DAHEIM: EIN DEUTSCHES FAMILIENBLATT MIT ILLUSTRATIONEN

Digitized by Google

Per. 2°
4 15

Daheim

K. B.

Digitized by Google

<36606356990018

<36606356990018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Per. 2° Daheim
4 15

K. B.

Digitized by Google

<36606356990018

<36606356990018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

V. Jahrgang. 12. Heft.

X. A. v. R. Brend'amour.

Ausgegeben im September 1869.

Monatlich ein starkes Heft mit vielen Illustrationen. Preis des Heftes 6 Sgr., vierteljährlich 18 Sgr.

Digitized by Google

184 G

Inhalt des zwölften Heftes.

	Seite
Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Schluß.) Novelle von Marie Giese. 753. 769. 785. 801.	817
Die Wunderblume. Ein Wandererlebniß von Arnold Wellmer	809
Deutsche Märchengestalten. III. Aschenbrödel. Von Rob. Koenig. Zum Bilde von Nol. Nisse	820
Zum Gedächtniß eines Welteroberers. Von Dr. R. Avé-Lallemant. Mit A. von Humboldts Porträt	764
Ein deutscher Abgeordneter. Mit K. Brauns Porträt	824
Der Maler der Odyssee. Mit Prellers Porträt von E. Härtel	793
Eine Stätte deutschen Gewerbfleißes. Von H. Uhde. Mit Ansicht der Egestorff-Strousberg-schen Fabriken in Hannover von H. Lüders	759
In Thüringens Oberhof. Von Dr. H. A. Daniel	762
Nürnberger Marktstudien. Von Mels Wellmer. Mit Illustration von R. Geißler	775
Die deutschen Colonieen in Brasilien	777
Aus vielen Meeren (Schluß). XII. Ein Kleinstädter in den Pampas . . . . . 796.	812
Ein Rückblick auf das Seewesen vor 2000 Jahren. Von Corv. Capit. Werner. Mit Illustration	779
Ein Diner in einer Berliner Volksküche. Von Th. Cossmann	822
Arbeiter der Neuzeit. (Schluß). VI. Von Fr. Bücker. Mit Illustr. von A. Toller	807
Der Walzerkönig. Von F. B.	814
Aus dem Familienleben der Raubthiere. Text und Illustr. von H. Leutemann	791
Zeitungslektüre in bewegten Tagen. 6 Zeichnungen von A. Oberländer	813

Am Familientische.

Ein verbürgter Zug aus Lincolns Leben. S. 783. — Die Kerntruppen der französischen Armee. Von K. Siegfried. S. 783. — Unter Todten. Von H. Uhde. S. 784. — Ein moderner Wiener Führer. S. 784. — Das Rheingoldgespenst in München. S. 828.

Bochumer Gussstahl-Glocken.

Große goldene Ehren-Medaille Paris 1855. Medaille London 1862. Goldene Medaille Paris 1867.

Der Ton dieser Glocken ist ebenso voll, rein und weittragend, wie der von Bronzeglocken, und ihre Haltbarkeit bedeutend größer, was durch die anerkennendsten Zeugnisse bewiesen ist.

Einzelne Glocken und vollständige Geläute werden unter Garantie für die Reinheit und den Wohlklang des Tones geliefert.

Stahlglocken kosten nur etwa **zwei Fünftel** so viel, als bronzene von gleichem Ton.

Preise ab Bochum für Glocken
von 55—200 Pfund 8 Sgr. per Pfund Zollgew.
von 200—300 Pf. 7½ Sgr. „ „ „
von 300—30,000 Pf. 6½ Sgr. „ „

Achsen und Beschläge für Glocken werden billigst berechnet. Für altes Glockenmaterial, an Zahlungsstatt, hat die Fabrik Verwendung.

Ausführliche Prospekte werden auf Verlangen eingesandt.

Bochum (Westfalen), im September 1869.

Bochumer Verein für Bergbau & Gußstahlfabrikation.

Bei **Klönne & Meyer** in Berlin, Prinzenstr. 56, ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Deutsche Sprachlehre
für Erwachsene
Leicht faßlich dargestellt in zwölf Vorträgen
von
Dr. Hibeau.
Preis 12½ Sgr.

Daß richtiges Sprechen im gesellschaftlichen Verkehr anderes mangelhaftes Wissen gar sehr zu verdecken im Stande ist, während falsches Sprechen nur zu leicht unrichtige Schlüsse auf den sonstigen Bildungsstand des Sprechenden ziehen läßt, ist anerkannte Thatsache, und eben die Rücksicht hierauf hat den Verfasser bestimmt, obiges treffliches Handbuch für alle diejenigen zu schreiben, die sich im sichern Gebrauch der deutschen Sprache auf leichte und weniger beschwerliche Weise ausbilden wollen, als das ermüdende Studium einer trocknen Gramatik ist. Die von ihm mit Glück gewählte Form der Vorträge erleichtert das Lernen ungemein weil sie den Unterricht des Lehrers ersetzt, und darum kann obiges Buch nicht dringend genug denen empfohlen werden, die sich der deutschen Sprache mit Gewandtheit bedienen wollen.

Für Colportagehandlungen, Expedienten & Wiederverkäufer.

Burmester & Stempell, Alexandrinenstr. 99. } **Berlin.**
E. Mecklenburg, Krausenstrase 41.

Grösstes Lager aller **Colportageartikel, Kalender, Jugendschriften** und **populairer Werke.**

Billigste Bezugsquelle.

Im Verlage der **Hahn'schen Hofbuchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchandlungen zu beziehen:

Das Weihwasser
im heidnischen und christlichen Cultus
unter besonderer Berücksichtigung des germanischen Alterthums.
Ein Beitrag zur vergleichenden Religionswissenschaft.
Von
Dr. Heino Pfannenschmid.
Mit zwei Holzschnitten. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von **C. Gassmann** in Hamburg.

Drei Tage in Hamburg.
Neuester Führer für 1869.
Mit Plänen und Karten. Preis 15 Sgr.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nach Amerika!
Führer für Auswanderer
von
Rob. Neumann,
in New-York.
11¼ Bogen. carton. 10 Sgr.
(Ein aus langjähriger Erfahrung hervorgegangener, treuer Rathgeber!)

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die biblische Geschichte in der Volksschule.
Ein Vortrag von
F. Buisson,
Professor der Philosophie an der Akademie zu Neuchâtel.
Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe; 3. Aufl., broschirt 10 Sgr.

Das freie Christenthum
und die Kirche der Zukunft.
3. Auflage. Broschirt 8 Sgr.

Basel.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von Carl Cnobloch in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. **Christ. Wilh. Hufeland,**
Guter Rath für Mütter
über die wichtigsten Punkte
der
physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren.
Elfte Auflage
herausgegeben von
Dr. med. **Julius Hermann Haake,**
pract. Arzt,
Privatdocent der Gynäkologie und Geburtshilfe an der Universität Leipzig und Hebammenlehrer am Trier'schen Institute daselbst.
Preis: geh. 15 Ngr., eleg. geb. 22½ Ngr.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Leipzig.

C. J. Caesaris commentarii de bello gallico. Mit Anmerkungen, einem vollständigen Wörterbuche und geographischem Register von **F. W. Hinzpeter. Achte Auflage,** mit einer Karte von Gallien. 1868. 8. geh. 15 Sgr.

Schiller geb. 1 Thlr. **Gœthe** geb. 2 Thlr. 10. **Lessing** geb. 1 Thlr. } *In soliden Einbänden* Verlag von **K. PROCHASKA** IN TESCHEN.

Digitized by Google

V. Jahrgang. 1869.

X.A.v.R. Brend'amour

Herausgegeben von Dr. Robert Koenig.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Inhalt.

Erzählungen und Novellen.

Abenteuer in der Dresdner Galerie, ein. Von J. Ludwig . . . 504
Brille, die blaue. Von J. Ludwig . . . 657
Buch des Todes, das. Von W. H Riehl . 177
Frau Meisterin und ihr Sohn, die. Von M. Giese . . . 689
Gefangenen, die. E. Geschichte v. d. Adria 625
Herr Bartusch. Von G. Hesekiel . . . 55
Jose und Benjamin. Von F. Delitzsch . . 489
Karin von Schweden. Von W. Jensen. . 417
Kriegskasse, die. Von Gust. Jahn . . . 545
Mitternacht im alten Schlosse, eine. Von J. Ludwig . . . 428
Pauline. Von E. Wichert 209
Unter der Rothen Eminenz. Von G. Hiltl. 1
Wunderblume, die. Von A. Wellmer . . 809

Gedichte.

Auf dem Kirchhof. Von K. Gerok . . . 188
Märlein vom Rheinwein, das 685
Mutter, die kranke. Von K. Gerok . . . 445
Rheincorrektur, wider die. Von F. Bücker. 160

Geschichts- und Zeitbilder.

Aus dem Lazarethleben vor 50 Jahren. Von Dr. Schwarz . . . 495
Aus dem Leben des General Grant. Von Rob. Koenig . . . 189
Buch vom Grafen Bismarck, das. Von Rob. Koenig . . . 25
Colonieen, die deutschen, in Brasilien . . 777
Contrebande der Kaiserin, die. Von G. Hiltl. . . . 585
General Prim im Lager Omer Paschas. Von J. v. Wickede . . . 601
Matador von Spanien, der. Von A. L. . 77
Mechitaristen von San Lazaro, die. Von Dr. Kleinpaul . . . 388
Pius IX in Südamerika. Von Dr. Andree. 590
Potentaten, außereuropäische. Von Dr. Andree
I. Mosilekatse, der afrikanische Napoleon 366
II. Rasoherina von Madagaskar . . 398
III. Der Radscha von Sarawak . . . 457
Preußens Morgengabe an Deutschland. Von H. Ubbe. . . . 681
Rückblick auf das Seewesen vor 2000 Jahren, ein. Von R. Werner . . . 779
Tafelgeschirr des Quinctilius Varus, das. Von Dr. Busch . . . 172

Literatur- und Lebensbilder.

Abgeordneter, ein deutscher 824
Altmeister der Erdkunde, ein. Von Dr. Andree . . . 708
Aus den Briefen des Grafen Bismarck . . 329
Aus Mozarts Kinderjahren. Von W. H. Riehl 212
Aus Professor Hengstenbergs Leben. Von Rob. Koenig . . . 742
Baumeister, ein deutscher. Von H. Riegel 521
Bei den Dioskuren der Welttelegraphie. Von F. Bücker . . . 11
Deutsche Aerzte.
V. Der Meister in Nerven- und Gehirnkrankheiten. Von F. Bücker . . 198
VI. Deutschlands Ohrenarzt 268
Eisenbahnkönig, der. Von Th. Coßmann . 728
Kanzelredner, drei. Von M. W. 345
Kaufherr, ein Bremer. Von L. 215
Kunst und Künstler.
VIII. Der Nestor der Düsseldorfer Künstler. Von L. Bund . . . 395
Lebenserinnerungen. Von J. von Wickede.
IV. Oesterreichisches Soldatenleben vor 30 Jahren . . . 153
V. Ein Gefecht mit ungarischen Räubern 441
VI. Eine Begegnung mit dem Herzog von Montpensier . . . 664
Ludwig Richter, der deutsche Hausfreund. 166
Maler, der, der Odyssee 793
Märchengestalten, deutsche.
I. Dornröschen. Von Rob. Koenig . 572
II. Sneewittchen. Von demselben . . 630
III. Aschenbrödel. Von demselben . . 820
Orgelbauer Walcker. Von K. F. Klaiber . 411
Präsident des Norddeutschen Bundeskanzleramtes, der . . . 676
Preußens Finanzminister. Von Th. Coßmann 580
Rafael und die Stanza della Segnatura im Vatican zu Rom. Von H. Dalton . . 552
Sängerleben, ein jüngstbeschlossenes. Von H. Ubbe . . . 477
Schöpfer der heutigen Chemie, der. Von Prof. Erdmann . . . 73
Unter Thorwaldsens Marmorstatuen. Von Dr. Luthardt . . . 331
Walzerkönig, der 814
Zum Gedächtniß eines Welteroberers. Von Dr. Avé-Lallemant . . . 764

Skizzen aus der Heimat und Fremde.

Alltagsleben im heutigen Jerusalem, ein. Von W. Wackernagel . . . 732
Alpenbahn, die schweizerische. Von Kind . 631
Am Itajahy. Von Dr. Avé-Lallemant . 30
Aus allen deutschen Gauen.
XIX. Die jährlichen Kinderauswanderungen in Tirol. Von H. Noé . 342
XX. Amphibienjagd im Frühling . . 422
XXI. Die bairischen Schrannen. Von W. H. Riehl . . . 486
Aus vielen Meeren.
IX. Eine Nacht a. d. Südküste v. Java 71
X. Die Hacienda del Orion . . . 391
XI. Weiße Teufel, der 596
XII. Ein Kleinstädter in den Pampas . 796
Bergschmiede, in der. Von H. Noé . . 54
Berliner Börse, Eine Stunde an der. Von Th. Coßmann . . . 712
Berliner Heirathsbüreaux. 281
Bilder aus dem Seeleben. XV. Heimkehr. Von R. Werner . . . 7
Blätter aus Amerika, fliegende.
V. Ein Besuch im Goldland. Von Th. Kirchhoff . . . 136
VI. In der Region des Petroleums. Von C. Winter . . . 251
VII. Schlimmer wie Indianer . . . 382
VIII. Geheime Polizei New Yorks, die . 525
Bratwurstglöckle in Nürnberg, das. Von Meta Wellmer . . . 566
Dom zu Halberstadt, der. Von F. Bücker 134
Fahrt in Paris, unterirdische 503
Finnlands Noth 40
Gewitter im Plauenschen Grunde, das unterirdische. Von M. Busch . . . 745
Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde, das. Von H. Ubbe . . . 694
Hochwasser der Schweiz, das. Von Kind 57
Höhlenbewohner im Herzen Deutschlands, die. Von A. Mosengel . . . 327
Hubertusjagd im Grunewald, die . . . 230
Im Baskenlande. Erinnerungen eines alten Carlistenofficiers . . . 349
Im Eisgange des Rheins. Von J. Ludwig 308
Im Palmenfrieden des Tocantins. Von Dr. Avé-Lallemant. . . . 236
Johannisfest in Westfalen. Von L. Bund . 605
König Wilhelm im Panzer. Von R. Werner 59
Kunststudien aus dem bairischen Gebirge. Von C. Stieler . . . 644
Leipzigs Handel. Von O. Moser . . . 424
Londoner Clubs. Von Fr. Broemel . . 455
Nachtwanderung durch die Verbrecherstätten Berlins, eine . . . 105
Nürnberger Marktstudien. Von Meta Wellmer . . . 775
Oberhof, in Thüringens. Von Dr. Daniel 762
Ottilienkloster, drei Wochen im. Von Ottilie Wildermuth . . . 574
Plaudereien aus dem Münchener Hofbräuhaus . . . 363
Sklavenhandel, aus dem brasilianischen. Von Dr. R. Avé-Lallemant . . . 633
Städtebilder, deutsche. I. Alte Kaufmannshäuser von Leipzig. Von O. Moser . . 203
Suezcanal, eine Fahrt auf dem. Von W. Hamm . . . 696
Ueberlandpost nach Ostindien, die. Von Dr. W. Hamm . . . 558
Unter den Trümmern. Von E. Frauenstedt 662
Untergang des Frauenlob. Von R. Werner 123
Unter spanischem Himmel. Von A. Loning 103
Unter und über der Erde. Von J. Klaiber 39
Wasserverheerungen in der Schweiz, die . 92
Weihnachtsfest in Bad Boll, ein. Von J. Bonnett . . . 201
Weinlese im Rheingau, die 244
Winter Rußlands, der. Von F. Bücker
IV. Der Pope unterwegs und daheim . . 263

Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Aus dem Familienleben der Raubthiere . 791
Kinderpest, die neue. Von Dr. Tyrenfurth 302
Kostgänger unserer zoologischen Gär'en, die. Von F. Schlegel . . . 618
Laßt euch impfen! Von Dr. Dyrenfurth . 548
Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis. Von Dr. Riesenstahl.
IV. Gefahren der Kinderwelt 88
V. Der Neufundländer 377
VI. Der Nordostwind 619
Pferdestudien. Von A. v. S. 300
Saujagd, auf der. Von G. Hammer . . 502
Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt
I. Die Kreuzotter, und ihre Beute. Von F. Schlegel . . . 87
II. Eichhörnchen und Elster 221
III. Gevatter Langbein als Wilddieb. . 347
IV. Ein moderner Löwenritter. . . . 719
Ur im Forste von Bialowesch, der . . . 438
Zukunft der Erde, die. Von Dr. Pfaff . 567
Zur Ehrenrettung eines alten Geschlechts. Von F. Flinzer . . . 157

Sociales und Volkswirthschaftliches.

Arbeiter der Neuzeit. Von Fr. Bücker.
I. Der Locomotivführer 461
II. Der Bahnwärter 492
III. Der Mann am Ruder 556
IV. Der Dampfhammerschmied . . . 653
V. Der Tunnelarbeiter 748
VI. Der Brückenschläger der Armee . . 807
Bremer Cigarrenindustrie, ein Gang durch die. Von A. Lammers . . . 470
Diner, ein, in einer Berliner Volksküche. Von Coßmann . . . 822
Glanz und Sturz des Crédit Mobilier. Von Stöpel . . . 60
Kinderzufluchtsstätten in Großbritannien. Von Rob. Koenig . . . 278
Stätte deutschen Gewerbfleißes, eine. Von H. Ubbe.. . . . 759
Tante, die. Von E. Strötzel 667
Zwischen der alten und neuen Welt. Von A. Lammers . . . 41.

Verschiedenes.

Aus der Criminalpraxis.
III. Dorothea Trudel 118
IV. Zwei Diebstähle 472
V. Eine Verurtheilung Unschuldiger . 538
VI. Gefährliche Freundschaft 686
Aus der guten alten Zeit. Von J. Ludwig. 612
Blätter aus meinem Herbarium.
II. Der Bücherwurm 140
III. Der Wunderdoctor 239
Capitel für Kaffeetrinker, ein. Von H. Motzkus . . . 152
Consultation beim Advokaten, die . . . 6
Frauenarbeit 516
Fuhrmanns Vergangenheit, aus 731
Gußstahlkanonen des Friedens, die . . . 358
Halali! 14
Im Wogendrange des Rheins 44
Küche des Zuckerbäckers, in der. Von H. Wagner . . . 169
Leben, das, eine Kette von Täuschungen. Von H. Motzkus . . . 446
Madonnen und Mütter. Von Rob. Koenig. 70
Reichstag bei Speise und Trank, der . . 616
Riesenpapiermaschine, eine 636
Römerin, die kleine. Von Meta Wellmer. 284

Digitized by Google

Städtisches Landleben. Von C. Sieler 726
Stillleben in der Schmiede 151
Straßenhumor 508
Unter den Künstlern der Messe 401
Vieh, das liebe. Von O. K. 182
Werners Buch von der norddeutschen Flotte. Von R. Koenig 121

Am Familientische.

Aequinoctialstürme 179
Ankunft einer Frauenladung in Francisco 639
Armstrongs Ende auf dem Continent 80
Aus den Papieren eines Pelzcompagniearztes 143
Aus Lincolns Leben 783
Austernfang, freier 175
Ball bei Mac Mahon, ein 132
Baumveteranen, unsere 240
Bedeutung des Güterverkehrs 131
Besuch in arabischen Schulen, ein 223
Billet zur Reise um die Welt, ein 608
Blumenkönigin, Geist der 272
Briefkastenbetrachtungen 368
Chinesen in Australien, die 623
Coupételegraph, der 192
Culturgeschichte der Reclame, zur 16
Curiosa aus dem neuen Adreßbuch von Berlin 463
Curirt durch ein Heirathsbüreau 751
Denkmal für Robinson Crusoe, ein 222
Deutsche Sprache im Elsaß, die 143
Diebstahl, geschäftsmäßiger 335
Ehrenmann, ein dunkler 271
Eisenbahnabenteuer, nächtliches 159
Elephantenjäger und Elfenbeingräber 144
Emailaquarium, das 543
Englands heilige Mistel 192
Entwickelung des deutschen Genossenschaftswesens 47
Erfinder des Vélocipède, der 180
Erinnerung an Schiller, eine 736
Essen in San Francisco, freies 607
Fahrt auf der Guitarre, eine 303
Feldpolizei, eine nützliche 256
Feldzug gegen den blauen Montag, ein 623
Fischdiebe, zwei abenteuerliche 79
Fleischindustrie in Australien 78
Frauenfest, ein chinesisches 304
Freund der Seidenweber, der 208
Führer, ein moderner Wiener 764
Gespräche mit Bismarck 672
Gewitterstimmungen 560
Glück der Kindheit, das 544
Handel mit Menschenhaaren 272
Haus aus Petroleumstein, ein 301
Im Tschigitoffka 18
Insel, Eine seltsame 223
Jubiläum des Blitzableiters, ein 511
Kaninchen und Schafe in Australien 159
Kerntruppen, die, der franz. Armee 783
Kinderspiele und Kinderweisheit 32
Kinder und die Spectralanalyse 191
Kinder und Greise 303
Klein- und Großbritannien 32
Klosterkellerstudien 607
Krank in der Fremde 448
Lachs, nur dreimal in der Woche 47
Lebenscontraste 383
Leimstudie. Von Dr. Stinde 512
Leinwand, die papierne 384
Licht im Freien, das 623
Londoner Bettlerclub, in einem 207
Londoner Hof in Paris, der alte 159
Londoner Clearinghouse, in einem 655
Marmor der Xylographen, der 112
Mauer des Kruppschen Stahlreichs, die 96
Mesmerischer Humbug 752
Murner und Witt 622
Nadeln, drei seltsame 80
Napoleons Gedenktafeln im Kreml zu Moskau 688
Nomination-Day, der 175
Nordpol, der magnetische 79
Ob Friedrich der Große geraucht hat? 576
Osterpoesie 131
Oxford und Cambridge im Wettkampf 96
Pädagogische Räthsel 179
Pascherkniffe an der ostpreußischen Grenze 381
Perlenfischerei, die schottische 118
Professor der Bettlerkunst, ein 352
Rheinfahrt auf dem Ocean 223
Ritter vom Gemüse, die 15
Röhrenbrunnen, amerikanischer 592
Rothe Eminenz, die 127
Rothschild 160
Schlitten, ein historischer 161
Schulgeschichten 592
Seebriefkasten, ein 111
Situation, eine ungelöste 116
Sonne im Nähkästchen, eine 621
Speculation auf Familienfreuden, eine 752
Spinnmaterial, das schönste 256
Städte, zwei sinkende 144
Stiefelputzeratelier in San Francisco, ein 496
Stillemeltmeerbahn, die 334
Stimme eines Vegetarianers 79
Theeschmecker, der 93
Thranfettille, die 191
Topasfelsen im Voigtland, ein 608
Türkische Statistik 658
Unter den Todten 784
Volksfeste der Orientalen, die 335
Wandernde Häuser in San Francisco 179
Wasserpest, die 18
Weihnachtsfest, arabisches 176
Wie empfangen wir die heimkehrenden Vögel? 161
Wieliczka. ☙ 221
Wunderhöhle, eine neuentdeckte 174
Wunder im Eisenbahnbrückenbau, die 116
Zahllos wie die Tempel von Pugan! 15
Zuckerkrankheit, die. Von Dr. Riesenstahl 46

Illustrationen.

Abendläuten, nach dem. Von K. Raupp 188
Alpenvieh, erschrecktes. Von A. Braith 181
Andalusisches Stelldichein. Von C. Huth 101
Aschenbrödel. Von Risse 821
Auerbachs Hof in Leipzig 205
Auerochs, der gehetzte. Von F. Flinzer 437
Auf dem Grünen Markt in Nürnberg. Von R. Geißler 773
Ausziehende Kinder in Tirol. Von M. Schmid 341
Barthels Hof in Leipzig 204
Bergschmiede, in der. Von W. Hahn 53
Besuch des Herrn Lehrers, der. Von H. Plathner 589
Bettelmädchen, das. Von J. Flüggen 533
Bilderhändler im bairischen Gebirge. Von M. Schmid 645
Bohrarbeit im Tunnel, bei der 749
Bratwurstglöckle in Nürnberg, das. Von Oehme 565
Braun. Porträt 827
Briefkasten, am. Von R. Beyschlag 357
Bücherwurm, der. Von A. Oberländer 111
Club der gedankenvollen Männer, im. Von W. Dammann 153
Consultation beim Advolaten, die. Von W. Sohn 1
Damenkaffee in der guten alten Zeit, ein. Von Sondermann 613
Dampfhammerschmiede, in der. Von H. Lüders 653
Delbrück, Präsident. Porträt 677
Dienstbericht, der unterbrochene. Von A. Oberländer 511
Dorfbarbier, der. Von C. Offterdinger 517
Dornröschens Erlösung. Von R. Risse 573
Droschkensiesta, städtische. Von Dahlen 509
Durch die Lappen. Von G. Hammer 501
Eisgang auf dem Rhein. Von C. Hilgers 309
Elster am Eichhornnest, die. Von F. Specht 221
Fabriken, Strousbergschen, die 757
Froschjagd, auf der. Von M. Schmid 121
Fünfreihenschiff, griechisches 781
Gast, ein ungebetener. Von Lachenwitz 113
General Prim. Porträt 77
Gesangstunde der Ursulinerinnen, in der. Von H. Salentin 373
Griesinger. Porträt 197
Großvater Märchen erzählend. Von C. Raupp 293
Hafen von Port Said 698
Hafen von Suez, der 711
Halberstädter Dom, der. Von R. Aßmus 153
Heimkehr vor dem Gewitter. Von W. Hahn 549
Hengstenberg. Porträt 741
v. d. Heydt, August. Porträt 581
Hildesheimer Fund. 3 Bilder 172
Höhlenwohnungen im Harz. Von A. Mosengel 325
Humboldt, Alexander v., Porträt 765
In den Wanten der Arkona 125
Johanna Sebus. Von R. Risse 45
Katzenporträt. Von Flinzer 157
Klosterkeller, im. Von Grützner 597
Königshaus in Leipzig, das 205
König Wilhelm auf der Hubertusjagd. Von H. Lüders 229
— — in Bandels Atelier 693
Kreuzotter mit ihrer Beute, die 85
Künstlerherberge, in der. Von W. Simmler 105
Locomotive, vor der. Von H. Lüders 493
Ludwig Richter inmitten seiner Schöpfungen. Von E. Härtel 165
Mariuccia. Von L. Passini 2 5
Märlein vom Rheinwein, das. Von Küster 685
Maschinenfabrik in Penig. Von Elyner 637
Mercator, Gerhard. Porträt 709
Methfessel, G. A. Porträt 477
Mittagsbrot, das verschmähte. Von Wieschebrink 169
Mozart als Kind sein erstes Concert componirend. Von F. Lessow 213
Münchener Hofbräuhaus, das. 9 Illustr. von A. Oberländer 363
Mutter, die kranke. Von E. Härtel 445
Nebelhöhle in Schwaben, die. Von G. Closs 37
Osterlied. Von Th. Schütz 429
Panzerschiff „König Wilhelm". Von H. Penner 61
Pferdestudien. 13 Bilder von W. Diez 300
Plan des Suezcanals 697
Pontoniere. Von Lüders 805
Preller in Olevano 797
Preyer. Porträt 397
Prinz von Preußen und Referendar von Bismarck 29
Pumaweibchen, das in Dresden. Von Leutemann 789
Rede der Kronenjungfrau am Johannistag. Von Hiddemann 605
Rekruten, die kleinen. Von C. Böcker 21
Richelieus Porträt 117
Rigi-Kulm, auf dem Wege nach. Von Aßmus 661
Ringelnatter und Grasfrosch. Von F. Flinzer 717
Schinkel, K. F. Porträt 525
Schloß Schoenhausen 25
Schrannenbauern im Herrenstübl, die. Von L. Zimmermann 485
Sneewittchen. Von R. Risse 629
Spatzenmahl, ein. Von Preyer 389
Stallfrieden, gestörter. Von F. Lessow 621
Steuerrad auf brennendem Dampfer, am. Von H. Lüders 557
Storch auf verbotenen Wegen, der. Von F. Specht 349
Thorwaldsens Christus 332
— — Johannes 333
Touristen auf dem Königssee. Von C. Huth 725
Treibjagd, auf der. Von W. Simmler 13
Tröltsch, Professor. Porträt 261
— operirend. Von Bechstein 269
Troylorf. Von R. Beyschlag 69
Ueberschwemmungen in der Schweiz, die. Von H. Jenny 93
Universitätsrichter, vor dem 29
Unterbau des Hermannsdenkmals, der. Von R. Püttner 701
Verbrecherstätten Berlins, in den. Von L. Löffler. 7 Zeichnungen 106
Verkehrswege in der alten und neuen Zeit. Von H. Jenny 733
Vorlesung in der Schmiede, eine. Von C. Stammel 149
Weinlese im Rheingau. 6 Bilder von W. Simmler 245
Wunderdoctor. Von A. Oberländer 237
Zeitungslektüre in ruhigen Tagen. Von A. Oberländer 669
Zeitungslektüre in bewegter Zeit. Von dems. 813
Zufluchtsstätte in London, eine. Von C. Dammann 277
Zweigespann vom Lande, ein muntres. Von R. Dahlen 508

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 3. October 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 1.**

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl.**

Das Ballspielhaus zur „Weltkugel“.

Der Marais, jenes Stadtviertel von Paris, welches heutzutage den glänzenden, neuen Stadttheilen gegenüber entschieden in den Hintergrund getreten ist, war im 17. Jahrhundert nicht so anspruchslos. Namentlich während der ersten Hälfte unter der Regierung Ludwigs XIII. bewohnten viele hochgestellte Officiere die Häuser des Marais und da zu jener Zeit höhere Militärs einen kleinen Hofstaat um sich zu haben beliebten, so konnte man zu allen Tageszeiten lebhaften Verkehr bemerken, der sich besonders in der Gegend der Straßen Touraine und Perche geltend machte.

Einen Mittelpunkt für hervorragende Gesellschaft und außergewöhnlichen Glanz bildete aber das auf dem Marais gelegene Ballspielhaus zur Weltkugel.“ Das Ballspiel, zur Zeit des großen Cardinals, oder der Rothen Eminenz, wie man Richelieu zu nennen pflegte, eine Lieblingsbeschäftigung des Adels, zog eine Menge vornehmer Müßiggänger an, denen sich Glücksritter aller Länder beigesellten.

Abgesehen von der herrlichen Gelegenheit, persönliche Kraft und Grazie, Geschicklichkeit und Ausdauer zur Schau tragen zu können, war ein großes Ballspielhaus zugleich der Ort für Zusammenkünfte, die an jeder anderen Stelle aufgefallen sein würden. Hier verabredete man Duelle und Intriguen, die zuschauenden Frauen konnten ungefährdet ein Rendezvous im Ballspielsaale annehmen, und der von Geld entblößte, aber mit Kraft und Gewandtheit ausgestattete Industrieritter oder Pflastertreter betrachtete die Spielbahn als seinen Rettungshafen, denn hier fand er stets einige leidenschaftliche Kämpfer, denen er ein paar Partien abgewinnen konnte, oder es trieben sich bequeme Gaffer in den Nebengallerien umher, welche auf ihn, wie auf ein Rennpferd, hohe Wetten eingehen mochten, von deren Gewinn oder Verlust, je nach der Verabredung, ein Theil ihm zufiel.

War das Glück günstig, so zog er mit ziemlich gefüllter Tasche heim.

Die persönliche Eitelkeit mußte bei solchen Vergnügungen hohe Triumphe feiern. Es galt als zum guten Tone gehörig, mit geputzter, zahlreicher Dienerschaft in den Ballspielsaal zu kommen, eigene Kleidung für das Spiel anzulegen, zierliche und doch gewichtige Bälle zu besitzen, die Raquettes, mit welchen die Bälle geschlagen wurden, pomphaft zu verzieren und bei alledem ein ungeheuer großes Maul zu führen; die Marqueurs der Partien ausschelten, die Spiele anderer bekritteln, eigne Fehler beschönigen, diesem oder jenem Diener einen Fußtritt appliciren und schließlich eine Hand voll Geldes mitten in die Bahn werfen, ohne auf das Herausgeben zu warten — das war der Katechismus nobler Ballspieler.

An einem Nachmittage im Mai des Jahres 1640 war der Ballspielsaal zur „Weltkugel“ auf dem Marais, damals, wie gesagt, der besuchteste in Paris, ausnahmsweise ganz verödet. — Die warme Witterung mochte nicht zu Körperbewegungen einladen. Nachlässig und faul lagen oder saßen die Marqueurs in den bedeckten Gallerien umher; die Bälle und Raquettes zu kleinen Haufen aufgethürmt warteten der Spieler.

Plötzlich entstand nicht fern von dem Ballhause eine Bewegung; verschiedene Spaziergänger liefen herbei und hielten die Eingangsthür umstellt, es währte auch gar nicht lange, so sah man einen stattlichen Zug die Straße Touraine heraufkommen. Voraus schritten sechs Pagen, dann folgten vier Lakaien, welche Kleider, Raquettes, Bälle und bequeme, äußerst fest und sauber gearbeitete Striefel trugen. Solche Striefel zogen die Ballspieler auf ihre Füße, um sich leicht und gegen Anstöße sicher bewegen zu können.

Hinter den vier Lakaien ritten auf prächtig geschirrten Pferden zwei junge, reich gekleidete Cavaliere. Die wallenden Hutfedern, die schwersammtnen, mit blitzenden Knöpfen und funkelnder Stickerei versehenen Mäntel gaben den ohnehin schönen Gestalten ein imposantes Ansehen; kunstvoll gearbeitete, vergoldete Sporen klirrten laut an ihren Striefeln und von den in Silber gearbeiteten, mit Steinen besetzten Wehrgehängen wurden lange spanische Raufdegen gehalten, welche breite Handkörbe, zur Deckung der Faust mit einem Gewirre köstlicher Filigranarbeit umgeben, zeigten. — Den Zug schlossen wieder vier Lakaien.

Die Achselbänder und Hutschnüre der Dienerschaft trugen das

Digitized by Google

Wappen der herzoglichen Familie de Brezé. Die Brezés waren ein stolzes, herrisches Geschlecht; ihr Dünkel war so unmäßig, daß selbst der stolze Adel Frankreichs sich gegen solchen Uebermuth auflehnte. In Anjou und Saumur, seinen Gouvernements, verübte der alte Herzog eine wahre Tyrannei gegen die eignen Standesgenossen; sein Schloß zu Anjou zeigte über dem Thorwege, in Stein gehauen, die unverschämte Inschrift: **Nulli nisi invitati!** — Gastfreundschaft im höheren Sinne war also diesem Geschlechte fremd, Plackereien der niedrigsten Art seine Unterhaltung. Dennoch wagte niemand, den bösen Herzog anzuklagen. Weshalb? der Duc de Brezé war ein Schwager des Cardinals Richelieu. Er hatte dessen jüngste Schwester Nicole du Plessis, ehemals Hofdame der Maria von Medicis, geheirathet. Außerdem waren die Brezés bei allem Hochmuthe tapfere und unerschrockene Männer, gleich gewandt mit dem Degen, wie mit dem Worte.

Als die Cavalcade vor der Thür des Ballspielsaales angelangt war, stiegen die Herren von den Pferden und schritten in die Gallerie.

„Niemand hier?" rief der junge Herzog. „Heda, wo steckt das Pack? wir wollen spielen!"

Eiligst stürzte eine Menge von Marqueurs herbei und bot die Dienste an. Der Herzog verabschiedete sie alle mit vornehmem Kopfnicken, befahl die Bahn frei zu machen und übergab seine Bälle. Die Marqueurs eilten in das Haus, ließen die Schnüre herab, zogen die Netze zum Auffangen der Bälle fest, und bereiteten alles zum Spiele vor.

Währenddessen wechselten der Herzog und sein Begleiter, der Chevalier de Noailles, die Kleider. — Als sie wieder in die Bahn traten, stellten ihre Diener und die Marqueurs sich an die Schnüre und an den Enden der Gänge auf; einige vertheilten sich auf die Gallerien, um die verschlagenen Bälle wieder zuzuwerfen.

Brezé und Noailles begannen ihre Partie. Es schien, als hätten sie den ganzen Ballspielsaal gepachtet. — Um nämlich verschiedenen Gesellschaften das Spielen zu ermöglichen, hatten die Eigenthümer der Ballhäuser die Einrichtung getroffen, daß mittelst großer, von der Decke herabzulassender Netze, der Saal in verschiedene Räume getheilt werden konnte. Die Netze verhinderten, daß die Bälle der einen Spielpartie zu der andern hinüberflogen, während doch zugleich der Luftzug in dem langen Gebäude erhalten wurde, und jedes Spiel von den Wettenden beobachtet werden konnte.

Der Herzog hatte sogleich bei seinem Eintritt in den Saal befohlen, sämmtliche Netze hinwegzunehmen. Er wollte mit seinem Genossen die Bahn ganz behalten, damit ihre Bälle weit und stark fliegen konnten. — Die Marqueurs gehorchten.

Nachdem Brezé und Noailles eine Partie gespielt hatten, ruhten sie in der Nebengallerie aus. Diese Nebengallerien waren oben offen. Die Oeffnungen verdeckten ebenfalls Netze, damit die Bälle aufgefangen werden konnten; die Logenreihen befanden sich längs dieser Gallerien. Sie dienten zur Aufnahme von Zuschauern und hatten sich an jenem Nachmittage bereits einigermaßen während des Spieles der beiden Cavaliere gefüllt. — Am Ende dieser Nebengallerien befand sich ein großer Saal, in welchem die weniger vornehmen Spieler sich versammelten, ihre Partien verabredeten und dann in die Bahn traten. Die Räume der „Crême" der Gesellschaft waren am entgegengesetzten Ende des Saales. Sie bestanden aus kleinen Gemächern in der Größe von Badezimmern. Solche Zimmer hatten Brezé und Noailles zu ihrer Verfügung.

Brezé und Noailles saßen also auf Feldsesseln in der Nebengallerie, um zu ruhen. Sie plauderten über verschiedene Dinge. Ihre Pagen und Diener hatten sich am Ende der Gallerie zusammengefunden.

Mitten in der Unterhaltung stockte indessen plötzlich der Herzog. Er bemerkte mit Erstaunen, daß einer der Marqueurs es wagte, ein Netz herabzulassen und dadurch einen Theil der Spielbahn abzusperren.

„Holla! Mann! was soll dort werden!" rief der Herzog, sich erhebend und in die Hauptbahn tretend. „Hab' ich nicht geboten, die Netze aufzuziehen?"

„Gnädigster Herr! wir hatten keinen Zuspruch weiter, als den Euer Gnaden. Nun aber findet sich eine zweite Partie. Wir müssen allen gerecht werden," erwiderte der Marqueur.

„Ihr schlechtes Pack! habt Ihr nicht genug an dem Herzog de Brezé und seinen Cavalieren? was bedürft Ihr anderer Leute? den Augenblick zieht das Netz herauf."

„Gnädigster Herr, darüber darf ich nicht entsche; das ist Sache meines Herrn, des Herrn Monnier."

„Wo ist Euer Herr? ruft ihn herbei! Ich will Bahn für mich haben. Wer ist's denn überhaupt, der hier spielen?"

„Ich kenne den Herrn nicht. Ich sehe ihn zumen Male. Vielleicht, weil ich noch nicht lange Zeit im Hause bin."

„Das merke ich. Rufe mir den Herrn Spieler soh hieher; ich muß doch wissen, wer mir die Bahn streitig machill. Ich werd' ihm bedeuten, daß er mit Leuten von hohem sehen zu thun hat."

„Dort, gnädigster Herr, kommt er so eben aus dem artesaal. Sie können ihm alles selbst sagen."

Brezé richtete seine Blicke auf die Eingangsthür uah einen Mann in den Saal treten, dessen Erscheinung mit der jungen Edelleute keineswegs übereinstimmte.

War der neue Ankömmling auch hoch, schlank u kraftvoll gebaut, so bezeugte sein Gesicht doch, daß der Mann ein es Leben, das Leben eines Kriegers, geführt hatte. Ein starker, fas zu den Schläfen hinaufgehender Bart bedeckte seine Oberlippe. er Mode zuwider, welche das Kinn der Stutzer mit einem klein Fleckchen Haare, — Royale genannt, weil Ludwig XIII. es erson hatte — bedachte, trug der Mann einen starken Kinnbart, wie die Leute vom Degen zur Zeit des guten Königs Heinrichs IV. zu trn pflegten. Der Eintretende konnte höchstens 36 Jahre zählen, d war sein Antlitz schon gebräunt und hie und da mit Furchen durogen. Die schlichte Haarfrisur bedeckte nur zum Theil eine ungette, auf der Stirn entlang laufende Narbe, ein Beweis, daß der Ma sich nicht zurückgehalten hatte, wenn die Degen gekreuzt wurden.

Uebrigens war sein Gesicht sonst vollkommen sch zu nennen. Die großen, dunklen Augen blickten mit einer Art v Melancholie um sich, alle Bewegungen des Körpers zeugten veiner gewissen Energie, die sich mit Grazie paarte, und unter dem diken Barthaare blitzten zwei Reihen prachtvoller, weißer Zähne vor. — Die Kleidung des Mannes war dem Schnitte nach der Cavaliere jener Zeit; indessen gewahrte man keinerlei Stichi. Schwarzer Sammt, mit Seide aufgeschlagen, das waren die Se und Farben. Die in dem Ballsaale befindlichen Cavaliere schienenurch den imponirenden Eindruck, welchen der Fremde hervorbrac, offenbar betroffen. — Dieser grüßte höflich, aber kurz, warf fastnen mitleidigen Blick auf die geputzte Dienerschar, wobei ein leses Achselzucken bemerkt werden konnte, und trat in die Bahn hinteas für ihn herabgelassene Netz.

„Mein Herr", redete jetzt der junge Herzogen Fremden an, „Sie haben die Theilung der Bahn verlangt?"

„So ist es, mein Herr!" entgegnete der Angerete. „Das Ballspiel ist mir eine Erholung. Ich bedarf derselben Herr Monnier, der Eigenthümer des Hauses, tritt mir jedes Maln Stückchen der Bahn ab, wenn ich nach Paris komme."

„Das ist mir sehr unangenehm", fuhr Brezé lz auf, „ich bin mit meinem Freunde hieher gekommen, um große rtie zu machen, und wollte die Bahn für mich benutzen."

„Der Saal ist für Jedermann geöffnet, mein Hrr! Sie können keine Privilegien beanspruchen. Das Wappen, weles Sie führen, reicht nicht über die Hutkrempen und Achselbänder Ihrer Bedienten hinaus. Hier ist Sand, mein Herr, und kein Parqu und Bälle darf hier ein Commis aus der Rue des vieux Augustin gerade so gut schleudern, als ein Marschall von Frankreich, vorasgesetzt, daß er sein Partiegeld bezahlen und den Ball treffen kann.

Und gleichsam, um seinen Worten Nachdruck z geben, trieb der Fremde einen bereit gehaltenen Ball mit dem Raqette hoch in die Luft. Dieser Schlag bewies, welche ungeheure Kft dem Spieler innewohnte, denn der Ball sauste bis zu den Deckbaln hinauf, prallte gegen dieselben an, dann von ihnen zurück, fuhr a die Bekleidung der Gallerien, und schlug, einer Kugel gleich an Kraft, in den Sand, der hoch aufwirbelte.

„Ich spiele übrigens keine Partie," fuhr de Fremde ruhig fort, „ich schlage nur ein Dutzend Bälle zu meinem Vergnügen in die Höhe, und um mir die Arme auszurecken. Bald gnug können Sie die Bahn frei haben."

Die Cavaliere waren stutzig geworden. So jung und unerfahren beide auch sein mochten, so schien ihnen doch gewiß zu sein, daß sie es mit keinem gewöhnlichen Manne zu thun hatten. Indessen wollte Herr

de Brezé nicht vollständig seine Ansprüche aufgeben, besonders, da die Zuschauer in den Gallerien schon auf den Ausgang der kleinen Verwicklung neugierig wurden.

„Mein Herr," begann der Herzog wieder, „wie ich sehe, sind Sie jedenfalls mehr, als ein gewöhnlicher Ballschläger. Ich selbst jedoch rühme mich ebenfalls, kein schlechter Spieler zu sein. Wenn es Ihnen annehmbar erscheint, so wollen wir eine Partie zu dreien spielen. Ich setze gern dies Mal meine Stellung bei Seite und riskire es, mit einem Manne zu spielen, den ich nicht kenne," fügte er hochmüthig hinzu.

„Im Ballspielsaale sind alle gleich, mein Herr. Es ist kein Hazardspiel, wie man es in den Salons gewöhnt ist. Dort mögen Sie sich weigern, mit Unbekannten zu spielen. Hier entscheidet die Gewandtheit. Die Resultate sind ersichtlich — Täuschung ist unmöglich."

Der Herzog biß sich in die Lippen.

„Nun denn, um kurz zu sein, nehmen Sie die Partie an, mein Herr?"

„Mit Vergnügen, mein Herr," sagte der Fremde.

„Wir spielen aber nicht allzu niedrig," betonte Brezé, in der Absicht, dem Fremden zu imponiren.

„Wie hoch gilt der Ball?" fragte dieser.

„Ist es Ihnen genehm, so setzen wir zwei Thaler."

Der Fremde lächelte. „Natürlich, meine Herren," sagte er, „richtet sich der Satz meist nach der Geschicklichkeit der Spieler. Ich bin gewöhnt, den Ball um eine Dublone zu spielen — indessen, wie Sie wollen."

„Gut denn, es gilt eine Dublone, mein Herr," rief Brezé heftig.

„Abgemacht. Sie entschuldigen einige Minuten, ich will mich nur der unnützen Kleider entledigen. — Heda! Marqueur! ziehen Sie die Netze auf, daß die Bahn frei werde. Auf Wiedersehen, meine Herren!"

Der Fremde ging aus der Bahn in den Wartesaal. Verdutzt blieben die beiden Cavaliere zurück. Unterdessen waren verschiedene junge, vornehme Herren zu ihnen getreten, welche sich im Ballspielsaale eingefunden hatten.

„Wer ist der Fremde? der gewandte Ballschläger, der mit Dublonen um sich wirft, wie andere kaum mit Livres? kennt ihn niemand?"

Keiner der Anwesenden vermochte über den Fremden irgend nähere Mittheilung zu machen.

„Brezé," sagte einer der Neuangekommenen, „Sie wagen ein hohes Spiel, aber ich halte auf Sie."

„Wir auch, wir auch," schrien mehrere.

„Soll ich Spaßes halber auf den Fremden wetten?" fragte ein hübscher junger Cavalier, der sich rittlings auf die Barrière gesetzt hatte.

„Ja, thut es, Montigré!" riefen alle.

„Ich bitte Dich darum," sagte Brezé. „Der Anstand erfordert es. Wie hoch hältst Du?"

„Hundert Dublonen!" entgegnete Montigré ruhig.

„Tausend, das ist hoch!"

„Wir halten hundert und fünfzig dagegen!" riefen die Cavaliere.

„Gut so! still, der Fremde kommt."

Der Erwartete trat in den Saal. Er hatte sein Oberkleid abgeworfen und man gewahrte nun, daß das feine, weiße linnene Hemd an der Brust, den Aermeln und am Halse mit den schwersten und kostbarsten Brabanter Spitzen besetzt war, ein selbst für jene Zeit bedeutender Luxus. Der Fremde schien diesen theuren Toilettengegenstand sehr gering zu achten, denn er knitterte die Manschetten zusammen und krempte sich den Aermel seines Hemdes fast bis zu dem Ellnbogen auf, wobei man seiner muskulösen Arme ansichtig wurde; dann ergriff er ein Raquette, verneigte sich artig vor den Cavalieren und sagte: „Das Spiel kann beginnen."

Sofort traten die Spieler an ihre Plätze. Der Fremde spielte gegen zwei, da Brezé und Noailles in Compagnie waren. Die Bälle sausten und brummten durch die Luft. Jedes Ausweichen, jedes Vorspringen ward von den Versammelten eifrig beobachtet und verfolgt. Die Spieler ließen es sich angelegen sein, ihre Kraft und Grazie in Schlägen, Stellungen und Sprüngen zu zeigen. Allein, wenn auch die jungen Cavaliere ihr Möglichstes thaten, um durch Feuer und Lebendigkeit dem Gegner die Partie abzugewinnen, dieser hatte den bedeutenden Vortheil der Ruhe. Seine Bewegungen, die nie das Maß überschritten, waren stets im rechten Augenblicke angebracht; lächelnd sah er die Bälle herankommen, eine kleine Neigung seines Kopfes genügte, um den schweren Ball vorbeigehen zu lassen, der sonst die Stirn mit ungeheurer Wucht getroffen haben würde; er bog sich vorn und hintenüber, um mit dem Raquette zu treffen und wenn Jedermann schon glaubte, er habe den richtigen Moment verfehlt, so traf er dennoch mit gewaltiger Kraft den Ball und schleuderte ihn aus der Bahn.

Als daher die erste Partie durch die Marqueurs gezählt wurde, fand es sich, daß der Fremde fast alle Bälle hinausgeschlagen oder, wie man es nannte: „gemacht" hatte. Nur vier Bälle waren von zwanzig übrig. Herr von Montigré lächelte vergnügt.

Die zweite Partie begann. Es galt die vier Bälle zu vertheidigen. Wenn der Kampf hitzig wurde, so war es nach den damaligen Spielregeln ein besonders günstiges Zeichen der Fertigkeit, unter die den Uebergang von der Hauptbahn trennende Schnur, Corde genannt, hindurch zu schlüpfen, den verschlagenen Ball von der Gallerie aus wieder in die Bahn zu schlagen, dann aufs neue die Corde zu heben und schnell in die Bahn zu eilen, um gerade einzutreffen, wenn der Gegner den zugeschleuderten Ball entsendete; er mußte dann wieder rechtzeitig mit dem Raquette aufgefangen werden.

Dies angreifende und schwierige Manöver zu erleichtern, hatte der junge Herzog an jeder Schnur zwei Diener postirt, welche auf sein Zeichen dieselbe heben oder fallen lassen mußten. So sehr dies eigentlich gegen die Spielregel war — der Fremde ließ es ruhig geschehen. — Drei Bälle waren verschlagen. Nur der letzte blieb noch für den Herzog, dessen Spielverlust, laut ausgemachten Satzes, ein bedeutender war.

Um diesen letzten Ball kämpfte man also. Die Spieler überboten sich an Eifer. „Hoch," schrie der Herzog und schlüpfte durch die aufgezogene Schnur. Hinein in die Bahn wirbelte der Ball. Der Fremde schlug ihn zurück. „Hoch," rief der Herzog wieder und sprang vorwärts. Sein Raquette traf. Ein lauter Beifall ertönte aus den Logen. Aber der Gegner war auf seiner Hut. Sein Raquette schlug den Ball aufs neue in die entgegengesetzte Gallerie. Schweißtriefend eilte der Herzog ihm nach, seine Wangen glühten, seine Haare, sein Gesicht und seine Kleider waren mit Sand bedeckt — Noailles war schon abgetreten und lag keuchend in der Gallerie.

„Pierre," rief jetzt plötzlich der Fremde, „stelle dich an jene Schnur und, sobald ich das Zeichen gebe, hebe sie mir auf — genau so, wie es die Diener jenes Herrn machen."

Der Lakai gehorchte. Herr von Brezé, der bereits in sehr böser Laune über seine Niederlage war, sagte mit keuchender Stimme: „Mein Herr, Sie nehmen sich ein Recht heraus, welches nur die Mitglieder der höchsten Familien Frankreichs beanspruchen dürfen. Die Schnur von den Dienern sich heben zu lassen, ist ein Privilegium des alten Adels."

Der Herzog von Brezé sprach keine Unwahrheit. Man hielt in der That auf solche Vorzüge etwas.

„Ich kenne nur Spielregeln, Herr," rief der Fremde, „überschreiten Sie dieselben, so habe auch ich dazu ein Recht. Damit Sie jedoch sehen, wie gut ich auf meine eigne Kraft bauen kann: Tritt zurück, Pierre. Vorwärts, mein Herr, schleudern Sie den Ball."

Brezé kam diesem Wunsche nach. Kaum aber war der Ball in der Nähe des Fremden, so schlug dieser ihn mit gewaltigem Hiebe wieder zurück und ehe das Spielwerk noch den Boden berührte, hatte er die Schnur gehoben, schlüpfte hindurch, traf den Ball zum zweiten Male und trieb ihn gegen den Herzog.

Hin und her schlugen beide das Preisstück. Man sah dem Herzoge die Erbitterung an; man konnte den Aerger aus den Schlägen heraushören; sie wurden stets von einem kurzen Fluche des Herzogs begleitet; seine Knie zitterten, seine Arme dünkten ihm aus den Gelenken zu sein, die Zähne klapperten und die Zunge klebte an dem Gaumen. Die Zuschauer hatten sich bedeutend vermehrt; so etwas gab es nicht alle Tage im Ballspielsaale; und vor diesen allen sollte Brezé als Besiegter erscheinen? er nahm seine letzten Kräfte zusammen. — Da — zu kurz geschlagen — der Ball flog in die Gallerie. Schnell ihm nach — denn wer den Ball zuerst aufgreift, darf ihn weiterspielen, noch eine Chance ist übrig. — Der Fremde eilt mit ihm zugleich aus der Bahn. „Hoch die Schnur!" brüllt der Herzog. Die Diener ziehen an, Brezé schlüpft durch, aber der verteufelte

Die Consultat

Nach dem Gemälde Wilhelm Sohns gezeichnet v

Digitized by Google

torisation des Künstlers.

Digitized by Google

Fremde setzt in demselben Augenblicke mit ungeheurem Sprunge über die Corde. Eine Secunde ist er früher da, als Brezé; seine Hand hat den Ball umklammert. Die erregten Spieler stehen sich dicht gegenüber.

„Mein Herr! Sie sehen, ich habe den Ball,“ sagt der Fremde. „Ich verschlage ihn jetzt auf die Gallerie. Das Spiel ist beendet.“ — Brezés Wuth machte sich nun in folgender Weise Luft: „Mein Herr!“ sagte der Herzog, „Sie hätten durch die Hauptbahn laufen und dann in die Gallerie kommen müssen. Unterdessen hätte ich den Ball gehabt. Wissen Sie nicht, daß dies eine Courtoisie ist, die man einem hochgestellten Gegner erweist, wenn das Spiel zu Ende geht?“

Der Fremde trat einen Schritt zurück und betrachtete den Herzog von Kopf bis zu den Füßen.

„Mein Herr,“ sagte er dann, „Sie haben da etwas gesprochen, das fast ein wenig wie Hochverrath klingt. Die Courtoisie, von welcher Sie sprechen, erweiset man nur Seiner Majestät dem Könige, seinem Landesherrn, wenn man die Ehre hat, mit ihm Ball zu schlagen. Wollen Sie königliche Ehrenbezeugungen genießen?“

Die Umstehenden traten besorgt näher.

„Herr,“ schrie Brezé außer sich, „das sind Ausflüchte. Ich muß den letzten Ball haben. Schlagen Sie — ich will ihn weiter spielen. Es muß sein.“

„Wohlan denn, Herr,“ rief der Fremde, „Sie sollen ihn haben. In die Bahn! in die Bahn!“

Brezé stürzte einem Tiger gleich unter der Schnur hindurch, in die Spielbahn. Kaum hatte er sich aufgerichtet, so kam auch schon der Ball aus der Hand des Gegners angesauset. — Das Blut war dem jungen Herzog ins Auge getreten, seine Kräfte versagten den Dienst; er sah den Ball, er wollte ihn treffen, er schlug in die Luft, und das schwere, mit ungeheurer Kraft geschleuderte, Spielwerk traf ihn mitten auf die Brust. Der Herzog wankte, drehte sich wie im Taumel ein Mal herum und fiel dann ohnmächtig in den Sand der Spielbahn.

Diener, Zuschauer und Marqueurs eilten von allen Seiten herbei. Es entstand ein großes Getümmel. Der Fremde war ebenfalls näher getreten; nachdem er sich jedoch überzeugt hatte, daß dem Herzog nur der Athem durch den Wurf ausgegangen sei, sonst aber keine weitere Verletzung stattfinde, entfernte er sich ruhig durch die Gallerie in den Saal, woselbst er seine Kleider anlegte.

Verschiedene Essenzen und Besprengungen mit Wasser hatten den Herzog wieder zur Besinnung gebracht. „Wo ist der Mensch?“ schrie er außer sich, „ich will wissen, wer er ist. Ich muß Revanche haben.“ Der Fremde trat in die Bahn. Er trug ein gewichtiges Korbschwert an seiner Linken und in seiner Rechten hielt er einen Federhut.

„Wissen Sie, Mensch,“ rief Brezé, „daß Sie mir nicht nur die Partie gegen alle Regeln abgewonnen, sondern daß Sie mich auch beleidigt haben? Sie haben mir absichtlich den Ball gegen die Brust geschleudert.“

„Ich fehle nicht gegen eine Spielregel, wohl aber Sie. Die Marqueurs und Ihre Freunde sind zugegen. Daß der Ball Ihre Brust traf, ist nicht sowohl meiner böswilligen Absicht, als vielmehr Ihrer Ungeschicklichkeit, oder besser: Erschöpfung zuzuschreiben. Sie haben das Spiel verloren, der Marqueur rechnet Ihnen hundert und achtzig verlorene Bälle nach, was für Sie und Ihren Freund ebenso-viel Dublonen zahlen heißt. Haben Sie die Güte, diesen meinen Gewinnst in die Trinkgelderkasse der Marqueurs zu werfen. Ich verzichte darauf.“

Jedermann erwartete nach diesen Worten einen Ausbruch, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

„Sie Mensch — Sie Eindringling!“ schnaubte Brezé, „Sie ahnen nicht, wer sich herabgelassen hat, mit Ihnen zu spielen. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? ich bin der Herzog de Brezé! Sohn des Duc und Marschalls, der Neffe Sr. Eminenz des Herrn Cardinals.“

„Herr Herzog,“ entgegnete der Fremde mit boshaftem Lächeln, „bereits bei meinem Eintritte in den Spielsaal erkannte ich Ihr Wappen und wußte, wen ich mir gegenüber hatte. Ich, mein junger Herr, trage keine heraldischen Thiere, oder sonstigen Ungethüme am Leibe, dennoch bin ich ein Edelmann, wie Sie. Da Sie mich nicht an einem Wappen erkennen werden, so muß ich Ihnen sagen, wer sich herabgelassen, mit einem Brezé zu spielen. Ich bin François de Jussac d'Ambleville, Herr von Saint-Preuil.“

Betroffen trat nun der Herzog einen Schritt zurück. Saint-Preuil sah mit herausfordernden Blicken auf die Menge. Alle waren verlegen, ein Gemurmel des Erstaunens lief durch den Saal; man hatte einen der ersten Kriegshelden Frankreichs, den tapfersten Degen der Armee vor sich. — Brezé faßte sich bald wieder.

„Kein Wunder, Herr Gouverneur,“ sagte er, „daß Sie sich ein Vergnügen daraus machten, gegen mich zu spielen. Mein Vater und seine Freunde sind Ihre Widersacher — von heute ab haben Sie auch den Sohn des Marschalls Duc de Brezé zu Ihrem Feinde. — Sie haben mich vor meinen Genossen gedemüthigt — beschimpft. Ich werde Ihnen das nicht vergessen.“

„Herr Herzog, Sie übertreiben. Sie schlagen an Ihren Wappenschild, wenn es gilt, eines überlegenen Gegners Ruf zu verkleinern. Sie verkriechen sich hinter den Herzogsmantel Ihres Vaters, der mein Feind ist. Sie zählen einige Zacken mehr in der Krone, die Ihren Helm ziert — das ist Ihr ganzes Verdienst. Da ich in Ihrem Alter stand, hatte ich bereits so viele Schlachten mitgemacht, als Ihre Herzogskrone Zacken besitzt. Auf meinem Helm steht keine Zier; nur die Kugeln, welche mich bei Moreuil umschwirrten, als ich mit dem Degen in der Faust die Mauern des Schlosses erstieg und den Spaniern mich entgegenwarf, bilden das Kleinod meines Wappens. Theilen Sie das Ihrem Herrn Vater mit. Bis Morgen Nacht bin ich in dem Hotel Tréville zu finden.“

Er schritt stolz durch die Menge, welche ehrfurchtsvoll auseinanderwich, um ihm Platz zu machen.

„Saint-Preuil war es,“ murmelte der junge Herzog. „Mein Vater und Meilleraye sind schon lange auf seinen Sturz bedacht. Das Spiel von heute soll ihm verhängnißvoll werden. Er läßt die Bälle fliegen — wer weiß, ob sein Kopf fester, als dieses Ding da.“

Er stieß wüthend den Unglücksball mit dem Fuße von sich und verließ, von Freunden und Dienern gefolgt, den Spielsaal.

„Meine Herren,“ rief Montigrô mit fröhlicher Stimme, „Sie schulden mir hundert und fünfzig Dublonen. Wollen wir die Sache nicht gleich hier abmachen?“ — Die Verlierenden griffen in ihre Börsen und zahlten. Montigrô strich heiter das Geld ein und entfernte sich.

„Mag mir es gut bekommen,“ sagte er, das Ballspielhaus verlassend, „aber armer Saint-Preuil, ich fürchte, es ist Blutgeld.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Consultation beim Advokaten.

Als ich vor etwa zwei Jahren „in die Kunst“ nach Düsseldorf reiste, fand ich die freundliche Stadt in einer gewissen Aufregung, die ich sonst an ihren friedlichen Einwohnern nicht wahrgenommen hatte. Besonders waren die Künstlerkreise in Bewegung, und als ich anfing, die Ateliers meiner alten Bekannten zu besuchen, da merkte ich, daß ich mich nicht eher vor jemanden in Düsseldorf sehen lassen dürfte, als bis ich *sie* gesehen hatte.

„Haben Sie sie gesehen?“ so wurde man gefragt.

„Wen oder was?“

„Nun, die *Consultation*!“

„Ich muß gestehen: nein.“

„Dann haben Sie *nichts* gesehen,“ riefen die Enthusiasten, und selbst kühle Freunde meinten: „Sie müssen sie sehen, — unbedingt müssen Sie sie sehen.“

Ich erfuhr, daß die *Consultation* das neueste so eben vollendete Bild von *Wilhelm Sohn* sei, welches sowohl durch das Brillante seiner Malerei die Künstlerwelt überrascht hatte, wie es durch das Geheimnißvolle seines Gegenstandes zum Zankapfel von ganz Düsseldorf geworden war.

An Wirthshaustischen konnte man streitende Gruppen bemerken, aus denen aufgeregte Worte hervorschallten. — „Testament!“ — „Codicill!“ — „Großmutter!“ — „Tante!“ — „Sonderbare Ansicht! — .... Verbitte ich mir!“ .... u. dergl. tönte es aus lebhaft gestikulirenden Kreisen.

Ich bemerkte an sonst recht verträglichen Menschen eine gewisse

Gereiztheit, Intoleranz, in Bezug auf die Deutung der Consultation; Jeder wollte Recht haben und wenn man sich weidlich gezankt hatte, ärgerte man sich schließlich über den Künstler, der sich erlauben konnte, ein solches Räthsel zu malen.

Als ich das Bild in der Ausstellung des Kunsthändlers Schulte, der es nach wenigen Tagen gekauft hatte, sah, da begriff ich wohl, wie es im Stande gewesen war, ein solches Aufsehen zu machen. Ich grübelte hin und her über die Deutung der dargestellten Scene, aber statt einer fand ich zehn Deutungen. Welche möchte die richtige sein? — Ich beschloß, den Künstler selbst zu fragen.

„Was haben Sie angerichtet mit Ihrem Bild von Sais, mein bester Herr Sohn," rief ich ihm entgegen, — „Freunde entzweien, Brüder hassen sich, es werden Weiber zu Hyänen — alles Ihrer Consultation wegen!" —

„Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los," entgegnete der Maler, — „auch Sie wollen wissen, was das Bild bedeutet, auch Sie verstehen meine Absicht nicht."

„Ich habe meinen Zweck erreicht," fuhr der Künstler fort, — „je mehr sich die Leute bei meinem Bilde denken, je mehr sie hineinlegen, je mehr sie herauslesen, desto mehr muß darin sein, ein desto besseres Zeichen für mein Werk. Das habe ich gewollt und damit gut." —

„Da sitz' ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor", mußte ich etwas enttäuscht bekennen. — „Doch ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Sohn," fuhr ich fort. — „Geben wir Ihr Räthsel dem Publikum des Daheim zum Rathen auf; wenn es irgendwo Leute gibt, die es lösen und verstehen, so sind sie unter unsern Lesern."

„Topp," sagte Herr Sohn, und daher kommt es, daß wir heute das Bild in einer Reproduction, die wir ein Meisterwerk der Holzschneidekunst nennen dürfen, der Frucht einjährig angestrengter Arbeit, unsern Lesern vorlegen können. Es ist „an sinniger Deutung reich," — möge jeder die seinige herauslesen und möge man uns gestatten, einige Winke zum Verständniß hinzuzufügen.

So gab und gibt sie noch lange den Künstlern und Dilettanten viel zu denken, die „Consultation beim Advocaten", die heute eine Zierde der Leipziger Museumsgallerie ist, von welcher sie um den Preis von 5000 Thalern angekauft wurde.

Die Zeit ist um zweihundert Jahre zurückgeschraubt. Wir werden in das Land „von flandrisch breiter Schönheit" versetzt, darin der letzte Rest des reichen althanseatischen Bürgerthums seinen prachtliebenden Geist entfaltet. Schwerer Teppichschmuck bedeckt zum Theil das kunstvolle Parquet der Gemächer, darin der vornehme Handelsherr, der noch über Wolken von Segeln zu gebieten, sich nach des Tages Arbeit einsam ergeht. Dunkel polirtes, reich geschnitztes Holzgetäfel ziert die Wände. Die aus dunkeln Hölzern gearbeiteten Thüren mit den Beschlägen in getriebener Arbeit werden durch hohe, gegitterte, im Mittelpunkt mit bunter Glasmalerei versehene Fenster phantastisch beleuchtet. Spanische, mit reicher decorativer Arbeit geschmückte Wände erinnern noch an die alte Abhängigkeit von dem Lande, darin der Ebro rauscht, und bieten dem Horcher, dessen Tritt auf dem schweren Teppich unhörbar ist, eine willkommene Zuflucht. Jedenfalls kann ich die spanische Wand hier im Bilde, welche die beiden habichtkralligen Schreibernaturen, die so hart auf den Acten liegen müssen, daß ihnen jeder freie Blick darüber hinaus fehlt, von dem eigentlichen Conclave des Advokaten trennt, nicht ohne das lebhafte Bedauern betrachten, während dieser spannenden Consultation nicht dahinter gestanden zu haben. Ich hätte schon die stecknadelfeine Oeffnung gefunden, die genügte, das schöne, sittsame, in klösterlicher Strenge auferzogene Mädchen mit der innigen Theilnahme, die ich ihm zolle, zu betrachten. Warum sitzt die Perle der flandrischen Lande in dem Conclave eines klügelnden Rechtspraktikanten, als säße sie während der Messe in der Chornische ihres altehrwürdigen Doms? Warum wagt sie hier in diesen weltlichen Gemächern nicht, das schöne Auge aufzuschlagen? Warum sitzt sie, auf deren Gewissen kein Makel ruht, gesenkten Hauptes neben den Acten? Zwar deutet die schwere, dunkle Tracht, der schwarze Hut, das fromme Buch, welches auf ihrem Schoße ruht, darauf hin, daß sie noch vor kurzem der Stolz des zu seinen Vorfahren versammelten Vaters war, doch dieser Verlust, ja der Gedanke, jetzt eine Waise zu sein, ist — davon überzeugt ein Blick auf die beiden andern Figuren des Bildes bald — keineswegs der Grund, daß sie gesenkten Hauptes gleich einer Büßenden dasitzt.

Neben der Kassette, welche wichtige Documente enthält, doch nicht wichtig genug, um gegen das väterliche Testament, das der Rechtspraktikant in Händen hat, anzukommen, sitzt die Beschützerin, vielleicht die Tante, des jungen Mädchens, ebenfalls in Trauertracht. Sie hält noch eins der machtlosen Blätter in Händen, und läßt sich vom Advocaten das sagen, was sie sich wohl schon selbst sagt, nämlich, daß es hier gilt, den väterlichen Willen zu erfüllen, so sehr auch die zartesten mütterlichen Bedenken dagegen protestiren. Welches ist nun der väterliche Wille? Jedenfalls soll das junge Mädchen, der letzte Sproß des alten Hauses, nur unter einer gewissen Bedingung zur reichen Erbin werden, und es bleibt nun dem Scharfsinn der Leser überlassen, darüber nachzudenken, ob die junge schöne Flanderin etwa als Priorin eines Klosters starb.

Ja, es führt kein Schlüssel in die endliche Lösung dieser Geheimschrift, deren Zauber hauptsächlich in der halben Entzifferung, vornehmlich darin liegt, daß mit jedem neuen Beschauen auch ein anderes Motiv aus den klaren und doch so geheimnißvollen Tiefen des Bildes aufsteigt. Der reichbegabte Künstler, welcher, 1830 in Berlin geboren, schon mit seinem siebzehnten Jahre die Düsseldorfer Academie bezog, ist der Neffe und Schwiegersohn des Düsseldorfer Meisters und Professors Karl Sohn, der sich durch so viele edle Frauenbildnisse einen Namen gemacht hat und vor kurzem starb. Einige andere Bilder Wilhelm Sohns, z. B. das ebenfalls geheimnißreiche „die Gewissensfrage" im ersten, und „Guten Morgen Hänschen" im dritten Jahrgange des Daheim sind den Lesern wohl noch in guter Erinnerung.

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän **Werner**.

Die Heimkehr.

Der Befehl zur Rückkehr erreicht die Fregatte im fernsten Winkel von China auf der Rhede von Tientsin, wo sie auf ihrer Kreuztour durch die ostasiatischen Gewässer seit einigen Wochen vor Anker gelegen und sich damit die Zeit vertrieben hat, den langweiligen und todten Golf von Petchili hydrographisch aufzunehmen.

Seit fast zwei Jahren stationirt sie im chinesischen Meere, dem traurigsten Aufenthalte, zu dem ein Schiff verurtheilt werden kann. Nebel, Untiefen und unheimliche Wirbelstürme gefährden die Seefahrt dort auf das äußerste und der Aufenthalt in den Häfen bietet keineswegs Entschädigung für die Bedrängnisse der See. Sengende Glut, Nebel und Wirbelstürme im Sommer, eisige Kälte, Regen, Nebel und Wirbelstürme im Winter, das sind die Attribute der nördlichen Küsten, deren kahle Felsenwände jeder Schönheit entbehren. Das hinter ihnen liegende Land ist niedrig flach und ohne Abwechselung, die Städte und Dörfer sind schmutzig wie ihre Einwohner, es fehlt ihnen und ihrer Umgebung alle Romantik und es scheint, als ob die Natur, die in den warmen Klimaten sonst so verschwenderisch mit ihren Gaben ist, China vorzugsweise stiefmütterlich behandelt habe.

Die Rhede von Tientsin, der Hafenstadt von Peking, ist aber einer der schrecklichsten Ankerplätze in jenen tristen Gegenden. Der Golf von Petchili verflacht hier so schnell nach der Küste hin, daß tiefgehende Schiffe meilenweit entfernt von ihr ankern müssen und sie nur als ein blauer Streifen erscheint.

Es ist daher erklärlich, daß abgesehen von den durch die Aussicht auf die Heimkehr erweckten Gefühlen, die Besatzung des „Seestern" diesem unwirthlichen Strande gern entflieht, aber ihre Leiden nehmen deshalb noch kein Ende. Es scheint, als ob sich das Unglück an die Fersen der Fregatte geheftet habe und des alten Schramm Rabengekrächze von dem Freitagsegeln sich bewahrheiten sollte.

Der Golf von Petchili wird vom gelben Meere durch eine

Kette von felsigen Inseln getrennt. Sie sind unbewohnt, meistens ohne alle Vegetation und ihre schroffen Klippen steigen fast perpendikulär aus der Tiefe empor. Das Fahrwasser führt zwischen ihnen durch und die Schiffe müssen in ziemlicher Nähe an ihnen vorüber.

Der „Seestern" durchschneidet in schneller Fahrt die Bai, deren Oberfläche bei dem über Land kommenden Winde nur wenig bewegt ist, der Himmel ist klar und wolkenlos und die Segel der Fregatte blähen sich in bauchiger Rundung vor der backstags einkommenden frischen Brise. Die Inseln sind etwa noch zwei Meilen weit entfernt, in einer Stunde wird man hinter ihnen das freie Wasser gewonnen, und für die bevorstehende Nacht keine Landgefahr mehr zu fürchten haben.

Da wandelt sich allmählich das Blau des Himmels in ein röthliches Gelb, der Horizont verschwimmt; ein Nebel scheint sich herniederzusenken, er verbirgt die Inselgruppe den Augen und die Sonne blickt roth und strahlenlos durch den Schleier, der sich immer dichter um das Schiff webt.

Die Brise nimmt schnell zu und die Obersegel müssen fort. Das plötzliche Fallen des Barometers gibt Warnung, und der Capitän läßt vorsorglich zwei Reffe in die Marssegel stecken. Doch kaum sind die Leute wieder unten und die gekürzten Segel gesetzt, da zeigt sich luvwärts auf dem Wasser ein weißer Str[illegible] — der kochende Gischt, den der Sturm vor sich her[illegible] [illegible] auf [illegible]segel und Besan" commandirt [illegible] Capitän [illegible]. Hunderte von Händen [illegible] die Taue, die Schooten fliegen auf, [illegible] der Sturm. Mit furchtbarer Gewalt fällt [illegible] in tausend Fetzen zerrissen fliegen die beiden Segel in [illegible]ufte. Die Fregatte legt sich auf die Seite, als wollte sie kentern und fliegt mit einer Höllenfahrt durch die Wogen, die von Minute zu Minute mit Riesenkraft emporwachsen und sich schon in gigantischen Massen um das Schiff thürmen.

Der Posten auf der Back ruft, aber seine Worte sind nicht zu verstehen. Er zeigt ängstlich nach vorn, die Blicke folgen der Richtung und Schrecken malt sich auf den Gesichtern. Dort einen Strich in See tauchen aus dem gelben Sandnebel die dunkeln Umrisse von Land auf; es ist eine der Inseln, die sich in so unheimlicher Nähe zeigt, und an deren zackigen Klippen die Brandung heulend hinaufbrüllt.

„Halt ab, halt ab!" ertönt das Commando. Die vier Mann am Ruder stemmen sich mit ihrer ganzen Kraft gegen die Speichen des Rades — vergebens! das Schiff will nicht fallen. Der gewaltige Druck des immer mehr seitlich sich drehenden Windes hat die Luvbrasse so gedreht, daß die Raaen fast längsschiffs liegen und ihre Wirkung auf das Schiff das Abfallen unmöglich macht.

Die Klippen voraus nähern sich mit grauenerregender Geschwindigkeit — es muß etwas geschehen, wenn die Fregatte nicht in fünf Minuten an ihnen zu Atomen zerschellen soll. Der Capitän übersieht mit einem Blick die furchtbare Lage und faßt ebenso schnell seinen Entschluß. Das Schiff will nicht fallen, aber der Wind kommt quer ein, es kann noch zwei Strich luven und dann segelt es von der Insel frei. Es ist ein gewagtes Stück, die Stangen drohen von oben zu brechen, aber es bleibt keine andere Wahl — die Klippen sind höchstens noch 500 Schritt entfernt.

Der „Seestern" gehorcht willig der Drehung des Ruders und luvt an den Wind; sein Steven zeigt Gei von der Insel — Hurrah! nur wenige Minuten, und die drohende Gefahr ist vorüber.

Da ertönt ein Knall wie ein Kanonenschuß! die Vormarsraa ist gebrochen, ihre herunterstürzenden Stücke fallen auf die Fock und zerreißen dieselben, der Sturm faßt das Tuch, es peitscht einige Male und ist verschwunden. Das plötzlich vom Druck seiner Vorsegel befreite Schiff schießt in den Wind, die Hintersegel schlagen los und auch sie theilen im Augenblick das Schicksal der Fock.

Steuerlos und ohne Segelkraft treibt jetzt die Fregatte gegen die Klippen — als letztes Rettungsmittel bleiben nur noch die Anker, halten sie nicht, dann ist der „Seestern" ohne Gnade verloren, an eine Rettung in den Booten ist bei der furchtbaren Brandung nicht zu denken.

Die beiden Buganker stürzen in die Tiefe, donnernd rasseln ihnen die schweren Ketten durch die Klüsen nach. Angstvoll sind die Blicke auf den Horizont gerichtet — jetzt klären sie sich; die Anker haben gefaßt, sie halten, das Schiff schwingt vor ihnen auf!

Doch ein Blick auf die tobende See zeigt das Trügerische der Hoffnung — die nächste anrollende Welle schleudert mit Riesengewalt den Bug des Schiffes in die Höhe, mit klingendem Tone spannen sich die Ketten straff — noch halten sie, aber jeder an Bord weiß, daß sie solche Stöße auf die Dauer nicht ertragen können.

Die beiden Rüstanker werden fertig gemacht, sie sind die schwersten des Schiffes — auch sie stürzen in die Tiefe, doch es ist unmöglich, den vier Ketten genau dieselbe Spannung zu geben, so daß sie gleichmäßig und mit vereinter Kraft tragen.

Wieder kommt eine schwere See herangerollt, wiederum hebt sie den Bug hoch und gewaltsam auf ihren Rücken — eine der Ketten hält, aber der Stoß ist zu furchtbar. Ihre fast zwei Zoll starken Eisenglieder brechen wie Glas, nach wenigen Minuten folgt ihr die zweite und die dritte.

Der Wind steht auf das Land. Um der letzten Kette mehr Elasticität zu geben, ist ihre ganze Länge — 100 Klafter — ausgestreckt, dadurch aber auch das Schiff den drohenden Felsen um so viel näher gekommen und das Heck ist kaum noch zwei Schiffslängen von der nächsten entfernt. Der Sturm heult, die Brandung tobt, die Wogen scheinen sich zu immer höheren Bergen aufzuwälzen; das Schiff bäumt sich vor ihnen und erkracht in allen Fugen, der Gischt dampft sprühend darüber hin und es liegt wie eine Klippe in der kochenden See.

Es ist eine grausige Scene, bei der das Herz des Muthigsten erstarrt. In dumpfer Resignation steht die Mannschaft an der Reiling und erwartet den Augenblick, in dem auch die letzte Kette bricht und sich dann ihr Schicksal besiegelt. Die Menschenmacht hat aufgehört, nur der Himmel kann durch ein Wunder noch Rettung bringen. Und er bringt sie, wo die Noth am größten, da ist seine Hilfe am nächsten. Das Centrum des Wirbelsturmes hat das Schiff erreicht. Einen Moment tritt eine Ruhepause ein, dann bricht der Cyclon mit erneuter Wuth hervor, aber seine Richtung ist jetzt fast die entgegengesetzte, er weht von der Insel ab.

Das Schiff schwingt herum, es rollt in der Quersee entsetzlich, die Verschanzung schöpft von beiden Seiten Wasser, die Masten scheinen aus dem Schiff fliegen zu wollen, aber dennoch athmet alles auf, die Gefahr ist vorüber; Wind und See wirken sich entgegen und nehmen die Kraft von der Kette; aber selbst wenn sie jetzt auch bräche, es wäre kein Unglück, das Schiff würde in den Golf zurück und in freies Wasser treiben.

Nach kurzer Zeit läßt die Gewalt des Sturmes nach, der Landnebel wird dünner, die See nimmt ab und nach einer Stunde blickt die scheidende Sonne wieder klar und goldig auf die beruhigte Wasserfläche nieder, die noch vor so kurzer Zeit im wildesten Chaos durcheinander toste.

Während der Nacht muß die Fregatte liegen bleiben, sie kann die verlorenen Anker nicht im Stich lassen und muß sie am andern Morgen wieder auffischen. Doch die nahe Insel hat jetzt ihre Schrecken verloren; leise nur rauschen die Wellen an ihren Rand und der Mond gießt mild sein Silberlicht auf ihre scharfgezackten Felsen. Auf dem Schiffe herrscht die altgewohnte Ruhe; sie wird nur durch das Schlagen der Glocke und den Ruf der Posten unterbrochen, deren Echo an den steilen Wänden der Insel wiederhallt. Der furchtbare Nachmittag ist vergessen und im friedlichen Schlummer wiegt sich die Mannschaft in ihren Hängematten.

Der anbrechende Morgen bringt reges Leben; die Anker, deren Plätze die daran befestigten und auf der Oberfläche schwimmenden Bojen kennzeichnen, werden gefischt. Es ist eine schwere Arbeit, aber es geht zur Heimat, und Lust und Frohsinn fördern sie. Nach wenigen Stunden sind die Anker an Bord, die gebrochenen Ketten reparirt und der Seestern enteilt vor dem günstigen Winde mit raschen Schritten den unfreundlichen Regionen, die ihm so arg mitgespielt. Cap Shantung, die nordöstliche Spitze Chinas ist bald umsegelt, der frische Nordostmonsun treibt das Schiff mit fliegender Fahrt längs der Küste nach Süden und gestattet ihm bald in die Formosastraße einzulaufen. In ihr läßt jedoch die Brise bedeutend nach; die hohe Gebirgskette, welche die Insel der Länge nach durchzieht und sich bis zu 10,000 Fuß erhebt, fängt den Wind auf, und zum großen Kummer der Mannschaft fällt Stille ein. Zwar wird sie voraussichtlich nicht von langer Dauer sein, da eine günstige Strömung die Fregatte südlich setzt und sie bald aus dem Bereich der Berge bringen muß, aber auf der Rückreise nach dreijähriger Abwesenheit ist auch der kürzeste unerwartete Aufenthalt höchst unwillkommen.

Einen Trost gewährt die Ueberzeugung, daß das Land wirklich

durchwandert und das Schiff, wenn auch nur langsam, vorwärts geht. Auch bietet sich dem Auge Abwechselung in den Tausenden von Fischerdschunken, welche das Meer beleben und in dem längs der chinesischen Küste streifenden Kaltwasserstrom reiche Beute finden.

Zehn Millionen Bewohner des himmlischen Reiches beschäftigen sich mit Fischfang und hunderttausend ihrer gebrechlichen Dschunken, deren Form und Ausrüstung seit 3000 Jahren dieselben geblieben, mit hölzernen Ankern, Tauen und Segeln von Binsen, wie sie die Argonauten hatten, trotzen den Gefahren des Meeres, um ihm seine Schätze abzuringen. Bisweilen vernichtet ein einziger Teufun 5- bis 600 derselben und zerschmettert sie an den Küsten, aber in China haben Menschenleben wenig Werth und die Masse des Volkes nimmt kaum von solchen Unfällen Notiz. In einem Lande, wo bei jeder Mißernte Hunderttausende verhungern, macht es wenig Eindruck, wenn einmal ein Sturm deren 5- bis 6000 begräbt.

Während der Nacht hält die Stille an, am andern Morgen ist jedoch das Schiff schon so weit südlich gesetzt, daß die Brise sich wieder einstellt und der „Seestern" wieder mit runden Segeln fährt. Die Fischerflotten sind mit der Küste im Norden verschwunden und nur im Südosten gegen die Küste von Formosa zu zeigen sich in der Entfernung von einigen Meilen die Mastspitzen mehrerer Fahrzeuge. Sie werden vom Ausguk auf der Vormarsraa gemeldet, jedoch unbeachtet gelassen und tauchen sich allmählich unter den Horizont, als die Fregatte ihren Cours weitersteuert.

Plötzlich rollt ein dumpfer Schall über das Wasser, wie ferner Donner. Nach wenigen Minuten ertönt es zum zweiten und dritten Male; aber jetzt, wo man darauf achtet, erkennt man seine Natur. Es ist nicht der Donner eines Gewitters, sondern der Donner von Kanonen, den der Wind herüberträgt, und er kommt aus der Gegend, wo sich vor kurzem die Mastspitzen der fremden Segel zeigten. In europäischen Gewässern würde es einem Kriegsschiffe nicht auffällig sein, Kanonenschüsse zu hören, aber in dem berüchtigten chinesischen Meere, wo es von Piraten wimmelt, erregen sie Verdacht. Der Capitän läßt deshalb sofort anluven und nach der Richtung hinsteuern, aus der die Schüsse tönen.

Sie wiederholen sich und werden deutlicher; Officiere und Cadetten klettern mit den Fernrohren in die Toppen, und Vogel sitzt dicht unter dem Flaggenknopf auf der Voroberbramraa, um der erste zu sein, der etwas entdeckt. Bald tauchen die Fahrzeuge von vorhin wieder aus dem Wasser empor; das Schießen geht von ihnen aus, bei der klaren Luft sieht man schon den Pulverdampf aufsteigen. Die Fregatte nähert sich schnell, die Unterschiffe der Fremden zeigen sich den Beobachtern über dem Horizont und das bewaffnete Auge läßt ihre Bauart erkennen.

„Drei Dschunken und ein Vollschiff," ruft Vogel von seinem hohen Sitze, wo er den weitesten Gesichtskreis hat. Die Meldung verursacht allgemeine Aufregung unter der Besatzung — es unterliegt keinem Zweifel mehr, das Schiff ist von Piratendschunken angegriffen und mit ihnen im Kampfe. Es gilt, ihm zu Hilfe zu kommen und die frechen Seeräuber zu bestrafen.

Die Fregatte geht schärfer an den Wind, um den Dschunken, ehe sie von ihnen als Kriegsschiff erkannt wird, die Luv abzuschneiden, zwischen sie und das Land zu kommen und ihnen den Weg nach der Küste zu verlegen. Es scheint, als ob die auffrischende Brise diesen Plan begünstigen wollte; der Seestern hat alle Leinewand beigesetzt, die irgend darauf hängen will, er steuert unter Preß von Segeln landwärts und rauscht mit zehn Meilen Fahrt durch das Wasser. Nach einer halben Stunde ist er den Piraten weit genug im Rücken, um auch sie abzuhalten und sie unter seine Kanonen zu bringen. Schon eilen die Mannschaften von selbst an ihre Geschütze, um alles vorzubereiten, ehe noch einmal Trommel und Horn das Signal zum „Klar zum Gefecht" gegeben haben. Die Masten der Dschunken sind bereits vom Deck aus zu sehen und in einer halben Stunde müssen sie in Schußbereich sein — da verschwinden sie auf einmal wie durch Zauber und vergebens strengen sich hunderte von Augen an, um sie wieder aufzufinden. Einer jener Nebel, die im chinesischen Meere an den Küsten so plötzlich sich herniedersenken und ihr Nahen nur durch einen eisigen Hauch verkünden, hat sie den spähenden Blicken entzogen.

In kurzem hat der Nebel auch die Fregatte erreicht und sie in einen dichten Schleier gehüllt, der kaum eine Schiffslänge weit zu sehen gestattet. Gleichzeitig läßt aber auch die frische Brise nach, und nach kaum zwanzig Minuten hängen die Segel todt an Masten und Stangen nieder; es ist wieder vollständige Windstille geworden und der „Seestern" treibt steuerlos auf den Wellen.

Allgemeine Niedergeschlagenheit macht der Aufregung Platz, die gehoffte Beute ist entkommen.

Traurig blicken die Geschützmannschaften auf ihre Kanonen. Drei Jahre lang haben sie täglich an ihnen kalt exercirt und sich fast die Arme ausgerenkt; heute hofften sie nun endlich einmal einen wirklichen warmen Schuß daraus zu thun, und nun diese bittere Enttäuschung. Auch die Fangschnüre des Unterlieutenants, welche zu verdienen Vogel sich schon oben auf der Voroberbramraa im Stillen gelobt hatte, verschweben wieder in nebelhafter Ferne — er hätte sie sich so gern mit dem Säbel in der Faust auf einer Piratendschunke erobert, nun aber wird er sie doch wohl im Prüfungszimmer der Marineschule mit Hilfe der Cosinusse und Secanten erringen müssen. Dr. Salomon packt höchst mißmuthig seine Knochensägen und Amputationsmesser wieder ein. Welche Fülle höchst interessanter Fälle würde eine einzige Breitseite mit Kartätschen auf 300 Schritt ihm unter die Finger geliefert haben. Alle die schönen zerschossenen Arme und Beine, die brillanten Perforationen des Thorax, die wunderbaren Fracturen des Craniums — auch sie sind dahin und eitel Träume gewesen!

Dieser unselige Nebel, welche schönen Hoffnungen hat er geknickt!

Doch halt! was ist das? Eine Salve von Flintenschüssen, gefolgt von einem wilden Geheul menschlicher Stimmen, hallt über das Wasser herüber, dann wieder Schüsse. Man hört sie ganz deutlich, sie können kaum tausend Schritte entfernt sein.

Die gesammte Mannschaft schnellt empor und die Augen blitzen vor Erregung. Der Kampf hat noch nicht geendet, die Piraten haben das Kauffartheischiff noch nicht genommen, davon zeugt das Wuthgeschrei der Chinesen und das fortdauernde Schießen.

„Klar die Boote zu armiren," ertönt der Befehl vom Hinterdeck. Es ist die höchste Zeit, Hilfe zu bringen und dies kann nur mit den Booten geschehen, das Schiff liegt bewegungslos auf dem Wasser.

Ha! wie fliegt bei dem Commando jeder auf seinen Posten, wie zauberschnell werden die schweren Boote über Bord gesetzt, bemannt und bewaffnet.

„Klar Barkasse," „klar Pinnasse," „klar Kutter," melden die Bootsofficiere und nach kaum einer Viertelstunde rudern die Boote gefechtsbereit nach der Richtung, aus der noch immer die Schüsse ertönen, die Barkasse voran unter Führung des ersten Officiers, der den Befehl über die Expedition führt. Es bedarf keiner Ermunterung zum schnellen Rudern, die Matrosen geben von selbst ihre letzte Kraft aus und die Fahrzeuge fliegen durch das Wasser.

Nach zehn Minuten sind sie an Ort und Stelle angelangt und vor ihnen tauchen die Formen eines größeren Schiffes aus dem Nebel auf. Wie es scheint, hat sich seine Mannschaft auf das hohe Halbdeck zurückgezogen und vertheidigt sich von dort aus gegen die wüthenden Angriffe zweier Dschunken, von denen die eine so eben sich längsseit festmacht und sich zum Entern anschickt. Die zweite liegt vorn am Bug und eine dritte ist kaum hundert Schritt weit im Anrudern begriffen.

„Feuer auf die hinterste Dschunke und dann an Bord!" ruft der erste Officier den Booten zu. Pinnasse und Kutter schießen auf und rangiren sich zu beiden Seiten der Barkasse in Linie. Die Kämpfenden scheinen die Boote noch immer nicht zu sehen, obwohl diese kaum fünfzig Schritte entfernt sind, doch da künden die Geschütze der Barkasse und Pinnasse donnernd ihre Ankunft. Die Kartätschen ihrer Zwölfpfünder rasseln in todtbringender Nähe über das Verdeck der Dschunke und schmettern alles vor sich nieder. Noch ehe die so furchtbar überraschten Seeräuber Zeit haben, sich von ihrem Schrecken zu erholen, legen die Boote längsseit, mit lautem Hurrah werfen sich ihre Mannschaften auf das niedrige Deck und dringen auf die überlebenden Chinesen ein, die, kaum sich zur Wehr setzend, mit verzweifelndem Geheul nach vorn fliehen und Rettung suchend über Bord springen. In kaum einer Minute ist die Dschunke genommen, was von ihrer Mannschaft noch vorhanden ist, liegt todt oder schwer verwundet auf dem Verdeck.

„Vorwärts auf die zweite," commandirt Kurzspleiß. Die Mannschaften springen in die Boote und rudern nach vorn. Die Dschunke am Bug rührt sich nicht, aber sie scheint auch menschenleer,

nur auf ihrem Hinterdeck kauert ein junges Weib mit einem Kinde auf dem Rücken. Als die Barkasse längseit legt, erhebt sie sich, zündet mit einem brennenden Scheit einen Stinktopf an und wirft ihn mit teuflischem Grinsen in das Boot. Pestilenzialische Dämpfe entquellen in dichten Massen dem Topfe, sie drohen die Leute zu ersticken. Diese müssen aus dem Boote, können jedoch glücklicherweise ungehindert an Bord der Dschunke entern. Sie finden keinen Widerstand; zehn bis zwölf Chinesenleichen liegen auf dem Deck, sonst ist niemand an Bord außer der Frau, die bald unschädlich gemacht wird.

Der erste Officier späht nach der dritten Dschunke aus, aber sie ist spurlos verschwunden. Sie muß die Boote noch rechtzeitig entdeckt und unter dem Schutze des Nebels die Flucht ergriffen haben. Vergebens lauscht alles, um an dem Ruderschlage zu hören, welche Richtung sie eingeschlagen hat; es ist nichts zu vernehmen und eine Verfolgung deshalb nicht möglich.

Kurzspleiß geht an Bord des Schiffes, dessen tapfere Mannschaft noch immer auf dem Halbdeck steht und sich kaum von dem Erstaunen über die so gänzlich unerwartete Hilfe erholen kann, jetzt aber ihre Retter mit freudigen Grüßen bewillkommnet. Doch als der erste Officier über die Verschanzung steigen will, ist die Reihe des Staunens an ihm und seinen Blicken bietet sich ein sonderbares Schauspiel.

Das ganze Deck des Schiffes ist von vorn bis hinten dick mit Butter bestrichen und dieser merkwürdige Ueberzug überall dicht mit Glasscherben gespickt.

Es ist das eine originelle, aber, wie es scheint, sehr wirksame Art von Vertheidigungslinie, davon zeugen die todten Chinesen, welche haufenweise auf dem Vordertheil des Schiffes liegen.

„Sie müssen schon auf der Verschanzung entlang klettern," ruft der Capitän des Schiffes ihm zu, „um durch unsere Barrikaden zu kommen."

„Eine solche Fortificationskunst ist mir allerdings neu," erwidert Kurzspleiß, der mühsam das Halbdeck erreicht, „aber ich gratulire Ihnen, Sie haben sich brav geschlagen."

Das Schiff ist ein amerikanischer dreimastiger Schuner mit Lebensmitteln nach Shanghai bestimmt, und seine Besatzung zählt nur zwölf Mann.

„Sie wundern sich über das Aussehen meines Schiffes," sagt der Capitän, „aber ich wußte kein besseres Mittel, um mir die Hallunken vom Halse zu halten. Schon seit Tagesanbruch verfolgten mich die Dschunken, doch bei der Brise, die wir heute morgen hatten, konnten sie trotz ihrer Ruder nicht mit uns aufkommen. Da wurde es jedoch flauer, sie schossen allmählich auf und ich sah, daß ich kurz über lang sie doch an Bord haben würde. Nun, wir wußten alle, daß es an unsern Kopf ging, wenn die Bande uns überwältigte und deshalb beschlossen wir, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Ich bin vor Jahren schon einmal mit einer Dschunke im Gefecht gewesen, und es ist mir bekannt, daß man weniger ihre Kanonen und Luntenflinten, als ihre infernalischen Stinktöpfe zu fürchten hat, die sie auf das Deck werfen und die auf zehn Schritt in der Runde alles ersticken.

Als sie in den Bereich meiner beiden Kanonen kamen, begann ich auf sie zu feuern, so lange mein Pulver vorhielt, aber es wurde immer flauer und ich ließ deshalb alles klar machen, um ihnen das Entern zu erschweren. Ich spendirte ein paar Faß Butter und einige Dutzend Sherryflaschen von meiner Ladung und in zehn Minuten hatten meine Leute die Barrikaden fertig. Da kam der Nebel und die Stille und wir hatten uns kaum mit unsern Gewehren und Revolvern auf dies hohe Halbdeck zurückgezogen, als auch schon die erste Dschunke vorn anlegte. Wir gaben eine Salve auf ihr Deck ab, und ich glaube, sie hat gut gewirkt, aber die nackten Teufel ließen sich dadurch nicht abschrecken. Mit furchtbarem Geheul enterten einige zwanzig von ihnen über den Bug und sprangen auf das Deck. Drei oder vier hatten brennende Stinktöpfe auf Bambusstangen, um sie zwischen uns zu werfen, doch sie wurden bald gewahr, daß es sich barfuß auf Butter und Glasscherben schlecht geht.

Sie glitten aus, stürzten in das Glas und brüllten vor Wuth und Verzweiflung, obwohl es nicht lange dauerte. Ihre eigenen Stinktöpfe fielen zwischen sie, sie wurden betäubt und in wenigen Minuten hatten wir ihnen mit unseren Gewehren den Garaus gemacht.

Inzwischen kam jedoch die zweite Dschunke von hinten auf und als wir sie bei dem dichten Nebel sahen, war sie schon so nahe, daß wir nur einmal feuern konnten, ehe sie sich anhakte. Nun, wir würden wol noch einige Havarie unter ihrer Besatzung angerichtet haben, aber die dritte Dschunke kam auch schon in Sicht. Zwei von meinen Leuten waren bereits durch Speerwürfe verwundet und es hätte doch schlimm um uns gestanden, wenn Sie nicht erschienen wären.

Ich danke Ihnen deshalb von Herzen für Ihre Hilfe," schließt der Capitän seinen Bericht und drückt Kurzspleiß warm die Hand, „obwohl ich noch immer nicht begreifen kann, woher Sie so wunderbarlicher Weise gekommen sind." *)

Der erste Officier erklärt dem Amerikaner den Zusammenhang, als das Gespräch plötzlich durch einen Kanonenschuß unterbrochen wird, der unzweifelhaft von der Fregatte stammt. Kurz darauf hört man den zweiten, danach vier bis fünf auf einmal — dann wird es wieder still.

Nach einer Pause hallen die Töne eines Hornes über das Wasser.

„Wir werden zurückgerufen," äußert Kurzspleiß, „wahrscheinlich ist die flüchtige Dschunke auf den „Seestern" gestoßen und hat Feuer bekommen."

Er läßt den Hornist im Boote ein Antwortsignal blasen und folgt dem Rufe. Es verhält sich so, wie er gemuthmaßt; die Dschunke ist in Sicht der Fregatte vorbeigerudert, hat einige Kartätschenlagen bekommen, man hat auch das Stürzen eines Mastes wahrgenommen, dann ist sie jedoch wieder im Nebel verschwunden.

Die Boote machen sich abermals zur Verfolgung auf, kehren aber unverrichteter Sache zurück, von dem Fahrzeuge ist nichts zu entdecken.

Dr. Salomo ist inzwischen an Bord des Schuners gesetzt, um die beiden glücklicherweise nicht schwer verwundeten Amerikaner zu verbinden; unter den Piraten findet er jedoch leider niemand mehr, um seine ärztliche Kunst zu erproben. Was nicht von den Kugeln der Amerikaner oder den Kartätschen der Boote tödtlich getroffen, ist durch die Stinktöpfe erstickt oder im Wasser umgekommen.

Von den Bootsmannschaften ist nur einer blessirt und zwar ist Cadett Vogel der Glückliche. Der von dem chinesischen Weibe geschleuderte Topf hat mit der scharfen Kante seinen Kopf getroffen und ihm eine tüchtige, wenn auch ungefährliche Schmarre an der Stirn versetzt. Er möchte sie für nichts in der Welt hingeben. Wie interessant, in Gesellschaft von jungen Damen eine solche Narbe aufweisen und die Geschichte ihrer Entstehung mit poetischer Licenz erzählen zu können! Wie wird er von den Kameraden beneidet werden.

Gegen Mittag klart der Nebel auf und es kommt etwas Brise durch. Die Fernröhre suchen eifrig den Horizont ab, um die entkommene Dschunke zu finden, doch es ist keine Spur von ihr wahrzunehmen; sie ist entweder gesunken, oder hat bereits die Küste von Formosa erreicht.

Die beiden andern Dschunken sind so von Kugeln durchlöchert, daß sie sich nicht mitführen lassen. Schneller und schneller füllen sie sich mit dem eindringenden Wasser und bald verschwindet ihr Rumpf unter der Oberfläche.

Das unglückliche Weib mit dem Kinde, das sie fest an ihre Brust gedrückt, ist die einzig Ueberlebende der Schar. An Bord des Schuners gebracht, blickt sie stumm und starr auf die verschwindenden Fahrzeuge, mit denen ihr Gatte und der Vater ihres Kindes in die Tiefe versinkt.

Die Wogen schlagen über den Spitzen der Masten zusammen — da ertönt ein gellender Schrei! ein Sprung — und auch sie ist von den Fluten verschlungen, ehe etwas zu ihrer Rettung geschehen kann.

Ihr Tod ist eines Piratenweibes würdig, das blutige Drama ist beendet.

Die Fregatte trennt sich von dem Amerikaner, nachdem sie ihn mit frischer Munition versehen, und steuert ihren Kurs nach Südwesten weiter. Schnell und ohne Unfall erreicht sie die Sundastraße, eine jener Stationen, an denen kein Schiff vorbei segelt, ohne eine kurze Rast zu machen.

Die von Westen kommenden haben eine Monate lange Tour hinter sich, die dorthin gehenden eine eben so lange vor sich, auf der sie kein Land sehen. Jene wollen sich nach so vielen Entbehrungen

*) Das Erzählte ist Thatsache! Der Verfasser.

erfrischen, diese noch Vorräthe von Früchten und andern Erzeugnissen des schönen Java mit hinausnehmen und das liebliche Aejer, ein mit allen Schönheiten der Tropen geschmücktes Städtchen an der Küste Bantams sieht jährlich tausende von Schiffen auf seiner geschätzten Rhede ankern.

Auch der „Seestern" verweilt einen Tag und manches Boot voll Bananen, Ananas und kostbarer Mangustin wird eingekauft. Die Kadetten leisten darin das Mögliche. Ihre Messe gleicht einem Fruchtkeller; sie ist von oben bis unten vollgepackt und niemand an Bord begreift, was sie mit solchen Quantitäten beginnen wollen. Aber Cadetten sind sehr oft unbegreiflich, namentlich, wenn es sich um Vertilgung von Früchten und Fruchteis handelt. Außerdem helfen bei solchen Gelegenheiten ihre Bursche auf das treueste, und so lichten sich die Vorräthe in unglaublich kurzer Zeit. Nach 48 Stunden ist die letzte Banane zu ihren Vätern versammelt, die Seekost tritt wieder in ihr Recht und Vogels Adjunct, der Koch, muß wieder allen seinen Scharfsinn aufbieten, um aus gelben Erbsen und Salzfleisch sieben Mal in der Woche andere Speisen herzustellen.

(Schluß folgt.)

Bei den Dioskuren der Welttelegraphie.

Von **Friedrich Bücker.**

Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich die electrische Telegraphie bereits auf dem höchsten Grad der Ausbildung und praktischen Anwendung wähnte, und daß ich sie keiner wesentlicheren Vervollkommnung fähig hielt. Ich war durch die Geschichte der Telegraphie, die ich in ihrem Entwickelungsgange kannte, und durch die Erlebnisse auf meinen Reisen zu dieser Annahme berechtigt. Während ich in den deutschen Gauen vielfach beobachtet, daß der Telegraphist sich in kurzer Zeit die Fähigkeit aneignet, die Depesche nach den Schlägen des Apparats zu citiren, ohne den Morseschen Papierstreifen auch nur eines Blicks zu würdigen, hatte ich fern von den Gestaden deutschen Geisteslebens den scheuen Wildling vom Lande in wenig Wochen zur Telegraphie herandressiren sehen. Wie waren die jetzigen Telegraphenapparate so geistreich erdacht, und so schön und gediegen construirt! Die Doppelcorrespondenz, oder das gleichzeitige Telegraphiren auf einem und demselben Drahte, in entgegengesetzter Richtung, und die gleichzeitige Beförderung zweier Depeschen durch einen und denselben Draht, und in einer und derselben Richtung, gehörte nicht mehr zu den unauflösbaren Aufgaben. Der Telegraph hatte sich auch schon längst weit genug gestreckt und gereckt. Während er in den dreißiger Jahren nur von dem magnetischen Observatorium in Göttingen bis zur Sternwarte reichte, durchlief er jetzt die Oceane, überspannte er die Steppen der alten Welt, und die Riesenströme und Hochgebirge der neuen. Im Jahre 1860 hatte bereits die Britannia direct mit dem schwarzen Pontus verkehrt, und in der Osternacht des Jahres 1862 weckte Leipzig über Genf, Rom, Malta und Tripolis das schlummernde Alexandrien. London und Smyrna, Algier und Petersburg, die Küsten des indischen Oceans, und die Gestade der Atlantis hatten bereits einander gerufen, als Britannia von der alten nach der neuen Welt die electrische Brücke schlug.

Wie gesagt, ich sah die electrische Telegraphie, diese „wunderbare Perle im Diadem der Wissenschaft unseres Jahrhunderts," im schönsten Glanze strahlen, und ich konnte mir nicht denken, daß die exacte Mechanik auf dem Gebiet der Fernschreibekunst noch Größeres zu leisten im Stande sei. Doch — mir sollten die Augen darüber geöffnet werden, daß das Kind der Wissenschaft dieses Jahrhunderts noch lange nicht zum Manne herangewachsen, ja, daß es noch in den Anfängen, noch in den Windeln liege. Halt — wird mancher Leser des Daheim denken — der Verfasser hat eine neue Leistung des Bakewellschen electrochemischen Copirtelegraphen, welcher die Handschrift des Correspondenten und sogar bildliche Darstellungen wiederzugeben vermag, kennen gelernt, und will uns angenehm überraschen. Mit Nichten! Ein Wunderkind, das nie praktisch brauchbar wird, hat für mich nur ein flüchtiges Interesse, und bis zu der Leistung, die Photographie eines Verbrechers, den die Criminalpolizei verfolgt, im Nu von Berlin nach Paris zu reproduciren, bringt es der electrochemische Telegraph ja doch nicht.

Ich war, und diesen Vorzug theilt gewiß noch das Gros des geistreichen Deutschlands mit mir, noch über manche Dinge, welche die electrische Telegraphie betreffen, im Unklaren. Ich wußte zum Beispiel nicht, wer in dieser und jener Erfindung das Prioritätsrecht zu beanspruchen, ja, ich kannte nicht einmal den eigentlichen Erfinder des electrischen Telegraphen. Hier drängte sich England und Frankreich, und dort sogar Rußland mit einem Namen vor, der mir nicht so recht volltönend und populär klingen wollte. Ich hatte ferner in ausländischen Blättern Artikel gelesen, die an dem Kopf nur einen, aber den bedeutungsvollen Namen: „Telegraphie" trugen, und in diesen Artikeln waren deutsche Namen, Namen, die für das feinere Ohr von hohem Wohlklang, nicht zu finden. Ich wollte also — was man so zu nennen pflegt, die Spreu vom Weizen sondern. Jeder sollte in seine Rechte treten. England, Frankreich, Rußland sollten in ihren Registern berühmter Namen keinen Mann einbüßen, aber jeder fremde Eindringling in deutsches Recht sollte auch in die ihm gebührenden Schranken zurückgewiesen werden.

Es war keine leichte Aufgabe für mich, denn wer war der competente Richter in diesen Dingen? Vor welches Forum sollte ich meine Angelegenheit tragen! War es das Doppelgestirn am wissenschaftlichen Himmel der Britannia, das mir am besten als Leuchte diente, und das sich Wheatstone und Cooke nennt? Nein, hier fürchtete ich eine Heimleuchtung. Als sich die Industrie der electrischen Telegraphie bemächtigte, und die Nationen den Wettlauf begannen, nahm — das versteht sich von selbst — das praktische England die Führung. Hat es diese aber auch behalten? Ist der Wheatstonesche Nadeltelegraph eine continentale Macht geworden, oder sieht er sich auf Inselreiche beschränkt? Britannia, knirsche und schäume gegen das Patent, welches den exacten Electromagneten von deinen Gestaden verbannte, und welches dein Stolz mit einem Krösusgebot loszukaufen unterließ. Ja, aber hatte nicht England die 300 deutsche Meilen lange electrische Brücke von seinen Gestaden nach der neuen Welt geschlagen, und so ein großes Problem der Telegraphie mit Erstaunen erregender Energie glücklich gelöst? Gewiß, aber ich kannte auch zwei deutsche Namen, die mit der Ueberwachung dieses riesigen Unternehmens betraut worden waren, und die gar weise Fingerzeige zur endlichen Lösung desselben gegeben. Nein, Wheatstone und Cooke waren mir nicht competente Richter. Ich mußte dort, dort an die Thür klopfen, wo der continentale Telegraph seine Macht entfaltete, wo er, genial erdacht und harmonisch construirt, die alte Welt beherrschte, wo ich an den länder- und völkerverbindenden Schienenstraßen den Triumph der exacten Mechanik in jedem Apparate sah. Ich ging zu den Dioskuren der Welttelegraphie, zu Siemens und Halske.

Ein ernstes Haus, dessen grüne Jalousien mich an den Banquier erinnerten, lag die Telegraphenbauanstalt von Siemens und Halske da. Aus ihr waren jene Apparate hervorgegangen, die der Gebildete, um sie nicht mit andern zu verwechseln, nicht ohne die Firma „Siemens-Halske" nennt, als: der Zeigertelegraph, der Telegraph für zwei Stationen, der Inductionsschreibtelegraph, der Umschalter, der Schreibapparat mit beweglichem Magnet, der Gegensprechapparat, der Widerstands-Meßapparat, der Magnetinductionsschlüssel, das Dosenrelais, das polarisirte Relais, der polarisirte Schwarzschreiber, der Plattenableiter, der Submarintaster, das Eisenbahnläutewerk, die electrische Uhr ꝛc. Da stand ich in dem Mittelpunkt des gewaltigen Etablissements, das ein Filial in London, ein anderes in Petersburg, und ein drittes in Tiflis hat; zu dem eine große mechanische Werkstatt und Kabelfabrik in Woolwich gehört und dessen Gesammtthätigkeit sich gegenwärtig auf den Bau des indo-europäischen Telegraphen erstreckt. Ich wurde durch das Reich der Federn, oder das Comptoir, in das Reich der Feder, oder in die Privatkanzlei geführt, und bald stand ich dem Doctor Werner Siemens gegenüber. Er sah nach seiner Uhr, als ich eintrat, und ich that ein Gleiches, um ihn daran zu erinnern, daß ich keineswegs beabsichtige, meinen Werg so endlos abzuspinnen, wie er seine electrischen Drähte.

Nach den einleitenden Worten, welche für die Leser des Daheim kein besonderes Interesse haben können, bewies mir Dr. Siemens, wie sich der Gedanke des electrischen Telegraphen langsam im Laufe eines Vierteljahrhunderts entwickelt, wie jeder wissenschaftlichen Ent

deckung auf diesem Gebiete sofort Vorschläge zur verbesserten Construction folgten, daß mit einem Wort die Erfindung des electrischen Telegraphen das Product des Geistes unseres Jahrhunderts sei.

Da stand im Hintergrunde Volta, welcher zuerst zur Kenntniß des dauernden galvanischen Stromes führte. Dann kam Sömmering mit seinem 27drähtigen unförmlichen Telegraphen, dessen Signale durch Wasserzersetzung resp. Gasentwicklung sichtbar wurden.

Sömmering brauchte für jeden Buchstaben einen Draht, und der siebenundzwanzigste verband die Flüssigkeiten in den Gefäßen leitend. Siemens hatte nichts dagegen, Volta den Stammvater, und Sömmering den Erfinder des electrischen Telegraphen zu nennen.

„Es ist auch constatirt," sagte ich zu Dr. Siemens, „daß Hofrath W. Sömmering in Frankfurt aus dem Tagebuche seines Vaters nachweist, daß dieser am 9. Juli 1809 den galvano-electrischen Telegraphen erfunden. Der Bericht des Dr. Sömmering über seine Erfindung ist in den Denkschriften der königlichen Academie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1809 — 1810 verzeichnet. Der Sömmering-Telegraph ist auch — das geht ebenfalls aus dem Tagebuche Sömmerings hervor, Napoleon vorgezeigt worden und es ist interessant, zu wissen, daß Napoleon die wichtigsten Triebfedern unseres Jahrhunderts, die Dampfkraft und die electrische Telegraphie in Händen hatte, und daß er vor diesen beiden geharnischten Genien mit Blindheit geschlagen stand."

„Napoleon," sagte Siemens, „konnte nichts nach seiner Ansicht Unausführbares brauchen, nichts, dessen Entpuppung zur größten Einfachheit aus complicirter Hülle in zu weiter Ferne lag, sonst würde er, der bei der Erbauung der Simplonstraße nur die eine Frage an seine Ingenieure kannte: le canon, quand pourra-t-il passer? auch die Physiker mit dem bedeutungsvollen: le télégraphe, quand pourra-t-il travailler? in ein Conclave gebannt haben."

„Auf Sömmering folgte nun wohl Professor Schweiger in Göttingen?"

„Schweiger," sagte Siemens, „welcher mit zwei Drähten und einem zusammengesetzten Alphabet dasselbe hätte erreichen können, was Sömmering mit 27 Drähten, wenn nur die Technik die Schwierigkeiten überwunden, ist nur der Sömmering in höherer Potenz."

„Dann muß auch Fechner in Leipzig in demselben Verhältniß zu Ampère in Paris stehen, wie Schweiger zu Sömmering?"

„Freilich! da Ampère den Vorschlag machte, die mittlerweile erfolgte Entdeckung Oersteds, daß der electrische Strom die freischwebende Magnetnadel ablenkt, statt der Wasserzersetzung zur Construction eines electrischen Telegraphen zu verwenden, und Fechner in Leipzig mit zwei Drähten und einer Magnetnadel erreichen konnte, was Ampère nur mit so vielen Magnetnadeln und Drähten, als das Alphabet Buchstaben hat, so ist Fechner wieder der Ampère in höherer Potenz."

„Welches ist jetzt der nächstfolgende Schritt zur Weiterentwickelung der Telegraphie?"

„Die Entdeckung Aragos, daß der electrische Strom benachbartes Eisen vorübergehend magnetisirt."

„Und wer benutzte zuerst diese Entdeckung?"

„Gauß und Weber in Göttingen und Steinheil in München. Sie führten die beiden ersten Telegraphen aus. Der eine verband das magnetische Observatorium in Göttingen mit der Sternwarte, und der andere die Münchener Academie mit der Sternwarte in dem benachbarten Bogenhausen."

„Ich bitte, fahren Sie fort, denn jetzt kommt England, um den deutschen Gedanken der electrischen Telegraphie praktisch zu verwerthen."

„Wheatstone in London," fuhr Siemens fort, „verbesserte wesentlich den Fechnerschen Nadeltelegraphen, und es gelang ihm, seinen Apparaten durch die große Einfachheit anfangs eine ausgedehnte Anwendung zu verschaffen. Doch nur ein geübtes Auge konnte an den Nadelstellungen schnell und sicher den mitgetheilten Buchstaben erkennen. Es konnte nicht ausbleiben, daß Morse, der statt der Magnetnadeln den Electromagnet benutzte, und nach Steinheils*) Vorbild einen Papierstreifen dergestalt vor der abgerundeten Spitze des Apparats vorüberführte, daß sie auf dem Papier einen Punkt bildete, wenn der electrische Strom nur von kurzer Dauer war, und einen Strich, wenn die Strömung länger dauerte, Wheatstone überflügelte; ja, der Morsesche Telegraph mußte mit seiner einfachen Schreibweise, und dem flüchtigen Nadelspiel Wheatstones gegenüber, die Grundlage des Welttelegraphen werden."

„Wheatstone hat sich aber mit der ganzen Energie eines Engländers an die Verbesserung seines Telegraphen gemacht!" sagte ich.

„Freilich!" entgegnete Siemens, „er construirte den einfachen und den Doppelnadeltelegraphen. Die Ablenkungen der Nadeln wurden durch elfenbeinerne Stifte, gegen welche sie schlugen, auf ein enges Spiel begränzt. Er construirte den Zeigertelegraphen, bei welchem jeder Strom den Zeiger um einen Schritt weiter beförderte. Er bewirkte durch eine Kurbel, welche von einem Buchstaben bis zu irgend einem andern fortbewegt wurde und welche den Zeiger des Empfängers auf denselben Buchstaben rückte, daß die Depesche leicht abgelesen werden konnte, doch .... das Bessere und Beste ist der Feind des Guten."

„Ich denke, die Wheatstonesche Kurbel wurde auch beseitigt?"

„Gewiß, man ließ die Herstellung und Unterbrechung des Stromes durch den Electromagnet selbst ausführen: man erfand den selbstthätigen Zeigertelegraphen, bei welchem die Depesche einfach auf den Tasten des Apparates abgespielt werden konnte."

Ich machte dem Manne, der bis jetzt seinen Namen noch nicht genannt hatte, und von dem ich wußte, daß er ihn auch im fernern Verlauf des Gesprächs nicht nennen würde, eine Verbeugung, und lenkte jetzt zu den wichtigen Erfindungen über, durch welche die Wirkungssphäre des Morseschen Telegraphen eine unbegränzte geworden. Da war zuerst das Siemens-Halskesche Relais, welches, genial erdacht und ausgezeichnet construirt, die größte Verbreitung gefunden. Siemens sprach natürlich nur von dem Relais, von jenem wichtigen Apparate, der dem Electromagnet gebietet, den gemachten Strich deutlich zu schließen. Dann kam die Translation. Durch sie kann die Depesche in unbegränzte Fernen gehen, während früher der Telegraphist der ersten Empfangsstation die Depesche weiter mit der Hand nach der folgenden Station befördern mußte. Durch die Translation schreibt der empfangende Apparat selbst, übernimmt also selbst die Thätigkeit des weitergebenden Telegraphisten. Daran reihten sich die Feldzüge gegen die schädlichen Einflüsse der atmosphärischen Electricität auf die Telegraphenlinien, und gegen alle diejenigen Erscheinungen, welche die so hochwichtige Drahtisolation gefährden. Bald zerstörte der Blitz die Leitungen und ihre Apparate; bald lenkte der bei einem Nordlicht in der Leitung erzeugte electrische Strom die Magnetnadel ab und halte die Läutewerke aus. Hier galt es, einer geheimnißvollen Macht nachzuspüren, welche die regelmäßige Function der Apparate störte, und dort mußte mit möglichst geringem Zeitverlust die Stelle ausfindig gemacht werden, wo der metallische Zusammenhang des Drahtes oder Kabels unterbrochen. Oft hemmten die geringsten Ursachen, z. B. die durch den Wind an den Draht gewehten Blätter der Bäume, sogar die benetzte Oberfläche eines nicht leitenden Körpers die Thätigkeit des Telegraphen. Und was ist alles von Sömmering an, der seine siebenundzwanzig Drähte einzeln mit Seide umspinnen und dann zusammen durch Glas- oder Thonröhren vom Erdboden isoliren wollte, bis zu dem Augenblicke auf dem Gebiete der Isolation geleistet worden, wo die Legung des letzten transatlantischen Kabels gelang! Welche Vervollkommnung in den Apparaten von den ersten rohen Klaviaturen an bis zu dem Spiegelgalvanometer, aus welchem durch Hin- und Zurückzucken eines Flämmchens die Depeschen entziffert werden, welche die neue Welt der alten sendet. Ich sah die Leistungen der electrischen Telegraphie auf ihrem Höhepunkte, und verhehlte solches dem Dr. Siemens am Schlusse nicht.

Er sah mich verwundert an, und sagte dann: „Die electrische Telegraphie hat noch ein unabsehbares Arbeitsfeld vor sich. Wir stehen erst am Anfange und noch lange nicht am Ende unserer Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete. Wir ziehen noch Zwirnsfäden auf gebrechliche Zündhölzer, während wir doch unbedingt wieder auf unterirdische Leitungen zurückkommen müssen. Das Telegraphiren durch die Hand muß durch die exacteste mechanische Telegraphie beseitigt werden. Wir müssen dort hundert Depeschen befördern, wo jetzt zwei, drei vom Stapel laufen. Zwischen dem Absender und dem Empfänger der Depesche darf keine Mittelsperson liegen. So lange das Briefschreiben noch nicht zur alten Reminiscenz geworden, so lange stehen wir auch noch nicht auf der Höhe der erreichbaren Leistungen der electrischen Telegraphie."

*) Steinheil (und nicht Morse) ist der Erfinder des ersten Schreibtelegraphen, weil er seine Nadelenden zuerst mit Farbebehältern versehen, welche auf dem Papier farbige Punkte hinterließen.

Digitized by Google

Als ich mit einem herzlichen Dank für die Mittheilungen von Werner Siemens schied, empfand ich eben das, was jeder empfindet, wenn er von einem Manne Abschied nimmt, welcher der Menschheit im Dienste der Wissenschaft Unberechenbares geleistet. Nicht nur eine Reihe von Erfindungen, welche wesentlich gestaltend auf die Telegraphie eingewirkt, sondern auch die exacteste mechanische Arbeit, verbunden mit einem fortwährenden constructiven Fortschritt, hat die Namen Siemens und Halske zu den Dioskuren der Welttelegraphie erhoben. Bereits in den Jahren 1849 und 1850 übernahm das Etablissement die Ausführung größerer Telegraphenlinien im Norden Deutschlands. Einige Jahre später übernahm es den Bau und die Remonte des großen russischen Telegraphennetzes; es wurde zur Zeit des Krimkrieges in kürzester Frist hergestellt. Hieran reihten sich Telegraphenanlagen in England, den englischen Kolonien, in Südamerika, Spanien 2c. In neuester Zeit ist das Gesammtgeschäft der Gebrüder Siemens in Berlin, London, Petersburg und Tiflis mit der Herstellung einer directen und unabhängigen Telegraphenlinie über Land zwischen England und Indien beschäftigt. Die Linie wird von London über Bremen, Berlin, Warschau, Odessa nach der Krim gehen, von wo ein unterseeisches Kabel von ungefähr 200 englischen Meilen durch das schwarze Meer gelegt wird, um die circassischen Gebirge zu umgehen, wo die bestehenden Linien der Unterbrechung durch den Buran (Schneesturm) ausgesetzt sind. — Weiter führt dann der Telegraph über Tiflis, Tabris nach Teheran in Persien, von wo aus dann die Linien der indischen Regierung nach Indien benutzt werden. Dieser directe indo-europäische Telegraph wird außerordentliche Vortheile bieten. Da zum Beispiel nach den Ausweisen des indischen Amtes die Durchschnittszeit zwischen Telegrammen von London und Bombay via Türkei fünf Tage beträgt, und die Depeschen auch sehr häufig verstümmelt und unverständlich sind, weil sie durch Beamte verschiedener Nationalitäten übertragen werden, so wird dagegen auf der neuen Linie London-Teheran eine ununterbrochene Verbindung, mit mechanischer Uebertragung auf einigen Zwischenstationen, nicht nur die Zeit beflügeln und die Kosten einer Depesche bedeutend ermäßigen, sondern auch die Gefahr des Irrthums fast gänzlich beseitigen.

Ja, das sind großartige, weltbewegende Unternehmungen. Was ist aber die größte Anlage dieser Art gegen die wissenschaftlichen Entdeckungen, welche sie erst ermöglichten: die Entdeckung der für die unterirdische und namentlich unterseeische Telegraphie so wichtigen Flaschenladung der Leitungen, und die Erforschung der Gesetze, denen sie gehorcht — die Methoden zur Bestimmung der Lage von Beschädigungen unterirdischer und submariner Leitungen — die Untersuchungsmethoden isolirter Drähte — die Herstellung reconstruirbarer Widerstandsmaße — das System der selbstthätigen Zeiger- und Typendrucktelegraphen — das System der Translation beim Morseschen Telegraphen, — die electromagnetischen Gegensprecher, mit deren Hülfe man gleichzeitig Depeschen in entgegengesetzter Richtung durch eine Leitung befördern kann — die polarisirten Morseschen Telegraphen, mit Hilfe deren die Punkte und Striche des Morseschen Alphabets durch kurze inducirte oder galvanische Wechselströme hervorgebracht werden — die mechanisch oder automatisch arbeitenden Schreibtelegraphen, bei welchen die Depeschen entweder in Form eines durchlöcherten Papierstreifens, oder vermittelst dem Buchdruck analog gesetzter Typen vorbereitet werden — die dynamo-electrischen Maschinen, durch welche Arbeitskraft direct in electrischen Strom umgewandelt wird! erinnern wir uns bei allen diesen Entdeckungen und Constructionen, durch welche die Telegraphie erst zur Telegraphie geworden, dankbar des Namens Siemens und auch seines treuen Mitarbeiters und unentbehrlichen Rathgebers Halske.

Halali!

(Zu dem Bilde auf Seite 13.)

Mich ärgerte die Behauptung des alten Jägers, daß die Hirsche jetzt nur noch von Königen und Fürsten geschossen werden, und ich sagte ihm der Wahrheit gemäß stracks auf den Kopf, daß ich den größten Hirsch Europas — ich meinte das aschfarbene, pferdegroße Elenn — nachweisbar vielleicht schon so oft geschossen, wie er den gewöhnlichsten Bock.

„Den schönsten Hirsch haben Sie bis jetzt aber wohl noch laufen lassen?“ erwiderte er, und um seine Mundwinkel zuckte jenes ironische Lächeln, darin der unter den Loden des Hochwaldes ergraute Waidmann ein Meister ist.

Ha, ich biß in meine Lippen, denn ich mußte schweigen. Er hatte mich — und zwar nicht unter vier Augen — empfindlich getroffen, der Alte. Ich nahm meine Mütze und stahl mich bald aus dem Kreise, darin ich um den letzten Rest meines Humors gekommen, that aber bei mir das Gelübde, nicht eher wieder die Büchse vom Nagel zu nehmen, bis ich damit den Fürsten des deutschen Hochwaldes erlegen konnte.

Ja, der Alte hatte Recht; ich lugte weit und breit nach einer Birsch aus, aber ich sollte nicht dazu kommen. Der schönste Hirsch war nur noch Auserkorenen zugänglich.

„Grade der Alte hat den schönsten Hirschstand!“ bekräftigte mir ein Freund, der jenen Waidmann, der mir's angethan, noch besser kannte als ich. „Warten Sie nur noch etwas; ich werde ihm schreiben.“

Einige Zeit darauf bekam ich ein Brieflein folgenden Inhalts:

„Da Sie ein feuriges Jägerblut sind, so kann ich vielleicht mit einer Fuchsjagd dienen. Finden Sie sich heute über acht Tage bei mir ein.“

Pah, ich warf den werthlosen Wisch in den Papierkorb. Doch da stand noch ein Postscriptum unten in der Ecke. Wie hieß der Zusatz zu dem werthlosen Geschreibsel? Ich raffte den Zettel wieder auf und las: „Die Fuchsjagd findet in dem Hirschstande statt.“

Das war ein ander Ding! Der Schienenstrang brachte mich rechtzeitig in die Nähe des Waidmanns, der den Hirsch nur Auserkorenen gönnte. Dann wanderte ich, die Büchse auf dem Rücken, noch einige Wegstunden durch das schönste Stück deutschen Waldes, das der Herr aufgebaut. Das Roth der Buchen, das Gelb der Birken, das Grün der Eichen, und das Schwarz der fernen Tannen — alles, was eine Waldlandschaft malerisch schön macht — erinnerte mich lebendig an das, was ich hätte kosten sollen, und was ich zu kosten verschmäht. Jetzt sank schon Blatt um Blatt zur Erde. Wie bald stand der Wald seines schönsten und letzten Schmuckes beraubt. Das ferne Rauschen in den Baumwipfeln erklang mir schon wie ein Vorbote des sich zum Fluge bereitenden Wintersturms. Wie bald mußte er dahergebraust kommen, in die Blätter und Zweige wüthen, und den Freund der freien Natur in sein Daheim bannen. Die Laubsänger hatten ihren Weg bereits südwärts gelenkt. Die Turteltaube, dieser mein Liebling unter den Gefiederten des Hochwaldes, war verstummt, und statt ihres süßen Girrens tönte nur noch der schneidende Schrei des Hähers weithin. Hier machten sich noch einige der kleineren gefiederten Räuber zu schaffen. Eilt den anderen nach, ihr Polizisten, damit weiter unten die Unordnung nicht einreißt!

Der alte Jäger und seine Waidgenossen empfingen mich recht herzlich. In seiner Balkenhütte lungerte schon das Treibervolk herum, junges Blut, das keck herumstreift in der freien Natur, und die Gegenspecies der Kirchhofrosen auf seinen Wangen erhält. Die verschiedensten Lärmapparate, rostige Taschenpistolen, Knarren, Klappern, Schellen, und vor allen Dingen der nie versagende Jauchzer in der Brust, waren mitgebracht. Ja, der Mißton des runzeligen Jagdhornes und das Gekläff der Dächsel fehlte nicht in dem Concert, wenn die Musik erst losging. — Der Alte wollte die Treibbuben, die er längst gehörig instruirt, eben an Ort und Stelle senden, als ich Einsprache dagegen erhob.

„Ich weiß, wo der Fuchs am liebsten durch die Lappen geht,“ sagte ich, „ich bleibe bei dem jungen Volk und bei Euch.“

Der alte Waidmann schlug eine helle Lache auf und seine Genossen thaten ein Gleiches.

„Ich habe den weiten Weg hierher gemacht. Laßt mir meinen Willen; ich bin kein Jäger von gestern.“

„Gut, wie Sie wollen, aber auf diese Weise werden Sie weder den Fuchs „federn“ sehen, noch den Hirsch .... doch ich halte den Mund. Geht. Stellt Euch auf, Ihr andern; Ihr wißt Bescheid.“

Die Schützen gingen und ließen mich als den Geprellten zurück.

„Ich zerbreche immer die meisten Knochen da, wo andere kein Härlein Wolle erobern,“ sagte ich zu dem Alten, als ich mich mit

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 10. October 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 2.**

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Eine Soirée bei Richelieu.

Der große Saal des Palais Cardinal war hell erleuchtet. Auf mächtigen Candelabern, deren köstliche Ciselirung aus den berühmtesten Werkstätten Italiens hervorgegangen war, brannten mächtige Wachskerzen, die Wolken feinster Räucherwerke zogen durch den weiten Raum und die Farben der prachtvollen Deckengemälde schienen durch diesen leichten Nebel zu glühen. Bereits wogte eine festlich geschmückte Menge in den Gallerien, Sälen oder Vorzimmern dieses großen Baues, der die Eifersucht des Königs erregt hatte, weshalb der Cardinal seinen Monarchen zum Erben einsetzte, wenn der unterthänige Diener dereinst das Zeitliche gesegnet haben würde. Noch war die Unterhaltung der Anwesenden, die mit jeder Minute sich vermehrten, ziemlich laut. Man besprach die Stadtneuigkeiten von Paris, man kritisirte die Toiletten der Ankommenden, bis endlich die Hauptthüre sich öffnete und der diensthabende Cavalier mit lauter Stimme verkündete: „Der Herr Cardinal." Voran schritten vier Officiere der Musketiere des Herrn Cardinals, dann kamen zwei Pagen, dann erschien die Eminenz selbst, sich auf Herrn von Chavigny stützend. Der Cardinal Richelieu trug ein langes, rothes Gewand mit besponnenen Knöpfen, einen gleichfarbigen Ueberwurf; seinen Hals umschloß ein feiner, einfach weißer Kragen, darunter kam das blauseidene Band hervor, an welchem der Orden des heiligen Geistes befestigt war. Seine Tonsur hatte er durch ein rothes Käppchen verdeckt und seine Finger starrten von Diamantringen. Die tiefe Stille, welche sein Erscheinen erzeugte, benutzte der Cardinal, um sofort der Frau von Combalet, seiner Nichte, einen Gruß zu bringen. Hierauf ließ er sich durch Herrn von Brancas die geladenen Fremden vorstellen, dann rief er seinem ersten Kammerdiener Bournais zu: „Laß serviren!" und damit war die Ungezwungenheit wieder hergestellt, denn es eilten nunmehr die Lakaien aus der anstoßenden Gallerie herbei, das Klappern von Schüsseln und Tellern begann und die Gesellschaft des Cardinals speiste stehend oder sitzend, je nachdem man Platz oder Behagen fand. Der Cardinal unterhielt sich sehr herablassend mit jedem und, da er keineswegs knauserte, sondern im Gegentheil treffliche Weine, auserlesene Speisen und Leckereien auftragen ließ, waren seine Gesellschaften weit gesuchter, als die des Königs; außerdem rief aber auch die Besorgniß, mißfällig zu werden, eine große Anzahl von Leuten in das Palais Cardinal, welche sonst vielleicht der gefährlichen Ehre fern geblieben wären.

An jenem Abende nun hatte der Cardinal gar keine Ruhe. Er eilte von einer Person zur anderen, ließ häufig genug die Angeredeten stehen, ohne ihre Antworten abzuwarten, und blickte während der Unterhaltung zerstreut im Saale umher. Er schien etwas zu suchen.

Diese Recognoscirung mochte bereits einige Minuten gewährt haben, als sich in der Ferne inmitten einer Menschengruppe die Gestalt eines schwarzgekleideten Mannes zeigte. Dieser Mann verbeugte sich tief vor dem Cardinal. „Brancas," sagte Richelieu, „rufe mir den Herrn von Bois-Robert herbei." — Wenn der Cardinal bei guter Laune war, dutzte er seine Umgebung. Brancas führte den Begehrten zu Richelieu. „Sie haben mir Nachricht gebracht von England?" sagte er. Der junge Mann verneigte sich tiefer noch, als vorher, und verharrte einen Augenblick in dieser Stellung, zugleich gab der Cardinal einen kurzen Wink mit der Hand, dieser Wink bedeutete: „Die Gesellschaft ziehe sich zurück, denn ich habe mit dem hier etwas zu reden."

Als daher der Cardinal mit Bois-Robert gewissermaßen den Mittelpunkt eines weitgedehnten Kreises bildeten, sagte Richelieu halblaut: „Erhebe Dich." Bois-Robert richtete sich hoch auf. „Euer Eminenz dürfen Ihres Erfolges gewiß sein," flüsterte er, „sie erwartet Ihren Besuch." Das Antlitz des Cardinals zeigte keine besondere Veränderung, er verstand sich zu beherrschen, aber diejenigen, welche Gesichter der Machthaber studirten, die leichten Zuckungen ihrer Gesichtsmuskeln zu deuten vermochten, wollten wissen, daß der Cardinal etwas Angenehmes erfahren habe. Er winkte auch sogleich, näher zu treten und sagte nur noch schnell: „Um welche Stunde?" „Um die erste nach Mitternacht." Die Gesellschaft trat wieder dem Gewaltigen nahe, der sich noch leutseliger, als vorher, mit allen unterhielt. Nun wurden Wünsche, in das Gewand des Scherzes gekleidet, dem

Cardinal vorgetragen, Pensionen oder Erhöhungen gefordert, denn die gute Laune des Löwen mußte benutzt werden. Plötzlich entstand ein kleiner Auflauf an der Saalthüre und es erschienen zwei Herren in prachtvoller Hofkleidung. Sie drängten sich durch die Menge und machten dem Cardinal ihre Verbeugungen. „Ah — endlich seid Ihr da!“ sagte Richelieu, ihnen die Hände reichend. „Ich vermißte Euch bereits, wo weilt Ihr denn? etwa bei der gefahrvollen Schönheit der Straße des Vieux Augustins?“ Er hob drohend den Finger. „Seid willkommen, Meilleraye und Brezé. Wo ist Dein Sohn, Brezé? ich sehe ihn nicht — ist er etwa gar der Nebenbuhler seines Vaters?“ „Eminenz,“ entgegnete Brezé, „die gefährliche Schönheit ist augenblicklich nicht zu erspähen. Sie hat sicherlich wieder eine jener geheimnißvollen Missionen auszuführen, welche ihr, wie die Sage behauptet, von Geistern oder Dämonen, oder höheren Wesen überhaupt, aufgetragen werden. Das kleine Hotel der Straße des Vieux Augustins ist hermetisch verschlossen. Wir können also nicht von ihr kommen. Wenn Eminenz die Herablassung haben, sich nach meinem Sohne zu erkundigen, dann antworte ich: Auch er hat die gefährliche Schöne gemieden, seine Abwesenheit hat eine anderen Grund. Der Neffe Euer Eminenz, der Herzog Victor de Brezé, sitzt einsam in seinem Zimmer und denkt nach, auf welche Weise er das Duellmandat des Königs umgehen kann.“ Der Cardinal fuhr empor, die Gesellschaft wich einen Schritt zurück. Man wußte, daß die Strenge des Gesetzes gegen Duellanten mit voller Wucht gehandhabt wurde. „Eh — Dieu de Dieu,“ rief der Cardinal, „Du sprichst wie ein Student des College des Lombards. Diese Italiener sind immer gleich mit dem Degen bei der Hand — ruhig, meine Herren! Ich lasse genug im Stillen hingehen, da ich tapfere Männer liebe, allein ich darf nicht offnen Friedensbruch dulden. Brezé, ich bin erstaunt, was ist geschehen?“

Alles reckte die Ohren und die Hälse. Es mußte irgend eine besonders wichtige Sache verhandelt worden sein, daß der Herzog offen von dem bevorstehenden Zweikampfe seines Sohnes mit irgend einem hohen Gegner zu sprechen wagte. „Eminenz,“ begann Brezé, „halten Sie die Brezés für guten Adel?“ „Ich hoffe, niemand wagt es, das zu bestreiten. Ich bin mit Ihnen verwandt.“ — „Nun denn, Eminenz, das Wappen der Brezés ist heut mit Koth besudelt worden und nur Blut — Eminenz werden das selbst zugestehen müssen, nur Blut kann diesen Schimpf abwaschen.“ Der Cardinal verfärbte sich leicht. Er hatte so eben ausgesprochen, daß die Brezés sich seiner Verwandtschaft rühmen durften; er hatte gesagt, er hoffe, niemand bestreite die Trefflichkeit des Adels dieser Familie, und nun gab es sogar jemanden, der das Wappen dieser Familie mit Koth besudelte? Diese Beschimpfung ward in des Cardinals Hause, vor einem Kreise der höchsten Gesellschaft von Paris, offen von einem Mitgliede der Familie bekannt — das war ungeheuer. „Sie werden mir sofort den Mann nennen, Herr Herzog,“ rief der Cardinal, „der es gewagt hat, meinem Neffen, Ihrem Sohne, einen öffentlichen Schimpf anzuthun — wer hat es gewagt, ihn zu beleidigen? wer trat ihm entgegen?“

Ehe noch Brezé zu antworten vermochte, theilte sich der Kreis an der dem Cardinal gegenüberliegenden Stelle, und die geputzten Herren bei Seite schiebend, erschien, wenige Schritte von Seiner Eminenz entfernt, ein hochgewachsener Mann. Er trug halb militärische — halb bürgerliche Kleidung. Die kraftvollen, eleganten Beine steckten in feinen rehledernen Stiefeln, deren goldene Sporen harmonisch klirrten, die weiten spanischen Beinkleider waren zierlich gestickt, über den Gürtel derselben fielen kostbare Bandschleifen unter einem zierlich gefälteten Hemde hervor. Der Mann trug ein militärisch besetztes Wammes aus rothem Sammet mit silbernen, dicken Knöpfen besäet und einen reichverzierten Degen in seinem Wehrgehänge.

Er neigte sich tief vor dem Cardinal, der die unerwartete Störung nicht besonders günstig aufzunehmen schien, denn er blickte den Herbeigetretenen scharf an, spielte mit seinem Daumen, was immer ein Zeichen des Zornes bei ihm war und sagte mit schnarrender Stimme, die aus der Nase zu kommen schien: „Was wünschen Sie denn, Herr von Saint-Preuil?“ — „Ich bitte nur um die Gnade, Euer Eminenz den Mann nennen zu dürfen, der den Herzog Victor von Brezé beleidigt hat.“ — Richelieu sah den Sprecher mit glühenden Blicken an, er ahnte, welche Lösung das Räthsel finden werde. „Sie haben sich heut noch gar nicht vor mir gezeigt, Herr von Saint-Preuil,“ schnarrte der Cardinal weiter, „obwohl ich Sie laden ließ, aber es scheint, Sie wollten mir eine Ueberraschung bereiten.“ „Vielleicht, Eminenz,“ erwiderte Saint-Preuil ruhig. „Dann aber wollte ich warten, bis der Herr Herzog von Brezé den Unfall seines Sohnes gemeldet haben würde, um Euer Eminenz die Mittheilung zu machen, daß derjenige, welcher heut im Ballspielsaale zur Weltkugel den Herzog Victor von Brezé mit einem wohlgezielten Balle zu Boden und in den Sand warf, niemand anderes gewesen ist — als ich selbst.“ Ein schlechtunterdrückter Ausruf des Erstaunens durchlief den Saal und nur Richelieu blieb gleich einer Bronzestatue inmitten dieser Aufregung neben Chavigny, der sich ihm genähert hatte.

Der Cardinal war in seltsame Bewegung und Empfindung versetzt worden. Von seiner Gewalt, von der Macht seines Augenwinkens, an dessen Weise Leben oder Tod hingen, vollkommen überzeugt, schien es ihm nach dem Vorhergegangenen kaum faßlich, daß ein Mensch es wagen konnte, sich als den Beschimpfer des Herzogs zu bekennen. Diese Dreistigkeit empörte den Cardinal. Allein in demselben Grade war auch seine Achtung für den kühnen Mann gestiegen, der, des gewagten Schrittes eingedenk, der Gefahr sich wohl bewußt, dennoch offen erklärte, den Herzog wie einen Schulbuben behandelt zu haben. Der Cardinal hielt mühsam an sich, damit nicht Zorn und Anerkennung zugleich losbrechen möchten, dann sagte er mit einer vor Erregung zitternden Stimme: „Sie scheinen Ihren Kopf für sehr sicher zu halten, mein Herr von Saint-Preuil,“ und dabei schoß er aus seinen großen, aber stets halbverschleierten Augen so furchtbare Blitze, daß jedem nur einigermaßen Aengstlichen der kalte Schweiß auf die Stirne trat. Aber Saint-Preuil ließ sich nicht im geringsten einschüchtern. Er sah, ohne weiter um sich zu blicken, wie sämmtliche Augen auf ihn gerichtet waren, er fühlte eine Art von Strömung, die sich durch alle seine Adern ergoß und die von den Beobachtern auszugehen schien und er sagte sich, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, dem übermüthigen Herzoge einen neuen Stoß zu versetzen. Seine Rechte unter [illegible] schiebend, einen Fuß versetzend, blickte er daher den Cardin[illegible] an und antwortete auf dessen Frage:

„Euer Eminenz müssen am besten wissen, ob ich meinen Kopf für fest halte, oder nicht, denn Sie haben mich schon ein Dutzend Mal mit Unternehmungen betraut, bei deren Ausführung ich wohl fünf Mal des Tages meinen Kopf gewagt habe.“

Richelieu biß sich in die Lippen.

„Sie führen den Degen so gut, wie das Wort, mein Herr,“ entgegnete er. „Sie irren sich aber, wenn Sie glauben, daß diese Herren dort, Verwandte von mir, den Schimpf, den Sie einem ihrer Angehörigen zugefügt haben, durch Worte für sühnbar halten.“

„Ich habe ja bereits dem Herrn Herzog Victor meine Wohnung mitgetheilt,“ sagte Saint-Preuil stolz.

„Das ist zu viel, Eminenz,“ schrie Meilleraye, alles vergessend. „Das heißt den Burgfrieden Euer Eminenz brechen. Herr von Saint-Preuil fühlt sich sicher. Er vermag uns zu höhnen, das Gesetz schützt ihn. Brechen Sie es, Eminenz, im Interesse Ihrer eigenen Ehre.“

Die Damen schrien unwillkürlich auf, die Herren der Gesellschaft warfen sich zwischen Saint-Preuil und seine Gegner, denn man erwartete einen Ausbruch der Feindseligkeiten, aber der Cardinal rief mit erhobener Stimme: „Zurück! — Ah, das ist stark. In meinem Hause fürchtet man die Gewalt auftreten zu sehen? — Lassen Sie die Herren einander gegenübertreten, ich will doch erfahren, wer der erste ist, dessen Hand hier unter diesem Dache an den Degen fährt.“ Eine peinliche Stille trat ein. „Bournais,“ befahl der Cardinal. „Geh' in mein Cabinet und nimm das Papier, welches Du auf dem großen Guertidon aus Lapislazuli liegen sehen wirst — bringe es hieher. Unterdessen, meine Herrschaften, betrachten Sie die neuen, so eben enthüllten Wandgemälde von Philipp de Champagne, welche ich anfertigen ließ.“

Froh, der tödtlichen Verlegenheit entrückt zu sein, wandte sich alles um. Von der östlichen Seite der neben dem Saal hinlaufenden Gallerie hatten die Diener die Vorhänge weggezogen. Man erblickte prächtige Fresken, welche Scenen aus dem Leben des Cardinals darstellten. In der Mitte, gerade dem Eingange gegenüber, sah man die Gestalt Richelieus in Lebensgröße ausgeführt. Dieses Bild erweckte Furcht und Bewunderung zugleich. Der Gewaltige hatte den Ausdruck gebietender Strenge angenommen, als der Maler ihn porträtirte, und um seine gottähnliche Macht jedem Beschauer fühlen zu lassen

hatte er seinem Bilde eine Weltkugel in die Rechte gegeben, eben aber zeigte sich die vermessene Inschrift: „Hic stante, cuncta moventur.“

Die Massen der Geladenen versenkten sich in stummer, ängstlicher Bewunderung dieser Ungeheuerlichkeit, während der Cardinal, die Hände auf den Rücken gelegt, durch die Reihen schritt; er hörte aufmerksam, obwohl anscheinend gleichgültig, die Bemerkungen der Gesellschaft, von der natürlich jeder des Lobes voll war, was der Cardinal mit sehr wohlwollendem Lächeln aufnahm. Keine Kokette in der großen Stadt Paris war eitler, als der allmächtige Richelieu. Nicht der Hochverrath allein, der Tadel über einige Verse des Cardinals führte Cinq-Mars auf das Blutgerüst.

Unterdessen trat Bournais mit dem Papiere in die Gallerie. Der Cardinal ging ihm entgegen und nahm das in Briefform gebrachte Document dem Diener ab.

„Was enthält dieses Schreiben? wem gilt es?“

„Herr von Saint-Preuil!“ rief der Cardinal.

„Es gilt Saint-Preuil!“ flüsterte die Menge.

„Es ist ein Haftbefehl,“ triumphirte Brezé. „Wenn er nur erst in der Bastille sitzt, wird der Weg zum Schaffot mit der Zeit bereitet,“ murmelte Meillerahe.

Saint-Preuil näherte sich. Aufmerksam betrachtete ihn die Menge, man fragte sich: wer dem Sieur den Degen abfordern werde.

„Herr von Saint-Preuil,“ sagte der Cardinal, „Sie sind ein tapfrer Mann. Ich schätze Sie — wenn ich auch Ihr Betragen nicht immer billigen kann. Sie müssen entfernt werden, denn Ihre Hitze möchte Sie zu weit treiben, deshalb soll eine Verbannung Ihre Strafe sein. Ich übergebe Ihnen hiermit das Patent, welches Sie zum Gouverneur von Deurlens ernennt, das wird Sie von der Schwelle des Streites entfernen.“

Er reichte das Papier, welches die Bestallung enthielt, an Saint-Preuil, der es ruhig zusammenfaltete, es sodann unter sein Wamms schob und mit einer tiefen Verbeugung dem Cardinal dankte. Hierauf ließ er seine Blicke über die Menge gleiten und, als er einen leichten Wink Richelieus bemerkte, wendete er sich zum Gehen. Meillerahe, Brezé und ihr Anhang vermochten kein Wort hervorzubringen, und mit stolzer Geberde schritt Saint-Preuil durch die Gruppen nach dem Ausgange des Saales. — Eine Zurücknahme der Bestallung war unmöglich. Wenn der Cardinal einmal gesprochen oder gehandelt hatte, vermochte niemand die Befehle umzustoßen. Herr de la Meillerahe und sein Freund Brezé sahen also, daß sie hier im Palaste des Ministers eine große Niederlage erlitten hatten. Der beabsichtigte Streich gegen Saint-Preuil war vereitelt.

„Wir werden ihn finden, den Unverschämten“ knirschte Meillerahe. „Es ist nur ein Aufschub und gewiß, die Stunde der Vergeltung schlägt.“

Sie mischten sich unter die Gäste des Cardinals, der gerade mit einigen Herren der Gesandtschaft plauderte. Er schien die Ereignisse, welche kurz zuvor ihn noch erregt hatten, vollständig vergessen zu haben und erst nach Verlauf einer guten Stunde rief der diensthabende Cavalier: „Der Herr Cardinal verläßt die Gesellschaft.“ Zwei Reihen bildeten sich, welche der Gewaltige, auf Charignys Arm gelehnt, durchschritt, nach beiden Seiten hin freundlich grüßend. Als er den Saal verlassen hatte, stießen die Gruppen wieder zusammen. Ein Brausen der Unterhaltung begann und jetzt erst gelang es den Brezés und Meillerayes im Kreise ihrer Anhänger, dem Unmuthe über das Vorgefallene Worte zu leihen.

Der Cardinal ging vom Saale aus, die Corridore durchschreitend, verschiedene Zimmer passirend, in sein Schlafkabinet. Hier brannte eine prachtvoll verzierte Lampe auf vergoldetem Tische. Neben diesem Tische stand ein Sessel, auf welchem mehrere, durch eine Decke verhüllte Gegenstände lagen. Hinter dem Sessel stand Bournais, der vertraute Kammerdiener. Als der voranschreitende Page die Thür des Zimmers geöffnet hatte, verabschiedete der Cardinal Charigny, der ihm ehrerbietig die Hand küßte. Auch der Page zog sich auf einen Wink des Gebieters zurück. Richelieu und Bournais blieben in dem Cabinet allein.

„Wie spät ist es an der Zeit?“ fragte der Cardinal.

„Gleich zwölf Uhr, Eminenz“ antwortete Bournais.

„Schnell also!“ befahl der Cardinal.

Ohne weiter zu sprechen, streifte Bournais dem Gebieter das rothe Gewand, den Kragen und das Ordensband ab und begann zugleich eine neue Toilette. Indem er die Decke von dem Sessel zog, legte er einen eleganten Cavalieranzug vor den Augen des Cardinals blos. Richelieu zog die Kleider mit Bournais Hilfe an und nach kurzer Zeit hatte der Kirchenfürst sich in einen Edelmann verwandelt, der an stattlichem Aussehen und ritterlicher Haltung keinem der elegantesten jungen Cavaliere das Geringste nachgab. Ein perlgraufarbiges, seidenes Wamms, mit rothen Passementen aufgeschlagen und mit Silber gestickt, seine hohe Lederstiefel mit Klirrsporen, ein rothsammeteuer Mantel, ein grauer Filzhut mit weißen Federn geziert, bildeten den Anzug des Cardinals. Ueber die Schulter fiel ein breites Wehrgehänge aus silbernen Kettchen zusammengesetzt, welches einen prächtigen Stoßdegen trug. Unter diesen Zurüstungen war es halb ein Uhr geworden.

„Sieh nach, wer auf dem Gange ist!“ befahl Richelieu.

Bournais öffnete die Thür.

„Herr von Bois-Robert ist draußen.“

„Gut denn. Meinen Mantel und den Loup.“

Bournais reichte dem Cardinal einen braunen Mantel, mit welchem sich jener umhüllte, dann eine schwarze Sammetmaske, die man Loup (Wolf) nannte und durch deren Hülle das Gesicht halb verdeckt wurde. Der Cardinal legte sie vor und trat in den Corridor, wo Bois-Robert seiner bereits harrte. Der Vertraute war ebenso verhüllt, wie der Gebieter.

„Laß die Lampe brennen, Bournais,“ flüsterte der Cardinal.

Er gab hierauf Bois-Robert einen Wink und beide schritten den Corridor entlang, dessen schon halbverlöschende Lampen nur noch spärlich das Dunkel an einigen Stellen erleuchteten. Der Cardinal war aber in seinem Palaste so zu Haus, daß er jede Stufe, jede Windung genau kannte. Nachdem er mit Bois-Robert eine zeitlang über Treppen, durch Flur und Winkel gewandert war, stand er vor einer Thür still, zog aus der Tasche seines Mantels einen Schlüssel und öffnete. Die Pforte führte gerade aus dem Palais Cardinal in die Straße Baugirard. Die beiden Herren befanden sich im Freien. Richelieu schloß die Thür wieder, und bald war er mit seinem Begleiter im Schatten der Nacht und der hohen Häuser verschwunden. Die Straße war ziemlich öde; nur einige Sänften und Kutschen belebten sie noch. Sie führten die Gäste des Cardinals nach Hause, während der Wirth selbst vermummt an ihnen vorüberschritt. Richelieu und sein Vertrauter wendeten sich nach rechts und da sie scharfen Schritt hielten, gelangten sie bald in die Straße Des Petits Pères. Diese Gegend, welche erst bei Beginn des Jahrhunderts angebaut worden war, enthielt nur wenige Häuser. An verschiedenen Stellen sah man noch Theile des Parks oder Waldes, der ehemals hier sich ausbreitete. Diese Parktheile waren von den gegenwärtigen Besitzern erhalten worden, und inmitten der schönen alten Bäume erhoben sich stattliche Bauten, oder lagen kleinere Häuser, ganz im Grün versteckt. Der Cardinal und Bois-Robert blieben vor einem Gitter stehen, welches den Garten eines Hôtels von der Straße trennte.

„Es ist finster ringsum und in dem Hause selbst,“ flüsterte der Cardinal.

„Die Zeit ist von Euer Eminenz richtig eingehalten worden. Hören Sie? so eben schlägt es ein Uhr.“

Bois-Robert rüttelte die verschlossene Thüre des Gitters. Sie gab nicht um einen Zoll breit nach. Richelieu ward ungeduldig und der Vertraute glaubte das Blitzen seiner Augen in dem Dunkel der Nacht bemerken zu können; die Sammtmaske hatte der Cardinal abgenommen und sein blasses Gesicht schien in der Finsterniß zu leuchten.

„Bois-Robert, ich glaube, Du warst ein Dummkopf,“ sagte er leise.

Diese Vertraulichkeit war gefährlich, und der Begleiter beschloß, eher alles zu wagen, als sich dem Zorne des Gebieters auszusetzen. Er zog seinen Degen und ehe noch der Cardinal es vermochte, Einspruch zu thun, pochte Bois-Robert drei Mal so heftig mit dem Knopfe seiner Waffe gegen das Schild des Gitterschlosses, daß die gewichtigen Schläge ringsum das Echo im Garten und in der Gasse weckten. Einige Hunde schlugen an. In diesem Augenblicke erhellte sich ein Fenster des Hauses durch matten Lichtschimmer, der schnell wieder verschwand. Noch einige Minuten blieb alles still und dunkel, dann ward die Hausthür geöffnet, eine mit Licht bewaffnete Gestalt erschien und ging durch den Garten. Der Schimmer barg

sich zuweilen hinter dem dichten Gebüsch, dann erhellte er wieder die nächsten Umgebungen. Endlich sahen die Harrenden eine alte Frau auf das Gitter zukommen.

„Wer ist da?" fragte sie mit hohler Stimme.

„Bois-Robert."

Der Cardinal hatte seine Maske wieder vorgenommen.

„Schon gut — schon gut," sagte die Alte, die Kerze löschend und das Gitter öffnend. „Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Bois-Robert, ich werde Sie führen, der andere Herr kann Sie beim Mantelzipfel nehmen."

In dieser Weise schritten die drei auf das Haus zu, dessen Flur sie, auf den Spitzen schreitend, betraten.

Cardinal und Capitän.

Versetzen wir uns um einige Stunden zurück und folgen wir dem hochgewachsenen Manne, der, aus dem Hauptthore des Palais Cardinal kommend, hastigen Schrittes durch die Straße Tournelles eilte, um sich in das Gewirr von Gäßchen zu werfen, welches dicht hinter derselben, noch aus der Zeit Franz des Ersten stammend, bis an die alte Befestigung von Paris lief. Der Mann kannte genau alle die dunkeln Bogen, die vielfachen Passagen und Verbindungen. Er hielt keinen Augenblick an, um sich zu orientiren, sondern setzte den Weg, leise vor sich hin ein Lied summend, fort. Einige hellbrennende Lampen, welche vor einem großen Marienbilde angebracht waren, warfen ihren Schimmer auf das bisher vom Dunkel der Nacht unkenntliche Gesicht des eiligen Wanderers. Es war Saint-Preuil.

Er lenkte seine Schritte in die Straße Des Petits Pères nach einem großen Parke, den ringsum Mauern einschlossen und in dessen Mitte Gebäude, halb zwischen Baumgruppen versteckt, lagen. Saint-Preuil schien mit der Localität vollkommen bekannt, denn er benutzte nicht die große Thüre des Parkgitters, sondern ging sogleich auf eine Stelle in der Mauer zu, welche im Halbdunkel nur mühsam von dem Uneingeweihten entdeckt werden konnte. An jener Stelle befand sich eine kleine Thür, die Saint-Preuil mit einem Schlüssel öffnete. Er trat durch diese Pforte in den Park, schloß hinter sich zu und eilte durch die Gebüsche in das Haus. Alles war still und selbst der Glanz der hinter den Fenstern befindlichen Lichter war absichtlich durch das Herunterlassen dichter Vorhänge gedämpft. Saint-Preuil klopfte an die Hausthür. Eine alte Frau, welche schon seit einiger Zeit hier auf Posten gestanden haben mochte, öffnete und fuhr bei dem Anblick Saint-Preuils mit schlechtverhehltem Erstaunen zurück.

„Sie sind es? Herr Capitän?" fragte die Alte.

„Leibhaftig, Barbara," entgegnete Saint-Preuil. „Ich komme hoffentlich gelegen. Ist das Fräulein zu Haus?"

„Sie ist — sie will," stotterte Barbara.

„Gut — gut. Ich kenne ja den Weg."

Mit diesen Worten stieg Saint-Preuil, ohne die Alte weiter zu beachten, die steinerne Treppe hinauf, ging über den Corridor und zur Thüre eines Zimmers, die er mit kräftigem Drucke öffnete. Ein heller Lichtschein blendete ihn auf einige Secunden. Er stand auf der Schwelle eines fast fürstlich ausgeschmückten Zimmers. Es war in jenem üppig reichen Stil der Zeit Franz des Ersten möblirt und verziert, den man „Renaissance" nennt. Mächtige Tapeten, die herrlichste Gobelinarbeit, hingen zwischen breiten, von geschnitzten Arabesken umwundenen Pfeilern herab. Ein Paar, in Caryatidenform angebrachte Statuen von Negersclaven, hielten den marmornen Sims des Kamines, in welchem trotz der vorgerückten Jahreszeit nur ein leichtes Feuer brannte. Ein Kronleuchter, aus vielen glänzenden Messingkugeln zusammengesetzt, hing von der Decke herab und war mit brennenden Kerzen besteckt. Die prachtvollen Möbel standen geordnet im Gemache und auf einem Tische in der Nähe des Kamins gewahrte man zierliche Gedecke, in deren Mitte eine prächtige venetianische Glasflasche, mit spanischem Weine gefüllt, funkelte.

Saint-Preuil schien einen Augenblick betroffen, aber er hatte keine Zeit, sich von seinem Staunen zu erholen, denn plötzlich wurden die Vorhänge des Nebenzimmers auseinandergeschlagen, und mit dem reichsten Hauskleide angethan zeigte sich eine schöne junge Dame. Sie schien bei dem Anblick des Capitäns verlegen, faßte sich jedoch schnell und trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte zärtlich ihn anblickend:

„Willkommen, Franz."

„Maria," rief leidenschaftlich der Capitän, einen Kuß auf die Hand drückend. „Sie erwarteten mich? oh — gewiß. Diese Vorbereitungen galten meinem Empfange. Aber weshalb so viel Umstände? es bedurfte nur eines kleinen, halb verstohlen glühenden Lichtes, ich finde den Weg zu Ihnen dennoch. Es bedurfte keiner so prächtig servirten Tafel, eine Frucht, von Ihrer Hand gereicht, genügte."

Die Dame erröthete leicht. Sie warf einige verstohlene Blicke auf die Zimmerthür.

„Verzeihen Sie, Franz, daß ich Sie nicht zum Sitzen einlud — ja — Sie haben recht. Ich hätte einfach, wie immer, Sie empfangen sollen — aber — ich wollte — ich dachte." —

„Sieh — sieh," sagte Saint-Preuil, zu dem kleinen Tische tretend, „drei Couverts? oh meine Freundin, wo ist denn die dritte glückliche Person, welche die Stunden unseres Zusammenseins mitgenießen soll?"

„Ich erwartete meinen Bruder."

„Ihren Bruder Henri? — ich würde mich freuen, ihn wieder zu sehen — es ist lange her, daß wir nicht zusammentrafen, aber heut, Maria, zürnen Sie mir nicht — heute wäre ich gern allein mit Ihnen gewesen."

Er legte seinen Arm um die Dame, und zog sie sanft an sich. Ein leises Beben durchfuhr die schlanke Gestalt; sie entwand sich schnell der Umarmung.

„Ich erwartete Sie viel früher, Franz," fuhr sie fort. „Die Stunden vergehen so schnell und ich glaubte nicht, daß Sie heut noch kommen würden."

„Und diese Vorbereitungen?" fragte Saint-Preuil, seine Stirn in Falten ziehend.

„Gewiß — gewiß, das alles erwartete Sie —" fiel Maria schnell ein.

„So lassen Sie uns plaudern," sagte der Capitän, heiterer werdend, indem er seinen Federhut auf einen Sessel warf, den Degen aus dem Gehenk nahm und ihn in die Ecke des Kamins stellte. Als dies geschehen, ließ er sich auf eine Ottomane nieder. Maria blieb in einiger Entfernung von ihm sitzen.

„Jetzt erst sehe ich," begann sie, „wie prächtig Sie gekleidet sind. Gilt mir dieser glänzende Anzug? ich sehe Sie sonst immer nur in einfacherer Toilette."

„Ich komme aus der Soirée des Cardinals. Ich habe heut im großen Saale mitten unter den hunderten seiner Gäste meine Ernennung zum Gouverneur von Dourlens erhalten."

Er zog das Patent unter seinem Wamms hervor. Maria nahm es, betrachtete es flüchtig und reichte ihm das Papier wieder.

„Sehr schön — sehr ehrenvoll," sagte sie zerstreut.

„Was da! — Sie haben es kaum gelesen?" fragte Saint-Preuil unruhig.

„Genug, um zu wissen, daß Sie geehrt worden sind. Sie gehen also bald wieder fort?"

„Sehr bald — morgen vielleicht und deshalb kam ich heut Abend noch, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Gönnen Sie mir einige Stunden. Es sind, wer kann es wissen, die letzten vielleicht, welche wir zusammen durchleben. Der Krieg beginnt. Drei Heere rücken gegen die Grenzen. Mich ruft der Dienst nach Flandern und Sie werden möglicher Weise eines Tages hören, daß der Gouverneur von Dourlens — Ihr Freund, an der Spitze seiner Reiter durch eine spanische Kugel getödtet ward — also gönnen Sie es mir, diese letzten glücklichen Stunden in Ihrer Nähe verleben zu dürfen."

„Stunden?" rief Maria, unwillkürlich aufschreckend, aus.

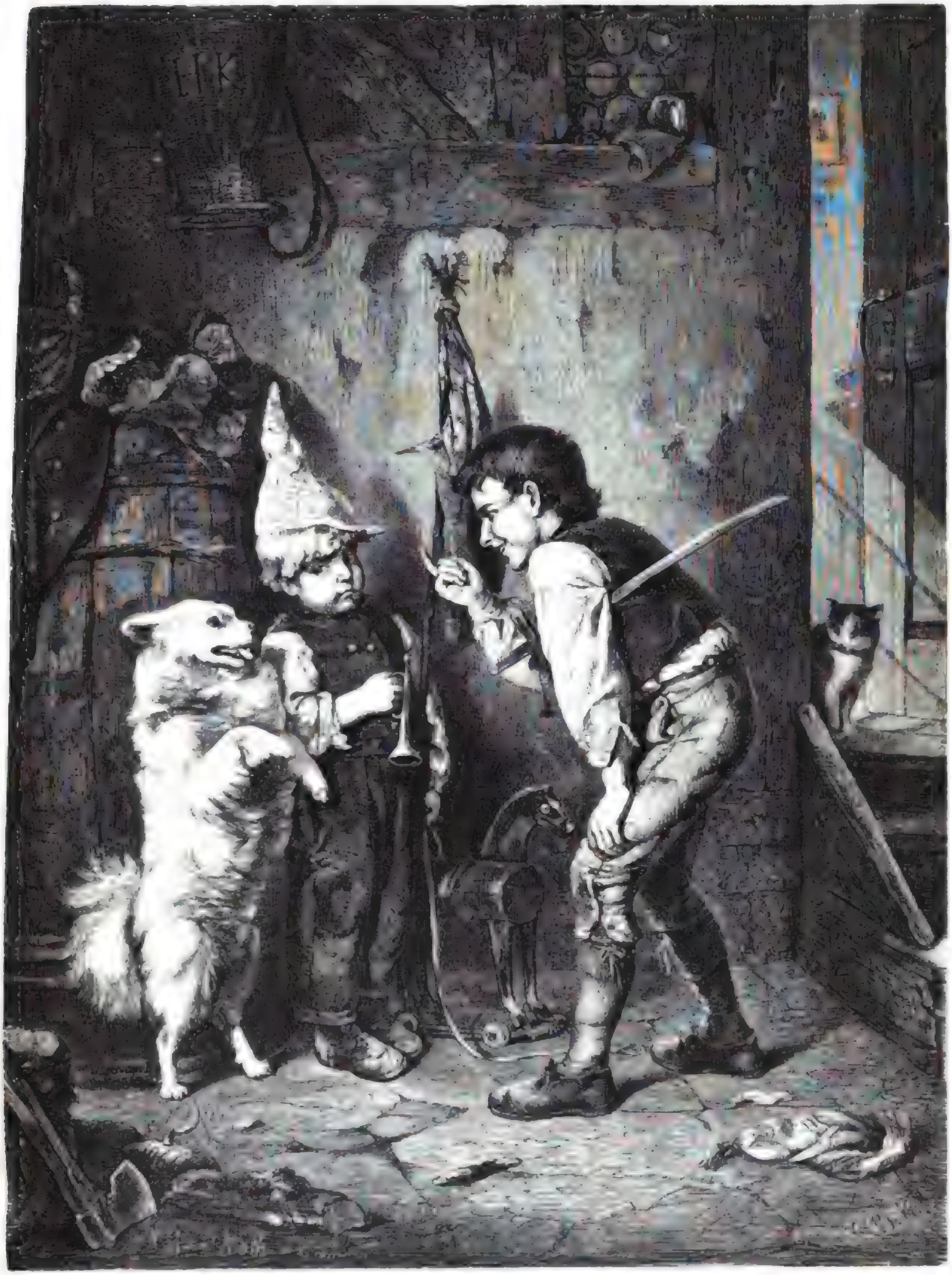
„Stunden — ja. Sie fragen seltsam, sonst waren Sie nie so geizig mit der Zeit. Weshalb sind Sie heute so genau?"

Maria senkte den Kopf und schien nachdenklich. Saint-Preuils leidenschaftliches Wesen äußerte sich schnell. Er ergriff den Arm der Dame und preßte ihn so heftig, daß Maria schmerzerfüllt aufzuckte.

„Sie verbergen mir etwas?" rief er, „Sie schweigen? ich fand Ihr Wesen schon bei meinem Eintritt verändert gegen sonst. Was ist geschehen?"

Die junge Dame nahm ihre ganze Kraft zusammen.

„Sie täuschen sich nicht, Franz," begann sie nach einer Pause. „Aber ich bin nicht Schuld an dieser Veränderung. Ich bin nicht so offen — so frei Ihnen gegenüber wie sonst — das ist wahr, allein ich habe Ursache zu dieser Kälte."



Die kleinen Rekruten.

Nach seinem Gemälde für das Daheim auf Holz gezeichnet von C. Böker.

Digitized by Google

Saint-Preuil richtete sich empor, er schaute Maria mit festem Blicke an.

„Sie spannen meine Neugierde."

„Mein Freund," fuhr Maria fort, sanft ihre Hand auf des Capitäns Arm legend. „Sie sind ein Flatterhafter, ein Unbeständiger. St! — keine so heftige Bewegung. Sie erinnern sich jenes Balles bei der Königin, wo Sie mir die Rose brachten, wo wir uns zuerst kennen lernten. Sie erinnern sich des Streites mit dem jungen Herrn von Desnoyers, der beinahe blutige Folgen nach sich zog, weil ich Ihnen den Tanz gewährte, der ihm verweigert wurde — von jenem Tage an wurden Sie mein Ritter. Ich leugne es nicht — ich war stolz darauf, einen Mann fesseln zu können, der allgemein zu den Tapfersten gezählt wird, welche Frankreich aufweisen kann, den Löwen zahm gemacht zu haben, den keine Hand in Fesseln zu schlagen vermag, den Kopf über meine Hand gebeugt zu sehen, der sich schwer neigt und den die Feinde „Eisenkopf" nennen. Ich empfing halb im Ernste — halb im Scherze die Glückwünsche, und selbst die Königin, meine Herrin, nannte mich neckend: Frau Capitänin. — Sie schwuren und gelobten. Franz — ich frage sie, haben Sie immer diese Schwüre gehalten?"

Saint-Preuil schwieg betroffen. Er fuhr mit der Hand an seine Stirne.

„Sie vermögen mir nicht zu antworten," begann Maria wieder. „Erfahren Sie denn, daß ich alles weiß. Sie schließen sich den galanten Herren an, die noch aus den Zeiten des vierten Heinrich ihre Maximen herleiten, wo Treue ein kindisches Wort, das Uebertragen aller Zärtlichkeit auf e i n e n geliebten Gegenstand lächerlich gescholten wurde. Ich hatte das nicht durch meine Anhänglichkeit verdient, daß Sie — der gefeierte Soldat — den leichtfertigen Damen des Hofes — ja sogar den Bürgerstöchtern von Paris Ihre Huldigungen darbringen."

„Wer sagt das? wer wagt es?" rief Saint-Preuil, heftig aufstehend.

„Ich, Herr von Saint-Preuil. Sie wollen in allen Dingen Sieger sein; Sie begnügen sich nicht mit dem Gewinnst auf dem Schlachtfelde, Sie wollen auch in den Boudoirs triumphiren. Sie suchen selbst da, wo das Ziel für jeden zu erreichen ist, der mit gefüllter Börse dieser Gottheit entgegentritt, Ihre Rivalen auszustechen."

„Das ist eine Schmach, Maria, — die Sie mir anthun," rief der Capitän.

„Soll ich den Namen aussprechen? den Namen, dessen fast magische Gewalt — ich muß es leider bekennen — die Köpfe, die Herzen, die Sinne der trefflichsten Männer umnebelt? den Namen jenes räthselhaften, furchtbaren Geschöpfes, das die Natur mit dämonischem Reize ausgestattet und das sie als Vernichterin so manchen Glücks in diese Welt gesendet?"

„Sie meinen —"

„Marion de Lorme," rief die Dame.

Saint-Preuil wendete sich heftig ab.

„Sie sind, wie so viele andere, in den Banden jener Sirene. Ich weiß, daß in dem Hause der Marion die gefährlichsten Zusammenkünfte stattfinden, gefährlich, mein Herr, nicht nur für Ihre Herzen, für Ihre Taschen — nein, hören Sie es wohl: auch für ihre Köpfe — verstehen Sie mich recht: Marion de Lorme ist ein Wesen, von dessen Schwelle aus die Schritte zur höchsten Würde im Königreiche gehen, aber es gibt von da aus noch einen andern Weg: und dieser führt auf das Schaffot!"

Saint-Preuil erbebte trotz seines Muthes.

„Sie halten dies Mädchen von Chalons für eine Hexe?" fragte er mit heiserer, von Erregung gepreßter Stimme.

„Hütet Euch vor ihr, das ist alles, was ich sagen kann. Die furchtbaren Augen dieses Wesens, das seltsame Lächeln, die schönen und doch so gespenstisch gestreckten Arme: alles das machte mich zittern, als ich einst von ungefähr ihr gegenüberstand."

„Sie mögen recht haben, Maria, aber in einem Punkte irren Sie: Marion ist fern von der Habsucht, welche Sie ihr vorwerfen. Es ist ein unbegreiflicher Zug in dem Wesen des seltsamen Mädchens, daß sie jedes Geschenk ihrer Anbeter ausschlägt."

„Sie irren. Fräulein de Lorme mag die baare Münze zurückweisen — gegen die Diamanten, Armbänder und Ketten ist sie nicht eingenommen; versuchen Sie es, Herr von Saint-Preuil."

Der Capitän vermochte kein Wort zu erwidern. Seine Hand, die im stärksten Gefechte den Degen mit unerschöpflicher Gewalt führte, hing kraftlos herab. Er kaute verlegen an seinem Barte und brachte endlich nach langer Pause, stammelnd wie ein Schulknabe, die Worte hervor:

„Und nun? — was gedenken Sie zu thun, Maria? wie soll ich gestraft werden?"

Maria schien an der Stelle der Unterhaltung angekommen zu sein, welcher sie längst entgegengesteuert hatte.

„Ich bin keine gewöhnliche Frau," sagte sie, „ich kann verzeihen, wo ich wirklich liebe. Vielleicht habe ich einen Theil der Schuld auf mich zu nehmen. Weshalb trachtete ich nicht schon längst danach, den Herrn von Saint-Preuil durch ein Ehegelöbniß zu fesseln? Geben Sie auf, Franz, was nur Ihre Sinne, nicht auch Ihr Herz erfüllen kann, finden Sie einen Ersatz für Maria von Hautefort, dann trete ich gern zurück und opfere meine Neigung der Besseren, aber so lange Sie noch Ihre Hand in die meinige legen, bleiben Sie den Marions und allen ihres Gleichen fern. Zügeln Sie Ihre Leidenschaften!"

Sie nahm einen gewaltsamen Anlauf.

„Und nun," rief sie mit Anstrengung; „nun Ihre Strafe. Für heute sind wir getrennt. Ich verbanne Sie aus meinem Zimmer, aus meinem Hause."

„Maria," rief Saint-Preuil erschrocken. „Ist das Dein Ernst? ich wollte Abschied nehmen."

Eine Uhr schlug in hellen Tönen drei Viertel. Maria lauschte ängstlich den Schlägen.

„Es muß sein," sagte sie mit fester Stimme. „Sie verdienen diese Strafe — gehen Sie — ich fordere es von Ihnen — als — als einen Beweis Ihrer Liebe, als ein Zeichen, daß Sie mir noch eine Gewalt über sich einräumen, die ich schon verloren zu haben fürchtete — ich bitte Sie — gehen Sie."

So erregt und theils gedemüthigt Saint-Preuil auch war, dennoch entgingen ihm die auffällige Unruhe, das ängstliche Gebahren, die scheuen Blicke Marias nicht.

„Sie fordern also gebieterisch, daß ich Sie verlasse?" sagte er, noch ein Mal ihre Hand ergreifend.

„Ich fordere es."

„Wohlan — ich gehorche. Und wann darf ich Sie wiedersehen?"

„Morgen — zu jeder Zeit — wann Sie wollen. Nur jetzt — jetzt gehen Sie. Ich fühle das Schlagen meines Herzens — es war eine schlimme Stunde."

Saint-Preuil hielt noch immer Marias Hand. Er empfand es, wie heftig dieselbe in der seinigen zitterte. Er gab sie mit tiefem Seufzer frei, ergriff seinen Hut, steckte den Degen an und die schöne Maria noch einmal schwermüthig anblickend, sagte er: „Leben Sie wohl für heute."

„Auf morgen, Franz — auf morgen!"

Saint-Preuil verließ das Zimmer.

„Er geht," flüsterte Maria ihre Hände vor das Gesicht drückend. „Er geht. Wie schwer wurde es mir, zu diesem Mittel zu greifen — wie furchtbar hab' ich gelitten."

Sie horchte auf, die Schritte Saint-Preuils schallten noch vom Fuße der Treppe her, seine klingenden Sporen weckten das Echo des geräumigen Hausflurs.

„Jetzt hat er das Haus verlassen," lispelte Maria. Sie hob leicht die Gardine und trat in das anstoßende, nur matt erleuchtete Zimmer — ihr Schlafgemach. Das Fenster dieses Zimmers war in Form eines halbrunden Erkers nach dem Garten hinaus gebaut; ihren Kopf an die Scheiben drückend versuchte Maria noch einmal die Gestalt Saint-Preuils zu erspähen, aber das Dunkel der Nacht gestattete ihr nicht, den Capitän zu erblicken.

„Ich hätte es nicht thun — ihm seinen Leichtsinn nicht vorwerfen sollen," sagte sie vor sich hin. „Man gewinnt in der Liebe nichts, wenn man demüthigt. Und doch seine Flatterhaftigkeit verdiente eine Strafe — und war es nicht die höchste Zeit, daß er ging? mußte ich nicht zu diesem grausamen Mittel meine Zuflucht nehmen, um ihn fortzuschaffen? — wenn er i h n hier getroffen — gesehen hätte? oh — gewiß, gewiß, ich setzte viel auf das Spiel, aber vielleicht gelingt es mir, dir zu nützen, meine Königin, und es ist schon ein gutes Zeichen, wenn der Feind um Gehör bittet. Horch! da ist er," sagte sie zusammenschauernd. „Es war keine Minute mehr zu verlieren."

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän Werner.

Die Heimkehr. (Schluß.)

Fünf Wochen lang bietet sich dem Auge nichts als Himmel und Wasser, aber mit dem frischen Passat geht es schnell vorwärts und das söhnt mit der Eintönigkeit der langen Reise aus. Dann kommt das Kap der guten Hoffnung in Sicht, aber Miss Smith und Juffru van der Pipendeckel harren vergebens auf die Wiederkunft der Deutschen, deren spröde Herzen sie doch mit ihren Reizen noch zu verwunden hoffen. Der „Seestern" fliegt meilenweit an ihnen vorbei zum großen Kummer der fast auf Null reducirten Messen; zum Andenken spielt das Cap noch mit einem kleinen Sturme auf und dann geht es abermals 14 Tage zwischen Himmel und Wasser, bis endlich Napoleons Felsengrab, St. Helena, seine schroffen Wände über dem Horizonte zeigt. Doch die Ordre des Schiffes lautet, auf das schleunigste nach Hause zurückzukehren. Kein Ball, keine Landpartie, nicht einmal ein Besuch des Kaisergrabes läßt sich in der kurzen Zeit des Aufenthaltes ermöglichen, nur Proviant und Wasser wird eingenommen, und nach wenigen Stunden geht es wieder weiter nach Norden.

Die Region der Windstillen am Aequator wird schnell überwunden, ein steifer Nordost-Passat begünstigt die Fahrt, und der „Seestern" rauscht durch die Wogen, als ob es auch ihn mit Macht zur Heimat zöge. Das südliche Kreuz und mit ihm die übrigen Sternbilder des tropischen Himmels verschwinden und der große Bär beschreibt seinen Tageskreis schon über dem Horizont. An der täglich wachsenden Höhe des Polarsterns merkt auch das unbewaffnete Auge die schnellen Fortschritte des Schiffes und begrüßt ihn als einen alten lieben Bekannten.

Die westlichsten der Azoren, Corvo und Flores, sind das erste Land, das man erblickt, doch nur in der Ferne zieht die Fregatte an ihnen vorüber. Hier ist im Sommer die Grenze des Passats; gewöhnlich hat man in diesen Gegenden mit Stillen zu kämpfen und nicht selten treiben Schiffe wochenlang in der Nähe der Inseln umher, ehe sie die Zone der Westwinde erreichen.

Dem „Seestern" ist diese Prüfung jedoch nicht vorbehalten, er trägt das Glück an Bord und der Nordostwind geht allmählich mit der Sonne nach West herum, ein gutes Zeichen für die Beständigkeit des neuen Windes.

Mit zunehmender Stärke treibt er das Schiff vor sich her; ein Segel nach dem andern wird fortgenommen, ein Reff nach dem andern eingesteckt. Bald sind es nur noch die gereffte Fock und das dicht gereffte Großmarssegel, deren kleine Flächen sich dem wachsenden Sturme bieten, aber sie genügen, um der Fregatte eine Fahrt von zwölf Knoten zu verleihen.

Die blaue Farbe des Wassers verliert sich und das dunkle Grün verräth die Annäherung der europäischen Küsten. Der Seegang hebt sich zu mächtiger Höhe; vor dem englischen Kanal, am Cap der guten Hoffnung und bei Cap Horn sind die drei von den Seeleuten gefürchteten Punkte der schweren See. Die vorherrschenden westlichen Stürme erreichen eine hohe, nie schwindende Dünung, die ihre endlosen Wasserberge gegen die Küsten rollt. Je näher sie dem Lande kommen, desto höher thürmen sie sich, und gar oft drohen die zusammenbrechenden Wogen die Schiffe zu verschlingen. Selbst die unerschrockensten Seeleute blicken mit unruhiger Miene auf diese Wasserriesen, die donnernd wie eine Lawine sich gegen ihr Fahrzeug wälzen. Doch der Seestern tanzt gut, seine Schnelligkeit übertrifft die der heranstürmenden See, zischend bricht sie sich an dem vom Rumpf geglätteten Kielwasser, und leicht hebt sich das Schiff auf ihren Rücken, als spräche es ihrer Drohung Hohn. Wenn es sich dann wieder hinabsenkt in das Wellenthal, kann das Auge aus der Mars kaum den Horizont erblicken, so hoch läuft die gewaltige Dünung. Da der von hinten kommende Wind den Bewegungen der Fregatte keine seitliche Stütze gewährt, rollt sie furchtbar. Das Wasser schöpft zu beiden Seiten über die Reiling, und die Nocken der Unterraaen berühren bisweilen fast die Oberfläche des Meeres. Boote, Geschütze, Reservespiere, alles muß mit Tauen und Flaschenzügen doppelt und dreifach versichert werden, um bei den heftigen Schwankungen des Schiffes nicht loszubrechen, und quer über Deck sind Taue gespannt, um den Mannschaften beim Gehen einen Halt zu bieten.

Der Posten auf der Vormarsraa erregt jetzt die Aufmerksamkeit des wachehabenden Officiers durch Winken mit der Mütze; sein Rufen ist bei dem heftigen Winde ungehört geblieben. Er zeigt nach vorn; die Fernröhre folgen der Richtung und man entdeckt nach langem Suchen die Masten eines Schiffes. Nur auf Augenblicke zeigen sie sich zwischen den Bergen der Dünung, und der unsichere Standpunkt der Beobachter läßt nichts Näheres erkennen.

Als die fliegende Fahrt des „Seestern" diesen einige Meilen näher geführt, glaubt man an der Besansgaffel des Fremden eine Flagge zu sehen. Es ist wirklich eine Flagge, aber zusammengebunden in Schau, das Zeichen der Noth.

Der Capitän läßt sofort einen Strich nördlicher auf das Schiff zusteuern. Wenn Sturm und Seegang augenblicklich auch thatsächliche Hilfe unmöglich zu machen scheinen, will er wenigstens nichts unversucht lassen.

Nach kurzer Zeit hat sich die Fregatte dem fremden Fahrzeuge bis auf eine Seemeile genähert. Es ist ein Wrack; der Fockmast ist gänzlich und vom Großmast der Top gebrochen, nur der Besansmast steht noch unversehrt. Die über das Heck ausgesteckte Bucht eines Kabeltaues zeigt, daß das Ruder verloren ist und man mit diesem Nothbehelf das zum Spielball des Windes und der Wogen gewordene Schiff zu steuern sucht. Fast die ganze Verschanzung ist fortgeschlagen, und nur hier und dort stehen noch vereinzelte Reilingstützen. Die Boote sind sämmtlich über Bord gegangen, am Besanmast flattern noch einige Fetzen des fortgeflogenen Besans, und im Luvwant ist ein Stück Segeltuch ausgespannt, um das Schiff mit dem Kopfe gegen den Wind zu halten.

Der „Seestern" hat jetzt das Wrack erreicht und fliegt kaum hundert Schritt entfernt an ihm vorüber, doch der Anblick desselben in der Nähe ist noch um so erschütternder. Dem Anschein nach ist es ein Auswandererschiff, und man sieht eine Menge Menschen an Deck. Ein Theil derselben befindet sich an den Pumpen, die in steter Bewegung sind, die übrigen, Männer, Frauen und Kinder, haben sich krampfhaft an die Schiffswände und das Tauwerk geklammert und aus ihren Geberden spricht die Verzweiflung. Das Deck ist glatt rasirt, Sturzseen haben alles fortgerissen.

Als die Fregatte sich nähert, sieht man einen Mann in das Want steigen. Er hält ein Sprachrohr in der Hand und will eine Mittheilung machen. Eine Bewegung des Ruders läßt den Seestern so nahe in Lee vom Wrack vorbeischeeren, als dies die furchtbare See gestattet, und alles an Bord lauscht in gespannter Aufmerksamkeit auf den Ruf des Fremden. Jetzt setzt er das Sprachrohr an den Mund: „Hilfe, Rettung!" tönt es angstvoll durch die brausenden Wogen, „das Schiff ist ohne Ruder und leck!"

Mehr ist nicht zu verstehen, das übrige verhallt im Winde, aber die wenigen Worte genügen, um die Herzen an Bord der Fregatte zusammenzuschnüren. Sie wurden in deutscher Sprache gerufen; es sind Landsleute, die um Hilfe flehen, und doch kann man sie ihnen nicht gewähren — bei solchem Wetter ist sie unmöglich.

Die letzte Hoffnung der Unglücklichen ist geschwunden und ihr Schicksal besiegelt. Ein herzzerreißender Schrei entringt sich der Brust der Armen, als die Fregatte an ihnen vorüberschießt, und er findet ein grauenerregendes Echo in den Wasserbergen des Oceans.

Doch dieser Schrei dringt auch zum Herzen des braven Capitäns der Fregatte und läßt ihn im Augenblicke einen Entschluß fassen. Wenn er auch jetzt nichts hoffen kann, will er wenigstens thun, was in seinen Kräften steht, um den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Er will bei dem Schiffe bleiben, vielleicht wird bald das Wetter besser, und es gelingt ihm, Rettung zu bringen.

„Alle Mann auf! Klar zum Manöver!" ertönt sein Commando, „an die Geitaue und Gordings der Fock!"

Die gesammte Mannschaft vertheilt sich an die genannten Taue, welche zum Zusammenschnüren des Segels dienen; es gilt ein gefährliches Manöver, das Beidrehen im Sturm, und es kommt darauf an, es so schnell wie möglich auszuführen.

„Steck auf Schooten, gei auf!" — Die Schooten werden losgeworfen, der Sturm hebt das Segel wie einen Ballon, aber die vierhundert Menschen, welche mit Anspannung aller Kräfte an den

Tauen ziehen, entreißen ihm seine Beute. Im Augenblicke ist die Fock unter der Raa zusammengeschnürt und der Wind kann sie nicht mehr fassen. Das Schiff merkt kaum ihre Fortnahme, es stürmt fast mit derselben fliegenden Fahrt durch die brandenden Wogen.

„An die Steuerbord, Groß- und Kreuzbrassen, klar zum Beidrehen!“ commandirt der Capitän, und die Leute drängen sich nach dem Hintertheile des Schiffes.

Niemand darf mittschiffs bleiben, wer hinten nicht an den Brassen ankommen kann, muß nach vorn so weit wie möglich in den Bug gehen — der gefährliche Augenblick des Manövers naht.

Der Blick des auf der Commandobank stehenden Capitäns ist nach hinten gerichtet. Er wartet auf das Anrollen der nächsten schweren Seen. Es folgen stets drei solche auf einander; nach ihrem Ueberbrechen tritt eine gewisse Ruhepause in der Bewegung des Wassers ein, und sie soll benutzt werden, um die Fregatte an den Wind zu bringen.

Die letzte der drei Seen verrollt.

„Ruder in Lee! Brass an!“ lautet der Befehl. Der Seestern luvt in großem Bogen an, zuerst schnell, dann aber immer langsamer, je mehr sich sein Kopf gegen die schwere See dreht und er die Fahrt verliert.

Jetzt liegt er quer Sees — doch auch die Ruhepause ist vorüber, und die erste der drei nächstfolgenden Sturzwellen rollt heran. Sie bricht sich brüllend in einiger Entfernung vom Schiffe — ebenso die zweite; doch sie kommt schon etwas näher, und ihr Andrang hindert die Fregatte im weitern Luven.

Da folgt die dritte! Unheimlich wälzt sich das dunkle Ungethüm der Tiefe heran, stets schwellend zu größerer Höhe. Seine beiden Vorgänger haben ihm den Weg gebahnt, kein schützendes Kielwasser hemmt seinen unglückschwangeren Lauf. Mit donnerndem Brausen und kochendem Zischen bricht der weißschäumende Kamm über. Nichts widersteht seiner verderbenbringenden Gewalt; er erreicht die breite Seite der Fregatte und begräbt sie unter seinen tosenden Wassern.

Mit stockenden Pulsen hat die Mannschaft den gefürchteten Moment erwartet, den jeder für den letzten hält, doch das schöne Schiff hat den furchtbaren Stoß überdauert. Einige Secunden lang scheint es der colossalen Masse zu weichen, dann richtet es sich elastisch wieder auf, unbesiegt von der Gewalt des Meeres.

Zwar ist alles, was zwischen Groß- und Fockmast sich befand, fortgerissen; die Barcasse und Pinnasse schwimmen in Trümmern auf der Wasserfläche und die See hat klar Deck gemacht, sonst jedoch ist kein Unglück geschehen. Durch die von den Booten in die Verschanzung geschlagenen Oeffnungen strömt das Wasser schnell ab, und das Peilen der Pumpen ergibt, daß das Schiff nicht leck gesprungen ist. Dank der Vorsicht, daß die Mannschaft an beide Extremitäten der Fregatte beordert wurde, ist kein Menschenleben zu beklagen. Der Seestern luvt jetzt an den Wind und alle Gefahr ist vorüber. Das breite Kielwasser des jetzt langsam treibenden Fahrzeugs bildet luvwärts einen Zaubergürtel, an dem alle Sturzseen ohnmächtig zerschellen.

Etwa eine halbe Meile weit entfernt kämpft das unglückliche Auswandererschiff gegen die aufrührerischen Elemente. Noch immer weht die Nothflagge, noch immer gehen die Pumpen und ringen die Passagiere verzweiflungsvoll die Hände.

Der Abend kommt. O, welche furchtbare Nacht wird für die armen Schiffbrüchigen hereinbrechen! Werden sie je wieder der Sonne goldene Strahlen schauen, oder wird der folgende Morgen nur die Trümmer ihres Schiffes mit seinem bleichen Schimmer beleuchten?

Der Sturm wüthet fort mit ungeschwächter Gewalt, doch die Quecksilbersäule des Barometers, das Orakel der Seeleute, beginnt eine convexe Oberfläche zu zeigen, den Vorboten ihres Steigens.

Die graue, gleichmäßige Decke des Himmels wird fleckig; im Westen färbt ein gelblich rother Schein den Horizont, und die scheidende Sonne senkt auf einen Augenblick ihre Strahlen durch die finstere Wolkenmauer. Es ist ein Strahl der Hoffnung und des Trostes, den der Himmel in das Herz der Verzweifelnden senkt, um sie mit neuem Muthe zu erfüllen.

Gegen Abend hat der Sturm nicht abgenommen, sondern mit gleicher Stärke angehalten — abermals ein gutes Zeichen. „Wenn die Sonne unter geht, gutes Wetter in Aussicht steht“, sagt ein selten täuschendes Sprichwort der Seeleute, und an Bord der Fregatte gibt man sich jetzt der sicheren Hoffnung hin, am andern Morgen Hilfe bringen zu können, wenn der Kauffahrer sich bis dahin über Wasser hält.

Auf der Abendwache wird der Himmel lichter, hier und dort bricht sich schon der freundliche Schimmer eines Sternes Bahn und es beginnt in Lee aufzuklaren. Der Wind weht nicht mehr gleichmäßig, sondern stoßweise, als wäre er müde, die schwere See fällt allmählich und gegen Mitternacht hat der Kampf der Elemente ausgetobt. Dann und wann hört man noch das Zusammenbrechen der Wogen, allein es ist nur jenes hohlklingende Rauschen, das das Meer vor oder nach einem Sturme ertönen läßt. Ein sternklarer, wolkenloser Himmel wölbt sich über den bewegten Wassern, auf denen die beiden Schiffe schwanken und mit banger Sehnsucht des kommenden Morgens harren.

Die Schatten der Nacht beginnen zu bleichen, der Morgenstern leuchtet in strahlendem Glanze, und im Osten färbt matte Röthe den Saum des Horizontes. Die Umrisse des Auswandererschiffes, das während der Dunkelheit oft durch sein zeitweiliges Verschwinden Besorgnisse auf der Fregatte erweckte, zeigen sich deutlicher, und der Capitän, der wie die meisten Officiere, während der Nacht auf Deck geblieben, läßt mit dem ersten Grauen des jungen Tages Segel setzen und auf das Wrack abhalten. Bald ist es erreicht, und ein hundertstimmiger Jubelruf der Schiffbrüchigen begrüßt den Retter in der Noth.

Der „Seestern“ dreht abermals bei; beide Kutter und die Gig, die in Krähnen am hintern Theil des Schiffes hängen und von der mittschiffs übergebrochenen Sturzsee verschont sind, werden zu Wasser gelassen. Die kräftigen Ruderschläge ihrer Besatzungen bringen die Boote in wenigen Minuten zur Seite des Wracks.

Es ist die höchste Zeit; schon können die Pumpen das eindringende Wasser nicht mehr bewältigen, und in einer Stunde würde Hilfe zu spät gekommen sein.

Die Passagiere werden in die Boote genommen, Frauen und Kinder zuerst, dann die Männer. Es muß jedoch zweimal gefahren werden, die Fahrzeuge können nicht alle fassen.

Der Capitän ist der letzte, der von Bord geht. Schmerzensthränen entrollen dem Auge des alten Mannes, als er das dem Untergange geweihte Schiff verläßt. Lange Jahre hat er auf ihm gefahren, das sein Eigenthum ist. Im Vertrauen auf sein bisheriges Glück hat er es nicht versichert, und nun geht sein ganzes Hab und Gut mit ihm verloren.

Auch die Passagiere retten nur das nackte Leben. Als die Boote zum dritten Male fahren, um zum Bergen der Sachen zu schreiten, ist es bereits zu spät. Nach dem Stillstand der Pumpen sinkt das Schiff schnell. Das Hintertheil taucht zuerst unter, während das Bugspriet sich senkrecht in die Luft erhebt. Noch einen Augenblick zeigt sich der Bug über Wasser — dann ist alles verschwunden. Von beiden Seiten rollt die See auf und schließt sich mit dumpfem Brausen über ihrem Opfer. Ein wirbelnder Strudel, dessen Ringe sich in weiten Kreisen dehnen, bezeichnet die Stelle des Unterganges. Nach einiger Zeit tauchen einige losgebrochene Trümmer aus der Tiefe empor und treiben als Spiel der Wellen auf ihrer Oberfläche.

Hundert und dreißig Menschenleben sind vom sichern Tode gerettet, und wohl mag das Herz des Retters bei dem heißen Danke der Schiffbrüchigen in gerechtem Stolze schlagen.

Das gesunkene Schiff war nach Nordamerika bestimmt; eine schwere Sturzsee hatte das Ruder fortgeschlagen und das steuerlose Fahrzeug infolge dessen seine Masten verloren. Der über Bord gegangene Fockmast war nicht sogleich von dem an ihm haftenden Tauwerke zu trennen und hatte in der Wasserlinie ein Loch in die Seite gestoßen, durch welches das Wasser beim Ueberholen stromweise eindrang. Mit der größten Menschenfreundlichkeit wird auf dem „Seestern“ für Pflege und Unterkunft der hartgeprüften Auswanderer gesorgt, und mit vollen Segeln steuert er dem Kanal zu. Ein frischer Westwind setzt durch und kein weiterer Unfall stört die Reise.

Mit freudigem Jubel werden die europäischen Küsten begrüßt, Kanal und Nordsee sind in kurzer Zeit durcheilt, und acht Tage nach dem unglücklichen Vorfalle donnern 21 Kanonenschüsse als Gruß an die Heimat aus den Stückpforten der Fregatte. Ein Dampfschiff erwartet sie bereits auf der Rhede, um sie in den Hafen zu schleppen. Auf dem Hafendamme steht es gedrängt von Zuschauern, unter deren Hurrahruf das stolze Schiff in die Molen läuft.

Zum letzten Male rauscht der Anker vom Bug, aber das Rasseln der Kette aus den Klüsen schlägt heute angenehm an das Ohr.

Das heißersehnte Vaterland ist wieder errungen, nach langer, schwerer Zeit ruht der müde Fuß wieder auf heimischem Boden, und mit freudigem Entzücken schweift das Auge über die theuren Gefilde der Heimat.

Unter der Kopf an Kopf gedrängten Menge am Ufer erblickt es liebe Züge, ein stummes Winken mit der Hand und manche Freudenthräne entströmt dem Auge der liebenden Mutter, die in banger Ahnung der Wiederkehr des Schiffes harrte und jetzt die theuren Züge ihres Kindes erkennt.

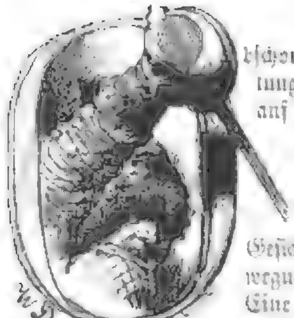
Aber auch manches Herz preßt schmerzlich sich zusammen, wenn es den Gesuchten vermißt und wartet in qualvoller Ungewißheit des Augenblicks, wo der Zutritt an Bord erlaubt sein wird.

Der Capitän begibt sich zum Admiral; der erste Officier gestattet die Communication mit dem Lande und in wenigen Augenblicken ruhen die so lang Getrennten an der wiedergefundenen treuen Brust.

Die Feder ist zu schwach, die Seligkeit eines solchen Wiedersehens zu schildern, und sie ehrt schweigend das namenlose Weh der Armen, deren freudige Hoffnung zu Grabe getragen wurde. Möge die Zeit mit ihrem lindernden Balsam die schmerzlichen Wunden heilen, die ein herbes Geschick ihnen schlug!

Das

Buch vom Grafen Bismarck.



Obschon auf Eisenbahnfahrten zu Unterhaltungen nicht sehr geneigt, konnte ich doch auf der Heimkehr von einem kurzen Ausfluge an die See der Versuchung dazu nicht widerstehen. In dem Coupé, in das ich in S. gestiegen, saß mir gegenüber ein Mann, dessen scharf markirte Gesichtszüge, stechende Augen und rasche Bewegungen sogleich den Franzosen verriethen. Eine französisch geäußerte Frage, ob der Zug bis Berlin keinen Wagenwechsel habe, gab mir Gelegenheit, ihm gefällig zu sein, und bald war ein Gespräch im Gange, das uns natürlich sehr rasch auf die brennenden Tagesfragen, und insbesondere auf die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland führte. Als wir auf die Kriegsgelüste seiner Landsleute zu sprechen kamen, rief mein liebenswürdiger Reisegefährte aus:

„Ich theile sie nicht, wahrhaftig nicht! Ich liebe den Frieden, der uns erlaubt, hier zusammen zu reisen und uns gegenseitig kennen zu lernen. Aber was wollen Sie! Ihr Bismarck ist ein so großer Mann, daß man den Wunsch Marschall Niels und der anderen Häupter der Kriegspartei, sich mit ihm zu messen, wohl verstehen kann! Es ist wirklich weniger Ehrgeiz und Eifersucht, als das Verlangen, sich einmal mit dem plötzlich erwachten preußischen Riesen herumzuraufen, was unsere Soldaten treibt."

Schloß Schoenhausen.

„Diese Auffassung," erwiderte ich; „ist mir neu, doch harmonirt sie mit der jugendlichen Lebhaftigkeit des französischen Volkscharakters. Ist aber wirklich Ihr Urtheil über unsern Bundeskanzler allgemein in Frankreich?"

„Ohne Zweifel! Man hält ihn bei uns nicht nur für den größten Staatsmann Europas, man verehrt ihn — kurz ausgedrückt, und Sie verstehen, was das bei uns bedeutet — als un grand homme! Wie interessant muß seine Lebensgeschichte sein! Man möchte das Kind so gerne kennen, aus dem ein solcher Mann geworden, und alle Stufen seiner Entwickelung bis zu seiner heutigen Größe verfolgen. Besitzen Sie büchereichen Deutschen darüber noch kein Werk?"

„Noch nicht, Monsieur! Aber wenn Sie einige Zeit in Berlin verweilen, werden Sie eines zu sehen bekommen, auf dessen Erscheinen verschiedene große Zeitungen bereits in diesen Tagen hingewiesen haben. Es soll — soviel ich daraus ersehe — das Jugend- und frühere Mannesleben des Grafen Bismarck, ebenso wie seine Thätigkeit als Ministerpräsident und Bundeskanzler schildern und durch prächtige Illustrationen geschmückt werden."

„In der That! das interessirt mich auf das lebhafteste. Kann ich auch leider in Ihrer Sprache mich noch nicht fertig ausdrücken, so verstehe ich sie doch beim Lesen vollkommen und bin in Ihrer Literatur ziemlich gut bewandert. Ich werde mich in Berlin sofort danach erkundigen."

Zu meinem großen Bedauern näherten wir uns der Station, wo ich in einen andern Zug steigen mußte. Die letzten Augenblicke benützten wir noch zu einem Austausch unserer Visitenkarten. Der bei allem distinguirten Wesen doch sehr einfach und schlicht erscheinende Franzose stellte sich mir dadurch als le Comte S . . . . i vor und rief mir noch ein warmes: „Au revoir à Paris, Monsieur!" nach, als ich meine Schritte nach der anderen Seite des Perrons lenkte.

* * *

Einige Tage darauf nach Leipzig zurückgekehrt, hatte ich das obige Reiseintermezzo fast schon vergessen, als mir durch die Zuvorkommenheit der Verlagsbuchhandlung die Aushängebogen der ersten Abtheilung des lange erwarteten illustrirten Werkes vorgelegt und für das Daheim zur Verfügung gestellt wurden. Von den ungewöhnlich zahlreichen Illustrationen hervorragender Künstler, an Ort und Stelle aufgenommen, nach dem Leben und nach Originalporträts gezeichnet, bringt diese Nummer eine — trotz sorgfältigster Auswahl — immerhin nur schwache Probe. Sie wird aber genügen, unsere Leser nach dem vollständigen Bilderschmuck des Buches verlangen zu lassen. Wird es mir gelingen, ein Gleiches für den Text zu erreichen?

Das Buch vom Grafen Bismarck ist trotz seiner prachtvollen Ausstattung ein deutsches Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Vortrefflich hat es sein Verfasser, George Hesekiel, der seit Jahrzehnten der auf den märkischen Haiden und ihren Ge-

schlechtern lagernden Poesie gelauscht und sie so oft schon in eigenthümlich anziehende Worte gekleidet: vortrefflich hat er es verstanden, die großartig volksthümliche Seite seines Helden und dessen uralten Geschlechtes zu erfassen und markig darzustellen, ohne ihm doch zu schmeicheln, ohne so manches minder günstige Blatt aus der Zeit seiner Sturm- und Drangjahre zurückzuhalten.

Das Buch vom Grafen Bismarck ist ein echtes und rechtes Haus- und Familienbuch — ein Werk, das uns den hochgestellten Staatsmann, dessen hünenartige Erscheinung bis in die Urwälder der neuen Welt ihren Riesenschatten wirft, menschlich und gemüthlich näher führt und ihn zum Hausfreunde macht, indem es ihn uns als Knaben, als Sohn, als Studenten, als Bräutigam, als glücklichen Ehemann und Vater zeigt, so daß wir, fast selbstverständlich und ohne zu schwindeln, mit ihm eine Staffel des Ruhmes nach der andern emporsteigen, bis wir da stehen, wo er eines Mannes Haupt über alle Zeitgenossen emporragt.

Das Buch vom Grafen Bismarck ist geschrieben, wie es entstanden ist. Der Verfasser fährt mit uns als liebenswürdiger, aufmerksamer und beredter Cicerone über Genthin, Tangermünde und Fischbeck nach Schoenhausen, der altberühmten Wiege seines Helden: ein „uralter Ort," der „zu der Dotation gehörte, mit welcher Kaiser Otto I. im Jahr 946 das von ihm gestiftete Bisthum Havelberg ausstattete." Die schöne Kirche des Ortes, für deren innere Ausschmückung der Landrath August von Bismarck besonders viel gethan, liegt neben dem jetzigen Schlosse, das derselbe ebenfalls erbaut.

Ein Churfürstlicher Besuch auf Burgstall.

In den Bismarckschen Gutshof tritt man durch eine Einfahrt mit gemauerten Pfeilern und hat zur Linken zunächst das Wirthschaftshaus, vor sich aber eine große, schöne Linde, welche etwa die Grenze zwischen dem Wirthschafts- und dem eigentlichen Schloßhof bezeichnen mag. Wenige Schritte führen uns von der Linde zu einer Sandsteinvase, und wir stehen vor dem Hause, welches unsere erste Illustration darstellt, vor dem Hause, in dem Bismarck geboren wurde.

Geleitet von der im Dienste dieses Hauses ergrauten, ehrwürdigen Inspectorin Bellin, deren treue Augen uns aus den Spalten des Buches entgegenleuchten, wandern wir nun durch dasselbe, betreten einen Raum nach dem andern — selbst die von reicher Gastfreundlichkeit zeugende Küche wird nicht übergangen — freuen uns an der überall herrschenden gediegenen Einfachheit ihrer Ausstattung, lassen unsern Blick auf dem Bildniß der Mutter des Ministerpräsidenten weilen, und gelangen so in den Alkoven des Schlafzimmers, in dem Otto von Bismarck am 1. April 1815 geboren ward. Alles und jedes ist ja bemerkenswerth und charakteristisch in den Räumen, die einst den zu hohen Dingen auserkorenen jugendlichen Geist beherbergten — nicht am mindesten Bücher und Bilder, die ihm zur Nahrung dienten und ihn zur Nacheiferung anregten. Erhöht aber wird der Reiz und der Werth aller dieser Localitäten und Umgebungen noch durch den Mund der lebendigen Chronik, die uns darin umherführt.

Auch die zum Schlosse gehörige Terrasse und den Schloßpark besuchen wir und betrachten mit Aufmerksamkeit die Statue eines sandsteinernen Herkules, dessen Nordseite noch die Spuren vieler Schüsse zeigt, die Junker Otto einst auf ihn abgefeuert.

Mehr als unser schwacher Umriß es verrathen kann, ist es dem „Walter Scott der Marken" gelungen, durch diesen ersten Abschnitt seines Buches uns heimisch zu machen in Bismarcks Heimatsort und in den Räumen, die er so lange Jahre bewohnt.

Ehe es aber vorwärts- und hinaufgeht mit dem Sohne des alten Herrenhauses, wird unser Blick vorerst hinabgelenkt in die Ahnengruft seiner Besitzer, in die vielfach mit unseres Volkes reicher, großer Geschichte verwebten Lebensgeschicke der „alten Bismarcke."

* * *

Sechs Jahrhunderte gehen an unsern Blicken schnell vorüber — jedes seiner Eigenthümlichkeit gemäß repräsentirt durch derbe, kräftige Männergestalten aus dem Bismarckhause!

Da sieht man in mittelalterlicher Zeit in den Hallen des Rathhauses von Stendal inmitten der versammelten Väter der Stadt oder der Gewandschneidergilde den ehrwürdigen Ahnen Rule von Bismarck mittagen und mitrathen. Da erscheint sein Sohn Claus in feierlicher Versammlung vor seinem Landesfürsten, dem Markgrafen Ludwig, um mit Schloß Burgstall belehnt und in die Reihen der „Schloßgesessenen" aufgenommen zu werden. Da begrüßen Claus Großsöhne den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, mit dem ein neuer Stern für die Geschichte der Marken aufgeht!

Und was der aus alten Chroniken, Annalen und Haustraditionen sorgfältig und mühsam gewonnene Text oft nur andeutet, dem leiht des Künstlers phantasiereicher Stift Licht und Farbe. Wilhelm Diez hat sich mit voller Lust des Jagd- und Waidmannstriebes, der von jeher den Bismarcken innegewohnt, bemächtigt und führt uns in einer Reihe genial hingeworfener Bildchen lebenstreue Scenen daraus vor. Wie wild stürmt die Meute daher über Stein und Stock, an ihrer Spitze auf weit ausgreifendem edlen Rosse der schnurrbärtige Junker, dessen Kopf und Gesicht bis auf Mund, Augen und Nase vermummt, dessen Füße in gewaltig hohen Stiefeln stecken, während das Hifthorn auf seinem Rücken erzittert und die Rechte zu schwerem Schlag und lautem Knall mit der langen Hetzpeitsche ausholt! Wie toben dem wilden Jäger zur Seite und hinterher die kecken, blutdürstenden Doggen!

Und welch ein buntes Bild reichen Verkehrslebens tritt uns in der ersten, aus diesem Abschnitt von uns ausgewählten Illustration entgegen! Churfürst Joachim Cicero ist mit großem Gefolge auf Schloß Burgstall angekommen, um dort „Einlager" zu halten, und wird von den gastfreundlichen Schloßherren und Schloßfrauen an den Pforten des Hauses freudig begrüßt und empfangen. Gar mancher unserer Leser erinnert sich dabei wohl unwillkürlich eines „Churfürstlichen Besuches gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts," den das Daheim im ersten Jahrgange enthielt, und in dessen Eingang es hieß: „Der Herr Bruder wird wohl gehört haben, wasmaßen Seine Churfürstlichen Gnaden mit großem Schwarm von Hofgeleit, Jägern und Hunden, auch Pferden und Leuten in mein Haus gefallen, also daß wir viel Noth gehabt, so viel Volks geziemend unterzubringen."

Solche Noth hatten die alten Bismarcke freilich nicht — denn ihr Schloß war geräumig, und ihre Vorrathskammern waren weit wie ihr Herz.

Auf einem anderen Blatte thun wir einen Blick in das Wehe des gestörten Haus- und Familienglückes, in den herben Kampf und Streit zwischen der treuen Anhänglichkeit an das „väterliche und altväterliche Stammlehen“ und der Ergebenheit gegen ihr Fürstenhaus. Da sitzt in tiefes Brüten versunken einer der Brüder von Bismarck — das sonst so zierliche Wams und die zahlreichen Puffen an den Aermeln scheinen zerrüttet mitzutrauern — und hört abgewendeten Gesichtes den bittern Klagen und schweren Vorwürfen seines Ehegemahls zu, die weinend ihm den Rücken zuwendet und es nicht vergessen kann, daß er und seine Brüder dem Drängen des Churprinzen Hans Georg nachgegeben und in die von demselben vorgeschlagene Permutation (Tausch) eingewilligt!

Ein merkwürdiger Vorgang! Durch ihn kam Schoenhausen an das Haus der Bismarcke; aber die damals Weinenden und Jammernden, die ihr schönes und reiches Burgstall dafür hingeben mußten, ahnten gewiß nicht, welcher Glanz einst von dem außer Corveje und Fischbeck erhaltenen kleinen Austauschgut hervorgehen würde. Noch weniger ahnten sie es — was der Leser in der dritten Abtheilung unseres Buches des näheren in Text und Bild beschrieben finden wird — welche Permutationen einst am Strande von Biarritz von dem bisher unbesiegbar scheinenden Franzosenkaiser und später von dessen gewandtem Unterhändler Benedetti dem Urenkel ihres Hauses vorgeschlagen und . . . siegreich zurückgewiesen werden würden!

Bismarcksche Erziehungsweise in der Zopfzeit.

Und wieder zwei Jahrhunderte weiter! Der Zopf herrscht, aber unter Friedrich des Großen Commando! Der gestrenge Herr machte mit niemand viel Federlesens und wie er es für gut hielt, so mußte es geschehen. Was Wunder, daß er Bismarcks Großvater, einen eleganten, vielseitig gebildeten Herren eines Tages aus einem Gesandtschafts-Attaché zu einem Cavallerieofficier — sehr wider dessen Willen und Neigung — mit einem Machtworte umwandelte! Und dennoch!.. wer einen Blick auf die von uns hier mitgetheilte Illustration wirft, wird zugestehen, daß in dem feinen, die Feder elegant führenden Herrn — auch nachdem er als Rittmeister den Abschied genommen — etwas vom Reiters- und Kriegsmann drin steckte! Sieh, wie er auf seinen kleinen Sohn — Graf Bismarcks Vater — hinblickt, der noch etwas zaghaft vor dem Sprunge über das geschlossene Heck scheut; wie er halb ermuthigend, halb durch spöttische Miene anfeuernd ihn zum Centauren zu erziehen bemüht ist!

Eine literarisch tüchtige Bildung und ein kampf-, jagd- und reitlustiger Muth; französische Feinheit und märkisch biderbes Wesen; selbst eine gleiche Beherrschung der französischen Sprache bei origineller Handhabung der eigenen: alle diese Züge haben sich von jenem Carl Alexander auf den Großsohn vererbt, der aus dieser inhaltsreichen Vorgeschichte seines Geschlechtes wie ein jugendlich frisches Reis aus altersgrauem Stamm zuletzt emporschießt und dessen reiches Leben in drei Abtheilungen (Helle Jugend. — Lehr- und Wanderjahre. — Ministerpräsident und Bundeskanzler) in dem von uns besprochenen Buche erzählt wird.

* * *

„Helle Jugend“ hat unser Verfasser Bismarcks Leben bis zur Hochzeit charakteristisch benannt. Helle Jugend! Ja, es war eine helle Jugend, die ihn wie ein heiterer Sommermorgen in sein weiterhin oft so stürmisch bewegtes Leben einführte. Fehlte es auch nicht an manchem Schatten in dieser Zeit, so war doch das Licht vorherrschend. Außerordentliches erwarte man nicht darin zu finden; denn ob es auch bei ihm in manchen Zügen unverkennbar hervortritt, daß „das Kind der Vater des Mannes“, so würde man sich doch sehr täuschen, wollte man etwa ein besonders merkwürdiges, eine Art Wunderkind in ihm anzutreffen erwarten! Ein Glück, daß er's nicht gewesen! Nur zu oft verläuft die Carriere solcher schnell im Sande des Alltagslebens, wenn sie nicht noch schlimmer endet!

Welche eigenthümlichen Gegensätze treten uns in des Knaben Herkunft und Erziehung entgegen! Der Vater aus Jahrhunderte altem deutschen Adel — die Mutter eine liberal gerichtete Bürgerliche; der Vater, wie seine Vorfahren, dem brandenburg-preußischen Hause mit Leib und Seele angehörig — die Mutter der berühmten Leipziger Gelehrtenfamilie Menken entstammend; dazu der Vater, ein stets heiterer, von Humor übersprudelnder Mann, ganz Herz und Gemüth, und die Mutter — eine schöne, aber fast etwas kalte Frau, voll ehrgeiziger Pläne für ihre Söhne, reichgebildet, verständig und gemessen! Wie wenig paßt eine solche Combination in die Regeln der Schulweisheit und in die Lehrbücher der Pädagogik! Und dennoch sollte daraus nach Gottes Willen ein Erziehungsresultat hervorgehen, glücklich wie wenige!

Wir können uns den kleinen lustigen Burschen ganz gut vorstellen, wie er den Morgen über wild umhergesprungen, mit den Hunden getollt, den Rücken der zur Schwemme reitenden Pferde versucht oder beim Anspannen derselben mitgeholfen, und wie er dann wieder fein manierlich, mit vorgebundener Serviette an sein Tischchen gesetzt, nicht stillsitzen kann, sondern allerhand Capriolen macht. Dazu sehen wir den glücklichen Vater ganz zärtlich den Schlingel anblicken und hören ihn seiner Frau zurufen: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er dasitzt und mit den Beneckens bummelt!“ Ein Blick auf das in unserem Buche enthaltene, ernstschöne, fast strenge Antlitz der Mutter genügt, um zu zeigen, wie wenig sie das Entzücken ihres nachsichtigen Eheherrn getheilt!

Und doch wie innig lieb hatte auch sie ihren Otto, in dem sie so gern den künftigen Diplomaten erblickte! Und wer hätte den liebenswürdigen Jungen auch nicht lieb haben sollen? verstand er es doch so prächtig, sich an die hohe Frauengestalt, zu der er weit emporzuschauen hatte, schmeichelnd anzuschmiegen, wie es das allerliebste Bildchen, das wir aus den vielen, die die Knabenzeit des Grafen illustriren, ausgewählt, so trefflich darstellt!

Diese reichbegabte Mutter wird denn wohl auch in dem Knaben den ihm eigenen Lesetrieb geweckt, oder ihn doch geleitet und gefördert haben! Im Dorfe Schoenhausen kann man noch die Bauern erzählen hören, wie der Graf in seiner Jugend soviel in den dicken Büchern gelesen — „davon sei er so mächtig geworden!“ Jedenfalls hat er in der an guten historischen Werken reichen Bibliothek des elterlichen Hauses den ersten Grund zu seinen späteren eminenten historischen Kenntnissen gelegt, und mit Recht hat Wilhelm Diez den sich mächtig studirenden Knaben — den Blick zur Büste Friedrich des Großen gerichtet — in der beifolgenden (S. 28) Randzeichnung verewigt.

Zug um Zug und Bild um Bild rollt vor uns, wie auf einer langsam sich entfaltenden Leinewand, die Jugendgeschichte Graf Bismarcks sich auf. Wir sehen den Knaben reisefertig und die Pferde liebkosend dastehen an dem mit seinem Koffer bepackten Wagen, der ihn aus der Berliner Pension in die Heimat führen soll. Dann ge-

währt uns der Künstler einen Blick in die Schulklasse, wo er gerade und fest, den breiten, weißen Kragen über den knappen, halbgeöffneten Rock geschlagen, vor seinem noch jetzt von ihm hochverehrten Lehrer, Dr. Bonnell steht! Und weiter treten wir mit ihm an den Altar der Dreifaltigkeitskirche, wo er von Schleiermacher eingesegnet wird.

Wie schwer mag es dem in ländlicher Ungebundenheit aufgewachsenen Knaben oft geworden sein, sich in den Zwang und die Be-

Bismarck und seine Mutter.

schränkung des Pensionslebens zu fügen! Wie oft mag er über die harten Schulbänke geseufzt und über die Nöthe der Grammatik geklagt haben! Aber er hat — trotz der Lebendigkeit seines Naturells und trotz seiner Liebe zu allem Sport — das Stillsitzen und das feste Arbeiten doch ausgezeichnet gelernt! Wer ihn als Mann in den oft ungebührlich langen Sitzungen des Abgeordnetenhauses oder des Reichstags beobachtet und seiner unermüdlichen Thätigkeit — bei fortwährend aufmerksamer Verfolgung der Verhandlungen — zugeschaut hat, ja wer nur einen ungefähren Begriff von der Riesenarbeit hat, die er als Ministerpräsident und Bundeskanzler vollendet, der wird es ihm bezeugen, daß er das Arbeiten aus dem Grunde versteht!

Aber damals wie jetzt, sehnte er sich heraus aus der Schwüle der Residenz in die Waldesfrische der Heimat. Er kann die Zeit nicht erwarten, daß er frei wird und umherreiten und jagen kann nach Herzenslust. Dabei erging's ihm denn damals freilich auch eines Tages ganz ähnlich, wie es ihm diesen Sommer in Varzin ergangen: er stürzte mit dem Pferde.

Aus der Gymnasialzeit.

Während jetzt aber die Nachricht mit telegraphischer Eile die ganze Welt durchlief und überall die lebendigste Theilnahme erweckte, ja tausende von Herzen erzittern ließ, wurde natürlich damals wenig Notiz davon genommen, als er — sechszehn Jahre alt — in seinem Eifer, nach Hause zu kommen, aus Berlin herausritt, um zu erfahren, ob die Cholera noch nicht sich nähere, deren Anmarsch — nach seines Vaters Ordre — das Signal zu seiner Heimreise sein sollte, und als er dabei — wie Figura zeigt — unter das Pferd zu liegen kam.

Noch reicher, belebter und mannigfaltiger sind die Bilder aus

Jugendliche Geschichtsstudien.

Bismarcks Studentenzeit. Die aus dem Eingangsbuchstaben dieses Artikels kühn den Schläger herausschwingende Hand ist für dieselbe bezeichnend. Man wird es bei dem Jüngling, der in seinem siebzehnten Jahre die Universität bezog, der mit einem Mal aus strenger Zucht und aus großer Abgeschlossenheit hinauskam in die volle Freiheit des Studentenlebens, begreiflich finden, daß er manchen tollen Streich begangen, daß er häufig die Mensur betreten und sich tüchtig „herumgepaukt“ hat.

Die aus jenen Bildern hier dargebotene Illustration zeigt dir, liebe Leserin, den Studiosus Bismarck, oder, wie er feierlich vom Universitätsrichter citirt war, den **Dominus de Bismarck**! Sieht man nicht den Jugendübermuth aus den verwegenen Augen herausblitzen, mit denen er — in buntem Schlafrock und Kanonenstiefeln, den Cylinder und die lange Pfeife in der Hand — vor den Universitätsrichter tritt, der mit Stock und Stuhl sich vor dem ordnungswidrig mitgekommenen Bulldogg zu schützen sucht! Du wirst ihm nicht zu sehr zürnen, wenn du hörst, daß sein ganzes Vergehen darin bestanden, bei einem lustigen Feste eine Flasche zum Fenster hinausgeworfen zu haben!

Wenn du aber in dem Buche selbst weiter blätterst, wirst du ihn noch einmal erblicken, wie er als flotter Bruder Studio mit Cerevis

und Kanonenstiefeln, auf einem Stuhl bequem ausgestreckt, die Stube seiner Mutter aus einer fürchterlich langen Pfeife mit Qualm erfüllt, während sein gewaltiger Hund ganz stolz ihm zur Seite hockt. Arme Mutter, was ist aus deinem Sohn geworden, den du nicht nach Heidelberg schicken wolltest, damit er sich nicht an das dir verhaßte Biertrinken gewöhne! In Göttingen hat er noch ganz anders seine Jugend austoben gelernt.

Vor dem Universitätsrichter.

Aber nur Geduld! Es wird aus dem wilden Burschen gar bald ein ganz ehrbarer und gesetzter Auscultator und Referendarius, der an allerhand gemüthlichem Familienumgang seine Freude findet und sich gern in die Hofkreise führen läßt. Da könntest du ihn eines Abends sehen, wie er mit einem Herrn von Schenk — ihm an Körpergröße durchaus ebenbürtig — dem Prinzen Wilhelm von Preußen vorgestellt und von demselben, der gewiß nicht ahnte, daß sein künftiger Ministerpräsident vor ihm stünde, mit Wohlwollen empfangen wird, und dein Mutterherz würde sich freuen und erstaunen, wie aus dem lustigen Corpsburschen ein so stattlicher „Philister“ geworden!

Der Prinz von Preußen und Referendar v. Bismarck.

Die Jahre des so begonnenen Philisteriums gingen ihren durch mancherlei Wechselfälle unterbrochenen Gang — zuweilen brach aber noch die Studentenlaune und die Studentenwildheit durch, auf die dann wieder manche trübe und dunkle Stunden folgten. So sehen wir ihn auf einem der Blätter des Buches langsam dahinschreiten; die Hände ruhen, festgeschlossen den Spazierstock haltend, auf seinem Rücken, und der spitze, hohe Cylinderhut schaut ganz schief und melancholisch in den herbstlichen Abendhimmel hinein, während sein treuer Hund verständnißinnig und melancholisch theilnehmend zu ihm emporblickt und langsam mit ihm Schritt hält!

„Studententollheit und Premierlieutenantsmelancholie! Zwei Lebensstadien, die wohl ein jeder von uns — mit dieser oder jener Modification — durchgemacht, aus denen aber doch nur wenige so siegreich hervorgegangen, als Bismarck. Denn während so mancher im Laufe des weiteren Lebens in das eine oder andere Extrem verfällt, neben der leidlich tagelöhnerartigen Erfüllung seiner Pflichten nicht über den Studentenstandpunkt herauskommt oder in das platteste Philisterwesen versinkt, charakterisirt es unseres Erachtens diesen seltenen Mann, daß er bei allem Ernste und aller Treue, womit er seine großartige Lebensmission erfaßt und bisher durchgeführt, sich doch eine jugendliche Frische, und — wir möchten sagen — eine gleichmäßig gute Laune zu erhalten gewußt hat, wie sie sonst kaum wohl in ähnlichen Fällen gefunden werden dürfte!

Die Perle aber seiner hellen Jugend, liebe Leserin — du wirst es mir gewiß zugestehen, wenn du soweit in dem Buche gekommen — ist das Verhältniß Bismarcks zu seiner einzigen Schwester Malwine oder „Maldewine“ oder „Kreusa“ oder wie er sie sonst in seiner erfindungsreichen Liebe, die oft einer bräutlichen verglichen wurde, nannte. Eine große Zahl ganz reizender Briefe und Briefchen, die seinem Biographen zur Verfügung gestellt wurden, werden dich davon überzeugen. Noch mehr wird es dich natürlich interessiren, zu hören, wie Bismarck seine Frau kennen gelernt, wie er sich verlobt und vermählt hat — davon will ich aber hier nichts verrathen, obgleich ich wohl weiß, wie gerne Damen immer zuerst nach dem Ende des Buches blicken und mit den letzten Seiten — nach hebräischer Weise — die Lectüre desselben beginnen.

* * *

Wie wir zum Eingang den Grafen Bismarck als Knaben an das Gewand seiner Mutter geschmiegt gesehen, so erblicken wir ihn zum Schluß der ersten Abtheilung als Vater, einen Sohn auf den Knieen schaukelnd. Und wie wir uns freuen, das gewaltig bedeutsame Gestirn, das neugestaltend und glückverheißend an dem Horizonte des deutschen Lebens aufgegangen, bis zu seinem Ursprunge verfolgen und aufwärts begleiten zu können, so sind wir gewiß nicht minder froh, zu wissen, daß der große Staatsmann und Minister ein Familienglück besitzt, in dem er so gern ausruht und neue Kräfte sammelt für neue Thaten. Gott erhalte ihn lange unserm deutschen Vaterlande!

Robert Koenig.

Digitized by Google

Am Itajahy.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

Es war am 19. Juli 1858. — Feierlich stille und in wunderbarer Majestät lag der brasilianische Urwald da. Mit dem dunkeln Laubdach der Myrthen und Lorbeeren, der Feigen, Anyrideen und Leguminosen, oder wie sonst noch die tausende von Urwaldsgestalten sich nennen und gruppiren mögen, wetteiferten schlanke Palmen an Höhe und spiegelten, kaum flüsternd mit den vom Morgenhauche bewegten Blattfoliolen, ihre lieblichen Häupter im breiten und tiefen Strom, welcher in wundervollen Bogen die erhabene Hyläa schnell und doch lautlos durchfloß. Todesstille herrschte in der Natur, die Bewohner des Waldes hielten ihren Tagesschlaf oder hatten sich, da ja mannigfaltiges Culturleben längst begonnen hatte die bis dahin ganz einsamen Wasser des Itajahy zu durchziehen, von den nächsten Ufern in das Dickicht zurückgeflüchtet.

Im seltsamsten Gegensatz zu dieser feierlichen Stille, die wirklich von einem Zauberbann hervorgerufen zu sein schien und für einen in die Schauer der Waldungen Uneingeweihten befangend und beängstigend gewesen wäre, befanden sich drei europäische Reisende, welche in einem von zwei Farbigen mit Anstrengung fortbewegten Canoe den Strom hinaufschifften und in so lauter Weise eine Conversation führten, daß man glauben mußte, sie ständen oder säßen in heftigem Wortwechsel miteinander, zunächst und am meisten wohl um den Platz in dem Canoe, das wirklich für drei Reisende und zwei Bootsleute etwas klein war. Das Schifflein war, was nun einmal alle ächte Canoes sind, ein ausgehöhlter Baumstamm, etwa 30 Fuß lang, aber so flach, daß man in demselben auf keiner Bank, sondern nur auf dem platten Boden mit grade ausgestreckten Beinen sitzen konnte, — und so schmal, daß die ganze Breite von je einem Reisenden vollkommen eingenommen und ausgefüllt war, und dieser in seiner etwas preßhaften Lage die Ellenbogen auf den Rand des Kahnes aufstützen mußte, ohne sich frei nach links oder rechts oder gar ganz herum wenden zu können, theils weil dazu der Raum fehlte, theils weil eine so kühne Bewegung das Gleichgewicht des ganzen Canoe gestört und die Schifffahrt nebst dem Leben der Mitreisenden compromittirt haben würde. Zwei von den hyperboräischen Argonauten bildeten demnach im strengsten Sinne des Wortes Gegenfüßler, während der dritte mit dem zweiten dos-à-dos sich befand. So ging die Conversation höchst unbequem und mußte etwas laut geführt werden.

Die drei Reisenden waren im eigentlichsten Sinne des Wortes fahrende Scholasten, alle drei auf deutschen Universitäten promovirte Doctoren. Die beiden Gegenfüßler waren der Doctor der Philologie Burkhardt aus Halle und der Doctor der Pharmacie Blumenau; der dos-à-dos von letzterem war ich selbst. Während die beiden gründlich in ächt deutscher Weise über allerlei Colonisationstheorien disputirten, — denn Burkhardt war selbst eine Zeit lang Colonist gewesen, — benutzte ich, mit dem Gesicht gradeaus schauend, meine etwas isolirte Stellung, um auf der langsamen Fahrt mich zu weiden an dem herrlichen Tage und der wunderschönen Gotteswelt, die im mäßig warmen, weil schon aus der eigentlichen Tropenzone herausliegenden Gebiet des Itajahy mir so wonnig erschien, wie fast sonst nirgends, und gewiß einen jeden Auswanderer herausfordern mußte, sein Wanderziel an dem herrlichen Strom zu suchen.

Wirklich war solche Herausforderung zum Anbau am Itajahy von deutschen und belgischen Auswanderern bereits an manchen Stellen mit mehr oder minder gesegnetem Erfolg aufgenommen worden, bevor Dr. Blumenau den Fluß aufsuchte. Solche gesegnete Spuren sahen wir im Vorüberfahren auf den Ufern des Stromes; doch verschwanden sie immer wieder, wenn wir an solchen Culturoasen vorbeigefahren waren, immer wieder drängte sich der Wald bis zum Spiegel des Itajahy heran, und wie prachtvoll sich auch die herrlichen Kuppeln der ewig grünenden Domgewölbe links und rechts von uns aufbauen mochten: inmitten all der Naturherrlichkeiten schaudert der Culturmensch dennoch zusammen und verzagt fast an der Möglichkeit, daß solche tiefe Waldräthsel jemals vollständig gelöst werden können.

Man muß aber solche Waldräthsel wirklich vor sich gesehen haben, um das Verzagen an ihrer Lösung zu begreifen. Ich will hier gar nicht einmal an den Amazonenstrom erinnern, dessen Waldungen noch vielen Jahrhunderten widerstehen werden, an den Solimoans vom Rio Negro bis zum Huallaya aufwärts, eine Stromstrecke von 250 deutschen Meilen, auf welchem Ende nur 4500 Menschen als Culturmenschen leben, — ich will nur an einzelne Gegenden, an einzelne Ströme erinnern, die auf der Landkarte von fast verschwindender Kleinheit sind und dennoch den Ackerbau vergebens herausgefordert haben, — an den Rio Pardo, südlich von Bahia, an dessen Waldrand der Oberst Bahianna eine Bresche geschlagen hat, um sie noch täglich gegen Botocudenhorden zu vertheidigen, — an den Jequitinhonha, den Nebenbuhler und Nachbar des Rio Pardo, an dem die Pflanzung Genebra des Ingenieurofficiers Pederneiras ein wirkliches Salaz y Gomes mitten im Waldocean zu sein scheint, während die noch einsamere Höhe von Poassu an demselben Fluß eine noch kleinere Klippe der Cultur bildet.

Nun, so einsam war es nicht am Itajahy, als wir fahrende Scholasten ihn im Juli 1858 beschifften, auch war er nicht so todeseinsam, als Dr. Blumenau seine Colonie an ihm begann. Doch war es immer ein Unternehmen von culturhistorischer Bedeutung, als er in jenen Waldeinsamkeiten Land erwarb und mit frischem Muthe sein Werk begann.

Blumenaus heldenhaftes Unternehmen begann im September 1850 mit 17 Personen, denen sich im Jahre 1851 nur 8 Einwanderer zugesellten. Dagegen brachte das Jahr 1852 schon 110 neue Blumenauer, aber auch manche Schwierigkeiten, so daß im folgenden Jahre nur 28 Personen sich nach der Colonie hingezogen fühlten, denen das nächste Jahr 146 Einwanderer hinzugesellte. So waren bis zum Ende des Jahres 309 Menschen eingewandert, von denen manche jedoch die Colonie wieder verließen, so daß nur 246 Einwanderer blieben. Langsam wuchs die von Hause aus kernhafte Ackercolonie, denn Ackerbau war von vornherein ihr Grundcharakter, aber je mehr sie wuchs, desto mehr zeigte es sich, daß ihr zu ihrem Gesammtbestehen, zu allen Einrichtungen, öffentlichen Bauten, Wegen und Stegen die hinreichenden Geldmittel fehlten; die einzelnen, die rüstigen Arbeiter, gediehen, aber die Colonie als Ganzes wollte immer nicht jenen Anstrich von Abrundung und Vollendung gewinnen, der sich durch eine Kirche, ein reelles Schulhaus, eine Directorenwohnung und eine Menge anderer Requisiten kennzeichnet. Die Colonie war krank, als wir an jenem Julitage dort ankamen, und ihr Director niedergedrückt. Er hatte bis dahin seinen Verpflichtungen gegen die ihm mit allen möglichen Mitteln entgegenkommende Landesregierung nicht nachkommen können. Er hatte sich verpflichtet, in den ersten fünf Jahren mindestens 1600 Einwanderer, in den folgenden fünf ihrer 2400 anzusiedeln; aber im Jahre 1858, als wir den Itajahy hinauffuhren, befanden sich etwa nur 800 Menschen in der Colonie. Kurz, Dr. Blumenau, unbedingt der aufopferndste, beharrlichste und redlichste aller Colonisationsunternehmer in Brasilien, hatte bis zum Jahre 1858, jemehr er sich abgequält hatte, den Beweis zu führen, daß ein Privatunternehmen, eine auf humanen Grundlagen basirte Colonisationsspeculation möglich wäre und selbst glänzend werden könnte, gerade das Gegentheil bewiesen, daß solch Unternehmen auf die Länge unmöglich wäre.

Spät freilich, aber doch noch immer zur rechten Zeit, hat Dr. Blumenau eingesehen, daß er allein nicht weiter konnte, hat die Regierung auch ihrerseits gesehen, daß sie mit ihren Benefizien und Indulgenzen nicht weitergehen dürfte. Beide Theile traten in Verhandlungen, die dahin führten, daß Blumenau für seine Colonie mit Zubehör an Land und Waldungen 90,000 Thaler bekam, von denen er ungefähr 60,000 Thaler schuldete und 27,000 Thaler ausbezahlt erhielt, bei welcher Gelegenheit auch die zum Theil höchst drückenden Zinsfußangelegenheiten der Colonisten geordnet und gesetzlich festgestellt wurden.

Seitdem ist ein ganz anderer Umschwung in die Anlage gekommen. — Blumenau hatte im Jahr 1860, nachdem in diesem Jahr noch 19 Menschen eingewandert waren, im ganzen erst 947 Einwohner, obwohl die Colonie bereits 10 Jahr alt war und die Verpflichtung auf sich genommen hatte, 4000 Ansiedler zu zählen. Dagegen war sie, nachdem sie in die Hände der Regierung übergegangen war, am Ende des Jahres 1861 von 1531 Personen bewohnt, und im Jahr 1865 von 2625; ja heutzutage kann die Ein-

wohnerschaft von Blumenau auf 3000 Seelen angeschlagen werden, unter denen sich beinahe 500 Ehepaare, und zwischen 5—600 Grundbesitzer befinden.

Die Colonie Blumenau enthält alle Lebenskeime, alle Lebenselemente eines kleinen Staates in sich; zu dem Nothwendigen, dem Nützlichen und Zweckmäßigen hat sich längst das Angenehme hinzugesellt in Form von mancherlei Vereinen und selbst gesellschaftlichen Genüssen. Die Anpflanzungen enthalten nicht nur Nutzproducte, sondern bereits prächtige Zierpflanzen, europäische und brasilianische im anmuthigsten Verein. Und was mir noch wichtiger erscheint: die Colonie hat bereits jene Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen und Stände, die nothwendig ist, um jeden Neuankommenden ohne Schwierigkeiten seines Gleichen finden zu lassen, von dem er mit Rath und That unterstützt werde. Keiner steht allein, keiner läuft Gefahr, arbeitslos zu bleiben und nicht von vornherein solche Thätigkeit zu finden, in der er sich seinen Unterhalt verdienen kann. Und während es für junge Colonien oft eine Gefahr ist, wenn ihnen zu viel Einwanderer, zumal in sehr kurzen Perioden, zuströmen, kann das heutige Blumenau eine ganze Emigration aufnehmen und nach allen Richtungen unterbringen, nach allen Beziehungen beschäftigen, für jegliche Kraft, jegliche Fähigkeit eine Zukunft verheißen.

Brasilien will keine Sclavenarbeit mehr, es will nur freie Männer, freie Arbeit. Und für beide ist des Raumes in Brasilien von unendlicher Ausdehnung, zunächst von des Himmels bestem Segen begnadet auch am Itajahy. Wer als ein rechter Auswanderer nur einmal jene Gegend betreten hat, hängt gewiß mit Liebe und Treue an dem Fluß und seinen Gestaden. — Erst die ruhig rollende, selten nur von Stürmen heftiger erregte See, das ewig blaue Meer, welches sich mit einem für Schiffe von 13 Fuß Tiefgang noch zugänglichen Busen dem Itajahy entgegendrängt und den Hafenplatz für das bereits aufblühende Städtchen Santissimo Sacramento bildet, — dann der wunderbar schöne schiffbare Fluß, seine reizenden Ufer mit Wald und Gebüsch, sein fröhlich aufwachsender Anbau, aus welchem oft zu den vorüberschiffenden Reisenden ein deutscher Gruß hinüberschallt, und flachsköpfige Kinder mit blauen Augen herausschauen, — endlich, als Kern und Stern dieses aufwachsenden Anbaues, die Colonie Blumenau selbst, theils zu einem Stadtplatz, einem beginnenden Städtchen — im J. 1858 nur nominellen, heute einem wirklich sich kräftig herausbildenden — zusammengedrängt, theils weithin zu beiden Seiten des Stromes in zerstreuten Anpflanzungen oder in einzelnen Theilen längs kleiner Nebenflüsse an Wald und Gebirge ausgedehnt, bis im nächsten Hintergrund das Reizendste aller Colonisationsbilder, der prachtvolle Wasserfall des Itajahy vorläufig die Colonie schließt, oder vielmehr nur den jetzigen Theil der Colonie abgrenzt. Denn die herrliche Flußscenerie wiederholt sich oberhalb des Wasserfalles in derselben Pracht und Naturfülle und verliert sich unter den wundervollsten Variationen von Waldhügeln und Gebirgsschluchten tief hinein in die westlichen Berge, auf deren Rücken das Uruguaygebiet beginnt und sich seltsam mit dem des Itajahy verbindet. Denn ein Arm des letzteren ist gleichsam eingekeilt in das obengenannte Flußgebiet, und zeigt damit die natürliche Richtung eines zu bahnenden Weges an, welcher das hochliegende, an prachtvollem Viehstand überreiche, aber an Ackerbau arme Oberland des Uruguay mit dem tiefer gelegenen, ganz besonders in Ackerbau ausgezeichneten Blumenauer Lande verbinden und die Kraftentwickelung beider Gebiete mit einander ausgleichen soll.

Im Juni (1858) hatte ich, im Süden der Provinz Santa Katharina längs des wilden Tubaraôflusses und dann auf fast unwegbarem Gebirgspfad fortklimmend, das Hochland der Provinz erreicht, und sah mich einige Wochen hindurch umgeben von den tiefen Waldeinsamkeiten der Araucarienforstungen jener Gegenden, in deren dunkeln Schluchten prachtvolle Bergströme dem Uruguay zueilen oder vielmehr ihn selbst bilden helfen. Von Lagos, dem Hauptpunkt jener Gegenden, etwa 4000 Fuß hoch gelegen, nach Osten reitend, hatte ich herrliche Fichtenscenerien, prächtige Rinderherden und tiefpoetische Bivouacs erlebt, als am Trombudo (Trombudo heißt: mit einem Rüssel versehen) plötzlich — ich möchte sagen — der Boden unter unsern Füßen wich. Denn jählings, ja wirklich lothrecht, senkt sich die Gegend in die Tiefe. Vom äußersten Gebirgsrand herab erblickt man ein wunderbares Chaos von Höhen und Schluchten, vor dem man fast erschrickt, denn unmöglich erscheint es, durch dieses seltsame Naturlabyrinth den Weg zu finden. — Noch lag dichter Morgennebel in der ersten Tiefe, als wir, vorsichtig unsere Reitthiere am Zügel hinter uns herziehend, den steilen, kaum gebahnten Pfad zwischen riesigen Araucarien hinabstiegen. Tief unten im Grunde brauste ein kräftiges Bergwasser, bis wir dann — ein unerhörter Ton in jenen Gegenden! — sogar Menschenstimmen vernahmen. Ein kräftiger Windstoß vom Süden fegte die Nebel fort, um ein reizendes Culturbild uns zu zeigen. Einige hundert Fuß unter mir lag ein Kirchlein, schlicht und klein, aber doch ein Kirchlein, umgeben von einem freundlichen Oertchen, eingerahmt von erquicklichem Anbau, das Ganze frisch umbraust vom oberen Itajahy. Es war die einsam gelegene Militärcolonie von Santa Theresa.

Nur wer so einsame Gegenden, wie ich in jenen Tagen, durchstreifte, und dann so ganz unerwartet den ersten äußersten Vorposten der Cultur wiedertrifft, kann auf den Einfall kommen, sie einen „Werdaruf gegen die Wildniß und die Schlupfwinkel kannibalischer Bougres" zu nennen, ein Name, den ich noch heutigen Tages mit keinem andern zu vertauschen wüßte. Nun, wenn man jene Militärcolonie, an der man den brausenden Itajahy noch durchreiten muß, einen „Werdaruf" nennen kann, so darf man von da an, wo der tobende Waldstrom unterhalb seines Wasserfalles schiffbar geworden ist, die ganze Gegend, am meisten aber wohl die Colonie Blumenau, mit dem Namen: „Gut Freund" belegen. — Das ist das Losungswort, was sie dem vom harten Schicksal aus Deutschland fortgetriebenen Auswanderer tröstend und ermuthigend entgegenruft, ein Losungswort, welches gehalten wird in seiner schönsten Bedeutung, wenn Nüchternheit der Ankommenden, rüstige Kraft und Lust zur harten Waldarbeit mit den Daherziehenden ebenfalls einwandert.

Bei einer der letzten Ansiedelungen hielten wir mit unserem Canoe still und stiegen aus, da ein Befahren des Flusses höher hinauf leicht zu einer unfreiwilligen Badepartie Anlaß gibt. — Ein junges treffliches Ehepaar wohnt hier, Auswanderer, wie sie womöglich alle sein sollten; beide blutjung, kerngesund und gewiß unendlich in einander verliebt. Sie haben sich aus Palmenstämmen das Häuschen ungemein zierlich zurecht gezimmert; die Wohnzimmerabtheilung ist hübsch geschmückt mit kleinen Bildchen, bunten Tukanfellen und anderen farbigen Waldgeschichten. Hinter dem festen Tisch steht eine feste Bank aus kleinen Palmstämmen mit einer eben solchen Fußbank; man kann keinen gemüthlicheren Winkel für zwei Personen sehen. Ein kleines Gärtchen an dem Hause hat nicht nur einige hübsche Blumen, sondern sogar höchst zierliche Schneckenhausverzierungen und Muscheleinfassungen. Dazu ist das Feld hinter dem Hause vorzüglich bestellt, und hoch auf wuchert das Zuckerrohr. Es ist eine helle Freude, so jungem Ehevolk ins Gesicht, ins Haus, ins Feld zu schauen. Da ist alles Zufriedenheit, Glückseligkeit, fröhlicher Lebensübermuth; da trifft man die rechten Einwanderer, die richtige Menschenklasse, die beim Colonisiren den Nagel auf den Kopf trifft.

Mit dem Manne gingen wir in den Wald hinein und kletterten meistens längs des Flusses über alle Hindernisse hinweg, welche die Natur dem Wanderer im Urwald entgegenstellt. Baumstämme sind umgeworfen und liegen gleich den bizarrsten Barrikaden umher; Schlingpflanzen versperren den Weg; Felsblöcke müssen umklettert werden, oder man voltigirt mit Händen und Füßen längs einer jungen Palme, die grade über einen Bach hinüber hängt. Es ist eine rechte Turnfahrt solch Wandern. Dazu knallt wohl die Jagdbüchse dazwischen, und oben aus dem Gipfel des schlanken Aracabaumes stürzt ein prachtvoller Tukan herab, der eine ebenso ausgezeichnete Suppe wie einen leckeren Braten abgibt.

Dann braust der Strom heftiger. Man steigt aus dem Walde heraus an das Flußbett. Die ganze Flußbreite ist von schwarzen Felsen durchsetzt, zwischen welchen in einer Menge von kleinen Wasserfällen der Itajahy hindurchbraust, — eine herrliche, wilde Urwaldsscenerie, an der man sich, am stillen Ufer auf dem überschatteten Gestein lagernd, nicht satt sehen kann.

Um den Wasserfall des Itajahy, den Salto zu sehen, muß man ans jenseitige Ufer fahren. Wir schifften uns wieder ein. Die Fahrt schien mir höchst riskant zu sein. Hart neben den kleinen Wasserfällen ward das Canoe zwischen Felsen durch die schäumende und wirbelnde Flut gegen die brausende Strömung angetrieben, die fast unbesiegbar schien. Kaum gewannen die Canoeiros einen Fuß breit nach dem andern und gelangten so ans jenseitige Ufer, wo das Wasser ruhiger war. Wir stiegen aus und begannen eine keineswegs gefahrlose Kletterei.

Unmittelbar am tobenden Fluß erstrecken sich ganz nackt die Felswände in cyclopischen Massen aufwärts. Von Block zu Block muß man längs der schroffen Wand hinklettern, ja manchmal hängt man im eigentlichsten Sinne des Wortes über dem Wasser und muß sich mit den Händen aufwärts ziehen. So gelangt man an den Salto des Itajahy.

Hier hat des Wassers Gewalt eine mächtige Bresche gerissen durch die hemmenden Felsmassen. Mit rasender Gewalt stürzt der Strom gegen das schwarze Thor und tobt hinab in den Abgrund. In wilden Wirbeln legt er dann vollends den Weg zurück zwischen den zerhackten Wänden des Kanals und tritt endlich heraus aus der schäumenden Sturzpartie.

Auf dem kahlen Felsen des Salto hielten wir unser Frühstück. Hoch über uns hingen die schweigenden Waldkronen; neben uns donnerte der Strom hinunter; keine Menschenspur, kein Culturversuch hatte hier die wilde, freie Natur beleidigt.

Unsere Canoeiros hieben mit ihren Waldmessern eine Picade oben durch den Wald, um uns das Klettern über den Felsen zum Canoe hin zu ersparen. So kamen wir zwar langsam, aber auch ohne alle Gefahr zum Canoe zurück und schifften uns wieder ein. Pfeilschnell schoß der ausgehöhlte Baumstamm im brausenden Wasser dahin, aber eben nur eine Strecke. Es war gerathener für uns, uns zu Fuß weiter durch den Wald zu schlagen und das Canoe weiter unten warten zu lassen am kleinen Gehöft des jungen Ehepaares, wo wir uns am Morgen getroffen hatten.

Da hatte die junge Frau sich denn ganz hübsch angezogen und uns ein Mittagsessen gemacht, so gut eine beginnende Colonie das erlaubt. Mit herzlichem Danke schieden wir von den guten Leuten und fuhren dann flußabwärts. Bei vielen kleinen Ansiedelungen, unter deren Flußrande wir durchfuhren, standen die Männer auf der Lauer, um uns als Ehrensalve ihre Flinten loszuschießen. Das gab ein lustiges Knallfeuer, was wir mit der Artillerie unserer Fregatte, mit Büchsen und Pistolen nach Kräften erwiderten, bis wir unten am Stadtplatz anlegten.

Ein einfacheres, schmuckloseres Bild wußte ich aus Blumenau nicht zu geben. Der rauschende Strom mit seinem Wasserfall, die mächtige Waldung mit dem fruchtbaren Boden, das einfache und doch so anmuthige, reinliche und selbst saubere Palmenhäuschen mit dem jungen rüstigen Ansiedler und seiner lebensfrischen, fröhlichen Frau, der niedliche Blumengarten, die gedeihende Anpflanzung mit allem Zubehör, um billigen Lebensansprüchen zu genügen, — und über dem Bilde ein herrlicher Südhimmel und ein gesundes, wonniges Klima, welches, wenn es auch ausnahmsweise einmal bis an den Gefrierpunkt steigt, aller Tropenvegetation Raum gibt, und doch wiederum, selbst nach drückend heißen Tagen, erquickliche Kühle bietet, — nun, das ist das Daheim am Itajahy, nicht mehr aber auch nicht weniger, und ganz gewiß das, wenn Gottvertrauen und Kraft, Arbeitslust und Ausdauer mit dem Einwanderer übers Meer gewandert kommt, mit ihm die Roça schlägt, das Haus baut und die Ehe eingeht mit dem gleichgesinnten Colonistenmädchen.

Am Familientische.

Kinderspiele und Kinderweisheit.

(Zu dem Bilde auf S. 21.)

Wer die Kinder kennen lernen will, beobachte sie bei ihren Spielen! Aber womöglich ungesehen mußt du sie dabei belauschen — das Bewußtsein der Beobachtung oder gar Beaufsichtigung stört sie und vernichtet den vollen Reiz ihres naiven Wesens.

In den Spielen der Kinder offenbart sich am deutlichsten ihr Charakter, ja häufig schon der ihnen angeborene Lebensberuf. Denn alles was die reichsten Spielwaarenläden liefern und was die dicksten Spielbücher lehren, hält nicht lange Stich vor dem schöpferischen Witz der Jugend.

Wie bald liegen die eleganten Puppen, Schaukelpferde 2c. nach einem Geburtstage oder nach dem Weihnachtsfeste im Winkel! Wie rasch ermüdet das unruhige Volk bei einem zahm und nach Regeln ausgeführten Gesellschaftsspiel!

Die Jugend haßt die Vorschriften, Muster und Regeln — und ich denke, beim Spiele hat sie recht. Da lasse man ihr möglichste Freiheit!

Seht nur, wie sie sich selbst ein Spiel schaffen! Da wird auf den Tisch ein Stuhl gesetzt und davor eine Bank — und einer von den kleinen Burschen besteigt den hohen, luftigen Sitz, schwingt ein Stück Bindfaden an einer Gerte und ist nun ganz stolz als ... Kutscher, während seine Geschwister Pferde und Mitreisende 2c. darstellen. Oder man versteigt sich wohl gar zur Eisenbahn, wobei die obligaten schrillen Pfiffe natürlich eine Hauptrolle spielen!

Ein Hauptpläsir für Jungen — bei dem die Mädchen übrigens auch nicht selten sich betheiligen — bleibt aber doch das Soldatenspiel. Auch dazu bedarf es keines großen und kostbaren Apparates. Welch prächtigerer Säbel, als so ein altes langes Lineal, das nach Umständen auch wieder — über die Schulter geworfen — als Flinte dient! Und wie leicht und herrlich ist ein Federhut, selbst ein Helm aus einem alten Tageblatt hergestellt. Und leistet nicht eine kunstgerecht geformte Papierdüte dieselben Dienste, wie die beste Kindertrompete vorzüglichster Fabrikation? Wie die Jungen außerdem auf alten Töpfen zu ... trommeln verstehen, wird manche Mutter mit Seufzen bestätigen können. Auch eine doppelfarbige Fahne ist schlimmstenfalls mit Hilfe eines alten Taschentuches und eines Tintenfasses leicht hergestellt. Das übrige thun die kräftigen Kehlen der jungen Krieger, die sogar das Pelotonfeuer und den Kanonendonner nachzuahmen verstehen!

Etwas ernster freilich scheint das beliebte Soldatenspiel auf Karl Bökers reizendem Bilde genommen zu sein, das der greise König Wilhelm, von den Strapazen des Bonner Jubelfestes heimkehrend, mit herzhaftem Lachen in Düsseldorf begrüßte und sogleich ankaufte. Der große Schlingel hat sich ersichtlich viel Mühe mit dem klug ihn anblickenden, wenn auch nur erst mangelhaft dastehenden Hunde gegeben, den er, über das ganze Gesicht lachend und scherzhaft mit dem Finger drohend, betrachtet. Der Hund macht jedenfalls einen besseren Rekruten, als sein kleiner menschlicher Gefährte, der sich nicht so ganz behaglich in seiner Soldatenwürde zu fühlen scheint und kaum die Augen seinem Kameraden zuzuwenden wagt. Selbst das Holzpferd steht streng in Reih und Glied, und die Katze blickt scheu und verstohlen aus ihrem Schlupfwinkel auf das seltsame Triumvirat.

„Wie gefällt denn Dir das Bild?“ sagte ich zu einem meiner kleinen Burschen, der wohl mit der Zeit den großen auf demselben darstellen könnte, „nicht wahr, das ist ein gescheidter Hund?“

„Ach, Papa,“ erwiderte er, „das ist ja gar nichts — da solltest Du mal Schnapsel, den gelehrten Hund sehen, den wir neulich mit Mama gesehen haben — das ist doch noch ein ganz anderer Kerl; der kann sogar lesen und rechnen!“

Was die Stadtkinder heutzutage doch klug sind! R. K.

Klein- und Großbritannien.

Wenn je zwei Schiffe ihren Erbauern große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, so dürften es die beiden Dampfer Little- und Great-Britain sein. Der jüngst vom Stapel gelassene Little-Britain, dessen Constructeur Thomas Smith in London ist, wiegt mit Maschinen, Bemastung u. s. w. nur zwei Loth. Er legt in einer Minute zwanzig Fuß zurück, entwickelt also eine Geschwindigkeit, die im Verhältniß zu seiner Zwerggestalt eine außerordentlich große ist. Er hat eine vierflügelige Schraube, und seine Maschinen, die das Gewicht von einer Guinee haben, können durch den in ihren eigenen Kesseln erzeugten Dampf in Bewegung gesetzt werden. Da aber die Kleinheit der Kessel die Zeit des Dampfens sehr beeinträchtigt, so kann der Little-Britain auch noch auf folgende Weise in Curs gesetzt werden. In dem Mittelpunkt des Bassins, darin es liegt, ist ein hohler Zapfen angebracht, der durch eine Luftpumpe mit comprimirter Luft gefüllt wird. Ein Röhrenarm führt nun von diesem Reservoir in den Kessel des Schiffes und leitet die comprimirte Luft hinein, worauf dann der Dampfer sich frei um den Zapfen bewegt.

Der Little-Britain ist genau nach dem Great-Britain gebaut, und zwar in dem außerordentlich kleinen Maßstabe von 1/10 Zoll auf 1 Fuß der natürlichen Größe. Der Stammvater des Zwergdampfers, der Great-Britain, ist dadurch berühmt, daß seine dreißigzöllige Treibradwelle von keinem Hammer Großbritanniens geschmiedet werden konnte. Die Directoren der Great-Western-Dampfercompagnie, der er gehört, sandten ihren Ingenieur weit und breit umher, um die kolossale Welle — coûte que coûte — schmieden zu lassen. Da stellte es sich denn heraus, daß kein Hammer, weder ein wasser- noch ein dampfgetriebener, mehr als einen Fuß Hub- oder Fallhöhe hatte. James Nasmyth, der berühmte Constructeur, der um jeden Preis aushelfen sollte, weil von ihm die wichtigsten Werkzeugmaschinen für die Instandsetzung des Great-Britain bezogen worden waren, wurde auf diese Weise zur Construction des Dampfhammers gezwungen. Kaum hatte er das wichtigste Werkzeug der modernen Schmiedekunst, ohne welches die Herstellung der Panzerplatten, der Riesenkanonen, Dampfkrähne, Balanciers und Kolbenstangen gigantischer Maschinen bis auf diese Stunde noch ein unauflösbares Problem sein würde, fix und fertig zu Papier gebracht, da brauchte die Treibradwelle des Great-Britain gar nicht mehr geschmiedet zu werden, weil die Schiffsschraube auftauchte und der Ingenieur Brunel den Directoren der Great-Western-Dampfercompagnie empfahl, dieselbe dem Great-Britain einzuverleiben.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz. (Fortsetzung.) Roman von G. Hiltl. — Bilder aus dem Seeleben. Heimkehr. (Schluß.) Von Corvettencapitän Werner. — Das Buch vom Grafen Bismarck. Von R. Koenig. Mit 8 Illustrationen. — Am Itajahy. Von Dr. R. Avé-Lallemant. — Am Familientische: Kinderspiele und Kinderweisheit. Mit Illustr. von C. Böker.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 17. October 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 №. 3.

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Saint-Preuil hatte sich in den Park begeben. Er ging bedächtigen Schrittes den Weg entlang, welcher in ein Gebüsch mündete. Durch dieses schreitend, gelangte man zur Mauerpforte.

„Was ging mit ihr vor?“ flüsterte der Capitän. „Diese Unruhe, dieses plötzliche Aufwallen, war es nicht seltsam? ihre Angst? — sie konnte nicht schnell genug mich aus dem Zimmer bannen. Hm! — freilich, eine Dame ist reizbar, die Nerven der Aermsten waren in heftiger Aufregung.“ Er ging weiter. „Ich muß mich schämen,“ hauchte er. „Ich habe mit einem Herzen gespielt, das mir treu anhing — ich verdiente es, wie ein Schulbube ausgescholten zu werden. Diabolische Marion!“ Er blieb nachdenkend stehen. „Und dennoch — es war ein unerklärlich Wesen, das Maria heute annahm — die Unruhe — vorher der Schreck der alten Barbara — dieses zu ungewöhnlichem Empfange geschmückte Zimmer, der Tisch — ha, der Tisch mit drei Couverts belegt — drei. Nun ja — sie, der Bruder, den sie erwartete und ich — drei —! aber Henri kam nicht. Und wieder die Angst — war sie nicht am heftigsten, als eine Uhr schlug? Drei — drei.“ Er nahm von seinem glühenden Haupte den Hut ab und ließ den Nachtwind durch seine dunkeln Locken streichen. „Thorheiten,“ murmelte er nach kurzem Besinnen. „Und wenn es wäre? mir geschieht recht — aber nein, nein, diese Demüthigung wäre zu schwer.“ Er knirschte mit den Zähnen und trat aus dem Gebüsche zu dem Mauerpförtchen. Mit vor Aufregung zitternder Hand steckte er den Schlüssel in das Schloß.

In diesem Augenblicke schallten kurz auf einander folgend drei gewichtige, weithin gellende Schläge durch die Stille der Nacht. Saint-Preuil fuhr empor. Diese Schläge wurden gegen das Gitter des Parkes gethan. Saint-Preuil überfiel ein Zittern der Ahnung und der Erwartung, er näherte sich, halb durch die Büsche kriechend, dem Hauptgange, der zur Parkthüre führte. Von seinem Verstecke aus konnte er deutlich sehen, wie die alte Barbara mit einer Leuchte in den Garten eilte, das Gitter aufschloß und zwei Männer einließ, welche beide maskirt waren und deshalb von Saint-Preuil nicht erkannt zu werden vermochten, die Federn auf ihren Hüten, die Sporen und die Beschläge der Degenscheiden verriethen dem Lauscher jedoch, daß die späten Gäste Cavaliere seien. Die Furien der Eifersucht und des Zornes über seine Demüthigung packten den unglücklichen Capitän. „Es ist nicht Henri — ihr Bruder,“ murmelte er, den beiden Vermummten nachstarrend, die, von Barbara geführt, ihren Weg gerade auf das Haus zu richteten und hinter der Thür desselben verschwanden. Saint-Preuil stürzte aus dem Gebüsche. Seine erste Bewegung war, mit der Rechten nach seinem Degen zu greifen. „Darum also diese Vorwürfe! darum das Ausspioniren meiner Gänge, das Verhalten meines Leichtsinnes! und sie — sie ist eine ebenso arge, nein — eine viel schlimmere Sünderin — deshalb wurde ich so eilig und dringend gebeten — hinauszugehen — — o nein, ich wurde hinausgeworfen.“ Er keuchte vor Zorn und tappte im Dunkel umher. „Ich muß in das Haus. Aber wie? wenn ich durch die Thür eindringe, finde ich niemand. Der Schurke wird sich verbergen, oder von ihr verborgen werden. Wenn ich nur — —“ Er blickte zu den sorgfältig verhüllten Fenstern empor, dann schien er zu überlegen; endlich mochte ihm ein Gedanke gekommen sein, denn vorsichtig begann er in der Nähe des Gebäudes zu suchen.

Die drei Schläge, welche Saint-Preuil so in Aufregung brachten, hatten auch Maria in die größte Unruhe versetzt. Sie war in ihr Schlafcabinet geeilt, sie gewahrte den Lichtschein im Garten. Es mußten die Erwarteten sein, und vielleicht hatte sie Saint-Preuil bemerkt. Horch — war das nicht ein Wortwechsel? nein, das Sausen des Windes bringt die Täuschung hervor — und dennoch —! unwillkürlich öffnete Maria das Fenster des Erkers, sie sah Barbara mit zwei Männern herbeikommen, sonst war es überall ruhig. Die Wärterin geleitete die Männer in das Haus — die Thür schloß sich. Schon hörte man die Tritte der Nahenden. Maria eilte in das erleuchtete Zimmer, sie ordnete ihre vom Winde ein wenig gelösten Haare, sie drückte ihre Hand auf das pochende Herz, das Tuch an ihre Lippen. Dann zog sie die Portieren sorgfältig zusammen und, sich Muth einsprechend, blieb sie der Eingangsthüre gegenüber stehen. Diese wurde geöffnet. Die beiden Männer traten ein. Der erste nahm seine Sammtmaske ab und

Maria sah den Cardinal Richelieu vor sich. Das imponirende Gesicht des Gewaltigen machte die Dame verwirrt. Sie verbeugte sich tief, ohne ein Wort des Grußes sprechen zu können, während der Cardinal seinen Mantel abwarf und den Hut an Bois-Robert reichte. „Ich muß Ihnen erkenntlich sein, Madame, für die Erlaubniß, welche Sie mir ertheilten," begann Richelieu in artigem Tone. — „Eminenz sprachen einen Wunsch aus," entgegnete Maria. „Und ich sehe nicht ein, weshalb ich Ihnen diesen Wunsch nicht gewähren sollte."

„Sie haben wohl daran gethan. Es sei Ihnen ein Beweis meines Vertrauens. Ich kann befehlen, wenn es sich um Unterredungen mit Männern handelt, bei Damen kann ich nur bitten. Ich bin dann nur ein Cavalier, nicht der Minister. Sie sehen, ich habe das Gewand meiner Würde abgelegt und stehe als einfacher Edelmann vor Ihnen, der Edeldame. Gefalle ich Ihnen so?"

Maria schwieg betroffen. Sie kannte die persönliche Eitelkeit des Cardinals, über welche am Hofe allerlei Anecdoten und Bemerkungen verstohlen umhergetragen wurden. Man erzählte, daß der Allmächtige sogar auf Wunsch der Königin im Cabinete Annas von Oesterreich als Tänzer gekleidet erschienen sei, weil die Königin es als einen Beweis der Zuneigung von ihm gefordert habe. Es war diese Einladung aber nur geschehen, um den Cardinal dem Gelächter der im Zimmer versteckten Hofdamen Preis zu geben. Als daher Richelieu an Maria die Frage richtete: „Gefalle ich Ihnen so?" athmete die Dame auf. Es war sicherlich kein Unheil gegen sie im Anzuge, der Cardinal hatte Sinn für seine Toilette.

„Euer Eminenz," sagte Maria, nachdem sie sich von ihrem Staunen erholt hatte, „Euer Eminenz wissen jedem Gewande die Würde und den Glanz zu verleihen, der immer nur von dem Träger ausstrahlt. Im Kleide des Cardinals oder des Cavaliers — man hat Ihnen gegenüber stets die Empfindung, daß eine Größe an uns herantritt."

Richelieu lächelte befriedigt; er reichte Maria die Hand und führte sie zu einem Sessel.

„Lassen Sie sich nieder. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Maria erhob sich wieder.

„Gestatten Euer Eminenz, daß ich, bevor Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren, mir die Freiheit nehmen darf, Ihnen eine kleine Collation anzubieten? Sie sehen, ich bin darauf vorbereitet."

Sie wies auf den Tisch in der Nähe des Kamins.

„Gestatten Sie mir, es dankend abzulehnen," sagte der Cardinal. „Damit Sie jedoch sehen, daß ich als Freund zu Ihnen komme, füllen Sie mir ein Glas aus jener Karaffe, füllen Sie ein zweites für sich und thun Sie mir Bescheid auf Gelingen unserer Verhandlung."

Maria füllte mit zitternder Hand zwei Gläser. Als sie das zweite vollschenkte, gerieth sie in eine so heftige Bewegung, daß ein Theil des Weines auf das Tischtuch vergossen wurde.

„Sie zittern, Fräulein von Hautefort," sagte der Cardinal mit lauerndem Blicke, „haben Sie Furcht vor mir?"

„Eminenz — die mir von Ihnen zugekommene Aufforderung — die ungewöhnliche Stunde — die Stille der Nacht — der Besuch zweier Herren."

„Ah, Bois-Robert ist Ihnen unangenehm. Verlaß uns, Bois-Robert, Du bist ohnehin überflüssig."

Bois-Robert verließ das Zimmer, Maria befand sich mit dem Cardinal allein. Richelieu nippte erst ein wenig von dem Wein, dann that er einen kräftigen Zug und setzte das Glas nieder. Maria, die jeder seiner Bewegungen gefolgt war, nahm neben ihm Platz.

„Madame," begann der Cardinal, indem er sich in den Sessel zurücklehnte und die Hände faltend seine Daumen umeinander drehte, was immer ein Zeichen wichtiger herannahender Ereignisse war, „Madame, seit wie lange sind Sie Edelfräulein*) bei Ihrer Majestät der Königin."

„Seit drei Jahren, Eminenz."

„Sie sind der hohen Dame sehr ergeben."

„Ich habe alle Ursache dazu."

„Hm — das ist schön von Ihnen, dieses Bekenntniß. Es gibt nicht allzuviel treue Leute. Sie wissen, daß ich durch Bois-Robert, der ein Gast im gelehrten und boshaft plaudernden Kreise des Hotel Rambouillet ist, Ihnen den Wunsch nach einer Unterredung aussprechen ließ, welche Sie mir gewährten."

„Euer Eminenz sind hier, um diese Unterredung mit mir zu haben."

„Mein Fräulein, man nannte Sie einst die fromme Hautefort. Sie sind es nicht mehr."

„Eminenz — —"

„Sie sind es nicht mehr. Keine Ausflüchte. Man ist nicht fromm, wenn man sich in Palastintriguen mischt, und seit Ihrer Bekanntschaft mit Fräulein von Chemeraut intriguiren Sie. Die Correspondenz der Königin mit Frau von Chevreuse ist zum Theil durch Ihre schönen Hände gegangen. Sie sehen, ich erfahre alles."

„Nun denn ja — ich leugne es nicht," sagte Maria mit festem Tone. „Die Königin ist meine Gebieterin, ich habe ihr zu gehorchen. Ich bin ihr treu, wie Euer Eminenz sagten. Wäre Fräulein von Chemeraut ebenso treu —"

„Ah, ich bitte, wiegen Sie Ihre Verdienste nicht gegen einander ab. Ich bin nicht deswegen gekommen. Mein Besuch betrifft Sie allein. Ich weiß, ich höre, ich beobachte, daß Sie, mein Fräulein, gern plaudern, Sie besitzen eine gute Dosis Witz, Sie verstehen es, mich trefflich zu copiren — schlagen Sie die Augen nicht zu Boden — Sie sehen, wie loyal ich bin, mein Fräulein, aber ebenso offen und frei, wie ich meine Wahrnehmungen ausspreche, komme ich auch immer auf die Hauptsache zu reden, und ich frage daher: Fräulein von Hautefort, wie viel wiegt Ihre Treue gegen die Königin, und wie hoch stellen Sie den Preis, wenn ich Ihnen das Anerbieten mache, sich mir als Agentin zu verkaufen?"

Fräulein von Hautefort that einen lauten Schrei. Die Entrüstung über das dreiste und schändliche Anerbieten entlockte ihrer Brust diesen krampfhaft hervorgestoßenen Ton. Sie erhob sich mit gerötheten Wangen so heftig, daß die auf dem kleinen Tische befindlichen Gläser aneinanderklirrten, und, ihre Hände auf die Tischplatte stützend, sagte sie mit bebender Stimme:

„Euer Eminenz mißbrauchen das Gastrecht, welches ich Ihnen gewährte."

Der Cardinal blieb vollkommen ruhig. Er drehte ein wenig an seinem Kinnbarte und sagte trocken:

„Ich kenne die Menschen zu gut — aber vielleicht irre ich mich in Fräulein von Hautefort, hören Sie mich aus. Es gibt eine Art der Verrätherei, die wohlthätig wirkt. Wohlthätig nach zwei Seiten hin. Ein Mal, wenn dadurch ein Vortheil für den Staat — für das königliche Haus, erzielt wird, in dessen Diensten wir stehen, zweitens, wenn die Person, welche man verrieth, durch diesen Verrath vor großem Schaden bewahrt bleibt."

„Wär' es möglich — die Königin sollte — denn Sie können doch nur von der Königin sprechen."

„Die Königin ist bedroht durch ihre neue, unbesonnene Handlungsweise. Seit den Tagen der Hinrichtung des Marschalls d'Ancre hat unsre gnädige Monarchin es nicht unterlassen können, ihre Hände in die Politik zu stecken. Ich habe harte Arbeit gehabt — Jedermann weiß es. In diesem Augenblicke spinnt sich ein neues, ein sehr gefährliches Complott an, dessen Fäden die Königin in Händen hat. Christine von Savoyen, die Schwester des Königs wird von ihren Schwägern hart bedrängt. Sie fleht um Hilfe zu ihrem Bruder. Der König will ihr dieselbe gewähren, aber auf meinen Rath nur gegen Abtretung bedeutender Länderstrecken. Ich weiß, daß hinter meinem Rücken durch einen Priester, Monod, geheime Unterhandlungen, Correspondenzen gepflogen werden, und daß die Königin auf jede Weise versucht, ihren Gemahl für seine Schwester günstig zu stimmen, daß sie es versucht, ihn zur Hilfsleistung zu bewegen, ohne dafür die Herausgabe jener Ländereien zu verlangen, das kreuzt meine Pläne, die ich für die Vergrößerung Frankreichs hege, und ich muß diese Briefe besitzen, um dem Treiben auf die Spur zu kommen. Sie können mir diesen Dienst leisten. Ich will kein Gericht halten — nur steuern will ich dem Unheil. Komme ich aber auf andere Weise hinter die Pläne der Intriganten, dann wehe Ihnen!"

Der Cardinal hatte sich ein wenig vornübergebogen, seine Augen funkelten in unheimlichem Glanze. Maria von Hautefort war mit den Ereignissen und Intriguen des sehr bewegten Hoflebens vertraut genug, um die Wichtigkeit des Anerbietens, welches ihr der Cardinal machte, zu durchschauen. Im Dienste der Königin stehend,

*) Sämmtliche Ehrendamen der Königin führten — verehelicht oder nicht — den Titel Madame.

hatte sie hier eine treffliche Gelegenheit, ihrer Gebieterin nützlich zu werden. Sicherlich fand der Cardinal andere willige Hände, wenn er seine Börse zog. Daß ein geheimer Briefwechsel zwischen Christine von Savoyen und der Königin stattfand, war der Ehrendame bekannt. Sie wußte, daß in jenen Briefen des Königs nicht mit besonderer Ehrfurcht gedacht worden war — wenn es dem Cardinal gelang, der Correspondenz sich zu bemächtigen, so mußte die Königin schwerer compromittirt werden, als sie es einst geworden wäre, hätte der Cardinal jene berüchtigten Briefe aufgefangen, welche Anna von Oesterreich mit Frau von Chevreuse wechselte. Vielleicht konnte man hier ein doppeltes Spiel wagen — während die wirklichen echten Briefe an ihre Bestimmungsorte gingen, konnte man falsche anfertigen, die dem Cardinal ausgehändigt wurden. Maria von Hautefort hatte allerdings nicht viel Zeit zum Ueberlegen, aber dennoch mußte sie ihr Spiel geschickt einrichten, um den Cardinal irrezuführen.

„Eminenz,“ sagte sie nach einer Pause, „haben mich zur Auserwählten für ein sehr gefährliches Unternehmen bestimmt. Ich fürchte, ich habe in dergleichen Dingen kein Glück — selbst wenn ich Ihnen dienstlich sein wollte.“

„Sie werden nach meiner Leitung verfahren.“

„Und dann — wo finde ich noch Ruhe auf dieser Welt, wenn der Königin eine Gefahr aus dieser, meiner verrätherischen Handlung erwachsen sollte?“

„Die Gefahr für die Königin ist größer, wenn sie die Unterhandlungen fortsetzt.“

„Ich sehe das ein — aber können Eminenz denn nicht die gnädigste Monarchin warnen — offen, frei sie warnen?“

„Ich? der Feind, der verhaßte Feind der Königin?“

„Sie irren, Eminenz.“

„Ich bin meiner Sache gewiß — ich weiß, daß die Königin mir überall Spione nachsendet, daß ich keinen Augenblick, an keinem Orte sicher bin vor ihren Creaturen, daß sie jede Gelegenheit erhascht, mir bei ihrem Gatten zu schaden. Sie hat ihre Helfer — ich kenne sie, und Sie, mein Fräulein, werden nach diesem Bekenntnisse fühlen, daß ich eine große Hochachtung vor Ihrem Charakter haben, festes Vertrauen zu Ihrer Ehrenhaftigkeit hegen muß, wenn ich es wagte, gerade Ihnen mich zu offenbaren.“

„Und doch machen Eminenz mir den Vorschlag — —“

„Meine Agentin zu werden. Es steht bei Ihnen, einzuwilligen oder abzulehnen, in beiden Fällen bedarf ich aber Ihres ewigen Schweigens. Ich kam vertrauensvoll, ich, den tausend neidische, furchtsam spähende Blicke umlauern. Ich hoffe, ich bin sicher bei Ihnen.“

Als der Cardinal mit fester Stimme diese Worte sprach, schallte ein Geräusch aus einem der anstoßenden, durch die Portieren geschlossenen Zimmer. Es schien vom Schlafgemache herzukommen. Der Cardinal schreckte auf, sein Gesicht ward bleich, sein Bart bewegte sich schnell auf und nieder, so heftig zuckte die Lippe, er rückte seinen Degen zurecht, und den Blick eines Basilisken auf Maria schießend, fragte er: „Was war das?“ Maria vermochte sich kaum vom Platze zu bewegen. Ihre Gedanken flogen sogleich zu Saint-Preuil. Sollte er zurückgekehrt sein? aber es war unmöglich; in das Schlafzimmer konnte er nur durch den Salon gelangen, in welchem der Cardinal und Maria sich befanden, sonst war kein Eingang vorhanden. Dennoch überfiel eine schreckliche Angst die Hofdame, als der Cardinal noch einmal fragte: „Was war das?“

„Ich — weiß es nicht, Eminenz. Ein Windstoß mag irgendwo eines der Fenster aufgerissen oder zugeworfen haben.“

„Gewiß?“

„Eminenz werden nicht glauben, daß ich einen Verrath üben würde!“

„Ich hoffe es um Ihretwillen nicht,“ sagte Richelieu mit fürchterlichem Blicke. „Aber ich überzeuge mich gern. Folgen Sie mir in das Nebenzimmer, vielleicht entdecken wir die Ursache dieser Störung.“

Er ergriff einen mit brennenden Kerzen besteckten Leuchter, zog seinen Degen, und mit der Spitze desselben auf die Portiere des Schlafzimmers deutend, sagte er: „Von daher kam das Getöse. Wir wollen zunächst dieses Gemach untersuchen. Folgen Sie mir.“

Maria nahm ihre ganze Kraft zu Hilfe, und ihren wankenden Schritt bemeisternd, folgte sie dem Cardinal. Dieser schob mit dem Degen die Portieren des Gemaches auseinander. Sie befanden sich in dem nur vom Lichte der Kerzen, welche der Cardinal hielt, erleuchteten Schlafzimmer Marias.

Saint-Preuil hatte, bei dem Hause wieder angelangt, sorgfältig umhergespäht, ob nicht eine Gelegenheit zum Eindringen sich bieten möchte. Seine von dem nebelartigen Schleier, den das siedende Blut in die Augen treibt, verhüllten Blicke bedurften einiger Zeit, ehe sie das Dunkel zu durchdringen vermochten. Endlich gewahrte er — oder glaubte zu gewahren, daß eines der acht Fenster, aus denen der Erker zusammengesetzt war, offen stand. Maria hatte, als sie bei Richelieus Ankunft das Zimmer verließ, dieses Fenster zu schließen vergessen. Wohlbekannt mit dem Gebäude und dessen Umgebungen, schlich Saint-Preuil in dem Parke umher, bis er zu einem hinter Buschwerk verborgenen Schuppen gelangte, der allerlei Gartengeräthschaften enthielt. Er kramte hier in dem Gewirre von Latten, Spaten und Stangen, bis er endlich eine Gartenleiter hervorzog; sie hinter sich schleifend, kehrte er zum Hause zurück und blieb dort einige Minuten horchend stehen. Der Wind brauste ziemlich stark, ein feiner Regen fiel hernieder. Saint-Preuil legte die Leiter an, stieg langsam hinauf und kam bis an das offenstehende Fenster. Er vernahm deutlich Stimmen, die aus dem vor dem Schlafgemache liegenden Zimmer, das er so eben verlassen hatte, zu kommen schienen. Seine Pulse schlugen heftig — er erfaßte das Gesims des Fensters und mit einem kurzen Schwunge gelangte er in das vollständig dunkle Schlafzimmer. So behutsam der Capitän aber auch bei seiner nächtlichen Fahrt zu Werke gegangen war — er konnte dennoch nicht verhindern, daß ein Geräusch entstand. Gleich darauf hörte er eine männliche Stimme heftig fragen: „Was war das?“ diese Stimme schien ihm bekannt, nur vermochte er sich nicht sogleich darauf zu besinnen, wem sie angehörte, aber es blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken, denn schon hörte er, wie Stühle gerückt wurden, wie Maria eine Entschuldigung oder Beschwichtigung aussprach. Der Capitän flüchtete auf das Gerathewohl in eine Ecke des Zimmers, seine Hand erfaßte die Falten einer Gardine, es schien die Draperie eines Bettvorhanges zu sein, und der Lauscher verbarg sich hinter dieser Hülle gerade in demselben Momente, als die Portiere auseinandergeschlagen ward. Der Schein von Lichtern fiel in das dunkle Gemach, und Saint-Preuil sah von seinem Winkel aus einen reichgekleideten Mann eintreten, der in der Linken den Leuchter, in der Rechten seinen blanken Degen hielt.

Kaum wollte der Capitän seinen Augen trauen, aber es war keine Täuschung, es war ein wirklicher, lebender Mensch, der jetzt in das Zimmer trat, und dieser Mensch war der Cardinal Richelieu. Maria von Hautefort folgte ihm. Saint-Preuil konnte deutlich ihr von Angst und Schrecken erfülltes Antlitz sehen — er machte sich auf die Scene gefaßt, welche seiner Entdeckung folgen mußte. Der Cardinal leuchtete umher.

„Eminenz sehen, daß niemand hier im Zimmer sich befindet,“ sagte Maria.

„So scheint es allerdings,“ sagte Richelieu. „Ah — dieses Fenster ist offen geblieben; muthmaßlich schlug der Wind dasselbe zu.“

„Das war der Grund des Geräusches,“ rief Maria aufathmend, „nichts anderes.“ Sie wendete mit scheuem, ängstlichem Blicke verstohlen ihr Haupt, um die dunklen Winkel des großen Gemaches zu durchspähen — und als sie die von reichen Draperien umgebene Bettstelle betrachtete, schien es ihr, als leuchteten zwischen den Falten ein paar glühende Augen hervor — sie vermochte nur mühsam einen Ruf des Schreckens zu unterdrücken — sie hatte den Muth, schärfer hinzusehen — kein Zweifel: hinter den Vorhängen war eine Gestalt verborgen, denn sie wurden an einer Stelle fast krampfhaft zusammengehalten und die Spitze eines Stiefels ragte unter der Draperie hervor. Es war sicherlich der Capitän. Der Cardinal hatte ihr den Rücken gewendet und beleuchtete die dem Bette gegenüberliegende Wand — noch sah er den Verborgenen nicht, aber plötzlich wendete er sich um.

„Es ist das Ihre Lagerstatt, schönes Fräulein,“ sagte der Gewaltige mit seltsamem Lächeln, „hinter diesen Vorhängen kann man sich trefflich verbergen.“ Marias Kniee zitterten, ihre Hände suchten vergeblich einen Anhaltepunkt.

„Eminenz,“ stammelte sie. „Ich hoffe nicht, daß Sie zu denken wagen — —“

„Ich bitte, Madame, mich nur einen Blick auf dieses Heiligthum werfen zu lassen," entgegnete der Cardinal, indem er die Vorhänge des Bettes öffnete.

„Eminenz," rief Maria außer sich vor Scham und Angst, „Sie werden das nicht wagen — ich habe Ihnen keine Veranlassung gegeben, mich in dieser Weise zu beleidigen."

Sie stellte sich zwischen den Cardinal und das Ruhebett, gerade vor die Stelle, wo sie den Capitän verborgen glaubte. Richelieu hatte wieder seinen Degen gebraucht, um die Draperie auseinanderzuhalten. Er warf einen durchdringenden Blick in den von Gardinen umschlossenen Raum — er sah nur die feinen, mit zierlichen Kanten besetzten Decken — noch blieben die Seitendraperieen — hinter ihnen stand der kühne Eindringling, kaum einen Schritt war er entfernt von dem Verderben, nur Marias Gestalt trennte ihn davon. Sie hörte das leise Keuchen eines Athems, sie fühlte auf ihrem Nacken die Falten der Gardine, welche sich, von den zitternden Händen des Versteckten gehalten, bewegten.

„Ich habe mich überzeugt," sagte plötzlich der Cardinal ruhig, seinen Degen zurückziehend, worauf die Draperie sich schloß.

„O — mein Gott!" stöhnte Maria.

„Verzeihen Sie, Madame," sagte der Cardinal, der diesen Ausruf lediglich dem Unmuthe Marias über die Entweihung ihres Zimmers zuschrieb, mit sanfter Stimme. „Verzeihung! Ich war sehr indiscret, aber Sie haben einem Priester — einem alten Manne den Zutritt in dieses Heiligthum gestattet. Kommen Sie."

Er verließ das Gemach in Begleitung der Hofdame, die es nicht wagte, sich noch ein Mal umzuschauen.

„Nehmen wir unsere Unterhaltung wieder auf," fuhr der Cardinal fort, den Leuchter auf den Tisch und sich in einen Sessel setzend. „Ich frage Sie noch einmal: Wollen Sie in meine Dienste treten?"

„Ich bin noch zu erregt von dem so eben stattgehabten Zwischenfalle — als daß ich jetzt schon auf Euer Eminenz Frage antworten könnte."

„Erholen Sie sich einige Minuten. Ich dringe nicht sogleich in Sie. Während dessen will ich Ihnen eine zweite Bitte vorlegen. Sie stehen augenblicklich in einer Doppelstellung, Madame. Sie besitzen nicht nur das Vertrauen der Königin, sondern auch das des Königs."

„Euer Eminenz könnten glauben — —"

„Ich glaube nichts davon, ich weiß es."

Maria wurde in eine neue Unruhe versetzt. Sie bemeisterte ihre Angst um Saint-Preuil, sie mußte diesen zweiten Sturm aushalten.

„Der König will mir wohl," sagte sie.

„Es ist mehr, als das. Der König hat eine Neigung für Sie gefaßt."

„Herr Cardinal!" rief Maria außer sich.

„Ich weiß alles. Können Sie läugnen, daß der König häufig genug Sie besucht, sich mit Ihnen unterhält — Ihnen allerlei kleine, vielleicht auch größere Geheimnisse mittheilt? daß er Ihnen ein Geschenk von viertausend Livres machte?"

„Sie martern mich, Herr Cardinal — dieses Geld hatte der König für meinen Bruder bestimmt, es war eine Summe, welche er für den Ankauf von Pferden verwenden sollte. Seine Majestät geruhen mit mir sich zu unterhalten, sie finden Gefallen an meinen Scherzen, an der Art — —"

„Wie Sie über die Persönlichkeiten des Hofes sprechen — wie Sie über mich herziehen, Madame," sagte der Cardinal mit boshaftem Grinsen.

Maria aber schien plötzlich alle Zaghaftigkeit abgestreift zu haben. Der Cardinal quälte sie wahrhaft und sie rief:

„Nun denn, ja. Wenn Euer Eminenz doch davon unterrichtet sind — Seine Majestät haben diese Summe in meine Hände gelegt, weil sie es aussprachen: Ein König von Frankreich darf nicht der Sclave seines Ministers sein. Sie, Herr Cardinal, hätten dieses königliche Geschenk nicht in meine Hände kommen lassen."

„Wahrscheinlich nicht," warf der Cardinal trocken hin. „Und dabei tadelten Seine Majestät gewiß meine Amtsführung."

„Ihr Wesen, Ihre beispiellose Härte und Ihre Feindschaft gegen die Günstlinge des Königs wurden getadelt, Ihren großen Eigenschaften ließ man jeder Zeit Gerechtigkeit widerfahren."

„Das freut mich," sagte der Cardinal, mit dem Kopfe nickend. „Aber es geht aus Ihrem Bekenntnisse hervor, daß viel Böses von mir gesprochen wird. Deshalb eben will ich Ihre Dienste in Anspruch nehmen. Sie müssen mir nicht allein die Correspondenz der Königin mit Christine von Savoyen verschaffen, Sie müssen auch den König — der Sie liebt — — ja, Madame — ich weiß ja, daß das in allen Ehren der Fall ist, gerade so wie bei Mademoiselle von Lafayette — Sie müssen also dem Könige recht viel Gutes von mir erzählen — Sie müssen ihm dieses oder jenes in die Hand spielen — einige wichtige Vorschläge, welche ich Ihnen zugehen lassen werde, sauber auf das Papier geworfen — einige Bitten um Beförderung."

„Sie? Sie, Eminenz, bedürften eines solchen Weges? Sie, der durch einen Wink die Gestalt Frankreichs ändern kann?"

„Sie kennen die sonderbaren Launen des Monarchen nicht. Ich kann Kriege entzünden, kann über Millionen gebieten, und doch ist es mir oft unmöglich, einem Menschen, dem ich wohl will, die kleinste Stelle zu verschaffen, wenn der König dagegen ist. Sie wissen nicht, daß der König mich haßt?"

Maria schwieg.

„Sie wissen es, Madame. Ich habe keinen ärgeren Feind, als den König. Was mich hält, ist die eiserne Nothwendigkeit. Ich muß eine Hilfe haben gegen die Person, welche mächtig genug werden kann, um mir zu schaden. Mit einem Worte: Sie müssen alles aufbieten, um die Neigung des Königs für Fräulein von Lafayette schwinden zu machen, sie ist der Kanal, dessen sich meine Feinde bedienen. Sie müssen die Lafayette stürzen — ersetzen."

Die Portieren vor dem Schlafzimmer bewegten sich so heftig, daß der Cardinal es hätte gewahren müssen, wäre sein Blick nicht fest auf Maria gerichtet gewesen.

„Eminenz," rief die Hofdame sich erhebend. „Das ist abscheulich, das ist mehr als Qual, die Sie mir zufügen — das ist Schmach — Sie mißbrauchen das Gastrecht, welches ich Ihnen gewährte, auf Ihren besonderen Wunsch gewährte — ich bediene mich dagegen meines Hausrechtes. Gehen Sie, Herr Cardinal — gehen Sie, Herr Minister, ich will Sie nicht länger in diesem Zimmer sehen."

Richelieu blieb unbeweglich.

„Sie sind erregt und in Zorn, Madame," sagte er nach einer Pause. „Ich begreife diese Zustände. Nach einer solchen Enthüllung zarter Geheimnisse, wie ich sie Ihnen so eben gemacht, kann ein Weib leicht in Zorn gerathen. Daher bleibe ich gelassen, obwohl es," fuhr er mit vernichtendem Blicke die Hofdame anstarrend fort, „obwohl es doch nicht fraglich sein würde: wen von uns beiden der König dem Verderben überlieferte, wollte ich das Gewicht meines Namens in die Wagschale werfen; Ihre unbesonnenen Worte will ich nicht gehört haben, Madame, weil sie außer mir niemand hörte. Wehe Ihnen, hätten Sie es vor Zeugen gewagt, so mir zu begegnen! Wenn ich Schaffotte errichten will für die Beleidiger der höchsten Gewalten im Staate, dann steht mir der König nicht entgegen. Denken Sie an Montmorency, an Chalais."

Maria schauderte, sie rief sich zu, daß sie der rothen, der blutigen Eminenz gegenüberstehe, daß eine Sylbe des verletzenden Wortes in die Oeffentlichkeit gebracht, sie vernichten konnte — und diese für den stolzen Cardinal so harte Scene hatte einen Zeugen gehabt. Der Cardinal ahnte nicht, daß ein menschliches Wesen in seiner und Mariens Nähe weilte, welches von diesen Worten Zeugniß ablegen konnte.

„Entscheiden Sie sich," sagte Richelieu, seinen Hut ergreifend. „Sie sehen, ich komme als Freund — soll ich als Feind scheiden? Sie müssen meine Verbündete werden, denn die Zeit drängt mich — die Ereignisse wollen schnell in das rechte Geleise gelenkt werden. Sie müssen meine Anordnungen befolgen, Sie müssen die Agentin Richelieus sein."

Noch ein Mal bäumte sich der Stolz Marias empor.

„Sie handeln und sprechen fast, als wäre ich schon in den Händen Ihrer Schergen, Herr Cardinal," sagte Maria. „Ich muß! wer kann mich zwingen? Wenn ich auch weibisch zaghaft und flehend erscheine, sobald kühne Eindringlinge die Schwelle meines Schlafzimmers überschreiten wollen, so kann ich doch handeln im schweren Augenblicke. Ich kann mich weigern, dem Befehle zu gehorchen, dem Willkür mich unterwerfen will — und ich weigere mich, Herr Cardinal."

Die Nebelhöhle in Schwaben.

Originalzeichnung von G. Closs.

Digitized by Google

Richelieu blickte eine Secunde lang die Decke des Zimmers an, dann that er einen Schritt zur Thüre, wendete sich wieder halb zu Maria und sagte mit fast klangloser Stimme:

„Montmorency, Chalais, — es sind ganz gute Namen, ganz hohe Leute gewesen und doch — doch mußten sie das Haupt auf den Block legen — nun, wir können das ja noch mit andern versuchen."

Maria sah ihn fragend an, sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ihn zurückhalten und rief:

„Sie werden mein Haupt fordern?"

„Nein, Madame. Aber für die Verschwörer gegen mich gibt es die härteste Strafe des Gesetzes, und wenn die Chalais und Montmorencys hoch gestanden haben, so steht der Name Henri von Hautefort nicht minder glänzend da — und der Mann, der vom Könige viertausend Livres zum Geschenk erhält, muß besonders interessant aussehen, wenn er vor seine Richter als Verschwörer gestellt wird."

„Allmächtiger Gott!" jammerte Maria, „Henri — mein Bruder?"

„Ist ein Verschwörer, Madame — ein Genosse meiner Feinde, ein Mitglied geheimer Verbindungen, welche den Zweck haben, den Cardinal Richelieu zu stürzen. Ich halte die Fäden dieses Gewebes schon in meiner Hand, ich habe meinen Fuß an die Falle gesetzt — ein Druck und sie schlägt zu. Die Vögel im Netze werden nicht lange mehr flattern — man wird ihnen den Kopf schnell genug eindrücken. Adieu, Madame."

„Bleiben Sie — bleiben Sie, Eminenz — ich bitte — ich beschwöre Sie. Was ist das für eine geheimnißvolle Andeutung? Haben Sie nur ein Mal Erbarmen!"

„Wann wollen Sie mir die Briefe Ihrer Majestät ausliefern?" fragte der Cardinal mit eisigem Tone, ohne die Hand zu bewegen.

„Ich — bin — ich kann nicht — o, mein Gott, wenn nur die Königin nicht das Opfer wäre!"

„Sie wird es nicht sein, mein Wort darauf."

„Und wenn ich nun wirklich — — es gilt das Leben, die Freiheit meines Bruders. O — sprechen Sie, ist er in den schrecklichen Handel verwickelt? steht er auf der Liste der Verdammten? Täuschte man Sie nicht?"

„Gewiß nicht, Madame. Wenn Sie Ihren Bruder wiedersehen, dann bringen Sie geschickt und ohne Aufsehen zu machen das Gespräch auf seine Reisen zu dem Herzog von Vendôme. Beobachten Sie dann die Gesichtszüge Ihres Bruders — das wird Sie belehren. Wenn die Zeit gekommen, wenn der höllische Plan reif ist, dann werde ich meine Feinde im Netze haben — dann sollen sie büßen — alle; aber der Bruder der Freundin des Cardinals würde durch die Maschen schlüpfen."

Maria rang mit sich selbst. Sie faßte endlich einen Entschluß und sagte mit gebrochener Stimme:

„Wohlan! — ich weigere mich nicht länger — Sie werden mich bereit finden, Eminenz, lassen Sie mir Ihre Befehle zukommen."

Ueber Richelieus Gesicht flog ein Lächeln des Triumphes.

„Der Lohn für Ihre Treue, Madame, wird nicht ausbleiben," sagte er. „Ich verspreche Ihnen die Freiheit Ihres Bruders. Wann werden Sie mir die erste wichtige Nachricht bringen?"

„Ich muß zunächst Einblick in den Gang der Unterhandlungen gewinnen," seufzte Maria. „Wenn dies gelungen ist, wenn ich wirklich wichtige Papiere in meine Hand bekommen kann — dann werde ich Euer Eminenz sofort Nachricht geben."

„Und wenn der König Sie besucht — werden Sie ihm ein Papier zustecken? ein Papier, welches ich Ihnen übergebe?"

„Ich will es," sagte Maria mit einem Seitenblick auf die Portiere des Schlafzimmers.

„Wohlan, in vierzehn Tagen werde ich Sie auf die Probe stellen. Nun leben Sie wohl! und noch eins: Sie schwören mir," sagte er, die Hand Marias erfassend, „niemandem eine Silbe von dem zu verrathen, was in dieser Nacht zwischen uns verhandelt wurde?"

„Ich schwöre es."

„Hüten Sie sich, den Schwur zu brechen, wenn er auch — ich weiß das wohl — ein erzwungener ist. Sie geloben mir ferner, Ihren Bruder nicht zu warnen. Es würde das die Verschwörer vorsichtig, den Plan scheitern machen — und ich muß sie alle in meiner Hand haben."

„Ich darf also nicht an Henri — —"

„Kein Wort. Die Früchte müssen reifen. Ihr Bruder wird geschützt werden."

„Wohlan — auch dieses gelobe ich," sagte Maria wieder nach der Portiere blickend. Es lag in diesem Blicke viel Hoffnung, gewiß war dort jemand verborgen, Henri konnte gewarnt werden, ohne daß sie ihr fürchterliches Gelöbniß brechen mußte.

„Meine schöne Dame," sagte Richelieu, die Hand Marias küssend, „ich beurlaube mich. Wir sind Verbündete. Sie werden Ursache haben, mit mir zufrieden zu sein. Bois-Robert kann den Boten zwischen uns machen. Arbeiten Sie in unserm Interesse und," seine Stirne zog sich in drohende Falten zusammen, „hüten Sie sich, einem menschlichen Wesen mitzutheilen: daß der Cardinal Richelieu heute Nacht in diesem Zimmer war und welche Unterredung er mit Ihnen hatte. Sie haben zu wählen zwischen einem herrlichen Landsitze an den Ufern der Rhone und dem Cachot eines Staatsgefängnisses. Gedenken Sie an Henri von Hautefort!"

Er grüßte noch einmal und verließ das Zimmer. — Maria stand wie angewurzelt. Sie wagte nicht, hinter sich zu blicken, sie vermochte auch eben so wenig dem Cardinal zu folgen, der mit Bois-Robert seinen Heimweg antrat. In dem anstoßenden Zimmer blieb es still — sollte alles ein Traumbild, ein Erzeugniß der erregten Phantasie gewesen sein? Maria horchte auf die sich entfernenden Schritte der beiden Männer, jetzt ward die Hausthür geöffnet — eine tiefe lange Pause — sie wendete sich um, ein lauter Schrei entwand sich ihrer geängstigten Brust, denn in demselben Augenblicke wurden die Verhänge des Schlafzimmers geöffnet und Saint-Preuil trat hervor.

Der Capitän war bleich wie eine Leiche. Er ging langsam bis zu dem Tische, auf welchem der Wein und die Teller standen, ergriff die beiden noch halbgefüllten Gläser, aus denen der Cardinal und Maria getrunken hatten und schleuderte sie in den Kamin.

„Es sind verfluchte Gefäße," sagte er, „sie haben gedient, als auf den abscheulichen Pakt getrunken wurde."

„Franz," flüsterte Maria. „Was wollen Sie thun?"

„Ich will Ihnen auf ewig Lebewohl sagen, Madame."

„O — strafen Sie mich nicht so hart — Sie waren Zeuge der schrecklichen Scene, der Qualen, die ich geduldet — bewahren Sie ewiges Schweigen, das ist, was ich erflehe — weiter — "

„Weiter können Sie nichts erbitten," er fuhr wüthend in die Höhe. „Darum wurde mir ein Sündenregister vorgehalten, darum mußte ich entfernt werden? — bleiben Sie, Madame — werden Sie die Agentin dieses Teufels im heiligen Kleide und stehlen Sie die Geheimnisse Ihrer Gebieterin, wie Sie es versuchen das Herz des Königs zu stehlen."

„Sie sind fürchterlich, Franz. Ich schwöre Ihnen, daß der König nie gewagt hat, eine Zumuthung, einen Blick, ein Wort — — "

„Ich glaube Ihnen nicht mehr. Sie täuschten mich, Sie schwiegen, Sie spielten die warnende Freundin, die sorgliche Geliebte, um mich auf einige Zeit aus diesem Zimmer verbannen zu können, damit Ihnen die Gelegenheit würde, den schimpflichen Pakt mit dem Cardinal zu schließen."

„Wenn Sie Zeuge dieser Unterredung waren, dann müssen Sie gehört haben, um was es sich handelte. Sie müssen wissen, um welchen Preis ich dem Cardinal meine Hilfe versprach, es gilt die Freiheit, das Leben meines Bruders."

„Ihr Bruder ist ein Edelmann — fragen Sie ihn, ob er seinen Kopf dadurch retten möchte, daß seine Schwester zur Verrätherin werde."

„Wer sagt Ihnen, daß ich dem Cardinal die Geheimnisse des gefährlichen Briefwechsels verrathen will? ich werde Mittel finden, ihn zu täuschen, die Königin zu warnen — — "

„Sie brechen dann zwei Gelübde zu gleicher Zeit."

„Franz, Sie vernichten mich — reichen Sie mir die Hand."

„Zum Abschiede noch ein Mal — ja."

„Zum Zeichen, daß Sie mir wieder gehören wollen?"

„Nein, Madame. Saint-Preuil hat das Anrecht auf Sie verloren, ein Mal, weil er leichtsinnig genug die Ihnen gelobte Treue brach, dann aber, weil die Pflicht mir verbietet, noch ferner Ansprüche auf das Herz einer Dame zu machen, welche mein König und Herr mit seiner Neigung beehrte," entgegnete Saint-Preuil, einen Schritt zurücktretend.

„Bleiben Sie — bleiben Sie," rief Maria außer sich. „Sie sollen aus dem Munde des Königs meine Rechtfertigung hören. Haben Sie nicht den Muth, dem Monarchen zu sagen: Sire, stehen

Sie zurück, wenn Sie wirklich eine Neigung für Maria von Hautefort hegen — dieses Herz gehört mir."

„Ich könnte das nicht sagen, denn Sie begünstigen des Königs Neigung für Ihre Person, sonst würden Sie ihn zurückgewiesen haben."

„Und wenn ich nun mit Wissen der Königin also handelte, wenn sie selbst es gern sähe, daß der König, dem die Gattin durch des Cardinals Ränke entfremdet wurde, eine Freundin finde, die im Interesse der Gebieterin wirken kann?

„Ausflüchte!"

„Herr von Saint-Preuil, dann habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen," entschied Maria kalt. „Dann haben wir uns zum letzten Male gesprochen."

„Zum letzten Male," rief Saint-Preuil leidenschaftlich. „Es sei."

„Sie gehen mit schwerer Bürde von hier fort, Herr von Saint-Preuil — Sie tragen die Ehre — das Leben — die Freiheit von Menschen mit sich, seitdem Sie die Unterredung belauschten — wahren Sie Ihre Zunge."

„Ich werde wissen, was ich zu thun habe. Auf mein Haupt die Verantwortung."

„Auch Ihr Haupt kann fallen — fliehen Sie die Frauen."

„Ich folge Ihrem Rathe, Madame, indem ich mich von Ihnen verabschiede."

Er eilte aus dem Zimmer. Als er die Verhänge des Schlafgemaches hinter sich zufallen ließ, sank Maria ohnmächtig auf den Teppich nieder. Saint-Preuil stürmte durch den Garten bis an die Mauerpforte, öffnete sie, schlüpfte hinaus und schloß die kleine Thür wieder.

„Lebe wohl," rief er noch einmal und warf den Schlüssel über die Parkmauer, dann entfernte er sich schnell in der Richtung der Straße Tournelles.

(Fortsetzung folgt.)

Unter und über der Erde.

(Mit Abbildung auf Seite 37.)

Die Nebelhöhle! — wer kennt sie nicht, dieses köstliche Kleinod der schwäbischen Erde, so nah benachbart dem Lichtenstein und mit ihm zusammen von einem vollen Strahl der Romantik beschienen?

Gar manchem auch in den nordischen Gauen mag ihr Name freundliche Bilder aus Tübinger Studienzeiten im Innern wecken, duftige Erinnerung an die schöne Fahrt von der schwäbischen Musenstadt hinüber zu dem freundlichen Städtchen Pfullingen und hinauf den steilen Waldweg zu dem wunderbaren Felsen des Lichtenstein, den nun seit mehr denn zwanzig Jahren die schöne Burg des Grafen Wilhelm von Württemberg, nunmehr Herzog von Urach, ziert.

Und wenn man droben von den farbenschimmernden Erkerfenstern des Rittersaals oder vom zinnenbekrönten Thurm herab den Blick an den gesegneten Fluren des weiten Landes geweidet und herausgetreten aus dem Mauerkranz bei der ehernen Büste des Dichters, die von einsamer Felsenspitze hoch über der schwindelnden Thalschlucht zum Schlosse hinüberblickt, das Andenken des Trefflichen gesegnet, der in so manchem aufblühenden Jünglingsherzen die ersten Flammen der Begeisterung und goldner Zukunftsahnung geweckt, und wenn man dann im nahen Försterhause den duftenden Maiwein geschlürft und den ganzen Zauberduft dieses geheiligten Winkels der Poesie in sich eingesogen, — dann wanderte man wohl Lieder singend die schattigen Pfade hinab zu jener einsamen Waldwiese, zu deren Füßen sich das mächtige Thor der Nebelhöhle erschließt.

Und war es just zur freudigen Pfingstzeit, wo ein uralter Brauch alljährlich eine frohe Menge aus allen Ecken und Enden des Schwabenlandes hier zusammenführt, so hatte es keine Noth, den Weg in die finstere Tiefe zu finden.

Denn Licht an Licht, in glänzenden Guirlanden schlingt sich's an diesem Festtag der denkwürdigen Höhle durch die gewaltigen Räume, die wunderlichen Gestalten dieser herrlichen Tropfsteinbildungen dem entzückten Auge verrathend, und dann und wann erstrahlt mit einemmale die ganze colossale Wölbung vom Feuer bengalischen Lichtes, und der Schwärmer Hall dröhnt erschütternd von den Felsen wieder und verliert sich in endlosem Wiederhall in den unendlichen Windungen der fernen Gänge.

Staunend blickt man, aus der riesigen Vorhalle herausgetreten, von der Höhe über den feenhaft bestrahlten See in das erhabene Schauspiel dieses Wunderwerkes der Natur und denkt der Empfindungen jenes Georg von Sturmfeder, da ihn der treue Pfeifer von Hardt zu dem geächteten Herzog hinunterführte.

„Glänzend weiße Felsen," erzählt uns der Dichter, „faßten die Wände ein, kühne Schwibbogenwölbungen, über deren Kühnheit das irdische Auge staunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfstein, aus dem diese Höhle gebildet war, hing voll von vielen Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als silberreine Quellen in krystallenen Schalen sich sammelten. In grotesken Gestalten standen Felsen umher, und die aufgeregte Phantasie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald große Altäre mit reicher Draperie und gothisch verzierte Kanzeln zu sehen. Selbst die Orgel fehlte dem unterirdischen Dome nicht, und die wechselnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin- und herzogen, schienen geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Nischen bald auf-, bald zuzudecken."

Ist man dann bis zu der Felsenkammer vorgedrungen, in der nach der schönen Sage der Herzog Ulrich seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und kehrt den weiten Weg zu den Lüften der Oberwelt zurück, da empfängt einen nach dem wundersamen Gange ein farbenreiches, munteres Bild. Die einsame Waldwiese ist zum Volksfestplatz umgewandelt: unter Schirmen und Zelten, wie im Schatten der schlanken Buchen lagert eine heitere Menge in zahllosen Gruppen, die Landbevölkerung der Umgegend in der kleidsamen Tracht von Bezingen und dem Steinlachthal, bunt vermischt mit städtischem Volk von nah und fern, wie mit dem gläserklingenden und liedersingenden Volk der Studenten. Und jetzt, gelockt von den Klängen einer schmetternden Musik, ordnet sich, was jung ist, zum Tanze, und wie dereinst im Mittelalter zur Maienzeit die Reigenlust um den Lindenbaum tobte, so dreht sich bunt das muntere Volk auf dem Rasen, und neben der städtischen Tanzweise zeigt sich ernst und kraftvoll der ländliche Walzer.

Welcher Contrast zwischen diesem heitern Treiben und der geheimnißvollen Tiefe, die unter den Füßen der Tanzenden gähnt! Es ist, als wollte man, dem räthselhaften Erinnern und den dunkeln Gewalten, die da unten in einsamer Stunde ihre unbelauschten Reigen führen mögen, entfliegen, doppelt sich des schönen Lebens im „himmlischen Lichte" und aller seiner Reize erfreuen und bewußt werden.

Das Ganze aber umschwebt ein poetischer Duft, gewebt von der schönen Volkssage, die den Ort umzieht, und mehr noch von dem Dichter, der sie in so schönen Rahmen zu fassen und seinem Volke ans Herz zu legen gewußt, von Wilhelm Hauff.

Es war in den Frühlingstagen 1826, da wogte auch ein heiteres Leben auf dem abgelegenen Wiesenplan. Der „Lichtenstein" war eben erschienen, und der 24jährige Dichter war von Stuttgart gekommen, der Braut das Schloß und die Höhle zu zeigen. Da kam's in hellen Scharen von Tübingen herübergewandert, die Musensöhne, begeistert für den Dichter, der kaum noch in ihrer Mitte geweilt, hatten sich aufgemacht, ihm ihre Huldigung darzubringen. Mit vielen Dutzenden von Fackeln ging's in die dunkle Tiefe hinab, und in trunkener Begeisterung durch die gigantischen Hallen des unterirdischen Palastes. Wie mag des Dichters Herz vor Wonne gebebt haben in dem Raum, den er verewigt hatte, und zumal, da nun von der Felsenkammer her von kräftiger Stimme des Geächteten Lied ertönte: „Vom Thurme, wo ich oft gesehen," zu dem Friedrich Silcher so eben erst die schöne Melodie gefunden hatte! Dann ging's aufwärts zum alten Schlößlein Lichtenstein, und draußen, im Schatten

des Waldrands gelagert, ward beim feurigen Uhlbacher der liebenswürdige Dichter in Rede und Sang gefeiert, und in vollem Chor sein „Soldatenabschied“ („Steh' ich in finsterer Mitternacht“) und sein wunderbares „Morgenroth“ angestimmt. Auf den Arm der ledigen Braut gelehnt, stand er schweigend da, in die Glut des Feuers blickend, das in der Mitte verglomm. Ob ihm eine Ahnung durch die junge Seele ging, daß auch ihm bald jenes Morgenroth zum frühen Tode leuchten werde?

Achtzehn Monate später zog die Schar von neuem aus Tübingen — um über seinem Sarge zu singen! Zum Grabmal haben sie ihm einen Felsblock von Lichtenstein gesetzt; den hält völlig umschlungen ein Epheu vom Felsenthor der Nebelhöhle!

Julius Klaiber.

Finnlands Noth.

Von unserem Berichterstatter.

Mit welchem entsetzlich bangen Harren die finnische Deputation in Petersburg in diesem Augenblick dem Entscheid des Kaisers, den sie sich zum Retter aus der Noth erkoren, entgegensieht, das vermag nur derjenige recht zu begreifen, der weiß, bis zu welcher Höhe die Noth in dem Lande gestiegen, das bereits vier Jahre durch fast totalen Mißwachs schwer heimgesucht wurde, ehe die Kunde davon nach Deutschland drang.

Als es mir vergönnt war, einmal eine taghelle Mittsommernacht am Strande von Helsingfors zu kosten und vom altehrwürdigen Dom Abos, der Stadt Erichs des Heiligen, die Julisonne hinter dem Alandsarchipel untertauchen zu sehen, mußte ich glauben, die Natur habe Finnland nichts weniger als stiefmütterlich behandelt. Ich glaubte, alle jene Reize, mit denen Mügge in seinem Erich Randal das scheerenumgürtete, granitne Großfürstenthum so verschwenderisch ausgestattet, hinter jenen waldigen Höhen, darüber der Himmel so warm und hochsommerlich hing, auch zu finden. War ja Finnland schon der alten Sage nach der Lustsitz der Götter, wo die Unsterblichen ihre Trinkschalen und Seebecken formten und das köstliche Naß da schlürften, wo es sich tosend, schäumend über den Rand in die Tiefe stürzte. Als ich nun wirklich meine Schritte in das Innere lenkte, da erschloß sich mir auch manch romantisches Thal, manche liebliche Gegend, wo leicht glückliche Menschen wohnen konnten, wenn nur zwischen jenen „Linien, welche des Landmanns Eigenthum scheiden“, das Gold der Saaten wehte. Doch immer spärlicher wurde das nützlichste Aehrengras und noch war ich um keiner Spanne Breite — denn was sind hundert und fünfzig Werst in einem Lande, das nahezu 7000 Quadratmeilen mißt! — von den Küsten entfernt, als ich die Felder immer lichter werden und theilweise ganz unbestellt sah. Ich glaubte bald keine Wegzehrung mehr in den unwirthlichen Gefilden zu finden, beschloß aber doch die Route Abo-Alt-Karleby bis zu ihrer östlichsten Ausschweifung zu verfolgen, um dann den Päyäne See entlang Tawastehus und die Eisenbahn zu gewinnen. Wohin ich kam, kaufte ich, um bei etwa gesteigerten Preisen und bei der ersten Weigerung, mir für meine kleine Münze etwas zu verabreichen, umzukehren. Und ich hätte getrost das ganze, sich bis in Nacht und Grauen verlierende Finnland hinaufwandern können, ohne Gefahr zu laufen, inmitten der Entbehrung selbst zu entbehren. Mir, dem Fremdling, wurde überall gern und ohne Preiszuschlag gegeben, obwohl ich es den bleichen Gesichtern und abgehärmten Wangen ansah, daß hier inmitten des Hochsommers die Hungersnoth herrschte. Während da, wo die Saaten so spärlich standen, daß sie mit der Hand ausgerauft werden konnten, das Lied in der Kehle noch nicht verstummt war, bemerkte ich dort, wo die Aecker und Felder völlig verwaist lagen und aussahen, als sei seit Jahr und Tag darauf weder gesäet noch geerntet worden, doch nur ein ruhiges, ernstes sich Ergeben in das Unvermeidliche und keine ängstliche Besorgniß wegen des neuen, gefährlicher denn zuvor im Hintergrunde auf der Lauer liegenden Feindes, des Winters. Wohl wollten mir meine Zähne und mein Magen zu verstehen geben, daß das mir gebotene „Knackbröt“ immer härter und unverdaulicher geworden, doch meine kräftigen westfälischen Zähne, die sich gern an der verbrannten Kruste hausbackenen Schwarzbrots versuchten, überwanden immer noch das Hinderniß der Knackbröthärte, und ich suchte durch die Masse zu ersetzen, was meinem Magen in kleineren Quantitäten an Nahrungsstoff abging.

Ja, der Granit mit der dünnen Humusdecke darauf that's dem Pfluge an und den Feldfrüchten, die ihre Wurzeln tiefer schlagen wollten. Der Regensturz wusch ihn kahl, wo er thalab hing, der Hochsommer dörrte und härtete seine Ackerkrume, und ehe er den Boden mit seinen verwitternden Bestandtheilen zu befeuchten gezwungen wurde, stumpfte und zerbrach er die Pflugschaar, von der er sich nie ungestraft ritzen ließ. Und dennoch war der, wenn auch noch so leicht mit einer Humusschicht bedeckte Gneis- oder Granitboden erstens dem fast uncultivirbaren Moosmorast, und zweitens dem schwankenden, oft unergründlichen Moorboden vorzuziehen. Während der Moosmorast der undankbarste Gegner des cultivirenden Landmannes war, stellte das Moor die Geduld des Sohns der Ceres wenigstens nicht erfolglos auf die Probe. War es einmal mit Schaufel, Hacke, Feuer und Pflug unterjocht und trocken gelegt, so lohnte es auch einigermaßen den Aufwand von Mühe und Arbeit. Freilich war nicht selten, um den Hauptabflußpunkt des Wassers zu gewinnen, die Sprengung eines Granitblocks nöthig, da sich der schwere Wegelagerer nicht von der Stelle rücken ließ. Wie complicirt und umsichtig die Gräben grade durch die quelligsten Theile des Moors gezogen werden mußten, ersah ich aus der Feuerung, die nur dann von Erfolg ist, wenn das Grabensystem nichts zu wünschen übrig läßt. Auch bei den sorgfältigsten Bewässerungen war das Feuer hier zu tief gedrungen und hatte zu viel verbrannt, während es dort von dem heraufbrauenden Wasser zu früh gelöscht worden war. Bei einem Moor, das ich für vollkommen trocken und fest hielt, konnte ich eine Stange noch bis ins Bodenlose stoßen.

Mit welch ehernem Fleiß und mit welcher an das Unglaubliche grenzenden Ausdauer der Scholle die bescheidenste Ernte entlockt werden mußte, das sah ich schon in der Umgebung der immer zahlreicher auftauchenden Seebecken, welche die Nähe des umfangreichen Päyäne-Sees ankündigten, dessen Conturen den Sprüngen einer durch einen Steinwurf zerschmetterten Scheibe nicht unähnlich sehen. Welche Mühe mußte es allein gekostet haben, die kleinen Parzellen des mit unzähligen Granitblöcken besäeten Moor- und Bruchlands zu entwässern! Hier war die Entwässerung endlich bewerkstelligt, aber das Wasser auch zugleich auf das Gebiet des weiter unten wohnenden Nachbars übergeleitet worden, und hatte dort vernichtet, was lange Bemühungen hervorgerufen. Das sah ich deutlich: nur ein umfassendes, von sachkundigster Hand entworfenes Kanalsystem mußte mit vereinten Kräften ausgeführt werden, und die Entwässerung durfte nicht den fruchtlosen zeitraubenden Bemühungen einzelner Kräfte überlassen bleiben. Ein geordnetes Kanalsystem steigerte wenigstens in Jahren mit günstigen Witterungsverhältnissen die Ernte um ein Bedeutendes und rettete in Jahren des Mißwachses, der hauptsächlich durch übermäßige Feuchte und durch bei feuchtem Boden gesteigerte Nachtfröste hervorgegangen, wenigstens einen Theil der Ernte. Auf den Ackerbau hat der Finnländer jetzt ganz besonders sein Augenmerk zu richten, da noch fast die Hälfte des Areals dem Pfluge unterworfen werden kann. Wenn früher einmal die Ernte auf sich warten ließ, so half ein geschäftiges Arbeiten in Planken, Theer, Brettern, Sparren, Latten, Gefäßen und Geräthen, sowie ein ergiebiger Fischfang, die Lücken einigermaßen ausfüllen. Jetzt ist aber der Holzreichthum Finnlands und der daraus erwachsende Nutzen zum größten Theile versiegt, und der Erfolg des Fischfangs auf ein bescheidenes Maß reducirt, darum muß die ganze Kraft auf die Cultivirung und Canalisirung des Bodens und auf eine weitere Entfaltung und Veredlung der noch in den Windeln liegenden Industrie gerichtet werden. Eigenthümlich! an den Küsten, namentlich in Helsingfors und Abo, ja auf der ganzen Scheerenfahrt von Sweaborg nach dem Alandsarchipel, deutete nichts auf den hohen Nothstand im Innern Finnlands hin. Auf der Bahn von Tawastehus nach Helsingfors, dem einzigen Schienenstrang, der hundert Werst in das Innere des Großfürstenthums leitet, herrschte reges Leben, und ein Güterverkehr, wie er nur in dicht bevölkerten südlicheren Gegenden an den Hauptverkehrswegen anzutreffen. Gewiß, hier wurde rasch verkauft und versandt, um

Salz und das Wichtigste, was es würzt, ebenso schleunig dafür herbeizuschaffen.

Die finnische Deputation will eine Anleihe von mehreren Millionen aus dem russischen Staatsfonds machen, und dies ist der Hauptzweck ihres Erscheinens in St. Petersburg. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kaiser, dem namentlich das unverschuldete langjährige Weh Finnlands zu Herzen geht, diese Summe gern gewährt, denn im entgegengesetzten Falle würde der größte Theil des schlichten, biedern Volkes einem namenlosen Elend preisgegeben werden und auch diesmal vollends darin umkommen. In allen Fällen ist aber die Anleihe nur eine zeitweilige, ja nur augenblickliche Stillstandsgebieterin der Noth, wenn nicht die Bodencultur einer größeren Vervollkommnung entgegengeführt, und da, wo die Hand nicht ausreicht, die mechanische Arbeitskraft zu Hilfe genommen wird. Die Tochter Finnlands gibt gern, darum wird ihr auch wieder gegeben werden. Sie hat eine offene Hand, so lange sie noch selbst etwas besitzt. Während sie sich mit dem Brot aus Moos und Borke begnügt, reicht sie dem Fremdling ohne Preiszuschlag das Festtagsbrot, dahinein sie sich etwas Korn gebacken. Möge eine solche Uneigennützigkeit mächtig die Nächstenliebe wachrufen, denn auch mit der ausgiebigsten Hilfe kann es nicht ausbleiben, daß, ehe Finnlands Noth vollends gebrochen, doch noch der Föhrenwald in winterlicher Oede dort oben manchmal rauscht und grollt über ein durch Nahrungssorgen geknicktes Menschenleben, das noch im letzten Aufflackern sein kurzes Dasein mit einem Brote fristete, das eigentlich kein **Brot** ist.

Sollte in dem kommenden Winter die Noth in Finnland wieder die Höhe des vorigen erreichen, so soll ausführlicher über das Land berichtet werden, in das hier eben nur ein flüchtiger Blick geworfen.

Zwischen der alten und neuen Welt.

Von A. Lammers.

Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft in Hamburg und der Norddeutsche Lloyd in Bremen sind wohl die stärksten Proben praktischer Befähigung und unnachgiebiger Energie, welche der deutsche Kaufmannsstand bisher abgelegt hat. Sie sind ohne alle eigentliche Staatsunterstützung ins Leben getreten und groß geworden; dadurch zeichnen sie sich vor Ihresgleichen in der ganzen Welt aus. In den Dividenden ihrer Actionäre, den Tantièmen ihrer Leiter steckt kein noch so kleiner Bestandtheil verschleierten Almosens oder Raubes, der durch die Vermittlung gefälliger Behörden den Steuerzahlenden abgenommen wäre, und von ihrer Entstehung an haben sie folglich ein Beispiel aufgestellt, dem sich die viel älteren Steamer-Linien des meerbeherrschenden England erst jetzt allmählich nähern. Wenn Engländer zuerst die technische Ausführbarkeit regelmäßiger Dampfschiffahrten über den Ocean dargethan haben, so Deutsche zuerst die öconomische Ausführbarkeit: denn nur ein Unternehmen, das sich selbst erhält, dessen Existenz nicht auf die zufällige und wechselnde Gunst staatlicher Gewalten begründet ist, kann im höheren Sinne des Worts für öconomisch ausführbar gelten.

Ein solcher Erfolg wird natürlich nicht ohne große Mühen und langausharrende Geduld errungen. Die fünfzehn oder zwanzig Procent Dividende, welche beide genannte Gesellschaften jetzt alljährlich ihren Actionären zu zahlen pflegen, sind erkauft worden durch manches Jahr, wo gar keine oder nur eine sehr unbedeutende Dividende ausgeworfen werden konnte. Wenn die Actien des Norddeutschen Lloyd gegenwärtig nicht viel unter hundertundfünfzig Procent stehen, so hat es eine Zeit gegeben, wo eine Million Thaler in denselben Actien auf einmal für weniger als 30 Procent angekauft werden konnte.

Es hat auch lange genug gedauert, bevor die beiden Hansestädte an der Nordsee sich den großen, transoceanischen Dampfschiffahrtsbetrieb überhaupt nur anzueignen vermochten. Zwanzig Jahre, nachdem die ersten Versuche dieser Art von England aus gemacht waren — zwischen London und Calcutta —, kamen die ersten Dampfschiffe von einem amerikanischen nach einem deutschen Hafen, von Newyork nach Bremen. Beinahe anderthalb Jahrzehnte hindurch fuhren die Schiffe der Peninsular- und Oriental-Company schon von England durch das Mittelmeer nach Alexandrien und jenseits der Landenge von Suez nach den ostindischen Häfen, als zuerst deutsche Dampfschiffe sich über die Breite des Atlantischen Oceans hinauswagten. Es war natürlich nicht Mangel an seemännischem Muth oder Geschick, was sie so lange zurückhielt; in dieser Hinsicht wußte man sich den Fremden längst ziemlich ebenbürtig, und außerdem war das technische Problem ja gelöst, sobald irgend eine Nation das Unternehmen praktisch ausgeführt hatte. Es war Mangel an Capital und wirthschaftlichem Unternehmungsgeist.

Allerdings gab es damals schon eine große deutsche Dampferlinie, wenn sie auch nicht über den Ocean fuhr. Der schöpferische Geist des Freiherrn von Bruck hatte sich des Oesterreichischen Lloyd in Triest bemächtigt, und von 1839 an diese Gesellschaft, die vorher nur einen kleinen Küstenverkehr mit Venedig unterhielt, bestimmt, ihre Fahrten über die ganze Levante hin auszudehnen. Allein die österreichische Regierung mußte tief in ihren Seckel greifen, um diese Ausdehnung möglich zu machen, und der Triester Lloyd hat auf ihren finanziellen Beistand nie zu verzichten vermocht.

Seit der Mitte der vierziger Jahre waren Regierung und Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika über die Herstellung einer Dampfschiffslinie nach dem europäischen Festland aus. Es stachelte das amerikanische Selbstbewußtsein, daß England allein im Besitz aller das Atlantische Meer durchfurchenden Dampfer sein sollte. Ihre Schiffsbaukunst, die sich nicht ohne Grund der englischen im allgemeinen völlig gewachsen glaubte, wollte nicht länger grade in Bezug auf die höchsten Leistungen des Fachs zurückstehen. Um Kriegsschiffe bekümmerte sich damals, nach dreißigjährigem Weltfrieden, bekanntlich niemand viel; transatlantische Räder- und bald Schraubendampfschiffe galten daher für das Nonplusultra der Schiffsbaukunst, für das, woran eine Nation sich versuchen mußte, bevor sie die Palme der Meisterschaft zu besitzen denken durfte. Regierung und Congreß zu Washington, neben andern mehr praktischen Motiven von dieser Regung nationalen Ehrgeizes getrieben, entschlossen sich, eine nicht unbedeutende Subvention für eine nach dem Continent von Europa fahrende Linie auszusetzen. Man war nur ungewiß, welcher europäische Hafen für die jenseitige Anknüpfung des Fadens zu wählen sei. Havre und Bremen schienen gleich günstige Chancen darzubieten. In diesen Zweifeln setzten die wohlbemessenen Bemühungen eines Bremer Kaufmanns, des nachher ins deutsche Parlament gewählten nun verstorbenen Herrn **Gevekoht**, die Bevorzugung Bremens durch. Indessen war die ausgesetzte Subvention von 600,000 Dollars immer noch nicht hoch genug, um leistungsfähige Unternehmer zu einem so neuen, voller unergründeter Schwierigkeiten und Gefahren steckenden Geschäft zu verlocken. Es mußte erst noch in Deutschland anleiheweise, zu einem Drittel bei dem Staate Bremen, zu zwei Dritteln bei den übrigen deutschen Regierungen eine fernere Summe von 300,000 Dollars aufgetrieben werden, bevor nur zwei von den beabsichtigten vier Dampfschiffen die Reise von Newyork aus antraten. Es waren der „**Washington**“ und der „**Hermann**“, jeder etwa 2000 Tons groß und 500 Tons Güter aufzunehmen fähig. Wer in Deutschland so lange zurückdenken kann, wird sich noch erinnern, mit welchem romantischen Interesse in der ahnungs- und erwartungsvollen Zeit kurz vor 1848 diese beiden Dampfschiffe von nie gesehenen kolossalen Dimensionen auf unserer Seite des Oceans empfangen wurden. Die kurz vorher entstandene Leipziger Illustrirte Zeitung war ihrem Publikum noch kaum je so wichtig geworden, wie da sie diese imponirenden Abbildungen brachte. Eine Art unmittelbaren Gefühls von gesteigertem Weltverkehr schien durch die Nation zu zucken.

Leider störten die politischen Erschütterungen diese hoffnungsvolle Entwicklung gleich im Beginn. Sie verhinderten, daß das Anleihegeschäft bei den deutschen Regierungen vollends zu Ende geführt ward; und so dirigirte man von drüben den dritten und vierten Dampfer der Linie, den „**Franklin**“ und den „**Humboldt**“, nach Havre statt nach Bremen. Dazu kam, daß auch der „Washington“ und der „Hermann“ das Selbstvertrauen ihrer amerikanischen Erbauer nicht besonders rechtfertigten. Ihre Maschinen waren für den

Wogendrang des Weltmeers zu schwach; demnach trafen sie sehr unregelmäßig ein und gebrauchten immer bei weitem mehr Zeit als ihre englischen Concurrenten. Das Vertrauen der Geschäftswelt wollte sich ihnen deswegen nicht recht zuwenden. Erst als im Jahre 1849 eine durchgreifende Reparatur vorgenommen worden war, vollbrachten sie ihre Fahrten wenigstens mit erträglicher Regelmäßigkeit.

So gab es denn eine directe und regelmäßige Dampfschifffahrt von Deutschland nach den Vereinigten Staaten; aber nicht von deutscher Seite in Gang gebracht. Hieraus folgte, daß es von der Entwicklung der Dinge drüben in Nordamerika, nicht hüben in Deutschland abhing, ob die Verbindung Bestand haben und fortschreiten oder im Gegentheil früher oder später wieder untergehen sollte. Das deutsche Interesse an der Sache war damit nur ungenügend befriedigt und gewahrt.

Zu dem ersten Versuch, eine in deutschen Händen befindliche Linie herzustellen, verhalf uns, was sonst unter jedem Gesichtspunkt als ein Nationalunglück erscheinen mußte, die Wiederauflösung der 1848 geschaffenen Anfänge einer deutschen Kriegsflotte, nachdem die Restauration des Bundestags in Frankfurt am Main erfolgt war. Ein Bremer Haus erstand aus jener traurigen Versteigerung die Dampfschiffe „Hansa“ und „Germania“ und setzte sie nach Newyork in Fahrt. Es hatte sie billig bekommen; allein da die Schiffe schon alt waren, als man sie für die deutsche Marine ankaufte, um nur rasch ein Stück Flotte auf dem Wasser zu haben, erwiesen sie sich für ihren neuen strapaziösen Zweck nur mittelmäßig geeignet und verschlangen durch die Nothwendigkeit beständiger Reparaturen Kosten, welche durch den Ertrag ihrer Fahrten nicht genügend wieder eingebracht wurden. So sahen die Eigenthümer sich veranlaßt, als der Krimkrieg bei den beiden Westmächten ein ungewöhnliches Bedürfniß nach Transportfahrzeugen hervorrief, von dieser Gelegenheit Nutzen zu ziehen und ihre Schiffe aus der Newyorker Fahrt zurückzunehmen.

Etwa gleichzeitig aber geschah in Hamburg ein entscheidender Schritt. Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft entschloß sich, neben ihren Segelschiffen regelmäßig zwei große Dampfer über den Ocean zu senden. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der Impuls für friedliche Unternehmungen, welcher aus der Beendigung des russischen Krieges hervorging, wenn nicht an diesem denkwürdigen Entschlusse selbst, so doch an seiner glücklichen Durchführung einigen Antheil hatte. Mittelbar verhalf der nämliche Impuls auch Bremen, wiewohl erst zwei Jahre später, zu dauernder und in deutschen Händen befindlicher Dampfschiffsverbindung mit Amerika. Es kam ihm zu Statten, daß die Banken und Creditanstalten, welche nach dem Pariser Frieden von 1856 in Deutschland wie Pilze aus der Erde schossen, sich vielfach in wahrer Verlegenheit befanden, wie sie das willig zuströmende Capital nur gleich zinsversprechend anlegen sollten. Ohne den Beistand mehrerer von diesen Banken würde der Norddeutsche Lloyd vielleicht noch nicht im Jahre 1857 zu Stande gekommen sein; und wenn damals nicht, so schwerlich auch in dem nächstfolgenden gedrückten Jahre, das der gleich nachher ausbrechenden Krisis folgte, sondern frühestens wohl 1859 oder 60. Das Schwindeljahr 1857 daher, dessen böse Nachwehen im Depressionsstadium die Bremer Börse durch festes Zusammenstehen und heroischen Verzicht auf Staatshilfe rühmlich überstand, hatte während seines Exaltationsstadiums insofern doch eine gute Wirkung von nachhaltigem Werthe für Bremens und Deutschlands Betheiligung am Weltverkehr, als es die thatkräftigen Führer der Bremer Kaufmannschaft zur Gründung ihres Lloyd ermuthigte. Aeußerlich geschah dieselbe durch Verschmelzung von vier bestehenden Gesellschaften, die theils den Dampfschifffahrtsbetrieb an der Weser, theils die Versicherung von Fahrzeugen und Waaren für denselben Betrieb zum Zwecke hatten; dem Wesen nach aber war der Norddeutsche Lloyd ein neues Unternehmen von ganz anderem Zuschnitt als die vier verschmolzenen älteren Anstalten, das sich zwar auch noch, insoweit diesem Ursprung getreu, mit Flußdampfschifffahrt und Versicherung gegen Wassersgefahren abgeben, hauptsächlich aber Seedampfschifffahrt betreiben wollte, und zwar neben der englischen Fahrt auf London und Hull sofort die transatlantische Fahrt nach Newyork.

Von dem kleineren der beiden deutschen Welthandelsplätze ausgegangen, hat der Norddeutsche Lloyd noch härtere Lehrjahre durchzumachen gehabt, als seine ältere Hamburger Schwester. Es wird sich deshalb rechtfertigen, wenn seine Geschichte hier in kurzen Zügen erzählt wird, um die Schwierigkeit und Größe beider Unternehmungen dem Leser vor die Seele zu führen.

Unmittelbare Concurrenz fand der Norddeutsche Lloyd nicht mehr vor, als am 19. Juni 1858 sein erstes großes Dampfschiff, die „Bremen,“ zum ersten Mal vom Bremerhaven aus in See stach. Die amerikanische Gesellschaft, welche fast ein Jahrzehnt hindurch den „Hermann“ und den „Washington“ zwischen Newyork und Bremen hin- und herfahren ließ, hatte ihren Betrieb eingestellt, ihre Schiffe verkauft und sich aufgelöst. Um also Bremen seinen Löwenantheil an der commerciellen Verbindung Deutschlands mit den Vereinigten Staaten zu erhalten, trat der Norddeutsche Lloyd keinen Augenblick zu früh in die Lücke ein. Die Drohung aber, welche für ihn in dem Geschick seiner amerikanischen Vorgängerin lag, schien nicht säumen zu wollen, sich zu verwirklichen. Die Katastrophe so vieler emporgeschwindelter geschäftlicher Unternehmungen der Jahre 1856 und 57 entzog ihm nicht allein unmittelbar eine Kundschaft, auf welche immerhin mitgerechnet sein mochte, sondern verbreitete in allen Kreisen der Geschäftswelt ein den Transport sowohl wie die Production lähmendes Mißtrauen. Die Auswanderung, welche das Zwischendeck der großen Dampfer füllen sollte, erfuhr eine ungewöhnliche Abnahme. Ebenso schlechte Resultate wies das Assecuranz-Geschäft auf, welches der Lloyd von einer der ihn constituirenden Gesellschaften überkommen hatte. Der Wasserstand der Weser war in dem Sommer der Jahre 1857 und 58 so niedrig, daß oberhalb Bremens die Fahrten monatelang ganz eingestellt werden mußten, unterhalb Bremens nur mit bedeutenden Mühseligkeiten und Kosten fortzusetzen waren. Und wie um der jungen Gesellschaft keinerlei bittere Prüfung gleich im Beginn zu ersparen, widerfuhren zwei von ihren vier transatlantischen Dampfern Unfälle von solcher verhältnißmäßigen Seltenheit, daß sie seitdem weder der Bremer noch der Hamburger Linie von neuem zugestoßen sind: der „Hudson“ verbrannte im Dock zu Bremerhaven, die „Weser“ erlitt eine sie nachhaltig entwerthende Havarie. Damit war die Möglichkeit vierzehntägiger Fahrt über den Atlantischen Ocean, d. h. die Grundlage eines entsprechenden Antheils an dem europäisch-amerikanischen Güter- und Personenverkehr vorerst zerstört. Eine bloß vierwöchige oder gar ganz unregelmäßige Fahrt vermochte keinen nennenswerthen Arm des Stromes in diesen neuen Kanal zu lenken.

Um die Aussichten glücklichen Emporkommens noch mehr zu trüben, gelang es auch nicht, sich mit der Hamburger Linie über correspondirende Abfahrtstage und gleiche Frachtsätze zu verständigen. Als zehn oder zwölf Jahre früher der directe Dampfschiffsverkehr zwischen Nordamerika und dem europäischen Festland zuerst eröffnet worden war, hatte Liverpool die größten Anstrengungen gemacht, um die auftauchende Concurrenz im Keime zu ersticken. Es sandte vor dem jedesmaligen Abgang seiner Newyork-Fahrer eigne Dampfschiffe nach Havre, um Waaren und Reisende von dort auf die bequemste Weise herüberzuholen; es regelte seine Frachten so, daß es auch für den continentalen Handelsstand niemals billiger sein konnte, sich der von Havre und Bremen aus fahrenden Linie zu bedienen. Es wäre nicht wunderbar gewesen, wenn ähnliche Regungen sich während der ersten Jahre nach dem Entstehen des Norddeutschen Lloyd auch in Hamburg geltend gemacht haben. Man konnte ja freilich nach dem damaligen Stande des Güteraustausches und Reiseverkehrs wohl zweifeln, ob auf die Dauer für zwei deutsche Linien zahlender Stoff genug vorhanden sein werde; ob also das Interesse oder die Pflicht der Selbsterhaltung — wie man diesen stärksten und stetigsten aller menschlichen Triebe nun qualificiren will — nicht gebiete, der rivalisirenden Bremer Linie den Garaus zu machen, bevor ihre Coexistenz beide deutsche Linien zugleich ruinirt habe. Indessen versuchte man zunächst doch, die Bremer zu einer die beiderseitigen Interessen wahrenden Verständigung zu bringen; nur daß diese mehr oder weniger in ihrer Accommodation an die für Hamburg bewährt gefundenen Normen bestehen sollte. Die Verhandlungen, im März 1858 von Hamburg, dann im November desselben Jahres abermals von Bremen aus angeknüpft, scheiterten an der Unvereinbarkeit der Forderungen und Absichten. Insbesondere wollte Hamburg die Abfahrt an bestimmten Monatstagen, nämlich am 1. und 15. jedes Monats, nicht aufgeben, während der Norddeutsche Lloyd auf der seit 1847 in Bremen üblichen Abfertigung der Dampfer an einem bestimmten Wochentage, am Sonnabend nämlich, bestand. Die Begründung und Anfechtung der Vorzüge beider Bestimmungsarten wurde wechselsweise mit großem Aufwande von Scharfsinn und Beredtsamkeit durchgeführt, aber die Verhandlung

selbst kam begreiflicher Weise nicht aus der Stelle, so lange im Herzen die Sorge nicht überwunden war, welche die Concurrenz des Nachbarplatzes einflößte, nicht dem Glauben an die Möglichkeit gedeihlichen Nebeneinanderbestehens und Zusammenwirkens Platz gemacht hatte.

Stellt man sich einen Augenblick vor, daß eine ähnliche verhängnißvolle Rivalität heute im Gange wäre, so würde es nicht fehlen, daß nationale Gewalten, moralische oder auch formell constituirte und legitimirte, sich der Sache einer vernünftigen Einigung wirksam annähmen. Damals, Ende der fünfziger Jahre, war von dergleichen noch keine Rede. Der einzige ausgleichende, unbefangene Einfluß kam über das Weltmeer herüber. In Newyork verstand man die Schwierigkeiten des gewünschten Einverständnisses kaum. Die Linie, welche sowohl von den Hamburger wie von den Bremer Schiffen über das Atlantische Meer gezogen wurde, trennte sich dem dortigen Blicke erst so spät in zwei unterschiedene Ausläufer, daß aus solcher Entfernung schon ein gutes Auge dazu gehörte, ihre schließliche Spaltung nur überhaupt wahrzunehmen. Oder um ohne Bild zu sprechen: den Amerikanern war es in der Regel ziemlich einerlei, ob sie selber, falls sie nach Europa wollten, und ihre Waarensendungen in Bremen oder in Hamburg den deutschen Boden erreichten. Von sehr wesentlicher Bedeutung dagegen war für sie, daß alle nach Deutschland gehenden Dampfer der Reihe nach die gleiche Abfahrtszeit innehielten. Ihre Blätter, voran die Newyorker Handelszeitung, wurden deshalb nicht müde, den Inhabern der beiden deutschen Linien die selbstmörderische Verkehrtheit ihres Thuns vorzurücken. Statt sich über gleiche Abfahrtstage zu einigen, so daß jedes Schiff einen schon ziemlich wieder angeschwollenen Vorrath von beförderungsbedürftigen Passagieren und Waaren vorfände, die Geschäftswelt aber sich auf die regelmäßige Wiederkehr dieser Verschiffungsgelegenheit verlassen könnte, steife sich die eine Gesellschaft auf Monats-, die andere auf Wochentage, und so geschehe es denn zum Aerger aller Betheiligten, daß bald zwei deutsche Dampfer gleich hinter einander, bald wochenlang gar kein deutscher Dampfer von hüben oder drüben abgehe. In erster Linie verlangten die Amerikaner, Hamburg und Bremen sollten sich so oder anders verständigen; in zweiter gaben sie allerdings Bremen mit der Wahl bestimmter Wochentage für die Abfahrt den Vorzug. Diese ihre Parteinahme, welche in der Ueberweisung der englisch-amerikanischen Post an den Norddeutschen Lloyd unter der bestimmten Bedingung der Wochentagsabfahrt einen sehr beredten Ausdruck fand, wird es denn wohl auch vornehmlich gewesen sein, was Hamburg zuletzt bewog, die Bremer Maxime anzunehmen. In der außerordentlichen Generalversammlung vom 16. December 1861 konnte den Actionären des Norddeutschen Lloyd angezeigt werden, daß nach dreijährigem Zwist endlich eine Verständigung mit der Hamburger Gesellschaft sowohl hinsichtlich der Abfahrten als hinsichtlich der Frachtsätze erreicht worden sei.

Inzwischen hatte der Lloyd die schwerste innere Krisis durchzumachen gehabt. Die Häufung der Unfälle und Widerwärtigkeiten, welche seinen ersten Aufschwung niederdrückten, hatte nicht verfehlt, seiner Verwaltung allerhand unbegründete Vorwürfe, ja den gehässigsten Verdacht auf den Hals zu locken. Auf der Generalversammlung vom 24. April 1860 erschienen binnenländische, namentlich Mindener Actionäre mit der ausgesprochenen Absicht, die Geschäftsführung einer peinlichen Gesammtuntersuchung zu unterziehen. Sie brachten den im voraus angekündigten Antrag mit, zu diesem Zwecke einen besonderen Ausschuß einzusetzen und die Generalversammlung über drei Monate aufs neue zu berufen. Die Leiter der Verwaltung ihrerseits aber mochten froh sein, daß ihnen diese Gelegenheit geboten wurde, bösartigen Verleumdungen ein für allemal die Nahrung zu entziehen. Sie öffneten den Antragstellern alle ihre Bücher, sprachen jeden Anstand erregenden Punkt rückhaltlos mit ihnen durch, und das Ergebniß war, daß der Sprecher der mißtrauenden auswärtigen Actionäre, Regierungsrath Schück aus Minden, mit einer herzlichen und unbedingten Ehrenerklärung für die Geschäftsführer den gestellten Antrag zurückzog. So war diese moralische Krisis, das Produkt des Rückgangs der materiellen Geschäfte, glücklich überwunden. Das Vertrauen stellte sich wieder her, daß tüchtigere Männer für die Leitung der Gesellschaft nicht gefunden werden könnten.

Dieselbe Generalversammlung bildet aber auch den eigentlich geschäftlichen Wendepunkt in der Geschichte des Norddeutschen Lloyd. Sie genehmigte die damals kühn erscheinende, aber zum größten Vortheil der Gesellschaft ausgeschlagene Rückerwerbung von Actien im Nominalwerthe von einer Million Thalern zu 28 Procent. So tief war der Curs damals gesunken. Tiefer indessen sank er auch nicht; und sein erst langsames, dann rasches und hohes Steigen kam also in einem beträchtlichen Umfang dem Vermögensstande der Gesellschaft zu Gute. Das Geld für den Actienkauf lieferte der Erlös der „Weser", die sich von ihrer schweren Havarie nicht hinlänglich zu erholen vermochte und deswegen mit einem Capitalverlust von 160—170,000 Thalern veräußert werden mußte. Gleichzeitig zog man die übel lohnenden Agenturen des Assecuranzgeschäfts in Hamburg, Amsterdam, Rotterdam, Havre und Marseille ein. Es galt eben alle Kraft erst auf die Hauptsache, die Dampfschifffahrt zwischen Bremerhaven und Newyork, zu sammeln.

Von diesem Augenblick ging es sichtlich wieder in die Höhe. Im October 1860 schon zeigte der Verwaltungsrath an, daß er sich zur Bestellung eines dritten großen Dampfschiffs entschlossen habe; im December 1861 gab die Generalversammlung ihre Genehmigung dazu, daß ein viertes bestellt, die ursprüngliche Zahl also wiedergewonnen werde. Schon in der ordentlichen Generalversammlung desselben Jahres, 23. April, hatte constatirt werden können, daß das Eigenthum der Gesellschaft den Nennwerth der Actien deckte. Die harten Verluste der Jahre 1858 und 59 waren also ausgeglichen.

Das Jahr 1861 war auch das erste, dessen Reinertrag eine Dividende zuließ. Sie betrug für diesmal sowohl wie noch für 1862 und 1863 nur 2 Procent, während die Hamburger Gesellschaft schon bis zu 10 Procent abwarf; allein nachdem nur erst einmal die Epoche der Ueberschüsse begonnen hatte, schöpfte man eben aus dem Vorgang des nachbarlichen Concurrenzunternehmens die Zuversicht, es ebenfalls noch zu einer wirklich entschädigenden Rente zu bringen. Mit der Einstellung der „Amerika" in die Fahrt, Mai 1863, hatte der Norddeutsche Lloyd nun wiederum vier schöne und bewährte Schiffe, die „Bremen" von 1783, die „Newyork" von 1792, die „Amerika" von 1914 und die „Hansa" von 2217 Last. Seine Verständigung mit der Hamburger Gesellschaft ermöglichte für acht Monate des Jahres achttägige, für die Wintermonate vierzehntägige regelmäßige Abfahrt in beiden Richtungen, sowohl westwärts als ostwärts; und was für ihn und Bremen davon abfiel, versprach die gemachten Anstrengungen und gebrachten Opfer immer reichlicher zu belohnen.

Dieses Versprechen sollte sich denn auch erfüllen. Als am 28. April 1865 die Actionäre sich abermals versammelten, klang es aus der immer noch hergebracht und angemessen nüchternen Sprache des Geschäftsberichts deutlich: Triumph! Die Dividende, welche trotz der reichlichsten Abschreibungen vertheilt werden konnte, betrug nicht weniger als 10 Procent. Sie stieg aber noch höher, in jedem der beiden folgenden Jahre um 5 Procent, also für 1865 auf 15, für 1866 auf 20 Procent, womit der Ertrag der Hamburger Gesellschaft erreicht war. Der letztere bemerkenswerthe Fortschritt wurde sogar gemacht, ungeachtet der Norddeutsche Lloyd mehrere Monate hindurch die Concurrenz eines sogenannten Nordamerikanischen Lloyd, d. h. einer neuen amerikanischen Linie zu bestehen hatte. Diese Nebenbuhlerin zwar hielt es nicht lange aus; seitdem aber wiederholen sich doch immer aufs neue die Versuche jenseitiger Rheder oder Charterer, an den hohen Profiten der deutsch-amerikanischen Fahrt theilzunehmen.

Inzwischen ruhte die Verwaltung mit dem errungenen finanziellen Erfolg keineswegs von den überstandenen Mühen aus, sondern sah darin nur eine verstärkte Aufforderung, ihr Geschäft intensiv und extensiv noch immer weiter auszudehnen. Die günstige Wirkung der zehnprocentigen Dividende von 1865 auf den Credit der Gesellschaft wurde ungesäumt benutzt, den Zinsfuß einer früher aufgenommenen Prioritätsanleihe von 6 auf $4^1/_2$ Procent zu ermäßigen; wozu die stärkste Ermuthigung in dem Steigen des Actiencurses lag, der 1864 noch zeitweise unter 50 Procent gestanden hatte, nach der Generalversammlung von 1865 aber die Ziffer 110 überschritt. Rasch hinter einander wurden bei derselben ausgezeichneten Schiffsbaufirma, der man schon drei der ersten vier transatlantischen Dampfschiffe verdankte, Caird und Comp. in Greenock am Clyde, fünf neue Dampfer gleichen Kalibers bestellt, von denen jeder immer noch um einige Grade besser, d. h. seetüchtiger, schneller und bequemer ausfiel als seine Vorgänger. Zu Anfang des Jahres 1867 war man schon soweit, nach der Eröffnung neuer transatlantischer Linien, d. h. Linien mit andern jenseitigen Endpunkten als Newyork, auszuschauen. Während Hamburg sich auf diese rasche und regelmäßige Art mit

Neworleans verband, knüpfte Bremen naturgemäß zuerst mit Baltimore, der Hauptstadt des tabakreichen Maryland an. Der Norddeutsche Lloyd schloß einen beiderseits sehr vortheilhaft sich anlassenden Vertrag mit der Baltimore-Ohio-Eisenbahngesellschaft, vermöge dessen er durch eine zunächst mit zwei, später mit vier Dampfschiffen betriebene Fahrt nach Baltimore den europäischen Verkehr unmittelbar an diesen kürzesten beschienten Weg nach dem Westen heranbringen sollte. Nicht viel später zog der Lloyd Neworleans ebenfalls in das Bereich seiner directen transatlantischen Fahrten.

Als gegen Ende Mai 1867 der achte Oceanfahrer des Lloyds zuerst in See stach, waren es gerade fünfzig Jahre, seit das erste Dampfschiff, welches in Deutschland einen dauernden Dienst unterhalten hat, auf der Weser von Bremen nach Vegesack seine festliche Eröffnungsfahrt gemacht hatte. Beide Fahrzeuge trugen den Namen „Weser"; welcher Abstand aber von dem drei Fuß tiefgehenden Nachen, dessen Ausrüstung im Jahre 1817 ein solches Wagestück kaufmännischen Unternehmungsgeistes gewesen war, zu dem schwimmenden Palast, den eine mächtige und erfolgreiche Gesellschaft sieben ebenbürtigen Vorgängern nach auf die salzige Woge hinaussendete, ohne sich eines darin liegenden geschäftlichen Risicos fast nur noch bewußt zu sein! Ein Bremer Blatt suchte die hohe nationale Bedeutung dieser Parallele damals folgendergestalt zusammenzufassen: „Wer die Begründer und Leiter des „Lloyd" am letzten Montag in den strahlenden Räumen des oberen Salons der „Weser" beisammensitzen sah, froh des neuen Zuwachses ihrer schönen Flotte, der allen älteren Schiffen wiederum in Einzelheiten ein wenig überlegen, und stolz auf das nun nach menschlichem Ermessen wohlbefestigte Gedeihen des ganzen Unternehmens, mit welchem sie so schwere Tage durchgemacht, für welches sie so häufig trübe in die Zukunft geblickt haben, — der mochte sich seinerseits zu einigem Stolze auf sein Volk ermächtigt fühlen, das endlich gelernt hat, große praktische Schöpfungen aus dem Nichts zu rufen. Hier sah man es einmal in Lebensgröße vor sich, daß die Nation der Denker, Dichter und Träumer sich in eine Nation von praktischen Männern verwandelt hat."

Daß zwei deutsche Dampfschifffahrtsgesellschaften diese universelle Bedeutung erlangt haben, sollte dafür der Ort ihrer Entstehung wohl so ganz gleichgültig gewesen sein? Ist es nicht wahrscheinlich, daß wenn sie anderswo als in Hamburg und Bremen emporgekommen wären, Staatszuschüsse für sie erbeten und bewilligt sein würden? Man ist damit in Deutschland überhaupt ja nicht sehr zurückhaltend; und der löbliche, aber oft unklare Drang, unseren nationalen Antheil am Weltverkehr der Meere auszudehnen, hätte leicht die Gestalt solcher Subventionen annehmen können. Dann würden allerdings die Sorgen und Bitterkeiten der Lehrjahre für die beiden Unternehmungen erheblich abgeschwächt worden sein, aber ihre eigenen Leiter und Mitbesitzer, die ganze Nation könnte nicht mit halb der freudigen Genugthuung auf das Erreichte blicken, wie nun. Wir hätten nur zwei große Pflegekinder des Staates mehr, deren völlige Entwöhnung von seiner Pflege — man sehe nur auf den Triester Lloyd oder die großen französischen Dampfschifffahrtsgesellschaften — kaum jemals zu erwarten wäre, und deren Dasein tausend anderen ähnlichen Begehrlichkeiten zum Wecker oder zum bequemsten Vorwand dienen würde. Die widerwärtigen Verhandlungen, zu denen die Subventionirung der französischen Dampferlinien im Gesetzgebenden Körper zu Paris noch im letzten Frühjahr Anlaß gab, waren recht geeignet uns den Vorzug zu Gemüthe zu führen, welchen es hat, wenn bedeutende Erwerbsinteressen nicht durch Einmischung des Staates sich mit politischen Parteileidenschaften begegnen. Wir verdanken das in Bezug auf die große oceanische Dampfschifffahrt dem der Staatshilfe abgeneigten, auf sich selbst vertrauenden Sinn, der vermöge langer Gewöhnung in den hanseatischen Kaufleuten steckt. Die Hamburg-Amerikanische Packetschifffahrts-Actien-Gesellschaft und der Norddeutsche Lloyd sind leicht die werthvollsten Einzelstücke der Mitgift, welche die Hansestädte dem neuen innigeren Bunde der Nation zugebracht haben.

Große und mannigfaltige Dienste in Wahrheit sind es, was diese beiden Dampferflotten, die an äußerer Stattlichkeit und Pracht die Bundesmarine einstweilen noch überragen, dem Vaterlande leisten. Unten, nicht obenan steht darunter der Vortheil ihrer eigenen Actionäre, d. h. die Hereinziehung des von dem Frachtverkehr mit Nord-Amerika abfallenden laufenden Gewinns in deutsche Taschen und das Gesammtvermögen unserer Nation. Welch eine Ersparniß aber an bereits begründeten, welch eine Erleichterung für neue Geschäfte dieser Art, daß Handel und Industrie nicht mehr den Umweg über Liverpool einzuschlagen brauchen, nur mit Landsleuten zu thun haben und in bestimmt wiederkehrenden kurzen Zwischenräumen absenden oder empfangen können! Vom ersten Augenblick an ferner hat die Wirksamkeit dieser beiden Dampferlinien ihren förderlichen Einfluß auf die so wichtigen und umfangreichen deutsch-amerikanischen Postbeziehungen ausgiebt. Das Porto ist von Stufe zu Stufe gesunken, die Sicherheit und Geschwindigkeit der Ankunft von Grad zu Grad gestiegen. Endlich — um in aller Kürze nur die Hauptwirkungen anzudeuten — hat diese neue Verbindung der beiden Welttheile wahren Segen entwickelt für unsere nationale Auswanderung. Die Hälfte des über Bremen gehenden stärkeren, mehr als die Hälfte des über Hamburg gehenden schwächeren Stromes deutscher Auswanderer wird bereits in den Zwischendecken der Dampfschiffe befördert, und diese naturgemäße Verdrängung der Segelschifffahrt aus der Passagierbeförderung nimmt noch immer aufs sichtbarste zu. Insbesondere hat die Anknüpfung des Norddeutschen Lloyd mit Baltimore ihr frischen Vorschub geleistet, da von dort der Weg in die meist aufgesuchten westlichen Staaten soviel kürzer als über Newyork ist. Beförderung mit Dampf anstatt unter Segeln aber heißt soviel wie Abkürzung des Aufenthalts in einem nothwendig ungesunden und überfüllten Raume um zwei Drittel oder drei Viertel der Zeitdauer, Verhütung also des Ausbruchs von daraus hervorgehenden Epidemien, Erhaltung Aller in einem kräftigen Gesundheitsstande, auch wenn nicht gerade ansteckende Krankheiten ausbrechen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man kühnlich behaupten, daß der Fortbestand und das unablässige Wachsthum der beiden deutsch-amerikanischen Dampferlinien für die Auswanderer wichtiger sind, als alle sonst zu ihren Gunsten auszudenkenden Maßregeln, vor deren Mehrzahl sie obendrein voraus haben, daß sie mit keinerlei Zwang und Gefahr der Ungerechtigkeit verknüpft sind.

Im Wogendrange des Rheins.

„O Rhein, o Rhein, o Geliebter mein,
An dir will ich sterben und begraben sein."
Altes Volkslied.

Es war eine stille, laue Sommernacht. Der helle Glanz des Mondes, der über den Bergen in seiner ganzen Lieblichkeit aufgegangen, warf einen breiten Abglanz über das Wasser des Rheins, auf dem unser Nachen lautlos dahinglitt. Die letzten Töne eines Volksliedes, das wir so eben vollendet, waren verklungen, und keiner von uns mochte das Schweigen brechen.

„Welch ein Frieden birgt doch unser herrlicher Strom!" nahm endlich einer das Wort; „wie viele tausende trägt er auf und ab das ganze Jahr hindurch, ohne ihr Leben zu gefährden; wie freundlich leiht er seine breite Fläche dem Handel und Verkehr der Völker! Was für ein wildes Ungethüm ist dagegen das nimmer rastende, nimmer ruhende Meer mit seinen verheerenden, Menschen und Güter verschlingenden Stürmen!"

„Du irrst," entgegnete ein anderer; „wenn Du also das Leben des Rheins charakterisiren willst. Auch er hat seine Zeiten wilder Bewegung; wenige starke Regengüsse im Herbst, ein frühes Thauwetter im Winter oder im Frühling vermögen seine Fluten zu erregen und zu empören ...."

.... An dieses Gespräch, das im weiteren Verlaufe noch manche Belege zu der letzterwähnten Behauptung brachte, wurde ich lebendig durch die entsetzlichen Nachrichten erinnert, die aus der Schweiz in diesen Tagen zu uns gelangen.

Wie belebt ist gerade in dem verflossenen Sommer die Straße des Rheines gewesen! Welche Scharen von Reisenden aus allen Nationen der Erde hat er mit seinen durch Sage und Poesie verklärten Ufern erquickt und erfreut! Und nun da der Herbst die Schatten seines trüben, Vergänglichkeit kündenden Wesens über die Länder wirft, aber da doch noch jezuweilen über sein ernstes Antlitz

Johanna Sebus.

Nach seinem Gemälde für das Daheim gezeichnet von Roland Risse.

ein Lächeln der Erinnerung an die dahinschwindende Wonne des Sommers fliegt: nun eröffnen sich mit einem Male des Himmels so lange verhaltene Schleusen, und in unaufhaltsamen Wolkenbrüchen strömt es auf die dürstende Erde, auf Gebirg und Thal; dazu fällt vor der Zeit auf den Bergen reichlicher Schnee, und der Föhnwind fährt schmelzend über ihn hin — die Gebirgszuflüsse schwellen an, und das Wasser des sonst so friedlichen Stromes steigt und steigt und steigt, bis es die gewiesenen Grenzen überflutet und die das Land schützenden Dämme durchbricht. In wilder Empörung braust der Rhein hochwogend und tosend daher.

Das bange, dumpfe Geläute der Sturmglocken verkündete es am 28. September, lange ehe der Morgen graute, den Bewohnern von

Ragatz, dem so freundlich an der Mündung der Taminaschlucht gelegenen Städtchen des Cantons St. Gallen. Die Bürger eilen — unterstützt von dienstfertigen Hilfsmannschaften der Nachbarorte — herbei, den Kampf mit dem jäh entfesselten und aus einem Freund in einen Feind verwandelten Strom zu unternehmen, aber immer höher steigt die schlammige Flut und schwemmt traurige Zeichen ihres bereits geschehenen Zerstörungswerkes herbei: Bäume, Bauhölzer, Fässer, Wagen, ja bereits Theile von Wohnhäusern und Mühlen. Die Steinwuhren — fünf bis sieben Fuß über den gewöhnlichen Wasserspiegel sich erhebende Seitendämme — beginnen zu wanken; wuchtig und unwiderstehlich branden die Wogen heran und . . . durchbrechen, überfluten, zerstören sie. Schrankenlos, ungezähmt toben sie weiter, durchwühlen und zerreißen den Eisenbahndamm, und bald ist das ganze Thal . . . ein großer, wildbewegter See, der Obst- und Weingärten und Maisfelder verschlingt und verwüstet.

Wie im St. Gallischen Oberlande, so hat auch im Tessin und in Graubünden das Hochwasser in grauenvoller Weise gewüthet, im Tessin noch durch Bergschlipfe furchtbar unterstützt. Viele Häuser und Ställe sind weggeschwemmt, kleine Ortschaften sind gänzlich verschwunden, Straßen und Brücken liegen in Trümmern, zahlreiche Menschenleben werden bedauert, und eine große Masse Viehs ist ertrunken. Aber auch Thaten hochgesinnter Selbstverleugnung und Liebe sind dort vorgekommen, ähnlich jener durch Goethe verewigten Heldenthat eines schwachen Weibes, die unser Bild in so ergreifender — gegenüber den oben geschilderten Ereignissen uns allen gewiß doppelt ergreifender — Weise darstellt.

Rufen wir uns die Umrisse jener That ins Gedächtniß zurück!

Es war am 13. Januar 1809, als die gewaltigen Eismassen des Rheines durch früh eintretendes Thauwetter in Bewegung geriethen und der lange gezügelte Strom mit den ihn hemmenden Schollen und noch mehr mit den die Felder schützenden Dämmen den Riesenkampf zu kämpfen begann.

> Und mit des Elementes Wuthgewalt,
> Wie einst, als in der Schöpfung erster Fülle
> Die Kräfte tobten, heiß zum Kampf geballt,
> Packt er das Eis mit lautem Siegsgebrülle,
> Und wirbelnd, zitternd, schwankend all die Schollen
> Zerschmettert nach dem öden Meere rollen.

Furchtbar ist die Wirkung längs der Ufer des majestätisch sich Bahn brechenden königlichen Stromes.

> Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
> Die Fluten spülen, die Fläche saust.

Die ganze Gegend von Griethausen — unweit Cleve — ist mit Wasser bedeckt. In besonderer Noth und Gefahr befindet sich das Dorf Brienen. Hier lebte in einem ärmlichen Häuschen eine hochbetagte, aber trotz ihres Greisenhaares noch rüstige Wittwe mit ihrer siebzehnjährigen Tochter Johanna. Jedermann liebte und achtete die alte Sebus und ihr treues, braves Kind. Das Häuschen war ihr Eigenthum: zur Miethe wohnte bei ihr noch eine andere Wittwe mit drei Kindern. Dies stille, friedliche Heimwesen wird von der entsetzlichen Macht des plötzlich entfesselten Elementes bedroht. Immer höher steigen die Wasser und umbrausen wogend des Hauses Mauern. Da faßt die Tochter einen Entschluß.

> „Ich trage Dich, Mutter, durch die Flut —“

ruft sie aus, und bald schreitet sie festen Schrittes mit der theuren Last dahin durch den heranbrandenden Wogenschwall. Wie sie selbst einst sich als ein Kind um den Hals der Mutter geklammert und sich von ihr so manches Jahr hatte tragen lassen durch so manche Noth und so manches Leid, so trägt sie jetzt mit festem Arme die an ihrem Hals vertrauensvoll hangende Mutter. Den ihr bange und sehnsüchtig nachschauenden und nachrufenden Hausgenossen wirft sie noch einen Hilfe verheißenden Blick zu. Und

> Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
> Die Fluten wühlen, die Fläche saust;

aber Gott läßt ihr Werk kindlicher Liebe gelingen. Sie setzt die Mutter auf sicheres Land, doch damit nicht zufrieden, eilt sie trotz aller Abmahnung zurück, die ihrer Harrenden auch noch zu retten.

> Der Damm verschwindet, die Welle braust,
> Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.

Unerschrocken legt das kühne Mädchen den Weg zurück, aber es ist . . . zu spät. Denn

> Es gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
> Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund —

Doch auch sie, die zu ihrer Rettung herbeigeeilt, ob sie wohl sich eine Weile noch hält, beginnt zu wanken, als das Wasser höher und höher steigt und schwillt —

> Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
> Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

* * *

Schmeichelnd lockt und ladet der Rhein, wenn er still und friedlich dahinfließt — schmeichelnd umfängt er sein Opfer, wenn er ungestüm und wild es erfaßt. Und doch liebt, wer ihn kennt, und noch mehr wer an ihm geboren und aufgewachsen ist, den doppelgesichtigen Strom über alles und will nicht nur an ihm sterben und begraben sein, sondern findet auch ohne Zaudern — wenn es das Leben des Nächsten gilt — in ihm sein Grab.

Schmerzvoll gedenkt man der Opfer, dankbar bewundernd der heldenmüthigen Retter in solchen Nöthen, aber wie man auch eine Johanna Sebus zugleich bedauern und hochpreisen mag, man wird doch ihrer kinderlos am rettenden Ufer zurückgelassenen Mutter niemals vergessen können. Wer aber also thut, der richte auch den Blick nach der Schweiz, wo die Noth gegenwärtig ist und gedenke der Wittwen und Waisen, wie aller derer, die der entfesselte Strom um Hab und Gut gebracht, in helfender Liebe! R. R.

Am Familientische.

Die Zuckerkrankheit.

Hinsichtlich dieses auch dem Laien in weiteren Kreisen bekannten Leidens, welches durch eine krankhafte Ausscheidung des Körpers von Zucker bedingt wird, stand es bereits seit einer Reihe von Jahren bei den Aerzten fest, daß außer einer etwaigen Anwendung von kohlensauren Alcalien, außer einer freilich hier oft Vortreffliches leistenden Kur in Karlsbad gegen diese Erkrankung nur durch Regelung der Diät und Lebensweise etwas Wesentliches zu leisten, nur hierdurch der traurige Verlauf aufzuhalten und in den günstigeren Fällen zur Heilung zu bringen sei. Indessen blieb immerhin der Procentsatz der Genesenden ein sehr geringer. — Vor kurzem nun erschien über genannte Krankheit die Abhandlung eines Hamburger Arztes, des Herrn Dr. von Düring, worin derselbe die Heilung der Zuckerkrankheit ohne jede Anwendung von Heilmitteln lediglich durch eine freilich sehr strenge Diät und Lebensweise bei allen den Kranken, wo noch keine weitgehenden Desorganisationen im Körper stattgefunden haben, in sichere Aussicht stellt, während er zugleich an den von ihm in dieser Weise behandelten Fällen durch die Untersuchungen des dortigen Chemikers Oberdörffer für jeden einzelnen Fall eine schnelle Verminderung und demnächstige völlige Beendigung der Zuckerausscheidung unter gleichzeitig Schritt haltender Hebung der vordem äußerst darniederliegenden, gesammten Körperentwickelung nachweist. — Folgendes ist das einfache Schema der Behandlung:

Morgens 6 Uhr: Einpackung. (Die Kranken werden in nasse Laken eingepackt und 1—2 Stunden bei geöffneten Fenstern, aber warm mit wollenen und Federdecken zugedeckt, in der Einpackung gelassen.) Nach derselben kalte Abreibung bis zur Erwärmung des Körpers.

Morgens 8 Uhr: Milch mit etwas Kalkwasser vermischt und Brot (dieses mäßig) und 1, höchstens 2 weich gekochte Eier mit Salz. — Die Eier werden 3 Minuten in kochendes Wasser gehalten, dann 1—2 Minuten in kaltes Wasser gelegt zur Verhütung des Nachkochens; alsdann bleibt das Eiweiß flüssig. — Statt der Eier auch $\frac{1}{4}$ Pfund auf dem Rost gebratenes Fleisch, oder kalter Braten ohne Butter. — Wird kein Brot vertragen, was im Anfang der Kur sehr häufig ist, oder auch zur Abwechselung, nehme man eine Suppe von Reis, Grütze, Buchweizen oder Graupen, in Wasser ohne Butter gekocht, nur mit etwas Salz. Alle diese Cerealien müssen aber, wie überhaupt stets, abends vorher eingeweicht und in demselben Wasser bei gelindem Feuer 3—4 Stunden langsam gar gekocht werden. Zu dieser Suppe ebenfalls entweder 1—2 Eier mit Salz oder $\frac{1}{4}$ Pfund Fleisch, roher, geschabter Schinken, rohes Rauchfleisch.

Morgens 11 Uhr: ein weichgekochtes Ei und ein Schnittchen Brot oder $\frac{1}{8}$ Pfund Fleisch (Rauchfleisch, Schinken u. s. w.) und eine Tasse Reissuppe, so dünn, daß sie getrunken werden kann, auch abwechselnd — jedoch selten — $\frac{1}{2}$ Glas guten Rothweines. — Diese Mahlzeit wird indessen erst verabreicht, wenn bereits die Reconvalescenz eingetreten ist.

Nachmittags 2 Uhr: Reis, wie oben bereitet, ohne Butter, $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Pfund Fleisch gebraten, nie gekocht. Schinken oder Rauchfleisch. Wildbraten ist erlaubt, doch ohne Essig und Gewürz und die kleinen Speckstreifen daraus entfernt. Die Kraftbrühe aus dem Braten ist erlaubt und sogar gut, doch

hüte man sich vor dem Fett und zubereiteten Saucen. Abends eingeweichte, sehr lange gekochte trockene Erbsen und weiße Bohnen, durch ein Sieb gerieben, sind mäßig gestattet. Ferner getrocknete Aepfel, Pflaumen und Kirschen ohne Haut und in Zucker gekocht und auf folgende Weise bereitet: „Man wäscht die Früchte abends vorher wenigstens zweimal gut ab, legt sie dann in einen irdenen Topf und gießt so viel kaltes Wasser darauf, daß dasselbe 2—3 Finger breit über den Früchten stehen bleibt, deckt sie mit einem Deckel zu und läßt sie die ganze Nacht so stehen, worauf sie am Morgen in demselben Wasser wenigstens $1^1/_2$ Stunde (ohne Zucker) langsam kochen müssen."

Grüne Gemüse, wie Spargel, Spinat, Schnittbohnen, sind erlaubt, verboten alle Kohlarten, doch dürfen die genannten Gemüse nur in Wasser und Salz gekocht und höchstens mit etwas Fleischbrühe, nie mit Butter oder Fett bereitet, genossen werden. — Rohes Obst, keine Birnen, fein geschabt, nach Tisch in geringer Menge, sowie mitunter ein kleines Glas Rothwein ist erlaubt.

Abends 7 Uhr: Reis-, Grütze- oder Graupen-Wassersuppe mit etwas Salz ohne Butter und durchgerieben.

Nach dem ersten Frühstück wird ein größerer Spaziergang gemacht; — nach jeder anderen Mahlzeit wenigstens eine Stunde Bewegung in freier Luft, trotz Regen und Schnee. Nur bei starkem Sturm Zimmergymnastik bei offenem Fenster. Ueberhaupt muß das Fenster bei Tage stets, auch bei strenger Winterkälte, offen stehen. Einheizen und warme Kleidung müssen gegen die Kälte schützen. — Des Nachts muß mindestens das Fenster im Nebenzimmer geöffnet sein. — Der gewaltige Hunger und Durst der Kranken wird zwischen den Mahlzeiten durch Eis und geeistes Wasser, welches auch nachts genommen wird, bezwungen.

Sollte demnach in dem Kreise eines oder des anderen unserer Leser jene traurige Erkrankung ein Opfer gefunden haben, so kann ein Versuch mit vorstehender, jedenfalls für den Zustand durchaus rationeller Lebensweise dem Leidenden nur dringendst angerathen werden; — nur würde eine minutiöse Genauigkeit die erste Bedingung der zu erwartenden Heilung bleiben, welche indessen gemeiniglich bereits nach 8—14 Tagen sich vorzubereiten beginnt. — Tritt dann einerseits eine Verminderung des Durstes, der Wasserausscheidungen und vor allem des Zuckergehaltes in denselben ein, während andererseits Körpergewicht und Kräfte in erfreulicher Weise sich mehren, so darf der Erkrankte mit Sicherheit hierin die wiederkehrende Gesundheit erblicken, ohne sich jedoch dadurch irgendwie zu Aenderungen in der auch dann noch beizubehaltenden Lebensweise verleiten zu lassen, wenn bereits längere Zeit hindurch jede Zuckerausscheidung verschwunden ist.

Dr. Riesenstahl.

„Nur dreimal in der Woche Lachs!"

So lautete ausdrücklich die Bedingung des sich um eine Stelle bewerbenden Dienstboten am Oberrhein und zwar in jener glücklichen Zeit, in welcher der Salm unterhalb Laufen noch so massenhaft gefangen wurde, wie etwa jetzt in mageren Jahren die Heringe bei Stavanger. Wie der Lachs damals die Stromschnellen und Katarakten des Rheins bezwang, das sollte er noch kürzlich auf der Pariser Industrieausstellung in einem künstlichen Gewässer zeigen. Er hat es aber nicht gezeigt, weil man vergessen, das Wasser unterhalb des Felsens, den er erspringen sollte, rasch abzufangen und ihn so zu einem Salto mortale zu zwingen. Der Lachs ist nur dann einer der geschicktesten Hochtänzer, wenn er seine Künste in der freien Natur, in einem nicht durch den Dämon des Dampfes beunruhigten, nicht von Säuren angegriffenen, nicht durch unzählige Netze höchst unsicher gemachten Gewässer, und zwar im geselligsten Wetteifer mit seines Gleichen zeigen kann. Es ist unglaublich, wie weit und wie hoch sich der Lachs in die Gebirgsströme hinauf verstiegen, und wie fern und tief im Lande er just von der Quelle weg verspeist wurde. Er drang durch die Düna bis zu dem Wolchonsky-Wald, durch die Weichsel und Oder bis in die Nähe der Beskiden vor, kam im Verein mit dem Stör in die Spree, reiste allein weiter bis zu den Nebenflüssen der Moldau und gab die großartigsten Extravorstellungen im Hochtanz bei Laufen im Rhein. Er wußte die Wasserkraft, besonders die des Katarakts, die doch nach unten wirkt, zu einer Wirkung nach oben zu benutzen, indem er mit fest gegen den Felsen gestemmtem Schwanz sich einen Schwung gab, und in diesem das Wasser derartig seinen Körper treffen ließ, daß ihn der Stoß in einem Bogen nach oben brachte. Wer jetzt den Lachssprüngen und Lachskünsten zusehen will, muß sich mit Geduld wappnen und oft so lange an den Ufern des Stroms verziehen, daß er vom Landvolk für einen Generaltodtschläger der Zeit gehalten wird. Documentirten Nachrichten zufolge soll das Geräusch der im Frühling keilförmig und unter der Führung des Obersten stromaufwärts ziehenden Lachse weithin hörbar gewesen sein. Und das ist auch zu glauben, denn noch bis in jüngster Zeit entwickelten z. B. die uralaufziehenden Haufen an der bei Orenburg quer durch den Strom gebauten Fischwehre eine solche Kraft, daß man regelmäßig befürchten mußte, die an den Balken sich reibenden und gegen dieselben andrängenden Fische würden die Wehre durchbrechen. Jetzt ist der Salm seltner und kostbarer geworden, das deuten in erster Reihe die Preise an, um die er nach der Räucherung verkauft wird. Er hat sich, da ihm die zahlreichen Nachstellungen und Hindernisse in den Strömen zuwider sind, und namentlich, weil die bei dem Herbstabzuge zurückgelassene Brut sich nicht mehr frei bewegen kann, in sein altes Reich, das nördliche Eismeer zurückgezogen, und nur etliche kühne Abenteurer unternehmen noch einsam die alten Züge. Jetzt lautet die Bedingung der Dienstboten: Keinmal Lachs in der Woche, aber von Zeit zu Zeit einen Häring!

Die Entwickelung des deutschen Genossenschaftswesens.

„Hilf dir selbst und was du nicht allein zu erreichen vermagst, dazu verbinde dich mit andern!" Mit diesem Grundsatze faßte vor 18 Jahren (1850) das heutige Genossenschaftswesen zuerst festen Fuß auf deutschem Boden. Es ging von kleinen Experimenten aus und erfreut sich heute eines Aufschwungs, der über die kühnsten Erwartungen geht, indem es sich zu einem der wichtigsten Factoren der Capitalbildung herausgebildet hat.

Während in den Jahren 1850 bis 1858 erst etwa 50 deutsche Genossenschaften gegründet waren, betrug die Zahl derselben im Jahre 1859 bereits etwa 220, 1862 nahezu 1000, 1864 etwa 1300, 1866 etwa 1500 und im Jahre 1867 nach den Angaben des von Schulze-Delitzsch vor kurzem erstatteten Berichts mindestens 1900; und ist sowohl ihre Anzahl — namentlich in Deutsch-Oesterreich, — als auch ihr Geschäftsumfang noch fortwährend im Steigen begriffen. Diese 1900 Genossenschaften, deren Mitgliederzahl in dem erwähnten Berichte auf mehr als 550,000 angenommen wird, zerfallen in etwa 1350 Vorschuß- und Creditvereine (einschließlich 109 czechischer) etwa 200 Rohstoff-, Magazin- und Productivgenossenschaften und etwa 350 Consumvereine. Die Geschäfte, welche die sämmtlichen Genossenschaften in den Jahren 1859, 1862, 1864 und 1867 gemacht haben, ergeben nach den betreffenden Berichten, folgende Zahlen. Im Jahre 1859 betrug der Gesammtverkehr 5—6 Millionen, 1862: 30—33 Mill., 1864 ca. 60 Mill. und 1867 ca. 150—155 Millionen Thaler. Der zur Erreichung dieser letzteren Umschlagsumme, bez. Creditgewährungen, nöthige Betriebsfonds wird auf 46 bis 47 Mill. Thaler geschätzt, von denen etwa 11 Millionen den Vereinen zu eigen gehören. Der eigene Fonds der Vereine (Geschäftsantheile der Mitglieder und Reserven) ist seit 1861 in steter — sowohl absoluter als relativer (1867 ausgenommen) — Zunahme begriffen. Während derselbe bei denjenigen Vereinen, welche der Anwaltschaft der deutschen Genossenschaften ihre Rechnungsabschlüsse eingesandt haben, im Jahre 1861 nur $19^5/_{10}$ Procent von den fremden, auf Credit entnommenen Geldern betrug, bildete das eigene Vermögen im Jahre 1862 schon $21^1/_{10}$, 1863: $22^3/_{10}$; 1864: $25^4/_{10}$; 1865: $27^4/_{10}$; 1866: $31^8/_{10}$ Procent. Diese Procentverhältnisse liefern den erfreulichen Beweis, daß die Genossenschaften mit großer Energie sich bemühen, den eigenen Fonds immer mehr zu erhöhen und sich der Gefahr zu entziehen, die mit der Benutzung fremder Gelder in kritischen Zeitverhältnissen verbunden ist.

Wie aus den oben angegebenen Zahlenverhältnissen hervorgeht, behaupten in Deutschland die Vorschuß- und Creditvereine noch immer den ersten Rang. Sie überwiegen nicht nur an Zahl, sondern auch durch Bedeutung und Umfang der Geschäfte, sowie ferner durch hervorragende Intelligenz vieler ihrer Mitglieder und Leiter. Von den für das Jahr 1867 als bestehend angenommenen 1330 Creditvereinen sind in dem Berichte von Schulze-Delitzsch 1195, und unter Hinzurechnung von 109 czechischen, 1304 namentlich aufgeführt, von denen 570 Vereine der Anwaltschaft ihre letzten Abschlüsse pro 1867 eingesandt haben. Diese 570 Vereine hatten 219,358 Mitglieder, so daß auf jeden derselben im Durchschnitt 385 kommen. Die Creditgewährung in denselben erreichte nach Schulze die Summe von $111^1/_4$ Millionen Thalern, gegen $23^1/_2$ im Jahre 1862 und 48 Mill. im Jahre 1864. Der eigene Fonds betrug $7^1/_4$ Millionen Thaler (incl. 660,000 Thlr. Reserve) gegen $25^1/_2$ Mill. fremde Gelder (Depositen und Spargelder); der Gewinn 562,000 Thlr., der Verlust 41,800 Thlr. — An Dividenden zahlten von denselben 570 Vereinen 231 Vereine 6 bis incl. 9 Procent, 121 allein 10%, 90: 11 bis incl. 15% und 42 über 15%. Zins und Provision für die gewährten Credite gingen bei 101 Vereinen über 8% hinaus, bei 21 in einzelnen Fällen unter 6% hinab, bei den übrigen 448 Vereinen war der Zins incl. Provision 6 bis 8%. Der Verlust berechnet sich auf 1 Thlr. bei 2660 Thlr. Creditgewährung (1864 1 Thlr. gar erst bei 5900 Thlr.), — ein Beweis, daß die Anlage von Capitalien in genossenschaftlichen Creditvereinen zunächst sehr sicher, dann aber auch wie die Dividendensätze darthun, sehr rentabel ist. Von den im Berichte pro 1867 aufgeführten 1301 Creditgenossenschaften kommen auf Preußen 607 (davon auf Prov. Sachsen 111 und Brandenburg 107), Deutsch-Oesterreich 170; Böhmen und Mähren 109; Königreich Sachsen 111; Sächs. Herzogthümer und Fürstenthümer 69; Würtemberg 55; Baiern 41 (Rheinpfalz allein 15); Baden 39; Mecklenburg 39; Rheinhessen 30 u. s. w. Wie aus diesen Angaben hervorgeht, steht dem Genossenschaftswesen in Süddeutschland, namentlich im östlichen Baiern, ferner in Oesterreich, noch ein sehr weites und segensreiches Feld offen. Im übrigen greift in der allerjüngsten Zeit auch in Oesterreich die Genossenschaftsbewegung immer weiter um sich, und namentlich sind es dort jetzt die Deutschen, welche in der Begründung von Genossenschaften eine solche erfreuliche Energie entwickeln, daß sie die darin bisher mehr vorgeschrittenen Czechen bereits überholt haben.

Die bedeutendsten genossenschaftlichen Creditvereine Deutschlands sind folgende:

1. Die „Niederlausitzer Creditgesellschaft" von H. Zapp u. Comp. zu Frankfurt a/O. und 7 Filialen zu Calau, Dahme, Finsterwalde, Hoyerswerda, Königs-Wusterhausen, Luckau und Senftenberg mit einer Gesammt-Creditgewährung von Thlr. 3,500,000.
2. zu Rostock „ „ „ „ „ „ 1,950,000.
3. „ Eisleben „ „ „ „ „ „ 1,378,000.
4. „ Freiberg „ „ „ „ „ „ 1,336,000.
5. „ do. „ „ „ „ „ „ 1,163,000.
6. „ Anclam „ „ „ „ „ „ 1,250,000.
7. „ Guben „ „ „ „ „ „ 914,000.
8. „ Offenbach „ „ „ „ „ „ 847,000.
9. „ Lübben „ „ „ „ „ „ 723,000.
10. „ Dresden „ „ „ „ „ „ 698,000.

Den zweiten Rang unter den Genossenschaften nehmen jetzt die Consumvereine ein. Dieser Zweig, der in England so außerordentlich günstig sich entwickelt hat, blieb in Deutschland lange Zeit hinter den Erwartungen zurück. Erst in den letzten drei Jahren hat sich die Entwickelung günstiger gestaltet, wie aus folgenden Zahlen hervorgeht. Für das Jahr 1861 wurden aufgeführt 20 Vereine, für 1862: 41; für 1863: 66; für 1864: 97; für 1865: 157; für 1866: 199 und für 1867: 316. — Von den letzteren kommen auf den „Norddeutschen Bund" 203 (Preußen 144), auf Süddeutschland 41 und auf Deutsch-Oesterreich 72; die bedeutendsten sind zu Stuttgart, Hamburg, Magdeburg, Stettin und Görlitz.

Eine entschieden ungünstige Entwickelung nehmen die Rohstoff-,

Magazin- und Productivgenossenschaften. „Die Zahl der untergehenden Vereine in diesem Zweige des Genossenschaftswesens ist ungleich größer, als in irgend einem andern." Der Grund dafür liegt wohl einzig und allein in dem Mangel einer genügenden kaufmännischen Buch- und Rechnungsführung und einer sachgemäßen Leitung und Controle. Von 196 aufgeführten Vereinen dieser Art haben 116 bloß die Beschaffung von Rohstoffen (1864 waren es noch 135), 37 die Magazinirung fertiger Waaren zum Verkauf und 43 die gemeinsame Production zum Gegenstande. Von den 116 Rohstoffgenossenschaften kommen 61 auf die Schuhmacher, 23 auf die Schneider und 10 auf Schmiede und Schlosser. Clément.

Die Wasserpest.

Es hat's in diesem langen, sonnenreichen Sommer auch unsern Schiffen, Schwimmern und Fischern, ja sogar dem Elemente selbst, dem es seine Existenz verdankt, angethan, jenes zu den Nixenkräutern zählende, mit unsern Seerosen entfernt verwandte Pflänzchen, das bald nach seiner Uebersiedelung von Canada nach England wegen seines verheerenden Umsichgreifens und seiner zähen Lebensdauer die „vegetabilische Hydra" getauft wurde, und die jetzt weit und breit als Wasserpest verschrieen ist. Ja, bei dieser niedlichen Hydra, wenn wir das aus einem fadenförmigen Steugel bestehende, ringsum mit gekrümmten Zungenblättern umstellte Gewächs bei dem abenteuerlichen Namen belassen wollen, hilft das Abhauen des Kopfes nichts, denn jedes gelöste Stück schwimmt wieder als selbstständige Pflanze fort, da sofort aus den Blattachseln Nebenwurzeln getrieben werden. Die Anacharis Alsinastrum, oder auch Elodea Canadiensis, so nennt der Botaniker die Wasserpest, versteht es, wie keine andere Pflanze, nicht nur das einmal gewonnene Terrain mit einer unglaublichen Zähigkeit zu behaupten, sondern dasselbe auch binnen Monatsfrist um das zehnfache zu vergrößern. Bis Ende vorigen Jahres hatte sich die Wasserpest so gut wie gar nicht auf dem Continent gezeigt. Sie hatte nur England und zwar in kürzester Zeit so heimgesucht, daß die Schiffer der Binnengewässer sich in eitel Ach und Weh über das neue Hinderniß der Schifffahrt ergingen, das schlimmer wie Klippe und Sandbank. Sie hemmte das durch Menschenkraft stromauf gezogene Frachtboot, so daß es durch Pferdekraft nicht von der Stelle gerückt werden konnte. Sie verwickelte dem Fischer das Netz und ließ die Fische entschlürfen. Sie umgarnte den Fuß des Schwimmers und drohte ihn in die Tiefe zu ziehen. Ja, sie erklärte dem Wasser selbst den Krieg und ließ es immer tiefer und tiefer sinken, bis es endlich ganz überwunden und verzehrt war. Daß alles gegen einen solchen hartnäckigen Gegner in die Waffen gerufen wurde, versteht sich von selbst, aber da zeigte sich, daß es wirklich unausrottbare Uebel gebe. Selbst das Ausreißen mit Stumpf und Stiel fruchtete nichts, denn ein verstecktes Zweiglein blieb immer zurück, und dieses genügte, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Die Schwäne, Gänse und Enten sollten den Vertilgungskrieg mit führen helfen, aber ihrem emsig zupfenden Schnabel entfiel mehr, als er verspeiste. Jeder Ruderschlag löste von dem Geflecht der Anacharis und führte die befreiten Sprößlinge weiter; jedes Hochwasser entführte sie in andere Kanäle, Teiche und Schleusen, und nistete sie dort an, wo sie bisher noch nicht war. Wie sie aus England zu uns gekommen, die Wasserpest, das ist noch ein unaufgelöstes Räthsel. Durch Samen ist sie nicht verbreitet worden, denn Englands Anacharis zeigt nur weibliche Blüten. Entweder ist ein Sproß über Meer zu uns verschlagen worden, oder ein Engländer, der nicht wollte, daß die deutsche Schifffahrt weniger Hindernisse, als die englische habe, hat sie herübergebracht, und wahrscheinlich im Schwielochsee, der mit dem verzwickten Havel- und Spreecanalsystem in Verbindung steht, abgesetzt. Es ist aber eine Thatsache, daß die Wasserpest vom Schwielochsee den Feldzug gegen die norddeutsche Binnenflotte begann, denn von hier aus hat sie binnen Jahresfrist die obere Spree von Alt-Schadow bis Cossenblatt, den Bahrendorfer See oberhalb Beeskow, den Wergensee bei Neuhaus, den kleinen Müllroser See, den Brieskower See, den Friedrich-Wilhelmskanal u. s. w. unterjocht. Das größte Uebel hat aber auch wieder seinen Nutzen: die Anacharis Alsinastrum versteht es, in kürzester Zeit eine Wasserfläche trocken zu legen und dem Pfluge unterthänig zu machen. Sie selbst gibt sich dabei natürlich — und blindes Wüthen hat immer ein so trauriges Ende — als Dünger her.

Im Tschigitoffka.

Als ich einst in Ciscaukasien die reitende Kosakenleibwache des Gouverneurs, welche, ähnlich den Hundert-Garden des Kaisers von Frankreich, das recognoscirende Oberhaupt gegen plötzlich einbrechende feindliche Reiter zu schützen hat, sich in dem berühmten Waffenspiel, „Tschigitoffka" genannt, ergehen sah, machte auch eine durch ihre Schönheit ausgezeichnete Dame in einer prächtigen, durch einen gestickten Gurt zusammengehaltenen Zuavenjacke dieses Schaustück mit. Ein langer Säbel hing an einem dünnen, mit Silber besetzten Lederriemen über der Schulter. Die Pistolen wurden in einem rothen, weichen Tuchfutteral in einem schmalen Gürtelriemen getragen; daneben stak der Kinshal, ein kurzer breiter Dolch. Die Pistolen waren außerdem an einer rothen Schnur, die über die Schultern lief, befestigt, damit sie sie nach dem Schusse fallen lassen konnte, um sofort nach einer andern Waffe zu greifen. Die Dame hemmte im raschesten Lauf ihr Roß, lud ihr orientalisch geschäftetes Gewehr im Sattel, warf den Steigbügel über, stand aufrecht auf dem Pferde, schoß mit den Pistolen, ließ sie fallen, und hatte im Nu die Schaschka, oder den langen Säbel aus der Scheide.

„Wer ist die Dame?" fragte ich verwundert den Officier, dessen Bemühungen ich es zu verdanken hatte, dem seltnen Schauspiel beiwohnen zu dürfen. „Eine Kunstreiterin? Ich habe weder im Circus Renz, noch im Cirque Olympique zu Paris Aehnliches gesehen."

„Nein," erwiderte der Angeredete, „das ist die berühmte Madame Mächinn, welche von einem Tscherkessenfürsten geraubt und in eine zwölfmonatliche Gefangenschaft geschleppt wurde. Haben Sie nie etwas von ihr gehört?" — „Nein!" entgegnete ich.

„Sehen Sie, sie macht sogar das schwierigste Stück des Tschigitoffkas mit."

Ich sah hin. Der Convoy hatte sich in zwei Hälften gesondert. Der eine sprengte etwa 1000 Schritte voraus, warf sich von den Pferden und zwang diese, sich niederzulegen, damit sie als Bollwerk für die dahinter sich deckenden Schützen dienten. Die andere Hälfte des Convoys näherte sich plänkelnd und in Schlangenlinien, um von den Schüssen der gedeckt Feuernden nicht getroffen zu werden. Als die Angreifenden ihren letzten Schuß gethan, stürzten sie mit der blanken Waffe auf das Bollwerk der Rosse zu. Sofort aber saßen auch die Angegriffenen auf ihren noch liegenden Pferden, rissen sie empor und jagten dem Feinde entgegen. Etliche lagen mit dem ganzen Körper über dem Sattel, so daß Kopf und Arme auf der einen und die Füße auf der andern Seite herabhingen.

„Sehen Sie, etliche von ihnen sind verwundet, oder hängen als Leichen auf ihren Pferden; darunter ist auch Madame Mächinn," rief ich entsetzt aus.

Der Angeredete hielt es nicht der Mühe werth, zu antworten. Ich sah ihn nur lächeln, denn schon hatte sich die Scene drüben verändert. Die dem Anschein nach schwer Verwundeten saßen wieder im Sattel, schwangen die Schaschka, griffen nach dem Kinshal und zwangen die Gegner zur Flucht.

Ich hörte eine Kugel über meinen Kopf sausen.

„Feuert der Convoy scharf?" fragte ich.

„Scharf," war die Antwort. „Die Kugel kam aus der Pistole der Madame Mächinn. Sie galt Ihnen, weil Sie hier als Fremdling dem Tschigitoffka zusehen, und Madame Mächinn hat ihre Künste, die sie als Anführer des Leib-Convoys des Tscherkessenfürsten, der sie raubte, gelernt, meines Wissens noch nicht vor profanen Augen gezeigt."

Kaum hatte der Officier geredet, als eine zweite und dritte Kugel hart über meinen Kopf dahin pfiff. Meine Pulse flogen hastig. Das Blut schoß mir nach den Schläfen. Ich zitterte, trat hinter den Officier, zupfte ihn am Aermel und sagte: „Ich entferne mich sofort!"

„Bleiben Sie um jeden Preis stehen," sagte dieser, und rückte mich wieder an meinen alten Platz, „wenn Sie aus den Gliedern der Officiere treten, so concentrirt sich der ganze Tschigitoffka um Sie, und dann werden Sie erst recht Hören und Sehen verlieren. Merken Sie nicht, daß Madame Mächinn darauf hinzielt, Sie zum Verlassen des Platzes zu zwingen? Fürchten Sie aber nichts, und sollten Sie auch einige leichte Contusionen davontragen. Jedenfalls sind diese einzelnen Schüsse nicht so nervenaufregend, als das Rottenfeuer des ganzen Convoys. Getroffen werden Sie nicht, dafür stehe ich Ihnen, denn Madame Mächinn schießt in der Carriere die Spitze einer Lanze ab. Zwingen Sie sich zum Lächeln, denn dort sprengt eben Madame Mächinn wieder heran."

Ja, lächeln konnte ich nicht. Ich hatte kaum Zeit, mit einer jedenfalls höchst kläglichen Armensündermiene die Augen zuzukneifen, als die verhängnißvolle Pistolenkugel kam und ich einen stechenden Schmerz auf der Schädeldecke zu verspüren glaubte. Madame Mächinn war blitzschnell, wie sie herangesprengt, auch wieder verschwunden, doch jetzt hatte auch — Gott sei Dank — der Tschigitoffka ein Ende. Als ich nun am Abend meine Pelzmütze wirklich durchlöchert fand, that ich den Schwur, dem grausamen Spiel, das trotz seines blitzschnellen Verlaufes mir eine Ewigkeit gedauert zu haben schien, nie wieder beizuwohnen, weil ich fürchtete, Madame Mächinn, die sich auf die verschiedenste Weise zu costümiren verstand, oder irgend eine andere geheimnißvolle Amazone könne es mir wieder so entsetzlich verleiden.

Als ich später die Ehre hatte, der Madame Mächinn in Stawropol vorgestellt zu werden, wagte ich es, sie an jenen Tschigitoffka und an die verhängnißvolle Kugel zu erinnern.

„Geben Sie mir, Madame, en revanche Ihre Memoiren!" bat ich sie.

„Voyons, plus tard peut-être!" war die kurze Antwort. F. B.

Briefkasten.

Süddeutsche Abonnentin: Die „Bilder aus dem Seeleben" beginnen im ersten Jahrgang und die „Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers" finden Sie u. d. T.: „Aus vielen Meeren" daselbst auch. Falls Sie auf sämmtliche Jahrgänge reflectiren, so wollen wir auch den zweiten, der sonst vergriffen, Ihnen zu verschaffen suchen. Dieses zugleich als Notiz für Ihren Buchhändler. **Angelika D. in M.** Wenn so manche Nähmaschine „trauernd und unbenutzt" in den Familienzimmern steht, so liegt das wohl weniger an der Maschine, als an den jungen Damen, die sich nicht die Mühe geben, gründlich darauf zu lernen. **Grahamit.** Es freut uns, daß Sie Vegetarianer sind; wir sind's nicht; freuen Sie sich auch darüber. **A. P. in B.** Wenn Sie glauben, daß die Empfehlungsweise des Berliner Concurrenzvereins schon die höhere Reclame in ihrem Culminationspunkt sei, so irren Sie sich ganz gewaltig. Die betrübten Erben der Wittwe Krusius'schen Nachlaßmasse suchen während der Leipziger Messe auf ihre schöne Osnabrücker Leinwand mit folgenden Worten aufmerksam zu machen: „Unsere Tante, die Wittwe Krusius in Osnabrück ist gestorben. Sie hat uns nichts hinterlassen, als ihren guten Ruf und ein sehr großes Lager von Manufacturwaaren" 2c. 2c. 2c. „Unsere Tante hielt bei ihren Einkäufen stets die Hand in der Ficke (Tasche) und kaufte nur für baar, deshalb bekam sie immer das Allerbeste und oftmals billiger, als es zur Saison erschienen war .... Auf 4/4 breite Leinen und 11/4 Laken-Leinen in einer Breite legte sich unsere Tante besonders; deshalb haben wir noch einiges davon vorgefunden ... Die Hemden hielt sie hoch! Das war ihr Stolz. Eine saubere Naht, ein guter Schnitt, das ging ihr über alles .... O! möge man den kleinen Weg nicht scheuen; gewiß, man wird es nicht bereuen!" nicht wahr, diese Reclame geht noch mit hohen Wogen über den Concurrenzverein und schließt dazu noch mit Poesie?

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Unter und über der Erde. Von J. Klaiber. Mit Illustr. von G. Closs. — Finnlands Noth. Von unserem Berichterstatter. — Zwischen der alten und neuen Welt. Von Lammers. — Im Wogendrange des Rheins. Von R. K. Mit Illustr. von Roland Risse. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 23. October 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 4.**

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Gesellschaft im Hotel Rambouillet.

In der Straße Saint-Thomas du Louvre lag das berühmte Hotel Rambouillet. Es war nach dem Plane der Frau von Rambouillet, der Tochter Jeans de Vivonne, Marquis von Pisani, auf der Stelle erbaut worden, wo ehemals das alte Hotel gestanden hatte. Frau von Rambouillet gehörte zur Schar der geistvollen, witzigen, gelehrten und originellen Damen, an denen Frankreich in den Zeiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bis gegen die Epoche der Regentschaft, so reich gewesen ist. Frau von Rambouillet war geschickt in allen Dingen. Sie malte, dichtete, componirte, entwarf Baupläne und Gartenanlagen. Es war deshalb der sehnsüchtigste Wunsch eines jeden, der auf den Namen eines Schöngeistes Anspruch machte, in die Kreise aufgenommen zu werden, welche die berühmte Frau von Rambouillet um sich in ihrem Hotel versammelte. Daß hier, wo alle geistvollen und witzigen Köpfe der Hauptstadt verkehrten, die Ereignisse des Tages nicht nur, sondern auch die wichtigen politischen Vorgänge — und zwar häufig nicht in schonender Weise besprochen wurden — konnte sich Jedermann leicht sagen, der nur die Namen der Besucher hörte: Tallemant de Reaux, Rabelais, Corneille, die Sévigné, die Lafayette, die Scudery, Desbarreaux, de Gondi, der Abbé Arnault, Rotrou, die witzigen Cavaliere Monfort und Entraigues und viele andere. Außerdem versammelte Frau von Rambouillet gerne noch junge Leute beiderlei Geschlechtes um sich, wodurch die Gesellschaften immer eine gewisse Frische behielten und jeder Anstrich von hausbackener Gelehrsamkeit oder steifem, pedantischem Wesen entfernt wurde.

Da der Herr Cardinal die Gesellschaften der Frau von Rambouillet nicht besuchen konnte, auch außerdem keine Einladung dazu erhielt, war es ihm sehr wichtig, die Unterhaltungen kennen zu lernen, welche im Kreise aller der erleuchteten Köpfe geführt wurden. Er hatte — wie wir bereits aus seinen Aeußerungen gegen Maria von Hautefort, die auch zu den Besuchenden des Hotel Rambouillet gehörte, erfahren haben — Kunde von boshaften Anspielungen erhalten, die ohne Zweifel seine Person, mindestens seine Regierungsweise betrafen, und von diesem Augenblicke an beschäftigte er sich höchst angelegentlich mit den Persönlichkeiten, welche im Hotel Rambouillet verkehrten und mit dem Inhalt der Gespräche, welche von ihnen geführt wurden. Da Bois-Robert sich eine Art von literarischem Namen erworben hatte, ward es ihm nicht schwer, Eintritt in das Hotel Rambouillet zu erhalten. Er wurde durch Conrard eingeführt, der für eine Dichtergröße galt. Man wußte, daß der Cardinal überall seine Spione hatte, und kannte sehr wohl die intimen Beziehungen Bois-Roberts zu dem mächtigen Gebieter. Allein es war schwer, Herrn Bois-Robert abzuweisen, ohne den Cardinal geradehin zu beleidigen; da man aber im Hotel Rambouillet wußte, welche gefährliche Person Herr Bois-Robert in gewissem Sinne war, hütete man sich wohl, in seiner Gegenwart der Zunge allzufreien Lauf zu lassen, sondern beschränkte in solchen Fällen lieber die Unterhaltung, die sich dann nur um gewöhnliche Dinge drehte. Bois-Robert war pfiffig genug, zu merken, daß man sich Zwang anthat und eine Maske vornahm. Er hatte außerdem noch durch boshafte Anspielungen zu leiden, welche seine Person trafen, so daß seine Besuche im Hotel ziemlich selten wurden. Indessen war er doch, wie gezeigt wurde, als Gast der Frau von Rambouillet dem Herrn Cardinal nützlich, da er ähnliche Missionen, wie die Vermittelung des Besuches bei Maria von Hautefort, unternahm und glücklich durchführte. Er hatte auch den Dichter Chapelain bewogen, eine Ode auf Richelieu zu verfassen, und dieses Gedicht, ungeachtet des Nasenrümpfens der Gäste des Hotel Rambouillet, daselbst vorzutragen, was Chapelain eine Rente von sechshundert Livres einbrachte. Allmählich war Bois-Robert aber durch den beißenden Spott einiger Hauptbesucher des Hotels in eine sehr gedrückte Stellung gerathen, so daß er nur selten einige Worte mitsprach und sich zum Jubel vieler Spötter häufig voll Aerger in die Küche des Hauses begab, woselbst er mit der dicken und rohen Köchin, die Frau von Rambouillet aber ihrer Geschicklichkeit wegen sehr hoch hielt, Unterhaltungen anknüpfte, sich von ihr die Kochtöpfe aufdecken und die Art der Bereitung verschiedener Speisen erklären ließ.

Wenn Bois-Robert nach solchen Lehrstündchen wieder in den Salon trat, so war gewöhnlich die erste an ihn gerichtete Frage: „Was gibt es heut Abend zu essen? wie theuer sind die Trüffeln? wie viel Loth Gewürz nimmt Zirphea zur zweiten Schüssel?“ und so weiter. Zirphea war der Beiname, den die spottsüchtigen Gäste des Hotel Rambouillet der dicken Matelotte, der Köchin, gegeben hatten. Eigentlich betitelte sich so eine Ode Chapelains. Aber nachdem Chapelain durch seine Gratification für das Gedicht auf Richelieu bei dem Areopag des Hotels in Ungnade gefallen war, ertheilte man den Titelnamen eines seiner Meisterwerke der Köchin, was immerhin nicht das Schlimmste war, denn Matelotte-Zirphea stand, wie gesagt, in großem Ansehen bei Frau von Rambouillet und deshalb auch bei deren Gästen, nicht nur aber durch ihre Kochkunst, sondern auch durch die Treue und Anhänglichkeit, welche Frau von Rambouillet sehr zu rühmen wußte. Zirphea hatte das Amt und den Vorzug, ihre lukullischen Werke selbst in den Speisesaal geleiten zu dürfen. Einige Zeit, bevor die Gesellschaft zur Tafel ging, erschien die Köchin, den Dienern, welche die Speisen trugen, voranschreitend, im Saale und richtete das Essen an. Sie wurde dann in freundlichster Weise begrüßt, geneckt, man blieb heiter, wenn sie eine derbe Erwiderung vorbrachte und that sich überhaupt gar keinen Zwang in ihrer Gegenwart an. Seit Bois-Robert so häufig die Küchenräume besuchte, wurde Matelotte jedesmal mit einer feierlichen Begrüßung empfangen. Als Bois-Robert endlich das Hotel seltener besuchte, widmete man der verlassenen Zirphea eine scherzhafte, von Godeau gedichtete Ode; die Herrschaft der Köchin im Saale und beim Anrichten des Essens blieb aber nach wie vor dieselbe, ja — sie schien noch zu wachsen, denn Matelotte verweilte sogar länger als ehemals unter den Gästen und überwachte die Dienerschaft zum großen Verdrusse des Haushofmeisters.

Einer der heitersten Maiabende war über Paris heraufgezogen. Die Lüfte brachten den balsamischen Duft aus dem Garten in die Zimmer des Hotel Rambouillet und fächelten die Wangen der Gäste, die sich in dem reizend ausgeschmückten Salon der Frau von Rambouillet versammelt hatten. Dieser Salon hatte sich bereits eine Popularität erworben. Er wurde in ganz Paris „das blaue Zimmer“ genannt. Frau von Rambouillet hatte nämlich auch bezüglich der Zimmereinrichtungen eine Umwälzung herbeigeführt. Sie unternahm es, die Wände ihres Salons mit Seidenstoffen polstern zu lassen, und zwar ward das besagte Gemach mit blauer Seide ausgeschlagen, in derselben Farbe und mit demselben Stoffe prangten die goldgeschnitzten Stühle und Canapés.

An jenem schönen Abende saß Frau von Rambouillet auf einem erhöheten Sitze im blauen Zimmer. Rings um sie her die Damen und Herren ihrer Gesellschaft, theils in Gruppen zusammenstehend, theils auf den Tabourets sitzend oder behaglich in die breiten Fauteuils gestreckt. Die Unterhaltung war sehr angeregt und anregend, denn so eben hatte Voiture ein ziemlich langes Gedicht vorgetragen, welches eine für die Familie Rambouillet zwar traurige, aber nichts desto weniger ehrenvolle Episode verherrlichte. Ein Sohn der Frau von Rambouillet war in der Schlacht bei Nördlingen geblieben. Er hatte sehr tapfer gefochten und als der Marschall von Grammont, dessen Flügel zuerst geworfen wurde, flüchtend ihm zurief: „Komm hieher, Pisani!“ schüttelte der Marquis den Kopf und sagte: „Ich danke, Chevalier, ich mag nicht in so schlechter Gesellschaft davonlaufen.“ Er warf sein Pferd nach der entgegengesetzten Seite herum, fiel einer Abtheilung Kroaten in die Hände und ward in Stücke zerhauen. Diesen tragischen Vorfall hatte Voiture durch ein Gedicht verherrlicht.

„Es ist ganz trefflich gelungen,“ rief Frau von Rambouillet. „Ich mag ein wenig Partei sein, weil es meinen braven Sohn betrifft — aber ich bin entzückt davon.“

Die Damen Montausier, Hyeres, Saint-Evremont und Pisani fielen im Chor bejahend ein. Diese vier genannten Damen waren die Töchter der Frau von Rambouillet.

„Ja,“ sagte Arnauld. „Es ist mir auch als ein gutes Machwerk erschienen, nur finde ich, daß unser Freund Voiture sich zu lange bei den Details der Schlacht aufgehalten hat. Es sieht zuweilen so aus, als wollte er uns ein Verzeichniß der Regimenter und Schwadronen, in Verse gebracht, geben.“

Alles lachte, nur Voiture schien zu schmollen, obwohl er ebenfalls sein Gesicht zu einem Lächeln verzog.

„Ich muß den Dichter in Schutz nehmen,“ rief ein junger Officier, dessen lebhaftes Auge und trotzig aufgeworfene Lippe den ihm innewohnenden Geist und den an Vermessenheit streifenden Muth verriethen. „Ein Dichter,“ fuhr der junge Mann fort, „hat das Recht so gut wie ein Maler, jede noch so schwierige und scheinbar kleinliche Sache auszuführen, darzustellen mit dem feinsten Pinsel, mit dem schärfsten Worte seiner gespitzten Feder. Ich habe mich erfreut an diesen Zeichnungen Voitures, denn ich war Zeuge der unglücklichen Schlacht, und im ersten Treffen von Grammonts Flügel stand ich — als das Gemetzel begann — ich kann darüber urtheilen.“

„Ich stimme Ihnen bei, lieber Mance,“ fiel lebhaft ein anderer junger Officier ein. „Das Getümmel des Gefechtes ist ein herrlicher Vorwurf für den Dichter, eine Fülle von Bildern entrollen sich vor ihm, es ist ihm gar nicht zu verdenken, wenn er sich hinreißen läßt und mit besonderer Vorliebe bei so großartigen Effecten verweilt. Wie bedaure ich, daß wir nicht bestimmt sind, dieses Mal an dem Feldzug Theil nehmen zu dürfen, der in den nächsten Wochen beginnen soll. Ich würde mit Freuden der erste im Gefecht sein, ich würde die Hälfte meines Einkommens geben, wenn ich wieder in den Kampf gehen könnte.“

„St! mein lieber Hautefort,“ sagte Herr von Montausier lachend. „Seien Sie nicht gar zu freigebig, Sie werden sicherlich dieses Vergnügen billiger erhalten, denn die Zeiten sehen so ernst aus, daß man sämmtliche junge Herren aus der Hauptstadt bald genug ins Feld rufen wird.“

„Es wäre unser sehnlichster Wunsch,“ rief Mance, „also wollen wir uns einstweilen an Herrn Voitures Dichtung erlaben.“

„Und wir werden uns die Zeit damit vertreiben, bis zu Ihrem Abgange Feldbinden, einige Zeichen für Ihre Hüte zu sticken,“ sagte Mademoiselle de Paulet, eine alte Jungfer, die aber eine sehr merkwürdige historische Person war, denn sie war es, welche der große König Heinrich IV besuchen wollte, als er, auf dem Wege zu ihr, in der Straße Feronnerie ermordet wurde.

„Ah! —“ lachte Frau von Rambouillet, „das sind mir die ritterlichen Gelüste, die aus der guten alten Zeit stammen. Heutzutage ist es anders, meine Damen. Sie brauchen sich nicht mehr um Feldbinden und Hutzeichen anzustrengen. Heutzutage ist das Beste und Gesuchteste vielleicht eine kleine Falkenkappe oder eine Schnur für ein Jagdhorn. Darum werden sich die Leute reißen, denn es ist sicher der Weg zur Würde und zum guten Amte, wenn man sich recht für Falken, Hunde und Jagdknechte interessirt.“

Diese Bemerkung der Frau von Rambouillet verursachte eine ziemlich bedeutende Pause in der Unterhaltung, denn die scharfen Worte gingen auf den König Ludwig XIII, der ein Gegenstand des größten Hasses der Frau von Rambouillet war.

„Wir können uns gratuliren,“ sagte nach einiger Zeit der dreiste Montausier, „daß wir besseren Liebhabereien nachhängen, Madame.“

„Gewiß,“ rief Godeau, „das Departement der Falken und Hundeknechte gehört den Leuten, welche nur nothdürftig einen Brief schreiben können.“

„Oder die sich im Ballspielsaale die Zeit vertreiben mit dem Hin- und Herwerfen von Federbällen,“ ergänzte Desbarreaux.

„Das ist eine ritterliche Beschäftigung,“ erwiderte Mance, ein wenig pikirt. „Es gehören Kraft und Grazie dazu. Diese Eigenschaften besitzt nicht jeder; sie sind vielleicht eben so selten vereint bei einander zu finden, als Verstand und Versemachen.“

„Einiger Verstand gehört denn doch immer zum Versemachen — mindestens mehr als zum Ballschlagen,“ rief Voiture. „Ich wette darauf, daß ich doch eher einen Ball in die Flugbahn treiben könnte, als Herr von Brezé zum Beispiel eine kleine Ode auf irgend ein gestorbenes Windspiel oder ein Bouquet Veilchen herzustellen vermöchte.“

„Weshalb wählen Sie gerade Herrn von Brezé zum Gegenstande Ihrer kleinen Bosheit?“ sagte Mance.

„Weil Herr von Brezé der Hauptkunde des Herrn Mennier im Spielhause zur Weltkugel ist und daselbst sich eine vollständige Herrschaft usurpirt hat. Herr von Brezé der Jüngere ist das Prototyp eines Ballspielers, das heißt: eines noblen Müßiggängers. Wenn ich ihn nenne, so verstehe ich darunter eine ganze Gattung.“

„Die Spieler murren alle über die Anmaßung des Herrn von Brezé,“ sagte Fräulein Montausier. „Es soll ganz willkürlich zugehen, wenn der junge Herzog dort spielt.“

„Er dürfte sich in der nächsten Zeit versehen,“ berichtete Cutraignes,

„denn vor wenig Tagen hat er eine heilsame Lection für seinen Hochmuth erhalten.“

„Was war es denn? bitte, erzählen Sie! ich weiß von nichts.“ riefen die Gäste, neugierig zusammenrückend.

„Man sieht, daß die Damen in ganz besonderer Luft leben, daß sie selten in die große Welt kommen, wenn irgend ein Gegenstand von Wichtigkeit ihr geistiges Interesse in Anspruch nimmt, sonst müßten sie doch die große Neuigkeit wissen.“

„Wir kennen sie,“ betheuerten mehrere Herren.

„Aber wir hörten nichts davon,“ wendeten andere ein.

„Gut denn. Für diejenigen, welche nichts von der Neuigkeit wissen, berichte ich, daß Herr von Brezé, der die Dreistigkeit hatte, die Spielbahn allein für sich in Beschlag nehmen zu wollen, von einem der bedeutendsten Krieger Frankreichs zurechtgewiesen wurde. Später machten beide Spieler eine Partie — eine Art von Turnier, welches mit der vollständigen Niederlage des Herrn von Brezé endete, und zwar ward diese Niederlage für den Herzog eine sehr demüthigende, denn der Ball seines Gegners warf ihn mit blutiger Nase in den Sand der Spielbahn.“

„Und das Ende des Ballturniers?“

„Herr von Brezé wollte wie gewöhnlich Scandal anfangen, er bemängelte zunächst die Person des ihm unbekannten Gegners, der jedoch kein andrer war, als unser berühmter Capitän, Herr von Saint-Preuil.“

„Saint-Preuil?“ riefen mehrere der Anwesenden mit freudigem Staunen.

„Saint-Preuil,“ sagte Mance, die Stirne in Falten ziehend. „Ich habe alle Hochachtung vor diesem Namen, aber ich wünschte, daß Brezé sich doch einmal mit dem Capitän gemessen hätte. Herr von Saint-Preuil ist mindestens eben so anmaßend wie der junge Herzog, und seine Tapferkeit gibt ihm — so meint er — das Recht, einem jeden wie zur Ausforderung gegenübertreten zu können.“

„Ich muß ergänzen,“ sagte Entraigues, „daß Herr von Brezé auch Lust hatte, seine Klinge mit Saint-Preuils Degen zu kreuzen. Aber der Vater, der alte Herzog, kam ihm zuvor. Es erschien ihm vortheilhafter, Herrn von Saint-Preuil bei dem Cardinal zu verklagen.“

„Das ist unritterlich,“ eiferte Mance. „Um so mehr, als Saint-Preuil dadurch in große persönliche Gefahr kommen kann, denn der Herzog von Brezé ist ein Verwandter des Herrn Cardinals.“

„Sie irren sich, Herr von Mance,“ sagte Entraigues. „Der Cardinal hat gar keine besondere Notiz von dem Spectakel genommen, sondern nach einigen Zornesreden über die Beschimpfung des Brezéschen Namens Herrn von Saint-Preuil dadurch bestraft, daß er ihn zum Gouverneur von Dourlens ernannte.“

„Bravo! bravo!“ riefen die Damen.

Mance wollte so eben antworten, als er durch den Eintritt eines Gastes unterbrochen wurde. Dieser Gast war das Hoffräulein Maria von Hautefort. Die Damen umringten den willkommnen Besuch und überschütteten Maria mit so vielen Complimenten, daß niemand ihre Unruhe bemerken konnte, die sich durch fortwährendes Suchen mit den Augen nach einem Gegenstande äußerte, der niemand anders als Henri von Hautefort, ihr Bruder, war. Der junge Baron ward endlich zu seiner Schwester gelassen; so dicht hatte sich der Kreis von Begrüßenden um die Hofdame gezogen, daß Henri nur mühsam die Schwester bei der Hand zu fassen vermochte, indem er scherzend rief:

„Aber, meine Herren — meine Damen, Sie erdrücken mir meine reizende Schwester beinahe.“

Maria preßte heftig die Hand des Bruders, sie schien ihn gewaltsam aufhalten zu wollen, denn ohne seine Hand fahren zu lassen, ging sie mit ihm zum Sitze der Frau von Rambouillet, um die gefeierte Wirthin zu begrüßen.

„Willkommen, mein Engel,“ rief ihr die Dame entgegen, „Sie haben sich schon seit einiger Zeit nicht mehr bei uns sehen lassen. Wie geht es in Ihrem goldenen Käfig? wie sieht es im Louvre aus?“

„Die Vögel singen nicht besonders lustig, gnädige Frau,“ sagte Maria; „sie fürchten den Falkenbeizer.“

„Ah — hören Sie, meine Herrschaften?“ rief Frau von Rambouillet leichtsinnig genug. „Maria spielt auch auf das rohe Handwerk des Jägers an — ich weiß wohl, wer mit dem Falkenbeizer gemeint ist.“

„Sie trauen mir viel Bosheit und Unehrerbietigkeit zu,“ erwiderte Maria verlegen. „Ich kenne Ihre Antipathien, daher meine Vermuthung.“

„Eh — ich meine den König Ludwig,“ rief Frau von Rambouillet dreist. „Er und sein rother Dämon, sie scheuchen alle Lust von der Erde fort. Dazu die dreisten Gesellen, die des Cardinals Leibgarde bilden.“

„Fräulein von Hautefort wird sicherlich Näheres über den Vorfall im Ballspielhause wissen,“ bemerkte Fräulein von Montausier, neugierige Blicke schießend.

„Ich hörte nur Erzählungen — Gerüchte aller Art.“

„Sollte Ihnen nicht Herr von Saint-Preuil einige nähere Details mitgetheilt haben?“ sagte Entraigues.

„Herr von Saint-Preuil mir?“

Marias Unruhe steigerte sich.

„Je nun — wir sind unter lauter Freunden,“ lachte Montausier. „Wir haben Sie Schönste hier oft genug beglückwünscht — es ist kein Geheimniß, daß Herr von Saint-Preuil, dieser eisenfeste Charakter, dieser glückliche Sieger im Gefechte und bei den Damen, von Ihrer reizenden Hand gefesselt wurde, Ihrem Blicke gehorcht — sollte der Anbeter unsrer schönen Freundin ihr nicht einige Details über sein Abenteuer mit Herrn von Brezé berichtet haben?“

„Aber, lieber Montausier, Sie quälen meine Schwester,“ sagte Hautefort, ein wenig verstimmt.

„Herr von Montausier,“ begann Maria mit ernstem Tone, „Sie sind stets ein so galanter und gefälliger Cavalier gewesen, daß ich gewiß nicht fürchten darf, eine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie dringend ersuche, nicht mehr von Herrn von Saint-Preuil zu sprechen.“

Die ganze Unterhaltung schwieg plötzlich. Man fühlte, daß Maria von Hautefort eine bittre Stunde durchlebt hatte, denn als sie jene Worte an Montausier richtete, verzog sich ihr schönes Gesicht zu einem Lächeln der Wehmuth und Trauer; sie athmete tief auf und begann sofort eine Unterhaltung mit Fräulein Paulet. Montausier aber versuchte, als tactvoller Mann des Salons, keine Entschuldigung, sondern begann ebenfalls eine neue Conversation mit seinen ihm zunächststehenden Freunden. Frau von Rambouillet dagegen blickte verstohlen, zornig auf Maria und flüsterte der Tochter ins Ohr: „Es ist richtig — sie hat ihm den Laufpaß gegeben, weil sie die Bewerbungen des Langweiligen begünstigt.“

Unter dem Langweiligen verstand Frau von Rambouillet den König Ludwig XIII.

Einen ganz anderen als nur flüchtigen Eindruck hatten das Wesen der schönen Schwester, ihre Worte, ihr wehmüthiges Lächeln auf Henri von Hautefort gemacht. Er ballte verstohlen die Faust und biß seine Lippen auf einander, dann beugte er sich über die Lehne von Marias Sessel und flüsterte ihr mit heftig hervorgestoßenen Tönen ins Ohr:

„Um Gottes willen, was ist vorgefallen? hat er Dich beleidigt? soll ich ihn zur Rechenschaft ziehen?“

„Schweig — ich beschwöre Dich,“ flüsterte Maria. „Ich werde Dir nachher alles mittheilen.“

Henri zog sich zurück.

„Gewiß ist dieser Saint-Preuil gegen Ihre schöne Schwester, deren Gunst er sich erfreute, mit seiner gewöhnlichen Brutalität aufgetreten,“ sagte Mance leise zu Henri.

„Das hoffe ich nicht, denn es gäbe sonst ein Unglück!“ entgegnete Henri. „Ich würde fallen oder er. Saint-Preuil ist ein wackrer Mann.“

„Sie hegen eine hohe Meinung von ihm. Täuschen Sie sich nicht!“

Unterdessen hatte die Gesellschaft sich von den Sitzen erhoben, war in Gruppen zusammengetreten, und einige der Anwesenden schlenderten in die nächstgelegenen Zimmer, deren Kostbarkeiten aus dem Reiche der Kunst Stoff genug zu Betrachtungen und zur Bewunderung gaben. Diesen Moment hatte Maria erwartet, um ihrem Bruder verstohlen einen Wink zu geben. Sie erhob sich schnell, richtete an die nächstsitzenden Damen noch einige Worte und ging sodann in das Nebenzimmer, hier fand sie bereits einige Herren in lebhafter Unterhaltung, sie eilte deshalb weiter und gelangte in den Speisesaal, woselbst die Dienerschaft unter Führung der dicken Matelotte-Zirphea den Tisch deckte.

Sie blickte um sich, Henri folgte ihr. Maria erwählte die Nische eines der hohen, bis auf den Fußboden reichenden Fenster, um hier, während des Lärmens der Diener, einige Worte mit dem Bruder zu wechseln.

„Geliebte Schwester," sagte Henri, hastig zu ihr tretend. „Ich bin in fürchterlicher Unruhe. Was kann geschehen sein? Dein ernstes Wort, die thränenfeuchten Augen verrathen, daß Dir etwas Außerordentliches begegnet sein muß. Saint-Preuil hat es doch nicht gewagt — —"

„O — nicht doch, Henri. Eben deswegen wollte ich Dich sprechen. Ich sendete schon zweimal nach Dir — man fand Dich nicht in Deiner Wohnung. Ich handelte vorhin unklug — ich hätte sollen schweigend die Späße Montansiers hinnehmen, aber nein — mein Herz war zu voll, ich mußte bitten, den Namen nicht mehr zu nennen."

„Das wird ernsthaft!" rief Henri. „Das sieht so aus, als wenn eine Beleidigung —"

„Nein — sicher nicht. Mit kurzen Worten, Saint-Preuil und ich, wir sind wohl auf immer geschieden."

„Ah — dieser Capitän ist ein Wortbrüchiger."

„Ich selbst, Henri, ich löste dieses Band. Herr von Saint-Preuil ist ein Mann, der nicht genug Triumphe feiern kann. Sein Ehrgeiz, sein Stolz wollen auf jedem Felde Nahrung suchen. Ein Mann, der das Haus der Marion de Lorme besucht, kann keine Verbindung mehr mit Maria von Hautefort haben. Ich hielt dem Capitän seinen Leichtsinn vor, ich erinnerte ihn an seine Schwüre, ich konnte nicht ruhig bleiben, er gerieth in Zorn — und so ist er von mir gegangen. Ich habe ihn wirklich geliebt."

„Und weiter ist nichts geschehen? Saint-Preuil hat es nicht gewagt, Dir unehrerbietig zu begegnen?"

„Wie sollte er das wagen?"

„Sein Dünkel ist gewaltig — freilich eben so groß als seine Tapferkeit."

„Er schied von mir, um am folgenden Tage ins Feld zu ziehen, oder sein Gouverneuramt in Dourlens anzutreten."

„Wann geschah dieses alles?"

„Es sind drei Tage her. Am Montag Vormittag habe ich ihn zum letztenmale gesehen."

Maria hielt ihren breiten spanischen Fächer vor das geröthete Antlitz. Die Glut stieg ihr in die Wangen — sie schämte sich der Lüge, aber die Gefahr fesselte ihre Zunge.

„Armes Kind," sagte Henri, die Hand der Schwester küssend. „Es war ein Traum, diese Neigung zu dem Capitän. Er ist noch hier — er kehrt vielleicht zurück."

„Niemals."

„Hast Du aber auch Gewißheit, daß Saint-Preuil jenes Haus besucht? Sieh — die „schwarze, dämonische Marion," wie wir sie nennen, ist eine gefeierte Schönheit des Tages. Wir jungen Leute sind entzückt von ihrem Reize, von dem Zauber gefesselt, den sie ausübt. Wenn sie die Karten mischt, wenn sie lächelt, wenn sie uns beim prächtigen Mahle aus funkelndem Glase zutrinkt, wenn sie Theorbe spielt oder wenn sie zürnt — immer ist Marion ein herrliches Weib. Ich besuche ihre Gesellschaften — ich läugne es nicht, aber noch nie sah ich Saint-Preuil dort. Nur seine Widersacher, die Meilleranes, die Brezés und Desnoyers verkehren dort."

„Ich habe mich nicht getäuscht. Saint-Preuil ist ein Verehrer der Marion."

„So vergiß ihn, Du gehst einer herrlichen, großen Zukunft entgegen," sagte Henri bedeutungsvoll und mit großem Nachdruck „Du wirst eine Stelle in der Nähe der Königin haben, um die Dich ein jeder beneidet, wenn nur erst der Stein aus dem Wege geräumt ist, der uns allen den freien Durchzug durch den engen Paß zum Gipfel — zur königlichen Gunst versperrt. Er wird gesprengt werden dieser harte Fels. Schon arbeiten die rüstigsten Steinmetze daran, ihn zu zerbröckeln."

Maria begann zu zittern, sie ergriff den Fächer und knitterte ihn heftig zusammen, sie betrachtete das schöne Gesicht ihres Bruders mit ängstlicher Sorgfalt, als wollte sie durch seine Augen bis zu dem Sitze der Gedanken dringen mit ihren Blicken, um dort zu lesen, welch einem gefährlichen Unternehmen Henri seine Hilfe lieh. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß es die vom Cardinal angedeutete Verschwörung sei, zu deren Mitgliedern Henri gehörte. Sie wollte Gewißheit haben.

„Mein Bruder," sagte sie ruhig, einen möglichst gleichgültigen Ton anschlagend. „Die jungen Männer sind sich doch alle gleich. Ihr taumelt von der Jagd zum Spiel, vom Spiel zu den galanten Schönheiten der Hauptstadt, und wenn ihr das alles genossen habt, wenn die Langweile eintritt, die ja immer nach dem Rausche folgt, dann greift ihr zu absonderlichen Dingen. In diese Categorie gehört auch sicherlich die mystische Felszerbröckelung, von welcher Du mir sprachst. Geh, geh, lieber Henri — Du bist vielleicht bald an der Spitze Deiner Reiter, der Krieg bricht aus — das wird Dich zerstreuen, oder mache eine kleine Reise — eine solche, wie Du im vergangenen Herbste und in diesem Jahre schon einige unternahmst."

„Welche Reise?" sagte Henri mit sichtlicher Unruhe.

„Ei nun, ich hörte, Du seiest ein besondrer Freund der schönen Wälder von Chateau d'Anet und der herrlichen Besitzung des Herzogs von Vendôme. Zu ihm sollst Du oft reisen."

Henri erbleichte und trat einen Schritt zurück. Dann ergriff er die Hand Marias.

„Woher weißt Du das?" fragte er. „Wer sagte Dir von meiner Reise zu Vendôme?"

„Kein Zweifel — der Cardinal hat sich nicht getäuscht — er ist mit im Complotte," diese Gedanken Marias schien Henri in ihren verstörten Blicken zu lesen.

„Du ahnst etwas — nein, Du hast irgendwoher Kenntniß von einem Unternehmen."

„Welch Unternehmen? welche Kenntniß soll ich haben? Henri, Deine nächtlichen Gelage, das geräuschvolle Leben, welches Ihr Cavaliere dieses Hofes führt, haben Deine Nerven so reizbar gemacht, daß Du überall Gespenster zu sehen vermeinst. Die Reisen zu Vendôme sind doch etwas ganz Harmloses, Alltägliches. Weshalb soll ein junger Mann nicht seine Freunde auf dem Lande besuchen? ich hörte es — richtig — ja, jetzt fällt es mir ein, Herr von Chavigny sprach vor einiger Zeit davon."

„Chavigny? der Secretär des Cardinals?"

„Derselbe."

„Gut denn — hm! Ich weiß, daß nichts gegen die Reisen zu sagen ist, die ein junger Mann unternimmt. Es verdroß mich nur, daß jeder Schritt, den man thut, belauert, bekannt wird."

„Ei — so laßt die Leute doch sprechen — und wenn Du nicht willst, daß dies geschehe, so sei recht vorsichtig — hörst Du?"

Sie sprach diese Worte mit so scharfer Betonung, daß Henri noch weitere Fragen stellen wollte, aber eine Gestalt, die sich plötzlich vor der Nische des Fensters zeigte, verhinderte ihn daran. Diese Gestalt war nun freilich nicht geeignet, Besorgnisse einzuflößen, denn es war Zirphea-Matelotte, die dicke Köchin des Hotel Rambouillet — sonst hätte jede andere Maria in nicht geringe Unruhe versetzt, denn Zirphea mußte den letzten Theil der Unterhaltung vollständig gehört und Henris Unruhe beobachtet haben, wenn sie überhaupt Interesse daran genommen hätte, weil sie schon einige Zeitlang in der Nische des Fensters geblieben war. Die Tafel war servirt, die Gäste des Hotel Rambouillet erschienen, und die Herren führten die Damen zu Tische.

Henri und seine Schwester wurden getrennt. Bevor man Platz nahm, hatte Henri Gelegenheit, einen jungen Edelmann bei Seite zu ziehen. „Nurigny" flüsterte er, „uns droht Gefahr."

„Was sagen Sie? von wem?"

„Ich kann es noch nicht enträthseln. Aber unsere Schritte werden belauert."

„Teufel!"

„Ich habe, wie Sie wissen, die Reisen zu Vendôme mit größter Vorsicht unternommen, dennoch sind sie bekannt geworden."

„Woher kommt Ihnen diese schlimme Nachricht?"

„Von einer Seite, auf welcher das größte Interesse für mich sich kundgeben muß: von meiner Schwester."

„Sie wird es durch irgend einen Zufall — vielleicht durch Ihren Diener erfahren haben, der sich nichts Arges dabei dachte, als er es der Schwester seines Herrn mittheilte."

„Unmöglich! er wußte nicht das Ziel meiner Reise. Meine Schwester erfuhr es durch Chavigny."

„Das ist bedenklich," sagte Nurigny zusammenfahrend. „Ich fürchte, unsere Köpfe wackeln ein wenig — wir müssen uns vorsehen."

„Herr von Hautefort — Herr von Nurigny. Wo bleiben Sie denn, nehmen Sie Ihre Plätze ein!" rief man von der Tafel her.

„Gewiß einer seiner Gefährten bei dem Complotte!" sagte Maria zu sich, als Henri und Nurigny an der Tafel Platz nahmen.

In der Bergschmiede. Originalzeichnung von W. Hahn.

„Er vermochte nicht, seine Unruhe zu bergen — er hat den Wink verstanden — er wird vielleicht von dem Unternehmen ablassen."

Herr von Montausier erhob sein Glas. „Ich trinke das erste Glas auf die verehrten Gäste des Hotel Rambouillet, die ich im Namen meiner Schwiegermutter hier begrüße. Guten Appetit — gute Laune — gutes Gelingen alles desjenigen, was ein jeder von Ihnen, meine Herrschaften, durchführen will, seien es nun Gedichte, Heirathen oder politische Intriguen, eine Jagd auf hohe Stellungen oder auf das Herz einer Dame — das wünsche ich Ihnen allen heute am achten Mai."

Die Gläser klangen an einander.

„Der achte Mai!" brummte Hautefort seinem Freunde Rouvigny ins Ohr. „Es ist der Tag, an welchem der Marschall Ornano verhaftet wurde. Sein Fall war das Signal zum Tode Chalais."

„Der Cardinal soll uns nicht fangen!" entgegnete Ruvigny.

„Er ist ein guter Spürhund. Wehe uns, wenn er die Fährte gefunden hat!"

„Noch einmal! stoßen wir an auf das Gelingen."

Henri stürzte hastig ein Glas Wein hinunter.

„Es ist wahr," sagte er leise, „lassen wir uns nicht durch Zufälligkeiten schrecken."

(Fortsetzung folgt.)

In der Bergschmiede.

(Zu dem Bilde auf Seite 53.)

Das männliche Gebahren der Schmiede bedarf keineswegs der Reize einer bedeutenden Landschaft, um uns den Herd oder die Hütte, an welchen das Eisen unter ihren Armen in Funken aufsprüht, als anmuthendes Schauspiel erscheinen zu lassen. Der rauhe Umgang mit dem harten Metall, die Aufbietung von Kraft und die Erscheinungen des elementaren Feuers zeichnen das Gewerbe vor anderen aus, welche den Menschen in dumpfe Räume und auf ein kümmerliches Sitzbrett zwängen. Die deutsche Heldensage kennt Schmiede, aber keine Weber oder Schneider. Man liest in alten Büchern von Wieland, dem Schmied im dunklen Tann, und dem sagenhaften Riesenschmied Balthasar von Kochel, der seine Baiern von den Habsburgern befreien wollte. Donar selbst, der Gott, bewegte einen Schmiedehammer in seiner sehnigen Rechten.

Von diesem Standpunkte aus kann ich den Urheber des vorstehenden Bildes loben, welcher es verschmäht hat, die Bedeutung des Inhaltes durch den Rahmen zu steigern. Hätte er eine andere Wirkung erhaschen wollen, als die berechtigte, welche das Treiben der von ihm erfundenen Gestalten auf das Gefühl des Beschauers hervorbringt, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, den blühweißen Gischt des Wassersturzes, der den Blasbalg treibt, die Abendwolken um die jähen Firste draußen und die Schlucht, aus welcher die beryllgrüne Flut zu Tage tritt, mit in den Kauf zu geben und unser Urtheil zu bestechen. Wir hätten dann ein Uhlandsches Gedicht, nicht aber einen oberbaierischen Dorfschmied vor uns.

Diese Beschränkung des Künstlers legt mir aber die Pflicht auf, das Verständniß der Gestalten als solcher durch einige Zeilen Erläuterung für diejenigen zu unterstützen, welche sich nicht ohne weiteres in den löblichen Bräuchen des Bergvolkes zurecht finden.

Wir befinden uns im Monat September, und wenn die vor dem geöffneten Fenster sichtbare Buche illuminirt wäre, so müßten einzelne gelbbraune Blätter daran zu sehen sein. Man würde indessen sich nicht wenig von der Wahrheit entfernen, wenn man annehmen wollte, daß diese ersten Zeichen des beginnenden Hinsterbens und Welkens der Natur den vordersten Figuren unserer Scenen irgendwelche elegischen Gefühle einzuflößen vermöchten. Der herbstliche Gram, der sie bis noch vor wenigen Stunden drückte, entsprang einer anderen Auffassung des „Vergehens." Gegen das Ende dieses Mondes pflegen in Baiern die Vorräthe des Sommerbieres zu verschwinden, oder das geschätzte Getränk schal und sauer zu werden, um alsbald dem gefürchteten „neuen" Platz zu machen. Die Genossenschaft der Schmiede, deren einige Häupter zu den geschätztesten Consumenten der Schenke „zum lustigen Baiern" gehörten, empfand das bereits hereingebrochene Unglück, obwohl es jeder als Mann ertrug, und begleitete es stündlich mit fruchtlosen Verwünschungen.

Da — am heutigen Tage, ereignete sich das Unglaubliche! Um das Eintreffen dieses Ereignisses klar zu machen, muß ich vorerst die denkwürdige Aeußerung anführen, welche der Bräumeister des Schlosses vor acht Tagen in dem Augenblick gethan hatte, als er die Schwelle des „Lustigen Baiern" überschritt. Dieselbige aber lautet wortgetreu: „Jetzt wollt' i scho' glei', es regnet sechs Wochen lang grad Pulver, nacher kam i mit en Zündhölzl und stecket d' Welt an!" Der Schmied fragte: „Nu, mei Mensch, was hast denn?" und der Bräumeister erzählte, daß seine besten Knechte, der Oberknecht und der Mälzer, gestern im Markt sich gerauft hätten und in Verwahrung genommen worden wären — gerade zu der Zeit, in welcher er sie nothwendiger brauchte, als im ganzen übrigen Jahre. Der Schmied lachte laut auf und meinte, das sei noch nicht der Mühe werth, um so „sperr" zu werden. „Jetzt sag' Dir aber i noch was völlig Feins!" fuhr er sodann fort und meldete dem Bräumeister, da und dort sei vorgestern — er glaube, es sei im Grauen Bären — ein Bräubursche aus Ungarn angekommen, dem die Zehen zu den Stiefeln herausschauten und an dessen sammetnem Spenzer jeder Faden zu zählen wäre. Vielleicht tauge der was! Der Bräumeister meinte, wenn es mit dem was sei, wolle er es dem Schmied Wastel nit vergessen. Und er hielt Wort! denn heute in aller Früh kam ein Eimer „Altes", eine Gabe, welche sonst nur für die Honoratioren des Dorfes und die Kirchweih in der ersten Novemberwoche zurückbehalten wurde. Das Faß Altes (sprich: Oiz) lag keine Viertelstunde auf der Bank der Werkzeuge, es wurde nicht einmal in den kühlen Keller gebracht, auf den sich der Schmied im übrigen soviel einbildete, weil er von der Buche vermeintlich kühl und feucht gehalten wurde. Man lieh fünf bis sechs Maßkrüge und trank auf den Bräumeister und den Bräuknecht aus Ungarn.

Unser Künstler hat allerdings dieses Ereigniß aufgegriffen, aber er würde unseren Schmieden Unrecht thun, wenn er den Lesern des Daheim zumuthen wollte, den ansehnlichen und ständigen Durst für ihre am meisten hervorragende Eigenschaft zu halten. Sie waren so gewandte „Wildpratler," daß sich im dunkeln Anbau der Schmiede stets ein tüchtiges Stück „Schöpsernes" — so wurde vorsichtshalber das Fleisch der mit dem Schafgeschlecht, wissenschaftlich genommen, ohnehin verwandten Gemse genannt — hing und daß kein Gensdarm im Stand gewesen wäre, den Ort zu finden, an dem ihre Büchsen verscharrt lagen. Besonderen Vertrauten zeigte der Wastel gern seine „Gamshauben." Es war dies dasjenige Stück der Gamsdecke, welche den Kopf des Thieres bekleidete und woran er die „Krickeln" gelassen hatte. Diese pflegte er — obwohl sie auf seinen Schädel paßte, wie die Eichelschale auf den Kürbis — zur Brunstzeit der Thiere aufzusetzen, mit Riemen unter dem Kinn festzubinden und sich zwischen Legföhren auf den Anstand zu begeben.

Diese List wurde in Wirklichkeit als außerordentliche Erfindung bewundert. So ausgerüstet glich er einem jener Teutonen, wie sie in den Abbildungen der Schulbücher dargestellt werden — indessen war es doch immerhin nur ein glücklicher Gedanke. Wahrhaft groß aber mußte man seine Gewandtheit nennen, aus dem Bach, der den Blasbalg und die Hämmer der Schmiede trieb, der Schloßherrschaft die Forellen wegzustehlen. In schlauer Erkenntniß des Umstandes, daß diese Fische sich stets gegen die Strömung halten, jagte er sie mit einer seiner großen eisernen Schaufeln den Lauf des Wassers entlang abwärts, worauf sie in kurzer Zeit durch die ungewohnte Bewegung so ermüdet wurden, daß sie sich mit der Schaufel herausnehmen ließen.

Nicht minder löblich, als diese Sportsmantugenden, muß man die Auszeichnung nennen, mit welcher er sich an den Raufereien der Festtage betheiligte. Viele dieser ritterlichen Uebungen wurden von ihm selbst inaugurirt. Denn es war eine seiner Lieblingsunterhaltungen, zweien, die sorglos im Gespräch neben einander saßen, urplötzlich die Köpfe zusammenzustoßen, wie Kinder in der Osterwoche die Schalen harter Eier auf einander picken. Darob entspann sich gemeiniglich eine Fehde, in welcher die Zusammengestoßenen weiter nichts erwirkten, als daß auf Kosten ihrer übrigen Gliedmaßen eine schmerzliche Harmonie hergestellt ward.

Wie immer man übrigens über das Benehmen denken mag,

welches er den Germanen gegenüber einhielt, welche diese Scholle des Vaterlandes bewohnen, so muß man ihn wegen der Sitten loben, deren er sich gegen Ankömmlinge aus anderen Gauen befliß.

Kaum hundert Schritte von der Felswand und der Schmiede entfernt, lag das Gasthaus zum „Gamsjager", herrisch eingerichtet und vorzüglich von städtischen Sommerfrischlern besucht. Wußte er, daß sich dort Gäste über Nacht befanden, so vermied er es, deren Morgenruhe zu stören, hängte die Hämmer aus und ließ sie nie vor der siebenten Frühstunde ihre lärmende Arbeit beginnen. Einige meinten, solche Höflichkeit hänge mit der „Schwemm", der Bauernstube besagten Gasthauses und einem Posten im Separatconto der Schmiede zusammen, nach welcher der Lehrling aus der Schenke mit mehreren Maßkrügen beschwert zu allen Stunden des Tages seine stillen Pfade wandelte — indessen liebt es ja Stadt und Dorf, an allen Aeußerungen der Humanität zu nergeln.

Völlig gewiß aber ist es, daß der Wastel, so oft er einen Fremden sah, welcher den in die Schlucht führenden Fußsteig gehen wollte, demselben zurief, ob er kopfschen (schwindlig) wäre? Bejahte dieser, so ließ er es nicht zu und drängte ihn auf die sichere Straße. So wurde manchem Mühe, Unbehagen und Gefahr erspart.

Alle Schmiede an Bergbächen wissen mit zwei Elementen umzugehen. Das Wasser dient der Anfachung des Feuers. Anstauen, Schleusen herrichten, abgraben — in allem diesem war er so bewandert, wie im Führen des Ruders auf dem See, an dessen jenseitigem Gestade diejenige wohnte, welche einmal „Frau Schmiedin" werden sollte. Wollte ein Fremder hinüberfahren, so ergriff er das Ruder ohne Entgelt und freute sich des Vorwandes, ihr einen Besuch abstatten zu können. Freilich hat es damit — das heißt mit den ehelichen Freuden — noch geraume Weile. Denn der gute Wastel hat die kleine Schmiede nur in Pacht und braucht sicherlich noch ein Jahrzehnd, bis der Kaufschilling abgetragen ist. Der wirkliche Eigenthümer war seines Zeichens freilich weiter auch nichts, als ein Schmied. Aber er hatte sich mit einträglicheren Nebenbeschäftigungen abgegeben, als der durftige Wastel. Jener verstand nämlich die besonders von einigen Schmieden unseres Gebirges geübte Kunst des „Wendens". Sie besteht darin, daß der hammerkundige Arzt den Kranken, er möge von irgendwelchem Siechthum heimgesucht sein, mit seinem Athem anbläst und den Körper an verschiedenen Stellen berührt. Damit hatte er es so weit gebracht, daß ganze Stellwagen voll Heilsbedürftiger vor der Schmiede hielten und in einer Woche mehr Geld in seine Tasche floß, als wenn ihm das ganze Thal ein Jahr lang alle Arbeit gegeben hätte. So übergab er die Werkstätte dem Wastel gegen ein Pachtgeld und lebte in der Stadt von seinem Vermögen.

Zum Schluß bemerke ich noch denjenigen, welche unsere Schmiede zu rußig finden sollten, daß sie dieselbe am Sonntag sehen müssen. Da hat jeder ein frischgewaschenes, wenn auch ungestärktes Hemd an, und freut sich beim „Lustigen Baiern" mit unverhohlenem Stolze seiner festlichen Toilette.

Noë.

Herr Bartusch.

Eine Criminalgeschichte aus Böhmen.

Unter den preußischen Officieren, die der August des Jahres **1866** nach **Prag**, der uralten böhmischen Königsstadt geführt, und die im Waldsteinschen Palais auf der Kleinseite Quartier genommen, befand sich ein junger, tapferer Husarenlieutenant, dem die Erinnerungen an den finstern Herzog Friedland ganz besonders merkwürdig waren; denn einer seiner eigenen Ahnherrn hatte demselben einst als Officier gedient, war ein Wallensteiner gewesen und als Knabe schon hatte er dieses Ahnherrn Namen mit großer Freude in Schillers Wallensteinsdichtungen gefunden.

Nun, an Wallensteinerinnerungen und Reliquien war in Prag kein Mangel, und in den ersten Tagen schwelgte der junge Lieutenant, den wir nach seinem Vornamen **Erich** nennen wollen, in solchen. Er wurde unter den Dienern im Waldsteinschen Palais, die er eifrig befragte, mit denen er sich leutselig unterhielt, bald bekannt und beliebt, und sie waren sicherlich zufriedener mit ihm, als er mit ihnen war, denn es wurde ihm bald genug offenbar, daß die gesammte Dienerschaft im Palais eigentlich herzlich wenig wußte und ihm fast gar nichts Neues von dem Friedländer erzählen konnte.

Eines Morgens, als Erich wieder in seiner freundlichen Weise mit einem der höheren Diener des Hauses plauderte, sah er eine kleine, gebückte Gestalt, in eine schwarze, faltenreiche Kleidung gehüllt, leise und langsam eine Diensttreppe hinaufschleichen.

Der Lieutenant dachte gleich an Battista Seni, den bedenklichen Astrologen Waldsteins; so mußte der Sterndeuter einst durch diese Hallen geschlichen sein, mehr als zweihundert Jahre früher. Er fragte hastig, aber er erhielt auf seine Frage nur ein beinahe verlegenes Achselzucken zur Antwort.

„Es ist **Herr Bartusch**," sagte der Diener endlich, „ein sehr alter Mann; er gehört zum Hause und wohnt hier seit sechzig Jahren schon, vielleicht noch länger, in einem kleinen Zimmer unter dem Dach; ja, wenn der dem gnädigsten Herrn Rede stehen wollte, der weiß alles von dem Herzoge von Friedland und von der ganzen Waldsteinschen Familie!"

„Und warum sollte mir dieser Herr Bartusch keine Auskunft geben wollen?" fragte Erich.

„Euer Gnaden kennen den alten Herrn nicht," entgegnete der Diener, „es gehen oft Monate hin, ohne daß derselbe auch nur ein Wort spricht!"

Offenbar war der Diener der Ansicht, daß es bei dem Alten nicht recht richtig im Kopfe, obwohl er seine Ansicht nicht aussprach.

Erich nahm darauf nicht weiter Rücksicht, sondern sagte nachdenklich, mehr zu sich selbst, wie zu dem Diener: „Wenn dieser Herr Bartusch die Geschichte des Friedländers so genau kennt, so weiß er auch, daß mein Ahnherr Obrister über ein Regiment zu Roß in der friedländischen Armee gewesen, und vielleicht ist er deshalb geneigt, mit mir zu reden, wenn ich ihm meinen Namen nenne!"

Das schien dem Diener, einem sehr verständigen Manne, einzuleuchten.

„Soll ich Euer Gnaden nach dem Zimmer des Herrn Bartusch führen!" fragte er dienstbeflissen.

Der rasche Husarenlieutenant war gleich bereit dazu und stieg hinter seinem Führer her klirrenden Schrittes die Treppen hinauf. Einige Augenblicke später stand er vor dem Greise in einem engen, kahlen Gemach; der Diener hatte die Thüre hinter ihm geschlossen.

Der Greis erhob sich hinter einem schwer mit Schriften und Papieren bepackten Tisch und hieß den artig grüßenden Officier mit leiser Stimme und ernster Freundlichkeit willkommen. Der Tisch nahm fast den ganzen Raum des engen Gemachs ein; in einer Ecke lag ein Laubsack, das Lager des Bewohners, und der Lieutenant saß eng zwischen Tisch und Wand auf einem Schemel ohne Lehne.

Uebrigens hatte der Husar auch hier seine „Findigkeit" bewiesen, denn kaum hatte er seinen Namen genannt, da wurde der Greis lebendig, er sprach, er wurde beredt, ja, er wurde schwatzhaft, sein Mund floß über von Nachrichten und Kunden über Albrecht Waldstein und seine Zeitgenossen. Erich begriff sehr rasch, daß ihn der Zufall zu dem Manne geführt, der unter allen Lebendigen unstreitig den Friedländer und seine Umgebungen am besten kannte. Er wiederholte den Besuch bald, öfter, und immer fand er den Greis bereit, mit ihm über den Waldstein zu plaudern.

Dabei aber ging es Erich gar seltsam; je öfter er mit dem Alten sprach, desto weniger interessirte ihn das, was derselbe sprach, und immer höher stieg seine Theilnahme für die Person des Sprechers selbst. Es war mehr als Neugierde, es war wirkliche Theilnahme, was dieser Herr Bartusch dem jungen Officier einflößte; Erich wollte und mußte wissen, wer und was dieser Greis war. Und dennoch war es ihm gradezu unmöglich, ihn selbst danach zu fragen, das dunkle Auge unter den langen, dichten, schlohweißen Brauen schien durch einen seltsamen scheuen und doch fast gebietenden Blick jede Frage im voraus abzulehnen.

Erich wendete sich an den Diener, welcher ihn das erste Mal hinaufgeführt; der entschuldigte sich, daß er nicht recht was wisse, meinte aber doch endlich, es sei da eine Person, welche die Geschichte des Herrn Bartusch genau kenne, und er wolle fragen, ob sie gewillt sei zu sprechen oder ob sie dürfe! Es sei ein deutsche Magd, hochbetagt schon, die das Gnadenbrot des gräflichen Hauses esse und seit

Jahren ihr Bett nicht mehr verlassen könne, aber geistig noch ganz frisch geblieben.

Da der Lieutenant, wie schon gesagt, freundlich mit den Leuten war und mit dem Gelde nicht kargte, so kam er wirklich zu seinem Ziel und am andern Tage schon saß er in einem Häuslein hinter der Malteser Kirche neben dem Bett der alten Magd, die ihm, unter dem Versprechen der Verschwiegenheit, die Geschichte des alten Bartusch erzählte, welcher ihr genau bekannt war, weil ihr verstorbener Mann, ein Böhme, aus dem Dorfe gebürtig, in welchem Herr Bartusch ehedem Vicar gewesen.

In diesem Dorfe, das kaum eine Viertelstunde von einer bedeutenden Stadt lag — die Namen wurden von der Magd nicht genannt — lebte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein wohlhabender Müller mit seinen beiden Söhnen. Der hätte sich können genügen lassen an seinem schönen Besitz, aber er wollte immer noch reicher werden und gerieth darum in ganz erschrecklichen Zorn, als er vernahm, daß seine reiche Schwester, ein schmuckes Weib, welches jung Wittwe geworden, drauf und dran sei, zum andern Mal in den Stand der Ehe zu treten und einen Fleischer zum zweiten Mann zu nehmen. Dieser Fleischer war kaum zwei Jahre zuvor in die Stadt gezogen, in welcher die Wittwe lebte. Der Müller ließ es nicht an Vermahnungen, Warnungen und Drohungen bei seiner Schwester fehlen; die aber, sei es daß sie nur eigenwillig, sei es daß sie zu verliebt in den Fleischer war, wollte von nichts hören.

„Hört," sagte der Müller eines Abends, als er mit seinen Söhnen, welche starke Gesellen von Ansehen und trotzigen Gemüthes waren und noch keine dreißig Jahre hatten, „hört, der Spitzbub, der Metzger, der uns das Geld der verliebten Närrin, meiner Schwester, stehlen will, ist erst seit zwei Jahren in der Stadt; ich hab' mich erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß selbiger zuvor sein Handwerk an sieben Jahr und drüber in Pilsen getrieben, wobei er schlechte Geschäfte genug gemacht. Nach Pilsen ist's weiter als dreißig Meilen, aber es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein kluger Kerl dort in Pilsen nicht etwas erfahren thäte, was dem lustigen Metzgersmanne bei meiner Schwester den Hals brechen thäte. Dem Lumpen steht's mit so deutlicher Schrift auf die Stirn geschrieben, daß es bei ihm unter der Weste nicht sauber ist, daß ich die Reisekosten daran setzen thue. Ich reise morgen nach Pilsen und sehe, was ich da erfahren kann, das bin ich meiner Schwester schuldig, sie darf nicht in die Hände eines schlechten Kerls fallen, und ihr Vermögen, ich sage Euch, sie hat mehr als achttausend Gulden, muß zu Eurem Erbe kommen, wie sich's gebührt!"

Als der Müller also gesprochen, waren seine Söhne ganz mit ihm einverstanden; sie waren überhaupt niemals anderer Meinung als ihr Vater, denn so groß und stark sie auch waren, so wenig hatten sie geistige Gaben und ließen immer ihren Vater für sich denken.

Der Müller war denn richtig in seinem besten blauen Rock auf seinem glatten, schwarzbraunen Wallachen davon geritten gen Pilsen, und es vergingen wohl drei Wochen, ohne daß die Söhne, die unterdessen fleißig ihres Mühlgewerbes warteten, etwas von ihrem Vater hörten; da kam eines Abends spät ein Bettler an die Mühle, den die grimmigen Hunde, die bereits von der Kette losgemacht waren, beinahe zerrissen hätten; der Bettler brachte Botschaft vom Müller, der ihn auf dem Wege getroffen. Der Vater ließ seinen Söhnen sagen: es sei alles gut, sie sollten ein tüchtig Abendessen für den Mittwoch Abend zurüsten und dazu seine Schwester, die Wittwe aus der Stadt, den Herrn Vicar im Dorfe, den Nachbar Peter Knoll und dessen Frau, so wie auch die Wittwe Käthchen und ihre Tochter Anna einladen. Mit dieser Anna war der älteste Müllerssohn versprochen. Als der Bettler seine Botschaft ausgerichtet, erhielt er ein reichliches Abendessen und ein Nachtlager in der Mahlstube und ging am Morgen drauf mit einem hübschen Zehrpfennig sehr befriedigt weiter.

Der Bettler hatte den Müllerssöhnen auch noch erzählt, daß ihr Vater eines Kornhandels wegen einen kleinen Abstecher nach einem Dorfe, welches er nannte, machen wolle, aber von dorther immerhin noch bei guter Zeit am Mittwoch in der Mühle eintreffen werde. Es war Montags, als der Bettler gekommen; am Dienstag machten die Müllerssöhne die befohlenen Einladungen, welche überall freundlich angenommen wurden, und am Mittwoch rüsteten sie das Mahl.

An diesem Mittwoch Morgen nun sah der jüngere der Müllerssöhne den Herrn Vicar nach der Stadt gehen, wo derselbe verpflichtet war, eine Messe in der Hauptkirche zu lesen; der Vicar sprach etliche freundliche Worte mit gewohnter Heiterkeit zu dem jungen Menschen, einige Augenblicke bei ihm stehen bleibend.

Am Abend zur bestimmten Stunde erschienen die geladenen Gäste und waren bei einem Seidel Landwein guter Dinge, auf die Ankunft des Müllers und das Abendessen wartend. Nur der Herr Vicar hatte seine alte taube Magd geschickt und sich mit einem plötzlichen Unwohlsein entschuldigen lassen.

„Ich hab' gleich gedacht, daß der geistliche Herr krank sein müßte," sagte der Nachbar Peter Knoll, als die Magd ihre Bestellung ausgerichtet hatte, „denn selbiger sah gar zu erbärmlich, schier leichenfarben aus, als er heut Vormittag aus der Stadt heimkehrte und beim rothen Gitter an mir vorbeischoß."

„Das ist doch seltsam!" sagte der junge Müllerssohn, dem es einfiel, wie munter und freundlich der geistliche Herr mit ihm gesprochen, als derselbe am Morgen zur Stadt gegangen.

Unter allerlei Gesprächen wurde es später und später, der Müller kam nicht nach Hause; die Gesellschaft wurde darüber nicht ängstlich, aber sie wurde verdrießlich und die Heiterkeit kam auch nicht wieder mit den guten Speisen, welche die Müllerssöhne endlich auftragen ließen. Es war etwas, was auf den Söhnen und den Freunden des Müllers lastete, sie wußten nicht, was es war, aber sie saßen stumm bei Mahl und Wein und gingen endlich kleinlaut auseinander. Auch am folgenden Tage warteten die Söhne vergeblich auf ihren Vater, bis gegen Abend ein Knecht aus einem benachbarten Dorfe den schwarzbraunen Wallachen, das gute starke Roß des Müllers, zur Mühle brachte. Das allen in jenem Dorfe wohlbekannte Pferd war in einem Kleestück aufgefangen worden.

Jetzt begriffen die Söhne, daß ihrem Vater ein Unglück zugestoßen sei, und ein gewaltiger Schrecken kam über sie, als sie bei genauerer Untersuchung entdeckten, daß das Sattelzeug des Pferdes mit Blut bespritzt war. Noch in der Nacht wurde die Anzeige bei den fürstlichen Gerichten in der Stadt gemacht, und mit Anbruch des Tages begannen die Nachforschungen in der ganzen Gegend. Es stellte sich bald heraus, daß der Müller am Dienstag schon nach Mittag in einer einsamen Schenke einen Trunk gethan, er hätte von dort aus in drei Stunden recht gut seine Mühle erreichen können und wäre so einen Tag früher gekommen, als er hatte erwarten lassen. Man verfolgte alle Wege von jener Schenke aus nach der Mühle und fand die Leiche des Müllers noch vor Abend in dem trockenen Bett eines Baches. Der Müller war ermordet worden, der Hinterkopf des unglücklichen Mannes war von Schlägen mit einem stumpfen Instrument beinahe zermalmt, die Kehle überdem mit einem scharfen Messer durchschnitten. Der Müller war eine weit und breit bekannte Persönlichkeit, der Mord machte das größeste Aufsehen und die Untersuchung wurde eifrig betrieben. Der Verdacht der Behörde fiel zunächst auf jenen Bettler, welcher den Söhnen vom Vater Botschaft gebracht, derselbe wurde auch aufgefunden, aber er war der Mörder nicht, denn er konnte sein Alibi ohne Mühe erweisen; er war an jenem Dienstag meilenweit vom Schauplatz der blutigen That entfernt gewesen. Wochen vergingen, der Mörder blieb unentdeckt, ja man wußte nicht einmal, wem man das Verbrechen nur zutrauen sollte.

Aber die Söhne hatten bei den heiligen Landespatronen Böhmens, bei Sanct Wenzel und Sanct Florian geschworen, nicht zu ruhen und zu rasten, bis sie den Mörder entdeckt und den Tod ihres Vaters gerächt. Finster brütend saßen sie in ihrer Mühle, sie kümmerten sich nicht mehr um deren Betrieb, den sie einem alten Knappen überließen, sie kümmerten sich aber auch nicht um das böse Gerede der Leute über ihres Vaters Schwester, welche am Allerheiligen mit ihrem geliebten Metzger vor den Altar treten wollte, ohne auf die Trauer um den gemordeten Bruder weiter Rücksicht zu nehmen.

Es war am Mittwoch vor Allerheiligen, als die Brüder finster und ingrimmig wie jetzt immer an dem kleinen Fenster der Mahlstube standen, durch welches sie auf den Weg zur Stadt hinaus blicken konnten. Ein bleicher Mann kam dort mit langsamen Schritten des Weges daher; es war der Vicar, welcher von seinem Kirchendienst aus der Stadt heimkehrte. Der geistliche Herr war seit jenem Mittwoch im Sommer nicht mehr derselbe gewesen; sonst heiter, freundlich, gesellig, mit der Würde seines Standes, mit seiner allgemein bekannten Frömmigkeit, mit seiner Gelehrsamkeit eine warme Theilnahme für alle Glieder seiner Gemeinde verbindend, war er jetzt finster, scheu, ängstlich, theilnahmlos und einsam geworden. Das war in der Gemeinde wohl bemerkt worden, man sprach viel davon

und schob es allgemein auf den Schrecken, den er über den Mord gehabt, denn es war männiglich bekannt, daß er dem Müller in besonderer Freundschaft zugethan gewesen. Diese Freundschaft hatte er auch bei dem Begräbniß des Ermordeten gezeigt, er hatte es bei den Söhnen endlich nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen und wenn er die Mühle seitdem nicht wieder betreten hatte, so war das niemandem aufgefallen, am wenigsten den Müllerssöhnen selbst, die ganz ausschließlich mit ihren Racheplänen beschäftigt waren.

Als der Vicar aber jetzt so bleich und matt der Mühle zugewankt kam, da schoß dem Wenzel, dem jüngern Müllerssohn plötzlich eine Erinnerung durch den Kopf; er zog den Bruder vom Fenster zurück, erinnerte ihn an das, was der Nachbar Peter Knoll an jenem Mittwoch von dem geistlichen Herrn gesagt, wie derselbe so lustig zur Stadt gegangen und als ein ganz veränderter Mann heimgekehrt. Die Brüder redeten lange hin und her mit einander, bald aber waren sie einig darüber, daß der Vicar an jenem Morgen schon den Mord erfahren habe und daß er den Mörder ihres Vaters kenne. Sie waren davon beide ganz überzeugt, es kam nicht der geringste Zweifel in ihnen auf, und ebenso stand es unerschütterlich fest bei ihnen, daß sie den geistlichen Herrn zwingen mußten, ihnen den Mörder ihres Vaters zu nennen. — — — — —

Am Tage vor Allerheiligen, am Tage vor seiner Hochzeit, fand man dicht vor der Stadt die Leiche des Fleischers; derselbe war durch zwei Schüsse getödtet worden. Da man bei den Müllerssöhnen ein Interesse an dem Tode des Metzgers voraussetzen konnte, zumal da man wußte, wie heftig sich deren Vater wider die Heirath gesetzt, so wurden dieselben sofort befragt, und beide gestanden, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, daß sie den Fleischer erschossen hätten, weil derselbe ihren Vater ermordet habe. Sie hielten diese Rache, die sie bei den heiligen Landespatronen geschworen, für ihre Kindespflicht. Befragt, woher sie denn wußten, daß der Metzger der Mörder ihres Vaters gewesen, geriethen sie in sichtliche Verwirrung und verweigerten die Antwort. Sie blieben lange hartnäckig, aber die Gewandtheit des Verhörrichters entriß ihnen endlich doch das Geständniß, daß es ihnen der Vicar gesagt. Die unglücklichen Menschen hatten in ihrer Beschränkheit keine Ahnung von dem schrecklichen Schicksal, was sie durch dieses Geständniß über den armen geistlichen Herrn und sich selbst gebracht.

Ein Priester hatte ihnen verrathen, was ihm unter Beichtsiegel anvertraut worden; auf den Bruch des Beichtgeheimnisses aber stand die Todesstrafe. Und sie hatten diesen Priester in ihre Mühle gelockt und ihn unter Marter- und Todesdrohungen gezwungen, das Beichtsiegel zu brechen; darauf stand auch für sie die Todesstrafe.

So hatte der Mord des Müllers bereits den Mord des Metzgers zur Folge gehabt, und noch drei andere Menschenleben weiter standen auf dem Spiel.

Der Vicar wurde sofort verhaftet und legte das Geständniß ab, daß er an jenem Morgen in der Stadtkirche, wie gewöhnlich, Messe gelesen. Danach, als er eben die Altarkleider abgelegt, habe ein Kirchendiener ihm gemeldet, daß ein Mann da sei, welcher dringend begehre dem Herrn Dechanten zu beichten. Der Dechant aber sei verreist gewesen. Er habe sich bereit erklärt, die Beichte des Mannes zu hören. Dieser, eben jener Metzger, habe ihm nun gebeichtet, daß er am Tage zuvor den Müller im trocknen Bach erschlagen. Es sei ihm, dem Mörder bewußt gewesen, daß der Müller sein Todfeind geworden um der Schwester willen; es sei ihm verrathen worden, daß der Müller nach Pilsen gereist, wo er eine Frau und zwei Kinder zurückgelassen. Das konnte seinem Feinde dort nicht verborgen bleiben; und kam derselbe nun mit der Kunde zurück, daß er schon ein Weib habe, so konnte, wie sich von selbst versteht, nicht nur aus der Heirath mit der Wittwe nichts werden, sondern er selbst mußte flüchtig der Schande und Strafe entrinnen. Er liebte aber die Wittwe in wahnsinniger Leidenschaft und beschloß deshalb, den Müller zu ermorden, was er denn auch gethan. Wie er die Rückkehr seines Feindes erkundet und wie er den Mord ins Werk gesetzt, davon wußte der Vicar nichts. Die Beichte aber hatte einen so entsetzlichen Eindruck auf ihn gemacht, daß er von Stunde ab krank und schwach gewesen und keine Ruhe wieder gewonnen. Er bekannte ferner, daß er sich durch die Bitten der beiden Söhne des ermordeten Müllers zum Bruch des Beichtgeheimnisses habe verleiten lassen, suchte die jungen Leute aber dabei nach Kräften zu entschuldigen und wollte die ganze Schuld auf sich nehmen. Nach solchem Bekenntniß waren die drei Unglücklichen dem Henker verfallen, denn die geistlichen Gerichte hatten den Vicar, nachdem sie ihn seiner kirchlichen Würden entsetzt und der geistlichen Weihen beraubt hatten, dem Arm der weltlichen Gewalt zur Bestrafung übergeben. Doch sollte keiner von ihnen den Tod leiden; mächtige Fürsprache rettete sie. Die Gemahlin des Fürsten, unter dessen Gerichten die Gegend stand, war eine geborene Gräfin Waldstein, der Vicar war ihr Lehrer gewesen, ihr verdankte er seine Stelle und ihr verdankte er auch jetzt das Leben. Die Fürstin erlangte nicht nur die Begnadigung des Vicars, sondern auch die der Müllerssöhne, unter der Bedingung, daß dieselben alle drei in aller Stille spurlos aus der Gegend verschwänden. Und so geschah es; damals, vor länger als einem halben Jahrhundert, war noch manches unter der Hand möglich zu machen, was heutzutage nicht mehr geschehen könnte. Wo die Müllerssöhne hingekommen, vermögen wir nicht zu sagen, den armen Vicar aber hatte die Fürstin ihren Vettern, den Grafen Waldstein empfohlen, und diese hatten ihm eine Zuflucht gewährt, erst in ihrem Schlosse Dux bei Teplitz, später im Waldsteinschen Palais auf der Prager Kleinseite. An diesen beiden Orten hatte dann der seiner Würde entkleidete Priester länger als sechzig Jahre zugebracht, lediglich mit religiösen Uebungen und Studien zur Specialgeschichte des Waldsteinischen Hauses beschäftigt. Herr Bartusch trank während dieser langen, langen Zeit niemals Wein, oder ein anderes Getränk als Wasser, er aß niemals Fleisch, er schlief nie in einem Bett und sprach nie mit einem Menschen, der ihn nicht zuvor angeredet.

Das alles erfuhr der preußische Husarenlieutenant von der alten Magd hinter der Malteserkirche; er hätte nun erst recht gern noch mehr erfahren; über das Seelenleben des verurtheilten Priesters aber wußte die arme Magd begreiflicher Weise nichts mitzutheilen und das gerade war's, was den jungen Officier vorzugsweise beschäftigte. Als er heimkehrte, hatte er schon allerlei Pläne sich zurecht gemacht in Bezug auf den merkwürdigen Herrn Bartusch, aber er konnte sie, dienstlich in Anspruch genommen, nicht sogleich ins Werk setzen. Und als er einige Tage darauf Herrn Bartusch besuchen wollte, da trat ihm der schon öfter erwähnte Diener mit ernster Miene entgegen und flüsterte ihm als Geheimniß zu, daß sich die Cholera auch aus den friedländischen Hallen ein Opfer geholt, Herr Bartusch sei gestorben, man verschweige aber die Krankheit.

„Er war dreiundneunzig," sprach der Diener und setzte mit wichtiger Miene hinzu, „er wäre hundert geworden, ohne die Cholera!"

„Hat er geistlichen Beistand gehabt?" fragte der Lieutenant.

Der Diener bejahete eifrig, er schien halb und halb zu wissen, was die Frage hier bedeuten sollte.

„So ist er mit der Kirche versöhnt gestorben!" dachte der junge Officier und fühlte sich durch den Gedanken getröstet.

Der Tod der Betheiligten hat ihn seines Versprechens der Verschwiegenheit entbunden.

George Hesekiel.

Im Hochwasser der Schweiz.*)

Die Tage vom 27. September bis 3. October dieses Jahres werden in der Geschichte der Naturerscheinungen unvergeßlich bleiben. Sie suchten einen großen Theil des schweizerischen Alpengebirges mit unerhörten Ueberschwemmungen heim. Bis nach Südtyrol und in den Apennin ließen sich die Wirkungen jener ungewöhnlichen Witterungsverhältnisse verfolgen.

Allgemein erfreute man sich der so milden und freundlichen Herbsttage. Sie zeitigten alle Früchte ungewöhnlich frühe. Nur ungern nahmen die Reisenden Abschied von den sonnigen Gebirgshöhen. Selbst die Schwalben verlängerten ihren Aufenthalt über das gewöhnliche Ziel hinaus. Der Sommer, so schien es, wollte kein Ende nehmen. Mitte September traten nochmals heftige Ge-

*) Indem wir obige, aus frischester Anschauung hervorgehende Darstellung eines Theiles des großen Unglückes, das die Schweiz betroffen, unsern Lesern sofort mittheilen, behalten wir uns vor, darauf in Bild und Text noch ausführlicher zurückzukommen. Die Redaction.

witter auf, wie sie sonst nur im Juli sich ereignen. Und im Gefolge dieser Gewitter trat so wenig eine Abkühlung der Temperatur ein, daß kaum die höchsten Bergspitzen, und auch diese nur vorübergehend, in frischem Schnee erglänzten. Vielmehr behauptete der Südwind mit merkwürdiger Ausdauer seine Herrschaft. Aber nun genügte eine einzige Gewitternacht vom **27.** auf den **28.** September, um Verheerungen an den Erzeugnissen der Natur und an den Werken der Kunst anzurichten und eine Hecatombe von Menschenopfern zu fordern, für welche es wenig entsprechende Vorgänge geben dürfte.

Der Hauptschauplatz der Catastrophe war das Adulagebirge zwischen St. Gotthard und Bernina. Adula, der eigentliche Mutterschoß des Rheinstromes ist ein mit zahlreichen Gletschern umgürtetes Gebirgsganze und entsendet nach Süden und Norden starke Wasseradern. Der anhaltende Sirocco hatte nun die Gletscher dermaßen ergriffen, daß der Wasserstand der Flüsse ohnehin das gewöhnliche Niveau der Jahreszeit bedeutend überschritt. Bei so rascher Abschmelzung bildeten sich im Eise tiefe Rinnen, über denen das Trümmergestein der Moräne in schwarzen Linien aufgethürmt war, und das nachstürzen mußte, sobald eine größere Wassermasse die lockern Stützpunkte wegstieß.

Und nun dieses Gewitter mit Hagelschlag, der sich geradezu über den Gletscherarmen des Adula entlud, und bei hoher Temperatur sofort zerfließend die Gletscherbäche plötzlich anschwellen und das nachstürzende Geschiebe mit sich fortreißen machte. Hierzu kamen noch die Rüfen, — wie man hierzuland das an steilen Abhängen sich sammelnde Grabenwasser nennt — die, in die Thalwasser meist rechtwinklicht einmündend, gewaltsame Stauungen bewirkten, nach deren Durchbruch das Element seine verderbende Kraft vervielfachte.

Rasch verbreitet sich in solchen Fällen die Nachricht von Verkehrsstörungen. Der sorgsame Kaufmann forscht alsbald nach den ihm offenstehenden Linien, um seinen Umsatz zu sichern. Wie auf einen Schlag waren nach Nord und Süd alle Verbindrugen theils ganz abgeschnitten, theils erschwert oder gefährdet. Chur befand sich auf einmal wie auf einer Insel. Kein Telegraph antwortete, keine Post rollte heran, die Bahnzüge mußten eingestellt werden. Der Rheinübergang bei Ragatz war in der Weise vernichtet, daß die Bahndämme auf beiden Seiten der Zufahrt weggespült waren. Und von da abwärts bis in die Niederungen folgte ein Dammbruch dem andern. Man zählt deren nicht weniger als **29.**

Als Seitenstück hierzu dient der Einsturz der Rheinbrücke von Splügen, welche den Verkehr mit der gleichnamigen Bergstraße vermittelt und den Hochwassern von **1834** nicht erlegen war, nicht zu gedenken der vielen Brücken, die den Localverkehr vermitteln, und deren Verschwinden unzählige Verlegenheiten mit sich führt.

Aber der breite graue Streifen, der sich längs zerrissener Dämme durch das ganze Rheinthal bis nach Au hinab ausdehnt, — er ist das Grab eines ganzen Herbstsegens. Er birgt das Brot der Armen, die im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet und ihr Herz erfüllt hatten mit all den gerechten Hoffnungen einer gesegneten Ernte. Selten hatte die Maispflanze ein so kräftiges Gedeihen gehabt, wie dieses Jahr, aber die prächtigen Kolben, bereits gereift, sind nunmehr tief im Schutte begraben. Die Kartoffel versprach einen nicht weniger reichen Ertrag, und nun kennet der Ackermann nicht mehr die Stätte seines Fleißes. Fruchtbäume liegen unterspült auf der Erde oder ragen einsam aus dem schmutzigen Niederschlage heraus. Wie viel bekümmerte Augen schauen nach dem Grabe ihrer Habe!

Man wird den Ausfall an Früchten auf eine weitere Strecke bemerklich finden, und manche Berechnung wird sich hierauf stützen. Wie traurig namentlich, daß die neuen Dämme, hinter welchen man die Frucht der Arbeit gesichert glaubte, und die mit bedeutenden Opfern und eidgenössischen Subsidien in den letzten Jahren hergestellt waren, sich als gänzlich machtlos erwiesen, um auch nur wenige Stunden den Elementen die Stirn zu bieten!

Aber was für Entdeckungen machte vollends der eine und andere, der am Strande hin sorgenvoll auf sein untergegangenes Besitzthum blickte? Was ist das für ein schwarzer Gegenstand? Wahrhaftig ein Sarg! Auch die Todten konnten nicht mehr ruhen! Und jene andere, die mit der Hacke die Tiefe des angeschwemmten Landes untersuchen wollten, unter dem ihr Kartoffelfeld liegt, sie fanden Bettstücke, Kleider, Käse. Und die, welche mit der Harpune bewaffnet, sich in die Strömung wagten, um Treibholz zu fischen, sahen neben Brückentheilen das mannigfaltigste Hausgeräthe, Milchgefäße, Webstühle und dergleichen daher schwimmen. Es muß irgendwo ein ganzes Dorf untergegangen sein — war der berechtigte Schluß aus solchen Einzelheiten, der durch verwandte Nachrichten von gestrandeten Grabkreuzen und hohläugigen Schädeln seine grauenhafte Bestätigung zu erhalten schien.

In der That sollte das stille Alpenthal Vals der Schauplatz von Verwüstungen sein, die so zu sagen ein Prachtstück in dieser Kette von Scenen des Entsetzens sind. Doch selbst in der Nähe konnte man nur ahnen, was geschehen sei; denn keinerlei Verkehrsmittel war übrig geblieben. Alle Brücken, die über die brausenden Bergwasser führten, selbst die neue steinerne Brücke von Oberkastel, waren weggerissen. Als der Vorsteher der Gemeinde Vals — Anton Schmid — sich anschickte, der Landesregierung Kunde von dem Stande der Dinge zu geben, mußte er in großen Umwegen über das Gebirge steigen und zuletzt über einen eingekeilten Tannenbaum das jenseitige Ufer erreichen. Doch die gestrandeten Grabkreuze mit ihren Anfangsbuchstaben, die Hausmarken auf angeschwemmten Hausgeräthen versahen in unzweideutiger Weise den Staffettendienst. Nur eine Beziehung ist übrig, in der Vals seine Thränen mäßigen kann. „Es zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlt kein theures Haupt." Selbst eine Wöchnerin konnte noch durch die Fenster herausgehoben und gerettet werden. Das Glück der Leute war, daß sie noch nicht zur Ruhe waren, als das Gewitter abends acht Uhr ausbrach.

Eine einzige Stunde genügte, um eine freundliche Alpenlandschaft in der Art in eine trostlose Wüste zu wandeln, daß von sämmtlichem Culturboden ungefähr die Hälfte **3—4** Fuß hoch mit Geschiebe überführt wurde, und hiezu noch so viel Waideland, daß ungefähr $^2/_3$ des nutzentragenden Gebietes verloren sind. Außerdem sind **80** Wohnhäuser und Stallungen von den Fluten dahingerissen, und viele andere ganz unbrauchbar geworden. Nebst Mühlen und Sägen sind sämmtliche **11** Verbindungsbrücken spurlos verschwunden. Die Kirche zu St. Peter ist außerhalb von Geschiebe eingemauert, inwendig mit Wasser und Sand angefüllt, das Beinhaus weggerissen und der Kirchhof zur Hälfte weggewaschen.

Nicht am wenigsten trug zu diesen unwiderstehlichen und furchtbaren Wirkungen, namentlich in den Umgebungen der Kirche, eine schon längst gefürchtete Rüfe bei, die namentlich für das Kirchdorf eine beständige Gefahr bildete und schon **1849** den Kirchhof beschädigt hatte. Sie war es, die in Verbindung mit mehreren andern ähnlichen Runsen plötzlich die bereits hochgehenden Thalwasser staute und die Landschaft in einen See verwandelte, in den sich nun ein unendliches Geschiebe ergoß, und dann als der Durchbruch der Wasser nach unten erfolgte, mußte mit unwiderstehlicher Gewalt alles weggefegt werden, was zuvor die Ufer verband oder jetzt von den Wassern erreicht werden konnte.

Als am andern Morgen das Tageslicht auf das Trümmerfeld fiel, mußten sich die Familienglieder nach ihren abwesenden Vätern erkundigen, die die Nacht beim Vieh vielleicht auf einer andern Thalseite zugebracht hatten. Aber welche Mittel standen jetzt zur Verfügung? Das Brüllen der Gewässer versagte jede Möglichkeit, durch Rufe sich zu verständigen. Nun schrieb man sich eben Fragen und Antworten auf Papierstreifen, band diese an Steine und schleuderte sie über die Strömung. Auf diese Weise versicherte man sich, daß wenigstens niemand verunglückt sei.

Aber alle Arbeitshände, den Pfarrer des Ortes nicht ausgenommen, hatten vorerst genug zu thun, um nur die Einbrüche zu stopfen, ohne sich gegenseitig auch nur die Hand reichen zu können. Es will etwas heißen, wenn eine Bevölkerung von nicht ganz **800** Einwohnern, die noch dazu gar nicht versammelt werden kann, an vielen Orten zugleich einem tobenden Element Schranken anlegen soll. Und überdies die Aussicht, bei gänzlicher Abgeschlossenheit mit der Außenwelt, rasch Nahrungsmangel eintreten zu sehen!

Mit großer Freude wurde unter solchen Umständen das Erscheinen eines Regierungscommissärs begrüßt, der nun wenigstens durch Wort und That die nicht ausbleibende Hilfe ankünden konnte und auf die dringendsten Bedürfnisse hingewiesen werden durfte. Die ganze Reise des bischöflichen Castellans, der zugleich die Vollmachten eines Regierungscommissärs trug, ist durch die Aufopferung und den Muth in Ueberwindung ungewöhnlicher Schwierigkeiten im Range unstreitig höher, als die zwecklose Besteigung irgend eines einsamen Felsenkegels.

In Begleitung einiger Landleute von Vals, die so eben von dem

Besuche des großen Viehmarktes in Lugano zurückgekehrt waren, begab er sich am 3. October vom Hinterrhein aus unter strömendem Regen, der sogar mit Hagel abwechselte, und peitschendem Sturmwinde auf die Bergreise, auf der er bis zur Ankunft in Vals an 82 Stellen größere und kleinere Wassergräben und Rinnsale zu überschreiten hatte. Gleichwohl war die Bergreise, abgesehen von der Witterung, ein Kinderspiel gegen die in der Flußrichtung zu bewerkstelligende Rückreise nach Chur. Da keine Brücken mehr vorhanden waren, mittelst welcher eine anstehende Felswand umgangen werden konnte, so mußte diese mit Anwendung von Beil und Pickel überhöht werden. Eine muthige Schar junger Valser zog mit dem Commissär hinaus, und wirklich gelang es mit unsäglicher Anstrengung, die Höhe zu erklettern, indem man von Stelle zu Stelle den Fels anschlug, um den Fuß ansetzen zu können und man sich mit Stricken gegen Stürzen und Gleiten zu sichern suchte.

Vals ist eine jener deutschen Colonien aus der hohenstaufischen Zeit, die im Hochgebirge von ghibellinischen Dynasten angesiedelt wurden, um ihnen die Hut der Pässe anzuvertrauen. Es lebte bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts unter dem Schutze der Grafen von Sax zu Monsax, ging dann kurze Zeit durch Kauf an das Bisthum Chur über und kaufte von dieser fürstlichen Gewalt seine volle Unabhängigkeit, die es bisher in Genügsamkeit gewahrt hat. Seine abgeschlossene Lage, sowie seine spärlichen Erwerbsquellen stellen ihm im Fortschritt der Neuzeit schwer zu befriedigende Aufgaben in Bezug auf Schulen und Armenpflege, abgesehen von den eigenthümlichen Gefahren, welchen Bergvölker durch Schneestürze und Waldbäche ausgesetzt sind. Was soll eine ganze Bevölkerung in einem zur Wildniß gewordenen Kessel des Alpengebirges, nachdem der Wohlhabende arm geworden ist und der Arme seinen Wohlthäter verloren hat? Alljährlich zogen bisher 40—60 Kinder aus Vals, die hausarmen Familien angehörten, nach Oberschwaben, um während des Winters sich als Hirtenknechte und Mägde zu verdingen. Aber wenn diesen Spätherbst die Heimkehr erfolgen soll, so finden sie ihre Heimat in eine Wildniß verwandelt.

Chr. Kind.

König Wilhelm im Panzer.

Unsere Marine hat in den letzten vier Jahren, seit dem dänischen Kriege, wo sich ihre Unzulänglichkeit sehr fühlbar machte, eine ganz bedeutende Vergrößerung, sowohl an Zahl, als an Stärke ihrer Schiffe erfahren. Sie hat sich um nicht weniger als zehn größere Kriegsschiffe, fünf hölzerne Corvetten und fünf Panzerschiffe vermehrt. Dies sind die „Augusta" und „Victoria" von je 10, die „Hertha" von 28, die „Medusa" von 14, die „Elisabeth" von 28 Geschützen. Die Panzerschiffe sind der „Prinz Adalbert" von 3, der „Arminius" von 4, „Kronprinz" und „Friedrich Carl" von je 16 und „König Wilhelm" von 23 Geschützen.

Unter ihnen ist der „König Wilhelm" der größte, ja er sucht, was die Widerstandsfähigkeit seines Panzers und seine Armatur betrifft, selbst unter den übrigen Nationen seines Gleichen. An Panzerstärke hat er bis jetzt nur zwei Rivalen, die beiden neuesten Schiffe der englischen Panzerflotte „Monarch" und „Hercules"; in Bezug auf Geschützbewaffnung ist er unerreicht.

Jeder gebildete Patriot ist wohl mit regstem Interesse den vergleichenden Schießversuchen gefolgt, welche im Laufe dieses Jahres auf dem Schießplatze bei Tegel stattgefunden haben. Es galt, ein den Anforderungen der neuesten Zeit entsprechendes Geschützsystem zur Bewaffnung unserer Panzerschiffe und Hafenbefestigungen festzustellen und zu entscheiden, ob auch bei den gewaltigen dazu nöthigen Kalibern die deutsche Technik, welche sich nach dieser Richtung hin in unserm berühmten Krupp verkörpert, den Sieg davon tragen würde.

Bisher hielt man das englische Armstronggeschütz für dasjenige, welches allein im Stande sei, Panzerplatten von 7—8 Zoll, wie sie jetzt in der Marine zur Anwendung kommen, zu durchschlagen, während die Kruppschen Hinterlader noch in diesem Frühjahre kaum fünfzöllige Panzer zu durchdringen vermochten.

Eine baldige Entscheidung für die Wahl der neuen Marinegeschütze war erforderlich, und Krupp bot daher alles auf, um durch veränderte Construction der 8zölligen gezogenen Kanonen (72-Pfünder) deren Wirksamkeit zu erhöhen. Es ist ihm dies gelungen und am 22. September der Kampf zwischen ihm und Armstrong durch den glänzenden Sieg des deutschen 72-Pfünders zum Austrag gebracht. Das 200pfündige Geschoß des letzteren hat auf eine Entfernung von 1200 Schritten das 8zöllige Panzerziel glatt durchschlagen, während das Armstronggeschütz dies nicht vermochte, und damit ist die Bewaffnungsfrage für die Marine entschieden. Unsere vier kleineren Panzerschiffe werden mit dem 72-Pfünder armirt werden, der „König Wilhelm" dagegen außer vier 72-Pfündern 19 gezogene 96-Pfünder erhalten, deren Geschoß 300 Pfund wiegt und deren Wirksamkeit daher noch um so größer sein wird.

Wir besitzen mithin in ihm ein Schiff, das vor keiner Flotte zurückzuschrecken braucht. Sein Panzer ist so stark, daß er von feindlichen Geschossen nicht durchschlagen wird, während seine eigenen Geschütze jeden bis jetzt vorhandenen feindlichen Panzer zerschmettern.

Das Schiff ist in Blackwall bei London auf den Werften der Thames Ironworks erbaut und zwar nach einer Zeichnung des Herrn Reed, ersten Constructeurs der englischen Admiralität. Es ging jedoch erst durch Kauf in die Hände der preußischen Regierung über, als es bereits im Spanten stand und war ursprünglich von der türkischen Regierung bestellt, die damit alle vorhandenen Panzerschiffe in den Schatten stellen wollte.

Leider standen ihre Geldmittel mit ihren Wünschen nicht im Einklang und die kretensischen Verhältnisse nahmen ihre Finanzen so in Anspruch, daß sie sich zur Lösung des Contractes gezwungen sah.

Die Thames Ironworks boten das Schiff nunmehr der englischen Admiralität an, welche die Offerte anfänglich aus bisher unerklärten Gründen ablehnte. Die Erbauer wandten sich darauf an Preußen und dieses acceptirte sofort. Kaum war der Kauf abgeschlossen, als die englische Admiralität plötzlich eine erhebliche Summe mehr bot, jedoch nun zu spät kam.

Seit Februar 1866 im Besitz Preußens, und inzwischen der norddeutschen Bundesmarine einverleibt, ist der „König Wilhelm" unter Aufsicht deutscher Seeofficiere und Techniker weiter gebaut, am 25. April dieses Jahres als erstes Schiff unter norddeutscher Kriegsflagge glücklich vom Stapel gelaufen und wird in drei Monaten so weit fertig sein, um nach Kiel oder der Jahde übergeführt zu werden und seine Armatur zu empfangen.

Die Dimensionen dieses gewaltigen Schiffes sind folgende: Länge 356 Fuß, größte Breite 60 Fuß, Höhe des Unterschiffs 41 Fuß, Tiefgang im Wasser $27^1/_2$ Fuß. Sein Gehalt beträgt 6128 Tons à 2000 Pfund Zollgewicht.

Das Material des Baues ist Eisen, da sich herausgestellt hat, daß Holz nicht im Stande ist, bei so langen Fahrzeugen das enorme Gewicht des nahe an zwei Millionen Pfund schweren Panzers auf die Dauer zu tragen, ohne sich durchzubiegen. Nur Eisen in besonderer Construction bietet dafür die erforderliche Stärke, und deshalb werden alle neueren Panzerschiffe aus Eisen gebaut.

Der „König Wilhelm" hat, wie auch „Kronprinz" und „Friedrich Carl" einen doppelten Boden. Starke, aufrechtstehende, schmiedeeiserne Gürtungen laufen in 7 Fuß Abstand in der Längsrichtung des Schiffes vom Vor- bis zum Hintersteven. Dazwischen und rechtwinklig auf ihnen sind die eisernen Spanten oder Rippen vernietet, die unter der Wasserlinie vier, über derselben und hinter dem Panzer aber nur zwei Fuß von einander entfernt sind. Auf der Außen- und Innenseite dieses Rahmwerkes ist dann die Außen- und Innenhaut angebracht, die aus ein Zoll starken Blechen besteht und zwischen denen sich ein Zwischenraum von circa vier Fuß befindet.

Von der Wasserlinie an steigt die Innenhaut an beiden Seiten perpendikulär bis zum Batteriedeck in die Höhe und bildet eine wasserdichte Wand. Zwischen ihr und der gepanzerten Bordwand läuft der sogenannte Wallgang, eine Passage, welche es gestattet, bei durchschlagenden Geschossen die Stellen sogleich aufzufinden und etwaige Lecke zu verstopfen. Auf der inneren Seite der Wand liegen die Kohlenbehälter des Schiffes von 7 Fuß Durchmesser. Schlüge also auch wirklich eine Kugel durch den Panzer und dessen Unterlage, so müßte sie auch noch jene Innenhaut und 7 Fuß Kohlen durch-

dringen, ehe sie im Innern des Schiffes die Maschine oder die Besatzung beschädigen könnte.

Um die aus einem Leck entspringende Gefahr, werde dieses durch ein Geschoß oder durch Berühren des Grundes erzeugt, möglichst zu verringern und zu localisiren, bildet das erwähnte Rahmwerk des doppelten Bodens eben so viele wasserdichte und durch abschließbare Ventile unter sich verbundene Abtheilungen. Das Leckwasser wird also immer nur eine der Abtheilungen füllen können und durch die Innenhaut des Schiffes vom weitern Eindringen in letzteres abgehalten werden.

Die Panzerung ist, wie bei „Kronprinz" und „Friedrich Carl", nach dem sogenannten Gürtelsystem ausgeführt, d. h. es läuft ein Eisengürtel von 16 Fuß Höhe, der bis 7 Fuß unter die Wasserlinie reicht, um das ganze Schiff, und außerdem ist die Batterie oder der Raum, in dem die Geschütze stehen, bis an das Oberdeck in einer Höhe von ungefähr neun Fuß gepanzert. Hinten und vorn ist die Batterie durch Querwände abgeschlossen, die bis über das Oberdeck hinaufreichen, dort die Form von leichtgerundeten Schilden annehmen und mit Pforten versehen sind, um Geschütze aufnehmen zu können, die in der Längenrichtung des Schiffes nach vorn und hinten feuern.

Der Panzer außenbords hat eine Stärke von acht Zoll. Nur an seiner untersten Grenze unter der Wasserlinie vermindert er sich bis zu sieben und vorn und hinten der in Schärfe des Schiffes, wo Geschosse ihn stets nur unter einem Winkel, also mit bedeutend verminderter Kraft treffen können, bis zu sechs und tief unter Wasser bis zu vier Zoll. Die erwähnten Querwände der Batterie sind mit sechszölligen Platten belegt.

Die Maschine ist nach dem neuen Drei-Cylinder-System von Maudslay in Lambeth bei London gebaut, und hat eine nominale Kraft von 1150 Pferden, entwickelt aber in Wirklichkeit eine solche von 7000. Die Kessel haben zusammen 40 Feuerungen, die bei voller Dampfkraft 80 Tons (1600 Centner) Kohlen täglich verbrauchen und zu ihrer Bedienung ein Maschinenpersonal von über 60 Mann bedürfen. Der gesammte Kohlenvorrath des Schiffes beträgt 700 Tons. Seine Bemastung ist die einer Fregatte, drei Masten mit Raaen und kann es deshalb eben so gut unter Dampf als unter Segel fahren.

So weit bekannt ist, wird es 26 Geschütze erhalten, von denen 22 in der Batterie und vier auf dem Oberdeck stehen. Von letzteren wird je eins vorn und hinten, und eins an jeder Seite in einem über die Seite hinausgebauten halbkreisförmigen und gepanzerten Thurme aufgestellt, die unmittelbar vor der hintern Querwand der Batterie stehen. Auf einer Plattform, welche diese beiden Halbthürme mit einander verbindet, ist der Standpunkt des Commandanten im Gefecht, von wo aus er durch Telegraphen seine Befehle nach der Batterie, der Maschine und dem Steuerruder ertheilt. Als die Panzerschiffe zuerst auftraten, baute man auf ihnen noch besondere gepanzerte Thürme für den Commandanten, wie ihn z. B. unser „Arminius" und „Friedrich Carl" haben, in neuester Zeit ist man jedoch wieder davon abgekommen, da es für den Leiter eines Gefechtes ein gar zu unheimliches Gefühl ist, in einem so engen Eisenkäfig zu stecken, und da die Seeofficiere frei um sich schauen wollen.

Die Besatzung beläuft sich auf ungefähr 700 Köpfe. Bedenkt man, daß ein vormaliges Linienschiff ersten Ranges von 120 Kanonen 1200 Mann Besatzung erforderte und ein Schiff, wie „König Wilhelm", trotz nur 26 Geschützen, an militärischem Werth eine ganze Flotte der früheren Linienschiffe aufwiegt, so ist die Erfindung der Panzerschiffe gewiß ein Gewinn, da sie so viel weniger Besatzung beanspruchen und dem Lande bedeutend weniger Arbeitskraft entziehen. Von diesem Gesichtspunkte aus können auch die größeren Kosten der Panzerbauten deshalb nicht in Betracht kommen. Der „König Wilhelm" wird, vollständig fertig und armirt, circa drei Millionen Thaler kosten, während ein hölzernes Linienschiff sich auf 1—1¼ Million stellte.

Der „König Wilhelm" hat einen schwanenbrustförmigen Sporn, dessen stumpfe Spitze etwa 12 Fuß unter der Wasserlinie liegt und darauf berechnet ist, beim Anrennen die feindlichen Schiffe dort im Boden zu treffen, wo sie nicht mehr gepanzert werden können.

Wir besitzen deshalb in dieser neuen Acquisition ein Schiff, auf das die deutsche Nation mit Recht stolz sein darf, und wenn die Jugend unserer Marine es auch noch nicht zuließ, daß es im Inlande erbaut wurde, so wird seine offensive Stärke doch in Geschützen deutschen Ursprungs bestehen.

Alle unsere späteren Panzerschiffe werden auch auf deutschen Werften erbaut, und das erste derselben, die Corvette „Hansa" mit einer Bewaffnung von sechs gezogenen 72-Pfündern, in nächster Zeit auf der Danziger Werft in Angriff genommen werden, sobald die Helling, auf der jetzt die neue gedeckte Corvette „Elisabeth" von 28 Kanonen steht, durch deren auf den 18. October bestimmten Stapellauf, frei ist.

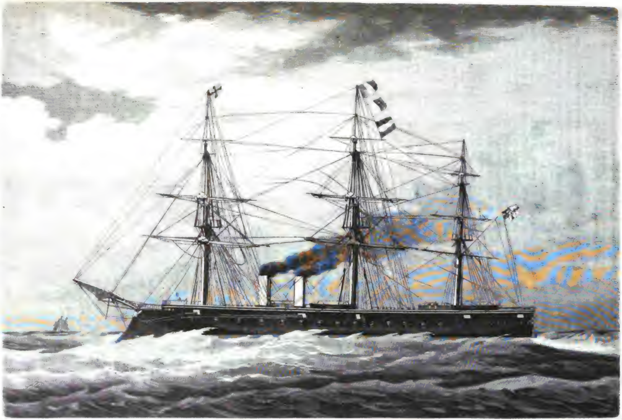
R. Werner.

Glanz und Sturz des Crédit Mobilier.

Der Gedanke der Capitalienvereinigung zum Zwecke großer Unternehmungen — dem der Pariser Crédit Mobilier seine Entstehung verdankt — ist an sich keineswegs neu; vielmehr hat eine solche zu allen Zeiten in dieser oder jener Form stattgefunden: nur daß früher in der Regel ausschließlich Handelsgeschäfte das Ziel waren. Seitdem dann durch die Erfindung der Maschinen in der Industrie der Großbetrieb die Herrscherrolle übernommen, hat sich die Capitalassociation vorzugsweise eben der Industrie, neuerdings aber, da durch die allgemeine Einführung eines neuen, alle Verkehrsverhältnisse von Grund aus umgestaltenden Transportmittels (der Eisenbahnen) ungeheure Capitalmengen in Anspruch genommen werden, dem Eisenbahnbau zugewendet.

Der Crédit Mobilier ragt jedoch in Bezug auf die Tragweite seiner Absichten über die gleichsam einem natürlichen, instinctiven Zuge folgende Capitalienvereinigung zu bestimmten greifbaren Zwecken weit hinaus. Während es sich sonst bei diesen Associationen um ein genau formulirtes Ziel, um eine ganz bestimmte Unternehmung, die Errichtung einer Fabrik, den Bau der oder jener Eisenbahn u. s. w. handelt, sollte der Crédit Mobilier nach der Idee seiner Urheber, der Brüder Pereire, ein viel umfassenderes Institut sein und die zerstreuten Capitalien wie in einem Brennspiegel sammeln, um damit die gesammte Production des Landes zu befruchten und selbst solche Gebiete der Industrie zu erschließen, die bis dahin des Gewerbfleißes und des Handels entbehrt hatten. Das Institut sollte, wie es Isaac Pereire in einem Bericht an den Verwaltungsrath im April 1854 ausdrückte, der Industrie und dem öffentlichen Credit die mächtigste Anfeuerung geben und das Mittel zu ihrer Verfügung stellen, das am geeignetsten ist, ihnen die zu ihrer Entfaltung nöthigen Capitalien wohlfeil zu liefern. Der Crédit Mobilier sollte, wenn man sich von seinen einzelnen Funktionen Rechenschaft ablegen wolle, die Hebung der Großindustrie, des Großhandels und der Staatsfinanzen sich zur Aufgabe machen, dazu gleichzeitig eine Leih-, Darlehens- und Zettelbank sein. Man erhob das Banner der kleinen Vermögen, um damit Bresche zu legen in den Absolutismus des großen Capitals. „Lange Zeit," heißt es weiter in jenem Berichte, „mußten sich die Regierungen für ihre Anleihen, die Industrie für ihre Arbeiten, der Handel für seine Spekulationen, den Bedingungen jener Einzelnen unterwerfen, deren Ansprüche sich natürlicherweise mit der Größe der ungetheilten Gefahren und bei der Abwesenheit aller sonstigen Veranstaltungen zu Gunsten großer Unternehmungen steigerten. Man war noch sehr froh, unter diesen Bedingungen aus der Unbeweglichkeit herauszukommen, die der gewöhnliche Stand der Dinge war. Die Gründung des Crédit Mobilier war der Ausdruck der Reaction des Gesellschaftsgeistes gegen den Geist der Vereinzelung."

Man sieht, die Anschauungen der Gründer jener Creditanstalten gingen ins Große und Weite, und man thut gewiß Unrecht, ihnen nur eigennützige Beweggründe für ihre Unternehmungen unterzuschieben, wiewohl die Art der Geschäftsführung, von der später manches zu Tage kam, nur allzu deutlich gezeigt hat, daß man seinen persönlichen Vortheil nicht in den Hintergrund stellte. Ein idealer Zug ist den Urhebern aller großen Projecte gemeinsam; aber das



Das norddeutsche Panzerschiff „König Wilhelm“.

Originalzeichnung von H. Penner.

Digitized by Google

Projectemachen ohne die Fähigkeit und die Macht, sie zu einem glücklichen Ende zu führen, ist überhaupt nichts gar so Großes, und die Nachwelt wird nur diejenigen, die an ihre Ideen alles gesetzt haben, für entschuldbar erklären, nicht aber die, welche wie die Pereires, da die Sache schief geht, unversehrt und mit Gold beladen aus den Ruinen wieder hervorschlüpfen.

Der Crédit Mobilier wurde am 18. November 1852 durch ein Decret des Prinzpräsidenten autorisirt. Unter seinen Gründern figurirten außer den beiden Brüdern Emil und Isaac Pereire (die, wie bereits erwähnt, als die Urheber des Plans anzusehen und die beide bis zum Herbst 1867 die eigentlichen Leiter der Anstalt geblieben sind), Benjamin Fould, Adolf v. Eichthal, der Baron Sellière, der Herzog v. Mouchy, Heinrich v. Noailles, der Herzog v. Galliera, der Graf v. Morny und andere der hervorragendsten Parteigänger des Bonapartismus. Daß die Regierung, d. h. der Prinzpräsident selbst sich des neuen gewaltigen Creditinstituts, das als der Beginn einer neuen industriellen Aera gepriesen wurde, für seine Zwecke bedienen wolle, war nicht schwer zu vermuthen und bestätigte sich bald. Zwei Wochen nach der offiziellen Eröffnung der Anstalt wurde der Staatsstreich in Scene gesetzt und der neue Kaiserthron bedurfte großer Geldmittel! Diese waren aber von den bisherigen Geldmächten nicht mit Zuverlässigkeit zu erwarten, während die Direktion einer in tausende von Actionären zersplitterten, mit dem Staatsoberhaupt im geheimen verbundenen Gesellschaft einerseits im Stande war, die Börse zu beherrschen, andererseits gezwungen, mit der Regierung durch Dick und Dünn zu gehen.

Das Stammcapital des Crédit Mobilier war auf 60 Millionen Francs festgesetzt und ihm außerdem das Privilegium ertheilt, unaufkündbare Obligationen in dem zehnfachen Betrage des Stammcapitals (= 600 Millionen) und aufkündbare in dem doppelten Betrage des Stammcapitals (= 120 Millionen) emittiren zu dürfen. Diese gewaltige, aber auch gefahrenschwangere Hilfsquelle wurde jedoch, da sie geöffnet werden sollte, durch ein Regierungsdekret zum Theil verstopft. Als nämlich die Anstalt im März 1856 240,000 solcher unkündbarer Obligationen zum Nominalwerth von 120 Millionen Francs ausgeben wollte, legte die Regierung ihr Veto dagegen ein und reducirte diese Emission auf die Hälfte, auf 120,000 Obligationen zum Nominalwerth von 60 Millionen Francs.

Die Thätigkeit des neuen Instituts war in der ersten Zeit erstaunlich und legt ohne Widerrede für das Talent der Direktoren ein glänzendes Zeugniß ab. Als im Jahre 1854 der orientalische Krieg ausbrach, glaubte man allgemein an eine Geld- und Handelskrisis; wesentlich dem Einflusse des Crédit Mobilier jedoch gelang es, die Stimmung zu heben, die westmächtliche Allianz als eine Garantie des kaiserlichen Régime darzustellen und dem öffentlichen Vertrauen und der Industrie neue mächtige Impulse zu geben. Die Rente stieg und die Staatsanleihen wurden mit Leichtigkeit realisirt. Zugleich begann der Crédit Mobilier jenes colossale, selten unbefangen gewürdigte, im Urtheil der Zeitgenossen noch schwankende Unternehmen des Umbaus von Paris. Die Compagnie Immobilière wurde gegründet, um das Unternehmen finanziell zu stützen und der Crédit Mobilier zog sich mit einem ungeheuren Gewinn zurück; doch vermochte das Mutterinstitut sich auf die Dauer von dem Sprößling nicht zu lösen und der letztere hat endlich den Fall seines Erzeugers, wenn nicht hervorgerufen, doch beschleunigt. Die Börse war den bis dahin immer glücklichen Speculationen des Crédit Mobilier mit wachsamem Auge gefolgt und unterstützte dieselben, nicht zwar um der Unternehmungen selber willen, sondern der Agiogewinne halber, die für sie dabei abfielen. Als die Bilanz des Jahres 1854 einen Nettogewinn von 12 Millionen auf das Stammcapital von 60 Millionen ergab, stieg die Begeisterung für die wunderbare Anstalt ins Ungemessene, obwohl man bei näherem Zusehen erkennen mußte, daß dieser Gewinn nicht aus den Unternehmungen resultire, sondern aus der Benutzung des Börsenschwindels.

Die höchste Blüte des Instituts fiel indes in das Jahr 1855. Unter den industriellen Unternehmungen, die der Crédit Mobilier bloß in diesem Jahr ins Leben rief, ist voranzustellen die Bildung der Gesellschaft der österreichischen Eisenbahnen, deren Actien sehr schnell um ein Bedeutendes stiegen und vor allem zu der unglaublich günstigen Bilanz des Jahres 1855 (einen Nettogewinn von 40$^3/_4$ Procent ergebend) beitrugen. Sodann die Bildung der Eisenbahngesellschaft St. Rambert-Grenoble, Theilnahme an der Eisenbahngesellschaft der Ardennen, der Linie Paris-Soissons, des pyrenäischen Bahnnetzes und der Schweizer West- und Centralbahn; die Canalisation des Ebro, die Errichtung der Compagnie Maritime; die Submission der transatlantischen Packetboot-Linie. Ferner hat der Crédit Mobilier allein in dem genannten Jahre folgende Geldoperationen geleitet: vor allem die Nationalanleihe von 750 Mill. Franken. Die Gesellschaft subscribirte im ganzen für eigene und fremde Rechnung 625 Mill. Franken, erhielt jedoch in Folge der Reduction — statt der geforderten 750 Mill. waren 3652$^1/_2$ Mill. gezeichnet — für eigene Rechnung nur 1,280,920 Franken. Sodann der Austausch der Obligationen der alten Gesellschaften, welche sich zu der neuen Gesellschaft der Westbahn vereinigten, gegen die neuen Obligationen, von denen der Crédit Mobilier für 18 Mill. Franken erwarb; die Unterbringung einer Anleihe, von 28 Mill. Franken seitens der Gesellschaft der Südbahnen; Vorschüsse an verschiedene andere neue Eisenbahngesellschaften; endlich die Emission der Prioritätsanleihe der österreichischen Staatseisenbahn, in Höhe von 82,500,000 Franken.

Von den sonstigen, zum Theil früheren zum Theil späteren Unternehmungen des Crédit Mobilier, ist besonders die Betheiligung an dem Crédit Foncier, einer auf sehr soliden Grundlagen beruhenden, den preußischen Pfandbriefinstituten nachgebildeten Hypotheken-Credit-Anstalt hervorzuheben, außerdem seien erwähnt: ein Vertrag mit der schlesischen Bergbaugesellschaft, die Fusion der Pariser Omnibusse, ein großes Landstraßennetz, die Pariser Gascompagnie, der spanische und der italienische Crédit Mobilier, die ottomannische Bank, die große russische Eisenbahngesellschaft, die Eisenbahn von Cordova nach Sevilla, die spanische Nordbahn, die Madrider Gasgesellschaft, die Versicherungsgesellschaften Confiance und Paternelle, die mexicanische Anleihe, die türkische Anleihe, die Internal Financial Society u. s. w. u. s. w. Dazu kommen die beträchtlichen Betheiligungen des Pariser Instituts an den vielen ähnlichen, die nach ihm und ihm nachgebildet auftauchten: der Bank für Handel und Industrie in Darmstadt, der österreichischen Creditanstalt, der allgemeinen deutschen Creditgesellschaft in Leipzig, den Banken von Dessau, Meiningen, Luxemburg, Genf, St. Gallen, Zürich u. s. w. Durch alle diese Anstalten wurden eine Menge von industriellen Unternehmungen, Actiengesellschaften &c. ins Leben gerufen, die dergestalt ausgegebenen Actien waren eine Zeit lang ein beliebtes Spielobject der meisten europäischen Börsen und wurden dadurch auf gewaltsame Art im Curse gesteigert. Gerade durch diese Ausbreitung eines ganzen Netzes mit einander insgeheim verbundener Creditanstalten über einen großen Theil von Europa und durch die Mitleidenschaft, in welche die ganze Börsenwelt gezogen war, behaupteten sich die innerlich hohlen Institute verhältnißmäßig lange; denn anstatt sich gegenseitig Concurrenz zu machen, kaufte die eine Anstalt die Actien der anderen auf, machte sie dadurch im Curse steigern und überantwortete sie dann mit Gewinn für sich selber dem betrogenen Publicum. Das Schauspiel, das sich der Welt darbot, war aber weniger eine Organisation der Capitalkräfte und des Credits, wie man prahlte, als eine Organisation des Börsenschwindels und der Stockjobberei. Was die Capitalkräfte anlangt, so hat man sie freilich auf geschickte Weise in die Taschen der Unternehmer und Geschäftsführer hinein zu organisiren verstanden.

Den Höhepunkt seiner Entwickelung hatte der Crédit Mobilier, wie gesagt, im Jahre 1855 erreicht, dessen Bilanz, wie gleichfalls schon erwähnt, mit einer Dividende von 40$^3/_4$ Procent abschloß. Der Nominalwerth der Actien war dem entsprechend von 500 Franken auf etwa das Vierfache gestiegen. Das Capital der Gesellschaft, das bekanntlich ursprünglich 60 Millionen betrug, hätte also um dieselbe Zeit etwa den Werth von 240 Millionen repräsentiren müssen &c. Wie kam es nun, daß gleich nachher eine Emission von unkündbaren Obligationen im Belauf von gleichfalls 240 Millionen projectirt war? Offenbar hielt man den Zeitpunkt, wo sich alles an dem unerhörten Erfolge der Anstalt berauschte, für günstig, um zu einer so weittragenden Operation überzugehen; waren aber die bisherigen Capitalanlagen wirklich so solid und sicheren Gewinn versprechend, um sich kopfüber mit ungeheurem Capital in andere zu stürzen? konnte man überhaupt hoffen, immer neue Großunternehmungen, die nicht bloß ins Leben gerufen werden wollen, sondern auch lucrativ sein sollen, zu ersinnen? Wie hoch man auch z. B. die Fähigkeit der Eisenbahnen: Industrie

zu entwickeln, anschlagen mag; man wird doch zugestehen müssen, daß noch andere Bedingungen als das Transportmittel dazu erforderlich sind. Man baue in einem Lande, dessen Bewohner sich in einem Zustande der Erschlaffung befinden, in der Türkei z. B., noch so viele Eisenbahnen, sie werden verödet sein wie das Land selber. Und waren nicht die meisten der industriellen Unternehmungen des Crédit Mobilier von dieser Art? Wie käme es sonst, daß, bis auf wenige, alle diese Unternehmungen ihre Curse allmählich sinken sahen, sobald auf den Heißhunger und die Speculationswuth der Börsenmänner ein wenig Ernüchterung gefolgt war? Aber freilich im Jahr 1856 standen die Curse des Crédit Mobilier und seiner Zweiginstitute noch glänzend und die Leiter derselben waren vielleicht zu entschuldigen, wenn sie — obwohl gerade sie am besten den colossalen Aufwand an Reclame und Schwindel kennen mußten, der von ihnen zur Steigerung der Curse aufgeboten war — wenn sie nichtsdestoweniger auch an die natürliche und innere Rentabilität ihrer Schöpfungen glaubten. Inzwischen läßt das ganze Gebahren des Crédit Mobilier, dem es niemals darauf ankam, seine Unternehmungen dauernd zu halten, der sie im Gegentheil veräußerte, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot, deutlich genug erkennen, daß sein einziger und durchaus bewußter Zweck war, nur immer *neue* Unternehmungen zu ersinnen, *neue* Actien auf den Markt zu bringen, da die Börse, noch immer verführt durch den bisherigen Erfolg, jede derselben mit einer Hausse aufnahm. Die Regierung hingegen mochte doch die Sache von einem anderen Gesichtspunkt ansehen und die Gefahren ahnen, die durch die systematische Ausbeutung des Börsenspiels entstehen mußten — kurz, sie verweigerte die Genehmigung zur vollen Ausgabe der projectirten Obligationen und schob dadurch auch der Bildung neuer Actiengesellschaften einen Riegel vor.

Die Pereires und mit ihnen manche Vertheidiger ihrer Ideen bringen den allmählichen Verfall des Crédit Mobilier, für den das Verbot der Obligationenausgabe allerdings den Wendepunkt bildet, unmittelbar mit diesem Verbot in Verbindung; indes ist bei der gekennzeichneten Art der Geschäftsführung, bei diesem durchaus nur auf dem Spiel mit hohlen Werthen beruhendem Gebahren gar nicht abzusehen, wie das in der Folge hätte anders werden und sich günstiger gestalten sollen; im Gegentheil liegt die Befürchtung nahe, daß jeder neue Vorschub, der dem Institut geleistet worden wäre, den Fall desselben nur um so tiefer und erschütternder gemacht hätte. Der allgemeine Taumel, in welchen die großen Resultate der Anstalt das Publikum der Capitalisten versetzt hatten, läßt erwarten, daß die beabsichtigten Obligationen einen willigen Markt gefunden hätten und es ließ sich mit dem so gewonnenen Rückhalt das Börsenspiel noch lange treiben und die Faulheit der Unternehmungen, das Risico der Geldoperationen für viele Jahre verdecken; aber wurden die Unternehmungen dadurch in Wahrheit besser, die Geldanlagen in den vielfachen heimischen und fremden Staatsanleihen sicherer? — Daß nach dem Verbot der Obligationenausgabe nicht mehr in dem bisherigen Maßstabe *neue* Unternehmungen ins Leben gerufen werden konnten, ist erklärlich; daß die alten darunter gelitten haben sollten, ist eine ungegründete Behauptung.

Schon im Jahr 1856 fielen inzwischen die Dividenden auf 23%, in den Jahren 1857 (dem Jahre der großen Handelskrisis, die vielleicht nicht zum geringsten Theil auf die von den Crédits Mobiliers hervorgerufene Ueberspannung der Industrie zurückzuführen ist) und 1858 gar auf 5%, dann steigen sie wieder: im Jahr 1859 auf 7½%, 1860 und 1861 10%, 1862 und 1863 25%, um 1864 wieder auf 10% herabzusinken und von 1865 an ganz fortzufallen. Bereits 1862 war von allen Seiten die Dividende von 25% als die Frucht höchst künstlicher Manöver bezeichnet worden: die Verwaltungsberichte hingegen flossen über vom Lobe der günstigen Gelegenheit zur Capitalanlage. Namentlich die Tunnebibei-Gesellschaft war schon lange unter klarsehenden Finanzmännern Gegenstand der lebhaftesten Besorgniß und einschneidendsten Kritik gewesen; der Crédit Mobilier dagegen pries noch im Jahr 1864 die Sicherheit und Rentabilität der Actien der Gesellschaft mit den verführerischsten Farben.

Ein Räthsel bleibt es immerhin, daß die ganze Mißlichkeit der Lage, in welche der Crédit Mobilier sammt seinen Zweiginstituten factisch seit Jahren gerathen war, nicht schon eher von Sachverständigen enthüllt worden ist. Oder sollte selbst unter den Oppositionsmännern der Glaube an die Gewissenhaftigkeit des Staatsraths noch nicht so tief erschüttert gewesen sein, um dieser Körperschaft, welcher die Prüfung der Bücher und Rechnungen der Gesellschaft oblag, nicht eine genaue und unparteiische Erfüllung dieser Aufgabe zuzumuthen? Genug, die Regierung genehmigte im Frühjahr 1866, nach Anhörung des Staatsraths, die Verdoppelung des Stammcapitals des Crédit Mobilier (von 60 auf 120 Millionen) — eine Maßregel, die geeignet sein mußte, das Vertrauen auf die Anstalt zum Schaden ihrer Gläubiger neu zu beleben. Die Regierung mochte freilich hoffen, das wankende Institut dadurch zu stützen und ihm Gelegenheit zu geben, das Aeußerste von sich abzuwenden; auch hat sie später (in einem Schreiben des Ministers Rouher) die Verantwortlichkeit dafür von sich abgelehnt, da sie nichts gethan habe, als einer von zwei Generalversammlungen der Actionäre angenommenen Statutenänderung ihre Zustimmung zu geben. Die Prüfung der Frage, ob die Geldoperation eine gute oder schlechte Maßregel war, sei ihre Sache nicht gewesen. Nur leider war, außer der Regierung und dem Verwaltungsrath des Crédit Mobilier, kaum irgend jemand in der Lage, dies zu prüfen. Denn über die inneren Vorgänge in der Verwaltung des Instituts liegt bis heute ein ziemlich dichter Schleier gebreitet, den auch die Liquidation nicht lüften wird und der wahrscheinlich, so lange das Kaiserreich besteht, überhaupt nicht gehoben werden wird.

Wie dem allen sei, die Capitalverdoppelung erwies sich, wie man zu sagen pflegt, als ein Tropfen auf den heißen Stein und vermochte nicht mehr auf die Dauer zu helfen. Zum Eclat kam die Sache im September 1867. Unaufschiebbare und bedeutende Zahlungen waren für Ende September und für den Monat October fällig. Die Bank allein konnte Hilfe gewähren; auf Betreiben der Regierung erklärte sich dieselbe zu einem Darlehen von 37½ Millionen bereit, allein nur unter der Bedingung, daß die Leiter des Crédit Mobilier, die bekanntlich längst ihr Schäfchen ins Trockene gebracht haben, für ihre eigenen Personen die Garantie übernähmen. Die Herren Pereire sollen keine Schwierigkeiten gemacht, dagegen andere Verwaltungsräthe sich weniger bereitwillig gezeigt haben. Eine fernere Bedingung der Bank: daß die Operationen des Crédit Mobilier nicht fortgesetzt werden dürften, zwang die Herren Pereire und Salvador zum Rücktritt, worauf die Regierung die Herren von Germing, Adrien Delahante und Ganneron an ihre Stelle setzte und mit der Liquidation des Instituts beauftragte.

Herr von Germing ist der nämliche, dem schon einmal in einem ähnlichen Falle, in Sachen der Mirèsschen Eisenbahncasse, die Liquidation übertragen war und der seine schwierige Aufgabe, die Katastrophe möglichst zu vertuschen, den Sturz zu verlangsamen, das Aergste allmählich in Vergessenheit gerathen zu lassen, damals wohl zur Zufriedenheit gelöst haben muß. Inzwischen ist niemand darüber im Zweifel, wie die Sachen wirklich stehen. Die letzte Bilanz vom 31. August gab die Activa auf 211 Millionen und die Passiva auf 216 Millionen Francs an. Die Activa bestanden jedoch entweder in ganz unrealisirbaren oder in solchen Werthen, die, zum nothwendigen Verkauf an die Börse gebracht, auf ein Minimum herabsinken würden; später war an der Pariser Börse ein Ausweis im Umlauf, wonach die im Besitz des Mobilier befindlichen Werthpapiere, zum damaligen Curs berechnet, noch nicht 64 Millionen betrugen, während das Capital desselben 120 Millionen repräsentiren soll. Im December brachte Herr von Germing heraus, daß der Verlust des Mobilier sich auf 47,542,000 Francs belaufe und die Schuld der Immobilière 58 Millionen betrage, wozu noch die von letzterer Gesellschaft für den Crédit Mobilier girirten Wechsel in Höhe von 21,500,000 Francs traten. Das alles sind jedoch unzuverlässige Zahlen, die den wahren Stand der Sache noch verhüllen, und die Schwarzseher sind der Meinung, daß die vorhandenen Werthe kaum zur Deckung der Passiva hinreichen werde, mithin das Capital der Actionäre vollständig verloren sei. Eine im April 1867 aufgestellte Uebersicht der damaligen Curse des Crédit Mobilier und der hauptsächlichsten der von ihm ins Leben gerufenen oder geleiteten Actiengesellschaften vom April 1867 berechnete den Totalverlust auf den *Emissionspreis* der sämmtlichen Actien auf 581 Millionen Francs, den Totalverlust, wenn man die höchsten Curse berücksichtigt, auf 1364 Millionen Francs, so daß man annehmen kann, es sei (bis zu jener Zeit) an den Actien dieser Gesellschaften im Mittel eine Milliarde verloren worden. Heute stehen die Curse natürlich noch weit tiefer. Dagegen will man wissen, daß das Privatvermögen der Herren Pereire, nachdem es bereits einmal auf 200 Millionen an

geschwollen war, noch immer gegen 120 Millionen betrage und andere Verwaltungsräthe des Crédit Mobilier schätzt man folgendermaßen: den Herzog v. Galliera auf 80 Millionen, Sellière auf 60, Mallet auf 30, Darblay auf 20, Cibiel, Rodriguez, Biesta auf je 10 Millionen u. s. w. Wie solche Vermögen zu Stande kommen, ersieht man aus den Enthüllungen, die neuerdings über ein anderes Creditinstitut, das Comptoir d'escompte aus Tageslicht gebracht sind. Dieses Institut brachte die mexikanischen Obligationen auf den Markt, deren erste Emission zu 340 Francs stattfand. Die Concessionäre hatten jedoch, wie man jetzt erfährt, diese Anleihe zu 306, d. h. mit 34 Francs Benefiz per Stück. Das macht auf 500,000 Stück Obligationen 17 Millionen. Und was kam davon den Actionären zu gute? 740,000 Francs. Nicht besser ging es bei der ebenfalls vom Comptoir d'escompte emittirten spanischen Anleihe her. Dem Gewinnconto der Actionäre warf man einen Fetzen von 240,000 Francs (circa 4½ Francs per Obligation) hin, während das „Syndicat" 75—80 Francs per Stück nahm! Solcher Schwindel wird heutzutage mit Staatsanleihen getrieben, und da gibt es wirklich noch Leute, die auf jeden Köder anbeißen und ihr gutes Geld jedweder fremden Regierung anvertrauen, möge sie sich noch so sehr durch die Zerrüttung ihrer Finanzen hervorthun!

Die Actionäre des Crédit Mobilier haben sich übrigens bei dem Rücktritt der Pereire von der Verwaltung des Instituts nicht beruhigt, sondern einen Proceß gegen die Directoren angestellt, der namentlich die Verantwortlichkeit für die Capitalverdopplung im Jahr 1866 auf die letzteren wälzen will. Auch sind wirklich am 4. Mai dieses Jahres die zu jener Zeit leitenden Persönlichkeiten, unter denen außer den Pereires namentlich der bekannte nationalökonomische Schriftsteller Michel Chevalier zu nennen ist, vom Handelsgericht zum vollen Schadenersatz an die Inhaber der neucreirten Actien verurtheilt worden, da das Gericht sich aus den Büchern überzeugte, daß das ursprüngliche Capital von 60 Millionen gar nicht mehr existirte, als man zur Emission der neuen Actien schritt. Ganz neuerdings dagegen (im August) hat die zweite Instanz das Erkenntniß des Handelsgerichts zu Gunsten der Angeklagten so gut wie umgestoßen und die Herren Emil und Isaac Pereire, Salvador, Galliera und Biesta nur für den Ausfall an den Zinsen, nicht für den Gesammtbetrag der Actien verantwortlich gemacht, sowie Michel Chevalier, Bussières und Sellière gänzlich frei gesprochen. Die Fäden der Justiz sind eben zu grob für die Ränke und Schliche der Robert Macaires.

Dies die bisherige Geschichte des Crédit Mobilier und seiner Directoren. Als im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Schotte Law gleichfalls Frankreich zum Schauplatz seiner finanziellen Thaten gemacht hatte und seine kühnen Pläne, die auch darauf hinausgingen, „die ganze Nation zu einer Corporation von Handeltreibenden zu machen," gescheitert waren, entging er mit genauer Noth der Volksjustiz und lebte fortan in Dürftigkeit. Die Brüder Pereire dagegen sitzen noch heute im Gesetzgebenden Körper Frankreichs und schwelgen im Ueberfluß. Aus den Bureaux des Crédit Mobilier zogen sie sich nach denen der Transatlantischen Gesellschaft zurück, mit der es übrigens nicht besser steht als mit dem Crédit Mobilier selber. Auch haben die Pereires selbst diesen Posten bereits wieder verlassen und aus dem Verwaltungsrath ausscheiden müssen. So sind sie ihres Ansehens zwar beraubt, ihr Reichthum aber ist ihnen geblieben. Doch würde man Unrecht thun, sie zu den alleinigen Sündenböcken zu machen; die andern, die sich gleich ihnen durch den Crédit Mobilier bereichert, sind um nichts besser; wie denn überhaupt die Moral der Börsengeschäfte schwer definirbar ist. Denn im Grunde haben die Herren vom Crédit Mobilier nichts anderes gethan, als was an der Börse tagtäglich geübt wird, nur daß sie es in einem gigantischen Maßstabe gethan haben. — Nicht deshalb jedoch, sondern aus einem andern Grunde erscheint die Schuld der Pereires in einem dunkleren Lichte. Während der gewöhnliche Börsenjobber seinem Geschäfte mit verhältnißmäßiger Harmlosigkeit und Naivetät nachgeht, waren es bewußt socialistische Ideen, welche zur Gründung des Crédit Mobilier geführt hatten. Man wollte die Herrschaft der bisherigen Capitalmächte brechen, denselben die Vereinigung der kleinen Vermögen als ebenbürtig gegenüberstellen und so auch dem kleinen Manne Gelegenheit zu vortheilster Capitalanlage verschaffen. Wahrlich, eine schöne Gelegenheit zu vortheilhafter Capitalanlage hat man den kleinen Vermögen verschafft! Man hat sie einfach in die Taschen der Herren Directoren und Verwaltungsräthe hinein bugsirt. Unter dem Deckmantel des Eifers für das Volkswohl hat man seine Geldgier und Habsucht befriedigt. Dies ist die nimmer auszutilgende Schuld der Gebrüder Pereire.

Es erübrigt noch, einige biographische Notizen über die beiden Helden des Crédit Mobilier beizubringen. Die Brüder Emil Isaac Pereire stammen von einer nicht unangesehenen portugiesischen Judenfamilie ab, ihr Großvater war der durch seine Bemühungen um den Taubstummenunterricht und auch sonst als gelehrter Philolog bekannte Jakob Rodriguez Pereira. Geboren zu Bordeaux, der ältere, Emil, im Jahr 1800, Isaac 1806, waren die beiden Brüder längere Zeit einfache Handelsmäkler und schlossen sich in den Jahren 1829—1834 mit großer Hingebung der socialistischen Secte der St. Simonisten an, für die namentlich Emil auch literarisch wirkte. Er arbeitete am „Globe," später mit Armand Carrel am „National." Als speculativen Köpfen entging den Gebrüdern Pereire die ungeheure Wichtigkeit der Eisenbahnen nicht und sie wurden die Pächter der ersten französischen Bahn, der von St. Germain, die den andern vom Staat projectirten Linien zum Modell dienen sollte. Durch diese Stellung, die sie unter Garantie der Herren von Rothschild, von Eichthal, Thurneyssen und J. Davilliers — die drei letzteren Namen treffen wir unter den Gründern resp. Verwaltungsräthen des Crédit Mobilier wieder — übernahmen, legten die Pereires den Grund zu ihrem nachmaligen Ansehen und Vermögen. Später unternahmen sie den sehr wichtigen und bedeutenden Bau der französischen Nordbahn. Von dieser Zeit angehörten sie bereits zu den einflußreicheren Börsen- und Finanzmännern von Paris, bis ihnen durch die Gründung des Crédit Mobilier jene dominirende Rolle zufiel, die für ihre Clienten und Actionäre so verhängnißvoll geworden ist.

Der ältere Bruder, Emil, war derjenige, welchem die Repräsentation der vornehmen Welt gegenüber zufiel; auch war er Kunstmäcen, wie Fould und wahrscheinlich mit nicht minderer Würde und Berechtigung wie dieser. — Isaac Pereire hingegen wird als der eigentlich schöpferische Geist unter den beiden Brüdern angesehen, und man rühmt seinen Gedankenreichthum sowie sein Verwaltungstalent. Hätte er das letztere nur besser bethätigt! — Natürlich hat es den Pereires an staatlichen Ehrenbezeugungen nicht gefehlt; Emil wurde schon 1837 decorirt, später wurden er und Isaac Ritter der Ehrenlegion; seit einer Reihe von Jahren sitzen die beiden Finanziers im Gesetzgebenden Körper und mit ihnen im Bunde als dritter Eugen, der Sohn Isaacs, der selbstverständlich auch bei der Administration des Crédit Mobilier betheiligt war.

F. Stöpel.

Der IV. Jahrgang des Daheim

ist elegant gebunden mit vergoldeter Deckelprägung für 3 Thlr. 2 Gr., broschirt für 2 Thlr. 12 Gr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Der III. Jahrgang ist zu gleichen Preisen ebenfalls noch in einigen Exemplaren zu haben. Der II. Jahrgang ist vergriffen. Der I. Jahrgang kostet geb. 2 Thlr. 20 Gr., ungeb. 2 Thlr.

Die Daheim-Expedition.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — In der Bergschmiede. Von Noë. Mit Illustr. von W. Hahn. — Herr Bartusch. Von G. Hesekiel. — Im Hochwasser der Schweiz. Von Chr. Kind. — König Wilhelm im Panzer. Von Capitän Werner. Mit Illustration von H. Penner. — Glanz und Sturz des Crédit Mobilier. Von F. Stöpel.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 31. October 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 5.**

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Gesellschaft in der Straße des Vieux Augustins.

Vor dem Spiegel eines mit Holz getäfelten Toilettenzimmers, in dessen Wandfelder prächtige Bilder eingelassen waren, stand eine hochgewachsene Dame. Ihre Beschäftigung war, sich die Haare mit rothen Sammetbändern zu durchflechten. Auf dem neben ihr befindlichen Tische lagen in einem offenen Kästchen Armbänder, Zitternadeln, ein kostbares, ganz aus Diamanten zusammengesetztes Halsband und daneben einige parfümirte Handschuhe. Die Dame wendete zuweilen die an dem Spiegel befestigten Armleuchter hin und her, um ihr schönes Gesicht in möglichst vortheilhafter Beleuchtung erblicken zu können. Als ihr dies gelungen war, fügte sie noch einige kleine Schleifen zu ihrem Kopfputze, blickte das ganze Werk noch einmal an und verließ mit dem Ausdrucke vollkommener Zufriedenheit in ihren großen Augen den Spiegel, um sich auf ein Polster niederzulassen und hier in Träumereien zu versinken. Es wäre jedem, auch dem geübtesten Menschenkenner, schwer geworden, das Alter der Ruhenden zu bestimmen. Wenn sie eine ernste, nachdenkliche Miene annahm, so mochte man ihr wohl dreißig und einige Jahre geben; aber ein leises Lächeln, ein heitrer Blick aus den schönen, dunklen Augen veränderte dieses Gesicht so vollständig, daß man ein kaum zwanzigjähriges Mädchen zu erblicken glaubte. Die Schätzung wurde vielleicht erschwert durch die fein angehauchte, gelbliche Färbung ihres Teints. Dieses Colorit, die dunkeln Augen, die schwarzen, krausen Haare und zwei Reihen perlenweißer Zähne verliehen der Dame, deren Gesichtszüge als ein Modell regelmäßiger Schönheit gelten konnten, jenen seltsamen und unerklärlichen Reiz, welcher den Köpfen der Frauen des Südens eigen ist und von den morgenländischen Dichtern so häufig in schwungreichen Versen gefeiert wird. Ebenso tadellos wie die Linien ihres Gesichtes war die im schönsten Ebenmaße geformte Gestalt der Dame, welche ein schwarzes Sammetkleid umgab, dessen krause, nach der Mode der Zeit aufgebauschte Aermel von zierlich geschlungenen Diamantschleifen gehalten wurden. Zuweilen ließen die Augen der Schönen unheimliche Blitze schießen, dann senkten sich gleich darauf die langen seidenen Wimpern und schienen das grelle Licht dämpfen zu wollen, welches die Blicke ausströmten.

Die mit so seltsamen, unheimlichen Reizen ausgestattete Dame war Marion de Lorme, die gefeierte Schönheit der Hauptstadt Frankreichs, das Götzenbild aller jungen galanten Cavaliere. Marion de Lorme war in Chalons-sur-Marne geboren und ganz plötzlich in die große Welt getreten. Das war eigentlich alles, was man von ihr zu sagen wußte, soweit es ihre Herkunft betraf. Ueber ihrer frühesten Jugend, ihrer Abstammung, ihrer Familie lag ein geheimnißvoller Schleier gebreitet. Als sie vor Jahren auf den Schauplatz trat, gerieth alles in Entzücken über die feenhafte Erscheinung und man glaubte, daß dieser Taumel nicht lange anhalten werde. Alle Welt irrte sich aber. Marions Gewalt blieb unerschütterlich. Die größten Namen zählte sie unter der Menge ihrer Anbeter, die Macht, welche sie ausübte, schien mit den Jahren zu wachsen, und bald genug stand sie in dem Rufe, übernatürliche Mittel, zauberhafte Geheimnisse zu besitzen, welche ihr die Gewalt verliehen, jeden an sich zu fesseln, den sie zu ihrem Sclaven machen wollte.

Marion de Lorme mußte über bedeutende Reichthümer gebieten. Ihr Haus in der Straße des Vieux Augustins war der Sammelplatz aller Lebemänner, welche die schöne Eigenthümerin des kleinen, eleganten Hotels wie eine Gottheit verehrten. Sie zu feiern gehörte zum guten Tone, von ihr beachtet zu sein war der glühendste Wunsch junger Tollköpfe und Narren, die eine Rolle in der Komödie der großen Gesellschaft zu spielen gedachten. Marion de Lorme rivalisirte in Ansehung der bei ihr versammelten Gesellschaft mit Frau von Rambouillet — selbst mit dem Herrn Cardinal. Wen das steife Ceremoniell im Palais des Cardinals ermüdet, wer sich an den witzigen boshaften und gelehrten Dingen der Gesellschaft des Hotel Rambouillet gesättigt hatte — der eilte zu den heiteren, ungezwungenen Versammlungen in der Straße des Vieux Augustins, wo die Karten, der Wein und die schönen Augen der muntern Freundinnen Marions, wo die Gefeierte selbst ihn mit liebenswürdiger Herablassung erwarteten und begrüßten.

Digitized by Google

Marion hatte, halb in Gedanken versunken, mit einigen Briefen gespielt, welche auf dem Gueridon neben ihrem Divan lagen. Sie wurde durch den Ton einer Glocke aus diesem Brüten gestört, gleich darauf erschien ein junges Mädchen, dessen Züge und Gestalt denen Marions ziemlich ähnlich waren, wenn sie auch der Hoheit entbehrten, durch welche Marion auf jeden ihr Nahenden so außerordentlich wirkte. Dieses junge Mädchen war Mademoiselle Charlotte de Lorme, die jüngste Schwester der Gefeierten. Viele der Klatschmäuler in Paris wollten behaupten, Marion habe gar keine Schwestern gehabt, sondern nur einige ihr sehr ähnlich sehende Freundinnen an sich gezogen, um die Familie de Lorme noch interessanter zu machen. Marion hatte nämlich drei Schwestern in die Welt treten lassen. Diese drei Schwestern, alle gleich hübsch, alle gleich liebenswürdig, verherrlichten oft genug die Soiréen in der Straße des Vieux Augustins, bis sie endlich das Beste erhaschten, das heißt: zwei von ihnen machten gute Partien. Sie entzückten einige der reichen Landjunker aus der Perche dergestalt, daß die Bewerbungen um die schönen Mädchen rasch aufeinander folgten. Die Schwestern de Lorme hatten das Auswählen. Da Marion für eine gute Mitgift sorgen konnte, blieben die Mädchen, obwohl aus ihren Familienverhältnissen niemand klug wurde, immerhin annehmbare Partien — so kam es denn, daß die Glücklichen sich reiche Gatten wählten. Als sie in dem behaglichsten Asyl auf ihren Schlössern saßen, kümmerten sie sich nicht weiter um Marion, welche nunmehr nur die jüngste Schwester, Charlotte, als Kostgängerin und Gesellschafterin übernahm.

Charlotte war ein munteres Mädchen und ihrer Schwester sehr ergeben, sie gehörte zu den unentbehrlichsten Personen der Gesellschaft in der Straße des Vieux Augustins.

Charlotte nahte sich der Schwester mit heiterem Gesichte und schaute sie einige Secunden an.

„Wahrhaftig," rief sie, „ich glaubte, Du schliefst. Deine Augen waren geschlossen."

„Du weißt, daß ich immer träume, wenn ich endlich einmal allein bin."

„Es schien mir, als läsest Du Briefe — einen da, den großen mit dem kleinen, ganz kleinen Siegel des Herrn Cardinals."

Marion hob sich halb von dem Divan, sie ergriff schnell das von Charlotte bezeichnete Schreiben und barg es in ihrer Gürteltasche.

„Charlotte," ermahnte sie die kecke Schwester, „ich habe schon so oft Deine Unvorsichtigkeit getadelt. Wie kannst Du solche Dinge sprechen? was weißt Du von dem Briefe des Cardinals?"

„Ei nun, war denn nicht gestern Lachesnaye, des Königs Kammerdiener, mit dem Briefe dort hier? hörte ich nicht, wie er Dir sagte: alles, was darinnen steht, bittet der Herr Cardinal pünktlich zu befolgen?"

Marion verließ erzürnt den Divan.

„Ich werde Dich doch noch zu den Madelonetten ins Kloster schicken, wenn Du so fortfährst," sagte Marion erzürnt. „Als ich Dich aufnahm, habe ich Dir die größte Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht — Du folgst meinen Befehlen nicht — Du bist eine Plaudertasche — eine Klätscherin, deren Leichtsinn mich in die größte Gefahr bringen kann, und Du selbst würdest schlimm genug dabei wegkommen."

Charlotte machte ein verdrießliches Gesicht.

„Nun liebste, schönste Marion, zürne nicht mehr," bat sie, „ich will gewiß ruhiger werden — sei nur nicht mehr böse."

„Es mag Dir noch einmal hingehen," sagte Marion, ihr die Hand reichend. „Aber hüte Dich, von Briefen des Cardinals zu sprechen. Hier in meinem Hause — in der Gesellschaft, die meine Salons bevölkert, werden sonderbare Dinge gesprochen, da muß man hören und schweigen. Es ist ein altes Wort, daß die Zunge Böseres vollbringt als das Schwert. Was wolltest Du?"

„Ja, das ist es, ich habe ganz vergessen, Dir zu sagen, daß die Gesellschaft schon längst im rothen Salon versammelt ist und daß man dort spielt und trinkt."

„Wie immer. Ich werde bald genug erscheinen. Sind Perinette Lagrange, die schöne Villiers, die reizende Saint-Amour da?"

„Sie haben bereits ihre Unterhaltung über die letzte Vorstellung der Mondoryschen Truppe mit den enthusiastischen Herren und Kunstfreunden begonnen. Man behauptet, Mondory sei ein matter Darsteller, die Damen nehmen Partei für ihn."

„Geh — ich werde sogleich im Salon erscheinen. Wer von unsern Gästen ist anwesend?"

„Henri von Hautefort, Rouvigny, der junge Brezé, der böse Melleraye, Desbarreaux, Guyon, Brissac und viele andere noch — wer kann diese ganze lange Liste behalten? aber draußen im Vorzimmer wartet Desnoyers der Jüngere, um Dir einen Gast vorzustellen, den er gern in Deinen Cirkel führen möchte."

„Desnoyers? gut — ich werde ihn empfangen."

Marion ging in das kleine, mit schönen Oelgemälden, Schnitzwerken und Seltenheiten angefüllte Vorzimmer. Sie fand hier jenen Desnoyers in Gesellschaft eines breitschultrigen, stämmigen Mannes, dessen rothes Gesicht, plumpe Hände und flachsblonde Haare auffällig mit der eleganten Toilette contrastirten, welche der Mann angelegt hatte.

„Meine Schönste," begann Herr Desnoyers, „Sie werden mir erlauben, Ihnen den Baron Herkules von Chaumier vorzustellen. Der Baron hält sich eine zeitlang zum Vergnügen hier in Paris auf, bevor er seine Güter wieder besucht und den Winter dort zubringt, und er kann unmöglich die Hauptstadt verlassen, ohne wenigstens einmal jenes gefeierte Haus betreten zu haben, in dessen Räumen Marion de Lorme, die Göttin der Anmuth und Schönheit, herrscht."

Der Baron Herkules von Chaumier lächelte ein wenig verlegen. Sein Gesicht mochte nicht geradezu den Stempel der Dummheit tragen, aber seine Blicke zeugten von Schüchternheit und verriethen die Aengstlichkeit, welche sich des Landjunkers bemächtigte, als er zum ersten Male der berühmten Dame gegenüberstand. Marion reichte ihm freundlich die Hand, obgleich ihre schönen Augen einige Verwunderung über den in den Kreisen dieser Gesellschaft seltenen Gast ausdrückten.

„Ich heiße Sie willkommen, Herr Baron," sagte sie, „und hoffe, Sie werden Ihre Besuche wiederholen, wenn es Ihnen sonst bei uns gefällt. Gehen Sie nur mit meinem Freunde Desnoyers, der den Weg trefflich kennt, in den Salon. Sie finden dort schon zahlreiche Gesellschaft."

„Mademoiselle — ich danke für gütige Aufnahme," stotterte Chaumier, noch röther werdend, „ich hoffe — Ihrer Gesellschaft nicht unwillkommen zu sein, denn da Sie mich freundlich aufnahmen — denke ich — denke ich — —"

„Schon gut, mein werther Baron," lächelte Marion, „Sie werden sicherlich eine freundliche Aufnahme finden." Sie grüßte und flüsterte im Abgehen Desnoyers zu: „Ich hoffe, Sie kennen ihn genau. Wir werden doch keinen Eclat mit ihm erleben? es wäre ganz abscheulich, wenn unsere Soiréen im Hotel Rambouillet lächerlich gemacht werden könnten."

„Ohne Sorge, meine Göttin," antwortete Desnoyers ebenso, „es ist ein guter Kerl. Er will absolut in diese Gesellschaft kommen. Denken Sie nur — das gibt den ganzen Winter über Stoff zu Erzählungen auf den langweiligen Herrensitzen. Madame — ich denke an Charlotte — vielleicht können wir die reizende jüngste der vier Schwestern de Lorme zur Baronin von Chaumier machen."

Marions Gesicht strahlte vor Freude, sie ging noch ein Mal auf Chaumier zu und sagte:

„Mein bester Baron, wir sehen uns gleich wieder. Ich beurlaube mich von Ihnen — o! sagen Sie doch, wo liegen Ihre Güter?"

„Ich habe einige im Poitou, einige in der Maine, einige in der Normandie, aber mein Stamm- und Hauptgut liegt in der Picardie, nicht weit von Ponthieu und ich bin fast Nachbar des Herzogs von Vendôme, der jetzt zu Chateau d'Anet, auf seinem Herrensitze ein behagliches Leben führt."

„Chateau d'Anet — de Lorme, einer unserer Vorfahren, hat es erbaut," sagte Marion.

„Ganz richtig, Fräulein."

„Sind Sie mit dem Empfange zufrieden?" fragte Desnoyers den Baron, als Marion ihn verlassen hatte.

„Vortrefflich," sagte dieser, „alle Wetter! — es ist ein herrliches Weib."

Das große und vollständig kreisrunde Gemach, in welches Herr Desnoyers nun den Baron Herkules von Chaumier führte, bot einen äußerst glänzenden Anblick dar. Die Mitte nahm ein mächtiger

Tisch für sich in Anspruch, dessen riesige Marmorplatte ein reichgewirkter Sammetteppich bedeckte. Ueber diesem Tische schwebte an goldenen Ketten ein prachtvoll geschliffener Kronleuchter, dessen einzelne aus Krystallglas bestehenden Theile aus sehr zierlichen Facetten die Lichtblitze zurückwarfen, welche die vielen dicken Wachskerzen erzeugten. An den Wänden liefen lange rothsammetne Polster entlang, die Thüren verhüllten schwere Vorhänge. Den großen Tisch umstanden und umfaßen Gruppen von Männern und Frauen. Unter den ersteren befanden sich viele, welche wir schon in der Gesellschaft des Hotel Rambouillet angetroffen haben. Die Frauen dagegen gehörten denjenigen Kreisen der weiblichen Berühmtheiten von Paris an, welche sich aus gefeierten Schauspielerinnen, Abenteurerinnen zweifelhafter Herkunft und solchen Persönlichkeiten, die überall an reichbesetzten, offenen Tafeln zu finden waren, zusammensetzten. Ueber die augenblickliche Beschäftigung oder Unterhaltung der Gesellschaft konnte niemand in Zweifel sein, denn auf dem reichgewirkten Teppiche des Marmortisches rollten und lagen eine Menge Goldstücke umher, am oberen Ende saß der junge Victor von Brezé und schlug die Karten, die verschiedenen, sehr reich und geschmackvoll gekleideten Personen pointirten mit gewaltig hohen Einsätzen — genug, der junge Herzog hielt eine Bank.

„Wieder gewonnen — wieder mein," rief ein bildschönes Mädchen, die ihr zugeworfenen Ducaten einstreichend. „Jeanette, wir haben heut ein ganz außerordentliches Glück."

Die Angeredete blinzelte mit den Augen. Sie gab ihrer Freundin an Schönheit nichts nach, behauptete aber eine gemessene Haltung und sagte ihre Hand ausstreckend, zu einem neben ihr sitzenden Cavalier: „O, mein theurer Herr von Brionne, setzen Sie für mich auf den Valet."

Brionne, ein nicht mehr junger Mann, zog mit saurer Miene seine Börse, ließ einige Ducaten in die Hand rollen und setzte sie auf die Karte.

„Nun sind hundert und fünf Ducaten verloren!" brummte er.

„O — nicht doch, mein Freund," sagte die Schöne; „sie sind gewonnen."

„Ja wohl, Jeanette, für Sie — aber nicht für mich. Sie gewinnen mit meinem Gelde — wenn ich für mich spiele, habe ich stets Unglück."

„Mach doch nicht so viel Geschrei um ein paar Ducaten," rief Brezé, die Karten abziehend.

„Es ist auch wahr — er stört immer die Gesellschaft," zürnte die junge Dame, welche kurz vorher gewonnen hatte.

„Ruhe — Ruhe!" ließ sich eine tiefe Stimme vernehmen, die unter dem Knebelbarte des dicken Herrn von Combalet hervorkam.

„Mein Herr Graf," sagte die Schöne ärgerlich, „Sie spielen heute den Profoßen — Sie bilden sich wahrlich zu viel auf den Vorzug ein, den Ihre Schwester genießt."

Saint-Amour schweige," rief Combalet, in Zorn gerathend. „Brezé, wenn ich mich noch weiter an der Bank betheiligen soll, so gebiete Du Schweigen. Solche Dinge erlaube ich nicht auszusprechen."

„Saint-Amour sei still," befahl Brezé, „das Glück macht Dich übermüthig."

In diesem Augenblicke traten Desnoyers und der Baron Chaumier in den Saal. Der Landedelmann blieb am Eingange stehen. Er überflog mit seinen blöden Augen den glänzenden Kreis, der sich hier vor ihm aufthat.

„Sie werden bald genug zu diesen Erwählten gehören," sagte Desnoyers. „Jenes schöne Mädchen dort neben Brezé ist Laura Saint-Amour, eine unserer beliebtesten Soubretten der Truppe von Mondory. Sehen Sie diese reizenden Gesichtszüge, dieses leichte, seidenartige Haar, welches die Schläfe in langen Locken umflattert. Saint-Amour ist ein Liebling des Publicums. Neben dem finstern Brionne steht Jeanette Pradier, eine Dame, welche bereits Herzöge unglücklich gemacht hat und jetzt eben im Begriffe ist, Herrn von Brionne zu ruiniren, der schon tausende für sie zahlte. Die nicht minder schöne Frau dort zwischen Hautefort und Rouvigny ist Jeanette Lagrange, sie ist Wittwe eines reichen Kaufmannes, hat ein beträchtliches Vermögen und erzwingt sich den Eintritt zu allen Gesellschaften von Ruf und Bedeutung, sie verkehrt häufig und viel mit Fräulein de Lorme."

„Wer ist der dicke Herr dort unten am Tische?"

„Sie meinen Combalet? ein Verwandter des Cardinals. Man sagt" — hier nahm die Stimme Desnoyers einen flüsternden Ton an, „man sagt, der Herr Cardinal habe noch in seinen alten Tagen eine Neigung für Frau von Combalet, die Schwägerin des Dicken dort, gefaßt. Frau von Combalet ist des Cardinals Nichte."

„Wissen Sie wohl, Desnoyers," sagte der Baron, „daß einem angst und bange wird, wenn man diese Namen hört, diese Personen sieht, die hier verkehren? Alle Hagel, was für eine Gelegenheit die geheimsten Dinge zu erfahren! — der Herr Cardinal müßte hier treffliche Ausbeute machen können."

„St! — um des Himmels willen schweigen Sie!" flüsterte Desnoyers. „Der Landjunker ist gar nicht so dumm," sagte er zu sich selbst.

„Ich werde schweigen, ich werde mich bedanken laut zu reden" fiel der Baron ein, „aber ich muß Ihnen sagen, daß bei uns allerlei wunderliches Zeug gesprochen wird — Marion soll für den Herrn Cardinal — —"

Die letzten Worte gingen in dem Geräusch verloren, welches entstand, als Marion in den Spielsaal trat. Alles umringte sie mit Begrüßungen und Complimenten, jeder drängte sich, an ihre Seite zu kommen. Marion suchte mit ihren Augen etwas — eine Person schien ihr zu fehlen, sie wollte eben darüber ihre Verwunderung äußern, als sie laut die Worte ausrief: „Ah — da ist er!" Dieser Ruf galt einem der schönsten jungen Männer Frankreichs, der gerade jetzt in den Saal trat. Er trug ein pfirsichblütfarbenes Kleid, welches mit rother Seide aufgeschlagen war, graue Saffianstiefel mit goldenen Sporen, einen breiten, kostbaren Degen und gestickte Handschuhe. Seinen Kopf, der einen Rafael entzückt haben würde, umgab eine Fülle prächtiger Haare, die sich in natürlichen Locken um den edelgeformten Hals ringelten.

„Bravo! bravo, da ist er!" rief Saint-Amour, in die Hände klatschend, „er kommt spät — er hat wieder ein Unrecht mehr gut zu machen."

Die Herren reichten dem schönen Jünglinge die Hände, er selbst warf den Damen Kußfinger zu — lachte — scherzte und drückte endlich seine Lippen leidenschaftlich auf Marions Hand.

„Göttin dieses Tempels," rief er, „ich klopfte heut zu spät an die Pforte — strafen Sie mich mit jeder beliebigen Buße, nur nicht durch Verbannung. Bedenken Sie, daß der Dienst bei dem Herrn allem, selbst dem im Tempel vorgeht! Der König war heut sehr beschäftigt, ich mußte lange genug warten, bevor ich ihm die Hausrobe reichen durfte."

Marion beschwichtigte in graziösen Worten die Unruhe des schönen Cavaliers, der auch sofort an den Spieltisch trat, freundlich grüßte und Brezé bat, ihm eine Karte zu geben.

„Wir werden nicht lange mehr so gemüthlich beisammen sein," rief er lachend. „Gegen Ende dieses Monats stehen wir in den Laufgräben vor Hesdin oder Arras — der König wird bei der Belagerung gegenwärtig sein — man wird damit den Feldzug eröffnen. Sie können Ihre Partien im Lager spielen, meine Herrn Officiere," dann begann er Geld auf die Karten zu setzen, schlug der Saint-Amour derb auf die Finger, als sie sich des Einsatzes bemächtigen wollte und reichte der Lagrange sein in Gold gefaßtes Flacon.

„Wer ist dieser elegante, dieser mit beneidenswerther Sicherheit auftretende Cavalier, dieser bildhübsche Mensch?" fragte Chaumier seinen Mentor und Führer Desnoyers.

„Es ist der Herr Effiat von Cinq-Mars, Sohn des Marschalls von Effiat. Seit einem Vierteljahre bei dem Könige als Garderobemeister angestellt. Ein sehr vollendeter Cavalier."

Zwei Männer in der Gesellschaft hatten mit finstern Blicken jede Bewegung, die Person und die Reden des jungen Cinq-Mars beobachtet und begleitet. Es waren Henri von Hautefort und Rouvigny.

„Ein erbärmlicher Glückspilz," sagte Henri, „ein Bursche aus Hochmuth und Kriecherei zusammengesetzt, der vor Marschällen auf den Knieen herumfährt und die Bedienten mit Fußtritten regalirt."

„Nur deshalb ist er ein Protégé der rothen Eminenz," stimmte Rouvigny bei. „Wenn er dem Cardinal nicht die Schleppe getragen hätte, er wäre sicherlich nicht von ihm zum Garderobemeister befördert worden."

„Auch einer, der fallen muß und wird," sagte Henri. „Er ist von Richelieu nur hingesetzt, um zu spioniren und den König für die Pläne des Cardinals zu bearbeiten."

„Hast Du Nachrichten von dort erhalten?" fragte Rouvigny, den Freund vom Tische fortziehend.

„Ja. Der Krieg beginnt und wir werden dabei unsern Plan ausführen können."

„Begleitet Seine Eminenz den König ins Feld?" fragte jetzt Gaudeau den Herrn von Cinq-Mars, während Brezé die Karten mischte.

„Ohne Zweifel. Sowie ich höre, wird der Herr Cardinal von Abbeville aus nach Arras mit dem Könige kommen."

„Er geht uns in das Garn," flüsterte Henri.

„Chalais und Montmorenci sollen gerächt werden," setzte Rouvigny hinzu.

„Eine neue Taille, meine Herren!" rief Brezé, die Karten auflegend.

„Gestatten Sie mir, Herr Herzog, Ihnen einen Freund vorstellen zu dürfen, der sich zur Ehre schätzen würde, sein Glück gegen Sie zu versuchen."

Brezé erhob sich artig auf jene Worte Desnoyers, mit welchen dieser den Baron Chaumier vorstellte. Die lustigen Damen kicherten leise, als Chaumier in echt linkischer Manier die Versicherung des Herrn von Desnoyers bestätigte.

„Ein prächtiger Bursche!" flüsterte Saint-Amour. „O — wenn die Gesellschaft doch nicht so zahlreich wäre — wie wollte ich den Vogel rupfen."

Brionne schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe. Er hatte eben wieder verloren und jede Pause im Spiel war für ihn ein Zeitverlust von unberechenbarem Nachtheil, denn er wollte jede Minute benutzen, um das Verlorene wieder einzuziehen.

„Dieser Herr sieht aus wie ein Liebesapfel," raunte die Pradier ihm ins Ohr.

„Meinetwegen wie der Teufel. Wenn Brezé nur nicht allzulange warten läßt."

Brezé war dem Baron Chaumier so liebenswürdig vorgekommen, daß dieser einigen Muth schöpfte und in die für ihn ganz neue Gesellschaft mit weniger Befangenheit eintrat.

„Chaumier," sagte Henri zu Rouvigny, „ich kenne ihn, er hat ein großes Gut, dicht neben Chateau d'Anet — es ist also ein Freund Desnoyers — des Königs Secretär, der auch eine Creatur Richelieus ist. — Vorsichtig!"

Chaumier, der den großartigen Edelmann herausbeißen wollte, fuhr mit der Hand in die Tasche, kramte einige Secunden herum und brachte dann die gefüllte Faust auf den Tisch, bei deren Oeffnung eine recht hübsche Anzahl gewichtiger spanischer Golddublonen über den Teppich rollten. Ein lautes, freudiges und staunendes Ah! der beutegierigen Damen begleitete dieses Feuerwerk, von den blitzenden Geldstücken ausgeführt. Die Herren blieben ruhig und Cinq-Mars griff, ohne ein Wort zu sprechen, ebenfalls in die Tasche, holte eine Anzahl englischer Goldstücke hervor und sagte: „Ich halte dagegen."

„Nehmen Sie an, Baron?" fragte Brezé den Landedelmann.

„Gewiß."

Brezé schlug die Karten, Chaumier gewann.

„Den doppelten Satz," rief Cinq-Mars.

„Ich halte," sagte Chaumier mit Lachen.

Neuer Umschlag — neuer Verlust des Herrn von Cinq-Mars.

„Ich werde mit Ihrer Erlaubniß gegen Herrn von Chaumier halten," sagte Brionne.

„Spielen Sie für mich," flüsterte Jeanette Pradier ihm ins Ohr.

„Nein," knirschte Brionne, „quäle mich nicht."

Brezé zog ab — Brionne verlor.

„Herr Baron, Sie haben viel Glück," sagte Saint-Amour, mit leuchtenden Blicken die Goldstücke verfolgend, welche auf den Platz des Landjunkers spazierten.

„Das passirt mir oft," polterte Chaumier. „Ich spiele häufig in Amiens mit den Kaufherren und den Pferdehändlern im großen Wirthshause, dabei gewinne ich immer."

Die ganze Gesellschaft schwieg vor Staunen und Mißbehagen — und die Saint-Amour schrie: „Bravo!" Marion, welche hinter den Spielergruppen mit den Herren Rabelais und Desbarraux in eifrigem Gespräch begriffen war, fuhr besorgt auf, Desnoyers gab dem Baron einen Fußtritt unter dem Tische, worauf Chaumier, in der richtigen Voraussetzung, daß er eine Dummheit begangen habe, einen Theil seiner gewonnenen Goldstücke auf den Boden fallen ließ.

„Und gegen einen solchen Tölpel muß man sein Geld verlieren?" sagte der Lieutenant Herr von Brissac zu Hautefort, der gerade jetzt wieder an den Tisch getreten war. „Nein — und tausendmal nein — ich wage es."

Er spielte wieder gegen Chaumier und verlor aufs neue. Brummend ging er von dannen — die Spielenden erhitzten sich mehr und mehr — das Glück des Landedelmannes steigerte die Begierde, ihn zu besiegen und reizte die Spieler — jeder der Anwesenden, welcher überhaupt die Karten als Unterhaltung benutzte, wagte gegen Chaumier zu setzen — alle verloren gegen ihn, und nach Verlauf einer Stunde lagen Haufen Goldes vor dem Platze des Landjunkers, welcher mit plumpem Lächeln diesen Goldregen auf sich herabfallen sah.

„Wir wollen abrechnen, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Baron," sagte Brezé. „Ich werde Ihnen gleich sagen, wie viel die Bank Antheil von Ihrem Gewinnste hat."

Die Anwesenden sahen nun, wie das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, der Auseinandersetzung mit dem Interesse entgegen, welches die Verlierenden stillschweigend unter saurem Lächeln an den Tag legen, und das nur darin besteht, zu erfahren: Wo blieb unser Geld? was geschieht damit?

Brezé zog eine kleine Schreibtafel hervor und wollte eben beginnen, während Desnoyers, Chaumier und Brissac, zählen sollten, als dem jungen Brezé einfiel, daß er doch, ohne eine Aufforderung an die Herren zu richten, welche abseits von dem Spieltische gesessen hatten und mit andrer Unterhaltung beschäftigt gewesen waren, die Bank nicht schließen konnte.

„Herr von Bellegarde — Desbarraux — Rouvigny — die Herren wollen doch nicht etwa noch weiter spielen?" rief er.

„Wir danken," antworteten die Gäste Mariens.

Brezé wendete sich wieder zum Tische, als plötzlich unmittelbar hinter ihm eine tiefe, männliche Stimme sagte:

„Ich bitte um neue Karten, Herr Herzog."

Alle Anwesenden richteten ihre Blicke nach der Stelle, von welcher jene Aufforderung kam, und wie ein Lauffeuer ging halblaut, halbleise, mit dem Ausdruck des Staunens oder des Mißbehagens hervorgestoßen, von Mund zu Mund der Name: „Saint-Preuil."

Der Capitän und Gouverneur stand dicht hinter Victor von Brezé. Der Herzog befand sich daher, als er sich umwendete, mit Herrn von Saint-Preuil fast Gesicht an Gesicht. Ein Ausdruck des tödtlichsten Hasses lagerte sich sofort auf dem Antlitze Brezés, seine Hände bebten und er vermochte kaum die Karten festzuhalten, welche er wieder aufgenommen hatte. Saint-Preuil blickte ihm gelassen in das Gesicht, er hatte seine linke Hand auf den Knopf des Degens gelegt und mit der Rechten die Lehne von Brezés Stuhl erfaßt. Der junge Herzog vermochte vor Erregung kein Wort hervorzubringen, als plötzlich, wie aus dem Boden gestiegen, der verabscheute, gehaßte und doch gefürchtete Mann ihm gegenüber stand, der vor wenig Tagen dem hochmüthigen Herzoge in dem Ballspielsaale eine Niederlage bereitet hatte, von der die ganze Hauptstadt sprach, der trotz dieser Beleidigung, den Verwandten des Cardinals zugefügt, von Richelieu eine glänzende Stellung erhalten hatte. Dieser Mann trat hier in dem Kreise auserlesener und zum größten Theile mit einander befreundeter, der Elite des Adels angehörender Leute, ihm entgegen, er begehrte von ihm, dem Herzog von Brezé, Karten, in einem zwar ruhigen, aber desto verletzenderen Tone, mit einer entschiedenen Artigkeit, wie herablassende Leute sie den Kellnern angedeihen lassen.

Die Gäste beobachteten ein tiefes Schweigen, welches ihnen der peinliche Moment theils unwillkürlich auferlegte, andererseits wollte auch niemand den Ereignissen vorgreifen, die sich hier, wie jeder wähnte, entwickeln mußten. Nur die Damen zogen ihre Gesichter in Falten, sie konnten ihre Besorgniß nicht unterdrücken, denn der schlimme Handel zwischen Saint-Preuil und Brezé war ihnen durch den Stadtklatsch, dessen Mittheilung ihr tägliches Brot bildete, längst bekannt geworden.

„Herr Herzog," wiederholte Saint-Preuil mit erhobener Stimme. „Ich habe um eine Karte gebeten."

„Ich habe das Spiel beendet, Herr Capitän," entgegnete Brezé.

„Nicht doch, mein Herr. Sie fragten so eben, ob diese oder jene Herren dort weiter zu spielen wünschten. Ein Recht, welches Sie den übrigen Gästen des Fräulein de Lorme zugestehen, werden Sie mir hoffentlich nicht verweigern, wenn Sie überhaupt Bank legen, Herr Herzog."

Trotzkopf.

Originalzeichnung von R. Beyschlag.

Digitized by Google

„Ich kann jeden Augenblick das Spiel schließen, Herr Capitän, wenn die im Verluste befindlichen Spieler nicht weiter spielen wollen. Etwas anderes wäre es, hätten wir hier gewonnen."

„Ihre Bank ist im Vortheil, Herr Herzog," sagte Saint-Preuil mit schneidender Stimme.

„Ich habe keine Lust, die Karten für Sie abzuziehen, Herr von Saint-Preuil, und damit genug."

Er warf die Karten auf den Tisch und verließ seinen Platz.

„Weshalb nicht für mich, Herr Herzog? fürchten Sie wieder unglücklich gegen mich zu spielen?"

„Herr Capitän," schrie Brezé, bleich werdend. Die ganze Scene aus dem Ballspielsaale stand wieder vor seinen Blicken, ein Ausbruch mußte erfolgen.

„Ich gebrauche mein Recht als Gebieterin in diesem Schlosse," ließ sich jetzt Marion de Lorme vernehmen. „Ich befehle den beiden Herren, sich ruhig zu verhalten, so lange sie unter meinem Dache weilen. Es wird darauf ankommen, was Herr von Chaumier bestimmt, der allein zu entscheiden hat, ob er gegen Herrn von Saint-Preuil spielen will, wenn sich einer der Herren dazu versteht, die Bank zu halten."

„Es wird mir eine Ehre sein, gegen den berühmten Saint-Preuil zu spielen," sagte Chaumier.

„Und ich halte die Bank," rief Cinq-Mars.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte der Capitän verbindlich. „Herr Herzog von Brezé, wollen Sie mit Herrn Baron Chaumier abrechnen."

„Nein, Herr von Saint-Preuil," entgegnete Brezé mit finsterem Blicke. „Ich werde alles stehen lassen. Gewinn oder Verlust theile ich mit Herrn von Cinq-Mars, wenn es ihm genehm ist."

„Einverstanden," sagte Cinq-Mars, „ich nehme die Karten."

Das Spiel begann aufs neue. —

„Die Aufgeblasenheit des Herrn von Saint-Preuil ist unerträglich," zürnte Rouvigny, der neben Henri von Hautefort stehend, dieser ganzen Verhandlung zugesehen hatte. „Ich hasse wahrlich die Sippschaft des Cardinals, aber — beim Himmel, Mance hat recht! Ich gäbe viel darum, wenn Brezé die Ausforderung wagte."

„Sorge nicht," erwiderte Henri, „der Sieur von Saint-Preuil soll seinen Mann finden."

Er ging mit hastigen Schritten in dem Nebenzimmer auf und ab, hieher kam niemand, alle umstanden den Spieltisch und man hörte nur die Rufe des Herrn von Cinq-Mars beim Aufschlagen der Karten und das Klirren der Geldstücke.

„Henri," begann Rouvigny, „was hast Du vor? Dein Gesicht glüht, Du bist erregt und nachdenklich zugleich."

„Ich bemeistere mich nur mühsam. Dieser Saint-Preuil bietet allen Trotz. Die Brezés züchtigt er in dem Ballspielsaal, dem Cardinal imponirt er dergestalt, daß dieser ihm noch eine Gouverneurstelle an den Kopf wirft, er fordert im Hause der Marion die Feinde heraus, ihm Karten zu geben und — er verschmäht meine Schwester," setzte er leise hinzu.

„Ich hörte davon," sagte Rouvigny ernst.

„Hörtest Du? — ha! — ich weiß, daß halb Paris davon spricht und doch war es nicht so — sie selbst gab ihm den Laufpaß — ich habe den Mann, dessen Ritterlichkeit auf dem Schlachtfelde ich hoch verehre, vor ihr, vor der Gekränkten vertheidigt — heute sehe ich ein, wie ich geirrt habe. Er wagte es, in diese Versammlung zu kommen, wo er gewiß war, den Bruder der Dame zu finden, der er sein Wort brach, er tritt mit einer Prätension in den Saal, die nur Fürsten annehmen dürfen — soll ich ihn nicht fragen dürfen: Herr von Saint-Preuil, wo bleibt die Achtung, die Sie mir und dem Namen Hautefort schuldig sind?"

„Du hast kein Recht dazu, Henri. Das Haus der Marion ist ein offnes — ich würde mich gegen jeden auflehnen, der mir den Eintritt verweigern wollte, wenn die Eigenthümerin dieser Räume mir denselben gestattete. Ah — da ist sie!

(Fortsetzung folgt.)

Madonnen und Mütter.

(Zu dem Bilde auf Seite 69.)

Mit den Zeiten wechseln die Ideale der Kunst wie der Poesie. Die Künstler des **Mittelalters** malten Madonnen, und der Frauencultus seiner Dichter wurzelte in dem Cultus Mariens, der holdseligsten aller Frauen. **Unsere Zeit** ergötzt sich an den zahllosen Bildern, die den Alltagsverkehr von Mutter und Kind belauschen und in tausend Variationen darstellen, und auch die im Geräusche des politischen Lebens fast verstummte Poesie unserer Tage flüchtet sich gern in das stille Heiligthum des Familienlebens.

Und doch ist es im Grunde nur **eines**, was jene Zeit und die unsere erstrebt. Denn ist nicht Maria mit dem Christuskinde ein Ur- und Vorbild aller Mütter mit ihren Kindern, die nach ihr gelebt und noch leben werden? Ist nicht ein Glanz von der seltsamen Wiege im Stalle zu Bethlehem ausgegangen, der noch jetzt auch die dürftigste Geburtsstätte auf Erden weiht und verklärt?

Oft möchte es uns freilich bedünken, als würde die heutige Verherrlichung der Kinderstuben zu weit getrieben, als grenzte es theils an Profanation, theils an Koketterie, — die Kleinen so in allen ihren Bewegungen, in ihrer Liebenswürdigkeit und in ihren Unarten abzuconterfeien und die über ihnen wachende, mit ihnen betende oder mit ihnen scherzende Mutterliebe aus ihrer Verborgenheit herauszuziehen.

Es trifft aber solch Bedenken und solch Tadel nur das Uebermaß und den Mißbrauch. Es **gibt** eine Entweihung des Familienglückes in Bild und Wort durch Vergötterung und unkeusche Enthüllung — es **gibt** eine kokette Verzerrung des Lieblichsten und Anmuthigsten, was unsere Häuser bergen, — in der Erziehung, wie in der Kunst — durch unverständiges Herausrücken der Kinder aus der ihnen eigenen Lebenssphäre. Aber in deutschen Landen wenigstens bildet derartiges, Gottlob, doch nur die Ausnahme!

Ein Name genügt, um die Berechtigung der erwähnten neueren Kunstrichtung zu documentiren. Oder sind nicht **Ludwig Richters** reizendste Schöpfungen, die ihr angehören, eben so echt und gesund, als sie durch und durch **deutsch** sind? Von der jugendlich froh mit ihrem Nestküchen spielenden bis zu der sanften Todes entschlummerten Mutter, welche das harmlose Kind vergeblich durch sein Liebkosen zu erwecken sucht, sind seine sämmtlichen Darstellungen dieser Art — wie ja überhaupt alles, was er geschaffen — durch und durch rein und keusch, ja fromm und heilig.

Die Mutter, die sich und ihren Liebling wiedergefunden auf einem der Bilder des greisen Meisters, hat gewiß neu und doppelt ihr Glück genossen, — oder sie, die nicht ahnte, welche Schätze Gott ihr geschenkt, die sie vernachlässigte über den trügerischen Freuden der großen Welt, ist vielleicht dadurch zu ihnen zurückgeführt und genießt erst jetzt eine bisher nie geahnte Seligkeit.

Ein erfreuliches Zeichen für die Lebensfähigkeit und Lebensfrische unseres Volkscharakters ist es, daß solche Bilder voll Einfachheit und Schlichtheit in unserer von materiellen Interessen so beherrschten Zeit haben entstehen, ja Nachahmung und Anerkennung finden können.

Denn der treue Freund des Hauses hat eine Reihe Jünger, — wie **Oscar Pletsch** u. a. — die in seine Fußstapfen getreten; und durch die wachsende Macht des Holzschnittes ist alles, was sie dargestellt und noch darstellen, fast ein Gemeingut ihres ganzen Volkes geworden; auch der Aermste kann sich meist daran erfreuen.

Und gerade den Aermsten sollten diese **Hausbilderbücher** mehr und mehr zugänglich gemacht werden. Ihrem Leben und Treiben verdanken dieselben ja ihre besten Motive — die Beschränktheit des bäuerlichen und kleinbürgerlichen Lebens umrahmt am geschicktesten die Naturwüchsigkeit und Naivetät der Kinderwelt und ihres lustigen Treibens. Ja, es ist schwierig, demselben eine ansprechende Seite abzugewinnen, wo es durch den Glanz und die Eleganz des modern-vornehmen Wesens in seinem ursprünglichen Charakter gestört und getrübt worden ist.

Schwierig ist es, aber doch nicht ganz unmöglich. Ein Beweis dafür ist das heute von uns mitgetheilte Bild **Beyschlags**. Die freundliche Leserin werfe einen Blick darauf und sage mir, ob ich recht habe!

Ein lauschig comfortables Gemach, wie es die moderne Industrie und Kunst nur zu schaffen vermag. Auf den weichgepolsterten Fauteuil fällt in großen Falten der schwere damastene Vorhang, der das Schlafzimmer von dem kleinen Boudoir der jungen Dame trennt. Die fest gediegenen, aber schön geschnitzten Möbel, welche die Wand und den schwellenden Teppich des Fußbodens schmücken, zeugen von Reichthum und Geschmack.

In ein leichtes Morgennegligé gehüllt, ist die Bewohnerin dieser Räume — eine noch gar jugendliche Mutter — mit dem trotzigen Liebling vor den Spiegel getreten, um dessen treues Abbild auf den kleinen Unart pädagogisch wirken zu lassen. So ganz treu und gewissenhaft ist freilich der Spiegel nicht; wenigstens, was er uns zeigt, ist ein bereits etwas wieder aufgeklärtes Antlitz. Sieht der kleine Schelm vielleicht zugleich neben sich das trotz des erhobenen Fingers mehr wohlgefällig schmunzelnde als zürnende Gesicht seiner lieben Mama? . . .

. . . „Ich weiß nicht, was Du von dem Bilde so viel Rühmens machst," sagt mir ein gewisser Jemand, der mir während des Schreibens über die Schultern blickt und meine Randglossen mit dem danebenliegenden Bilde vergleicht. „Es ist ja ein ganz elegantes, zierliches Salonstück, aber es athmet auch die ganze Blasirtheit des Salonlebens. Die schlanke Frauengestalt gleicht eher einem Kammerzöschen, als einer Mutter, und der Junge sieht aus, als ob er schon frühzeitig sich auf anmuthige Stellungen einübte. Dazu wie unpädagogisch, auf solche Weise eines Kindes Trotz brechen zu wollen!" . . .

Ich lasse die höhere kritische Weisheit ruhig aussprechen, beharre aber bei meiner Meinung, daß die dargestellte Scene ein höchst anmuthiges Bild aus dem häuslichen Leben ist. Ist die Mutter auch eine Salondame, irrt sie vielleicht auch in ihrer Erziehungsweise — sie ist doch eine Mutter, die ihr Kind lieb hat, die sich mit ihm beschäftigt; sie hat es selbst aus dem Bettchen aufgenommen, sie will es ankleiden, und als ihr der kleine Bursch Widerstand entgegensetzt, versucht sie ein Mittel, das sicherlich jede Mutter mindestens ein Mal in Anwendung gebracht, und das wohl nicht so schlimm ist, als es scheint; oder hat es nicht eine pädagogische Berechtigung, der Unart einen Spiegel vorzuhalten? — — — — —

Doch genug der Worte für und wider! Das Bild spricht hinlänglich für sich selbst, und alle weiteren Randglossen seien den geneigten Leserinnen überlassen! R. K.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

IX. Eine Nacht an der Südküste von Java.*)

Ein furchtbarer Tornado hatte uns achtundvierzig bange Stunden lang zwischen den empörten Wogen umhergeworfen gleich einer Nußschale. Kein Seefahrer der nördlichen Meere vermag sich einen Begriff zu machen von der ungestümen Wuth jener plötzlich, fast ohne alle Vorzeichen eintretenden Stürme des indischen Oceans. Der Tornado ist ein echter, fliegender Sturm, häufig von Gewittern begleitet, aber nicht selber ein Ausfluß der Electricität, wie der nicht minder berüchtigte chinesische Tai-fun (Typhoon), ein Wirbelwind mit Begleitung von Wasserhosen. Ich schwamm auf der Brigg „Florence", Capitän Josiah Barker; wir waren unter Ballast von der Capstadt auf dem Wege nach Batavia, woselbst wir eine Ladung nach Hongkong einnehmen sollten, um nach deren Löschung zwischen den chinesischen Häfen Cabotage zu treiben. Unser Schiff war ganz neu und vorzüglich gebaut, die Bemannung vollzählig und lauter befahrene Hände, der Capitän ein sehr tüchtiger Ostindienfahrer; ich selber hatte den Posten des Steuermanns inne. Nach einer trefflichen Fahrt befiel uns, nicht mehr weit vom Eingang in die Sundastraße, der entsetzliche Tornado. Er mißhandelte unser armes Fahrzeug auf das unbarmherzigste; die Besanstenge und der Clüverbaum waren eingebüßt, die Cambüse über Bord geschwemmt und ein Theil der Schanzkleidung weggerissen; das Schlimmste jedoch war ein Leck zwischen Wind und Wasser, welches der als Schiffszimmermann fungirende Matrose nicht hinreichend zu stopfen vermochte, so daß schon der gesammte Kielraum unter Wasser stand. Als daher am dritten Tage bei etwas beruhigter See der Capitän die Höhe maß und fand, daß wir weit nach Osten verschlagen waren, so beschloß er die in Sicht tretende südliche Küste der Insel Java anzulaufen, um in irgend einer stillen Bucht die erlittenen Schäden der Brigg wenigstens so weit wieder herzustellen, daß wir ohne Gefahr das Palambang-Cap doubliren und die Sundastraße passiren könnten. Wir braßten daher von den Raaen, was noch stand, und luvten auf, um langsam zu kreuzen; unser gutes Glück wollte aber, daß wir gar nicht lange zu suchen brauchten, sondern bald den verhältnißmäßig stillen Spiegel einer kleinen, von Bergen und Wäldern amphitheatralisch geschützten Bucht erreichten, woselbst wir vorläufig Anker werfen.

In unbeschreiblicher Pracht stieg am nächsten Morgen die Sonne über die gewölbten Gipfel der Berge empor; sie beleuchtete ein reizendes Bild. Wir lagen vor Anker in einer Bai von vielleicht einer Seemeile Durchmesser; das Meer war vollständig ruhig, nur von einer frischen Südostbrise leicht gekräuselt; in dem durchsichtig klaren Wasser spielte ein unbeschreibliches Gewühl von Fischen, darunter seltsamste Formen, Nautilen, Schlangen, Medusen, Quallen und Sepien; Adler, Reiher, Flamingos, Cormorane und Möven schossen kreischend durch die Lüfte und herab nach dem Spiegel der See, dann entstand ein ohrbetäubender Kampf um die glänzende Beute. Ganz kreisförmig erschien die Bucht mit verengter Einfahrt; rings stiegen bis in die Wogen nieder von hohen Bergkämmen herab Wälder, von deren Dichtheit, Pracht und Fülle niemand sich eine Vorstellung zu machen vermag, der sie nicht gesehen; selbst der brasilianische Urwald muß hinter ihrem malerischen Reiz zurückstehen. In zierlicher Schlankheit hoben mannigfaltige Palmen ihre wunderbaren saftgrünen Wedelkronen aus dem tiefdunklen Schluß der Warubäume hervor; am Strande zogen sich lichte Bambusgruppen ringsher, während da und dort der nackte Trachytfels prächtig gehoben ward durch die ihn umwuchernden riesigen Farne. Ein aromatischer Duft quoll aus der schrankenlosen Wildniß zu uns herüber und wir sogen ihn ein mit berauschendem Wohlgefühl, nachdem so lang nur der Salzgischt der Wogen uns ins Antlitz gesprüht. Und dort, im tiefsten Grunde der Bai, stieg aus dem niedersten Laubwerk der bläuliche Rauch empor, der die Anwesenheit des Menschen verräth. Waren es Freunde oder Feinde, welche sich dort bargen? Zwar ist die Südküste der Insel Java, gering bevölkert und, wenig befahren, wie sie ist, keineswegs ein Aufenthalt der gefürchteten Sulupiraten; dagegen hausen längs ihr verwegene Orangsikabs aus den von Borneo eingewanderten Dajakstämmen, welche die Ernte der Sarangan-Purungs (eßbare indische Schwalbennester; Salangane ist die chinesische Verstümmelung des javanischen Sarangan) als ein Privilegium betrachten, das sie eifersüchtig hüten, immer bereit, mit Kris und Klewang jeden Fremden aus ihren Jagdgebieten zu vertreiben. Vorsicht durfte daher nicht verabsäumt werden. Es ward eine Recognoscirungsfahrt im Boote beschlossen; eben aber, als die Leute an die Daviden traten, sahen wir eine Prau (Kielboot des indischen Archipel) zwischen den Bambusen hervorgleiten und mit den Pagayen auf uns zuhalten. Die Fernrohre zeigten uns sofort, daß keine Gefahr zu besorgen sei; die Prau war nur mit fünf Personen bemannt, drei Männern und zwei Frauen. In Zeit von einer Viertelstunde lag sie an unserem Larbord; die Leute waren keine Dajaks, sondern Malayen; sie boten Früchte, Dschakong (Mais, welcher in vielen Gegenden Javas den Reis verdrängt hat), Melibis (kleine wilde Enten von köstlichem Wohlgeschmack) und eine große Schildkröte zum Verkauf. Der älteste Malaye, ein kräftiger, stattlicher Mann von bester Haltung und gut gekleidet, sprach uns sofort englisch an, was er freilich arg genug radbrechte; da ich ihm holländisch antwortete, war er ganz überrascht; er sprach dies fließend, allerdings mit den eigenthümlichen Wendungen und Anhängseln, welche die Malayen nicht lassen können; da ich jedoch oft solche zu Kameraden und Untergebenen gehabt hatte, verstand ich ihn ganz gut. Er ward eingeladen, an Deck zu kommen; er that dies mit Anstand und zugleich jenem eigenthümlichen Wesen, das dem Kundigen alsbald den be-

*) Die früheren Artikel siehe Jahrgang I. S. 598. 745., II. S. 40. 365., III. S. 40. 375. 393., IV. S. 47.

fahrenen Mann verräth. Bereitwillig gab er uns auf alle Fragen Antwort. Wir befanden uns in der Bai, welche nach einem von unserer Lage aus nicht sichtbaren, benachbarten Vulkan den Namen derjenigen von Karang-Baliung führt; unser Mann hieß Sajib-Getjam; früher Matrose, dann längere Zeit Hausdiener in Batavia, später in Buitenzorg, hatte er endlich das Gewerbe eines Schildkrötenjägers ergriffen und sich mit mehreren Genossen und deren Frauen an der stillen Bucht niedergelassen, wo wir ihn fanden. Ihr Kampong bestand nur aus fünf Hütten, Seeräubern schien die Gegend ganz unbekannt zu sein; die nächste Ansiedelung von Sarangan-Fischern („Fischer" nennen sich die Vogelnestsammler) war meilenweit entfernt, jenseits des Gebirges. Wir konnten also in aller Ruhe und Sicherheit unsere Reparatur vornehmen; als der Capitän einige Zweifel erhoben hatte, erbot sich Sajib, seine Familie an Bord zu bringen und daselbst als Geißel zu lassen; natürlich nahmen wir das Anerbieten nicht an, wohl aber das andere, daß er mit den Seinigen alles aufwenden wolle, uns behilflich zu sein. Wir wanden daher den Anker auf und näherten uns unter Führung unseres neuen Bekannten dem Gestade bis auf Kabellänge, worauf wir abermals vor Anker gingen. Nach getroffener Verabredung und nachdem alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, begab ich mich mit einem Theile der Mannschaft, alle wohl bewaffnet, ans Land, woselbst uns die übrigen Bewohner des Kampong, meist Frauen und Kinder, überaus freundlich und gastfrei empfingen.

Sieben Tage lang verweilten wir hier, und die Erinnerung an dieselben gehört zu den schönsten meines Lebens. Die Malayen waren so liebenswürdige Menschen, wie sie selten gefunden werden; sie hegten und pflegten uns, wie ihre Brüder oder Kinder, und zwar ohne jede Nebenabsicht der Gewinnsucht; nicht einen Blick der Habgier warfen sie auf die vielen wünschenswerthen Gebrauchsgegenstände, welche wir täglich vor ihnen ausbreiteten, und die für diese einfachen Naturkinder unschätzbare Kostbarkeiten waren. Aengstlich waren sie darauf bedacht, uns stets das Beste zu bieten, was sie hatten; jeden Wunsch schienen sie uns an den Augen absehen zu wollen. Mit Sajib, dem Haupt oder Patriarchen der Ansiedelung, dem sich die andern sichtlich unterordneten, hatte ich schon am ersten Tage solche Freundschaft geschlossen, daß ich, mit Erlaubniß des Capitäns, die volle Zeit unseres Aufenthalts am Land in seiner Bambushütte verbrachte; seine Familie bewohnte eine zweite. Der ganze Kampong erhob sich auf einer geklärten Stelle zwischen Wald und Strand; er war mit einem Wassergraben und einer Pallisadenreihe umgeben, der Tiger wegen, denen leider schon zwei Kinder als Opfer gefallen waren. Schießgewehr besaßen die Ansiedler nicht; ihre Waffen waren Dolch (Kris), Schwert (Klewang) und der Loijang, ein eigenthümlicher Spieß mit mehreren Widerhaken. Damit waren sie aber den gewaltigen Raubthieren nicht gewachsen; sie erwehrten sich derselben nothdürftig durch Fallgruben, in welchen aber selten ein Tiger sich fing, während mehrere Male schon Rhinozerosse und wilde Kühe darin eingebrochen waren. Sobald die Dämmerung eingetreten war, verließ niemand mehr den Ring des Kampong; am Tage sind die Tiger nicht zu fürchten. Unbedenklich bestellen daher Weiber und Kinder die kleinen Felder mit Mais und Reis, welche ihnen, neben einem außerordentlichen Reichthum an wilden Baumfrüchten, ihre Pflanzenkost liefern; die thierische bietet das Meer und die Klippe in unerschöpflichen Mengen. Die Männer beschäftigten sich hauptsächlich mit dem Aufsuchen der Schildkröteneier und dem Schildkrötenfang. Mitten in dem Bambussumpf des Strandes hatten sie einen Wasserbehälter angelegt und umzäunt, in welchem mehrere der riesigen Meerbewohner sich sehr wohl zu befinden schienen; die größten Riesenschildkröten werden zuweilen auch durch ein Loch in der Schale mittelst Rottangtauen festgelegt. Von Zeit zu Zeit verkaufen die Jäger ihren Fang längs der Südwestküste, welche sie zu diesem Endzweck mit größeren Prauen befahren; gerade während ich unter ihnen verweilte, befand sich ein Theil der Ansiedler auf einer solchen Expedition. — An Unterhaltung fehlte es mir niemals. Während die Matrosen am Strand Hölzer beschlugen, wobei ich nicht zugegen zu sein brauchte, schweifte ich in Begleitung Sajibs oder des jungen Ati, eines intelligenten Knaben, der sich leidenschaftlich an mich angeschlossen hatte, mit der Büchsflinte am Waldsaum umher auf einer immer ergiebigen, stets aufregenden Jagd, bei welcher man allerdings jeden Augenblick darauf vorbereitet sein mußte, durch den Sprung eines Tigers überrascht zu werden. Aber das Glück war uns günstig, oder, wenn man will, widrig; nicht einmal begegneten wir dem gefürchteten „Herrn des Gebirges". Dagegen trafen wir in den weitgedehnten Alangfeldern des Hochplateaus auf zahllose Rudel wilder Schweine; ich schoß deren jedoch nur bei einem einzigen Ausflug etwa ein halbes Dutzend für unsere Matrosen, von welchen zwei Mann des Transports wegen mitgenommen werden waren; denn die mohamedanischen Malayen berühren das unreine Thier um keinen Preis. Um so erpichter sind sie dagegen auf das Fleisch der Hirsche, das getrocknet ihnen den köstlichen Djeng liefert; es glückte mir, mehrere dieser prächtigen Thiere zu erlegen, und somit die Colonie auf längere Zeit hinaus zu verproviantiren. Oft liefen uns die zierlichen Bisamhirschchen über den Pfad, auf welche selbst der eingefleischteste Jäger nicht sein Gewehr abzudrücken über sich gewinnen kann; manchmal traten wir in die tiefen Fußspuren und mit dem Horn gepflügten Furchen der Rhinozerosse; bunte Eichhörnchen liefen behend an den Djatistämmen empor, und hoch in den Zweigen schaukelten sich Affenfamilien oder warfen sich, mit den Ringelschwänzen greifend, klafterweit in die Flucht mit ohrzerreißendem Zetergeschrei. Dann wieder — wie reizend war das Lager der Mittagsruhe am springenden Felsquell, im dichten Schatten der Mangostanen; Käfer mit diamantbesäeten Flügeldecken, handgroße, leuchtende Falter gaukelten zwischen den Farnwedeln, abenteuerliche Mantiden und Cicaden hüpften übers Moos, verfolgt von glänzenden Schlängelchen, die gleich Stahlpfeilen aus ihren Verstecken flogen; und fernher klang aus den Baumkronen der unsagbar melodische Sang des Flötenvogels. „Wer den javanischen Waldzauber gekostet, der hat ein ewiges Heimweh nach ihm in der Brust" — so sagen die Kinder der „Perle der Welt", wie sie ihr Vaterland poetisch getauft haben und wahrlich, sie haben recht. Viele, viele Jahre sind seitdem vergangen, und oft noch träume ich von ihm mit unbeschreiblicher Sehnsucht.

Das wunderbare Leben, welches ich hier führte, erhielt seinen Gipfel und Abschluß in einer Partie nach den Jagdgründen der Schildkrötenjäger, welche einige Meilen östlich von der Bucht sich erstreckten. Zu dem Ende brachen wir, Sajib, ich und der Knabe Ati, eines Tages mit der Sonne auf, und zwar in der Prau, deren Mattensegel uns glücklich um das südöstliche Cap der Bai brachte, wo an weitgestreckten Felsenriffen sich die Brandung mit Donnergetöse brach. Von einer frischen Brise begünstigt, wichen wir vorsichtig der Barre aus, doublirten die Klippen und wandten uns dann wieder leewärts dem Strande zu. Dieser gewann allmählich ein ganz anderes Ansehen. Zwar blieb im Hintergrunde die mächtig hohe dunkle Wand des Gebirges, aus welchem sich hier und da weiße, rauchende Gipfel erhoben; aber statt des Waldsaumes verflachte sich allmählich das Gestade in einen breiten, gelben Sandgürtel ohne jede Vegetation. Hier und dort schoben sich Klippen, heruntergerollte Felsentrümmer, dazwischen bis in die See, deren Wogen mit weißem Gischt daran emporspritzten; sonst dehnte sich die Fläche in seltsamer Einförmigkeit gegen Südosten, wo blaue Felsenzacken die Grenze des Horizontes bildeten. Mit großer Geschicklichkeit und Kühnheit wanden die Malayen unser leichtes Schifflein durch die Brandung bis in einen geschützten, völlig stillen Kessel, der ihnen längst als Hafen diente; hier ward die Prau festgelegt, und wenige Schritte durch seichtes Wasser brachten uns ans Land. Niemals habe ich den Eindruck der Oede, der Abgeschiedenheit so tief und schauerlich empfunden, wie in dieser Sandwüste der javanischen Südküste. Ihr Gürtel war vielleicht eine Meile breit und erhob sich ganz allmählich aufsteigend bis zum Fuße des Gebirgs, wo wild über einander geworfenes Gestein, mit üppigem Buschwerk durchwachsen, abwechselte mit ungeheuren, seltsam geformten Wänden, welche von Sprüngen und schwarz gähnenden Höhlen auf das seltsamste zerrissen waren. In ihnen wohnt die Göttin Loro Dschonkeng, die „Mutter der Wasser und der Schwalben," an welche, trotz ihres Dajakschen Ursprungs, selbst die ismalitischen Malayen glauben und ihr Opfer bringen.

Mein Auge fesselte alsbald der Strand selber, über dessen feinen Sand wir dahinschritten, wie auf einem Teppich. Denn er sah aus, wie ein Schlachtfeld. Ueberall starrten Gerippe entgegen, bald bleich und morsch, halb vergraben, bald frisch und blutig, oder mit ekelhaften Fleischfetzen behängt; mit stieren Augen saßen übersatte, träge Geier darauf, und hoben nur mit Ueberwindung die stahlblauen Fittige, so bald wir uns nahten; manchmal galoppirte auch ein Goldwolf von dem Fraße landeinwärts, und weiße Seeadler kreisten mit heiserem Pfiff über den Schauplatz der Zerstörung. Je weiter wir

uns von dem Meer entfernten, um so zahlreicher wurden die Gerippe, die Reste von Schildkröten, die an diesem Strand einen günstigen Brutplatz finden, dessen Besitz ihnen jedoch in fast unglaublicher Weise streitig gemacht wird. Während der Laichzeit finden hier die außerordentlichsten Kämpfe statt, welche das Thierreich nur irgend aufzuweisen vermag. Zu hunderten kommen allnächtlich die Schildkröten herangeschwommen fernher aus dem indischen Ocean; schwerfällig wälzen sie sich ans Land und kriechen empor bis zu der Höhe des Bergsaums; hier scharren sie Gruben, in welche sie ihre Eier ablagern, dieselben dann sorgfältig zudecken und wieder zurückkehren in ihr wogendes Element. Aber nicht alle erreichen es; mit Gekläff setzen aus dem Buschwerk herab Rudel wilder Hunde auf den Strand und werfen sich auf die starken, aber wehrlosen Schalenthiere. Nunmehr beginnt das allerseltsamste Gefecht. Die Schildkröten streben ängstlich, mit Aufbietung aller Kraft, dem Wasser zu, die Hunde aber darnach, ihnen dies unmöglich und sie gänzlich hilflos zu machen, inindem sie die ungefügen Meerthiere auf den Rücken wälzen. Und in den meisten Fällen siegt die Association. Wenn die Hunde gleich vorzugsweise sich die kleineren und mittelgroßen Schildkröten zum Opfer ausersehen, so wagen sie sich doch auch an die mächtigsten Riesenschildkröten, unter welchen es Ungeheuer von 10, ja sogar von 20 Centner Schwere geben soll. Diese werden dann von einem zahlreichen Rudel Hunde gleichzeitig und zwar von einer Seite her angepackt; die hungrigen Köter schlagen ihre Zähne in den Kopf, in die Hautfalten des Halses, in die Pranken, in das Hintertheil des Amphibiums; andere schieben die spitzen Schnauzen unter Schild und Bauch des Riesenthiers, und indem sie dann mit vereinter Kraft heben, ziehen, drängen, glückt es ihnen nicht selten, das unglückliche Geschöpf umzuwenden, und dann ist es verloren. Mit wildem Geheul und rasender Gier reißen ihm dann die Räuber das Fleisch aus dem Panzer, das sie in mächtigen, mit grünem gallertartigen Fett behangenen Stücken davonschleifen, um es einsam zu verschlingen, wenn nicht ein Stärkerer kommt, der es ihnen wieder abnimmt. Was die wilden Hunde übrig lassen, das vollenden Schakale, Geier, Kormorane und andere Raubvögel. Nicht immer aber gewinnen die Säugethiere die Oberhand; haben sie es versäumt, die Riesenschildkröte möglichst weit vom Wasser anzugreifen, gelingt es dieser, die Fluten zu erreichen, dann schleppt sie gewöhnlich mehrere ihrer Feinde, die sich in ihre harte Hornhaut verbissen haben, mit sich und gibt ihnen den Tod durch Ertränkung. Daher und von andern Gegnern überwältigt, liegen auch viele Gebeine von wilden Hunden auf dieser sonderbaren Walstatt. — Sajib und Ati waren inzwischen, auf dem Boden suchend, bald dahin, bald dorthin geschritten; endlich schienen sie etwas gefunden zu haben, denn sie winkten mir, ihnen zu folgen. Es war die breite, frisch im Sand ausgedrückte Fährte einer jedenfalls ungewöhnlich großen Schildkröte, der sie nachgingen; sie führte in fast schnurgerader Richtung am Strand hinauf gegen die Höhe. Dort angelangt, warfen sich die beiden Malayen sofort auf die Erde und begannen, nachdem sie sich vorher an gewissen Zeichen orientirt hatten, sie mit den Krissen zu durchwühlen; nicht lange dauerte es, so war das Nest gefunden; weißschalig weiche, runde Körper kamen zum Vorschein, Schildkröteneier, in der Größe von Taubeneiern, aber ganz kugelig und nur von einer Pergamenthaut umgeben; sie kamen in einen Sack, welchen die Malayen am Halse trugen; noch mehrere Nester wurden gefunden und glücklich ausgeplündert, in dem ersten waren über hundert Stück gewesen. Die Schildkröteneier sind ebenso wohlschmeckend, als nahrhaft; bei den Chinesen gelten sie als eine Delicatesse von besonderer Wirkung und werden von ihnen sehr theuer bezahlt; man speist sie roh und gekocht. Ich hatte schon auf der Insel Ascension, einem der Brutplätze der Schildkröten des Atlantischen Meers, das Gericht kennen gelernt; hier schmeckte es doppelt gut, da wir es mit mitgebrachten Vorräthen würzen, und namentlich einen Schildkröteneierkuchen zuwege bringen konnten, welcher das Entzücken europäischer Gourmands gewesen wäre. Wir hatten im Schutze jäher Felsen ein Feuer entzündet, tafelten herrlich und hielten dann unbesorgt Siesta bis tief in den Abend hinein.

(Schluß folgt.)

Der Schöpfer der heutigen Chemie.

Von Professor Dr. O. L. Erdmann in Leipzig.

„Kenntniß ist Macht!" Nirgends bewährt sich dieses Wort mehr, als in dem Kampfe des Menschen mit der ihn umgebenden Natur. Unablässig bedrohen die Naturkräfte die Existenz des Menschen und wirken zerstörend auf alles, was er schafft. Indem wir aber *forschend* der Natur näher treten, indem wir Kenntniß ihres Waltens und der Gesetze ihres Waltens zu erlangen suchen, gelingt es uns, *Macht* zu gewinnen über sie, uns zu schützen nicht nur gegen ihre feindlich drohende Gewalt, sondern auch sie unseren Zwecken *dienstbar* zu machen. Das Dasein des Menschen, das auf seinen niedrigsten Entwicklungsstufen kaum mehr als ein beständiges Ringen nach den ersten Lebensbedürfnissen, ein „Kampf um das Leben" ist, es erlangt erst in dem Maße einen höheren Werth, als es dem Menschen gelingt, sich zum Herren der Natur zu machen, in dem Maße, als die erlangte Herrschaft über dieselbe das Bewußtsein seiner höheren Würde im Menschen weckt.

Die Weltgeschichte erzählt uns viel von den Großen der Vergangenheit und von ihren Thaten. Meist wurden diese Thaten vollbracht auf blutigen Schlachtfeldern und selten rollten die Triumphwagen der Helden andere Wege, als den über zerstörtes Menschenglück!

Viel weniger weiß die Geschichte zu erzählen von *den* Großen, die auf den Gebieten des *geistigen* Lebens gekämpft haben, gekämpft mit der Nacht der Unwissenheit und des Wahns, von *den* Helden, deren Eroberungen das Reich der Wahrheit erweiterten und damit die Saat für Menschenglück in Gegenwart und Zukunft ausstreueten.

Solcher Großen, solcher Helden des Geistes haben auch die Naturwissenschaften sich zu rühmen, und *sie* sind es, denen wir, theils unmittelbar, theils mittelbar, sehr viel von dem zu danken haben, was unsere heutige Civilisation von der früherer Perioden unterscheidet. Einer der größten unter diesen Heroen ist der Mann, dessen Leben und Wirken ich heute zu schildern versuchen will.

Es ist *Lavoisier*, gewöhnlich bezeichnet als der Schöpfer der heutigen Chemie. Diese Bezeichnung ist in gewissem Sinne vollkommen richtig, und doch fordert sie eine Erläuterung, damit sie nicht mißverstanden werde.

Jede Zeit ist ein Kind der vorangegangenen. So oft einem Menschengeiste eine große Wahrheit sich entschleierte, eine bedeutende Erfindung gelang, so oft stand auch der Entdecker, der Erfinder, auf dem Fundament, welches die Arbeit seiner Vorgänger am Bau der Wissenschaft gelegt hatte.

Man hört gar häufig: die Chemie sei eine *neue* Wissenschaft. Dies ist ein großer Irrthum, ein Irrthum, der sich daraus erklärt, daß mit der Umgestaltung, welche die Chemie durch Lavoisier erfuhr, zugleich eine *neue Sprache* der Wissenschaft geschaffen wurde, und geschaffen werden mußte. Dabei war es ausgesprochenes Princip, vollkommen mit der Vergangenheit zu brechen. Jeder Gegenstand der Wissenschaft, sei's Stoff, sei's Vorgang, erhielt einen neuen, den veränderten Anschauungen gemäßen Namen. So wurden bald die älteren Schriften den folgenden Generationen, welche nur die *neue* Sprache kannten, unverständlich und so konnte es geschehen, daß einer oberflächlichen Betrachtung alles neu erschien, was doch nur neue Namen hatte! Die Anfänge der Chemie sind *uralt*, viele Jahrtausende haben an ihr gearbeitet und mit unsäglichem Fleiße das reiche Material gewonnen und aufgesammelt, das vorhanden sein mußte, damit einst ein Lavoisier es beleben und beseelen könne.

Auch das Bedürfniß, die chemischen Erfahrungen unter einander geistig zu verknüpfen, war stets vorhanden und zu allen Zeiten begegnen wir Bemühungen der Forscher, Principien zu gewinnen, *Theorien* der Chemie aus den Thatsachen zu entwickeln. Alle früheren Versuche dieser Art mußten aber zurücktreten, als der berühmte geistvolle Naturforscher und Arzt Georg Ernst Stahl, gest. zu Halle 1734, seine *Theorie* der Chemie aufstellte. Diese Theorie ging aus von der Verbrennung der Körper. Stahl hatte hierin, mit richtigem Blicke, den eigentlichen Mittelpunkt aller chemi-

schen Erscheinungen erkannt. Die Geschichte der Lehre von der Verbrennung ist von nun an die Geschichte der Chemie. Nach Stahls Theorie unterscheiden sich die brennbaren Körper von den nicht brennbaren dadurch, daß sie einen eigenthümlichen Stoff, *Brennstoff* oder *Phlogiston* genannt, enthalten. Beim Verbrennen der Körper entweicht dieses Phlogiston. Indem Metalle, z. B. Zinn oder Blei verbrennen, verlieren sie den metallischen Glanz, sie verwandeln sich in erdige Pulver, sie verkalken, wie man dies früher nannte. Das Phlogiston war also zugleich die Ursache des metallischen Glanzes, der Rückstand von der Verbrennung, der Metallkalk, war das seines Phlogistons beraubte Metall. Kohle ist nach Stahl sehr reich an Phlogiston. Glüht man einen Metallkalk mit Kohle, so wird wieder glänzendes Metall daraus, indem der Metallkalk Phlogiston aus der Kohle in sich aufnimmt und somit das Metall regenerirt wird.

Stahls Theorie ist mit bewunderungswürdigem Scharfsinn erdacht und durchgeführt; sie leistete alles, was mit den Mitteln, namentlich mit den Methoden der Zeit, welcher sie angehört, geleistet werden konnte. Sie schien vollkommen den Erscheinungen zu entsprechen, und so kam es, daß sie weit über ein halbes Jahrhundert dem Bedürfnisse der Wissenschaft genügte, daß die Chemiker aller Länder ihr unbedingt anhingen und daß nur nach langen und schweren Kämpfen erst eine neue, besser begründete Theorie an ihre Stelle treten konnte.

Nicht jeder Zeit frommt jede Wahrheit. So lange das Bedürfniß der Wahrheit nicht vorhanden ist, kann wohl auch ein Irrthum ihre Stelle vertreten. Der Mann, welcher *zuerst* und *allein* die Theorie Stahls als nicht begründet erkannte, und eine unumstößliche Wahrheit an deren Stelle setzte, war *Lavoisier*!

Das wissenschaftliche Material, über welches er zu verfügen hatte, war nicht viel reicher als das, aus welchem Stahl seine Theorie abgeleitet hatte. Lavoisier selbst hat dieses Material nicht wesentlich durch die Entdeckung neuer Körper vermehrt; aber, was ihn hoch über alle seine Vorgänger, hoch über alle seine Zeitgenossen hob, das war die *seinem* Geiste zuerst sich erschließende Erkenntniß der Bedeutung von *Maß* und *Gewicht* für die chemische Forschung.

Lavoisier zuerst erkannte, daß *Maß* und *Gewicht* bei allen chemischen Fragen das in *höchster Instanz entscheidende* Stimmrecht haben.

Lavoisier war es, der die Wage in die Wissenschaft einführte und zum Hauptwerkzeuge bei allen chemischen Forschungen machte, die *Wage*, deren Zünglein niemals etwas anderes, als die *Wahrheit* spricht!

Mit Lavoisier beginnt das Zeitalter der Chemie, welches man als das *quantitative* charakterisiren kann, im Gegensatze zu dem ihm vorangegangenen *qualitativen*, welches nur nach dem *Was*? nicht aber nach dem *Wie viel*? bei den Forschungen fragte.

Seit der Einführung und der Ausbildung der quantitativen Methode der Forschung ist die ganze Chemie ein Commentar geworden zu dem Ausspruche, welchen wir im „Buche der Weisheit" lesen: „*Gott hat alles nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet.*"

Lavoisiers erste chemische Abhandlung erschien im Jahre 1770. Sie behandelt eine sehr einfache, aber auch eben so wichtige als einfache Frage, die Frage nämlich: *ob Wasser sich in Erde verwandeln könne*? Die Geologie zeigt uns zahlreiche Fälle von unzweifelhafter Bildung fester Gesteine aus Wasser. Wir wissen jetzt, daß die aus dem Wasser sich absetzenden Stoffe darin gelöst waren, daß z. B. der Sprudelstein, wie ihn die Carlsbader Quellen absetzen, kohlensaurer Kalk ist, welcher vorher in dem kohlensauren Wasser gelöst war und sich nach dem Entweichen der überschüssigen Kohlensäure aus dem Wasser abgeschieden hat. Zur Zeit, in welcher Lavoisier auftrat, herrschten in dieser Beziehung noch sehr unklare Vorstellungen. Wasser in einem verschlossenen Glasgefäße, dem sogenannten Pelikan, anhaltend erhitzt, setzte Erde ab, dies schien zu beweisen, daß Erde sich aus Wasser zu bilden vermöge. Wie entscheidet Lavoisier die Frage? Er bestimmt auf einer genauen Wage das Gewicht des Pelikans, er bringt Wasser hinein und wägt abermals, um das Gewicht dieses Wassers zu ermitteln. Darauf erwärmt er den verschlossenen Apparat über 100 Tage lang. Nach dieser Zeit findet sich das Gewicht des Apparates mit dem Wasser unverändert wie beim Beginn des Versuchs. Das Wasser aber hat sich getrübt und Erde abgesetzt, dieselbe Erde, welche den Bergkrystall, den Quarz bildet und zur Bereitung des Glases dient. Der entleerte Pelikan wird wieder gewogen, er wiegt weniger als vor dem Versuche, seine Innenfläche ist angegriffen und matt geworden. Das Wasser aber mit der darin aufgeschlämmten Erde wiegt mehr, als das beim Beginn des Versuches in dem Pelikan gebrachte reine Wasser, gerade so viel mehr, als der Pelikan an Gewicht verloren hat. Hieraus schließt Lavoisier, daß das Wasser nicht in Erde umgewandelt wird und daß die scheinbare Bildung von Erde einfach davon herrührt, daß Wasser bei anhaltender Erwärmung das Glas anzieht, und einen Bestandtheil desselben abscheidet, während ein anderer sich auflöst. — Es gibt nichts Einfacheres, aber auch nichts Ueberzeugenderes, als diese Beweisführung!

Lavoisier beherrscht schon in dieser seiner ersten Arbeit vollständig seine neue Methode. Eine fruchtbare neue Methode der Forschung ist für ihren Erfinder wie ein ihm zugewachsenes *neues Organ der Erkenntniß*. Vielfältige genaue Untersuchungen führten Lavoisier zu der Ueberzeugung, daß in der Natur kein Entstehen aus Nichts, kein Vergehen zu Nichts existirt.

Alle chemische Wirkung, so erkannte er richtig, ist nur Umwandlung gegebenen Stoffes, welcher in allen Wandlungen unveränderlich sein *Gewicht* bewahrt! Was aus irgend einer chemischen Wirkung hervorgeht, das kann nie *mehr* oder *weniger* wiegen als die Stoffe, welche in die Wirkung eingingen. Wenn diese Gleichheit der Gewichte sich nicht zeigt, so kann der Grund nur darin liegen, daß wir entweder nicht im Stande sind, alles zu sammeln, was sich bei dem chemischen Vorgange gebildet hat oder daß wir die Mitwirkung irgend eines fremden Stoffes nicht mit in Rechnung gezogen haben. Nachdem die Wage das eine oder das andere festgestellt hat, gilt es durch fernere Versuche nachzuweisen: *wohin* der Verlust oder *woher* der Ueberschuß gekommen. Von diesen Ueberzeugungen durchdrungen, beginnt Lavoisier seine Arbeiten über die Vorgänge beim Verbrennen der Körper.

Nach Stahl sollen die brennbaren Körper einen Stoff, das Phlogiston, enthalten, welchen sie beim Verbrennen verlieren. Lavoisier findet aber, daß die Körper beim Verbrennen nicht leichter, sondern *schwerer* werden und schließt daraus, daß beim Verbrennen nichts aus ihnen entweichen kann. Das Phlogiston existirt von nun an für Lavoisier nicht mehr.

Wenn die Körper beim Verbrennen *schwerer* werden, so sagt sich Lavoisier, müssen sie dabei etwas aufnehmen, was ihr Gewicht vermehrt. Was ist dies? Im luftleeren Raume kann kein Körper brennen, Bedingung für das Brennen ist die Anwesenheit von Luft. Aus der Luft also nehmen sie etwas auf. Wird eine gewogene Menge Zinn in einer eingeschlossenen Luftmenge erhitzt, so verschwindet $^1/_5$ vom Volumen der Luft. Das Zinn wird zu weißer Zinnasche und diese wiegt mehr, als das angewendete Zinn weg. So viel aber als das Zinn, indem es verbrannte, schwerer wurde, um so viel ist die Luft, worin es erhitzt wurde, leichter geworden.

Nach Lavoisier besteht also das Verbrennen darin, daß der brennbare Körper sich mit dem Sauerstoffe der Luft chemisch verbindet, wobei in den meisten Fällen Licht und Wärme sich entwickelt. Dieselbe Luftart, welche das Feuer nährt, welche den Schwefel, den Phosphor, die Kohle beim Verbrennen derselben zu Säuren verwandelt, dieselbe Luft, sie unterhält auch das *thierische Leben*, sie verwandelt beim Athmen das venöse Blut in arterielles. Indem sie sich aber im Organismus in Kohlensäure verwandelt und als solche ausgeathmet wird, entwickelt sie durch ihre Vereinigung mit dem Kohlenstoffe die *Wärme des Thieres*.

Seine Beweise für diese Sätze, welche den Kern seiner Verbrennungslehre bilden, sind so schlagend, daß man erwarten könnte, diese Lehre habe sofort die allgemeinste Anerkennung gefunden. Dies war aber keineswegs der Fall.

Lavoisier ließ sich nicht auf eine directe Bekämpfung der Lehre vom Phlogiston ein. Das bestimmte Ziel seiner Arbeiten über die Verbrennung war, die *Begründung einer Theorie des Verbrennungsprocesses auf Thatsachen*, auf Thatsachen, die er durch Maß und Gewichtsbestimmungen unumstößlich festzustellen suchte. 1772 *begann* er diese Arbeiten, aber noch 1783, also nach 11 Jahren, als diese Theorie in ihren Grundzügen vollständig und in der größten Klarheit entwickelt der Welt vorlag, stand er mit seiner Lehre *allein* unter den Chemikern seiner Zeit; sie waren sämmtlich noch unbekehrte Anhänger des Phlogiston! Nur *ein*

Mann, aber ein Mann der tausende aufwog, theilte Lavoisiers Ueberzeugungen, es war *Laplace*!

Erst die Jahre nach 1785, nach der Entdeckung, daß das Wasser ein zusammengesetzter Körper sei und daß es aus seinen Bestandtheilen erzeugt werden könne, entschieden den Sieg der neuen Lehre. Im Jahre 1787 trug Fourcroy, damals der berühmteste Lehrer der Chemie in Paris, Lavoisiers System zum ersten Male, in seinen Vorlesungen, neben der alten Lehre vor und erklärte sich nach Vergleichung beider für *Lavoisier*.

Wenn wir fragen, wie es denn gekommen sei, daß dieser Sieg so spät erst erfolgte, daß die einleuchtendste Wahrheit so spät erst Eingang bei Lavoisiers Zeitgenossen fand, so gelangen wir zu einem Resultate, das sehr geeignet ist, uns vor Ueberschätzung unseres geistigen Vermögens zu bewahren!

Prüfen wir die Einwände, welche die berühmtesten Chemiker Frankreichs, Deutschlands, Schwedens gegen Lavoisiers Lehre vorbrachten und die Gründe, durch welche sie das Phlogiston aufrecht zu erhalten suchten, so finden wir dieselben *so* schwach, daß sie uns geradezu unbegreiflich sind. Die Gewöhnung an die *Vorstellung* vom Phlogiston ersetzte bei den Anhängern desselben vollständig die Stelle eines Beweises für die *Existenz* eines Phlogiston und machte sie unfähig, die Beweise Lavoisiers für die *Nichtexistenz* desselben zu verstehen.

Den trefflichen Männern, welche, im alten Gleise fortschreitend, die Wissenschaft mit bedeutenden Resultaten bereicherten, fehlte durchaus das Verständniß für den strengen Gedankengang Lavoisiers; die Beweiskraft der Angaben der Wage leuchtete ihnen nicht ein und somit existirten seine Beweise für sie nicht!

Wir sind sehr geneigt, über solche Beschränktheit zu lächeln, aber vergessen wir nicht, daß die seit jener Zeit gar sehr veränderte Anschauung der Dinge auf jeden von uns ihre Einwirkung geübt hat, daß mit der Schulbildung unserer Zeit mehr oder weniger von der Methode der exacten Wissenschaften, uns *unbewußt*, in uns übergegangen ist. Nur *sehr wenig* von dem, was wir unser geistiges Eigenthum nennen, haben wir *selbst* gefunden, das meiste haben wir *gelernt*! Nur einzelnen bevorzugten Geistern möchte es gegeben sein, wenn ihnen die Beweiskraft der Angaben der Wage nicht gelehrt worden wäre, sie durch eigenes Denken zu finden.

Es hat zu allen Zeiten solche bevorzugte Geister gegeben, aber immer waren sie selten. Um desto interessanter ist es zu wissen, daß schon zwei Jahrhunderte vor Lavoisier eine Frau — allerdings eine seltene Frau — Lavoisiers Princip besser verstand, als seine Zeitgenossen; es war die Königin Elisabeth von England!

Walter Raleigh hatte den Tabak aus Virginien nach England gebracht und zeigte am Hofe der Königin den Gebrauch desselben zum Rauchen. In der Unterhaltung darüber wurde die Frage aufgeworfen, ob der Rauch Gewicht habe. Raleigh versicherte, der Rauch sei ein Körper und besitze Gewicht. Dies wurde bezweifelt. Er bot nun eine Wette, daß er genau das Gewicht des Rauches angeben könne, der sich aus einer gewissen Menge Tabak entwickele. Sie ward angenommen. Am bestimmten Tage brachte Raleigh eine kleine Wage mit, wog Tabak ab, stopfte damit eine Pfeife und rauchte sie aus. Darauf klopfte er die zurückgebliebene Asche in die eine Schale seiner Wage und bestimmte ihr Gewicht. Sie wog weniger als der Tabak. Raleigh zog ihr Gewicht von dem des Tabaks ab und erklärte, die Differenz sei das Gewicht des Rauches. Das wollte aber den Herren und Damen des Hofes durchaus nicht einleuchten, nur die Königin schwieg einige Augenblicke und entschied endlich den Streit mit den Worten: „Sir Walter hat recht!“

Nachdem ich das Grundprincip entwickelt habe, von welchem aus durch Lavoisier das ganze Gebäude der Chemie umgestaltet und sicher begründet wurde, will ich jetzt *Lavoisier selbst* in einer kurzen Schilderung seiner Lebensverhältnisse und seiner großartigen, vielseitigen Wirksamkeit vorführen.

Antoine Laurent Lavoisier wurde geboren zu Paris den 16. Aug. 1743 als der einzige Sohn sehr vermögender Eltern. Schon in früher Jugend machte er auf dem Collége Mazarin die glänzendsten Fortschritte und zeigte einen glühenden Eifer für die Wissenschaften. Der Vater stellte ihm die Wahl seines Berufes ganz frei. Er studirte Mathematik und Naturwissenschaften, darunter auch Chemie, doch zunächst nicht ausschließlich, vielmehr fesselten ihn in der ersten Zeit vorzugsweise Physik und Geognosie.

Von der Art, wie er als Jüngling schon wissenschaftliche Aufgaben angriff, davon ein Beispiel, welches die Energie seines Charakters im glänzendsten Lichte erscheinen läßt, jene Kraft des Willens, ohne welche selbst die glänzendste Begabung nicht im Stande ist, Großes in den Wissenschaften zu leisten. Die Pariser Akademie hatte einen außerordentlichen Preis ausgeschrieben in Bezug auf die beste Methode der Straßenbeleuchtung, besonders der Stadt Paris. Der 23jährige Lavoisier beschloß, sich um den Preis zu bewerben.

Bei den Untersuchungen, die er zu dem Zwecke anstellte, kam es darauf an, die verschiedenen Lichtstärken von Flammen u. s. w. genau zu beurtheilen. Um nun seine Augen recht empfindlich für diese Unterschiede zu machen, schloß er sich in ein völlig verfinstertes schwarzes Zimmer ein und führte hier seine Versuche aus. In diesem verweilte er, wie glaubhaft erzählt wird, ohne Unterbrechung sechs Wochen lang.

Er hatte die Freude, daß ihm der Preis von 2000 Francs zuerkannt wurde, aber er ließ denselben unter drei seiner Mitbewerber vertheilen, als Ersatz für die aufgewendeten Kosten. Er selbst erhielt dafür vom Könige eine für ihn geprägte goldene Medaille. 1768 wurde er, 25 Jahr alt, mit besonderer Rücksicht auf diese Arbeit zum Mitgliede der Pariser Akademie gewählt, die ein so junges Mitglied bis dahin noch nicht gehabt hatte! Von nun an fesselte ihn fast ausschließlich die *Chemie* mit den verwandten Zweigen der *Physik*.

Der Reichthum, welcher so vielen ein Hinderniß ist, in den Wissenschaften Bedeutendes zu leisten, war für Lavoisier nur Mittel zu seinen wissenschaftlichen Zwecken. Die Theilnahme an Gesellschaften, die Zerstreuungen, zu welchen seine Familienverhältnisse ihm so oft Veranlassung gaben, hatten wenig Reiz für ihn. Dagegen strebte er nach Unabhängigkeit und nach einer Stellung, die ihn in Bezug auf Beschaffung kostbarer Hilfsmittel für seine Studien von jeder Beschränkung frei machte. So bewarb er sich 1771, während er schon mit den schwierigsten chemischen Problemen beschäftigt war, zugleich um die sehr einträgliche Stelle eines der Generalpächter von Frankreich und erhielt dieselbe. Zugleich verheirathete er sich mit der Tochter des Generalpächters Paulze und gelangte somit in überaus glänzende Verhältnisse.

Der Salon seiner geistvollen Gattin gehörte später zu den Mittelpunkten des geistigen Lebens von Paris. *Sie* hat nach seinem Tode die Werke ihres Gatten herausgegeben.

Die Doppelstellung Lavoisiers als Gelehrter einerseits, als Finanz- und Verwaltungsmann andrerseits, ist seiner Zeit vielfach bekrittelt worden. Die Gelehrten konnten ihm den Generalpächter und was damit zusammenhing nur schwer, vielleicht *nie* ganz verzeihen! „Wie schade,“ sagte man, wenn er eben eine seiner Entdeckungen der Akademie mitgetheilt hatte, „wie schade, daß der junge Mann Generalpächter geworden ist; er würde viel mehr leisten können!“ Die Finanzleute dagegen sahen in dem gelehrten Chemiker anfangs eine Art von Eindringling in ihre Kreise, bis sie erkannten, daß er als Geschäftsmann nicht minder bedeutend sei, wie als Gelehrter. Die Folge war, daß sie ihm bald die unbedingteste Hochachtung widmeten und er den größten Einfluß auf den Kreis seiner Amtsgenossen gewann.

Umfassende Verbesserungen in der Vertheilung der Steuern gingen von ihm aus. Sie waren gegründet auf genaue statistische Ermittelungen. Der Auszug einer großen Arbeit Lavoisiers über die Resultate dieser Ermittelungen erschien 1791, auf Staatskosten gedruckt, u. d. T.: Traité sur la richesse territoriale de la France. Die Abschaffung eines inhumanen, den Juden in den Städten von Lothringen auferlegten Zolles war sein Werk. Seine Stellung als Generalpächter gab ihm insbesondere vielfache Gelegenheit, seine wissenschaftlichen Kenntnisse auf *technische* Gegenstände anzuwenden. So wurde er 1776 von der Regierung an die Spitze der Salpeterregie und der Pulverfabrikation des Staates gestellt. Das damalige Verfahren der Salpetergewinnung in Frankreich, im höchsten Grade belästigend für die Grundbesitzer, wurde von ihm umgestaltet, eine das Eigenthum schonende Methode eingeführt und damit zugleich die Production auf das Fünffache gesteigert. Hierdurch wurde Frankreich unabhängig von England, durch dessen Vermittelung allein es den ostindischen Salpeter erhalten konnte. Die Fabrikation des Schießpulvers verbesserte Lavoisier so sehr, daß die Tragkraft des französischen Pulvers die aller anderen Nationen übertraf. Nach seinem Tode änderte sich dies, und Frankreich wurde von England überflügelt.

Alles dies war natürlich nur in Folge davon möglich, daß der Chef der Verwaltung zugleich der Mann der Wissenschaft war, daß Lavoisier die Einsichten des Geschäftsmannes und des großen Chemikers in sich vereinigte. Fast in alle Commissionen, welche das Zusammenwirken wissenschaftlicher Kenntnisse und praktischer Fähigkeiten forderten, wurde er gewählt, so namentlich auch 1790 in die so rühmlich bekannte Commission für Maße und Gewichte, an deren Arbeiten er den thätigsten Antheil nahm.

Lavoisiers geschäftliche Thätigkeit war von solchem Umfange, daß es scheint, als ob er mit der Masse der zu bewältigenden Arbeiten seine Zeit und seine Kräfte zu vervielfältigen vermocht hätte. 1787 wurde er in die Provincialversammlung von Orleans gewählt und 1788 als Administrator der Discontocasse angestellt.

In dieselbe Zeit, in welcher er ganz von seinen Geschäften in Anspruch genommen schien, fallen nicht weniger als 40 Abhandlungen in den Schriften der Pariser Akademie, in welchen er seine neue Theorie der Chemie begründet. In dieselbe Zeit fallen endlich seine Arbeiten über die Wärme und diejenigen über die Respiration des Menschen und der Thiere.

Zu den Bedingungen so großartiger Thätigkeit gehörte ein Grundzug in Lavoisiers Charakter, es war seine Ordnungsliebe und die daraus hervorgehende Zeiteintheilung. In allem, womit er sich beschäftigte, herrschte die strengste Ordnung. Er führte Buch und Rechnung über die Ausgaben für sein Laboratorium mit der Genauigkeit des Finanzmannes. Wir wissen daher aus seinen Büchern, daß er bis über 10,000 Francs jährlich auf seine chemischen Arbeiten verwandte.

Die Morgenstunden und die Abende widmete Lavoisier ausschließlich der Chemie, die Mitte des Tages gehörte den Geschäften. Die Sonntage waren ganz der Chemie und den wissenschaftlichen Freunden bestimmt. Er empfieng sie in seinem Laboratorium. Hier kamen oft die ersten geistigen Größen von Paris zusammen und es fanden Verhandlungen über die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände statt, die nicht selten durch Aeußerungen des ruhig, ja scheinbar theilnahmlos zuhörenden Gelehrten in einer Weise entschieden wurden, daß alle ihm zustimmten.

Dies alles ist wohl genug, um Lavoisier zu bewundern, aber auch lieben werden wir ihn lernen.

Paris hatte zu seinen Zeiten ein Cloakensystem, welches im höchsten Grade unvollkommen war. Die gasförmigen Fäulnißproducte, welche aus dem stagnirenden Inhalte der Canäle unter den Straßen sich entwickelten, tödteten häufig die Arbeiter, welche die Reinigung zu besorgen hatten, theils durch Erstickung, theils durch die Entzündung brennbarer Gase, wodurch Explosionen wie die der schlagenden Wetter in den Kohlengruben entstanden.

Lavoisier, der Generalpächter und Millionär, der auf dem höchsten Gipfel des Ruhmes stehende Gelehrte, dem jede Stunde kostbar war, entschloß sich, einer der widerwärtigsten und gefährlichsten Arbeiten sich hinzugeben, die je ein Chemiker unternommen hat. Er stieg selbst hinab in das grauenvolle unterirdische Paris jener Tage — das jetzt vollständig durch bewunderswürdige neue Anlagen ersetzt ist — um den Herd der Unglücksfälle, den Inhalt der Canäle und die tödtlichen Gase, welche ihm entströmten, genau kennen zu lernen. Diese Arbeit dauerte mehrere Monate, während welchen Lavoisier, da die Untersuchungen oft an Ort und Stelle ausgeführt werden mußten, sehr viele Zeit in den Cloaken selbst zubrachte.

Dieses, gewiß nicht hoch genug anzuschlagende Opfer brachte er aber ganz allein in der Hoffnung, das Loos einiger seiner Mitmenschen zu erleichtern, vielleicht das arme Leben derselben zu verlängern durch Beseitigung der ihnen drohenden Gefahren!

Eine der herrlichsten Revolutionen im Reiche der Wissenschaft war durch Lavoisier vollendet worden.

Unterdessen aber waren die Wolken der politischen Revolution über Frankreich heraufgezogen, die seinem gesegneten Wirken ein furchtbares Ende bereiten sollte.

Lavoisier kannte die Gefahr, welche, als die Schreckensherrschaft zu wüthen begann, die Folge seiner Stellung und seines Reichthums sein mußte, aber er kannte nicht die ganze Größe derselben. Kurz vor seinem Tode sagte er zu Lalande: „Man wird mir mein Vermögen nehmen, aber ich werde arbeiten und als Pharmaceut mich ernähren!"

Im Bewußtsein dessen, was er für sein Volk gethan, und wohl auch auf seine Freunde in der Nationalversammlung rechnend, arbeitete Lavoisier ruhig an einer Ausgabe seiner Werke, als am 2. Mai 1794 ein Mitglied der Nationalversammlung, ein früherer Commis bei seinem Schwiegervater, eine Anklage gegen die 28 Generalpächter vorlegte; unter ihnen war Lavoisier! Bald darauf wurde in der Versammlung ein Bericht über die Anklage gelesen, Fouquier-Thinville, das blutdürstige Ungeheuer, verwandelte sie in eine Anklage beim Revolutionstribunal, und eine solche Anklage war bekanntlich gleich mit dem Todesurtheil!

Lavoisier wurde von einem Freunde während kurzer Zeit auf dem Secretariat der Akademie der Wissenschaften, damals noch im Louvre, verborgen; als er aber erfuhr, daß die übrigen Generalpächter, darunter sein Schwiegervater, ergriffen seien, da verließ er sein Versteck und stellte sich freiwillig dem Tribunal, um das Schicksal seiner Amtsgenossen zu theilen. Am 6. Mai wurde, unter den nichtigsten Vorwänden, das Urtheil über die Angeklagten gesprochen und am 8. Mai 1794 fiel Lavoisiers edles Haupt unter dem Beil der Guillotine. Mit ihm starben die sämmtlichen Generalpächter, unmittelbar vor ihm sein Schwiegervater. Als ob man sich gescheut hätte, den Namen Lavoisiers auszusprechen, wurden die Verurtheilten nicht bei ihren Namen genannt, sondern mit Nummern bezeichnet. Lavoisier hieß der Generalpächter Nr. 5!

Der Tod Lavoisiers ist als einer der schwärzesten Flecken der französischen Revolution, als eine Schmach des französischen Volkes von Franzosen selbst bezeichnet worden. Aber dieses, theils im Blutrausche rasende, theils von den Ereignissen betäubte Volk kannte wohl kaum seinen Wohlthäter, sondern nur den Generalpächter, den es für einen seiner Bedrücker hielt. Dagegen muß man fragen: was thaten die Collegen aus der Akademie, die Freunde Lavoisiers zu seiner Rettung? Die Antwort darauf ist eine sehr betrübende! Keine der wissenschaftlichen Größen Frankreichs, welche zum Theil Mitglieder der Nationalversammlung waren, hat das Geringste zu seiner Rettung gethan!

Freilich mochte der Versuch nicht ungefährlich erscheinen, der Blutgier des abscheulichen Tribunals eines seiner Opfer zu entreißen. Desto mehr Ehre gebührt den Männern, welche trotzdem muthig den Versuch wagten!

Der eine von ihnen war Dr. Hallé.

Kaum hatte er erfahren, daß Lavoisier verhaftet sei, als er einen Bericht über seine Arbeiten entwarf und darin die Dienste hervorhob, welche er Frankreich geleistet. Diesen Bericht las er in einer Versammlung, sodann ließ er ihn drucken und vertheilen. Vergebens!

Der zweite Ehrenmann, welcher für ihn auftrat, war Loysel, bekannt und geschätzt als Verfasser eines Werkes über Glasbereitung. Auch seine Bemühungen waren vergebens, mußten es sein ohne die Unterstützung seiner einflußreichen Wissenschaftsgenossen in der Nationalversammlung. Der Bescheid, welchen der Präsident des Tribunals auf die Verwendungen für Lavoisier ertheilte, hieß:

„Wir brauchen keine Gelehrten mehr!"

In einem Bilde, einem Familienporträt, glücklicherweise von der Meisterhand Davids gemalt, ist uns die äußere Erscheinung Lavoisiers erhalten. Es stellt ihn in der Blüte des Mannesalters dar mit edlen, regelmäßigen, weichen Zügen und großen leuchtenden Augen. Dieses Bild ziert als kostbarste Reliquie den Sitzungssaal der Pariser Akademie.

Lavoisiers lebendiges Denkmal ist die heutige Chemie, welche mächtig sich entwickelt hat und ferner sich entwickeln wird in der Richtung, welche er ihr gegeben. Wie er selbst bei seinen wissenschaftlichen Forschungen immer zugleich arbeitete für das Leben, für das Wohl der Menschen, so wirkt auch die Wissenschaft, welche ihm so viel verdankt, nach dem gleichen Ziele. Jede ihrer Entdeckungen greift, früher oder später, direct oder indirect, in das Leben ein. Während sie nach der wissenschaftlichen Wahrheit sucht, verbreitet sie zugleich nach allen Seiten Segen und wirkt, Hand in Hand mit ihren Schwestern, nach dem erhabenen Ziele aller Wissenschaft, die Zustände der Menschen zu verbessern und unser Geschlecht allmählich zu immer höheren Stufen der Gesittung zu heben. Dies aber wirkt die Wissenschaft, indem sie die Menschheit ausrüstet zum Kampfe gegen ihre schlimmsten Feinde, gegen die leibliche Noth, wie gegen das geistige Elend und mehr und mehr zum Siege über sie!

General Prim.

Der Matador von Spanien.

Nach persönlichen Erlebnissen und eigener Anschauung geschildert von L—g.*)

Wegen der jüngsten Begebenheiten in Spanien wird über Land und Leute dort, besonders über die Urheber des letzten Aufstandes, soviel durcheinander gefabelt, daß es dem Laien schwer werden muß, sich aus dem Labyrinth der verschiedenen Ansichten und Beurtheilungen herauszuwinden. Soviel aber steht fest, das Drama hat ausgespielt, die Tragödie wird bald folgen.

Schreiber dieser Zeilen, der während seines zehnjährigen Aufenthaltes in dem herrlichen Spanien Gelegenheit genug gehabt hat, Land und Leute kennen zu lernen, hat zur Genüge beobachtet, wie stets das raschpulsirende Blut der Spanier wenig Nahrung bedarf, um aufzulodern. Der sonst so ruhige, ernste, gravitätisch daher schreitende Spanier entpuppt sich förmlich und wirft, einmal aufgeregt, die Maske von sich. In seiner Aufregung benimmt er sich wie ein von der Tarantel Gestochener und streift jegliche Rücksicht von sich.

*) Wir machen unsere Leser auf diesen Beitrag eines Mannes, welcher Jahrelang in der alten spanischen Garde als Officier gedient und später der Carlistischen Armee angehört hat, um so mehr aufmerksam, als es die erste competente Stimme ist, die sich aus wirklicher Sachkenntniß über den leitenden Mann des spanischen Aufstandes in deutschen Blättern hören läßt. Wir können demnächst weitere Beiträge aus derselben Feder in Aussicht stellen.

Digitized by Google

Wie bei uns hier im Norden der Branntwein das größte Unheil anrichtet, ist es beim Spanier der Rausch des leidenschaftlich aufgeregten Blutes. Dieser Rausch treibt oft den Caballero ganz und gar aus ihm heraus. Der leidenschaftlich aufgeregte Spanier kann gemein, ja brutal sein. Aufgeregt kann er Dinge begehen, vor denen im ruhigen Zustande sein angeborener Stolz zurückschrecken würde. Der siebenjährige Kampf zwischen Carlisten und Christinos liefert reichliches Material zu dieser Behauptung.

Die augenblicklichen Machthaber Spaniens, die es unternommen haben, die Geschicke dieses Volkes in ihre Hände zu nehmen, treiben ein gewagtes Spiel. Wie sie angefangen, wissen wir bereits, wie sie aber enden werden, wollen wir der Zukunft überlassen.

Der hervorragendste unter diesen Machthabern ist unstreitig **Prim**. Ueber ihn will ich den Lesern dieser Blätter einiges hier mittheilen.

Mit Prim und Ortega habe ich im Winter 1850 und 1851 zu Madrid in einem Hause gewohnt und viel Gelegenheit gehabt, das Treiben dieser beiden unzertrennlichen Freunde zu beobachten. Ortega ist bereits seit Jahren als Opfer seiner Ausschreitungen gefallen, er wurde als Verräther erschossen. Prim glänzt augenblicklich als größter Stern am politischen Himmel Spaniens. Wie lange er aber daran glänzen wird, bleibt dahingestellt. Denke ich jetzt an Prim, so muß ich unwillkürlich an Cola di Rienzi, an Masanillo denken. Beide fielen dem Volke als Sühne.

Vor neun Jahren, als bei Gelegenheit des Krieges zwischen Spanien und Marokko der Name Prim mehr wie früher in die Oeffentlichkeit drang, wurde in den Blättern über diesen Mann viel gefabelt. Es wurde sogar behauptet, Prim sei ein Deutscher. Dem ist aber nicht so. Prim ist ein Catalonier von echtem Schrot und Korn, wie dies auch sein Name bezeugt, der aus dem lateinischen Worte „primus" hergeleitet ist. Prim oder Lo Prim heißt auf catalonisch der Vorderste, der Erste. Die Stadt Reus in Catalonien, wovon Prim den Grafentitel führt, ist sein Geburtsort; seine Eltern waren dort begütert.

Prim, der nunmehr die 50 Jahre überschritten, war beim Ausbruch des carlistischen Bürgerkrieges Student. Bei der Empörung gegen Espartero, die dessen Sturz herbeiführte, wird der Name Prim zum ersten Male erwähnt. Er führte damals ein Corps von Freiwilligen, schlug bei seiner Vaterstadt die Anhänger Esparteros und wurde dafür von der dankbaren Königin Christine zum General befördert und zum Grafen von Reus erhoben.

Nach dieser Begebenheit führte er mehrere Jahre kein militärisches Commando, weil er sich gleich nach Beendigung des Esparteroschen Aufstandes mit Narvaez entzweite. Als Deputirter seiner Vaterstadt zu den Cortes war er stets der hartnäckigste Gegner des Ministeriums Narvaez, ja forderte diesen seinen militärischen Vorgesetzten mehrere Mal zum Zweikampf, der jedoch nie stattgefunden hat. In den Cortes war er immer bis zu seiner Verbannung Führer der Opposition und entschiedener Gegner der Minister. Er war aber klug genug, der Königin Isabel stets zu schmeicheln; er nannte sie großherzig, edel und wollte weder mit ihr, noch mit seinen progressistischen Wählern brechen.

Prim ist zwar wissenschaftlich gebildet, steht aber in der Bildung weit unter einem Secondelieutenant. Bodenlos ehrgeizig, ist er doch mit ganzer Seele Soldat. Tapfer und ausdauernd, verbindet er dabei viel Scharfblick, ohne mehr als ein gewöhnlicher Handegen zu sein; höhere strategische Kenntnisse gehen ihm gänzlich ab. Er ist auch zu unstät, zu aufbrausend, ein Raufbold, ein Rabulist im strengsten Sinne des Wortes.

Sein militärisches Auftreten erinnert an Don Quixote. Die Soldaten lieben ihn, weil er stets väterlich für sie sorgt. Als ich ihn in Madrid kennen lernte, führte er ein sehr ungebundenes Leben, er durchschwärmte die Nächte und suchte beim Spiel Zerstreuung; die Mädchen und jungen Frauen flohen seine Nähe. In Madrid hieß er damals nicht anders als Don Juan II. Seitdem er geheirathet, wird er in dieser Beziehung wohl ruhiger geworden sein und sich die tollen Hörner abgestoßen haben. Krieg ist Prims Element; wo es auswärts Raufereien, in Spanien Pronunciamentos gab, da war er stets der Erste auf dem Platz.

Prim ist hager, von etwas mehr als mittler Größe und gelblicher Gesichtsfarbe, das Schönste an ihm ist sein feuriges Auge. Ob ich den geistigen Prim richtig beurtheilt, getreu photographirt habe, das wird die nächste Zukunft lehren.

Am Familientische.

Fleischindustrie in Australien.

Die Schafherden Australiens haben sich so außerordentlich vermehrt, daß sie am 31. Dezember 1867 bereits die Höhe von 32 Millionen Stück erreichten, wovon 10 Millionen auf Victoria, 4 Millionen auf Südaustralien u. s. w. fallen. Da nun aber die Bevölkerung von ganz Australien, mit Ausschluß der Eingebornen, gegenwärtig erst 1,680,000 Seelen beträgt, so begreift man leicht, daß das zu Markt gebrachte Vieh außer Verhältniß zum Consum stehen muß. Die Herdenbesitzer, Squatters, können keinen Absatz für ihr Vieh finden oder müssen wenigstens dasselbe zu einem sehr niedrigen Preise losschlagen, wie man daraus ersehen kann, daß in Melbourne, Adelaide u. s. w. das Pfund Hammelfleisch nur 1 bis 2 Pence (10 bis 20 Pfennige) und Rindfleisch 2 Pence kostet. Um nun einen etwas höheren Erlös zu erzielen, hat man in letzter Zeit zwei neue Wege eingeschlagen: den des Conservirens des Fleisches, (meat preserving) für den Export nach Europa und den des Einsiedens (boiling down), um das Fett zu gewinnen.

Das Conserviren geschieht bekanntlich auf verschiedene Weise. Mr. S. S. Ritchie, welcher in diesem Fache große Erfahrungen gesammelt und unter dessen Leitung die mit bedeutendem Erfolge arbeitende und sehr ausgedehnte Meat Preserving Company in Melbourne steht, hat aber jüngst eine verbesserte Methode eingeführt, bei der das Fleisch auch nicht die geringste Einbuße an seinem natürlichen Geschmacke u. s. w. erleidet. Die Operation dabei ist im allgemeinen folgende.

Nachdem das Fleisch von seinen Knochen — im Gegensatze zu der englischen Methode, welche dieselben darin läßt — völlig befreit, wird es in Blechbüchsen, meist von der Größe, daß sie vier bis zwölf Pfund fassen, gepackt, und die nöthige Quantität Wasser mit den gewöhnlichen Condimenten hinzugefügt. Das Gefäß selbst wird nun bis zur Mitte in siedendes Wasser gestellt, und ist das Fleisch nahezu gar gekocht, so wird der Deckel, welcher oben eine kleine Oeffnung enthält, damit der Dampf auch fernerhin entweichen kann, darauf festgelöthet. Man setzt alsdann das Kochen wieder fort, bis der Garpunkt erreicht ist, füllt die Büchse mit Fleischbrühe, völlig auf und verschließt endlich das erwähnte Dampfventil im Deckel. Damit ist der Vorgang zu Ende.

Was die Kosten der Bereitung, so wie der Versendung nach England anlangt, so stellen sich dieselben auf reichlich 3 Pence oder ca $2^3/_4$ Sgr. pro Pfund, und da das in Australien conservirte Fleisch sich in London leicht zu 6 Pence (5 Sgr.) verkauft, so wird ein genügender Gewinn erzielt. Es läßt sich wohl denken, daß ein sehr bedeutendes Geschäft in diesem Artikel auch mit den abfahrenden Schiffscapitänen unterhalten wird. Als die Fregatte Galatea, auf der bekanntlich Prinz Alfred die australischen Colonien besuchte, am 6. April dieses Jahres nach Europa zurückkehrte, kaufte sie fast den ganzen großen Vorrath der Melbourner M. P. Company an sich. Diese Gesellschaft ist aber bisher nicht im Stande gewesen, sich ihren vollen Bedarf an Blech in den Colonien zu verschaffen, und erwartet jetzt bedeutende Sendungen dieses Materials aus England. Erwähnt sei hier noch, daß ein reicher südaustralischer Squatter, Mr. Hughes, sich augenblicklich eine Quantität Blech aus London schicken läßt, welche hinreicht, um darin auf seinen eigenen Stationen 20,000 Schafe zu conserviren und dann nach England zu exportiren.

Fettsiedereien oder Boiling Down Etablishments gibt es gegenwärtig ebenfalls fast überall in den verschiedenen Colonien Australiens. Die nachfolgende Beschreibung ist vorzugsweise der in Port Augusta in Südaustralien bestehenden Anstalt, welche ein Mr. van Hemert leitet, entnommen.

Es arbeiteten daselbst im Februar dieses Jahres drei Sieder (boilers), während zwei andere sich der Vollendung näherten, und waren im Stande, in 24 Stunden das Fett aus 800 bis 1000 Schafen zu ziehen. Jeder Sieder besteht aus einem aufrecht stehenden Cylinder von 11 Fuß Höhe und 8 Fuß im Durchmesser — groß genug, um 200 Schafe zu fassen. Dagegen hat in einer andern Anstalt, auf der Station Colbinabbin in Victoria, das Siedgefäß eine nach oben sich verengende, kegelförmige Gestalt, faßt 300 Hammel oder 400 Mutterschafe und verarbeitet in 48 Stunden deren resp. 1000 bis 1200.

Der Vorgang ist dabei folgender. Nachdem man den Thieren das Fell abgezogen und sie gereinigt, werden dieselben in 3 oder 4 Stücke zerhauen, ein Mann steigt dann durch eine obere Oeffnung in den Cylinder hinein und reibt die ihm gereichten Fleischstücke möglichst dicht an einander. Bei den nach oben sich verengenden Kufen findet eine solche Zurechtlegung nicht weiter Statt, da der durch die Form des Gefäßes erhöhte Druck schon hinreichend niederpreßt. Ist die Füllung geschehen, so wird das Ganze auf ungefähr fünf Stunden siedenden Dämpfen ausgesetzt, welche aus einer mit bis zu 10 Pferdekraft arbeitenden Dampfmaschine eingelassen werden. Das Fett, welches so klar ist, wie Oel, läßt man dann aus Zapfen, die in der Höhe von etwa 4 Fuß angebracht sind, in hölzerne Kühlfässer (coolers) laufen, welche bis gegen 500 Gallonen fassen und in denen es, der Reinigung wegen, mit einem Wasserguß ausgewaschen wird. Die Brühe dagegen läßt man aus einer unten am Bottich sich befindenden Oeffnung in ein großes Reservoir fließen.

Wenn das Fleisch und die Knochen aus dem Sieder herausgeholt werden, nehmen sie nur noch ungefähr ein Sechstel ihres vorigen Volumens ein.

Ersteres ist zu lauter kurzen Fäserchen geworden und letztere sind so weich, daß man sie mit größter Leichtigkeit zwischen den Fingern zerreiben kann. Selbst die starken Schenkelknochen haben ihre frühere Stärke völlig verloren, sehen wie Kalk aus und sind so trocken, als hätten sie niemals Mark enthalten. Diese Ueberreste fallen den Schweinen zur Beute.

Eine Anzahl Küfer sind fortwährend beschäftigt, Fässer anzufertigen, in die das Fett aus den großen Kühlbottichen gefüllt wird, um dann hauptsächlich nach den Seehäfen, wie Melbourne, Sydney und Adelaide, transportirt zu werden.

Schafe erster Qualität, 60 bis 65 Pfund schwer, lieferten 33 Pfund und die von 50 bis 60 Pfd. Gewicht, 30 Pfd. Talg, wogegen solche, welche nur 30 bis 40 Pfd. wogen, nicht mehr als 15 bis 20 Pfd. Talg abgaben. Dasselbe, frei nach den Häfen geliefert, wird in Australien gegenwärtig mit £ 30 pro Tonne, d. i. 2000 Pfund, bezahlt, was genau 3 Sgr. pro Pfund ergibt.

Der Preis, welchen die Inhaber solcher Fettsiedereien den Squatters für das Einsieden berechnen, beträgt 1 Sh. oder 10 Sgr. pro Schaf.

Ein Correspondent schreibt am 20. April dieses Jahres von Robetown an Gnichen Bay in Südaustralien:

„In dem hiesigen Boiling Down Etablishment wurden bisher 50,000 Schafe verarbeitet und mehrere tausend sind noch angemeldet, welche jetzt daran kommen. Die Besitzer der Anstalt haben sich erboten, von nun an die Kosten für jedes Schaf über tausend hinaus, auf 10 Pence oder 8⅓ Sgr. zu reduciren." *)

Ein alter Colonist Südaustraliens.

Stimme eines Vegetarianers.

Ein Hauptvortheil des Vegetarianers vor den Fleischessern ist, daß er nie heißspornig, nie leidenschaftlich erregt werden kann. Das böse Blut kennt er nicht, er, der nur blutlose Nahrung zu sich nimmt. Darum hat auch der Artikel der Ritter vom Gemüse im Familientisch von Nr. 1. dieses Jahrgangs mein vegetarianisches Blut nicht in Wallung versetzt, so mächtig auch der darin beabsichtigte Hieb mich mittreffen sollte. Ich kann noch mit ganz andern Thatsachen aufwarten, als der dünn gekleidete Vegetarianer, welcher sich in dem kalten, fensterzerschlagenen Postwagen bei kaltem Trunk in eben demselben Grade warm und wohlig fühlte, als sich der dicht vermummte Fleischesser beim dampfenden, immerwährenden Grog vor zähneklapperndem Frost nicht retten konnte. Ich habe — was der vegetarianische College im Postwagen jedenfalls noch nicht gethan — das Feuer in der Küche längst gelöscht, und bin somit der wahren Glückseligkeit schon um einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Diese glänzendste Periode in meinem Leben, die der kalten Pflanzenkost nämlich, muß ich Ihnen wenigstens in den ersten Stadien schildern, damit Sie sehen, welche Macht in dem Vegetarianismus verborgen liegt. Meine Frau sträubte sich am meisten gegen das Verbannen des Feuers aus der Küche. Sie hatte nach Frauenart die Küche lieb gewonnen; sie machte sich gern und oft darin zu schaffen. Diese Zeit ging natürlich der Nadel und der Nähmaschine verloren. Es war im Hochsommer; wir hatten grade den längsten Tag und die bedeutendste Wärme, als ich den Küchenherd nebst den andern Oefen des Hauses dem Schmied für ein schönes Stück Geld und unter der Bedingung verkaufte, um das Haus so schnell wie möglich von den eisernen Gästen zu befreien. Ich rechnete meiner Frau, damit sie den Kummer über die Oede in ihrer Küche nicht nachschleppe, nun sofort vor, wie viele Erd-, Him-, Johannes- und Stachelbeersenker, und wie viel herrliche und edle Obstbaumsprößlinge um das Geld für das nutzlose, eiserne Heizgezeuge erstanden werden könnten. Sie lächelte, schmunzelte und war für den neuen Fortschritt unumstößlich gewonnen. Das Stubenmädchen, welches allmählich zur natürlichen Lebensweise — anfangs durch ein einmaliges Beefsteak wöchentlich — herangeschult worden, und längst eine kerngesunde, rothwangige Vegetarianerin ist, mußte auch in der neuen feuerlosen Periode unseres häuslichen Lebens uns erhalten bleiben. Ihretwegen hatte ich hauptsächlich den Hochsommer, wo Obst-, Gemüse- und Beerengarten in voller Ueppigkeit und die Kornfelder mit tief gesenkten Aehren dastanden, zum Beginn der neuen Aera gewählt. Ihr wurde immer das Beste an süßer Frucht gereicht, und so ging sie mit uns unter vollen Segeln in das neue Fahrwasser. Wir leben nun seit jener Zeit buchstäblich von Wasser, Brot, Garten- und Feldfrucht, und sind so gesund, wie ein Fisch im Wasser. Unsere Kinder finden sich oft gar nicht zur Mittagszeit ein, denn überall, so weit das Gras wächst, und ein Baum seine belaubten — wenn auch oft fruchtlosen — Zweige streckt, ist für sie der Tisch gedeckt. Die Kartoffeln, diese Scrophelmacher unserer Zeit, sind durch eine größere Fülle von Rüben, Rettigen und Wurzeln aller Art ersetzt worden. Und so geschah es, daß wir dem ersten heranziehenden Winter, der bei uns vergebens die Ofenhitze suchte, mit demselben Wohlbehagen entgegensahen, wie die fleischverzehrenden Fröstler dem sonnigen Lenz. Nichts, was vom Thiere stammt, ausgenommen der kitzliche Punkt, das Leder, ist noch bei uns zu finden. Ich habe sogar meinen Federhalter von Stachelschweinborste mit einem — ich hätte fast geschrieben Gänsekiel — mit einem hölzernen vertauscht. Die Seide, welche nach einem alten Sprichwort auch bei den Fleischessern das Feuer in der Küche löscht, die Wolle, welche in dem Grade, wie sich die Schaafe verweichlichen, auch die Menschen verzärtelt, ist durch die Baumwolle verdrängt worden. Wir haben weder Regen- noch Sonnenschirm, da wir die Witterung in allen ihren Phasen liebgewonnen, und fiele es nicht zu sehr auf, so ginge ich baarfuß und ohne Hut. Ja, wir sind stolz auf den Titel der Ritter vom Gemüse. So wie unser Magen schon längst unser einziger Kochtopf ist, so möge von jetzt ab auch unser Wappen ein voller Obstkorb inmitten des goldigen Feldes eines Aehrenkranzes sein, und unser Schloß ein vom reichsten Segen gekrönter Aepfelbaum, wie es Uhland im Wirthe Wundermild bereits unvergleichlich besungen.

*) Etwas ganz Neues und mit den australischen Boiling Down Etablishments von Osten her Concurrirendes ist der Massentransport frischen Fleisches in Eiswaggons. Das in Eis verpackte Fleisch kann auf diese neue Transportweise auf den fernsten westlichen Prairien bis zu am atlantischen Ostküste gebracht werden, ohne an Güte einzubüßen oder in einen übeln Geruch zu kommen. Diese Eiswaggons, welche bereits auf der Hudson-River Bahn in Anwendung, bestehen aus drei Abtheilungen. Das äußere Fach ist mit einem schlechten Wärmeleiter ausgefüllt, das mittlere bildet eine stillstehende Luftschicht und das dritte innere enthält das Eis. Daß die fabelhafteste Tropenglut diese drei Abtheilungen nicht zu durchdringen vermag und daß dadurch frisches Fleisch auf tausende von Meilen transportfähig, ist eine neue Errungenschaft.

Zwei abenteuerliche Fischdiebe.

Es war während der Abenddämmerung. Ich stand, jedem Späherauge verborgen, am Waldsaume hinter einer bemoosten Tanne, und sah nach dem Weiher hinüber, der wie ein träumendes Auge inmitten des dunklen Waldkranzes lag, als sich vom jenseitigen Hange ein nächtlicher Abenteurer heranbewegte, den ich jeder andern Uebelthat, nur nicht der des Fischdiebstahls fähig hielt. Schon manchem einsamen Wanderer, dessen Herz der Heimat entgegenschlug, hat er die Freude am frischen, sonnigen Leben vergällt, indem er urplötzlich und geisterhaft seinen Weg kreuzte. Heute steckte er, wahrscheinlich um sich unkenntlich zu machen, in einer dichten Vermummung, in einem rostfleckigen, lockern, dunklen Nachtgewande. Dabei hatte er eine herzförmige Larve vorgelegt, die mit der Spitze fast bis auf die Brustmitte reichte. Aus dieser Larve aber sah das Auge wie Wetterleuchten, und um das Licht nach Belieben abzudämpfen, konnte noch ein Vorhang darüber gezogen werden. Er mußte irgendwo einen Diebsgenossen im Versteck liegen haben, denn er ließ einen schauerlichen Nachtruf hören. Es antwortete aber nur das Echo des Waldes und das Echo von der Ruine drüben, darin er über Tag gelegen, weil er wegen zahlreicher Verbrechen das Sonnenlicht und die Oeffentlichkeit fürchtete. Ich hätte gern Hilfe herbeigerufen, aber ich stand selbst wie an den Boden gebannt. Das leiseste Geräusch, das ich machte, hätte auch den Unheimlichen verscheucht, und ich wollte doch sehen, was er vorhatte. Ein feineres Gehör hatte selbst der Wilde im Urwalde nicht, als der Dunkle da drüben, der nur aus Auge, Ohr und Rumpf zusammengesetzt schien. Selbst unter der dichtesten Vermummung verrieth ihm ein Ton, ein Laut sein Schlachtopfer. Da peitschte einer der Bewohner des Weihers das Wasser. Blinkend spritzten die Tropfen empor. Die Thurmeule, denn das war der Abenteurer, schwebte einen Augenblick wie ein Schatten über dem Wasser, dann schoß sie hernieder, schlug die Krallen in ihr Schlachtopfer und trieb mit diesem auf dem Spiegel des Weihers dahin. Jetzt schlug ich mich, wüthend darüber, daß ich statt der Flinte nur eine ohnmächtige Fischreuse in der Hand hatte, durch Busch und Wald nach dem nahen Gutshofe, riß dem Verwalter das Gewehr von der Wand, daß er sich darob entsetzte, und eilte wieder nach der Stelle, wo der freche Mord begangen. Ich umkreiste den Weiher, spähte geschärften Auges über die Wasserfläche, doch der Fittich der Nacht hatte sich schon zu tief herabgesenkt, ich vermochte nichts zu entdecken, was noch das Vorhandensein des Mörders mit seinem Opfer auf dem Schauplatz der That andeutete. Da hörte ich bei der Heimkehr den mark- und beindurchdringenden Ruf des Nachträubers über den Baumwipfeln. Ihn schützte die Dunkelheit vor der Verfolgung, und er konnte ungestraft seine finstern Pfade weiter wandeln, bis ihn die Rache ereilte.

Den zweiten abenteuerlichen Fischdieb, dem ich ebenfalls jedes andere, nur nicht das Sichbefassen mit den Wasserbewohnern zutraute, lernte ich weit, weit von jenem heimatlichen Weiher in der Fremde kennen. Er steht auf einer weit höheren Geschlechts- und Bildungsstufe, als der Vogel der Nacht, gehört mit einem Worte zum Raubzeug majorum gentium. Für diejenigen, welche ihn in gebändigtem Zustande kennen gelernt, ist er das Urbild der Plumpheit. Wer aber ein Tête à Tête daheim in seinem freien Revier mit ihm gehabt, kann seine Gewandtheit nicht genug bewundern. Er vereint, so weit Europas Grenzen reichen, am meisten Kraft und Geschmeidigkeit in einer Person. Er vermag mit einem Hiebe einen mäßigen Ochsen niederzuhauen und so schnell durch das dichteste Dorngestrüpp zu laufen, wie ein Hase durch ein Kleefeld. Wenn sich im Frühling die Seefische, um ihren Laich abzusetzen, in die Flüsse und Bäche drängen, macht sich der braune Bär, der sich im zahmen Zustande an einem durch die Nase gezogenen, wüthend schmerzenden Ring regieren, und zu einem jämmerlich plumpen Tanz bei eintönigem Trommelschall und dummen Affengrimassen bewegen läßt, in ungebundener Freiheit, ohne Netz und Angel auf den Weg, um einen Fischfang mit der Tatze auszuführen. Er traut sich nicht zu viel zu, darum wählt er auch die Stelle, wo der Bach am engsten ist, und die zu Berg ziehenden Fische den geringsten Spielraum haben. Wenn er sich dann mit möglichster Seitendeckung so gesetzt hat, daß sein Schatten nicht ins Wasser fällt, ist er der vollendete Kautschukmann. Man könnte ihn, von hinten gesehen, für einen unförmigen Haarklumpen, für einen antediluvianischen Fußsack halten, den jemand hier in winterlicher Einöde verloren, und den der Frühling aufgethaut, wenn nicht der nächste Augenblick eines bessern belehrte. Flink wie ein Pfeil schnellt er vor, haut ins Wasser bis auf den Grund und zieht den betäubten Getroffenen mit einem zweiten Griff an das Ufer. Wie weit der freie Bär mit der Tatze in das Wasser hinaureicht und dabei auch noch wuchtig trifft, vermögen auch jene genau zu berechnen, die dem gefangenen Petz noch nichts Besseres gethan, als daß sie ihm im zoologischen Garten ein Stück Brot mitten ins Bassin warfen, und das er, ohne ins Wasser zu steigen, sich zu Gemüthe zog.

Einen dritten abenteuerlichen Fischdieb, der würdig wäre, jenen beiden angereiht zu werden, kenne ich nicht; es müßte denn jener Jahr aus Jahr ein an derselben Stelle angelnde Engländer sein, der schließlich von der ganzen Umgegend für einen modernden Baumstumpf gehalten wurde.

Der magnetische Nordpol.

England hatte ihn anfangs als den wichtigsten Entdeckungstag dieses Jahrhunderts — so weit es bereits vorgerückt — angekreidet, den Tag nämlich, an welchem Capitän Roß den magnetischen Nordpol entdeckte, oder mit

andern Worten, den Tag, an welchem Roß auf Boothia Felix, dem am weitesten nach Norden vorgerückten Lande Amerikas, den Punkt gefunden, auf welchem seine Inclinationsnadel, eine Nadel, welche nicht horizontal, sondern vertikal spielt, mit der Spitze senkrecht auf den Erdboden zeigte. Das war nun aber nicht das Wichtigste. Dieser Punkt sollte auch zugleich derjenige sein, auf welchen sämmtliche Magnetnadeln der Welt zeigten, denn erst hiedurch konnte er eine höhere wissenschaftliche Bedeutung erlangen. Es war jetzt nur noch nöthig, durch die magnetischen Pole — in entgegengesetzter Richtung vom Nordpol mußte ja auch der Südpol liegen — Meridiane zu legen; diese gaben dann die Richtungslinien für sämmtliche Nadeln der Welt an, und der Winkel zwischen dem magnetischen und astronomischen Nordpolmeridian war die allgemein gültige Abweichung oder Declination. So war es im Feuereifer gebucht worden, und die Schifffahrt sollte jetzt in ein einfacheres Stadium treten, darin jeder nach dem einfachsten System segeln und mit Leichtigkeit eine an einer beliebigen Stelle im Meere versenkte Platte wiederfinden konnte. In der That aber hatte man eine wichtige Wahrheit — wenn auch nur auf kurze Zeit — übersehen, die Wahrheit nämlich, daß die magnetische Erdmasse höchst ungleich vertheilt ist. Bei dieser ungleichen Vertheilung nun konnten auch sämmtliche horizontale Magnetnadeln nicht nach dem Punkte zeigen, den Roß entdeckt hatte, ja es war fraglich, ob wirklich zwei Magnetnadeln auf der ganzen Erde diese Richtung inne hielten. Und so ist es nun auch; jede Magnetnadel hat ihren eigenen Meridian, und sie ändert an den verschiedensten Punkten, dahin der Schiffer mit ihr gelangt, ihren Stand. Nur durch die peinlichste Controlle, nur durch ein complicirtes Rechnungssystem kann die jedesmalige Abweichung der Magnetnadel auf einem Schiffe bei längeren Fahrten ermittelt werden. Wenn der Schiffer nicht immer seinen Curswinkel der jedesmaligen Abweichung der Magnetnadel von ihrem Anfangsstand entsprechend änderte, so würde er irgendwohin, nur nicht dahin gelangen, wohin er zu segeln beabsichtigt. Somit hat also der am 1. Mai 1831 unter 70° 5 Minuten nördlicher Breite auf Boothia Felix gefundene magnetische Nordpol eine weit geringere Bedeutung, als man ihm im Augenblick der Entdeckung zumuthete.

Armstrongs Ende auf dem Continent.

Als ich dem Versuchsschießen der Monstregeschütze „Krupp“ und „Armstrong“ beiwohnte, wurde, nicht weit von dem Panzerziel, neben der auf dem Artillerieschießplatz belegenen Grüsonschen Hartgußfabrik eine Küstenbefestigung in Angriff genommen, welcher eben nur noch die undurchdringliche Haut, d. h. die Panzerung fehlte. Diese ist jetzt und zwar nicht in Gestalt von Platten, sondern von Blöcken beendet. Der zuletzt gegossene Fortificationsblock sucht seines Gleichen, was Härte und Schwere im Verbande anbetrifft, weit und breit vergebens. Ein ehernes Meer von 1600 Centnern Schwere wogte glühend und sprühend in drei Kuppelöfen und harrte des Abstichs und der Befreiung, um zu einem unverwundbaren Bollwerk zu erstarren. Der Entfesselung des gefährlichen Elementes wohnten der Kriegs- und Marineminister mit großer Suite bei. Der Guß wurde mit der bis jetzt unerreichten fabelhaften Schnelle von drei Viertelstunden ausgeführt. Wie lange die ungeheure Masse zur Abkühlung bedarf, ehe sie aus der Form gehoben und an ihren Bestimmungsort geschafft werden kann, weiß ich nicht; so viel aber steht fest, daß der Koloß mit hydraulischen beweglichen Krahnen in kürzester Zeit zu seinem etliche hundert Schritt entfernten Platz geschafft werden wird. Krupp hat jetzt die Aufgabe, dieses Monstrum von Gesundheit anzukränkeln. Es ist schade, daß Sir William Armstrong seine Blasrohrkraft gegen diesen modernen Titanen nicht mehr versuchen kann. Armstrong nämlich, der nach dem unglücklichen Versuchsschießen noch ein Dauerschießen mit Friedrich Krupp anstellen sollte, ist nach dem 264. Schusse gesprungen. Krupp dagegen ist nach dem 400. Schusse noch so kerngesund, als wäre er erst gestern unter dem Dampfhammer hervorgegangen. Schade, daß der äußerlich so wohlgestaltete Armstrong, der schweres Geld gekostet, jetzt ins alte Eisen muß. Er war ein ganzer Gentleman, noch mehr, er war ein ganzer „Sir“, aber er wäre auch als Lord nicht für den Continent gefeit gewesen.

Drei seltsame Nadeln.

König Wilhelm oder sein Vorgänger — ich weiß es nicht mehr genau — trat einst in eine berühmte Nadelfabrik — ich glaube in die der Firma H. Witte und Söhne in Iserlohn — um zu sehen, was die Maschine im Verein mit der fein fühlenden Menschenhand zu leisten vermöge. Er betrachtete gerade extrafeine Stahlnadeln, von denen tausend noch nicht zwei Loth wogen, und wunderte sich darüber, wie so winzige Wesen überhaupt mit einem Oehr zu versehen seien. Er sollte aber sehen, daß in dieser Beziehung noch Feineres und Vollkommneres geschafft werden könne. Der Locher nämlich, d. h. der Arbeiter, der die Liliputnadeln zu öhren hatte, bat um ein Haar von des Monarchen Haupt. Es wurde ihm lächelnd und gern gegeben. Darauf legte er es unter die Lochspindel, öhrte es mit spielender Leichtigkeit, versah es mit einem Faden und überreichte die seltsame Nadel dem staunenden König.

Die zweite seltsame Nadel befindet sich in den Händen der Königin Victoria. Sie ist aus einer berühmten Nadelfabrik zu Redditch in England hervorgegangen, und stellt eine Trajanssäule im Kleinen dar. Die weißmarmorne Trajanssäule in Rom ist bekanntlich durch unzählige Bildhauerarbeiten geschmückt, welche die Kriegsthaten Trajans verherrlichen. Auf der winzigen Victorianadel nun sind Scenen aus dem Leben der Königin in getriebener Arbeit und zwar so fein dargestellt, daß eine Loupe zur genaueren Betrachtung der Bildnisse nothwendig. Die Victorianadel kann überdies noch auseinander genommen werden und birgt im Innern noch Nadeln kleineren Kalibers, welche ebenfalls mit getriebener Arbeit bedeckt sind.

Die dritte seltsame Nadel gehört zu den merkwürdigsten Alterthümern Alexandriens und führt den Namen „Nadel der Kleopatra“. Sie stellt einen mit Hieroglyphen bedeckten Obelisken dar, besteht aus einem einzigen, circa sechszig Fuß hohen und an der Grundfläche sieben Fuß im Geviert messenden Block, und ist nichts anderes als die Pompejussäule. Da sie an der Basis schon stark mitgenommen ist, so kann sie bald leicht „über Nacht“ stürzen und das Schicksal ihrer Schwesternadel, des Leuchtthurms Pharus, theilen, dessen wirkliche oder vermeintliche Trümmerreste längst unter dem Sande von Raritätenkrämern zusammengesucht werden. F. B.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Madonnen und Mütter. Von R. K. Zu dem Bilde von R. Beyschlag. — Aus vielen Meeren. IX. Eine Nacht an der Südküste von Java. — Der Schöpfer der heutigen Chemie. Von Prof. Erdmann. — Der Matador von Spanien. Von L—g. Mit General Prims Porträt. — Am Familientische.

Am 24. Oktober wurde ausgegeben und ist seitdem in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Das Buch vom Grafen Bismarck

von

George Hesekiel.

I. Abtheilung mit ca. 40 Illustrationen gr. 8. in farbigem Umschlag.

Preis 1 Thaler.

Die erste Auflage wurde sofort vergriffen, die zweite ist jedoch bereits erschienen.

Die Verlagshandlung Velhagen & Klasing in Bielefeld & Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

. Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 7. November 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 6.**

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Marion trat in das Zimmer. Sie schien bereits das Verschwinden der beiden Officiere bemerkt zu haben.

„Ruhig," flüsterte Rouvigny seinem Freunde zu, „Du mußt Dich für eine größere Sache aufsparen. Die Zeit rückt näher."

„Sie haben keinen Theil an dem Spiel, Herr von Hautefort?" fragte Marion.

„Nein, Mademoiselle," sagte Henri, „seitdem ein so Glücklicher wie Herr von Saint-Preuil, die Karten besetzt hält — muß ich mich von dem Tische dort fern halten."

„Sind Sie unglücklich?" fragte Marion.

„In diesem Augenblicke — ja."

„Ah — das ist ein schlechtes Compliment für mich."

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Fräulein de Lorme. Ihr Anblick, Ihre Schönheit, der Zauber, den Sie um sich her verbreiten, ist es allein, der an diesen Boden fesselt, selbst wenn ein fatales oder unwillkommenes Zusammentreffen stattfindet. Ich werde mich für heute beurlauben."

Marion ließ sich nachlässig in einen der üppig gepolsterten Sessel gleiten, welche den beiden jungen Leuten gegenüberstanden. Sie lehnte ein wenig ihre prächtige Gestalt zurück, ließ den schönen Arm auf dem Sammetkleide ruhen, wodurch er noch effectvoller hervortrat, stützte mit dem andern ihr Haupt und heftete auf Henri einen fragenden, durchdringenden Blick.

„Wollen Sie wirklich heute schon dieses Haus — mich verlassen?" begann sie, ohne eine Bewegung zu machen.

Henri vermochte seine Augen nicht von dem schönen Gesichte abzuwenden, die Blicke Marions wirkten lähmend und bestrickend. Henri erinnerte sich unwillkürlich der Mahnungen seiner Schwester, der Schilderung Marias, welche das Fräulein de Lorme stets für eine dämonische, mit fast zauberischer Gewalt begabte Persönlichkeit hielt. Das war die Wirkung jener schrecklich schönen Augen, jetzt erhob sich der Arm Marions und obwohl sie weit entfernt von Henri saß, obgleich es unmöglich für sie war, den Officier zu erreichen, es schien diesem dennoch, als verlängere sich der Arm, als ergreife die Hand Marions seine Brust und halte mit übernatürlicher Kraft den Fliehenden zurück. Es war Henri, als flüstere ihm eine Stimme zu: „Entweiche, ein gefahrvoller Augenblick naht." Er wollte gehen, wollte Rouvignys Hand fassen, aber da traf ein bittender Blick aus Marions Augen, die nun wieder ihre ganze Gewalt der Sanftmuth ausübten, den Officier und sich vor ihr auf das Knie niederlassend, rief er: „Ich bleibe."

„Das ist schön von Ihnen, mein Freund," sagte Marion, ihn sanft erhebend, „lassen Sie sich neben mir nieder, auch Sie, Rouvigny — so! Nun sollen Sie ein wenig beichten, während dort drinnen die Golddublonen rollen und die Verlierenden sich Vorwürfe machen. Weshalb sind Sie, mein lieber Freund, so erregt gegen Herrn von Saint-Preuil? Hat er wirklich Sie auf dem Felde der weiblichen Eroberungen besiegt?"

„Wo denken Sie hin, Marion!" lächelte Henri bitter, „Ich habe noch nicht einmal gewagt, mit Herrn von Saint-Preuil in die Schranken zu treten, wenn es galt, ein Lächeln von Ihnen zu erhalten."

„Galant und heuchlerisch zugleich," sagte Marion; „als ob ich die einzige wäre, um deren Gunst Sie, meine Herren, ringen. Saint-Preuil ist eben so flatterhaft, als jeder von Euch — ich weiß es. Er ist aber gern in meinem Hause gesehen, weil er eine Berühmtheit des Tages wurde, seitdem der kriegerische Ruhm dieses ausgezeichneten Soldaten so bedeutend stieg. Ich rivalisire gern mit den Rambouillets, der Scudéry und andern, die meine Salons eine Höhle der Circe mit Karten von Godefroi und Ambrosia von Galimafré dem berühmten Traiteur zu nennen belieben. Sollten Sie, mein theurer Henri, aus anderen Gründen über Saint-Preuil Klage zu führen haben? man sagte mir, der brave Capitän habe außer den kleinen Neigungen für meine Wenigkeit, für Saint-Amour und die Villiers noch eine andere, weit ernsthaftere, die — —"

„O! reden Sie nicht weiter," rief Henri heftig emporschreckend. „Ich bitte Sie, Marion. Wenn der berauschende Taumel einer aufregenden Gesellschaft, dazu das Wunderbare Ihres ganzen

Digitized by Google

Wesens uns alle und auch mich anzieht, so weiß ich dennoch, um wie viel weiter davon entfernt als ich der junge, genußsüchtige Mann, die zarten Verhältnisse meiner Familie bleiben müssen. Sie haben sicher von einem Bruche gehört, den Herr von Saint-Preuil mit einer Person herbeiführte, welche meinem Herzen theuer ist — wahren Sie dieses an sich vielleicht unbedeutende Geheimniß und gebieten Sie, daß in diesen Räumen Ihre Freundinnen es nicht zum Gegenstande der Unterhaltung machen."

„Sie sind ziemlich offenherzig, Herr von Hautefort," entgegnete Marion mit blitzenden Augen. „Indessen — der Unmuth eines Bruders hat seine volle Berechtigung. Sollte aber — Sie verzeihen mir diese Bemerkung, auch ich darf offen reden — sollte Herr von Saint-Preuil nicht etwa ebenso gut Ursache gehabt haben, seine Beziehungen zu einer Dame abzubrechen, die sich höchster Gunst rühmen darf?"

Sie blinzelte durch ihre langen Wimpern den Officier lauernd an.

„Fräulein de Lorme — ich weiß, worauf Sie anspielen," rief Henri. „Aber diese Behauptungen, welche auch bis zu Ihnen drangen, sind Lügen. Meine Schwester steht über solchem Verdacht erhaben da."

„Wer darf das sagen, Herr von Hautefort?" entgegnete Marion. „Sie können am Ende nicht alle Welt vor die Klinge fordern, und außerdem machen einige glücklich geführte Degenstöße noch nicht den Leumund todt."

„Sie haben recht — es ist das eine traurige Wahrheit; aber wundert es Sie, daß ich Saint-Preuil nach solchen Ereignissen hasse? er konnte diese Gerüchte am leichtesten entkräften, wenn er seinem Worte treu blieb — wenn er meine Schwester nicht zwang, ihm die Thüre zu weisen."

„Wie ich hörte, soll ich die Ursache gewesen sein," sagte die de Lorme.

Henri schwieg.

„Haben Sie nicht gehört, wann diese Trennung stattfand?" fragte sie weiter.

„Ich habe es von meiner Schwester erfahren, aber ich weiß es nicht mehr genau."

„Und Sie erfuhren es — wann?"

„In der letzten Soirée der Frau von Rambouillet."

„Sie lassen sich dort seltener sehen, wie ich höre."

„Der Gesellschaften gibt es vielerlei in Paris. Man kann nicht überall zugleich sein."

Marion berührte leicht Henris Arm.

„Sie haben sicherlich noch andere Gründe, die Gesellschaften von Paris zu meiden," sagte sie scherzend; „Sie sind ein Freund ländlicher Vergnügungen, der schönen Wälder. Sie lieben die prächtigen Forsten, welche sich auf den Grenzmarken der Isle de France und der Picardie hinziehen, der Aufenthalt in Schloß Anet ist Ihnen theuer geworden — oh! die Töchter der Vendômes sind reizende Mädchen."

Henri von Hautefort lehnte sich betroffen in den Sessel zurück. Es war zum zweiten Male, daß dieser Name unter seltsamen Umständen ihm genannt wurde. Rouvigny war nicht minder erschrocken. Marion verwendete von beiden keinen Blick, die Wirkung ihrer halb scherzhaft hingeworfenen Rede war ihr nicht entgangen, aber Henri bekämpfte schnell genug seine Aufregung. Er antwortete kaltblütig:

„Die Fräulein von Vendôme sind in der That reizende Damen. Aber so viel ich weiß, haben sie bereits gewählt. Man thut unrecht, die Ausflüge, welche ich nach Schloß Anet gemacht habe, einer vollständigen Controle zu unterwerfen. Wenn es Damen in Paris gibt, die eifersüchtig auf meine unbedeutende Person sind," setzte er mit gutgespielter Heiterkeit hinzu, „dann mögen sie sich beruhigen; die Jagden um Schloß Anet sind mir wohl gestattet, nicht aber Bewerbungen um die Damen. Man sollte jedoch discreter sein, wenn Familien von solchem Rufe, wie die Vendômes, in die Tagesgeschichte gezogen werden."

„Mein Himmel!" lachte Marion, „Was sehen Sie schwarz! Es ist gerade so wie vorhin mit dem bewußten Gerüchte über Fräulein von Hautefort. Wer kann den Leuten in Paris die bösen Zungen fesseln? man spricht so mancherlei, wie ich vorhin schon sagte."

„Gewiß," fiel Rouvigny plötzlich ein, der jede Bewegung Marions genau und schweigend beobachtet hatte. „Und Sie, schöne Marion, können ohne Zweifel davon erzählen. Die Leute kritisiren Ihr Haus, die Gesellschaft, welche bei Ihnen verkehrt — selbst Ihre Handlungen. Wenn man meinem Freunde Henri nachsagt, er mache den Vendômes den Hof, so ist das noch nicht so schlimm, als ein Gerücht, welches mir neulich über Sie, schöne Wirthin des Hauses der Rue des Vieux Augustins zu Ohren gekommen ist."

„Und welch ein Gerücht war dies, Herr von Rouvigny?" fragte Marion leichthin.

„Man wollte behaupten, Sie seien eine Spionin des Herrn Cardinals," sagte Rouvigny mit fester Stimme.

Marions Hand griff krampfhaft in das Polster der Armlehne ihres Sessels, die Lippen preßten sich fest auf einander, sie blickte Rouvigny mit einem halb mitleidigen, halb verächtlichen Ausdrucke an.

„Man hat von meiner Geburt an viel Sonderbares über mich verbreitet," sagte sie. „Weshalb sollte man nicht noch weiter gehen? Seit wann stehe ich denn in dem Rufe, mit dem ersten Manne des Königreiches geheime Verbindungen zu unterhalten?"

„Seit der Zeit," sagte Rouvigny, „wo auch Sie Reisen machen, Fräulein de Lorme. Ihre Ausflüge, die Gott weiß wohin gehen, welche das Volk für eine Art von Hexenfahrten — Sie verzeihen mir diesen Ausdruck — hält, werden von Ihren Feinden für Missionsreisen gehalten, die Sie im Auftrage des Cardinals unternehmen."

„Lassen Sie die alberne Menge schwatzen," sagte Marion, die Achsel zuckend.

Jede weitere Unterhaltung wurde durch den Lärm abgeschnitten, der aus dem Spielsaale erschallte. Die ganze daselbst befindliche Gesellschaft gerieth nach Schluß des Spiels in Aufregung und wogte ziemlich tumultuarisch durcheinander. Diese Unruhe war jedoch kein Vorläufer irgend eines Streites, sondern nur die Folge der langen und tiefen Stille, der angestrengten Aufmerksamkeit, mit welcher die Betheiligten und die Zuschauer den Gang des Spiels verfolgt hatten. Der Baron Chaumier hatte seine Haufen von Dublonen und Dukaten, welche er den Gegnern abgewonnen, wider das Glück des Herrn von Saint-Preuil ins Treffen geführt. Anfangs schien sein Stern sehr hell zu glänzen, denn Saint-Preuil verlor drei Karten hintereinander. Da er stets verdoppelte, stand schon auf der vierten Karte ein bedeutender Satz. Chaumier verlor, Cinq-Mars wurde unruhig, der Herzog von Brezé schnitt ein ganz wüthendes Gesicht, während Saint-Preuil unerschütterlich gleichgültig blieb. Das Glück hatte aber von diesem Augenblicke an dem Baron Chaumier den Rücken gewendet, er verlor jede Karte, und mit diesen Verlusten gingen auch die Ansprüche der Herren von Cinq-Mars und Brezé in die Lüfte. Mit einer Art komischer Verzweiflung warf Herr von Chaumier die letzte Hand voll Dublonen auf den Teppich, Cinq-Mars schlug die Karte — der letzte Rest des Geldhaufens war verloren.

„Halten Sie über?" fragte Cinq-Mars.

„Nein," sagte Chaumier lachend, „ich bin gesättigt. Meiner Börse thut das keinen Schaden, wenn ich ein paar tausend solcher Dinger verliere, aber mein Kopf wird wüst und ich verliere zu viel von der angenehmen Gesellschaft."

Cinq-Mars begann zu rechnen und schob Saint-Preuil die Masse des Geldes zu. „Sie verlieren achthundert Dublonen, Herr von Brezé," sagte Cinq-Mars. „So hoch wäre Ihr Antheil gewesen, als der Gewinnst noch auf dem Tische lag."

„Ich habe kein Glück gegen den Herrn von Saint-Preuil," sagte Brezé bitter.

„Im Spiele nicht, Herr Herzog," entgegnete Saint-Preuil. „Vielleicht auf anderen Gebieten. Sie verlieren viel gegen mich."

„Habe ich von Ihnen eine Rechnung über meinen Verlust begehrt, mein Herr?" fuhr Brezé gereizt auf.

„Ich denke auch nicht daran, sie Ihnen zu entwerfen," antwortete Saint-Preuil, „Sie selbst haben behauptet, mir gegenüber unglücklich zu sein, sonst würde ich nicht diese Bemerkung gemacht haben. Uebrigens sollen Sie nicht den Verdruß erleiden, dieses Ihnen einst gehörige Gold in meine Tasche fließen zu sehen. Achthundert Dublonen liegen hier, Saint-Amour, Villiers — meine schönen Kinder, ich bitte, theilt Euch in diesen Gewinnst."

Er schob das Gold der Saint-Amour zu, die einen trillerartigen Ausruf hören ließ und sogleich die Abzählung begann. Die übrigen erhoben sich, laut schallte wieder die Unterhaltung, Saint-

Preuil ließ die Geldstücke in seine weiten Taschen gleiten und wendete sich mit stolzen Grüßen, mit einem höhnischen Lächeln seine Oberlippe verziehend, von dem Tische fort.

„Kann man diesen Stolz ungestraft lassen?" knirschte Brezé.

„Sorge nicht, wir werden ihn stürzen," sagte Meilleraye, der während der ganzen Zeit aus einer Ecke des Saales die Vorgänge beobachtet hatte.

„Meine Herren," flüsterte Desnoyers, „wir müssen uns das nächste Mal vorsehen. Dieser Herr von Saint-Preuil tractirt uns und unsere Freunde noch mit Stockschlägen, wenn das so weiter geht."

„Sie wurden auch schon von ihm beleidigt," sagte Meilleraye; „auf einem Balle der Königin!"

„Kommen Sie nicht auf dergleichen Dinge," zürnte Desnoyers. „Ja — es ist richtig. Fräulein von Hautefort gab mir seinetwegen einen Korb — sie wird es bereut haben, denn das zärtliche Verhältniß, welches sie mit Saint-Preuil unterhielt, ist getrennt durch die Unbeständigkeit des abenteuerlichen Capitäns."

„Ich könnte den stolzen, frechen Patron mit kaltem Blute umbringen," sagte Meilleraye.

„Sagen Sie nichts gegen ihn. Sie sehen ja, daß Ihr hoher Verwandter, der Herr Cardinal selbst, ihn gegen seine Angehörigen in Schutz nimmt, der Cardinal liebt tapfere Leute."

Herr von Desnoyers glaubte sich durch diese Bemerkung hinlänglich für die Bosheit gerächt zu haben, die Herr von Meilleraye vorhin gegen ihn losgelassen hatte, als er den Korb des Fräulein von Hautefort erwähnte.

„Pah!" rief Brezé," lassen wir die paar hundert lumpigen Geldstücke fahren — und gehen wir an das Buffet. Herr Baron von Chaumier, Sie sind ein Unglücksvogel — Sie haben das Mißlingen heraufgezaubert; wenn Sie sich nicht eingebildet hätten, daß ein Spiel gegen Saint-Preuil eine besondere Ehre für Sie sei, hätten wir noch alle einige Dublonen in der Tasche."

„Ich bin — sehr unglücklich, Sie Herr Herzog in dieses Malheur gezogen zu haben — —" stotterte Chaumier. „Aber — —"

„Es ist nur Scherz — kein Wort weiter. Kommen Sie jetzt zu den Damen."

Er führte Chaumier, dessen Kopf vor lauter Befangenheit und Aufregung einer glühenden Eisenkugel gleich sah, an den Trinktisch. Hier bedienten zwei reichgekleidete Pagen die Anwesenden. Gruppen von scherzenden und plaudernden Gästen Mariens, waren hier in lustiger Unterhaltung begriffen, die Gläser kreisten, und das helle Lachen Saint-Amours übertönte die lauten Späße der Gesellschaft.

Von dem Spielsaale aus war Herr von Saint-Preuil in das Nebenzimmer getreten, woselbst Marion mit Hautefort und Rouvigny die so eben geschlossene Unterhaltung gehabt hatte. Der Capitän vermochte in dem Halbdunkel des Zimmers nicht sogleich die beiden Officiere zu erkennen, er begrüßte daher nur Marion mit besonderer Rücksicht, während er Henri flüchtig zunickte.

„Sie scheinen wieder glücklich gewesen zu sein," sagte Marion, ihm die Hand reichend, „Sie sind es ja immer."

„Nicht immer, Marion," erwiderte Saint-Preuil galant, „Dann nicht, wenn ich von Ihnen entfernt bin." Marion ward trotz ihrer Gewandtheit verlegen.

„Sie haben wohl mein Gesicht nicht erkannt, Herr von Saint-Preuil," sagte jetzt plötzlich Henri von Hautefort sich erhebend, „denn sonst, Herr Capitän, würden Sie gewiß tactvoll genug gewesen sein, in Gegenwart des Bruders der edlen Dame von Hautefort jene Phrase nicht auszusprechen."

Saint-Preuil blickte scharf auf den Sprechenden.

„Herr von Hautefort," sagte er; „ja, in der That, ich erkenne Sie jetzt erst. Sie sind gereizt gegen mich — o, freilich ich darf das dem ritterlichen Bruder nicht übel deuten. Die Beleuchtung dieses Zimmers ist sehr mangelhaft — daher sah ich nicht — ah! Herr von Rouvigny." Er grüßte jetzt sehr höflich.

„Herr Capitän — Sie beginnen aufs neue zu reizen," fuhr Henri auf, „das Mitleiden, welches aus Ihrer Entschuldigung herausklingt, ist eine Beleidigung für mich und meine Schwester."

„Herr von Hautefort," rief Saint-Preuil zurücktretend, „bedenken Sie, wo wir uns befinden. Ich stand Ihnen einst näher, als es jetzt leider der Fall ist, deshalb will ich diese Worte nicht gehört haben. Wenn Sie als Edelmann und Soldat mir dem Edelmanne und Soldaten sagen, daß ich Ihnen eine Beleidigung zugefügt habe, dann bleibt mir nur eine Frage: „Welche Waffen bestimmen Sie, Herr von Hautefort, um diese Beleidigung zu rächen?"

„O mein Herr, thun Sie diese Frage — ich bitte darum," rief Henri.

„Gemach — meine Freunde — ich gebiete Ihnen zu schweigen" herrschte Marion, zwischen die Erhitzten tretend; „wollen Sie mein Haus zum Schauplatze eines blutigen Dramas machen? soll ich genöthigt sein, meine Thüren den barmherzigen Brüdern zu öffnen, wenn sie kommen, um die Leiche eines Duellanten aus meinem Saale oder Garten zu tragen?"

„Wir brauchen ja nicht Ihr Haus zum Kampfplatz zu machen." rief Henri.

Der Capitän kreuzte seine Arme über der Brust und, Henri mit leichtem Stirnrunzeln betrachtend, sagte er: „Mein Freund, Sie sind außerordentlich kampflustig. Sie wissen, daß es dem Capitän von Saint-Preuil nicht an Muth fehlt, ich habe genug Beweise davon gegeben; wenn ich zögere, meine Klinge mit der Ihrigen zu kreuzen, so wissen Sie auch, weshalb das geschieht. Sie verdammen mich ungehört — Sie erfuhren nur von Ihrer Schwester, daß ich getrennt von ihr bin, nicht die Gründe — weshalb ich schied — oder sollte Fräulein von Hautefort Ihnen gesagt haben, warum ich sie verließ?"

„Herr von Saint-Preuil, Sie vergessen, daß so zarte Dinge geheim gehalten werden müssen."

„Sie selbst begannen damit, den Schleier des Geheimnisses zu lüften."

„Es ist leider kein Geheimniß mehr, daß Sie meine Schwester verließen."

„Sie irren, Ihre Schwester hat mir die Thür gewiesen."

„Sie mußten auf zartere Weise das Band lösen, wollten Sie frei sein — Sie scheuten sich nicht, im Zorne gegen meine Schwester aufzubrausen, am lichten Tage, nach einer heftigen Scene ihr Haus zu verlassen, um nicht wiederzukehren, Sie wollten sogleich ins Feld ziehen, Sie sind heute noch hier, hier, wo Sie doch den Bruder vermutheten. Ihre Stirn, Herr von Saint-Preuil, ist eben so hart und stählern wie Ihr Harnisch."

„Sie haben zum Theil recht, Herr von Hautefort. Nur war ich nicht zornig, sondern bis in das Tiefste meiner Seele hinein erregt; ich habe den hellen lichten Tag nicht gewählt, um Abschied zu nehmen, sondern in dunkler Nacht verließ ich das Haus Marias von Hautefort."

„Sie schieden von ihr am Vormittage des letzten Montages!"

„Man hat Ihnen eine unrichtige Zeit angegeben. In der Nacht vom Sonntag zum Montag sah ich Ihre Schwester zum letzten Male. Die Nacht des sechsten Mai wird mir ewig unvergeßlich und ewig in schmerzlicher Erinnerung bleiben," sagte Saint-Preuil mit gepreßter Stimme.

Marion wurde aufmerksam. Beide Gegner schienen alles um sich her vergessen zu haben; Marion konnte sicher beobachten und ohne einen Blick von beiden zu verwenden, zog sie sich, rückwärts schreitend hinter den Sessel zurück, von wo aus sie den weiteren Verlauf abwartete.

„Ich nehme dann einen Theil der Beschuldigungen zurück," fuhr Henri fort, „obwohl es Ihnen zukommt, hier zu erklären: was Sie in jener Nacht des sechsten Mai zu meiner Schwester führte. Sie haben vor meinem Freunde Rouvigny und vor Fräulein de Lorme ausgesprochen, daß Sie zu nächtlicher Stunde das Haus meiner Schwester verließen. Ich verlange, daß Sie erklären, was dort geschah. Es wird nichts sein, so hoffe ich zu Gott, worüber Maria zu erröthen hätte."

„Ich schwöre es Ihnen bei der Soldatenehre des Capitäns von Saint-Preuil, daß Ihre Schwester mir stets heilig gewesen ist," rief der Capitän, seine Rechte zum Schwur erhebend, „aber verlangen Sie nicht zu wissen, was in jener Nacht weiter geschah. Forschen Sie nicht danach — selbst nicht bei Ihrer Schwester."

Marions Hals verlängerte sich, ihre Augen bohrten sich an Saint-Preuil fest und ihre Finger bewegten sich leise.

„Sie machen mir keine Furcht, Herr von Saint-Preuil," rief Henri. „Was kann geschehen sein? Maria hat kein Geheimniß vor mir, sie darf ihre Handlungen Jedermann offenbaren."

Henris Gesicht verrieth trotz seines Ausspruchs über Maria einige Unruhe.

„Herr von Hautefort, Sie werden an diese Warnung denken,“ sagte Saint-Preuil, einen Schritt näher zu Henri tretend. „Was jene Nacht mit ihrem Schleier bedeckte, bleibe verhüllt — möge das einzige Opfer des Schweigens . . . mein Glück sein, welches ich bei Maria von Hautefort zu finden hoffte.“

Marion hatte sich ganz in das Dunkel des Zimmers gezogen, dessen Ampel nur ein spärliches, gedämpftes Licht ausbreitete.

„Fast möchte man glauben, daß in der That absonderliche Dinge in jener Nacht bei meiner Schwester, oder doch in Ihrem Beisein vorfielen,“ flüsterte Henri, unsicher werdend.

„Wenn der Capitän von Saint-Preuil es Ihnen sagt — dann dürfen Sie schon glauben, Herr von Hautefort,“ betheuerte der Capitän. „Aber vielleicht,“ fuhr er noch leiser redend fort, „vielleicht bedürfen Sie eines Beweises, und diesen Beweis liefert wohl ein Wort, welches ich Ihnen als Warnung zugleich sagen will.“

Er legte seine Hände auf Henris Schultern, zog ihn mit einem kurzen Rucke an sich und raunte ihm ins Ohr: „Vendôme!“

Henri packte des Capitäns Arm mit kräftigem Griffe, er wankte und stammelte: „Zum dritten Male!“ Fast zu gleicher Zeit ertönte ein Ruf der Ueberraschung aus der Ecke des Zimmers — Marion hatte trotz aller Vorsicht Saint-Preuils den Namen gehört. Das laute Gelächter der Gesellschaft im Speisesaale verhinderte Saint-Preuil und die Officiere, jenen Ausruf zu vernehmen.

„Was Sie damit sagen wollen, weiß ich nicht,“ erwiderte Henri gefaßt.

„Ich glaube es wohl, mein Freund, daß es für Sie das Beste ist, so zu sprechen —“

„Aber wie — wie könnte meine Schwester mit dieser räthselhaften, geheimnißvollen Begebenheit in Verbindung stehen?“ rief Henri, in dessen Gedanken sich die schrecklichsten Vorstellungen kreuzten.

„Hier endet meine ganze Macht. Versuchen Sie nie das Dunkel zu lüften — aber beherzigen Sie die Warnung, und wenn ein Gelöbniß Sie unaufhaltsam dem Verhängniß entgegenführt, dann gedenken Sie meiner. Leben Sie wohl, vielleicht führt Ihr gefährlicher Pfad Sie mir einst wieder entgegen.“

Er verließ hastig das Zimmer.

„Es ist wiederum eine Warnung!“ flüsterte Henri Renvigny zu.

„Sicherlich ist etwas an den Tag gekommen.“

„Ohne Zweifel. Wir dürfen nicht länger zögern. Fort — mit Tagesanbruch müssen wir auf dem Wege nach Chateau-d'Anet sein.“

„Zu Pferde, zu Pferde!“ mahnte Renvigny.

„Wo ist Marion geblieben?“

„Sie hatte das Zimmer schon bei Beginn unseres Gespräches mit Saint-Preuil verlassen.“

Beide suchten die Vorzimmer auf, wo der Schweizer Wache über die Hüte, Mäntel und Mantillen der Gäste hielt.

„Sie wollen auch schon aufbrechen, meine Herren?“ sagte Cinq-Mars, dem ein Diener so eben die mit Seide gefütterte Casaque umhing.

„Ja,“ antwortete Henri kurz.

„Haben Sie verloren?“ fragte Cinq-Mars lachend.

„Ich habe keine Taille gegen Herrn von Saint-Preuil gespielt.“

Alle drei gingen schweigend über den Flur des Hauses.

„Ist das nicht Herr von Saint-Preuil?“ sagte Cinq-Mars.

„Ja! er kommt aus dem Garten.“

Saint-Preuil trat in den Flur. Er hatte seinen Mantel übergeschlagen und seinen Degen mit der linken Hand gefaßt, so daß dessen Gefäß aus dem Mantel hervorragte, um schnell und sicher erfaßt werden zu können.

„Sie haben sich wohl auf nächtliche Abenteuer vorbereitet,“ scherzte Cinq-Mars.

„O nein, Herr Garderobemeister! aber ich habe die Taschen voll Dublonen, die Sie mir zuwendeten, und an Räubern fehlt es in dem guten Paris nicht.“

„An Räubern und an Bravos nicht, letztere ganz nach dem Muster der italienischen Schule. Seitdem der Italiener Mazarini bei dem Herrn Cardinal zu Ansehen gelangt ist, werden die Moden aus dem Süden sehr protegirt.“

Man befand sich bereits auf der Gasse, als Cinq-Mars diese kühnen Worte sprach. Henri und Renvigny stießen einander an.

„Sie sagen das? Sie, ein ehemaliges Schoßkind des Herrn Cardinals?“ sagte Saint-Preuil verwundert, „derselbe junge Mann, den Richelieu in den Dienst des Königs brachte?“

„Der sich aber weigert, im Dienste des Königs und dem des Herrn Cardinals zugleich zu stehen. O — ich weiß sehr wohl, man hält mich für ein Werkzeug der Rothen Eminenz. Aber die Zeit wird kommen, wo ich den Leuten beweisen werde, daß sie sich irrten.“

Ein Cavalier, dem zwei Diener mit Fackeln in den Händen voranschritten, nahte dem Hause Marions.

„Wer da?“ rief der eine Fackelträger, als er die vier Gestalten vor sich sah.

„Ruhige Leute,“ antwortete Cinq-Mars. „Sieh da, Herr Herzog von Meillerahe.“

Der Cavalier lüftete seinen Hut.

„Herr von Cinq-Mars,“ sagte er, „Capitän Saint-Preuil, Herr von Hautefort, Herr von Renvigny?“

Er betrachtete, mißtrauische Blicke werfend, die vier Männer.

„Wie — so spät in der Nacht eine Versammlung auf dunkler Straße?“ fuhr er fort.

„Wir conspiriren,“ lachte Cinq-Mars.

„Wir holen Athem, Herr Herzog.“

„Viele von uns werden ihn brauchen, Herr von Cinq-Mars. Sie zum Beispiel, Herr von Saint-Preuil.“

„Ich habe immer Athem genug, wenn es gegen die Feinde geht.“

„Auch wohl bei dem schönen Geschlechte, um Artigkeiten zu sagen. Sie sind ein gesuchter Gesellschafter. Der Name Saint-Preuil wird allgemein mit großem Lobe genannt.“

„Nicht so wie der Name La Meillerahe,“ entgegnete Saint-Preuil. „Es ist nicht genug an einem Vertreter desselben. Im lustigen Kreise der Marion de Lorme sieht man gern zwei Meillerayes, darum eilen Sie nur, Herr Marschall. Sie werden bei den Saint-Amours, Billiers und so weiter Ihren Herren Sohn finden.“

Der alte Marschall biß sich auf die Lippe. Er wußte, wie arg die Spötter in Paris seine Geckenhaftigkeit, in Folge deren er dem Sohne die Siege in der Galanterie mißgönnte, geißelten.

„Herr von Saint-Preuil,“ sagte er barsch, „Sie werden wohl thun, sich um andere Dinge zu kümmern. Wenn Sie in Ihre Wohnung kommen, finden Sie sicherlich den Befehl vor, der Sie augenblicklich nach Dourlens ruft. Sie gehören von heute ab zu meinem Armeecorps. Ich breche sofort nach dem Artois auf und bin von morgen an Ihr Commandeur, da Ihr Gouvernement Dourlens unter meinen Befehl gestellt ist. Gute Nacht.“

Er ging auf die Hausthür zu. Saint-Preuil lächelte boshaft, einer seiner größten Feinde war sein Vorgesetzter geworden.

„Das ist ein Freund, ein Vetter des Herrn Cardinals,“ rief Cinq-Mars, „hüten Sie sich vor diesem alten Herrn, Capitän. Von mir haben Sie wirklich nichts zu fürchten.“

„So lange dieser hier in gutem Stande ist, sorge ich nicht,“ rief Saint-Preuil, an seinen Degen schlagend. „Hüten Sie sich selbst, Herr von Cinq-Mars. Sie pochen auf des Königs Gunst, aber Ihr Kopf steht nicht so fest als der meine.“

„Einer von unseren beiden Köpfen muß doch zuerst fallen,“ sagte lustig Cinq-Mars, „und wer den anderen überlebt, macht ihm die Grabschrift. Gute Nacht.“

Er eilte die Gasse entlang.

„Leben Sie wohl noch einmal, Herr von Hautefort,“ sagte Saint-Preuil, „Wahren Sie sich, meine Herren! Sie sehen und hören, wie unsicher die Köpfe auf den Schultern sind — auch die Ihren scheinen mir zu wackeln, und vielleicht sitzt mein Haupt nicht fester.“

Seinen Degen fassend verließ er die jungen Leute.

„Was war das alles?“ sagte Henri, „Cinq-Mars — sollte er wirklich ein Feind des Cardinals sein? o — er wäre ein herrlicher Verbündeter.“

In dem Speisesaale Marions fand während all dieser kleinen Vorfälle ein ganz anderes Treiben statt. Die Lustigkeit war entschwunden — sie hatte der Ausgelassenheit Platz gemacht. Die Cavaliere, denen der stolze Saint-Preuil und einige andere Gäste noch im Wege gestanden, ließen ihrem Muthwillen, ihrer Ungebundenheit die Zügel schießen. Der Wein perlte in den Krystallpokalen, die Zungen bewegten sich ohne Zwang und aus den halbheiseren Kehlen schallten Lieder, welche das Glück der Liebe, der Freiheit und

des zügellosen Daseins priesen — es war eine wüste Scene, die Marion, auf der Schwelle des Nebenzimmers stehend, mit leichtem Kopfschütteln betrachtete. Hin und wieder taumelte aus dem Chaos der Trinker, Sänger und Schreier ein mit der Gabe des Bacchus zu reichlich Beladener wankenden Schrittes hervor, gewöhnlich nahte er der schönen Herrin des Hauses, um ihr stammelnd ein Glas zu reichen.

Einer dieser Gäste war der Baron von Chaumier. Die ungewöhnliche Aufregung durch Spiel, Wein, glänzende und ihm ganz neue Unterhaltung erzeugt, hatte den Baron in jenen Zustand versetzt, der die Mitte zwischen Wachen und Träumen hält, in welchem der Geist noch nicht vollständig durch die Dämonen des Weines gefesselt ist, der Körper aber nur noch mühsam gehorcht. Der Baron Chaumier taumelte heran. „Göttin — erhabenes Wesen,“ rief er, das Glas so schwenkend, daß der größte Theil des Weines auf den Boden floß; „gestatte mir, Unvergleichliche, den Dank für diesen genußreichen Abend darzubringen.“

Desnoyers, welcher als Führer des Landjunkers stets in einer gewissen Unruhe schwebte, war bald an der Seite seines Zöglings. Er nahm seinen Arm und versuchte ihn fortzuziehen.

„Desnoyers — Freund, lassen Sie mich — ich bin zu sehr entzückt — lassen Sie mich,“ bat Chaumier mit jenem wehmüthigen Tone, den gutherzige Trinker unwillkürlich anschlagen, wenn der Wein ihnen zu Kopfe steigt.

Marion lächelte mitleidig, aber Desnoyers trat zwischen seinen Freund und die Dame.

„Weisen Sie den Zudringlichen ab,“ sagte er. „Ich schaffe ihn so bald wie möglich fort.“

„Nicht doch so eilig, lieber Desnoyers,“ beruhigte Marion, der ähnliche Scenen in ihrem Hause oft genug vorgekommen waren, „führen Sie den guten Baron ein wenig hier in dieses Zimmer, lassen wir ihn erst zur Besinnung kommen.“

Desnoyers zog den Berauschten in das kleine Gemach, woselbst dieser auf einen Sessel niedergelassen wurde.

„Fräulein de Lorme,“ stöhnte er, „ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, aber die Fülle von Genüssen — —“

„Ei, liebster Baron, Sie sind entschuldigt — beruhigen Sie Ihre erregten Nerven.“

Marion blieb in der Nähe des Barons.

„Verlassen Sie doch die Gesellschaft nicht, Desnoyers,“ bat sie, „Ihr Freund mag sich ausruhen.“

Desnoyers verließ das Zimmer.

„Ah — es ist gut — lassen Sie ihn fort,“ rief der Landjunker. „Ich fühle es, einige Minuten der Ruhe werden meine gestörten Lebensgeister wieder zur Ordnung rufen.“

Marion hatte ein Glas mit Eiswasser ergriffen und reichte es dem Baron, der hastig den kühlen Trunk hinunterschlürfte.

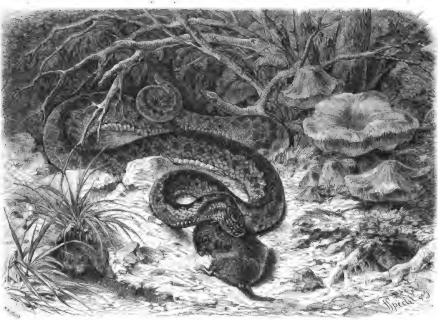
„Wahrhaftig,“ rief er, ein wenig nüchterner, „Sie verbreiten Wonne und Behagen, wo Sie sich auch sehen lassen. Ich habe mir nie denken können, daß Sie so schlimm sein sollten, wie man Sie hie und da schildert.“

„Und wer ist es denn, der mich so abscheulich hinstellt?“ sagte Marion.

„O — keine Klatschereien! Ich hörte das nur so nebenbei.“

„Reden Sie doch, Baron,“ lachte die de Lorme, „es macht mir Spaß. Was schwatzt man denn von mir?“

Chaumier blinzelte mit seinen blöden, vom Weine erhitzten Augen, seine Schläfen pochten heftig und ein seltsamer Ton entrang sich seiner heißen Kehle. „Allerlei — allerlei reden die Leute —



Die Kreuzotter mit ihrer Beute.

Originalzeichnung von F. Specht.

die Esel! Ist es denn wahr, daß der Cardinal Richelieu Sie bis zur Schwärmerei liebt?"

„Albernheiten!"

Marion trat dem Baron näher.

„Ich stehe dem Herrn Cardinal nicht näher oder ferner, als hundert andere Damen von Ruf in Paris es thun."

„Es wäre kein Wunder, Fräulein, wenn es sich so verhielte, wie das Gerücht behauptet. Sie könnten den heiligen Antonius wankend machen."

„Sie sind zu gütig. Wie! ich stünde also in Beziehungen zum Herrn Cardinal?"

„So sagt man."

Er trank wieder einen tüchtigen Schluck Eiswasser.

„Ei — das müssen Sie mir doch erzählen," bat Marion. „Ich bin sehr neugierig, liebster Baron."

„Possen — —"

„Nein, mein Theuerster, bedenken Sie, daß es wichtig genug für mich ist, zu erfahren, wie weit die Unverschämtheit meiner Feinde geht. Der Cardinal ist nicht nur Minister — er ist ein Fürst der Kirche. Es hieße ihn arg verläumden, wollte man ihn in solche Verbindung mit mir zu bringen suchen, in eine Verbindung, die seinem Gelübde — —"

„Ach, darüber ließe sich viel sprechen," lallte Chaumier. „Ich könnte etwas erzählen — —"

Marion rückte dicht an den Sessel des Barons. „Was können Sie erzählen? Der Cardinal — —"

„Ist ein Mensch wie jeder andere. Glauben Sie mir. Er hat seine Schwächen. Er war Cavalier, bevor er den rothen Hut erhielt, und was aus jener Zeit stammt, mag ihm freilich heute nicht willkommen sein, deshalb breitet er den Schleier drüber. Aber wir in der Einsamkeit des Landlebens, wir, die in stillen Herrensitzen wohnen — —"

Er hielt inne, seine brennende Schläfe zu kühlen und fuhr mit dem Tuche über die Stirn.

„Nun, Sie — Sie? was wissen Sie?" drängte ihn Marion.

„Wir erfahren auf dem Lande Dinge — da gibt es Leute, die ganz einsam leben oder sich mühsam von ihrem Acker, einer Mühle oder sonstiger Arbeit nähren. Plötzlich erscheint in dem Hause solcher Leute ein schöner Knabe oder ein noch schöneres Mädchen — die groben Kleider können ihre feine Gestalt nicht verbergen — dergleichen Kinder sind von irgend einer hohen Person in die Kost dorthin gegeben. Sie verstehen mich?"

Marions Gesicht verrieth den Ausdruck höchster Spannung.

„Und ein solches Kind? Nun was soll das in Verbindung mit dem Herrn Cardinal?"

„Hä! hä! ja, das möchten Sie wissen?"

„Es ist unrecht von Ihnen, Baron, solche Andeutungen zu machen. Ich breche das Gespräch ab."

„Ach, jetzt sind Sie böse. Nicht doch. Ich kann es Ihnen wohl sagen. Sie werden zu schweigen wissen, denn es würde dem Herrn Cardinal einige unangenehme Stunden machen, wüßte er, daß es Leute gibt, welche seine Geheimnisse kennen."

Marion legte ihr Haupt fast an den Mund des Barons, der auffallend undeutlich sprach. Der Wein machte seine Zunge schwer, und er sprach in längeren Absätzen.

„Ich bin neben vielen anderen Dingen auch Patronatsherr. In dieser Eigenschaft wurde ich denn eines Tages — oder vielmehr in einer Nacht zu der alten Férard gerufen. — Ach so — Sie wissen nicht, wer die Férard ist. Es war eine alte Hausbesitzerin auf meinem Gute, die sich durch Spinnen ernährte, aber sie konnte viel mehr ausgeben, als ihr die Spinnerei einbrachte — woher kam das? — nun sie hatte ein bildhübsches Mädchen bei sich — eine Enkelin, wie sie sagte — was ihr keiner so recht glauben wollte — —"

„Nun, Sie kamen zu ihr?"

„Ja. Als sie im Sterben lag, ließ sie die Gerichte holen. Der Beichtvater hatte sie schon verlassen. Und der muß ihr wohl einen Rath gegeben haben, denn sie wollte einen gerichtlichen Actus aufnehmen lassen. Es mußte was Wichtiges sein, weil sie mich, den obersten Gerichtsherrn holen ließ. Sie blieb auch mit mir allein im Zimmer und gestand mir — kommen Sie einmal näher, Fräulein."

Er flüsterte Marion etwas in das Ohr. Das Gehörte mußte für dieselbe von größter Wichtigkeit sein, denn Marion schnellte empor, als werde sie durch den Druck einer Feder in die Höhe gehoben.

„Das wußten Sie? rief sie. „Und Sie machten keine Meldung davon?"

„Am folgenden Tag war die Alte todt. Ich fand keine Papiere in ihrem Schranke und — das hübsche Mädchen war verschwunden."

„Wie! wer hatte sie entführt?"

„Ich weiß es nicht. Aber nun kommt es. Hören Sie."

Der Baron athmete schwer, seine Mundwinkel zuckten und die Stimme wurde plötzlich ganz matt.

„Alle Nachforschungen waren vergebens; da plötzlich, nach zwei Jahren erschien das Mädchen wieder — und seltsamerweise auf einem Gute, welches dicht an das meinige stößt. Es ist kein Vierteljahr her, daß ich sie wieder sah. Ich wollte sogleich meine Maßregeln treffen, aber Geschäfte riefen mich nach Paris und ich mußte natürlich sorgfältig schweigen."

„Aber wo — wo ist das Mädchen?"

„Auf dem mir benachbarten Gute."

„Sie haben, wie Sie heute sagten, viele Güter. Welches ist es, in dessen Nähe jenes Mädchen sich befindet?"

Marion blickte während dieser Fragen durch die Thüre, um sich zu versichern, daß niemand lausche. Der Baron antwortete nicht. Als sie ihn wieder anblickte, fuhr sie betroffen zurück. Das Gesicht Chaumiers hatte sich furchtbar verändert, die Augen standen weit offen, der Mund war verzogen, eine bläuliche Farbe lagerte auf Stirn und Schläfe, mühsam und röchelnd athmete er.

„Um des Himmels willen, was ist Ihnen geschehen?" rief Marion.

Der Baron antwortete nicht.

„Hilfe! Hilfe!" kreischte Marion.

Aus dem Nebensaale stürzte alles herbei — die noch lächelnden Gesichter wurden ernst, die Lieder verstummten.

„Dem Baron von Chaumier ist ein Unglück widerfahren," rief Marion. „Wasser! Hilfe!"

Alle liefen besorgt durcheinander.

„Einen Arzt — einen Arzt."

Zwei Diener eilten hinaus. Während ihrer Abwesenheit wurden allerlei Versuche gemacht, Wasserumschläge auf die Stirn gedrückt, Riechflaschen unter des Barons Nase gehalten. Zum Glück fand sich ein Arzt in der Nähe.

„Es ist ein Schlagfluß," sagte der Doctor, der wie ein Gespenst in seiner schwarzen Robe mitten unter diese ausgelassene Gesellschaft trat. „Schnell ein Becken, ich muß eine Ader schlagen."

Die Damen verfärbten sich, sie liefen hinaus. Desnoyers blieb mit einigen Herren und Marion bei dem Kranken. Der Doctor fuhr mit der Lanzette in den entblößten Arm — das Blut kam nur langsam, tropfenweise.

„Lassen Sie schnell eine Sänfte holen," flüsterte der Doctor Marion zu, „wenn Sie nicht eine Leiche in Ihrem Hause haben wollen."

Marion schauderte. Inmitten dieser lustigen, frivolen Genossen erschien der Tod und riß einen derselben hinweg von dem Taumel, ihm mit eiserner Kralle die Kehle zuschnürend, die noch vor kurzem leichtfertige Lieder gejohlt, durch welche der Zecher Ströme feurigen Weines gegossen hatte. Und er schied, ohne ein für Marion wichtiges Bekenntniß zu vollenden. Sie hätte viel darum gegeben, wenn die Lippen des Unglücklichen noch zwei Minuten länger geöffnet geblieben wären.

„Ist keine Rettung, Doctor?" rief sie.

„Möglich ist es — aber ich fürchte, es ist vorbei mit ihm."

„Ich wußte, daß dieser Mann uns Unheil bringen würde, als ich ihn heute sah," sagte Marion zu dem bestürzten Desnoyers.

„Die Sänfte ist bereit," meldete ein Diener.

Unter Leitung des Arztes ward der nur noch leise röchelnde Chaumier in die Sänfte getragen. Langsam, ohne Abschied zu nehmen, folgten die Gäste. Der Saal — das Haus ward öde, selbst die Diener blieben im Flur. Durch die geöffneten Fenster strich der Nachtwind und bewegte die Kerzen, welche nur noch das bunte Gewirr von Gläsern, Stühlen, verstreuten Blumen und sonstigen Ueberbleibseln von Toilettenstücken beleuchteten. Gleich Schatten gingen Marion und ihre Schwester durch den wüsten Raum.

„Es war eine schauerliche Scene," sagte Marion fröstelnd und

ihre Spitzenmantille fester anziehend, vor dem Hauche des hereinströmenden Windes.

„Es ist abscheulich!“ zürnte Charlotte. „Morgen wird ganz Paris von dem Vorfall wissen. Die Rambouillets werden triumphiren!“

Marien achtete nicht auf die Worte.

„Lege mir meinen Pagenanzug zurecht!“ sagte sie. Morgen Abend muß ich eine Wanderung unternehmen. Ich habe viel — sehr viel zu berichten!“

(Fortsetzung folgt.)

Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt.

I. Die Kreuzotter und ihre Beute.

(Zu dem Bilde auf S. 85.)

Wer der Thierwelt näher getreten, der ist noch immer zum Thierfreund geworden. Jedweder hat seine Lieblinge, die er sich aufsucht, hegt und pflegt. Einzelne Thiere gesellen sich auch ungesucht und nicht immer erwünscht zu den Menschen. Schwalbe, Storch und Staar rechnen auf unsern Schutz und finden ihn als Allerweltslieblinge fast überall. Zwischen sie hinein drängt sich keck der lästige Spatz, doch in dem Heiligthum unsrer Häuslichkeit sich anzusiedeln, dazu fehlt ihm die Frechheit der Ratte, die Flüchtigkeit der Maus, die Zudringlichkeit der Spinne. Ratte, Maus und Spinne! Was sind unseren Frauen alle Schrecken der Welt diesem winzigen Trifolium gegenüber! Sprecht nicht davon; mit Ohnmachten, Krämpfen oder mindestens Entrüstung antwortet deren überzart besaitetes Nervensystem und selbst Männer sind mitunter so unmännlich, dieselbe Schwäche zu theilen. Wie häßlich auch ein Thier erscheinen mag, darin kann niemals für einen vernünftigen Menschen irgendwie ein Grund liegen, das Thier zu hassen oder zu fliehen, wenn er es auch nicht lieben, nicht in seiner Gesellschaft haben mag.

Schädigt uns der Geächtete an Eigenthum, Leben oder Gesundheit, so sind wir in unserem Rechte, ihn zu verfolgen und angewiesen, ihn zu meiden. Mit dieser Nothwehr aber einen Abscheu zu verbinden, der nach Umständen neben dem vermeintlichen Uebel ein weit größeres Uebel sein kann, ist jedenfalls lächerlich. Und niemand, der das einsieht, mag sich mit dem Angeborensein seines Widerwillens, oder wie man es gelehrt und gefällig nennt, mit Antipathie oder Idiosynkrasie entschuldigen; es ist und bleibt eines vernünftigen Menschen unwürdig, derlei Schwächen an sich zu wissen, ohne ihre Bekämpfung ernst zu versuchen.

Die Spinne schädigt uns nicht, weder Gesundheit noch Leben. Mag sein, daß ihre luftigen Eckgewebe die Hausordnung stören, und daß sie wie Kieselack sehr unwillkommen allüberall und unauslöschlich ihr Dasein verewigt, mag sein, daß in dem lauernden Wesen des krakelbeinigen Blutsaugers etwas Unheimliches liegt, Ursache zur Furcht aber gibt sie den Menschen nicht.

Etwas anders allerdings liegen die Dinge mit den beiden andern Gästen, mit Ratten und Mäusen. Sie sind uns lästig nicht nur, sie sind uns schädlich, weniger der Gesundheit als unserm Eigenthum. Sie zu verfolgen gebietet die Nothwehr, sie zu hassen ist verzeihlich, Furcht vor ihnen aber ist nicht gerechtfertigt, am wenigsten bei der Maus, die jedenfalls die nervenschwächste Frau an Furchtsamkeit übertrifft und, näher betrachtet, ein zierliches, saubres, drolliges und wirklich gemüthliches Thierchen ist.

Ungleich lästigere Hausgenossen sind jedenfalls die Ratten. Ich selbst nicht und vielleicht niemand als der Einsiedler etwa mag sie lieben, und niemand als der Zellengefangnen wird sein Brot mit solch verrufner Gesellschaft theilen mögen. Dennoch ist auch sie der Erziehung fähig. Von einem Wesen aber, geächtet und gehaßt, bitter verfolgt und maßlos gefürchtet, dürfen wir uns zu nichts Gutem versehen. Und so sind die Ratten als verwegne Hausbanditen gebrandmarkt; vogelfrei, in unsrer Gesellschaft ein für allemal nicht zulässig, ausgenommen etwa die schneeweißen Albinos mit ihren scharlachrothen Augen.

Aber es gibt Thiere, mit denen, mögen sie selbst den Menschen nicht schädigen, nicht einmal belästigen, wir uns schlechterdings nicht befreunden können. Jeder meiner Leser wird errathen, daß ich die Lurche meine, und unter ihnen vor allem die Schlangen. Weder ihr Leib mit seinen schönen Spiralbewegungen, noch dessen Schuppenkleid, welches nicht ganz selten überaus prachtvoll gezeichnet und gemalt ist, kann uns schrecken, noch weniger aber das Zucken ihrer gabligen Zunge; denn jeder von uns weiß, daß die Schlange, wenn sie überhaupt verwundet, ganz einfach mit den Zähnen beißt, niemals aber mit der harmlosen Zunge „stechen“ kann. Dennoch wandelt uns Menschenkinder, ohne Ausnahme fast, ein gelinder Schauer an, wenn neben uns eine Schlange durch das Laub am Boden dahinraschelt; und ganz mit Recht, denn obgleich die Schlangen nicht „widerlich oder ekelhaft,“ auch nicht unbezwingbar sind, am wenigsten die bei uns heimischen Zwerge, so birgt doch ihr verlockend schimmerndes Panzerkleid nicht selten ein verderbliches Gift. In unserem schlangenarmen Deutschland glücklicherweise gibt es nur eine einzige giftige Schlange, die Kreuzotter nämlich, welche unser Künstler belauscht hat, eben wie sie einer Maus den tödtlichen Biß beibringt.

Trotz aller Mühe ist die Kenntniß dieser einzig bei uns zu fürchtenden Schlange immer noch nicht verbreitet genug. Häufig führen Leichtsinn und Unkenntniß zum Unheil. Wie viele sind ihrer Sache so sicher, um nicht bei jedem Rascheln des Laubes oder sowie sie nur eines Thieres ansichtig werden, das vielleicht eine Schlange sein könnte, vor Schrecken die Besinnung zu verlieren und entweder in Todesangst dicht neben dem Peiniger an den Boden festzuwurzeln oder — noch schmählicher — das Hasenpanier zu ergreifen!

So kommen wir nie zum erquickenden, ungetrübten Genusse der Natur; so werden wir ungerecht oder gar grausam gegen unsere Mitgeschöpfe. So wird ausnahmslos alles, was Schlange heißt, sämmtliche Lurche, Blindschleichen, Eidechse, Salamander und Molche, Frösche und Kröten geächtet, als giftig verschrieen und entweder geflohen oder unbarmherzig, wie im Bewußtsein einer Groß- und Wohlthat, gemordet. In solch brutaler Weise der Thierwelt zu begegnen, haben wir kein Recht. Nein, im Gegentheil, weil wir vernünftiger sein wollen, haben wir die unabweisbare Verpflichtung, zu schonen überall da, wo nicht Recht und Pflicht der Selbsterhaltung uns erlaubt und gebietet, von menschlicher Ueberlegenheit Gebrauch zu machen.

Die Kreuzotter also, die einzige einheimische Giftschlange, ja man kann sagen, das einzige giftige Thier überhaupt, darf schlechterdings neben dem Menschen nicht aufkommen. Sie mag überall getödtet werden, wo sie uns begegnet; dadurch wirken wir für unser eigenes, wie für das Heil unserer Mitmenschen. Freilich kennen müssen wir das Thier, sicher kennen, damit wir nicht unschuldige Geschöpfe als Kreuzottern erwürgen und nicht im leichtsinnigen Vertrauen auf oberflächliche Kenntniß da arglos näher treten, wo der Giftwurm tückisch auf der Lauer liegt. Nicht Bilder, nicht Beschreibungen, und wären sie Meisterwerke, reichen dazu aus, selbst unsere Museen sind für solche Zwecke nur ärmliche Nothbehelfe. Einzig und allein beim Studium des lebenden Thieres erreicht unser Blick die nöthige Sicherheit, um ohne kindische Furcht und ohne fahrlässige Zuversicht, ohne Grausamkeit und mit vollem Bewußtsein vorkommenden Falles sich zu entscheiden. Darum sei auch hier keine Beschreibung versucht, ohnedem gibt das Bild deutlich genug — mehr als Worte sagen — alles, was der zeichnende Künstler zu geben vermag. Das Kreuz auf dem Kopf, dem die Schlange ihren Namen verdankt und die Zickzacklinie den Rücken entlang bis zur Schwanzspitze hin fällt wohl am mächtigsten in die Augen. Doch nicht immer finden sich alle Kennzeichen gleich deutlich vor, und nothwendig ist darum, an ganzen Reihen von Kreuzottern seine Studien zu machen und nebenbei durch Vergleichung mit den anderen Schlangen unseres Vaterlandes seinen Blick auf scharfe Unterscheidung einzuschulen. Die Giftwaffen der Kreuzotter, zwei Röhrenzähne, die auf der giftliefernden Drüse niedergesenkt ruhen, richten sich, beweglich, wie sie sind, nur dann auf, wenn es gilt, mittelst jener Röhrenleitung den tödtlichen Inhalt der Giftdrüse in die Wunde des Opfers zu stoßen.

Eben noch scherzte ein niedliches Mäusepaar vor dem Eingang seiner unterirdischen Wohnung, nicht ahnend, daß in nächster Nähe

ein grimmer Feind in Schlangengestalt lauert. Die Thierchen ergehen sich in munteren Spielen, da — zwischen ihre Freude hinein ertönt ein zischender Ruf, und hervor schießt ein Kopf wildtrotzigen Blickes; unser armes Mäuslein fällt der Kreuzotter zur Beute; eben bringt sie ihr das tödtliche Gift bei. Ein Schmerzensschrei des Opfers, und mit seinem Leben ist es vorbei. Die Schlange schickt sich an, das Mäuslein sammt Haut und Haaren mühsam hinabzuwürgen. Der arme verwaiste Gefährte, der sich rechtzeitig in sicheren Versteck geflüchtet, lugt gar trübselig aus seiner Einsiedelei hervor. Sei auf Deiner Hut! Der Feind weiß den Weg bis tief zu Dir hinab zu finden.

Kleineren Thieren bringt der Biß fast augenblicklichen Tod, manche aber, welche so recht eigentlich eine Freude daran finden, gemeinsam mit dem Menschen im Vernichtungskampf gegen die Kreuzotter zu wirken, wie Igel, Bussard und Iltis, scheinen für dieses Schlangengift fast vollständig unempfänglich. Leider können wir Menschen uns dessen nicht auch rühmen. Doch nicht immer ist die Schlange selbst in der Lage, bei jeglichem Biß über so viel Gift als nöthig zu gebieten, ja zeitweilig wird ein vollständiger Mangel vorliegen, wenn nämlich das Thier den in jener Drüse vorhandenen Vorrath bereits verbraucht hat; in solchem Falle nun ist der Biß der Kreuzotter für kräftigere Thiere, wie auch für den Menschen von keiner oder nur höchst unbedeutenden Wirkung. Möglich auch, daß manche von uns weniger empfänglich sind, überhaupt scheinen Temperament und — nicht zu vergessen Phantasie — dabei mitzusprechen. Außerdem glaubt man auch, daß Kreuzotterbisse bei heißer Witterung gefährlicher sind als in kühleren Tagen und daß das Gift der erbosten Schlange verderblicher sei. Alles das ist möglich, aber, wenn selbst nicht ganz unwahrscheinlich, keineswegs erwiesen. Soviel nur ist gewiß, daß nicht alle Schlangen, die beißen, giftig sind, daß nicht jeder Kreuzotterbiß vergiftend wirkt und nicht jeder gleich gefährliche Erscheinungen bedingt.

Nur einige wenige Beispiele ziemlich schnellen Todes oder langen Siechthums liegen vor, und in den weitaus meisten Fällen, selbst, wo wirklicher Kreuzotterbiß nachgewiesen worden, zeigt sich entweder gar keine, oder wenigstens nur unbedeutende leicht zu hebende Einwirkung. Auf solcher Grundlage ist der Werth der verschiedenen uns angepriesenen Mittel zu beurtheilen, ähnlich wie beim Biß des tollen Hundes. Unter zehn vermeintlich tollen Hunden wird man bei genauer Prüfung nur bei einem einzigen wirkliche Tollwuth finden, und von zehn Menschen, welche dieser einzige beißt, kommt nur bei einem einzigen im Durchschnitt die Tollwuth zum Ausbruch und zwar theils darum, weil nicht jeder Biß auch vergiftend ist und wirkt und dann weil dessen Wirkung durch sofortige Anwendung einfacher und vernünftiger Mittel unschädlich gemacht wird. Angenommen nun, daß von jenen zehn Hunden ein jeder zehn Menschen beißt, so liegen hundert Bißwunden vor. Unter solchen Verhältnissen wird das unvernünftigste Verfahren glorreich bestehen. Oder ist das nicht ein gutes Heilmittel, welches in hundert Fällen blos einmal seine Wirkung versagt und neunundneunzig glanzvolle Kuren aufzuweisen vermag? Wie froh wären die Aerzte und wie froh dürften mit ihnen alle Menschen sein, wenn man das unserer gesammten Heilkunst nachrühmen könnte! Schlangengift wie Hundegift wirkt nämlich nur dann gefährlich, wenn es unmittelbar ins Blut gelangt. Im Magen z. B. und auf der bloßen Haut ist es ohne Wirkung. Auf alle Fälle ist Auswaschen und Aussaugen der Wunde oder Zerstörung des Giftes durch Aetzmittel das einzig Vernünftige, was sich thun läßt.

Mancher meiner Leser wird vielleicht halb verwundert, halb vorwurfsvoll fragen, warum denn eigentlich die Kreuzotter vom Schöpfer eine so heimtückische Waffe empfangen. Können wir denn gar nicht anders als menschlich beschränkte Begriffe in die Gottesidee übertragen? Dem Allmächtigen genügte einfach ein: „Es werde!" und es wurde. Und was wir heute zu bekritteln wagen, war ehedem anders und wird in Zukunft wiederum anders sein. Diese naturgemäße Entwickelung, das Wie des Werdens, das ist der Kernpunkt unseres Forschens und damit zerfällt die Frage nach dem Warum in sich selbst.

Franz Schlegel.

Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis.

Von Dr. **Riesenstahl.**

IV. Gefahren der Kinderwelt.*)

Kaum sind die noch völlig unselbstständigen ersten Lebensmonate vorüber, und der junge Weltbürger hat einen leisen Begriff davon erhalten, was er eigentlich mit seinen kleinen Händchen beginnen soll, als er mit ihnen bereits alles, was in ihren Bereich kommt, dem Mündchen zuzuführen versucht, — sowohl um diesem treuen Freunde, vermittelst dessen er bisher allein seine kleinen Freuden genossen hat, womöglich einen neuen Genuß zu bereiten, als auch zugleich, um so durch den einzigen Sinn, den er bisher, aber auch um desto eifriger, ausgebildet hat, den Geschmacksinn, den Werth des neu Errungenen zu prüfen. — Da aber natürlich dem armen Schelme alles das am begehrenswerthesten erscheint, was durch seinen äußeren Glanz den kleinen Augen am meisten imponirt, so beginnen bereits jetzt die ersten, oft recht herben Enttäuschungen an ihn heranzutreten, es beginnt eben das Leben, ihn in seine erste Schule zu nehmen.

Kaum jedoch sind noch einige Monate vorübergeeilt, als bereits die bisherigen einfachen Genüsse den Wünschen des kleinen Herzens nicht mehr völlig zu genügen vermögen; schon raffinirter werdend in seinen Ansprüchen an die Freuden des Lebens, beginnt er jetzt mit dem Versuche, auch einmal das kleine Näschen, oder gar das Ohr an seinen Unterhaltungen theilnehmen zu lassen, indem er nun allerhand ihm dazu passend scheinende Gegenstände, mit oft wirklich großem Geschick, in demselben unterzubringen bestrebt ist.

Während man nun zunächst selbstredend alles das von dem kleinen Nascher fern halten wird, was beim Saugen durch seine chemische Beschaffenheit schon, z. B. durch seine Farbe, giftig oder doch schädlich wirken würde, während man ferner ebenso alles Scharfe und Spitze aus seinem Bereiche entfernen wird, muß man doch dem urtheilslosen Kleinen nicht weniger streng alle die Dinge sorglichst entziehen, welche klein genug sind, um in dem Munde, in der Nase oder in den Ohren Platz finden zu können. Für die letzteren sind es vornehmlich kleine Bohnen, Erbsen, Perlen, kleine Steinchen, welche mit Vorliebe von den Kindern zu diesen Experimenten benutzt werden, während hingegen der Gefahr des Verschlucktwerdens auch größere Gegenstände ausgesetzt sind, so Geldmünzen, kleine Kugeln, Knochenstücke u. s. w.

Ist nun aber demnach das üble Ereigniß eingetreten, und irgend ein Gegenstand, um damit zu beginnen, in den äußeren Gehörgang hineingebracht worden, so verzichte man sofort auf jeden, auch den leisesten Versuch, den eingedrungenen Körper, wenn es auch scheinen sollte, als sei derselbe ohne jede Schwierigkeit zu fassen, hervorzuholen. Diese Versuche drängen fast ohne Ausnahme den Gegenstand nur tiefer in das Ohr hinein. Ja es kann sogar durch ungeschickte Versuche des Laien der Fall eintreten, daß der eingedrungene Körper durch das Trommelfell bis in das mittlere Ohr getrieben wird, woselbst dann der nun sehr schwer noch zu erreichende Gegenstand heftige Entzündung, Taubheit, ja selbst eine Fortsetzung der Entzündung auf das Gehirn hervorrufen kann.

Man sende vielmehr sofort zum Arzte, dem es dann, ist der Gegenstand überhaupt leicht zu erreichen, sehr schnell gelingen wird, denselben mit geübter sicherer Hand und den dazu geeigneten Instrumenten zu Tage zu fördern. Ist jedoch ein Erfassen des Eingedrungenen nicht ohne weiteres ausführbar, so kommen wir dennoch in fast allen Fällen durch ein äußerst einfaches Experiment zum Ziele, indem wir einen warmen Wasserstrahl anhaltend in das Ohr leiten; — das Wasser sammelt sich alsdann zwischen dem Trommelfell und dem eingedrungenen Körper an und schwemmt so denselben ohne jede Beschwerde wieder hinaus. Nur in ganz seltenen Fällen bei tief und sehr fest sitzenden Körpern kommt man auf diese Weise nicht zum Ziele, und muß man alsdann mit besonders dazu construirten Instrumenten dieselben zu entfernen suchen.

*) Die Artikel I—III siehe Jahrgang III. S. 609. Jahrgang IV. S. 45. 585.

Genau in derselben Weise verwerflich ist jeder Versuch der Selbsthilfe, wenn ein fremder Körper in die Nase des Kindes Eingang gefunden hat. Auch hier wird durch die Bemühungen des Laien, welche fast stets ein weiteres Zurückweichen zur Folge haben, die Sache nur verschlimmert; — ja, es kann sogar der Fall eintreten, daß ein sehr kleiner Gegenstand, welcher den Nasengang ohne erheblichen Widerstand zu passiren im Stande ist, wenn er einmal durch ungeschickte Versuche tiefer in denselben zurückgedrängt worden, beim Aufziehen von Luft durch die hintere Nasenöffnung in den Schlund geräth und alsdann, zumal das Kind bei diesen Versuchen stets heftig zu schreien pflegt, während einer der hierdurch entstehenden tiefen Einathmungen in die Luftröhre gerissen wird. Ein entsetzliches Ereigniß, welches, wenn nicht schleunigste Hilfe in der Nähe, den augenblicklichen Tod durch Erstickung zur Folge haben kann.

Am zahlreichsten indessen und ernstesten sind die Gefahren, welche dem Kinde von den Dingen drohen, die unvorsichtiger Weise in den Mund desselben gerathen sind. Werden sie von den Kindern hinuntergeschluckt, so gelangen dieselben zwar vielfach, wenn sie nicht zu groß oder besonders spitzig oder eckig sind, unbelästigt in den Magen und bringen alsdann, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich chemisch indifferent verhalten, nicht häufig mehr in ihrem weiteren Verlaufe durch den Körper gefährliche Zustände zu Wege. Andererseits aber bleiben die dazu geeigneten Gegenstände nicht selten auf ihrer Bahn zum Magen im Schlunde oder in der Speiseröhre stecken, so vornehmlich Nadeln, Fischgräten, ein scharfer Knochen, ein größeres Geldstück; — selbst eßbare Gegenstände, wenn sie unverkleinert hinuntergeschluckt werden, eine Kartoffel, ein Bonbon, setzen sich nicht selten im Schlunde, oder weiter unten in den engeren Theilen der Speiseröhre fest.

Während man natürlich in allen den Fällen, wo man einen derartigen Zufall vermuthen kann, — die Kinder, welche sich sehr beengt fühlen, husten und würgen anhaltend, dabei klagen sie über einen bestimmten Schmerz im Halse, während das Schlucken ganz oder theilweise behindert ist, — sogleich zum Arzte senden wird, muß man jedoch stets da sofort selbsthandelnd auftreten, wo drohende Erstickungserscheinungen den Vorfall begleiten. Man greife alsdann dem Kinde entschlossen mit dem rechten Zeigefinger tief in den Schlund, indem ein größerer Körper sehr leicht bereits hier sich festgesetzt haben kann, und daselbst die Luftröhre comprimirt oder den Kehlkopfsdeckel luftdicht zupreßt. Leicht wird es dann gelingen, den noch erreichbaren Gegenstand zu entfernen. Anderenfalls werden durch dieses Manöver heftige Würgbewegungen hervorgerufen, welche nicht selten auch den bereits tiefer sitzenden Gegenstand wieder zu Tage befördern.

Noch sei bemerkt, daß in dem Falle, wo ein schmelzbarer, unschädlicher Körper, z. B. ein Stück Zucker, ein Bonbon &c. in der Speiseröhre stecken geblieben, derselbe durch das Trinken von Wasser baldigst sich verkleinert und alsdann in den Magen hinuntergelangen kann. Im übrigen jedoch verzichte man lieber bis zur Ankunft des Arztes auf jeden Versuch, dem geschehenen Unfalle abzuhelfen; — selbst das Hinunterschlucken von Brot, welches freilich häufig zum Ziele führt, ist, unrichtig angewandt, nicht ohne seine Bedenken. Einestheils würden durch das Brot, falls dasselbe über dem festsitzenden Gegenstande haften bleibt, die Beschwerden nur erheblich vermehrt werden, anderentheils aber auch durch das Andringen desselben die Spitzen und Zacken eines Körpers nur noch tiefer in die Häute der Speiseröhre eingebohrt werden können.

Doch Schlimmeres kann sich ereignen!

Ist nämlich der in den Mund des Kindes gerathene Körper so klein, daß er in der sehr engen Luftröhre desselben Platz findet, so kann es geschehen, daß derselbe, anstatt beim Hinunterschlucken über den Kehldeckel hinweg in die Speiseröhre zu gelangen, in den Kehlkopf selbst hinunterfällt, welches, wie schon erwähnt, besonders leicht dann eintreten kann, wenn beim Sprechen, beim Lachen oder Weinen ein heftiger Luftstrom in den geöffneten Kehlkopf stattfindet, hervorgerufen durch die den lauten Tönen vorhergehenden tiefen Einathmungen.

Wenn daher das Einnehmen kleiner Gegenstände in den Mund stets die höchsten Gefahren bedingt, so begreift es sich, von welchen nicht minder schlimmen Folgen es begleitet sein kann, wenn man dem unverständigen Kinde Obst zu essen gestattet mit steinigem Kerne, ohne daß derselbe zuvor daraus entfernt werden; so vor allem die beliebte Kinderfrucht, die Kirsche, zumal die Kleinen nicht selten mit dem Fleische des Obstes auch den Kern, und zwar häufig Stein für Stein, hinunterzuschlucken pflegen. Gefährlicher aber, wie alles andere, ist es, wenn die Kinder spielend Erbsen, kleine Steinchen oder dergleichen in die Höhe werfen, um dieselben dann mit dem Munde wieder aufzufangen. Bequemer kann man nicht leicht einem fremden Körper den Eintritt in die Luftröhre gestatten, als bei diesem Auffangen mit rückwärts gebeugtem Kopfe.

Ist aber das Entsetzliche geschehen, ist ein fremder Körper in die Luftröhre eingedrungen, dann sind die Leiden furchtbar, welche dem armen Kinde bevorstehen, und häufig genug — wenn nicht eine energische ärztliche Hilfe in der Nähe — ein schnelles, aber fürchterliches Ende die unausbleibliche Folge!

* * *

Es war im Hochsommer des Jahres 1847, als eines Mittags nach dem Essen im elterlichen Hause die Lieblingsfrucht der jungen Welt, eine große Schüssel voll prächtiger Kirschen, auf den Tisch gesetzt wurde, der wir dann auch alle, nachdem von der Mutter das Signal zum Angriffe gegeben worden, eine möglichst hohe Ehre zu erzeugen uns bestrebten. Am trefflichsten aber mundeten dieselben meinem kleinen, fünfjährigen Bruder, der — noch entsinne ich mich jeder Einzelheit des schrecklichen Tages, als seien erst Wochen über ihn dahingegangen — gerade mir gegenüber Platz genommen hatte. Indem bemerkte ich, auf die Uhr sehend, wie der Zeiger derselben sogleich bereits die Zahl zwei erreicht hatte, worauf ich mich an meinen älteren Bruder, der damals mit mir zusammen das Gymnasium besuchte, mit der Bemerkung wandte, daß es hohe Zeit für uns werde, in die Schule zu gehen. Das aber gefiel meinem Gegenüber, dem armen Schelm, ganz unübertrefflich, ja, er wollte sich ausschütten vor Lachen bei dem Gedanken, wie er sogleich, wenn wir fortgegangen seien, die ganze Schüssel Kirschen allein mit der Mamma verzehren wolle.

Mit einem Male jedoch verstummte sein fröhliches Lachen, und während seine Augen immer mehr sich erweiterten — noch sehe ich das schreckliche Bild auf das lebendigste vor mir — starrte er mit dem Ausdrucke einer von Secunde zu Secunde sich steigernden Angst zu mir herüber.

Betroffen, ohne indes das Fürchterliche nur zu ahnen, welches jetzt sich ereignen sollte, blickte ich ihn an.

Schon begann sein Gesicht immer lebhafter sich zu röthen, immer unheimlicher wurde der Ausdruck einer inneren Seelenangst in allen seinen Zügen.

Da, mit einem Male, springt der Kleine in die Höhe, aber mit solch krampfhafter Gewalt, daß er mit einem Satze oben auf dem Stuhle ist; — das Gesicht dunkel geröthet, beide Arme weit von sich gestreckt — ein Bild der verzweifeltsten Angst, steht er da!

Dies alles war das Werk nicht einer halben Minute.

Nun erst blickte mein Vater, welcher seitwärts von dem Kleinen saß, durch unser aller Blicke, die erschreckt auf dem Kinde ruhten, aufmerksam gemacht, von der Mutter her zu dem Knaben hinüber. Aber auch im selbigen Momente aufspringend, ruft er, während das lebhafteste Entsetzen auf seinem Gesichte sich malte, die Schreckensworte:

„Das Kind hat einen Stein in der Luftröhre!“ Dann ergreift er den Kleinen und, ihn vornüber haltend, schiebt er tief den Finger in seinen Mund, um ihn so zum Brechen zu reizen. Wohl folgen einige Würgbewegungen, aber vergebens! Der Stein bleibt an der verhängnißvollen Stelle, während der Zustand des Kleinen in erschreckendster Weise von Augenblick zu Augenblick sich steigert. — Dann noch einige Versuche, in überstürzender Eile ausgeführt, aber alles, alles vergebens!

Nun eilt er mit dem Kleinen, dessen Gesichtsfarbe bereits fast dunkelblau geworden, und der jetzt nur noch zuckend die kleinen Glieder bewegt, die Treppe hinauf, seinem Zimmer zu, während er dem Kutscher zuruft, ihm zu folgen.

Oben angelangt, legt der Vater das Kind auf den Tisch, mit einem Winke dem Kutscher bedeutend, den krampfhaft sich windenden Knaben zu halten. Dann reißt er seinen Instrumentenapparat auf, und ein größeres Operationsmesser ergreifend, durchschneidet er in fliegender Hast die am Halse schließenden Kleider des Kindes; dann, ein anderes, kleineres Messer nehmend, setzt er es auf die Luftröhre, im Begriffe, einzuschneiden, um dieselbe zu eröffnen.

Da aber, wie die Spitze des Messers sich in die Haut senkt,

wohl durch einen starken Reflexreiz hervorgerufen, macht der Knabe eine heftige Würgbewegung, der dann ein tiefer, tiefer Athemzug folgte. Dann eine Anzahl fliegender Respirationsbewegungen, welche die kleine Brust stürmisch heben und senken — dann schwindet die dunkle Farbe des Gesichtes, der Kleine schlägt die Augen auf, und die kurze, aber um so fürchterlichere Scene endet mit der völlig wieder beseitigten Gefahr.

Der Kirschenstein war durch die heftige Würgbewegung aus dem Kehlkopfe frei geworden und dann sofort von dem Kinde hinuntergeschluckt worden.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

IX. Eine Nacht an der Südküste von Java.

(Schluß.)

Um mir das eigenthümliche Thierleben dieser Wildniß zu zeigen, hatte Sajib mir vorgeschlagen, an geschützter Stelle die Nacht hier am Strande zu verbringen, und freudig war ich darauf eingegangen. Wir waren mit allem nothwendigen Bedarf hinreichend ausgerüstet, und es galt jetzt, einen Platz zu gewinnen, wo wir in hinreichender Sicherheit beobachten konnten, ohne beobachtet zu werden. Für einen solchen hatten aber die Schildkrötenjäger zu eigenem Gebrauche längst gesorgt. Wir kletterten mühsam zwischen dem Gestein empor, bis wir nach einigem Umhersuchen auf einen verwilderten, aber immer noch erkennbaren Pfad geriethen, der uns über alle möglichen Hindernisse hinweg nach einer Viertelmeile Wegs endlich auf einen schmalen Felsengrat brachte, welcher in südlicher Richtung mehre hundert Schritte weit mitten in die Sandfläche des Gestades vorsprang. Sein Rücken war wild überwachsen mit dichtem Gestrüpp, so daß wir an einigen Stellen uns nur kriechend vorwärts bewegen konnten; plötzlich aber standen wir an einem klafterbreiten, klaftertiefen senkrechten Absturz, welcher jedem Weiterkommen zu wehren schien. Allein es war eine Brücke vorhanden, gebildet durch ein armstarkes Rottangtau, welches zwei Stämme diesseits und jenseits mit einander verband; daran hing an einem Ring ein kurzer Strick aus Cocosbast mit einem daran geknüpften starken Querholz. Ohne ein Wort schwang sich Ati rittlings auf das letztere, und mit beiden Händen längs des Taus vorgreifend, gelangte er rasch und sicher über den Abgrund. Mittelst einer dünnen Leine ward dann der Sitz zurückgezogen, ich bestieg denselben, allerdings mit etwas geringerer Zuversicht, als der Knabe, aber es ging doch; Sahib bildete in gleicher Weise den Nachtrab. Nach einigen Schritten abwärts befanden wir uns auf der wenige Ellen im Durchmesser haltenden Fläche eines etwa 50 Fuß tief senkrecht in den Sand abfallenden Felskegels, auf einer natürlichen Festung, wie sie sicherer kaum zu denken war, zumal die Schildkrötenjäger als Brustwehr eine Steinmauer ringsum aufgeschichtet hatten, welche sie sogar vor den Blaserohren der räuberischen Dajaks zu schützen vermocht hätte. Es war diese versteckte Burg ihr Lager während der eigentlichen Jagdzeit, in Felsspalten und Buschwerk waren Matten und Geräthe versteckt, die uns trefflich zu statten kamen, um uns häuslich bequem einzurichten; Sajib machte mich darauf aufmerksam, daß sogar Wasser und Lebensmittel hinreichend hier verborgen seien, um eine Belagerung aushalten zu können. Und dieser mußten die Schildkrötenjäger allerdings im Nothfall gewärtig sein; denn die Saranganfischer, die Orangsikabs, betrachten das Gebiet der Göttin Loro als ihr eigenes und verjagen und strafen alle Eindringlinge.

Von diesem merkwürdigen Menschenstamm erzählte mir Sajib, während wir, nach einer frugalen Stärkung auf den Matten gelagert, unsere köstlichen Tabakshülsen ausschlürften.

„Sehen Sie dort jene dunklen Zacken im Osten," sagte er, „das sind die Wände mit den Goas (Höhlen), worin die Schwalben in Millionen nisten, indem sie auf einem Löffel, den sie mit ihrem Speichel bilden und an den Stein kleben, ihr eigentliches Nest erbauen; nur jene Unterlage ist eßbar. Aber kein Zugang führt zu den Mündungen der tiefen, finstern Gänge in der glatten Felswand, an deren Fuß in hundert Klaftern Tiefe die wildempörte Meeresbrandung tobt. So oft daher ein Saranganfischer sein gefährliches Wagniß unternimmt, bereitet er sich zum Tode vor. Er bringt der Göttin Loro Dschongleng, der Schwalbenmutter, sein Opfer unter dem heiligen Warubaume; dann begibt er sich mit den Genossen in die große Halle zu einem Festmahl, welches nur aus Reis besteht; darnach empfängt er zur Anfeuerung der Lebensgeister eine kleine Gabe Opium. Mitten in der Halle steht ein mit Vorhängen dicht umhüllter, großer Schrein; während der Sammelzeit wohnt darin die Göttin und wird täglich feierlich mit Speisen und Getränk bedient; wer den Vorhang anrührt, hat sofort das Leben verwirkt. So vorbereitet tritt der Fischer, nackt, nur ein Netz um die Hüften gewunden und ein eisernes Werkzeug zum Abstoßen der Nester im Gürtel, seine gefährliche Wanderung an. Mit beiden Füßen stellt er sich auf den Endknoten eines Rottangseils, das er mit der einen Hand umklammert; mit der andern wehrt er das Anschlagen an die Klippen ab. So wird er, nicht angebunden, stehend hinabgelassen in die schauerliche Tiefe. Da gilt es schwindelfrei und kaltblütig sein; trotz aller Uebung fallen jährlich viele Opfer dem gräßlichen Gewerbe. So wie der Schwebende sich dem Eingang einer Goa nähert, hat er sich doppelt zusammenzunehmen, denn Millionen Saranganen umschwirren ihn, gleich Moskitoschwärmen im Sumpf, flügelschlagend, zischend, schreiend, daß ihm die Sinne vergehen, und doch braucht er sie gerade jetzt. Denn nachdem er ein Zeichen gegeben, damit das Nachlassen des Taus innehalte, bringt er dies nunmehr in Schwingungen, stärker und immer stärker, bis es ihn endlich in den Schlund der Höhle schleudert, wo er im rechten Augenblick blitzschnell abspringen muß, wenn er nicht elend zerschellen will im grausigen Abgrund. Mit einer dünnen Schnur von hinreichender Länge hatte er das Rottangtau an seinen Gürtel befestigt, so daß er es nunmehr zu sich in die Höhle hereinziehen und befestigen kann. Ist dies geschehen, so macht er sich an die Arbeit. Zu diesem Zweck befindet sich in jeder Goa eine kunstlose Leiter, ein eingekerbter Baumstamm von weichem Holz, welcher schon früher hereingeschafft worden ist; mittelst desselben erklimmt der Orangsikab die Wände und stößt mit seinem Eisen die Nester ab, welche er in das Netz an seiner Hüfte steckt; er hütet sich dabei, Nester mit Eiern oder Brut zu beschädigen, sondern darf nur verlassene an sich nehmen. Ist sein Behälter gefüllt, so begibt er sich wieder auf das Tau und wird auf ein Zeichen hinaufgezogen, wie er gekommen. Die Saranganfischer bilden eine streng geschlossene Zunft, welche keinem Fremden den Zutritt verstattet. Daher hat noch niemals ein Europäer die Schwalbenhöhlen betreten, und alle Erzählungen über dergleichen Fahrten sind blos Erfindungen. Man will freilich wissen, daß früher mehrere Holländer kraft ihrer Autorität als Gebieter den Versuch gemacht hätten, die Goas selbst zu besuchen, allein eigenthümlicher Weise mißglückte derselbe stets, keiner kehrte wieder zurück, denn „die Geistesgegenwart hatte sie verlassen." So sagten die Orangsikabs; aber die Wahrheit ist vielmehr, daß sie der Kris traf, sobald sie sich in die Leere schwangen; denn es ist bekannt, daß die Fischer schwören, es müsse selbst der Sultan sterben, wenn er es wagen wolle, das Reich der Göttin Loro zu betreten. Glücklicherweise sind diese verwegenen Männer ebenso stolz, sie verachten den Schildkrötenfang und würden um alles in der Welt sich nicht damit beflecken. Daher lassen sie uns auch am Tage ruhig ihr beanspruchtes Gebiet ausbeuten, nur bei Nacht sollen Fremdlinge nicht im Reich der geheimnißvollen „Mutter der Wasser und der Schwalben" weilen. Oft aber sind wir gezwungen, nicht blos Tage, sondern Wochen lang hier zu liegen, wenn ungünstige See uns den Heimweg wehrt, oder der Fang nicht ergiebig ist; darum haben wir dieses Versteck aufgesucht und eingerichtet, in welchem wir sicher sind vor wilden Menschen und wilden Thieren."

Damit schloß der Schildkrötenjäger seinen interessanten Bericht. Ich hatte mittlerweile einen trefflichen kalten Grog gemischt, und sein Duft vermählte sich lieblich mit dem Arom der Wälder, dem frischen Salzdunst der See und den bläulichen Tabakswölkchen, und so ein guter Mohamedaner er auch war, konnte Sajib doch dem allem nicht widerstehen, sondern leerte herzhaft den Lederbecher, welchen hernach der kluge Ati wenigstens nicht versäumte, emsig wieder rein zu lecken.

Die Nacht sank herab. Wenn nicht die längeren Schatten schon

ihre Annäherung verkündigt hätten, so würden es die Stimmen gethan haben, die sich zu ihrer Begrüßung in einem Concert vereinigten, wie es nur die Tropen aufzuweisen haben, und welches bei aller Disharmonie keineswegs der ergreifenden Großartigkeit entbehrte. Zuerst begannen hinter uns die Brüllaffen ihr infernalisches Geschrei, indem sie sich zusammenriefen nach den gewohnten Horstplätzen; es klang so seltsam hohl und drohend, daß man an ganz andere gefährlichere Waldbewohner denken konnte. Dann erhob sich in weiter Ferne ein Duett zwischen wilden Hähnen und Pfauen; die letzteren siegten ob und umringten uns hörbar näher und näher, ohrbetäubendes Gekrächz erfüllte die Luft längs des Waldrandes. „Der Tiger ist aufgestanden!“ raunte der Malaye mir zu, denn sonderbarer Weise pflegen die Pfauen das Raubthier auf Schritt und Tritt zu begleiten, sein Nahen zu verkünden; wo Pfauen, da sind auch Tiger, und umgekehrt. Von der See aus zogen dichte Vogelschwärme landeinwärts nach ihren Wohnsitzen auf Baumkuppen und Felsen; hoch oben der weiße Seeadler, tief am Boden hin Wachteln und Hühnerarten; dazwischen Reiher, Enten, Tauben und kleines Geflügel mannigfaltigster Art. Fliegende Hunde schaukelten sich sonderbar in der Luft und große Vampyre haschten nach Abendfaltern und Leuchtkäfern, die sie schmatzend verzehrten. Dämmerung gibt es bekanntlich zwischen den Wendekreisen fast gar nicht; die Nacht fällt hernieder, wie ein schwarzes Tuch. Und so waren auch wir plötzlich in tiefe Finsterniß eingehüllt. Allein das Leben schwieg nicht. Durch den Pfauenlärm drang von Zeit zu Zeit das Grunzen und Schnauben der Rhinozerosse, das Brüllen der wilden Stiere, welche die Quellen aufsuchten, um ihren Durst zu löschen; Millionen Insecten summten, zirpten, sangen und schwirrten durch das Dickicht. Allmählich ward die Dunkelheit lichter; fern im Osten blitzte es in Zwischenräumen weithin auf mit rother Glut; war es Wetterleuchten oder warf dort ein Vulkan seine Lavamassen in den Nachthimmel? Immer heller ward das Gewölbe des letzteren, die Sterne erschienen darauf mit unbeschreiblicher Klarheit und Pracht, wie sie im Nordland niemals geschaut werden; der Blick konnte nach und nach auf hunderte von Ellen hinaus alles deutlich erkennen; selbst die Ferne trat mit genauen Umrißen in Sicht. Und siehe, dort, wohin Sajibs Finger deutet, was wälzt sich dort plump und breit über die lichte Sandfläche? Eine mächtige Riesenschildkröte ist es, welche verspätet zur Brut schreitet, sie kommt ganz nahe an unserer Warte vorbei, ihr watschelnder, hin- und herschiebender Gang läßt ihre Formen noch gigantischer erscheinen, als sie sind; morgen werden wir frische Eier haben, so viel die Prau tragen will. Denn da und dort kommen noch andere Spätlinge, große und kleine; es ist wahrlich eine große Zahl; so weit wir schauen können, wird der Strand lebendig; zugleich beginnt die See zu phosphoresciren, daß es fast die Augen blendet, dies Wogen und Hüpfen von diamantenen Lichtern aus einer Kräuselfläche von Opal.

Die Zahl der lebendigen Wesen auf dem breiten Gürtel des Gestades schien sich immer noch zu vermehren; zwischen den trägen Schildkröten rannten flüchtige kleine Thiere hin und her, Goldwölfe, eine Schakalart, und nicht lange dauerte es, so folgten ihnen die wilden Hunde, welche mit hellem Kliffklaff aus dem Dickicht brachen und in Rudeln dahin dorthin sich vertheilten, um an reicher Beute sich zu weiden. Und nunmehr konnte ich mit eigenen Augen den erzählten seltsamen Kampf zwischen Säugethieren and Amphibien sehen. Keine hundert Schritte von unserem Lauscherposten befand sich eine ziemlich große Riesenschildkröte auf dem Rückweg nach dem Wasser. Sie schien die nahende Gefahr zu ahnen, denn sie watschelte furchtbar energisch hinab, aber der Feind war weit schneller, als sie. In großen Sätzen flog eine Meute auf das Opfer zu, es waren vielleicht zwanzig zähnefletschende, vor Gier geifernde, wimmernde, hochbeinige, struppige Köter, die sich mit rasender Wuth auf das unglückliche Geschöpf warfen; mit ungeheurer Kraft schleppte dasselbe den ganzen Knäuel noch eine Strecke weit fort, endlich schien es zu unterliegen, es war ganz unmöglich, in dem furchtbaren Wirrwarr ein deutliches Bild zu gewinnen; aber ich fühlte Mitleid mit dem armen Thier und hob eben das Gewehr über die Schanzkleidung um einen Hagel unter die blutdürstigen Bestien zu senden, als plötzlich Sajib die Hand auf meinen Arm legte: „Spare Deinen Schuß!“ sagte er, „der Herr des Gebirges kommt. Horch!“ In der That begannen jetzt die Pfauen mit erneuter Energie und aus nächster Nähe zu rufen, gleichzeitig aber sah ich, wie die Hunde knurrend und winselnd, aber sehr eilig sich von ihrem Opfer entfernten, das in der That zappelnd auf dem Rücken lag. Und gleich darauf schoß es dicht unter uns hervor aus dem Gestrüpp, und ein gewaltiger Tiger flog in weiten Sprüngen dahin, daß sein gestreiftes Fell leuchtete; in einem Augenblick war er auf dem hilflos hingestreckten Ungethüm des Meeres, wir hörten das Einschlagen der gewaltigen Tatzen und das Knirschen des furchtbaren Gebisses. In scheuer Entfernung standen im Kreise die Hunde und winselten als Bettler um den Abfall von der Tafel des Reichen, welche sie hatten beschicken müssen. Aber der Tyrann des Waldes ließ keinen der unverschämten Schmarotzer heran; so oft eines der hungrigen Thiere einen Schritt näher wagte, ließ er nur ein tiefes Knurren vernehmen, und sofort wich der Kecke und mit ihm die ganze Gesellschaft noch weiter zurück, als vorher. Auf einmal schien der Tiger eine fremde Witterung bekommen zu haben; er richtete sich mit dem Vorderkörper empor und sicherte; seine großen, rollenden, Feuerkugeln vergleichbaren Augen schienen gerade auf uns gerichtet; eine eigenthümlich unheimliche Empfindung durchrieselte mich, selbst die Malayen schienen die Furcht vor ihrem bittersten Feinde nicht verleugnen zu können. Aber die Gelegenheit war zu günstig; vorsichtig hob ich die erprobte Büchsflinte, zielte mit Auflage möglichst scharf und drückte beide Läufe zugleich ab. Dem Donner des Schusses folgte ein Wuthgebrüll des Tigers; als der Dampf sich verzogen, sahen wir, wie das Thier sich mühsam nach dem Gebüsch zu schleppte; es schien schwer verwundet; ich hatte im gezogenen Rohr zwei Kugeln, im glatten eine Handvoll des gröbsten Hagels geladen gehabt; die Entfernung hatte vielleicht 70 bis 80 Schritte betragen. Jetzt aber vermochten sich meine Begleiter auch nicht mehr zu halten, wie electrisirt sprangen sie empor, und warfen dem elend entrinnenden König der Wälder eine Flut von Schimpfwörtern nach, von welchen ich nur die wenigsten verstand, bis er unserem Gesichtskreis entschwunden war. Als ich aber nunmehr den Vorschlag machte, augenblicklich nach dem Strand hinabzuklettern und dem wunden Thiere zu folgen, um die Beute nicht zu verlieren, wurden sie sofort wieder ganz kleinlaut, und weigerten sich entschieden, das Wagniß zu unternehmen, wie sie mir zu verstehen gaben, aus purer Besorgniß um mich; ich glaube jedoch eher, daß sie sich vor der Göttin Loro und den geheimnißvollen Geistern der Küste fürchteten, denn Sajib war, diese Schwachheit ausgenommen, sonst ein kühner Mann und furchtloser Jäger, der um einen Tiger zu erlegen, die halbe Insel durchwandert hätte. Ich fügte mich nach kurzem Besinnen der Meinung der Gefährten. Mit dem Knall des Doppelschusses war, wie mit einem Zauberschlag, alles Leben am Strand mit einem Male erloschen. Hunde und Schakale waren verschwunden, nur einige dunkle sich bewegende Punkte zeigten die letzten flüchtenden Schildkröten. Zugleich war das Leuchten des Meeres vorbei, und der Schleier der Tiefnacht legte sich über Land und See. Kein Laut war mehr hörbar, als das monotone Rauschen der Brandung, und unter ihrem Wiegenlied versanken wir bald, in unsere Matten eingewickelt, in tiefen Schlaf.

Schon frühesten Morgens weckte mich Sajib: „Auf, Herr, wir müssen den Tiger haben!“ Auf dem Kastell ward alles Benutzte wieder geborgen, wie es vordem gewesen, wir passirten ohne Unfall die Seilbrücke und standen bald bei der umgewendeten Schildkröte; obgleich ihr die Seite auf- und ein großes Stück Fleisch herausgerissen, sie auch sonst noch vielfach verwundet war, lebte sie doch und zappelte sehr, welche Beschäftigung sie übrigens mit ungeschwächten Kräften noch fortsetzte, nachdem ihr Sajib den Kopf abgeschnitten hatte. Die Fährte des verwundeten Thieres war leicht zu verfolgen, eine reichliche Schweißspur zeigte, wie schwer es getroffen sein müsse, einmal hatte es sich niedergethan, und es war da eine ganze große Pfütze von Blut eingetrocknet, worin reichlich gelbe und weiße Haare klebten. Allein es hatte sich wieder aufgerafft und in das Dickicht geflüchtet. Ich wollte ihm unbedenklich nachfolgen, dem aber widersetzten sich meine beiden Begleiter auf das ernstlichste. Sie erzählten mir so viel schreckliche Beispiele von der Wuth der bis zum Tode verwundeten Tiger gegen ihre Verfolger und der Stärke des furchtbaren Thieres, das in seinen letzten Zuckungen noch Schädel zermalmt, wie Eierschalen, und mit einem Tatzengriff einen Mann in zwei Hälften zerreißt — daß ich mich endlich doch bereden ließ, und von dem Aufsuchen des jedenfalls unschädlich gemachten „Herrn des Gebirgs“ abstand. Wir gruben noch ein Schildkrötennest aus, schnitten die besten Fleisch- und Fettstücke aus dem Opfer der wilden Hunde und des Tigers, und traten dann, reich beladen mit Gütern

und Erinnerungen, in der Prau den Rückweg an. Er war nicht so leicht, wie das Kommen, der Wind widrig, wir mußten tüchtig die Pagayen rühren und kamen sehr spät am Abend erst im Kampong von Karang-Balinng an. Hier erwartete mich schon das Boot von der „Florence“ mit der Botschaft von Capitän Barker — der als echter Seewolf hartnäckig auf seinem Schiff geblieben war und keinen Fuß ans Land gesetzt hatte —, daß mit dem Morgengrauen die Anker gehoben würden, ich mich daher unverzüglich an Bord zu begeben habe. Der Abschied von meinen lieben Gastfreunden konnte deshalb nur ein ganz kurzer sein. Dem Ati schenkte ich meine silberne Taschenuhr, deren Gebrauch er studirt hatte; dem Sajib aber meine gute Büchsflinte; er war ganz starr vor Glück und warf sich mir zu Füßen, um mir die Schuhe zu küssen, als ich ihn zwang, aufzustehen, schwang er das Gewehr hoch in der Hand und rief enthusiastisch: „Wehe Euch, Feinde, nun ist Sajib der Herr des Gebirges.“ — Er begleitete mich an Bord und erhielt hier noch so viel Munition und anderes von Gebrauchswerth zum Geschenk, daß er schwur, er tausche nicht mit dem Sultan von Baljen.

Früh, als die Ankerkette sich rasselnd hob, flatterten drüben am Lande die Sarongs zum Abschiedsgruß, neben der „Florence“ her aber schwammen in der Prau Sajib und Ati, und die Thränen liefen ihnen die Backen herab, so lange sie ruderten. Bald aber blähte der Südost die Segel und immer weiter zurück blieb das kleine Schifflein, bis es endlich nicht mehr zu sehen war.

Fahrt wohl, ihr guten Menschen! Gedenket manchmal freundlich des fremden Mannes, der merkwürdiger Weise weder ein Minheer (Holländer), noch ein Inglis (Britte) oder selbst ein Feringi (Franzose) war, der zu den schönsten Tagen die rechnet, welche er in Eurem Kreise verlebte, und zu seinen schönsten Nächten — die Nacht an der Südküste von Java.

Die Wasserverheerungen in der Schweiz.

Von unserem Berichterstatter.

Am ersten Sonntag des Octobers sah man viele Bewohner von Chur im strömenden Regen an die Haldensteiner Rheinbrücke hinauspilgern. Der Anblick, der sich ihnen darbot, war ein großartiger, überaus betrübender.

Majestätisch rollte eine Wassermasse daher von einer Breite, wie der Rhein bei Cöln sie besitzt, und die Wogen, nur wenige Fuß unter dem Niveau der Brücke, arbeiteten unablässig daran, das solide Gerüste des alten dauerhaften Baues zu zerstören. Wo vorher von dem jenseitigen Ufer bis zur Schloßmauer in einer Breite von circa 1200 Fuß ein dichter Wald von Baumgärten, Wiesen und Feldern weit abwärts und aufwärts sich ausdehnte, fließen nun drei Arme des Rheins in tiefen, selbstgegrabenen Betten. Wie hilfeflehend streckten mitten aus dieser Flut die Bäume ihre Aeste aus, und weiter links, in den Masanser Wiesen verkündeten die Kieslager, die sich dort angehäuft, daß der Rhein in der Schreckensnacht vom 27. September*) einen heftigen Kampf mit den Wuhren von Haldenstein gekämpft und dort zurückgeworfen, die diesseitigen Ufer überschwemmte, bis es ihm gelang, den Widerstand zu brechen, und er sich nun ungefesselt über das gesammte Culturgebiet der ohnehin sehr armen Gemeinde ergießen konnte.

An jenem Sonntag erwartete man stündlich das Zusammenstürzen nicht blos dieser, sondern auch der Tardisbrücke bei der Station Landquart, zumal als man erfuhr, daß auch noch zwei Brücken im Oberland, diejenigen von Rinkenberg und Waltensburg, gewichen seien, und daß die einzige, noch stehende größere Brücke im Oberland diejenige von Ilanz, stark bedroht sei. Mit dem Verschwinden der Tardisbrücke wäre Graubünden für Wochen von der untern Schweiz abgeschnitten gewesen.

Inzwischen hatte sich gegen Abend der Himmel aufgeheitert, und freudig begrüßte man den Schnee auf den Gipfeln der Berge. Von Montag an fielen die Wasser in bedeutendem Maße; die noch vorhandenen Brücken waren als gerettet zu betrachten, und bei der nunmehr eingetretenen kühleren Temperatur (6° R. morgens) brauchte eine Wiederholung der Katastrophen kaum befürchtet zu werden.

Jetzt aber, als die Ströme in ihre Betten zurückzutreten begannen, offenbarte sich auch die unermeßliche Größe der Verwüstung. Weite Gebiete des ergiebigsten Landes, noch vor wenigen Tagen mit der reichsten Fülle der zum größern Theile noch nicht eingeheimsten Obst- und Feldfrüchte bedeckt, lagen jetzt unter Kies, Schlamm und Latten begraben, und wo die Herden geweidet, starrten wüste Sümpfe und Wassertümpel.

Im Auftrage des Daheim habe ich vergangene Woche — die dritte des Octobers — das Bündnerische und St. Gallische Rheinthal bereist, nächst dem Tessin und Vals, die am schwersten heimgesuchten Unglücksstätten. Um auch die Schauplätze der Wasserverheerungen in den beiden letztgenannten Gegenden zu besuchen, fehlte es mir leider an Zeit. Ich will nun versuchen, die Eindrücke wiederzugeben, welche ich auf meiner Reise empfangen, und sodann an der Hand der zuverlässigsten Berichte auch die Vorgänge und Zustände in den andern Gegenden in Kürze mittheilen, welche von den Wasserverheerungen betroffen wurden.

Wenige Minuten, nachdem man den Churer Bahnhof verlassen hat, gelangt man nach Masans, gegenüber Haldenstein. Noch jetzt bietet der Anblick der weiten Kies- und Schlammflächen, die das einzige culturfähige Gebiet des letztern Dorfes bedecken, einen trostlosen Anblick und die ohnehin armen Bewohner haben jedenfalls auf eine Reihe von Jahren hinaus einen Ertrag von ihren Gütern nicht zu erwarten. Das Dorf selbst verdankt seine Rettung der etwas erhöhten Lage auf einem Hügel.

Eine Probe erwähnenswerther Pflichttreue gab der in Haldenstein wohnende Bahnwärter von Masans. Als er, früh vier Uhr am 28. September am Fuße des Schloßberges angelangt, plötzlich bis zum halben Leib sich von Wasser umfangen sah — die Rheinbrücke steht wenigstens 600 Schritte von dort entfernt — und erkannte, was geschehen war, eilte er sofort heim, machte in dem noch schlummernden Dorfe Lärm und trat sodann über die Felsen des Calanda den 3½ Stunden langen Umweg nach Felsberg, dessen Brücke bereits zwei Stühle verloren hatte und nur mit Gefahr zu passiren war, und über Chur nach Masans an. Als der ½9 Uhr Zug an seinem Wärterhäuschen vorbeibrauste, stand der brave Mann schon an seinem Posten.

Im Vorbeifahren bei Zizers suchte man vergeblich die Brücke nach dem jenseitigen Untervaz: sie war in der ersten Nacht gewichen. Schon in dieser Gegend wurden die überschwemmten Flächen auf der dem Rheine zugekehrten Seite des Eisenbahndammes immer häufiger, während die andere Seite, wenn auch nicht ganz frei von Ueberwasser und Schlamm, doch im ganzen das Bild der Culturfläche zeigte, wie sie vor der Katastrophe gewesen war.

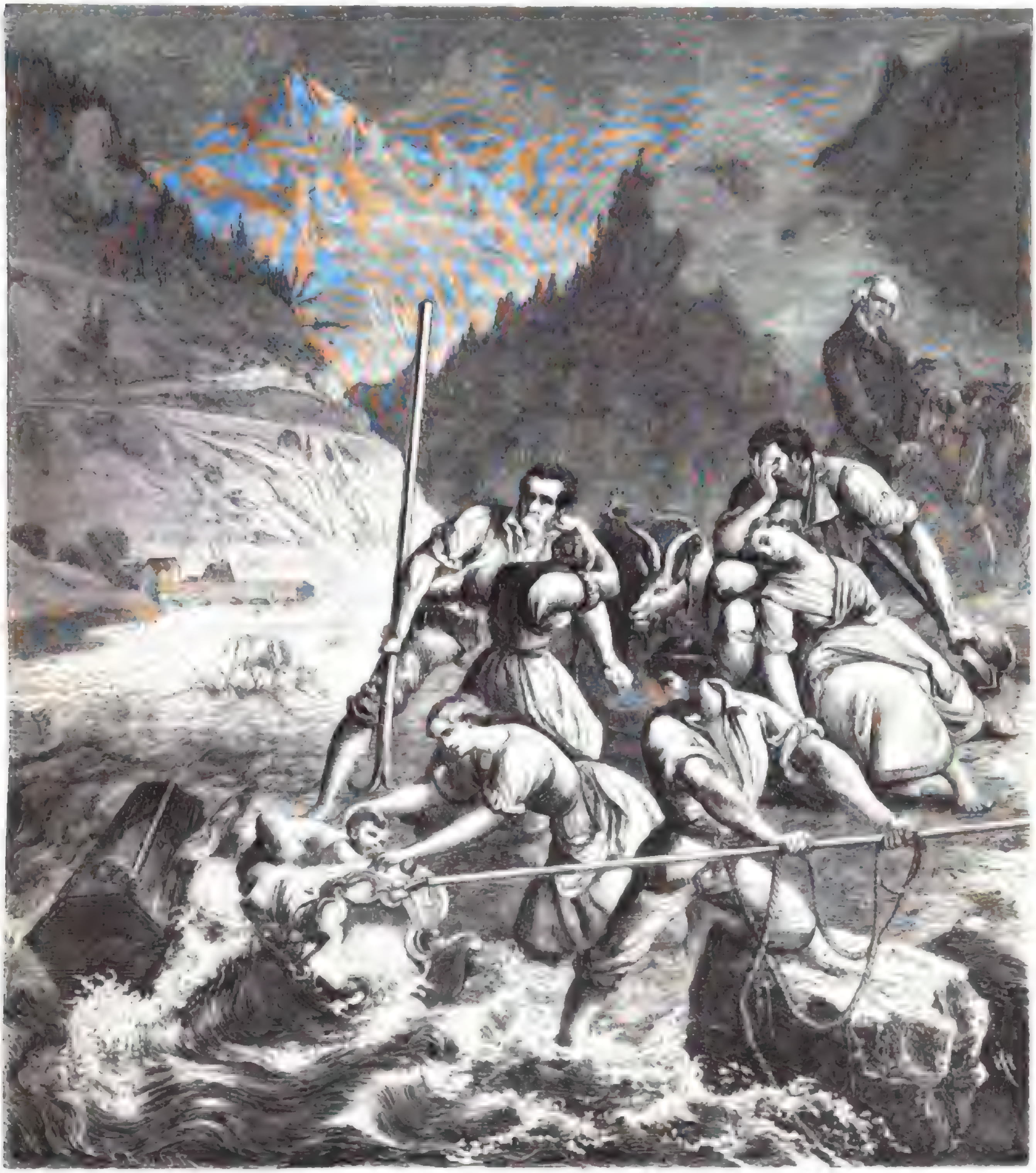
Ein ganz anderes furchtbares Schauspiel der Zerstörung erwartete uns, als der Zug diesseits der Eisenbahnbrücke anhielt, und wir dieselbe zu Fuß passirt hatten. Die Brücke selbst, vor ein bis zwei Jahren mit gewaltigen eisernen Pfeilern noch fester geschützt, als vorher, hatte dem ungeheuern Andrange des Rheines unerschüttert widerstanden, sogar am 4. October, als eine Wassermenge, die der Oberingenieur von Graubünden, von Salis auf 100,000 Kubikschuh per Secunde schätzte, unaufhörlich an sie anstürmte. Zur Zeit des höchsten Wasserstandes spritzten die Wellen zur Bedachung hinauf. Damals stand der Rhein 22 Fuß über dem Normalniveau, 4 Fuß höher als im Jahre 1834, wobei jedoch die seither um 3 Fuß tiefere Lage des Flußbettes miteingerechnet ist.

Dagegen war der für durchaus solid gehaltene, breite Eisenbahndamm, der nach Ragaz hinüberführt, dem Anpralle des Stromes schon in der Frühe des 28. September gewichen, und der Rhein ergoß sich nun in zwei, später drei gewaltigen Strömen abwärts. Noch wenige Tage vor meiner Reise mußten die Passagiere von der Brücke hinab in einen Kahn steigen, und sich auf das andere Ufer des neugebildeten Stromes setzen lassen; heute führte eine rasch hergestellte Nothbrücke über das noch immer mit trüber Flut sich dahin wälzende Wasser. In der Steinwüste jenseits wimmelte es von Menschen; Passagiere nach und von Chur, Packträger in Menge mit den Waaren eilten zu den bereitstehenden Zügen, dazwischen ganze Reihen von Arbeitern, die mit Axt und Schaufel an dem Bau der amerikanischen Bockbrücke geschäftig waren, welche vorerst den Damm ersetzen soll.

*) Vgl. Nr. 1. S. 57.

Während der Abgang des Zuges erwartet wurde, blieb mir Zeit, mich in der Umgebung des Bahnhofes umzusehen. Auf letzterem hatte das Wasser mehrere Fuß hoch gestanden und sich weiterhin gegen das Städtchen in gefahrdrohendster Weise ausgebreitet.

gans hinab, während der Hauptstrom an den unteren Wuhren zurückgeworfen, auf der Graubündnerischen Seite bei Fläsch, die dortigen leider nicht vollendeten Wuhren anpackte und erschütterte, und endlich dort eingedrungen, die Gemeindegüter und einige Weinberge überfluthete.



Aus den Ueberschwemmungen in den Schweizerthälern.

Originalzeichnung von H. Jenny.

Zwei in der Nähe liegende vielbesuchte Wirthshäuser, zum „Rosengarten" und zum „Grütli" waren von ihren Bewohnern in jenen Tagen der Angst ausgeräumt und verlassen worden, zumal am 3. und 4. October, als die gewaltig hochgehende Tamina, an ihrer Mündung von dem noch weit mächtigeren Gemahle zurückgeworfen, ihre trüben Fluten mit Geschieb und Gerölle über die umliegenden Gebäude ergoß. Ein gewaltiger Nebenarm des Rheines stürmte unaufhaltsam von Ragaz aus durch die Güter des Ortes nach Sar-

In Sargans, wo am 28. September der Bahnhof 3 Fuß hoch unter Waßer stand, obwohl das Rheinbett eine halbe Stunde weit entfernt ist, stieg ich aus, weil von hier bis Au im untern Rheinthale, auf einer Strecke von 12 Stunden, die Eisenbahn an so vielen Punkten beschädigt war, daß die Reisenden, wie in der alten Zeit per Post oder mit eigenem Fuhrwerk sich mußten weiter befördern lassen. Ich wählte das letztere, denn nur so wurde es mir möglich, das gesammte Ueberschwemmungsgebiet genau in Augen-

Digitized by Google

schein zu nehmen und von den Bewohnern näheres über die Ereignisse vom 27. September bis 4. October zu erfahren.

Ueber Trübbach und Sevelen, deren Güter, wie der Augenschein lehrte, hart mitgenommen werden, gelangte ich nach Burgerau. Diese ohnehin arme Ortschaft gehört zu den am schwersten heimgesuchten des ganzen Rheinthales. Eine kleine Strecke weit fuhr das Wägelchen noch durch das Wasser; acht Tage vorher reichte es den Reisenden, die mit der Post hindurchfuhren, bis ins Coupé. Hier stieg ich aus. Einer der ersten Männer, die mir begegneten, war der Müller des Ortes. Ich traf ihn mit dem Reinigen seines Hauses vom Schlamme und Sand beschäftigt an. Auf meine Frage, ob er auch Verluste erlitten, da doch sein Haus vom Rheine so weit entfernt liege, meinte er, sein Schaden sei noch zu verwinden, obwohl ihm 300 Centner Erdäpfel, große Obst- und Weinvorräthe in den Kellern zu Grunde gegangen seien; wenn ich aber weiter dem Rheine zu gehe, werde ich Leute genug finden, denen es noch viel schlimmer ergangen sei.

Leider war es auch so. Je weiter ich kam, desto schauerlicher trat das Bild der Verwüstung dieses Dorfes hervor. Hier eine Anzahl Häuser, die noch ganz im Wasser standen, dort andere, welche bereits in das Stadium der Verschlammung zurückgetreten waren; wieder andere, welche weite klaffende Spalten zeigten, und nicht wenige, deren Einsturz unvermeidlich schien oder welche bereits zusammengebrochen waren, fast überall, wo der Schlamm nicht allzutief sich aufgeschichtet hatte — an manchen Stellen lag er noch sechs Schuh hoch — sah man die Leute barbeinig, die Hosen bis über die Kniee aufgestülpt, im Morast umherwaten, selbst einige Weiber, die gerettete Feldfrüchte, Obst u. s. w. in ihre Häuser zurückbrachten, wateten tapfer in dem zähen, tiefen Schlamme herum. Je mehr ich mich dem Rheine näherte — bis an das Ufer selbst war es mir der tiefen Lagunen und des bodenlosen Morastes wegen nicht möglich zu gelangen — desto grauenhafter wurde der Anblick. Ein Bürger erzählte mir, daß sein dort stehendes Haus bis in den Oberstock hinauf mit Schlamm und Letten angefüllt sei; und daß der gute Mann nicht übertrieb, zeigte schon hier der Augenschein, indem ein anderer aus dem ersten Stockwerke herab den Unrath in den untenstehenden Tümpel warf.

Von 442 Bewohnern, welche Burgerau zählt, konnte nur eine einzige Haushaltung daheim bleiben, alle übrigen hatten während des Eintrittes der Katastrophe ihre Wohnungen preisgeben müssen.

Hier waren sechs Personen verunglückt: drei bei dem Versuche, ihr während der Nacht im Freien gelassenes Vieh zu retten, ein junger Mann, während er zurückblieb, um Lebensmittel zu flüchten, und weiter unten bei Buchs-Schaan der Zollwächter Kehl und seine Frau. Als die Dammbrüche bei Sevelen und Burgerau erfolgt waren, stand des Zöllners Haus augenblicklich von den Fluten umringt, die von Minute zu Minute höher stiegen. Dennoch war der Burgerauer Landjäger schon um 4 Uhr morgens zu seinem Collegen Kehl geeilt, um ihn zu wecken und zu warnen und hatte sich dann sofort wieder entfernt, aber allein. Alles war bereits geflüchtet, und die Hilferufe des Unglücklichen mochten vor dem furchtbaren Gebrause des Stromes in der finstern Nacht verhallt sein. Dennoch wären beide noch fast gerettet worden, denn im Laufe des Morgens erschienen Schiffer, welche die drei Kinder in ihren Kahn nahmen, während die Eltern vielleicht nur eine Minute zu lange verweilend, plötzlich mit dem zusammenstürzenden Hause in den Fluten verschwanden.

Von fünf Personen, deren Kahn umschlug, die aber gerettet wurden, gelang zweien die Rettung auf eigenthümliche, zum Theil sogar fast wunderbare Weise. Bei der einen der beiden Frauen hatte sich ein Ruder in ihren Rock verwickelt, das nun ganz ohne menschliche Hilfe seine Rudergeschäfte treulich verrichtete, während die Frau anfänglich alles aufbot, um des vermeinten Hemmnisses los zu werden; eine andere hielt sich eine halbe Stunde lang an einem Baumaste, bis der rettende Kahn wieder erschien. Eine Wöchnerinn mußte unmittelbar nach ihrer Entbindung mit dem Neugeborenen, kaum bekleidet, in ein Schifflein gehoben werden, weil das Wasser schon in die Stube drang; sie wurde glücklich nach Räfis gerettet.

Meinen weitern Weg mußte ich abwärts längs dem Gebirge über Grabs, Gams, Sax, Sennwald nehmen, (wo ich übernachtete) weil die eigentliche Hauptstraße noch nicht überall fahrbar war. Von Oberriet aus besuchte ich Montlingen. Auf einer ordentlichen Straße gelangt man in diese sehr schwer betroffene Ortschaft; drei, nach andern vier Dammbrüche hatten dort am 28. September stattgefunden, und so rasch und unwiderstehlich brach der Strom in das Dorf, daß der Verlust keines Menschenlebens fast als ein Wunder angesehen wird. Viele Leute waren gerade mit Arbeiten zum Schutze der Wuhren unmittelbar am hochgehenden Strome beschäftigt, als derselbe weiter oben und bald auch unterhalb an zwei Stellen den Damm brach. Jetzt stürzte alles dem Dorfe zu, in athemloser Hast, vom gierigen Fluße verfolgt. Was nicht auf den Hügel, wo die Kirche, das Pfarr- das Wirthshaus und noch 5 andere Häuser stehen, gelangen konnte, suchte auf den Bäumen Schutz, die neben ihrer schweren Last an noch nicht eingeheimsten Aepfeln auch noch die unglücklichen Eigenthümer zu tragen hatten. Von diesen Zufluchtsstätten herab wurden sie dann mit Schiffchen und improvisirten Flößen abgeholt. Auch den größten Theil der Viehhabe vermochte man auf jenen Hügel zu retten.

Noch jetzt standen von 171 Häusern nur jene 7 trocken, alle andern mehr oder weniger tief, sei es in Lagunen, oder im Moraste, der auch hier stellenweise noch 3—7 Fuß hoch das Erdreich bedeckte und alle Häuser mehr oder weniger hoch anfüllte. Viele Wohnungen sind derart zugerichtet, daß sie dem Einsturze nicht entgehen können, fast alle übrigen werden den Winter hindurch in einem so durchfeuchteten und durchkälteten Zustande sein, daß Typhus und andere Krankheiten hier eine furchtbare Ernte halten dürften. Und doch kehren die meisten, wie ich selbst beobachtete, auch hier schon jetzt in ihre Häuser zurück, obwohl sie recht gut wissen, welchem Schicksale sie entgegengehen. So sehr hängt der Mensch an seinem Daheim, darinnen er geboren ist und gelebt hat, und in welchem gewiß viele dieser Unglücklichen bald auch hier ihr letztes Stündlein werden kommen sehen.

In Montlingen war eben eine Abtheilung der vom Bundesrathe zur Hilfeleistung in das Rheinthal geschickten Compagnie Sappeurs von Zürich mit Wiederherstellung der Communikation, Brückenbauten, u. s. w. beschäftigt. Eine Menge improvisirte kleine Brückchen und Stege hatten die Bewohner schon selbst gebaut, um in ihre Häuser oder zu den Nachbarn zu gelangen.

Fast ebenso schlimme, ja theilweise noch schlimmere Zustände herrschen in den weiter abwärts am Strome gelegenen Ortschaften: Kriesern, wo zwei Männer, Vater und Sohn, am Wehr arbeitend, vom urplötzlich einbrechenden Wasser verschlungen wurden; in Widnau, das theilweise bis an die Dächer im Wasser stand, in Balgach, Diepoldsau, endlich in Au, wo der Schlamm die Dachkammern einiger Häuser anfüllt. Die dortige neue Rheinbrücke widerstand dem mehrmaligen Anpralle zweier nebeneinander herabschwimmender Schiffmühlen, die endlich zerschellt und im tosenden Wirbel des Stromes verschlungen wurden. Hier mußten die Bewohner am 28. September, wo um Mittag der Rhein die höchste Höhe erreichte, aus den obern Stockwerken mit Flößen gerettet werden. — Im ganzen aber schien der Fluß hier weit weniger Geschiebe und Kies zu führen, als weiter oberhalb; schon waren große Strecken Landes trocken gelegt worden, und die Lokomotive führte ungehindert streckenweise auf der, wenn auch nothdürftig, aber rasch hergestellten Bahn Material hin und her.

Schöne Züge von Heldenmuth und Selbstverleugnung werden aus jener Zeit der Schrecken und Gefahr berichtet. Wie da z. B. in Buchs zwei Schiffer auf der ungeheuren Wasserfläche den ganzen Tag umherfuhren, um die in Gefahr Stehenden hier von Bäumen, dort aus den Häusern, ja selbst von den Dächern, hie und da mitten aus dem Wasser aufzunehmen, ohne Lohn zu begehren, und ohne den ganzen Tag einen Bissen zu genießen, und wie einer der Schiffer, voll Mitleids über ein frierendes Kind demselben seinen eigenen Rock umhängen wollte und jetzt erst gewahrte, daß er keinen anhatte. Wie in Montlingen ein wackerer Jüngling, nachdem er seine betagten Eltern in Sicherheit gebracht, viele Stunden lang dasselbe Werk des Rettens trieb, indem er, wo das Wasser nicht zu hoch ging, Frauen und Kinder durch die Wogen hindurch auf den Kirchhügel trug, bis seine Kräfte erschöpft waren, wie der brave Zöllner von Haag, ein H. Ludwig aus Graubünden, unter der drohendsten Gefahr auf seinem Posten auszuharren beschloß, als nachbarliche Oesterreicher ihm ein Obdach (jenseits des Rheines) anboten. Und wer nennt alle die Wackern, die der augenscheinlichsten Lebensgefahr nicht achtend, Tage und Nächte hindurch, wie Belagerte auf den Wällen, auf den Wühren und Dämmen aushielten, um das heimatliche Dorf vor dem Untergange zu schützen?

Es ließen sich gewiß noch viele ähnliche Züge der Pflichttreue und aufopfernden Menschliebe anführen, und manche werden wohl

auch später noch, wenn das Volk Zeit gehabt haben wird, sich zu sammeln und die Chronik jener Tage sich ins Gedächtniß zurückzurufen, bekannt werden. Dann wird man aber auch auf manchen schönen Mythus, den ich merkwürdiger Weise von Chur an bis nach dem Rheinthale hinab verbreitet fand, z. B. von dem Kind, welches die Wellen mitleidig aus dem Bündnerlande in einer Wiege unversehrt den Rhein hinabgetragen haben sollten, Verzicht leisten müssen.

Den Rückweg nahm ich nach flüchtigem Aufenthalte in dem friedlichen Altstädten, auf der großen Landstraße, obwohl dieselbe stellenweise noch unter Wasser stand oder nicht fertig hergestellt war. Ich fuhr also durch das eigentliche Ueberschwemmungsgebiet des mittleren Rheinthales, durch die Gebiete von Salez, Haag und Buchs-Werdenberg. Eine unabsehbare Wüste von Schlamm, Kies, Letten, Wasser, aus der weite Felder von Mais und Erdäpfeln, zum großen Theile noch nicht geerntet, hervortraten! In den Dörfern überall dieselbe Verwüstung, derselbe Anblick eingestürzter, klaffender, schlammerfüllter Häuser und Ställe, und doch immer wieder Fuhrwerke mit Leuten, die ihre Habseligkeiten nach Hause zurückbrachten.

* * *

Erst nachdem vorstehendes geschrieben war, bekam ich durch gütige Vermittelung des Landammanns des Cantons St. Gallen, Herrn Ständerath Aepli, auch amtliche Berichte, namentlich denjenigen des Oberingenieurs Hartmann zu Gesichte. Letzterer war schon am Morgen des 27. Septembers durch beunruhigende Telegramme herbeigerufen, nach Ragaz aufgebrochen, das er — selbst gefährliche Passagen, wo das reißende Wasser die Chaise zu entführen drohte, forcirend — am zweiten Tage erreichte. Seinem Berichte, der übrigens im wesentlichen alle meine Angaben bestätigt, sowie handschriftlichen Mittheilungen des Herrn Landammann Aepli entnehme ich noch folgendes.

Der Umfang des ganzen überfluteten Landes im St. Gallischen Rheinthal beläuft sich auf 85 Quadratkilometer oder circa 23,600 Jucharten. Von dieser enormen Fläche wurde ein Theil ohne weitere Nachtheile, als die Verderbniß der noch im Boden befindlichen Kartoffeln und anderer Feldfrüchte, einfach überschwemmt; auf einem anderen Theile wurde Letten abgesetzt, doch so, daß die Humusschichte beim Umpflügen oder Umbrechen mit der Schaufel wieder zu oberst zu liegen kommt, so daß der Boden sofort wieder cultivirbar wird; auf einem dritten Theil wurde der Letten so hoch aufgetragen, daß ein Umbrechen nicht möglich ist und es längere Zeit brauchen wird, bis er wieder bebaut werden kann; auf einem vierten Theile endlich, auf welchem sich Ströme des ausbrechenden Wassers gebildet haben, ist die Humusschichte weggeschwemmt, der Boden vertieft und mit Geröll überführt worden. Dieser Theil des Bodens dürfte, wenn er nicht durch künstliche Anschlammung erhöht werden kann, kaum mehr cultivirbar sein. Hiergegen bildet theils die Entfernung der Humusschichte ein Hinderniß, theils der Umstand, daß in Folge der Vertiefung des Bodens bei jeder Erhöhung des Wasserstandes im Rheinbett die Grundwasser zu Tage treten und Gießen oder Versumpfungen veranlassen.

In der Rheinbucht bei Trübbach hatte der Strom solche Mengen von Tannen, Bauholz, Brettern, Theilen von Häusern, Dächern, Hausgeräthen, Wiegen, sogar Särgen, Friedhofkreuzen (aus Vals) angeschwemmt, daß sogar die Fähren in den ersten Tagen nicht benutzt werden konnten.

Der Bericht bestätigt, daß wie in Burgerau so auch in Montlingen mehrere Häuser und viele Oeconomiegebäude von dem unglaublich rasch eingebrochenen Wasser entführt wurden, daß ein sehr großer, ja der größte Theil der noch stehengebliebenen Häuser, die fast ausschließlich aus Holz gebaut und sehr alt sind, in Folge des darin aufgehäuften Schlammes und Moders in Fäulniß gerathen und daher im höchsten Grade ungesund für die Bewohner werden müssen, daß endlich, was an Feldfrüchten nicht weggeschwemmt wurde, oder schon eingeheimst war, durch den langen Wasserstand zu Grunde ging oder mit den Häusern weggeführt wurde.

Die Gesammtzahl der in den am meisten überfluteten Gemeinden befindlich gewesenen Dörfer beläuft sich auf 1366, wovon nur sehr wenige trocken blieben.

Als erfreuliche Thatsache, gegenüber so großen Calamitäten, constatirt der technische Bericht, daß die drei neuen Rheinbrücken von Buchs, Haag, Au, dem Andrange der Wogen, sogar derjenigen vom 3. October, welche das erste Hochwasser noch um mehrere Fuß überstieg, erfolgreichen Widerstand geleistet und daß auch die großen Werke der neuen Rheincorrection im Canton, mit geringen Ausnahmen, sich durchaus bewährt haben.

Was sodann die allerdings sehr erheblichen Beschädigungen betrifft, welche die „Vereinigten Schweizerbahnen" auf dieser Linie erlitten haben, so zählt der Bericht nicht weniger als 18 Dammbrüche zwischen Mayenfeld und Au auf, wovon einer von Buchs aufwärts 1400 Fuß, unterhalb Buchs zwei, je 500 Fuß, bei Burgerau einer von 600 Fuß, dann der große Durchbruch der Ragaz-Rheinbrücke von 550 Fuß lang war. Außerdem eine Menge von Ausspülungen und sonstigen Beschädigungen an Durchlässen, Schienen u. s. w. Dennoch wird in kurzer Zeit die ganze Linie wieder befahren werden können, da die Verwaltung vom ersten Tage an mit größter Energie die Wiederherstellung des Beschädigten zu betreiben begann.

* * *

Der freundliche Leser folge mir nun auf einer Ueberschau der übrigen von den Wasserverheerungen betroffenen Landestheile der Schweiz: Graubünden (soweit nicht bereits beschrieben), Tessin, Uri, Wallis.

An der in Wiederherstellung begriffenen Brücke nach Felsberg vorbei über Reichnau, dessen zweite Brücke am 28. September ebenfalls für bedroht galt, und aus dessen „Harst" der Rhein einer Holzhandlung Stämme und Bretter für mehr als 20,000 Fr. entführte, über Bonaduz und Rhäzüns, gelangen wir in das von der Ueberschwemmung diesmal weniger berührte Domleschger Thal. Gleich das erste Dorf Rothenbrunnen und namentlich das den Herren v. Buol und Buchli gehörende Bad stand in großer Gefahr. An 50,000 Klafter Boden, z. Th. einem benachbarten Partikulier, z. Th. den Gemeinden Tomils und Rothenbrunn zuständig, standen noch vor wenigen Tagen dort unter Wasser und Geschiebe, und der Rhein sendet noch jetzt einen Arm durch dies Gebiet. Die Wuhren der Rheincorrektion vor den ausgedehnten neuen Culturen leisteten erfolgreichen Widerstand, und der Schaden ist hier glücklicherweise nicht bedeutend zu nennen; selbst die Tilser Brücke, obwohl auf das äußerste bedroht, blieb stehen und die neue Rheinbrücke kam mit einigen Rissen davon. Auch die Verluste des Flecken Thusis beschränken sich auf einigen Schaden an Währbauten und Gemeindegütern, obwohl der gewaltige Ausbruch der sehr bösartigen Nolla, die u. A. einen Felsblock von 6000 (sage sechstausend) Centnern Gewicht eine Viertelstunde weit zu tragen vermochte, das Schlimmste hatte befürchten lassen.

Je mehr man sich durch die Via mala dem Ausgangspunkte und Herde der Katastrophen vom 27. und 28. September nähert, desto ausgedehnter und beträchtlicher werden die Spuren der Verwüstung. Im Schamser Thale strömte der Rhein durch den Hauptort Andeer, überflutete die Dämme beim Pigneuerbad, riß die Brücke, die bei Zillis auf das jenseitige Ufer führt, hinweg, während die große Rüfe, die von Mathon herabkommt, vom Rhein gestaut, sich über alles Culturland unwiderstehlich ergoß und es mit Schutt und Geröll bedeckte — für die Betroffenen ein sehr erheblicher Schaden, da es Jahre bedürfen wird, um die Wiesen und Aecker zu reinigen und wieder ertragsfähig zu machen.

Noch schlimmer sind die Verheerungen des Rheinwald. Die Bewohner verlebten eine Nacht der Angst und des Schreckens, und flüchteten in größter Eile in die Wälder und auf die Höhen, während ein wolkenbruchartiger Regen stundenlang niederstürzte. Als der Tag endlich graute, sahen sie den Rhein in einer Breite von einer Thalwand zur andern sich fortwälzen, zahlreiche Ställe und Häuser verschwunden, die schönsten Wiesen hoch unter Wasser stehend, den Weiler Ebi fast gänzlich zerstört. Am meisten gelitten haben die Gemeinden Medels und Nufenen. Das etwas höher gelegene Splügen, wenn auch ebenfalls beschädigt, war doch nicht einer so großen Gefahr ausgesetzt. Dagegen hatte der Rhein die sehr alte und tüchtige Brücke des Dorfes, welche allen Ueberschwemmungen dieses und zweier früherer Jahrhunderte siegreich Widerstand geleistet, wie schon erwähnt, hinweggeführt.

Ueber den S. Bernhardin, an dem hochgelegenen, nun von den Curgästen verlassenen Sauerbrunnen vorbei, gelangen wir in das Misoxer und Calancathal. Obschon dem Herde der Verwüstung so nahe, haben doch diesmal beide Thäler, die im Jahre 1834 so unsäglich vielen Jammer und Gräuel der Zerstörung sahen, wider alles Erwarten wenig Schaden gelitten, mit Ausnahme einiger

Verheerungen, welche die Calancasca, die Wuhren bei Grono theilweise wegreißend, in den dortigen Gütern verursachte.

Noch ein kurzer Marsch, und wir befinden uns im Tessin. Man muß weit zurückblättern in den Chroniken dieses Cantons, um eine Katastrophe von ähnlicher Größe, wie die der letzten Wochen, in denselben verzeichnet zu finden. Im 12. Jahrhundert sollen namentlich auch die Leventina furchtbar verheert und mehrere Ortschaften am Luganer und am Langensee von der außerordentlich rasch wachsenden Flut spurlos weggerissen worden sein.

Die am schwersten betroffenen Thäler: Blegno, Leventina, Verzasca und Valle Maggia, einander fast ganz parallel laufend, und von den Stöcken des Adula und Greina (Graubünden) und Gotthard sich nach den Ebenen am Lago Maggiore hinabsenkend, sind besonders in ihren oberen Partien sehr enge Längethäler mit steilen, nur theilweise bewaldeten Berglehnen, auf deren Höhen häufig kleine Ortschaften in Wiesen und Weiden zerstreut liegen, während die größeren Dörfer meist in der Thalsohle längs den Flüssen gebettet sind, wo auch die Aecker und Weinberge sich ausdehnen. Dies ist besonders im Hauptthale des Tessinflusses, der Leventina, der Fall. In jedes dieser vier Thäler münden eine Menge Nebenthäler oder auch nur Schluchten, mit ihren Wald- und Bergströmen. Denkt man an die eigenthümlichen Gesteinbildungen dieser Gebirge und an die zersetzende und auflösende Wirkung langandauernder, vom Föhn begleiteter, heftiger Regengüsse auf die Gesteine, so wird man begreifen, warum gerade jene Thäler von einer so schrecklichen Verheerung heimgesucht wurden.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Oxford und Cambridge im Wettkampf.

Ein Universitätswettkampf in England findet nicht mit dem Homer oder dem Horaz in der Hand statt, sondern es handelt sich darum, welche Universität am besten zu boxen versteht, am geschicktesten das Ruder zu führen vermag, am gewandtesten über Barrieren hinwegsetzen kann. Die deutschen Professoren mögen den Kopf über solch gelehrtenwidriges Gebahren schütteln und darüber nachsinnen, wie schlecht Plutarch und Euripides dabei fortkommen; sobald sie aber bedenken, daß bei den englischen Universitäten der Sieg der körperlichen Ueberlegenheit mindestens ebenso gilt, wie die geistreichste Abhandlung über die hinterlassenen Bruchstücke eines griechischen oder lateinischen Autors, so dürfte es ihnen nicht zu sehr auffallen, wenn sich auch in diesem Jahre wieder Oxford mit Cambridge oder Dunkelblau mit Hellblau im Ruderwettkampf gemessen.

Jeder, der an der betreffenden Universität studierte, oder an derselben einen Grad erlangte, oder mit einem Studierenden verwandt oder bekannt ist, nimmt an dem Wettkampf Theil. Die Börse ist sogar an dem betreffenden Kampftage geschäftslos, die City feiert wenigstens halb, und alles eilt mit Eisenbahn, Omnibus oder Boot an den Platz der That. Dann ist die Themse zu Putney meilenweit mit einer dichten Menschenmenge und Wagenreihe belagert, und nahe dem Ufer drängt sich auf dem Spiegel des Flusses Kahn an Kahn. Hat England an dem Tage keinen Nebel und keine Wolken, so ist der Himmel, der Fluß, und alles ringsum blau. In Hellblau prangt Cambridge, in Dunkelblau Oxford. Blau sind die Handschuhe, die Cravatten, die Damenkleider. In den Knopflöchern, in den Pferdegeschirren, aus den Fenstern, von den Masten, flattern blaue Bänder, Wimpel und Tücher. Die Ruderer beider Universitäten sind in Flanelljacken ihrer Farbe gehüllt; unter einem nicht enden wollenden Jubel, unter tumultuarischen Cheers beginnt die Fahrt. Seit Jahren harren die Hellblauen vergebens auf den Sieg, seit Jahren erringen sie immer zuerst einen Vorsprung, doch Oxford erreicht sie, Dunkelblau überflügelt sie. An Entschuldigungen über das Mißlingen fehlt es natürlich nicht. Die Cambridger haben zu wenig Gelegenheit, sich im Rudern zu vervollkommnen, weil sie an einem kleineren Flusse liegen als die Oxforder. Cambridge würde auch vielleicht still den Tag des Wettkampfs vorübergehen lassen, aber Oxford meldet sich jährlich, fordert auf, und eine Weigerung, eine Absagung des Gegners ist ebenso wenig denkbar, als ein Zurückfließen der Themse nach der Quelle.

Ch. D.

Die Mauer des Kruppschen Stahlreichs.

Sie ist zwar meist nur aus Brettern und Latten errichtet, die Mauer des Kruppschen Stahlreichs, aber es ist doch weder darüber noch dadurch zu kommen, wenn man kein gekröntes Haupt ist, oder nicht zum Unterthanenverbande des stählernen Reiches gehört. An den Thoren dieser Mauer, die jetzt eine Fläche von über tausend Morgen Land umzingelt, deren Brennpunkt der berühmte Schmelzbau ist, wird Tag und Nacht Wache gehalten. Während am Tage die unbestechlichen Thorwächter niemand passiren lassen, der nicht die Fabrikmarke besitzt, patrouillirt nachts das Corps der Kruppschen Feuerwehr längs der hölzernen Grenze des Stahlreiches. Als das Kruppsche Etablissement früher mit einer Unmasse von schriftlichen Gesuchen um Ertheilung der Erlaubniß zur Besichtigung der Fabrikräumlichkeiten geradezu belästigt wurde, ließ der König des Stahlreiches große Tafeln an den Eingängen zu seinem Tartarus errichten, darauf er in nichts weniger als unzweideutigen Schriftzügen Jedermann bittet, die Erlaubniß zum Besuch nicht erst nachsuchen zu wollen, da sie in keinem Falle ertheilt werde. Die Controlle der Arbeiter ist außerordentlich genau; es kann mit den Fabrikmarken kein Mißbrauch getrieben werden. Der Arbeiter erhält beim Eintritt seine nummerirte Blechmarke und übergibt sie in seinem Arbeitsraume dem Werkmeister. Dieser überliefert sie am Abend dem Arbeiter wieder, der sie dann beim Verlassen der Fabrik am Thor in einen Schalter wirft.

Ein Correspondent der „Times" soll sich einst in Arbeitertracht einen Weg in den modernen Tartarus gebahnt haben und, um das Stahlreich wenigstens aus der Vogelperspective schildern zu können, einen der beiden Wasserthürme, die das Grubenwasser aus den nahen Kohlenzechen mittels Dampfkraft in die Höhe ziehen, erklommen haben. Bei dem Versuch aber, in den Schmelzbau selbst einzudringen, wurde er ertappt und von der alarmirten Feuerwehr gleich einem Paßlosen per Schub wieder über die Grenze gebracht.

Der Theeschmecker.

Das theetrinkende England ist einmal in ungeheurer Aufregung über das spitzbübische China gewesen, und es fehlte nicht viel, so hätte es dem Reich der Mitte den Krieg erklärt. Die Chinesen nämlich, welche von Jahr zu Jahr nach England schlechtern Thee geschickt, hielten es schließlich, als sie den englischen Gaumen für vollkommen abgestumpft und an das Schlechte gewöhnt glaubten, nicht mehr der Mühe werth, auf die Sichtung des über See gehenden Thees noch fernerhin Fleiß zu verwenden. Endlich witterte aber doch England eine großartige Fälschung, einen bodenlosen Betrug, und es ließ sich einen der feinsten Theeschmecker vom berühmten Kiachta-Theemarkt kommen, um die in den Magazinen von London ausliegenden Theesorten prüfen zu lassen. Der Theeschmecker erschien und gab sein Urtheil dahin ab, daß der gesammte vorräthige Thee theils aus dem Kehricht der chinesischen Theemagazine, theils aus bereits getrunkenem Thee bestehe, dessen Pulver abermals getrocknet, präparirt und gefärbt worden. Wenn nun England, das theetrinkende, also hintergangen worden, dann kann man sich denken, was Deutschland von Chinas duftendem Blütengetränk abbekommen.

Der Theeschmecker ist hier bei uns ein ganz unbekanntes Wesen. Er findet sich nur zur Zeit der Messe auf den Theemärkten von Kiachta und Nischnij-Nowgorod, um für große russische Theehandlungen Moskaus und Petersburgs den Karavanenthee einzutauschen. Der Theeschmecker, welcher ein bedeutendes Gehalt bezieht, muß für die Güte der gelieferten Waare bürgen, und wenn ihn sein Gaumen einmal trügt, so ist es, abgesehen davon, daß er für den Schaden aufzukommen, der sich bei kleinen Einkäufen schon auf tausende belaufen kann, um seinen Ruf und auch in der Regel um sein Amt geschehen. Ein Theeschmecker ersten Ranges ist aber auch im Stande, jede Theefälschung durch bloßes Schmecken mit der Zunge zu erkennen, und sein Probestück besteht oft darin, die 100 Haupttheesorten, welche sich in gleichfarbigen Packeten mit verwechselten Aufschriften befinden, durch bloßes Schmecken richtig zu sortiren. Die Aufgabe des Theeschmeckers ist es, in fortwährender Uebung der Zunge und Prüfung des Thees zu bleiben, da die schlauen Chinesen alljährlich mit neuen, schwieriger zu entdeckenden Fälschungen auf dem Theemarkte erscheinen. Der Theeschmecker darf weder rauchen, noch Spirituosen zu sich nehmen. Er muß scharfe Gewürze, ja oft das Salz in der Suppe meiden, um seiner Zunge die äußerste Feinheit des Geschmackes zu bewahren. Er muß, wenn er den Thee auf die Zunge legt und schmeckt, unterscheiden können, ob der Thee von der ersten, zweiten, dritten oder vierten Jahreslese stammt, ob er an der Sonne oder am Feuer getrocknet ist, ob er von einem jungen oder schon älteren Theestrauche stammt, ob er und womit er gefärbt ist. Ein chinesischer Theeschmecker überflügelt aber einen russischen noch um ein Bedeutendes. Während der russische im äußersten Falle 150 Sorten unterscheiden kann, vermag der geübte chinesische 500 Sorten und noch darüber zu prüfen. Das Nervensystem der Theeschmecker wird durch das fortwährende Theeprüfen bei strenger Enthaltsamkeit dergestalt überreizt, daß sie, sobald sie sich ein Vermögen erworben haben — und das geschieht bald — ihr Amt aufgeben und sich dem Leben und seinen Freuden in die Arme werfen. Bei Champagner und Caviar endet nicht selten der Theeschmecker.

F. B.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz. (Fortsetzung.) Roman von G. Hiltl. — Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt. I. Die Kreuzotter und ihre Beute. Von F. Schlegel. Mit Illustration von F. Specht. — Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis. IV. Von Dr. Riesenstahl. — Aus vielen Meeren. IX. (Schluß.) — Die Schweizer Ueberschwemmungen. Von unserem Berichterstatter. Mit Illustration von H. Jenny. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 14. November 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 7.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl**.

(Fortsetzung.)

Die drei Spione des Herrn Cardinals.

In dem heutigen Palais Royal, ehemals „Palais Cardinal“, befindet sich — oder befand sich noch vor einigen Jahren — eine kleine Treppe, welche, tief in die Wand gelassen, zu einer Thür führte, die sich nach innen und außen öffnen ließ, so daß der Hinausschreitende zu gleicher Zeit mit dem Eintretenden die Thüre passiren konnte, ohne daß einer den anderen gesehen hätte. Diese Treppe nebst Thüre hat zu verschiedenen Zwecken gedient. Der Cardinal Richelieu, welcher das Machwerk hatte herrichten lassen, etablirte hinter der kleinen Thüre sein Arbeitscabinet. Die Thür selbst wurde durch eine Landkarte maskirt, welche auf das Holz gemalt war. Die Treppe lief an ihrem Fuße in einen kleinen Corridor aus, der bis zum Vorzimmer ging, das man, vom allgemeinen Eingange herkommend, betrat, wenn man öffentlich, ohne Heimlichkeit zum Cardinal ging. Die besonderen und geheimen Vertrauten Seiner Eminenz, die Agenten und Spione gingen durch das Vorzimmer in eine kleine Seitenniche, deren Hintergrund ein Getäfel schloß. Dasselbe konnte leicht verschoben werden, man trat dann in den Corridor und gelangte an den Fuß der besagten Treppe, um über dieselbe durch die kleine Thür in des Cardinals Zimmer zu treten. Später, nachdem der große Cardinal verschieden und sein kleinerer Nachfolger, Mazarin, in den Besitz des Amtes eines Premierministers gekommen war, wurde die Treppe dennoch wieder benutzt. Vom Dunkel der Nacht beschirmt, ging Mazarin diese Treppe hinan, um in die Gemächer Annas von Oesterreich, der Königin Mutter zu kommen, welche das Palais Cardinal mit ihren Söhnen Ludwig und Philipp bewohnte und ihre Wohnung Palais Royal taufte. Die Promenaden Mazarins über diesen Corridor und diese Treppe blieben nicht verborgen und sie verriethen zuerst das Geheimniß von der Verheirathung des Cardinals mit der Königin Mutter. Als die Fronde ihre Unruhen begann und endlich die offene Empörung ausbrach, flüchtete die Königin Mutter mit dem Dauphin über diese kleine Treppe in den Hof des Palais, wo die von Musketieren begleitete Kutsche hielt.

Zu der Zeit unserer Erzählung, am Abend nach den so eben berichteten Ereignissen, saß Beurnais, der Kammerdiener des Herrn Cardinals, in der Nähe der Wandkarte oder der geheimen Thür auf einem kleinen Tabouret. Ihm gegenüber befand sich ein Kaminschirm, der wieder die Wandkarte verdeckte, so daß die Eintretenden nicht sogleich in das Gemach blicken und auch nicht von den im Zimmer Befindlichen gesehen werden konnten. Die Ausschmückung dieses Zimmers war sehr einfach, das heißt, es waren nicht vielerlei Luxusmöbel darin, sondern ungeheure Bücherschränke, mit prächtig eingebundenen Büchern gefüllt, umstanden die Wände. Zwischen den beiden hohen Fenstern war ein mächtiger Schreibtisch zu sehen, daneben standen zwei kleinere Tische, auf denen ganze Haufen von Papieren, Briefen und Acten lagen. Dazwischen guckten zierliche Mappen hervor und hinter dem großen Schreibtische war ein etwa fünf Fuß im Durchmesser haltender Globus aufgestellt, dessen Oberfläche eine Menge röthlicher Wachspflästerchen bedeckten. Ein lebensgroßes Portrait des Ministers Sully hing an der rechts von der geheimen Thür sich hinziehenden Wand. Darunter waren zwei kostbare spanische Stoßdegen über Kreuz aufgehängt. Der schön verzierte Kaminsims trug eine Uhr von trefflicher Arbeit, deren silbernes Zifferblatt die Inschrift zeigte: Grata superveniet, quae non sperabitur hora. Auf einem kleinen dreifüßigen Tische war ein Relief des Planes der Belagerung von La Rochelle aufgestellt. An dem großen Schreibtische saß ein Mann in feiner schwarzer Kleidung und schrieb. Der Herr und Eigenthümer des Zimmers, mithin des Palastes, der Cardinal Richelieu, ging in seiner rothen Hausrobe im Zimmer auf und ab, wobei er die Hände auf dem Rücken hielt. Er dictirte mit lauter Stimme einen Brief dem schreibenden Manne, seinem Secretär Chavigny, den er sehr lieb hatte, weshalb das auch nicht unwahrscheinliche Gerücht umherlief: Herr von Chavigny sei ein natürlicher Sohn des Cardinals.

„Und haben sich somit die Herren bei dem bevorstehenden Feldzuge genau darnach zu richten,“ dictirte der Cardinal.

„Richten,“ wiederholte Chavigny.

Digitized by Google

„Solches ist Unser Wille," fuhr der Cardinal fort.

„Wille," repetirte Chavigny.

„Es ist gut," sagte der Cardinal, „das war der Schluß."

Chavigny präsentirte die Feder.

„Wozu?" fragte Richelieu.

„Euer Eminenz haben ihren Namen darunter zu schreiben."

„Fanfaron!" lachte der Cardinal. „Wenn in dem Briefe steht, „Unser Wille," da kann doch nur der König seine Unterschrift geben."

Chavigny zuckte die Achsel.

„Uebrigens bin ich ganz einverstanden mit diesem Befehle," fuhr Richelieu fort. „Den Herren Gouverneuren und Feldmarschällen muß die größte Schonung der Feinde und Freunde empfehlen werden. Ein Mißbrauch der Gewalt ist auf das schwerste zu ahnden. Solche Treulosigkeiten, Chikanen und Bedrückungen, Wortbrüche und Nichthalten abgeschlossener Verträge, schaden uns mehr als verlorene Schlachten. Deshalb hat der König auf meinen Rath die härtesten Strafen dictirt, wenn ein Versehen gegen diese Befehle vorkommen sollte. Stecke die Urkunde in Deine Mappe, damit ich sie morgen Seiner Majestät zur Unterschrift vorlegen kann. Sie muß dann in den Bureaux kopirt werden. Machen wir Feierabend."

Ein dumpfes Schnurren ertönte unter dem Schreibtische hervor, gleich darauf erschien ein ungeheurer schwarzer Kater, der sich ganz ungenirt an den Beinen Seiner Eminenz rieb, dabei einen Buckel machte, mit den Pfoten trippelte und tigerartig seinen Schweif spielen ließ.

„Ah — guten Abend —" sagte der Cardinal das Ungethüm streichelnd, „Du hast schon geschlafen, Sarroque."

Der Cardinal nannte seinen Lieblingskater — Sarroque zum größten Verdruße des Königs, denn einer der Mörder des Marschalls d'Ancre hatte den Namen Sarroque geführt. Gerade als der Cardinal Sarroque emporheben wollte, klopfte es an die geheime Thür.

„Ah — da kommen Rapporte," sagte Richelieu. „Nun wird es interessant. Oeffne, Bournais."

Bournais trat hinter den Schirm, welcher die geheime Thür deckte, und öffnete. Eine Person schlüpfte in das Zimmer.

„Wer ist es?" fragte der Cardinal.

„Aus der Straße Saint-Thomas du Louvre," antwortete Bournais.

„Ah!" machte der Cardinal und setzte sich behaglich in den Fauteuil, „nur näher."

Bournais schob ein wenig den Schirm bei Seite und ließ die Erwartete in das Zimmer. Es war eine Person, welche wir schon kennen lernten, die aber gewiß niemand für würdig gehalten hätte, in dem Palais Cardinal, vor dem größten Staatsmanne seiner Zeit erscheinen zu dürfen. Es war die dicke Köchin des Hotel Rambouillet, die belobte Mattelotte-Zirphea. Sie mußte diesen Weg schon öfter eingeschlagen und das furchterweckende Antlitz des Cardinals bereits früher gesehen haben, denn sie blieb ohne Zeichen der Befangenheit ein paar Schritte vor Richelieu stehen, knixte ziemlich unbeholfen und sagte dann:

„Guten Abend, Eminenz."

„Guten Abend," erwiderte die Eminenz. „Das ist ja schön. Ihr kommt zur rechten Stunde — ungerufen zwar, aber das ist eben ein Beweis von der Wichtigkeit Eurer Nachrichten. Siehst Du, Chavigny," sagte er lächelnd, sich zu dem Secretär wendend, „wie gut ich bedient bin? aus allen Klassen der Gesellschaft nehme ich meine Freunde. Also, Mattelotte, was bringt Ihr?"

Mattelotte faltete die Hände über ihre Brust und begann: „Lieber Himmel — ich thue doch eigentlich sehr unrecht, daß ich meine gnädige Herrschaft so hintergehe — ich bin —"

„Weiter, weiter," sagte der Cardinal, „diesen Anfang des Textes kenne ich. Jedes Mal beginnen meine Agenten mit demselben Weherufe über ihre Sünden, aber sie nehmen nachher die Dukaten. Zur Sache. Was gibt es zu berichten?"

„Eigentlich nicht viel — so gut wie nichts!"

„Hat man nur über mich geschimpft? über mein Ministerium gespöttelt? hat Eure alte verrückte Frau von Rambouillet die Anordnungen zum Kriege getadelt oder haben ein paar alte Jungfern bedauert, daß ich ihnen die Einkünfte der Pensionen geschmälert habe?"

„Das nicht, gnädigster Herr. Ich habe eigentlich nichts weiter zu berichten, als eine kleine Unterredung, die zwischen einem Herrn und einer Dame in einer Fensternische stattfand."

„Oh — das ist ein wichtiger Ort. In den alten Ritterromanen spielen die Fensternischen große Rollen. Du mußt nämlich wissen, Chavigny, daß Mattelotte sehr in der Litteratur zu Hause ist. Die Gesellschaft im Hotel Rambouillet steckt an und daher datirt auch ihre Bekanntschaft mit Bois-Robert, der sie unten in der Küche für mich angeworben hat, während man ihn oben bekrittelte. Nun — wer waren denn die beiden, der Herr und die Dame?"

„Das Fräulein Maria von Hautefort und ihr Bruder Henri."

Richelieus Augen öffneten sich weit, er machte eine schnelle Bewegung nach vorwärts mit seinem Oberkörper und setzte den Kater Sarroque, den er auf seinem Schoße hielt, ziemlich unsanft auf den Erdboden.

„Diese beiden waren es also? — hm — und was? was sprachen sie?"

„Ich war nämlich mit dem Decken des Tisches beschäftigt," fuhr die Spionin fort, „und als ich beide in die Nische schlüpfen sah, blieb ich in deren Nähe — weil Herr Bois-Robert mir den Auftrag gegeben hat, dem Herrn von Hautefort aufzupassen. Nun hörte ich, wie das Fräulein mit ihrem Bruder von der Flatterhaftigkeit des Herrn von Saint-Preuil sprach, wie der junge Mann sie beklagte, aber sie damit tröstete, daß ihr eine große Zukunft beschieden sei und daß — warten Sie ein mal — ja — richtig, so war es, daß diese gute Zeit für Fräulein von Hautefort herangekommen sein würde, wenn — wenn —"

„Nun — wenn?" fragte der Cardinal, ungeduldig über das Stocken Mattelottes.

„Wenn erst der Stein, der allen den Weg zur Gnade des Königs versperre, zertrümmert sein werde."

„Der Stein — ha, der Stein!" rief der Cardinal, „Chavigny, hörst Du?" sagte er in italienischer Sprache. „Dieser Stein bin ich. Nun und dann," wendete er sich wieder zu Mattelotte, „hörtet Ihr nicht, auf welche Weise dieser Stein beseitigt werden soll?"

„Nein. Nur meinte Herr von Hautefort, es wären viele Steinhauer damit beschäftigt, ihn zu zerbröckeln."

Richelieus Gesicht nahm plötzlich einen ernsten Ausdruck an, er fixirte die Köchin scharf. Er las deutlich auf dem verschmitzten, dummpfiffigen Antlitze der Spionin, daß sie recht wohl begriff, um wessen Beseitigung es sich handle.

„Und das Fräulein von Hautefort? was that diese?" examinirte er weiter.

„Sie lachte den Bruder ein wenig aus. Rieth ihm Zerstreuung zu suchen und kleine Reisen, etwa solche, wie er zum Herzoge von Vendôme gemacht habe, wieder zu unternehmen."

„Vendôme! und was antwortete Herr von Hautefort seiner Schwester auf diesen Vorschlag?"

„Ei! — der schien sehr betroffen darüber. Er fuhr ganz heftig empor und fragte seine Schwester, woher sie wisse, daß er solche Reisen unternehme? Darauf sagte sie: von Herrn Chavigny."

Bei Nennung seines Namens schreckte der Secretär empor.

„Eminenz, ich kann mit dem heiligsten Eide schwören — —," begann er von dem Tische her, wieder in italienischer Sprache.

„Daß Du nichts gesagt hast," fiel der Cardinal ein, „das brauchst Du nicht zu betheuern. Ich weiß es. Die Nennung Deines Namens durch die Hautefort geschah nur, um ihrem Bruder die Nähe der Gefahr recht deutlich zu zeigen. Was sprach sie weiter, Mattelotte?"

„Sie rieth ihm, wenn er künftig reisen wolle, recht vorsichtig zu sein, da Herr von Hautefort besonders erschrocken war, als das Fräulein den Namen des Herrn Chavigny nannte."

„Sie hat, wie ich ihr gerathen, dem Verschwörer auf den Zahn gefühlt — als sie die Richtigkeit meines Verdachtes erfuhr, warnte sie ihn — sie wird plaudern," sagte der Cardinal zu sich selbst.

„Als nun die Unterredung vorüber war — was geschah da?"

„Da setzte man sich zur Tafel," rapportirte Mattelotte. „Aber der Herr von Hautefort zog den Herrn von Rouvigny bei Seite und sprach leise und in großer Erregung mit ihm."

Richelieu erhob sich, ging an den Schreibtisch, nahm aus einem der Seitenkästchen eine kleine Mappe, zog ein Blatt Papier daraus hervor und durchflog die auf demselben befindliche Schrift.

„Nun, geh!" — bat der Cardinal, als Bournais stehen blieb. „Ich gebe Dir morgen eine Belohnung dafür."

Bournais schüttelte noch einmal mißbilligend den Kopf, dann drückte er sich durch die Thür des Bibliothekzimmers, nachdem er noch einen giftigen Blick auf Marien geschossen hatte. Die schöne Agentin lächelte verächtlich — dann ging sie zum Cardinal, der sie erwartungsvoll anschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Unter spanischem Himmel.

Episoden aus dem Carlistenkriege. Von A. Loning.

(Zu dem Bilde auf S. 101.)

Der ewig heitere Himmel der Tierra de Maria Santisima, „das Land der Himmelskönigin," wie der Andalusier sein Land zu nennen beliebt, erzeugt ebenso heitere lebensfrohe Menschen. Beständig angefächelt von der balsamischen Luft, in der sie sich bewegen, sind sie in ihrem Charakter und in ihrer Lebensweise ganz dem Himmel angepaßt, unter dem sie geboren.

Leicht und behende, zierlich in seinen Bewegungen, versteht es der Andalusier, die Elasticität seines Körpers durch fest anliegende Kleidung noch mehr zu heben. Vor allem weiß das „schönere Geschlecht" mit der ihm angeborenen Anmuth einen Zauber um sich zu verbreiten, wie kein anderes, das nicht Andalusien zum Vaterlande hat. Tanz und Gesang ist dieser Frauen Hauptbeschäftigung, Guitarre und Castagnetten die Instrumente, womit sie der Männer Frohsinn beleben und sie in den Strudel des Vergnügens fortziehen. Der Himmel hat auch so väterlich für Andalusien gesorgt, das Land ist so kräftig, so ergiebig, daß es kaum des Spatens oder des Pfluges bedarf, dem Bebauer hundertfältig für seine geringe Mühe zu lohnen, es bleibt ihm daher Muße genug zum Tändeln.

Der Andalusier schmückt sich gern und liebt es, sich mit allerlei Flitterkram zu behängen. Sein Lastthier, sei es Maulthier oder Esel, pflegt er auch zu behängen und zu schmücken. Der Andalusier verlangt auch nicht das Unmögliche von seinem Thier, er spricht mit ihm, wie mit einem Freunde und weiß es durch freundliche Worte anzuspornen. Das Thier kennt den ihm beigelegten Namen und spitzt bei Anrufung desselben stets die Ohren. Wie die Natur ihn, so behandelt der Andalusier sein Thier, zieht derselbe mit dem schwer beladenen Thiere auf den Markt, oder reitet er über Land, so ist die Guitarre seine stetige Begleiterin, die dann gewöhnlich oben auf der Last liegt, die selbst, sorgfältig gepackt, in einem aus Stroh geflochtenen Korbe zu beiden Seiten des Thieres herabhängt.

Die eigentliche Nationaltracht des Andalusiers ist die s. g. Majo d. i. Stutzertracht, die auch die beliebte Tracht aller Stierfechter in ganz Spanien ist. Diese Majotracht besteht aus einer kurzen, eng anliegenden mit vielen metallenen oder silbernen Knöpfen besetzten Jacke aus feinem Tuch oder Sammet. Diese Jacken sind mit einer handbreiten seidenen Stickerei eingefaßt. Weste und Beinkleid, aus gleichem Stoffe wie die Jacke, sind wie diese anschließend. Erstere, sehr kurz und eng, mit gleichen Knöpfen besetzt wie die Jacke, läßt überall auf der Brust ein blendend weißes Hemde durchblicken, dessen umgeschlagener Kragen die Zipfel eines dünnen seidenen Tuches, das um den Hals gewunden, heraussteckt. Die Beinkleider reichen bis an die Knie, sind oben in der Taschengegend und unten, wo zum Abschlusse dicke seidene Troddeln bummeln, aufgeschlitzt, gleichfalls mit Knöpfen besetzt und mit Stickerei eingefaßt. Eine lange, blaue oder rothe seidene Schärpe, mehreremale um den Leib gewunden, hält die Beinkleider fest und dient gleichzeitig zum Bergen von allerlei Kleinigkeiten. Die Navaja, ein langes dolchartiges zugeschlagenes Messer, ohne das der Andalusier nicht leben kann, hat seine Stelle an der linken Seite im oberen Schlitz. Die Waden sind mit weißen Strümpfen bekleidet, über die zuweilen, vorzüglich bei schlechtem Wetter, bestickte hohe lederne Gamaschen gezogen werden; der Fuß ist mit einer Sandale aus Hanf oder Leder (Alpargata) bedeckt. Auf dem Kopf trägt der Andalusier den Sombrero Calannes einen niederen, aufgeschlagenen runden Hut, unter welchem die Zipfel eines um den bloßen Kopf gebundenen seidenen Tuches auf den Rücken herabhängen. Über die linke Schulter wird die quergestreifte bunte Manta gehängt, eine wollene Decke, die dem Majo bei Kälte und Regen als Mantel, bei der Nacht als Ober- und Unterbett dient. Diese Manta, den südlichen Spaniern ebenso unentbehrlich wie dem Nordspanier die Capa, der dicke braune wollene Mantel, ist eine lange breite, doppelte Decke, die an einem Ende zugenäht ist. El papelito, die Papiercigarre, darf nie zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand fehlen, selbst wenn er auch nicht raucht.

Ebenso geputzt ist das Alter ego des Majo, die Maja, besonders die jungen Mädchen, die als Stutzerinnen gekleidet ihre eigenthümliche, gleichsam angeborene Anmuth dann erst recht entwickeln. Der an die Zucht des Nordens gewöhnte Fremde sieht in diesen Majas nur Koketten; er hüte sich aber seinem Glauben die Flügel schießen zu lassen, er würde übel dabei fahren. „Mirar y no tocar!" „Sieh, aber rühre mich nicht an!" ist der Wahlspruch der echten, wahren Maja. Ihre Kleidung besteht aus einem anschließenden seidenen Leibchen von rother, gelber oder blauer Farbe, mit engen, kurzen Aermeln; der bunte Rock, den sie trägt, ist kurz genug, um die zierlichsten Füße sehen zu lassen; das schöne, rabenschwarze, dicke, lange Haar, fällt ihr aufgelöst oder sorgsam geflochten auf die Schulter herab und ist immer an der linken Seite mit einer Blume geschmückt. Geht die Maja aus, so wirft sie eine Tüll- oder seidene Mantilla über den Kopf, die malerisch gelegt ihr brünettes Gesichtchen gut kleidet.

Wie bei dem Majo der Papelito, ist es bei der Maja der Abanico (Fächer), der ihre Hände in steter Bewegung hält. Sobald sie die Mantille übergeworfen, nimmt die Maja den Fächer zur Hand, den jede Bäuerin in Andalusien wie die erste Anstandsdame zu handhaben versteht. Der Fächer spielt überhaupt eine große Rolle in Spanien; in den Händen des schönen Geschlechts ist er ein ambulanter Lufttelegraph. Ohne dabei ein Wort zu sprechen, ohne ihre Blicke auf einen bestimmten Gegenstand zu werfen, verstehen es die Spanierinnen durch und mit dem Fächer ihr ganzes Herz auszuschütten.

In ganz Spanien ist es Sitte, daß die reichsten Cavaliere und Edelfrauen bei Volksfesten, bei Stiergefechten, als Majos oder Majas gekleidet erscheinen, besonders wenn sie wissen, daß diese Tracht sie vortheilhaft kleidet. In Andalusien selbst aber, wo diese Tracht weniger auffällt, erscheinen die vornehmsten Herren als Majos gekleidet, mischen sich unter das Volk oder treiben sonst Dinge, die für ihre standesmäßige Kleidung nicht passen.

Die Häuser der Landleute in Andalusien liegen gewöhnlich an einem vorbeiführenden Weg in der Mitte der dazu gehörenden Länderei, die nur aus einigen Morgen besteht. Das Ganze ist mit einer Granat- oder Cactushecke oder mit einer Mauer eingefaßt. Der größte Theil des Grundbesitzes ist dem Adel eigen, der Bauer ist nur Pächter. Diese Schilderung ist jedoch nur der nächsten Umgebung der Städte und größeren Ortschaften entnommen, wo meistens nur Gemüse gewonnen, weniger Getreide cultivirt wird. Diese nächsten Umgebungen der Städte und Ortschaften heißen Huerta, Gemüsegarten.

Eine solche Huerta nun habe ich als Schauplatz der kleinen Erzählung erkohren, die sich zur Zeit des Carlistenkrieges, während der Expedition des General Gomez vor Cordova zugetragen hat.

I.

„Valgame Dios, Pepita de mi alma! Gott steh mir bei, Herzens-Pepita (Josephinchen)! Du machst ja ein Gesicht, als sei Dir die Petersilie verhagelt."

Diese Worte richtete ein junger, elegant gekleideter Majo, der seinen mit Gartenfrüchten beladenen Esel vor sich hertrieb, an ein junges Mädchen, die im Morgenanzuge in der Fensteröffnung eines Landhauses der südlichen Huerta von Cordova stand.

Die so Angeredete war ganz in Gedanken vertieft, sie erschrak bei der ihr wohlbekannten Stimme. Ohne Arg ging der junge Mann auf das Fenster zu, dem jungen Mädchen, wie er es den ganzen Sommer täglich gethan, seinen Morgengruß zu bieten und eine frischgepflückte dunkelrothe Rose ihr darzureichen.

Regungslos und traurig blickte das junge Mädchen ihn an, als er seine rechte Hand auf ihren Arm legte und dabei ihr treuherzig ins Auge schaute.

„Was fehlt Dir, mein Herzensmädchen, was ist vorgefallen, das Dich so betrübt?"

„Was mich betrübt, mich unglücklich macht," erwiderte die Angeredete, die wir nunmehr auch Pepita nennen wollen, „ist, daß mein Bruder gestern die Entdeckung gemacht, daß ich hintergangen, getäuscht werde. Daß der, dem ich ganz anzugehören, an den mein Herz sich gebunden glaubte, sich listig in dasselbe geschlichen, mich hintergangen hat. Diego," fügte sie fest und entschlossen hinzu, „zwischen Dir und mir liegt eine tiefe Kluft, Du bist nicht der, für den ich Dich gehalten, für den Du Dich ausgegeben. Du bist nicht Diego, des Pachters Sohn der Hacienda de la Alameda, Du bist der Sohn des reichen Marques de Santa Cruz, des stolzesten Granden von ganz Andalusien. Wie sollte ich, die Tochter einer armen Officierswittwe, die Dir weiter nichts anzubieten hat, als ihre Ehre, ihr treues Herz, noch länger in dem Wahne leben, die Deine zu werden!"

Diego hatte die Vorwürfe des jungen Mädchens, die er mit aller Glut eines Andalusiers liebte, ruhig angehört, während der bei ihm stehende Esel in aller Gemüthlichkeit die Blätter und die dünnen Zweige eines unter dem Fenster stehenden Topfgewächses abnagte, er selbst aber sein brennendes Papelito nach der Seite hielt, um seiner Geliebten nicht den Rauch ins Gesicht zu blasen. Er war zwar überrascht ob der so unerwarteten Strafpredigt, faßte sich aber bald und erwiderte:

„Was Du da gesagt, Pepita, ist wahr. Ja! ich bin der Sohn des Marques de Santa Cruz. Ich habe, um weniger Aufsehen zu erregen, diese Majokleidung angenommen, bin für den Pachtersohn der Alameda mit dessen Esel täglich hier vorüber, bis an das Stadtthor gezogen, habe nach einem Blick aus Deinen schönen Augen gehascht, wie die Pflanzen nach einem Regentropfen, und war unglücklich, wenn Du wie ein bescheidenes Veilchen, Dein Gesicht hinter dem Vorhange verbargst und meine Augen die Deinen nicht trafen. Endlich faßte ich Muth, ich wagte Dir eine dunkelrothe Rose anzubieten und war überglücklich, als Du das Sinnbild der Liebe nicht verschmähtest, die Blume Dir gleich ins Haar stecktest. Einmal kühn geworden, sprach ich nun täglich vor, unsere Herzen fanden sich und ich, ich bin seitdem der glücklichste aller Grandensöhne. Durch Deine Entdeckung bist Du meiner Absicht, Dir heute noch einen förmlichen Heirathsantrag zu machen, zuvorgekommen." Er faßte zärtlich ihre rechte Hand, drückte sie an seine Lippen und, flehentlich zu ihr hinaufblickend, sagte er: „Pepita! willst Du die Meine werden, ich biete Dir Herz und Hand!"

Wie von einem electrischen Strome übergossen, zuckte Pepita bei diesen letzten Worten am ganzen Körper.

Den also flehenden schönen jungen Mann schüchtern anblickend, erwiderte sie sanft:

„Theurer Diego! mein Herz gehört Dir längst, über meine Hand hat nur die Mutter zu verfügen! Sind Deine Absichten rein, so gehe zu ihr, halte um mich an. Steht einer ehrenhaften Verbindung zwischen Dir und mir nichts im Wege, so hat die Mutter ihre einzige Tochter viel zu lieb, um sie nicht glücklich zu wissen."

Ohne sich lange zu bedenken, ging Diego auf den Vorschlag ein und versprach noch an demselben Tage der Mutter seine Aufwartung zu machen. Vergnügter als sie den Geliebten empfangen, entließ sie ihn, nachdem er nochmals zärtlich ihre Hand geküßt.

Cordova, einst die Residenz der Maurenkönige aus dem Stamme der Almohaden, liegt amphitheatralisch angelehnt an den letzten Ausläufer der Sierra Morena, hart am rechten Ufer des Guadalquivir, über den eine steinerne Brücke führt. Nörd- und südlich von der Stadt den Strom entlang, liegt die üppige Huerta (Gemüsegarten), die mit dem Wasser des Flusses getränkt die herrlichste Vegetation erzeugt, wie keine gleiche in ganz Spanien. Die vielen kleinen Häuser der Bauern liegen wie in einem Blumenkorbe, zwischen Granat- und Rosenhecken, Feigen, Mandeln, Citronen, Pommeranzen und Maulbeerbäumen versteckt, über welche hin und wieder eine Dattelpalme hervorragt.

Am südlichen Ende der Huerta ungefähr eine Viertel Legua von der Stadt entfernt, liegt die Hacienda de la Alameda, früher Besitzthum des jedesmaligen Bischofs von Cordova und dessen Sommerresidenz. Die Bischöfe haben viel zur Verschönerung ihrer Besitzung beigetragen, ja ein wahres Eden aus ihr geschaffen. Die prachtvollsten Bäume und Gewächse aller Zonen schmücken den Park, wohin die müßigen Cordovaner gern lustwandeln. Am nördlichen Ende der Huerta ungefähr eine Meile stromaufwärts liegt die Alcoleabrücke, über welche der Weg von Jaen nach Cadix führt. Diese Brücke ist es, vor und hinter welcher an beiden Ufern des Guadalquivir mehrfach blutige Schlachten geschlagen wurden; sie war vor kurzem noch Zeugin des blutigen Treffens, das über das Schicksal der Königin Isabella für den Augenblick entschieden hat. Hier wurde der Marquis Novaliches (General Pavia) schwer verwundet.

Am selben Tage, an welchem Pepita mit dem hübschen Majo am Fenster sich unterhalten, schritt nachmittags gegen 5 Uhr ein elegant gekleideter junger Herr, einen prachtvollen dunkelrothen Rosenstrauß in der Hand, durch das Sevillathor zu Cordova. Er lenkte seine Schritte nach der Huerta, die südlich von der Stadt liegt, bog dort in die Calle San Esteban ein und blieb vor einem Landhause stehen, dessen Garten mit einer hohen Granathecke eingeschlossen war.

Der junge Herr war kein anderer als Don Diego de Bazan, der zweitgeborene Sohn des Marques de Santa Cruz.

Mit aller Zierlichkeit eines Caballero stellte er sich selbst der Frau des Hauses, der Wittwe des Obersten de Manzano, der Mutter seiner geliebten Pepita vor, überreichte dieser mit einer Verbeugung den Rosenstrauß und nahm dann ihr gegenüber auf dem von Pepita ihm hingestellten Stuhle Platz.

„Ich habe die Ehre," hob Don Diego an, „mich Ihnen, meine gnädigste Frau Oberst, als Diego de Bazan, zweiten Sohn des Marques de Santa Cruz vorzustellen und bin gekommen, Sie ernstlich zu bitten, mich als Sohn in Ihre Familie aufzunehmen und mir die Hand Ihres Fräulein Tochter Pepita zu schenken."

Diego stand hier auf, verbeugte sich und küßte der Dame ehrfurchtsvoll die Hand. Er setzte sich dann wieder und sprach weiter:

„Obgleich ich nicht der Erbe des Hauses bin, so besitze ich doch hinreichend Allodialvermögen, um eine Familie standesmäßig zu ernähren. Außerdem bin ich großjährig und Pepita die Tochter eines Hidalgo, eines Obersten, folglich mir ebenbürtig. Sogenannte Glücksgüter verlange ich keine, ich will meine Pepita, wie sie geht und steht."

Hier griff er nach der Hand seiner Geliebten, steckte ihr einen kostbaren Ring auf und, ohne der überraschten Frau Zeit zu lassen sich aus ihrem Erstaunen zu erholen, warf er sich mit der Braut ihr zu Füßen und sagte:

„Wir bitten um Ihren Segen, liebe Mutter!"

Donna Dolores de Manzano y Linares, Pepitas Mutter, war eine würdige Matrone, die schon früh den Ernst des Lebens kennen gelernt hatte. Während der ganzen Dauer ihrer Verheirathung hatte sie wenig glückliche Tage verlebt. In jener Zeit folgte ein Parteikampf dem andern. Ihr Mann war zuletzt Oberstlieutenant im Regimente Estremadura gewesen, das damals der Oberst Zumalacarregui befehligte. Wie dieser, wurde auch er des Carlismus verdächtig auf Wartegeld gesetzt und zog sich mit seiner Familie nach seiner kleinen Besitzung in der Huerta von Cordova zurück, vertauschte, da er nie einen Maravedis Pension bezog (das gewöhnliche Verfahren aller spanischen Regierungen gegen das große Heer der Pensionäre), das Schwert mit dem Pfluge und bebaute und bestellte selbst sein Eigenthum. Aerger und Verdruß wegen seines verfehlten Lebens machten den sonst sehr ehrenhaften und noch rüstigen Mann frühzeitig alt. Durch übergroße Anstrengung, sich mehr zutrauend wie seine Kräfte erlaubten, erlag er bald einer tödtlichen Krankheit. Er war am 15. Mai 1835 ruhig entschlafen.

Ganz erstaunt, überrascht, ihre geliebte Tochter so unerwartet gut versorgt zu wissen, legte sie beiden die Hände auf, segnete sie und sagte:

„Seid glücklich, Kinder, genießet frohere, ruhigere Tage wie ich! Gott segne Euch" — hier machte sie das Zeichen des Kreuzes —, „Er nehme Euch in seinen gnädigen Schutz!"

Beide standen auf, umarmten die Mutter und hielten sich dann gegenseitig fest und lange umschlungen.

Wie ein Lauffeuer, hatte sich die Nachricht dieser Verlobung durch die Huerta, besonders durch den südlichen Theil derselben, verbreitet. Ueberall sah man dort die jungen Mädchen und Frauen die Köpfe zusammenstecken. Gar viele unter ihnen, besonders unter den ersteren, waren dabei, die vor Neid hätten bersten mögen, die der Pepita den reichen, schönen Bazan nicht gönnten. Die Burschen der Huerta waren jedoch gerechter, sie waren mit dieser Verlobung voll-

kommen einverstanden, sie erkannten in Don Diego den Würdigsten, die „Blume des Gartens“ — la flor de la huerta — wie sie Pepita nannten, davonzuführen.

Mehrere junge Leute der Huerta hatten unter sich ausgemacht, der jungen Braut am Tage nach ihrer Verlobung ein Ständchen zu bringen. Solche Ständchen bestehen in Spanien, besonders in Andalusien, aus mehreren aus dem Stegreife zu Ehren der gefeierten Person gedichteten Versen, die der Dichter unter Guitarrenbegleitung vorträgt. Der Fandango ist immer die erste Musik, wonach der Sänger greift, sie ist ihm auch die fingergerechteste, die am meisten wirksame. Kaum läßt der erste Saitenton sich vernehmen, kaum ist der erste Fandangotakt erschallt, so pocht Alt und Jung das Herz vor Lust. Es ist den Zuhörern dann einerlei, wo diese Melodie erschallt, ob auf der Straße oder sonstwo; da wo man gerade geht und steht, da ist gleich der Ballsaal aufgeschlagen, der tiefblaue heitere Himmel sein Dach. Die Mädchen, die aus den Häusern herbeieilen, werden zum Tanz aufgefordert. Die Tänzer stehen einander gegenüber und befestigen die Castagnetten an die gelenken Hände, die Guitarre ertönt und nun beginnt der Tanz. Der Fandango wird immer nur von zwei Personen getanzt, die sich nicht einmal mit der Hand berühren; aber sie fordern sich heraus, bald entfernen sie sich von einander, bald nähern sie sich wieder; in dem Augenblicke, da die Tänzerin sich schon zu ergeben scheint, ist sie plötzlich dem Sieger wieder entschlüpft; dieser verfolgt sie, und sie ihn — kurz die verschiedenen Empfindungen, die beide durchglühen, drücken sich in allen ihren Blicken, Geberden und Stellungen aus.

Der Spanier, wenn er tanzt, vergißt alles um und neben sich, seine ganze Lebenskraft äußert sich nur in den gefälligen Bewegungen seines Körpers. Alle seine Wendungen sind in hohem Grade angenehm, alles ist dabei genau nach dem Takte abgemessen. Die geschmeidigen Tänzer leisten alles, was natürliche Gelenkigkeit, Liebe zum Vergnügen, Hang zum Beifall und Begierde zu gefallen nur immer leisten können. Die ganze Aufmerksamkeit der Umstehenden ist allein auf die Tänzer gerichtet, sie scheinen mit voller Seele an ihren Bewegungen zu hängen, und ein sichtbares Wohlgefallen leuchtet aus allen Augen und Mienen hervor.

Pepita hatte an der Seite ihres Verlobten von der Fensteröffnung herab dem Tanz zugesehen, und der Aufforderung des Geliebten Gehör schenkend, konnte auch sie sich nicht länger enthalten, einige Touren des Fandango mit ihm zu tanzen. Als die unten stehende Gesellschaft, die während des Tanzes sich immer zahlreicher versammelte, das Tanzen der Verlobten gewahrte, erscholl ein lauter Beifallsruf, der sich in den Ausdrücken: „Que salero! que flor de canela!“ Luft machte. Es sind dies eigenthümliche Benennungen: Salero — Salzfaß — flor de canela! — Caneelblüte —, um damit Damen zu bezeichnen die sich durch Schönheit, Anmuth, Zierlichkeit und Liebenswürdigkeit auszeichnen.

Don Diego hatte Erfrischungen aus der Stadt herbeiholen lassen, damit die Tänzer sich erquicken sollten. Er selbst, seine Braut am Arme führend, hatte sich unter die Menge begeben, um ihr für die Aufmerksamkeit zu danken, die sie seiner Verlobten und ihm gezollt, und dabei hie und da einen ihm bekannten Burschen die Hand gedrückt, worauf sich die Leute allmählich verliefen, das Brautpaar „seinem Wonnegefühle überlassend,“ während noch zuguterletzt als Nachzügler der Ruf erscholl: „Viva la flor de la huerta! Viva Don Diego de Bazan.“

(Schluß folgt.)

Eine Nachtwanderung durch die Verbrecherstätten Berlins.

Von unserem Berichterstatter. Illustrirt von Ludwig Löffler.

Ich begab mich, um meinen Gang durch das nächtliche Berlin und seine Verbrecherlokale so erfolgreich wie möglich zu machen, zum Director der Criminalpolizei und bat ihn, mir einen gewiegten Criminalbeamten als Fühlhorn mit auf den Weg zu geben.

„Sie wollen also diesmal nicht dem Ausnehmen eines Nestes, einer sogenannten Razzia, beiwohnen?“ fragte der Director nach einigem Nachsinnen. „Freilich, Sie könnten dabei etwas ins Gedränge kommen,“ setzte er hinzu.

Ich lächelte, denn ich mußte bei diesen Worten unwillkürlich an eine Nacht denken, die allerdings etwas stürmisch, aber im übrigen so ungefährlich wie möglich verlaufen.

„Vielleicht läßt sich beides mit einander vereinen,“ sagte ich dann. „Wo nicht, so ziehe ich eine längere ruhige Wanderung in jedem Falle einer rasch verlaufenden klirrenden Razzia vor. Und dann möchte ich diesmal keines von jenen bekannteren schon zum Ueberdruß durch Wort und Bild skizzirten Localen sehen, als: Orpheum, Walhalla, Villa Colonna, Villa Nova u. s. w. Ich wünsche bedeutend tiefer zu steigen und vor allen Dingen dahin zu dringen, wohin ich ohne Criminalpolizei eben nicht gut gelangen kann, weil mir — Sie verstehen mich schon, Herr Director — die nöthige Localkenntniß mangelt.“

„Verstehe, verstehe,“ sagte der Director und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe. „Sie wollen dahin, wo das Gas mit der größten Sparsamkeit verbrannt wird, wo die Flamme nur den Schenktisch und nicht die entferntesten dunkeln Winkel erhellt. Gut, kommen Sie morgen um zehn nach der Criminalabtheilung; ich werde Sie dem Polizeilieutenant vorstellen, der Sie begleiten wird. Es kann dann auch zugleich der Feldzugsplan entworfen werden.“

Ich dankte und empfahl mich.

Am andern Morgen begab ich mich nach der Criminalabtheilung am Molkenmarkt, in jenes verzwickte Labyrinth von niedrigen Räumlichkeiten, engen, zugigen Gängen, in denen im Hochsommer um Mittag noch Dämmerung herrscht. Ja, das ganze aus dem Polizeipräsidium, dem Criminalgericht und den Stadtvoigteigefängnissen bestehende Bauconglomerat würde nicht nur von den gefangenen Insassen, sondern auch von sämmtlichen Beamten, die darin zu thun haben, gern demolirt werden, ohne einen Steinmetzen dazu zu Hilfe zu nehmen. Wie hartnäckig sich z. B. der Rheumatismus darin eingenistet, geht daraus hervor, daß von sämmtlichen Lieutenants der Criminalpolizei, denen mich der Director vorstellte, nur einer so zipperlein- und katarrhfrei zu sein glaubte, daß er mir ohne Gefahr für seine Gesundheit eine Extranacht opfern könne.

Ich war mit dem auf mich gefallenen Loos zufrieden. Der Polizeilieutenant, der mich begleiten wollte, verrieth ein ungemein feines Beobachtungstalent. Sein hageres Gesicht schien ganz Auge und Ohr zu sein. Er war in noch höherem Grade leidend, wie seine Collegen, hustete und hinkte, aber ein unwiderstehlicher Drang, zu entdecken, zu beobachten, verbunden mit dem Wunsche, mir zu dienen, ließ ihn seinen Gesundheitszustand ganz vergessen.

„Ich bin zwar in der vergangenen Nacht auf der Fährte gewesen, habe auch in der vorvorigen nicht geschlafen,“ sagte er zu mir, „kommen Sie aber nur um halb zehn diese Nacht hierher. Wir wollen von hier aus den Feldzug beginnen. Das Wetter ist auch ganz günstig. Vielleicht verstärken sich Wind und Regen noch gegen Abend. Das wird viele Strolche veranlassen, Mutter „Grün“ da draußen für die kommende Nacht das Quartier zu kündigen. Uhr und Börse lassen Sie wohl zu Hause, denn ich kann nicht dafür stehen, daß Sie das eine oder das andere zurückbringen. Im übrigen können Sie es mit Ihrer Toilette halten, wie Sie wollen. Erkannt werden wir doch immer, wenigstens ich und die Commissäre, die ich mitnehme. Die beste Maske, die abenteuerlichste Tracht schützt uns nicht vor dem Erkanntwerden. Ich sage Ihnen, die Kerle haben eine ungemein scharfe Witterung. Apropos, Sie werden doch allein sein?“

„Ich nehme nur noch einen Maler mit.“

„Der Polizeidirector weiß davon?“

„Gewiß!“

„Nun gut, also um halb zehn! Ich muß Sie leider jetzt verlassen, denn ich bin sehr beschäftigt. Wenn nur der verd..... Husten ... ich empfehle mich Ihnen.“ Mit diesen Worten hustete er sich in das Gewirr der verschiedenen Abtheilungen des Criminalgerichts zurück, und ich begab mich nach Hause, um mich auf meine Nachtwanderung vorzubereiten.

* * *

Es schlug zehn, als wir, sechs Mann an der Zahl, der Polizeilieutenant, drei Criminalcommissäre, der Maler und ich, aus dem dunkeln Gewölbegange traten, welcher von den Stadtvoigteigefängnissen nach dem Molkenmarkt führt. Wir sahen alle mit einander aus, als ob wir eben auf freien Fuß gesetzt worden wären, und als wir draußen auf der Straße die Hüte tiefer ins Gesicht drückten und die Ueberzieher bis an den Hals zuknöpften, um uns gegen die kalte Nachtluft und den melancholisch herniederrieselnden Regen zu verwahren, blieben manche der Vorübergehenden, trotz des Unwetters, stehen, um zu beobachten, in welchem nahen Keller wir den lange ungestillt gebliebenen Durst löschen würden. Wir schlugen den Weg nach der Königsbrücke und dem Alexanderplatz ein. Von Zeit zu Zeit bückte sich der Polizeilieutenant und äugte in ein Fenster, das sich so tief wie möglich in der Erde zu verbergen suchte und in der Regel noch durch eine rothe Kattungardine verhüllt war.

„Da schießt er schon zum sechsten Mal unter einer bunten Laterne wie ein Geier nieder,“ sagte ich zu einem der Criminalcommissäre. „Er sieht nichts, kann nichts sehen, weil die Fenster verhängt sind.“

„Glauben Sie das nicht!“ erwiderte dieser. „Wo andere nichts sehen, da sieht und hört er zugleich. Eine ganz tadellos und gleichmäßig dichtgewebte Gardine existirt für ihn gar nicht, namentlich nicht bei diesen unterirdischen Schanklocalen. Eine fadenscheinige Stelle, ein Löchelchen, eine Ritze findet sich schon, und diese genügt zur Beobachtung. Aber auch bei dem am dichtesten verhängten Fenster kommt es vor — und namentlich an einem so windigen Abend, wie heute — daß der Luftzug einen Gardinenzipfel lüftet, und dieser Moment . . . . .“

Er konnte seinen Satz nicht beenden, denn der Polizeilieutenant kam wie ein Pfeil dahergeschossen. Er schien das Hinken plötzlich verlernt zu haben.

„Hören Sie,“ sagte er zu einem Criminalcommissär, „vielleicht finden wir den Kerl, Sie wissen, den mit dem Brandmal auf der linken Backe, der sich bei dem Einbruch in der Wilhelmsstraße betheiligte, da drüben in dem Keller, daraus ich vor einigen Jahren den Falschmünzer holte. Mir wurde es gesteckt, daß er sich da unten von Zeit zu Zeit umhertreiben soll. Vorwärts, meine Herren, vielleicht können wir mit einem lustigen Fang den Anfang machen!“

„Es ist noch zu früh. Was der Lieutenant nur will!“ brummte der eine Criminalcommissär.

Da war der Lieutenant mit dem Maler schon auf dem andern Trottoir. Ich machte, daß ich nachkam. Die Criminalcommissäre waren mir bald hart auf den Fersen. Wir stiegen in den Keller hinab. Er war zur Rechten leer, aber links saßen auf Bänken und

Im Keller.

an Tischen verschiedene Gruppen. Ich trug an dem Abend eine besonders scharfe Brille und beobachtete die Zecher aufmerksam. Ich wollte aus irgendwelchen Anzeichen ersehen, ob die Criminalpolizei erkannt sei, oder nicht. Nichts, nichts deutete darauf hin. Keiner aus der Gruppe warf seinem Nachbar etwa einen bedeutsamen Blick zu, oder flüsterte ihm etwas ins Ohr. Die Gäste sprachen, tranken und rauchten; nur einer, der wahrscheinlich ein Glas zu viel zu sich genommen, nickte schlaftrunken. Die Physiognomien waren gewöhnlich; mich interessirte keine einzige von ihnen.

Da trat ich an den Tisch, an welchem sich die Criminalpolizei niedergelassen.

„Nur aus einem ersehe ich, daß Sie erkannt sind, meine Herren,“ sagte ich — doch so leise, daß die Gruppen in der andern Kellerhälfte nichts hörten. „Dem Polizeilieutenant ist ein Glas Grog vorgesetzt worden, ohne daß er es bestellt hat, und wir andern, die wir Grog trinken möchten, haben Bier — und was für Bier! sehen Sie sich die Flüssigkeit an! das reine Regenwasser mit einigen Sprittropfen.“

„Unsinn!“ sagte der Polizeilieutenant; „ich habe den Grog für meinen Katarrh bestellt, ich krächze ja, wie ein Rabe.“

„Sie haben in diesem Local noch nicht gehustet, und ehe Sie nur an das Bestellen gedacht haben, sagte die Schankmamsell zum Wirth: Er trinkt kein Bier. Wenn Sie mir nun noch einen in diesem Locale zeigen, der kein Bier vor sich hat, so nehme ich meine Behauptung, daß die Criminalpolizei erkannt sei, zurück.“

Die Herren nickten sammt und sonders mit dem Kopfe. Da nahm mich der Polizeilieutenant auf die Seite und flüsterte mir ins Ohr: „Sie haben recht! aber nicht nur der Wirth und die Büffetmamsell, sondern auch die Gäste haben mich erkannt. Sehen Sie z. B. den Dicken dahinten an dem zweiten Tische vor dem Pfeiler?“

„Ich sehe ihn; er hat ein Seidel zu viel zu sich genommen und nickt schlaftrunken. Was ist mit ihm?“

„Das ist einer unserer gewandtesten Taschendiebe. Er ist in diesem Augenblicke so wach, wie eine Ratte, die man auf eine glühende Kohlenplatte gesetzt.“

„Unmöglich!“ sagte ich verwundert, „fürchtet er, erkannt und arretirt zu werden?“

„Das erstere fürchtet er nicht mehr, denn er weiß, daß er erkannt ist, aber das letztere fürchtet er wohl, weil er unter Polizeiaufsicht steht und zu dieser Stunde nicht mehr in einem öffentlichen Locale sein darf. Im übrigen liegt nichts Neues gegen ihn vor. Er hat für seine Sünden bereits mit etlichem Zuchthaus gebüßt. Meine Herren, wenn's gefällig ist? Trinken wir aus und brechen wir auf!“

Wir verließen das Local und traten wieder in die Nacht hinaus. Der Regen hatte nachgelassen, aber der Wind pfiff uns dafür nur um so kräftiger entgegen. Ich drängte mich an den Polizeilieutenant, denn ich hatte etwas Wichtiges zu fragen.

„Wie ist es möglich, daß diese fleischige Hand mit den runden Fingern so diebsgewandt ist? Ich denke, die Taschendiebe haben fast alle spindeldürre, lange, bewegliche Finger. Ich habe den Langfinger im Volksmund stets für eine Wahrheit gehalten.“

Der Polizeilieutenant lachte.

„Sie können sich doch wohl denken,“ sagte er dann, „daß ein dürrer, starkknochiger, langer Finger leicht fühlbar ist, während eine weiche runde sich anschmiegende Hand, falls sie nur in den richtigen Kunstgriffen geschult ist, das Unglaubliche im Taschendiebstahl zu leisten vermag. Ein Taschendieb, der seine Hand nicht rund genug aufzufüttern vermag, wickelt beim Diebstahl ein seidenes Taschentuch um dieselbe.“

In diesem Augenblicke bogen wir aus der Landsberger Straße, nachdem wir sie ein Stück vom Alexanderplatz aus verfolgt, rechts in die „kurze Straße“ ein.

Der Polizeilieutenant blieb vor einem alten, ungemein trübseligen Hause stehen.

„Das ist eine außerordentlich ergiebige, wenn auch stark mitgenommene Mausefalle!“ flüsterte er, auf das Gebäude deutend. „Das Volk nennt sie die Tute. Schlupflöcher hat die Baracke nach allen Richtungen, aber wenn wir sie verstopften, so fingen wir gar nichts darin. Vorwärts, fallen Sie nur nicht. Eins, zwei, drei. Sind Sie oben? Jetzt kommen keine Stufen mehr.“

Rabenschwarze Nacht umgab mich. Ich sah nichts, doch der Polizeilieutenant öffnete inmitten der Finsterniß mit raschem sicheren Griffe eine Thür.

„Gas angezündet!“ befahl er, ohne jemand zu sehen oder zu hören. Er selbst war aber in diesem Augenblicke gewiß ganz Auge und Ohr. Puff! da flackerte auch schon das Gas empor.

„Ist jemand hier?“ fragte er einen dürren, schüchternen Mann, dem das Stirnhaar bis in die Augen hing.

„Nur einer!“ antwortete dieser.

„Wo steckt er?“

„Er schläft im Saal.“

„Ist oben alles leer?“

„Alles.“

Mittlerweile hatte der Lieutenant einen Holzspahn ergriffen und am Gas angezündet. Er eilte mit dem lodernden Spahn nach dem Saal, einem gedrückten Gemach mit verräuchertem Gebälk. An der Brüstung einer elenden Musikantentribüne lehnte schlaftrunken ein wurmstichiger Contrabaß. In der einen Saalecke schlief ein armes Subject auf der platten Erde. Ein umgekehrter Stuhl diente als Kopfkissen, ein alter Mantel als Decke.

Der Schläfer in der Tule.

Der flackernde Spahn, den der Polizeilieutenant über den Schläfer hielt, beleuchtete grell genug die ganze trübselige Figur und ihre noch trostlosere Umgebung.

„Unverdächtig!“ sagte der Polizeilieutenant, verließ den Schläfer und leuchtete mit dem Spahn in die entfernteren, dunkeln Ecken des Saales hinein und zu dem schwarzen Gebälk hinauf. „Sehen Sie, was das für eine durchlöcherte Baracke ist?“ sagte er, und trat zwei, drei Thüren auf, die nach dem Hofe und in die hinteren Theile des Hauses führten. „Nach allen vier Winden geht's hinaus und pfeift's hinein. Ueber Dachrinnen und unter Traufen fort können die Kerle. Ueberall steht ein Gegenstand, den sie erreichen können: eine Tenne, ein Balken, eine Leiter, eine Brüstung, ein Sparren.“

„Woran liegt es, daß das Local so leer ist? Es ist schon halb zwölf!“ fragte ich den Lieutenant.

„Aber für die Nachtvögel, wie sie hier umherstreifen, noch zu früh,“ sagte er. „Vielleicht kommen wir um eins, zwei wieder. Der Kerl, der da jetzt in der Ecke wie Blei liegt, ist dann auch das flüchtigste Quecksilber. Oder, meinen Sie, daß er sich in dieser Lage vom Contrabaß umbrummen und von den Violinen umkreischen läßt?“

Wir wanderten weiter und schlugen den Weg nach der Linienstraße ein.

„Das war früher eine der gefährlichsten Kaffeeklappen Berlins!“ sagte der Polizeilieutenant und deutete auf einen Keller, dessen Treppe so steil war, daß man beim Hinuntersteigen fallen und sich durch einen Sturz an die Glasthür anmelden mußte. „Jetzt ist das ein ganz unschuldiger Käsekeller. Daraus haben wir die Taschendiebe, Hehler und Einbrecher früher zahlreich geholt. Jetzt gibt es in Berlin so gut wie gar keine Kaffeeklappen mehr, d. h. solche Locale, in denen das Gesindel, wenn es in der Nacht gestohlen, bei Bier und Branntwein geschwelgt, sich gegen Morgen einfindet, um durch eine Tasse Kaffee den Rausch niederzuschlagen, neue Streiche auszuklügeln und das Gestohlene an den Mann zu bringen. Meine Herren, ist Ihnen in Berlin noch eine Kaffeeklappe, die in der That den alten Namen verdient, bekannt?“ fragte der Polizeilieutenant die Criminalcommissäre.

„Leider nicht! es ist ein Jammer!“ antworteten diese.

„Ich meine eher, Sie sollten sich darüber freuen, daß sie eingegangen!“ sagte ich.

„Ja, Sie sollten nur Criminalbeamter sein,“ sagte einer der Commissäre, und Sie würden sich wenigstens einige von den Kaffeeklappen wieder wünschen. Jetzt müssen wir oft tage- und nächtelang ja, was sage ich, wochenlang nach einem Capitalverbrecher laufen, und können noch von Glück sagen, wenn wir ihn endlich finden. Das haben wir der polizeilichen Verordnung zu verdanken, daß den Wirthen die Concession entzogen wird, wenn sie über eine gewisse Stunde ihre Locale offen halten. Sie haben's auch dicke genug bekommen, Herr Polizeilieutnant!“

„Still, hier sind wir im kleinen Orpheum,“ sagte der Angeredete; „gehen wir stramm durch bis an das hintere Ende.“

Wir traten in einen Hof; in einer offenen Halle stand ein Billard; in einem Winkel daneben klimperte ein Klavierspieler auf einem Instrument, das einen Harfenton und jedenfalls auch einen hügeligen Resonanzboden hatte. Das Buffet an dem hinteren Hofende maß nur etliche Fuß im Geviert. Die Beleuchtung war spärlich; nur das Billard wurde genügend erhellt. Huh, wie huschten die Gestalten an uns vorüber und suchten das Weite! Zwei Herren spielten Billard. Der eine wußte nicht, ob er den Ball wieder in

Im kleinen Orpheum.

das Spiel bringen sollte, oder ob es gerathener sein dürfte, das Queue rasch als Stock zu benutzen und in die weite, weite Welt zu wandern. Wahrhaftig, es war, als spielte hier aus Tausend und einer Nacht die Zauberruthe. Eine Menge Sitze, die ich in dem einen Augenblick noch besetzt gesehen, waren in den nächsten Augenblicken leer. Die Inhaber waren spurlos verschwunden; ich hatte sie gar nicht fortgehen sehen.

„Lauter bestrafte Subjecte!“ sagte der Polizeilieutenant.

„Wahrhaftig, ich hätte Schutzmannschaft aufbieten und die ganze Sippe arretiren lassen sollen. Vielleicht hätten wir auch den einen oder den andern behalten können.“

„Dürfen Sie, so mir nichts dir nichts eine ganze Gesellschaft aufheben?“

„Freilich, alles wird mitgenommen und auf dem Molkenmarkt sortirt. In der Regel findet sich niemand darunter, der nicht schon bestraft wäre oder nicht unter Polizeiaufsicht stände. Ist einmal ein unschuldiger Vogel darunter, so . . .“

Der Polizeilieutenant zuckte mit den Achseln.

„Abscheulich, daß ich hier nicht gerufen habe: Sie sind sämmtlich arretirt!“ fuhr er fort. „Ich habe zwar aufmerksam genug beobachtet, aber in dem Buschwerk da an der Mauer kann auch mancher ungesehen davongeschlichen sein. Ha, da sind ja Schutzmänner! Da war es also doch so schlimm noch nicht. Ich glaubte schon, ich hätte etwas Bedeutendes durch die Finger schlüpfen lassen. Himmel, wie die Kerls auseinanderstieben! War kein jagdbarer Hirsch darunter? war wohl nur kleines Wild, was?“

„Ja, nur kleines,“ sagte einer der Schutzmänner. „Dem großen ist es heute hier zu kalt. Brrr, wie das weht!“

„Da ist ja auch das Billard schon leer. Wer waren die beiden Spieler?“ fragte der Polizeileutnant.

Einer der Schutzmänner flüsterte ihm die Antwort ins Ohr.

„Bomben und Granaten!“ rief der Polizeilieutnant; „wie die sich aufgefüttert haben! Die hätte ich nie wiedererkannt, und wenn sie auch noch ihre alten Bärte hätten stehen lassen. — Du,“ fuhr er

Digitized by Google

fort und winkte das Schenkmädchen herbei. „Die beiden da am Billard essen hier wohl allabendlich ein langes Beefsteak?"

„Ne," antwortete sie und schüttelte schalkhaft mit dem Kopfe, „ne, die trinken zusammen man blos eene Weiße den Abend, an die is nischt zu verdienen nich."

Wir stiegen in die Nachtdroschken, welche ganz in der Nähe hielten. Der Kutscher der Droschke, darin ich mit dem Polizeilieutenant und einem Criminalcommissar Platz nahm, war schwer aus seinem tiefen Schlaf aufzurütteln. Es mußte ihm derb zugesetzt werden. Endlich wurde er wach, und mit einem: „Na nu! so rüttelt man keenen Menschen!" lenkte er sein Pferd erst rechts, dann links, bis er endlich die Straßenöffnung fand. Ihm war die „Linde" vor dem Cottbusser Thor als Ziel bezeichnet worden.

„Sehen Sie dort!" sagte nach längerer Fahrt der Lieutenant zu mir. „Kennen Sie jene Ecke dort, dort links von den Gaslampen?"

„Das ist der Keller, in dem Professor Gregy ermordet wurde!" sagte ich.

Im nächsten Augenblick fuhr die Droschke über eine Brücke. Unheimlich spiegelte sich das Gaslicht in der dunkeln Flut des Kanals. Da schritt an dem Wagen eine gebückte Gestalt mit einer Kiepe auf dem Rücken und einer Hacke einher. Sie hatte in den Rinnsteinen der umliegenden Straßen und unter den Brücken nach Lumpensetzen und altem Eisen gesucht.

In der Verbrecherspelunke.

„Eine Naturforscherin!" bemerkte der Polizeilieutenant.

Die Droschken hielten vor der „Linde," einem Tanzlokal. Die anderen Herren gaben an der Kasse ihre Ueberzieher ab; ich behielt den meinen. Wilde unbändige Jauchzer hallten aus dem Reigen hervor, der da hinten, wo die Gashelle blendend herüberleuchtete, getanzt wurde. Wir traten ein; in dem rasendsten Taumel schwangen sich die Paare; die Violinen da oben schienen von Mänaden gestrichen zu werden: sie klangen herausfordernd, alles mit in den tollen Strudel fortreißend. Leidenschaftliche Jauchzer, freche, das Ohr beleidigende Schreie schossen raketenartig aus dem bacchantischen Tumult empor. Wo war ich? In einem Lokal, darin die gefährlichste Gesellschaft, die Schmach Berlins, ihre nächtlichen Orgien feierte. Hier waren keine gefährlichen Einbrecher; hier hatte die Criminalpolizei nichts zu suchen; aber, sie, gerade sie, sollte hier der Sittenpolizei den Handschuh hinwerfen und den Streit, wenn auch in unerquicklicher Fehde, zu Nutz und Frommen des Publikums ausfechten.

Nächtliches Verhör.

Nicht nur das Publikum, sondern auch sie, die Criminalpolizei, hat unter den traurigen Folgen der unglückseligen Verhältnisse zu leiden, die hier zwischen dem schutzlosen Weibe und ihrem sogenannten Beschützer obwalten.

Die Schwüle in dem Saal hatte mich beklommen gemacht. Ich warf Ueberzieher, Hut und Shawl auf einen Stuhl und suchte die Criminalbeamten auf, die sich in der Nebengallerie an einem Tische niedergelassen.

„Was fehlt Ihnen? Sie sind blaß geworden!" fragte mich der Maler.

„Diese wilden, unbändigen Schreie bacchantischen Taumels sind meinem Ohr unerträglich. Der Reigen dreht sich, als würde ihm der überschäumende Becher wilder Lust heute Abend zum letzten Male gereicht, als stünde der Tod mit der Sense hinter ihm, um ihn beim letzten Tact hinwegzumähen."

„Wo haben Sie Hut und Ueberzieher?" fragte mich der Polizeilieutenant.

„Ich habe beides da hinten auf einen Stuhl geworfen."

„Dann bemühen Sie sich nur nicht wieder dahin, denn die Gegenstände sind gestohlen!" betonte er.

„Nein, sie sind es noch nicht!" sagte ein Criminalcommissär; „ich recke mir hier schon lange den Hals aus, um den Ueberzieher, den ich ablegen sah, nicht aus den Augen zu verlieern. Jetzt halten es meine Genickmuskeln nicht mehr aus, und ich stehe für nichts mehr."

Da wurde durch einen langen frechen Violinstrich die Musik sistirt, und in demselben Moment auch der Strom des Gases in den Kronleuchter unterbrochen. Statt der Flammen leuchteten nur noch kleine blaue Pünktchen gleich Irrlichtern in der dunstschwangeren Höhe. Der bunte Reigen, der sich einen Augenblick vorher noch kaleidoscopartig und mit fabelhafter Geschwindigkeit gedreht, stand und stieb dann tumultuarisch auseinander. Die Paare eilten erhitzt in die Gallerien, um sich bei Kaffee, Bier und Grog niederzulassen, und als wir das Lokal verließen, war die bunte Reihe fertig. Jedes Weib hatte ihren „Beschützer" zur Seite, einen Beschützer, den das Volk mit einem Namen getauft, der jetzt so gebrandmarkt dasteht, daß sich die Kellner und Kutscher der Hauptstadt von ihren Herren nicht mehr mit ihrem Vornamen rufen lassen, wenn dieser „Louis" lautet.

„Sie sollen jetzt die gefährlichste Spelunke der verwegensten Berliner Verbrecherwelt kennen lernen; sie ist hier ganz nahe in der Britzer Straße," sagte der Polizeilieutenant, „und ich bin überzeugt, daß es Ihnen darin besser gefallen wird, als in dem Local, das wir eben verlassen haben. Ja, diese „Louis" sind die Schmach Berlins, ich theile Ihre Meinung und wollte, wir, die Criminalpolizei, geriethen mit der Sittenpolizei ganz gründlich ins Gefecht."

Wir traten in ein Haus in einer abgelegenen Straße, dessen untere Räumlichkeiten mit unheimlichen Gestalten so vollgepfropft waren, daß wir uns nur mit Mühe hindurchdrängen konnten. Das waren verwilderte, verwegene Gesichter, Kerle, die mit dem letzten abgeschliffenen Sechser in der Tasche noch keine Nahrungssorgen kannten. Hier wurde frank und frei auf die Hühneraugen getreten, und nicht etwa hinterher um Entschuldigung gebeten. Wenn der eine seine Pfeife anbrannte, und das struppige Haar des andern der Flamme zu nahe kam, so wich der mit der Pfeife um keines Haares Breite von dem Platze. Wir trugen tüchtige Püffe und Stöße davon, als wir uns durch die Rotte arbeiteten. Der Polizeilieutenant glaubte etwas Platz machen zu können, aber er war froh, seinen eigenen Körper aus der Quetsche zu retten. Da stand der Maler mitten in dem Knäuel und konnte nicht vor- und rückwärts, weil sein Ueberzieher in der Klemme steckte. Er zerrte und zerrte, bis er ihn endlich mit ganzem Kraftaufwande befreite. Ein Stuhl zum

Sitzen bot sich nirgends. Die meisten standen, und die wenigen Stühle waren knäuelartig besetzt. Eine ganze Reihe Schutzmänner hatte sich säulenartig in den Zimmern aufgepflanzt, und die auf- und abwogende Menge brandete gründlich daran. Draußen vor der Hausthür standen ebenfalls Schutzmänner, um jeden ferneren Eindringling in die überfüllten Räume gewaltsam auf die Straße zurückzudrängen. Der Polizeilieutenant hatte endlich den Muth, einen breitschultrigen Gesellen, der in allen Tonarten zu reden verstand, zum Herbeischaffen eines Stuhls zu bewegen. Da saßen wir denn gequetscht in einer Ecke, um wenigstens einige Physiognomien aufmerksamer beobachten zu können.

„Wenn es hier zum Tumult kommt, dann ist es schlimm!" raunte mir der Polizeilieutenant in die Ohren. „Ein Tumult ist hier ohne Messer nicht denkbar. Die Schutzmänner können nichts gegen die Rotte ausrichten, wenn sie nicht in bedeutend verstärkter Anzahl auftreten. Sehen Sie den Wirth, wie er sich bemüht, alles in Güte abzuwickeln, wie er mit jedem redet, als wäre er sein bester Freund. Da die meisten dem Wirth gewogen sind, so wirft er auch zuweilen einen, der es zu arg treibt, glatt auf die Straße."

Vor dem Polizeigewahrsam.

In einer Zimmerecke schien sich ein heftiger Streit entspinnen zu wollen. Es wurde auf den Tisch geschlagen, wie der Schmied auf das kalte Eisen schlägt. Die Gläser klirrten, die Flaschen stürzten zu Boden. Flüche, begleitet von derbem Stampfen mit dem Fuße, wechselten mit wieherndem Hohngelächter ab. Der Wirth bahnte sich eine Gasse durch die Menge, stieß hier ein Glas vom Tische, warf dort einen zu knapp auf der Stuhlkante Sitzenden auf die Erde, aber er kam dahin, wohin er wollte: er schlichtete den Streit und traktirte dazu noch einen Kümmel.

Als wir das Local verließen, bereitete uns der Wirth der Unbewirthbaren selbst den Weg. Er holte mit beiden Armen aus, stemmte sich mit den Schultern rechts und links gegen die Menge und wußte stets, so oft er von einem wilden Gesellen wie von einer getretenen Dogge angebrüllt wurde, mit dem richtigen Ausdruck zu beschwichtigen.

Der Mohr.

Wir warfen uns wieder in die Nachtdroschken und gaben diesmal die Ordre: „Nach dem Molkenmarkt Nr. I." Jetzt wußte der Kutscher, daß er die Criminalpolizei im Wagen hatte, und suchte — wenn auch vergebens — sein Pferd aus dem stereotypen unabänderlichen Berliner Trab zu rascherem Ausschreiten zu bringen.

Der Polizeilieutenant schlug auf halbem Wege nach dem Polizeipräsidium mit dem Stockknopf gegen die Droschke, daß die Fenster dröhnten. Der Wagen hielt; wir stiegen aus.

Vor einem verrufenen Schanklocale lungerten einige Nachtschwärmer. Aus dem Locale selbst drang der Tumult eines heftigen Streites. Der Wirth stürzte aus der Hausthür und rief laut um Hilfe. Die Nothpfeife des Nachtwächters — so glaubte ich zu hören — tönte schrill über die Straße. Ich suchte lange nach meinem Stock, der irgendwo im Wagen liegen mußte, und verließ darum das Fuhrwerk später, wie die anderen Herren. Da kam schon die Criminalpolizei mit einem Arretirten zurück. Er wurde mit auf den Molkenmarkt genommen, und obgleich er unterwegs unzählige Male betheuerte, noch nicht bestraft zu sein, so stellte sich doch bei dem nächtlichen Verhör in der Criminalabtheilung heraus, daß er zu den bestraften Subjecten gehörte. Er wurde in den Polizeigewahrsam abgeführt.

Der Maler und ich begaben uns auch in diesen trostlosen Käfig am Molkenmarkt, in dem das in der Nacht aufgegriffene Gesindel untergebracht wird. Eine hölzerne Gitterthür führt in den dunkeln muffigen Zwinger. Da lag ein betrunkenes Subject, das freiwillig ein Unterkommen im Polizeigewahrsam gesucht, aber die Klingel nicht gefunden hatte, zusammengekauert in der Mauernische. Zuerst traten wir in den für die Männer bestimmten Raum. Auf und unter den Bänken, an der Wand und in hölzernen Behältnissen lagen die Obdachlosen und schnarchten unter ihren Lumpen.

Da kam aus einer Hängematte ein krauser Kopf und ein schwarzes Gesicht zum Vorschein.

„Legen sich die Schornsteinfeger hier ungewaschen zu Bett?" fragte ich den Polizeibeamten.

„Das ist ein richtiger Mohr!" erwiderte dieser.

Wahrlich, da stand der Sohn der afrikanischen Sonne kerzengerade da und grinzte herüber.

„Wenn ich Schornsteinfeger wäre, hätte ich schon längst durch den Kamin das Weite gesucht," begann er in glattem Deutsch.

„Weshalb sind Sie hier eingesperrt?" fragte ich ihn.

„Weil ich meine Legitimationspapiere verloren habe," antwortete er. „Ich sollte aber meinen, mein Gesicht wäre Legitimationspapier genug."

„Was sind Sie?"

„Ich bin jetzt nichts, aber ich war allerhand: Sprachlehrer, Diener bei einem kleinen Fürsten, Setzer in einer Druckerei. . ."

„In welcher?"

„In der Londoner Times".

„Der lügt, wie gedruckt!" bemerkte der Polizeibeamte.

„Lügt wie gedruckt," wiederholte der Mohr verächtlich. „Wenn man hier nicht alles schwarz auf schwarz — ich wollte sagen — schwarz auf weiß hat, dann lügt man, wie gedruckt. Können ja nach London telegraphiren und fragen, ob nicht ein Mohr in der Times-Setzerei gearbeitet hat."

„Dann fragt sich's immer noch, ob Sie dieser Mohr waren," warf der Polizeibeamte ein.

„Da haben wir's!" rief der Schwarze heftig. „Als wenn die Mohren hier, wie die Schornsteinfeger umherliefen! Seien Sie froh, daß das noch nicht der Fall ist, denn dann würden Sie mit Ihrem langweiligen Paßsignalement erst recht auf dem Trocknen sitzen. Für Sie ist der Mohr aber vorläufig noch Mohr."

Wir verließen den Schwarzen, dessen Kasse auf die Neige gegangen, reich beschenkt, und empfahlen ihn der Nachsicht der Polizei. Nachdem wir nun noch einen Blick in den Frauengewahrsam geworfen, in dem die Luft noch dicker, das Elend noch nackter, drängte es uns hinaus, hinaus — wenn auch in Wind und Regen. Das Leben in den Straßen fing schon wieder leise an zu pulsiren, als ich den Heimweg einschlug. Ich lechzte dem hellen Tag entgegen, um die nächtlichen Bilder zu vergessen. Und jene, die ich in ihrem nächtlichen Treiben beobachtet, sie fliehen das himmlische Licht, weil sie es hassen gelernt. Sie schliefen jetzt, damit aus Tag und Morgen wieder Nacht werde.

Digitized by Google

Die Wasserverheerungen in der Schweiz.

Von unserem Berichterstatter.

(Schluß.)

Beginnen wir an der Hand des amtlichen Berichtes des Tessinischen Staatsraths mit dem östlichsten und wohl am schwersten betroffenen, dem Blegnothal. Hier beginnen die Zerstörungen hauptsächlich beim Hauptorte Olivone, von welchem der wilde Brenno eine Menge Häuser und eine Kapelle weggerissen hat; in Aquarossa blieben nur zwei Häuser, im Weiler Chimiasca kein einziges übrig; achtzehn Personen wurden hier von einer Steinlawine zerschmettert; in Malvaglia wurden außer einer Menge von Ställen vierzehn Häuser und Mühlen zerstört, und fünf Personen verunglückten; in Semione zählt man ebenfalls fünf Todte; im ganzen Bezirke 29. Der amtliche Bericht zählt außerdem nicht weniger als sieben Gemeinden auf, deren Häuser, Aecker und Viehstand von dem unglaublich wüthenden Brenno und dessen zahlreichen Nebenflüssen, die alle in jenen Unglückstagen zu furchtbaren Strömen angewachsen waren, weggeführt, oder doch mit Steinen und Sand derart überschüttet wurden, daß weitaus die meisten Wohnungen unbrauchbar und die Güter auf viele Jahre einer Cultur unzugänglich geworden sind. Daß keine einzige der Brücken solchem Anprall der Ströme zu widerstehen vermochte, braucht kaum erwähnt zu werden. Der Staatsrath von Tessin berechnet den Schaden dieses Thales allein für den Staat auf 2—300,000 Francs; für die Privaten auf nahezu eine Million.

In der Leventina beginnt die Zerstörung auf der Gotthardstraße sogleich außerhalb Airolo. Von hier bis Biasca hinab bietet die Thalsohle den Anblick einer fast ununterbrochenen Reihe von zerstörten Brücken, Ställen, weithin aufgerissenen Straßenstrecken, besonders überall dort, wo aus Schluchten und Seitenthälern Bergströme münden. Unter den schönen Brücken der berühmten Straße beklagt man besonders den Verlust derjenigen von Stalvedro, welche 20 Fuß, und derjenigen della Fontanella, die 40 Fuß hoch über dem Spiegel des Tessin stand. Am Morgen des 28. Septembers füllte der Fluß die ganze Thalbreite aus, und wäre er nicht mit fast eben solcher Schnelligkeit gefallen, als er gewachsen war, so würde nicht eine einzige der an seinen Ufern gelegenen Ortschaften mehr vorhanden sein. Und doch sind es gerade in diesem Thale die Wildbäche, welche die furchtbarsten Verheerungen in den Ortschaften Giornico, Chiggiogne, Savorgo, Bodio durch die gewaltigen, lawinenartig niederschmetternden Fels- und Steinblöcke, die sie mitführten, anrichteten. In Bodio, dem Geburtsorte des vor Jahren verstorbenen Bundesraths Franscini, fielen solchen Steinrüfen siebzehn Personen zum Opfer, und das Dorf ist derart mitgenommen, daß es schwerlich jemals wird wieder aufgebaut werden können; Giornico, ein stattlicher Ort mit schönen Gebäuden, zählt vier gänzlich zerstörte, 14 sehr stark beschädigte Häuser, 23 weggeschwemmte Ställe und zwei verwüstete Mühlen. In Polmengo hat sich ein circa 500 Schritte breiter, weit mehr als thurmhoher Schuttkegel mitten in das Dorf hineingeschoben, einen Theil desselben verschüttet, und den Rest fast unbewohnbar gemacht.

In diesem Bezirke zählt man nicht weniger als sechs große Hauptbrücken über den Tessin, welche weggerissen wurden, und 19 Verunglückte.

Aus Verzasca und Vallemaggia scheinen bei Abfassung des amtlichen Rapportes vollständige Berichte noch nicht eingegangen gewesen zu sein. Doch weiß man, daß die Ortschaften Sorogno, Fiasca, Gera, Brione und Campo, Cerentino, Sorneo, Cavergno zum Theil ebenso schwer heimgesucht wurden, als die Gemeinden im Blegnothal und daß der Verlust von drei Menschenleben beklagt wurde. Die Gemeinde Cevio wurde nur durch die äußersten Anstrengungen von gänzlicher Vernichtung gerettet.

Im Bezirke Locarno waren es nicht mehr die Flüsse, sondern der hochangeschwollene Lago Maggiore — 8 Meter über dem Pegel — welcher die Anwohner in Angst und Schrecken versetzte. Locarno sah seinen Marktplatz von einer sieben Fuß tiefen Wasserfläche bedeckt, und ebenso wurden die Ortschaften Ascona, Brissago, Muralto, Magadino u. s. w. in einer Weise überschwemmt, wie es seit 90 Jahren nicht mehr geschehen war.

Auch den Luganer See hatten die in denselben einmündenden Flüsse, hauptsächlich aber der unaufhörlich niederströmende Regen so hoch angeschwellt, daß er vom 4. October an alle Plätze, Straßen und die unteren Stockwerke der Häuser überschwemmte.

Schließen wir den Bericht über diese jammervollen Katastrophen mit dem Hinblicke auf die erfreuliche Thatsache, daß auch die Unglückstage dieses Cantons gar manche schöne That der Aufopferung und heroischen Muthes verrichten sahen. In Bodio war es, wo Hauptmann Cerecco, das Schicksal seines eigenen Hauses vergessend, nur auf die Rettung seiner Mitbürger bedacht, mit drei anderen braven Rettern von der Steinlawine erschlagen wurde. Seinen Bruder sah der Berichterstatter des „Bund“, der eine erschütternde Schilderung aller dieser Scenen gibt, am Eingange des Dorfes, ein Kind im Arme, still vor sich hinweinen. Ein anderer, der zur Rettung herbeigeeilt war, wurde ebenfalls von der Steinlawine erreicht, betäubt und mehrere hundert Schritte weit fortgeschleudert, aber wunderbarer Weise unbedeutend verletzt.

Unter den Bewohnern von Piotta wird besonders ein Herr Gobbi genannt, der sich unter steter Lebensgefahr durch rastlose Thätigkeit zum Schutze der Dämme auszeichnete, und dessen Ausdauer und intelligenter Leitung der Arbeiten großentheils die Rettung dieser Ortschaft verdankt wurde. Seinen Hund hatte er daheim zurückgelassen, und als ob das treue Thier die Gefahr ahnte, in welcher sein Herr sich befand, weigerte es sich, Speise zu nehmen, bis Herr Gobbi endlich zurückkehrte.

Werfen wir über den Gotthardt einen Blick in den Canton Uri, so ist es hier nur die Gemeinde Amstäg an der Straße über diesen Paß, die von beträchtlichem Schaden betroffen wurde und zwar hauptsächlich durch den Kärstelenbach. Viel Boden, Wuhrungen, einige Ställe wurden weggeschwemmt und mehrere Häuser stark beschädigt. Die Reußcorrection erlitt einen Schaden, in Ursern allein von 50,000 Francs.

Kehren wir aber über die Oberalp in den Canton Graubünden zurück.

Während jenseits des Lukmaniers das unglückliche Blegnothal in eine Wüste verwandelt wurde, ging das Hochgewitter am Medelser Thal, am Fuße dieses Alpenbahnpasses der Zukunft, in schonender Weise vorüber. Zwar hat der Medelser Rhein fast alle Thalbrücken und nicht wenige Wiesen verschüttet, doch ist die Lage der meisten Dörfchen und Höfe derart, daß eine Gefährdung derselben kaum zu befürchten war. Schlimmer erging es der unterhalb Disentis in der Sohle des Hauptthales gelegenen Ortschaft Surrhein. Schon das erste Hochwasser vom 28. riß mehrere Ställe weg, und als das weit größere zweite vom 4. October niederfuhr, vermochten die Wuhrungen nicht mehr zu widerstehen, und der ganze Ort wurde sammt einem Culturgebiete von 40,000 Klaftern überschwemmt, letzteres mit Geschiebe und Sand und Schlamm derart überschüttet, daß es für lange Zeit nicht wird angebaut werden können.

Weiter unten in Rinkenberg, unweit Truns, herrschte während der ganzen Unglückswoche große Besorgniß für den ganzen Ort; der wüthende Strom und eine gewaltige Rüfe hatten das Dorf, das wie auf einer Insel stand, umfaßt, und es bedurfte der äußersten Anstrengungen der von den Nachbarn unterstützten Bewohner, um das Schlimmste abzuwenden, doch konnte das Wegreißen einer Sägemühle und die Beschädigung sehr vieler Häuser und fast aller umliegender Güter nicht verhütet werden. Die Brücke wich erst dem Hochwasser des 3. October, welches auch die schöne neue Brücke von Waltensburg wegriß, und die am Rheine gelegenen Güter dieser Gemeinde — sie selbst liegt ziemlich hoch im Gebirge — mit Schutt überdeckte.

Trotz der sehr ausgesetzten Lage an zwei Flüssen ist der Schaden, den die erste Stadt am Rhein, Ilanz, erlitt, verhältnißmäßig gering zu nennen. Sehr bedroht und theilweise auch unter Wasser gesetzt und beschädigt wurde die gegenseitige Vorstadt und der sogenannte „Platz“, vor dem Hotel Oberalp. Letzteres, in welchem sich auch das Post- und Telegraphenbüreau befindet, wurde mehreremale in Chur eingestürzt gemeldet. Thatsache ist, daß es am 3. October verlassen werden mußte, weil es vom Wasser ganz umgeben war. Die schöne Brücke nahe beim Hotel hielt tapfer Stand, obwohl der Strom dicht

unter ihrem Spiegel hinschoß, während die einige Minuten weiter stromabwärts, unterhalb der Mündung des Glenners gestandene Kästriser Brücke schon in der ersten Nacht spurlos verschwand. Sie war die einzige Vermittlerin des Verkehrs mit den jenseitigen Gemeinden bis ins Lugnetz hinein.

Außerhalb des oberen Thores von Ilanz beginnt die holprichte, stellenweise merkwürdig steile Straße ins Lugnetz, dessen erstes Dorf Cumbels man in zwei kleinen Stunden erreicht. Mit Ausnahme von Peiden und Peiden-Bad und etwa Obercastels, liegen sämmtliche Dörfer des romanisch-sprechenden, pittoresken und doch lieblichen Thales auf Bergterrassen, zum Theil wie Riein Pitasch und Duin, am Rande furchtbarer Tobel, 1000—2000 Fuß über der Thalsohle. Ueberall steile Berglehnen, schwach bewaldet. Von Wassersnoth sind diese hochgelegenen Gemeinden nur dann bedroht, wenn etwa Rüfen losbrechen, was jedoch glücklicherweise selten der Fall ist, und soweit mir bekannt geworden, auch diesmal auf der linken Thalseite nicht geschah. Aber schon lange hatte man dem Peidener Bad, Eigenthum des Herrn Nationalrath Arpagaus, wo nicht den gänzlichen Untergang, doch große Beschädigung prophezeit. Es liegt hart am wilden Glenner, in einer sehr engen Schlucht. Das Sauerwasser wurde mit unbestrittenem beträchtlichem Erfolge bei Verdauungskrankheiten, Magenschwäche, Hypochondrie, angewendet, und der Curort würde ohne Zweifel, wenn besser zugänglich, weit mehr besucht worden sein. In der Nacht vom 27—28. September stürzte der Glenner mit so furchtbarer Gewalt über das unglückliche Bad herein, daß die gedeckte Brücke im Nu nachgab und die Gebäude augenblicklich sich mit Wasser füllten. Gäste waren keine mehr vorhanden, nur Nationalrath Arpagaus mit seiner Familie bewohnte es. Kaum blieb ihnen Zeit, sich in den Wald zu flüchten, wo sie eine angstvolle Nacht verbrachten, um am Morgen den Verlust ihres schönen Besitzthums zu beklagen. Denn leider sind die Heilquellen derart verschüttet, daß deren Wiederauffinden zweifelhaft erscheint. Am Morgen sah Herr Arpagaus zahllose Trümmer von Häusern, Ställen, Mühlen, Brücken, selbst Gerippe vorbeitreiben und schloß daraus, daß in Vals eine ungeheuere Katastrophe stattgefunden haben müsse. Diese Trauerbotschaft nebst anderen Mittheilungen schrieb er auf ein Blatt, das er, um einen Stein gewickelt, auf das andere Ufer hinüberwarf, wo die Bewohner von Peiden es fanden.

Durch den Umstand, daß ausnahmlos alle Brücken über den Glener im ganzen Thale, selbst die neue von Stein erbaute bei Obercastels, verschwunden waren, hatte aller Verkehr der Dörfer beider Thalseiten aufhören müssen. Mit Mühe gelang es dem Caplan Steinhauser nach mehreren Tagen, mittelst einer Fähre eine etwas schwierige Ueberfahrt möglich zu machen. Lugnetzer und Ilanzer, mit den Sturmglocken den Valsern zu Hilfe gerufen, mußten den weiten und beschwerlichen Umweg über die hohen Gebirge von Uri nehmen.

Der gewöhnliche Weg führt von St. Martin aus durch den sogenannten „Hundsschupfen" eine abgründereiche, sehr enge Schlucht, in deren Tiefe der Valser Rhein braust, in zwei Stunden nach Camps. Hier beginnt die Schlucht sich zu erweitern. Man sah — jetzt darf man leider nicht mehr sagen: man sieht — bald vor sich einen von sehr hohen steilen Gebirgen umschlossenen Thalgrund, einen Kranz der schönsten Wiesen, Waiden und Felder, und inmitten derselben zahlreiche Häuser und eine Menge Heuställe. Hier ist Vals-Platz, der Hauptort der einst so schönen Landschaft, mit der einzigen Kirche. Die großartigsten Landschaftsbilder thun sich auf, wenn man, sei es das Zafreila-, oder Peiler-, oder Lentathal betritt, lauter Nebenthäler. Hier stehen in feierlicher Majestät um den Adulastock geschart die gewaltigen Bergriesen des Piz Val-Rhein, Tambo, Zaport, Moschelhorn und senden mächtige Gletscher herab bis in den Hintergrund jener Thäler.

Eine Majestät anderer, furchtbarer Art sollte diese Landsgemeine erhabener Häupter an jenem Tage entfalten, welcher ein Unglück über Vals hereinbrechen sah, wie ein zweites in der Geschichte dieses Thales nicht vorgekommen ist.

Wir übergehen die bereits in diesen Blättern erzählte Katastrophe von Vals. Obgleich die anfängliche Trauernachricht, daß es ganz zerstört sei, sich nach den officiellen Untersuchungen nicht bestätigt hat, ist der Schaden für das fleißige, aber arme Völklein ein unermeßlicher. 34 Häuser, 49 Ställe entweder weggerissen oder zerstört, zwei Sägen, zwei Mühlen, sämmtliche Brücken verschwunden, und — was das Schlimmste — das ganze culturfähige Land auf drei Stunden weit, wo nicht für immer, doch für lange Zeit mit enormen Schutthaufen bedeckt. Es wird der ganzen Energie dieses Völkchens bedürfen, um sich wieder eine Heimat zu schaffen, die sie ernährt. Wenn es im ganzen Umkreise des schweizerischen Ueberschwemmungsgebietes ein Thal gibt, das der Unterstützung bedürftig und zugleich auch würdig ist, — ohne Präjudiz versteht sich, sei es gesagt, für das Rheinthal oder Tessin — so ist es Vals.

In den übrigen, noch nicht erwähnten Landestheilen Graubündens ist es nur das Poschiavinothal, das von erheblicheren Verlusten betroffen worden ist. Dort wurden bei Poschiavo und Brusio Wiesen und Aecker überschüttet, drei Mühlen weggerissen, und ein Haus stärker beschädigt. Im Ober- und Unter-Engadin sind es hauptsächlich eine ganze Anzahl zum Theil kostspieliger Brücken, welche der Inn wegspülte, und einiger Schaden an Gütern und Gebäuden in Samaden, Celerina und Ponte, — Celerina stand am 4. d. M. in großer Gefahr durch den Flatzbach, — dann bei Martinsbruck und Islas, welche Erwähnung verdienen.

Weitaus die geringsten Einbußen hat bei der diesmaligen Ueberschwemmung der Canton Wallis erlitten. Nachdem schon im August die Rhone die Wuhren bei Visp in Oberwallis durchbrochen, fand sie in der Nacht vom 3. zum 4. October keine Hindernisse mehr vor und überschwemmte die ganze Thalfläche von Visp und Raron. Da aber die Dämme von Mittel- und Unterwallis Stand hielten, so hatte es bei der Ueberschlammung und theilweisen Ueberschüttung jener Gegenden und der Umgebung von Fully sein Bewenden.

Hier schließe ich meinen Bericht. Ich habe zu dem, was ich theils als Augenzeuge gesehen, theils aus amtlichen Quellen geschöpft, nichts hinzugefügt. Bleibt doch noch leider, nach dem was geschehen, das Erzählte meist weit hinter der Wirklichkeit zurück! Wer zählt alle, deren Wohlstand vernichtet, deren häusliches Glück auf immer zerstört, deren Hoffnungen begraben wurden? Möge darum meine Berichterstattung mit dazu beitragen, recht vielen meiner Leser, nachdem sie in schwachen Umrissen ein Bild der furchtbaren Katastrophen vom 27. September bis 4. October empfangen, das Herz für die Nothleidenden zu öffnen. Sehr vieles, ja erhebend vieles ist zur Linderung ihrer Noth schon geschehen, und die Collecte innerhalb der Schweiz hat schon das siebente Hunderttausend überschritten, aber der Schaden ist von solcher Größe, daß auch dann, wenn die Collecte die erwartete Million weit überschreitet, nur die Bedürftigsten einigermaßen entschädigt werden können.

Ich kann aber nicht schließen, ohne auszusprechen, welch günstigen Eindruck der rührende Wetteifer im Helfen und Geben, der in Deutschland sich bei diesem Anlasse kundgibt, in der gesammten Eidgenossenschaft macht. Man wird dies dem deutschen Volke bei uns nicht vergessen!

J. v. S.

Am Familientische.

Ein Seebriefkasten.

Bisher hat man stets auf die primitivste Weise Nachrichten von der hohen See an das Land zu expediren gesucht. Die Briefe wurden einfach in eine Flasche gesteckt und dann dem Spiel der Wellen überlassen. Die meisten dieser Nachrichten gingen natürlich nebst ihrem Behälter verloren. Die Flasche zerschellte an einer Klippe, oder sie wurde, auch wenn sie wohlbehalten an den Strand trieb, doch nicht aufgefischt, weil man sie für eine über Bord geworfene, bis auf den letzten Tropfen geleerte Rumflasche hielt. Auf der letzten maritimen Ausstellung in Havre nun figurirte zum erstenmal ein sehr sinnreich construirter Seebriefkasten. Er besteht aus einer Holzkugel und hat oben eine luft- und wasserdicht verschließbare Oeffnung zur Aufnahme der Briefe. Auf dem Deckel steht eine Blechflagge und ein Galgen mit einer Glocke. Unterhalb des Deckels sind dreieckige Glasspiegel eingelassen. Bei Sonnenschein glitzert also der Briefkasten weithin, und nebenbei sucht er noch durch Flagge und Glocke die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Damit er immer in der richtigen Lage bleibt, ist er unten mit einem Gewicht beschwert. Dieser Briefkasten zerschellt nie und bleibt auch durch sein Aeußeres vor dem entsetzlichen Schicksal bewahrt, spur- und theilnahmlos in das Unendliche fortzutreiben.

Der Marmor der Xylographen.

Die Verwirrung war groß. Der Holzstock in der Druckerei war gesprungen, und das Cliché, das seine Stelle hätte einnehmen können, war noch unvollendet. Da hatte das Daheim seinen Lesern zu Liebe gern das kostbare Original dahingegeben, um ihnen das Bild rechtzeitig und so vollendet wie möglich zu überliefern. Jetzt stand die Maschine, war der Maschinenmeister der Verzweiflung nahe, zürnte das redigirende und expedirende Daheim mit sich und dem Querstrich, der ihm da durch die Rechnung gekommen war. In erster Reihe traf der rasch aufflammende Zorn den Maschinenmeister, der jedenfalls den Holzstock nicht mit der nöthigen Um- und Vorsicht behandelt. Der Maschinenmeister schob natürlich die Schuld auf den Holzschneider, der Holzschneider auf den Kunsttischler und dieser wieder auf den Kauffahrer, der ihm diesmal Holz geschickt, welches im Schiffsraum zu naß geworden. Ja, es war nicht auf den Grund des Springens des Stocks zu kommen, obwohl er nahe genug lag, und mittlerweile mühte sich der Galvanoplast, den wegen seiner Saumseligkeit auch ein Zornblitz traf, vergebens ab, das Kupfer auf die Guttaperchaform rascher abzulagern zu lassen.

Wohl manchmal mag dem Leser, wenn er sinnend ein Bild im Daheim betrachtet, der Gedanke nahe treten, welche vorbereitende Schule das Bild wohl durchzumachen, und welche Phasen es in seinem Entwicklungsgange zu durchlaufen, ehe es so sprechend, so heiter, oder so ernst aus den Blättern da hervorblickt. Wir wollen den Leser etwas in die Geheimnisse dieser Vorbereitungen einführen und zunächst von dem Material sprechen, ohne welches ein guter Holzschnitt nicht ausgeführt und auch nicht im Bilde wiedergegeben werden kann.

Das edelste Material des Bildhauers, der Marmor, lagert noch in beruhigender Mächtigkeit — wenn auch nicht immer in carrarischer Weiße — in der Erde, und Jahr aus Jahr ein erschließt der Bohrer neue Marmorbrüche. Anders ist es mit dem über der Erde lagernden Marmor der Xylographen und ich glaube dem Buchsbaum nur die verdiente Ehre anzuthun, wenn ich ihn, nachdem sich die Holzschneiderei im wahren Sinne des Wortes zur schönen Kunst emporgeschwungen, also nenne. Was der carrarische Marmor unter den Gesteinen für den Bildhauer, das ist der Buchsbaum unter den Hölzern für den Xylographen. Diesen Vorzug hat er nicht etwa dem Umstande zu verdanken, daß er das schwerste europäische Holz ist, sondern der Feinheit und Dichtigkeit seiner Textur. Wer je schon in den polirten, blaßgelben, mit außerordentlich feinen Jahresringen versehenen Querschnittspiegel eines Buchsbaums, der bereits zum Manne herangewachsen, gesehen, der wird die Schönheit des aus dem Orient stammenden Holzes nicht genug bewundern können. Ehe es die Xylographie zu ihrem brauchbarsten Material ausersehen, vertrat der Birnbaum seine Stelle, aber wer einen Buchsbaumspiegel einem Birnbaumquerschnitt gegenüber hält, der sieht sofort, daß die Markstrahlen des letztern dicker, weniger zahlreich, und auch ungleichmäßiger vertheilt sind. Als nun an die Xylographen — namentlich seit dem letzten Jahrzehnt — größere Anforderungen herantraten und von ihnen besonders die Fähigkeit gefordert wurde, sich in die Ideen des Zeichners in höherem Maße hineinzufinden, wurde der Buchsbaum wegen seiner genannten Eigenschaften ausschließlich das Material der Xylographie. Die Mächtigkeit des Marmors der Xylographen ist nun, da er offen zu Tage liegt und nicht weiter unterirdisch erschlossen werden kann, mit Maß und Zahl zu bestimmen, und daran reiht sich die erfreuliche und auch zugleich betrübende Thatsache, daß sein Verbrauch in keinem Verhältniß zum Zuwachs steht.

Der Buchsbaum spinnt bei uns in Mitteleuropa ein höchst bizarres und abenteuerliches Leben ab. Er ist und bleibt im günstigsten Falle bei uns ein mißrathener Baum, und er verdiente schon damals keine bessere Bezeichnung, als er unter der Scheere altfranzösischer Gartenkunst noch mehr herabgedrückt und verkleinert wurde. Die deutsche Hausfrau gewann ihm bis vor kurzem noch einiges Interesse ab, weil er sich durch sein leichtes Verpflanzen und sein beständiges Grün als Rabatteneinfassung eignete, und die Leichenträger in Mecklenburg und Westfalen stecken wohl noch jetzt einen goldschaum- oder florumwundenen, balsamisch duftenden Zwergbuchsbaumzweig ins Knopfloch. Auch in Südeuropa gelangt der Buchsbaum schon jetzt nicht mehr weit über den Zwergwuchs hinaus, da die dickeren Stämme längst von den Flöten-, Clarinett-, Dosen- und Kammfabrikanten ausgebeutet worden. Er hebt daselbst mit seinen immergrünen, glänzenden, lebrigen Blättern nur noch spärlich den landschaftlichen Schmuck der Gegend und erhöht in nur noch geringem Grade im Verein mit Myrthe, Pinie und Lebensbaum, im Winter den erfrischenden Reiz der Waldlandschaft. Nur im Orient, seiner Heimat, in Persien und Kleinasien bildet er geschlossene Waldbestände, oder im Verein mit dem Nußbaum, dem Eisenbaum, der Linde und dem Ahorn gemischte Gehölze. Er bringt es aber auch dort auf heimatlichem Boden kaum zu einer Höhe von zwanzig Fuß und nicht über einen Durchmesser von zwei Fuß. Zu dieser Arbeit hat er eine solche Unsumme von Jahren nöthig, daß er durch den Verbrauch im Orient längst auf die Neige gegangen, wenn nicht auch zugleich aus Westindien Buchsbaum in den Handel käme. Doch dem Umstande, daß er ein wichtiger Handelsartikel geworden, ist es auch wieder zu danken, daß die Buchsbaumbestände im Orient in jüngster Zeit in regelmäßige Schläge getheilt wurden und auf diese Weise die hohe Bedeutung eines Forstes erlangt haben.

Als Ballast und nur im untersten Schiffsraume verborgen, gelangt so das Holz nach unseren Hafenplätzen, wo es durchschnittlich zu 10 Thlr. pro Centner den Kunsttischlern und von diesen den Formschneidern und Xylographen überliefert wird. Die Formschneider oder Modellstecher, die nur die Druckformen für Kattun- und Tapetendruckereien anzufertigen haben, begnügen sich in der Regel mit dem Birnbaumholz, und nur bei außergewöhnlichen Leistungen nehmen sie wohl auch zum Buchsbaum ihre Zuflucht.

Der Holzstock für den Xylographen bedarf der umsichtigsten Vorbereitung, und es genügt keineswegs ein bloßes Sägen, Hobeln und Poliren des Holzes. Der Kunsttischler, der sich seine Arbeit nach dem Quadratzoll bezahlen läßt, hat oft, um den Holzstock von jeder — wenn auch noch so geringen — bruchigen Stelle und ungleichmäßigen Textur frei zu halten, seine Platte aus vielen kleinen Stücken zusammenzuleimen. Außer dieser innigen, fast unauflöslichen Fügung findet aber auch wohl noch ein mehr lockeres Zusammensetzen und zwar lediglich zu dem Zwecke statt, den Stock nach Bedürfniß in verschiedene Theile auseinanderklopfen und je einen Theil einem Künstler behufs rascherer Beförderung des Ganzen übergeben zu können. Ein solches Verfahren tritt aber, wenn wirkliche Kunstwerke reproducirt werden sollen, nicht ein. Der umsichtige Kunsttischler kann die Güte des Buchsbaumstammes dadurch prüfen, daß er mit einem Hammer gegen das eine Stammende schlagen läßt, während er an dem andern Ende mit hart an das Holz gelegtem Ohr auf den Ton achtet. Sobald der Stamm im Innern faul und bruchig ist, wird der Ton schlecht oder gar nicht geleitet. Die meisten Tischler begnügen sich aber damit, den Spaltschnitt zu prüfen, und sind ganz außerordentlich zufrieden gestellt, wenn dieser schön hochgelb ist.

Wenn der Buchsbaumklotz aus der Hand des Kunsttischlers hervorgegangen, erhält er einen Ueberzug von Zinkweiß, weil erst dann der Zeichner darauf zu zeichnen vermag. Der Xylograph hat nun die Aufgabe, die Lichter in der Zeichnung mit Grabstichkeln von verschiedener Stärke und Construction auszuschneiden, so daß die Umrisse und Schattenlinien auf der Holzplatte erhaben bleiben. Da er genau den Bleistiftgängen auf der Zeichnung zu folgen hat, muß er selbstverständlich den auf einem Lederkissen ruhenden Holzstock bei der Arbeit fortwährend drehen. Dabei ist die Zeichnung durch eine Papierhülle geschützt, die in dem Grade, wie die Arbeit fortschreitet, gelöst wird.

Die zahlreichen Instrumente des Holzschneiders sind der Art, daß er mit denselben Linien und Vertiefungen in den verschiedensten Abstufungen bis zur Haarfeinheit zu schneiden vermag, ja er kann unter Umständen mit einem Instrument die Arbeit beginnen und beenden. Das Eingehen in die Ideen des Zeichners und die Verkörperung der Zeichnung unbeschadet ihres künstlerischen Werthes ist die Hauptaufgabe des Holzschneiders, und nur angeborenes Talent, scharfe Beobachtung und gewandte Handhabung seiner Werkzeuge kann ihn hohen Zielen zuführen. Der tüchtige Xylograph muß aber nicht nur nachbilden, sondern auch da, wo der Zeichner in unbestimmten Tönen gearbeitet, verbessernd wirken können.

Von dem Original, d. h. von dem Holzstock wird in neuerer Zeit bei größeren Auflagen selten gedruckt. Der Druck findet in der Regel von Clichés in galvanisch niedergeschlagenem Kupfer statt. Zu diesem Ende wird der mit Graphit bedeckte Stock in Guttapercha abgedrückt, und eine galvanoplastische Copie des letzteren liefert dann das zum Druck geeignete Cliché. In der letzten Zeit ist es versucht worden, statt des Kupfers das widerstandsfähigere Eisen auf Guttapercha ablagern zu lassen. Dieser Fortschritt in der Galvanoplastik dürfte aber für den Holzdruck kaum von Bedeutung sein, da die Abdrücke von Clichés in galvanisch niedergeschlagenem Kupfer bis in das Endlose gesteigert werden können.

Es ist im Anfange dieses Artikels bemerkt worden, daß der Buchsbaum das schwerste europäische Holz sei. Daß er aber durch die Arbeit auch das kostbarste von sämmtlichen Hölzern wird, davon zeugt, wenn es noch nicht aus dem Verlauf dieser Skizze hervorgegangen, z. B. die Thatsache, daß der Originalstock der „Consultation“, die unsern Lesern wohl noch lebhaft in der Erinnerung, einen Werth von dreihundert Thalern repräsentirt.

F. B.

Briefkasten.

Herrn **F. W. Kolbe** in **Paarl** (Cap der guten Hoffnung). Ihre Broschüre über die Vokale der Hererosprache als Beitrag zu der Einheit der Sprachen mit Interesse gelesen — leider fehlt es uns an Zeit, „uns sofort an das Studium jenes afrikanischen Dialektes zu machen;“ wir glauben es Ihnen aufs Wort, daß derselbe eine lebende Sprache ist, deren Spur bis zu ihren allerersten Anfängen verfolgt werden kann. — **An die Besteller der Separatabdrücke von Sohns Consultation.** Dieselben werden in diesen Tagen versendet. — **N. N.** Wir werden über Ihren vereinzelten Beitrag quittiren, wenn mehrere zusammengekommen sind. Das Interesse an der Sache hat sich, scheint's, verlaufen. — **Dr. W. B. in L.** Wir bitten um Ihre genaue Adresse, um Ihren Artikel zurücksenden zu können. Es bleiben zu viele todt darin. — **B. W. D.** Wollen Sie nicht aus Ihrer Anonymität heraustreten? Wir lieben dies Versteckenspielen nicht. Beiträge so lange zurückgelegt. — **Fr. v. Schl. in Paris.** Das Neue Album des heiligen Landes von Bernatz (bei Steinkopf in Stuttgart erschienen) ist in der That ein ganz neues Buch, obwohl es alle die alten Ihnen bekannten Bilder, übrigens auch meist neu gezeichnet, und mit denselben auch G. H. v. Schuberts Geleitsworte enthält. Dreißig Ansichten biblischer Orte — von Osc. Fraas erläutert — sind aber hinzugekommen; außerdem eine vortreffliche Karte von Palästina. Sie werden Ihre Freude daran haben. — **Revierförster O. in Aschaffenburg.** Leider nicht mehr möglich! — Herrn **Pastor Gz. in Tauroggen.** Unsere Sendung wird von der Post nicht angenommen, da T. keine Poststation sei. Geben Sie uns gefälligst eine Adresse in Memel an, damit wir Ihnen unsere Sendung ohne Declarationsumstände zugänglich machen können.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Unter spanischem Himmel. Episode von A. Loning. Mit Illustr. v. C. Huth. — Eine Nachtwanderung durch die Verbrecherstätten Berlins. Von unserem Berichterstatter. Mit 7 Illustrationen von L. Löffler. — Die Wasserverheerungen in der Schweiz. (Schluß.) — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing in Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig in Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin.** — Druck von **Fischer & Wittig in Leipzig.**

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 21 November 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 8.**

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

„Sie sind ein sehr gnädiger Herr gegen Ihre Diener, Herr Cardinal," sagte Marion. „Sie gehen in der That allzu freundlich mit Ihnen um."

„Ich liebe die treuen Diener — weil sie selten sind," sagte der Cardinal.

„Ja gewiß, Eminenz. Man könnte sich, glaube ich, in Ihrem Hause sehr heimisch fühlen. Wenn man sich Ihrem Dienste hingibt, würde man kein Untergebener, man würde eher ein Kind dieses Hauses sein — mindestens behandeln Sie Ihre Diener so; Herrn von Chavigny zum Beispiel."

„Chavigny ist kein Diener, er ist mein Vertrauter, mein Freund. Ich bin ihm ein Mentor, ein Führer."

„Vielleicht mehr als das!" sagte Marion dreist.

„Wie meinen Sie das, Marion? — aha! ich hörte schon oft von dem tollen Gerüchte, welches über meine Beziehung zu Chavigny umläuft. Man trägt sich mit den müßigsten Erfindungen, um nur die Neuigkeitsjäger von Paris immer mit frischem Wildpret zu versorgen."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Eminenz. Sie wollen in der That entschieden leugnen, daß Herr von Chavigny Ihnen sehr nahe steht? daß er — —"

„Nun daß? was denn?"

„Ei nun, daß Herr von Chavigny Ihr Sohn ist?"

Der Cardinal blieb vollkommen ruhig, es umspielte seinen Mund ein wohlgefälliges Lächeln, denn Herr von Chavigny war ein sehr hübscher und vor allem ein sehr kluger Mann, und der Cardinal war, wie bekannt, sehr eitel.

„Es wundert mich, daß Sie nicht auch von der Mutter Chavignys einige Nachrichten geben können," sagte Richelieu lachend.

„Darüber ließe sich sprechen," antwortete Marion — „Sie haben in Ihren jüngeren Jahren vielerlei galante Abenteuer bestanden. Freilich von dem Augenblicke an, wo Sie die Weihen empfingen — da mußten diese weltlichen Gelüste verbannt werden!" setzte sie boshaft hinzu.

„Schlange!" sagte der Cardinal, ihr mit dem Finger drohend. „Du selbst bist eine von denen, die solche Gelübde mächtig erschüttern können."

„Sie sind ein ebenso flatterhafter Anbeter — wie Herr von Saint-Preuil!"

„Keine Indiscretionen, Marion!" rief der Cardinal; „Du weißt, was ich meiner Stellung schulde. Die Plaudertaschen würden meine ganze Strenge fühlen."

„O! — Frau von Chaulmes, Ihre schöne Nichte, Frau von Combalet — —"

„Ich befehle Dir zu schweigen," rief der Cardinal. „Deine Vertrautenrolle macht Dich übermüthig. Was wolltest Du eigentlich noch von mir?"

„Ich wollte nur vor Plaudertaschen warnen, Eminenz," sagte Marion kaltblütig. „Sie lieben es nicht, wenn Ihre Geheimnisse in die große Welt getragen werden, deshalb blieb ich, um Ihnen zu melden, daß ein sehr zartes Geheimniß, dessen Bewahrung Ihnen sicherlich am Herzen liegt, in den Mäulern verschiedener Personen ist."

Der Cardinal schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Was werde ich nun wieder hören?" rief er; „das ist heute ein abscheulicher Abend — voll von Widerwärtigkeiten aller Art. Was gibt es?"

„Eminenz — Sie machten vorhin die Bemerkung, daß Sie Ihrer Stellung viel schuldeten. Ich glaube es. Sie haben eine Doppelstellung: Minister und Priester. Namentlich ist es die letztere, welcher Sie manches zum Opfer bringen müssen. Kinder eines Priesters — das sind unbequeme Erscheinungen, Eminenz!"

Der Cardinal war unruhig, seine mühsam bekämpfte Aufregung zeigte sich wieder.

„Heraus mit der Sprache!" rief er. „Was gibt es?"

„Eminenz," sagte Marion, „gestern Abend war die in meinem Hause versammelte Gesellschaft Zeuge eines tragischen Vorfalles. Mitten in der Lustigkeit, unter Scherzen und Lachen, im Vollgenuß der Freuden einer guten Tafel, wurde der Baron Hercules von Chau

Digitized by Google

mier, ein Landedelmann, den Herr von Desnoyers mir zugeführt hatte, vom Schlage getroffen, und zwar trat dieses bedauernswerthe Ereigniß ein, als ich im Nebenzimmer mich ganz allein mit Herrn von Chaumier befand. Der Genuß der starken Weine, die Aufregung, welche alle die für Herrn von Chaumier neuen Dinge erzeugten, mögen die Katastrophe herbeigeführt haben — genug der Baron hatte einen Schlaganfall. Ich war ihm zur Seite, war also gewissermaßen seine barmherzige Schwester, oder wenn Sie wollen eine Art von Beichtiger, denn Herr von Chaumier, der wohl schwerlich mit dem Leben davon kommen wird, hat vor seinem muthmaßlichen Ende mir noch eine merkwürdige Mittheilung gemacht."

„Die mich betrifft?" sagte der Cardinal.

„Allerdings. Hören Sie. Herr von Chaumier, der in Gott weiß wie vielen Provinzen Frankreichs Güter besitzt, wurde als Patronatsherr eines Tages zu einer Sterbenden gerufen. Diese Frau hatte in ihrem Hause ein bildschönes Mädchen an Kindesstatt oder als Pensionärin angenommen. Woher dieses Mädchen stammte, wußte niemand zu sagen; daß es die Enkelin der Alten sei, glaubte kein Mensch, aber man brachte den Wohlstand der alten Frau in engen Zusammenhang mit dem jungen Mädchen."

Der Cardinal hob sein Haupt empor und reckte den Hals, seine Lippen schlossen sich fest aufeinander.

„Es galt," fuhr Marion fort, „einen gerichtlichen Akt aufzunehmen, für welches Geschäft der Patronatsherr nöthig war. Ein Rath, den der Beichtvater der Sterbenden gegeben haben mußte; denn gleich nach dessen Abgange sendete die Verscheidende zu Chaumier. Sie blieb mit dem Patronatsherrn allein, und nachdem sie ihn gebeten hatte, sich an ihr Bett zu setzen, vertraute sie ihm" — Marion betrachtete bei den folgenden Worten den Cardinal mit scharfen Blicken — „sie vertraute ihm, daß jenes schöne Mädchen nicht ihre Enkelin, sondern ein ihr übergebenes Kind sei, und der Vater dieses Kindes sei niemand anderes als . . . der Herr Cardinal Richelieu."

Der Cardinal schreckte empor. Er fuhr unwillkürlich mit der Hand nach seinem Herzen.

„Ich — ich —?" stammelte er, „Jenes Mädchen wäre — meine Tochter?"

„Ich glaube nicht, daß Chaumier betrogen wurde; daß er als Cavalier handelte, geht aus seinem Schweigen hervor. Die Alte hatte ihm gezeigt, wo gewisse, auf die Geburt und Herkunft jenes Mädchens bezügliche Papiere bewahrt seien — am folgenden Tage war die Alte todt, Herr von Chaumier fand keine Papiere und jenes schöne Mädchen war verschwunden."

„Verschwunden? man hat sie nicht wieder gesehen?" rief der Cardinal mit dem Ausdrucke des Schmerzes.

„Doch, Eminenz."

„Oh — geschwind — wo ist sie? sprechen Sie schnell — denn eine Ahnung sagt mir, daß ein Wesen, welches ich seit Jahren gesucht, dessen Glück ich gründen wollte, dessen Anblick mich an die schönsten Stunden meines Lebens erinnern würde, das man mir grausam genug verbarg — wiedergefunden sei. Ich täusche mich nicht — gewiß nicht. Kannte Chaumier jene Frau? hieß die Alte Jeanne Férard?"

„So ist es, das war ihr Name."

„Dann habe ich ein Recht auf jenes Kind," rief der Cardinal. „Es ist meine Tochter — ich will sie wiedersehen."

Eine Milde, ein Anflug von Rührung schienen die harten Züge des Cardinals zu erweichen. Sein Gesicht war vollständig verändert, die Augen schienen mit Thränen gefüllt, eine Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstande sprach aus den Blicken und milderte den strengen Ausdruck, welcher sich um die Lippen des Cardinals lagerte. Marion betrachtete diesen Vorgang nicht ohne Bewegung. Sie hatte noch nie den Gewaltigen in solcher Stimmung gesehen, noch nie ein Ueberströmen des Gefühls bei ihm bemerkt. Nur der Zorn- und der Triumph über mißlungene oder glückliche Anschläge blitzten sonst aus diesen großen Augen, welche sich oft genug verschleierten und starr, leblos blickten, wenn der Cardinal über neue, großartige Pläne sann, deren Entstehen er vor der Welt verbergen wollte, bevor sie reif waren. Die Hand, welche ohne zu zittern das Todesurtheil des unglücklichen Chalais unterschrieb, welche der jammernden Mutter des Verurtheilten die Thür verschloß — sie hatte ein Kind geliebkost; eines Kindleins Wangen hatte der Mund geküßt, der einst sagen konnte: „Wenn man keine Scharfrichter für Chalais findet, so wende man sich an mich! Ich will einen schaffen, der schnell genug mit dem Verdammten fertig werden soll. Seine Mutter soll nicht lange heulen."

Der Cardinal hatte nach den letzten Worten sich auf den breiten Lehnsessel vor seinem Schreibpult niedergelassen. Er stützte den Kopf in seine beiden Hände und blieb einige Zeit in dieser Lage, dann richtete er sich wieder auf und sagte:

„Ich danke Ihnen für diese Nachricht, Marion — aber nun machen Sie mir die Freude und theilen Sie mir mit, wo ich jenes liebe Kind finden kann. Ich darf es nicht offen, nicht vor aller Welt das meine nennen, aber es soll empfinden, daß es den Cardinal Richelieu zum Vater hat. Ich will es so glücklich machen, wie ich einst seine Mutter machen wollte. Wo finde ich das Kind?"

„Eminenz, ich bin leider nicht im Stande, diesen Wunsch zu erfüllen."

„Nicht?" rief heftig der Cardinal. „Sagten Sie mir nicht, daß Chaumier die Kleine wiedergefunden habe? Daß er —"

„Allerdings, Eminenz, hat der Baron das schöne Mädchen wiedergesehen und zwar auf einem benachbarten Gute. Ich forschte sogleich nach dem Namen jenes Gutes, da Herr von Chaumier, wie gesagt, viele Güter besitzt — da gerade in dem Augenblicke, als der Baron mir den Ort nennen wollte, schloß der Schlagfluß ihm die Lippen — ich habe den Namen nicht erfahren."

„O — es ist ein Verhängniß!" flüsterte der Cardinal. „Wissen Sie denn," fuhr er heftiger werdend fort, „daß ich jenes Kindes Spur seit Jahren verfolge, daß die Mutter, welche wohl heute noch lebt, grausam genug ist, mir das schöne Mädchen zu verbergen. Sicherlich hat sie die Hand im Spiele gehabt, als nach dem Tode der alten Férard, welcher das Kind übergeben worden war, die Kleine verschwand — und jetzt — jetzt, wo ich Dich, Anna — meine reizende schöne Tochter wiederfinden konnte, jetzt schließen sich die Lippen desjenigen, der mir die Stätte nennen kann, wo Du weilst — es ist ein Verhängniß."

„Aber weshalb jene Grausamkeit? weshalb die Entziehung des Kindes?" sagte Marion.

„Um Ihnen alles erklären zu können, müßte ich den Namen der Mutter aussprechen, damit wäre das Größte geschehen, und ich gäbe meinen Widersachern neue Waffen in die Hand. Es genüge Ihnen, zu wissen: daß es eine Art von Rache ist, weil ich das Gelübde, die Mutter jenes Kindes ehelichen zu wollen, nicht hielt — nicht halten konnte, denn das Bisthum von Luçon war es, welches ich meiner Familie erhalten mußte — für diesen Besitz, der die erste Stufe zur Macht bildete, gab ich alles auf, was mir theuer war."

„Aber, Eminenz," rief Marion, „noch ist eine Möglichkeit, den Aufenthalt jenes Ihnen so theuren Wesens zu erforschen; vielleicht hat die Hand des Todes Herrn von Chaumier noch nicht hinweggerafft, heute Nachmittag lebte er noch, der Aderlaß in meinem Hause scheint doch ein wenig gewirkt zu haben, geschwind, senden Sie hin zu ihm — er wohnt in dem „Wappen von Béarn", in der Rue des Lombards — verlieren Sie keine Zeit, vielleicht ist noch Hilfe möglich, und Sie erfahren den Namen des Ortes."

„Sie haben recht — ich will eilen — zunächst ein Bote in das Wappen von Béarn!" rief der Cardinal, indem er zugleich stark den Glockenzug zog.

Bournais trat in das Zimmer.

„Eile — sogleich auf der Stelle in das Gasthaus zum Wappen von Béarn, in der Rue des Lombards. — Frage dort im Namen des Cardinals Richelieu, wie sich der Herr Baron von Chaumier befinde — hörst Du? behalte den Namen — schnell bring die Antwort zurück. Ich will dann selbst eile, Bournais."

Der Kammerdiener machte sich schnell davon. Richelieu trat auf Marion zu.

„Sie haben mir schon manchen Dienst geleistet," sagte er, ihre Hand fassend. „Heute aber haben Sie mich verpflichtet, wie noch nie. Ich bin Ihnen einen großen Lohn schuldig."

Er öffnete ein Schubfach des großen Schreibtisches, drückte an eine Feder, wodurch sich der Boden hob; ein verborgenes Federspiel ließ eine schwere eiserne Kassette emporsteigen, welche der Cardinal aufschloß. Die Truhe war mit Geldrollen und Beuteln gefüllt. Richelieu hob einen derselben heraus. „Hier nehmen Sie. Es sind vollwichtige Goldthaler und doch nur eine karge Belohnung für das, was Sie mir heute berichteten."

benskraft heile und solches gemeinsames Beten weder der Trudel noch weniger ihren Patienten verboten werden könne.

Indessen blieb Dorothea doch nicht ganz ungestört.

Im Juni 1857 wurde nämlich von dem Arzte der Zürcherischen Irrenheilanstalt der Medicinaldirection die Anzeige gemacht, daß seit einiger Zeit an religiösem Wahnsinn Leidende in zunehmender Zahl ins Irrenhaus eingebracht würden, die direct aus der Trudelschen Anstalt kämen, sowie daß in der Staatsirrenheilanstalt befindliche Personen der ärztlichen Behandlung entrissen und von ihren Angehörigen in die Anstalt der Trudel nach Männedorf versetzt und daselbst keineswegs geheilt oder gebessert wurden. — In Folge dieser Anzeige wurde auf Anordnung der Medicinaldirection vom Statthalteramt Meilen der Trudel „das Halten von Kranken und die Einmischung ins Heilgeschäft“ untersagt und sie, weil sie trotz dieser Verfügung ihre Kranken, deren damals etwa 20 in ihrer Anstalt sich befanden, nicht entließ, am 31. August 1857 zu einer Buße von 60 Fr. verurtheilt.

Sie bezahlte ohne weiteres die Buße, fuhr aber fort, Leidende aller Art in ihre Gebetsheilanstalt aufzunehmen oder außer derselben zu behandeln, und so groß wurde im Verlauf der Andrang Hilfesuchender, daß sie zu ihrem Hause noch zwei andere dazu kaufte und die Durchschnittszahl ihrer Hauspatienten im Anfang des Jahres 1861 auf mehr als 80 gestiegen war, so daß nicht nur die Zimmer, sondern auch Treppen und Hausfluren ihrer drei Häuser fortwährend gedrängt voll Patienten waren.

Gleichwohl schritten die Behörden nicht weiter gegen sie ein, weil ein strenges Strafverfahren doch bedenklich oder wenigstens unpolitisch erscheinen mochte und keine neuen Klagen wegen angerichteten Unheils gegen die Trudel erhoben wurden.

Zu Anfang des Jahres 1861 änderte sich dies Verhältniß. Im Februar zeigte der Bezirksarzt der Medicinaldirection an, in der Trudelschen Anstalt sei ein Geisteskranker gestorben, und legte zugleich ein Verzeichniß der gerade in der Anstalt befindlichen Patienten vor. Es waren ihrer etliche und 80 aus den verschiedensten Ländern: Württemberg, Baden, Baiern, Preußen, Frankreich, sowie aus diversen Schweizercantonen. Die Liste zeigte die verschiedenartigsten Krankheiten der Patienten: Unterleibs-, Gemüths-, Augenkrankheiten, Epilepsie, Hysterie, Bleichsucht, Taubheit, Schwindsucht, Rückenmarks- und Gehirnkrankheiten.

Wieder wurde jetzt Untersuchung angeordnet. Dieselbe ergab:

1) Am 7. Februar 1861 kam eine 20jährige Nätherin Anna H. zu ihrer Tante in Rutikon. Das Mädchen war offenbar geisteskrank und die Tante beschloß, es in der Irrenanstalt zu Münsterlingen in Baden unterzubringen, einstweilen aber bei der Trudel aufzuheben. Am 10. wurde Anna wirklich zu ihr gebracht. Beim Eintritt der Kranken ins Haus legte ihr die Trudel die Hand auf den Kopf, salbte sie mit Oel und betete mit ihr. Bald steigerte sich die Krankheit zum Tobsinn, Anna schrie und schlug um sich, wollte sich den Kopf an der Wand einrennen und wurde deshalb von der Trudel in die Zwangsjacke und in eine einsame Zelle versetzt, die Füße am Bett festgebunden. Am 14. Februar kam auf Veranlassung ihrer Verwandten ein Arzt zu Anna, der diese, von einer Wärterin bewacht, antraf und die gegen sie angewandten Maßregeln billigte und die Humanität der Behandlung ausdrücklich anerkannte. Die von ihm verordneten Blutegel hatten keine Wirkung, Anna tobte fort. Am 19. sollte, trotz der Einsprache der Trudel, Anna nach Münsterlingen transportirt werden. Sie starb aber unterwegs an Nervenerschöpfung in Folge der Raserei. Der Arzt bezeugte, „daß durch die Behandlung der Trudel der Kranken kein positiver Schaden erwachsen, negativ aber, trotz seines Drängens, die Abführung der Kranken nach Münsterlingen um einige Tage verzögert worden und eine eigentliche irrenärztliche Behandlung in einer Gebetsanstalt ein unlösbares Problem sei.“ — In der Anstalt hatte die Verstorbene für Pflege und Kost nicht mehr als vier Franken per Woche bezahlen müssen.

2) Ein Bauer brachte am 3. August 1860 seine junge Frau, die seit drei Jahren an unheilbarer Aengstlichkeit litt, in die Trudelsche Anstalt. Bei der Aufnahme erklärte die Trudel: „Sie könne der Kranken nicht helfen, wenn nicht der Herrgott helfe.“ In der Anstalt nahm die Kranke an den drei regelmäßigen gemeinschaftlichen Betstunden, morgens von 8—9, mittags von 1—2 und abends von 6—7 Uhr Theil. Einmal schlief die Trudel bei der Kranken und legte ihr die Hand aufs Herz. Die Andachtsübungen schienen aber die Kranke so stark anzugreifen, daß der Bauer am 3. September seine Frau wider ihren Willen wieder nach Haus nahm. Fünf Monate nachher schnitt sich die Unglückliche den Hals ab. — In der Trudelschen Anstalt hatte sie wöchentlich nur 5 Fr. bezahlt.

Auf Grund dieser Ergebnisse verurtheilte das Statthalteramt die Dorothea Trudel wegen abermaliger Uebertretung des Medicinalgesetzes zu einer Buße von 150 Fr., befahl ihr die Entlassung sämmtlicher Patienten binnen Monatsfrist und verbot ihr jede weitere Aufnahme von Kranken — alles unter der Androhung der Ueberweisung an die Gerichte für den Fall fortgesetzten Ungehorsams.

Gegen diese Verfügung meldete die Trudel sofort den Recurs an die Gerichte an. Jetzt wurde vom Bezirksgericht Meilen die Untersuchung durch ausführliche Vernehmung der Angeklagten und ihres Dienstpersonals, sowie einiger ihrer Patienten vervollständigt. Wir theilen zunächst einige Aussagen der letzteren mit.

Ein Handwerker aus dem Canton Zürich, seit drei Monaten in der Anstalt, litt am Pottschen Brand der Zehen, wollte von verschiedenen Aerzten lange Zeit gegen rasende Schmerzen erfolglos behandelt worden sein und wandte sich endlich an die Angeklagte. Sie nahm ihn auf, legte öfter die Hand auf seinen Fuß, salbte die schmerzenden Stellen mit Oel, bis der Schmerz nachließ, drei Zehen „schwarz und dürr wurden“ und abfielen. Der Patient, jetzt schmerzlos, segnete die Trudel, bei der er nicht nur Erlösung von seinen Schmerzen, sondern auch Heilung seiner Seele gefunden habe. — Ein Zürcherischer Schreiner, von einem rationellen Arzt an einem kranken Finger behandelt und erfolglos operirt, wollte ebenfalls durch Beten, Salben mit Oel und Handauflegen geheilt worden sein. — Eine Frau aus Schaffhausen, an einem eingeklemmten Bruch leidend, versicherte, die Trudel habe beim Eintritt in die Anstalt ihr erklärt: „Bei einem Bruch könne sie nicht helfen; wären es Drüsen, dann eher!“ Wirklich sei sie auch bald wieder ungeheilt entlassen worden. — Gegen eine Frau, „die den ganzen Tag das Maul offen hatte“ (d. h. räsonnirte), wandte die Trudel, übrigens mit Einwilligung der Patientin, einmal einen Maulkorb an, so daß dieselbe nicht mehr sprechen noch ausspucken konnte. Der Maulkorb, aus Leder verfertigt, deckte den Mund flach zu. Indessen scheint die Sache mehr Scherz gewesen zu sein.

Lernen wir jetzt die Angeklagte selber etwas näher kennen, und zwar aus ihren eigenen Angaben.

Dorothea Trudel von Männedorf, geboren 1813, das jüngste Kind „von Eltern niedern Standes“, wurde einfach, ohne viele Bedürfnisse und nach dem Grundsatz ihrer Mutter erzogen: „Wer betet und arbeitet, darf nicht zu Schanden werden.“ Im fünften Jahre trat Dorothea in die Schule, die sie aber nur vier Jahre lang besuchte. Im 17. Jahr wurde sie confirmirt. Sie wurde Blumenmacherin — „als ich 22 Jahre alt war, wurde ich durch den jähen Tod eines jungen Mädchens gewaltsam erschüttert, ich bekam Angst für mein Seelenheil und wurde krank, so daß die Aerzte mich aufgaben. Ich sah meine Eltern weinen und als ich den Grund davon erfuhr, bat ich, keine Arzneien mehr nehmen zu dürfen, weil ich gern stürbe. Meinem Wunsch wurde entsprochen. Trotzdem wurde mir besser; ich kränkelte aber noch 15 Jahre fort, während welcher mein Rücken so verwuchs, daß ich an eine bleibende Gesundheit nicht denken konnte; ich konnte aber doch arbeiten.“

Als Dorothea 27 Jahre alt war, kam ein Onkel aus Holland. Der Onkel war Arzt, sprach aber sehr verächtlich von seiner eigenen und der Kunst seiner Collegen. Er wohnte bei Dorothea und einer ihrer Schwestern in Männedorf. Im Jahre 1850 starb der Onkel und hinterließ den Geschwistern ein artiges Vermögen. Siebenzehn Tage nach dem Onkel starb auch die Schwester. „Hatte die letztere seit dem 22. Jahr dem Heiland sich gänzlich hingegeben, so fing sie in Folge dieser Schläge an, den Herrn in seiner Führung nicht mehr zu verstehen.“ Zur Strafe dafür bekam sie „Herzweh,“ bat den Herrn um Verzeihung und erhielt diese. Um jene Zeit wurden fünf Arbeiter ihrer verstorbenen Schwester schwer krank. Dorothea blieb acht Tage und acht Nächte bei den Kranken, aber die Mittel der Aerzte halfen nicht. Da sank Dorothea in ihrer Kammer auf die Kniee und rief den Heiland an, „wie wenn sie ihn leibhaftig vor Augen sehen könnte“ und bat ihn, der da wisse, daß sie glaube, mit ihr zu kommen zu den Kranken, denn sein Wort wirke. Festen Glaubens ging sie zu den Kranken, betete inbrünstig mit ihnen — und weg waren die Schmerzen, die Krankheiten gehoben.

Trotz dieses Erfolges ging Dorothea selten zu Kranken, bis eine

Frau in Schaffhausen sie dringend um einen Besuch bat. Dorothea ging und betete mit der Kranken. „Was ist das? Mir ist als wenn ich bei Herrn Pfarrer Blumhard (in Württemberg) wäre!" rief die Frau und war genesen. Jetzt gab Dorothea ihren Beruf als Blumenmacherin auf und widmete sich „ihrem Beruf", Kranke zu heilen. Zuerst außer dem Haus. Dann brachte man wider ihren Willen die Kranken in ihre Wohnung, und sie behielt sie. Nie, so versichert sie, habe sie einen Kranken gesucht, nie für ihr Gebet oder ihre Hilfeleistung sich bezahlen lassen, nach dem Spruch: „Umsonst habt ihr's empfangen; umsonst gebt es auch," — nie Arzneimittel angewendet. Trotzdem sei sie 1857 bestraft worden. Ruhig habe sie die Strafe hingenommen, würde auch die neueste Strafe wieder hinnehmen, gern in allen Dingen der Regierung gehorchen; aber sie könne nicht untreu werden ihrer Lebensaufgabe, die Gott ihr angewiesen habe; ihm gehorche sie mehr als den Menschen. Nichts könne sie durch sich, alles nur durch Gott. Gewiß werde der Regierungsrath einsehen, daß es sich nur um das Wohl der leidenden Menschheit handle, und daß das Medicinalgesetz auf ihr Heilverfahren keine Anwendung finde.

Im bezirksgerichtlichen Verhör machte die Angeklagte über ihre Heilthätigkeit im wesentlichen folgende Angaben: „Ich heile niemand. Jedem, der in unser Haus kommt, wird gesagt, wenn er glaube, ich heile jemand, so sei er am unrechten Ort; alle werden hingewiesen auf den einzigen Arzt, Christus, und gewiß nichts gethan, was nicht in Gottes Wort steht. Wir haben noch niemand fortgewiesen, wenn Platz da war." Die Behandlung der Kranken geschehe nur nach Gottes Wort, betonte sie, und auf die Frage, was sie darunter verstehe, erwiderte sie: „Es wird dem Kranken nur die Hand aufgelegt auf die kranke Stelle; im äußersten Fall salben wir mit Oel, gewöhnlichem Süßöl. Der Zweck der Anstalt ist durchaus nicht Heilung des Leibes, vielmehr, daß die Seele ganz zur Freiheit komme und dann, wenn die rechte Stimmung im Menschen ist, so ist er ganz willenlos und, wie es Gott macht, zufrieden."

Auf die Frage: „Warum sie die Hand auflege und mit Oel salbe?" erwiderte sie etwas dunkel: „Weil die Kranken, einsehend, daß es hilft, zum gründlichen Glauben an das Wort Gottes kommen und überzeugt werden, daß Christus, die Propheten und die Apostel die Wahrheit bezeugen. Ich will nur die Seelen zum lebendigen Glauben zurückführen, der mich so unaussprechlich glücklich macht. Sonst würde ich keine Kranken aufnehmen." Die Angeklagte nennt ihre Anstalt „eigentlich nur eine große Haushaltung" und weist die Zumuthung, als ob sie etwa mit magnetischer Kraft heile, — mit Entschiedenheit von sich: „Das ist nicht wahr," sagte sie, „ich kenne keine magnetische Kraft, weiß gar nichts davon."

Außer ihrer einzig überlebenden Schwester hatte sie, zur Zeit der Untersuchung, noch vier Krankenwärterinnen, sämmtlich von ihr geheilte Patienten, die „jetzt zur Ehre Gottes ohne Lohn bei ihr dienten." Eine Hauptstütze der Anstalt war Herr Daniel Zeller aus dem Canton Aargau, der „gemüthlich angegriffen" früher von ihr geheilt wurde. Nach seiner Genesung wurde Zeller Hauslehrer in Elberfeld, trat aber auf die Einladung der Trudel nach acht Monaten in ihre Anstalt und hielt daselbst theils gottesdienstliche Versammlungen ab, theils führte er Tagebuch und Correspondenzen, theils war er bei der Krankenpflege thätig, alles unentgeltlich „aus Dank gegen den Herrn." Ein Hausarzt wurde in der Anstalt nie gehalten, weil es nur um Rettung der Seele zu thun ist. Nur in gefährlichen Fällen wurde ein Arzt beigezogen um des Todtenscheins willen, den nur ein solcher ausstellen darf. Im übrigen stand es jedem Kranken oder seinen Verwandten frei, von sich aus einen Arzt rufen zu lassen.

Thatsache ist, daß Arme immer unentgeltlich aufgenommen und verpflegt wurden. Gewöhnliche Patienten bezahlten freiwillig im Durchschnitt vier oder fünf Franken per Woche für reichliche Kost, Wohnung und Wäsche; Reiche höchstens 10 Franken die Woche.

Das Fremdenbuch wies vom 21. September 1859 bis 3. April 1861 376 Personen auf. Der Gemeinderath von Männedorf gab der Angeklagten, die Fr. 20,000 versteuerte, ein sehr günstiges Leumundszeugniß; freilich meinte der Bezirksarzt, die Gemeindebehörden schwiegen zu dem „Unfug" der Anstalt, weil man die vielen Fremden gar nicht ungern in Männedorf habe.

Die Angeklagte und ihr Vertheidiger, einer der ersten Anwälte in Zürich, legten dem Gericht als Belege für die Art der Wirksamkeit der Anstalt ungefähr 90 Zeugnisse von Patienten vor. Von diesen Zeugnissen theilen wir die prägnantesten mit.

Eine Frau aus Ufsten (Canton Zürich) bezeugt, im Jahre 1858 durch das gottvertrauende Gebet der Angeklagten von langjähriger, durch eine Frühgeburt entstandener Krankheit geheilt worden zu sein.

Ein Fräulein von Stuttgart bezeugt, von vieljährigem Rückenmarksleiden durch das Gebet „der Gerechten" befreit worden zu sein.

Kaufmann J. F. W. in Winterthur fand vor Jahren durch die Trudel den Heiland, er kennt sie genau, sah in ihrem Haus der Zeichen und Wunder so viele, daß er sie nicht aufzählen kann. Im Jahre 1858 wurde er in Näfels (Canton Glarus) von einer heftigen Unterleibsentzündung befallen. Er schrieb an die Trudel; sie betete für ihn und rieth ihm, selber die heilende Hand aufzulegen im Blick auf den Heiland. Er folgte dem Rath und genas.

Die meisten Zeugen legten ihr Zeugniß „zur Ehre Gottes" ab. Der eine wurde in der Trudelschen Anstalt von Selbstmordgedanken, der andere von Leberflecken befreit, einem dritten die kranke Hand und die Seele gerettet; ein vierter rief sterbend die Angeklagte zu sich, „weil der Heiland durch wahrhaft Gläubige heute noch Wunder thun kann;" einem fünften wurden langjährige Kopfschmerzen durch Handauflegen „weggewischt;" eine sechste hatte gar ein Beinlein verschluckt und wurde durch die Trudel vom Erstickungstod befreit; eine siebente wurde von alten rheumatischen Leiden in drei Tagen, eine achte und neunte von Nervenleiden, eine zehnte von Magenschmerzen „durch den himmlischen Arzt," ein elfter von Schwermuth durch das Gebet der Trudel befreit; Barbara W. von Männedorf, die an „wahnsinnigen Kopfschmerzen" litt, nichts auf die Trudel hielt, endlich, der Verzweiflung nahe, zu ihr ging, wurde durch Handauflegung und Gebet geheilt „im lebendigen Glauben an den, der da sagt: Ich bin der Herr, dein Arzt." Eine Württembergerin betheuert, „das Mütterli" habe sie zwei ganze Nächte nicht aus den Armen gelassen; andere wurden von Bleichsucht, Krämpfen, eine von einem 30 jährigen Fußübel, eine andere von der Schwermuth, in die sie der Teufel versetzt hatte, kurirt. 49 Personen aus Horgen, Thalweil und Oberrieden, 15 Personen aus Stäfa sprechen aus, „daß die Kraft der Trudel auf dem ewigen Magnet beruhe, der im kindlichen Glauben an den Namen des Herrn liegt; eine alte verkrüppelte Weibsperson hat keine magnetischen Kräfte." — Diese Leute frugen, ob in Württemberg, wo man einen Blumhard frei gewähren lasse, mehr Freiheit sei, als in der freien Schweiz?

Gemeinderath und Pfarramt Ramsen-Schaffhausen sprechen der Trudel ihren Dank aus für seelsorgerliche Bemühung, uneigennützige Behandlung und Heilung einer gemüthskranken Bürgerin.

Karl Freiherr von R. in Carlsruhe findet, daß die T. „durch eine ihr persönlich inwohnende Kraft, sei es eine magnetische oder sonstwie zu nennende, Kranke heilt und daß es unverantwortlich wäre, eine solche aufs uneigennützigste erprobte Heilkraft brachzulegen.

Professor R. von Aarau bezeugte, seine Schwester sei 1857 von langjähriger Melancholie in der Trudelschen Anstalt vollständig geheilt worden. Apotheker L. aus Ravensberg hat bei der Trudel den Weg zum Herrn gefunden, indem sie durch ihre ungewöhnliche Gebetskraft sein achtjähriges Kind von Nervenzufällen befreit, welche für unheilbar galten.

Eine Reihe weiterer Zeugen aus den gebildeten Ständen zählt Wunderkuren der Angeklagten auf. Wir erwähnen aber nur noch des Zeugnisses des Prälaten Dr. von Kapff, dahin gehend: „Die Trudel hat vor einiger Zeit zum allgemeinen Erstaunen in Stuttgart eine Frau durch Gebet geheilt, viele andere Personen seelsorgerlich behandelt, gehoben und erleichtert durch die besondere Energie ihres Gebets und die Kraft ihrer Rede in der Schrifterklärung. Auch Herr von Kapff hörte einen Vortrag der Trudel, „der zwar nichts Besonderes enthielt, aber in sehr fließender und durchaus richtiger Rede, auch recht eindringlich war." Die Trudel erscheint ihm als eine ganz redliche und wahrhaft fromme Person. In der Geringschätzung ärztlicher Mittel gehe sie zu weit; wenn sie aber ohne solche Mittel, nur durch Gebet etwas erreiche, wer wolle sie daran hindern? Man könne doch das Beten und das echt evangelische Handauflegen niemand verwehren. Das wäre der lächerlichste und gemeinste ärztliche und pfarrliche Brotneid. Pfarrer Blumhard wirke, sei es auch auf psychologischem Wege, in ganz gleicher Weise; er habe 100—150 Personen im Hause; wenn das in der Monarchie erlaubt sei, sollte

man in der Republik Schranken ziehen wollen für das, was Gottes Wort und der einfachste Natursinn an die Hand gibt?“

Sämmtliche Zeugen stimmten überein in begeisterter Bewunderung der Angeklagten, ihrer Aufopferung, ihrer nie rastenden Krankenpflege, die buchstäblich Tag und Nacht andauere, und der beispiellosen Uneigennützigkeit, mit der die Trudel zu Werke gehe, Arme unentgeltlich, Bemittelte um ein Minimum von Bezahlung verpflegend.

Gegenüber diesem Entlastungsmaterial beharrte doch die Medicinalbehörde auf ihrem Strafantrag. Sie führte aus: Die Angeklagte mache sich das Heilgeschäft zum Beruf, gleichgültig, ob sie mit Beten, Handauflegen, Salben mit Oel curire und gleichgültig, ob mit oder ohne Bezahlung. Die Gefahr für das Publikum, nicht etwa der Schutz der Aerzte gegen unbefugte Concurrenz, sei der Grund des Gesetzes. Diese Gefahr sei unzweifelhaft vorhanden, indem die Angeklagte durch die Aufnahme Kranker in allen Stadien von Krankheiten ein rationelles Verfahren verspäte oder unterbreche, die Gemüthsruhe der Patienten störe, sie in geistige Spannung und Aufregung versetze und dadurch ihren Zustand verschlimmere.

Das Bezirksgericht Meilen adoptirte diese Ansicht, führte zu seinem Urtheil vom 15. September 1861 aus, daß die Trudel offenbar nicht Heilung der Seelen, sondern körperliche Heilung bezwecke, wie man denn zur Seelenheilung weder Oel noch Zwangsjacke brauche, daß demnach eine Verletzung der Medicinalgesetze vorliege, welche die Heilung von Krankheiten nur den vom Staat dazu berechtigten Personen gestatten, und bestätigte die der Angeklagten auferlegte Buße, die vom Statthalteramt getroffenen weiteren polizeilichen Verfügungen der Polizeibehörde anheimgebend.

Gegen diese Entscheidung appellirte Dorothea Trudel ans Zürcherische Obergericht. Am 13. November 1861 wurde in öffentlicher Sitzung unter großer Theilnahme des Publikums diese Appellation behandelt.

Die Angeklagte erschien nicht persönlich. Sie war vertreten von ihrem bisherigen Anwalt. Die Anklage wurde von dem Staatsanwalt, einem humanen Beamten, geführt.

Der Appellant hatte das erste Wort. Er sprach aus Ueberzeugung und mit Schärfe. Zuvörderst gab er ein Bild der Thätigkeit der Angeklagten seit 1857. Dieselbe nehme aus Grundsatz jeden Hilfsbedürftigen, arm oder reich, der sich an sie wende, in ihr Haus auf, ohne sich je eine Diagnose der Krankheit anzumaßen; viele Gemeindebeamte schicken ihr Leute zu, mit denen sie nichts mehr anzufangen wissen. Zweidrittel der Patienten seien solche, von denen man mit der Schrift sagen könne: „Sie haben von den Aerzten viel gelitten, ihr Vermögen verloren und ist ihnen nicht geholfen worden.“ Solchen Kranken gegenüber sollte die Eifersucht aufhören, man sollte es ihnen gönnen, so oder so gesund zu werden.

Der Standpunkt der Angeklagten gegenüber ihren Patienten sei: „Wenn Du Glauben hast, kann Dir durch Gebet geholfen werden; die Entscheidung liegt beim Herrn.“ Dieser Standpunkt sei das Gegentheil von dem, was der Medicinaldirector „Heilgeschäft treiben“ heißt, die körperliche Heilung, wo sie erfolge, sei nur secundär — eine Folge des erhörten Gebetes. Der Vertheidiger hob mit warmen Worten die Aufopferung und Uneigennützigkeit der Angeklagten hervor, berief sich auf einzelne Aerzte, die „ferne vom Zunftzwang“ selber Patienten in die Trudelsche Anstalt schickten und ging sodann über auf die Widerlegung der von der Medicinalbehörde zur Begründung ihres Verfahrens gegen die Angeklagte hervorgehobenen Gründe. Dieselben seien:

1) „Die Thätigkeit der Trudel sei ein unerlaubtes Betreiben des Heilgeschäfts.“ — „Soll es uns verwehrt sein, zu glauben und zu thun nach dem Gebot der heiligen Schrift, in der geschrieben steht: „Wenn einer krank ist, so soll er sich heilen lassen durch Gebet und Salben mit Oel im Glauben an den Herrn?“ Und an einer andern Stelle: „Ihr sollet die Hände legen auf den Kranken.“ Der Vertheidiger spricht die Erwartung aus, daß dem Canton die Schmach erspart werde, daß die Angeklagte das Land verlassen müsse, weil sie nicht thun dürfe, was die Bibel vorschreibe. Der Sinn des Medicinalgesetzes sei nur, der Pfuscherei mit gefährlichen Arzneimitteln entgegenzutreten, aber nicht, daß ein Nichtarzt mit Gebet Kranke nicht heilen dürfe.

2) „Die Geistesruhe der Kranken werde gestört.“ Der Vertheidiger meint, es sei nicht Sache der Medicinalbehörde, die Geistesruhe der Bürger zu überwachen. Die Angeklagte bringt durch Gebet eine wohlthätige innere Aufregung in den Kranken hervor, ganz anders als in den gewöhnlichen Kirchen, „wo man nur angepredigt, aber nicht erwärmt wird.“

3) „In vielen Fällen werde durch die Angeklagte die ärztliche Hilfe verspätet.“ — „Wo ist das Gesetz, das mir vorschreibt, wann ich zum Doctor gehen muß? Gott sei Dank, daß wir wenigstens noch so viel Freiheit haben, ohne einen Doctor sterben zu dürfen! Zwei Drittel der Trudelschen Patienten wurden vorher von ihren Aerzten be- und mißhandelt; sind nicht vielmehr diese „furchtbar verspätet?“

Der Vertheidiger beantragt Freisprechung der Angeklagten.

Jetzt folgte der Staatsanwalt. Derselbe gab zu, daß die Angeklagte sich völlig unschuldig fühlen möge und daß sie ganz uneigennützig zu Werke gehe. Nichtsdestoweniger sei ihre „Gebetsheilanstalt“ gegen das Gesetz. Zwar könne der Angeklagten — und hier wiche er ab von dem Standpunkt der Medicinalbehörde — das Beten mit den Kranken, das Handauflegen, selbst das Salben mit Oel nicht verwehrt werden; aber die Aufnahme von Geistes- und Nervenfieberkranken könne und müsse man ihr wehren. Geisteskranken gegenüber liege eine Verletzung des Medicinalgesetzes vor. Daher stelle er den Antrag, die erkannte Buße zu bestätigen.

Das Gericht war nicht dieser Ansicht. Nach $1\frac{1}{2}$ stündiger Berathung verkündigte der Präsident das einstimmig gefaßte Urtheil auf völlige Freisprechung der Angeklagten.

Dieses Urtheil wurde vom Publikum und von der Presse sehr günstig aufgenommen. Nicht völlig ein Jahr nach dem Urtheil, am 6. September 1862, starb Dorothea Trudel. Seit ihrem Tod leitet der Lehrer Zeller im alten Geiste die Anstalt. H.

Capitän Werners Buch von der norddeutschen Flotte.

Von jeher habe ich die See geliebt. Am Meeresstrande aufgewachsen war es schon als Knabe meine Lust, mich auf ihr und in ihr zu schaukeln und zu tummeln.

Unlängst ist mir freilich diese Lust etwas schlecht bekommen, ja ich war nahe daran, sie ernst zu büßen, aber es war nicht die Schuld des mir so sympathischen Elementes, vielmehr fand ich in seinen Fluten neue Kräftigung und Genesung nach vierundzwanzigstündiger Strapaze auf denselben.

Wir waren eines schönen Tages — es war ein Freitag — auf einer Fischerkuff in aller Frühe von Borkum bei steigender Flut ausgefahren, um die wenig bekannte, aber von einigen Badegästen hochgerühmte Insel Juist zu besuchen, die — bei gutem Winde in einem Stündchen erreichbar — außer anderen Vorzügen einen ausgezeichneten Badestrand und ein sehr gutes Hotel besitzen sollte. Aber wie arg sollten wir enttäuscht werden!

Die Hinfahrt dauerte ... fünf Stunden, da wir den Wind fast immer wider uns hatten — der allerdings breite schöne Strand besaß nicht die geringsten Vorkehrungen für Badende — von dem sogenannten Hotel will ich ganz schweigen! Aber was waren alle diese kleinen Leiden gegen die Mühsal, die unser wartete!

Nachdem wir so rasch als möglich die Insel verlassen und unser Fahrzeug wieder erreicht hatten, ging es ziemlich flott vorwärts, obgleich der tückische Wind wieder Kehrtum gemacht hatte. Kaum aber waren wir eine gute halbe Stunde gefahren, da ging es — risch! risch! scharf auf etwas Hartes — wir waren auf eine ... Sandbank gerathen.

Es war etwa drei Uhr nachmittags. Da lagen wir an die Stelle gebannt und konnten nicht vor- und nicht rückwärts — allmählich sank die Flut völlig, und unser Schiff lag so auf dem Sande, daß wir einen vollständigen Spaziergang um dasselbe machen konnten. Aber auch das wurde uns bald verleidet, denn zur Erhöhung der Freude fing es nun auch noch an stark zu regnen.

Eine Cajüte gab es auf dem kleinen Dinge nicht, so waren wir genöthigt, in den Schiffsraum hinunterzugehen, der — etwa 3—4 Fuß

hoch — nichts enthielt als Bretter, einen Nothmast, einige Spuren von Stroh und . . . Ziegelsteine. In diesem entsetzlichen Loche mußten wir — mit kurzen Pausen — fünfzehn Stunden zubringen.

„Ach!" ließ sich eine Stimme aus unserer Gesellschaft vernehmen, als wir uns einigermaßen zurechtgestreckt hatten; „jetzt komme ich auch zu der Ueberzeugung jener unglücklichen Badegäste, auf Sr. Maj. Fregatte „Seestern", daß das hochberühmte Seeleben weiter nichts ist, als Gefängniß mit der Aussicht, todtgeschlagen zu werden oder zu ertrinken."

„Oder auch — zu verbrennen," wandte ein Nichtraucher ein; „wenn die Herren sich mit den Streichhölzchen und der Cigarrenasche nicht etwas in Acht nehmen!"

„Das Ertrinken erscheint mir denn doch wahrscheinlicher," meinte ein anderer; „wenigstens auf mich tropft es ganz abscheulich herab und ich liege bald in einer vollständigen Wasserpfütze."

„'s ist Freitag, und Freitagsegeln bringt nimmer etwas Gutes!" citirte mit resignirtem Ton ein Unglücksgefährte, der schon in den Morgenstunden durch ähnliche classische Geleitworte bei jedem Ausbruche der Seekrankheit sich ausgezeichnet hatte.

„Ja, es ist wahr! der alte Bootsmannsmaat hat recht. Wir hätten am Freitag keine Fahrt unternehmen sollen!" hieß es zustimmend von allen Seiten.

„Wenn wir den alten Burschen nur mit an Bord hätten!" rief halb seufzend, halb gähnend der von oben her sanft, aber stetig Betröpfelte; „der könnte uns einmal ein Garn spinnen, das bis morgen früh vorhielte!"

„Oder wenn wir den Schalk, den Cadett Vogel hier hätten!" meinte sein Nachbar, der sich in einiger Sicherheit vor Ueberströmungen vom Deck her wußte.

„Oder den famosen Bölting mit seiner classischen Höflichkeit —"

„Oder den Weiberfeind Kurzspleiß mit seiner fanatischen Reinlichkeit —"

„Oder den fixen Kerl, den Bohr —"

„Wenn Sie denn durchaus einen Zuwachs unserer Gesellschaft wünschen," mischte ich mich in die Unterhaltung; „so sollten Sie doch den Schöpfer aller dieser Personen herbeiwünschen."

„Sie meinen Capitän Werner! Freilich, das wäre ein prächtiger Gefährte auf einer Seefahrt. Sie sollten ihn uns ersetzen, Doctor! Haben Sie nicht noch ein ungedrucktes Manuscript von ihm, etwa eine neue Erzählung, wie den Störtebeker, die Sie uns wiedergeben können?" rief es von verschiedenen Seiten durcheinander.

„Eine Erzählung habe ich leider nicht!" entgegnete ich, „aber ein umfangreiches Manuscript des Capitäns habe ich vor meiner Abreise gelesen, das demnächst gedruckt werden soll. Es läßt sich aber schwer daraus erzählen, obgleich unsere alten Freunde vom „Seestern" auch darin eine Rolle spielen werden. Es soll nämlich ein ganzes, großes, prächtiges Buch werden, mit Schiffsporträts von Penner und vor allem mit reizenden humoristischen Randzeichnungen von Wilhelm Diez."

„Ein Buch! In der That! Und wie soll es heißen?"

„Das Buch von der norddeutschen Flotte,*) meine Herren, wird sein Titel sein."

„O lassen Sie uns etwas mehr davon wissen, Doctor. Herrlicher können wir ja diese trübselige Zeit gar nicht verbringen."

Dem Nichtraucher und dem Stroh zum Trotze glühten bald frische Cigarren — eine einsame Kerze verbreitete ein Dämmerlicht in dem engen Raume, auf dessen Dach der Regen sehr beharrlich herniederplätscherte, und ich begann:

„Das Buch des Capitäns Werner ist ein Erzeugniß des seit zwanzig Jahren neuerwachten Eifers in unserem Volke für eine deutsche Flotte. Seit vorigem Jahre existirt, wie Sie wissen, die norddeutsche Marine, und das Interesse für ihre Zusammensetzung, für ihre Thätigkeit, für ihre Zukunft wächst von Tage zu Tage. Jede Mittheilung darüber wird willkommen geheißen — Sie selbst, meine Herren, haben eben gezeigt, wie die Bilder aus dem Seeleben Sie gefesselt haben. Aber nicht wahr, Sie möchten auch Eingehenderes, Zusammenhängenderes darüber wissen. Die Entfernung eines großen Theiles unseres Volkes von den Küsten und vom Seeleben, die Fabeln sogenannter Seeromane, die mehr nach der Studirstube, als nach Salzwasser schmecken, haben ein nebelhaftes Gemisch von Wahrheit und Dichtung über maritime Dinge verbreitet, das einem Volke nicht mehr genügt, das sich mit Recht erkühnt hat, in die Reihe der großen Seemächte zu treten, und das entschlossen ist, hinfort seine Küsten, seine Häfen, seinen Handel durch seine eigenen Söhne zu vertheidigen.

„Diesem berechtigten Verlangen wird das Buch von der norddeutschen Flotte entsprechen. Es ist kein Roman, aber auch kein trocken wissenschaftliches Werk; es bietet in eben so gründlicher, wissenschaftlich gediegener, als anziehender, fesselnder Weise ein allgemein faßliches Bild von der Entstehung, Entwickelung und Thätigkeit unserer jungen Marine: ein Bild, wie es nur ein Mann zu geben vermag, der — wie unser Verfasser — in allerseltenster Weise seemännische Erfahrung und Tüchtigkeit mit hoher schriftstellerischer Begabung verbindet.

„So sehen wir denn im ersten Theile seines Buches unsere Kriegsschiffe bauen und ausrüsten, und gleichzeitig mit ihnen die Schiffe des Welthandels. Wir betreten die Werft von Danzig unter dem Geleit des Oberwerftdirectors, der niemand anders als Corvettencapitän Werner ist. Wir schreiten rasch durch die Verwaltungsbureaux, lassen unseren Blick auf dem Mastenrichter ruhen, einem riesenhaften dampfgetriebenen Krahn, vermittelst dessen Masten und Maschinenkessel in die Schiffe gesetzt werden, und gelangen auf die Hellinge, auf denen die Schiffe gebaut werden. Unseres Führers beredter Mund öffnet uns Auge und Verständniß für die Schiffe, die sich dort in verschiedenen Baustadien befinden. Wir lernen eine Corvette von einer Brigg, ein Holz- von einem Panzerschiff, die schwindende Bedeutung der Segelkraft von der zur Herrschaft gelangten des Dampfes unterscheiden, und mancher interessante Zug aus der Geschichte berühmter Schiffe umkleidet die vor uns befindlichen Fragmente mit Leben und Bedeutung. Wir betreten sodann die Trockendocks, auf denen beschädigte Schiffe reparirt werden, sehen der Arbeit der Taucher zu, die unter dem Wasser die schadhaften Stellen ausbessern, lassen uns über die Entwickelung des Taucherwesens von seinen Anfängen bis zu seiner jetzigen Ausgestaltung belehren, und betreten dann den Bootshafen, wo alte Boote ausgebessert und neue gebaut werden.

„Von da geht es weiter über die zahlreichen Werkstätten der Werft, die Masten- und Maschinenbauwerkstatt, die Schmiede ꝛc. Hier sehen wir, wie die Haltbarkeit einer Ankerkette mittelst hydraulischer Kraft probirt wird, dort wohnen wir der Anfertigung von Segeln und Flaggen bei — welch eine Mannigfaltigkeit von Arbeiten, welch ein Gewühl von schaffenden Menschenkräften, welch eine Fülle von Erfindungen neuester Zeit tritt uns überall entgegen, und dabei welche vorzügliche Organisation dieses großartigen, aus so vielen kleinen Bestandtheilen zusammengesetzten Mechanismus, der die Werft heißt!

„Die Geburtsstätte des Schiffes hat sich so vor uns erschlossen — wir beginnen den Körper selbst zu studieren! Eine seltsame Anatomie, allerdings nicht so interessant, wie die des menschlichen Körpers, vielmehr hie und da etwas trocken. Aber wer sich nur einigermaßen für das Schiffswesen interessirt, darf sich dadurch nicht abschrecken lassen, und das kann ich Ihnen außerdem versichern, meine Herren, die Bilder aus dem Seeleben gewähren den doppelten Genuß, wenn man die zahlreichen nautisch-technischen Ausdrücke darin verstehen gelernt hat, wenn man weiß, was Log und Knoten bedeutet, was Spanten und Steven, Stage und Pardunen, Mars und Bagienraaen ꝛc. ꝛc. sind, was brassen, reffen, kalfatern und dergl. sagen will, wenn man erfährt, daß auch das Ruder einen Kopf und ein Herz und das Segel einen Hals hat, daß es selbst auf einem Kriegsschiffe an „Jungfern" nicht fehlt und sogar Pferde da zu finden sind, und das alles lernt man ganz spielend in Werners Buch, wozu natürlich die zahlreichen, sehr zierlich und leichtverständlich ausgeführten technischen Zeichnungen nicht wenig beitragen.

„Aber nicht allein technische Zeichnungen enthält dieser erste Theil des Flottenbuches. Mitten in die ernsten Auseinandersetzungen hat Wilhelm Diez seinen köstlichen Humor hineingestreut. Da führt ein aus Tauen zusammengeknüpftes Initial M, das über einem auf dem Bugspriet behaglich dasitzenden und schmauchenden Jan Maat schwebt, uns in das wichtige Capitel über die Bemannung und Betakelung ein. Oder ein Matrose, das Gesicht ganz zärtlich an

*) Das Buch von der norddeutschen Flotte. Von Corvettencapitän Werner. Illustrirt von Wilhelm Diez. Mit technischen Abbildungen von Max Bischoff und Schiffsporträts von H. Penner.

eine Kanone geschmiegt, lugt beim Eingange des *Armirungsabschnittes* aus der Kanonenpforte in die See hinaus.

„Und nun entfaltet sich vor uns die Entwickelungsgeschichte des Geschützwesens in seiner Anwendung auf die Armirung der Schiffe. Von den alten Bomben- zu den gezogenen Kanonen unserer Tage — welch ein Fortschritt! Und der merkwürdige Kampf zwischen *Panzer* und *Kanone* — wie fesselnd wird er uns vorgeführt! Mehr aber noch zieht uns natürlich der Wettkampf zwischen *Armstrongs* und *Krupps* Geschützen an, in dem Deutschland die Engländer besiegt hat.

„Ein ganz meisterhaft charakteristischer Matrosenkopf zeigt uns mit seinen freien frischen Augen und seiner treuherzigen offenen Physiognomie den Weg zu der *Bemannung*. O wie kläglich beginnt die Laufbahn des Seemannes! Wie aus dem Leben gegriffen sitzen sie da, die zwei heulenden Schiffsjungen, die sich aus ihren Träumen vom Schiffsleben höchst unsanft gerissen fühlen! Aber zum Weinen ist nicht viel Zeit auf dem Schiff, und bald haben sie es überwunden und reifen rasch zu dem vollendeten „*Jan Maat*" heran, dessen treue und lebenswahre, dabei launige Charakteristik uns weiterhin vorgeführt wird. Auch die höhere Carriere der Marine vom Cadetten bis zum Admiral lernen wir kennen.

„Und nun kommen wir zu den Schiffen der *norddeutschen Bundesmarine* — zu *unseren* Schiffen! Wohl dürfen wir stolz auf dieselben sein, meine Herren, wenn auch die Zahl nur erst klein ist. Denn sie haben doch schon eine Geschichte. Das Gefecht bei *Jasmund* am 17. März 1864 — in dem unser Verfasser selbst eine nicht unerhebliche Rolle spielte, was er freilich in seiner Bescheidenheit kaum andeutet — hat die Geschichte unserer jungen Flotte ruhmreich eröffnet. Und wenn jener Tag, wie das Seegefecht bei *Helgoland*, wenn der blutige Tag von *Eckernförde*, an dem *Preußer* den Heldentod fand, und *Prinz-Admiral Adalberts* geniale Manöver mit der kleinen Yacht „*Grille*" gegen die Dänen uns mit Freude und Stolz erfüllen, so folgen wir mit schaudernder Bewunderung der meisterhaften Schilderung des entsetzlichen Unterganges des Schuners „*Frauenlob*."

* * *

So weit gekommen hörten wir die allmählich gestiegene Flut um die kleine Kuff spülen, die wir fast ganz vergessen hatten, und vernahmen über unseren Köpfen die Bemühungen unserer drei Schiffer, die uns so gemüthlich auf den Sand gefahren, uns wieder flott zu machen. Rascher als wir es für möglich gehalten, kamen wir los, und bald schaukelte das Schiff so stark, daß vorläufig an eine Fortsetzung der obigen Mittheilungen nicht zu denken war. Ich benutzte das mir sehr angenehme Wiegen, mich auf den flachen Boden zwischen zwei Brettern hinzustrecken und war bald auf meinem harten Lager entschlummert.

Ein lärmendes Hin- und herlaufen auf dem Deck, dem das knarrende Geräusch des Loswindens des Ankers folgte, erweckte mich, dazu der Ausruf eines Mitpassagiers, der die kleine Leiter heruntergepoltert kam und halb wüthend halb lustig ausrief:

„Nein, das ist *zumtal* zum *Verzweifeln*; der alte Backer traut sich heute Nacht nicht, bis nach Borkum zu fahren. Es sei zu pechrabenschwarz und die Klippen nahe dem Strande gar zu gefährlich. Es wird Anker geworfen, und erst in 5—6 Stunden mit Tageseinbruch und Wiedereintritt der Flut sollen wir weiter fahren."

Es ließ sich nichts dagegen machen, und im Grunde konnten wir nur dankbar für diesen Beschluß sein. Denn günstigstenfalls hätten wir am Ostland der Insel anfahren und von dort noch zwei Stunden nach dem Westland in strömendem Regen zu Fuß gehen müssen.

So fügten wir uns denn in das Unvermeidliche, so gut es eben gehen wollte; aber eine gemüthliche allgemeine Unterhaltung wollte nicht wieder zu Stande kommen. Nur meinem nächsten Nachbar, der vor dem durchschlagenden Regen und dem Schnarchen einiger Passagiere nicht zu schlafen vermochte, konnte ich noch einiges aus dem reichen Inhalt des Wernerschen Flottenbuches erzählen.

Auf die Charakteristik und Geschichte aller einzelnen Schiffe, aus denen unsere Marine besteht, folgt eine eingehende lebendige Schilderung des *Dienstes an Bord*. Das ist der ernste Hintergrund für die später folgenden humoristischen Skizzen aus dem *Leben an Bord*, in denen unsere alten vertrauten Bekannten vom „*Seestern*" — aber noch in vielen den Daheimlesern *neuen* Situationen und Abenteuern — auftreten. Zwischen beides reiht sich eine kurze Charakteristik *unserer Kriegshäfen* ganz geschickt ein.

* * *

Erst nächsten Morgens um 8 Uhr landeten wir wieder in Borkum, in noch andauerndem Regen auf dem Rücken des jungen Backer einzeln aus dem Boot geschleppt. Mühsamer noch schleppten wir selbst uns hinauf in das Dorf, wo wir todtmüde anlangten, aber wie schon angedeutet, warf ich mich doch — und mit mir viele der Juistfahrer — gegen Mittag bei eingetretener Hochflut wieder in die wundervoll daherbrausenden Wogen und vertrieb so die Folgen der ungemüthlichen Nacht.

Und nun längst in des Binnenlandes tiefste Tiefen heimgekehrt, blicke ich mit Wohlgefallen auf das inzwischen fertig gewordene und seinem Erscheinen nahe, vor mir liegende Buch, aus dem ich in jener Septembernacht einiges mitgetheilt. Wie es meine kühnsten Erwartungen übertroffen, wird es meine Reisegefährten nicht minder überraschen; denn es wird ihnen mit einem genialen Bilderschmuck entgegentreten, wie ihn ein derartiges Buch wohl kaum noch je dargeboten hat. Wenn man die reizenden Seebilder, umrahmt und unterbrochen durch *die Illustrationen von Wilhelm Diez* sieht, ist es, als ob man sie jetzt erst *vollständig* kennen lernte, als ob uns bisher zu ihrem vollen Genuß etwas gefehlt hätte. Man fühlt es ihnen ab, daß der Künstler das Leben an Bord selbst beobachtet und sich in die Darstellung des Verfassers mit ganzer Seele hineingelebt hat.

Aber auch über den *Text des ganzen Buches* werden jene Leidensgefährten von der Juistfahrt erstaunt sein, wenn sie überhaupt noch der Gespräche jener Nacht sich erinnern. Was werden sie sagen, wenn sie in dem Buche selbst eine Schilderung, wie die folgende, lesen die wir aus dem reichen Inhalt hier herausheben wollen!

Der Untergang des „Frauenlob".

Es war am 20. September 1860. Die „Elbe" war wegen nothwendiger Reparaturen in *Singapore* zurückgeblieben, die „Thetis" hatte den Weg durch die Formosastraße zwischen dieser Insel und China eingeschlagen, die „*Arcona*" mit der Gesandtschaft an Bord wählte die *Van Diemensstraße* im Süden von *Formosa* und hatte den „*Frauenlob*" bei sich, um ihn durch etwaige Windstillen oder Gegenwinde zu schleppen.

Die Schiffe waren bis zum 1. September bereits auf 40 Meilen in die Nähe von Jeddo gekommen. Bei der flauen östlichen Briese hatte die „Arcona" Dampf gemacht und bugsirte den Schuner. Das Ziel der Reise war bald erreicht; schon hoffte man am folgenden Tage in die Bucht von *Yeddo* einzulaufen, als das Geschick hemmend dazwischen trat und ein unbarmherziges Halt gebot.

Am Abend frischte die Briese auf, aber ihr Hauch hatte nichts Wohlthuendes, er war schwül und drückend, wie vor einem Gewitter. Der Himmel war klar, aber die Sterne funkelten in unheimlichem Glanze, und am südöstlichen Horizonte stand eine dunkle Wolkenbank. Sie verschmolz fast mit dem Wasser, aber oft flammte ein matter Lichtschein, ähnlich wie ein fernes Wetterleuchten aus ihr auf, und alsdann traten ihre scharfen schwarzen Ränder hervor. Das Barometer, dieser treue und zuverlässige Freund der Seeleute, begann zu fallen, doch sein Sinken war noch sehr gering, kaum ein Hundertstel Zoll in der Stunde. Auch die See war noch regelmäßig und nicht hoch, und wenn ein Teufun im Anzuge war, mußte man, um die nöthigen Maßregeln zu treffen, jedenfalls erst deutlichere Anzeichen seiner Richtung und Bahn abwarten. Allmählich wuchs die Briese; um Mitternacht stellte sich unregelmäßige See ein und das Barometer fiel langsam weiter. Die Fahrt der Schiffe verminderte sich, und die Maschine konnte nur mit Mühe vorwärts kommen. Trotzdem wurde weiter gedampft; man war immer noch nicht gewiß über die Bahn des Teufuns, wenngleich es keinem Zweifel mehr unterlag, daß ein solcher heraufzog. Aber es war noch die Möglichkeit vorhanden, vor ihm vorüberzukommen und man wurde in dieser Annahme bestärkt, als sich der Wind etwas weiter nach Osten drehte. Außerdem war es geboten, möglichst weit von der unter Lee befindlichen Küste Japans abzuarbeiten, um freieren Seeraum zu haben, wenn der Wind sich südlich zog und stürmisch wurde.

Nach Mitternacht trat das letztere ein; die drohende Bank in Südosten rückte höher hinauf, der Flammenschein über ihren gezackten und zerrissenen Rändern wurde heller und häufiger; bisweilen zuckten aus ihr grelle Blitze bis zum Zenith empor, und einzelne schwarze Wolken jagten mit rasender Schnelle über die flackernden Sterne.

Gegen 4 Uhr morgens wußte jeder an Bord, daß man schweren Stunden entgegenging. Der Wind hatte sich nicht weiter gedreht, und daraus ging hervor, daß der Sturm seinen Weg gerade auf die Schiffe nahm. Das schneller und schneller fallende Barometer, die immer verwirrter auflaufende See und der wachsende Wind ließen auch keinen Zweifel darüber, daß er mit raschen Schritten heraufzog. Die Nähe des Landes gestattete kein Entfliehen, man mußte der Gefahr die Stirn bieten und das weitere erwarten. Alle Maßregeln gegen bevorstehendes schlechtes Wetter wurden zeitig getroffen. Bramraaen und Bramstengen wurden an Deck genommen, um die Toppen zu erleichtern, Boote, Reserverundhölzer und Geschütze auf das sorgfältigste versichert, alle nicht zur Communication unumgänglich nöthigen Luken gut geschlossen und man versäumte nichts, was seemännische Erfahrung und Vorsicht für solche Fälle geboten. Gegen 3 Uhr morgens waren alle Vorbereitungen getroffen, aber es war auch die höchste Zeit; denn Wind und See nahmen bedeutend zu, und die Bewegungen des Schiffes wurden schon sehr heftig. Noch immer bugsirte die „Arcona" den Schuner; zwar vermochte die schwer arbeitende Maschine kaum noch den Widerstand zu überwinden, aber jeder gewonnene Schritt vorwärts war von großem Werthe und entfernte die Schiffe mehr von der gefährlichen Küste. Da ertönte plötzlich ein Krachen; das Bugsirtau des Schuners war gebrochen, und als ob dies ein Signal für den Sturm gewesen, brach auch er unmittelbar nachher mit furchtbarer Heftigkeit los. Die drohende schwarze Wolkenbank hatte sich bis zum Zenith ausgebreitet, und ihre von Blitzen flammenden Ränder standen jetzt über dem Schiffe. Heulend brauste der erste Stoß durch die Takelung, legte die Corvette fast auf die Seite, und einen Augenblick war die ganze See nur eine kochende schäumende Masse. Dann ließ der Wind etwas nach, die „Arcona" richtete sich auf, und die niedergewehten Wellen begannen wieder sich zu Bergen aufzuthürmen.

Doch man ahnte, daß der Stoß nur ein Vorspiel gewesen und noch viel Schlimmeres bevorstand. Es galt, die Pause zu benutzen, um das Schiff unter Sturmsegel zu bringen und beizulegen, denn die Maschine war bei solchem Wetter machtlos.

Der Ruf: „Alle Mann auf!" hallte durch die Räume des Schiffes und schreckte die Freiwache aus ihrer kurzen Nachtruhe. Halbbekleidet stürzte alles nach oben; denn jeder Seemann weiß, daß, wenn dies Commando erschallt, die schleunigste Hilfe nöthig ist.

Das dichtgereffte Großmarssegel soll gesetzt werden. Die Segeltücher entern nach oben, und es gelingt die Schooten vorzuholen. Kaum steht es, so wälzt sich wieder jene schäumende Wassermasse heran, die der zweite Orkanstoß vor sich her peitscht. Nach wenigen Augenblicken fällt er mit furchtbarer Kraft in das Segel; das Schiff legt sich noch weiter über als vorher, der Mast biegt sich wie ein Rohr unter dem gewaltigen Drucke und die Luvwanten stehen wie Eisenstangen. Es springt das eine Schoot des Marssegels, es peitscht zwei, drei Mal, dann ist es verschwunden, und nur ein paar kleine Fetzen sitzen noch an der Raa. Es war ein Glück, daß es so kam, sonst wäre der Mast gegangen, er stand zum Brechen. Jetzt lag das Schiff nur vor Stengestagsegel und Sturmbesan bei, aber selbst diese beiden kleinen Segel waren fast schon zu viel für den Sturm, der mit anhaltender Wuth tobte und immer höhere Wasserberge aufwühlte.

Die Uhr war inzwischen fünf geworden, und der Tag begann zu grauen. Mit Besorgniß spähten die Blicke nach dem Schuner. Etwa eine halbe Meile in Lee wurde er entdeckt; er lag unter dichtgerefftem Großsegel bei. Wenngleich sein Rumpf bisweilen hinter den hohen Wellen gänzlich verschwand, wehrte sich das kleine Fahrzeug offenbar tapfer gegen das furchtbare Wetter. Dichter Regen, der jetzt in Strömen vom Himmel zu gießen begann, entzog ihn dem Auge, aber auf der „Arcona" war man beruhigt; er hatte sich als ein tüchtiges Seeschiff gezeigt.

Wilder und wilder raste der Sturm, höher und höher thürmten sich die Wogen; die Luft war undurchsichtig und mit Wasserdampf gefüllt. Oben in den Lüften hörte man ein unheimliches Tosen, als ob ferner Donner rollte, aus den schwarzen Wolkenmassen sprühten nicht mehr einzelne Blitze, sondern ganze Strahlenbündel. Das Schiff ächzte in allen seinen Theilen, als fühlte es die schreckliche Noth des Augenblicks und fürchtete in dem übermenschlichen Kampfe zu unterliegen.

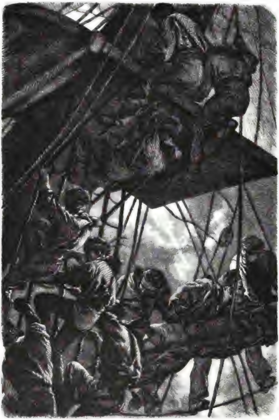
Und doch stand das Schlimmste noch bevor! Das immer schneller fallende Barometer und der feststehende Wind kündeten das baldige Anrücken des vernichtenden Centrums. Stumm sahen sich Officiere und Mannschaften an. An Commandos war nicht mehr zu denken; das Heulen des Sturmes, das Brausen der See hätten jedes Wort ungehört verschlungen; aber es wäre auch sonst nutzlos gewesen. Bei solchem Wetter ist der Menschenmacht eine Schranke gesetzt; sie vergeht vor der Gewalt der Elemente und kann nur Gott ihr Geschick anheimstellen.

War es möglich, daß der Sturm noch heftiger toben konnte und, wenn dies der Fall, konnte das Schiff einem solchen Winde widerstehen? Es war nicht denkbar und dennoch steigerte sich die Wuth des Teufuns zu immer größerer Höhe. Die Corvette lag mit der Leeverschanzung zu Wasser, zwei ihrer Boote wurden fortgerissen, Sturzseen brachen über das Verdeck und schwemmten alles fort, was nicht auf das solideste befestigt war. Die Mannschaften hatten sich nach hinten geflüchtet und sich mit Tauen festgebunden, um nicht über Bord gespült zu werden; der Regen ließ nach, aber der vom Winde gepeitschte Wasserdampf hüllte das Schiff in einen so dichten Nebel, daß man keine zwanzig Schritt weit sehen konnte.

Dazu das Brüllen des Orkans, das Brausen der See, das unheimliche, immer lauter werdende Tosen in den Lüften, die flammenden Blitze — da mochte wohl dem Muthigsten sich der Gedanke aufdrängen, die letzte Stunde sei gekommen. Niemand glaubte auch mehr an Rettung in einem so beispiellosen Kampfe der Elemente, denn niemand von der Besatzung hatte irgend dem Aehnliches je erlebt. Da auf einmal, als die furchtbarsten Kräfte der Natur entfesselt schienen, wurde es still; nicht in der strengsten Bedeutung des Wortes, aber im Verhältniß zu wenigen Minuten vorher. Doch diese Stille war grausenerregend; jeder wußte, daß der Mittelpunkt des Teufuns jetzt über das Schiff fortging und daß er nach kurzer Pause mit derselben Kraft von neuem losbrechen würde. Auch gab die Stille dem Schiff keine Erleichterung, sondern gefährdete es fast noch mehr als der

Sturm. Seine gegen die Masten wirkende Kraft hatte es nach einer Seite überliegend gehalten; jetzt fehlte dieser Druck, und die über alle Beschreibung verwirrte und von allen Seiten zu steilen Bergen sich aufwälzende See warf die hilflose Corvette in erschreckender Weise umher, so daß jeden Augenblick die Masten aus dem Schiffe zu fliegen drohten.

Fast zehn Minuten währte dieser entsetzliche Zustand, dann tobte der Orkan wieder mit alter Wuth, aber fast wurde er mit Freude begrüßt, denn er machte den Bewegungen ein Ende. Gleichzeitig zog sich der Wind auf Ost, ein Zeichen, daß das Centrum seine Lage gegen das Schiff veränderte. Ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtete der schwergeprüften Besatzung; das Schwerste war überstanden und wenn auch weder Sturm noch See abgenommen hatten, mußte dies allmählich geschehen. Das Steigen des mit ängstlich harrenden Blicken beobachteten Barometers bestätigte dies. Wie ein Lauffeuer pflanzte sich die frohe Kunde von Mund zu Mund: „Das Barometer steigt!“ und der alte Muth kehrte in die Herzen zurück. Das Schiff hatte sich bis jetzt bewährt, da durfte man wohl auch ferner Hoffnung hegen. Doch plötzlich wurde sie wieder vernichtet. Die Luvwanten des Großmastes gaben nach. Sie zu zerreißen vermochte der Sturm nicht, aber sie zogen sich allmählich unten an den Jungfern aus den Bändseln. Schon hatten sie sich einige Zoll gereckt und der Mast bog sich gefährlich nach Lee über. Noch ein paar Zoll, dann verlor er seinen Halt, riß die andern mit sich und das Schiff wäre dann in diesem Chaos als Wrack verloren gewesen.



In den Wanten der „Arcona“ beim Orkan in den indischen Gewässern.
Illustrationsprobe aus Werners Buch von der norddeutschen Flotte.

Deshalb mußte es unverzüglich mit der andern Seite gegen den Wind gelegt werden, um die gegenüberliegenden und nicht angestrengten Wanten zum Halten zu bringen. Jeder sah die drohende Gefahr und versuchte mit Einsatz seines Lebens zu helfen. An Segel setzen war nicht zu denken; sie wären wie das Großmarssegel zu Atomen zerfetzt, deshalb sollten die Matrosen als solche dienen. Sie wurden in das Luvfockwant hinaufbeordert, um durch ihre Körper eine Fläche für den Druck des Windes auf das Vordertheil des Schiffes zu bilden und es auf diese Weise herumzubringen. Vergebens! Den Leuten wehten die Kleider vom Leibe, aber das Schiff blieb wie angemauert in seiner Lage. Das letzte Rettungsmittel war, den Besanmast zu kappen, weil seine Fläche den Winddruck auf das Vorderschiff paralysirte. Schon standen die Zimmerleute fertig, um ihre Aexte wirken zu lassen, doch wollte der Capitän zuvor sehen, ob die Maschine nicht helfen könne. Die zurückgeschobenen Feuer wurden aufgefrischt, und der schwarze Kohlendampf mischte sich mit den schwarzen Wolken des Himmels. „In fünf Minuten ist Dampf auf!“ ließ der Maschinist rapportiren. O! wie unendlich lang waren diese fünf Minuten, mit welcher Spannung hingen die Augen an den Wanten, die mit jedem Windstoß, jedem Ueberholen weiter reckten!

„Das Schiff fällt!“ rief es plötzlich aus aller Munde, und Freude strahlte auf den Gesichtern. Ja, es fiel wirklich ab, sein Kopf drehte sich allmählich leewärts. Der Maschinist hatte Oel und Terpentin auf die Flammen gießen lassen, um sie anzufachen; noch vor der angegebenen Zeit war so viel Dampfdruck erzeugt, um die Schrauben in Bewegung zu setzen, die Corvette bekam etwas Fahrt und gehorchte dem Ruder.

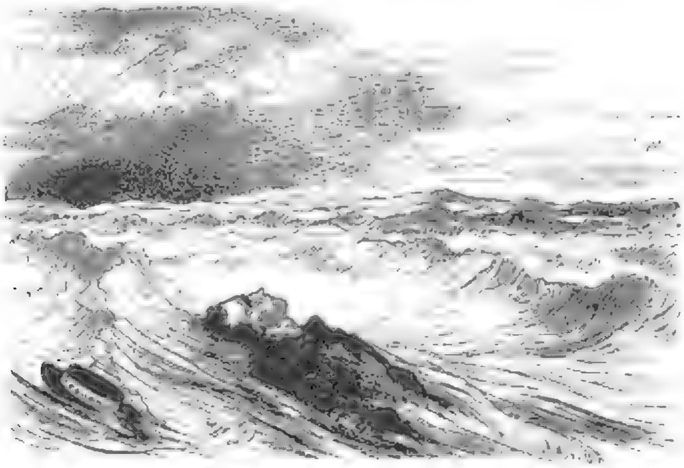
Eine Centnerlast fiel jedem vom Herzen, als das Schiff glücklich und, ohne bei dem gefährlichen Manöver schwere Sturzseen überzunehmen, über den andern Bug gelegt war. Man fühlte sich gerettet, und offenbar hatte der Wind auch schon etwas abgenommen. Das Schiff lag zwar jetzt mit dem Kopfe nach Land zu, aber das Schlimmste war überwunden. Das furchtbare Centrum war passirt, das Barometer stieg und der Wind zog sich allmählich südlicher, so daß man sich wieder vom Lande entfernen konnte. Auch andere Zeichen deuteten auf eine Wendung zum Bessern. Der Wasserdampf war weniger dicht, die starre schwarze Wolkenmasse zerriß und zeigte Lichtstellen, der Gesichtskreis erweiterte sich, und die See lief nicht mehr so hoch.

Die eigene Gefahr wurde nun vergessen, aber aller Augen waren auf den Horizont gerichtet, um den Schuner zu suchen. Um fünf Uhr hatte man ihn zuletzt gesehen, jetzt war es zehn. War es denkbar, daß das kleine Fahrzeug fünf Stunden lang diesen Kampf aushalten, solchem Winde und solcher See Trotz bieten konnte? Der Verstand antwortete: „Nein!“ aber das Herz wollte an die furchtbare Möglichkeit nicht glauben und deshalb strengte jeder die

Augen an, um seine Mastspitzen zu entdecken. — Es war vergebens, der Teufun hatte sein Opfer gefordert; der Schuner war in der Tiefe begraben. Vier Officiere, ein Arzt, ein Verwalter und 50 Matrosen waren mit ihm versunken.

Gegen Mittag war das Unwetter vorüber, der Himmel lachte blau auf die sich beruhigende See nieder, alle Mann waren beschäftigt, die Zerstörungen des schrecklichen Morgens wieder zu repariren, und abends steuerte die „Arcona“ unter schwellenden Segeln ihrem Ziele zu.

Am 4. September lief sie in die Bucht von Yeddo ein. Die japanesische Regierung schickte sofort ein Dampfschiff aus, um den „Frauenlob“ aufzusuchen, aber nach mehrtägigem Forschen kehrte jenes mit der traurigen Kunde heim, daß keine Spur des unglücklichen Fahrzeugs zu entdecken sei. — —



Mit athemloser Spannung wird wohl jeder bis hieher gelesen haben, und oft noch werden wir innig theilnehmend des tragischen Geschickes jenes unglücklichen Schuners und seiner Bemannung gedenken. Es war das erste schwere Opfer, das die junge deutsche Marine dem neidisch ungestümen Elemente dargebracht, — möchte es das **einzige** bleiben und die rasch entstandene Seemacht unseres Volkes sich auf seinen besänftigten Wellen unter Gottes Schutz rasch und fröhlich entwickeln!

Robert Koenig.

Unter spanischem Himmel.

Episode aus dem Carlistenkriege. Von **A. Loning.**

(Fortsetzung.)

II.

Pepita ließ sich durch den ihr gestreuten Weihrauch nicht betäuben. Um den vielen zu erwartenden lästigen Besuchen aus dem Wege zu gehen, beschlossen Mutter und Tochter, Cordova für einige Zeit zu verlassen und nach dem sechs Leguas von Cordova entfernten Städtchen Bujalance zu gehen, wo Pepitas Onkel Oberpfarrer war. Ihr einziger Bruder, ein Knabe von fünfzehn Jahren, lag dort unter Leitung des Onkels seinen Studien ob.

Der Weg nach Bujalance führt über die Alcoleabrücke. Die Reise mußte in Andas (Sänften), die von einem großen starken Maulthiere getragen an beiden Seiten desselben herabhängen, zurückgelegt werden. Es ist dies in ganz Spanien, besonders in gebirgigen Gegenden, für Damen die gewöhnliche Art zu reisen.

Es war ein herrlicher Octobermorgen, als unsere Damen die Reise antraten. Die Wege waren damals sicher, Carlisten zeigten sich nirgends. Die Nachricht war zwar verbreitet, der Carlistengeneral Gomez sei mit seinem Streifcorps in San Yago de Campostella eingerückt. San Yago lag aber viel zu entfernt, um dies Ereigniß in Cordova besonders zu beachten, zumal man wußte, daß bedeutende Streitkräfte christinischer Truppen unter Anführung des General Narvaez dem kühnen Carlistenführer hart zusetzten.

Aber nur einige Tage waren unsere Damen in Bujalance, die Mutter froh, den Sohn, die Schwester, den Bruder um sich zu sehen, da verbreitete sich mit einemmale auch dort das Gerücht, Gomez habe Cordova überfallen. Das Gerücht wurde bald zur Gewißheit, fliehende Urbanos (Bürgerwehr) und sonstige Militärpersonen und Civilbeamte der Königin Christine, die damals noch die Regentschaft für ihre Tochter Isabel führte, hatten bei Nacht und Nebel Cordova verlassen und sich nach dem sichern Bujalance begeben, wohin auch die Bürgerwehr der umliegenden Orte sich zusammengezogen hatte. Es waren wohl gegen 4000 dieser Maulhelden dort versammelt, die, nach ihren Redensarten zu schließen, das ganze Gomezsche Corps zum Frühstück verzehren wollten.

Das gewaltige Aufschneiden dieser Leute, ihr gemeines Bramarbasiren wurde den Damen endlich zu arg. Beide waren zwar mit ganzer Seele Carlistinnen und würden gern Blut und Leben für diese Sache hingegeben haben, wenn es hätte sein müssen, sie verhielten sich aber ganz passiv, wie sie auch während der ganzen Dauer des Bürgerkrieges ruhig vor sich hingelebt und sich um die Außenwelt gar nicht bekümmert hatten. Die Nachricht in Betreff Gomez jedoch hatte sie überrascht, das leidenschaftliche gemeine Treiben der Urbanos widerte sie an, sie hatten keine Ruhe länger in Bujalance, sie sehnten sich nach Cordova zurück, nach ihrem friedlichen Landsitze in der Huerta; besonders Pepita, die nicht länger ohne Diego sein konnte, sehnte sich nach seiner Nähe.

So trafen sie heimlich Anstalt, ihr Vorhaben auszuführen. Es war aber schwer, einen Maulthiertreiber aufzufinden, der sie nach Cordova zu begleiten geneigt war, jeder fürchtete, sein Thier möchte den Carlisten so wohlgefallen, daß sie es als gute Prise zurückhalten würden. Endlich verstand sich ein Bauer dazu, für viel Geld sein Maulthier bis zu den Ventas von Alcolea abzustehen. Die Damen sollten dann, in Begleitung des Pfarrknechtes den Weg von der Venta bis nach Cordova zu Fuß zurücklegen.

Sie gingen gern auf diesen Vorschlag ein und wollten am andern Morgen in aller Frühe aufbrechen. Der Maulthiertreiber sollte sie außerhalb der Stadt, an einer näher bezeichneten Stelle, erwarten.

Schon um fünf Uhr in der Frühe des nächsten Tages wohnten die beiden Damen mit Andacht dem Meßopfer bei, das der Bruder und Oheim, der Oberpfarrer für sie celebrirte. Nach beendetem Gottesdienst und nach einem kleinen Morgenimbiß begaben sie sich, begleitet von ihren Verwandten, nach der bezeichneten Stelle vor der Stadt, wo sie den Maulthiertreiber erwarteten.

Wie groß aber war ihr Erstaunen, den Genannten nicht allein dort zu treffen! In seiner Gesellschaft war nämlich der Obercommandant der Urbanos, ein politisch leidenschaftlicher, jähzorniger Mann, der seiner Rohheit wegen in der ganzen Gegend allgemein verhaßt war. Kaum hatte dieser die ohne Arg herannahende Gesellschaft erblickt, als er gleich auf Frau von Manzano zuging und ihr einen

Brief reichte mit dem Auftrage, ihn dem Corregidor von Cordova eigenhändig zu übergeben. Gleichzeitig sagte er ihr, er würde ihren Sohn so lange als Geißel zurückhalten, bis er Kunde habe, daß der Brief richtig bestellt sei.

Wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, traf die Damen dies Ansinnen des Commandanten. Sie, die sich bisher um gar keine Politik bekümmert, sollten mit einem Male Zwischenträgerinnen eines Briefwechsels werden, der ans Feindeslager in Feindeslager, zwischen freundlichen Behörden geführt wurde; dadurch machten sie sich des Verbrechens der Spionage schuldig, worauf ja je nach Umständen Todesstrafe stand. Frau von Manzano sträubte sich daher auch, den Befehlen des Commandanten nachzukommen, sie wies ihn auf die Gefahr hin, der sie ausgesetzt sei, wenn sie mit einem solchen Briefe abgefaßt würde. Für das Leben ihres Kindes bangte ihr nicht, denn sie wußte recht gut, daß dem kein Haar gekrümmt werden würde, aber all ihr Flehen und Bitten half nichts; kategorisch bestand der Commandant auf der Ausführung seines Befehles, er habe keine andere und sichere Gelegenheit, den Brief zu befördern, der sehr wichtig sei, als die ihrige; er drang sogar auf schleunige Abreise, und als die Damen den Wunsch äußerten, die Reise ganz aufzugeben, drohte er ihnen mit harter schimpflicher Strafe, wenn sie länger zögerten.

Was blieb nun den Armen anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, zumal der Commandant dafür bekannt war, solche Drohungen ohne Ansehen der Person ausführen zu lassen. Er gab ihnen auch einen Vertrauten zur Begleitung mit, der sie bis über die Brücke von Alcolea bewachen sollte. Zu ihrer eigenen größern Sicherheit mußte Frau von Manzano das Schreiben mit Nadeln an ihr Unterkleid befestigen; dann hieß er sie abziehen und wünschte ihnen Glück auf den Weg.

Gegen eilf Uhr morgens war ohne weitern Unfall die Strecke bis zu der erwähnten Brücke zurückgelegt. In der Venta, die am rechten Ufer vor der Brücke liegt, stiegen die Damen ab, um vorerst etwas auszuruhen und sich durch Speise und Trank zu stärken. Der Maulthiertreiber, froh, sein Ziel erreicht zu haben, trat, ohne seinem Thiere die nöthige Rast zu gönnen, unverzüglich den Rückweg an, der Pfarrknecht übernahm das Gepäck und ward zugleich der Beschützer der ihm Anempfohlenen. Der Vertraute des Commandanten sah den Damen noch eine Weile nach, bis ein Hügel sie seinen Blicken entzog.

Die Alcoleabrücke, über welche die Damen jetzt schritten, ist ganz aus schwarzen marmorartigen Quadern aufgeführt, sie hat zwanzig Bogen und ist eines der größten und schönsten Baudenkmale Spaniens, aus der Regierungsperiode König Karls IV, der sonst wenig Großes während der langen Dauer seiner Herrschaft ausgeführt hat. El puente nuevo de Alcolea, wie sie noch heute benannt wird, liegt etwas mehr stromaufwärts, als die frühere, die sogenannte puente viejo, die noch von den Römern errichtet, für die neuere Zeit zu schmal, auch baufällig geworden, abgetragen werden mußte. Ueber die heutige Brücke führt die Poststraße von Madrid über Cordova nach Cadix.

Die Gegend um diese Brücke ist auf mehrere Meilen in der Runde gänzlich öde und baumlos, vorzüglich am linken Ufer des Guadalquivir, fast bis nach Bujalance zu, nirgends erblickt man eine menschliche Wohnung, nur hie und da gewahrt das Auge eine Hürde. Auch am rechten Ufer herrscht diese unheimliche Oede bis ungefähr ein Drittel Weges nach Cordova zu, da mit einem Male wird die Gegend wahrhaft malerisch, ja feenhaft. Linker Hand vom Wege fließt der Guadalquivir, der Wad-al-Kebir (der große Fluß) der Araber, woraus die heutigen Spanier Guadalquivir gemacht. Rechts vom Wege, theilweise noch über denselben hinaus, erstrecken sich die allmählich sich abdachenden Ausläufer der bewaldeten Sierra Morena. Ein prachtvolles, dem Auge nunmehr wohlthätiges Panorama, breitet sich hier aus. Mitten aus der üppigen Vegetation ragen überall die Landhäuser und die Meiereien hervor. Diese mit großem Fleiße hervorgerufene Cultur des Bodens erstreckt sich von dem Flusse ab bis an das Hauptgebirge der Sierra Morena hinaus und macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Wanderer, der eben die unheimliche Oede verlassen und sich mit einem Male in ein wahrhaftes Eden versetzt zu sein wähnt.

Ungefähr halbweges von der Brücke nach Cordova liegen an beiden Seiten der Landstraße Olivenwaldungen, die sich durch ihren kräftigen Wuchs besonders auszeichnen, hin und wieder hart am Wege säumen Maulbeer- und Mandelbäume diesen ein, auch erblickt man links und rechts zwischen den Oelbäumen eine Menge hohe kräftige Steineichen. Diese Oliven- und Eichenwaldungen erstrecken sich bis an die nördliche Huerta von Cordova, wo sie einer feineren Bodenkultur weichen und verschwinden.

Bis ungefähr in die Mitte der oben geschilderten Gegend waren unsere beiden Heldinnen in ziemlich trüber Stimmung angelangt. Pepita suchte die Mutter zu trösten und ihr Muth einzuflößen, da eine gewaltige Angst sich ihrer bemächtigt hatte.

„Nur Muth, liebe Mutter!“ sagte sie; „Du weißt ja, wenn die Noth am größten, so ist die Hilfe am nächsten! Verzage nicht, alles wird zu unserm Besten ablaufen, ich vertraue auf Gott!“

Kaum hatte Pepita diese letzten Worte gesprochen, da mit einem Male sah sich die Reisegesellschaft von Bewaffneten umzingelt, die links und rechts vom Wege hinter den dicken Eichen, wo sie verborgen gestanden, hervorsprangen. Es war dies eine Streifpatrouille der Vorhut der Carlisten, die unter dem Commando des Obersten Reina, eines früheren Gardecavallerieofficiers etwas weiter nach der Huerta zu im Schatten der Bäume sich gelagert hatte. (Schluß folgt.)

Am Familientische.

Die Rothe Eminenz.

(Mit Porträt auf S. 117.)

Veranlaßt durch das große Interesse, welches der neue Roman unseres Mitarbeiters Hiltl unter allen unsern Lesern erregt, haben wir denselben ersucht, — und wir sind sicher, dadurch ihren Wünschen entgegenzukommen — zu dem Porträt seines Helden eine kurze biographische Skizze hinzuzufügen, welchem Wunsch er in den nachfolgenden Zeilen entsprochen hat. D. Red.

Armand, Jean Duplessis Herzog-Cardinal von Richelieu wurde am 5. September 1585 auf dem Schlosse Richelieu im Poitou geboren.

Einer altadligen Familie jener Provinz angehörend, war die Erziehung des jungen Armand während seiner Knaben- und Jünglingsjahre eine vollständig militärische. Die Vorsehung hatte jedoch beschlossen, daß statt des Degens der Cardinalshut den talentvollen Sprößling der Familie auszeichnen sollte. Das Bisthum von Luçon war ein Erbrecht des Hauses Richelieu. Gerade um jene Zeit, als der junge Herzog seinen militärischen Studien mit besonderem Eifer oblag, war jenes Erbrecht in Gefahr, der Familie zu entgehen, denn der letzte Prätendent lag im Sterben. Dies bewog den jungen Armand, den Soldatenstand aufzugeben und sich dafür mit allem Eifer auf die theologischen Studien zu werfen. Der Kirchenfürst in spe kam diesem Verlangen mit größter Energie nach, und im zweiundzwanzigsten Jahre ward er bereits zum Bischof befördert.

Die böse Welt erzählte bei dieser Gelegenheit eine Anecdote. Der Regel nach sollten nämlich so junge Leute die bischöfliche Weihe nicht erhalten und der jugendliche Armand fand es, um seine Stellung erlangen zu können, angemessen, dem Pabste Paul V eine kleine Lüge zu sagen, indem er sein Alter viel höher angab. Nachdem er durch diesen Coup die Weihen erhalten, beichtete er unmittelbar darauf dem Pabst die Sünde, welche ihm zur Bischofswürde verholfen hatte; der Pabst schüttelte den Kopf und sagte: „Dieser junge Mensch wird entweder ein großer Mann, oder ein großer Spitzbube werden.“

Nachdem Richelieu also Bischof von Luçon geworden, hatte er das Glück, von der Königin-Mutter, Maria von Medicis, zum Almosenier ernannt zu werden — gleich darauf erhielt er durch den berüchtigten Günstling der Königin, Marschall d'Ancre, das Departement des Auswärtigen und des Krieges. Leider hielten diese schönen Tage nicht lange an. Nach der Palastrevolution von 1617 wurde die Königin gestürzt, d'Ancre ermordet und der Bischof von Luçon von Ludwig XIII sehr ungnädig entlassen. Er ging nach Avignon, wo er geistliche Schriften verfaßte.

Die Königin-Mutter glaubte, der Bischof werde zu ihrer Rehabilitirung beitragen und bot alles auf, ihn in den Staatsrath zu bringen, was endlich auch gelang. Aber der undankbare Günstling wendete sich bald genug von der machtlosen Königin ab und begann für seine Person allein zu arbeiten. Das that er denn mit so glücklichem Erfolge, wie vor ihm selten ein anderer. Er entfernte schnell genug seine Gegner, brachte alle seine Freunde und Creaturen in Aemter und Stellen, riß sämmtliche Staatsgeschäfte an sich und gab ganz unzweideutig zu verstehen, wie er der Herrschende im Staate sein wolle und wie der König nichts weiter als eine Puppe in seinen Händen abgeben solle. Er stellte als Programm auf: Im Innern unbeschränkte monarchische Gewalt — nach außen hin Vernichtung der spanisch-österreichischen Macht.“

Will und kann man auch die Mittel nicht gut heißen, deren Richelieu sich zur Durchführung seines Programmes bediente, so muß man doch gebührend die Gewalt des Geistes, die kunstvoll und genial angelegten Pläne und die Energie anerkennen, mit welcher der bedeutende Mann seine Entwürfe durchführte. Wir sehen daher schon 1624 den mittlerweile zum Cardinal

Digitized by Google

erhobenen Bischof an der Spitze des Staates. Er treibt die spanischen und päpstlichen Truppen aus dem Veltlin. Eine Verschwörung, welche Chalais ihm entdeckt, compromittirt den Bruder des Königs, den Herzog von Orleans. Richelieu benutzt dieses Attentat, um seine Stellung zu befestigen. Er weiß Chalais durch Drohungen falsche Aussagen zu erpressen, und ungeachtet der Dienste, welche der Verräther ihm erwiesen, endet dieser auf dem Schaffote — ein Edelmann, dem ältesten Adel Frankreichs angehörend, fällt durch Henkers Hand. Das Entsetzen bemeistert sich aller — aber schon hat der Cardinal ein Mittel bei der Hand, die empörten Wogen auf einen anderen Gegenstand hinzuleiten. Er beginnt Krieg gegen die Hugenotten, welche er durch gleißnerische Freundlichkeit eingeschläfert hat. La Rochelle, das Bollwerk der Hugenotten wird belagert. Mit unermeßlichen Kosten zieht er einen Damm durch die tobenden Fluten der See, und am 28. October 1628 fällt die Stadt in seine Hände — mit ihrem Falle hat er die politische Macht der Hugenotten vernichtet.

Unterdessen ballen sich am Hofe des Königs, der ein Spielwerk Richelieus geworden, neue Ungewitter wider den Cardinal zusammen. Ludwig XIII haßte seinen Minister, wie alle talentlosen Leute das Joch der genialen Naturen mit Widerwillen tragen, ohne welche sie dennoch nicht bestehen können. Neue Verschwörungen entstehen. Aber der Cardinal hat hunderte von Spionen im Solde. Seine Hand ist freigebig, sein Haß unerbittlich. Die Verschwörer werden entdeckt; sie flüchten mit genauer Noth, und der siegreiche Richelieu weiß den König gegen die Glieder der Familie so einzunehmen, daß Ludwig die drohendsten Maßregeln wider die Seinigen in Aussicht stellt. Richelieu wird Principalminister, Generallieutnant des Königs und führt eine Armee nach Italien. Gleich darauf wagt man, eine Krankheit des Königs benützend, aufs neue einen Angriff gegen den Generallieutenant. Dieses Mal scheint Ludwig willens, den Gehaßten zu entfernen — schon lachen seine Feinde, schon jubeln die Unterdrückten — aber plötzlich durch eine Unterredung ist der Cardinal wieder im vollen Besitz der Gunst und Tags darauf liegen seine Feinde ihm zu Füßen. Dieser Tag ist in der Geschichte unter dem Namen: La journée des dupes (der Tag der Geäfften) verzeichnet.

Die Rache des Bedrohten begnügt sich aber nicht mit dem bloßen Triumphe. Seine Feinde ereilt ein furchtbares Gericht. Kerker, Verbannung trifft sie, spurlos verschwinden viele, und der Marschall Marillac besteigt in Ruel das Schaffot. Von jener Zeit an heißt der Cardinal die „blutige oder die rothe Eminenz." Roth ist gleichbedeutend mit Blut, das nun die Gegner Richelieus ersticken wird.

Der Herzog von Orleans, die Königin flüchten. Der Cardinal erklärt sie für Majestätsverbrecher und confiscirt ihr Vermögen. Dafür macht der König ihn zum Herzog. Orleans aber fällt mit seinen Freunden von den Niederlanden aus in Frankreich ein und seine Armee schreitet vor. Der Cardinal greift zu seinem alten Mittel: er bietet dem König seine Entlassung an — aber gerade da schlägt Schomberg den Orleans bei Castelnaudari. Richelieus Triumph ist vollständig, denn der erbärmliche Orleans kommt zu ihm und winselt um Gnade. Neue Blutgerichte folgen dieser Unterwerfung. Zu Toulouse fällt das Haupt des Letzten der Montmorency — der Feigling Orleans lieferte seine Freunde aus.

Mit diesem letzten Gewaltschritt schien die Macht des Adels gegen den Cardinal gebrochen. Er begann nun nach außen hin zu arbeiten. Während er mit Holland Bündnisse schloß, ermunterte er die Protestanten in Deutschland, und sein Geist vertiefte sich in ungeheure Pläne zum Verderben des spanisch-österreichischen Hauses.

Diese Abgezogenheit benützten die Feinde zu einem neuen Complotte. Graf Soissons und wieder Orleans arbeiteten einen Plan zur Ermordung des Cardinals aus — er scheiterte wieder an Orleans Feigheit. Der Cardinal ließ den Prinzen vorspiegeln, der König wolle sie verhaften lassen. — Beide entflohen. In Sedan schloß Soissons mit den Guises und Bouillons ein offenes Bündniß gegen Richelieu, wobei sie sich sogar der Hilfe Spaniens versicherten und bei Sedan (6. Juli 1641) die Truppen des Cardinals mit Hilfe von 7000 Oesterreichern unter Lamboi schlugen.

Allein das Glück blieb dem Minister treu. Soissons fiel im Gefecht (man sagt durch Meuchelmord), Guise entfloh und Bouillon kroch zu Kreuz. Der Cardinal schloß mit den empörten Cataloniern Frieden, ließ den König mit einer Armee nach Roussillon gehen und warf Truppen nach Catalonien.

Während er so im offenen Kampfe gegen seine Feinde stand, entwickelte sich hinter seinem Rücken jenes furchtbare Complott, dessen Opfer er beinahe dennoch geworden wäre. Der Sohn des Marschalls Effiat, der schöne, freche Cinq-Mars war durch Richelieu selbst zum Garderobemeister des Königs befördert worden und zwar deshalb, weil der Cardinal ihn als Spion gebrauchen wollte. Cinq-Mars gewann schnell des Königs Gunst und traute dem wankelmüthigen Monarchen. Er begann gegen Richelieu zu arbeiten; die alten Routiniers in Verschwörungen, die Orleans, Bouillons, die Harcourts und viele andere gesellten sich ihm zu. Sie bewogen den König, in die Ermordung seines Ministers zu willigen. Sie schlossen wieder ein Bündniß mit Spanien, und alles schien sich zu ihrem Siege vereinen zu wollen, denn auch der Cardinal lag krank zu Narbonne, während die geheimnißvollen Arbeiter ihre Waffen schmiedeten.

Der Cardinal hatte kurze Zeit vorher die Verschwörung des Herzogs von Vendôme vernichtet oder vielmehr dadurch unmöglich gemacht, daß er sie weit über alles Maß vergrößern ließ, weshalb Vendôme flüchtete, noch ehe der Streich gefallen war. Um zu zeigen, daß er selbst seine vermeintlichen Günstlinge nicht schone, daß er keine Gewaltthaten in Schutz nehme, mußte der Sieur von Saint-Preuil auf die Blutbühne steigen. Als Richelieu daher die neue Kunde von der großen Gefahr erhielt, in die ihn Cinq-Mars und seine Genossen brachten, stellte er sich todtkrank. Er hatte in der That, so zu sagen, den Athem bei den Verfolgungen verloren. Er mußte erst wieder Kraft haben, um den Sprung thun zu können, mit welchem er seinem Gegner an die Kehle gelangen konnte. Die Verschwörer ließen sich täuschen. Sie hofften oder glaubten, der Himmel werde ihnen einen Mord ersparen und den Cardinal abrufen, daher thaten sie keine Schritte weiter. Diese Zögerung ward ihr Verderben. Richelieu stellte dem argwöhnischen Könige die Beweise zu, wonach Cinq-Mars mit Spanien complottirte, erklärte Frankreich in Gefahr und — siegte über die ihres Triumphes gewissen Verschworenen.

Zu Narbonne beriethen Ludwig und der Cardinal gemeinschaftlich, welche Opfer fallen sollten. Es war eine wunderliche und schreckliche Conferenz, denn beide trugen den Tod schon im Herzen, beide glichen unheilbringenden Schatten.

Am 13. Juni 1642 wurden Cinq-Mars und sein Freund de Thou in Narbonne, zu Cassale der Herzog von Bouillon verhaftet. Wie ein verwundeter Löwe seine Beute hinter sich herschleppt, so führte der todtkranke Cardinal seine Gefangenen zu Schiffe mit sich. Hinter seiner mit purpurnem Zelte geschmückten Gondel war der Nachen angebracht, der Cinq-Mars und de Thou dem Henker entgegentrug. Beider Häupter fielen am 12. September zu Lyon.

Die Enthauptung des Cinq-Mars und de Thou war Richelieus letztes Gewaltwerk. Er starb am 4. December 1642, nachdem er Mazarin als Nachfolger vorgeschlagen hatte.

Der König, der nie ohne ihn regieren konnte, rief nach seinem Sterben alle Feinde, die verbannt waren, nach Frankreich zurück.

„Ein großer Politiker weniger!" sagte Ludwig, als er des Cardinals Ende vernahm — das war alles, was der Monarch von dem großen Minister zu sagen wußte, der ihn, Frankreich — Europa beherrscht hatte. Als Cinq-Mars das Blutgerüst bestieg, sagte Ludwig: „Herr Le Grand wird ein häßliches Gesicht schneiden." Cinq-Mars war des Königs größter Liebling gewesen. Ludwig überlebte indes seinen Minister kaum ein halbes Jahr. Er starb 1643 am 14. Mai.

Der Cardinal hatte mit eiserner Gewalt in Frankreich den Grund zur unumschränkten Monarchie gelegt — er verstand es, jede freie Regung niederzuhalten und die Parlamente zu Werkzeugen der Hofjustiz herabzusetzen. Er hatte dies mit großer Gewalt vermocht, die nur ein Geist wie der seinige handhaben konnte. Spanien war durch ihn geschwächt, und der Verfall der österreichischen Macht in Deutschland ist sein eigentlichstes Werk. Bei all diesen Unternehmungen thürmten sich riesige Hindernisse entgegen, die alle von ihm bewältigt wurden, und darum ist der außerordentliche Mann, wenn auch nicht der Liebe, so doch der Bewunderung werth.

Nur flüchtig — ganz oberflächlich ist dieser kleine Umriß seines politischen Lebens. Welch eine Fülle seltsamer, abenteuerlicher und interessanter Dinge bietet sich aber dem Forscher dar, wenn er in die Detailgeschichte der Rothen Eminenz blickt. Die schönsten und intrigantesten Frauen, die kühnsten Männer, die gewandtesten Höflinge, Priester und Laien, Dichter, Künstler und Staatsmänner vereinen sich, gleichsam durch ein besonderes Rad in dem Getriebe der Geschichte in Bewegung gesetzt, die Zeiten Richelieus zu einer Fundgrube für Romantik und anziehende Schilderung zu machen. Anna von Oesterreich, die Lafayette, die Scudery, die Hautefort, die Combalet, die mystische de Lorme — der edle Montmorency, Chalais, Cinq-Mars und de Thou, Saint-Preuil — der König, seine Brüder und sonst viele Gestalten, die nach hunderten gezählt werden können, gruppiren sich um die Rothe Eminenz mit ihren Planen, Intriguen und Abenteuern. Ein Verehrer von Frauen trotz seines Gelübdes, hatte Richelieus fürstliche Haushaltung gewaltigen Reiz. Die Combalet, seine Nichte, die Chevreuse und Marion de Lorme waren seine erklärten Geliebten. Sprößlinge seiner geheimen Neigungen tauchten schon während seiner letzten Lebensjahre auf. Die Fama ließ Frau von Combalet Mutter von vier Söhnen des Cardinals sein. Richelieu wachte ängstlich über seinen Leumund in dieser Beziehung. Seine Spione, die er aus allen Ständen wählte, trugen jede Nachricht in das Palais Cardinal, und der Rothe verhörte diese Agenten selbst. Im Gegensatz zu ihm wurde sein Vertrauter, der abscheuliche Capuziner Pater Joseph, die „Graue Eminenz" genannt.

Die Revolution riß den Leichnam des Cardinals aus seiner Ruhestätte in der Kirche der Sorbonne. Die Leichenschänder streuten seine Gebeine umher. Das Haupt, „an dessen Nicken Leben und Tod hing", wurde vom Körper getrennt, aber durch einen glücklichen Zufall vor Zerstörung bewahrt, gelangte es in die Hände eines hochgestellten Mannes. Vor kurzem erst ist es dem Kaiser Napoleon überreicht worden. Zwei Tage lang hatte der Kaiser diesen Schädel des Geistesriesen in seiner Bibliothek stehen. Die Gesichtszüge waren deutlich zu erkennen. Nachdem man sie genügend betrachtet hatte, umschloß die Gruft das Gebein wieder.

G. H.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Aus der Criminalpraxis. III. — Capitän Werners Buch von der norddeutschen Flotte. Von R. Koenig. Mit 3 Illustrationen von W. Diez. — Unter spanischem Himmel. (Forts.) Von A. Lorning. — Am Familientische: Die Rothe Eminenz. Biographische Skizze. Mit Richelieus Porträt.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 28. November 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 9.**

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Der König war noch immer mit dem Cardinal eingeschlossen. Zuweilen wagte einer aus dem Dienstpersonal, sich bis an die Thür zu schleichen, das Ohr ans Schlüsselloch zu legen und dort angestrengt zu horchen — aber kein Laut war vernehmbar. Herr Saint-Hilaire erschien ebenfalls wieder — er hatte beide Herren seit geraumer Zeit verlassen, keine Unterhaltung war hörbar, der König mußte also sein Cabinet verlassen haben.

War der Cardinal allein zurückgeblieben? war er mit dem Könige gegangen? in diesem Falle konnten beide nur durch das Schlafcabinet des Monarchen gegangen sein. Von demselben ging man in eine kleine Kapelle, welche nur zwei abgesonderte Sitze für das königliche Ehepaar und einige Sessel für die Damen enthielt. Alle anderen vom Hauspersonal des Königs hörten hier stehend die Messe mit an, der sie auf königlichen Befehl ein Mal täglich beiwohnen mußten. Der Eingang für diese Leute war von der Flußseite aus durch die Gallerie des Mars. Die Thüre im Erdgeschosse des Louvre, welche diesen Eingang bildete, öffnete sich auf einen gepflasterten Gartenweg, den rechts und links geradlinige Heckenwände von Taxus einfaßten; hinter diesen Hecken lief linker Hand vom Zugange ein starkes Gitter, welches den kleinen Garten des Louvre, der nach dem Quai de l'Ecole hinausgelegen und mit einer prächtig verzierten Terrasse versehen war, absperrte. Wenn man also aus der Kapelle durch die Gallerien ging, die Treppen zum Portal des Louvre hinabstieg und in den Gartenweg kam, so konnte man von jenem hinter den Hecken befindlichen Gitter aus in den kleinen Garten des Palastes gelangen. In diesem Garten war es sehr heimisch und lauschig. Dichte Lauben spannten ihre grünen Bogen von Pfeiler zu Pfeiler, Mandelbäume und Akazien dehnten ihre Aeste weit über den grünen Rasen aus, in dessen Teppich hie und da gleich einer prächtigen Mosaik Blumen gepflanzt waren. Nach dem Quai de l'Ecole und der Porte du Foin hinaus ward dieser Garten durch eine hohe Mauer geschützt, von welcher sich die mit breiten Steintreppen angelegte Terrasse in den Garten hinabsenkte. Von der Höhe der Terrasse hatte man eine treffliche Aussicht über die Seine hinweg bis zum Pont-Neuf, man konnte ungestört das lustige Treiben auf dem Flusse, auf dem gegenüberliegenden Ufer und in den Straßen beobachten, den Glockenthurm bewundern und dennoch ungestört seinen Gedanken nachhängen, weil der Lärmen ziemlich dumpf und schwach in die kleine, reizende und friedliche Einsamkeit drang, deren Grün ganz herrlich gegen die dunklen Mauern des Louvre abstach und sogar bis an jenes Fenster kroch, aus welchem einst Carl IX in der blutigen Nacht des heiligen Bartholomäus auf die Hugenotten schoß.

Der König besuchte den Garten nur selten. Früher hatte er hier seine Vogelherde gehabt und war, in denselben verborgen, mit Luynes, seinem Günstlinge, übereingekommen, dem Marschall d'Ancre das Lebenslicht ausblasen zu lassen. Seit jenem Staatsstreiche besuchte er den nunmehr zum Garten umgeschaffenen Vogelherd nur selten und ließ sich nie dort sehen, wogegen die Königin, vielleicht gerade aus diesem Grunde — den kleinen Garten gern aufsuchte und stets daselbst verweilte, wenn sie in Paris war und die Witterung es gestattete.

An jenem Vormittag, den die lustigste Maisonne recht ungetrübt beschien, befand sich Anna von Oesterreich wieder in dem Bosquet. Mit ihr wandelten noch zwei Damen durch die Büsche und Lauben. Eine der Damen war Maria von Hautefort, die zweite, ein wenig ältere, war Louise Maria von Gonzaga, die schöne Tochter des Herzogs von Mantua, welche allen Prinzen den Kopf verdrehte und später Ladislaus IV von Polen heirathete, zur Zeit dieser Erzählung aber in dem Rufe stand, mit Cinq-Mars ein zärtliches Verhältniß eingegangen zu sein. Sonst war in dem Garten nichts Bemerkenswerthes oder Auffälliges, nur in einer der verstecktesten Lauben konnte der Lauschende einen Tisch gewahren, auf welchem ein Schreibzeug, verschiedene Bogen Papier, auch Siegelwachs und Petschaft standen und lagen. Außerdem war ein wunderhübsches Bologneserhündchen sichtbar, es hieß Ridotto und gehörte der Prinzessin Louise von Gonzaga.

An dieses Hündchen knüpfte sich eine sonderbare Prophezeiung.

Digitized by Google

Als nämlich auf Anstiften der Familien Guise und Longueville die Prinzessin einst vierzehn Tage lang in den Donjon von Vincennes gesperrt wurde, weil des Königs Bruder ihr allzusehr nachstellte, erschien bei der Gefangenen ein Italiener, Namens Promontorio, der in dem Rufe stand, die sichersten Prophezeiungen abgeben zu können. Er bot der Prinzessin den kleinen allerliebsten Ridotto zum Verkauf an. „Was soll ich hier mit dem Hündchen anfangen? wer weiß, wie lange ich hier noch sitzen muß?" sagte Louise. „Nicht doch, Hoheit," entgegnete der Italiener, „Sie werden in acht Tagen frei sein." Es geschah genau so. Nun wollte Louise den Hund kaufen. Der Italiener forderte achtzig Pistolen, als aber die Prinzessin das Geld zu zahlen im Begriffe war, wies der Italiener diese Bezahlung zurück. „Ich creditire Ihnen das Geld, Hoheit," sagte er, „Sie können mir den Hund bezahlen, wenn Sie einst Königin geworden sind." Wir haben schon oben angedeutet, daß diese Prophezeiung ebenfalls eintraf.

Louise von Gonzaga war, wie alle Abkömmlinge der alten königlichen und fürstlichen Geschlechter, eine Feindin oder doch Gegnerin des Cardinals, nebenbei gehörte sie zu den Leuten, für welche die Intrigue, wie der Herr Cardinal dem Könige mitgetheilt hatte, so nothwendig als das tägliche Brot war. Freilich war die Prinzessin eine reizende Intriguantin, aber darum auch desto gefährlicher. Wer nun in den dunklen, kleinen Garten um die Vormittagsstunde geschaut hätte, würde die drei Damen in gespannter Erwartung und gleichsam als eine kleine Postenkette sich aufstellend, erblickt haben.

Louise Gonzaga stand auf der Brüstung der Terrasse und sah scharf in die Gegend hinaus; auf den Stufen, welche in den Garten hinabführten, hatte die Königin sich postirt und im Bosquet selbst war Maria von Hautefort aufgestellt.

„Ist noch nichts zu sehen, Louise?" fragte die Königin.

„Noch nichts, Majestät. Das Gewimmel der Leute, welche vom Pont-Neuf herkommen, läßt einzelne nicht unterscheiden."

„Wir verlieren die Zeit," sagte die Königin zu Maria von Hautefort, „denn heut Abend, wo La Porte erst Paris verlassen soll, können wir seiner kaum noch habhaft werden. Es ist die einzige Zeit jetzt — wo niemand uns vermißt."

„Sorgen sich Eure Majestät nicht!" beschwichtigte Maria. „Wir haben immerhin noch Zeit genug. Es ist die Audienzstunde, und alles ist dort im Palaste beschäftigt. Wir sind ungestört."

„Achtung — er kommt!" rief Louise. „Er trabt den Gang entlang. Es ist La Porte."

„Dem Himmel sei Dank!" rief die Königin, die Stufen hinaneilend.

„Bleiben Sie zurück, Majestät — man könnte Sie bemerken, ich will ihm ein Zeichen geben."

Louise zog ein weißes Tuch, beugte sich, so weit sie nur vermochte, über die Brüstung der Terrasse und ließ das Signal flattern.

„Hat er es bemerkt?" fragte die Königin.

„Gewiß — jetzt hält er an. Er nimmt den Hut ab, er deutet auf den Louvre hin. Er lenkt sein Pferd in den Thorweg des kleinen Reitstalles — jetzt ist er verschwunden — nur wenige Minuten noch, und er wird hier sein."

Louise eilte von der Brüstung der Terrasse und stieg mit der Königin die Stufen hinunter zu Maria von Hautefort.

„Es bleibt uns nicht viel Zeit," trieb die Königin. „La Porte wird gleich kommen. Er kann höchstens nur so lange zögern, bis er eine günstige Gelegenheit erspäht hat und von dem kleinen Reitstalle aus, über den Gartenweg und durch das Gitter hieher zu gelangen."

Die drei weiblichen Verschwörer eilten in die Laube zu kommen, wo auf dem Tische Papiere und Geräthschaften zum Siegeln lagen.

„Hast Du alle Briefe beisammen, Maria?" fragte die Königin.

„Hier sind sie, Majestät!" antwortete Maria, hinter die Bank greifend. Sie zog ein Packet hervor. „Hier ist ein Brief an die Marschallin Fontrailles. Er enthält den Glückwunsch zur Entbindung ihrer Tochter. Hier ein Brief an den Doctor Ballot, die Sendung der Brunnenwasser zu beschleunigen. Hier ein Schreiben an Fräulein von Lafayette, die Eingabe der Nonnen zum Kloster der Heimsuchung betreffend — endlich dieses hier, das kleinste, aber das wichtigste — der Brief an die Herzogin Christine."

„Es ist gut — sehr gut. Wir müssen La Porte dieses kleine Schreiben besonders zur Aufbewahrung empfehlen. Ihr wißt, daß die andern Briefe ohne Bedeutung sind. Ich gab sie der Vorsicht halber mit. Denn wenn irgend ein Verräther La Portes Anwesenheit hier im Garten ausmitteln sollte, wenn der Bote etwa angehalten würde, so kann er dreist seine Tasche zeigen, man wird nur unverfängliche Briefe bei ihm finden, und der mir erzeigte Dienst ist ganz harmloser Natur, denn er befördert mit den Depeschen des Königs nur Briefe an Personen, die so unverdächtig sind, wie die Aufträge, welche ich an jene gelangen lasse."

„Trefflich! herrlich, Majestät!" rief Louise in die Hände klatschend. „Das heißt der rothen Eminenz ein Schnippchen schlagen. Das nenne ich die Feinde irreführen."

„Ich will das Siegel auf die Briefe drücken, welches ich bei ähnlichen Correspondenzen führe," sagte die Königin. „Gib das Schreiben her. Es ist mein Handsiegel und in den Reif meines Erbringes gefaßt."

Sie nahm eine Wachsoblate und klebte sie auf das gefährliche Papier des Briefes. In diesem Augenblicke schlug Ridotto, der sich in den Gängen des Bosquets belustigt hatte, heftig an. Die drei Damen fuhren empor und blickten nach der Richtung, aus welcher das Gebell des Hundes kam. Die Königin hielt mit ihrer Beschäftigung inne, sie hatte den Brief in der Hand und schaute fragend ihre Damen an.

„Ridotto schlägt an," sagte Louise. „Oh — es muß La Porte sein. Schnell die Briefe."

„Maria nahm die drei Schreiben, und eben wollte die Königin das Handsiegel auf die Wachsoblate des vierten Briefes drücken, als Louise entsetzt ausrief: „Allmächtiger Gott — ein rothes Gewand — dort sehen Sie."

Sie deutete auf die Büsche, durch deren Zweige man ein rothes Kleid schimmern sah. Der Träger desselben näherte sich.

„Es ist der Cardinal — und — der König."

Anna von Oesterreich vermochte vor Schrecken den Brief nicht zu verbergen, sie schien wie gelähmt. Schon waren der König und der Cardinal um die Biegung des Weges gekommen — sie standen der Laube, in welcher die drei Damen sich befanden, gegenüber, sie konnten jede Bewegung bemerken, welche eine der Ueberraschten ausführte.

„Wir sind verloren," sagte leise und zitternd Louise. „Heut Nacht schlafen wir in der Bastille."

Maria von Hautefort hatte im letzten Momente noch den Brief an Christine von Savoyen der Königin aus der Hand gerissen. Sie hielt daher alle vier Schreiben.

„Fassen Sie sich, Majestät!" flüsterte Louise. „Gehen Sie dem Könige entgegen, vielleicht gelingt es uns, während dessen die Briefe hinter der Bank zu verbergen."

„Das ist unmöglich," raunte Maria ihr zu. „Sie sehen jede Bewegung und sie werden sicher den Garten durchsuchen lassen — denn ohne Zweifel kommen sie hieher, um das Schreiben aufzufangen. Wir sind verrathen."

Die Königin war bereits aus der Laube getreten und ging dem Monarchen entgegen. Der Cardinal, der dieses Manöver durchschaute, wendete seine Blicke nicht eine Secunde von der Laube und den beiden Damen in derselben. Seine Augen glichen denen des Falken, der aus weiter Ferne seine Beute erspäht. Maria vermochte daher nicht eines der Schreiben bei Seite zu bringen, ohne daß der Cardinal es sogleich bemerkt haben würde. Sie stand deshalb regungslos, die Briefe in der Hand haltend, am Eingange der Laube. Anna von Oesterreich war auf den König zugegangen. Richelieu verneigte sich, aber sein Haupt senkte er nicht so tief, daß es ihm unmöglich geworden wäre, die Bewegungen Marias aus den Augen zu verlieren.

„Sie hat das Schreiben," murmelte er; „es wird sich jetzt zeigen, durch welches Taschenspielerkunststück sie die Schrift meinen Händen entzieht, oder ob sie ihr Versprechen hält. — Günstige Gelegenheit — sie können den Brief nirgends verbergen, er muß sofort in meinen Besitz gelangen."

Unterdessen war die Königin zu ihrem Gemahl getreten.

„Welch freudige Ueberraschung!" begann sie, „Euer Majestät hier zu sehen, hätte ich nicht vermuthet. Ich glaubte, daß die Audienzstunde Sie ganz in Anspruch nehmen würde."

„Ob diese Ueberraschung eine freudige für Eure Majestät ist, lasse ich dahingestellt sein," entgegnete mürrisch der König. „Ich störe ja doch nur, denn Sie sind eifrig beschäftigt mit Arbeiten —

Sie führen Ihre Correspondenzen zu Ende, welche mein Courier nach dem Süden mit meinen Depeschen befördern soll. Ich unterbrach diese Beschäftigung."

„Ah, Sire — Sie werden doch nicht glauben, daß Ihre Ankunft jemals stören könnte! außerdem ist die Beschäftigung eine so leichte — jene Briefe, die wir schrieben, sind so einfach, so unbedeutend ist der Inhalt, daß sie mitten unter einer plaudernden Gesellschaft vollendet werden könnten."

„Wirklich, Madame?" sagte der König streng, „ei — wenn das ist, so zeigen Sie doch die Briefe."

Die Königin fühlte, wie das gewaltige Klopfen ihres Herzens das Mieder ihres Kleides hob, aber sie behielt die Fassung und sagte:

„Dort das Fräulein von Hautefort hält die Briefe — sehen Sie, Sire."

Der König trat in die Laube — dicht hinter ihm stand der Cardinal. Als Ludwig Fräulein von Hautefort nahe war, milderte sich der strenge Ausdruck seines Gesichtes, er nickte freundlich.

„Sie also, mein Fräulein," sagte er, „sind die Großsiegelbewahrerin meiner Gattin? es ist das ein gefährliches Amt — viel Verantwortung."

„Ich kann das nicht verstehen, Majestät," sagte Maria unbefangen, „ei — wenn die Herren so strenge Mienen annehmen, sollte man glauben, es handle sich darum, ein Complott zu entdecken, dessen Mitschuldige Ihre Majestät, die Königin und wir beide hier wären."

„Ich enthalte mich des Urtheils, Fräulein," sagte der König. „Aber Madame," fuhr er zur Königin gewendet fort, „Sie müssen doch eingestehen, daß es seltsam ist: wenn Sie meinem Courier La Porte heute Vormittag Briefe übergeben wollen, während dazu heute Abend noch Zeit genug bliebe. La Porte erhält seine Depeschen eine Stunde, bevor er Paris verläßt — Sie konnten ihm heute Abend Ihre — wie Sie sagen, unbedeutenden Briefe ebenfalls aushändigen. Weshalb wurde er zu dieser Stunde — in diesen Versteck bestellt? Sie werden zugeben, daß ich wohl ein Recht habe zu vermuthen, daß Sie besondere Aufträge zu übergeben hatten — von denen ich nichts erfahren sollte. Weshalb ward La Porte in diesen Garten bestellt?"

Die Königin nahm die Miene der größten Unbefangenheit und Naivetät an — sie blickte rund umher — als suche sie eine Gestalt, auf welche die Worte des Königs anzuwenden wären — und als sie sich überzeugt hatte, daß La Porte noch nicht in der Nähe war, sagte sie:

„Ich verstehe Euer Majestät ebenso wenig, als Fräulein von Hautefort Sie verstand. La Porte soll hier sein? er soll bestellt worden sein, um Briefe abzuholen? ja — wo ist er denn?"

Der König blickte nun ebenfalls um sich — er ging sogar einige Schritte zurück, da er aber niemand gewahrte, sagte er mit einem vorwurfsvollen Tone zum Cardinal:

„Es ist richtig. Ich sehe keinen La Porte."

Richelieu bewegte seine Lippen heftig, aber trotz dieses Beweises seiner inneren Erregung verwendete er doch kein Auge von Maria.

„Wir wollen die Briefe ansehen," sagte der König.

„Hier Majestät, ein Schreiben an Ballot," sagte Maria, den Brief reichend. Ludwig entfaltete das Papier, durchflog die Zeilen und reichte es stumm zurück.

„Hier an die Marschallin Fontrailles."

„An Ihre Freundin, Eminenz," lächelte der König, das Schreiben nehmend.

„Die Damen correspondiren immer nur mit meinen Freunden," erwiderte der Cardinal, dessen Todfeinde die Fontrailles waren.

„Es ist gut," fuhr Ludwig fort, der auch diesen Brief gemustert hatte.

„Und das dort?" Er streckte die Hand nach dem dritten Schreiben aus, das zweite zurückgebend.

„Eine Gnadenbewilligung für Fräulein von Lafayette."

„O! — ein guter Name," rief der König, das dritte Papier auseinanderschlagend — „hm — ohne verdächtige Anspielungen — Beziehungen."

„Majestät," rief die Königin, jetzt vortretend, „ich hoffe nicht, daß man aufs neue gewagt hat, mich und meine Diener eines strafbaren Briefwechsels zu beschuldigen. Ihr ganzes Wesen — Ihr Erscheinen, so plötzlich, so unerwartet, hat etwas Beunruhigendes. Sie verbergen mir eine Sache von Wichtigkeit."

Der König, zu dessen glänzenden Eigenschaften Geistesgegenwart nicht gehörte, wurde verwirrt, weshalb der Herr Cardinal sich verpflichtet hielt, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Majestät," sagte er, ohne seine Stellung zu verändern, „es handelt sich allerdings um eine wichtige politische Angelegenheit. Es ist Seiner Majestät, unserem gnädigsten Herrn, berichtet worden, daß zwischen einer gewissen Partei und der Herzogin von Savoyen ein Briefwechsel stattfindet, der nichts anderes bezwecken soll, als die von mir entworfenen und von dem Könige sanctionirten Pläne zur Unterwerfung jener störrischen Dame zu vereiteln."

„Und in Folge dieser Nachricht — werden meine Briefe untersucht?" rief die Königin, mit wuthblitzenden Augen den Cardinal anstarrend.

„Verzeihung! nicht die Briefe Eurer Majestät — diese gerade nicht. Wir glauben nicht, daß Eure Majestät staats- oder dem Interesse Seiner Majestät gefährliche Briefe absenden. Aber wer kann wissen, ob nicht eine von Dero Damen im Solde jener Partei stehe? es würde einer solchen schönen Parteigängerin leicht sein, durch den Courier des Königs an Madame von Fontrailles zum Beispiel ein Briefchen für die Herzogin von Savoyen zu senden, welches die Dame vom Stande der Dinge oder sonst von etwas unterrichtet. Ein solches Briefchen könnte die Dame leicht in ein ganz harmloses Schreiben an Madame de Fontrailles einschließen, die es dann an die rechte Adresse befördern würde. Ja — selbst La Porte könnte bestochen sein, und da es von Grenoble, wo der Marschall Fontrailles residirt, bis zum Schlosse der Herzogin nicht weit ist, könnte La Porte einen kleinen Spazierritt dahin unternehmen — Sie werden mir zugestehen, daß La Porte ein geschickter Mann ist — er hat Beweise geliefert, aber Sie werden meiner Gerechtigkeit Anerkennung zollen, wenn ich behaupte, daß dies alles ohne Wissen und Willen Euer Majestät geschehen könnte — und deshalb, um zu erfahren, ob in höchst Ihrer Umgebung keine erkauften oder intriguanten Persönlichkeiten mit dem Namen Euer Majestät ein gefährliches Spiel treiben, geschah diese kleine Ueberraschung, welche den Zweck hatte, unseren gnädigsten Herrn sowohl, als auch Eure Majestät genau von dem Inhalte der Correspondenz in Kenntniß zu setzen."

„Nun und da dieses geschehen ist, werden wir keine weiteren Verhöre zu bestehen haben," sagte die Königin zornig und verletzt.

Jetzt richtete der Cardinal über die Schultern des Königs hinweg einen wahrhaft diabolischen Blick auf Maria von Hautefort. Das Hoffräulein mußte sich mit ganzer Kraft gegen die Wirkung dieses Blickes waffnen. Es lag darin ein Befehl, eine Aufforderung, eine Mahnung — eine furchtbare Drohung und dann wieder eine bis aufs höchste gespannte Erwartung, als der Cardinal Maria von Hautefort mit den Augen fast verschlingend, langsam sprechend, indem er jedem Worte Nachdruck gab, sagte:

„Verhöre? wer würde das wagen? aber im allgemeinen Interesse wäre es wohl wünschenswerth, wenn Fräulein von Hautefort auch noch jenen letzten, den vierten — sehr kleinen und zum Verbergen geeigneten Brief, den sie in ihrer schönen Hand hält, aus dieser in die geweihten Hände Seiner Majestät des Königs übergehen lassen wollte."

Ein schlagähnlicher Ruck machte die drei Damen erbeben. Dieser letzte Brief war eben der verderbliche, den die Königin hatte versiegeln wollen, als sie überrascht wurde, der sogar die Adresse an Christine von Savoyen trug, und den La Porte in besondere Obhut nehmen sollte — dessen Inhalt, wenn er dem Könige bekannt wurde, die drei Verbündeten verderben mußte. Dieses Schreiben befand sich in Marias Händen, die von dem Cardinal mit drohender, stummer Sprache geängstigt ward; sie las in diesen Augen das Geschick ihres Bruders und ihr eigenes, sie mußte sich entschreiten, ob sie zur Verrätherin an ihrer Herrin werden, oder das Aeußerste wagen wollte, denn ebenso wie der Cardinal drohende Blicke auf sie richtete, trafen sie die flehenden der Königin, und sie fragte stumm: „Wie wirst Du mich retten?"

Maria von Hautefort hatte noch keinen Gedanken auf Rettung — sie hielt nur den verhängnißvollen Brief fest in ihren Fingern, so fest, als wollte sie versuchen, ihn zu Staub zu zermalmen. Der König fixirte einige Secunden lang die Damen, ohne auf die angsterfüllten Mienen derselben besonders zu achten, dann sagte er:

„Madame de Hautefort: ich bitte um das Schreiben. Sie haben mir bereits drei harmlose Briefe ausgeliefert, hoffentlich wird

dieser, der vierte, ebenso unverfänglich und nichtsbedeutend sein — geben Sie ihn mir."

In diesem entscheidenden Momente ging auf dem Gesichte Marias eine Veränderung vor, welche der Cardinal sogleich bemerkte. Sie schien einen Entschluß gefaßt, einen Ausweg gefunden zu haben.

„Sire," sagte sie lächelnd, indem sie die Briefe hinter ihrem Rücken barg, „Sire — ich bitte um Ihre Gnade. Sie waren mir stets ein gütiger und nachsichtiger Herr. Seien Sie es auch heute. Der Herr Cardinal hat vorhin die Versicherung gegeben, daß nicht der geringste Verdacht es wagen würde, sich bis zur erhabenen Person Ihrer Majestät, der Königin, zu versteigen — die gnädigste Monarchin steht also ganz außerhalb dieser höchst peinlichen Scene, nur ihre Umgebung erscheint verdächtig. Ich schwöre Euer Majestät, daß ich nie etwas Staatsgefährliches, den Plänen meines gnädigsten Herrn zuwider unternehmen würde oder unternommen habe — Sie werden meinem Schwur glauben, ich weiß es — nun denn, Sire — gestatten Sie mir, diesen Brief Ihnen verweigern zu dürfen, denn er ist von mir geschrieben."

Der König machte eine Geberde des Erstaunens, Richelieu und die Damen blieben regungslos.

„Von Ihnen? und an wen ist er gerichtet?"

„Ich bitte Sie, gnädigster Herr, dies mein kleines Geheimniß sein zu lassen — daß nichts Politisches oder gar Staatsgefährliches darin sein kann, wenn ich den Brief schrieb, bedarf keiner weiteren Versicherung, also wird Euer Majestät der Inhalt doch nicht weiter interessiren — für mich aber ist es wünschenswerth, daß niemand von dem Schreiben Kenntniß nehme."

„Doch — doch —" entgegnete der König unruhig. „Ich möchte gern wissen, was dieser Brief enthält."

„O, Sire — Gnade! Ich bitte, achten Sie mein Geheimniß, wie Sie ja selbst das Recht des Besiegten achten — Sie heißen ja Ludwig der Großmüthige, üben Sie Großmuth gegen mich."

Der König nickte ziemlich ernst, aber nicht unfreundlich — er wollte von dem Verhör ablassen, den Brief nicht berühren, als der Cardinal ihm ins Ohr raunte: „Sire, es ist ein Liebesbrief — eine zärtliche Antwort — Sie brauchen das Schreiben nicht zu lesen."

Der Cardinal hatte sich bei dieser Wendung, welche er der Sache gab, nicht verrechnet. Die Eifersucht des Königs, dessen Neigung für Fräulein von Hautefort bekannt war, wurde sogleich rege. Ludwig XIII hatte von seinem Vater, dem großen Heinrich, weder das Genie des Monarchen, noch die Glut der Leidenschaft des sinnlichen Menschen geerbt. Die Huldigungen, welche er dem weiblichen Geschlechte darbrachte, waren platonischer Natur, und wäre er als Monarch eben so tadellos gewesen, wie als Ehemann, so würde er heute eine der ersten Stellen in den Hallen des Geschichtstempels einnehmen. Nichtsdestoweniger mochte der König eine Vernachlässigung oder Zurücksetzung seiner Person besonders da nie dulden, wo er Beweise der persönlichen Verehrung gegeben und erhalten hatte, oder erhalten zu haben glaubte. Als daher der Cardinal jene Worte gesprochen, gewahrte man an dem ganzen Körper Ludwigs das nervöse Zittern, welches ihn seit seinem zehnten Lebensjahre bei allen außerordentlichen, ernsten Ereignissen überfiel. Er senkte sein Kinn bis auf die Brust und lugte mit den Augen zu Maria von Hautefort hinüber — dann sagte er in einem halbflüsternden Tone:

„Ich bin neugierig, Madame — sehr neugierig. Was auch der Herr Cardinal, was Sie selbst sagen mögen — ich möchte mich durch den Augenschein überführen."

Maria wich zurück, aber der König that einen Schritt vorwärts — er vergaß alles um sich her und streckte die Hand nach dem Briefe aus —

„Sire — haben Sie Mitleid!" rief Maria.

Die Königin und Louise Gonzoga falteten krampfhaft die Hände, der Cardinal zerknitterte den seidenen Gürtel seines rothen Gewandes.

„An wen ist der Brief gerichtet?" rief der König, dessen Stimme schneidend und dünn vor Erregung war. „Geben Sie ihn sofort — ich befehle es."

Der Würfel war gefallen — der König streckte zum zweiten Mal die Hand aus, und unmöglich durfte Maria ihm den Brief verweigern. Da plötzlich hob die Ehrendame das Schreiben hoch empor. Ihre feine, zarte Gestalt richtete sich auf aus der bittenden, fast demüthigen Stellung, ihr edles Gesicht nahm den Ausdruck der Entschlossenheit — der Herausforderung an, und den Brief schüttelnd, sagte sie:

„Dieses Schreiben ist mein, Sire. Niemand, selbst der König von Frankreich nicht, hat ein Recht, es mir abzufordern. Ich aber liefere es nicht gutwillig aus — wenn es in andere Hände gelangen soll, dann muß es mir gewaltsam entrissen werden. Wohlan denn, Sire, entreißen Sie es der Ehrendame Ihrer Gemahlin, dem Fräulein von Hautefort," — und mit einer blitzschnellen Bewegung schob Maria den kleinen Brief in das reichgestickte Sammetmieder, welches ihren Busen umschloß.

„Aiha! Cospetto!" heulte der Cardinal.

Des Königs Antlitz überzog Purpurröthe. Seine ihm angeborene Hochachtung vor der Ehre des weiblichen Geschlechtes hielt ihn von jedem kühnen und verwegenen Schritte zurück, er zuckte die Achseln, und da der Cardinal nicht wagte und wagen durfte, in diesem Falle einen Gewaltstreich anzurathen, blieb das Schreiben in dem von Maria gewählten Verstecke.

„Ich werde jenen Brief nicht lesen," sagte der König. „Aber ich verbiete Ihnen, denselben durch meinen Courier befördern zu lassen. Ich will nicht den Liebesboten für meine Hofdamen abgeben — wer weiß, an welchen leichtfertigen Cavalier Sie schreiben!"

„Sire — das ist zu viel!" rief Marie entrüstet.

„Gewiß thun Euer Majestät dem Fräulein von Hautefort Unrecht," sagte jetzt der Cardinal, welcher Wuthblicke auf Maria geschleudert hatte. „Es ist mir vergönnt gewesen, in das Herzensgeheimniß des Fräuleins von Hautefort zu dringen. Der Mann, dem sie ihre Neigung schenkte, ist kein gewöhnlicher. Es ist der Capitän und Gouverneur Herr von Saint-Preuil, der sich bereits die Gunst der schönen Dame in hohem Grade erworben und sogar das Recht erlangt hat, die einsame Wohnung der Angebeteten besuchen zu dürfen."

„Saint-Preuil?" rief der König, dessen Zorn über die Bevorzugung seines Nebenbuhlers ganz offen hervortrat. „Und davon wußten Sie nichts, Madame?" sagte er, sich zur Königin wendend."

„Ich controllire die Gefühle meiner Damen nicht, Sire," entgegnete die Königin. „Ich habe nur gewußt, daß Herr von Saint-Preuil eine Neigung für meine Hofdame hege — ich sehe darin nichts Strafbares; ich weiß aber auch, daß zwischen Maria von Hautefort und dem Herrn Capitän solch zärtliches Verhältniß nicht mehr besteht — sie sind von einander geschieden."

„Ja wohl," fiel der Cardinal ein, „auch dieses weiß ich. Aber der Bruch fand vor nicht allzulanger Zeit statt. Die beiden Herzen trennten sich seit der Nacht des sechsten Mai."

Er beobachtete die Wirkung, welche diese Worte auf Maria machen mußten, genau. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Schrecken, die Aufregung der kurz vorhergegangenen Scene überwältigten die muthige Hofdame. Sie that einen lauten Schrei und preßte die Hand vor ihre Augen.

„Ich bin meiner Sache gewiß. Sie hat mich zwei Mal verrathen. Saint-Preuil war Zeuge jener nächtlichen Unterredung. Ich muß beide verderben!"

Dies ungefähr waren die Gedanken des Herrn Cardinals, die nur durch eine höchst mißbilligende und zornige Geberde des Königs unterbrochen wurden; Ludwig rief mit dem Zeichen des Abscheues:

„In der Nacht? — ah, und die Dame von Hautefort hatte den Beinamen: die Tugendhafte? ich muß gestehen, Madame," herrschte er der Königin zu, „daß unter Ihrem Hofstaate seltsame Dinge Eingang finden. Fortwährend tauchen neue, mir höchst unangenehme Erscheinungen auf — ich werde nächstens Musterung halten."

Ohne zu grüßen, wendete er sich und ging, die Begleitung des Cardinals nicht einmal erwartend, langsam den Weg des Bosquets hinunter, der zur Gitterthür führte. Ridotto schlug wieder an.

„Himmel — es ist La Porte!" sagte leise die Königin. „Wenn der König jetzt zum Ausgange kommt, muß er gerade auf den Boten stoßen — dann — —"

„Sollte der kleine schöne Hund eines Freundes Ankunft melden?" sagte boshaft der Cardinal, die Verlegenheit der Damen bemerkend. „Ich hoffe nicht."

Er ging an Maria von Hautefort vorüber. „Dieses reizende Mieder birgt einen großen Schatz!" flüsterte er. „Aber er wird Ihr

Der Halberstädter Dom.

Originalzeichnung von R. Aßmus.

Digitized by Google

Verderben werden. Sie haben eine dreifache Gefahr auf Ihr Haupt herabgezogen. Sie sind an dem Cardinal Richelieu zur Verrätherin geworden, Sie täuschten und verachteten die Neigung des Königs, Sie sind die Schwester eines Verschwörers. Ich meine, daß eines von diesen Dingen genügen würde, Sie zu vernichten." Er grüßte artig und eilte dem König nach.

„Gerettet!" athmete die Königin, als beide hinter den Büschen verschwunden waren."

„Gerettet!" wiederholte Maria. „Aber um welchen Preis, Majestät? meine Ehre — —"

„Oh! sie wird rein dastehen, wenn wir den Teufel besiegt haben."

„Dieser Sieg wird schwer zu erringen sein!" schluchzte Maria. „Ich kann von diesem Tage an mit dem Leben abschließen. Nehme der Cardinal es hin, es hat keinen Reiz mehr für mich — ich habe vollendet. Ihnen, meine Königin, vermochte ich den wichtigen Dienst zu leisten, das ist ein Theil meiner Lebensbestimmung, alles übrige ist dahin für mich. Ich konnte seine Untreue verzeihen, sein Scheiden von mir beweinen, aber ich vermag nicht, die Gewißheit zu ertragen, welche ich heute erhielt, daß der Mann, den ich einst liebte, zum schändlichen Verräther an mir wurde."

„Saint-Preuil sollte dessen fähig sein?" rief die Königin.

„Es ist so. Fragen Sie mich nicht weiter. Nehmen Sie hier den Brief an die Herzogin, dieses entsetzliche Blättchen Papier ist das Todesurtheil meines Lebensglückes — vielleicht auch das Verderben vieler Menschen."

„Sie wissen mehr!" drängte Anna von Oesterreich. „Ein Geständniß wird Ihre Brust erleichtern — sprechen Sie. Wer ist bedroht? wie wurde Saint-Preuil zum Verräther?"

„Jene Nacht des sechsten Mai, von welcher der Cardinal sprach, ist verhängnißvoll geworden und die, welche den Capitän zum Verrath getrieben hat, ist . . . Marion de Lorme."

Ein leises Räuspern unterbrach die Sprechende. Ein Mann im grauen Reisegewande, mit Degen und Pistol bewaffnet, erschien im Garten.

„La Porte!" rief die Königin, „hier, nimm den Brief!" Sie reichte ihm das Schreiben an die Herzogin. „Dieses ist der wichtige Brief. Du weißt, um was es sich handelt, Du gibst ihn nur der Herzogin selbst, verbirg ihn sorgfältig."

„Geben Sie mir schnell alles, Majestät!" sagte La Porte. „Ich habe keine Zeit zu verlieren, mit genauer Noth entging ich dem Könige und dem Cardinal. Der verdammte Hund bellte mich an — ich hätte nur einen Schritt weiter gehen dürfen und ich stand dem Könige gegenüber."

Er barg die Briefe in seine weiten Taschen. „In dreißig Tagen bin ich zurück, Majestät!"

La Porte kroch in die Gebüsche und gelangte zu dem Gartenwege.

„Gehen wir jetzt?" sagte Anna von Oesterreich. „Und Du, meine gute Maria — Du hast Dir den Dank Deiner Herrin, ihre Liebe für ewig erworben. Verzeihe mir, wenn ich Dein Opfer annahm."

Sie küßte Maria auf die Stirn, das Fräulein von Hautefort war bleich und ruhig. Sie preßte die Hand der Königin an ihr pochendes Herz.

„Es ist ein hohes — ein großes Bewußtsein, die schönste und größte Königin dieses Erdtheils gerettet zu haben!" rief sie. „Vergelten Sie mir diesen Dienst durch zwei Gegendienste: Suchen Sie Saint-Preuil zu retten, meinen Bruder zu befreien, wenn über beiden die Wetterwolke schweben wird — und wenn Ihnen dies gelungen ist, dann, gnädigste Königin, schenken Sie mir eine Zelle, ein stilles Plätzchen in Ihrem Kloster zu Val de Grace."

— — — — — — — — — — — —

„Saint-Preuil!" murmelte der König, als er wieder mit dem Cardinal in seinem Zimmer angekommen war. „Ich hörte bereits von seiner Anmaßung gegen die Ersten des Reichs — er hat im Ballspielhause die Brezés maltraitirt. Er hat Desnoyers beleidigt. Er soll in seinen Garnisonen mit eiserner Strenge walten — es ist ein sittenloser Mann, dessen anstößige Verhältnisse Jedermann tadelt — die Hautefort — sie thut mir wahrlich leid. Glaubst Du, daß sie ihn wirklich liebte?"

„Ohne Zweifel, Sire!" bestätigte der Cardinal.

„Und jenes Schreiben, welches sie so geschickt verbarg, war wirklich an Saint-Preuil gerichtet?"

„Sire!" entgegnete Richelieu. „Ich glaube es nicht!"

„Nicht?" schrie der König zornglühend. „Nicht? dann war es also doch ein verrätherisches? es war ein Brief an — —"

„Christine von Savoyen. Ohne Zweifel!"

„Aber Du sprachst unten im Garten ganz anders — Du warst der erste, der mir zuflüsterte, es sei ein Liebesbrief."

„Ich bin zu andern Resultaten gekommen, als ich reiflicher überlegte."

„Ah — ich wünschte wohl zu wissen, an wen der Brief gerichtet war."

„Das wäre leicht zu erfahren gewesen, wenn Eure Majestät das Schreiben genommen hätten."

„Schweig," rief der König, dem die Scene im Garten noch jetzt in der Erinnerung, das Blut ins Gesicht trieb. „Ich wünschte wohl es wäre ein Brief an Christine von Savoyen gewesen," setzte er leise hinzu.

„Ich hoffe Euer Majestät bis morgen früh darüber Auskunft ertheilen zu können," sagte der Cardinal mit lauerndem Blicke.

„Was soll das heißen?"

„Ueberlassen das Euer Majestät mir ganz allein."

„Aber wenn es doch ein Brief an diesen Saint-Preuil ist, wenn wir nun ein ganzes Bekenntniß der Neigung für den Capitän in Händen halten?"

„Dann können Sie immer noch handeln, Sire, wie Sie wollen. Der Capitän Saint-Preuil ist ein heißblütiger Mann — es findet sich leicht ein Vorwand, ihn zu beseitigen; Leute, die gefährlich werden, steckt man in die Bastille," mit sich selbst redend setzte er hinzu: „Sie können dann mindestens nicht erst plaudern, was sie in Schlafzimmern hörten."

„Hm!" überlegte der König, „das ist nicht gut. In zehn bis zwölf Tagen haben wir vielleicht den Krieg. Saint-Preuil ist einer der tapfersten Degen — ich hatte ihn sehr lieb als solchen — ich brauche ihn im Felde."

„So lassen Sie ihn, wo er ist."

Der König spielte mit dem Schlosse der dicken Bitrybüchse.

„Sagte die Königin nicht — Du ja auch — Saint-Preuil und die Hautefort seien geschieden von einander?"

„Ja Sire, dies ist richtig."

„Also liebt er sie nicht mehr!"

„Ich weiß nicht, ob der Capitän noch Neigung für das Fräulein hegt, aber ich weiß: daß sie sich trennten in der Nacht des sechsten Mai."

„Ha — das war es. In der Nacht! ja — was ist da geschehen?"

„Nun — das ist ein Geheimniß der Liebenden."

„Der Liebenden — richtig," rief der König, den Deckel des Büchsenkastens heftig zuschlagend, „man muß ein scharfes Auge auf diesen sittenlosen Saint-Preuil richten."

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom zu Halberstadt.

Ehe ich den Halberstädter Dom besichtigte, suchte ich die Gegenwart abzuschütteln und mich in die altbisthümliche Zeit zurückzuversetzen. Ich vermochte das leicht, ohne die Phantasie zu stark dabei zu Hilfe zu nehmen. Selbst das Dampfroß, welches noch vor kurzem in die Straßen Halberstadts gellend hineinpfiff, sich hart an die Ueberreste seines alten Gemäuers drängte und fast unter den Thürmen seiner alten Kirchen dahinschnob, hielt sich seit der Wiederherstellung des Stephansdoms in geziemender Entfernung von dem Lieblingssitz der alten Capitelherren. Es setzte mich unweit des Dorfes Wehrstädt ab, und veranlaßte einen Halberstädter, der merkwürdiger Weise das Eingehen des alten Bahnhofs hart an der Stadt für einen Bruch mit der patriarchalischen Vergangenheit hielt, zu einer beißen-

den Bemerkung. Er sehnte dort, wo er früher mit Dampf fuhr, verächtlich den rückschrittlichen Omnibus ab, und während ich mich von demselben auf Halberstädtisches Gebiet überführen ließ, keuchte er grollend hinterher. Von Wehrstädt bis Halberstadt sah ich wegen des Staubes, den das Fuhrwerk und sein Gespann aufwirbelte, nichts, konnte also auch durch nichts Modernes, falls es mir wirklich im Wege lag, aus meinem mittelalterlichen Brüten aufgeweckt werden. Erst unweit des Domplatzes stellte das Gefährt sein Gepolter ein, und ich trat auf die Straße. Ja, da sah ich mich ja mitten in die Gruppe der kleinen Holzhäuser mit den spitzen Dächern und dem alterthümlichen Schnitzwerk versetzt. Hier wagte es niemand, sein etwa baufälliges Haus mit der Absicht niederzureißen, das alte Holz zum alten Eisen zu werfen und eine blitzneue Häuslichkeit im modernen Styl in die alte Reihe treten zu lassen. So billig er auch sein modern steinernes Haus in der Brandkasse unterbrächte, so theuer würde es ihm in der öffentlichen Meinung angekreidet werden. Hohn und Spott wäre die Folge eines so schroff von der Väter Art abweichenden Baues, falls er überhaupt zu Stande käme. Nur die Post hatte inmitten der mittelalterlichen Häusermasse das Vorrecht, ihre Turn- und Taxische Abstammung zu verleugnen und sich so groß und wenig feuergefährlich zu zeigen, als sie es nach den benöthigten Räumlichkeiten und den ihr anvertrauten Poststücken für gut hielt. Wie innig, wie zutraulich schmiegten sich dort in jener Seitenstraße die alten Holzhäuser aneinander. Die Dachreiter saßen noch nach althanseatischer Art im Sattel, und den Luken mit den Spitzthürmchen fehlte nichts als ein Privatglöcklein. Der Nachbar konnte dem Nachbar über die Brandmauer hinaus von Fenster zu Fenster das Nürnberger Eierlein hinhalten, damit er selbst sehe, wie lange es noch bis zur Mittagsstunde und zum Aushub der Domglocke. Je reicher der alte Halberstädter war, desto mehr ragte die obere Etage seines Hauses über die untere hervor, denn jetzt konnte der Bürgermeister unten sehen, daß es an Eichenholz und überflüssiger Balkenlänge nicht gefehlt, und daß aus den mit Schnitzwerk versehenen Balkenköpfen und den mit Figuren ausgefüllten Hohlkehlen auf die Bildnißkunde und den Schönheitssinn des Hausbesitzers handgreiflich zu schließen sei.

Da war ich auf dem Marktplatz angekommen, der in den Hauptstädten der alten Bisthümer immer so viel wie möglich in seiner Ursprünglichkeit erhalten wird. Das Rathhaus, der Rathskeller und der Schuhhof zeigten das Interessanteste an Schnitzwerk, Wappen, Inschriften, Figuren und Figürchen. Manches Stück davon gehörte freilich den Klöstern und war der bunteren Mosaik wegen hierher versetzt worden. Am meisten hatte sich das Rathhaus mit fremden Federn geschmückt. Es hatte Wappen aus klösterlichen Kreuzgängen unter, und Ueberreste alter kirchlicher Glasmalerei in den Fenstern. Während der gigantische Roland mit ernster Miene darauf hindeutete, daß hier drinnen in den Gemächern der Rathsherren Gewalt und Recht zu Hause, ließ sich der Bürgermeister draußen im Reliefbilde inmitten des Stadttrompeters und Dudelsackspfeifers gemächlich den Magen streichen. Daß in diesem Stücke ein gemüthlicher Klosterbruder seine Launen und vielleicht auch die Wirklichkeit illustrirt, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Jetzt hatte ich mich ganz in die Vergangenheit verpüppt, sah gleichsam die alten markigen Gestalten durch die engen Gassen eilen und die altdeutsche Hausfrau aus dem mit Schnitzwerk verzierten kleinscheibigen Giebelhause hervorgrüßen, da tauchte auch schon der Dom mit seinen Doppelthürmen hervor, und bald war ich hart an ihn herangetreten. Die ihn umlagernden Häusergruppen verhüllten ihn sorgfältig vor der neugierigen Ferne.

Sein Aeußeres ließ beim ersten flüchtigen Anblicke keine bedeutende Wirkung des Innern muthmaßen, und die funkelnagelneuen Thürme schienen ihren mittelalterlichen unteren Theil mit dem altehrwürdigen Portal und dem Radfenster darüber schier in den Boden drücken zu wollen. Das Alte versöhnt sich mit dem Neuen schwer, und die neuen Thürme trugen jedenfalls dazu bei, daß sich an dem alten Dom ein Drang nach schlankeren Verhältnissen unverkennbar geltend machte, als ich ihn von der günstigsten, nämlich von der freien Nordseite her betrachtete. Ich glaubte, auf ein lichtes, weiträumiges Innere durchaus verzichten zu müssen, wenn nicht eine längere, aufmerksamere Beobachtung namentlich seines Strebesystems mich auf andere Gedanken gebracht. Ein bedeutender Theil der Außenkräfte war lediglich zur Verwirklichung einer kühnen Construction des Inneren aufgeboten worden, das zeigten namentlich die Strebepfeiler, welche sich in tabernakel- und fialengekrönten Absätzen, nach Kräften die schwere, wagerechte Linie unterbrechend, zahlreich bis dahin emporschwangen, wo sie den aus den schmalen Zwischenmauern der Fenster entsendeten Bogen auffingen. Die Ornamentik hatte — wenigstens auf der Nordseite, alles aufgeboten, um das Constructive in den Hintergrund zu drängen. Weniger war das auf der Südseite der Fall, die der Beschauer hier im Bilde sieht, und an die ich mich anfangs vergebens zu drängen suchte, weil sie durch den Kreuzgang abgesperrt und noch durch alte Bauten umlagert ist. Der Halberstädter St. Stephan hat manches mit dem Wiener gemein. Hier wie dort scheinen die Unterbauten der beiden Westthürme von einem früheren romanischen Dom herzustammen, der den Flammen erlag. Noch mehr, der gothische Hauptbau läßt in beiden Domen drei Stufen der Entwickelung deutlich erkennen.

Glücklicherweise hatte die Bedienung, die ich benachrichtigte, daß ich das Innere des Domes zu sehen wünschte, den Schlüssel in das Portal gesteckt, und war wieder davongegangen. Ich konnte jetzt allein in das Innere treten, und, ohne durch ein verlautes Wort in meiner gehobenen Stimmung gestört zu werden, das im schönsten gothischen Styl prangende Langhaus bewundern. Frei, ja kühn schwang sich das Mittelschiff über die beiden Seitenschiffe empor. In demselben Maße, wie sich die Weite beschränkte, dehnte sich die Länge und Höhe aus, und die Spitzbogen mit ihrer fein durchgeführten Gliederung hatten in der That eine kühne Construction verwirklicht und eine außerordentliche Höhenwirkung erzielt. Die Fenster, mit ihrer mannigfaltigen Maßwerkfüllung, welche zahlreich die Wandflächen ausfüllten, gaben namentlich mit ihren Oberlichtern dem ganzen Inneren eine überaus reiche Lichtwirkung. Die an die Pfeiler angelegten Säulen stiegen anmuthig zu dem Gewölbe empor und schwangen an seinen Kreuz- und Quergurten gleichsam noch fort. Zum Chorschluß war die Achteckseite gewählt; sie gestattet zwar keinen halbkreisförmigen Schluß, wie die Zehneckseite, aber diese einfachste Form der Choranlage ist und bleibt doch immer von großer ästhetischer Bedeutung. Während einige von den Fenstern nur noch vereinzelte Reste schöner alter Glasmalerei enthielten, waren drei mit leuchtenden Glasgemälden gefüllte in der offenen Marienkapelle hinter dem Chor die schönsten Zierden des Domes. Als ein Kleinod der Sculptur prangte vor allem der Lettner, oder das Lectorium, die Tribüne, von welcher der Bischof sprach; dieses Cabinetsstück fesselt nicht nur durch eine echt künstlerische Formenfülle, sondern auch durch seine bis in das kleinste Detail herrlich ausgeführte Ornamentik.

„Der dem heiligen Stephan geweihte Dom kann mehr wie andere kirchliche Bauten erzählen," meinte die Bedienung, welche sich endlich eingefunden, um mir die kleinodien- und reliquiengefüllten Truhen und Schränke des mit dem Dom verbundenen Capitelsaales zu erschließen. Vorher aber führte sie mich noch zu den Grabstätten der ersten Bischöfe, zu den alten, reichgeschnitzten Chorstühlen der Domherren, zu den aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammenden Wandteppichen des Chores, in die biblische Darstellungen hineingewirkt waren. In dem Capitelsaal endlich machte sie mich auf ein berühmtes Gußwerk von Peter Vischer, einen als Lesepult dienenden Adler aufmerksam, während ich mich von einem aus Speckstein gearbeiteten Kunstwerke, welches Christus am Kreuz mit den würfelnden und streitenden Kriegsknechten darunter darstellte, nicht trennen konnte. Räuchergefäße, Lampen und Rosenkränze, Kelche und Kelchdecken, Mitren, Stolen, Bursen und mit Schmuck überschüttete Marienkleidchen hingen und lagen in den Truhen, die sich jetzt knarrend erschlossen. Ueber und unter den Schränken hingen an den Pfeilern und Wänden Heiligenschreine, Altarbilder und Reliquienkästchen.

„Bischof Hildegrin," so begann die Bedienung dann, „soll im 9. Jahrhundert schon den Grund zu einem St. Stephan gelegt haben, doch der übereilte Bau stürzte vor der Vollendung wieder zusammen. Eine zweite Aufführung des Tempels im zehnten Jahrhundert hatte ebenfalls ein nur kurzes Dasein, da ihn die Flammen verzehrten. Ein abermaliger Neubau, welcher ein ganzes Jahrhundert vorhielt, fiel Heinrich dem Löwen, der Halberstadt mit Feuer und Schwert heimsuchte, zur Beute, und noch einige bei der jüngsten Restauration der Kreuzgänge entdeckte, und wieder eingemauerte Säulen erinnern an jene trübe Zeit. Abermals stieg der Dom neu empor, und gelangte auch im Jahre 1220 wieder zur Vollendung. Daß er aber nach dieser Zeit noch vielfach zerstört und wieder verbessert wurde, beweisen seine verschiedenen Jahrhunderten angehörigen Theile."

Ein Glanzpunkt für Halberstadt und seinen Dom war aber die Zeit, wo sich der große Churfürst im Jahre 1650 in dem St. Stephan huldigen ließ und das Bisthum Halberstadt als weltliches Fürstenthum seinen Marken einverleibte. Was der siebenjährige Krieg und die Franzosen dem Dom gethan, weiß ich nicht mehr genau. Viel kann es nicht gewesen sein, sonst würde Gleim, der Domsecretär, der ein langes Kapitel über die Verwüstung seines Gartens schrieb, auch wohl dem Dom eine Seite gewidmet haben. Jedenfalls aber alterte er stark, der Dom, und wir können nicht genug dafür dankbar sein, daß endlich Friedrich Wilhelm der Vierte eine gründliche Wiederherstellung mit möglichster Schonung des Alten und Alterthümlichen anordnete.

„Kann ich auch den Kreuzgang, die Wohnung der alten Domherren, namentlich aber den berühmten Weinkeller des Capitels besichtigen, dem Gleim so oft seinen Besuch abstattete? Vielleicht liegt noch ein alter Rest des edelsten Rebensaftes daselbst hinter den Gittern und droht ungetrunken auf die Neige zu gehen," fragte ich dann.

„Wir wohnen jetzt in dem Hause der alten Domherren und über dem Weinkeller, der trocken und unzugänglich ist. Das alte Domhaus soll auch abgerissen werden, damit der St. Stephan freier zu liegen kommt. Unsere Wohnung wird in den Kreuzgängen, die stehen bleiben, eingerichtet und da wohnen wir freilich dunkler und unheimlicher, als über dem Domkeller, und müssen uns erst an die alten Grabsteine und gespensterhaften Bilder, die wir zu Nachbarn bekommen, gewöhnen," lautete die Antwort.

Als ich den Kreuzgang in Augenschein nahm, daran noch tüchtig restaurirt wird, sah ich, mit welcher Umsicht die Wiederherstellung des Alten geleitet wird. Ganz versteckte und gleichsam außer dem inneren organischen Zusammenhang stehende, halb und ganz zerstörte Ornamente, als: Säulenkapitäle, Zinnenkränze u. s. w. bekundeten in der Erneuerung den geschickten Meißel des Steinmetzen.

Zum Schluß bestieg ich das Glockenhaus der Martinikirche, deren Geläut die metallenen Zungen ganz Halberstadts übertönt, und betrachtete noch einmal den Dom aus der Vogelperspektive, wie er hier im Bilde vorliegt. Bald werden die letzten Häuser, die noch nestartig an ihm kleben, verschwunden sein, und dann athmet der noch alpgedrückte Münster des heiligen Stephan freier. Er wird noch lange ein redendes Zeugniß von einem starken Bürgerthum sein, dessen Macht und Glaubenseinheit in den Domen seinen architektonischen Ausdruck fand. Wenn auch längst die alten freien Institutionen untergegangen sind, so ist doch etwas Höheres und Schöneres an die Stelle getreten, nämlich ein Zusammenwirken mit nationalem Bewußtsein im ausgedehnteren Kreise.

Friedrich Bücker.

Fliegende Blätter aus Amerika.

V. Ein Besuch im Goldland.*)

Seit Entdeckung der Goldminen von Californien hat jedes Jahr in den Minenländern am nördlichen Stillen Ocean wenigstens ein epidemisches Goldfieber aufzuweisen. Aus allen Richtungen der Windrose strömen, sobald die Fama und die Landeszeitungen die Localität des neuentdeckten Goldlands ausposaunt, Goldjäger bei hunderten und bei tausenden dorthin, um ihr Glück zu suchen; Abenteurer aller Art und Kaufleute schließen sich ihnen an; lange Züge von Packthieren, mit der ganzen Einrichtung einer nagelneuen Stadt, mit Lebensmitteln und mit Werkzeugen zum Bearbeiten der Minen beladen, sieht man, dicht aufeinander folgend, auf bis dahin nur von Indianern betretenen Pfaden durch die Urwildnisse ziehen; in sonst stillen, einsamen Thälern und Gebirgsgegenden erschallt das Geschelte der Maulthiertreiber, und das Knallen von Büchsen und Revolvern scheucht Wölfe, Bären und Antilopen aus ihren Schlupfwinkeln auf, und nicht selten mischt sich das Hurrah der Goldjäger mit dem hundegebellähnlichen Kriegsgeschrei ergrimmter Rothhäute, welche den Bleichgesichtern den unberufenen Eintritt in ihre Wildnißheimat streitig machen.

An einer günstigen Localität in dem neuentdeckten Minendistrict projectirt irgend ein schlauer Yankee eine Stadt mit pompösem Namen und bietet Grundstücke zum Verkauf aus; bald steht eine Bretterhütte da, worin jemand Schnaps verkauft, ein Restaurant schließt sich dem Tempel des Bacchus an und ein stämmiger Sohn des Vulcan fabricirt daneben in einer Grobschmiede Piken für die Goldgräber und beschlägt die störrischen Maulesel, — und ehe zwei Monden vergangen, steht ein schmuckes Städtchen in der Wildniß da, mit eleganten Trinksalons, Kaufmannshäusern, Hotels, Restaurationen, Hurdy-Gurdy-Tanzhäusern, Spielhöllen, Billardzimmern u. s. w. In den umliegenden Schluchten und Thälern, an Flußläufen und Bächen bauen Goldgräber ihre Hütten und schaufeln goldhaltige Erde in schnell zusammengezimmerte Goldwaschrinnen und sogenannte Wiegen, um den Mammon auszuwaschen. Meilenlange Gräben werden an den Bergabhängen herumgeleitet, um das Wasser irgend eines näher oder entfernter liegenden Flusses, den man an seinem oberen Laufe abzapft, nach den nöthigen Punkten zu leiten, wo man es zum Auswaschen goldhaltiger Erde vortheilhaft verwenden kann, während hunderte von Goldjägern, mit Schaufel, Pike und Goldwaschschale versehen und mit Büchse und Revolver zum Kampfe gegen die Indianer ausgerüstet, täglich die Berge durchstreifen, tiefe Löcher bis zum Grundfelsen graben und die ausgeworfene Erde an dem nächsten bequemen Wasserlaufe oder in einer Pfütze in kleinen Quantitäten in Eisenschalen auswaschen, um auszufinden, ob der Boden Gold in genügender Menge enthalte, — sogenannte „Prospectors", welche meistens am Abend in die Stadt zurückkehren und entweder wie Rohrsperlinge auf das Land schimpfen, wenn sie nicht einmal die Farbe (nämlich des Goldes) in der Schale gefunden, oder die fabelhaftesten Gerüchte von dem Reichthum eines neuentdeckten Claim (Anrecht des Entdeckers auf goldhaltigen Boden) circuliren und von Hunderttausenden und Millionen reden, obgleich sie nicht einmal im Besitze eines zweiten Hemdes sind. Im Falle in dem neuentdeckten Goldminendistrict, wie nicht selten vorkömmt, alles, nur nicht Gold, zu finden ist, und das Goldfieber weiter nichts, als eine Geschäftsunternehmung eines geriebenen Yankee und ein Schwindel reinsten Wassers war, verschwindet die neugebackene Stadt ebenso schnell wieder vom Boden, wie sie entstand, die Rothhäute sind wiederum die unumschränkten Herren der Wildniß und die enttäuschten Goldjäger schwärmen unter Verwünschungen auf den Humbug, der sie oft hunderte von Stunden weit nach dem vorgespiegelten Eldorado gelockt, durch das Land, um anderswo ihr Glück zu suchen.

Das Frühjahr dieses Jahres hat der wandersüchtigen Bevölkerung dieser Länder zwei epidemische Goldfieber gebracht, das eine das von den Sweet Waterminen, im nordöstlichen Winkel des Territoriums Utah, zwischen der Kette der Windflußberge und dem Südpaß in den Felsengebirgen gelegen, das andere von den Willow Creekminen (Minen am Weidenbach), östlich von den Blauen Bergen im Staate Oregon.

Als die Frühlingssonne den Schnee von den Bergen bei Boise City zu schmelzen begann, in welcher Hauptstadt des berühmten Goldlands Idaho ich im vergangenen Winter meinen Wohnsitz aufgeschlagen, schien es, als ob die gesammte Bevölkerung dieses Ultima Thule vom Goldfieber angesteckt sei, und „Sweet Water" und „Willow Creek" waren in Jedermanns Munde. Auch ich ward von dem dazumal dort arg grassirenden Goldtyphus angesteckt und beschloß einen kleinen Abstecher nach den nur 120 englische Meilen von Boise City entfernten Willow Creekminen zu machen und der dort eben entstehenden nagelneuen Goldstadt Eldorado City, von der die Fama das Wunderbarste ausposaunte, einen Besuch abzustatten.

Um zwei Uhr nachts des 10. März sagte ich Boise City Lebewohl. Unsere erste Tagereise, welche uns bis nach „Farewell Bend" an den Schlangenfluß (snake river) brachte, 85 englische Meilen von Boise City, bot nicht viel Interessantes. Die Berge waren überall noch mit Schnee bedeckt und selbst die fruchtbaren Thäler des Boise, Payette und Weser, Nebenflüsse des Snake, welche wir durchkreuzten, gaben ein einförmiges Bild, da die Jahreszeit zum Bebauen der Felder noch zu früh war. Den an 200 Ellen breiten Schlangenfluß überschritten wir am Ende unserer Tagereise auf einer fliegenden Kettenfähre und nahmen am jenseitigen Ufer in Olds Fährhause Quartier, als sich die Schatten der Nacht eben auf die wilde Gebirgslandschaft legten.

*) S. Nr. I—IV. Jahrgang IV. S. 391. 488. 632. 750.

Am nächsten Morgen bestieg ich mit noch einem Reisegefährten, einem Goldgräber aus Californien, aufs neue unser Gefährt, das uns von Olds Fähre direct nach Eldorado bringen sollte. Da dieses die erste Postkutsche war, welche den Weg durch die Berge nach den Willow Creekminen unternahm, so hatten wir uns mit Stricken, Beilen, Schaufeln und ähnlichen Werkzeugen wohl versehen, um unvorherzusehenden Schwierigkeiten zu begegnen und den Wagen sicher durch die Wildniß zu lootsen.

Wir verließen jetzt die Hauptlandstraße, welche von Boise City über die Blauen Berge nach der Stadt Umatilla an den Columbia führt, und steuerten hinaus in eine öde Gebirgslandschaft. Von Baumwuchs war nirgends die Spur und das verkrüppelte Sagegestrüpp (wildes Salbei), welches die Berge bedeckte, und die damit abwechselnden Schneefelder gaben der Landschaft ein trostloses Aussehen. Aber wir fuhren ohne besondere Schwierigkeiten in den aufeinanderfolgenden Thalmulden hin. Nur drei Mal blieben wir in Sumpflöchern stecken und waren gezwungen, den Wagen loszuschaufeln und auf höheres, festes Terrain zu ziehen. Gegen Mittag sahen wir von einem Bergrücken die breite Niederung des Willow Creek, an dessen oberem Laufe die neuentdeckten Goldminen liegen, vor uns und langten bald darauf bei dem sogenannten „Felsenhaus (rock house)“ an.

Das Felsenhaus war die Wohnung von sechs Junggesellen, welche sich besonders mit dem Einsammeln von Heu beschäftigten, das in den Niederungen am Willow Creek in Hülle und Fülle wuchs. Das Heu verkauften sie an Ort und Stelle für die Kleinigkeit von hundert Dollars die Tonne (20 Centner), und von den tagtäglich in Menge vorbeipassirenden Fuhrleuten und Goldjägern nahmen sie für Logis und Mahlzeiten manchen „ehrlichen Pfennig“ ein. Bereits vor vier Jahren hatten sie sich hier angesiedelt, ganz allein inmitten feindlich gesinnter Indianer, mit denen sie manches interessante Scharmützel zu bestehen gehabt. Die Schießscharten in den dicken Wänden des Felsenhauses und die dort befindlichen zahlreichen Hinterladungswaffen neuesten Musters, Patronen, Pulverflaschen u. s. w. sprachen deutlich genug, daß dieses nicht eine Stätte des Friedens sei.

Nachdem wir hier einem raschbeschafften Diner alle Ehre angethan und unseren Wirthsleuten als üblichen Preis dafür einen Dollar in Goldstaub ausgewogen, sagten wir dem Felsenhause Lebewohl.

Gegen Abend kamen wir bei gutem Wetter an den Willow Creek; aber als wir weiter fuhren, fing es heftig an zu schneien, und bei einbrechender Nacht strich ein eisiger, scharfer Wind über die öden Berge und trieb den feinen, halbgefrorenen Schnee uns ins Gesicht. Aengstlich spähten wir deshalb nach den Gaslichtern von Eldorado City. Endlich gewahrten wir linker Hand ein Licht, das abwechselnd aufflackerte und erlosch. Der Kutscher vermuthete, daß das Licht in Eldorado City sei und erbot sich, auf Recognoscirung hinzugehen, wenn wir beiden Passagiere den Wagen bis zu seiner Rückkehr bewachen wollten, worin wir einwilligten.

Fast eine Stunde lang blieben wir in dem Schneesturm mit dem Wagen allein. Endlich kam der Fuhrmann zurück und brachte die frohe Nachricht, daß wir nur eine Viertelstunde von Eldorado City entfernt seien; er hätte sich erst noch ein bischen mit einem heißen Whiskypunsch erwärmt und hoffte, daß uns das Warten nicht zu lange gedauert.

Wacker hieb er nun auf das Viergespann ein und rasch fuhren wir quer durch den Schnee, den Berg hinunter und dem ersehnten Goldhafen entgegen. Plötzlich verschwanden die beiden Vorderpferde in der Erde. Wir wähnten im ersten Schrecken, daß die Gäule über einen Felsabhang gestürzt, und sprangen kopfüber vom Wagen in den Schnee, da wir fürchteten, daß die Deichselpferde mit der Stange den Vorderpferden im nächsten Augenblick in die unbekannte Tiefe folgen würden. Im Nu hatten wir die Stränge abgeschnitten und rissen die Deichselpferde am Rande eines schwarz aufgähnenden Minenschachts herum, in welchen die Vorderpferde hinabgestürzt. Die lebendig begrabenen Thiere nothgedrungen vorläufig ihrem Schicksal überlassend, fuhren wir vorsichtig um den Schacht herum und erreichten endlich glücklich die ersehnte Goldstadt.

Mehr als ein Dutzend Häuser konnte ich bei dem Schneegestöber in Eldorado City nicht entdecken und war froh, als wir das Nevada Hotel erreichten, ein elendes Bretterhaus, das aussah, als ob der Wind es jeden Augenblick umwerfen könnte. Das räucherige Gastzimmer war gedrängt voll von einer Gesellschaft lärmender Goldgräber, von denen die meisten sofort hinauseilten, sobald sie von dem uns betroffenen Mißgeschick vernahmen, um die Pferde womöglich aus dem 28 Fuß tiefen Minenschacht zu retten. Diese Mühe war jedoch vergeblich, da beide Pferde den Hals gebrochen hatten.

Nach eingenommenem Abendessen verfügte ich mich treppauf, um mir ein passendes Nachtlogis zu suchen. Von Betten war im Nevada Hotel keine Rede, und hatte ich solche in Eldorado auch nicht erwartet. Jeder Reisende in diesen Ländern führt seine Wollendecke bei sich, und ich hatte mich, ehe ich die Reise antrat, noch mit einer extra wasserdichten Gummidecke und mit einem Kopfkissen versehen, so daß ich in Bezug auf Bettzeug mich in besseren Umständen befand, als die meisten Goldtouristen.

Bald fand ich neben der warmen Ofenröhre, die vom unteren Gastzimmer quer durch den Dachstuhl lief, ein zutrauliches Plätzchen, das ich sofort in Beschlag nahm. An der anderen Seite der Ofenröhre hatten sich eine spanische Donna und ein Greaser (Schmutzpelz, d. h. Mexicaner) einquartiert, die sich in einer Fülle von „Carachos“ und „Carambas“ ergingen, wenn der Wind ihnen den Schnee durch das löcherige Dach ins Gesicht trieb.

„Buenos dias, Señor!“ — rief eine heisere Baßstimme mir von der anderen Seite der Ofenröhre zu, als ich am Morgen des 12. März anno Domini 1868 auf dem Dachboden des Nevada Hotels in Eldorado City erwachte. Die heisere Baßstimme gehörte der spanischen Donna an, deren flüchtige Bekanntschaft ich abends zuvor gemacht. Besagte Donna lag in Eldorado der edlen Kunst des Wahrsagens ob und lüftete den biederen Goldgräbern für die Kleinigkeit von fünf bis zehn Dollars in schnödem Goldstaub vermittels Kartenschlagens die Schleier der Zukunft.

Den freundlichen Morgengruß der reizenden Donna hastig erwidernd, erhob auch ich mich von meinem Lager, schüttelte den Schnee ab und verfügte mich schleunigst herunter in das räucherige Gastzimmer des Hotels.

Meine nächste Sorge war, mir ein besseres Quartier zu verschaffen als das Nevada Hotel, wo die Küche ein getreues Seitenbild zu dem Schlafstellendepartement bildete. Ein solches fand ich auch bald bei einem Geschäftsfreunde, der in einer Bretterbude von zwölf Fuß im Geviert die biederen Goldgräber für Goldstaub mit Werkzeugen zum Minenbau, mit Kleidungsstücken, Erbsen, Speck, Mehl, Whisky, Tabak und sonstigen Lebensbedürfnissen versorgte und gleichzeitig den Koch für sich und seine zahlreichen Gäste spielte.

Unter der Leitung meines freundlichen Wirthes nahm ich Eldorado City und seine Umgebung zunächst etwas näher in Augenschein. Ich zählte dreizehn Häuser in der Goldstadt, eine Zahl, welche die Fama in Boise City bereits auf 200 bis 300 vermehrt hatte. Die bis jetzt noch namenlosen Straßen waren von Koth und halbgeschmolzenem Schnee fast grundlos, und die umliegenden nackten Hügel gaben im winterlichen Kleide ein nichts weniger als idyllisches Bild. Die banditenähnlich aussehende Bevölkerung dieses berühmten Goldhafens hatte sich meistens in den Whiskykneipen concentrirt, wo die lärmende Unterhaltung sich um den fabelhaften Werth von unerforschten Claims drehte und man von Zehntausenden sprach, als ob jeder nach Belieben Schätze aus den umliegenden Hügeln und Schluchten herausschaufeln könnte. Binnen einer Viertelstunde wurden mir mindestens zwei Dutzend Claims zum Verkauf angeboten und zwar zu den bescheidenen Preisen von je 2000 bis 20,000 Dollars — und drüber. Ich lehnte diese freundlichen Anerbietungen jedoch höflich ab und entschuldigte mich damit, daß ich mich erst etwas mehr in Eldorado umsehen müsse, ehe ich, wie ich beabsichtigte, ein paar tausend Dollars in Claims anlegen könnte. Diese bescheiden gemachte Erklärung und mein im Vergleich zu der Bevölkerung von Eldorado aristokratisches Aeußere stempelten mich sofort zu einem Krösus und öffneten mir die Herzen aller anwesenden Claimspeculanten und Whiskytrinker.

Die Unterhaltung mit meinen neuen Freunden drehte sich zunächst um die in der Nähe der Stadt liegende goldhaltige „Klapperschlangenschlucht.“ Dieselbe hatte ihren Namen von den zahllosen dort hausenden Klapperschlangen erhalten, welche den Jagdlustigen in Eldorado für den kommenden Sommer viel Vergnügen in Aussicht stellten. Andere fabelhaft reich sein sollende

Bäche und Schluchten, die alle in den Willow Creek münden oder mit demselben verzweigt sind, waren Shasta- und Rich-Creek, Quarz-Gulch, Jones- und Williams-Flat und eine ganze Legion von *Gulches* (Thalmulden), die alle wohlhabende Käufer suchten. Kleine Quantitäten von allerliebstem Goldstaub (Dust), die ich sah, gaben den augenscheinlichen Beweis, daß der kostbare Mammon in den Hügeln, Bächen und Schluchten um Eldorado keine Mythe sei; aber ich erfuhr bald, daß es an Wasser fehlte, um die Minen auszubeuten.

Wasser ist in den Goldlanden die Wünschelruthe, welche das edle Metall aus der Erdhülle befreit, und ohne dasselbe würde man nirgends, wenigstens nicht in den Vereinigten Staaten, auch nur einen Versuch zum Bearbeiten von goldhaltigem Boden machen. In Mexico gibt es allerdings sogenannte „trockene Goldminen", wo man die goldhaltige Erde auf Wollendecken schüttet, in der Sonne erst fein pulverisirt und dann im Winde hin und her rüttelt, damit der Staub fortfliegt und das schwerere Gold liegen bleibt. Solch ein primitiver Proceß wird aber in den Vereinigten Staaten verlacht. Der Goldgewinn ist dabei ein sehr geringer und würde einem alten californischen Miner kaum für Whisky und Cigarren genügen, viel weniger noch seinen Begriffen von dem legitimen Einkommen eines vom Schicksal zum Millionär oder Billionär berufenen Goldgräbers entsprechen.

Für die Willow Creekminen war der *Burntfluß*, ein Nebenfluß des Snake, die nächste nie versiegende Wasserquelle in spe zum unentbehrlichen Wasserbedarf. Der *große Graben* daselbst, von dem die Zeitungen so viel Redens gemacht, konnte aber, wie ich hörte, schwerlich in diesem Jahre fertig werden. Obgleich der Burntfluß in gerader Richtung nur sechs engl. Meilen von Eldorado entfernt ist, wird genannter Graben doch eine Länge von einigen achtzig engl. Meilen haben, um das Wasser jenes Stromes an den zwischen ihm und Eldorado liegenden Bergzügen herum und an seinen Bestimmungsort zu leiten. Die Kosten zum Bau dieses Mammuthgrabens werden auf 100,000 Dollars veranschlagt.

Während meines fast vierwöchentlichen Aufenthaltes in Eldorado fand ich volle Gelegenheit, das Leben in diesem berühmten Goldhafen recht gründlich kennen zu lernen. Fast täglich langten kleinere und größere Gesellschaften von Goldjägern an, welche die Fama oft aus hunderten von Stunden weiter Entfernung hergelockt hatte. Die meisten dieser Herren vom Revolver, von der Picke und Schaufel verließen Eldorado fast eben so schnell wieder, als sie hergekommen, nachdem sie sich überzeugt, daß bei dem Mangel an Wasser in diesem Jahre kein Glück zu finden sei.

Die bitter enttäuschten Goldjäger waren fleißige Besucher der Whiskykneipen, wo sie ihre Sorgen todttranken, und abends namentlich ging es in den größeren Trinksalons flott her. Eine Einnahme von 200 Dollars an *einem* Abend war in diesen Tempeln des Bacchus nichts Seltenes.

Im Hintergrunde des größten der Eldoradotrinksalons klapperten Silber- und Goldstücke auf den Spieltischen, an denen sich die Goldgräber beim Monte oder Farao amüsirten. In einer Ecke des Zimmers saßen vor einer langen Reihe von Whiskytonnen ein Banjo- und ein Geigenspieler und kratzten ohrzerreißende Melodien von den Saiten herunter, während nicht weit davon ein Haar- und Barbierkünstler solche der Gäste verschönerte, die mehr auf ein elegantes Aeußere als auf einen Dollar schnöden Willow Creekgoldstaubes hielten. Der entsetzlich schlechte Whisky an der *Bar* versetzte manchen der Salongäste in die wildeste Aufregung, und mitunter ertönten Revolverschüsse, welche besonders Lustige im Uebermaß der Freude *zum Spaß* gegen die baumwollene Stubendecke abfeuerten. Nach Mitternacht verwandelte sich der Trinksalon in ein Bivouac; die Goldtouristen streckten sich, jeder in seine Wollendecke gehüllt, im romantischen Durcheinander auf den Fußboden hin oder machten sich's auf Tischen und Stühlen bequem, jeder mit einem geladenen Revolver oder mit einer Henry-Büchse*) unterm Kopfkissen oder an der Seite, und viele modulirten bereits sonore Baßlieder in Dur und Moll und träumten von ganzen Bergen voll Gold, während andere erst zu trinken *anfingen*.

Gemüthlicher und gesitteter ging es abends in der Wohnung meines Geschäftsfreundes zu, bei dem ich Quartier genommen, und wo sich nach des Tages Last und Mühen ein Häuflein Auserwählter versammelte, um der geselligen Freude zu pflegen. Da Stühle in unserem *Store* unbekannte Größen waren, so machte es sich die Gesellschaft den Umständen nach auf Wollendecken, Ballen, Fässern, Kisten und Kasten bequem, Abenteuer aller Art wurden der Reihe nach vorgetragen, und wenn ein Gläschen Kirschbrandy oder Eierpunsch die Zungen einiger anwesenden alten californischen Goldjäger gelöst, so wurden diese Vorträge öfters höchst interessant.

Die Willow Creekgoldminen wurden bei unseren Abendgesellschaften selbstverständlich gründlich erörtert. Ich erfuhr, daß man das erste Gold im Schastabach bereits vor vier Jahren entdeckte, daß die Miner aber wiederholt durch Indianer von ihrer Arbeit verjagt worden wären. Noch im vergangenen Herbste hatten kleine Abtheilungen von Goldgräbern im Bach goldhaltige Erde ausgewaschen, während ihre Kameraden oben auf dem Berge die Indianer mit Henrybüchsen in respectvoller Entfernung hielten.

Den Erzählungen meiner Eldoradofreunde nach zu schließen, ist das ganze östliche Oregon, von den Blauen Bergen bis zum Schlangenflusse, Eine Goldmine und würde, könnte man nur das unumgänglich nothwendige Wasser herbeischaffen, bald selbst Californien zur Zeit seines Glanzes in den Schatten stellen. Auf einem Umkreise von hunderten von Meilen kann man fast nirgends eine Schale voll Erde auswaschen, ohne *die Farbe* zu finden, worunter ein oder ein paar diminutive Goldflitterchen zu verstehen sind. Ein im Goldwaschen Uneingeweihter möchte erstaunen, wie gering selbst bei reichen Minen die Quantität des in der Erde vertheilten Goldes ist. Ein bis zwei Cents Goldstaub zur Goldwaschschale — etwa ein Eimer voll —, was in genanntem Landstriche auf tausenden von Plätzen zu finden ist, zahlt mit genügendem Wasservorrath in Goldwaschrinnen von acht bis zu zehn Dollars jedem Arbeiter pro Tag. Eine Schale voll Erde mit drei Cents Gold darin zahlt in einer *Wiege* — eine primitive Einrichtung, worin ein Mann etwa hundert Eimer oder Schalen voll Erde pro Tag auswaschen kann — drei Dollars pro Tag. Da aber der Tagelohn hier zu Lande sechs Dollars ist, so wird ein *Claim*, das weniger als vier bis sechs Dollars pro Tag einbringt, nicht bearbeitet und bleibt unbenutzt liegen, bis vielleicht in späteren Jahren die mit geringerem Gewinn zufriedenen Chinesen, denen gegenwärtig das Bearbeiten von Minen hier nicht gestattet ist, an Stelle der Weißen treten werden, oder der Tagelohn geringer wird, um auch den Weißen das Bearbeiten eines so armen Bodens zahlend zu machen.

Der goldhaltige Boden liegt in den Willow Creekminen meistens sehr tief, von vier bis zu sechzig Fuß tief auf dem Grundfelsen, und die obere Erde muß fortgeschafft werden, um den sogenannten *Zahlgrund* zu erreichen, was bei dem allgemeinen Mangel an Wasser die Bearbeitung dieser Minen außerordentlich schwierig macht. Trotzdem hörte ich fast jeden Abend von neuen Goldentdeckungen. Ein *Prospector* hatte z. B. einen *Bit* ($12^1/_2$ Cents) in einer Goldwaschschale gefunden, ein anderer vielleicht vier *Bit* (ein halber Dollar), und ein dritter, der sich für den Glücklichsten aller Sterblichen hielt, *einen* Dollar, wogegen andere die *Diggings* verwünschten, da sie trotz aller Bemühungen nie mehr als *die Farbe* hatten finden können. Drei größere Goldstücke, die einen Werth von respective 16—29 und 49 Dollars hatten, welche man während der Zeit meines Aufenthalts in Eldorado an demselben Tage in verschiedenen Schluchten fand, veranlaßten in der Stadt eine wilde Aufregung, und auch in unserer Wohnung ward das wichtige Ereigniß mit einer Extraauflage von Eierpunschen gebührend gefeiert. Willow Creek erfreute sich an jenem unvergeßlichen Abende des einstimmigen Lobes aller Anwesenden, und die *Claims* stiegen sofort drei bis vierhundert pro Cent im Werth.

Das Leben in Eldorado war im allgemeinen eben nicht das friedfertigste, wie man es in einer neu entstehenden Minenstadt, deren Bewohner der überwiegenden Mehrzahl nach Abenteurer und schlechte Subjecte sind, kaum anders erwarten konnte.

Eines schönen Morgens ward die Stadt durch mehrere schnell aufeinanderfolgende Pistolenschüsse alarmirt. Zwei Goldgräber, die über das Prioritätsrecht eines *Claim* in eine Meinungsdifferenz gerathen waren, suchten ihre Controverse durch einen Kampf mit sechsschüssigen Marinerevolvern zu schlichten. Die Combattanten, welche einander auf offener Straße angriffen, wo wenigstens ein halbes

*) Henry rifle, eine in den Goldländern beliebte Waffe, welche mit 18 Schuß, die man schnell nach einander abfeuern kann, auf einmal geladen wird.

Hundert der Einwohner von Eldorado spazieren gingen, thaten es sich in schlechtem Zielen gegenseitig zuvor, und die Zeugen des heroischen Kampfspiels waren weit mehr in Gefahr, von den planlos umherfliegenden Kugeln getroffen zu werden, als die streitenden Parteien selber. Mehrere der Kugeln flogen durch die Bretterwände und Thüren der Häuser, und nicht viel fehlte daran, so hätte eine umherirrende Spitzkugel ihr Ziel in der Person des Verfassers gefunden, sie ward aber glücklicherweise durch das Brett eines Ladentisches aufgehalten, hinter dem er stand. Nachdem beide Kämpfer ihre Revolver leer gefeuert, ohne einander getroffen zu haben, warfen sie ihre Waffen fort und wurden zum Gaudium der Eldorader handgemein; bald aber trennte die Streiter, zum nicht geringen Aerger der Zuschauer, der *Friedensrichter* in Persona.

Der Friedensrichter setzte sofort eine Extragerichtssitzung an, die in Ermangelung eines passenderen Locals in einem Trinksalon gehalten wurde. Eine Jury ward eingeschworen und man schaffte einen guten Vorrath von Aktenpapier und ein paar alte Gesetzbücher herbei; zwei Spieler erboten sich als Advokaten der beiden Angeklagten aufzutreten, und ein dritter ward Staatsanwalt und trat als Kläger für den Staat Oregon gegen die beiden Kampfhähne auf.

Der am Nachmittage desselben Tages in dem Trinksalon verhandelte Proceß steht in seiner Art wohl einzig in der Criminalgeschichte da. Die zahlreich versammelten Zuschauer machten schlechte Witze, tranken auf die Gesundheit des hochweisen Gerichts, rauchten, lärmten und ergingen sich in zahllosen Thorheiten. Der Friedensrichter hatte die Miene eines Solon angenommen und explicirte der Jury das Gesetz:

„*Wer von den beiden Angeklagten zuerst seinen Revolver gezogen, der sei die angreifende Partei gewesen und folglich der Schuldige; der andere hätte nur aus Nothwehr gehandelt und das Recht gehabt, jenen todtzuschießen.*“

Nachdem die Jury eingeschworen, wurden vom Richter Whisky-Cocktails bestellt, und Sr. Ehrwürden nebst Jury, Advocaten und die beiden Delinquenten auf der armen Sünderbank gossen, ehe die Untersuchung begann, im friedlichen Beieinander erst eins hinter die Binde.

Jetzt begann ein interessantes Zeugenverhör, wobei die verschiedenen Zeugen sich schnurstracks widersprachen. Ein Zeuge sagte aus, daß Delinquent Nummer Eins zuerst den Revolver gezogen und abgefeuert, und ein anderer Zeuge schwor, daß er genau gesehen, wie Delinquent Nummer Zwei zweimal geschossen, ehe Delinquent Nummer Eins seinen Revolver hinterm Rockschoß hätte hervorholen können.

Die Advokaten versuchten sich in glänzenden Perioden, und der eine von ihnen blieb in seiner glänzendsten Periode glänzend stecken. Der Staatsanwalt, welcher es als Ehrenpunct anzusehen schien, *beide* Delinquenten zu verdonnern, und der sich in bilderreichen Redensarten über die Heiligkeit des Gesetzes, Ruhe und Ordnung, über schlechte Subjekte, die dem Staate Schande brächten &c. erging, wurde von einem der Herren Advokaten milde daran erinnert, daß sich eine solche Moralpredigt wenig für ihn paßte, da doch Jedermann in Eldorado wüßte, daß er, der ehrenwerthe Staatsanwalt, im vergangenen Winter in Idaho City falschen Goldstaub aus Kupferspähnen fabricirt und in Circulation gesetzt hätte, und daß er nur nach Eldorado gekommen sei, um nicht in Idaho die Bekanntschaft einer allzuengen hänfenen Cravatte zu machen.

„Mein Herr!“ — rief der Staatsanwalt mit sonorer Stimme seinem persönlich werdenden Widersacher zu — „mein Herr, wenn Sie *mich* beleidigen, so beleidigen Sie den *Staat Oregon*!“

Unter wieherndem Gelächter jubelten die Zuschauer ihm Beifall zu und ließen „den Staat Oregon“ hochleben, wogegen der Advokat bemerkte: „daß der Staat Oregon verd. small potatoes — d. h. von winziger Bedeutung — sei!“

Das Ende vom Proceß war, nachdem Richter, Advocaten, Jury und „der Staat Oregon“ (nämlich der Staatsanwalt) eine unendliche Menge von Whisky Cocktails vertilgt, daß die Jury auf den Antrag des Richters entschied:

„*Jeder der beiden Angeklagten hätte seinen Revolver zuletzt gezogen, und beide hätten nur das allen freigeborenen Amerikanern heilige Recht der Selbstvertheidigung ausgeübt; beide Angeklagte seien folglich schuldlos und sofort zu entlassen. In Berücksichtigung der Milde des Urtheilsspruches hätten die beiden Angeklagten jedoch die Whiskyrechnung zu bezahlen.*“

Hiermit war der Proceß beendigt, Jedermann goß noch einen Schluck auf Rechnung der beiden Freigesprochenen hinunter, und die hohe Versammlung löste sich mit allgemeinem Wohlgefallen auf.

Daß der Rechtsspruch des weisen Eldorado-Solon die Moralität der jungen Goldstadt eben nicht verbesserte, läßt sich denken. Schlägereien und Schießaffairen wurden jetzt etwas Alltägliches. An *einem* Sonntage gab es in Eldorado nicht weniger als sechszehn Straßenprügeleien, und bei einer derselben wurden dem „Staate Oregon“ zwei Zähne ausgeschlagen.

Die Indianer machten den Bewohnern der jungen Goldstadt nicht weniger Sorgen, als die einheimischen Zwistigkeiten es thaten.

Eines Sonntags, als Eldorado von Müssiggängern schwärmte, kamen sechs Reiter auf schaumbedeckten Rossen ohne Sättel in die Stadt gesprengt und brachten die unwillkommene Nachricht, daß eine starke Bande von Pintes-Indianern drei mit Waarengütern schwer beladene Wagen im Cañon — nur zwölf englische Meilen von der Stadt — überfallen hätten.

Die Aufregung in Eldorado war beim Eintreffen dieser Nachricht eine ungeheure. Während eine dichte Schar von Neugierigen die Ankömmlinge umdrängte und sich dieselbe Geschichte zwanzig Mal wiederholen ließ, forderten andere Freiwillige auf, um die Indianer zu verfolgen und ihnen den Raub wieder abzujagen. Binnen einer Stunde galoppirten auch schon sechs bis an die Zähne bewaffnete „Indianer-Jäger (Indian hunters)“ davon und schworen, daß jeder wenigstens zwei Scalpe mitbringen würde und daß sie hundert verdammte Rothhäute nicht fürchteten und blutige Revanche an den frechen *Schafsessern*, d. h. den Pintes, nehmen wollten. Am nächsten Tage kehrte die Jagdgesellschaft aber unverrichteter Sache wieder zurück, nachdem sie über hundert und fünfzig englische Meilen geritten waren, da man die Spur der Indianer im Gebirge verloren hatte.

Seit diesem ersten diesjährigen Erscheinen der Indianer auf dem Kriegspfade verging fast kein Tag, an dem die Rothhäute sich nicht in der Nähe von Eldorado blicken ließen.

Das Wetter in Eldorado war während der Zeit meines Aufenthaltes daselbst außerordentlich rauh und veränderlich. Fast jede halbe Stunde fand ein Witterungswechsel statt. Bald war es frühlingswarm, bald sibirisch kalt, und Schneestürme hatten wir fast jeden Tag. Bei Sonnenuntergang begann regelmäßig ein heftiger Wind, der bis Sonnenaufgang in erbärmlichen Accorden um die Bretterhäuser heulte und den Gedanken wach werden ließ, daß das Haus jeden Augenblick fortwehen könnte. In einer besonders windigen Nacht ward auch wirklich ein zweistöckiges Haus von seinem Fundamente heruntergeweht, und eine Goldwaschrinne, die etwa 300 Pfund schwer sein mochte und in der Straße stand, an hundert Ellen weit die Straße entlang geschleudert. Bei Tage kamen die kalten Luftwellen mehr stoßweise und waren, wenn eben vorher das Wetter milde gewesen, doppelt unangenehm. In meiner Behausung fand der Wind freien Eintritt durch die fingerbreiten Spalten im Fußboden und in den Wänden, und mitunter war ein solcher Zugwind in der Bretterwohnung, daß ich vor die Thür ging, um aus dem Wind herauszukommen. Nachts brachten uns heftige Stoßwinde zuweilen eisigkalte Regenschauer. Der Regen, welcher in seinen Strömen an vielen Stellen durch das Schindeldach rieselte, weckte einen mitunter unangenehm auf, wenn er unerwartet die Nase traf; oft veränderten wir ein Dutzend Mal während einer Nacht unsere Lagerstätten, um ein trockenes Plätzchen im Hause zu finden.

Was den Fortbau der Stadt sehr verzögerte, war der Mangel an Bauholz, das von zwei acht englische Meilen westlich im Gebirge liegenden Sägemühlen hergeschafft werden mußte. Der Preis desselben betrug an den Mühlen 75 Dollars für tausend Fuß; die Wege waren so grundlos, daß Wagen, zu dreißig Dollars die Fuhr, nur mit halber Ladung den Weg in einem Tage zurücklegen konnten. Zimmerleute forderten bloß acht Dollars pro Tag Arbeitslohn. Das Häuserbauen war unter so bewandten Umständen ein recht kostspieliges Vergnügen. Die Herstellung eines Bäckerladens, acht Fuß Fronte bei neun Fuß Tiefe, den man in Deutschland für weniger als zehn Thaler bauen könnte, kostete die enorme Summe von ein-

hundertundfünfzig Dollars; die monatliche Miethe für ein Geschäftshaus, welches man richtiger einen schlechten Stall nennen sollte, betrug hundert Dollars in Gold. Andere zum Leben nothwendige Dinge waren nicht weniger kostspielig. Heu zu Betten und als Futter für das Vieh kostete z. B. zehn Cents das Pfund, Hafer acht Cents und Kartoffeln dasselbe, während Feuerholz nicht unter 17 Dollars die Klafter — ohne das Kleinschneiden zu rechnen — zu haben war.

Der Leser wird mit Recht über die Größe dieser berühmten Goldstadt erstaunen. Die Bedeutung einer Minenstadt wird aber nicht durch die Zahl ihrer Häuser repräsentirt. Die Goldgräber, welche Claims besitzen, wohnen meistens in Bretterhütten oder Zelten in der Nähe ihrer Mine und kommen nur gelegentlich in die Stadt, um Einkäufe zu besorgen oder um sich zu amüsiren. Sonntags versammelt sich eine bedeutende Menschenmenge, oft aus einer Umgebung von zehn bis zwanzig Meilen, in einer concentrisch gelegenen Minenstadt, welche alsdann so lebendig ist wie eine Handelsstadt von zwanzigfacher Größe.

Als die Jahreszeit vorrückte und der Schnee von den niedrigeren Hügeln und aus den Thalschluchten verschwand, besuchte ich öfters die Goldgräber bei ihrer Arbeit, wo sie fleißig beschäftigt waren, Goldwaschrinnen zu legen und mit Picke und Schaufel den Grund zum Auswaschen goldhaltigen Bodens handgerecht zu machen, um keine Zeit zu verlieren, wenn das Wasser kommen würde. Leider mußte nach Ansicht aller Wohlunterrichteten der Wasservorrath zum Bearbeiten der Minen in diesem Jahre ein sehr geringer sein. Zwei Minengräben, die man aus einer Entfernung von 15 und 20 engl. Meilen vom Gebirge her bis in die Nähe der Stadt geleitet hatte, waren und blieben bis zur Stunde meiner Abreise trocken, obgleich man jeden Tag sagte, daß das Wasser morgen oder übermorgen kommen würde. Man munkelte sogar, daß der eine Graben in der Richtung, welche das Wasser nehmen sollte, bergauf gegraben sei, was der Herr Grabenbesitzer entrüstet für schändliche Verläumdung erklärte.

Mittlerweile vergrößerte sich die Stadt langsam. Neue Trinksalons, Hotels und Stores entstanden; eine Gesellschaft von Negro-Minstrels (Neger-Minnesänger) machte ihr Debut in Eldorado und man erwartete nächstens vier Hurdy-Gurdys.

Als ich nach einem Aufenthalte von vier Wochen der jungen Goldstadt ein Lebewohl sagte, zählte sie bereits acht und zwanzig Häuser.

Theodor Kirchhoff.

Blätter aus meinem Herbarium.

II. Büchernarr und Bücherwurm.*)

Für keine der zahlreichen menschlichen Thorheiten habe ich von jeher so viel Sympathie — oder daß ich's gleich deutsch herausfage — so viel Liebe gehegt, als für die Büchernarrheit. Schon als Knabe schmökerte ich — wie es in dem Gymnasiasten- und Studentenjargon lautet — nicht nur für mein Leben gern in alten und neuen Büchern, sondern trachtete auch darnach, recht viele Bücher zu... besitzen. Mit vollem Recht aber hat der ehrsame Kanzler von Straßburg, Sebastian Brant, unter den einhundertunddreizehn Narren, mit denen er sein seltsames Schiff befrachtet, die Büchernarren — und damit sich selbst — an die Spitze gestellt.

„Den Vortantz hat man mir gelan,
Dann ich on nutz vil bücher han,
Die ich nit lyß (lese) und nit verstan“

hebt er sein berühmtes Gedicht in humoristischer Selbstverspottung an und geißelt dann in geistreicher Weise die uns Stubenmenschen aller Zeiten so sehr ans und ins Herz gewachsene Liebe zu den Büchern.

Eine Abart oder besondere Species nun der Büchernarren wird durch den Bücherwurm repräsentirt. Ihm ist es ganz und gar gleichgültig, ob er viel oder wenig Bücher hat, ob sie in elegantem Einbande oder in Schweinsleder oder auch gar nicht gebunden sind — ihm liegt einzig und allein daran, in den Büchern zu wühlen und ungestört zu lesen, in den Hirnkasten einzuheimsen ohne Ende, bis es ihm von allem Studieren so dumm wird, als — „ging' ihm ein Mühlrad im Kopfe herum,“ was er aber natürlich in keiner Weise Wort haben will.

In den meisten Fällen sammelt der Bücherwurm indeß doch nicht so zwecklos, wie es scheint. Man muß ihn nämlich nicht mit jenen krankhaften Naturen verwechseln, welche die Bücher — völlig unbekümmert um ihren Inhalt — nur zusammenhamsten und aufstapeln, als wären sie Holzscheite. Die Bücherwuth — wie man die Leidenschaft solcher Menschen nennen darf — gehört zu den psychiatrischen Zuständen und kann unter Umständen sich zu einem erschreckend hohen Grade steigern, wie jener traurige Criminalfall — dessen sich ältere Leser wohl erinnern werden — beweist, in dem ein davon Ergriffener mehrere Mordthaten begangen, um seiner Sammelsucht nach Büchern, die seine Mittel ihm nicht zu befriedigen erlaubten, zu genügen. Der Bücherwurm, ein höchst harmloser Mensch, hat vielmehr oft neben seiner Hauptleidenschaft einen gewissen Ehrgeiz und möchte die Zahl seiner gedruckten Freunde noch um eines oder etliche vermehren. Daß es ihm zuweilen gelingt, beweist gar manches Buch unserer Literatur, auf welches das alte Sprichwort: „Buchwitz ohne Erfahrung gibt keine Nahrung“ ganz vortrefflich paßt und das überdies in dem berüchtigten Schachtelperiodenstil — von dem Einschachteln eines Satzes in den anderen also genannt — geschrieben ist.

Einen solchen Ehrgeiz nun besaß mein Stubennachbar, dessen Kopf hierneben verewigt ist, übrigens nicht im entferntesten. Die genial und kühn hinters Ohr geworfene, halbzerkaute Feder spricht keineswegs für schriftstellerische Gelüste irgendwelcher Art. Sie diente vielmehr nur dazu, gelegentlich eine Stelle anzustreichen oder eine solche in eines der bereits zu stattlichen Bänden angewachsenen Collectaneen einzutragen. Das geschah namentlich bei der Lectüre entlehnter Bücher, und die meisten, welche in wüster Unordnung sein Dachstübchen erfüllten, waren nicht sein Eigenthum. In den Collectaneen las er dann je zuweilen zur Abwechslung und verglich und verbesserte und fügte Neues zu den vorhandenen Schätzen.

Noch sehe ich ihn vor mir sitzen, das alte Haus, mit dem ich gerne in stiller Nacht ein wenig plauderte, den Kopf vornüber gebeugt und die Augen unermüdlich auf den wurmstichigen Folianten gerichtet. Wüst drängte und thürmte sich das selten geordnete Haar unter dem Schirm hervor, den er zum Schutz seines Gesichtes aufzusetzen pflegte, und während die eine Hand ein altmodisches Lorgnon auf der Nase hielt, drückte sich die andere immer tiefer in das Gesicht und hielt den Mund geschlossen, als wollte er sich selbst jede Ein- und Zwischenrede bei dem Gelesenen unmöglich machen.

Und so vertieft war er in sein Lesen, daß ihn das Oeffnen der Thür — die schlimm genug knarrte — niemals störte. Selbst meine Anrede überhörte er oft, und so manches Mal mußte ich ihn auf die Schulter klopfen, um ihm mein Eintreten bemerklich zu machen. Das Lesen ersetzte ihm jeden anderen Genuß, und selbst das Rauchen hatte er sich abgewöhnt, weil es ihn darin zu sehr störte. Zum Essen und Trinken gönnte er sich kaum Zeit, und auszugehen erlaubte er sich nur, wenn es galt, die geliehenen Bücher zurückzugeben und neue zu holen.

Die Bücher waren seine ganze Welt — von der Welt da draußen wußte er nichts und wollte er nichts wissen. Als vor nunmehr zwanzig Jahren der Revolutionssturm der Hauptstadt auch in der von ihm bewohnten Straße sich hören ließ, fand ich ihn ebenso gleichmüthig über seinen Schätzen kauernd, wie an irgend einem anderen Tage, und es fiel ihm gar nicht ein, nach der Ursache des Schießens und Lärmens auch nur zu fragen. So viel ich beobachten konnte, verkehrte er mit keinem Menschen, seine Aufwärterin und mich ausgenommen.

Abends waren ihm meine Besuche ganz willkommen, nachdem ich mir einmal seine Gunst durch Besorgung eines seltenen Volumens erworben hatte. Während ich dann auf irgend einem Bücherhaufen ihm gegenüber saß, pflegte er mir das eine oder das andere aus

*) Vgl. Jahrgang IV. S. 431.

seinen Studien zu erzählen oder auch ein paar Seiten vorzulesen. Meine moderne, den Collegien warm entstammende Weisheit, die ich hier und da zum Austausch vorbrachte, nahm er stets mit einem halb herablassenden, halb spöttischen Lächeln entgegen.

Glück auf Erden sei, zog es wie eine trübe Wolke über sein sonst gleichmäßig ruhiges, ja fast heiteres Gesicht, er rückte rasch an seinem Schirm und es war mir, als wollte er etwas in seinen Augen verbergen. Dann aber — ohne ein Wort darüber hinzuzufügen —

Charakterköpfe von A. Oberländer.

III. Der Bücherwurm.

Auf diesen übernächtigen, dürftigen Verkehr beschränkte sich unsere Bekanntschaft. Niemals ist es mir gelungen, von seinem früheren Leben etwas zu erfahren, ebenso wenig, ob er noch Verwandte habe oder in Wirklichkeit auf seine Bücher lediglich angewiesen sei. Nur ein einziges Mal, als wir von irgend einer antiken Frauenliebe sprachen und ich bemerkte, wie eine solche auch noch heute des Mannes höchstes

ging er schnell zu einem andern Thema über. — Seitdem habe ich stets dafür gehalten, daß er in seinen Büchern ein schweres Leid zu vergessen suchte. Gar manchem Bücherwurm mag es ähnlich gehen. Wie dem auch sein möge, mich hat es nie gelockt, ein solcher zu werden, obwohl ich noch immer ein großer Büchernarr à la Brant bin und es auch wohl bleiben werde. R. K.

Unter spanischem Himmel.

Episode aus dem Carlistenkriege. Von A. Loning.

(Schluß.)

III.

„Alto! — Halt! — Quin vive? — Wer da?" rief ein mit gespanntem Hahn vorspringender Soldat.

„Gente de paz! — Ruhige Leute!" antwortete Pepita rasch und fest, während der armen Mutter schier vor Angst das Herz springen wollte.

„Um Gottes willen! liebe Mutter, beruhige Dich," flüsterte sie der über alle Maßen erschreckten Frau zu, „verrathe Dich nicht durch Deine Angst!"

Der Muth der Tochter gab der Mutter die nöthige Ruhe wieder, sie faßte sich endlich und sagte dem Soldaten, er möge sie zu dem die Feldwache befehlenden Officier führen. Dieser, der in dem Augenblick, als der Ruf der Vedette erscholl, sich mit dem Obersten Reina unterhielt, lenkte mit diesem seine Schritte nach der Richtung hin, woher der Ruf gekommen war.

Groß aber war des Obersten Erstaunen, in der Angerufenen die Frau von Manzano wieder zu erkennen, die er früher wohl gekannt und mit deren Mann er längere Zeit in Cordova in Garnison gestanden hatte. Mit aller Gewandheit eines Caballero fragte er, woher die Damen kämen, wohin sie wollten, dabei blinzelte sein Auge verstohlen nach der jüngeren Begleiterin der Frau von Manzano hin, deren anmuthvolle Erscheinung ihn zu überraschen schien.

Ohne die Antwort auf die erste Frage abzuwarten, frug er neugierig weiter: „Und die Sennorita da ist doch nicht —"

„Meine Tochter Pepita," fiel die Mutter ihm ins Wort, „die verlobte Braut Diegos von Bazan, Sohn des Grafen Santa Cruz."

Auf diesen Bescheid verbeugte sich der Oberst gegen Pepita und brachte ihr in höflichen Ausdrücken seinen Glückwunsch dar.

Die Mutter, die inzwischen sich von ihrem Schreck wieder ganz erholt hatte, war nunmehr fest entschlossen, dem Obersten das Ereigniß mit dem Briefe mitzutheilen, ohne sich um die Drohungen des Commandanten der Urbanos von Bujalanze in Betreff ihres Sohnes weiter zu kümmern. Sie hieß Pepita das Schreiben aus seinem Versteck zu befreien und überreichte es dem Obersten. Dieser griff hastig nach dem Papier, erbrach es eben so hastig, durchlas es eilig, und sagte:

„Meine Damen, Sie müssen mich augenblicklich zum General Gomez begleiten."

Kaum hatte der Oberst diese Worte gesprochen, so erschien General Gomez selbst am Ende der Krümmung, die die Landstraße dort bildete, einen stolzen Andalusier edelster Rasse reitend. Er war zum Recognosciren vor das Thor geritten, auch um mit dem Obersten Reina, der die Cavallerie des Streifcorps befehligte, allerlei Rücksprache zu nehmen.

Die carlistische Vorhut, die Reina damals auch befehligte, hatte die Aufgabe, alle Zugänge zu der Alcoleabrücke zu überwachen; von Cordova her durfte niemand hinüber, Leute, die vom linken Ufer des Guadalquivir herüberkamen, wurden scharf überwacht und durchsucht, besonders wurde nach Briefen gefahndet.

General Gomez hatte früher als Bataillonschef in Cordova in Quartier gelegen, hatte häufige Ritte um die Stadt gemacht; alle Wege und Stege, besonders die Zugänge nach der Sierra Morena, dies- und jenseits des Guadalquivir waren ihm wohl bekannt.

Als Reina den General erblickte, entschuldigte er sich bei den Damen und ging auf ihn zu, ihm gleich den Brief entgegenhaltend.

Gomez las das Schreiben, Freude strahlte aus seinem Antlitz. Bei allen Vorkommnissen, bei allen Schwierigkeiten, die sich ihm während seines Streifzuges entgegenstellten, war rascher Entschluß und ebenso rasches Handeln stets sein Grundsatz, daher war auch immer seine Hauptsorge, die Soldaten mit einer Mahlzeit und mit Schlaf im voraus zu versorgen, wenn die Umstände dies nur eben möglich machten. „Hat der Soldat gegessen und getrunken, hat er sich ausgeruht, so ist er immer zu gebrauchen," pflegte er stets seinen untergebenen Officieren zu predigen. Dies waren auch die Grundsätze seines Vorbildes, des großen Zumalacarregui, unter dessen Führung Gomez sich die Sporen verdient hatte.

Nach Durchlesung des Briefes schien er sich über Wichtiges mit Reina zu besprechen, hierauf ritt er auf die Damen zu, sie mit der ihm angebornen Liebenswürdigkeit grüßend, ließ sich von ihnen nochmals die Briefgeschichte vortragen und sprach sein Bedauern aus, sie nicht begleiten zu können, da er eiligst nach Cordova zurück müsse.

„Die Damen können weiter gehen!" sagte er zu der Vedette und empfahl sich ihnen dann mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Madrid!"

Auch Reina ließ sich sein Pferd vorführen, grüßte die Damen und sprengte mit dem General auf und davon.

Der Knabe, den wir frühmorgens vor Bujalanze verlassen, gehorchte dem Befehle des Urbanochefs und begab sich geduldig unter Führung eines andern Vertrauten, der sich in der Nähe des bekannten Auftritts verborgen gehalten, nach dem Quartier des Urbanochefs. Er zürnte sogar seinem Oheim, dem Pfarrer, der sich selbst statt seiner als Geißel anbot.

„Du hast mir immer gesagt, lieber Oheim," sagte er zu ihm; „man solle nur auf Gott vertrauen, wenn man in Nöthen sei! das thue ich jetzt, ängstige Dich daher meinetwegen nicht, fasse Muth, wie ich Muth habe."

In dem besagten Quartier angelangt, bemerkte er bald, daß niemand zu seiner Bewachung aufgestellt sei; sein Begleiter hatte das Haus wieder verlassen, die Wache haltende Mannschaft lauerte vor der Thür auf der Straße. Der Knabe kannte die Hausgelegenheit, er wußte, daß durch den Garten der Weg ins Freie führen und und er dort hinaus seine Freiheit suchen müsse. Er besann sich auch nicht lange, schritt rasch zur That und war nach einigen Minuten vor der Stadt und, bevor es vollends Tag geworden, auf dem Wege nach Cordova, wo er kurz nach Ankunft der Seinen in der Wohnung der Huerta anlangte.

Mutter und Schwester stießen gleichzeitig einen Freudenschrei aus ob des so unerwarteten Wiedersehens; es wirkte dies so heftig auf das Mutterherz, daß sie auf die Knie stürzte, dem Allgütigen für die Befreiung ihres Kindes zu danken.

Der Pfarrknecht, der dem muntern Knaben besonders zugethan war, war Augenzeuge dieser rührenden Scene, er theilte mit dem Mutterherzen die Freude, er sah mit sichtlichem Wohlgefallen auf die drei, die sich fest umschlungen hielten, und Freudenthränen benetzten sein ehrliches Antlitz.

Als die Familie sich wieder gesammelt, erhielt der treue Knecht den Auftrag, sich unverzüglich in die Stadt zu Don Diego zu begeben und diesem ihre Rückkunft anzuzeigen und die damit verknüpften Umstände genau zu erzählen.

Don Diego ließ auch nicht lange auf sich warten. Die Liebe zu seiner Pepita, die Sehnsucht sie wiederzusehen, verliehen seinen Füßen Flügel.

„Pepita —! Diego!" ohne weitere Begrüßung stürzten beide sich in die Arme und hielten sich fest umschlungen.

„Keine Trennung mehr!" rief Diego, sich aus der Umarmung windend. „Ich habe bereits alle Vorkehrungen getroffen, die Kirche soll heute noch ihren Segen über uns sprechen, heute noch wollen wir uns für ewig angehören. In einigen Tagen ziehen wir nach Frankreich, bis der Bürgerkrieg in unserem herrlichen Spanien ausgewüthet und die Ruhe wieder hergestellt sein wird. Mutter und Bruder ziehen mit uns, der Intendant unseres Hauses ist beauftragt, das Interesse der Mutter wahrzunehmen, nichts hindert uns morgen mehr, mein Vorhaben auszuführen."

Acht Tage später bestiegen vier glückliche Menschen in San Lucar den Dampfer, der sie nach Marseille brachte, wo sie wohlbehalten landeten.

Wäre der Brief, den Frau von Manzano in Bujalanze erhielt, in die richtigen Hände gelangt, so hätte er großes Verderben über das Gomezsche Corps bringen können. So aber hatte Gomez Zeit, den ihm drohenden Gefahren zu entgehen, der ihm zugedachten Ueberrumpelung zuvorzukommen, sich selbst auf den Feind zu werfen und alle Anschläge desselben zu vernichten.

In dem Briefe theilte nämlich der Commandant der Urbanos dem

Corregidor von Cordova mit, daß **Narvaez** mit seinem fliegenden Cavalleriecorps nicht weit von Cordova stehe. Er selbst wolle mit seinen 4000 Mann Urbanos in der zweiten Nacht die Alcoleabrücke besetzen und den Carlisten den Rückzug abschneiden. Der Corregidor sollte dann seinerseits die Cordova zunächst stehenden Commandos von allem in Kenntniß setzen, sie auffordern, sich schleunigst auf Cordova zu werfen, dann durch falschen Rückzug die Carlisten immer mehr von der benannten Stadt sich entfernen lassen, bis Narvaez eintreffe.

Gomez machte dies ganze Vorhaben zu nichte. Oberst Reina rückte zwei Stunden nach der Unterredung mit den Damen mit seiner Cavallerie über die Alcoleabrücke und nahm dort Stellung. Gomez folgte ihm mit der Infanterie, marschirte jedoch gleich nach Bujalanze weiter, wo er gegen 3 Uhr morgens eintraf, die Urbanos, noch im festen Schlaf liegend, dort überfiel und sie entwaffnete. Der ganze Kriegsvorrath der Urbanos, 4000 Gewehre und mehrere schöne Pferde fielen in seine Hände. Ihr Commandant, der in seinem Bette überfallen wurde, wollte sich zur Wehr setzen und verlor dabei sein Leben.

Am Familientische.

Aus den Papieren eines Pelzcompagniearztes.

Dem rührigen Wanderblut ist bald nichts mehr zu hoch oder zu tief, und die nachweisbare Ersteigung einer mindestens zehntausend Fuß hohen Alpenspitze ist bald erforderlich, um mit Hängen und Würgen Mitglied eines — nur noch nicht des Londoner — Alpenclubs zu werden. Und der Londoner Alpenclub — dieser rastlose Bezwinger alles bisher Unbezwingbaren — er muß schon zu komischen Illustrationen den Stoff hergeben. Er turnt auf der Spitze der Jungfrau, als wäre die Krone des Berner Oberlandes ein Schaugerüst. Die Times wird schwindelfrei an glatten Felsenwänden gelesen und in die schauerliche, wüste Schlucht des Trümmlettenthals wird an Seilen, wie an Gängelbändern, auf- und abgejubelt. Es gibt aber doch noch Spitzerklimmungen und Bergübergänge, deren sich der humoristische Pinsel nie bemächtigen wird, vor die man sich nun und in alle Ewigkeit mit dem nöthigen Ernst stellt, wo auch alle jene Hilfsmittel, wie sie den Schweizeralpenwanderern zu Gebote stehen, als Seile, Beile, Steigeisen, kundige Führer u. s. w. nichts fruchten, auch wenn sie vorhanden wären. Meinem Uebergang des Stanowoigebirges, des letzten östlichen Gebirges der alten Welt, welches steil nach dem ochozkischen Meere zu abfällt, habe ich es zu danken, daß ich Berichte, wie die unheilvolle Matterhornkatastrophe &c. lesen kann, ohne dabei nur eine Spur von einer Gänsehaut zu empfinden.

Wenn Sie eine gute Karte zur Hand nehmen, so sehen Sie nördlich vom Amurland, oder der alten Mandschurei, zwischen dem 150. und 160. Längengrade, ein Gebirge hart am ochozkischen Meere von Südwest nach Nordost laufen: dieses Gebirge ist das **Stanowoigebirge**. Es führt darüber nur eine Hauptstraße und zwar von Jakuzk an der Lena nach Ochozk am gleichnamigen Meere. Diese Hauptstraße ist — wohlgemerkt — nur daran kenntlich, daß von Zeit zu Zeit die Bäume auf dem Stanowoi mit der Axt gezeichnet sind. Neun Monate im Jahre ist aber weder von der Straße, noch von den Zeichen etwas zu sehen, da dann alles eingeschneit ist. Es gilt im Winter, das Suchen nach der Sommerstraße zu lassen, stets dem tiefsten Schnee aus dem Wege zu gehen und vor allen Dingen immer höher nach dem Sattel des Gebirges vorzudringen. Nun konnte ich schon deshalb die Hauptstraße nicht verfolgen — wenn es überhaupt ein Vortheil gewesen wäre — weil ich nahezu fünf Breitengrade südlich von Ochozk wieder aus dem Stanowoi herauskommen mußte, denn dort lag der verlorene Posten, nach dem ich abcommandirt war. Ich hatte mich mit der größten Anstrengung über fünf brückenlose, halb zugefrorene Ströme, die je 50 Meilen auseinanderliegen, aber alle noch zum Lenagebiet gehören, von Jakuzk bis an den Fuß des Stanowoi durchgeschlagen, und dieses Durchschlagen hatte nicht weniger als zwei Monate gedauert. Hätte ich aber jetzt ahnen können, welche Schwierigkeiten der Gebirgsübergang selbst noch entgegenstellte, so würde ich eine Rückreise durch Asien und ein Vordringen zu Schiff von China her dem Entsetzlichen, das da noch kommen sollte, vorgezogen haben.

Ungefähr drei Meilen unterhalb des Stanowoigipfels leisteten die Rennthiere, deren ich eine ganze Reihe vorgespannt, buchstäblich nichts mehr. Die Thiere sanken bis an den Hals in den Schnee und waren nach stundenlangen Pausen nur noch zu einem verzweifelten Satz zu bewegen. Wie der Ballast aus dem Schiffe, so wurde jetzt das entbehrlichste Gepäck aus dem Schlitten geworfen. Es half alles nichts; es ging nicht weiter. Jetzt war guter Rath theuer. Das Reiseziel war noch fünfzehn Meilen entfernt, und die letzte menschliche Behausung lag zwanzig Meilen zurück. Dieser Rückweg aber konnte nach dem Schneefall der letzten Tage, und nach den im Wege liegenden, bereits überwundenen Hindernissen zu urtheilen, nicht unter acht bis zehn Tagen gemacht werden. Ich pflog mit meinen Begleitern, die nichts als stumpfsinnige Tungusen waren, Rath. Sie zuckten mit den Achseln, und deuteten dann auf ihre Schneeschuhe. Ich mußte bitter lächeln. Mit Schneeschuhen war allerdings vorläufig noch weiterzukommen, aber nur für solche, die von Kindesbeinen an sich darin geübt. Ich konnte mit ihnen nur in der Ebene laufen, aber weder bergauf, noch bergab. Meine Apparate, mein noch übriges werthvolles Gepäck, alles hätte ich gern im Stich gelassen, wenn nur … Da blitzte ein Gedanke durch meinen Kopf. Ich bat die Tungusen mit ihren Schneeschuhen den Uebergang über das Gebirge zu versuchen und Hunde von der ochozkischen Küste herbeizuholen. Sie waren nach längerer Berathung damit einverstanden, meinten aber, so viel Hunde würden sie drüben nicht zusammenbringen, denn es sei eine ganze Schar nöthig, um den Schlitten bis zum Gipfel des Gebirges zu zerren. „Den leichten Schlitten?“ fragte ich, vor innerer Freude bebend, daß Rettung möglich. Die Hunde können, ohne zu versinken, in diesem lockern Schnee nicht laufen; sie müssen darin schwimmen, meinten sie.

Ich theilte die Speisevorräthe, und die Hälfte der Tungusen machte sich auf den Weg. Von dem bangen Sehnen und Harren der folgenden Tage will ich schweigen. Wir brauchten glücklicherweise nicht die Minuten zu zählen, denn der Kampf ums Leben gab Arbeit. Wir mußten uns vor dem Lebendigbegrabenwerden bewahren, denn neue Schneemassen fielen hernieder. Sobald der Schneefall nachließ, stieg die Kälte derartig, daß die Flinte sogar durch die rennthierledernen, daunengefütterten Fausthandschuhe hindurchkältete. Drei, vier, fünf Tage vergingen. Ich fürchtete das Schrecklichste. Die Tungusen kehrten am Ende gar nicht zurück und ließen uns elend in dieser trostlosen Wildniß umkommen. Vielleicht fanden sie auch den Rückweg und in dem unermeßlichen Gebirge unsern Halteplatz nicht. Sie konnten auch von Wölfen überfallen sein, die wir wegen des zu tiefen Schnees freilich nicht zu fürchten brauchten. Zurück konnten wir jetzt auch nicht mehr, denn die Rennthiere waren geschlachtet worden, um ihrer etwaigen Flucht vorzubeugen. Jetzt hatten wir doch wenigstens Fleisch für längere Zeit.

Am elften Tage, sage am elften Tage trafen die Tungusen mit fünfzig Hunden ein. Sie wurden vorgespannt, doch ehe sie den Gipfel des Stanowoi erreichten, haben sie ärger geheult, als eine doppelte Schar heißhungriger Wölfe. Ich kann kein Thier mißhandeln und am wenigsten einen Hund. Hier aber galt es vorwärts, vorwärts um jeden Preis. Die Hunde erreichten den Gipfel nur mit ungeheuerster Anstrengung: sie mußten ihn buchstäblich schwimmend erobern. Da lag nun der steile abfallende Stanowoihang vor uns, der einen ganz andern Charakter, als die Westseite des Gebirges hat. An schauerlichen Felsengründen vorüber lief in Wellenlinien der harte, eisglatte Schnee thalab. Der eisige Ost, der uns jetzt packen konnte, verbot gebieterisch, die Augen auf irgend einen Gegenstand zu richten. Sie mußten geschlossen werden, geschlossen, um dann fortwährend die Eisstücke von den Wimpern zu entfernen. Die Thräne wurde zu Eis; das Augenlid fror fest. Wie wir zu Thal gekommen, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir auf dem Schlitten festgebunden wurden, und mit entsetzlichem Gepolter pfeilschnell thalab schossen. Die Tungusen waren die dämonischen Kutscher. Von der heulenden Meute, die von dem nachstürzenden Schlitten geschunden wurde, kam die Hälfte um. Wir leben noch, und vielleicht lebt auch noch irgendwo ein Mitglied eines Alpenklubs, das sich statt der zarten „Jungfrau“ einmal den rauhen „Stanowoi“ zu seinen Exercitien wählt.

Dr. S.

Die deutsche Sprache im Elsaß.*)

Es scheint im Plane der Vorsehung zu liegen, daß zwischen den germanischen und den romanischen Völkern keine chinesische Mauer, sondern ein gastfreundlich geöffnetes Thor sich erheben sollte, um den Tauschhandel der Waaren und der Ideen zu befördern. Darum durften **Elsaß** und **Deutschlothringen** vom Mutterlande losgerissen werden, um wie die Sabinerinnen vermittelnd zwischen die feindlichen Elemente zu treten, um in Friedenszeiten die Schätze des deutschen Geistes dem Verständniß der romanisirten Völker zu eröffnen.

Erst in den Flitterwochen des Jahres 1789 verband sich das Elsaß mit dem fränkischen Sieger, der ihm Freiheit verhieß und als Morgengabe Gleichheit und Kriegsruhm brachte. Wie Mühlhausen sein altes Stadtbanner unter einem Freiheitsbaume begrub, so opferte Straßburg seine Vorliebe für Deutschland auf dem Altare des wiedergebornen, neufränkischen Vaterlandes.

Aber die Muttersprache und die deutsche Eigenthümlichkeit wollten sie beibehalten. Es wird zwar viel in französischer Sprache geplaudert und geschachert; aber in deutscher Mundart wird gebetet und gedichtet. Im häuslichen Kreise wird die Zwangsjacke abgelegt; da freut man sich, reden zu dürfen, „wie der Schnabel gewachsen ist.“ Die Zeit ist nicht mehr, wo Goethe sich so heimisch, Voltaire so fremd in Straßburg fühlte. Bei vielen Gebildeten wird die deutsche Mundart zum Aschenbrödel herabgewürdigt, andere aber schöpfen mit Lust, ja mit Heimweh aus dem Borne deutscher Literatur und deutscher Wissenschaft.

Auf administrativem Wege sollte die deutsche Sprache als „unnützes Patois“ aus den Schulen verdrängt werden. Aber die Dorfjugend übersetzte monde mit **Mond**, ruban mit **Ruhebank**, bonne soupe mit **Bohnensuppe**. Geschichtskenner deuteten darauf hin, wie sehr die Bevorzugung der fremden lateinischen Sprache die Volksbildung in Polen und Oesterreich gehemmt habe. Schulfreunde klagten, daß durch den ausschließlichen Gebrauch des Französischen die Entfaltung der Kinderherzen gestört, daß an diesen zarten Seelen ein „viol psychologique“ verübt würde. Der Departementalrath begehrte, daß man den deutschen Unterricht beibehalten, daß man die Inspectoren nicht mehr aus dem innern Frankreich berufen möchte. Endlich erklärte der Kaiser bei seiner Rückkehr von Salzburg vor den versammelten Schullehrern, daß es sein Wunsch sei, die deutsche Sprache mit gleicher Anerkennung zu fördern wie die Landessprache.

*) Vgl. Daheim. 1868. Seite 224.

Dieses Zugeständniß zeigt, wie viel man in den höhern Regionen dem Patriotismus der Elsässer seit 1789 zutrauen darf. Es wäre eine platonische Idee, die freiwillige Rückkehr des Elsasses zu Deutschland zu hoffen. Aber die Geschichte lehrt, daß diese Rheingegend als Germania prima, als Austrasien, als Land der Elsassen, immer seine deutsche Eigenthümlichkeit bewahrt, daß jede gewaltsame Romanisirung jener Kürbisstaude gleicht, die in einer Nacht sich entfaltete, aber schon den Wurm des Verderbens in sich trug. K. S.

Elephantenjäger und Elfenbeingräber.

Wenn auch die Stockgriffe und Billardkugeln die größte Masse des auf den Markt kommenden Elfenbeins für sich in Anspruch nehmen, so ist doch kaum ein Gegenstand zu nennen, der nicht hin und wieder aus Elfenbein gearbeitet würde. Parquets aus Elfenbein sind bei den russischen Großen zu finden, und der Sultan der Schwarzen umgibt seinen Strohpalast mit einem Zaun von Elephantenzähnen. Wir haben Schnitzereien aller Art, Büsten, Dosen, Album- und Bücherdeckel, Falzbeine, Federhalter, Stühle und Throne aus Elfenbein, und wenn die Elephantenzähne eine größere Weite hätten, so würden wir noch die Kegelkugeln aus Elfenbein drechseln lassen. Daß die wenigen Elephanten, welche in Afrika und Indien erlegt werden, den jährlichen Elfenbeinbedarf nicht zur Hälfte decken, dürfte denen einleuchtend sein, welche die Elephantenjagd kennen und nur annähernd wissen, wie viel Elfenbein allein in Wien, Paris, London und Petersburg verarbeitet wird. Die Elephanten, selbst wenn sie in den Tropen so zahlreich, wie bei uns die Hasen, umherliefen, fallen nicht auf den ersten Schuß, und bei dem zwanzigsten gehen die meisten der fast unverwüstlichen Dickhäuter noch gesund und munter durch. Dabei hat der afrikanische Elephant selten einen Zahn, der über 150 Pfund wiegt; der Zahn des indischen Elephanten ist bedeutend leichter, und die eine Ehehälfte des letzteren trägt nur kurze Stummel. Die Elfenbeingräber müssen den Elephantenjägern helfen, und was diese in den Tropen zu wenig liefern, wird auch vor der Hand noch von jenen gedeckt. Mit derselben Wuth, mit welcher die Petroleumbohrer in Amerika eine neue Oelquelle zu entdecken trachten, begeben sich die Elfenbeingräber an den arctischen Küsten auf den Mammuthzahnschurf. Jeder neue Frühling, jedes tiefer aufthauende Schwemmland von den Tundern am oberen Jenisei bis zur Kolimamündung in Ostsibirien erschließt neue Fundstätten des fossilen Elfenbeins. Die Kaufleute, welche sich für jene Küstenstrecken und Eilande ein Monopol haben geben lassen, bieten alles auf und setzen ihr ganzes Dichten und Trachten daran, jährlich mindestens ihre 50,000 Pfund Elfenbein auf die Karavanenstraße zu schaffen. Und es gibt wohl nichts Abenteuerlicheres, nichts Gespensterhafteres, als eine Elfenbeinkaravane, die schweigend die unermeßlichen, winterlichen Einöden im hohen Norden durcheilt. In den hohen, pakutischen Sätteln schaukeln sich die dicht vermummten, verlarvten Gestalten, um beim Schein des Nordlichts in den langen Nächten Schritt um Schritt auf dem endlosen Wege durch die im Sommer unpassirbare Moossteppe oder Tundra vorzurücken, und nach Wochen, ja oft erst nach Monaten, das heiß ersehnte Ziel zu erreichen. Es gibt nichts, was diese Gestalten aus ihrem Stumpfsinn aufzurütteln vermag. Der Schneesturm schreckt sie nicht und die beißende Kälte packt sie nicht. Wenn aber inmitten der baumlosen Ebene der brüllende Buran sie mit fürchterlichem, langandauerndem Schneetreiben heimsucht, so wird auch der eine oder der andere von der Karavane verschlagen; bald ist jede Spur von ihm verschwunden; Roß und Reiter sinken lebensmüde zu Boden und erstarren unter der Schneehülle, die durch nichts das Grab verräth, das sie deckt. Und wenn im Sommer — oft nach langen Jahren — eine Last Elfenbein neben einem Pferde- und Menschengerippe, inmitten der öden Tundren, gefunden wird, so denkt wohl keiner daran, daß hier die „Geisterkaravane" noch entsetzlicher spielte, als in der glühenden Sahara. Doch wir machen im gaserhellten Salon der Hauptstadt am grünen Billard unseren Ball, und kümmern uns wenig darum, woher er stammt. Der Ball geht nicht besser und nicht schlechter, ob er von einem schier dreißig Jahre alten Elephanten, oder einem vorsündfluthlichen Mammuth herrührt, dessen nach Jahrtausenden aufgedeckte Ueberreste auf der Elfenbeinkaravanenstraße langsam durch Nacht und Grauen von Ost nach West transportirt wurden.

F. B.

Zwei sinkende Städte.

Bis in den Mittelpunkt der Erde werden sie nicht sinken, aber noch ein gut Theil tiefer, als sie bereits gesunken — die beiden Fabrikstädte Iserlohn in Westfalen und Essen in der Rheinprovinz.

Als ich an einem nebeligen Tage mit der Post von Arnsberg in Iserlohn eintraf — ich saß zufällig auf dem Bocke — glaubte ich, die gute Fabrikstadt sei von einem Erdbeben heimgesucht worden. Gleich beim Beginn der Stadt stand zur Linken ein Haus so windschief, daß es auf die Postkutsche zu fallen drohte, während zur Rechten ein Abgrund klaffte, wie weiland auf dem Forum in Rom. Der römische Schlund schloß sich, nachdem Marcus Curtius hoch zu Roß den Salto mortale hineinschlug; der Iserlohner will sich nicht schließen, so viele tausend Fuhren Galmeischlammerde auch hineingekarrt werden. Ehe ich einen Spaziergang durch die Stadt wagte, wartete ich, bis sich der Nebel verzogen. Ohne diese Vorsichtsmaßregel wäre ich hier und dort in ein Erdloch gefallen, und hätte besonders neben der stark im Sinken begriffenen katholischen Kirche mitten auf der Louisenstraße und der alten Bürgermeisterwohnung gegenüber, etliche Lachter tief unsanft in das Erdinnere spazieren können. Ueber den gefährlichen Maulwurf, der die Stadt unterwühlt, blieb ich nicht lange im Unklaren. Der Galmei, welcher zur Bereitung des Zinks, sowie zur Darstellung des Messings gebraucht wird, liegt den Iserlohnern, welche die senkrechte und wagerechte Linie an ihren Häusern lieben, zu flach, und den fabrikbesitzenden Mitgliedern der Messinggewerkschaft, welchen die Erdeingeweide unter der Stadt gehören, zu tief. Dadurch liegen beide Theile natürlich einander in den Haaren, und die Processe wegen sinkender und gesunkener Häuser nehmen kein Ende. Ein umsichtiger Iserlohner muß daher jeden Morgen das Bleiloth zum Fenster hinauslassen, um zu beobachten, ob, oder um wie viel sein Haus über Nacht von der senkrechten Linie gewichen.

Die Mühe, sich in geographisch vorgeschriebener Höhe über dem Meeresspiegel zu erhalten, und den Vortheil, nie einen Verschönerungsverein ins Leben rufen zu brauchen, theilt mit Iserlohn in Westfalen noch eine andere sinkende Stadt, nämlich Essen in der Rheinprovinz. Hier sind es die unendlichen Kohlenzechen mit ihren Kreuz- und Quergängen, welche die Erdoberfläche unsicher machen. In Essen geht das Sinken des Bodens nicht nur allmählich, sondern auch ruckweise vor sich. In Folge dieses ruckweisen Nachgebens der Erdoberfläche stürzten im vorigen Sommer sogar etliche Baulichkeiten zusammen und begruben manches sich auf sicherem Boden wähnende Menschenkind unter den Trümmern. In dem unterwühlten England ist es meines Wissens noch nicht vorgekommen, daß ein Haus in Folge des Bergbaubetriebes darunter gesunken oder gar zusammengestürzt. Und sollte es einmal vorkommen, so wäre nicht ein einfaches Ersetzen des Schadens die Folge davon, sondern das Bergwerk würde für den ganzen Umfang der Stadt und ihres Weichbildes geschlossen. Diese Maßregel ist in der Ordnung. Wir haben der natürlichen Erdbeben genug, und brauchen keine künstlichen mehr.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Der Dom von Halberstadt. Von F. Bücker. Mit Illustr. von R. Aßmus. — Fliegende Blätter aus Amerika. V. Ein Besuch im Goldland. Von Theodor Kirchhoff. — Blätter aus meinem Herbarium. II. Von R. K. Mit Illustr. von A. Oberländer. — Unter spanischem Himmel. (Schluß.) Von A. Loning. — Am Familientische.

Im Verlage von **Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Leipzig erschien vor kurzem:

Anna

Gräfin zu Stolberg-Wernigerode

Oberin von Bethanien.

Ein Lebensbild aus unsern Tagen

von

Arnold Wellmer.

Mit Porträt.

Kl. 8°. Elegant broschirt 20 Sgr. Elegant gebunden in Reliefdecke mit Goldschnitt 1 Thlr.

Dieses interessant und warm geschriebene Lebensbild der um die öffentliche Krankenpflege und das Diakonissenwesen hochverdienten Dame, der langjährigen Oberin von Bethanien, (ein Opfer des Hungertyphus in Ostpreußen,) wird in weiten Kreisen mit Interesse aufgenommen werden. Die elegante Ausstattung, besonders der gebundenen Ausgabe, macht das Buch zu einem geeigneten Festgeschenke.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig.
Verlag der **Daheim-Expedition** von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 5. December 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 10.**

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Ueberfall.

Der Cabinetscourier La Porte hatte seine Briefschaften in Empfang genommen. Die wichtigen Papiere, welche er überbringen mußte, befanden sich in der großen Ledertasche, die am breiten Riemen um den Hals des Boten hing und mittels einer dicken Messingschnalle geschlossen war. Sie lag dem Courier gerade vor der Brust, dergestalt, daß er dies wichtige Behältniß immer im Auge behalten und nöthigenfalls decken konnte. Uebrigens reiste La Porte ziemlich ungefährdet. Mit dem Geleitsbriefe des Königs versehen passirte er leicht alle Städte, fand überall Unterstützung der Behörden, bereitwillige Aufnahme bei den Besitzern großer Herrenhäuser, und das königliche Wappen, welches in farbiger und Goldstickerei auf seiner Brust und seinem Rücken prangte, respectirten sogar die Banditen, deren es zu jener Zeit noch recht viele und verwegene in dem schönen Frankreich gab. La Porte hatte also gut reisen, denn neben diesen Vorzügen seiner Stellung, erfreute er sich auch noch einer wohl gefüllten Börse. Die Reiseroute wurde ihm durch die betreffenden Räthe des Königs vorgezeichnet. Dieses Mal ging sie über Fontainebleau, Dommeil, St. Leonard, Charolais, Dombes nach Grenoble.

La Porte war sich der Gefahr wohl bewußt, in welcher er schwebte, sobald es sich um Erfüllung besonderer Aufträge für die Königin handelte, denn La Porte hatte schon ein Mal die gefährliche Unterhandlung zwischen der Königin und Frau von Chevreuse vermittelt, wobei er entdeckt und auf Anstiften des Herrn Cardinals ins Gefängniß geworfen worden war. Durch wunderbare Fügung des Zufalls und den Muth ihrer Freunde ging die Königin glücklich aus dieser Intrigue hervor, welche Richelieu zu ihrem Verderben gesponnen*), und gerade deshalb weil der Herr Cardinal sich thatsächlich blamirt hatte, triumphirte der König, dem nichts willkommener als die Jagd auf Verschwörer war, der aber mit großer Freude eine politische Niederlage des ihm überlegenen Ministers begrüßte. Aus Schadenfreude und um seinem Triumphe den größtmöglichsten Ausdruck zu geben, hatte der König alle diejenigen, welche bei der genannten Affaire irgend einen Verlust, eine Benachtheiligung oder gar Strafe erlitten hatten, durch Belohnung an Geld, Stellen und Geschenken entschädigt. Diesem Umstande verdankte La Porte seine Beförderung zum Dienste eines Cabinetscouriers, dessen Functionen ihn zugleich in den Stand setzten, der Gegenpartei des Herrn Cardinals wesentlichen Vorschub zu leisten. Indessen verfuhr der schon einmal Gestrafte mit großer Vorsicht und nicht ohne ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit. Er hatte absichtlich die ungefährlichen Briefe ganz offen gezeigt, den gefährlichen aber wohl verborgen. In dem Bureauzimmer des Ministeriums, welches im Louvre nach der Rue du Chant hinausgelegen war, packte er in Gegenwart des Rathes Pommereuil seine Tasche und schwang sich dann auf sein starkes Roß, welches im kleinen Vorhofe bereit stand.

La Porte hatte den Tag über höchst sorgfältig umhergespäht, da ihm der Besuch des Königs und des Cardinals im Garten des Louvre verdächtig vorgekommen war. Zum Scheine hatte er sich abends bei der Königin gemeldet, obwohl er schon alle Papiere erhalten hatte. Da aber jeder Verdacht sorgfältig vermieden werden mußte, schickte die Königin nur eine ihrer Kammerfrauen an La Porte, welche ihm zwei gewöhnliche Bestellbriefe für Autrain mitgab, aus welchem Orte die Königin ihre Riechwasser bezog. La Porte war während des Tages in seiner Wohnung geblieben. Er hatte den kleinen Reitstall am Louvre, woselbst sein Pferd stand, nur verlassen, nachdem vorsichtig das Terrain sondirt worden war. Jede Person, die er begrüßte, ward von ihm besonders beobachtet, und selbst unbekannte Leute, welche eine Zeitlang hinter ihm hergingen, unterlagen einer sorgfältigen Controlle des Couriers, bis er sich überzeugt hatte, daß sie nicht seine Wege belauerten. La Porte hielt sich daher für vollkommen gesichert und verließ, mit dem Hahne seines langen Karabiners liebäugelnd, das Thor Saint-Antoine von Paris. Er warf beim Hinausreiten einen höhnischen Seitenblick auf die dunkeln Mauern der Bastille, hinter denen er eine Zeitlang geschmachtet

*) Vgl. Jahrgang 1866 Nr. 17. „Die Cassette der Königin."

Digitized by Google

hatte, pfiff ein munteres Lied und ließ zu seinem Vergnügen den Brief an Christine von Savoyen knistern, indem er zuweilen die Wappenstickerei auf seiner linken Brust drückte, unter welcher gerade die Tasche lag, in deren Falten der gefährliche Brief verborgen war.

La Porte hatte noch eine große Beruhigung. Die ganze Landstraße war nämlich mit vorwärts marschirenden Truppen bedeckt. Wie sich der Leser erinnern wird, hatten Montausier im Hotel Rambouillet und Cinq Mars bei Marion de Lorme schon von dem nahebevorstehenden Ausmarsche der Armee gesprochen. Dieser Marsch fand bereits seit drei Tagen statt. Nach dem Plane des Cardinals begann Frankreich den Krieg in diesem Jahre mit drei Armeen. La Meilleraye, Feuquier und Chatillon kommandirten diese Heerhaufen, welche sich zu gleicher Zeit in Bewegung setzten. Man konnte daher auf allen Straßen eine Unzahl von Wagen, Reitern und Fußgängern, Geschützen und sonstigem Zubehör einer großen Armee begegnen. La Porte kannte manchen der Ausmarschirenden. Er blieb deshalb in Gesellschaft, bis Fontainebleau hinter ihm lag — hier hatte er die Avantgarde des Chatillonschen Corps erreicht, und da es dem Courier nothwendig schien, einen schärferen Ritt zu machen, nahm er Abschied von den langsamer marschirenden Truppen, gab seinem Pferde die Sporen und trabte in das dichte Gehölz, welches die kleinen Höhenrücken bedeckte, die sich gegen Pont d'Yonne hinziehen.

Es war bereits Nacht geworden. Der Lärm, den die Truppen verursachten, verhallte. La Porte befand sich auf der öden Landstraße allein. Da vielerlei Gesindel in der Nähe einer marschirenden Armee verweilt, hielt La Porte es für gerathen, seinen Karabiner schußfertig zu machen. Zerrissenes Gewölk zog hin und wieder über die Mondesscheibe und ließ die Gegenstände nur sehr undeutlich erkennen. Zuweilen glaubte La Porte einige Gestalten bei dem kleinen Buschwerke zu erblicken, welches an der Landstraße wucherte, er überzeugte sich jedoch, daß es Augentäuschung war, dagegen vermeinte er ganz in seiner Nähe Pferdegetrappel zu hören. Er hielt sein Roß an. Die Hufschläge kamen näher. Obgleich der Courier keinen bestimmten Grund zum Argwohn hatte, setzte er sich doch fest im Sattel und ließ sein Roß schärfer ausgreifen. Sobald dies geschah, wurden die Hufschläge der unsichtbaren Reiter ebenfalls schneller. La Porte gerieth sehr bald auf die Vermuthung, daß er verfolgt werde. Als er noch sann, was unter diesen Umständen das Klügste sein möchte, blitzten schnell nach einander zwei Schüsse auf, gleich hinter diesem krachenden Abendgruße sprengten zwei Reiter aus dem Gebüsche auf ihn zu und begannen ohne ein Wort weiter zu sprechen, den Courier zwischen sich nehmend, auf dessen Tasche einen Angriff. La Porte spornte sein Pferd und es gelang ihm aus der Mitte seiner Verfolger zu entkommen, die jedoch schon blanke Degen in den Händen hatten und trotz seines Rufens: „Courier des Königs!" auf ihn loshieben.

Der dicke Filzhut fing die ersten Hiebe auf — dann wendete sich La Porte und feuerte, ohne zu treffen, seinen Karabiner ab, dann riß er seinen Pallasch heraus, warf das Pferd herum und setzte sich gegen die Angreifer zur Wehre. Er vermochte nur mühsam die beiden Wüthenden abzuhalten, welche ihn mit ihren Rossen umkreisten, sie versuchten dem Courier die Tasche zu entreißen, und der eine hatte schon so stark den Riemen angezogen, daß La Porte dadurch auf den Sattelbug geschleudert wurde, aber ein Hieb, der des Gegners Pferd traf, befreite den Courier, welcher unaufhörlich schrie: „Mörder! Diebe! Hilfe!" Die Angreifer wechselten kein Wort bei ihrem nächtlichen Geschäfte, sondern bemühten sich vielmehr alles so lautlos wie möglich abzuthun; daß es auf seine geheime Correspondenz abgesehen sei, ward La Porte schnell genug klar, denn einer der Reiter beschäftigte ihn fortwährend durch Angriffe, während der zweite ihn von hinten zu umklammern und das Wamms des Boten zu öffnen suchte. Diese tolle Jagd wälzte sich schon eine Zeitlang auf der Landstraße herum, welche vollständig öde blieb; La Porte fühlte seine Kraft erlahmen, das gefährliche Schreiben mußte in die Hände der offenbar gedungenen Räuber fallen, damit hatte der Cardinal wieder einen großen Sieg errungen. Diese Gewißheit machte den Boten noch ängstlicher und verwirrter, er vermochte nicht mehr die Hiebe seiner Feinde zu pariren, da ihm die Hand zitterte, und schon ergab er sich in sein Schicksal, als plötzlich an der rechten Seite des Weges helles Fackellicht aufflammte, es schien La Porte, als brause das Gesumme von Stimmen und schnaufsten Rosse, seine Angreifer mußten dasselbe sehen und hören, denn sie verdoppelten ihre Anstrengungen, während der Bedrängte sich noch ein Mal zusammenraffte und mit dem ganzen Aufgebote seiner Lungenkraft schrie: „Hieher! Zu Hilfe dem Courier des Königs!"

Nun geschah etwas, das dem Boten wie ein Traumbild vor die Sinne gerückt ward. Eine Anzahl von Reitern setzte über den Graben, umzingelte die drei Kämpfenden, Lichter blitzten und in wenig Secunden waren die Angreifer La Portes in scharfes Gefecht verwickelt. Der Bote hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich hinter seine unerwarteten Helfer zu flüchten. Es waren Dragoner der Armee. Er hörte und sah, wie einige derselben auf die beiden Reiter loshieben, besonders aber setzte ein hochgewachsener Mann einem der Angreifer heftig zu, und erst jetzt ward es La Porte klar, mit wem er zu thun gehabt und wer sein Retter war, denn ihre Klingen beim Lichte der Fackeln mit einander kreuzend riefen die beiden Fechter sich zu:

„Ha — besten guten Abend Herr von Cahusac."

„Willkommen Herr von Saint-Preuil."

„Sie machen gute, wackre Geschäfte."

„Sie stören die Anordnungen des Herrn Cardinals."

Bei jedem Ausrufe erfolgte ein Hieb, den der Angerufene parirte, bis endlich Saint-Preuil dem Herrn Cahusac einen so wuchtigen Stoß durch den Arm versetzte, daß der Getroffene mit lautem Schrei sein Pferd wendete und ohne sich umzusehen aufs Gerathewohl in die dunkle Nacht hineinjagte. Sein Begleiter hatte sich schon früher aus dem Staube gemacht. Der vom Kampf ermattete La Porte, dessen Bagage glücklicher Weise unversehrt geblieben war, befand sich nunmehr inmitten seiner Helfer.

„Ihnen, Herr von Saint-Preuil danke ich meine Rettung," rief La Porte dem Capitän entgegen, als dieser langsam auf ihn zukam; „Sie haben einer hohen Dame einen großen Dienst geleistet!" setzte er leise hinzu, sich aus dem Sattel zu Saint-Preuil beugend.

„Ich weiß, um was es sich handelt," sagte der Capitän ernst, seinen Degen in die Scheide stoßend, „es ist ein geheimes Schreiben der Königin, welches Ihr überbringen sollt."

„Wie, Sie wußten? — also kamen Sie nicht zufällig her?"

„Doch, mein Freund. Ich bin mit meinem Reitertrupp auf dem Wege nach Dourlens — aber ich kannte Euren Auftrag und als ich Herrn Cahusac erblickte, wußte ich, daß es sich um Eure Aufhebung handelte. Gewährt mir für diesen Dienst eine Bitte."

„Sprechen Sie, Capitän."

„Sagt mir, wann Ihr das Schreiben erhieltet, welches Ihr bei Euch tragt. Ihr dürft mir trauen, denn indem ich Cahusac angriff, wagte ich den Zorn des Cardinals."

„Heut morgen ward mir das Schreiben übergeben."

„Von wem?"

„Von der Königin."

„War niemand sonst zugegen?"

„Ja, die Prinzessin von Gonzaga und das Fräulein von Hautefort; aus ihren Händen nahm es sogar die Königin."

„Ha! sie wußte — die Hautefort kannte den Inhalt. Sie hat es dem Cardinal verrathen."

„Verzeihung, mein Capitän! Ich glaube das nicht. Vielmehr scheint es mir, daß Fräulein von Hautefort jenes Schreiben der Königin gerettet habe, denn plötzlich, gerade als die Papiere mir übergeben werden sollten, erschienen Seine Majestät und der Herr Cardinal im Garten. Was dort vorging, weiß ich nicht, aber hätte der Cardinal den Inhalt des Schreibens erfahren, dann wäre es unnöthig gewesen, jenen so eben durch Ihre Hilfe vereitelten Angriff auf mich machen zu lassen."

„Ihr habt recht," sagte Saint-Preuil mit freudestrahlendem Gesichte. „Sie hat sich nicht erkaufen lassen" setzte er leise hinzu. „Wenn sie auch einem Könige Erhörung schenkt, — sie wirft sich doch nicht fort an seine Diener."

Er rief zwei Dragoner herbei.

„Geleitet Herrn La Porte bis Melun. Gute Nacht."

„Nochmals tausend Dank, Capitän," rief der Courier. „Aber Sie — Sie werden einen harten Strauß zu bestehen haben. Der Cardinal muß erfahren, daß Sie seinen Schlag gegen die Königin vereitelten."

„Bah!" rief Saint-Preuil sich hoch im Sattel aufrichtend; „Er komme. Ich will doch sehen, wie er es anfängt den Capitän von Saint-Preuil, Gouverneur von Dourlens mitten aus seinen Soldaten herauszuholen. Gute Nacht."

La Porte schüttelte noch einmal des Capitäns Hand.

„Grüßen Sie Fräulein von Hautefort!“ rief Saint-Preuil, aber ehe noch La Porte antworten konnte, war der Capitän schon im Dunkel verschwunden. Der Courier und seine Escorte trabten die Straße nach Melun entlang.

König Ludwig XIII war seit langer Zeit nicht in so auffälliger Bewegung gesehen worden. Er ging im Zimmer umher, beachtete seine Falken nicht, ließ die beiden großen Jagdhunde nicht apportiren und betrachtete seine Gewehre nur flüchtig. Mit dem Glockenschlage neun Uhr trat Lachesnaye in das Cabinet, um mit tiefer Reverenz den Herrn Cardinal zu melden. Der König ging dem Eintretenden hastig entgegen.

„Nun?“ fragte er schnell. „Was gibt es? haben Sie den Brief? welches ist der Inhalt? es ist ein Brief an die Herzogin gewesen. Nicht wahr?“

Der Cardinal blieb dicht an der Thür stehen und sagte kaltblütig: „Majestät — ich bringe keinen Brief. Der von mir beabsichtigte Schlag gegen die Verräther ist mißglückt.“

„Ha! ha! ha!“ lachte der König boshaft. „Ein Staatsstreich ist mißlungen — wieder ein verfehlter Schuß. Oh — Sie sehen nichts als Gespenster — Sie wollen alles haben, wissen, fangen, veranstalten, und nun nicht einmal den armseligen Brief, ha! ha! ha!“

Der Cardinal ließ diesen Ausbruch königlicher Schadenfreude vorübergehen, dann blinzelte er mit den Augen, zog seine Mundwinkel in höhnische Falten und sagte:

„Ich muß gegen die Annahme Euer Majestät, daß ich Gespenster sehe, unterthänigst protestiren. Daß der Brief wirklich vorhanden war und ist, wissen Sie, gnädigster Herr, so gut als ich. Was Sie aber noch nicht wissen, das ist die Mittheilung, welche ich zu machen im Stande bin: daß jener Brief nicht ein politisches Schriftstück bildet, sondern daß er viel harmloser und ganz ungefährlich für das Staatswohl ist, denn es ist ein ganz gewöhnlicher Liebesbrief, der bereits an seine Adresse, und zwar durch einen merkwürdigen Zufall gelangte.“

„Ein Brief an — —“

„Herrn von Saint-Preuil. Ich hielt es nämlich für gerathen, die Couriertaschen des Herrn La Porte auf dessen Wege hinter Fontainebleau ein wenig visitiren zu lassen; aber diese Visitation wurde durch Herrn von Saint-Preuil gestört, der mit einigen Bewaffneten herbeieilte, meine Leute in die Flucht trieb und sich ohne Zweifel von Herrn La Porte den Brief des Fräuleins von Hautefort ausbat.“

„Wie? jener Saint-Preuil — —“

„Ist sicherlich nicht der Retter des La Porte durch Zufall geworden. Er wartete auf den Boten in der Nähe der Landstraße, um das Schreiben des Fräuleins in Empfang zu nehmen — was dieses Schreiben alles enthielt — ob es nur Austausche zärtlicher Empfindungen waren — das muß dahingestellt bleiben. Vielleicht enthielt es noch andere Dinge.“

„Aber dieser Saint-Preuil ist ein Toller, ein Rebell, ein Störenfried!“ rief der König zornig. „Wie darf er es wagen, einen Courier des Königs in seinem und im Dienste jenes Fräuleins von Hautefort zu verwenden?“

„Und die Officiere des Cardinals anzugreifen —“ sagte Richelieu.

„Dies wäre das Geringste. Er hielt sie vielleicht für Räuber,“ entgegnete der König höhnisch. „Aber daß er mein Wappen mißbraucht, unter dessen Schutz der Courier reist — das ist eine Keckheit. Der ganze Adel klagt über ihn.“

„Man muß ihn vor Gericht stellen, Sire!“ rieth der Cardinal. „Ich werde den Haftbefehl ausfertigen.“

„Halt!“ fiel der König ein. „Schieben wir es noch auf. In wenig Tagen gehen wir beide zur Armee ab — ich werde dann selbst diesen stolzen, unverschämten Capitän verhaften lassen, der sich in allen Dingen gleich einem Fürsten geberdet — der alles erobern, gewinnen will. Lassen wir ihn noch. Er muß erst vor Arras Dienste thun. Sein Arm ist ebenso tapfer, wie sein Stolz und seine Anmaßung unbändig sind.“

Der Cardinal begab sich nach jener Unterredung ziemlich zufrieden in sein Schlafgemach. Er hatte zwar seinen Zweck: der Königin eine schreckliche Catastrophe zu bereiten, nicht erreicht, aber er hatte doch mindestens die Bosheiten seines Gebieters dadurch vergolten, daß er diesem die Gewißheit von dem zärtlichen Verhältnisse, welches zwischen Saint-Preuil und Maria bestanden hatte, aufs neue beibrachte, eine Gewißheit, die der verletzten Eitelkeit des Monarchen empfindlich schmerzen mußte, was dem Herrn Cardinal eine nicht geringe Freude verursachte. Außerdem hatte er die vollständige Ungnade und damit die leicht mögliche Inhaftnahme Saint-Preuils in Aussicht, dessen Person der Cardinal zwar schätzte, der ihm aber gefährlich war, weil der Capitän ohne allen Zweifel die für Richelieus Ansehen compromittirende Unterredung in der Nacht des sechsten Mai belauscht hatte. Maria, in der Gunst gesunken, der Capitän in sicherem Gewahrsam, die Verschwörung Vendômes unter den wachsamen Augen des Cardinals reifend, neues Mißtrauen Ludwigs gegen seine Gemahlin — dies alles waren Dinge, deren Gang den Wünschen des Cardinals vollkommen entsprach. Er hatte deshalb Vitry ziemlich wohlwollend empfangen und als er eben in sein Bett steigen wollte, erschien Bournais noch einmal mit der Meldung, daß der starkverwundete Cahusac noch im Vorzimmer sei, um Seiner Eminenz Mittheilung von dem eigentlichen Zusammenhange der verunglückten Expedition gegen La Porte zu machen. Statt aufzubrausen, sagte der Cardinal zu Bournais sehr gelassen:

„Er kann sich nach Haus packen, ich weiß die Geschichte bereits durch Vitry.“

„Der arme Cahusac ist arg zugerichtet, er will sich nur vor Euer Eminenz zeigen und bittet, seine Wunden zu besichtigen, weil er dadurch am besten den Beweis führen kann, daß er nichts versäumte.“

Der Cardinal öffnete die Thür. Cahusac saß mit verbundenem Kopfe und Arme in einem Lehnsessel; als der Cardinal in die Thür trat, wollte der Verwundete sich erheben, Seine Eminenz winkten jedoch mit der Hand und sagten:

„Ich bedauere Ihre Verwundung sehr, lieber Cahusac. Machen Sie ein andermal Ihre Sachen besser. Bei dieser Ausführung waren Sie kein geschickter Agent, sondern ein Esel.“

Chateau d'Anet.

Waldige, sanftaufsteigende Hügel, breite Wiesengründe, welche zwischen kleinen Flüßchen oder Bächen sich hinziehen, mitten aus dieser ruhigen Landschaft emporsteigende Kalkfelsen, am Saume dunkle Wälder — dies ist der Character der Gegend der ehemaligen Isle de France. Die Seitenarme der Eure, der Oise und des Therain beleben diesen Theil Frankreichs ungemein, überall treiben die Bäche kleine Mühlen und bilden an vielen Stellen ziemlich große Seen, deren Ufer dunkle Gebüsche von Schwarztannen einfassen, welche die äußersten Säume größerer Wälder sind, die sich tiefer in das Land hinein erstrecken. An dem Flusse Eure liegt das Dorf Anet. Gleich hinter den letzten Häusern desselben steigt ein prächtig geformter Berg empor, den ein stattliches Schloß „Chateau d'Anet“ krönt. Der große Herrensitz war von Heinrich II der schönen Diana von Poitiers erbaut. Die Vendômes waren Besitzer des Schlosses. Dicht an die breiten Terrassen schloß sich der Park, dessen mächtige Alleen den Berghang hinunterliefen, an einem klaren See endeten und hier ihre Bäume in einen Halbkreis stellten. Gegen das Dorf zu war der Park von einer Mauer eingefaßt; wo er sich in den großen und dichten Wald verlief, schützte ihn ein Wildzaun, der nur an zwei Stellen Pforten von Gitterwerk besaß. Von der ersten dieser Pforten aus gelangte man auf einen sogenannten Jägerweg, der mitten durch den herrlichsten Waldtheil führte. Hier bogen die großen Buchen, der Ahorn, die Korkeiche und die Rüster in beträchtlicher Höhe ihre Zweige in einander, hier polsterte die Natur mit dem dichten, üppigen Moose die schmalen Pfade, welche sich durch das Dunkel wanden, so daß die Erde mit einem schweren, grünen Teppich bedeckt schien. Der Jägerweg bog seitwärts durch den Wald ab, und einige fünfzig Schritte von dieser Biegung lichtete sich die Holzung. Man trat auf einen grünen, mit moosigen Felsbrocken bestreuten Platz, der Sage nach eine Opferstelle aus der Heidenzeit; überschritt man diese Fläche, dann führte der Weg bis an das mit niedrigem Buschwerk, Weiden und Haselstauden bewachsene Ufer der Eure, die über Steine und Kies hinkollerte. Der Weg führte gerade auf eine kleine Brücke, diese wieder in ein schattiges Gehölz, dessen Umgatterung Schlingpflanzen überwucherten. Rechter Hand von diesem Gitter führte der Weg zu einem Graswall, hinter welchem eine reizend gebaute, obschon ziemlich alte Mühle lag, deren Rad das Wasser des Eureflusses trieb.

Das Müllerhaus mochte ebenso alt wie das hohe, über die Baumwipfel blickende Schloß sein, denn die Fensterbogen und Schornsteine waren bei dem Müllerhause zwar viel kleiner, aber doch genau den hohen Essen und Bogen des Schlosses nachgeformt. Durch das Gatter schreitend, kam man in einen dichten Busch oder Hag, wo allerlei wildes Pflanzengesindel durch einander wucherte und die Stämme der Bäume prächtig decorirte, ein einziger Weg führte von da aus gerade auf das Müllerhaus zu, welches durch einen Steg mit der Mühle verbunden war. Ringsum war die Landschaft ausgebreitet, die Dächer der Dorfhäuser, sammt dem spitzen Kirchthurm schauten aus den grünen Kronen der Bäume und Büsche hervor.

An einem Nachmittage stand in der Thür des Mühlenhauses der Müller Pierre Gilain. Er hatte für heute sein Tagewerk beendet, der Arm des Eureflusses, welcher seine Mühle trieb, ließ nur träge sein Wasser schleichen, denn Pierre hatte die Schleuse gesperrt, durch welche der Fluß strömen mußte, bevor er das Mühlrad erreichte. Pierre lehnte an dem Pfosten der Thür und schaute in die Gegend hinaus, er machte zuweilen eine Art von Dach mit der Hand über seine Augen, wie um schärfer sehen zu können. Seine Blicke waren auf die Landstraße nach Amiens gerichtet, welche durch den Wald gerade an der Stelle lief, wo dieser mit dem Parke von Chateau d'Anet zusammenstieß, und in weitem Halbbogen sich hinziehend, zwischen Felder und Wiesen laufend, vom Dorfe aus deutlich wahrgenommen werden konnte. Pierres Aufmerksamkeit fesselten nun diese landschaftlichen Dinge durchaus nicht, vielmehr betrachtete er die Staubwolken auf der Landstraße und diejenigen, welche diesen Staub aufwirbelten, nämlich lange Scharen von Reiterei und Fußvolk, die mit flatternden Fähnchen, blitzenden Pallaschen und Hellebarden, Feuerröhren und Piken vorwärts marschirten.

„Schon wieder ein neues Corps," sagte er, „siehst Du, Fleuri, jetzt kommen die Lanzenreiter."

„Es sind die Schwadronen des Meilleraye," antwortete finster blickend der junge, kräftige Mann neben ihm. „Sie lagerten gestern hier im Dorfe, fraßen alles Brot auf und machten Spektakel, daß einem die Haut grauste."

„He! he! Du bist zu bös auf die Soldaten. Am Ende kann's uns gleichgültig sein," lachte der alte Pierre, „so lange sie uns nicht den rothen Hahn aufs Dach setzen — —"

„Den Teufel auch!" rief Fleuri, „Ihr seid noch immer viel zu soldatisch, Vater. Ihr könnt nicht vergessen, daß Ihr auch einmal die Muskete getragen habt, und weil wir noch allenfalls ein Huhn auf dem Hofe und ein paar Speckseiten im Rauchfang haben, weil die Frau Mutter noch nicht ihr Handleinen hat hergeben müssen, meint Ihr, es sei noch gute Zeit für uns. Seht doch zu, wie's drunten im Dorfe und weiter hinauf gegen Beauvoiris ausschaut. Alles leer. Und hier?"

„Es ist noch kein Schuß gefallen, nur die Märsche dauern tagtäglich an," sagte der Alte, „hier ist nicht viel vom Kriege weiter zu sehen."

„Und kann die alte Soldatennatur bei Euch das alles übersehen," zürnte Fleuri, „wißt Ihr nicht, wie zornig Ihr neulich waret, als die Schafe weggetrieben wurden? wie Ihr durchaus an den König gehen wolltet? läuft wohl ein Tag dahin, an welchem wir nicht von Dourlens aus eine schlimme Neuigkeit zu hören bekommen? seitdem jener Herr von Saint-Preuil Gouverneur geworden ist, weiß die ganze Landschaft nur von Gewaltstreichen zu melden. Er behandelt die eigenen Unterthanen des Königs wie die ärgsten Feinde, schreibt Steuern, Lieferungen an Futter, Brot und Fleisch aus und droht jedem mit Hängen, Schießen und sonstiger Gewalt — wer hat das alles verschuldet? der, der den Krieg entzündete und das ist" — er sah sich vorsichtig um und fuhr dann, die Faust ballend, fort: „das ist niemand anders, als der rothröckige Schurke, der Spitzbart — der Richelieu!"

„Junge, halt das Maul!" drohte der Alte. „Ich komme in des Teufels Küche."

„Ach was — es muß anders werden, wir werden der Sache ein Ende machen — auch mit den Creaturen des Cardinals, mit dem Herrn von Saint-Preuil."

„Ein tapferer Mann, ein ganzer Soldat!" rief der Alte. „Er hat schon tüchtig gegen die Spanier gefochten, seitdem er in Dourlens ist. Die Besatzung von Arras hat keine ruhige Stunde vor ihm — alle Tage Streifereien gegen die Stadt — alle Tage Angriffe auf die Werke."

„Alle Tage einige Häuser niedergebrannt, alle Tage ein paar Menschen niedergemetzelt," höhnte Fleuri, „und dann noch obenein gegen die Landsleute gewüthet, als wären sie Feinde des Herrn Gouverneurs — bloß um dem Herrn Cardinal zu gefallen."

„Ah — wer sagt das? Saint-Preuil ist kein Freund des Rothen; man weiß doch, daß die Verwandten der Eminenz, die Brezés, die Meillerayes und alle die Leute der Art gegen ihn sind."

„Laßt Euch nichts weiß machen. Hat ihm der rothe Pfaffe nicht selbst das Gouvernement von Dourlens verschafft? na, was wollt Ihr noch mehr? kann einer nur gegen Saint-Preuil was ausrichten? droben auf dem Schlosse hört man genug reden."

„Du gehst mir viel zu oft auf das Schloß, Junge," sagte der Müller mit seltsamen Blicken den Sohn von der Seite betrachtend. „Sieh Dich vor — die Großen essen nicht gern Kirschen mit unser einem."

„Ist mir alles eins. Ich verkehre gern mit Joseph dem Jäger, mit Antoine dem Kammerdiener — das ist alles. Da höre ich denn mancherlei, davon stammt mein Groll gegen die hohen Tyrannen her, denn die Leute da oben, die wissen am besten, wie es zugeht. — Hört's nur mit an. Nicht allein, daß sie uns Brot, Geld, Pferde nehmen — sie rauben auch Menschen."

„Ach, warum nicht gar!"

„Doch — der Herr von Saint-Preuil ist ein Frauenräuber — wie ein türkischer Pascha so toll. Man sagt, er habe schon einen Ehemann erstochen, um die Gattin zu besitzen — alle Hagel — da stehe ich hier und schwatze —" setzte Fleuri hinzu, unruhig blickend, „und ich denke gar nicht, daß *sie* in Gefahr schweben könnte."

„Nu — nu — der Saint-Preuil wird sie doch nicht schon gestohlen haben!" lachte der alte Müller.

„Bah — der schlimme Gouverneur ist häufig schon hier in der Gegend, im Dorfe gewesen. Er durchspäht das ganze Land, das ist sein Vorrecht, dabei sieht er die schönen Mädchen, und Susanne ist wahrhaftig nicht die häßlichste."

Er hatte hinter der Thüre umhergekramt und erschien nun mit einem mächtigen Knüttel in der Faust, den Hut schräg auf den Kopf gestülpt wieder vor dem Hause.

„Ich will Susanne entgegengehen," sagte er. „Bittet die Mutter noch ein paar Minuten mit dem Abendessen zu warten."

Fleuri ging hastig über den Steg, durch den Flur des Wohnhauses, dann in den Hag und bald sah ihn der Alte auf dem Jägerweg dahinschreiten, der sich durch den Wald bis zum Parkthore wand.

„Es ist da oben nicht recht geheuer im Schlosse!" murmelte der Müller. „Was treiben sie nur? Heda! Lisette! Alte! schnell."

Die feiste Gestalt der Müllerin erschien.

„Nun, Pierre? was gibt es? treibt der Hunger Dir diese Schmerzensrufe aus? komm doch, das Essen ist fertig — wo bleibt Fleuri?"

„Er ist Susannen entgegengegangen. Er fürchtet, das Mädel werde ihm gestohlen."

Die Müllerin legte ihre Hände auseinander, blieb einige Secunden in Gedanken versunken stehen, sah den Gatten an und sagte:

„Wie soll das enden mit Fleuri und der Susanne?"

„Hm — ich denke mit einer Heirath," lachte der Alte.

„Aber Pierre — bedenke doch! — Wir, die reichsten Leute mit im Dorfe! — —"

„Wir können ein schönes, nettes und gutes Mädchen desto besser ausstatten."

„Ja — herzlich gern, aber —"

„Nun? was ist das für ein Aber?"

„Wer ist jenes Mädchen? was ist die Susanne? woher kommt sie? he? — das darf ich wohl fragen, wenn ich sie meinem Sohne an den Altar führen will — Susanne kam zu uns — woher? sie ward gebracht — von wem?"

„Von einem Manne, dem niemand das Geringste nachsagen kann, von Vater Poirier, dem frommen Einsiedler, der bis zu diesem Augenblicke noch eine Stunde von hier bei der Waldkapelle in der wilden Einöde des Beauvais Waldes wohnt — dem Du alle zwei Tage Speisen sendest, der Dir sehr wohl gefiel."

„Alles wahr, aber eben das Einsiedlerleben will mir nicht gefallen. Was kann der Mann dort haben —?"

„Er betet."

„Das kann er auch hier in der Kirche. Weshalb brachte er die Susanne? wo fand er sie?"

Eine Vorlesung in der Schmiede. Nach dem Gemälde von E. Stammel auf Holz gezeichnet von L. Heitland.

Der Müller wurde nachdenklich.

„Hm — hm!" sagte er, „Du hast doch eigentlich so unrecht nicht. Je mehr ich darüber nachdenke, desto verwirrter werde ich. Daß wir die Susanne in unser Haus nahmen, weil Poirier sie uns brachte, ist es nicht, was mich stutzig macht, wohl aber ist das Dunkel ihrer Herkunft eine Sorge für mich, wenn ich überlege, daß Fleuri ganz vernarrt in das Mädel ist. Ich habe einen Entschluß gefaßt, der Einsiedler muß mir reinen Wein einschenken, er allein weiß, woher die Susanne stammt, denn daß sie nicht ein Bauernkind sein kann, das sieht man auf den ersten Blick. Solch ein Wesen, solche Gestalt, das zieht sich nicht unter Dorfleuten auf. Morgen gehe ich in den Beauvaiswald. Laß mich nur machen."

Fleuri Gilain hatte unterdessen die Hälfte des Waldweges zurückgelegt. Es war ringsumher traulich und still, die Waldvögel zwitscherten leise und ein leichter Abendwind spielte mit den Blättern der hohen Bäume, nur ganz aus der Ferne tönte das dumpfe Getümmel der vorrückenden Truppen zu ihm herüber. Fleuri spähte eifrig durch die Büsche, er blieb einige Male an den Kreuzungen der kleinen Wege stehen, um zu horchen — nirgends ein Zeichen der Annäherung eines Menschen. Schon wollte der junge Müller seinen Weg in das Dickicht nehmen, als Stimmen in seiner Nähe erschallten. Fleuri trat hinter den Stamm eines Baumes und sah von hier aus zwei Männer aus dem Gebüsch kommen. Sie trugen einfache Kleidung, aber ihre hohen Stiefel, welche Staub bedeckte, zeugten davon, daß beide einen langen Weg zurückgelegt hatten und die breiten Degen, die Pistolen in den Gürteln deuteten darauf hin, daß die Reisenden für alle Fälle wohlbewaffnet waren. Fleuri mußte jedoch keinerlei Besorgnisse hegen, denn er trat sofort hinter dem Stamm hervor, ging den Fremden entgegen und seinen Hut ziehend rief er:

„Sieh da, Herr von Hautefort — Herr von Neuvigny! das ist ein unerwarteter Besuch."

„St! Fleuri, Ihr seid es?" sagte Henri von Hautefort die Hand des Müllers schüttelnd. „Unser Besuch ist unerwartet — ja. Aber wir kommen mit Nachrichten aller Art. Zwei Tage noch, und sie werden eintreffen — das ist die erste Nachricht; die zweite ist: Der Rothe weiß um unser Complott, er ist uns auf der Spur."

Fleuri schreckte zurück.

„Dann müssen wir bald den Schlag führen!" sagte er.

„Das ist auch meine Ansicht!" sagte Henri. „Wir haben Paris schnell verlassen. Ich will zum Herzoge hinauf aufs Schloß. Kommt heut Nacht ebenfalls dahin — wir dürfen nicht länger weilen, gehabt Euch wohl."

Henri und Neuvigny eilten durch die Gitterthüre; sie schienen die Wege genau zu kennen, denn mit größter Sicherheit fanden sie sich zurecht. Fleuri war an der Stelle stehen geblieben, er blickte den beiden nach, bis sie im Dickicht verschwunden waren, dann that er wieder einige Schritte vorwärts — stand dann wieder still, horchte aufs neue und rief laut: „Sie ist es." Gleich darauf erschien am Rande des Weges die Gestalt eines jungen Landmädchens. Das feine schöne Gesicht umrahmten dicke blonde Flechten, welche ein buntes Kopftuch nicht zu bedecken vermochte, ein weites wollenes Hemd verhüllte den Oberkörper, ein faltiger, rothfarbiger Friesrock, dicke Schuh an den zierlichen Füßen bildeten die übrigen Bestandtheile ihrer einfachen aber kleidsamen Tracht. Sie blieb, als sie Fleuri bemerkte, einen Augenblick stehen, die Strahlen der Sonne fielen durch die Lücken der Zweige und umgaben die anmuthige Gestalt mit einem goldigen Hauche — Susanne — denn sie war es, blickte scheu und ängstlich hinter sich, dann eilte sie mit zwei oder drei Sprüngen auf Fleuri zu, umklammerte ihn und schmiegte sich an die Brust des jungen Mannes.

„Gott sei Dank, daß Du kamst!" flüsterte sie. „Ich bin noch athemlos — ich konnte kaum von der Stelle — er war wieder da."

Fleuri hob den schweren Knüttel.

„Wer? der Räuber, der Tyrann? Saint-Preuil?"

„Der Gouverneur — ja Fleuri! Als ich von Pierre-Fonds zurückkehrte, war ich noch keine halbe Stunde aus dem Flecken, da kam der Gouverneur mit seinem Gefolge querfeldein gesprengt. Er grüßte mich — ich dankte und machte mich eilends davon. Bis Jean le Bon nahm mich der Holzbauer mit, weil die Straße voll von Soldaten ist; ich lief gleich in den Wald — aber nur wenig Zeit konnte ich allein gehen, da plötzlich erschien der Gouverneur dicht bei mir. Er sprach — —"

„Was sprach er?" rief Fleuri.

„Er sprach von meiner Schönheit, von dem besseren Loose, das er mir bereiten wolle, von dem Eindrucke, den ich auf ihn gemacht, als er mich das erste Mal drunten in Dorf Anet gesehen habe beim Tanz — als er seinen District bereiste — dann ward seine Sprache immer kühner, immer drängender und als er mich umfassen wollte, floh ich durch die Waldwege, immer hastiger, aber der Gouverneur ließ von der Verfolgung nicht ab, seine Sinne schienen umnebelt, sein Gesicht glühte, als er mit mir sprach — endlich nicht weit von hier, ließ er von der Verfolgung — ich weiß es nicht gewiß, aber es schien mir, als fesselte etwas anderes seine Aufmerksamkeit."

„Und das war?"

„Der Gouverneur sah zwei Männer aus dem Buschwerk kommen, die sich von Baum zu Baum schlichen. Sie sahen nicht aus wie Räuber oder Strolche, aber als ich stehen blieb, um ein wenig Athem zu schöpfen und auf jene Männer blickte, konnte ich nicht umhin zu denken, daß sie einem unerlaubten Handel nachgingen. Ich duckte mich hinter ein Felsstück, um Saint-Preuil vollends zu entgehen, da sah ich wie der Gouverneur ohne nach mir zu spähen, sich ebenfalls von Stamm zu Stamm schlich, die Augen fest auf jene Männer gerichtet, wie er dann einem listigen Waldthiere gleich, gebückten Hauptes, durch die Büsche kroch, den beiden nachspürend. Es muß eine besonders wichtige Person sein, die Sache muß Gefahr bringen, denn Saint-Preuil hatte den Degen gezogen."

„Welchen Weg schlugen jene beiden Männer ein?" sagte Fleuri hastig.

„Den Parkweg, der nach dem Schlosse führt. Saint-Preuil blieb im Gebüsche."

„Es sind Hautefort und Neuvigny!" murmelte Fleuri; „Saint-Preuil, dieser Sclave des Cardinals ist auf ihrer Spur. Sie müssen gewarnt werden."

Er schlang seinen Arm um Susanne. „Komm," sagte er, „fürchte nichts, wenn ich bei Dir bin. Du bist sicher bei uns."

„Das gebe der Himmel!" seufzte Susanne. „Ich möchte auch nicht fort von Euch. Ich will Poirier sogar nicht wieder sehen."

Fleuri zog sein Angesicht in düstere Falten.

„Susanne" sagte er, „heut noch hat meine Mutter mit mir von allerlei gesprochen. Ich möchte gern Dir meine Hand reichen — ich liebe Dich. — Wenn Du die Meine bist, dann wird niemand mehr es wagen, die freche Hand nach Dir auszustrecken, aber eins — eins steht meinem Wunsche entgegen — die Alten sagen: Du seiest ein schlechtes Findelkind, niemand wisse, woher Du kommst — das ist für sie ein Anstoß — ich selbst, bah! — ich denke nicht daran, aber um der Alten willen sprich — hast Du keine Ahnung, woher Deine Abkunft zu leiten, Dein Name zu erforschen wäre?"

Susanne blieb stehen und sah Fleuri starr, wehmüthigen Blickes in das Gesicht.

„Ich habe keine;" sagte sie, „ich glaube wohl, daß ich besserer Leute Kind bin, aber wo sind die, welche mir Schutz sein sollen? Alles was ich weiß, ist daß die alte Férard sich meiner annahm — sie kenne ich von frühester Kindheit an. Je weiter meine Erinnerungen sich klären, um so deutlicher steht eine große und schöne Dame vor mir, die oft in das kleine Haus der Férard kam. Dann kam auch ein Mann in schönen aber einfachen Kleidern zu uns, nahm mich oft auf seinen Schoß, liebkoste mich und wenn er mich recht lange angesehen hatte — weinte er. Die schöne Dame blieb endlich ganz fort. — Dann kam eines Tages ein anderer sehr reichgekleideter Herr und herzte mich, wie der andere auch gethan hatte. Darauf als dies geschehen war, zog die Férard mit mir plötzlich fort, wir reisten Tag und Nacht, endlich kamen wir in ein Dorf mit großem Schlosse, das hieß Clamart und gehörte dem Baron Chaumier. Hier richteten wir uns ein und lebten lange Zeit, von Jedermann geachtet. Die Férard erhielt immer Geld und zwar durch jenen Mann, den ich Dir schon beschrieb, der aber ganz anders und genau so gekleidet war, wie er es heut noch ist."

„Heute? Du kennst ihn also?"

„Es ist Poirier der Einsiedler — er kennt meine Herkunft, er kam oft zu uns, und als eines Tages die alte Férard sterben wollte, als Herr von Chaumier geholt wurde, um ein Testament der Alten aufzusetzen — erschien Poirier in der Nacht plötzlich wieder. Er hörte von mir, was geschehen war, befahl mir eilig mit ihm davon zu reisen, kramte in einer alten Truhe der Férard umher und brachte

eine Menge Papiere heraus, die er alle mitnahm, dann führte er mich in den Wald, wo sein Wagen wartete, hob mich hinein, und fort ging es. Eine Zeit lang blieb ich in der kleinen Stadt Ragaumont, dann brachte mich Poirier weiter. Er erschien stets in einem Mönchsgewande und theilte mir mit, daß er von dem Bischof zu Rheims die Erlaubniß erhalten habe, im Walde von Beauvais eine Einsiedelei zu beziehen. Er brachte mich zu Deinen Eltern als Magd, wie er sagte, aber wie ich es empfinde, so ist es mehr Kindesstelle, die ich bei ihnen einnehme — so weit ist es nun und das ist alles was ich Dir zu sagen vermag."

Fleuri hatte aufmerksam zugehört.

„Also ist es Poirier ganz allein, der Auskunft geben kann!" sagte er, „und dieser Mann verweigert hartnäckig jede Aufklärung — ich will mit ihm noch einmal reden, will ihm sagen, daß ich Dich liebe, daß Du mein werden sollst, und daß ich Deine frühesten Schicksale wissen möchte, seien sie noch so trüber Art — komm, komm Susanne, wir wollen eilen; es wird dunkel und der Weg ist bald nicht mehr zu finden."

Die beiden jungen Leute schmiegten sich aneinander, sie hatten bald die Brücke über den Euresfluß erreicht.

„Hollah!" rief Fleuri; „Macht das Gitter auf — ich bringe Susannen."

Einige Hunde schlugen an, zum Zeichen, daß sie die Stimme des jungen Herren erkannt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Stillleben in der Schmiede.

(Zu dem Bilde auf S. 149.)

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum."

Kein lustigerer Anblick, als der einer offenen Schmiede in voller Thätigkeit. Da steht sie unter dem weiten Schatten eines in manchem Sturm bewährten Baumes, und in ihr herrscht der jugendlich rüstige Schmied mit seinen eisenstarken Händen und Armen. Sein langes, dunkles Haar bewegt sich im Eifer der Arbeit um das von der Glut geröthete Gesicht, über das der Schweiß herabfließt. Auf und ab schwingt er im gleichmäßigen Takt den schweren Hammer und läßt ihn mit voller Wucht auf das schmiedebereite glühende Eisen fallen — der Blasebalg ächzt, die starke Feuersglut leuchtet in die dunkle Nacht hinaus — die Funken sprühen umher, wie „die Spreu von einer Dreschtenne."

War die Nachmittagsschule glücklich früh im Winter beendet, so postirten wir Jungen uns gewiß stets eine gute Weile vor dem prächtigen Schauspiel, haschten nach den Funken und konnten uns nicht satt sehen an dem rastlosen Schaffen des jungen Meisters, dessen Gewerbe wir mit unseren germanischen Altvordern für eine ganz besonders „edle und köstliche Kunst" hielten. Und als der Lehrer uns einmal erzählt hatte, daß die alten deutschen Götter sich auf Idavöll selbst eine Schmiede angelegt hätten, verklärte sich erst recht unseres Freundes Werkstätte mit einem ganz besonderen Nimbus, und wir glaubten den hünenhaften Wieland oder gar einen der alten Götter darin wa[illegible]

Es gibt aber [illegible] in der Schmiede, wie es stille und [illegible] Charaktere unter ihren [illegible] gibt. Solche [illegible] man namentlich unter den Hufschmieden. Durch ihren [illegible]erberuf auf die Behandlung der Pfer[illegible] gewiesen, machten [illegible] selben seit alten Zeiten zum Gegenstand ihres Studiums — ja, [illegible]n Händen befand sich lange ganz allein die Roßarznei[illegible] [illegible]ie jetzt freilich mit der gesammten Veterinärwissenschaft ein [illegible] Studium geworden ist, das auf eigenen Schulen betrieben [illegible]och aber soll es gar manchen Schmied geben, der sich damit [illegible] Ob zu ihnen wohl der Alte auf unserem Bilde gehört?

[illegible] ist freilich ein anderer Anblick, als der von uns Jungen ge[illegible] bewunderte — davor wären wir kaum stehen geblieben, [illegible] uns überhaupt zugänglich gewesen wäre, und mit unseren [illegible]n auf dem Feuerherde hätten wir das aufrichtigste Mitleid [illegible] Jetzt sehen wir es natürlich mit ganz anderen Augen an, und [illegible]ns ein seltsam anziehendes Bild.

[illegible]hrend um die von uns Eingangs erwähnte Schmiede die [illegible] Schneeflocken mit den heraussprühenden Feuerfunken um [illegible] tanzten, scheint es in dieser stillen Werkstatt Sommer zu [illegible] Die mit Sonnenaufgang begonnene Arbeit ist auf eine Weile [illegible]hen — die Sonne ist höher gestiegen und leuchtet durch [illegible]ster der Schmiede glänzend hinein auf den von krausem [illegible]ar umkränzten kahlen Schädel des Alten, auf den aufge[illegible]n Folianten, auf den kleinen Zuhörer.

[illegible]f das lärmende Geräusch der Schmiedearbeit ist die fast an[illegible] Stille des Lesens und Studirens gefolgt — unthätig lehnt [illegible]miedehammer gegen den bemoosten Fuß des Ambos, und [illegible]nem noch verschlossenen Volumen ruht in friedlicher Ge[illegible]st das vielleicht so eben erst vollendete jüngste Hufeisen, dessen Gefährten in größerer Zahl die Wand und den Kaminrand schmücken. Träumerisch schauen aus allen Winkeln und Ecken die verschiedenen Werkzeuge und Geräthschaften des altersgrauen, rauchgeschwärzten Raumes auf die seltsame Scene. Kaum bemerkt man den endlich einmal zur Ruhe gekommenen Blasebalg über dem Herde.

Kein glühendes Eisen liegt auf dem Ambos, sondern ein Stück eines Pferdeschädels, augenscheinlich sein umgekehrter Unterkiefer. Des alten Mannes Finger der rechten Hand explicirt etwas daran, während die beiden Arme das Buch auf dem eigenthümlichen Lesepult festhalten. Was für ein Volumen ist es, das vor ihm liegt? ist es Reynis verdeutschte Anatomia del cavallo, oder ein Originalwerk über die Anatomie des Pferdes?

Je länger wir auf das Bild blicken, desto lebendiger wird es vor unseren Augen, und es ist uns, als ob wir den eingefallenen zahnlosen Mund des Greises sich bewegen sähen und ihn langsam lesen hörten. Er liest:

„Die drei vorderen Backenzähne des Pferdes werden gewechselt. Die Eckzähne fehlen den Stuten, einige Arten ausgenommen. Zwischen ihnen und den Backenzähnen befindet sich ein leerer Raum, der den Mundwinkeln entspricht und zur Anbringung des metallenen Gebisses benützt wird, durch welches es dem Menschen gelingt, das ebenso kräftige als widerspenstige Pferd zum Gehorsam zu bringen rc."

Zwischenein schielt wohl der Alte einmal mit seinen in die Ferne noch ganz scharfblickenden Augen über die runden Brillengläser, um sich zu überzeugen, daß sein Gegenüber auch der Vorlesung mit gebührender Aufmerksamkeit folge.

Was aber ist der Zweck der Vorlesung? Will der Greis wirklich nur eine theoretische Auseinandersetzung zu dem praktischen Unterricht, der vorhergegangen und der wieder nachfolgt, hinzufügen? aber wie kommt der Hufschmied dann an die Anatomie des Pferdeschädels? Da wäre ein Skelett des Pferdefußes, ein Studium des so wichtigen Hufes doch viel eher an der Stelle. Oder will er den Knaben die Vorderzähne des Pferdes und den Zahnwechsel desselben studiren lassen, um ihn so das Alter desselben bestimmen zu lehren? Oder will er mit der Anatomie des Pferdes einen Vortrag über die zahlreichen Krankheiten und Gebrechen desselben und die dawider anzuwendenden Heilmittel einleiten?

Für letzteres spricht so manches in der Umgebung des Vorlesenden: die medicinartigen Fläschchen mit Zetteln auf dem Fenstersims, in dem offenen, von geheimnißvollen Figuren getragenen Schränkchen, auf dem an Schubladen so reichen Wandschrank, unter dem ein Mörser eben erst außer Thätigkeit gekommen zu sein scheint.

Wie dem auch sei, der kleine Patron, der zuhören muß, scheint daran kein absonderliches Vergnügen zu finden. Sind auch seine Hände sehr geduldig gefaltet und ist auch nur erst einer der Holzschuhe beim Spielen mit den Füßen herabgerutscht — sein Gesicht verräth es, daß er viel lieber draußen mit den lebendigen Pferden umherspränge, auf ihnen ritte, sie zu bändigen und zu zähmen suchte, als daß er die Gebeine der todten Pferde studirte. Oder er schwänge auch wohl gerne den Hammer und fertigte ein Hufeisen und befestigte es dem wild ausschlagendem Rosse an den widerspenstigen Fuß! Denkt er vielleicht auch schon an die Zeit, wo er das Meisterstück des Hufschmiedes bestehen wird? Sieht er bereits das Pferd, das ihm,

dem Gesellen dann vorgeführt wird, dessen Huf er von fern betrachten und zu dem er nach dem Augenmaß ein passendes Eisen fertigen muß?

Was für Gedanken er aber auch haben möge — nicht möchten wir ihm rathen, sie laut werden zu lassen, denn mit dem alten Graukopf ist sicherlich nicht zu scherzen, er vermag unzweifelhaft den Rücken des kleinen Burschen noch eben so kräftig zu bearbeiten, als das unter seinen Hammer kommende Eisen. Ist auch die Theorie hier wie überall grau, — ein so grüner Junge, wenn er auch des „Lebens goldnen Baum“ zu repräsentiren die Ehre hat, muß sich doch von Rechts wegen davor beugen! R. K.

Ein Capitel für Kaffeetrinker.

Hast du, lieber Leser, schon darüber nachgedacht, warum der berüchtigste Klatsch, der Kaffeeklatsch, warum die bitterste Moquerie, die böswilligste Medisance, die schärfste Kritik unserer Frauen — beim Kaffee geübt wird? Blicke in die Geschichte, höre unsre Physiologen, sie geben Antwort darauf! Als der Kaffee im Beginne seiner Siegeslaufbahn vorerst noch um das Bürgerrecht in den verschiedenen Ländern bettelte, waren es die Regierungen, die sich seiner Ausbreitung am hartnädigsten widersetzten. Warum sie gerade? Weil die Regierungen die Raisonneurs und die unruhigen Köpfe nicht lieben und der Kaffee in dem Geruch stand, solche zu erzeugen! „Der vernünftige Mann, der eine Schale Kaffee geleert hat, kennt allein die Wahrheit!“ sagt der Araber. Und auch dazu, daß er damit nicht hinter dem Berge hält, thut die Schaale Kaffee das Ihrige, nach den Schilderungen wenigstens zu urtheilen, die die Physiologen von seiner Wirkung geben. „Der Kaffee,“ sagt Moleschott, „wirkt auf das Denkvermögen erregend, jedoch nicht, ohne zugleich der Einbildungskraft eine viel größere Lebhaftigkeit zu ertheilen. Es entsteht ein Drang zum Schaffen, ein Treiben der Gedanken und Vorstellungen, Beweglichkeit und Glut in den Wünschen und Idealen, welche mehr der Gestaltung durchdachter Ideen, als der ruhigen Prüfung neuentstandener Gedanken günstig ist.“ Poetischer drückt Jakob Delisle die Wirkung aus, die der Kaffee auf ihn übte, wenn er sagt:

„Der Sinn belebt sich, und geordnet kommen
Mir die Gedanken, Wogen gleich geflossen;
Sie, die so dürr, so hohl, so traurig waren,
Sie lächeln nun und prangen reichgekleidet!“

Lassen wir also unsren Frauen den Kaffee; er war von jeher die Zuflucht der Unterdrückten. Allerorts dienten die Kaffeehäuser zum Sammelplatz der Unzufriedenen, der Oppositionslustigen, waren sie der Ort, wo ungenirter, rückhaltloser politische Meinungen ausgetauscht und Regierungsmaßnahmen discutirt wurden.

Schon Murad II hat es zum Heil des Staates für geboten gehalten, die Kaffeehäuser, jene „Schulen der Erkenntniß“, wie das Volk in Constantinopel sie getauft, zu schließen, weil darin zu viel politisirt wurde. Und Carl II von England ist ihm aus ähnlichen Gründen darin gefolgt, freilich nicht, ohne im Volke selbst die erste Anregung dazu empfangen zu haben. Niemand Geringeres als die Frauen waren es dort gewesen, die die Initiative ergriffen, und in einer Petition an die Regierung auf völlige Austreibung des Kaffees gedrungen hatten. Zu einem so weitgehenden Beschluß ist es nun zwar nie gekommen, indes man kann auch hier wiederum sehen, was es heißt, die Frauen gegen sich zu haben; denn nie in diesem Lande hat die Ausbreitung des Kaffees einen rechten Fortgang gehabt, und die Engländer sind die notorisch schwächsten Kaffeetrinker geblieben bis auf den heutigen Tag.

Frankreich allein hat sich nie irgendwelcher Intoleranz gegen den braunen Trank der Levante schuldig gemacht, er mag hier im Gegentheil vielleicht die größte Ehre erfahren haben. Im Jahre 1658 hatte Thevenot zum ersten Male Kaffee nach dem Diner herumreichen lassen, und schon wenige Jahre darauf war das fremde Getränk der Liebling der eleganten Welt geworden! Ludwig XV selbst gehörte zu den leidenschaftlichsten Kaffeetrinkern, ebenso Voltaire. Beide übrigens bereiteten sich ihren Kaffee selbst, wie denn überhaupt die Kaffeemühle und Kaffeemaschine zu dem unentbehrlichsten Requisit in dem Haushalt aller Männer und Frauen von Distinction gehörten. Und nun gar die Kaffeehäuser, wer wüßt' es nicht, welche Bedeutung sie dort für das öffentliche Leben besessen haben!

Die Cafés in Paris waren, was später die Salons, die Brennpunkte des politischen und literarischen Lebens, die Sammelplätze der Dichter und Schöngeister der literarischen und staatsmännischen Celebritäten, ein Stück von der Geschichte, und nicht von der glanzlosesten Frankreichs. Noch heute zeigt man dem Fremden einige dieser historisch gewordenen Kaffeeschenken, und man zeigte ihm mehr derselben, wenn die Haussmannsche Verschönerungsmanie nicht auch unter diesen Ueberresten einer bedeutenden Vergangenheit erbarmungslos aufgeräumt hätte: Das Café Procope, den Vereinigungspunkt der Literaten und Schöngeister der damaligen Zeit, Café Valois, dasjenige der Emigranten nach 1815, das Café de la Régence, das Rendezvous der berühmtesten Schachspieler, wohin Diderot ging, seine Tasse Kaffee zu trinken, und wohin vor ihm Rameau gegangen.

Darum aber trinkt man heute in Paris nicht den besten Kaffee, und noch weniger trinkt man ihn im Orient, wie vielfach noch geglaubt wird. Die Orientalen haben seit der letzten Weltausstellung viel in dieser Beziehung von ihrem Prestige verloren. Jener Araber hielt eine Engländerin, von der er sah, daß sie sich Zucker in den Kaffee thue, für verrückt; wir unsererseits finden es unbegreiflich, daß man aus dieser trüben ungeklärten, mit Kaffeegrund versetzten Flüssigkeit, wie sie uns in echten arabischen Kiosks, von echten Arabern gereicht worden, „die Seligkeit des Paradieses trinken können!“ Darf man den Versicherungen vielerfahrener Touristen Glauben schenken, so ist Prag das Paradies aller Kaffeetrinker. Alle Fremden, die diese Stadt und die umliegenden Kurorte Carlsbad, Teplitz &c. besucht haben, sind entzückt von der Qualität dieses Kaffees. Sollten die dortigen Bewohner allein das Geheimniß der Kaffeebereitung erschlossen haben? Wahr vielleicht, daß sie eine Gabe der Natur ist, einem gegeben, dem andern versagt, und derjenige mag Recht haben, der jenen Ausspruch des Horaz über die Dichtkunst, „daß der Poet geboren werde,“ auch auf den Kaffee angewendet wissen will. Indes, wir haben hier nicht nöthig mit einer Erklärung uns zu behelfen, die im Grunde doch keine ist. Die Sache ist diese.

Der Kaffee in Oesterreich ist eine kostspielige Waare. Die österreichische Regierung, die sich in der Rolle eines Tabakshändlers gefällt, ist zwar nicht so weit gegangen, eine complete Colonialwaaren-Handlung zu etabliren und auch den Verkauf des Kaffees zu besorgen, hat jedoch einen immerhin recht beträchtlichen Zoll auf diesen Artikel gelegt. Wie jedes Ding seine zwei Seiten, so hat nun auch dieser hohe Zoll die eine gute, daß man in Oesterreich nur vortrefflichen Kaffee kauft, weil eben nur vortrefflicher importirt wird!

Was insbesondere den Ruf jener genannten Städte betrifft, so schreibt man die Vorzüglichkeit ihres Mocca dem dortigen Wasser zu, das viele mineralische Bestandtheile aufgelöst enthält. Die Holländer benutzen vielfach Mineralwasser zur Herstellung eines guten Kaffees; während anderwärts etwas Soda dem kochenden Wasser zugesetzt wird, wodurch sich die Kalksäuren in dem Wasser niederschlagen, die das Aroma beeinträchtigen.

Jede größere Stadt besitzt eine und die andere, wegen ihres vorzüglichen Kaffees renommirte Conditorei, von denen jede das Geheimniß ihrer Kaffeebereitung mit ängstlicher Sorgfalt bewahrt. Ich habe wohl das Recht, von den Lesern, die mir bisher gefolgt sind, eine gewisse Neugierde dafür vorauszusetzen, und also die Pflicht sie zu befriedigen, insbesondere da ich so glücklich bin, dies zu können. In allen Fällen handelt es sich darum, das eigenthümliche Aroma des Kaffees zu bewahren und so vollständig wie möglich in den Aufguß überzuführen. In einigen renommirten Conditoreien Berlins, — ich werde indiscret, — aber was wird man nicht seinen Lesern zu Gefallen? — wendet man zu dem Zweck ein Verfahren an, das mit der „Enfleurage“ des Parfümeurs die größte Aehnlichkeit hat. Die fein zerstoßenen (nicht gemahlenen) Bohnen werden mit dem Gelben eines Eies zusammengeknetet und darauf eine Nacht hindurch stehen gelassen, während welcher Zeit das Fett des Eigelb das Aroma vollständig in sich aufgenommen hat. Rationeller, vollkommner kann eine Methode kaum gedacht werden, denn nicht nur, daß auf diese Weise das Aroma vollständig in das darüber gegossene kochende Wasser übergeht, es wird auch durch das Gerinnen des Eiweißstoffes, das dabei a le

festen Bestandtheile in sich aufnimmt, eine Klärung bewirkt, welche alles Trichtern und Filtriren, wobei der feinste Duft sich verflüchtigt, überflüssig macht!

Die kaffeekünstlerischen Manipulationen der Conditoren beginnen jedoch keineswegs erst mit der Bereitung des Aufgusses selbst. Da das Aroma des Kaffees sich während des Brennens in demselben erzeugt, so nehmen sie damit schon ihren Anfang. Man heizt mit dem gleichmäßigeren Gasfeuer die Trommel, läßt die Bohnen nur schwach bräunlich brennen, thut am Schluß etwas Zucker hinzu, wodurch sie glasirt und vor dem Verflüchtigen des Aromas geschützt werden 2c. Was nützt es also, die tiefsten Geheimnisse der Kaffeeküche auszuplaudern, wenn unsre Hausfrauen fortfahren, gebrannten Kaffee, oder wie in England schon gemahlenen, packetweise vom Kaufmann zu beziehen? wenn sie — falls sie ihn brennen — die ungereinigten mit Schmutz und Staub vermischten Bohnen, über rußendem Feuer zu Kohle brennen, um mit dem beliebten Ausschwingen derselben zum Schluß den Rest des Aromas in alle Winde zu zerstreuen. Mag es sie darum als eine verdiente Strafe treffen, daß die Ehemänner in die Conditoreien gehen, ihren Nachmittagskaffee zu trinken, wo sie stundenlang die Nase in die Zeitungen stecken, und darüber die ganze Welt, und mit der ganzen Welt sie selbst, die vergeblich wartende Gattin daheim vergessen. Indes wir sind ja nicht alle Feinschmecker, und nur einer unter zehnen vielleicht weiß überhaupt den Unterschied zwischen gutem und schlechtem Kaffee; der Tagelöhner, der ihn zur Hälfte mit Cichorien versetzt, weiß ihn sicherlich nicht. Darum liebt er seinen Kaffee nicht weniger, der dem Wohlhabenden nach Tische ein Mittel zur Verdauung, ihm häufig genug eine Fleischmahlzeit ersetzen muß. Leider sind die Verhältnisse des deutschen Arbeiters der Art, daß ein hinreichender Brot- und Fleischgenuß bei ihm zu den Seltenheiten gehört. Kann der Kaffee ihn ersetzen? Nahrungsstoffe, das ist ausgemacht, führt er dem Körper so gut wie gar keine zu. Und doch lehrt die Erfahrung, daß ohne andre Nahrung als bloßen Kaffee der Körper tagelang den äußersten Strapazen sich unterziehen kann, ohne zu ermatten. Dem amerikanischen Jäger darf neben der Büchse und Munition, der Axt und der wollenen Decke, ein Säckchen mit Kaffee nicht fehlen, der ihm auf dem beschwerlichen Wege durch die Wildniß Kraft gibt, die damit verbundenen unnennbaren Schwierigkeiten zu überwinden, wenn Tage lang schon jedes andere Nahrungsmittel gefehlt hat. Man schreibt diese Wirkung der Verlangsamung des Stoffwechsels, verbunden mit dem Einfluß zu, den der Kaffee auf die Willenskraft ausübt, und der die Folge der Nervenanregung ist.

Die preußischen Führer wußten, was sie thaten, als sie im letzten Kriege jedem Soldaten seine Kaffeeration mit in den Tornister gaben. Napoleon begeisterte sein Heer vor der Schlacht durch fulminante Anreden und Proclamationen, die preußischen Soldaten kochten sich einen steifen Kaffee vorher, wenn ihnen Zeit genug dazu übrig blieb. Wer mag es ermessen, welchen Antheil dieser genossene Kaffee an dem Siege von Sadowa gehabt? Wer da weiß, was es heißt, in strömendem Regen, auf ungangbaren Wegen, Tage lang mit leerem Magen zu marschiren, und die Wirkung kennt, die unter solchen Umständen ein einziger Becher Kaffee thut, der die Lebensgeister von neuem aufrichtet und Energie und Thatkraft, die völlig verloren schienen, wieder herstellt, wird diesen Antheil nicht zu gering anschlagen!

Die Herrschaft, die der Kaffee über die civilisirte Welt besitzt, theilt er nur noch mit dem Thee. Beide orientalischen Ursprungs, gelangten sie fast gleichzeitig nach Europa, dessen Bestimmung es nun einmal ist, in Abhängigkeit vom Orient zu leben. Es scheint, als können diese beiden Rivalen durchaus nebeneinander nicht bestehen; sie haben sich darum in das occupirte Gebiet getheilt. Der Thee hat den Norden, der Kaffee den Süden in Beschlag genommen. Es ist überflüssig zu bemerken, daß in Europa England und Rußland den meisten Thee consumiren, weniger überflüssig aber, daß nicht die Franzosen, nicht die Türken, ja nicht einmal die Araber, sondern die D e u t s c h e n die stärksten Kaffeetrinker sind; dieselben Deutschen, die noch, als alle Welt schon den Kaffee direkt bezog, ihn von Holland, und nur gebrannten erhandelten. Sie consumiren gegenwärtig 130 Millionen Pfund jährlich, die Hälfte von der Einfuhr Europas, und mehr als ein Sechstel von der Gesammtproduktion. Auf jeden Kopf in Deutschland kommen nicht weniger als 3 1/3 Pfund Kaffee, und kaum 2 Loth Thee, während in England umgekehrt 3 Pfund Thee, und etwa 4 Loth Kaffee, in Frankreich bei einem Minimum von Thee, etwa ein Pfund Kaffee darauf zu rechnen sind.

Was von beiden vorzuziehen, Thee oder Kaffee, ist eine oft gehörte Frage. Die Antwort darauf fällt nicht schwer. Der Kaffee besitzt in so hohem Grade wie kein anderes Getränk, die Eigenschaft, die Nüchternheit zu heben, eine Eigenschaft, die er einem sich beim Rösten bildenden Stoffe verdankt. Er eignet sich darum, wie kein andres Getränk zum Frühstück, da er nicht erst schwerer Stoffe, wie Eier und Fleisch, wie sie der Thee erfordert und die dem Magen morgens nichts weniger als zuträglich sind, als Beilage bedarf. Auch nach Tisch ist er, ohne Milch genossen, wegen seiner trefflichen verdauungsfördernden Eigenschaft, das angemessenere Getränk. Nur abends wird man die siedende Theemaschine auf dem freundlich gedeckten Nachtisch ungern vermissen. Eine Tasse Thee erwärmt und regt zu heiteren Gesprächen an, ohne schlaflose Nächte zu erzeugen.

Ob ein Dichter sich an dem Kaffee zu einem schwungvollen Liede auf ihn begeistert, wie es dem Thee widerfahren, der die Ehre hat, von einem Beherrscher des himmlischen Reichs der Mitte besungen worden zu sein, ist mir nicht bekannt. In Ehren wird er nicht weniger gehalten, wie jener, und zwar, im Widerspruch mit jenem Sprichwort, daß der Prophet nichts gelte in seinem Lande, in seiner Heimat Arabien am höchsten. Das Bereiten des Kaffees ist dort so sehr Ehrenamt, daß es jedes Mal dem Vornehmsten oder Aeltesten der Gesellschaft reservirt bleibt. In Persien gehört es aus diesem Grunde zum Ressort des Hausherrn, und wenn ein Türke sich verheirathet, so legt er das Gelübde ab, es nie der Frau an Kaffee fehlen zu lassen. Den Verhältnissen entsprechend, würde es bei uns sich empfehlen, wenn die Braut bei der Hochzeit gelobte, es nie an einem t r i n k b a r e n Kaffee fehlen zu lassen. H. M o y k u s.

Lebenserinnerungen. Von Julius von Wickede.

IV. Oesterreichisches Soldatenleben vor dreißig Jahren.*)

Mein Vater hatte endlich meinem steten Wunsche, Soldat zu werden, ziemlich nothgedrungen nachgeben müssen, denn ich war zuletzt im Lateinischen und Griechischen absichtlich so faul geworden, daß ich hartnäckig in diesen beiden Lehrgegenständen den untersten Platz in der Klasse behauptete und meine Lehrer zuletzt ziemlich einstimmig erklärten, daß es mit meinem künftigen Studium der Jurisprudenz, wozu der väterliche Entschluß mich eigentlich bestimmt hatte, doch wohl kaum etwas Tüchtiges werden könnte. So ward im Familienrathe denn bestimmt, daß ich zu den Fahnen des Mars schwören dürfe, und jubelnd fiel ich meinem Vater bei dieser Nachricht um den Hals und wußte vor Freude kaum, was ich anfangen sollte. Es war nun die väterliche Absicht, daß ich in die Militärdienste Preußens eintreten solle, und die Unterhandlungen mit dem Oberst eines stattlichen Reiterregiments waren dort bereits so weit eingeleitet, daß er mich als Avantageur annehmen wollte. Allein in Preußens Heer wurden mit Recht Unterofficiers-, Fähnrichs- und Lieutenantsprüfungen gefordert und ich war in meiner Jugend leider ein ziemlich unbändiger Junge, der alles andere lieber that, als hinter dem Studiertisch zu sitzen. Da schien es mir in Oesterreich doch ungleich besser zu sein, denn außer Lesen, Schreiben und Rechnen wurden damals von einem Cadetten, der Officier werden wollte, durchaus keine weiteren Kenntnisse gefordert, und besaß jemand nur genügende Protection, so konnte er vom Cadetten nur zu leicht und bald Lieutenant werden, ohne sich den Kopf mit allzu viel Studieren anstrengen zu müssen.

Meine Mutter erinnerte sich nun, daß sie einen sehr weitläufigen Verwandten und ehemaligen Jugendbekannten, einen Grafen S . . . in der österreichischen Armee besaß, der 1813 als Oberst in der Schlacht bei Leipzig ein Regiment mit Auszeichnung commandirt

*) S. Nr. I—III. Jahrg. IV. S. 246. 423. 729.

hatte und jetzt den Rang eines Feldmarschalllieutenants, Regimentsinhabers und Oberhofmeisters bei einem Erzherzog bekleidete. Auf meinen dringenden Wunsch verstand sie sich dazu, an diesen zu schreiben und ihm vorzustellen, daß sie einen hoffnungsvollen Sohn besäße, der von glühendem Enthusiasmus für die österreichische Armee ergriffen, das lebhafteste Verlangen hege, vorläufig wenigstens als Regimentscadett in dieselbe einzutreten und es wo möglich bis zum Feldmarschall darin zu bringen. So schnell es der damalige, etwas langsame Postenlauf nur gestattete, kam denn auch aus Wien ein Schreiben Sr. Excellenz des Feldmarschalllieutenants an meinen Vater zurück, mit dem erfreulichen Inhalt, man möge mich nur mit so und so viel Ducaten Equipirungsgeld und der Zusicherung von so und so viel Ducaten monatlich als Zulage an ihn absenden; sei ich nur groß und kräftig genug, so wolle er mich als Regimentscadett in dem Regiment, dessen Inhaber er sei, anstellen und dann schon dafür sorgen, daß ich in möglichst kurzer Frist zum Officier befördert werde, was letzteres lediglich von ihm allein abhinge. Das war ein großer Jubel, als dieses Schreiben mit dem mächtigen gräflichen Wappen bei uns ankam, und im Geiste sah ich mich schon mindestens zu einem k. k. General befördert.

Eine Reise von Schwerin nach Wien war im Jahre 1835, wo es auf dieser Strecke kaum Chausseen und Schnellposten durchweg gab, kein geringes Unternehmen und erforderte mindestens acht Tage Zeit. Einige hundert blanke Ducaten, zur Equipirung und ersten Zulage bestimmt, wurden mir vorsorglich in eine Westentasche eingenäht, und so trat ich, von den besten Segenswünschen der Meinigen geleitet, die weite Reise in das gelobte Land Oesterreich an.

Nach manchen Beschwernissen in Wien angelangt, war mein erster Gang zu dem Feldmarschalllieutenant Graf S...., der mich mit freundlicher Protectormiene aufnahm, da ihm meine Größe und mein kräftiger Wuchs zu gefallen schien. Wohl mit, um mich zu prüfen, lud er mich bald zu einem Spazierritt mit seinem Adjutanten ein, und da letzterer mich als einen tüchtigen Reiter lobte, so gewann ich dadurch ersichtlich in den Augen des alten Herrn. Nur der Umstand, daß ich erst das Alter von sechszehn Jahren hatte, wollte ihm nicht gefallen, da kürzlich ein besonderer Erlaß vom k. k. Hofkriegsrath ausgegangen war, daß keine Regimentscadetten, die noch nicht das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatten, bei den Truppen zum activen Dienst eingestellt werden sollten. Mit rascher Entschlossenheit wußte aber der Feldmarschalllieutenant sich zu helfen; er veränderte eigenhändig meinen Taufschein, so daß demnach 1817, statt wie es richtig war, 1819 als mein Geburtsjahr angegeben war, und machte mich dadurch um zwei Jahre älter.

Da das Dragonerregiment, für welches Graf S... mich eigentlich bestimmt hatte, noch hinten in der Bucovina garnisonirte, — was ich erst in Wien erfuhr, im nächsten Jahre aber zur Aufwartung in die Residenz bestimmt war, so machte er mir den Vorschlag, ich möge vorerst bei einem Infanterieregiment, mit dessen Inhaber er nahe befreundet war, als Cadett eintreten, und mich dann später zur Cavallerie versetzen lassen. Zwar wäre ich eigentlich lieber sogleich bei der Reiterei eingetreten, doch wagte ich theils nicht zu widersprechen, theils freute ich mich auch, daß dies Regiment in Linz, unbedingt einer der angenehmsten Städte des weiten österreichischen Kaiserstaats, in Garnison stände.

Der Oberst dieses Regimentes, ein Rheinländer aus angesehener katholischer Freiherrnfamilie, kam in den Tagen nach Wien; ich ward ihm vom Grafen S... bestens zur besonderen Protection, die auch auf das bereitwilligste zugesagt wurde, empfohlen und erhielt nun von ihm ein Schreiben an den interimistisch das Regiment in Linz commandirenden Oberstlieutenant von M... In diesem Briefe war die Weisung, daß ich alsbald als Regimentscadett assentirt und einer in Linz liegenden Compagnie zugetheilt werden solle.

So mit allen nöthigen Papieren vollständig ausgerüstet, fuhr ich mit dem Eilwagen gen Linz und erfreute mich dabei des schönen, von der Natur so reich ausgestatteten Landes längst den Gestaden der mächtigen Donau. In der romantisch gelegenen freundlichen Hauptstadt Oberösterreichs angekommen, putzte ich mich alsbald aufs beste heraus und eilte dann zu dem gestrengen Oberstlieutenant, der vorläufig mein höchster unmittelbarer militärischer Vorgesetzter hier sein sollte. Obgleich ich damals gerade nicht allzusehr an Blödigkeit litt, so fühlte ich doch eine gewisse Beklommenheit, als ich der alten schnauzbärtigen Ordonnanz, einem gebornen Polen, der mich nur mit Mühe verstehen konnte, mein Anliegen verständlich gemacht hatte, mich bei seinem Herrn zu melden.

Der Oberstlieutenant v. M..., ein geborner Ungar, der 1848 mit vielem Heldenmuth als General für seines Kaisers Fahne in Italien gekämpft und auch dort den Kriegertod gefunden hat, war gewiß ein ungemein tapferer Soldat, aber große geistige Bildung, angenehme Umgangsformen und freundliches Wesen besaß er durchaus nicht. Seine lange hagere Gestalt in einen uralten verblichenen Officiersmantel gehüllt, auf dem schon grau gesprenkelten Haar ein fast farblos gewordenes, ursprünglich wohl rothes türkisches Fez, den dichten, borstigen Schnauzbart nach ungarischer Weise mit Bartwachs in zwei harte, weit abstehende Spitzen aufgedreht, empfing er mich in einem fast mehr als einfach möblirten Zimmer mit finsterer Miene. Noch brummiger ward aber der Ausdruck seines Gesichtes, als er das Schreiben des Obersten, welches ich ihm mit höflicher Verbeugung überreicht hatte, gelesen. Mit hastigem Unmuth dasselbe in die Ecke schleudernd, rief er in echt ungarisch-deutschem Dialekt sehr zornig aus:

„Führt denn der Deuxel all die verfluchten Schwoaben in unser Regiment, teremtete! scheint's doch, als wenn der Herr Feldmarschalllieutenant eine wahre Schwoabenzucht bei uns anlegen will, so viel verflixte Cadetten schickt er immer aus dem Reich!"

Ich muß gestehen, daß dieser gerade nicht allzu freundliche Empfang mich eigentlich etwas in Verwunderung versetzte, denn daß ich als geborner Mecklenburger, wie ich in dem Briefe verzeichnet war, jetzt zu dem ehrenwerthen Volksstamme der Schwaben gezählt werden solle, kam mir nach meinem bisherigen geographischen Unterrichte doch etwas gar seltsam vor.

Nachdem der Oberstlieutenant einige Male mit sporenklirrenden Schritten im Zimmer auf und ab gegangen war und dabei gewaltige Züge aus seiner mit Commistabak gestopften Pfeife gethan, schien sich seine Stimmung allmählich etwas zu besänftigen und er richtete in kurzem, wenn auch nicht mehr so unfreundlichem Tone mehrere Fragen an mich über meine früheren Verhältnisse 2c. Meine Antworten schienen ihn einigermaßen zu befriedigen, und er meinte endlich ziemlich gutmüthig:

„Schauens, gegen Sie selbst hab' ich nix, und Sie scheinen ein strammer Bursch zu sein, aber daß der Herr Feldmarschalllieutenant immer einen Gusto hat, alle möglichen Ausländer aus dem Reich und Frankreich und Welschland und wo er sie sich sonst noch zusammensuchen mag, als Cadetten beim Regimente anzustellen und sie dann bei der Officiersbeförderung stets vor den Einheimischen, wenn dies nicht vornehme Cavaliere sind, mit seiner Protection zu bevorzugen, kann einem zuletzt doch giften! Nun, da Sie einmal hier sind, warten's, bis der Cadettenfeldwebel vom Dienst mit dem Rapport kommt, der kann Sie gleich in die Caserne mitnehmen und Sie dem Fähnrich D..., der die Aufsicht über die Regimentscadetten hat, übergeben. Wegen Ihrer Assentirung und demnächstigen Einweisung in eine Compagnie werde ich dann das Nöthige verfügen."

Zu jener Zeit dienten in einem Infanterieregiment oft 50 Cadetten. Alle Ausländer oder österreichischen Edelleute, die sonst nicht zum Militärdienst verpflichtet waren, wurden Regimentscadetten genannt, die bürgerlichen Oesterreicher, welche die Capitulationszeit von vierzehn Jahren einhalten mußten, wenn sie nicht vorher zu Officieren befördert wurden, Expropriiscadetten; außerdem stellte der Kaiser in jedem Regimente sechs Söhne von Officieren an, welche Kaisercadetten hießen und denen je die vierte Officiersstelle zukam. Das Avancement der Cadetten zu Officieren hing lediglich von der Willkür des Regimentsinhabers ab, und es konnte ein Cadett zehn Jahre als solcher dienen, während ein anderer, der bessere Protection hatte, schon in wenigen Monaten zum Officier befördert wurde. Alle Cadetten mußten „Sie" genannt werden, durften keine körperlichen Züchtigungen erhalten und trugen das gelb-schwarze Portepée des Unterofficiers an ihrem Seitengewehr, jedoch nicht den Haselstock oder Rohrstock, der damals ein sichtbares Zeichen der Corporals- und Feldwebelswürde war, wenn sie nicht auch zugleich zu diesen Chargen ernannt waren, was übrigens gewöhnlich nach einigen Monaten Dienstzeit zu geschehen pflegte.

Um diesen Cadetten wenigstens einige Kenntnisse beizubringen, war bei den meisten Regimentern die Einrichtung getroffen, daß der größte Theil derselben mit Ausnahme der eigentlichen Exercierzeit in besondern Casernenzimmern im Stabsquartier des Regiments zu-

sammen verlegt wurde. Diese Cadetten pflegten dann gewöhnlich weniger Dienst wie die übrigen Mannschaften zu verrichten und hatten dafür beim Regimentscaplan oder einigen anderen dazu befähigten Officieren Unterricht im Dienstreglement, der Sprache des hauptsächlichsten Theils der Mannschaft, die das Regiment bildete, als z. B. polnisch, böhmisch, italienisch; hin und wieder auch in österreichischer Geschichte und Geographie. Ueber diese in besondere Zimmer zusammenverlegte Cadetten, die dadurch von ihren Compagnien abcommandirt waren, pflegte dann gewöhnlich ein eigener Officier die specielle Aufsicht zu führen.

Ich war nicht lange beim Oberstlieutenant gewesen, als ein Cadettenfeldwebel mit dem Tagesrapport erschien. Diesem wurde ich alsbald übergeben mit der Weisung, er möge mich in die „Wassercaserne", wo der Stab des Regiments in Quartier lag, führen und dort dem Lieutenant D… melden, daß ich vorläufig in einem Zimmer der Cadetten untergebracht werden sollte. Der Cadettenfeldwebel, ein stattlicher, jovialer Wiener, wohl einige zwanzig Jahre alt, der schon mindestens fünf bis sechs Jahre als Cadett gedient hatte, (ich traf ihn im Feldzuge 1866 als verwundeten und gefangen genommenen Obersten wieder), frug mich auf dem Wege nach der Caserne, woher ich gebürtig sei und als ich ihm Mecklenburg genannt hatte, meinte er lachend:

„Tschau, tschau, bischt halt aa so a Schwoab!"

Daß hier alle Welt darauf versessen war, Mecklenburg zum Schwabenlande zu rechnen, obgleich beide Länder doch nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander haben, kam mir wirklich äußerst komisch vor. Später freilich gewöhnte ich mich schon daran, daß nach österreichischen Begriffen ganz Deutschland, das außerhalb der Grenzen des Kaiserstaates liegt, kurzweg mit dem allgemeinen Begriff „Schwaben" bezeichnet wurde.

Die sogenannte „Wassercaserne" in Linz, ein früheres Kloster, lag sehr romantisch an den Ufern der breiten, schnellströmenden Donau. Gleich beim Eintritt sollte ich einen Begriff von der Strenge der damaligen österreichischen Disciplin erhalten. An einer Ecke des weitläufigen Hofes stand eine hölzerne Bank ohne Lehne, auf der ein Soldat mit den Füßen und Händen angeschnallt, auf dem Bauche lag. Ein stämmiger Corporal bearbeitete den Theil des menschlichen Körpers, der von der gütigen Mutter Natur zum Sitzen bestimmt ist, in lang ausgeholten Streichen taktmäßig mit einem fingerdicken schlanken Haselstock, was dem so gestraften Delinquenten ziemlich bedeutenden Schmerz zu verursachen schien, denn er wimmerte recht kläglich. Ein Feldwebel, durch seinen an der Spitze und am Knopfe mit Messing beschlagenen dicken Rohrstock, den er gravitätisch in der rechten Hand hielt, als solcher kenntlich, zählte laut die Zahl der geführten Streiche und hörte erst damit auf, als er den fünfzigsten genannt hatte.

Durch vielfache Gewohnheit gegen alle derartigen Scenen längst gänzlich abgehärtet, stand der Lieutenant, der die Aufsicht über diese ganze Execution führte, in der damaligen üblichen schwarz-grauen Campagneuniform der Infanterieofficiere neben einigen Cameraden plaudernd und lachend. Bestrafungen durch Stockschläge kamen täglich Dutzende im Regiment vor, da jeder Compagniechef das Recht hatte, bis zu fünfundzwanzig Streichen zu bestrafen, während das Kriegsgericht mitunter auf hundert Schläge erkannte. Es gab Soldaten, die während ihrer Dienstzeit mindestens einige tausend Schläge erhalten hatten, ohne daß sie dadurch nur im geringsten gebessert wurden. Als Schande betrachteten sie alle derartige Züchtigungen gar nicht und gegen den körperlichen Schmerz wurden sie zuletzt so abgehärtet, daß sie einen wohlgezählten „Fünfundzwanziger" oft mit höhnender Frechheit hinnahmen.

An einer anderen Stelle des weitläuftigen Hofes wurden die Züchtlinge aus dem Stockhaus der Division mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt; es waren die wildesten Kerle aller möglichen Nationalitäten darunter befindlich. Aber auch viele Soldaten, die theilweise im tiefsten Negligé, das aus einer weiten Unterhose aus grauer Leinewand, „Gatje" genannt, grobem Hemd und aus einem darüber gezogenen, alten ausrangirten grauen Commismantel bestand, auf dem Hofe und den Gängen umherliefen, sahen theilweise so wild verwogen aus, daß ich mich ohne die Begleitung des Cadettenfeldwebels gar nicht in die Caserne hineingewagt hätte. Die gewöhnliche Dienstzeit der Soldaten, die damals in Oesterreich nur aus den alleruntersten und rohsten Volksclassen recrutirt wurden, betrug vierzehn Jahre; viele aber mußten wegen versuchter Desertion 21 Jahre, ja selbst 28 Jahre dienen, so daß man in den Casernen noch zahlreiche Leute sah, welche die Schlachten von 1813 mitgemacht hatten und das sogenannte Kanonenkreuz trugen. Unser Regiment erhielt dazu seinen Ersatz größtentheils aus Galizien und die gewöhnliche Sprache der Mannschaft unter sich war die polnische. Dazu kam der große Uebelstand, daß alle Soldaten, die wegen Verbrechen früher bestraft waren, nach beendeter Strafzeit wieder in die Regimenter eingestellt wurden, um ihre Dienstzeit zu vollenden, und so traf man denn frühere Deserteure, Diebe, Räuber, ja selbst Mörder in den Regimentern.

Durch lange Casernengänge, an deren Wänden die Waffen der Soldaten alle blank geputzt, in strengster Ordnung hingen, führte mich der Cadettenfeldwebel nun in ein großes, gewölbtes Zimmer, dessen geweißte Wände gerade nicht von einer sonderlichen Reinlichkeit zeugten. Der erste Eindruck, den ich hier empfing, war ein so seltsamer, daß ich ihn niemals wieder vergessen werde. An den Wänden des Gemachs standen wohl über ein Dutzend aus rohem Holz zusammengeschlagene Bettstellen, alle nur mit einem Strohsack von grober Leinwand und einer wollenen Decke versehen, welche den hier einquartirten Cadetten zur Schlafstätte dienten. Mehrere plump bearbeitete lange Holztische, Bänke und Stühle bildeten das sonstige Ameublement des Zimmers. Mindestens einige zwanzig Cadetten im Alter von sechszehn bis dreißig Jahren, größtentheils in weite Unterhosen, Hemd und Leinwandkittel von grobem Stoff und oft ziemlich zweifelhafter Reinheit gekleidet, lagen in den verschiedensten Gruppen auf den Strohsäcken oder saßen um ein Faß Bier, das auf den einen Tisch gestellt war, wobei blecherne und hölzerne Becher als Trinkgefäße dienten, während andere mit entsetzlich schmierigen Karten ein beliebtes Hazardspiel, „Halbzwölf" genannt, spielten, in dem große Haufen von dem damals üblichen Kupfergelde ihre Besitzer oft schnell wechselten, die wildesten Flüche in allen möglichen Mundarten des weiten Kaiserstaates ertönten und die Verlierenden ihrem Unmuth durch heftiges Schlagen mit den Fäusten auf den Tisch Luft zu machen suchten. Zwei oder drei Cadetten, die rechte Hand mit einer schweren Eisenkette an den linken Fuß geschlossen, lagen in unbehaglicher Stellung auf dem Strohsack und erduldeten dadurch die damals bei allen Cadetten und Unterofficieren ziemlich häufige Strafe des sogenannten „Kurzschließens", die auch nicht das mindeste Entehrende hatte und oft wegen ganz geringfügiger Dienstvergehen auf 12—24 Stunden verhängt wurde. Ein anderer Cadett war mit schwerer Eisenkette an einen Tischfuß geschlossen, was ihn jedoch nicht hinderte, mit den anderen lustig zu spielen und zu trinken; er mußte diese Strafe erdulden, weil er schon seit mehreren Tagen versäumt hatte, einige ihm aufgegebene Seiten des polnischen Dienstreglements auswendig zu lernen. Ein starker Chor sang oder brüllte vielmehr ein Soldatenlied.

Mit lauter Stimme schrie mein Begleiter bei unserem Eintritt in das Zimmer.

„Hier ist ein Neuer, ein Neuer, ein richtiger Schwoab!"

Im lauten Chor brüllten sogleich alle: „Was, wieder a Schwoab? wo bist Du her?"

Ganz verwirrt über alle diese neuen Bilder, denn ich glaubte wirklich, fast in eine Räuberhöhle gerathen zu sein, antwortete ich ziemlich kleinlaut:

„Ich bin aus Mecklenburg."

„Was, a Mecklenburger? a Schwoab, a Schwoab!" schrie und tobte die ganze Menge, mich neugierig umringend.

Gleich Bankos Geist erhob sich bei meinen Worten eine sehr lange, hagere Gestalt, um welche ein alter, schon farblos gewordener Commismantel schlotterte, von einem der hintersten Strohsäcke und kam langsam auf mich zugeschritten. In seinem dürren Gesicht nahm ein riesiger, röthlichblonder Schnauzbart den weitgrößten Platz ein und dumpf klang die Stimme, mit der er zu mir sprach:

„Wenn Du ein richtiger Mecklenburger bist, so sind wir specielle Landsleute, denn ich bin auch dorther gebürtig."

Dieser mehr als dreißig Jahre alte Cadett war ein aus Mecklenburg gebürtiger Herr von W…, der früher längere Zeit schon in einem dänischen Dragonerregiment als Officier gedient hatte, wegen eines unglücklichen Duelles, in dem er seinen Gegner erschoß, geflüchtet war und nun schon einige Jahre das traurige Dasein eines Cadetten bei diesem österreichischen Infanterieregiment führen mußte, bis wenige Monate nach meinem Eintritt der Tod an der Schwindsucht ihn von seinen Leiden erlöste.

Das lärmende Geschrei meiner mich umringenden neuen Kame-

raden, denn als solche mußte ich sie ja anerkennen, obgleich mir dies eigentlich wunderlich vorkam, forderte nun ein Einstandsgeld zum Willkommstrunk. Bereitwillig zog ich die Börse und gab einen Ducaten, und dieser seltene Beweis von Freigebigkeit wurde mit lautem jubelnden Hurrah begrüßt und verschaffte mir sogleich eine große Popularität. Für einen Ducaten konnte man im Jahre 1835 in Linz noch eine ganz erkleckliche Quantität von österreichischem Landwein bekommen und so wurde das Faß mit Bier denn fortgenommen und ein anderes mit Wein an seine Stelle gesetzt. Ein lustiges Trinkgelage, bei dem es an wilden Scenen und rohen Scherzen aller Art nicht fehlte, begann nun und endete erst, als die Trommel später die meisten der Cadetten zum Dienst trieb.

Die erste Nacht auf dem harten Strohsack wollte mir gar nicht behagen, wie mir denn überhaupt dies ganze eigenthümliche Cadettenleben in der Caserne mit seinem seltsamen Gemisch von ungebundener Lustigkeit, ja selbst schrankenloser Rohheit und doch wieder strengster Disciplin und unbedingtester Subordination anfänglich sehr mißfiel, bis ich mich allmählich immermehr daran gewöhnte.

Am nächsten Tage schon erhielt ich die Uniform und wurde assentirt. Die Uniform der k. k. Infanterie bestand damals noch in hohen, bis an das Knie reichenden, mit einigen zwanzig Knöpfen zugeknöpften Gamaschen von schwarzem Tuch, ganz engen, prall anliegenden, kurzen, weißen Hosen und einem weißen Uniformsfrack mit kurzen, breiten Schößen und je nach den Regimentern verschiedenfarbigen Kragen, Aufschlägen und breiten Vorstößen an den Seiten, dazu einem schweren, unbeschreiblich häßlichen Czako von schwarzem Filz und breites, weißes Lederzeug kreuzweise über die Brust getragen. Bei dieser Uniform waren namentlich die hohen Gamaschen und die engen Hosen, die sehr stramm angezogen werden mußten, höchst unbequem.

In den nächsten Tagen mußte ich mit noch einigen Neuassentirten den Eid zur Fahne auf der Hauptwache in Linz leisten. Die Wache trat dabei ins Gewehr, es wurde zuerst das Commando: „Stellt Euch zum Gebet," gegeben und alsdann begann die Ceremonie der Beeidigung, wobei der die Wache commandirende Lieutenant uns die Eidesformel Satz für Satz verlas, die wir alsdann laut nachsprachen. Dabei machte dieser Officier das lächerliche Versehen, uns dem Kaiser Franz I, der schon vor einem Jahre gestorben war, den Eid leisten zu lassen, und nicht zu bedenken, daß der regierende Kaiser Ferdinand hieß. Wir hatten schon die vielen langen Titel, die ein Kaiser von Oesterreich führt, nachgesprochen, als der Lieutenant, sein Versehen bemerkend, erschrocken ausrief:

„Nein, zum Donnerwetter, Se. Majestät der Kaiser Franz sind ja schon gestorben und es muß heißen Kaiser Ferdinand, wie Se. Majestät der jetzige Regent sich zu nennen geruht."

Da uns aufs strengste eingeschärft war, Wort für Wort, alles was der Lieutenant uns vorsprach, getreu nachzusprechen, so riefen wir nun auch im lauten Chor:

„Nein, zum Donnerwetter, Se. Majestät der Kaiser Franz sind ja schon gestorben und es muß heißen Kaiser Ferdinand, wie Se. Majestät der jetzige Regent sich zu nennen geruht."

Es machte dieser Unsinn eine so komische Wirkung, daß die umstehenden Cadetten und Officiere unwillkürlich in ein lautes Gelächter ausbrachen und die Feierlichkeit der ganzen Ceremonie ungemein dadurch beeinträchtigt wurde.

So hatte ich denn dem Kaiser von Oesterreich den Fahneneid geleistet und war dadurch ihm zum treuen Gehorsam und zur unbedingten Dienstleistung zu Wasser und zu Lande verpflichtet. Schon am nächsten Tage mußte ein alter Corporal, der dafür eine Extrabelohnung bekam, mein Exercitium auf dem Casernenhofe vornehmen. Das plumpe Commisgewehr, das mit dem aufgesteckten Bajonnet an vierzehn Pfund wog und bei dem alle Ringe und Eisentheile möglichst gelockert waren, damit es bei den Handgriffen recht klirrte, wodurch freilich ein nur halbwegs richtiges Zielen zu den Unmöglichkeiten gehörte, war für meine damaligen Kräfte viel zu schwer und es hat mir die größte Mühe und die sauersten Schweißtropfen gekostet, bis ich endlich als gut ausexercirt erklärt werden konnte. Dazu war das Exercir- und Dienstreglement der k. k. Infanterie, damals durch eine zahllose Menge pedantischer Dienstvorschriften, unnützer Formalitäten und meist überflüssiger Bewegungen im höchsten Grade beschwert und es schien wirklich oft, als ob man absichtlich danach gestrebt hätte, leichte Sachen möglichst zu verwickeln und die Soldaten gänzlich unnütz auf das äußerste zu plagen.

Mein erster Dienst, den ich zu versehen hatte, war ein höchst abschreckender, der durchaus nicht für einen Cadetten geeignet war. Es fand nämlich eine der nur zu häufigen Exekutionen des Spießruthenlaufens statt, und wenn ich als Cadett auch vom Schlagen befreit war, so wurde ich doch mit dazu befehligt, die Gasse mit vorgehaltenem Bajonnet schließen zu helfen, so daß der Delinquent nicht herauslaufen konnte.

Die Strafe des Spießruthenlaufens, war damals eine sehr gewöhnliche, und es verging kaum eine Woche, daß solche nicht auf dem Casernenhofe in Linz vorkam. Die Gasse wurde von 300 Mann, 150 auf jeder Seite, gebildet und die höchste Strafe, auf welche das Kriegsgericht erkennen konnte, bestand in zehnmaligem Auf- und Ablaufen, bei dreimal gewechselten Ruthen, so daß der Bestrafte dadurch 6000 Hiebe auf das bloße Fleisch des Rückens erhielt, was meist auf Leben und Tod ging. Wenn ein Soldat zum Spießruthenlaufen verurtheilt war, was bei wiederholter Desertion, grober Insubordination, frechem Diebstahl, rohen wiederholten Excessen und derartigen Vergehen geschah, so wurde ihm das Hemd ausgezogen und der bloße Rücken dadurch den Streichen preisgegeben. Auf den Kopf erhielt er eine dicke Filzmütze, die das Gesicht vor etwaigen Hieben schützte, während die Arme vorne gebunden waren. So ausgerüstet und eine bleierne Kugel im Munde, um den Schmerz zu verbeißen, mußte er in die Gasse hinein und solche mit langsamem Schritt durchschreiten, wobei die auf beiden Seiten aufgestellten Tamboure laut auf ihren Trommeln wirbelten, um dadurch die Schmerzensausrufe des Gestraften zu übertönen. Die Birkenruthen, mit denen geschlagen wurde, hatten ungefähr die Länge eines Armes und am unteren Ende die Dicke eines kleinen Fingers. Ein Stabsofficier commandirte das Ganze, während Unterofficiere an den Seiten umhergingen und darüber wachten, daß die Soldaten auch gehörig schlugen. Nach beendeter Exekution mußte der Bestrafte an den commandirenden Officier herantreten und die vorgeschriebenen Worte: „Ich danke vielmals für gnädige Strafe" laut aussprechen, worauf er dann in das Lazareth zur Heilung, die oft einige Wochen in Anspruch nahm, abgeführt wurde. Oefters habe ich übrigens gesehen, daß Delinquenten bei dieser Strafe todt zusammenstürzten, während andere sich nicht viel daraus zu machen schienen und ihren Schmerz hartnäckig verbissen. Erinnere ich mich doch, daß ein Soldat, ein geborener Ungar, der wegen wiederholter Desertion und Straßenraub zu zehnmaligem Spießruthenlaufen verurtheilt war, nach Beendigung der Strafe ausrief: „Wenn ich vom kaiserlichen Dienst dafür frei kommen soll, will ich gleich noch zehn Mal durch die Gassen laufen."

Alle Soldaten von der Cavallerie, Artillerie, den Jägern, Grenadieren und Pionieren, welche zu dieser Strafe verurtheilt gewesen waren, wurden später stets zu den Linieninfanterieregimentern abgegeben, um dort ihre Dienstzeit auszudienen. So war denn wirklich bei manchen Infanterieregimentern eine Auswahl von rohen, mit allen möglichen Strafen belegten Kerlen, die bei jeder Gelegenheit Verbrechen zu begehen oder zu desertiren suchten und dem Kaiser auch nicht den mindesten Nutzen als Soldaten brachten.

Die Strafe des Spießruthenlaufens ist übrigens in der k. k. Armee schon seit über 10 Jahren gänzlich abgeschafft, wie auch sonstige körperliche Züchtigungen jetzt lange nicht mehr so häufig wie früher vorfallen und auch die Cadetten und Unterofficiere nicht mehr mit schweren Ketten geschlossen werden.

Abgesehen von dem strengen Dienst gefiel mir mein Leben in der Caserne, nachdem ich mich an manche Unbequemlichkeiten daselbst erst mehr gewöhnt hatte, bald recht gut. Ich hatte für die damalige Zeit verhältnißmäßig eine sehr hohe Zulage, erwarb mir bald viele gute Freunde und Kameraden unter den Cadetten, und so führten wir in dem angenehmen Linz ein lustiges, fast ausgelassenes Leben, zumal wir außer Dienst alle möglichen Freiheiten genossen.

Ungefähr sechs Monate blieb ich dort in Garnison, dann avancirte ich zum Cadettencorporal und ward wegen meiner Größe zu dem in Schönbrunn stehenden Grenadierbataillon des Regiments versetzt, um bald nachher meinem Wunsche gemäß, einem in Wien liegenden Chevaux-Legers-Regiment als Cadet zugetheilt zu werden.

Digitized by Google

Zur Ehrenrettung eines alten Geschlechtes.

Text und Illustration von F. Flinzer.

Eine Familie, deren Verwandtschaft mit einem der ältesten Königsgeschlechter der Erde durch unantastbare, über jeden Zweifel erhabene Documente verbürgt wird, eine Familie, deren Verdienste

um die Volkswohlfahrt niemand abzuleugnen vermag, eine Familie, deren edle Eigenschaften stets aufs neue die Bewunderung aller Welt und insbesondere das Wohlgefallen der Damen erregt haben; eine solche Familie, sage ich, lebt gegenwärtig in Verhältnissen, welche ihrer unwürdig sind, und bedarf, trotz welthistorischer Anerkennung, gegenüber den sich immer erneuernden verleumderischen Angriffen und einer oft wahrhaft empörend schnöden Behandlung, die Unterstützung und den Beistand aller Wohlgesinnten.

Daß die besprochene Familie dem urältesten Adel angehörte, bezeugen die Nachrichten der ältesten Geschichtsschreiber. Während so manche unserer alten Adelsgeschlechter sich nur mühsam aus de[illegible] Urkunden des Mittelalters legitimiren lassen, hat das in Rede stehe[illegible] Geschlecht bereits seit geraumer Zeit unzweifelhaft nachgewiesen, daß diejenigen Egypter, welche Herodot „Aeluros“ nennt, die rechtmäßigen Ahnherren ihres Stammes waren, ebenso daß deren Mumien in der Stadt Bubastis [illegible] Begräbnißplatz hatten. Aber nicht dort allein. [illegible] an der Könige, den Pyramiden, finden di[illegible] [illegible]ges Tages unter den Mumien des Hofgesinde[illegible] [illegible]e Aeluros. Die Verehrung, welche diesen Ed[illegible] [illegible] ganz Egypten wegen ihrer Verdienste zollte, [illegible] [illegible]er, wenn einer derselben gestorben war. Sä[illegible] [illegible]wohner seines Hauses schoren sich nämlich die A[illegible] [illegible] die jetzt lebenden scheert sich leider niemand. [illegible] Griechenland Einwanderer gelebt haben, welche als [illegible]en der Aeluros zu erkennen sind, beweist Aristoteles. Auch [illegible]chen Reiche waren sie zu finden. Römische Schriftsteller [illegible] von ihnen und ihren Heldenthaten. Hier traten sie aber

Digitized by Google

unter dem Namen „Catus“ auf. Unzweifelhaft ist ferner, daß sich unter Muhameds geliebtesten Freunden ein Abkömmling der Aeluros befand. Der Prophet ehrte den Schlaf dieses Freundes und schnitt für denselben einst seinen Mantel in zwei Theile. Aber nicht blos bei den Egyptern, Griechen, Römern und Muhamedanern lebten und wirkten Abkömmlinge des edlen Geschlechts. Ueberall wo die Civilisation sich Bahn brach, erschienen sie und wirkten für dieselbe. In England tauchen sie zuerst auf in den Nachrichten aus der Zeit Alfreds des Großen. Hier thaten sie sich besonders hervor als Hüter der königlichen Kornböden. Von ihrem Namen ließen sie die lateinische Endung weg und nannten sich einfach: „Cat“, in Frankreich aber: „le chat.“

Seit diesen Zeiten wird die Spur ihrer Existenz eine breitere. Das alte Epos: Reinke de vos besingt einen Vertreter dieses Geschlechts. Hier nimmt aber bereits das allgemeine Verkennen und Verunglimpfen der Edlen einen historisch sichern Anfang. Alle Verleumdung, welche sich auf das Geschlecht derer „von Hinze“ häufen, herzuzählen wäre zu umständlich. Versuchen wir daher nur diesen Schmähungen dadurch entgegenzutreten, daß wir das Wesen und Leben der verkannten Familie näher betrachten.

Schon das jüngste Kätzchen beweist, daß es von edlem Stamme ist. Grazie, Gewandtheit, Geistesgegenwart und Reinlichkeit, alles Eigenschaften, welche unbedingt für die hohe Abkunft sprechen, zeigen sich schon in den ersten Wochen und werden dem unbefangenen Beobachter stets neue interessante Seiten bieten. Kaum hat Miez nach den ersten Tagen der Blindheit das Licht der Welt erblickt, so entwickelt sie schon die ersten Anfänge der weichen, zarten Grazie, welche sie und ihre Verwandten in Hinsicht auf Schönheit über die sämmtlichen Thiere der Erde stellt. Alle anderen Thiere, welche auf Schönheit Anspruch machen, Pferde, Hirsche, Rehe, Gazellen u. s. w. nehmen nicht selten eckige Stellungen ein, oder sie haben überhaupt nicht in ihren Gliedern die Harmonie der Verhältnisse von Länge, Breite und Dicke, wie sie die Katze und ihre größeren Verwandten ziert.

Früh schon zeigt sich die Gewandtheit und Geistesgegenwart des edlen Thieres. Man halte eine junge Katze noch so nahe über dem Erdboden, so daß ihr Rücken denselben fast berührt, sie wird sich in dem kurzen Moment des Falles so zu drehen wissen, daß sie auf die Füße zu stehen kommt. Sie genießt auch eine anständige Erziehung. Die Mutter gibt sehr viel auf Reinlichkeit; sie leckt und putzt ihre Kinder fast fortwährend. Sie unterrichtet sie ferner in den nobeln Passionen des Jagens und Vogelstellens und läßt sich's dabei keine Mühe verdrießen. Mit musterhafter, größter Zärtlichkeit sorgt sie für ihre Säuglinge, selbst wenn sie nicht ihrer Art wären. Man hat verbürgte Beispiele in Menge, daß junge Kaninchen, Eichhörnchen, Hunde, ja Ratten und Mäuse und andere Thiere von Katzen ebenso liebevoll erzogen und gegen Jedermann vertheidigt worden sind, wie die eigenen Kinder. Der Hund thut das nie. Selbst auf Befehl seines sonst geliebten oder gefürchteten Herrn wird er sich nie zu solcher selbstvergessenden Liebesthat bewegen lassen, welche von der Katze freiwillig geübt wird. In Hinsicht auf sein Verhältniß zu seinen Kindern gibt der Kater allerdings nicht das beste Beispi[illegible] aber vielleicht den unnatürlichen Appetit [illegible]haft als erbliche Familientradition auf[illegible]chen Verfahren jedenfalls durch Vater [illegible] ist.

[illegible] unerwarteten Erscheinungen nicht leicht Ueberraschung [illegible] der Muthige keine Furcht. Dasselbe ist bei der Katze [illegible] Der Hund erstaunt, die Katze nicht. Der tapfere Hund kann [illegible] Unerwartetes so außer Fassung gerathen, daß er feige heulen[illegible] kommt, die Katze nie. Sie weiß mit Geistesgegenwart [illegible] in die Situation zu finden, mit Gewandtheit den sichersten Platz zu [illegible]. obgleich ihr noch bequeme Wege zur Flucht offen stehen, den [illegible] zu erwarten und sich tapfer, auch im Nothfalle gegen die Ue[illegible] zu [illegible]theidigen. Ist sie auf sicherem Platze, so wird ihr niemand den [illegible] Antheil an dem Schimpfen des unten kläffenden Hund[illegible] ansehen. [illegible] philosophischer Ruhe erwartet sie, daß der sich fruchtlo[illegible] lich ermüde. Sie zeigt hier bedeutend mehr Ueberleg[illegible] und [illegible]schung der Situation als der heißblütige Hund. Si[illegible] aber in anderem Sinne als der Hund. Was diesem mi[illegible] Stockes und anderer Zwangsmittel beigebracht wird, das lern[illegible] freiem Antriebe. Sie öffnet sich die Thür selbst, wenn nur einigermaßen das Thürschloß dazu geeignet ist und macht freiwillig die verschiedenartigsten Kunststücke, aber nie zwangsweise. Ich beobachtete einst ein kleines Mädchen, das mit ihrem Kätzchen Versteckens spielte, wie mit einer Gespielin aus der Menschenwelt. Das Kätzchen war dabei passiv oder activ, ließ sich suchen oder suchte selbst; man sah beiden an, daß sie sich verstanden und daß ihnen das Spiel ein gar großes Vergnügen machte.

Ferner ist an der Katze ihre Selbstbeherrschung hervorzuheben, eine Eigenschaft, die nur denkenden Characteren eigen ist. Man beobachte einmal, wie sie lauert, wenn sie die Beute erwartet, welche sich nähert. Kein Zucken verräth ihre Aufregung. Wie wenig Jäger gibt es, die sich derselben Ruhe rühmen können! Aber sie hat auch Ehrgefühl; denn sie läßt sich gern loben und bringt im Triumph ihren Fang, um ihn ihrem Herrn zu zeigen. Eine meiner Katzen brachte mir in ihrem Eifer die halbtodten Ratten und Mäuse sogar aufs Bette, was freilich nicht sehr angenehm war. Aber sie rührte auch nicht eher ihre Beute wieder an, als bis ich sie gelobt hatte. Alsdann wurde jedoch mit sehr zufriedenem Gesichte die Mahlzeit verzehrt. Sie zeigte Spuren von Ehrgefühl noch in anderer Art; denn wenn ich sie schlug, ließ sie sich lange Zeit nicht mehr mit mir auf ein freundliches Spiel ein. Sie floh mich nicht, aber sie suchte mich auch nicht auf, wie sie es stets in guten Tagen gewöhnt war. Es brauchte Zeit und gute Worte, bis ich sie versöhnt hatte. Dann machte sie wieder ihre Kunststückchen, zu welchen ich sie in der Zeit ihres Zürnens nicht bewegen konnte. Sie sprang durch den Reifen, über den Stock und über den vorgestreckten Fuß, ja, als sie einmal bei recht guter Laune war, genügte ihr der allein daliegende Stiefel, um eine Zeit lang darüber zu voltigiren. Dabei bemerkte ich, daß sie sehr wohl Acht gab, ob ich ihren Sprüngen zusähe.

Ich wechselte meinen Wohnort. Da ich hierzu eine ziemliche Strecke auf der Eisenbahn zurückzulegen hatte, wollte ich mich nicht gern der Mühe des Katzentransports unterziehen und verschenkte die gute Miez an einen Freund, der $^3/_4$ Stunde von mir entfernt wohnte. Sie ward zu dem Behufe in ein Tuch gebunden, in einen Handkorb gesteckt und vollzog somit die Reise in ihre neue Heimat ohne alle Kenntniß des Weges, den sie machte. In kaum anderthalb Stunden war sie wieder bei mir. Sie hatte den Weg durch sehr stark frequentirte Straßen über die Elbe auf einer langen Eisenbahnbrücke und einen großen, freien Platz nehmen müssen, um wieder in ihre alte Wohnung zu kommen. Wer aber beobachtet hat, wie eine Katze auf offener Straße stets von allen Seiten angefochten wird, von Straßenjungen, gemeinen Leuten und Hunden ohne Ursache gehetzt und beunruhigt, auf alle erdenkliche Arten gemartert wird, der muß zugeben, daß Miez eine schwierige Aufgabe löste. Daß Katzen in Säcken, Körben u. s. w. meilenweit transportirt worden sind, ohne eine Spur des Wegs zu sehen und sich mit unerklärlicher Sicherheit in ihre alte Wohnung zurückfanden, ist schon häufig erzählt worden. Aehnliche Geschichten berichtet man vom Hunde. Aber dieser letztere ist durch seinen ausgezeichneten Geruchsinn ganz besonders dazu befähigt. Die Katze hat, wie jeder beobachten kann, wenn er der nächsten besten Katze ein Stückchen Fleisch zuwirft, ein sehr schlechtes Geruchsvermögen und außerdem bei Tage schlechte Augen. Fast möchte man vermuthen, daß der unerklärliche Ortssinn der Katze etwas Verwandtes mit dem der egyptischen Aasgeier habe, welche meilenweit zum gefallenen Thiere eilen sollen, ohne es gesehen zu haben und ehe es möglich scheint, daß der Geruch zu ihnen gedrungen.

Woher kommt aber der oben geschilderte Haß gegen Katzen? Gewöhnlich hört man als Hauptgrund: „die Katze ist falsch!“ Es ist dies eine ebenso gedankenlose als grundlose Behauptung. Die Wahrheit ist — die Katze wird durch verkehrte Behandlung zum Mißtrauen, zur Falschheit erzogen. Sieht man jemanden, ein Kind oder einen Erwachsenen, eine zeitlang mit Katzen spielen, so wird es nicht lange dauern, bis irgend eine Quälerei versucht oder mindestens das Thier so angefaßt wird, daß es empfindliche Schmerzen fühlt.

Mit allem hier Gesagten ist wenig Neues geboten. Aber es soll wiederholt darauf hingewiesen werden, wie oft der Mensch den ihn umgebenden nächsten Hausthieren nur geringe Aufmerksamkeit schenkt und sich dadurch zu falschen Urtheilen und zu Ungerechtigkeiten gegen ein Geschöpf verleiten läßt, welches in hohem Grade Anspruch auf seine Dankbarkeit machen darf. Also Ehre dem Geschlechte der [illegible]!

—

Am Familientische.

Nächtliches Eisenbahnabenteuer.

Ich sitze in dem mit voller Dampfkraft auf der Horizontalen dahinbrausenden Courierzuge. Es ist Nacht. Ich sehe nichts, als die Funken, welche der Sturm aus dem Herdrost der Maschine stäubt, und in wirbelndem Tanze an dem langen Zuge vorüberjagt. Die Lampe im Coupéplafond verbreitet nur ein schwaches Dämmerlicht; ich habe ihre Flamme durch den grünen Schirm abgedämpft. Ich sitze einsam im Coupé, allein mit meinen Gedanken und meiner abenteuerlichen Vermummung. Der Herbststurm hat sich schon zum Flug erhoben und schüttelt den blätterlosen Forst. Ich höre — wenn auch nur dumpf — sein Grollen in dem Reich der Waldriesen. Da senkt es sich wie Schlaf herab auf meine Augenlider. Ich bin müde, denn ich habe schon eine lange Fahrt gemacht. Das Dampfroß, welches da vorn in ungestümer Eile nach Osten schnaubt, ist fern im Westen mit mir aufgebrochen. Es ist aus Tag und Morgen Nacht geworden. Ich lehne bequem in den schwellenden Kissen des Coupés und schließe die Augen. Doch von Minute zu Minute reißt mich eine geheimnißvolle Gewalt aus meinem Schlummer. Ich wache auf, sehe mich wie im Traum um, und sinke wieder in die Kissen zurück. Was ist das? Warum kann ich nicht schlafen? Schon zum fünften Male schwanke ich wie ein Träumender, wie ein Trunkener, nach vorn und zur Seite. Ich greife an meinen Kopf. Meine Stirn ist heiß. Das Blut pulsirt fieberhaft in meinen Schläfen. Ich erhebe mich und lockere den grünen Schirm der Coupéplafondlampe. Kaum ist es geschehen, so falle ich auf meinen Sitz zurück. Ha, was ist das? Das Coupé schwankt stark hin und her. Die Schwingungen werden immer stärker. Ich öffne das Fenster und sehe hinaus. Rabenschwarz liegt die Nacht am Waldhange. Das Dampfroß verlangt die Windsbraut ungestüm zum Wettlauf. Der Funkenregen der Maschine stäubt an der langen, grollenden Waggonreihe dahin. Das Coupé schwankt immer stärker. Mir ist, als befände ich mich in einem Schiffe, das im Kentern begriffen. Ich ziehe meine Uhr. Es ist halb acht. Erst um acht trifft der Courierzug auf der Station ein. Ich rufe unwillkürlich in die Nacht hinaus. Der Ruf verhallt ohnmächtig, spurlos wie ein Angstschrei auf sturmbewegtem Ocean. Was ist das? Neben den Schwankungen des Coupés, die mein Auge flimmern, meinen Körper taumeln machen, trifft noch von Zeit zu Zeit mein Ohr ein Ton — ein Ton, wie er gehört wird, wenn zwei vorher noch innig verbundene Maschinentheile jetzt lose aneinanderschlagen. Der Gedanke, daß die Achse meines Coupés gebrochen, daß bald das Coupé selbst zusammenbrechen und mich unter seinen Trümmern begraben könne, packt mich plötzlich hinterrücks mit dämonischer Gewalt. Ich öffne das Coupé. Da gähnt die Nacht schwarz zu mir herein, tönt das Brausen des Zuges, das Tosen des Sturms noch wilder, unheimlicher, denn zuvor. Einzelne Funken der Maschine verirren sich in mein Coupé. Ich suche hastig nach dem Griff, daran sich die Schaffner halten, wenn sie auf dem Trittbrett den Zug entlang gehen. Ich habe ihn gefunden, packe ihn fest und hänge im nächsten Augenblick draußen an dem schwankenden Waggon. Meine Füße haben den nöthigen Stützpunkt gefunden. Ha, wie umbrüllt mich jetzt die Windsbraut, wie sehe ich mich jetzt gleichsam allen Furien der finsteren Mächte preisgegeben! Da fliegt sie hin, die Kopfbedeckung, da flattert mein Haar, wie das Segel im Sturm. Ich suche den folgenden Griff, finde ihn, donnere mit der Faust an das nächste Fenster. Die Scherben fallen klirrend nieder. Meine Faust schmerzt, als wäre sie vom Glase zerrissen. Das Coupé ist leer. Niemand zeigt sich; nur der Sturm pfeift in die entstandenen Lücken hinein. Ich eile weiter von Griff zu Griff. Da bin ich am Ende des Waggons. Ha, wie schwankt das Ungethüm, wie rüttelt mich der Koloß, als wollte er mich hinabschütteln in Nacht und Grauen, Tod und Verderben! Da hat das Trittbrett eine gähnende Lücke. Ich fühle es mit dem tastenden Fuß. Wie setze ich über den gefährlichen Abgrund? Ich greife hinüber nach dem anderen Waggon, verfehle, greife abermals, habe aber den Griff getastet; er ist da. Noch ein Versuch. Da habe ich ihn, da bin ich auf der anderen Seite. Ich eile weiter — immer unaufhaltsam der Maschine zu. Zwar zittern meine Hände, zwar droht es mit Krampf und Lähmung in meinen Armmuskeln, aber noch kann ich mich halten, bin ich doch aus dem Bereich des schwankenden Ungethüms.

„Was ist da? fragt eine Stimme.

„Coupé schwankt, Achse gebrochen, Zug in Gefahr!“ rufe ich.

Da wird eine Thür geöffnet. Ich werde mit einem Donnerwetter hineingezogen. Ich gebe kurze Antworten auf ein, zwei Fragen, dann sinke ich nieder auf die Bank des Schaffnercoupés. Wie ist das harte Holz hier weicher, als die schwellenden Kissen dahinten! Aber noch bin ich halb betäubt von dem Lärm da draußen, noch zittern meine Arme und Beine, wie in eisigem Frost. Rechts und links klaffen die Thüren. Die Schaffner sind ausgestiegen. Da wird die eine Thür zugeworfen. Ich höre Rufe, den schrillen Ton der Zugführerpfeife, den gellenden Pfiff der Locomotive. Immer langsamer, langsamer rollt der Zug; es wird rechts hell; ich sehe Lampen und ein kleines Stationshaus. — —

Die Achse war gebrochen. Der schadhafte Waggon hätte in der That noch vor der Hauptstation zusammenbrechen und mich unter seinen Trümmern begraben können. Noch mehr, der halbe Zug stand auf dem Spiele, wenn die Katastrophe eintrat. Der Aussätzige wurde ausgestoßen aus der Reihe der Gesunden und auf einen einsamen Nebenstrang verbannt. Dann wurden die gesunden Theile wieder zusammengekuppelt und, nachdem ich in einem anderen Coupé Platz genommen, eilte das Dampfroß mit pfauchender Hast weiter, um das Versäumte wieder einzuholen. — —

Ich hatte mir durch die barhäuptige, stürmische Wanderung den Zug entlang eine Erkältung zugezogen, die ich lange nicht wieder aus den Gliedern bringen konnte. Wenn die Kälte noch empfindlicher, der Sturm noch heftiger, die Nacht noch finsterer war, hätte der Zug mich abgeschüttelt, wie der Pudel das Wasser. Der Coupételegraph, wie er seit der Müllerschen Katastrophe auf vielen Bahnen Englands eingeführt, dürfte auch bei uns vom Publikum energisch gefordert werden. Nicht signalisiren können von den Coupés zu den Behältnissen des Zugführers und von dort zu dem Lenker des Dampfrosses ist eine empfindliche Lücke in dem Ressort unseres wichtigsten Verkehrsinstituts. Der **Signalapparat** von **Siemens** und **Halske**, oder der **Luftdrucktelegraph** von **Becker** in **Berlin** eignen sich so vorzüglich zum Coupételegraphen, daß wir es der Mühe werth halten, beide Constructionen in einer der folgenden Nummern kurz zu skizziren.

Ch. D.

Der alte Londoner Hof in Paris.

Die „Bauernfänger“, jene Verbrecher, welche sich den nach Berlin kommenden Kleinstädtern und Landleuten unter allerlei Vorwänden und Verspiegelungen zu nähern suchen, um ihnen schließlich in einer Conditorei oder einem Delicatessenkeller durch falsches Spiel, namentlich durch das Dreikartspiel oder „Kümmelblättchen“ das Geld abzunehmen, sind nicht von so jungem Datum, als wohl viele glauben. Sie sind, wie so manches andere, ein Pariser Vermächtniß, und trieben in noch complicirterer Weise und in noch ausgedehnterem Maße, als es heute in Berlin geschieht, unter dem Spionrégime **Vidocqs**, des bekannten Galeerensträflings und Sicherheitspolizeichefs, in der Seinestadt ihr Unwesen. Hier war namentlich der alte „Hof von England“, in der Nähe des Palais Royal, an der Rue Rohan, die Spielhölle, in welcher den in der Residenz eingetroffenen, an den verschiedenen Stadtthoren, auf den öffentlichen Plätzen, in den Kirchen, an den Haltestellen der Fuhrwerke abgefangenen Landjunkern und Bauern, mit einem Worte den „bêtats de province“ die Börse geleert wurde. Der alte „Hof von England“ war ein gar eigenthümliches, umfangreiches Gebäude. Es gab darin keine Logirzimmer, keine Absteigequartiere. In der Bel-Etage wohnten reiche Particuliers, und in den andern Stockwerken Handwerker, Aerzte, Viehhändler, Polizeiagenten, Unter- und Zwischenhändler jeden Genres. Nur die Gemächer zur ebenen Erde, deren es eine ganze Menge gab und die in allen Ausstattungen, vom elenden Rauchwinkel an bis zum fein geputzten Salon, vertreten waren, bildeten den eigentlichen „Hof von England.“ Hier verkehrten im buntesten Durcheinander Straßenräuber, Einbrecher, Beutelschneider, Hehler, Bettlerdiebe, entlaufene Galeerensträflinge in Reise- oder Arbeitstracht. Als aber der Einbruch, der Straßenraub, der schwere Diebstahl durch Vidocqs Bemühungen sehr erschwert worden war, und man mit den schwer zu verbergenden Brechstangen, Nachschlüsseln, Rossignols und Monseigneurs leicht ertappt werden konnte, wurde von den Subjekten, die hier verkehrten, eine leichtere Manier, zu Gelde zu kommen, ausgeklügelt. Der „Hof von England“ gewann dadurch ein ganz anderes Ansehen. In den Gemächern wurde g e s p i e l t — und wie es schien — von ganz anständigen Leuten, von Blusen- und Geschäftsmännern, die nach des Tages Arbeit den Abend und einen Theil der Nacht angenehm zu verbringen trachteten. Diese verkappten spielenden Verbrecher, deren schwaches Conterfei die Berliner „Habsburger“ sind, warteten nun auf ihre Opfer, die ihnen auch von den Helfershelfern, den Schleppern, eifrig zugeführt wurden. Es war ein Leichtes, diese Ankömmlinge, die in den Faubourgs, vor den Hotels, auf den Brücken, im Theater, an der Post geangelt worden waren, in das Spiel zu verwickeln. Die Geprellten, die anfangs stets gewannen, zogen schließlich ohne Ausnahme mit leerer Börse heim. Vidocq hatte sich durch die veränderte Physiognomie des „Londoner Hofs“ richtig längere Zeit täuschen lassen. Er führte seine geräuschlosen oder klirrenden Streifzüge an anderen Orten aus, weil er glaubte, die Vögel hätten das alte Nest verlassen. Jeder schwere Verbrecher hielt sich nunmehr im „Londoner Hof“ für desto sicherer, mischte sich unter die Spieler und war mit dem neuen Asyl mehr, denn zufrieden. Endlich merkte aber doch Vidocq, daß er auf falscher Fährte war, und sein Augenmerk richtete sich wieder auf den „Londoner Hof.“ Er erschien jetzt darin in den verschiedensten Vermummungen, kahlhäuptig und mit schwerem Haupthaar, mit und ohne Bart, lahm, einäugig und gesund, als Reisender, Fuhrmann, Kleinstädter, Landedelmann, ließ sich schleppen, schleppte selbst und war bald in seinem günstigsten Fahrwasser. Die Verhaftungen im „Londoner Hof“ fanden bald zahlreicher denn je statt. Vidocq hatte ein unnachahmliches Talent, sich zu verstellen, und im Wiedererkennen leistete er das Unglaubliche. So geschah es, daß der „Londoner Hof“ bald geflohen wurde, wie die Pest, und die Schlepper und Habsburger zerstieben nach allen Winden.

Kaninchen und Schafe in Australien.

Die Squatters oder Schäfereibesitzer in Australien haben eine neue Noth, und haben eine neue Razzia unternommen. In Nr. 50 Jahrgang IV. des Daheim erzählte ich, wie sie den Känguruhs auf Leben und Tod nachstellten, weil diese nun einmal ihrer zwei so viel Gras weiden, wie drei Schafe. Jetzt sind es die **Kaninchen**, welchen sie den Krieg erklärt haben. Man fängt nämlich an einzusehen, daß aus der Acclimatisation der wilden Kaninchen weit mehr Nachtheile für Australien resultiren, als Vortheile, und Klagen über die Zerstörungen, welche sie anrichten und die vor allem in dem Abweiden des für die Schafe bestimmten Graslandes bestehen, laufen von allen Seiten ein. Namentlich in den umfangreichen Weidedistricten, westlich von Geelong (Colonie Victoria), discutirt man gegenwärtig fast nur die Frage, wie man die ungeheuren Scharen bewältigen solle, und nicht mehr das Wetter steht auf der Tagesordnung der Unterhaltung, sondern die Kaninchen. Man kann sich eine ungefähre Vorstellung von den Millionen dieser Thiere, die dort hausen, machen, wenn man erfährt, daß ein Squatter unweit des Städtchens **Colac**, im Westen von **Geelong**, gegenwärtig 84 Personen engagirt hat, deren alleinige Arbeit darin besteht, die Gänge zu den Minen zu verstopfen, und so die Thiere dem Hungertode preiszugeben.

Die dadurch erwachsenden Kosten sind auf reichlich 4000 Pfd. Sterling oder 27,200 Thaler geschätzt. Auf anderen Runs haben die Squatters mit Hunden, so wie durch Fallen, Schlingen, Schießen und Ersticken vermittelst Rauch hundert tausende (wörtlich!) von Kaninchen getödtet, und doch wird versichert, daß dieselben Stand halten und kaum eine Abnahme zu verspüren sei. Es darf also wohl nicht Wunder nehmen, wenn die australischen Schäfereibesitzer laute Klagen über die großen Verluste führen, welche ihnen die Kaninchen auf den Schafweiden verursachen. Denn nimmt man an, daß selbst erst zwölf derselben so viel Gras consumiren, wie ein Schaf, so würde mit jeder Million mehr als 83,000 Schafen die Nahrung genommen werden.

Die Schafe bilden aber den wichtigsten Bestandtheil des Nationalreichthums von Australien. Aus den so eben publicirten officiellen Angaben des statistischen Bureau in Sydney über den Viehstapel Australiens ergibt sich, daß die Schafherden im letzten Jahre einen enormen Zuwachs gewonnen und Ende März 1868 in den sieben Colonien die Höhe von 48 Millionen erreichten. Zur Vergleichung diene, daß Großbritannien 35½ und Preußen in seiner jetzigen Größe etwas über 22 Millionen Schafe zählen.

Ein alter Colonist Australiens.

Rothschild.

Der Mann in der bekannten Fabel, welcher auf dem Sterbebette seinen Söhnen ein Pfeilbündel reicht und sie ersucht, es zu zerbrechen — sie vermochten es nicht, während die einzelnen Pfeile rasch und sicher zerbrochen wurden — ist kein phantastisches Gebild. Er hat gelebt, heißt Mayer Anselm, und das Wahrzeichen seines Ladens in der Judengasse zu Frankfurt am Main war ein rothes Schild. Als Mayer Anselm Rothschild das Zeitliche segnete, nahm er seinen Söhnen das Versprechen ab, sich nie zu trennen, das väterliche Erbe nie zu theilen, und das Gesammtvermögen durch stark machende Eintracht zu mehren. Es ist geschehen, und namentlich der jüngste der fünf Söhne Mayer Anselms, der kürzlich in Paris verstorbene österreichische Generalconsul James von Rothschild, hat mit ganzer Energie dafür gesorgt, daß das dem Vater gegebene Versprechen unverbrüchlich gehalten wurde. Das Rothschildsche Vermögen ist nie getheilt worden. Der Ruf des Hauses hat sich immer fester begründet. Kein Sturm vermochte es zu erschüttern; im Gegentheil, es wuchs in den Stürmen der Zeit. Es repräsentirte bald die wichtigste Ziffer auf dem Capitalmarkt und schwang sich zu einer Großmacht empor, die nach Millionen zählt.

James von Rothschild, der am 15. Mai 1792 geboren wurde, war der gewiegteste und intelligenteste Kopf der Dynastie Rothschild. Während er auf der einen Seite den Glanz und die Ausdehnung des Hauses mit allen Kraftmitteln steigerte, wie sie nur dem speculativsten Finanzmann der Gegenwart zu Gebote stehen, steckte doch auch auf der anderen Seite etwas von einem Fugger in ihm, und er hat mehr wie einmal einen Schuldschein mit einer bedeutenden Ziffer in die Flammen geworfen. Kaum zwanzig Jahre alt wurde er Chef des Pariser Hauses. Die Throne wankten um ihn. Er glaubte oft, auf einen Vulcan gebaut zu haben. Die Stürme wütheten verheerend in die Banner der Lilien und Bienen, aber sein goldener Thron blieb unerschüttert. Bei zahlreichen, oft gewagten Unternehmungen genügte nur sein Name, um dieselben glänzend durchzuführen. Er gab zaghaften Actionären mit seiner Devise den alten Muth zurück und trat für ihre gefährdeten Interessen persönlich ein. Er begründete die französische Nordbahn und betheiligte sich an der französischen Ostbahn, so wie an der Paris-Lyoner Bahn. Dabei fand sein rechnender, geschäftlicher Kopf doch auch noch Zeit genug, den Musen Audienz zu geben, Lustschlösser zu bauen, sie mit den ausgesuchtesten Kunstschätzen zu decoriren, und eine so ausgedehnte Privatcorrespondenz zu führen, wie wohl kaum ein zweiter Sterblicher. Seine Tagesordnung war geregelt, wie sein Hauptbuch. Von 6 bis ½8 Uhr ließ er sich im Bette die Zeitungen vorlesen, dann kleidete er sich an, frühstückte, empfing die Secretäre, entledigte sich der Geschäftscorrespondenz, ging dann an seinen Privatbriefwechsel und empfing von 9½ Uhr an die Kunst- und Raritätenhändler. Um 11 begab er sich in seine Bureaux, um die Wechselagenten abzufertigen, dejeunirte um 1 mit seinen Söhnen, machte um 3 eine Wagenpromenade, um dann seine Privatcorrespondenz zu beenden und die Geschäftsbriefe zu unterzeichnen. Um 5 Uhr harrte sein die Partie Whist im Jockeyclub, und um 7 war er wieder zum Diner zurück. Am Abend ging er ins Theater und legte sich selten vor Mitternacht zu Bett.

Die Bettelbriefe, die ihn auf Schritt und Tritt incommodirten und die sich in seinem Cabinet oft massenhaft anhäuften, haben nicht wenig dazu beigetragen, sein sonst so menschenfreundliches Aeußere stark zu verfinstern. Aus den Kugeln, die ihm angedroht wurden, wenn er nicht eine namhafte Summe hier und dort für ein dem gräßlichsten Elend preisgegebenes Menschenleben deponirte, hätte man einen bleiernen Rothschild gießen können. Diese frechen Drohbriefe waren ihm aber noch lieber, wie die abgeschmackten, faden Schmeichelbriefe, die ihm das Geld aus dem Beutel ködern sollten. Wenn er gab, so gab er doch nie genug, und er mußte es oft hören, daß er, der Krösus, wie ein Geizdrache, „comme un avare, un véritable harpagon" gegeben. Das ärgerte und wurmte ihn, und er konnte dann gegen Hoch und Niedrig oft recht ausgesucht grob sein. So geschah es einst, daß ein Herr mit hochtönendem Namen bei ihm eintrat, während er schrieb. „Bitte, nehmen Sie einen Stuhl!" sagte Rothschild, ohne von seinem Schreiben aufzusehen. Der Herr fühlte sich verletzt und wiederholte seinen Namen. „Nun, dann nehmen Sie sich zwei Stühle!" entgegnete Rothschild und schrieb weiter.

Freunde, namentlich seinen fast gleichbejahrten Freund Rossini, ließ er gern an sicheren Unternehmungen, die einen reichen Gewinn abwarfen, theilnehmen, und diesem Umstande dürfte es zu danken sein, daß der Componist des „Barbier" und „Tell" ein leibliches Vermögen — vielleicht hunderttausend Franken — hinterlassen. Ja, noch mehr, der Töne Meister würde seit dem Jahre 1829, wo bekanntlich die Krone seiner Schöpfungen, der Tell, zu Stande kam, noch tüchtig die Feder haben rühren müssen, wenn ihm nicht des Goldes Meister gründlich unter die Arme gegriffen. Rossini konnte jetzt auf seinen Lorbeeren ausruhen und seinen Stern in ungetrübtem Glanze weiterleuchten sehen.

P. J.

Ein Wort gegen die Rheincorrectur.

Das wäre etwas für des deutschen Rheins
Uralt Geschlecht mit Reisigen und Knappen,
Zu stoßen in das freie, grüne Wappen
Den Balken ihm von Rüdesheim bis Mainz:

Den königlichen Strom, der frank und frei
Bis jetzt gewallt, ins Sklavenbett zu zwängen,
Die Musen zu verscheuchen von den Hängen
Des „hörnen" Siegfried und der Loreley;

Den Damm zu ziehn, damit die Flut sich hebt,
Damit hinab zum Gold der Nibelungen,
Mit den Accorden, die dafür gesungen,
Der grüne Zauber seiner Ufer schwebt;

Damit die Inseln, die umwebt von Duft,
Aus seinem Grund gleich Lotosblumen blühen
Dort, wo am Rebenhang die Trauben glühen,
Nachsinken in die finstre Wassergruft!

Nicht für das Frachtschiff, das cyklopengroß
Ihn zwingen will zu Knechtesdienst und Frohne,
Nein, für des Lustschiffs schlanke Gallione
Beut er ihn dar, den wogengrünen Schoß!

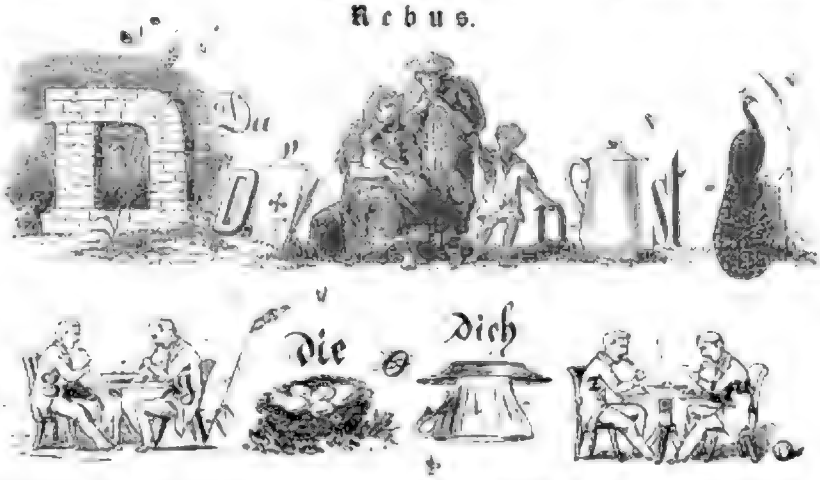
Er will sie nicht herabgewürdigt sehn
Zum wüsten Stapelplatz, der Buchten Schöne,
Daraus nach altem Brauch die deutschen Söhne
Mit dem Pokale auf die Wallfahrt gehn!

Nicht corrigirt, so weit am deutschen Strom
Die Burgen stehn, die Rebenhügel grenzen,
Im Morgengold die blauen Berge glänzen,
In seiner Flut sich spiegelt Schloß und Dom!

Doch dort, wo er nicht reißt, sein Feuerwein,
Wo seine Wasser von den Firnen schäumen,
Sich über Damm und Thal verheerend bäumen,
Da corrigiret ihn, den bösen Rhein!

Friedrich Bücker.

Rebus.



Inhalt: Unter der Rothen Eminenz (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Stillleben in der Schmiede. Von R. K. Zu dem Bilde von R. Stammel. — Ein Capitel für Kaffeetrinker. Von H. Meylus. — Lebenserinnerungen IV. Von Julius von Wickede. — Zur Ehrenrettung eines alten Geschlechts. Text und Illustration von Flinzer. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 12. December 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 11.

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Poirier der Einsiedler.

Der kleine Familiensaal des Herzogs von Vendôme auf Chateau d'Anet war mit jenem Luxus eingerichtet, den die ehemaligen Schloßbesitzer auf ihre Gemächer zu verwenden pflegten. Ein solcher genügte nun zwar den Ansprüchen der Nachkommen nicht, allein der Herzog hatte doch keine Aenderung vorgenommen, weil alles auf Chateau d'Anet ihm werthvoll und wichtig erschien. Die alten Familienbilder blickten von den hohen Wänden aus den dunklen Rahmen nieder auf die Waffen, welche die einst lebenden Originale getragen und auf den breiten Consolen standen die Krüge, aus denen die Alten sich ehemals gelabt. In einer Nische, hinter einem künstlich geflochtenen Gitterthürchen, lag ein großes metallenes Halsband, auf welchem man die Worte las: „Hoc me Caesar donavit."

Dieses Halsband gehörte zu den Heiligthümern der Familie Vendôme. Es knüpfte sich daran eine merkwürdige Erinnerung.

Als König Carl IV einst im Walde von Anet jagte, ward ein Hirsch erlegt, der jenes Halsband trug. Man nahm keinen Anstand, dem getödteten Waldriesen ein tausendjähriges Alter beizulegen. Bei festlichen Zusammenkünften ließ der Herzog das Band immer auf der Tafel prangen.

Der Herzog von Vendôme hatte sich scheinbar an die Stille des Landlebens gewöhnt. Seitdem er wieder die Erlaubniß erhalten, nach Frankreich zurückzukommen, war er von Chateau d'Anet aus den Ereignissen gefolgt, ohne Paris zu besuchen. Vendôme hatte bittere Erfahrungen gemacht. In die Verschwörung des unglücklichen Chalais verwickelt, gelang es ihm nur mühsam, dem Zorne des Cardinals zu entgehen. Aber ganz schenkte der erboste Minister dem Herzoge die Strafe nicht. Vendôme saß vier Jahr und sieben Monate lang als ein Gefangener auf dem Schlosse zu Vincennes. Nachdem er endlich auf Bitten des Grafen von Soissons gegen Abtretung seines Herzogthums Bretagne losgekommen war, zog er sich nach England zurück, bis ihm gestattet ward, Chateau d'Anet als Wohnsitz in Frankreich zu beziehen. Der Cardinal hatte jedoch den freigelassenen Herzog schlecht beurtheilt. Ein Geist, der unter Intriguen und Winkelzügen ausgebildet, eine Persönlichkeit, die stets nur in Verschwörerkreisen, bei den Zusammenkünften Mißvergnügter geglänzt hatte, konnte sich nicht lange auf dem zwar schönen aber einsamen Schlosse heimisch fühlen. Nach und nach fanden sich die alten Freunde Vendômes erst schüchterner, endlich offen ein, die ehemaligen Gesinnungsgenossen, deren Ansichten die Zeit nicht gemildert hatte, erschienen, um durch ihre Pläne und Projecte die Langeweile vom Schloß zu verscheuchen und — da der Herr Cardinal ein Mann war, den jeder nach der Sitte des Hofes hassen mußte, dauerte es nicht lange, bis eine neue Verschwörung gegen den Feind im Zuge war, deren Haupt der Herzog von Vendôme, bekannt als Routinier in solchen Dingen, bildete. Des Herzogs glänzende Haushaltung, die Reize seiner beiden schönen Töchter Florence und Jeanne waren Anziehungspunkte für viele, zugleich bildeten sie aber auch den Deckmantel, hinter welchem die Verschwörung sich barg. Eine große Zahl der Besucher gehörte in der That nicht zu den handelnden Personen, sie fesselte wirklich nur das Vergnügen an Chateau d'Anet, aber gerade dies war den Verschwornen recht, denn es gelang ihnen dadurch, sich leichter und ohne Aufsehen abzusondern.

Während die Menge der Besucher mit den Förstern und Pikören durch die Wälder jagte, als noch die lustigen Scherze an der mit dem Nachtisch besetzten Tafel erschallten, saßen die politischen Genossen und Werkzeuge des Herzogs im stillen Zimmer, um über des Cardinals Verderben zu brüten. Die Verschwörung hatte an Ausdehnung bedeutend gewonnen. Anfangs waren nur wenig Unternehmende in das Vertrauen gezogen worden. Die Verwandten Montmorencys, die Beauforts, die Fontrailles und Lavalettes, die Anjous und viele andere hohe Persönlichkeiten wurden nach und nach gewonnen. Nachdem die ersten stürmischen Sitzungen vorübergegangen waren, einigte man sich dahin, daß mit dem Herrn Cardinal kurzer Proceß gemacht werden solle. Man wollte ihn durch irgend ein wohlangebrachtes Manöver von Paris weglocken, dann einen gewissen Theil der Verschwornen in der Nähe des Gehaßten

Digitized by Google

postiren und diesen mit kurzen Worten durch Dolchstöße oder Pistolenkugeln — darüber war man noch nicht einig — aus diesem Leben in das Jenseits befördern. Während dies an einer Stelle vorging, sollte an der andern die bewaffnete oder vielmehr insurgirte Macht aufgeboten werden, um diejenigen Personen, welche zur Partei des Cardinals gehörten, in Schach zu halten, da man allerdings fürchtete, daß der König, obwohl er den Cardinal haßte, doch gegen den Gewaltstreich eine heftige Erbitterung hegen werde; auch schien allen ein Mann gefährlich, den der Cardinal seit einiger Zeit in den Staatsdienst gebracht hatte: der Italiener Mazarini.

Die Frage war nur: wann und wo sollte der Streich geschehen? Um für alle Fälle und Gelegenheiten bereit zu sein, hatte der Herzog, mehr aber noch Fontrailles und Beaufort Leute jeden Standes in das Vertrauen gezogen. Sie besoldeten Diener und Barbiere, Landleute und Schreiber. Einige Male schien die Gelegenheit günstig, der Cardinal machte Reisen ohne große Begleitung, er verweilte auf einsamen Schlössern, die Verschwornen umstellten solche, hielten ihre Anhänger bereit, um bei dem Zeichen, das nach der vollbrachten That gegeben werden sollte, etwaige Angriffe abzuhalten — allein ganz absonderliche Zwischenfälle vereitelten diese Ausführungen und der Cardinal entging dem sicheren Verderben. Gerade diese Menge der Eingeweihten, welche bald auf Schloß Beaufort, Chateau d'Anet oder Brissac ihre Zusammenkünfte hatten, ward dem Unternehmen verderblich.

Wie wir wissen, hielt der Cardinal, der tausende in die Hände der Verräther schüttete, bereits die Fäden der Verschwörung in seiner Gewalt, um sie beliebig zu lenken oder abzuschneiden, wenn er es für gut finden sollte. Er kannte viele der Personen, welche sich daran betheiligten, wie die Mittel zur Ausführung; nur fehlte ihm, wie bei der gegen die Königin eingefädelten Intrigue, der factische Beweis — die sehr umfangreiche Correspondenz der Verschwornen. Hatte er diese in seinen Händen, dann konnte er ein furchtbares Gericht halten, dessen Ausspruch ihn auf einmal von den größten Feinden befreite, die rings um ihn her wie Pilze aufschossen. In dieser angenehmen Voraussicht blieb der Cardinal ruhig — so ruhig, daß niemand eine Verrätherei argwöhnte. Die Spionage der Marion de Lorme hatte ihm aber die Ueberzeugung beigebracht, daß die Verschwornen von seiner Mitwissenschaft Kenntniß haben mußten — durch Hauteforts und Nouvignys plötzliche Abreise waren alle Vermuthungen zur Gewißheit geworden. Der Cardinal mußte rasch handeln, ehe die schon halb gefangenen Vögel seinem Netze wieder entschlüpften.

Eine der für ihn dem Anscheine nach gefährlichsten Personen bezüglich der Ueberraschung seiner Feinde war Saint-Preuil. Als daher der König seinen Unmuth gegen den Capitän so laut und deutlich äußerte, daß die Verhaftung desselben nicht unwahrscheinlich ward, rieb sich der Cardinal die Hände. Es galt nur, den Capitän so schnell als möglich unschädlich zu machen.

Der Herzog von Vendôme hatte eine große Anzahl seiner Freunde in dem Speisesaal des Schlosses versammelt. Die Damen des Hauses, einige Freundinnen derselben aus der Umgegend und die Elite der jungen Landedelleute hatten sich vereinigt, um die Gesellschaft möglichst glänzend zu machen. Noch während der letzten Gänge des reichlichen Mahles verließen schon einzelne der Gäste die Tafel. Unter lauten Scherzen empfahl sich der Herzog — da aber die Unterhaltung im besten Zuge war, vermißte niemand die Entschlüpften. Alle diese am Tische Fehlenden finden wir in einem halbrunden Thurmzimmer des Schlosses wieder, dessen Fenster, mit gemalten Scheiben versehen, nur ein gedämpftes Licht einfallen ließen. Als die Herren von der Tafel in das Gemach traten, waren schon einige Leute dort versammelt. Diese früh Angekommenen trugen die Kleider von Landleuten und wir erblicken den Müller Fleuri Gilain unter ihnen. Sobald der Herzog eingetreten war, schloß man die Thür des Zimmers.

„Meine Freunde und Genossen!" begann Vendôme. „Ich habe Sie hier versammelt, um Ihnen in der großen Sache, welche Frankreich und uns selbst zu Nutzen gereichen soll, eine wichtige Mittheilung zu machen. Wir haben uns verbunden gegen einen gemeinsamen Feind, wir haben einander den Handschlag geleistet — dennoch muß ein Verräther unter uns geweilt haben."

Ein Gemurmel des Erstaunens und Abscheus durchlief die Menge.

„Nennt ihn, Herzog — wenn Ihr eine Ahnung habt!" rief der junge Beaufort. „Ich will ihn in Stücke hauen!"

„Ist es vielleicht Cinq-Mars gelungen, hier irgendwie zu spioniren?" zürnte der Herzog von Anjou.

„Keineswegs!" sagte Vendôme. „Zwei unsrer Freunde sind von Paris gekommen, um die Nachricht zu bringen."

Er schob die Riegel der Seitenthür zurück — Hautefort und Nouvigny traten ein. Die Verschwornen bewillkommneten ihre Genossen. Hautefort begann nun der Versammlung die Ereignisse vorzutragen, welche der Leser bereits kennt; als er den Namen Saint-Preuil nannte, ward die Menge unruhig.

„Ich hielt ihn schon lange für einen Verräther!" rief Anjou. „Sein Haß gegen die Angehörigen des Cardinals ist nur eine Maske."

„Ich halte Herrn von Saint-Preuil nicht dafür!" sagte Henri. „Ihm ist unser Vorhaben vielleicht bekannt, aber gleichgültig — er kümmert sich nicht um uns."

„Sie irren, Herr Baron!" ließ sich jetzt die Stimme Fleuri Gilains vernehmen. „Herr von Saint-Preuil ist hier — in der Nähe des Schlosses. Er hat sich in diesen Umkreis begeben, um zu spioniren, und ich weiß bestimmt, daß er sogar Ihre Spur, Herr von Hautefort, abgelauert, daß er Sie und Herrn von Nouvigny in das Schloß gehen sah."

Vendôme erbleichte.

„Fleuri, Du redest irre!" rief er. „Ich habe den Gouverneur nirgends bemerkt."

„Pah! — der Wald ist groß. Trugen Sie nicht Pistolen im Gürtel, Herr von Hautefort? kamen Sie nicht von der Dorfseite in den Park? schlichen Sie nicht von Baum zu Baum?"

„Alles richtig!"

„Nun, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich habe Sie nicht gesehen!"

„Woher konntet Ihr es denn wissen?"

„Ein junges Mädchen sagte es mir. Sie bemerkte Saint-Preuil, der Ihre Schritte belauerte."

„Das ist ernsthaft!" sagte Vendôme. „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Hören Sie die zweite Nachricht, welche ich aus Paris erhielt und die von den beiden Herren hier bestätigt wird. Der König und der Cardinal kommen zur Belagerung von Arras, welche in diesem Augenblicke schon eröffnet ist — der Cardinal muß Anet passiren — wir müssen es hier vollenden."

Die Anwesenden schwiegen. Vendôme betrachtete die Verschwornen. Keiner unter ihnen wollte das schwere Wort aussprechen: „Wer von uns soll den Stoß thun oder den Schuß abfeuern?" Viele von ihnen würden keinen Augenblick gezögert haben, wenn es gegolten hätte, einen Zweikampf zu unternehmen, aber so sehr sie den Cardinal haßten, der Meuchelmord schien ihnen allzu gräßlich, als daß sie ihre Hand dazu hätten leihen mögen.

„Wer wollte denn die That vollführen, als der Rothe im Languedoc war, wo sein Leben nur am seidnen Faden hing?" fragte Fontrailles.

„Ein Soldat aus Melan, den der Cardinal bei La Rochelle schwer gestraft hatte."

„So laßt es auch dieses Mal wieder einen ähnlichen Mann sein, es finden sich genug, die dem Cardinal feindlich sind."

„Es hat sich schon ein kühner Mann gefunden!" sagte Vendôme, die Thür öffnend. „Tretet ein."

In dem Zimmer erschien die hohe Gestalt eines Mönches oder Klausners. Die Kutte, welche den ganzen Körper bedeckte, war aus grobem braunen Haartuch gefertigt, den Kopf des Mannes verhüllte die Capuze dergestalt, daß nur der lange, ziemlich graue Bart daraus hervorragte. Die Leute in der Versammlung, welche aus Dorf Anet und dessen Umgegend waren, erkannten sogleich in dem Manne den Einsiedler, Vater Poirier.

Solche Klausner gab es zu jener Zeit, wo große Strecken noch unbewohnt lagen, viele. Sie lebten von der Mildthätigkeit der Umwohnenden, heilten zuweilen das Vieh der Schäfer und galten für halb irrsinnig oder mindestens schwermüthig. Eine Erlaubniß des Bischofs schaffte ihnen im stillen Waldgrunde eine ungestörte Stätte oder es nahm sie ein halbverfallenes Haus irgend einer Vorstadt auf. Frankreich, Spanien und Italien waren mit solchen Ueberbleibseln des Mittelalters gesegnet, die nicht immer lautere Zwecke verfolgten. Der in unserer Erzählung schon einige Male genannte Poirier galt in der Umgegend von Chateau d'Anet für einen harm-

losen, stillen Mann, dessen Hauptgeschäft in Anfertigung von Rosenkränzen und Kalenderbildern bestand, der außerdem aber für die Leute ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war, weil er einst die hübsche Susanne in das Dorf gebracht hatte. Von allen im Zimmer des Schlosses Anwesenden war niemand erstaunter als Fleuri, der in dem ruhigen, friedlichen Waldbruder nimmer einen Mann vermuthet hätte, dessen Hand bereit sein könne, das Messer oder Pistol des Mörders zu führen.

Poirier schlug seine Capuze zurück und zeigte einen fast von Haaren entblößten Schädel, ein kühnes, obwohl durch tiefe Furchen entstelltes Gesicht.

„Dies ist unser Mann!“ sagte Vendôme. „Ich habe ihn selbst im Walde aufgefunden und für uns geworben.“

„Dies ist nicht ganz richtig, Herr Herzog!“ sagte der Einsiedler mit tiefer Stimme. „Ich habe mich Ihnen angeboten. Ich kannte Ihr Vorhaben längst, als es kaum noch in den Anfängen lag. Wälzen Sie alle Schuld auf mich, wenn in dieser Versammlung noch jemand sein sollte, der ein Zittern bei dem Gedanken an den Tod des Cardinals empfinden möchte. Ich nehme es auf mich. Ich habe eine Abrechnung mit Richelieu zu halten, die schwer genug ist und da ich mein Leben einsetzen will, sei es mir erlaubt, den Plan hier darzulegen.“

Die Verschwornen blickten erwartungsvoll auf den Einsiedler. Er ging einen Schritt vorwärts, so daß seine hohe, unheimliche Gestalt gerade die Mitte des Gemaches hielt.

„Meine Herren!“ begann er. „Die Verschwörungen des Montmorency, des Chalais, des Foix und verschiedene andere sind aus einem sehr nahe liegenden Grunde vereitelt worden: die Oertlichkeit war schwierig, ebenso die Gelegenheit. Mit der Wahl dieser beiden Dinge ging Zeit verloren und der Verrath that das Seinige. Sie haben eben so wenig Zeit zu verlieren als jene, denn der Cardinal ist auf Ihrer Spur.“

Die Genossen erhoben sich unwillkürlich.

„Sie sehen — ich berichtete Ihnen die Wahrheit!“ sagte Hautefort.

„Es ist kein Zweifel daran,“ fuhr Poirier fort, „einer von des Cardinals Spähern, der Gouverneur von Dourlens, der unbändige Saint-Preuil reitet und schleicht tagelang um dieses Schloß.“

Fleuri zitterte, er kannte wohl den eigentlichen Grund, der Saint-Preuil in die Gegend führte, aber da Poirier, der mit dem Schicksal Susannens vertraut war, zu den Verschwornen gehörte, hielt er es für gerathen, zu schweigen — wie leicht entführte der Einsiedler das schöne Mädchen zum zweiten Male! —

„Und hat man sonst eine Gewißheit, daß der Cardinal auf unsrer Spur ist?“ fragte Anjou. „In diesem Falle müßten wir Vorkehrungen treffen.“

„Ich habe sie!“ sagte Poirier. „In meiner Eigenschaft als Waldbruder komme ich in alle Gasthäuser und einsame Wohnsitze an der Landstraße. Seitdem die Herren von Hautefort und Rouvigny Paris verlassen haben, ist ihnen der Häscher des Cardinals, der elende Cahusac auf der Spur. Er weiß genau, welchen Weg Sie genommen haben, meine Herren, und ich bin überzeugt, daß Saint-Preuil mit ihm im Bunde ist.“

„Sie täuschen sich!“ rief Hautefort. „Ich halte Saint-Preuil einer solchen Handlung nicht fähig.“

„Um so weniger,“ sagte Fontrailles; „als ich die Kunde in Paris erhielt, daß Saint-Preuil einen Angriff auf Cahusac gemacht hat, gerade in dem Augenblicke, wo der Häscher des Cardinals dem Courier La Porte Briefe entreißen wollte, welche, so geht das Gerücht, eine Anklage gegen die Königi[illegible] sie in des Cardinals Hände ge[illegible] fand sich ein Brief darunter.“

Der Waldbruder zuckte die A[illegible]

„Also könnte man Saint-Preuil trauen?“

„Er ist ein Feind der Brezés und Meillerayes!“ [illegible] Rouvigny.

„Ich gebe darauf nichts — entfernen wir uns aber von [illegible] Plane nicht. Wie Sie alle beschlossen haben, soll der Schlag [illegible] Cardinal in diesen nächsten Tagen oder Wochen geführt wer[illegible] denke, wir führen ihn hier in Anet aus. Erschrecken Sie nich[illegible] Herren — ich werde Ihnen zeigen, daß es leicht abgethan ist. [illegible] König, der sich nach Abbeville und Amiens begibt, reist vor dem C[illegible]dinal einher. Wir haben in den nächsten Wochen nichts zu fürchten, denn erst muß Arras fallen. Ist der Cardinal, der diesen Feldzug wieder angestiftet hat, Sieger, dann kann er alles von dem Monarchen verlangen, dann erst wird er die Falle zuschlagen lassen, in der wir, die Verschwornen, uns befinden — glauben Sie mir. Wenn der König von Arras zurückkehrt, dann werde ihm hier ein festlicher Empfang zu Theil, aus allen Gegenden müssen die Dorfbewohner hier zusammenströmen, Ehrenpforten empfangen den Sieger, die Pfarrer und Lehrer, die Schulzen und Gewerksmeister halten Ansprachen. Sobald der König durch Anet gefahren ist, wird die Gegend von unsern Leuten umstellt, damit niemand schnell genug dem zu Hilfe kommen könne, der nun eintrifft, dieses ist... der Cardinal. Auch er hat Theil an dem Siege, auch ihm muß eine Feier bereitet werden. Die schönsten Mädchen des Dorfes versammeln sich, sie werfen Blumen in den Wagen des Herrn Cardinals und während eine der Dorfschönheiten ihm den Blumenstrauß mit einem Lobgedicht überreicht — während die rothe Eminenz sich aus dem Schlage beugt, das dargereichte Bouquet zu erfassen, springt von der andern Seite her der, welcher bestimmt ist, ihn zu fällen, in den offenen Wagen und begräbt den Stahl in dem Nacken des Verhaßten.“

Der Waldbruder hatte seinen entsetzlichen Plan mit größter Ruhe vorgetragen, je näher er aber dem Ende kam, desto heftiger wurden seine Reden und Geberden, er führte den Arm so, als habe er den Cardinal dicht vor sich und als umklammere seine Faust das todbringende Messer. „Welche geheime und unerklärliche Gewalt treibt diesen Menschen, dessen Herkunft niemand kennt, zum Morde?“ Das war die Frage, welche sich fast alle vorlegten, und Beaufort flüsterte dem Herzoge zu:

„Sind Sie dieses Menschen sicher? Es war ein Leichtsinn, Herzog — ihm zu vertrauen.“

Vendôme ging auf Poirier zu. „Mein Herr!“ sagte er, „Sie sind nicht, was Sie scheinen. Wir haben keine Bürgschaft für Ihre Treue in einer Sache, die uns allen den Kopf kosten kann; mir wird so eben der Vorwurf gemacht, daß ich leichtfertig handelte, als ich Sie in unser Geheimniß zog.“

„Ich kann das niemandem verargen!“ sagte Poirier ruhig. „Aber ich will mich Ihnen stellen. Herr Herzog, gewähren Sie mir ein Zimmer in Ihrem Schlosse, bis alles vorüber ist — das wird die beste Gelegenheit sein, mich stets zu überwachen. Ich bin nicht, was ich scheine — darin haben Sie recht, ich habe eine Schuld abzutragen — ein Gelübde zu erfüllen — das ist es, was mich treibt. Weshalb ich hier bin? in dieser Einöde bleibe? — um eines jungen Mädchens willen, die bei Pierre Gilain, dem Vater des Mannes, dort lebt, die ich in jenes Haus brachte — wenn alles vorüber ist, werden Sie alles erfahren. Der böse Cardinal wird einen zwiefachen Tod sterben, denn ich habe auch daran gedacht, daß ihm das Scheiden schwer werden soll.“

Die unheimlichen Züge des Waldbruders verzerrten sich bis zur Scheußlichkeit, es sprach ein so glühender Haß aus seinen Worten, daß die Anwesenden keinen Zweifel mehr an der Aufrichtigkeit seines Abscheus gegen den Cardinal hegten.

„Wir werden alle zur Stelle sein an jenem Tage. Die Herren mit ihren Degen, die Diener und Vasallen mit Knütteln und Waffen; wenn das Land befreit ist, stürmen wir mit den Glocken. Der König wird umkehren oder doch nicht eher Halt machen, bis er Gewißheit von dem Gelingen erhält — und ich bin überzeugt: er athmet eben so frei auf, als er es an jenem Tage that, wo der Alp, der die Brust Frankreichs preßte, auf Ludwigs Befehl unter Vitrys und seiner Genossen Kugeln und Degen fiel — als der Marschall d'Ancre nieder[illegible] wurde!“ sagte Beaufort.

„[illegible]nzig und allein die zahlreichen Musketiere des Cardinals [illegible] eine Rache nehmen wollen!“ warf Vendôme ein.

„[illegible]lle mich ihnen entgegen!“ sagte Hautefort. „Verwenden Sie mich und meine Freunde zu allen Aufgaben, welche soldatischen Muth erfordern.“

„Ich werde der Königin die Nachricht bringen!“ sagte der junge Brissac.

„Ich theile sie der Armee mit!“ rief Rouvigny.

„Sparen wir alles bis nach dem Gelingen auf!“ warnte Vendôme.

„Ich zweifle nicht daran, daß wir glücklich sein werden!“ rief Beaufort. „Unser Plan ist gut angelegt — unsere Sache ist eine gerechte!“

„Wann finden wir uns zusammen?“ fragte Vendôme.

„Achtundvierzig Stunden vor dem Eintreffen des Königs werden genügen, unsern Bund zu versammeln!“ sagte Beaufort. „Es fehle niemand!“

„Und wenn der Cardinal nicht eintreffen sollte — wenn er verhindert würde?“ erinnerte der Einsiedler.

„Dann gilt es, auf der Hut sein — denn dann ist er sicher gewarnt worden, und es ist Zeit an Flucht zu denken.“

„Es ist das Sicherste, wir finden uns hier ein, wenn der König seine Ankunft gemeldet hat. Wir werden es einige Tage vorher erfahren — komme es dann, wie es wolle.“

„Das ist auch meine Ansicht!“ sagte Vendôme. „Schriften, Papiere befinden sich in sicherem Versteck — ein Verräther könnte schwer beweisen, er müßte uns denn bei der Berathung überraschen — ich glaube, es wird gelingen — wir dürfen uns und dem Könige gute Zeiten versprechen.“

„Ich wünsche es allen und — dem ganzen Frankreich!“ rief der alte Fontrailles, „doch denken wir daran: daß ein Sandkorn ein Uhrwerk zum Stehen bringt, daß ein Stücklein Eis die Lawine erzeugt, welche Dörfer und Städte zertrümmert. Wachen wir alle bis zum Tage der Ausführung, daß der Verrath uns nicht überrasche. Der böse Cardinal ist oft genug schon glücklich dem Verderben entschlüpft!“

„Lebt alle wohl denn — bis zur Stunde der Entscheidung!“ sagte Vendôme. „Ich sende meine Boten, wenn wir uns einfinden müssen und sollen.“

Er entließ die Verschwörer durch die Seitenthüre, welche auf eine Wendeltreppe führte, deren Ausgang dichtes Gebüsch verbarg. Hier hinab stiegen die Landleute, Poirier und diejenigen, welche im Schlosse selbst wohnten. Seine Gäste ließ Vendôme nach und nach wieder im Saale erscheinen, woselbst sich viele Officiere der durchmarschirenden Truppen eingefunden hatten. Hautefort und Rouvigny verbarg der Herzog in einem Seitenflügel des Schlosses. Sie durften nicht mehr auf vollständige Sicherheit in Paris rechnen und sollten bis zur Ausführung des Attentates im Chateau d'Anet bleiben, da Vendôme seiner Dienerschaft trauen konnte. —

Als Fleuri mit dem Einsiedler die Treppe hinabstieg, trieb es ihn einige Male, den unheimlichen Mann anzureden, dessen Treiben allen so räthselhaft erschien, aber es war, als schnüre ihm etwas die Kehle zu. Unten im Parke nahm der Waldbruder aber plötzlich den jungen Müller bei Seite.

„Fleuri Gilain!“ sagte er. „Ihr werdet bei der Ausführung besonders thätig sein müssen.“

„Gebietet über mich — was soll ich thun? soll ich — es ist freilich entsetzlich — aber ich habe es dem Herzoge gelobt —“

„Etwa Hand an den Rothen legen? ah — nicht doch. Ich mache das!“ lachte der Einsiedler roh und heiser. „Ihr sollt nur, wenn wir wissen, ob er kommt, die Fahrstraße an einer Stelle, die ich Euch dann zeigen will, so einengen, daß der Cardinal dicht an dem Punkte halten muß, wo ihn sein Verhängniß ereilen wird — weiter nichts!“

„Gut — das will ich thun!“ gelobte Fleuri, seine Hand in die dargebotene des Waldbruders legend.

„Eure Hand zittert heftig — Ihr zuckt mit den Fingern!“ rief Poirier.

„Möglich — ich bin erregt. Einem Menschen den Todesweg bereiten, ist keine Kleinigkeit, selbst wenn es der Cardinal, der böse Teufel ist.“

Poirier sah den Müller fest an.

„Fleuri, Ihr liebt Susanne!“ sagte er. „Ihr wollt sie heirathen, ich weiß es — nun dann, wenn Ihr den festen Willen habt, schont den Cardinal nicht, stählt Eure Hand zu jedem Dienste gegen ihn — nur wenn er fällt, könnt Ihr Susanne als Weib heimführen.“

„Was? was war das?“ rief Fleuri erschrecken. „Hört mich — redet weiter!“

Er wollte den Einsiedler festhalten, aber dieser war mit einem Satz in dem Gebüsche verschwunden. Fleuri sah ihn den Abhang hinunter eilen und ehe der junge Mann von seinem Staunen sich erholen konnte, hatte der Wald den unheimlichen Gesellen schon aufgenommen.

Der Gouverneur von Dourlens.

Das Schloß zu Dourlens war der Sitz des Gouverneurs. Hier hatten die Officiere der Besatzung ihre Zusammenkünfte, die Nachrichten der Couriere wurden hier zuerst abgegeben und alle Angelegenheiten der Armee fanden hier ihre Erledigung. Wenn der Morgen dämmerte, öffneten sich die großen eisernen Pforten des Hauptthores, der Gouverneur sprengte, von seinen Reitern gefolgt, in die Gegend hinaus, welche von den Streifparteien der Feinde beunruhigt ward. Nur wenig Stunden entfernt lag Arras, die von den Spaniern und den feindlich gesinnten Einwohnern gegen Frankreich vertheidigte Stadt. Der Krieg war in hellen Flammen aufgelodert. Treffen folgte auf Treffen und schon hatten La Meilleraye, Chaulons und Feuquieres sich auf Bethüne geworfen, als plötzlich ein Befehl des Königs sie nöthigte, ihre Armeen vor Arras zu vereinigen. Die Marschälle zogen hier gegen vierzigtausend Mann zusammen, sie befestigten ihre Lager, ließen alle Verbindungen mit der Landschaft absperren und trieben ihre Laufgräben gegen die Stadt.

Von dieser Zeit an war Saint-Preuil, der Gouverneur von Dourlens, zu einer Art von Unthätigkeit verdammt. Nur selten wagte sich eine Bande versprengter Feinde in die Nähe seines Gebietes, der kühne Führer hatte daher wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Früher, ehe das Lager die Stadt einschloß, versäumte Saint-Preuil nie, die Feinde anzugreifen, wo er nur konnte. Er drang bis in die Vorstädte von Arras, zündete dort Häuser an, warf Pechkränze über die Mauern und schleppte Vorräthe hinweg. Sein Name war ein von den Feinden gefürchteter, die ihn immer nur den „Eisenkopf“ nannten — seine Leute verehrten ihn ebenso wie die Bewohner des Landes und der Städte ihn haßten.

Saint-Preuil war ein Mann des Krieges, für ihn gab es kein Erbarmen, so lange die eiserne Nothwendigkeit gebot. Er preßte die Bauern um Getreide — Brot — Heu und Stroh, er legte den Städten seines Gouvernements harte Bedingungen auf, sobald der erste Schuß gefallen war. Kein Sack voll Mehl, den der Bauer nicht mit den Leuten des Gouverneurs theilen mußte, keine Tracht Holz, die nicht zur Hälfte an den Bivouakfeuern der Reiter- und Fußknechte des Gouverneurs verbrannt wurde. Mehr als alle diese Erpressungen, wurden jedoch die Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner der Dörfer und Städte gefürchtet. Saint-Preuil hatte das schlimmste Beispiel gegeben; er achtete nicht das Heiligthum der Familie, des Hauses. Verschiedene Male schon war er in friedliche Wohnungen gedrungen, weil das schöne Gesicht der Tochter des Hauses ihn reizte. In Dourlens und Compiegne, in Vignacourt war es zwischen ihm und seinen Leuten einer- und den Bürgern andrerseits zu heftigem Kampfe gekommen, weil der Gouverneur es gewagt hatte, ein schönes Mädchen, des Schöffen Tochter, entführen zu wollen.

Saint-Preuil war das Prototyp eines Ritters aus der Zeit des Faustrechtes, der, wenn seine Berserkerwuth vorüber war, großmüthig und freundlich sein konnte. Eine unbezähmbare Sinnlichkeit ließ ihn alles um sich her vergessen. Er hatte nur ein Weib wirklich geliebt: Maria von Hautefort. Seit der Trennung von ihr schien es, als stürze der Capitän sich mit verdoppelter Glut der Leidenschaft in den Taumel sinnlicher Genüsse und bald kam die Zeit, wo jedes ehrbare Bürgermädchen hastigen Schrittes an dem Schlosse zu Dourlens vorübereilte, aus dessen Fenstern und Thüren Becherklirren, Musik und das freche Jauchzen verworfener Frauen tönten.

Diese Schilderung mag übertrieben scheinen. Sie ist es nicht. Jene Zeiten waren ganz dazu angethan, die Unverschämtheit, den alles herausfordernden Trotz, die rohe und brutale Gewalt triumphiren zu lassen. Fortwährende Kämpfe der Hofparteien, der Parlamente und einzelner Personen von Einfluß schufen förmliche kleine Heere von Parteigängern. Der König war ein Gegner des Cardinals, den er nur dulden mußte. Beide hatten Musketiere; diese Herren lieferten in Paris Schlachten, bei denen es nicht ohne schwere Verwundungen, oft sogar nicht ohne Leichen endete. Die Bürger litten gewaltig darunter. Trotz des Duellverbotes hörte man auf dem Prêt-aux-Clercs zu jeder Abendstunde Degenklirren und dann erschienen barmherzige Brüder, welche die Gebliebenen hinwegtrugen. Die Musketiere, Garden und Ritter wandelten durch die Stadt mit den Mienen und Geberden von Fürsten, sie trotzten jeder Strafe, die ihnen auch selten oder nie wurde, und der Kaufmann mußte es für eine Ehre halten, wenn sie bei ihm borgten. Klagen gegen diese Tyrannei zu führen war gefährlich. Ging es schon in ruhigen Zeiten in der Hauptstadt so her — wie viel toller noch im Felde, wo jedes Gesetz aufhörte! Daher die Gewalt, welche Saint-Preuil sich anmaßte und die er ungestraft jedem anthat, der sich ihm widersetzte. Seine Feinde hatten leichtes Spiel.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Richter inmitten seiner Schöpfungen.

Originalzeichnung von C. Härtel.

Digitized by Google

Ludwig Richter, der deutsche Hausfreund.

Von Andreas Oppermann.

(Zu dem Bilde auf Seite 165.)

Wer vor fünfundzwanzig Jahren nach Dresden kam, dem fiel vor allem die ländliche Stille auf, die sich rings und unmittelbar um die Stadt lagerte. Wogende Korngefilde, dazwischen blühende Bäume begrüßten den Spaziergänger bei dem ersten Schritt aus den „Schlägen". Man war sofort mitten in der idyllischen Ruhe des Landes. Der Uebergang war unvermittelt, aber gerade das that hier wohl. Es fehlte damals in Dresden noch überall dieses unbeschreibliche Etwas von Ausläufern großer Städte, das Bild des Ringens von Stadt und Land, mit den weithinausgeschobenen „Sommerlogis", Fabrikanlagen, halbwüchsigen Gärten, Baustellen, durchschnitten von Eisenbahnlinien, ein Conglomerat, das einen weder zum Eindruck der Stadt noch der ländlichen Ruhe kommen läßt, und was nur dem gehetzten Städter, der längst die Empfindung für ländliches Wohlbehagen verloren hat, ein trauriges Surrogat für Landaufenthalt bietet. Auch Dresden mit seiner reizvollen Umgebung ist diesem polypenartigen Ausbreiten der Großstadt seit den letzten Jahren unterworfen. Die idyllische Ruhe vor dem „Falkenschlage", in der man dem Summen der Bienen und dem Gesange der Vögel lauschen konnte, in der man den fernen Ruf des Kukuks vernahm, die höchstens Sonntags durch die geputzten Spaziergänger nach dem Plauischen Grunde und durch das Geräusch fallender Kegel in dem nahen Biergarten unterbrochen wurde, ist heute verschwunden. Damals wohnte unmittelbar vor dem „Falkenschlage", im letzten Hause, das von einem schönen Garten umgeben war, Ludwig Richter im glücklichen Familienkreise, um ihn eine rüstige Hausfrau und blühende Kinder! Unvergeßlich ist mir der Eindruck des Mannes, als ich, damals fast noch ein Knabe, ihn zum erstenmale sah. Groß und ziemlich hager, eine mehr zarte Erscheinung, den Kopf umgeben von wallendem Haupthaar, etwas zur Seite geneigt, mit überaus wohlwollenden echt deutschen Zügen, den sinnigen Augen und dem feinen humoristischen Lächeln um den Mund, so schaute ich ihn einestheils in bewundernder Ehrfurcht und anderntheils mit dem vollen Zuge des Vertrauens und der Liebe, wie er die komischen Erstlinge meiner autodidaktischen malerischen Bestrebungen freundlich ansah, und wie horchte ich erst auf, als er anfing, über das Wesentliche in der Naturdarstellung eben so klar wie einfach zu sprechen, wie man die charakterisirenden Gesammtformen als den Kern der Darstellung betrachten, wie man die Einfachheit aus den Einzelnheiten heraussuchen müsse! In seinem Worte, in seinen Studienblättern, die er mir zum Belege dessen, was er sagte, zeigte, ging mir eine neue Welt auf, ich trug seine Worte mit mir herum, sie haben mich sehen gelehrt, sie sind mir Wegweiser in der Anschauung der Kunst geblieben. Ich wohnte einen Sommer hindurch in demselben Hause, ich sah ihn oftmals, an schönen Sommermorgen in tiefster Frühe schon saß er in der weinumschatteten Laube, den Stift und das Zeichenbuch, meist aber die zubereitete Holzplatte vor sich, und zeichnete. Damals entstanden die reizendsten Blätter. Das Bild des glücklichen Meisters, wie er den Sommermorgen verbrachte, umgeben von Stille ringsum, wie die Bienen um ihn summten und die Blütenkelche sich freundlich vor ihm neigten, die Vögel in den Zweigen sich wiegten und ihm ihre Lieder ertönen ließen — es ist durch feinsinnige Hand unseren Lesern lebendig in dem vorstehenden Bilde vor das Auge geführt.

Die Empfindungen, die ich beim ersten Begegnen mit dem Meister gehabt, sie werden von allen getheilt, die das Glück haben, diesem Manne nahe zu kommen. Ungetheilte Liebe seiner Schüler, seiner Freunde und Collegen — sie begleiten ihn. So geht er ein Bild der Milde und Güte unangefochten von Haß und Neid, die sich vor seinen guten Augen verkriechen, durchs Leben. Er liefert — so zu sagen — in seiner menschlichen Erscheinung von neuem den schlagenden Beweis für die Wahrheit des Satzes: „Wie der Mensch — so seine Kunst." Ludwig Richter ist im höchsten und schönsten Sinne des Wortes ein guter und ein frommer Mensch und gerade so wie er ist seine Kunst. Wo die theuersten Namen, wie sie aus dem deutschen Volke emporgewachsen sind, erklingen, da muß in erster Reihe Adrian Ludwig Richter genannt werden; wo die ersten Künstler Deutschlands verzeichnet stehen, da muß er obenan als der populärste aller deutschen Meister gepriesen werden. Sein Einfluß auf die deutsche Kunst ist groß, noch viel unberechenbarer und tiefer aber ist sein Einfluß auf unser ganzes Volksleben und auf die Veredlung und Verinnerlichung deutschen Familienlebens. In welchem Hause, wenn es nur mit einigem Rechte ein deutsches genannt zu werden verdient, freut man sich nicht innig seiner Darstellungen, unter welchem Weihnachtsbaum sind nicht seine Gaben die erfreulichsten? An ihm erquickt sich Jung und Alt — in seinen Zeichnungen geht das Beste, was in deutschem Wesen als goldener Kern der Poesie — vielen unbewußt — verborgen liegt, klar und licht und fröhlich als Saat auf. Seine Kunst ist wie der edle Wein unseres geliebten Vaterlandes, von ihr kann man singen, wie einst Vater Claudius von dem Weine des Rheins gesungen hat:

> Und wüßten wir, wo jemand traurig läge —
> Wir gäben ihm den Wein.

Ja — wüßten wir, wo jemand traurig läge, Richters Bilder sollten ihm die goldigen Tage der Kindheit, den Zauber der Jugendliebe, alles Glück des Hauses vorführen zum herzerquickenden Trost!

Darum — deutsche Männer und Frauen, laßt diesen guten Geist ein in euer Haus, der Segen folgt ihm auf der Spur. Macht weit auf Thor und Pforte!

Von Richters Leben läßt sich nicht viel erzählen! Es sind keine Sturm- und Drangperioden, die seine Jugend erfüllen, keine schneidenden Gegensätze wogen contrastirend in seiner Seele und in seinen Lebenstagen. Es ist ein Leben voll Arbeit und Mühe, voll Liebe und Hingebung an die Kunst, das vor uns liegt, das sich die höchste Krone des Künstlers — die Liebe seines Volkes — durch wesentlich deutsche Eigenschaften, Fleiß, Innerlichkeit, Treue und Idealität errungen hat!

Ludwig Richter wurde im Jahre 1803 zu Dresden als der Sohn unbemittelter Eltern geboren. Er erhielt seine erste künstlerische Ausbildung auf der damals mit bedeutenden Lehrern nicht gesegneten Akademie zu Dresden. In welchem jämmerlichen Zustande die Academie sich befand, das ist ergötzlich in den Jugenderinnerungen Rietschels, der ein Zeitgenosse Richters war, zu lesen.

Kräfte außerhalb der Academie, wie die Landschaftsmaler Caspar David Friedrich und Johann Christian Dahl waren es, welche nicht ohne einen gewissen Einfluß auf Richter bleiben konnten; anregend mochten Vogel und Näke wirken. Kunstgenossen, wie Rietschel, Thäter, Preller hatten im wesentlichen ein gemeinsames höheres Streben, und das Bedürfniß, aus der engen Welt der Unnatur, der Verknöcherung heraus zu freiem frischen Leben zu kommen, sie waren aber, obwohl gleichen Alters, doch nicht soweit vorgeschritten, um mit Richter schon damals in nähere Beziehung zu kommen.

Ausdauernder Fleiß, seltene Energie und hohe Begabung zeichneten Richter aus. Kaum 20 Jahr alt unternahm er seine erste Studienreise nach Frankreich und Nizza, und später in die deutschen Alpen. Im Jahre 1824, also erst 21 Jahre alt, finden wir ihn in Rom.

Sein großer Landsmann Julius Schnorr befand sich zu gleicher Zeit daselbst und arbeitete damals gerade an der Ausschmückung der Villa Messimi. Er hatte nach Cornelius Rückkehr nach Deutschland die Fresken zum Ariost übernommen. Mit glücklichem Griff hatte er aus Ariosts bunter Zauberwelt die malerisch bedeutsamen Momente entnommen; es war ihm gelungen, alle Blüten heiterer Anmuth, holder Schönheit und des reizenden Spieles der Phantasie, wie sie Ariosts Dichtung schmücken, in seiner Bilderreihe zur Anschauung zu bringen. Nicht ohne Einfluß konnte des älteren Freundes festgegründete Kunstweise, nicht ohne Anregung das Leben und der Umgang desselben auf den jüngeren Richter bleiben, und Förster erzählt in seiner „Geschichte der deutschen Kunst", daß namentlich Schnorr den jungen Richter zum ersten Male klar auf den innigen Zusammenhang von Natur und Menschenleben hingewiesen habe, indem er ihm zu einer Landschaft von Amalfi eine Staffagengruppe gezeichnet, in welcher die Stimmung und der Ton der umgebenden Natur völlig wiedererklungen habe.

Einen reichen Schatz bedeutsamer Landschaftsstudien brachte der

junge Künstler aus dem Lande der Schönheit und der Kunst — aus Italien heim. Im Jahre 1828 erhielt er eine kleine Anstellung als Lehrer an der Zeichenschule der Meißner Porzellanfabrik.

Jetzt begann er die heimische Landschaft mit ihren kleinen, in ihrer Schlichtheit dennoch so mannigfaltigen Reizen, fleißig zu studieren. Erhardts Studien und Radirungen blieben hiebei nicht ohne Beachtung; es muß bemerkt werden, daß hier Richter erst in sein eigentliches Element kam. So schön seine Auffassung der italienischen Natur in den Blättern, die an die Oeffentlichkeit gelangt sind, ist, so zeigt sich in denselben doch noch ein Schwanken zwischen der streng historischen Schule und der Richter später eigenthümlichen freieren Richtung. Es ist das Herkömmliche, was sich in Richters italienischen Landschaften nicht ganz verleugnen läßt, und man merkt überall, daß seine Vorbilder seinem beweglicheren feinsinnigeren Naturell nicht völlig entsprechen. Richter hat in seinem Wesen einen so specifisch deutschen Zug, daß ihm Italiens Welt im Grunde niemals zu einer Herzensangelegenheit geworden ist. Das Studium der deutschen Landschaft erschloß ihm dagegen einen Schatz von Schönheit auf Weg und Steg, wohin sein Fuß ihn trug, eine Fülle von Anmuth, die für das Auge vor ihm — man kann sagen — verschlossen war. Im Jahre 1836 wurde er als Lehrer an die Dresdner Academie berufen.

Bereits seit dem Jahre 1832 war der Bildhauer Ernst Rietschel dort thätig, im Jahre 1834 wurde der Architect Semper angestellt. Später kamen dann der Bildhauer Hähnel, die Maler Bendemann und Hübner nach Dresden, denen Schnorr von Carolsfeld folgte. Richter verkehrte insbesondere gern in einem heiteren Kreise von Kunstgenossen, in dem gemüthlicher Humor herrschte, Rietschel, Peschel, Oehme und andere gehörten diesem Kreise an, dem sich der Dichter Mosen und der Malerdichter Reinick anschlossen.

Im Jahre 1841 wurde er Professor an der Academie zu Dresden. Bereits vor diesem Jahre schon waren zwei größere Oelgemälde entstanden: die Ueberfahrt über einen Strom (Motiv von Schreckenstein bei Außig), über welchem aller Zauber der Wanderlust ergossen ist, und der Brautzug (im Dresdner Museum), der aus dem dunklen grünen Wald heraustritt in das blühende Wiesenthal mit fernen Burgen und Dörfern, und dem lustigen blauen Himmel darüber, der sich wiederspiegelt im frohrauschenden Wasser! Diese beiden Bilder sind von einem Geiste durchweht, der sich am annäherndsten mit dem der Eichendorffschen Romantik vergleichen läßt. Und so ist Richters Kunstweise ein neuer Beleg dafür, daß die Regeneration unseres deutschen Kunstlebens, wie überhaupt, so auch auf dem Gebiet der Landschaftsmalerei, ihren Hauptanstoß eben doch hauptsächlich in der neuerdings so geschmähten Romantik erhalten hat, daß die Antike allein allenthalben die Wiedergeburt nicht veranlaßt hat, daß wir aus uns selbst und der Erkenntniß unseres deutschen Wesens heraus neugeboren worden sind.

In Richters Oelgemälden ist nicht zu verkennen, daß die Vorzüge der Zeichnung vorwiegend sind, daß es ihm mehr auf den Reiz und inneren Zauber der Form, auf deren feine Charakterisirung ankommt, und daß ihm die leichten, freien, zarten Lufttöne, welche einem Claude, einem Rembrandt eigen sind, welche aber mehr oder weniger ein gewisses Verschwommensein der Formen bedingen, häufig fehlschlagen. Dennoch ist seine Bedeutung als Maler nicht zu unterschätzen. In der Art und Weise der Auffassung der Natur ist er jedem ernster Denkenden unter den Jüngeren Führer und Lehrer geworden, sein Einfluß in der deutschen Landschaftsmalerei um deswillen bedeutend, weil sowohl die Münchner, als die Düsseldorfer Schule manche Anregung von ihm erhielt. Namentlich ist es die naive Naturtreue verbunden mit Schönheitssinn, die geradezu bewunderswerthe Begabung, von jedem Ding die malerische und zugleich charakteristische Seite aufzufassen, die Natur selber gleichsam zu vereinfachen, welche einen unbewußten Einfluß auf alle Nachstrebenden ausgeübt haben. Daher vermag er die Natur zu uns sprechen zu lassen, uns in seinen Bildern sofort heimisch zu machen, mit seinen Landschaften unser Herz mehr zur erwärmen, die Phantasie mehr anzuregen, als selbst die hervorragendsten Meister der Palette auf diesem Gebiete es vermocht haben. Richters volle Bedeutung liegt aber nicht in der Landschaftsmalerei als solcher. Sein Lebensberuf, seine künstlerische und mehr noch sittliche Mission war eine andere.

Er war berufen, der Maler deutschen Lebens zu werden, er war berufen, alle die goldige Fülle, welche in deutschem Sein und Sinnen, Trachten und Wirken, in Haus und Feld, in Wald und Thal, in Garten und Gefild, in der alterthümlichen Straßen Enge, auf Bergeshöhen, im Kämmerlein und auf dem Markte, zwischen den wogenden Gräsern der Gräber, in den heiteren Wolken, in den tiefsten Schachten des liebenden Herzens, auf dem sonnenheiteren Antlitz lachender Kindheit, in den Zähren der Armuth und in der behaglichen Wärme bürgerlichen Wohlseins, in Märchen und Sagen, in Kindeslied und inbrünstigem Gebet, in tausend und abertausend Aeußerungen der holden Mutter Natur, in Land und Leuten deutscher Art noch vorhanden ist, mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit und mit entzücktem Griffel festzuhalten. Es ist ihm wahrhaft gelungen, eine geistige Naturgeschichte deutschen Landes, deutschen Volkes zu zeichnen, lebendiger, wahrer und inniger, als es je eine Feder vermocht hat. Seine Zeichnungen werden auch, wenn unser Volksleben, wie es jetzt den Anschein hat, in kürzester Frist ein völlig verändertes Gepräge gewonnen haben wird, kommenden Geschlechtern den sittlichen und schönen Kern unseres heutigen Volkslebens in tausend Facetten zeigen, beredtes Zeugniß von unserer Zeit ablegen, und vielleicht in den Herzen unserer Urenkel ein Gefühl der Wehmuth über entschwundenes Glück und der Sehnsucht nach der goldenen Welt, die Richter zeigt, erwecken.

Richters Kunst ist mit einem Worte dem deutschen Volkslied in seiner plastischen Kraft, seinem vielseitigen Reichthum, seinem Ernst und Humor, seiner Tiefe und seiner Lustigkeit zu vergleichen; so lange sich ein Herz an diesem Sang erquickt, so lange werden Richters Bilder lebhaften Widerhall in der Seele erwecken!

Zunächst machte sich Richters Drang nach Darstellung des Lebens in seiner Vielgestaltigkeit in Illustrationen zu den Volks- und Studentenliedern, zu Grimms, zu Musäus und anderer Volksmärchen, in den Bildern zur „Schwarzen Tante", zum Prediger von Wakefield, zu Hebels allemannischen Gedichten, in den Beiträgen zum A B C-Buch für große und kleine Kinder und zur Ammenuhr, welche letzteren beide Werke nebenbei auch ein recht erquickendes Zeichen von dem gemüthlichen und heiteren Beisammenleben der Dresdner Künstler in damaliger Zeit geben, ferner zu Christenfreud in Lied und Wort, in den Illustrationen zu Shakespeare, dem Goethe-Album, in den Bildern zur Glocke rc. geltend.

Nicht alle sind von gleichem Werth, daher kommt es, daß das Richteralbum in seiner neuen, wider den Willen des Meisters erschienenen Auflage mit stumpfen Abdrucken und ohne Wahl, von der Bedeutung Richters auch keinen vollgültigen Begriff gibt, da es zum Theil unbedeutende Sachen aus frühester Zeit mit aufgenommen hat, weil eben die Sachen einmal da waren und ein für den Buchhändler einträgliches Buch füllten.

Es kann nicht geleugnet werden, daß es dem Künstler nicht verliehen ist, sich in das Wesen eines nicht verwandten anderen Menschengeistes und in dessen Produkte, wenn sie in ihm nicht eine vorhandene Saite anschlagen, gänzlich zu versenken, darin aufzugehen, daß ihm ferner die Ausdrucksfähigkeit für gewaltige Leidenschaften abgeht, wenn auch ein feiner Sinn für die tragische Situation ihn beseelt, wie er zur Genüge in den Bildern zum Karfunkel von Hebel ergreifend dargethan. Es scheint, als könne er die Beschränkung, die ihm ein anderer Geist auferlegt, nicht immer vertragen. Daher sind seine Figuren im Goethe-Album nicht immer ganz glücklich, wenigstens nicht in Goethes Geist, und noch weniger läßt sich dies von den Shakespeareschen Gestalten sagen.

Bemerkenswerth ist endlich, daß es Richter, obwohl er das frömmste und schlichteste Künstlergemüth besitzt, nicht gegeben ist, sich in den hergebrachten Formen der religiösen Kunst zu bewegen. Wo er es versucht, da sind seine Gestalten manchmal nicht ganz frei von Conventionellem, häufiger noch sehen sie aus wie gute echte deutsche Figuren, die sich mit testamentarischen Gewändern vermummt haben. Richter ist Katholik, und ein guter gläubiger Katholik, aber weit ab vom Ziele würde man fehlen, wenn man ihn einen „katholischen" Künstler nennen wollte. Er gehört uns Protestanten vielmehr gerade so gut, wie den Katholiken. Richters Kunst hat mit der Confession, wie alle höchste Kunst, nichts zu schaffen. Nur da, wo er frei und menschlich dichtet, da ist es ihm gegeben, auch die tiefe Religiosität seines Wesens, die uns alle, so weit wir deutsch empfinden, ergreift,

zur Geltung und zur Anschauung zu bringen, so daß er die Herzen dadurch aufs tiefste bewegt.

Von dieser Erkenntniß seiner selbst geleitet, hat Richter — und hierin gerade, in diesem richtigen Treffen seines innersten Berufes bewährt er sich als ein Genius ersten Ranges — denn auch jede ihm fremdartige Schranke bei Seite geworfen und die Stoffe für seine künstlerische Thätigkeit da gewählt, wo sie ihm das frische Leben unmittelbar, nicht durch das Medium eines anderen Geistes hindurch, bot — aus dem nie versiegenden Quell des Lebens selbst hat er geschöpft mit klarem Auge, mit sonntäglich beglückter Phantasie, ein Maler und ein Dichter zugleich und er reicht uns den vollen Becher mit reinen, kunstgeweihten Händen dar!

Werke dieser Art sind sein „Sonntag“, sein „Vaterunser“, sein „Beschauliches und Erbauliches“, und vor allem sein „Fürs Haus“, und sein „Neuer Strauß fürs Haus“. Mit ihnen entzückt er jedes Herz. Die oben angedeuteten Eigenschaften Richters gipfeln namentlich in „Beschauliches und Erbauliches“ und in „Fürs Haus“. „Hierin ist er immer neu und tausendgestaltig, wie das Leben, so ist seine Phantasie“ — sagt Ernst Förster trefflich in seiner Geschichte der deutschen Kunst — „in allen Gestalten ist Seele, er kennt die zartesten Regungen des Geistes und ihren mannigfaltigen Ausdruck bei allen Altern und Geschlechtern, auf allen Bildungsstufen, ja bei jedem Individuum. Und nicht nur bei den Menschen! Man sehe seine Hunde und Hündchen, seine Katzen, die Hühner, Enten und Gänse, die Schwalben und Spatzen. Ja, hat er irgend etwas unbeachtet gelassen? Seine liebende Beobachtung schließt die Biene und den Schmetterling nicht aus, die Pflanzen, die Bäume, die Gräser, alles was blüht und grünt, die Landschaft mit Berg und Thal und Fluß und Wald und Aue, wie reizend und wie wahr stehen sie in seinen Bildern!“

Im October 1858, vor zehn Jahren also, nachdem er inzwischen in seinem Familienleben manches Schwere erlebt, seine Gattin, eine blühende Tochter, welche an den trefflichen Künstler Gaber in Dresden, der so großen Theil an der herrlichen Wiedergabe von Richters Werken hat, verheirathet gewesen, ihm durch den Tod entrissen worden, und sein Haupthaar inzwischen von mancher Sorge gebleicht worden war, da übergab er sein Werk „Fürs Haus“ dem deutschen Volke.

In dem „Wort vor der Thüre“, mit welchem er dasselbe begleitet, bezeichnet er als den Entstehungsgrund dieser „Haupt- und Lieblingsarbeit seines Lebens“, wie er sie selber nennt, den Wunsch, in einer Bilderreihe unser Familienleben in seiner Beziehung zur Kirche, zum Hause, zur Natur darzustellen und somit ein Werk ins liebe deutsche Haus zu bringen, welches im Spiegel der Kunst jedem zeigte, was jeder einmal erlebte, der Jugend — Gegenwärtiges und Zukünftiges; dem Alter — die Jugendheimat, den gemeinsamen Blumen- oder Paradiesgarten, der den Samen getragen hat für die spätere Saat und Ernte. Seine Hoffnung, es möge eine — woll's Gott — gesunde und treugemeinte Gabe fürs Haus sein, ist herrlich in Erfüllung gegangen. Tausende haben sich an dieser Gabe erquickt, sie wird namentlich in dieser herannahenden fröhlichen Weihnachtszeit viele Herzen von neuem erfreuen!

Es ist nicht möglich, die Fülle der Erscheinungen in Worte zu fassen — nur einzelne Bilder wollen wir aus der großen Reihe herausgreifen, um unseren Lesern, die nicht so glücklich sein sollten, dieses Werk zu besitzen, einen schwachen Begriff von Richters Darstellung zu geben, und sie zu veranlassen, all das Schöne selbst zu schauen.

In „der Winter ist ein rechter Mann“ ist den Kindern ein frohes Fest bereitet. An der Wand eines Bauerngehöftes ist ein riesiger Schneemann aufgestellt, sie haben ihm eine Pfeife in den Mund, und einen Besen in den Arm gegeben. Eine Schar fröhlicher Kinder wirft mit Schneeballen nach ihm. Dicht vor dem Manne aus Schnee steht ein niedliches Mädchen, die kleine, durch einen Fausthandschuh geschützte Hand kann kaum den Ball fassen, sie wirft und müht sich, es trifft den Mann doch nicht, — der Ball fällt hinter sie, und die Kinder lachen von neuem. Vor seinem Hause im jetzt blumenleeren Garten steht der Lehrer des Orts in behaglichem Gefühle der Weihnachtsfeiertage die Pfeife rauchend, er wünscht dem frierenden Alten mit der Brille dort drüben im Bauernhause einen guten Tag, und denkt wie er an die fernen Kindertage. Im Hintergrunde erblickt man das nahe gelegene Städtchen mit dem alten, hohen Thorhause, in gerader Linie steigt der Rauch aus den alten Schornsteinen in den klaren Winterhimmel hinauf.

„In der Straße“ ist ein köstliches Blatt, es schildert die Wunder des ersten Frühlingstages! Die Sperlinge umkreisen laut zwitschernd die alten Thürme der Kirche. Mit der Fahne und dem Kreisel belustigen sich die Knaben auf der Straße, die kleinen Mädchen haben sich spielend in Gruppen um ihre Püppchen herum auf die bloße Erde gesetzt. Der Besitzer des Hauses dort mit dem alten Schnitzwerk von Holz, einem Prachtstück von altdeutschem Hause, es ist, wie das Armschild daran besagt, ein ehrenwerthes Mitglied der lobesamen Schneiderinnung. Er klopft sich mit deutscher Gründlichkeit den Winterpelz aus, um ihn in dem dunklen Schranke zu verschließen. Der geblümte Schlafrock und die Zipfelmütze stehen ihm gar trefflich zu Gesicht. Ueberall kommen die Menschen aus der Häuser Enge hervor. Am rauschenden Brunnen mit dem Wahrzeichen des Storches, also jedenfalls einem sogenannten Kinderbrunnen, über welchen die Linde ihr junges goldiges Grün ausgebreitet hat, stehen muntere Mägde. Das alte Mütterchen sitzt vor der Thüre und betrachtet das Enkelkindchen, das die Tochter zum ersten Male in die sonnendurchwärmte Luft hinausträgt, ein Mann, der das edle Freihandwerk repräsentirt, schaut froh, mit der Hand die Stirne bedachend, nach den Schwalben hinauf. Sie bauen ihr Nest an dem alten Hause. Im oberen Stocke desselben erblicken wir ein liebend Paar, während unten aus dem halb verhangenen Fenster zwischen Blumen und Vogelbauer hindurch züchtig ein Mägdlein schaut. Alles ist von dem blauen, von Sonnengold durchwobenen Aether umsponnen; Farbe, Licht erfüllt die Straße und das trauliche Plätzchen vor dem Hause, und umspielt die Thüren des alten Domes, der über die Mauern dort drüben hereinschaut.

Das „Abendlied“ schildert ergreifend die Stille der Sommernacht. Wir schauen in eine arme Hütte, drin liegen auf Stroh Mann, Weib und Kind, sie haben den Tag sich abgemattet, die Sense hängt an der Pfoste, sie haben wohl manche Thräne geweint, sie sehen abgehärmt aus — jetzt ruhen sie, wie der treue, magere Hund neben ihnen, behütet von dem, der nicht schläft, und dessen Lob die Engel über der Hütte leise in den stillen Nachthimmel hinauf singen. Von Mondesglanz übergossen rauscht vor der Hütte der Bronnen, hoch ragen die dunkeln Bäume darüber in die Höhe. Auf dem Felde jenseits des Thales stehen schon die Garben, und in duftiger Ferne träumt der See im Scheine des Vollmonds!

Zu der vollen Gewalt eines Hymnus erhebt sich der Künstler im letzten Bilde der Serie „Sommer“.

Am Rande einer Bergeshöhe erblicken wir vor einem Hirtenhause eine frohe Kinderschar. Die Knaben klettern zwischen Felsgestein und gespaltenen Stämmen umher, auf welchen die ältere Schwester lustig das Kind auf den Armen wiegend sitzt. Mit dem Horn ruft der junge Bursche hinter dieser Gruppe des Vorgrundes hinunter ins Thal, von drüben aber, wo am Bergeshange Herden weiden, antworten jauchzend die Hirten wieder. Weiter führt der Steg dort drüben zwischen wogendem Korn den Berg hinan nach dem zwischen schattigen Bäumen hervorlugenden Waldkirchlein, hinter dem sich die jähe Felswand emporthürmt. Ueber diesen Hang hinweg schaut man aber nach der anderen Seite zu tief unten im fernen Thal den ruhig erglänzenden Strom, aus dem sich majestätisch am jenseitigen Ufer die Berge erheben. Noch funkelt die ganze Landschaft, erquickt, getränkt von Regen in Millionen diamantener Perlen, über ihr wölbt sich der Regenbogen in doppeltem Glanze, und drüber schweben die Engel und gießen Segen des Himmels über diese beglückte Erde aus. Wir aber rufen unwillkürlich mit dem Psalmisten: „Du krönest das Jahr mit Deinem Gut, und Deine Fußtapfen triefen von Fett. Es triefen die Anger der Wüste, und Deine Hügel schmücken sich mit Lust, die Triften bekleiden sich mit Schafen, und die Auen sind bedeckt mit Korn. Ja, sie jauchzen und singen!“

Im „Heimweh“ ist ein im letzten Golde der Sonne wehmüthig schimmernder Herbstabend dargestellt. Gegenüber der Pforte eines Kirchhofs, an welcher der Weg vorüberführt, sitzt an einem Denksteine ein müder Wanderer, in sich versunken, das Haupt auf den Arm gestützt, den Stab in der Hand; den Bündel auf dem Rücken entschlafen liegt, das Köpfchen auf dem kleinen Bündel, neben ihm sein Kind, der treue Hund schaut gleichfalls wie traurig zur Erde, er sitzt mitten auf dem Wege. Aus dem dunklen Baumgehege des Kirchhofs schauen die Kreuze der Gräber über das halbverfallene

Mauerwerk herüber, das Memento mori über dem Pförtchen scheint den heiteren Vogel, der sich über dem armen müden Menschen in den Zweigen wiegt, nicht zu berühren, es zwitschert heiter die letzten Töne da hinauf in die Luft, wo in langen Zügen die Vögel nach dem Süden eilen. Halbentblättert stehen schon die Bäume, und rufen ein: „Warte nur, warte nur, balde ruhest Du auch," dem armen Menschen zu, der fern von der Heimat auf harter Wanderschaft ist. Er schaut nicht den Glanz des Abendhimmels, er schaut nicht das lachende Land unter ihm mit seinen Dörfern, anmuthigen Gefilden, dem fernen Strome, die bittere Zähre rollt ihm aus den Augen zur Erde nieder!

Doch genug der Worte, die ja doch allen diesen Reichthum nicht wiederzugeben vermögen. Glücklicher, als ich es vermochte, hat der Künstler in dem reizenden Bilde, in welchem er den Meister Richter, der ja durch seine Titelvignette den Lesern des Daheim seit Jahren ein altbekannter Hausfreund geworden, auf kleinem Raum, in engen Rahmen mitten unter seinen lieben Gestalten uns vorführt, denselben charakterisirt! Meine Worte sollen nur die Begleiter des Bildes sein.

Möchte Gott dem Meister noch lange Zeit hindurch vergönnen, aus dem unerschöpflichen Brunnen seiner Phantasie zu schöpfen! Noch steht er rüstig und in ungeschwächter Kraft, nur hie und da hat ihn ein Augenleiden am Schaffen gehindert. Möge er noch lange wirken zum Segen seiner Schüler, der Kunst des deutschen Volkes! Möge er immer mehr Eingang finden in jedem, auch dem geringsten Hause! Das Vaterland, das solchen Künstler hervorgebracht, muß stolz auf ihn sein, aber es kann auch Freude über sich selbst aus seinen Bildern schöpfen! denn der Spiegel, den er dir vorhält, mein deutsches Volk, von deinem Sein und Wesen, er muß dir die Zuversicht geben, daß du noch ein kerngesundes Volk bist, daß dir die Krone deines innersten Werthes noch nicht geraubt ist. Bewahre sie treu und rein, wie sie dein Meister dir geschildert!

In der Küche des Zuckerbäckers.

Von **Hermann Wagner**.

Es ragen nicht nur die großen weltgeschichtlichen Ereignisse in das Leben der Menschen hinein, sondern auch die verschiedenen Zuckerdüten — und das hat ebenfalls sein Gutes. An vielen Orten steht der Storch in Verdacht, sich bei jeder Familienvermehrung auch mit räthselhafter Beschaffung jenes süßen Artikels abzugeben; an anderen bringt sie der wunderbare Zuckerbaum hervor. Die Taschen der Väter, Mütter und Großmütter ergeben sich als weitere Fundorte dafür.

Aber auch später, wenn wir bereits gelernt haben, den Werth der Bonbons, Torten, gebrannten Mandeln und verwandter Dinge nach Groschen und Pfennigen abzuschätzen, erneuern wir doch bei einzelnen Gelegenheiten die alte süße Jugendbekanntschaft, — sei es, wenn am Schluß eines Zweckessens und Festmahles Torten, Biscuit oder Gefrorenes servirt werden, sei es, wenn wir auf ermüdender Eisenbahnfahrt uns durch ein Pfeffermünzplätzchen, oder auf anstrengender Fußtour durch ein Stück Reisechocolade erfrischen, oder zu Weihnachten für die Kleinen und Großen den Ausputz des Lichterbaumes besorgen.

Und wissen wir alten erfahrenen Leute denn von der Entstehung der eben so geschmackvollen wie schmackhaften Dinge gewöhnlich mehr, als daß sie weder vom Storch noch vom Zuckerbaum, sondern vom Conditor stammen, bei welchem sie in zahlreichen Kästchen und Gläsern zum Verkaufe ausliegen? — Haben wir es uns im Leben nicht dürfen verdrießen lassen, manchen sauern Gang zu thun, warum sollten wir nicht auch einmal einen süßen riskiren wollen und dem Zuckerbäcker einen Besuch in dem Heiligthum seiner Werkstatt abstatten?

Wir benutzen dazu die bekannte Conditorei, in deren fürstlich decorirten Räumen wir zu Zeiten eine Tasse Kaffee genießen. So glänzend das Verkaufslokal, so tadellos die daselbst gelieferten Waaren, so liebenswürdig und zuvorkommend ist auch der Besitzer der „Conditoreiwaarenfabrik." Er begleitet uns zu günstiger Stunde persönlich hinab in die Arbeitsräume, die hier, da der Raum kostbar ist, halb unter der Erde liegen. Ein Netz von Sälen, größeren und kleineren Zimmern befindet sich hier, theils erleuchtet durch die am Trottoir der Straße mündenden Fenster, theils durch helle Gasflammen. Appetitlicher Duft von Torten, Pasteten, Früchten, Chocolade und Gewürzen erfüllt die Gemächer. Zuckerstaub legt sich auf unsre Kleider und unsere Lippen. Ein Dutzend behende Burschen in schneeweißen Gewanden hantiren hier wunderbares Werk. Belauschen wir sie!

Da, in der Halle zur Rechten kocht und broddelt es in einer Reihe blanker Kessel, unter denen schwaches, gleichmäßiges Kohlenfeuer brennt. Hier wird der aufgelöste Hutzucker zunächst nochmals geläutert und abgeschäumt und dann bis zu einem bestimmten Grade gekocht, je nach dem Produkt, das er liefern soll.

Wie Muhammed in seinem Paradies, unterscheidet der Conditor beim Zuckerkochen 7 Grade und markirt sie durch besondere Proben und Kunstausdrücke. Der Anfänger in der süßen Kunst bedient sich zum Erkennen der Concentration der Lösung wohl der graduirten Senkwage, der erfahrene Arbeiter hilft sich einfacher gleich mit dem Schaumlöffel. Zieht sich beim Herausnehmen desselben aus dem Kessel die Zuckerlösung in breiten Bändern herab, so hat sie den ersten Grad erreicht. Bei fortgesetztem Kochen bildet die Lösung feine Fäden, von deren Enden Tropfen abfallen, während die Fäden sich schnell zurückziehen. Beim dritten Grade bleiben die Tropfen eine Zeit lang an den Fäden hängen. Später bildet die Lösung kleine Blasen, sobald man gegen die Löcher des Schaumlöffels bläst; dann dehnen sich die Blasen bis zur Erbsengröße aus, ehe sie zerplatzen und abfliegen. Es sind dies die Grade des „kleinen und großen Fluges." Einer der letzten und zugleich wichtigsten Grade ist der folgende des „Bruches". Der Zuckerkoch erkennt ihn mittelst eines Stäbchens, das er zuerst in kaltes Wasser, dann in die Lösung und dann rasch wieder ins kalte Wasser taucht. Hat die Lösung den richtigen Grad, so erhärtet sie zu einer spröden, durchsichtigen Masse, die bei einem Versuche sie zu biegen mit einem Knack bricht. Wird der Zucker noch länger gekocht, so bräunt er und verwandelt sich in Caramel. Ueberlaufen und Anbrennenlassen ist natürlich bei all diesen Verrichtungen verboten.

Sobald der Zucker bis zum Bruche gekocht ist, so eignet er sich zur Herstellung der Bonbons. Für ordinäre Sorten derselben genügt das einfache Sieden gewöhnlichen Zuckers, den meisten andern Sorten aber werden anderweitige Säfte mit besonderem Geschmack und verschiedener Färbung zugesetzt: Abkochung von Malz, Rettigsaft, ein Auszug aus rothen Klatschblumenblättern, Orangensaft, verschiedene Fruchtessenzen, Pfeffermünzauszug u. s. w.

Mit raschem Griff hebt der Arbeiter den Kessel an seinen Handhaben vom Feuer und gießt den zähen Inhalt desselben auf einen Tisch, dessen Platte aus starkem Eisenblech besteht. Die Oberfläche des letzteren ist mit etwas Baumöl eingerieben, um das Ankleben des Zuckers zu verhüten, die Unterseite wird durch kaltes Wasser gekühlt. Langsam breitet sich die klare Zuckermasse nach allen Seiten hin aus; der Mann hilft mit einer Metallwalze nach und stellt einen großen, flachen, lederähnlichen Kuchen daraus dar. Mittelst anderer Walzen, welche eine Anzahl Metallringe tragen, so wie mit schrägem Gitterwerk aus gekreuzten Metallstäben wird der Zuckerkuchen in die bekannten quadratischen oder rautenförmigen Bonbonvierecke zerlegt.

Auf dem Tische daneben steht ein Gestell mit einem Paar dicht übereinander liegenden Metallwalzen, in deren Oberfläche sich zahlreiche halbkugelige oder ovale Vertiefungen mit eingravirten Verzierungen befinden. Der Gehilfe schneidet einen Streifen der Bonbonmasse los, legt ihn doppelt oder mehrfach zusammen und läßt ihn zwischen den Metallwalzen hindurchlaufen, die er mittelst Kurbel und Zahnrädern in Umdrehung versetzt. Die noch warme und weiche Zuckermasse wird dadurch zu kugeligen Tropfen oder andern Figuren gequetscht. Die sehr dünne Zuckerlage, welche sie anfänglich noch verbindet, bricht nach dem Erkalten leicht ab und wird wieder mit eingeschmolzen.

Aus demselben klaren Bonbonteig kann der Zuckerkünstler aber durch eine rein mechanische Behandlung eine scheinbar ganz verschiedenartige Masse herstellen. Er trennt einen breiten Streifen derselben ab, so lange sie noch warm und bildsam ist, rollt den Streifen zusammen und hängt diese Zuckerwurst über einen starken Eisenhaken an der Wand. Dann schlägt er beide Enden zusammen, dreht sie um einander und zieht sie lang aus. Ueberschlagen, Zusammenklappen

und Ausziehen des Zuckerstranges wird so lange fortgesetzt, als es die Wärme und Bildsamkeit des Teiges noch erlaubt. Um das Ankleben des Zuckers an den Händen zu verhüten, bepudert der Mann letztere ab und zu mit etwas Stärkemehl. Durch das Ziehen ordnen sich die Zuckertheilchen in Fäden. Zwischen denselben bilden sich lufthaltige Räume, die dem Ganzen ein schneeweißes, seidenartiges Ansehen verleihen. Den Strang Seidenzucker schneidet der Mann mit der Scheere in zolllange Stücke. Indem er ihn bei jedem neuen Schnitte um einen Viertelkreis dreht, bilden sich an den Stücken je zwei Eckzipfel, die mit den vorhergegangenen ein Kreuz darstellen. Reizende Sachen lassen sich anfertigen durch Verbindung mehrerer gefärbter Sorten von gezogenem Zucker. Da diese Art von Arbeiten aber ziemlich schnell vollendet sein muß, ehe die geschmolzene Zuckermasse erkaltet und erstarrt, so ist es von Vortheil, wenn gleichzeitig so viele Mann antreten, als verschiedene Farben verwendet werden sollen. Es ziehen z. B. gleichzeitig drei Mann weißen, rothen und grünen Zuckerteig. Aus der rothen Masse wird ein dünner Faden abgezogen, um diesen ein bandförmiges Stück weißen Zuckers herumgeschlagen, dann abwechselnd mehrere dünne Lagen rothen und weißen Zuckers. Hierauf fügt man an einer Seite dieses bunten Stranges ein paar bandähnliche grüne Streifen an und hüllt das Ganze in eine stärkere Lage von weißem Zucker. Nach dem Erkalten zerschlägt man die lange bunte Stange in halbzöllige Stücke, von denen jedes in weißem Grunde eine hübsche rothe Rose mit grünem Stiel und Blättern zeigt.

Wir treten ins nächste Zimmer und könnten glauben, irrthümlicher Weise in das Arbeitskabinet einer Blumenfabrik gerathen zu sein. In mehreren großen Kästen liegen die mannigfaltigsten Früchte: Aepfel, Birnen, Himbeeren, Erdbeeren, an Form und Farbe täuschend den natürlichen nachgebildet. Daneben finden sich aber auch zahlreiche andere kleine Gegenstände: Tauben, Kaninchen, Hände u. a. — Der hier beschäftigte Arbeiter belehrt uns, daß diese Dinge aus „tablirtem" Zucker hergestellt sind. „Um dieselben zu fertigen," sagt er, „wird der Zucker zunächst bis zum Fluge gesotten, dann auf dem Tische mit der Messerklinge tüchtig durchgearbeitet. Er erhält dadurch ein schaumig markiges oder käsiges Ansehen. Man kann die Masse entweder einfach weiß lassen, oder ihr durch Zusatz von Orangensaft, Himbeersaft oder andern Fruchtsäften eine veränderte Färbung und zugleich einen veränderten Geschmack verleihen. Zum Herstellen jener Figuren dienen Gypsformen, ähnlich wie beim Gießen von Blei- und Zinnfiguren. Man macht den Zucker durch Erwärmen wieder flüssig und gießt ihn mit Hilfe eines Trichters, der an seinem Ausguß ein Ventil besitzt. Durch einen Druck des Daumens auf einen kleinen Hebel öffnet sich jenes Ventil und läßt die Masse ausfließen. Die erkalteten und erstarrten Figuren werden aus den Formen genommen, in einem besonderen Zimmer durch Mädchenhände mit dem Pinsel angemalt und mit allerlei kleinem Ausputz von umwickelten Drahtstielen, grünen gepreßten Papierblättchen, Bändchen u. dgl. versehen. Morgen werden wir die Sachen in flache Kästen neben einander legen und einen Tag lang in eine gesättigte Zuckerlösung einstellen. Es ist dies der kitzlichste Theil der Arbeit, denn ein kleines Versehen, z. B. das Zerkrümeln eines einzigen Gegenstandes reicht hin, das Gelingen der ganzen Operation zu verhindern. Geht dagegen alles ohne Unfall gut ab, so überziehen sich die Sachen mit einer Schicht festen krystallinischen Zuckers, nehmen ein paar Tage nachher im Innern eine weichmarkige, crêmeartige Beschaffenheit an und sind ebenso appetitlich im Ansehen, wie delicat zum Genuß."

„Wir haben öfter" — bemerken wir gegen unsern Führer, — „unter den Zuckersachen für den Weihnachtsbaum allerlei zierliche Dinge: Buchstaben, Ringe, kleine Früchte, Bohnen u. dgl. getroffen, die außen aus fester Zuckermasse bestanden, im Innern aber eine wohlschmeckende Flüssigkeit enthielten. Sind diese auch aus solchem tablirten Zucker gefertigt?"

„Nein," entgegnet der Gefragte; „das sind Likörzuckersachen, zu deren Herstellung Sie die nöthigen Apparate hier sehen können, wenn wir auch zufällig heute keine derselben anfertigen. Die Beschäftigung eines Conditors ist so vielfältig, daß jemand wochenlang zu uns kommen und doch täglich Neues finden würde. Zu den erwähnten Likörsachen wird der Zucker zunächst im Kessel bis zum Bruche gekocht, dann durch zugeschütteten Likör wieder bis zum „Faden" verdünnt und hierauf geformt. Das Formen selbst, so schwierig es scheinen könnte, ist doch sehr leicht. Die flachen Blechkästen dieses Gestelles hier sind mit Pudermehl gefüllt. Wir streichen die Oberfläche des letztern mittelst eines Lineals zunächst eben, drücken dann die an Holz- oder Metallstäben befestigten Modelle aus Gyps oder Blei in den Puder ein und gießen den Zucker dann mittelst des Trichters in die offenen Formen. Die Zuckerlösung wird durch den Puder abgestoßen, sie rundet sich beim Erstarren deshalb ab. So lange sie noch warm und flüssig war, blieben Likör und Zucker vermischt, beim Erkalten dagegen bildet der Zucker außen eine feste Kruste, der Likör scheidet sich aus und sammelt sich im Innern derselben. Häufig wählen wir Maraschino als Likör, wir können aber auch, je nachdem wir einen anderen Geschmack hervorbringen wollen, eine andere Likörsorte verwenden. Zu dem Zucker, aus dem diese kleinen braunen Kaffeebohnen gemacht worden sind, haben wir Kaffeegeschmack zugesetzt, d. h. wirklichen, sehr starken, extractartigen Kaffee, zu jenen Wallnußkernen aus Zucker verwendeten wir Wallnußgeschmack, diese rothen Bohnen färbten wir mit ein wenig Carmin und wählten als Füllung Pfeffermünzlikör."

Beim Weiterwandern gelangen wir in ein Gemach, in welchem ein Mann beschäftigt ist, Früchte zu candiren. Er hat ein Faß mit Orangenscheiben neben sich stehn, die in geschmolzenen Zucker getaucht und dadurch conservirt werden. Zur Zeit der Beeren- und Obsternte wird gerade dieser Zweig der Conditorei hier im großartigem Maßstabe getrieben und zahllose Reineclauden, Aprikosen, Prunellen, Kirschen u. s. w. marschiren gesotten und anderweitig präparirt und mit Zuckersauce versehen in Glasbüchsen, die luftdicht verschließbar sind.

Wir treten jetzt in diejenigen Räume, welche für die Bäckerei eingerichtet sind. Gleich zur Linken brennt in einem weiten Kamin ein offenes Holzkohlenfeuer. Vor demselben wird durch einen Knaben eine etwas kegelförmig verjüngte horizontale Walze mittelst Kurbel langsam umgedreht. Aus dem unter ihr stehenden langen Blechnapfe schöpft ein Conditorgehilfe mit einem Löffel einen Teigbrei, der fast wie Pfannen- oder Eierkuchenteig aussieht. Er gießt ihn langsam auf die mit Butterpapier umwickelte Walze. Die Kohlenglut bäckt ihn und die erstarrenden Tropfen bilden ringsum an der Walze gebräunte Zacken. Das Ganze wird einer jener ellenhohen Baumkuchen, die wir im Schaufenster der Conditorei öfters bewunderten.

An einem Tische, nicht weit davon, fertigt ein Arbeiter aus einem ganz ähnlichen Teige dünne Kuchenblätter, aus denen eine andere Art Baumkuchen aufgebaut werden soll. Er hat mehrere Metallkellen neben sich liegen, deren ausgeschlagene Oeffnungen als Schablonen zu verschiedenen Blattsorten dienen. Er setzt eine solche Kelle auf ein Kuchenblech, streicht mit der Messerklinge etwas Teig in die Schablone, hebt letztere weg und schiebt, nachdem das ganze Blech gefüllt ist, das Blech in den heißen Backofen. Haben die Teigblätter hier eben so viel Festigkeit erhalten, daß sie sich ohne Zerreißen wegnehmen, sich dabei aber noch gut biegen lassen, so legt man sie in blecherne Rinnen von verschiedener Biegung und bäckt sie in diesen vollends aus. Sie erhalten darin sämmtlich eine gleichmäßige Biegung und lassen sich dann als Baumaterial zu einem Kuchenthurme gut verwenden. In einem schön hellen Saale daneben ist ein geschickter Gehilfe so eben mit Herstellung eines solchen Bauwerkes beschäftigt. Als einziges Bindemittel der Baustücke dient geschmolzener Zucker, der in einem Tiegel über der Spiritusflamme fortwährend heiß gehalten wird. Zusammengerollte Kuchenblätter müssen Säulen abgeben, vielerlei kleinere Zuckersachen, die daneben liegen, werden als Schmuck und letzter Ausputz dienen. Die eleganten Schwibbogen zwischen den Säulen sind aus Makaronenteig. Dieser besteht aus Zucker und feingehackten Mandeln; zähe und steif wird er in eine Spritze gefüllt und mittelst einer Zahnstange und Kurbelrad aus der sternförmigen Oeffnung am Ende des Spritzenrohres hervorgepreßt, dann gebacken.

Für denselben Zuckerthurmbau fertigt ein Arbeiter reizendes durchbrochenes Blätterwerk aus Tragantteig an. Er drückt die steife Teigpaste in eine sauber gestochene Form aus Birnbaumholz und trennt das übrige mit dem Messer ab. Das feine verzierte Teigblatt legt er auf ein Stückchen zurecht geschnittenen Spitzengrund und bringt es zum Erhärten ebenfalls in eine gebogene Blechrinne. Diese Tragantblätter, so wie alle jene zarten Sachen aus Tragant, welche hier gefertigt werden, sind freilich ungenießbar, sehen aber allerliebst aus.

Von der rechten Seite her erschallt jetzt eine sonderbare Musik; es klingt fast wie ein Geschwindmarsch auf einer kleinen Trommel gewirbelt. Der erste Blick dorthin belehrt uns, daß der Musiker ein Conditor ist, welcher mit eisernem Besen in einem Gefäße Zucker

und Eiweißschaum zurechtpeitscht. Durch das Fenster einer Glasthür, an welcher wir vorbeikommen, lugen wir in einen schmalen Raum vor einigen Backöfen. In einen dieser Backöfen werden eben ein paar Bleche mit jungen Pasteten eingeschoben, — aus einem zweiten ein Zwillingspaar Torten, fertig gebacken, hervorgezogen.

Der Nachbar des Zuckerthurmbaues ist eben damit beschäftigt, ein paar anderen Torten auf ihrer Oberfläche die reizenden bunten Verzierungen zu geben, die wir wegen ihrer eleganten Formen stets mit Wohlgefallen betrachtet haben. Wir sehen hier vor Augen, wie dieselben entstehen. Der Zuckerkünstler füllt etwas von jenem steifen Zuckereiweißschaum in eine kleine, langzugespitzte Papierdüte, schließt letztere oben, schneidet die Spitze des unteren Endes ab und erzeugt dadurch eine feine Oeffnung. Sobald er die Düte drückt, quillt ein weißer, zäh zusammenhängender Faden heraus, der gewandt und schnell auf der Torte in eleganten Verschlingungen weiter geführt wird. Je nach der Art des Schnittes kann die Spitzenöffnung rund, zwei- oder mehrspaltig gestaltet werden, je nachdem erhält auch der hervorquellende Faden ein abweichendes Ansehen. Mittelst derselben Düte läßt der Mann binnen wenig Minuten die reizendsten Sachen vor unseren Augen entstehen: hier einen Kranz aus Eichenlaub, dort Arabesken mit feinem Blattwerk und Blumen, auf demselben ein paar sich schnäbelnde Tauben, dann selbst einen Amor im Muschelwagen. Interessant sieht es aus, wie er z. B. ein Engelsköpfchen durch den ausquellenden Zuckerbreifaden herstellt. Zunächst bildet er aus den Verschlingungen desselben die Löckchen, ein Schaumhäufchen gibt die Stirn und das Haupt, zwei andere werden die Backen, zuletzt endlich wird die Nase als letztes Spitzchen hineingesetzt. Ein paar Pinselstriche müssen später, wenn der Schaum getrocknet ist, Augen und Mund abgeben und die Wangen coloriren. — Dieser Theil der Conditorei erfordert eben so viel guten Geschmack wie Geschick und Uebung, dabei auch einen großen Theil Selbstverleugnung — denn welcher andere Künstler würde nicht den Muth zu seinem Kunstwerke verlieren, wenn er schon während der Arbeit mit Sicherheit wüßte, daß kein Mensch nach dem Namen des Meisters fragen und daß das Meisterstück wenig Stunden nach seiner Vollendung — verzehrt sein wird?

In demselben Zimmer sehen wir die Vorrichtungen zum Herstellen von Zuckerzeltchen und Pfeffermünzplätzchen und erhalten von unserm Führer umfassende Mittheilungen über die Fabrikation von gebrannten Mandeln und Ingwer, überzuckerten Aniskörnern, Calmus, Hasel- und Wallnußkernen.

Jetzt treten wir in die Räume, in denen der Zucker, dieses Hauptmaterial des Conditors, seine mechanische Zurichtung erhält. Förmliche Hügel von Zuckerhüten sind hier aufgethürmt. Eine kleine Bundsäge, durch Dampfkraft getrieben, schneidet jeden auf ihren Schlitten befestigten Hut zunächst in 6 gleich starke Scheiben, dann letztere in ebenso viele vierkantige Riegel. Durch eine kleine Guillotine mit Fallmesser werden jene Riegel zu tafelförmigen Scheiben zerschlagen, deren drei zu einer Tasse Kaffee verabreicht werden. Das Schlagen dieses Kaffeezuckers erscheint vielleicht dem Uneingeweihten als eine nebensächliche Spielerei, man ahnt aber bald die Bedeutung desselben, wenn man erfährt, daß während eines einzigen günstigen Meßtages tausende von Tassen Kaffee in dem Restaurationslokale des Geschäftes ausgeschenkt werden, zu denen natürlich drei mal mehr tausende von Zuckerstückchen gehören. Es wird für das ganze Jahresgeschäft von Wichtigkeit, daß jene Zuckerstückchen weder zu klein noch zu groß ausfallen. Die genannten Maschinen liefern sie sämmtlich genau zu gleicher Größe.

Die Spitzen der Hüte und die mit gerundeten Seiten versehenen Riegel werden in dem Stampfwerk daneben unter ohrbetäubendem Pochen und Krachen zu grobem Pulver zermalmt. Eine Mühle mit wagrecht umschwingendem Steine, einer Getreidemühle ähnlich gebaut, gibt dem Zucker den letzten Grad der Feinheit. Die ganze Luft ist in diesem Raume natürlich mit Zuckerstaub dicht angefüllt und wir selbst werden davon über und über weiß candirt.

Während wir beim Weitergehen an einer riesigen Kaffeemühle vorbei kommen, deren horizontal liegender Mahlkegel ebenfalls durch Dampf getrieben wird, erklärt unser Begleiter, daß der Zucker für manche Zwecke auch in gröbern Körnern verwendet wird. Solcher gekörnter Zucker wird z. B. zum Bestreuen der Lebkuchen und anderer Backwaaren benutzt und zu diesen Zwecken nach dem Zerstoßen durch Siebe in verschiedene Grade der Größe gesondert, oft auch mittelst einer Federfahne und farbiger Säfte verschieden gefärbt.

Mit der Conditorei ist hier, — wie auch häufig anderwärts — eine Chocoladenfabrik verbunden, in welcher eine kleine Dampfmaschine von 6—8 Pferdekraft die mechanische Kraft und den nöthigen Dampf liefert. Wir sehen die Vorrichtungen zum Rösten und Zerbröckeln der Cacaobohnen, die Fegemaschine zum Ausscheiden der Schalen und Keimwürzelchen, dann die Granitmühlsteine und Walzen zum völligen Zermahlen des Cacaobreies. Da die hierbei angewendeten Geräthe durch eingeleiteten Dampf warm gehalten werden, um die fettreiche Cacaomasse zum Schmelzen zu bringen, so herrscht in diesem Raume eine förmliche Treibhauswärme. Am stärksten wird jene Presse erhitzt, mittelst welcher der in Preßtücher eingeschlagene Cacaobrei von seinem Fette, der Cacaobutter befreit — entölt — wird. Das ausfließende gelbliche Fett erhält durch nochmaliges Umschmelzen ein fast weißes Ansehen und dient den Parfümeuren und Pharmaceuten zu Salben und Ceraten. Die schwärzliche pulverige entölte Cacaomasse wird als Gesundheitschocolade Leuten mit schwacher Verdauung empfohlen. Alle diejenigen Theile der Maschinen, welche mit der Cacaomasse unmittelbar in Berührung kommen, finden wir hier aus Granit hergestellt, — Eisen dabei sorgfältig vermieden, da dieses der Masse einen unangenehmen Geschmack mittheilt. Selbst die kesselartige Vorrichtung mit umlaufendem Rollstein, in welcher die Cacaomasse mit Zucker und Gewürz zu Chololade gemischt wird, ist aus Granit.

Wir empfangen hier reiche Belehrung über das Capitel der Chocoladenfälschungen, die natürlich bei allen „wohlfeilen“ Chocoladensorten vorgenommen werden müssen, da die Cacaobohnen stets in verhältnißmäßig hohem Preise stehen. Die Fabrik, in welcher wir uns befinden, hat nur unverfälschte, deshalb aber auch nur theure Sorten.

Aus einem Nebenzimmer erschallt ein betäubender Lärm. Derselbe wird durch den „Ratteritsch“ erzeugt, auf welchem der Chocoladenbrei in den blechernen, verzinnten Formen glatt gerüttelt wird. Der Treibriemen der Dampfmaschine setzt unterhalb der Tischplatte zwei Walzen mit Zahnrädern in Umdrehung, welche gegen Eisenschienen der Tischplatte schlagen. Ein Arbeiter füllt warmen Chocoladenbrei in die Formen, ein anderer streicht verschiedene Blechformen zu Chocoladenfiguren: Schlüssel, Männer, Buchstaben u. dgl. mit etwas Cacaobutter aus, um den Erzeugnissen ein gefälliges, glänzendes Ansehen zu verleihen. Wir können uns nicht länger hier aufhalten und etwa die vielfältigen Verbindungen verfolgen, welche Chocolade und Zuckerwerk mit einander eingehen, eben so wenig die Geheimnisse der Küche belauschen, in welcher Kaffee und Chocolade mit Hilfe von Dampfheizung in kürzester Zeit zum Trinken fertig gebraut werden. Aus den Gluten der Bonbonküche, Bäckerei und Chocoladenfabrik folgen wir unserm Führer noch auf einige Augenblicke in die arctischen Regionen der Eiskammer. Die großen Kisten mit klein zerschlagenem Eis, welche hier stehen, werden täglich aus den entfernter gelegenen Eiskellern mit frischem Eise angefüllt. Wir vernehmen mit Erstaunen, daß der Besitzer des Etablissements in einer nahegelegenen Dorfflur große Grundstücke gepachtet hat, um auf denselben Teiche für die Eisgewinnung anzulegen, daß er daselbst Eis auf amerikanische Manier schneiden, einernten und aufbewahren läßt. In der Conditorei dient es vorzugsweise zur Bereitung von „Gefrorenem“, — einer crêmeartigen Masse aus geschlagener Sahne, Zucker, Eidotter und Gewürz. Jenes Gemisch wird in einer Blechbüchse mittelst Kurbel und Rad innerhalb eines größern Gefäßes schnell umgedreht, in welchem eine kälteerzeugende Masse von klarem Eis und Salz befindlich ist. Das fertige „Gefrorene“ kommt entweder portionenweise als Scheibchen zum Genuß, oder es wird in getriebenen und gegossenen Metallgefäßen noch besonders geformt. Wir finden hier von solchen Metallformen eine reiche Auswahl: Tauben, Krebse und Fische, Melonen und andere Früchte, Müller und Schulze u. s. w.

Der Conditor plündert nicht nur das ganze Reich der Süßigkeiten und Gewürze und studiert dabei den Wohlgeschmack mit solchem Raffinement wie der Parfümeur den Duft, — sondern er ist auch einer von den seltenen Leuten, welche ebensowohl mechanisch wie chemisch ihr Material bearbeiten, dabei ebenso die Gluthitze des Feuers wie die erstarrende Kälte des Eises in ihren Dienst nehmen, und solches alles einzig und allein zu dem beneidenswerthen Zwecke: allen übrigen Menschen ihr Dasein zu versüßen.

Das Tafelgeschirr des Quinctilius Varus.

Von Dr. Moritz Busch.

Am 17. October ist in der Nähe von Hildesheim ein Fund gemacht worden, der, wenn gewisse naheliegende historische Vermuthungen sich bestätigen, das allgemeinste Interesse beansprucht und selbst im entgegengesetzten Falle immer noch an Kunstwerth seines Gleichen sucht. Am gedachten Tage graben dort am Fuße des Galgenbergs preußische Soldaten vom 79. Infanterieregiment einen Schießstand aus. Dabei stießen sie in der Tiefe von etwa zehn Fuß auf drei stark verrostete und theilweise zerstörte, etwas über zwei Fuß hohe Urnen, die mit einer Menge kleinerer Gefäße, Becher, Teller, Schalen und Bruchstücken von solchen gefüllt waren. Bei näherer Besichtigung wurde erkannt, daß man einen großen Schatz gehoben hatte; denn alle diese Gefäße, mit Einschluß der drei Urnen, im Gewicht ungefähr neunzig Pfund, waren von feinem Silber und zum Theil vergoldet.

Glockenförmige Urne.

Das war aber nur der Anfang. Je genauer man sich den Fund, nachdem er gereinigt worden, ansah, desto mehr erstaunte man über ihn, und desto höher stieg in den Augen der Kenner sein Werth.

Schon auf den ersten Blick hatten Sachverständige bemerken müssen, daß man in diesen Silbergefäßen — es waren deren im ganzen einige fünfzig — größtentheils Kunstwerke ersten Ranges vor sich habe, und zwar meinte man anfangs, dieselben stammten mit ihren anmuthigen Formen und ihrem reichen Bilder- und Arabeskenschmuck aus einer der Werkstätten der Renaissance, d. h. der Zeit, wo Rafael, Michelangelo und der große Goldschmied Benvenutto Cellini die Malerei und Sculptur der alten Griechen und Römer wieder aufleben ließen.

Henkelbecher.

Aber damit war der Werth des Schatzes immer noch nicht vollständig gewürdigt. Göttinger Professoren erschienen zur wissenschaftlichen Untersuchung desselben, und schon nach oberflächlicher Besichtigung ging ihr Urtheil dahin, daß der Fund seinem Ursprung nach nicht in das Jahrhundert der Renaissance gehören könne, sondern im Alterthum und zwar in der Blütezeit der römischen Kunst, unter dem Kaiser Augustus oder dessen Nachfolger geschaffen sein müsse. Sorgfältigere Nachforschung aber bestätigte diese Ansicht durchaus und stellte folgendes unwiderlegbar fest:

Die gefundenen Gegenstände gehören zu einem Tafel- und Küchengeräth, welches nur dem Bedürfniß und der Sitte der antiken Welt entspricht.

Die Bildwerke und sonstigen Zierrathen an denselben fallen ohne Ausnahme in den Kreis altrömischer Kunst und Mythologie, und mehrere derselben können in keiner Weise von späteren Künstlern geschaffen sein, weil solche gewisse Mythen und gewisse Auffassungen der hier dargestellten Gottheiten nicht kennen konnten.

Die hohe Kunst ferner, die sich hier in der Handhabung der Silbertechnik und dem Stil der Figuren und Ornamente kundgibt, läßt auf griechische Meister der augustäischen Zeit schließen.

Endlich — und das gibt den Ausschlag — weisen die punctirten oder eingeritzten Inschriften, die man auf vier und zwanzig Gefäßen entdeckt hat, und welche durchgehends Gewichtsangaben, einige auch die Namen ihrer Verfertiger enthalten, ganz entschieden auf ihren altrömischen Ursprung hin. Die Gewichte sind in Pfunden, Unzen und Skrupeln angegeben, wie dies im kaiserlichen Rom üblich war. Von den Verfertigern führt einer den Namen Boccus oder Bochus, der im alten Rom nicht selten war, ein anderer heißt Marcus Aurelius Cotta, wieder zwei andere haben in die betreffenden Gefäße nur die Anfangsbuchstaben ihrer Namen eingegraben. Eine Inschrift läßt das Wort Mars erkennen, vielleicht eine Anrufung des Kriegsgottes, vielleicht aber auch der Name eines Gold- und Silberschmiedes, der dann Marsus geheißen haben würde. Die Form der Buchstaben ist die des altrömischen Alphabets. Die Stelle endlich, wo die Inschriften angebracht sind, ist überall dieselbe, die sie auch sonst an unzweifelhaft antiken Werken gleicher Art einnehmen.

Der Hildesheimer Silberfund ist also unzweifelhaft antik, er bildete einen Theil des Eß-, Trink- und Kochgeschirrs eines vornehmen Römers, sein Werth verzehnfacht sich durch diese Entdeckung, seine Auffindung wird zu einem Ereigniß, welches durch die Thatsache noch an Bedeutung wächst, daß diesseits der Alpen, soviel wir wissen, noch nie ein so reicher Schatz von Gefäßen aus dem Alterthum gehoben worden ist. Weder der Fund antiker Silbergefäße, der vor circa vierzig Jahren in der Nähe

von Bernay in der Normandie gemacht, noch der Silberschatz, welcher 1835 in Pompeji ausgegraben wurde, kommt dem Hildesheimer gleich. Deutschland aber hatte bisher weder im Süden noch im Norden etwas aufzuweisen, was diesem Schatze auch nur entfernt ähnlich gewesen wäre.

Aber auch damit ist die Wichtigkeit des Fundes vom 17. October wahrscheinlich noch nicht hinreichend ins Licht gestellt. Wie kam, so fragen wir billig, das Tafelgeschirr eines römischen Großen hierher in das alte Cheruskerland, wo nie eine römische Ansiedelung gestanden hat? Wie man die Gefäße und Geräthe ursprünglich aus der Renaissancezeit herstammen ließ, so vermuthete man auch, dieselben möchten im sechszehnten oder siebenzehnten Jahrhundert hier verborgen worden sein, und zwar dachte man an die Zeit der Hildesheimer Stiftsfehde und an den dreißigjährigen Krieg, an den Herzog Ulrich von Braunschweig und an Pappenheim, die beide hier gelagert hatten. Indes mußte man daran schon zweifelhaft werden, wenn man sich überlegte, daß von keinem dieser Heerführer bekannt ist, er habe einen Schatz antiker Gefäße besessen und verloren, und daß dies bei der großen Bedeutung des in Rede stehenden doch wohl bekannt sein müßte. Ferner hat keiner der beiden von Hildesheim so rasch abziehen müssen, daß er sich hätte genöthigt sehen können, seine Werthsachen vergraben hier zurückzulassen, und keiner ist so bald nach seinem Abzug gestorben, daß er nicht im Stande gewesen wäre, sich das etwa doch Verborgene wieder zu holen.

Reichen diese Gründe nicht aus, so kommen andere hinzu, die es fast unmöglich erscheinen lassen, daß der Schatz nur etwa drei Jahrhunderte in der Erde gelegen hat. Derselbe wurde, wie bemerkt, in einer Tiefe von ungefähr zehn Fuß gefunden. Es ist aber kaum anzunehmen, daß er so tief vergraben worden ist. Wahrscheinlicher ist, daß man ihn in eine der mit Wasser gefüllten Lehmgruben, deren früher am Fuße des Galgenberges mehrere waren, versenkt, und daß sich im Laufe der Jahrhunderte der zehn Fuß hohe Humus durch Abspülung von der Flanke des Berges darüber gebildet hat.

Noch entscheidender aber ist, daß die drei Urnen von starkem massiven Silber, in welchen die Trinkschalen, Teller, Leuchter und das übrige feine Tafel- und Kochgeräth dem Zahn der Zeit glücklich Trotz boten, stark oxydirt und an einigen Stellen vollständig durchfressen sind. Dies aber könnte nicht wohl der Fall sein, wenn sie nur etwa zwei oder drei Jahrhunderte in der Erde gelegen hätten.

Es bleibt somit nichts übrig, als anzunehmen, daß der Hildesheimer Schatz, wie er in der ersten Zeit der römischen Kaiser entstanden, auch in dieser Zeit an den Ort gelangt ist, wo man ihn gefunden hat. Wer aber war der vornehme Römer, dem er gehörte, wer waren die, welche ihn hier verbargen? Die Antwort auf diese Frage wird schwerlich jemals mit Sicherheit gegeben werden, aber eine Vermuthung, in welcher der gebildete Mittelstand Hildesheims sich mit Göttinger Alterthumsforschern, wie Professor Unger, begegnet, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Es ist die Vermuthung, die wir in der Ueberschrift dieses Aufsatzes ausgesprochen haben.

Schale mit dem Herkuleskinde.

Als der Proconsul Quinctilius Varus im Jahre 9 nach Christi Geburt seinen Zug gegen die aufständischen Germanen im nordwestlichen Deutschland antrat, überließ er, der früher in Syrien commandirt und dort nur mit verweichlichten Völkern zu thun gehabt hatte, sich thörichter Sicherheit. Er dachte leicht zu siegen, und so nahm er bei der Expedition ohne Zweifel alles mit, was zum Haushalt eines vornehmen und an Luxus gewöhnten Mannes gehörte, Delikatessen, Wein und jedenfalls auch sein Tafelgeschirr. Bekannt ist, wie Hermann ihn immer tiefer in das Cheruskerland und zuletzt in die unwegsame Wildniß des Teutoburger Waldes lockte, ihn hier von allen Seiten angriff und, von Regengüssen und Stürmen unterstützt, das römische Heer in dreitägiger Mordschlacht vernichtete. Die Gegend von Detmold, wo dieses verhängnißvolle Ereigniß stattfand, ist nicht sehr weit von Hildesheim entfernt. Die Bewohner des späteren Ostfalen werden als Glieder des großen Cheruskerbundes an jenem Kampfe mit den römischen Legionen theilgenommen haben. So aber wäre nicht unmöglich, daß einer ihrer Häuptlinge während der Schlacht mit seinen Leuten oder gemeine Krieger in das römische Feldherrenzelt eingedrungen wären oder den Troß angegriffen und entweder hier oder dort das Tafelgeräth des Proconsuls erbeutet hätten. Dann machten sie sich — so könnte man sich das weiter ausmalen — mit ihrem Raube, um nicht theilen zu müssen, davon und gelangten damit in ihre Heimat. Hier aber fanden sie es gerathen, den Schatz zu verbergen; denn Schätze waren damals, wie später in der Völkerwanderung, ein verhängnißvoller Besitz, der allenthalben Neider und Feinde erweckte. So mögen jene ihre Beute lange nicht zu zeigen gewagt haben und darüber sich von hier zu entfernen gezwungen worden, oder schließlich bei späteren Kämpfen mit den Römern, die sich bis in die Gegend von Hildesheim zogen, umgekommen sein.

Indem wir betonen, daß diese Ansicht zwar von geachteten Gelehrten vertreten ist, aber doch nur den Werth einer Vermuthung hat, die sich zwar recht gut hören läßt, aber in Berlin, wohin der Schatz abgeführt worden ist, erst noch eine weitere Probe zu bestehen hat, indem die Soldaten in einem der Gefäße ein Stück Leder gefunden haben, auf welchem man deutsche Worte lesen will, geben wir zum Schluß unseres Berichtes eine kurze Beschreibung der besten Stücke des großen Fundes, der vermuthlich in nicht langer Zeit eine der Zierden des Museums der Hauptstadt Norddeutschlands bilden wird.

Seiner Form nach ist das schönste Gefäß, dessen künstlerische Behandlung keinen Zweifel an dem altrömischen Ursprung desselben aufkommen läßt, die von uns nach einer Photographie mitgetheilte Kruste einer großen glockenförmigen Urne, die ein Mischkrug gewesen zu sein scheint, und zu der leider die übrigen Bestandtheile fehlen. Sie ist stark zerstört, aber wenigstens die größere Hälfte hat sich gut erhalten. Ein zartes Rankengeflecht, aus den Flügeln von Greifen aufstrebend, umstrickt sie von oben bis unten in Maschen, zwischen denen Kindergestalten, sogenannte Eroten, Fische und Krebse fangen und nach Käfern und Schmetterlingen haschen. Das Ganze ist von einer Zierlichkeit der Behandlung, der nichts von dem völlig gleichsteht, worin die moderne Kunst die antike nachzuahmen versucht hat.

Digitized by Google

Gleiche künstlerische Vollendung ist einem **Henkelbecher** von ungefähr vier Zoll Höhe nachzurühmen, den wir ebenfalls im Holzschnitt wiedergeben. Derselbe ist zwar in fünf Stücke zerfallen: die Kruste, den Einsatz von massivem Silber, die beiden Henkel und den Fuß. Aber jeder dieser Theile ist unbeschädigt, und es hat durchaus keine Schwierigkeit, das Ganze wieder zusammenzulöthen. Dieser Pokal ist mit Rebenlaub umrankt und mit sehr erhaben gearbeiteten Theatermasken besetzt, die ebenso vortrefflich in der Zeichnung wie im Ausdruck sind.

Ebenfalls sehr schön ist ferner eine **Schale**, die etwa eine Spanne im Durchmesser hat, und auf deren Boden — man vergleiche unsere dritte Abbildung — so stark aus der Fläche hervortretend, daß er nur noch mit einem Theil des Kopfes und Rückens mit ihr zusammenhängt, der Knabe Hercules sich befindet, der die Schlangen würgt. Das Lächeln des göttlichen Kindes über die Gefahr und den leichten Sieg ist von hinreißender Wirkung.

Eine etwas größere Schale enthält auf dem inneren Boden das flachere Bild einer Minerva, die, den Kopf nach links gewendet, auf einem Felsen sitzt. Die ganze Figur der Göttin ist vergoldet. Ihre trefflich ausgeführte Gewandung ist die bekannte. Die Aegis hängt ihr über der linken Achsel wie eine Schärpe. Ihr Haupt bedeckt ein Helm mit drei Roßschweifen, von denen der mittelste auf einer Sphinx ruht, während die beiden andern zur Unterlage Greifen haben. Mit dem linken Arm hält sie einen großen runden Schild, aus dessen Mitte uns das Medusenhaupt anstarrt, und dessen Rand ein Kranz von Olivenblättern ziert, ihre Rechte aber faßt nicht wie gewöhnlich die Lanze, sondern einen Gegenstand, den man sonst auf antiken Darstellungen der Göttin niemals antrifft. Derselbe könnte ein Ruder, auch ein Kandelaber sein, ist aber wahrscheinlicher ein Pflug. Es handelt sich also hier um eine friedliche Minerva. Der Pflug bezeichnet sie als Göttin des Ackerbaues und noch specieller vermuthlich als Erfinderin des Pfluges und als Verleiherin desselben an die Menschen. Daß Minerva als Göttin des Ackerbaues im Alterthum galt, darf als bekannt angenommen werden. Weniger bekannt aber ist der beachtenswerthe Umstand, daß zwei, in der Regel nur von Fachleuten gelesene alte Autoren ihr ausdrücklich die Erfindung des Pfluges zuschreiben. Hierin aber liegt einer der Beweise, daß der Hildesheimer Schatz nicht aus der Zeit Benvenutto Cellinis sein kann. Es ist nämlich kaum glaublich, daß ein Künstler der Renaissance diese specielle Kunde aus einem jener beiden Schriftsteller geschöpft und im Gegensatz gegen das, was sich sonst an antiken Minervabildern findet, an seinem Werke zur Darstellung gebracht hat, und ganz ähnlich würde sich die Sache stellen, wenn nachgewiesen würde, daß der in Rede stehende Gegenstand ein Ruder oder ein Kandelaber wäre. Die Schale kommt den im Vorhergehenden geschilderten Gegenständen an Zierlichkeit nicht ganz gleich, ist aber doch immerhin eine sehr geschmackvolle Arbeit.

Außerordentlich schön dagegen ist wieder eine kleinere Schale, welche das Brustbild eines unbärtigen, nach links hin blickenden Mannes zeigt, den man ursprünglich für einen Paris hielt. Dasselbe ist vergoldet und sehr erhaben gearbeitet, der Kopf vollendet schön. Letzterer trägt eine phrygische Mütze, der Hals ist mit einem gewundenen Halsbande geschmückt, die Brust umhüllt ein Gewand, wie wir es bei antiken Bildern sehen, welche vorderasiatische Gottheiten darstellen. Ueber seine Schultern ragen die Hörner eines großen Halbmondes hervor, der sich hinter ihm befindet, die Mütze ist mit Sternen verziert, und diese Attribute zeigen in Verbindung mit dem eigenthümlichen Haarwurf des Jünglings, daß wir in ihm den Deus Lunus, den Mondgott Phrygiens, vor uns haben.

Eine andere Schale bietet ein Medaillon mit der Büste einer Göttin, in der man anfänglich eine Helena erkennen wollte, welche aber durch ihre Mauerkrone und die hinter ihrer linken Schulter zum Vorschein kommende Handtrommel, auf deren sichtbarer Fläche wir ein großes Gestirn bemerken, als Rhea-Cybele bezeichnet wird. Diese Schale bildet mit der vorigen deutlich ein Paar. Beide sind gleich groß, gleich geformt und gleich decorirt. Auch die Reliefdarstellungen derselben sind offenbar in Beziehung auf einander gearbeitet. Hierin aber haben wir wieder einen Beweis, daß der Schatz nicht der Renaissance angehört. Der Deus Lunus ist mit der Rhea-Cybele noch nicht so gruppirt gefunden worden. Ein Künstler des Alterthums und namentlich einer, der in Syrien, wo Varus eine Zeit lang war, seine Werkstatt hatte, konnte sie sehr wohl in Beziehung zu einander bringen, nicht blos weil sie von denselben vorderasiatischen Völkerschaften verehrt wurden, sondern auch weil sie der Bedeutung nach einander nahe standen. Der Cybele nämlich war, so sagt Professor Wieseler, dem wir hier folgen, „nach einer von der gewöhnlichen abweichenden Ansicht der Planet geheiligt, welcher seinen Namen von der Venus hat. Rhea-Cybele wurde mit der thracischen Hekate, einer bekannten Mondgöttin, identificirt. Auch dies ist aber eine im Alterthum nicht weit verbreitete Ansicht. Wird man nun annehmen wollen, daß einem modernen Künstler diese Dinge trotzdem bekannt waren und besonders beachtenswerth für seinen Zweck erschienen? Wird man nicht vielmehr zugeben, daß in der Zusammenstellung der Cybele und des Deus Lunus ein Indicium für ein wirklich antikes Werk enthalten sei? Selbst das Halsband kann als Beleg für ein solches dienen. Es tritt uns hier zum ersten Mal bei einer in die griechisch-römische Kunstmythologie aufgenommenen Gottheit entgegen. Schriftsteller und Bildwerke des klassischen Alterthums kennen es sonst nur bei Heroen, Helden der Sage, oder Menschen des Alltagslebens. Die Bildnisse, welche jene mit ihm geschmückt zeigen, sind alle erst in neuester Zeit aufgefunden. Dasselbe gilt von einem Bildwerke, welches das Halsband mit einer Eigenthümlichkeit zeigt, die bei dem Halsbande unseres Deus Lunus zu Tage tritt, nämlich der, daß der Schmuck vorn nicht geschlossen ist: ich meine das berühmte Mosaik mit der Darstellung der Alexanderschlacht im Nationalmuseum zu Neapel."

Auch unter den kleineren Gefäßen und Geräthen ist manches ungemein Werthvolle. Unter den drei flachen Trinkschalen des Schatzes sind zwei mit reichem, aber nur wenig hervortretenden Blattwerk, eine andere, noch werthvollere mit einer Löwenhaut sowie mit Thier- und Menschenköpfen geschmückt. Ein anderes Trinkgefäß des Fundes ist sehr einfach nur mit einem Lorbeerkranze geziert. Fünf weitere flache Becher zeigen bandartige Ränder, auf denen Rankengewächse mit emaillirten Blättern eingravirt sind. Endlich haben wir noch ein etwa achtzehn Zoll hohes Gefäß, welches ungefähr die Gestalt eines Trichters hat, und mit Rossen und wüthenden Ebern geschmückt ist, zu erwähnen, indem es ganz verschiedene Arbeit zeigt und vielleicht aus einer assyrischen Werkstätte stammt.

Wir schließen unseren Bericht über diesen merkwürdigen, fast unschätzbaren Fund. Mag derselbe aus dem Zelte des Varus stammen oder nicht, gewiß ist, daß er ungefähr in der Zeit des Varus von römischen oder griechischen Goldschmieden, wahrscheinlich auch von asiatischen, geschaffen wurde. Ebenso sicher ist, daß mehrere der zu ihm gehörigen Geräthe an Schönheit alles übertreffen, was wir bis jetzt von antiken Silbersachen besitzen. Das sollten sich unsere Kunstvereine, namentlich aber solche Vereine gesagt sein lassen, welche den Kunstsinn unter dem Handwerkerstande zu wecken und zu heben beabsichtigen. Kein Museum, keine Sammlung für Zwecke der letztgedachten Art sollte ohne Abgüsse und Photographieen wenigstens der schönsten Stücke des Hildesheimer Silberfundes sein, und wir glauben, eine Bronzewaarenfabrik oder ein Kunsttöpfer, der Copien derselben zum Schmucke von Privatwohnungen herstellte, würde in kurzem gute Geschäfte machen. Es sind Gefäßformen und Verzierungen, wie man sie so zierlich, so anmuthig und so geschmackvoll bisher in Deutschland noch nicht gesehen hat.

Am Familientische.

Eine neuentdeckte Wunderhöhle.

Die Kunde von einer neuentdeckten Höhle bei Iserlohn war zu mir gedrungen. Zwei Umstände nun veranlaßten mich, sofort mein Reisebündel zu schnüren, mich aus der Rheinprovinz, darin ich mich grade befand, nach der rothen Erde zu begeben und die Höhle zu besuchen. Erstens waren mir sämmtliche Höhlen in den Uebergangskalkgebirgen bei und um Iserlohn bekannt, nämlich die beiden Sundwiger Höhlen, die Klusensteiner Grotte, die Balver-Höhle, die „Klutert" bei Milspe ꝛc. und ich konnte jetzt interessante Vergleiche anstellen, und zweitens wollte ich den sogenannten Anthropologen

nicht den Vortritt lassen, welche, unbekümmert darum, ob sie hier ein zartes Tropfsteingebilde zerstören und dort einen Stalagmiten zerbrechen, in den Höhlen nur nach fossilen Knochen scharren.

Ich kam in Iserlohn an, und ein Theil des Lehrercollegiums der dortigen, rühmlichst bekannten Gewerbe- und Realschule war gern bereit, mich auf meiner unterirdischen Wanderung zu begleiten. Wir verfolgten erst die Chaussee und dann das Schienengeleise der größtentheils durch den Felsen gebrochenen Zweigbahn, welche sich mit bedeutendem Gefälle und in Serpentinen von Iserlohn nach Lethmate zieht, und erreichten so auf dem kürzesten und gangbarsten Wege die Höhle. Hoch oben in der Felsenwand bezeichnete eine hölzerne Thür ihre Mündung. Eine auf dem Bahnwege ruhende Leiter führte zu der für nervöse Damen etwas schwindligen Höhe empor. Wie war die Höhle entdeckt worden? Ein Felsblock drohte über kurz oder lang auf das Bahngeleise zu fallen, und mußte vorsichtshalber weggesprengt werden. Die Sprengung erschloß die Höhle.

In dem Bahnwärterhäuschen machten wir unsere Höhlentoilette, versahen uns mit Lampen und Zündhölzern und ließen vor allen Dingen den Humor nicht zurück, der bei einer unterirdischen Wanderung ebenso viel gilt, wie bei einer Spitzerklimmung. Magnesiumdraht und Kalium wurden ebenfalls nicht vergessen. Sie sollten uns das electrische Licht und den Photographenapparat ersetzen, der mit seinen empfindlichen Platten verschrieben war, aber noch heute auf sich warten läßt.

Wir erkletterten die Leiter, öffneten die Thür und traten in das Reich der Finsterniß. Es ist etwas Jämmerliches, wenn hinter dem blendenden Sonnenlicht etliche kleindochtige schaukelnde Bergmannslampen angezündet werden und nun das sich Orientiren in dem Halbdunkel vor sich geht. Aus Rücksicht für den noch blendend weißen Tropfsteinschmuck mußte aber von qualmenden Fackeln durchaus abgesehen werden.

Ich befand mich, soviel sah ich nach dem Emporleuchten in die höheren Regionen bald, in einer etwa 30 Fuß hohen und 60 Fuß langen Vorhalle mit fast gothischem Portal. Von der Decke hingen Stalaktiten in allen Größen herab, und vom Boden wuchsen ihnen die Stalagmiten — erstere wachsen von oben nach unten, letztere von unten nach oben — entgegen, um sich mit ihnen zu Tropfsteinsäulen zu vereinen. Geplündert war hier in der Vorhalle schon gründlich — theils von den Arbeitern, welche gesprengt hatten, theils von Mineraliensammlern, die nebenbei ihre blinden Gartenspringbrunnen gern mit Tropfsteinen und Schlacken garniren. Zur Linken, etwa in der Mitte der Vorhalle, öffnete sich die eigentliche Höhle. Wir begaben uns im Gänsemarsch hinein. Die sechs Lampen trennten sich und ein Irrlicht nach dem andern verschwand in dem Gange, der sich wie ein Ammonshorn in das Gebirge hineinwand. In den Seitennischen zeigten sich schöne Tropfsteinbildungen, Garnituren, fein wie Brüsseler Spitzen, Röhrchen, zart wie die Kölnischen Pfeifen, die durch ihre Zerbrechlichkeit berühmt sind. Von der Decke hingen in zartester Weiße die Tropfsteine von Armdicke bis zu Stricknadelfeinheit oft so spitz und so lang hernieder, daß ich mich bückte, um meinen Kopf nicht zu verletzen und die reizenden Gebilde nicht abzustoßen. Das Kopf- und Kniebeugen war aber ganz überflüssig. Die Höhle war so hoch, daß überall ein Flügelmann der Potsdamer Garde aufrechtgehen konnte. Mich täuschte nur zuweilen das trübe Berglampenlicht, und darum bückte ich mich oft, wo ich es gar nicht nöthig hatte. Da standen die gelehrten Herren, die mir etwas vorangeeilt, und leuchteten alle miteinander zu einem Kunststück der Tropfsteinbildung empor. Das kalkhaltige Wasser hatte an der Decke ein Winkelmaß gebildet. Es hing lothrecht hernieder, und der blitzende Tropfen an dem untern wagerechten Schenkelende des rechten Winkels hielt einen Augenblick in seiner geometrischen Arbeit inne, um sich bewundern zu lassen. Ja, die Spinne spinnt über den Bach von Baum zu Baum und der Tropfen hält in seiner senkrechten Arbeit inne, um horizontal weiter zu schaffen. Da erweiterte sich der Gang domartig. Der Magnesiumdraht wurde angezündet, und die blendende prächtige Helle versetzte uns gleichsam in ein Prunkgemach, wie es nur der Gnomenkönig aufzuweisen. Durchscheinende Vorhänge hingen in graciösem Faltenwurf von der Decke und den Arkaden der Seitennischen hernieder, und die Tropfen, die sie garnirten, funkelten wie Brillanten. Die Gebilde an der Decke, in und an den Nischen schimmerten im reinsten Marmorweiß, und während wir still betrachteten und bewunderten, wurde an dem Mosaik der Grotte rüstig weiter gearbeitet.

Von der Halle, deren Ausdehnung so bedeutend, daß selbst das blendende Licht des Magnesiums nicht jede Ecke erleuchtete, gelangten wir zur Orgel. Mich hat es immer verdrossen, in einer Tropfsteinhöhle an Orgelpfeifen erinnert zu werden, sobald nur zwanzig und etliche Tropfsteine orgelpfeifenartig nebeneinander hängen. Hier aber hingen die Pfeifen in Alabasterweiße vom tiefsten Baß bis zum höchsten Discant, und als ich sie in gehöriger Entfernung im Glanze des Magnesiumlichts sah, bedauerte ich lebhaft, daß der Draht so rasch zu Ende brannte.

Von der Orgel lief die Höhle links weiter zum „Feensee." Um zu diesem köstlichen Wasserbassin zu gelangen, mußte eine wild zerklüftete Halle mit zwei großen bienenkorbähnlichen, etwas auf die Seite geneigten, Tropfsteingebilden passirt werden. Dann ging es eine Leiter hinan, an einem Abgrunde vorüber, und das schönste Wasserbecken, von einer tropfsteinsäulengetragenen, stalaktitenverzierten Decke überwölbt, lag inmitten einer etwas unheimlichen Umgebung. Wir standen etwa zwanzig Fuß über der Sohle der Höhle, stellten uns so bequem, wie möglich, auf unsern knappen Standpunkt, hielten uns an den Säulen des Beckens und stützten uns auf vorspringende Felszacken. Der Feensee kann zwar nur von einer Fee aus Liliput im Glasnachen durchschifft werden — er hat bei sechs Fuß Tiefe nur zehn Fuß im Durchmesser — ist aber dabei die größte Schönheit der Iserlohner Höhle. Das Magnesiumlicht that mehr wie seine Schuldigkeit. Es rief alle Zauber der fein decorirten Krystallgrotte so lange wach, bis sich einer der Herren, der den sprühenden Draht hielt, die Finger verbrannte. Jetzt wurde mit Kalium weiter experimentirt. Das Kalium, welches sich bekanntlich im Wasser entzündet, hüpfte auf der Krystallflut hin und her, leuchtete und sprühte zornig und sprang endlich knallend aus dem Becken, um uns zu verbrennen und für den Uebermuth zu züchtigen. Dabei erzeugte es soviel Rauch, daß sich bald das Bassin mit seinem Inhalt unsern Blicken entzog. Auf das Verziehen des Rauches konnten wir der mangelhaften Ventilation wegen nicht warten, und wanderten weiter. Wir stiegen auf einer Leiter wieder ebenso tief in den Abgrund hernieder, als wir vorhin in die Höhe geklettert — also etwa zwanzig Fuß, und gelangten so in den zweiten Theil der Höhle. Das unterirdische Reich blieb interessant, schön und mannigfaltig. Bald ging es durch einen dichten Wald von Säulen hindurch, bald über umgestürzte, wirr durch einander liegende Stalagmitenhügel hinweg. Hier fesselte uns ein Tropfsteingebilde von einfach schöner oder phantastischer Form und dort eine mit leichten, feinen Zierrathen decorirte und verhängte Nische oder Nebengrotte. Das sickernde Wasser hatte sich hin und wieder in Rinnsalen gesammelt, und mit reizenden Uferrändern versehen. Oft glich die Decke der sich bald verengenden, bald erweiternden Höhle dem koralligen Meeresgrunde, oft hing sie auch kahl und zerklüftet herab. Nach etwa halbstündiger Wanderung — die ganze Höhle ist 400 bis 450 Schritte lang — kamen wir an das Ende. Es bildete eine 40 Fuß hohe Halle, die sich über Trümmergestein etwas bergauf zog. Die Blöcke lagen wild durcheinander. Sie waren von der Decke herabgestürzt, vielleicht erst vor kurzer Zeit. Auf dem Rückwege hörten wir den Eisenbahnzug von Iserlohn kommen. Es dröhnte und grollte gewaltig in den unterirdischen Hallen und Gängen. Vielleicht ist die Erschütterung, welche der fest aufgebremste, zu Thal fahrende Zug dem anstehenden Gebirge mittheilt, die Veranlassung zu dem Sturz der Blöcke im Hintergrunde der Höhle gewesen. Die Iserlohner Höhle läuft nicht nur ihren nachbarlichen Grotten zu Sundwig, Klusenstein, Balve und Milspe, sondern auch der Baumanns- und Bielshöhle, sowie der von mir zuerst untersuchten Falkensteinhöhle im Kyffhäusergebirge den Rang ab. Es finden sich zwar keine fossilen Knochen darin, und auch der Olm, das interessanteste kleinste Wirbelthier, wird in ihren unterirdischen Gewässern nicht gefunden, aber die Zartheit und Schönheit ihrer Tropfsteinbildungen kann schwerlich übertroffen werden.

F. v. I.

Der „Nomination-Day".

Der diesjährige „Nomination-Day" oder der Tag, an welchem die Parlamentsmitglieder — wie man sich noch vorlügt — durch Händeschau gewählt werden, war ein sehr stürmischer und zwar in doppelter Beziehung. Erstens pfiff der Wind ganz gründlich von der hoch gehenden See, und dann umbrandete das Volk recht hörbar die Wahlbuden. Ja, diese Wahlbuden mit den riesigen Plakaten der Parlamentscandidaten sind nichts, als ein Vermächtniß aus längst verklungenen Zeiten, ein Zopf, den die nach ganz anderm Muster zugeschnittene Gegenwart nutzlos nachschleppt.

Da stehen die Candidaten mit ihren Freunden und Comitteemitgliedern in dem durch Schrägbalken in so viele Verschläge — als es Parteien in dem Wahlbezirke gibt — abgetheilten hölzernen Wahlzwinger, frösteln am ganzen Körper, lassen sich den Herbstwind um den entblößten Kopf blasen und rufen ihr Glaubensbekenntniß in den Wind. Ja, in den Wind, denn niemand hört die Sprecher. Selbst die Zeitungsreporter hören sie nicht. Entweder kennen sie das Glaubensbekenntniß des Candidaten, und dann schreiben sie es aus dem Kopfe nieder, oder der Redner hat ihnen bereits schriftlich gegeben, was er hier nur unverständlich vortragen kann. Man hatte geglaubt, das Volk durch die Wahlbestechungsacte an den Wahltagen zu beruhigen. Die Acte verbietet bekanntlich das Tragen von Parteizeichen, das Traktiren mit Grog und Ale — überhaupt das Schüren des Wahlfeuers. Das alles ist nun auch unterblieben, aber das Volk traktirt sich selbst, und das kann keine Acte verhindern. Sobald es Gegencandidaten gibt, ist das Volk buchstäblich eine Null, denn dann verlangt die eine oder die andere Partei den „Poll", oder die namentliche Abstimmung, und zu dieser werden eben nur Wahlberechtigte zugelassen, die sich unter den Schreiern nicht finden. Gibt es keinen Gegencandidaten, nun, dann ist die Hände- und Hütteschau erst recht überflüssig.

Einen recht kläglichen Anblick bot an dem Wahltage ein alter bekannter Candidat in der Wahlbude auf Trafalgarsquare dar. Ihm ist das englische Klima längst unerträglich, und er eilt, so oft er kann, südlichen Gegenden zu. Jetzt hatte er sein warmes Nest im südlichen Frankreich der Wahl wegen verlassen müssen und war kurz vor dem Schlachttage am nebelreichen Themsestrand eingetroffen. Da stand er nun barhäuptig in der zugigen Wahlbude und zitterte wie Espenlaub. Er wurde vom Volke nicht gehört. Er verstand seinen Gegner nicht, und dieser verstand ihn nicht. Als er am andern Tage die Nachricht bekam, daß er in der namentlichen Abstimmung durchgefallen, lag er schwitzend zwischen wollenen Decken, um das Rheuma zu vertreiben. Sobald er geheilt ist, begibt er sich wieder nach Süden, und sobald er wieder gewählt wird, trägt er im Parlament darauf an, daß die zugigen, nur noch für die Vorzeit passenden Wahlbuden nicht wieder aufgerichtet werden.

Ch. D.

Freier Austernfang.

In der ersten Novemberwoche jeden Jahres spielt in dem Departement Gironde, Arrondissement Bordeaux, an der Küste von Arcachon, ein Stück, wie es meines Wissens nirgends weiter aufgeführt wird. In den stürmischen Novembertagen dieses Jahres wurde das Seestück noch mit einem ganz besondern Feuer gespielt, und mancher Schauspielfreund wird es bedauern, nicht das Dampfroß, so weit es reitbar, benutzt zu haben, um beim Emporrollen des Vorhangs auf seinem Platze zu sein. Die Bühne ist das Meer, oder richtiger der Austernpark am Meere. Schauspieler ist Jedermann, der einen Nachen hat und ihn zu dirigiren versteht. Da wimmelt die ganze Küste von Barken und Booten aller Art. Männer, Kinder und Weiber sitzen dicht gepreßt darin, denn hier gilt es, so viel Arme und Beine ins Boot zu schaffen, als nur irgend möglich. Auf die mitten im Austernpark liegende Vogelinsel sind

alle Blicke gerichtet. Sie ist am dichtesten von Austern umlagert, die von den Bootinsassen — sobald das Zeichen mit der Kanone gegeben wird — frei, ohne einen Sou dafür zu zahlen, nach Kräften zusammengescharrt werden können. Freilich dauert das Vergnügen nur eine Stunde, aber die Zeit ist kostbar. Keine Minute, ja keine Secunde dieser Stunde wird vergeudet. Die Muskeln werden auf das äußerste angestrengt. Der Schweiß trieft mitten im kalten Wasser, aber er rinnt nicht vergebens.

Da donnert die Kanone. Der Schall rollt dumpf über die Flut, und mancher ferne Segler, der Tag und Stunde des freien Austernfangs von Arcachon nicht kennt, glaubt einen Nothschuß zu hören. Hui, wie wird jetzt mit den Rudern ausgeholt! Pfeilschnell schießen die Nachen auf die Vogelinsel zu — als sollte sie übersegelt werden. Wer ein Fahrzeug größern Kalibers hat, stellt die beste Kraft ans Steuer, und läßt die Segel nur von kundigster Hand stellen. Es wäre nicht zu verzeihen, und es würde noch monatelang davon gesprochen werden, wenn auch nur eine Secunde durch falsches Laviren verloren ginge. Das Segelboot kommt freilich etwas später an Ort und Stelle, wie die ruderbeflügelte, leinwandfreie Nußschaale, aber es kann auch mehr Beute in sich aufnehmen, und mehr Arme und Beine in den Parkgrund setzen, um scharren und nur *scharren* zu lassen. Ohne tumultuarische Jauchzer, ohne leidenschaftliche Schreie wird das Stück weder begonnen, noch zu Ende gespielt. Das Quodlibet ist auf dem Höhepunkt der Handlung wahrhaft ohrzerreißend. Dabei wird mit allen möglichen und unmöglichen Instrumenten, mit Harken, Schaufeln, Sieben, ja mit Schmetterlingsfängern gescharrt und geschöpft. Die Bewegung im Wasser wurde diesmal noch dadurch vermehrt, daß das Meer stark über den Parkdamm ging. Vorwärts! vorwärts! schon nimmt der Kanonier die Lunte zur Hand, um nun wirklich den Nothschuß zu thun. Ja, was alles aus dem Meeresgrund namentlich in der letzten Minuten, kurz vor dem unheilvollen Schuß, emporgezogen und in der Hast nicht wieder losgelassen wurde, wer vermag es zu sagen: Seesterne, Meernesseln, Krabben, Seespinnen, kleine Ungethüme oft „zu scheußlichen Klumpen geballt“ ....

Da brüllt die Kanone und gebietet Halt! Wehe dem, der sich jetzt auch nur noch ein einziges Mal auf den Grund bückt, um seine Ladung noch durch einen letzten hastigen Griff zu vermehren. Er wird notirt, denn das Fernrohr ist auf ihn gerichtet, und er muß, sobald er landet, die ganze theure Last bis auf die letzte Muschel wieder dem Elemente überliefern, das ihn so reich und freigebig beschenkte.

Die Zuschauer, welche diesmal von nah und fern herbeieilten, um das Zugstück zu sehen, konnten nach Belieben das Parquet oder das Amphitheater wählen. Das Parquet war der Strand, und das Amphitheater die Vogelinsel. Dem städtischen Theaterreglement diametral entgegengesetzt — wählten die Reichen sämmtlich das Amphitheater. Sie ließen sich nach der Vogelinsel übersetzen, und hielten bei Austern, Wein und süßem Brot Umschau auf das bunte Treiben ringsum. Ja, es war eine herrliche Stunde für Spieler und Zuschauer und es lohnt sich, wochenlang vorher und wochenlang nachher von nichts zu sprechen, als von dem freien Austernfang von Arcachon.

J. W.

Ein arabisches Weihnachtsfest.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im Gasthofe die Nachricht: „Heute ist *Mahomeds Geburtstag*. Heute Abend feiert man in der Moschee das *arabische Weihnachtsfest*.“ Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wußte wohl, daß ich im fremden Lande keinen gemüthlichen deutschen Christabend erwarten durfte. Doch hatte ich viel Anziehendes von den Volksfesten der Orientalen, namentlich von den theatralischen Schauspielen der Aissaouas vernommen. Sobald vom schlanken Minaret herunter die Gebetsstunde verkündigt wurde, eilte ich in das maurische Quartier und folgte dem Strome der andächtigen Muselmanen.

Als ich die geräumige Moschee betrat, sah ich eine Menge Araber, welche mit scheinbarer Gleichgültigkeit der Dinge harrten, die da kommen sollten. Düstere Oellampen beleuchteten die heiligen Inschriften, mit welchen die nackten Wände geschmückt waren. Mit orientalischer Freigebigkeit wurden Becher frischen Wassers und Honigkuchen zwischen den Gruppen herumgetragen und auch der fränkische Fremdling durfte an diesem Liebesmahle Antheil nehmen.

Im Hintergrunde saß in weitem Kreise die Brüderschaft der Aissaouas. Ein Derwisch, welchem der grüne Turban eine besondere Amtswürde verlieh, leitete die religiösen Uebungen. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte ich den Gebeten und Wechselgesängen, bis sie in ein end- und geistloses Plappern ausarteten. Wohl hundert Mal wurden der Reihe nach das kurze, mohamedanische Glaubensbekenntniß und die Worte: „Allah! Allah!“ hergesagt, wobei die weißen Turbane der Männer, die rothen Mützen der Jünglinge und die Kapuzen der Zeltbewohner sich im Takt vorwärts und rückwärts neigten. Endlich verließ die ganze Versammlung das Gotteshaus und drängte sich in den geräumigen Hof der Moschee. Hier sollte auf die schwüle Windstille ein gewaltiger Sturm, auf das andächtige Vorspiel ein nervenerschütterndes Drama folgen.

Schon saßen die Aissaouas im Kreise, Allah und den großen mohamedanischen Heiligen und Wunderthäter Sidi-Aissa anrufend. Ihr Chorführer stand aufrecht, die Handtrommel in der Linken und schien einen magnetischen Einfluß auf die jüngeren Asceten auszuüben. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sich die Söhne Aissas, zwölf an der Zahl, stellten sich auf in Reihe und Glied und begannen wieder jenes endlose Allahrufen, aber nun in heftiger, unheimlicher Weise. Bei jedem Schrei neigten sie im Takt das Haupt, so daß Mützen und Turbane zur Erde fielen und der aufgelöste Haarzopf Gesicht und Brust bedeckte. Bald theilten sich die convulsivischen Bewegungen dem ganzen Körper mit. Immer lauter wurde das Tambourin gerührt, immer rascher ertönte der Gesang und das Aufstampfen der Füße, bis die Aufregung zur Berserkerwuth, der Kreis zum wildverworrenen Knäuel, die harmonische Ordnung zum St. Veitstanz wurde. Mit stummem Entsetzen schaute ich dem unerwarteten Schauspiele zu. Schweißtriefend und keuchend, mit fliegenden Gewändern und flatterndem Haupthaar, tanzten die Rasenden, wie es einst die Priester der Cybele gethan, wie es im Abendlande kaum die Tollhäusler thun würden. Als die Erschöpfung aufs höchste gestiegen war, sprangen sie wie Raubthiere auf Händen und Füßen herum. Schauerlich ertönte in der nächtlichen Stille das Allahrufen, das sich bald in das dumpfe Knurren des Panthers, bald in das Kläffen des Schakals verwandelte.

Jetzt war für den Derwisch im grünen Turban der Augenblick gekommen, seine magischen Künste zu zeigen. Gebieterisch schritt er im Halbdunkel über die Kohlenfeuer, stieß mehrmals und hörbar sein Dolchmesser durch sein Gewand und hielt eine Minute lang eine brennende Fackel unter seinen Rock. Dann ergriff er einen fast ohnmächtig dahintaumelnden Schüler, stärkte ihn mit lautem Allahruf und steckte ihm ein Glasstück in den Mund. Die anderen umtobten ihn wie hungrige Wölfe und schienen aus seinen Händen Nägel, Scherben, Schlangen und Scorpionen zu reißen, um sie zu verschlingen. Ich hatte mich allen voraus mitten in das Pandämonium gewagt, und sah deutlich beim Fackellichte ein Glasstück zwischen den weißen Zähnen eines Jünglings blinken.

Plötzlich rief der Chorführer: „Salam!“ (Friede!) Da legten sich die brausenden Wogen; Todtenstille trat ein und die erschöpften Aissaouas wurden wie leblos davongetragen. Die Araber entfernten sich tief erschüttert, wie aus dem Bereiche dämonischer Gewalten. Die Feuer erloschen, die Staubwolken legten sich und ich blieb allein mit meinen Gedanken. Der Mond beleuchtete so mild den Wasserstrahl des Springbrunnens, der Meerwind zog so leise durch das Blätterwerk der Akazien und der Cypressen, wie wenn der Himmel sein Mitleid über die Thorheiten der Menschen bezeugte. In unbeschreiblicher Bewegung verließ ich die mir unheimlich gewordene Stätte, und jetzt noch, so oft der liebliche deutsche Christabend kommt, denke ich mit schmerzlichem Gefühl an jenes arabische Weihnachtsfest.

K. Siegfried.

Auflösung des Rebus in Nr. 10:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

Briefkasten.

Abonnentin in Paris. Die Mittheilung, wie Sie von der *Zuckerkrankheit* durch ein der Tühringschen, von uns mitgetheilten Cur ähnliches Heilverfahren befreit worden sind, haben wir mit Interesse gelesen und werden Ihr Anerbieten vorkommenden Falles gerne benützen. — Herrn **Lehrer K** in **W.** Ihrem Wunsche gemäß expedirt. — **N. Cl.** Liegt zu Ihrer Disposition wieder bereit. — An **Paul Müller** in **Liegnitz.** Wenn Onkel Eduard uns Deine Adresse schickt, sollst Du bald erfahren, wie man die Soldaten austuscht. — **Gymnasiast H.** in **H.** Nicht reif befunden! — Herrn **von G.** in **Wien.** Für einen Waidmann, wie Sie, wüßten wir nichts Besseres an Sonn- und Feiertagen, als das so eben bei Fr. Schulze in Berlin erschienene Jagdalbum: „*In Wäldern und Auen*“, 21 Blätter aus dem heimischen Thierleben, in Oelfarbendruck, nach Aquarellen des Thiermalers Zimmermann, wovon die erste Abtheilung (6 Blätter zu 2 Thalern) so eben erschienen ist. Sie sind ja auch so ein Stück „malender Jäger oder jagender Maler“, wie der Prospect sich recht hübsch ausdrückt, da wird es Ihnen Freude machen, Ihre alten Bekannten, Hase, Reh, Wildente, Becassine u. s. w. treu und lebendig in vortrefflichen Farbendrucken wiederzufinden. — **Dr. R.** in **Hannover.** Wie Sie sehen, ist Ihr Wunsch, den Hildesheimer Silberfund betreffend, schon erfüllt, ehe er ausgesprochen war. Ueber die verschiedenen Auslegungen wird sich streiten lassen, doch scheint uns die Version, welche das Service dem Varus zuschreibt, hübsch und nicht unwahrscheinlich. Wir haben noch eine Privatvermuthung über den Entwender und Verberger des Schatzes, die wir den Gelehrten zur Prüfung vorlegen: Varus hatte bekanntlich einen deutschen Sklaven, *Schmidt* geheißen; könnte dieser das Silbergeräth nicht im Tumult der Schlacht am letzten entfremdet haben — **J. K.** in **Algier.** Beatus ille, qui procul negotiis...! — Herrn **Paul Erwin B** in **Leipzig** Zu beziehen durch jede Buchhandlung. — **B. aus M.** Nicht für uns geeignet. — **A.** in **Keitum.** Bitte um Einsendung einer Probe. — **A. B** in **C.** Leider nein! — **C. G.** in **F** Die *Monatshefte* werden von hier stets pünktlich *zugleich* mit der letzten in ihnen enthaltenen Nummer versendet. — **F. Cf.** in **Camberg** Wir sind durch Ihre Verse vollständig von der Wahrheit: „*Daheim ist Daheim*“ überzeugt werden. Anonyme Sachen können aber nicht zurückgeschickt werden. — **Revierförster S.** in **A.** Zu unserm Bedauern nicht mehr möglich. — Herrn **C. N.** in **L.** Besten Dank für Mittheilung des Nachdrucksfalls. Das Erforderliche ist veranlaßt.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz (Forts.). Roman von G. Hiltl. — Ludwig Richter, der deutsche Hausfreund. Von A. Oppermann. Mit Illustration von E. Härtel. — In der Küche des Zuckerbäckers. Von Hermann Wagner. — Das Tafelgeschirr des Quinctilius Varus. Von Dr. Moritz Busch. Mit 3 Illustrationen. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 19. December 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 12.**

Das Buch des Todes.

Novelle von **W. H. Riehl.**

I.

Der Sturm hatte ausgetobt.

Neugeboren, im reinsten Goldglanze entstieg die Morgensonne dem Meere und auch das ganze Himmelsgewölbe leuchtete wie neugeboren, metallen blank, tiefblau, und nur fernab im Westen gegen Seeland und den Sund hinüber säumten lange Wolkenstreifen den Horizont, das verspätete letzte Gefolge des entflohenen Unwetters.

Es lag eine Burg am Steilrande der See, da wo die breite Südspitze Schwedens gegen Norden sich umbiegt, eine Burg zwar nur von Holz erbaut, aber wind- und wetterfest aus Riesenstämmen gefügt, wie sie damals noch zu tausenden im Schoße des unberührten Waldes ragten, der unabsehbar ringsum das Küstenland bedeckte, ein Meer der Wipfel zum Meere der Wellen niedersteigend. Das war in den Tagen, da Karls des Großen Enkel im Frankenreiche herrschten und Ansgar, der Hamburger Erzbischof kaum erst nach Schweden gekommen war, die heidnischen Normannen zu taufen.

Von der hohen Warte der Burg sah man Land und See weithin zu Füßen gebreitet und wenn Erich, der Burgherr, seinen Blick, in die Ferne spähend, dem Zug der wilden Schweine folgen ließ, dann dünkte er sich fast wie auf Odhins Hochsitze in Asgard, der Götterburg, wo man die ganze Welt zu überschauen vermag.

Nicht Erich war es jedoch, der heute im Frühscheine nach der Wetternacht da oben an der Brüstung lehnte, sondern Gunild, sein einziges Kind. Sie stand wie eine Bildsäule, das Auge auf Wald und Meer geheftet, und das Meer brandete noch im Nachwogen der Sturmflut, während die Wipfel des Waldes regungslos ins lichte Blau ragten: — tiefer Friede bereits am Himmel, aber da unten noch schäumende Flut, wilder Wogenschlag bei Windstille.

Ein ähnliches Räthsel des Widerspruches lag auf Gunild; — keine Miene zuckte, kein Glied bewegte sich an der versteinerten Gestalt, nur im Innern wogte es und brandete. Auch hinter ihr lag eine Sturmnacht, die ihr Herz durchgerungen hatte, während draußen der wirkliche Sturm wüthete, doch freilich den Sonnenschein hatte der Morgen ihrer Seele nicht wiedergebracht.

Sie starrte in die Flut und sah die Flut nicht; sie sah im Geiste den trotzigen Olaf Sigualdsen, den sie gestern noch ihren Bräutigam genannt hatte. Sie blickte auf den Wald, in welchen der Sturm eingefallen war, wie der Wolf in die Herde, aber sie sah die gebrochenen Bäume nicht, sondern dachte nur an ihre zerbrochene Liebe. Im Schloßhof schattete eine alte Linde, der Sturm hatte den stärksten Ast herabgerissen, daß der Stamm jetzt wie zerspalten stand; allein Gunild gewahrte nicht die traurigen Trümmer ihres Lieblingsbaumes, obgleich ihre Blicke am längsten auf demselben ruhten: sie gedachte, daß es gestern Abend im Schatten dieses Baumes gewesen war, wo sich ihr und Olafs Herz kalt und zürnend von einander wandten, wo sie beide sich getrennt hatten ohne Händedruck.

Olaf war ihr seit Jahren in verzehrender Liebe zugethan; sie erwiderte seine Liebe tief und ernst, doch zögernd, verschlossen. Ein jedes wollte das andere besiegen, je nach seiner Art, keines sich dem andern besiegt geben; denn beide waren stolzen Sinnes und suchten und flohen sich wechselsweise in ihrem Stolze, der sie um so heftiger zu einander zog, je härter er sie abzustoßen schien. So war ihr Lieben ein steter Kampf, Steigen und Fallen, Jubel und Klage, Glück und Elend in qualvollem Wechselspiel. Sie erkannten zuletzt, daß nur ein rascher Ehebund die zerstörende Flamme ihrer Leidenschaft in die milde Glut befriedender Liebe verwandeln könne. Gunilds Vater war dem jungen Manne geneigt, und so konnte sie ihn klopfenden Herzens doch hoffnungsfreudig gestern Abend erwarten, daß er um ihre Hand werbe und auch gleich frischweg Hochzeitstag und Heirathsgut mit dem Alten beredete.

Olaf kam. Gunild saß mit dem Vater unter der Linde. Doch nicht schüchtern und bedenksam trat er herzu, wie man's wohl in solcher Entscheidungsstunde erwarten mag: er kam von der Eberjagd, den Speer in der Hand, berauscht vom Fieber des Kampfes. Und ohne jegliches Vorwort ergriff er die Rechte des Vaters und bat, als habe er zu fordern, um die Hand seiner Tochter. Hatte jemals einer so geworben?

Doch lieh der Alte lächelnd ihm ein williges Ohr, denn dem kühnen Manne verzeiht man wohl die überkühne Rede. Gunild aber

Digitized by Google

erschrak, — es wallte und wogte in ihr. Sie war keines von den sanften Mädchen, die sich still dem Manne beugen; selber trutzig und stolz hatte sie nur nach heißem Kampfe und doch in heißer Liebe den Entschluß sich abgerungen, sich diesem Manne zu eigen zu geben.

Der Vater blickt auf Gunild, als erwarte er von ihr die Antwort. Sie bleibt stumm. Allein in der Röthe, welche das Gesicht übergießt, in dem Blick, der zornig funkeln will und doch verschämt sich senken muß, in den Thränen, die verhalten dennoch hervorbrechen, liest er das Ja, welches die Lippen versagen. Er willigt ein. Und wie im Traume läßt sie ihre Hand in Olafs dargebotene Rechte sinken.

Doch das Alter ist langsam, bedächtig; es heischt auch von der Jugend Bedacht und reife Prüfung: also fordert der Vater noch ein Jahr der Probe, bevor das lockere Band des Verlöbnisses zum unlösbaren der Ehe gefestigt werde.

Jetzt verstummt der kecke Werber, und wie der Vater vorhin fragend auf Gunild geblickt hatte, daß er das Ja von ihrem Munde nehme, so blickt Olaf jetzt auf sie, unmuthvoll erwartend, daß sie des Vaters Willen wende. Und Gunilds gekränkter Stolz findet nunmehr die Sprache. Vor einer Stunde noch würde sie in den Vater gedrungen sein, alsbald die Vermählung anzuberaumen, jetzt aber machte sich die Entrüstung Luft über Olafs herrisches Wesen, der mit dem Jagdspeer hergestürmt war, um sie wie ein Wild zu erjagen. Sie sah ihm fest ins Auge und sprach laut und fest: „Des Vaters Wunsch ist der Tochter Gebot!“

Solche Antwort hatte Olaf nicht erwartet. Er fuhr auf wie vom Blitze berührt und sein zürnender Blick fragte Gunild, ob sie ihr Wort nicht zurücknehme? Doch als sie nur in kaltem Schweigen antwortete, da brach sein lauter Zorn mächtig wie ein Strom hervor. Hatte sie nicht selber längst insgeheim zugestimmt, daß nur ein rascher Ehebund die stäten Widersprüche ihrer Liebe lösen könne? Hatte ihn nicht gemeinsame Abrede deshalb hierher geführt? Und jetzt verleugnete sie ihren eigenen Willen! Immer war sie karg gewesen in jedem Wort und Zeichen der Liebe, und gerade wann er das Höchste erwartete, hatte sie allezeit um so weniger geboten.

Das warf er ihr jetzt in harten Worten vor.

Gunild aber entgegnete: nicht ihr Wille sei heute ein anderer geworden, sondern ihre Erkenntniß; denn wenn selbst in diesem Augenblicke Trotz und Herrschsucht sein Gemüth befange, dann werde auch der rasche Ehebund ihre Widersprüche nicht versöhnen, sondern sie vielmehr schärfen und steigern zu endlos wachsendem Unheil.

So häuften beide wechselsweise Vorwurf auf Vorwurf, und der Vater, den sie hätten bitten sollen, daß er sie vereinige, bat die Kinder vielmehr, daß sie sich nicht entzweiten.

Aber vergebens. Sie trennten sich. Schon schüttelte der heranbrausende Sturm die Wipfel der Linde und verschlang ihre letzten Worte: es waren nicht Worte der Liebe gewesen, nicht einmal Abschiedsworte.

Gunild schritt, auf den bekümmerten Vater gestützt, zum Hause. Doch blickte sie noch einmal verstohlen zurück, ob Olaf nicht umkehre. Allein er eilte in ungestümer Hast zum Meere, wo ein Kahn am Strande lag, und bestieg das Schifflein, um auf dem kürzesten aber gefahrvollsten Wege heimzufahren. Denn schon ging die See hoch, und als das schwache Fahrzeug in den Wogen verschwand, konnte man bald nicht mehr entscheiden, ob es von der Flut verschlungen oder ob es ihrer Meister geworden sei.

So war es gestern Abend gewesen.

Gunild hatte die Sturmnacht in Sturmgedanken durchwacht, und jetzt, wo sie am stillen, klaren Morgen auf dem Hochsitze stand, war es in ihr zwar klar, aber nicht stille geworden; denn sie erkannte, stumm entsagend, daß der Sturm des unheilvollen Abends ihre Liebe in alle Lüfte verweht habe.

II.

Olaf war nach grausiger Fahrt daheim gelandet: Zorn und Verzweiflung gaben ihm die Kraft, welche sein Fahrzeug durch die Brandung zwang, die er bei ruhigeren Sinnen kaum hätte besiegen können.

Aber nun in der Stille des Hauses fühlte er sich erst recht leer in Geist und Herz; das Hauptziel, welches alle seine Gedanken in Athem gehalten, bestand nicht mehr, sein Leben däuchte ihm mit einem Male inhaltslos. Ihn dürstete, sich dieser unerträglichen Leere zu entschlagen; er hätte sich ins Gefecht stürzen mögen, allein es gab keinen Feind; er griff zu den Jagdwaffen, aber es schien ihm matt und reizlos, mit Bär und Wolf zu kämpfen; er hätte ins weite, tobende Meer hinausfahren mögen, allein er fürchtete sich vor der unendlichen Einsamkeit der Wasserwüste. Und doch war es ihm, als könne er nur im Taumel von Wagnissen und Abenteuern genesen.

So streifte er ziellos durch die Wälder.

Da begegnete ihm eine Schar von Männern aus der Nachbarschaft, die wohlbewaffnet leise und vorsichtig einherzogen, als suchten sie einen versteckten Feind. Sie riefen ihn an, mitzugehen, denn eine lustige Jagd, einen seltenen Fang gelte es heute.

Olaf horchte auf.

Es war ein Aufstand des hier fast überall noch heidnischen Volkes ausgebrochen gegen die Corveyer Mönche, welche als Missionare in das Land gekommen waren und hier und da Bekenner des neuen Glaubens gewonnen hatten. Schon wurde in Sigtuna eine Kirche gebaut und ein Bischofssitz gegründet, als sich das Volk erhob und die Christen verjagte. Sie hatten sich in die Wälder geflüchtet, und dort suchte sie eben jene Schar, welcher Olaf begegnete.

Er zauderte, der Einladung seiner Nachbarn zu dem seltsamen Waidwerk zu folgen; denn die Mönche sammt ihrem Bischof waren ihm höchst gleichgültig. Er lebte nach der Väter Weise und kümmerte sich nicht um den neuen Gott. Zudem schien es ihm wenig heldenhaft, über wehrlose Flüchtlinge herzufallen. Allein war auch die nächste Gefahr nicht groß, so lauerte vielleicht eine größere im Hintergrunde: unter des Königs Schutze war der Bischofssitz gegründet, durch den König, ob er gleich selbst noch ein Heide, war den Mönchen frei Geleit gegeben worden; den Bischof und die Mönche verfolgen, hieß sich also wider den König setzen.

Gerade dies gab jedoch für Olaf den Ausschlag: Trotz zu bieten aller Welt, und den König und alle Welt herauszufordern, das gefiel jetzt seinem gährenden Unmuthe.

Darum stürmte er fast willenlos fort mit dem wilden Schwarm, und als er sich dann mit ihnen erst einmal recht hineingeredet hatte in Grimm und Haß gegen die feigen, psalmplärrenden Mönche, da war es ihm, als lindere sich sein Herzweh ein Stücklein, da schwand die Leere und Oede, welche ihn gequält: er hatte ein Abenteuer gefunden.

Am späten Abend ward das Versteck der Christen aufgespürt. Tiefes Dunkel lag schon auf dem Dickicht. Bei rothem Fackelschein, der die Wildniß grell durchflammte, rang man mit einander, jagte, verfolgte die Fliehenden von Busch zu Busch, von Baum zu Baum. Manche wurden erschlagen, der Bischof mit vielen andern gefangen und gebunden, aber größer noch als die Beute an Menschen, war die Beute an Gefäßen, Gewändern und allerlei Kirchengeräth, an den Heiligthümern, welche die Christen mit sich geflüchtet hatten.

Weithin hallte der Jubel der Sieger, die den Raub theilten, indes die Gefesselten, mitten im Ringe gelagert und scharf bewacht, stumm ergrimmend zusehen mußten, wie der eine einen Abendmahlskelch auf der Götter Minne leerte, der andere ein Meßgewand über sein Bärenfell warf, der dritte ein Crucifix als neuesten Zierrath an seinem Schwertgehäng befestigte.

Olaf verschmähte allen Theil an den kostbaren Dingen, obgleich er am schärfsten gesucht, am wildesten dreingeschlagen und darum wohl das reichste Beutestück verdient hatte. Nur ein kleines Andenken wollte er sich von dem gleißenden Tande mitnehmen, und so ergriff er ein Ding, welches die andern als ganz unbrauchbar bei Seite geworfen hatten, ein wunderliches Stück Hausrath: viele vierecktige Blätter Pergament, hinten zusammengeheftet und mit zwei Deckeln von Elfenbein beschwert und gefaßt. Die Blätter aber wimmelten von den seltsamsten, unverständlichen Runenzeichen und Bildern, bald schwarz, bald in Gold und Farben ausgemalt. Keiner verstand, was das Ding bedeute, denn keiner hatte noch ein Buch gesehen.

Lächelnd band Olaf das Buch, welches er für ein Amulet hielt, an seine zur Brust niederfallende Halskette, und als er in der Morgenfrühe wieder nach Hause kam, unbefriedigt, daß der wilde Tag so rasch und glatt zu Ende gegangen, warf er das Buch verächtlich in eine Ecke, kümmerte sich auch weiter nicht mehr darum und versank aufs neue in seinen brütenden Unmuth.

III.

Drei Tage war das Buch im Hause, da erkrankte Olafs Mutter. Vergebens rief er arzeneikundige Frauen; sie wußten nicht Rath noch Hilfe und sagten, das sei eine ganz neue Krankheit, die ihnen noch niemals vorgekommen. Nach weiteren drei Tagen war die Mutter eine Leiche.

Olaf hatte sie so lieb gehabt, doppelt lieb, da er seinen früh verstorbenen Vater kaum gekannt hatte. Es war ihm, als ob er mit Gewalt, mit Schwert und Streitaxt dem Tod die Beute entreißen müsse; allein sein Ungestüm half so wenig, als die ärztliche Weisheit der Frauen: er mußte stille halten.

Und doch war dieser Verlust nicht sein höchster Schmerz; vielmehr wuchs ihm die Seelenqual gerade dadurch ins Unerträgliche, daß er sich nicht ganz in das *eine* Leid um die Todte versenken konnte. Es gibt eine Wollust des Schmerzes, der betäubend, ungetheilt sich in *eine* Tiefe verliert. Olaf aber konnte nicht ungetheilt die Mutter beklagen, die er doch so heiß beklagte; seine Gedanken schweiften vom Lager der Sterbenden immer wieder ab zu Gunild, wie sie unter der Linde stand, und obgleich er ihr im Innersten zürnte, ja sich glücklich pries, daß er jetzt ganz einsam sei, getrennt von ihr, sah er ihr zürnend klagendes Gesicht doch immer neben dem Leidensgesichte der Mutter, und als er die Leiche zum Scheiterhaufen geleitete, war es ihm, als schreite Gunild wie eine erhabene Trauergestalt dem Zuge voran. Er suchte mit Gewalt das Traumbild zu verscheuchen, es dünkte ihm so sündhaft, daß die verlorene Geliebte klarer, drängender vor sein Auge trat als die verlorene Mutter — und doch vermochte er's nicht.

Da brachte schon der Abend desselben Tages neues Leid, welches das alte verschlang. Olafs Schwester, die Pflegerin der Verstorbenen, wurde von der gleichen Krankheit ergriffen, ein liebliches Mädchen, sanft, verständig, des älteren Bruders Trost und Freude. Sie hatte so oft seinen rauhen Sinn gesänftigt, sein unbedacht überschäumendes Treiben klug ins Maß zurückgeführt! Jäher, heftiger noch als die Mutter wurde die zarte Jungfrau von dem tückischen Uebel gepackt, rascher noch ward auch sie die Beute des Todes.

Das war wohl Leids genug. Aber qualvoller als alle dies Leid peinigte es Olaf wiederum, daß er auch in diesen neuen Schmerz nicht ganz und rein sich verlieren konnte, erschreckender noch als beim Tode der Mutter verfolgte ihn abermals Gunilds Gestalt. Denn er sah sie jetzt nicht mehr zürnend, im Trauergewande, den Groll über das zerrissene Verlöbniß auf den Lippen, sondern sie stand ihm hochzeitlich geschmückt am Sterbebette der Schwester, und als er dann auch deren Leiche zum Brandhügel geleitete, war es ihm gar, als verwandle sich die zarte Gestalt der Entschlafenen in Gunilds mächtige Erscheinung und Gunild erhob sich von der Bahre im weißen linnenen Brautgewande, mit dem schimmernden Halsbande geschmückt und blitzenden Steinen, das Haupt vom Schleier umwallt, und winkte ihm mit schwermüthigem Lächeln, daß er durch Thors Hammer den Ehebund schließen und segnen lasse.

Das sinnverwirrende Doppelbild von Hochzeit und Leichenbegängniß, welches sich tiefer und tiefer in seine Seele wühlte, trieb Olaf zur Verzweiflung. Nicht an Thors Hammer, der die Ehen segnet, hätte er denken sollen, sondern an den Hammer Thors, der unterm Donnerschlage zerschmettert und sieben Klafter tief in die Erde fährt. Er rief laut auf, daß dieser Hammer ihn treffen möge. Zugleich packte ihn heiße Angst um seinen jüngeren Bruder, das einzige noch übrige Glied der Seinen, einen frischen Knaben. Gewiß, auch ihn umringelte bald die Schlange der giftigen Seuche!

Jetzt erkennt Olaf die strafende Hand der Götter und sinnt, wie er den Tod wenigstens vom Haupte des Bruders abwende. Da geht ihm plötzlich ein helles Licht auf: er hatte *Thor*, den Schützer der Ehen und Verlöbnisse beleidigt, als er das Band mit Gunild zerriß in dem Augenblicke, wo er's unlösbar knüpfen sollte. Darum verfolgt ihn der stäte Gedanke an Gunild, darum verwandelt sich ihm selbst die Leiche der Schwester in das Trugbild der festlich geschmückten Braut. Immer tiefer denkt er sich in diese Ueberzeugung hinein: sie bricht zuletzt seinen harten Sinn. Soll er zu Gunild eilen, reumüthig ihre Hand erfassen, weich wie ein Kind unter Thränen um Verzeihung bitten, wohl gar die Frist des Jahres zugestehen? Er wäre bereit, wenn ihm nur jemand Gewißheit schaffte, daß durch dieses Opfer sein Bruder wirklich bewahrt bliebe vor Thors strafender Hand.

Darum ging er, wie es Sitte war, zu einem Priester und Seher und fragte, ob er Thor oder einen andern Gott beleidigt habe, daß ihm dieser zürne und so schwere Strafe über ihn und die Seinen verhänge?

Der Priester befragte das Loos nach Brauch und Herkommen und sprach alsdann zu Olaf: „Thor und alle heimischen Götter sind Dir gnädig, nur ein fremder Gott zürnet Dir: der *Gott der Christen*." Olaf erstaunte und konnte den Worten nicht glauben; da fuhr der Priester fort: „Unsere Zeichen lügen nicht. Christus hat Dich so zu Grunde gerichtet, weil etwas, das ihm geweihet war, in Deinem Hause verborgen liegt, und so lange das teuflische Ding im Hause bleibt, wirst du Deiner Leiden nicht ledig werden."

Nun mit einem Male entsann sich Olaf des geraubten Buches, welches er in die Ecke geworfen hatte, und glaubte mit dem Priester, dies zauberhafte Amulet habe die Pest in sein Haus gebracht und ihm den Geist so schwer verwirrt. Er stand aber rathlos, was zu thun sei, und auch der Priester wußte ihm keinen Rath.

Sollte er das Zaubergeräthe verbrennen oder ins Meer werfen? Wer bürgte ihm, daß dann der Christengott nicht dreifach zürne? Sollte er's verehren wie ein Heiligthum, wer sagte ihm gut, daß er dann nicht den Zorn der heimischen Götter herausfordere? So wagte er das Buch weder im Hause zu behalten, noch getraute er sich, es hinwegzuschaffen.

In dieser Noth rief er die Nachbarn zusammen, fragte, was zu thun sei, und zeigte ihnen das Ding, welches der Weiseste unter den Versammelten als ein Buch erkannte, und sie nannten es: „das *Buch des Todes*."

Allein, obgleich sie lange hin und her sannen, fanden auch sie keinen Ausweg. Nur in ihrer Furcht vor dem unheimlichen Buche waren alle einig. Keiner wollte es zerstören, aber noch viel weniger behalten, und sie drangen in Olaf, daß er es ganz aus ihrem Gebiete hinwegschaffe.

So beschloß man dann endlich, das Buch auf ein langes Brett zu schieben und an die äußerste Grenze des Markwaldes zu tragen. Jenseits, in herrenloser Wildniß, befestigte man es sorgsam an den Stamm der ältesten Eiche und ließ in den auswärtigen Gebieten ringsum sagen, wer Lust habe, der möge sich das Buch holen.

Es hatte aber niemand Lust dazu.

IV.

Gunild hatte unter der Hand alles erfahren, was in Olafs Hause vorgegangen war. Aber niemand konnte wahrnehmen, daß sie diesen Nachrichten mit bewegtester Seele lauschte. Wie sie ihre Liebe in sich verschlossen hatte, so verschloß sie auch ihr Leid.

Als sie von der Theilnahme Olafs an dem nächtlichen Raubzuge hörte, sprach sie zu sich selbst: „Es war gut, daß ich mich von diesem Manne getrennt habe." Und doch fragte sie sich nachher, ob denn Olaf unrecht gethan, die fremden Eindringlinge, die Feinde der vaterländischen Götter zu verfolgen?

Als man ihr von den zwei jähen Todesfällen erzählte, beklagte sie die armen Frauen und hätte für dieselben sterben mögen, zugleich aber schalt sie sich, daß sie in jenem Verhängniß weit mehr eine Zuchtruthe für Olafs wildes Herz erkannte, als ein mitleidwerthes Unglück des einst Geliebten.

Als sie dann endlich von dem Buche des Todes vernahm, und wie man es an den Baum in der Wildniß gehangen habe, wo keiner es zu holen wage, da ergriff sie eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Buche. Sie wollte es sehen, und wär's auch nur, um über die feigen Männer zu spotten, die mit ihrem Todesmuth im Taumel des Kampfes prahlen, aber vor einem Zauber, der leise, unsichtbar, unbesiegbar den Tod ins Herz senkt, scheuen sie zurück.

Unter dem Vorwande, Arzneikräuter zu sammeln, ging Gunild eines Tages hinaus in den Wald, nur von ihrer treuesten, verschwiegenen Dienerin begleitet. Seltsam schwer war es ihr diesmal gefallen, sich vom Vater zu verabschieden: heuchelte sie doch, daß sie Kräuter der Genesung suchen wolle und sie suchte das Buch des Todes.

Auf weiten Umwegen kam sie zur Waldesgrenze, wo das Buch noch immer am Baume hing. Mit geheimem Grausen näherte sie sich. Aber sie faßte ein Herz, schritt rasch und fest zur Eiche, löste das Buch und nahm es herab.

Da fiel ihr die Dienerin in den Arm und beschwor sie, zu fliehen und das todbringende Buch am Orte zu lassen. Gunild

aber sprach: „Die Männer haben sich vor dem Zauberbuche gefürchtet, daß sie es nicht zu behalten noch zu vernichten wagten; ich bin nur ein schwaches Mädchen, aber ich will das Buch dennoch mitnehmen und ins Meer werfen auf meine Gefahr, damit es den Männern nicht länger Angst und Sorge bereite."

Und trotz des Warnens und Flehens der Dienerin barg sie das Buch in ihrem Busen und lenkte ruhig zum Heimwege.

Doch als sie so das Buch auf ihrem Herzen fühlte, überlief sie plötzlich ein kalter Schauer, die Kniee wankten, sie mußte stille stehen und umschlang den Nacken der Dienerin. Hatte sie nicht wirklich jetzt den Tod in ihre Brust gesenkt?

Allein war es denn nicht schon vorher Todessehnsucht gewesen, die sie so räthselhaft zu dem Buche gezogen? Und doch erzitterte sie jetzt an Leib und Seele bei dem Gedanken, daß sie nun unrettbar sterben müsse. Aber in diesem unsäglichen Bangen der Todesgewißheit fiel ihr zugleich ein Schleier vom inneren Gesichte, wie es Licht wird vor dem Auge des Sterbenden. Sie riß das Buch hervor und vermochte doch nicht, es wegzuwerfen, sie hielt es gen Himmel und rief: „Ich will leben! leben nur noch eine kleine Frist, nur so lange, bis ich Olaf sagen konnte, wie lieb ich ihn gehabt!"

Dann fuhr sie plötzlich zusammen, als erschrecke sie vor ihrem eigenen Worte, als sei ihr ein Geheimniß entfahren, welches sie ewig hätte in sich vergraben müssen. Allein das Wort war heraus. Mit voller Gewalt war endlich die so lange verhaltene Liebe hervorgebrochen, alles Herzeleid, aller gekränkte Stolz, aller Widerspruch mit Olaf war aus ihrer Seele hinweggewischt. So hatten in dieses Weibes Brust die Schauer des Todes und verkannter Liebe miteinander gerungen, und aus dem Todesschrecken war ihr zum ersten Male die volle Liebessehnsucht aufgeblüht.

Wollte sie jetzt sterben, nachdem sie das Wort gesprochen, wollte sie leben? — sie wußte es selber nicht. Wie eine Träumende verbarg sie wiederum das Buch in ihrem Gewande und ging weiter durch die Waldeinsamkeit. So gelangten sie zum Strande, und Gunild staunte, daß ihre Augen das Meer noch sähen und die Sonne und die leichten Wolkenschatten, welche auf dem weiten Wasserspiegel tanzend verschwebten.

Sie wollte das Buch in der Flut versenken, aber sie wagte es nicht und hielt es schwankend in der Hand, abgewandten Auges. Doch mit dem Vollgefühle, daß sie lebe und leben wolle, erwachte auch ihr alter Muth; sie schämte sich, daß sie das Buch noch gar nicht fest anzublicken gewagt und faßte es zum ersten Male klar ins Auge und schlug die Blätter auseinander. Da sah sie zwischen den räthselhaften Schriftzeichen schöne Bilder, Männer, Frauen und Kinder, und überall die hohe Erscheinung eines Mannes unter ihnen, der helfend, lehrend, segnend sie alle zu überragen und zu führen schien gleich einem Könige, ob er schon nicht Stab noch Krone trug. Allein sie verstand den Sinn der Bilder nicht.

Die Dienerin aber, aufathmend, als sie ihre Herrin wieder in so ruhiger Beschauung erblickte, trat schüchtern hinzu und sprach: „Der böse Zauber, welcher in dem Buche steckt, ist ein Zauber des Christengottes; unsere Priester konnten ihn nicht lösen; vielleicht vermag es ein Christ." Und dann flüsterte sie der Herrin ins Ohr, daß sich einer der entronnenen Christen in den nahen Wäldern versteckt halte. Sie kenne ihn und wolle ihn morgen aufsuchen, damit er das Buch sehe und den Zauber hinwegnehme.

Gunild horchte auf bei diesen Worten, die sie wieder ganz zu klarem Nachdenken zurückriefen. Hatte sie gewagt, das Buch von der Eiche zu nehmen und in ihrem Busen zu tragen, hatte sie gewagt, es zu durchblättern, dann wollte sie ihm jetzt auch auf den Grund kommen, sie wollte wissen, ob in diesen lieblichen Bildern das süße Gift des Todes schlummere.

Also gab sie nach kurzem Besinnen der Dienerin recht, verbarg das Buch unter einem großen Stein und ging zurück zum väterlichen Hause, gefaßt auf Leben oder Sterben.

Allein der Tod kam nicht.

So holte sie denn in den nächsten Tagen das Buch unter dem Steine wieder hervor, um sich in das Versteck jenes Christen führen zu lassen. Der Mann, ein vornehmer Sachse, welchen Lust an Abenteuern nicht minder als sein Glaubenseifer mit den Corveyer Mönchen nach Schweden geführt hatte, war durch die Dienerin bereits unterrichtet von der Absicht des Besuches.

Gunild zeigte ihm das Buch und fragte, ob es wirklich zu tödten vermöge, und ob er die böse Gewalt hinwegnehmen könne von dem Buche des Todes?

Der Sachse erwiderte: „Du nennst es das Buch des Todes, wir nennen es das Buch des Lebens; denn es ist ein Evangelienbuch. Aber jeder mag in seiner Weise recht haben."

Darauf entgegnete Gunild: „Wie kann dies Buch zugleich das Buch des Lebens und des Todes sein?" — Und der Sachse antwortete: „Glaubet Ihr nicht auch, daß Thor mit demselben Hammer tödte, mit welchem er segnet?"

Da der Mann solchergestalt Räthsel durch Räthsel erklärte, wollte Gunild die Runen und Bilder des Buches gedeutet wissen. Vielleicht, daß sie dann klarer sähe. Auf dem Deckel waren in Elfenbein geschnitzt Sonne und Mond und Okeanos, der Meergott, mit seiner Wasserurne und Tellus, die Erde, mit ihrem Füllhorn; über diesen allen aber thronte der Gekreuzigte. Der Sachse erklärte ihr, daß dies Christus, der Sohn Gottes sei, zum Opfer für alle Welt am Kreuze getödtet.

Wiederum fragte Gunild staunend: „Wie kann ein Gott getödtet werden und doch herrschen?" Der Sachse aber erwiderte: „Glaubet Ihr nicht auch, daß Baldur, Odhins Sohn, getödtet worden sei? Und doch herrschet Baldur, bei dessen Tod alle weinten, Menschen und Thiere, Erde, Steine und Bäume, stärker in Deinem Herzen als irgend ein anderer Gott. Diesem Baldur ist Christus vergleichbar, fast wie ein Bruder."

Und als er nun weiter von Christus erzählte, rief Gunild: „Fürwahr, das ist Baldur, der weise, beredte Gott, der schöne, leuchtende, welcher den Menschen Recht und milde Sitte brachte!" und sie freute sich, daß ihr der schöne Christengott des Buches gar nicht so fremd sei, sondern vertraut und heimatlich. Dann ließ sie sich weiter Bild um Bild deuten: wie Christus auf dem Berge lehrt, wie er bei der Samariterin am Brunnen sitzt, wie er Jairi Töchterlein erweckt und die Kinder zu sich kommen läßt. Diese Bilder aber freuten sie, weil sie so gar hell und leicht zu verstehen waren, während die anfänglichen Worte des Sachsen durch das Halbdunkel des Räthsels sie gefesselt hatten.

Schon sank die Sonne ins Meer und schickte ihren letzten Strahl über den Wald als einen Mahnboten zur Heimkehr, und doch waren sie mit den Bildern noch lange nicht zu Ende. Ein seliger Friede aber kam leise über Gunild, als sie so dem Evangelium des Friedens lauschte und von dem Könige und Gottessohn hörte, der sich freiwillig aller Hoheit entäußert hatte, in Demuth gehorsam bis zum Tode, daß er in seinem Liebesopfer die ganze Welt besiege.

Noch vor wenigen Tagen hätte Gunild keinen Sinn gehabt für dieses Geheimniß, das so leise und stark an unsere Herzen pocht, jetzt aber seit dem Gang zur Eiche, wo sie im Schrecken des Todes ihre Liebe zu Olaf wiedergefunden, verstand sie die Botschaft vom höchsten Opfertod der Liebe. Geläutert in der irdischen Liebe des Weibes ward sie reif für das Evangelium. Darum verdrängte die aufdämmernde, ahnende Erkenntniß auch nicht jene alte Liebe: sie ließ dieselbe nur um so heißer in ihrer Brust erglühen, aber auch um so reiner, und während Gunild neulich dem Tode hätte entrinnen und leben mögen, um Olaf in ihrer tiefen Liebe seine tiefe Schuld zu zeigen, sehnte sie sich jetzt, ihm ihre Liebe darzubringen im Verzeihen und Vergeben.

Zu Hause aber erzählte sie noch am selben Abende alles dem Vater und bat ihn, das Buch im Hause aufheben und den Sachsen zu gastlichem Besuche laden zu dürfen, daß er ihr die Bilder weiter erkläre.

Vor dem Sachsen hätte sich der Alte nicht gefürchtet, allein er erschrak vor dem Buche. Doch sollte er minderen Muth zeigen als das Mädchen? Zudem gewann er Zuversicht im Anblick der verklärten Freudigkeit, welche nach so vielen traurigen Tagen das Gesicht seiner Tochter umstrahlte, und sprach: „Mein Haus bietet Gastfreundschaft für jeden, der in guter Absicht kommt; so mag denn auch der Gott der Christen und sein Buch und auch der Sachse unter meinem Dach willkommen sein."

V.

Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Gunild es gewagt habe, das Buch vom Baume zu nehmen und in ihrem Hause zu verbergen. Auch Olaf hörte davon, und als man es ihm erzählte, sah er Gunild in ihrer königlichen Gestalt vor sich stehen, eine Heldin

Erschrecktes Alpenvieh.

Originalzeichnung von A. Braith.

Digitized by Google

an Gang und Miene. Staunend über solche Kühnheit rief er: „Das Mädchen hat uns alle besiegt!“ Und indem er ihren Muth bewunderte, schlug sein zielloses Grollen und Sehnen plötzlich um in die glühende Begier, die verlorene Braut wiederzusehen, und erschiene sie ihm auch diesmal wieder nur so stolz und kalt wie an jenem Abende der Trennung. Nicht als die Geliebte wollte er sie wiedersehen — nein! — mit der Liebe war es aus und vorbei, aber wie der Freund zum Freunde wollte er vor sie treten, um dem kühnsten Weibe das Lob des Mannes zu sagen, der im ganzen Gau für den kühnsten galt.

Im selben Augenblicke aber durchfuhr ihn brennende Angst. Stand nicht Gunilds Leben in Gefahr durch das zauberische Buch, zehrte das Gift der Seuche nicht vielleicht auch schon an ihrem Herzen? Er mußte hin zu ihr, das Buch ihr zu entreißen und kostete es ihm sein eigenes Leben! In diesem Ungestüm der Angst aber entschleierten sich ihm seine heimlichsten Gedanken. Nein, es war noch nicht aus und vorbei mit der Liebe! Die Todesangst für die Geliebte sagte ihm, daß es mehr als bewundernde Freundschaft sei, was ihn zu Gunild ziehe.

Der rascheste Weg war zur See längs der Küste. Olaf bestieg sein Boot und ruderte die gleiche Bahn, welche er einst an dem Sturmabend von Erichs Schlosse zurückgefahren war; allein, obgleich das Meer heute spiegelglatt gebreitet lag, griff er doch noch heftiger mit dem Ruder aus, als damals, wo er wider Wind und Wogen um sein Leben rang. Galt es doch, um Gunilds Leben zu ringen!

Schon nahte er sich Erichs Schlosse, da sah er eine Frauengestalt am Ufer sitzen: — er hielt das Ruder an und spähte. Es war Gunild! Rasch wandte er das Boot zum Lande und trat hinzu. Gunild bemerkte ihn nicht, so tief versenkt war sie in die Bilder ihres Buches, welche sie hier an demselben Orte bedenksam wieder betrachtete, wo sie vordem das Buch hatte in die Flut versenken wollen.

Olaf rief: „Hinweg mit dem Buche: es bringt den Tod! Gunild, gib mir das Buch!“ und er suchte es ihr zu entwinden.

Gunild fuhr erschrocken auf, sprachlos den ungestümen Mann anstarrend, das Buch aber hielt sie fest. Dann sammelte sie sich und sagte: „Fürchte nichts, das Buch wird mir nichts zu Leide thun.“

„Es hat mir die Mutter und Schwester getödtet, es wird dich und uns alle tödten: — wirf es von Dir!“

Darauf entgegnete Gunild: „Es ist das Buch des Lebens, und Deine Mutter und Schwester sind nicht an dem Buche gestorben. Dir selbst nur droht Gefahr, daß Du das Buch Dir zum Buche des Todes machest.“

Freundlich, ruhigen Tones hieß sie ihn dann neben sich sitzen und begann dem willenlos Folgenden von dem Buche zu erzählen und deutete ihm das Elfenbeinschnitzwerk auf dem Deckel.

Olaf ward etwas gelassener und hörte zu, anfangs, weil es seine heiße Stirn wie kühlende Abendluft anmuthete, Gunild so mild und sinnig erzählen zu hören, dann, weil ihn allmählich der Sinn ihrer Worte seltsam ergriff. Und als er dann auch nach seinem Verständniß dazwischen redete und sie in kindlicher Einfalt von hohen Geheimnissen sprachen, fügte sich's wie von selbst, daß eines des andern Hand ergriff, und dann entsannen sich beide, daß sie wieder gerade so beisammen säßen, wie sie vordem so oft gesessen hatten, allein, obgleich sie eben erst kühn die dunkelsten Gedanken getauscht, wagte doch keines, diesen klarsten Gedanken auszusprechen.

Da endlich bat Olaf die Jungfrau, daß er sie zum Schlosse rudern dürfe; denn immer noch fasse er nicht ganz, was das Buch bedeute, auch dränge es ihn, nach so schwerer Zeit und da er nun doch einmal ihres Vaters Boden betreten habe, Herrn Erich wieder zu begrüßen.

Gunild willigte ein, und so bestiegen beide das Fahrzeug, sprachen übrigens nicht weiter von dem Buche, ja sie verstummten allmählich ganz, als ob die schweigende Meerflut auch ihnen Schweigen geböte, und Olaf führte das Ruder immer langsamer, als zögere er, ans Ufer zu stoßen.

Endlich landeten sie bei der Linde, und in ihrem Schatten saß der alte Erich und staunte, wie aus einem Traum erwachend, als er das Paar vom Schiffe kommen sah, und vollends von demselben Schiffe Olafs, auf welchem dieser am Sturmabend so trotzig davongefahren war.

Olaf aber sprach zum Alten: „Bei meinem letzten Besuche kam ich keck und übermüthig von der Jagd, um Eurer Tochter Hand zu fordern, heute komme ich aus dem Heiligthum der Götter und bitte um Gunilds Hand. Und wünschet Ihr noch Jahresfrist bis zum Tage der Hochzeit, so wird das gut sein, damit ich inzwischen jene Geheimnisse der Demuth und Liebe lerne, welche in dem Buche stehen.“

Da brach Gunild in helle Thränen aus, aber es waren nicht jene Thränen des kämpfenden Stolzes, welche sie damals hier unter der Linde geweint, und fiel dem Geliebten um den Hals und bekannte laut ihre Liebe. Und der Alte legte schweigend seine Hände auf das Paar.

Nach Jahresfrist segnete der Priester Olaf und Gunild zum Ehebunde, nicht mit Thors Hammer, sondern mit den Worten der Schrift: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“

In der Gegend aber erzählte man Wunderdinge von dem Buche des Todes, welches zugleich ein Buch des Lebens sei und Zauber wirkend, denn es habe die zwei stolzesten und trutzigsten Herzen zuerst vor Gott und dann vor einander gebeugt in Todesangst und Liebe.

Das liebe Vieh.

(Zu dem Bilde auf S. 181.)

Es gibt kaum einen zweiten Ausdruck, der das deutsche Gemüth und die deutsche Sprache mehr ziert, als dies mitleidig-zärtliche Wort: „Das liebe Vieh.“ Keine andere Sprache besitzt ihn, wie auch kein anderes Volk in solchem Maße das herzliche Mitleid, das mitleidige Herz für die stumme Creatur hat, als das deutsche. Darum lieben wir es auch, uns in unseren illustrirten Blättern das liebe Vieh von den verschiedensten Seiten, in den mannigfachsten Lebenslagen vorführen zu lassen, darum finden unsere Thiermaler für ihre Bilder zahlreiche Bewunderer und willige Käufer. Dieser Zug zum Thier findet sich in allen Altern und Ständen. Der deutsche Knabe bereitet seinen Kaninchen und Meerschweinchen, zum Kummer der Mütter, den möglichsten Comfort, mit Hintansetzung aller Toilettenrücksichten, er füttert aus aufrichtiger Zärtlichkeit jede Elster und Krähe todt, die ihm in die Hände fällt. Die deutsche Jungfrau pflegt in jüngeren Jahren mit Hingebung ihres Canarienvogels, im reiferen Alter gewöhnlich Katzen. Der deutsche Staatsmann liebt seine Pferde und Hunde, wie zu lesen steht im „Buch vom Grafen Bismarck.“ Der deutsche Landmann setzt einen point d'honneur in glattes, fattes Vieh, und der deutsche Dichter verschmäht es nicht, dasselbe unter allerlei menschlichen Vorwänden zu besingen, sei es als „Lied von der Treue“ oder als „Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Brot.“ Auf diese Weise ist manches liebe Vieh in die Classiker aufgenommen worden.

Wenn unser Bild, das wir nach einer Zeichnung des Thiermalers Braith in einem vortrefflichen Holzschnitte wiedergeben, einer Motivirung bedürfte, würde sie zweifelsohne in obigen Sätzen gegeben sein. Es trägt aber, denken wir, seine Berechtigung in sich selbst. Unser Künstler hat seinen Gegenstand aus dem deutschen Gebirge genommen; es ist nicht beliebiges Vieh, welches er darstellt, sondern Alpenvieh, und das macht mir sein Bild ganz besonders lieb.

Nächst dem Menschen des Gebirges hat mich stets die Thierwelt desselben angezogen, besonders die Hausthiere, die in der veränderten Umgebung oft eine bedeutende Verschiedenheit von denen der Ebene zeigen. Und im Gebirge selber unterscheidet sich wieder das Vieh des Hochgebirgs wesentlich von dem des Mittelgebirgs und der Vorberge.

Im Hochgebirge zwingt die dürftige und nur mit Mühe zu erreichende Nahrung das Vieh zu erhöhter Kraftentwickelung, was sich sogleich an der geringeren Größe, an erhöhter Intelligenz und Körpergewandtheit bemerkbar macht. Hier gleicht es nicht dem „schwerhinwandelnden Hornvieh“, hier ist es beweglich, geschickt

zuweilen kühn. Man muß z. B. die Kühe des hochgebirgigen Oetzthales gesehen haben, wie sie sich hinauswagen nicht blos bis an die Grenze der Vegetation, sondern bis an die Grenze der Möglichkeit, um zu wissen, welch ein Unterschied zwischen dem Vieh des Flachlandes und des Gebirges besteht. Ruhig weiden die Kühe am Rande des tosenden Gebirgsbachs, ruhig liegen und wiederkäuen sie auf dem überhängenden Felsblock, und es macht ihnen nichts, ihrer Nahrung an Hängen nachzugehen, wo unsere gewöhnliche Kuh sicherlich stürzen und zerschellen würde.

Sie gehen trotz ihrer wuchtigen Gliedmaßen sicher auf Wegen, die für Menschen unbehaglich sind, und wer einer ihren gewohnten schmalen Pfad heimwärts wandelnden Kuh etwa am Rande der Oetz begegnet, der mag bei Seite treten, damit er nicht ins Wasser gedrängt werde, denn für zwei hat der Steig schwerlich Raum. Das Höchste an leichtfüßiger Keckheit leisten die Ziegen, wie männiglich bekannt. Aber doch sind diese Leistungen stets von neuem überraschend, wenn man sie selbst beobachtet. Man geht auf steiler Bergstraße, mit hochansteigenden Wänden. Da raschelt es über uns und aus dem Gestrüpp sieht der Kopf der schlankhörnigen Gais. Mit zwei, drei Sätzen springt das Thier die steile Wand herab, daß man glaubt, das Bild einer Gemse vor sich zu haben, bis ein muthwilliges Meckern uns belehrt, daß es doch blos das bekannte zahme Hausthier ist. Und wo kein anderes domesticirtes Thier mehr existiren kann, hoch oben auf unzugänglicher Hochebene, zwischen Trümmerfeldern und am Rande der Gletscher, da weiden bis zur Höhe von 9000 Fuß die Schafherden, deren Hüter in der menschenleeren Oede ein abgeschiedenes, einsames Leben führen. Wie weit zuweilen diese Abgeschiedenheit geht, dafür möge die Thatsache sprechen, daß z. B. in einer Seitenschlucht des Oetzthales ein Schafhirt leibt und lebt, der in seinem Leben kein Pferd gesehen hat. Wenn man die Zugspitze ansteigt, und in die schauderhafte Wildniß des hinteren Rainthals eingetreten ist, so kann man an den Felswänden, die von den höheren Bergetagen abfallen, kaum bemerkbare schwarze Bänder sehen: das sind die Steige der Schafhirten und ihrer Herden, und hoch droben in Felsthälern und Schutthalden weilen sie einsam den Sommer über, ab und zu besucht von Wildschützen oder Schwärzern.

Das ist das Vieh des hohen, rauhen Gebirges. Weiter herunter, wo die Weiden fetter werden, und die fruchtbaren Almwiesen sich dehnen, werden auch die Thiere behaglicher und ruhiger. Weit und breit bedecken die gelagerten oder weidenden Kühe die bergansteigenden Weiden. Ihr Glockengeläute ist mir oft der erste anmuthende Ton menschlicher Nähe gewesen, wenn ich von hohen, unwirthlichen Spitzen niederstieg. Da lagen noch tief unter uns die zerstreuten Sennhütten, in denen der erste Labetrunk harrte, und im weiten Umkreise leuchteten die farbigen, beweglichen Punkte aus dem Grün hervor. Die Thiere sehen uns aufmerksam an, wenn wir vorüber kommen, bekümmern sich aber weiter nicht um uns, nur vor dem Stier mögen wir uns wahren, der schon manchen Passanten bis an die Thür der Sennhütte verfolgt hat. Abends ruft die Sennerin die ihr anvertrauten Häupter zum Melken. Die meisten kommen freiwillig, um des Reichthums ihrer Eutern entledigt zu werden, manche aber bleiben hartnäckig auf ihrem oft Viertelstunden weit entfernten Flecke liegen. Da ist es denn oft höchst anmuthig, dem Gebahren der Sennerin zuzusehen, wie sie von der Thüre des Stalles aus bald mit drohenden, bald mit schmeichelnden langgezogenen Jodelrufen, begleitet von entsprechenden Geberden, die Säumigen aus weiter Ferne zu sich hereinlockt, wie sie sie je nachdem mit zufriedener oder strafender Anrede empfängt, sie kraut oder mit einem Schlage begrüßt, kurz, mit ihnen verkehrt, wie mit — ja, wie mit ihrem lieben Vieh.

Wer aber das Rindvieh der Alpen in seiner schönsten Farbenpracht, in seiner behaglichsten Fülle sehen will, der muß in die fruchtbaren oberbaierischen Thäler gehen, etwa in die Ramsau oder in das Thal von Bairisch-Zell. Hier weiden die glänzend schwarzen, rothen, braunen, gefleckten, gesternten und gescheckten Prachtexemplare, welche unseren Malern als Modelle dienen. Hier, vielleicht im grünen Thal der Ramsau mag man leichthin Scenen beobachten, wie unser Künstler eine in Farbe gesetzt hat.

Eine Herde Jungvieh hat sich über die Grenze ihres Weidebezirks vorgewagt bis in die Nähe der Dorfkirche, wo die Straße durch ein Gatter gesperrt ist. Ein Hochzeitszug kommt daher, vorauf die lärmenden Musikanten. Man wird zugeben, daß dergleichen ungewohnte Erlebnisse mehr als hinreichend sind, einen unerfahrenen jungen Stier in Schrecken zu versetzen. Die Thiere stutzen — die Schwänze heben, die Nüstern öffnen sich, — zwei wenden sich zu eiliger Flucht; in blindem Schreck sucht ein anderer über einen Kameraden wegzustürzen, noch ein Augenblick, und die ganze Gesellschaft sprengt athemlos auseinander, bis sie von sicherer Ferne aus dem dahinwallenden Schrecknisse erstaunt nachsehen kann. Die erfahrene Gais wird die Flucht schwerlich mitmachen, noch viel weniger verständige Milchkühe, die seitab der Straße ruhig weiden. Die lassen sich krauen und streicheln und sind im belebten Thale der Ramsau den Menschen und sein Treiben gewohnt.

Schönere und malerischere Thiere als hier habe ich selten gesehen. Sie passen in die Farbenharmonie dieses herrlichen Thales, in dem das Wasser so glitzernd, Laub und Wiesen so saftiggrün, die Luft so goldig durchglänzt ist.

Hier habe ich oft im Grase gelegen unter dem Laubdach eines alten Ahorns und mich über die Pracht gefreut, die mich umgab. Da nähert sich das liebe Vieh langsam weidend, und wenn man das Ohr an die Erde legt, hört man das vielfache rupfende Geräusch, welches die Zunge der Kuh beim Abreißen der Gräser verursacht.

Es läßt sich viel und wenig dabei denken, aber vorzüglich träumen. Es fallen einem dabei allerlei Gedanken über das liebe Vieh ein, aber die Hauptsache bleibt das Träumen, und du darfst mich darum nicht schelten, denn, o schätzbarer Leser, der treffliche Dichter sagt:

„Still liegen und einsam sich sonnen
ist auch eine tapfere Kunst."

O. K.

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Als Meilleraye in das Artois fiel, kamen ihm die Einwohner entgegen und baten um Schutz. Meilleraye war Saint-Preuils Vorgesetzter, der alte Haß dictirte dem Gouverneur strenge Verhaltungsregeln und schränkte seine Gewalt ein, aber in Dourlens und der Umgegend gebot der Capitän-Gouverneur noch immer uneingeschränkt. Die Leute zitterten vor ihm, denn trotz seiner Macht wagte Meilleraye den Capitän nicht anzutasten, der inmitten seiner Soldaten wie ein Fels im Meere stand.

Zu den wirklich verübten Unbillen gesellte das Gerücht noch verschiedene andere, die nur flüsternd von Mund zu Munde als Klatschereien gingen. Man behauptete unter anderem, Saint-Preuil habe einen Mann in Dombes aufhängen lassen, um in den Besitz der schönen Frau zu gelangen. Allerdings war der Mann auf unerklärliche Weise verschwunden und auch die Frau hatte man nach ihrer Entführung nicht mehr gesehen.

„Die Frauen werden Sie vernichten," hatte einst Maria von Hautefort zu Saint-Preuil gesagt. — Diese Prophezeiung schien sich erfüllen zu wollen, denn die Feinde, die Brezés und Meillerayes, die einst im Ballspielsaale von ihm verhöhnt und besiegt wurden — sie hatten gerade diesen Menschenraub auf die Liste der Anklagen gesetzt, die gegen Saint-Preuil erhoben werden sollten. Nur seine soldatische Bedeutung schützte ihn.

Gleichwohl hatte der Gouverneur auch seine Freunde, Leute von verwegenem Muthe, wie ihr Führer. Unter diesen stand der Bruder Saint-Preuils obenan. Guillaume de Jussac d'Ambleville, Sieur de Saint-Preuil war ein im Dienste der Waffen vor der Zeit grau gewordener Mann. Obgleich er denselben harten, unbeugsamen Charakter wie Franz, sein Bruder, besaß, mißbilligte er doch die an die Zeiten der Raubritterschaft erinnernden Thaten desselben. Er warnte täglich den Gouverneur vor Gewaltakten, und das heiße

Blut Franzens, welches ihm die schlimmsten Streiche spielte, sobald er ein schönes Weib erblickte, schien dem Bruder die meisten Gefahren zu bringen. Guillaume beschloß, trotz der Einwendungen Franzens, in dessen Nähe zu bleiben. So ritten sie denn beide oft durch das flache Land und kehrten in den Herrensitzen ein: Franz als der Gefürchtete, Guillaume als sein mahnender Begleiter.

Schon seit längerer Zeit war es dem Bruder aufgefallen, daß der Gouverneur oft ganze Nächte, halbe Tage aus Dourlens sich entfernte. Ohne Zweifel hatte er wieder ein gefährliches Unternehmen, irgend eine gewaltthätige Handlung in Aussicht, wozu ihn die von Meilleraye ihm auferlegte Unthätigkeit trieb.

„Es ist bald der Tag da, an dem der König und der Cardinal hier eintreffen werden," begann Guillaume, als beide über das Heidekraut ritten, das sich zwischen den Hügeln von Dourlens hinzieht.

„Es heißt so," entgegnete Saint-Preuil. „Bis zur Ankunft des Königs soll mit dem Hauptsturm gezögert werden. Unterdessen haben unsere Geschütze dem alten Arras wacker zugesetzt."

„Du wirst doch den Herrn empfangen."

„Sicher; es ist meine Pflicht als Gouverneur von Dourlens."

„Weißt Du genau den Tag der Ankunft?"

„Noch nicht. Es kann die Botschaft jeden Augenblick kommen."

„Und dennoch warst Du schon zwei Tage lang von Dourlens entfernt? Niemand weiß, wohin Du gehst, wo Du zu finden bist?"

„Ich spähe in der Gegend umher — die Straßen müssen rein gehalten werden vom Feinde."

„Franz, Du lügst. Es ist unnöthig, die Feinde zu verscheuchen, denn ringsum lagern unsere Truppen. Du gehst anderen Dingen nach — hüte Dich! Deine Feinde sind Dir auf der Ferse — man erzählt gräuliche Dinge — zügle die wilde Gier, welche Dich ergreift, seitdem Du von Paris zurück bist — auch der Stärkste kann fallen."

„Ich falle nicht," lachte Saint-Preuil wild; „des Königs Gunst steht mir zur Seite, das fühlt sich deutlich heraus. Wußte er nicht, daß die Hautefort mich liebte? hat er deshalb auch nur den geringsten Zorn auf mich geworfen? unverändert stehe ich in seiner Gnade — ja, ich rühme mich dessen, daß ich noch nie so fest im Sattel war, als heute. Nach ein paar heulenden Frauen, die wir Cavaliere entführen, fragt niemand — der König am allerwenigsten. Ich kenne meine Feinde, die Meillerayes und ihre Sippschaft — glaub mir, wenn sie mich stürzen könnten — sie hätten es längst versucht. Seit jenem Tage im Ballspielsaale, wo ich dem Brezé den Ball ins herzogliche Maul schlug, sind sie alle wüthend. Ich habe die Brezés öffentlich verhöhnt, habe Desnoyers, den Gecken, bei den Weibern ausgestochen, mit einem Dutzend anderer die Degen gekreuzt, habe dem Cardinal ein Schnippchen geschlagen — und bin dessenungeachtet noch fest — hier auf dem ersten Posten. So lange man dem Soldaten nicht an seine Ehre kann, wird der Cavalier Saint-Preuil feststehen! Tragen wir nicht einen Eichstamm in unserem Wappen mit der Devise: Wer will ihn fällen?"

„Es gibt Aexte dafür und — der Cardinal ist ein Holzfäller."

„Ich habe den Rothen in der Tasche — glaub mir. Es gab eine Zeit, wo ich zuweilen an meinen Hals faßte — wo mein Kopf ebenso wackelig schien, als die Köpfe anderer Leute, wo ich jeden Tag erwartete, angegriffen zu werden — alle diese Gedanken sind verschwunden. Ein tapferer Mann ist heutzutage König in Frankreich — wenn er nur keck und ohne Scheu sein Schwert brauchen kann. Du fragst, weshalb ich seit einigen Tagen so oft von Dourlens wegblieb? — ein herrliches Abenteuer führt mich in die Nähe der Grenze dieser Provinz — ja, ein reizendes Mädchen hat wieder einmal mein Herz gefangen. Es lebe der König! es lebe die Liebe!"

„Die großen Familien werden gegen Dich zusammentreten — es wird ein Gericht ergehen."

„In diesem Falle nicht!" lachte Saint-Preuil. „Ich habe mich nun einmal von dem Adel abgewendet — ein schönes Landmädchen ist das Ziel meiner Bestrebungen. Schon drei Mal sprach ich ihr zu — die Kleine ist noch schüchtern, sie flüchtet vor mir — sie wird meinem Drängen nicht widerstehen. Gold, Silber, reiche Gewänder, die erste Stelle im Pallaste des Gouverneurs, alles ist ihr zu Diensten. Germain, mein Kammerdiener, übernimmt es, sie für mich zu gewinnen — geht es nicht mit Güte, so brauche ich Gewalt."

Guillaume hielt sein Roß an.

„Franz," rief er, „fast halte ich Dich für einen Tollen. Bedenke, was Du aussprichst. Gerade jetzt, wo der König jeden Augenblick eintreffen kann — jetzt denkst Du an ein Abenteuer, dessen Gelingen selbst Dir verderblich werden kann? Wird der König diese Gewaltthaten länger dulden?"

„Trotz allen," rief Saint-Preuil, „sage ich Dir, entführe ich die Kleine und stände sie zwischen dem Könige und dem Cardinal."

In diesem Augenblick erschien auf der Spitze eines Hügels die Gestalt eines Reiters. Er blickte scharf auf Saint-Preuil und dessen Begleiter und nachdem er sie erkannt hatte, gab er seinem Pferde die Sporen und befand sich bald bei dem Gouverneur.

„Ah — Herr von Cavois," sagte Saint-Preuil, „Ihre Ankunft bringt uns gewiß Außerordentliches."

„Es ist so, Herr Gouverneur," entgegnete der Reiter. „Ich bringe die Meldung, daß Seine Majestät mit dem Herrn Cardinal morgen um die zehnte Stunde des Vormittages in Dourlens eintreffen werden. Sie wollen hier verweilen, um dann bis Abbeville und selbst Arras vorzugehen; eine Depesche des Marschalls von Meilleraye stellt den baldigen Fall von Arras in Aussicht. Der König will dem Hauptsturme beiwohnen."

„Sie reiten bis Arras?" sagte Saint-Preuil.

„Ja wohl! ich melde den König an."

„Also reiten wir bis Dourlens zusammen. Der Marschall hat viel Glück in diesem Feldzuge. Er hat es möglich gemacht, die Hilfsarmee des Infanten vorgestern zurückzuschlagen — der Geschützdonner dröhnte den ganzen Tag. Ich war auf der Jagd."

„Auf der Jagd?" fragte Cavois verwundert. „Während eines so ernsten Kampfes waren Sie, der Gouverneur, auf der Jagd?"

„Gewiß. Herr von Meilleraye braucht meinen Arm nicht, und für die Feinde genügt mein Name. Wenn Sie mich in Dourlens glauben, wagen sie keinen Ueberfall!" sagte Saint-Preuil stolz.

Die drei Reiter näherten sich, ohne weiter zu sprechen, dem Thore von Dourlens. Hier fand ein Auflauf statt. Soldaten und Bürger drängten sich durcheinander. Ein Officier der Besatzung schien in heftigem Wortwechsel mit einem in braunes Tuch gekleideten Manne begriffen, der auf einem Pferde saß.

„Hollah — was gibt's dort? gebt Raum!" rief Saint-Preuil, gebieterisch mit der Hand winkend.

Die Menge wich scheu auseinander.

„Capitän," sagte der Officier, „es ist gut, daß Ihr gerade zur rechten Zeit kommt. Da ist ein Mann — dieser dort. Er nennt sich Doncourt und behauptet, von dem Staatssecretär Desnoyers abgeschickt zu sein. Er will sofort acht Scheffel Hafer, einige Centner Heu und zweihundert Brote ausgeliefert haben."

„Wozu? für wen?" fragte Saint-Preuil heftig.

„Dienst des Königs!" antwortete Doncourt, sein Schreiben zeigend. Saint-Preuil nahm den Geleits- und Beglaubigungsbrief.

„Wer sendet Euch? ah — ich sehe: Herr Desnoyers. Auch einer meiner Freunde — und Ihr wollt die Lieferung für den königlichen Hof haben?"

„Dies ist mein Wille. Der König und der Herr Cardinal liegen mit ihrem zahlreichen Hofstaate in Pecquigny. Die großen Massen von Lebensmitteln, Fourage und dergleichen sind ringsum aufgezehrt durch die Truppen. Es ist deshalb an die Herren Gouverneure gesendet worden, um von ihnen aus den Magazinen der Städte den nöthigen Bedarf für des Königs Hofstaat zu erhalten."

Saint-Preuil gab dem Reiter das Schreiben zurück.

„La Rozier," sagte er zu dem Officier, „Sie haben sehr recht gethan, diesem Menschen die Lieferung zu verweigern. In Kriegszeiten wird immer nur für die Soldaten aufgespeichert, und von den Vorräthen hier gebe ich nichts für den Hofstaat heraus."

Alle Anwesenden blieben starr und sprachlos bei diesem neuen Beweise des unbändigsten Trotzes.

„Herr Gouverneur," rief Doncourt, „ich mache Sie verantwortlich für alles, was geschieht. Sie haben wohl nicht gelesen — nicht gehört? es ist des Königs Wille — Befehl."

„Wo steht das? ich las nur einen Auftrag des Herrn Desnoyers, und dem leiste ich keine Folge."

„Herr Desnoyers ist Secretär, er ist bei dem Könige."

„Gilt mir gleich. Ich lasse nichts verabfolgen."

„Hüten Sie sich, Herr von Saint-Preuil!" warnte jetzt Cavois.

„Franz — Du spielst um Deinen Kopf!" raunte Guillaume.

„Ich gebe keinen Halm — kein Körnchen — wenn Herr Desnoyers es fordert," sagte Saint-Preuil.

„Nun denn," rief Doncourt, das Schreiben erhebend, „hier ist ein im Namen des Königs vollzogener Befehl — kraft desselben fordere ich die Soldaten und Bürger auf, sich nicht an den Ausspruch des Gouverneurs zu kehren, sondern mir sofort das Verlangte auszuliefern."

Saint-Preuils Gesicht verzog sich zu einem wilden Lachen, seine Lippen bebten.

„Wie!" brüllte er, „Du Schmierer, Du Actenwurm, dem die Lakaien des Cardinals einen Fußtritt geben — Du wagst es, meine Leute aufzuwiegeln? Hund — Du sollst sehen, wie ich Dich tractire und in Dir Deinen Herrn, den Gecken Desnoyers."

Und ehe noch Guillaume ihn abhalten konnte, sauste schon ein Hieb, mit der schweren Reitpeitsche geführt, auf den Rücken des unglücklichen Doncourt nieder, der von Schmerz und Entrüstung getrieben, einen gellenden Schrei ausstieß. Cavois und Guillaume wollten dem Wüthenden in die Arme fallen, aber Saint-Preuil ließ sich nicht halten. Unaufhörlich seine Peitsche schwingend, bearbeitete er Doncourt, so daß dieser endlich, um der Züchtigung zu entgehen, sein Pferd wendete und mit Flüchen das Weite suchte.

„Er kann Herrn Desnoyers benachrichtigen, wie ich seine Befehle respectire," sagte Saint-Preuil, die Peitsche an den Sattel knöpfend.

„Sie fehlten schwer, Herr von Saint-Preuil!" rief Cavois, der noch vor Abscheu über das so eben Geschehene zitterte. „Es war ein Befehl des Königs."

„Ich will ihn aus seinem Munde haben — ich verkehre nicht mit Lakaien."

„Dieser Trotz wird gebrochen werden eines Tages!" murmelte Cavois. „Aber es wird blutig dabei hergehen."

„Wenn Sie nach Arras kommen, Herr von Cavois," sagte Saint-Preuil, „melden Sie es Herrn von Meilleraye, wie ich mir die Zeit vertreibe und wie ich seine Verwandten behandle."

Er lenkte sein Pferd in das Stadtthor. Schweigend verlief sich die Menge, kein einziger hatte gewagt, einen Laut von sich zu geben. Schrecken fesselte ihre Zungen.

Zwei Unterredungen.

Am Tage nach diesem Ereignisse war die Stadt Dourlens in großer Bewegung. Auf der Landstraße nach Pecquigny hatten sich zu beiden Seiten des Weges die Reiter Saint-Preuils aufgestellt, die Thore waren mit Guirlanden geziert, die Fahnen weheten von den Thürmen, und die Bürgerschaft, der Maire, die Geistlichkeit — alle in ihren Amtsornaten und Festtagskleidern harrten der gemeldeten Ankunft des Monarchen. Auf dem kleinen Hügel, einige tausend Schritte vor dem Weichbilde der Stadt hielten Saint-Preuil und seine Officiere. Sie sollten die ersten sein, welche den König bewillkommneten. Eine große Staubwolke deutete aus der Ferne das Herannahen des Zuges an, in dieser Wolke blitzte es von Waffen, Helmen und Stickereien, dann entwanden sich aus ihr gleich Strömen die beiden Schwadronen der königlichen Musketiere, ihnen folgte langsam, von sechs weißen Pferden gezogen, die königliche Reisekutsche, in welcher Ludwig XIII mit Herrn von Grammont seinem Hofmarschall saß. Den Rücksitz nahm Saint-Hilaire, des Königs Secretär ein. Neben der Kutsche ritten Musketiere, unter ihnen Herr von Treville der Capitän. Ein lautes „Hurrah" erschallte. Der König winkte dankend. Im Schritt ritten Saint-Preuil und seine Officiere dem Wagen des Monarchen entgegen. Der Gouverneur lenkte sein Pferd an den Kutschenschlag und salutirte militärisch, indem er den Degen senkte. Dasselbe Manöver wiederholten seine Officiere. Saint-Preuil öffnete den Mund, um dem Könige eine Anrede zu halten, — aber er verstummte nach den ersten Worten, denn Ludwig machte eine zornige Bewegung, zeigte dem Gouverneur ein finstres Gesicht und rief:

„Schweigen Sie, mein Herr! Ich hätte lieber andere Leute vor mir gesehen als Sie."

Saint-Preuil neigte sich bis auf den Sattelknopf, dann wendete er sein Pferd herum und rief den Officieren zu: „In die Front, meine Herren!" worauf alle zurücktritten und sich bescheiden zwischen ihren Soldaten aufstellten. Die königlichen Wagen fuhren nach einander zwischen diesen Reihen hindurch in die Stadt unter dem Zurufe der Bevölkerung. Nun kam wieder eine Abtheilung Musketiere, hinter ihnen ein offener Wagen, in welchem der Cardinal mit Chavigny saß. Als Richelieu den Gouverneur erblickte, nahm sein Gesicht den Ausdruck eiserner Strenge an.

„Du wirst einer schlimmen Stunde entgegengehen!" flüsterte Guillaume seinem Bruder zu.

„Eure Feinde haben ihre Zeit genützt," sagte Pontis, einer der ersten Officiere zu Saint-Preuil.

„Ich erwarte sie," entgegnete der Gouverneur trotzig.

Sobald die Wagen vorüber waren, schlossen die Reiter sich dem Zuge an, der durch die Stadt zum Schlosse fuhr, woselbst der König ausstieg. Saint-Preuil mußte als der Erste in der Stadt die hohen Gäste bedienen. Weder der König noch der Cardinal wechselten mit ihm irgend ein Wort der Unterhaltung — nach der Tafel, die im oberen Saale servirt worden war, empfing der Monarch die Behörden — als Saint-Preuil kraft seines Amtes in den Empfangsaal treten wollte, verweigerten ihm die Musketiere den Eintritt.

„Es wird gegen mich gearbeitet!" sagte der Gouverneur zu Pontis.

Nicht lange nach dieser Aeußerung kamen die Bürger, die Schöffen aus dem Kabinet des Königs, sie schritten mit triumphirendem Lächeln an Saint-Preuil vorüber. Als einige Zeit vergangen war, erschien der Kammerherr Des Essarts und winkte dem Gouverneur einzutreten, Saint-Preuil stand vor dem Könige. Ludwig war immer verlegen, wenn er einem Manne von Bedeutung gegenüber treten mußte. So auch jetzt, wo Saint-Preuil vor ihn hintrat.

„Mein Herr," begann er; „Sie haben mir einen schönen Empfang bereitet. Ich komme mit den freudigsten Gefühlen, der Einladung meiner Generale folgend, die mich Theil nehmen lassen wollen an einem Ehrentage meiner Armee — ich war glücklich und heiter, aber Sie waren es, dessen ungezügeltes Wesen, dessen Tyrannei mir die angenehmen Stunden vergällte. Auf dem ganzen Wege bis hieher hörte ich überall Klagen, das eiserne Regiment betreffend, mit welchem Sie, mein Herr, in meinem Ihrer Aufsicht anvertrauten Lande schalten. Die Ueberschreitungen, welche Sie sich zu Schulden kommen lassen, gehen in das Ungeheuerliche und man glaubt sich in die Länder des Großsultans versetzt. He — was haben Sie darauf zu antworten? wie können Sie es entschuldigen, daß Sie Ihren Herrn zwingen, sein erstes Erscheinen in Dourlens mit einem Gerichtsacte beginnen zu müssen?"

„Sire," sagte Saint-Preuil, „ich habe darauf nur zu erwidern, daß wir im Kriege leben — diese Zeit ist nicht nach den Wünschen der Herren von der Robe und der Leute, die im Fette sitzen. Ich bedarf vieles für meine Armee."

„So? aber Sie sollten jede Unterdrückung, jedes Erpressen vermeiden — erhielten Sie nicht die Ordonnanz, welche ich auf Anrathen des Herrn Cardinals jedem Gouverneur ausfertigen ließ? gebietet Sie Ihnen nicht Schonung? wer erlaubte Ihnen, diese unerhörten Auflagen, Steuern und dergleichen auszuschreiben? die Bürger zur Schanzarbeit heranzuziehen? die Vorstädte abzubrennen?"

„Der Krieg ist mein Gebieter, Sire — ich wiederhole es noch einmal. Ich habe bereits aus Paris lobende Zustimmung Eurer Majestät über mein Verhalten empfangen."

„Wenn Sie vor dem Feinde stehen — ja, dann bin ich mit Ihnen zufrieden — aber als Gouverneur sind Sie schwer zu tadeln. Sie schonen nichts! — Wissen Sie, welche gräßlichen Dinge man von Ihnen berichtet? Sie sind ein Schrecken der Einwohner, weil Sie in Ihrer unbezähmbaren Lust die Heiligkeit des Familienlebens nicht schonen, man beschuldigt Sie des Menschenraubes, mein Herr."

Saint-Preuils Ruhe verließ ihn ein wenig, der König merkte es und ward deshalb kühner.

„Ja — das ist es und ich werde ein Gericht halten lassen — ich darf nicht zugeben, daß Ihre Tollkühnheiten — Ihre Vergehen mir, dem Könige auf die Rechnung gesetzt werden. Schon in Paris haben Sie vor Ihrem Abzuge die ganze Elite des Adels gegen sich aufgebracht. Nicht nur haben Sie im öffentlichen Saale des Ballspielhauses die edelsten Männer durch Ihren Hochmuth gekränkt und beleidigt — Sie haben auch," fuhr der König, die Augen niederschlagend fort, „Sie haben edle, hochgestellte Damen, welche der Königin nahe stehen, compromittirt, indem Sie leichtfertig, von einem scandalösen Verhältnisse zum andern eilend, Ihr gegebenes Wort brachen und dadurch ein tugendhaftes, edles Mädchen dem abscheulichsten Gerede Preis gaben."

Als Ludwig diese Worte sprach, blinzelte er verstohlen den

Gouverneur an — er schien auf diese Anklage gerade eine besondere Antwort zu erwarten. Saint-Preuil entging diese Bewegung nicht. Er erkannte deutlich, wie bitter der König sein ehemaliges Verhältniß zu Maria von Hautefort empfand. „Majestät sind bezüglich der letzten Anklage falsch berichtet," antwortete der Gouverneur, „nicht ich habe jenes Verhältniß gebrochen — Fräulein von Hautefort war es, welche dieses Band selbst und freiwillig löste — sie schien keine Neigung mehr für mich zu empfinden, wer mir dieselbe raubte — ich weiß es nicht."

„Sie selbst brach also das Verhältniß?" sagte der König weniger streng.

„Auf mein Wort, Sire."

„Aber später wechselten Sie doch Briefe mit ihr?"

„Niemals."

„Also — ein gewisses Schreiben — welches La Porte befördern sollte und welches — —" der König wurde sehr verlegen — „der Herr Cardinal aus Staatsrücksichten, weil er wichtige Aufschlüsse vermuthete, abnehmen lassen wollte — was Sie hinderten — jenes Schreiben war nicht an Sie gerichtet?"

„Auf mein Wort, nein, Sire."

„Der Cardinal hat mich also wieder belogen!" murmelte Ludwig. „Aber weshalb kamen Sie dem Boten so eifrig zu Hilfe, als die Officiere des Cardinals ihn anhielten? doch nur, um den Brief zu erhalten."

„Nein, Sire. Ich hatte keine Ahnung davon, daß dergleichen von La Porte befördert wurde. Ich kam zu Hilfe, weil ich es für meine Pflicht hielt, einem Manne beizuspringen, der das Zeichen eines königlichen Boten trug und den ich von Angreifern fast überwältigt sah."

Der König schwieg eine Zeit lang, dann fuhr er fort:

„Sie mögen sich in dieser einen Sache rechtfertigen können, aber sehen Sie hier" — er wies auf einen großen Haufen von Briefen, Papieren und Eingaben — „alles dieses sind Beschwerden gegen Sie, gegen Ihr Regiment in Dourlens und wenn ich nun auch eingedenk Ihrer Tapferkeit die Augen zudrücken, die Schäden vergüten wollte — Sie selbst machen es mir unmöglich — Sie, mein Herr, der Sie angesichts einer großen Menge die Abgesandten, welche für mich und meinen Hofstaat Lieferungen verlangen, mit Peitschenhieben schänden — wie durften Sie das wagen? das ist ein Schimpf, den Sie mir anthaten — wenn Sie gestern in Pecquigny gewesen wären, als Doncour mit den Spuren der Hiebe bedeckt zurückkehrte, wenn Sie die Erregung aller Officiere und Beamten meines Gefolges gesehen hätten, die ohne mein Quartier zu respectiren zu mir eilten, um für diesen Schimpf Genugthuung zu fordern — dann würden Sie gewiß eben so entscheiden, wie ich entscheide, indem ich Ihnen ankündige: Ich werde Sie, Herr von Saint-Preuil, vor ein Kriegsgericht stellen, und dieses Gericht soll stattfinden, wenn wir vor Arras angekommen sind, weil ich will, daß ein Edelmann und Soldat nur von Edelleuten und Soldaten gerichtet werde. Dort, wo die Brezés, die Meillerayes und Feuquieres, die besten Männer versammelt sind — dort, mein Herr, werde ich Gericht halten lassen über Sie, ich muß es und ich erwarte, daß Sie sich nicht einen Schritt von mir entfernen — sonst wenn ich dies fürchtete, müßte ich Sie verhaften lassen, das wäre eine Strafe, die ich dem tapferen Soldaten Saint-Preuil ersparen möchte."

Saint-Preuil war bleich und unruhig geworden. Es war nicht die Furcht vor der Strafe, welche ihn zittern machte, es war der Zorn darüber, daß er nunmehr in die Hände seiner schlimmsten Feinde gegeben ward, daß mit höhnischer Miene alle die ihm als Richter gegenübersitzen sollten, welche er einst mit niederschmetternder Verachtung, mit spöttischem Trotze behandelte. Da aber der König nie eine derartige Entscheidung zurücknahm, sah der Gouverneur, der ihn genau kannte, das Nutzlose jeder Bitte ein.

„Sire!" entgegnete er ruhig; „ich muß erwarten, was Eure Majestät und das Geschick über mich verhängen. Ich werde nicht einen Schritt von Ihnen, Sire, weichen — mein Wort darauf."

„Es ist gut!" sagte der König; „Sie sind entlassen — thun Sie jetzt, was Ihres Amtes ist. Mögen Sie gute Richter finden."

„Die wohlwollendsten habe ich nicht zu erwarten," sagte der Gouverneur sich tiefverneigend.

Saint-Preuil hatte kaum des Königs Zimmer verlassen, als er Herrn von Chavigny begegnete, der gleich auf ihn zutrat.

„Herr von Saint-Preuil," sagte der Secretär; „ich sollte Sie sofort nach Ihrer Entlassung aus der Audienz des Königs zu dem Herrn Cardinal bescheiden, der Sie dringend zu sprechen wünscht."

„Wieder ein Verhör?" brauste Saint-Preuil auf.

„Geben Sie ruhigeren Empfindungen Raum!" mahnte Chavigny, „Sie sind von allen Seiten her bedroht — suchen Sie Seine Eminenz für sich zu gewinnen — es wird wohlgethan sein."

„Er will etwas von mir," sagte Saint-Preuil zu sich selbst, „hören wir seine Vorschläge — vielleicht schlage ich noch ein Mal meinen Feinden ein Schnippchen."

Er eilte durch die von Bedienten, Pagen, Troßknechten und Gefolge aller Art wimmelnden Gänge und Höfe in den Theil des Schlosses, den der Cardinal zu seinem Reisequartier erwählt hatte. Als Richelieu den Namen des Gouverneurs hörte, verabschiedete er Bois-Robert, dem er die Stelle seines Secretärs bei dieser Reise verliehen hatte, damit er später Seine Eminenz in einer Broschüre verherrlichen konnte. Saint-Preuil trat ein. Der Cardinal hatte den Entschluß gefaßt, ohne weiteres dem Gouverneur, mit dem er viel abrechnen mußte, auf den Leib zu rücken.

„Herr von Saint-Preuil," sagte er daher, nahe zu dem Gouverneur tretend; „es ist einige Zeit her, daß wir uns nicht gesehen. Sie waren das letzte Mal mit mir im Palais Cardinal zusammen, wo ich Ihnen die Stelle eines Gouverneurs von Dourlens verlieh."

„So ist es, Eminenz."

„Sie haben diese Stellung arg gemißbraucht."

„So sagen meine Feinde."

„Wir alle, mein Herr — auch der König."

„Vielleicht sind auch Sie, Eminenz, mein Feind!"

„Wie? was soll das heißen?"

„Ich hatte das Unglück, einen Mann, der Ihnen verwandt ist, zu beleidigen."

„Brezé? ich habe Ihnen gezeigt, daß ich nicht deshalb zürnte. Ich gab Ihnen das Gouvernement von Dourlens trotz jenes Verfalles."

„Ich bin dessen eingedenk. Allein ich hatte später das Unglück, einen Boten aus den Händen zweier Männer zu befreien, die ich für Strolche hielt. Dieser Bote führte Briefe bei sich, deren Besitz Euer Eminenz sehnlichst wünschten."

„Ei, mein Herr — woher wissen Sie das? es handelte sich um einen Liebesbrief an Sie, den Fräulein von Hautefort dem Boten mitgab, und den Sie nicht in fremde Hände fallen lassen wollten."

„Nein, Eminenz! Es handelte sich um einen Brief, den die Königin heimlich absendete," sagte Saint-Preuil ruhig.

„Wer sagte das? wie kommen Sie zu dieser Kunde?"

„Mein Geheimniß, Eminenz. Ich habe schon Seine Majestät von dem wahren Sachverhalte unterrichtet."

„Das thaten Sie?" rief der Cardinal zornig; „Sie sind also unter meinen Feinden."

„Durchaus nicht. Aber ich stehe für meine Freunde."

„So —? nun denn, mein Herr, ist Fräulein von Hautefort noch Ihre Freundin?"

„Wir sind uns fremd geworden."

„Ich weiß es — seit der Nacht des sechsten Mai, wo Sie" — der Cardinal richtete einen wüthenden Blick auf Saint-Preuil — „wo Sie, hinter den Vorhängen des Schlafzimmers verborgen, meine Unterredung mit Fräulein von Hautefort belauschten."

Saint-Preuil erbebte trotz seiner Festigkeit. Es war das Gefühl einer herannahenden Katastrophe, welches ihn durchzuckte, aber sein unbeugsamer Stolz und sein fester Muth verließen ihn nicht; seinen Degen fassend, sagte er ruhig:

„Sie haben richtig geschlossen, gnädigster Herr, ich war in jener Nacht hinter den Vorhängen des Schlafzimmers verborgen; als Sie in dasselbe mit Licht und Degen traten, stand ich nur einen Schritt verborgen von Ihnen hinter der Bettgardine."

Den Cardinal befiel ein Frösteln, er griff mit seinen Händen in die Luft, als wollte er irgend einen Gegenstand fassen, an welchem er seinen Zorn auslassen könnte.

„Also doch!" schrie er; „Sie waren dort? das verrätherische Weib hatte Sie Zeuge sein lassen? Sie haben mich belauscht — das ist Ihr Verderben, mein Herr von Saint-Preuil."

„Es war ein Zufall, der mich Zeuge jener Unterredung sein ließ."

Er schilderte nun in kurzen Worten den Hergang und weshalb er wider Willen die Unterhaltung belauschte. Der Cardinal hörte ihn ruhig an, dann sagte er:

„Ich will Ihnen glauben. Aber Sie begreifen, daß ein Mensch, der nicht zu den innigsten Vertrauten eines Machthabers, wie ich es bin, gehört und dennoch im Besitze eines so wichtigen, unter Umständen für mich verderblichen Geheimnisses ist — für meine Person, mein Ansehen und Gewicht eine ewige schreckliche Mahnung, ein wandelndes Schwert sein muß, welches jeden Augenblick auf mich gezückt werden kann.“

„Ich begreife es, Eminenz,“ sagte Saint-Preuil mit fester Stimme.

„Sie haben aus dem Munde des Königs gehört,“ fuhr der Cardinal fort, „welch eine Flut von Beschuldigungen gegen Sie, mein Herr, ausströmt. Sie wissen, daß die Brezés, die Meillerayes und der von Ihnen schwer beleidigte Desnoyers, so wie eine große Zahl anderer Ihrer Gegner im Kriegsrathe wider Sie versammelt sein werden. Eine Verurtheilung Ihrer Person ist gewiß — der König kann Sie nicht schützen, ohne dem Gesetze Hohn zu sprechen, aber wenn ich die Beisitzer des Gerichts kommen lasse, wenn ich den Wunsch ausspreche, Sie frei zu sehen, dann, mein Herr, wird Ihr Schicksal eine günstige Wendung nehmen.“

Saint-Preuil machte eine Geberde der Verwunderung.

„Um einen für uns gefährlichen Mann unschädlich zu machen, gibt es ein sicheres Mittel: wir verflechten ihn mit in unser Interesse. Dies will ich bei Ihnen versuchen. Sie werden dann für mich nicht mehr gefährlich sein, Sie werden sich aber zugleich den größten Dienst erweisen, indem ich, wenn Sie meine Vorschläge annehmen, einen günstigen Spruch für Sie herbeiführe.“

„Und diese Vorschläge sind, Eminenz?“

„Der König hat mich eine Niederlage erleiden lassen, weil ich nicht im Stande war, den Beweis einer staatsgefährlichen Correspondenz der Königin zu führen. Niemand von der Umgebung der Königin wird ein Zeugniß für die Richtigkeit meiner Anklage ablegen, ich stehe allein. Sie wissen, was das Schreiben enthielt, welche schwere Ahndung die dabei Betheiligten treffen kann, Sie wissen, daß La Porte den Brief aus der Hand der Königin empfing — treten Sie als Ankläger auf gegen die Königin und ihre Umgebung — ich will Christine von Savoyen einige Zusagen machen, wenn sie das Schreiben ausliefert, dann habe ich einen Sieg errungen, und meine Feinde liegen geknebelt, vernichtet zu meinen Füßen. Sie haben dem Könige schon gesagt, daß der Brief nicht an Sie gerichtet war, gehen Sie einige Schritte weiter. Die Hautefort hat ohnedies geplaudert.“

„Nein, Eminenz!“ sagte Saint-Preuil, fast tonlos. „Auch diese Indiscretionen kamen von mir.“

Richelieus Augen nahmen eine fast grünliche Färbung, gleich der seines Katers Sarroque an.

„Aha — dann haben Sie doppelt Ursache, mich zu fürchten und mein Verbündeter zu werden.“

„Ich fürchte nichts, Eminenz.“

„Sie wollen also mein Erbieten ablehnen?“

„Ja!“ rief Saint-Preuil, mit fester, erhobener Stimme. „Ja, ich lerne jetzt, in diesem Augenblicke, einsehen, wie viel Erbärmliche, Nichtswürdige vor Euer Eminenz herumkriechen müssen, daß Sie von den Menschen so niedrige Begriffe gewannen. Wie? einen Soldaten könnte der Tod schrecken? Sie wollten einen Mann, der zwanzig Mal am Rande des Grabes stand, dadurch seinem Ende durch die Kugel entziehen, daß Sie ihm eine empörende Zumuthung, daß Sie ihm die Befreiung durch Begehung einer Schändlichkeit in Aussicht stellen? Nein, Herr Cardinal: Sie können mich alle verdammen wegen meines Trotzes, alle jene Bursche in seidenen Kleidern können den Stab über mich brechen — meine Thaten können gerichtet werden — aber niemand soll sagen: der böse Gouverneur von Dourlens hat sich durch eine feige Anklage bedrohter Menschen losgekauft. Ich verspreche Ihnen Schweigen über die Vorfälle jener Nacht, mehr bewillige ich Ihnen nicht.“

Richelieu schnalzte mit der Zunge.

„Also gratulire ich zu dem Richterspruche!“ sagte er. „Wenn der König befiehlt, tritt das Gericht zusammen — und er wird befehlen. Sie haben sich schwer vergangen, haben gegen des Königs Befehl gehandelt. Sie werden stürzen. Sie hoffen auf die Kugel? ich sehe das Schwert des Henkers blitzen.“

„Für mich — den Edelmann?“

„Montmorenci und Chalais sind auch so gerichtet — sie waren Verschwörer — das sind Sie auch. Ja, mein Herr — zucken Sie nicht. Der Geliebte Marias von Hautefort weiß sicher, daß der Bruder seiner Angebeteten in das Complott des Herzogs von Vendôme gegen mich verwickelt ist.“

Saint-Preuil umkrallte den Griff seines Degens.

„Ich weiß nichts davon — ich sah Herrn von Hautefort nicht wieder,“ sagte er langsam.

„Sie lügen, mein Herr. Sie warnten ihn noch nach der Nacht des sechsten Mai. Denken Sie an Marion de Lorme.“

Saint-Preuil fuhr mit seiner Hand an die Brust.

„Maria — Du hattest recht,“ murmelte er. Jenes Mädchen ist ein böser Dämon. Sie wird uns alle verderben.“

Der Cardinal warf einige Papiere durcheinander, dann sagte er: „Wenn Sie mir weiter nichts zu sagen haben, Herr von Saint-Preuil, dann dürfte dies wohl die letzte Unterredung gewesen sein, welche wir mit einander hatten — Addio!“

Saint-Preuil verneigte sich stumm und verließ das Zimmer.

„Unerträglicher Trotz — maßloser Hochmuth — ich will ihn knicken. Ein Glück, daß er sich beim Könige unmöglich machte, sonst müßte ich diesen Menschen ewig fürchten — seine Feinde werden ihn verdammen.“

Chavignys Eintritt unterbrach diesen Monolog.

„Eminenz,“ sagte er, „wir werden auf diesem Zuge über alle Feinde triumphiren — hier lesen Sie.“

Er reichte dem Cardinal ein Schreiben.

„Ein Bericht Vitrys und Cahusacs,“ rief der Cardinal, eifrig lesend, „ha — siehst Du? sie liegen auf der Lauer — in Chateau d'Anet ist der Mittelpunkt der Verschwörung, ich dachte es; hei! die Köpfe sollen springen, und dieser Hautefort ist auch dabei. Ich habe sechstausend Livres ausgegeben — aber der Werth dieser Entdeckung ist nicht zu theuer damit bezahlt — einige räthselhafte Leute sind auch dabei — hm — man wird sie kennen lernen. Ich möchte vor allen Dingen mit Biscarat, meinem Musketiercapitän, sprechen — er soll sich bereit halten. Wie und wo der Schlag geführt werden soll, weiß Vitry noch nicht — sein Spion sucht es zu erfahren.“

„Wäre es nicht besser, Eminenz ließen sich stets bewachen?“ sagte Chavigny.

„Ich werde bewacht — ich will kein Aufsehen erwecken.“

„Bei der Rückreise könnten Eminenz einen anderen Weg einschlagen — der Sicherheit wegen.“

„Das läßt sich hören. Wir werden noch darüber sprechen — vielleicht ist aber bis dahin schon alles vorüber. Ich erhalte genaue Anzeige, wenn der günstigste Moment gekommen ist — sie sämmtlich zu fangen. Sieh — sieh — der alte Vendôme!“

Er summte vergnügt ein spanisches Liedchen.

Als Saint-Preuil über den Hof des Schlosses in seine Zimmer schritt, war er nachdenklicher als sonst.

„Es scheint, Sie wollen mir ernsthaft an Kopf und Kragen,“ sagte er, „sie sollen sehen, daß ich mich nicht fürchte. Ich will diesen hochmüthigen Burschen gegenüber noch hochmüthiger sein, als sonst, und wenn sie mich auf den Scheiterhaufen bringen, sie werden mich nicht gebeugt sehen. Maria,“ rief er laut, „Du hättest mich nicht täuschen sollen — alles stünde anders — so aber —“

Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht, als wollte er Gedanken verscheuchen.

„Pah!“ — lachte er wild und bitter. „Keinen Schritt rückwärts, es lebe das tolle Treiben! Ich bin noch nicht droben auf dem Hochgericht, und wenn mich der Cardinal zum Schurken machen wollte, so soll er sehen: daß der Wüstling Saint-Preuil mindestens als ehrlicher Kerl sterben kann. Henri von Hautefort, ich muß Dich retten.“

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Abendläuten auf dem Kirchhof. Originalzeichnung von K. Raupp.

Auf dem Kirchhof.

Das Vespergeläut ist verklungen,
Die Lüfte durchzittert's noch leis;
Da steht der das Glöckchen geschwungen,
Der Meßner, der freundliche Greis,
Er lehnt an der alten Kapelle,
Blickt sinnend, die Schlüssel zur Hand,
In des Abends goldene Helle,
Ins rosig verdämmernde Land.

Im Gras zu den Füßen des Alten,
Da blühen die Blumen so dicht,
Drin seh ich sein Enkelein walten
Ein herziges Kindergesicht,
Es wählt von den Hügeln der Todten
Die buntesten Blumen sich aus,
Und sammelt die gelben und rothen
Zum farbigen, lustigen Strauß.

Digitized by Google

O Friedhof, Stätte der Trauer,
Wo Weinende kommen und gehn,
Den Mann durchfröstelt dein Schauer,
Wem blühest du freundlich und schön?

Dem Kinde, das froher Geberde
Von Gräbern noch Blumen sich pflückt,
Dem Greise, der müd von der Erde
Nach himmlischen Wohnungen blickt!

Karl Gerok.

Aus General Grants Leben.

Nach Familienmittheilungen erzählt von **Robert Koenig.**

Am dritten November ist der Hauptakt der großen Präsidentenwahl in Amerika zum Abschluß gekommen: General Ulysses Grant ist der Erwählte. Nach zwei weiteren formellen Akten, deren erster am 4. December stattgefunden und deren zweiter — die Proclamirung des künftigen Präsidenten — am 10. Februar 1869 bevorsteht, wird er am 4. März k. J. feierlich auf dem Capitol von Washington in sein Amt eingeführt werden.

Die stürmischen Wogen der über ein Jahr lang dauernden Wahlbewegung, welche vorhergegangen, sind dieses Mal ganz besonders gewaltig gewesen. Wie bei dem Derbytage in England auf die wettrennenden Pferde, so finden bei der Versammlung der „national conventions“ und am Tage der Präsidentenwahl selbst Wetten auf die Namen der streitigen Candidaten statt, und kaum je waren dieselben so hoch gegangen und so leidenschaftlich unternommen worden, als da es galt: Grant oder Seymour?

Wunderbar ist es, wie die öffentliche Stimmung unmittelbar nach der Wahl sich beruhigt. Während der vierzehn ihr vorhergehenden Tage könnte man fast glauben, eine Revolution sei überall ausgebrochen, so aufgeregt und wild tobt es durch das ganze Land. Eine Woche nachher ist alles wieder in die gewöhnliche Ordnung zurückgekehrt. Nur in den Zeitungen geht der Kampf noch fort, obgleich auch da mancher merkwürdige Umschwung zum Frieden sich darbietet, wie denn jetzt der „Enquirer,“ ein Hauptorgan der geschlagenen Partei — und mit ihm mehrere andere — ausfindig gemacht hat, der Grant sei doch kein so Erzradikaler und im Grunde ein Demokrat (Conservativer), der alles so machen werde, wie man's wünsche.

Uns liegt es nicht ob, über die politische Tragweite der geschehenen Wahl zu sprechen — aber wohl möchten wir die eingetretene Ruhezeit benutzen, um den Mann, auf den sie getroffen, etwas ins Auge zu fassen. Wer ist dieser seltsame Mensch, der in den ganzen hin- und herwogenden Redestrom der Wahlagitationen sich nie mit einem Worte mischte? der in der Nacht des 3. November, als der Telegraph ihm seine Wahl verkündete, dieselbe so kaltblütig — ohne die Cigarre auch nur einen Augenblick aus dem Munde zu legen — aufnahm, als ginge sie ihn gar nichts an, und dessen Name noch vor wenigen Jahren der Welt ganz unbekannt war?

In einem winzigen einstöckigen Häuschen zu Point-Pleasant in Clermont County, das noch heute zu sehen, am Ufer des Ohio und gegenüber dem Staat Kentucky, wurde am 27. April 1822 Ulysses Simpson Grant geboren. Sein Vater — aus einer schottischen Familie stammend — war ein unbemittelter, aber unermüdlich thätiger, energischer Mann, der als Knabe das Gerberhandwerk gelernt hatte, später aber Ackerbauer geworden war. Seiner Großmutter mütterlicherseits, einer Liebhaberin des klassischen Alterthums, verdankte der Knabe den Namen des homerischen Helden, dessen Sprache ihm indes fremd blieb, da er nur in den Wintermonaten die Schule seines Dorfes besuchen konnte. Im Sommer mußte er seinem Vater in der Feldarbeit helfen.

Schon als ganz kleiner Junge zeigte Ulysses eine Vorliebe für Schießwaffen und Pferde. Als er vier Jahre alt war, nahm ihn sein Vater eines Tages mit auf einen Besuch zu einem Nachbar. Dieser lud im Garten eine Pistole und zeigte dem Kinde, wie man sie losschieße. Das machte ihm solchen Spaß, daß er ausrief: „O laß mich schießen! Ich will auch einmal schießen!“ Auch auf den Pferden tummelte er sich gerne und besuchte alle in die Nachbarschaft kommende Circusse. In seinem achten Jahre schickte ihn sein Vater mit einem Pferde zu einem Bauer, dem er dasselbe verkaufen wollte. Als dieser nach dem Preise fragte, antwortete der kleine Bursche:

„Mein Vater hat mir gesagt, ich solle 60 Dollars dafür fordern; wenn Sie das aber nicht geben wollten, möchte ich es Ihnen für 55 lassen!“

„Nun so will ich Dir 55 geben!“ erwiderte der Bauer.

„Nein,“ sagte der Knabe, „das geht nicht. Denn ich verkaufe es nicht unter 60 Dollars. Ein so kerngesundes, starkes Pferd! lieber nehme ich's wieder mit zurück.“

Und wirklich setzte er sein Stück durch und brachte seinem Vater sechzig Dollars.

Sehr früh auch zeigte sich eine seltene Pflichttreue und Energie in dem Charakter des Knaben. In seinem zwölften Jahre schickte ihn sein Vater mit einem zweispännigen Wagen in den Wald, um mit Hilfe zweier Tagelöhner, die er daselbst finden sollte, zwei schwere Holzklötze aufzuladen und heimzufahren. Aber als er an die bezeichnete Stelle des Waldes kam, waren keine Arbeiter zu sehen. Was nun thun? Unverrichteter Sache umkehren wollte er nicht, so suchte er sich selbst zu helfen. Er fährt den Wagen bis in die Nähe der Klötze, sucht sich mehrere lange Baumstämme, die umherliegen, aus, baut aus ihnen eine Art Brücke zwischen dem hinteren Theil des Wagens und dem Boden, indem er sie mit Seilen fest an den Wagen bindet, dann nimmt er die mitgebrachten Ketten heraus, legt sie auf die Erde, wälzt mit einer Stange den ersten Klotz darauf und windet sie um denselben; darauf spannt er eines der Pferde vor den Klotz und läßt es ihn schräg über die Brücke auf den Wagen ziehen. Nachdem beide Klötze solcher Art ziemlich mühsam aufgeladen sind, befestigt er sie mit den Ketten und fährt ganz stolz nach Hause.

Sonst zeigte Grant als Knabe keine hervorstechenden Talente und eben so wenig Ehrgeiz, als in seiner ganzen weiteren Laufbahn; doch benützte er aufs gewissenhafteste die ihm dargebotenen kargen Bildungsmittel. Stets lernte er gründlich, was er lernte, und gewöhnte sich an ein stetiges Arbeiten, das den Wunsch nach Weiterbildung immer rege erhielt.

Am 1. Juli 1839 — in seinem siebzehnten Lebensjahre — trat Grant als Cadett in die Militärschule zu West Point im Staate New-York ein, die ihm nicht nur eine völlig kostenfreie Erziehung, sondern auch alles übrige, Kost, Kleidung u. s. w. umsonst gewährte. Durch seinen Fleiß holte er nach, was ihm an Vorkenntnissen fehlte, sonst gehörte er auch hier nicht zu den hervorragenden Schülern, aber war bei Lehrern und Kameraden geachtet und beliebt. „Uncle Sam“ wurde er — wegen seines soliden Wesens — sehr passend von letzteren genannt. Nur als Reiter zeichnete er sich aus; in der Mathematik und ihrer Anwendung auf Taktik und Geniewesen leistete er Tüchtiges, aber selbst seine intimsten Freunde ahnten nichts von seiner großen Zukunft.

Nach vierjährigem Studium bestand er — im Juli 1843 — sein Officiersexamen und trat als Secondelieutenant in die Armee. Als solcher machte er den Krieg gegen Mexiko (1846 – 1848) mit, zeichnete sich in mehreren Gefechten aus und avancirte rasch zum Premierlieutenant und zum Capitän. Nach dem Schlusse des Krieges ging er nach New-York, vermählte sich mit Miß Dent, blieb aber noch in der Armee, in der er 1851 gegen die Indianer Oregons kämpfte. Erst 1854 legte er seine Stelle nieder, da es ihm ganz an Aussicht zum Avancement fehlte, und in den nächsten Jahren, bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges, versuchte er sich in verschiedenen bürgerlichen Geschäften, aber ohne in irgend einem Erfolg zu haben. Eine Zeit lang betrieb er die Landwirthschaft auf der Farm seines Schwiegervaters, in der Nähe von St. Louis. Da konnte man ihn oft sehen, wie er das selbstgefällte Holz auf einem mit Mauleseln bespannten Wagen in die Stadt führte und es auf dem Markte feilbot. In einem groben Kittel, einen schäbigen, beulenreichen Filzhut auf dem Kopfe, die Beinkleider in die Stiefel gesteckt, stand er neben seinem Gefährt. Aber bald ward ihm diese Thätigkeit, die ihn auch nur knapp ernährte, leid — er wurde Wollhändler, dann eröffnete er ein Collections- und Auctionslocal, arbeitete als Häuseragent, aber alles wollte ihm nicht glücken. Die Stadtingenieurstelle, um die er sich sodann bewarb, wurde ihm nicht zu

Theil. Endlich gab ihm sein Vater eine Anstellung als Procurist in seinem Leder- und Sattlergeschäfte in Galena (Illinois). Dieser Stellung hat er es wohl zu danken, daß ihm die Gerber noch ganz besonders zugethan sind, deren einer — ein deutsches Reimgenie — noch kürzlich zu dem Wahlkampfe also aufgefordert hat:

Kommt her, ihr Gerber alle,
Stellt eure ganze Macht!
Es gilt ein kühnes Wagniß,
Es gilt die Gerberschlacht.

Der Grant sei uns'er Meister
Und Colfax unser Rath;
Hurrah! da kann man gerben,
Durchgerben Staat für Staat! rc.

Aber er konnte mit seinem Gehalt nicht auskommen. Seine alte Leidenschaft — die Pferde — kostete ihm so viel, daß häufig, wenn sein Vater ihn aussendete, um Schulden einzutreiben, seine Ausgaben bei weitem das einkassirte Geld überstiegen. Seitdem hat er freilich besser Oekonomie gelernt, das hat er im Felde und namentlich in seiner Verwaltung des Kriegsdepartements bewiesen, wo er sehr bedeutende Ersparnisse eingeführt hat.

Da brach der Bürgerkrieg aus. Präsident Lincoln verlangt 75,000 Mann. Grant bietet seine Dienste an — sie werden angenommen — von allen Seiten strömen ihm kriegstüchtige Leute zu — er wird Oberst eines Regimentes Freiwilliger und bald danach Brigadier-General. Als solcher hatte er sogleich Gelegenheit, einen Zug seines Charakters zu zeigen, der ihn besonders ehrt, wir meinen: seine Duldsamkeit gegen Andersdenkende und seinen Edelmuth gegen den Feind. Von dem Augenblick, wo er in Paducah 1861 einzog und eine Proclamation an die Bewohner derselben erließ, in der er sagte: „Mit Meinungen habe ich nichts zu thun und nur mit der bewaffneten Rebellion und ihren Helfershelfern werde ich mich einlassen," bis zu seiner großherzigen Behandlung Lees und der Armee der Conföderirten lassen sich diese beiden Züge überall verfolgen. Wie er auf das unbefangenste und unparteiischste stets die Tapferkeit seiner Gegner anerkannte, erließ er denselben bekanntlich nach der Uebergabe sogar die Ceremonie der Waffenstreckung; „denn," sagte er zu seinem murrenden Heer, das sich seinen schwererrungenen Triumph nicht gern entreißen lassen wollte, „wir dürfen nicht vergessen, daß sie Amerikaner sind, und Amerikaner dürfen nicht gedemüthigt werden."

Wir können hier nicht die ganze militärische Laufbahn Grants verfolgen; nur kurz andeuten wollen wir, was ihm sein Vaterland zu verdanken hat.

Es ist bekannt, welche Reihe von Niederlagen die Nordarmee im Anfange des Krieges erlitten, wie der 70jährige General Scott sich unfähig erwiesen zur Leitung des Heeres, wie bitter man sich in Mac Clellan getäuscht, wie dann Burnside auf den Höhen von Fredericksburg tausende vergeblich hingeopfert und wie selbst Meade trotz seines glorreichen Sieges bei Gettysburg nichts erreichte, weil er es nicht verstand, denselben auszunützen und Lee mit seiner Armee zu vernichten.

Da hörte man mehr und mehr von einem Soldaten, der seinen Namen auf die blutigsten Schlachtfelder schrieb. Längs des Mississippistromes konnten seine Siege verfolgt werden: ein Fort nach dem andern am Tennessee und Cumberland mußten sich ihm ergeben und seine berühmte Antwort auf Waffenstillstandsverschläge: „No terms other than an unconditional and immediate surrender can be accepted" (keine anderen Bedingungen, als eine unbedingte und sofortige Uebergabe können angenommen werden), hatten ihm den seinen Initialen (U. S. G.) entsprechenden Beinamen: „Unconditional Surrender Grant" erworben.

Auf ihn lenkten sich nun aller Blicke. Er war der Mann, den Krieg zu Ende zu führen, die Empörung niederzustrecken und die Union wiederherzustellen. Bald wurde er zum Major-General, später zum Lieutenant-General ernannt;*) er führte das Heer von Sieg zu Sieg. Vicksburg und Port Hudson fielen — von den Folgen eines Unfalles in New-Orleans gelähmt und noch ganz matt erfocht er den großartigen Sieg von Chattanooga und gewann immer mehr die Liebe und das Vertrauen des Volkes, obgleich er um dessen Gunst niemals buhlte. Und weiter führte er sein Heer südwärts und drang mit ihm in die Tiefen der „Wilderness" — da schien es manchem zaghaften Herzen, als ob auch er nicht den auf ihn gesetzten Hoffnungen entsprechen würde. Aber Grant geht unbeirrt weiter — allen bangen Fragen setzt er das Heldenwort entgegen: „Ich werde es auf dieser Linie ausfechten und wenn es den ganzen Sommer dauert!" Und vorwärts rückt er auf Petersburg los — er achtet nicht der Minen unter seinen Füßen, nicht der Hinterhalte zu beiden Seiten — Petersburg fällt, Richmond wird genommen, und in wenigen Tagen übergibt General Lee unter den Bäumen von Appomattox seine Armee in die Hände des Siegers.

Aehnlich dem General Moltke ist Grant bekanntlich ein gewaltiger Schweiger. Wir stehen nicht an, darin zum großen Theil das Geheimniß seiner Kraft zu erblicken. In einem Lande, wie Amerika, wo in Folge der höchsten Entwickelung des öffentlichen Lebens so außerordentlich viel gesprochen wird, ist Schweigen schon an sich eine hohe Tugend. In einem Kriege aber, wie dem von ihm glücklich beendeten, hing vielleicht alles davon ab, auch den Vertrautesten keinen Schritt und keinen Plan eher zu offenbaren, als bis derselbe zur Ausführung ganz reif war. Auch hätte es seine Mission nur beeinträchtigen können, wenn er — wie viele seiner Kameraden — sich in politische Umtriebe eingelassen hätte. Deshalb scheiterten alle Versuche verschiedener Politiker, ihn zur Erklärung seiner politischen Ansichten zu bringen, vollständig, indem er die Unterhaltung stets rasch auf einen anderen Gegenstand, gewöhnlich auf seine Pferde lenkte, so daß viele weise Leute in die Welt hinausposaunten, Grant wisse überhaupt von nichts, als von seinen Pferden zu reden.

Auch seine Schweigsamkeit gegenüber dem Volke ist eine große Eigenschaft. Er ist ein Mann, an den die ordinäre Schmeichelei und der Beifall des großen Haufens gänzlich verschwendet ist. Er ist ein aufrichtig bescheidener, anspruchsloser Mann, der durchaus allen geräuschvollen Volkshuldigungen, Festreden rc. abhold ist. Er treibt das vielleicht zu weit. Bald nach dem Siege von Chattanooga erhielt er einen kurzen Urlaub, um seinen in St. Louis krankliegenden Sohn zu besuchen. Kaum war seine Anwesenheit bekannt, so wurde ihm zu Ehren ein großes Banquet veranstaltet. Er nahm die Einladung dazu an. Im Verlaufe desselben wurde in feurigen Worten ein Toast auf ihn ausgebracht und von dem stürmischsten Beifall begleitet. Seine Antwort lautete: „Meine Herren, zur Erwiderung ist es mir unmöglich, mehr zu thun, als Ihnen zu danken." Ebenso war er nicht zu bewegen, auf das ungestüme Verlangen des ihm eine Serenade bringenden Volkes nach einem speech etwas anderes zu erwidern, als:

„Meine Herren, ich danke Ihnen für diese Ehre. Ich kann keine Rede halten. Es ist etwas, das ich niemals gethan habe, und ich beabsichtige es nie zu thun. Ich bitte Sie, mich zu entschuldigen."

Lauter Jubel folgte dieser kurzen Ansprache, nach deren Beendigung der General seinen Hut wieder aufsetzte, eine Cigarre herausnahm, sie anzündete und auf dem Balcon stehen blieb, seine Havanna rauchend und die aufsteigenden Raketen beobachtend. Nichts vermochte ihn, mehr zu sagen.

Ebenso sagte er 1866 bei einem Mahle, das ihm die Lederhändler von New-York gaben:

„Meine Herren, Sie wissen, ich halte niemals Reden. Ich freue mich aber sehr, meine alten Freunde of the leather trade hier zu treffen."

Bei den zahllosen Ovationen, die ihm gebracht, hat er sich stets in derselben fast theilnahmlosen Weise benommen. Alle Ehrenbezeigungen und Geschenke nimmt er ebenso entgegen, wie seine Beförderungen zu höheren Posten — beide sucht er niemals; niemals agitirt er für sich, sondern er thut einfach seine Pflicht, und wenn sie an ihn kommen, nimmt er sie ruhig an ohne fingirte Bescheidenheit und ohne heuchlerische Selbsterniedrigung. Ein Politiker, der ihn vor der Präsidentenwahl eine Stunde lang umsonst von allen Seiten bestürmt hatte, rief zuletzt ärgerlich aus: „Aber General, was soll ich denn dem Volke über Sie sagen?" — „Gar nichts!" antwortete Grant ruhig, ohne nur eine Miene zu verziehen.

Daß Grant übrigens des Wortes hinreichend mächtig, daß er ein wohlunterrichteter Mann ist, daß er sehr entschiedene Ansichten hat und auch in der Politik durchaus weiß, was er will, wird niemand leugnen, der seine „Orders" oder seine Schlachtberichte gelesen hat. In letzteren ist er übrigens auch so bescheiden, hebt so sehr die Verdienste der anderen Generäle hervor und macht so wenig Wesen von sich selbst, daß oft — wie bei der Einnahme von Vicksburg — sich erst durch die Erklärungen seiner Officiere, wie namentlich Shermans der volle Umfang seines Verdienstes herausgestellt hat.

*) Erst im Juli 1866 wurde der Grad eines Generals in der Armee geschaffen und Grant damit bekleidet.

Und doch war er die Seele der Armee — von einer unermüdlichen Thätigkeit und von einer Achtsamkeit auf die geringsten Details, daß er fast überall zugleich zu sein schien. Dazu kam seine an Bedürfnißlosigkeit grenzende Einfachheit; scherzhaft hieß es, daß sein ganzes persönliches Gepäck aus einer Zahnbürste bestanden habe. Darin wollte er aber den Soldaten, denen die größte Beschränkung geboten war, mit gutem Beispiel vorangehen.

Gegen alle Sittenlosigkeit der Soldaten kämpfte er mit äußerster Strenge, das Plündern derselben beseitigte er dadurch, daß er sie mit ihrem Solde dafür haften ließ. Andererseits behandelte er sie wie Freunde und Kameraden und ahndete auf das strengste jede ihnen von Officieren etwa widerfahrene Unbill.

In persönlicher Tapferkeit, wie in streng sittlichem Verhalten ging er seinen Truppen mit seinem eigenen Beispiel voran. Wie gegen alle öffentlichen Charaktere seit Washingtons Zeit hat man allerdings auch gegen ihn die Anklage vorgebracht, daß er ein Trunkenbold sei. Durch die unparteiischsten Zeugnisse ist dieselbe widerlegt. Die treffendste Antwort darauf hat übrigens Lincoln gegeben; als man ihm erzählte, Grant tränke zu viel, sagte er: „Ich möchte wohl die Quelle des Whisky kennen, den er trinkt — ich würde jedem seiner Generale ein Faß davon senden."

Grant ist allerdings nicht ohne Leidenschaften. Er raucht ohne Aufhören — die Cigarre scheint nur aus seinem Munde zu kommen, wenn er sie herausnimmt, um seine kurzen Sätze auszusprechen. Er raucht, wenn er eine Truppenrevue hält und er raucht, wenn die Kugeln um ihn schwirren. Dabei ist er gegen Jedermann höchst freigebig mit seinen Cigarren.

Seine Hauptpassion sind aber, wie bereits erwähnt, — die *Pferde*. Die schönsten zu besitzen ist sein Stolz, mit ihnen in voller Carriere daherzufahren sein größtes Vergnügen. So geschah es denn auch, daß er eines Tages — kurz nach Beendigung des Krieges — gegen das Verbot auf seinem leichten Gefährt durch die Straßen von Washington jagte. Von einem Polizeidiener aufgehalten und aufs Polizeiamt geführt, bezahlte er mit gewohnter Ruhe die bestimmten fünf Dollars Strafe.

Noch interessanter als alles Vorhergehende wird es den geneigten Leserinnen sein, zu hören, wie der große General aussieht und was für ein Gesicht er in seinem Hause zeigt. Wir können diesen Wunsch wenigstens in etwas befriedigen.

Grant ist von mittlerer Größe, kräftig und stämmig gebaut, sein Haar ist hellbraun und voll, seine Augen blau, sein Backen- und Schnurrbart etwas röthlich. Seine ganze Erscheinung ist schlicht und einfach und entspricht der traditionellen Heldenfigur keineswegs. Als Sohn und Bruder, als Gatte und Vater, sowie als Freund zeichnet er sich durch seine Herzensgüte und Hingebung aus. Seine Abende verbringt er am liebsten in seinem Familienkreise — da spielt er mit seinen Kindern (er hat deren vier, drei Söhne und eine Tochter), läßt die kleinsten auf seinen Knieen reiten und examinirt sie über ihre Fortschritte in der Schule. Seine hochbetagten Eltern, die ihrer goldenen Hochzeit ganz nahe sind, besucht er jährlich mehrere Mal, obwohl sie 850 engl. Meilen von Washington entfernt wohnen. Seine jüngste Schwester lebt in *Deutschland*; sie ist verheirathet an den amerikanischen Consul Cramer in Leipzig. Grant gehört der bischöflichen Methodistenkirche an, die er regelmäßig besucht.

In allen Stücken zeichnet diesen Mann eine unwandelbare *Pflichttreue* aus — sie war die Seele seines Thuns im Felde, wie seit dem Frieden im Kriegsministerium. Darum ist es keine Phrase, sondern ein Zuversicht einflößendes Wort, wenn er auch auf die Entscheidung der Convention vom Mai d. J. in Chicago, die ihn zum Präsidenten gewählt, *einfach* erwiderte, er verspräche, *seine Pflicht zu thun*.

Es wartet des *President-Elect* keine leichte Aufgabe. Schon jetzt lassen ihn die tausende und abertausende, welche auf die 53000 von ihm zu besetzenden Beamtenstellen speculiren, kaum seines Lebens froh werden; aber was will das sagen gegen die anderen seiner wartenden Aufgaben — Regelung der Finanzverhältnisse, Herstellung der Sicherheit und Ordnung, Beseitigung der kolossalen Corruption in allen Regierungsdepartements! Wir hoffen, es wird ihm gelingen und er wird ein würdiger Nachfolger Washingtons und Lincolns sein; denn soweit wir ihn zu beurtheilen vermögen, dürfte das geschmeidige Paradoxon, das ein schlaues amerikanisches Blatt neulich von ihm aussprach, er sei „*ein conservativer Demokrat und ein conservativer Republikaner zugleich*," doch ein Körnlein Wahrheit enthalten.

Am Familientische.

Die Thranflottille.

Es dürfte wohl nur den Nordpolfahrern bekannt sein, daß das Nordcap alljährlich von einer Segelflottille umschifft wird, wie sie elender und gebrechlicher nicht gedacht werden kann. Diese Flottille, welche in Archangel an der Dwinamündung ausläuft, und in Hammerfest in Norwegen Anker wirft, besteht aus Fahrzeugen, deren einzelne Theile, namentlich das Tau- und Takelwerk, Raaen, Spieren und Segel, so lange nachläßig verknotet, geflickt und wiedergeflickt werden, bis sie von einem energischen Windstoß unreparirbar auseinandergefegt werden. Diese Flottille heißt die *Thranflottille*, denn Häute, Fische und *Thran* sind ihre Haupthandelsartikel und die Hammerfester riechen sie, sobald sie in den Hafen einläuft. Schon lange hat Neptun diese seines Reiches unwürdige, allen Regeln der Schifffahrtskunde Hohn sprechende Flotte von den Küsten des Polarmeeres verscheuchen wollen, aber es ist ihm noch nicht ganz gelungen. Den hartnäckigsten Angriff auf dieselbe unternahm er im vorvorigen Jahre. Er warf im Verein mit dem entfesselten Nord die Hälfte der Flottille an die öde Murmannsche Küste, welche sich mitten zwischen Archangel und Hammerfest an Lappland hinzieht, und schob noch eine schwere Barre von Eis davor. Die Noth der Thranflottille war eine große und die Dampfer von England waren sogar im Begriff, ihr zu Hilfe zu eilen.

Jetzt soll aber allen Ernstes die Thranflotte vollends in den Hintergrund gedrängt, und an den arctischen Küsten eine Dampfschifffahrt eröffnet werden, die sich nicht nur von Hammerfest bis Archangel, sondern von Tromsoe in Norwegen bis Obdorsk an der Obmündung in Sibirien erstreckt. Zu diesem Zwecke hat sich der Chef eines großen Handelshauses, ein unternehmender Kopf, nach Tromsoe begeben, und es dürfte über kurz oder lang eine Dampfschifffahrt zwischen Norwegen und Sibirien den Nordpolexpeditionen in die Hände arbeiten. Platina, Gold, Pelze, Malachit, Elfenbein, Thee, die alle leicht den Ob hinunter bis zum Landungsplatz der Dampfer geschafft werden können, werden dann von Norden zu uns gelangen, und es ist erfüllt, in Bremen und Hamburg landen zu sehen, was die „äußerste Thule" bereitet.

Die Kinder und die Spectralanalyse.

Als Bunsen und Kirchhoff vor einigen Jahren ihre spectralanalytischen Untersuchungen machten, war von den gefärbten Flammenspectren nicht viel Redens, doch in unserem beobachtungslustigen Jahre 1869 scheint die Spectralanalyse zur wahren Leidenschaft geworden zu sein und sogar die Jugend zu beschäftigen. Unter mir wohnt, wie Sie wissen, der Doctor R...; er hat einen sehr geweckten Jungen, mit dem ich mich oft und gern unterhalte. Dem Knaben hatte ich unlängst eine in meinem Garten gefundene Münze gezeigt, deren Composition — wahrscheinlich Glockenmetall — mir höchst gleichgiltig ist. Nun klopft vor einigen Tagen der Knabe an mein Zimmer, tritt freudig ein und theilt mir mit, er habe sich einen Apparat zur Spectralanalyse gemacht und er könne jetzt untersuchen, aus welchen Elementen die gefundene Münze zusammengesetzt sei. Ich solle ihm nur das Fundstück überlassen und mit hinuntergehen, er könne, da der Vater nicht zu Hause, ungestört arbeiten. Ich lachte zuerst, und begab mich dann mit dem jungen Spectralkünstler an Ort und Stelle. Was sah ich? Er hatte sich ein Spectroscop nach neuestem Muster angefertigt — so schien es wenigstens. Mitten auf seinem runden Spieltische war ein Prisma befestigt. Auf die Mitte der einen Prismafläche zeigte ein Fernrohr, dessen Ocular durch ein Stannielblatt mit senkrechtem Spalt ersetzt war. Vor dem Spalt stand die Gaslampe. Auf die Mitte der anderen Prismafläche war das Beobachtungsfernrohr gerichtet. Das dritte, auf die Mitte derselben Prismafläche zeigende Rohr war ein blindes. Die Instandsetzung desselben hatte ihm zu große Schwierigkeiten gemacht. Bekanntlich muß das dritte Rohr die Abbildung einer, bis auf die Zahlen und Theilstriche, mit Stanniol gedeckten, von hinten erleuchtbaren Millimeterscala enthalten, um die Stellung und gegenseitige Entfernung der Spectrallinien im gefärbten Flammenspectrum, die oft für das zu bestimmende, in der Gasflamme leuchtende Element maßgebend, auf der Scala ablesen zu können.

Jetzt schnitt der Knabe mit einer Feile etwas vom Rande der Münze ab, faßte es mit der Oese eines Drahts, zündete die Lampe an und brachte die Composition in den untersten Theil des Flammenkörpers. Bald schimmerte die Flamme in Folge des sich im glühenden Zustande befindlichen Kupfers grünlich. Der Knabe begab sich jetzt an das Beobachtungsfernrohr und sagte bald mit sehr ernster Miene: „Die Münze besteht aus Buntkupfererz!" Noch nie in meinem Leben habe ich so herzlich gelacht, als über diese kindliche Unwissenheit, die sich durch ein Schlagwort zu maskiren suchte. Ich ging jetzt selbst an das Ocular des Beobachtungsrohres und sah einen Schimmer, der bunt genug war, um sofort an Buntkupfererz zu erinnern. Die Strahlen der gefärbten Flamme fielen zwar durch den Stanniolspalt, aber das Prisma, das von einem Kronleuchter stammte, brach nicht stark genug, um ein deutliches Spectrum zu erzeugen und in demselben jene farbigen Linien hervorzurufen, wodurch die geringsten Spuren von gewissen, in der Flamme glühenden Stoffen dergestalt nachgewiesen werden können, daß z. B. ein Atom Natron in dem Flammenspectrum noch die charakteristische helle gelbe Linie, Cäsium zwei blasse Linien, Rubidium zwei rothe Linien, Lithium die purpurrothe und die gelbe Linie hervorzurufen vermag. R.

Der Coupételegraph.

Das „nächtliche Eisenbahnabenteuer", wie ich es in Nr. 10 des Daheim mitgetheilt, wäre minder gefahrdrohend verlaufen, wenn ich durch einen Coupételegraphen den Zugführer hätte herbeirufen können. Ich war dann zu der Flucht durch Sturm und Nacht auf dem schmalen Trittbrett den Zug entlang, die nur durch Zufall glücklich ablief, nicht gezwungen.

Der Coupételegraph ist nicht etwa eine angenehme Zugabe, nein, er ist unentbehrlich bei dem Verkehr auf Eisenbahnen. Noch mehr, durch einen zweckmäßig eingerichteten Signalapparat können nicht nur die Hindernisse, welche dem Zuge von innen drohen, sondern auch diejenigen, welche ihm von außen drohen, dem Beamtenpersonal, resp. dem Zug- oder Locomotivführer gemeldet werden.

Der Coupételegraph, möge er nun ein electromagnetischer, oder ein pneumatischer (Luftdrucktelegraph) sein, gibt sich dem Reisenden äußerlich durch eine in die Coupéwand eingefügte Glasscheibe, dahinter ein Messingknopf liegt, zu erkennen. Eine Umschrift warnt vor dem Mißbrauch des Apparates und gibt einfach seine Handhabung an. Sobald nun wirkliche Gefahr vorhanden, als Lebens- oder Feuersgefahr, Achsenbruch, Achsenbrand 2c. wird die Glasscheibe zerschlagen und der Knopf gedrückt. In demselben Augenblick wirkt der galvanische Strom oder der Luftdruck ein, je nachdem der Telegraph ein electromagnetischer oder ein pneumatischer ist, und ein leicht eingehalter Hammer, welcher sich in dem Zugführer- oder Schaffnercoupé befindet, wird ausgelöst, und schlägt wiederholt gegen eine Glocke. Der Hammer hakt sich ohne weiteres Zuthun wieder ein, wird also bei abermaligem Druck auf den Knopf auch wieder ausgelöst. Gleichzeitig werden durch die Federung des Knopfs zwei Klappen an den Außenseiten des Waggons geöffnet, und der benachrichtigte Zugführer kann jetzt rasch das Coupé finden, darin signalisirt wurde. Er erscheint, forscht nach der Ursache der Zeichengebung, und gibt selbst dem Locomotivführer das Haltesignal, sobald die Gefahr nicht in voller Fahrt beseitigt werden kann.

Die Drähte des Läutewerks laufen als Kabel von Waggon zu Waggon. Bei dem Luftdrucktelegraphen fällt die Drahtleitung fort und das Kabel wird durch einen Gummischlauch ersetzt. Die durch den Druck auf den Knopf in dem Gummischlauch verdichtete Luft bringt ein das Ende der Leitung schließendes, eigens präparirtes, feines Gummiblättchen zum Schwellen. Dadurch wird eine Metallplatte gehoben, welche das Läutewerk anhält und es jetzt frei gibt.

Hat ein jeder Zug noch seine Hochwacht — viele Züge haben sie, aber die wichtigsten nicht, die Güter- und Schleppzüge — so kann der Wächter von seiner Hochstation aus dem Locomotivführer nicht nur direct das Haltesignal geben, sondern auch die Hindernisse, welche dem Zuge von außen drohen, signalisiren, als: „Zug vorn in Sicht! Zug hinten in Sicht! Nothlaterne! 2c." Diese Zeichen werden einfach durch Klappen, welche sich vor dem Läutewerk befinden und durch Federung aufspringen, gegeben.

Bekanntlich kommt es bei Hindernissen, welche dem Zuge drohen, nicht immer darauf an, daß der Locomotivführer hält. Bei einem auf demselben Gleise entgegenkommenden Zuge z. B. muß er zurückfahren, und bei einem nachkommenden hat er die Dampfkraft zu steigern. Wichtig ist es für ihn, so schnell wie möglich zu wissen, was er zu thun hat, denn danach handhabt er die Steuerung.

Ich habe in der mechanischen Werkstatt von Becker in Berlin Luftdrucktelegraphen von solcher Einfachheit und so präciser Wirkung gesehen, daß sie von einem Kinde gehandhabt werden können, und wenn ich nicht irre, geht die Köln-Mindener Bahn mit der Absicht um, ihre Züge mit diesen Luftdrucktelegraphen zu versehen.

Vor allen Dingen ist es wichtig, daß dem Locomotivführer nicht zu viel aufgebürdet wird. Er, der seine ganze Aufmerksamkeit oft der Maschine zuzuwenden hat, kann nicht noch nach Nothsignalen ausschauen. Sollte also auch der Coupételegraph noch auf sich warten lassen, so ist doch jeder Zug mit der nöthigen Hochwacht und dem entsprechenden Signalapparat, der von ihr aus zur Maschine leitet, auszustatten. Vermöge einer solchen Einrichtung hätte die gräßliche Katastrophe auf der böhmischen Westbahn vermieden werden können.

Ch. D.

Englands heilige Mistel.

So wie eine deutsche Weihnachtsfeier nicht gut ohne den aufgeputzten, lichtstrahlenden Fichtenbaum denkbar ist, so eine englische nicht ohne den Mistelzweig. Ein Mistelbüschchen wird an der Decke des Zimmers aufgehangen und wer unter diesen Zweig geräth, muß sich's gefallen lassen, daß er — einen Kuß bekommt.

Jener Gebrauch stammt noch aus uralter, vorchristlicher Zeit. Geschichtliche Urkunden berichten, daß die Druiden der alten Celten die Mistel jährlich unter großen Feierlichkeiten abschnitten und als Schutzmittel gegen böse Geister, Verzauberungen und Krankheiten vertheilten. Der aufgehangene Zweig sollte alle möglichen Uebel von den Bewohnern des Zimmers fern halten. Man ließ ihn ehedem das ganze Jahr hindurch hängen, nahm ihn erst beim Jahreswechsel unter Feierlichkeiten herab und ersetzte ihn durch einen neuen.

Die Mistel findet sich in Deutschland ebenfalls, in manchen Gegenden seltener, in andern häufiger. Sie ist der einzige ächte Baumschmarotzer, den wir in unserer Flora besitzen und bietet dem Botaniker sowohl in ihrer Entwicklungsgeschichte und ihrer Fortpflanzung, als auch in ihrem Bau vielerlei Interessantes. Sie besitzt Eigenthümlichkeiten, durch welche sie von den meisten unserer Pflanzen abweicht. Um nur eine davon anzuführen, erwähnen wir, daß ein abgebrochener Mistelzweig, den man in Wasser steckt, die Flüssigkeit nicht aufsaugt, wie dies Zweige von anderen Holzgewächsen thun. Schneidet man dagegen den Nährzweig ab, auf welchem die Mistel fest gewachsen ist und in dessen Gewebe sie ihre Wurzeln verästelt und steckt diesen in eine gefärbte Flüssigkeit, so bemerkt man nach einiger Zeit, daß die Mistel ansehnliche Mengen jenes Farbestoffes in sich aufgenommen hat.

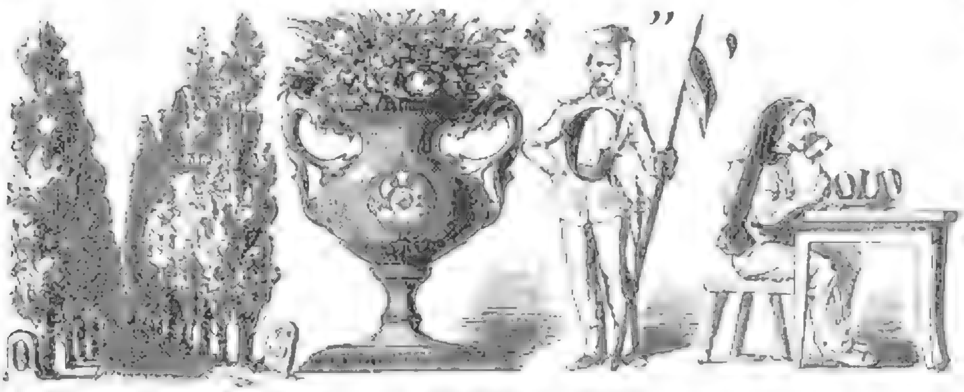
Durch die jährlichen starken Nachfragen nach Misteln ist die Pflanze in der Umgebung von London und den meisten übrigen grösseren Städte Englands völlig ausgerottet worden. Es hat sich in Folge dessen ein nicht unbeträchtlicher Handel mit Misteln ausgebildet. Hauptsächlich ist es die Grafschaft Herfordshire, die gegenwärtig noch reich an jenen Schmarotzern ist und welche jährlich 112 bis 114 Tonnen (2240 — 2280 Centner) davon ausführt, abgesehen von den großen Mengen, die in der Nähe verbraucht werden. Den Hauptabsatz finden die Zweige in London, dann aber auch in Liverpool, Manchester, Birmingham u. s. w. Da jede Familie des zahlreichen Mittelstandes einen Mistelzweig verlangt, so erklärt sich diese anscheinend übergroße Menge. Der Centner dieser grünen Festwaare hat einen Durchschnittspreis von 4 bis 5 Shilling, die Gesammtmenge des Handels stellt deshalb ein Kapital von 3 bis 4 tausend Thaler dar.

Die alten Geschichtsurkunden betonen es, daß die Mistel von der Eiche abgeschnitten worden sei. Da man nun gegenwärtig die Mistel zwar häufig auf Apfelbäumen der Obstgärten, auf Schwarzpappeln und mancherlei andern Bäumen der Waldungen, dagegen nicht auf Eichen findet, so waren manche Botaniker zu der Ansicht gekommen: es sei jene heilige Pflanze der Druiden nicht unsre nordische Mistel, sondern deren Verwandte, die Riemenblume (Loranthus europaeus) gewesen, die in Südeuropa auf Eichen häufiger auftritt. Genauere Geschichtsforschungen haben aber nachgewiesen, daß in Herfordshire in seltenen Fällen wirklich Misteln auch auf Eichen vorkommen. Es wird in alten Briefen vom Ende des 17. Jahrhunderts eine solche misteltragende Eiche ausdrücklich erwähnt als zugehörig einem Herrn Colepeper in Stavely in Derbyshire.

In der ersten Zeit der Einführung des Christenthums in England war der Mistelzweig jährlich am Jahresschluß auch in den Kirchen aufgehangen worden, da sich aber der Gebrauch des Küssens auf diese Weise auch in die christlichen Gotteshäuser übersiedelte, ward nachmals beides aufs sorgsamste entfernt. Hieraus erklärt sich auch, daß selbst in den Kirchensculpturen die heilige Mistel vermieden ward, während das Eichenlaub in der englischen Bildhauerei üppig wuchert. Man kennt nur als einzige Ausnahme die Kathedrale von Bristol, in welcher die Simse mit gemeißelten Mistelguirlanden geziert sind, die deutlich Blätter und Beeren zeigen.

H. W.

Rebus.



Inhalt: Das Buch des Todes. Novelle von W. H. Riehl. — Das liebe Vieh. Von O. K. Zu dem Bilde von Braith. — Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Auf dem Kirchhof. Gedicht von K. Gerok. Mit Illustration von K. Raupp. Aus General Grants Leben. Von Robert Koenig. — Am Familientische.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen.

Die Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 26. December 1868. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 13.

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Der Mantel des Königs.

Die Stadt Arras hatten die drei Marschälle Feuquieres, Meilleraye und Chaulmes eingeschlossen. In dem von Schleusen aufgestaueten Scarpefluß liefen die schwarzen Linien der Umwallungen, denen entgegen die Redouten und Werke der Belagerer aufgeworfen waren. Die Stadt bot bei genauer Beobachtung das Bild eines halb genommenen Platzes. Die hinter den ersten Walllinien befindlichen Vorstädte waren bereits von französischen Truppen besetzt, deren Fahnen überall flatterten, nur die Citadelle stand noch im Abendlichte stattlich da und zuweilen blitzte ein Schuß auf, der die Posten der Belagerer alarmirte. Der Marschall La Meilleraye war seines Sieges gewiß. Heftige Zusammenstöße mit dem Feinde hatten diesem gezeigt, daß die Franzosen nicht mehr durch eine Entsatzarmee zu vertreiben sein würden. Der Marschall ließ an den Minen arbeiten, welche vor dem Hauptsturme, den man in Gegenwart des Königs ausführen wollte, gesprengt werden sollten. Während unten in den Redouten und Batterien alles an den Posten blieb, vereinigten sich die Officiere, mit den Befehlshabern an der Spitze, dem Könige entgegenzureiten, der von Abbeville heranzog, sein Lager zu besuchen.

Die Anwesenheit Ludwigs bei dieser Belagerung war auf besonderes Drängen des Cardinals geschehen, der den König gern aus einer ihm gefährlichen Umgebung entfernen wollte. Da man aber im voraus wußte, daß Ludwig, obwohl nicht ohne persönlichen Muth, dennoch jede Strapaze im Felde verabscheute, betrachtete man diesen Entschluß des Königs nur als ein von ihm ersonnenes Mittel, sich die Zeit durch eine ganz absonderliche Veränderung zu vertreiben. Der König nahm den kriegerischen Zwischenfall wie eine Theatervorstellung auf, es schien auch alles in diesem Sinne arrangirt zu sein, denn auf einer hohen, von Buchen und Fichten bestandenen Bergkuppe war zwischen und an den Aesten jener Bäume ein prachtvolles Zelt aufgeschlagen. Es bestand aus faltigen und mit Gold gestickten Purpurdecken, hatte drei verschiedene Abtheilungen, ein besonderes Schirmdach und war vollständig außer Schußweite. Man konnte von hier aus trefflich die Stadt Arras und das ganze Lager, wie in einer Theaterloge sitzend, überschauen. Hieher sollte der König kommen, wenn er dem Sturme beiwohnen wollte. Etwa fünfzehnhundert Schritte hinter dem Zelt lag in einem reizenden Gehölz das Schloß Bealle, welches für den König und seinen Hofstaat hergerichtet war und schon seit Wochen Tapeziere, Maler und Tischler in Anspruch genommen hatte. Hier ließ Meilleraye alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten für den König bereiten, so daß selbst der Bratenspicker Georges seine Stätte in Ordnung fand. Man muß nämlich wissen, daß Georges eine Lieblingsperson des Monarchen war, weil der König sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, die Braten oft selbst zu spicken, welche auf die Tafel kamen, und in dieser Kunst unterrichtete ihn Georges. Es war also nichts als eine Unterhaltung für den Monarchen, und der Marschall, der mit sämmtlichen Cavalieren der Stunde der königlichen Ankunft harrte, vertheilte wie ein Theaterdirector die Rollen.

Als der Tag des Eintreffens bekannt gemacht worden war, ließ Meilleraye alle Wege säubern, die Brücken verzieren, die Dörfer, durch welche der König kommen mußte, mit Ehrenpforten versehen. Einige Stunden vor der Ankunft des Monarchen erschien am westlichen Ausgange der Landstraße schon die lange Wagenreihe, welche das Gepäck des Königs, seines Hofstaates und seiner Officiere vorausbrachte. Meilleraye hielt mit seinen Officieren gerade eine Conferenz, um die Art und Weise zu berathen, wie man dem Monarchen bis Orville entgegenreiten wollte. Er hatte alle: die Brezés, die Noailles, die Chatillons und seine eigenen Angehörigen um sich versammelt. Der Marschall von Chatillon, dem zwei Tage vorher das Pferd unter dem Leibe getödtet worden war, bemerkte zuerst den Zug der königlichen Bagagewagen.

„Das ist seltsam, meine Herren!" rief Chatillon. „Ich begreife nicht, wie die Wagen diesen Weg nehmen konnten. Es ist ein Umweg von Bedeutung und führt das ganze Convoi so dicht an die feindlichen Schanzen, daß von dorther gefeuert werden kann."

Digitized by Google

„Ich denke wohl, die Spanier werden die Wagen in Ruhe lassen,“ sagte Brezé.

„Ich bin neugierig, ob sie das thun werden — aber ich zweifle daran,“ entgegnete Chatillon.

Und als wollten die Feinde seinen Worten Bestätigung geben — so krachte ein Schuß von der Courtine der Citadelle, das Geschoß fuhr in die Reihe der königlichen Wagen, deutlich sah man die grenzenlose Verwirrung, welche daselbst stattfand, Reiter und Kutscher liefen davon, die Pferde bäumten sich und schlugen über.

„Alle Teufel, das ist ein abscheulicher Zwischenfall!“ rief Meilleraye. „Herr von Gassion, eilen Sie hin und lassen Sie die Wagen zurückgehen — das hat wieder der Tölpel der Brancas gemacht. Der König wird außer sich sein.“

Gassion wendete eben sein Pferd, als ein neues schlimmes Schicksal über die königliche Wagencolonne hereinzubrechen drohte. Unter heftigem Geschützfeuer öffnete sich ein dem Orte, wo die Wagen hielten, gegenüberliegendes Ausfallsthor der Citadelle und die augenblickliche Sorglosigkeit der Belagerer nützend, fielen einige hundert Mann der Besatzung gegen die Bagagecolonne aus. Im Nu waren die in der zunächstliegenden Redoute befindlichen Franzosen auf den Beinen. „Zu Hilfe! zu Hilfe!“ riefen Meilleraye und die Officiere, ihre Pferde spornend — allgemeines Alarmiren erschallte, auf sämmtlichen Werken erschienen Leute, aber trotz aller Schnelligkeit der Franzosen waren die Spanier dennoch eher bei der königlichen Bagage angelangt. Sie begannen zu feuern, zu hauen, und wendeten sofort einige Wagen um, trieben die Pferde an und jagten gegen die Citadelle zurück, als aus der nächsten Redoute die Franzosen herbeikamen.

Zwar hatten die Feinde schon zwei Wagen in die erste Linie ihres Halbmondes gebracht, aber um den dritten entspann sich ein heftiges Gefecht, es lagen bereits mehrere todt und verwundet am Boden, dennoch wollten die Spanier nicht von der Beute lassen. Sie mußten jedoch, da immer mehr Franzosen herbeikamen, an ihren Rückzug denken, einige zwanzig von ihnen schleppten deshalb eine große lederne Bache eiligst davon, um doch etwas zu behalten; diese wollten die Franzosen nicht in Feindes Händen lassen, ein Dutzend von ihnen packten die Bache beim anderen Ende und suchten sie den Spaniern zu entreißen. Es entstand ein Hin- und Herzerren, da aber die Spanier in der Mehrzahl waren, schleppten sie die an dem Gepäckstücke sich festklammernden Franzosen mit fort und zogen sie einen kleinen Wall hinauf, der von den Geschützen der Citadelle nur aus ganz geringer Entfernung bestrichen werden konnte — hier nun, gerade als beide Parteien mit ihrem Beutestück auf der Hälfte des Walles angelangt waren — rissen die Riemen und Schnallen der Bache auseinander, eine Menge von Utensilien und Kleidungsstücken fielen heraus und wurden auf den Rasen des Walles verstreut — jeder der tollen Beutemacher griff nach irgend einem Stücke, es entstand ein Ringen Mann an Mann, als endlich eine Kartätschlage von der Citadelle aus dem Spiel ein Ziel setzte — ohne Freund und Feind zu schonen, hatten die Spanier auf den Knäuel gefeuert, einige Unglückliche fielen zuckend zu Boden, die übrigen zerstoben nach beiden Seiten, die Spanier eilten über den Wallkamm in die Stadt, die Franzosen den Abhang hinunter in ihre Redouten.

Meilleraye und die Officiere hatten diese Vorgänge von der Höhe der Landstraße aus beobachtet; sobald der Kampf zu Ende war, konnten die Zuschauer deutlich die Gegenstände erkennen, welche auf dem Walle liegen geblieben waren. Außer einigen Strümpfen, Schuhen und Dingen von unbedeutendem Werthe lag weit ausgebreitet ein weißsammtener, mit der prachtvollsten Stickerei gezierter, an goldenen Quasten befestigter Mantel im Grase. Dieses werthvolle Beutestück schien die beiden Parteien zu reizen, aber der Mantel bildete gerade den Mittelpunkt einer Linie, welche die Schüsse der Belagerer und Belagerten bestrichen. Als daher einige Franzosen aus der Redoute auf den Wall kletterten, vertrieben sie die Schüsse der Spanier; die aus dem Walle kommenden Spanier wurden dagegen wieder durch die Kugeln der Franzosen verscheucht — und der schöne Mantel blieb liegen, ohne einem der Bewerber als Beute zuzufallen. Die Marschälle und ihr Gefolge wollten schon um des Mantels willen einen Sturm unternehmen, als plötzlich drei Reiter in scharfem Trabe die Straße hinaufsprengten. Sie winkten mit den Hüten — der vorderste war Caveis; als er Meilleraye erkannte, rief er:

„Eilen Sie, Herr Herzog, der König und der Cardinal sind schon auf dem Wege hierher — sie haben Orville längst hinter sich. Eilen Sie ihnen entgegen.“

„Sturm und Hagel!“ rief Meilleraye. „Setzen Sie Ihre Pferde in Trab, meine Herren. Vorwärts! vorwärts! Wir werden einen scharfen Verweis hinnehmen müssen, und kommen ebenein mit schlechter Nachricht — fataler Zwischenfall!“

Alle jagten die Landstraße hinunter, zwei Schwadronen Kuirassiere folgten ihnen. Bei dem Kloster von Avesne trafen sie auf die Wagen des Königs, die in der schon beschriebenen Ordnung herankamen.

Meilleraye spornte, von Chatillon und Chaulmes begleitet, sein Pferd, um an den Wagen des Königs zu kommen. Er stutzte wenig Schritte davor, denn zur Seite des Wagens ritt mit Harnisch und Sturmhut angethan — Saint-Preuil. Der mißliebige Gouverneur hatte auf Befehl des Königs dessen Wagen geleiten müssen, er sollte selbst nach Arras reiten, um dort sich dem Gerichte zu überliefern. Meilleraye und Chatillon bewillkommten ehrerbietig den Monarchen.

„Meine Herren,“ sagte der König; „ich erwartete Sie bereits in Orville, die Leute wurden stutzig, als sie meine Marschälle nicht entgegenkommen sahen.“

„Sire,“ erwiderte Meilleraye, „wir müssen Ihre Gnade in Anspruch nehmen. Ein Unfall, den Ihre Bagage erlitt, hielt uns länger bei Arras fest, als wir selbst es wünschten.“

„Ein Unfall?“

„Ja, durch unverzeihlichen Irrthum sind die Wagen falsch dirigirt worden und den feindlichen Werken so nahe gekommen, daß ein Ausfall der Spanier gegen sie möglich wurde. Leider sind einige Wagen verloren gegangen.“

„Doch keiner, in dem mein Jagdzeug liegt?“ rief der König.

„So weit ich ermittelt habe — nein, Sire.“

„Es ist ein schlechter Anfang — Sie werden doch alles gut vorbereitet haben?“

„O, zweifeln Majestät nicht daran!“ sagte Meilleraye. „Ohne den, der dort ankommt, würde der häßliche Zwischenfall nicht gestört haben.“

Er wies auf einen Officier, der sein Pferd langsam auf den königlichen Wagen zulenkte.

„Es ist Brancas, so viel ich sehen kann?“ sagte der König.

„Er ist es, Sire. Seiner Obhut waren Ihre Wagen anvertraut und er führte sie leider schlecht genug.“

„Nun, Brancas ist sonst ein guter Soldat — he, Brancas! nur näher — ich weiß alles bereits.“

Der Officier näherte sich mit gesenktem Haupte und stammelte einige Entschuldigungen.

„Keine Angst weiter, Brancas!“ sagte der König herablassend, „wir wollen uns nicht entzweien um einige Dutzend Strümpfe oder ein paar Nachtjacken, oder einen Wagen voll Pfannen und Tiegeln.“

„Ich danke Euer Majestät für die gnädige Beurtheilung meines Fehlers, aber ich bin nicht allein während dieser Belagerung unglücklich gewesen. Auch der Marschall hatte sein Pech — erst neulich war ein schlimmer Tag.“

Meilleraye erröthete über die plumpe Art, in welcher Brancas seine Fehler aufdeckte.

„Was gab es denn?“ fragte der König.

„Ei nun, es handelte sich auch um eine Wagenreihe — nur enthielt sie wichtigere Dinge: die Hälfte des Proviantes für die Division Chatillon und doch nahmen die Spanier sie uns ab, so daß die Herren Marschälle sicherlich ohne Futter für die Armee geblieben wären, wenn hier unser Herr von Saint-Preuil nicht durch ein gewagtes und geschicktes Manöver neuen Proviant, den er überall zusammentrieb, in das Lager geschafft hätte.“

Es entstand eine tiefe Pause der Verlegenheit. Der König blickte auf Saint-Preuil, der in seinem Eisenkleide starr wie eine Bildsäule auf dem Pferde saß; Meilleraye wußte vor Zorn nicht, wohin er blicken sollte.

„Davon hat man mir nichts gemeldet,“ sagte der König. „Nun denn vorwärts, meine Herren!“

Sein Wagen setzte sich in Bewegung und die Herren ritten jetzt an des Cardinals Kutsche. Hier fand ein großer und zahlreicher Empfang statt, denn der Herr Cardinal fand seine sämmtlichen Vettern ersten, zweiten und dritten Grades vor. Man küßte ihm die Hand und erbat sich seinen Segen.

„Meilleraye," sagte der Cardinal, „Ihr werdet etwas Ernstes zu thun bekommen, habt Ihr Saint-Preuil bemerkt?"

„Gewiß. Er gibt dem Könige das Geleite."

Der Cardinal schüttelte das Haupt.

„Nein, mein Vetter," sagte er, „Saint-Preuil ist nur noch ein Gefangener auf Ehrenwort, dem man seinen Degen gelassen hat. Ihr werdet zu Gericht sitzen über ihn, die tausendfältigen Klagen wegen seiner Führung haben den König dahin gebracht, den Gouverneur Eurem Spruche zu unterwerfen."

„Er soll eine gerechte Strafe davon tragen!" rief Meilleraye. „Er hat sie verdient durch seinen Stolz, und ich werde sogleich Brezé, Chatillon und die anderen unterrichten."

„Laßt ihn nicht davonkommen!" flüsterte der Cardinal.

„Ohne Sorge, Eminenz."

Zwei Stunden später bemerkten die Belagerten, daß auf dem Berge, dessen Spitze das Zelt des Königs krönte, viele Menschen versammelt waren. Sie erkannten durch ihre Fernröhre den König, den Herrn Cardinal, Meilleraye und noch viele andere, die fortwährend auf einen bestimmten Punkt in den Verschanzungen deuteten. Dieser Punkt war der oben beschriebene kleine Wall, auf welchem der halb tragische halb komische Kampf um die vom Wagen des Königs erbeutete Bache stattfand. Der König hatte sogleich nach seiner Ankunft jene Stelle zu sehen verlangt. Er ließ sich ein Fernrohr reichen und überschaute die auf dem Wallrasen verstreuten Dinge.

„Meine Herren," sagte er; „ich muß Ihnen die Mittheilung machen, daß die Spanier einen ganz guten Geruch hatten. Sie haben gerade einen Koffer ergriffen, in welchem die besten Stücke meiner Garderobe lagen. Heda — Lachesnaye, Mitrone — kommt ein Mal her — erkennt Ihr den weißen Mantel, der dort auf dem Wall liegt?"

Die Kammerdiener sahen nach einander durch das Rohr.

„Ja," sagte Mitrone, „das ist in der That ein Verlust. Jener Mantel ist eines der kostbarsten Exemplare aus Eurer Majestät Garderobe. Er wurde in Gent gefertigt, ist mit der köstlichsten vollendet gearbeiteten Filigrangoldborte besetzt, und an den Schlössern sind Rubinen befestigt."

„Das wäre noch das Geringste!" sagte der König. „Aber wissen Sie, daß jener Mantel eine Art von Familienstück, ein werthvolles Geschenk ist? Die Seidenwirker und Sammtfabrikanten von Lyon machten ihn mir zum Geschenk am Tage der Taufe des Dauphins. Ich erhielt dazu einen vollständigen, höchst kostbaren Anzug nebst Strümpfen — alles ganz eigenthümliche Arbeit und für mich besonders gefertigt."

Die Officiere starrten in die Gegend hinaus auf den historischen Mantel, der wie ein weißer Lichtpunkt im Grase zwischen den Gefallenen glänzte. Nur der Cardinal zuckte höhnisch die Achseln bei dieser augenscheinlichen Freude des Königs in der Erinnerung an die einst erhaltenen Putzgegenstände.

„Demnach ist der Mantel, wenn wir ihn nicht wiedererhalten können, ein Verlust!" sagte Meilleraye.

„Das ist er wirklich!" rief der König. „Ich habe nun ein Mal besondere Vorliebe für dergleichen Dinge — ich hänge dem alten Glauben an, daß gewisse Gegenstände heilbringend sind für uns, und dieser Mantel dort unten war für mich eine Art von Talisman. Die Händchen des Dauphins haben seine Falten berührt und als er nach der Taufe in der Wiege lag, deckte die Herzogin von Orleans ihn eine Viertelstunde lang mit jenem Mantel zu, weil sie meinte: Ein Geschenk guter Bürger werde dem Prinzen Glück bringen."

„Ich bin untröstlich, daß dieses Mißgeschick gerade den berühmten Mantel ereilte," klagte Meilleraye, „aber vielleicht ist er noch wieder zu gewinnen."

„Ich würde viel darum geben, könnte ich den Mantel wieder erhalten," sagte der König.

„Welch eine lächerliche Grille!" raunte der Cardinal Chavigny zu. „Ein Mantel, wie ihn jeder gute Schneider heutzutage fertigt."

„Sire!" entgegnete Meilleraye. „Es muß geschehen, was Euer Majestät befehlen, aber es wird schwer halten. Sobald einer der Leute sich naht, den Mantel aufzunehmen, wird Feuer auf ihn gegeben — indessen werde ich sogleich einen Preis aussetzen für den, der es wagen will, den Mantel vom Walle herabzuholen. Heda Gassion — lassen Sie doch für die Leute in der Angriffsfronte Sammeln blasen."

Dem Könige schien dieser Vorschlag zu behagen. Es mußte ein ganz neues, noch nicht dagewesenes Schauspiel sich vor seinen Augen entfalten. Er nickte daher als Zeichen der Zustimmung.

„Sire!" sagte plötzlich eine Stimme, „Geben Sie dem Herrn Gassion doch Befehl noch einige Zeit zu verweilen."

Der Mann, welcher diese Worte gesprochen hatte, war Saint-Preuil. Die Blicke der Officiere, deren Freund Saint-Preuil nicht war, ruhten auf dem kühnen Sprecher, Ludwig wendete sich ebenfalls zu ihm. Da bereits alle Verwandte des Marschalls von der Ungnade Saint-Preuils unterrichtet und auf die bevorstehende Verurtheilung vorbereitet waren, lauschte jeder mit besonderem Interesse den Worten des Gouverneurs und seines hohen Gebieters.

„Weshalb? was wollen Sie damit bezwecken?" sagte der König, den Gouverneur finster anblickend.

„Ich meine, Sire, daß Herr Marschall von Meilleraye unrecht daran thut, die Soldaten aufzufordern, den Mantel von dem Walle herabzuholen. Wenn der König selbst erklärt hat: daß ihm jenes Kleidungsstück so überaus werth und lieb sei, dann denke ich, müßte zuerst an die Officiere eine Aufforderung ergehen, ob keiner von ihnen den Wunsch hegt, den Mantel des Königs wieder in das französische Lager zu bringen."

Die ganze Gesellschaft war auf das höchste betroffen, Meilleraye und seine Clique hatten wieder durch Saint-Preuil eine Zurechtweisung erlitten, indem dieser den würdigeren Vorschlag that. Die Officiere gaben trotz ihrer Abneigung gegen Saint-Preuil seiner Ansicht Beifall durch ein wohlgefälliges Murmeln.

„Das ist gar nicht so übel!" sagte der König. „Aber ich wollte keinem der Herren diesen Vorschlag thun — es ist nur ein Mantel."

„Oh!" rief jetzt der junge Brezé. „Aber ein Mantel, den Eure Majestät als ein für Sie werthvolles Stück bezeichnen — und da findet sich gewiß bald genug einer aus diesem Kreise, der den Gang wagt."

Trotz des Muthes, den alle im Gefecht zeigten, erfolgte doch auf diesen Ausspruch kein Anerbieten. Die Officiere hatten gesehen, wie leicht und vollständig nutzlos das Leben geopfert wurde, wenn jemand den Wall hinaufklimmen wollte, um den Mantel zu holen. Die Officiere hielten sich — und nicht mit Unrecht — für bessere Dinge aufgespart, als die Wegnahme eines Kleidungsstückes von gefährlicher Stelle zu vollführen, wobei doch immer hundert gegen eins zu wetten blieb, daß der Verwegene durch eine Kugel zerschmettert werden würde. Den König schien diese laue Stimmung für seinen Mantel sehr unangenehm zu berühren. Saint-Preuil ergriff daher wieder das Wort.

„Es scheint," sagte er, „daß niemand der Herren Lust hat, den Spaziergang zu wagen. Ich bitte mir von Euer Majestät die Erlaubniß aus, den Mantel dort von dem Walle herabzuholen und wenn ich anders nicht getödtet werde, ihn Euer Majestät zu Füßen legen zu dürfen."

Der König richtete einen wohlwollenden Blick auf Saint-Preuil, worüber der Cardinal in sichtliche Unruhe gerieth und nun seinen Verwandten einen Wuthblitz über ihre Lässigkeit zuschleuderte. Der junge Brezé nahte sich also sofort dem Könige.

„Sire," sagte er, „ich bitte, mich zu beordern, den Mantel vom Walle zu holen. Ich will dem Herrn von Saint-Preuil beweisen, daß er sich vollständig im Irrthum befindet, wenn er glaubt, daß uns keine Lust zu dem gefährlichen Gange innewohne."

„Auch wir bitten darum," riefen jetzt ein Dutzend Stimmen, die Officiere traten zum Könige.

„Meine Herren," sagte Ludwig; „ich muß gerecht sein. Herr von Saint-Preuil hat zuerst den Vorschlag gethan, er war es, der zuerst die Officiere betheiligt sehen wollte — ihm gebührt daher der Vortritt. Wenn Sie noch so gesonnen sind, wie vorher — dann gehen Sie, Herr von Saint-Preuil."

„Ich danke Euer Majestät," rief der Gouverneur. „Ich wußte wohl, daß diese Entscheidung fallen würde. Beruhigen Sie sich, Herr von Brezé," fuhr er zu dem Herzoge gewendet fort. „Sie können möglicherweise auch noch hinankommen, wenn ich todtgeschossen worden bin. Uebrigens liegt mir daran, Ihnen zu zeigen, daß ich jenen Mantel eben so kaltblütig zwischen den Kugeln hervorholen werde, als ich einst Ihre Federbälle im Ballspielsaale zwischen den Netzen herausnahm."

Brezé rief ihm zu: „Wir rechnen ab, mein Herr — noch ist die Partie nicht zu Ende."

„Ruhe!" befahl der König. „Ich habe entschieden. Saint-Preuil soll gehen."

„Oh!" seufzte der Cardinal leise. „Es ist wieder eine Aussicht für den Gouverneur — vielleicht aber schießen die Spanier recht sicher."

Saint-Preuil hatte sich unterdessen vom Könige verabschiedet. Er ritt langsam die Gräben und Verhaue durch, überall standen Gruppen von Officieren und Soldaten, welche den Ausgang des seltenen Schauspiels beobachten wollten, von dessen Beginn die Kunde schnell durch das ganze Feldlager getragen worden war. Oben im Zelte des Königs drängten sich die Feinde und Freunde Saint-Preuils in einen dichten Knäuel zusammen, ganz vorn stand der König mit seinem Fernrohr bewaffnet.

Saint-Preuil war bis an die letzte Redoute gekommen, welche dem kleinen Walle fast gegenüber lag. Sein blitzender Harnisch ließ seine Gestalt doppelt genau erkennen und verfolgen. Er hatte nur die Sporen von seinen Füßen geschnallt und trug ein kurzes Rappier in der Hand. Der König und die Officiere beobachteten jede seiner Bewegungen mit gespannter Erwartung des Ausganges, aber jetzt wurden auch die hinter den Brustwehren der Citadelle postirten feindlichen Soldaten aufmerksam. Sie sahen einen, dem Anscheine nach höheren Officier in die Wallgräben klettern und sich der kleinen Schanze nähern. Vom Zelte des Königs aus konnte man deutlich gewahren, wie auf dem Bastion ein Falkonet gerichtet und schußfertig gemacht wurde. Trotz der Abneigung, welche die meisten gegen Saint-Preuil hegten, waren sie doch soldatisch genug gesinnt, um dem Schicksale des kühnen Mannes ihr ganzes Interesse zuzuwenden — jene Kugel dort oben war für ihn bestimmt und daß die Geschosse sicher genug treffen konnten, das bewiesen die neben dem Mantel hingestreckt liegenden Todten. Saint-Preuil hatte die schützende Redoute verlassen — er ging auf den Wall des Feindes los.

„Gott mit Ihnen, Capitän!" rief ein alter Sergeant dem Gouverneur nach.

Noch zwei Schritt that Saint-Preuil, da krachte der Schuß vom Bastion herab, dicht vor seinen Füßen schlug die Kugel in den Sand, der hochaufgewirbelt den Capitän wie eine Wolke umgab.

„Schlecht geschossen!" murmelte der Cardinal.

„Er geht weiter!" sagte der König.

Man sah, wie Saint-Preuil den Wall hinaufzusteigen begann, aber zugleich vermochte man auch das Vorschieben eines zweiten Falkonets zu erkennen.

„Er wird bald bei dem Mantel sein!" rief der König.

Saint-Preuils Gestalt verdeckte schon einen Theil des Mantels. In diesem Augenblicke knallten von verschiedenen Seiten Flintenschüsse und eine schwere Kugel ward abgefeuert.

„Er wankt — er ist getroffen!" rief der Cardinal. Wirklich taumelte Saint-Preuil, aber es war nur ein Wanken seiner Gestalt, weil die schwere Kugel ein Rasenstück dicht unter seinem Fuße weggerissen hatte, noch einige Schritte that er vorwärts — seine Hand faßte den Mantel — ein lauter Freudenschrei ertönte aus den Werken und pflanzte sich fort bis zum Zelte Ludwigs.

„Er kann beim Rückwege noch besser getroffen werden!" sagte Meilleraye.

„Ich hoffe es nicht!" rief der König.

„Er ist vor dem Kriegsgerichte sicher!" flüsterte der Cardinal.

Saint-Preuil trieb seine Todesverachtung bis aufs äußerste, denn ohne der Feinde zu achten, stieg er bis auf die Wallkante, hier oben angekommen, neigte er sich grüßend nach dem Zelte, hob sein Schwert und dann den Mantel — in diesem Augenblicke gaben die Feinde wieder Feuer, deutlich sah man dicht unter der linken Hand Saint-Preuils, welche den Mantel hielt, eine Kugel durch den Sammet fahren und die weißen Fetzen flatternd in der Luft schweben. Niemand wagte den Capitän anzugreifen, der langsam wieder den Wall hinunterstieg, vom donnernden Hurrah der Soldaten begleitet.

„Es ist ihm gelungen!" sagte der König, sein Fernrohr absetzend.

Alle athmeten auf nach dieser Scene. Saint-Preuil erschien wieder im Zelte vor dem Könige. Er beugte seine Knie und den Mantel darreichend, sagte er:

„Ich überreiche Euer Majestät den wiedergewonnenen Mantel — mit Bedauern darüber, daß es mir nicht vergönnt war, ihn unverletzt bringen zu können. Die Spanier schonen nicht französische Heiligthümer."

„Er ist mir desto mehr werth," sagte der König. „Ich danke Euch."

Er winkte ihm aufzustehen.

„Sire," flüsterte der Cardinal hinter Ludwig tretend. „Denken Sie an das Kriegsgericht!"

„Zum Henker, Herr Cardinal," rief der König, „wollen Sie mich immer bevormunden? Saint-Preuil," fuhr er fort, „ein so tapferer, unerschrockener Mann verdient unseren Beifall. Außer der so eben bewiesenen Kühnheit und Bereitwilligkeit für Euren Gebieter alles zu wagen, habt Ihr Euch um die nothwendige Verpflegung der Armee verdient gemacht, wie Brancas mir heute mittheilte. Ich streiche Euer Schuldregister durch — und wenn Arras übergeben worden ist, sollt Ihr die Stelle des Gouverneurs erhalten."

„Sire," rief Saint-Preuil, ein Lächeln des Triumphes auf dem Gesichte, „das ist zu viel Gnade!"

Der König grüßte und wendete sich, um in sein Zelt zu gehen.

„Sie haben den Kopf aus der Schlinge gezogen," sagte der Cardinal, an Saint-Preuil vorüberschreitend. „Aber ich bleibe dem Wild auf der Spur."

„Ich fürchte nichts," sagte Saint-Preuil. „Ich wußte, daß meine Stunde noch nicht geschlagen hatte."

Vorbereitungen.

Die Uebergabe von Arras konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Nach der Sprengung zweier Minen schlugen die Belagerten Chamade und der König hatte außer dem von Saint-Preuil geleisteten verwegenen Stücke und dem Anblick der auffliegenden Minen nur noch das Schauspiel eines Sturmes, den die Freiwilligen unter Cinq-Mars ausführten, des Abzuges der Spanier und des Einmarsches der Franzosen. Der Feldzug wäre nun beendet gewesen, hätten nicht einzelne Städte sich immer noch gehalten. Diese standhaften Orte machten den Franzosen die Behauptung schwierig und streitig. Vor allen andern war es die kleine Stadt Bapeaume, welche mit größter Hartnäckigkeit von Antonio da Silva vertheidigt ward.

Saint-Preuil hatte seine Feinde aufs neue besiegt — er schien unerschütterlich — aber mit seinem Glücke wuchs auch sein Stolz, der sich nicht nur in kecken, wegwerfenden Reden, sondern zugleich in strengen und schroffen Handlungen äußerte. Er entließ kraft seines Amtes alle Officiere, welche ihm nicht tauglich erschienen. Das Gerücht erzählte, er habe nur solche entfernt, die zum Marschall Meilleraye gehalten hätten. Da der König noch in Arras verweilte, mußten diese fortwährenden Reibungen ihm den Aufenthalt verleiden. Er ergriff deshalb das beste Mittel: er trennte die Parteien, indem er Befehl gab, daß Saint-Preuil bis nach dem Abzuge des Königs, der Marschälle und der Garnison Arras verlassen und mit zwei Reiterregimentern Garnison und Stellung in Corbie nehmen solle, um von hier aus die Bewegungen der Spanier zu beobachten. So glaubte der König, die Feinde geschieden zu haben. Saint-Preuil zog mit schmetternden Trompeten, an der Spitze seiner Reiter, aus Arras und rückte nach Corbie.

Kaum hier angelangt, begann er wieder seine alte Lebensweise. Die schon ängstlich gewordenen Freunde fanden sich sofort wieder ein — das Spiel, der Wein, der Verkehr mit Frauen, bildeten neben den Beobachtungen des Feindes die Hauptbeschäftigung dieses zügellosen Haufens. Glücksritter fanden sich ein und der Gouverneur von Arras thronte in seiner kleinen Stadt wieder als ein gefürchteter Herrscher.

Der König rüstete sich zur Abreise aus Arras, ebenso der Cardinal. Als beide eines Tages aus der Messe kamen, führte Meilleraye ihnen einen Parlamentär der Spanier zu.

„Sire!" sagte der Mann, „Ich komme, Ihnen ein Geschenk anzubieten."

„Ich nehme es im voraus an," erwiderte der König.

„Es ist die Stadt Bapeaume, welche ich Ihnen bringe."

„Der König schrie laut auf vor Freude — der wichtigste Platz seiner Feinde sollte ihm übergeben werden.

„Wohl einsehend, daß sie den Waffen Euer Majestät nicht auf die Dauer widerstehen kann, will die Besatzung die Stadt übergeben, aber sie knüpft Bedingungen an diese Uebergabe."

„Wir hoffen, sie erfüllen zu können, mein Herr!" sagte der König.

Professor Griesinger.

„Es soll," fuhr der Parlamentär fort, „der tapferen Besatzung freier Abzug gewährt werden, sie soll unangefochten durch das Land ziehen dürfen bis nach Abbeville, von wo aus sie auf spanische Schiffe gebracht wird, und diesen Schutz mögen Sie, gnädigster Herr, der Besatzung angedeihen lassen."

„Mein königliches Wort darauf!" rief Ludwig. „Diese braven Leute marschiren aus Bapeaume unter dem Schutze des Königs von Frankreich — niemand darf sie antasten, denn jedes Leid, das ihnen geschähe, wäre ein Makel auf dem Namen Ludwigs, Königs von Frankreich. Meilleraye, fertigt ihnen den Geleitsbrief aus und läßt Meldung an alle Gouverneure gehen, daß ich der Besatzung von Bapeaume den freien Durchzug gestatte."

Der Parlamentär eilte vergnügt von Arras hinweg, nicht minder lustig war der Herr Cardinal, der den Krieg entzündet und nun einen leichten, vortheilhaften Sieg erfochten hatte. Mit fröhlichem Klange der Hörner verließ der König Arras, um auf demselben Wege, wie er gekommen, nach Paris zurückzukehren.

Chateau d'Anet war seit einigen Tagen wie verödet. Nur zur Abendstunde sah man einzelne Männer durch den Park in das Schloß wandern, zuweilen traf ein Reiter dort ein, der hastig durch das Dorf trabte. Der alte Müller Gilain konnte seinen Sohn nur auf kurze Zeit sprechen, denn Fleuri blieb oft halbe Tage aus.

„Alle Wetter, was habt Ihr vor?" sagte Pierre endlich eines Abends zu Fleuri. „Ich sehe nur selten den Herzog und seine Damen — Dich fast gar nicht mehr."

„Wißt Ihr noch nichts?" entgegnete Fleuri. „Noch ein paar Tage und der König kommt hier durch — da gibt es ein großes Fest. Aus allen Dörfern werden sie zusammengetrommelt, die Ehrenpforten werden erbaut — wir wollen den Besieger der Spanier begrüßen."

„So — so!“ lachte Pierre. „Nun und da gibt es wohl ein großes Fest.“

„Gewiß. Die Mädels müssen Blumen werfen — es wird Feuer angezündet — seht, da kommt der Einsiedler.“

Poirier trat eben in den Hof der Mühle.

„Guten Tag, Vater!“ sagte der Müller. „Wir sprechen von Eurem Feste, von den herrlichen Vorbereitungen.“

„Es wird ein Freudentag!“ bestätigte Poirier. „Fleuri, ich komme so eben vom Schlosse. Der Herzog hat alles genehmigt. Unten an der Straße wird hart bei der Biegung des Weges eine Pforte erbaut — dort muß der König halten — auch der Herr Cardinal — hier stehen die Mädchen des Dorfes und Susanne — hört Ihr es? Susanne hält dem Herrn Cardinal die Anrede.“

Fleuri sprang auf. „Susanne? nein — nein, das geht nicht.“

„Wie, mein Freund?“ lächelte der Waldbruder. „Ihr wolltet es meiner kleinen Susanne verwehren, an diesem Ehrentage die beste Stelle einzunehmen? geht — Ihr seid ein Eifersüchtiger.“

Fleuri ging im Zimmer auf und nieder.

„Er thut gerade so, als sei die Heirath schon geschlossen!“ rief der Müller. „Da wir eben von Susanne reden, liebster Vater Poirier — so möchte ich — —“

„Gilain,“ sagte der Waldbruder, „fragt mich jetzt um nichts, wir haben den Kopf mit dem Feste zu voll. Fleuri, komm hinaus — wir müssen die Arbeit beeilen.“

Er ging mit dem jungen Müller aus dem Zimmer.

„Nimmermehr darf Susanne dabei sein,“ rief Fleuri, als beide allein waren. „Wie? Ihr wollt sie dicht in der Nähe des Mordanfalles lassen? ihr schönes, gutes Gesicht soll von dem Blute befleckt, bespritzt werden, das Euer Messer vergießen wird?“

„Es muß so sein — es ist eine Strafe für den Herrn Cardinal — laßt mich und greift nicht in meine Pläne.“

„Ich leide es nicht — sag' ich Euch noch einmal.“

„Ihr dürft nicht gegen den Gang, den wir vorgezeichnet haben, — wollt Ihr in der entscheidenden Stunde Euch auflehnen? schon sind alle in der Nähe, die den großen Schlag führen helfen — die Genossen unseres Bundes versammeln sich, nur kurze Zeit noch und wir haben Frankreich umgestaltet — wagt es nicht, einen Stein in den Weg zu legen — oder — —“

Er erhob drohend die Hand.

Fleuri seufzte. „Ich wollte, ich wäre heraus aus der Sache,“ sagte er.

„Ihr müßt fest im Entschluß bleiben — jetzt kommt, holt Euch Hacke und Spaten — Ihr werdet sie brauchen.“

Fleuri nahm die Werkzeuge und ging mit Poirier an die Landstraße. Hier arbeiteten schon unter Aufsicht des Pfarrers die Leute des Dorfes an der Ehrenpforte, welche der König passiren sollte, Kinder trugen Zweige herbei und die Steinbrecher ebneten den Weg.

„Fleuri,“ sagte der Waldbruder, „seht, hier ist die Stelle.“

Gerade da, wo die beiden Säulen der Pforte sich erhoben, machte die Straße eine fast winkelförmige Wendung. Der Wagen, welcher von Amiens herabkam, mußte um diesen Winkel biegen, ohne die Personen vorhergesehen zu haben, welche auf der anderen Seite standen, denn ein Felsblock von bedeutender Höhe veranlaßte diese scharfe Biegung. Es war nur noch die Möglichkeit eines Ausweichens durch die Breite der Straße gegeben; gelang es aber, diese zu verengen, so mußte der Wagen dicht an den Felsblock fahren; wer also auf demselben stand, konnte leicht in das Fuhrwerk springen, oder wenn er auf gleicher Höhe mit den im Wagen Sitzenden stand, das Innere auf Länge eines Armes bestreichen. Poirier deutete auf einige Steinbrocken, welche dem Felsblocke gegenüber lagen.

„Wenn wir diese hier vorwärts bringen — engt sich die Straße ein — es kann nur ein Wagen hinter dem andern passiren,“ sagte der Waldbruder. „Seht Ihr dort den kleinen Vorsprung? da werde ich stehen.“

Fleuri erbebte — aber da er nun einmal Mitglied der Verschwörung war, begann er nach Weisung Poiriers die Steine zu untergraben.

„Fleuri,“ sagte jetzt der Pfarrer zu ihm tretend; „was machst denn Du da?“

„Ei, ich will auch das Meine dazu thun,“ antwortete der Müller. „Wir wollen diesen Weg eng machen, damit die Herrschaften genöthigt sind zu halten, oder doch langsamer zu fahren.“

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Ist Susanne schon dabei, ihr Gedicht zu lernen?“ sagte er.

„Ich glaube, ja. Vater Poirier hat es mir erst heut gesagt, daß sie sprechen solle —“

Er hatte während dessen den Stein so unterhöhlt, daß nur ein Hebel angesetzt wurde und das Felsstück rollte vorwärts. Der Weg war eingeengt.

„Auf diesem Felsstück kann Susanne stehen und sprechen,“ sagte der Pfarrer. „Es liegt dicht an dem Wagen.“

Fleuri schauderte und warf die Hacke ins Gebüsch — der Waldbruder maß die Höhe des Vorsprunges an dem Felsblock von der Landstraße aus. Gerade jetzt kam Susanne lustig singend aus dem Gehölz.

„Ich muß doch auch einmal die Vorbereitungen mit ansehen, die hier gemacht werden,“ sagte sie, an die Pfosten hinaufschauend. „Grüß Gott, Herr Pfarrer. Fleuri, auch Du hier beschäftigt?“

Der Müller antwortete nicht — er wendete sich finster ab.

„Fleuri, was ist Dir?“ sagte das Mädchen zu ihm tretend. „Seit ein paar Tagen bist Du schon so einsilbig — so mürrisch — was fehlt Dir? sieh, alles freut sich auf das Fest, komm nur einmal hinüber zum Bäcker, da haben wir auf dem großen Flure mächtige Kränze gewunden und Blumenketten gedreht.“

„Da hast Du wohl auch Dein Gedicht für den König gelernt?“ brummte Fleuri.

„Ah — das ist es? Du bist ärgerlich — weil Vater Poirier hinter Deinem Rücken mir die Sache einstudirte — sieh — ich wollte es nicht ohne Dich thun, aber Poirier meinte: ich solle Dich damit überraschen, sei mir nicht böse.“

Sie reichte ihm die Hand, der junge Mann faßte sie und sagte: „Susanne — Du liebst Poirier wie Deinen Vater.“

„Wie sollte ich nicht? er meinte es stets gut mit mir, mir zu Liebe hat er dieses einsame Leben geführt, hat sich der vater- und mutterlosen Waise angenommen, die — —“

„Ach Kind, da bist Du ja,“ fiel Poirier hinzutretend ein. „So, das ist gut. Hier, steig einmal auf dieses Felsstück — so — ohne Zittern, es steht fest. Von dort aus sollst Du sprechen.“

Er half Susanna wieder hinabsteigen. Die Landleute hatten unterdessen Guirlanden herbeigeschleppt und begannen die Pfeiler zu umwinden. Fleuri sah dem Treiben zu.

„Es ist ein ganz schreckliches Fest!“ sagte er vor sich hin. „Wo werden wir am Morgen darauf zu finden sein?“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Aerzte.

IV. Der Meister in Geistes- und Nervenkrankheiten.*) Von Fr. Bücker.

Durch die Louisenstraße in Berlin rollte zuweilen, von den Linden kommend, noch im Laufe des vergangenen Sommers, eine mit Füchsen bespannte, grünlich graue Kutsche. Wer zufällig einen raschen, neugierigen Blick in das Gefährt warf, sah nicht viel mehr, als ein paar stramm in schwarzem Tuche steckende hohe und spitze Kniee und ein paar darauf ruhende Hände mit außerordentlich langen Fingern. Von dem Inhaber dieser langen Gliedmaßen war wenig zu sehen, denn er lehnte tief im Fond des Wagens. Da bückte sich denn doch einmal die geheimnißvolle Gestalt. Sie hatte eben die Uhr gezogen und gesehen, daß es noch volle zehn Minuten bis zum Schlage des akademischen Viertels. Ein Pochen mit dem knöchernen, schief aufgesetzten Griff eines Rohrstöckchens galt dem Kutscher als Haltesignal. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Stiefel, wie ihn selten ein Schuhmacher über einen so großen Leisten schlägt, kam zum Vorschein und dann stieg mit einer gewissen Eleganz, aber doch nicht ohne Schwierigkeit, die in Schwarz gekleidete,

*) Vgl. Daheim III. S. 356. 390. IV. S. 452.

hohe, schlanke Gestalt selbst aus dem Wagen und verfolgte raschen Schrittes und das Röhrchen durch strammes Aufsetzen auf das Trottoir immer zu stärkeren Biegungen zwingend ihren Weg.

Wer das Studium der Physiognomien liebte und dem Manne so zum ersten Male begegnete, sah ihn gewiß forschend an, und wer ihn kannte, grüßte ihn ehrerbietig. Sein charakteristisch ausgeprägter Kopf mit dem langen, feingerillten Backenbart verrieth auch dem Laien den Mann mit feinen Sinnen. Auffallend groß, aber im Einklange mit den langen, unteren Gliedmaßen, waren auch die Extremitäten des Kopfes, namentlich Ohr und Nase. Die großen Ohrmuscheln lagen dem Kopfe platt an, und die Nase wurde durch eine schräg nach unten verlaufende, schlecht geheilte Narbe — wahrscheinlich in Folge eines Schlägerhiebs — gerade nicht in ihrer Schönheit gehoben.

Da hatte der Mann mit den markirten Zügen die Charité erreicht. Er ging über den Irrenhof, trat in die Thür des Mittelgebäudes, ging dort einige Stufen in die Höhe und eilte ein paar bequeme, geschmackvoll mit tropischen Pflanzen decorirte, steinerne Treppen hinan. Er konnte seinen Lieblingen, den exotischen Gewächsen, noch eine Minute widmen, dann aber eilte er rasch vorwärts, legte in der Garderobe Hut und Stock nieder und trat, ein seidenes Käppchen in der Hand haltend, in die Irrenklinik. Er grüßte die versammelten Studirenden, nahm auf einem Stuhle Platz und setzte das Käppchen auf den nur noch mit spärlichen Haaren bedeckten Kopf, dessen frühere, tief brünette Haarfülle dem vielen Denken zum Opfer gefallen. Das akademische Viertel schlug.

„Meine Herren, ich habe Ihnen einen interessanten Fall von Irrsinn nach Schädelverletzung mitzutheilen,“ begann der Vortragende sehr klar und verständlich. Der Geheime Medicinalrath Professor Griesinger hatte sein Colleg begonnen.

* * *

Die Persönlichkeit, wie ich sie hier auf ihrem ruhigen Gange zur Arbeit einleitend geschildert, gehört nicht mehr zu den Lebenden. Die Leser des Daheim haben es durch die Zeitungen erfahren, daß Griesinger, der ebenso berühmte Nerven- als Irrenarzt, in diesem Herbste gestorben. Ja, er ist inmitten seiner rastlosen Thätigkeit, in einem Alter von 51 Jahren, seiner Familie, seinen Freunden, der Wissenschaft und dem Staate entrissen worden, er, der nicht nur durch sein reiches Wissen, sondern auch durch seine Eigenthümlichkeiten — bis auf den schief aufgesetzten Stockgriff herab — fesselte. Das gelbe Röhrchen, welches vielleicht für fünf Silbergroschen in einem abgelegenen Stockladen erstanden worden war, hat manchem im Irrengarten schwermüthig einhergehenden Reconvalescenten ein herzliches — wenn auch noch so flüchtiges — Lächeln entlockt.

„Das Köpfchen steht schief auf dem Stocke, Herr Geheimrath!“ Das waren einmal die ersten zusammenhängenden, von logischem Denken zeugenden Worte eines Irren, der zugleich an aphasischer Sprachstörung litt, d. h. an mangelhafter Wortbildung, so daß er gar keine Gegenstände benennen konnte, obgleich er den Gebrauch derselben wußte.

„Es freut mich, daß Sie das sehen, mein Freund,“ sagte Griesinger, und seine Augen leuchteten triumphirend.

„Ich habe es schon lange gesehen, aber ich habe es nur nicht sagen können;“ lautete die Antwort des Genesenden.

Wer nach einem solchen Triumphe in das Antlitz Griesingers sah, mußte unwillkürlich zurückbeben, wenn er denselben Mann etwa eine Stunde später in der Klinik beobachtete. Seine ganze Erscheinung hatte dann zuweilen etwas Geisterhaftes, Ungewöhnliches, und dazu mochte der schwarze Anzug, überhaupt das mehr ernste, als heitere Wesen Griesingers nicht wenig beitragen. Ich sehe ihn noch im Geiste am Krankenbett sitzen. Tief in die Krankengeschichte des Leidenden versunken, spürt er den geheimen, verborgenen Entzündungsherden nach, die hier die helle Lohe des Wahnsinns heraufbeschworen. Seine Sprache wird leiser und undeutlicher, ja sie sinkt zuweilen bis zum Gemurmel herab. Seine Assistenten lauschen gespannt, um nur kein Wort von dem zu verlieren, was Griesinger sagt. Da sitzt er mit der Schärfe eines vorzüglichen Psychologen und Denkers, auch den anscheinend unwichtigsten Umstand für bemerkenswerth haltend, an dem Lager des Unglücklichen, er, dessen Devise lautet: „Hirn- und Nervenkrankheiten sind die Grundlagen der Geisteskrankheiten.“ Er berücksichtigt alle Momente in ihrem Zusammenhange und Zusammenwirken auf die Entwickelung des Krankheitszustandes. Nichts ist ihm unbedeutend, ihm, der die früher so wankende Diagnostik der psychischen Krankheiten fester begründet. Und wie sein geistvolles Auge den Leidenden mustert, entgeht ihm nichts, sind die äußeren körperlichen Eigenthümlichkeiten des Kranken ihm ebenso wichtig, wie die inneren. Die Faltung der Stirn, die Größe oder Kleinheit des Ohrs, die Verschiedenheit der Irisfärbung, der Größe der Pupillen, die Form des Kopfes, alles ist bei ihm ein wichtiges Moment hinsichtlich der Entstehung und Veranlassung der Krankheit.

Da fängt der Kranke an, heftig aufgeregt zu werden. Griesinger sucht ihn gemüthlich zu beruhigen und zu zerstreuen, um den Ausbruch des Deliriums zu verhindern. Als er aber dennoch zu toben beginnt, nähert er sich ihm mit der größten Sanftmuth, faßt ihn mit der größten Schonung an und vermeidet alles, was auch nur im entferntesten einen gewaltsamen Anstrich hat.

Die Zwangsjacke ist, so weit sein Einfluß reicht, so weit er zu befehlen, verbannt. Seine Klinik ist ein Hospital für Gehirnkranke und keine Zwangsanstalt. Seine Stirn verfinstert sich regelmäßig, wenn er an die Zeit erinnern muß, wo die armen Unglücklichen hinter Balken und Eisenstangen angekettet lagen, wo die rohesten Mittel angewendet wurden, um ihren Eigensinn zu brechen. Noch ist die Zwangsjacke nicht überall entfernt, und wenn auch bereits während der französischen Revolution Pinel in Frankreich beantragte, den Irren im Bicêtre bei Paris die Ketten abnehmen zu dürfen, so hat man doch noch 1854 unruhige Kranke in Deutschland in Käfigen gefunden. Griesinger duldete selbst für Kranke mit Selbstmordtrieb die Zwangsjacke nicht, und nur im äußersten Nothfall — nur mit Wehmuth — isolirte er auf kurze Zeit den Patienten in einem gegen Selbstbeschädigung verwahrten Einzelzimmer. Wohl niemand wußte besser, als er, wie leicht sich der ohne jedweden Zwang behandelte Kranke an Selbstbeobachtung und Selbstbeherrschung gewöhnt, und wie dankbar der Patient die ihm zu Theil gewordene Milde lohnt.

Bei seinem Rundgang durch die Klinik hatte Griesinger für jeden Patienten ein passendes, ermunterndes Wort. Er hatte die Art des Irrseins als Eintheilungsprincip eingeführt, und demzufolge zerfiel seine Klinik in fünf Abtheilungen.

Die eine enthielt die Tobsüchtigen, die andere die paralytischen, epileptischen und tief blödsinnigen Kranken. In den drei anderen Abtheilungen waren die ruhigen Kranken, sowie die Reconvalescenten.

Da steht er, der früher der Geige die süßesten Töne entlockt, der durch seine Gewandtheit in der Führung des Violinbogens in den großen Concerten der Weltstädte Jedermann zur Bewunderung hingerissen, der aber in Paris in schlechte Lage kam, und sich dann zwei Stock hoch, ohne sichtbar verletzt zu werden, aus Verzweiflung auf die Straße stürzte, jetzt ein Bild des trostlosesten Jammers, in vollständig theilnahmloser Stellung.

„Miller, wie geht es Ihnen?“ redet Griesinger den Unglücklichen an.

Keine Antwort. Miller blickt gesenkten Hauptes auf den Erdboden. Er will gern sprechen, aber er kann nicht.

„Miller, treten Sie doch etwas näher!“ bittet Griesinger mit freundlicher, einschmeichelnder Stimme.

Die ganze Gestalt wankt etwas nach vorn. Sie hat die bekannte liebe Stimme vernommen. Sie will ihr entgegeneilen, aber sie ist gebunden, entsetzlich gebunden, wie im Traum.

Da tritt Griesinger an die Gestalt heran, redet sie lauter und kräftiger an, schüttelt ihr die Hand und hebt dann ihren Arm etwas. Der Arm, der früher so gewandte, geschmeidige, bleibt in der Lage stehen, die ihm gegeben wurde.

Griesinger weiß, daß er wahrscheinlich vor einem unrettbar Verlorenen steht, aber er glaubt dennoch, auch diese tiefe Nacht des Irrsinns, in die sein geistvolles, helles Auge mit immer schärferer Bewaffnung zu dringen sucht, noch schließlich zu zerstreuen.

Ein anderer, der früher Gerichtsrath in Brandenburg gewesen, aber nach wiederholtem Sturz vom Pferde in epileptoiden Irrsinn verfallen, sieht es fast mit neidischen Augen, daß Griesinger nicht zuerst mit ihm spricht.

„Wie geht es Ihnen?“ fragt Griesinger.

Keine Antwort. Der Aerger muß erst verfliegen, den der Neid heraufbeschworen.

„O, es geht mir gut," lautet dann die Antwort. Dabei sammelt der Kranke unbedeutende Gegenstände.

„Ich kann Ihnen auch die angenehme Nachricht bringen, daß es Ihrer Familie gut geht," sagt Griesinger und klopft dem Patienten freundlich auf die Schulter.

„Meine Familie? Ich bin nie verheirathet gewesen." Der Kranke lacht kindlich heiter.

„Denken Sie doch etwas nach; waren Sie nie verheirathet?"

„Nein, ich war Untersuchungsrichter in Schulpforta; jetzt weiß ich es ganz genau."

Der Kranke macht eine wichtige Miene und speit dann etliche Male hintereinander.

„Warum speien Sie so? Es ist nicht gesund, so viel zu speien."

„O, ich speie Louisd'ors. Louisd'ors zu speien ist gesund."

Griesinger lächelt. Dieses Lächeln steht ihm so gut, dem ernsten Mann. Dann verläßt er den Gerichtsrath.

„Jetzt gehen Sie wieder, und ich möchte so gern noch länger mit Ihnen sprechen."

„Wenn Sie das Speien lassen, welches so ungesund für Sie ist, dann bleibe ich noch."

Und der Kranke beherrscht sich und folgt wie ein Kind.

Ein dritter hat eine 3 Zoll lange Kopfnarbe, die bei Kälte empfindlich schmerzt. Er leidet an Irrsinn nach sichtbarer Schädelverletzung. Als dreizehnjähriger Knabe fiel er in einen Glasschrank und trug die Wunde davon. Sieben und zwanzig Jahre sind seit jenem unheilvollen Sturze verflossen.

Griesinger drückt auf die Narbe.

„Was fühlen Sie?"

„Mir ist, als würde ich mit warmem Wasser übergossen."

„Gestern aber fühlten Sie etwas anderes."

„Ja, da sah ich einen Hund."

Noch ein anderer leidet an Irrsinn nach verborgener Kopfverletzung. Vor drei Jahren fiel ihm ein Ziegelstein gerade auf die Mitte des Schädels. Nach dieser Verletzung arbeitete der Kranke weiter, ja er arbeitete oft 36 Stunden hintereinander in einer Gasanstalt. Dann wurde er total arbeitsunfähig. Die Sprache wurde schwer. Das Gedächtniß nahm ab. Er zitterte, ging matt und schleppend.

„Wollen Sie nicht Weib und Kind sehen?" fragt ihn Griesinger.

Der Kranke zeigt sich gänzlich theilnahmlos.

„Bitte, gehen Sie ein wenig."

Griesinger freut sich. Der früher so schwankende Gang ist jetzt schon ziemlich sicher geworden.

Da gestikulirt und lallt ein aphasisch Geisteskranker. Seine Krankheit ist Schwachsinn. Er weint, klagt und hält sich für unglücklich, weil er nicht ausdrücken kann, was er will.

Griesinger bittet ihn, das Taschentuch zu zeigen.

Es hängt aus seiner Tasche heraus, aber er kennt es nicht.

„Was ist denn das?" fragt Griesinger und zieht seine Uhr.

Der Kranke schüttelt mit dem Kopfe.

„Sobald Sie mir sagen können, was das ist, gehört es Ihnen. Das ist eine Uhr, wie Sie sie früher selbst getragen," ruft Griesinger.

Wie gern gäbe er seine Uhr und noch die Kette dazu, wenn er nur dem Kranken erst den verlorenen Begriff des Zeitmessers wieder gegeben.

Ein Kaufmann leidet an epileptischem Schwachsinn. Er ist früher Geflügelhändler gewesen, hat schon etliche Mal gestohlen und ist dafür bestraft worden. Das hat er sich wahrscheinlich zu sehr zu Herzen genommen.

„Wie ist Ihnen?" ruft ihm Griesinger in das eine Ohr.

„Mir ist, als ob ich fliege, und nicht wieder herunterkann," klagt der Arme.

Dann sagt ihm Griesinger etwas in das andere Ohr.

Der Kranke bleibt apathisch. Er hört nichts; er muß eine innere Ohrkrankheit haben.

Griesinger begibt sich in die Frauenabtheilung.

Da ist eine 74jährige Frau, welche während des Sprechens unwillkürlich zu pfeifenden und zwitschernden Anorufungen genöthigt wird, und dazu noch veitstanzartige Bewegungen macht. Die beiden Worte Danna und Assa flicht sie überall mit in die Rede ein. Auch der Ernsteste muß, wenn er sie sprechen hört, lachen. Griesinger, so stark es ihn auch dazu reizen mag, behält stets seinen ruhigen Ernst dieser Frau gegenüber; sie spricht ganz vernünftig.

„Sie haben mir gestern gesagt, Sie würden heute das Pfeifen und Zwitschern lassen. Auch das Danna und Assa sollte ich heute nicht hören," sagt Griesinger zu ihr, und seine Stirn legt sich in ernste Falten.

„Ich kann die Geschichten nicht unterdrücken," erwiedert die Alte, und pfeift wieder.

„Ich befehle es Ihnen aber hiermit. Ich will, so lange ich mit Ihnen rede, auch nicht einen Laut des Gezwitschers hören. Sie sollen sich zusammennehmen!"

Ja, da steht Griesinger mit furchtbarem Ernst. Der Dämon in der Alten legt sich. Ihre Augen hängen an der gebietenden Stirn Griesingers. Sie spricht noch lange mit ihm, und niemand ahnt, daß sie geisteskrank.

Griesinger begibt sich zu einer anderen Frau. Vater und Schwester ihrer Mutter sind geisteskrank gewesen. Sie ist fünf bis sechs Wochen in der Charité. Früher jammerte und klagte sie fortwährend, daß ihre Tochter eines gewaltsamen Todes gestorben. Sie sitzt immer auf demselben Fleck und arbeitet manchmal. Sie spricht leise, zögernd, unzusammenhängend, ängstlich und niedergedrückt, bleibt gern im Bett, weil sie auch körperlich ermüdet ist. Sie hat zu Griesinger eine große Zuneigung. Einen Fremden sieht sie nicht an und gibt auch keine Antwort auf Fragen. Die Prognose Griesingers, oder die Vorerkenntniß des Ganges ihrer Krankheit lautet äußerst günstig.

Eine andere vierzigjährige Frau will durchaus aus der Charité zu ihren Kindern; sie klagt über Druck in der Stirn, über Rauschen im Ohr; sie sieht Flecken und Schlangen, jammert laut, und legt alles dem Zwang ihrer Abgeschlossenheit zur Last. Als aber ihr Mann sie besuchte, stürzte sie auf ihn los und rang mit ihm. Sie ist erst ein Vierteljahr in der Klinik, aber sie nimmt sich bereits so zusammen, daß sie bei der leisesten Ahnung von der Annäherung oder Gegenwart Griesingers still ist und arbeitet.

Den traurigsten Eindruck jedoch macht eine Handarbeiterin aus Berlin, ein Mädchen von 26 Jahren, das ganz aussieht, als wäre es mindestens 10 Jahr jünger. Die Arme ist ein Seitenstück zu dem unglücklichen Miller und leidet an kataleptischem Irrsinn, dem seltensten Fall von Geisteskrankheit. Jedenfalls ist mir bei meinem Besuch der verschiedensten Irrenhäuser noch kein solcher Fall vorgekommen. Sie hat Gesichtserscheinungen, sogenannte Hallucinationen, in trübem, melancholischem Wahn. Sie hört, fühlt, sieht nur wie im Traum; sie ist starr vor Angst, riecht üble Gerüche; wähnt sich in der Hölle. Manchmal springt sie plötzlich auf und verfällt dann wieder in den alten starren Zustand. Sie muß künstlich ernährt werden; zuweilen ißt sie, wenn man sie allein läßt.

Die Kranke hat ihr Essen wieder nicht angerührt. Es soll ihr auch diesmal nicht künstlich beigebracht werden. Sie soll in Griesingers Gegenwart essen und zwar allein.

„Warum nicht gegessen?" sagt Griesinger zu ihr und deutet auf die unangerührte Mahlzeit.

Sie starrt mit ängstlichem Blick den Meister an und gibt einen Laut von sich, den nur Griesinger versteht.

„Gift?" ruft Griesinger laut .. „Gift?" Dann setzt er sich an den Tisch, kostet und gestikulirt wie einer, dem's ausgezeichnet schmeckt. Mit kauendem Munde sagt er dann munter: „Kein Gift, sondern gute Mahlzeit!" Dabei deutet er wieder gebietend auf das Essen.

Ja, sie will jetzt essen, aber Griesinger soll sich erst entfernen, das sagt ihr Blick, der schon weniger ängstlich ist.

Griesinger jedoch weicht nicht von der Stelle. Nichts ist jetzt wichtiger für ihn, als daß sie ißt. Es dauert lange, außerordentlich lange, ehe sie gehorcht, aber sie überwindet sich, sie, die so krank ist, daß schwachnervige Naturen sie gar nicht sehen können. Griesinger geht befriedigt fort; seine Prognose lautet: sie ist noch zu retten.

So vermochte Griesinger durch seine Leutseligkeit, sein gemessenes Auftreten und seine unermüdliche Geduld die Patienten an sich zu fesseln und sie zur Selbstbeherrschung zu bringen. Die Liebe der Patienten zu ihm war so groß, daß sie zuweilen vor ihm niederknieten. Nur die große Neigung zu seinem Berufe half ihm über die vielfachen Mühen und Anstrengungen hinweg. Er verlangte

aber auch energisch die nöthige Unterstützung und zwar in der Eigenschaft zahlreicher, intelligenter, thätiger und gutmüthiger Wärter. Von den Wärtern, welche früher weiter nichts als Zwangsknechte waren, hängt das Wohl und Wehe der Kranken in erster Reihe ab. Nur durch besänftigend und beruhigend wirkende Gehilfen im Verein mit einer ununterbrochenen ärztlichen Aufsicht ist die Verbannung jedes mechanischen Zwanges aus der Irrenbehandlung möglich geworden. Für die Abschaffung des totalen Zwanges, und für eine nach allen Anforderungen zweckmäßig zu organisirende Irrenheilanstalt hat Griesinger unter den ersten laut seine Stimme erhoben.

„Erst ein Hospital für Geisteskranke, so schön und so zweckmäßig, als es nur irgend gebaut werden kann, und dann ein Museum!" so sagte er einmal in einem Vortrage.

An dem Berliner Irrenhause hatte er manches auszusetzen — die ansteckenden Kranken z. B. wohnten mit seinen Patienten unter einem Dache — aber durch die strengste Ordnung, durch die peinlichste Reinlichkeit in seiner Klinik suchte er einer etwaigen Einschleppung von Krankheitsstoffen vorzubeugen.

Griesinger, der sich vor allem in den Geisteskrankheiten einen Namen gemacht, der aber nicht minder groß in den Nerven- und ansteckenden Krankheiten, namentlich in der orientalischen Pest, im Typhus und in der Cholera, wurde zu Stuttgart am 29. Juli 1817 geboren. Sein Vater war Beamter, die Familie eine alt-würtembergische. Er studirte in Tübingen und Zürich, letzteres um Schönleins willen. Die Doctorwürde erwarb er sich im Jahre 1838 durch eine Arbeit über den „Garotillos", der heute Diphtherie oder brandige Bräune genannt wird. Im Winter 1838/39 ging er nach Paris. Er practicirte darauf in Friedrichshafen und wurde dann Gehilfsarzt an der Irrenanstalt Winnenthal. Dort blieb er zwei bis drei Jahre und nahm Theil an der neugegründeten Zeitschrift: „Archiv für physiologische Heilkunde." Im Jahre 1843 übernahm er die Assistentenstelle bei Professor Wunderlich in Tübingen und wurde zugleich Privatdocent. Im Jahre 1850 begab er sich von Kiel aus, dahin er ein Jahr vorher berufen worden, nach Egypten, um seine Kenntnisse in den Infectionskrankheiten, namentlich Pest und Cholera, zu erweitern. 1854 wurde er wieder Professor in Tübingen, ging 1860 nach Zürich und siedelte 1865 nach Berlin über.

Er hat durch eine Reihe von Vorträgen — und in dieser Beziehung ist er Bahnbrecher und wird so lange genannt werden, als es eine Heilkunde gibt — die medicinische Welt auf die Wichtigkeit des Studiums der Psychiatrie auf den Universitäten aufmerksam gemacht. Dieses wichtige Studium, welches stark hintenan stand und zum Theil noch steht, ist von ihm zu Ehren gebracht worden. Er richtete ferner den klinischen Unterricht dem Werth der Sache gemäß ein, und brachte ihn dadurch zur Anerkennung. Er organisirte regelmäßige psychiatrische Kliniken, und bezeichnete als den einzig richtigen Standpunkt die rein ärztliche Auffassung der Geisteskrankheiten, verbunden mit dem Verständniß der krankhaften Seelenerscheinungen.

Dadurch fiel all das hohle Phrasengeklingel, all der bombastische, geistreich sein sollende Schwulst, und die nüchterne, klare, ärztliche Beobachtung trat an ihren Platz. Und nüchtern — aber geistreich nüchtern — war Griesinger daheim und draußen. Er hatte nicht mehr Bedürfnisse, wie Hyrtl der „Anatom aller Welt", und wie dieser die Nerven zu präpariren versteht, so wußte sie Griesinger zu durchschauen. Er ist uns entrissen worden! Wer wird ihn uns ersetzen?

Ein Weihnachtsfest in Bad Boll.

Von **Johannes Bonnet.**

Auf den kriegslauten Sommer 1866 waren Herbst und Winter in die deutschen Gauen gezogen. Auf den Würtembergischen Gebirgen lag der Schnee und deckte still all das heitere jauchzende Leben, das sonst sich hier, einzigartig wie nirgend, regt. Ungestümer brauste, von schwellenden Bergwassern getränkt, der Neckar an Tübingen, der reizenden schwäbischen Universitätsstadt vorüber, die zwischen zwei Bergzügen hindurch, auf der einen Seite das Neckarthal, auf der anderen das Ammerthal berührt.

Das Weihnachtsfest rückte immer näher. So weit von der nordischen Heimat getrennt, sehnte ich mich um so mehr, es in einem Kreise zu verleben, der dem Herzen heimatliche Wärme und Freude gab. Da erhielt ich ein paar Tage vorher von einem rheinländischen Freunde, der sich zum Besuch in Bad Boll aufhielt, eine Einladung dorthin, und zwar in Pastor Blumhardts Namen.

Viele Leser mögen, wenn nicht persönlich, doch von Hörensagen Bad Boll und Pastor Blumhardt kennen, den Mann, der nun seit einer langen Reihe von Jahren Menschen aus allen Ländern und Nationen, besonders Deutsche und französische Schweizer, zu sich zieht und der als Prediger gewirkt hat und zum Theil noch wirkt, wie es nur wenigen gegeben ist. Was ihn besonders bekannt gemacht hat, sind seine Gebetsheilungen sowohl an Kranken, die ihn selbst aufsuchten, als auch in die Ferne an Personen, die sich brieflich an ihn wandten. Um den großen Kreisen, die ihn in Anspruch nehmen, mehr genügen zu können, hat er sich aus seiner amtlichen Wirksamkeit schon lange ganz zurückgezogen. Bad Boll ist durch ihn vornehmlich auch ein Wallfahrtsort für Studenten von nah und fern geworden, welche der reichsten Gastfreundschaft bei ihm genießen, wenn sie nicht, bei längerem Aufenthalt, es vorziehen, die so sehr billigen Preise zu zahlen, wie die übrigen Gäste.

Es war ein Tag vor dem heiligen Abend, als ich den Brief empfing. Am Nachmittage bereits fuhr ich von Tübingen mit der Eisenbahn durch die schönen winterlichen Thäler, an der von Uhland besungenen Achalm bei Reutlingen und an den beschneiten Gebirgszügen links und rechts vorüber. In Göppingen stieg ich nach einer Fahrt von ein paar Stunden aus und hatte nur noch anderthalb Stunden mit der Post, die sich mühsam durch den Schnee die Höhen hinanschlich, vor mir. Endlich verkündigte das Posthorn die Ankunft am Ziel.

Im Mondenschein konnte ich mich einigermaßen orientiren. Ein schönes schloßartiges Gebäude mit zwei großen Seitenflügeln, von parkartigen Anlagen umgeben und nach Osten zu von der Alpkette eng begrenzt, dies war Bad Boll.

Ich war der einzige Passagier. Im Saale begrüßte mich einfach und warm, nach echt schwäbischer Weise, die Frau Pastorin Blumhardt. Dann kam mein Freund und drückte mir freudig die Hand. Dann erschienen nach und nach andere Gäste. Zuletzt trat mit einigen ältlichen Herren der Pastor Blumhardt selbst ein: eine mittlere, dicke Figur, mit einem runden sehr vollen Gesicht, in dessen kernhaften Zügen sich alle die edle Schlichtheit und Geradheit und in dessen Auge alle die angenehme Geistesruhe, die naive Frische und der Humor sich ausprägt, durch die er so wohlthuend den ganzen Kreis beherrscht. Seine Begrüßung war derb und gemüthlich.

Die Tafelglocke erscholl. Wir waren vielleicht gegen dreißig Personen zu Tische, Herren und Damen. Mein Freund und ich, wir erhielten unseren Platz ganz in Blumhardts Nähe, neben einem alten pensionirten Oberstlieutenant aus Würtemberg, einem geborenen Venezianer, der als junger Officier einst mit Napoleon den unglücklichen Zug nach Rußland mitgemacht und ein Werk darüber geschrieben hatte. Nach dem Essen rückte man im Kreise näher um Blumhardt herum, der manche interessante Fragen anregte und auf das ungezwungenste in ganz origineller Weise sich uns allen gab. Er redete uns Studenten, oft auch die anderen Gäste, mit „Ihr" an und führte gleich unter allen insofern einige Bekanntschaft ein, als er bei Gelegenheit in komischer Weise Geburts- und Wohnverhältnisse des einen oder anderen hervorlockte und dann die größten Antipoden darin sich gegenseitig vorstellte. Die allseitige Verehrung und Liebe, die er genoß und die ihm eine wahrhaft patriarchalische Stellung einräumte, ging ebenso aus der Offenheit, mit der manche zu ihm sprachen und er erwiderte, hervor, wie aus dem aufmerksamen Schweigen, wenn er diesen oder jenen Punkt besprach. Gewiß, man mußte sich durch die Art und Weise eines so ungezwungenen und doch so feinen Verkehrs in diesem Kreise angezogen fühlen. Etwas nach zehn Uhr trennten sich alle.

Unter Ausflügen auf das weihnachtlich dicht in Schnee gehüllte Gebirge und unter Bekanntschaften mit anderen Gästen, besonders mit einer edlen, liebenswürdigen, adeligen Dame aus Schlesien, ging der nächste Tag schnell zur Neige. Die Post hatte noch neue Gäste

hergeführt: eine englische Kaufmannsfamilie aus Kalkutta, einen norddeutschen Professor aus Königsberg, den Verfasser des Aufsatzes: „Der Sprachmeister von Tübingen*)“, mit seiner Gattin, einige Amerikaner und einige Rheinländer. Es war eine so lustig zusammengewürfelte Gesellschaft, ein so anregendes, liebenswürdiges Völkchen, das sich hier in Schwabenland um Winterszeit zusammenfand, wie wir es kaum zu wünschen gewagt hatten. Von Holstein bis Neapel, von New-York bis Kalkutta reichten die einzelnen Glieder mit ihren heimatlichen Beziehungen, und alle wollten in Bad Boll ein Weihnachtsfest feiern, das ihnen die Heimat nahe brachte.

Nun dämmerte es. Das rosenrothe Abendglühen auf den schneeigen Spitzen des alten Hohenstaufen und des Rechberg ermattete, immer mehr verschwammen die Farbentöne, bis die sternenklare Christnacht sich über Berge und Thäler senkte.

Mein Freund und ich, wir saßen mit einigen anderen Studenten gemüthlich rauchend in unserem Zimmer. Wir erzählten, sprachen von den fernen Lieben, waren voll Spannung auf den Abend unter den Weihnachtsbäumen und horchten inzwischen nach dem Glockenruf, der ihn verkünden sollte, in die Dunkelheit hinaus.

Es war gegen sieben Uhr, als die Glocke läutete. Ueberall an den Fenstern erlosch das Licht. Alles eilte die Corridore entlang dem Gesellschaftssaale zu. In der Vorhalle, der Saalthür zunächst, durch die der schimmernde Weihnachtsglanz von fünf Christbäumen strahlte, stand Blumhardt mit freudeleuchtendem Gesicht unter seinen vier kleinen Enkeln, mit denen er ein von ihm selbst gedichtetes und componirtes Weihnachtslied sang, in das die um ihn sich drängenden Gäste, nachdem einige Exemplare vertheilt waren, einstimmten.

Jetzt öffneten sich die Flügelthüren. Blumhardt nach zogen wir alle in den kerzenschimmernden Saal an die langen, reichbesetzten Tafeln. Jeder war besonders bedacht, keiner vergessen, alle glücklich. Blumhardt ging bei allen umher, er reichte jedem unter herzlichen Worten die Hand und bat, vorlieb zu nehmen. Und da standen wir alle, aus Nord und Süd, aus West und Ost, verschieden an Beziehungen, Verhältnissen, Erfahrungen, wir standen alle hier unter den brennenden Bäumen, an den auch uns gedeckten Tafeln, voll Freude, voll Dank, voll Heimatsgefühl, wir reichten uns die Hände und wußten uns eins. Die Kinder jubelten und lärmten und probirten die Pferdchen, die Wagen, die bunten Sächelchen alle. Blumhardt scherzte mit ihnen und erklärte ihnen die zierlichen Papparbeiten, welche die Geburt Jesu darstellten, so kindlich herzlich und so naiv, daß sie, ganz hingenommen, unruhig an seinen Rockzipfeln zupften, wenn er aufhörte. Die Alten standen ernst und gerührt. Die junge Welt theilte sich gegenseitig mit und eilte froh durcheinander. Doch nicht allein wir, sondern auch das zahlreiche Gesinde und manche Armen aus der Nähe nahmen bei einer dritten Tafel, am Ende des Saales, an der reichen und allgemeinen Freude Theil.

„Laßt's Euch nur g'falle und wohl sei und freuet Euch auch!“ rief Blumhardt dazwischen und hob sein jüngstes Enkelchen zu den blitzenden Bäumen auf. „Nu hört, wolle wir auch singe, dann jubelt weiter!“ sagte er dann und stimmte das bekannte, schöne Lied an: „Fröhlich soll mein Herze springen,“ das von jedem Munde frohen Wiederhall fand. Darauf hielt er, auf Grund des Bibeltextes, eine Ansprache, die mit so origineller Anschaulichkeit und plastischer Klarheit die Geburtsgeschichte Jesu darstellte, als ob sie eben jetzt vor unseren Augen verliefe. Später wurde vierstimmig von Blumhardt und ausgewählten Mitgliedern des Kreises gesungen: „Kündlich groß ist das gottselige Geheimniß!“ dessen Melodie, wie Blumhardt sagte, er von dem Munde eines Lehrers weggeschnappt.

Es war gegen zwölf Uhr, als von draußen her die Töne eines Hirtenhorns und Gesang ertönte. Alle drängten in heiterem Durcheinander und gespannt, was es gebe, vor die Thür. Unendlich still lag die festliche Nacht, von Millionen Sternen erhellt, über der weißen Erde. Vor den Fenstern hatten sich Hirten der benachbarten Dörfer zusammengefunden. Sie bliesen auf ihren Hörnern einen Choral. Als er verklungen, trat einer von ihnen vor und hielt, halb singend, halb sprechend, eine Anrede an den Herrn Pastor Blumhardt, an die Frau Pastorin und an die Kinder. Es war urschwäbisch, was der gute Alte deklamirte, und da unsere Ohren noch nicht ganz an diese Laute gewöhnt waren, kostete es Mühe, für den Inhalt die ernste Miene zu bewahren. Als der Redner zurückgetreten war, stimmten die Hirten ein mehrstimmiges Lied an. Auch sie wurden beschenkt.

Man trennte sich nun allmählich, und wir gestanden uns gern, daß wir in der Fremde einen schöneren Weihnachtsabend nicht hätten verleben können.

Am ersten Festtage früh strömten von allen Seiten die Landleute zusammen, um der Predigt beizuwohnen. Um zehn Uhr wurde dazu geläutet. Sie fand im Gesellschaftssaale statt, da die schöne Capelle, welche die Mitte des Gebäudes im zweiten Stock einnimmt, nur des Sommers benutzt wird. Der Saal war von den Gästen und Landleuten ganz gefüllt. Die letzteren waren in ihren bunten Feiertrachten erschienen, die Männer meist in langen, weißen Röcken mit mächtigen, neusilbernen Knöpfen und Pelzmützen, die Frauen in farbiggestickten Miedern mit schwarzen oder bunten Käppchen und den reizenden, langen, schwäbischen Zöpfen, welche durch breite, schwarzseidene Bänder fast bis zum Boden verlängert werden.

Eine der Damen begleitete auf dem Harmonium den Choral. Blumhardt hatte, ohne Talar, auf dem Sopha in der Mitte der einen Langwand des Saales Platz genommen, auf dem Schoß seinen jüngsten Enkel, der sich still aufhorchend an seinen Hals schmiegte. Die drei anderen saßen um den Tisch vor ihm, und dann in immer weiteren Reihen rechts und links und ihm gegenüber die übrigen. Er sprach, nach kurzem Gebet, über den Text des Tages. Kurz, oft abgebrochen, dringend, voll Kraft und Feuer, manchmal in seinen Schilderungen ohne Uebergänge vom Naiven ins Großartige, ergreifend war seine Rede. Seine ganze Persönlichkeit gehörte so unmittelbar dazu, erschien so ganz damit verschmelzen, daß die Predigt ohne sie, etwa gedruckt, die Hälfte ihrer Gewalt und Wirkung eingebüßt hätte. Die Spannung der Hörer war eine allgemeine. Viele Damen, aber auch viele Landleute schrieben nach, so gut es ging.

Nach 11 Uhr war die Feier zu Ende. Blumhardt ging auf sein Zimmer und empfing diejenigen unter den Gästen oder Landleuten, die persönlich mit ihm sprechen wollten. Täglich wurde er dort überlaufen und auch heute fehlte es nicht. Von fern und nah fragte man ihn in schwierigen Fällen um Rath, und es gab wohl kaum einen, der nicht beruhigter und gewisser, als er gekommen war, wieder Abschied nahm. Jedes Leid und jede Noth fand hier ein theilnehmendes Gehör. Das nächste Anrecht auf den Mann hatten natürlich die Gäste — ohne daß ein anderer darunter zu kurz gekommen wäre — und diese nahmen ihn auch für sich oder für Verwandte und Freunde viel in Anspruch. Eigentlich Kranke gab es damals in Boll nur wenige; überhaupt sollen viele Gesunde in Boll leben, wodurch es von Männedorf am Züricher See, von Zellers Anstalt, sich allein schon unterscheidet. Es sind meist Leute, welche von Blumhardts Ruf zu ihm gezogen, kürzer oder länger in seiner Nähe ein geräuschloses, oft unvergeßliches Leben genießen. Viele kehren auch aus weiter Ferne wiederholt zurück, einzelne dehnen ihren Aufenthalt auf Jahre aus.

Im Laufe des ersten Festtages hatten wir Blumhardt nur wenig unter uns. Er ist von früh bis spät eben zu sehr von allen Seiten beschäftigt, als daß er lange über jede Mahlzeit hinaus sich der Gesellschaft schenken kann. Erst abends erschien er wieder, und wie immer, ohne irgendwelche Verdrießlichkeit zu zeigen, was unter ähnlichen Verhältnissen sicher nicht Jedermanns Sache wäre. Die Liebe zu allen und der Wunsch, was er umsonst empfangen, auch umsonst zu geben, dies ist es, was ihm, auch wenn er persönlich und brieflich bestürmt wird, immer Frische und Heiterkeit bewahrt.

Nach dem Essen schob er den Lehnstuhl zurück, wir anderen bildeten einen weiten Kreis um ihn, und nun ward erzählt, gescherzt, gelacht. Damen und Herren, alle betheiligten sich lebhaft an der Unterhaltung, die sich manchmal zu lustigen Gefechten herüber und hinüber steigerte.

Als wir im besten Gespräch waren, traf die allabendliche Post, die Segenspenderin der großen Familie, die hier versammelt war, ein und brachte Briefe und Sachen. Blumhardt hatte, wie gewöhnlich jeden Abend, einen gethürmten Haufen Briefe vor sich und durchflog sie zum Theil sogleich. Auch wer sonst Briefe erhielt, las sie inzwischen, während die übrigen sich am Pianino oder beim Schach unterhielten. Von einem Schreiben besonders schien Blumhardt freudig bewegt zu sein. Erst nachdem wir später wieder von neuem zusammengerückt waren, theilte er uns, was in dergleichen Dingen selten geschieht, einiges von den ihm zugekommenen Nachrichten mit.

*) Der unlängst verstorbene Prof. Cosack. Vgl. Daheim III. S. 390.

Wir suchten das Gespräch fortzuspinnen, um recht viel zu erfahren und Blumhardts Ansichten über manche tiefere Fragen des menschlichen Daseins und der es influirenden Kräfte kennen zu lernen. Er ging nur andeutungsweise darauf ein und sprach sich nur über weniges näher aus, indem er dann und wann Belege aus seiner eigenen Heilwirksamkeit brachte. So interessant und eigenthümlich sein Standpunkt und so wunderbar seine Wirksamkeit im allgemeinen ist, so wenig kann ich doch hier irgendwie darauf eingehen, um so weniger, als es ein Gebiet gilt, dem gegenüber wohl ein jeder selbst Erfahrungen gemacht haben muß, um einen Mann wie Blumhardt nicht mißzuverstehen, ja vielleicht zu verkennen. Jedenfalls ist hier Shakespeares Wort bedeutsam, daß „es im Himmel und auf Erden mehr Dinge gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt."

Auch an den nächsten Weihnachtstagen durften wir reichlich das Glück dieses edlen Kreises genießen, in welchem Blumhardt und seine treffliche Gattin, von der ein Herr mit Recht zu mir sagte: „Sie ist der Edelstein des Hauses," mit so viel sorgender Liebe und heiterer Einfachheit wohlthuend und anregend walten. Längere Zeit hinter einander konnten wir Blumhardt immer eben nur des Abends genießen, aber dann auch ganz. Es schien ihm selbst Bedürfniß, denen, die er so um sich geschart, möglichst alles zu sein und zu geben. Selbst diejenigen Ausländer, welche des Deutschen nicht mächtig waren, fanden dann durch ihn Unterhaltung, indem er mit ziemlicher Leichtigkeit ihnen die deutsch geführten Gespräche übersetzte.

Gemeinsame Spaziergänge im Park oder in der Umgegend, besonders nach Dorf Ball, Partien ins Gebirge, Lectüre, gemeinsame Unterhaltungen, musikalische Genüsse, dies alles führte während des Tages die Gäste unter einander in kleineren Clubs zusammen, bis wieder die gemeinsamen Mahlzeiten und vor allem die Abende uns alle zusammen um den Patriarchen vereinten.

Der Neujahrstag legte den Schlußstein einer uns allen unvergeßlichen Zeit, die wir nun längst wieder über die Erde nach allen Richtungen verstreut, nur in der Erinnerung noch voll Dank in diese Vergangenheit zurückschauen.

Deutsche Städtebilder.

I. Leipzigs alte Kaufmannshäuser.

Der große Brand des Jahres 1420, aus dessen Asche Leipzig fast ganz neu erstand, hatte die Folge, daß man zur Sicherung vor gleicher Gefahr geräumige massive Häuser aufführte, deren fester gewölbter Unterbau sich noch an manchem in seinen oberen Theilen modernisirten Gebäude erhalten hat. Vollständig ungeändert ist aus dieser Zeit in Leipzig kein Privathaus mehr vorhanden. Das älteste in allen seinen Theilen wohlerhaltene Kaufmannshaus ist das als Perle der Gothik zu betrachtende Grundstück mit dem Lugthürmchen am oberen Ende der Hainstraße, welches Barthels Hof genannt wird. Es wurde von 1523 bis 1525 von Heinrich Scherl, einem hochangesehenen Kaufherrn, der eine Tonne Goldes besaß, erbaut. Sein Sohn, ein stattlicher Gesell, rüstete auf eigene Kosten fünf Reiter, und zog mit ihnen im Heere des Herzogs Moritz gegen den Erbfeind der Christenheit nach Ungarn, aus welcher Fährlichkeit ihn sein Schutzpatron, der heilige Laurentius, glücklich wieder nach Hause führte. Der alte Bau hat uns ein treues Bild der damaligen häuslichen und geschäftlichen Einrichtung eines Handlungshauses aufbewahrt. Die vornehmen Handelsherren jener Zeit bauten ihre Häuser nicht hauptsächlich für Abmiether und nebenbei für sich, sondern lediglich zum eigenen Gebrauche. Die unteren Räume, und wohl auch das erste Stockwerk waren für das Geschäft bestimmt. Ein Erker, nach damaliger Sprachweise „Laube" genannt, fehlte einem solchen kaufmännischen Hause selten, denn hier wurde während der milden Jahreszeit dem Geschäftsfreunde ein Trunk und Imbis vorgesetzt und über Geschäftsangelegenheiten gesprochen. Alle Commis, damals Kaufburschen genannt, Lehrlinge und Markthelfer, wohnten im Hause des Principals und aßen an seinem Tische. Der große, mit Estrich belegte Vorsaal vereinigte das ganze Personal neben der Familie des Hausherrn zum Mahle, und die Plätze waren streng nach der Rangordnung gereiht. Diese Einrichtung erhielt sich bis nach der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo der deutsche Hausherr dem schädlichen Einflusse Frankreichs die alten guten Sitten seiner Väter opferte und in Kleidung, Sprache und Lebensweise sich zur französischen Carricatur herabwürdigte. Die Familie Scherl war bereits 1560 in Leipzig ausgestorben oder doch wenigstens die weitbekannte Firma erloschen. Den Namen Barthels Hof erhielt das Grundstück nach einem Besitzer, welchem dasselbe im vorigen Jahrhundert angehörte. Als man vor etwa dreißig Jahren bei einer Reparatur den Knopf des Giebelthürmchens abnahm, befand sich derselbe von einer Flintenkugel durchbohrt, wodurch Regenwasser eingedrungen war, das die inneliegenden Pergamenturkunden gänzlich zerstört hatte.

Wenn auch niemals Kaufmannseigenthum, so doch fast drei Jahrhunderte hindurch Leipzigs berühmtestes Kaufhaus und sein Meßbazar war Auerbachs Hof, welchen von 1530 bis 1538 Heinrich Stromer aus Auerbach, Decan der medicinischen Facultät und Rathsherr, ein Freund Luthers, den er in seinem Hause oft bewirthete, erbauen ließ. Das Grundstück enthielt hundert Gewölbe, zwei Bilderhäuser und viele Säle, Zimmer und Kammern, welche Welschen, Franzosen, Niederländern, Nürnbergern, Augsburgern und anderen vornehmen Kaufherren während der Messe zur Wohnung dienten. Auch ein Reisigenstall für die Rosse der fremden Kaufleute befand sich hier. Das Kostbarste, was man zur Messe brachte, war in Auerbachs Hofe zu kaufen und schon im 17. Jahrhundert galt er als Sammelpunkt der vornehmen Welt. König August der Starke ließ im damals Welschschen Hause, jetzt noch Königshaus genannt, ein Meßquartier miethen, um Auerbachs Hofe nahe zu sein. Die stolze Cosel, die reizende Königsmark, die blonde Dieskau durchwandelten oft an der Seite ihres fürstlichen Geliebten, umschwärmt von goldstrotzenden Cavalieren und reifröckigen Edeldamen, die mit kostbarem Gut gefüllten Verkaufsräume, und wehe dem Ritter, welcher versäumte, der Auserwählten seines Herzens in Auerbachs Hofe ein Meßgeschenk zu kaufen! Selbst von dem lustigen Generallieutnant von Kyau, dem Commandanten der Festung Königstein, welchen falsches Verständniß zu einem Hofnarren herabwürdigen möchte, wissen die Annalen des Auerbachschen Hofes ein heiteres Geschichtchen zu erzählen. Einige Edeldamen hatten den General, der ein alter Junggesell war, schon einige Male bedrängt, ihnen ein Meßgeschenk zu kaufen, aber ein solches niemals erlangen können, indem der General stets behauptete, er habe kein Geld. Bei der nächsten Messe hatten sich nun die Damen verschworen, den kargen Cavalier, sobald er in der Suite des Königs Auerbachs Hof betreten würde, zu überfallen und nicht von ihm abzulassen, bis er sich zum Ankaufe der versprochenen Geschenke bequemt habe. Sie hatten jedoch von ihrem Plane geplaudert und der General beschloß sie mit einem damals zeitgemäßen Späßchen abzuführen. Gestiefelt und gespornt, in einen weiten Reitermantel gehüllt, betrat der General am nächsten Michaelismarkte im Gefolge des Königs Auerbachs Hof, und kaum hatte sich der vornehme Besuch etwas zerstreut, als auch schon die beiden Damen erschienen und den General um die versprochenen Geschenke bestürmten. Neue Entschuldigungen wegen completter Armuth wurden mit Spott und Gelächter erwidert. Der General versicherte, daß er keinen Pfennig in der Tasche habe und zur Ueberzeugung der Wahrheit dieser Angabe bereit sei, sich einer Visitation zu unterwerfen. Die Damen glaubten in diesen Worten ein Zugeständniß zu finden und erklärten sich willig, eine Untersuchung seiner Taschen vorzunehmen. Aber o Schrecken! es stellte sich heraus, daß der General, außer den Stiefeln und dem Hute, einzig und allein mit seinem Hemd und Reitermantel bekleidet war. Der König wie der ganze Hof fanden diesen Scherz unvergleichlich und die beiden angeführten Damen waren lange Zeit Zielscheiben des allgemeinen Spottes. Derartige Scherze waren an Augusts Hofe nichts Ungewöhnliches und der König selbst hielt sich nicht für zu erhaben, wo es ohne Eclat geschehen konnte, Helferodienste dabei zu verrichten.

Hundert Jahre nach den Tagen des holden Dreigestirns an Augusts Hofe pflegte der sächsische Adel noch immer Auerbachs Hof als Sammelpunkt während der Meßzeit zu betrachten. Ein Zeitgenosse erzählt, daß der Adel mittags zwischen elf und zwölf hier in

Menge zusammenströmte, die schönen Sachen bewunderte und mit den geschminkten Gesichtern angudte, nach den Preisen fragte und, nachdem dies in mehreren Gewölben geschehen, von Wetter, Getreidepreisen, Komödie und Staat planderte und endlich nach Hause fuhr, mit dem erquickenden Bewußtsein, Auerbachs Hof besucht zu haben. Da war es zur Zeit des galanten, ritterlichen August und seines glänzenden Hofstaats freilich anders zugegangen. — Eine reiche Ernte hielten hier nicht selten schlaue Diebe. So kam eines Tages ein vornehmer Herr, dessen Kleider von Gold und Stickerei strotzten, von mehreren Bedienten begleitet in ein Seidengewölbe, suchte für einige tausend Thaler Waaren aus und ließ sie durch die Diener fortschaffen. Darauf zog er eine große goldgefüllte Börse, und machte sich eben fertig zu bezahlen, als ein vorübergehender Herr ihn bemerkte und anredete. Beide traten im Gespräch vor das Gewölbe und ehe man sich's versah, waren die Herren verschwunden. Der sorglose Kaufmann nahm die zurückgelassene Goldbörse an sich und schloß sie sorgfältig ein, in Erwartung, daß der vornehme Käufer bald wiederkehren würde. Als dies nicht geschah, öffnete er am Abend neugierig die Börse und fand sie — mit messingenen Spielmarken angefüllt. Die Seide blieb spurlos verschwunden und der Dieb mit seinen Helfern unentdeckt. Paul Beck aus Großgöhren bei Weißenfels, welcher in der Michaelismesse 1652 einem Augsburger Kaufmanne aus seinem Gewölbe in Auerbachs Hofe Perlen und Kleinodien im Werthe von 2000 Thalern gestohlen hatte, kam schlechter davon. Er wurde am 18. November gehenkt.

Auerbachs Hof kam nach seines Erbauers Tode an die Familien Betzer, Kühlewein, Lindenau und Beltheim und ist jetzt, seiner alten Pracht entkleidet, nur noch eines der einträglichsten Grundstücke der Stadt. Dagegen haftet an ihm eine durch Goethes Faust unsterblich gewordene Sage, welche Auerbachs Hofe Weltberühmtheit verliehen hat. Aus dem Keller ist nämlich der berüchtigte Schwarzkünstler Faust im Jahre 1525 auf einem Fasse, das die Weinschröter mit aller Mühe nicht aufwinden konnten, die Treppe hinaufgeritten, jedoch nicht nach der Straße, sondern wie eins der beiden noch vorhandenen gleichzeitigen Bilder, welches den Ritt und die noch jetzt vorhandene Pforte darstellt, bezeugt, durch den schmalen Aufgang nach dem Hofe. Die Keller des alten Hauses ließ man bei dem im Jahre 1530 beginnenden Neubau stehen und mag deren Alter um mindestens hundert Jahre bis zu dem schon erwähnten großen Brande zurückreichen. Die jetzige Ausschmückung des oberen Kellers durch gemalte Scenen aus Goethes Faust, so hübsch deren Composition und Ausführung auch immer sein mag, halten wir jedoch für eine fragliche Zierde. Der düstere mittelalterliche Raum mit den gewaltigen Pfeilern und den halbverwitterten Bildern, welche die Echtheit der Localität bezeugten, wie er früher war, heimelte den Besucher ganz eigenthümlich an. Die erregte Phantasie vermeinte den Doctor Faust mit seinem dämonischen Begleiter eintreten zu sehen und vergegenwärtigte sich die Scene mit den lustigen Studenten. Das ist jetzt, in diesem modernisirten bildergeschmückten Restaurationsgemache, welches jeder Leipziger Bierstube ähnlich sieht, nicht mehr möglich. Ueber das noch vorhandene Faß, auf welchem Faust aus dem Keller geritten sein soll, sowie über das Buch an der Kette, welches angeblich der Studiosus Goethe eines Abends bei der Flasche aufschlug und aus demselben an Ort und Stelle die Idee seines Faust schöpfte, thut man am besten zu schweigen. Nur soviel sei erwähnt, daß vor diesem Exemplare des Widmannschen Buches von dem ärgerlichen Leben und schrecklichen Ende des vielberüchtigten Erzschwarzkünstlers Johann Faust der Studiosus Goethe sicherlich nicht gesessen hat, indem es noch vor fünfzehn Jahren Eigenthum des Verfassers dieses Artikels war, welcher dasselbe, sammt den vorhandenen Annalen Leipzigs mit eingeklebten Abbildungen, 1853 dem damaligen Wirthe des Kellers überließ.

Barthels Hof in Leipzig.

Unmittelbar neben Auerbachs Hofe, nach der Peterstraße zu, steht das Königshaus, welches im 17. Jahrhundert die Familie Welsch besaß und dessen erste Etage der landesherrlichen Familie bei ihren Besuchen Leipzigs fast anderthalbhundert Jahre als Absteigequartier diente. Wie fast alle Patricierhäuser Leipzigs — man gestatte uns diese Bezeichnung — in ihrer noch vorhandenen Gestalt zwischen den Jahren 1680 und 1730 entstanden, so auch das Königshaus, welches um 1690 erbaut wurde. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gelangte es von dem Handelsmann Amelung in Besitz der reichen Geldwechsler Apel und Thomä. Letztere Familie ist erst vor etwa zwanzig Jahren mit einer alten, unverheiratheten Dame, der Besitzerin des Hauses, ausgestorben. Sie wußte noch viel zu erzählen von des Hauses alter Herrlichkeit. — In der Königsetage wohnte am 30. und 31. Mai 1698 der russische Czar, Peter der Große. An seinen Aufenthalt knüpfte sich eine Festfreude, welche bezeugt, welche Achtung man damals in hoher Gesellschaftssphäre vor der gewöhnlichen Bevölkerung hatte. Der kurfürstliche Abgesandte war dem Czaren bis Halle entgegengereist und verbat sich dieser alle Bewillkommnungsfeierlichkeiten, namentlich bei seiner Ankunft das Losbrennen des Geschützes. Abends um zehn Uhr langte der hohe Gast mit zwei Kutschen an und bezog sein köstlich ausgestattetes Quartier. Am nächsten Tage wurde ihm bei Tafel durch die damals berühmte „Scheinertsche Musikcompagnie“ mit Violinen, Hautbois, Waldhörnern, Trompeten, Kesselpauken und französischen Schalmeien aufgewartet, und bei jeder ausgebrachten Gesundheit auf ein Zeichen mit einem Schnupftuche zum Fenster hinaus, das ein Constabler auf dem Markte durch eine aufsteigende Rakete weiter beförderte, im Schlosse und auf der Hallischen und Ranstädter Bastei und dem Hallischen Ravelin das Geschütz gelöst. Als einige Male gefeuert worden war, erkundigte sich der Czar, wie es käme, daß man den Kanonendonner so fern vernähme, ob denn die Stadt von so großem Umfange sei? Darauf traf der sächsische Gesandte Anstalt, daß in aller Eile der Markt geräumt, von dem Schlosse und den Basteien achtzehn Geschütze schwersten Kalibers herbeigebracht und vom Barfußgäßchen bis an das Rathhaus, quer über den Markt, mit den Mündungen gegen das Quartier des Russenkaisers gerichtet, aufgestellt wurden. Um vier Uhr donnerte die erste Salve als Begleitung eines ausgebrachten Trinkspruchs, und Lage folgte auf Lage drei Stunden lang. Alle Fenster der nahen Häuser, die man nicht ausgehoben hatte, waren in Splittern gegangen, die ganze Stadt in tödtlichen Schrecken versetzt, und Hebammen und Aerzte hatten große Arbeit. Um acht Uhr begab sich der Czar in großer Heiterkeit zur Ruhe und um zwölf Uhr geschah sein plötzlicher Aufbruch. Als er in den Wagen stieg, donnerten sämmtliche achtzehn auf dem Markte postirten Karthaunen durch die stille Nacht und rings um die Stadt antworteten einzeln nach einander auf den Festungswerken und von der Pleißenburg die Positionsgeschütze. Selbst die Herren des Raths fanden diesen kriegerischen Spaß zu stark, aber dabei ließ man es bewenden. Im Jahre 1707 fanden hier verschiedene Zusammenkünfte Augusts des Starken mit dem König Karl XII von Schweden statt.

In den Räumen, wo der große Reformator des Russenreiches auf Kosten der Leipziger Bevölkerung mit Kanonendonner erfreut wurde, fand bald darauf bei Anwesenheit des galanten August, der wenige Jahre später durch Peter von dem Polenthrone verdrängt

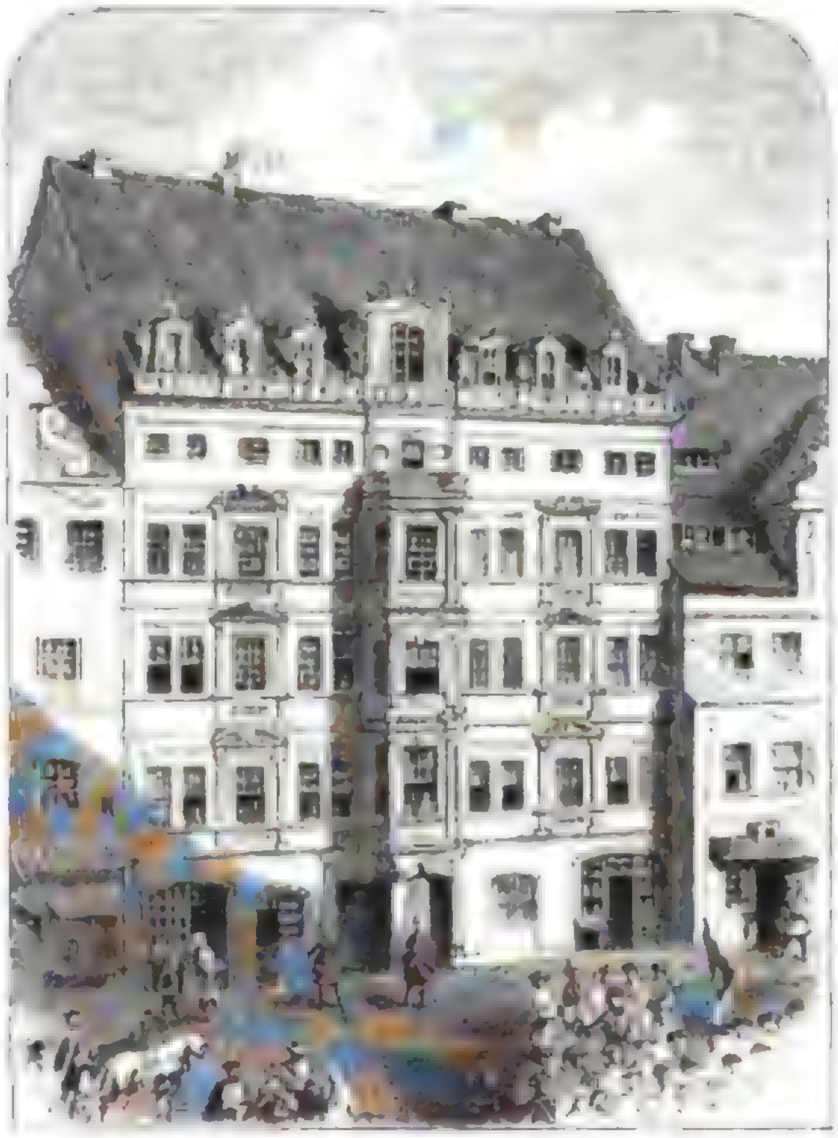
Digitized by Google

wurde, jenes seltsame Vermählungsfest statt, eine Art Schäferspiel, welches durch die Mutter „der blonden Dieskau" arrangirt, keinen anderen Zweck hatte, als dem Fürsten die Tochter zuzuführen. Es ging dabei vollständig wie bei einer Bauernhochzeit her, nur daß die Gäste königlich bewirthet wurden und anstatt in Bier und Schnaps sich im köstlichsten Weine betranken.

Innere Ansicht von Auerbachs Hof in Leipzig.

Augusts Nachfolger haben achtzig Jahre lang den Annalen des Königshauses nichts Bemerkenswerthes hinzugefügt — war doch ihr Leben einfach und sittlich und die Kriegswirren verursachten ihnen manche sorgenvolle Stunde. Während dieses Zeitraums hat nur ein einziges Mal ein fremder Fürst im Königshause gewohnt. Dies war Friedrich der Große, nachdem seine Truppen die Stadt besetzt hatten. Hier fand auch dessen bekannte Unterredung mit Gellert statt.

Am 19. October 1813, als rings um Leipzig die Völkerschlacht tobte, weilte im Königshause der Herrscher Sachsens mit seiner Gemahlin und der Prinzessin Auguste, seiner Tochter. Eine Botschaft Napoleons hatte ihm den errungenen Sieg verkündet, aber bald kam der Kaiser persönlich und eilte hinauf zu der in banger Erwartung harrenden Königsfamilie. Napoleon und Friedrich August standen wohl eine halbe Stunde im Erker, wobei der französische Kaiser fast nur allein und sehr lebhaft sprach. Die Königin, welche einige Minuten ans Fenster trat, trocknete wiederholt die Augen. Bekanntlich weigerte sich der König, Napoleon zu begleiten. Kaum drei Stunden später, mittags 1 Uhr, zogen die verbündeten Monarchen siegreich in die Stadt. Der König von Sachsen stand am Eingange des Hauses und grüßte, erhielt jedoch von den verbündeten Herrschern keinen Gegengruß. Bald darauf stellte sich vor dem Hause das Kosakendetachement auf, welches beauftragt war, den König in die Gefangenschaft nach Berlin abzuführen. Wenige Jahre nachher entschlummerte in dem Königszimmer der Feldherr, welchem die verbündeten Fürsten den Sieg über den Heros des Jahrhunderts verdankten, Fürst von Schwarzenberg, der sich zur Cur in Leipzig aufhielt. In denselben Räumen starb während der Huldigungsfeierlichkeiten im Jahre 1827 die Gemahlin des Königs Anton.



Das sogenannte Königshaus in Leipzig.

Das große Haus, welches unter dem Namen Stieglitzens Hof bekannt ist, gehörte das ganze 17. Jahrhundert hindurch der Familie Rothhaupt und wurde 1616 erbaut, um 1680 aber vollständig restaurirt. Hier befand sich vor 1678 in einem von der Kaufmannschaft gemietheten Gewölbe die Börse, welche jedoch, weil der Eigenthümer des Hauses einen Miethzins zu beanspruchen begann, in eine vor der alten Waage aufgeschlagene Bretterbude so lange verlegt wurde, bis das noch heutigen Tages benutzte Börsengebäude fertig war. In den Gewölben des Rothhauptschen Hauses hielten besonders Augsburger Kaufleute ihre Waaren feil und 1684 fand sich zur Ostermesse hier ein Wiener Handelsmann ein, der mit geräucherten und getrockneten Türkenköpfen handelte. Sonst wurde das Haus neben seiner kaufmännischen Bestimmung auch als Bühne für allerhand Schaustellungen benutzt. So führten die Studenten 1663 in dem Rothhauptschen Saale eine große Comödie von der Zerstörung Trojas auf, wobei „die schöne Helena von einem liefländischen von Adel agitiret wurde und männiglich sich daran ergötzte." Zur Ostermesse 1677 zeigte sich in dem Saale ein Tausendkünstler, der einen ganzen Zuber voll Wasser austrank, und darauf nach Begehren Branntwein, Rosenaquavit, Zimmetwasser und Rothwein in Strömen ausspeien konnte. Unter diesem Saale, in einem Gewölbe, hielt sich gleichzeitig ein Feuerfresser auf, der glühende Kohlen, kochendes Pech und Wachs verschluckte und ähnliche Künste mehr trieb. Eine Comödie, welche am 20. Mai 1660 von den Studenten auf dem Saale aufgeführt wurde und die ganze vornehme Welt als Zuschauer herbeizog, hatte den Titel „Prinz Alexander und Kaiser Ottens Tochter Athalasia" und war aus dem Holländischen ins Deutsche übersetzt worden. Aus dem Besitze der Familie Rothhaupt kam das Haus um 1678 an Melchior Stieglitz, dessen Nachkommen es noch lange besessen haben.

Nur wenige der alten Kaufmannshäuser haben im Laufe der Zeit stets Handelsherren zu Besitzern behalten. Obgleich Leipzig niemals eine Reichsstadt war, besaß es doch ein auf Reichthum und gelehrten Würden fußendes Patriziat, das in enger Verbindung lebte und gewöhnlich nur unter sich die Ehen schloß. Unter dieser Aristokratie wechselte der Besitz in rascher Folge. Nur von wenig alten vornehmen Leipziger Familien lassen sich mehr als drei Generationen nachweisen, und von den noch bestehenden, ältesten Firmen nur vier, Gebrüder Dufour, Küstner, Lampe und die Weidmannsche Buchhandlung bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts verfolgen. Eine solche ephemere, in Glanz und Reichthum aufsteigende Familie waren auch die Kregel von Sternbach, welchen das Eckhaus des Neumarkts und der Grimmaischen Straße, unter dem Namen der Maria bekannt, gehörte. Das berühmte Handelshaus bestand kaum vierzig Jahre und der Sohn des Gründers verschwindet als Jurist in der Masse der Gelehrten, wie denn überhaupt die Neigung der Söhne vornehmer Kaufherren zum Studium auf die Existenz der alten angesehenen Firmen vielfach von nachtheiligem Einfluß war. „Die Maria" erhielt ihre Benennung von einem seit Jahrhunderten an der Ecke des Hauses in einer Nische aufgestellten Marienbilde, das erst beim Umbau des Hauses durch den Großvater der jetzigen Besitzer, Leberecht Crusius, der als armer Leinweber, mit dem Quersacke auf dem Rücken, in Leipzig einwanderte, und es zu so gewal-

Digitized by Google

tigem Reichthum brachte, beseitigt worden sein soll. Unsere Voreltern wußten auch eine Geistergeschichte von der Maria zu erzählen, in welcher eine längst verstorbene Frau Kregelin die Hauptrolle spielte. Man sah sie, selbst bei hellem Tage, im Hause umhergehen, mit dem Sterbekleide angethan, und ein Schlüsselbund in der Hand. Bisweilen ließ sich die gespenstige Frau auch im Herrenhause zu Abtnaundorf, das die Familie Kregel von Sternbach viele Jahre besaß, sehen. Nach der feierlichen Versicherung derjenigen, welche dem Gespenst begegnet waren, hatte es ein todtenblasses Antlitz und trug eine Haube, unter der lange gelbe Locken hervorringelten. Man erzählte sich, zur Zeit des Einfalls der Schweden, unter König Karl XII, habe die junge, schöne Frau des bereits schon alternden Kaufherrn Kregel von Sternbach sich in ein verbrecherisches Verhältniß mit einem schwedischen Officier eingelassen, und bei einem Mahle in Abtnaundorf den betrogenen Eheherrn mit Gift vergeben. Als sie dem Geliebten dies gestanden und vermeint, er werde sie zum Altar führen, hat der Schwede ihre unselige That verwünscht und ihr geflucht, daß sie bis zum jüngsten Tage keine Ruhe im Grabe finden möge. Darauf stieß er sie von sich und soll bald nachher in einer Schlacht gefallen sein. Die Mörderin gerieth in Verzweiflung. Nachdem sie Kirchen und Schulen reiche Legate ausgesetzt, fand man sie eines Morgens todt in ihrem Bett. Der Fluch des Geliebten ging in Erfüllung. Sie war verdammt zu wandeln und die Lebenden zu schrecken, scheint jedoch schon seit längerer Zeit zur Grabesruhe gelangt zu sein. Bemerkenswerth ist, daß allerdings im Jahre 1720 Johanna Kregel zu geistlichen Zwecken tausend Thaler legirte und mag vielleicht die Entstehung der Gespenstergeschichte damit zusammenhängen.

Das **einzige** alte Kaufmannshaus, welches bis zum heutigen Tage im Besitze der Familie seines Erbauers blieb und das Stammhaus eines der reichsten und vornehmsten Grafengeschlechter wurde, ist **Hohmanns Hof**, dessen Gebäudecomplex sich von der Peterstraße bis zum Neumarkt hinzieht. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehörte dasselbe dem berühmten Weinhändler Thomas Bräunicke, von welchem es an Gottfried Krell, der aus Hirschberg stammte und Inhaber einer der größten Handlungen wurde, gelangte. Auf Anregung seines Schwagers Pötzsch, eines Ballmeisters, erbaute Krell im Jahre 1692 in seinem Grundstück ein steinernes Ballhaus, genau nach dem Muster, wie man ein solches in Dresden errichtet hatte, worüber der Kurfürst ein besonderes Privilegium ertheilte. Das Ballspiel, welches ganz eigenthümliche Fertigkeit und Gewandtheit verlangte und nach obrigkeitlichen Statuten geregelt war, bildete damals eine Hauptunterhaltung der gebildeten Stände, wie wir denn finden, daß man am 3. März 1631 zweiunddreißig Wagen Sand auf den Markt führte und verstreute, acht Pflöcke einschlug und eine Schnur zog, und als dies geschehen, die beiden in Leipzig studirenden jungen Herzöge von Altenburg, Landgraf Wilhelm von Cassel, ein Graf Solms und zwei Edelleute sammt zwei Ballmeistern sich auf dem Platze präsentirten und mit einander bis abends sechs Uhr den großen Ball schlugen. Der Bräunickesche Hof war gleichzeitig in den Messen auch eine Art Bazar, wo viel Volksverkehr stattfand und Sehenswürdigkeiten ausgestellt wurden. Im Jahre 1685 zeigte man hier einen zahmen Löwen, ein Tigerthier, den Vogel „Serdon," der wie eine schwarze Sau aussah, auf dem Kopfe lange, in die Höhe ragende Federn hatte, auf dem Rücken und Schwanze schwarze Stacheln, mit denen er im Zorne klapperte, und der gern Obst, Kraut und Rüben fraß — wahrscheinlich ein Casuar — ferner mehrere indianische Raben und zwei fremde Königsvögel, die etwas italienisch und französisch reden konnten. Zum Michaelismarkt 1687 war hier eine junge Brabanterin zu sehen, die keine Armgelenke hatte und sich in staunenerregender Weise als Feuerfresserin präsentirte, und 1691 wurde ein gelehrtes englisches Pferd gezeigt, dessen Kunstfertigkeit allen Glauben überstieg.

Gottfried Krell starb 1693 und seine Erben, die sämmtlich dem Gelehrtenstande angehörten, behielten das Grundstück bis 1725, wo es in Besitz der ohne Zweifel merkwürdigsten und berühmtesten Persönlichkeit in Leipzigs Kaufmannschaft, des Banquiers und Rathsbaumeisters **Peter Hohmann** überging. Als armer Bäckerknabe war derselbe aus Könnern an der Elbe, wo er 1663 geboren wurde, auf gut Glück in die Welt gewandert und nach Leipzig gekommen. Hier fand er in einer Handlung Beschäftigung. Seine damaligen Lebensverhältnisse, sind unbekannt geblieben. Es scheint, daß er sich durch Fleiß, Pünktlichkeit und Treue das Wohlwollen seines Prinzipals erwarb und dieser dem strebsamen Jüngling zu weiterem Fortkommen behilflich war. Schon im Jahre 1700 war Peter Hohmann Chef eines der bedeutendsten Bankgeschäfte und ein Mann von großem Einfluß. Er war, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, bei Königen, Fürsten und Herren gar wohlgelitten. Seine Verdienste veranlaßten Kaiser Karl VI, ihn und seine Nachkommen unter dem Namen von Hohenthal in den Freiherrenstand zu erheben, eine Ehre, von welcher der bescheidene Kaufherr für seine Person niemals Gebrauch gemacht hat. Peter Hohmann erbaute im Jahre 1703 das prächtigste Haus in der Catharinenstraße, sowie im Jahre 1700 Aeckerleins Haus am Markt und 1726 Hohmanns Hof in der Peterstraße. Die erstgenannten beiden Palläste wurden von der Familie verkauft, das dritte Haus jedoch, gehört zum Geschlechtsmajorat und ist als solches unveräußerlich. Peter Hohmann hinterließ sechs Söhne, von welchen keiner das väterliche Geschäft übernahm. Seine einzige Tochter war mit dem Geheimen Kriegsrath von Kühlewein, dem Besitzer von Auerbachs Hofe, verheirathet. Peter Hohmann besaß bei seinem Tode, der am 2. Januar 1732 erfolgte, die Rittergüter Hohenprießnitz, Crostewitz, Sestewitz, Groß- und Kleindeuben, Göhren, Cröbern, Done, Oberglauchau, Möckern, Wallendorf und Groß- und Kleinstädteln. Später in den Grafenstand erhoben, blüht das Hohenthalsche Geschlecht noch in den drei Linien Knauthain, Püchau und Döllau.

Noch gibt es manches alte Kaufmannshaus in Leipzig, aber von den meisten nennen Annalen und Traditionen kaum noch den stolzen Handelsherrn und sein rasch aufgeblühtes und ebenso schnell im Wechsel der Zeit versunkenes Geschäft. Das Eckhaus am Barfußberge und das Kloster in der Klostergasse gehörte der alten berühmten Kaufmannsfamilie Bose, Peter Richters Hof in der Catharinenstraße zierte anderthalbhundert Jahre die Richtersche Firma, die Kreuchauſe und später die Gleditsche besaßen die Feuerkugel und die Marie, die Mayer und die Sieber die Eckhäuser der Grimmaischen Straße und Reichsstraße, und vor dem rechten Eckhause des Thomasgäßchens am Markte, das 1593 dem reichen calvinistischen Handelsherrn Adolf Weinhaus gehörte, fand im Mai des genannten Jahres der furchtbare Tumult statt, welcher die Demolirung des Hauses und der Waarenvorräthe zur Folge hatte, und nachdem er gestillt worden, vier Rädelsführern die Köpfe kostete. Weinhaus hatte sich im Brauhause im Brühl versteckt und rettete sich vor dem wüthenden Volke dadurch, daß er in einer Kutsche mit Jungfrau Sara Reifschneider, einer Kaufmannstochter, und zwar unter deren Reifrocke verborgen, aus der Stadt entkam und ein Asyl bei Moritz von Starschedel auf Markkleeberg fand. Da man ihn in Leipzig nicht wieder aufnehmen wollte, wendete er sich nach Zerbst.

Die neueste Zeit hat in Leipzig viele kostbare Paläste geschaffen, deren Eigenthümer zu den Koryphäen des Handelsstandes gehören. Aber der Ausnahmestellung, durch welche sich der reiche Kaufmann und vornehme Würdenträger früherer Zeiten mit solchen Bauwerken Denkmäler setzte, trat die Entwickelung des Bürgerthums entgegen, das keine Patricierhäuser mehr kennt.

Otto Moser.

Am Familientische.

In einem Londoner Bettlerklub.

Die Straße von **Drury-Lane** ist eine Kloake von **London**. Armuth, Elend und Laster herrschen darin. Aus den Public Houses tönt fortwährend ein bacchantischer Lärm. Hier wird Porter geschenkt und Ale; Gin, noch einmal Gin und wieder Gin.

Ein junger Maler aus Prag — wir wollen ihn **Franz** nennen — geht durch diese Straße. Er will vorübergehen. Aber es tritt eine weibliche, halb trunkene Gestalt da heraus. Franz sieht ihr Gesicht; es ist gemein, aber hübsch, es hat sogar Spuren von Schönheit. Das wäre ein Modell für den Maler, denkt er; es liegt Charakter darin. Ein gemeiner und doch gutmüthiger Charakter, verworfen und sittenlos; aber Franz findet ihn gerade passend für seinen Zweck.

Das Mädchen scheint ihm in den besten Jahren zu sein, vielleicht sechs und zwanzig Jahr, kaum zwei Jahre älter wie er. Sie war elend gekleidet. Was mochte ihre Geschichte sein?

Franz dachte daran, und er dachte wohl noch an hundert andere Dinge, als er hinter diesem Weibe den Strand entlang ging.

Warum folgte er ihr nach?

Weil es ihm Vergnügen machte.

Des Abends malt man nicht. Franz besah sich dabei London innen und außen, soviel er nur konnte. Das war sein Studium.

In einen jener kleinen Winkel, welche von der Fleetstreet nach der Themse hinabführen, bog das Nachtkind ein.

Franz folgte neugierig. Er mochte gerne wissen, wohin sein Studium geht. Ueberdies war das sein Weg nach Hause; er wohnte bei der Fleetstreet.

Vor einem ganz honetten Public House stand das Mädchen still. Sie stieß den Flügel der Thür auf, wo der Wirth in Messing die Worte: Come in! eingegraben hatte.

Franz folgte. Es kann ja Jedermann in ein solches Haus gehen. Aber wie er eintrat, ging das Mädchen schon in das Parlour. Franz folgte ihr. Da rief der Wirth hinter seinem Büffet:

„Nicht für Euch, he da!"

Franz fragte: „Weshalb?"

„Ist der Bettlerklub da."

Bettlerklub! Franz hatte nun zehnmal mehr Lust hineinzugehen.

Der deutsche Mutterwitz gab ihm einen guten Rath ein. Wenn er den Klub der Bettler besuchen wollte, mußte er wie ein Bettler eintreten.

Ein deutscher Künstler kann diese Metamorphose ohne viel Schwierigkeiten bewerkstelligen. Franz ging nach seiner Wohnung. Es fand sich ein alter Malerkittel, ein paar zerrissene Schuhe, ein schäbiger Hut — denn ein Hut muß in England sein — und alte Lumpen um den Hals.

Der Bettler war fertig.

Franz hatte jetzt genug zu studiren; denn in solcher Gesellschaft mußte es ausgezeichnete Physiognomien geben.

Das Frauenzimmer von Drury-Lane mußte sein Modell werden, das hatte er fest beschlossen; aber er konnte hier wohl noch mehrere Modelle finden.

Der Wirth ließ ihn diesmal ungehindert eintreten. Franz hatte die Ehre, in das Parlour zu kommen, wo die Gesellschaft der Bettler versammelt war. Hier war Studium genug, mehr als zu viel. Franz studirte in einem Winkel, da sich die ehrenwerthe und sehr respectable Gesellschaft nicht weiter um ihn bekümmerte.

„All right! All right!"

„Laßt ihn sein Geld zählen."

„Oeffentliche Kasse!"

„Goddam! das ist nicht mehr wie billig bei den Blinden." So riefen vier verschiedene Stimmen in dem Bettlerklub. Ein großer Theil der ehrenwerthen Gesellschaft versammelte sich um den Blinden; der andere Theil unterhielt sich mit den Dirnen.

Franz sah das Mädchen von Drury-Lane an der Seite eines vierschrötigen Kerls, welcher hier eine gewaltige Autorität auszuüben schien.

„Ja Vater Mak, man wird Dir Dein Geld zählen."

Das rief der Vierschrötige und stieß dabei das Mädchen zurück, welches in seine Rocktasche fassen wollte.

Die Bettler wurden jetzt ruhig. Vater Mak, der blinde Bettler, zog seinen alten schmierigen Lederbeutel heraus und gab ihn dem stämmigen Gesellen, welcher der Präses dieser sehr respectablen Gesellschaft zu sein schien. Franz sah den Beutel auf den Holztisch ausleeren.

„Der Boxkönig soll zählen!"

Die Versammlung stellte sich um den Tisch herum, der Boxkönig — denn das war jener vierschrötige, stämmige Kerl — zählte das Geld.

Franz begann neugieriger als je zu werden.

„Dreizehn Shillings, sieben Pence," meldete der Boxkönig jetzt.

„Goddam, Mak!" rief ein anderer. „Ich werde mir Thrau über die Augen streichen; tausend andere machen es so."

Diese Bemerkung machte ein junger Bengel von fünfzehn Jahren.

„Da lebt unser einer wie ein Hund dagegen!" schrie ein Krüppel. Dabei schnallte er seine Krücken los und warf seine Lahmheit mit ihnen in die Ecke.

„Dafür sind wir Bettler," antwortete der blinde Mak.

„Hurrah! Es leben die Bettler!"

„Ans Essen! Ans Essen!"

„Geld, wer essen will, Geld!" rief der Boxkönig.

Die Bettler nahmen auf den Holzbänken Platz. Der Boxkönig ließ sich von jedem den nothwendigen Shilling geben, welchen er immer erst auf den Tisch warf, um dessen Echtheit zu prüfen. Hier muß vorausbezahlt werden. Bei dieser höchst respectablen Gesellschaft ist dieses seit langen Jahren Sitte.

Der Boxkönig kam zu Franz.

„Ach," rief er, „wo kommt der Foreigner (Ausländer) her?"

Die Gesellschaft wandte sich dahin um.

„Ein Foreigner!" hieß es verächtlich.

„Hier ist mein Shilling," rief Franz, „der Foreigner wird Euer Gast sein."

„Oho, er hat einen Bart! — Bart ab!"

„Bist Du ein richtiger Junge, he?"

Franz mußte bei diesen Worten des Boxkönigs lächeln.

„Gewiß!" sagte er.

„All right! All right!" rief die ganze Gesellschaft.

Franz wurde zugelassen.

Hackerack! Lahme! Blinde!
Alles Bettelvolksgesinde
Aufgepaßt: Ran an den Tisch!
Laßt die andern schaffen, schanzen,
Wenn wir dadurch Pence raffen'
Zugegriffen Fleisch und Fisch!

Das war die Ouverture zur Einleitung des Essens in dem Klub. Die Bettler der Weltstadt feierten ihr Festmahl nach alter Sitte.

Hier kamen alte Weiber mit her, welche Säuglinge miethen und nachts auf den Straßen liegen; hier versammelten sich die Mädchen, welche ihren Liebhabern die Börse aus der Tasche ziehen. Blinde, richtige und falsche Lahme, allerhand Krüppel, Schuster und Diebe, schlagen heute in ihrem Klub der ganzen Welt ein Schnippchen, denn sie haben guten Verdienst, die'e höchst respectablen Mitglieder dieser Gesellschaft.

Eine dampfende Suppe kam auf den Tisch. Man erwies ihr alle Ehre. Franz ließ sich selbst zweimal davon geben. Trotzdem entging nichts seinen Augen. An der Wand sah er die Abbildungen des letzten Pferderennens. Auf einer anderen Zeichnung den Boxkönig.

Franz fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, mit Sr. Majestät dem Könige der Boxer zu Tische zu sitzen. Derselbe saß am oberen Ende der Tafel, neben ihm das Mädchen, welches Franz zum Modell begehrte, und welches sehr vertraut mit ihm zu sein schien.

„Fitz, Du hast mir noch keinen Gin geben lassen!" sagte sie zum Boxkönig.

„Ha, bist Du im Brandy geboren, Ann? — Gin, Junge, he!"

Ann gab ihrer freigebigen Majestät einen Kuß.

Der Erbspudding und der Speck wurden auf den Tisch gesetzt.

„Ann, warum hältst Du nicht mehr zu mir?"

Franz stutzte. Diese Worte sprach ein junger Krüppel zu Ann in deutscher Sprache.

„Du verdienst nicht genug!" antwortete Ann.

Diese Antwort war wieder deutsch.

Franz betrachtete nun Anns Gesicht genauer. Er schien sie schon gesehen zu haben. Er dachte darüber nach.

„Ann, wir sind Landsleute. Es ist nicht recht von Dir, daß Du uns verläßt."

„Bah! die Landsleute aus Deutschland sind mir zuwider."

„Aber ich!"

„Du auch. — He!" fuhr sie auf englisch fort, „wer hält von den Foreigners etwas?"

Die ganze Gesellschaft wollte nichts davon wissen. —

„Ann, Du bist nicht mehr, was Du vor drei Jahren warst," sagte der verkrüppelte Deutsche wieder.

„Und Du? Damals warst Du in der Fabrik und verdientest Geld. Deshalb hielt ich zu Dir."

„Du warst auch hübscher damals, Ann."

„All right! Ich war erst ein Jahr in diesem verwünschten London."

„In Deutschland ist es doch besser, Ann. Du weißt, daß ich ein fleißiger Arbeiter war. Die Maschine riß mir den rechten Arm ab, nun muß ich betteln."

„Ah bah! Was kann ich davor? Soll ich mit Dir hungern? Der Boxkönig hat zehn Mal soviel, wie Du."

Dieser wandte sich jetzt um.

„Goddam, Ann! Was plapperst Du da?"

„Sei still, Fitz. Ein Glas Gin!"

„Du Deutscher da, Du wirst mir nicht mehr mit Ann foreign sprechen."

Der deutsche Bettler antwortete nicht. Mit solchem Boxkönig ist nicht zu spaßen. Der hat schon manchem die Rippen zerschlagen.

Franz hatte von diesem Gespräch indessen kein Wort verloren. Als die einäugige Liese das Roastbeef brachte, ging er zu Ann hin.

„Sie sind eine Deutsche, Miß?"

„Oho, Du auch, Landsmann?" fragte sie vertraulich.

„Aus Böhmen?" fragte Franz und betrachtete Ann dabei aufmerksam.

„Aus Prag! Landsmann, Du hast gut getroffen."

Franz wurde ernst. Er schien dieses Gesicht jetzt zu kennen, und es bewegte ihn schmerzlich, daß er es kannte. Aber er zweifelte noch.

„Sie heißen Anna?"

„Ja, Anna Flemsen."

Franz bebte zurück. — Anna trank ein Glas Gin.

„Unglückliche!" rief der junge Mann; „Du bist meine Schwester! Meine gesunkene, entartete Schwester."

Anna ließ das Glas auf den Boden fallen. Sie blickte entsetzt und starr auf den jungen Maler.

„O, es war eine Vorsehung, die mich hierher kommen ließ. Ich folgte Dir, als hätte ich es geahnt. Aber ich bin kein Bettler, glaube das nicht; ich lebe in London von meiner Kunst."

Anna sprach immer noch nicht. Sie war noch nicht so tief gesunken, daß sie kein Gefühl für den Bruder mehr haben sollte. Er vermochte sie zu retten.

„Aber, Du Unglückliche! Was bist Du geworden?" fuhr er fort. „Vor sechs Jahren bist Du von unsern Eltern entflohen, weil Du mit Deinem Geliebten nach Amerika gehen wolltest. Wo ist Dein Geliebter, Anna?"

„Er hat mich verlassen, Franz!"

Anna sprach diese Worte fast tonlos. — Die Schande, die Ueberraschung und ihr Gewissen hatten ihrem Geiste alle Elasticität genommen.

„Ich kann es mir denken, Anna. Du warst in London, Du warst im Elend, und bist immer tiefer gesunken. Aber — — — —"

„Was spricht denn das foreign Thier da?" rief der Boxkönig jetzt zornig.

„Geh!" rief ihm Franz zu, „Du hast kein Recht mehr auf meine Schwester."

„Ho, ho, Deine Schwester? Du willst hier wohl schnacken, Junge, was?"

Anna wollte sprechen.

„Komm, Anna, komm mit mir!" rief der junge Maler.

Franz hatte Anna beim Arm ergriffen, und willig folgte sie ihrem Bruder. Aber die ganze Bettlergesellschaft erhob sich dagegen. „Hollah! das geht nicht so, oder komm an!"

Dabei zeigte Fitz seine beiden Fäuste.

„Fitz, es ist mein Bruder, laß mich mit ihm gehen!“ bat Anna.

Der Boxkönig antwortete ihr nicht, sondern stieß sie bei Seite. Franz wurde noch zorniger. „Dann komm an!“ rief er und ballte die Fäuste gegen den Boxkönig.

„Well, mein Junge, very well.“

Dabei wetzte Fitz seine Fäuste, wie die Fleischer die Messer.

„All right! All right!“ rief die respectable Bettlergesellschaft.

Anna wollte noch einmal bitten, aber Franz befahl ihr zu schweigen.

„Es ist der stärkste Boxer in London, mein Bruder.“

„Ich will gut deutsch dreinschlagen; Du mußt erst von dieser Sorte erobert werden.“

Tische, Stühle und Bänke waren in die Ecke gestellt worden. Die Bettler freuten sich auf den Boxkampf und hatten einen Kreis um beide gebildet. Franz und Fitz warfen ihre Oberkleider ab. Der Boxkönig warf einen verächtlichen Blick auf den Foreigner. Beide standen sich zum Boxen gegenüber: die Ellenbogen hart an den Hüften, die Fäuste vor dem Gesicht.

Fitz spielte erst. Er zielte auf die Nase des Malers; aber sein gewichtiger Faustschlag traf die Achsel.

Franz stöhnte. So ein englischer Faustschlag ist sehr empfindlich. „Pff, puff! Der Deutsche schlägt doppelt nach Fitz.“ „Oho! Er kann gut englisch boxen!“

Jetzt geht's Schlag auf Schlag. Ha! Puff! Knall! Ha! Das ächzt, das pufft, das knallt, das pfeift. — Die nackten Arme röthen sich von den wüthenden Schlägen.

Franz fühlt eben seinen Kinnbacken dröhnen, wo Fitzens Faust hingeschlagen hat. Doch er stöhnt nur: er wankt nicht.

„Sehr gut! Sehr gut!“ rufen die Bettler. — „O, der Deutsche schlägt nicht schlecht!“ „Seht, wie er schwach wird!“ „Der Boxkönig wird ihn englisch lehren.“ „Goddam, Fitz hat ihm die Nase zerschlagen.“

Das Blut spritzte umher, Franz fühlte sich schwach werden. Das englische Boxen ging schlecht für ihn. Darum weg mit John Bull! Er wird jetzt deutsch dreinschlagen.

Er wirft sich plötzlich auf den Boxkönig und packt ihn um den Leib. Fitz will seine Fäuste auf des Deutschen Kopf herumtanzen lassen, dieser steckt denselben aber durch Fitzens Beine hindurch und der stämmige Geselle fällt krachend zu Boden.

Franz hielt ihm die Arme fest.

„Genug! Genug!“ riefen die Bettler.

„All right!“

Fitz stand wuthschäumend auf, um noch einmal zu boxen. Aber die Engländer sind gerecht; besiegt ist verspielt.

Sie hatten den Boxkönig genug zu trösten, daß ihn so ein elender Ausländer zu Boden geworfen. Auch begehrten sie nicht, ihm seine Majestät zu rauben. Fitz konnte Boxkönig bleiben.

Der Maler hatte seine Schwester ergriffen und eilte mit ihr nach Hause. Er behielt sein Modell nun immer bei sich und Anna fing ein neues Leben an. Der Bruder hatte seine Schwester gerettet.

Theophil von Falken.

Der Freund der Seidenweber.

Es liegt uns nahe, am Schlusse dieses Jahres in der Kürze eines Mannes zu gedenken, welchem vor bald 50 Jahren das Kreuz der Ehrenlegion gegeben wurde, um eine Zurücksetzung, die man ihm im ersten Jahre dieses Jahrhunderts angethan, wieder gutzumachen. Dieser Mann heißt Charles Marie Jaquard. Er ist der Erfinder der Jaquardmaschine, welche die Seidenwirkerei, die Shawl- und Damastweberei von den lähmendsten Fesseln befreite, und ganze Städte, namentlich Lyon, zu Blüte und Wohlstand erhob.

Charles Marie Jaquard, der im zehnten Jahre seine Mutter und im zwanzigsten seinen Vater verlor und dessen Erbe aus dem väterlichen Webstuhl bestand, setzte sein ganzes Dichten und Trachten daran, die Lage der unglücklichen Weber seiner Vaterstadt Lyon durch eine zweckmäßige Erfindung zu verbessern. Er zeichnete, construirte, verwarf, nahm neue Ideen auf, verkörperte sie und kam dadurch, daß ihn seine Erfindung von des Tages Arbeit abzog, mit Weib und Kind in die traurigste Lage. Ja, er wurde schließlich so arm, daß er längere Zeit in einem Gypsbruch Beschäftigung suchen mußte. Er arbeitete aber in freien Augenblicken, wenn auch nur im Geiste, an seiner Erfindung weiter, und legte, nachdem noch die französische Revolution neues Unglück über ihn und seine Vaterstadt gebracht, der im Jahre 1801 zu Paris an der Spitze der Industrieausstellung tagenden Jury seine Erfindung vor. Die goldene Medaille wurde manchem Produkt zuerkannt, welches bald nach dem Schluß der Ausstellung auf Nimmerwiedersehen von dem Markt verschwand, und die Jaquardsche Hilfsmaschine für Musterweberei erhielt — die letzte Bronzemedaille.

Diese Zurücksetzung beschämte aber einen so anspruchslosen Mann, wie Jaquard, keineswegs. Er sah wenigstens seine Erfindung anerkannt, und das genügte ihm. Ein ihm bald darauf bewilligtes zehnjähriges Patent benutzte er gar nicht. Als er aber die von England und Frankreich gestellte Preisaufgabe, eine Maschine zur Herstellung von Fischernetzen zu construiren, löste, sah man doch, daß er ein großer Mechaniker war, gab ihm hierfür die goldene Medaille und stellte ihn im Conservatorium der Künste und Gewerbe in Paris an. Nach Lyon zurückberufen, suchte er die Lage der Seidenwirker zu verbessern und seine Maschine zu vervollkommnen. Dem Magistrat von Lyon war nämlich durch kaiserliches Decret befohlen worden, Jaquard — der eine so treffliche Maschine zur Fabrikation von Fischernetzen construirt — eine lebenslängliche Rente von 3000 Franken zu zahlen. Dafür mußte Jaquard auch seiner Vaterstadt etwas leisten. Und was hat er für die Rente an Lyon gethan! Er hat der Stadt alle Früchte seines rastlosen Strebens nebst den Maschinen, die schon erfunden waren und die von ihm noch erfunden werden sollten, vermacht. Er unterrichtete junge Arbeiter unentgeltlich und setzte eine seiner Maschinen nach der anderen langsam in Gang. Neidische und eifersüchtige Mitbürger hetzten dabei noch das Volk gegen ihn auf, das anfangs seine Erfindungen nicht zu würdigen wußte, und so geschah es, daß seine ersten Maschinen bei einem Volksauflauf verbrannt und zertrümmert wurden. Jaquard baute das Zerstörte wieder auf und plagte sich so lange, bis auch endlich der Kurzsichtigste sah, daß seine Erfindung von dem größten materiellen und geistigen Nutzen für die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend war. Wo früher ein armes, kränkliches Volk seine Tage hinschleppte, begann Wohlstand und Wohlbefinden Platz zu greifen. Als endlich ein Drittel sämmtlicher Webeapparate Lyons Jaquardmaschinen waren, tagte die Jury der zweiten Industrieausstellung in Paris (1819). Die Jaquardmaschine war noch nicht mit dem Preise gekrönt worden und die große goldene Medaille war nicht mehr am Platze, nachdem die Seidenwirker bereits eine ganz neue Existenz erhalten, nachdem tausende und aber tausende bereits den Segen der neuen Erfindung erfahren. Und doch mußte die zweite Industrieausstellung sühnen, was die erste verbrochen. Sie mußte die letzte Bronzemedaille von 1801 für null und nichtig erklären und ihn des Kreuzes der Ehrenlegion würdig erklären.

„A Jaquard la Ville de Lyon reconnaissante“ so steht auf dem aus Sammlungen hervorgegangenen bronzenen Monument des großen Erfinders der Jaquardmaschine.

F. B.

Auflösung des Rebus in Nr. 12.

Nicht alles was glänzt, ist Gold.

Inhalt: Unter der Rothen Eminenz (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Deutsche Aerzte. IV. Prof. Griesinger. Von F. Bilcker. Mit Porträt. — Ein Weihnachtsfest in Bad Boll. Von J. Bonnet. — Deutsche Städtebilder. I. Leipzigs alte Kaufmannshäuser. Von Otto Moser. Mit 3 Illustrationen. — Am Familientische.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt das II. Quartal des V. Jahrgangs. Wir bitten die geehrten Abonnenten, besonders die der Post, ihre Abonnements schleunigst erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung eintrete.

Das neue Quartal bringt außer der ungestörten Fortsetzung des Hiltl'schen Romans: **„Unter der Rothen Eminenz“** eine in der nächsten Nummer beginnende werthvolle größere Criminalnovelle:

„Pauline“

von **Ernst Wichert**, Verfasser der Novelle **„Schwester Luise“** im vorigen Jahrgange. Die nächste Nummer bringt ferner unter anderm eine Illustration

„Mozart als Kind sein erstes Concert componirend“

mit einem Artikel von **W. H. Riehl**. Auch sonst wird das neue Quartal des Interessanten und Werthvollen viel bringen.

Leipzig, Ende December 1868.

Die Redaction des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Januar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 14.**

Pauline.

Criminalnovelle von **Ernst Wichert.**

I. Die Testamentseröffnung.

Der alte Peter Blasius war gestorben.

Wer hatte den Rentier Peter Blasius nicht gekannt? Selbst in großen Städten, in deren unruhigem Treiben sich sonst der einzelne so leicht verliert und kaum der Nachbar vom Nachbar Notiz nimmt, gelingt es von Zeit zu Zeit immer noch der einen und der anderen Persönlichkeit, sich — absichtlich oder unabsichtlich — jene Popularität zu verschaffen, deren sich sonst etwa der erste Gewürzkrämer an einem kleinem Orte zu erfreuen hat, der zugleich Commissionär für alle denkbaren und undenkbaren Geschäfte, Wein- und Schnapsstubeninhaber, Hotelier, Stadtverordnetenvorsteher, Kirchenältester und Agent für unzählige Lebensversicherungs-, Hagelschäden- und sonstige Gesellschaften, sowie Lotteriecollecteur ist und in allen diesen Eigenschaften mit jeder Art von Publikum in Berührung kommt. Es ist nicht die Rede von großen Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern, Generalen und dergleichen durch ihr öffentliches Wirken hervorragenden Persönlichkeiten, deren Portraits die Schaufenster aller Buchhändler-, Kunst- und Papierläden schmücken, sondern von jenen bescheiden bürgerlichen Existenzen, die zu den Zeitbegebenheiten gar keine Beziehung haben, und die die Photographie nur benutzen, um sich ein Dutzend Visitenkarten zum Geschenk für gute Freunde anfertigen zu lassen. Solche Leute können vortreffliche Geschäftsmänner, Beamte, Bürger und Familienväter sein, aber man kennt sie nicht persönlich über ihr Haus, ihre Straße, allenfalls ihr Stadtviertel hinaus. Ein Mann, wie Peter Blasius, bleibt eine Seltenheit.

Er war, wie gesagt, ein alter Mann, als er starb. Man sagte, er sei über siebenzig Jahre alt geworden, aber man wunderte sich eigentlich darüber, daß er nicht älter gewesen sein sollte, denn man erinnerte sich kaum, ihn jemals anders gesehen zu haben, als mit grauem Haar und grauem Bart, und man hatte ihn schon vor zehn oder fünfzehn Jahren immer den alten Blasius nennen gehört und selbst genannt. Es lag in seiner Erscheinung, wenn er hochaufgerichtet und langsam den Stock mit dem großen Silberknopf vor sich hinsetzend über die Straße schritt, etwas Würdevoll-Abgemessenes, Gemüthlich-Ernstes, wie aus alter, längstvergangener Zeit her Fremdartig-Anheimelndes, das gar nicht in das hastige Treiben rund umher passen wollte und deshalb sofort Aufmerksamkeit erregte. Man konnte ihm nicht vorbeigehen, ohne nach ihm zu blicken, und man mußte unwillkürlich fragen: wer ist das? wenn man ihm zum ersten Mal begegnete. Kein Bettler streckte vergebens die Hand aus, wenn er nachmittags seinen feststehenden Spaziergang vors Thor machte, und es geschah immer mit derselben Ruhe, daß er seinen Rock aufknöpfte, die mit einer großen Kapseluhr und langheraushängenden Petschaft beschwerte Westenklappe lüftete, die seidene Ziehbörse aus der Tasche vorsuchte und eine passende Münze auswählte, um dieselbe ziemlich weitläufige Manipulation zwanzig Schritte weiter von neuem zu beginnen. Die Kinder wußten, daß er stets eine Tüte mit Bonbons bei sich trug, aber auch geneigt war, ihnen im nächsten Bäckerladen eine Semmel anweisen zu lassen. Auf der Liste keines Einsammlers von mildthätigen Gaben, keines Aufspürers von Abonnenten zu irgendwelchem Zweck fehlte sein Name. Er hatte schon seit Jahrzehnten seinen bestimmten Platz im Schauspielhause, der selten leer blieb, seine bestimmte Conditorei, in der er ansprach, seine bestimmte Restauration, in der er tafelte, sein bestimmtes Kaffeehaus, in welchem er Zeitungen las. Publikum, Schauspieler, Gastwirthe, Kellner, Gäste, Blätter und Journale wechselten, er blieb das conservative Element, das jede Veränderung überdauerte.

Er war allgemein bekannt, und man wußte doch von ihm kaum etwas besonderes zu sagen, als daß er eben da war, und daß man ihn sofort vermißte, wenn er einmal ausnahmsweise nicht da war. Er sprach sehr wenig und suchte keine Bekanntschaft, aber Jedermann sagte zu ihm: „Guten Tag, Herr Blasius!“ und er verbeugte sich vor Jedermann mit einer Art von stiller Feierlichkeit, als ob es gar nicht anders sein könnte. Freunde hatte er nicht, aber er war mit der ganzen Welt gut Freund. Welcher politischen Ansicht er war, hat nie ein Mensch ergründet; ließ sich jemand mit ihm in ein Gespräch ein und entwickelte seine Meinung, so sah er ihn aufmerksam mit den großen, ruhigen Augen an und sagte: „Es hat etwas für sich.“ Und wenn dann ein anderer das Gegentheil demonstrirte, ebenso eifrig,

Digitized by Google

ebenso überzeugungstreu, so sagte er wieder: „Es hat etwas für sich." Daher hieß es unter den Studirten, der alte Blasius sei ein Philosoph, der über einer neuen Ausgleichungstheorie grübelte — erst halb scherzhaft, aber die Philister, denen er schon so durch sein ganzes Wesen imponirte, sprachen es ernsthaft nach, und bald war's allgemein sicher, daß in seinem Nachlaß ein gewichtiges Schriftwerk werde zu finden sein. Er selbst hatte wahrscheinlich nicht einmal eine Ahnung davon, was man in ihn hineingeheimnißte.

Daß er sehr reich sei, glaubte jeder zu wissen, aber es hielt schwer, ihn zu schätzen. Fünfzigtausend, hunderttausend, eine halbe Million — es war, wie die gewöhnlichen Leute zu sagen pflegen, „ein Mundaufmachen." So viel stand fest, daß er durchaus kein Geschäft hatte, sondern als Rentier „von seinen Zinsen lebte." Er hatte ein eigenes Haus, aber über die kleine Stube neben dem Flur kam niemand hinaus, der ihn besuchte, und die Fenster der oberen Etage nach der Straße zu waren stets dicht verhängt und nur des Nachts theilweise matt von dem Schein einer Lampe erleuchtet. Er war nicht verheirathet und, so viel man wußte, nie verheirathet gewesen, aber es gab Familien in der Stadt, bei denen er von Zeit zu Zeit seinen Besuch machte, Töchter ausstattete, Kinder über die Taufe hielt, den Weihnachtstisch aufstellte oder regelmäßig an Geburtstagen einen großen Kuchen einführte, und man kannte ein kleines Haus in der entlegenen Parkstraße, das ihm gehörte und in das er täglich auf eine Stunde eintrat, wenn er seinen großen Spaziergang beendet hatte. Es wohnte eine junge Dame darin, die sich sehr zurückgezogen hielt, aber doch auch ebenso regelmäßig den Besuch eines andern sehr viel jüngeren Herrn annahm, der sich nicht einmal die Mühe gab, sein Kommen und Gehen zu verheimlichen. Es waren genug Leute, die den alten Herrn deshalb bemitleideten, denn über ihn zu lachen hatte man gar nicht das Herz.

Das alles gehört eigentlich gar nicht in diese Geschichte; denn der alte Blasius war, wie wir vorangeschickt haben, gestorben und konnte gar keine Rolle mehr spielen, außer einer stummen, bei der er freilich ein sehr ansehnliches Publikum hatte — bei seinem Begräbniß nämlich, als er so langsam und feierlich nach dem Friedhof hinausgefahren wurde, als ob er selbst mit seinem spanischen Rohr dem Sarge vorausgeschritten wäre, und der nachfolgende Menschenschwarm sich immer vergrößerte, je näher man dem Thor kam. Der Sarg sah gerade aus wie ein anderer, aber man wußte doch, der alte Blasius liege darin, und hätte geglaubt, etwas zu versäumen, wenn man ihn nicht einsenken geholfen. Man konnte eigentlich schwer mit dem Gedanken fertig werden, daß er, den man stets unverändert gesehen, todt sein sollte, und als nun doch die harte Erde in die Grube niederpolterte und das Vaterunser für ihn gesprochen war, zerbrach man sich wieder den Kopf, wer ihn wohl beerben werde? Das war allerdings eine sehr fragwürdige Frage.

In dem einzigen Wagen, der officiell folgte, saß eine junge Dame in Trauer mit einem Kinde, das vergnügt zum Fenster hinausschaute, während sie sich in die Polster zurückgelehnt hatte und das Tuch nicht von den Augen brachte. Das ist sie, hieß es. — Wer? — Nun, man meint doch —! — Was? — Sie wird eine reiche Erbschaft machen. — So? — Es ist da ein Testament vorhanden, und er soll ihr noch auf dem Sterbebette alles vorläufig übergeben haben. — Wirklich? — So viel ist sicher, daß sie ihm die Augen zugedrückt hat, und auch noch ein anderer ist dabei gewesen, den man da gar nicht hätte vermuthen sollen. — Wer denn? — Ich will nichts gesagt haben, aber vornehme Leute haben nun einmal das Privilegium, unverschämt sein zu können. — Ah! der Graf —! — Was geht's uns an? Aber das steht fest, daß sie seitdem auch im Sterbehause wohnt; es geht curios zu in der Welt. — Es war doch auch die Rede von Verwandten — nicht so? — Armes Volk, um das er sich nie im Leben gekümmert hat; er ging seine eigenen Wege, und man sagte ihm sonst viel Gutes nach. Adieu! —

Das waren Fragen und Antworten, die sich fast so oft wiederholten, als sich Bekannte zusammengefunden hatten oder eine Strecke Weges zusammengingen; der alte Blasius und seine Erbschaft waren einige Tage lang Stadtgespräch.

Mit dem Testament hatte es übrigens seine Richtigkeit.

Es lag im Depositorium des Stadtgerichts wohlverschlossen und versiegelt mit einem Privat- und zwei Gerichtssiegeln, die in Gegenwart des Testators aufgedrückt waren und trug die übliche Aufschrift:

Hierin befindet sich das Testament des Rentiers Peter Blasius hieselbst, welches derselbe der unterzeichneten Testamentsdeputation am heutigen Tage versiegelt übergeben hat, und in welchem die Siegelung des Nachlasses verboten ist —

nebst Datum und Unterschrift des Gerichtsrathes Rübchen und seines Protokollführers. Alles in bester Ordnung.

Die dazu gehörigen Testamentsakten waren bereits tief verstäubt und mußten von dem alten Registrator erst zum Fenster hinaus ausgeklopft werden, als der Todtenschein einging und die Eröffnung beantragt wurde.

In den Akten befand sich das Annahmeprotokoll, und es war gut, daß der Decernent nicht die gewöhnliche Fassung voraussetzte, sondern es sorgfältig von Anfang bis zum Ende durchlas, denn es enthielt die besondere Verfügung: „Ich wünsche, daß zur Eröffnung meines Testamentes Pauline Stern zugezogen werde, welche in meinem kleinen zurückgebauten Hause in der Parkstraße wohnt, da mein Testament in Betreff ihrer Festsetzungen und Mittheilungen enthält, die für sie von Wichtigkeit sind. Es wäre mir lieb, wenn bei der Publication alle nur Neugierigen aus dem Gerichtszimmer entfernt würden."

So war denn Pauline Stern richtig vorgeladen und den unbekannten Erben in der Person des Justizrath Bock ein Offizial-Mandator bestellt.

Der Termin stand an einem Sessionstage vormittags zwölf Uhr vor dem Deputirten, Stadtgerichtsrath Rübchen in dem kleinen Terminsaale an und war absichtlich auf eine so späte Stunde gelegt, damit die Eröffnung möglichst unbehelligt durch das Publikum vor sich gehen könne.

Im Terminzimmer saßen schon vor der bestimmten Zeit theils an den Fenstern, theils am großen grünen Tisch mehrere Personen, denen es auch ein ungeübtes Auge ansehen konnte, daß sie sich bei dem in Aussicht stehenden Act mehr oder minder betheiligt wußten. Die Physiognomien der Anwesenden waren sehr verschieden.

In einem mit Leder bezogenen Lehnstuhl hatte eine junge, sehr schöne Dame Platz genommen. Sie war in einer Equipage angelangt, die nun unten auf der Straße hielt und auf ihre Rückkunft wartete. Das schwarzseidene Kleid, die mit langen Spitzen besetzte Mantille von schwarzem Sammet, der Hut mit dem aufgeschlagenen schwarzen Schleier ließen das bleiche Gesicht mit seinen regelmäßigen und sehr bestimmten, wenngleich weichen Formen fast geisterhaft erscheinen. Sie hielt in der linken Hand ein zusammengefaltetes Papier und hatte den rechten Arm auf den Tisch gelegt. Ihre blendendweiße, überaus schön geformte Hand mit den spitzen Fingern spielte von Zeit zu Zeit mit einer Feder, die von dem hölzernen Tintenfasse heruntergefallen war. Ihr großes, unter den schwarzen, scharfbegrenzten Brauen und den langen, seidenen Wimpern hervorglänzendes Auge zeigte jenes tiefe Blau, das sich so selten mit schwarzem Haar vereint; es war nachdenklich auf irgend einen Punkt des Tisches gerichtet, der schwerlich durch sich selbst Aufmerksamkeit erregen konnte. Die schmalen Lippen fest geschlossen und entweder wirklich ohne Theilnahme für das, was um sie herum vorging, oder absichtlich jedes Zeichen einer solchen vermeidend, schien sie doch mit äußerster Spannung den Moment zu erwarten, in welchem durch das Eintreten des Richters die Situation verändert werden mußte.

Ihr gegenüber am entgegengesetzten Ende des langen Tisches und halb von ihr abgewandt, saß ein junges Mädchen, mit frischem, rundem Gesicht in sehr einfacher, aber zierlicher Kleidung, in der ganzen Erscheinung das völlige Gegenstück der ersterwähnten Dame. Das blonde Köpfchen war in fortwährender Bewegung und die munteren Augen suchten bald zu den hohen Fenstern hinaus nach den gegenüberstehenden Häusern, bald an den Wänden des Zimmers entlang nach Gegenständen, mit denen eine Beschäftigung möglich war.

Die sonstige Gesellschaft bestand aus einem Manne und zwei Frauen. Ersterer stand in einer Fensternische, mit dem Rücken gegen das Zimmer gekehrt, eine etwas wunderliche Figur. Der glatte, mit struppigem Haar von zweifelhafter Farbe besetzte Kopf steckte tief in dem altmodischen, sehr hohen, steifen und dicken Kragen eines blauen Tuchrockes, der dicht unter den breiten, nach der Brust hin gekrümmten Schultern in einer auffallend kurzen Taille sich nicht verengte, sondern gespannt erweiterte und in lange Schöße auslief, welche nur einen kleinen Theil der hechtgrauen, engen und über den gewaltigen Stiefeln hochaufgezogenen Beinkleider sichtbar werden ließen. Er schien Grund zu haben, die Einsamkeit zu suchen, denn er setzte in

Pausen von längstens fünf Minuten immer wieder eine Flasche an den Mund und mußte schließlich schon den Kopf tief in den Nacken drücken, um zur Quelle zu gelangen. Am ganzen Habitus war der Schuster gar nicht zu verkennen, auch wenn man die vom Pech geschwärzten Hände mit den stumpfen Fingern und ganz kurzen Nägeln hätte übersehen können.

Die beiden Frauen endlich hatten am Mittelfenster einander gegenüber zwei Rohrstühle eingenommen. Eine gewisse Aehnlichkeit fiel auf den ersten Blick auf, jedoch nur, um die Verschiedenheiten gleich darauf desto deutlicher vortreten zu lassen. Der links merkte man es an, daß sie sich zu dieser feierlichen Begebenheit nach Kräften ausgeputzt hatte. An ihrer Kleidung war alles auffallend bunt, und die Farben harmonirten schlecht genug miteinander. Auch wollte in diesen Flitterkram das langweilig-matte Gesicht mit den schläfrigen Augen gar nicht passen. Sie setzte von Zeit zu Zeit eine Flasche mit Eau de Cologne an die Nase und zog phlegmatisch den Parfüm ein. Ihr Vis-à-vis, lang, hager, eckig und hastig in allen Bewegungen, paradirte in einem alten, schwarzen Kamelotkleide von altmodischem Schnitt und hatte, abweichend von der farbigen Schleife, ein schwarzes Seidenband auf den schon stark zerdrückten Hut gesetzt.

Ihr dauerte das Warten offenbar viel zu lange. Aber es war schwierig, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. „Wo nur Grützmacher bleibt?“ fragte sie, nach einigen vergeblichen Anläufen.

„Er wollte gleich nachkommen,“ antwortete die Geputzte langsam, ihr Taschentuch mit dem wohlriechenden Wasser befeuchtend, „er kann aus dem Geschäft immer nicht so leicht ab.“

„Wenn er sich nur nicht verlaufen hat?“ meinte die Schwarze unruhig. „In diesem alten Kasten von Haus mit den vielen Thüren und Durchfahrten und Treppen ist es ein Kunststück, sich zurechtzufinden. Ich hab' mir's von Haselstock beschreiben lassen, wo man geht, sonst möchten wir noch herumduseln. — Pastenack! Du solltest doch einmal nachsehen, wo der Schwager bleibt.“

Sie bog sich dabei um den Mauerpfeiler vor und schaute nach ihrem Manne aus, der eben wieder jene charakteristische Stellung mit dem Kopf im Genick eingenommen hatte, bei der wir ihn schon wiederholt betrafen.

„I! ich glaube gar, Du hast mir doch die Flasche aus dem Schrank fortstibitzt,“ fuhr sie entrüstet fort. „Und ich habe Dir doch gesagt, daß es sich zu einem gerichtlichen Termin nicht schickt, besonders in solchen Fällen, wo der Casus schwierig ist, und Nüchternheit die Hauptsache. Na! komm Du mir nach Hause!“

„Fasse Dich in Geduld, Clementine,“ lautete die Rückantwort um die Ecke herum, „und bewahre Deine Würde an diesem gerichtlichen Orte. Der Tropfen war nicht der Rede werth, und man muß sich doch stärken, wenn's hinterher mit dem Testament nichts ist und das Donnerwetter einschlägt, weil Du Dich umsonst in Trauer geworfen hast. Na, darum!“

„Ja, es ist eigentlich eine wahre Sünde,“ meinte das junge Mädchen, mit dem freundlichen Gesicht, „den ganzen schönen Vormittag zum Narren zu machen um nichts und wieder nichts; denn Haselstock sagt: es lohnt nicht, und der steht doch ungefähr so wie wir. Ich habe der Commerzienräthin die Nätherei absagen müssen, und das verzeiht sie mir ihr Leben lang nicht.“

„Ich will nicht hoffen, daß der alte Blasius seine Schlechtigkeit noch über das Grab hinaus fortsetzt,“ eiferte Clementine, und ihre kralleu Augen blitzten dabei immer unheimlicher über die starkvortretenden Backenknochen hinweg. „Haselstock bildet sich Wunder ein, was er weiß und versteht, weil er Unterofficier gewesen ist und nun als Executor mit dem großen Blechschild herumgeht und die Briefe austrägt. Mag er meinetwegen kommen oder dableiben; aber **wir** wollen doch hören, damit man hinterher nicht eine falsche Abschrift macht und uns ausläßt. Daß den Alten auch noch der Teufel hat plagen müssen, ein Testament zu machen! Als ob er nicht mit warmer Hand genug verschenkt hat an fremde Menschen, die ihn gar nichts angingen und an mancherlei Personen, die sich schämen sollten, in Sammet und Seide zu prangen, während die armen Verwandten nicht das Sattessen hatten und nicht einen Pfennig zu Salz von ihm bekommen haben. Das ist meine aufrichtige Meinung.“

„Na, darum!“ fiel Pastenack bestätigend ein; „und trinken muß der Mensch doch auch.“

Clementine strafte ihn mit einem verächtlichen Achselzucken. Ihre Schwester schien mit der Schlußäußerung nicht einverstanden zu sein; sie rümpfte die Nase und meinte: „Es ist doch ein Unterschied — zum Sattessen haben **wir's** denn doch immer gehabt.“

„Ach! blase Dich doch wieder auf,“ rief Clementine spöttisch, „weil Dein Mann sich Kaufmann schimpfen läßt. Hast Du schon vergessen, wie Du von uns borgen kamst? Vorm Jahr wackelte doch schon der ganze Gewürzkram recht bedenklich.“

„Ja!“ ergänzte der Schuster, „liebe Frau Schwägerin, es trägt mancher neue Stiefel, aber es steht nicht darauf geschrieben, ob sie schon bezahlt sind. Na, darum!“

Frau Grützmacher rückte geräuschvoll weiter und würdigte ihn keiner Entgegnung.

„Ich will nicht sagen, daß er uns zu Erben eingesetzt hat,“ expectorirte sich die Schwarze weiter, „denn natürlich waren da junge Damen, die bei ihm keine Miethe zu zahlen brauchten und ein ganzes Haus eingerichtet bekamen und ihn streichelten und beschwatzten — man kennt das schon. Es ist viel Schlechtigkeit in der Welt und wer Geld hat, braucht nicht in die Kirche zu gehen. Aber ganz wird er's doch wohl nicht vergessen haben, daß seine Mutter Geschwister gehabt hat, und daß noch Kindeskinder vorhanden sind, die von Rechtswegen einrücken würden, wenn's so zuginge, wie's der liebe Gott hat werden lassen, und kein Gericht mit dem Positorium da wäre, wo die Testamente liegen!“

Endlich kam Grützmacher, ein putziges Kerlchen, mit glattem runden Gesicht und einem blonden Kinnbart, ganz in Grau gekleidet. Er erzählte sehr echauffirt, daß er sich verirrt und schon gefürchtet habe, zu spät zu kommen. „Auf den Bagatellämtern bin ich wie zu Hause;“ entschuldigte er sich, „da hab' ich fast in jeder Woche meine Kunden aufzusuchen, aber das andere ist mir einigermaßen fremde. Man wies mich in den langen Gang und dann durch die kleine Thür auf den Hof, und dann wieder die Treppe hinauf. Aber ich stieg die falsche Treppe in die Höhe, die sich bis unters Dach immer um den Mauerpfeiler dreht, daß man schwindlig werden kann, und gerieth in die Büreauzimmer, und da hieß es: kein Durchgang. Ich also wieder zurück und fragte einen Herrn, der unten an der Treppe stand, nach dem kleinen Terminssaal; der sah sich aber nicht einmal um. Zuletzt fand ich doch den richtigen Aufgang von der Straße her. Der Richter und der Justizrath kommen auch schon.“

„Nimm die Papiere heraus, Pastenack!“ commandirte Clementine; „es geht los.“

Wirklich traten gleich darauf die beiden Herren ein.

„Die Interessenten in der Blasius'schen Testamentssache!“ rief Rath Rübchen, welcher ein dünnes Aktenstück unterm Arm hielt, mit einer Stimme so klein und schmächtig, wie er selbst. „Ich bin der Stadtgerichtsrath Rübchen,“ setzte er gleich darauf hinzu, wie es schien, in der Besorgniß, sonst nicht für voll angesehen zu werden.

Die beiden Ehepaare traten an den Tisch.

„Fräulein Pauline Stern?“ fragte der Rath die Dame, welche bei seinem Eintreten erleichtert aufgeathmet und sich vom Lehnstuhl erhoben hatte.

„Pauline Stern,“ antwortete sie, sich vornehm verbeugend.

„Sie sind noch bevormundet, wenn ich nicht irre.“

„Ich bin allerdings noch nicht großjährig,“ erwiderte sie. „Mein Vormund war der verstorbene Rentier Blasius.“

„Ganz recht!“ Rath Rübchen hatte noch eine andere Frage auf den Lippen, wußte dieselbe aber nicht recht herauszubringen und blätterte in großer Verlegenheit in den Akten. „Wir führen auch die Vormundschaft über zwei Kinder einer Pauline Stern —“ stotterte er endlich ängstlich.

„Es sind meine Kinder,“ bestätigte sie ohne Zögerung.

„Und ihr Vormund —“

„War ebenfalls Herr Blasius.“

„Es wird mithin die Bestellung eines anderen Vormunds nöthig werden —“

Sie überlegte einen Augenblick. Dann sagte sie mit nicht ebenso fester Stimme: „Der Herr Legationsrath Graf Arthur Hohenbühl will die Güte haben.“

Clementine Pastenack warf ihrer Schwester, und da diese nicht darauf achtete, ihrem Mann einen vielsagenden Blick zu. „Na, darum!“ bemerkte derselbe wichtig.

„Und die übrigen?“ wandte der Richter sich an den Umstand. „Ich muß bekannt machen, daß der Herr Erblasser ausdrücklich ge-

wünscht hat, sein Testament solle nicht in Gegenwart unbetheiligter Personen verlesen werden. Wenn Sie also —"

„Natürlich sind wir sehr betheiligt," unterbrach ihn die Schusterfrau, „sonst hätten wir uns hier nicht versäumt. Pastenack, gib einmal die Atteste."

Sie riß ihrem Manne die Papiere aus der Hand und breitete sie eifrig auf dem Tische aus. Pastenack begann eine ziemlich confuse Erläuterung des Verwandtschaftsverhältnisses, aber sie ließ ihm nicht lange das Wort. „Halt einmal den Mund!" rief sie dazwischen, „Dir ist wieder der Schnaps in den Kopf gestiegen. Ich weiß das alles am besten, Herr Richter. Was ist viel zu reden? der alte Peter Blasius — Gott hab' ihn selig — ist nicht verheirathet gewesen und hat keine Kinder gehabt, wenigstens was man so von Rechtswegen Kinder nennt. Sein Vater ist lange todt, und von der Seite ist gar nichts mehr vorhanden. Seine Mutter ist auch todt, aber die hatte natürlich Geschwister, einen Bruder und zwei Schwestern nämlich. Der Bruder ist also mein Großvater mütterlicherseits, und diese Madame Grützmacher hier, die den Kaufmann Grützmacher geheirathet hat, ist meine leibliche Schwester — andere Geschwister alle klein verstorben. Nun aber die beiden Schwestern — da war erst die Malchen, und von der ist nichts als diese Adele Harms, welches ihre Urgroßmutter war. Und die andere Schwester, Lettchen, war natürlich auch verheirathet, aber der hat sich nicht eingefunden."

„Wer?"

„Nämlich der Executor Haselstock, ihr einziger Enkel, weil er meint, es lohnt nicht."

„Na, darum!" ergänzte wieder der Schuster Pastenack und erhielt dafür seitwärts einen gelinden Rippenstoß.

Der Richter, der die Papiere oberflächlich geprüft hatte, sah den Justizrath fragend an. Derselbe zuckte die Achseln. Nun hieß es: „Ich kann Sie allerdings unter solchen Umständen bei der Publication nicht ausschließen, aber ich fürchte, daß Sie sich unnöthige Mühe gemacht haben. Nach den Andeutungen des Erblassers dürfte anzunehmen sein, daß Fräulein Pauline Stern zur Universalerbin eingesetzt ist." Der Justizrath bestätigte dies mit dem Bemerken, daß er selbst den Entwurf gemacht habe.

„Das wollen wir doch einmal sehen!" rief Clementine giftig, und Pastenack schlug dazu mit der Faust auf den Tisch, was sie gut aufzunehmen schien.

„Warten Sie also noch einige Minuten, ich werde das Testament aus dem Depositorium holen. Ist vielleicht der Niederlegeschein aufgefunden?"

Pauline überreichte denselben.

„Ich entwerfe inzwischen das Protokoll," rief der Justizrath dem Richter nach, der sich schon auf den Weg gemacht hatte.

Rath Rübchen hüpfte durch mehrere Terminssäle und schlängelte sich dann bald rechts, bald links durch die hohen Actenrepositorien einiger Bureauzimmer bis zu einer schmalen Thür, welche zu einer überwölbten Treppe führte, die sich auf- und abwärts um einen nicht breiten Mauerpfeiler wand. Er stieg die erste halbe Wendung nieder bis zu einem Absatz und öffnete mit einiger Mühe die in der gegenüberliegenden Wand befindliche, schwer mit Eisen beschlagene Thür, über welcher mit großen Buchstaben zu lesen stand: „Zum Depositorium." Da die Depositalstunden schon vorbei waren, so zeigte sich auf diesem Zugange, der vom Hofe aus zu betreten war, kein Publikum. Das Gewölbe schallte weithin, als die Thür hinter ihm ins Schloß fiel.

Indessen schrieb der Justizrath eifrig. Als er aufhörte, mochten wohl zehn Minuten verflossen sein, und er schien sich zu wundern, daß der Richter noch nicht zurückkehrte. Nachdem er das Protokoll nochmals überlesen, nach seiner Uhr gesehen und einen Gang durch das Zimmer gemacht hatte, erklärte er endlich, daß er wenig Zeit habe und einmal nachsehen wolle, wo der Rath mit dem Testamente eigentlich bleibe.

Im letzten Bureau hörte der Justizrath einen Wortstreit. Es ermittelte sich, daß der Gerichtsbote und Executor Haselstock so eben eingetreten war und berichtet hatte, auf der Treppe einen betrunkenen Kerl schlafend gefunden zu haben. Der Secretär hatte ihn angewiesen, denselben fortzuschaffen, und Haselstock sich dessen geweigert. Der letztere deducirte eben mit aller Ruhe, ohne sich durch die fortwährenden Unterbrechungen des Bureaupersonals stören zu lassen: „Zwischen einem Besoffenen und einem Besessenen ist ein Unterschied, mein Herr Secretär. Nämlich es kommt darauf an, wo er besessen ist. Macht er sich im Terminzimmer unnützlich und stört die Ordnung mit Recht, so sagt der Herr Präsident oder meinetwegen auch der Herr Richter: Haselstock, werfen Sie mir mal den betrunkenen Menschen hinaus. Na, und dann natürlich. Aber auf der Treppe und im Schlaf, wo er sich ruhig verhält, ist nicht mein Ressort, sondern mag ein Polizeibeamter ihn abholen. Und übrigens haben Sie mir nichts zu befehlen, und wenn Sie sich beschweren wollen, so ist da der Herr Executionsinspector. Und ich bin Unterofficier gewesen und kenne den Dienst."

Der Justizrath fragte, ob Rath Rübchen schon zurückgekommen wäre. Dies wurde verneint. Er begab sich nun auf die Treppe, und einige von den Bureaubeamten folgten nach, um sich den Betrunkenen anzusehen. Gerade über der nach dem Depositorium führenden Thür und dicht am Treppenpfeiler lag wirklich ein Mann mit dem vom Hut völlig bedeckten Kopf auf der untersten Stufe.

„Mein Gott! das ist ja —" rief der Justizrath hinabeilend.

„Rath Rübchen!" ergänzten erschreckt die übrigen.

Man hob den anscheinend ganz Leblosen auf und suchte den Hut zu entfernen, der über das Gesicht getrieben war. Man schrie nach Wasser — nach einem Arzt. Der Lärm veranlaßte auch die Depositalbeamten hinauszutreten. Bald fand sich aus den oberen Zimmern das gesammte Personal und ein Theil des Publikums ein.

„Wo ist das Testament?" fragte der Justizrath.

„Der Herr Rath hat's von mir in Empfang genommen," versicherte der Rendant, „und sich damit aus dem Depositorium entfernt."

Man suchte in den Taschen des Richters, auf der Treppe — vergebens. Auf dem Hof war niemand zu erblicken.

Endlich nach einigen Besprengungen mit kaltem Wasser erholte sich der kleine Mann aus seiner tiefen Ohnmacht. „Was ist geschehen?" rief man ihm von allen Seiten zu. Es dauerte lange, bis er einige Worte vorbringen konnte. „Ueberfall — Raub — hinterrücks — Schlag auf den Kopf — Testament gestohlen —" war alles, was sich verstehen ließ. Man führte ihn ins Zimmer und benachrichtigte den Präsidenten.

Durch das weite Gerichtslocal flog von Mund zu Mund die Nachricht: „Das Blasius'sche Testament ist geraubt!" Sie drang auch in das Terminzimmer und brachte dort die aufregendste Wirkung hervor. Todtenbleich vor Schreck und mit dem Ruf: „Alle Hoffnung ist hin!" schwankte Pauline Stern hinaus und mußte von dem Justizrath, der ihr folgte, in den Wagen gehoben werden.

Madame Grützmacher hatte ihr Riechfläschchen aus der Hand verloren und den ganzen Vorrath von Eau de Cologne auf die Erde verschüttet. Ihr Mann konnte sich in die neue Wendung der Dinge nicht sogleich finden und bürstete eifrig seinen blonden Kinnbart. Clementine, hochaufgerichtet und feuerroth im Gesicht, kam zuerst mit ihren Gedanken und Gefühlen völlig ins Reine, schlug Pastenack ins Kreuz und rief: „Der Teufel hat das Testament geholt — wir sind die Erben!"

Der Schuster suchte seine Flasche vor, hielt sie gegen das Licht, ließ die letzten Tropfen in die Kehle gleiten, proppte mit Energie zu und sagte befriedigt: „Na, darum!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Mozarts Kinderjahren.

Von **W. H. Riehl.**

Am 5. December 1791 war Mozart gestorben.

Einige Monate später schrieb seine Schwester an den „hochfürstlichen Hoftrompeter" Schachtner in Salzburg und bat diesen alten Hausfreund ihrer Eltern, daß er ihr mittheilen möge, was er etwa von den Jugendjahren des heimgegangenen Bruders noch wisse.

Schachtner erzählte darauf in seinem Antwortschreiben eine

Mozart als Kind sein erstes Concert componirend.

Originalzeichnung von H. Lossow.

Digitized by Google

Reihe drastischer Züge und Anecdoten aus Mozarts Kinderzeit mit der ganzen Naivetät und Frische des unbefangenen Augenzeugen. Diese Anecdoten wurden bald weiter verbreitet, sie wurden volksthümlich wie echte Sagen, denn sie spiegelten so wahr und doch so märchenhaft überraschend das geborene Genie im Kinde, das Künstlerthum von Gottes Gnaden. Darum stehen sie denn auch im Eingange fast aller Mozart-Biographien und gemahnen hier an das Bild der egyptischen Sphinx, welches vor den Pforten des Tempels lagert: es zeigt uns den Weg ins Heiligthum, aber es ist in sich selber Räthsel und Geheimniß.

Der Brief des Hoftrompeters wurde uns vollständig erhalten und findet sich bei Otto Jahn abgedruckt als ein kostbares Kleinod unserer musikgeschichtlichen Literatur. Indem ich nun zur Deutung des voranstehenden Holzschnittes eine kleine Geschichte aushebe, lasse ich den alten Schachtner zunächst mit eigenen Worten reden; denn seinen Bericht in glatte, moderne Bildungssprache umschreiben, hieße ihn des unmittelbarsten Reizes entkleiden.

Der Hoftrompeter Schachtner erzählt also der Schwester Mozarts:

„Einige sonderbare Wunderwürdigkeiten von Ihres sel. Herrn Bruders vier- bis fünfjährigem Alter, auf deren Wahrhaftigkeit ich schwören könnte: —

Einsmal ging ich mit Herrn Papa nach dem Donnerstagamt nach Hause; wir trafen den vierjährigen Wolfgangerl in der Beschäftigung mit der Feder an.

Papa: was machst Du?

Wolfgangerl: ein Concert fürs Clavier, der erste Theil ist bald fertig.

Papa: laß sehen.

Wolfg.: ist noch nicht fertig.

Papa: laß sehen, das muß was Sauberes sein.

Der Papa nahm's ihm weg und zeigte mir ein Geschmiere von Noten, die meistentheils über ausgewischte Dintendolken geschrieben waren (NB. der kleine Wolfgangerl tauchte die Feder aus Unverstand allemal bis auf den Grund des Dintenfasses ein, daher mußte ihm, sobald er damit aufs Papier kam, ein Dintendolken entfallen, aber er war gleich entschlossen, fuhr mit der flachen Hand darüber hin und wischte es auseinander und schrieb wieder darauf fort), wir lachten anfänglich über dieses scheinbare galimathias, aber der Papa fing hernach seine Betrachtungen über die Hauptsache, über die Noten, über die composition an, er hing lange Zeit steif mit seiner Betrachtung an dem Blatte, endlich fielen zwei Thränen, Thränen der Bewunderung und Freude aus seinen Augen. Sehen Sie, Herr Schachtner, sagte er, wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist, nur ist's nicht zu brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre. Der Wolfgangerl fiel ein: Drum ist's ein Concert, man muß so lange exercieren, bis man es treffen kann, sehen Sie, so muß es gehen. Er spielte, konnte aber auch just so viel herausbringen, daß wir kennen konnten, wo er aus wollte. Er hatte damals den Begriff, daß Concert spielen und Mirakel wirken einerlei sein müsse."

Diese Geschichte aus der Kinderstube führt uns nun hier der Griffel des Zeichners leibhaftig vor Augen, freilich — und mit Recht — in idealerem Vortrage als sie der alte Hausfreund erzählt hat. Das Staunen des Hoftrompeters, da er in das Notenblatt blickt, die tiefe Bewegung in den Zügen des Vaters, die verklärende Schöpferfreude im Gesichte des Kindes, — dies alles ist trefflich ausgedrückt und spricht unmittelbarer zu uns, als wir's in Worten nachzuschildern vermöchten.

Allein dem Schriftsteller, indem er diesem Bilde nachsinnt, steigen unwillkührlich drei andere Bilder vor dem Geiste auf, welche wiederum der Maler nicht nachzuzeichnen im Stande wäre, weil es eben Gedankenbilder sind, von Epoche zu Epoche schweifend und doch wieder zurückkehrend zum Ausgangspunkte unserer Geschichte aus der Kinderstube.

Der Vater überrascht den vierjährigen Componisten und erkennt zum erstenmale klar, was er wohl schon lange vermuthet hatte, die wundersame Kunstbegabung des Knaben. Nur faßt er diese Gaben in s e i n e m Sinne; denn niemand kann aus sich selbst heraus und aus seiner Zeit, und unsere Phantasie malt die Zukunft stets mit den Farben der Gegenwart. So sieht auch Leopold Mozart in dem kleinen Wolfgang den künftigen Virtuosen, der noch geläufiger trillern und schnörkeln wird, als die berühmtesten lebenden Spieler, den künftigen Componisten, der noch viel zierlicher und galanter im weltlichen Stile, noch viel kunstvoller im kirchlichen Contrapunkte schreiben wird, als die besten Zeitgenossen. Im Geiste jener nüchternen Uebergangsepoche, welcher der wackere Alte als Künstler völlig angehört, kann er sich des Sohnes Zukunft gar nicht anders denken, denn wenn er's könnte, ja nur wünschte, so würde er selber neue Wege versucht haben. Das Staunenswertheste ist ihm ohne Zweifel, daß das Kind spielend Fertigkeiten findet, die e r sich nur in saurer Mannesarbeit erworben hat. Was aber der Knabe Mozart vor allen künstlerischen Wunderkindern voraus hatte, und was u n s das Staunenswertheste dünkt, nämlich, daß seine Jugendversuche nicht blos so frühe fertig, sondern schon so frühe m o z a r t i s c h gewesen sind, das konnte der alte Mozart natürlich nicht ahnen, noch weniger aber, daß eben diese mozartische Art jene Musik veralten und verblassen machen sollte, die ihm, dem Alten, selbst als Urbild seines Musicirens vorschwebte.

Also stellt er wohl ein Prognostikon aus dem Clavierconcert mit den „Dintendolken", aber es ist nur der Schatten des richtigen Prognostikons. Er erblickt auch wohl den Sohn in einer glänzenden Laufbahn, mit Glücksgütern reich gelohnt, und mag bei solchen Träumen im Erfolge des Sohnes späten Lohn und Ersatz hoffen für den bescheidenen Erfolg, welcher ihm selber zu Theil geworden. Der Gedanke hat einen wundersamen Zauber: daß wir in unserem Kinde ein Künstlerziel erreicht sehen sollen, welches uns zu erreichen nicht vergönnt war.

So spricht denn der schildernde Augenzeuge von „zwei Thränen der Bewunderung und der Freude," welche aus des Vaters Augen gefallen seien, und man sieht bei der Aufzählung dieser zwei Thränen, daß der salzburgische Hoftrompeter doch schon ein wenig angehaucht war vom literarischen Geiste seiner Zeit. Nach einem Winke in Leopold Mozarts Briefen dürfte sich jedoch mit dem Ueberwallen der bewundernden Freude manchmal auch ein anderes Gefühl gemischt haben, die Angst vor dem übergroßen Glücke: Wenn die Züge des Kindes beim Musiciren weit über sein Alter hinaus sprechend und ausdrucksvoll wurden, dann schien es den Umstehenden fast, als ob mit der Frühreife auch der frühe Tod auf seinem Gesichte geschrieben stehe.

Allein diese väterliche Besorgniß war eitel: der Sohn wuchs heran und der Vater sah den Jüngling noch zum Manne reifen. Und als dann Wolfgang Mozart im sechsunddreißigsten Jahre, vier Jahre nach seinem Vater, abgerufen wurde, lag ein vollendetes Tagewerk hinter ihm. Er hatte ein ganzes Menschenleben g e w i r k t, wenn er auch nur ein halbes gelebt hatte.

Wie anders aber mußten seine Freunde unsere Kindergeschichte betrachten, da sie dieselbe nach seinem Tode erfuhren: sie sahen in Schachtners Berichte dasselbe Bild, welches einst der Vater gesehen und doch ein neues. Sie wußten nun schon, was mozartisch war und als mozartisch die Herzen bezwungen hatte, und der über einem Clavierconcert ertappte vierjährige Componist mußte ihren Augen eben darum noch viel räthselhafter erscheinen, als weiland den Augen des Vaters.

Wie aber im Kinde schon ein mozartischer Zug aufgeleuchtet hatte, so war es andererseits das Kindergemüth Mozarts, welches später selbst da, wo die tragische Muse mit ihren erschütternden Gestalten an ihn herantrat, immer noch verklärend über seinen Tongebilden schwebte und ihm die wunderbare Gabe lieh, hellenische Heiterkeit mit deutscher Gemüthstiefe zu verbinden. Eben darum erinnerte man sich so gerne seiner prophetischen Kindheit und dichtete im Characterbilde des Künstlers mythisch weiter, was uns aus seinen Knabenjahren erzählt war.

In diesen Rückblick auf das heitere Frühroth der Kindertage mischte sich aber wiederum der Schmerz. Mozarts reifere Jahre waren nicht der Art gewesen, daß man ihn bei seinem Tode noch ein Glückskind nennen mochte. Der Kampf mit der Noth des äußeren Daseins hatte ihn rauh gepackt, der Gewinn, welchen ihm sein Schaffen gebracht, war so armselig gewesen im Vergleich mit dem Erfolge, Neid und Mißgunst hatten dem Neidlosen den Weg vertreten, und als er gestorben war, brachen Kriegsstürme über Europa herein, welche seine Werke zwar nicht zerstören, sein Andenken nicht verwehen konnten, aber doch den unmittelbaren Eindruck seines Todes, die frische Nachwirkung seiner letzten und größten Periode störend überbrausten. Damals schien es den Freunden, als ob der Künstler,

welcher sich vom sinnig gemüthvollen Sänger zum Tragöden emporgeschwungen, selber zuletzt einem tragischen Geschicke verfallen sei. Der graue Mann des Requiems warf seinen Schatten rückwärts auf Mozarts ganzes Leben, und wenn man Ende und Anfang, das Sterbezimmer und die Kinderstube verglich, dann sah man in den ernsten, allzu ausdrucksvollen Mienen des musicirenden Kindes jetzt zwar nicht mehr den hippokratischen Zug, der frühen Tod deutet, wohl aber einen prophetischen Ausdruck der späteren Seelenkämpfe, der Leidensgeschichte des Meisters. Mozart, der Schöpfer des Don Juan, galt vor sechszig Jahren für einen Romantiker, auch über seinem Lebensgange dämmerte der schwermüthige Zauber der Romantik, und vor allem erschien der große Meister als das rührende Bild eines bei Lebzeiten unterschätzten, verkannten Genies ähnlich wie gegenwärtig viele über die angebliche Unterschätzung Beethovens durch dessen Zeitgenossen zürnen zu müssen glauben.

Allein Mozart war bei Lebzeiten so wenig unterschätzt wie Beethoven. Beide fanden Gunst und Gelegenheit zum Entfalten ihres eigensten, reichsten Schaffens in ihrer Zeit; sie hätten diese nicht gefunden, wenn sie nicht verstanden worden wären. Unverstandene Genies gehen in sich zu Grunde, verstehen aber in der Regel auch sich und die Welt nicht; epochemachende Genies haben immer Verständniß gewonnen bei den Besten ihrer Zeitgenossen; denn sonst wären sie nicht epochemachend geworden, und an dem Beifall der Schlechten und Urtheilslosen liegt ja ohnehin nichts. Die Nachwelt aber versteht einen großen Meister immer in höherem Sinne, wie seine Gegenwart ihn verstand; denn sie mißt und wägt bereits seinen culturgeschichtlichen Einfluß, welchen die Zeitgenossen höchstens muthmaßen konnten.

So liegt nun auch Mozarts Einfluß auf die musikalische Bildung, ja auf die allgemeine Cultur ganzer Generationen klar und großartig vor uns und angesichts der Majestät dieser historischen Wirksamkeit verblassen die Schatten, welche auf seinen persönlichen Schicksalen ruheten, tief im Hintergrunde. Bei seinem Tode überblickte man blos, was er geschaffen, jetzt überblicken wir bereits, was sein Schaffen geschaffen, was es nachgewirkt hat, und auch dieses nur erst zum kleinen Theile, und wir gönnen dem Künstler um so herzlicher diese weittragende Gewalt, weil er sie so anspruchslos, so kindlichen Gemüthes entfaltete, ob er sich wohl seiner Kraft bewußt war. Wir nennen ihn wieder im vollen Wortsinne ein Glückskind, nur in ganz anderem Sinne, als es der Vater sich sagen mochte, da er zum ersten Male sah, mit welchen Gaben der Kleine begnadet war, auch in tieferem Sinne als die Zeitgenossen, da sie bei seinem Tode das Unglück in so reichem Glücke beklagten.

Und die Würdigung dieses Genius, obgleich schon eine culturgeschichtliche, ist ja doch auch durch unsere Zeit nicht abgeschlossen. Konnten die Griechen ahnen, was Homer der germanischen Welt werden würde? Wir wissen nicht, was Mozart einer künftigen Zeit bedeuten mag.

Wohl ist uns das Räthsel, welches aus dem Kindergesichte unseres Bildes lächelt, theilweise gelöst, ein anderer Theil wird sich erst späteren Geschlechtern enthüllen. Eine kleine Geschichte, vom alten Hoftrompeter erzählt oder vom modernen Künstler gezeichnet, ein kleines Genrebild steht unscheinbar vor uns, und doch konnten bereits drei Zeiten dreifach Verschiedenes aus dieser Geschichte herauslesen; Geschlechter, die nach uns kommen, werden wieder Neues darin finden, aber der tiefste Zug im Bilde — wie die Gottesgabe des Genies in einem vierjährigen Kinde schon keimen und knospen mag — wird immer Geheimniß bleiben.

Ein Bremer Kaufherr.

Wenn man von Bremens alterthümlichem Marktplatz her auf der breiten Treppe zur neuen Börse hinansteigt und in den prächtigen inneren Hauptraum tritt, um einer der täglichen Ein-Uhr-Versammlungen der Kaufmannschaft beizuwohnen, so sieht man die summenden, hin und her bewegten Massen dunkler Gestalten sich nach der gegenüberliegenden Längswand hin allmählich verdichten. Wo sie am dichtesten zusammengeballt sind, etwas links vom mittelsten Fenster, hat der anerkannte Führer der Börse, Herr H. H. Meier, seinen Stand. Da blickt er entweder mit fernhinreichendem Adlerauge über das geschäftige Getümmel, bald einen Vorüberstreichenden zu sich heranrufend, bald auf die Bemerkung eines Nachbars antwortend, oder er läßt sich auch wohl zu einem längeren Gespräch mit jemandem auf die Bank nieder, welche längs des Fensters hinter ihm angebracht ist. Wie sehr er dabei in seinem Element, verräth jede Fiber des energischen männlichen Antlitzes. Irgendwer hat von Napoleon I gesagt, sein allzu dickflüssiges Blut sei nur in den Aufregungen des Schlachtfeldes normal umgerollt, und das ganze unaufhörliche Blutvergießen im Anfang des Jahrhunderts daher am Ende auf diese pathologische Anlage zurückzuführen. Aehnlich ließe sich von H. H. Meiers starken Nerven und eifrigem Wesen sagen, nur das allgemeine Zusammenströmen der Geschäftsfreunde an der Börse, ja selbst das Geräusch und Gedränge, ohne die es da zur Pein zarter organisirter Naturen nun einmal nicht abgeht, könnten eine geistige Atmosphäre herstellen, in welcher ihm völlig wohl sei. Hier bemerkt man wenigstens eine verhältnißmäßige Ruhe an ihm, welche anzeigt, daß die äußere Gelegenheit zu wirken von dem inneren Drange nicht allzusehr überholt wird.

Anders im norddeutschen Reichstag, zu welchem Bremen ihn, als seinen einflußreichsten und mächtigsten Mann, entsandt hat. Nichts charakteristischer, als ihn dort im Mittelpunkt des Hauses neben Herrn v. Rothschild sitzen zu sehen. Der Erbe eines sprichwörtlich gewordenen Reichthums und Credits sitzt da mit einem Phlegma, welches sich durch nichts erschüttern läßt. Er denkt gar nicht daran, in die Debatte einzugreifen; seine Wählerschaft muß sich mit der bloßen Anwesenheit begnügen. Dem Vertreter Bremens dagegen macht sein heißes Blut das stille geduldige Zuhören und Nichtssagen beinahe zu einer Qual. Hat er auch in der Regel Selbstbeherrschung genug, nur in solchen Dingen ums Wort zu bitten, die er besser als die meisten übrigen versteht, so füllt er die Pausen doch durch zahlreiche Privatgespräche aus, welche bald hier, bald da im Hause seine stattliche, wohlconservirte Gestalt auftauchen lassen, und deren Inhalt selten auf etwas anderes als auf praktische Wirksamkeit hinauslaufen wird.

Der Prophet gilt, dem Sprichwort zufolge, nichts in seinem Vaterlande: der erfolgreiche Praktiker desto mehr. Wer H. H. Meier richtig und gerecht beurtheilen will, der hat nicht genug daran, seine Persönlichkeit sich auf der an Talenten und Verdiensten aller Art so reichen Berliner Bühne darstellen zu sehen. Er muß nach Bremen gehen, — er muß womöglich sogar einen Blick hinter die Vorhänge werfen, welche das Innere deutschen Familienlebens zu verhüllen pflegen. Die Bremer Familien gelten für besonders abgeschlossen und selbstgenügsam in ihrem eigenen, vermöge der politisch-socialen Abgeschlossenheit der Stadt freilich im Durchschnitt keineswegs engen Kreise. Aber so schlimm, wie früher, ist es hiermit nicht mehr und es bezieht sich auch nur auf die äußere Welt. Unter einander pflegen diese aristokratisch zusammenhaltenden Familien Geselligkeit genug. Ihr augenblickliches Haupt aber, der Medicis oder Doria des heutigen Bremen, schließt sich von diesem Theile des allgemeinen Zusammenlebens so gut wie vollkommen aus. H. H. Meier gibt und besucht so wenig Gesellschaften wie möglich. Er beschränkt sich nach einem überaus arbeitsamen und geschäftereichen Tage auf den Umgang der Seinigen, denen gegenüber er seine Pflichten aufs gewissenhafteste, sorglichste und liebenswürdigste erfüllt. Seine Welt ist symmetrisch und harmonisch um ihn herum aufgebaut in concentrischen Kreisen: Familie, Stadt, Vaterland. Auch verschmäht er bei allem brennenden Thätigkeitsdrange durchaus nicht, was in einem höheren Sinne das Leben schmückt. Man muß ihn nur auf seiner Villa zu Harzburg beobachten, wo er zwar die Verwaltung einer ihm gehörigen Eisenhütte zu beaufsichtigen, aber doch mitunter auch Muße zum Genuß der umgebenden schönen Natur hat; oder bei dem Bau seines neuen palastartigen Hauses an der Contrescarpe in Bremen, den er mit einem durch vielfältige Anschauung ausgebildeten gesunden Geschmack und Kunsturtheil bis ins letzte Detail überwacht.

Am 16. October 1809 geboren und nach einem ungewöhnlich thätigen und erregten Leben vor ein paar Jahren schon einmal vorübergehend aufgelegt, sich in eine Art vielbeschäftigten Ruhestandes zurückzuziehen, hat H. H. Meier die höhere parlamentarische Carriere

allerdings wohl zu spät eingeschlagen, um es in ihr so weit zu bringen, wie sonst im Bereich seiner Mittel und Kräfte gelegen hätte. Die allgemeine Entwickelung der Nation hat sich mit seinem Lebenslaufe so gekreuzt, daß in dessen frischeste und reifste männliche Jahre keine Möglichkeit parlamentarischer Bewährung fiel. Ins Frankfurter Parlament trat er fast nur ein, um mit seinen gemäßigt liberalen und preußischgesinnten Gesinnungsgenossen wieder auszuscheiden. Die Bremer Bürgerschaft aber ist natürlich kein besonders günstiger Schauplatz zur Entfaltung rednerischer und eigentlich politischer Anlagen. Auch der Gewissenhafte lernt in diesen kleinen und obscuren repräsentativen Körperschaften eher darauf losssprechen und sich gehen lassen, als seinen Quintilian ins Praktische übersetzen oder sich mühevoll üben wie Demosthenes. Zum Glück hat das Mitglied für Bremen im Reichstage oder im Zollparlament von Zeit zu Zeit etwas zu sagen, was der Mühe werth ist und was doch wenige wissen; so kommt es, daß man ihm mit achtungsvoller Aufmerksamkeit zuhört, wenn es auch nicht die flüssige Redefülle eines Vincke oder der correcte Stil eines Simson ist, was sich über das lauschende Haus ergießt.

Von allen Mitgliedern des ersten deutschen Parlaments brauchte H. H. Meier sich am wenigsten zu beklagen, daß die parlamentarische Geschichte Deutschlands als eines Ganzen damals so jäh wieder abbrach. Die sechszehnjährige Pause wurde anderweitig aufs beste ausgefüllt. Gerade während jener dumpfen und öden fünfziger Jahre, da es sonst wie ein Alp auf den schöpferischen Kräften der Nation lag, nur unterbrochen durch die industrielle und commercielle Schwindelperiode vor der Krisis von 1857, schwang H. H. Meier sich durch eine Reihe erfolgreicher Unternehmungen und glücklicher Thaten zum ersten unter den deutschen Kaufleuten — so darf man wohl sagen — empor.

Unter den erfolgreichen Unternehmungen ragen zwei hervor, der Norddeutsche Lloyd und die Bremer Bank. Der Norddeutsche Lloyd, ein ebenbürtiger Bruder der Hamburg-Amerikanischen Packetschifffahrts-Actiengesellschaft, ist ein großartiges Rhederei- und Seeversicherungsgeschäft, das vorzugsweise Dampfschifffahrt und diese auf drei Stufen betreibt: auf der Weser (und der Hunte), auf der Nordsee (zwischen der Wesermündung und den englischen Häfen London und Hull, sowie im Sommer während der Badezeit nach Norderney und Helgoland), und auf dem Atlantischen Meere nach Nordamerika. Mehrere Jahre hindurch galt es, Standhaftigkeit und Reichthum an Auskunftsmitteln zu bewähren, um dieses eigenartige Unternehmen flott zu erhalten. Zuletzt aber siegte die ausdauernde Anstrengung der Leiter.*)

Neben dem Norddeutschen Lloyd hat die Bremer Bank nur einen beschränkten Wirkungskreis und einen bescheidenen Ruf. Aber eine gelungene Schöpfung ist sie darum nicht weniger. Sie ist in den schon erwähnten Schwindeljahren entstanden, ohne von Schwindel das Mindeste an sich zu haben. In der Geschichte des deutschen Bankwesens zeichnet sie sich, neben einer mustergiltigen Solidität, durch die Ausdehnung aus, welche sie dem sonst in Deutschland vernachlässigten, in England dagegen und zumal in Schottland so fruchtbar blühenden Depositengeschäft gegeben hat; unsere Bankschriftsteller sind daher gewohnt, sie für Preußen und das übrige Deutschland als ein Vorbild hinzustellen, zu dessen allseitiger Nachahmung es zwar noch eines befreienden Gesetzgebungsactes bedürfen wird. Eine besondere Aufgabe erwächst der Bank durch die Isolirung des Bremer Münzsystems. Bekanntlich hat Bremen die Goldwährung, während das ganze übrige Deutschland im Augenblick noch Silberwährung hat, — d. h. seine Münzeinheit ist der fünfte Theil der so gut wie verschwundenen, ehemaligen deutschen Louisd'ors, ein imaginärer Thaler Gold, der nur bei festlichen Gelegenheiten ausnahmsweise geprägt wird, dann aber in Silber. Nachdem nun der deutsche Geldverkehr die alten Louisd'ors und Pistolen ausgestoßen, die an deren Stelle gesetzten Kronen des Wiener Münzvertrags von 1857 aber niemals aufgenommen hat, würde es dem Geldwesen Bremens an jedem Halt gefehlt haben, wenn die Bank sich nicht der hier und da in Deutschland, vornehmlich in Hannover versuchsweise oder auf Bestellung geprägten Kronen bemächtigt, und statt dieser ihr ganz bequemen, dem täglichen Verkehr aber unannehmlichen Goldstücke Noten in den brauchbaren Abschnitten von fünf, zehn, fünfundzwanzig und hundert Thalern Gold ausgegeben hätte. So hat die Bank es Bremen ermöglicht, seine Goldwährung festzuhalten, bis einmal ganz Deutschland zur Goldwährung übergeht und damit diese kleine, fast schon überflutete Münzinsel zu ihrem und seinem Heil verschlingt.

Das Verdienst für die Gründung und kraftvoll-verständige Fortführung sowohl des Lloyd wie der Bank kommt H. H. Meier selbstverständlich nicht allein zu. Andere bedeutende Mitglieder der Börse haben ihren Antheil an der Entstehung und an der fortlaufenden Verwaltung, vor allen die beiden bewährten Directoren. Aber den Löwenantheil des Verdienstes wird ihm niemand absprechen; und wenn sein Feuereifer, sein gebieterischer Geist es Mitarbeitern zuweilen schwer macht, mit ihm gütlich auszukommen, so spricht es für die Herrschaft der Vernunft in ihm und seine aufrichtige Hingebung an die Sache, daß kein tüchtiger Mann noch wegen persönlichen Conflicts mit ihm aus seiner Stellung verdrängt worden ist.

Bremen als Handelsplatz ließ sich, wie bekannt, von dem geschäftlichen Unternehmungsschwindel der mittleren fünfziger Jahre wohl anregen, aber nicht völlig verwirren und überwältigen. Als dann die Katastrophe hereinbrach, das Capital die Börsen floh und der Credit zusammenschrumpfte, regte sich auch in Bremen ein leidenschaftliches Verlangen nach der Dazwischenkunft des Staats, um fallende Häuser in ihrem Sturze aufzuhalten. War doch der Handel so zu sagen der Staat; brachte er doch die große Masse der öffentlichen Einkünfte auf, und verwickelte in seine Wechselfälle unabwendbar das Gedeihen aller übrigen Stände. Zum Glück des Staates und des Handels ließen ein paar ausschlaggebende Köpfe sich von solchen Sophismen nicht blenden. H. H. Meier setzte sein ganzes, schon bedeutendes Ansehen an der Börse dafür ein, daß die Kaufmannschaft sich wohl oder übel selbst helfe, und Otto Gildemeisters unvergleichliche Feder secundirte ihm in der Weserzeitung. So wurde die Versuchung glücklich überwunden, und Bremens Name ging unbefleckt aus der schlimmsten in Deutschland erlebten Handelskrisis hervor.

Mit dem hierdurch gewachsenen öffentlichen Ansehen Bremens hing es ohne Zweifel zusammen, daß zwei Jahre nachher, im December 1859 einige hervorragende dortige Schifffahrts-Interessenten, H. H. Meier unter ihnen, den Muth faßten, eine allgemeine Agitation zur Civilisirung des Seekriegsrechts ins Leben zu rufen, und daß ihrem Aufruf von überallher so willig entsprochen wurde. An den Pariser Frieden von 1856 hatte sich eine Rechtserklärung der vertragschließenden Mächte geschlossen, welche die Privatcaperei abschaffte. In Bremen verlangte man nun auch die ganz ebenso barbarische privilegirte Caperei der Kriegsschiffe des Staats abgeschafft zu sehen. Der friedliche Handelsverkehr sollte sich auch im Seekriege übers Meer bewegen können, ohne der ersten besten Corvette eines kriegführenden Theils als gute Prise anheimzufallen. Ungeachtet des weiten und lebhaften Anklangs, den die Bremer Agitation fand, ist ihr Gegenstand bis jetzt nicht ins allgemeine Völkerrecht aufgenommen worden, hauptsächlich weil England noch widerstrebt; allein im Kriege von 1866 haben sowohl Preußen und Italien als Oesterreich entsprechende Verzichtleistungen erlassen, und H. H. Meier hat unlängst im Reichstage die Genugthuung gehabt, die Sorge für eine völlig beruhigende Verallgemeinerung dieser Auffassung der Sache in eine ausnehmend geeignete Hand legen zu können, in diejenige des norddeutschen Bundeskanzlers.

An allen guten und großen Dingen, wie man sieht, die seit anderthalb Jahrzehnten in Bremen geschehen oder von Bremen ausgegangen sind, hat H. H. Meier einen entscheidenden Antheil genommen. Er steht während dieses Zeitraums an dem Platze, den früher Bürgermeister Smidt behauptet hat. In dieser Aufeinanderfolge liegt etwas Providentielles. Solange die regierende Gewalt des Senats in Bremen alles war und sein konnte, war es dessen gesetzliches oder thatsächliches Haupt, woher die fördernden Ideen kamen. Um nur an eins zu erinnern: Smidt gründete auf einem Hannover abgekauften Fetzen Landes Bremerhaven, den allen Seeschiffen zugänglichen, auch von Eis selten verrammelten Hafenplatz an der Mündung der Weser, und mußte dieses geniale Werk sogar erst gegen eine erbitterte Opposition der Kaufleute durchsetzen. Heute ist die Zeit des Senats in diesem Sinne patriarchalischer Leitung vorüber; die Kaufmannschaft hilft sich mit gewachsener durchschnittlicher Einheit selber zu dem Nöthigen, bedarf dazu aber eines Führers und findet ihn in Meier, der als Bruder eines Senators — des augenblicklich präsidirenden Bürgermeisters Dr. Meier — dem Senat gar nicht angehören könnte, es aber auch zur Durchführung großer Pläne nicht nöthig hat, ja es derselben eher hinderlich finden würde.

*) Vgl. den Art. „Zwischen der alten und neuen Welt" Nr. 3.

Zu einem freiwillig anerkannten Führer der Kaufmannschaft erscheint er wie auserkoren. Sein ganzes Wesen ist Activität, Energie und Initiative. Eine starke Gesundheit befähigt ihn, unermüdlich von dem einen Geschäft zum anderen überzugehen, frühzeitig aufzustehen, den ganzen Tag über auf den Beinen oder mit dem Kopfe angestrengt beschäftigt zu sein, und doch abends kaum eigentlicher Erholung zu bedürfen. In seiner Art, die Geschäfte zu behandeln, vereinigen sich zwei sonst meistens getrennte Eigenschaften: der auf die Hauptsache gerichtete durchdringende Wille, und eine außerordentliche Sorgfalt in den Einzelnheiten. Objectiv betrachtet mag man die letztere, die sich auf allen Gebieten gleichmäßig kundgibt, bei öffentlichen Angelegenheiten sowohl wie in Geschäft und Haus, nicht selten übertrieben finden. Es erscheint befremdend, ja mitunter selbst störend und ärgerlich, daß ein so bedeutender Kopf sich an indifferentes Detail verschwendet und dasselbe nicht lieber dem ersten besten Gehilfen überläßt. Aber wenn dies ein Fehler ist, so ist es doch kein ganz individueller. Viele Kaufleute, scheint es, sind merkwürdiger Weise geneigt, bei der Behandlung zusammengesetzter praktischer Aufgaben die eigentlichen Geschäftsfragen, das was in das Bereich ihrer Erfahrung fällt, kurz und lakonisch abzuthun, dagegen sich über Form- und Redactionsfragen so lange zu quälen, bis den etwa zugezogenen Leuten von Fach, d. h. den Schriftstellern oder Rechtsgelehrten, das Interesse erstirbt und die Geduld ausgeht. Es ist nicht sowohl Ueberschätzung ihrer Fähigkeit, diese Dinge zu behandeln, was sie dabei treibt, als vielmehr die allen bloßen Praktikern eigene Neigung den Werth ihnen fremder Wissens- und Könnensgebiete zu hoch anzuschlagen und dagegen ihr eigenes fachmäßiges Vermögen als etwas Selbstverständliches mehr oder minder bei Jedermann vorauszusetzen, nicht im allgemeinen, aber in jedem speciellen Falle.

Ein paar Male hat H. H. Meier als Vertreter der Bremer Handelskammer, der er begreiflicher Weise seit vielen Jahren angehört, auch dem deutschen Handelstage beigewohnt. Im J. 1864 wurde er sogar zum Präsidenten des Ausschusses erwählt, und leitete 1865 die Verhandlungen des Handelstags in Frankfurt am Main. Allein die Sprödigkeit seiner selbstherrlichen und ungeduldigen Natur berührte sich dabei schroff mit dem Ehrgeiz, dem Selbstgefühl und der Formsicherheit anderer leitender Mitglieder, so daß Meier Gründe zu haben glaubte, die Wiederwahl in den Ausschuß abzulehnen.

Besser ist diese Klippe umschifft worden bei der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, welche auf einen Aufruf von Bremen aus im Mai 1865 zu Kiel gegründet wurde. Die Gründer, unter denen Dr. Emminghaus und Corvettencapitän Werner voranstanden, erkannten mit richtigem Blicke in H. H. Meier den Mann, um diese edle Anstalt praktischer Nächstenliebe auf eine würdige Höhe zu heben. Man wählte ihn abwesend zum Präsidenten und er nahm an. Es gelang seinen Bemühungen nicht allein, die Geldmittel der Gesellschaft unter dem Einfluß eigener persönlicher Opferwilligkeit namhaft zu vermehren, sondern auch den König Wilhelm zur Uebernahme des Protectorats zu bestimmen.

Nicht so unmittelbar und öffentlich hat er sich bei der Einbürgerung des Seefischfangs im großen an den norddeutschen Küsten betheiligen wollen. Doch hat es den Gründern der ersten deutschen Nordseefischereigesellschaft deswegen an seinem scharf eindringendem Rathe nicht gefehlt, zu dessen Gewährung ihn schon sein lebhaftes Interesse an der indirect dadurch ebenfalls geförderten Marine bewog. An den Marineverhandlungen des Reichstages hat H. H. Meier sich bekanntlich in ersprießlichster und hervorragender Weise betheiligt.

Aufrichtige nationale Gesinnung ist etwas, das auch ein Feind H. H. Meier nicht absprechen kann. Früh in die weite Welt gekommen — er war auf dem Stuttgarter Gymnasium einst der Mitschüler des Herrn v. Varnbüler, vollendete dann seine, für einen Kaufmann ungewöhnlich ausgiebige Vorbildung in der französischen Schweiz, um als angehender Kaufmann acht Jahre in England und Nordamerika zuzubringen —, hat seine stolze Seele nicht umhin können sich mit dem brennenden Wunsche zu erfüllen, der Deutsche möge auch eines Tags sein Haupt so frei, zuversichtlich und geachtet erheben können, wie irgend ein Angehöriger jener erfolgreichen und selbstbewußten Völker. Daß diese Hoffnung jetzt in der Hauptsache verwirklicht ist, bindet ihn innerlich an den Grafen Bismarck und die jetzige preußische Politik. Für die inneren constitutionellen Kämpfe bringt er, der sich halbwegs souverän empfindende Republikaner, erklärlichermaßen nur ein verhältnißmäßig geringes Interesse mit. Mitbringt er dagegen eine warme Anhänglichkeit an sein vaterstädtisches Gemeinwesen und einen gerechten Stolz auf dessen altüberlieferte bürgerliche Vorzüge. Da beide Empfindungen, Nationalgefühl und Heimatssinn, sich in ihm die Wage halten, so darf man ihn weder einen Particularisten schelten, noch für einen Annexionisten in Bezug auf Bremen ansehen. Das Ende der Republik dünkt ihm — und ist in der That wohl auch — noch nicht nothwendigerweise herangekommen. Es läßt sich eine Bahn neuer Entwickelung denken, auf welcher die Hansestädte sich und dem Vaterlande zum Segen ihr unbeschränktes Selbstverwaltungsrecht noch lange, um nicht zu sagen für immer behalten und ausüben mögen. Deutschlands Antheil am Welthandel freilich bedarf nur noch ihrer Bürger, nicht der drei Gemeinwesen als solcher; die Handelspolitik ist ein für allemal nach Berlin verpflanzt. Aber als Stadtgemeinden, deren volkswirthschaftliche und culturhistorische Aufgaben heute so reißend ins Unermessene wachsen, können sie sich noch eine schöne Zukunft sichern. Wenn sie mit ihrer Freiheit, ihren reichen Mitteln und ihrem hochentwickelten Gemeinsinn den thatsächlichen Beweis liefern, daß Selbstverwaltung und Unabhängigkeit bessere Früchte reifen als eine ängstliche Oberaufsicht, so werden sie der tausendjährigen Geschichte der deutschen Städte eine neue hoffnungsvolle Wendung gegeben haben. Nächst dieser Aufgabe entsteht den Hansestädten noch eine andere aus dem Zusammentreffen der allgemeinen Wehrpflicht, d. h. des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes mit der unzulänglichen durchschnittlichen Schulbildung ihres kaufmännischen Nachwuchses. Sie müssen Anstalten treffen, um mehr productives wissenschaftliches Leben in ihre Mauern zu ziehen. An beiden Zukunftsaufgaben werden wir, was das glücklich begabte, und nur eigentlich einer neuen zeitgemäßen Organisation der Kräfte bedürfende Bremen betrifft, ohne Zweifel in vorderster Reihe H. H. Meier handelnd theilnehmen sehen, widrigenfalls die Aussichten auf Erfolg sich merklich trüben würden.

L.

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Welche Wette Herr von Saint-Preuil machte und welche Nachrichten der Herr Cardinal erhielt.

„Sicher, gnädiger Herr. Ich habe sie selbst gesehen. Einsam durch den Wald schleichen und zwar ohne nach rechts oder links zu schauen.“ Mit diesen Worten rapportirte Germain, der Kammerdiener Saint-Preuils seinem Herrn eine wichtige Entdeckung.

„Versucher — Satan, hinweg!“ rief der Gouverneur lachend. „Wie sollte ich jetzt schon wieder eine Jagd auf Menschen beginnen — ich danke für Deine Spionage, aber laß mich zufrieden mit dem hübschen Kinde, bis wir ganz in Ruhe sind.“

„Wollen Sie, gnädigster Herr, nicht die Freunde empfangen?

die Herren von Pontis, Doctor Dumoulin und Herr Du Plessis Belliere sind drunten im Garten.“

„Weshalb sagst Du das erst jetzt?“

Saint-Preuil eilte hinab. Er fand die Genannten an einem Steintische sitzend in dem Schatten einer Laube, sie hatten gefüllte Becher vor sich und tranken auf das Wohl des Königs, „der,“ wie Pontis rief, „ein wahrhaft gerechter Monarch sei.“

„Ihr habt gute Beschäftigung,“ scherzte Saint-Preuil.

„Hilf uns, Franz,“ bat Pontis, „hilf uns.“

„Ich schlage nie ein Glas aus.“

Saint-Preuil nahm Platz am Tische. Der Duft des Weines schien verlockend zu sein, denn es fanden sich bald genug noch mehrere

der Officiere in dem Garten ein. Saint-Preuils Freigebigkeit war bekannt. Die Becher kreisten fleißig, die Reden wurden immer schneller und offener ausgesprochen — der Cardinal mußte weidlich herhalten. Als man mit der Politik fertig war, kam die Liebe an die Reihe und jeder erzählte seine leichtfertigen Abenteuer, wobei Herr Du Plessis obenanstand. Er rühmte sich der größten Triumphe. Saint-Preuil schwieg, obwohl der Wein bereits in seinem Kopfe brauste.

„Seht," rief Pontis; „seht unseren Gouverneur. Er ist wahrhaft umgewandelt seit den wenigen Tagen, die zwischen heut und dem Tage der Uebergabe von Arras liegen. Franz — Du bist ein Glückskind — so nahe am Tode ging noch keiner vorüber."

„Pah! — Die Spanier sind schlechte Schützen mit dem Falkonet," sagte Saint-Preuil.

„Du willst mich nicht verstehen — merkt Ihr's? er will mich nicht verstehen. Ich meine nicht die Todesgefahr dort unten am Walle — die Geschichte mit dem Mantel — nein, ich rede von dem Kriegsgericht, vom Cardinal."

„Schweig!" fuhr Saint-Preuil auf. „Ich habe niemand um Schutz gebeten — ich will auch mit niemand mehr davon sprechen."

„Nun nun — sei nicht böse — aber wahrhaftig, Du hast recht, so ernst zu sein, man muß nicht zweimal sein Glück versuchen. Die Bedrückungen, die sie Dir zur Last legten, sind lächerliche Beschuldigungen."

„Wer fragt danach?"

„Richtig," fuhr Pontis fort, der dem Weine schon gewaltig zugesprochen hatte — „richtig. Die Leute beim König fragen nichts danach, aber nach Deinen Eroberungen fragen sie, nach der Entführten — —"

„Pontis!" rief der Gouverneur aufspringend.

„Franz, sei gelassen — es ist recht, ist gescheidt von Dir, daß Du Deine tollen Streiche aufgibst — he! he! he! sie haben ihm Mores beigebracht, er wird die Liebeleien lassen — ja, der Cardinal hat einen langen Arm."

Saint-Preuil, der auch bereits dem Weine tüchtig zugesprochen hatte, gerieth in Zorn, er nahm die erbärmlichen Witzeleien seines Officiers für absichtlichen Hohn. Der Gedanke, daß jemand ihn für einen Furchtsamen halten könne, reizte seinen Stolz, der jede Grenze nur allzuleicht überschritt. Seine Stirnadern schwollen, und mit der Faust auf den Tisch schlagend, rief er:

„Ein Hund, der das von mir denkt! Ich fürchte oder scheue weder den Cardinal, noch irgend eine seiner Kreaturen. Ich kann Euch zeigen, daß ich nichts achte und wenn Ihr meint, daß mich ein Wort zurückhielte, ein Fingerzeig des Cardinals — ich kann Euch beweisen, daß ich mitten aus dem Hause — oder Schlosse — oder Kloster, wenn's sein muß, das schönste Mädchen entführe, raube, wenn Ihr es so nennen wollt. Ich biete die Wette — wer will sie halten?"

Pontis, dem der Zorn seines Vorgesetzten schon nüchterne Gedanken beigebracht hatte, beschwor ihn, in Ruhe zu bleiben, aber Saint-Preuils böse Geister waren einmal losgelassen.

„Jetzt gerade will ich zeigen, daß ich der Herr von Saint-Preuil bin," brüllte er, „der Nachkomme jenes Jussac, der allein in die Stadt Verdun tritt und die Tochter des Kaufmanns Jean Lemoine als Geißel für König Ludwig am hellen Tage aus dem Hause ihrer Eltern holte, während die ganze Bürgerschaft die Sturmglocken läutete — ich sage noch ein Mal: wer von Euch hält die Wette? — Pontis weiß, daß ich schon lange eines der schönsten Mädchen dieser Gegend die Meine nennen wollte. Noch heute will ich nach Chateau d'Anet, wo ich sie finden werde, ich brauche nur zwei meiner Leute, um den Streich zu vollführen — bis morgen um die Abendstunde will ich zurück sein mit meiner Beute."

„Ihr wettet ohne Sinn und Verstand!" rief der Doctor Dumoulin, ein Freund Saint-Preuils; „Ihr wißt nicht, daß um jene Zeit der König und der Cardinal in Chateau d'Anet sein werden."

„Gilt gleich! alles gleich, ich führe meinen Streich aus, und sollte ich mitten hineinsprengen in den königlichen Zug und jenes Mädchen auf mein schnaubendes Pferd reißen."

„Der Wein spricht aus Euch, Capitän!" mahnte Pontis.

„Wein? Wein? ha — Du denkst, ich müsse mich berauschen, um eine kecke That zu wagen? wie die Türken zu thun pflegen? — nein, da irrt Ihr Euch wieder — ganz so, ganz nüchtern wie ich vor ein paar Tagen auf den von Kugeln bestrichenen Wall losging, schreite ich zu dem Abenteuer — es gilt tausend Dublonen."

„Ich halte sie," sagte Du Plessis aufstehend, der wie ein langes Gespenst seine dürre Tatze ausreckte.

„Topp!" rief Saint-Preuil einschlagend.

„Jetzt ist der Würfel gefallen — es wird ein Unglück geben!" flüsterte Pontis. Vergebens suchten einige der Besonneren den Gouverneur zurückzuhalten.

„Ich hab' mein Wort verpfändet," rief Saint-Preuil; „ich muß es halten. Euer Wort darauf, daß jeder schweigt — Pontis, Du übernimmst den Oberbefehl während meiner Abwesenheit — es kann nichts Ernsthaftes vorfallen — die Posten stehen bis nach Bapeaume hinaus — die Reiter sind alle zum Aufsitzen fertig, um die Abendstunde bin ich wieder hier." Sein Gesicht, von Wein und Aufregung glühend, hatte einen wilden Ausdruck angenommen, die Haare flatterten um sein Haupt, die Augen rollten. Er eilte in sein Gemach und waffnete sich.

„Wir hätten ihn nicht reizen sollen," sagte Pontis; „es bringt uns allen Unheil."

„Weshalb?" sagte Du Plessis kalt. „Lassen Sie es kommen, wie das Schicksal will. Der Marschall Meillerane wird wissen, was er zu thun hat!" setzte er leise hinzu.

Draußen im Hofe stampften bald die Rosse, Saint-Preuil schwang sich in den Sattel seines Rappen, zwei braune Bursche mit Gesichtern, die von Furchen und Narben strotzten, bildeten sein Gefolge. Auf dem kleinen Altan des Hauses standen die Mitwissenden, die Theilnehmer der abscheulichen Wette — als Saint-Preuil aus dem Thore seines Schlosses sprengte.

„Viel Glück auf den Weg!" rief Du Plessis.

„Franz! Saint-Preuil — Capitän — Waffenbruder bleib zurück!" schrie Pontis noch ein Mal, von Besorgniß hingerissen.

„Tausend Dublonen!" antwortete der wilde Reiter den Hut schwenkend. „Haltet gute Wacht!"

„Sein Glück hat ihn toll gemacht!" jammerte Pontis. — „Es wird ihn auch diesmal nicht verlassen!" warf Dumoulin ein.

„Auf Wiedersehen!" schrie Saint-Preuil. „Ich werde den Cardinal von Euch grüßen."

Die Hufschläge donnerten über das Pflaster des kleinen Städtchens, erschrocken eilten die Bewohner an die Fenster. Es war ihnen nichts Neues, den Gouverneur plötzlich davonjagen zu sehen, sie blickten nur ängstlich den schnaubenden Rossen nach — welche ihre Reiter in gestrecktem Galoppe aus dem Stadtthore trugen.

„Gehen wir an unsere Posten, meine Herren," sagte Pontis zu den Officieren, „lassen Sie Ihre Leute beisammen bleiben, wir könnten sie brauchen!"

„Der Marschall wird mit mir zufrieden sein!" sagte Du Plessis, als er das Haus verließ. „Wenn dieser wahnsinnige Streich ihm nicht den Hals bricht, dann hat er ein Genick von Stahl und einen Schädel aus Felsgestein gebildet, aus welchem die alten Aegypter ihre Götzen meißelten."

Nach dieser historischen Erinnerung ging Herr Duplessis sorglos schlendernd in die Kaserne.

* * *

Die Insassen des kleinen, aber historisch berühmten Fleckens Azincourt standen noch ganz verdutzt und verwundert zum größten Theil auf dem Marktplatz. Sie hatten am heutigen Tage ein Schauspiel genossen, wie es dem Provinzialbewohner selten zu Theil wird. Der ganze königliche Hofstaat brachte die Nacht in Azincourt zu — der Monarch schlief auf dem kleinen Wachthause gerade in den Thurmzimmern, welche einst der Ueberlieferung nach der Connetable d'Albret am Tage vor der für Frankreich so unheilvollen Schlacht von Azincourt bewohnt haben sollte. Dicht unter dem Schlafzimmer des Königs hatte der Cardinal sein Nachtquartier aufgeschlagen, aber trotz der langen Tour, welche heute zurückgelegt worden war — man kam von Abbeville — schlief der Cardinal dennoch nicht. Er hatte mit zwei Gegnern des Schlafes zu streiten, mit der Arbeit und mit der Gicht. Die Arbeit des Herrn Cardinals war nicht gering — der außerordentliche Mann wollte alles selbst lesen, hören, entscheiden, was den Staat betraf, noch ehe der König davon Kenntniß hatte. Auf seinen Befehl waren daher die Couriere während der ganzen Reise so gelegt, daß sie zu bestimmten Zeiten genau an bestimmten Stellen eintreffen mußten. Richelieu nahm oft während des Fahrens auf der Landstraße Botschaften entgegen und da er jede Zeit, die ihm gegönnt war, zur Arbeit, Intrigue oder zu Entwürfen verwendete,

hatte er wenig Muße zum Schlafen. Seit etwa zwei Jahren stritt aber der Cardinal mit einem zweiten schlimmeren Gegner seiner karg zugemessenen Ruhe — die Gicht plagte ihn, und die wenige Zeit, welche die Arbeit ihm zum Schlummern ließ, raubte dieser unbarmherzige Peiniger. In Azincourt erlitt der Cardinal einen ganz abscheulichen Anfall, er wand sich wie eine Schlange auf seinem Feldbette und stöhnte so, daß der über ihm wohnende König zwei Mal aus dem tiefen Schlafe geweckt wurde, was sehr viel sagen wollte, da Ludwig XIII immer fest schlief, weil er weder Sorgen noch Arbeiten kannte und höchstens eine Stunde später entschlummerte, wenn ihm ein Falke krank geworden war oder der Cardinal irgend eine neue Intrigue der Königin für den kommenden Tag in Aussicht stellte.

Der Cardinal war also von Schmerzen geplagt. Sein Leibarzt hatte bereits dreimal starke Einreibungen verordnet, Bournais dieselben ausgeführt, und der Patient danach mindestens soviel Ruhe gewonnen, daß er sich ein wenig hintenüberlegen und in dieser Stellung einige Rapporte anhören konnte, welche ihm die ankommenden Couriere brachten. Diese Rapporte betrafen nur den Krieg, die bevorstehenden Capitulationen und einige an den Cardinal gerichtete Briefe des Infanten von Spanien. Nach diesen Berichten wollte Richelieu eine Pause machen, als Bournais den Capitän Vitry meldete. Der Cardinal hatte nach dieser Meldung keine Ruhe mehr — er ließ sich aufheben, Bournais mußte einige Kissen in seinen Rücken stopfen, und so empfing er den Eintretenden.

„St! — St Vitry!“ sagte der Cardinal; „hier über uns schläft Seine Majestät.“

„Der schläft sehr fest,“ brummte Vitry, ohne Umstände ein Tabouret an das Bett des Cardinals schiebend und Platz nehmend, worauf er ein Papier hervorzog.

Die Augen Richelieus waren auf den Capitän gerichtet, er hätte gern das Papier ergriffen, aber seine Hände schmerzten ihn sehr.

„Nun?“ sagte er, den Mund schmerzhaft verziehend, denn ein Stich der Gicht brannte ihn so eben.

„Wir haben sie,“ antwortete Vitry. „Der Augenblick ist gekommen. Sie sitzen alle beisammen: Vendôme, Beaufort, Neuvigny, Hautefort und wie sie alle heißen — wir können die Falle zuklappen.“

Der Cardinal that einen kleinen Sprung in seinem Bette, indem er sich mit krampfhafter Gewalt aufrecht setzte, er schien seine Gicht ganz vergessen zu haben, denn nach dieser Anstrengung schrie er laut auf. „Wo? wo sind sie?“ rief er zitternd.

„In Chateau d'Anet, wie ich Ihnen schon nach Doullens berichtete.“

„Und welcher Art ist die Zusammenkunft? wann findet sie statt? haben die Verschworenen einen besonderen Zweck?“

„Es ist eine Zusammenkunft sämmtlicher Verschworenen; sie findet übermorgen statt, wenn Sie durch Anet kommen und der Zweck ist einfach der — Ihnen, Eminenz, bei der Reise durch den Flecken das Lebenslicht auszublasen,“ sagte Vitry in seiner gewöhnlichen rohen Manier.

Der Cardinal ließ sich in die Kissen zurückfallen. Er stöhnte — Vitry vermochte nicht zu erkennen, ob dies Töne der Wuth oder des Schmerzes waren.

„Wo — finde — ah — oh — wo finde ich denn die Mörder?“ fragte nach einer Pause der Cardinal.

„Auf die Nachricht von Ihrer Ankunft hat Vendôme sämmtliche Helfer in sein Schloß beschieden. Man wird den König, der Ihnen vorausreist, festlich empfangen — er passirt unter großem Jubel die Ehrenpforte. Nun kommen Sie — auch Ihnen wird ein festlicher Empfang zu Theil, aber während Sie in Ihrer Karosse recht behaglich sitzen und die Festreden der Landmädchen anhören, springt ein verwegener Bursche — gerade so wie einst der tolle Ravaillac bei König Heinrich — auf Ihren Wagenschlag und stößt oder schießt auf Sie. Dann, wenn Sie beseitigt sind, wollen die Verschworenen die ganze Gegend umstellen, alles herein, aber nichts heraus lassen, bis dem Könige durch Herrn Beaufort die Nachricht mit guter Manier hinterbracht wurde — sie meinen: Er werde sich darein finden.“

„Sie mögen so unrecht nicht haben,“ murmelte Richelieu. „Und wer — wer ist der Mordknecht? kennt man ihn?“

„Gewiß. Wir beide, Cahusac und ich, sind nicht vergebens Wochen lang auf der Lauer gewesen. Einige Male waren wir in Gefahr — man hatte uns erkannt und einige Wüthende wollten uns todtschlagen. Ich glaube, wir brauchten etwa zehn Verkleidungen, ein paar Mal schliefen wir im Walde des Schlosses, um von dort aus die Verschwornen ankommen zu sehen.“

„Später von Euren Heldenthaten! Wer soll den Mordstreich führen?“ fragte der Cardinal gespannt.

„Eine sehr geheimnißvolle Persönlichkeit hat sich dazu erboten. Seit längerer Zeit lebt ein Waldbruder bei Anet im Forste von Beauvais — er will den Kopf wagen und seine Hand hergeben, das Messer oder Pistol zu gebrauchen.“

„Ein Waldbruder? wie ist der Name?“

„Vater Poirier.“

Richelieu sann einige Minuten lang nach — er suchte in seinem Gedächtnisse — dann schüttelte er den Kopf.

„Ich suche vergebens nach einem Menschen meiner Bekanntschaft, der Poirier hieße — indessen was will nicht alles mir nach dem Leben trachten! Dieser Waldbruder ist also eine verkappte Person — er wäre der Wichtigste von allen.“

„Wir haben schon daran gedacht — Cahusac und ich werden ihn übernehmen, wir umkreisen ihn abwechselnd, jeder seiner Schritte ist bewacht. Er wird geknebelt sein, ehe er den Stoß führen kann.“

„Stoß! Stoß! wißt Ihr gewiß, daß es ein Messer ist, welches der Mörder gegen mich brauchen will?“

„Nach Aussage unseres Spions wird es ein Messer sein.“

„Hm! und im Wagen soll ich abgethan werden?“

„Ja. Der Mörder hält es für leichter, Ihnen im offenen Wagen beizukommen. Er rechnet auf gutes Wetter,“ lachte Vitry brutal.

„So — ich werde in meiner Sänfte reisen, die Gicht plagt mich sehr,“ sagte ruhig der Cardinal. „Ein Waldbruder also?“

„Ja.“

Der Cardinal senkte sein Haupt.

„Nicht Hautefort!“ murmelte er. „Ich glaubte, er werde den Stoß führen — und Saint-Preuil hat ihn nicht gewarnt? Ich täuschte mich. Der tolle Gouverneur steht mir dieses Mal nicht im Wege, er läßt den Hautefort in das Verderben rennen — es war gut, daß Saint-Preuil durch den Dienst, durch seine Liebeleien und tollen Streiche gefesselt wurde, das bewahrt vor Verschwörungen. Vitry,“ sagte er laut, „rühre einmal die Glocke.“

Auf dieses Zeichen trat Bournais ein.

„Wecke Chavigny!“ sagte der Cardinal.

Der Geheimerath des Cardinals erschien bald im Nachtkleide. Richelieu erklärte ihm die Umstände des Mordanschlages.

„Sehen Sie, Eminenz,“ rief der Günstling, „wie recht ich hatte? Ich rieth in Doullens schon, als Ihnen die erste Nachricht zukam, auf der Rückreise einen anderen Weg zu nehmen.“

„Einen anderen Weg?“ fragte der Cardinal. „Chavigny, ich denke nicht daran.“

„Wie? Sie wollten — —“

„Genau denselben Weg einschlagen, damit ich die Pläne der Verschworenen nicht kreuze — es muß alles genau so kommen, wie sie es berechneten. Dies ist das einzige Mittel, sämmtliche Banditen zu fangen — eine solche Gelegenheit bietet sich nie wieder.“

„Aber, wenn ein Unglück Sie träfe.“

„Der Stoß wird nicht geführt werden, ich sitze in meiner Sänfte — außerdem wird Vitry den Mörder früher schon verhaften.“

Vitry nickte.

„Wenn dies mißlänge? wenn statt des Messers ein Pistol, eine Büchse gebraucht würde?“

Der Cardinal zuckte zusammen.

„Daran dachte ich auch schon — eine Kugel ist unabwendbar. Was meinst Du, Vitry?“

„Sie müssen wissen, was Sie zu thun haben.“

„Wohlan!“ rief der Cardinal, aus dessen Augen ein Strahl des Muthes blitzte. „Ich will Ihnen zeigen, daß ich mich nicht fürchte — ich komme nach Anet.“

„Eminenz!“ mahnte Chavigny.

„Ich weiß, daß ich immerhin wage. Wer steht dafür, daß dieser Poirier der Einzige ist, der mir das Leben rauben soll? — es können noch zehn andere sich erboten haben — aber ich weiche nicht aus — ich komme, aber ich will sie alle umkrallen, ich will sie würgen zu derselben Stunde.“

Seine Gesichtszüge hatten, als er diese Worte sprach, einen so

schrecklichen Ausdruck, den der Gichtschmerz noch furchtbarer machte, daß selbst Vitry eine Anwandlung von Furcht verspürte.

„Geh jetzt,“ sagte der Cardinal zu ihm; „reite voraus und halte alles in Ordnung, nimm die Verschwörer, die im Dorfe und Walde sich sammeln, auf Dich und Cahusac — ich werde die Herren im Schlosse zerdrücken.“

Vitry ging hinaus.

„Chavigny,“ sagte der Cardinal, „morgen mit dem frühsten muß ich Biscarat sprechen. Ich habe bereits meinen Plan im Kopfe. Es ist nur eines, was ich geändert sehen möchte. Der König darf nicht zu nahe an Chateau d'Anet bleiben. Wenn ich die Meuterer in Händen habe, muß ich schnelles Gericht halten, und es sind einige darunter, denen er Gnade angedeihen lassen würde. Das will ich verhindern. Sein Charakter ist zu schwankend, er kann durch einen Zufall milde gestimmt werden, und sie dürfen nicht Gnade erlangen — sie müssen alle büßen — alle. Nicht einen werde ich ausnehmen.“

Chavigny ließ angsterfüllt das Haupt auf die Brust sinken — ein schreckliches Ereigniß bereitete sich vor, eine blutige Vergeltung mußte jene Unglücklichen ereilen, die dem Gewaltigen nach dem Leben getrachtet.

„Der König wird schwer von seinem Reiseplane abzubringen sein,“ sagte der Rath, in der Hoffnung, den Monarchen nahe bei dem Cardinal halten zu können.

„Er wird ihn ändern, Chavigny. Ich habe heute Abend ein Schreiben aus Chantilly von Cinq=Mars erhalten. Am nächsten Sonntage ist dort die Einweihung des großen Thierparkes, welche der Prinz von Condé durch eine Hetze von Bären begeht — ein so wichtiges Ereigniß wird den König bestimmen, dessen Gegenwart sich Condé erbittet, wie Cinq-Mars schreibt. Der König ist ein zu großer Liebhaber der Jagd — er wird die Einladung nicht ablehnen. Wenn er zusagt, muß er aber schon morgen in der Frühe von hier aufbrechen und ohne Aufenthalt reisen, um Sonntag in Chantilly einzutreffen, wo Cinq-Mars ihn erwartet. Er kann nicht in Anet verweilen und muß diesen Ort sogar nachts passiren — ich halte ihn fern. Die Verschwörer werden erfahren, daß ich allein eintreffe — dann mich überfallen — dann richte ich auch allein. Habe ich die Schurken und die Beweise in Händen, so wird es dem Könige unmöglich, gegen die Mörder seines Ministers Gnade zu üben. Eile, Chavigny — bestelle Biscarat ganz früh zu mir, sag ihm, alle meine Musketiere sollen fertig zum Aufsitzen sein — und bring Lachesnaye den Befehl, daß er mich sogleich bei dem Könige melde, wenn die ersten Strahlen der Sonne sich am Firmament zeigen.“

Im Hinterhalt.

Ein tiefer Thalkessel, den schwarze Tannen umstanden, senkte sich inmitten des Waldes von Anet hinab. Die Wege, welche in diese Tiefe führten, liefen auf einen jener kleinen Teiche oder Tümpel aus, die oft genug durch das Volk die Bezeichnung Hexenwasser oder Todtenlachen erhalten. Die unheimlichen Sagen, welche sich an dergleichen Orte knüpfen, haben zur Folge, daß solche Stellen gemieden und nur im äußersten Nothfalle betreten werden — es ist daher in ihrer Nähe stets einsam und nur zuweilen naht sich ein Hirsch oder sonst ein Thier des Waldes, den Durst an dem kleinen See zu löschen. Einige zwanzig Schritte vom Rande dieses Teiches hatten sich, ganz verdeckt vom Gebüsche, drei Reiter gelagert. Ihre Pferde waren, wie es tüchtigen Thieren eigen ist, nicht in Schweiß und dennoch sah man an den Schaumflocken, welche von den Gebißstangen herabhingen, daß die Pferde einen scharfen Ritt gemacht hatten.

„Laurent,“ sagte der eine der Reiter, der kein anderer als Saint-Preuil war, „bleibt beide hier, auf jeden Fall, bis ich Euch rufe. Schnallt mir die Sporen ab, ich will weiter hinauf ins Dorf. Wenn Ihr meine Pfeife hört, kommt durch den Hauptweg schnell herbei — ich bin dann in Gefahr.“

Er warf seine Casaque ab, nahm Degen und Pistol fest an sich und ging in den Wald. Vorsichtig durch die Büsche spähend, gelangte er an jene Stelle, welche dem Mühlengebäude gerade gegenüberlag, wo die Straße nach Amiens durch den Wald lief. Saint=Preuil stieg in einen kleinen, trockenen Graben, der bis zum Ufer des Eureflusses lief, wo die Brücke in das Gehöft Pierre Gilains führte. Er blieb hier horchend stehen, denn aus dem Gebüsche tönten verschiedene Stimmen. Sie gehörten Männern und Frauen an — der kecke Abenteurer hätte gern den Wortlaut der Unterhaltung vernommen, aber die Entfernung war zu groß, und über die Brücke zu gehen wagte er nicht, weil er sofort bemerkt werden mußte — der Fluß hinderte ihn ebenfalls, sich dem Gebüsche zu nähern, welches, wie wir wissen, mit einer von Schlingpflanzen überwucherten Umgatterung versehen war. Saint-Preuil rathschlagte mit sich, wie er den verwegenen Plan am besten ausführen könne, als er in der Richtung nach der Mühle hin das Gerassel einer Kette vernahm — gleich darauf plätscherte es und ein Kahn schoß von dem Mühlengebäude herkommend in den Fluß, gerade auf die Brücke zu.

Der Capitän duckte sich tief. Er sah schnell, daß seine Gestalt vollkommen durch den hohen Schilf, durch mächtige Stauden von Wasserschierling und sonstigem am Ufer wuchernden Unkraute gedeckt war. Von diesem Verstecke aus konnte er die Ankommenden beobachten. Er gewahrte in dem Kahne eine kleine Gesellschaft junger Mädchen, zwei Bursche zogen die Ruder. Saint-Preuil hielt den Athem an, um zu lauschen.

„Dorthin,“ rief eine der Landschönheiten, „dorthin, wo die schönen Binsen und die Wasserblumen sind — wir brauchen noch viele.“

Sie wies gerade auf die Stelle, wo Saint=Preuil im Schilfe verborgen stand, und nach wenig Ruderschlägen fuhr die Spitze des Kahnes zwischen die hohen Pflanzen. Die Mädchen schrieen auf und lachten dann über ihre eigene Furcht, während einer der Burschen mittels einer Sichel den Schilf zu schneiden begann.

„So Etienne, das ist recht — wir brauchen viel davon; das schmückt die Pfeiler herrlich aus,“ rief eines der Mädchen.

„Nun, mir auch einen Arm voll!“ bat die andere.

„Für mich diese Wasserrosen,“ commandirte die dritte und während der lustigen Befehle packten sie in ihren Kahn, was Etienne abschnitt. Saint-Preuil stand einem Pfahle gleich im Röhricht — er hatte sofort in einer der Schilfsucherinnen Susanne erkannt, nur eine dünne, aus breiten Blättern gebildete Wand trennte ihn von seinem schuldlosen Opfer — er durfte nur diese schwache Wand auseinanderbreiten und er vermochte das Mädchen zu erfassen, welches der Gegenstand seiner ruchlosen Wünsche der frevelhaften Wette war. Das Blut siedete und trat ihm in die Augen — unwillkürlich gedachte er der Aehnlichkeit, welche diese Situation mit derjenigen hatte, in welcher er sich in der Nacht des sechsten Mai befand — damals wenig Schritte von ihm der furchtbare Cardinal — hier ein junges Mädchen, dessen Arm zuweilen durch die Blätter griff.

Saint-Preuil wollte zurücktreten, aber der unbändige Trotz, die erwachende Leidenschaft geboten ihm, das Abenteuer weiter zu verfolgen, nur schien der Moment schlecht gewählt, er vermochte nicht Susanne aus dem Kahne zu bringen, die zwei rüstigen Bursche hätten sicherlich Widerstand geleistet — ein Fortschaffen der Geraubten war vollends unmöglich, er mußte sogar wünschen, nicht entdeckt zu werden. Dieser Wunsch ward ihm erfüllt — die Mädchen begnügten sich mit der Ausbeute von Blättern, die am Rande standen — und dann sagte Susanne:

„Genug. Nun, Etienne, zurück, fahre die Eure hinauf bis an das Dorf, dort bei Vater Copeau, dem Bäcker, wird gelandet, wir legen unsere Last ab und heute Abend werden die letzten Kränze gewunden — denn morgen kommen der König und der Herr Cardinal. Wir wollen fleißig winden. Vorwärts!“

Der Kahn verließ die Schilfgruppe. Nachdem er nicht mehr sichtbar war, schlich Saint-Preuil aus dem Verstecke. Er hatte mindestens eine sichre Nachricht vernommen: das Haus des Bäckers war es, wo die Mädchen sich versammelten. Saint-Preuil kannte es genau von seinen Streifereien durch das Land, die Fleuri so oft verwünscht hatte, von den Lieferungen an Brot und Getreide, welche der Gouverneur erpreßte. Er wußte, daß dieses Haus einsam lag und begann, langsam an den Hexenteich zurückkehrend, seinen Plan zu entwerfen.

„Ich bin noch nicht zum Ziele gelangt,“ sagte er zu seinen Reitern, „wir müssen einige Zeit warten. Sie bereiten drüben im Dorfe ein Fest zum Empfange des Königs vor, der morgen kommen soll — dabei läßt sich etwas ausführen — vielleicht gelingt es uns heute Abend schon — jetzt laßt uns speisen.“

Einer der Reiter schnallte den ledernen Mantelsack von der Croupe seines Pferdes und breitete die einfache Kost auf dem Rasen aus. Saint-Preuil begann zu essen. Er hatte in seinem bewegten Leben schon an schlechteren und gefährlicheren Orten gespeist.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt.

II. Eichhörnchen und Elster.

Unser Eichhörnchen haben wir um seines zierlichen und possierlichen Wesens willen zu lieb, als daß wir von seinen Schattenseiten großes Aufheben gemacht wissen wollen; in Wahrheit aber ist unser Liebling ein verschmitzter Schelm, der manchen Bubenstreich verübt, und — wie gern möchten wir es verschweigen! — manchen Raubmord auf seinem Gewissen hat. Mit der Elster aber machen wir schon weniger Umstände; sie ist als Freibeuter erkannt, bekannt und wird ohne Federlesen von uns verdammt. Und wirklich die Elster ist ein Räuber von Gewerb, dem es sichtbarlich Freude macht, zu stehlen, zu plündern, zu morden und Dank seiner Verwegenheit, seiner List und seiner Vorsicht, mit glänzendstem Erfolge. „Diebisch wie die Elster!" ist zum Sprichwort geworden. Unser Bild führt den Daheimlesern die Elster nicht als Dieb, vielmehr als Raubmörder vor, eben im Begriff vielleicht, ihr verwegenstes Bubenstück auszuführen. Nicht einem wehrlosen Vogel gilt es Stand zu halten, hier heißt es — dem gewandten, vor Blutrache keineswegs zurückscheuenden Eichhörnchen zu trotzen, dessen Muth im Augenblick der Lebensgefährdung seiner Kinder jedenfalls nicht gering zu veranschlagen ist. Und doch mag die Keckheit und Zuversicht der Elster, und wo Gewalt nicht ausreicht, ihre List wohl manchmal auch hier den Sieg davon tragen.

Es ist ein herrlicher Sommertag. Heute müssen die jungen Eichhörnchen unbedingt aus dem Neste. Die Sonne lacht freundlich zur Thür hinein und kein Lüftchen regt sich. Doch die Kleinen haben die warme Wiege gar zu lieb gewonnen und auf ihre Kräfte noch nicht vertrauen gelernt. Zärtlich lockt der Vater, die Mama hilft thatkräftig den Kinderchen auf die Beine und drängt allgemach die noch Verzagten bis zum Ausgange.

Ein kühner Sprung und die allerliebsten Aeffchen sitzen am Nestrande; schüchtern nur wagen sie sich hervor, unbeholfen umkreisen sie das Außengewände ihrer Wiege. Die Eltern sprechen ihnen Muth zu, tändeln frohlockend um sie her und suchen durch manchen kecken Sprung ihnen zu zeigen, daß nur Muth dazu gehört, sonst aber durchaus keine Gefahr dabei ist. Beim ersten Ausflug freilich versteigen sie sich nicht gar weit, die nächste Nähe ihres Nestes scheint ihnen durchweg vorzüglicher, als das lockende Gelaube des mächtigen Eichbaums, der ihre Wohnung trägt. Und wie gut, daß sie sich nicht ins Weite zerstreuen; noch bedürfen sie der Eltern Schutz. Horch! ein häßlicher, schriller Schrei ertönt, die ganze kleine Vogel- und Säugethierwelt kennt und fürchtet ihn; er verkündet den Erzfeind der jungen Brut. Ueber jener Eiche Wipfel schwebend, hat die Elster unfehlbar mit Späherblick die Kleinen ausgekundschaftet, unerschrocken dringt sie bis zur Astgabelung, zum Tummelplatz unserer Eichhörnchen, deren romantisch gelegenen Wiege vor. Und dem Muthigen gehört die Welt! Noch haben sich die wehrhaften Eltern von dem Schrecken solcher Ueberraschung nicht erholt, da hat der freche Vogel auch bereits eines der Jungen mit kräftigem Schnabelhieb betäubt, gepackt, eben unter die Klaue getreten. Jetzt aber, du Nesträuber, mach dich auf und davon! Vater und Mutter, beide stürmen an, fauchend und murcksend an dem Missethäter sich zu rächen; denn zu retten ist ihr Kind, lebend wenigstens, nicht mehr. In seiner maßlosen Frechheit hält der Vogel aber noch Stand, — die wuthschnaubenden Eichhörnchen stutzen darob, und in demselben Moment gelingt es wohl auch dem verschmitzten Räuber, sich hinwegzustehlen, mag ihm dabei auch die Beute zur Erde entfallen. Die Elster flüchtet weit ab; denn das Wagstück, mit dem ritterlichen Eichhörnchen einen Zweikampf aufzunehmen, scheint dem wegelagern-

Die Elster am Eichhornnest.
Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

den Freibeuter doch wohl zu groß. Aber die Elstermutter hat daheim gierige Junge zu ernähren, Nimmersatts, welche ihre Eltern zum wahrhaften Raubvogel machen. Durch die eben abgespielte Mordscene in Schrecken gejagt, haben sich die Eichhörnchen in das Nest geflüchtet; die Eltern überzählen die Häupter ihrer Lieben; da schleicht sich die Elster zum Fuße jenes Baumes heran, die noch blutwarme Leiche ihres Raubmordes zu holen, damit eilt sie schnell von dannen dem Horste zu und zerstückt die Beute. In wenig Augenblicken sind alle Spuren des Blutopfers in den unergründlichen Schlund des gefräßigen Thieres verschwunden.

Die Elster mag zu allen Zeiten als nicht ungefährlicher Räuber gelten, wenn sie auch nebenbei mancherlei schädliches Gethier vertilgt; sie greift aber ganz besonders zur Brutzeit mit solcher Frechheit auf Gebiete über, wo sie den Menschen empfindlich beeinträchtigt, daß sie zumeist unnachsichtlich verfolgt wird. In unseren zoologischen Gärten z. B. wird sie nicht nur den Eiern der Wasservögel gefährlich, die sie in unbewachten Augenblicken wegzustehlen oder an Ort und Stelle anzuhacken liebt, sondern sie vergeht sich sogar so weit, die junge Brut ziemlich großer Enten der Mutter dicht am Leibe wegzukapern. Allen Nachstellungen setzt sie eine solche Verschlagenheit entgegen, daß es gewöhnlich ganz vergebliche Mühe ist, ihr aufzulauern, selbst dann, wenn man schon vor Grauen des Tages sich in den Hinterhalt legt. Nur ein Mittel dürfte sich solchem Ungemach gegenüber bewähren, ihr Nest nämlich aufzusuchen und die Jungen als gute Prise dem zoologischen Garten einzuverleiben. Ist auch damit der Missethäter nicht völlig unschädlich gemacht, so meidet er doch, der Sorge für die schreihalsigen Jungen überhoben, in der Regel wenigstens, die Stätte, wo er nur mit äußerster Lebensgefahr seine Plünderungen ausführen kann; findet er doch für sich selbst allerwärts genug, und ohne Noth setzt der schlaue Bursche sein Leben gewiß nicht leichtsinnig aufs Spiel. Es empfiehlt sich jenes Auskunftsmittel auch ganz besonders darum, weil die Elsterjungen dabei nicht durch Verlust ihrer Pfleger dem grausamen Hungertode preisgegeben werden. Und gewiß alle Thiere verdienen solche Rücksicht, mögen sie auch unsere geschworenen Feinde sein!

Mehr noch als die räuberische Natur der Elster sind ihre diebischen Gelüste bekannt. Sie hat einen merkwürdigen Gefallen an glänzenden Dingen, der ihr angeboren und mit ihrer Lüsternheit nach farbigen Kerfen in Verbindung zu stehen scheint, sich aber auch auf allerlei andere gleißende Dinge erstreckt. Und mehr als einmal schon sollen durch solche Diebstähle Menschen unschuldig in Verdacht und Strafe genommen worden sein. Der berüchtigtste Fall der Art kostete der Magd eines Glockengießers das Leben. Es verschwanden nämlich aus einem Zimmer mehrere silberne Löffel; niemand als jene Magd war in dem Zimmer gewesen. Natürlich fiel der Verdacht nur auf sie. Ihre Ehrlichkeit zu prüfen wurde in jenem Zimmer verschiedenes Geschmeide ausgelegt, und als auch dieses wieder verschwand, die Magd dem Gericht überantwortet, welches auch ohne deren Geständniß sie der Thäterschaft überführt glaubte und zum Tode verurtheilte. Nicht lange nachher hatte der Dienstherr jener Magd im Glockenstuhl einer Kirche zu arbeiten und fand hier zu großem Erstaunen seine von ihm einst jung aufgezogene und darauf entflohene Elster nebst den aus seinem Zimmer abhanden gekommenen Gegenständen. Um den Tod der unschuldigen Magd zu sühnen, wurde — so erzählt die Sage — eine Messe angeordnet und von den Jungfrauen der Parochie alljährlich erneuert. Die Feier trug fortan den Namen „Elstermesse" und gab zu einem Drama unter demselben Titel Anlaß, welches seiner Zeit in England und Frankreich hoch in der Volksgunst stand.

Uebrigens ist diese Liebhaberei vielen Krähenvögeln eigen; der Rabe stiehlt ebenfalls dergleichen, ebenso die gewöhnliche Krähe, vor allem aber die Dohle. Am vollendetsten ist diese Spitzbubenvirtuosität bei dem auch zu den Krähen zählenden sogenannten Spielvögeln Neuhollands ausgeprägt. Sie verdanken diesen ihren Namen den kunstvollen, in kolossalem Maßstabe ausgeführten laubenähnlichen Flechtwerken, die ihnen als Tummelplätze bei ihren Liebesspielen dienen. Den Boden dieser überwölbten Gänge lieben sie mit allerlei Zierath auszuputzen und tragen dazu Muscheln, Steine, Knöchelchen zusammen und stehlen weg, was sie nur können, so daß die Eingeborenen bei Kleinigkeiten, die ihnen abhanden gekommen, zu allererst an den Spiel- oder Laubenvogel denken und hier das Verlorene wieder zu finden hoffen dürfen.

Die Elster ist ein schlauer, höchst intelligenter Vogel, dessen Gelehrigkeit und Sprachtalent — auch ohne daß, wie man zu sagen pflegt, die Zunge gelöst wird — allbekannt ist. Unter des Menschen besonderem Schutze wird dieser Vogel — jung aufgezogen — sehr zutraulich und vermag alsdann durch das ihm angeborene pfiffige Wesen unser aller Gunst zu erwerben. Die Elster in Freiheit aber wird bei uns allerorten verfolgt, und unter solchen Verhältnissen ist ihr zutrauliches Naturell zur Schlauheit, ihr pfiffiges Wesen in Verschmitztheit umgeschlagen, und es macht der Vogel den Eindruck eines vorsätzlichen Sünders, der von bösem Gewissen geängstigt, rastlos umherschweift und wie er eines Menschen ansichtig wird, sofort die Flucht ergreift oder sich möglichst unnahbar macht. Das haben wir auf unserem Gewissen! In Schweden, wo die Elster gehegt wird, statt verfolgt, ist sie so wenig scheu, daß sie den Menschen dicht bis zu sich heran kommen läßt, gleichwie in Grönland der bei uns außerordentlich scheue Kolkrabe wintersüber sich sogar in den Behausungen der Eingebornen einquartirt.

Als bestes Mittel, die Elster zu überlisten, wird empfohlen, auf die Neugierde des Vogels zu speculiren. Versteht man es, aus sicherem Versteck hervor thierische Laute, wenn auch noch so wenig naturwahr, nur bunt genug und ohne Anklang an die menschliche Stimme, hören zu lassen, so hupft die Elster näher und näher, wippt mit dem Schweif und kann übertrumpelt werden. Gelingt es, eine Kampfscene als Tongemälde zu improvisiren, dann ist man des Erfolges um so sicherer, weil, wie Jäger sehr richtig bemerkt, die Elster so viel Diebeslogik besitzt, um zu wissen, daß, wenn zwei sich streiten, der dritte meistens die Beute davon trägt. Ueberhaupt ließe sich von der Verschmitztheit der Elster mancherlei erzählen; zuweilen verfährt sie dabei mit überraschender Berechnung, wie in einem bekannten Falle, wo sie der mit einem Mäuschen spielenden Katze die Beute abzugewinnen suchte. Lüstern sah die Elster dem Spiele zu. Jetzt hatte sie eine List ersonnen. Sie näherte sich der Katze und belästigte sie wiederholt, bis endlich die Katze erboßt zusprang und sich sogar so weit vergaß, am Baumstamm emporzuklettern, um der geflüchteten Elster nachzustreben. Im Nu flog die Elster zur Erde nieder und führte den Braten davon.

Franz Schlegel.

Am Familientische.

Ein Denkmal für Robinson Crusoe.

Ungefähr 90 Meilen von der chilenischen Küste liegen unter dem 33. Breitengrade einsam mit ihren Myrthen-, Palmen- und Sandelholzhainen die beiden Inseln Juan Fernandez und nur selten wird ihr 4000 Fuß hoher Pik von den Seglern gesehen, die zwischen Lima und Buenos-Ayres fahren. Die größere der beiden Inseln, ein nur 15 Seemeilen langes und 12 Seemeilen breites Eiland, wird bald ein von Engländern errichtetes, einsames Denkmal zieren, und zwar dem Schotten Alexander Selkirk zu Ehren, der hier vier Jahre von 1704—1708 in tiefster Einsamkeit lebte und als Robinson Crusoe einen Weltruf erlangte.

Alexander Selkirk nämlich begleitete den berühmten Erdumsegler Dampier als Bootsmann nach der Südsee, verfeindete sich aber mit dem Capitän und wurde im September 1704 mit einigen Lebensmitteln und Geräthschaften an der palmenbeschatteten Küste von Juan Fernandez ausgesetzt. Vier Jahre und vier Monate fristete er hier kümmerlich sein Leben, bis ihn im Februar 1709 ein Segler, der seine Nothzeichen sah, an Bord nahm und nach England zurückbrachte. Der englische Strumpfwirker und Schriftsteller Defoe nun, welcher die Berichte über die Erlebnisse Selkirks las und nicht, wie man lange glaubte, das ihm von Selkirk anvertraute Tagebuch mißbrauchte, verfaßte sein berühmtes Buch: „The life and surprising adventures of Robinson Crusoe." Es erschien 1719 in London und fand einen solchen Anklang, daß es bald in die meisten europäischen Sprachen übertragen wurde. Es existirte bald kein Land mehr, welches nicht seinen eigenen Robinson hatte von den Großstaaten an bis zu den Duodezländchen herab. Die Robinsonaden schossen aus der Presse, wie die Pilze aus der Erde und neben einem Mediciner-, einem jüdischen und einem Buchhändlerrobinson gab es sogar einen Wiener-, einen Faröer- und einen Harzrobinson. Als nun Bodmer in der Schweiz das Defoesche Werk den Frauen empfahl, tauchten sogar Robinsoninnen auf, und als es Rousseau in seinem „Emil" der Jugend warm empfahl, begannen die Bearbeitungen für die Jugend mit dem bekannten Buche J. H. Campes: Robinson der Jüngere. Dieser

erlebte in ca. 90 Jahren von 1780 74 Auflagen und erst seit einigen Jahren haben verschiedene neue Bearbeitungen ohne die langen Gespräche Campes und auch sonst zeitgemäßer eingerichtet, angefangen ihm Concurrenz zu machen.

Seit dem Erscheinen des Defoeschen Werkes hatte die Insel Juan Fernandez eine wahrhaft magische Anziehungskraft für die Seefahrer und mancher Segler wich, wenn es nur irgend ohne zu großen Zeitverlust geschehen konnte, von seinem Curs ab, um die Küste jener geheimnißvollen Insel in Sicht zu bekommen. Sie ist noch in diesem Augenblick für die Segler der Linie Lima-Buenos-Ayres, was die mitten im stillen Weltmeer liegende, durch Chamisso berühmt gewordene, nur aus einem Haufen weißer Felsen bestehende Insel Salas y Gomez für die Fahrzeuge der Linie Santago-Haiti ist: ein märchenhaftes Land.

Ch. D.

Eine seltsame Insel.

Ich hatte schon oft von einer merkwürdigen Insel reden hören, die sich innerhalb unserer Landesgrenzen, der baltischen Provinzen, befinden sollte. Sie sollte allsommerlich aus der Tiefe des Sees an die Oberfläche steigen und mit Beginn des Winters wieder spurlos in das Wassergrab zurücksinken. Ich erklärte mir das durch ein periodisches Steigen und Sinken des Wassers, wie ich es bei anderweitigen Seen mit mooriger Unterlage beobachtet, und hielt die Insel selbst für vollständig passiv bei dieser Erscheinung. Aber ich mußte es selbst sehen, das geheimnißvolle Eiland.

Ich fuhr, um mich der Insel auf dem kürzesten Wege zu nähern, mit der Bahn von Riga nach Kokenhusen, einer Station der Riga-Dünaburger Eisenbahn. Von hier nahm ich Postpferde und erreichte nach mehrstündiger Fahrt und nach etlichem Pferdewechsel das im gleichnamigen Kirchspiel unweit Schloß Erlaa liegende Gut Festen, wozu die Insel gehört. Da stand ich denn endlich an dem Ilsingsee und der Wunderinsel gegenüber. Nichts verrieth an dem Eilande die Heimtücke, die ihm innewohnen sollte; so still und friedlich lag es da.

Ein lettischer Bauer, der mich an den See geführt, war mir beim Uebersetzen nach der Insel behilflich. Ein Boot war nicht vorhanden, aber ein Floß — wie es zuweilen die Fischer gebrauchen — lag in der Bucht und die langen Ruderstangen steckten daneben. Ich erreichte auf dem schwankenden Fahrzeuge die Insel und landete nicht ohne Mühe. Die Insel bestand aus einer filzigen, torfigen Substanz und bei dem Versuch, vom Rande aus mit einer Ruderstange darunter hinwegzustoßen, stiegen und quollen mächtige Gasblasen in die Höhe. Der Lette machte eine abwehrende Bewegung und sagte, der Herr, dem die Insel gehöre, habe streng verboten, mit Stangen in ihren Grund zu stoßen, dadurch kämen die großen, mit Luft gefüllten Blasen in die Höhe, und gerade diese wären es, welche die Insel an der Oberfläche des Wassers erhielten.

Der Lette hatte ein Stück von dem gesagt, was ich in Riga darüber gehört. Die torfige Substanz der Insel wird mittels einer noch auf unbekannten Ursachen beruhenden Gasentwicklung im Sommer an die Oberfläche des Sees gehoben. Die Insel ist demnach im Frühling einem versenkten Schiff vergleichbar, welches durch luftgefüllte Ballons erleichtert, und so gehoben wird. Sobald die Gasentwicklung im Spätherbst bei Eintritt der Kälte nachläßt, sinkt sie wieder auf den Grund des Sees. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie stets an derselben Stelle des Sees wieder erscheint. Der Lette kannte die Insel schon seit vielen Jahren. Er hatte sie noch nie emporsteigen und versinken sehen, aber er sagte:

„An einem Morgen ist sie da! und — — an einem Abend ist sie fort!"

Ich stieß trotz der Gegenbemerkungen des Letten wiederholt mit der Ruderstange vom Inselrande aus in den Untergrund des Eilands. Das eine Mal stieß ich ins Leere und konnte nichts mit der Stange fühlen, und das andere Mal bohrte ich in eine schwammige Substanz und dann quollen die Blasen mächtig an die Oberfläche. Die Substanz der ganzen Insel schien von Gasblasen durchdrungen und gesättigt. Es war leicht zu begreifen, daß eine solche Unmasse Gas die Insel erleichtern und an der Oberfläche halten konnte. Das regelmäßige periodische Emporsteigen und Versinken an einer und derselben Stelle, sowie die Entstehung der Insel selbst, dürfte aber noch lange — so viele Hypothesen auch darüber schon aufgestellt sind — ein Geheimniß bleiben. Als ich den Ilsingsee verließ, konnte ich nicht umhin, wiederholt nach dem Eilande zurückzuschauen, das wie ein Stück von einer grünen Au auf dem See lag. Es war mir immer, als müsse das grüne Land jetzt hinabsinken in die dunkle Tiefe, aber so schwer jemand Zeuge des Fortzugs der Schwalben sein kann, ebenso schwer dürfte es hier halten, die Insel verschwinden zu sehen. „An einem Abend ist sie fort!" hatte ja der Lette gesagt.

A. v. T.

Rheinfahrt auf dem Ocean.

Es war mir oft vergönnt, den Rhein zu sehen, aber nur im Fluge, nie mit der Muße der Sommerfrischler. Das Dampfroß trug mich oft über ihn von Kehl nach Straßburg, von Deutz nach Köln und umgekehrt, aber das Köstlichste, jenes mit Burgen, Schlössern und Rebenhängen prangende Land, darin der Rhein „aufhebt sein altromantisch Haupt der ew'gen Jugend" sollte ich ungekostet lassen. Da mußte ich die alte Welt mit ihren Leiden und Freuden meiden, und ich bedauerte nur eins, — das schönste Stück Deutschlands, den Rhein von Bonn bis Mainz, nicht gesehen zu haben. Ich sollte aber — zum Theil wenigstens — für das Versäumte entschädigt werden, und zwar durch meine Rheinfahrt auf dem Ocean. Sie ist keine Chimäre, sondern ein Stück Wirklichkeit, umwebt vom Hauche duftigster Poesie. Und als er zum ersten Male die Anker lichtete, der neunte Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der mit dem edelsten Blute seiner Reben getaufte „Rhein", da wurde mir der Abschied nicht schwer, da war mir, als nähme ich ein geseites Stück Deutschland mit hinüber von der alten nach der neuen Welt. Da saß er selbst, den sie nicht haben sollen, und den sie nicht haben werden, in effigie auf beiden Deckseiten, und trug die Inschrift: „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze". Das Rheinpanorama prangte in prächtigen Wandgemälden in dem mit allem Comfort ausgestatteten Salon erster Klasse. Da schäumte der Rheinfall, thronte Stolzenfels, winkte Ehrenbreitstein rc. Manche Rheinschönheit fehlte dazwischen, aber was der Salon nicht hatte, barg der Keller. Hier stapelte der köstlichste Wein — vom edlen Johannisberger hoch oben bis zum bescheidenen Moselblümchen tief unten. Und ich habe sie alle gekostet, und auf das Wohl der alten wie der neuen Welt getrunken. Es lebe der Rhein!

J. W.

Ein Besuch in arabischen Schulen.

(Von einem algerischen Correspondenten.)

Die Fortdauer der mohammedanischen Herrschaft, namentlich die fast beispiellose Verbreitung der arabischen Schriftsprache deuten auf das Eingreifen geistiger Kräfte, die noch mächtiger gewirkt haben als das Schwert. Wie die römischen Gerichtshöfe und die lateinischen Rhetorschulen das Werk der Legionen begründet haben, wie überhaupt jede tiefgehende Umgestaltung die Hilfe der schriftstellerischen Thätigkeit erfordert, so haben gewiß die Moscheeschulen und die von Cordoba bis Samarkand zahlreich errichteten Büchersammlungen die Propaganda des Islams kräftigst unterstützt. Wer nun den geistigen Zustand und besonders die Zukunft der orientalischen Völker erforschen will, dem muß eine Rundschau in der neueren arabischen Literatur und ein Besuch in den mohammedanischen Schulen die wichtigsten Aufschlüsse geben.

In dieser Absicht durchwanderte ich, mit Datteln und Tabak wohlversehen, die größern Lagerstätten (douars), um die sporadisch sich vorfindenden Dorfschulen (zouaïas) zu inspiciren. Ich traf überall patriarchalische Einfachheit und mittelalterliche Beschränktheit, einen Schulmeister, der arabisch buchstabiren und französisch radebrechen konnte und einige schwarzbraune Jungen, die etliche Koranverse auswendig wußten.

Größere Leistungen erwartete ich von den médersas oder Stadtschulen. In einer bedeutenden algerischen Seestadt befand sich das Gebäude im Hofe einer Moschee, in der erquickenden Nähe eines Springbrunnens und mehrerer Orangenbäume. Es war ein bescheidenes Häuschen, mit einem einzigen Fenster versehen, aller Mobilien entblößt, einer Holzkammer ähnlicher als einer europäischen Schulstube. Als ich mit gravitätischem Salam eintrat, sah ich den Lehrer (taleb), der von seinem Strohteppich aus unter einem Dutzend Knaben Ordnung zu erhalten suchte, indem er bald die Sandalen, bald die lange Pfeifenröhre gebrauchte. Während die Dorfjungen häßliche, graue Mäntel mit unförmlicher Kapuze trugen, saßen die Stadtschüler in malerischer Gruppe auf den rothen Backsteinen, im Schmucke der reichgestickten Westen und der buntfarbigen Gürtel. Sie hielten auf den Knieen kleine, mit arabischen Buchstaben oder mit Koranversen bemalte Brettlein und schrieen durcheinander um die Wette.

Ehrerbietig erhob sich der graubärtige Schulmonarch, nachdem ich mich als marabout Beni-Ketab (Pfarrer der Söhne des Buchs) vorgestellt hatte. Ohne meine amtliche Stellung hätte ich jene Hintansetzung leiden müssen, die der Orientale den Europäern in Civilkleidung, den sogenannten Krämern (mercanlis) widerfahren läßt. So wurden die Knaben nach Absingung eines Gebets und des bekannten mohammedanischen Glaubensbekenntnisses entlassen und nun bat ich den Gelehrten, mir einige Verse aus dem Koran vorzulesen. Mit großer Ehrfurcht und unter wiederholter Kopfbewegung leierte er ein Kapitel her. Als ich ihm aber eine arabische Märchensammlung, deren Pergamentseiten mit schwarzen und rothen Buchstaben beschrieben waren, hinreichte, konnte er nur das erste Wort Bismillah (Im Namen Gottes) herausbringen. Noch größer wurde seine Verlegenheit, als ich ein zu London gedrucktes arabisches Evangelium öffnete. Der gute Mann konnte nur das geläufig lesen, was er von Jugend auf auswendig gelernt hatte. Deswegen schickte er mich zu seinem Vorgesetzten, dem Imam der Moschee, der ein Hadschi (ein Mekkapilger), ein Hafiz (ein Kenner des Koran), überhaupt ein „Meer von Wissenschaften" sein sollte.

Die Lehranstalt des Imams war eine Hochschule im buchstäblichen Sinne des Worts. Die Lehrsäle befanden sich über einer Wendeltreppe in den Winkeln des schlanken Minarets. Hier traf ich im Kreise einiger Jünglinge einen wirklich gebildeten Moslem, so weit nämlich im engen klösterlichen Horizont und bei der scheuen Entfernung von den Klassikern Europas die orientalische Wissenschaft sich entfalten kann. Mit einem freundlichen Inch'-Allah (so es Gott gefällt) willfahrte er meiner Bitte um eine belehrende Unterhaltung. Im Koran und in seinen zahlreichen Handschriften über islamitische Rechtspflege war er allerdings wohlbewandert; aber als er in Plato (Aflatone) einen christlichen Weltweisen, im Aufsteigen eines Luftballons ein Satanswerk, in dem zwischen Algier und Blidah dahinbrausenden Dampfwagen eine carrossa Scheitan (Teufelswagen) sehen wollte, als er für die an den Hals gehängten Koransprüche eine magische Kraft beanspruchte, merkte ich die fast unübersteigbare Kluft, die unsere Anschauungsweisen trennte. Seine Antworten über gewisse geologische Fragen zeigten, wie wenig der Genius der Orientalen der Geistesthätigkeit hold sei, wie alles eher dem Spiel der Phantasie als dem Forschungstrieb überlassen werde. Er meinte, die warmen Quellen müßten von unterirdischen Kobolden (Dschiens) geheizt sein und Allah habe gleichzeitig mit der Schöpfung die Meermuscheln und die versteinerten Fische auf die Höhen des Atlasgebirges gelegt. Von den europäischen Völkern kannte er nur die Franzosen, die Spanier, die Italiener, die Inglis und die Moskowiten. Die Christen theilte er in zwei Sekten, die Rumis (Katholiken) und die Protestanten (fermasseouns, Freimaurer, oder Kitkif Inglis, gleich den Engländern). In der Bibel sah er nur drei Bücher, das Gesetz (Chaourat), die Psalmen (Zabour) und das Evangelium (Endgil.) Die Bücher der alttestamentlichen Propheten waren nach seiner Ansicht spurlos verloren gegangen.

Als ich ihm das Evangelium Matthäi in arabischer Uebersetzung darreichte, las er mit besonderem Wohlgefallen das lange Geschlechtsregister und

das erste Kapitel der Bergpredigt. So oft der Name Aïssa (Jesus) vorkam, murmelte er ein ehrerbietiges Segenswort. Mit lautem: „Bono, bono“ und stetem Bartstreicheln las er die Bergpredigt, bis er zum achtundzwanzigsten Verse des fünften Kapitels kam. Hier rief er unwillig aus: „Macach tuirar, macach toucar!“ (nicht ansehen, nicht anrühren!) und legte mein Buch weg. Als ich ihm den hohen Werth unserer Sittenlehre zu beweisen suchte, las er mir folgendes Kapitel aus dem Koran vor:

V. 1. Sage dem Ungläubigen: (Kesser.)
2. Du betest nicht an, was ich anbete.
3. Ich bete nicht an, was Du anbetest.
4. Meine Religion ist nicht Deine Religon.
5. Deine Religion ist nicht die meine.
6. Du hast Deine Religion und ich habe meine Religion.

„Ihr Europäer, seid gelehrt, Ihr seid würdig, Moslems zu werden. Du aber, wenn Du Dich bekehren wolltest, Du wärest anderthalb Moslems werth.“

Mit dieser gnädigen Antwort und einer leichten Bewegung des Fächers wurde ich entlassen. S.

Wieliczka.

Schon in der Schule hören wir von Wieliczka und seinem Salzreichthum; ja wir können kaum an Steinsalz denken, ohne dabei nicht auch unwillkürlich an Wieliczka und Bochnia erinnert zu werden. Uns schweben gleichsam die prächtigen Kammerbauten der Werke von Wieliczka mit ihren stundenlangen Gängen, mit ihren unterirdischen Hallen und Grotten, die oft phantastisch mit aus Salz gehauenen Decorationen geschmückt sind, im Geiste vor, denn nur wenigen war es vergönnt, die Pracht und den Reichthum der einzelnen Abtheilungen des aus vielen Stockwerken bestehenden Salzlabyrinths bei blendendem Lichterglanz zu schauen. Das Unheil, wie es durch das in diese Salzwelt eingebrochene Süßwasser über das alte, mehr denn 600 Jahr bestehende Bergwerk gekommen, hat weit und breit die größte Theilnahme gefunden. Wieliczka konnte, ehe der mächtige Salzstock von Staßfurt entdeckt worden, nur mit sich selber verglichen werden. Das berühmte Bergwerk liegt nämlich in einem Salzflötz, das sich, wie wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt haben, von Bochnia durch Ungarn bis in die Moldau zieht. Seine Längenausdehnung von Ost nach West beträgt nahezu zwei Meilen, seine Breite von Süd nach Nord über eine viertel Meile und seine Tiefe reicht über 1500 Fuß.

Die Salzstöcke von Wieliczka liegen in einem gemengten Gebirge, das hauptsächlich aus Salzthon, Sand, Gyps und Anhydrit mit Spuren von Schwefel und bituminösem Holze besteht. Sie liegen ferner gleichsam an dem südwestlichen Gestade eines früheren ungeheuren Seebeckens, als dessen Uferränder die Karpathen, der Hämus, der Kaukasus und der Ural zu bezeichnen sind. An dem ganzen Gestade dieses vormaligen Seebeckens ist das Vorhandensein von größeren oder kleineren Salzflötzen aufzuweisen, und die Salzlager von Wieliczka bilden kaum die größere Masse dieser Meerüberreste. Jedenfalls erstreckt sich der am Rande des Ural unweit Orenburg in freier Steppe lagernde Salzstock von Iletzkaja noch weiter, denn er hatte, als ihn Humboldt im Jahre 1829 besuchte, bereits eine bedeutende nachweisbare Ausdehnung bei nur höchst oberflächlichen Untersuchungen. Diese Lagerung der Salzstöcke Wieliczkas nun erstens in einem gemengten, von Wasseradern durchbrochenen Gebirge, und zweitens am tiefuntersten Rande eines mächtigen Gebirgsgürtels ist so wassergefährlich, als sie nur irgend sein kann, und der Geologe muß sich darüber wundern, daß das Bergwerk von Wieliczka nach so außerordentlich langem Betriebe noch nicht von Wassersnoth heimgesucht worden. Es deutet dieser Umstand darauf hin, mit welcher Sorgfalt und Umsicht in dem unterirdischen Reich gearbeitet und vorgegangen worden. Schon seit Decennien mußte, seines endlichen Sieges gewiß, der heimtückische Feind auf der Lauer liegen, und während der arglose Bergmann von der einen Seite immer näher rückte und die Scheidewand zwischen seinem Gegner verminderte, arbeitete der nagende Zahn des Wassers von der andern Seite. Staßfurt dürfte, und das ist in bester Bedeutung des Wortes zu verstehen, vielleicht einen Theil der Schuld an der so urplötzlich über Wieliczka hereingebrochenen Katastrophe tragen. Neben dem Steinsalz in Staßfurt nämlich lagern bekanntlich noch ganz andere Schätze, besonders die bisher nur hier gefundenen hochwichtigen Kalisalze, von deren Bedeutung für die Schießpulver-, Pottasche- und Sodafabrikation, sowie für die Ackerdüngung man anfangs keine Ahnung hatte. Diese Entdeckung hat in der Landwirthschaft und Industrie einen mächtigen Umschwung hervorgerufen. In Wieliczka nun ging man, angespornt durch die Erfolge in Staßfurt, in letzter Zeit vielfach mit Bohrungen vor. Wenn auch keine Kalisalze gefunden wurden, so hoffte man doch eins der anderen wichtigen Minerale zu finden, welche als Trabanten des Steinsalzes auftreten. Es ist und bleibt aber auch sehr fraglich, ob diese Bohrungen in Wieliczka die Katastrophe herbeigeführt haben. Meines Erachtens war sie trotz allen Vorsichtsmaßregeln für die näher oder entfernter liegende Zukunft nicht aufzuhalten. Die Erfahrung, die der eine macht, kauft der andere umsonst, heißt ein Sprichwort. Staßfurt wird sich die Katastrophe Wieliczkas als Fingerzeig dienen lassen — und so weit es eben menschliche Kraft und der nie rastende Erfindungsgeist vermögen — sich zeitig gegen denselben Feind rüsten. F. B.

Rebus.

Briefkasten.

Zu den größten Nöthen der Redaction gehören zwei Dinge: die Druckfehler nämlich und — keine Leserin grolle uns darum! — die Damencorrespondenz. Da ist ein Artikel durch den ganzen langwierigen Proceß des Setzens, Abziehens in Fahnen, erster Lesung, zweiter Lesung, doppelter sorgfältiger Revision bis zur Umbrechung hindurchgegangen; er ist sogar vom Verfasser noch besonders gelesen — endlich liegt er da, elegant und stattlich auf dem wohlsatinirten Papier, und ... der erste Blick auf die vollendete Nummer zeigt — einen ganz abscheulichen Druckfehler. Wir wollen übrigens keineswegs hier verrathen, welcher es in den letzten Nummern war, der uns diesen Stoßseufzer abgenöthigt; viele Leser werden ihn wohl schon gefunden und über die nachlässige Redaction theils gescholten, theils sich belustigt haben, und den harmlosen möchten wir keinen nachträglichen Triumph bereiten. — Gegen die Damen wollen wir durchaus nicht ungalant sein. Wir empfangen viele Briefe, die ihre Ansprüche auf Gleichstellung mit dem stärkeren Geschlecht vollständig documentiren, aber auch sehr viele, die uns wirkliche Noth machen. Um früher Dagewesenes — denn auch zarte poetische Ergüsse auf lieblich duftendem Papier strömen uns noch immer zu — nicht zu wiederholen, nur einige Beispiele zur Motivirung unserer Klage. Einer Dame ist ein Manuscript — nach aufmerksamster Lectüre natürlich und mit aufrichtigstem Bedauern — in der höflichsten Weise zurückgesandt; da kommt ein Brief, der die Redaction in den heftigsten Ausdrücken des Nichtlesens und der persönlichen Kränkung und absichtlichen Zurücksetzung beschuldigt. Eine andere Dame — durch frühere, von uns ganz unverschuldete Differenzen aufgeregt — entschuldigt die Nichtsendung einer Arbeit durch Krankheit und fügt hinzu: falls man ihr nicht glaube, wolle sie ein Attest darüber einsenden. — Und nun die Bitten und Fragen aus der nimmer ermüdenden weiblichen Feder. Da sollen wir einen Roman ausführlich kritisiren, oder eine Uebersetzung eingehend beurtheilen; oder wir sollen einer Dame, die ihren goldnen Käfig des Gouvernantenthums an den Nagel hängen will, eine Stelle als Uebersetzerin, Correktorin oder dgl. verschaffen 2c. 2c. — — Doch wir halten inne, denn nach wie vor — wie uns sämmtliche Correspondentinnen bezeugen können — werden wir ihnen trotz alledem immer gern zu Gebote stehen, soweit ihre Wünsche und Fragen irgendwie Berechtigung haben und soweit es unsere Zeit erlaubt.

Carl D. in Calicut (Malabar). Die gewünschte Nummer geht Ihnen über Basel zu. — Ungeeignet sind die Beiträge von **G. G.** — **R. D.** in **M.** — **W. E.** in **U.** — Herrn **F. R.** in **E.** Das Studium der italienischen Sprache werden Sie wohl auf andere Weise fortsetzen müssen, da die Jacobischen Unterrichtsbriefe nebst ihrem Verfasser längst aus Berlin verschwunden sind. — Frau **Dr. Pf.** in **L.** Es freut uns, daß Ihnen und Ihren Kindern der Besuch in der Küche des Zuckerbäckers gefallen hat. Ihren Wunsch, mehr über Zuckerwaaren- und Chocoladenfabrikation zu hören und zugleich die dazu verwandten Maschinen dargestellt zu sehen, werden Sie in dem soeben erschienenen Buche des Verfassers H. Wagner: Wanderungen durch die Werkstätten der Neuzeit (Glogau, Flemming) erfüllt finden, worin Sie außerdem auch über allerhand andere Fabrikation (Wurst-, Blumen-, Nähmaschinen- 2c.) Auskunft erhalten können.

Inhalt: Pauline. Criminalnovelle von E. Wichert. — Aus Mozarts Kinderjahren. Von W. H. Riehl. Mit Illustr. von H. Lossow. — Ein Bremer Kaufherr. — Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt. II. Eichhörnchen und Elster. Von F. Schlegel. Mit Illustr. von Specht. — Am Familientisch.

Den geehrten neueintretenden Abonnenten

zur Nachricht, daß das **I. Quartal** (Nr. 1—13) des V. Jahrgangs, worin der Anfang des interessanten großen Romans von **Georg Hiltl**

„Unter der Rothen Eminenz“

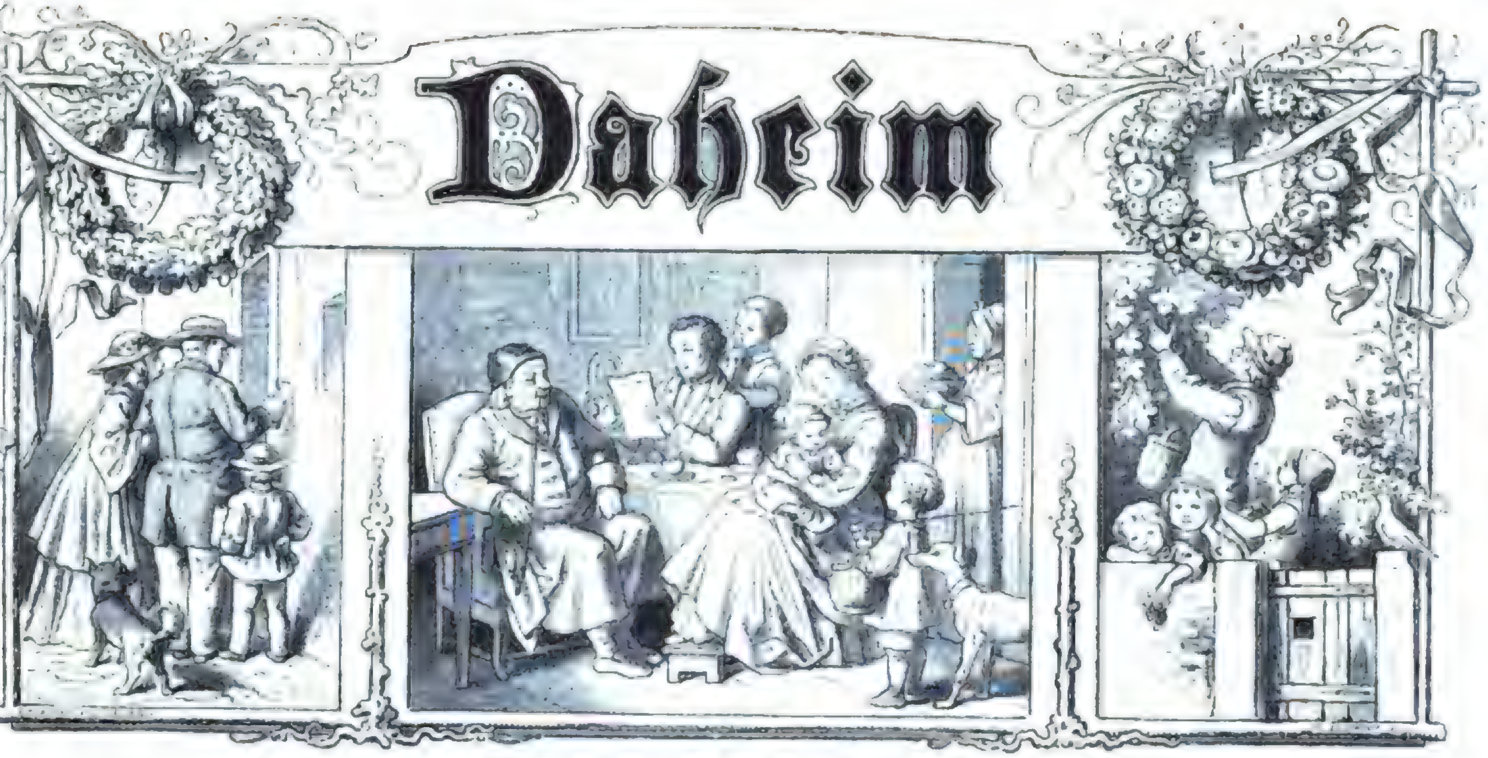
enthalten ist, durch alle Buchhandlungen und Postämter (event. direkt von uns gegen Postvorschuß), für den gewöhnlichen Preis von 18 Groschen nachbezogen werden kann.

Die Daheim-Expedition in Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.
Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Januar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 15.

Pauline.

Criminalnovelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

II. Die heimliche Ehe.

Der Herbsttag dunkelte früh. Schon vor sieben Uhr abends brannten in den Zimmern der oberen Etage im Hause des alten Blasius Licht, den Nachbarn eine ungewohnte Erscheinung.

Nicht in allen Zimmern; eigentlich nur im großen Saal, der drei Fenster nach der Straße hin hatte. Ein viertes Fenster war matt erleuchtet, wahrscheinlich nur durch die offene Thüre.

Man hätte gern die Verhänge ein wenig gelüftet und hineingeschaut. Das Haus, schon bei Lebzeiten des Besitzers geheimnißvoll, gab nach seinem Tode neue Räthsel auf. Es war nicht unbemerkt geblieben, daß die schöne Dame, die sich mitunter am Fenster sehen ließ, heute in der Mittagszeit von ihrer alten Dienerin halb ohnmächtig aus dem Wagen ins Haus geführt war. Die Neugierde wurde vermehrt, als die Gerüchte von dem Raube des Testaments bei ihrem Lauf durch die Stadt mehr und mehr phantastisch ausstaffirt, sich auch hierher verbreiteten.

Man wäre wenig befriedigt worden. Im Saale, in welchem die Lampe brannte, saß auf einem Schemel die alte Kinderfrau, ein sehr junges Kind auf dem Schoß haltend, das mit den kleinen Händen in einem Haufen von Blättern wühlte, die auf dem Stuhl daneben lagen. Auch mehrere andere Stühle und ein runder Tisch zeigten sich damit belastet. Es waren Bilder, meist ohne Kunstwerth, von Blasius in einem langen Leben nicht aus Sammeleifer, sondern aus reiner Gutmüthigkeit zusammengebracht, indem er nicht leicht einem Subscribentensammler eine abschlägige Antwort ertheilte, hinterher aber den gelieferten Gegenstand kaum in Augenschein nahm, sondern zu dem übrigen nutzlosen Vorrath aufspeicherte. Nicht viel besser war seine Bibliothek von lauter ungebundenen Büchern beschaffen, die an den Wänden aufgeschichtet lagen. Er wurde reichlich mit diesem Artikel von Buchhändlern versorgt und pflegte keine Rücksendungen zu machen, sondern die präsentirten Rechnungen am Jahresschluß ohne Murren zu bezahlen.

Ein Knabe von etwa zwei Jahren in einem schwarzen, reich mit Spitzen besetzten Sammetröckchen war damit beschäftigt, einen großen Schnitzelkorb auszupacken, in welchem massenweise Karten aller Art, Concertbillets, Einladungen zu öffentlichen Aufführungen und dergleichen eingestopft waren. Der Fußteppich zeigte sich damit rund um ihn her schon dicht bedeckt, aber das Behältniß schien unerschöpflich zu sein, wie sein Eifer unermüdlich. Hätte er lesen können, so würde er die Namen sämmtlicher Virtuosen männlichen und weiblichen Geschlechts entdeckt haben, die seit einem Vierteljahrhundert und länger die Stadt passirt hatten. Es wäre nicht unmöglich gewesen, aus diesen Karten eine Statistik der vagabundirenden Kunst zu schreiben.

„Willst Du nicht schlafen gehen?" fragte die Kinderfrau nach einer Weile den Knaben, der die Blätter schon nicht mehr einzeln, sondern in Päcken auszustreuen anfing.

„Nicht schlafen gehen — Paul auf Papa warten," lautete die determinirte Antwort. „Papa bringt schöne Sachen mit."

„Hast Du hier beim Großpapa nicht genug schöne Sachen?"

Er sah sie aufmerksam an. „Wo ist Großpapa?"

„Er schläft schon."

Der Knabe besann sich. „Paul will nicht schlafen — Papa gute Nacht sagen — Emma kann schlafen gehen." Er machte sich wieder an seine Arbeit.

Aus dem Nebenzimmer ließ sich ein leiser Seufzer vernehmen.

Die Kinderfrau stand auf, legte das kleine Wesen, das sie auf dem Arm trug, auf ein mit Spitzen eingefaßtes Kissen, zündete eine Wachskerze an und trat in das Kabinet. Paul lief ihr nach und hängte sich an ihren Rock.

Ganz im Gegensatz zu demselben herrschte in diesem kleinen Raume die sauberste Ordnung. Das Mobiliar von Mahagoni war augenscheinlich alt und ganz unmodern, aber offenbar seiner Zeit mit vielem Geschmack ausgewählt und dem Local angepaßt. Von den mit einer dunkeln Sammettapete bedeckten Wänden hoben sich zu beiden Seiten der Thür zwei Marmorbüsten, Copien berühmter Antiken, im Scheine des Lichtes scharf ab. Ueber dem mit gelber Seide

Digitized by Google

bezogenen Sopha an der Wand gegenüber hing im prächtigen Goldrahmen das lebensgroße Porträt einer schönen Frau in Oel. Hinter den Glasthüren eines schmalen und hohen Schrankes, seitwärts nicht weit vom Marmorkamin wurden Reihen von Büchern in prächtigen Einbänden sichtbar. Kostbare Teppiche bedeckten den Boden.

Auf dem Sopha lag Pauline Stern, wie sie sich selbst dem Richter genannt hatte, den Kopf in ein Kissen gedrückt, die in Thränen schwimmenden Augen zur Decke gerichtet, bleich wie die Marmorbüsten gegenüber. Eine Locke ihres glänzenden schwarzen Haars hatte sich losgemacht und über das Kissen geringelt, der rechte Arm hing matt herunter, und unter der halbgeöffneten Hand lag ein Brief, der ihr entfallen sein mußte.

„Sind Sie wach, gnädige Frau?" fragte die Dienerin leise.

Pauline wandte das Gesicht ein wenig zu ihr hin und antwortete seufzend: „Glaubst Du, daß ich schlafen kann, Marianne?"

„Sie hätten's versuchen sollen," bedeutete sie die Alte. „Sie brauchten Ruhe. Wenn der Herr Graf Sie so findet — in solcher Aufregung —"

Sie fuhr erschreckt auf. „Der Graf —! Wo bleibt er? Er muß doch erfahren haben — — Aber vielleicht gerade darum."

„Machen Sie sich keine Sorgen, gnädige Frau!" bat Marianne. „Er kommt oft spät, und Sie wissen ja, daß er nicht ganz von sich abhängt. Der Minister hält ihn manchmal bis in die Nacht, und bei seinem Vater kann er sich auch nicht damit entschuldigen, daß seine kleine Familie auf ihn wartet. Wir müssen Rücksichten nehmen."

Pauline veränderte unruhig ihre Lage und stützte den schweren Kopf auf den Ellenbogen. „Wenn er erfahren hat, daß das Testament gestohlen ist — daß ich bettelarm bin —! Er hatte Versprechungen von meinem Wohlthäter, er durfte annehmen, daß ich die Universalerbin eines sehr reichen Mannes werden würde. Dieser Brief, den wir nach seinem Tode in den Rahmen dieses Bildes meiner Mutter gesteckt vorfanden, auf das er uns in der letzten Stunde auf dem Sterbebette hingewiesen hatte, bestärkte ihn in dieser zuversichtlichen Hoffnung. Und nun —?"

„Das Testament wird sich finden, beruhigen Sie sich nur."

„Und wenn es sich nicht findet —? Wie soll es sich finden? Das ist ein teuflischer Plan, glaube mir's. Wer das Testament entwendet hat, wollte es aus der Welt schaffen, nicht behalten. Es ist längst vernichtet — vernichtet zu Gunsten der Erben, die ich heute kennen gelernt habe — vernichtet nebst der wichtigen Einlage, von der er in diesem Briefe spricht. Ach, Du kannst nicht wissen, was sie für mich bedeutete."

„Will's auch nicht wissen — weiß schon zu viel," murmelte die Alte. „Habe schon alles Leiden mit der da durchgemacht." Sie deutete auf das Bild und nickte ihm freundlich zu.

Pauline schien nicht darauf zu merken. In ihre Gedanken vertieft, fuhr sie fort: „Arthur ist nicht bemittelt — sein Einkommen reicht für seine Stellung schwerlich aus. So lange Blasius lebte, hatten wir vollauf, er wußte kaum, was wir verbrauchten. Nun werde ich ihm zur Last sein — ich mit den Kindern —!"

Marianne schüttelte unwillig den Kopf. „Was Sie sich für Gedanken machen, beste Frau; er liebt Sie ja!"

„Er liebt mich — ja, er liebt mich!" rief Pauline leidenschaftlich, indes ihr die Thränen über Hand und Arm perlten. „Wenn er mich nicht liebte — —!"

Sie unterdrückte den Schluß. Nach einer Weile fuhr sie ruhiger fort: „Er hat mir viele Beweise gegeben, bis in die letzte Zeit — ich kenne sein Herz. Nur nach diesem Todesfall — es schien ihn etwas zu drücken."

„Sie waren selbst trübe gestimmt und aufgeregt zugleich. Es ist nichts Kleines, eine solche Stütze zu verlieren. Aber der Herr Graf empfand's nicht eben so schwer, und er sieht Sie gern heiter. Was haben Sie auch zu fürchten, liebe gnädige Frau?"

Pauline reichte ihr die Hand. „Du darfst mich so nennen," sagte sie mild, — „aber Du allein. Wenn Du wüßtest, was ich heute ausgehalten habe — mir schaudert. In der Einsamkeit gewöhnt man sich in die Täuschung hinein, daß man so viel gelte, als man ist. Aber nun tritt über Deine Schwelle hinaus und höre, was die Leute von Dir sprechen — es ist nicht zu ertragen."

Die Alte zuckte die Achseln und schwieg.

„Und nun sieh endlich das Ziel vor Augen — fast mit der Hand zu greifen. Ein Schritt noch, und — ein Abgrund öffnet sich, über den kein Sprung gelingt. Die Liebe freilich könnte allgewaltig darüber hinwegtragen, aber die Liebe gebietet auch stillzustehen, die Augen zu schließen, zu schweigen. Wenn nur die Kinder —"

Sie zog den kleinen Paul an sich und küßte ihn stürmisch.

„Laß das Licht stehen und reich mir den Brief," sagte sie; „ich muß ihn immer wieder lesen, ob ich ihn schon auswendig kann."

„Sie sollten nicht," meinte Marianne, „er regt Sie auf. Das meinte auch der Herr Graf gestern morgen beim Weggehen. Wenn's irgend möglich ist, sagte er zu mir, bring ihn auf gute Art bei Seite und gib ihn mir in Verwahrung. Er erinnert sie immer wieder an den schmerzlichen Verlust. Aber ich wußt's nicht anzustellen."

„Der Gute —" sprach sie halblaut vor sich hin. „Er ahnte freilich nicht, als wir hier Arm in Arm nach der schmerzlichsten Stunde diesen Brief zusammen lasen, wie bald alle Hoffnungen, die er anregte, zu Schanden gehen würden."

Das Kind nebenan wurde unruhig. Marianne eilte hinaus, es aufzunehmen.

Pauline zog den silbernen Leuchter nahe an sich heran, entfaltete den Brief, auf dem reichliche Spuren von Thränen bemerklich waren, und las still für sich:

Mein geliebtes Kind!

Ich gebe Dir diesen Namen, weil ich glaube, Dir, so lange ich Dich kenne, eine väterliche Zuneigung bewiesen zu haben, weil ich Deine unglückliche Mutter innig geliebt habe, und weil Du selbst mir kindlich zugethan gewesen bist und mir die letzten Jahre meines Lebens durch Deine herzliche Zuthätigkeit und Duldsamkeit gegen die Schwächen eines alten Mannes verschönt hast. Aber mein leibliches Kind, wofür Du Dich vielleicht hieltest, warst Du nicht. Ich bin es mir selbst und meinem guten Andenken bei Dir schuldig, jeden Zweifel dieserhalb zu beseitigen, denn Du sollst mir nicht nachsagen dürfen, daß ich mein Kind siebenzehn Jahre lang lieblos seinem Schicksal überlassen hätte, um dann zu spät den Versuch zu machen, das Versäumte nachzuholen. Du sollst dem Todten wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es nicht in seiner Macht stand, Dir ein vollkommeneres Lebensglück zu bereiten, daß er aber das Mögliche that, ein Unheil von Dir abzuwenden, an dem Deine arme Mutter zu Grunde ging.

Es ist mir nichts von ihr geblieben, als das schöne Bild, das ich wie ein Heiligthum gehütet habe, und das Dir diesen Brief überreichen wird. Es ist von einem jungen, sehr talentvollen Maler gemalt und erregte die Bewunderung des Publikums auf der großen Kunstausstellung. Zu allgemeinem Bedauern verschwand es plötzlich, um in das stille und einsame Kabinet zu wandern, in welchem es noch jetzt hängt. Ich kaufte es dem Künstler für eine sehr namhafte Summe ab, die mich doch für diesen Besitz gering dünkte. Ich lernte durch ihn auch das Original kennen, eine Bedingung, die ich gleich beim Kauf gestellt hatte, und auf die er nach einigem Zögern einging. Er führte mich zu einem jungen Mädchen, das sich zur Schauspielerin ausbildete und in diesen Bestrebungen von ihm unterstützt wurde. Martha Stern war noch schöner, noch anmuthiger als ihr Bild; erst in der Bewegung, in der Sprache entwickelte sich der volle Liebreiz ihres bezaubernden Wesens, der mich — ohne ihr absichtliches Zuthun — schon nach den ersten Besuchen so fest umstrickte, daß ich nie vorher eine Neigung empfunden zu haben glaubte, die auch nur entfernt an Mächtigkeit dieser gleich gekommen wäre. Trotz meiner fünfzig Jahre entbrannte ich in wahrhaft jugendlicher Leidenschaft für das schöne und liebenswürdige Geschöpf, dessen Andenken noch jetzt meine Träume lieblich macht. Aber in diese schwärmerischen Empfindungen mischte sich doch bald etwas von der Pedanterie des gereiften Alters, was auf sie erkältend wirken mußte, wenn ihr Herz je warm für mich schlug. Sie sah in mir den erhofften Kunstmäcen und erwartete, daß ich ihr durch meine Verbindungen die erste Bühne der Stadt zugänglich machen würde. Das stimmte aber wenig mit meinen Wünschen, und als ich endlich ihren dringenden Bitten nachgab und ihr Auftreten ermöglichte, glaubte ich zu bemerken, daß es ihr an eigentlichem Talent für die Schauspielkunst fehlte und daß sie selbst an persönlichem Reiz auf der Bühne verlor. Ich war schwach genug, gegen sie ganz aufrichtig zu sein, und, als sie sich gleichwohl durch den Beifall blenden ließ, der mehr ihrer Schönheit, als ihrem Spiel gespendet wurde, ihre Leistungen wiederholt einer gerechten Kritik zu unterziehen, für die sie wohl nicht ebenso aufrichtig dankte. Wenn ich nicht blind gewesen wäre, hätte ich merken müssen, wie wohl ihr das enthu-

siastische Lob des jungen Malers that, aber ich ärgerte mich nur über seine Befangenheit und wurde in meinen Ausstellungen nur um so eifriger. Endlich beschloß ich der Unruhe, die mich wegen dieses Zwiespalts der Empfindungen erfaßt hatte, ein Ende zu machen, und bot ihr meine Hand an, unter der einzigen Bedingung, daß sie auf die Bühne verzichten solle. Sie war von meinem Antrage überrascht, wie mich ihre Aeußerung überraschte: Sie täuschen sich über Ihr Gefühl — Wie können Sie mich lieben, wenn ich Ihnen so wenig lebenswerth erscheine? — Die stürmischen Versicherungen meiner Neigung bewirkten, daß sie sich eine Bedenkzeit erbat. Als dieselbe verstrichen war und ich ihre Wohnung aufsuchte, ihr Jawort in Empfang zu nehmen, fand ich dieselbe leer. Sie war in der Nacht vorher abgereist, und ihr Begleiter war der junge Maler.

Meinen Nachforschungen gelang es, zu ermitteln, daß sie nach Italien gegangen seien. Martha war mir verloren. Erspare mir, den Schmerz zu schildern, der mich auf ein schweres Krankenlager niederwarf. Mein Haar ergraute, ich war plötzlich ein alter Mann geworden; ich darf sagen, daß ich seitdem nicht älter geworden bin.

Achtzehn Jahre vergingen. Da sah ich eines Abends Dich im Theater und erkannte die tiefblauen Augen wieder, die mich einst verzaubert hatten — das Erbtheil Deiner Mutter. Der Name Pauline Stern gab meinen Vermuthungen festeren Halt, und von Marianne, Deiner alten Dienerin, erhielt ich bald volle Gewißheit. Der Maler war in Rom zu Grunde gegangen, Martha mit ihrem Kinde nach Deutschland zurückgeeilt, noch immer in der Hoffnung, sich als Künstlerin eine geachtete Stellung erwerben zu können. Aber ich hatte leider recht gesehen: ihr Trieb war stärker als ihr Talent. Von einer kleinen Stadt zur andern ziehend und kaum im Stande, den nothwendigsten Unterhalt für sich und ihr Kind zu verdienen, war sie endlich ihren trostlosen Anstrengungen erlegen, zu stolz, meine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Marianne nahm sich Deiner an, um Dich zu demselben Berufe zu erziehen.

So sehr ich mich beeilte, Dir den Rath und Beistand eines Freundes anzubieten, der, wie ich absichtlich zur Verstärkung Deines Vertrauens durchblicken ließ, in einem sehr nahen Verhältniß zu Deiner Mutter gestanden hatte — ich fand Dich bereits umschwärmt von jenen „Verehrern der Kunst", die selten im Theater, desto häufiger hinter den Coulissen anzutreffen sind und sich für berechtigt und verpflichtet halten, den schönen Künstlerinnen ihre Huldigungen auch in deren Wohnung zu Füßen zu legen. Zwar erkannte ich bald, daß ich von ihnen für Dich nichts zu befürchten hätte, aber es fand sich auch einer ein, der nicht zu jener Gesellschaft gehörte, und von ihm drohte allerdings Gefahr. Graf Arthur Hohenbühl, eben durch den Einfluß seines Vaters von der Gesandtschaft, bei der er als Sekretär fungirte, ins Ministerium abberufen, jung, männlich-schön, feurig und rücksichtslos seiner Leidenschaft folgend, gab Dir so viele Beweise einer aufrichtigen Zuneigung, daß Dein Herz kieselhart hätte sein müssen, wenn es sich diesen Eindrücken hätte verschließen sollen. Im Gegentheil zeigte sich der Vorzug, den Du dem Grafen gabst, bald so entschieden und unzweideutig, daß sich der Schwarm der Anbeter, die nur auf leichte Siege ausgehen, schnell zurückzog. Wir beide, der Graf und ich, blieben zuletzt der einzige regelmäßige Besuch, und — ich war nicht gern gesehen, außer von Marianne, die ihre Besorgnisse nicht verbarg.

Da faßte ich mir denn Muth und nöthigte Dich zu jenem Gespräch unter vier Augen, das Dich über meine Gesinnungen völlig aufklärte, mir selbst aber auch eine hohe Meinung von Deinem Character beibrachte. Du gestandest mit der vollen Aufrichtigkeit einer großen Seele, daß Du Arthur liebtest und ohne ihn für das ganze Leben unglücklich sein würdest, erklärtest aber zugleich, daß Du ihm gerade deshalb unter keinen Umständen angehören würdest, außer als seine Frau. Er wisse, was er zu hoffen habe.

Ich sprach mit dem Grafen und forderte eine entschiedene Antwort. Er ließ mich nicht im Zweifel über die Tiefe seiner Neigung, über den Schmerz, den ihm der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Trennung verursachte; aber ebenso offenkundig wurde seine Verlegenheit meinem Antrage gegenüber. Er mußte bekennen, daß eine Heirath unmöglich sei, wenn er nicht auf seine Carriere, auf seine gesellschaftliche Stellung und auf die Verbindung mit seiner Familie für immer verzichten wolle.

Es geschah darauf, was ich doch nicht erwartet hatte. Mit einer Willensstärke, die ich nicht genug achten und bewundern konnte, brachst Du das Verhältniß plötzlich ab und trafst alle Anstalten zur schleunigen Abreise. Graf Arthur machte vergebliche Versuche, Deinen Entschluß zu ändern; er mußte sich bald überzeugen, daß weder seine Bitten, noch seine Vorwürfe über Dich Macht hätten. Endlich jeder Hoffnung beraubt, Dich umzustimmen, unfähig, von Dir zu lassen, und überwältigt von der schmerzlichen Resignation, die sich in Deinem ganzen Wesen ausdrückte, fiel er Dir zu Füßen und bot Dir ein Bündniß an, das Euch unlösbar für das Leben aneinander knüpfen sollte, von Deiner Großherzigkeit nur das eine Zugeständniß erbittend, daß die Ehe heimlich eingegangen und das Geheimniß derselben vor der Welt gewahrt werde, bis die Verhältnisse es ihm möglich machen würden, sein schönes und tugendhaftes Weib in die Gesellschaft einzuführen.

Beruhigt in Deinem Gewissen und zu einer heroischen Verleugnung Deiner Stellung entschlossen, gingst Du auf einen Vorschlag ein, den ich für noch immer sehr bedenklich halten mußte. „Wenn ich weiß, daß ich vor Gott sein rechtmäßiges Weib bin," sagtest Du, „was kümmern mich die Menschen?" Ich gab nach. Arthur wußte sich den Dispens vom Aufgebot zu verschaffen — in der Dorfkirche zu Klein-Brachlegen fand die Trauung statt. Es waren nur zwei Zeugen zugegen, und der eine davon war ich.

Das alles sage und wiederhole ich Dir hier schriftlich, mein liebes Kind, nicht nur um Dir gewissermaßen ein Document über das zurückzulassen, was ich von Deinem Leben weiß, sondern namentlich auch, um den Schritt zu motiviren, zu dem ich mich vor meinem Tode für verpflichtet hielt — in Deinem und Arthurs Interesse. Eure Ehe ist reich gesegnet, aber es fehlt ihr zum vollen Glück doch viel. Der Druck des Geheimnisses lastet schwer auf Euch beiden. Bei aller Deiner Seelenstärke konntest Du doch den Kummer, den Menschen verächtlich erscheinen zu müssen, vor dem väterlichen Freunde nicht verbergen, und auch Arthur sieht mit Besorgniß die Schwierigkeit wachsen, Dir und den Kindern gerecht zu werden. Ich will ihn nicht der Schwäche beschuldigen: seine Lage ist allerdings eine üble. Er wird mir Dank wissen, wenn ich kräftig von außen eingreife und die Entscheidung in einem Moment herbeiführe, dessen Gunst nie wiederkehrt — ich meine, bei meinem Tode.

Ich darf mein Zeugniß nicht ins Grab mitnehmen; es darf Euch beiden nicht verloren gehen. So mag es denn einen Theil meines Testamentes bilden, mit ihm zugleich publicirt werden, und Euch selbst somit jeder Sorge der Veröffentlichung überheben. Ich habe Dich zu meiner Universalerbin eingesetzt, mein theures Kind, und darf hinzufügen, daß mein Vermögen bedeutend genug ist, Dich zu einer reichen Frau zu machen. Graf Arthur wird, wie ich die Welt kenne, selbst von seinen Standesgenossen mehr beneidet als geschmäht werden, und selbst sein stolzer Vater wird die Vortheilhaftigkeit der Partie nicht übersehen. Sollten aber auch diese Voraussetzungen nicht zutreffen, so werdet Ihr hinreichend bemittelt sein, nach der Anerkennung der Familie und der exclusiven Gesellschaft nicht fragen zu dürfen. Die Unannehmlichkeiten, welche die Veröffentlichung der Testamentseinlage im Gefolge haben muß, werden bald vergessen sein, und im Genuß Eures Glückes werdet ihr freundlich des alten Mannes gedenken, der nun in der frohen Zuversicht von Euch scheiden kann, für Euer Bestes gesorgt zu haben.

Lebt wohl! Peter Blasius.

Pauline faltete mit feuchten Augen langsam den Brief zusammen; ihre Gedanken kamen nicht los davon. „Und nun ist nichts von alle dem eingetroffen," klagten sie — „nichts! Das Testament ist gestohlen, und der Schurke, der es entwandte, wußte nicht einmal, was er mir raubte. Sein Zeugniß —! wie gering wäre dagegen der Verlust aller Reichthümer, mit denen er mich bedachte! Eine glückliche Frau sollt' ich heute sein, und bin ein bettelarmes Weib, das vor der geringsten Bürgerfrau nicht die Augen aufzuschlagen wagt. Gott — Gott! laß mich nicht an Deiner Güte verzweifeln!"

In diesen so wenig tröstlichen Betrachtungen ihrer Lage wurde sie durch das Anschlagen der Hausglocke aufgeschreckt, die sich jedesmal über sich selbst zu verwundern schien, wenn sie ihr langes Schweigen brach und fast in der Weise eines heiseren Hundes bellte. Sie hauchte in ihre Hände und hielt dieselben flach vor die vom Weinen gerötheten Augen. Marianne eilte hinaus zu öffnen.

Ein feingekleideter Herr stieg langsam und in steifer Haltung die Treppe aufwärts, reichte ihr den Hut zu, ließ sich den grauen

Paletot abziehen, zupfte die Kravatte um den fest am Halse anliegenden Kragen zurecht und ging, ohne eine Frage zu stellen, nach der Saalthüre.

„Sie sind schmerzlich erwartet, Herr Graf," bemerkte Marianne.

Er nickte ein wenig mit dem Kopf, antwortete aber nicht, sondern trat in den Saal ein, wo ihm Paul entgegenlief und mit den kleinen Armen sein Bein umfaßte. Sein ernstes Gesicht wurde freundlich; er hob den Knaben an den Schultern auf und küßte ihn herzlich. „Noch auf, Bursch?"

„Papa gute Nacht sagen."

„Er kann nicht einschlafen ohne das," versicherte die alte Kinderfrau.

Der Graf küßte ihn von neuem. „Nun denn, gute Nacht!" sagte er freundlich; „Marianne wird einmal im Ueberrock nachsuchen, ob sich für den artigen Paul ein Bonbon findet."

Der Kleine jauchzte vor Freuden auf und hing sich an seine Wärterin, die bald darauf mit ihm das Zimmer verließ.

Der Graf zögerte einen Moment, wie ein Entgegenkommen erwartend. Dann trat er mit raschen Schritten in das Kabinet und auf Pauline zu, die sich auf dem Sopha aufgerichtet hatte und nun Bemühungen machte, aufzustehen, indem sie sich mit der Hand auf den Tisch stützte. Ihre tiefblauen Augen schienen ängstlich nach seiner Stimmung zu fragen.

Er eilte zu ihr, küßte sie auf die bleiche Stirn und drückte sie sanft ins Sopha zurück. „Ich weiß alles, meine arme Pauline —" sagte er mit einer gewissen, jeder Erörterung von ihrer Seite zuvorkommenden Hastigkeit, „— alles. Ein abscheulicher Vorfall — unbegreiflich durch und durch!" Er tupfte mit dem gelbseidenen Taschentuch sein Gesicht, das feucht zu sein schien.

Pauline faßte seine Hand und bückte sich, um sie zu küssen. Er zog sie schnell fort. „Was thust Du, Kind?"

Sie brach in ein schluchzendes Weinen aus und lehnte den Kopf in die Kissen zurück.

Er setzte sich zu ihr. „Ruhig — ruhig!" bat er. „Ich hatte gehofft, Dich gefaßter zu finden — kam absichtlich nicht sogleich, um Dir Zeit zu lassen, Dich zu sammeln. Ist das nun meine starke Pauline? So ganz absorbirt von Deinem Schmerz —? und ich bin doch bei Dir!"

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und sah lächelnd zu ihm auf. „Bist Du's — und wie vorher?"

Arthur zog sie an seine Brust und streichelte ihr schwarzes Haar. „Ich müßte die Unwahrheit sprechen," sagte er in ruhigem Ton, „wenn ich behaupten wollte, daß mich der Vorfall nicht sehr unangenehm berührt habe. Deinetwegen — der Kinder wegen — aber auch meinetwegen. Blasius hatte es gut mit uns im Sinne. So sehr mich anfangs — ich bin ganz aufrichtig — trotz der Aussicht auf eine große Erbschaft, der Zwang verstimmte, den der alte Herr gegen mich auszuüben beschlossen hatte und den er in diesem Briefe ankündigte, so hatte ich das Mißbehagen darüber doch sehr bald überwunden und ihm schon völlig Recht gegeben, daß der jetzige Moment in der That der günstigste zur Veröffentlichung unseres Verhältnisses sei. Ich erkannte zugleich dankbar die Zartheit an, mit der er es vermieden hatte, uns durch die Publication des Testaments zu überraschen, und war über die vorbereitenden Maßregeln mit mir einig geworden. Ich hatte meinem Minister gewisse Andeutungen gemacht, die derselbe kaum mißverstehen konnte, und auch meinen Freunden ein Ereigniß in Aussicht gestellt, über das ich mir alle Glossen verbitten müßte. Mir blieb noch der schwere Gang zu meinem Vater übrig. Ich hatte ihn in einer Zaghaftigkeit, die Dir erklärlich sein wird, bis auf den letzten Augenblick verschoben, trat ihn aber an, als ich mit Bestimmtheit annehmen mußte, daß die Eröffnung des Testaments erfolgt sei, um ihn selbst von dem Inhalt desselben Kenntniß zu geben. Zum Glück traf ich unterwegs meinen guten Freund, den Staatsanwalt von der Linde, der eben vom Polizeipräsidenten kam und mir aus sicherster Quelle von dem Geschehenen Nachricht gab. Die ganze Polizeimannschaft ist natürlich alarmirt, und man hofft, dem Buben auf die Spur zu kommen, der mit wirklich seltener Frechheit zu Werke gegangen sein muß. Geben wir also noch nicht zu früh die Hoffnung verloren, das Testament zurückzuerhalten. Bei einer cause célèbre, wie diese, ist es für die Polizei eine Ehrensache, nicht den Kürzeren zu ziehen."

„Und Du kehrtest um?" fragte sie leise und schüchtern — „sagtest Deinem Vater nichts?"

„Natürlich nicht. Was konnte das noch für einen Zweck haben?"

Sie seufzte. „Welchen Zweck, Arthur —?"

„Ja, welchen Zweck?!" wiederholte er schnell und mit sehr scharfem Accent. Pauline sah erschreckt auf, bemerkte über seinen düster zusammengezogenen Augenbraunen eine Falte auf der wachsgelben, hohen Stirn und glättete dieselbe eiligst mit der weichen Hand aus. „Habe Geduld mit mir!" bat sie.

„Ich meine, welchen vernünftigen, praktischen Zweck?" fuhr er gelassener fort. „Was erreichen wir, wenn wir jetzt unser Geheimniß preisgeben? Haben sich die Verhältnisse geändert, welche die Bewahrung desselben nöthig machten? Eher zum Schlimmeren. Mein Vater gehört nicht zu den gefühlvollen Naturen, bei denen eine Einwirkung auf das Gemüth möglich ist; er würde mich ohne Gewissensscrupel fallen lassen. Und dann?"

Pauline schmiegte sich fester an ihn. „Dann wär's entschieden, Arthur, und alle diese Unruhe hätte ein Ende, die mich mit ihren Qualen verzehrt. Wir würden glücklich sein — so glücklich!"

Er erwiderte ihre Liebkosungen, aber sein Gesicht nahm wieder den düsteren Ausdruck von vorhin an und seine Stimme klang fast rauh, als er antwortete: „Sind wir's jetzt nicht, Kind — könnten wir's nicht jederzeit sein? Liegt das Glück irgendwo außer uns, und können wir's erjagen, indem wir unsere Existenz aufs Spiel setzen? Wir wissen, was wir einander sind, das muß uns genug sein."

„Es ist viel — sehr viel!" rief sie leidenschaftlich. „Mein Herz verlangt zu seinem Glück nichts mehr, als sich geliebt zu wissen. Aber kannst Du mich lieben — Dein Weib, Deine Kinder aus voller Seele lieben, wenn Dir's gleichgültig ist, was man von ihnen denkt? Aber nein — ich will nicht zweifeln. Du liebst mich — Du liebst die Kinder. Du wirst über Deinem Ehrgeiz nicht vergessen, daß Du uns einen ehrlichen Namen schuldest."

Der Graf schüttelte unwillig den Kopf. „Aber Du scheinst zu vergessen," entgegnete er heftig, „daß Du gewisse Bedingungen eingegangen bist, auf die ich mich solchen ungestümen Wünschen gegenüber zu berufen das Recht habe. Laß mich nicht bedauern, Dir zu viel Charakterfestigkeit und Opferfreudigkeit zugetraut zu haben."

Sie richtete sich auf, strich ihr Haar zurück, und sah ihn erschreckt aus den großen blauen Augen an. „Ich habe nicht für immer verzichtet," sagte sie vorwurfsvoll; „Du sprachst von einer kurzen Zeit. Drei lange Jahre hab' ichs getragen und Dich nicht gemahnt. Wie lange soll ich noch schweigen?"

Er wich ihrem Blick aus. Kaum hörbar murmelte er: „Wenn Du mich liebst — bis zum Grabe."

Ihr war keine Silbe entgangen. Mit einer raschen Bewegung glitt sie am Sopha nieder und umfaßte seine Knie. „Nimm's zurück, das entsetzliche Wort!" rief sie außer sich; „Du kannst mich nicht elend machen wollen!"

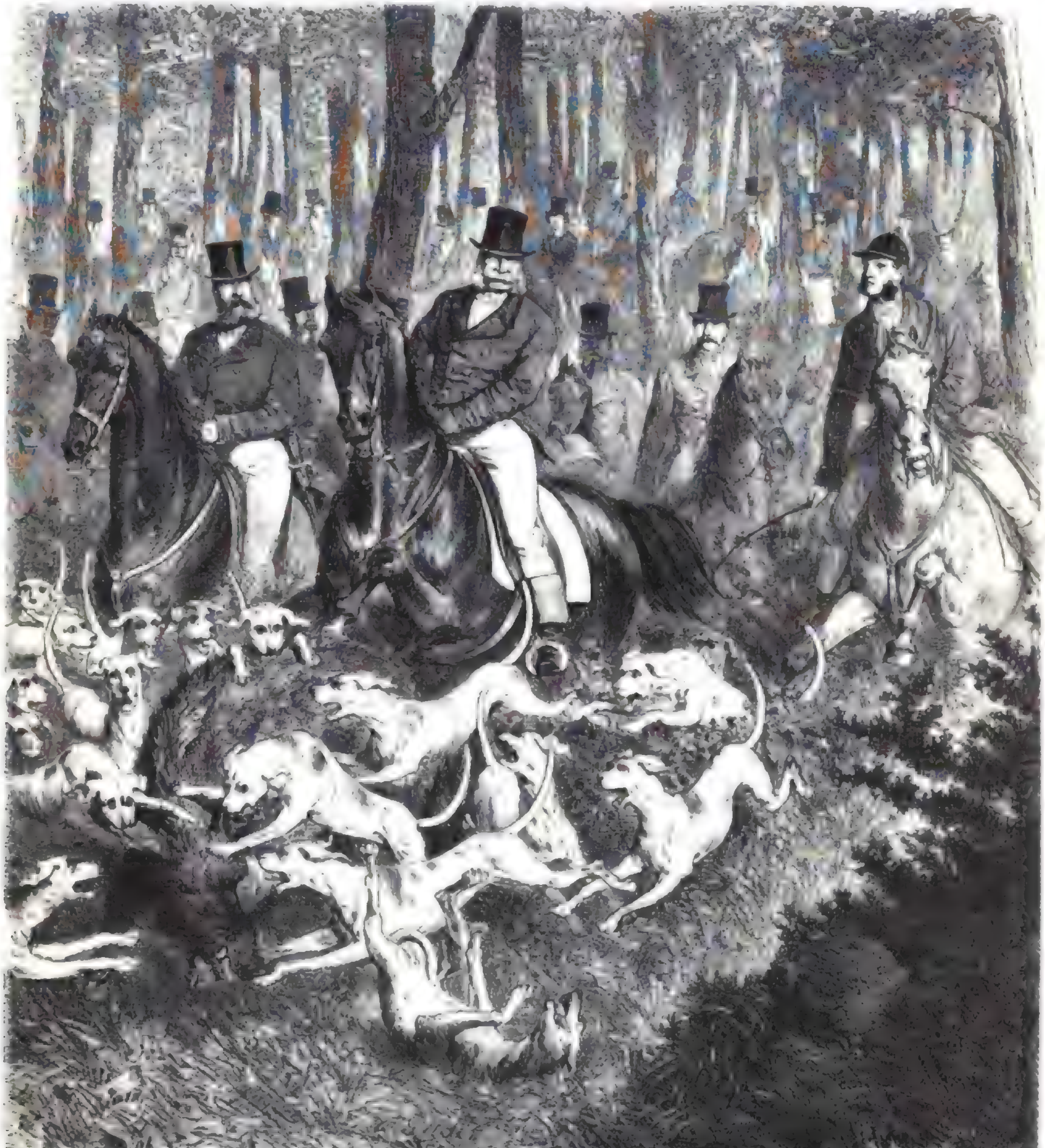
Arthur stand auf und suchte sich mit einem Schritt seitwärts von ihr loszumachen. „Um Himmels willen, keine Scene, die an das Theater erinnert," bat er mit unsicherer Stimme; „ich kenne nichts, was mir widerwärtiger wäre, als dergleichen Exaltationen, die jede vernünftige Ueberlegung ausschließt." — Er hob sie auf, legte den Arm um ihre Schulter und führte sie im Zimmer auf und ab. Sie senkte den Kopf auf die Brust nieder und schwieg.

„Sei gut, Pauline!" fuhr er nach einigen Minuten milde fort. „Ich habe vorhin an den schlimmsten Fall gedacht, und es ist stets gut, das Schlimmste, was sich ereignen kann, vor Augen zu nehmen, um sich dann durch die Hoffnung zu erfrischen, daß es uns werde erspart werden. Es kann sein, daß sehr bald der Zeitpunkt eintritt, in dem ich mich so unabhängig gestellt sehe, daß ich's wagen kann, vor der Welt ein Geständniß zu machen, das jedenfalls eine sehr zweifelhafte Aufnahme finden würde. Jetzt ist dieser Zeitpunkt zu meinem aufrichtigsten Bedauern nicht da. Das Testament, das Dich zu einer reichen Erbin machen sollte, ging verloren; es steht dahin, ob Du nicht so arm bist, als vor drei Jahren, ehe der gute Blasius Dich gesehen und in Dir das Kind seiner Geliebten erkannt hatte. Ich selbst besitze kein irgend nennenswerthes Vermögen, bin auf das Einkommen aus meinem Amt und auf die Zuwendungen meines Vaters angewiesen. Ich werde genug haben, mit Dir theilen zu können, so lange Du Dich mit der bescheidenen äußeren Stellung begnügst, die Du

bisher eingenommen hast, und ich werde stolz darauf sein, meine kleine Familie fortan selbst zu unterhalten. Ein Haus zu machen, wie es einem verheiratheten Mann meines Standes geziemt, reichen meine Mittel nicht entfernt hin, auch wenn sie wider Erwarten ungeschmälert

Bis dahin sei zufrieden, mein schönes, geliebtes Weib zu heißen. Willst Du?"

Seine Schmeichelworte klangen ihrem Ohr wie eine holde, sinnberückende Musik; sie widerstand ihrem Zauber nicht. Den schönen



König Wilhelm auf der Hubertusjagd.

Nach dem Leben gezeichnet von H. Lüders.

bleiben sollten. Mein Amt quittiren, hieße geradezu mich, Dich und unsere Kleinen ins Elend bringen. Ich bekenne, daß mir der Muth fehlt, um diesen Preis einen Wunsch zu erfüllen, der mir gewiß nahe geht. Aber nimm mein heiliges Versprechen, Pauline: sobald die Verhältnisse sich günstiger gestalten — sei es, daß das Testament gefunden wird, oder auf andere Weise — lasse ich jede andere Rücksicht schweigen und setze Dich in Dein Frauenrecht ein.

Kopf zu ihm erhebend, drückte sie einen heißen Kuß auf seine Lippen, schlang den Arm um seinen Nacken und hauchte leise: „Ich liebe Dich ja — mache aus mir, was Du willst!"

Arthurs Natur schien sich plötzlich zu ändern; der letzte Rest kühler Zurückhaltung wich. Wie befreit von einer drückenden Last athmete er rascher und freier, seine Hand wurde warm, sein Auge glänzte. Er küßte sie mit der leidenschaftlichen Glut eines feurigen

Liebhabers, — er sank vor ihr nieder, hielt sie fest umfaßt und wiederholte unaufhörlich: „Mein schönes, geliebtes Weib!“

„Und nicht wahr?“ sagte er, als sie sich ihm endlich entzog und aufs Sopha sank, „Du trennst Dich nun auch von diesem Briefe, der Dich nur an Deinen Verlust, an den Kummer dieses schweren Tages erinnern kann. Ich will ihn Dir aufheben, Pauline, bis zu den Tagen, in denen wir lächelnd auf unsere jetzigen Sorgen zurücksehen können. Er ist sicher bei mir — ganz sicher.“

Er nahm, während er sprach, den Brief des alten Blasius vom Tisch auf und öffnete seine Brusttasche. Pauline machte mit der Hand eine ängstliche Bewegung, als ob sie ihm das Papier entreißen wolle. Aber dann fiel der Arm in den Schoß zurück; ein unbeschreiblich rührender Blick völliger Hingebung ermuthigte ihn in seinem Beginnen fortzufahren, und ihre freundlichen Worte: „Nimm auch das letzte!“ gaben ihm die Gewißheit, daß sie nicht mehr zürnen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Die St. Hubertusjagd im Grunewald.

Von unserem Berichterstatter.

Ich suchte mich zu der Hubertusjagd, die alljährlich am 3. November im Grunewald bei Berlin unter großer Betheiligung des Volkes vom königlichen Hofe und einem glänzenden eingeladenen Gefolge abgehalten wird und gleichsam den Schluß der Parforcejagden bildet, diesmal vergebens beritten zu machen. Ich hatte mich verspätet. Jedes nur einigermaßen zur Parforcejagd geeignete Pferd in Berlin, von den edeln Rossen an, zu denen die Schabracken gehören, die „in den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen“, bis zum Reitbahnmiethgaul herab, war vergriffen. Ja, noch mehr, die Pürsch- und Jagdwagen, Victoriachaisen, Phaëtons, Kremser, Gigs und wie das höhere Fuhrwerk sonst noch heißt, welches die Zuschauer nach dem Schauplatz der Jagd bringt, hatten alle ihren Mann gefunden, und mir blieb nur das Gefährt übrig, welches bei der königlichen Hubertusjagd eigentlich verpönt ist, welches sich auch meines Wissens bis jetzt noch nicht in die unmittelbare Nähe des glänzendsten Hof- und Jagdfestes gewagt hat — die Berliner Droschke. Ich nahm sie, dem vorgespannten Rappen, den ich unter vielen seiner Race allein für fähig hielt, mich über das Weichbild der Residenz hinaus zu ziehen, blindlings vertrauend, und fuhr ab. Hätte aber der Droschkenkutscher vorher gewußt, welches Fegefeuer für ihn der Weg von Berlin nach dem Sammelplatz der Jäger, dem Jagdschlosse Grunewald am St. Hubertustage werden würde, so hätte er um keinen Preis die Fahrt gewagt. Er wurde nicht nur von den Führern der zahllosen Zwei- und Vierspänner verspottet, welche in scharfem Trabe an seinem sich mühsam durch den Sand arbeitenden Gefährt vorüberflogen, sondern er hatte auch, weil er schließlich niemandem mehr Platz machte und das beste Stück des sich immer mehr verengenden Weges hartnäckig für sich behielt, die verschiedensten Anfechtungen zu erdulden. Ich hatte dabei die beste Gelegenheit zu beobachten, wie sehr sich die Hubertusjagd zum Volksfest emporgeschwungen. Bald sah ich, so weit mein Auge den zurückgelegten Weg verfolgen konnte, nur eine unabsehbare Wagenreihe. Die Insassen gehörten allen Ständen und Erwerbszweigen an. Und doch war dies nur ein kleiner Bruchtheil der Zuschauermenge. Das Gros der Schaulustigen hatte sich dem Grunewalde mit dem Dampfroß und der Pferdeeisenbahn genähert und den Rest des Weges zu Roß zurückgelegt. Auch ich entschloß mich schließlich zur Fußwanderung und überließ den Kutscher am Saum des Waldes seinem Schicksal.

Nach einem etwa halbstündigen Marsch hatte ich das alte, unscheinbare, an einem kleinen See gelegene Jagdschloß Grunewald erreicht. Die Musiker des Gardejägerbataillons harrten daselbst schon im Paradeanzuge, um den allerhöchsten Jagdherrn, den König, mit den üblichen Fanfaren zu empfangen. In dem Hofe des Jagdschlosses war eine lange Tafel servirt, daran der Jagdimbiß eingenommen werden sollte. Es hatte sich noch keiner von den eingeladenen Gästen des Königs eingefunden, wenigstens spähte ich vergebens nach einem Reiter in Roth aus. Vielleicht steckte aber auch das Roth noch unter den Ueberziehern einer fernen Reitergruppe, die den Waldsaum langsam auf und ab ritt und — nach den Gesten zu urtheilen — sich lebhaft unterhielt. Roth ist die Farbe des Hubertustages und der rothe Jagdfrack kennzeichnet die Mitglieder des schönsten Jagdclubs. Wie sich die Hubertusjäger in früheren Zeiten kleideten, weiß ich nicht; ich habe es auch nicht erfahren können. So viel ist mir aber bekannt, daß derjenige, welcher in alten Zeiten zum ersten Male die Hubertusjagd mitmachte, in grüner Tracht ein Probestück zu bestehen hatte, welches darin bestand, daß der Novize ein silbernes Trinkhorn bis auf den letzten Tropfen leeren mußte, während zwei Jäger hart vor seinen Ohren so stark ins Hüfthorn stießen, als es sonst nur noch Roland vermochte. Wenn das Bestehen dieses Probestücks auch jetzt noch zum Tragen des Rothfracks — resp. zur unmittelbaren Theilnahme an Frühstück, Jagd und Diner des Hubertustages berechtigte, so würde sich das Roth dergestalt mehren, daß der Sydenhamer Industriepalast nicht zur Bewirthung der Jagdgenossen ausreichte — wie viel weniger also das kleine Jagdschloß Grunewald! Uebrigens soll Hubert, der Sohn des Herzogs von Guienne, zu dessen Ehre am 3. November feierlicher, als gewöhnlich, gejagt wird und der bekanntlich durch einen Hirsch mit einem Strahlencrucifix bekehrt wurde, als er am Charfreitag in den Ardennen jagte, zwar ein leidenschaftlicher Jäger, der seines Gleichen vergebens suchte, aber nichts weniger als ein starker Trinker gewesen sein. Daher stammt auch der alte Brauch, den Novizen der Hubertusjagd das silberne Trinkhorn unter abschreckenden Hornstößen leeren zu lassen — wie es namentlich am Hofe von Burgund Sitte war — schwerlich von ihm.

Wenn ich hier am Jagdschlosse darauf wartete, bis sich der Jagdclub versammelt und der Hof gefrühstückt, so kam ich um den schönsten Theil der Jagd, um das Schauspiel an der Saubucht, von welcher aus die Sauhatz beginnt. Der Weg dahin war noch weit und ich hatte keine Lust, mit den Berittenen gleichen Schritt zu halten. Ich begab mich also auf die Weiterwanderung und ergötzte mich an dem Stück Berlin, welches ich auf Schritt und Tritt traf. Rechts und links vom Wege hatten sich die Gruppen unter den Föhren gelagert, um bei Bier, Wurst und Witzen auf den Jagdzug zu warten. Der lange Bankwagen, welcher im Sande hielt, war auf der Bockseite mit einem mächtigen Faß belastet, von welchem sogar in voller Fahrt gezapft worden war, denn dem Berliner ist nichts lieber, als stets auf die bequemste Weise zu seinem Lieblingsgetränk gelangen zu können. Er schleppt sein Bier oft mit unglaublichem Beförderungstalent in die sandigen Einöden der Umgegend der Hauptstadt — überhaupt dahin, wo er weiß, daß er dursten muß oder ein Getränk bekommt, welches seinem Gaumen widersteht.

An der Saubucht, welche weiter nichts ist, als das mit einem Lattenzaun umfriedigte Centrum des Grunewaldes, darin stets einige Wildschweine liegen und gefüttert werden, stand bereits Mann an Mann, und an dem engeren Pferch der Saubucht, darin das Hubertusschwein, nur auf einen schmalen Spielraum beschränkt, lag, war das Gedränge groß. Jeder wollte das Thier sehen, das heute noch das Zeitliche segnen sollte. Es lag auch da so theilnahmslos und so stumpfsinnig, als hätte es die Wildheit schon lange abgelegt. Von der Saubucht, oder von dem engeren Pferch aus, darin das Hubertusschwein der Dinge harrte, die da kommen sollten, war eine starke Jagdleine in den Wald hinaus gespannt, um den Anjagdplatz für den König und sein Gefolge frei zu halten. Berittene Schutzleute sorgten außerdem noch dafür, daß sich die Menge nicht zu breit machte. Die immer zahlreicher eintreffenden Wagen, welche sich in langen Reihen an dem Gatter der Saubucht aufpflanzten, und die immer mehr an Umfang gewinnende Zuschauermenge deuteten darauf hin, daß sich der Jagdzug näherte. Hin und wieder zeigten sich auch Reiter in Civil, von denen das versammelte, ungeduldig hin und her wogende Volk stets die Sonntagsreiter herausmusterte, um sie zu necken und nebst ihren Pferden scheu zu machen. Wer also nicht sattelfest war, verschwand bald wieder spurlos im Dickicht des Waldes. Nur gewandte Reiter und des Lobes würdige Rosse wurden herangelassen, und diese Maßregel der Berliner, die sich an der Sonntagsreiterei im Thiergarten längst satt gesehen, war nicht übel. Wohl noch schlimmer, als den nicht sattelfesten Reitern erging es den Damen, welche sich

mit riesigen Chignons auf dem Festplatz zeigten. Sie wurden ausgepfiffen und ausgelacht, während jede Dame, die das ungeheure Hinterhaupt zu Hause gelassen, unangefochten blieb — sie konnte sonst gekleidet sein, wie sie wollte. Interessant für mich war ein nicht enden wollender Wortwechsel einer dicht gedrängt stehenden Gruppe Berliner von echtem Schrot und Korn. Die Leute stritten sich darüber, wie weit dem Hubertuseber die Hauer weggebrochen oder abgesägt würden, damit er den König beim Abfangen nicht schädige.

„Ich werd's Euch sagen, sie werden s o w e i t abgeschnitten," sagte der eine und zeigte die Hälfte seines Daumens.

„Es wird nur die Spitze abgefeilt," sagte ein anderer.

„Ne, ganz weggebrochen werden sie," betheuerte ein dritter.

An das einfachste Mittel zur Schlichtung des Streites, in den nahen Pferch hinabzusteigen und den Kopf des Keilers zu untersuchen, dachte niemand.

Da stellten sich bereits die Piqueure mit der Meute ein, die wohl aus zwanzig bis dreißig Koppeln, also aus doppelt so vielen Jagdhunden bestehen mochte. Die Hunde waren ein Muster von Dressur: sie gingen frei, jedem Wink ihrer Führer gehorchend. Das Gedränge wurde stärker. Jeder, der einen mangelhaften Platz hatte, suchte ihn noch rasch mit einem besseren zu vertauschen. Das Volk stand jetzt wie eine Mauer, und die Jagdleine, welche den Anjagdplatz absperrte, war so straff gespannt, daß sie zu reißen drohte. Ein Schauspiel, das gesehen werden muß, da es die gewandteste Feder nicht farbenprächtig genug zu skizziren vermag, entrollte sich jetzt den Blicken aller. Durch das Grün der Fichten leuchtete das Roth des heranreitenden Jagdclubs, und einen Augenblick später war der ganze Anjagdplatz mit einer Elite von Reitern in Roth besetzt, wie sie St. Hubertus vergebens zu schauen trachtete. Ein donnerndes Hurrah der Menge begrüßte den König. Da hielt der hohe Jagdherr im rothen Frack und im schwarzen Hut an der Seite des Kronprinzen und des Prinzen Karl von Preußen, des Präses des Parforcejagdvereins. Die Prinzen Friedrich Karl, Albrecht Vater und Albrecht Sohn geleiteten den ankommenden Wagen der Prinzessinnen Karl und Friedrich Karl und deren Töchter, der Prinzessinnen Marie und Elisabeth. Der Herzog Wilhelm zu Mecklenburg, der Polizeipräsident von Wurmb, der Jagdzeugmeister Herr von Schulenburg, der Jagdzeuginspector u. s. w. markirten sich in dem feierlichen Jagdzug, der mittlerweile zu hunderten von Reitern in Roth herangewachsen. Ja, es war ein lebendiges und glänzendes Bild, welches sich hier den Blicken darbot. Die Pferde waren von untadelhafter Schönheit, und ihre Lenker repräsentirten die echtesten Jünger der Reitkunst. Die gespannte Jagdleine schied hier keineswegs streng die Stände und die Sympathien, denn die Prinzen unterhielten sich vielfach mit diesem und jenem aus dem Publikum, der auf dem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft eine hervorragende Stellung einnahm. Ein Theil des Publikums wurde allerdings auch nur durch den Pferch gefesselt, darin der dem Tode geweihte Keiler lag, doch nur wenigen war es vergönnt, das Opferthier entfliehen zu sehen. Daß es bereits aus der „Todtenkammer" in die goldene Freiheit hinausgeeilt, verrieth ein nicht zu zügelnder Troß Buben, der dem Keiler nacheilte, um ihm auch noch die verstatteten zehn Minuten Vorsprung zu vergällen. Da näherten sich auch schon die Piqueure mit der Meute, um die Jagd zu beginnen. Der König, noch rasch seine Toilette etwas lockernd, folgte mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Karl von Preußen, umgeben von dem reitenden Feldjägercorps, dem Jagdzeuginspector und dem Jagdzeugmeister. Die Hunde hatten die Fährte des Keilers gefunden; ihr helles Geläut verkündigte es. Die Anjagdfanfare wurde geblasen; der schrille Jagdruf ertönte, und hinter der läutenden und hetzenden Koppel her sprengte die Jagd. Wie ein Kaleidoscopbild, das plötzlich dem Auge entrückt wird, verschwand das bezaubernd schöne Gemälde, das die Anjagd geboten. Den Reitern in Roth schloß sich die Jagd in Civil an. Dazwischen war auch hier und dort eine Dame im scharlachrothen, goldbesetzten Reitkleide, mit schwarzer oder rother Atlasschärpe geziert, bemerkbar und ihr Cavalier in Civil hatte die Aufgabe, sie vor einem jähen Sturz vom Pferde zu bewahren. Das Publikum hatte längst die hänfenen Schranken durchbrochen und stob tumultuarisch auseinander. Wer eine gute Witterung zu haben vermeinte und dabei auf ein paar flinke Beine rechnen konnte, eilte auch spornstreichs in den Wald, um bei dem Abfangen des Keilers zur Stelle zu sein. Es dauerte über eine halbe Stunde, bis die Hunde den Keiler deckten oder stellten. Der Glückliche, der ihn aushob, d. h. der ihn bei den Hinterläufen festhielt, um ihn so dem König zum Gnadenstoß zu präsentiren, ist mir nicht bekannt. Dieses Ausheben geschieht theils, um das Opfer unfähig zu machen, sich weiter zu bewegen, theils, um dem König damit eine Ehrenbedienung anzuthun, wie sie ähnlich das Halten des Steigbügels ist, wenn der Herrscher bei besonders festlichen Gelegenheiten zu Pferde steigt. Das Stellen und Decken des Keilers ist selbst für solche, welche Ehrenmitglieder eines Thierschutzvereins sind, ein ergötzliches Schauspiel. Von dem Wildschwein ist in den meisten Fällen, besonders wenn die Meute so zahlreich ist, wie die königliche Parforce-Meute, gar nichts zu sehen. Es ist vollständig von den Hunden bedeckt, und man glaubt einen zwanzig- bis dreißighäuptigen Cerberus zu sehen. Ist aber der Eber besonders stark und wild, so wird denn auch die gefährliche Hülle wiederholt abgeschüttelt und eine Gasse durch die Peiniger gebrochen. Wie ein Lindwurm krümmt sich dann der angegriffene Altvater des Wildstandes und schlitzt mit den Hauern Wunden, die kein Balsam lindert. Bald stürzt er im rasendsten Laufe mit funkelnden Augen in blitzschnellen Zickzacklinien vorwärts, bald prallt er in blinder schäumender Wuth gegen einen Baum, daß er durch den Anprall auf den Rücken geschleudert wird. Da fassen ihn denn die Hunde wieder am Ohr und an den Weichen, bis ein plötzliches Auseinanderstieben der Meute andeutet, daß der Feind wieder auf den Beinen steht. Doch der Uebermacht muß schließlich gewichen werden, und ein paar, wenn auch noch so unverwüstliche, tüchtige Hauer halten dem tausendzähnigen Cerberus nicht Stand. Er erhält mit dem Hirschfänger den Gnadenstoß, und bleibt vor dem allerdings traurigem Schicksal bewahrt, unter den Zähnen der Meute zu verenden. Bis zum Gnaden s t o ß leidet er aber nicht viel, wenigstens lange nicht so viel, als mancher mißhandelte Karrengaul, der vergebens auf das Gnaden b r o t wartet, denn seine Wuth ist größer, als sein Schmerz.

Die Hubertusjagd wird stets mit einem Diner im Jagdschlosse Grunewald geschlossen, und während der Tafel wird das Protokoll der vorjährigen Jagd verlesen. Dabei bringt derjenige die Gesundheit auf den König aus, dem die Ehre zu Theil geworden, das Wildschwein auszuheben. Der König dankt dafür mit einem Trunk auf das Wohl der ganzen Jagdgesellschaft.

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Die Schatten der Nacht senkten sich auf Dorf und Schloß Anet, als die drei Reiter von der Straße nach Amiens ab und in den Wald bogen. Sie ritten hinter einander. Saint-Preuil voran. Er dirigirte sich und die Seinen den Wildzaun entlang, der den Park des Schlosses vom Walde trennte. Mit der Oertlichkeit ganz vertraut, wollte der Capitän auf den Jägerweg gelangen und dann von diesem aus links ab durch den Wald, am Berge des Schlosses entlang reitend, in den Rücken des Dorfes zu kommen suchen. Copeaus Haus lag nicht weit entfernt von dieser Stelle — er hoffte hier den Gegenstand seiner Wette zu finden. Die für jede Art des Rittes dressirten Soldatenpferde gehorchten dem leisesten Drucke der Reiter, sie gingen langsam, schnell mit kurzen oder breiten Schritten, je nachdem der Herr sie lenkte; Saint-Preuil gab daher plötzlich ein Zeichen zu halten. In einiger Entfernung schimmerten schon die Lichter des Dorfes, und von drüben her flammten düstere Fackeln, bei deren Beleuchtung an der Ehrenpforte gebaut wurde. Saint-Preuil hatte also ein Zeichen zum Halten gegeben. Er hatte Hufschlag vernommen.

„Zurück mit den Pferden!" flüsterte er. „Ins Dickicht, nehmt sie fest in die Schenkel."

Die drei Reiter standen Statuen gleich am Rande des Weges

hinter dem Buschwerk. Ein heller Lichtschimmer fiel jetzt auf den Weg, der zum Gitter des Wildzaunes führte, Stimmen erschallten. Die Reiter gewahrten vier Diener mit Windlichtern, welche einer Gruppe berittener Cavaliere vorausgingen. Saint-Preuil machte einen langen Hals.

„Teufel!“ murmelte er. „Ich kriege heut vielerlei zu sehen.“ Er hatte die Ankommenden erkannt, die durch das Gitter des Wildzaunes in den Park und von da ins Schloß gelangen wollten.

„Die verbannten Beauforts — Vater und Sohn!“ flüsterte er. „Ah! der Herr von Fontrailles, der eigentlich in Burgund sitzen sollte — sieh da — auch der Vetter des unglücklichen Chalais, eine ganz respectable Gesellschaft. Sie müssen einen besonderen Streich ausführen wollen.“

Saint-Preuil vermochte beim Glanze der Lichter diese Leute zu erkennen, er sah, wie sie langsam durch den Park ritten.

„Es wird uns die Sache erleichtern,“ sagte der eine der letzten. „Der König kommt nicht, er reist allein.“

Wer reiste allein? welche Sache wurde erleichtert dadurch? Saint-Preuil brauchte nicht lange zu suchen. Vor ihm stand plötzlich wieder die Nacht des sechsten Mai, er selbst als Lauschender hörte wieder die Drohungen des Cardinals gegen Henri von Hautefort, er hörte den Namen „Vendôme“ rufen — ja hier war kaum tausend Schritt entfernt das Schloß des Herzogs — „der König kommt nicht mit ihm — er kommt allein —“ das mußte der Cardinal sein und alle, die hier so geheimnißvoll in das Schloß des Hauptes der Verschwörung ritten — alle diese Männer gehörten zur Verschwörung.

„Morgen,“ sagte Saint-Preuil zu sich selbst, „morgen führt ihn sein Weg hier durch — morgen wird der Schlag gegen ihn geführt, das unterliegt keinem Zweifel.“

Der Gedanke an Henri, den sicherlich sein Gelöbniß an die Verschworenen band, machte den Capitän besorgt — es fiel ihm schwer auf die Seele, daß er den Bruder eines von ihm dereinst angebeteten Wesens hatte retten wollen, daß er im Taumel des wüsten Lebens, welches er nach kaum überstandener Gefahr wieder begonnen, die Rettung verzögert hatte, die Unruhe ließ seinen Körper erzittern und er machte eine Bewegung mit dem Zügel seines Rosses — um vorwärts zu dringen — als er zwei dunkle Gestalten eilig über den Wildzaun klettern sah. Eine Lücke im Gebüsch gestattete ihm zu sehen, wie beide auf dem Wege stehen blieben, dann schlichen sie, die Degen in den Händen, den Jagdweg entlang.

„Die besten Schnepfen sind im Garne,“ sagte laut der eine. „Eilen wir — es ist keine Zeit zu verlieren.“

Saint-Preuil, der in Kämpfen und Hinterhalten, bei Tag und nachts einen Theil seines Lebens zugebracht, hatte Auge und Ohr genugsam geübt, um sofort eine Persönlichkeit an Sprache und Haltung zu erkennen.

„Ha — es ist Vitry!“ knirschte der Capitän. „Die Unglücklichen dort im Schlosse sind verloren. Die Schergen des Cardinals haben sie umstellt. Henri! Henri!“

Die beiden Verfolger machten sich schnell von dannen, sie schlugen den Weg nach dem Dorfe ein.

„Hörtest Du nicht in der Nähe das Schnaufen von Pferden?“ sagte Vitry.

„Ich glaube, es war so etwas!“ antwortete Cahusac. „Wir müssen uns im Kloster verborgen halten. Sicherlich kommen sie alle noch ins Schloß; die Leute im Dorfe sind munter, sie bereiten sich zur Festlichkeit vor, wenn wir erkannt werden, sind wir verloren.“

Vitry und Cahusac gingen in weitem Bogen um das Dorf Anet. Dieselbe Besorgniß, welche die beiden Häscher vom Dorfe fernhielt, bewog auch den Capitän, nicht dahin zu reiten. Er fürchtete Vitry und Cahusac zu begegnen, von ihnen erkannt zu werden. Sein Abenteuer war ihm in diesem Augenblicke gleichgültig, seine bessere Natur gewann für einige Zeit die Oberhand — er wollte ins Schloß dringen, die Bedrohten warnen — sicher hatte der Cardinal solche Vorbereitungen getroffen, daß kein einziger seinen Krallen entschlüpfte — aber fiel er nicht selbst den ausgestellten Wachen in die Hände? wurde dann nicht die Rettung ganz vereitelt? wo war Henri? Der Capitän schlug voll Verzweiflung auf den Bogen seines Sattels — ohne zu wissen wohin, spornte er sein Pferd, brach aus dem Dickicht; die beiden Reiter, gewöhnt, ihrem kühnen Herrn zu folgen, sei es auch ins Verderben, hielten sich hart an ihn und ohne zu wissen wohin, trabten die drei den Jagdweg entlang, bis sie an den Rand der Lichtung kamen, welche nicht weit von der Mühle lag.

„Wer da?“ tönte eine Stimme aus dem Gebüsch.

Die Reiter stutzten und hemmten ihre Pferde.

„Wer da?“ rief es zum zweiten Male und eine andere Stimme setzte hinzu: „Antwortet mit der Losung oder ich schieße.“

„Sollen wir zuerst feuern, Capitän?“ sagte Laurent, der den Moment des Handeln gekommen glaubte.

„Noch nicht!“ antwortete Saint-Preuil.

Er glaubte auch diese zweite Stimme erkannt zu haben und ohne Zaudern sprengte er auf die Stelle los, von welcher der Ruf ertönt war.

„Wer ist hier im Gebüsch? er komme heraus!“ rief der Capitän. „Es ist der Sieur von Saint-Preuil, der zu ihm spricht.“

Auf dieses Wort erschallte ein Knacken in den Büschen und zwei mit Degen bewaffnete Männer traten heraus. Einer derselben schob eben wieder sein Pistol in den Gürtel und, vor den Capitän tretend, sagte er:

„Es ist selten, daß der Herr Cardinal so bewährte Männer als seine Spione und Schergen benutzen kann. Mindestens lohnt es sich der Mühe, den Degen mit Ihnen zu kreuzen, ehe Sie uns binden lassen.“

„Henri von Hautefort!“ rief Saint-Preuil. „Oh, — das ist eine glückliche Minute.“

„Sie schänden das Wappen der Saint-Preuils,“ rief Henri außer sich — „Sie Scherge des rothen Blutsaugers. Wenn noch ein Funken von Ehre in dem verkohlten Herzen glimmt, so kommen Sie, lassen Sie Ihre Knechte zurück und machen Sie einen Gang mit mir.“

Saint-Preuil war schon von seinem Pferde gesprungen, er hob die Hand gebieterisch gegen Henri.

„Stecken Sie den Degen ein —“ rief er hastig und mit zitternder Stimme. „Auch Sie, Herr von Rouvigny.“ Er ging, sein Pferd führend, schnell einige Schritte vorwärts, um aus dem Bereiche seiner Soldaten zu kommen. Die beiden jungen Leute folgten.

„Eilen Sie —“ begann Saint-Preuil wieder. „Ich bin kein Spürhund, kein Scherge des Herrn Cardinals, wie Sie glauben — ein Zufall führte mich hierher — eilen Sie — nur wenig Stunden noch — ehe die Sonne den Himmel röthet und Sie sind verloren — alle — alle.“

„Wie wissen Sie das?“ sagte Henri bestürzt.

„Um Ihres Heiles willen, zaudern Sie nicht — ich weiß es, das sei genug, alle sind im Schloß: Beaufort, Fontrailles, Vendôme selbst — Ihr wollt einen Schlag gegen den Cardinal thun, der Euch bereits mit seinen Häschern auf der Spur ist. Wißt Ihr nichts? Vitry und Cahusac sind hier.“

„Ha! — also irrte Poirier nicht?“ schrie Henri.

„Ich weiß es, denn noch ist kaum eine Viertelstunde verflossen und ich sah sie selbst. Stürzen Sie nach dem Schlosse — fliehen Sie, denn morgen ist es zu spät.“

Die jungen Männer standen noch einige Minuten wie versteinert da, dann raffte Henri sich auf.

„Capitän,“ rief er, „Ihre Hand! Ihre Verzeihung! Ich habe einen kurzen Moment an Saint-Preuil gezweifelt — verzeihen Sie mir.“

„Hier — hier ist meine Hand — eilen Sie, zum Danken ist keine Zeit — fort. Der Cardinal kommt die Straße von Amiens herab, es ist sicher, daß seine Schergen die Richtung von Aumale her nehmen, um Sie desto gewisser zu überrumpeln — schlagen Sie den Weg nach Prix ein, Sie werden zwischen der gefährlichen Truppe und dem dichten Walde hindurchschlüpfen. Wenn Sie glücklich entkommen sind — grüßen Sie Maria von Saint-Preuil — ich rette die Hauteforts zum zweiten Male.“

„Saint-Preuil!“ rief der Officier.

„Ihre Hand!“ setzte Rouvigny hinzu.

„Hier ist sie noch ein Mal — jetzt hinweg!“

Die Verschworenen stürzten den Parkweg entlang und durch den Park in das Schloß dringend — gaben sie an der kleinen Thurmpforte das Zeichen. Ein Diener öffnete.

„Sind die Herren schon angelangt?“ sagte Henri athemlos.

„Alle oben, Herr Baron.“

„Führen Sie mich schnell hinauf.“

Er eilte, von Rouvigny gefolgt, die Treppe hinan — er trat in den Speisesaal, wo die Vornehmsten der Verschwörung beim Becher saßen — Vendôme und Beaufort brachten so eben des Königs Wohl aus, der von seinem Alp befreit werden solle.

„Fliehen Sie, meine Herren!“ rief Henri, in den Saal tretend.

Die Männer sprangen bestürzt empor.

„Keinen Augenblick dürfen Sie zögern, der Cardinal hat alles entdeckt — wir sind verloren, sobald der Tag uns noch hier findet.“

„Schließt die Thüren!“ rief Vendôme. „Die Fallgatter im Hofe herab. Hautefort, berichten Sie schnell.“

— — — — — — — — — — — —

Nachdem der Capitän die beiden Officiere in das Schloß getrieben hatte, stieg er wieder zu Pferde. Er athmete leicht und frei, sein Auge funkelte und nach dieser Beseitigung einer drohenden Gefahr für Henri, kehrte seine alte Tollheit zurück.

„Ich habe eine sehr gute That vollbracht,“ sagte er. „Ich kann schon wieder eine minder gute begehen. Dieser Du Plessis ist seit langer Zeit mein Neider — ich will dem Burschen zeigen, daß ich nichts fürchte.“

Er ritt zu seinen Leuten.

„Wir werden bis zum Tagesanbruch ein Bivouak beziehen,“ sagte er. „Kommt, meine Bursche.“

Sie ritten den Waldweg hinunter zum Hexenteiche. In diesem Augenblicke schallte großes Geräusch auf der Landstraße. Reitermassen galoppirten. „Halt!“ sagte Saint-Preuil. „Es ist der König, der dem Cardinal voranreist.“

— — — — — — — — — — — —

Die matten Strahlen des Frührothes färbten den Himmel. Auf den Wäldern und zwischen den Abhängen lagerte der Nebel und begann langsam sich zu senken, die tieferliegenden Büsche und die Straßen des Waldes umziehend, ehe er zerfloß. In diesem luftigen Schleier war es hie und da lebendig. Das Schnauben von trabenden und galoppirenden Pferden, das Klirren von Sporen und Waffen, unterdrückte Rufe und schwaches Pfeifen. Als der Nebel sich theilte, konnte man am Rande des Waldes, der gegen Prix hinzieht, eine Reiterschar bemerken. Voran an der Spitze ritt Vendôme, der Herzog. Diese Männer schlossen einen Kreis um ihn — sie hörten einer kurzen Ansprache zu — dann drückten sie sich alle die Hände zum Scheidegruß.

„Poirier,“ rief Henri von Hautefort; „was wird mit ihm?“

„Er ist schon gewarnt worden — er wird auf der Flucht sein. Mein Etienne kündet ihm die Gefahr.“

„Leben Sie wohl, Herr Herzog, bis auf bessere Zeiten — Fluch dem Verräther!“ rief Beaufort.

„Lebt wohl! lebt wohl!“ tönte es — und nach zehn verschiedenen Richtungen flüchteten die Theilnehmer der Verschwörung gegen den Cardinal, der bereits von Amiens her auf dem Wege nach Anet war, um sie, wie er sagte, „zu zerdrücken.“

Stunden des Schreckens.

Die Landstraße, welche sich um den Fuß des Berges von Chateau d'Anet wand und dann in sanftem Abhange bis gegen das Dorf lief, bot ein ganz prächtiges und belebtes Bild. Ueberall rankten und spannten sich Guirlanden, an vielen Stellen waren kleinere oder größere Triumpfbögen errichtet, durch welche der königliche Zug kommen sollte. Zwischen all diesen festlichen Anlagen und den bis dicht an die Landstraße stehenden Bäumen, auf den Felsblöcken, auf den kleinen Hügeln tummelten sich und saßen, drängten und liefen viele hunderte bunt gekleideter Landbewohner. Die prächtige Tracht jener Leute, die reich verzierten Mieder und hohen Goldstoffhauben der Frauen, die weißen, mit rothem Tuche ausgenähten Jacken, dazu die faltenreichen, blauen Hosen der Männer, die Tücher, Mäntel und Kragen erzeugten ein vollständiges Farbenspiel von außerordentlicher Schönheit.

Alle diese Leute waren aus der Gegend nach Anet gekommen, um den Durchzug des Königs und des Herrn Cardinals, so wie die Begrüßung dieser hohen Persönlichkeiten mit anzusehen. Leider sahen sie sich in ihren Erwartungen getäuscht. Der König hatte allerdings die Ehrenpforten passirt, aber während der Dunkelheit — es war nur dem Pfarrer und einigen von den Honoratioren des Dorfes vergönnt gewesen, den Monarchen zu sprechen, der seinen Reiseplan geändert hatte, weil ihn in Chantilly eine große Festlichkeit erwartete, der zu Liebe der König früher von Azincourt aufgebrochen war. Wenn nun auch die Zuschauer um einen Theil ihrer Freude gebracht worden waren — so blieb ihnen doch die andere Hälfte: der Cardinal, der nach genauesten Berichten, welche Fleuri Gilain, der während der Nacht bis Pierrefonds gegangen war, so eben in der Frühe zurückbrachte, um die Mittagszeit das Dorf Anet passiren wollte. Man ließ den Buchstaben L in den Kränzen stehen, da der König, obwohl in der Dunkelheit, die Pforten passirt hatte und schickte sich an, den Herrn Cardinal zu empfangen.

Wir wissen, welche verderblichen Vorbereitungen die Verschwörer und welche harmlosen die Nichteingeweihten dazu gemacht hatten — auch daß Susanne unwissentlich ein Werkzeug des Verderbens werden sollte. Fleuri Gilains Unruhe fiel allgemein auf, der alte Müller fuhr den Sohn einige Male an; Fleuri kehrte sich nicht daran. Er sprach kurz und geheimnißvoll mit einigen Leuten aus dem Dorfe, die ebenfalls abseits standen und sich erst nach und nach der Hauptpforte an der Biegung der Straße näherten — weshalb die Zuschauer glaubten: alle diese Leute hätten für den Herrn Cardinal eine besondere Ueberraschung vorbereitet. Fleuri Gilain war sogar eine Zeitlang verschwunden. Als er wieder kam, bemerkten seine Vertrauten, daß der Müller sehr bleich und verstört aussehe.

„Fleuri!“ raunte der Schmidt Vallebois ihm zu. „Was ist Dir? ich glaube gar — Du hast Furcht, nun es losgehen soll.“

„Nein — nein — aber ich war auf dem Schlosse — droben ist — ist — denkt Euch, niemand zu sehen und zu hören. Der Herzog, die Herren, die gestern Abend im tiefsten Geheimniß sich droben versammelten, die hier unten zum Empfange — zum Schlage bereit sein sollten — sie sind nirgend zu finden.“

„Pah!“ sagte der Schmidt erstaunt, „Sie haben sich irgendwo verborgen — es sind Edelleute — Männer, die nicht in der letzten Stunde fehlen werden — verlaßt Euch darauf.“

„Ich denke auch. Ich würde Gewißheit von allem haben, wäre ich hier geblieben, so aber war ich auf Kundschaft nach Pierrefonds und bin erst seit kurzem zurück. Saht Ihr den Waldbruder nicht?“

„Noch nicht.“

Immer dichter scharten sich die lustigen Leute um die Landstraße, welche mit einem bunten Kranze von Menschen eingefaßt erschien, der Pfarrer ging von Trupp zu Trupp, der Bäcker, der Schulze, der Müller Gilain — alles harrte auf den Ankommenden — das Dorf war fast leer.

„Alle Hagel!“ rief der alte Müller, „wo bleiben die Mädchen — die Marguerite, meine Susanne mit ihrem Gedichte und die anderen, welche den Cardinal empfangen und begrüßen sollen?“

„Sie sind in meiner Scheune,“ sagte Copeau, der Bäcker. „Stört sie nicht. Sie üben sich noch ein — sie werden rechtzeitig erscheinen.“

Der Schulmeister erschien mit dem Zuge der ganzen Schuljugend hinter sich, der mit ungeheuerem Jubel empfangen wurde.

„Seht dort hinten am Walde,“ sagte Linoire, der Schneider.

„Was denn? was denn?“

„Es waren so eben dort zwei oder drei Reiter sichtbar. Es werden die Vorreiter des Herrn Cardinals sein.“

„Das ist nicht möglich!“ sagte Copeau. „Sie müßten doch die Landstraße von Amiens her gekommen sein und würden nicht hinten herum ins Dorf reiten.“

Die Uhr auf dem großen Thurme von Chateau d'Anet zeigte die eilfte Stunde, das heißt, es kamen aus einem Thürchen im Zifferblatte eilf Hirsche hervor. Dieses seltene Kunstwerk ward allgemein in der Gegend bewundert.

„Eilf Uhr!“ sagte Fleuri; „und noch niemand von den Führern zu sehen.“

Er vergaß Susanne auf einige Minuten und lief den Weg hinauf an das Schloß — alles dort war still — das große Fallgatter des Hauptthores war geschlossen. Fleuri rief — keine Stimme antwortete ihm. Er stand von banger Ahnung ergriffen regungslos und blickte auf die Landstraße zu seinen Füßen, wo der bunte Menschenschwarm unter Musik sich lustig bewegte. — —

Während dieses unmittelbar bei Chateau d'Anet vorgeht, wollen wir einen Weg durch den Wald nach Beauvais machen. Hier liegt im Grunde eines Beckens, durch welches eine Quelle rieselt, ein altes, einstöckiges Jagdhäuschen. Die eine Hälfte desselben hat die Zeit arg

mitgenommen, Fenster, Thüren und Gemäuer sind ausgefallen und zerbröckelt, die andere Hälfte hat die Hand des Menschen ein wenig hergestellt. Diese Seite enthält zwei düstere, feuchte Zimmer. Sie sind mit einer alten Truhe, mit einem Moosbette und drei plumpen Stühlen möblirt. An den Wänden hängen einige schlechte Heiligenbilder und Geräthschaften zum Bebauen des Ackers. In dem zweiten Gemache ist ein halbverfallener Kochherd sichtbar. Die schlechten Fenster sind hie und da mit Papier verklebt. Das ist die Wohnung Poiriers, des Einsiedlers.

Der Verschwörer, Waldbruder und Hüter der Susanne sitzt um diese Zeit in seiner Höhle vor der Truhe, er hat einige Bündel Papiere vor sich und schlägt um diese schmutzige Bänder; wenn er ein Packet gebunden hat, legt er es sorgfältig in die Truhe. Zuweilen unterbricht er sich in seiner Arbeit, um einen Blick durch das Fenster zu werfen, dann erhebt er sich auch, tritt in die Thür seiner Wohnung und schaut horchend auf den düsteren Waldweg, der zu dem verfallenen Hause führt.

„Noch immer nicht?“ sagt er. „Es muß doch an der Zeit sein.“

Er blickt auf eine Sanduhr, welche neben dem Moosbette angebracht ist. „Sie ist elf Mal ausgelaufen — Fleuri wollte schon um zehn Uhr hier sein.“

Er nimmt ein schlechtes Tuch von dem rohgezimmerten Tische, dieses Tuch verdeckte einen kurzen Strick und ein langes, zweischneidiges Dolchmesser mit Horngriff versehen, wie es die spanischen Schmuggler zum Schneiden und zum Morden führen.

„Ich mache mich allein auf den Weg,“ murmelte er. „Die Stunde drängt — und ich habe noch vorher eine Arbeit zu thun.“

Er ergriff einen Spaten, erfaßte den Deckel der Truhe, schlug ihn zu und schleifte das Behältniß mit sich, indem er es an einem der Eisengriffe erfaßte. Als er zur Thüre seines Hauses gekommen war, blieb er plötzlich stehen. Die Stille des Waldes durchtönte ein heiserer Schrei — es schallte wie ein Klageton oder Hilferuf. Poirier richtete sich auf — ihm war es, als vernehme er nicht allzufern von seinem Hause ein heftiges Geräusch im Dickicht — als würde dort ein lautes Gespräch von mehreren Personen geführt. Seine Hand umklammerte den Stiel des Spatens — er rief laut: „Fleuri! Fleuri!“ Da keine Antwort erfolgte und es still ward, sagte er: „Ich bin so aufgeregt — das begreift sich. Ich will ihm nicht allein ans Leben — ich will auch zum ersten Male wieder sein furchtbares Antlitz sehen — daher die Täuschung — vorwärts! während dessen muß Fleuri hier sein.“

Der Einsiedler zog die Truhe aus dem Hause, schleifte sie hinter dasselbe, wo er sie vor einer von Schlingpflanzen, faulen Baumstumpfen und Moosschichten überwucherten Grube niedersetzte. Hier stieß er den Spaten in die feuchte Erde und begann die Grube zu erweitern. Er hatte etwa fünf bis sechs Stöße gethan, als aus dem Buschwerk hinter ihm zwei, drei, vier Köpfe auftauchten. Diesen Köpfen folgten die daran hängenden Körper, die Arme dieser Körper waren mit Karabinern bewaffnet und die nunmehr ganz sichtbaren Gestalten gehörten Cahusac, Vitry und zweien Häschern an. Poirier arbeitete schnell. Er höhlte die Grube mit großem Geschicke so weit aus, daß die Truhe Platz darin finden konnte.

„So,“ sagte er, „jetzt hinein mit Dir — hier ist es sicher; wenn die Sache schief gehen sollte — aber ich denke — —“

Weiter kam er nicht in seinem Monolog, denn eine starke Hand legte sich auf seine Schulter, der Einsiedler wendete sich entsetzt um — vier Bewaffnete umstanden ihn — er erkannte Vitry, er brüllte vor Wuth auf und hob den scharfen Spaten zum vernichtenden Hiebe, aber schon hatten Cahusac und Vitry sich auf ihn geworfen — ein wüthendes Ringen entstand, der Einsiedler wehrte sich kräftig.

„Drück ihm die Arme zusammen,“ schrie Vitry.

„Hunde — Bluthunde — hinweg!“ schrie Poirier.

„Hinten über mit ihm!“ commandirte Vitry, die Kehle des Waldbruders erfassend. „Ihr nehmt den Kasten in Obacht.“

Cahusac preßte den Ringenden gegen die Wand des Hauses, die starken Fäuste Vitrys umspannten seine Hände — Poirier erlahmte und mit den Füßen sich im Gestrüppe verwickelnd stürzte er zu Boden.

„So — mein Wölfchen,“ höhnte Vitry, „wir haben Euch — den Knebel, Cahusac, ich halte ihn.“

Er drückte sein Knie auf die Brust des Gefallenen, der vor Zorn, Angst und Ermattung keuchte. Cahusac zog um Arme und Brust eine Schlinge, welche die Glieder an den Körper preßte; jetzt sprang Vitry empor und richtete den Carabiner auf den Gefesselten.

„Ein Laut und Ihr seid des Todes,“ rief er. „Heb die Truhe auf, Soleille!“ befahl er dem einen der Häscher. „Da drinnen ist Proviant für den Herrn Cardinal. Auf, mein Freund!“ herrschte er dem Gefangenen zu — „Wir werden Dich gut behandeln.“

Poirier raffte sich empor, er vermochte nicht zu sprechen, die Wuth schloß ihm den Mund und er folgte schwankend dem Befehle Vitrys. Cahusac erfaßte das Ende der Schlinge — Vitry und der eine der Häscher hielten die Mündungen ihrer Gewehre dicht an Poiriers Körper.

„Vorwärts!“ kommandirte Vitry — der Zug ging mit dem Gefangenen ins Dickicht. Nachdem sie alle lautlos eine Strecke gegangen waren — erblickte der Gebundene auf einer Lichtung noch sechs Häscher, zu ihren Füßen lag ein geknebelter Mann — es war Etienne, der Kammerdiener Vendômes.

„Wir haben sie — wir haben sie,“ jubelte Cahusac. „Nun hinunter nach Chateau d'Anet — der Weg ist noch ziemlich weit.“

Man zwang den Einsiedler, auf ein Maulthier zu steigen, die Häscher umringten ihn — Etienne ging zu Fuß, und so bewegte sich die Colonne gegen das Schloß durch den Wald von Beauvais.

* * *

„Ha, seht! seht! da kommen sie! hurrah!“ rief es aus der Menge, welche an der Landstraße harrte. Die Jungen kletterten auf die Bäume — die Frauen und Mädchen reckten die Hälse. Es waren die Vorreiter des Zuges, in welchem der Cardinal durch Anet kommen wollte, fünf bis sechs seiner schwarzgekleideten Musketiere. Nun konnte der Erwartete nicht mehr lange zurückbleiben und bis zu seinem Eintreffen begnügten sich die Zuschauer, die geldgestickten Mäntel der Reiter zu bewundern.

Fleuri Gilain war in einem Zustande der Verzweiflung — nicht minder seine Genossen. Nirgends ließ sich einer der Edelleute sehen — sie waren verschwunden und eine schreckliche Ahnung des Verrathenseins stieg in Fleuri auf — wo aber blieb Poirier, der den Stoß thun, das ganze blutige Drama zu Ende führen sollte? Wieder erschienen einige Musketiere — dann kamen zwei Küchenwagen des Cardinals — es fiel Fleuri auf, daß die Musketiere nicht hinunter an die Landstraße ritten, sondern sich rechts von derselben am Fuße des Schloßberges in dem dorthin laufenden Gehölze postirten, dergestalt, daß vom Dorfe aus niemand auf diesem Wege mehr ins Schloß gelangen konnte.

„Poirier! Poirier!“ stöhnte der Müller — er mußte gleich eintreffen, seinen Platz auf dem Felsblocke nehmen, sonst war es zu spät. Vergebens starrte Fleuri nach dem Felsen hin, die Stelle blieb leer.

Die Scheune des Bäckers Copeau bot in diesem Augenblick ein reizendes Bild dar. Einige Dutzend allerliebster Mädchen in den reizenden Trachten der Isle de France standen mitten unter Blumen und Guirlanden. Hastig vertheilten sie unter einander die Kränze, die Bouquets, ihre Gesichter glühten vor Erwartung und der muntere Wirrwarr ward aufs höchste gesteigert, als Meister Geronimo, der Küster, dem diese Abtheilung der Feierlichkeiten übertragen worden war, herbeieilte und rief:

„Schnell! schnell, Mädels — er wird gleich eintreffen, die Musketiere sind schon da — flink.“

Ein helles Jauchzen tönte durch die Scheune, die Mädchen rangirten ihren Zug.

„Das letzte Paar geht hier zuerst hinaus,“ kommandirte Geronimo, „dann folgen die übrigen — wenn wir dann an der Pforte angelangt sind, ist das erste Paar wieder an seiner Stelle, das jetzt gerade dem Herrn Cardinal gegenübersteht. Susanne, die Sprecherin bleibt ganz zuletzt — sie wird dann die erste.“

Er begann nun hastig die Paare zu ordnen, welche sich reizend zwischen den Blumenketten ausnahmen. Während dieses Arrangements erschienen hinter dem Scheunengebäude drei Männer — es waren dieselben, welche der Schneider früher bemerkt hatte — Saint-Preuil war der erste; er drückte sich an dem Gemäuer entlang, bis er dicht bei dem Scheunenthor angelangt war, dessen geöffnete Thüre ihn verbarg.

„Gegen Prix richte den Weg, wenn wir getrennt werden — feuert im Nothfalle, aber hoch über die Köpfe hinweg, falls sie uns nachsetzen,“ flüsterte er Laurent zu.

Die jungen Mädchen gingen paarweise aus der Scheune. Susanne war die letzte. Schon hatten die ersten Paare den Ausgang des Dorfes nach der Landstraße erreicht, als ein furchtbarer Schrei den Zug stocken machte. Alles wendete sich erschrocken um, die Mädchen drängten auf einander. „Hilfe! Hilfe!“ kreischte es, Geronimo eilte zurück, einige zwanzig Leute folgten ihm — die Masse verwirrte sich und alle sahen, wie drei Männer über den Rasen eilten, welche die hilferufende Susanne fortschleppten und in dem Busche verschwanden. Ehe noch die heranstürmenden Landleute sich von dem Ereigniß die geringste Rechenschaft geben konnten, brachen die Räuber auf schnaubenden Rossen aus dem Gebüsche und jagten querfeldein bei der Mühle vorüber, die Wege nach Amiens vermeidend, in den Wald, die entsetzte Menge sah das weiße, flatternde Gewand Susannas zwischen den Bäumen verschwinden.

Der Schrecken und das Staunen machten dem weithallenden Wuthschrei Platz: „Mord! Raub! zu Hilfe, setzt nach!“ tönte es von allen Seiten, die Mädchen, welche dicht vor Susanne gegangen waren, berichteten mit zitternder Stimme, daß ein Mann hinter der Scheune hervorgestürzt sei, das junge Mädchen ergriffen und sie fortgeschleppt habe — der lange Zug verhinderte den Küster, der vorn neben dem ersten Paare schritt, schnell genug herbeizukommen. Wie ein Lauffeuer pflanzte sich der Schreckensruf bis zu der Landstraße fort.

„Was ist geschehen? wer? entführt — geraubt —!“

Niemand vermochte im ersten Momente die Kunde zu fassen, dann aber drängte und tobte alles wild durcheinander. Fleuri Gilain glaubte, die That sei geschehen — er traute seinen Ohren nicht, da einige „Mord!“ riefen — erst jetzt, als Geronimo schrie: „Susanne ist geraubt,“ fuhr der arme junge Mann wie von einer Schlange gebissen, empor.

„Setzt nach — wer that es?“ schrie er — „zieht die Sturmglocke!“

Einige Burschen liefen ins Dorf zurück — alle Frauen jammerten. Fleuri rannte in rasender Hast wie ein Besessener umher. In diesem Augenblicke schmetterten Trompeten, ein Reitergeschwader zeigte sich — Carossen rasselten heran.

„Der Cardinal! der Cardinal kommt!“ so riefen hundert Stimmen. „Welch ein Tag des Jammers!“ heulten andere.

„Was wird geschehen?“ rief Fleuri, der, ohne weiter auf die Entwickelung zu warten, in die Mühle eilte.

„Wohinaus sind sie?“ schrie er den nachkommenden Burschen zu.

„Dorthin auf den Weg gegen Prix,“ rief Florian, der Mühlknecht.

Fleuri riß das Reitpferd aus dem Stalle — er schwang sich hinauf, schlug die Hacken in die Weichen des Thieres und stürmte über das Feld. Unterdessen heulten die Feuerglocken des Dorfes, aber das muntere Gebimmel der kleinen Glocke übertönte sie fast.

Die an der Landstraße Zurückgebliebenen sahen betroffen — ohne das Geringste unternehmen zu können, den Cardinal herankommen. Man hatte ihn im Wagen vermuthet, aber die Musketiere verkündeten schon, daß die Gicht Seine Eminenz genöthigt habe, sich in einer Sänfte tragen zu lassen.

Jetzt erschien diese Sänfte, in welcher der Mächtige saß. Es war ein großer, purpurrother Baldachin, dessen Seitenwände durch seidene Gardinen geschlossen werden konnten. Zwölf Träger — sechs an jeder Seite — trugen auf ihren mit Polstern versehenen Schultern dieses prächtige Krankenzelt, zwölf andere gingen hinter ihnen, um sie abzulösen. Im Innern des Gezeltes saß auf einem niedrigen Stuhle der Cardinal. Er trug einen gelbseidenen, weiten Schlafrock, der mit gestickten weißen Blumen übersät war, eine leichte weißseidene Decke lag auf seinen Knieen, das Haupt war frei bis auf ein kleines rothes Käppchen, das seinen Scheitel bedeckte. Sein Antlitz war finster und unheildrohend, es vermehrte den Schrecken der harrenden Menge. Rechts und links von der Sänfte ritten Musketiere, welche die schußbereiten Faustrohre in der Rechten hielten.

Was aber mehr, als alles dieses die Bevölkerung von Anet in Furcht jagte, das waren die zwei Rotten geharnischter Reiter, welche den Nachtrab bildeten. Man sah diese Reiterhaufen plötzlich von der Straße abbiegen, in scharfem Trabe den Berg nach Schloß Anet hinaufreiten und auf ein von dem Führer, Capitän Biscarat gegebenes Kommando das Schloß umzingeln. Biscarat selbst sprang vom Pferde, ein Dutzend seiner Leute desgleichen und diese Männer drangen mit gezogenen Degen in das Schloß. Die schnell aufeinanderfolgenden Scenen der Angst und Verwirrung hatten die zum Empfange bereitstehenden Menschenmassen dergestalt betroffen und scheu gemacht, daß niemand mehr an Sprechen, Vivatrufen, oder gar an Singen dachte — der Raub Susannens, die unheildrohenden Züge des Cardinals, die Reitermanöver wirkten lähmend und statt des beabsichtigten Jubels empfing den Cardinal ein tiefes Schweigen, nur durch die in solchem Momente schaurig wirkenden Glockentöne unterbrochen. Die Häupter der am Wege stehenden Leute entblößten sich ehrerbietig — diese armen Bestürzten zitterten, als der Cardinal sich aus seinem Sessel lehnend, den Kopf über den kleinen, gepolsterten Rand seiner Sänfte beugte und nach einer Pause der Erwartung mit schneidender Stimme fragte:

„Nun? was soll das heißen? in Pierrefonds wurde mir gesagt, die Gemeinde von Anet wolle mich festlich empfangen — aber man bewillkommnet in dieser Art eine Leiche, nicht den Freund des Königs.“

Die unter dem Haufen befindlichen Verschworenen blickten nach dem Felsen hin — der Einsiedler ließ sich nicht sehen — sie ahnten, daß ein Gegenschlag geführt worden sei, aber sie wagten nicht zu fliehen.

„Gnädigster Herr,“ begann jetzt der Pfarrer, Muth fassend. „Eure Eminenz verzeihen, wenn ich es auszusprechen wage, daß die ungnädige Miene, welche wir an Ihnen gewahrten, die Ursache der Bestürzung aller dieser braven Leute ist.“

„Also ich störe Euer Fest?“ rief der Cardinal, während dieser Reden vorsichtig umschauend. „Das bedauere ich — aber —“

Er blinzelte nach beiden Seiten hin, als er aber die Degen und Pistolen seiner Musketiere dicht neben der Sänfte blitzen sah, lehnte er sich ruhig zurück.

„Aber,“ fuhr er fort; „ich kann nicht anders. Ich wäre gern als Freund nach Chateau d'Anet gekommen — so erscheine ich als Richter.“

„Als Richter, gnädiger Herr?“

„Gewiß. Dieses Schloß — diese Gegend sind Herde der Verschwörung und ich soll deren Opfer werden, hier — wahrscheinlich hier an dieser Stelle sollte ich ermordet werden — wäre ich auch wohl abgethan — hätte meine Hand nicht früher schon die Schuldigen erfaßt.“

Der Pfarrer und die Umstehenden erbebten.

„Eminenz!“ rief der Geistliche. „Ich schwöre bei der heiligen Hostie, bei Gott dem Allmächtigen, daß mir ein solcher Plan unbekannt ist. Man hat Eure Eminenz getäuscht.“

„Nein. Seht dorthin,“ rief der Cardinal auf das Schloß deutend. „Dort halten die Reiter die Mordhöhle besetzt, bald wird man Vendôme und seine Mitschuldigen heranschleppen. Ihr wißt nichts davon? weshalb waret Ihr so bestürzt, als ich ankam? Mein Gesicht? Ihr konntet es nicht aus der Ferne erkennen und dennoch schwieg alles lange schon, ehe ich Euch nahe war.“

„Eminenz,“ sagte der Pfarrer. „Nicht das Bewußtsein der Schuld schloß unsere Lippen, sondern der Schrecken über ein unerhörtes, schändliches Ereigniß, über einen frechen Raub, der gerade in demselben Augenblicke begangen wurde, als Eure Eminenz sich uns nahten — ja der Räuber hat wohl eben diese Minuten der Erregung und die Dero Ankunft zugewendete Aufmerksamkeit benutzt, um sein Verbrechen auszuführen.“

„Oho! was sagt Ihr? ein Raub? was ist denn geraubt? die Kirche bestohlen?“

„Nein, Eminenz. Ein Menschenraub ist geschehen — ein junges Mädchen aus diesem Dorfe, dieselbe, welche Euer Eminenz mit festlichem Gruße empfangen sollte, ist von frechen Abenteurern geraubt.“

„Ha — die mich hier empfangen sollte? diese? nun dann ist es die Hand der Vorsehung, die mich rettete, denn jenes Mädchen war ausersehen, mein Interesse in Anspruch zu nehmen und während dessen sollte ich den Mordstoß empfangen.“

„Eminenz — —“ stammelte der Pfarrer.

„Schweigt. Oh — Räuber? meine Agenten werden sie entführt haben — es hängt mit dem Plan meiner Rettung zusammen!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Palmenfrieden des Tocantins.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

Höchst seltsam ist die Natur zu Werke gegangen bei der Bildung unserer Erdoberfläche, selbst in solchen Breitengraden, in denen man bei Gleichheit ihrer Entfernungen vom Aequator eine gewisse Uebereinstimmung vermuthen sollte. Im Südosten treffen wir zwischen dem Aequator und dem zehnten südlichen Breitengrade ein Maximum von vulkanischen Erhebungen, welches kaum irgendwo auf dem weiten Erdenrund von anderen Gruppen feuerspeiender Berge erreicht wird. Von Sumatra schräg hinab streichend durchziehen die mächtigsten Vulkane die prachtvolle Insel Java und den ganzen gen Osten sich hinlagernden Inselcomplex; Kegel reiht sich an Kegel, Krater an Krater; ein wundervoller Gottessegen überwuchert die Abhänge und langhingestreckten Joche jener Gebirgswelten, bis einmal ein plötzlicher Ausbruch eines Vulkanes, sei es des Gedé, sei es des Timbora, in wenigen Tagen, ja Stunden und selbst Minuten, alles vernichtet, unter heißer Asche und glühenden Schlacken die sorgsame Arbeit eines ganzen Jahrhunderts spurlos verschwinden macht, und noch einmal die grausige Geschichte von Pompeji und Herculanum uns vor Augen führt.

Ganz anders dasselbe Erdparallel im Südwesten! Von den fernen Cordilleren Südamerikas an bis zum atlantischen Ocean, sowie weit nördlich und südlich vom Aequator, senkt sich die Erdoberfläche langsam und kaum bemerkbar hinab zu ihrer tiefsten Depression eben südlich vom Aequator. In mäandrischen Krümmungen windet sich hier zwischen dem Aequator und dem fünften südlichen Breitengrad eine unmittelbar von den Cordilleren ausgehende Wasserfurche von Westen nach Osten, um von allen Seiten die aus steilen Gebirgsstöcken oder aus ewigen Waldungen herausflutenden Süßwassermassen der aufgehenden Sonne entgegenzuführen und dem atlantischen Ocean zuzuwälzen. — Es ist aber ein halber Welttheil, der zu dem gewaltigen Wasserconcert die dahinströmenden Grundtöne liefert, und jene Wasserfurche am Aequator ist der Parana-açu, der „große Strom", wie ihn die anwohnenden Indianer nennen, gleichsam in dem Vorgefühl, es möchte auf dem weiten Erdenrund vergebens nach einem zweiten so großen Strome gesucht werden.

Ein ewiger Frühling ruht auf dem Parana-açu, dem Amazonenstrom. Es scheint, als ob der nordwestlichste Markstein des ganzen Stromgebietes, der Paramo de la suma paz, seinen „höchsten Frieden" in nimmer endender Segensfülle herniedertriefen ließe über jene Gegenden, über jene Gewässer, an deren Rand eine vom Wald und vom Strom erzeugte und ernährte Menschenwelt ihr stilles Dasein hinspinnt und keinen Theil nimmt an der Weltgeschichte.

Eine tiefe Stille liegt auf diesem Weltstrom de la suma paz! Kein fernhingetragener Glockenton redet von der Nähe einer hinter der vorspringenden Waldecke liegenden Kirche; kein Getümmel arbeitender Menschen ist vernehmbar. Nur der ewige Strom rauscht seine Cordillerenlieder, nur im Walde wehen Palmen und Calophyllen; nur des Araras, des davonfliegenden Ariringas lauter Ruf tönt weithin am Ufer der schweigenden Hyläa, und selbst in der Nacht vernimmt man nur das durch die lichteren Stellen des Gebüsches bis zu den Wohnungen der Menschen jagenden Puma oder der mächtigen Unze unheimliches Brüllen, wenn nicht etwa in mondhellen Nächten infernale Concerte von der ganzen Thierwelt losgelassen werden.

So habe ich im Gebiete des Amazonenstromes wunderbare Friedensstätten getroffen, Friedensstätten, wie sie unserem Kulturnorden gänzlich fremd sind und nur in seinen Märchen vorkommen. Fragt man mich aber, wo ich die anmuthigste Friedensstätte fand, so muß ich mich nach dem Tocantins zurückversetzen.

An einem stillen Abend verlassen wir auf flüchtigem Dampfboot den Hafen von Para und befinden uns nach wenigen Minuten mitten in der einem weiten Landsee ähnlichen Wasserfläche des Gran-Para. Immer weiter treten die Ufer auseinander, immer mächtiger scheint der Strom, obwohl wir ihn aufwärts fahren mit der vom fernen Ocean hereinströmenden Flut, sich gestalten zu wollen, bis er in der sogenannten Bucht von Marajo sein Maximum erreicht und wirklich meerartig daliegt. Nach einigen Stunden Fahrt tritt die reißend schnell ablaufende Ebbe ein; das Dampfschiff gewinnt nur wenig in seiner scheinbar so flüchtigen Fahrt; sein Anker rauscht in die Tiefe, und jetzt verkündet das hastige Plätschern um das Schiff, daß ein reißender Strom dem Meere zueilt. Und nun ist es still, wunderbar still ringsher. Nur hin und wieder verkündet ein kurzes Schnaufen mit einem leichten Plätschern des Wassers, daß Delphine sich um das Schiff herumtummeln; in pfeifendem Fluge ziehen aufgescheuchte Wasservögel ihren späten Nachtweg durch die Luft; ab und an treibt ein von schlaftrunkenen Indianern ziemlich nachlässig geleitetes Canoe vorbei, oder ein kleiner Schooner dämmert mit weißen Segeln dahin, um mit der ablaufenden Ebbe und dem leichten Nachtwinde noch vor Tagesanbruch den Hafen von Para zu erreichen.

Und noch vor Tagesanbruch fliegt auch unser Dampfschiff weiter und bringt uns in südlicher Fahrt dem Ufer näher. Vom Frühroth wundervoll bestrahlt, ragen dort die ungemessenen Scharen der Meritipalmen scheinbar unmittelbar aus der Flut heraus, Stamm an Stamm gedrängt, alle in seltsamer Gleichheit von Höhe und schnurgeradem Aufstreben von 70—80 Fuß, jeder Stamm mit einem frisch grünen Wedel von riesigen Fächerblättern versehen, unter welchem Wedel immer einige trockene Blätter und mehrere colossale Trauben von glänzend braunen schuppigen Früchten herniederhängen, — ein Palmenanblick, wie er so edel, so großartig, so kühn wohl nirgends in der Welt wieder getroffen wird, so einzig und so anziehend, daß wir vor ihm alle andere Vegetation wirklich übersehen.

Endlich entdeckt das Auge am Südrande der Bucht von Marajo eine weite Bresche, durch welche es einen mächtigen Strom aufwärts blickt, — das ist der Tocantins, der östlichste aller zum vielgliederigen Wassersystem des Parana-açu und Gran-Para gehörenden Zuströmungen. Nahezu vierhundert deutsche Meilen fern von seiner Mündung in das Meer entspringend, fließt er lange als ein Doppelfluß von seltsamem Parallelismus durch die brasilianische Binnenlandsprovinz Goyaz; fast ganz grade von Süden nach Norden, auf welchem Wege ihn tiefe, nur wenig von Anbau unterbrochene Waldeinsamkeiten umgeben. In der Provinz Para bildet er dann eine einzige kräftige Wasserader, deren mächtige Strömung jedoch durch eine Reihe von Felsbänken und Stromschnellen mannigfach unterbrochen wird.

Nach längerer Fahrt erreichen wir Cameta, die erste Stadt am Tocantins, den vollendetsten Ausdruck seines Palmenfriedens. Cameta ist keine neue Anlage. Schon 1637 diente der Ort zum Sammelplatz für die merkwürdige Expedition, die auf Befehl des Gouverneurs von Maranhao, Raymundo de Noronha ins Werk gesetzt wurde. Mit einem ganzen Militärstabe, 70 Soldaten und 1200 Igaruanaindianern von der Insel Marajo ging Pedro Teixeira am 28. October auf einer seltsamen Flotte von 70 größeren und kleineren Canoes von Cameta aus unter Segel und durch den Canal von Tagipuru westlich um die Insel Marajo herum, den Amazonenstrom hinauf. Unter den eigenthümlichsten Abenteuern erreichte diese Flottille den Rio Negro, und lief endlich in den Rio Napo ein, wo Pedro Teixeira an der Mündung des Aguarico seine Mannschaften liegen ließ, und in Begleitung des Obersten Bento Rodrigues de Oliveira am 24. Juni 1638 Paiamina erreichte. Von dort gingen sie zu Lande nach Quito, wo sie mit großen Feierlichkeiten empfangen wurden; denn abgesehen von der Großartigkeit des Unternehmens erschien schon damals die praktische Seite der Expedition, eine Flußverbindung des fernen Westens von Südamerika mit dem Atlantischen Ocean, von unabsehbarer Tragweite, eine Ansicht, die sich heutigen Tages durch eine Dampfflußschifffahrt von ungefähr 800 deutschen Meilen Länge vollkommen gerechtfertigt hat, aber in der ganzen Zeit vor Entdeckung der Dampfboote nur höchst mühevoll sich ausführen ließ.

Wenn nun auch die Fahrt von Para nach Cameta am Tocantins viel leichter war, und nur manchmal von den hoch aufgewühlten Wogen des Gran-Para etwas beunruhigt wurde, so gingen doch nicht eben viele weiße Menschen den Tocantins hinauf, um sich daselbst anzusiedeln. Diejenigen aber, welche dorthin zogen, wurden freundlich und gastlich von den braunen Leuten aus dem Stamm der Camutos aufgenommen, während eine schwarze Bevölkerung lange Zeit ganz fern blieb, und in ihren Beimischungselementen erst der neueren Zeit angehört. — So bildete sich denn in und um Cameta und längs des ganzen Tocantins bis nach Arroios hinauf eine aus europäischem und indianischem Blute gemischte Bevölkerung, die der

Charakterköpfe von A. Oberländer.
IV. Der Wunderdoctor.

Mamelucos, aus, während sich nur wenige Portugiesen und noch weniger reinweiße brasilianische Familien im Ort befinden.

Cameta hat einige leidliche Straßen, die meistens mit dem Flußrand parallel laufen, eine Hauptkirche mit zwei Nebenkirchen, und zählt heutigen Tages etwa 6000 Einwohner. — „Ich habe gewiß das friedlichste Volk, das es auf Erden gibt, zu regieren," meinte der feingebildete damalige Juiz de directo, ein studirter Rechtsdoctor, als ich ihn besuchte, „es fällt bei uns fast nie etwas Polizeiwidriges vor," was mir auch mein Gastfreund, Herr Laroque, bestätigte.

Laroques Villa am Ende von Cameta! Ein hübsches, wohnliches Haus mitten in einem Garten, und dieser Garten sich zu einer Art von Balcon über den Rand des unten hin rauschenden Tocantins hinaus erstreckend, von welchem eine breite Treppe zum Strome hin abführt! Von diesem hochliegenden Belvedere hatte ich einen freien Blick über die ganze Gegend, zur rechten die Stadt, zur linken den

Digitized by Google

sich hinerstreckenden Wald, unter mir den fast eine halbe Meile breiten Strom, und drüben am fernen Gestade und auf allen Inseln und in allen Buchten und auf allen Vorsprüngen diesen ewigen Palmenfrieden, dieses stille Naturwehen und heimliche Flüstern und Rauschen von Wind und Wellen, von Blüten und Schmetterlingen!

Es ist Pfingstsonntag! Ein goldener Morgen ist dem Meere entstiegen; am dunkelblauen Himmel segeln weiße Wolken eilig nach Südwesten, denn ein frischer Nordostwind weht daher und rauscht durch die Friedenshaine wie das Wehen des Geistes Gottes. Die kleinen Kirchenglocken läuten weithin über Stadt und Landschaft, und aus allen Igapos (Waldbächen) die sich in den Tocantins ergießen, aus allen Buchten und von allen kleinen Sitios (Landsitzen) am Ufer des Flusses, kommen Canoes und Igaritas herausgegaukelt; eine Menge kleiner weißer Segel zieht, wie eine Schar von Schwänen, über der gekräuselten Flut daher. Am Steuer sitzt ernst als Jacoman (Steuermann) der Familienvater, Segel und Kahn gleichkundig regierend, denn er ist ein Sohn des Stromes und des Waldes; vor ihm sitzt seine Familie, die Frau und einige sonntäglich weiß gekleidete Mädchen, leise mit einander flüsternd und manchmal nur still vor sich hinlächelnd, denn die Fahrt zur Kirche und zur Pfingstsonntagsmesse erlaubt kein lebhaftes Gespräch, kein lautes Lachen.

Und so kommen aus allen Waldpfaden, die gegen die Stadt münden, die halbindianischen Kirchengängerinnen — denn nur die Frauen gehen zur Messe — zum Vorschein in reinlicher, oft höchst einfacher, oft aber vollkommen europäischer Kleidung hergewandelt. Seltsamer Weise haben manche von ihnen statt der Handschuhe neben dem oft fein gestickten Taschentuch saubere lackirte Schuhe in den Händen. Im Walde ist die knappe Bedeckung dem Fuße lästig; auch erfreut sich das Auge gern an der hübschen Lederarbeit, meistens dem Geschenk eines heimlichen Verehrers; aber vor der Stadt wird der Pariser Schuh schnell über den strumpflosen Fuß gezogen.

So kommen sie in das Gotteshaus; eine von ihnen netzt die Finger in der Schale mit Weihwasser an der Thüre, und hält die Hand den Gefährtinnen hin, welche nun wieder die von der agoa benta feuchten Fingerspitzen der Freundin berühren, so daß das heilige Wasser von Hand zu Hand geht, bis sie dann andächtig das Zeichen des heiligen Kreuzes an Stirn und Brust schlagend das Schiff der Kirche betreten und dort zu den Reihen der Versammelten niederknieen.

Indessen lag mir doch der volle Charakterzug vom Palmenfrieden am Tocantins nicht in der Pfingstkirche, ja nicht einmal in der Stadt Cameta selbst. Wer diesen Frieden so recht in seiner Fülle empfinden will, der muß einen jener Waldpfade einschlagen, die weithin durch die Hyläa des Stromes führen. Da träumt der europäische Wanderer einige Minuten Weges durch die Dämmerung des dichten Urwaldes hindurch, — aber plötzlich steht er vor einer kleinen Klärung, auf welche der tiefblaue Tropenhimmel über den dunkelgrünen, mächtig hohen Baumwipfeln freundlich herablacht. Inmitten der Lichtung liegt das graue indianische Häuschen, halb umgeben von einer kleinen Kakaopflanzung, und fast überragt vom saftstrotzenden Pisang, umduftet von einigen blühenden Orangenbäumen. Hoch über dem Friedensbilde rauschen des kühnen Pirijao nimmer ruhende Foliolen, reifen die pfirsichfarbigen und mehlhaltigen Früchte dieser Edelsten aller Palmen, während im Hintergrunde der Ansiedlung einzelne Gummibäume sich erkennen lassen, oder auch wohl ein mächtiger Pacouribaum die Krone bis in die Wolken erheben zu wollen scheint und im freien Aether seine schmackhaften Früchte reifen läßt.

Der indianische Besitzer des kleinen Gehöftes ist wohl gerade dabei, Stecklinge der Maniacstaude zu pflanzen, während die Mutter aus Tucum, dem zu allen Bindfadenarbeiten dienenden Palmenfaserstoff Schnüre dreht. Die Söhne sind im Canoe den Tocantins hinaufgerudert, um zu fischen, oder um Paranüsse zu sammeln, denn schon am Tocantins wachsen die Riesen des Urwaldes unter dem Aequator, die hohen Bertholletien. Und die schlankaufgeschossene Tochter vor der Hausthür, was schafft denn die für ein tropisches Mysterium? In einem tiefen Troge hat sie eine Menge blaue Beeren mit Wasser zerdrückt. Nun steht sie da, das Gewand zurückgeworfen und die feingeformten Arme bis über die Ellenbogen zwischen die Palmenfrüchte hineingesteckt, welche sie im Feuereifer, wie eine Bacchantin Trauben auspreßt, mit den Händen ausknetet und in eine dunkelweinrothe Sauce verwandelt, aus der sie endlich die abgewaschenen Kerne herausnimmt. Und während die zierliche Mameluca sich abarbeitet in dem seltsamen Geschäft, liegt ihre jüngere Schwester faul ausgestreckt in der dicht daneben ausgespannten Hängematte, und starrt mit begehrlichen, dunkeln Augen durch die weiten Maschen ihres schwebenden und leise schwingenden Lagers in die rothe Brühe, von der sie auch trotz allen Faullenzens ihr Theil bekommt, denn sie ist der Vorzug der ganzen Familie, eben vierzehn Jahre alt, hübsch und reich an allen passiven Mädchentugenden, und vor allem endlos verliebt; in wenig Wochen wird sie heirathen, obwohl sie kaum bis zehn an den Fingern zählen kann. Der bringt nun die Schwester eine Cuja (eine halbe Calebasse) voll von der rothen Brühe. Das große Kind nimmt mit dankbarem Lächeln, aber ohne ein Wort zu sagen, denn dazu ist sie viel zu faul, die Schale und trinkt sie in langsamen Zügen leer; dann legt sie die in einander gefalteten Hände unter den Kopf und streckt sich bequem aus in ihrer Maqueira, über deren Rand sie mit einem leichten Ruck den einen Fuß hinausstreckt, so daß die Hängematte stärker schaukelt. So wiegt sich das Kind selbst ein, schließt die Augen, der Wald rauscht ein Schlummerlied, und endlich schläft das „kleine Faulthier" wirklich. Die Familie nennt sie nämlich preguizasinha, weil sie als die Jüngste im Hause absolut nichts zu thun nöthig hat.

Was war das aber für ein Nektar, nach dessen Genuß sie einschlief? Wie heißt das seltsame Gebräu?

Sollte irgend einen meiner geneigten Leser sein Lebensweg einmal nach Para führen, so wird er bestimmt am ersten Abend unter dem späten, von unten aus der schon stillen Straße heraustönenden und alle Modulationen einer Frauenstimme durchgehenden Ruf: Assai, Assai-i-i-i! einschlafen, und am ersten Morgen mit demselben Ruf geweckt werden! Und wenn mittags zwischen zwölf und ein Uhr in der unerbittlichen Hitze die Gassen noch so stille und einsam erscheinen, wenn nur Hühner und Urubus (Geier) sich in ihnen umhertreiben, gewiß erschallt doch noch aus irgend einer beschatteten Ecke ein matt und melancholisch klingendes Assai, und man entdeckt eine leichtgekleidete schwarze oder braune Nymphe, welche einen Krug auf dem Kopf, ein aus Palmenblättern geflochtenes Körbchen in der Hand trägt.

„Oh, rapariga," rief ich, als ich den ersten Assairuf vernommen hatte, und die rapariga, das Mädchen, herankommen ließ, — „was hast Du da?"

„Assai, Senor!" war die bescheidene Antwort.

„Aber was ist denn Assai?" fragte ich weiter.

Da sah mich das Mädchen betreten, schweigend und mit einem bitterbösen Ausdruck des Gesichtes an, denn sie nahm meine Frage für einen schlechten Scherz; höhnisch wandte sie sich um, und murmelte beim Weitergehen: „Oh estagente branca; sabem tudo e naõ conhecem assai!" — „o, diese weißen Leute: alles wissen sie, und kennen kein Assai!"

Und das ist auch unerhört, daß jemand in Para kein Assai kennt. Ist doch Para die Hauptstadt des Indianerthums, und ist doch Assai der eigentliche Lebenssaft dieses Indianerthums! Ueberall wächst die schlanke, kleine Euterpe edulis am untern Amazonenstrom; überall zeigt sie sich wenig herausragend aus niedrigem Gebüsch, und hoch überwölbt vom Walde, überall trifft man die reizende Juçarapalme, und zu allen Zeiten beut sie ihre blauen in reichbeladener Traube am Stamme herunterhängenden Beeren, welche allmorgentlich in zahlreichen Canoes zur Stadt gebracht, und in der oben angegebenen Weise zu einer weinfarbigen Sauce zerknetet werden.

Vom Genuß des Assai begeistert und auf die volle Höhe des Indianismus gehoben schlendern wir weiter im Walde von Cameta, und kommen zur Brücke von Curimaõ. Die Brücke von Curimaõ! Kein Viaduct ist da von großen Dimensionen, kein Wunder der Baukunst. Der Weg senkt sich etwas, und über einen lustig dahin rennenden Bach ist ein Steg gebaut aus einfachen Baumstämmen, das ist die Brücke von Curimaõ. Aber doch bleibt man wie festgebannt stehen auf dem Stege! Da blüht und duftet ringsher der schweigende Hochwald; die Sonne scheint von oben hinein bis auf den Grund des Wassers, und die Wellen spielen mit den goldenen Strahlen und necken sich mit den zitternden Schatten der Blätter. Still ist alles ringsher, still, ganz still! Nur der Bach plätschert, nur die obersten Baumkronen rauschen, nur die Bienen und einige Hornissen summen in der schneeweißen Blütentraube der Bacabapalme, deren Spatha eben aufgesprungen ist, und fern im Walde klopft der Specht.

Wer nie im Tocantins badete, hat nie die vollste Wonne eines

Flußbades erlebt. Man vergegenwärtige sich die Vegetationspracht am Rande eines Tropenwaldes, aber man denke auch an die Sonnenglut unter dem Aequator, an welcher man zu manchen Tagesstunden und selbst noch nachts fast verschmachten möchte. Und nun ein breiter, prachtvoll einherflutender Strom, und nun ein kühlender Wellenschlag, und nun ein von Palmen umrauschter, von Kakaobüschen umdüsterter Badeplatz! Wer würde sich da noch wundern, wenn er einen großen Theil der guten Cametenser aller Farbennüancirungen, Lebenslagen, Altersabstufungen fast zu allen Tageszeiten im Tocantins sich umherbewegend findet, wer würde es den Leuten verdenken, wenn sie Stunden lang sich zum Baden vorbereiten, sich baden und nach dem Baden ausruhen!

Aber selbst der Tocantins bei Cameta, selbst der schattige Wald gewähren nicht immer hinreichende Kühlung, denn die ganze Gegend ist doch immer ziemlich flach, und das breite Wasser stark von der Sonne beschienen. Da gehen wohl, wenn ihnen die Zeit gar zu heiß ist, die guten Cametenser, ganz wie bei uns die vornehmen Leute, für einige Zeit auf Reisen. Aber wohin gehen sie? Die Pracht von Para — denn Para ist eine Art von Paris neben Cameta — reizt sie nicht; der kühlere Seestrand würde ihnen entsetzlich wüste vorkommen; auch würde die donnernde Meereswelle sie, die bisher nur von Palmenmelodieen und Stromliedern eingewiegt wurden, des Nachts nicht schlafen lassen. Wohin also, wohin?

Ein geheimnißvoller Zug zum Wandern liegt auch in den Naturmenschen am Amazonenstrom, oder vielmehr eine rythmisch wiederkehrende Nothwendigkeit, aus welcher dann eine Gewohnheit wird. Der höher anschwellende Parana-açu zwingt seine Anwohner, Menschen wie Thiere, die nächsten Uferdistricte zu verlassen und sich an den großen und kleinen Nebenflüssen aufwärts weiter in den Wald hinaufzuziehen. Fällt dann der Strom wieder, und erreicht er seinen niedrigsten Wasserstand, so daß die großen Sandstreifen an seinen Ufern und die oft weit ausgedehnten Sandinseln mitten in seinem Bette trocken gelegt werden, so kommen alle Flüchtlinge wieder einhergezogen; bis zu den Sandbänken kommen sie, wo sie sich dann Hütten bauen und mannigfaltige Jagd treiben, eine Zeit wilder Feste und manchmal zügelloser Orgien, die schon oft zu blutigen Fehden Anlaß gegeben haben.

Etwas Aehnliches, aber in gesitteterer Form, begegnet nun auch manchmal den Leuten von Cameta, wenn ihnen die Sonne zu heiß über den Köpfen brennt. Mehrere Familien vereinigen sich. Sie rüsten ihre Canoes mit einigem Proviant und Jagdgeräthen, sowie auch den nöthigen Hängematten aus, und lassen ihre Wohnungen ganz unbefangen ohne Aufsicht zurück, oder bitten den Nachbar und den Compadre (Gevatter), er möchte zuweilen einmal nachsehen. Fröhlich bricht dann die kleine Flotte, wie einst Teixeiras merkwürdige Expedition, auf von Cameta und segelt den Strom aufwärts, oft mehrere Tage und viele Meilen, bis ein anziehender, allen genehmer Punkt, zumal in der Nähe einer Stromschnelle mit Felsen und ansteigender Gegend gefunden ist. Gar bald ist an solcher Stelle der Boden zu einem Lagerplatz zurechtgemacht, und in wenigen Stunden ein Rancho, ein Palmendach, errichtet, unter welchem, falls es einmal regnet, alle Platz finden. Ein nothdürftiger Haushalt ist alsobald eingerichtet, und nun beginnt ein höchst anziehendes Waldleben. Die Männer gehen auf die Jagd, auf den Fischfang aus, indessen die Frauen Kaffee kochen und die Speisen bereiten. In voller Harmonie werden die Mahlzeiten eingenommen, und zwischendurch wird in den kühlen Sprudeln der Cachenira gebadet. Gegen Abend werden die Hängematten von Baum zu Baum ausgespannt, wo möglich in einer Art von Kreis, in dessen Mitte dann ein Feuer lodert und die ganze Nacht erhalten wird. Alles lagert sich nun bequem in den Maqueiras und träumt wachend im ungeheuersten Dolce far niente der Nacht entgegen. Aber an wirklichen Schlaf wird fürs erste nicht gedacht. Denn irgend ein geistreicher Maitre de plaisir holt die unvermeidliche Guitarre hervor, und singt einen Modinho nach dem andern; mit jeder Weise erntet er Beifall und oft lauten Applaus. Das macht ihn kühn. In recitativem Vortrag und mit dem Rücken der Finger über die Saiten hinfahrend, improvisirt er die Vorfälle des Tages, feiert den Muth von Jozé und Antonio auf der Jagd, verspottet den Jouquin, der beim Fischen ins Wasser fiel, oder singt gar von einem übel abgelaufenen Liebesabenteuer seines Compadre Joao Paulo, welcher da glaubte, daß kein Mensch etwas von der verzweifelten Geschichte erfahren hätte; und nun wird sie ihm vor aller Welt vorgesungen, worüber die ganze Gesellschaft sich beinahe todt lacht. Dann werden auch wohl noch die jungen Mädchen besungen und bekommen zwischen manchen oft etwas derben Galanterien auch manche eben so derbe Bosheiten zu hören, — ja, ist Zeit und Stunde und Stimmung besonders günstig, so wird auch wohl getanzt und pira poraceya gespielt, wörtlich Fischtanz; die Mitspielenden bilden mit geschlossenen Händen einen großen Kreis; einer ist pira, Fisch, der mitten im Kreise steht; ein anderer, der draußen ist, muß ihn zu fangen suchen, während der Kreis sich in einer großen Runde bewegt. Oft dauert das Spiel bis tief in die Nacht hinein, oder der Improvisator klimpert so lange, bis alle eingeschlafen sind.

So leben diese Leute einige Wochen lang in ihrem so einfachen, so leicht improvisirten und so wenig kostspieligen Sommeraufenthalt; ja sie haben außer dem Genuß des Augenblickes, der ihnen als ächten Naturkindern das Höchste im Leben ist, noch manchen praktischen Nutzen davon. Manche schöne Waldausbeute wird gemacht, manche vortreffliche Stelle zu weiterer späterer Ausnutzung wird entdeckt, eine ergiebige Kakaogegend, Gummibäume, Bertholletiengruppen und andere werthvolle Pflanzen aufgefunden. Schon mancher junge Mann ist nach solcher Sommerfahrt mit unternehmendem Muthe zurückgekehrt nach dem aufgefundenen Waldasyle und hat sich dort zu festem Wohnsitz niedergelassen; und mehr als einmal mag eine der jungen Mamelucas, die mit den Eltern jene Sommerfahrt mitgemacht hatte, zum zweitenmal den Tocantins hinaufgefahren sein als Frau eines solchen Ansiedlers, mit dem sie einmal die pira poraceya in mondheller Nacht gespielt hatte.

Aber genug der Tropentändeleien am Tocantins! Mit herzinniger Freude denke ich immer zurück an die Pfingsttage in Cameta vom Jahr 1859. Solche Zustände, wie ich sie flüchtig darstellte, sind aber leider nur Durchgangspunkte im Culturproceß jener Gegenden; sie sind nicht bleibend, sie tragen ihren Todeskeim in sich selbst; man sieht sie täglich mehr und mehr dahin sterben. Schon das Dampfschiff, mit dem ich selbst von Para nach Cameta fuhr, kam mir störend vor im Naturfrieden des wunderbaren Panoramas. Und jetzt ist die Schiffahrt auch auf dem Tocantins allen Nationen frei gegeben. Alle möglichen Flaggen werden auch nach Cameta hinaufwehen, und Dampfschiffe nach allen Richtungen den wunderschönen Strom durchziehen, und vielleicht werden nicht viele Reisende mehr zu erzählen haben vom Palmenfrieden am Tocantins.

Blätter aus meinem Herbarium.

III. Doctor Eisenbart.*)

Vor allem gebührt dem Wunderdoctor ein Platz in einem Herbarium, wie es das meinige ist; denn die darunter begriffene Species ist unbedingt im Aussterben begriffen. Wenigstens in ihrer früheren Originalität; die von ihr vertretene Sache blüht heutzutage mehr vielleicht als zu irgend einer andern Zeit. Aber was ist die schwunghafteste Anpreisung eines der zahllosen Wunderheilmittel, die sich täglich in allen Zeitungen findet; ja, was wäre eine Blütenlese der gelungensten Arzneireclamen gegen eine einzige solche Figur, wie sie unser humoristischer Zeichner uns heute vorführt!

Das ist augenscheinlich ein Mann, der den Mephistophelischen Rath:

An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen
Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut,
Vertrauen Euch die andern Seelen —

treulich beherzigt hat. Wie scheinbar ernst und wichtig und doch wie verschmitzt schaut er die Flasche an, welche der Patient mitgebracht oder geschickt, als vermöchte er aus ihrem Inhalt die unzweifelhafteste Krankheitsdiagnose zu erkennen, und wie gravitätisch hält er dazu den würdevollen Stock an das Kinn, als sei es ein Zauberstab, der ihm helfen kann, jedes Uebel zu heilen.

Man könnte unter dieses lebensvolle Bild auch wohl die Verse

*) Vgl. Nr. 9. S. 140.

eines alten Spottliedes setzen, das wir als Studenten manches Mal gesungen haben:

Ich bin der Doctor Eisenbart,
Kurir die Leut' nach meiner Art,
Kann machen, daß die Lahmen sehn
Und daß die Blinden wieder gehn rc.

Und doch scheint mir bei näherer und längerer Betrachtung unser Doctor Eisenbart — dessen Original ich nicht zu kennen die Ehre gehabt — keineswegs zu der Klasse jener ordinären Betrüger zu gehören, die Hebel in seinem „Doctor Schnauzius Rapunzius von Trafalgar" so prächtig gezeichnet hat. Das war nämlich ein Tagedieb, der sich als Zahnarzt ausgab und mit billig fabricirten Pillen seinen Cumpan, der ihm vorangegangen war und im Wirthshaus lange vor Zahnschmerzen gewimmert hatte, natürlich rasch curirte, worauf er alsdann seine zierlich hergestellten Pillenpäckchen reißend schnell los wurde.

Unter den zahlreichen berühmten Wunderdoctoren von Paracelsus bis auf Johannes Dicel im vorigen und Lampe von Goslar in unserem Jahrhundert herab hat es sicherlich viele gegeben, die wie jener Prinz von Oranien bei der Belagerung von Breda seine Soldaten, die zahlreich dem Scorbut erlagen, durch ein s. g. Wundermittel — mit Wissen der Aerzte — heilte, als alle anderen Medicinen sich als fruchtlos erwiesen hatten; Männer, die nach dem — auch unter gewöhnlichen Aerzten nicht ungewöhnlichen — Grundsatze: Mundus vult decipi; ergo decipiatur!*) handeln, und das nicht aus bloßer Gewinnsucht, sondern aus der Ueberzeugung, es könne den Menschen einmal nicht anders geholfen werden.

Zu ihnen dürfte unser Doctor Eisenbart gehören; denn daß er nicht zu jenen mit ärztlicher Naturanlage und instinctiver, durch Beobachtung und autodidaktisches Forschen entwickelter Kenntniß der besonders heilkräftigen Pflanzen ausgerüsteten Leuten, die sich in Gebirgsgegenden, namentlich unter den Hirten finden, gehört, das steht ihm auf der Stirn geschrieben. Die hohe Stirn verkündet Intelligenz, wie das Auge Verschmitztheit und Schlauheit. Er behandelt seine Patienten als ein geistig überlegener Mann, der mit ihnen machen kann, was ihm beliebt. Er versteht es, sein Gesicht nach Bedürfniß in die verschiedenartigsten Falten zu legen — der vornehm müßigen Dame gegenüber, die an allerhand eingebildetem Weh laborirt, erscheint er als der theilnehmende, besorgte, in alle Launen geschmeidig eingehende Freund, während er dem zu ihm kommenden Landmann rc. barsch und derb begegnet.

Aber — wie Eingangs bemerkt — diese alten Originalexemplare des Wunderdoctors fangen an selten zu werden. Neuerdings sind die Zeitungen die Trompete, welche seine modernen Vertreter vor sich her erschallen lassen; zuweilen freilich fahren dieselben auch — als feinste Gentlemen — in elegantem Gefährt, heilen alle Uebel mit Sherry oder Portwein und lassen sich die Visite mit einer Guinee bezahlen. So sah ich sie wenigstens in Englands für sie äußerst ergiebiger Hauptstadt — in unseren großen Städten dürften sie wohl auch zu finden sein, aber jedenfalls seltener; denn die Gediegenheit und Zuverlässigkeit der deutschen Aerzte ist eine in der ganzen Welt anerkannte Thatsache; und der Wunderdoctor ist selten aus ihrer Mitte hervorgegangen.

R. K.

*) „Die Welt will getäuscht sein; darum werde sie getäuscht!" Ein Ausspruch, der irrthümlich dem auch sonst vielfach verläumdeten Paracelsus zugeschrieben wird.

Am Familientische.

Unsere Baumveteranen.

Der Orkan, welcher am 7. Dec. v. J. von Englands Küsten bis zu den Grenzen Schlesiens wüthete, hat manchen Veteran des deutschen Forstes zu Fall gebracht, und wenn der Frühling ins Land zieht und der Tourist wieder die alten Wald- und Bergpfade betritt, wird er manchen Altvater des Waldes, in dessen Schatten er ruhte, und den er seiner sturm- und zeittrotzenden Eigenschaften wegen lieb gewann, gestürzt finden.

Edeltanne, Kiefer und Fichte, die das lichte Grün des Waldes so angenehm schattiren, haben dem Sturme, der am 7. December einherzog, in erster Reihe das Feld räumen müssen. Wie das Knattern von Kleingewehrfeuer erklang es in den ausgedehnten Wäldern, darin der immergrüne Baum der vorherrschende. Während der alte kernfaule Stamm der Wucht des ersten gewaltigen Sturmstoßes sofort weichen und wie dürres Reisig brechen mußte, wurde in das Gezweig und die windfangende Krone der gesunden so lange gewüthet, bis sich das flache Wurzelwerk gleich einer Riesenscheibe aus dem Waldboden hob und dann der dem Tode geweihte in das krachende und prasselnde Walddickicht geschleudert wurde. Böhmen, Thüringen, das Erzgebirge, und der Odenwald sind die Heimat der Veteranen der immergrünen Hölzer. Edeltannenstämme von 160 bis 170 Fuß Höhe schmücken das Erzgebirge, und das Alter von Tannen im Thüringer Walde ist bis auf 700 Jahre geschätzt worden. Die Kiefern im Haine bei Rudolstadt gehören ebenfalls zu den ältesten Deutschlands. An gefällten Kieferstämmen bei Schandau in Sachsen hat man über 400 Jahresringe gezählt.

Aber auch manche deutsche Eiche, das Urbild der Unverwüstlichkeit, hat den Streichen des Sturms erliegen müssen. So ist eine auf tausend Jahre geschätzte Eiche in Wetter in Hannover gestürzt worden, sie galt nächst der Urgroßmutter bei Minden, einer Stieleiche von 42½ Fuß Umfang, welche 1852 einging, als der älteste und denkwürdigste Baum in dem ehemaligen Königreich. Am Boden maß sie 40 hannöv. Fuß im Umfange und in einer Höhe von 20 Fuß breitete der herrliche Baum noch fast lückenlos seine Riesenäste aus. Die Freien des Amtshofes, darin die gefallene Größe stand, versammelten sich im Mittelalter unter diesem Urbild der Kraft und Freiheit, um Streitigkeiten unter ihren Mitgliedern zu schlichten und ihre Rechte gegen fremde Eingriffe zu wahren. Die berühmte Eiche im Forst Elisenhain bei Greifswald, welche im Winter gleichsam grün belaubt scheint, da sie vier mächtige Epheustämme bis zum Wipfel umschlingen, steht nebst der Königseiche bei Leipzig in dichtgeschlossenen Beständen, und beide trotzen wohl noch lange den Stürmen.

Von den berühmten Buchen und Linden scheint keine dem Orkan zum Opfer gefallen zu sein. Die Lutherbuche im Luthergrund in Thüringen wurde bereits im Jahre 1841 vom Sturm gebrochen, doch grünen ihre Ueberreste, die aus dem Rumpf und einem Aste bestehen, noch fort. Ihr Alter wird auf 450 Jahre geschätzt; sie war damals schon ein schöner Baum, als Luther in ihrem Schatten ruhte und einen Labetrunk aus dem unter ihr hervorsprudelnden Quell that. Von ihr heißt es in dem Kirchenbuche: „Anno 1521, Sonnabend nach Cantate, den 4. Mai, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, ist Herr Dr. Martin Luther allhier durchgefahren, da er von Worms kommen, und über Altenstein auf der Landstraße nach Waltershausen gefangen und auf die Wartburg geliefert worden." — Die Linde der heiligen Vehme bei Dortmund und die Freiburger Linde, welche schon 1476 ihres Alters und ihrer Stärke wegen berühmt war, repräsentiren die Altmeister der einheimischen Linden. In der Nähe Dortmunds war der Hauptstuhl des heiligen Vehmgerichts, und unter der Vehmlinde, die einen Stamm von fast 30 Fuß im Umfange hat, ist noch der alte Steintisch mit dem Relief des Reichsadlers, daran die Vehmrichter saßen. Eine der ältesten und berühmtesten Linden Deutschlands ist auch die in Grimmenthal bei Meiningen; diese Sommerlinde hat am Grunde einen Umfang von 36 Fuß. Eine Linde hat auch bekanntlich einer Stadt den Namen gegeben, nämlich der Stadt „Neustadt an der Lind" am Kocher in Würtemberg. Es ist das zerstörte Helmbundt, welches 1229 an die „große Linde" versetzt, jenen Namen erhielt. Die Neustädter Linde, welche vor dreißig Jahren einging, gehörte zu den ältesten Deutschlands.

Es ist noch eines Baumveteranen zu gedenken, der aber durch seine Lage vor einer Zerstörung durch den Sturm bewahrt bleibt. Es ist dies der Rosenbaum an der Domkapelle zu Hildesheim. Er muß früher als die Kapelle bestanden haben, da er in das Mauerwerk der letztern gefügt ist. Nun ist aber der Hildesheimer Dom bereits 818 erbaut, und da die Kapelle älter als der Dom ist, so dürfte der Rosenstock, von dem überdieß die Sage geht, daß ihn Karl der Große gepflanzt hat, ein Alter von mindestens 1000 Jahren repräsentiren.

F. B.

Auflösung des Rebus in Nr. 14.

Schlaf ist die Medicin der Natur.

Inhalt: Pauline. (Forts.) Novelle von E. Wichert. — Die St. Hubertusjagd im Grunewald. Von unserem Berichterstatter. Mit Illustr. von H. Lüders. — Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Im Palmenfrieden des Tocantins. Von Dr. R. Avé-Lallemant. — Blätter aus meinem Herbarium. IV. Der Wunderdoctor. Von R. K. Mit Charakterkopf von A. Oberländer. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Januar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 16.**

Pauline.

Criminalnovelle von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

III. Auf der Fährte.

Am folgenden Vormittage treffen wir den Grafen Arthur Hohenbühl auf dem Wege nach dem Schloß. Sein Vater, ein hochgestellter Hofbeamter, hatte dort seine Wohnung nicht weit von den fürstlichen Gemächern.

Arthur war schon gestern zu ihm beschieden worden, aber der Brief hatte ihn nicht mehr zu Hause getroffen. Er hatte ihn erst morgens gefunden und beeilte sich nun, dem Wunsche seines Vaters zu entsprechen, der ein abgesagter Feind aller Unpünktlichkeit war. Die elegante Toilette, die er gemacht hatte, sprach dafür, daß er die Vorbereitung zu noch anderen Visiten für nöthig gehalten, galt vielleicht aber doch nur dem alten Hofmanne, dessen Auge sich aus langer Gewohnheit durch jedes andere Kleid unangenehm berührt fühlte.

Der junge Graf sah nachdenklich vor sich hin, als er die Marmorstufen der großen Treppe hinaufstieg, die aus dem geräumigen, mit Statuen geschmückten Vorhause in mehreren Absätzen zur ersten Etage hinaufführte. Er schien die reichbetreßten Diener nicht zu bemerken, die oben im Corridor an den Thüren standen und sich verneigten, als er vorbeiging. In einen schmäleren Seitengang einbiegend, gelangte er in ein offenes Vorgemach, in welchem ein Mann in schwarzem Leibrock, weißer Binde, Schuhen und Strümpfen, am Fenster saß und Federn schnitt. „Melden Sie mich dem Herrn Grafen," sagte er, ohne Hut und Handschuhe abzulegen.

Der Alte stand auf, machte eine devote Verbeugung, trat mit leisen Schritten an die Thür, sah in gebückter Stellung eine Weile durch das Schlüsselloch, um zu erkunden, ob er nicht störe und öffnete dann erst. „Der Herr Graf lassen bitten, einen Augenblick zu verziehen," wisperte er, als er ebenso leise gleich darauf zurückkehrte, dem Besuch einen Stuhl präsentirend.

Arthur setzte sich nicht, sondern umkreiste einige Male schnell mit den Fingerspitzen seinen Hut und machte mit dem Fuß jene zitternde Bewegung auf dem Erdboden, die für die Ungeduld charakteristisch ist. Der alte Diener schien es nicht für angemessen zu halten, ihn zu beobachten, nahm aber nicht seinen früheren Platz ein, sondern legte, am Fenster stehend, die angeschnittene Feder auf den Nagel und zirkelte lange mit dem Federmesser, ehe er die Spitze abknipste.

Er war gerade mit dem schwierigen Werke fertig, als sich innen eine Glocke vernehmen ließ. So langsam und gemessen früher alle seine Bewegungen gewesen waren, so lebhaft wurden dieselben jetzt. „Der Herr Graf lassen bitten, einzutreten," meldete er mit lauter Stimme, an der geöffneten Thür in einer tiefen Verbeugung verharrend, bis dieselbe hinter dem Eintretenden geschlossen werden konnte.

Graf Hohenbühl, ein Sechziger mit grauem, sorgfältig frisirtem Haar und glatt rasirtem Gesicht, stand nicht vom Schreibtisch auf, sondern schob nur seinen Lehnsessel ein wenig seitwärts, zog die Decke, die seine Füße umhüllte, über die Kniee hinauf, nickte kaum merklich mit dem Kopf in Entgegnung des sehr förmlichen Grußes seines Sohnes und bedeutete ihn durch eine kurze Wendung der Hand, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Man hätte sich einreden können, daß er dabei freundlich lächelte, aber es zeigte sich bald, daß dieses Lächeln stereotyp war und gar nicht mehr vom Munde und aus den Augenwinkeln fort konnte. Es hatte keinen Zusammenhang mit seiner Stimmung und machte auch bei Arthur keinerlei Erwartungen rege.

„Ich habe Dich gestern Abend zum Thee erwartet," räusperte sich der alte Herr.

„Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, bester Vater," erwiderte Arthur, in seinen Hut hinabsehend, den er noch immer in der Hand hielt. „Hätte ich wissen können —"

„Was?"

„Daß ich eine Einladung von Dir zu Hause treffen würde —"

„Ach so! Also nicht einmal zu Hause angesprochen, um nachzuhören, ob ich Aufträge für Dich hätte. Man wird Dich bald in Deiner Familienwohnung aufsuchen lassen müssen, lieber Freund, wenn man Dich nicht verfehlen will. Nun?"

Arthur schwieg.

Digitized by Google

„Du scheinst vergessen zu haben," fuhr der Graf mit pointirter Schärfe fort, „daß ich Dir vorgestern bei unserer Conferenz sehr ernstlich rieth, Dich bei Zeiten von gewissen Fesseln loszumachen, die unter Umständen sehr lästig werden können. Ich ertheile einen solchen Rath ungern zwei Mal. Du weißt, daß ich sehr tolerant gegen das bin, was man in bürgerlicher Redeweise die Verirrungen der Jugend, in unserer Sprache noble Passionen nennt. Man gibt sich mit jugendlichem Feuer allen den süßen Illusionen hin, die nun einmal das Erbtheil unserer Natur sind, und erschöpft in ungefährlicher Weise seine Leidenschaft, weil man sich an das Object mit nichts bindet, als mit der Einbildung, daß man glücklich sei. Man ist's aber vernünftigerweise nur so lange, bis sich der natürliche Kreislauf der Empfindungen erschöpft hat. Aber damit muß die Romantik auch ein Ende haben. Dasselbe Musikstück, daß uns eben berauscht hat, auf einem schon verstimmten Clavier zum zweiten Mal abspielen wollen, ist eine Geschmacklosigkeit, die man dem Manne von guter Erziehung nicht verzeiht."

„Vater —!"

„Es thut mir leid, dafür keinen anderen Ausdruck zu finden. Die Person, der Du mit spießbürgerlicher Treue zugethan bist —"

„Vater — ich werde nicht dulden —!" rief Arthur mit zornflammenden Blicken, brach aber ab, als der Graf laut in sein Taschentuch hustete und ihn darüber hinweg scharf fixirte. Er drückte den Hut so fest auf die Kniee, daß er zusammenknickte.

„Laß mich aussprechen. Die Person, sage ich, mag sehr ungewöhnliche Reize haben. Nicht einer ihrer kleinsten war der, daß sie nichts kostete und sogar alle Chancen hatte, die Erbin eines reichen Narren zu werden. Ich habe mir erzählen lassen, daß diese Hoffnung durch einen Zufall, den ich für einen glücklichen zu halten geneigt bin, zu Wasser geworden ist. Bin ich unvorsichtig in meinen Voraussetzungen, wenn ich annehme, daß somit endlich der Moment gekommen ist, in dem Du Deine Besinnung wiederfindest?"

„Gerade das Unglück, das Pauline betroffen hat, sollte mich in Deinen Augen entschuldigen, Vater," erwiderte Arthur erregt, aber doch ohne eigentliche Energie der Entrüstung, „wenn ich nicht plötzlich ein Verhältniß abbreche, das zu intim gewesen ist, um nicht auf wahre Theilnahme Anspruch machen zu dürfen. Soll man mir nachsagen, daß ich auf das Geld des alten Blasius speculirt habe und eiligst meinen Rückzug antrete, sobald dieser Succurs fortfällt? Man hat in den Kreisen, deren Urtheil allein hier in die Wage fallen kann, für Dinge dieser Art ein sehr feines Gefühl. Laß mir also Zeit, die Angelegenheit in milder Weise zu ordnen, sobald erst der Vorfall mit dem Testament in Vergessenheit gekommen ist. Es könnte nicht günstig für mich sein, bei einer Sache, die an die große Glocke gehängt ist und an der die ganze Stadt läutet, mitgenannt zu werden."

Der Graf nahm, indem er sich seitwärts über die Lehne seines Stuhls beugte, aus seiner goldenen, mit dem Brustbilde des Regenten geschmückten Dose eine sehr zierliche Prise. „Das ist allerdings eine Zahl," sagte er, den duftenden Tabak langsam aufziehend, „mit der sich rechnen läßt. Es versteht sich von selbst, daß wir die Person mit ihren Kindern nicht auf die Straße werfen können, wo sie ein großes Geschrei macht und das Mitleid des Plebs auf sich zieht. Wir werden für eine angemessene Abfindung sorgen müssen."

Arthur rückte unruhig auf dem Sopha hin und her und sah finster vor sich hin. „Du kennst Pauline nicht, Vater —" warf er mit einer Beklommenheit ein, die sich am Ton der Stimme nur zu bemerklich machte; „Du kennst sie nicht."

„Und wünsche auch nicht, ihre Bekanntschaft zu machen," ergänzte der Alte spöttisch. „Es ist durchaus Deine Sache, ihr die Lösung des Verhältnisses plausibel zu machen, und ich thue mehr, als Du erwarten kannst, wenn ich Dir die Mittel an die Hand gebe, einen billigen Ausgleich zu Stande zu bringen. Eine Fristbewilligung ist unmöglich. Die Krankheit unseres Gesandten schreitet so rapide fort, daß die gänzliche Auflösung nur noch eine Frage von Wochen oder Monaten ist. Es kommt alles darauf an, daß Du so schnell als möglich seine Vertretung übernimmst, um später in seine Stelle rücken zu können. Ich habe, da der Minister andere Pläne zu haben scheint, durch meinen Freund, den General, bei dem allergnädigsten Herrn selbst vorgearbeitet und schon die günstigsten Zusicherungen erhalten. Gelingt dieser Hauptschlag, so ist Dein Glück gemacht und ich kann dann annehmen, meiner Vaterpflicht ausreichend genügt und das Ansehen der Familie, der wir die Ehre unseres Namens verdanken, wirksam gefördert zu haben. Es versteht sich von selbst, daß Du mit völlig freiem Kopf Dein neues Amt antreten mußt."

Der junge Graf lächelte gezwungen. „Das sind freilich sehr lockende Aussichten, Vater, und ich habe gerührt die Sorge anzuerkennen, die Du Dir meinetwegen machst. Aber ich bitte Dich zu bedenken, daß die Stellung, die Du mir zugedacht hast und die in der That meinem Ehrgeiz nicht wenig schmeichelt, einen Aufwand erfordert — der — bei unserer Vermögenslosigkeit —"

„Sehr richtig! Es ist also unsere Aufgabe, zu ermitteln, auf welche Weise sich dieser Aufwand am bequemsten und unseren Verhältnissen angemessensten beschaffen läßt. Auch darüber habe ich Dir schon Andeutungen gemacht, die kaum mißzuverstehen waren. Du wirst heirathen, mein Sohn."

Arthur sprang vom Sopha auf und machte eine Bewegung, als ob er sich ohne Abschied entfernen wollte. „Unmöglich!" rief er.

Der Graf drehte die goldene Dose etwas rascher zwischen dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand, behielt aber im übrigen seine halbliegende Stellung unverrückt bei und sah seinen Sohn mit jenem überlegenen Lächeln an, das sagen wollte: corrigire Deine Dummheiten selbst; für mich ist jedes Wort darüber zu viel.

Arthur ging denn auch nicht, sondern wandte sich langsam wieder zurück, fuhr mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn und nahm seinen früheren Platz ein. „Wenn ich unmöglich sage, Vater," begann er entschuldigend, „so will ich damit nur die gänzliche Unfähigkeit ausgedrückt haben, in meiner jetzigen Gemüthsstimmung einen derartigen Entschluß fassen zu können. Sprechen wir, wenn es Dir recht ist, für jetzt nicht weiter davon."

„Das heißt: sprechen wir nicht weiter von Deiner diplomatischen Carriere!" bemerkte der Graf kühl. „Ist das Deine Meinung?"

Arthur zögerte verlegen. „Du marterst mich, Vater!"

„Wenn das also nicht Deine Meinung ist," fuhr der Graf in der früheren gelassenen Weise fort, „so überlegen wir weiter, was geschehen muß. Ich habe auch hier vorgearbeitet: die Baronesse Holdach ist nicht abgeneigt, Dir ihre Hand zu reichen."

„Die Baronesse Holdach —!"

„Die Schwester des Generals."

„Die frühere Geliebte des Prinzen — —"

Der alte Graf verzog das Gesicht zu einer ganz eigenen Grimasse, etwa als ob er eben von gichtischem Reißen geplagt würde. Dann klopfte er dreimal mit dem Finger auf die Dose, öffnete den Deckel und hielt das Kästchen mit dem duftenden Tabak unter die Nase. „Ich hätte Dir mehr Lebensart zugetraut, Arthur," sagte er endlich, den Deckel mit Geräusch wieder zuklappend. „Ueber gewisse Angelegenheiten der höchsten Herrschaften hat man keine Kenntniß und spricht noch weniger darüber. Mir ist nur bekannt, daß die Baronesse Holdach die Gemahlin des Barons Holdach war, der allerdings die Ehre hatte, Haushofmeister des Prinzen zu sein. Sie hat, seitdem sie Wittwe ist, sehr eingezogen und entfernt vom Hofe gelebt. Uebrigens ist ihr einziges Kind verstorben — sie ist sehr reich und die Schwester des Generals, der einflußreicher ist, als das ganze Ministerium."

„Aber gerade sie —! es ist zu viel verlangt, Vater."

„Du übersiehst, daß ich Dir den Vorschlag mache. Ich sollte meinen, daß ich bei der Ehre unseres Hauses mindestens eben so sehr interessirt bin, als Du, glaube auch nicht, daß Du — im Hinblick auf Deine eigene Vergangenheit — Ursache hast, difficile zu sein."

„Aber meine Frau —"

„Und kurz: ich habe für einen der nächsten Tage Deinen Besuch angemeldet. Ich werde Dich mit dem General begleiten. Es ist nicht nöthig, daß Du auf der Stelle eine Liebeserklärung machst; nur um die Präliminarien eines Bündnisses handelt es sich vorläufig, dessen Abschluß mit einer anerkannt schönen, liebenswürdigen und reichen Frau Dir voraussichtlich nicht schwer werden wird, sobald erst gewisse ungerechtfertigte Vorurtheile glücklich beseitigt sein werden. Es wäre gut, wenn Du Dir bis dahin völlig freie Hand verschafft hättest. Brauchst Du dazu eine Mittelperson, so steht Dir mein Sekretär zu Diensten; etwas Schriftliches zu geben halte ich nicht für räthlich."

Arthur war wie betäubt. Gedanken und Entschlüsse jagten und überstürzten einander; er wollte sprechen, aber es war, als ob ihm die Kehle zugeschnürt sei. Vornübergebeugt saß er regungslos da und starrte vor sich hin.

Der alte Graf erhob sich langsam vom Stuhle. „Ich wünschte jetzt keine Antwort, mein Sohn," sagte er bestimmt, aber nicht unfreundlich. „Es mangelt Dir noch zu sehr die nöthige Ruhe, um mit voller Klarheit die Situation übersehen zu können. Ich werde Dir Mittheilung machen, wenn Du den Wagen zu erwarten hast."

Er streckte ihm die Hand hin, nöthigte ihn zum Aufstehen und führte ihn nach der Thüre. „Auf Wiedersehn, mein Sohn."

Arthur kam erst zur Besinnung, als der alte Diener ihm den Paletot umhängte. Stufe nach Stufe zögernd schritt er die Marmortreppe hinab — es trieb ihn zurück und er hatte doch nicht den Muth zur Umkehr. Ein Schwindel ergriff ihn, als er auf die Straße hinaustrat und das Menschengewoge an ihm vorüberzog. Er warf sich in einen Wagen und ließ sich nach Hause fahren.

Dort empfing ihn sein Diener mit der Nachricht, daß Herr von Plauthen nach ihm gefragt und eine Karte zurückgelassen habe. Das feine Blättchen lag auf dem Schreibtische. Es enthielt mit schwer lesbarer Bleifederschrift die wenigen Worte: „Unser Pfaff ist wieder da — sieh Dich vor!" Arthur schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sank, wie aller Muskelkraft beraubt, in den Lehnstuhl. „Auch das noch!" zitterten seine bläulichen Lippen.

* * *

Die Untersuchung wegen des Testaments wurde indessen mit aller Energie eingeleitet. Es hatte lange gedauert, bis Rath Rübchen sich von seinen Schreck so weit erholte, um eine umständliche Erzählung des Vorfalls zu Protokoll geben zu können. Das Wesentliche war, daß er ganz arglos, das Testament in der Hand haltend, aus dem Depositorium getreten und rasch nach der Treppe gegangen sei, ohne sich in seiner Geschäftigkeit nach rechts oder links umzusehn. In demselben Augenblick, als er die erste Stufe habe besteigen wollen, sei hinter ihm und von der unteren Treppe her etwas um den Mauerpfeiler herumgehuscht. Er habe schnell den Kopf zurückgewendet und eine schwarze Gestalt erblickt, die ihr Gesicht mit dem linken Arm deckte und ihm mit größter Geschwindigkeit mit dem rechten einen so heftigen Schlag auf den Hut versetzte, daß ihm derselbe völlig über das Gesicht getrieben sei und den Athem benommen habe. In demselben Moment habe er gefühlt, wie ihm das Testament entrissen wurde, und gehört, daß jemand eiligst die Treppe hinablief. Dann seien ihm die Sinne vergangen. Ueber die Persönlichkeit des Diebes irgendwelche Auskunft zu geben, sei er ganz außer Stande, da die Begegnung zu flüchtig gewesen.

So ließ diese Aussage über den subjectiven Thatbestand alles in Zweifel; man mußte zu Combinationen seine Zuflucht nehmen, die vielleicht auf die Spur führten.

Welches war der Inhalt des Testaments gewesen?

Mit völliger Gewißheit war diese Frage unter allen Umständen nicht zu beantworten, da Blasius dasselbe schon versiegelt übergeben gehabt hatte. Aber die größte Wahrscheinlichkeit sprach doch dafür, daß er diejenige Disposition wirklich eingesiegelt und übergeben hatte, welche auf sein Ansuchen von dem alten Freunde, Justizrath Bork, niedergeschrieben und nach seiner Durchsicht in dessen Kanzlei auf Stempelpapier mundirt war. Der Justizrath war ganz dieser Meinung. „Welchen erdenklichen Grund sollte Freund Blasius gehabt haben," erörterte er, „von mir einen Testamentsentwurf anfertigen zu lassen und denselben zu bestätigen, wenn er ein Testament ganz andern Inhalts gerichtlich niederlegen wollte? Kam es ihm darauf an, seine letztwillige Verfügung selbst vor mir geheim zu halten, so hätte er mich ohne Mühe umgehen können. Aber darauf war seine Absicht gar nicht gerichtet; es sollte durchaus kein Geheimniß sein, daß Pauline Stern seine Universalerbin werden würde, er verlangte dieserhalb von mir nicht einmal besondere Verschwiegenheit und von meinem Schreiber eben so wenig. Daß er sich mit mir einen Spaß machte, läßt sich nicht annehmen; es war überhaupt nicht seine Art, eine ernste Sache anders als ernst zu behandeln, und die Sicherung Paulinens war ihm heiliger Ernst. Ich habe nicht daran gezweifelt, daß sie sein Kind ist."

Der Justizrath besaß noch das Concept seines Entwurfs mit den kleinen eigenhändigen Aenderungen und Zusätzen des alten Blasius. Pauline Stern war mit klarsten Worten zur Universalerbin eingesetzt mit der Verpflichtung, an einige milde Stiftungen, Kunstanstalten und einzelne, namentlich benannte Personen, Legate auszuzahlen. Unter letzteren befanden sich die Verwandten des Testators nicht. „Ich habe ihn ausdrücklich gefragt," erklärte der Justizrath, „ob er seine Verwandten ganz übergehen wolle. Er meinte, sie hätten keinen Anspruch an irgend einen Theil seines Vermögens, das keineswegs von den gemeinschaftlichen Stammeltern auf ihn vererbt, sondern von seinem Vater und ihm selbst zusammengebracht sei; er wolle sich auch im Tode nicht von ihnen abhängig machen. Er habe bei einigen von ihnen eine Denkweise gefunden, die ihn durchaus abstoßen mußte; so glaube er nützlicher für andere sorgen zu können. Er hatte seine absonderliche Ansichten, der alte Herr, und bestand eigensinnig darauf; ich bin überzeugt, daß er sie auch ins Grab mitgenommen hat."

„Der Schluß des Entwurfs enthielt den üblichen Vorbehalt, daß von ihm eigenhändig geschriebene Aufsätze, die sich etwa als Zusätze zu seinem Testament in seinem Nachlaß vorfinden sollten, mit diesem seinem Testamente gleiche Kraft und Wirkung haben sollten. Er hatte eigenhändig zugefügt: „Ebenso soll als ein integrirender Theil meines letzten Willens diejenige Schrift angesehen werden, die ich mir vorbehalte, diesem Testament vor der Einsiegelung beizufügen und die über die persönlichen Verhältnisse meiner Universalerbin authentische Mittheilungen macht. Ich betrachte den Inhalt derselben als ein gerichtliches Zeugniß, dessen Richtigkeit ich hiermit eidesstattlich versichere." Der Justizrath hatte diese Schrift nicht zu Gesicht bekommen, sich auch aller Fragen darüber enthalten. Aber Blasius hatte bei Rückgabe des Entwurfs aus freien Stücken die Aeußerung gemacht, es handle sich um eine Ehrenrettung, und die Einlage sei für ihn und seine Erbin so wichtig, wie das Testament selbst. Der Justizrath nahm an, daß der Alte sich darin als Vater des Mädchens öffentlich bekannt und damit die Erbeseinsetzung motivirt habe. Das schien sehr wahrscheinlich.

Nach diesen Ermittelungen war kaum ein anderer Schluß möglich, als daß bei dem Verschwinden des Testaments lediglich die natürlichen Erben ein Interesse gehabt haben konnten. Sie waren übergangen und konnten davon leicht Kenntniß erhalten haben. Auch ohne dergleichen directe Mittheilung mußten sie voraussetzen, daß Blasius, der sich gar nicht um sie kümmerte, ihnen im besten Falle ein kleines Legat ausgesetzt haben würde. Als Erben des reichen Mannes wären sie sämmtlich wohlhabende Leute geworden; die Verlockung war also groß, das Testament verschwinden zu lassen, bevor es publicirt werden konnte. Eine Entwendung aus dem Depositorium ließ sich nicht ausführen ohne Mitwirkung der Depositalbeamten; eine Fortnahme aus den Akten nach der Publikation würde ohne Nutzen gewesen sein. Wer aber wußte, welchen Gang alle Testamente aus dem Gewölbe nach dem Terminzimmer zu nehmen pflegten, konnte seine Vorbereitungen treffen und den einzig möglichen Moment des Angriffs abpassen.

Freilich konnte nicht leicht jemand einen solchen Plan aushecken, der nicht aufs genaueste mit den besonderen Verhältnissen und vor allen Dingen mit der Localität vertraut war. Ließ sich bei den Schuster Pastenackschen Eheleuten, oder bei Grützmacher und seiner Frau, oder gar bei der kleinen Adele Harms eine solche Vertrautheit voraussetzen? Schwerlich! Sie befanden sich auch sämmtlich während der Entwendung des Testaments im Terminzimmer, wie der Justizrath aufs bestimmteste constatiren konnte. Daß sie sich eines fremden Helfers bedient haben sollten, war bei der Gefährlichkeit der Entdeckung kaum anzunehmen. Aber zu den Erbinteressenten gehörte ja auch der Gerichtsbote Haselstock. Es lag nahe, auf ihn sein Augenmerk zu richten.

Wirklich traf bei ihm alles zu, was den Verdacht stärken konnte. Er ging täglich im Gerichtsgebäude ein und aus, kannte alle verschnörkelten Zugänge, geheime Verbindungen der Zimmer unter einander, Treppen und Flure; er hatte oft genug Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie die Testamentsdeputirten auf dem nächsten Wege durch die Bureauzimmer nach dem Depositorium gingen und mit den Testamenten in der Hand zurückkehrten. In ihm konnte leicht schon vor langer Zeit der Gedanke aufgestiegen sein, wenigstens den Versuch zu machen, sich das Blasiussche Testament hier gewaltsam zuzueignen. Die übrigen Erben dürften nicht einmal Mitwissenschaft davon gehabt haben. Und nun war in der That vor allen Erben er allein nicht bei der Publikation erschienen. Noch mehr! Er hatte sich zur Zeit der That auf der Treppe befunden, da er ja gleich darauf von dort her in das Bureau eingetreten war. Das alles mußte für höchst verdächtig gelten.

(Fortsetzung folgt.)

Weinlese im Rheingau

Aus den deutschen G

„Feurig, doch ernst und milde
Kredenzt der Rhein den Saft."

Schneiden der Trauben.

Januar — und Bilder von der Weinlese! Warum nicht Hat doch gerade dieser Monat ein Doppelgesicht, wie sein Patron, von dem er den Namen trägt. Und wenn es draußen weht und wettert und das Haus „von den Flocken des Januar umstürmt" wird, aber drinnen es um so gemüthlicher warm ist und in kosiger Abendstunde der Rheinwein im grünen Glase perlt — dann denkt man wohl gerne an die Zeit zurück, die solch einen Labetrunk geschaffen und zugleich an die nahe Zukunft, die ihn aufs neue zur Reife bringen soll; und Bilder tauchen in der fröhlichen Erinnerung auf, ähnlich denjenigen, mit denen wir heute unser Blatt schmücken dürfen. — Kein lustigerer Gang, als der durch einen „Wingert", auch vor der Zeit der Weinlese! Goethe hat ihn uns unvergleichlich beschrieben.

Besuch i

Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlich blaue daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren,
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.

Der Mutter Hermanns wird recht geben, wer je einer Weinlese beigewohnt, sei es im Rheingau, sei es an der Mosel, sei es, wo der edle Stein- und Leistenwein gedeiht. Ist auch der Pomp und das Festgepränge früherer Zeiten geschwunden, wo der Prälat des Domcapitels mit großem Gefolge einen feierlichen Austritt in die Weinberge hielt und den Anfang der Weinlese verkündete; und gibt es auch keine „Herbstherren" mehr, die die letzte Beerenfuhre prächtig geschmückt und unter Pauken- und Trompetenschall in die Stadt führen und also „den Herbst einleuchten", so ist der Jubel doch groß vom Anfang bis zum Ende der „schönsten der Ernten".

Der Beginn der Weinlese — oft schon im October, oft erst im November — wird längs des Rheines von den Ortsvorständen nach Verständigung mit den größeren Weinbergsbesitzern festgesetzt. Im vorigen Jahre waren die Trauben bereits anfangs October so gezeitigt und fingen an so viele Wassertheile aufzunehmen, daß man rasch an die Lese gehen mußte. An dem bestimmten Tage, der aller Orten ausgeschellt wird, öffnen sich die bisher amtlich geschlossenen Wingerte. Alt und Jung strömen lustig hinein. Mit dem Schneiden der Trauben beginnt die Weinlese.

Unser erstes Bild zeigt uns die Winzer und Winzerinnen bei der Arbeit. In kleine Bütten legen die Mädchen, deren Gesänge man weithin vernimmt, die Trauben und schütten dieselben dann in die s. g. Legel, Holzbütten, die die Männer an Lederriemen auf dem Rücken tragen. Ein solcher Legel faßt ca. 90—100 Pfund Trauben — unser Winzer scheint indes die Last nicht schwer zu empfinden; auf seinen Stock gestützt schaut er lustig

In d

Digitized by Google

…echs Zeichnungen von J. Simmler.

…gen für Jung und Alt.

…munzelnd auf die verschämt seitwärts blickende Winzerin, die …ne süße Last beträchtlich vermehrt. Gewöhnlich hat er auch …ht weit den Inhalt des Legels zu tragen — in den meisten …ingerten stehen auf den fahrbaren Wegen große, geräumige Bottiche, in die er ihn bald entleeren kann; nur selten hat er ihn bis zum Kelterhause zu tragen.

Ehe der Winzer aber seinen Legel ausschüttet, bearbeitet er die darin aufgehäuften Trauben in der Weise, wie es unsere zweite Zeichnung darstellt. Mit den zwei Mostkolben — ca. 3 Fuß langen Stöcken — wühlt er kreuzweise die ganze Masse um, die durch diesen Proceß rasch zu einer dunkeln Brühe wird und als solche erst in die Bottiche gelangt. Der Herr des Wingerts — oder ein benachbarter Besitzer, der gerne auch die fremden Trauben kostet — stattet ihm eben einen Besuch ab, während sein Töchterchen mit dem reichgefüllten Körbchen auf dem Schoße sich die edlen Beeren gutschmecken läßt.

…einberg.

Heimkehr aus dem Weinberg.

So vergeht rasch der erste Tag der Weinlese; wie er morgens um 7 Uhr eingeläutet, so wird er auch abends gegen 6 Uhr wieder ausgeläutet. So hörten wir es wenigstens am linken Rheinufer. Am rechten Ufer vertreten Flintenschüsse das Läuten. In die Glockenschläge mischen sich Pistolenschüsse und aufsteigende Raketen, vor allem die jauchzenden Gesänge der heimkehrenden Winzersleute, die dem Strom tief unten und den Höhen jenseits und dem Herbsthimmel droben ihre Hüte zuschwenken und ihre Grüße entbieten. — In vielen Fällen folgt übrigens auf ein derartiges Tagewerk sofort bei Nacht die Arbeit des Kelterns; denn gar zu leicht mißräth der Wein, wenn die Mostbrühe zu lange mit den Trauben in den Bottichen bleibt. Das Keltern, welches unser viertes Bild anschaulich darstellt, preßt den Wein in seinem ersten Stadium, den Most, aus den tagsüber gelesenen Trauben. Wie eine mühsame und langwierige, fast das ganze Jahr hindurch dauernde Bearbeitung des Weinberges — ein sorgsames „Gleichgraben“ und „Lautergraben“ und „Wintergraben“ und wie die technischen Winzerausdrücke weiter heißen — erforderlich ist, um eine gute Tragfähigkeit und eine gute Ernte zu erzielen, so hängt ebenfalls weiterhin von der intelligenten Behandlung des Traubensaftes die Güte des Weines ganz vornehmlich ab. Denn ist's auch wahr, was der Dichter singt:

> Licht und Thau von oben
> Sturm und stille Kraft,
> Wunderbar verwoben
> Sind im Rebensaft —

so kann doch menschliche Beobachtung und Erfahrung viel dazu beitragen, die Gabe des Schöpfers zu veredeln, womit man natürlich betrügliche Verfälschung nicht verwechseln darf.

Ob der jovial an der Kelter lehnende wohlbeleibte Herr, der mit dem hochgehobenen Glase das Zeichen zum Trinken des rasch berauschenden Mostes gibt, zu solchen intelligenten Weinbergsherren gehört, könnte fraglich sein. Jedenfalls können wir ihm hier keinen guten Rath geben, wie er's anzufangen hat, einen edlen Wein zu erzielen. Die kleinen Bursche, die den duftenden Strom in ihren Schalen auffangen, dürften wir

…elter.

ebenso vergeblich vor dem gefährlichen Genusse warnen; sie werden wohl in jener Nacht noch weniger, als die älteren Mostrinker, gewußt haben, wie sie in ihr Bett gekommen. Mit überlegen weiser Miene scheint das kleine Mädchen ihrer älteren Gefährtin die kleinen Bursche als abschreckende Beispiele zu bezeichnen. Ein gutes Ding, daß die in der Hinterthür erscheinende Frau etwas zu essen bringt — ein wenig dürften dadurch die Wirkungen des jugendlichen Getränkes paralysirt werden.

Wir übergehen den Akt der Gährung — der „stürmischen" und der „stillen" oder „Nachgährung", wie ihn die Chemie unterscheidet —, auch das Abziehen und die Klärung, wir können ebensowenig verweilen, um eine Analyse der Bestandtheile des allmählich aus Most sich bildenden Weines vorzunehmen, und noch weniger Maupins, Chaptals und Galls Weinveredlungsvorschläge untersuchen; ganz offen gestanden ist uns stets beim Wein die Praxis — wir meinen das Trinken — noch mehr als bei anderen Dingen, viel interessanter erschienen, als die Theorie!

Drum eilen wir vorwärts mit dem Künstler zu dem fünften Bilde (S. 252), das uns die glückliche Landung der Fässer vor dem Keller und ihre Abladung darstellt. Wie ein jeder Schritt im Weinbergbau und in der Weinbereitung, erfordert auch dieses Geschäft Umsicht und Behutsamkeit und kostet sauren Schweiß. Aber es lohnt schon der Mühe, ein so riesiges Faß abzuladen und in des Kellers kühle, luftige und trockene Räume glücklich zu schaffen!

Auch unbelohnt bleibt solche Mühe keineswegs. Denn sind auch zu der Weinprobe, die der Gegenstand unseres letzten Bildes (S. 253) ist, vor allem einige ganz auserlesene Feinschmecker des Ortes eingeladen, so geht doch keiner der Küferknechte und anderen Arbeiter dabei leer aus. Aber wie roh und ungebildet genießen sie die hohe Gottesgabe im Vergleich mit den echten Connaisseurs!

Kein noch so elegant hergerichteter Weinkeller unserer Großstädte kommt einem solchen urwüchsigen Keller am Rhein gleich, wo man im Schatten der gigantischen Fässer — zur Noth selbst auf einem Fasse — in dem durch ein schwaches Licht matt erleuchteten, gewölbten Raume sitzt. Keiner würde hier wagen, zu rauchen, denn mit allen Sinnen — und dem Geruch nicht am geringsten — muß der junge Wein, der die Stadien des Mostes, des Federweiß und des Pricklers durchgemacht, geprüft werden, ob er feurig und kräftig sei, ob er vor allem die echte Blume, das richtige Bouquet habe.

Und aus Römern wird er getrunken, das versteht sich. Verdankt Deutschland doch dem Volke, wonach diese Gläser benannt, die ersten Weinbergsanlagen am Rhein und an der Mosel. Ob unsere Weinprober den Alten gleich sich mit drei Gläsern — zur Ehre der Grazien — begnügen, ob sie bis zu neun — den Musen zu Liebe — sich versteigen; wer vermag es zu sagen? Gar zu mäßig ist man bei einer Weinprobe nicht, und jedenfalls zählt man die Gläser ebensowenig, wie andere glückliche Leute — die Stunden! Denn wie männiglich bekannt, war das Trinken von uralten Zeiten her unseres Volkes schwache — oder, wenn man will, starke Seite!

Seit dem Jahre 1857 ist der Weinbau am Rhein ganz besonders gesegnet gewesen. Die Krone schien aber das Jahr 1868 erringen zu wollen. Dennoch scheint es — nach uns vorliegenden Nachrichten Sachverständiger — den Erwartungen nicht ganz entsprochen zu haben, obgleich die Menge des erzielten Weines recht ansehnlich ist und auch die Qualität im ganzen eine befriedigende genannt werden darf. Aber Außerordentliches hat das verflossene Jahr nicht geleistet, denn Hitze und Sonnenschein genügen nicht zu einem vollkommenen Weinjahr, es gehört auch Regen dazu, an dem es nur zu sehr mangelte; selbst die in anderen Jahren so fördernden Herbstnebel stellten sich nicht ein. Einen „glatten, nicht zu schweren, aber desto lieblicheren, reingöhrigen Wein" verkünden uns trotzdem die Weinbergbesitzer und Weinhändler.

Zu bemerken ist noch, daß der Rheingau, in dem unsere Bilder spielen, in der vorjährigen Ernte das Beste geleistet hat. Es war dort möglich, eine spätere Lese zu veranstalten, da die dortigen Stöcke nicht zu voll hingen. Bis über die zweite Hälfte des Novembers hinaus hat sie auf dem Steinberg, in Rauenthal u. s. w. gedauert und mühsam ist sie gewesen, aber die Rieslingauslesen sind den Erzeugnissen des Jahres 1862 auch gleichgekommen und können vorzüglich genannt werden. Wohl schmecke dieser edelste der edeln Rheinweine allen, die ihn trinken können! Wir stoßen in geringerer Sorte mit ihnen aus der Ferne an und lassen den Rhein hoch leben, der allen — je nach ihren Mitteln — ein wenn auch nicht gleich bouquetreiches, so doch stärkendes und erfrischendes Getränk darbeut! Es lebe der Rhein und sein Rebensaft!

* * *

Die sechs Bilder, welche des Herbstes Freudenzeit uns in froher Erinnerung heraufbeschworen, sind — wie wir's in der Ueberschrift gesagt — einer neuen Sammlung deutscher Bilderbogen*) entnommen, von denen bereits einhundert erschienen sind. „Für Jung und Alt" sind sie mit Recht betitelt — denn kann und soll sich auch die junge Welt zuerst und vor allem daran erlustiren, so werden doch die Alten nicht minder gern ihre Blicke darauf ruhen lassen. Deutschlands beste Künstler haben dazu Zeichnungen geliefert, und die Holzschnitte sind mit Sorgfalt ausgeführt. Unsere Leser werden vielen alten Bekannten darunter begegnen: Oscar Pletsch, Specht, Hiddemann, Bosch, Deiker &c. &c. Sehen wir uns nun ein wenig näher in dieser langen Reihe um, so finden wir darin vorherrschend alles was das deutsche Gemüth am meisten anzieht und anspricht. Da sind unsere liebsten Märchen und Volksbüchergeschichten vertreten: Pletsch führt uns Hans im Glück; Offterdinger die Mär von den sieben Schwaben; G. Süs den berühmten Wettlauf zwischen Hase und Swinegel; Hosemann das Märchen vom Sneewittchen und Aschenputtel vor u. s. w. Deutsches Land, deutsche Ströme, deutsche Thiere kommen ebenfalls zu Ehren: Keßler bringt Bilder aus Westfalen, Scheuren von der Eifel und vom Rhein, Becker dagegen Mosellandschaften; Deiker nimmt uns mit auf eine Sauenjagd, während Specht eine allerliebste Galerie von Hunden und Katzen darbietet und Aug. Beck Pferdeuntugenden humoristisch darstellt. Der Humor ist auch sonst nicht vergessen — Konewkas Schattenbilder sind ganz allerliebst — zuweilen freilich fehlt ihm die rechte naive Urwüchsigkeit, welche so viele der Münchener Bilderbogen auszeichnet. Ueberhaupt versteht es sich von selbst, daß in einer so reichhaltigen Sammlung nicht alles gleich gelungen sein kann, ganz abgesehen von dem individuellen Geschmack und seinen Wünschen; aber die Auswahl ist ja jedem freigestellt. — Auch Belehrendes — zum Austuschen für Kinder recht geeignet — und Historisches, endlich auch Fremdländisches findet sich reichlich und ansprechend vertreten: Bertling hat die zwölf Arbeiten des Herkules und die Irrfahrten des Odysseus dargestellt; Reinhardt allerhand Mühlen; Meyerheim Bilder aus Japan, E. Hartmann solche aus Italien; Hilgers den holländischen Winter u. s. w. Man sieht, es fehlt an Mannigfaltigkeit nicht, und paßt nicht allen alles, so wird doch sicherlich jeder etwas finden, das ihm zusagt, denn wohl darf es von dem Herausgeber dieser Sammlung gelten, was der Director im Vorspiel zum Faust sagt:

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

N. K.

*) Deutsche Bilderbogen für Jung und Alt. Jede Nummer schwarz 1 Sgr., colorirt 2 Sgr. — Stuttgart, Christian Weise.

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung).

Die Landleute wollten in die Knie fallen. „Susanne könnte solch eine Schandthat gedacht haben?" rief der Pfarrer. „Nimmermehr."

„Sie sehen, ich weiß alles — gleich werden Sie sich überzeugen, wenn Sie wirklich schuldlos sind — denn dort kommt Biscarat vom Schlosse herabgesprengt — er hat die Verschworenen ertappt — ich werde Gericht halten — nun, Biscarat? was gibt es? habt Ihr

die Falle zugeschlagen?" rief er dem Capitän zu, der mit verhängtem Zügel herbeijagte.

„Eminenz!" sagte Biscarat, nach Athem schnappend. „Es ist umsonst gewesen. Sie müssen gewarnt worden sein — das ganze Nest ist leer — die Vögel sind nach allen Seiten hin ausgeflogen."

„Vermaledeit!" schrie der Cardinal, sich hoch aufrichtend, daß die Träger der Sänfte wankten. „Jetzt beginne ich zu ahnen — jener Raub des Mädchens hing mit der Flucht der Verschworenen zusammen — es ist richtig: ein Verrath hat sie mir entrissen. Ha! wo sind Vitry und Cahusac? ich lasse sie krumm schließen. Es soll hier Gericht gehalten werden, sag' ich noch einmal. Wer kann es gewesen sein?"

Jetzt trat aus der Menge Pierre Gilain, der Müller hervor.

„Gnädigster Herr!" sagte er. „Ich bin ein alter Soldat, dem Heinrich IV die Backen klopfte und den er einen Braven genannt hat. Sie werden nicht denken, daß ein alter Soldat lüge. Was hier im geheimen und droben auf dem Schlosse geschmiedet ward — ich kann es nicht wissen, aber ich schwöre Ihnen, daß Susanne, meine Kleine, schuldlos war —"

„Ah — es ist also Eure Tochter, jenes Mädchen, die hier mich aufhalten sollte?"

„Eminenz wissen besser ohne Zweifel, ob dies der Plan war — was den ersten Theil der Frage anbetrifft, so muß ich ihn verneinen. Susanne ist nur ein angenommenes, ein anvertrautes Kind. Sie kam zu uns aus der Fremde — wir nahmen uns ihrer an, weil sie ein Liebling aller — eine Zierde unseres Dorfes war — weiter wissen wir nichts, ihre Herkunft ist uns nicht bekannt, aber sie stammt sicher von edlen Eltern ab und so schön wie ihre Gestalt, ihr Antlitz, welches den Räuber reizte, sind, ebenso schön ist ihr Herz — sie hätte einer solchen schlechten That ihren Beistand nicht geliehen."

Während der Rede des Müllers hatten sich die Züge des Cardinals auffallend verändert — es entging seiner Begleitung nicht, daß seinem Geiste etwas Absonderliches vorschwebte — die Augen öffneten sich weit, er streckte beide Hände aus — weit in die Luft.

„Er hat höllische Gichtschmerzen," flüsterte Biscarat einem neben ihm haltenden Musketier zu.

Der Cardinal wendete sich zu dem Müller; das unterdessen aus dem Wagen gestiegene Reisepersonal stand rings um die Sänfte.

„Wie alt —" sagte Richelieu, sich tief zu Gilain hinabbeugend; „wie alt ist das entführte Mädchen?"

„Wir wissen es nicht genau, Eminenz, sie mag achtzehn oder höchstens neunzehn Jahre zählen."

„Ah — hm — und wißt Ihr nicht, woher sie kam?"

„Ja wohl, Eminenz. Ihr letzter Aufenthalt, bevor sie hierher gelangte, war Schloß Clamart, dem verstorbenen Herrn von Chaumier gehörend, der hier nebenbei sein Stammgut hatte."

Der Cardinal warf sich in den Sessel zurück — er bewältigte mühsam das Zittern seiner Hände.

„Tretet näher," rief er dem Müller zu; „ganz nahe heran an die Sänfte — so. Nun sagt mir, wie kam das Mädchen hierher? hatte sie keine Papiere, keinen Begleiter — niemanden?"

„Ja, Eminenz. Sie kam mit einem Manne, der sich ihrer bis auf den heutigen Tag annahm — der in unserer Nähe lebt, Susanne von Zeit zu Zeit sah — aber beharrlich über ihre Herkunft jede Aussage verweigert."

„Ich will diesen Mann sprechen — wer ist es?"

„Ein Waldbruder, Namens Poirier."

Der Cardinal stieß einen lauten Schrei aus.

„Mein Mörder!" flüsterte er leise, in den Sessel kriechend. „Mein Kind sollte als Werkzeug meines Mordes dienen — furchtbar! furchtbar!"

Er erhob sich nach einer Pause — er hatte leicht einen Vorwand gefunden, nach dem Waldbruder zu verlangen.

„Dieser ist es — es ist der Mordgeselle — das allein wollte ich wissen — man suche diesen Poirier zu ergreifen — jegliche Gnade für den, der mir ihn bringt." — „Oh!" sprach er zu sich. „Er wird mit den Verschworenen entkommen sein — er muß um dieses Kindes willen in meine Hände kommen —. Wo sind Vitry und Cahusac, die Schurken," rief er laut. „Sie sollten den Mordgesellen fangen, ich muß ihn verhören, denn nur durch ihn könnte alles klar werden. Mein Kind — mein Kind," stöhnte er leise. „Aber wo bist Du? wer raubte Dich mir wieder in dem Augenblicke, wo ich Dich finden, umarmen konnte? Deinen Räuber treffe die Verdammniß! He, Biscarat!" befahl er. „Sendet sogleich ein Piquet meiner Musketiere den Räubern nach — Gerechtigkeit soll werden — strenge Gerechtigkeit! Ihr da, Alter — wie heißt Ihr?"

„Gilain, der Müller, Eminenz."

„Gut, Gilain, Ihr begleitet mich. Ich will in das Kloster der zwanzig Canonici, welches eine Viertelstunde von hier liegt. Man sende voraus und melde mich an. Ich bleibe die Nacht dort. Alles verhören, Chavigny — alles festhalten! — Ist Biscarat den Räubern nach?"

„Ja, Eminenz," sagte Chavigny.

„Gut! Bahors, Du übernimmst Biscarats Stelle. Das Kloster wird bewacht, damit ich nicht doch noch den Mördern in die Hände falle. Oh, dieser Vitry! Ist der Bote fort nach dem Kloster?"

„Ja, Eminenz."

Gut denn, vorwärts! Gott befohlen, Herr Pfarrer — die Kürassiere halten Chateau d'Anet besetzt, ich will Vendôme fassen. Gott befohlen! Lachesnaye, ziehe die Gardinen der Sänfte zu. Vorwärts!"

Die Reiter und Wagen setzten sich in Bewegung, die Sänfte ward vorwärts getragen. Pierre Gilain folgte ihr, die wie aus schwerem Traum erwachenden Bewohner blieben gebannt an dem Orte stehen, auf welchem die erschütternde Scene gespielt hatte, den Fleck anstarrend, wo die Sänfte des Cardinals noch vor wenig Minuten hielt. Richelieu saß in dem durch die Vorhänge geschlossenen Raum.

„Er leidet heftig," sagte einer der Träger zu seinem Vordermann. „Höre nur, wie er stöhnt."

Der Zug des Cardinals bewegte sich ziemlich langsam weiter, die Insassen des Klosters der zwanzig Canonici, welches nicht weit von Anet entfernt lag, hatten daher vollkommen Zeit, sich auf den Empfang des Ministers vorzubereiten. Als dieser der Pforte nahte, erschienen der Abt und seine Untergebenen auf der Schwelle. Die Musketiere, der ganze Hofstaat des Cardinals bildeten einen Kreis um die Sänfte. Es wurde eine Treppe an dieselbe gestellt, Bournais und Lucien halfen dem Cardinal aus seinem Sessel, zwei Kammerherren hielten die Stufen fest und Herr von Perefixe, sein Almosenier, reichte ihm die Hand, um ihn hinabzugeleiten.

„Mein Vater," sagte der Cardinal, sich auf Perefixe und Chavigny lehnend, „vergeben Sie mir die Störung, ich habe aber so schwere Stunden durchgemacht, daß ich wohl berechtigt bin, die Milde Ihrer Regel anzusprechen — Sie werden dem müden Reisenden ein Plätzchen zur Nachtruhe gönnen."

Der Abt, dem diese trefflich gespielte Demuth des Cardinals imponirte, beugte sich fast bis zur Erde.

„Eminenz!" sagte er. „Sie beschämen Ihre Knechte tief. Wir werden uns dieses Tages stets mit Freuden erinnern und in dem Refectorium soll eine Tafel das Glück, welches uns zu Theil ward, der späten Nachwelt verkünden. Gestatten Sie Ihren Knechten, Ihnen zu danken."

„Gottes Knecht, meine Brüder — Gottes Knecht," seufzte der Cardinal, gebückt zwischen seinen beiden Stützen einherschreitend. „Ihr seht einen müden, alten Mann vor Euch — sonst nichts."

Er war in der That dem Anscheine nach sehr hinfällig und ward von Perefixe und Chavigny die Treppen fast hinaufgehoben, man führte ihn in das Gastzimmer des Klosters, welches seiner Einrichtung nach nicht den strengsten Regeln unterworfen war, denn prachtvolle Möbel, ein großes üppiges Bett und die schönsten Gemälde zierten es. Der Cardinal ließ sich in einen weiten Sessel gleiten.

„Chavigny," sagte er matt. „Ich möchte wissen, ob niemand die beiden Bursche, den Cahusac und Vitry gesehen hat."

„Sie sind hier, gnädiger Herr," ließ sich die rauhe Stimme Vitrys vernehmen, der so eben ins Zimmer trat. „Sie sind hier und mit gutem Fang."

„Wie?" rief der Cardinal, Ihr habt ihn? täuscht mich nicht."

„Wir haben ihn, Eminenz — Poirier, der Einsiedler und Etienne, des Herzogs Kammerdiener, sind in unseren Händen."

Der Cardinal erzitterte vor Freuden, seine Schmerzen schienen gemindert.

„Der Einsiedler — dieser Poirier — derselbe, der — —"

„Den Stoß thun sollte, ist unten geknebelt im Hofe."

„Und Ihr habt sonst nichts gefunden? bei ihm keine Papiere entdeckt?"

„Oho, Eminenz, das wäre —" lachte Vitry. „Sehen Sie hier."

Ein Soldat brachte die Truhe herbei, setzte sie auf einen Wink dicht neben den Sessel des Cardinals und öffnete den Deckel. Der Cardinal blickte hinein — er sah mehrere Bündel Papiere. Er winkte den Anwesenden mit der Hand — sie zogen sich alle zurück.

„Bournais — bleibe in der Nähe," befahl der Cardinal.

Als er allein war, begann er mit zitternder Hand die Packete zu öffnen, er gönnte sich keine Zeit, die Knoten der Fäden zu lösen, sondern riß einzelne Briefe aus den Päcken, warf und streute eine Menge auf dem Boden herum — endlich fand er einige, die ihm besonders interessant schienen — unter ihnen eine lange Liste, die mit schwarzem Bande verschnürt war.

„Es ist das Verzeichniß der Verschwörer — ich werde sie alle kennen lernen — aber das ist es nicht, was ich jetzt suche — ist in den Papieren des Mannes, der sie führte, ist denn darin nichts zu finden —?"

Er warf die Liste heftig auf einen Seitentisch und fuhr mit der Durchsicht der Papiere fort. Plötzlich erhob er sich, er erfaßte eine Schrift mit beiden Händen, er brachte sie so nahe an seine Augen, daß es schien, als wollte er sie mit den Blicken verzehren — beim Lesen keuchte er und schnappte nach Athem — dann rief er mit donnernder Stimme:

„Bournais, herein!"

Aengstlicher als sonst, nahte sich der Diener.

„Kann ich den Gefangenen — den Mörder von diesem Fenster aus sehen?" sagte er.

„Ja, Eminenz. Er hält unten im Hofe zwischen den Reitern, man hat ihn auf ein Maulthier gebunden."

Der Cardinal ging langsam zum Fenster. Er blickte hinaus in den Klosterhof — als er den Gefangenen ins Auge faßte, fuhr er zurück, sein Auge schoß einen furchtbaren und doch zugleich angstvollen Blick.

„Er ist es," murmelte er. „Und Anna ist die Entführte. Bournais," rief er. „Schnell mein Ritterkleid, kleide mich um — sogleich. Hinweg mit diesem Gewand — tummele Dich. Ich will jenen Menschen selbst verhören, gleich, sobald ich die weibische Tracht abgelegt habe."

Der Cardinal schien plötzlich umgewandelt, sein Leiden hatte ihn verlassen — er war ein Krieger, ein Mann voll Kraft geworden — Bournais half ihm in die Kleider.

Das Verhör.

„Chavigny!" sagte der Cardinal. „Ich mache es Dir zur Pflicht, dieses Zimmer vor jedem Lauscher zu sichern. Wenn ich den Gefangenen wieder abführen lasse, so wird der ganze Weg, auf welchem er zu seinem Wagen gebracht wird, von Menschen leer sein. Der Wagen selbst wird wohlverschlossen gehalten und mit Musketieren umgeben. Nun geh und gib Vitry Befehl, den Mann zu bringen."

Als der Cardinal allein war, ging er schnell zu einem kleinen Reisekoffer, der auf zwei Stühlen stand und des Ministers Becher, Waschschüssel und ähnliches enthielt. Er öffnete ein Fach in demselben, nahm zwei schöngearbeitete Pistolen heraus, untersuchte deren Schlösser, die Ladung, und legte beide Waffen vor sich auf einen kleinen Tisch, hinter welchem er Stellung nahm.

Es ward an die Thür gepocht.

„Herein!" rief der Cardinal.

Cahusac und Vitry öffneten die Thür, sie hatten den mit Stricken gefesselten Poirier zwischen sich.

„Stellt den Gefangenen dorthin!" sagte der Cardinal, auf einen Punkt im Zimmer deutend. „So — jetzt geht und bleibt fünfzig Schritt von der Thür entfernt."

Cahusac und Vitry verließen das Zimmer. Die beiden Männer standen sich gegenüber. Der Cardinal in der eleganten Kleidung eines ritterlichen Edelmannes — Poirier in der schmutzigen Kutte des Waldbruders, mit aufgelösten Haaren — bedeckt von Schweiß und überall die Spuren des heftigen Kampfes an seinem Körper zeigend. Er heftete einen stechenden Blick auf den Cardinal und als dieser beharrlich schwieg, fragte der Einsiedler mit bitterem Lächeln:

„Armand Jean Duplessis, kennen Sie mich noch?"

„Ich habe Sie erkannt, Herr *Graf von Bressiere*, als Sie drunten im Hofe zwischen meinen Reitern hielten, ich hatte Sie schon früher erkannt — als ich dieses Papier las."

Er nahm das Papier, welches ihn kurz vorher so erregt hatte, aus der Menge von Schriften.

„Sie werden sich denken können, welch ein Schreiben es ist, wenn Sie die Vergangenheit ein wenig an Ihrem Gedächtnisse vorüberziehen lassen."

„Jenes Schreiben erkenne ich wieder," sagte der Einsiedler. „Es ist der Brief, den ich an Johanna von Rouancy schrieb, als ich von ihr die Nachricht erhalten hatte, daß der Herzog von Richelieu fest entschlossen sei, den Bischofsstab von Luçon zu ergreifen."

„Sie wissen noch, daß Sie in diesem Schreiben schon mir mit dem Tode drohten?"

„Ich weiß es. Cardinal Richelieu," begann der Einsiedler; „wir stehen einander nach langen Jahren zum ersten Male wieder einander gegenüber — Sie als der Mächtige, Gewaltige — ich als ein gebundener — elender Mann, als Ihr Gefangener. Sie als mein Richter — dessen Spruch mich vernichten wird — mich und viele andere mit mir. Die Lage ist eine unglückselige für den Grafen Bressiere, dessen Vater einst dem Ihrigen Geld vorschießen konnte, um das Gut der Duplessis im Poitou frei zu machen. Seit jener Zeit stieg Ihre Familie gewaltig — die meine sank — ich habe nie viel auf mein Glück gebaut, aber dennoch dachte ich nicht daran, daß bei der Begegnung mit Ihnen ich dem Armand Duplessis mit gebundenen Händen gegenüberstehen würde."

„Ich glaube es wohl — Sie hätten sich lieber über meine Leiche gebeugt, mit den Blicken des triumphirenden Mörders Ihr Opfer betrachtet — es ist nicht im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß ich so enden soll."

„Sie sind noch nicht am Ziele."

„Keine weiteren Abschweifungen, mein Herr. Ich stehe Ihnen als Richter gegenüber — ich *verhöre* Sie. Weshalb wollten Sie mir an das Leben — wer dingte Sie?"

„Ich ward nicht gedungen — ich erfüllte ein Versprechen, als ich mich den Verschworenen anbot, das Messer gegen Sie zu gebrauchen."

„Ein Versprechen? wem gaben Sie das? es ist schrecklich, daß Personen des Hofes, daß Vendôme Mörder verpflichtet."

„Sie irren. Ich habe Vendôme nicht das Versprechen gegeben. Ich gelobte es Johanna von Rouancy, Sie zu strafen."

Der Cardinal schwieg betroffen. Er führte seine Hand vor die Augen.

„Johanna?" sagte er mit leiser Stimme. „Sie — sie ist es — die einen Mordstreich gegen mich führen lassen wollte?"

„Sie war nicht diejenige, welche es verlangte. Hören Sie mich an. Als ein hoffnungsreicher, eleganter Cavalier kamen Sie, Armand, in das stille, kleine Waldschloß der Rouancy. Die schöne Johanna war Ihre Braut; die Mutter, die wenigen Diener waren es, welche Zeugen Ihrer Besuche sein durften — und ein Ihnen gleichstehender Edelmann weinte über diese Begünstigung bittere Thränen der Eifersucht. Ein Jahr verging — die Verhältnisse des Staates änderten sich — Sie sahen für Ihre Zukunft eine glänzende Stellung funkeln — Sie gaben jeden Gedanken an Frieden, an stilles Glück auf und griffen nach dem schimmernden Kranze des Ruhmes."

Der Cardinal nickte stumm.

„Aber," fuhr Bressiere fort; „Sie hatten ein Gelübde gethan. In jenen stillen und glücklichen Stunden, welche Sie im Schlosse Rouancy, an der Seite Johannas verlebten, hatten Sie das Versprechen gegeben: das schöne Mädchen, die Tochter eines edlen Hauses nie zu verlassen, Sie hatten sich verlobt, Herr Cardinal — und Sie brachen Ihr Gelöbniß. Ich — der um des glänzenden Armand willen und weil Johanna Sie wahrhaft liebte — verstoßen ward — ich war Zeuge des Jammers, der die Gemächer des kleinen Schlosses erfüllte, als die Nachricht eintraf, daß Armand Jean Duplessis auf ewig von Johanna Abschied nehmen müsse, weil er die Bischofsweihe empfangen solle, um durch den Besitz des Bischofsstabes von Luçon die erste Stufe künftiger Größe zu erklimmen."

„Es mußte sein!" sagte ruhig der Cardinal.

„Ich wäge Ihre Entschlüsse nicht ab. Genug, daß Sie Jammer verbreiteten, denn Ihre einnehmende Persönlichkeit, der gewaltige Zauber, den Sie auf Ihre Umgebung, auf diejenige ausübten, welche Sie liebte, war ihr verderblich geworden. An demselben Tage, an welchem Sie die Weihe zum Bischof empfingen, gebar Johanna Rouancy ein Kindlein, dessen Vater der Cardinal Richelieu ist, der

mir, dem gefnebelten, einstigen Nebenbuhler gegenübersteht. Ich schrieb jenen Brief, den Sie dort auf dem Tische liegen haben — ich gelobte Johanna, Sie zu strafen für den Wortbruch, denn Sie hatten geschworen, ihr, nur ihr anzugehören. Sie hatten gelogen, Herr Cardinal — Sie waren zu feig gewesen, denn Sie getrauten sich nicht zurück in das Schloß Rouancy, weil Sie die Zusammenkunft mit denjenigen fürchteten, welche Sie unglücklich gemacht hatten. Der Tod raffte die Mutter Johannas hinweg — gewissenlose Verwandte brachten die Tochter um das Erbe, sie zog davon mit den Trümmern ihres Glückes — ich geleitete sie. Aber was konnte ich ihr bieten?"

„Sie hätten Sie heirathen sollen," sagte kalt der Cardinal. „Dann würde diese ganz gewöhnliche Geschichte — auch wie gewöhnlich zu Ende gegangen sein."

„Herr Cardinal," rief Bressiere, seine gebundenen Hände schüttelnd. „Fügen Sie nicht den Hohn zur Gewalt. Sie wissen, daß ich verbannt war — weil ich zur Partei der Königin Mutter gehörte — Sie wissen, wer als Staatssecretär mich auf die Liste der Geächteten setzen ließ — Sie waren es, weil Sie meine Anklage fürchteten."

Der Cardinal trommelte mit der Hand auf der Tischplatte.

„Ich kam dennoch nach Frankreich zurück — zerrüttet in meiner Stellung — ohne jegliche Mittel, meinen Stand zu behaupten — ich suchte Johanna auf — ich fand sie und in diesem Kleide, in der Tracht, in der Stellung eines büßenden Mannes blieb ich ihr nahe. Ich erfuhr, daß Ihnen, der unterdessen das Höchste erreicht hatte, in einer schwachen und einsamen Stunde die Sehnsucht nach dem Kinde Johannas in das Herz gestiegen sei, daß Ihr Stand, Ihr Ansehen es verbiete, jenes Kind öffentlich anzuerkennen, daß Sie aber sorgen wollten für die Kleine."

„Ich habe dies Versprechen gehalten," rief der Cardinal.

„Ich weiß es — es ist erbärmlich wenig, und wenn Sie noch viel mehr gethan hätten," sagte Bressiere mit den Achseln zuckend.

„Ich hätte alles — alles gethan, aber man wollte mich strafen, indem man das liebe Kind mir entzog. Wer war grausamer? Ihr oder ich? ich hatte gelobt, jenes Kind einst zu Ehren und Würden zu erheben — ihm eine hohe Stellung anzuweisen — es ward mir entrissen, verborgen, von Ort zu Ort geschleppt, um es mir zu entziehen. Einmal gelang es mir, die Kleine zu sehen, ich wiegte sie auf meinem Schoße, küßte sie — aber nur wenig Tage später entführte man sie wieder. Ich wollte einen Theil meiner Schuld sühnen — man raubte mir die Möglichkeit und jetzt — jetzt wagen Sie es, mich anzuklagen? ich habe Zeugen, sie würden mir bestätigen, welche Sorge ich empfand, als ich erfuhr, daß die Kleine, welche ich längst verschollen glaubte, noch lebe — ich forschte ihr nach — vergebens. Sie war wieder verschwunden. Alle meine Macht genügte nicht, das Kind zu entdecken, die Mutter aufzufinden, nachdem die Férard, jene alte Amme, verstorben war."

„Herr Cardinal," sagte Bressiere, „Sie würden die Mutter vergeblich suchen. Ehe ich Ihre Tochter zum letzten Mal entführte, drückte ich Johanna von Rouancy die Augen für ewig zu."

„Todt?" rief der Cardinal, sich abwendend — „todt?"

Er nickte einige Male vor sich hin, versank eine Zeitlang in Gedanken, dann raffte er sich auf, sein Gesicht glühte — seine Hände bewegten sich unwillkürlich und er rief:

„Aber nun? wo ist das Kind? wo ist es? ich muß es haben. Heute brachte es ein Spiel des Geschickes mir nahe — und ein frecher Räuber entführte es — heute." Der Cardinal hielt inne — seine Augen nahmen wieder jenen schrecklichen Ausdruck von Zorn und Rache an. „Heute, wo Sie, Herr Graf — Sie Verruchter, mein Kind bestimmt hatten, ein Werkzeug zu sein, dessen Sie sich bedienen wollten, um dem Vater mit aller Ruhe das Messer in den Nacken stoßen zu können."

„Es war meine Absicht — ich wollte Sie doppelt strafen," rief Bressiere. „Ich entführte nach Johannas Tode die Kleine von Ort zu Ort — ich vereitelte jede Ihrer Nachforschungen, aber ich ließ es der Férard, die ich von Zeit zu Zeit besuchte, an nichts fehlen. Wir brauchten Ihre erbärmlichen Geldstücke nicht — und wir waren gewiß, daß Sie doch zuweilen einen Schmerz empfanden, wenn Sie der Zeiten im Schloß Rouancy gedachten."

„Oh — Sie haben sich nicht getäuscht," rief der Cardinal mit Zornesblicken. „Ich habe gelitten, am meisten, als ich durch Chaumier den Aufenthalt der geliebten Kleinen erfuhr — aber Sie, mein Herr, mein Feind, mein Mörder — Sie der Entführer meines Kindes — Sie der Verschwörer, Sie sollen es büßen."

„Ich bin dazu hier, Herr Cardinal," sagte Bressiere ruhig.

„So — Sie denken, ich werde eine solche Ruhe für natürlich halten? ich weiß, daß Sie dennoch zittern, — für Ihre Genossen zittern, die durch Sie verrathen wurden."

„Durch mich?"

„Gewiß. Hier diese Papiere fanden meine Leute bei Ihnen, diese Liste — diese Briefe legen die Verschwörung klar vor meine Augen."

„Sie wissen, daß ich es nicht war, der dies Complott verrieth — Sie wissen, daß Ihr Geld irgend einen Schurken erkaufte — und vor meinem Sterben werde ich mich reinigen. Einen Beichtvater darf mir niemand verweigern. Was jenes Kind, das Kind des Priesters, des Cardinals betrifft — ich werde schweigen darüber. Sie werden die Kleine wiederschauen, aber das reine, unentweihte Kind wird ein Opfer des frechen Räubers geworden sein, der in roher Lust keinen Frevel scheut."

„Wer ist der Höllenbube?" rief der Cardinal außer sich. „Wer wagte den Frevel an der Tochter Richelieus? Ich befehle Ihnen — nein, ich bitte Sie, Sie, meinen Feind — wissen Sie den Namen des Räubers? — vergessen Sie auf einige Minuten und geben Sie Kunde, damit ich alles aufbieten kann, das Kind zu retten — das Kind Johannas, welche Sie liebten."

Die Stimmung des Cardinals war plötzlich umgeschlagen — sein Zorn war der Wehmuth gewichen.

„Ich bedauere Sie, Herr Cardinal," sagte Bressiere. „Ich sehe Sie heute — in diesem Augenblicke zum ersten Male wieder weich — seit jener Zeit im Schlosse Rouancy, wo Sie an Johannas Seite das Glück genossen, um welches Sie mich brachten, sind es vielleicht die ersten Thränen, welche Sie weinen — Sie vergießen diese Thränen um eines schönen, edlen, unglücklichen Kindes willen — ich beuge mich vor Ihrem Schmerze, indem ich rufe: Machen Sie für den Mörder des Cardinals Richelieu das Schaffot bereit — aber bevor sein Kopf fällt — schenken Sie ihm Ihre Verzeihung."

Er sank auf die Knie. Der Cardinal schritt in großer Bewegung auf und ab im Zimmer.

„Johanna todt — die Férard todt — Chaumier todt — alle Papiere in meinem Besitze — der dort der einzige, welcher um die Geburt des Kindes wußte, ein Wort, und auch er ist stumm für ewig. Ich könnte die Kleine, wenn ich mit des Himmels Hilfe sie finde, ohne Gefahr für mich in die Welt bringen." Er warf auf Bressiere einen Blick. „Nein —" sagte er leise. „Er hat Johanna geliebt — er hat für die Kleine gesorgt, wenn er sie mir auch entzog — er wird nicht sterben."

Eilig trat er zu Bressiere.

„Wer ist der Räuber und wo kann ich das Kind finden? der Cardinal bittet Sie. Sprechen Sie es aus."

„Ihre Tochter, welche unter dem Namen Susanne in Anet lebte, welche von mir dahin gebracht wurde, ist nach Corbie geschleppt worden — der Räuber ist der Capitän — Gouverneur Saint-Preuil."

Der Cardinal kreischte wie ein vom Schusse des Jägers getroffener Adler.

„O! —" stammelte er. „O! — dieser entsetzliche Saint-Preuil — und überall — wohin ich meine Hand strecke, ist es dieser Mensch, der mein Beginnen zu vereiteln sucht — der meine Wege kreuzt. Oh — ich werde ihn vernichten — aber woher wissen Sie, daß es Saint-Preuil war?"

„Seine frechen Gelüste schonen nichts, und bereits seit längerer Zeit stellte er Susannen nach."

Der Cardinal keuchte vor Zorn.

„Ich hätte ihm jede That verziehen, diese verzeihe ich ihm nicht — den Raub dieses Kindes soll er furchtbar büßen — und ich will ihn — — ha! und die Verschwörer? wer kann sie gewarnt haben, als Saint-Preuil? Er wußte durch Maria um diese Verschwörung — er war hier in der Nähe des Schlosses, o! — kein Zweifel — kein Zweifel, er war es — dieser Hautefort — Vendôme — ich werde sie alle haben."

Er blieb stehen und sah Bressiere wieder an — dann riß er heftig die Glocke. Cahusac und Vitry stürmten in das Gemach.

„Nehmt diesem Manne die Stricke ab," befahl der Cardinal,

„dann hinunter, zwölf gutberittene Musketiere sollen aufsitzen. Herr von Chavigny soll kommen."

Der Cardinal blieb mit dem entfesselten Bressiere allein. Er ging an den Tisch — nahm die Liste und reichte sie dem Grafen.

„Sie sind frei!" sagte er. „Anna, mein Kind hat Ihre Schuld getilgt. Einen Augenblick schwankte ich noch — aber ich will gut machen, was ich einst verbrochen — schließen wir Frieden über dem Grabe Johannas. Hier, dieses Papier ist das wichtigste Beweismittel, es enthält die Namen aller — vernichten Sie es — fliehen Sie, bis es möglich geworden ist, die Verschwörung, welche ja jede Macht verlor — als beseitigt zu erklären."

„Eminenz," rief Bressiere; „jetzt erst rächen Sie sich furchtbar — Sie stoßen mir einen Dolch in das Herz."

„Ich will gut machen," sagte der Cardinal nicht ohne Bewegung. „Was ich, wie Sie mir vorhielten, verschuldet habe — ich sagte es Ihnen schon. Die Theilnehmer der Verschwörung können von Glück sagen, daß Sie unter ihrer Zahl waren. Fliehen Sie, sobald Sie an der Grenze sind."

Er riß wieder heftig die Glocke.

„Ist Herr von Chavigny noch nicht da?" rief er Bournais zu.

„Er wird sogleich erscheinen."

„Vitry, herein!" befahl der Cardinal. „Vitry — diesen Mann in die geschlossene Kutsche, hinab mit ihm nach Arras, von dort aus geleiten ihn vier Eurer Leute über die Grenze."

Vitry starrte den Cardinal verwundert an. Dieser winkte dem Vasallen und trat mit ihm in eine Ecke des Zimmers.

„Wir haben uns getäuscht, Vitry," raunte er ihm zu. „Der Mensch hier ist nicht der Schuldige. Er hat mir Geständnisse gemacht, die umfassender Art sind. Seine Freiheit ist der Lohn dafür. Bringe ihn sorgfältig über die Grenze."

Vitry eilte hinaus.

„Herr Graf!" begann der Cardinal. „Wir werden uns zum letzten Male gesehen haben. Ich danke Ihnen die Erhaltung eines mir theuren Wesens, deshalb Ihre Rettung — der einzige Lohn, den ich erwarte, ist Ihr Stillschweigen."

„Eminenz," sagte der Graf. „Ich scheide von Ihnen; gewähren Sie mir eine Bitte. Lassen Sie mich den Mann, den Verräther kennen lernen, der Ihren Agenten unsern Plan mittheilte, ich will — —"

„Forschen Sie nicht danach, Herr Graf. Die Ansichten des Ministers Richelieu, seine Handlungen müssen Sie wohl unterscheiden von denen des einstigen Geliebten der Johanna von Rouancy. Ich nenne den aus der Mitte der Verschworenen nicht, der mich zum Mitwisser Ihrer Plane machte, aber ich gebe Ihnen nochmals mein Wort darauf, daß alle, die sich auf Schloß Anet befanden, ohne Strafe ausgehen sollen."

„So scheide ich beruhigt — mit Dank und — mit Beschämung. Herr Cardinal, Ihre Hand."

„Hier ist sie, Graf."

Vitry zeigte sich an der Thüre, Bressiere wendete sich und die Thüre fiel hinter ihm zu. Vom Hofe herauf schmetterten Trompeten, es waren die Signale zum Aufsitzen der Reiter, Chavigny trat gestiefelt und gespornt in das Zimmer.

„Chavigny," rief der Cardinal; „setze Dich sofort an die Spitze des Trupps — eile nach Corbie. Entreiße dem Teufel Saint-Preuil seine Beute — o! — nur einige Stunden noch, ich werde sie haben — komm, Chavigny — komm hierher, ich will Dir beichten, Du sollst in aller Eile erfahren, was ich verlor, was ich besitzen muß."

Er zog den Vertrauten an sich, er sprach hastig, leise und dringend. Als er zu Ende war, erhob Chavigny sich schnell.

„Eminenz!" rief er. „Noch nie habe ich eine schönere Mission erhalten — sorgen Sie nicht, ich werde das Kleinod retten."

Er stürzte aus dem Zimmer, die Treppe hinab in den Hof — wenige Minuten später rasselten die Reiter aus dem Hofe des Klosters.

„Ich werde sie wiedersehen," sagte der Cardinal, als der letzte Mann unter dem Thorbogen verschwunden war. „Aber ich werde auch diesen Saint-Preuil verderben können, der alle meine Pläne kreuzte. Der König kann dem Räuber einer Jungfrau nicht Gnade angedeihen lassen — es wird nicht zum zweiten Male um einen sammtenen Mantelfetzen gestritten werden — und dennoch — Ludwig ist ein Schwächling, ein Wankelmüthiger. Er ist leicht eingenommen, die Bravour jenes Saint-Preuil imponirt ihm. Hm — es ist nicht unmöglich, daß er ihm auch dieses Verbrechen verzeiht — und ich darf doch nicht sagen: Saint-Preuil entführte meine Tochter — rächen Sie den Vater, Sire? Bin ich der Allmächtige in Frankreich?"

Der Cardinal lachte bitter auf — er raffte die Papiere des Einsiedlers zusammen und vertiefte sich darin. Er las die Briefe Johannas von Rouancy. — —

Bapaume! Bapaume!

Sobald Saint-Preuil seinen Raub bewerkstelligt hatte, jagte er mit seinen beiden Genossen die Straße gegen Prix hinunter. An der letzten Biegung des Weges blickten die Abenteurer durch Gehölze, durch die Lichtungen und kleinen Thalscharten auf die Landstraße nach Anet. Sie sahen deutlich die Wagenreihe, welche den Zug des Cardinals bildete und die Sonne beschien eine blitzende stattliche Masse, die ihren Weg gegen das Schloß nahm. Es waren die geharnischten Reiter Biscarats, deren Schwadronen das Schloß umstellten.

Saint-Preuil hielt die ohnmächtige Susanne vor sich auf dem Sattel. Sein linker Arm hatte sie umschlungen, und die Hand regierte den Zügel des Rosses, in der Rechten blitzte des Capitäns prächtiger Degen. Saint-Preuil betrachtete das reizende bleiche Gesicht seines Opfers. Die abscheuliche Wette war gewonnen — die fürchterliche Eitelkeit Saint-Preuils befriedigt; — die Geraubte stöhnte leise. Saint-Preuil vermochte in diesem Momente an nichts weiter zu denken, er mußte seine Leidenschaft mit Gewalt bekämpfen, denn die Alarmglocken des Dorfes schallten noch zu ihm herüber. Nur einen kurzen Halt durfte er machen — dann drückte er Susanne fest an sich und noch einen Blick zurückwerfend befahl er den Reitern: „Vorwärts!"

Der neue heftige Ruck, den das Aufsteigen des Pferdes veranlaßte, weckte Susanne aus ihrer Ohnmacht. Sie schlug die Augen auf — sie blickte in das von Erregung geröthete Antlitz ihres Entführers — sie stieß einen weithallenden Schrei aus, aber der scharfe Trab, in den Saint-Preuil sein Pferd gesetzt hatte, machte die Unglückliche so bange, daß sie beide Arme um den Capitän schlang und die Augen wieder schließend rief: „Erbarmen! Erbarmen!"

„Ruhe — Fassung, mein schönes Kind!" flüsterte Saint-Preuil. „Es wird Dir nichts geschehen."

„Laßt mich frei, um Gottes willen," bat das Mädchen.

„Du bist in Händen eines guten Edelmannes."

„Ihr seid der Gouverneur Saint-Preuil — ich kenne Euch."

„Also weißt Du, daß ich ein Edelmann bin —"

„Nicht doch — man kennt Euch besser."

„Wie? Du zweifelst — —"

„Man weiß, welcher Gewaltthaten Ihr fähig seid."

Saint-Preuil spornte heftig sein Roß — er setzte eben über einen Graben.

„Gewaltthaten? Ha — ha! Ich bin also gefürchtet?"

„Verabscheut! Ihr seid kein Edelmann — Ihr seid ein Räuber."

Saint-Preuil warf das Haupt zurück. Seine Gedanken verwirrten sich. Er begann zu überlegen — trotz des scharfen Rittes, trotz der ersehnten Beute, die ihn in doppelter Hinsicht beschäftigte — trat das ganze schwere Vergehen, dessen er sich schuldig gemacht, vor seine Seele. Er sagte sich, daß er schon ein Mal die furchtbare Anklage des Menschenraubes auf sich geladen und daß nur ein glücklicher Zufall ihn dem rächenden Arme des Gesetzes entzogen, daß nur die Schwäche des Königs, die Achtung desselben vor der rohen Tapferkeit des Kriegsmannes das Gericht über ihn aufgehoben hatte. Er bebte bei dem Gedanken, daß man ihn als einen Räuber im Lande verfluche — seine soldatische Ehre empörte sich dagegen.

„Ich werde dieses Mädchen nicht weiter schleppen," sagte er zu sich. „Sie mag gehen."

Er lüftete bereits den Arm, der den Körper Susannes wie ein Eisenband umschloß.

„Capitän," rief in diesem Augenblicke Laurent. „Schnell links ab. In den Hohlweg von Pierrefonds. Es kommen Reiter von Anet her — sie wollen uns die Beute abjagen."

Wirklich erschienen auf der Anhöhe, die seitwärts von der Landstraße aufstieg — drei bis vier Reiter.

„Ist es so gemeint!" rief Saint-Preuil, das Mädchen wieder fest an sich pressend. „Gewalt? man stellt mir nach? — ho — ich werde zeigen, daß ich besser zu reiten weiß, als jene Einfaltspinsel."

Er gab dem Pferde wieder die Sporen.

„In Corbie sollst Du frei sein, mein Kind," rief er. „Eher nicht. Ich werde dem Herrn Duplessis und seinen Genossen zeigen, daß mir alles möglich ist — aber diese Kleine soll frei ausgehen — ohne daß meine Hand ihre Wange unehrerbietig berührte — ich will haben, daß sie verkünde: Saint-Preuil ist kein Räuber. Sie soll reich beschenkt zu den Ihrigen heimkehren. — Man kann mich dann nicht verdammen — ein Soldatenstreich — ein Cavalierscherz! Beaufort und Anjou haben ähnliches zehn Mal ausgeführt."

„Sie setzen sich in Trab," rief Laurent."

„Galopp!" commandirte Saint-Preuil.

Wieder ein Schrei Susannes — wieder griffen die Pferde aufs neue aus — und dieses Mal mit rasender Eile und Gewalt. Die Steine und der Staub spritzten und wirbelten um die Reiter, die Schaumflocken wehten von den Gebißstangen der Rosse, die zuweilen mit ihren Bäuchen den Erdboden streiften. Ein Gewirre von Bäumen, Büschen und Häusern — von Dingen und Farben aller Art die sich ineinander tauchten, schlangen, verbanden — flog vor Susannens Augen dahin — umnebelten ihre Sinne und das Blut drohte ihre Schläfe zu sprengen — sie fühlte, wie aufs neue eine Ohnmacht sie beschlich, und kraftlos sanken die Arme nieder.

Pierrefonds liegt hinter den Reitern. — Die Verfolger blieben längst zurück. Ein wenig langsamer ward der Galopp Saint-Preuils und seiner Genossen.

„Vielleicht war es eine Täuschung, Laurent," sagte der Capitän. „Lassen wir kurzen Galopp einfallen."

Sie passiren das große Dorf Saint-Martin — die Leute blicken erstaunt auf die Reiter, sie schauen dem Capitän nach — aber es ist nichts Außergewöhnliches, daß ein Mann und eine Frau auf demselben Pferde sich befinden. Hinter Saint-Martin machen die Reiter kurzen Halt — Laurent und sein Genosse steigen ab, sie füttern schnell die Thiere — sie erquicken sich. Saint-Preuil bleibt im Sattel, sein gewaltiger Arm hat die Beute seit Anet nicht einen Augenblick freigelassen; es ist, als sei der Reiter eins mit seinem starken Rosse, von Ermattung nach dem rasenden Ritte ist keine Spur — von Erschöpfung nicht das Geringste an ihm zu bemerken; diese Lungen arbeiten, als wäre ein heiterer Jagdritt geschehen, diese Hände zittern nicht, sie halten die schöne Beute leicht wie eine Feder.

„Vorwärts!" tönt es wieder.

Die Reiter kommen jetzt in ein genau bekanntes Terrain — hier kennen sie jeden Weg, jede Biegung; jeder Hügel und dessen Senkung ist ihnen geläufig zu passiren. — Das ist auch nothwendig, denn schon bricht die Nacht herein.

„Wasser! Wasser!" stöhnt Susanne.

Saint-Preuil flößt ihr aus der Feldflasche einen Trunk ein. Sie sind in dem Weichbilde des Fleckens Meuny, Corbie kann nicht mehr weit sein.

„Wir haben es hinter uns. Richte Dich auf, mein schönes Kind," sagte der Capitän. „Du hast nichts zu fürchten — nur eine Stunde noch und alles ist vorüber."

Die Pferde gehen im Schritt, die Nachtluft beginnt erfrischend zu wehen und fächelt die Schläfe Susannens. Ihre Besinnung kehrt zurück, mit ihr die Kraft. Sie vermag es, dem gefürchteten Capitän verstohlen ins Auge zu blicken, sie stemmt sich auf den Sattelbogen und sucht eine feste Haltung zu gewinnen.

„Was wird geschehen? was wollen Sie mir thun?" sagt sie endlich schüchtern.

„Ich zeige Dich einigen Freunden — dann sollst Du nach Anet zurück."

„Also deshalb, nur deshalb entführten Sie mich? um mich Ihren Freunden zu zeigen, versetzen Sie die Meinigen in Jammer und Sorge? Sie störten das große Fest, ich war es, die dem Herrn Cardinal das Gedicht zum Willkommen sprechen sollte — o! Sie haben eine große Verantwortung auf sich geladen."

Sie begann heftig zu weinen. Saint-Preuil zog unwillkürlich die Stirn in Falten. Es war ihm, als höre er den Zorn des Cardinals, die Leute des Dorfes kannten ihn und wenn man seiner ansichtig geworden war — so mußte der Cardinal ihn mit der Vereitlung des Anschlages gegen Vendôme in Zusammenhang bringen. Susanne suchte die Wirkung ihrer Worte zu erspähen — aber es war bereits zu dunkel — die Gesichtszüge des Capitän waren nicht mehr zu erkennen.

„Es wird Dir bald klar werden, weshalb ich Dich entführte — es galt eine Wette!" sagte der Capitän.

„Wirklich?" rief Susanne, die sich nicht verhehlte, daß Saint-Preuils Ton schwer und frei von dem früheren Hohne war.

„Eine Wette? o mein Herr, das ist schändlich — das wird Ihnen Fluch bringen."

Saint-Preuil antwortete nicht mehr. Er ritt im Dunkel dahin, ohne ein Wort zu sprechen, die Nacht war stockfinster, aber Laurent, der jetzt den kleinen Zug führte, kannte jeden Winkel der Landstraße genau. Eine geraume Zeit waren sie so vorwärts gekommen, als Laurent sein Pferd anhielt.

„Horch!" sagte er. „Es sind viele Stimmen in unserer Nähe — sie können nur durch den Busch des schlechten Bruders von uns getrennt sein, denen diese Stimmen angehören."

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter aus Amerika.

VI. In der Region des Petroleums.*)

Die Culturgeschichte kennt kaum einen Verbrauchsgegenstand von gleicher Wichtigkeit, der so schnell in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft Eingang gefunden, als das Petroleum. Es ist das nicht zu verwundern, denn in ihm bietet uns die Natur ein Beleuchtungsmittel, dessen Leuchtkraft bei geringer künstlicher Nachhilfe der des Steinkohlengases gleichkommt, keiner kostspieligen Vorbereitungen zum Gebrauche bedarf, wie dieses, und so ein rechtes Licht für das Volk geworden ist, weshalb sich auch das Zollparlament mit Recht geweigert hat, einen Zoll darauf zu legen.

Obgleich das Petroleum in Europa erst neuerdings in allgemeinen Gebrauch gekommen ist, so war es doch schon im Alterthum bekannt. In Birma z. B. ist ein Berg, in welchen 500 Schachte zum Behuf der Gewinnung von Erdöl geführt sind und da wurde es schon seit Jahrhunderten als Brennöl benutzt. Nirgends aber, wo man es kannte, trat es von selbst in solchen Quantitäten zu Tage, daß man ihm eine besondere Wichtigkeit beilegte. Dem immer mehr sich steigernden Bedürfnisse nach Brennöl bei steter Abnahme der Gewinnung von Thran und Spermöl, war es vorbehalten, den modernen Unternehmungsgeist zur Hebung der unterirdischen Schätze anzuspornen. Dies geschah in den Vereinigten Staaten; aber auch dort erst, nachdem man sie lange unbeachtet gelassen hatte.

*) Vgl. No. 9. S. 136.

Im nördlichen Theile Pennsylvaniens, wo ein rauschender Gebirgsstrom, der Oil Creek sich nach dem Alleghanyflusse Bahn bricht, und eine halbe Meile unterhalb Titusville, an der Grenze von Venango und Crawford County sich mit seinem östlichen Arme, dem Pine Creek vereinigt, ist das Flußdelta mit Schachten durchbohrt. Manche schreiben diese den Franzosen während ihres dortigen Aufenthaltes im Jahre 1759 zu, weil in der Nähe die von ihnen gegründeten Forts Le Boeuf und Venango liegen. Andere glauben, wie es scheint, mit Recht, daß lange vor dem Erscheinen der Weißen in jener Region die Indianer diese Schachte gegraben hätten. Man fand nämlich fünf Fuß unter der Stelle, wo ein Baum gestanden hatte, dessen Alter seinen Jahresringen nach wenigstens 240 Jahre sein mußte, die hölzerne Mündung eines alten Oelschachtes in völlig gut erhaltenem Zustande.

Die „Holland Company" bekam später das Land vom Congreß als Pfand für gemachte Darlehen während der Revolution und verkaufte es 1797 an Farmer, die sich am Oil Creek niederließen.

Aus zwei natürlichen Quellen gewonnen, trat das Petroleum zwei Jahre nach Eröffnung der Salzquellen am Alleghany River dort auf, und der Eigenthümer, Samuel M. Kier, legte einen Canal nach dem Flusse an, um es abfließen zu lassen, weil es ihm die Salzsoole verdarb. Das Oel auf dem Flusse wurde aber den Leuten des Dorfes Tarentum in der Nähe sehr lästig und gerieth einmal, als Knaben am Kanal mit Zündhölzchen spielten, in Feuer.

Von 1853 an sammelte man das Oel in Tüchern, die ausgerungen wurden. Große Quantitäten wurden auf diese Weise gesammelt und in den Sägemühlen der Oil Creek-Region zum Brennen verbraucht. Das so gewonnene Oel stellte sich als so nützlich heraus, daß sich im Jahre 1854 die erste Oelcompagnie, genannt die „Pennsylvania Rock Oil Company“, bildete. Diese kaufte 100 Acres Land am Oil Creek, unterhalb Titusville, um das Oel auf der Oberfläche zu sammeln, denn noch dachte man nicht daran, Brunnen zu bohren. Das Projekt kam aber nicht zur Ausführung. Obgleich nun auch die Wissenschaft, durch Professor Silliman von New-Haven, im Jahre 1854, ihr entscheidendes Wort gesprochen und das Felsenöl („rock oil“) näher geprüft hatte, — schlief die Sache wieder völlig ein. Erst einer jener „Carpetbagger“,*) welche bei Ausbeutung der unerschöpflichen Hilfsquellen Amerikas eine so große Rolle gespielt haben und noch spielen, war es dessen scharfe Beobachtungsgabe und Spekulationsgeist, die ihn hierbei auf die richtige Fährte leiteten.

Colonel E. L. Drake, ein „smarter“ Yankee aus Connecticut, kam im Dezember 1857 nach Titusville, untersuchte die Oelquellen und fand bald, daß noch viel mehr Oel gewonnen werden könne, wenn man die Felsen anbohre. Er pachtete die Ländereien der alten Compagnie auf 25 Jahre, bildete eine neue Compagnie und begann nun die Arbeit. Nachdem er viele Schwierigkeiten überwältigt hatte — die nächste Maschinenwerkstätte, wo er seine Werkzeuge repariren konnte, war 10 deutsche Meilen entfernt —, nachdem er die nöthigen Bohrmaschinen zum Theil erst selbst erfunden, erreichte er sein Ziel. Am 29. August 1859 hatte er 70 Fuß tief in den Felsen gebohrt und eine Oelader berührt, aus der er 35 bis 40 Faß per Tag pumpte. Dies war das erste durch Bohren erzielte Petroleum.

Nun begann eine Scene der Aufregung, welche jeder Beschreibung spottet. Die „Drake Well“ (Brunnen) war sofort von Besuchern aus der Umgebung umlagert, und binnen zwei bis drei Wochen strömten tausende von den benachbarten Gegenden herbei. Jedermann beeiferte sich, Oelländereien zu jedem geforderten Preise zu kaufen oder zu pachten. Fast über Nacht schoß ein Wald von „derricks“ (Bohrgestellen) auf und bedeckte die ganzen Uferstrecken des Oil Creek. Kaufleute verließen ihre Läden, Farmer warfen ihre Pflüge fort, Advokaten ließen ihre Bureaus im Stich, um nach Oel zu suchen. Der ganze Westen von Pennsylvanien war in wilder Aufregung.

Die Landeigenthümer, berauscht von dem plötzlich ihnen in Aussicht gestellten Reichthum verkauften ihr Eigenthum entweder zu enormen Preisen und gingen nach den Städten, um dort ihren Reichthum zu paradiren oder loszuwerden, oder wurden von einem hitzigen Unternehmungsfieber erfaßt und bohrten Schachte und transportirten Fässer mit einer Energie, wie man sie bei ihnen nie bemerkt hatte.

Sechs Wochen genügten, um eine Stadt entstehen zu lassen; andere folgten rasch nach. Man gebrauchte fast jeden Monat eine neue Karte. Fremdartige Namen — Pithole, Oleopolis, Petroleum Center, Oil City — begannen in der Geographie zu erscheinen. Die Leute waren so vollauf damit beschäftigt, das werthvolle Oel, welches diese wunderbaren Veränderungen herbeiführte, zu sammeln, neuen Oelländereien nachzujagen, daß sie wenig Zeit für die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens übrig hatten. Die Hotels und Boardinghäuser waren überfüllt und nahmen ihren Besuchern mehr als großstädtische Preise ab. Die „Cities“ zählten ihre Bewohner nach zehntausenden, und doch waren die Häuser nichts als Hütten und die Straßen waren kothige Moräste.

Millionäre wateten in Wasserstiefeln durch den Schmutz, waren in schmutzige Kleider gekleidet, trieben sich in räucherigen Schenkzimmern herum und schliefen in verfallenen Holzhäusern. Die Wagen, welche das Oel nach den Flachbooten am Alleghany River oder Oil Creek oder, bei niedrigem Wasserstande, nach den weiter entfernten Eisenbahnen führten, konnten kaum über die abscheulichen Wege kommen, wo der Schmutz bisweilen bis über die Achse ging, und wo zerbrochene Räder und zertrümmerte Fässer den Weg einfaßten. Da war keine Zeit, um die Wege zu bessern: die Fuhrleute mußten vorwärts gehen, so gut sie konnten, mit Hilfe von Flüchen und einer zähen Peitsche.

Weinlese im Rheingau.

Abladen der Fässer vor dem Keller.

*) Ein neuerdings entstandener Ausdruck, mit welchem die Bewohner des Südens der V. St. die Emissäre der republikanischen Partei belegten. Es soll damit angedeutet werden, daß diese Abenteurer seien, welche weiter nichts besitzen, als ihren Reisesack (Carpet bag). Nachher wurde der Ausdruck auch humoristischer Weise für Touristen gebraucht („Reisesäckler“).

Die Eisenbahnen kamen endlich, aber mit ihnen im Jahre 1862/63 kam auch der große „Krach"; Geschäfte aller Art waren gedrückt und das Oelgeschäft litt aus mancherlei Ursachen fast noch mehr als jedes andere. Der Fall von Schwindelcompagnien, die nach der Ueberspekulation unvermeidliche Reaktion und die Abnahme in der Produktivität der Brunnen, das alles übte seine Wirkung aus. Der Preis des Oels fiel auf einen solchen Punkt, daß nur wenige der besten Quellen einen Gewinn ergeben konnten und über das ganze Land hinweg hörte das „Puffen" der Dampfmaschine und — der Zeitungen, so wie der Klang des Bohrers plötzlich auf. — Die Hauptproducenten und Händler strengten sich aufs äußerste an, den „Artikel einzuführen" und eine der Produktion gleich kommende Nachfrage hervorzurufen, aber ehe dies bewerkstelligt werden konnte, wurde schon Oel an den Brunnen zu 10 bis 50 Cents per Faß (von à 40 Gallonen) angeboten, und tausende von Gallonen ließ man in den Fluß laufen.

Die einzigen Pumpbrunnen, welche früh angefangen und nicht aufgegeben worden, waren die „Economite Wells" bei der Stadt Tidcout am Alleghany, in Warren County Pennsylvania. Die ganze Oelregion von Pennsylvania, Virginia und Ohio wurde darauf fast verlassen und die damals sogenannte „Oelblase" (oil bubble) schien geplatzt. Die meisten derjenigen, welche Land gepachtet und Brunnen eröffnet hatten, nahmen die Röhren heraus, verkauften Maschinerien, Werkzeuge &c. und zogen sich von dem Oelgeschäft zurück; ihrer Unternehmung überdrüßig kehrten sie nach ihren verlassenen Heimstätten zurück, um von altklugen Leuten damit aufgezogen zu werden, welche von jeher gesagt hatten, daß „das Unternehmen fehlschlagen werde."

Es dauerte jedoch nicht lange, bis sich neue Nachfrage nach Petroleum einstellte und wiederum tausende sich nach der Oelregion begaben. Die alten Brunnen sind seitdem zum größten Theil wieder im Betriebe und täglich werden neue gebohrt. Der Alleghany River und seine nördlichen Zuflüsse sind nicht mehr voll von Flößen, welche stromabwärts nach den westlichen Städten schwimmen. Sägemühlen haben Oelraffinerien und Oelbrunnen Platz gemacht.

Die wiedergekehrte Lebhaftigkeit, welche kürzlich im Venangodistrict — jetzt wie von jeher das Hauptquartier des Oelgeschäfts — Platz gegriffen hat, ist von dem früheren Stand der Dinge ganz verschieden. Die Mittel für den Transport rohen Petroleums sind bedeutend verbessert. Die Fuhrleute sind verschwunden und der rohe Hinterwäldler Charakter, welchen sie der Bevölkerung verliehen, ist nicht mehr bemerkbar. Eisenbahnen ziehen sich durch die Thäler des Alleghany, Venango und Oil Creek, fassen den Produktionsdistrikt völlig ein, und an geeigneten Punkten, nahe den hauptsächlichen Oellocalitäten oder „Farmen", sind von Compagnieen ungeheure Eisenbehälter, wie Gasometer aussehend, errichtet, die 5000, 10,000 oder 20,000 Faß halten können. Das Oel wird nach diesen Behältern direkt von den Brunnen in eisernen Röhren meilenweit geleitet. Diese Röhren haben zwei Zoll Durchmesser und sind in einer Rinne auf dem Boden oder etwas unter der Bodenoberfläche gelegt. Das Oel wird unter einem Druck von 500 bis 600 Pfund per Quadratzoll Weite des Ausflußrohrs vermittelst Dampfpumpen durch die Röhren gepreßt. Die Steigung bis zum höchsten Punkt ist circa 350 Fuß. Die Quantität Oel, welche durch die Mündung einer solchen Röhre ausgelassen werden kann, ist 1200 bis 1400 Fässer in 24 Stunden und die von der Transportcompagnie dem Eigner dafür berechnete Summe ist ein Dollar per Faß, während die Transportkosten per Fuhrwerk im Herbst und Frühjahre gewöhnlich 3½ Dollars per Faß betragen. Einige Röhren sind mit so starker Neigung angelegt, daß das Oel auch ohne Anwendung von Dampfkraft durchfließt, doch finden es die Compagnieen mehr in ihrem Interesse, Dampfkraft anzuwenden, da sie dann mehr als das Doppelte durch ihre Röhren treiben können, während die Pumpkosten im Verhältniß zu der gesteigerten Leistungsfähigkeit der Röhre sich nicht in demselben Maße vermehren.

Die Art, wie nach Oel gebohrt wird, ist folgende. Hat man den Platz genau bestimmt, so wird ein Pfosten in den Boden getrieben. Dann wird ein Bohrgestell („derrick") gebaut, welches aus vier durch Querbalken verbundenen starken Pfosten besteht, die an der Basis eine Quadratfläche von zwölf bis sechszehn Fuß einnehmen und, meist vierzig Fuß hoch, sich nach oben einander bis auf zwei oder drei Fuß nähern. Dann wird eine sechszöllige eiserne Röhre in den Boden getrieben, bis man auf Felsen stößt, welcher meist dreißig bis vierzig Fuß unter der Oberfläche auftritt. Nachdem der Felsen erreicht und die Erde in der Röhre herausgeschafft ist, werden die Bohr-

Weinlese im Rheingau.

Weinprobe.

Digitized by Google

instrumente, meist 900 Pfund wiegend, an der Spitze des Gerüstes befestigt und in die Röhre hinabgelassen. Das obere Ende der Bohrerstange ist an einem Balancier befestigt, der durch eine Hebelverbindung von der im nahe gelegenen Maschinenhaus stehenden Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird. Von Zeit zu Zeit wird die „Sandpumpe" in das Bohrloch gelassen, dessen Klappe sich öffnet, sobald die Pumpe den Boden berührt, und die Bohrabfälle aufnimmt. Die Pumpe wird dann in die Höhe gezogen, die Klappe schließt sich, und der Inhalt wird nach der Oberfläche geschafft. Nachdem so das Bohrloch gereinigt ist, wird mit dem Bohren wieder fortgefahren. Sobald man auf eine große Oelader stößt, wird das Bohrloch sofort mit einer 2 bis 2$^{1}/_{2}$ zölligen Eisenröhre ausgefüttert. Das Quell- und das Grundwasser wird durch einen ledernen Sack, den Samensack (seed-bag), abgehalten, welcher mit Flachssamen gefüllt um die Außenseite der Tube und innerhalb der Erdkammer derselben gelegt wird. Wenn der Flachssamen mit Wasser gesättigt ist, schwillt er an und schließt vollständig alle Verbindung mit dem Grund des Brunnens an der Außenseite des Bohrloches und mit dem Innern der Röhre ab.

Ist die angebohrte Oelader groß, so ist der Druck der Oelgase hinreichend, das Oel ohne Hilfe einer Pumpe in die Höhe zu treiben; in den meisten Fällen ist aber eine Pumpe nöthig, welche das Oel in die Höhe bringt. Diese Pumpe führt es in Röhren nach hölzernen Behältern oder Kufen und von da in Röhrenleitungen nach den großen Reservoirs der Röhrencompagnien. Die Bohrkosten variiren nach der Localität zwischen 2 und 3$^{1}/_{2}$ Dollars per Fuß. Mit dem nöthigen Zubehör verursacht die Anlage eines Bohrloches eine Auslage von 5000 bis 6000 Dollars.

Wie tief man zu gehen hat, um auf die großen Petroleum-Bassins zu stoßen, ist unbestimmt. Die ausgiebigsten Quellen, die man bis jetzt entdeckt hat, kommen unterhalb der dritten Sandsteinformation vor. Die meisten erfahrenen Bohrleute glauben jedoch, daß die großen Reservoirs erst noch zu entdecken sind, und zwar in einer Tiefe von 1500 bis 3000 Fuß, wo ein nie ausgehender Petroleumzufluß erreicht werde.

Nächst Pennsylvanien wird in Ohio, Kentucky, Virginien und Canada Petroleum auf dem amerikanischen Continent gewonnen, in Südamerika ist Peru der Hauptfundort. In Asien werden aus den Rangaan-Quellen an den Ufern des Irawaddy in Birma 600,000 Faß jährlich gewonnen. In Europa sind Galizien und die Donaufürstenthümer, in Asien neuerdings der Kaukasus der Hauptgewinnungsort des Petroleums.

Ich näherte mich der Oelregion auf der Atlantic und Great-Western Eisenbahn, der Hauptverkehrsstraße des Oeldistrikts, welche den Thälern der Gebirgsströme Venango und Alleghany entlang läuft. Ueberall sah ich die Spuren des Oelgeschäfts. Vom Wetter stark mitgenommene „Derricks", verfaulte Kufen, Pumpenstücke und Ueberbleibsel von Maschinen bedeckten da und dort die mit Fichten bewaldeten Flußufer.

Wieder herabgestiegen von jenen waldigen Hügeln, der Heimat unzähliger Klapperschlangen, bestieg ich bei Reno die Eisenbahn nach Oil City. Es war Nacht, als ich ankam, und das große Feuer, welches ein Drittel dieser Stadt eingeäschert hatte, war erst vor einigen Stunden ausgebrannt. Die Eisenbahn passirt durch das Centrum des verheerten Distrikts, und die brennenden Holzstöße um uns herum warfen einen seltsamen Schein auf den Himmel und auf die nahen Hügel, und hoben die großen Reservoirs und langen Reihen schwarzer Gerüste seltsam hervor. Die Locomotive fühlte vorsichtig ihren Weg durch die Funken. Alle Augenblicke hielt sie an, während jemand vorausrannte, um zu sehen, ob die Bahn sicher sei, denn die Schwellen hatten gebrannt und die Schienen waren sogar etwas gekrümmt.

Oil City, an beiden Ufern des Oil Creek gebaut, wo dieser berühmte Fluß in den Alleghany mündet, ist der große Verschiffungsplatz des Oeldistrikts. Als älteste der „Oelstädte" hat es Zeit gehabt, sich aus dem Rohsten herauszuarbeiten und kann einige nette Häuser, Läden und Hotels aufweisen. Aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß es ein hübsches Städtchen wäre. Das Uferland, auf welchem es steht, ist mit einem schrecklichen Conglomerat von räucherigen, von Oel glänzenden Hütten besäet; die alten Häuser sind schwarz, und die neuesten sind sogar schon gräulich anzusehen, was aber nicht hindert, daß sich ganz comfortabel darin wohnen läßt. Die aus Brettern bestehenden Trottoirs sind hier und da mit Oelpfützen bedeckt. In der Mitte einiger Straßen sind sogar noch Baumstümpfe, so groß wie Tischplatten. Ein Geruch, wie von rauchenden Petroleumlampen durchdringt die Luft und durch die Mitte der Stadt zieht sich der ölige Fluß, dessen Fluten in der Sonne in allen Regenbogenfarben schillern, während an den Einfahrten der Piers sich schwarzer Schleim und Schmutz ansammelt. Aber die herrlichen Hügel, an deren Abhänge sich die kleinen Bretterhütten anklammern, steigen so schön und imposant darüber hervor, daß alles Häßliche dadurch fast aufgewogen wird.

In Oil City laden in den Jahreszeiten des hohen Wasserstandes die Flachboote ihre vom oberen Theil des Flusses und seiner Nebenflüsse gebrachten Ladungen in größere, für Pittsburgh bestimmte Boote um, während zu allen Jahreszeiten tausende von Fässern mit der Alleghany Valley-Eisenbahn nach Pittsburgh und mit der Atlantic und Great Western-Eisenbahn nach New-York, Buffalo, Cleveland &c. gesandt werden. Der Haupttransport geht natürlich per Eisenbahn.

Die Reservoirs von Oil City halten 317,410 Faß à 40 Gallonen. Die des ganzen Venango-Distriktes 1,064,500 Faß gegen 500,000 am 1. Juli 1867, woraus die große Zunahme des Geschäfts ersichtlich ist.

Fünf Meilen oberhalb Oil City liegt das Städtchen Petroleum Center, in dessen Nähe die Benninghoff-Farm liegt, welche 450 Fässer täglich liefert und ihren Besitzer zum zehnfachen Millionär gemacht hat. Es wurde ihm vor einiger Zeit eine Million Dollars in baarem Gelde gestohlen. Die Einbrecher überfielen ihn in seinem Hause, banden ihn und halfen sich zu seinem Gelde, wurden aber später entdeckt.

Ueberall längs des Oil Creek-Thales sind Oelbrunnen, welche je 10 bis 50 Fässer per Tag liefern. Neue werden schneller gebohrt, als die alten versiegen; aber die Production der alten Felder nimmt stetig ab und auch der Durchschnittsertrag jedes Brunnens wird immer geringer. Es erfordert viel mehr Arbeit und mehr Brunnen, um 1000 Fässer zu erzeugen, als vor einem Jahre; aber da fortwährend neue Felder entdeckt werden, so nimmt der Gesammtertrag des Oeldistriktes doch zu.

Es gibt weniger gänzliches Fehlschlagen, als früher, dagegen aber auch keine jener 1000 Fässerquellen mehr. Auch wurden hunderte von Brunnen von dem Wasser der aufgegebenen Schachte überschwemmt, und das Oel ist, wie man glaubt, dadurch von ganzen Distrikten vertrieben worden. Man weiß, daß man, wenn eine Quelle angebohrt wird, zuerst auf Wasser und dann auf Oel kommt und wenn dieses nicht durch Pumpen, oder noch besser durch genaue Ausfütterung entfernt wird, überschwemmt es die Quelle. Wenn ein Brunnen aufgegeben wird, hört das Pumpen auf und die Ausfütterung wird herausgenommen. Das Resultat ist bisweilen der Ruin der ganzen Nachbarschaft. Man erzählt sich Geschichten von Leuten, die 50,000 Dollars für einen Brunnen bezahlten und am nächsten Tage für immer „ertränkt" wurden, weil an der Futterung am Pumpwerk ihres Nachbars ein Unglück passirte. Dann wieder sind in beliebten Localitäten die Quellen zu nahe bei einander und entziehen sich einander das Oel. Die Eigner beginnen ihren Pächtern Bedingungen zur Abhilfe dieser Uebelstände zu stellen; aber noch immer herrscht ein beklagenswerther Mangel an System und die werthvollen Schätze dieser wundervollen Region werden noch immer vergeudet.

Früher glaubte man, Oel nur in den Thälern finden zu können, jetzt aber, da es dort fast erschöpft ist, bohrt man mit mehr oder weniger Erfolg auch auf den Hügeln und ist auf Woods Farm bis zu einer Tiefe von 900 Fuß gelangt. Doch gibt die Wissenschaft noch keine Regeln über die Wahrscheinlichkeit des Auffindens von Petroleum. „Oelfinder" durchstreichen das Land und wählen gegen Honorar dem Leichtgläubigen Bohrstellen aus — Propheten mit der Wünschelruthe und „Riecher" (smellers), die ihre Nasen auf den Boden legen und vorgeben, daß sie das Petroleum bis tief unter den dritten Sandstein riechen können. Ein armer Mann ließ sich von einem dieser Charlatane überreden, mit seinem kleinen Capital zwölf Bohrlöcher anzulegen, und kein einziges gab Oel. Ein kurioses Faktum ist es aber, daß die im Sommer (1868) bei Pleasantville entdeckte echte, gute Oelquelle von einem Spiritualisten entdeckt wurde, welcher vorgab, von Geistern geleitet zu sein. Ob mit oder ohne Geister, war dem Publikum jedoch einerlei, und alles eilte nach diesem Punkte, wo sich schnell eine Stadt bildete.

Diesen neuen Mittelpunkt zu besuchen, bestieg ich bei Petroleum Center einen nach Titusville bestimmten Oelzug. Derselbe bestand aus einer langen Reihe offener Güterwagen, auf deren jedem zwei, je vierzig Faß haltende, Petroleumbehälter standen und am Ende des Zuges war ein alter, kleiner Passagierwagen, in welchen wir Passagiere hineingepackt wurden wie die Häringe. Wenige fanden Sitze auf den Bänken und wir übrigen hielten uns an den am Dache befestigten Stangen fest.

Ueberall blieb sich die Aussicht gleich. Das Uferland mit im Stiche gelassenen Brunnen besetzt, im Hintergrunde die dunkeln Fichtenwälder; die Bohrgerüste mit ihren schwarzen Balken bilden einen förmlichen dunkeln Wald; Land und Wasser ist mit dem dicken, grünen Oel bedeckt, die Pumpen dort oben auf den Hügeln arbeiten lebhaft und alle zehn Minuten halten wir an einem Stationsschuppen mit einem großen, rothangestrichenen Oelbehälter und einem schwarzen, triefenden Perron, wo die Waggons ihre Fracht einnehmen.

Das Röhrensystem hat in der Art der Versendung von Oel und im Charakter des ganzen Geschäfts eine große Veränderung bewirkt. Früher mußte jeder Producent ein bedeutendes Capital in Fässer stecken und viele Arbeiter waren nöthig, sie zu füllen und zu entleeren, sie auf- und abzuladen. Eine Waggonladung war damals 55 Fässer. Aber als die Röhren- und Pumpencompagnie aufkam, errichteten die Eisenbahnen hölzerne Behälter auf ihren Waggons, so daß jeder der letzteren den Inhalt von 80 Fässern transportirt. Am Versendungsort wird das Oel in die Waggons und am Bestimmungsorte wieder herausgepumpt. Die Röhren sind so eingerichtet, daß ein ganzer Zug zu gleicher Zeit gefüllt und entleert werden kann. Das Oel braucht in kein einziges Faß zu kommen, bis es die Raffinerie passirt und für den Detailhändler fertig ist.

Bei **Titusville**, einem blühenden Städtchen, welches ebenfalls ein wichtiger Oelversandtplatz ist, steigen wir aus. Hier ist das Centrum des reichsten Oeldistriktes und es herrscht hier große Fabrikthätigkeit. Hier ist der Sammelplatz der Spekulanten, hier werden die Statistika und Neuigkeiten der ganzen Venango-Region gesammelt und besprochen, hier betreiben die Versender einen großen Theil ihres Geschäftes, und die Geldmacher, welche sich an den Brunnen draußen umhertreiben, kommen alle paar Tage herein, um ein wenig Civilisation zu genießen. Während der geschäftsflauen Zeit litt Titusville wie jede andere Oelstadt, ist aber seit den Entdeckungen bei Pleasantville zu neuem Leben erwacht, das Grundeigenthum ist seit wenigen Monaten um das Dreifache gestiegen und jeden Nachmittag sind die Trinkzimmer und Straßenecken mit aufgeregten Menschengruppen gefüllt, die Produkte und Preise laut und eifrig besprechen und Geschäfte abschließend, hier ihre offne Börse halten. Vor wenig Jahren bestand Titusville aus einer Wirthschaft, einer Schmiede und zwei bis drei kleinen Häusern und war nur von einfachen Farmern bewohnt. Jetzt hat es 15,000 Einwohner, Hotels, Läden, eine Zeitung, ein Theater, Fabriken und alle Einrichtungen der modernen Civilisation.

Nach einem flüchtigen Umblick über die Stadt nehmen wir uns einen Wagen, um nach dem sieben engl. Meilen entfernten Städtchen **Pleasantville** zu fahren. Der Weg ist gut, denn die Straße ist mit Planken belegt, und geht bald auf-, bald abwärts ein Thal hinauf, von welchem ein Gebirgsflüßchen herabströmt. Unterwegs begegnen uns fortwährend Omnibusse, deren wohl zwanzig per Tag zwischen Pleasantville und der Eisenbahn hin- und herfahren. Dieses Städtchen liegt auf dem höchsten Punkt von Venango County und ist durch die dort kürzlich gemachten Petroleumentdeckungen in wenigen Monaten aus einem Weiler zur Stadt geworden. Es ist von Oelquellen umgeben, wie auch drei Meilen davon **Shamburg** (Cherry Run). Ersteres ist aber mehr in der Mode, und die Einwohner von Shamburg packen sogar ihre Habe, einschließlich der Häuser, auf und ziehen nach Pleasantville, wo sich alles um Land reißt und wo man für das Privilegium, in einem Wirthshause auf dem Fußboden zu übernachten — so rar ist der Platz — einen halben Dollar bezahlen muß. Wer weiß, ob es nicht nach einigen Monaten schon, wenn das Oel ausgeht, öde und verlassen da liegt wie die alten „Oelstädte", Oleopolis und Pithole City!

Da Petroleum in der ganzen civilisirten Welt als einer der nützlichsten Artikel gilt und von keinem andern Lande in so bedeutender Menge gewonnen wird, als in den Vereinigten Staaten, so hat es seinen Platz als wichtiges Austauschmittel zwischen jenem und dem Auslande neben Baumwolle und Getreide eingenommen. Erst im Jahre 1860 wurde es in solcher Menge gewonnen, daß es eine Rolle als Handelsartikel spielen konnte. Es mußte aber erst das andere Oel aus dem Markte verdrängen, ehe dies möglich war.

Die jährliche Production der Vereinigten Staaten beträgt ca. 3,500,000 Faß, wovon ca. 1,200,000 Faß im Inlande consumirt werden, der Rest exportirt wird. Das sich beim Raffiniren des Petroleums abscheidende flüchtige „Naphta" wird ebenfalls stark exportirt, wie auch das natürliche Kohlenöl, welches weiter nichts ist, als eine gewisse an dem Alleghany gefundene Sorte Petroleum, die nur einer mechanischen Reinigung bedarf, um als Schmieröl für Maschinen mit bestem Erfolge verwendet zu werden. Die schnelle Zunahme des Petroleumhandels ist aus folgender Tabelle des Exports der Vereinigten Staaten ersichtlich:

1861	27,812	Faß à 40 Gallonen.
1862	168,000	
1863	706,265	
1864	776,205	
1865	583,019	

Export (meist raffinirtes) vom 1. Januar bis 6. November:

1868	84,388,731	Gallonen.
1867	51,566,515	„
1866	54,561,553	„
1865	20,707,588	„

Der Engrospreis des Fasses am Productionsorte schwankt je nach der Jahreszeit, beträgt aber meist 5 Doll. pr. Faß, wovon 3 Doll. dem Producenten als Profit verbleiben. Neun Zehntel der Production der Vereinigten Staaten liefert Venango County, Pennsylvanien. Nach Europa werden die Verschiffungen für 1868 wahrscheinlich die Höhe von 2,500,000 Faß im Werthe von circa 30,000,000 Dollars erreichen.

Die größten Petroleummärkte des mitteleuropäischen Continents sind an der Nordsee Bremen und Antwerpen, welche den Norden Europas und den Zollverein hauptsächlich versorgen, obwohl auch Hamburg, Königsberg, Stettin und Cronstadt Petroleumimportplätze von Belang sind; für Italien stehen als solche Genua und Livorno, für Oesterreich Triest, für Frankreich Havre und Marseille, für Großbrittanien Cork, Liverpool und London in erster Linie.

Zur Stapelung des in New-York von Pennsilvanien meist per Erie-Eisenbahn ankommenden Petroleums sind in Jersey City am Hudson, gegenüber von New-York, große Lagerplätze, der von Commonspair faßt 30,000 Faß. Sobald das Oel ankommt, wird es von den Wagen aus in große eiserne Behälter gepumpt, es ist dann, wie man es im Handel ausdrückt, „in bulk". Von da wird es in Lichterschiffe gepumpt, die es vom Lagerplatz nach den Raffinerien bringen, von wo es dann in Fässern und Blechkannen zur Verschiffung kommt. Die letztere Art der Verschiffung, wobei je zwei Kannen der Devoeschen patentirten Construction in eine Kiste gehen, kommt neuerdings mit Recht stark in Aufnahme. Das Haus Oelrichs u. Co. in New-York, eines der bedeutendsten Häuser für den Export nach Deutschland, verschifft einen großen Theil des durch seine Vermittelung exportirten Petroleums auf diese Art. Ein Inspektor ist von dem Exporteur angestellt, um darauf zu sehen, daß sowohl Oel wie Verpackung zur Verschiffung geeignet ist. Der größte Theil des exportirten Petroleums wird im raffinirten Zustande (meist standard white) verschifft. Pittsburg besitzt 70 Raffinerien und ist auch einer der bedeutendsten Handelsplätze in Petroleum. Auch von Philadelphia aus werden große Quantitäten raffinirt und nach Europa verschifft. New-York und seine Umgegend, Brooklyn, Greenpoint, Jersey City, hat 40 Raffinerien. Boston und Baltimore haben noch wenige Raffinerien, fangen aber an zu exportiren. Der große Umfang des Petroleumhandels von New-York machte einen besonderen Mittelpunkt des Geschäftsverkehrs nöthig, welcher seit drei oder vier Jahren in den 2000 Mitglieder zählenden „Merchants Exchange- und News-Rooms" 50 und 52 Pinestreet seinen festen Sitz aufgeschlagen hat.

Zwischen 1 und 2 Uhr täglich ist dort die **Petroleumbörse** voller Thätigkeit, so daß der geräumige Saal kaum genügt. Hier wird der Artikel in immensen Quantitäten zur Verschiffung und auf Spekulation ge- und verkauft. Im Jahre 1867 wurden über 5,000,000 Fässer dort verkauft und zurückgekauft. 1864 kam es

jeden Tag vor, daß man Differenzen auf Zeitcontrakte oder „Termine“ von 500 bis 1000 Faß bezahlte oder empfing, wobei die Differenz 500 bis zu 10,000 Dollars auf jeden Contrakt betrug. Damals herrschte die wildeste Spekulation.

Der atlantische Telegraph hat diese Spekulation zum Theil zahmer gemacht. Man weiß jetzt jeden Tag von den Productionsplätzen, wie viel Production und Vorrath beträgt, man erfährt aus den europäischen Hafenplätzen die Course, Haltung des Marktes, Vorräthe u. s. w. und hat somit in New-York wenigstens einige Anhaltspunkte bei der Spekulation. Die Preisfluctuationen sind daher nicht mehr so plötzlich wie früher, immer aber noch groß genug, um Petroleum, gleich Baumwolle zu einem jener Artikel zu machen, in welchen der Spekulant ebenso schnell im Handumdrehen verlieren als gewinnen kann. Doch ist nicht zu verkennen, daß das Geschäft bedeutend legitimer geworden ist, seit sich die große Nachfrage von Europa aus eingestellt hat. Das Hauptgeschäft wird durch Makler (brokers) gemacht, welche zwischen dem Verkäufer und Exporteur den Mittelsmann spielen und dafür $^{11}/_{20}$ bis 1% auf den Bruttobetrag der Verkäufer beziehen, von welcher Provision die Regierung $^{1}/_{20}$ als Taxe erhält. Die bedeutenderen Makler haben in Philadelphia und auch in Pittsburgh ihre Filialgeschäfte.

Carl Winter.

Am Familientische.

Das schönste Spinnmaterial und sein Schicksal.

Wenn sich auch die gebräuchlichsten Spinnstoffe an den Fingern einer Hand abzählen lassen, als: Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf und Seide, so sind doch die Spinnmaterialien fast Legion. Die meisten werden dem Pflanzenreich entnommen und es sind mit größerm oder geringerm Erfolg die verschiedensten Binsen, Halme, Blätter, Nadeln, Rinden, ja sogar Blüten und Früchte zu Fäden versponnen und hinterher zu Bekleidungsstoffen verwebt worden. Nicht minder zahlreich sind die dem Thierreich entstammenden Spinnmaterialien. Die Ziegen Tibets, Persiens und Südamerikas, Lama und Kameel, Pferd und Kuh, Hund (Pudel) und Seehund, Kaninchen und Seidenhase lieferten neben dem Hauptspinnkünstler der Thierwelt, der Seidenraupe, mehr oder minder vortreffliches Spinnmaterial. Aber auch das Mineralreich blieb hinter den andern Reichen nicht zurück. Nächst dem Asbest ließ sich namentlich Gold und Silber zu Fäden von Primafeinheit verspinnen und zu kostbaren Stoffen verweben, aber es fand sich niemand, der sie tragen mochte. Was der unverbrennliche Asbest Empfehlendes zu wenig, hatte Gold und Silber zu viel. Daher erlangte der Asbest auch nur bei Leichenverbrennungen — die Asche konnte unvermischt mit Holzasche für die Urnen gesammelt werden — einige Bedeutung, während die Gold- und Silbergewebe (Filigran), darin sich Florenz und Venedig besonders auszeichneten, zur Bekleidung der Heiligenbilder und zu Zierrathen für Crucifixe, Reliquienschreine, Medaillons, Arm- und Ohrgehänge Verwendung fanden.

Das schönste Spinnmaterial blieb aber das ... **Glas**, und man glaubte einen großen Triumph in der Technik gefeiert zu haben, als man im Stande war, ein Stückchen Glas zu einem fast endlosen Faden von außerordentlicher Feinheit und Biegsamkeit zu verspinnen und hinterher auch noch zu Stoffen zu verweben, welche die schönsten Seidengewebe verdunkelten und selbst die Gold- und Silbergewebe in den Schatten stellten. Es entstanden in Paris, Mailand, Venedig und sogar in dem gewerbthätigen Wupperthale Glasspinnereien und Glaswebereien. Während man in Paris (1843) außer gläsernen Damenhütchen, Hauben, Gürteln, Mieder- und Mäntelchen noch Glastapeten wob, welche schöner wie Goldstofftapeten waren, fertigten die nicht französischen Fabriken gemusterte, ein- und mehrfarbige Stoffe zu Bekleidungszwecken aus Glasfäden, namentlich prächtige Westenstoffe. Die Glasgewebe hatten neben einem die Seide überstrahlenden Glanz noch den Vortheil, daß ihre Farben nicht verschossen und daß sie ungemein billig waren. Schon träumten die Glasspinnereibesitzer von dem Ruin der Sammt- und Seidenwaarenfabrikanten, schon dachten sie daran, selbst den Coiffeuren den Krieg zu erklären und Perrücken und Chignons aus Glasfäden zu construiren, da fielen sie in dieselbe Grube, die sie andern graben wollten. Hier und dort wurde der Bankerott einer Glasspinnerei oder Glasweberei gemeldet, und bald mußte man sich von dem Entsetzlichsten überzeugen, was einen Fabrikanten treffen kann, nämlich davon, daß die Fabrikate zwar stark vom Publikum bewundert und auch wohl probirt, aber dann nicht weiter gekauft wurden. Und gerade den Glasstoffen wohnte trotz ihrer Elasticität eine Eigenschaft inne, die sich mit allem Glanz nicht verdecken ließ und die auch in dem Sprichwort enthalten: Glück und Glas wie leicht bricht das! Statt der Stoffe zu Bekleidungszwecken mußten jetzt Zierrathen für den Nipptisch aus Glas gewoben werden, und da diese des mangelnden Raumes und der geringen Nachfrage wegen nicht nach dem Ellenmaß verkauft werden konnten, so ging es mit den Glaswebereien im Sturmschritt rückwärts, bis sie endlich verhallten, wie das Echo in einem Thale.

F. B.

Eine nützliche Feldpolizei.

Es werden in Deutschland alljährlich fast eine halbe Million Marder erlegt, und davon mögen auf die Edelmarder vielleicht 40,000, auf die Steinmarder doppelt so viel, und auf die Iltisse der Rest kommen. Die kleinste und schönste Marderart aber, das **Wiesel**, läßt man in Deutschland fast ganz unangetastet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es schwer zu fangen ist. Es ist unter tausenden von uns vielleicht nur einem gelungen, den schönsten reißenden Zehengänger, den es gibt, in der freien Natur zu beobachten. Auch ich gehörte lange zu denen, die trotz aller aufgewendeten Mühe, trotz zahlloser Streifereien in Feld und Wald, das niedliche Thierchen nicht zu Gesicht bekommen konnten. Es sollte mir sogar jahrelang nicht gelingen, ein Wiesel todt in meine Hände zu bekommen. So oft ich das Wiesel abgebildet sah und die Schlagfalle mit dem saubern, zum Anbeißen reizenden Ei daneben, mußte ich bitter lächeln, denn in meine mit aller Sorgfalt im Winter und im Sommer, im Stall, am Waldsaum, zwischen altem Gemäuer, hinter Dornenhecken aufgestellte Falle fing sich kein Wiesel, wohl aber oft genug der abscheuliche Iltis. In vielen Fällen war die Falle zu, aber es hatte sich nichts darin gefangen. Da traf ich zur Winterszeit mit einem alten Jäger zusammen und klagte ihm mein Leid.

„Das kann werden!“ sagte er. „Kommen Sie nur mit; ein Wiesel will ich Ihnen zeigen und wenn Sie mit dieser vogeldunstgeladenen Flinte im Wurf zu schießen wissen, so können Sie es auch tödten. Aber schade ist's darum,“ setzte er hinzu und kraute sich hinter den Ohren.

„Warum?“ fragte ich.

„Das sollen Sie gleich selbst sehen,“ erwiderte er.

Wir gingen querfeldein. Ich ließ die Flinte gern zurück. Ich wollte das Thier in der Freiheit beobachten; damit war meine Sehnsucht gestillt. Etwa fünfzehn Schritte von einem Waldsaum machten wir hinter einem Strohschober Halt. Der Saum bestand aus knorrigem, verkrüppeltem Gesträuch mit verstreuten Steinhaufen und grenzte an die freie Feldflur.

„Beobachten Sie nur den Waldsaum dort, wo die vielen Schneehügel die darunter liegenden Steine und Wurzelknorren verrathen. Rascheln Sie aber nicht im Stroh und bewegen Sie die Augen im Kopfe nicht,“ sagte der Alte und ahmte dann das Pfeifen einer Maus so täuschend nach, daß ich lächeln mußte. Ich ließ jene Stelle, die mir der Waidmann bezeichnet, nicht aus den Augen. Ich sah nichts, aber das Pfeifen, wie es spielende Mäuse zuweilen hören lassen, wiederholte sich in Pausen. Da stand plötzlich, wie aus dem Erdboden hervorgezaubert, ein Wiesel auf dem Vorsprunge eines nur fein mit Schnee bedeckten Steinhaufens. Es hielt den kleinen platten, spitzschnauzigen Kopf mit den kurzen rundlichen, sich rein und fein aus dem Flaum des Pelzwerkes hervorhebenden Ohrmuscheln in den Wind, und stand dann mit dem zierlich gestreckten rein weißen Körper einen Augenblick unbeweglich. Ich sage, einen Augenblick, denn in dem nächsten war es spurlos verschwunden.

„Es ist wieder fort,“ sagte ich zu dem Alten.

„Das glaube ich. Sie haben den Kopf bewegt. Wie eine Bildsäule hätten Sie stehen müssen!“ brummte er zurück.

Wir wanderten weiter und der Waidmann lockte durch sein Pfeifen selbst da, wo wir uns nicht gedeckt stellen konnten, das Wiesel aus seinem Hinterhalt hervor. Er nannte das reizende Thierchen: die Katze der Feld- und Waldmäuse, und meinte, das Wiesel vertilge allwinterlich eine ungeheure Menge dieser schädlichen Nager, und es sei deshalb eine unschätzbare Feldpolizei. Er behauptete auch, das Wiesel fange sich sehr schwer in einer Schlagfalle, weil es schneller, wie diese. Früher hatte er ein zahmes Wiesel besessen, und das hatte im Mäusefang viel mehr geleistet, wie eine Katze. Er hatte es jung aus dem Neste genommen, und sich später an dem muntern Thierchen nicht genug ergötzen können. Sobald der April wieder ins Land zieht, will auch ich zu einem Wieselnest zu gelangen suchen.

R.

Briefkasten.

Eine ganze Zahl **Weihnachtsartikel** in **Versen** und in **Prosa**, die nach Beendigung von Nr. 13 eingegangen, haben wir bei Seite legen müssen; auch E. K. B. konnten wir beim besten Willen die erbetene Christfreude durch ein kleines Honorar **nicht** machen. Die kleine, ganz niedliche Erzählung ist noch lange nicht **druckreif**, wie so vieles, das sich **geschrieben** ziemlich gut liest; zurückschicken können wir sie nur, wenn die Verf. aus ihrer Anonymität heraustritt. Auch der Name **Mignon** — einer anderen anonymen Einsenderin — genügt nicht zur Correspondenz. Hrn. **B. C.** in **Plymouth** (Staat Indiana). Die Mittheilung in P ola soll gelegentlich benutzt werden. — **Fr. v. Z.** in **Kg.** In **K. Palmers** „**Lutherdenkmal zu Worms**“ (Darmstadt, Fr. Würzsche Buchhandlung) werden Sie die beste Auskunft über alle auf dem schönen Denkmal dargestellten Persönlichkeiten in vortrefflichster Weise finden. — Hrn. **E. H.** in **G.** Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Derartige Coincidenzfälle können vorkommen, ohne im entferntesten ein Plagiat zu beweisen. — **E. v. C.** in **B.** Uebersetzungen können wir nicht verwenden. — **Dr. B. G.** in **B.** Ist für uns zu gelehrt. — Hrn. **M.** in **H.** Die Serie der **deutschen Aerzte** wird bald fortgesetzt — schon eine der nächsten Nummern bringt **Deutschlands** größten **Ohrenarzt**, von kundiger Hand charakterisirt, mit Porträt. —

Alle Bestellungen auf **Nummern** etc. bitten wir stets an die **Expedition**, **niemals** an die **Redaction** des Daheim zu richten.

Inhalt: Pauline. (Forts.) Nov. von E. Wichert. — Die Weinlese im Rheingau. Mit 6 Zeichnungen von J. Simmler. — Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Fliegende Blätter aus Amerika. VI. In der Region des Petroleums. Von C. Winter. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Januar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 17.**

Pauline.

Criminalnovelle von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Haselstock that sehr überrascht, als er in das Zimmer des Präsidenten gerufen und von demselben in ziemlich barscher Weise aufgefordert wurde, ein offenes Geständniß der That zu machen. „Noch ist die förmliche Untersuchung nicht eingeleitet," hielt er ihm vor; „warten Sie nicht ab, bis Ihren Vorgesetzten jede mildere Behandlung des Falles unmöglich gemacht ist."

Haselstock, der sich seiner Gewohnheit gemäß in strengmilitärischer Haltung postirt hatte und dieselbe trotz der Aufregung, in welche ihn die Rede des Präsidenten versetzte, nicht verließ, wurde blauroth im Gesicht und biß ingrimmig auf seinen mächtigen Schnurrbart. „Mein Herr Präsident," sagte er nach einer Weile mit Nachdruck, wenn schon noch immer mit respektvoller Zurückhaltung; „ich habe Seiner Majestät dem Könige gedient und bin Unterofficier gewesen!"

„Soll das heißen, daß Sie die Betheiligung in Abrede stellen?" herrschte der Präsident ihn an.

„Das soll heißen, mein Herr Präsident, daß in der Königlichen Armee niemand die Tressen bekommt, weil er ein Schuft ist, sondern wegen treuer Dienstzeit und guter Führung und sonstiger Applikation, was ich alles bewiesen habe länger als nöthig ist, und auch meine Zeugnisse —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach der Präsident ungeduldig; „so viel ich weiß, gibt es auch Unterofficiere, die auf Festung sitzen, weil sie nichts Gutes gethan haben. Oder etwa nicht?"

Haselstock zog kaum merklich die Schultern auf und sagte dann gemessen: „Es **kann** sein — aber mehrentheils wegen Insubordination, mein Herr Präsident, und wegen Trinkschulden, was einem wohl passiren kann, wenn man zu viel Durst hat und zu wenig Traktement und hinterher den Mund nicht halten kann und räsonnirt. Manchmal auch wegen Hauen: denn es ist wohl verboten, aber wider die menschliche Natur, daß es den Rekruten mit Gutem in den Kopf geht. Da ist jeder reif, aber nicht jeder hat das Unglück, aus Malice angezeigt zu werden. Na — und dann ist's nicht anders. Aber so nichtswürdige Geschichten —"

„Es kommt auf die Versuchung an, lieber Freund," fiel der Präsident ein. „Ganz tadelfrei haben Sie sich auch im Gerichtsdienst keineswegs geführt; wenn ich nicht irre, sind bereits zweimal Ordnungsstrafen gegen Sie festgesetzt, weil Sie Ihre Pflicht versäumt haben."

Haselstock sah verlegen auf seine Mütze herunter und strich dann mit dem Knebel des Zeigefingers den Schnurrbart nach rechts und links. „Alles was wahr ist, mein Herr Präsident," murmelte er verbissen; „Strafe hab' ich bekommen, einmal weil ich einer armen Frau ihren Mantel vergessen und nur die Kleider auf dem Leibe angezeigt hatte, und einmal weil ich einen Tischlergesellen wegen zwei Thaler nicht finden konnte, der ein sehr krankes Kind hatte und arbeiten mußte, um den Arzt zu bezahlen. Ja, mein Herr Präsident, es ist unrecht, wenn ein Executor gutmüthig ist und ein weiches Herz hat, und darum wird er bestraft, wenn aus Malice einmal eine Anzeige kommt; aber es ist wider die menschliche Natur, mein Herr Präsident —"

„Malice, nichts als Malice!" bemerkte der hohe Vorgesetzte spöttisch; „auch daß man Sie jetzt in Verdacht hat, den sehr menschlichen Wunsch gehabt zu haben, ein reicher Mann zu werden und das so unbequeme Amtsschild an den Nagel zu hängen!"

Der Executor blies die rothen Backen auf, daß die graublauen Augen aus den Höhlen traten. „Das mag Ihnen Gott verzeihen, mein Herr Präsident," würgte er mühsam heraus, „daß Sie einen alten Soldaten so ohne Grund verunehren. Der Teufel soll mich auf der Stelle holen, wenn ich ein Wort von der Geschichte weiß."

„Sie vergessen, mit wem Sie sprechen!" bedeutete ihn der Präsident, sich hoch aufrichtend.

„Und wenn ich gleich vor dem König stehen sollte, ich könnte nicht anders sagen! Es ist nicht; aber **wenn** — so bin ich doch nicht so ein Esel, daß ich mit dem Testament ins Büreau gehe, statt die Treppe abwärts und an den Fluß. Das ist so meine ehrliche Meinung, mein Herr Präsident — halten zu Gnaden."

„Dacht ich's doch!" bemerkte listig lächelnd der hohe Inquirent. „Auf diese Ausrede waren wir aber vorbereitet, mein Lieber. Wer

Digitized by Google

so schlau war, ein solches Plänchen zu machen, der war auch so schlau, sich zu sagen, daß man ihn wegen seines Interesse zur Sache in Verdacht nehmen müsse und daß es daher klug scheine, selbst den ersten Lärm zu machen. Daß Sie, als Sie ins Büreau kamen, den Rath nicht erkannt haben wollten, war wirklich die einzige Dummheit, die Ihnen passirt ist, ausgenommen die jetzige, daß Sie Ihre Schlauheit selbst ausposaunen. Ich fordere Sie nochmals auf, lieber Haselstock, keine Winkelzüge zu machen."

Das war dem biedern Executor denn doch zu arg. Er drehte auf dem linken Absatz kurz um und ging nach der Thür. „Wo wollen Sie denn hin?" rief ihm verwundert der Präsident nach.

Haselstock machte wieder Front. „Mein Herr Präsident," antwortete er grimmig, „es ist wider die menschliche Natur, daß einer ein Geständniß macht, der nichts nicht verbrochen hat. Ich bin geduldig, wie ein Lamm, aber auch ein unschuldiges Lamm blöckt. Soll's untersucht sein — dann aber ordentlich, und ich selbst will helfen, den Schurken herauszubekommen. Alles in Liebe und Güte, mein Herr Präsident, aber Mensch ist Mensch, ein Executor so gut wie ein Präsident."

„Wie Sie wollen!" schloß der Vorgesetzte das Verhör. „Ich werde dem Herrn Untersuchungsrichter nicht vorgreifen, aber es versteht sich von selbst, daß Sie vorläufig in Ihrem Amte nicht weiter fungiren können. Ich dispensire Sie bis auf weiteres von Ihren Geschäften; melden Sie sich bei dem Herrn Executionsinspector, dem ich meine weiteren Instructionen zugehen lassen werde."

Mit diesen ärgerlich gesprochenen Worten wandte er sich wieder dem Aktenstück zu, in welchem er vorhin decretirt hatte, und überließ es Haselstock, mit oder ohne Bückling das Zimmer zu räumen. Der Executor schien einige Zeit zu brauchen, sich in seine Lage zu finden; da es aber nicht absolut wider die menschliche Natur war zu schweigen, nachdem er sich bereits ausgesprochen hatte, ließ er seinem hohen Vorgesetzten pflichtschuldigst das letzte Wort und zog sich leise und nur von Zeit zu Zeit bedenklich den Kopf schüttelnd in das Vorgemach zurück, wo der Präsidialbote wartete. „Es geht doch wunderbar in der Welt zu," sagte er halb zu ihm, halb zu sich selbst und sonst gar nichts weiter. Er war mit seinen Gedanken und Gefühlen noch lange nicht fertig. —

Wir finden ihn abends nach neun Uhr vor einem stattlichen Hause einer der Hauptstraßen auf- und abgehend und bald nach den zwei erleuchteten Fenstern oben, bald nach der verschlossenen Thüre hinschielend. Endlich öffnet sich dieselbe und ein weibliches Wesen schlüpft hinaus, sieht sich flüchtig nach rechts und links um und eilt fort. Haselstock ihr nach und erreicht sie schon an der nächsten Ecke, wo sie in eine Nebenstraße einbiegt.

„Fräulein Adele — Fräulein Adele!"

Die kleine Person mäßigt ein wenig den Schritt, wirft das Köpfchen zurück und sagt in affectirt gleichgültigem Ton: „Ach, Sie sind's, Herr Haselstock! Sie haben mich beinah erschreckt."

„Sie thun ja, als ob Sie mich nicht bemerkt hätten, Fräulein Adele, und wissen doch, daß ich jeden Abend auf Sie warte, um Sie nach Hause zu begleiten."

„Thun Sie das wirklich? Ich glaubte, Sie gingen zufällig immer gerade denselben Weg."

„Hm — zufällig —! kann wohl sein; verlange auch keinen Dank dafür —"

„Im Gegentheil, Sie sagen schönen Dank dafür, wenn ich die Güte habe, mich begleiten zu lassen — ha! ha! ha! Wie Sie nur immer so zufällig gerade an dem Hause vorbeigehen, in dem ich nähe, und gerade immer um die Zeit, wenn ich herauskomme!"

„Ach! Sie wissen ja doch —"

„Was denn?"

„Aber Sie wollen nicht wissen — Sie haben ein hartes Herz."

„Gar kein Herz hab' ich, verlassen Sie sich darauf! Es schickt sich gar nicht für eine Nätherin, ein Herz zu haben. Jetzt aber werd' ich mir eins anschaffen."

„Warum jetzt?"

„Weil es heißt, daß ich ein reiches Mädchen geworden bin, da schadet's nichts."

„Spaßen Sie nicht, Fräulein Adele, mir ist jämmerlich zu Muth. Ich soll das Testament bei Seite gebracht haben."

„Dacht' ich's doch! Wer sonst kann's denn auch gewesen sein?"

Er setzte seinen Stock so kräftig auf das Trottoir, daß unter der eisernen Spitze ein Funke versprang. „Sie sollen mir gleich vor versammelter Compagnie die Tressen abreißen," rief er, „wenn ich von der Erbschaft einen Pfennig annehme. Und wer mir gut ist, thut desgleichen."

Sie verzog den kleinen Mund zu einem spöttischen Lächeln. „Gut, daß ich mich nicht zu besinnen brauche."

„Adele —!"

„Herr Haselstock?"

Er sah traurig vor sich hin. „Ja, dann freilich —."

Sie näherten sich dem Hause, in welchem Adele bei Schuster Pastenak in der zur Stube gehörigen Kammer eine Schlafstelle hatte. Haselstock ging langsamer, und das Mädchen beeilte sich nicht. Vor der Hausthür blieben sie stehen; er reichte ihr die Hand hin, und sie schlug ohne Bedenken ein. Er schien eine Frage auf der Zunge zu haben, brachte sie aber trotz allen Räusperns nicht herunter.

Hinter ihnen näherte sich aus einer Seitengasse eine langaufgereckte Gestalt in schwarzem, bis an den Hals hinauf dicht zugeknöpftem Rock und schwarzem, sehr hohem Hut. Die trübe brennende Gaslaterne an der Ecke ließ die Gesichtszüge nicht erkennen. Der Schwarze hatte die Hände in die hinteren Rocktaschen gesteckt, so daß die Schöße weit voneinander klappten, grüßte im Vorbeigehen und trat ein.

„Wer ist der?" erkundigte sich Haselstock.

„Ein neuer Miether. Er wohnt eine Treppe über uns, in der Dachstube. Soll weit hergekommen sein, es heißt aus Amerika. Er hat nichts eingebracht, als eine Kiste mit Büchern und ein Tintenfaß. Ein gelehrter Mann."

„Und kennt Sie schon —!"

„Bin ich so leicht zu übersehen?"

Der Executor rückte an seiner Mütze und bohrte die Spitze des Stockes in eine Fuge zwischen den Steinen. „Leider — leider!" brummte er.

„Und wenn ich erst reich bin —! Es muß doch recht hübsch sein, zu erben."

„Das verwünschte Testament!" knurrte Haselstock, während Adele die kleine Treppe hinaufsprang. „Sie ist schon angesteckt. Frauenzimmer — Frauenzimmer!"

Er ging. Sein Schatten wuchs im Schein der Laterne länger und länger. Bald hörte man nur noch das Aufschlagen des Stockes auf das Steinpflaster. Zwei Treppen hoch wurde das Fenster hell.

IV. Reiche Leute.

Adele Harms verschlief am nächsten Morgen die Frühstunde, in der sie sonst aufzustehen pflegte, um an ihr Geschäft zu gehn. Sie nähte in fremden Häusern und hatte ihre Kunden, bei denen sie ziemlich regelmäßig an bestimmten Tagen der Woche mit Arbeit versehn wurde. Haselstock hatte ohne besondere Schwierigkeit feststellen können, vor welcher Thüre er an jedem Abend zu warten habe.

Ihre Forderungen waren sehr bescheiden; für wenige Groschen und freie Beköstigung arbeitete sie vom Morgen bis zum Abend. Von dieser kleinen Baareinnahme bestritt sie die Kosten der Schlafstelle, kleidete sich anständig und legte noch einen Theil monatlich auf Sparkasse. Ihr ganzer Ehrgeiz war, noch einmal die höhere Schneiderei zu lernen und sich dann durch selbständige Arbeiten den doppelten und dreifachen Erwerb zu schaffen, während sie jetzt nur neben der eigentlichen Schneiderin, oder mit Flickarbeit beschäftigt werden konnte. Dazu gehörten aber Mittel, und nur Sparsamkeit vermochte dieselben zu schaffen, wie sie sehr gut wußte. Noch ein Jahr angestrengten Fleißes konnte sie nach ihrer Berechnung so weit bringen, drei Monate lang ohne Einnahme zu bestehen und das Lehrgeld zu zahlen. Das schien ihrer Jugend und ihrem heiteren Sinn keine lange Zeit.

Es war ihr nicht oft passirt, daß sie verschlief. Gemeinhin war sie die erste auf und weckte durch ein neckisches Lied den Schuster Pastenak, der sich nicht leicht eher aus dem großen Himmelbett zu erheben pflegte, bis Clementine den Knieriemen schwang. Es schien ihr diesmal auch keine große Sorge zu machen, daß sie bei der Herrschaft, die sie erwarten mochte, verspäten würde. Sehr langsam zog sie sich an und konnte mit der Toilette gar nicht fertig werden.

In ihrem zierlichen grauen Corsett saß sie vor dem kleinen Spiegel, der schräge gegen den Leuchter gelehnt war, und kämmte recht wohlgefällig ihr blondes, an der Stirn ein wenig gekräu-

seltes Haar. Von Zeit zu Zeit machte sie mit dem Kamme eine Wendung oder Drehung und versuchte eine neue Frisur, hob die runden Arme über den Kopf, befestigte die Scheitel oder Flechte hinten am Zopf mit einer Haarnadel, drehte das Gesichtchen gegen den Spiegel rechts und links, bürstete, glättete mit der flachen Hand, brachte das Haar über dem zierlich untergeschobenen Finger in Wellenform und nestelte dasselbe plötzlich schnell wieder los, das Spiel in anderer Weise von neuem beginnend. Sie schien sich recht behaglich dabei zu fühlen und so sorgenlos wie eine große Dame, die gewohnt ist, auf das Studium ihrer Toilette einige Vormittagsstunden zu verwenden.

Endlich, nachdem sie so ziemlich sämmtliche mehr oder minder künstliche Verschlingungen durchprobirt hatte, zu welchen der seitwärts auf dem Tische liegende Modebogen Anleitung geben konnte, auch mit bestem Erfolg ihr rundes frisches Gesichtchen genöthigt hatte, bald das kokette Lächeln, bald das melancholische Schmachten, bald die puppenhafte Gleichgültigkeit ihrer Vorbilder nachzuahmen, schien sie müde zu werden, seufzte halblaut, nickte ein paar Mal traurig dem Spiegel zu und steckte dann schnell geschäftig das Haar in der gewohnten Weise auf. „Dummes Zeug!“ sprach sie vor sich hin, „es hat ja noch Zeit eitel zu werden. Wenn da Haselstock hinter mir gestanden hätte!“

Der Gedanke schien sie zu beruhigen. Sie sah scheu zurück und zog das Tuch, das auf den Stuhl herabgeglitten war, an den Zipfeln um ihre Schultern. Dann stand sie hastig auf und vervollständigte, ein Liedchen trällernd, ihren einfachen Anzug.

Sie öffnete die Thür nach dem Zimmer der Pastenakschen Eheleute und überraschte den Schuster bei der Lektüre eines Zeitungsblattes. Er saß auf seinem niedrigen Schemel, hatte auch einen Stiefel in den Knieriemen eingespannt und die Nadel mit dem Pechdraht eingesteckt, hielt aber darüber weg das Blatt mit beiden Händen dicht vor die große Brille und fuhrwerkte mit den Augen eifrig die Reihen entlang, mitunter einen Satz halblaut im Zusammenhang wiederholend, nachdem er die einzelnen Worte mühsam zusammengebracht hatte. Als die Thür aufging, fuhr er erschreckt zusammen, ließ das Blatt zwischen Schemel und Schustertisch fallen und griff nach der Nadel. Dann erst sah er sich um.

„Pfui Teufel! — Du bist's!“ rief er erleichtert. „Ich glaubte schon, Clementine —“

„Sie ist nicht zu Hause?“

„Gott sei Dank — auf den Markt gegangen, um Leder einzukaufen. Das Geschäft soll nun partout ins Große.“

„Verstehen Sie nicht mehr vom Leder, als die Frau?“ fragte Adele anscheinend ganz harmlos, aber mit einem rechten Schelmengesicht; „warum besorgen Sie das nicht selbst?“

Statt der Antwort suchte Pastenak unter dem Handwerkszeug die runde Schnapsflasche vor, zog den Pfropfen heraus und kehrte das Mundloch dem Boden zu. „Es hat seine Gründe,“ sagte er nach einer Weile nicht ohne Wichtigkeit. „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“

„Und die Versuchung groß,“ ergänzte sie lachend.

Er nickte zustimmend. „Na darum! Bis zum Lederhändler ist's ein schwieriger Weg, Adelchen; da wohnt an der Ecke der Gewürzkrämer, der nebenbei einen Ausschank hat, und seine Thür ist immer offen! Und in der andern Straße der Destillateur; der hat die großen blauen und rothen Flaschen am Fenster, und mit Goldbuchstaben steht auf jeder die Sorte aufgeschrieben, und ich kann leider lesen. Kommt man unangefochten vorbei, so kann man von Glück sagen. Das ist aber noch nicht einmal das Schlimmste. Beim Lederhändler unten im Keller wohnt ein Butiker, und wenn der Duft vom Branntwein und den Würstchen einem in die Nase steigt, irrt man sich leicht in der Treppe und steigt hinunter, statt hinauf — na, und hinterher langt das Geld nicht mehr und mit dem Credit steht's schwach. Es hat seine Gründe.“

Das Mädchen setzte sich ihm gegenüber auf einen alten niedrigen Polsterstuhl, stützte den Ellenbogen auf das Knie, rieb mit den Fingerspitzen ihre weißen Zähne und fragte neckisch: „Werden Sie denn nun das Handwerk fortsetzen, wenn Sie die reiche Erbschaft haben?“

Er schlug ein Schnippchen in die Luft. „Meinetwegen schon nicht. Aber Clementine will ins Große, ihrer Schwester zum Tort. Stiefelfabrikant mit dem großen Schaufenster — na darum!“

Er seufzte, zog nochmals den Pfropfen aus der Flasche, setzte die Oeffnung an den Mund und klopfte mit der Hand auf das Glas. „Wenn's nur richtig ist!“ meinte er.

Adele zog die Stirn kraus und sah ihn recht diplomatisch pfiffig an. „Man muß sich doch darauf einrichten. Meinen Sie, Meister, daß es sich für mich schicken wird, schneidern zu gehn, wenn ich ein reiches Mädchen bin?“

„Meinetwegen nicht,“ sagte er; „wozu hat man sein Geld, wenn man arbeiten soll?“

„Aber was thut man mit sich den ganzen Tag, Meister, wenn man nichts gelernt hat als nähen? Es muß doch langweilig sein. Ja, wenn man Bildung hat —!“

Der Schuster blinzelte über die großen Brillengläser weg. „Bildung —! Für Geld ist alles zu haben.“

„Wer weiß? Ich möchte wohl wissen, wie viel es kosten mag?“

„Hm —“

„Da oben wohnt einer, der's vielleicht sagen kann, Meister.“

„Der Lump, der den Tag über im Bett bleiben mußte, als ihm meine Frau das einzige Hemde wusch?“

Adele lachte. „Er ist trotzdem ein gelehrter Mann und verdient sich vielleicht gerne eine Kleinigkeit. Ich habe mir's gestern Abend vor dem Einschlafen ausgedacht, Meister, daß ich so wenig weiß und nicht einmal einen hübschen Brief schreiben kann. Da wollt' ich ihn dann anfragen, ob er mir's beibringen will; aber es schickt sich doch nicht für mich, zu ihm zu gehn, und mit Clementine ist von der Sache nicht zu reden. Vielleicht thun Sie mir den Gefallen, Meister, und bitten ihn einmal zu mir, weil's heute mit der Nätherei doch schon zu spät ist.“

Pastenak legte die Brille auf den Schustertisch und rieb sich die Nase. „Es könnte geschehn,“ sagte er, „und ich will es ihm mit aller Feinheit eröffnen. Wenn er's nicht thut, ist er ein Esel. Aber Zug um Zug, Adelchen! Du kannst inzwischen für mich auch einen Gang machen — nur bis an die Ecke.“ Er reichte ihr die leere Branntweinflasche zu. „Pommeranzen, wenn's sein kann.“

Sie hielt ihm lachend die offene Hand entgegen. „Für Geld kann man alles haben.“

„Ja, das ist eben der Casus,“ blinzelte er. „Du mußt auslegen, Kindchen; wenn die Erbschaft gehoben ist, folgt die Abrechnung.“

Adele machte ein überraschtes Gesicht. „Nehmen Sie sich in Acht, Meister,“ scherzte sie, mit dem Finger drohend; „ich fürchte, für eine Flasche Liqueur verhandeln Sie in einer schwachen Stunde die ganze Erbschaft.“

„Wenn Clementine nicht wäre!“ entgegnete er mit komischem Ernst. Sie nahm ihm die Flasche ab und tänzelte mit einem neckischen: „na darum!“ hinaus.

Pastenak that noch einen Blick in das Zeitungsblatt, legte die Brille auf die Stelle, bei der er stehen geblieben war und sah im Zimmer nach seinem blauen Rock umher. Vergebens — Clementine hatte ihn vorsorglich verschlossen, um ihn am Ausgehn während ihrer Abwesenheit zu hindern. So blieb ihm denn nichts übrig, als den Gang treppauf im wollenen Kamisol und Hemdeärmeln anzutreten.

Als er anklopfte, hörte er innen eiligst einen Stuhl rücken und dann jemand schnell im Zimmer auf- und ablaufen. Erst nach einigen Sekunden ließ sich ein kräftiges „Herein“ vernehmen. Der Schuster öffnete die Thür möglichst leise kaum zur Hälfte, steckte den großen Kopf durch die Spalte und klopfte zugleich nochmals.

Der Bewohner des Zimmers hatte offenbar eben noch den Versuch gemacht, einige Ordnung herzustellen. Ueber das Spannbett war eine Decke geworfen, und ein Schlafrock von sehr fragwürdiger Gestalt machte an der Wand neben dem Ofen einige sanfte Pendelschwingungen. Auf dem Tisch vor dem Fenster lagen Schreibmaterialien und aufgeschlagene Bücher.

Pastenak sah zwei oder drei Schritte vor sich den langen Herrn bemüht, die obersten Knöpfe seines schwarzen Rocks zuzumachen, damit der Mangel der Halsbinde weniger bemerklich würde. In dem hagern Gesicht mit den großen tiefliegenden Augen sprach sich neugierige Erwartung aus. „Sie sind's, Meister!“ rief er dem in der Thür Postirten mit sonorer Stimme entgegen. „Ich hatte die Schwachheit, an den Besuch des Buchhändlers oder seines Abgeordneten zu denken, dem ich mein neuestes Werk zum Verlag angeboten habe. Entschuldigen Sie die lange, sehr unnöthige Zögerung. Ich habe ja wohl das Vergnügen, Herrn Schuhmachermeister —?“

„Pastenak!“ ergänzte der Gast mit einem linkischen Bückling.

„Sie kommen sich wahrscheinlich weniger nach mir, als nach meinen Stiefeln erkundigen,“ fuhr der Gelehrte fort und warf dabei einen lächelnden Blick zwischen Bett und Ofen. „Die geheime Sympathie zwischen einer zerrissenen Sohle oder einer abgetretenen Hacke und einem geldbedürftigen Schuster ist ganz unverkennbar; selbst eine starke Balkendecke hindert den magischen Strom her und hin nicht im mindesten. Stelle sie an die Weltenden und sie werden sich finden. Ich bin hoch erfreut über Ihre Aufmerksamkeit, bester Meister Pastenak; wenn Ihre Kunst aber nach Brot geht, wie ich vermuthe, so rathe ich Ihnen in freundnachbarlicher Gesinnung und aus Respekt vor Ihrer Frau Gemahlin eiligst diese Stätte zu fliehen und mich mit der Hoffnung allein zu lassen, daß das trockene Wetter noch einige Zeit anhalten und mich auch ohne Ihre Heilkünste vor Schnupfen bewahren werde.“

Pastenak hätte ganz aus der Art geschlagen sein müssen, wenn es ihm an Pfiffigkeit gefehlt hätte, sich in diesen Redeschnörkeln ungefähr zurecht zu finden. „Es könnte sich unter Umständen auch à Conto machen,“ sagte er völlig eintretend, aber ohne seine gebückte Haltung ganz aufzugeben; denn ohne Borgen gedeiht das Handwerk nicht, und gewisse Leute sind mir immer sicher.“

„Mitleidige Seele!“ rief der lange Herr, die Augen gen Himmel schlagend, „Du rennst in Dein Verderben; aber ich will nicht vorsichtiger sein, als Du. Nimm Dein Maß, ich halte stille.“

Mit diesen Worten warf er sich auf den sehr gebrechlichen und unter seiner Last knarrenden Stuhl, schlumpte den Pantoffel ab und hielt Pastenak seinen Fuß entgegen.

„Es hat keine Eile,“ meinte der Schuster, „und wir wohnen hoffentlich noch längere Zeit zusammen, mein Her—r—r—r—?“

„Eugen Riehl, weiland Kandidat der Theologie,“ setzte der Angeredete hinzu, indem er resignirt aufstand. „Also was sonst?“

Pastenak schob den Zeigefinger langsam an der Nase hinauf und zwinkerte dazu listig mit den kleinen Augen. „Eine junge Dame, Herr Kandidat —“

„Ah! eine junge Dame —“

„Ja, eine junge Dame, oder eigentlich so zu sagen, ein junges Mädchen vorläufig, Adele Harms mit Namen, und voller Tugendhaftigkeit, obgleich als Nätherin angesessen —“

„Obgleich —? Sehr gut, sehr gut.“

„Obgleich oder nicht obgleich, sie wohnt in der Kammer hinter meiner Stube und ist meine Verwandte —“

„Gut also: besagte junge Dame —“

„Welche Adele Harms heißt und Nätherin ist und vielleicht eine große Erbschaft machen wird, wo sie's dann gar nicht mehr braucht und viel Langeweile hat — verstehen Sie —?“

„Vollkommen.“

„Also, was kann ich ihr sagen, Herr Candidat?“

„Daß ich sie für ein ebenso schönes, als tugendhaftes Mädchen halte, obgleich oder nicht obgleich ich sie gestern Abend mit einem Mann vor der Hausthür habe stehen sehen —“

Der Schuster riß die Augen groß auf und richtete das Kreuz drei Zoll weiter in die Höhe. „Entschuldigen Sie, das war Haselstock, und es hat nicht das Mindeste zu sagen —“

„Nicht das Mindeste —“ wiederholte der Candidat ganz ernst.

Der Schuster schüttelte nachdenklich das schwere Haupt. „Und Sie werden also zu ihr kommen?“

„Ach so, ich soll zu ihr kommen —?“

„Nämlich das ist die Hauptsache, den Pommeranzenliqueur ausgenommen, der Sie aber nichts angeht.“

„Hm — wenn nur Herr Haselstock —“

„Keine Ahnung! Nie vor neun Uhr abends.“

„Wann also?“

„Es machte sich am besten sogleich — wegen Clementine, die auf dem Markt ist. Es hat seine Gründe.“

„Gut denn!“ schloß der Candidat das Gespräch mit einer galanten Verbeugung, „melden Sie mich der jungen Dame, deren nähere Bekanntschaft zu machen mir das größte Vergnügen sein wird, so wenig ich auch begreife, wie ich zu diesem Glück komme.“ Er complimentirte den Schuster hinaus, der sich rückwärts entfernte, vervollständigte eiligst seine Toilette, indem er zwischen Hals und Rockkragen ein weißes Tuch schob, und kräuselte vor dem Spiegelscherben sein spärliches, schwarzes Haar über der hohen, bleichen Stirn auf. Dann begab er sich in die Wohnung des Schusters.

Eugen Riehl gehörte zu den Leuten, die auch einen alten, abgeschabten Rock und einen Hut, an dem die Bürste kaum noch ein Härchen gelassen hat, mit einer gewissen Würde zu tragen wissen. Er konnte einmal ein schöner Mann gewesen sein, als er noch mehr Fleisch auf den Wangen und nicht diese fahle Gesichtsfarbe hatte, die seiner Haut ein lederartiges Ansehen gab. Man hätte ihn nach der Weise, wie er sich trug, bewegte und sprach, für einen herabgekommenen Schauspieler halten können, der sich jetzt außerhalb der Bühne ausspielte. Jedenfalls war die ganze Erscheinung auffallend und auch nach einmaligem Begegnen nicht leicht zu vergessen.

Es ging nicht ohne Verlegenheit von beiden Seiten ab, als Adele in der Meinung, daß Pastenak bereits ihre Absichten völlig klar gemacht hätte, sich einfach auf dessen Erklärungen berief, und der Candidat nun mit der Sprache heraus mußte, daß ihm die ganze Mission des Schusters völlig dunkel geblieben sei; was übrigens diesen selbst gar nicht weiter zu berühren schien, da er sich schon längst mit ungetheilter Hingabe in den Pommeranzenliqueur vertieft hatte. Adele mußte nochmals in weitem Bogen um die Erbschaft und die Folgen derselben für ihre gesellschaftliche Stellung herum, um den Wunsch zu motiviren, durch ihn „etwas mehr Bildung“ in das neue Leben mitzuerhalten.

„Bildung!“ rief der überraschte Candidat aus, „und gar noch etwas mehr Bildung! Haben Sie eine Vorstellung davon, armes Kind, was Sie fordern? Wissen Sie, was das für ein Pfropfreis ist, das Sie künstlich mit Wachs sich anheften lassen wollen, nachdem Sie so lange ganz zufrieden mit dem Wuchs gewesen sind, den Ihnen die Natur gegeben hat? Wie glücklich sind Sie in Ihrer Unwissenheit! Gott hat Sie mit Schönheit ausgestattet und mit allen natürlichen Gaben, die ein weibliches Wesen reizend und liebenswerth machen. Sie sind das vollkommenste Nähermädchen, in sich ganz fertig und abgeschlossen; wer sich in Sie verliebt, will Sie gerade nur so, wie Sie sind, und es ist ebenso gefährlich, etwas zuzufügen, als vermissen zu lassen. Bildung —! das heißt künstliche Verschraubung der gesunden Natur zu den langweiligen Formen, zu deren Gebrauch die Gesellschaft übereingekommen ist, weil sie sich zu krank und schwächlich fühlte, ohne allerhand Stützen und Krücken mit sich auskommen zu können. Bildung —! das heißt Erkenntniß, und in der Erkenntniß ist die Schlange; das heißt Wissen, und in dem Wissen ist der Tod, denn es tödtet die Glaubensseligkeit. Und nun gar eine halbe oder Viertel-Bildung, die es nicht einmal dahin bringt, mit Anstand den Schein aufrecht zu halten, als ob hinter der Maske noch irgend etwas stecke — Nein! mein Fräulein! stehen Sie ab von dieser schwersten Selbstschädigung und machen Sie mich nicht zum Mitschuldigen einer so frevelhaften That!“

Adele, die ihn kaum halb verstand und dabei alles, was er sprach, ganz ernsthaft nahm, konnte nicht stark genug ihre Verwunderung aussprechen über solche Ansichten bei einem Manne, „der so viele Bücher habe.“

„Diese Bücher sind gerade mein Unglück,“ versicherte er lebhaft, nachdem er sich aus der Flasche gestärkt hatte, die Pastenak ihm in einer Anwandlung von Freigebigkeit hinhielt. „Ich wiederhole nochmals: diese Bücher sind gerade mein Unglück. Es knüpft sich eine wahre Leidensgeschichte daran, deren allgemeinste Umrisse schon hinreichen werden, Sie mit Unwillen zu erfüllen. Es war schon bedeutsam, daß sie ein Mann sammelte, der nach vernünftigem Ermessen sein knappes Einkommen besser hätte verwenden können, als zur Anhäufung dieses todten Schatzes, ein armer Landgeistlicher, der mit einer großen Familie gesegnet war und oft genug seine Kinder hungern und sein Weib weinen ließ, um dem Antiquar gerecht werden zu können, der ihm irgend ein seltenes Werk in Schweinsleder zur Ansicht zugesendet hatte. Nicht aus Hartherzigkeit, mein Fräulein, oder aus Mangel an Liebe zu den Seinigen, sondern um dem geistigen Hungertode zu entgehen, der ihn auf seiner einsamen Landpfarre bedrohte. Dieser Geistliche, mein Fräulein, war mein Vater, und er hungerte mich glücklich durchs Gymnasium und durch die Universität und hinterließ mir, als er starb, nichts als seine Bücher. Und nun kam es so: ich war bis dahin ein junger Theologe gewesen, der seinen Lehrern alle Freude machte, sein Examen ohne große Mühe absolvirte, genug Empfehlungen zu Hauslehrerstellen in altadelige Familien erhielt und nach einigen Jahren zuversichtlich auf irgend eine Kanzel rechnen konnte, die ihn nothdürftig

Professor Anton Friedrich von Tröltsch.

und gottselig nährte. Als ich nun die Bücher erhielt, hatte ich leider den Vorwitz, auch ihren Inhalt prüfen zu wollen. Es muß doch einen Zweck haben, sagte ich mir, daß diese Bücher überhaupt geschrieben und gedruckt sind, und daß ich für sie gehungert habe, und daß so viele Thränen daran hängen, und daß sie schließlich in meine Hand gekommen sind. So ließ ich denn die Empfehlungsbriefe unabgegeben und vertiefte mich in die Bücher, und machte Schulden, und konnte nicht mehr los von den merkwürdigen Schriften, von denen eine immer das Gegentheil von der anderen als unumstößliche Wahrheit bewies, und setzte zuletzt selbst in einem Anfall von Tollwuth die Feder an und schrieb aus allen den Büchern wieder ein Buch, das über alle Bücher gehen und seinen Verfasser zu einem berühmten Manne machen sollte, so berühmt, daß man nach fünfzig Jahren auch seinen Namen auf dem Katalog eines Antiquars finden könnte. Das Buch ist fertig geworden und gedruckt, mein Fräulein, und jetzt schon für den Viertelpreis zu kaufen, wenn Sie Verlangen danach haben sollten. Es ist auch viel Lärm darüber gewesen in gelehrten und ungelehrten Klatschblättern drei oder vier Monate lang, bis es eine andere, noch pikantere Neuigkeit ablöste. Aber was hat es mir eingebracht? Daß die Herren Consistorialräthe ihre Köpfe schüttelten, als ich mich ihnen zu einer Vacanz präsentirte, und daß sie gerade heraus das Bekenntniß ablegten, ein Mensch meiner Art sei gefährlich und könne von ihnen nicht protegirt werden. Nun schrieb ich freilich nicht mehr ganze Bücher, mein Fräulein, weil es lange dauert, bis sie fertig sind, und weil mich alle meine Studien nicht gelehrt hatten, länger als drei Tage zu fasten. Aber ich schrieb einzelne Buchseiten und gab sie in Zeitungen und ärgerte alle Woche zwei Mal die geistlichen Herren und mich selbst alle Woche sechs Mal, denn ich schrieb, was ich eigentlich gar nicht schreiben wollte und hatte von Zeit zu Zeit noch immer die Einbildung, daß es verdienstlich sei, nach der Wahrheit zu suchen. Solche Verirrungen richteten mich finanziell völlig zu Grunde. Damals war's, wo ich nochmals in mir aufräumte und einen großen Theil dessen, was mir bis dahin noch heilig gegolten, als lächerlichen Quark über Bord warf. Sogleich hob sich mein Lebensschiffchen wieder; es gelang mir, einem großen Herrn einen Dienst zu erweisen, der ihm damals dankenswerth erschien, und er stattete mich dafür reichlich zu einer Reise nach Amerika aus, wo ich mit meinen guten Fähigkeiten an dem richtigen Platz zu sein hoffen durfte. Es wäre vielleicht auch alles nach Wunsch gegangen, wenn ich mich von meinen Büchern hätte trennen können; aber sie waren mir nun einmal ans Herz gewachsen, und ich schleppte sie mit aufs Schiff und drüben ans fremde Land. Hätte ich die Kiste voll Hamburger Rauchfleisch gepackt gehabt, sie hätte mir mehr genützt. Jetzt waren mir die Bücher eine Last, die jedes Fortkommen unmöglich

machte, jede freie Bewegung hinderte. Ich schlug Chausseesteine, mein Fräulein, aber ich konnte mich nicht entschließen, die Kiste irgendwo auf der Straße stehen zu lassen, und der Transport zehrte meinen Verdienst wieder auf. Endlich fand ich fern im Westen eine Gemeinde von Deutschen, die noch ungefähr so närrisch waren, wie ich selbst; sie nahm mich auf monatliche Kündigung zu ihrem Seelsorger und Schreiber an. Es hätte mir gut gehen können, wenn ich fleißig im Dienst gewesen wäre, aber leider plagte mich der böse Geist, daß ich meine Bücher auspackte, sobald ich wieder ein Stübchen hatte und einen Schreibtisch und eine Studirlampe. Ich fing an ein Buch zu schreiben, das ich im Kopf fertig hatte, und zu dem hauptsächlich nur noch die Citate fehlten. Damit war aber die Gemeinde sehr unzufrieden, und ich konnte froh sein, von ihr das Reisegeld zur Rückkehr nach Europa zu erhalten. Ich fuhr im Zwischendeck, um die Transportkosten für meine Bücher bezahlen zu können, und ich habe sie endlich wieder auf dem heimischen Boden abgeladen; und daß ich jetzt hungere, mein Fräulein, ist wieder allein ihre Schuld — denn das Buch soll fertig werden, auf daß den Gewürzkrämern die Maculatur nicht ausgehe, und wüßte doch auf viel billigere Weise viel Geld zu verdienen! Habe ich nun recht zu sagen, daß die Bücher mein Unglück waren?"

Adele wußte nicht, was sie darauf antworten sollte. Sie hatte das Gefühl, daß alles, was der Candidat vorbrachte, unmöglich allgemeine Giltigkeit haben könne, vielleicht nicht einmal unbedingt auf seine besonderen Verhältnisse zutreffe, aber es mangelte ihr ganz und gar die Fähigkeit, einen Ausdruck für den Widerspruch zu finden. „Sie wollen sich also meiner nicht annehmen?" sagte sie sehr kleinlaut und ohne zu ihm aufzublicken.

„Das habe ich nicht gesagt," entgegnete er; „es ist nur meine Pflicht zu warnen. Mögen Sie dann selbst entscheiden. Ich will Sie gern unterrichten in allem, was ich weiß — und das ist leider nicht viel, da ich desto mehr festen Boden verloren habe, je mehr ich lernte — und in allem, was ich nicht weiß — und darauf wird es Ihnen hauptsächlich ankommen, denn in der Gesellschaft, zu der Sie sich heranbilden wollen, überhört man niemand in den Schulwissenschaften, gibt aber viel auf kecke und frappante Urtheile über Dinge und Verhältnisse, die den Philosophen schon seit Jahrtausenden Kopfzerbrechen machen. Ich will Sie so weit bringen, daß Sie über alles zu reden wissen und an nichts mehr glauben, worauf man Sie dann unzweifelhaft für eine sehr geistreiche junge Dame halten wird. Ich will Sie Redensarten lehren, vor denen geprüfte Gouvernanten mit offenem Munde staunend stehen bleiben sollen. Ebenso wird es nicht möglich sein, Ihnen in aller Eile Kenntniß von der Literatur beizubringen. Aber wozu auch? Lernen wir absprechen, und die geschicktesten Kritiker haben nichts vor uns voraus. Wann wünschen Sie zu beginnen? Ueber das Honorar werden wir uns leicht einigen; es ist vielleicht nicht einmal ganz so theuer, Bildung zu lernen, als die Schneiderei."

„Ich möchte mir's doch noch überlegen," meinte Adele zögernd, „Sie haben mir Angst gemacht." — Es war ihr angenehm, draußen Schritte zu vernehmen und Clementine reden zu hören.

Clementine kam nicht allein. Sie hatte unterwegs Haselstock angetroffen und ihn aufgefordert, zu einer Berathung über die Erbschaftsangelegenheit mitzukommen. Selbstverständlich hatte er sich denn auch den Korb mit den Markteinkäufen aufpacken lassen müssen, „um sich doch nützlich zu beschäftigen." Er war nicht wenig überrascht, Adele zu Hause und den Candidaten bei ihr zu finden.

Nachdem er, während Clementine auspackte und dabei ihre Glossen über schlechte Waare und theuere Preise machte, eine Weile bald den Candidaten, bald das Mädchen angeglotzt hatte, ohne die Mütze vom Kopf zu rücken, wendete er kurz um und faßte nach dem Drücker der Thür. Adele mochte es nicht wünschenswerth finden, ihn so offenbar erzürnt abgehen zu lassen. „Wo wollen Sie denn hin, Wachtmeisterchen?" rief sie ihm nach. „Ich habe nicht einmal gehört, daß Sie mir einen guten Morgen gesagt hätten."

„Hat sich nichts mehr zu wachtmeistern," antwortete er barsch, „und auf meinen guten Morgen wird es Ihnen wohl verflucht wenig ankommen, Mamsell, sintemalen in Anbetracht —" Er warf dem Candidaten über die Achsel weg einen grimmigen Blick zu und hustete recht verbissen den Schluß seiner Rede weg.

„Sie sind unartig," verwies ihn das Mädchen, aufspringend und ihm einen leichten Schlag auf die Schulter versetzend. „Was geht es Sie an, wenn der Meister Pastenak Besuch hat?"

„Und sich neue Kundschaft macht," setzte der Schuster, mit den Augen blinzelnd, hinzu.

„Macht mich nicht unmündig!" brach der Executor los; „ich weiß ja doch — — und es ist wider die menschliche Natur."

Adele nahm ihm die Mütze ab und hing sie an einen Nagel. „Verschnappt Euch nicht, Wachtmeister," sagte sie kichernd, „es könnt' Euch hinterher leid thun."

„Ich will nicht stören," schlug sich nun der Candidat ins Mittel. „Wegen der Stiefel sprechen wir uns morgen weiter, Meister."

Clementine hielt ihn fest. „Es ist mir gerade recht, daß Sie da sind," sagte sie, „denn mit meinem Mann ist doch kein vernünftiges Wort zu reden, und Haselstock beträgt sich bei der ganzen Erbschaftsgeschichte wie ein kolleriges Pferd. Sie können uns Erben eine Eingabe an das Gericht schreiben, damit man doch weiß, woran man ist."

„Sie sollen mir's beweisen!" drohte Haselstock mit der Faust; „sie sollen mir's beweisen, daß ich das Testament gestohlen habe!"

„Sie sind völlig unschuldig," versicherte der Candidat, „beruhigen Sie sich."

Haselstock sah ihn fragend an. „Wie wissen Sie das?"

Eugen Riehl blickte verlegen lächelnd zur Erde und strich seine Kniee mit den Händen. Er schien zu überlegen, ob er sich weiter äußern solle. Als er dann aufschaute, hatte sein Blick etwas Ernst-Treuherziges, das sonst nicht gerade in seiner Art lag. „Sie sagen's," erklärte er, „und ich halte Sie für einen Biedermann."

„Und ein Schuft, der das Gegentheil sagt," donnerte der Executor, indem er mit dem Stocke auf die Erde stampfte, daß die eiserne Spitze in die morschen Dielen eindrang — „höchstens aus Respekt mein Herr Präsident ausgenommen. Es wäre ja eine Niederträchtigkeit, wenn ich gerade —! Denn der alte Blasius war nicht so hart, wie die Frau Pastenak ihn ausschreit, weil er sein Geld nicht durch die Saufgurgel jagen lassen wollte; mir hat er die Amtscaution vorgeschossen und den Schuldschein zerrissen, als ich ihm die erste Abschlagzahlung brachte. Und das vergess' ich ihm mein Leben lang nicht."

„Und ich habe viel bei Fräulein Pauline Stern geschneidert," fuhr Adele in demselben Tone fort, „und sie ist immer freundlich gegen mich gewesen und gar nicht übermüthig. Was wahr ist, muß ich sagen. Und wenn ich die Erbschaft mache, so gebe ich ihr die Hälfte ab, denn die arme Person thut mir gar zu leid."

„Hieß es nicht einmal, daß sie verheirathet sei?" forschte der Candidat.

Clementine schlug eine helle Lache auf. „Ja, verheirathet! Mutter von zwei Kindern ist sie, aber der Vater —"

„Kennt man seinen Namen?"

„Ganz gewiß! Sie treiben den Skandal offenkundig genug. Ein Graf Hohenbühl ist's, der den Narren an ihr gefressen hat. Wird wohl auch das Längste gedauert haben."

Eugen Riehl ließ sich die näheren Umstände der Erbschaftsangelegenheit auseinandersetzen, auch die Wohnungen des Grafen und Paulinens angeben. Feineren Beobachtern hätte trotz der Bemühung, seine Kreuz- und Querfragen so einzurichten, daß sie nur von dem allgemeinen Interesse eingegeben scheinen sollten, nicht leicht entgehen können, wie seine ganze Absicht darauf gerichtet war, sich möglichst genau zu informiren. Aber selbst Haselstock kam trotz seines Argwohns nicht dahinter, oder vielleicht gerade wegen seines Argwohns, der seine Aufmerksamkeit nach einer ganz anderen Richtung hin spannte.

Endlich gab ihm eine Ehestandsscene, die sich daraus entwickelte, daß Clementine bei zufälligem Umsehen die Flasche am Munde ihres Gatten erblickte, Gelegenheit sich zu empfehlen. Nachdenklich stieg er die Treppe hinauf.

Er setzte sich wieder an den Schreibtisch und nahm die Feder zur Hand. Aber die Arbeit wollte keinen Fortgang haben, seine Gedanken schienen weit fort davon zum Fenster hinaus zu eilen. Aergerlich warf er zuletzt die Blätter zusammen und sprang auf. „Was für ein Narr ich bin!" rief er, mit der Hand durchs Haar fahrend. „Ich bin und bleibe das Thier, das speculirt, während rund um mich her fette Weide ist. Ich wollte zurück auf den Weg der Wissenschaft — Thorheit! Sie läßt mich verhungern. Wenn

ich damals widerstanden hätte — es würde sich verlohnen, jetzt ein zartes Gewissen zu haben. So aber — —! Ich habe sie alle in meiner Hand, den Grafen, Pauline, die Erben. Die Frage ist nur, wen ich fasse. Die Sache fordert reifliche Ueberlegung — ein falscher Schritt und ich stecke selbst in der Klemme. Vielleicht gelingt's, endlich mein Schäfchen aufs Trockne zu führen. Der Zufall war mir schon günstig — zeigen wir einmal, daß wir in Amerika gelernt haben, praktisch zu sein!"

Er schlug einen Folianten auf, nahm ein Papier heraus, das in der Art eines großen Briefcouverts zusammengefaltet war und steckte dasselbe in seine Brusttasche.

(Fortsetzung folgt.)

Der Winter Rußlands.

Von Friedrich Bücker.

IV. Der Pope unterwegs und daheim.*)

Um den Popen, oder russischen Priester kennen zu lernen, müssen wir ihm folgen. Er ist noch sieben Werst oder eine deutsche Meile von seinem Dorfsitz entfernt, und kehrt eben mit Weib und Kind von einem Hochzeitsschmause zurück. Sieben Werst sind bei guter Schlittenbahn in einer halben Stunde zurückzulegen, die der Fuchs gemessen. Der Pope braucht aber diesmal zu der kurzen Fahrt nicht weniger als vier Stunden, und sein Zürnen mit dem schlechten Wege bringt ihn um keine Spanne seinem Ziele näher. Der Winter hat seit vierundzwanzig Stunden seinen Harnisch abgelegt und den Schlafrock angezogen. Morgen setzt er wahrscheinlich den ehernen Helm wieder auf, aber darauf kann der Pope nicht warten. Ja, der schöne blinkende Schnee ist in eine „Brühe" und der prächtige Weg in eine „Mördergrube" umgewandelt worden. Der Wassok, darin der Pope mit Weib und Kind eingepfercht sitzt, gleicht einem auf zwei Langbäumen oder Schlittensohlen ruhenden Hühnerstalle, der mit Leinwand beschlagen. Zwei weit in die Landschaft hinausragende Querhölzer verhindern den Umsturz der Maschine, so oft sie in den Graben rutscht, oder in einer Schneepfütze sich auf die Seite legt. Die Troika, oder das Dreigespann bleibt jeden Augenblick stehen, um sich weiter prügeln zu lassen. Werfen wir einen Blick in den finstern Wassok, der schon Schneewasser geschöpft, so sehen wir vier dicht in Sackleinwand vermummte Gestalten. Die drei bartlosen Gesichter gehören der Frau des Popen und ihren beiden Töchtern an, und das vierte bärtige Gesicht trägt der Pope selbst. Die Beine der Insassen stecken in Filzstiefel und diese wiederum in feuchtem Stroh. Gradezu u n a u s s t e h l i c h wird der Weg durch die endlos hintereinander liegenden, durch Schneewehen gebildeten Gruben, welche durch jeden neu hineinsinkenden Schlitten vertieft und schließlich bodenlos werden, wenn sie sich bei Thauwetter mit Wasser füllen. Der Schlitten legt sich beim Durchgang durch eine Schneegrube bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und gleicht oft einem auf hoher See gegen den Wind steuernden Segelboot. Das Schlimmste widerfuhr dem Popen hart vor seinem Dorfsitz. Er mußte über einen Fluß, dessen Ufer ziemlich steil abfielen. Der Fluß selbst hatte einen zwei Fuß dicken Eispanzer und legte dem Popen weiter kein Hinderniß in den Weg, als ein leicht zu bewältigendes Aufwasser. Der Abhang hüben und drüben aber war die Klippe, daran er scheitern sollte.

„Fahr vorsichtig, Stepan!" rief er dem Kutscher zu und stemmte sich mit beiden Armen gegen die Wände des Wassok.

Der Schlitten polterte hinab. Die vier Häupter der Insassen stießen zusammen und gaben einander derbe Kopfnüsse. Der Hirnkasten des Popen donnerte trotz der fest eingestemmten Arme so heftig gegen das Gestell des Wassok, daß sein Haupt von Weib und Kind stark gerieben werden mußte, als der polternde Schlitten endlich auf dem Eispanzer des Flusses anlangte. Vor dem jenseitigen Abhang verließen sämmtliche Insassen des engen Gehäuses den Wassok. Während das nach Süden abfallende Flußufer zu wenig Schnee hatte, glich das nach Norden abschüssige einem lawinenverschütteten Alpenpaß. Wenn die Pferde nur den leeren Wassok bergauf brachten, war schon viel gewonnen.

„Paschell, (vorwärts!) Stepan!" brummte der Pope und trat mit den Seinen die Alpenfahrt an. Die Pferde sanken allerdings noch tiefer in den Schnee, wie die Beine des Popen. Sie suchten springend aufwärts zu gelangen, blieben aber nicht selten mit fliegenden Nüstern bis an den Bauch im Schnee liegen, um erst neue Kraft zu einem abermaligen Ansatz zu sammeln. Der Pope zog jedesmal den mit Stroh umwickelten bloßen Fuß aus dem Schneetrichter, den er gestampft hatte, und ließ den Filzstiefel regelmäßig in der bodenlosen Höhlung.

„Helft, Kinder!" rief er, mit dem gekrümmten Fuß wie ein Lahmer dastehend, „der Stiefel ist zu fest im Schnee sitzen geblieben."

„Ja, wenn wir nur erst bei Dir wären, Väterchen!" riefen die andern und zogen auch immer erst den bloßen Fuß, und dann den leeren Filzstiefel aus dem Schnee.

Sie saß wirklich sehr fest die filzene Fußhülle des Popen. Es gelang nur den vereinten Kräften, sie zu befreien und dem Winter, der in die Schusterzunft hineinpfuschte und unberufen „Maaß nahm", das Handwerk zu legen. Kurz vor der Paßhöhe blieb der Pope leider mit beiden Beinen im Schnee stecken, und glich einem roggengefüllten Sack, den eben ein Lastträger vom Buckel geworfen. Stepan, der mit dem Wassok bereits auf der Höhe hielt, eilte herbei, umklammerte seinen Herrn wie einen Baumstamm, pustete die Wangen auf, und plagte sich, wie ein Schmied, der den Amboß etwas höher stellen will. Erst nach wiederholtem Ruck zog er den Popen aus der Tiefe und legte ihn, da er sich mit den gespreizten nackten Füßen nicht auf den kalten Schnee stellen lassen wollte, einfach auf den Rücken. So blieb er mit gen Himmel gerichteten Beinen liegen, bis Stepan die beiden Filzstiefel ebenfalls befreit und wieder auf die nackten Sohlen seines Herrn geklopft hatte. Jetzt wurde der Pope wieder auf die Beine gestellt, und von Stepan in den Wassok gehoben, als er kurz vor der Landung an dem Schneenachen abermals zu versinken drohte.

Die Wassokglocke hat ausgebimmelt. Der Schlitten hält. Der Pope ist zu Hause angekommen. Er tritt schwitzend in sein Haus. Ehe wir ihm folgen, wollen wir uns die Landschaft ansehen. Sie ist so schön, wie sie in einer reizlosen flachen Gegend nur immer sein kann. Drüben steht ein von Birken überragtes Kirchlein mit grünen Kuppeln. Das Geläut hängt in dem Geäst einer Eiche und die an den Klöppeln befestigten Glockenstränge flattern im Winde. Dort an jener Seite zieht sich ein langes Dorf, dessen Hütten halb im Schnee liegen, in die verschwimmende Ferne hinein. Die Dächer scheinen auf dem Schnee zu liegen, doch wir erkennen mit dem Fernrohr deutlich zwischen Schnee und Dach einen dunkeln Zwischenraum, der mit kleinscheibigen stroh- und lumpenverstopften Fenstern versehen ist. Das Haus des Popen ist natürlich einstöckig und mit Stroh gedeckt. Die Fenster sind mit Moosrahmen versehen und ihre Windladen grell bemalt. Die lange, durchweg hölzerne, aus übereinander gelegten Querbalken aufgeführte Wohnung, welche im Sommer bei anhaltender Dürre höchst feuergefährlich, ist nach der hintern oder Hofseite zu noch von einer ganzen Menge Häuschen und Hüttchen wie von einem Hofstaat umgeben. In ihnen wohnt die zahlreiche Verwandtschaft des Popen und das zur Abhaltung der Messe nöthige Kirchenpersonal. Die Ställe zwischen und neben den Häuschen sind aus Flechtwerk aufgeführt, welches mit Lehm beworfen wurde. In ihnen muht, grunzt, brummt, brüllt, gackert und wiehert es im Sommer und im Winter. Die Stalldächer sind mit losem Stroh bedeckt, welches durch daraufgelegtes Scheitholz oder Birkenreisig vor der Entführung durch den Sturm gesichert ist.

Treten wir in das Haus und verneigen wir uns höflich vor dem Heiligenbilde links oben in der Ecke des geräumigen Wohnzimmers. Es kann durch ein jetzt aufgerolltes Gardinchen verhängt werden, wenn der Heilige irgend etwas — z. B. eine von Liebe übersprudelnde, oder von Zorn überkochende Familienscene — nicht sehen soll. In dem Zimmer steht neben dem mit vergilbten Kattun überzogenen Divan, dem Sitz des Hausherrn, ein Tisch, der durch den einfachsten Mechanismus außerordentlich lang gereckt werden kann. Auf dem Bücherbrett stehen schweinslederne oder holzdecklige Folianten mit

*) Vgl. IV. Jahrgang S. 311. 366. 407.

slavischem oder „kirchenrussischem" Text. Dort wo die hölzerne Bank als härtere Fortsetzung des weichen Divans endet, ist auch ein Klavier zu sehen. Es hat zwar einen Harfenton und einen hügeligen Resonanzboden, erfüllt im übrigen aber vollständig seinen Zweck. Der Pope ertheilt darauf nicht nur seinen Kindern, sondern auch der zur Zierpuppe emporwachsenden Tochter eines benachbarten Verwalters Unterricht. Die übrige Ausstattung des Zimmers bildet eine Mosaik, die aus Kästchen mit ausgestopften Vögeln und getrockneten Schmetterlingen, und aus bunten Bildern mit biblischen Scenen besteht. Lege deine Hand einmal an diese Wand! O weh! Du hast an einen verkappten Ofen gegriffen. Der Ofen ist ein Meisterwerk der Töpferei und beruht auf des Popen eigener Erfindung. Er heizt vier Räume, zwei große Zimmer, Vor- und Hinterhaus, und doch ist nirgends ein Ofen zu sehen. Bei uns beansprucht der Ofen immer die beste Ecke des Zimmers, hütet sich aber dafür auch wohlweislich, seine Hitze dem nebenanwohnenden Chambregarnisten abzugeben.

Der Pope hatte längst trockene Filzsocken angezogen, und saß von wenigstens dreizehn Personen umgeben, die alle auf seine Tasche angewiesen waren, vor einer so großen Theemaschine, daß sie einen passenden Ofen für eine Berliner Dachmansarde hätte abgeben können. Er sah durch seine grobrandige Brille, die er aber nur im Hause trug, lächelnd auf die Zurückgebliebenen und erzählte von dem Hochzeitsschmause. Wie kam nun der gute Alte zu einer so zahlreichen Hausgenossenschaft? Hatte er einen Theil seiner Kinder zu Hause gelassen und nur seine Lieblinge mitgenommen? wird mancher fragen. Der Pope war nicht nur der Versorger seiner eigenen aus vier Köpfen bestehenden Familie, sondern auch noch der Ernährer der zwei Wittwen und sieben Kinder seiner beiden Vorgänger im Amte. So oft ein Pope stirbt, bleibt die Wittwe mit den Töchtern im Pastorat, und der neue Pope hat ihr den Wittwenantheil zu geben. Sterben nun in einem Zeitraum von 50 Jahren in einem Pastorat vier Popen, die zusammen vier Wittwen und fünfzehn Töchter hinterlassen, — kein seltner Fall! — so muß der fünfte Pope die ganze Hinterlassenschaft seiner Vorgänger miternähren, resp. ihr die Wittwenantheile abtreten. Um nun die Zahl der zu speisenden hungrigen Raben auf das geringste Maß zu beschränken, bringt der neue Pope nicht etwa einen Trupp Kinder und eine Frau mit in sein neues Amt, sondern er heirathet einfach die älteste Tochter seines Vorgängers. Die Hinterlassenen der früheren Popen bleiben entweder in der alten Hirtenwohnung, oder sie bauen sich, wenn dieselbe nicht Raum genug für so viele hat, schwalbenartig ringsum an, und so entsteht oft eine so verzwickte Kolonie, daß es schwer hält, sich in dem Labyrinth zurechtzufinden.

Die riesige Theemaschine mußte zweimal frisch mit Wasser gefüllt werden, so viele lechzende Lippen gab es zu tränken. Wenn der Pope eine Pause in seiner Erzählung machte, hörte man nur das Schlürfen des chinesischen Blütengetränks und das Knuppern an den Zuckerstückchen. Brot, Backwerk, kalte gekochte Hühnerschenkel und mitgebrachte Hochzeitsbrocken wurden so lange vertilgt, als sie sich blicken ließen. Zur Mittagssuppe war es zu spät, denn der Tag neigte sich bereits. Jede Popenfrau weiß übrigens eine so vorzügliche, schmackhafte und sättigende Suppe zu kochen, daß der Fremde nach ihrer Vertilgung auf alles andere verzichtet. Sie besteht aus drei Theilen, aus Kraftbrühe, Kohl und Fleisch. Das ganze wird mit dem Löffel gegessen, und wo der Löffel nicht ausreicht, werden die Finger zu Hilfe genommen.

Nach der Mahlzeit nahm der Pope ein Packet Zeitungen zur Hand, die ihm ein befreundeter Edelmann monatlich von einem hundert Werst entlegenen Gute schickte. Er entfaltete die große „Moskauer" und sah nach, wo er stehen geblieben. Richtig, der Kalender zeigte heute den halben December, und er war in der Zeitungslectüre bis zum 1. October gekommen. Viel hatte er nicht nachzuholen, denn das Packet schloß mit dem 20. October. Wo das Novemberpacket und die rückständigen Octobernummern geblieben, das wußte niemand. Der Bauer hatte das Packet vom Schlitten fallen lassen, und der Pope erfuhr durch diesen unverzeihlichen Leichtsinn nie, was sich im November in der Welt zugetragen. Früher war es noch schlimmer gewesen. Die Zeitungen blieben oft ein rundes Vierteljahr aus, und dabei bestand oft ein ganzes Monatspacket nur aus einer Nummer. Von der Schlacht bei Königgrätz hörte der Pope sehr schnell, denn die Kunde davon ging wie ein Lauffeuer durch ganz Rußland. „Die Ernennung Bismarcks zum . . . . hier fehlte das zweite Blatt, und der Pope erkundigte sich einen halben Monat vergebens nach dem „Rang", zu welchem Bismarck noch emporgestiegen. Was konnte er noch mehr werden, als Ministerpräsident? fragte sich der Pope. Sollte er etwa zum . . . zum Regenten eines der annectirten Reiche ernannt worden sein? Nun, endlich fand sich zufällig jemand, der die Lücke ergänzen konnte; zum . . . . „Bundeskanzler" war Bismarck ernannt worden. Was „Bundeskanzler" zu bedeuten, erfuhr der Pope nie. Im übrigen war er ein kluger Kopf, sprach Latein, und hätte gern seinen praktischen Ofen nach der Pariser Weltausstellung geschickt.

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung.)

Der Busch des schlechten Bruders war ein Gehölz, in welchem vor einigen hundert Jahren ein Bruder den anderen ermordet hatte — es lag nicht drei Büchsenschüsse von Corbie entfernt, dessen Kirchthurm man in der Dunkelheit gewahrte, denn der Thürmer hatte das Licht aus dem Dachfenster gesteckt. Saint-Preuil horchte auf. Er vernahm deutlich das Gesumme vieler Stimmen — aber auch das Schnaufen von Rossen — dazwischen Geklirre von Waffen.

„Es ist ein Reiterhaufen," sagte er. „Sie kommen vorwärts. Treibt Eure Pferde ein wenig an. Wir müssen sehen, was es gibt."

Die Pferde wurden in Trab gesetzt und die Reiter gelangten bald an die Stelle, wo der Weg sich um die Spitze des Gehölzes wand.

„Ha!" rief Saint-Preuil. „Gottes Tod! was ist das?"

In dem Dunkel der Nacht schien es sehr lebendig dort hinter dem Holze — laute Stimmen schlugen an das Ohr des Capitäns — es waren einzelne Commandorufe zu hören — Lichter tanzten auf und nieder — Fackeln und Kienspäne brannten und bei diesem ungewissen, hüpfenden Scheine bemerkte Saint-Preuil eine Menge geharnischter Reiter, die sich durcheinander bewegten. Zuweilen entfernte sich eines der Lichter sehr schnell — es ward von einem galoppirenden Soldaten getragen.

„Es ist etwas im Werke — Himmel — dort in der Richtung liegt Bapaume!" schrie Saint-Preuil. „Meine Ehre — mein Soldatenruf ist dahin."

Er gab seinem Rosse die Sporen und jagte auf die Massen los — plötzlich ward er von einem Dutzend Bewaffneter umringt.

„Werda? Werda?" schrie es. „Hollah — Bertrand, Cornillon," antwortete Saint-Preuil, der sogleich erkannt hatte, daß er unter seinen Soldaten war. „Hieher zu mir, Saint-Preuil ist da."

„Gott sei Dank!" rief Cornillon, ihm mit der Fackel ins Gesicht leuchtend. „Ihr seid es — wir suchten Euch — Gefahr — eilt Euch, Capitän — die Spanier rücken aus Bapaume — seht nur dort unten ihre Lichter — keine Zeit zu verlieren — jeden Augenblick kann das Gefecht beginnen. Pontis ist vorne am ersten Zuge."

Saint-Preuils eisenfesten Körper durchfuhr ein Beben — er stand dicht vor einem Kampfe, und dennoch hielt er das zitternde Mädchen im Arme, welches die Soldaten neugierig anglotzten — der Feind war ihm nahe und ein erbärmliches, schändliches Gewaltstück hatte ihn, den Commandeur des bedrohten Postens von seiner Soldatenpflicht entfernt. Saint-Preuil überlegte keine Minute lang.

„Laurent!" rief er. „Nimm die Kleine, verwahre sie wohl — ich werde sie morgen in Freiheit setzen."

Er ließ Susanne aus dem Sattel und in Laurents Arme gleiten, zog den Degen und rief mit donnernder Stimme:

„Schließt Euch! Die Schwadronen aneinander! Saint-Preuil ist da!"

Dieser Ruf pflanzte sich blitzesschnell durch die Glieder der Reiter fort.

„Saint-Preuil! Saint-Preuil!" tönte es durch die Nacht. Pontis warf sein Roß herum, er jagte zurück — er stieß fast mit Saint-Preuil zusammen.

„Dem Himmel sei Dank! — Ihr seid es Capitän!" rief er. „Es war hohe Zeit — ein Ausfall aus Bapaume — seht hin, dort nahen die Spanier." — Saint-Preuil gewahrte die heranrückenden Feinde an der Menge von Lichtern, welche sich in den Gliedern befanden — es schien Infanterie und Reiterei. Sie kamen in scharfem Marsche gegen Corbie.

Bei Saint-Preuil war alles andere verschwunden, er hatte keine Gedanken mehr für Susanne, für seine Wette, für die Verschwörung — nur der Soldat, der kühne Führer blieb, der begierig jede Gelegenheit erspähte, dem Feinde Abbruch und Schaden thun zu können. Er sprengte an den Soldaten vorüber, die Pontis auf die Kunde von der Annäherung des Feindes vor die Stadt geführt hatte.

„Rechts schwenkt!" befahl Saint-Preuil. „Metzelt sie nieder!" rief er. „Wir haben diese spanischen Olivenfresser schon oft genug geklopft."

Sein Auge glühte, er sah die Feinde näher kommen.

„Vorwärts!" donnerte seine Stimme, und mit furchtbarem Geschrei setzten sich die französischen Truppen, den Capitän an der Spitze, in Galopp. Die dunkle Nacht gestattete den Spaniern nicht sogleich die Absicht der Anstürmenden zu errathen — sie riefen: „Halt!" Aus ihren Reihen erschallte der Ruf: „Freier Abzug" — aber die Reiter Saint-Preuils hörten nicht mehr. Ein verworrener Knäuel, eine Masse von Pferden und Menschen wälzte sich plötzlich durcheinander, Schüsse blitzten auf — Hiebe schmetterten gegen einander. Die Spanier mußten sich wehren — ein furchtbares Gemetzel begann — erbarmungslos würgten die französischen Reiter.

„Bapaume! Bapaume!" schrieen die Angegriffenen.

„Bapaume!" tönte es angstvoll durch die Nacht — aber Saint-Preuil hörte nicht mehr. Er feuerte seine Leute an — er hieb in die Feinde, die Rosse und Menschen drängten in dem Wege durcheinander, sie preßten sich zusammen, die Fußgänger wurden in den Sand gestampft — Freund und Feind waren nicht mehr zu unterscheiden — überall röchelten schon die Sterbenden und, von der Gewalt des Anpralls auseinander gerissen — stoben die Colonnen der Spanier nach zwei Seiten auseinander, Schutz suchend im Dunkel der Nacht — aber verfolgt von den französischen Reitern.

Wie ungeheure Ratten erschienen die Gestalten der Flüchtenden, wenn sie in der Finsterniß über die Felder huschten, zuweilen sammelten sich einzelne Trupps, um den Verfolgern Widerstand zu leisten, und an drei oder vier Stellen entwickelten sich dann Gefechte, die mit großer Erbitterung geliefert wurden. Laurent, dem Saint-Preuil die entsetzte Susanne übergeben hatte, hielt es für gerathen, sich aus dem Getümmel des Kampfes nach Corbie zurückzuziehen. In der kleinen Stadt war alles in Bewegung. Als die ersten Schüsse fielen, eilten die Bürger auf die Gassen, an den Fenstern wurden Lichter sichtbar, die Sturmglocken wimmerten und der noch zurückgebliebene Theil der Besatzung stellte sich auf dem Marktplatze in Ordnung. Man hatte keine Ahnung von dem bevorstehenden Kampfe gehabt, da Pontis auf die Nachricht von dem Ausfalle der Spanier aus Bapaume die Soldaten in aller Stille aus der Stadt geführt hatte. Laurent und sein Genosse eilten daher, mit Susanne in die Stadt zu kommen.

Der Kampf war indessen schon so heftig geworden, daß die einzelnen versprengten Abtheilungen sich über das ganze Feld zerstreuten; in den Gärten, auf den Landwegen — zwischen den Gehölzen überall tauchten flüchtende Soldaten auf, die verfolgenden Reiter wurden oft mit Schüssen empfangen.

„Zurück von hier!" rief Laurent. „Suchen wir durch den Feldweg zu entkommen."

Er hatte dieses Commando kaum gegeben, als gerade von der bezeichneten Stelle her ein dichter Schwarm, unter lautem Wehgeschrei sich gegen ihn heranwälzte. Hinter der flüchtenden Menschenmasse jagten die Reiter Saint-Preuils mit ihren Pallaschen in die zusammengedrängten Leute hauend, aus ihren Faustrohren Kugeln in das Gedränge sendend.

„Hilfe! Barmherzigkeit!" kreischte Susanne, die von Laurent fest im Sattel gehalten ward.

Wie ein Bergstrom ergoß sich die Menge über das Feld, und im nächsten Augenblicke waren Laurent, sein Genosse und das geraubte Mädchen in den Strudel gezogen, zwischen hunderte von wild erregten, ächzenden und verzweifelten Männern gepreßt, verwickelt in diese sinnverwirrende, tobende Jagd, umringt, ohne die Möglichkeit zu fliehen, dem tollen Gewirre zu entkommen. Die Reiter Saint-Preuils stürmten von allen Seiten heran.

„Halt! stellt Euch!" donnerte der Befehl eines spanischen Officiers durch die Nacht.

„Die Hellebarden vor!"

„Die Piken dahinter!"

„Feuert Ihr da vorne auf die Hunde!"

Ein Wuthschrei antwortete. „Hollah! Saint-Preuil! Saint-Preuil!" schrieen die Franzosen, welche mit wuchtigen Hieben sich durch die Massen arbeiteten. Es entstand ein rasendes Gemetzel — ehe er noch weiter um sich sehen konnte, ward Laurent angegriffen — ob von Freund oder Feind vermochte er nicht zu erkennen — er mußte an Vertheidigung denken.

„Hinab mit Dir!" rief er und ließ die unglückliche Susanne aus dem Sattel gleiten. Er hörte ihren verzweifelnden Schrei, dann sah er sich von Angreifern umringt, Schüsse blitzten dicht vor ihm auf — die Klingen der Feinde trafen seinen schweren Hut.

„Bapaume! Bapaume!" riefen viele Stimmen in seiner Nähe — Rosse brausten heran. „Haut ihn nieder!" schallte es neben ihm.

„Saint-Preuil!" rief Laurent seinen Degen gebrauchend — ein Schuß knallte.

„Barmherziger Gott hilf!" heulte Laurent vom Rosse sinkend — die blutige Jagd raste über ihn hinweg.

Susanne war mitten in das Gewühl des Kampfes gerathen — dicht neben ihr focht und feuerte man gegeneinander — sie schloß die Augen und stürzte vorwärts — ward einige Mal zu Boden gerissen — erhob sich wieder und taumelte weiter — ihre Füße versagten den Dienst, aber sie raffte ihre ganze Kraft zusammen. Es schien, als sei dicht vor ihr eine freie Stelle, dort stand Gebüsch, sie konnte sich darin verbergen, sie suchte das Buschwerk zu erreichen, schon hatte sie den gefährlichen Weg fast zurückgelegt, als hinter ihr fünf bis sechs Reiter erschienen, welche dieselbe Richtung nahmen.

„Helft mir! helft!" rief das Mädchen, gegen das Gebüsch eilend, ohne sich umzusehen.

„Saint-Preuil!" schrieen die Reiter — da krachte es aus dem Gebüsche, zehn — zwanzig feurige Zungen fuhren zwischen den Blättern und Aesten hervor, Kugeln sausten — es waren Spanier, welche sich in dem Busch verborgen hatten — einige Reiter wankten, getroffen in ihren Sätteln.

„Gnade — Gott — O! —" tönte eine schwache Stimme, mit zerrissener Brust sank das Mädchen zu Boden — eine der Kugeln hatte sie getroffen.

Die Reiter stutzten bei dem Feuer der Spanier, welche Zeit gewannen, aus dem Gebüsche zu entfliehen. Die Verfolger hielten dicht vor dem Gebüsche — ihnen nach kam eine neue Schar, einzelne Reiter derselben trugen Fackeln.

In diesem Momente schmetterten aus der Ferne die französischen Trompeten. Sie bliesen: „Halt." Das Gefecht wurde abgebrochen — Männer und Rosse schnauften, von der Anstrengung fast außer Athem gebracht.

„Dies war der letzte Stoß!" sagte einer der Geharnischten, vom Rosse steigend. „Sie sind glücklich aus dem Gebüsche entkommen. Hollah! seht her — was ist das?"

Er nahm eine Fackel und leuchtete auf dem Boden herum.

„Ein Mädchen!" rief er. „Seht — im Blute schwimmend."

Die Soldaten bildeten einen Kreis um die Gefallene, welche das Licht der Fackeln schauerlich bestrahlte.

„Wie mag sie in das Gefecht gekommen sein?"

„Eine spanische Marketenderin."

„Es war mir, als sah ich sie vor uns herlaufen," sagte ein Soldat. „Sie ist durch spanische Kugeln gefallen — schwer verwundet."

„Nein," entgegnete der erste, welcher mit der Fackel in der Hand Susannens Herz befühlte: „Nein — sie ist todt!"

Die Trompeten riefen zum Sammeln, die Reiter kehrten langsam zurück. — Dieser mörderische und widerrechtliche Angriff hatte ein plötzliches Ende gefunden. Gerade zu der Zeit, wo die unglückliche Susanne gegen den Busch floh, hatte der Capitän Saint-Preuil, von der Wuth des Kampfes ergriffen, sich bis in die Mitte eines

spanischen Reiterhaufens unter Hieben und Stößen gearbeitet. Er war schon einige Male stutzig gemacht worden durch den Ruf: „Bapaume!" aber der Capitän, der in allen Dingen seiner Leidenschaft den Zügel schießen ließ, überlegte nicht — er erblickte beim Scheine der Fackeln einige Officiere, die mit lauter Stimme Befehle ausriefen, und da Saint-Preuil richtig schloß, daß zwischen diesen der spanische Commandeur sich befinde, spornte er sein Roß und war mit zwei Sätzen dem Feinde gegenüber. Die Spanier warfen sich vor, um ihre Officiere zu decken.

„Haltet!" rief die Stimme eines hochgewachsenen Mannes. „Auseinander. Es ist der Herr von Saint-Preuil! ich will ihm gegenüberstehen."

„Heran — Monsieur — heran!" rief der Capitän.

„Gewiß, mein Herr," sagte der Spanier. „Sie haben den Don Augustin de Lauretto vor sich — der Ihnen die Genugthuung nicht verweigern wird, wenn Sie sich wegen der Schändung, welche Sie dem Namen Ihres Königs anthun, verantwortet haben werden."

Saint-Preuil starrte dem Officier ins Gesicht.

„Was soll das? was will dieses Wort?" rief er.

„Ich habe," begann Lauretto ernst, „das Wort Seiner Majestät Ludwigs des Dreizehnten dafür, daß ich mit den Meinen unbehelligt aus Bapaume, welches wir der französischen Majestät auf diese Bedingung hin übergaben, ziehen dürfen. Wir haben das königliche Geleit, wir hielten uns sicher unter dem Schutze des königlichen Wortes — und dennoch fielen Sie uns in der Nacht an; unvorbereitet wie wir waren, metzelten Sie meine Leute nieder."

Saint-Preuil vermochte nicht sogleich zu antworten — wenn Lauretto die Wahrheit sprach, dann hatte er ein furchtbares Verbrechen begangen, eine Verantwortung auf sich geladen, unter deren Last er zusammenbrechen mußte.

„Mein Herr," antwortete er endlich, „ich weiß nicht, daß Sie unter königlichem Schutze ausrückten — ich vermisse die in solchen Fällen übliche französische Bedeckung."

„Ich sendete sie zurück — da ich wußte, daß jeder Gouverneur von der Bewilligung des freien Abzuges unterrichtet war — hier ist der französische Trompeter, den ich bei mir behielt, um doch einen Mann in der Nähe zu haben."

Er ließ den französischen Trompeter, der von der Bedeckung zurückgeblieben war, vortreten.

„Ist es richtig, was der Herr sagte?" fragte ihn Saint-Preuil.

„Genau so, mein Capitän. Ich habe heute um Mittag das königliche Schreiben zu Euch nach Corbie gebracht — aber ich fand Euch nicht in der Stadt. Herr von Pontis war schon ausgerückt — es ist in den Händen des Herrn Duplessis."

„Ich bin verloren," flüsterte Saint-Preuil. „Ich versäumte den Dienst — ich war nicht auf meinem Posten — ich schändete des Königs Namen."

Er wendete sich zu seinen Leuten.

„Laßt Halt blasen!" befahl er. „Herr von Lauretto," fuhr er fort, „ein schweres Unheil ist wider meinen Willen geschehen. Ich hatte einen Ritt gegen die Grenze gethan — ich konnte das Schreiben des Königs nicht erbrechen, mein Lieutenant war durch die Nachricht von einem Ausfalle Ihrer Besatzung getäuscht, deren Capitulation mir nicht gemeldet wurde. Ich beklage dieses Ereigniß und bitte Sie um Verzeihung."

Lauretto legte seine Hand auf die Schulter Saint-Preuils.

„Sie sind als einer der tapfersten Degen bekannt, Capitän," sagte er, „und es ist eine Ehre, mit Ihnen ein Gefecht bestanden zu haben. Ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit Ihrer Aussage — ich bin vollkommen befriedigt, ich habe ganz und gar Genugthuung erhalten, indem Sie mich um Verzeihung baten. Jene Armen, die dort im Dunkel der Nacht verstreut im Felde, im Gehölz und in den Gräben ihr Leben verröchelten — mag Gott in seine Vaterarme schließen — es ist Soldatenloos, also zu fallen. Wie Sie, Capitän, bei Ihrem Herrn das alles verantworten können — ist Ihre Sache. Ich vergebe Ihnen."

Saint-Preuil ergriff des Officiers Hand.

„Das ist für mich das Wichtigste — es muß mich reinigen," rief er.

„Ich werde eine Meldung an den König aufsetzen," sagte Lauretto," die Sie ganz frei spricht."

„Tausend Dank! ich sorge für die Verwundeten."

Er ließ sofort Hilfe aus der Stadt holen, die Mönche des Klosters, die Gewerke kamen mit Bahren und Wagen herbei — man suchte die noch Lebenden hervor. Der Morgen dämmerte herauf — die geflüchteten Spanier sammelten sich — Saint-Preuil ritt an der Spitze seiner Leute in die Stadt zurück.

„Pontis! Pontis!" sagte er leise. „Weshalb thatet Ihr den Ausfall?"

„Ich bin nicht verantwortlich," sagte der Lieutenant. „Ihr mußtet den Befehl des Königs kennen und mir die Ordre geben — aber Ihr waret nicht auf Eurem Posten."

Saint-Preuil schwieg und sah beschämt auf den Hals seines vor Ermattung fast taumelnden Rosses nieder.

„Und das Mädchen? wo ist sie? rief er plötzlich. „Wo ist Laurent?"

Niemand vermochte Auskunft zu geben.

„Um Gottes willen redet davon nicht," raunte ihm Pontis zu. „Ihr wollt doch nicht, daß die Leute erfahren, Ihr, der Gouverneur, habt den Posten verlassen, um eine Dirne zu entführen?"

„Duplessis weiß es!" seufzte Saint-Preuil.

„Es ist ein schreckliches Mißverständniß," sagte Pontis. „Aber der König will Euch wohl. Laurettos Handbrief muß Euch reinigen."

„Ja — ja," rief Saint-Preuil. „Ich werde mich auf sein Zeugniß berufen — fassen wir Muth — o, wo ist sie? wo ist Susanne? ich verfluche meinen Leichtsinn — ich will sie in Freiheit setzen, sie soll reich beschenkt nach Anet zurückkehren."

„Seht — seht!" sagte Pontis ernst und traurig. „Da bringen sie Todte und Verwundete."

Er deutete auf eine lange Reihe von Trägern — Soldaten und Bürger — die unter dem eintönigen Gesange der Mönche die Verwundeten und noch einzelne Leichen zur Stadt trugen. Saint-Preuil verhüllte schweigend sein Gesicht — sie ritten durch das Stadtthor. Der Gouverneur hob das Haupt nicht empor, sein Auge suchte den Boden.

„Ah — da seid Ihr!" rief die schneidende Stimme Duplessis. „Ich erwartete Euch schneller wiederzusehen. Es ist ein großes Unheil, dieser Ueberfall der Spanier — bis nach Arras ist alles in zorniger Bewegung — es ist eine Schmach für den König, der sein Wort verpfändet. Weshalb kehrtet Ihr nicht zurück? Hier ist des Königs Schreiben."

Saint-Preuil nahm den Brief und erbrach ihn. „Ihr hättet ihn an Pontis geben sollen," sagte er, den Officier streng anblickend. „Dann wäre dieser nicht gegen die Spanier ausgerückt."

„Pontis war schon fort," antwortete Duplessis verlegen. „Ihr waret nicht auf Eurem Posten."

„Schweigt Ihr da!" rief Saint-Preuil. „Ich werde mich verantworten. Ich will dem Könige berichten, daß ein Mißverständniß obwaltete. Ich will dem Marschall Meilleraye, meinem Befehlshaber, den Rapport bringen — ist er auch mein Freund nicht — er wird den Bericht des Soldaten hören. Pontis eile, wir wollen gleich nach Abbeville zu Meilleraye."

„Sie werden ihn nicht dort finden," sagte Duplessis, „er ist vor einer Viertelstunde mit den Herren von Brezé und den Chatillons, den Montargis und noch einem Dutzend Officiere hier durchgekommen, um sich nach Chantilly zum Könige zu begeben."

„Wie? und was will er dort?" fragte Saint-Preuil.

„Alle diese Herren wollen sich beim Könige beschweren über die schreiende Verletzung des Völkerrechtes und des königlichen Namens, die Ihr begangen habt, die ganz geeignet ist, Frankreich verhaßt und verachtet bei anderen Völkern zu machen."

„Wie erfuhr Meilleraye so schnell die Kunde des Vorgangs?"

„Ich weiß es nicht. Sie kam ihm noch während des Treffens zu."

„Er hat sie gesendet!" knirschte Saint-Preuil. „Sie werden mir nicht viel anhaben können," sagte er, laut und gezwungen lachend. „Ich habe in einer Stunde die Schrift Laurettes in Händen, welche mich freispricht."

„So habt Ihr nichts zu fürchten," lachte Duplessis boshaft. „Und wir können hoffentlich mit Ruhe unsere Wette abrechnen, die Ihr — ich denke doch, gewonnen habt?"

„Richtig, mein Freund," sagte Saint-Preuil mit eisigem Tone, ohne eine Miene zu verziehen, obgleich ihn bei dem Gedanken an

Susanne seine Festigkeit zu verlassen drohte. „Richtig. Das schöne Mädchen ist hier und ich werde Eure Dublonen an die Stadtarmen vertheilen. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie!"

In Corbie war während dieser Zeit ein großes Getümmel entstanden. Die zurückkehrenden Truppen, die Wagen und Bahren mit den Sterbenden und Verwundeten drängten in den Gassen. Es waren die wenigen Feldschere, ein paar Leute der Barbierinnung und die barmherzigen Brüder, denen die Sorge für einige hundert Blessirte oblag. In dem Dunkel der Nacht hatten die Franzosen manchen ihrer eigenen Leute niedergerannt.

Saint-Preuils erste Sorge war: nach Susanne zu forschen. Germain und die übrigen Diener des Gouverneurs vermochten keine Auskunft zu geben — Laurent war nicht angekommen, ebenso wenig sein Genosse. Saint-Preuil zweifelte nicht mehr, daß Laurent in den Trubel des Gefechtes verwickelt und von Susanne getrennt worden sei. Seine Angst wuchs mit jeder Minute — sein Gewissen schrie mächtig und laut — er knitterte das Papier Laurettes so heftig und unbedacht, daß Pontis ihn aufmerksam machte. Dann eilte er auf den Marktplatz — ließ den Appell blasen — unter dem Vorwande, die Uebriggebliebenen zu zählen, wollte er sogleich nach Laurent forschen — niemand konnte seinen Wunsch erfüllen. Laurent lag vielleicht unter den Verwundeten im Kloster, Saint-Preuil eilte, von Pontis, Duplessis und einigen Officieren begleitet, dahin. Eine große Menge von Menschen aller Art wogte um dieses Gebäude, in dem Kreuzgange hatte man die Verwundeten einstweilen gebettet.

Als Saint-Preuil hineintrat, winkten ihm mehrere seiner Leute von ihren Schmerzenslagern zu — der Gouverneur biß seine Lippen fast blutig — sein war die Schuld, sein wüthender Angriff, der durch den Wehe- und Schutzruf der Ueberfallenen nicht gehemmt ward, hatte all diesen Jammer herbeigeführt — es war ein nutzloses Gemetzel gewesen.

„O, es ist eine harte Strafe für jene wahnsinnige Wette!" rief Saint-Preuil dem Doctor Dumoulin zu, der so eben mit blutigen Binden bepackt aus dem Hofe in den Gang trat.

„Das ist es!" sagte der Arzt ernst und vorwurfsvoll. „Jene Wette hat unsägliches Unheil gebracht, Capitän — die alle, die hier röcheln und wimmern, sind ein Opfer derselben — und die stummen Leute dort hinten?" Er wies auf den Hof hinaus.

„Ist Laurent etwa darunter?" rief Saint-Preuil, heftig den Arm des Doctors drückend.

„Laurent und noch — eine Leiche."

„Welche? — welche Leiche?" schrie der Gouverneur, von schrecklicher Ahnung erfaßt.

„Fassung — kommen Sie!" bat der Doctor.

Mechanisch ihm folgend, schritt Saint-Preuil über den Hof durch die Menge. Hinter der kleinen Kapelle des Klosters hatte man Bahren aufgestellt — sie trugen die für ewig stummen Schläfer — braune Gesichter mit Narben bedeckt, die Körper mit den zerfetzten Kleidern verhüllt, einige mit den Harnischen angethan — da lag Laurent mit klaffender Wunde — aber neben ihm — Saint-Preuil wollte seinen Augen nicht trauen — er fuhr mit der Hand über das Gesicht, als verscheuche er ein Phantom — dann stürzte er einige Schritte vorwärts, wich wieder zurück und stöhnte schmerzerfüllt — neben Laurent lag auf der Bahre, halb mit grünen Zweigen bedeckt, die Leiche eines schönen Mädchens — sie hielt die Hände über der Brust gefaltet, ihre Augen waren geschlossen, das Haar hatten die Frauen von Corbie schon geordnet, ein schmaler Zweig von Epheu war um die Stirne gelegt.

„Susanne!" rief Saint-Preuil. „Herr von Duplessis — meine Wette ist gewonnen — ich habe Ihnen die Beute gebracht — Sie können mit Ihrem verlorenen Gelde die Grabstätte dieses unglücklichen Kindes schmücken lassen."

Saint-Preuil trat zur Leiche. Er hob das Tuch, welches die Todeswunde Susannens bedeckte, er legte die Hand auf dieselbe.

„Komme, was da will!" stammelte er. „Ich werde vor nichts erzittern. Wenn sie mein Leben nehmen, so ist es nur billig, daß ich diesem Kinde nachgehe, das ich gemordet."

Er faltete die Hände auf dem Knopf seines langen Degens. Die Umstehenden betrachteten ihn. Sie hörten nicht sogleich den Lärmen und das Geschrei, welches von der Gasse her erschallte.

Durch die Menge der Gaffer und Beschäftigten brach sich ein Reiter Bahn, seine Kleidung hing lose und aufgelöst um den Körper, sein Gesicht glühte, die Haare flatterten im Winde und das bis zum Aeußersten erschöpfte Roß vermochte kaum noch auf den zitternden Beinen sich zu erhalten.

„Laßt mich heran!" rief der junge Mann, aus dem Sattel auf die Erde springend. „Laßt mich — ich muß sie sehen — ich werde sie erkennen."

Er schob die Umstehenden bei Seite und trat plötzlich an die Bahre. Saint-Preuil fuhr empor bei dem herzzerreißenden Weheruf, den der Mann ausstieß — er hatte sogleich Fleuri Gilain, den Müller von Anet erkannt.

„Susanne! Susanne!" schrie der junge Mann außer sich. „Hier — hier finde ich Dich wieder — hier stehen sie um Deine Leiche — Deine Mörder — Deine Räuber."

Er sank neben dem Leichnam hin, seine bebende Hand ruhte auf dem bleichen Haupte Susannens. Die herbeigeeilten Bewohner von Corbie richteten drohende Blicke auf den Gouverneur und seine Officiere. Sie wußten noch nichts Bestimmtes, aber sie ahnten den Zusammenhang des blutigen Dramas, welches hier seine Lösung finden sollte. Fleuri Gilain erhob sich — sein Gesicht war todtenbleich, wie das der Gemordeten — er hob den Arm und die Menge der Bürger schnell überschauend, rief er:

„Und Ihr alle steht stumm, ohne eine Hand zu regen, ohne die Waffen zu brauchen gegen die Tyrannei dieses Menschen dort? er hat das Mädchen geraubt, seine freche Lust trieb ihn, in die friedlichen Wohnungen zu dringen, aus dem Hause der Freunde, der Eltern riß er jene dort, deren Blut um Rache schreit. Auf ihn — auf ihn!"

Er schwang den kurzen, mit Blei ausgegossenen Knittel, die Waffe der Landleute. Das ganze Wesen des plötzlich Auftretenden, die Töne wahrhaften Schmerzes, welche er ausstieß, das schauerliche und zugleich wehmüthige Bild, welches die Leiche in ihrem einfachen Schmucke darbot, der Haß, den jeder in der Gegend wider Saint-Preuil hegte, reizten die Menge, hie und da erhob man den Ruf: „Auf ihn!" Die Mienen und Geberden wurden immer drohender, einzelne Knittel wurden geschwungen, und die Massen drängten sich dichter zusammen.

„Es wird ernsthaft!" flüsterte Pontis dem Capitain zu. Saint-Preuil erhob sein Haupt, das blitzende und strenge Auge scheuchte die Nächststehenden zurück, er nahm seinen Degen in die Hand und trat mit festem Schritte der Menge entgegen.

„Wer ist es, der Mord rief?" donnerte er.

„Ich — ich bin es. Du bist es — der diese hier tödtete — Du bist der Wolf, der reißende, Dein Werk ist dieses hier!" schrie Fleuri, zum Sprunge ansetzend, mit dem er sich auf Saint-Preuil stürzen wollte.

„Es ist ein Unheil geschehen — ein großes. Ich bin nur halb schuldig daran," sagte der Capitain. „Ich werde Rede stehen denen, die ein Recht haben, mich zur Verantwortung zu ziehen, aber ich dulde die freche Sprache des Bauers nicht, ich gebiete in dieser Stadt und ich werde die strenge strafen, deren Ruf die Bürger zur Rebellion auffordert. Noch sind wir im Kriege, das Recht ist in meiner Hand und ich befehle Dir dort: hinweg von diesem Orte!"

„Niemand kann mich hinwegtreiben von dieser Bahre — wagt es — kommt mir zu nahe!" brüllte der Müller, seinen Knittel im Kreise um das Haupt schwingend.

„Was im Gefechte fiel, gehört mir an," rief Saint-Preuil gebieterisch. „Zurück!"

„Duldet es nicht! steht dem Müller bei!" riefen die jungen Leute.

„Herbei! Soldaten," herrschte der Capitän, „bringt diesen Tollen zur Ruhe!"

Auf den Ruf des Führers eilten einige seiner Soldaten hinzu, der Müller warf sich ihnen entgegen, die Trommel wurde gerührt, durch den Hof des Klosters stürmten immer mehr Bewaffnete, ängstlich schrieen die Weiber auf, und ehe noch Fleuri Gilain seine Drohungen verwirklichen konnte, war er schon zurückgedrängt, der Knittel ward ihm entrissen, und vor die Bahren trat eine Reihe Soldaten, sie den Blicken der Menge entziehend und bereit, auf das erste Zeichen den Tumultuanten eine scharfe Lection zu geben.

„Auseinander!" befahl Saint-Preuil. „Nehmt die Leichen auf und legt sie in die Halle. Wehe dem, der noch einen meuterischen Ruf ausstoßen wird!"

Die Menge zog sich zurück und einige der Besonnenen schleiften den tobenden Müller mit sich.

„Gehen wir in das Schloß!" sagte Saint-Preuil. „Ein Sturm zieht herauf. Wir wollen ihn beschwören."

Er hatte seine ganze Festigkeit wieder erlangt und schritt an der Spitze seiner Officiere klirrenden Schrittes durch die Gassen, so daß die Einwohner erschreckt in die Thüren der Häuser flüchteten. Als die Officiere sich dem Schlosse näherten, gewahrten sie vor demselben wieder eine neue Zusammenrottung, aber über den Köpfen der Neugierigen sah man die Gestalten von Reitern.

„Es sind die Musketiere des Cardinals," sagte Saint-Preuil. „Wir werden gleich hören, was sie bringen."

Er ging auf die Menge zu, welche sich theilte — der Capitän prallte zurück, denn aus dem dichten Haufen trat ihm ein Mann entgegen — es war Chavigny.

„Herr von Saint-Preuil," sagte der Staatssecretär kalt grüßend. „Es sind ungeheuerliche Dinge geschehen. Kommen Sie sofort, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu verhandeln."

„Ich muß die Ordre des Feldmarschalls sehen," sagte Saint-Preuil.

„Es ist ein Befehl des Herrn Cardinals, Capitän. Werden Sie sich weigern?"

„Der Cardinal gebietet im Namen des Königs," entgegnete Saint-Preuil. „Ich folge Ihnen, Herr von Chavigny."

Die Ankläger.

Die Festlichkeit in Chantilly, welche der Prinz dem als Sieger heimkehrenden Monarchen bereitet hatte, war in vollem Gange. Der prächtige Park, dessen Anlagen heut noch den Beschauer erfreuen, wimmelte von glänzend gekleideten Cavalieren. Auf der Höhe des Gloriets hielt der König, umgeben von seinen Günstlingen und den Pikören, die in reicher Livree dem Jagdzuge die Ordnung anwiesen. Das Eintreiben des Wildes war ohne alle Störung von Statten gegangen, ein sehr gewähltes und trefflich servirtes Frühstück erhöhte den Reiz dieser Festlichkeit, deren Einzelnheiten und Gang vollkommen dem Geschmacke des Königs zusagten; Ludwigs Jagdliebhaberei wußte der Prinz in sehr feiner Weise auszubeuten und daher kam es, daß der Monarch so heiter erschien, wie ihn alle seine Diener nur selten gesehen hatten. Die Hauptperson bei allen Arrangements war der neue Günstling *Cinq-Mars*.

Der schöne Garderobenmeister wurde bereits von allen Seiten verstohlen mit Glückwünschen beehrt. Er hatte wenig Tage zuvor bei Arras wacker gefochten, seine liebenswürdigen Manieren fesselten den Monarchen und betäubten die Aufpasser, welche der Herr Cardinal fortwährend in des Königs Nähe hielt. Man verhehlte sich nicht, daß wieder eine Persönlichkeit aufgetaucht sei, welche dem Herrn Cardinal durch geschickte Manöver einige Verlegenheiten bereiten konnte, wenn sie sich gegen ihn wendete. Freilich vermochte niemand genau anzugeben, ob der Garderobemeister für oder gegen die Eminenz arbeiten werde, denn Richelieu hatte den jungen Mann selbst in des Königs Nähe gebracht — er galt bei vielen für eine Creatur des gefürchteten Ministers.

Einstweilen überließ sich jedoch alle Welt den Vergnügungen, an denen die Festlichkeit in Chantilly so überreich war und die durch keine Wolke getrübt wurden. Die heitersten Fanfaren tönten durch den Wald, Scherze und Lachen verscheuchten den Ernst, der sich sonst um den König und sein Gefolge lagerte, der Monarch gab das Signal dazu, denn er ließ sich herab, den Hauptbraten selbst zu tranchiren und die Stücke an seine Leute zu vertheilen, was immer das Zeichen besonders guter Laune des Königs war; dazu lächelte der Himmel so heiter, die Luft war so mild und lau — niemand dachte mehr an die Schrecken des Kriegs, und die Räthe, welche einige ernste geschäftliche Dinge abzumachen, die Unterschrift des Monarchen dringend nöthig hatten, wagten nicht mit ihren Geschäften hervorzutreten, aus Furcht, das Mißfallen des Gebieters auf sich zu ziehen, wenn sie die heitere Zeit durch ernste Beschäftigung störten. Der König hatte sogar einige Reden fallen lassen, welche darauf hinwiesen, wie froh es ihn mache, von der Gegenwart des Herrn Cardinals befreit zu sein, der immer wie ein Dämon oder Schatten dem Könige in den Weg trat.

„Es wird abgeblasen, Majestät!" rief Cinq-Mars auf seinem prächtig gezierten Rosse den kleinen Hügel hinansprengend. „Befehlen Sie jetzt, daß man zum Schloß hinabreite, um dort die Vertheilung der Aemter in Gegenwart Euer Majestät zu vollziehen?"

„Es ist mir genehm," sagte der König. „Setzt die Herren davon in Kenntniß."

Gleich nach diesem Ausspruche schmetterten die Hörner wieder eine lustige Weise, der prächtige Zug setzte sich vom Gloriet aus in Bewegung. An der Spitze ritten der König und Condé, dicht hinter ihnen die Herren nach ihrem Range geordnet zur Seite, etwa zehn Schritt entfernt Cinq-Mars.

„Cinq! Cinq!" rief der König lustig. „Du bist heute ganz trefflich gewesen und ich werde Dir dafür eine Belohnung geben. Wenn wir nach Paris zurückgekehrt sind, sollst Du das Patent des Stallmeisters erhalten."

Cinq-Mars neigte sich tief auf den Sattel des Pferdes, als er sich wieder erhob, sah er, wie das Antlitz des Königs finster geworden war. Der Zug stockte unwillkürlich — nicht weit von dem Schlosse hielten Reiter und mitten unter diesem Haufen leuchtete die hohe, rothe Sänfte des Herrn Cardinals hervor. Ein Gemurmel des Mißbehagens, der Furcht und der gestörten Freude lief durch die den König umgebende Menge.

„Ah —" rief Ludwig verdrießlich. „Ich wußte es. Ich war *zu* heiter, dieser Tag war *zu* fröhlich, als daß es nicht vor Abend ein Gewitter geben sollte — der Störer naht sich schon."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Aerzte.

V. Deutschlands Ohrenarzt.*)

Es sind noch keine fünfzig Jahre, da gab es kleine Universitäten in Deutschland, wo ein ehrwürdiger alter Herr die *gesammte* Medicin docirte, nebenbei als Ordinarius für Botanik fungirte und gewissermaßen spielend seine staunenden Zuhörer ein paar Mal in der Woche durch einen Cursus im Samaritanischen und Koptischen verblüffte.

Und welche Tiefe der Gedanken, welche Sicherheit der Ausführung! An der Hand einer gangbaren Theorie wurde alles vom Größten bis zum Kleinsten, vom Durchsichtigsten bis zum Nebelhaftesten aus *einem* Punkte erklärt. Kein Paradoxon der Thatsachen brachte einen solchen Polyhistor aus dem unerschütterlichen Gleichgewichte seiner Unfehlbarkeit; da gab es kein nutzloses und zeitraubendes Experimentiren im kalten Laboratorium, am widerlichen Cadaver; der behagliche Studiertisch, die philosophische Meditation halfen ihm über alle Dissonanz der Thatsachen hinweg.

Wie anders ist es in unseren Tagen! Auch die Wissenschaft huldigt jetzt dem Princip der *Arbeitstheilung*. Alle Nationen nennen jetzt Männer die ihrigen, die mit dem schärfsten Verstande, mit der allgemeinsten Bildung, mit dem eisernsten Fleiße ausgerüstet, die ganze Thätigkeit eines vollen Menschenlebens dem Studium *einer* Gattung des Thierreichs, *einer* Reihe einer organischen Verbindung, *einem* mineralogischen Krystallsystem widmen oder die Summe großartiger Vorarbeiten und langjähriger, mühsamer Forschung dem Studium der Pathologie eines einzigen Organs am menschlichen Körper zuwenden.

Auch die *wissenschaftliche Heilkunde* hat im vollsten Maße das Princip der Arbeitstheilung sich zu eigen gemacht; und wie Deutschland, nachdem es einmal die eigentliche Naturforschung adoptirt und den breitgetretenen Weg der Speculation verlassen hatte, bald alle anderen Nationen in dieser Richtung überholte, so sehen wir auch jetzt bei uns die heilwissenschaftlichen Specialitäten, das Institut der *Specialärzte* zu einer umfassenderen Bedeutung gelangt als irgend anderswo.

Die deutschen *Augenärzte* sind anerkannt die besten der Welt; *Gräfe* versorgt mit seinen Schülern die Hauptstädte aller civilisirter Nationen. Die Wiener Schule hat die Untersuchung des menschlichen Kehlkopfes — die *Laryngoskopie* — zu der Höhe

*) Vgl. Nr. 13. S. 198.

einer wissenschaftlichen Methode gebracht und dafür mit einem solchen Eifer Propaganda gemacht, daß schon jetzt nach kaum sechs Jahren fast keine Stadt Deutschlands gefunden wird, wo nicht wenigstens ein Arzt in dieser Kunst Fertigkeit besitzt. Wir haben endlich auch rechte und richtige Ohrenärzte; die Ohrenheilkunde ist ein Lehrgegenstand vieler Universitäten geworden, und alljährlich sammeln sich zahlreichere Schüler — darunter promovirte Aerzte, die jahrelang schon practicirt haben — um einen der größten Vertreter dieses kleinen Faches, um Professor v. Tröltsch in Würzburg. So liegt auch sein

Tröltsch operirend.

Nach dem Leben gezeichnet von L. Bechstein.

„Lehrbuch der Ohrenheilkunde" auf dem Tisch des beschäftigten Praktikers und findet sich schon in der Bibliothek jedes angehenden Mediciners. Seit 1862 hat dieses Werk vier Auflagen erlebt und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden: ein Beweis von der Wichtigkeit der Sache und zugleich auch von der Anerkennung, welche die Art und Weise gefunden hat, in welcher der Forscher die mühsam erworbenen Errungenschaften seiner Specialität im schönsten Gewande seinen Collegen darbietet.

Anton Friedrich Freiherr von Tröltsch wurde im Jahre 1829 zu Schwabach bei Nürnberg als jüngster Sohn eines bairischen Beamten geboren. In Bamberg, wohin sein Vater als Appellationsgerichtsrath versetzt wurde, auf dem Sanct Anna-Collegium zu Augsburg, später in Nürnberg erhielt er seine Gymnasialbildung und bezog im Herbst 1847 die Universität Erlangen. Hier sollte er zuerst Jura studieren und hörte wirklich zwei Semester hindurch die entsprechenden Collegien.

Es war damals ein bewegtes Geistesleben auf den deutschen Universitäten. Man schwärmte für Wahrheit, Freiheit, für den „neuaufdämmernden Völkerfrühling"; die alten burschenschaftlichen Erinnerungen einer früheren Periode tauchten wieder auf, man hielt eine zweite Wartburgsfeier und auch Tröltsch betheiligte sich an diesem Feste. Mag nun auch wohl bei den meisten aus der damaligen Sturm- und Drangperiode der abenteuernde politische Enthusiasmus rasch verflogen sein, immerhin hat so mancher denkende Kopf in jenen Tagen sich von einer gewissen Philisterhaftigkeit losgesagt, die in der raschesten Vollendung des eigentlichen Brotstudiums ihre größte Befriedigung findet. Man sah wohl bald ein, daß der Student nicht für die Politik tauge, daß er aber dem ihm innewohnenden Drange dadurch genügen könne, daß er die freie Erforschung der Wissenschaft sich zur Lebensaufgabe wähle. Auch Tröltsch scheint durch diesen Zug der Geister hinausgedrängt worden zu sein aus der begonnenen juristischen Laufbahn.

Wir finden ihn im Jahre 1849 in München als Studenten der Naturwissenschaften und bald danach in Würzburg, wo er sich endgültig für die Medicin entschieden hatte. Mit der einzigen

Digitized by Google

Ausnahme eines achtmonatlichen Aufenthalts in Wien blieb er der alten Bischofsstadt am Main bis zum August 1853 treu. Es war aber auch in diesen Jahren in der medicinischen Facultät zu Würzburg, diesem alten Sammelpunkte berühmter Lehrer der Heilkunde, ein so anregendes wissenschaftliches Treiben, daß es einen genialen jungen Mann, wie Tröltsch, unwiderstehlich fesseln mußte. Virchow, Kölliker und Heinrich Müller wetteiferten in wichtigen Entdeckungen, die ihren Namen weit über Deutschland hinaustrugen. Viele von Tröltschs damaligen Studiengenossen sind jetzt Zierden unserer Hochschulen und Hospitäler.

Nach abgelegtem Staatsexamen und zum Doctor promovirt, oder wie die sarkastische Uebersetzung eines berühmten Klinikers lautet: „auf die leidende Menschheit losgelassen," war es wieder jener Drang nach Weiterbildung, der den jungen Arzt abhielt, sogleich in dem stehenden Gewässer der praktischen Thätigkeit sich behaglich zu fühlen. Es sollten nun erst seine Wanderjahre folgen.

Wir begleiten ihn nach München, wo er wiederholt dem Studium jener beiden Fundamentalwissenschaften aller naturforscherischen Thätigkeit, der Chemie und Physik oblag. Hier reifte auch allmählich bei ihm der Entschluß, seine fernere Thätigkeit ausschließlich der Pathologie des Auges und Ohres zu widmen. Im Interesse der ersteren weilte er sieben Monate in Berlin bei Gräfe und drei Monate in Prag bei Arlt, zu dem er in ein freundschaftliches Verhältniß trat und an den jene schönen Reisebriefe gerichtet waren, die er von England aus im Frühjahr 1856 im „Bairischen ärztlichen Intelligenzblatt" veröffentlichte.

Hatte so nun auch Tröltsch die Coryphäen der deutschen Augenheilkunde zu seinen Lehrern gehabt, so mußte er doch etwas weiter wandern, um auch dem zweiten Ziele, das er sich gesteckt hatte und zu dem er sich immer mehr hingedrängt fühlte, der Ohrenheilkunde, gerecht zu werden. Deutschland hatte damals keinen Ueberfluß an wissenschaftlich gebildeten Ohrenärzten. Noch nirgends war ein Lehrstuhl für diese Specialität errichtet; in England dagegen war diese Wissenschaft seit Jahren schon zu einer gewissen Blüte herangediehen.

Tröltsch suchte den Nestor der britischen Ohrenärzte, Wilde in Dublin auf und weilte Monate lang bei ihm, sich eine Fülle von Erfahrungen aneignend, von denen zur damaligen Zeit auf dem Continente die wenigsten eine Ahnung haben mochten. Dann war es Toynbee in London, jener unermüdliche Forscher der pathologischen Anatomie des Ohres, dem eine Fülle von Beobachtungsmaterial aus den Spitälern Londons zu Gebote stand, der jährlich hunderte und hunderte der accuratesten Ohrsectionen ausführte und dadurch so recht eigentlich die Grundlage für die weitere wissenschaftliche Ausbildung des Faches schuf, dem Tröltsch viele Wochen hindurch auf seinen praktischen Wanderungen durch die große Weltstadt folgte.

Im Winter 1855 legte er sich dann während eines Aufenthalts in Paris das große gesammelte Material geistig zurecht und begann sogleich selbstthätig die Untersuchungsmethoden seines Specialfaches zu erweitern. Er construirte hier nach vielen gescheiterten Versuchen seinen Beleuchtungsspiegel, der sich sehr rasch allgemeine Geltung verschaffte, und von diesem Augenblicke an war seine Lebensaufgabe gewiß schon entschieden, wenngleich er 1857 noch, wo er sich zu Würzburg als praktischer Arzt niederließ, Augen- und Ohrenheilkunde vereint zu pflegen gedachte.

Unter der Leitung seiner früheren Lehrer, Virchow und Kölliker, verpflanzte er die Studienweise Toynbees, durch die in England die Ohrenheilkunde groß geworden war, die pathologische Anatomie des Gehörorgans, auf deutschen Boden. Seit dieser Zeit folgte nun in ununterbrochener Reihe Abhandlung auf Abhandlung, theils anatomischen, theils praktischen Inhalts, in verschiedenen Zeitschriften, in den letzten Jahren in der „Zeitschrift für Ohrenheilkunde", die hauptsächlich durch seine Bemühungen ins Leben gerufen wurde und bei der er einer der Redacteure ist.

Im Jahre 1860 ward er Privatdocent an der Würzburger medicinischen Facultät, dann bald Professor seines Faches und damit einer der frühesten officiellen Vertreter der deutschen Ohrenheilkunde. 1862 erschien — wie gesagt — die erste Auflage seines Lehrbuches.

Gegenwärtig ist Tröltsch unter den deutschen Ohrenärzten der bedeutendste, sowohl was schriftstellerische und Lehrthätigkeit, als was Heilerfolge und Eleganz der Technik anlangt. Er würde aber auch auf jedem anderen Gebiete der Medicin Ausgezeichnetes geleistet haben, und gerade deshalb, weil dieser Mann von hervorragendem Geiste, von der allgemeinsten wissenschaftlichen Bildung seine volle Kraft dieser engbegrenzten Specialität widmete, ist sein Lebensbild für uns vom allgemeinen Standpunkt aus von besonderer Wichtigkeit, behaupte es gewissermaßen ein großes culturgeschichtliches Interesse.

Es liegt etwas Ergreifendes in der Selbstverleugnung eines Forschers, den Schwung eines jugendlichen genialen Geistes, der sich so gerne in großen Entwürfen, in weitaussehenden, himmelstürmenden Plänen gefällt, niederzuhalten und auf ein Gebiet hinüberzuleiten, das eng umschrieben zur damaligen Zeit, in Deutschland wenigstens, kaum noch den Namen einer wissenschaftlichen Disciplin verdiente, auf ein Gebiet, das den regsten Tummelplatz der Charlatanerie und des medicinischen Aberglaubens bildete, und hier nur mühselig Schritt für Schritt weiter tastend, ein echter Pionier der Forschung, eine Domäne zu erobern, in der so recht eigentlich jeder Fuß breit Bodens dem Vorurtheile, der Ignoranz, dem Kathederhochmuth, den Schwierigkeiten der Technik abgetrotzt werden mußte.

Aber diese geistige Domäne wurde ihm wirklich zu Theil. Er verwaltet sie als unumschränkter Herrscher, und kein Jahr vergeht, in dem nicht eine neue anatomische Thatsache, eine neue klinische Wahrnehmung, eine neue Methode der Untersuchung, die Tröltsch erschlossen hat, zur Arrondirung dieses geistigen Grundbesitzes beiträgt.

Aber nicht allein der Ehrgeiz und das theoretische Interesse des Forschers hätten Tröltsch all die Täuschungen und all den Kampf seiner ersten Thätigkeit ertragen lassen, wenn nicht der verklärende Zug reiner Menschenliebe von dem ganzen Schaffen dieses Mannes unzertrennlich wäre. Die Ueberzeugung, daß einer ganzen Klasse der bemitleidenswerthesten Kranken, den Tauben, die Ergebnisse seiner Thätigkeit nützlich sein können, läßt ihn in seiner ganzen Wissenschaft, in seiner praktischen Thätigkeit eine hohe Mission der Nächstenliebe erblicken.

Wer das finstere, scheue Wesen, den hoffnungslosen Blick eines Schwerhörigen gesehen hat, wer Zeuge war, wie ein solcher Unglücklicher mit ängstlicher Hast alle Wundermittel der Zeitungsannoncen der Reihe nach erprobt, jeden promovirten oder nicht promovirten Ohrenheilkünstler zu Rathe zieht und dann endlich im Gefühl des so oft getäuschten Vertrauens sich einem verzweiflungsvollen Brüten hingibt: der kann ermessen, inwieweit Tröltsch in seiner praktischen Wirksamkeit jene Mission erfüllt hat.

Dieses Mitgefühl, das in unwiderstehlicher Anmuth sein ganzes Wesen durchgeistigt, gibt auch der persönlichen Erscheinung unseres berühmten Ohrenarztes ein charakteristisches Gepräge. Tröltsch ist in seinem ganzen Wesen vollständig Gentleman in jenem Sinne dieses Worts, den die beste englische Gesellschaft ihm beilegt. Ihren wahren Zauber aber erhält erst seine Persönlichkeit, wenn wir ihn in einem Augenblicke belauschen, in dem er so recht eigentlich an der Arbeit ist, hier hilfespendend, dort tröstend und ermahnend und zwischen alledem rasch ein klinisches Aperçu skizzirend.

Verfügen wir uns in sein Wartezimmer. Es ist selbstverständlich, daß dieses meist überfüllt ist. Alle Nationen, alle Stände und Altersstufen sind hier vertreten und müssen nach dem Grundsatze, daß bei Kranken alle gesellschaftlichen Unterschiede aufhören, Queue machen.

So eben ist Tröltsch mit der anstrengenden Untersuchung der Ohren eines scrophelkranken Arbeiterkindes zu Ende. Der Kleine hatte schon auf dem ganzen Wege zum Doctor geschrieen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Als er den ruhigen, ihm freundlich zulächelnden Mann sieht, der ihm das wirre Haar von der Stirne streicht, wird seine Aufmerksamkeit rege, er blickt auf, sieht diese milden, klaren Augen und ist für den Augenblick beruhigt. Aber jene glitzernden Instrumente, die er auf einem Tische nebenan wahrnimmt, geben wieder zu einem neuen, kräftig instrumentirten Mißtrauensvotum des jungen Proletariers Veranlassung. Endlich nimmt ihn die Mutter auf den Schoß, die zappelnden kleinen Beine werden festgehalten, und mit sicherer, unendlich zarter Hand führt Tröltsch den kleinen silbernen Ohrtrichter in den geschwellten, eiternden Gehörgang ein. Die Sache war jedenfalls weniger schmerzhaft, als der Junge vermuthete, der mindestens Ohrabschneiden oder andere derartige eingreifendere Manipulationen gefürchtet hatte. Es wird

nun der obenerwähnte Spiegel zur Hand genommen, und die Strahlen des Tageslichtes durch den eingeführten Trichter in den Gehörgang gelenkt. Es wird ein Loch im Trommelfell constatirt und die Frau mit der Weisung entlassen, häufig wiederzukommen. Wie oft noch wird der widerspenstige Junge unter der geduldigen Hand seines Wohlthäters jammern, bis er sich an die Manipulationen gewöhnt hat und dann mit ruhiger Ergebung sein Ohr zur Untersuchung bietet!

Dem Kinde der Armen folgt ein Vertreter der hohen russischen Aristokratie, ein steifer, hagerer, alter Herr, mit eisgrauem Haupt- und Barthaar, ein vielbedeutendes buntes Bändchen im Knopfloch, in jeder Fiber seines Wesens, in jeder Bewegung seines Körpers Soldat. Auf den Wällen von Sebastopol, in den Bergschluchten des Kaukasus oder wohl auch tief innen in Asien, in den Sandsteppen Bocharas hat sich der General seine militärischen Auszeichnungen hart und streng verdient, und wer weiß, ob das Kreuz des Andreasordens und das gunstvolle Lächeln des Czaren ihn hinreichend entschädigt hat für den Katarrh des inneren Ohres, den er auf dem Felde der Ehre zugleich mit den Erfolgen seines Degens in den Kauf nehmen mußte. Er achtet wenig der alten Hieb- und Kugelnarben, die seinen Körper bedecken, des brustbeklemmenden Asthmas, das ihm nur noch erlaubt, ruhigen Schritt zu reiten; hat er ja jahrelangen Urlaub und genug russische Imperiale, um unter dem blauen Himmel von Südfrankreich, an den lichten Gestaden von Neapel sich sonnen zu können und das Dolce far niente eines alten Kriegers so recht behaglich zu genießen. Aber diese Schwäche des Gehörs, die ihn ausschließt von dem Verkehr mit Menschen, die ihn ausschließt von jenen Soireen und Clubzusammenkünften, nach denen er Jahre lang lechzte unter dem Zelte des Kirgisen und in den Bergvesten Georgiens, dieses unaufhörliche, zur Verzweiflung bringende Sausen und Tönen der Ohren, das ihn überall hin begleitet hat, in das Gewühl der Boulevards, an den Roulettetisch Homburgs und in die Museen von Florenz, dieses Sausen und Vibriren, das in jeder Faser seines zermarterten Gehirns nachtönt, das hatte dem Manne, der dem Tode so oft und in so mannigfacher Gestalt ins Auge sah, allen Lebensmuth geraubt. Tröltsch ist jetzt noch seine einzige Hoffnung.

Seit drei Tagen — nach bereits mehrwöchentlicher Behandlung — bemerkt er eine Abnahme in dem diabolischen Concert, das ihm seine eigenen Ohren liefern. Seine Hörweite hat sich beträchtlich vermehrt, das Leben hat für ihn eine neue Gestalt gewonnen. Wie strahlen seine Züge, als er seinem Arzt die Hand drückt! Mit lächelndem Gesichte läßt er die Operation der Einführung des Ohrkatheters durch die Nase über sich ergehen, jene subtile Manipulation, in deren Ausführung es Tröltsch bis zur idealen Gewandtheit brachte. Nun werden Einspritzungen gemacht oder es wird die Luftdouche auf die Wandungen der Paukenhöhle applicirt, ein Hohlraum, von dem man früher nie dachte, daß je ein Arzt Medicamente mit ihm in Berührung bringen könnte. Am Ende der Sitzung wird wieder eine Zunahme der Hörweite um mehrere Zoll constatirt.

Das Entzücken des Generals kennt keine Grenzen. Beflügelten Schrittes eilt er durch die Straßen und spricht Kinder, die am Rande des Weges spielen, mit einer Freundlichkeit an, deren der brüske Reiterofficier früher wohl nie fähig gewesen. Und wie groß ist seine Wonne, wenn er die schüchterne Sprache der Kleinen versteht!

Währenddessen hat in Trölschs Empfangzimmer das medicinische Lever seinen weitern Fortgang genommen. In bunt auseinander folgender Reihe haben ein Bauer aus dem Odenwald, eine blasse, melancholisch aussehende Engländerin, ein polnischer Jude im langen schwarzen Seidenkaftan, ein junges norddeutsches Grafenkind auf dem Arme einer Schweizerbonne all die verschiedenen Details der ohrenärztlichen Behandlung durchgemacht, deren oft so complicirte Technik unter den Händen dieses mit künstlerischer Feinfühligkeit begabten Arztes mit spielender Leichtigkeit vor sich geht.

In dem Umgang mit diesen Patienten verschiedener Nationalitäten wird Trölsch von einem seltenen Sprachtalent unterstützt. Er kann, wenn er will, einem Londoner im naivsten Cockneydialekt antworten; wenn aber einer jener Emporkömmlinge, die von Bremen aus als Kellner überseeisch geworden sind und in Californien oder an der Levée von New-Orleans, wer weiß durch welche noble Art von Geschäften, sich Geld erworben und ihre guten deutschen Namen amerikanisirt haben, es durchaus nicht lassen können, ihn in schlechtem Englisch zu begrüßen, so wird er mit dem liebenswürdigsten Spotte ihm gewiß nur in gutem D e u t s ch antworten; denn trotzdem Trölsch als gesuchtester Arzt eine kosmopolitische Stellung einnimmt, ist er ein treuer deutscher Patriot geblieben, der ein warmes Herz für die Ehre seiner Nation sich bewahrt hat.

Wo es gilt, den Ruhm des deutschen Namens durch edle Thaten zu vermehren, da ist Trölsch thätig und opferwillig wie keiner. So hat er, um nur eins zu erwähnen, kräftiger und beharrlicher als irgend eine Persönlichkeit im deutschen Binnenlande für das Zustandekommen jenes unser Volk ehrenden Vereines gewirkt, dessen Aufgabe es ist, den Schiffbrüchigen an unserer Nordküste Rettung und Hilfe, den unglücklichen von den Wogen an das deutsche Gestade Geschleuderten Obdach und Hilfe zu verschaffen. Mögen ihn dafür die Wellen unserer deutschen See, deren Küste er gern als Badegast aufsucht, verjüngen und neu kräftigen; denn die Wissenschaft und die leidende Menschheit bedarf seiner noch oft und lange.

W. M.

Am Familientische.

Ein dunkler Ehrenmann.

Ein Schwarzer, der bis vor kurzem so recht nach dem Goetheschen Wort ein wenig gewürdigter „dunkler Ehrenmann" war, hat es bald verstanden, die Aufmerksamkeit im ausgedehnten Grade auf sich zu lenken, ohne sich doch dabei wichtig zu machen. Ich meine den S t e i n k o h l e n t h e e r, der bei der Gasfabrikation als Nebenprodukt also gewonnen wird, daß er sich aus dem rohen, den Retorten entsteigenden Gas, welches behufs der Säuberung einen zur Hälfte mit Wasser gefüllten Cylinder, den sogenannten Theerbehälter, zu passiren hat, abscheidet. Die Theercisternen, darin der Schwarze schließlich hinabgestoßen wurde, konnten nicht dicht genug gemauert, und mußten nicht selten durch eiserne ersetzt werden, weil der Dunkle durchsickerte, in das Erdreich drang und die nahen Brunnen verdarb. Und jetzt, was spielt jetzt der Schwarze für eine vielseitige Rolle? Das Grün, Roth und Blau der prächtigen Stoffe dort in jenem Schaufenster stammt von ihm, denn er ist die Quelle der herrlichen Anilinfarben. Schüttelt man nämlich den Schwarzen mit Salzsäure, und destillirt man ihn dann noch mit Kalk, so hält er mit dem Anilin nicht mehr länger hinter dem Berge. Eine Behandlung des Anilins mit verschiedenen Metallsalzen rc. je nach der Farbe, die hervorgerufen werden soll, gibt dann Anilinroth, Anilinviolett und Anilinblau. Anilinviolett ist viel theurer, als roth und blau, und verschießt nächst dem empfindlichen Anilinlilla am leichtesten. Darüber hat man dem Schwarzen sogar einen Vorwurf gemacht. Bedenken die farbenprachtliebenden Schönen aber, daß die Ausbeute von Anileïn (Anilinviolett) sehr gering ist und kaum 5% vom verwendeten Anilin beträgt, so werden sie sich nicht länger über den höheren Preis wundern. Das Verschießen der Anilinfarben gehört aber bei ausgezeichneten Färbern in das Gebiet der Chimäre, und selbst das empfindliche Anilinlilla läßt sich haltbar darstellen. Während Wollen- und Seidengewebe die Anilinfarben selbst ohne Vermittlung einer Beize annehmen, nimmt sie die Baumwolle doch nur dann dauernd an, wenn der Stoff vorher mit einer organischen Beize umsichtig behandelt wurde.

Der Schwarze hat sich sogar in dem Parfümerieladen, dessen Wohlgerüche uns an den Orient und die duftenden Rosen von Schiras erinnern, einen Ehrenplatz zu verschaffen gewußt: die Mirbanessenz stammt von ihm. Er hat hier den Schiefer und die Ziegel von den Dächern verdrängt, und das besonders bei einem Orkan für die Fußgänger gefährliche steinerne Dachdeckmaterial durch eine leichtere und geschmeidigere Substanz, durch Dachpappe ersetzt, und dort hat er den Großstädtern den Weg geebnet, denn die breiten parketglatten Asphalttrottoire, welche die Straße begrenzen, sind sein Verdienst, so sehr sich auch die Kreide, die ihm beigemischt wird, über Zurücksetzung beklagen mag. Er wird nicht nur von den Fabrikanten der flüchtigen und leichten Gummiwaaren begehrt, sondern auch von den gediegenen Eisenbahnerbauern geschätzt, weil er für die Eisenbahnschwellen und Telegraphenstangen dasselbe ist, was die Mumienessenz bei den Egyptern für die vor Fäulniß zu bewahrenden Leichname war.

Diese Fähigkeit, sechsfach der Welt zu nützen, erlangt der Schwarze einfach dadurch, daß er stufenweise höheren Hitzegraden ausgesetzt wird. Was bei uns also Erschlaffung bis zur totalen Unbrauchbarkeit hervorbringt, ruft in ihm die vorzüglichsten Eigenschaften wach. Bei jedem gesteigerten Siedepunkt entwickelt sich aus ihm ein neuer Stoff und zwar der Reihe nach Benzol, Nitrobenzol, schwerer Kohlenwasserstoff, Phenyl und reine Karbolsäure, darin sich wieder der Reihe nach die Anilin- und Mirbanessenzfabrikanten, die Gummiwaarenverfertiger und die Eisenbahnerbauer theilen. Die Asphaltfabrikanten verwenden den bei dem höchsten Siedepunkt verbleibenden Rückstand, und nur die Dachpappeverfertiger begnügen sich mit dem Theer, wie er, ohne noch weiter erhitzt zu werden, als Nebenprodukt bei der Gasfabrikation gewonnen wird. Es ist interessant zu wissen, daß der gemeine Theer hier eine Eigenschaft des edeln Stahls theilt, der bei gesteigerten Hitzegraden auch neue Eigenschaften gewinnt und anders verwendbar wird. Sobald der Stahl nämlich bis zu 150—190° R. erhitzt wird, eignet er sich zur Herstellung von Feder- und Rasirmessern, so wie von chirurgischen Instrumenten. Steigt die Hitze auf 200° R., so werden aus dem Stahl größere Tischmesser

und Scheeren gemacht. Bei noch größerer Hitze ist er für Klingen und Uhrfedern brauchbar, und bei 258° R. endlich wird er für Sägen und Bohrer verwendbar. Diese verschiedenen Hitzegrade werden durch Metallbäder erreicht, darin man den Stahl bis zum Schmelzen der Metallmischung liegen läßt. So schmelzen z. B. zwei Theile Blei und ein Theil Zinn bei 180° R., während 9 Theile Blei und zwei Theile Zinn erst bei 210° R. schmelzen. Bei jedem höheren Hitzegrad nimmt dann auch der Stahl eine andere Färbung an und sobald die erwartete Farbe erscheint, wird die Erhitzung unterbrochen. So ist er bei 180° R. blaßgelb, bei 140° goldgelb, bei 200° purpurroth, bei 210° violett, bei 258° dunkelblau, und jede diese Farbe charakterisirt eine neue, dem Stahl innewohnende Eigenschaft. Wer hätte wohl geglaubt, daß sich bei zwei in Form und Wesen so verschiedenen Substanzen, wie Stahl und Steinkohlentheer, auch nur ein Anknüpfungspunkt fände, oder daß sie irgend etwas wissenschaftlich Interessantes mit einander gemein haben könnten! F. B.

Der Geist der Blumenkönigin.

Wie man in den Ruinen von Ninive Ueberreste von Cedernholz gefunden, die ihren Wohlgeruch noch nicht verloren, so sind unter den Trümmern der persischen Königspaläste Scherben von alten kostbaren Phiolen gefunden worden, die noch nach der reinen Rosenessenz dufteten, die sie einst enthielten. Die Ceder ist von der Wurzel bis zum Wipfel mit dem Duftstoff geschwängert. In den Nüssen, im Samen, in den Nadeln, in der Rinde, selbst in der Wurzel birgt sie ihn. Und die Rose — sie hat den Riechstoff nur in den Blättern und zwar in so außerordentlich geringer Menge, daß ein ganzer Rosenpark nur wenige Loth der kostbaren Essenz liefert. Wie mühsam es ist und mit welcher Sorgfalt dabei zu Werke gegangen werden muß, dieses Minimum von Riechstoff aus der Fülle der andern Pflanzensäfte, welche der Rose innewohnen, zu sondern, geht daraus hervor, daß die Chinesen, diese Hauptkünstler in der Cultur der Theestaude und der Rosen nicht einmal im Stande sind, reine Rosenessenz in die ostindischen Bazars zu liefern. Das chinesische Rosenöl hat bei weitem nicht den Werth, wie das persische, so sehr auch die Chinesen alles aufgeboten haben, in der Cultur der Rose das Höchste zu leisten. Wie sehr sich China mit der Zucht der Rose befaßt hat, beweisen die 500 das Studium der Rose betreffenden Bände, welche sich in der Bibliothek des Kaisers von China befinden, so wie die ausgedehnten kaiserlichen Gärten, die nicht nur der Cultur, sondern sogar dem Cultus der Rose geweiht sind. Nur die kaiserliche Familie, nur die Mandarinen und Vornehmen des Reiches dürfen sich des in einer Phiole geborgenen Geistes der Blumenkönigin bedienen. Jeder andere, der sich der Essenz der Lieblingsblume des großen Weisen Confucius bedient, wird wie ein schwerer Verbrecher bestraft. In Persien ist das anders. Jeder, der hier Platz und Lust dazu hat, so viel Centifolien und Moschusrosen zu ziehen, daß die Gewinnung von Rosenessenz nicht zur Danaidenarbeit wird, kann den Geist der Blumenkönigin in ein Flacon, oder gar in eine Flasche bannen. Es gehören aber mindestens 500 Pfund vom Blütenschmuck der Rose dazu, um etwas mehr, als ein Loth Rosenöl zu gewinnen. Darum zeigt sich auch der ganze Geiz des Persers in seinem grellsten Licht, wenn er um einen Tropfen Rosenessenz angebettelt wird. Nur wenn das Wasser der Bäche und Quellen trocknet, die Blüten in den Aehren verdorren, Seide und Reis der anhaltenden Dürre wegen nicht gedeihen wollen, dann zieht er barfuß in Prozession hinaus in die vom Himmel vergessenen öden Gefilde. An der Spitze geht der Schilchalichstan, der oberste Priester, dann folgen die Mescheds und hinterher geht das büßende Volk, die köstliche Essenz der Rosen in den Phiolen. Der zürnende Gott kann nur mit dem Kostbarsten versöhnt werden, und es wird geopfert; die Phiolen werden geöffnet und entleert und der Duft der ausgedehnten Rosengefilde von Gilan, der Geist des Rosenflors der Gärten von Schiras entweicht in wenigen Minuten.

Nur dort, in jenen vom glücklichsten Klima gesegneten nebel- und dunstfreien Thälern und Terrassen der persischen Randgebirge, darin die Nächte so hell sind, daß man bei Sternenlicht lesen kann, in Schiras, wo der feurigste Wein und die schönsten Granatäpfel wachsen, wo die Grabmäler der persischen Dichter Hafiz und Sadi ragen, dort wo der Palast Tschihil-Sidum alles übertrifft, was man in Persien an Pracht und Schönheit sehen kann, in jenen Gegenden, von denen der Dichter sagt: „Wenn der Frühling beginnt, legt die Natur ihr lieblichstes Gewand an und die Klarheit der Flüsse, der Schatten luftiger Spaziergänge, die duftende Ueppigkeit der Gärten, die Schönheit der weit ausgedehnten grünen Felder wirkt berauschend auf die Sinne" — mit einem Worte, nur in den schönsten Gefilden der Heimat der Rose selbst wird die Rosenessenz in Primafeinheit gewonnen. Und wenn ich den Kennern und Händlern in feinen Parfümerien, welche den Bazar von Tiflis, der Heimat Mirza Schaffys, beziehen, Glauben schenken darf, so kann der Geist der Blumenkönigin nur in Persien vollkommen hervorgerufen werden, weil hier das Klima den Blüten jenen höchsten Wohlgeruch ertheilt, der auf die Erzeugung der Essenz von so großem Einflusse ist. Die Perser gewinnen die reine Rosenessenz durch den einfachsten Destillationsproceß mittelst Wasserdampfes. Ehe aber die Wasserdämpfe die Oeltheilchen der frisch gepflückten Rosen in genügender Weise zu entführen im Stande sind, müssen die erschöpften Rosen rechtzeitig und wiederholt durch frische Rosenportionen ersetzt werden. Eine einzige Destillirblase wird auf diese Weise in kurzer Zeit wiederholt mit tausenden von Rosen gespeist und doch ist noch nicht viel gewonnen, denn das ätherische Oel der Blumenkönigin ist eben dünn vertheilt und verflüchtigt sich bei einem nicht mit außerordentlicher Umsicht vorgenommenen Destillationsproceß ungemein leicht. Die Oeltheilchen der Rosenblätter scheiden sich später aus dem Wasser, dahinein sie durch die Dämpfe entführt werden, leicht ab. Die Rosenessenz hat selbstverständlich auf dem Toilettentische unserer Schönen nichts zu suchen, denn dazu ist der Geist der Rosenkönigin viel zu kostbar. Nur selten findet sie sich als Zusatz zu Pomaden und den feinsten französischen Haarölen. Hierbei ist zu bemerken, daß die französischen Parfümeriefabrikanten, falls sie einem Pomadenfett einen Rosenwohlgeruch mittheilen wollen, sich entweder einiger Tropfen Rosenessenz bedienen, wie sie die ostindischen Bazars — natürlich verfälscht und verdünnt — verkaufen, oder aber, daß sie frisch gepflückte Rosen wiederholt erneuert auf gläserne, mit einer dünnen Fettschicht bestrichene Glastafeln legen, bis das Fett, welches die Eigenschaft hat, ätherische Oele begierig aufzusaugen, hinreichend durchduftet ist. Die Rosenessenz ist bis dato überall, wo sie nur feil geboten wird, Persien, China, Ostindien nicht ausgenommen, entweder mit dem Oel des gelben Sandelholzes, welches einen starken rosenähnlichen Geruch hat, oder aber mit Rosengeraniumöl und Rosenholzöl, sowie mit jenem im Alterthum wegen seines Aromas geschätzten Nardenöl verfälscht. Die kleinen Stücke des Wurzelhalses von Nardostachys, Rosenholz- und Sandelholzstückchen werden dann gleich mit unter die Rosen in den Destillirapparat geworfen, und es leuchtet ein, daß man bei diesem Fälschungsproceß etliche tausend Rosen spart. M. v. R.

Handel mit Menschenhaaren.

Da in Folge des wucherndsten und erbärmlichsten Industriezweiges unseres Jahrhunderts, der Chignonfabrikation, das Frauenhaar bedeutend im Preise gestiegen, so wandern jene Haarsammler, vielleicht bald mit Flöte und bunten Bilderbogen gleich den Lumpensammlern, auch wieder zahlreicher von Dorf zu Dorf, um das schlichte Landmädchen so lange mit klingender Münze und süßem Schmeichelwort zu berücken, bis der natürliche Schmuck ihres Hauptes, der üppige Haarzopf der barbarischen Scheere zum Opfer gefallen.

„Es ist schade, daß das deutsche Frauenhaar keine bessere Farbe und Qualität hat, sonst wäre die 68er Haarernte in Deutschland besser ausgefallen," so lautet der Stoßseufzer der Chignonfabrikanten jenseits des grünen Rhein und der blauen Eifel.

Der Unsinn, der in diesem Satze liegt, wird schon dadurch documentirt, daß die französischen Chignonfabrikanten sogar zu den Schweifhaaren der Stuten ihre Zuflucht nehmen und die Leichen über alle Gebühr barbieren lassen müssen, um den Ausfall des deutschen Frauenhaarmarktes zu decken. Nein, es ist nicht schade, ... aber es ist ein Glück, daß unseren deutschen Landmädchen, namentlich den Mädchen vom Rhein, so viel Scham und Stolz innewohnt, daß sie sich nicht dazu bewegen lassen — wie es in Frankreich üblich — an Markttagen auf ein Weinfaß zu steigen, und das aufgelöste, niederwallende Haar, nachdem es von profanen Händen betastet und hinsichtlich seiner Farbe und Ebenmäßigkeit geprüft worden, dem Meistbietenden zu verkaufen. Der Haarsammler, welcher auf deutschem Boden seinen Säckel und seinen Haarbeutel füllen will, muß schlau und verschmitzt zu Werke gehn. In den Hütten, in den Wirthshäusern, hinter den Coulissen muß er seine Fangnetze auswerfen, und auch da werden ihm nicht selten statt der Haare des Hauptes die Haare auf den Zähnen gezeigt. Freilich in jenen Gegenden, darin bei Frauen und Mädchen ein buntes Kopftuch den Haarschmuck entbehrlich macht, hat der Haarsammler leichteres Spiel. Hier begeht er sogar die Frechheit, wenn er das eine Zopfpaar in seinem Beutel geborgen, auf das folgende, das erst wachsen soll, einen Vorschuß zu zahlen, um es sich zu sichern. Und doch ist nichts leichter, als einem solchen Zopfabschneider das Handwerk zu legen. Wenn ihn die jungen Bursche einmal mit Trommel und Pfeife zum Dorf hinausmusiciren, so läßt er sich gewiß nicht wieder blicken.

Das Eldorado der Haarsammler ist auf deutschem Boden der Westerwald, jene kahle, arme, mit Haidekraut bewachsene Hochebene, daraus der Salzburger Kopf bei dem Dorfe Neukirch selbst wie ein großer Chignon hervorragt. Doch auch in seinem Absenker nach der Lahn, dem Rhein und der Sieg bis über das Siebengebirge hinaus wird eifrig den Zöpfen nachgestellt. Der deutsche Zopf ist der schwerste, aber auch der am schwersten zu beseitigende, das werden mir die Chignonträgerinnen zugeben. Er wiegt im Mittel zwanzig Loth, doppelt so viel, wie ein französischer, und acht Loth mehr, wie ein italienischer. Dafür nimmt er aber auch auf dem Haarmarkt wegen seiner oft zweifelhaften Farbe, seiner Roßhaartextur und seines schwer zu beseitigenden Geruchs die unterste Stufe ein, und schon deshalb sollte man ihn hängen lassen, wo er gewachsen.

Die Chignonfabrikation schoß noch üppiger in das Kraut, wie die Crinolinenverfertigung. In Marseille allein entstanden rasch hintereinander etliche Chignonfabriken, welche jährlich über 60,000 Chignons verfertigten. England, welches fast gar kein Menschenhaar auf den Markt liefert, verlangt von Frankreich jährlich gegen 20,000 Chignons. Ein noch besserer Kunde für Frankreich ist Amerika; es bezieht eine ganz enorme Menge Chignons von den Ufern der Rhone, und fabricirt selbst solche, in denen sich alles andere, nur kein Menschenhaar, vorfindet. Letztere sind natürlich die gesundesten und die besten, und wenn ich den Chignonträgerinnen an dieser Stelle erzählen könnte, wie in neuester Zeit das menschliche Haar behandelt wird und welchen Proceß es durchzumachen, damit es sich so rasch und so billig wie möglich zur Chignonfabrikation eignet, so würden sie sich ihrer künstlichen Haarpilze auf offener Straße entledigen. G. L.

Inhalt: Pauline. (Forts.) Criminalnovelle von E. Wichert. — Der Winter Rußlands. IV. Von F. Bücker. — Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Deutsche Aerzte. V. Deutschlands Ohrenarzt. Von W. M. Mit Illustr. und Tröltschs Porträt. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Januar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 18.

Pauline.

Criminalnovelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

V. Recognoscirungen im feindlichen Lager.

Für Pauline waren schwere Tage gekommen. Zum ersten Mal wieder seit Jahren hatte sie mit ernsten Sorgen und Bekümmernissen zu kämpfen, und dieselben drückten um so schwerer, als sie sich schon daran gewöhnt hatte, ohne selbständiges Eingreifen das Leben sich möglichst angenehm gestalten zu lassen. Der Aufenthalt in dem unheimlichen großen Hause wurde ihr bald unleidlich; sie wartete nur ab, bis der dort befindliche Nachlaß inventarisirt war und siedelte dann nach ihrer freundlichen Wohnung im Parkstraßenhäuschen über.

Aber auch dort fand sie die frühere Behaglichkeit und Gemüthlichkeit nicht wieder. Der schwermüthige Zug, der sich auf ihrer Stirn festgesetzt hatte, wollte auch in der gewohnten Umgebung nicht weichen. Erinnerte doch jeder Gegenstand, auf den ihr Auge fiel, an die Güte des alten väterlichen Freundes, der ihr nun nicht mehr schützend zur Seite stand. Und sie fühlte sich schutzbedürftiger, als je.

Graf Arthur hatte sich nach jenem Abend nicht wieder sehen lassen. Freilich entschuldigte er sein Ausbleiben brieflich mit Geschäften; aber wenn auch die wenigen flüchtig geschriebenen Zeilen von Zärtlichkeit überflossen, so vermißte Pauline doch ein recht herzliches Wort, das sie befriedigen und beruhigen konnte. Sie schwieg vor Marianne, aber im Geheimen hatte sie doch mit dem Unmuth zu kämpfen, daß Arthur sich nicht einmal auf einige Minuten sollte losmachen können, um sein bekümmertes Weib durch seine Gegenwart zu trösten und seine Kinder zu küssen. „Er ist nicht, wie er gewesen!" wiederholte sie sich tausendmal.

„Wenn er bereuen sollte — —!"

Nie vorher war ihr der Gedanke auch nur im Traum eingefallen; er wäre ihr sträflich erschienen. Auch jetzt versuchte sie ihn abzuwehren, aber alle gutmüthigen Bemäntelungen der unfreundlichen Handlungsweise des Geliebten, alle Selbstanklagen über Mangel an Glauben und Vertrauen konnten den einmal aufgetauchten Zweifel nicht niederdrücken. Daß er sie nicht mehr liebte — das freilich kam ihr auch jetzt nicht in den Sinn. Aber daß er es nicht mehr als ein Glück empfand, sie zu lieben, daß er wünschen konnte, weniger leidenschaftlich ein Ziel erstrebt zu haben, an dem seine ganze Seele nun nicht mehr hing, seit der jüngste Unfall einen schwarzen Schatten darüber geworfen hatte, war bedenklich genug. Ließ sich das Fehlschlagen der Hoffnung verschmerzen, das eheliche Verhältniß öffentlich anerkannt zu sehn, wie viel fehlte nicht schon an der Glückseligkeit des früheren Zustandes? Es galt nicht mehr, ein beglückendes Geheimniß zu bewahren, sondern auf Mittel zu sinnen, den Druck der geheimen Fessel so wenig empfindlich als möglich zu machen. Wie konnte das geschehen ohne Einbuße an zärtlicher Neigung und innerer Befriedigung durch dieselbe? Und das Band war nun einmal fest geknüpft, ließ sich nicht willkürlich lösen. Ein fortwährendes Zerren daran — welche Qual für das Herz eines liebenden Weibes!

Die alte Kinderfrau, die in Angelegenheiten der kleinen Wirthschaft öfters das Haus verlassen mußte und mit den Leuten draußen in Verkehr kam, hörte manches, was ihr wenig gefiel. Vielleicht suchte sie absichtlich Beziehungen zu Persönlichkeiten ihrer Bekanntschaft, die über die Verhältnisse unterrichtet sein konnten, in welche sie näher eingeweiht sein wollte; aber das war kaum nöthig, denn man sprach über gewisse Dinge laut genug. Die Zeitungen brachten Andeutungen über die sehr wahrscheinliche anderweitige Besetzung einiger Gesandtschaftsposten, und das Gerücht bezeichnete mit großer Bestimmtheit den jungen Grafen Hohenbühl als denjenigen, der vorzüglich höchsten Orts ins Auge gefaßt sein solle, nicht ohne hinzuzufügen, daß er diese Gunst weniger seinen noch wenig bekannten Verdiensten um den Staat, als dem Einfluß seines Vaters und eines gewissen Generals verdanke, der bei Hofe allmächtig sei. Marianne zweifelte nicht an der Richtigkeit dieser Angaben; sie hatte sich längst gesagt, daß über kurz oder lang der Tag kommen würde, der eine wenigstens zeitweise Trennung des Grafen von seiner jungen Frau nöthig machte, da bei einer Versetzung die Geheimhaltung der Ehe und andererseits die Rücksicht auf die öffentliche Meinung ihm die gleichzeitige Uebersiedelung der kleinen Familie verbieten müßte. Nur daß gerade jetzt dieser Fall eintreten sollte, wo schon ohnedies eine

unverkennbare Entfremdung von seiner Seite zu Verstimmungen Anlaß gab; wo Pauline durch die Entwendung des Testaments in die unangenehmsten Verhandlungen mit dem Gericht und mit den Erben verwickelt werden konnte, und zum ersten Mal in der peinlichen Lage war, von ihrem Manne Unterstützung auch materieller Art beanspruchen zu müssen, machte ihr große Sorge. Und doch war diese Nachricht noch nicht einmal das, was sie ganz besonders unangenehm berührte. Man sprach auch von einer Heirath des Grafen, als ob Pauline gar nicht in der Welt wäre, von einer reichen Partie, die seine Vermögensverhältnisse aufbessern sollte; ja, man nannte die Dame, die nahe Aussicht hätte, Gräfin Hohenbühl zu werden, und meinte, in den höheren, wie in den niedrigsten Ständen nehme man es mit der Vergangenheit nicht allzu genau und setze sich über manches hinweg, was im ehrsamen Bürgerstande Anstoß erregen würde. Schon daß ein solches Gerede überhaupt entstehen konnte, war für Marianne eine bedenkliche Sache. Durch die jüngsten Vorkommnisse gegen den Grafen aufgebracht, glaubte sie annehmen zu müssen, daß er mindestens so unvorsichtig gewesen sei, zu solchen Gerüchten Veranlassung gegeben zu haben, die doch nicht in der Luft entstehen könnten. Als man ihn nun gar mit seinem Vater, den er sonst zu meiden pflegte, und mit dem General nach dem Schlosse der Baronin hatte fahren sehen — eine Thatsache, von der sogar die öffentlichen Blätter Notiz nahmen — stieg ihre Besorgniß aufs Höchste. Sie hatte eine schlaflose Nacht und vermochte am Morgen die Unruhe ihres Gemüths vor Pauline nicht zu verbergen.

Sie wich deren Fragen anfangs aus, entschuldigte ihre auffallende Verwirrtheit mit Unwohlsein. Wenn sie dann aber ihre Handarbeit in den Schoß sinken ließ und die schöne Frau betrachtete, wie sie ihren Knaben leidenschaftlich küßte und dessen kleine Händchen über ihre Augen deckte, aus denen ganz plötzlich die hellen Thränen perlten, meinte sie doch nicht die Verantwortlichkeit auf sich nehmen zu können zu schweigen, bis vielleicht das schon vollendete Unheil mit rücksichtsloser Offenheit an sie heranträte. Eine Vorbereitung schien geboten, eine Abwehr bei rechtzeitigem Eingreifen nicht undenkbar. Pauline hatte großen Einfluß auf den Grafen, sie wußte es, und noch war die Kette nicht zerrissen. Aber sie durfte ihren Händen nicht entgleiten; fest angezogen mußte sie werden, damit er seine Abhängigkeit fühlte und zur Besinnung käme, ehe es zu spät wäre.

Sie holte weit aus von allgemeinen Betrachtungen über die Schwäche der Menschen und die Unzuverlässigkeit ihrer Gesinnungen zu specielleren Erfahrungen und warnenden Beispielen, und dann gab ein Wort das andere, und Pauline selbst, erleichtert durch die Aussprache ihrer schwermüthigen Gedanken, drängte auf den gefährlichen Punkt hin, nach welchem die Alte zaghaft steuerte, und unversehens war der Name des Grafen ausgesprochen und die entscheidende Frage gestellt.

Marianne brachte mit größter Schonung des aufgeregten Zustandes ihrer Herrin ihre Befürchtungen vor und belegte sie mit den bekannten Thatsachen. Aber Pauline, in der sich diesen Angriffen gegenüber sofort das Bedürfniß heftigsten Widerspruchs regte, ließ sie nicht einmal ausreden. „Keine Verläumdungen!“ rief sie — „ich bitte Dich, Marianne! Ich habe schon so viel verloren, mache mich nicht noch ärmer. Raube mir nicht mein letztes theuerstes Besitzthum, das unbedingte Vertrauen in die Aufrichtigkeit und Redlichkeit meines Mannes. Er wird mich und die Kinder nicht verlassen. Man reimt zufällige Umstände zusammen, um ihm Absichten unterzulegen, von denen seine Seele nichts wissen kann. Wer kennt ihn denn, wie ich? Wer außerhalb dieses Hauses hat auch nur eine Ahnung von der Heiligkeit unseres Bündnisses? Nein, Marianne! Nenne ihn schwach, weil er den Zorn seines Vaters fürchtet, weil er sich scheut gegen das Vorurtheil seiner Standesgenossen anzustoßen, weil er sich durch das Mißgeschick, das mich betroffen, verstimmen läßt — einer Untreue ist er nicht fähig. Sprich nichts mehr der Art! Ich würde nur an Deinem guten Herzen irre werden. Wie könnt' er auch im Ernst an eine Verbindung mit jener Frau denken — die man vielleicht verläumdet, Marianne, wie mich — da er ja verheirathet ist? Ich verstehe Deine Befürchtungen gar nicht.“

Marianne seufzte schwer. „Sind denn Ehen unlöslich?“ fragte sie leise und gleichsam tastend, ob sie wagen dürfte, trotz des entgegengesetzten Befehls weiter zu gehen. „Und nun d i e s e — —“

Pauline fuhr erschreckt auf. „D i e s e? Was willst Du damit sagen? Wir sind kirchlich getraut.“

„Im Auslande — was man bei uns schon Ausland nennt. Jenseits der Grenze — vielleicht nicht einmal mit Beobachtung aller der Förmlichkeiten, die hier vorgeschrieben sind. Wir sind beide der Gesetze nicht kundig, wissen nicht, wie sie gegen uns ausgelegt werden können, wenn es darauf ankommt —“

„Aber Blasius — Blasius! Er hätte nie diesen Schritt zugelassen —“

„Und sein Vater wußte nichts davon,“ fuhr die Alte fort, ohne die Einrede zu beachten. „Wer nach Vorwand sucht —“ Sie streichelte Paulinens Hand, als ob sie durch diese Liebkosung den Schmerz besänftigen wollte, den ihre bitteren Worte verursachten.

„Du siehst ganz gegen Deine sonstige Art schwarz, Marianne,“ brach die geängstigte Frau die Schlußfolgerung ab. „Er selbst hat tausendmal versichert, daß kein Vater sein Kind zwingen könne, einen Eid zurückzunehmen, der in Gottes Hand gelegt ist.“

„Er selbst —!“

„Ist das nicht Sicherheit genug, daß er sein Wort unter allen Umständen zu halten gedenkt? Gibt es eine bessere? Für wie verderbt müßtest Du ihn halten, wenn Du ihm die Schlechtigkeit zutrauen könntest, so elend von sich selbst abzufallen! Und es gäbe ja ein viel einfacheres Mittel, eine Scheidung zu erzwingen,“ setzte sie traurig hinzu; „er dürfte mich nur nicht mehr lieben. Aber er liebt mich, Gott weiß es, er liebt mich; und keine Macht der Ueberredung soll mich vermögen, daran zu zweifeln. Gegen mein eigenes schwaches Herz und sein muthloses Bangen will ich's behaupten: er liebt mich und wird mich lieben in alle Ewigkeit!“

Eine flammende Röthe hatte sich über ihr ganzes Gesicht ergossen, auf welchem alle Muskeln zuckten; ihr tiefblaues Auge leuchtete unheimlich wie in schwarzem Lichte. Marianne kannte diese Erscheinung und fürchtete einen Krampfanfall, wenn sie die Aufregung steigerte. Sie bereitete stillschweigend ein Glas Limonade und reichte es ihrer Herrin, die sich erschöpft in den Stuhl zurückgelehnt hatte, den Kopf in den Nacken gebeugt und die großen Augen starr zur Decke gerichtet.

Die Alte fing an zu bedauern, nicht lieber geschwiegen und selbständig nach bestem Wissen gehandelt zu haben, wo Handeln noth that. Sie sah ein, daß Pauline in solcher Gemüthsverfassung außer Stande sei, die Sachlage ruhig zu überlegen und praktische Schritte zu thun. Es war ihr eine rechte Erleichterung, daß jede weitere Erörterung für jetzt durch einen Besuch abgeschnitten wurde, der unter andern Umständen kaum auf Annahme, oder doch wenigstens auf schnelle Abfertigung durch sie selbst zu rechnen gehabt haben würde.

Particulier Vogel, ein ältlicher Herr mit röthlicher Ziegenhaarperrücke, unter welcher rund um den Nacken und an den Schläfen das natürliche graue Haar sichtbar wurde, kleinen zwinkernden Augen, über welchen die Wimpern wie ausgerupft erschienen, und in deren Winkeln perpetuirlich eine Thräne stand, stellte sich zur größten Ueberraschung der Frauen als Eigenthümer des kleinen Hauses vor. Der selige Herr Blasius — mitunter verstieg er sich auch zu einem hochseligen — habe für gerathen gehalten, zur größeren Bequemlichkeit seiner Erben das Grundstückchen, das viel koste und wenig einbringe, schon bei Lebzeiten zu verkaufen, mäckerte er, und er sei der Käufer. Selbst könne er freilich so theure Waare nicht brauchen, da er ein wenig bemittelter Geschäftsmann sei und hauptsächlich mit fremdem Gelde arbeite, aber es gäbe ja reiche Leute, welche die Lage bezahlen könnten, und auf sie sei gerechnet. Sein verewigter Freund habe sich nur den Nießbrauch bis an sein Lebensende vorbehalten gehabt, damit die jetzigen Einwohner nicht gestört würden. Sicher habe der gute Herr dafür gesorgt, daß dieselben nach seinem Tode eine größere und schönere Wohnung fänden. Der Contract sei vor Notar und Zeugen aufgenommen und werde hiermit zur gefälligen Einsicht präsentirt.

Marianne nahm ihm die Papierrolle ab und nöthigte ihn zum Sitzen, während Pauline, ganz starr vor Schreck, Mühe hatte sich aufrecht zu halten. Die neue Situation, in welche sie diese Mittheilung warf, erschien ihr so fremd, daß sie im ersten Moment nicht einmal den Versuch machte, sich aufzuklären und der Alten die weitere Verhandlung überließ.

Herr Vogel, indem er sich die Thräne aus dem Augenwinkel wischte, lehnte den Stuhl ab und entschuldigte sich mit großer Eile. Er habe es nur für seine Pflicht gehalten, das Fräulein darauf vorzubereiten, daß die Räumung spätestens mit Ablauf des Quartals erfolgen müsse, damit er über das Häuschen anderweitig disponiren

könne. Er gedenke dasselbe bis zum anderweitigen Verkauf an noble Herrschaften zu vermiethen.

Marianne, die mit Besorgniß auf ihre Herrin sah, deren Vorliebe für das kleine Parkhaus sie kannte, versuchte den Schlag dadurch zu mildern, daß sie sich mit möglichster Unbefangenheit nach dem Miethspreise erkundigte. Es wäre nicht unmöglich, daß sie vorziehen würden, hier wohnen zu bleiben, wo sie sich bereits nach ihren Wünschen häuslich bequem eingerichtet hätten.

Der Gast plinkte in schnellerem Tempo mit den Augen und ließ die Unterlippe hängen. Er sei freilich ganz ohne Vorurtheil und pflege seine zahlungsfähigen Miether nicht zu fragen, wie sie sich für ihre persönlichen Verhältnisse mit Kirche und Staat abgefunden hätten; aber er müsse viel verlangen, um seine Zinsen herauszubringen, und wisse nicht, ob das Fräulein ihm werde genügende Sicherheit bieten können. Jede Einmischung liege ihm fern, aber man habe doch erfahren, daß eine gewisse Erbangelegenheit noch schwebe. Wie lange sie schweben werde, könne man nicht wissen, und er sei ein wenig bemittelter Geschäftsmann. Wenn der Herr Graf Hohenbühl freilich —

Er hakte wieder mit dem Knebel des Daumens eine Thräne von der Nase fort und hielt dann hüstelnd die Hand vor den Mund. Pauline machte bei der Erwähnung des Grafen eine ablehnende Bewegung und ließ sich auf einen Stuhl nieder, den Marianne ihr eiligst zuschob. „Nichts vom Grafen —!" sagte sie hastig.

Herr Vogel verbeugte sich devot. Er habe, um die Damen nicht etwa unnöthiger Weise belästigen zu dürfen, den Herrn Grafen auch schon schriftlich angefragt, ob er die Garantie übernehmen wolle, aber zu seinem Bedauern keine Antwort erhalten. Der Herr Graf scheine sehr beschäftigt zu sein, werde aber vielleicht für das Fräulein so viel Zeit erübrigen, als zum Besprechen der Sache nöthig, und müsse er seinerseits nun entgegenkommende Schritte erwarten. Er sehe somit vorläufig die Wohnung als gekündigt an.

Seine Entfernung erfolgte darauf mit tausend Bücklingen und Entschuldigungen, wenn er gestört haben sollte. Als Marianne, die ihn zur Treppe begleitete, ins Zimmer zurückkehrte, fand sie ihre Herrin in der größten Exaltation. „Wir ziehen aus!" rief sie ihr zu — „so schnell als möglich! Was Du auch entgegnen magst — ich will und werde meinem Mann nicht zur Last fallen. Verkaufe von meinem Mobiliar, von meiner Garderobe, von meinem Schmuck, von meinen Kunstsachen, was irgend entbehrlich ist, und sorge für ein billiges Quartier in einer entlegenen Stadtgegend. Es wäre mir unerträglich, Arthur Verpflichtungen aufzunöthigen, die über seine Kräfte hinausgehen. Widersprich nicht — ich *will's* so! Und wenn ich etwas *will* — —"

Sie sank matt in den Stuhl zurück. Die alte Frau küßte sie auf die erhitzte Stirn und streichelte ihre Wange. „Lassen Sie mich doch nur machen," bat sie, erschreckt über diese ohnmächtige Energie, „es soll alles nach Ihren Wünschen geschehen, so weit es irgend mit der Vernunft bestehen kann. Wir werden nicht auf der Straße liegen bleiben, verlassen Sie sich darauf, und gewisse Leute sollen uns noch kommen. Aber nur ruhig — und nicht gleich den Kopf verlieren. Sonnenschein und Regen — das wechselt nun einmal so im Leben; ich hab's erfahren."

Sie hatte keine Ahnung, daß schon ein neuer Sturm heraufzog und bald bei Pauline den Rest von Fassung und Gleichmuth fortblasen sollte. Vor der eisernen Gartenthür begegnete Vogel zwei Personen, die sich erkundigten, ob es hier recht sei bei Pauline Stern. Es war die Schusterfrau Clementine Pasternack und ihr Schwager Herr Grützmacher.

Sie schritt kräftig durch den Gang von Kugelakazien und hochstämmigen Rosen voran auf das Haus zu, während Grützmacher sich schüchtern und mit verlegen gesenktem Kopf zurückhielt. „Lassen Sie sein, Schwägerin," sagte er kleinlaut wenige Schritte vor der Thür, „es sieht so interessirt aus."

Clementine warf ihm einen verächtlichen Blick über die Schulter zu, ohne ihre Schritte zu hemmen. „Kehren Sie doch um, Schwager," antwortete sie höhnisch, „wenn Sie so zartfühlend sind. Es schickt sich zwar nicht recht für eine verheirathete Bürgerfrau, allein zu so einer Person ins Haus zu gehen, aber ich kann's schon riskiren — mein Ruf ist danach. Interessirt bin ich; da hat sich nichts auszusehen, und sie soll mir nichts wegbringen. Aber gehen Sie doch, wenn Sie's so dick haben, daß es Ihnen nicht darauf ankommt. Ich finde schon wieder allein zurück."

Grützmacher überzeugte sich, daß jeder weitere Versuch, Clementine zur Umkehr zu veranlassen, ihm nur Spott einbringen würde, und folgte schweigend. Sich vor seiner Schwägerin zu blamiren erschien ihm noch peinlicher, als der Besuch in einem fremden Hause zu wenig erbaulichen Zwecken. Er hatte sich nun einmal in einer schwachen Stunde, seiner Neigung durchaus zuwider, ins Schlepptau nehmen lassen und scheute sich nun, seiner Frau gestehen zu müssen, daß er die Courage verloren habe. Es sollte doch heißen, daß ohne ihn in Familienangelegenheiten nichts unternommen und durchgeführt werden könne.

„Halten Sie sich nur an meinem Rocke fest!" höhnte die Schusterfrau, als sie energisch die Glocke zog. „Was das liederliche Volk hübsch wohnen kann, und unsereins hat nichts als Plackerei um den Mund voll Essen. Na, es wird anders kommen!"

Marianne wollte sie auf dem Gange zurückhalten; die Dame vom Hause sei unwohl und könne niemand sprechen. Aber auf so etwas war Clementine gefaßt. „Was Dame —!" rief sie, sich in die Brust werfend; „ich kenne sie doch wohl. Ist ja für andere Leute zu sprechen bis tief in die Nacht hinein, warum nicht für uns am hellen lichten Tage? Aber das kenne ich schon; unsere Kunden sind immer unwohl, wenn ich mit der Rechnung komme."

„Sind wir Ihnen etwas schuldig?" fragte die Alte beschwichtigend, „so bitte ich's nur zu sagen."

„Das wird sich finden," meinte die Schustersfrau. „Was habe ich überhaupt mit *Ihnen* zu thun? Sehe ich danach aus, als ob ich mich von den Dienstboten an der Treppe abfertigen lasse? Machen Sie doch keine Umstände!"

Marianne wiederholte ihre Weigerung, die Fremden einzulassen; sie möchten ihre Bestellung an sie machen. Clementine sah grinsend ihren Begleiter an. „Nun sprechen Sie doch einmal ein Wort, Schwager," sagte sie spitz, „sonst bildet man sich am Ende noch ein, daß ich für einen Taubstummen betteln komme. Vielleicht können Sie sich deutlicher machen."

Grützmacher ermuthigte sich zu der Anzeige, daß sie die Erben des Rentier Blasius wären und mit dem Fräulein Rücksprache zu nehmen hätten. „Na darum! wie mein Mann sagt," schloß Clementine, „und nun vertreten Sie uns nicht weiter den Weg."

Sie ging auf die nächste Thür zu. Marianne hielt sie am Arm zurück, aber die Schustersfrau machte sich mit einem heftigen Ruck des Ellenbogens los und setzte ihren Weg fort. „So erlauben Sie doch wenigstens, daß ich meine Frau auf Ihren Besuch vorbereite," bat Marianne verzweifelt und eilte ihr voran. „Immer mit Anstand, Schwägerin!" begütigte Grützmacher.

Es dauerte der Schustersfrau viel zu lange, bis die Haushälterin zurückkam; schon nach einigen Secunden klopfte sie an und öffnete, ohne hereingenöthigt zu werden. Das große Zimmer war leer. Sie schritt über den persischen Teppich bis in die Mitte und hielt von dort aus eine Umschau, indem sie langsam eine vollständige Drehung machte und die neugierigen Blicke über die Möbel und Bilder auf- und abschweifen ließ. „Alles recht hübsch!" sagte sie befriedigt.

Ihre Stimmung schien sich zu mildern. „Was meinen Sie, was die ganze Geschichte werth ist, Schwager?" fragte sie vergnügt schmunzelnd.

Grützmacher neigte den Kopf zur Seite und spitzte den Mund. „Wird etwas gekostet haben," meinte er, indem er rasch den vom Käseschneiden gewaltig aufgeschwollenen Daumen der rechten Hand über die Spitze des Zeigefingers hin- und herschob, als ob er Geld zählte.

In diesem Augenblick wurde die Thür zum Nebenzimmer von innen heftig aufgestoßen und Pauline erschien auf der Schwelle, unmittelbar gefolgt von Marianne, die über ihre Schulter weg den ungebetenen Gästen einen wüthenden Blick zuwarf. Die langen Locken ihres schwarzen Haars hingen gelöst auf die sichtbar wogende Brust nieder. „Was steht zu Ihren Diensten?" fragte sie eilig, mit von Zorn fast erstickter Stimme. „Ich glaubte, in meinem Hause vor Gewaltthätigkeiten geschützt zu sein."

„Wir sind nicht Räuber oder Diebe," entgegnete Clementine, doch durch diesen Empfang merklich befangen gemacht und einige Schritte zurückweichend bis ungefähr auf die Linie, die der Gewürzkrämer nicht zu überschreiten gewagt hatte. „Wir ver-

langen nichts, als das unserige, und das wird uns doch wohl frei stehen."

„So sind Sie hier am unrechten Ort," versicherte Pauline noch eifriger. „Ich wünsche ein für alle Mal mit jeder Belästigung verschont zu werden."

„Am unrechten Ort?" wiederholte die Schustersfrau. „Hören Sie einmal, Schwager! Na, darüber läßt sich doch noch reden. Ich will nicht sagen, daß es schon absolut sicher ist, aber viel fehlt doch nicht daran. Das Testament ist fort, und wir sind die Erben."

Pauline forderte sie auf, sich ans Gericht zu wenden, das den ganzen Nachlaß unter Siegel genommen habe; sie werde sich der Entscheidung desselben unweigerlich unterwerfen.

„Da wird Ihnen wohl auch nichts übrig bleiben," meinte Frau Pastenack, „denn das Gericht spaßt nicht. Wir denken auch gar nicht daran, uns zu vergleichen, weil das Recht ganz auf unserer Seite ist. Sind wir die Erben, so gehört uns alles, und was wir etwa aus gutem Herzen gewissen Leuten belassen wollen, die sich auf die Erbschaft verspitzt haben, das steht ganz bei uns. Darum möchten wir uns doch bei Zeiten umsehen, damit wir wissen, woran wir sind, wenn es nachher zum Klappen kommt. Und darum sind wir so frei, hier einzutreten, ob man uns haben will oder nicht." Sie setzte sich mit diesen Worten auf den nächsten Stuhl und schob einen zweiten für Grützmacher heran, der davon aber keine Notiz na[illegible] sich nach der Wand kehrte und einen Stahlstich betrachtete, [illegible] die Verhandlung weiter nichts angehe.

„Ich habe Sie schon darauf aufmerksam gemacht, daß [illegible] Nachlaß gesiegelt ist," bemerkte Pauline zornglühend. „Ihr Benehmen ist in der That —"

„Worauf sitze ich denn?" unterbrach sie die Schustersfrau impertinent. „Haben Sie sich etwa den Stuhl angeschafft, Fräulein, oder hat vielleicht der Herr Graf dazu das Geld gegeben? Und alles übrige rund herum und in den Stuben nebenan, was wir noch nicht einmal zu Gesicht bekommen haben — wer hat es denn aufgekauft und für Sie hier hinstellen lassen? Doch wohl Herr Blasius? Wie? Natürlich werden Sie behaupten wollen, daß alles geschenkt sei; aber da wird doch erst noch was Schriftliches aufgezeigt werden müssen, wenn man's glauben soll. Und was ganz im Stillen aus dem großen Stadthause herübergebracht ist, bevor die Siegel über die Thürschlösser geklebt sind, weiß auch kein Mensch. Aber es gibt noch Mittel dahinter zu kommen."

„Wie!" rief Pauline außer sich; „Sie wollen sich unterstehen, auf diese Sachen Anspruch zu erheben, die länger als drei Jahre in meinem Besitz sind, die mein Wohlthäter mir mit warmer Hand übergeben hat —"

„Beruhigen Sie sich doch nur!" suchte Marianne zu beschwichtigen, „man macht sich ja lächerlich, auf solchen Unsinn auch nur zu antworten."

„Unsinn?" krächzte Clementine. „Das werden wir ja sehen. Solche Grobheiten hat mir noch kein Mensch gesagt. Bin ich unsinnig, Grützmacher? Warum sagen Sie denn nicht Ihre Meinung? Aber glauben Sie nicht, Fräulein, daß Sie so billig abkommen. Ich bin mitleidig mit dem Unglück und theile mein Bischen Armuth mit dem Bettler, das weiß die ganze Straße, aber wenn eine mit seidenen Kleidern rauscht und auf dem Plüschsopha faulenzt und wie der liebe Herrgott in Frankreich lebt, da hab' ich kein Erbarmen. Denn ehrlich währt am längsten, und der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und unrecht Gut gedeiht nicht. Die armen Kinder thuen mir leid, die können freilich nichts dafür. Aber es ist ganz gut, wenn sie früh lernen, daß arbeiten keine Schande ist, und noch lange kein Glück, einen Grafen zum Vater zu haben, wenn die Mutter —"

„Schweigen Sie!" befahl Pauline mit so gebieterischer Stimme, daß die keifende Schustersfrau erschreckt abbrach. „Ich bin so gut, als Sie — —" Der Satz blieb unvollendet; alle Energie schien plötzlich zu weichen, die ganze Muskulatur zu erschlaffen; nur die kleine Faust ballte sich krampfhaft und der Blick des Auges verrieth den wildesten Seelenschmerz. Sie lehnte sich auf Marianne und sagte leise: „Führe mich ins Schlafzimmer zurück; es ist zu viel — und ich muß schweigen!"

Clementine stand auf. „Wir gehen auch schon," bemerkte sie. „Ich habe Ihnen nur sagen wollen, daß wir uns kein X für ein U machen lassen, und daß Sie den Manifestationseid schwören müssen, wenn es hart auf- hart kommt und daß Sie sich deshalb versehen mögen, Fräulein. Denn ein Eid bleibt doch immer ein Eid, und so viel Moral hat auch der schlechteste Mensch, daß er sich dreimal besinnt —"

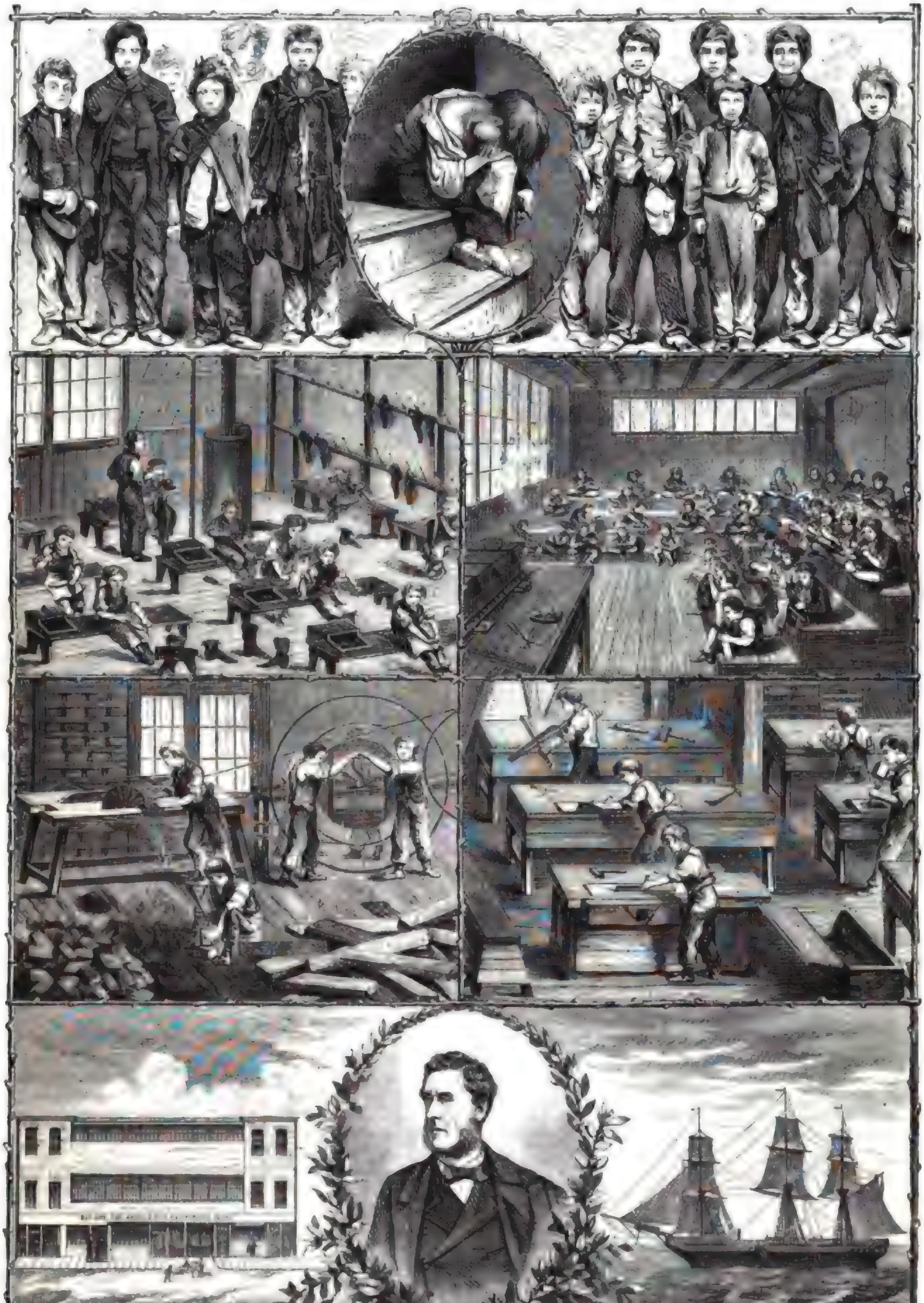
Die Thür wurde ins Schloß geworfen. Sie hielt in ihrer Expektoration inne, sah eine Weile schweigend nach, nickte mit dem Kopf und wandte sich dann zu Grützmacher, der ein sehr dummes Gesicht machte. „Gehen wir denn mit dem polnischen Abschiede," sagte sie lachend. „Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen." Auf dem Heimwege sprach sie noch viel über die Verkennung ihrer guten Absichten, und Grützmacher hörte geduldig zu, in Gedanken überrechnend, wie viel sich pfundweise aus einigen Säcken havarirten Kaffees würde herausschlagen lassen, die er billig auf der Auction gekauft hatte.

Es bedurfte mehrerer Stunden, bis sich Pauline auch nur so weit erholt hatte, um schlafen zu können. Auf dem Sopha lang hingestreckt und ohne jede Theilnahme für ihre Umgebung, ließ sie ihre Phantasie um so lebhafter arbeiten, ohne sie in ihrem willkürlichen Fluge zu beschränken. Der Mensch leistet Großes darin, im Sturm des Lebens, wenn schon von allen Seiten die hochgethürmten Wogen das kleine, in allen Fugen ächzende Schiff zu begraben drohen, seine schwachen Kräfte zusammenzuraffen und, mit willensstarker Hand das Steuer ergreifend, sich dem Wüthen der Elemente entgegenzuwerfen, um nach angestrengter Thätigkeit doch endlich allen Voraussetzungen zum Trotz das sichere Fahrwasser zu erreichen; aber ebenso ist es selbst energischen Naturen eigen, sich in schwierigen Lagen einmal ganz dem schauerlichen Gefühl der Verlassenheit hinzugeben, in Gedanken Segel und Anker über Bord zu werfen, das Steuer von einer anrollenden Woge zersplittern zu lassen und auf dem Wrack hinzutreiben, bis es irgendwo an einer Klippe zerschellt. Es ist ein trostloser Zustand, aber man fühlt ihn doch gegen die vorangegangene Aufregung wie eine Befreiung von der Last der Verantwortlichkeit für das Leben und gibt sich ihm mit dem wonnigen Schauer hin, der keiner Selbstqual ganz fremd ist. In diesem Zustande befand sich augenblicklich Pauline. Halbwach grübelte sie sich ins tiefste Unglück hinein, immer anknüpfend an das Erlebte und dann den Faden weiter und weiter spinnend ins ungewisse Mögliche hinein, das nun aber der Phantasie als ein gewisses Wirkliches erschien. Ihr Mann liebte sie nicht mehr, verstieß sie, verließ sie — all ihr Besitzthum wurde ihr geraubt — sie erkrankte und niemand erbarmte sich des verachteten Weibes. Und zuletzt — der Schlaf hatte sie schon übermannt und der Vorhang vor den Gaukelbildern des Traumes rollte langsam auf — zuletzt sah sie sich in einer fremden Stadt als zerlumpte Bettlerin auf einem Stein am Wege sitzen, die von Hunger ermatteten Kinder auf ihrem Schoß wie zwei gebrochene Blumen, die welk die Köpfe hängen lassen. Sie wagte nicht vom Boden aufzusehen zu all den geputzten Menschen, die vorübergingen, und in einer ihr ganz fremden Sprache redeten. Da rollte vor ihr ein Geldstück in den Sand und sie bückte sich schweigend tief danach. „Wo bleibt der Dank, schöne Bettlerin?" tönte plötzlich eine bekannte Stimme über ihr. Sie zuckte und warf schnell den Kopf zurück — und sah Arthur, mit einer stolzen Dame am Arm, vorüberschreiten. Und dann sah sie nichts mehr. —

Sobald sie spät am Nachmittage erwacht war, stellte sich eine andere Stimmung ein. Daß irgend etwas ihrerseits geschehen müsse, um Klarheit in die Lage der Dinge zu bringen, wurde ein unabweislicher Gedanke. Trotz des heftigen Kopfwehs, das sie quälte, setzte sie sich an den Schreibtisch und begann einen Brief an Arthur. Bald flog die Feder über das Papier. Seite nach Seite, Bogen nach Bogen füllten sich, und noch immer schien der Strom nicht erschöpft, der sich aus dem Herzen ergoß, nachdem einmal die eindämmenden Schranken durchbrochen waren. Alles was sie ihm hätte sagen mögen, wenn er jetzt bei ihr gewesen wäre, vieles, was sie ihm nicht zu sagen vermocht hätte unter dem Einfluß seiner zärtlichen oder strengen Blicke, vertraute sie dem Brief. Ganz versenkt in diese stille Abrechnung mit ihrem Leide überhörte sie, daß die Hausglocke anschlug, daß Marianne sich aus dem Zimmer entfernte und nach einiger Zeit wieder zurückkehrte. Erst als die alte Frau hinter ihren Stuhl trat und laut hustete, um ihre Aufmerksamkeit rege zu machen, blickte sie auf und fragte nach dem Grunde der Störung.

Es sei ein Herr da, der sie zu sprechen wünsche, theilte Marianne mit.

„Arthur?" rief Pauline aufspringend, mit freudestrahlenden Blicken.



Eine Zufluchtsstätte für obdachlose Knaben in London.

Originalzeichnung von C. Dammann.

Digitized by Google

Die Alte schüttelte den Kopf. „Der Herr Graf pflegt sich nicht anmelden zu lassen," sagte sie leise; „aber ein alter Bekannter, wie ich glaube —"

Pauline ließ sich enttäuscht wieder auf den Stuhl nieder und ergriff die Feder. „Ich kann niemand sprechen," gab sie eilig zur Antwort, „ich bin beschäftigt."

Marianne zögerte. „Sie sollten doch eine Ausnahme machen. Wenn ich nicht sehr irre, würden Sie's hinterher bedauern, den Besuch abgelehnt zu haben. Sie wissen ja auch, daß ich immer bemüht bin, zum Guten zu rathen."

„Wer ist's denn?"

„Lassen Sie sich überraschen," bat die Alte und ging nach der Thür. „Die gnädige Frau ersucht Sie einzutreten," sprach sie hinaus, ohne fernere Weisungen oder Abweisungen abzuwarten.

Pauline schrieb noch einige Worte, schob dann die Mappe auf den Tisch zurück und wendete sich nach dem Eintretenden. Einen Augenblick fixirte sie denselben wie einen Fremden, auf dessen Namen man sich besinnt; dann schien ihr schnell eine Erinnerung zu kommen, die sie angenehm berührte; sie stand auf und ging dem Manne, der eine würdig-gemessene Verbeugung machte, einige Schritte entgegen.

Es war der Candidat, der sich mit der Frage einführte: „Bin ich Ihnen noch bekannt, meine Gnädige?"

„Ich glaube Sie nur einmal im Leben gesehen zu haben," erwiderte Pauline, „und in anderem Kleide; aber ich irre wohl in der Person nicht. Herr Pfarrer Müller aus Klein-Brachlegen — nicht wahr?"

Der Kandidat zwinkerte ein wenig mit den Mundwinkeln, als ob er ein Lächeln unterdrücken wollte. Dann sagte er ganz ernst: „Derselbe, der vor etwa drei Jahren die Ehre hatte, von dem Herrn Grafen Hohenbühl mit einem geistlichen Amt betraut zu werden, das ihn in nahe Verbindung auch mit Ihnen bringen mußte. Ich hoffe, daß Sie auch jetzt noch Ursache haben, sich dessen freundlich zu erinnern."

Pauline reichte ihm die Hand. „Sie vollzogen die kirchliche Trauung zwischen mir und dem Grafen," bestätigte sie mit Herzlichkeit. „Unsere schnelle Abreise hinderte mich, Ihnen in Ihrem Hause meinen Dank zu sagen, den aber wohl mein Mann schriftlich ausgedrückt haben wird. Nehmen Sie gütigst Platz. Es ist mir eine Freude, den würdigen Geistlichen wiederzusehen, der kein Bedenken trug, einem Seelenbunde die Weihe zu geben, der leider vor der Welt Geheimniß bleiben mußte."

„Hoffentlich nicht lange!" forschte der Gast. „Der Schleier ist wahrscheinlich sehr bald gelüftet —"

Pauline sah unruhig zur Erde. „Noch heute nicht —" sagte sie leise, „die Verhältnisse haben es nicht gestattet, der Graf nicht gewollt."

Der Pfarrer von Klein-Brachlegen wiegte nachdenklich den Kopf. „Hat der Herr Graf vielleicht versucht, Sie glauben zu machen, daß jener Traueakt anfechtbar wäre?"

„Nein."

„Das freut mich. Ich war überzeugt, es mit einem Ehrenmann zu thun zu haben. Aber sollten Sie nun nicht das dringende Bedürfniß fühlen, sich als seine rechtmäßige Gattin anerkannt zu sehen? Ich bewundere die Engelsgeduld, mit der Sie die schwere Aufgabe überwinden, zu Ihrem Nachtheil zu scheinen, was Sie nicht sind."

„Ich liebe ihn ja — und mein Gewissen ist rein."

„Und doch —! — Der alte Herr, der Sie begleitete, ist kürzlich verstorben, wie ich höre."

„Sie sehen mich in Trauer um ihn, Herr Pfarrer."

„Und der zweite Trauzeuge —? Wie hieß er doch?"

„Baron Plauthen — ein Freund meines Mannes."

„Baron Plauthen, ganz recht." In seinem Auge leuchtete es blitzartig auf, als Pauline den Namen nannte; dann aber setzte er das Gespräch in der früheren ruhigen Weise fort.

Pauline wurde vertraulicher. Sie machte Andeutungen über die jüngsten Vorkommnisse, offenbarte ihren geheimen Kummer, freilich immer in der für den Grafen schonendsten Weise, und fragte schließlich nicht ohne eigennützige Absicht an, ob er denselben nicht gleichfalls mit seinem Besuch erfreuen werde.

„Das war beschlossene Sache," erwiderte er; „aber es ist mir lieb, daß ich nun eine Veranlassung mehr habe, mich ihm ins Gedächtniß zurückzurufen. Es ist mir traurig ergangen und ich kam her, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Soll ich die ganze Wahrheit sagen, so hoffte ich bei Ihnen eine mächtige Fürsprecherin zu finden."

Pauline erkundigte sich warm nach dem Unglücksfall, der ihn betroffen, und er erzählte, daß er schon stets wegen seiner freigeistigen Richtung verdächtigt worden, bei den jüngsten politischen Wirren aber, die in Folge des Regierungswechsels das arme Ländchen betroffen hätten, auf seine entschiedene Weigerung, der Orthodoxie Zugeständnisse zu machen, von Amt und Würden gekommen sei und sich nun in der bedrängtesten Lage nach einer anderen Stelle umsehen müsse.

„Daß ich Ihnen nicht helfen kann!" rief Pauline. „Daß das Testament —! Aber nehmen Sie diesen Brillantring —; er ist nicht ohne Werth und mein unbestreitbares Eigenthum. Weigern Sie sich nicht — Sie würden mich beleidigen. Ich bleibe tief in Ihrer Schuld."

Sie steckte ihm trotz seines Sträubens den Ring an den kleinen Finger. „Und nun noch eine Bitte!" sagte sie schmeichelnd. „Ueberbringen Sie selbst diesen Brief dem Grafen; er wird Ihnen die beste Gelegenheit geben, mit ihm über unser Verhältniß Rücksprache zu nehmen. Ich verlange von ihm nichts Unbilliges, nur daß er mir vertraue wie bisher, daß er den Kindern ein guter Vater sei. Wollen Sie?"

Er bejahte freudig. Pauline machte eine Nachschrift, schloß und siegelte.

Eugen Riehl oder der Pfarrer Müller aus Klein-Brachlegen entfernte sich mit dem Versprechen, sich bald wieder einzufinden und ihr jederzeit mit seinem geistlichen Rath zur Seite zu stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kinderzufluchtsstätten in Großbrittanien.

Seit einiger Zeit beschäftigt sich die englische Presse in eingehendster Weise mit der schreckenerregenden Zunahme der Verbrechen und des Pauperismus in London, wogegen selbst die großartigste Privatwohlthätigkeit sich als ohnmächtig erweist. „Wie London die wohlthätigste, so ist es auch die gesetzloseste Hauptstadt in Europa," sagte unlängst die „Saturday Review." Die Statistik liefert dafür schlagende Beweise.

Außer den hunderten und tausenden, die lieber verhungern, als um Unterstützung bitten — wofür das in Londons Osten häufige Gutachten der Coroner's Jury: „died from want and privation" (aus Mangel und Entbehrung gestorben) zeugt — ist es amtlich festgestellt, daß fünf Procent der Bevölkerung Londons zu hoffnungsloser Armuth herabgesunken sind. Was will dagegen die staatlich aufgebrachte Armensteuer von 1,200,000 Pfund sagen! Was die vier Millionen, die durch circa tausend Wohlthätigkeitsanstalten, was die $2^1/_2$ Millionen, die durch einzelne Privatleute außerdem beigesteuert werden!

Viel unheimlicher aber ist die alljährlich erstarkende Corporation der Verbrecher. So muß sie genannt werden, denn eine große Zahl dieses in Waffen gegen die Gesellschaft stehenden Diebsheeres betreibt mit solcher systematischen Ordnung ihr Gewerbe, daß man nicht selten genau geführte Bücher gefunden hat, in denen Tag für Tag die gestohlenen Gegenstände nebst Werthangabe, Verkaufspreis u. s. w. sauber eingetragen waren. Im Jahre 1867 zählte man in London 8964 gewerbsmäßige Verbrecher auf freiem Fuße; 1868 dagegen 10,342. Nach den letzten officiellen Polizeiberichten gab es in England und Wales 141,000 Verbrecher, wovon nur 26,000 in Gefängnissen sich befinden, während die anderen im Lande umherstreifen. Was vermögen dagegen 24,000 Polizisten (von denen 8—9000 in London), die noch überdies durch allerhand hemmende Gesetze in ihrer Action behindert sind!

Die Wurzel des Uebels ist aber die verwahrloste Jugend, die zu großem Theil systematisch zum Bettel und zum Diebstahl herangebildet wird. Man rechnet, daß alljährlich 15—16,000 jugend-

liche Verbrecher in England allein vor den Gerichtsschranken erscheinen. Im letzten Jahrhundert machte man mit diesen unglücklichen Kindern ebenso kurzen Proceß, als mit allen Dieben insgemein. Noch unter der Regierung Georgs II kam es vor, daß zwei Kinder — ein *Knabe* von *zwölf* und ein *Mädchen* von *elf* Jahren zum Schaffot geführt und — *gehängt* wurden.

Das war das *alte* System; das Motto des *neuen* lautet: Prevention is better than cure (wörtlich: Verhinderung ist besser als Heilung)! Keine Gefängnisse für die Jugend, sondern *Schulen* und die Familie ersetzende *Zufluchtsstätten*! Sie allein sind auch die rechte Waffe gegen Pauperismus und gewerbsmäßiges Verbrechen. Das war der große Gedanke des edlen Dr. *Guthrie* von *Edinburg*, des Gründers der „Ragged schools", und sein Werk wurde dann vom Grafen *Shaftesbury* in *London* — dessen Porträt das untere Medaillon unseres Bildes enthält — aufgenommen und nach England verpflanzt.

Um dieses historischen Ursprunges willen verzeihe mir der Leser den Umweg über Edinburg nach London, — wohin uns das vorstehende Bild weist — er wird uns am sichersten zum Ziel führen.

Vor bald 20 Jahren kam ich zum ersten Male nach Schottlands Hauptstadt. Gleich in den ersten Tagen wurde mein durch die entzückend schöne Lage, wie durch die großartige Umgegend berauschter jugendlicher Blick auf eine traurige Weise ernüchtert. Welch ein gräßliches *menschliches* Elend neben Gottes wunderbar schöner Schöpfung und neben so manchem großartigen Werke der Kunst zeigte sich mir!

Ja, der kleine Junge, den auf einer Treppe zusammengehockt und vor Kälte und Hunger eingeschlummert das obere dorneneingefaßte Medaillon unseres Bildes zeigt, ist kein Sensationsstück, sondern ein Porträt nach dem Leben — ich habe die Originale nur zu zahlreich in Edinburg, wie auch später in London gesehen.

Unter den vielen Kindern, die mir täglich begegneten, hielt ich eines Tages einen acht- oder neunjährigen Knaben an und sprach mit ihm. Es war ein bitterkalter Tag; der arme Bursche hatte weder Schuhe noch Strümpfe, noch Mütze. Seine nackten Füße sind roth, geschwollen, mit Frostbeulen bedeckt; eine dünne schäbige Jacke mit zahlreichen Löchern ist alles was seine Brust schützt — unter seinem wüsten Haar zeigt er ein vom Hunger abgemagertes Gesicht und einen über seine Jahre hinaus gehenden klugen Blick. Der kleine Bursch ist bereits ein Meister im Betteln, Lügen und Stehlen. Da er mir anmerkt, daß ich kein geheimer Polizist, antwortet er auf meine Fragen. „Wo ist Dein Vater?" — „Er ist todt, Sir." — „Wo ist Deine Mutter?" — „Auch todt." — „Wo wohnst Du?" — „Meine Schwester, ich und mein kleiner Bruder wohnen bei Granny (Großmutter)." — „Was ist sie?" — „Eine Wittwe." — „Was thut sie?" — „Verkauft Stöcke, Sir." — „Und kann sie Euch alle erhalten?" — „Nein." — „Wie lebt Ihr denn?" — „Gehen herum und verkaufen Streichhölzer." — „Gehst Du in die Schule?" — „Nein, ich war nie in einer Schule." — „Hast Du ein Bett?" — „Ein wenig Stroh, Sir." — Später erfuhr ich, daß „Granny" eine Säuferin war, die ihre Enkel zum Betteln und Stehlen aussandte, um ihrem Laster fröhnen zu können. Zum Lohne gewöhnte sie die Kinder früh ans Whiskytrinken, während sie sie halbtodt prügelte, wenn sie nicht genug Geld nach Hause brachten.

Diese und ähnliche Kinder, so elend sie auch daran sind, hatten indes noch eine Art *Heim*, wenn auch nur selten Stroh zum Bett*), wie viele sah ich aber, deren Eltern todt oder im Gefängniß waren und die Nacht für Nacht auf den Treppen vor den Häusern, oder auf einem Strohhaufen in einem Hofe, oder unter einem Brückenbogen schliefen — und das in einem naßkalten, selbst im Sommer von scharfen Ostwinden oft recht eisig durchwehten Klima! Und wie oft sah ich ein trunkenes Weib auf dem Steinpflaster liegen, in dessen Schoß ein skelettartiges, elendes Kind wimmernd kauerte. Es war herzzerreißend!

Auf meinen nächtlichen Wanderungen durch Edinburg, deren ich schon früher in diesen Blättern**) gedachte, war es mir auch vergönnt, einen Blick in einen Polizeigewahrsam zu thun, wohin damals viele dieser armen Kinder gebracht wurden oder auch freiwillig kamen, da es noch keine „Nachtasyle" für diesen Zweck gab. Da lag in einem Raume, außer mehreren älteren Jungen, ein armes, elend gekleidetes Kind. Der helle Glanz des Feuers im Kamin fiel auf sein freundliches Gesicht, das im Schlummer lächelte — und doch war sein Bett der kalte Steinflur, sein Kopfkissen ein Ziegelstein. Der Polizeilieutenant erzählte mir, der Knabe habe weder Vater noch Mutter, noch andere Verwandte. Seine einzigen Freunde seien die Polizeibeamten — sein einziges Heim ihr Bureau. Obgleich alle Morgen weggeschickt, käme er doch jeden Abend wieder, wo er wenigstens vor der Unbill des Wetters geschützt sei!

*) Bei einer Scharlachfieberepidemie wurden die Kinder einer ragged school zu Hause besucht, und unter 55 nur *drei* gefunden, die eine Art von Bett hatten, die 52 anderen hatten keine Betttücher, als ihre Lumpen von Kleidern, und kein Lager, als die harten Bretter des Fußbodens.

**) Vgl. Jahrgang II. S. 571.

Einige Zeit danach lernte ich Dr. *Guthrie* kennen, der damals in voller Kraft und mit unermüdlicher Energie in seiner großen Gemeinde, wie in der kleineren seiner „rescued bairns" (geretteten Kinder) wirkte. Die ausdrucksvollen Züge seines Gesichtes, über die bald der gutmüthigste und launigste Humor, bald das herzinnigste Mitleid, bald die tiefste Entrüstung abwechselnd Licht und Schatten verbreiten, wird nie vergessen, wer sie einmal gesehen; und was er selbst fühlt und erlebt, das vermag er in seinen Zuhörern zu erregen, sei es in einer tausendköpfigen Männerversammlung, sei es in einer seiner Lumpenschulen, sei es an seinem Frühstückstische, wo ich im Kreise seiner Familie mit anderen Gästen ihm manchesmal zuhören durfte.

„Nein, nein," sagte er bescheiden abwehrend zu mir, als ich ihn bei meinem ersten Besuche den *Gründer* der ragged schools nannte, „das bin ich nicht. Der arme Schuhflicker *John Pounds* von *Portsmouth*, der Papierfabrikant *Cowan* hier in Edinburg haben die ersten zerlumpten Kinder aufgelesen, gekleidet, genährt, unterrichtet. Das sind die eigentlichen Gründer der Lumpenschulen. Dann hat *Watson*, der Sheriff von Aberdeen einen Schritt weiter gethan und sie zu einem öffentlichen Institut erhoben. Seit 1845 habe ich dann auch einige weitere Handlangerdienste gethan, die mit Gottes Hilfe das System zum Siege bringen werden."

„Sehen Sie, junger Freund," fuhr er fort; „ich konnte es nicht länger aushalten, dieses Elend auf den Straßen und in jämmerlichen Wohnungshöhlen*) anzusehen, ohne etwas dagegen zu thun. Ich konnte nicht, wie so manche Leute — und oft ganz respectable und sehr fromme! — an diesen Kindern vorübergehen und achselzuckend sagen: „Sie sind eine wahre Pest! Es ist unausstehlich!" Mir erschien die Gerichtsverhandlung, wo sie wegen allerhand Vergehen verurtheilt wurden, als eine traurige Comödie; denn ich mußte mir sagen — die wahrhaft Schuldigen sitzen *nicht* auf den Anklagebänken, sondern in den eleganten Häusern, in den comfortablen Kirchen sind sie zu finden. Aber nicht unter der Kanzel allein, *auf ihr* vor allem! Ja, wir *Geistliche*, wir Diener des großen Kinderfreundes sind die Schuldigen in erster Linie. Und so bin ich ans Werk gegangen, diesen „Auswurf der Gesellschaft" in der Straße aufzulesen, und Sie können es mir glauben, ich habe es nie bereut, denn ich habe schon so manchen *Edelstein* darunter gefunden."

Wir besuchten miteinander die von ihm gegründete Schule, die in einem einfachen Steingebäude nahe dem gewaltigen Schloßfelsen in einer steilansteigenden Gasse liegt. Eine offene Bibel — „das Wappen unseres Glaubens", erläuterte Dr. Guthrie — ist über der Thür in Stein gehauen. Ich will den Leser nicht mit Aufzählung solcher Dinge ermüden, die er in *jeder* Schule sehen und hören kann — nur einiges Characteristische sei mir gestattet hervorzuheben.

Alle Schüler kommen aus ihren Wohnungen oder auch aus den mit der Schule allmählich verbundenen Schlafsälen, Sommers um 7, Winters um 8 Uhr früh. Sobald sie eingetreten sind, werfen sie ihre Lumpen ab und bekommen ein kräftiges Schauerbad, worauf sie die Schulkleidung anziehen, eine Stunde lang arbeiten, und dann nach einem Morgengebet ein Frühstück aus Gerstenmehl-Porridge erhalten. Dasselbe bekommen sie zum Abendessen und dazwischen zu Mittag eine nahrhafte Suppe und Brot.

„Ausgezeichnet die Porridge, Sir!" sagte mein liebenswürdiger Führer; „hat eine wunderbare Wirkung auf diese armen Kinder, füllt ihnen in wenigen Wochen die eingefallenen Backen und gibt ihnen Farbe! Ohne sie hätten wir unsere Schule bald schließen können.

*) Unter den Kindern, die in den ersten Jahren Aufnahme fanden, waren 43 von ihren Eltern böswillig verlassen, 77 vaterlose, die Säuferinnen zu Müttern, 66 mutterlose, die Trunkenbolde zu Vätern hatten, 76 Kinder von bekannten Dieben ꝛc. ꝛc.

Es wäre auch ganz recht gewesen. Sie und ich haben auch nicht Lust zu studiren, wenn wir sehr hungrig sind, nicht wahr? und von dem Hunger, den viele der Kinder hier ausgestanden, haben wir beide wahrscheinlich nicht den entferntesten Begriff."

Es war eine Freude zu sehen, wie aller Kinder Augen Dr. Guthrie entgegenleuchteten, wie sich die Kinder Mühe gaben, seine oft schwierigen Fragen gut zu beantworten, wie sie sichtbar aufjauchzten, wenn er ein ermuthigendes: „Vortrefflich, Sir!" oder „Du wirst Deinen Weg in der Welt machen," ihnen zurief.

„Beachten Sie jenen goldlockigen Burschen mit dem vollen Gesichte und den lachenden blauen Augen," flüsterte er mir dann zu, als wir im Begriff waren, die Klasse zu verlassen. „Sie sollen sogleich seine Geschichte hören." Als wir heraustraten, fuhr er fort: „Sehen Sie, der prächtige Junge war der Leiche seiner Mutter im Winterschnee gefolgt, und, freundlos und obdachlos, wie er war, hatte er sich auf ihr Grab gelegt, als die Todtengräber dasselbe zugeschüttet hatten. Da wollte er ... *sterben*. Nächsten Morgens fand man ihn dort halbtodt. Die kleinen Händchen waren an die kalte Erde — seine Mutter, wie die unsrige — festgefroren. Hätten Sie ihm das jetzt noch angesehen? Ja, es ist eine herrliche Arbeit, die uns Gott anvertraut hat!"

Nach dem Unterricht spielen die Kinder eine Stunde, dann kommt die industrielle Arbeit: die einen machen Schuhe, die andern Kleider rc. Die Mädchen stricken, nähen, kochen, waschen rc. „Ich sage Ihnen," meinte der Doctor, auf letztere zeigend; „das gibt einmal treffliche Frauen für Arbeitsleute, und dazu wollen wir sie vor allem erziehen. Und es wird uns gelingen!"

Und es ist ihm gelungen. In fortschreitendem Maße habe ich es selbst bei späteren Besuchen constatiren können. Die Massen *jugendlicher Bettler*, von denen Edinburg vor 20 Jahren noch schwärmte, sind jetzt aus seinen Straßen verschwunden. Bei meinem letzten Besuche vor fünf Jahren erinnere ich mich nicht, auf allen meinen Wegen einen einzigen gesehen zu haben. Die Zahl der *jugendlichen Verbrecher* hat bedeutend abgenommen. Nach officiellen Berichten war 1847 der Procentsatz von *Kindern unter 14 Jahren* in Gefängnissen: 5[illegible]; 1848: 3[illegible]; 1849: 2[illegible]; 1850: 1[illegible] und 1859 1[illegible]. Vor allem sind tausende von elenden Kindern zu *glücklichen* und *nützlichen Mitgliedern* der *Gesellschaft* herangewachsen. Von 1847—1860 sind — außer vielen, deren Eltern sich herausarbeitend ihre Kinder in höhere Schulen schickten — 500 Kinder aus der ersten Guthrieschen Schule hervorgegangen und haben sich seit ihrem Austritte ehrlich, fleißig und brav gehalten. Manche sind nach Canada oder Australien ausgewandert, manche sind einen tapfern Soldatentod in der Krim gestorben.

„Als die Helden des russischen Krieges hier fetirt wurden," erzählte mir Dr. Guthrie das letzte Mal; „beschlossen wir auch ein Fest für die zu feiern, die auf ihrem eigenen Felde einen ebenso schweren Kampf auszufechten gehabt hatten. Wir sandten also Einladungskarten an unsere alten Schüler, so viele nur in Edinburg zu finden waren. Das war ein Fest! Mir gingen die Augen vor Freude über, als sie hineinströmten — 150 an der Zahl — Frauen, einst ragged school girls, die mir ihre Männer, und Männer, einst ragged school boys, die mir ihre Frauen vorstellten; alle, alle anständig und nett gekleidet, alle von dem ehrlichen Erwerbe ihrer Hände lebend. Es war ein wunderbarer Anblick. Wie fröhlich wir bei unserem Kaffee, Thee und Kuchen waren! Wie wir Gott alle miteinander lobten für das was Er allein an uns gethan! Ja, das sind die ragged schools! Es sind Lebensbäume, ihre Blätter enthalten Heilung für das Volk!"

Zu hunderten sind in den zwei Jahrzehnten diese wichtigen Anstalten in Schottland und England herangewachsen; in *London* besonders durch die unter dem *Grafen von Shaftesbury* stehende Ragged School Union, die gegenwärtig über mehr als 200 Schulhäuser verfügt, wozu die Zufluchtshäuser (refuges) rc. noch hinzukommen.

Eine der ältesten Londoner Lumpenschulen hat eine merkwürdige Geschichte. Ihr Lokal liegt in Westminster und war vor seiner gegenwärtigen Verwendung eine gemeine Schenke, wo die Diebe des Distriktes zusammenkamen und ihre dunklen Schandthaten mit einander beriethen. Auch eine Sonntagsschule war darin — aber was für eine! In der aus Oliver Twist bekannten Weise wurden junge Bursche im Taschendiebstahl geübt. Wenn ein solcher seine Sache nicht gut machte, wurde er von einem als Policeman verkleideten Kerl an das andere Ende des Zimmers geschleppt. Dort saß ein anderer von der sauberen Gesellschaft als Richter verkleidet mit Perrücke und in der Amtsrobe, der ihn nach allen Formalitäten der Gerichtshöfe verhörte. Im Laufe dieser carikirten Assisen wurde ihm beigebracht, wie er sich zu verhalten, wann er zu schweigen, wann — zu sprechen, wie er sich herauszulügen habe, wenn die Farce eines Tages sich allen Ernstes verwirklichen sollte. Unter demselben Dache, wo diese unglücklichen Bursche in Laster und Schande erzogen wurden, habe ich eine Lumpenschule in vollster Blüte gesehen; und unter den Schülern ward mir einer gezeigt, der von einem der berüchtigsten Diebe der Nachbarschaft herbeigeführt worden war. Als seine flehentliche Bitte um Aufnahme des Knaben erfüllt war, sagte er, mit Thränen in den Augen: „Ach, wäre solch eine Schule wie diese gewesen, als ich ein Junge war, ich würde jetzt kein Dieb sein."

Eine hervorragende Stellung unter den Londoner Anstalten dieser Art nehmen die mit dem auf unserem Bilde dargestellten Refuge for homeless and destitute children verbundenen Schulen und das neuerdings dazu gekommene Schulschiff „*Chicester*" ein. Da das Bild genügend für sich spricht und im wesentlichen die Entstehung und Fortführung des Werkes dem von mir geschilderten Dr. Guthries ganz ähnlich ist, kann ich mich zum Schluß auf einige Data aus dem letzten Jahresberichte der Gesellschaft beschränken.

1843 in einem kleinen Zimmer über einem Kuhstall von St. Giles mit ein paar zerlumpten Kindern, die drei Mal wöchentlich sich abends versammelten, gepflanzt, ist es jetzt ein mächtiger Baum mit fünf starken Aesten geworden. Ein solcher ist das vorerwähnte Refuge, dessen Rückseite (in Parkerstreet) unser Bild (links unten) darstellt; die stattlichere Fronte ist in der Great Queen Street, im Mittelpunkte Londons. Diese Zufluchtsstätte hat im Jahre 1867 nicht weniger als 363 Knaben — incl. der 117, die aus dem J. 1866 zurückgeblieben waren — Aufnahme gewährt, die im Laufe des Jahres theils auf das Schulschiff der Gesellschaft, theils zu anderen Stellungen übergingen, so daß Ende 1867 nur 134 übrigblieben. Außer den täglichen Unterrichtsstunden lernen die Knaben ein *Handwerk* — vier Gruppen unseres Bildes zeigen sie bei der Arbeit —; neuerdings ist ein *ländliches Heim* (Country home) dazugekommen, wo 100—150 Knaben zur *Landarbeit* erzogen werden sollen. Diese Knabenanstalten werden durch zwei andere für *Mädchen* ergänzt und vervollständigt. Die vier Zufluchtsstätten haben bis zum 31. December 1867 — 1439 Knaben und 763 Mädchen aufgenommen.

Außer diesen Anstalten, die ihren Zöglingen vollständige Wohnung, Kost und Erziehung gewähren, unterhält die Gesellschaft noch Tagschulen, Abendklassen, Sonntagsschulen u. s. w., veranstaltet eine jährliche Excursion mit sämmtlichen Kindern rc. rc.

Der wichtigste Fortschritt in den Bemühungen um die „City Arabs" von London ist aber das Schulschiff „Chicester", das die Gesellschaft im December 1866 einweihte, das übrigens nicht das erste seiner Art ist: in Liverpool gibt es deren drei, in Cardiff eines u. s. w. Mit Jubel begrüßten die Jungen der Refuges die Erlaubniß, dorthin zu kommen, und es ist kein Zweifel, daß tüchtige britische Jack Tars daraus hervorgehen werden. Bis zum 31. December 1867 waren 181 Knaben auf dem Schiff in Dienst getreten, von denen seitdem bereits 30 auf Kauffartei- oder Marineschiffe übergegangen sind.

* * *

Ich kann es mir vorstellen, daß mancher bei den vorstehenden Mittheilungen die Achseln zucken und spöttisch fragen wird: „Wozu das alles, wenn Pauperismus und Verbrechen doch so bedeutend in London zunehmen?" Es ließe sich darauf vieles erwidern; — es ließen sich die eigenthümlichen Verhältnisse dieses modernen Babels, sein ungeheuerliches Wachsthum, seine conglomeratartige Zusammensetzung aus aller Herren Ländern, eine Reihe tiefeingewurzelter Uebelstände, die verhältnißmäßig noch *sehr kleine* Zahl der erwähnten Anstalten rc. rc. anführen; aber ich würde derartige Zweifler doch nicht überzeugen. Ich glaube andererseits, daß Dr. Guthrie in seiner Begeisterung zu weit geht, wenn er meint: „ein Theil unserer Gefängnisse wird nach und nach zur Vermiethung kommen, und schon fangen unsere Gefängnißwärter an, sich zu langweilen;" es wird

meines Erachtens immer Verbrecher und immer Gefängnisse geben, so lange wir in dem gegenwärtigen „Stückwerk“ leben, so lange es Menschen mit sündhaften Neigungen und Trieben gibt; aber sollten wir darum in der Nachfolge Des, der gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist, ermüden? sollten wir keine Leuchtthürme errichten und keine Rettungsboote aussenden, weil doch immer Schiffbrüche vorkommen und Menschen in den Fluten des Meeres untergehen werden? sollten wir nicht vielmehr auch in Deutschland fortfahren, ähnliche, unseren Bedürfnissen angemessene Institute zu pflegen und fortzubauen?

Robert Koenig.

Berliner Heirathsbüreaux.*)

Von einem Junggesellen.

I.

Abends, wo das populärste Berliner Blatt, das „Intelligenzblatt“ erscheint, belagern schon eine Stunde vorher hunderte von Männern, Weibern und Kindern das in der Neustraße belegene Expeditionslocal. Jeder drängt und kämpft mit Schultern und Ellenbogen, um so schnell als möglich sein Exemplar zu erhaschen. Auf der Straße bilden sich Gruppen, die sofort den Inhalt durchfliegen. Schon auf der Straße wird es zum Durchsehen verliehen; jeder Leser hat als Gebühr einen Kupferdreier zu entrichten. Bald darauf kann man an den Fenstern aller Kaufläden, Keller und Boutiken lesen: „Hier liegt das Intelligenzblatt aus!“ In allen öffentlichen Localen ist es bereits zehnmal bestellt, und Dutzende von Gästen harren ungeduldig auf den Moment, wo es wieder frei sein wird. So geht es rasch von einer Hand zur anderen; Jedermann will es gleich lesen, und niemand kann es früh genug bekommen. Auf manches Exemplar kommen fünfzig und mehr Theilnehmer, denn jeder eigentliche Abonnent hat wieder noch eine lange Reihe von After-Abonnenten, bei denen es dann Stunde um Stunde und oft bis in den dritten Tag hinein herumgeht.

Der Berliner nennt das „Intelligenzblatt“ einfach das „Blatt“; es ist ihm das Blatt par excellence, das Orakel, das für jedes Bedürfniß, für jede Verlegenheit Rath und Auskunft ertheilt. Es enthält die amtlichen Bekanntmachungen, den täglichen Polizeibericht, die Gewinnlisten der Lotterie, den Courszettel der Börse, alle Familiennachrichten u. s. w. Es beantwortet die tiefsinnigsten Fragen, z. B. „Wo speisen Sie?“ — „Wo erhält man das größte Brot?“ „Was hilft gegen Hühneraugen?“ — „Was soll ich meinem Kutscher zu Weihnachten schenken?“ Wer irgend etwas kaufen will oder zu verkaufen hat, wer Geld sucht oder solches übrig hat, läßt es „ins Blatt setzen.“ Jeder Beschäftigungslose findet im „Blatt“ ein Unterkommen, und jede offene Stelle ein Sortiment von Bewerbern. — Aber das Blatt kann noch mehr, es vermag auch „zarte Sehnsucht, süßes Hoffen“ zu befriedigen, es ist auch ein Rathgeber für — Verliebte und Heirathslustige.

Eine besondere Rubrik ist dem blumigen Reich der Liebe gewidmet. Liebende oder solche, die es werden wollen, geben sich durch das Blatt ein Rendezvous. — „Mädchen meiner Seele“, lautet z. B. ein Inserat, „seit acht Tagen laufe ich vergebens an Deinem Hause vorbei, ohne auch nur ein einziges Mal Dein holdes Antlitz erblicken zu können. Ich verschmachte, ich verzehre mich vor Sehnsucht. Tritt morgen Schlag zwölf Uhr ans Fenster und zeige Dich Deinem Dir ewig angehörenden Anton.“ — Da das „Mädchen seiner Seele“ unzweifelhaft das „Blatt“ liest, wird der liebeskranke Anton morgen vor ihrem Fenster nicht wieder vergebens Parade machen. — Oder das „Blatt“ enthält folgende Aufforderung: „Die junge Dame in der weißen Spitzenbeduine, welche am Dienstag im Parquet des Opernhauses saß, wird dringend ersucht, sich gefälligst nächsten Sonnabend 3 Uhr in der Allee am Hofjäger einzufinden. Als Erkennungszeichen möge sie am Busen ein Sträußchen von rothen Nelken tragen. Der Herr, welcher sie zu sprechen wünscht, wird zunächst drei Mal an ihr vorübergehen und jedes Mal hinter der vorgehaltenen Hand leise husten.“ — Eine derartig gefaßte Einladung pflegt jedoch öfters ihren Zweck zu verfehlen; nicht etwa deshalb, weil sie unbeachtet bleibt, sondern im Gegentheil, weil sie zu viel Beachtung findet. Da nämlich an jenem verhängnißvollen Dienstag nicht nur eine, sondern mehrere Damen in weißer Spitzenbeduine im Parquet des Opernhauses saßen; und da es in Berlin, das wegen der Neugierde — wollt' ich sagen Wißbegierde seiner Eingeborenen sprichwörtlich geworden ist, immer eine Anzahl von Schönen gibt, welche gern eine „Bekanntschaft“ machen, so promeniren zur bestimmten Stunde Dutzende von jungen (und auch älteren) Damen, alle mit einem rothen Nelkenbouquet vor der Brust. Und ebenso sieht man auch eine Menge von Herren hin- und herlaufen, die alle zunächst verschämt hüsteln, dann immer lauter und kräftiger husten, so daß man glauben möchte, der Husten sei in der Hofjägerallee epidemisch. Wenn unter solch verwickelten Umständen Endymion wirklich seine Diana findet, ist es ein reiner Zufall.

Jede Nummer des Blatts enthält ferner eine Reihe von Heirathsofferten. Tagtäglich suchen verschiedene Jungfrauen und Junggesellen, Wittwer und Wittwen „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichem Wege“ einen Gegenstand von entsprechendem Alter, entsprechendem Aeußern, entsprechender Bildung und — was wenigstens bei männlichen Bewerbern, die Hauptsache zu sein pflegt — von entsprechendem Vermögen. Discretion ist, wenn sie nicht noch besonders auf Ehrenwort versichert wird, immer selbstverständlich, und Photographien sind meistens erwünscht. Dagegen werden „Vermittler“ häufig „verbeten.“

Auf diesem, wie ich hoffe, nicht uninteressanten Umwege bin ich endlich zu meinem eigentlichen Thema gekommen.

Berlin ist eine gar industriöse Stadt; die hiesige Industrie weiß sich der entlegensten Dinge zu bemächtigen und sie gewerbsmäßig auszubeuten. Es finden sich wohl aller Orten mitleidige Seelen, die es sich angelegen sein lassen, einer Bekannten unter die Haube zu verhelfen oder einen zähen Junggesellen in die süßen Bande der Ehe zu schmieden; aber was sonstwo als beiläufiges Privatvergnügen gilt, ist in Berlin bereits zum Geschäft geworden, ist hier ein blühender Industriezweig. Es gibt in Berlin zahlreiche Heirathsbüreaux, ordinäre und distinguirte, öffentliche und geheime.

Bevor ich diese nun vorführe, möchte ich mir noch einmal eine kleine Abschweifung gestatten, indem ich im Vorbeigehen gewisser Etablissements gedenke, die gleichfalls im Munde des Berliner Publikums als „Heirathsbüreaux“ bezeichnet werden, und es im uneigentlichen Sinne auch sind. Als solche gelten z. B. das im Thiergarten belegene Restaurationslokal „Moritzhof“ und die von Liebig und Stern geleiteten Symphonieconcerte. In Moritzhof finden sich Sommers und Winters zahlreiche Familien aus den besseren Ständen zusammen, um dort nachmittags ihren Kaffee zu trinken. Am zahlreichsten sind die jungen, heirathsfähigen Damen vertreten, welche unter Obhut ihrer Mütter und Tanten die Tische füllen, allerhand zierliche Handarbeiten treiben und dazu munter plaudern und anmuthig lächeln. Tritt ein Fremder herein, so glaubt er eine Ausstellung von jungen Mädchen zu sehen; jedenfalls kann er hier wie in den Symphonieconcerten die Blüte der weiblichen Jugend Berlins antreffen. Die Herrenwelt ist an beiden Orten weit schwächer vertreten; auf sechs Damen kommt höchstens ein älterer oder jüngerer Herr, welcher dann stets von einem Kranze von Mädchen und Frauen umgeben dasitzt. Oft kann er nur noch durch die Güte der Damen einen Platz erhalten, da diese schon so früh wie möglich zu erscheinen pflegen und alle Tische bereits occupirt, alle Stühle bereits belegt haben. So vermittelt die Verlegenheit oder ein sonstiger Zufall manche Bekanntschaft; man trifft sich öfters, man kommt regelmäßig zusammen, man lernt einander näher kennen, man fühlt sich angezogen, man ist bezaubert, man macht einen Antrag und wird von den nichts ahnenden, höchlichst überraschten Eltern — angenommen. Ein derartiger Fall passirt nicht selten; man behauptet, daß alljährlich hunderte von Verlobungen und Heirathen in Berlin geschehen, zu denen Moritzhof oder ein Symphonieconcert den ersten Anstoß gegeben hat. Ebenso segensreich wirken in dieser Hinsicht die von Bezirks- und allen möglichen anderen Vereinen veranstalteten Kränzchen, Bälle, Landpartien u. s. w. Alle diese Arrangements haben die

*) Vor dem Nachdruck dieses Artikels wird seitens des Autors wie der Redaction noch besonders gewarnt.

heimliche Tendenz, den jungen Männern eine Gelegenheit zu bieten, die Töchter des Landes zu schauen, die beiden Geschlechter einander suchen und finden zu lassen. Und Berlin ist eine so große und weitläufige Stadt, das Familienleben spielt hier eine so untergeordnete Rolle, daß dergleichen Auskunftsmittel in der That geboten erscheinen.

Ja, sie vermögen dem Bedürfniß bei weitem nicht zu genügen; das beweisen eben die zahlreichen Vermittler von Profession, welche in Heirathsangelegenheiten ihre Dienste anbieten. Tagtäglich sind im „Blatt", unmittelbar hinter den directen Heirathsofferten, Annoncen, wie folgende, zu lesen:

Heirathspartien in jeder Höhe des Vermögens werden nachgewiesen Markgrafenstraße Nr.*

Oder:

Heirathspartien vermittelt schnell und streng reell N. N., Französische Str. Nr.** 2 Tr. rechts.

Schon lange drängte es mich, solche Agenten und ihre Praxis kennen zu lernen, und ich habe sie im Laufe der letzten Monate gründlich kennen gelernt; aber nicht, wie ich mich der schönen Leserin zu versichern beeile, nicht um „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" selber eine Lebensgefährtin zu suchen; auch nicht aus müßiger Neugierde, sondern einzig und allein getrieben von dem Wunsche, jene Heirathsbüreaux, als eine characteristische Erscheinung der Culturgeschichte und unserer gesellschaftlichen Zustände, zu studiren und meine Studien zum Nutzen und Wohle des Publikums, wie hiermit geschieht, zu veröffentlichen.

Das erste Heirathsbüreau, welches ich aufsuchte, erwies sich, nach dem über der Eingangsthüre angebrachten Schilde zugleich als ein Institut, das alle möglichen Stellen für Dienstboten und „höhere Officianten" zu vergeben hatte und sich außerdem zur Anfertigung von Schriftstücken aller Art anbot. Der Inhaber war also einer jener zahllosen Gesindemäkler und Winkelconsulenten, die Berlin unsicher machen und sich gemeinhin aus verdorbenen Wirthschaftsinspectoren und ehemaligen Advocatenschreibern recrutiren. In der Regel schon mehrfach bestrafte Subjecte, sind sie wahre Vampyre für das Volk, besonders für die ärmeren ungebildeten Klassen, denen sie unter allerhand Vorspiegelungen den letzten Groschen aussaugen. Nur die wenigsten ihrer Schwindeleien kommen zur Anzeige, trotzdem befinden sie sich nach wie vor in häufigen Conflicten mit der Polizei und Staatsanwaltschaft, und ihre Thaten füllen, pikant verarbeitet, die Spalten der Gerichtszeitungen.

Das Gemach, in welches ich trat, hatte ein schäbiges Aussehen. Schmutzige Fenstervorhänge, zerrissene Tapeten und etliche altersschwache, bunt zusammengewürfelte Möbel bildeten die Ausstattung. Vor einem runden Tisch saß der Chef, in einen schmierigen Schlafrock gehüllt und eine Feder mit langen Fahnen hinter dem Ohr. Vor ihm lag ein abgegriffener Band des Landrechts und einige Bogen aktenmäßig gebrochenen Papiers. Für sein Gesicht und sein Mienenspiel war die Bezeichnung „confiscirt" wie erfunden. Er verhandelte gerade mit einem kleinen verschimmelten Männchen, das sich durch seine Reden als eingefleischter Querulant erwies.

„Auch das Obertribunal hat mich abgewiesen! Kosten über Kosten, nichts als Kosten!!" eiferte er.

„Ganz richtig!" erwiderte ihm ruhig der Agent. „Sie haben Ihren Proceß in allen drei Instanzen verloren. Aber das thut nichts; Sie müssen, wie wir Juristen sagen, aus einem andern Fundamente klagen."

„Was ist das?" seufzte der Kleine.

„Sie reichen eine neue Klage ein, die Sie formell wie materiell anders substanziiren, anders begründen."

„Und was weiter?" fragte das Männchen, von diesen Worten verwirrt, aber auch sichtlich mit neuer Hoffnung erfüllt.

„Dann fängt der Proceß wieder von vorne an," erklärte der Rechtsconsulent, „und Sie haben wieder drei Instanzen vor sich, das Stadtgericht, das Kammergericht und das Obertribunal. Und ich denke, diesmal sollen und müssen Sie gewinnen."

„Ich will es noch einmal versuchen," sagte der Kleine mit gepreßten Zähnen. „Ich kann mich nicht beruhigen, und mag's mich das letzte Hemde kosten."

„An Ihrer Stelle würde ich nicht anders handeln," meinte jener. „Sie sind unzweifelhaft im Rechte, und der §. 74 Titel IX. des Allgemeinen Landrechts spricht klar zu Ihren Gunsten. — Hören Sie!"

Er ergriff das Buch, blätterte darin und las mit pathetischer Stimme seinem Clienten eine Stelle vor, die dieser wie ein Orakel anhörte.

„Machen Sie mir also die Klage!" erklärte er.

„In den nächsten Tagen will ich sie anfertigen," entgegnete der Winkelschreiber. „Zuvörderst muß ich jedoch um einen Vorschuß von 5 Thalern bitten."

„Fünf Thaler?!" wiederholte erschrocken der Kleine. „Das ist viel Geld!"

„Gehen Sie zu einem Rechtsanwalt, und er wird das Doppelte, das Dreifache verlangen."

„Ich habe nur noch einen Thaler bei mir," sagte kleinlaut das Männchen.

„So geben Sie ihn her und bringen Sie mir morgen oder übermorgen das übrige."

Der Kleine that, wie ihm geheißen war, und entfernte sich. Jetzt kam ein Mädchen an die Reihe, das schon ungeduldig wartete.

„Haben Sie eine Stelle für mich?" begann sie.

„Ich habe immer Stellen, ich kann Jedermann placiren!" antwortete mit großartiger Miene der Agent. „Was für eine Stelle wünschen Sie denn, mein Fräulein?"

„Je nachdem," meinte sie. „Als „Mädchen für alles" oder auch als Zweite oder bei den Kindern. Ich verlange aber gute Kost, guten Lohn und eine gute Behandlung."

„Bei Ihrem Aeußeren," entgegnete er und lächelte dem wirklich hübschen und nun vor Freude erröthenden Mädchen verschmitzt zu, „ich bin kein Schmeichler, mein Fräulein, allein mit Ihrer Gestalt, mit Ihrem Gesicht kann man das schon verlangen, und es wird sich auch eine Stelle nach Ihren Wünschen finden. Die reichsten und vornehmsten Herrschaften wenden sich an mich; erst vor einer Stunde ließ mich eine Frau Präsidentin bitten, ihr ein Hausmädchen zu besorgen. Bevor ich jedoch etwas für Sie thue, haben Sie nach den Usancen meines Geschäfts eine Einschreibegebühr von 15 Silbergroschen zu entrichten."

„Die will ich gern geben," sagte das Mädchen, „wenn Sie mir nur eine gute Stelle nachweisen."

„Das ist eine Kleinigkeit, mein Fräulein."

Sie zog ein Beutelchen und zählte den Betrag hin.

„Nun will ich Sie in dieses Buch eintragen," sprach der Agent. „Bitte, mir Ihren Vor- und Zunamen, Ihr Alter und Ihre letzte Dienstherrschaft zu sagen."

Sie beantwortete seine Fragen, er schrieb alles in ein blaues Heft und erklärte dann:

„Kommen Sie etwa in drei bis fünf Tagen wieder; ich will inzwischen sehen, was ich für Sie thun kann."

„So haben Sie nicht schon eine Stelle für mich?" fragte mit ziemlich verlängertem Gesicht das Mädchen.

„Augenblicklich wüßte ich nichts Passendes für Sie; allein, wie gesagt, binnen längstens acht Tagen werde ich Ihnen dienen können."

„Sie sprachen doch vorhin von der Frau Präsidentin?"

„Ganz recht, mein Fräulein. Leider ist die Stelle schon vergeben. Es war gerade ein andres Mädchen hier, das einen Dienst suchte und das ich sofort hinschickte. Offen gesprochen, glaube ich auch nicht, daß diese Stelle Ihnen zugesagt haben würde. Es sind da viele Kinder, das Mädchen hat nur alle sechs Wochen einen Ausgehetag, und außerdem bleibt noch manches zu wünschen übrig. Nein, nein, ich will Ihnen schon etwas Besseres besorgen. Verlassen Sie sich ganz auf mich, liebes Fräulein."

Sie ging, und ich war mit dem Agenten allein.

„Was kann ich für Sie thun, mein Herr?" fragte er mich mit stark aufgetragenem Wohlwollen.

„Wie ich im Blatt gelesen, vermitteln Sie auch Heirathspartien?"

„Es ist dies mein Hauptgeschäft," erklärte er. „Die Agentur für Stellensuchende und das Volksanwaltsbüreau sind nur Nebenzweige, die ich, im Vertrauen gesagt, nur als Mittel zum eigentlichen Zweck cultivire."

„Ich verstehe Sie nicht ganz."

„So will ich mich deutlicher aussprechen. Vermittelst der beiden Nebenbranchen suche ich Bekanntschaften anzuknüpfen, Erkundigungen einzuziehen, wie ich sie zur Vermittelung von Heirathspartien brauche. Viele Stellensuchende, wie Wirthschafterinnen, Haushälterinnen, Erzieherinnen ꝛc. sind zugleich nicht abgeneigt, sich zu verheirathen,

und oft recht annehmbare Heirathscandidatinnen, indem sie sich einiger Ersparnisse, Renten ꝛc. erfreuen. Desgleichen besitzen meine Clienten in Rechtssachen nicht selten eine Tochter oder Schwester oder Tante, die sie zu verheirathen wünschen. Genug, bester Herr, mein Geschäft ist so organisirt, daß ich drei Fliegen mit einer Klappe schlage."

„Er hätte sich in der That keines passenderen Gleichnisses bedienen können," dachte ich bei mir, während er sich voll Selbstgefühl die Hände rieb und mich ermunternd angrinzte.

„Sie wollen sich also verheirathen?" begann er wieder. Und als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Welche Ansprüche machen Sie denn? Verlangen Sie Jugend, Schönheit, Bildung, Vermögen?"

Ich antwortete ihm, daß dies von Umständen abhänge, daß er mir zuvörderst sagen möge, ob und welcherlei Persönlichkeiten er an der Hand habe.

Er öffnete eine Schublade, holte ein Pack Photographien hervor und breitete sie vor mir aus.

„Sehen Sie her!" sagte er. „Das sind die Bildnisse der Damen, die mich mit ihren Aufträgen beehrt haben. Die jüngeren und hübscheren darunter besitzen wenig oder gar kein Vermögen, wogegen sich unter den älteren und weniger hübschen Mädchen und Wittwen mit einer Mitgift von 5000 bis 20,000 Thalern befinden."

„Und Sie können mich mit jeder von diesen Damen bekannt machen?"

„Nicht mit jeder, nicht sofort. Mit mehreren schweben bereits anderweite Unterhandlungen; viele wohnen überhaupt nicht in Berlin, sondern auswärts; andere würden sich nicht ohne weiteres zu einem Rendezvous verstehen, vielmehr müßte ich ihnen zuerst über Ihre Verhältnisse genaue Auskunft geben, auch Ihre Photographie einsenden. Ich selber kann mich einer Vermittelung erst unterziehen, sobald Sie mir einen Vorschuß von 2 Thalern zahlen und diesen Revers unterschreiben.

Er legte mir nun eine Schema vor, dessen Inhalt ich hier wiedergeben will, insofern ich später gefunden habe, daß auch die meisten anderen Heirathsagenten sich ein solches Schriftstück ausstellen lassen. Der Revers lautete:

„Ich beauftrage hiermit Herrn N. N., mir eine passende Heiraths„partie nachzuweisen, respectiv zu vermitteln, und verpflichte ich mich „an denselben von dem eingebrachten Vermögen der betreffenden „Dame fünf Procent als freiwilliges Honorar zu zahlen, und zwar „gleich nach der Verheirathung, sobald ich im Besitz des Geldes bin.

„Der heute bei Unterschrift dieses Reverses zur Deckung der „Auslagen des Herrn N. N. gezahlte Vorschuß von .... Thalern „soll mir bei Entrichtung des Honorars in Anrechnung gebracht „werden.

„Berlin den 1868."

Ich erklärte dem Agenten, daß ich den Revers einstweilen nicht unterschreiben wolle, sondern erst, sobald er mich mit einer Dame bekannt gemacht, auf die ich ernstlich reflectiren würde. Einstweilen könne ich ihm auch nicht meinen Namen nennen, ihm auch nicht meine Photographie geben; dagegen wäre ich bereit, ihm den verlangten Vorschuß zu zahlen.

Zunächst that er ganz spröde und meinte, ich müsse ihm volles Vertrauen schenken, sonst könne er sich auf nichts einlassen. Da ich aber fest blieb, gab er schließlich nach, strich die beiden Thaler ein und hieß mich an einem bestimmten Tage wiederkommen. Inzwischen wolle er versuchen, eine der Damen zu bewegen, daß sie mir ohne weitere Präliminarien eine Zusammenkunft bewillige.

Es begann nun für mich eine lange Reihe von Vexationen; ich sprach wieder und wieder vor, ohne das versprochene Rendezvous erlangen zu können. Jedesmal gebrauchte mein Mandator eine andere Ausrede, jedesmal drang er in mich, ihm meinen Namen zu nennen, weil die betreffende Dame, von der er mir übrigens eine detaillirte Schilderung entwarf, sich ohne solche Auskunft weigere, mit mir zusammenzukommen. Endlich hatte seine Ueberredung gesiegt, sie hatte eingewilligt und wollte sich mir zeigen, aber jetzt traten neue Hindernisse ein: bald war meine Zukünftige verreist, bald fühlte sie sich nicht wohl, bald konnte sie nicht abkommen, und was dergleichen Ausflüchte mehr waren. Ich verlor endlich die Geduld, sagte dem Agenten auf den Kopf, daß er ein Schwindler sei, und forderte mein Geld zurück. Er lachte mir ins Gesicht. Ich drohte ihm mit der Polizei, mit den Gerichten. Er wies mir die Thüre.

Was war zu thun? Meine Drohung konnte und wollte ich aus erklärlichen Gründen nicht ausführen, und wahrscheinlich rechnete auch der Gauner darauf. Ich ging zu dem Polizeilieutenant des Reviers, theilte ihm im Vertrauen meine Erlebnisse mit und bat um seinen Rath.

„Mein Herr," antwortete der Beamte, „da ist nichts zu machen. Dergleichen Fälle kommen alle Tage vor, und sie eignen sich nur höchst selten zu einer gerichtlichen Verfolgung. Selbst wenn Sie gegen den Kerl offen auftreten wollten, würden Sie schwerlich etwas erlangen. Der Vorschuß, welchen Sie ihm gezahlt haben, ist weiter nichts als die gebräuchliche Einschreibegebühr, die sich der Agent von jedem geben läßt, der seine Dienste zu irgend einem Zwecke in Anspruch nimmt. Er hat sich Ihnen gegenüber zu nichts Positiverem verpflichtet."

„Doch, Herr Lieutenant. Er hat sich verpflichtet, mir eine passende Heirathspartie nachzuweisen resp. zu vermitteln."

„Nein, lieber Herr, er hat sich zu nichts weiter als zu einem *Versuche* verpflichtet, und er kann dreist behaupten, diesen Versuch gemacht zu haben, leider vergebens. Er hat keinen Zeitraum bestimmt, daher kann er behaupten, für Sie nach wie vor thätig zu sein, bis in die aschgraue Ewigkeit hinein. Sie haben es ihm übrigens noch leicht gemacht; in diesem speciellen Falle kann er sogar behaupten, seine Versuche seien lediglich an Ihrer Anonymität gescheitert, und er werde Ihren Wünschen nachkommen, sobald Sie sich decouvriren wollen."

„Wenn er aber gar keine Heirathspartie an der Hand hat!"

„Leicht möglich, aber wie wollen Sie das beweisen? Ein non factum kann aus logischen Gründen und nach juridischem Herkommen überhaupt nicht bewiesen werden. Thatsächlich würde es aber dem Agenten eine Kleinigkeit sein, sich seiner angeblichen Verpflichtung zu entledigen und Ihnen irgend eine beliebige Heirathspartie „*nachzuweisen*." Er macht Sie auf die erste beste Heirathsofferte in der ersten besten Zeitung aufmerksam; wo eine solche erscheint, pflegt er übrigens sich regelmäßig als Vermittler anzubieten, oder zunächst selber als Bewerber aufzutreten, um die Verhältnisse der betreffenden Dame auszukundschaften. Er weist Sie zu irgend einem Mädchen hin, das er vielleicht nur dem Namen nach oder von Ansehen kennt, oder von der er auch blos erfahren hat, daß sie sich zu verheirathen wünscht. Mit solchem „*Nachweis*" hat er sich seiner ganzen Verpflichtung entledigt, hat er Ihnen für den gezahlten Vorschuß das nöthige Aequivalent geleistet. Folgen Sie seinem Fingerzeig und heirathen Sie wirklich die von ihm bezeichnete Person, so macht er hinterher auf Grund des Reverses, den er sich für alle Fälle ausstellen läßt, eine Forderung auf Zahlung der ausgeworfenen Procente von dem Eingebrachten der Frau geltend; und mag er auch in der Sache selbst nicht das Geringste gethan haben, das Gericht muß Sie nach dem Wortlaut des Reverses zur Zahlung der Tantième verurtheilen, denn der Agent hat Ihnen die Partie „*nachgewiesen*." Und ganz in derselben Art, wie er Ihnen eine Frau nachweist, weist er einem anderen ein verkäufliches Haus oder Gut, einem armen Dienstboten eine offene Stelle nach."

„Und das Gesetz kann den Gauner nicht erreichen, es nimmt den Geprellten nicht in Schutz?"

„Mein guter Herr, gegen Leichtgläubigkeit und Einfalt kann kein Gesetz schützen, sondern nur eigne Vorsicht und Ueberlegung. — Um nun aber auf Ihren Fall zurückzukommen. Da Sie gegen den Kerl nicht denunciren mögen, da ich Ihre Mittheilung nur als eine vertrauliche betrachten soll — was meinen Sie denn eigentlich, daß ich für Sie noch thun könnte? — Etwa den Menschen auffordern, daß er Ihnen Ihr Geld zurückgibt? — Er würde mich auslachen, sowie er Sie ausgelacht hat."

„Um die zwei Thaler ist es mir nicht zu thun. Aber vielleicht könnten Sie durch Ihre Autorität ihn nöthigen, seiner Verpflichtung nachzukommen und mir mit irgend einer heirathslustigen Dame ein Rendezvous zu beschaffen?"

„O gewiß," entgegnete lachend der Beamte. „Das kann ich und das will ich, falls Ihnen nämlich daran liegt, daß der Gauner vor Ihnen eine neue Farce ausführe."

„Eine *Farce*?!" wiederholte ich entrüstet.

„Nun ja," erwiderte ruhig der Polizeilieutenant! „Wüßte der Agent wirklich für Sie eine passende Partie und läge es in seiner Macht,

so hätte er Sie schon mit der Dame zusammengebracht; das erfordert ja sein eigenes Interesse. Aber er wußte eben nichts und deshalb kam es zu keinem Rendezvous. — Bestehen Sie trotzdem auf einem solchen, so würde der Agent doch wol irgend ein Mädchen finden, das sich dazu hergibt und sollte er nöthigenfalls sich dazu jemanden miethen."

„Wie?!" rief ich. „So weit geht der Schwindel?"

„Alles schon dagewesen!" meinte gleichmüthig der Beamte. „Ich kenne aus der Praxis verschiedene solcher Maskeraden."

„Gestatten Sie mir noch eine Frage?" sagte ich verzweifelnd. „Sind denn alle die Heirathsagenten, die sich im „Blatt" annonciren, bloße Schwindler?"

„Bewahre!" entgegnete er mir. „Es gibt darunter ganz solide Leute, die ihr Geschäft ganz reell betreiben, eine Menge von Heirathen zu Stande bringen, und dabei viel Geld verdienen. — Suchen Sie nur weiter," fuhr der Beamte spöttisch fort, denn er hielt mein Vorhaben für ein ernstliches; „Sie werden, was Sie brauchen, schon finden."

Ich folgte seinem Rathe und meiner Neigung und traf nach einigen weiteren Fehlschlägen wirklich auf Heirathsagenten, die nichts zu wünschen übrig ließen.. Bevor ich aber von diesen berichte, habe ich noch eine andere Mittheilung zu machen, die gewissermaßen den Schlußact der erzählten Komödie bildet und dem Leser zeigen wird, daß die Nemesis auch hier den Frevler ereilt hat.

Es mochten mehrere Wochen vergangen sein, da begegnete ich dem Polizeilieutenant auf der Straße.

„Wissen Sie," rief er mir entgegen, „Ihr Freund Agent hat sich nun doch beschlagen lassen. Nach Ihnen sind bei mir noch ein halb Dutzend ähnlicher Anzeigen gegen ihn eingegangen, die jedoch alle keinen genügenden Anlaß zu einem ernstlichen Einschreiten gaben, bis auf die letzte. In diesem Falle hatte sich der alte Fuchs zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen lassen, indem er einem jüdischen Commis das schriftliche Versprechen gegeben, ihn an einem bestimmten Tage mit einer heirathslustigen vermögenden Dame bekannt zu machen. Das Rendezvous fand auch wirklich statt, der mißtrauische Commis entdeckte jedoch, daß sich hinter der vermögenden Dame eine conditionslose Kellnerin verbarg, deren Identität er durch die Polizei feststellen ließ. Sie werden also Ihren Freund nächstens unter der Anklage des groben Betrugs vor den Assisen sehen, und ich fürchte, er wird diesmal daran glauben müssen."

Mir bleibt nur noch die Versicherung übrig, daß dieser Schwindler in Berlin keineswegs allein dasteht, sondern daß er, wie ich sattsam erfahren, gewissermaßen der Typus einer ganzen Gattung von Agenten ist, die neben andern Geschäften auch zugleich in Heirathspartien machen, und sich zu diesem Zwecke mit einer Menge von apokryphen Portraits versehen, auch wol dann und wann eine Partie wirklich vermitteln, in der Regel aber keine genügenden Bekanntschaften an der Hand haben, um eine zu Stande zu bringen.

Die kleine Römerin.

Wem rufst du zu? — Wonach blickst du? — Mariuccia? Zieht singend eine Procession vorüber? oder fährt ein fremder Gesandter, ein Cardinal im Gallawagen vorbei? — Hörst du die Pifferari vor dem Madonnenbilde? oder die Musik der päpstlichen Zuaven? — Ach! ich glaube, du rufst deiner ältern Schwester, die so eben aufs beste aufgeputzt das Haus verläßt, zu, dich doch ja nach der Messe zum Spaziergang nach Trastevere mitzunehmen und abzuholen. Du hast schon vorläufig dein Perlenhalsband dazu umgebunden, denn das ist die Hauptsache, selbst ehe das Haar gekämmt und Gesicht und Arme gewaschen sind. Ich kenne dich Mariuccia, deine großen Augen, dein determinirtes Wesen verrathen dich, und deine lebhaft accentuirte Stimme habe ich auch schon gehört.

Ich will erzählen, was ich von Mariuccias Vergangenheit und Zukunft weiß.

Sie ist das dritte Kind eines kleinen römischen Handwerkers, der in einer Seitenstraße der Via felice, die nach der Villa di Malta hingeht, ein schwarzes Erdgeschoß mit großen Fenstern bewohnt. Er ist Schreiner, das heißt, er arbeitet für ein größeres Möbelmagazin. Unsere kleine braune Schönheit ist sieben Jahre alt; sie ist wohlgebaut, gesund, ihr Köpfchen ist gut geformt und organisirt, darin schlummern die besten natürlichen Anlagen, sie hat ein vortreffliches Gedächtniß, eine scharfe Beobachtungsgabe, ein feines Ohr, Geschick für alles und jedes; — doch ungeachtet aller dieser reichen Naturgaben sind ihr die Buchstaben eines Buchs noch unverständliche Hieroglyphen und werden es ihr wahrscheinlich lebenslang bleiben, und ihre niedlichen, braunen, energischen Hände haben bisher höchstens in ihren Haaren Arbeit gefunden.

Von Mariuccias ausgezeichnetem Gedächtniß und hoher mimischer Begabung kann ich ein Beispiel anführen.

Im vergangenen Jahre am 26. December hörte ich Mariuccia in der Kirche Ara Coeli auf dem Kapitol, in dem alten Tempel des Jupiter tonans alles Ernstes .... predigen, und das war jedenfalls die staunenswertheste Predigt, der ich je beigewohnt. Damit hat es folgende Bewandniß.

In der Kirche Ara Coeli wird das wunderthätige Santo Bambino (ein aus dem Olivenbaumholz des Oelgartens zu Jerusalem geschnitztes Christkind), aufbewahrt, und nur einmal im Jahre zu Weihnachten mit Juwelen bedeckt, zwölf Tage lang ausgestellt, umgeben von den lebensgroßen Figuren Josephs und Mariens, den heiligen drei Königen 2c., alles so schön und prächtig, daß die Landleute den ganzen Tag lang im Entzücken davor auf den Knieen liegen. Dieser Krippe gegenüber ist zwischen den uralten Säulen des Jupitertempels eine etwa 6 Fuß hohe roth ausgeschlagene Estrade errichtet, und auf derselben predigen am 26. December jeden Jahres Kinder den ganzen Tag lang. Ja, dort sah ich dich, Mariechen.

Die Ursulinerschwestern, bei welchen du deinen Katechismus, und später vielleicht auch nähen und stricken lernst, hatten dich geziemend geistig wie leiblich ausstaffirt und dir ein Kleid und Schuhe und Strümpfe angezogen, ja sogar einen Hut aufgesetzt und eine kleine Mantille umgegeben, du sahst nicht so wild wie heute aus, sondern wie eine kleine gesetzte Bürgersfrau. Raschen, festen Trittes bestiegst du deine Rednerbühne, und sprachst so laut und ungenirt, so sicher und lebendig, daß du den Neid manches deutschen Predigtamtscandidaten erregt hättest, wenn deren unter deinen Zuhörern gewesen wären. Deine Gesten waren so treffend und schienen so natürlich; zur rechten Zeit strecktest du die Hände gegen das Santo Bambino aus, du zeigtest richtig auf St. Paulus, der dort zu deiner Rechten steht und auf den ungläubigen Thomas, dessen Bild von dort oben herabblickt, du erhobst richtig die Augen gen Himmel, wenn du vom cielo sprachst, und in deiner Entrüstung gegen Satan stampftest du tüchtig mit dem Fuße auf deine Kanzel. Du ließest dich nicht aus dem Concept bringen, als eine andere kleine rationalistische Predigerin zu dir emporstieg und plötzlich ihre etwas verfänglichen Einwürfe gegen deine Orthodoxie laut werden ließ, du widerlegtest und belehrtest sie ruhig und hattest den Ruhm, sie endlich zu bekehren. Als ihr beide zum Schluß niederknietet und euch in einem langen Gebet an das Christuskind und seine Mutter wandtet, da hätte man fast glauben mögen, ihr wüßtet wirklich, was ihr sagtet und betetet in der That und in der Wahrheit, so gelungen war die Vorstellung.

Die wenigen kleinen Knaben, die ich alsdann noch predigen hörte, sprachen minder gut, als Mariuccia und ihre zahlreichen Nachfolgerinnen, was wieder meine Ueberzeugung bestärkte, daß das weibliche Geschlecht mehr natürliches Talent für Beredsamkeit hat als das männliche. Leider entartet aus Mangel an Pflege und Cultur diese herrliche Gabe bei den Frauen zu berüchtigten statt berühmten Kaffee- und Theereden und zu einer untergeordneten Art von Predigten während des ehelichen Lebens.

Kurz, Mariuccia! am 26. December 1868 bewunderte ich dich aufs höchste, mein und der dichtgeschaarten Menge Ohr hing an deinem siebenjährigem Munde und gern hätte ich dir enthusiastischen Beifall zugeklatscht, als du sicher und siegesbewußt von deiner Kanzel herabstiegst und dich in der Menge verlorst.

Oft und viel mußte ich über dich und deine Gespielen nachdenken, und bei dieser Gelegenheit und noch bei manchen andern Anlässen beobachtete ich euch lange und verglich euch mit den blonden Kindern meines Stammes.

Diese Parallele fiel stets unzweifelhaft zu Gunsten der braunen,

schwarzäugigen, lebhaften römischen Kinder aus. Wie schüchtern, ungeschickt, langsam in Begriff, Bewegung, Sprache sind die germanischen Kinder dagegen gestellt! Mein Beruf war es eine Zeit lang, diese deutsche Jugend zu erziehen und zu unterrichten, wie glücklich hätte ich mich geschätzt, solch gelehrige, vor Neugierde und Wißbegierde brennende, lebhafte Mariuccias zu Schülerinnen zu haben! .... Aber, meine kleine reizende Römerin, **nicht lange** neigt sich die Schale der Wage zu deinen Gunsten; in sechs bis acht Jahren schon hat dich das unbeholfene deutsche Kind erreicht, ja weit überflügelt, und lebenslang wirst du es nicht mehr einholen. Du erblühst nicht zur sinnigen, gemüthtiefen oder kenntnißreichen deutschen Jungfrau, nicht zur geliebten, gebildeten, edlen Gattin, zur weisen Mutter, zur ehrwürdigen Matrone; in dir steckt auch kein hochpoetisches Gretchen, kein Klärchen, kein Käthchen ..... Du bist hübsch und wirst schön werden. Die deutschen, englischen, amerikanischen und französischen Maler, die in deiner Nähe am Pincio und rings um die Piazza di Spagna wohnen, werden dich bald ausgekundschaftet haben, und du wirst ihnen als willkommenes Modell dienen. Während des Carnevals wirst du auf Bällen, die auch von Künstlern besucht werden, wohl eine Rolle spielen, denn du hast Temperament und Lebenslust. Vielleicht verliert ein Deutscher so völlig deinetwegen den Kopf und Verstand, daß er dich heirathet (Engländer und Franzosen sind vorsichtiger in diesem Punkt); indes ich kann eure Ehe keine glückliche nennen, denn du und dein deutscher Mann, ihr werdet euch je länger, desto weniger verstehen.

Mariuccia.

Nach dem Gemälde von Ludwig Passini.

Es ist besser für dich und ihn, du heirathest keinen Ausländer, du bleibst trotz Modellstehen und Bällen nach römischen Begriffen wahrscheinlich dennoch „tugendhaft", das heißt — du gibst keinen öffentlichen Anstoß durch dein Betragen, und an irgend einem kommenden 25. März (Mariä Verkündigung), wirst du in der Kirche Maria sopra Minerva dem heiligen Vater den Fuß küssen und nebst anderen eilf „tugendhaften" unbemittelten Bräuten ein Heirathsgut von 40 Scudi (römischen Thalern) vom heiligen Collegium der Cardinäle zum Geschenk erhalten und damit nach Ostern einen jungen römischen Handwerker, deinen lieben Bräutigam und alten Courmacher, heirathen.

Von deinem ehelichen Leben weiß ich noch weniger Poetisches als von deinen Mädchenjahren zu erzählen. Eine Zeit lang bist du noch recht lustig, putzest dich gar sehr mit goldnem Pfeil im Haar, mit goldner Kette, Broche und Ringen an Sonn- und Feiertagen, — dann aber bekommst du Kinder, die eben so ungekämmt und schmutzig und unwissend wie du, in der Jahre lang unaufgeräumten schwarzen Stube aufwachsen; — und bald wirst du selbst alt, und wer sollte es jetzt für möglich halten, Mariuccia? Du wirst häßlich, dick, unförmlich, schmutziger und zerrissener als je, schwatzhaft, niedrig, gemein — ein altes römisches Weib aus dem Volke — mit einem Wort.

Ach! und wie schön, wie liebreizend bist du jetzt! wie gescheut, wie vielversprechend warst du in Ara Coeli auf deiner Rednerbühne!

Meta Wellmer.

Digitized by Google

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Fortsetzung).

Niemand hatte den Herrn Cardinal erwartet, sein Weg sollte sogar nicht über Chantilly gehen, es mußte also etwas besonders Wichtiges vorgefallen sein, weil der Minister so plötzlich und ohne jede vorherige Nachricht seines Eintreffens erschien, daß der Cardinal selten eine frohe Botschaft mitbrachte, wußten alle, die Verstimmung war daher allgemein.

„Heda! Cinq-Mars," rief der König. „Reite ihm entgegen und frage, was es gibt, daß er mich stört."

Eben wollte der Günstling diesem Befehl Folge leisten, als man schon den Herrn Cardinal auf Chavigny und Peresixe gestützt aus der Sänfte steigen sah. Er näherte sich mit Schritten, die nicht auf große Beschwerden durch die Gicht schließen lassen konnten.

So unwillkommen Jedermann dieser Besuch auch sein mochte, wagte dennoch niemand, dem Allgewaltigen zu trotzen, und der dreiste Cinq-Mars zog sogar ehrerbietig den Hut, als der Cardinal in die Nähe des Zuges kam.

Der König fixirte seinen Minister scharf, er las in den Blicken desselben einen Vorwurf. Richelieu schien ihn fragend anzuschauen, und diese Frage lautete wohl: „Wie können Sie inmitten des noch tobenden Krieges schon an die Jagdvergnügungen denken?" Ludwig befahl zu halten. Seine Stallmeister halfen ihm vom Pferde, er ging dem Cardinal entgegen, der ihn ehrerbietig grüßte.

„Sire!" begann Richelieu. „Ich bin untröstlich darüber, daß ich Euer Majestät hohes Vergnügen stören muß. Aber es sind Dinge von großer Wichtigkeit vorgefallen, und ich zögerte trotz meines Leidens nicht, den Ueberbringer dieser Nachrichten zu machen."

„Gewiß keine erfreulichen, Herr Cardinal?" sagte der König.

„Leider nein, Sire."

„Ich wußte es. Schnell also, was ist es?"

Diese Lieblingsphrase des Königs, wenn es galt, unangenehme Dinge möglichst bald zu beseitigen, machte auf den Cardinal keinen Eindruck. Er warf sich nur ein wenig in die Brust und sagte:

„Diese Landstraße ist nicht der Ort, um wichtige Dinge zu besprechen."

„Also ins Schloß denn!" rief der König heftig.

Er reichte dem Cardinal den Arm, wie das immer der ceremonielle Brauch war und ließ sich ins Schloß geleiten. Die fröhlichen Weisen verstummten, die lustig kläffenden Hunde wurden zur Ruhe verwiesen, die glänzenden Cavaliere verschwanden und die Jäger und Piköre trieben sich lautlos, verlegen im Hofe umher. — —

Im Zimmer angelangt, warf der König Reitpeitsche, Handschuhe und Hut auf einen Tisch, dann schob er dem Cardinal einen Sessel hin und, ohne ihn anzublicken, sagte er:

„Nun? das große Ereigniß?"

„Sire!" begann der Cardinal. „Sie haben einen Befehl erlassen, nach welchem jeder Ihrer Gouverneure den Unterthanen Ihres Landes sowohl, als auch den von Ihren Truppen besetzten Provinzen jede Schonung angedeihen lassen soll."

„Ich weiß es. Es ist dieser Befehl verschärft worden."

„Nun denn, ich komme, um aufs neue Klage gegen einen Mann zu führen, der wegen abscheulicher Erpressung schon ein Mal nahe daran war, durch Befehl Euer Majestät vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden."

„Ah — Saint-Preuil?"

„Derselbe."

„Sie sind ihm feind, Herr Cardinal, weil er durch Zufall Ihre Pläne kreuzte. Ich sehe nicht klar in der ganzen Angelegenheit — lassen Sie mich heute in Ruhe."

„Sire — dieser Mann, dessen Stolz und Trotz keinen Befehl achtet, wird das Land gegen die französische Regierung aufbringen."

„Eh — was ist nun wieder geschehen?"

„Saint-Preuil hat es gewagt, ein Verbrechen zu wiederholen, um dessentwillen er schon ein Mal angeklagt war. Der Gouverneur von Arras ist ein Menschenräuber."

Der König fuhr auf.

„Mein Gouverneur, der Mann, den ich ernannte — der meinen Namen vertritt?"

„Gewiß, Sire. Ich wurde bei meiner Durchreise durch Anet von der wüthenden Bevölkerung empfangen mit Klagen, mit Jammer. Gerade in demselben Augenblicke, wo ich das Dorf passirte, sollten sich zwei furchtbare Dinge ereignen: Ein schönes Mädchen sollte durch Herrn von Saint-Preuil geraubt werden. Dieser Frevel ist gelungen."

„Nun? und das zweite?"

„Ihr Minister, Sire, der Mann, der hier vor Ihnen steht, sollte auf der Landstraße von Anet ermordet werden?"

„Das ist ungeheuer — das ist entsetzlich!" rief der König erschrecken.

„Dieser zweite Frevel ist nicht geglückt. Es liegt an meinem Leben wenig, aber ich habe noch Pläne auszuführen im Interesse des Landes und Eurer Majestät — deshalb, nur deshalb ist es vielleicht ein Glück, daß die Schuldigen ihr Bubenstück nicht ausführen konnten."

„Ich bin erfreut darüber — hoch erfreut, Eminenz, aber wie hängt das mit dem Raube des Mädchens zusammen — wie mit Saint-Preuil? Wo sind die Beweise der Verschwörung? Wo die Schuldigen?"

„Die Schuldigen sind entflohen, der Raub des Mädchens scheint ein Vorwand gewesen zu sein, um Verwirrung herbeizuführen, während welcher die Verschwörer entfliehen konnten, denen ich auf der Spur war, die ich alle in einem Netze gefangen haben würde, und der, welcher sie warnte, der die Verwirrung benutzte, um die Frevler entfliehen zu lassen, ist . . . Herr von Saint-Preuil."

„Sie sprechen große Worte aus."

„Ich habe ein Recht dazu."

„Wer war der Anstifter des Complottes?"

„Ihr Verwandter, Sire — der Herzog von Vendôme — er befindet sich mit all seinen Genossen auf der Flucht, sein Schloß steht verödet."

Der König schwieg betroffen, dann schlug er heftig mit der Faust auf den Tisch.

„Ich bin von Verschwörern umringt — ich darf also niemandem trauen?" rief er. „Ja, das ist schrecklich — das wiegt schwer. Daß Vendôme geflohen ist, spricht für seine Schuld, die Schwere des Gesetzes soll ihn treffen, aber Saint-Preuil? ich kann es nicht glauben. Er ist ein Kriegsmann — frech, kühn — das ist wahr — aber ein Verschwörer?"

„Ich sagte das nicht, Sire; ich weiß nur, daß Herr von Saint-Preuil die Schuldigen warnte und daß er einen Menschenraub beging."

„Ich werde den Saint-Preuil selbst verhören. Vielleicht ist die ganze Sache ein Zufall — eines jener leichtfertigen Abenteuer, die unsre Officiere leider nicht unterlassen. Sie sehen, wie flatterhaft dieser Herr ist und wie unrecht Sie hatten, als Sie behaupteten, eine ernste Neigung fessele ihn an Maria von Hautefort."

Des Königs Blicke strahlten von Zufriedenheit, als er diese Entdeckung gemacht zu haben glaubte.

„Immer noch?" murmelte der Cardinal. „Er würde ihn deshalb freilassen, der Mörder meines Kindes muß fallen. — Sire!" sagte er laut. „Es ist nur zu bedauern, daß diese Entführung einer Unterthanin Euer Majestät mit dem Tode der Entführten endete."

„Wie? Sie machen mir Furcht. Saint-Preuil hätte diese That — —"

„Wider den Willen des Herrn von Saint-Preuil ward die Entführte getödtet und zwar im Gefechte — ja Sire, staunen Sie nur — im Gefechte, welches Herr von Saint-Preuil lieferte und durch dessen für ihn glücklichen Ausgang der freche Capitän den Namen Euer Majestät schändete."

„Herr Cardinal, Sie wagen viel," rief der König laut aufschreiend. „Beweisen Sie das — sofort oder — —"

„Hier stehen meine Zeugen," entgegnete der Cardinal, die Thüre des Gemaches aufreißend. „Befehlen Sie, daß alle hereintreten, Majestät und hören Sie aus dem Munde Ihres Feldmarschalls, um welch ein Verbrechen es sich handelt."

„Wie? der Marschall selbst?“ rief der König. „Herein die Herren! herein!“

Während der König mit dem Cardinal in das Schloß ging, waren Meillerape, Brezó und die übrigen Gegner Saint-Preuils, welche, wie wir wissen, schon am Morgen nach dem Ueberfalle der Garnison von Bapaume durch Corbie gekommen und im Kloster bei Anet von dem Cardinal empfangen worden waren, in dem Schlosse von Chantilly eingetroffen, wohin sie dem Cardinal gefolgt waren. Der Prinz von Condé und sämmtliche Herren des Hofes empfingen diese hohen Officiere mit den größten Ehrenbezeugungen, es mußte ein außergewöhnliches Ereigniß stattgefunden haben oder im Anzuge sein, wenn die kommandirenden Generäle aus ihren Quartieren zum Könige eilten. Sie wurden von Condé selbst in den Vorsaal geleitet, wo sie blieben, bis der Cardinal sie zum Könige rief.

Sie traten alle mit tiefem Gruße vor Ludwig, ihre Kleidung war die der Soldaten im Feldlager und diese Kleidung, die Stiefel und Hüte zeigten, daß die Träger den weiten Weg in aller Eile zurückgelegt hatten.

„Seine Eminenz haben mir seltsame Dinge erzählt,“ begann der König. „Ich soll von Ihnen erfahren, Herr Marschall, um was es sich handelt. Der Herr Cardinal spricht von einem Majestätsverbrechen, welches der Herr von Saint-Preuil verübt hätte?“

„Leider muß ich Euer Majestät diese schwere Auschuldigung eines sonst tapferen und verdienstvollen Mannes wiederholen,“ antwortete Meillerape. „Der Capitän-Gouverneur Herr von Saint-Preuil hat dem königlichen Namen eine Schmach angethan, er hat vorgestern im Dunkel der Nacht die Besatzung von Bapaume, welche im Vertrauen auf das Wort Euer Majestät sorglos ausgerückt war, um mir die Festung zu übergeben, angegriffen; hat trotz des Rufes der Ueberfallenen, welche sich auf das königliche Wort verließen und ihm dasselbe entgegenhielten, ein furchtbares Gemetzel der Halbwehrlosen veranlaßt. Dieses in der Geschichte des Krieges seltene, unerhörte Verbrechen wider das Völkerrecht, wider die Ehre der großen französischen Nation kann nur durch die härteste Strafe des Verbrechers gesühnt werden, und diese zu erbitten sind wir hier — alle diejenigen Ihrer im Felde stehenden Officiere, denen die Ehre des königlichen Namens heilig ist, sprechen durch uns zu Ihnen, Sire. Sie gaben der spanischen Besatzung Ihr heiliges Wort, daß sie frei ausgehen solle — Ihr Gouverneur macht es durch frechen Ueberfall zu Schanden, rächen Sie die Gefallenen, die spanischen sowohl als die französischen.“

Der König starrte finster vor sich hin.

„Und hat Saint-Preuil diesen meinen Befehl rechtzeitig erhalten?“ fragte er.

„Nein, Sire!“ antwortete Meillerape dreist. „Er fand ihn, als das Gemetzel vorüber war — und zwar liegt hier ein neues, schweres Vergehen vor, ein Vergehen, welches die Soldatenehre des Herrn von Saint-Preuil befleckt.“

„Er fehlte auch dagegen?“

„Ja, Sire. Der von Ihnen mit der Bewachung des wichtigen Postens von Corbie betraute Gouverneur, hatte sich heimlich von diesem Posten entfernt. Während seiner Abwesenheit rückte der mit allem unbekannte Lieutenant gegen die Spanier aus. Das königliche Schreiben kam nicht zur Kenntniß Saint-Preuils, der in der Nacht zurückkehrte — von einem Raubzuge, mit einer Beute beladen, welche die Wuth der Bevölkerung entflammte, denn diese Beute war ein junges, schuldloses Mädchen aus Anet, welches Herr von Saint-Preuil in Folge einer schändlichen Wette gestohlen — entführt hat. Gerade als er mit seinem Opfer vor Corbie erschien, entspann sich das Gefecht, das Herr von Saint-Preuil mit der Wuth eines reißenden Wolfes gegen die unglücklichen Spanier führte, er metzelte sie nieder, jagte auch französische Soldaten nutzlos in den Tod und unter den Leichen fand sich die jenes geraubten Mädchens — es wurde wahrscheinlich im Getümmel des Nachtgefechtes durch spanische Kugeln getödtet. Die Bevölkerung schreit zu Euer Majestät um Rache.“

Der Cardinal stöhnte, von Schmerz ergriffen.

„Das ist abscheulich,“ rief der König.

„Rache! Strafe!“ riefen die Officiere, heftig an ihre Degen schlagend.

„Gemach, meine Herren!“ befahl der König. „Ich habe zu entscheiden. Für Ihre Wahrung meiner Interessen spreche ich Ihnen meinen Dank aus — wie ich zu handeln gedenke, werde ich mit Seiner Eminenz berathen.“

Es war augenscheinlich, daß die Anklage gegen Saint-Preuil den König lebhaft verstimmte, obwohl das Gewicht der Schuld des Capitäns ein schweres sein mochte. Ludwig winkte mit der Hand, und die Officiere verbeugten sich stumm, entfernten sich jedoch sogleich aus dem Zimmer, nachdem der Cardinal und Meillerape noch einige bezeichnende Blicke gewechselt hatten.

„Eminenz!“ sagte der König, dicht an Richelieu herantretend. „Sie haben mich durch diese Anklage in eine große Verlegenheit gesetzt. Es bleibt kein Mittelweg, ich muß gegen Saint-Preuil mit aller Strenge vorgehen, wenn ich aber diesen Officier dem Richter überliefere, so darf ich die Verschwörer, welche Ihnen nach dem Leben trachteten, nicht schonen, beide Verbrechen hängen ja nach Ihrer eigenen Aussage zusammen. Ich muß Vendôme, einen Prinzen meines Hauses dem strengen Richterspruche unterwerfen, der ihn vielleicht auf das Schaffot führt. Ich bin darüber in Sorgen.“

Der Cardinal hatte diese Wendung nur erwartet, um seinen letzten Trumpf gegen Saint-Preuil auszuspielen.

„Sire!“ begann er. „Ich bin leicht in den Stand gesetzt, Ihnen diese Sorge abzunehmen. Der Mordanschlag war nur gegen **mich** gerichtet, ich allein ließ die Verschwörer beobachten, die Schuldigen verfolgen, ich allein bin im Besitze der Dokumente, welche Beweise liefern und alle Verdächtigen in unsere Hände geben. Ich kann also mit vollem Rechte die Bestrafung von Euer Majestät verlangen oder um Gnade für die Verschwörer bitten. Wenn Sie, mein König der Welt verkünden: Dies Complott des Herzogs von Vendôme wird nicht weiter verfolgt, die Mitschuldigen desselben werden begnadigt, **weil der Cardinal Richelieu es wünscht** und bei mir, dem Könige, um Schonung derselben bat — dann wird niemand etwas dagegen einzuwenden haben.“

„Sie wollen dies thun?“ fragte der König einigermaßen erleichtert.

„Ja, Sire — ich bitte um Gnade für Vendôme und seine Genossen.“

„Es sei Ihnen gewährt.“

„Ich weiß, daß Ihnen, Sire, dadurch ein großer Dienst geschieht, Sie brauchen nicht über Ihre Angehörigen zu Gericht zu sitzen, erzeigen Sie mir dagegen auch eine Gnade. Wenn ich meine Mörder schone, können Sie mir wohl ein Geschenk dafür machen.“

„Welches wäre das?“ sagte der König unruhig.

„Lassen Sie sich durch nichts bestimmen, den Herrn von Saint-Preuil freizugeben, wenn der Richterspruch ihn verdammt, und dann: verbannen Sie das Fräulein von Hautefort vom Hofe Ihrer Majestät der Königin.“

Der König zuckte ärgerlich die Achseln.

„Und wenn ich einen dieser Wünsche nicht bewillige?“

„Dann, Sire,“ entgegnete kühn der Cardinal, „rufe ich laut die Rache des Gesetzes gegen Ihren Verwandten, den Nachkommen des heiligen Ludwig auf, der mich, den ersten Diener des Staates, dem Dolche eines Meuchelmörders überliefern wollte.“

Der König kämpfte noch kurze Zeit mit sich selbst, seine wankelmüthige Natur vermochte nicht, der Festigkeit des Cardinals zu widerstehen. Er trat an den Tisch und begann zu schreiben, drückte sein Siegel unter die Schrift und reichte sie dem Cardinal, der das Papier fest an sich preßte, als fürchte er, der Monarch könne es ihm in der nächsten Sekunde wieder entreißen.

„Ich gehe voraus nach Paris, Majestät,“ sagte er.

„Sobald Sie wollen!“ entgegnete der König.

„Euer Majestät Befehle sollen pünktlich befolgt werden. Ich veranlasse das weitere. Wollen Eure Majestät bestimmen, welche Richter über Herrn von Saint-Preuil urtheilen sollen?“

„Auch dieses bleibt Ihnen überlassen — verschonen Sie mich mit allen solchen Dingen.“

Der Cardinal ward von dem Könige zur Thür geleitet. Draußen harrten Meillerape, Brezó, Montargis und alle Feinde des Gouverneurs.

„Er ist ein verlorener Mann!“ sagte der Cardinal, unter sie tretend und das Papier zeigend.

„Hier ist der Haftbefehl, den Seine Majestät so eben unterzeichneten.“

Die Feinde Saint-Preuils vermochten ihre Freude kaum zu verhehlen.

„Revanche für das Ballspiel in der Weltkugel!“ murmelte Brezé.

„Vergeltung für den Abend im Palais Cardinal!“ höhnte Meilleraye.

„Rache für die Stockschläge Aubrays!“ frohlockte Desnoyers.

„Er wird nicht mehr plaudern können,“ sagte leise der Cardinal. „Sein Lauschen im Schlafzimmer der Hautefort wird keinen Schaden bringen, und ich verübe keine erbärmliche Rache gegen ihn, denn ich strafe den Mörder meines Kindes.“

Die Nachricht von der Anklage der Officiere gegen Saint-Preuil war kein Geheimniß geblieben, man mußte also so schnell wie möglich zur Verhaftung des Capitäns schreiten, bevor derselbe gewarnt werden konnte. Diese Verhaftung war keine leichte Sache, denn den Capitän mitten aus seinen Soldaten herauszunehmen, schien immerhin gefährlich, weil Saint-Preuil, wenn er alles verloren sah, seinen Häschern wohl Trotz bieten und dieselben mit blutigen Köpfen heimschicken konnte.

„Biscarat,“ sagte der Cardinal zu seinem Musketiercapitän. „Wen wählen wir aus? wer fängt uns den Wolf?“

„Ich weiß unter meinen Leuten einen, der dem Capitän schon lange Haß geschworen. Es ist der Fähnrich Mance.“

„Ah — gut. Ein Fähnrich. Wir können ihn befördern, wenn er die Sache gut ausführt. Laß ihn kommen.“

Mance ward zum Cardinal geführt.

„Mein Herr,“ redete Richelieu ihn an, „Sie wollen sich zu einer kühnen That hergeben?“

„Ich bin bereit, Eminenz, aber ich bitte um Ihren Schutz, wenn es geschehen ist, denn trotz des Hasses gegen Herrn von Saint-Preuil wird man seinen Häscher nicht mit Ehren überhäufen.“

„Ich schütze jeden, der mir dient.“

„Dann,“ fuhr Mance fort, „ist es nicht gerathen, Herrn von Saint-Preuil inmitten seiner Leute zu verhaften. Ich fürchte die Gefahr nicht, wohl aber das Mißlingen des Anschlages. Ich muß den Capitän überraschen, wenn er allein, oder mit geringer Begleitung umgeben ist.“

„Wohlgethan! Aber Sie dürfen nicht lange zögern, die Zeit drängt. Ehe der Kecke gewarnt wird, müssen wir ihn in Haft nehmen. Ich selbst will in der Nähe bleiben, bis es vorüber ist, denn ich fürchte einen Aufstand. Ich gehe nicht nach Paris, ich gehe in die Gegend von Arras zurück bis nach Avesne in das Kloster, woselbst ich etwas erwarte.“

Der Cardinal stützte sein Haupt in die Hand, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Während dessen muß Saint-Preuil in Verhaft genommen werden,“ fuhr er fort. „Ich habe mit Meilleraye verabredet, daß eine ganze Abtheilung von Chatillons Armee um Arras gelegt werde, falls Saint-Preuil Meuterei anstiften wollte. Gehen Sie, Herr von Mance und bleiben Sie dem Frevler auf der Spur. Hier ist Ihre Ordre. Sie können auf meinen Dank rechnen.“

Mance entfernte sich schnell, draußen traf er auf Herrn von Cinq-Mars.

„Sie werden, so scheint es mir, einen Dienst leisten, Herr von Mance,“ sagte der Günstling, „der Ihnen bei anständigen Leuten keinen Stein ins Brett setzt.“

Er ging davon. Mance blickte ihm betroffen nach. War Herr von Cinq-Mars nicht ein Geschöpf des Cardinals? Also selbst diese Leute verachteten ihn, den Häscher eines zwar frechen, aber tapferen Mannes. Mance wog das Papier in seiner Hand. Es war unmöglich zurückzutreten, er mußte den gefürchteten Capitän verhaften.

Die Abtei von Avesne.

Nach den inhaltsschweren Ereignissen der Nacht und des darauf folgenden Tages war der Gouverneur Saint-Preuil von Corbie nach Arras gerückt, welche Stadt unter seinen Befehl gestellt war. Mit jeder Stunde mehrten sich die Anzeichen der Gefahr für ihn. Er erhielt zunächst einen schriftlichen Verweis des Marschalls Meilleraye, den er lachend hinnahm. Dennoch hatte Saint-Preuil eine schwere Last auf dem Herzen. In jener Unterredung, welche Chavigny mit ihm zu Corbie geführt, hatte der Secretär des Cardinals dem Gouverneur zu verstehen gegeben, daß nicht nur der Ueberfall der Spanier, sondern auch der Raub des Mädchens und dessen erfolgte Tödtung den Cardinal in Zorn versetzt hatten. Saint-Preuil vermochte sich diese Theilnahme des Ministers für Susanne nicht sofort zu erklären, aber Herr von Chavigny deutete ihm an, daß jenes Mädchen in nahen Beziehungen zu dem Herrn Cardinal stehe. Bei Erwägung dieser Mittheilungen begann das Gewissen des Gouverneurs sich mächtig zu regen. Er ahnte wohl den Zusammenhang, denn Susannens räthselhaftes Herkommen, ihr Auftreten in Anet waren ihm bekannt geworden. Es trieb den Capitän, Gewißheit zu erhalten.

Die Leiche Susannens hatte Chavigny, der während der folgenden Nacht zurückkehrte, mit sich genommen, Fleuri Gilain war ihm gefolgt — gleich einer Gewitterschwüle lagen die Ereignisse schwer auf allen, aber Jedermann beobachtete ein tiefes Schweigen. Diese Ruhe hatte etwas Beängstigendes für den schuldbeladenen Saint-Preuil, er beschloß zunächst die Sicherstellung seiner Person gegen einen plötzlichen Angriff zu bewerkstelligen. Deshalb rückte er in Arras ein. Hier, in der Mitte seiner Soldaten, war er vor Aufhebung sicher, hier konnte er, mit dem freisprechenden Zeugnisse Laurettos in der Hand, eine regelrechte und gesetzmäßige Untersuchung abwarten.

Saint-Preuil hätte fliehen können, allein sein Stolz ließ dies nicht zu. Er wollte den Feinden trotzen und nur die Reue über Susannens schreckliches Ende peinigte den kühnen Abenteurer. Saint-Preuil sagte sich zugleich, daß der Cardinal seinem Zorn gegen ihn freien Lauf lassen werde, weil er bei jeder Gelegenheit, theils absichtlich, theils durch Zufall, die Wege des Ministers gekreuzt hatte. Er sagte sich, daß jene Nacht im Hause Marias, wo er die Pläne Richelieus und dessen verderbliche Anschläge belauschte, den Allmächtigen zu seinem unversöhnlichen Feinde gemacht hatte. Aber alle diese Anklagen und Gründe zur Verfolgung hatten keine Macht wider Saint-Preuil, der fest in des Königs Gunst stand — selbst gegen die furchtbare Anschuldigung, das Gemetzel von Bapaume veranlaßt zu haben, meinte der Gouverneur sich durch Laurettos Brief vertheidigen zu können; davon, daß der Cardinal eine Ahnung von seinem Eingreifen in die Verschwörung habe, wußte dieser nichts; das einzige, was wahrhaft verderblich für ihn werden mußte, — war der Mord jenes entführten Mädchens, welches durch seltsame und geheimnißvolle Fäden mit dem Cardinal verbunden schien.

Saint-Preuil erkannte scharfsinnig genug aus den Worten Chavignys, wie der Cardinal dieses Vergehen am schwersten ahnden werde, und daß er alle übrigen Vergehungen Saint-Preuils nur als Vorwand brauchen wolle, um den Entführer Susannens zu strafen. Wenn es nur gelang, zu erfahren: was Susanne dem Cardinal war? war sie ein Kind des Ministers oder nur die Tochter einer Dame, welche einst dem Gewaltigen theuer gewesen? über die früheren galanten Verbindungen des Ministers wollten die Scandalsüchtigen allerlei wissen. Vielleicht war es hauptsächlich das Gefühl seiner Schuld — denn Furcht kannte Saint-Preuil nicht — welches ihn zu einem raschen Entschlusse trieb. Er beschloß, den Stier bei den Hörnern zu fassen, oder mit andern Worten, geraden Weges zum Cardinal zu gehen, über das schreckliche Ereigniß sich offen auszusprechen und, wenn er erfahren könne, welch Anrecht der Cardinal an die unglückliche Susanne habe, seine Verzeihung zu erbitten.

(Fortsetzung folgt.)

Inhalt: Pauline. (Forts.) Criminalnovelle von E. Wichert. — Kinderzufluchtsstätten in Großbritannien. Von Robert Koenig. Mit Illustr. von C. Dammann. — Berliner Heirathsbüreaux. I. Von einem Junggesellen. — Die kleine Römerin. Von Meta Wellmer. Zu dem Bilde von Ludwig Passini. — Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Februar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 19.

Pauline.

Criminalnovelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

VI. Schreckschüsse.

Graf Arthur Hohenbühl hatte seine, wenn man so sagen darf, officielle Wohnung in einem großen Hotel, in welchem in der zweiten Etage für ihn zwei Zimmer zu dauerndem Gebrauch eingerichtet waren. Er hatte es so am bequemsten gefunden zu einer Zeit, wo er alle seine Freistunden in dem hübschen Parkstraßenhause bei Pauline zuzubringen pflegte und sich dort eigentlich heimisch fühlte. Er wohnte hier seinen Verhältnissen angemessen, ohne für Dienerschaft, Equipage und dergleichen Aufwand machen zu dürfen, und fand stets eine exquisite Tafel eine Etage tiefer im großen, brillant eingerichteten Speisesaal, der täglich die feinste Gesellschaft von Fremden und Einheimischen zusammenführte.

Die Table d'hote war bereits aufgehoben. Unordentlich standen die zurückgeschobenen Stühle um das große Hufeisen von Tischen herum, von denen die Kellner geschäftig Teller, Messer und Gabeln, Weinflaschen und Servietten abzuräumen begannen. Nur auf der einen Ecke behauptete noch eine kleine Gesellschaft von drei Herren und einer Dame ihren Platz bei einer Flasche Champagner, die in einem Eiskühler stand. Die Dame war sehr auffallend frisirt und gekleidet, hatte sich in der ungezwungensten Weise in den Stuhl zurückgelehnt, und ließ sich von ihrem Nachbar von Zeit zu Zeit von dem feinen Dessert reichen, wovon sich noch reichliche Reste auf den geschliffenen Glasscherben befanden, die unter einem hohen Aufsatz von künstlichen Blumen postirt waren. Es war eine mehr wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer Stimme gepriesene Sängerin der großen Oper, welcher der Baron Plauthen, einer ihrer Verehrer, für diesen Tag ein Diner angeboten hatte. Sie logirte ebenfalls im Hotel.

Die beiden andern Herren waren seine Freunde, Graf Arthur Hohenbühl und Staatsanwalt von der Linde. Der letztere, eine hohe etwas steife Gestalt, mit langem, schmalem, wenig beweglichen Gesicht, Brille mit feiner Stahleinfassung über den gewohnheitsmäßig halbgeschlossenen grauen Augen und buntfarbigem Ordensbande im Knopfloch des schwarzen, sehr stramm sitzenden Rockes, mochte kaum vierzig Jahre alt sein, bewahrte aber in allen seinen Bewegungen die ruhige Bedächtigkeit eines viel älteren Mannes. Die Art, wie er leise und in kurzen Sätzen sprach, den Champagner langsam einschlürfte, den Mund zu einem überlegenen Lächeln verzog, die Cigarre zierlich vom Tisch erhob, um sie kaum an die Lippen zu bringen und dann wieder an ihren Platz zu legen, hatte etwas reservirt Feierliches, wie man es oft bei Beamten vornehmen Standes findet. Er war Junggesell und hatte hier seinen stehenden Mittagstisch.

„Ihre Frau wird wieder einmal vergebens auf Sie warten, Baron," äußerte er leichthin, aber dabei die Mundwinkel am Kinn herunter in so tiefe Falten ziehend, als ob er die größte Bosheit vorgebracht hätte.

„Freuen Sie sich, daß Sie nicht verheirathet sind," erwiderte der Angeredete, ein noch junger Mann mit rundem, rothem Gesicht und fuchsigem Vollbart, laut lachend. „Es würde Ihnen schlechter gehen, als mir, wenn Sie auf die häusliche Anklagebank kämen, bester Staatsanwalt, da Sie auf Vertheidigungen nicht geübt sind. Uebrigens besitzen Sie durchaus das Phlegma, mit unerschütterlicher Würde den Pantoffel zu küssen — nehmen Sie sich in Acht!"

Herr von der Linde machte mit dem ganzen Oberkörper eine schüttelnde Bewegung, so daß man hätte meinen sollen, ein schallendes Gelächter hören zu müssen. Aber es blieb in der Kehle stecken und kam nur als ein schwaches, prustendes Geräusch zum Vorschein, das sofort durch einen Schluck Champagner erstickt wurde. „Ich bedanke mich, lieber Freund," sagte er sehr gelassen; „Sie wissen, daß die Liebe für mich ein Begriff ist, der sich nicht definiren läßt, und mich mit Gefühlen abzugeben, erlaubt mir meine amtliche Stellung leider nicht. Also!"

In diesem Augenblick trat ein Kellner an den Grafen Hohenbühl heran und sagte ihm etwas leise ins Ohr. „Ich werde abberufen," bemerkte derselbe, sich erhebend. „Auf Wiedersehen!" Er grüßte flüchtig und verließ den Saal.

Digitized by Google

Es war ihm lieb, einen Vorwand erhalten zu haben, sich aus einer Gesellschaft entfernen zu können, in die er mit seiner Stimmung nicht hineinpaßte. Wer ihn zu sprechen gewünscht hatte, war ihm unter solchen Umständen sehr gleichgültig erschienen; er hatte sich nicht einmal nach dem Namen erkundigt. Die große, mit kostbaren Decken belegte Freitreppe hinaufsteigend hing er weiter seinen schwermüthigen Gedanken nach. Fast in der Nähe des Einganges zu seinen Zimmern blickte er auf und prallte einen Schritt zurück, als er neben der Thür die lange Gestalt des Candidaten Riehl stehen sah. Er warf einen scheuen Blick über den Corridor hin; dann, als er am Ende desselben den Hausknecht im Gespräch mit einem Zimmerkellner bemerkte, faßte er sich schnell und sagte: „Treten Sie ein, mein Herr."

Eugen Riehl wartete in devoter Haltung ab, bis der Graf selbst geöffnet hatte und vor ihm eingetreten war. Während er nicht weit von der Thür stehen blieb, schritt Arthur bis gegenüber ans Fenster vor, machte dort Halt und schien, ihm den Rücken zukehrend, entweder die Aufregung nicht merken lassen zu wollen, die sich in seinen Gesichtszügen kund gab, oder die Eröffnungen des Gastes abzuwarten. Da der Candidat beharrlich schwieg, so wandte er sich endlich mit einem ärgerlichen: „Was wünschen Sie von mir, mein Herr?" zu ihm.

„Ich habe zunächst die Ehre, Herr Graf," antwortete jener mit seiner klangvollen Stimme, die durch das hohe Zimmer schallte, „der Ueberbringer eines Briefes I h r e r F r a u G e m a h l i n zu sein." Er betonte die letzten Worte scharf und trat zugleich einige Schritte auf den Angeredeten zu, ihm den Brief entgegenhaltend.

Der Graf zuckte mit den Augenlidern. Erst nach einer Weile zog er die Hand zögernd aus der Weste und nahm ihm das Schreiben ab. Er musterte die Adresse und das Siegel, ohne zu öffnen. „Sie? — Wie kommen Sie —" fragte er mit Anstrengung, seiner Stimme Festigkeit zu geben, und sich dann selbst unterbrechend.

„Ich hielt es für meine Pflicht, Ihrer Frau Gemahlin meine Aufwartung zu machen," entgegnete der Candidat mit ironischem Lächeln, „und fand es Ihrem Interesse, Herr Graf, nicht angemessen, dieselbe zu hindern, mir ihr Vertrauen zu schenken. Ich bin, wie ich versichern darf, völlig informirt."

Arthur warf den Brief auf den Tisch, lehnte sich gegen denselben und kreuzte die Arme über der Brust. „Und wie kommen Sie überhaupt hierher?" fragte er in gereiztem Tone.

Der Candidat zuckte die Achseln. „Ich wüßte nicht, daß Sie ein Recht hätten, danach zu fragen. Aber ich habe eben so wenig Grund, meine Absichten geheim zu halten. Es sind wissenschaftliche Zwecke, die mir den längeren Aufenthalt in dieser Stadt wünschenswerth machten."

„Sie verpflichteten sich vor drei Jahren, nach Amerika zu gehen."

„Ganz recht."

„Ich stattete Sie dazu mit Geldmitteln aus."

„Richtig."

„Und Sie haben nicht Wort gehalten?"

„Durchaus. Ich bin kürzlich von dort zurückgekehrt."

„Das war wider die Abrede, mein Herr."

„Ich wüßte nicht. Ich versprach, nach Amerika zu gehen, das habe ich redlich gehalten."

„Sie sind ein Sophist! Freilich — wie konnte ich von einem Menschen —"

„Meiner Art erwarten, daß es ihm in Amerika behagen werde," ergänzte Eugen Riehl. „Man gibt dort auf Bücher wenig, es müßten denn Handlungsbücher sein, und meine Neigungen sind nun einmal nicht kaufmännischer Art. Ich bin ein — wenn Sie wollen verunglückter — Gelehrter, Herr Graf; dergleichen Pflanzen brauchen ihren besonderen Boden, um fortvegetiren zu können, und der Trieb der Selbsterhaltung ist auch ihnen eigen. Bei der richtigen Pflege genesen sie manchmal von der Krankheit, die ihre Wurzeln erfaßt hat, und bringen es in sehr überraschender Weise zu Blüthen und Früchten."

Der Graf wurde unruhig. „Ohne jede Weiterung — was verlangen Sie von mir?"

Der Candidat schlug die Augen nieder, eine leichte Röthe flog über sein hageres Gesicht. „Wir müssen uns verständigen, Herr Graf. Es war, wenn ich nicht irre, Ihre reelle Absicht, mich so abzufinden, daß ich nicht Grund hätte, eine Gefälligkeit zu bereuen, die Ihnen von Werth war. Der edle Zweck ist nicht erreicht, ich füge hinzu: ohne mein besonderes Verschulden — ich bin wieder in derselben Noth, die mich zwang, Ihnen gefällig zu sein, und es ist nur die Noth, die mich auch jetzt wieder zwingt, Ihnen übelwollend zu erscheinen. An wen soll ich mich wenden, wenn nicht an Sie? Aber es ist durchaus nicht meine Absicht, Ihnen Ungelegenheiten zu bereiten, so weit Sie nicht selbst mich nöthigen, die Rücksichten zu vergessen, die — Sie sich schuldig sind, Herr Graf."

„Und wie hoch veranschlagen Sie diese zarte Rücksichtnahme auf mein Wohl in baarem Gelde?" fragte Arthur mit einem stechenden Blick.

Der Candidat zögerte. „Ich möchte nicht gern noch einmal in die Verlegenheit kommen," sagte er nach einer Weile, „einen für mich so unangenehmen Gang machen zu müssen; dieses Gespräch peinigt mich in der That in tiefster Seele — mehr, als Sie glauben mögen."

„Also —?"

„Wie ich höre, Herr Graf, haben Sie alle Aussicht zu einem sehr namhaften Gesandtschaftsposten —"

„Wie interessirt das hier?"

„Und man spricht noch von etwas anderem —"

„Lassen wir das. Ihre Forderung?"

„Wenn ich ein, auch nur meinen sehr geringen Bedürfnissen angemessenes, aber durch ein Capital gesichertes Einkommen wünsche, Herr Graf, so werden Sie das nicht unbillig finden. Eine andere Frage ist, ob Sie dieses Capital bei der Hand haben? Sie sind, wie man allgemein sagt, nicht reich und brauchen viel."

„Wenn Sie das wissen —"

„So ist mir wenig geholfen, oder Sie sind ruinirt. Es gäbe vielleicht ein bequemeres Zahlungsmittel als Geld, und ich glaube mich nicht zu täuschen, daß Sie im Besitz desselben sind. Wenn Sie mir volles Vertrauen schenken wollten, könnten wir leicht zu einem Vergleich kommen, der für alle Theile nur vortheilhaft wäre."

Der Graf ließ sich auf einem Sessel nieder und gab dem Candidaten einen Wink, ebenfalls Platz zu nehmen. „Ich bin begierig —!"

„Aber volles Vertrauen! Ihre Frau Gemahlin —"

„Sie sprechen von —" unterbrach Arthur unruhig.

„Pauline Stern — ist in dem Testament des Rentier Blasius zur Universalerbin eingesetzt."

„So vermuthet man."

„Das genügt. Gleichwohl hatten Sie — Sie selbst — ein sehr lebhaftes Interesse dabei, daß dieses Testament nicht zur Eröffnung kam."

Der Graf horchte gespannt auf. „Woher glauben Sie —?"

„Man weiß, daß das Testament eine Einlage enthielt. Ueber den Inhalt derselben wäre ich nicht im Zweifel gewesen, auch wenn Ihre Frau Gemahlin, deren Eröffnungen ich, wie schon gesagt, nicht aus dem Wege gehen konnte, nicht directe Andeutungen gemacht hätte."

„Gut denn — es mag so sein."

„Sie haben offenbar auch ebenso wenig Interesse dabei, daß dieses Testament wieder zum Vorschein kommt."

„Kann sein."

„Dasselbe Interesse haben auch noch andere Personen, Herr Graf — die Intestaterben. Sie sind reiche Leute, wenn das Testament verloren ist —"

„Sicher."

„Und sie würden für die Gewißheit, daß es verloren sei, gern einen nicht unbedeutenden Theil von ihrem unverhofften reichen Gewinn abgeben —"

„Wohl möglich."

„Vielleicht gerade so viel, als ich brauche, um sorgenlos in Zukunft meinen wissenschaftlichen Studien obliegen zu können."

Arthur heftete seine weitgeöffneten Augen auf ihn, als ob er ihn durch und durch sehen wollte. „Diese Rechnung, mein Herr —"

„Stimmt —" fiel der Candidat ihm mit überlegener Ruhe ins Wort, „wenn — Sie den Wirth machen wollen, Herr Graf."

Arthur sprang auf. „Ich?" rief er, aufs äußerste erschreckt.

Eugen Riehl erhob sich ebenfalls langsam und nahm seinen Hut. „Es wäre alles in Ordnung, wenn Sie mir die Erlaubniß geben wollten, das Testament vor den Augen der Erben zu vernichten."

Der Graf wandte sich ab. „Ich — die Erlaubniß —? Wie soll ich das verstehen?"

Der Candidat lächelte. „Ich glaubte, mit einem Diplomaten in seiner Sprache reden zu können," sagte er geschmeidig. „Sie verstehen mich."

Arthur durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. „Durchaus nicht — durchaus nicht!" versicherte er einmal über das andere hastig. „Sie sind völlig im Irrthum, mein Herr."

Der Gast zog sich nach der Thüre zurück. „Ich möchte Sie nicht überstürzen, Herr Graf," bemerkte er, sich verbeugend. „Es genügt mir für heut, Ihnen meine Meinung klar gelegt zu haben. Gewisse Dinge wollen überlegt sein, und ich maße mir nicht an, den einzig möglichen Weg entdeckt zu haben, auf dem wir einander nicht mehr zu begegnen brauchen. Länger als drei Tage freilich bin ich außer Stande, Ihnen Bedenkzeit darüber zu lassen, ob ich im Irrthum bin. Haben Sie die Güte, sich meine Wohnung zu merken, Herr Graf." Er nannte dieselbe und entfernte sich, ohne auf eine förmliche Verabschiedung zu warten.

Als Arthur sich allein sah, ballte er die Faust vor der Stirn und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Was war das?" knirschte er zwischen den Zähnen. „Hat sich denn die ganze Hölle gegen mich verschworen?! Dieser Elende — was weiß er? Was kann — was darf er wissen?"

Sein Blick fiel auf den Brief, der noch unerbrochen auf dem Tische lag. Es war ein Blick der Wuth, des Hasses, und er galt der Schreiberin. „Und sie im Bunde mit ihm! — sie —! Unerträglich! Streckt endlich doch das zahme Kätzchen die spitzen Krallen vor? Laßt doch sehen, wie sich's ausnimmt — es kann mir jedenfalls nicht schaden, möglichst schnell und gründlich geheilt zu werden." Er warf sich auf den Sessel, riß das Couvert weit auf, daß die einliegenden Blätter auf die Erde flatterten, und wurde durch den Zwang, sich danach bücken zu müssen, nur noch mehr geärgert. Es war für seine Stimmung charakteristisch, daß er den ersten Bogen heftig mit dem Rücken der Hand glatt ausschlug, als derselbe sich wieder zusammenfalten wollte.

Aber der Inhalt schien seinen Voraussetzungen wenig zu entsprechen, die erste Seite freilich überlas er flüchtig, aber schon die folgende fesselte ihn. Je weiter er kam, um so ruhiger wurde der Ausdruck seines Gesichts; die zornigen Falten glätteten sich aus, die Adern auf der Stirn pulsirten nicht mehr, die zuckenden Bewegungen der Mundwinkel wurden seltener, die Augen verloren ihren unheimlich stechenden Glanz. An die Stelle wüthender Verzweiflung trat jener traurige Ernst, der die Reaction der Vernunft gegen die Leidenschaft ankündigt, und dann tiefe Melancholie, die doch wieder der Leidenschaft nicht entrathen kann, sie nun aber stachelnd gegen das eigene Herz richtet. Wie ein Nebel zog es vor seinen Augen hin — eine Thräne perlte hastig über die Wange; er drückte das Blatt an seine Lippen — innig, lange — neigte sich dann nach dem Tische über und legte die Stirn darauf. Schwere Seufzer entrangen sich seiner gepreßten Brust.

Nach einer Weile erhob er sich. Sein Gesicht zeigte sich ruhig; er legte den Brief zusammen und verschloß ihn. Nach einem Gange durch das Zimmer trat er vor den Spiegel, strich mit einer Bürste über sein in Unordnung gekommenes Haar, verließ dann das Zimmer und stieg die Treppe hinab.

Eben verließen Plauthen, die Schauspielerin am Arm führend, und der Staatsanwalt den Speisesaal. „Du kommst zu spät!" rief ihm der Baron entgegen. „Dir ist der herrliche Spaß entgangen, unseren guten Linde einmal in Rage zu sehen. Ich habe ihm so viel Wahrheiten gesagt, wie er von dem gröbsten Vertheidiger in Jahren nicht zu hören bekommt! Ha — ha — ha!"

„Kann ich Deine Zeit noch auf eine Viertelstunde in Beschlag nehmen?" fragte der Graf schnell und ohne in seine Heiterkeit einzustimmen.

„Mit Vergnügen — sobald ich meiner Pflicht hier genügt habe." Er deutete auf die Dame.

„Ich finde mich nach Hause," versicherte die Künstlerin kokett lachend, machte sich frei und eilte voran die Treppe aufwärts.

Graf Arthur ließ den Freund bei sich eintreten und schloß den Riegel der Thür. „Welche Vorbereitungen!" fragte Plauthen verwundert.

„Ich wünsche nicht gestört zu sein," entgegnete der Graf und rückte zugleich zwei Lehnsessel zurecht. „Ich möchte Deine Meinung und Deinen guten Rath in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit hören — die Dich übrigens nicht unberührt läßt."

„Hoho! das wird ernst!" rief der Baron, seinen fuchsigen Kinnbart zwischen den Händen reibend.

„Und es wäre mir lieb, wenn Du es auch ernst nehmen möchtest," fuhr Arthur fort. „Es handelt sich —"

„Erst eine Cigarre," bat Plauthen — „kräftig, wenn's sein kann. Ich liebe das nach der Tafel."

Arthur präsentirte ihm ein Mahagonikästchen mit Elfenbeineinlagen und stellte mit dem silbernen Aschenbecher ein elegantes Feuerzeug auf den Tisch.

„Ich habe eben einen nichts weniger als angenehmen Besuch gehabt," sagte er, als dessen Cigarre brannte. „Eugen Riehl, der Candidat, war bei mir."

„Hast Du die Sache mit ihm noch nicht in Ordnung gebracht?" fragte Plauthen halb verwundert, halb vorwurfsvoll. „Ich habe Dich doch benachrichtigt, daß der Theologe sich wieder blicken lasse!"

Arthur gestand, daß er in der letzten Woche zu sehr durch andere Dinge in Anspruch genommen worden sei, um diesem gefährlichen Menschen seine Aufmerksamkeit zuwenden zu können; nun habe er ihn überrascht und in wirkliche Verlegenheit gesetzt. Man müsse darauf denken, seinen Schachzügen wirksam zu begegnen.

„Was will er denn?" fragte der Baron unwillig. „Er kommt uns in der That sehr unbequem."

„Was er will?. Natürlich Geld! Mit dem, was wir ihm gegeben, ist er in Amerika schnell fertig geworden."

„Es war allerdings eine ziemlich bescheidene Abfindung," warf Plauthen ein.

„Desto unverschämter tritt er jetzt auf," versicherte der Graf. „Er hat sich, wie es scheint, erst gründlich bei Pauline über unser Verhältniß informirt und Entdeckungen gemacht, die ihm den Angriff auf mich erleichtern. Die unselige Trauung! daß ich damals Deinem Rath gefolgt bin — mich durch die Leidenschaft zu einem so unbedachten, unverantwortlichen Schritt habe hinreißen lassen —! ich möchte die Hälfte meines Lebens dafür geben, wenn er ungeschehen gemacht werden könnte. Es war kein Freundschaftsdienst, Plauthen, daß Du mir diese Wege ebnetest!"

„Hoho! nun muß ich's hören!" rief der Baron. „Nun ist's meine Schuld! Die alte Geschichte: erst jammert und winselt das verliebte Herzchen, als ob es verschmachten wollte, saugt begierig den erquickenden Trank ein, den ein mitleidiger Freund reicht, und schreit hinterher die Arzenei, die allein vom Tode retten konnte, für Gift aus. Hab' ich gesagt: thu das? Nur daß man's thun könnte, hab' ich angedeutet. Und wer griff doch mit beiden Händen zu? Wer lag mir doch täglich und stündlich in den Ohren, ins Werk zu setzen, was ich nur als eine Möglichkeit gezeigt hatte? Wer nahm doch alle Verantwortlichkeit auf sich? Wer entdeckte den Herrn Eugen Riehl — wer versicherte mich doch seines ewigen Dankes, wenn ich ihm zu seinem Glück verhülfe? Nun freilich war's ein dummer Streich — ich hätt's vorhersehen können!"

Arthur legte seine heiße Hand auf die des Barons. „Verzeih mir," sagte er weich. „Das Unglück macht ungerecht. Aber was thun? Pauline ist ja noch immer überzeugt —

Plauthen zog das lose Deckblatt der Cigarre durch die Lippen und um die Spitze herum; er schien auf Arthur nicht zu hören. „Aber wer trägt denn in Wahrheit die Schuld," fuhr er, ihn unterbrechend, in seinem Gedankengang fort, „daß es ein dummer Streich geworden ist? Doch niemand sonst, als Du! Konnte ein vernünftiger Mensch in Rechnung ziehen, daß Deine verliebte Tollheit ein dauernder Zustand werden würde? Daß Dein Blut in eine Siedehitze gerathen war, aus der es sich in Jahren nicht abkühlen konnte? Daß Du in der Schule der Diplomatie für Dich nichts gelernt hättest, gar nichts? Wenn Du es heute wenigstens zu so viel ruhiger Ueberlegung bringen kannst — was war einfacher, als dem Pfeil, den Du abgeschossen hattest, die Spitze abzubrechen, nachdem er sein Ziel glücklich getroffen! Was thatest Du aber statt dessen? Es ist so kindisch, daß ich erröthe, es auszusprechen. Du wolltest nichts davon wissen, daß der Schauspieler, wenn der Vorhang gefallen, nach der Garderobe geht und seine Maske ablegt; Du spieltest Deine Rolle weiter, als ob es gar keine Rolle wäre; Du verliebtest Dich in sie, und sahest in ihr so grundehrlich aus, daß Du das Lachen über Dich selbst verlerntest. Du hattest aus falschem Mitleid nicht die Courage,

zu rechter Zeit ein Unrecht einzugestehen, das durch Zögern nur wachsen konnte, vermochtest es nicht übers Herz zu bringen, einem unhaltbaren Zustande ein schnelles Ende zu machen, schlepptest Dein unbequemes Geheimniß von Tage zu Tage, von Monat zu Monat — von Jahr zu Jahr hin, und stehest nun, wo Du stehst, auf der Schneide eines Messers, das ein Spitzbube handhabt, wie es ihm gefällt."

Arthur hatte mit gesenkten Blicken und ohne sich zu regen zugehört. Nun hob er ein wenig die rechte Hand, die schlaff über die Seitenlehne des Stuhls herabhing und sagte fast tonlos: „Du magst in allem recht haben, aber in einem hast Du mich, wie es scheint, nie verstanden: ich liebte Pauline wirklich und — wie lächerlich Dir das auch vorkommen mag — ich liebe sie noch immer und jeder Versuch, mich von ihr loszureißen, endet mit einer Niederlage. Du beurtheilst uns beide nicht richtig."

„Und doch verlangst Du einen Rath von mir," wendete Plauthen ärgerlich ein. „Der beste Rath schlägt in sein Gegentheil um, wenn man ihn falsch befolgt. Du selbst illustrirst diese Sentenz aufs glänzendste."

„Lassen wir die Vergangenheit!" sagte der Graf schwermüthig. „Was nützt es, sich vorzuhalten, was einmal hätte geschehen können, da es nun doch nicht geschehen ist. Es gibt Hindernisse, die ein dritter schwer nach ihrem wahren Gewicht schätzen kann, weil sie rein psychischer Natur sind. Nehmen wir die Dinge, wie sie liegen; denke Dich in meine Lage hinein — was würdest Du an meiner Stelle thun?"

Plauthen stampfte die Cigarre in den Aschenbecher, daß die Funken stoben. „An Deiner Stelle? Was heißt das? Wenn ich ich, oder wenn ich Du wäre? Aber wahrhaftig! das letztere geht über mein Vorstellungsvermögen. Nach meiner eigenen Denkart gibt es nur einen einzigen radical durchgreifenden Vorschlag: Du versuchst, so schwer sie jetzt auch beiden Theilen werden mag, eine Verständigung mit Pauline."

„Unmöglich!" rief Arthur. „In ihrer jetzigen Stimmung unmöglich. Es wäre ihr Tod!"

Der Baron lächelte ungläubig. „Der Mensch hat ein zähes Leben, lieber Freund," warf er spöttisch ein.

„Ich wiederhole Dir nochmals: Du kennst sie nicht; sie ist nicht von dem Schlage gewöhnlicher Weiber. Eine Verständigung mit ihr auf der Grundlage, die Du angedeutet hast, ist ganz undenkbar. Mein Geständniß könnte nur zu einem vollkommenen Bruch führen, und dessen Folgen —"

„Wären vielleicht doch nicht ganz so schlimm, als gewisse andere Folgen, die unabwendbar scheinen, wenn man das Radicalmittel verschmäht. Wenn sie's wirklich zum Bruch kommen läßt, was ich schon deshalb bezweifle, weil sie ihre Kinder mindestens ebenso sehr lieben wird, als Dich, und Deine Unterstützung gar nicht entbehren kann, nachdem ihr das Testament entgangen — was weiter? Du hättest jetzt gleich einen Abschluß gemacht, der doch über kurz oder lang gemacht werden muß. Was soll das unselige Schwanken hin und her? Läugne es nicht: Du hast Deinem Vater halb und halb Versprechungen gemacht, die mit dem Verhältniß zu Pauline nicht bestehen können, wenn Du es in Deinem Sinne nimmst. Was soll diese Halbheit?"

„Zeit gewinnen helfen!" erwiderte der Graf schnell. „Noch bin ich keine bindenden Verpflichtungen eingegangen, kann jeden Augenblick zurück. Ich gestehe Dir's, ich hatte schon den Fuß an die Brücke gesetzt, sie in den Strudel hinabzustoßen, über den ich mich hatte führen lassen. Aber wenn meinem Fuß der Weg zurück versperrt war, was hinderte mein Auge sehnsüchtig hinüberzublicken, mein Herz, sich in Verlangen nach dem verlorenen Glück zu verzehren. Und so ein ganzes Leben — — mir schauderte. Wenn Du lesen könntest, was sie schreibt — lesen mit meinen Empfindungen für sie — Du würdest nicht grausam gegen sie sein können. Wir müssen eine Auskunft suchen, nach allen Seiten hin beschwichtigen. Zeit gewinnen ist die Hauptsache."

Plauthen stieß seufzend eine dicke Rauchwolke fort und zuckte die Achseln. „Ich will hören."

„Ich erwarte mehr von Deiner Freundschaft," bemerkte Arthur lebhaft. „Wie ich mit meinem Vater fertig werde, laß meine Sorge sein. Nimm den Candidaten auf Dich! Der Mensch ist nicht bösartig — hat schon einmal mit sich handeln lassen. Für eine Summe Geldes wird er wieder so lange Frieden halten, als — das Geld reicht; und das ist für den Zweck völlig ausreichend. Erkaufen wir uns wieder für einige Jahre Ruhe, wie können sich nicht die Verhältnisse geändert haben, wenn er wieder anklopft? Und wenn nicht, so steht meine Sache dann nicht schlechter als jetzt. Versuchen wir's noch einmal mit Geld."

„Das heißt —"

„Erschwere mir die Bitte nicht, Plauthen. Ich selbst befinde mich nicht in der Lage, ihn befriedigen zu können — er wird eine ansehnliche Forderung machen. Du hast reich geheirathet, kannst Deine Frau leicht bestimmen —"

„Du irrst. Meine Flitterwochen waren sehr kurz, und seitdem haben wir ein Arrangement getroffen, das der Tochter eines Banquiers alle Ehre macht. Mein Taschengeld — ich bin schauerlich offenherzig, lieber Freund — deckt nur knapp meine nicht ganz geringen Bedürfnisse; große Sprünge lassen sich damit nicht machen."

„Du hast Credit —"

„Bei den Damen der Oper — freilich. Auch bei einigen Restaurants und mit einer gewissen Beschränkung bei meinem Schneider. Aber an der Börse dominirt mein Schwiegerpapa. Was könnte Dir auch ein Wechsel mit kurzer Frist helfen? Hätte Pauline Aussicht in den Besitz der Erbschaft zu kommen —! Dann ließe sich über die Sache reden. Aber so —? Wie soll das Accept eingelöst werden?"

Der Graf fuhr mit der Hand durch das Haar. „Es ist zum Verzweifeln! Weißt Du denn keine Quelle?"

„Hm! Wenn Du nicht zimperlich sein wolltest —"

„Sprich — sprich!"

„Da ist die Baronesse Holdach —"

„Wie — und von ihr —?"

„Sie soll seit einiger Zeit von Dir mit großer Verehrung sprechen."

„Du höhnst mich!"

„Im Ernst: es wird ihr nicht unangenehm sein, Deine Gläubigerin zu werden, und einige tausend Thaler sind ihr eine wahre Kleinigkeit."

„Ein empörender Vorschlag!"

„Aber wenigstens ein ausführbarer. Du wolltest Zeit gewinnen, wenn ich Dich recht verstand — um jeden Preis —"

„Den ich zahlen könnte."

Der Baron erhob sich und streifte den gelbledernen Handschuh über die linke Hand. Es erschien ihm unfruchtbar, das Gespräch weiter fortzusetzen. Arthur schritt im Zimmer auf und ab und blieb nach einer Weile vor ihm stehen. „Du willst nichts für mich thun?" fragte er sehr ernst.

„Wie lange hast Du Zeit?" fragte der Baron zurück, den Handschuh glatt streichend.

„Drei Tage."

„Zu kurz, um Geld anzuschaffen, aber reichlich lang genug, Dich auf bessere Gedanken zu bringen. Ich will nachwirken lassen, was ich Dir heute ins Gewissen gesprochen habe. Uebermorgen besuche ich Dich wieder und finde hoffentlich einen anderen Menschen. Siehst Du Pauline inzwischen?"

Der Graf schüttelte zögernd den Kopf. „Nicht eher, bis ich ihr wieder mit freiem Herzen entgegengehen kann."

„Um so besser! — Also auf Wiedersehen."

Arthur nickte mechanisch einen Abschiedsgruß und schwieg. „Daß ich Dich nie gesehen hätte —!" fluchten ihm seine Gedanken nach.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Heirathsbüreaux.*)

Von einem Junggesellen.

II.

Mit den Schwindlern, mit den „faulen Köpfen", wie sie der Berliner nennt — so viel ich auch noch von ihnen gelitten habe — bin ich fertig, und komme nun zu den soliden Geschäftsleuten, zu den reellen Heirathsagenten.

Ein beleibter, rosiger, wohlgekleideter, glattrasirter Herr öffnet mir auf mein Läuten die Thüre und führt mich durch ein paar überreich und grotesk möblirte Zimmer in ein nach hinten belegenes

*) Vor dem Nachdruck dieses Artikels wird seitens des Autors wie der Redaction noch besonders gewarnt.

Großvater Märchen erzählend.

Originalzeichnung von C. Raupp.

trauliches Cabinet. Er macht, wie er mir mittheilt, hauptsächlich in Geldgeschäften, er besorgt Darlehen aller Art und leiht selber auf Wechsel und auf Pfänder. Das überreiche Ameublement der beiden Zimmer besteht aus lauter Pfandstücken, und sie sind, wie der wohlwollende Herr mit einem tiefen Seufzer erklärt, meistens schon verfallen — sie verfallen in der Regel binnen sechs Wochen, häufig schon in acht Tagen. Er muß nun sehen, daß er sie verkaufen kann und in dieser Weise wieder zu seinem Gelde kommt. — Ach ja, es

Digitized by Google

gibt in Berlin viel Menschenfreundlichkeit, viel Nächstenliebe, und sie wirkt gern im Stillen, in der Verborgenheit; sie sucht das Aufsehen zu vermeiden, ist aber leider gezwungen, über ihre edlen Thaten Buch zu führen, und dieses von Zeit zu Zeit von der alles wissenwollenden Polizei controliren zu lassen.

Der Herr findet meinen Wunsch, mich zu verheirathen, sehr natürlich und will mir dabei gern behilflich sein. Vor allen Dingen bittet er sich einen Vorschuß von — fünf Thalern aus; und als ich diesen etwas hoch finde, belehrt er mich, daß sich dadurch die reellen Heirathsagenten von den Schwindlern unterscheiden. Der Schwindler begnüge sich schon mit zwei Thalern, er nehme alles und jedes an; wogegen er, als solider Geschäftsmann, sich keineswegs mit Jedermann einlasse. Der Vorschuß von fünf Thalern müsse ihm eine Garantie bieten, daß er's einmal mit einem anständigen Manne und dann mit einem solchen zu thun habe, der es mit dem Sichverheirathen wirklich ernst meine und sich etwa nicht blos mit ihm, dem Agenten, einen schlechten Witz erlaube. Im übrigen seien fünf Thaler an und für sich nicht zu viel, der Vermittler habe mancherlei Ausgaben, Mühe u. s. w., wegen deren er sich für jeden Fall decken müsse.

Ich erlegte also die fünf Thaler, worauf mir der Herr eröffnete, daß er sofort für mich etwas in petto habe. Es sei da eine Dame, mit der er zuweilen Geldgeschäfte mache, insofern er ihre Ersparnisse in guten Wechseln anlege, auch sei sie an seiner Pfandleihe mit einer gewissen Summe betheiligt. Sie besitze eine vollständige Wirthschaft, etwa 1000 Thaler werth, und außerdem ein Baarvermögen von gut 3000 Thalern. Was ihre gesellschaftliche Stellung betreffe, so fungire sie in einem hiesigen Hotel ersten Ranges als Oberköchin; ihren Jahren nach sei sie allerdings schon über die erste Jugend hinaus, auch sonst gerade keine Schönheit, aber noch immer eine stattliche und ganz angenehme Persönlichkeit. Wenn es mir gefalle, könne ich mit der Dame in einem Vergnügungslocal, etwa in der „Walhalla" zusammentreffen und dort mit ihr einen gemüthlichen Abend verleben.

Nachdem ich diesen Vorschlag bestens acceptirt hatte, ersuchte er mich, in einigen Tagen wieder bei ihm vorzusprechen. Er wollte die Dame inzwischen benachrichtigen und sie bitten, einen Tag zu bestimmen, wo es ihr genehm sei. Mit diesem Bescheide entfernte ich mich, und als ich wiederkam, wurde mir die angenehme Kunde, daß die Dame sich herbeigelassen, das erbetene Rendezvous schon am nächsten Sonntag zu bewilligen, wo sie nach dem Vorschlage und in Begleitung des Agenten zwischen sechs und sieben Uhr in der „Walhalla" zu finden sein werde.

Die „Walhalla" gehört zu den besuchtesten Vergnügungslocalen und pflegt an Sonntagen, wo sie besonders stark von den unteren Volksklassen frequentirt wird, stets überfüllt zu sein. Mein neuer Freund forderte mich deshalb auf, ich möge schon rechtzeitig für feste Plätze sorgen, am besten, eine aparte Loge miethen, und ihm die Billets vorher zustellen. Der verhängnißvolle Abend kam, und meine Gäste ließen nicht auf sich warten; bald nachdem ich meinen Platz eingenommen, traten auch sie in die Loge.

Der Agent hatte die Wahrheit gesagt: die Dame war über die erste Jugend hinaus, ohne Frage eine wohlconditionirte Vierzigerin. Jugendlich war an ihr nur die Toilette, die bei unserer ganzen Umgebung Sensation zu machen schien. Sie trug ein schwefelgelbes Seidenkleid, vor dem Busen eine brennend rothe Schleife, und im Haar eine Menge von Blumen und Bändern, gleichfalls in den lebhaftesten Farben. Noch weniger konnte sie schön genannt werden; dagegen protestirten ein schwammiges, pockennarbiges Gesicht, ein riesiger Mund voller Zahnlücken, ein kleiner Schnurrbart und die etwas schielenden Augen. Dafür war ihre Figur in der That eine stattliche, ihr Umfang ein mächtiger. Kaum hatte sie sich durch die allerdings etwas schmale Logenthüre zwängen können, ihre entblößten, mit goldenen Spangen verzierten Arme waren weit dicker als meine Beine, und ich glaube nicht zu hoch zu greifen, wenn ich ihr Gewicht auf zweihundert Zollpfund taxire.

Sie begrüßte mich mit einem holdseligen, vielverheißenden Lächeln, und rief dann mit heller Stimme sofort nach dem Kellner und der Speisekarte. Ich habe sonst immer gehört, daß beleibte Personen schwache Esser sind, und namentlich Kochkünstler, ihrer Beschäftigung wegen, dem Magen nur wenig zumuthen; aber die Dame machte diese Ansicht zu Schanden. Sie aß wie ein hungriger Kürassier, sie aß mehr als ich und der Agent zusammen. Und sie trank ebenso tapfer, als sie aß. Sich beständig über „wahnsinnige" Hitze beklagend, und in der That in Schweiß förmlich gebadet, leerte sie schnell ein Seidel Bier nach dem anderen; dazwischen trank sie ein paar Cognacs und hinterher ließ sie sich noch Kaffee und Chocolade geben.

Ueber dem Essen und Trinken vergaß sie nicht die Vorstellung, der sie ein lebhaftes Interesse widmete, die sie mit lauten und oft sehr naiven Beifallsäußerungen begleitete. Sie war eine dankbare Zuschauerin, denn ihr gefiel eigentlich alles; besonders aber entzückten sie die Couplets aus bekannten Possen, wo sie sich vor Lachen ausschütten wollte, und mich zur Theilnahme an ihrer Freude auffordernd, mir zuweilen so heftig in die Rippen stieß oder auch so wuchtig auf das Knie schlug, daß ich vor Schmerz hätte aufschreien mögen.

Erst in den Pausen, zwischen den einzelnen Theilen der Vorstellung, gewann sie Zeit, sich auch mit mir zu beschäftigen. Sie erzählte mir, daß in ihrem 17. Lebensjahre ein Referendar vor ihr auf den Knieen gelegen habe, daß fünf Jahre später ein Officier, dessen Liebe sie zurückgewiesen, sich habe erschießen wollen, und daß sie gegenwärtig von einem Gewürzkrämer und von einem Geheimen Calculator aus dem Finanzministerium mit Heirathsanträgen verfolgt werde. Der Agent war bereit, die Wahrheit all dieser Mittheilungen auf der Stelle zu beschwören, und er berichtete selber noch weit romantischere Geschichten, die alle bekundeten, daß die Dame eine viel begehrte Person sei und, wo sie stehe und gehe, allen Männern den Kopf verrücke.

Fräulein Karoline, so nannte sich die Schöne, entwarf auch eine Schilderung ihres Charakters. Sie sei eine gute Seele, über die sich kein Kind beklagen könne und bei der es ihr Zukünftiger einst sehr gut haben werde; sie besäße nur einen Fehler — der Agent wollte auch diesen nicht zugeben — sie könne sich leicht ärgern und dann ein bischen heftig werden; wenn man ihr aber nicht widerspreche, werde sie bald wieder freundlichen Sinnes. Sie gestand mir schäkernd, daß ich ihr schon gefallen könne; ich wäre gewiß ein artiger bescheidener Mensch, nur ein bischen zu still und zu schüchtern; ich müsse eine Dame besser zu unterhalten verstehen.

Gegen das Ende der Vorstellung ging sie auf eine Weile hinaus.

„Was sagen Sie zu unserem Karolinchen?" rief triumphirend der Agent. „Ist es nicht ein Prachtmädchen?! Und so lustig, so ungenirt! — Aber wissen Sie," fuhr er fort, „nun rufen Sie schnell den Kellner und bezahlen Sie, ehe sie wiederkommt, was wir verzehrt haben. Sie darf's nicht sehen, sonst würde sie's nicht leiden, denn sie ist in diesem Punkt sehr empfindlich."

Vermöge der Anstrengungen Karolinchens belief sich die gemeinsame Zeche auf mehrere Thaler. Kaum hatte ich sie berichtigt, als die Huldin zurückkehrte, eine lange gutgespickte Börse zog und den Inhalt auf den Tisch schüttete.

„Es ist schon richtig; der Herr hat alles bezahlt!" bemerkte ihr der Agent.

„Auch für mir?!" rief Karolinchen und sah mich schmollend an. „Wie kommen Sie dazu, mein Herr? Dazu ist unsere Bekanntschaft noch 'n bischen zu grün."

In Folge meiner Entschuldigungen, worin mich der Agent unterstützte, ließ Karolinchen sich jedoch besänftigen. Sie steckte das Geld wieder ein und erklärte, es werde sich wohl eine Gelegenheit finden, wo sie sich revanchiren könne, denn sie hoffe, sie hätte mich nicht zum letzten Mal gesehen.

Der Saal fing an sich zu lichten, und auch ich dachte, daß es Zeit wäre aufzubrechen, als dem Agenten plötzlich eine neue Idee kam.

„Wie wär's, rief er, wenn wir noch eine Flasche Wein bestellten?! So jung kommen wir doch nicht mehr zusammen!"

Ich weiß, daß der Wein in Localen dieser Art sehr schlecht und sehr theuer zu sein pflegt, und schwieg behutsam; aber der Agent nahm mein Schweigen für Zustimmung, und da Karolinchen nur schwache Einwendungen machte, so führte er seine Absicht aus und ließ die Flasche kommen. Er füllte die Gläser und brachte einen Toast aus, der mit dem Wunsche schloß, daß dieser amüsante Abend für jeden von uns von den besten Folgen sein, daß er zwischen uns das zarte Band der Freundschaft knüpfen möge.

Karolinchen that ihm kichernd Bescheid und stieß mir dabei wieder mit dem Ellenbogen in die Rippen. Sie war so aufgeräumt und sie trank so wacker, daß der Agent sich veranlaßt sah, der Flasche

eine zweite folgen zu lassen, und ich glaube, er hatte nicht übel Lust, nach der dritten zu rufen, aber das Publikum hatte sich inzwischen fast völlig verloren und die Kellner begannen das Gas auszudrehen, weshalb auch wir jetzt aufbrechen mußten. Der Agent ging voraus und überließ es mir, den Wein zu bezahlen, und auch die Dame erhob dagegen kein Wort der Einwendung.

Wir nahmen Karolinchen in die Mitte und brachten sie nach ihrem Hotel, wo sie sich unter vielen Danksagungen und Freundschaftsbetheuerungen verabschiedete; und der Agent bat mich, ihm doch recht bald wieder das Vergnügen meines Besuchs zu schenken.

Als ich ihm nach einigen Tagen dieses Vergnügen gewährte, kam er mir freudestrahlend entgegen, ergriff meine beiden Hände und schüttelte sie herzlich. Dann eröffnete er mir, daß Karolinchen ihm inzwischen gestanden, ich hätte Gnade vor ihren Augen gefunden und sie wäre nicht abgeneigt, mit mir in nähere Beziehungen zu treten.

Wie verlängerte sich aber das Gesicht des Biedermannes, wie verdüsterten sich seine Mienen, als ich ihm nun bekennen mußte, ich wäre doch nicht in der Lage, auf Karolinchen zu reflectiren!

„Und weshalb nicht, mein Herr?“ rief er strenge. „Bezweifeln Sie etwa, daß die Vermögensverhältnisse der Dame so beschaffen sind, wie ich Ihnen angegeben habe? Verlangen Sie Beweise? Ich will es Ihnen schwarz auf weiß geben, ich will Ihnen Documente zeigen!“

Ich antwortete, daß ich ihm in diesem Punkte völligen Glauben schenke; allein ich wünsche doch eine jüngere und etwas hübschere Frau, namentlich eine Dame von einer gewissen Bildung — — —

„Bildung?!“ rief er empört. „Was ich mir dafür kaufe! — Mein Lieber, ich habe Sie für einen praktischen Mann gehalten, und nun kommen Sie mir mit Bildung!!!“

Er fand es von mir unverantwortlich, daß ich seinen schönen Plan durchkreuze. Er liebe nicht das viele Zögern und Mäkeln, sondern er sei gewohnt, daß man schnell und dankbar zugreife; daß einem Rendezvous, wie dem neulichen, auch Schlag auf Schlag Verlobung und Hochzeit folge. Meine gänzlich unmotivirte Weigerung koste ihm ein paar hundert Thaler.

Nur mit vieler Mühe konnte ich ihn besänftigen, ihn bewegen, daß er seine fürsorgende Hand nicht sofort und für immer von mir abziehe, sondern mir weitere Vorschläge mache. Er kam noch mehrere Mal auf mein wunderliches Verlangen nach „Bildung“ zurück und gab mir endlich ein Empfehlungsschreiben an einen Herrn Meyer, den er als einen pensionirten Hauptmann und als seinen Compagnon in Heirathsvermittelungen bezeichnete, und der, wie er spöttisch bemerkte, mir vielleicht mit „Bildung“ dienen könne.

Herr Meyer wohnte in einem Hause der Friedrichsstadt als Chambregarnist. Seine Wirthin führte mich in ein artig meublirtes Zimmer und ersuchte mich, ein wenig zu verziehen, der Herr Hauptmann sei gerade bei der Toilette. Im selben Augenblick öffnete sich die Thüre des anstoßenden Cabinets und auf der Schwelle erschien eine kleine dicke Figur mit völlig entblößtem Oberkörper, den sie heftig mit einem groben Handtuch abrieb. Es war Herr Meyer selber, der mir in diesem Aufzuge entgegentrat und nach meinem Begehr fragte. Dann warf er sich ein Hemde über und begann den Brief des Agenten zu lesen, wobei er von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf mich warf. Nachdem er zu Ende gekommen, fragte er, ob er mir eine Cigarre anbieten dürfe, brannte sich selber eine kurze Pfeife an und nahm mir hart gegenüber auf einem Stuhle Platz, so daß unsere Kniee sich fast berührten.

„Mein Herr,“ begann er, in kurzen Zügen paffend und mir starr ins Gesicht sehend; „zunächst eine kleine Verständigung; — Sie sehen in mir allerdings einen Freund, oder richtiger gesprochen, einen Bekannten des Herrn Kniesske“ — das war der Name des Agenten — „aber mein Herr, Sie müssen vor allen Dingen wissen und gefälligst beachten — ich bin nicht, wie mein Freund, oder correcter ausgedrückt, mein weitläufiger Bekannter, Herr Kniesske, ein Heirathsagent; nein, mein Herr, ich bin — Hauptmann außer Dienst.“

Bei diesen Worten bog er sich weit gegen mich vor, so daß sich unsere Nasen fast berührten, und fixirte mich noch schärfer. Wahrscheinlich meinte er, seine Eröffnung müsse mich in Verwirrung setzen; und das war allerdings auch der Fall.

Herr Meyer hatte nämlich durchaus nichts Martialisches, nicht das Geringste, was auf einen ehemaligen Hauptmann, und sei es auch nur auf einen Hauptmann von der Bürgerwehr, deutete. Er besaß nicht einmal einen Schnurrbart, sondern nur unter dem Kinn ein Dutzend schwächlicher fuchsfarbener Haare. Der Kopf saß ihm etwas schief in den Schultern und der Rücken wölbte sich zu einem kleinen Buckel. Seine Stimme klang, trotzdem er sie merklich zu forciren strebte, äußerst schrill und dünn, und die ganze Erscheinung hatte etwas Lächerliches, nämlich Aufgeblasenes.

„Unter solchen Umständen bedauere ich, Sie incommodirt zu haben. Doch die Schuld liegt an Herrn Kniesske, der mir im Gegentheil sagte — — —“

„Geduld! mein Herr,“ unterbrach er mich. „Sie haben mich nicht ausreden lassen. — Ich wiederhole Ihnen also, ich mache aus dem Vermitteln von Heirathspartien kein Geschäft; allein das schließt nicht aus, daß ich nicht meinen Nebenmenschen, wo ich's kann, gefällig sein sollte. Ich besitze einige Bekanntschaften, ich verkehre in verschiedenen Familien, wo es heirathsfähige Damen gibt, und wo ich einen mir gut empfohlenen und sonst repräsentablen Herrn einführen kann. Ich kann sogar die Bewerbungen eines solchen Herrn unterstützen, aber ich verlange keine directe Bezahlung dafür. Nein, mein Herr, ich bin kein gewerbsmäßiger Vermittler, sondern ich bin — Hauptmann außer Dienst. — Kommt eine Partie zu Stande, so ist die bedungene Courtage an meinen Freund, oder correcter gesprochen, an meinen Bekannten, Herrn Kniesske zu zahlen, der mir dann für meine Bemühungen ein angemessenes Geschenk zu machen pflegt. Will mir auch der glückliche Bräutigam ein solches verehren, so sehe ich darin einen Akt seiner Dankbarkeit und werde es nicht zurückweisen. Mir dagegen eine directe Bezahlung anbieten, mich als einen professionellen Agenten behandeln, hieße mich beleidigen, meine Ehre verletzen, denn ich bin — Hauptmann außer Dienst. Haben Sie mich verstanden, mein Herr?“

Ich versicherte, daß dies vollkommen der Fall sei, und daß auch ich, falls er sich meiner annehmen wolle, ihm „dankbar“ sein werde. Indem ich das Wort „dankbar“ stark betonte, glaubte ich ihm zu beweisen, daß ich ihn voll und ganz verstanden hätte, und wirklich schüttelte er mir als Zeichen seiner Zufriedenheit die Hand.

„Lassen Sie uns jetzt zur Sache kommen,“ sprach Herr Meyer. „Ich kann Sie in einer Familie einführen, wo Sie in Summa acht heirathsfähige Damen finden.“

„Acht — in einer einzigen Familie?!“ rief ich erstaunt.

„Eine Wittwe und sieben Töchter,“ erläuterte Herr Meyer. „Die Wittwe war bereits dreimal Wittwe und ist nicht abgeneigt, den Bund der Ehe zum vierten Mal einzugehen. Die jungen Damen sind Stief- und Halbgeschwister; aus jeder Ehe besitzt Madame Weber eine Tochter, während die übrigen vier Mädchen aus einer früheren Verbindung ihrer resp. Männer herstammen, denn jeder dieser Männer war, als ihm die jetzige Madame Weber ihre Hand reichte, gleichfalls schon Wittwer.

„Eine originelle Familie!“ bemerkte ich.

„Eine interessante Familie!“ sagte Herr Meyer. „Jede Dame hat in ihrer Art etwas Anziehendes, jede besitzt ihre eigenen Vorzüge und Talente. Die Mädchen stehen in einem Alter von — nun wir wollen 'mal sagen, von 30 Jahren bis herab zu 17 Lenzen. Ihre Mitgift variirt zwischen 4 und 10,000 Thalern. Wer auf Vermögen sieht, für den ist die Mutter vielleicht die empfehlenswertheste Partie; sie besitzt fast soviel als die sieben jungen Damen zusammen, und hat außerdem den Nießbrauch des Erbtheils ihrer resp. Töchter, bis diese sich verheirathen.“

Selbstverständlich drückte ich mein Verlangen aus, recht bald die Bekanntschaft dieser „interessanten“ Familie zu machen, und ein paar Tage nach dieser Unterredung führte mich Herr Meyer zu ihr.

Ohne Zweifel war man auf meinen Besuch vorbereitet, erwartete man mich zu dieser Stunde; das bewies die studirte Art und Weise, wie man mich empfing.

Alle acht Damen waren in einem großen Zimmer versammelt. Eine — wie ich bald erfuhr, die Frau vom Hause — saß in halb liegender Stellung auf einem Divan und blätterte in einem Büchlein mit Goldschnitt; die zweite befand sich vor dem aufgeschlagenen Flügel und unterbrach sich in dem Augenblicke, wo wir eintraten, im Vortrag einer Bravourarie, die dritte zeichnete, die vierte stickte, die fünfte schrieb, die sechste spielte mit der siebenten Schach, und die achte lehnte am Fenster und blickte träumerisch auf die Straße.

Herr Meyer stellte mich als einen „entfernten Vetter" vor, welche Bezeichnung ein paar der Schönen zu einem nur mangelhaft unterdrückten Lächeln zwang. Im übrigen wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Die Damen konnten sämmtlich weder hübsch noch häßlich genannt werden; die meisten Reize hatte noch die Mutter, eine kleine, volle, etwas schmachtend aussehende Blondine, aufzuweisen, und sie erschien mir jünger und frischer als die drei ältesten Töchter, die schon stark abgeblüht hatten.

Herr Meyer hatte geplaudert; es war unzweifelhaft darauf abgesehen, mir durch „Bildung" zu imponiren. Die Mutter fragte mich, ob ich die Gedichtsammlung „Herzenswunden" von Willibald Schuzim kenne; und als ich solches verneinen mußte, begann sie diesen Poeten überschwänglich zu rühmen, und mir aus dem Büchlein mit Goldschnitt einige melancholische Verse vorzulesen. Minchen, die Aelteste, fragte mich, was ich von der Affentheorie des Professors Vogt halte, und Linchen, die Jüngste, redete mich in einem Französisch mit Berlinischem Accent an. Valesca sang auf Andrängen des Herrn Meyer: „Guter Mond, du gehst so stille", und Bertha declamirte uns eine schaurige Ballade von einer Königstochter, die den Pagen, den sie liebte, aus Eifersucht vergiftete. Genug, jede der Damen besaß wirklich ein besonderes Talent, und jede suchte es ins beste Licht zu setzen.

Dabei konnte ich allmählich merken, daß alle unter einander sich bitter haßten; sie suchten sich gegenseitig durch halblaute Bemerkungen zu verkleinern, durch spöttische Complimente einander lächerlich zu machen, und was Worte nicht sagten, verriethen Blicke, die wie Dolche hin und her geschleudert wurden.

Es war in der That eine höchst „interessante" Familie, aber das Interesse, welches sie mir einflößte, nicht der Art, daß ich Neigung verspürt hätte, ihrer einmüthigen und dringenden Aufforderung, meinen Besuch doch recht bald zu wiederholen, nachzukommen. Ich verschwand auf Nimmerwiedersehen, und da mein Zweck überhaupt erreicht war, so vermied ich es auch, mit dem „Hauptmann außer Dienst" wieder zusammenzutreffen. (Schluß folgt.)

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von **Georg Hiltl.**

(Fortsetzung.)

Saint-Preuil würde bei der Raschheit seiner Entschlüsse sogleich zur That geschritten sein, allein wo fand er den Cardinal? In Paris. Richelieu wollte — so hatte Saint-Preuil vernommen — vor dem Könige in Paris sein. Ihm dahin folgen, in die Höhle des Löwen gehen, das hieß sich selbst den Feinden überliefern. Saint-Preuil wußte, daß er in Arras sicherer war, als in Paris. In Arras stand er als Gebieter, von seinen ihm ergebenen Soldaten umringt; einmal in Paris angekommen, war er allein, rings von Feinden eingeschlossen.

Saint-Preuil mußte daher in Arras bleiben. Seit dem schrecklichen Ereignisse waren noch nicht drei Tage verflossen, danach mußte der König von allem unterrichtet sein, dafür hatten des Gouverneurs Feinde gesorgt; daß man ihn noch nicht zur Rechenschaft gezogen, nahm er für ein günstiges Zeichen. Er ließ seine Getreuen Wache halten; kraft seines Amtes konnte er jeden, der in Arras ihm verdächtig schien, anhalten und ausforschen — und so mußte denn der Fähnrich Mance, der am nächsten Tage in Arras erschien, ein Verhör vor Saint-Preuil aushalten.

Trotz seiner Kühnheit zitterte Mance doch, als er dem tapferen und gefürchteten Capitän gegenüberstand. Saint-Preuils Auge schien ihn durchbohren zu wollen, als er fragte:

„Herr von Mance, was haben Sie hier zu schaffen? Sie sollten in Paris sein!"

„Es ist erklärlich, Herr Gouverneur," antwortete der Fähnrich, „daß Sie, seit drei Tagen von allem Verkehr abgeschnitten, nicht wissen, wie nahe der Herr Cardinal Ihnen kommen wird."

„Der Cardinal kommt nach Arras?" fragte hastig Saint-Preuil.

„Gewiß. Es ist dies der Grund meiner Anwesenheit in Arras. Ich miethete Pferde für das Gefolge des Cardinals, der zu Avesne, in der Abtei verweilen wird."

Saint-Preuil entließ den Fähnrich.

„Pontis," sagte Saint-Preuil, „der Cardinal wird in Avesne sein. Ich will dahin und mit ihm reden."

„Thut es nicht — bleibt in Arras!" warnte der Lieutenant.

„Pah!" rief Saint-Preuil. „Was wäre da zu fürchten? Avesne liegt innerhalb des Weichbildes von Arras, fünfzig meiner Reiter nehme ich zur Bedeckung hinter mir — ich werde dem Rothen zeigen, daß ich wohl mit mir reden lasse, aber mich nicht fürchte."

Am folgenden Abend wußte man in Arras, daß der Cardinal sein Nachtlager zu Avesne in der Abtei genommen. Es hieß, daß die spanischen Gesandten aus Brüssel dorthin kommen wollten, um mit ihm zu unterhandeln, einige meinten sogar, der Infant wollte dort in eigener Person dem Cardinal seine Aufwartung machen. Sobald es dunkel geworden, sahen die Bewohner der am Thore der Citadelle gelegenen Häuser einen Reiterzug herauskommen. Es war Saint-Preuil an der Spitze von fünfzig Dragonern. Er ritt nach Avesne zum Cardinal.

Kaum hatte sich das Citadellenthor geschlossen, als ein Mann, in grobe Kleider gehüllt, auf einem plumpen Rosse sitzend, durch das Stadtthor von Rouville sprengte. Er bog gleich vor der Stadt links ab, hielt an der Thür einer kleinen Schenke und eilte hinein. In dem hinteren Zimmer des Hauses saßen drei Männer, sie waren bis an die Zähne bewaffnet und tranken den sauren Wein.

„Er geht aus Arras," rief der Mann in die Schenkstube stürzend. „Auf und ans Werk, Herr Fähnrich."

Mance, denn er war einer von den dreien, gab seinen Begleitern ein Zeichen. Sie stürmten hinaus, zogen aus den Ställen ihre Rosse, schwangen sich hinauf und ritten hintereinander über den Hof bis an den Rand der Straße, welchen Erlenbüsche einfaßten. Gerade jetzt kam Saint-Preuil mit seinen Leuten vorüber.

„Er geht in die Falle!" murmelte Mance.

Er wartete noch einige Zeit, bis der Zug verschwunden war, dann trabte er mit seinen Gefährten nach dem Thore von Arras.

„Wer da?" rief der Posten.

„Befehl des Herrn Cardinals und des Marschalls von Meilleraye. Wer kommandirt die Wache?"

„Der Hauptmann de Gesvres."

„Ruft ihn!"

„Herr de Gesvres," sagte Mance, dem Hauptmanne die Ordre zeigend; „es wird ein Schlag in dieser Nacht geführt werden. Sie werden das Fallgatter dieses Thores niederlassen und niemandem den Eintritt in Arras gestatten, selbst nicht dem Gouverneur, Herrn von Saint-Preuil, bis Ihnen der Marschall Ordre gibt."

Gesvres versprach Gehorsam.

„Nun vorwärts!" sagte Mance. Er spornte sein Pferd und ließ es in Galopp fallen, der Mann, welcher ihn von Saint-Preuils Ausmarsch unterrichtet hatte, blieb ihm zur Seite. Mance traf nicht weit von der Stadt auf ein Piket Reiter. „Führt mich zu Herrn von Brezé," rief er, „Ordonnanz des Cardinals!"

Brezé empfing den Fähnrich — eine halbe Stunde später rückten die Truppen Chatillons gegen Arras vor.

Während dies hinter seinem Rücken verging, während man Vorbereitungen traf, um gegen einen einzelnen Mann zu operiren, als gälte es einer feindlichen Armee, näherte sich Saint-Preuil der Abtei von Avesne. Als im Lichte der bleichen Mondessichel die Thürme dieses großen Baues vor ihm aufstiegen, befahl Saint-Preuil seinen Reitern zu halten. Er hatte Befehl gegeben, daß sie nur auf ein Signal des Trompeters, den er mitnahm, vorwärts dringen sollten. Der Capitän ließ sein Roß im Schritt gehen, er bemerkte im Umkreise der Abtei viele Wagen, Diener und Reitknechte — ein Beweis, daß der Cardinal großes Gefolge mit sich brachte. Saint-Preuil ritt an der Umfassungsmauer des Parkes entlang, bis er das hintere Thor erreicht hatte.

„Nimm mein Pferd und warte hier auf mich," sagte er zu dem Trompeter. Er ging in das Thor. Der Trompeter schlang den

Zügel um seine Faust und lenkte das Pferd herum, als ihm drei Reiter den Weg vertraten.

„Mein Freund," sagte der erste, ein Pistol anschlagend. „Ich bin der Herr von Mance, Fähnrich bei den Musketieren des Herrn Cardinals, ich befehle Euch keinen Schritt weiter zu thun, als in Begleitung dieser beiden Herren. Nehmt den Mann zwischen Euch und befreit ihn von der Last seiner Trompete."

Der Trompeter wollte Einwendungen machen, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er einige sechzig Musketiere des Cardinals aus dem Gehölze kommen sah, welche das Kloster umstellten. Mance stieg vom Pferde, er ging denselben Weg, den Herr von Saint-Preuil genommen hatte, er hielt sein Pistol in der Hand und sah vorsichtig nach allen Seiten. —

Saint-Preuil ging durch die ihm wohlbekannten Gänge. Er wußte nicht, wo er den Cardinal finden sollte. Ueberall standen Wachen, die ihn, den Wohlbekannten, passiren ließen. Im großen Flur stieß er auf Herrn von Chavigny.

Der Secretär schien erstaunt und verlegen. „Sie hier, Herr von Saint-Preuil?" sagte er.

„Ich bin so eben angekommen, Herr von Chavigny und es ist ein gutes Zeichen für mich, daß ich Sie finde."

„Herr von Saint-Preuil," entgegnete Chavigny, „ich darf Ihnen kein Wort weiter sagen, als das eine: Diese Thür führt auf die Landstraße — und noch ist sie frei."

Saint-Preuil stutzte. „Ich bin also in Gefahr?"

„Fragen Sie nicht weiter — was führte Sie her?"

„Sie warnen mich!"

„Ich liebe die tapfern Männer, wenn ich auch nicht ihre Thaten billige."

„Sie sprachen schon bei unserer Zusammenkunft in Corbie so seltsam. Die Anklage gegen mich kann ich entkräften."

„Auch den Mord jenes Mädchens?"

„Ich bin hier, um die Verzeihung des Cardinals zu erbitten. Mein Gewissen treibt mich dazu, sonst sähen Sie mich nicht hier."

„Oder das Verhängniß!" sagte Chavigny leise. „Sie wollen zum Cardinal?"

„Ja. Ich bin dazu gekommen."

„Herr von Saint-Preuil, — Sie können Seine Eminenz in diesem Augenblick nicht sprechen."

„So will ich warten."

„Das wird Ihre Lage verschlimmern."

„Bringen Sie mich zu dem Herrn Cardinal."

„Der Cardinal ist beschäftigt — ernst beschäftigt; wenn Sie wissen wollen, womit, dann folgen Sie mir. Sie werden zugleich sehen, daß Ihre Person dieser Beschäftigung nicht fern steht."

Chavigny führte den Capitän über den langen Corridor, durch einige kleine mit Beichtstühlen besetzte Zimmer in ein durch eiserne Wandleuchter erhelltes Gemach. Hier stand ein Musketier Wache. Auf Chavignys Wink trat der Posten zurück. Der Secretär näherte sich der mit hängenden Tapeten bekleideten Wand und hob einen Theil der Verkleidung empor.

„Sehen Sie!" sagte er leise.

Saint Preuil blickte durch die Oeffnung in eine tiefer liegende Kapelle des Klosters hinab. Er sah, daß er sich in einer der kleinen Logen befand, welche für die Besucher der Messe bestimmt waren. Was er dort unten in der Capelle bemerkte, war ganz geeignet, ihn erstarren zu machen und er wagte kaum laut zu athmen.

Das kleine Gotteshaus war nur spärlich erleuchtet. Rechts vom Altare brannte düster, in silbernen Ketten hängend das ewige Licht. Die Stufen des Altares waren mit einer schwarzen Decke belegt; auf dieser, zunächst dem Altar, stand ein Sarg, dessen Deckel ein silbernes Crucifix schmückte; am Fußende des Sarges war ein hoher silberner Candelaber aufgestellt, den drei brennende Kerzen zierten. Sie beleuchteten die in einem Lehnsessel sitzende Gestalt eines Mannes. Dieser Mann schien in tiefes Sinnen verloren, sein Nacken war gebeugt, seine rechte Hand ruhte auf dem Deckel des Sarges, seine Augen blieben fest auf das schauerliche Behältniß geheftet. Lautlose Stille herrschte in dem Raum, nur zuweilen räusperte sich der Mann am Sarge, es war, als hole er Athem nach stillem Weinen. Saint-Preuil wollte eben sein Erstaunen zu Chavigny äußern, als der Mann drunten eine Bewegung machte, sein Gesicht kam in den Lichtstreifen der Kerzen — der Gouverneur erkannte den Cardinal. Betroffen ließ er den Zipfel der Tapete fallen.

„Was bedeutet dies?" fragte er leise.

„Sie haben den Cardinal erkannt," sagte Chavigny. „In jenem Sarge ruht Susanne, das Mädchen von Anet. Heut ist ihre Leiche in dieses Kloster gebracht worden, wo sie beigesetzt wird. Der Cardinal sitzt stumm vor dem Sarge und beweint die Todte. Urtheilen Sie selbst, ob wir ihn stören dürfen. Haben Sie den Muth dem Cardinal gegenüberzutreten?"

Saint-Preuil schwieg. Die tiefe Ruhe dieses Ortes unterbrach das von außen tönende Schmettern der Trompeten.

„Jenes Mädchen muß dem Cardinal unendlich theuer gewesen sein," murmelte Saint-Preuil. Der Secretär war bei dem Klange der Trompeten aufgefahren.

„Herr von Saint-Preuil," begann er nach einer Pause, „verlassen wir diesen Ort."

Draußen im Gange blieb Chavigny stehen.

„Ich gab Ihnen, bevor wir hier eintraten, eine Weisung. Sie haben dieselbe nicht benutzt, Herr von Saint-Preuil. Fassen Sie sich, Sie sind ein Gefangener."

„Verrath?" rief der Capitän, seinen Degen ergreifend.

„Ihr Widerstand würde nutzlos sein. Jene Trompete war das Signal für die Musketiere, das ganze Kloster ist eingeschlossen von den Reitern des Cardinals."

„Wohlan denn!" rief Saint-Preuil. „Ich will sehen, wer mich verurtheilen kann, ich werde vor diejenigen treten, die mich richten sollen — ich bringe Beweise für mich."

„Auch solche, die den Fall Susannens entschuldigen? Sie werden Gnade finden, aber nicht für diese That."

„Ich bedaure innig das schreckliche Verhängniß, aber wer wird den Gouverneur von Arras, den Mann, der in der Armee für einen der Kühnsten gilt, der zwanzig Mal die Fahne Frankreichs mit Ehren bedeckte, um eines jungen Mädchens willen richten?"

„Der Herr Cardinal!" sagte Chavigny mit Nachdruck. „In dieser entscheidenden Stunde sollen Sie es erfahren. Diejenige, welche dort unten im Sarge ruht, welche durch Sie geraubt, entführt, getödtet ward, ist die Tochter Armand Duplessis, Herzogs von Richelieu."

Saint-Preuil that einen Schrei, er taumelte gegen die Wand, er ließ den Degen sinken. Ein Gerassel von Waffen schreckte ihn auf, den Corridor füllten Soldaten, an ihrer Spitze befand sich Mance der Fähnrich. Er hielt ein Pistol in der Hand und trat auf Saint-Preuil zu. „Im Namen des Königs, Herr Gouverneur! Sie sind mein Gefangener."

Saint-Preuil warf sich in die Stellung eines Fechters, der Degen blitzte in seiner Hand.

„Respectiren Sie des Königs Befehl!" rief der Fähnrich, das Pistol hebend und dem Capitän die Schrift vorhaltend.

Saint-Preuil ließ seinen Blick über das Papier schweifen.

„Es ist des Königs Wille!" sagte er dumpf. Ich werde gehorchen, aber Ihnen, mein Herr, liefere ich diesen Degen nicht ab. Ich gebe ihn meinem Feinde, wenn er Soldat ist, aber ich lege ihn nicht in die Hände eines Schergen."

„Herr von Saint-Preuil," stammelte der Fähnrich, dem die Röthe der Scham in das Gesicht stieg; „ich wurde beordert, es war meine Pflicht."

„Hätten Sie es gewagt, mich aus Arras abzuführen? — Gewiß nicht. O, — warum habe ich Deinen Rath verschmäht, Pontis!" setzte er leise hinzu. „In Arras war ich sicher."

„Ich muß Sie bitten mir den Degen zu geben," rief Mance.

„Wenn Sie ihn erobern können — ja."

„Lassen Sie dem Herrn von Saint-Preuil seinen Degen!" entschied Chavigny. „Der Marschall von Meilleraye ist mit allen Officieren im unteren Saale versammelt, der Capitän kann ihm seinen Degen geben."

„Es sei!" rief Saint-Preuil. „Gehen wir."

Man führte den Verhafteten in den großen Saal des Klosters. Hier trat er in eine feierliche und ernste Versammlung. In weitem Halbkreise standen die Officiere um den Feldmarschall von Meilleraye. Alle blickten auf den von den Wachen begleiteten Saint-Preuil. Alle senkten ihre Blicke scheu zu Boden, als der gefürchtete tapfere Mann, nun der Gefangene seiner Feinde, mit festem Tritte in den Saal schritt. Die meisten bereuten schon jetzt, sich gegen ihn verbunden

zu haben, nur der junge Herzog von Brezé ließ um seine Lippen das Lächeln eines erbärmlichen Triumphes spielen. Saint-Preuil blieb vor dem Marschall stehen.

„Herr von Saint-Preuil," sagte Meilleraye ernst, „ich habe von dem Könige Befehl erhalten, Sie gefangen zu nehmen."

„Monseigneur," entgegnete Saint-Preuil, „es ist mir bekannt, und ich komme, damit der Wille des Königs an mir vollzogen werde. Wenn es mir vergönnt ist, mit dem Könige zwei Stunden lang zu reden, dann werde ich frei sein."

„Sie müssen Ihr Schicksal erwarten. Ich bitte um Ihren Degen."

Saint-Preuil nahm die wuchtige Klinge aus dem Gehenk, küßte sie und reichte sie dem Marschall mit den Worten: „Hier ist mein Degen — ich habe ihn niemals anders, als im Dienste des Königs gezogen."

„Sie werden sich sogleich in die bereitstehende Kutsche setzen," sagte Meilleraye.

„Ah — es ist alles schon vorbereitet?" lachte Saint-Preuil bitter.

„Sie sind eine Persönlichkeit, der man jede Rücksicht schuldet."

„Deshalb wollte man mich auch nicht in Arras verhaften. Man wartete, bis ich außer der Stadt sein würde."

Der Marschall biß sich die Lippen.

„Verderben Sie Ihre Sache nicht durch harte Worte, Herr von Saint-Preuil. Gedulden Sie sich."

„Die Kutsche? Wo ist sie, Monseigneur?"

Im Hofe hielt die schwarze große Kutsche, Saint-Preuil stieg hinein. Dreißig Musketiere des Cardinals umringten sie, sechszig Dragoner des Marschalls schlossen den Zug. Hinaus ging es auf die Straße nach Amiens. Noch ein Mal beugte Saint-Preuil sich aus dem Wagen. Die Abtei von Avesne tauchte hinter die sie umgebenden Bäume, aber laut und klagend schallte Geläute herüber.

„Was bedeutet dies?" fragte Saint-Preuil den neben ihm sitzenden Officier.

„Es ist die Glocke, welche die Mönche des Klosters zusammenruft. Der Herr Cardinal hat befohlen, daß heute eine Todtenmesse gehalten werden solle."

„Für Susanne!" flüsterte Saint-Preuil, in den Wagen zurücksinkend. „Für seine Tochter. Jenes Geläute ist auch für mich bestimmt — es ist meine Todesglocke."

Der Wagen kam durch zahlreiche Reiterhaufen.

„Was ist das?" rief Saint-Preuil.

„Die Armee des Herrn von Chatillon rückt gegen Arras — man fürchtet einen Aufstand der dort befindlichen Garnison — Ihrer Soldaten, Capitän."

Saint-Preuil lächelte.

„Man macht viel Anstrengung um eines Menschen willen," sagte er. „Arras, Arras, hätte ich doch deine Mauern nie verlassen!"

* * *

„Bournais," sagte der Cardinal, am Fenster seines Zimmers stehend, „erkennst Du den langen Streifen dort, der sich am Saume des Waldes im Mondlichte hinbewegt?"

„Es sind Reiter, gnädiger Herr, und so viel ich bemerken kann, haben sie eine Kutsche in ihrer Mitte."

„Ah! — sage Herrn von Chavigny, ich wolle sogleich den Marschall sprechen."

Bournais ging. Der Gesang der Mönche tönte aus der Kapelle; in langen, gezogenen Wellen schlugen die Klänge an das Ohr des Cardinals.

„Sie beginnen das Requiescat," sagte er leise. „Sie wird hier sanft ruhen. — Der dort hin fährt, wird das Wimmern der Glocken hören. Sie läuten ihm zum Gerichte." — —

Im Kerker.

Beim anbrechenden Morgen hatten die Bewohner von Arras ein großes militärisches Schauspiel zu bewundern. Auf dem Marktplatze hielten die in Garnison liegenden Reiterregimenter, in der nächsten Gasse war das Infanterieregiment aufgestellt. Einige Zeit blieben diese Leute starr und steif unter den Waffen, bis Meilleraye, der Marschall in voller Uniform erschien. Von seinen Officieren umgeben hielt er vor den Regimentern.

„Der Gouverneur, Herr von Saint-Preuil ist heute Nacht auf Befehl Seiner Majestät verhaftet worden," rief er den Truppen zu, „jeder wackere Soldat wird ruhig und dienstbereit bleiben."

Fast zu gleicher Zeit erschienen in den auf den Marktplatz mündenden Straßen die Soldaten von Chatillons Armee, ihnen voraus die Artillerieabtheilung, die Constabler mit brennenden Lunten, ein Zeichen, daß die Feuerschlünde geladen und bereit waren, ihren Kartätschenhagel unter die Truppen der Garnison zu schleudern, falls diese einen Versuch zur Empörung wagen wollten; einige Minuten lang blickten die Truppen unbeweglich auf diese Vorbereitungen — dann rief Meilleraye: „Es lebe der König!"

Die Soldaten wiederholten diesen Ruf.

„Links um! Marsch!" tönte das Kommando.

Ohne einen Laut auszustoßen, der eisernen Disciplin gehorchend, folgten die Truppen diesem Befehle, und ohne die Trompeten oder Trommeln erschallen zu lassen, führte sie der Marschall zur Festung hinaus, während Chatillons Armee von der andern Seite einzog und die Posten besetzte.

Als die Nebel sanken, rasselte die Kutsche, welche den Gefangenen führte, in die Citadelle von Amiens. So gehaßt und beneidet Saint-Preuil sein mochte, der Bedeutung seines Namens zollten die Feinde Achtung. In Folge dessen kamen ihm die Officiere der Festung, an ihrer Spitze Herr von Cornillon, der Kommandant, entgegen. Saint-Preuil stieg aus dem Wagen. Er sah die Officiere auf dem Rande eines kleinen Walles stehen und schritt den Gang hinauf. Er trug statt seines Degens einen kleinen Stock in der Hand, den man ihm gelassen hatte und mit welchem der Gouverneur den Hals seines Pferdes zu klopfen pflegte. Cornillon ging auf ihn zu. Von der Stadt aus konnte man diese Gruppe betrachten. Man sah, wie Cornillon ein Papier entfaltete, wie er dem Capitän daraus etwas verlas — es war der Befehl des Königs. Dann sah man, wie Saint-Preuil zurücktrat.

„Herr von Cornillon — das ist kein Befehl des Königs, das ist eine Anklage. Man hat sie dem Herrn untergeschoben — sie ist ein Werk meiner Feinde," rief Saint-Preuil. „Das Gemetzel von Bapaume ist ein Fehler — kein Verbrechen."

„Sie werden das vor Ihren Richtern zu beweisen haben," entgegnete Cornillon.

„Ich bleibe hier?" fragte Saint-Preuil.

„Sie sind mir anvertraut. Sie und diese dort."

Cornillon zeigte jetzt auf einen Wagen. Der Capitän brüllte laut — er sah auf diesem offenen Wagen fünf gebundene, geknebelte Männer — es waren seine Diener, welche man mit ihm verhaftet hatte.

„Das ist schändlich — das ist eine Schmach!" rief er. „Sie waren alle Soldaten des Königs."

„Ich muß dem Befehle folgen," sagte Cornillon.

„Ich bedauere Sie, Herr von Cornillon," schrie Saint-Preuil. „Es ist ein schmachvolles Amt."

Er erfaßte in der Wuth seinen Stock, zerbrach ihn in zwei Stücke und schleuderte diese in den Wallgraben. „Führen Sie mich in meinen Kerker!" sagte er, die Gebundenen mit der Hand grüßend.

Man hatte es nicht für rathsam gehalten, Saint-Preuil von Franzosen bewachen zu lassen — Schweizer mußten den Dienst der Wächter versehen. Das Gefängniß des gefürchteten Capitäns war in der Eile zu einer besonderen Festung umgestaltet worden. Der Thurm, in welchem er saß, war mit einem schnell gezogenen Graben umgeben, hinter diesem hatte Cornillon zwanzig Fuß hohe Pallisaden setzen lassen. Saint-Preuil erhielt zwei Zimmer des Thurmes. Hinter der schweren Eisenthüre saß er allein — ein spärliches Licht fiel durch die kleinen, vergitterten Fenster und zeichnete die Schatten der Pallisadenköpfe auf dem Boden des Kerkers ab.

Saint-Preuil schritt in seinem Käfige auf und nieder. Endlich schlug er mit geballter Faust gegen die schwarze Mauer, der Schlag war so heftig gewesen, daß das Blut herabströmte. Der Capitän benetzte einen Finger mit diesem Blute und schrieb an die Mauer:

„Der Cardinal ist ein Schurke."

Man hat diese Schrift erst später entdeckt, und nach des Cardinals Tode zeigte man sie verstohlen — später ganz bereitwillig den Feinden des Ministers. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dumpfe Gährung herrschte in Amiens. Heute sollte der Proceß Saint-Preuils entschieden werden. Dieser Proceß war mit aller

Strenge geführt worden. Alles was der Haß, Neid und Furcht nur herbeischaffen konnten, war den Richtern während der Verhandlungen in die Hände geliefert worden. Mit größter Vorsicht, mit peinlichster Sorgfalt wurde jeder Versuch der Freunde des Capitäns, ihm beizustehen, überwacht und vereitelt. Der Cardinal ließ den König nicht aus den Augen. Er hatte, um keine Officiere bei dem Spruche zu haben, den Gouverneur Bellejambe beauftragt, die Richter zu wählen — der König hatte ihm diese Wahl freigestellt.

Bellejambe suchte eifrig nach Feinden Saint-Preuils, er fand genug. Er setzte den Gerichtshof aus fünfundzwanzig Personen zusammen. Zwölf aus dem Amtsgerichte von Amiens, zwölf aus dem von Abbeville. Bellejambe führte den Vorsitz. Ein königlicher Procurator und zwei Assessoren desselben leiteten die Verhandlung. Alle jene fünfundzwanzig Richter waren Zeugen der Willkür gewesen, die Saint-Preuil nach ihrer Meinung verübt hatte. Man schrieb dicke Actenstöße über seine Erpressungen, über die frevelhaften Abenteuer mit den Frauen der Provinz, man ließ keine Gegengründe gelten, und da unter all diesen Leuten sich kein Soldat befand, achteten sie auch nicht den Werth des Angeklagten, der einem Manne des Degens hoch stehen mußte. Sie ließen nur ihren Haß gegen den Bedrücker sprechen, und in dem letzten Verhöre der Zeugen wider Saint-Preuil ward ein junger Mann vorgeführt, der mit bebender Stimme, unter Thränen und Ausbrüchen des Zornes die Geschichte der armen Susanne von Anet erzählte. Dieser Zeuge war Fleuri Gilain, der Müller.

Die Masse der Klagen hatte den Proceß verzögert. Als der Novembermonat herangekommen war, konnte der Spruch erst gefällt werden. Selbst der Procurator hatte für Gefängniß gestimmt — aber die Brezés, die Meilleraves und Desnoyers bearbeiteten durch ihre Agenten unermüdlich die Richter. Eingeschüchtert und größtentheils von wirklichem Haß gegen Saint-Preuil erfüllt, verwarfen sie jeden Einwand zu Gunsten des Angeklagten. Der Capitän hatte sich vier Stunden lang selbst vertheidigt — keiner seiner Richter hatte den Muth, ihm zu antworten. Sie blieben stumm und ließen ihn wieder hinausführen.

In den Straßen von Amiens standen in doppelten Reihen die Scharen der Bevölkerung, die Schweizer bildeten vom Thor der Citadelle bis zum Rathhause Spalier, durch welches der Wagen mit dem gefangenen Saint-Preuil fuhr, der auf dem Saale sein Urtheil vernehmen sollte. Ein tiefes Schweigen geleitete die Kutsche. Voran ritten die Rathsdiener, hinter der Kutsche Dragoner des Gouverneurs. Saint-Preuil stieg die Stufen zum Rathssaale hinan. Hier an langer Tafel sitzend erwarteten ihn seine Richter. Er schränkte die Arme in einander und musterte die Herren am grünen Tische mit festem Blicke — er sprach kein Wort — er athmete frei und leicht. Der Criminalactuar von Amiens erhob sich — alles entblößte die Häupter, aber Saint-Preuil ging zurück und lehnte sich nachlässig mit dem Rücken an den Pfeiler des Kamins.

„Im Namen des Königs!“ las der Actuar. „Geschehen am siebenten Tage des November dieses Jahres zu Amiens. Die hier versammelten Richter haben entschieden, daß Franz Jussac d'Ambleville, Herr von Saint-Preuil wegen folgender Vergehen (nun erfolgte die Verlesung aller der Unthaten, welche man dem Angeklagten zur Last legte) mit dem Tode zu bestrafen sei. Und soll dieses Urtheil am neunten Tage dieses Monates an besagtem Herrn von Saint-Preuil auf dem Markte zu Amiens, durch den Henker vollzogen werden, der mit dem Schwerte das Haupt des Verdammten von den Schultern hauen soll. Gott sei seiner Seele gnädig!“

Der Procurator erhob sich und ergriff die Bibel, er legte seine rechte Hand auf das heilige Buch, die Linke auf seine Brust.

„Das Urtheil ist gefällt,“ sagte er, „beten wir für den Mann, der dort steht, ein kräftiges Gebet — — —“

„Haltet ein,“ rief Saint-Preuil bis an den Tisch tretend, „ich befehle Euch — haltet ein. Ich mag Euer Gebet nicht — Ihr betet mit Haß im Herzen. Ich werde mit dem Himmel mich versöhnen; von denen, die hier sitzen, will ich keine Fürsprache. Herr von Bellejambe,“ rief er, „sagen Sie Seiner Majestät, daß ich Ihr treu geblieben bin zu allen Zeiten, daß ich den Tod nicht fürchte — daß ich ihn hinnehme als Strafe für ein Vergehen, welches ich verantworten muß vor dem höchsten Richter, daß ich alles andere, was mir zur Last gelegt ward, leicht entkräften könnte, hätten meine Feinde mir nicht den Weg zum Könige versperrt. Sagen Sie dem Könige, daß er sich einen Arm abgehauen hat mit dem Streiche, der mein Haupt in den Sand rollen macht. Sagen Sie ihm, daß die Bosheit meiner Feinde die Sinne jener erbärmlichen Richter lenkte und erweisen Sie mir den einzigen Dienst, um den ich Sie bitte: — bleiben Sie in der Stunde meines Todes dicht an dem Schaffot, damit Sie dem Herrn Cardinal berichten können: daß Franz von Saint-Preuil nicht einen Augenblick mit den Wimpern zuckte, daß er gestorben ist, wie ein Soldat sterben muß, wenn ihm auch das Eisen des Henkers in den Nacken fährt, ihm, der als letzten Dank für die guten Dienste, so er Frankreich geleistet, mindestens den Tod durch die Kugel verdient hätte. Gott mit mir! Euch allen kein Wort des Lebewohls — bleibe jeder mir ferne — ich liebe den Henker mehr als Eure Gesellschaft.“

Er wendete sich trotzig und schnell zum Gehen, die Soldaten umringten ihn, und als er auf die Treppe des Rathhauses hinaustrat, wogte es vor seinen Blicken, ein Meer von Köpfen. Der Capitän stieg wieder in seine Kutsche, er ward in die Citadelle gebracht — hier empfing ihn ein alter würdiger Benedictinermönch.

„Sein Sie mir willkommen mein Vater!“ sagte Saint-Preuil. „Ich will Sie bei mir behalten, bis ich zum Tode gehe.“

Cornillon trat in das Gefängniß.

„Herr von Saint-Preuil,“ sagte er, sich verneigend, „Sie können den Pater heute um Mitternacht auf eine halbe Stunde entlassen — ich werde die Wachen vor Ihrem Kerker einziehen — Sie sollen ganz ungestört bleiben mit der Person, die heute zum letzten Male Sie sprechen will — es wird Ihnen, so glaube ich, ein Trost sein, dieses Wesen noch ein Mal zu sehen.“

„Wer ist es?“ fragte Saint-Preuil.

„Forschen Sie jetzt nicht weiter. Ein Soldat muß dem anderen Dienste leisten, wenn es sich mit der Ehre verträgt — um Mitternacht werden Sie alles erfahren.“

Saint-Preuil begann nun, seine letzten Verfügungen zu treffen. Ohne zu zagen, ohne einen Augenblick verwirrt zu sein, ordnete er die einzelnen Dinge. Man ließ seine Diener zu ihm — er bat jeden um Verzeihung für das Unrecht, welches er ihm gethan haben könnte, er dankte Pontis für die guten Dienste, welche dieser ihm erwiesen. Als der Arzt Dumoulin in den Kerker trat, war der Capitän besonders bewegt. Dumoulin hatte ihm stets als Freund nahe gestanden — er kam, um Saint-Preuil noch ein Mal zu sehen, aber der Capitän hatte noch einen Auftrag für ihn. Als ihre lange Unterredung zu Ende war, reichte er dem Arzte einen Zettel hin.

„Thut, was hier geschrieben steht!“ sagte er.

Der Zettel enthielt die Worte: „Der Doctor Dumoulin wird meinen Körper nach sich nehmen, wenn das Haupt vom Rumpfe getrennt ist, und wird ihn in die Kirche des Benedictinerklosters zu Amiens bringen lassen, wo er beigesetzt werden soll.“

Der Arzt drückte dem Capitän die Hand.

„Noch eines!“ sagte Saint-Preuil, sich rücklings auf einen Stuhl niederlassend und seinen Nacken scharf beugend. „Ihr seid ein Mann der Wissenschaft, thut mir die Liebe und untersucht meinen Nacken. Der Henker Duruy, der mich abthun soll, ist mir nicht bekannt genug, er kann ein Tölpel sein, redet mit ihm und deutet ihm genau an, wo er hin hauen soll.“

Dumoulin fuhr mit zitternder Hand über den nervigen Nacken des Capitäns.

„Oho!“ rief dieser. „Wenn Duruy so zittert, bin ich schlimm daran.“

Dumoulin drückte eine Stelle leicht mit dem Finger.

„Ist es dort?“ fragte Saint-Preuil. „Gut, dann zeigt es dem guten Burschen an, dort also — dort.“

Er befühlte seinen Nacken.

„Wahrhaftig, es gehört Kraft dazu — aber ich hoffe auf Duruys starken Arm.“ — — —

Unter verschiedenen Gesprächen mit dem Benedictiner, unter Anordnungen für sein Begräbniß verstrich die Zeit. Die Uhr in der Citadelle hatte bereits die zwölfte Stunde verkündet — Saint-Preuils Gedanken waren in die Vergangenheit zurückgeschweift, dann hatte er sie wieder gesammelt und stets waren sie auf einen schrecklichen Moment gerichtet worden — auf den, wo er die Leiche Susannens erblickt hatte. Aller Trotz, die wilde Kühnheit seines Wesens entschwanden bei dieser Erinnerung, er sagte sich, daß der Tod, den er erleide, eine verdiente Strafe sei, und er war geneigt, dem Cardinal zu verzeihen, der seine geopferte Tochter rächte.

(Schluß folgt.)

Pferdestudien. Von A. v. S. Illustrirt von Wilhelm Diez.

Poseidon und Pallas wetteten, wer von ihnen der Menschheit die nützlichste Gabe schenken würde: Poseidon schuf das Pferd, Pallas den Oelbaum. Wenn es im ersten Augenblick auffallen könnte, daß der Gott des Meeres ein Landthier schuf, so rechtfertigt sich doch bei näherer Betrachtung auch von dieser Seite seine Schöpfung; ein muthiges Roß, das ohne Zügel und Zaum dahinstürmt, mit schäumendem Maul und schnaubenden Nüstern, mit wehendem Schweif und wallender Mähne, mahnt in seiner wilden Schönheit, in seiner ungefesselten Kühnheit an Meereswellen im Sturm. Das *schönste* Hausthier ist das Pferd gewiß, ob es das nützlichste ist, darüber läßt sich streiten; es wird manche geben, die durch Liebhaberei oder Wahlverwandtschaft, durch Einsicht oder Ansicht bestimmt, dem Rinde oder Schafe den Vorzug vor dem Pferde geben, seine Schönheit macht ihm keiner streitig. Man sagt, daß Kinder, die in zarter Jugend schön sind, später häßlich werden, und diese Behauptung ist nicht ohne Grund; wo die Züge schon vor ihrer vollen Entwickelung reizend und bedeutend sind, da werden sie späterhin gewöhnlich stark und dadurch unschön; bei unseren Hausthieren findet der Satz: „*Schön in der Kindheit, häßlich erwachsen*," seine volle Bestätigung. Es gibt kaum ein häßlicheres Thier, als ein neugebornes Füllen; sehr hohe, plumpe Beine, ein ganz unverhältnißmäßig kurzer, dicker Leib, langes, rauhes Haar geben ihm das Ansehen einer Ungestalt, während es kaum ein niedlicheres Thierchen gibt, als ein ganz junges Ferkelchen; sein Bau ist wohl proportionirt und fein gegliedert, silberweiße Härchen bedecken den zarten Leib, seine Bewegungen sind leicht und drollig, es ist ein allerliebstes Thier! Und nun stelle man im Geist ein erwachsenes Schwein gegen ein Pferd.

Die Schönheit des Pferdes ist kein Geschenk der Natur; wenn Hirsche und Rehe im Thiergarten gehegt, wenn Panther und Löwen in die Gitter einer Menagerie oder eines zoologischen Gartens eingezwängt, den Reiz und die Schönheit verlieren, die im Stande der früheren Wildheit ihnen eigen war, so findet beim Pferde das Gegentheil statt. Von der Mutter Natur stiefmütterlich behandelt, trägt es, wie Aschenbrödel unter seinen Geschwistern, ein unansehnlich struppig Gewand und hat in solcher Tracht mehr das Ansehen eines plumpen Esels, als *das* eines edlen Rosses. Erst unter der veredelnden Zucht des Menschen, unter seiner bildenden Hand erhielt es allmählich seine feinere und höhere Bildung, bis es endlich nach tausendjähriger Pflege zu dem Ideal von Schönheit gelangte, in welchem Kraft und Grazie, Ausdauer und Leichtigkeit, Muth und Anmuth in solchem Grade sich vereinen, daß man sagen darf: hier ist männliche und weibliche Schönheit in *einem* Wesen verschmolzen. Um dies Ideal zu *erreichen*, und, wo es erreicht ist, zu *erhalten*, werden Studien, Mühen und Summen verwendet, die ans Unglaubliche grenzen; palastartige Marställe werden erbaut, in marmornen Krippen und vergoldeten Raufen wird ihren Bewohnern der blinkende Hafer, das duftige Heu gereicht, zahlreiche Diener, besondere Leibärzte und Lehrer werden ihnen gehalten, ihre Ahnen werden gezählt, ihre Stammbäume werden beglaubigt, die Ebenbürtigkeit ihrer Verbindungen wird sorgfältig überwacht. Es geschieht Unerhörtes für sie, aber es werden auch unerhörte Ansprüche an sie gemacht. Ein Pferdezüchter und Erzieher verlangt von seinem Pfleglinge und Zögling einen wohlproportionirten, kegelförmigen Kopf mit gleichförmig spielenden, gut angesetzten Ohren, breite, sanft gebogene Stirn, hervorstehende, große, klare Augen mit gut schließenden Lidern, weit geöffnete Nasenlöcher, nicht zu starke Ganaschen, frisches, schäumendes Maul, dünne, zarte Lippen, und nicht zu magere Kinnkettengrube, gut angesetzten, schön gebogenen, etwas fleischigen Hals mit dünner, feiner Mähne rc. rc. Und wie die Ansprüche an den Leib des Pferdes mannigfach und schwer zu vereinen, ebenso mannigfach und schwer zu vereinen sind die Ansprüche, die an seine geistigen Eigenschaften gemacht werden, an sein Feuer und seine Sanftmuth, an seine Furchtlosigkeit und seine Gutmüthigkeit, an seine Raschheit und seine Gelehrigkeit, denn man verlangt nicht nur menschliche, man verlangt übermenschliche Eigenschaften von ihm, nur in *einer* Hinsicht ist man duldsamer

gegen seine Pferde als gegen seine Mitmenschen, man gestattet ihnen gern, daß sie *fromm* sind. Hat nun ein Eigenthümer alle jene Eigenschaften in einem oder mehreren Rossen gefunden, oder glaubt doch sie gefunden zu haben, dann ist ihm kein Opfer für die Lieblinge zu schwer, jeden Anstoß möchte er ihnen aus dem Wege räumen, über jedes Steinpflaster möchte er ein Pflaster legen von weichen Decken, damit die Hufe nicht leiden, nach dem Thermometer wird die Temperatur im Stalle sorgfältig geregelt, mit dreifachen Hüllen, je nach dem Witterungswechsel, wird gewechselt, ihre Bewegung wird vorsorglich geregelt, jeden weiteren Weg müssen sie zu Wagen zurücklegen. In eigens dazu gebauten, mit vier Extrapostpferden bespannten Fahrzeugen wurden sonst die Rennpferde zum Wettrennen gefahren, die Hinterwand des Wagens bildete, heruntergelassen, eine gepolsterte Brücke zum bequemen Aus- und Einsteigen, die Wände waren im Innern weich tapeziert, die Fenster waren mit grünen Behängen versehen;

und was sonst ein Vorrecht der *Rennpferde* war, ist, seit der Eisenbahnverkehr und seine Preise es gestatten, ein Gemeingut der ganzen Pferdearistokratie geworden; *heute geht kein anständig Pferd mehr zu Fuße.*

Diese Liebe ist, wie Liebe so oft, ein Erzeugniß der Selbstliebe; das Pferd ist seinem Besitzer unschätzbar, denn der Schaden oder Gewinn, den es ihm bringen kann, ist unschätzbar, mit ihm geht ein großes Capital, nicht nur ein Capital an Geld, ein Capital an Ruf, an Ehre verloren, wenn ein anderes Gestüt einen berühmteren Beschäler aufweist, wenn ein anderer Renner siegt auf der Rennbahn, wenn ein Kamerad ein schöneres Pferd reitet auf der Parade oder auf der Promenade. Aber nicht minder groß ist der Gewinn an baarem Gelde, den es bringen kann durch vortheilhaften Verkauf, durch die eingesetzten Preise und Rennwetten beim Wettrennen, durch die Füllen, die es zeugt oder wirft. Aus Eigennutz und Selbstsucht stammt die Liebe zum Pferde; findet *die* keine Befriedigung mehr, dann hört die Liebe auf. Doch gilt das nur von den Reichen. Der Arme, der mit seinen Hausthieren in naher Gemeinschaft lebt, gewinnt die Thiere lieb durch dies Band der Gemeinschaft; nirgend findet eine nähere statt, als zwischen den *Gorallen* und ihren Pferdchen (Gorallen heißen die Bergbewohner in den Karpathen, von gora der Berg), aber nirgend auch eine größere Zärtlichkeit und Traulichkeit. Das kleine Roß ist der Familie das, was dem Kinde die Puppe, was der Dame der Schoßhund ist. Obwohl nicht so klein, als ein kleiner Hund, doch wenig größer als ein großer, ist es gewissermaßen der Stubenhund der Familie geworden, es wohnt mit ihr nicht nur unter demselben Dach, sogar in demselben Gemach. Was Vater und Mutter und Kinder genießen, das theilen sie mit ihm, ja sie sind freigebiger mit Liebesbeweisen gegen den vierbeinigen Liebling, als gegen die zweibeinigen befiederten oder unbefiederten, und der vierbeinige erwidert ihre Aufmerksamkeiten durch Zärtlichkeit und *Reinlichkeit*; er schmiegt seinen seinen zierlichen Kopf an die Schultern seiner Pfleger, er gibt durch einen eigenthümlichen Ton, der wie ein tiefes Hm, hm! klingt, zu erkennen, daß es Zeit sei, ihm die Thüre zu öffnen, damit er seinen Sinn für Reinlichkeits- und Anstandspflege beweisen könne. Mit seinem Herrn gemeinschaftlich vor den kleinen Wagen gespannt, ziehen beide gemeinsam die Holzwaaren nach dem Jahrmarkt, welche der Hausvater während des Winters geschnitzelt, um in der Stadt Lebensmittel für sie beide und für die andern Familienglieder einzutauschen.

Wo es der leere Wagen oder die leichte Last gestattet, geht das Pferdchen allein; es kennt nicht Zaum noch Gebiß, sein Herr nicht Peitsche noch Leine, vertrauend überläßt er ihm die Führung des Wagens, weiß er doch, daß wo die eingeschlagene Richtung zweifelhaft wird, das kluge Thierchen

sich umsieht und dadurch um eine Handbewegung bittet, die ihm den Weg andeutet, weiß er doch, daß es da, wo der Weg gefährlich wird, stehen bleibt und wartet, bis der Herr herangekommen ist, um über die bedenkliche Stelle fortzuhelfen. Säumt dieser, so wartet es geduldig, Stunden lang, ja Tage und Nächte lang, wenn der Gebieter beim verlockenden Meth, beim fesselnden Kartenspiel festsitzt; ja, es ist schon geschehen, daß ein zurückbleibender Führer beim Beerensuchen in einen Abgrund stürzte und verunglückte, und daß man zwei Tage später erst ihn und sein Rößlein gefunden; der Führer war todt, das Pferd halbtodt vor Hunger und Durst; kaum noch im Stande, sich zu bewegen, stand es vor einer gefährlichen Stelle, des Führers harrend, treu, wie ein Hund. Stirbt es endlich nach langen Freundesdiensten, dann schicken die Hinterbliebenen, nicht wie bei uns, fühllos zum Abdecker, der Hausvater selbst erweist der guten Haut den letzten Liebesdienst und trägt die gute Haut der guten Haut zu Ehren; behaart als Kopf- und Brustbedeckung, unbehaart als Fuß- und Beinbedeckung. Es gibt wenig Familien unter den Gorallen, die nicht ein solches Bekleidungsstück aufzuweisen hätten, das vom Vater auf Sohn und Enkel forterbt, das dem Besucher gezeigt und wobei ihm von den Familienmitgliedern viel von dem verstorbenen Liebling erzählt wird, von den weiblichen oft mit nassen Augen.

Weniger liebreich verfährt der schwedische Landmann mit seinem kleinen dickbäuchigen, rundköpfigen, langhaarigen Pferde. Im Spätherbst, ja noch den halben Winter hindurch, muß es sich auf den kahlen Fluren kümmerlich Futter suchen. Mit den Vorderhufen scharrt es den Schnee fort und beißt das gefrorene Moos ab, daß es zwischen den Zähnen knirscht, als ob es Glas zermalmte. Nur zur Arbeit wird es heimgeholt und zum Postdienst, denn die Besorgung der Extraposten in Schweden ist ein Vorrecht der Bauern, auf das sie eifersüchtig halten und der Reihe nach ausüben. Kommt eine Extrapost auf der Station an, so eilt der Postillon, an dem die Reihe ist (fast immer eine Magd), nach der Hütung, schwingt sich auf ein Pferd, galoppirt rittlings wie ein Mann nach der Station, spannt es an den Wagen des Reisenden und übergibt ihm den Zügel, denn jeder Reisende ist dort sein eigener Kutscher, für einen zweiten böte der Wagen nicht Raum. Eine Peitsche überreicht sie ihm nicht, die führt jeder bei sich, leider oft mit einem Nagel, der in das Ende der Peitschenschnur geknüpft ist. Sobald der Reisende den Wagen bestiegen hat, setzt sich das Pferd unaufgefordert in scharfen Trab, die Magd trabt nebenher, erst dann, wenn vom Reisenden getrieben, der Trab in Galopp oder Carriere übergeht, bleibt sie zurück und erreicht trabend die nächste Station, wenn der Reisende sie längst schon verlassen hat. Das Pferd steht vor dem Posthause, schweißtriefend mit tief gesenktem Kopf, völlig frei und doch unbeweglich im Schneetreiben oder in der brennenden Sonnenhitze. Sie schwingt sich darauf und galoppirt nach Hause. (Schluß folgt.)

Die neue Kinderpest.

Von Dr. Dyrenfurth.

Ein schrecklicher Würgengel durchzieht jetzt das ganze nördliche und östliche Deutschland und richtet entsetzliche Verheerungen unter der Kinderwelt an — die Diphtheritis, oder, wie der deutsche Name lautet: die Rachenbräune. In fliegender Eile stürmt diese furchtbare Seuche von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, eine Unzahl blühender Kinder vom zweiten bis zum vierzehnten Lebensjahre niedermähend, mitunter auch in die höhere Jugend hineingreifend. Trostlos stehen, o wie viele Eltern an den kleinen Särgen, welche ihre Wonne und Hoffnung für immer umschließen. Alles frägt den Arzt: „Was ist's mit dieser Rachenbräune? wodurch unterscheidet sie sich von der seit lange bekannten häutigen Bräune? wie fängt sie an, und wie entwickelt sie sich? wie wird ihr vorgebeugt und wie wird sie behandelt?"

Die nachfolgenden Zeilen enthalten einen Versuch, diese Fragen zu beantworten.

Die Diphtheritis als Massenerkrankung ist eine nur für uns Deutsche neue Krankheit; in England, Frankreich, Spanien und Italien haust sie schon seit langer Zeit epidemisch, und vereinzelte Fälle bei Kindern und Erwachsenen sind auch von unseren Aerzten schon öfters beobachtet worden.

Nur in ihren Ausgängen, und auch da nicht immer, zeigt sie eine Aehnlichkeit mit der häutigen Bräune. Letztere — auch Croup genannt — ist eine selbständige, im Innern des Kehlkopfs und der Luftröhre auftretende entzündliche Ausschwitzung in Form eines mehr oder weniger dicken gelblich weißen Häutchens; sie kleidet die Luftwege oft so vollkommen aus, daß sie eine röhrchenförmige Gestalt annimmt. Dagegen erscheint die Rachenbräune, wie schon ihr Name besagt, zuerst in der Rachenhöhle und steigt erst mit ihrem weiteren Fortschreiten in den Kehlkopf hinunter. Sie entwickelt sich innerhalb, die häutige Bräune auf der Schleimhaut der ergriffenen Theile. Die erste beruht auf einer allgemeinen, mit Blutentmischung verbundenen Krankheit, die zweite auf einem rein örtlichen Leiden, einer Entzündung des Kehlkopfs.

Am gewöhnlichsten kommt die Diphtheritis, obwohl sie auch die Schleimhäute anderer Organe, z. B. des Magens und Darmkanals nicht verschmäht, auf den Mandeln, dem Zäpfchen, dem Schlund, überhaupt auf den hinteren Gebilden der Mundrachenhöhle zur örtlichen Erscheinung. Dort zeigt sich, unter oft nur geringen Störungen des Allgemeinbefindens, meist nur unbedeutenden Schlingbeschwerden und etwas Schnupfen und Husten eine weißgraue oder gelbbraune Ausschwitzung, welche Neigung hat, brandig zu zerfallen und rasch um sich und in die Tiefe zu greifen. Daher wird der Belag bald dicker, zäher, schorfiger, mißfarbiger. Je mehr die Zerstörung der Gewebe, die Vernichtung der Blutkörperchen zunimmt, desto bedenklicher wird der Zustand. Mit der steigenden inneren Anschwellung wird das Schlingen und Athemholen mehr und mehr erschwert, die Respiration wird röchelnd, die Sprache undeutlich und näselnd. Aus dem Munde fließt Speichel und dringt ein höchst übler Geruch. Gleichzeitig schwellen auch äußerlich die Halsdrüsen bis zur Ohrgegend an.

Ruhelos werfen sich die kleinen Kranken hin und her; eine tiefe Abgeschlagenheit und Theilnahmlosigkeit hat sich ihrer bemächtigt; sie weisen jede Nahrung von sich, die Haut ist blaß, welk und trotz des Fiebers meist kühl.

Die Dauer dieses Zustandes ist sehr verschieden. Sie richtet sich nach der Zunahme der brandigen Zerstörung und nach der Widerstandskraft der Kranken, so daß der Tod bei dem einen schon nach 3—4, bei den anderer erst nach 8—14 Tagen durch Lähmung erfolgt. Meistens aber tritt der Tod noch nicht in diesem Stadium ein, da die Krankheit sich vorher gewöhnlich noch auf die Luftwege verbreitet und dort die Erscheinungen der ächten Bräune hervorruft. Man hört nun den eigenthümlich bellenden, heiseren Ton des Crouphustens. Die Athemzüge werden immer schneller, Lippen und Wangen bläulich, die Angst und Unruhe steigen aufs höchste, bis der Verfall herannaht, und der jetzt erwünschte Tod den Qualen ein Ende macht.

Was der Rachenbräune hauptsächlich einen so gefährlichen Charakter gibt, ist die ihr von vornherein eigenthümliche Schwächung der Lebenskräfte; es ist, als ob der Natur alle Energie abhanden gekommen, als ob der Organismus zum unaufhaltsamen Zusammenbruch verurtheilt wäre.

Und doch stehen wir diesem mörderischen Dämon nicht ganz waffenlos gegenüber, und doch könnten bei rechtzeitiger Hilfe viele Kinder dem sonst sicheren Tode entrissen werden! In dem Zeitraum, wo die Krankheit den Körper befällt, wo sie die ersten Pinselstriche auf die Rachengewebe malt, da ist der Moment des Einschreitens! Wir haben es um diese Zeit mit einem theilweise noch örtlichen Leiden zu thun, dem wir durch ein kräftiges Handeln nicht selten Einhalt gebieten können. Unter der großen Mehrzahl der Aerzte herrscht die durch vielfache Erfahrungen erprobte Ueberzeugung, daß ein je nach den Umständen beharrlich fortgesetztes Aetzen — wir bedienen uns hierzu meist einer Auflösung von Höllenstein — die Rachenbräune, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Fällen niederzuhalten im Stande sei.

Diese Krankheit zeigt nämlich durch ihren ganzen Verlauf, gleich der Cholera, dem Typhus u. a. m. alle Merkmale einer jähen Blut-

vergiftung, weicht aber von ihnen wieder dadurch ab, daß sie ihren ersten Eintritt in den Körper durch deutlich sichtbare Fußtapfen bekundet. Sie macht, wie der Milzbrand, das Hunds- und Schlangengift, ihre ersten Ansprünge in örtlich wahrnehmbaren Spuren. Vom frühesten Auftreten bis zur vollständigen Entwicklung und Vervielfältigung in der Säftemasse bedarf es örtlich und zeitlich eines gewissen Zwischenraumes. Indem wir also jene verrätherischen Flecken in der Rachenhöhle aufsuchen und mit aller Macht zerstören, gelingt es uns oft, den Fortschritt des brandigen Zerfalls und das Hinzutreten der Bräune zu verhindern, und gewinnen wir Zeit, die sinkenden Kräfte zu heben, das erkrankte Blut zu verbessern.

Hieraus erhellt wie nothwendig während der vielleicht noch mehrjährigen Dauer der Epidemie eine **sorgsame Beaufsichtigung unserer Kleinen** ist. Schon ein anscheinender Katarrh, Blässe oder sonstiges Unwohlsein müssen zur größten Behutsamkeit auffordern. Mögen die Eltern ihre Kinder von Zeit zu Zeit zum weiten Oeffnen des Mundes veranlassen und ihnen die Zunge mit einem breiten Löffelstiel niederdrücken; bei öfterer Anwendung dieses Handgriffs werden sie namentlich unter Anleitung eines Arztes sich Kenntniß vom Zustande der Rachenhöhle erwerben, und bei jeder Abweichung von der Norm frühzeitig Hilfe suchen.

In Häuser, wo die Rachenbräune herrscht, werden wir unsere Kinder nicht hinschicken, weil die Krankheit die dafür empfänglichen ansteckt, und werden in unseren Räumen bei aller Sorgfalt gegen Winterkälte und Zugluft die nöthige Reinlichkeit und Lufterneuerung nicht verabsäumen.

Diejenige Mutter aber würde leicht einen fahrlässigen Kindesmord begehen, welche ihr an Diphtheritis erkranktes Kind, aus Furcht, demselben Schmerzen zu bereiten, nicht ätzen ließe, wenn es der Arzt für erforderlich hält!

Am Familientische.

Kinder und Greise.

(Zu dem Bilde auf Seite 29[illegible].)

Unter den zahlreichen paradoxen Aussprüchen, die Rousseaus berühmter Erziehungsroman „Emil“ enthält, ist mir immer als der tollsten einer das Wort erschienen: „Die Kinder **schmeicheln** den **Greisen** zuweilen; sie **lieben** sie **niemals**.“ Beruhte dasselbe auf Wahrheit, dann gälte der Kindbeit insgemein, wenn auch in etwas anderem Sinne, das Mephistophelische: „Weh dir, daß du ein **Enkel** bist!“ Aber es ist **nicht** wahr. Tausende und hunderttausende lebender Kinder protestiren dagegen, und ebensoviel Männer und Frauen, die noch ihre Kindheit nicht vergessen haben, schließen sich ihnen an.

Nur meinen Großvater mütterlicherseits habe ich gekannt, und er starb, da ich noch ein Knabe war, als ein hochbetagter Greis. Der Verkehr mit ihm ist mir aber bis auf den heutigen Tag in lebendigster Erinnerung geblieben, während ich sonst wenig aus jenem Zeitabschnitt weiß, der wie ein Helldunkel unser Leben eröffnet. Und es macht mich jetzt noch froh und glücklich, wenn ich an den lieben alten Mann zurückdenke, dem unter dem silberweißen Haar die Wangen frisch und roth blieben bis an sein unerwartet schnelles schmerzloses Ende. Die Zeit, die wir Kinder in seinem sehr einfachen, aber für uns an allerhand Merkwürdigkeiten reichen Zimmer zubringen durften, war stets eine Festeszeit; denn so ohne weiteres konnten wir bei dem alten Herrn, der die Ordnung selber war, nicht ein- und auslaufen, nur zu bestimmten Stunden hatten wir Erlaubniß zu kommen. Aber je strenger wir darin gehalten wurden, und je weniger uns der Großpapa verwöhnte, um so mehr hatten wir ihn lieb, und keine schlimmere Strafe gab es für einen von uns, als wenn die Eltern verboten, zu ihm hinaufzugehen. Was für prächtige Geschichten wußte er zu erzählen aus seinem Heimatlande Schweden — ich könnte sie jetzt noch wiedergeben — und welch ein Jubel war es, wenn er uns auf einem seiner großen Spaziergänge mitnahm; denn bis zu seinem Todestage blieb er ein ungewöhnlich rüstiger Fußgänger.

An alles das mußte ich unwillkürlich wieder denken, als mir **Carl Rauppʼs** Bild vor die Augen kam. Trägt das Bild nicht den Stempel der Naturtreue und Wahrheit in jedem Zuge? und liebt das auf dem Schoße des Greises ganz behaglich sitzende Kind nicht augenscheinlich seinen Großvater, obgleich dessen Züge uns nicht gerade besonders liebenswürdig dünken mögen? Aber darauf achtet ein Kind wenig oder gar nicht; wo es ein Herz ihm in Liebe entgegenschlagen fühlt, da gibt es sich hin und umschlingt mit seinen Aermchen und küßt selbst das häßlichste Gesicht.

Wir machen eine ähnliche Erfahrung, wenn wir lange und aufmerksam die schlichte Scene unseres Bildes betrachten. Wir vergessen den dunkeln, ärmlichen Raum und die wenig anmuthigen Züge seines Bewohners, wie das Kind seine Puppe, die unbeachtet auf dem Fußboden liegt; — wir vergessen alles Aeußere über dem Anblick der Liebe, die den Greis und sein Enkeltöchterlein mit einander verbindet. Und könnten wir näher treten und der Rede lauschen, so würden wir auch ihre Mangelhaftigkeit vergessen und ebenso aufmerksam zuhören, wie das Kind; denn sei es nun, daß der zahnlose Mund ein Märchen erzählt, sei es, daß er von der vielleicht verstorbenen Mutter des Kindes spricht, — ein altes treues Herz ist darin unverkennbar, das ebenso warm das der Kleinen umfaßt, wie die markige, sehnige, kräftige Hand ihren Körper. Die Liebe vermag eben mehr noch, als die Kunst; sie idealisirt nicht, wie jene, sie **verklärt** alles Irdische und hebt uns über seine Schranken hoch empor.

Wohl gibt es Familien — und nicht nur im Märchen — in denen eine lieblose Schwiegertochter dem Großvater hinter dem Ofen einen Platz und ein hölzernes Tröglein anweist und der kleine Enkel, lieblos gegen die Eltern wie gegen ihn, rasch ein ähnliches für die Zukunft von Vater und Mutter anfertigt; wohl gibt es Greise, die sich um die Kinder ebenso wenig kümmern, wie diese um sie; es sind dies aber doch, Gottlob, nur traurige Ausnahmen — in der Regel **lieben** die Greise die Kinder, und diese **lieben** erst recht die **Greise**.

R. K.

Eine Fahrt auf der Guitarre.

Nächst dem Besenstiel, darauf nach dem heidnischen Aberglauben die Hexen in der Nacht vom 30. April auf den ersten Mai oder in der Walpurgisnacht nach dem Brocken reiten, um den grünenden Saaten und blühenden Bäumen zu schaden, ist das eigenthümlichste und am schwierigsten zu benutzende Fuhrwerk, welches ich auf meinen ausgedehnten Reisen angetroffen: die Moskauer **Guitarre**, und sobald ein Passagier im Stande ist, auf diesem Instrument eine Rundreise durch die umfangreiche alte Czarenstadt zu machen, ohne abgeworfen zu werden, kann er hinterher dreist und sicher die Walpurgisnachtfahrt auf den Blocksberg mitmachen.

Mein erstes Präludium auf der Guitarre war folgendes:

Ich kam mit der russischen Südbahn in Moskau an und zwar mit dem letzten fälligen Zug. Die Coupés waren außergewöhnlich stark besetzt, und ich hätte mich wohl etwas rascher nach einem Fuhrmann umsehen sollen. Da ich aber meine Koffer vorausgeschickt und am Gepäckschalter nichts zu suchen hatte, so verzog ich mich noch einige Zeit auf dem Perron des Bahnhofs. Als ich mich nun schließlich nach einem Iswoschtschik (Fuhrmann) umsah, war der ganze nur spärlich vom Gaslicht erhellte Platz vor dem Bahnhofe leer. Da stand ich nun einsam am äußersten Ende der „Moskwa,“ und rief vergebens nach einem Transportmittel. Das ganze Beamtenpersonal der Bahn, namentlich aber die Gepäckträger und andern dienstbaren Geister, waren spurlos verschwunden; sie hatten sich arbeitsmüde und auffallend rasch in ihre Behausungen zurückgezogen. Ich suchte nun in den Winkeln der angrenzenden Straßen nach einem Fuhrmann. Endlich nach langen fruchtlosen Bemühungen sah ich im Schimmer einer Gaslampe ein Transportmittel, wie ich es früher bei meinem nur flüchtigen Verweilen in Moskau noch nicht gesehen. Das Fuhrwerk war mit vier Rädern versehen, über deren Achsen ein flacher, mit verschossenem und geflicktem Tuch überspannter Kasten, der genau in der Gestalt einer Guitarre, inmitten von vier C-Federn hing. Der Fuhrmann, in eine ganz trostlose, abgeriebene, fadenscheinige Kleidung gehüllt, saß auf dem schmalen Hals der Guitarre und nickte schlaftrunken. Der klapperdürre Gaul stand bewegungslos, und das eingestellte Spiel seiner Ohren ließ muthmaßen, daß er ebenfalls entschlummert. Ich weckte den Fuhrmann durch das übliche lautlose Signal, einen gelinden Rippenstoß. Er fuhr auf, riß den Gaul an den Strängen zurück, gab ihm dann einen Tritt und hatte im Nu das Fuhrwerk aus der Gosse, darin es mit zwei Rädern stand, vollends auf das Straßenpflaster gelenkt. Die Guitarre zitterte nach dieser urplötzlichen Schwenkung noch lange fort.

„Wohin will der Herr fahren?“

„Nach dem Kreml in den Londoner Hof,“ antwortete ich.

„Setzen Sie sich!“

„Wie soll ich mich setzen?“ fragte ich.

„Wie man zu Pferde sitzt,“ antwortete er.

„Und wo lasse ich meine langen Beine?“

„Neben den Vorderachsen sind Zapfen, darauf müssen sie gestellt werden.“

Ich setzte mich rittlings auf die runde Resonnanzdecke der Guitarre, die noch zum Ueberfluß ein Schallloch hatte, und suchte dann mit den Füßen nach einem Stützpunkt. Ich fand auch zwei hervorragende Hölzer an der bezeichneten Stelle, darauf die Spitzen der Stiefel mühsam gestellt werden konnten. Der eine Zapfen war noch dazu bis über die Hälfte abgebrochen.

„Das ist ja ein niederträchtiges Fuhrwerk!“ rief ich ärgerlich.

„Dafür fährt der Herr aber auch schnell und billig,“ gab der Iswoschtschick zurück. Dann schnalzte er mit der Zunge, pfiff und der Gaul warf sich ins Geschirr. Im nächsten Augenblick hatte ich aber auch schon den Kutscher, der etwa zwei Spannen von mir saß, fest umklammert, sonst wäre ich von meinem schwankenden Sitz weithin auf das Pflaster geschleudert worden.

„Wenn der Herr ein kleines Trinkgeld gibt, kann er sich bis zum Kreml an mir festhalten!“ rief der Rosselenker. „Dabei will ich es auch noch dem Herrn bequemer machen und den Stock verwahren.“

Im Nu hatte er mir den Stock, der wie ein Knebel auf seiner Brust lag, aus der Hand gewunden, und stachelte damit den Gaul zu rascherem Galopp an.

Hui! wie schoß die Guitarre hüpfend, schaukelnd, entsetzlich nach rechts und links vibrirend, über das holprige Pflaster. Ich fürchtete, mit Rock und Fuß in das Räderwerk des entsetzlichen Fuhrwerks zu gerathen. Der rechte Fuß verlor jeden Augenblick seinen Stützpunkt, weil, wie bereits erwähnt, der eine Zapfen bis über die Hälfte abgebrochen.

„Ich komme mit meinem rechten Bein in das Rad!“ rief ich. „Der Zapfen ist entzwei.“

„Dann nehme ich das Bein zu mir!“ entgegnete der Iswoschtschik, nahm

Stock, Zügel und Peitsche in die linke Hand, und holte mit der rechten meinen bedrohten Fuß zu sich auf den Guitarrenhals.

Da fuhr die Guitarre durch eine Wasserlache. Das emporspritzende Wasser zwang mich, die Augen zu schließen, denn mein ganzes Gesicht wurde naß.

„Halt!“ donnerte ich und würgte den Jswoschtschik, als er nach der Wasserfahrt einen Geröllberg hinauffuhr und, statt zu halten, den Gaul durch Pfiff und Tritt noch mehr anspornte.

„Hier kann ich nicht halten; ich muß erst oben sein!“ rief er.

Knackend, als müsse sie jeden Augenblick zusammenbrechen, hüpfend und mich nach jedem Sprung emporschleudernd, fuhr das entsetzliche Gefährt den Rest des Anbergs hinan. Darauf hielt es und der Gaul schnoberte in die Finsterniß hinein.

„Warum soll ich halten?“ fragte der Jswoschtschik mit einer Gleichgültigkeit, die mich empörte.

Ich machte sein Fuhrwerk schmählich herunter. Er lachte und sagte:

„Auf einer Guitarre fahren können ist doch noch vornehmer, als zu Fuße gehen müssen.“

Ich ging jetzt, um meine mitgenommenen Gelenke wieder in die gehörige Verfassung zu bringen, eine Viertelstunde neben der Guitarre her, und setzte mich dann wieder auf das klägliche Instrument. Das Pflaster wurde jetzt etwas besser und ich hatte in der Guitarrenfahrt schon solche Fortschritte gemacht, daß ich nur von Zeit zu Zeit einen hastigen Griff nach dem Rücken des Jswoschtschik zu nehmen brauchte. Da ragte der vielthürmige Kreml in den Nachthimmel hinein. Die Uhr über dem Erlöserthor schlug die mitternächtige Stunde. Ich stieg vor dem Hotel de Londres ab, vor welchem vielleicht noch nie eine Guitarre, dieses elende Vorstadtfuhrwerk, gehalten.

„Die Guitarre hätte Sie leicht irgend wo anders hin, nur nicht zu uns, fahren können!“ sagte der Dwornik (Haushüter) leise zu mir, als wir in das Vorhaus traten, und legte, mich mit den Augen scharf fixirend, den Zeigefinger weise an die Nase.

Ein Gedanke durchblitzte meinen Kopf.

Ich eilte noch einmal auf die Straße und pfiff die Guitarre zurück.

„Hier hast Du noch ein Trinkgeld dafür, daß Du mich nicht in eine Diebsherberge gefahren,“ sagte ich zum Jswoschtschik und warf ihm noch eine Handvoll Kopeken in den schäbigen Hut.

„Ich hatte wohl daran gedacht, aber in der Wasserlache faßte ich den Entschluß, einen so guten Herrn, der doch keine Koffer hinter sich hat,*) richtig zu fahren,“ antwortete er. Dann kehrte er die Guitarre kurz um und fuhr im scharfen Trabe davon.

F. B.

Ein Haus aus Petroleumstein.

Es ist kaum eine Gesteinsart zu nennen, daraus nicht schon ein Haus aufgeführt worden, den seltnen rothen antiken Marmor nicht ausgeschlossen. Aus Granit und Gneis, aus Basalt und Trachyt, aus Tuff und Bimstein sind Häuser erbaut. Vielleicht machen Achat, Lapis Lazuli und Malachit eine Ausnahme, doch finden sich wenigstens Säulen und Verzierungen an Häusern aus diesen Steinen. Ich habe ein Haus, welches gewiß einzig in seiner Art dasteht, und das noch dazu insofern dem Chamäleon gleicht, als es stark die Farbe ändert. Es ist nämlich aus jenem bituminösen Schiefer erbaut, darin die Quellen der Rock-Oil-Company liegen, und der wegen seines Oelgehaltes Petroleumstein genannt wird. Wenn im Hochsommer die Sonne gegen mein Haus brennt, so wird es fleckig und schwitzt buchstäblich Oel; dabei hat es zugleich einen penetranten Geruch von ungereinigtem Petroleum. Ich habe natürlich das Haus, welches bei Feuersgefahr kaum zu retten sein wird, da es ganz aus verwesten Pflanzen und Thieren besteht und sein Material stark mit Oel gesättigt ist, nicht selbst bauen lassen, sondern es einfach gekauft. Freilich hatte ich damals keine Ahnung davon, daß sein Material Petroleumstein, sonst würde ich es wohl, und mit mir noch viele andere, in den Händen des Baumeisters gelassen haben. Doch in Amerika muß man sich vorsehen, sonst wird man auf gut amerikanisch „gehumbuggt.“ Zwar hat man nicht nöthig, eine Katze im Sacke zu kaufen, aber man muß alle seine Sinne anstrengen, um nicht hinters Licht geführt zu werden. Es ist vielleicht noch keinem passirt, daß er ein Haus gekauft, über dessen Material er im Unklaren war. Mich trösteten natürlich der Baumeister und das Gericht nur mit dem inhaltschweren Spruch: „Do not trouble yourself about the matter!“ (Beunruhigen Sie sich über die Sache nicht.) Mr. L. in Chicago.

*) Die Koffer werden in der Regel extra, von einem Gepäck-Jswoschtschik gefahren.

Ein chinesisches Frauenfest.

In der chinesischen Stadt Futschufu, deren wichtiger Hafen, wie bekannt, im Jahre 1844 dem europäischen Handel eröffnet ward und wo jetzt viel Fremde, namentlich Engländer, ansässig sind, erscheint auch eine englische Zeitung u. d. T.: Foochow Advertiser. Wir entnehmen aus einer Nummer derselben vom September v. J. folgende interessante Mittheilung.

Am 6. dieses Monats, heißt es, wurde das alljährlich hier stattfindende Fest Ch'i-ch'iao, d. i. Gebet um Geschicklichkeit, gefeiert. Es ist dies eine merkwürdige Sitte, die namentlich unsere schönen Leserinnen amüsiren dürfte. In der siebenten Nacht des siebenten Mondes breiten nämlich die Frauen und Mädchen der Familie sieben Kürbisse und sieben Früchte, sieben Obertassen und sieben Gefäße mit Weihrauch aus. Daneben hocken sie nieder, nehmen sieben seidene Fäden zur Hand und suchen eiligst, bei dem schwachen Lichtschimmer eines brennenden Papierstreifens sieben Nadeln einzufädeln. Ihre relative Tüchtigkeit in der Ausübung der weiblichen Obliegenheiten im Hause wird dann nach der Zahl der Nadeln, welche sie in der kurzen Zeit, daß das Papierchen brennt, einfädeln, bemessen und der ganze Vorgang überhaupt als Ordalie angesehen. Ferner fangen die Frauen, verheirathet wie unverheirathet, in derselben Nacht kleine Spinnen und sperren sie bis zum nächsten Morgen in Schachteln ein. Hat eine Arachnide während dieser ihrer kurzen Gefangenschaft ein Gewebe zu Stande gebracht, so gilt dies als ein unfehlbares Zeichen, daß die Gottheit das Gebet der glücklichen Besitzerin der Schachtel um Gewährung von Geschicklichkeit und Tüchtigkeit erhört habe.

H. G.

Rebus.

Briefkasten.

Ludwig Passini, der Maler des allerliebsten Bildes „Marinella“ in unserer vorigen Nummer ist ein italienischer Künstler, der abwechselnd in Rom und Berlin lebt, und sich auch in Deutschland durch seine vortrefflichen Aquarellen einen bedeutenden Ruf errungen hat. Unsere Reproduction ist nach einer vorzüglichen Photographie aus dem bekannten Atelier Gustav Schauer's in Berlin gezeichnet; diese Photographie gibt die Schönheiten des Originals trefflich wieder und wir empfehlen sie allen unseren Lesern, welche das Bildchen apart zu haben wünschen.

Unter den vielen Zuschriften, die uns in Folge des Artikels über den Hildesheimer Silberfund zugegangen sind, enthält eine (von Dr. Göll in Schleiz) folgende abweichende Hypothese, die uns mittheilenswerth erscheint: „Die Hildesheimer Gegend lag bereits außerhalb des Cheruskerlands auf der Grenze der den Römern damals befreundeten Chauken, die ursprünglich zwischen Weser und Elbe wohnten, in der Folge aber sich bis an den Rhein ausdehnten. Dieser kriegerische Stamm begann schon unter Kaiser Claudius Raubzüge zur See nach der gallischen Küste zu unternehmen, „wohl wissend“, wie Tacitus sagt, „daß die dortigen Einwohner reich und unkriegerisch seien“. Auch am Aufstande der Bataver betheiligten sie sich und freibeuteten viel später noch auf römischem Gebiete. Da sich nun auch ein paar Stücke barbarischer Arbeit unter dem begraben gewesenen Silber befinden, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß man es weder mit dem Eigenthum des Varus, noch mit einem an germanische Gesandte oder Leibwächter gegebenen Geschenk zu thun hat, sondern mit dem Beuteantheil eines von einem Raubzuge in römisches Culturland zurückgekehrten Häuptlings.“ — Hrn. C. K. in London. Ganz ungeeignet für uns. — Abgelehnt die Einsendungen von B. H. in B., F. K. in W., F. T. in L., H. W. in Prag. — Hrn. Dr. L. in M. Wenn Sie einen wichtigen Theil Ostpreußens genau und zugleich in anregender Form kennen lernen wollen, so empfehlen wir Ihnen das so eben aus der Presse hervorgehende Buch unseres Mitarbeiters Otto Glagau: „Littauen und die Littauer“ (Tilsit, J. Reyländer), das außer den in unserem Blatte enthaltenen Artikeln aus der Heimatsprovinz des Verf. noch eine Reihe sehr werthvoller neuer Skizzen und anderer Ausführungen, namentlich auch einen sehr interessanten Excurs über littauische Sprache und Dichtung enthält. — C. F. G. Sie werden Ihren Wunsch in etwas bald erfüllt sehen — durch das Lebensbild eines der größten lebenden Orgelbauer Deutschlands, das auch über die Orgel selbst, ihre Construction etc. eingehende Belehrung gewährt.

Inhalt. Pauline. (Forts.) Novelle von E. Wichert. — Berliner Heirathsbüreaux. II. Von einem alten Junggesellen. — Unter der Rothen Eminenz. (Forts.) Roman von G. Hiltl. — Pferdestudien. Von A. v. S. Mit 6 Illustr. von W. Diez. — Die neue Kinderpest. Von Dr. Oppenfurth. — Am Familientische: Kinder und Greise. Von R. K. Zu dem Bilde von C. Raupp.

Zur gefälligen Beachtung.

Wir wiederholen, daß das I. Quartal des V. Jahrgangs (mit dem Anfang des Romans: **„Unter der Rothen Eminenz“**) für 18 Sgr. durch alle Buchhandlungen und Postämter nachbezogen werden kann, wo solche nicht zugänglich, direkt von uns, unter Einsendung des Betrags oder gegen Postvorschuß.

Die Preise der älteren Jahrgänge des Daheim sind:

Daheim I. Jahrgang broschirt Thlr. 2. — Sgr., gebunden Thlr. 2. 20 Sgr.
„ II. „ ist vergriffen und nur noch auf antiquarischem Wege zu haben.
„ III. „ broschirt Thlr. 2. 12 Sgr., gebunden Thlr. 3. 2 Sgr.
„ IV. „ „ „ 2. 12 „ „ „ 3. 2 „

Auch der III. und IV. Jahrgang ist nur noch in beschränkter Anzahl zu haben.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Februar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 20.**

Pauline.

Criminalnovelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

VII. Ein Familienrath und seine Folgen.

Nachdem einmal der Schuster Pastenack dem Candidaten Riehl die Thüre seiner Wohnung geöffnet hatte, fand letzterer nun auch den Weg allein und machte gewöhnlich zwischen der Straße und seiner Dachstube bei Frau Clementine Station. Die kleine Adele Harms war freilich nicht mehr anzutreffen, weder Vormittag noch Nachmittag, und von den Unterrichtsstunden wurde nicht weiter gesprochen. Sie schien sich nach der Unterredung mit dem gelehrten Manne eines besseren besonnen zu haben, ging wieder früh morgens ins Geschäft und kam spät abends nach Hause, von Haselstock bis an die Schwelle der Hausthür begleitet. Die kleinen Differenzen zwischen den beiden waren glücklich ausgeglichen.

Sie waren ausgeglichen, ohne daß sie eigentlich ein Wort über das gesprochen hätten, was ihnen an einander plötzlich nicht passen wollte. Ihr wunderliches Verhältniß gestattete eine solche offene Aussprache gar nicht, und sie waren beide ganz zufrieden, nicht genöthigt zu sein, dasselbe klarer zu machen. Haselstock fühlte sich durch den Verdacht, der noch immer auf ihm lastete und seine amtliche Stellung gefährdet hatte, gedrückt, so daß er jetzt am wenigsten seine tiefgeheimen Herzenswünsche hätte laut werden lassen, und Adele, so sehr sie sich auch ihrer Schwäche schämte, wenn sie mit sich allein war, würde es doch für einen unverzeihlichen Fehler erachtet haben, Haselstock etwas davon merken zu lassen, der an ihrer Ueberlegenheit durchaus nicht zweifeln durfte. Wie sie zu einander in eine Verbindung gekommen waren, die alle ihre Bekannten stillschweigend als eine Brautschaft ansahen, wäre ihnen selbst schwer geworden zu sagen. Es hatte sich eben „so gemacht.“ Waren sie doch entfernte Verwandte und hatte doch die kleine Adele als Kind dem schmucken Unterofficier auf dem Schoß gesessen, und seine blanken Tressen bewundert und ihm tyrannisch den Bart gezaust. Damals hieß er „Onkel“; aber acht oder zehn Jahre später, als er noch immer nicht viel älter geworden war, sie dagegen bereits die Einsegnung hinter sich hatte und groß genug gewachsen zu sein meinte, um für ein sehr niedliches Mädchen gelten zu können, revidirte er gelegentlich einmal das sehr complicirte Verwandtschaftsverhältniß und brachte glücklich heraus, daß von Onkelschaft eigentlich gar nicht die Rede sein könne, und schmunzelte sehr vergnügt, wenn er „Vetter“ oder gar „Vetterchen“ titulirt wurde. Das dauerte aber nur kurze Zeit, und dann wurde er gar nicht mehr genannt. Er hätte eben so gut aus der Fremde eingewandert oder vom Monde heruntergefallen sein können. Das war, nachdem er das hübsche Mädchen einmal mit so eigenthümlichen Augen angesehen und verstohlen die kleine Hand erhascht und mit einem ganz wunderlichen Seufzer gedrückt hatte, zu dem gar keine merkliche Veranlassung gewesen war. Seitdem war er der „Herr Haselstock“, und erst nach einer langen, langen Weile, die ihm viel Herzbeklemmung verursachte, „Haselstock“ schlechtweg, bis dann endlich hin und wieder einmal ein „lieber Haselstock“ mit unterschlüpfte und ihn in den siebenten Himmel hob. Und dann war's so weiter gegangen mit der Vertraulichkeit, aber so weit waren sie doch noch lange nicht, daß die kleine Adele ihm wieder den Bart zauste und zum Lohn für seine Geduld einen tüchtigen Kneifkuß gab — sie neckte sich nur gern mit ihm, als ob sie gar nicht merkte, was er eigentlich mit ihr im Sinn hätte, und er war stillvergnügt darüber, wie ein gutmüthiger Pudel, der sich von seiner kleinen Herrschaft maltraitiren läßt.

Wie gesagt, Adele war nicht zu Hause, wenn der Candidat Station machte. Aber er suchte sie auch gar nicht und vermißte sie kaum. Hinter der hohen Stirn trieben sich allerhand Pläne herum, die zu dem hübschen Mädchen und dem schnurrbärtigen Executor zur Disposition nur ganz entfernte Beziehung hatten. Clementine war ihm viel wichtiger, denn seinem Scharfblick konnte nicht entgehen, daß sie nicht nur das lebhafteste Interesse für die ganze Erbschaftsangelegenheit hatte, sondern auch die nöthige Energie besaß, auf geraden oder krummen Wegen ihren Vortheil wahrzunehmen. Es ließ sich mit ihr etwas anstellen und die Frage war nur, ob sie nicht in ihrem Eifer weiter gehen würde, als ihm augenblicklich lieb sein konnte. Freilich durfte nicht gezögert werden. Sollte der beabsichtigte Schlag gegen die Erben gelingen, so waren die Vorbereitungen

Digitized by Google

schnell zu treffen. Ohne ein Wagniß seinerseits ließ sich nun einmal nicht operiren.

Er paßte daher am Sonnabend Nachmittag die Zeit ab, in der Pastenack in einem alten Sorgstuhl „ein wenig nachzudenken" pflegte, was seine Frau ihm trotz aller Bemühungen nicht hatte abgewöhnen können und jetzt langmüthig duldete, und fand Clementine mit dem Einfassen von Lederschuhen beschäftigt, die am Vormittage aus der kunstgeübten Hand ihres Gatten hervorgegangen waren und zum Sonntag durchaus zu einem Tanzvergnügen fertig sein sollten. „Sie müssen sich quälen!" redete er sie nach einer flüchtigen Begrüßung an. „Arbeit und nichts als Arbeit, so oft ich Sie sehe."

„Es kann nicht jeder dem lieben Gott die Tage wegstehlen, wie Sie," entgegnete sie zungenfertig, aber mit einer Betonung, die deutlich erkennen ließ, daß seine Beobachtung ihr schmeichelte. „Mein Mann ruht vom Faullenzen aus, da muß ich doch die Hände rühren, damit wir bei unsern Kunden nicht den Credit verlieren."

„Sie sind eine vortreffliche Frau," bestätigte er. „Was sollte ohne Sie aus dem Hauswesen werden?"

Sie richtete sich hoch auf und rückte die Schultern zurecht. „Das will ich meinen. Ohne mich wäre mein Mann längst in der Branntweinflasche ersoffen. Aber ich will mir's auch bequem machen, wenn wir die Erbschaft gehoben haben werden. Es wird hoffentlich so viel abfallen, daß ich mir ein Nähmädchen im Laden halten kann."

Der Candidat lächelte. „Ein Dutzend, verehrte Frau, wenn Sie dann überhaupt noch Lust haben, sich mit dem Handwerk zu placken. Sie scheinen noch keine rechte Vorstellung zu haben, worauf Sie eigentlich rechnen dürfen. Nach meinen Erkundigungen —"

Sie ließ die Nadel ruhen und bat eifrig um nähere Auskunft. Bald wirbelte ihr der Kopf von allen den Zahlen, die Riehl aufmarschiren ließ, um ihr von ihrem zukünftigen Reichthum einen Begriff zu geben. „Das läßt sich ja gar nicht übersehen," meinte sie; „und wir haben nicht einmal Kinder!"

„Wenn jeder von den vier Erben ein paar tausend Thaler von seinem Part abgibt, merkt er's gar nicht einmal," fügte der Candidat hinzu.

„Ein paar tausend Thaler?" rief sie glühend roth. „Auch nicht einen Pfennig, sage ich Ihnen!"

Er zog die Augenbraunen auf und krauste die Stirn. „Bedenken Sie doch, was Ihnen übrig bliebe! Wenn nun das kleine Opfer gebracht werden müßte, um Ihnen überhaupt die Erbschaft zu sichern?"

Sie sah ihn ängstlich an. „Wie versteh' ich das?"

„Denken Sie einmal nach — Sie sind ja eine verständige Frau! worauf beruht denn Ihre ganze Hoffnung? Doch nur darauf, daß das Testament nicht wieder zum Vorschein kommen wird. Wo ist es aber geblieben? Doch nicht vom Vogel Phönix in die Luft getragen, oder plötzlich in Flammen aufgegangen oder zu Wasser zerflossen. Ein Mensch hat es genommen, so viel steht fest, und dieser Mensch muß gewisse Absichten damit gehabt haben. Daß Haselstock auf den feinen Einfall gekommen wäre, sich auf diese Weise eine reiche Erbschaft zu sichern, werden Sie selbst nicht glauben, — der Mann ist merkwürdig beschränkt. Also wer sonst und aus welchem Grunde? Nehmen Sie nun einmal an, es hätte ein Schlaukopf darauf speculirt, den natürlichen Erben einen Gefallen zu thun — gegen eine angemessene Vergütung natürlich. Der Fall wäre doch denkbar. Er hätte nun das Testament in der Hand und sagte zu Ihnen: ich hab's gefunden, kann's dem Gericht abgeben, aber auch vor Ihren Augen verbrennen und die Asche in alle Winde streuen. Wenn ich's herausgebe, sind Sie arm, wie die Kirchenmäuse; wenn ich's verbrenne, reiche Leute. Was bieten Sie dafür? — Nun? wären den Erben zehntausend Thaler zu viel für das Papier?"

Clementine folgte seinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit, als ob auch nicht ein einziges davon verloren gehen dürfte. Sie war ganz bleich geworden und die Augen erschienen noch einmal so groß als sonst. „Ist das Ihr Spaß?" fragte sie kleinlaut.

Er wiegte sich befriedigt auf dem Stuhl hin und her. „Spaß oder Ernst, die Sache ist bedenklich."

„Oh?! Aber um alles in der Welt! er muß sich doch melden. Wie sollen wir sonst —"

Der Candidat legte den Zeigefinger an den Mund. „Und wenn ich ihn kenne —?"

Clementine starrte ihn an. „Sie kennen ihn?"

„Ich sage — wenn!"

Sie ergriff seine Hand und drückte sie mit ihren knöchernen Fingern. „Herr Candidat! machen Sie uns nicht unglücklich!"

Er schmunzelte vergnügt. „Das ist durchaus nicht meine Absicht. Im Gegentheil — ich meine es gut mit Ihnen. Aber Sie werden einsehen, daß große Vorsicht nöthig ist. Wer das Testament in Händen hat, wird von den Erben wegen seiner sehr billigen Forderung gesichert sein wollen."

„Aber mein Himmel! wer ist es?"

„Ich darf seinen Namen nicht verrathen, bis die Bedingungen festgestellt sind. Und auch dann muß alles durch mich gehen. Es kann den Erben ja auch sehr gleichgültig sein, wer ihnen das verfängliche Testament aushändigt."

Clementine warf die Schuhe auf den Schustertisch, daß das Band hoch nachflatterte. „Freilich — freilich! Wo habe ich denn nur meinen Kopf? Es ist mir, als ob ich auf dem Carrousel sitze! Ist's denn auch wirklich richtig, schönster — bester Herr Candidat? Sie kennen ihn — und er will das Testament verkaufen?"

„Wenn wir einig werden."

„O! das ist das wenigste," rief sie. „Mein Mann, der alte Esel, hat gar nichts mitzureden und die anderen müßten ja rein mit Blindheit geschlagen sein —!"

Er bat sie, sich doch nur zu beruhigen. Die Sache müßte ganz im Geheimen betrieben werden, damit die Polizei keinen Wind bekäme. Ein unbedachtes Wort könnte alles verderben. Sie war wie um den Finger zu wickeln, versprach, sich genau nach seinen Weisungen zu richten. „Gut dann!" sagte er schließlich, „bringen Sie die Erben morgen zusammen; ich will mich ebenfalls einfinden und wir können das weitere besprechen."

Damit entfernte er sich und ließ die Schustersfrau in der größten Aufregung zurück. Sie ergriff ein Stück Sohlenleder und schlug damit ihren laut schnarchenden Gemahl auf den Kopf, daß er erschreckt die Augen aufriß. „Steh auf, Pastenack!" donnerte sie ihm zu. „Ich muß ausgehen. Die Schuhe kannst Du fertig nähen." Sie zog ihr schwarzes Umschlagetuch aus dem Kleiderschrank, ohne die Thür weiter zu öffnen, als daß ihre Hand durch die Spalte konnte, und stülpte die Hutschachtel auf den Tisch aus, um schneller zu ihrer Kopfbedeckung zu kommen. Mit einem Viertelblick in den kleinen Spiegel zerrte sie die Schleife unter dem Kinn aus, ergriff den großen rothbaumwollenen Regenschirm mit dem Messingringe und rannte fort.

Pastenack sah ihr verwundert nach. „Na! in der brennt wieder das höllische Feuer," murmelte er gähnend und drückte den Kopf in die andere Ecke der Lehne, um weiter zu schlafen. —

Die Schustersfrau steuerte mit vollen Segeln nach dem Materialwaarenladen ihres Schwagers Grützmacher in der Vorstadt. „Lassen Sie alles liegen, Schwager," rief sie ihm zu, „und kommen Sie hinauf. Wichtige Nachrichten!" — Er schien, nach seinem ärgerlichen Gesicht zu schließen, mit der Störung sehr unzufrieden, strich aber doch das Käsemesser auf dem narbigen Ballen der linken Hand ab und folgte der vorauseilenden Frau durch die kleine Verbindungsthür nach dem Treppenflur, der einen besonderen Ausgang nach der Straße hatte.

Von dorther ließ sich ein lautes Rubbeln und Rascheln und Plautschen vernehmen, untermischt mit einigen Menschenstimmen, die einander und das Geräusch überschreien zu wollen schienen. Ungefähr in der Mitte der Treppe kniete auf einer Stufe ein weibliches Wesen, welches mit einer Scheuerwanne neben sich den ganzen Engpaß sperrte und mit wahrer Wuth eine Bürste und den Scheuerlappen handhabte. Die Stimmen aber kamen von oben, wo die Generalreinigung im Flur und in den beiden Zimmern fortgesetzt wurde und Frau Grützmacher mit dem Dienstmädchen keifte, das ihrer Meinung nach den Besen und die Bürste immer nicht gründlich genug in Bewegung setzte, wogegen sich natürlich vieles sagen ließ. Dieses sanfte Phlegma hatte also doch auch Galle.

Frau Pastenack war auf der Treppe voraus und legte der Scheuerfrau kräftig die Hand auf die Schulter, um sie zu bewegen, in ihrer Arbeit einzuhalten und sie durchzulassen. Diesen Moment verhältnißmäßiger Stille benutzte Grützmacher, um in wahren Flötentönen hinaufzusäuseln: „Die Schwägerin Clementine ist da, Minchen; willst Du nicht gütigst einmal erlauben —?" Nun lehnte sich oben über den Wolm eine geblümte Nachtjacke und ein großes Kopftuch, unter dessen Schattendach ein feuerrothes Gesicht verlugte

und eine krähende Stimme rief hinab: „Heut ist Sonnabend — wird niemand hinaufgelassen."

Clementine ließ sich nicht so leicht abschrecken. Sie faßte die Scheuerwanne mit kräftigen Händen, setzte sie einige Stufen zurück, zog ihre Lederschuhe von den Füßen ab und schritt eiligst aufwärts. „Dummes Zeug!" brummte sie, „das Testament wird doch wohl vorgehen." Grützmacher folgte ihrem Beispiel, indem er gleichfalls seine gestickten Pantoffeln abschlumpte und in der Hand mit sich trug.

Das Wort „Testament" hatte auch in den Ohren der Frau Grützmacher einen so überwältigenden Klang, daß sie jede Opposition aufgab und sich in eine Ecke des zweiten Zimmers zurückzog, in dem freilich die Möbel bunt und wirr genug durcheinander standen. „Es sieht hübsch bei mir aus," entschuldigte sie milder, indem sie das Fenster schloß und das Kopftuch lüftete. Dann fiel ihr Blick auf Grützmachers Schürze, die er in der Eile abzubinden vergessen hatte, und es war nun ganz der frühere leidende Ton, mit dem sie sagte: „Du kommst mir wieder mit der Schürze herauf, Grützmacher! Wie oft soll ich Dir's sagen, daß meine schwachen Nerven den Heringsgeruch nicht vertragen." Sie nahm aus ihrem Arbeitskörbchen die bekannte Flasche mit der Aufschrift: „Jean Maria Farina", und hielt sie unter die Nase.

Was Frau Pastenack unter dem Siegel der Verschwiegenheit zischelnd mitzutheilen hatte, war so wichtig, daß der Aerger bald darüber vergessen wurde. Grützmacher meinte, daß man zehntausend Thaler gut und gern bewilligen könnte, und er mußte „als Kaufmann" ein Urtheil über so etwas haben. Es schien nothwendig, eine Zusammenkunft sämmtlicher Erben zu veranstalten, und nur noch der Ort fraglich, wo man sich treffen wollte. „Du hast das Local dazu," meinte Clementine, zu ihrer Schwester gewandt, „und auf eine Tasse Kaffee wird es Dir wohl nicht ankommen."

„Das ist das wenigste," lispelte Minchen, „aber meine gescheuerten Stuben —! daß auch immer alles zur unrechten Zeit kommt!" Endlich wurde man dann doch einig, daß Pastenacks Sonntag Nachmittag kommen, Adele und Haselstock mitbringen und den Candidaten einladen sollten.

Und so geschah es denn wirklich. Madame Grützmacher machte große Toilette, um dem ihr noch fremden Candidaten zu imponiren und die „armen Verwandten" etwas sehen zu lassen, breitete eine weiße Serviette über den Sophatisch und ließ auf den Fußboden von der Thür her bis zu den Stühlen, auf denen die kleine Gesellschaft Platz nehmen sollte, Decken legen. „Machen Sie sich gehörig die Stiefel rein, lieber Pastenack," empfing sie denselben und meinte zugleich Haselstock und den Schwarzrock mit. Dann ließ sie sich selbst auf dem Sopha vor der großen Kanne nieder, aus der der Grützmachersche Strandkaffee duftete, und nöthigte zum Sitzen. Pastenack hatte zur Ehre des Hauses baumwollene Handschuhe aufgezogen, die sich nun schwer über seine dicken Finger zurückstreifen lassen wollten, so daß Adele kichernd helfen mußte. Haselstock saß völlig zugeknöpft bis unter das Kinn schweigend neben ihr und ließ nur von Zeit zu Zeit einen lauernden Blick auf Eugen Riehl hinübergleiten. Er hatte die Nachricht und Einladung Clementinens mit einem bärbeißigen „Donnerwetter" aufgenommen, sonst aber nichts gesagt, als: „versteht sich, daß ich dabei bin."

Der Candidat machte seine Eröffnungen in der Form einer Tischrede, indem er nicht ohne Feierlichkeit den Familienrath begrüßte, die Einigkeit und Harmonie der Interessenten als ein Glück pries, ihnen zu ihrem schnell erworbenen Reichthum gratulirte und dann auf das eigentliche Thema einlenkte, daß doch aber das rechte Wohlsein des Lebens nur aus der Sicherheit sprieße, mit der man sich der Güter desselben erfreuen dürfe und daß man diese Sicherheit nie zu theuer bezahlen könne. Clementine versicherte, daß man allerseits von dieser Wahrheit durchdrungen sei und gern die geforderte Summe abgeben wolle, wenn das Testament vor ihren Augen vernichtet würde. Das Grützmachersche Ehepaar nickte zustimmend, und Adele sah vergnügt in ihre Tasse, während Haselstock eifrig an dem Rest eines Milchbrötchens kaute.

So einfach werde sich nun die Sache aber nicht ordnen lassen, meinte der Candidat. Allerdings glaube er im Stande zu sein, das Testament herbeizuschaffen, aber man wolle ihm nicht verdenken, wenn er einige Sicherheit wegen der Vergütung für einen so großen Dienst beanspruche. Er schlug vor, die Erben sollten ihm einen Wechsel über 10,000 Thaler, zahlbar nach einer gewissen Zeit, ausstellen und aushändigen. Ein ausgefülltes Formular hatte er mitgebracht.

Man sah einander fragend an; keiner wollte zuerst mit der Sprache heraus. Endlich räusperte sich Haselstock auffallend stark, schluckte den letzten Bissen herunter, strich sich den Bart aus und sagte: „Wenn ich meine Meinung unverhohlen sagen soll, so ist die ganze Geschichte mehrentheils nichts als Schwindel. Ich kenne solche faule Fische, aber für mich schwimmen sie immer obenauf auf dem Rücken."

„Na darum!" fügte Pastenack erleichtert hinzu, senkte aber den Blick unter den Tisch und hustete in die Hand, als ihn Clementine scharf ansah. Haselstock hatte ihm einmal aus der Seele gesprochen.

Eugen Riehl zeigte seine Ueberlegenheit am besten dadurch, daß er einem so brutalen Angriff gegenüber ganz ruhig blieb, kaum merklich die Achseln zuckte und mit aller Gelassenheit antwortete: „Ich will mit Rücksicht auf Ihren Bildungsgrad über die Form hinweggehen, in der Sie mir Ihre Bedenken kundgaben. Diese Bedenken selbst sind mir durchaus nicht auffallend, denn ich habe vorläufig Ihr unbedingtes Vertrauen in Anspruch genommen, und Sie kennen mich ja so wenig. Wollen Sie sich also gefälligst näher darüber äußern, woran Sie Anstoß nehmen."

Haselstock kaute seinen Schnurrbart und schnitt Grimassen; die feine Manier des Candidaten war ihm unheimlich. Adele, die ihn von der Seite her beobachtete, dachte bei sich: es ist doch um die Bildung etwas! Wenn sie nun aber auch nichts sagte, so merkte der Executor doch, daß er sich nicht so leicht schlagen lassen dürfte, faßte sich deshalb ein Herz und brummte: „Grad' und ehrlich — Zug um Zug! Wir sollen auf gut Glück Wechsel schreiben und bekommen vorher nichts zu sehen. Wenn Sie das Testament bei Seite geschafft haben, oder mit dem Dieb unter einer Decke stecken, zeigen Sie es uns doch erst einmal. Sehen geht vor sagen!"

Nun trat ihm auch Clementine bei. „Ja wohl," wiederholte sie, „sehen geht vor sagen."

„Und ein Wechsel ist immer ein Wechsel," erdreistete Grützmacher sich zuzufügen. Als Kaufmann mußte er das wissen.

Eugen Riehl faßte in seine Brusttasche. „Es ist durchaus nicht meine Absicht gewesen," sagte er, „die hochverehrten Herrschaften ohne Beweise zu lassen. Das Testament selbst freilich werde ich mir erlauben, so lange zurückzubehalten, bis gegen Präsentation des Wechsels wirklich Zahlung erfolgt — das werden Sie mir nicht verdenken, denn ich kann Sicherstellung verlangen, wie Sie. Aber hier ist etwas, das Sie jedenfalls über den Zweifel hinausheben wird, ob ich im Besitz des Testaments bin, oder nur vorgebe, es zu sein. Herr Haselstock — Sie sind ja ein Mann des Gerichts und werden die betreffenden Handschriften leicht recognosciren können. Wollen Sie sich gefälligst einmal dieses Papier ansehen."

Er schob ihm einen Brief hinüber, dessen drei Siegel aufgebrochen waren. Haselstock, nicht wenig geschmeichelt durch die Wichtigkeit, die seiner Person beigelegt wurde, entfaltete denselben, fand einen in besonderer Weise zusammen gelegten leeren Bogen Papier, prüfte die Aufschrift und die Siegel genau, glotzte überrascht den Candidaten an, sah nochmals die Adresse durch und rief dann laut: „Wahrhaftig —! das ist das richtige Couvert zum Testament des alten Blasius. Da hat er oben selbst seinen Vermerk draufgesetzt und hier unten hat die Testamentscommission geschrieben: „Hierin befindet sich das Testament und so weiter —" ich kenne ja die Hand des Secretärs, wie meine eigene, und die Namensunterschrift vom Rath Rübchen ist's auch — na! und hier die Gerichtssiegel, darüber kann gar kein Zweifel sein. Das Couvert ist richtig — darin hat das Testament gesteckt, so wahr ich Haselstock heiße!"

Diese Worte brachten in die Tafelrunde die lebhafteste Bewegung. Das Papier ging von Hand zu Hand und wurde aufmerksam und mit einer gewissen Scheu betrachtet. Madame Grützmacher, die sich sehr nervös angegriffen fühlte, ließ ihr Riechfläschchen eilig vom rechten zum linken Nasenloch und wieder zurück wandern, betupfte auch in einer Anwandlung von Mildthätigkeit Clementinens Haubenband mit der kostbaren Flüssigkeit. Der Candidat sah sich am Ziel seiner Wünsche.

Man kam nach einigen Hin- und Herreden, bei dem sich Haselstock nicht weiter betheiligte, überein, den Wechsel zu unterschreiben und auszuhändigen, wogegen das Couvert gewissermaßen als Pfand

im Besitz der Erben bleiben sollte. Grützmacher freilich wollte ein so gefährliches Papier nicht aufbewahren und Pastenack wußte bei sich keinen sichern Verschluß dafür; von Adele konnte gar nicht die Rede sein. So fand sich denn der Vorschlag ganz von selbst, es in Haselstocks Hände niederzulegen, der ja Beamter sei und mit dergleichen umzugehen wisse, auch schon gezeigt habe, daß er den Nagel auf den Kopf treffe. Der Executor war inzwischen vom Tisch aufgestanden und hatte sich, der Gesellschaft den Rücken zukehrend, ans Fenster gestellt. Nun wieder namentlich aufgerufen, seine Stimme abzugeben, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht und strich wohl zehn Mal seinen Bart nach rechts und links, zog aber dann doch mit plötzlichem Entschluß seine große Brieftasche von braunem Leder vor, die sich jetzt nicht der strotzenden Fülle erfreute, wie vor seiner Amtssuspension, legte das Couvert hinein und sagte energisch: „Gut! ich will mich der Sache annehmen nach meinem besten Wissen — und wer mit mir nicht zufrieden ist, der läßt's bleiben.“ Der Candidat hielt ihm die Feder hin: „Grad' und ehrlich — Zug um Zug!“ Haselstock sah ihn eine Weile grinsend an, tauchte dann kräftig die Feder ein und setzte seinen Namen auf den vorgelegten Wechsel.

Leider war ihm dabei das Malheur passirt, auf dem Wege zwischen Tintenfaß und Papier einen schwarzen Tropfen auf die weiße Kaffeeserviette auszuschütten. Madame Grützmacher sprang auf und mit beiden Armen zu, als ob sie ein fallendes Kind halten wollte. Aber sie kam zu spät. Es half Haselstock nichts, daß er ganz verschüchtert seine Entschuldigungen murmelte; er mußte sich einen ganzen Hagel von Vorwürfen über sein täppisches Wesen gefallen lassen. „Diesen schwarzen Fleck Ihres Lebens werde ich Ihnen nie vergessen!“ warf die empörte Frau ihm noch nach, als er schon die Treppe abwärts polterte. So löste sich der Familienrath disharmonisch.

(Fortsetzung folgt.)

Im Eisgange des Rheins.

Eine Episode aus dem Leben. Von J. Ludwig.

„Ja, — jenes Eisgangs werde ich gedenken, so lang noch ein Tropfen warmen Bluts in meinen Adern rollt“ — versicherte unser Gastfreund, der mit viel Gefälligkeit den Cicerone einer Gesellschaft Fremder auf dem Rheine machte.

„Sehen Sie da drüben die Terrasse?“ fügte er hinzu, indem er nach dem ziemlich hohen Uferdamme zeigte, über welchem sich ein Wirthschaftsgarten mit Haus und Bäumen in die Lüfte zeichnet. „Es ist ein beliebter Wallfahrtsort der Städter, die ihren Kaffee unter jenen Bäumen trinken und gerne über die Tasse und den Rhein hinweg in das Land hineinsehen, das da drüben liegt.“

„Nun — in jenen Tagen, die ich meine —“ fuhr er fort — „war das nicht mehr möglich, so berghoch hatte sich das Eis am Ufer hingethürmt. Es war ein Anblick, den man nie vergißt. Kolossale Massen auf einander festgefahrener Blöcke bildeten die Basis, von der sich spiegelglatte Wände, phantastisch aufgebaute Pyramiden in wilder Unordnung zum Himmel hoben. Als ob ein Riesenkind sich Häuser aus dem blitzenden Kristall gebaut und wieder neckisch durch einander eingeworfen hätte; so lag und ragte es in großartig-wunderlichen Formen aus dem Chaos. Hier stand ein Thurm, von Thürmen überklettert, dort sah man einen Dom mit Säulenhallen; man glaubte Zackengiebel und selbst das feine Schnitzwerk zu erkennen, das am Gesimse in die Höhe lief, und wenn die Sonne in den diamantenen Spitzen funkelte und an den Wänden sich in allen sieben Regenbogenfarben brach, dann sah man sich in eine Zauberwelt versetzt, wie sie kein Orientale sich erträumen kann, der nicht die Wunderbaukunst unsrer Winter kennt.

„Zu alledem war es gar seltsam still hier außen, die Menschen isolirten sich in ihren Häusern, und wer seine Lieben auf der andern Seite hatte, der war von ihnen völlig abgeschnitten. Kein Glockenton von drüben kam herüber; kaum daß man, wenn man in die Wipfel jener Bäume stieg, das Kreuz der hochgelegenen Kirche tröstend aus dem Gletscherzug des stummen Eisgebirges ragen sah, das an jenem, wie an diesem Ufer die Welt verbarrikadirte. Sie mögen denken, mit welchen herzklopfenden Befürchtungen wir der Zerstörung dieser Barrikadenwelt entgegensahen.“

„Nun — und wie war es?“ fragten mehrere Stimmen ungeduldig zu gleicher Zeit, als er einen Augenblick innehielt.

„Nun — wie war's? In einer schönen Nacht — wir hatten gerade Fastnacht und in der Stadt trieb Mummenschanz und rheinischer Uebermuth trotz der nahenden Gefahr sein Wesen, da fiel es jener tollgewordenen Dirne ein“ — er wies nach einem kleinen Nebenflusse, der oberhalb der Stelle, wo sie trieben, sein klares Wasser in den Rhein ergoß — „sich gleichfalls einen Maskenscherz zu machen. Sie brach ihr Eis und stürzte sich mit dem wilden Ungestüm eines Kindes, das man lange zurückgehalten hat, dem alten starren Vater in die Arme. Das war ein Ringen, Brust an Brust, bis sich dem Alten Herz und Hände lösten und sein Töchterlein ihm jubelnd in den Schoß sank. Ein Tosen, wie von fernen Wasserfällen, ein Dröhnen, das gleich unterirdischen Kanonenschlägen die Luft erschütterte und die Erde weithin erbeben machte, brauste durch die Nacht und verkündete den Eingeweihten, was geschehen.

„Was laue Luft und Sonne in Tagen nicht vermocht, das war der kleinen Wilden in wenigen Stunden gelungen. Die Plötzlichkeit des Stoßes brachte das mürbegewordene Eis zum Weichen, der Rhein erhob sich, und gegen Morgen war die ganze Masse in Bewegung. Doch statt, wie man gefürchtet, sich aufs Land zu werfen, glitt sie majestätisch mit dem Strome, wie ein Segelschiff bei gutem Winde treibt, und es gab ein imposantes Schauspiel, das schon in den frühen Morgenstunden überwachte Schwärmer an das Ufer lockte. Denn hier war mehr als Carneval zu sehen; der arme Menschenwitz verstummte vor dem Hauche des Allmächtigen, der eine Welt in Trümmern, ein Urweltchaos durcheinander stürzend, vorwärts trieb, und beschämt, erschüttert stand man einem Naturereignisse gegenüber, das überwältigend in seiner Kraft und Größe auch den Stolzesten die Ohnmacht seines Willens lehrte. — Obgleich mit jeder Stunde durch das Eintreten des Windes und das Aufbrechen der Nebenflüsse an Wildheit wachsend, hatte der Eisgang im ganzen einen günstigen Verlauf; von oben schmolzen Luft und Sonne, von unten leckten die Wellen mit gieriger Zunge und in kaum mehr als 24 Stunden zog der Rhein so frei vom Eise seine Bahn, wie er heute zwischen diesen Ufern zieht.“

Die Zuhörer athmeten erleichtert auf. „Und war kein Unglück zu beklagen bei der Plötzlichkeit der Katastrophe?“ fragte einer.

Der freundliche Berichterstatter schüttelte den Kopf; er war ernst geworden, und unwillkürlich selber ernster werdend folgte man dem Blicke seines Auges, das nachdenklich eine gewisse Uferstelle streifte, an der der Kahn mit leiserem Ruderschlage vorüberglitt. Und in der That! Kaum kann man sich ein freundlicheres und zugleich malerischeres memento mori denken, als es jener Friedhof auf dem Hügel bietet, wenn die Sonne, wie es eben jetzt der Fall war, hinter seinen Steinen, Statuen und dunkelnden Cypressen niedersinkt.

„Das ist die Insel,“ belehrte einer von den Ruderern.

„Die Insel? wo? wir sehen keine Insel.“

„Wir nennen sie auch nur noch so — aus hundertjähriger Gewohnheit,“ — erläuterte der Mann und fügte hinzu, daß das jetzt mit dem Festlande vereinigte Terrain früher wirklich eine Insel gebildet habe, indem es auf der einen Seite hier vom Rhein, auf der andern von einem später trocken gelegten Arme desselben umschlossen gewesen sei.

„Noch heute“ — nahm unser Gastfreund wieder das Wort; „noch heute kann man an den Vertiefungen des Bodens den gewundenen Lauf verfolgen, den er, vom Strom aus- und wieder in denselben zurückgehend, dicht unter jenem Friedhofshügel hin beschrieb. Es ist dort Sumpfboden, und des Nachts will mancher schon den Tanz der Irrwische gesehen haben. Wahr ist's, daß der Strom hier tiefer durch die Abendstille aufgrollt; es ist, als wolle er an alte Schuld gemahnen, und daß er seiner einstigen Rechte nicht vergessen hat. Davon könnte ich, wenn es Sie nicht ermüdete, ein Beispiel zum Besten geben, eine kleine Episode, deren Zeitpunkt eben jener Eisgang und deren Schauplatz diese Wiese ist.“

Da es allen willkommen war, erzählte er: „Auf dieser Wiese, insbesondere auf ihrer Spitze, die, wie Sie sehen, zungenartig in den

Eisgang auf dem Rhein, unterhalb des Siebengebirges.

Originalzeichnung nach dem Gemälde von C. Hilgers in Düsseldorf.

Strom ausläuft, kann man meilenweit den Lauf des Rheines übersehen. Dieser Umstand hatte hunderte von Menschen und unter diesen hunderten auch mich und einige Freunde herausgelockt. Wir standen hier seit Mittag, hingenommen von dem Zauber eines Schauspiels, wie wir es noch nicht erlebt hatten, und in steter aufgeregter Spannung aller Sinne nur darauf bedacht, keine seiner wechselnden Scenen zu verlieren. Denn mit der Furchtbarkeit des Anblicks stieg der Reiz desselben. Vom Winde getrieben, wie vom Zuge der empörten Strömung, gerieth das Eis in immer wildere Bewegung, und nicht nur an den Stellen, wo das noch stehende ohnmächtigen Widerstand leistete, an allen Orten und Enden entloderte der Riesenkampf der sich begegnenden Naturgewalten.

„Ohrbetäubend, sinnverwirrend schallte das Getümmel bis zu uns herüber. Entsteht schon durch das Aneinanderreiben der Schollen ein eigenthümliches Geräusch, das dem Knattern ferner Flintenschüsse gleicht, so kann man sich kaum einen Begriff von dem Getöse machen, welches das Klirren, Krachen und den dumpfen Fall der zusammenbrechenden begleitet — dazu das Rauschen der erregten Wasser und das in absetzenden Pausen einfallende Brausen des Windes!

„Unmöglich ist es, den Wechsel wie die Mannigfaltigkeit der Bilder zu beschreiben, die sich, im Entstehen schon verschwindend, unseren Augen boten. Gefesselt von dem Anblick, geblendet und betäubt, vermochten wir uns nur durch abgerissene Rufe unser gegenseitiges Entzücken mitzutheilen. Erst, als der Aelteste von uns, den wir ob seiner Vorsicht und praktischen Lebensklugheit nur den „Bürgermeister“ nannten, auf das Sinken des Tagesgestirns aufmerksam machte, erkannten wir mit Staunen, wie unterdes nicht nur die Stunden, sondern auch jene hunderte von Neugierigen verschwunden waren, die den Platz mit uns getheilt. Zu gleicher Zeit machte sich eine gewisse Abspannung geltend, die in naturgemäßer Reaction der grenzenlosen Aufregung folgend, auch uns, als den letzten, das Heimgehen wünschenswerth erscheinen ließ. Wir nahmen Abschied von dem Schauspiel, das unbekümmert um das abgehende Publikum seine Scenen mit immer neuer Großartigkeit über die donnernde Bühne führte und, während die andern ihre gegenseitigen Eindrücke austauschten, pfiff ich meinem Hunde. Das treue Thier, eine mächtige Dogge, die mich nie verließ, schnoberte unruhig um mich her und leckte mir die Hand mit einem Blicke seines klugen Auges, den ich, so gut wir uns auch sonst kannten, nicht verstand. Hatte ihn der Eisgang in solchem Grade alterirt? „Hussah, Cäsar!“ rief ich, und das Thier lief eilends vor uns her, um bald jedoch in großen Sprüngen zurückzukehren und uns winselnd mit allen Zeichen der Erregung zu umkreisen.

Der Bürgermeister stutzte: „Vorwärts, Freunde!“ drängte er, wie von der Angst des Hundes angesteckt, und vorwärts liefen wir, dem Friedhofshügel zu. Doch das Laufen wurde bald zum Gehen, und selbst das Gehen brachte uns nur langsam vorwärts, da die Füße fast bei jedem Schritte in den aufgeweichten Boden sanken. Uns im Rücken donnerte der Rhein, und vor uns war ein Rieseln und ein Rauschen, das wir uns noch kaum zu deuten wagten, als wir auch schon vor dem Bette eines Flusses standen, den keiner von uns je zuvor erblickt. Fast zwanzig Schritte breit, wälzte er sein graugelbliches, mit weißem Schaum bedecktes Wasser zwischen den unsern und dem Fuße jenes Hügels hin, von dem die Todtenkreuze mahnend, schauerlich zu uns herüber grüßten. „Vorwärts! vorwärts!“ drängte unser Führer, und ohne nur ein Wort, nur einen Blick der Angst zu wechseln, eilten wir, die Stöcke fest einstoßend, über das von tausend Quellen durchsickerte, gleichsam lebendig werdende Erdreich dem äußersten Ende der s. g. Insel zu. Die Hoffnung aber, hier noch einen Uebergang zu finden, hatte uns getäuscht und die Gewißheit, die statt ihrer uns begrüßte, machte auch den Muthigsten vor Schrecken bleich. Die sogenannte Insel war zu einer wirklichen geworden; der Rhein, in seiner Aufregung der alten Zeiten sich erinnernd, hatte wie sonst einen Arm um sie geschlungen. Vor und hinter uns, so weit wir sahen ... W a s s e r — W a s s e r!

„Wir blickten einander schweigend an; die Lippe wagte nicht auszusprechen, was deutlich doch in jedem Auge stand, und langsam, alle von dem nämlichen Instinct geleitet, schritten wir nach der höchstgelegenen Stelle des Terrains, wo wir uns unter einem alten Weidenstumpf postirten und rathschlagten, was zu thun sei. Das Aufhissen einer Fahne, Tücherschwenken, Rufen, alles ward versucht, aber ohne Erfolg. Der Platz war leider nur zu wohl geeignet, uns die Fortschritte des austretenden Wassers übersehen zu lassen. Von allen Seiten wachsend, rückte es uns langsam, aber sicher immer näher; dazu dunkelte der Abend und wir konnten mit mathematischer Gewißheit die Zeit berechnen, in welcher, wenn nicht schnelle Hilfe kam, die Todeswoge unser Eiland überspülte. Grau in Grau gemalt, im Hintergrund das geisterhafte eisige Gewoge auf dem Strome, das mit der Dämmerung immer riesigere Dimensionen annahm, so lag die weite Eis- und Wasserwüste vor uns da, und trostlos irrten meine Augen nach den kaum mehr erkennbaren Thürmen der fernen Stadt, hinter deren Mauern unter anderen Häusern auch ein Häuschen stand, in dem die zärtlichste der Mütter den Abendtisch für ihren Sohn bereitete, der vielleicht nie mehr in ihr trautes Stübchen treten sollte. Nie mehr? Auf meine Schulter legte es sich leise, wie eine Freundeshand, ein warmer Athem hauchte in mein Gesicht, und zwei Augen schauten in die meinen mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde. Es waren die Augen ... meines Hundes, der sich, so hoch er war, an mir emporgerichtet hatte; aber — lacht nicht! — was ich dort empfunden, es war das heilige Gefühl der Zusammengehörigkeit alles Lebens, das in Gott als seinem Gipfelpunkte endet oder vielmehr niemals, niemals enden kann, gegenüber einer seelenlosen, grausamen Naturmacht.

„Ein Kahn! ein Kahn!“ erklang es jauchzend um mich her; die Freunde schwenkten ihre Tücher, ihre Mützen. Cäsar sprang mit einem Freudensatze an mir auf, und unwillkürlich falteten sich meine Hände über dem erregten Herzen. Der Friedhofswächter hatte uns gesehen — unser Rufen hatte er vor dem Wellenbrausen nicht vernehmen können — er und ein junger Schiffer, der seine Hütte in der Nähe hatte, kamen in einer Nußschale von Boot, mit Aufbietung aller Kräfte, uns zu retten. Wir wateten, so weit es ging, ihnen entgegen und die zwei Kleinsten, die zugleich die Jüngsten von uns waren, sprangen ohne Aufenthalt hinein, wie es einmüthig schon zuvor beschlossen worden war. Kein Wortwechsel! kein Abschiednehmen! wir alle wußten, daß der Tod auf der Spitze einer Viertelstunde schwebte, denn das Boot vermochte außer den Ruderern kaum noch zwei Menschen zu fassen — wir aber waren unser s e c h s! Dreimal mußte es denselben Weg, mit jedem Male schwieriger, zurücklegen. — Die Wasser stiegen fort und fort, und ehe es zum dritten Male kam — wer mochte sagen, was indes geschehen konnte!

Die Fahrt gelang und zum zweiten Male sahen wir die wackern Männer wiederkehren, mit Wind und Wellen kämpfend und das eigne Leben für das unsre muthig einsetzend. Ein edler Wettstreit hatte sich indes zwischen den Zurückgebliebenen erhoben, dem wir, der Bürgermeister und ich, als die Stärkeren, dadurch ein rasches Ende machten, daß wir die beiden anderen im sonderbarsten Ringkampf, der wohl jemals unter ähnlichen Verhältnissen stattgefunden, in das Rettungsboot hinüber warfen. Das Wasser spritzte hoch um uns empor, und wir hatten kaum noch Zeit, dem Regenbade zu entfliehen, als die Fluten schon um unsre Füße spülten und uns steigend nach dem letzten Zufluchtsorte zu verfolgen schienen. Mit welchen Empfindungen wir von dort den sich Entfernenden nachschauten? wer will sie malen? „Grüßt meine Mutter!“ rief ich halblaut nach. Die Dämmerung war mittlerweile stark hereingebrochen, und unsere Augen schmerzten von dem angstvoll angespannten Sehen in die Ferne; das Wasser schwoll ringsum, die Kälte stieg, aber die Verzweiflungsfrage: „werden sie noch einmal wiederkommen können?“ ließ unsere Pulse wild im Fieber klopfen und machte unempfindlich gegen Frost und Nässe.

„Sie kommen“ — flüsterte mein Freund und ... sie kamen wieder. Cäsar schmiegte sich mit einem kurzen freudigen Geknurre an meine Kniee. „Macht vorwärts — vorwärts!“ schrieen unsere Retter — die Todesangst schrie mit aus ihrer Stimme — und entsetzlich war es anzusehen, welch übermenschlicher Kraftanstrengung es bedurfte, das Boot bis zu uns heranzubringen. Noch heute weiß ich nicht, wie wir, halben Leibes durch das Wasser watend und uns an den zugeworfenen Stricken haltend, dasselbe zu erreichen und hineinzuspringen vermochten.

„Zu schwer! zu schwer! wir sinken“ — keuchten die erschöpften Ruderer. „Den Hund hinaus!“ befahl der Bürgermeister, der wie ein Feldherr mitten in dem Boote stand, umsonst bemüht, das verlorn: Gleichgewicht wieder herzustellen: die Männer faßten nach dem Thiere — — furchtbar! furchtbar! Es wehrte sich und zeigte wild die Zähne, indem es sich verzweifelt an mich klammerte, mit vollsten Zuversicht, daß ich es schützen werde. Und der Blick, mit dem es zu mir

aufsah! „Laß mich nicht von dir!“ flehte dieser Blick — o diese Seele, diese stumme Seele, wie sie aus einem Hundeblicke reden kann! Unvermögend, ihn zu ertragen, wandte ich das zuckende Gesicht zur Seite — aber mechanisch schlossen sich meine Arme um den Hals des treuen Thieres.

„Es ist ein Hund — hier gilt es Menschenleben“ — zürnte mein Freund — „laß los! Unsinniger!“ Er stand mir bleich und drohend gegenüber.

„Ich habe Frau und Kinder“ — sagte der Friedhofswächter.

„Ich eine alte Mutter, die ohne mich verhungern muß“ — der Fischer.

Da sanken meine Arme wie gelähmt von dem Halse Cäsars. „Geh!“ stieß ich wild heraus und, vor Schmerz und Wuth die Zähne aufeinander beißend, stieß ich ihn mit Ungestüm zu Boden. Da lag er und krümmte sich zu meinen Füßen, legte seinen Kopf auf meine Kniee und es schien unmöglich, ihn von dieser Stelle fortzureißen. Weder Fußtritte, noch rauhe Griffe brachten ihn empor, und es war die schauerlichste Scene, die ich je erlebt, dieser Kampf der Männer, die in der Erbitterung des Kampfes selbst zu wilden Thieren wurden, mit dem Thiere, das in mehr als menschlicher Treue sich nicht von seinem Herrn und Freunde trennen ließ.

„Wir sinken! Heil'ge Mutter Gottes! sei uns gnädig! schütze meine Frau und meine Kinder!“ rief einer der Ruderer.

Mit einem Satze war ich aus dem Boote, der Hund an meiner Seite; es hob sich, wie befreit, die Ruderschläge klatschten in das Wasser, und im nächsten Augenblicke war es hinter dem Rücken einer großen Woge verschwunden, deren Sturzbad ich nicht schnell genug entfliehen konnte. Entfliehen? wozu entfliehen? Ich fragte mich das selbst und dennoch — so allmächtig ist der Instinkt, der Erhaltungstrieb des Lebens, daß ich mich bald darauf auf unserm alten Platze wiederfand, wo ich den Weidenstumpf fest umklammerte. Das Wasser war indes auch bis zu dieser Stelle vorgedrungen und stieg langsam, stetig, bis zu meinen Knieen und bald schon über die Kniee weiter, weiter in die Höhe. Den einen Arm um den Stamm der Weide, den andern um den Nacken meines Hundes geschlungen, der auf den Hinterbeinen stand und mich mit seinen Liebkosungen vor völliger Erstarrung schützte, so sah ich reglos nach der Himmelsdecke, an welcher friedlich Stern um Stern auftauchte, indes hier unten der alte Kampf ums Dasein, dort in der aufgeregten Wasserwelt, hier in der einsamen verlassenen Menschenbrust, müd' und müder werdend, aber dennoch bis zum Ende fortgesponnen werden mußte.

Und dieses Ende — ob es nahe war? Ich glaubte es, ich hatte mich ergeben. Meine Gedanken waren betend zu Gott erhoben; ich fühlte, daß Er mir nahe sei und mich höre — zwischendurch drängten sich die Gestalten meiner Freunde, meiner Mutter. — — Meine Mutter! Ihr gehörten die Gedanken, die mich immer wieder einem seltsamen Traumzustande entrissen, in welchem ich hinüberzuschlummern nahe war. Nein! ich konnte, ich durfte so nicht sterben; meine Mutter liebte mich zu sehr; meine Mutter betete für mich; ich fühlte ihr Gebet in meinem Herzen.

Doch nicht lange, und jener Traumzustand erfaßte mich aufs neue; das dumpfe Donnern der stürzenden Eismassen im Strome, das Brausen des Windes und der Wellen um mich her, ward zu einem Klingen und Singen, wie von ferner Musik; es schwoll an, und es verhauchte wieder, gleich dem Säuseln einer Aeolsharfe; durch die halbgeschlossenen Lider sah ich hier die Umrisse des eisbeladenen Rheins, dort den Friedhofshügel wie mit athmenden, auf und nieder schwankenden Linien den Horizont begrenzen — ein Meer umwogte mich in phantastisch-wunderlichen Wogen, ich, ein kleiner Punkt in diesem Meere, begann mir selbst zu schwinden — — träumte ich?

Rothe Lichter tanzten auf den Wogen, schwarze Gestalten hoben sich dahinter, eine dunkle Masse schob sich nah und näher, Menschenstimmen schwammen durch das Klingen und das Singen, welches immer noch vor meinem Ohre tönte — Hände, Arme streckten sich, zu Riesengliedern schwellend, nach mir aus und, geisterhaft im Fackelschein schwimmend, bog sich ein Gesicht zu mir heran.

„Er lebt! er lebt! und auch der Hund ist noch am Leben — Gott sei Dank!“ War das nicht der Bürgermeister, der so rief? er, der im Zorn von mir geschieden war? welch ein Traum!

Als ich erwachte, lag ich in dem trauten Stübchen meiner Mutter, in warme Decken eingehüllt, und vor mir stand die liebe alte Frau .....

„Und das“ — schloß der Erzähler, der ganz bleich geworden war, indem er recht aus voller Brust aufathmete und die weiche Abendluft hinuntersog, die balsamisch von denselben Wellen hauchte, auf welchen er den schauerlichen Flügelschlag des Todesengels einst vernommen hatte — „das war kein Traum, so wenig wie es meine Rettung durch den Bürgermeister war.“

„Und der Hund?“ wurde gefragt, als unser Freund erschöpft innehielt. Er lächelte: „Ich sagte gerne, daß er heut noch lebte, wenn wir nicht die Jahrzahl 1868 schrieben, aber lang genug hat er gelebt, um auch mir einmal das Leben in unbewußter Dankbarkeit zu retten. Davon ein ander Mal! Sie wissen nun, warum mir jener Eisgang unvergeßlich ist.“

Unter der Rothen Eminenz.

Historischer Roman aus dem alten Frankreich von Georg Hiltl.

(Schluß.)

Saint-Preuil hatte in tiefem Nachdenken vor dem mit gesiegelten Briefen halbbedeckten Tische zugebracht — er gedachte der Unterredung mit einer gewissen Person nicht mehr, die Cornillon ihm verheißen — seine Lampe flackerte vom Hauche des Windes bewegt, der durch die schlecht schließenden Fenster hereinwehte. Die dumpfen Schläge der Thurmuhr weckten ihn aus seinem Brüten.

„Mitternacht!“ sagte er. „Sollte ich nicht noch eine Unterredung haben? mit wem?“

Er stand auf. Die Riegel der Kerkerthüre rasselten, knarrend drehte sich die Pforte in ihren Angeln — ein bleiches Licht fiel in das öde Gemach und zeigte dem Gefangenen die Gestalt einer tief verschleierten Dame. Sie trat einige Schritte vor, hinter ihr schloß sich die Thüre. In demselben Augenblicke schlug die Dame den Schleier zurück.

„Maria von Hautefort!“ rief Saint-Preuil außer sich und streckte seine Hand nach der Eingetretenen aus. „Maria, Sie kommen, um mir den Abschied von dieser Welt schwer zu machen. Sie waren es nicht, die ich hier zu sehen vermuthete.“

Maria ließ sich erschöpft auf den Sessel nieder, den Saint-Preuil noch so eben eingenommen hatte. Sie reichte dem Capitän ihre Hand, dieser beugte überwältigt das Knie und preßte die Hand heftig an seine brennenden Lippen.

„Und hier, hier finde ich Sie wieder,“ rief Maria unter Schluchzen. „Sie haben die treue Warnung verschmäht, Sie haben Ihre Leidenschaft nicht gezügelt und Ihren Feinden die furchtbare Waffe gegen sich selbst geliefert.“

Saint-Preuil erhob sich.

„Maria,“ sagte er, „fern sei es von mir, in dieser letzten glücklichen Stunde den leisen Hauch eines Vorwurfs auszustoßen — aber ich spreche es aus. Nicht die Macht und der Haß meiner Feinde, nicht die Mahnung, meine Vergehen zu strafen, bringen mich auf das Schaffot — jene Nacht in Ihrem Hause und das Ende des Märchens von Auet vernichteten Franz von Saint-Preuil. Als ich dem Cardinal dreist genug entdeckte, daß ich die Unterredung mit Ihnen belauschte — von jener Stunde an war ich verloren.“

„Wie? Sie entdeckten ihm dies gefährliche Geheimniß?“

„Ich mußte es thun — denn Sie selbst waren in Gefahr, von seiner Rache ereilt zu werden. Er hielt Sie für die Verrätherin, und ich stand nicht einen Augenblick an, mich selbst als den Verräther zu bezeichnen.“

„Franz! Franz! Sie wagten das? für mich?“

„Nach unserer Trennung konnte ich nicht mehr auf Ihre Liebe hoffen — ich war entschlossen, für Sie zu handeln und — wenn es sein mußte — zu leiden. Ich verwarf die Anerbietungen des Cardinals — ich schlug den nichtswürdigen Cahusac und Vitry, seinen Spießgesellen, als sie beide auf dem Wege nach Melun den Courier

La Porte überfielen, und als der König, von dem Minister angestachelt, wähnte, in dem Felleisen La Portes seien Briefe von Ihnen an Saint-Preuil aufbewahrt und für mich bestimmt gewesen, ließ ich ihn bei diesem Glauben, ich wollte nicht den Schein auf mich laden, als suche ich der Gefahr zu entgehen, die mich bei der Neigung des Königs zu Ihnen bedrohte. Ich habe dadurch die Königin gerettet — als der Monarch die Wahrheit erfuhr, waren die Briefe längst in sicheren Händen und die Absichten des Cardinals vereitelt."

„Sie lassen Ihre Rechnung gewaltig und groß anwachsen — meine Schuld an Sie — —"

„Oh! Maria sprechen Sie davon nicht! Ich war Ihnen diese Beweise meiner Ergebung schuldig, nachdem ich Ihre Liebe leichtsinnig genug verscherzt hatte. Aber in diesem Fehltritte lag auch der Keim des Verderbens für mich. Unaufhaltsam folgte eines aus dem anderen. Ihres Bruders gefährliche Verbindung mit Vendôme war mir bekannt, auf meinen Ausflügen in die Gegend von Anet hatte ich ihn oft genug bemerkt, wie er mit Rouvigny in das Schloß eilte — die Unterredung des Cardinals mit Ihnen hatte mir die Gefahr gezeigt, in welcher Henri schwebte — ich mußte ihn zu retten suchen, nachdem es mir obenein klar geworden, daß die tückische De Lorme dem Minister die Schuldigen verrieth. Richelieu hatte bereits alles gethan, um meinen Sturz zu bewerkstelligen, den ein glücklicher Zufall aufhielt. Ich traute meinem Sterne allzusehr — der Teufel erfaßte mich — ohne Achtung der Rechte anderer setzte ich ein wüstes, wildes Leben fort. Es ward mein Verderben. Zwei Mal hatte ich die Pläne des Ministers gekreuzt — ich hatte den von ihm geführten Schlag glücklich parirt — ich wußte um die Unterredung mit Ihnen — das konnte er mir nie verzeihen. Auf meiner nächtlichen Streiferei gelang es mir, Ihren Bruder und mit ihm die Verschworenen zu warnen."

„Ich weiß es durch Henri!" rief Maria.

„Er rettete sich," fuhr Saint-Preuil fort, „sammt seinen Genossen — ich vereitelte den großen Schlag des Ministers zum dritten Male, gerade in dem Augenblicke, wo ich ein schweres Vergehen — den Raub jenes Mädchens von Anet beging, wo ich unglücklich genug war, die begnadigten Feinde von Bapaume zu vernichten, wo ich aus dem Gefechte die Leiche der Tochter des Cardinals brachte —"

„Schrecklich genug — dieses Kind also —"

„Ist eine Tochter Richelieus. Bewahren Sie dieses Geheimniß besser, als das der Nacht des sechsten Mai gehütet wurde. Sie würden sonst vernichtet werden, wie ich — urtheilen Sie aber: weshalb ich ein verlorner Mann bin, weshalb der Cardinal den Stab über mir brechen ließ. Die Damen, welche die Rothe Eminenz umschweben, haben ihm treffliche Dienste geleistet. Er kann den Belauscher der Unterredung mit Maria von Hautefort, den Retter der Königin, den Retter der Verschworenen und den Mörder seines Kindes strafen — kann den für ihn gefährlichen Saint-Preuil vernichten — seinen erbärmlichen Verwandten den Sieg über mich gewinnen lassen. — Alles im Wege des Rechtes, der Unparteilichkeit, verschanzt hinter dem schweren Aktenstücke einer Anklage, welche die Inschrift trägt: „Bapaume." — Der Herr Cardinal hat viel Glück!"

Er verhüllte sein Antlitz.

„Nein! nein," rief Maria, „Sie werden nicht das Schicksal Montmorencys, Chalais und der andern Opfer theilen — Sie werden leben."

„Meine Stunden sind gezählt — ich sehe ohne Bangen den Zeiger vorrücken."

„Wie? einen Mann, der uns alle rettete, der sich selbst einsetzte — den sollten wir verlassen? Ah Franz — nicht um zu klagen, nicht um die weichliche Erinnerung an vergangene Zeiten zu wecken, kam ich her — ich kam, um Sie zu befreien."

Saint-Preuil fuhr erstaunt empor.

„Mich? aus diesem Kerker? es ist eine Täuschung Maria, die ein letzter Rest von Liebe auch Ihnen vorspiegelt — ich bin glücklich darüber — aber ich werde in den Mauern dieses Kerkers bleiben, bis der Weg zum Blutgerüste bereit ist."

Maria horchte einige Sekunden, dann schlug sie den schwarzen Mantel ganz zurück, der ihre Gestalt umhüllte. Saint-Preuil sah mit Erstaunen, daß sie unter demselben ein weites doppeltes Gewand trug, einen langen Schleier hatte sie um ihre Hüften gewunden.

„Es ist alles vorbereitet!" flüsterte sie. „Ich streife dieses Gewand ab, Sie hüllen sich darein, Sie werfen den Schleier über und wenn in wenig Minuten die Thür geöffnet wird, schlüpfen Sie hinaus — ich bleibe im Kerker, dessen Halbdunkel mich schützt, bis eine genauere Nachforschung Maria von Hautefort statt des geretteten Saint-Preuil findet. Cornillon ist gewonnen für diesen Plan — die Schließer werden nicht wagen, den Schleier der herauskommenden Dame zu lüften, auch hegen sie keinen Verdacht. Cornillon findet Schutz in Holland, reiche Geldmittel werden ihm zur Verfügung stehen."

„Und Sie Maria? Sie? bedenken Sie nicht die Gefahr, die Rache des Cardinals?"

„Ich will Sie retten, wie könnte ich da an mich denken? — es gilt, den Retter Henris, den kühnen Mann zu befreien — und was will der Cardinal thun? er wird es nicht wagen, eine Dame des ältesten Adels auf das Schaffot zu schleppen."

„Dieser Kerker ist fest — die Wege hinaus sind gefährlich."

„Nicht so fest — nicht so gefährlich, als die aus dem Kerker von Vincennes führten, und doch entwich Beaufort in derselben Weise, wie ich sie Ihnen vorschlage — fliehen Sie — zögern Sie keine Minute länger — hören Sie den Schlag der Uhr. Wenn Sie aus dem Thore der Citadelle sind, erwartet Sie ein Freund — Graf Houdencourt wird Sie weiter schaffen."

Saint-Preuils Augen glänzten von Thränen — er hatte selten in seinem Leben geweint.

„Es ist ein andrer Geist über mich gekommen," sagte er, „denn ich fühle die Zähren an meinen Wimpern. Dank, innigen Dank für diesen Beweis der Liebe, die am größten ist, wenn sie solche Opfer zu bringen vermag! Sie heben mich hoch und schmettern mich zugleich tief in den Abgrund, weil ich fühlen und empfinden muß, welch eine Perle ich verschleuderte, um die frechen Genüsse zu erhaschen, welche mein böser Engel dem Wüstling Saint-Preuil in den Weg warf. Ich bin glücklich, Ihnen gezeigt zu haben, daß mein Herz nicht so schlimm war, als mein Kopf — glücklich, daß Sie, bevor Sie alles wußten, kamen, aus Liebe kamen, um mich zu retten, aber ich darf dieses Opfer nicht annehmen. Was ich gethan habe, ist mit feuriger Schrift in meinem Schuldbuche verzeichnet — ich muß diese Schuld bezahlen."

„Franz, Franz, Sie werden mich nicht umsonst bitten lassen — Sie werden die rettende Hand nicht zurückstoßen."

Saint-Preuil umschlang sanft das zitternde Mädchen.

„Maria," sagte er, „greifen Sie nicht in den Gang dieses Räderwerkes, das mich zermalmen muß. Muß, sage ich. Was den Capitän Saint-Preuil hoch stellen wird, auch wenn er hinüber ist, das ist sein Muth, der ihn nie verließ. Ich darf mich nicht retten lassen, nachdem ich heut noch im Rathhaussaale von Amiens den feigen Richtern das Schauspiel verheißen habe, — einen Soldaten, einen Mann sterben zu sehen. Ich muß meinen Feinden, dem Cardinal, dem wankelmüthigen Könige zeigen, daß ich ihre Strafe verlache — daß sie mich nicht verzagt, nicht gebeugt gemacht, nicht um Gnade betteln finden. Sie Maria — Sie werden einst verkünden, wie mir der Weg offen stand zur Flucht, daß ich ihn aber verschmähte, weil ich nicht wollte, daß meine Feinde sagen könnten: Saint-Preuil ist aus dem Kerker entwischt, er fürchtete das Schwert des Henkers."

„Oh — fürchten Sie es — fürchten Sie es, dieses gräßliche Wahrzeichen!" stöhnte Maria. „Lassen Sie den schrecklichen Augenblick vor Ihrem inneren Gesichte schon jetzt auftauchen und sehen Sie dann, wie lachend Ihnen die Freiheit winkt."

„Ich suche nicht solche Phantasien mehr, Maria. Und wenn ich auch wollte — wenn ich auch dieser Menschen Achtung nicht suchte, ich könnte nicht fliehen — ich muß büßen für das, was ich beging — wenn diese Thüre dort sich mir zur Flucht erschließen würde, dann thäte sich ein weiter — weiter Abgrund vor mir auf, am Rande desselben stände eine bleiche Gestalt mit blutig zerrissener Brust — sie würde mich anrufen und schreien: Zurück mit Dir — Du Räuber — auf! auf! ihr Wächter, greift ihn, ich bin die gemordete Tochter des Cardinals."

Er stand hochaufgerichtet, seine Augen starrten in das Leere, als hafteten sie an einer Vision. Maria schauerte zusammen — sie vermochte die Pause nicht zu unterbrechen — aber die Riegel der Kerkerthür thaten es. Mit einer Laterne trat der Schließer in das Gemach.

„Die Zeit ist vorüber, Madame!" sagte er. Das spärliche Licht

verbreitete nur auf geringe Entfernung hin Helle, die Lampe auf dem Tische brannte ebenfalls düster — Saint-Preuil stand im Schatten, es hätte die Flucht leicht und sicher gelingen können. Noch ein Mal machte Maria eine bittende Bewegung — Saint-Preuil wies sie stumm zurück, dann trat er auf sie zu, erfaßte ihr Haupt mit beiden Händen und drückte einen langen, heißen Kuß auf die Stirn.

„Leben Sie wohl — auf Wiedersehen, wenn ich gnädigere Richter droben finde, als hier auf Erden!“

Maria fühlte eine Thräne auf ihrer Stirn — sie wollte dem Unglücklichen noch einen Gruß spenden, aber schon befand sie sich auf dem Gange — mit schrillendem Laute schlossen sich die Riegel des Kerkers.

* * *

„Ich werde Dich versöhnen — blutiger Schatten!“ sagte Saint-Preuil, als er allein war. Langsam begann er sich zu entkleiden — dann warf er sich auf sein Lager. Draußen begannen die Trommeln zu wirbeln, ein schwerer Wagen rasselte in den Hof, die Runden wurden verdoppelt, die Garnison der Citadelle sollte bis zum Morgen unter Waffen bleiben. Saint-Preuil vernahm von alle dem nichts mehr. Er schlief fest und ruhig.

Gerichtet.

Lange, spiralförmig gewundene Wolken zogen aus der Tiefe der kahlen Waldungen herauf, deren Laub der Herbstwind verstreute. Feuchte Winde streiften über die Stadt Amiens hin und jagten die Nebel durch die Gassen. In diesem grauen, schmutzigen Dunstmeer trieben eine Menge Leute durcheinander, die ungeduldig zum Thurme des Rathhauses emporschauten, dessen Uhr noch nicht deutlich zu erkennen war, denn die Nebel schwebten um die Spitze des Thurmes. In der Mitte des Marktplatzes erhob sich ein viereckiges Gerüst, zu welchem eine roh gezimmerte, breite Treppe führte; unter diesem Bau, im hohlen Raume, standen ein paar Karren, einige Werkzeuge und ein Sack mit Sägespähnen.

Als die Uhr die siebente Morgenstunde schlug, ertönten Trommeln. Ein Commando Soldaten zog heran und bildete auf dem Marktplatze ein Viereck, die Hellebarden und Piken starrten ringsum, die Leute, welche hinter dieser lebenden Mauer standen, waren von dem Gerüste getrennt und konnten nur zwischen die Soldaten hindurchblicken. Aus allen Fenstern lugten die Köpfe, die Dächer waren mit Zuschauern besetzt und auf den Steinfiguren der Wasserspeier an den Traufen ritten kühne Kletterer. Einige Bänkelsänger hatten sich an der Straßenecke aufgestellt und leierten eine Ballade ab, deren Inhalt der Raub „der Müllerin durch einen Officier“ bildete.

Dieses abscheuliche Gejohle wurde durch einen tiefen, schauerlichen Gesang unterbrochen oder übertönt, der von der Straße Saint-Sauveur herschallte, die sich ein wenig emporsteigend bis zur Citadelle hinzog. Die Häupter der Gaffer entblößten sich — ein gespenstisch aussehender Zug wallte unter Absingung eines Todtenliedes die Gasse herab. Lange, weißgraue Gestalten, deren Köpfe Kaputzen verhüllten, aus denen nur durch quergeschnittene Oeffnungen Augen glotzten — trugen brennende Wachskerzen, welche im Nebel roth glühend erschienen. Es war die Brüderschaft des Büßerklosters zu Amiens, welche dem Verurtheilten die letzten Dienste erwies, die Sterbegebete sprach und den Körper nach der Hinrichtung in den Sarg legte. Sie sangen ein De profundis. In ihrer Mitte gingen vier mit schwarzen Florschärpen umgürtete Brüder, welche einen großen mit schwarzer Sammetdecke verhängten Sarg trugen. Der eintönige Gesang hatte eine Art Rythmus, nach dem sich die Schritte der Mönche bewegten. Sie stellten sich vor den Soldaten innerhalb des Vierecks um das Gerüst auf.

„Sie kommen! sie kommen,“ riefen jetzt eine Menge Stimmen, aber die Rufer hatten sich getäuscht, es waren nur die vier Knechte des Henkers, von denen einer einen großen Armsessel mit sehr niedriger Lehne trug, den er auf das Gerüst schleppte, es ward eine schwarze Decke ausgebreitet und der Sessel darauf gestellt. — — —

Der Capitän von Saint-Preuil hatte am frühen Morgen des neunten November seine Toilette vollendet. Er trug ein kirschbraunes Sammetwamms, gleichfarbige Hosen und seidene Strümpfe, Schuhe mit weißen Bandrosen. Von dem Wamms hatte er sich den Kragen tief abgeschnitten, sein starker Nacken ragte entblößt daraus hervor. Saint-Preuil hatte gebeichtet — die Rechnung mit dem Himmel war abgeschlossen — er hatte seine Diener umarmt — hatte Abschied von Cornillon genommen, die Schließer beschenkt — alle seine Briefe geordnet und heiteren Muthes eine Unterhaltung mit den Officieren der Citadelle geführt. Er genoß vor dem letzten Gange ein Frühstück. Die Thür seines Kerkers öffnete sich, ein untersetzter Mann von sanfter, gefälliger Miene trat herein.

„Herr von Saint-Preuil!“ begann er. „Ich habe die Ehre —“

„Ah, Duruy,“ rief der Capitän aufstehend und dem Manne die Hand reichend. „Ihr seid schon da? es wird also bald vor sich gehen?“

„In ganz kurzer Zeit, Capitän.“

„Nun mein Braver, Euch ist die Ehre zu Theil geworden, den Saint-Preuil abzuthun?“

„Das ist wirklich eine Ehre, Capitän. Den tapfersten Mann in Frankreich richten, das wird eine Erinnerung für meine Kinder und Kindeskinder sein.“

„Ich danke für das Compliment,“ sagte Saint-Preuil lachend, „hier, mein Freund, nehmt ein Glas Wein.“

„Capitän, — Sie ehren mich hoch.“

„Nehmt! Ich sagte es gestern, Eure Gesellschaft ist mir lieber, als die der Herren vom Gerichte, — Ihr seid ein ehrlicher Mann.“

Er stieß sein Glas an das des Henkers.

„Noch ein zweites, Duruy.“

„Ich danke, Capitän. Mehr als eines nicht. Ich darf nicht über das Maaß gehen, denn mein Arm muß sicher sein, wenn ich aushole, erlauben Sie mir nun — wollen Sie sich niedersetzen, Capitän.“

„Ah — eine Untersuchung, Dumoulin hat mit Euch gesprochen?“

„Es ist so, Capitän.“

„Er fühlte genau den Hals des Verurtheilten, drückte die Muskeln und sagte dann:

„Es ist gut so, Sie werden sicher und schnell abgethan sein, meine Hand darauf — nun die Scheere.“

Er begann die Locken des Capitäns zu scheeren, in diesem Augenblick erschallte ein helles Geläute — es war die Sünderglocke, welche in Bewegung gesetzt wurde.

„Es ist Zeit,“ sagte Saint-Preuil, mit der Fußspitze die abgeschnittenen Haare zusammenschiebend. Die Thüre ward geöffnet, Cornillon, die Officiere und die Amtsleute des Gerichts, an ihrer Spitze Bellegarde, traten ein.

„Herr von Saint-Preuil,“ sagte Cornillon, „ich übergebe Sie dem Gericht — leben Sie wohl!“

Er umarmte noch ein Mal den Capitän.

„Hat die Dame Euch nichts gesagt, keinen Plan mitgetheilt?“ flüsterte Cornillon.

„Alles war schön und brav ausgedacht — aber ein Soldat flieht nicht vor dem Tode, Cornillon — haben Sie Dank! — Herr von Bellegarde,“ rief er laut, „ich bin zu Ihrem Befehle. — Adieu, meine Freunde.“

Alle winkten ihm Grüße, und er schritt aus dem Thor des Gefängnisses; sobald er in die vor der Citadelle sich öffnende Gasse trat, erschallte ein dumpfes, dem Brausen der See ähnliches Getöse. Die Reihen der Soldaten schwankten, denn die andrängende Masse schob sie um einige Schritte vorwärts. Saint-Preuil ging mit dem Benedictiner, der ihm ein Crucifix vorhielt. Er ließ seine Blicke fest auf dem Gnadenbilde ruhen — die Volksmenge schien für ihn gar nicht vorhanden zu sein — nur an der Ecke der letzten Gasse, dicht am Marktplatze schaute er betroffen empor, als ein lauter Schrei sein Ohr traf.

Auf den Prellstein eines Apothekerladens hatte sich ein junger Mann geschwungen, der drohende Worte gegen den Verurtheilten schleuderte.

„Ha — ha! Saint-Preuil, Mörder!“ rief er. „Kennst Du mich? Ich bin hier Dich zu sehen, in dieser Stunde. Ich war Dir stets nahe — ich war in Arras — ich holte die Reiter des Cardinals herbei, als Du die Stadt verließest — ich wußte, wann Du in die Falle gehen würdest.“

„Ich nehme es Dir nicht übel, mein Freund,“ sagte laut und vernehmlich Saint-Preuil, „daß Du alles aufbietest, mich zu verderben. Ich entriß Dir Susanne, Fleuri Gilain — aber ich glaube, daß ich wohl schuld daran war, wenn Du dem Galgen entgangen bist — wir beide sind quitt. Grüße den Herzog von Vendôme.“

Fleuri Gilain starrte verblüfft dem Capitän nach, der auf dem

Marktplatze angekommen war. Hier empfing ihn der Gesang der Mönche. Unten am Gerüste umarmte er Dumoulin.

„Dies ist mein Sarg," sagte er, auf das verhüllte Behältniß deutend. „Laßt bis zum Kloster meine Leiche von Mönchen tragen, in die Gruft mögen mich vier Soldaten senken. Dumoulin — keine Thränen."

Es ward ihm hierauf das Urtheil vorgelesen, welches er stehend mit anhörte.

„Haben Sie noch etwas zu entgegnen, Herr von Saint-Preuil?" sagte Bellegarde, ohne den Capitän anzublicken.

„Nein, Herr Gouverneur!" entgegnete der Capitän. „Geben Sie Achtung, damit Sie genauen Bericht erstatten können — damit der Lump im Herzogsmantel, der Bube Victor von Brezó erfahre, wie Saint-Preuil gestorben ist. — Sie werden einst Kunde erhalten, daß ich frei hätte sein können, — aber ich wollte nicht wie ein Feigling das Weite suchen. Adieu, mein Herr! Adieu!"

Er stieg die Gerüsttreppe mit so festem Schritte hinan, daß die Fugen der Balken knackten und die flüchtig aufgelegten Geländer sich vom Drucke seiner Hand bogen. Oben angelangt, kniete er einige Minuten nieder, mit dem alten Benedictiner zu beten, dann erhob er sich und trat zu Duruy dem Scharfrichter, der mit seinem Mantel einen Gegenstand verhüllte.

„Was soll ich thun, Meister?" sagte er.

Der Nachrichter führte ihn zu dem Sessel.

„Lassen Sie sich nieder, Capitän!" sagte er.

Saint-Preuil setzte sich. Duruy wollte ihm die Augen verbinden.

„Halt — nichts da!" rief der Capitän. „Ich will die Augen schließen, aber Ihr sollt sie mir nicht verbinden."

„Wie Ihr wollt, Capitän," sagte Duruy. „Setzt Euch fest und betet ein Paternoster. Wenn Ihr Amen rufet, haue ich zu."

„Nein, Meister!" bat Saint-Preuil. „Ich habe gebetet — ich werde drei Mal den Namen der allersüßesten Jungfrau Maria rufen. Wenn ich zum dritten Mal rufe, dann haut in Gottes Namen."

Er setzte sich fest in den Sessel und preßte seine Arme gegen die Seitenlehnen.

„Seid Ihr bereit?" rief Duruy.

„Ich bin es."

Auf dem weiten Marktplatze herrschte die Stille des Todes — man konnte das Athmen der unten am Schaffotte Stehenden hören. — Bellegarde verfolgte angst- und schreckenerfüllt jede Bewegung. „Maria! Maria!" schrie Saint-Preuil mit fester Stimme, daß es weithin über den Platz schallte. „Maria!"

Ein Sonnenstrahl spielte matt über das Rathhausdach — in seinem Lichte blitzte es hell auf — ein dumpfer Ton — ein gellender Schrei aus der Menge — Duruy hielt das Haupt Saint-Preuils in seiner Linken. Es war mit einem Schlage vom Rumpfe getrennt worden.

Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, die Mönche stellten sich paarweise auf — die Glocken begannen zu läuten und vom Gerüste herab trug man in den Teppich gewickelt den Leichnam des Gerichteten. Er ward unter Dumoulins Leitung in den Sarg gelegt, vier Mönche hoben ihn auf und brachten ihn zum Kloster der Benedictiner, woselbst er in die Capelle gesetzt ward, in der über dem Gerichteten eine Messe gelesen werden sollte.

Die Menge strömte, als wäre jeder von einer schweren Last befreit, vom Schauplatze des blutigen Schauspiels hinweg, den Knechten des Nachrichters die letzten Beschäftigungen und den Ort überlassend.

„Er ist mit der heiligen Jungfrau Namen gestorben!" sagte ein großer Mann zu seinen Genossen. „Mag er schwer gesündigt haben, — es sind schlechtere Männer begnadigt worden."

„Ich will Maria von Hautefort die Nachricht bringen, daß ihr Name des Capitäns letztes Wort war," murmelte ein Reiter. „Ah, — Herr von Bellegarde," rief er, sich umwendend dem Gouverneur zu, der an der Spitze seiner Amtsschöffen langsam zurückkehrte.

„Wie — Sie hier? Herr Graf von Houdencourt?" sagte betroffen der Gouverneur.

„Ich wollte sehen, wie ein Soldat sich zeigt, wenn er durch den Henker stirbt, dem feile Richter ihn überantworteten. Ich habe meine Neugierde befriedigt — ich will nach Paris reiten und sagen: Saint-Preuil ist gestorben, wie ein Held sterben muß, der er in Wahrheit gewesen. Er hatte die Gnade verdient — man gewährte sie ihm nicht, und Frankreich ist um einen tapferen Mann ärmer."

„Sie werden gut thun, sich in Acht zu nehmen, Herr Graf," rief Bellegarde. „Ich that meine Pflicht als Diener des Königs und ich erwarte dessen Zustimmung."

„Sie waren nahe daran, die Gunst des Cardinals zu verlieren."

„Ich? Wodurch?"

„Saint-Preuil konnte heute schon auf holländischem Gebiete sein."

„Sie kennen die Citadelle von Amiens schlecht. Wer wollte ihn befreien?"

„Saint-Preuil allein weigerte sich, den Kerker zu verlassen — er hätte es gekonnt, mein Wort zum Pfande. Wer ihn befreit hätte? Ich selbst, Herr Gouverneur, denn wenn Sie es wissen wollen — dazu war ich hier."

Er gab seinem Rosse die Sporen und galoppirte zur Stadt hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Die Neuigkeitskrämer von Paris hatten gute Zeit. Sie konnten von Haus zu Haus, von Schenke zu Schenke eine große Nachricht tragen: Der König hatte auf Bitten des Herrn Cardinals die ganze Untersuchung der Verschwörung des Herzogs von Vendôme niedergeschlagen — die Theilnehmer waren begnadigt. Hautefort, Rouvigny, die Verwandten Montmorencys und Chalais durften zurückkehren. Der Herzog wurde zunächst in Paris erwartet. Alle Welt zerbrach sich den Kopf, was den Cardinal zu dieser großen Milde bestimmt haben mochte. Allgemein hieß es: die Mißstimmung über die fortwährenden peinlichen Gerichte, welche in der Bevölkerung um sich griff, hätten den Cardinal bewogen, Gnade zu üben. Den wahren Grund ahnte niemand. Andere behaupteten, der Herr Cardinal werde wohl nach einer Richtung hin gnädig sein, um nach einer anderen hin desto strenger verfahren zu können. Diese Leute schienen das Richtige getroffen zu haben, denn im Journal de Paris erschien am Tage nach der Bekanntmachung des Gnadenactes für die Verschworenen folgender Artikel.

„Letztverwichenen Sonnabend, den neunten dieses Monates wurde Herr von Saint-Preuil, vormaliger Gouverneur von Arras, zu Amiens enthauptet, nachdem er gelebt, ohne viel über sein Thun und Lassen nachzudenken, noch seine Pflichten gegen Gott zu beobachten. Er hat sich bei seinem Tode sehr standhaft erwiesen und hat neben Reue über seine Sünden viel Liebe zu Gott blicken lassen — wie er früher viel Weltliebe gezeigt. Gleichwie er in seinem Leben sich als einen rechtschaffenen und beherzten Soldaten erwiesen, so kann man auch mit Grund sagen, daß er als ein guter Christ sich bei seinem Tode verhalten. Dieser Cavalier ist von dem Könige und Sr. Eminenz sehr bedauert worden, als welche sich viel Mühe würden gegeben haben, um Gnade für ihn zu erhalten, wenn die Vortheile des Staates nicht alle Mal bei Denenselben mehr gälten, als Dero persönliche Neigungen. Obgleich in seinem Processe verschiedene Punkte vorkommen, so rührte sein Unglück eigentlich von dem letzten Vergehen her, welches er sich zu Schulden kommen ließ, indem er die Besatzung, die aus Bapaume rückte und königliches Geleit bei sich hatte, angriff. Die andere Ursache war sein Verfahren in der Gegend — er widerstrebte dem Willen des Königs, der stets die größte Milde und Schonung jedes seiner Unterthanen beobachtet wissen will."

* * *

An dem Abend, an welchem dieses Blatt erschien, spielte der König mit dem Cardinal Karten. Der Page trat mit einem silbernen Teller zu Ludwig. Auf diesem Teller lag die Nummer des Journal de Paris, das der König vor dem Schlafengehen zu lesen pflegte. Er ergriff die Zeitung und durchflog schnell den Artikel, die Karten vor sein Gesicht haltend, betrachtete ihn der Cardinal. Ludwigs Antlitz verfinsterte sich. Er warf das Blatt auf den Tisch und die Karten durcheinander.

„Ich spiele nicht weiter," sagte er aufstehend.

„Ist Euer Majestät nicht wohl?" fragte der Cardinal.

„Ich will in mein Cabinet," befahl Ludwig. „Sie verstehen treffliche Artikel zu verfassen, Eminenz. Ich wünschte, Sie könnten auch eben so schnell so treffliche Soldaten herstellen, wie der war, den man zu Amiens enthauptete."

Er winkte den Pagen, die mit Lichtern in den Händen ihm voranschritten. Der Cardinal hatte sich ebenfalls erhoben; er war

nicht gewillt, so schnell zu weichen, sondern schritt neben dem Könige einher bis zur Saalthür. Hier trat er zurück, um den König vorausgehen zu lassen. Ludwig wendete sich finster zu ihm.

„Gehen Sie — gehen Sie voran, Herr Cardinal!“ rief er. „Sind Sie denn nicht der Herr?“

Der Cardinal nahm schnell einem der Pagen das Licht aus der Hand und, die Kerze vor dem Könige hertragend, sagte er:

„Ich kann Euer Majestät nur vorausgehen, wenn ich die Verrichtung des Geringsten unter Ihren Dienern übernehme.“

Der König nahm des Cardinals Begleitung bis zur Thüre des Schlafkabinets an — hier blies er die Kerze aus und ohne einen Gruß zu winken, ging er mit den Pagen in das Zimmer.

Der Cardinal blieb im Vorgemache. Plötzlich öffnete der König die Thüre wieder.

„Herr von Marillac!“ rief er.

Der dienstthuende Kammerherr trat hervor.

„Sagen Sie doch Herrn von Belliere, daß ich morgen um die Mittagsstunde Fräulein von Hautefort und ihren Bruder empfangen werde.“

Er warf die Thür in das Schloß. Marillac ging eilig davon — denn er sah den Cardinal erbleichen. Richelieu schritt langsam zurück — einige Schritte vom Zimmer des Königs traf er auf Lachesnaye.

„Hörtest Du diesen Befehl?“ fragte er leise. „Die Hautefort ist also wieder an den Hof berufen?“

„Ich wußte es seit heute, Eminenz.“

„Aber der König hat mir das Wort gegeben — sie solle verbannt bleiben.“

Lachesnaye zuckte die Achsel.

„Sie kommt wieder,“ sagte er kleinlaut. „Aber sorgen Sie nicht. Sie erscheint nur bei Hofe, um ihren Brief zu erhalten, der sie zur Aebtissin von Fontevrault ernennt.“

„Ah — indessen doch immer in Gnaden entlassen — ich weiß, wie gefährlich die Klostermauern für meine Ideen sind — ich kenne es seit der Lafayette. Wer hat diese Hautefort wieder zu Gnaden gebracht?“

„Derselbe Mann, vor dem ich Euer Eminenz schon einmal warnte: der Oberstallmeister Herr von Cinq-Mars.“

„Dieser? mein Günstling?“ rief zornig der Cardinal.

„Derselbe. Haben Sie ein Auge auf ihn, Eminenz!“

Der Cardinal kehrte in den Saal zurück. Er traf dort noch viele der Herren. Cinq-Mars stand unter ihnen; er wendete sich ab, als alles tief vor Richelieu sich neigte.

„Er scheint in der That zu steigen, ich sehe es an seinem Hochmuthe. Ich will diesen Abenteurer im Auge behalten — die Günstlinge Ludwigs schreiten auf gefährlicher Bahn, so lange Richelieu lebt, es können noch einige Köpfe fallen. Saint-Preuil war nicht der letzte.“

Er grüßte außerordentlich freundlich und stieg die große Treppe hinunter, von seinen Dienern und Pagen begleitet.

* * *

Im Frühling des nächsten Jahres feierten die Bewohner von Corbie ein ernstes und erhebendes Fest. Es ward ein großes steinernes Kreuz eingeweiht, welches sich auf dem Felde erhob, wo das mörderische Treffen zwischen den Soldaten Saint-Preuils und den Spaniern von Bapaume stattgefunden hatte. Das Kreuz hatte seinen Platz in der Nähe eines Gebüsches. Es trug die Inschrift: „Für Susanne.“ Gestiftet hatten es Pierre Gilain und sein Sohn Fleuri. Sie wohnten der Feier bei, und Fleuri hing einen Kranz um den Querbalken des Kreuzes, worauf er sich schweigend entfernte.

Pferdestudien. Von A. v. S. Illustrirt von Wilhelm Diez.

(Schluß.)

Wie das schwedische Pferd selten aus Trab oder Galopp herauskömmt, so das schwere Brabanter Pferd des Landmanns oder Kärrners am Rhein und in Belgien noch seltener hinein. Bedächtigen Schrittes folgt das elephantenartige Thier seinem Führer, der ihm stets voranschreitet; es ist so wenig an eine andere Führung gewöhnt, daß der Wagen Gefahr liefe, ginge der Kutscher von der bezeichneten ab. Hat das große, plumpe Thier aber auch kein Geschick, sich zügeln zu lassen, desto geschickter geht es ohne Zügel; es

tritt mit Vorsicht in die Fußtapfen seines Vordermannes, es schreitet in den Wegen voller Löcher und Felsstücke mit größter Behutsamkeit; bei jähen Abhängen stemmt es, ohne dazu angehalten zu werden, mit äußerster Anstrengung sich gegen den Schub des Wagens, es setzt ganz gegen Pferdenatur und Pferdebau sich wie ein Hund auf seinen Hintertheil und läßt sich schleifen, ehe es den Widerstand aufgibt, es lebt gewissenhaft seiner Pflicht und seinem Beruf, aber ein so zartes, inniges Verhältniß, wie bei den Gorallen und ihren Pferdchen findet zwischen ihm und seinem Herrn nicht statt; zum Schoßhund ist es zu schwer. Gehört es also nicht, wie jenes zu den Stubenthieren, so gehört es doch zu den Hausthieren, das kann man von den Tabunpferden (Tabune heißt Steppe) im südlichen Rußland kaum sagen; sie kommen nie ins Haus, nie unter Dach. In großen Herden werden sie zusammengehalten, aber mehr durch ihres Gleichen, als durch Menschen: nämlich durch die wenigen Hengste, welche die Eigenthümer unter ihnen dulden. Wer von den Geduldeten die Alleinherrschaft führt, das machen sie unter sich aus, aber nicht friedlich, sondern mit Waffengewalt. Kömmt ein neuer Hengst in die Herde, so tritt ihm der bisherige Führer stolz und feierlich entgegen; mit gesträubter Mähne, mit hochgehobenem Schweif, mit flammendem Blick treten sie langsam sich beide immer näher und näher, sie strecken ihre Hälse vor und beschnuppern sich. Plötzlich schreit einer laut auf, dreht kurz um und schlägt mit den Hinterfüßen hoch in die Luft. Träfe der Schlag, er wäre tödtlich; aber der andere war auf der Hut, in rascher Wendung hat auch er dem Gegner das Hintertheil zugekehrt und ebenso heftig ausgeschlagen; beide wissen, daß das nur Lufthiebe sind, denn der Kampf selbst wird mit den Zähnen geführt. In rascher Wendung stehen beide sich wieder gegenüber, erheben sich auf den Hinterfüßen und packen sich mit den Zähnen im Hals und Kamm, aus dem sie große Stücke Fleisch reißen, wobei lange blutige Streifen Haut abgeschält werden, daß die so Verwundeten kahle Stellen fürs Leben behalten. Das wilde Geschrei, das sie dabei, nicht vor Schmerz, nur vor Wuth ausstoßen, hat keine Aehnlichkeit mit dem Gewieher unserer Pferde, es dringt durch Mark und Bein, ist Viertelstunden weit hörbar und erinnert an das durchdringende Geschrei eines gemarterten Schweines und an die hohen Töne einer Trompete. Stundenlang kämpfen sie so, bis eines erschöpft ist, dann kehrt es dem anderen den Rücken; der Sieger begnügt sich mit dieser Erklärung, stellt sofort den Kampf ein, geht ruhig an die

Spitze der Herde, und der Besiegte folgt nun sogleich den übrigen Thieren, der Führung des Siegers, ohne sie ihm je wieder streitig zu machen. Außer diesem Kampf um die Führerschaft kömmt keine Uneinigkeit in der Herde vor, denn die Tabunpferde sind verträglich unter einander, auch dem Menschen gegenüber weder scheu noch wild; wie durch eine Schafherde kann man unbesorgt zwischen ihnen umhergehen, nur anfassen lassen sie sich nicht, doch weichen sie der Berührung aus, ohne den Versuch zu strafen. Eigenthümlich ist die Art, wie sie zum Verkauf eingefangen und bezähmt werden. Hat der Käufer eins der Pferde bezeichnet, das er zu besitzen wünscht und ist man über den Preis einig geworden, der gewöhnlich zwischen **12** bis **20** Ducaten beträgt, so frägt der Verkäufer jenen, ob es ihm unzugeritten oder zugeritten übergeben werden soll? Im letzteren Falle steigert sich der Preis um zwei Ducaten.

Die Aufgabe, das Pferd zugeritten zu übergeben, scheint unausführbar zu sein, da die Uebergabe noch an demselben Tage oder spätestens am folgenden stattfinden soll; aber der Verkäufer erfüllt sein

Versprechen. Er nimmt in seine Rechte ein langes, aus Pferdehaaren und Hanf geflochtenes Seil, an dessen einem Ende eine Schlinge befindlich ist, wickelt das andere Ende um seinen linken Schenkel, besteigt ein gezähmtes Pferd, reitet langsam in die Herde hinein, läßt in der Nähe des vom Käufer gewählten Thieres die Schlinge dergestalt fallen, daß dasselbe mit einem Hinterfuße in sie hineintritt; sobald es geschehen, zieht er rasch die Schlinge zu, die anderen Pferde stieben auseinander; das gefangene Pferd aber umkreist er im Galopp, bis es zu Boden stürzt. Sobald es an der Erde liegt, werfen sich fünf bis sechs Treiber auf dasselbe, zwei beißen es in die Ohren, die anderen hindern es am Aufspringen. Nach den ersten vergeblichen Widerstandsversuchen ergibt es sich in sein Schicksal, bleibt regungslos liegen und wird, während es am Boden liegt, gezäumt und gesattelt und mit Vorder- und Hinterzeug versehen. Ist das geschehen, so stellt sich ein Treiber rittlings über das Pferd, nimmt den Zügel in die eine Hand, in die andere einen Kantschuh und setzt in jeden Steigbügel einen Fuß. Jetzt lassen die Treiber das Thier los, schreien laut auf und hauen mit gewaltigen Kantschuhhieben darauf. Es rafft sich auf; doppelt erschreckt von den schmerzhaften Hieben und der völlig ungewohnten Last auf seinem Rücken, stürmt es im rasenden Laufe in die Weite der endlosen Ebene, in der kein Baum, keine Schlucht, kein Stein ihm und dem Reiter Gefahr drohen, unbesorgt läßt dieser es dahinstürmen. Wenn zuletzt Athem und Kräfte abnehmen, haut er es aus aller Macht in die Weichen. daß es von neuem fortstürmt. So oft die Bewegung langsamer wird, wiederholt er die Hiebe und zwingt es, den letzten Rest von Kraft und Lust daranzusetzen, bis sich endlich beide so völlig erschöpfen, daß das arme Thier keinen Schritt mehr zu thun vermag; keuchend, stöhnend steht es still, mit Schweiß und Schaum bedeckt, zitternd an allen Gliedern mit hochfliegenden Flanken, mit weitgeöffneten Nüstern, mit hervorgequollenen blutunterlaufenen Augen, wehrlos, kraftlos, muthlos. Jetzt steigt der Reiter herunter, er faßt es wiederholt an die Ohren, an die Füße, an alle Theile, deren Berührung es zu anderen Zeiten außer sich gebracht haben würde — es wehrt sich nicht, es regt sich nicht. Er zäumt es ab und auf, er sattelt es ab und auf, er steigt auf seinen Rücken und wieder herab, widerstandlos läßt es alles mit sich beginnen, seine Kraft ist erschöpft, sein Muth ist gebrochen, es hat einen Mächtigeren gefunden, dem es sich ohne Widerstand unterwirft. Der Treiber gönnt ihm nun einige Zeit der Erholung, gibt ihm etwas Futter und führt oder reitet es langsam nach Hause. Er übergibt es dem Käufer, es ist jetzt zugeritten — auf etwa vier bis sechs Wochen. Nach dieser Zeit zeigen sich allmählich Versuche zum Widerstand, die, wenn sie sich steigern, auf ähnliche Weise wie das erste Māl bezwungen werden, doch selten für immer; stets kehren von Zeit zu Zeit Spuren der Wildheit wieder, ja es zeigen sich Aeußerungen von Bosheit, die früher nicht bemerkbar waren, und die zuweilen in erschreckendem Grade zunehmen, denn niemand soll glauben, daß er ein böses Pferd durch harte Behandlung *bessern* könne; er vermag die Ausbrüche des Grolles und Grimmes zurückzuhalten, dadurch, daß es sclavisch vor ihm zittert, aber er kann nie sicher sein, ob nicht eine Zeit kommt, in der er selbst vor seinem Sclaven zittert. In der Regel ist die Bösartigkeit der Pferde ihnen erst durch die Bösartigkeit der Menschen, durch rohe Quälerei, durch schadenfrohes Necken anerzogen, doch kann sie auch angeerbt sein. Das Gradiтzer Gestüt hatte zur sächsischen Zeit wahre Ritterpferde gezogen; kräftigen Baues und stolzen Ganges waren sie gelehrig, ganz zu Schulpferden geeignet. Als das Gestüt nach dem Frieden an Preußen kam, war es während des Krieges von den Franzosen so ausgeraubt worden, daß nur ein paar unbrauchbare Gäule zurückgeblieben waren, es wurde daher dem Trakehner und Neustädter

Gestüten aufgegeben, einen Theil ihrer Pferde an Graditz abzugeben, damit durch dieselben ein neuer Stamm gebildet würde. Sie gaben nicht gerade ihre besten Pferde ab und suchten namentlich, die bösartigen bei dieser Gelegenheit loszuwerden. Beinahe ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen, aber noch hat das böse Blut seiner ersten Zusammenstellung in der Zucht des Gradizer Gestüts sich nicht verloren. Es gehört zu den Ausnahmen, wenn ein dort gezüchtetes Pferd frei ist von bösen Temperamentsfehlern. Vielleicht würde das eigenthümliche Mittel, das ein böhmischer Gestütsbesitzer mit sehr glücklichem Erfolge anwandte, hier auch nicht ohne Erfolg bleiben. Der Besitzer zog zu seinem Leidwesen fast lauter böse Pferde und

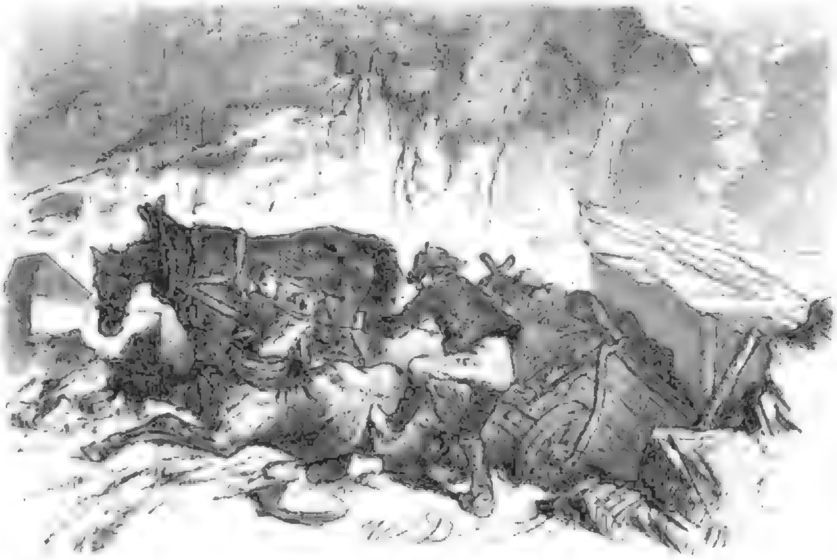
lief Gefahr, den Ruf und dadurch den Preis seiner Zucht gefährdet zu sehen; da schaffte er alle Pferdeknechte ab und nahm statt derselben Pferdemägde. Das half nach und nach, die Pferde wurden mit der Zeit lammfromm. Während die Knechte die bösen Pferde mit Härte und Strenge behandelt und ihre Lust daran gehabt hatten, die Füllen zu necken und zu ärgern, empfanden die Mägde dagegen eine Art von mütterlicher Zärtlichkeit für ihre Pflegbefohlenen, sie hätschelten und tändelten mit ihnen, sprachen ihnen liebreich zu, gewöhnten sie an ihre Stimmen, zeigten sich stets liebreich gegen sie, gewannen mit der Zeit ihre Gegenliebe und brachten dadurch, namentlich in die neue Zucht, einen besseren Geist. Kenner bemerkten schon im Ausdruck des Auges, daß die Pferde des Gestüts eine andere Sinnesart angenommen hatten, denn wer sich auf Pferde versteht, für den genügt ein Blick, um zu erkennen, ob das Pferd gutmüthig oder boshaft ist.

Der Ausdruck des Pferdeauges ist ganz eigenthümlicher Art; während der Ochse genügsam, das Schaf träumerisch, der Hund fragend, die Katze lauernd, die Ziege neugierig, das Schwein viehisch, der Esel tolerant uns anblicken, liegt im Auge des Pferdes etwas Kluges, vielleicht hat das seinen Grund im Bau des Auges, der ihm erlaubt, zu beobachten, was hinter ihm vorgeht, ohne daß es nöthig hat den Kopf zu wenden, weshalb man auch seine Zäumung mit sogenannten Scheuklappen versieht, um es zu hindern, den Blick nach hinten zu werfen. Dieser eigenthümliche Bau des Auges gewährt ihnen die Möglichkeit, beim Ausschlagen mit den Hinterhufen sein Ziel sicher zu treffen. — Gewöhnlich fürchtet man nur den Hufschlag des Pferdes, aber sein Gebiß ist mehr zu fürchten; es besitzt eine Kraft darin, mit der es die stärksten Knochen zermalmt, seine Zähne sind anders und besser zum Beißen eingerichtet, als die des Rindviehs, welches das Gras auf der Weide mit der Zunge umschlingt und so abpflückt, während das Pferd es mit den Vorderzähnen abbeißt, es ist daher auch schwerer, sich vor seinem Biß, als vor seinem Schlage zu hüten. Besitzer bösartiger Reitpferde suchen deshalb die Liebe derselben dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen bei jeder Annäherung eine Leckerei z. B. Zucker geben; daraus kann aber eine bedenkliche Gewöhnung werden, es kommen Lagen vor, in denen kein Zucker zu erlangen ist, dann wird das Pferd oft tückisch, daß es den Reiter durchaus nicht aufsteigen läßt. In der russischen Campagne vermochten mehrere Officiere aus diesem Grunde ihre Pferde längere Zeit nicht zu benutzen. Rathsamer ist folgendes Mittel; man haucht dem Pferde öfters in die Nasenlöcher, damit man aber nicht ins Gesicht gebissen wird, legt man ihm in erster Zeit einen Maulkorb an, späterhin bedarf es dessen nicht mehr; denn es bekommt eine wahre Zuneigung zu dem Haucher, drückt sein Behagen an dem Hauch auf mancherlei Weise aus, namentlich durch das sogenannte Lachen, indem es den Kopf ausstreckt, die Oberlippe in die

Höhe zieht und mit den Zähnen fletscht, wodurch es das Ansehen eines dummen Menschen erhält, wie denn überhaupt selbst die klügsten Leute beim Lachen und Kauen einen Theil ihres klugen Ansehens einbüßen. Bei Füllen ist diese Methode sehr zu empfehlen, sie bekommen dadurch eine ungemeine Anhänglichkeit an den, der sie anwendet und folgen ihm, wie sie der Mutterstute folgen.

Es wurde schon oben erwähnt, daß in den unteren Ständen die nahe Gemeinschaft zwischen Mensch und Pferd in dem erstern eine Art Zärtlichkeit gegen das Thier erzeugt, diese geht auf dem Lande oft so weit, daß die Pferdeknechte ihren Pferden zu Liebe Verbrechen begehen, indem sie Futter stehlen, um es ihren Lieblingen zu geben. Zuweilen ist es Mitleid, das sie zum Diebstahl treibt: die Futterer meinen, bei dem gewährten Futter können die Pferde nicht bestehen; zuweilen ist es Eitelkeit: die Kutscher suchen eine Befriedigung

des Stelzes darin, daß ihre Gäule die rundesten, kräftigsten, muthigsten des ganzen Dorfes sind. Diese Diebstähle sind so häufig, daß wohl selten ein Tag vergeht, an dem sie nicht begangen werden, und die Diebe glauben gar nicht ein Unrecht dadurch zu begehen, ja es gibt Landwirthe, die ihnen darin beistimmen und den Grundsatz aussprechen: „Ich mag keinen Knecht, der nicht für seine Pferde stiehlt, der hat sie nicht lieb!“ Vielleicht gibt es nur eine einzige Gegend, in der die ländlichen Pfleger der Pferde nicht für dieselben stehlen, das sind die fetten Distrikte an der Nordsee, wo die Pferde ohnehin soviel Futter erhalten, als sie nur irgend fressen mögen und können; hier werden sie zweijährig in den Nachbarlanden angekauft, bis zum dritten Jahre aufgefüttert, oder wie die Leute da sagen, gemästet, dann größtentheils nach Italien verkauft und für vierjährig ausgegeben; da die Pferde aber zu der Zeit noch im Besitz der Fohlenzähne sind, welche sie naturgemäß erst später verlieren, so werden ihnen diese Zähne von den Bauern mit der Zange ausgebrochen, damit die Zahnlücken die fälschliche Aussage bestätigen. Es ist dies fast die einzige Grausamkeit, welche die Menschen sich gegen junge Pferde erlauben; eine schmerzhaftere, die nicht einmal von Eigennutz, sondern von der sonstherrschenden, jetzt verschwundenen Mode geboten wurde, nannte man das Englisiren der Pferde. Vor dreißig und mehr Jahren sah man nur verstümmelte Reit- und Kutschpferde, es galt nicht nur für unschön, es galt für unanständig, wenn Vornehme, wenn auch nur Wohlhabende sich eines Pferdes bedienten, das einen Schweif trug, wie ihn Gott geschaffen, er mußte nicht allein kurz abgehauen sein, er mußte sogar, statt naturgemäß herunterzuhangen, naturwidrig gen Himmel ragen, wie der Schweif eines Hundes. Um das möglich zu machen, bot die Anatomie ihre Hilfe dar: im fleischigen Theil des Schwanzes befinden sich Muskeln, die ihn in die Höhe, andere, die ihn herunter ziehen, die letztern wurden durchschnitten, dadurch ihre Kraft aufgehoben und zugleich die Kraft der ersteren so verstärkt, daß sie im Stande waren, dem Schweif die beabsichtigte Stellung zu verschaffen, damit aber die durchgeschnittenen Muskeln nicht zusammenhielten, mußte die Wunde während der Heilung klaffend erhalten werden. Um dies zu bewerkstelligen, wurde eine Schnur an den Schwanz gebunden, und über eine Rolle gezogen, die an der Decke befestigt war. An dem herabhängenden Ende der Schnur war ein Gewicht befestigt, dadurch wurde der Schwanz so lange in aufrechter Stellung erhalten, bis die fortwährend offenstehende Wunde geheilt war. Das arme Thier konnte sich während dieser Zeit, vier bis sechs Wochen lang, nicht niederlegen, sondern mußte stehend schlafen, etwas, das freilich einem Menschen oder Rinde unmöglich gewesen wäre, denn beiden wären beim Einschlafen die Knie eingesunken, sie wären aufgewacht oder zur Erde gefallen, beim Pferde aber befindet sich, ähnlich wie bei den Vögeln, im Kniegelenk eine Muskel, die, wenn sie in Anwendung gebracht wird, das Einbiegen des Knies verhindert und dadurch die Möglichkeit gewährt, stehend zu schlafen; der Körper des Pferdes ruht alsdann, wie ein Tisch auf vier festen Beinen. Seit beinahe einem Vierteljahrhundert sind die gestutzten Schweife abgeschafft, von der jüngeren Generation möchten daher viele kaum Gelegenheit haben, ein also verstümmeltes Pferd zu sehen.



Während aber in unseren Tagen die Pferde solchen Grausamkeiten nicht mehr ausgesetzt sind, ist ihr Alter ein noch immer sehr kummervolles und beschwerliches. Wie viel besser hat es da ein Ochse! Ein Ochse erfreut sich nie der Sorgfalt, Werthschätzung und Auszeichnung, deren sich ein Pferd erfreut, er hat für ein eben nur auskömmliches Futter und nicht gar sorgfältige Pflege in der Zeit seiner Kraft fleißig arbeiten müssen, dafür wird ihm ein sorgenfreies Alter zu Theil. Sobald seine Kraft etwas nachläßt, wird ihm die Arbeit ganz erlassen, Futter und Pflege aber verdoppelt; man gönnt ihm ungestörte Ruhe, er führt ein gemächliches Leben, käut und wiederkäut in behaglicher Beschaulichkeit die ihm reichlich gewährten Genüsse, seine Ernährer freuen sich seines Wohlbehagens und seiner zunehmenden Beleibtheit, er führt eine behagliche Existenz bis an das Ende seiner Tage, bis ihn schmerzlos und unerwartet der Schlag rührt — von der Hand des Metzgers. Wie so ganz anders ist das Loos des edlen Rosses! In seiner Jugend mit Zärtlichkeit behandelt, gehegt und gehätschelt, wie ein einziges Kind, bewundert und gepriesen, an ausgesuchte Genüsse gewöhnt, mit schweren Leistungen verschont, vor jeder Unbequemlichkeit gehütet, führt es ein Wohlleben, wie kein anderes Thier, ja, wie wenige Menschen; — wenn es aber in die Jahre kommt, von denen es heißt: „sie gefallen mir nicht,“ wenn es besonderer Pflege bedarf, dann entzieht man sie ihm; wenn die Anforderungen beginnen, ihm schwer zu werden, dann verdoppelt man sie; wenn Steifheit oder Lähmung, wenn Alter und Krankheit ihm die Arbeit schmerzhaft oder sonst unmöglich machen, dann bürdet man ihm die schwersten auf; ohne Pflege, ohne hinreichende Nahrung soll es — kraftlos und halb verhungert — nicht etwa sein kärglich Brot erbetteln, nein, durch Arbeit es erwerben, durch Arbeit, die seine Kräfte übersteigt, zu der es gezwungen wird, und das alles nur, weil sein Fleisch keinen Werth hat und der Werth seiner Kraft deshalb bis auf den letzten Rest herausgemartert wird.

So beginnt das Pferd sein Leben in Lust und Ueberfluß und beschließt es in Mangel und Elend. Den Ochsen bewahrt sein doppelter Werth, der Werth seiner Kraft und der Werth seines Fleisches, vor einem ähnlichen Ende; wir könnten auch das Pferd davor bewahren, wenn wir uns entschließen könnten, sein Fleisch zu genießen, wir würden ihm dadurch die größte Wohlthat erweisen, die einem Thier erwiesen werden kann, wir könnten ihm das beneidenswerthe Loos bereiten, in seiner Jugend glücklich zu sein, wie ein Pferd und im Alter glücklich wie ein Ochse.

Berliner Heirathsbüreaux.

Von einem Junggesellen.

(Schluß.)

Meine Forschungen richten sich nunmehr auf die **weiblichen** Heirathsagenten, deren es in Berlin gleichfalls eine Menge gibt. Ich habe mit mehreren unterhandelt, aber ich will aus räumlichen Rücksichten hier nur eine vorführen, welche es vorzugsweise verdient.

An ihrer Thüre traf ich mit einer dichtverschleierten Dame zusammen, der dieses Zusammentreffen sehr unangenehm schien und die fast ängstlich meine Blicke zu vermeiden suchte. Vielleicht wäre sie wieder umgekehrt, aber sie hatte schon die Glocke gezogen und ich hörte schon nahende Schritte.

Eine schlicht bürgerlich gekleidete Matrone trat uns entgegen, und auch sie schien es gerade nicht gerne zu sehen, daß ich mit der Dame zugleich kam. Während sie dieser, die sie jedenfalls schon kannte, mit stummem Gruße das nächste Zimmer öffnete und hinter ihr wieder die Thüre schloß, hielt sie mich in dem halbdunkeln Flur zurück und fragte nach meinem Begehr.

„Ich bin jetzt beschäftigt," sagte sie, nachdem sie meine Antwort vernommen. „Wollen Sie nicht ein ander Mal kommen?

„Vielleicht kann ich irgendwo warten?" entgegnete ich.

„Nun ja," meinte sie zögernd; „wenn Sie etwa eine halbe Stunde Zeit haben — —"

Eine halbe Stunde war freilich lange, aber eine gewisse Neugierde begann sich in mir zu regen, und ich erklärte mich damit einverstanden.

Sie öffnete eine andere auf den Corridor stoßende Thüre und übergab mich ihrem Manne, der sich mit der Reparatur von Uhren beschäftigte. Das alte Männchen schien sehr schwerhörig zu sein; es beantwortete mehre meiner Reden gar nicht, andere halb verkehrt. Aus dem Nebenzimmer konnte ich ein verhaltenes Geflüster vernehmen, nur Eine Person schien zu sprechen und diese Stimme der Frau anzugehören. Endlich hörte ich jemanden sich entfernen; gleich darauf öffnete sich die Verbindungsthüre und die alte Frau lud mich ein, hereinzukommen.

Das erste, was in diesem Zimmer mir in die Augen fiel, war ein zur Hälfte mit Wasser gefülltes Trinkglas, in welchem eine weiße, seltsam geformte Masse schwamm. Neben dem Glase auf dem Tische lagen zwei Eier und die Schalen eines dritten.

„Ach," rief ich; „Sie sagen aus dem Eiweiß wahr?

Sie wollte es zuerst nicht zugeben, als ich ihr aber lächelnd versicherte, sie brauche daraus gegen mich kein Geheimniß zu machen, vielmehr bitte ich sie, ihre Kunst auch an mir zu erproben — wurde sie zutraulicher.

„Nun ja," sagte sie, „manche Leute wollen von mir ihr Schicksal erfahren und ich prophezeie es ihnen aus der Karte, aus dem Kaffeesatz, aus der hohlen Hand, aus dem Eiweiß oder in anderer Weise — je nachdem man es wünscht oder mir es am besten scheint. — Aber," setzte sie vorsichtig hinzu, „ich kann nicht dafür gut stehen, daß alles so eintrifft, wie ich's sage. Das steht in einer höheren Hand, und ich mache daraus gegen niemand ein Hehl."

„Und sie haben auch der Dame, die Sie eben verließ, aus dem Eiweiß die Zukunft enthüllt?"

Sie bejahete es, und ich erfuhr auf weiteres Fragen, daß derjenige, welcher das Orakel zu Rathe ziehen wolle, die Eier mitzubringen habe. Es müßten frisch gelegte Hühnereier und stets mehre sein, denn manches Ei versage.

Selbstverständlich backt sich die „weise Frau" aus den für untauglich befundenen oder übrig gebliebenen Eiern einen Pfannkuchen, oder benutzt sie in anderer Weise, und es erwächst ihr außer dem Geschenk, welches sie von jedem Wißbegierigen erhält, noch eine weitere Einnahme aus solchen Eiern.

Da ich das Requisit nicht mitgebracht hatte, konnte das Orakel einstweilen für mich nicht in Scene gesetzt werden und wir gingen zur Tagesordnung über, sprachen über Vermittelung von Heirathspartien, und was mir die Frau in dieser Hinsicht bieten könne.

Ich bat sie, mir von ihren Clientinnen die Photographien vorzulegen; doch sie erklärte lächelnd, daß sie dergleichen nicht besitze. Die Damen hüteten sich wol, ihre Photographie herzugeben; einmal weil das leicht zu unliebsamen Erkennungsscenen führen könne, und weil außerdem das Original häufig durch eine Photographie in den Augen der Heirathscandidaten zu verlieren fürchte, denn eine Photographie schmeichle nicht nur nicht, sondern entstelle sogar noch öfters.

Am meisten war mir daran gelegen, zu erfahren, wie die Agenten zu ihren Heirathscandidatinnen kommen, und ich wußte mir im Laufe mehrerer Besuche das Vertrauen der wackern Matrone dermaßen zu gewinnen, daß sie mir darüber nach und nach umfassende Aufklärungen gab.

Wie es in der Natur der Sache liegt, wenden sich die heirathslustigen Damen lieber an eine Agentin als an einen Agenten. Sie melden sich gleich persönlich oder zunächst schriftlich. Frau **Schultze**, so hieß meine neue Freundin, wies mir ganze Schubfächer voll solcher Meldungen, die theils unterzeichnet, theils anonym abgefaßt waren. In der Regel ist jeder Meldung ein Papierthaler oder dergleichen beigelegt, damit man sicher auf Antwort rechnen könne; und diese wird häufig poste restante oder unter einer fremden Adresse erbeten. Frau Schultze selber ist des Lesens und Schreibens unkundig, aber sie hat eine „gebildete" Tochter, und diese besorgt ihr die ziemlich umfangreiche Correspondenz.

Viele Damen melden sich nicht direct, sie wollen aufgesucht sein, und damit Frau Schultze das begreife, lassen sie ihr durch dritte einen Wink geben. In manchen Fällen, wenn sie nämlich einen Officier, einen Edelmann oder dergleichen Herren an der Hand hat, ergreift aber auch Frau Schultze thatsächlich die Initiative, und wendet sich mündlich oder schriftlich an irgend eine reiche Erbin, oder an deren Angehörige.

Frau Schultze hat in vielen Häusern Berlins, in vielen benachbarten Orten ihre Verbündeten und Geschäftsfreundinnen, die für sie kundschaften und ihr Nachricht geben, und mit denen sie, falls eine Partie zu Stande kommt, die Provision theilen muß. Daher kann diese, mag sie auch zuweilen tausend und mehr Thaler betragen, nach Frau Schultzes Ansicht eigentlich nie zu hoch befunden werden, denn nicht selten hat sie mit zehn und mehr Personen zu theilen.

Bevor es Frau Schultze zu einem Rendezvous kommen läßt, muß ihr der betreffende Herr einen Revers ausgestellt haben. Die Schlechtigkeit der Menschen ist gar zu groß, und Frau Schultze hat schon Fälle erleben müssen, wo sich das Pärchen gleich bei der ersten Zusammenkunft verständigt und sie um die Courtage gebracht hat. — Die Zusammenkünfte finden gern in der Wohnung der Frau Schultze statt, die zu diesem Zwecke noch mit einem zweiten Ausgange, mit einer Hintertreppe für die Damen versehen ist. Frau Schultze weiß, daß das erste Erforderniß bei ihrem Geschäft die strengste Discretion ist. So lange noch die Einleitungsverhandlungen schweben, erfährt weder der Herr den Namen der Dame, noch die Dame den Namen des Herrn. Selbst das erste Rendezvous, wo es sich nur darum handelt, den gegenseitigen Eindruck zu erproben, findet in der Regel statt, ohne daß der eine den Namen des andern weiß. Dabei muß es den Anschein haben, als ob das Zusammentreffen ein ganz zufälliges ist, als ob beide Theile in ganz verschiedenen Angelegenheiten zu Frau Schultze kommen. Diese leitet dann das Gespräch geschickt dahin, daß er und sie Gelegenheit haben, einander nach Geist und Wesen einigermaßen kennen zu lernen. Nöthigenfalls zieht sich Frau Schultze auch zurück und läßt das Pärchen, damit es sich rascher verständige, eine Weile allein. Es gibt endlich auch Damen, die sich zu einem Rendezvous nicht gleich verstehen, die nur sehen wollen, nicht gesehen zu werden wünschen. Auch dafür weiß Frau Schultze Rath. Sie läßt die Dame hinter einen Schirm treten, wo sie dann, sobald der Bewerber erscheint, bequem sehen und hören kann, wie er sich ausnimmt. — — —

Ich habe einen Freund, den ich ungemein bewundere, weil er selber — **nichts** bewundert. Und er hat in der That auch keine Ursache dazu. Er kennt alles, er weiß alles, er besitzt alles. Er ist von jeder Neuigkeit zuerst und am besten unterrichtet. Wenn ihn jemand fragt: „Haben Sie schon gehört ꝛc. ꝛc.?" oder „Haben Sie schon gelesen ꝛc. ꝛc.?" — so antwortet er gewiß gähnend: „Mein Gott, ja! Schon vergessen, schon zehnmal!! Das stand ja bereits

im „Beobachter an der Spree." Will ihm jemand eine neue Mode oder eine Berühmtheit weisen, so zuckt Freund Oskar nur die Achseln und entgegnet: „Das trug man ja schon vor zwei Monaten!" oder: „Ich speiste gestern mit diesem berühmten Mann im Hotel de Rome." — —

Aber diesmal glaubte ich doch meinen Freund Oskar überraschen zu können, ihm durch meine Studien in Sachen der Heirathsbüreaux imponiren zu müssen. Mit gerechtem Stolze, wie man ihn nach einer langwierigen mühsamen Arbeit empfindet, erzählte ich ihm von meinen Erlebnissen bei dem Winkelconsulenten, mit Herrn Kniefke und Fräulein Karolinchen, mit dem Hauptmann außer Dienst und bei Frau Schultze.

Herr Oskar hörte mich diesmal bis zu Ende an, aber im Laufe meiner Berichte trat ein spöttisches Lächeln auf seine Lippen, und es wurde immer spöttischer und unausstehlicher.

„Und das ist alles?" fragte er mich. „Damit glauben Sie Wunder was! entdeckt zu haben und sich im Daheim breit machen zu können?! Dergleichen Heirathsbüreaux sind ja Jedermann zugänglich. Nein, mein Lieber, Sie haben erst die Positive und Comparative von Heirathsagenten kennen gelernt; aber wo bleiben die Superlative?!" — „Sie sind selber ein Superlativ," schrie ich wüthend, „das heißt ein Superlativ von Prahlhans!"

„Mein Lieber," entgegnete er phlegmatisch, „wenn man eines Bessern belehrt wird, sollte man dafür nicht durch Grobheit danken. Aber es thut nichts. Ihre Strafe soll darin bestehen, daß ich Sie einfach beschäme."

„Redensarten!" rief ich, wenngleich schon etwas kleinlaut.

„Kennen Sie Frau von W?" fragte Herr Oskar.

„Dem Namen nach."

„Haben Sie noch nie von dem „Salon" der Frau von W. gehört?" —

„Nein!" erwiderte ich.

„Besitzen Sie einen Schwalbenschwanz, vulgo Frack genannt?" inquirirte Herr Oskar weiter.

Ich bekannte mich zu diesem Kleidungsstück.

„So hüllen Sie morgen Ihre Glieder in einen Schwalbenschwanz und holen Sie mich gegen 9 Uhr abends in meiner Wohnung ab. Ich will Ihnen den Salon der Frau von W. zeigen."

„Und zu welchem Zwecke?"

„Das werden Sie seiner Zeit erfahren," sagte Herr Oskar, grüßte mich herablassend und entfernte sich.

Am nächsten Abend stiegen wir die drei Treppen hinauf, welche zu der Wohnung der Frau von W. führten. Ein kleiner pausbäckiger Groom, der sich in seiner etwas engen Uniform sehr unbehaglich zu fühlen schien, nahm uns Hut und Ueberrock ab, während ein halberwachsenes Mädchen den ankommenden Damen ihre Dienste bot. Wir schritten durch zwei schon mit Gästen gefüllte Zimmer und kamen in ein drittes, wo mich Herr Oskar der Frau vom Hause vorstellte. Sie fixirte mich nachlässig und wandte sich dann einem eben eintretenden lichtblonden Herrn zu, von dem mir Oskar sagte, daß er Attaché bei der schwedischen Gesandtschaft sei.

Die Gesellschaft mochte etwa dreißig Köpfe zählen. Die Damen überwogen, darunter meistens jüngere und auch einige von der Natur nicht übel ausgestattete Mädchen. Unter den Herren befanden sich einige Officiere; die Civilisten gehörten, wie mir Oskar sagte, den verschiedensten Lebensstellungen an. Oskar kannte Jedermann, ich kannte niemanden und langweilte mich kläglich, während sich alle übrigen vortrefflich zu amüsiren schienen. Es wurde Musik gemacht, gesungen, Thee herumgeboten; man plauderte, es bildeten sich Gruppen und manches tête-à-tête. Die Frau vom Hause, trotz ihrer vierzig oder mehr Jahre noch eine elegante Erscheinung und von den gewandtesten gewinnendsten Manieren, ging von einem zum andern und ließ nirgends einen Stillstand in der Unterhaltung aufkommen. Nur um mich kümmerte sie sich nicht, und ich bemerkte sogar, daß sie meinen Freund Oskar bei Seite nahm und ihm ernsthafte Vorstellungen zu machen schien, wobei sie flüchtig aber scharf nach mir hinblickte. Oskar jedoch antwortete ihr mit seinem vieldeutigen Lächeln.

Endlich hielt ich's nicht länger aus und schlich mich davon, aber kaum war ich auf der Straße, als sich Oskars Hand auf meine Schultern legte.

„Nun," sagte er, „haben Sie begriffen?"

„Was begriffen?"

„Daß Sie so eben in einem Heirathsbüreau waren."

„In einem Heirathsbüreau?!" wiederholte ich erstaunt. „Der Salon der Frau von W. wäre ein Heirathsbüreau?"

„Nichts weiter," erwiderte Oskar, „nur ein discretionäres. Man hat da nicht ohne weiteres Zutritt, sondern man muß sich durch einen Bekannten einführen lassen. — Nun, ich bin ein Bekannter der Frau von W. und habe ihr schon manchen Kunden zugeführt; daher wird sie's mir verzeihen, wenn ich heute 'mal einen bloßen Zuschauer mitbrachte."

„Wie?" rief ich, noch immer ungläubig; „auch Frau von W. ist eine Heirathsagentin?"

„Natürlich darf man ihr das nicht sagen," erklärte Oskar; „sie das nicht merken lassen. Aber Jedermann, der sie besucht, weiß es und geht nur in der Absicht hin, dort eine Heirathspartie zu finden. — Frau von W. kam vor fünf Jahren als die mittellose Wittwe eines bankerottirten Gutsbesitzers nach Berlin, seitdem hat sie sich schon ein hübsches Vermögen erworben. Sie verkehrt mit den besten Familien, sie sieht die beste Gesellschaft in ihrem „Salon", dessen Unkosten sie aus freiwilligen Beiträgen bestreitet. Wer bei ihr eingeführt wird, läßt ihr alsbald auf anonymem Wege ein Geschenk zugehen, aber die Anonymität ist selbstverständlich eine durchsichtige, der Geber muß von Frau von W. stets errathen werden können. Frau von W. sorgt und wirkt nun für ihn oder für sie; sie sorgt um so besser, sie wirkt um so kräftiger, je größer das Geschenk ausgefallen ist. Sie nimmt Gelegenheit, Fräulein A. auf Herrn von B., oder Herrn C. auf Fräulein von D. aufmerksam zu machen; sie plaidirt für Ihn oder für Sie zunächst bei der oder bei dem Betreffenden, und dann bei den Angehörigen. Mit einem Worte, Frau von W. lenkt und verknüpft die Herzen, vermittelt eine Heirathspartie nach der anderen, indem sie ihre Vermittlerrolle zwar fein durchblicken läßt, aber den Schein einer professionellen Agentin klug zu vermeiden weiß. Sie läßt sich von ihren Clienten keinen Revers ausstellen, aber sie hat, bevor es zur Verlobung oder Heirath kommt, bereits einen klingenden Revers in der Tasche, und die Leutchen vergessen in der Regel auch nicht, ihr nach der Hochzeit die gebührende Courtage in Form eines neuen Geschenks zukommen zu lassen. Denn mehr als jede schriftliche Verpflichtung zieht hier der Grundsatz: „Noblesse oblige!"

Ich war vor Erstaunen über das Gehörte zuerst keines Wortes mächtig; allmählich ermannte ich mich und fragte meinen Freund, ob Frau von W. in ihrem Fache denn auch noch Concurrentinnen habe.

„Wie Sie wissen," antwortete er mir, „ruft jede Erfindung mancherlei Nachahmung hervor, aber die Nachahmer bleiben stets hinter ihrem Vorbild zurück. Auch Frau von W. steht trotz mancher Concurrenz noch immer unerreicht da und sie hat nach wie vor den meisten Zulauf. Ja, sie ist, so zu sagen, in der Mode."

Herr Oskar schloß mit dem freundschaftlichen Ersuchen, ich möchte in meinen Enthüllungen über die Berliner Heirathsbüreaux doch nicht zu erwähnen vergessen, daß ich den interessantesten Theil davon ihm verdanke, und wie er sich überzeugen kann, bin ich dieser meiner Pflicht gewissenhaft nachgekommen.

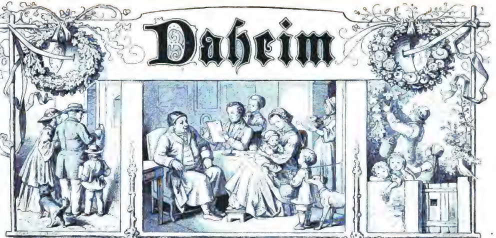
Auflösung des Rebus in Nr. 19:

Spare in der Zeit, so hast du in der Noth.

Inhalt: Pauline. (Forts.) Criminalnovelle von E. Wichert. — Im Eisgange des Rheines. Von J. Ludwig. Zu dem Bilde von C. Hilgers. — Unter der Rothen Eminenz. (Schluß.) Roman von G. Hiltl. — Pferdestudien. Von A. v. S. (Schluß.) Mit 7 Illustr. von W. Diez. — Berliner Heirathsbüreaux. II. Von einem Junggesellen. (Schluß.)

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Februar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 21.**

Pauline.

Criminalnovelle von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Haselstock ging eine Weile ärgerlich neben Adele her; es wurmte ihn, daß er sich zuletzt doch noch blamirt hatte. Bald aber drängten sich andere Gedanken in den Vordergrund, die ihn schon stark beschäftigt hatten, als er am Fenster stand und auf das Pflaster hinabschaute, und die Steine von einer Gosse zur andern zählte, um ruhig zu bleiben. Er ließ die Pastenackschen Eheleute mit dem Candidaten vorangehen, zupfte das Mädchen am Tuch und sagte mit dem lieblichsten Ton, der ihm zu Gebot stand: „Es ist Sonntag heute — und das Wetter läßt sich gut an. Ist es Ihnen recht, noch ein Stündchen spazieren zu gehn?"

„Wir allein?" fragte sie verwundert.

„Wenn es irgend sein kann —"

Sie rümpfte spöttisch das Näschen. „Wo bekommen Sie nur heute alle die Courage her, lieber Haselstock?"

Er trat ihr so nahe, daß sein Arm ihre Schulter berührte. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was unter uns bleiben soll," bemerkte er leise.

Sie wendete rasch den Kopf zur Seite und sah ihn erstaunt an. „Ach —!"

Es war in diesem „Ach" eine solche Mischung von Tonfarben, daß der biedere Executor nicht einmal den Versuch wagte, seine eigentliche Bedeutung zu enträthseln. Er sagte daher nur „Ja!" darauf und ging still weiter. Wiederholt zu fragen, hielt er für unschicklich. Aber an der nächsten Ecke bog er in einer sanften Kurve in die Nebenstraße ein, die nach dem großen Park hinaus führte, und da sie ihm folgte, war's entschieden.

Er schmunzelte vergnügt in sich hinein. Dann aber ward sein Gesicht wieder ganz ernst und fast bärbeißig. Adele, der das Schweigen langweilig wurde und die von zehn zu zehn Schritten neugierig zu ihm hinüberschielte, ob er sich nicht enthüllen würde, wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte. Endlich stieß er den Stock heftig auf und sagte mürrisch: „Was denken Sie nun von der ganzen Geschichte, Fräulein Adele?"

„Von welcher Geschichte?" fragte sie erschreckt.

„Von der ich mit Ihnen sprechen wollte."

„Von einer Geschichte?"

„Natürlich — die der Candidat gemacht hat."

„Ach so — o — o!"

Dieses „Ach so!" war wieder zu complicirt für Haselstock. Er ging darüber einfach zur Tagesordnung über. „Es ist doch ein Schurkenstreich!" platzte er heraus, „und dieser Candidat, oder was er sonst sein mag, ist eine infame Bestie, die am nächsten Baum aufgehängt zu werden verdient. Meinen Sie nicht auch?"

Adele war wenig vorbereitet, sich darüber auszulassen. Sie hatte sich bei dem Grützmacherschen Kaffee recht gut amüsirt und nicht viel Gedanken gemacht, ob das, was sie hörte, in Ordnung sei, oder nicht. Dafür waren ja die Männer da, und Clementine, die ihrer Meinung nach Verstand für drei hatte. Sie ging daher schweigend weiter.

„Es ist ein Schurkenstreich!" fuhr Haselstock fort. „Denn das Testament hat er — das ist ganz klar — und wenn er es hat, so hat er es gestohlen, und wenn er es gestohlen hat, so verdient er aufgehängt zu werden. Und dafür müssen ehrliche Leute in Verdacht und gar um Amt und Brot kommen. Ist das zu verantworten? So eine spitzbübische Gaunerei! Das Fräulein Stern bestiehlt er um ihr Erbrecht. Und warum? Damit er die eigentlichen Erben prellen kann. Der wird's noch weit bringen."

„Aber wir behalten ja noch genug übrig," meinte Adele kleinlaut und noch immer nicht völlig orientirt.

„Wovon behalten wir genug übrig?" eiferte er. „Wovon? Von dem, was uns gar nicht zukommt. Denn das Testament stehlen ist so gut wie das Geld stehlen; und der Hehler ist so gut, wie der Stehler, und unrecht Gut gedeihet nicht. Wär' das Testament verschwunden geblieben — na! dann wollt' ich noch nichts sagen. Aber nun wissen wir, wo es steckt und sollen es uns gar kaufen, und ein ehrlicher Kerl und ein ehrliches Mädchen sollen dazu schweigen — das ist wider die menschliche Natur!"

Nun ging ihr ein Licht auf. „Wir hätten uns doch nicht mit ihm einlassen sollen," sagte sie leise.

Digitized by Google

„Nicht einlassen sollen? Aber dann hätten wir nichts erfahren und kein Mensch hätt' uns geglaubt. Nein! da galt's pfiffig sein und den Kopf oben behalten, um den Schurken in seinem eigenen Netz zu fangen. Es muß heraus, und jetzt kann's heraus."

„Sie wollen Anzeige machen?" fragte das Mädchen, ganz bleich vor Schreck. „Aber dann verlieren wir ja alles —"

„Was wir nicht haben!" ergänzte er, „und bleiben, was wir sind: arm und ehrlich. Ist das nichts?" Er nahm den Stock unter den linken Arm und griff nach ihrer Hand, die unter dem Umschlagetuch vor hing und ganz naßkalt war, bearbeitete sie mit seinen Fingern, die sich wie die Schraubstöcke darauf legten und fuhr wehmüthig bittend fort: „Lassen Sie sich nicht blenden, Adelchen — thun Sie das nicht. Zuerst mag es wohl eine hübsche Sache sein, viel Geld auf den Tisch werfen zu können, und es ist mir auch passirt, daß ich mit dem Beutel klingelte, wenn ich ein paar hundert Thaler eingezogen hatte und dabei dachte: wenn dir das gehörte! Aber das ist Teufelei — und hinterher das Gewissen, Adelchen — und sich immer sagen zu müssen: du bist doch ein Schurke, und wenn's herauskommt, so mußt du ins Zuchthaus! Und wenn's nicht heraus kommt, so bist du doch eigentlich dein Leben lang drin und hast immer den Aufseher mit der Peitsche hinter dir. Für mich ist das nichts, und für Sie ist das auch nichts, wie ich Sie kenne; und so ist's für uns alle beide nichts, und das wollt' ich Ihnen nur zu Gemüth führen, Adelchen. Und nun wissen Sie's."

Sie waren in den Park eingetreten, dessen Baumkronen im herbstlichen Goldschmuck prangten. Unter ihren Füßen rasselte das welke Laub. Adele machte ihre Hand los und legte sie in seinen Arm. Das war ihm noch gar nicht vorgekommen.

Er wurde vertraulicher. „Wozu brauchen wir auch den Reichthum, der nicht einmal die Ehrlichen glücklich macht?" plauderte er vergnügt. „Wenn's erst feststeht, wer das Testament gestohlen hat, so bekomme ich mein Amt wieder, und sie werden mir noch abbitten müssen. Es nährt seinen Mann, wenn man allenfalls sparsam ist, und eine kleine Frau wohl auch noch; besonders wenn sie nebenher verdient — ich will sagen, mit Nähen oder Schneidern. Mit der Zeit kann man was bei Seite legen, wenn nicht Krankheit kommt oder sonst ein Leiden, und die Caution gehört mir ja schon. Was meinen Sie, Adelchen? Wir könnten eine niedliche kleine Wohnung haben, und für das Mobiliar will ich schon sorgen — dafür kenn' ich den Auctionscommissarius. Und wenn Sie die Schneiderei ins Große treiben wollen —"

„Aber ich muß sie doch erst lernen!" wendete sie ein, „und so rasch, wie Sie sich einbilden, geht's gar nicht, lieber Haselstock."

Es fuhr ihm recht durchs Herz und er streichelte ihre Hand, die auf seinem Arm lag. „Es hat bei mir keine solche Eile," sagte er, „wenn ich nur sicher bin. Wie lange meinen Sie, Adelchen —?"

„Ach Gott! ich muß noch ein ganzes Jahr sparen."

„Aber dann auch gewiß —!"

Sie zog ihren Arm fort, da sie in die große Parkstraße einbogen und rief lachend: „Ach! es ist ja alles dummes Zeug!" Aber dabei sah sie ihn so neckisch-freundlich an, daß er wohl wußte, es sei nicht dummes Zeug, und recht herzlich mitlachte. — „Hier wohnt Fräulein Stern," bemerkte er, als sie an dem Gartengitter vorbeikamen, vor welchem eine stattliche Equipage mit einem Wappen auf den Thüren hielt, „ich denke, wir machen's kurz und gehen gleich hinein. Es ist am besten, wenn sie selbst besorgt, was nöthig ist — es ist ja ihre Sache."

Adele nickte. —

Die Equipage gehörte der Baronin von Holdach. Aus der Unruhe, mit der der am Gitter auf und abgehende Livreebediente von Zeit zu Zeit nach der Thüre des kleinen Hauses ausschaute, mußte seine Herrschaft sich unerwartet lange aufhalten. Mit nicht geringerer Unruhe sah Pauline ihrem Aufbruch entgegen.

Was wollte die Baronin? Sicher hatte ihr Besuch nicht den Zweck, eine Bekanntschaft zu machen, zu der Neigung sie zog. Pauline stand ihren Wünschen im Wege; es fragte sich, ob es nicht Mittel gäbe, dieses Hinderniß auf gute Weise fortzuräumen. Graf Arthur hatte sich ihr genähert und sie wußte die Bedeutung seines Entschlusses, seinen Vater zu ihr zu begleiten, wohl zu schätzen; aber die höfliche Kälte, mit der er ihr begegnet war, konnte eine trotz ihrer Jugend so erfahrene Frau nicht im Zweifel darüber lassen, daß er für jetzt nur dem Zwange der Verhältnisse widerwillig nachgab, mit allen seinen Gedanken und Empfindungen von ihr abstrebte, und von einer entscheidenden Erklärung weit entfernt sei. Ganz dieselbe Beobachtung hatte der alte Graf Hohenbühl gemacht und bei nächster Gelegenheit mit dem General Rücksprache genommen, um ihn zur Einwirkung auf die Baronin zu veranlassen, deren Operationen mit den seinigen Hand in Hand gehen müßten. Es käme darauf an, seinem Sohne, der nun einmal mit einem zarten Gewissen kokettire, den Rückzug zu erleichtern, was am besten durch directe Einwirkung auf Pauline geschehen könne, die sich in ihrer jetzigen bedrängten Lage sicher unter gewissen Bedingungen zu einer Art von Verzichtleistung werde bewegen lassen. Hier dürfe sein Einfluß aber nicht sichtbar werden, wenn Arthurs Opposition nicht verstärkt werden solle; es müßte im Gegentheil etwas scheinbar ohne seine Betheiligung oder auch nur sein Mitwissen geschehen. Wer wäre aber zu dieser diplomatischen Mission geeigneter und zugleich geschickter, als die Baronin, die sich für einen solchen Dienst mit seinem Dank zugleich seine Neigung erwerben könne? Es verstand sich von selbst, daß der General diese Andeutungen nicht unbeachtet ließ, sondern sofort seiner Schwester unter vier Augen Mittheilung davon machte. Sie fand darin nur eine Bestätigung ihres eigenen Calcüls, die gewünschte Aufforderung, handelnd einzugreifen. Und sie zögerte nicht.

Die Baronin war die Liebenswürdigkeit selbst. Nichts von steifer Herablassung, aristokratischer Ueberhebung, eifersüchtiger Laune; im milden Ton freundschaftlicher Vertraulichkeit appellirte sie einfach an ihr Herz und an ihren Verstand. Sie fand es ebenso natürlich, daß der Graf einem so schönen und anmuthigen Wesen seine tiefe Neigung zugewandt habe, als daß sie dieselbe lebhaft erwiderte. — Das sei wahre Liebe, die selbst das Opfer der Selbstvernichtung in den Augen der Welt nicht scheue. Aber es gäbe noch ein höheres Opfer, den Verzicht auf den Geliebten aus Liebe zu demselben. Graf Arthur sei vermöge seiner Geburt, seiner Beziehungen zu den Regierungskreisen, seiner Studien und geistigen Fähigkeiten bestimmt und befähigt, in der Politik eine bedeutende Rolle zu spielen; er dürfe nicht in den engen Banden der natürlichen Familie zurückgehalten werden, die keinen großen Aufschwung gestatteten. Nicht nur an Paulinens Herz, sondern auch an sein eigenes müsse er die strenge Anforderung stellen, allen Egoismus abzustreifen und auf ein Glück zu verzichten, das mit reinem Gewissen nicht mehr genossen werden könne. Graf Arthur fühle die Nothwendigkeit dieser Entsagung, aber seine Zärtlichkeit erschwere ihm diesen Schritt, der doch gethan werden müsse, wenn er sich nicht zu Grunde richten wolle. Vielleicht erwarte er von dem Edelmuth der Geliebten ein Entgegenkommen. Es verstehe sich ganz von selbst, daß ihr eine lebenslängliche Rente sicher gestellt werden solle, die sie nicht nur selbst jeder Sorge für ihre anständige Subsistenz überheben, sondern sie auch in den Stand setzen werde, ihren Kindern eine vorzügliche Erziehung zu geben. Sie möge also nicht versäumen, zu thun, was ihr die Pflicht nach allen Richtungen hin gebiete.

Pauline hörte sie mit merkwürdiger Gelassenheit und Fassung an. Nur mitunter überflog ihr ernstes Gesicht ein Lächeln des Unglaubens, oder zuckte ihre Oberlippe ein wenig über den dann sichtbaren blendend weißen Zähnen. „Und S i e gedenken ihn zu heirathen?" fragte sie ganz ruhig, als die Baronin geendet hatte. Das war Antwort genug, nicht auf die Worte, aber auf die Gedanken, die sie versteckten.

„Ich gedenke ihm durch eine Heirath mein großes Vermögen zuzuwenden," sagte die Dame, nur vorübergehend betroffen durch die ruhige Sicherheit, mit der Pauline sie zwang, Farbe zu bekennen, „ein Vermögen, meine Liebe, dessen der Graf dringend bedarf, wenn sich die Erwartungen, die man an seine Talente knüpft, erfüllen sollen. Ich betrachte es als die Restaufgabe eines durch eigene und fremde Schuld verkümmerten Lebens, in solcher Weise dafür zu sorgen, daß eine bedeutend angelegte Natur die Mittel gewinnt, sich geltend zu machen. Daß dabei auf einen Gewinn für mich selbst nicht gerechnet sein kann, werden Sie, die Sie sich von dem Grafen geliebt wissen, selbst fühlen."

„Noch eine Frage, Frau Baronin. Weiß Graf Arthur von diesem Ihrem Besuch —? Haben Sie seine Zustimmung?"

Frau von Holdach wich ihrem durchdringenden Blick aus und sah auf ihren Sonnenschirm nieder, mit dessen elfenbeinernem Knopfe sie spielte. Pauline überhob sie der Mühe, auf eine diplomatische Wendung sinnen zu müssen. „Er weiß nichts davon," rief sie mit unterdrückter Leidenschaftlichkeit. „Sie haben seine Zustimmung

nicht! Er am besten weiß, daß auf diese Art eine Lösung unseres Verhältnisses nicht möglich ist. Aber vielleicht — —. Doch wozu eine Erörterung, die keinen Zweck haben kann, da das allein entscheidende Wort unausgesprochen bleiben muß. Sie sind die Vertraute des Grafen **nicht**, Frau Baronin; ich bedaure, Ihre Vermittelung nicht annehmen zu können. Ich habe nichts mehr zu sagen."

Die Baronin erhob sich und reichte Pauline die Hand zum Abschiede. „Sie behalten Zeit," bemerkte sie mit verbissenem Aerger, „zu überlegen, was zu Ihrem und der Kinder Heil gereichen kann." Pauline berührte kaum flüchtig die Fingerspitzen und begleitete den vornehmen Gast schweigend und in stolzer Haltung bis zur Thüre. Dann sank sie erschöpft auf den nächsten Stuhl.

Die alte Marianne ließ ihr nicht Zeit, sich in ihren Schmerz zu versenken. Freudestrahlend eilte sie Haselstock und Adele mit der frohen Botschaft voraus: „Das Testament ist gefunden!"

VIII. Das Kartenhaus fällt ein.

Marianne lief nach einem Wagen, während Pauline eiligst Toilette machte, wobei ihr Adele half. Haselstock ließ sich von dem kleinen Paul, der ihm schnell sein Vertrauen geschenkt hatte, alle seine Schätze an Spielsachen zeigen und probirte mit dem Vergnügen eines großen Kindes den Mechanismus der bellenden Hunde, miauenden Katzen und krähenden Hähne. Ganz besonders aber behagte ihm eine große Schachtel mit Bleisoldaten, die er vollständig in Reih und Glied stellte, nur bedauernd, daß die Uniform doch nicht ganz richtig sei.

Pauline schrieb den Namen Eugen Riehl und die Wohnung des Candidaten in ihr Taschenbuch, verschloß das Testamentscouvert, das ihr der Executor ausgehändigt hatte, sorgfältig in eine Papierenveloppe und behielt dieselbe der Sicherheit wegen in der Hand. „Zum Herrn Staatsanwalt von der Linde!" bedeutete sie den Kutscher, als sie einstieg.

Während der Wagen über das Pflaster rollte, hatte sie Zeit, sich die Folgen dieser ganz unverhofften Entdeckung zu vergegenwärtigen. Zu Hause war sie kaum zur Besinnung gekommen, anfangs nicht einmal zum Verständniß der Sachlage, da Haselstock und Adele abwechselnd stoßweise ihre wenig geordneten Mittheilungen machten, und die Alte, der es nur auf das ihr schon bekannte Resultat ankam, fortwährend mit ihren Vorschlägen vorauseilte. Auch jetzt lag ihr der Gedanke ganz fern, daß sie auf dem Wege sei, eine verbrecherische Handlung zur Kenntniß der Behörde zu bringen; wichtig war ihr nur, daß das Testament ermittelt werden sollte und daß dann über ihr Erbrecht weiter kein Zweifel sein könne. In ihrer lebhaften Phantasie waren schon alle Anstände beseitigt, ihre Ansprüche anerkannt. Sie war reich, sehr reich — vielleicht so reich, wie die Baronin von Holdach! Arthur brauchte nicht mehr um die Mittel zu einer großartigen Einrichtung verlegen zu sein. Hatte er nicht selbst gesagt, daß er nur die Eröffnung des Testaments abwarten wollte, sich seinem Vater zu entdecken, daß nur das Verschwinden des Testaments ihn zum ferneren Schweigen nöthigte? Wußte sie nicht recht gut, daß hauptsächlich die Täuschung über ihre Vermögensverhältnisse die Entfremdung herbeigeführt hatte, unter der sie so schwer litt? Wie war so urplötzlich die ganze Situation verändert! Das Testament machte sie zur reichen Erbin, Arthur zum unabhängigen Manne. Was konnte ihn jetzt noch hindern, seiner Neigung zu folgen — sie vor der Welt anzuerkennen? Und wenn er das Geheimniß auch noch kurze Zeit gewahrt zu wissen wünschte, mit welcher Ruhe konnte sie der Zukunft entgegensehen, die keine ernstliche Sorge weiter zu bergen schien!

Sie traf trotz des Sonntags den Staatsanwalt zu Hause. Er hatte sich mit der ihm eigenen energischen Pflichttreue in eine schwierige Arbeit vertieft, die in der Zerstreuung der Werktage nicht gelingen wollte. So ungern er sich darin jetzt stören ließ, Pauline Stern, die schöne Geliebte seines Freundes, war ihm ein zu interessanter Besuch, um ihn auf die Dienststunden des nächsten Tages vertrösten zu lassen.

Er hatte keinen Grund, die Unterbrechung zu beklagen. Was Pauline ihm mittheilte, versetzte ihn in die größte Spannung, die sich noch steigerte, als sie ihm das Testamentcouvert überreichte, dessen Aechtheit er nicht bezweifeln konnte. „Das ist ein kostbarer Fund, mein Fräulein," sagte er, das Papier gleichsam in der Hand wiegend, „ein kostbarer Fund. Wir haben das Testament noch nicht, aber wir sind ihm auf der Spur. Eine Untersuchung ist in Aussicht, wie sie sich verzwickter kaum denken läßt. Der geheimnißvolle Ueberfall — die mitwirkenden Persönlichkeiten — die eigenthümlichen Motive — es sind alle Requisite für eine cause célèbre vorhanden. Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Fräulein, daß Sie sich sofort an mich gewandt haben; es ist durchaus nicht gleichgültig, wer in dieser wichtigen Sache die ersten Ermittelungen macht. Eugen Riehl, sagen Sie, ein verkommener Mensch — kürzlich aus Amerika zurückgekehrt — im Bunde mit den Erben — das läßt sich erklären. Daß diese Erben freilich selbst — Haselstock, Adele Harms — bei ihrem großen Interesse zur Sache — das ist auffallend, sehr auffallend. Man hatte allerdings den Executor selbst in Verdacht — er kann gefürchtet haben, doch nicht zum ungestörten Genuß der Erbschaft zu kommen — von der Anzeige zu lucriren, da sich auf Erkenntlichkeit rechnen ließ — vielleicht auch Feindseligkeiten in der Familie — wer kann's wissen? Die Untersuchung wird das Dunkel lüften. Verlassen Sie sich ganz auf mich, mein Fräulein; ich werde mit der vollen Energie, die mein Amt gestattet, die Sache selbst in die Hand nehmen — sofort — noch heute, verlassen Sie sich darauf. Den Grafen Hohenbühl hoffe ich schon morgen bei Tisch mit der vollendeten Thatsache überraschen zu können, daß der Testamentsräuber sich unter Schloß und Riegel befindet."

Er hielt Wort. Nachdem er ein kurzes Protokoll aufgenommen hatte, begab er sich nach der Polizei, legte dem überraschten Präsidenten das Couvert vor, ohne ihm mitzutheilen, auf welche Weise er in dessen Besitz gekommen, ließ sich einige Sicherheitsbeamte zur Assistenz geben und suchte das Haus auf, in welchem der Schuster Pastenack und der Candidat Eugen Riehl wohnten. Da es bereits völlig dunkel geworden war, konnte dies ohne Aufsehen geschehen. Ein Wagen wurde nachbestellt.

Der Candidat ahnte nicht, was ihn erwartete, als er Schritte auf der Treppe vernahm. Er glaubte nicht anders, als daß Pastenack ihm noch einen Besuch abstatten komme, um ihn zum Abendessen einzuladen. Sein Schreck war nicht gering, als er hinter dem eintretenden unbekannten Herrn die sehr bekannten Uniformen der Polizeibeamten erblickte. Flucht war unmöglich.

„Sie sind der Candidat Eugen Riehl?" fragte der Staatsanwalt scharf.

„Allerdings! — Was verschafft mir die Ehre?"

„Ich bin der Staatsanwalt von der Linde und erkläre Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet."

Der Candidat wankte einen Schritt zurück und lehnte sich auf den Tisch. „Darf ich wissen —" stammelte er bleich.

„Ich beschuldige Sie, das Testament des Rentier Blasius geraubt zu haben," fiel ihm der Staatsanwalt in die Rede, „das weitere wird sich finden."

„O! Sie sind im Irrthum!" versicherte Riehl mit festerer Stimme, „völlig im Irrthum, mein Herr —"

Der Staatsanwalt blickte im Zimmer umher. „Versuchen Sie keine Ausrede, Sie könnten sich nur noch tiefer verwickeln. Ich habe zum Glück die Mittel, Sie zu überführen. Wollen Sie das Testament gutwillig herausgeben?"

Der Candidat gewann wieder einigermaßen Fassung. „Ich besitze es nicht," sagte er, „habe es nie besessen."

„So zwingen Sie mich, zur Haussuchung zu schreiten."

„Nach Ihrem Belieben, mein Herr."

Der Staatsanwalt ließ die Polizeibeamten eintreten und ertheilte ihnen den Auftrag, das Zimmer zu durchsuchen. Sie erledigten sich dieser Aufgabe unter seinen Augen mit aller Gründlichkeit, durchstöberten das Kleiderspind und die alte Kommode, warfen die Betten aus dem Bettgestell, untersuchten den Ofen, ergriffen jedes Buch bei den Deckeln und schwenkten es aus, warfen auf dem Tisch die Excerpte durcheinander — vergebens, das Testament ließ sich nicht entdecken.

„Sie haben das Schriftstück bei sich!" herrschte von der Linde ihn ärgerlich an. „Es **muß** hier zu finden sein!"

Der Candidat faßte Muth. „Ich kann nur wiederholen, daß ich das Testament nicht besitze und behalte mir die Beschwerde über diese ganz ungerechtfertigte Haussuchung vor."

„Oho!" rief der Staatsanwalt; „noch unverschämt obendrein. Visitiren Sie seine Person!"

Man legte kräftig Hand an, ermittelte aber nichts, als eine

kleine Brieftasche, die er selbst aus dem Rock zog, öffnete und durchblätterte. Sie hatte nicht den Umfang, das Testament verbergen zu können.

„Setzen Sie die Haussuchung beim Schuhmacher Pastenack fort," commandirte der Staatsanwalt, „es ist möglich, daß ihm das Testament bereits in Verwahrung gegeben ist. Sie aber reichen mir die Brieftasche. Was enthält dieselbe?"

„Unwichtige Notizen, mein Herr, einige alte Briefe — wissenschaftliche Excerpte —"

„Sonst nichts? Nicht vielleicht auch einen Wechsel — wie?"

Der Candidat entfärbte sich. „Einen Wechsel?"

„Ganz richtig. Wenn ich nicht irre, über das kleine Sümmchen von zehntausend Thaler, ausgestellt von Personen, die zusammen wahrscheinlich nicht zehntausend Groschen auf den Tisch legen könnten?" Er griff in die Seitentasche.

Eugen Riehl wußte nun, daß er verrathen war. Es wäre Thorheit gewesen, das Papier abzuleugnen. So wild ihm auch das Herz schlug und das Blut im Kopf tuckte, er zwang gewaltsam die Aufregung nieder und sagte lächelnd: „Sie werden da allerdings einen Papierstreifen finden, der wie ein Wechsel aussieht. Ich merke, daß einer von den albernen Tröpfen, die ihren Namen darauf gesetzt haben, nicht reinen Mund halten konnte. Natürlich handelt es sich um nichts weiter, als um eine kleine Mystification zu meinem Zeitvertreib."

Der Staatsanwalt, der den Wechsel herauszog, sah ihn spöttisch an. „Eine kleine Mystification — zur Kurzweil? Allerliebst. Und das Testamentscouvert — he?"

„Ich hab's gefunden."

„Auf dem Trödelmarkt natürlich," spottete der Beamte, „wo die Diebe stets die gestohlenen Sachen finden! Geben Sie sich weiter keine Mühe, ich bin bereits völlig informirt. Zum Polizeiarrest!"

Nach dieser dictatorischen Weisung, wider die es keine Entgegnung gab, stieg er die Treppe abwärts, um den Beamten zu controliren, der bei Pastenack die Haussuchung vorzunehmen hatte. Er fand ihn unweit der Thüre stehen und mit größter Gelassenheit in eine Schreibtafel die Beamtenbeleidigungen verzeichnen, deren sich die Schustersfrau schuldig machte. „Damit es urkundlich feststeht," sagte er, eifrig weiter schreibend; „kommt auch nur das zehnte Wort aufs Papier, so ist's doch schon genug!" Clementine stand an ihrer Commode, warf wüthend, wie einen Hagelschauer, alte Socken und Strümpfe hinaus, riß Hemden und Taschentücher auseinander und spektakulirte dabei weiter: „Kommen Sie auch noch, Herr Staatsanwalt? das ist hübsch von Ihnen! Wollen Sie gefälligst hier in die Schieblade? Da sind alte Socken von meinem Manne! Löcher sind genug drin, aber keine Testamente. Hier Schusterrechnungen — suchen Sie sich aus, welche Sie bezahlen wollen, sie sind alle zu haben. Pastenack! reich doch einmal hier dem Herrn Staatsanwalt mein Fläschchen mit Haaröl — er will vielleicht hineinriechen. Nicht? Sie stecken ja so gern die Nase in alles —"

„Das ist unzweifelhaft eine Beamtenbeleidigung," warf der Polizeimann mit einem pfiffig-wichtigen Seitenblick auf den Staatsanwalt ein, indem er den Bleistift eilig in Bewegung setzte.

„Beleidigung!" rief Clementine, in ihrer Arbeit pausirend und die Hände in die Seiten stemmend. „Wer wird so einen beleidigen? Dazu sind Sie mir doch allemal nicht gut genug. Na — was sehen Sie den Herrn an? War das vielleicht wieder eine Beleidigung? Soll ich sagen, Sie sind mir zu schlecht? So gemein mach' ich mich nicht mit Ihnen. Es hat jeder sein Metier, und manches ist nicht das reinlichste; aber da will ich doch lieber als Karrenführersfrau gehn, als so den Leuten bei nachtschlafender Zeit mir nichts dir nichts die Stuben ausräumen und unter die Betten licken und in die Taschen fassen —"

„Beruhigen Sie sich, liebe Frau," bat der Staatsanwalt, „wir stehen hier im Namen des Gesetzes, und es ist ja durchaus nicht nöthig —"

„Nein, das weiß Gott!" fuhr die Ergrimmte fort, „nöthig ist es nicht; das ist doch einmal ein wahres Wort. Kein Mensch kann sagen, daß das nöthig ist; und wenn es so ein Gesetz gibt, so frage ich nach seinem Namen gar nichts, es mag Paul oder Peter heißen. Sind wir Spitzbuben, oder haben wir eine schlechte Wirthschaft im Hause — was? Bezahlen wir unsere Abgaben nicht, die — weiß der liebe Gott! — hoch genug sind? Und sollen wir uns nun solche Schande anthun lassen, weil wir eine reiche Erbschaft gemacht haben? Pastenack! zieh doch auch noch den Pfropfen aus Deiner Kümmelflasche! der Herr Staatsanwalt will den Kopf hineinstecken und nach dem Testament suchen. Na, ersaufen wird er wohl nicht —"

Der Schuster, der sich nach dem großen Familienrath mit Clementinens Genehmigung einen gehörigen Spitz angetrunken hatte und kaum auf den Beinen stehen konnte, drehte die Flasche um und lallte: „Reine leer, Tinchen."

„Geht nichts verloren," schmunzelte der Polizeicommissarius, dem Vertreter der Staatsanwaltschaft zublinkend.

Herr von der Linde fühlte sich doch unbehaglich; es stand übel um die Aufrechterhaltung seiner Autorität einem Weibe gegenüber, dem nicht der Mund zu stopfen war. Er erklärte die Haussuchung für geschlossen.

Aber so leichten Kaufs kam er nicht hinaus. „Nun mal erst wieder einpacken!" schrie Clementine, indem sie sich vor die Thür stellte und mit ausgestrecktem Arm auf die Kleider, Betten und Wäsche zeigte, die bunt den Boden bedeckten. „Wozu habe ich alles ausgeräumt, meine Herren? etwa damit das Testament nicht zu finden gewesen ist? Als ob sich das nicht jeder Grützkopf an den Fingern abrechnen kann, daß wir das Testament nicht in den Glasschrank legen werden, wenn wir's einmal haben! Müssen Sie das als vernünftiger Mann nicht einsehn, Herr Staatsanwalt? Also nun vorwärts! Ich rühre keinen Finger, und wenn die Lumpen da verfaulen sollten. Denn wenn man unschuldig ist — das thut weh, und ich will mein Recht haben und wenn ich bis an den König gehen soll. Pastenack! nimm mal den Schemel und steh mir bei. Hilfe — Hilfe —! sie schlagen mich todt! Hilfe!"

Allerdings hatte sie der eine von den Polizeibeamten beim Arm gefaßt und fortzuschieben versucht, um dem Staatsanwalt den Durchgang frei zu machen. Sonst geschah ihr nichts, aber sie kreischte und tobte, als ob sie geschlachtet werden sollte. Bis auf die Straße hin, wo sich der Janhagel der ganzen Umgegend versammelt hatte, folgten den Abziehenden ihre Schimpfreden nach. —

Der Zweck der Haussuchung war nicht ganz nach Wunsch erreicht: das Hauptdocument, welches die Schuld des Candidaten und seiner Verbündeten außer Zweifel hätte stellen müssen — das Testament blieb verschwunden. Gleichwohl reichte das vorhandene Material völlig aus, den Antrag auf Voruntersuchung zu begründen. Haselstock hatte sich einer sehr guten Aufnahme zu erfreuen, als er sich am nächsten Vormittag bei seinem Herrn Präsidenten meldete, und heftete mit Genugthuung wieder das große Amtsschild, von dem er sich so lange hatte trennen müssen, auf seinen Rock. Zwar hatte sein hoher Vorgesetzter sich nicht wegen seines ungegründeten Verdachts entschuldigt, was gänzlich unter seiner Würde gewesen wäre, aber er hatte ihn in Gegenwart des Canzleidirectors und Expeditionsinspectors einen braven und pflichttreuen Beamten genannt, und das heilte alle Wunden. Ganz im Stillen für sich nahm er sich vor, fortan bei Executionsvollstreckungen ein Kieselherz in den Rock zu knöpfeln, damit ihm die Gutmüthigkeit nicht wieder einen Klecks in die Personalakten mache. In den ersten Tagen hielt er sich Wort.

Herr von der Linde mußte sich, nachdem er die Sache so eifrig in Gang gebracht hatte, zu seinem Bedauern sehr bald von seinen Protokollen trennen und sie dem Gericht zuschreiben. Untersuchungsrichter war ein Mann, der keineswegs zu den ihm sympathischen Persönlichkeiten gehörte, mit denen er amtlich zu thun hatte, Stadtrichter Rothstein. Er war sein Schulgenosse und hatte mit ihm zugleich die Universität bezogen, später auch eine Zeitlang bei denselben Gerichten seine praktische Ausbildung genossen; aber ohne daß je eine ausgesprochene Feindschaft zwischen ihnen bestanden hätte, betrachteten sich doch schon die Schulfüchse als Gegenfüßler und traten die Männer einander nicht näher.

Der Grund lag lediglich in der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse der beiden und der infolge dessen sehr verschieden entwickelten Charactere. Fritz von der Linde gehörte einer alten Familie an, die schon durch Generationen dem Staat höhere Verwaltungs- und Justizbeamte und Officiere gegeben hatte; er konnte darauf rechnen, bei gehörigem Fleiß und guten Fähigkeiten ohne besondere Anstrengung von Classe zu Classe, von Stufe zu Stufe erhoben zu werden und überall Verbindungen zu finden, die ihn fördern mußten, ohne ihm die Verbindlichkeit aufzulegen, seinerseits Concessionen bedenklicher Art zu machen. Es verstand sich, weil er's im

Die Höhlenwohnungen am Fuße des Hoppelnberges im Harz. Originalzeichnung von A. Mosengel.

elterlichen Hause nie anders gehört hatte, schon für den Quartaner ganz von selbst, daß er sein Abiturientenexamen absolviren, die Rechte studieren, sich bei bestimmten Behörden unter der speciellen Leitung befreundeter Präsidenten und Räthe praktisch vorbilden und dann in dasjenige Staatsamt eintreten werde, das die besten Chancen für sein Fortkommen gewähre. Diese Sicherheit der Ziele gab seinem ganzen Wesen schon früh eine gemessene Haltung, machte ihn wählerisch in seinem Umgange und gewöhnte ihn daran, sich in gesellschaftlichen Formen wohl zu fühlen, die sonst der Jugend sehr unbequem und lästig sind. Im strictesten Gegensatz zu ihm war der junge Rothstein ganz auf sich selbst hingewiesen und vielfach in seiner Ausbildung durch persönliche Verhältnisse gehemmt. Der Sohn eines armen Glöckners auf dem Lande hatte er den ersten Unterricht in einer Elementarschule unter Bauerkindern erhalten, war dann aus Gutherzigkeit von dem Pfarrer, der sich bei der Schulinspection von seinen tüchtigen Anlagen Ueberzeugung verschaffte, unterrichtet und schon in vorgeschrittenem Alter nach der Stadt auf die Schule gebracht, und fristete kümmerlich genug sein Dasein von den Unterstützungen einiger Universitätsfreunde des Pfarrers und von dem geringen Einkommen, das er sich durch Ertheilen von Unterricht selbst erwarb. Jedes neue Buch, das angeschafft werden mußte, machte ihm Sorge. In seinem ausgewachsenen, fadenscheinigen Röckchen, den abgetragenen Beinkleidern eines sehr großen Gönners, die nur einfach unten um einen Fuß verkürzt und oben bis über die Brust aufgezogen wurden, seinen zwei- und dreifach überrüsterten Stiefeln, präsentirte sich der Armenschüler, dessen eckige Manieren und bäuerische Sprache überdies oft von den Lehrern getadelt werden mußten, wenig vortheilhaft und war namentlich für den eleganten Fritz von der Linde eine Persönlichkeit, mit der so wenig als möglich in Berührung zu kommen gerathen schien. Rothstein fühlte instinktiv diese Abneigung heraus und vergalt sie mit ostensibler Zurückhaltung und schroffer Ablehnung gewöhnlicher Höflichkeitsbezeugungen. So verhaßt er ihm war, er imponirte ihm doch, und bald gipfelte sein ganzer Ehrgeiz in dem Streben, ihn sich trotz aller Begünstigung der Umstände nicht vorkommen zu lassen. Das gelang freilich nicht; er wurde bei einer Versetzung, wie er meinte ungerechterweise, vorgezogen und eilte ihm von da ab mit immer schnelleren Schritten voraus. Nun war das Maß der Unzufriedenheit voll; Rothstein betrachtete jede Gunst, die dem Auscultator, Referendar und Assessor zu Theil wurde, als eine schwere Beleidigung gegen sich selbst und gegen den ganzen Stand, aus dem er hervorgegangen war. Freilich half ihm die zähe Energie seines Charakters endlich auch über alle Hindernisse hinweg zu einem Richteramt, aber so mächtig auch der Stolz über diese Errungenschaft durch eigene Kraft war, sie brachte ihn seinem glücklicheren Rivalen nicht näher und machte sein Urtheil über ihn nicht gerechter. So standen Staatsanwalt und Untersuchungsrichter, die einander sonst collegialisch in die Hand arbeiten, gleichsam auf den Wartthürmen zweier feindlicher Burgen und gaben genau darauf Acht, daß keiner von ihnen die durch das Amt gezogene Grenze auch nur um die Breite eines Haares überschritt. Es war ein unerquickliches Verhältniß.

Dieser unausgesetzte, in seinen Resultaten wenig befriedigende Kampf mit dem Leben hatte Rothstein eine verbitterte Stimmung gegeben, die sich dann auch selbst in der Art bemerklich machte, wie er als Richter inquirirte. Daß der Angeschuldigte unter allen Umständen lüge, so wie er den Mund aufmache, schien er als sicher anzunehmen; für ihn war, umgekehrt nach der bekannten Rechtsregel, jeder ein Spitzbube, bis das Gegentheil bewiesen wurde. Es fehlten deshalb bei seinen Vernehmungen selten höhnische Bemerkungen und Aufziehereien. Auch Eugen Riehl hatte davon zu leiden; nicht nur, daß er meist mit ganz besonderer Betonung der „Herr Candidat der Theologie“ genannt wurde, so mußte er sich auch gefallen lassen, seine unverdächtigsten Angaben über seine Personalien in Zweifel gezogen zu sehen. Es kam ihm vor, als ob er sämmtliche Steckbriefe Revue passiren müsse, die seit einem Jahr oder länger hinter Räubern und Mördern erlassen waren.

„Und Sie sind also ganz unschuldig?“ fragte der Stadtrichter mit spöttisch verzogenem Munde.

„Ich bin in der That bei der Entwendung des Testaments ganz unschuldig,“ entgegnete Riehl, „wie auch der Schein gegen mich sein mag. Ich bitte mir zu gestatten, mich im Zusammenhange darüber auszulassen, wie ich zu dem Couvert gekommen bin.“

„Im Zusammenhange — aha! Sie haben Zeit gehabt, sich eine lange Geschichte auszuhecken — gut! ich bin geduldig. Halten Sie also Ihre Predigt.“

„Ich bin, wie ich schon mittheilte, vor kurzem erst aus Amerika zurückgekommen,“ begann der Candidat mit der ihm eigenen Ruhe, „und bewegte mich in den ersten Tagen viel auf den Straßen, um mir eine Wohnung auszumitteln. Bei solcher Gelegenheit passirte ich eines Tages gegen Mittag auch die kleine Gasse, von welcher aus man auf den Hofraum des alten Gerichtsgebäudes gelangt —“

„Aha! ganz zufällig — was?“

„Ganz zufällig. Es waren zu dieser Zeit wenige Menschen auf der Straße. Um so mehr mußte mein Blick auf einen fein gekleideten Herrn fallen, der, den Hut tief in die Stirn gedrückt, im gewölbten Gange stand, und, nach seinen unsichern Bewegungen zu urtheilen, unschlüssig schien, ob er den Hof betreten solle, oder nicht. Obgleich er sich von der Straße halb abgewandt hatte und im Schatten stand, sah ich doch etwas von seinem Gesicht, und glaubte eine Persönlichkeit wiederzuerkennen, mit der ich vor etwa drei Jahren, also vor meiner Abreise nach Amerika, in Beziehungen intimerer Art getreten war, die hier nicht interessiren —“

„Aha! Die alten Freunde treffen sich zur rechten Zeit — ganz zufällig natürlich.“

„Ich konnte leicht irren und blieb deshalb stehen, ohne bemerkt zu werden. Gleich darauf schien er mit seinem Entschluß fertig und trat mit schnellen Schritten in den Hof ein, wo ich ihn aus den Augen verlor, ohne daß ich mich überzeugen konnte, ob meine Vermuthung richtig wäre. Ich hatte nichts zu versäumen und beschloß deshalb seine Rückkunft abzuwarten. Um völlige Freiheit für mein Benehmen ihm gegenüber zu behalten, stellte ich mich hinter den einen großen Thürflügel am Straßenausgange —“

„Wo Sie zugleich selbst nicht von der Straße her beobachtet werden konnten,“ unterbrach der Richter.

„Ich habe daran nicht gedacht. Schon nach kaum fünf Minuten kam der fremde Herr, augenscheinlich in großer Aufregung, zurück, hielt einen großen Brief in der Hand, den er eiligst in seiner Brusttasche zu verbergen suchte, warf scheue Blicke vor und zurück und rannte an mir vorüber auf die Straße hinaus.“

„Die Geschichte wird romantisch — passen Sie auf, Herr Referendarius.“

Der Candidat pausirte einen Augenblick, seinen Unwillen niederkämpfend, und fuhr dann fort: „Die Neugierde veranlaßte mich, ihm zu folgen. Ich hielt mich stets in einiger Entfernung, aber doch so, daß er mir nicht leicht entwischen konnte. Schon nach kurzer Zeit mäßigte er seinen Schritt, lüftete den Hut, trocknete mit einem seidenen Taschentuche die Stirn —“

„Mit einem *seidenen* Taschentuche! In Nebenumständen natürlich immer mit diplomatischer Genauigkeit. War die Farbe vielleicht roth?“

„Ich glaube gelb,“ erwiderte der Inquirirte sehr gelassen. „Kurz, er ging schon in einer der nächsten Straßen vor mir her, wie ein vornehmer Herr, der eine Mittagspromenade macht, von den Vorübergehenden häufig sehr devot gegrüßt. Ohne bestimmte Absicht folgte ich ihm weiter und weiter, bis er das Thor verließ und in den Park einlenkte. Ich ließ ihn nun einen beträchtlicheren Vorsprung nehmen, um bei ihm keinen Verdacht zu erregen. Er bog bald von dem großen Hauptwege ab und ging eiliger auf jene entlegeneren Partien zu, wo sich die Gänge um dichtes Buschwerk winden, das von Zeit zu Zeit mit seinen laubenartigen Einschnitten zur Rast einladet. In eine solche, recht versteckte Laube trat er ein und ließ sich auf eine Bank nieder. Es war etwa ein Uhr mittags und der Park ganz menschenleer; ich konnte, ohne irgendwie aufzufallen, auf einem Umwege in das Gebüsch selbst gelangen und mich hinter den Fremden schleichen, ihn ganz in der Nähe zu beobachten. Als ich ihn wieder zu Gesicht bekam, hatte er eben den großen Brief aufgerissen und die Einlagen herausgezogen. Dieselben schienen seine Aufmerksamkeit sehr stark in Anspruch zu nehmen, denn er entfaltete sie mit zitternden Händen, wobei das Couvert auf seinen Schooß fiel, und überflog den Inhalt.“

„Einlagen? Waren es mehrere?“

„Zwei, Herr Stadtrichter; ein großer Bogen weißes Papier mit anscheinend sehr deutlicher Schrift und ein Bogen feines Postpapier in demselben. Letzterer schien demselben von besonderer Wich-

tigkeit. Er steckte den großen Bogen wieder in die Rocktasche, las die Postpapiereinlage genau durch, zog dann ein Feuerzeug hervor und verbrannte sie —"

„Aha! so kommt sie aus der Welt und kann bei der Haussuchung nicht gefunden werden. Sehr plausibel. Nun?"

„Ich hatte mich so weit vorgebeugt, als es der deckende Busch irgend gestattete. Als nun das Blatt in seiner Hand aufflammte, verlor ich das Uebergewicht, mußte mich an einen Ast halten, brach denselben ab und verursachte dadurch ein Geräusch, das dem Fremden nicht unbemerkt bleiben konnte. Er fuhr erschreckt zusammen und sah sich scheu und hastig um. Ob er nun im Gesträuch hinter sich jemand bemerkt hatte oder nicht, jedenfalls sprang er auf, knitterte die Papierkohle in seiner Hand zusammen, streute die Asche nach rechts und links und eilte fort. Das Couvert glitt auf die Erde nieder und blieb unter der Bank liegen."

„Wo Sie es natürlich fanden. Was?"

„Wo ich es natürlich fand, als ich gleich darauf in die Laube eintrat, um es aufzuheben."

„Und wo blieb der Herr?"

„Das weiß ich nicht. Ich bin ihm nicht weiter nachgegangen."

„Und wer war der Herr?"

Der Candidat zögerte einen Augenblick. „Das weiß ich nicht," sagte er dann mit der früheren Bestimmtheit.

„Das wissen Sie nicht? Es war ja doch Ihr alter Freund."

„Das habe ich keineswegs zugegeben."

„Den Sie auf der Stelle wiedererkannten."

„Den ich wiederzuerkennen glaubte. Ich — irrte mich."

„So, so! Und schlichen ihm nach bis zum Park hinaus — doch wahrscheinlich, ohne vorher zu Mittag gegessen zu haben; aus bloßer Neugierde."

„Ganz richtig, aus bloßer Neugierde."

„Aber was für einen Grund zur Neugierde konnten Sie haben? Ein fremder Herr holte sich ein Schreiben vom Stadtgericht und machte damit einen Spaziergang. — Sie wußten doch gewiß nicht, daß dieses Schreiben ein Testament war, das ihm nicht zukam!"

„Ich hatte keine Ahnung —"

„Versteht sich — ganz unschuldig. Wen hatten Sie denn aber in dem fremden Herrn vermuthet, wenn ich fragen darf?"

Riehl wich dem listig forschenden Blick des Inquirenten aus und sagte leise und schwankend: „Ich glaube, über meine Vermuthungen keine Auskunft schuldig zu sein. Genug, ich war im Irrthum."

„Und das soll ich Ihnen nun alles glauben? Schade um die schöne Zeit, die es kostet, diese Lügengeschichte zu Protokoll zu bringen. Tauchen Sie die Feder ein, Herr Referendar; wir sind doch schon einmal dazu verdammt, die Dummen zu spielen."

„Ich habe die volle Wahrheit berichtet," versicherte der Candidat, die Hand aufs Herz legend.

„Wer sollte daran wohl zweifeln, Herr Candidat!" höhnte Rothstein und fing gleich darauf an zu diktiren. „Noch eins," unterbrach er sich. „Von wem sind die kurzen, etwas räthselhaft gehaltenen Zuschriften, unterzeichnet G — v — H, die sich in Ihrer Brieftasche gefunden haben?"

Riehl erschrak sichtlich. „Ich glaube nicht, daß sie mit dieser Untersuchung irgend etwas zu thun haben," antwortete er nach einigem Bedenken.

„Es ist da in mysteriöser Weise die Rede von einer Dorfkirche — von Trauzeugen, die nicht genannt sein wollten — von dem Gelde zur Reise nach Amerika — was?"

Eugen Riehl faßte sich. „Ich beabsichtigte vor einigen Jahren eine Ehe mit einem Mädchen einzugehen, das in Diensten eines vornehmen Herrn gestanden hatte," redete er sich aus. „Derselbe wollte die Hochzeit ganz im Stillen ausrichten und uns zur Reise ins Ausland ausstatten. Die Heirath kam nicht zu Stande."

„Aber die Ausstattung nahmen Sie an. Nun — und der Name?"

„Ich werde ihn nicht nennen."

„Gut! also ebenfalls gelogen. Schreiben Sie weiter, Herr Referendar." —

(Fortsetzung folgt.)

Höhlenbewohner im Herzen Deutschlands.

(Zu dem Bilde auf S. 325.)

Vor grauen Jahren, so erzählt die Sage, gab es ein Volk von Troglodyten oder Höhlenbewohnern, die wohnten im heutigen Abessinien, bis an die Küsten des rothen Meeres. Lange nach ihnen gab es andere in verschiedenen Ländern Europas, die zum Theil ihrer persönlichen Sicherheit wegen eine unterirdische Behausung jeder anderen vorzogen; viele thaten auch nur einem unüberwindlichen Hange nach Einsamkeit Genüge, indem sie in stiller Schwärmerei einen Stein aushöhlten und sich für den Rest ihres Lebens in denselben vertieften. Heutzutage geht kein solcher Zug nach Einsamkeit durch die Gemüther der Menschen, und die Gründe, welche einen ehrlichen Deutschen bewegen könnten, sich einzugraben, müssen ganz anderer Art sein. Sie liegen auch in der That viel näher und sind sehr praktischer Natur: ein Haus kostet Geld, man mag es nun bauen, kaufen oder miethen, wenn man aber das Innere eines Berges geschenkt bekommt, so lohnt es sich schon der Mühe, sich hineinzuarbeiten. So wenigstens dachten und denken die Troglodyten des neunzehnten Jahrhunderts, die ich Gelegenheit hatte, im Herzen Deutschlands kennen zu lernen.

Die Berge sind in der Gegend, von der ich rede, überhaupt billig; man zeigte mir einen, den ein Liebhaber der Natur für zehn Silbergroschen gekauft hatte. Dieser Berg ist von ansehnlicher Höhe, rund herum eingehegt, und unten an den Eingangspforten hängen an langen Stangen Tafeln mit der höflichen Ansprache an das lustwandelnde Publikum: „Man bittet die Anlagen zu schonen"; eine überflüssige Vorsicht, denn auf dem Berge wächst nichts und in weitem Umkreise geht dort niemand spazieren, weil der Berg die Aussicht stört.

Dieses wunderbare Land — doch nein, es wird nöthig sein, einen anderen Ton anzuschlagen, um das Vertrauen, welches der Leser meiner wahrhaften Schilderung entgegenträgt, nicht gründlich zu untergraben. „Wo liegt dieses wunderbare Land? wie kommt man dahin? man will doch wenigstens in der Einleitung einige jedem gebildeten Menschen geläufige Namen antreffen, um auf der Karte den Weg verfolgen zu können! Vor allem einen allgemein bekannten Ausgangspunkt für die Reise ins Land der Höhlenbewohner!" Diesen berechtigten Anforderungen soll entsprochen werden. Vergönne also, geneigter Leser, daß ich dich deiner traulichen Umgebung entrücke und auf die äußerste Spitze der schroffen Sandsteinklippe versetze, die unter dem Namen: der Reinstein oder Regenstein jedem Harzreisenden unvergeßlich bleibt.

Es ist ein sogenannter „schöner Punkt", auf dem wir uns befinden; mehr als das, es ist wirklich einer. Zu einem „sogenannten" gehören ja eigentlich nur ein bequemer Sitz, womöglich ein kleines Lusthäuschen auf der Höhe (Tempel), und dann das Vorhandensein von sehr vielen Kirchthurmspitzen am Horizonte. Die Aussicht von der Höhe des Regensteins bietet unendlich viel mehr. Niemand gelangt indessen auf diesen Punkt, ohne durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit des Regensteinwirthes mit allen Denk-, Merk- und Sehenswürdigkeiten seines Wohnortes genau bekannt geworden zu sein. Wir haben gelernt, daß die alte Burg von Heinrich dem Finkler erbaut, eine Zeitlang den Grafen von Blankenburg gehörte, dann in den Besitz derer von Regenstein kam, von welchen sie seit dem fünfzehnten Jahrhundert nicht mehr bewohnt ward. Während des dreißigjährigen Krieges wechselte sie oft den Besitzer, auch Wallenstein gehörte sie einmal, 1670 ließ sie der Kurfürst von Brandenburg zur Festung umschaffen, die 1757 von den Franzosen, 1758 von den Preußen genommen und dann von diesen geschleift wurde. Diese reiche Geschichte der Burg ist noch durch viele Geschichten bereichert, in denen meistens ein Graf Albert von Regenstein eine Rolle spielt. Eine Probe davon wird genügen. Der Graf hatte ein Ritterfräulein von Heimburg geraubt und in ein schauerliches Burgverließ geworfen, um ihre Liebe zu gewinnen. Da das Fräulein aber schon einen Schatz besaß, so half das Mittel nicht, und

während Albert sie bei Molch und Unken sicher verwahrt glaubte, gelang es der Treuen, sich mit dem Ringe ihres Geliebten durch die dicke Felsenmauer ihres Kerkers hindurchzuschaben und draußen von der thurmhohen Wand ungefährdet hinabzuklimmen in die Ebene. Die Ruinen der nahen Heimburg, das Burgverließ und das Loch im Felsen, welches durch die Taschenmesser poesieloser Zweifler jahraus, jahrein um einige Zoll erweitert wird, bestätigen noch heute als stumme Zeugen diese Begebenheit mit allen ihren Einzelheiten.

Nachdem das Gebiet der Geschichte und Sage auf diese Weise seine rasche Erledigung gefunden, erhält jeder Reisende eine botanische Gabe, ein Blumensträußchen, in dessen Mitte ein Büschel Federgras schwankt, hellgelb und seidenweich wie der Schweif eines Paradiesvogels. Für Männer der Wissenschaft wachsen hier an den unzugänglichsten Stellen noch mehrere seltene Pflanzen mit langen lateinischen Namen.

Jetzt eine Flasche Birkenwasser, dessen Bereitung beiläufig notirt wird, dann in der Eile einige Photographieen, ausgesucht für das Stereoskop zu Hause, und es bleiben uns noch volle zehn Minuten, um die schöne Aussicht zu genießen.

„Aber welches Durcheinander von Eindrücken, der Kopf schwindelt einem ja! Höhlenbewohner, ein Berg zu 10 Silbergroschen, Federgras, Birkenwasser und Photographieen! Soll das etwa eine Erholungsreise sein?"

Ja, man reist jetzt einmal nicht anders; den Harz kann man bequem in acht Tagen abmachen, das ist ein unbestrittener Satz. Was das Auffassungsvermögen anbetrifft, so übt sich dasselbe ganz ungemein, woher käme denn sonst die vielseitige Bildung unserer Zeitgenossen? das werden auch alle einräumen, welche die Pariser Ausstellung besuchten und sich in wenigen Wochen ein Urtheil über die gesamte Kunst und Industrie unseres Erdballs verschafft haben. — Also weiter.

Die Botanik und das Stückchen Mittelalter hätten wir glücklich hinter uns. Vor uns liegt eine Welt in der Sonne. Weit, unendlich weit breitet sich die Ebene aus, von Höhenzügen durchschnitten und eingerahmt. Im Westen überragt der Brocken die Harzberge, eine Wolke beschattet seine Stirn, eine einzige Sommerwolke nur im weiten Blau; sie hängt nicht tief, eben nur tief genug, um die wenig großartige Spitze zu verschleiern. Im weiten Halbkreise ziehen sich die Harzberge nach Süden, vor ihnen auf sanft anschwellenden Hügelreihen liegen Wernigerode, das Dorf und die Ruinen Heimburg, das alte Kloster Michaelstein und Blankenburg; südöstlich die Lauenburgen, die Victorshöhe, der Stufenberg und Ballenstedt; östlich Quedlinburg und im Norden Halberstadt, jenseit eines Höhenzuges, der fast eben so unmittelbar aus der Ebene steigt, wie der Regenstein selbst; seine höchste Erhebung heißt der Hoppelnberg, das Ziel unserer heutigen Wanderung. Zwischen ihm und dem Regenstein liegt eine bunte Fläche, unzählige rothbraune scharfbegrenzte Flecken heben sich von dem goldgelben Sandboden ab; das ist die Haide, tief unten im Grunde ausgebreitet wie ein riesiges Pantherfell.

Eine bequeme Landstraße führt von Blankenburg nach Halberstadt, sie berührt den Fuß des Regensteines wie den des Hoppelnberges, aber wir gehen lieber durch die Haide. Auch ohne Pfad ist die Richtung nicht zu verfehlen, der Berg liegt ja deutlich vor uns und wir werden ihn so in grader Linie erreichen, während die Straße einen großen Bogen beschreibt.

„Mit dem Regenstein sind wir wohl fertig?" Fertig — bis auf eine Kleinigkeit, unmittelbar zu unsern Füßen — wie leicht hätte man das übersehen können! und dies liefert wieder den Beweis, wie sehr man auf der Reise die Augen überall haben muß, da die besten Reisehandbücher immer noch lückenhaft sind. Was uns noch zu beobachten bleibt, sind die Ameisenlöwen des Regensteins. Im Schatten eines weitüberragenden Felsblockes haben sich hier eine Menge von ihnen angesiedelt. Kleine trichterförmige Vertiefungen im Sande, von etwa einem Zoll Breite und Tiefe bezeichnen die Stellen, wo sie im Hinterhalt liegen. Wer nicht außergewöhnlich weitsichtig ist, kann die Thierchen nicht gut anders beobachten, als wenn er sich der Länge nach auf den Boden streckt und der Ameisen wartet, die da kommen sollen. Man bringe das kleine Opfer, denn die Sache ist sehr eigenthümlich. Die kleinen Trichterchen im weißen Sande scheinen unbewohnt zu sein, von ihren Insassen sieht man keine Spur; kaum aber nähert sich eine Ameise dem Rande einer solchen Vertiefung, so wird aus dem Grunde derselben eine Ladung Sand kraftvoll nach oben geschleudert, der schnell eine zweite und dritte folgt, bis das arme Opfer rettungslos hinabrollt. Aus der Tiefe der Mördergrube erheben sich jetzt zwei furchtbare Freßzangen, eben so groß wie die ganze Ameise — ein Schrei — und die Ameise ist nicht mehr. Der Sand, welcher durch die wühlende Bewegung im Mittelpunkte des Trichters von allen Seiten herabrieselt, verhüllt gar bald die Kämpfer, und das Grübchen sieht wieder so harmlos aus, als ob ein spielendes Kind mit dem Finger in den Sand getupft hätte. Die Ameisenlöwen wohnen in großer Anzahl bei einander; auf einem Raume von drei bis vier Quadratfuß haben an fünfzig dieser Kellerinhaber ihre Concurrenzgeschäfte etablirt, so daß kaum zu begreifen ist, wie alle davon leben. Man könnte sagen, daß die Ameisenlöwen, welche in Wirklichkeit nur so wenig Platz beanspruchen, für den beschränkten Raum dieser Zeilen sich hier sehr breit gemacht haben, wenn sie nicht vortreffliche Gründe zu ihrer Rechtfertigung hätten: erstens ist die Zoologie gegenwärtig so modern, daß etwas Thierleben überall willkommen ist und selbst die unangenehmsten Thiere es zeitweilig zu einer gewissen Beliebtheit oder Salonfähigkeit bringen und dann, ist der Ameisenlöwe nicht auch ein Höhlenbewohner?

Von der Höhe des Regensteins windet sich ein gewaltig steiler Fußpfad hinab in eine dunkle, von Kiefern beschattete Schlucht. Eine kurze Strecke durch die Waldung, und schon leuchtet der weiße Sand durch die Zwischenräume der Stämme. Die letzten Bäume liegen hinter uns, und wir betreten die Haide. Es gibt viel größere Strecken Haideland in Deutschland, aber schwerlich eine großartigere. Nach rechts und links scheint sie sich unermeßlich auszudehnen, vor uns den Hoppelnberg sehen wir allerdings noch, aber die höckerartigen Erhebungen, die nach allen Richtungen die Ebene durchziehen, sind hoch genug, um ihn mitunter zu verdecken. Das Uebersichtliche der Landschaft, wie sie sich dem Blicke von oben zeigte, fehlt gänzlich. Die unregelmäßige Gestaltung des Bodens mit ihrem dürftigen Pflanzenwuchse trägt das Gepräge der urwüchsigsten Wildheit. Die Sandgruben am Fuße des Regensteins verrathen noch die einzigen und letzten Spuren menschlicher Thätigkeit in dieser Wüste. Einzelne Sandsteinfelsen sind es, die sich kaum über die Haide erheben, letzte Ausläufer des Regensteins. Gewölbte Eingänge führen in das Innere, labyrinthische Gänge, die sich im Dunkel verlieren. Der Sandstein ist hier so weich, daß der streifende Finger einen rieselnden Strom feiner Sandkörner in Bewegung setzt. Aus den Tiefen dieser Höhlen wird der schönste Sand gewonnen, schneeweiß und fein wie Puder, man verwendet ihn zur Glasfabrikation und zu Streusand. Das Eindringen in die finstern Grotten ist nicht ohne Gefahr, viele sind durch Einstürze unzugänglich geworden und versanden allmählich. Mühsam keuchen die Pferde durch den losen Sand, schon der leere Wagen ist kaum fortzubringen, dann stehen sie wartend vor den Gruben, bis ihre Treiber den Wagen gefüllt haben. Wenn der Wirbelwind der Gewitterwolke voranzieht und sich auf der Haide tummelt, erhebt er den Sand thurmhoch in dichten Wolken und treibt ihn stundenweit durch die Lüfte. Kein Mantel schützt gegen diesen Wüstenwind, und die bloße Haut trifft er wie mit Peitschenhieben. Viel beweglicher noch würde die Sandmasse sein, wenn nicht das Haidekraut sein dichtes Wurzelgeflechte nach allen Seiten ausbreitete; wo es einmal Posten gefaßt hat, da ankert es fest im Grunde und hält den Sand mit tausend Armen, rund herum wäscht der Regen und fegt der Wind ihn herunter, bis endlich die haidebewachsenen Stellen wie Inseln aus dem Sandmeere hervorragen, oft zehn bis zwölf Fuß hoch. Reinecke Fuchs trabt durch die Haide und belauert die wilden Kaninchen, abends wandelt der Einsiedler Dachs seine stillen Wege; diese drei sind die Troglodyten der Haide. Kein Baum, kein Strauch, keine Handbreit lustiges Grün vor Augen, und zwei Stunden ist's bis zum Hoppelnberge. Ueberall nur weißer Sand blendet das Auge, der die Sonnenstrahlen so glühend zurückwirft, wie er sie empfangen. Kugelrunde Pilze wachsen in dem sonnverbrannten Wurzelwerk, eine Berührung mit dem Fuße, so bersten sie und ein brauner Qualm steigt heraus. Hitze athmet die ganze Natur, es ist fast unmöglich, die Haide so trocken zu beschreiben, wie sie ist. Welche Gedanken auch den armen ermatteten Wanderer in dieser Oede beschleichen mögen, eine Empfindung überwiegt sie alle: „Ein Königreich," seufzt er; „ein Königreich für ein Glas Bier!"

Wären wir doch lieber der Landstraße gefolgt, ein Wirthshaus hätte sich sicher gefunden. Doch wir sehen ja schon in der Ferne die Straße, und auch der Hoppelnberg wächst mächtig empor.

Dieser Anblick gibt neue Kräfte. Schon werden die ersten Häuser des Dorfes Langenstein sichtbar, welches sich um den Fuß des Berges zieht, größtentheils noch von diesem verdeckt. Wie auf dem Regensteine stand auch auf dem Hoppelnberge früher eine Burg, die jetzt gänzlich zerstört, kaum noch eine Ruine zu nennen ist. Nur von den unterirdischen Räumen, den Kellern und Burgverließen sind einige erhalten und werden von den Langensteinern als Aufbewahrungsort für allerlei Vorräthe benutzt. Unten am Fuße des Hoppelnberges liegt die erste von Menschen bewohnte Felsenwohnung, zugleich die malerischste von allen. Ein schmaler Gang, links von einer hohen Mauer begrenzt, rechts von der steilen Felswand des Berges, führt dahin; einer Biegung des Ganges folgend steht man plötzlich vor dem anmuthigen Bilde. Eine Oeffnung ist in den Sandstein geschnitten, die in eine Art von Spitzbogen endigt und rahmt eine Holzthür ein mit kleinen Fenstern darüber; ein Schornstein klebt an der Felswand; zu beiden Seiten der Thür sind kleine Anbauten mit dem Felsen verwachsen, einen Hofraum umgebend, der vorn wieder durch einen Zaun mit hölzerner Pforte eingehegt ist. Steinerne Stufen führen hinauf an die Pforte, und rechts eine zweite Steintreppe geht in ein Blumengärtchen, alles in den winzigsten Verhältnissen, wie Kinderspielzeug. Hier steht ein Hundehäuschen, dort in einer Nische der Schleifstein. Jeden zufälligen Vorsprung des Felsens wußten die Bewohner glücklich zu benutzen, entweder um irgend ein nützliches Geräth bequem zu stellen oder um Blumen anzupflanzen. Schlinggewächse umranken den Zaun, Moos und wucherndes Blätterwerk schmiegt sich von allen Seiten an den grauen Felsen, und von oben ragt ein mächtiger Eichenast herein mit dunklem Grün und beschattet die friedliche Stätte. Ein kleines schwarzäugiges Mädchen stand an der Pforte, streckte verlangend die Händchen aus und liebäugelte mit dem schönen Apfel, den ihr eine Bauerfrau so lockend emporhielt — war das nicht Schneewittchen „über den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen" und die alte Bauerfrau die verkappte Königin mit dem vergifteten Apfel?

Nun sind wir wieder in der alten Märchenwelt! aber leider passen die Träumereien nicht in unsere Eisenbahnzeit und deshalb habe ich auch darauf verzichtet, diese Felsenwohnung als Bild den Lesern des Daheim vorzuführen, man würde sie doch nicht für ein Stück Natur gehalten haben, sondern für eine höchst unwahrscheinliche Composition.

Die Felsenwohnungen, von denen die beigefügte Illustration nur eine kleine Anzahl zur Anschauung bringt, liegen von dieser ersten wohl eine Viertelstunde entfernt ganz am andern Ende des Dorfes. Nicht so malerisch als eigenthümlich fremdartig ist der Anblick dieser Colonie. Kühe und Ziegen weiden um die rauchenden Schornsteine, Thür an Thür ist in den Felsen gebrochen, dazwischen kleine Fenster, die nur eine Ahnung vom hellen Tageslichte ins Innere gelangen lassen.

Es ist der weniger bemittelte Theil der Langensteiner, welchen man diesen Bergabhang zur Ansiedlung überlassen hat. Die in Häusern wohnenden Dorfbewohner sehen deswegen etwas von oben herab auf die Unterirdischen und dünken sich besser. Die Höhlenbewohner dagegen sind sehr zufrieden mit ihren Behausungen, rühmen die Trockenheit des Felsens, seine Wärme im Winter und seine Kühle im Sommer. Einige sind ganz behaglich eingerichtet, und wenn die Familie sich vergrößert, schaben sie nach hinten eine weitere Kammer aus, ganz nach Laune und Bedürfniß. Große Gesellschaften geben sie nicht, aber Fremde können sich einführen lassen und werden freundlich aufgenommen. Diese ganze Ansiedlung besteht erst seit zehn bis zwölf Jahren und wird noch immer vergrößert, so daß man ihre Bewohner mit Hinblick auf die vielen jetzt verschwundenen Höhlenbewohner, welche die Felsen vom Hoppelnberge bis zu den Klusbergen und Halberstadt seit Jahrhunderten durchlöchert haben, wohl die Troglodyten des neunzehnten Jahrhunderts nennen kann. Die einzige zuerst beschriebene Wohnung ist seit 1787 bewohnt, wie eine Inschrift über der Thür es angibt.

A. Mosengel.

Aus den Briefen Bismarcks an seine Gemahlin.

Der demnächst erscheinenden II. Abtheilung des Buchs vom Grafen Bismarck entnommen.

Als die erste Abtheilung des Buchs vom Grafen Bismarck erschien, da nannte die deutsche Presse die in derselben enthaltenen Briefe Bismarcks an seine einzige Schwester, Frau von Arnim, welche aus seinen jüngeren Mannesjahren stammen, einen Schatz. Schon in ihnen treten uns die Vorzüge einer scharfen, frischen Beobachtung, einer geistreichen, humoristischen Darstellung entgegen. Die zweite Abtheilung wird noch reichere Schätze dieser Art ans Licht fördern, sie wird darthun, daß Bismarck nebenbei auch ein Schriftsteller von seltener Begabung, ein Poet in der anschaulichen Schilderung, ein Meister des Humors und der Laune ist. Die Briefe der zweiten Abtheilung sind gerichtet an seine Gemahlin, an seine Schwester und an politische Freunde; sie datiren von Frankfurt a. M., Wien, Ungarn, St. Petersburg, Paris, Biarritz, aus den Pyrenäen und anderen Orten. Mit dieser Abtheilung tritt das Buch in seine eigentliche Bedeutung ein. Es freut uns, daß wir schon vor Erscheinen des Werks im Daheim einige dieser Briefe mittheilen können, und zwar von denen, die Bismarck von Ungarn aus an seine Gemahlin schrieb, als er im Sommer 1852 in einer diplomatischen Mission den kaiserlichen Hof in Buda-Pesth aufsuchte.

D. R.

Bismarck an seine Gemahlin.

Ofen, 23./6. 52. So eben komme ich vom Dampfschiff und weiß den Augenblick, der mir bleibt, bis Hildebrand mit meinen Sachen nachfolgt, nicht besser anzuwenden, als indem ich Dir ein kleines Lebenszeichen von dieser sehr östlich gelegenen, aber sehr schönen Welt schicke. Der Kaiser hat die Gnade gehabt, mir Quartier in seinem Schlosse anzuweisen und ich sitze hier in einer großen gewölbten Halle am offenen Fenster, zu dem die Abendglocken von Pesth hereinläuten. Der Blick hinaus ist reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerst die Donau, von der Kettenbrücke überspannt, dahinter Pesth und weiterhin die endlose Ebene über Pesth hinaus im blaurothen Abendduft verschwimmend. Neben Pesth links sehe ich die Donau aufwärts, weit, sehr weit links von mir, d. h. auf dem rechten Ufer, ist sie zuerst von der Stadt Ofen besäumt, dahinter Berge, blau und blauer, dann braunroth im Abendhimmel, der dahinter glüht. In der Mitte beider Städte liegt der breite Wasserspiegel wie bei Linz, von der Kettenbrücke und einer waldigen Insel unterbrochen. Auch der Weg hierher, wenigstens von Gran bis Pesth, würde Dich gefreut haben. Denke Dir Odenwald und Taunus nahe aneinandergerückt, und den Zwischenraum mit Donauwasser angefüllt. Die Schattenseite der Fahrt war die Sonnenseite, es brannte nämlich, als ob Tokayer auf dem Schiffe wachsen sollte, und die Menge der Reisenden war groß, aber denke Dir, nicht ein Engländer, die müssen Ungarn noch nicht entdeckt haben. Uebrigens sonderbare Käuze genug, von allen orientalischen und occidentalischen Nationen, schmierige und gewaschene. Ein recht liebenswürdiger General war meine Hauptreisegesellschaft, mit dem ich fast die ganze Zeit über oben auf dem Radkasten gesessen und geraucht habe. Nachgerade werde ich ungeduldig, wo Hildebrand bleibt; ich liege im Fenster halb mondscheinschwärmend, halb auf ihn wartend, wie auf die Geliebte, denn mich verlangt nach einem clean shirt. Wärst Du doch einen Augenblick hier und könntest jetzt auch die mattsilberne Donau, die dunkeln Berge auf blaßrothem Grund, und auf die Lichter sehen, die unten aus Pesth heraufscheinen; Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Buda-Pesth, wie der Ungar sagt; Du siehst, ich bin auch Naturschwärmer. Jetzt werde ich mein erregtes Blut mit einer Tasse Thee sänftigen, nachdem Hildebrand wirklich eingetroffen ist, und dann bald zu Bette gehen.

Vorige Nacht wurden es nur vier Stunden Schlaf, und der Hof ist schauerlich matinös hier, der junge Herr selbst steht schon um fünf Uhr auf, da würde ich also ein schlechter Höfling sein, wenn ich sehr viel länger schlafen wollte. Daher, mit einem Seitenblick auf eine riesenhafte Theekanne und einen verführerischen Teller mit Kaltem in Gelee unter anderem Zeuge, wie ich sehe, sage ich Dir gute Nacht aus weiter Ferne. Wo habe ich denn das Lied her, was mir heut den ganzen Tag im Sinne liegt: „Over the blue mountain, over

the white sea-foam, come thou beloved one, come to thy lonely home!“ Ich weiß nicht, wer mir das einmal vorgesungen haben muß, in old lang syne!

Den 24. Juni. Nachdem ich sehr gut, obschon auf einem Keilkissen geschlafen habe, sage ich Dir guten Morgen. Die ganze Landschaft vor mir schwimmt in so heller brennender Sonne, daß ich gar nicht hinaussehen kann ungeblendet. Bis ich meine Besuche beginne, sitze ich hier einsam frühstückend und rauchend in einem sehr geräumigen Lokal, vier Zimmer, alles dick gewölbt, zwei etwa so wie unsere Tafelstube in der Dimension, dicke Wände wie in Schoenhausen, riesenhafte Nußbaumschränke, blauseidene Möbel, auf der Diele eine Profusion von ellengroßen schwarzen Flecken, die eine erhitztere Phantasie als meine für Blut ansehen könnte, ich aber décidément für Tinte erkläre; eine unglaublich ungeschickte Schreiberseele muß hier gehaust, oder ein anderer Luther wiederholentlich große Tintenfässer gegen den Widersacher geschleudert haben. Ein sehr freundlicher alter Diener in hellgelber Livree theilt sich mit Hildebrand ins Geschäft; überhaupt sind sie sehr liebenswürdig; das Dampfschiff fuhr gestern dem Vertreter des Königs zu Ehren unter großer preuß. Flagge, und Dank dem Telegraphen, wartete Kön. Equipage am Landungsplatz. Sage das nicht N. N., er schreibt sonst Artikel darüber. Unten treiben auf langen Holzflößen die sonderbarsten braunen, breithutigen und weithosigen Gestalten die Donau entlang. Es thut mir leid, daß ich nicht Zeichner bin, diese wilden Gesichter, schnurrbärtig, langhaarig, mit den aufgeregten schwarzen Augen und der einzig malerischen Draperie, die an ihnen hängt, hätte ich Dir gern vorgeführt, wie sie gestern den Tag über mir unter die Augen kamen. Nun muß ich ein Ende machen und Besuche. Ich weiß nicht, wann Du diese Zeilen erhältst, vielleicht schicke ich morgen oder übermorgen einen Feldjäger nach Berlin, der sie mitnehmen kann.

Abends. Noch habe ich keine Gelegenheit gefunden, dies abzusenden. Wieder scheinen die Lichter aus Pesth herauf, am Horizont nach der Theiß zu blitzt es, über uns ist es sternenklar. Ich habe heut viel Uniform getragen, in heimlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Creditive überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck erhalten. Nach der Tafel wurde vom ganzen Hofe eine Excursion ins Gebirge gemacht, zur „schönen Schäferin“, die aber lange todt ist, der König Mathias Corvinus liebte sie vor etlichen hundert Jahren. Man sieht von da über waldige, neckaruferartige Berge auf Ofen, dessen Berge und die Ebene. Ein Volksfest hatte tausende hinangeführt, die den Kaiser, der sich unter sie mischte, mit tobenden eljen (evviva) umdrängten, Csardas tanzten, walzten, sangen, musicirten, in die Bäume kletterten und den Hof drängten. Auf einem Rasenabhang war ein Soupertisch von etwa zwanzig Personen nur auf einer Seite besetzt, die andere für die Aussicht auf den Wald, Burg, Stadt und Land frei gelassen, über uns hohe Buchen mit kletternden Ungarn in den Zweigen, hinter uns dicht gedrängtes und drängendes Volk in nächster Nähe, weiterhin Hörnermusik mit Gesang wechselnd, wilde Zigeunermelodien. Beleuchtung, Mondschein und Abendroth, dazwischen Fackeln durch den Wald; das Ganze konnte ungeändert als große Effectscene in einer romantischen Oper figuriren. Neben mir saß der weißhaarige Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn, im schwarzseidenen Talar mit rothem Ueberwurf, auf der andern Seite ein sehr liebenswürdiger, eleganter Cavalleriegeneral. Du siehst, das Gemälde war reich an Contrasten. Dann fuhren wir unter Fackelescorte im Mondschein nach Hause. Sage Frau von B., ihr Bruder wäre ein sehr liebenswürdiger Mann, wie das nach den beiden Schwestern, die ich kannte, nicht anders zu erwarten war. Eben erhielt ich eine telegraphische Depesche aus Berlin; sie enthielt nur 4 Buchstaben: „Nein“. Ein inhaltschweres Wort! Ich habe mir heut erzählen lassen, wie dieses Schloß vor drei Jahren von den Insurgenten gestürmt wurde, wobei der brave General Hentzi und die ganze Besatzung nach einer bewundernswerth tapferen Vertheidigung niedergehauen wurden. Die schwarzen Flecken auf meiner Diele sind zum Theil Brandflecken, und wo ich Dir schreibe, tanzten damals die platzenden Granaten und schlug man sich schließlich auf rauchendem Schutt. Erst vor wenig Wochen ist dies zur Herkunft des Kaisers wieder in Stand gesetzt worden. Jetzt ist es recht still und behaglich hier oben, ich höre nur das Ticken einer Wanduhr und fernes Wagenrollen von unten herauf. Mögen Engel bei Dir wachen, bei mir thut's ein bärenmütziger Grenadier, von dessen Bajonett ich 6 Zoll auf 2 Armeslängen von mir über den Fensterrand ragen und einen Fuß wiederspiegeln sehe. Er steht über der Terrasse an der Donau und denkt vielleicht an seine Nanni. —

Szolnok, 27./6. 52. In den vorhandenen Atlanten wirst Du eine Karte von Ungarn finden, auf dieser einen Fluß Theiß und, wenn Du dann über Szegedin hinauf nach der Quelle suchst, einen Ort Szolnok. Ich bin gestern mit Eisenbahn von Pesth nach Alberti-Josa gefahren, wo ein Fürst W. im Quartier liegt, der mit einer Prinzessin von M. verheirathet ist. Dieser machte ich meine Aufwartung, um ** Nachricht von ihrem Ergehen bringen zu können. Der Ort liegt am Rande der ungarischen Steppen zwischen Donau und Theiß, welche ich eines Spaßes halber ansehen wollte. Man ließ mich nicht ohne Escorte reisen, da die Gegend durch berittene Räuberbanden, hier Betyaren genannt, unsicher gemacht wird. Nach einem comfortabeln Frühstück unter dem Schatten einer Schoenhausischen Linde, bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppenpferden davor, die Ulanen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort ging's in sausendem Galopp. Hildebrand und ein ungarischer Lohndiener auf dem Vordersack, und der Kutscher, ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen, speckglänzenden schwarzen Haaren, einem Hemd, das über dem Magen aufhört und einen handbreiten dunkelbraunen Gurt eigener Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist und die bis an die Knie reichen, wo die bespornten Stiefel anfangen. Denke Dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht, als die hohen, kahlen Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabenen Ziehbrunnen (Püttschwengel), tausende von weißbraunen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittenen, halbnackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzhaltigem Wasser, wilde Gänse, Enten, Kibitze, waren die Gegenstände, die an uns und wir an ihnen vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf 7 Meilen bis Ketskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Csarda (einsames Wirthshaus). Ketskemet ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keine Bewohner sieht, an das kleine Ende von Schoenhausen erinnern, nur hat es 45,000 Einwohner, ungepflasterte Straßen, niedrige, orientalisch gegen die Sonne geschlossene Häuser mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung, und mein magyarischer Diener ließ die Excellenz so rasseln, daß man mir sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich meldeten und Vorspann requirirt wurde. Ich brachte den Abend mit einem liebenswürdigen Officiercorps zu, die darauf bestanden, daß ich auch ferner Escorte mitnehmen müsse, und mir eine Menge Räubergeschichten erzählten. Gerade in der Gegend, nach der ich reiste, sollten die übelsten Raubnester liegen, an der Theiß, wo die Sümpfe und Wüsten ihre Ausrottung fast unmöglich machen. Sie sind vortrefflich beritten und bewaffnet, diese Betyaren überfallen in Banden von 15 bis 20 die Reisenden und die Höfe und sind am andern Tage 20 Meilen davon. Gegen anständige Leute sind sie höflich. Ich hatte den größten Theil meiner Baarschaft bei Fürst W. gelassen, nur etwas Wäsche bei mir und hatte eigentlich etwas Kitzel, diese Räuber zu Pferde, in großen Pelzen, mit Doppelflinten in der Hand und Pistolen im Gurt, deren Anführer schwarze Masken tragen und zuweilen dem kleinen Landadel angehören sollen, näher kennen zu lernen. Vor einigen Tagen waren mehrere Gensdarmen im Gefecht mit ihnen geblieben, dafür aber zwei Räuber gefangen und in Ketskemet standrechtlich erschossen worden. Dergleichen erlebt man in unseren langweiligen Gegenden gar nicht. Um die Zeit, wo Du heut morgen aufwachtest, hast Du schwerlich gedacht, daß ich in dem Augenblick in Kumänien in der Gegend von Felegyhaza und Csongrad mit Hildebrand im gestreckten Galopp über die Steppe flog, einen liebenswürdigen, sonnenverbrannten Ulanenofficier neben mir, jeder die geladenen Pistolen im Heu vor sich liegend, und ein Commando Ulanen, die gespannten Carabiner in der Faust, hinterher jagend. Drei schnelle Pferdchen zogen uns, die unweigerlich Rosa und Csillack (Stern) und das nebenlaufende Betyar (Vagabund) heißen, von dem Kutscher ununterbrochen bei Namen und in bittendem Ton angeredet werden, bis er den Peitschenstiel quer über den Kopf hält, und mega, mega (halt an) ruft, dann verwandelt sich der Galopp in sausende

Carriere. Ein sehr wohlthuendes Gefühl! Die Räuber ließen sich nicht sehen; wie mir mein netter brauner Lieutenant sagte, würden sie schon vor Tagesanbruch gewußt haben, daß ich unter Bedeckung reiste, gewiß aber seien welche von ihnen unter den würdig aussehenden stattlichen Bauern, die uns auf den Stationen aus den gestickten, bis zur Erde gehenden Schafpelzmänteln ohne Aermel ernsthaft betrachteten und mit einem ehrenfesten istem adiamek (gelobt sei Gott) begrüßten. Die Sonnenhitze war glühend den ganzen Tag, ich bin im Gesicht wie ein Krebs so roth. Ich habe 18 Meilen in 12 Stunden gemacht, wobei noch 2 bis 3 Stunden, wenn nicht mehr, auf Umspannen und Warten zu rechnen sind, da die 12 Pferde, die ich brauchte, für uns und die Bedeckung erst gefangen werden mußten. Dabei waren vielleicht $^1/_3$ des Weges tiefster Mahlsand und Dünen, wie bei Stolpmünde. Um 5 kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungarn, Slovaken, Walachen die Straßen (Sz. ist ein Dorf von etwa 6000 Einwohnern, aber Eisenbahn- und Dampfschiffstation an der Theiß) belebt, und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodien ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie durch die Nase mit weit aufgerissenem Munde, in kranker, klagender Molldissonanz, Geschichten von schwarzen Augen und von dem tapferen Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im ganzen gutgewachsen, einige ausgezeichnet schön; alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfe geflochten, mit rothen Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grünrothe Tücher oder rothsammetne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schön gelbes Tuch, seidenes Tuch um Schulter und Brust, schwarze, auch urblaue kurze Röcke und rothe Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehen, lebhafte Farben, meist ein gelbliches Braun im Gesicht, und große brennend schwarze Augen; im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das Dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch, wie sie sein kann. Ich habe nach meiner Ankunft um 5, in Erwartung des Diners, in der Theiß geschwommen, Csardas tanzen sehen, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaftesten Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprika-Hähndel, Stürl (Fisch) und Tick gegessen, viel Ungar getrunken, geschrieben, und will nun zu Bett gehen, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Gutnacht. Istem adiamek!

Pesth, 28. Wieder sehe ich das Ofener Gebirge, diesmal von der Pesther Seite, von unten her. Aus der Ebene, die ich eben verlassen habe, sah man nur an einigen Stellen und bei sehr klarer Luft in 12 bis 15 Meilen Entfernung blaue Karpathenumrisse schimmern. Südlich und östlich blieb die Ebene unabsehbar und geht in erster Richtung bis weit in die Türkei, in der anderen nach Siebenbürgen. Die Hitze war heut wieder sengend, sie hat mir die Haut im Gesicht abgeschält. Jetzt ist ein w a r m e r Sturm, der so heftig über die Steppe herkommt, daß die Häuser davon zittern. Ich habe in der Donau geschwommen, mir die prächtige Kettenbrücke von unten angesehen, Besuche gemacht, auf der Promenade sehr gute Zigeuner spielen hören und will nun bald schlafen. Die Gegend am Rande der Pußta, da wo es anfängt cultivirter zu werden, erinnert an Pommern, an die Gegend von Rommelow, Romahn und Coseger. Die Zigeuner sind grauschwarz im Gesicht, fabelhaft costümirt, die Kinder ganz nackend, bis auf eine Schnur Glasperlen um den Hals. Zwei Frauen hatten schöne regelmäßige Züge, waren auch reiner und geputzter als die Männer. Wenn die Ungarn einen Tanz noch einmal hören wollen, so rufen sie ganz erstaunt: hody wol? hody? (wie war das? wie?) und sehen sich fragend an, als hätten sie nicht recht verstanden, obschon sie die Musik auswendig wissen. Es ist überhaupt ein seltsam Volk, gefällt mir aber sehr gut. Meine Ulanenescorte ist doch so übel nicht gewesen. Um dieselbe Zeit, wo ich Ketskemet in südlicher Richtung verließ, gingen 63 Wagen nach Körös nördlich ab. Diese sind 2 Stunden später angehalten und ausgeplündert worden. Einem Obersten, der zufällig vor diesen Wagen fuhr, haben sie, weil er nicht anhalten wollte, einige Schüsse nachgeschickt und ein Pferd durch den Hals geschossen, doch nicht so, daß es stürzte, und da er, im Galopp davonfahrend, nebst zwei Dienern, das Feuer erwiderte, haben sie vorgezogen, sich an die übrigen Reisenden zu halten. Sonst haben sie niemand etwas gethan und nur einige Personen geplündert, oder vielmehr gebrandschatzt, denn sie nehmen nicht alles, was einer hat, sondern fordern nach Vermögen und nach ihrem eigenen Bedürfniß eine Summe von jedem, und lassen sich z. B. 40 fl., die sie gefordert haben, aus einem Portefeuille mit 1000 fl. ruhig zuzählen, ohne den Ueberrest anzurühren. Also Räuber, die mit sich reden lassen.

Unter Thorwaldsens Marmorstatuen.

Von Professor Dr. Luthardt in Leipzig.

Es war besonders Thorwaldsen, der mich nach Kopenhagen gezogen hatte. Denn nirgends findet man seine Werke in solcher Vollständigkeit beisammen, wie im Thorwaldsenschen Museum in Kopenhagen, welches man ihm, in einer an Rom und Egypten zugleich erinnernden Form, als das des großen Meisters würdigste Mausoleum errichtet hat. In Thorwaldsen hat die Skulptur der Antike die Auferstehung gefeiert, mehr noch als in Canova oder in einem anderen von den Neueren. Wenn man durch die Gänge der Säle jenes ernsten Baues wandert und die ganze Fülle Thorwaldsenscher Werke an Auge und Sinn vorübergehen läßt — alle die Büsten und Statuen, mit der frischen Lebendigkeit und Natürlichkeit der Haltung und des Ausdrucks, wie sie ihm eigen war, die Grabdenkmäler, in denen er die Stufenleiter menschlicher Trauerempfindung von der stillen Betrübniß bis zum heftigen Schmerzerguß zu so ergreifendem Ausdruck zu bringen wußte, die Reliefs alle, in denen er unübertroffener Meister ist, jenen berühmten Alexanderzug vor allem, in dessen reicher Fülle uns ein großes Drama der Geschichte in seinen ergreifenden Contrasten siegesfreudigen Lebensgefühls und gebrochenen Daseins, und in den wundersamen Gegensätzen bewegtester Handlung und fernhinverklingender Sage vor die Seele tritt, und jene wunderschönen Reliefs: die Nacht mit ihren Kindern, Tod und Schlaf, und den Tag mit dem anbrechenden Licht, welche mit jeder Antike wetteifern können; wenn wir dies alles an Auge und Sinn uns vorüberziehen lassen, so sehen wir wohl, daß Thorwaldsen in der Welt der Antike lebte und webte. Hier war er heimisch, von hier holte er seine Motive, hier bewegte er sich mit der vollsten Freiheit eines Sohnes im Haus. Als ächter Sohn der Antike ist er ein Meister der Form. Es eignet ihm eine Leichtigkeit und Natürlichkeit der Bewegung, eine Schönheit, Einfachheit und ein Fluß der Linien des Körpers und des Gewandes, eine Klarheit und Durchsichtigkeit des Gedankens und der Empfindung, daß er in dem allen nur von der Antike selbst übertroffen, von keinem anderen aber erreicht wird. Hier ist eine Formgewandtheit und Formvollendung, durch welche nicht wie bei einem Michel Angelo der Kampf der genialen Conception mit dem widerstrebenden Stoff, der sich schließlich der Uebermacht des Geistes fügen muß, hindurchbricht. Bei ihm sind Idee und Form so unmittelbar eins, daß das Bewußtsein des Unterschieds oder Gegensatzes ihm gar nicht aufgegangen zu sein scheint, und daß über alle seine Gestalten ein Hauch — ich möchte sagen — der Formseligkeit ausgegossen ist, wie er nur in den Gestalten der Antike uns berührt. Aber das eine hat er vor der Antike voraus: es ist eine tiefere Innerlichkeit des subjectiven Lebens, die hier zum Ausdruck kommt, auch in den Motiven, die unmittelbar der Antike entnommen sind. Wir erkennen doch in ihm den Sohn des germanischen Nordens, der Welt des Gemüths, der sich in jener Welt des Südens und seiner schönen harmonischen Formen nur eben niedergelassen hat.

Wenn einem solchen das größte und erhabenste Thema des Christenthums: C h r i s t u s und die A p o s t e l, zur Aufgabe gestellt wird, wie wird er diese Aufgabe lösen? Es ist vom größten Interesse, zu sehen, wie Thorwaldsen die Mittel seiner antiken Bildung in den Dienst der christlichen Idee stellt. Er hat diese Aufgabe wahrhaft bewundernswürdig gelöst. Um den vollen Eindruck der Bedeutung dieser Thorwaldsenschen Gestalten zu gewinnen, muß man sie in der Kirche, für die sie bestimmt sind, und nicht zuerst im Museum sehen, so würdig auch hier ihre Aufstellung ist.

An einem Abendmahlstage in der Woche besuchte ich die F r a u e n k i r c h e, deren Schmuck jene großen Gestalten bilden. Ich hatte mit Absicht diesen Tag gewählt. Ich wollte die Statuen in der ent-

sprechenden Umgebung der feierlichsten gottesdienstlichen Handlung sehen, um den vollen und ganzen Eindruck zu gewinnen. Ich war eine halbe Stunde vorher hineingegangen, die Gestalten einzeln zu betrachten, während der Feier aber dann ihre Gesammtwirkung zu empfangen, und nach derselben endlich mich wieder zur Betrachtung der einzelnen zu wenden.

Es ergriff mich eigenthümlich bei dieser Feier, noch die alten Zusammenhänge der lutherischen Kirche mit der katholischen des Mittelalters zu schauen, wie sie die Reformation ursprünglich bewahrt hat. Als der Geistliche an den Altar getreten war, im engen schwarzen Pastorengewand, wurde ihm dort vor dem Altar die weite Alba und darüber die priesterliche Stola, von violettem Sammet und mit goldgesticktem Kreuz auf Brust und Rücken, umgelegt, und nach der Handlung vor dem Altare wieder abgenommen. Ebenso wiederholte sich's am Sonntag beim Altargottesdienst. Niemand nimmt daran Anstoß und sieht etwas Römisches darin; den Gemeinden des skandinavischen Nordens ist dies eine ehrwürdige Tradition der Vorzeit. Aber freilich will es zu diesen altüberlieferten Formen wenig passen, wenn vor und nach der Feier der Geistliche im gewöhnlichen Frack auf die Stufen vor die Gemeinde tritt und eine Ansprache hält. Da drängt sich die belehrende Rede in ungeschickt moderner Weise in die Symbolik der Handlung und macht die ehrwürdigen Ueberlieferungen derselben zu einem Bruchstück aus alter Zeit.

Thorwaldsens Christus in der Frauenkirche zu Kopenhagen.

Die Kirche hat antiken Stil, zu welchem die weißen Marmorstatuen an den Säulen wohl stimmen. Mir war's zu Muthe, als blickten die Gestalten der heiligen Apostel theilnehmend und ernst auf die versammelte und feiernde Gemeinde herab. In der dunklen Altarnische steht die mächtige Christusstatue mit den zum Empfang sich entgegenstreckenden Händen. Vor dem Altar kniet ein Engel, der das Taufbecken hält — das gnadenreiche Wasser des Lebens, das von oben stammt. Im Schiff der Kirche stehen zu beiden Seiten an den Säulen die zwölf Apostel. Mit Paulus und Petrus beginnen sie und bilden immer, wenn ich recht verstehe, ein Paar, dessen beide Hälften im Gegensatz zu einander stehen. Es sei mir verstattet, zu versuchen, die Mannigfaltigkeit der Gedanken und Empfindungen, wie sie in diesen Gestalten zum Ausdruck gebracht sind, in Worten darzustellen.

Petrus und Paulus bilden das erste gegensätzliche Paar an der Spitze. Mit rascher Wendung des Hauptes zur Seite, wie kein anderer gleich stark seitwärts gewandt, scheint Petrus dem Auftrag zu horchen, der ihm wird, rasch entschlossen, demselben nachzukommen. Die Linke hält fest und hoch das Gewand hinauf, daß es ihn in seinem Werk, das er vorhat, nicht störe; die Rechte hält fest und entschieden die Schlüssel, das Symbol seines Berufs und seiner Würde. Das krause Haar verräth die Lebhaftigkeit des Gefühls, die stämmige Gestalt läßt den Mann der That erkennen; alles zeigt Raschheit, Entschlossenheit und den Beruf zum Handeln. — Ist Petrus der Mann des Handelns, so ist Paulus der Lehrer. Auf seinem Antlitz ruht Geist und ruhige Klarheit, seine Züge zeigen sichere Siegesgewißheit; die ganze Gestalt hat etwas Edles, ich möchte sagen: Nobles; die rechte Hand ist wie zum Lehren erhoben, und ihre Bewegung will sagen: das kann gar nicht anders sein; der Mund ist geöffnet zum Sprechen; das Auge hat einen strengen Blick, der allen Widerspruch mit kräftiger Entschiedenheit niederschmettert.

Das andere Paar sind Matthäus und Johannes. Matthäus ist der sorgfältige Berichterstatter. Achtsam hört er auf das, was ihm gesagt wird; der Mund ist fest geschlossen, wie bei einem, dessen Gedanken und Kräfte alle auf ein bestimmtes Geschäft — hier das Geschäft des Schreibens — gerichtet sind. Die etwas große Unterlippe scheint Phlegma zu verrathen: dieser Apostel hat nur genau aufzunehmen und wiederzugeben, was ihm mitgetheilt wird, nicht eigene Gedanken schöpferisch zu erzeugen. Aber was er hört, ist die selige Geschichte des Heils für alle Welt; der Engel, der sich ihm zur Seite schmiegt, ist anbetend versunken in dies offenbar gewordene Geheimniß. — Wie so ganz anders Johannes, ihm gegenüber! Dieser ist der Mann der Inspiration. Sein Geist ist erhoben in die Welt der Ewigkeit, versunken in die Intuition derselben, ganz hingenommen von dem, was ihm von oben kund wird. Was er berichtet, sind nicht die Thatsachen der äußeren Geschichte, welche die Sinne wahrnehmen und festhalten, sondern ist das geheimnißvolle Wesen derselben, ist das Mysterium der Gottheit. Er ist nicht der Geschichtsschreiber, sondern der Prophet auch in der Geschichtserzählung. Nicht durch Tradition vernimmt er, was er erzählen soll, sondern durch Inspiration wird ihm zu Theil, was er den anderen mittheilen soll. Während bei den übrigen Gestalten allen der Kopf meistens gesenkt ist, so ist er hier leicht erhoben. Sein Gesicht ist ein Jünglingsgesicht, aber ohne die Weichlichkeit und Sentimentalität etwa eines Carlo Dolce. Es ist der Mann im Jüngling, aber mit weniger individuellem Ausdruck als die anderen. Denn er ist ganz verloren in die Betrachtung des gottseligen Geheimnisses: Gott ist geoffenbaret im Fleisch.

Das dritte Paar wird von Philippus und Jakobus, dem Bruder des Johannes, gebildet. **Philippus** ist eine Schmerzgestalt. Schmerzlich geöffnet ist sein Mund, der Kopf traurig zur Seite geneigt. Der Schmerz über die Welt, die in ihrer Blindheit den Boten Christi so feind sein kann, wie er es sehen muß, das ist es, was sein weiches Gemüth so stark bewegt. Denn ein weiches Gemüth wohnt in dieser alternden Hülle und verräth sich auch in dem glatt, fast weiblich gescheitelten Haar. Hier ist alle Thatkraft wie untergegangen im Schmerze. **Jakobus** dagegen ist der Mann der freudigen Entschiedenheit, der ohne Zaudern seinen Gang durch die Welt geht. Der Pilgerhut ist hinten übergeworfen, die Linke hat das Gewand um sich gelegt, während die Rechte den Pilgerstab hält; die ganze Gestalt ist schreitend, der linke Fuß wie zum Gehen sich eben erhebend. Es ist eine prachtvolle Erscheinung, bei der es einem frei und freudig um das Herz wird. Und doch ruht eine leise Trauer auf der Stirne über den Augen, und der Mund hat einen leise schmerzlichen Zug. Das Haupt aber wendet sich seitwärts zu dem Orte, den er verläßt: nach Jerusalem wohl blickt er mit traurigem Ernste noch einmal zurück, indem er hinausgeht in die Welt, ihr das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen.

Auf diese beiden folgen als das vierte Paar Jakobus, Alphäi Sohn und Andreas. Die Erscheinung dieses **Jakobus** hat eine augenscheinliche Aehnlichkeit mit derjenigen Jesu. Etwas überaus Mildes ist über diese schöne Gestalt ausgebreitet. Man erkennt sofort das milde, weiche Gemüth. Aber es fehlt die Kraft. Jakobus ist müde von seinem Pilgergang, die Knie sind ein wenig eingesunken, die Linke stützt sich auf den starken Stab, die Rechte ist matt über den linken Arm gelegt — er ruht aus von der schweren Arbeit seines Berufes, auch seine Seele ruht aus und ihre Kraft läßt nach. — Den Gegensatz dazu bildet **Andreas**. Hier ist alles ruhige Festigkeit, ja fast kann man sagen: Trotz. Schon die äußere Gestalt: die breiten etwas hohen Schultern, der kurze Hals, der feste breite Kopf, sowie er dasteht, auf sein schräges Kreuz gelehnt, als wäre sein Marterwerkzeug die Waffe seines Sieges, scheint er aller Welt und ihrer Macht Trotz zu bieten. An dieser Festigkeit prallt alles ab, was die Welt versuchen mag, wie die Lanzen der Troer an der breiten Brust des Ajax.

Thorwaldsens Johannes in der Frauenkirche zu Kopenhagen.

Die nächsten sind Thomas und Judas Thaddäus. Den Zeigefinger der rechten Hand sinnend an die Wange gelegt, steht **Thomas** da, wie einer, dessen Nachdenken nicht zum Schluß zu kommen weiß. Er verliert sich in seine Gedanken, ohne den Weg aus denselben zum Licht der Gewißheit zu finden. Das gibt ihm den Ausdruck des Grübelnden und Schwermüthigen zugleich. — Dagegen lösen sich dem **Judas Thaddäus** alle Zweifel des Gemüths und alle Räthsel des Lebens im Gebet der einfältigen Seele. Die Hellebarde, die ihn tödten soll, mit dem linken Arm wie einen lieben Freund umfassend, sind seine Hände betend gefaltet und seine ganze Erscheinung bis in die ruhigen Linien des Gewandes hinein verkündet die stille Ergebung des kindlichen Herzens und den Frieden Gottes, der in dieser Seele wohnt. Sein ganzes Leben — das sieht man wohl — ist Gebetsleben, und auf Stirn und Antlitz ruht die Freudigkeit des Beters. Das ist die rechte Antwort auf die Räthsel, welche das Gemüth eines Thomas quälen. — Das letzte Paar bilden Bartholomäus und Simon Zelotes. Der kahle Scheitel des **Bartholomäus** und sein gefurchtes Antlitz läßt sein Alter erkennen; aber die Zahl der Jahre hat seine Kraft nicht gebrochen. Mit fester Ruhe betrachtet er das Messer in seiner Rechten, das Zeichen seines Martyriums, aber um seinen Mund spielt es wie bedauerndes Mitleid mit den armen Thoren, welche meinen, durch äußere Gewalt das Reich Gottes zu nichte machen zu können, und wie die Frage: Was können Menschen mir thun? Nehmen sie uns den Leib — das Reich muß uns doch bleiben! — Schon daß **Simon Zelotes** mit beiden Händen auf sein Marterwerkzeug, die Säge, gestützt ist, zeigt den Gegensatz seiner Natur und Stimmung zu Bartholomäus. Sein Gesicht verräth natürliche Weichheit, die ganz von dem Gefühl der Trauer beherrscht ist. Etwas unsäglich Trauriges ist auf seinem Antlitz; er ist in das unendliche Leid wie versenkt — in das unendliche Leid, das seine Seele ergreift, wenn er bedenkt, daß alle die unendliche Liebe und Barmherzigkeit Gottes an die Welt vergebens verschwendet ist und nur mit dem Haß gegen seine Boten beantwortet wird. Das ist der tragische Schluß.

Welche Tonleiter der Empfindungen! Welche Fülle der Gedanken und Stimmungen! Das Gemeinsame aber bei allen ist der Ernst, der sich bei einzelnen bis zur tiefsten Trauer steigert, und das Gefühl der Schwere des Berufs, wie er auf ihnen lastet und sich in den Querlinien der Stirnen ausspricht, aber zum Hintergrunde doch den Entschluß hat, ihrem Herrn und Meister zu leben und zu sterben.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß der Künstler, der diese Gestalten gebildet, durch die Schule der Antike hindurchgegangen ist. Aber nicht minder, daß er die Antike hier überschritten hat und Apostel Jesu Christi darstellen will. Schon in Aeußerlichkeiten verräth es sich. So darin, daß er die Köpfe durchweg größer gebildet hat, als es in der antiken Skulptur Sitte ist. Auch das Gewand hat den gewöhnlichen Typus der christlichen Kunst. Wie bewußt er sich seiner Aufgabe war, zeigen die Veränderungen, die er mit einzelnen Statuen vorgenommen hat. Besonders bei der des Andreas sind sie charakteristisch. Das frühere Modell zeigt in der theilweise entblößten Gestalt mehr einen griechischen Philosophen oder Rhetor. In der schließlichen Gestalt hat er diese Reminiscenzen völlig verlassen, wie denn auch die übrigen Apostel alle vollständig bekleidet sind, und

zwar so, daß das Gewand immer zum charakteristischen Ausdruck der Gedanken wird, den er in der einzelnen Gestalt verkörpert; es ist nicht eine bloße Hülle für dieselbe, sondern ihre Erscheinung selbst. Was aber diesen Gestalten erst wahrhaft das christliche Gepräge gibt, das ist der Ausdruck des inneren Seelenlebens, in welchem sich die ganze Mannigfaltigkeit der Stimmungen darstellt, wie sie das Gemüth der Jünger Jesu in ihrem Beruf innerhalb der feindlichen Welt erfüllten und bewegten. Dies legt in diese Gestalten einen Inhalt hinein, wie ihn die Antike nicht kennt. Wie Thorwaldsen persönlich dazu gestanden — diese Frage kümmert uns hier nicht. Es ist uns genug, daß das poetische Vermögen seines künstlerischen Geistes in diese christliche Welt der Empfindungen und Gedanken sich zu versetzen vermochte und so im Stande war, Gestalten zu schaffen, in welchen sich uns der würdigste Kreis von Männern vor Augen stellt, den je die Welt gesehen hat.

Aber die Gestalt Christi? Allerdings diese sieht uns am Anfang fremd an. Die entblößte rechte Schulter, der übrige Körper mehr wie in ein umgeschlagenes Tuch als in ein Gewand gehüllt, wodurch die untere Hälfte des Körpers fast etwas Dürftiges bekommt — das alles hat für den ersten Anblick etwas Störendes. Und doch söhnt man sich allmählich mit dieser Gestalt aus. Aber freilich man muß sie nicht im kleinen Abbild und nicht an einem beliebigen Orte sehen, sondern in der majestätischen Größe, welche sie hier hat, und an ihrem Ort in der Kirche, über dem Altar. Ich glaube es wohl zu verstehen, warum Thorwaldsen Christus so auffaßt, wie er hier gefaßt ist. Kann man überhaupt einen Christus als Statue darstellen? Jedenfalls im Gemälde viel eher. Denn Christus wird immer etwas Symbolisches haben müssen, wird nie eine bloß geschichtliche Erscheinung sein dürfen. Dies ist aber viel leichter im Bilde zum Ausdruck zu bringen, als in der leibhaftigen Gestalt einer Statue. Thorwaldsen hat seine Christusstatue zum Ausdruck einer Idee zu machen gesucht. Die Apostel sind in ihrem geschichtlichen Beruf erfaßt. Wie wir sie uns in ihrem irdischen Leben zu denken haben, so stehen sie vor uns.

Die Gestalt Christi ist eine ideelle Erscheinung. Es ist nicht Jesus, wie er auf Erden wandelt, es ist nicht der Sohn, der zur Rechten des Vaters sitzt, sondern es ist die Verkörperung des Evangeliums. Darum ist ihm auch nicht ein Gewand gegeben, wie er es etwa in Wirklichkeit trug, sondern nur eine Hülle leicht um ihn geworfen — so wie man sich vielleicht den Auferstandenen denken mag. Darum ist die rechte Schulter und Seite entblößt, um die Seitenwunde erkennen zu lassen. Berührt uns das im ersten Augenblick fremd, so ist eben das unmittelbare Gefühl dem Gedanken geopfert. Die starke Neigung des Kopfes nach vorn, die ausgebreiteten Arme und vorgestreckten Hände, selbst die Weitung des umgeschlagenen Mantels — das alles hat etwas Aufforderndes, Einladendes, zum Empfange Bereites. Es ist, als rufe er den Sündern und Armen zu: „Kommet her! kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken!“ Dies ist die Predigt, welche diese Gestalt hält. Der Thorwaldsensche Christus ist nur dies Wort in Gestalt übersetzt, ist das Evangelium in verkörperter Erscheinung. Gewiß, man kann fragen, ob denn dieser Christus die Fülle dessen in sich trage, was in den einzelnen Aposteln nach den verschiedenen Seiten des Seelenlebens ausgebreitet ist, so daß er als die Sonne erscheint, von welcher alle diese Sterne ihr Licht nehmen. Allerdings, dieser Christus scheint zu arm, um der Quell eines solchen Reichthums sein zu können, wie er in der wunderbaren Harmonie der zwölfe uns innerlich berührt. Aber seine Armuth ist die Armuth des erbarmenden Herzens. Dieser Christus ist die Offenbarung des göttlichen Erbarmens. Er ist nicht Majestät, nicht Allmacht, nicht göttliche Hoheit, aber er ist Milde und Erbarmen. Es ist nicht ein römischer, aber ein evangelischer Christus. Und doch fehlt ihm auch die Großheit nicht. Als der Priester am Altare stand, der Diener Christi zu den Füßen dieser ragenden Gestalt, da erschien dieser als der Herr, in dessen Dienst der kleine Mensch steht; und als die Gemeinde zum Sakrament hinzutrat, und Christus die Arme ihr entgegenbreitete, wie wenn Er sie empfangen wollte, da habe ich den Thorwaldsenschen Christus erst völlig verstanden: Er selbst ist gegenwärtig in der heiligen Feier, und wir nahen Ihm, und Er will selbst uns speisen im Sakrament durch die Hand Seines Dieners — das ist der tiefste Sinn dieser heiligen Gestalt über dem Altar, mit welcher der Künstler das Geheimniß seiner Kirche ausgesprochen und seine Kunst in den Dienst Dessen gestellt hat, dem alle dienen, und dem auch die natürlichen Gaben und Kräfte der Menschen Ehre geben müssen.

Am Familientische.

Die Stillenweltmeerbahn.

Die Amerikanische Union wird einen Triumph feiern, wenn die Arbeiter der Stillenweltmeerbahn mit der Legung des Schienenstranges zwischen dem Sacramento und Missouri beiderseitig so weit vorgerückt sein werden, daß sie ihre Signale sehen und das letzte Stück des ehernen Riesenweges im Taumel der Verbrüderung vollenden. Stunde um Stunde, Tag um Tag verrinnt ihnen, die an dem großen Werk mitarbeiten, gedankenschnell und wenn die Sonne in diesem Jahre ihren höchsten Stand erreicht, dürfte der Telegraph die Kunde in alle Welt tragen, daß die Schienen der Stillenweltmeerbahn ihrer ganzen Länge nach an die allantischen Linien anschließen, oder daß die 3600 englische Meilen lange eherne Brücke zwischen Sacramento-City und New-York auf ihren Trägern ruht.

Fast tausend englische Meilen westlich von Omaha und über 500 Meilen östlich von Sacramento verfolgt das Dampfroß schon seine eherne Bahn, und es gehört die'er Schienenweg zu den großartigsten Errungenschaften auf dem Gebiet der Arbeit aller Zeiten, sowohl wegen der Schnelligkeit, mit welcher er geschaffen, als auch wegen der Hindernisse, die er seinen Erbauern in den Weg legte. In welchem Grade sich die Schwierigkeiten der Anlage der Pacificbahn steigern, deutet schon jenes denkwürdige Gesetz vom 1. Juli 1862 an, darin der Congreß den Erbauern der Stillenweltmeerbahn, sowohl der westlichen Central-Pacific-Gesellschaft, als der östlichen Union-Pacific-Gesellschaft, die Zahlung von 16,000 Dollars für je eine Meile Bahn im Flachlande, von 32,000 Dollars für jede Meile im Vorlande der Gebirge und von 48,000 Dollars für jede Meile im Gebiete der Gebirge bestimmte. Und jede Gesellschaft hatte aus dem Flachlande in die Schneeregionen empor und aus den Schneeregionen wieder herab zu arbeiten, die Central-Pacific-Gesellschaft die Sierra Nevada, die Union-Pacific-Compagnie das Felsengebirge zu überschreiten. Noch keine Bahn hatte bis dato ihre Concession, oder gar eine Subvention, von der Bundesregierung erhalten. Sie verhielt sich allen Bahncompagnien gegenüber neutral, denn diese hatten ihre Concession von der staatlichen Gesetzgebung der Gebiete, durch welche die Bahn gelegt werden sollte, zu erhalten. Nur die Stillenweltmeerbahn, dieses Gemeingut und dieser Stolz des ganzen Bundes machte eine Ausnahme, ja, nicht nur der aus seiner Neutralität heraustretende Congreß bewilligte die vorbenannten Summen, sondern auch einzelne Staaten, namentlich das reiche Californien, spendeten so reichlich, daß die Central-Pacific-Gesellschaft in diesem Augenblick bereits den größten Theil ihrer Unkosten gedeckt sieht. Dafür hat aber auch die Gesellschaft das große Werk mit einer Energie in Angriff genommen, die ihres Gleichen vergebens sucht und vielleicht auch nie wieder finden wird. Vierundzwanzigtausend rührige Hände machten sich mit Hacke und Spaten an die Titanenarbeit, die Veteranen des Urwaldes wurden gefällt, um die Ströme und Schluchten zu überbrücken, Mannschaften der verschiedensten Nationen zu allen Arten des Eisenbahndienstes herandressirt, die granitnen Stirnen der Gebirge, die der Technik des Bahnbaues spotteten, durchbohrt, riesige Schneewehren errichtet, Sümpfe mit den Leibern der Urwaldriesen gefüllt und die ihre Existenz bedroht sehenden blindwüthigen Indianerhorden mit den Waffen der Bahnpolizei, oder den Schaufeln der Arbeiter in die Flucht geschlagen. Ein Dampfroß nach dem andern keuchte heran, die neue Fährte zu prüfen und Schienen, Schwellen, Nägel und Lebensmittel denen rastlos zuzuführen, die ihm den Weg bereiteten. Mit jeder neuen Meile Bahn steigerte sich der Localverkehr, aber die Fracht wurde nur dann verladen, wenn ihre Beförderung den Bahnbau um keine Minute verzögerte. Es bildeten sich Aftergesellschaften, die mit der Pacific-Compagnie nicht Hand in Hand, aber unter der Hand arbeiten wollten, doch sie wurden, trotz der großen Vortheile, die sie der Hauptgesellschaft vorspiegelten, nicht zum Bahnbau zugelassen, denn die schwierigsten Strecken wählten sie nicht für ihre Thätigkeit, namentlich nicht die Nevada und das Felsengebirge, und mit dem Flachlande war leichtes Spiel nach jener Herkulesarbeit. Keinem Unter- oder Zwischenhändler, keinem fremden Ober- oder Unterinspector wurde — schon wegen der mangelnden Zeit — Gehör gegeben; aus den Händen der Pacific-Gesellschaft mußte die Bahn hervorgehen; sie mußte das Vertrauen, das der Congreß, der Bund — auch ohne die fünfzig Millionen Dollars Subvention in Betracht zu ziehen — in sie setzten, rechtfertigen und die Bahn in allen ihren Theilen fahrbar und — wenigstens nach amerikanischen Begriffen — betriebsfähig zu Ende führen. Nach den letzten Berichten der Commission nun, die vom Präsidenten der Union zur Inspicirung der bereits fertigen Schienenstrecken ausgesandt worden, ist die Bahn untadelhaft gebaut und die hundert Locomotiven und zweitausend Waggons, die bereits in rastloser Thätigkeit, lassen ebensosehr, wie die Eine Million 400,000 Dollars Bruttoeinnahme, welche die Central-Pacific-Gesellschaft allein vom 1. Juli bis zum 1. December vorigen Jahres durch den Localverkehr erndtete, schon annähernd die Höhe des zukünftigen Verkehrs ahnen.

Natürlich wird manche von den kühnen Holzgerüstbrücken, wie sie namentlich in den Voralpen der Nevada und des Felsengebirges zahlreich zu finden, durch einen solideren granitnen oder ehernen Bau, und zwar schon

in den nächsten Jahren, ersetzt werden müssen, aber das wird den Verkehr wenig oder gar nicht stören. Vor der Hand heißt die Parole: Vorwärts, bis das Riesengeleise von den Küsten des atlantischen Oceans bis zu den Gestaden des stillen Weltmeers *fahrbar*!

Die Stilleweltmeerbahn schient an die atlantischen Linien in Omaha-City im Staate Nebraska an, in Omaha, einer fast neuen Stadt, die dort entstanden, wo der Platte sich in den Missouri ergießt. Das wellenförmige ausgedehnte, größtentheils von Indianern bewohnte Terrain von Nebraska durchschneidend, durch welches der Zug der Auswanderer und Goldsucher nach Utah und Californien gleichsam schon den Weg vorzeichnete, zieht sich die Bahn nach dem Felsengebirge empor, welches sie südlich vom Fremont-Pik in der Nähe des großen Südpasses in einer Höhe von nahezu 8000 Fuß überschreitet. Von hier sinkt das Schienengeleise in Serpentinen, das Bärengebirge durchsetzend und das Bärenthal durchfurchend, an Berglehnen entlang und über Schluchten hinweg, darin manches wichtige Mineral in Gruben und Ausklüftungen entdeckt worden, in das Kesselland Utah hinab. Dieses von den Felsengebirgen im Osten und der californischen Sierra Nevada im Westen begrenzte, von Nord nach Süd von wilden Gebirgen, die bis in die Schneeregion reichen, durchzogene, hochgelegene Utah, das zum größten Theil eine wasserlose Wüste ist, wird von der Bahn an der günstigsten Stelle nördlich vom großen Salzsee, dem Humboldtgebirge und dem Humboldt-River durchsetzt. Die Bewohner der Great-Salt-Lake-City, oder Mormon-City, jene „Heiligen des jüngsten Tages", die sich in das entlegene Kesselland zurückgezogen, um hier ungestört unter den Zinnen Neu-Jerusalems zu wohnen, legen mit Hand ans Werk, und bauen einen Theil der Bahn, um sie rascher dem reichen Californien zuzuführen. Von dem großen Salzsee den Hängen der Nevada zueilend, arbeitet der eherne Weg in das Vorland der gleichnamigen Sierra empor, bis er in einer Höhe von 5850 Fuß die Station Truckee erreicht. Immer höher bis zu den Regionen des ewigen Schnees geht es fast stets in die wild zerrissene Sierra empor, deren Kamm in einer Höhe von über 7000 Fuß mittels Tunnel und Viaducten passirt wird. Von hier geht es allmählich über Berg und Thal, jene öden Steinwüsten, die seither nur von Goldsuchern durchstreift wurden, passirend, dem Sacramento zu, um die Verbindung mit der gleichnamigen Stadt und S. Franzisko herzustellen, jener wichtigsten Handelsstadt Californiens, deren Bevölkerung aus allen Ländern der Erde zusammengesetzt ist. F. B.

Geschäftsmäßiger Betrieb des Diebstahles.

Wie wir neulich (Nr. 18 S. 278) sagten, ist der Diebstahl in England ein ganz regelmäßiges Geschäft; ein Gewerbe, daß von vielen mit der Regelmäßigkeit eines Bank- oder eines sonstigen kaufmännischen Etablissements betrieben wird. Als Belege mögen folgende *authentische* Fälle dienen.

Den ersten hörten wir von dem Chef eines großen Sortiments- und Verlagsgeschäftes in London. Seine Localitäten bestehen aus einem Laden an der Straße, hinter welchem sich ein großer, mit werthvollen Büchern angefüllter Raum befindet, durch den man in ein Lesezimmer gelangt. Von den Repositorien des mittleren Zimmer waren von Zeit zu Zeit einige Bücher vermißt worden. Man fing bereits an, den Verdacht auf einen der Commis zu werfen; da fielen dem Chef die Besuche eines ältlichen Herrn ein, der häufig in das Geschäft kam und immer in das Lesezimmer ging, aber noch nie etwas gekauft hatte. Er war schwarz angezogen, hatte ein weißes Halstuch um und sah ganz ehrwürdig aus. Es mußte ein Geistlicher sein — ihn konnte man doch nicht einer solchen That für fähig halten. Dennoch beschloß der Buchhändler, ihn schärfer zu beobachten. Am nächsten Tage stellte er sich an ein kleines Fenster, das von dem Corridor aus einen Einblick in das mittlere Zimmer gewährte. Ohne an das Fenster zu denken, geht der Besucher, da er sich allein sieht, alsbald an seine Arbeit; ein kostbarer Band nach dem anderen verschwindet in seinen geräumigen Taschen, bis dieselben voll sind. Auf seinem Rückwege aufgehalten, leugnet er zuerst, wird aber überführt und einem herbeigerufenen Polizeibeamten übergeben. Man stellt in seiner Wohnung eine Untersuchung an, findet noch eine Masse gestohlener Bücher und ... ein *regelmäßig geführtes Geschäftsjournal*. Alle entfremdeten Bücher waren dort pünktlich eingetragen, dazu der gewöhnliche Kostenpreis derselben und der Preis, den er selbst dafür erhalten, in zwei Columnen sorgfältig nebeneinandergestellt.

Aus den vielen ähnlichen Journalen von Dieben, die *jahrelang* geführt und endlich der Polizei in die Hände gefallen sind, hier noch eine zweite Probe.

John Flanagan — so hieß der Bursche — war während seiner *vierzehnjährigen* Diebslaufbahn 17 Mal im Gefängniß, außerdem 15 Mal arretirt, aber wieder entlassen worden aus Mangel an Beweisen. 1850 kam er zum Ende seines tether — wie der technische Diebsausdruck heißt — und wurde transportirt. Aus seinem Journal ergibt sich eine Gesammteinnahme von 5800 Pfund St. innerhalb des erwähnten Zeitraumes; alle Summen — mit Ausnahme derjenigen *unter* 10 Pfd. finden sich genau darin eingetragen. So heißt es im Jahre 1839 z. B.:

Werth.	Wo der Raub verübt:	An wem:
£ 20	Concert, Liverpool.	Ein Gentleman.
15	Theater, Liverpool.	Desgl.
11	Zoologischer Garten.	Eine Dame.
30	Diligencebüreau, Liverpool.	Eigenthümer.
46	Auction, Brougton Road.	Eine Dame.
50	Manchester.	Eine Kasse aus einem Trinkhause.
85	Hanley Wettrennen.	Ein Herr.
49	Northallerton Markt.	Ein betrunkener Farmer.
250	Auf der Straße, Manchester.	Ein Officier.
18	Nottingham Wettrennen.	Ein Fleischer.

U. s. w. u. s. w. Andere Journale ergaben, daß einige dieser „gewissenhaften Schurken" es bis auf 1000 Pfund und darüber jährlicher Einnahme bringen. Die Höhe, bis zu welcher sie rauben, kann aus folgendem Faktum, das ein Comittee der Einwohner von Liverpool der ersten Birmingham Association mittheilte, ersehen werden. Nach ihrem Berichte betrugen die *jährlichen* Entwendungen aller Art in *Liverpool allein* in runder Summe: 700,000 Pfund Sterling. Wie viel Millionen mögen sie im ganzen Königreiche betragen? — Hat da Dr. Guthrie nicht recht zu behaupten: „Wie wenig würde es kosten, das Verbrechen zu *verhindern* im Vergleich mit den Ausgaben, die seine *Unterhaltung* oder seine *Bestrafung* verursachen. Uebrigens hat *Johannes Falk*, der Begründer der *Rettungsanstalten* in *Deutschland* schon vor bald *vierzig* Jahren die Rechnung aufgestellt und nachgewiesen, daß ein *Knabe* im *Zuchthaus* gerade das *Doppelte* koste, als in einer Rettungsanstalt oder in einer Werkstätte Weimars unter seiner Oberleitung. R. K.

Die Volksfeste der Orientalen.

Ein römischer Schriftsteller behauptet, daß der Charakter und die Anlagen der Kinder sich in ihren Spielen äußern und entwickeln. Mit demselben Rechte können wir die Nationalfeste als Spiegelbilder des Volkslebens betrachten. Wer den Morgenländer nur unter dem Druck der klimatischen Verhältnisse und in seinem verkümmerten Familienleben gesehen hat, wer sich denselben als trägen, stumpfsinnigen Lazzaronen denkt, wird sich kaum einen Begriff von dem bunten und fröhlichen Gewimmel machen, welches bei Gelegenheit gewisser Volksfeste entsteht. In solchen sonnigen Tagen offenbart sich die Empfänglichkeit der Semiten für bildende Künste und geistigen Genuß.

Eines Tages sah ich an den Ufern der Medscherda eine Scene, die mich lebhaft an meine Jugendjahre und an die Turnübungen der deutschen Schuljugend erinnerte. Die sämmtliche Bevölkerung eines tunisischen Lagers ergötzte sich in heiterster Laune am Spiel der „Ballenreiter". Männer und Jünglinge standen im Kreise, in gebückter Stellung; jeder trug auf seinem Schultern einen Reiter, der seinem Nachbar einen Ball zuwerfen mußte. So oft der Ball zur Erde fiel, erhob sich ein homerisches Gelächter, in welches auch die sonst so gravitätischen Graubärte einstimmten.

Weit ernsthafter und sinnreicher war die Komödie, welche vor etlichen Jahren an der Küste der Kabylei gespielt wurde und in welcher die Eingebornen ihre Oppositionsgelüste kundgaben. Das satyrische Lustspiel wurde mit patriarchalischer Einfachheit und in altgriechischer Weise von einigen Jünglingen unter freiem Himmel ausgeführt. Ein sogenannter Kadi (Richter) setzte sich mit der Miene salomonischer Weisheit auf ein Felsstück. Vor ihn traten zwei Kläger, von welchen der eine die Rolle eines unbarmherzigen Ehemanns spielte, der seine Gattin verstoßen wollte, während der andere in väterlicher Liebe die Rechte seiner Tochter zu vertheidigen schien. Nun folgten Schlag auf Schlag rhetorische Floskeln und pathetische Gestikulationen, während die Chorführer im Namen des Publikums sich zu Gunsten des beleidigten Schwiegervaters aussprachen. Schon begann der Richter ein draconisches Urtheil über den treulosen Gatten zu fällen, als dieser plötzlich dem gestrengen Herrn eine Prise anbot. Deutlich sah man den Richter ein Geldstück aus der Dose herausnehmen und als der Spruch zu Gunsten des schlauen Ehemanns ausfiel, brach der Sturm los. Der Kadi wurde ergriffen, ans Ufer geschleppt und, trotz seiner Protestationen gegen solchen improvisirten Schlußakt, ins Meer geworfen. Pudelnaß, unter dem schallenden Gelächter der Revolutionsmänner, kehrte er in das Privatleben zurück.

Die Orientalen haben Anlagen und Empfänglichkeit für Musik, Gesang und Poesie, obgleich ihre Leistungen weder nach den Regeln der ästhetischen Tonkunst, noch im Vergleich mit den Meisterwerken des Abendlandes gewürdigt werden können. Auch die „fränkisch" gebildeten Türken ziehen ihre Janitscharenmusik unsern genußreichsten Concerten vor. Dem Araber genügen die Flöte und das Tambourin, wie sie in vorsündflutlichen Zeiten unter dem Zelte Jubals gebraucht wurden. Jener Häuptling glaubte, vor dem Kaiser Napoleon als ein Virtuos zu glänzen, als er seinem Sultan das unvermeidliche Partant pour la Syrie auf einer Rohrflöte herzlich schlecht vorspielte. Die herabgekommenen oder für die Cultur noch unreifen Semiten lieben ihr einfaches Tamtam und ihre improvisirten Reimspiele, die eben blos den morgenländischen Ohren zugänglich sind. Nichtsdestoweniger schreiben sie ihrer Musik die wundersamsten Wirkungen zu. Der Künstler Alfarabbi von Cordova — so lautet die Sage — konnte durch Gesang und Spiel den ganzen Hof des Sultans Felur in die fröhlichste Laune versetzen. Durch rasche Uebergänge in andere Tonarten erregte er bei sämmtlichen Zuhörern, bald die tiefste Traurigkeit, bald eine wahre Berserkerwuth, die er jedoch durch eine abermalige Wendung seiner Tonkunst zu besänftigen wußte.

Wenn die persischen Schiiten das Gedächtnißfest Alis und seiner Söhne Hassan und Hosein feiern, besingen die morgenländischen Rhapsoden das tragische Schicksal dieser Heldenfamilie in glühender Begeisterung. Der Tod Hoseins wird so pathetisch beschrieben, daß die ganze Versammlung in Thränen zerfließt und in heiliger Wuth die Mörder verwünscht. Die Aufregung wird so groß, daß manche Aliten den verhaßten Namen Omars auf ihre Sandalen schreiben, um denselben stets mit Füßen treten zu können.

Mit gleichem Enthusiasmus wird in den algerischen Städten das Lied von Salach Bey aufgeführt. Dieser Salach war unter der Türkenherrschaft Statthalter der Provinz Constantine und ausnahmsweise der Wohlthäter seiner Untergebenen. Plötzlich wurde er durch den Pascha von Algier in die Hauptstadt gerufen, seiner Schätze beraubt und nach ächt türkischer Justiz aufgehängt. Der Untergang dieses Nationallieblings wird in epischer Form und mit dichterischen Ausschmückungen geschildert. Es geht durch das ganze Recitativ ein tragischer Ton, der uns an die Katastrophen des Nibelungenliedes erinnert. Mit steigendem Interesse beschreibt der Sänger den Abschied Salachs, die Befürchtungen seiner Verwandten und Freunde, die Beschwerden der Reise und die ergreifenden Umstände des Justizmordes. Sobald die Wehklagen des Dichters ertönen, wiederholt die sämmtliche, tief erschütterte Zuhörerschaft den Refrain: „Salach mouth!" (Der Bey Salach ist todt!)

So lange sich solche Theilnahme an geistigem Leben und an künstlerischen

Produkten kundgibt, dürfen wir weder an der Bildungsfähigkeit, noch an der bessern Zukunft der orientalischen Völker verzweifeln. K. Siegfried.

Ein Ingenieurconclave.

Wir hatten uns, fünf Ingenieure an der Zahl, zu einem Conclave versammelt, um diejenige Maschine mit dem Preise, einem einfachen Lorbeerzweige, zu krönen, darin wir den größten Triumph der Mechanik und Technik unserer Zeit sähen. Nur nach den langdauerndsten Disputationen und Wechselreden gelang es uns, drei Maschinen in die enge Wahl zu bringen. Was glauben Sie nun wohl, welche Maschinen endlich in die enge Wahl kamen? Weder der automatische Riesendampfhammer, welcher dem Druck des Fingers also gehorcht, daß er in der einen Secunde fein und manierlich eine Wallnuß knackt und in der andern eine neunzöllige Panzerplatte zu einer achtzölligen verdichtet, noch der electrische Webstuhl, dessen galvanischer Apparat Lade, Prisma und Karten der berühmten Jaquardmaschine ersetzt, der mit Zauberschnelle erreicht, was ein Künstler nur mühsam vermag, indem er nämlich durch den sinnreichsten und einfachsten Mechanismus ein Muster vergrößert oder verkleinert arbeitet, noch endlich jene Doppelstempelmaschine von Pearson Hill, dem Sohne von Sir Rowland Hill, dem Gründer des Penny-Portosystems, die dergestalt das Abstempeln von Postbriefen erleichtert, daß sie mit ihren beiden Stempeln, von denen der eine die Briefmarke entwerthet, und der andere Datum und Stunde der Einlieferung ausdrückt, in einer Minute 218 Briefe einfach und 160 Briefe doppelt zu stempeln vermag. In die enge Wahl kam eine im Arsenal zu Portsmouth arbeitende Maschine, welche aus dem rohen Holze die Rollen zu den Schiffstauen fertigt und ein Linienschiff, welches etwa 1500 Rollen nöthig hat, in kaum einem Tage mit polirten Taurollen versieht. Die Maschine arbeitet mit allen zur Kunsttischlerei gehörigen Instrumenten, mit Zirkelsägen, Hohlmeißeln, Kerbhölzern, Drehspießen, sogar mit Hammer und Stemmeisen, besteht aus mehr denn vierzig ineinandergreifenden Werken und ersetzt durch ihre Geschwindigkeit, Sorgfalt und Vielseitigkeit der Arbeit eine Legion Tischler und Drechsler. Ferner gelangte in die enge Wahl eine in Birmingham arbeitende automatische Stahlfedermaschine, welche das Ausschneiden, Durchlöchern und Schlitzen, Prägen, Hohlbiegen, Schleifen, Spalten und Firnissen der Stahlfedern besorgt, so wie eine in Redditch aufgestellte selbstthätige Nähnadelmaschine, welche ebenfalls aus vielen ineinandergreifenden Werken besteht, den Stahldraht zerschneidet, die Schafte richtet, spitzt, prägt, locht, feilt, halbirt, wieder gerade biegt, scheuert, schleift und polirt, die Oehre nachbohrt, feilt und wiederfeilt, die Nadeln zählt, wiegt, etikettirt und verpackt. So schwer es nun geworden, diese drei Maschinen in die enge Wahl zu bringen, so schwer wurde es wieder, eine derselbe mit dem Preise zu krönen. In jeder hatte Mechanik und Technik einen gleich hohen Triumph gefeiert. Es wurde nun, um eine des Preises allein würdig erklären zu können, ihre Bedeutung für die Zukunft mit in die Preisfrage verwickelt. Die Taurollenmaschine im Arsenal zu Portsmuth mußte unbedingt zuerst untergehen, da die vollständige Umwandlung der Segelschifffahrt in eine Dampfschifffahrt in nicht zu ferner Zukunft liegt. Nach ihr war nach unserer Ansicht die Reddither Nähnadelmaschine am frühesten dem Untergang geweiht, weil die Nähmaschinen nach einigen Decennien dem millionenfältigen Anfertigen der Handnadel Einhalt gebietet. Von längstem Bestande mußte die Birminghamer Stahlfedermaschine sein, da das Schreiben noch lange nicht zur alten Reminiscenz gehört und wenigstens noch ein Jahrhundert darüber vergehen dürfte, bis die electrische Telegraphie so vereinfacht, daß sie das Schreiben überflüssig macht. Schon sollte die Stahlfedermaschine die machina coronata sein, da kam uns die Taschenuhrwerkmaschine zu Gesicht, wie sie in Amerika, namentlich im Staate Massachusetts, im Betriebe. Die Anlage, Feinheit und Arbeitskraft dieser Maschine überstieg alle Begriffe und stellte das Triumvirat unserer engen Wahl geradezu in den Schatten. Die Maschine fertigt nicht nur das Räderwerk, die Bewegungsapparate, Hemmung, Regulator und Zeigerwerke der Uhren verschiedenen Kalibers von Thalergröße bis zu Dollarkleinheit mit fabelhafter Geschwindigkeit an, sondern sie zeigt ihre größte Virtuosität in der Anfertigung und in dem Einsetzen der Schräubchen, welche zuweilen so klein sind, daß sie zerstoßenem Pfeffer ähneln und nur mit dem Mikroskop zu erkennen. Natürlich erhielt die Taschenuhrwerkmaschine einstimmig die Palme.

S. M. London.

Zur Journalreclame in Frankreich.

Vor nicht zu langer Zeit wurde in Paris bekanntlich schüchtern damit begonnen — und es ist auch in Deutschland mit schwachem Erfolge nachgeahmt worden — den Jahresabonnenten eines Journals, welches durchaus künstlicher Hebel und energischer Stöße bedurfte, um sich eine kurze Bahn zu brechen, als Prämie irgend ein Kleinod, entweder einen „prachtvollen" Kupferstich, oder einen „illustrirten" Almanach, oder aber zehn, zwanzig und mehr Bände von „ausgesuchten" Romanen „gratis und franco" in den Kauf zu geben. Hin und wieder konnte auch der Abonnent, falls er ein Glückskind war, 1000, 2000 oder gar 3000 Franken gewinnen, wenn seine Abonnementsnummer am Jahresschlusse gezogen wurde und er nicht mit einer Niete, einem Billet blanc de Loterie, herauskam. Das ist nun alles nichts Neues; aber dieser nicht mehr ungewöhnliche Weg beginnt in ganz neue Bahnen hinüberzuleiten und eine ganz pikante Art von Handel und Wandel wachzurufen. Der Abonnent eines neuen Journals hat jetzt schon die Wahl zwischen den verschiedensten Prämien. So erhält z. B. der Abonnent des „Educateur des enfants", der jährlich nur 12 Franken kostet, als Prämie entweder ein Velocipède, dieses neue Modefuhrwerk, das ohne Roß und, wenn man will, auch ohne Reiter läuft, oder 26 verschiedene Hauswirthschaftsgeräthe, oder ein „Accordeon" mit einer Anleitung, es ohne Musikkenntnisse und ohne Musiklehrer zu spielen. Jeder der drei Prämien werden noch überdies zehn Bände Romane beigefügt. Eine andere Prämienauswahl haben die Abonnenten des illustrirten Familien- und Modenblattes: La famille. Sie können zwischen einem Paar prächtig gewirkter chinesischer Tücher, einer mit allem Zubehör ausgestatteten Laterna Magica und einem Album wählen, welches die Typen und Costüme aller Völker der Erde enthält. Der „Etendard", ein großes politisches Journal, gibt seinen Jahresabonnenten für so manche bittere Pille, die er in seinen Spalten bringen dürfte, von vornherein für vierzig Franken Süßigkeiten, während seinen Sechsmonatsabonnenten nur für zwanzig Franken und seine Dreimonatsabonnenten nur für zehn Franken, aber natürlich auch primafeine Bonbons anheimfallen, die bei einem bestimmten Zuckerkünstler ausgewählt und vielleicht auch auf dem Wahlplatze verspeist werden können. Ein anderes von den 110 Journalen, welche im vorigen Jahre in Paris das Licht der Welt erblickten, aber über das ephemere Dasein eines Jahres nicht gelangten, ging noch viel praktischer zu Werke. Jeder Jahresabonnent konnte sich bei dem Journalherrenschneider einen Anzug bestellen, wie er im Augenblick des Abonnirens Mode, und jede Jahresabonnentin konnte bei dem Journaldamenschneider dasselbe thun. Unbegreiflicherweise blieb aber der Erfolg doch so weit hinter der Erwartung zurück, daß der Redacteur des betreffenden Journals seine sämmtlichen Abonnenten am Jahresschlusse zu einem Glase Punsch einladen konnte. Wenn ich recht unterrichtet bin, so soll bald ein Journal vom Stapel laufen, welches seine neuen Jahresabonnenten mit einem vierwöchentlichen Freitisch in einem der ersten Restaurants, oder gar an der Tafel des Herausgebers oder Redacteurs selbst beglückt, und ihnen, falls sie auch im zweiten Jahre zur alten Fahne schwören, am Jahresschlusse eine Ankeruhr beschert. Ein anderes Journal soll bereits den Abonnenten den Kaffee, den Zucker oder die Cigarren gratis und franco liefern.

Roland M.

Briefkasten.

Ein rheinischer Freund des Daheim, und W. D. in Pf. Freundlichen Dank für Mittheilung der Nachdrucksfälle. Wir haben deren Verfolgung eingeleitet. Bei dieser Gelegenheit die erneute Bitte an unsere Leser, ihnen aufstoßende Nachdrucksfälle zu unserer Kenntniß bringen zu wollen. Diese rechtlose Aneignung fremden Eigenthums geht noch immer sehr im Schwange und fordert namentlich dann zur strengen Verfolgung auf, wenn sie unter Verschweigung der Quelle geschieht, also noch obendrein sich den Schein gibt, ehrlich erworbene Originalartikel zu bringen. — Herrn T. in A. Für Ihre beabsichtigte Reise können wir Ihnen kein besseres Handbuch empfehlen, als das im Bibliographischen Institut zu Hildburghausen erschienene: „Südfrankreich und seine Kurorte" von Dr. Gsell-Fels und Berlepsch. Mit Vergnügen haben wir in den fesselnd geschriebenen Darstellungen desselben die Erinnerungen eines früheren Aufenthaltes daselbst aufgefrischt; und von competenter Seite wird uns — nach eben praktisch gemachtem Gebrauche — versichert, daß es sich durchweg in allen Details als ein sorgfältiger und zuverlässiger Rathgeber und als ein Hilfsmittel ebenso angenehmen als lehrreichen Reisens erwiesen habe. — C. M. in L. Dankend abgelehnt, zu reichlich mit Aehnlichem versehen.

Inhalt: Pauline. (Forts.) Novelle von E. Wichert. — Höhlenbewohner im Herzen Deutschlands. Text und Illustr. von A. Mosengel. — Aus den Briefen Bismarcks an seine Gemahlin. — Unter Thorwaldsens Marmorstatuen. Von Professor Luthardt. Mit 2 Illustr. — Am Familientische.

Erklärung.

Vor etwa einem Jahre erschien im Daheim (Nr. 24 des IV. Jahrgangs) eine biographische Skizze des Cardinal Antonelli. Gegen diese ist uns von distinguirter katholischer Hand eine Reclamation und Widerlegung mit dem Ersuchen zugegangen, sie in unserm Blatte abzudrucken. Nachdem wir solche dem Verfasser der angefochtenen Charakteristik zur Erklärung mitgetheilt, hat dieser seine Behauptungen in den meisten wesentlichen Punkten aufrecht gehalten. Da es außer den Grenzen unsers Blattes liegt, durch Aufnahme jener sehr ausführlichen Replick und der dadurch wieder nöthig werdenden Duplik unsers Mitarbeiters eine historisch-politische Controverse in diesen Blättern zu eröffnen, so müssen wir uns darauf beschränken, in Vorstehendem den Thatbestand des erhobenen Widerspruchs zu constatiren, indem wir hinzufügen, daß darin mit Wärme sowohl für die privatliche wie staatsmännische Integrität des Cardinals und leitenden päpstlichen Ministers eingetreten wird. Das Schlußurtheil über den einflußreichen und vielbesprochenen Mann wird ja die Geschichte sprechen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Februar 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 22.**

Pauline.

Criminalnovelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

An diesem und dem folgenden Tage wurden dann Pastenack und seine Frau, sowie die Grützmacherschen Eheleute verhört, Haselstock und Adele als Zeugen vernommen. Auch Pauline Stern war vorgeladen worden.

Sie sagte ganz unbefangen aus, was ihr zur Sache bekannt war, oder vielmehr durch Haselstock und Adele bekannt geworden war. „Und haben Sie gar keine Ahnung," fragte der Richter; „welches Motiv den Menschen bewogen haben kann, sich das Testament anzueignen?"

„Durchaus nicht," antwortete sie, „es wäre denn, daß er von Anfang an die Absicht gehabt hätte, den Erben eine Gefälligkeit zu erweisen, für die sich eine hohe Belohnung erwarten ließ."

„Das ist freilich ein Motiv," bemerkte Rothstein, „das nahe zu liegen scheint. Aber es setzt voraus, daß Riehl mit den Verhältnissen sehr genau vertraut war, und es ist doch festgestellt, daß er wirklich erst den Tag vor der Entwendung des Testaments hier angelangt ist, nachdem er eine Reise über das Weltmeer gemacht hat. Adele Harms, die ganz ehrlich zu sein scheint, behauptet, daß sich zwischen ihm und den Pastenacks erst später ein Verhältniß gebildet habe und daß ihm die Grützmacherschen Eheleute noch ganz fremd waren, als er zum Familienrath zu denselben ging."

„Mir ist jedes andere Interesse unerklärlich," versicherte Pauline.

„Kennen Sie den Candidaten Eugen Riehl, mein Fräulein?"

„Nein."

„Sie erinnern sich auch nicht, ihn etwa vor Jahren kennen gelernt zu haben?"

„Durchaus nicht. Ich habe nicht einmal den Namen je vorher gehört, so weit ich mich dessen entsinnen kann."

„Sehr räthselhaft! Gedulden Sie sich einen Augenblick." Er verließ das Zimmer.

Nicht lange darauf kehrte er mit einem großen Manne zurück, der ein sehr erschreckt-überraschtes Gesicht machte, als er Pauline erblickte und mit den Augen Winke zu geben schien, die sie nicht verstand. „Ist Ihnen dieser Herr bekannt?" fragte der Untersuchungsrichter schnell und unmittelbar nach dem Eintreten.

„O gewiß!" entgegnete sie freudig.

„Nun, es ist —?" fragte Rothstein weiter, ohne seinen Begleiter aus den Augen zu lassen.

„Herr Pfarrer Müller aus Klein-Brachlegen, mein lieber Freund," gab sie mit der früheren Unbefangenheit zur Antwort.

„So, so! Pfarrer Müller." Der Richter öffnete die Thür und ließ den Mann, der kreidebleich geworden war und einen verzweifelten Blick auf Pauline zurückwarf, abtreten. „Also Pfarrer Müller aus —"

„Klein-Brachlegen."

„Wo liegt das?"

„Im Thüringischen, wenn ich nicht irre. Aber ich wundere mich —"

„Sie wissen doch genau, daß er der von Ihnen Genannte ist?"

Sie sah ihn fragend an. „Sicher, mein Herr. Zweifeln Sie daran?"

„O—o—o—o, nein! Sie nannten ihn vorhin Ihren lieben Freund; wollen Sie mir gefälligst genau mittheilen, wann, wo und wie Sie seine Bekanntschaft gemacht haben?"

„Wann — wo — und wie —?"

„Es interessirt mich, das zu wissen."

Jetzt erst wurde Pauline darauf aufmerksam, wie unvorsichtig sie gewesen war, ihre Bekanntschaft mit Pfarrer Müller einzuräumen, jetzt erst verstand sie seine Winke. Freilich noch immer ohne die entfernteste Ahnung, daß Müller dieselbe Person mit jenem Eugen Riehl sei, der ihr als Entwender des Testaments genannt war und den sie selbst als solchen der Staatsanwaltschaft denuncirt hatte, fühlte sie doch die Unmöglichkeit, auf die Fragen des Richters offen zu antworten, ohne ihr und Arthurs Geheimniß zu verrathen. Die Verlegenheit, in die sie dadurch gerieth, spiegelte sich deutlich genug in ihrem Gesicht, als sie nach einer Weile mit leiser Stimme und gleichsam nach einer Ausrede tastend, sagte: „Ich kann doch vielleicht irren, mein Herr — sehr möglich eine flüchtige Aehnlichkeit — wie sollte auch Herr Pfarrer Müller hierher —"

Rothstein musterte sie scharf mit dem Blick, der langjährigen

Digitized by Google

Inquirenten eigen ist, und machte sie dadurch nur um so verwirrter. „Sie schienen vorhin Ihrer Sache sehr gewiß zu sein," äußerte er.

„Aber ich kann gleichwohl geirrt haben — es ist schon so lange her, daß ich Herrn Pfarrer Müller gesehen habe — und ich habe ihn überhaupt nur einmal gesehen —"

„So, so! Und wie lange ist das her? Was?"

„Mehrere Jahre — jedenfalls schon mehrere Jahre."

„Und Sie sahen ihn nur das eine Mal —?"

„Ja — und noch dazu im Talar —"

„Also in seiner Kirche?"

Sie erschrak wieder heftig über ihre neue Unvorsichtigkeit. Diese Frage hatte sie gar nicht hervorrufen wollen.

Der Richter wiederholte dieselbe.

„Allerdings in der Kirche" — stammelte sie, „ich wohnte ganz zufällig — einer Predigt bei."

„Und haben ihn seitdem gar nicht mehr gesehen?"

„Nein — daß ich nicht wüßte —"

„Auch nicht kürzlich in hiesiger Stadt ohne Talar? Was?"

Pauline wurde roth bis zu den Schläfen hinauf. Es war ihr ein beschämendes Gefühl, sich tiefer und tiefer in Lügen zu verstricken. Und dennoch durfte sie die Wahrheit nicht sagen. Entschlossen, sich keine neue Blöße zu geben, antwortete sie so fest als möglich: „Nein."

Rothstein drehte seinen mächtigen Kinnbart in der Hand, ohne ein Auge von ihr zu lassen. „Sie werden zugeben," sagte er, „daß es auffallend ist, wenn Sie den Mann gleichwohl Ihren Freund nannten."

Da sie darauf schwieg, dictirte er das Protocoll. Dann holte er aus einem Wandschrank das gußeiserne Crucifix und stellte es auf den grünen Tisch dicht vor Pauline. „Sie können doch Ihre Aussage mit gutem Gewissen beschwören?" fragte er mit gesuchter Ruhe.

„Beschwören?" rief sie erschreckt.

„Gewiß! Jeder Zeuge ist verpflichtet, seine Aussage mit einem Eide zu bekräftigen."

Sie drückte das Taschentuch auf den Mund, um nicht ihr hastiges Athmen merken zu lassen. „Ich bin so aufgeregt —" murmelte sie — „ganz außer Stande — wenn vielleicht ein Irrthum —"

„Sie schwören, nach bestem Wissen die Wahrheit gesagt zu haben."

„Nach bestem Wissen — — Nein, unmöglich —"

„Sie kennen also diesen Pfarrer Müller doch genauer? Ich darf Sie auf die Heiligkeit des Eides wohl nicht erst aufmerksam machen."

Pauline brach in Thränen aus. „Es hat nicht den mindesten Zusammenhang mit dieser Diebstahlssache, mein Herr," schluchzte sie verzweifelt, „und ich glaube, auf solche Fragen keine Antwort geben zu dürfen."

„Oho!" rief der Richter, „da sind wir sehr verschiedener Meinung. Ich habe allen Grund, auf eine klare Auslassung darüber zu dringen, weshalb Sie sich berechtigt glauben, diesen Mann für den Pfarrer Müller aus Klein-Brachlegen zu halten."

„Ist er's denn nicht?" fragte sie, durch den angeregten Zweifel betroffen.

„Das will ich von Ihnen hören."

„Aber er selbst muß doch sagen —?"

„Ich habe Fragen zu stellen!" herrschte Rothstein sie an, „und Sie haben zu antworten, wie Sie es vor Ihrem Gewissen rechtfertigen können. Also Sie haben ihn predigen hören?"

Sie blickte in ihrer Seelenangst auf den Gekreuzigten und sagte: „Nein."

„Und wie haben Sie ihn kennen gelernt? Aufrichtig!"

Sie sann einen Moment nach. „Ich bin bei einer Trauung zugegen gewesen, die er vollzogen hat."

„Bei einer Trauung? In der Kirche zu Klein-Brachlegen?"

„In der Sacristei daselbst."

„Wann?"

„Vor etwa drei Jahren."

„Und wer waren die Betheiligten?"

„Darüber verweigere ich jede Auskunft. Es handelt sich um ein Geheimniß, das ich nicht für mich allein zu hüten habe."

„Gut! das ist bestimmt genug. Und Sie haben den Pfarrer Müller seitdem nicht wieder gesehen?"

„Er hat mich vor einigen Tagen hier besucht."

„Vor der Entwendung des Testaments?"

„Nein, später."

„Und das können Sie beschwören?"

„Ja, mein Herr."

„Noch eine Frage, bevor ich zur Vereidigung schreite. Wissen Sie, welchen Inhalt die Einlage hatte, die sich in dem Testament befand?"

Neuer Grund zur Bestürzung. Pauline zitterte am ganzen Leibe und schwieg.

„Ich will anders fragen," fuhr Rothstein fort. „Hatte der Inhalt der bewußten Einlage vielleicht Beziehung zu jener Trauung, bei welcher der Pfarrer Müller als Geistlicher fungirte, daß es ihm erwünscht sein konnte, wenn dieselbe nicht bekannt wurde?"

Pauline stützte sich halb ohnmächtig auf den grünen Tisch. „Ich bitte mich zu entlassen," sagte sie matt, „ich antworte — nicht weiter."

Rothstein drehte die Feder, die er in der Hand hielt, spielend hin und her, während er zugleich die Arme über einander gekreuzt hatte und sie lächelnd betrachtete. „Ich bitte nur noch um Ihre Unterschrift," bemerkte er dann. „Von der Vereidigung nehme ich für heute Abstand."

Pauline schrieb ihren Namen in fast unleserlichen Zügen. Dann schwankte sie hinaus.

IX. Schleichwege.

Stadtrichter Rothstein saß lange, den Kopf in die Hand gestützt, vor dem Protokoll, das wie ein großes Räthsel vor ihm lag, dessen Auflösung zu finden er verpflichtet war. Er konnte sich vorkommen, wie jemand, der mit verbundenen Augen auf einen Punkt geführt ist, von dem nach allen Richtungen Wege auslaufen, die sich ins Walddickicht verlieren und die nun auf die richtige Fahrstraße treffen sollen, ohne zu wissen, ob sie vorwärts oder rückwärts, rechts oder links liegt. Welchem Gedankengange er auch folgte, immer gelangte er ohne Hindernisse eine Strecke weit, um dann plötzlich den Pfad zu verlieren. Kaum daß es ihm gelang, auf den Ausgangspunkt wieder zurückzukommen.

Es kostete schon nicht geringe Mühe, sich zu dem Zweifel zu erheben, ob wirklich die Voraussetzungen, mit denen er an die Untersuchung gegangen, zutreffend seien. Es stand ja ganz fest, daß Eugen Riehl, entweder mit den Erben im Bunde oder ohne deren Betheiligung, aber in der Absicht von ihnen Geld zu erpressen, das Testament geraubt habe; seine eigene Mittheilung über den Vorfall war natürlich vom Anfang bis zum Ende die Erfindung eines Menschen, der im Besitz der geraubten Sache oder eines Theiles derselben betroffen wird und nun den redlichen Erwerb glaubhaft machen will. Wo war dann aber das Testament geblieben? Ließ sich annehmen, daß Riehl dasselbe aus der Hand gegeben haben würde, ehe der Zweck erreicht war, der ihn bei der Entwendung leitete? Vielleicht war also doch noch ein dritter im Bunde und es handelte sich um ein Mascopiegeschäft, bei dem der Candidat die Verhandlung mit den Erben übernommen hatte. Ein Theil seiner Erzählung konnte dann ganz richtig sein, nur daß Riehl nicht einem Fremden auflauerte, sondern für den Spießgesellen Wache stand, und daß die beiden Freunde demnächst im Park zusammentrafen, um den Raub zu theilen und die weiteren Operationen zu verabreden. Wer war dann aber der dritte? Nur Riehl konnte darüber Auskunft geben, und er hielt bei diesem Punkt unzweifelhaft mit der Wahrheit zurück. Nun aber die, wenn auch in sich noch so dunkle Aussage Paulinens dazu — welche ganz andere Beleuchtung bekam plötzlich wieder die Sache! Es schien ein sehr gewichtiges Motiv entdeckt zu sein, aus dem Riehl gehandelt haben konnte, und dann bedurfte es der Annahme eines Genossen bei der That wieder durchaus nicht. Es stand fest, daß der Candidat sich für einen Pfarrer Müller aus Klein-Brachlegen ausgegeben hatte und daß von ihm irgendwo eine Trauung vollzogen war; dies sagte Pauline Stern ausdrücklich. Aus ihrem Verstummen mußte aber auch geschlossen werden, daß die Einlage zum Testament auf diese Trauung Bezug hatte. Rothstein war auf die dieserhalb an Pauline gerichtete Frage ganz natürlich nur durch eine umgekehrte Schlußfolgerung gekommen, indem er das Motiv als bereits gefunden voraussetzte. Wenn Riehl in einer Eigenschaft, die ihm nicht anhaftete, und unter falschem Namen eine kirchliche Handlung vollzogen hatte, und wenn er ferner wußte, daß die Einlage zum Testament davon

sprach, so war das Bestreben sehr erklärlich, dieselbe der Publication zu entziehen. In seiner Erzählung konnte dann der Umstand, daß dieses Papier verbrannt sei, richtig angegeben sein. Aber das Testament durfte doch nicht fehlen, wenn er auch nur in zweiter Linie die Absicht gehabt hatte, davon bei den Erben Gebrauch zu machen. Und wer konnte bei dieser angeblichen Trauung betheiligt gewesen sein? Blasius hatte angedeutet, daß die Einlage auf die persönlichen Verhältnisse seiner eingesetzten Erbin Bezug habe. Sollte Pauline —? Aber was? Man wußte ja, daß sie seit Jahren die erklärte Geliebte des Grafen Hohenbühl war. Das schloß freilich nicht aus, daß sie vorher eine geheime Verbindung eingegangen sein konnte, die vielleicht als Deckmantel für gewisse Eventualitäten zu gebrauchen war. Die Schriftstücke, die sich in Riehls Brieftasche gefunden hatten, fingen an Interesse zu gewinnen. Nach seiner Angabe handelte es sich in denselben um eine Heirath, die er selbst in Aussicht genommen hatte und die von einem großen Herrn begünstigt wurde. Wenn Pauline nun doch nicht hätte sagen wollen, daß Pfarrer Müller die Trauung vollzogen —? Wenn er doch selbst getraut worden wäre — — —? Das waren Conjecturen, deren jede manches Wahrscheinliche hatte, die aber gerade deshalb um so unzuverlässiger waren.

Endlich beschloß er, zunächst festzustellen, ob es ein Kirchdorf Klein-Brachlegen überhaupt gebe. Er fand den Ort in der Topographie. Damit war schon viel gewonnen. Es schien ihm nun das Beste, geradezu an den Pfarrer Müller daselbst zu schreiben; kam der Brief zurück, weil Adressat daselbst unbekannt, so wußte er, woran er wäre. Anderenfalls mußte von ihm einige Aufklärung kommen können. Er fragte ihn einfach an, ob ihm ein Candidat Namens Eugen Riehl bekannt sei, ob er zu demselben in Beziehungen gestanden habe und welcher Art dieselben gewesen seien, endlich ob er sich vielleicht erinnere, vor etwa drei Jahren einen Besuch von ihm erhalten zu haben, und bat um möglichst genaue Auskunft, da vielleicht sein Zeugniß nöthig werden würde.

Während dieses Schreiben unterwegs, sehen wir uns im Gefängniß um, wo Riehl eine geräumige Zelle für sich allein erhalten hatte. Nach der unglücklichen Confrontation mit Pauline war große Unruhe über ihn gekommen. Der Richter hatte ihn sogleich wieder einschließen lassen und nicht mehr verhört; er blieb völlig im Dunkel darüber, was sie ausgesagt haben mochte, und diese Unsicherheit war höchst peinigend in dem Gedanken, daß er jedenfalls bald in der Lage sein werde, über die Annahme eines falschen Namens Erklärungen abgeben zu müssen, die leicht denen Paulinens widersprechend sein und ihn noch tiefer in Unannehmlichkeiten verwickeln konnten. Daß sie nicht offen die Wahrheit gesagt haben würde, setzte er als gewiß voraus; sie hätte ja damit ein Geheimniß preisgeben müssen, daß sie für den Grafen Hohenbühl zu hüten hatte. Aber wenn sie eine Ausrede versuchte, so war es für ihn um so schwieriger, seine Aussage mit derselben in Uebereinstimmung zu halten.

Es gab auch Augenblicke, in denen er in völliger Muthlosigkeit zu dem verzweifelten Entschluß gelangte, sich dem Richter freiwillig zu eröffnen, mit einem reumüthigen Geständniß der Untersuchung zuvorzukommen und die ganze Last der Unruhe von sich abzuwälzen. Aber er war zu wenig orientirt über die Strafe, die ihn selbst erwartete, als daß er nicht bei kühlerer Ueberlegung wieder hätte schwankend werden sollen. Und zu dieser Rücksicht kamen dann noch andere. Sollte er leer ausgehen, nachdem er die besten Chancen gehabt hatte, ein wohlhabender Mann zu werden? Das Testament war noch nicht aufgefunden; der Graf hatte sich noch nicht erklärt; für die Erben lag die Sache noch ungefähr so wie vorher. Entdeckte er sich, so hörte er auf, eine gefürchtete Person zu sein. Wie viel auch andere durch sein Geständniß einbüßten, er selbst gewann nichts dadurch.

Aber es wirkte auch Gutmüthigkeit mit. Nichts lag ihm ferner, als der Wunsch, den jungen Grafen zu verderben; und daß er denselben, wenn gewisse Dinge ans Tageslicht kämen, nicht nur mit sich reißen, sondern noch zu viel tieferem Fall bringen würde, konnte ihm nicht zweifelhaft sein. Nahm er auch keinen besonderen Antheil an seinem Schicksal, so war er ihm doch durchaus nicht feindlich gesinnt; zu Pauline aber fühlte er wirkliche Zuneigung, nachdem sie ihm so vertrauensvoll und freundlich begegnet war, und sie mußte ja mitleiden. Den Dingen ihren Lauf lassen, schien also das Rathsamste.

Er wurde darin bestärkt, als er mittags in dem Brote, das er zu seiner Erbsensuppe erhielt, einen Zettel fand, der die von einer offenbar sehr ungeübten Hand geschriebenen Worte enthielt: „Lassen Sie sich nicht klein kriegen, sagen Sie nicht, wo das Testament ist, die Erben werden ihr Wort halten. Es ist doch hübsches Geld, dafür können Sie schon eine Weile sitzen." Eine Unterschrift fehlte, aber er zweifelte nicht, daß das Schreiben von Clementine Pastenack kam, es waren ganz ihre Gesinnungen und ihre Ausdrucksweise. Da sie als das Haupt der Familie gelten konnte, so waren ihre Zusicherungen nicht ohne Bedeutung.

Die energische Schusterfrau hatte in der That Mittel und Wege gefunden, mit dem Gefangenen in Verkehr zu treten. Nach der Haussuchung, die sie so sehr in Rage setzte, hatte sich ihr Zorn zuerst gegen ihren Mann entladen, der sich als eine rechte Schlafmütze bewiesen. Dann war Adele übel angelaufen, als sie, scharf inquirirt, gestehen mußte, daß Haselstock der Verräther gewesen und daß sie ihm dabei geholfen. Nur mit Mühe hatte sie sich durch schleunige Flucht Schlägen entziehen können, und dann, als sie sich mit ihrem Beschützer Haselstock wieder einfand, versprechen müssen, binnen vierundzwanzig Stunden die Kammer zu räumen und nicht mehr über die Schwelle zu treten. Grützmacher und seine Frau waren eingeschüchtert und wollten sich auf keine weiteren Proceduren einlassen, aber Clementine erklärte nun, „selbst Mann genug" zu sein, die Sache in die Hand zu nehmen. Sie kannte von früher her die Köchin des Oeconomen, der die Gefangenen bespeiste, und wußte dieselbe durch Geld und gute Worte zu bewegen, den Versuch zu machen, den Zettel in das für Riehl bestimmte Brot einzuschmuggeln. Der Versuch gelang.

Dem Gefangenen freilich fehlte dieselbe Gelegenheit zur Rückantwort. Man hatte ihm, so sehr er auch darum bat, weder seine geliebten Bücher, noch Schreibmaterialien gegeben; hätte er aber auch über letztere verfügen können, so ließ sich doch ein Brief nicht leicht aus der Zelle fortschaffen und in die richtigen Hände spielen, die seine sichere Beförderung übernehmen möchten. Und doch stand fest, daß irgend eine zur Hilfe bereite Person ganz in der Nähe sein und nur darauf warten mußte, von ihm erkannt zu werden. Wem durfte er sich anvertrauen? Außer dem Gefängnißwärter, der seine Zelle reinigte und ihm das Essen brachte, kam er nur noch in Berührung mit dem Gerichtsboten, der ihn zum Verhör abholte. Die Auswahl war nur zwischen diesen beiden.

Er klopfte, wie man zu sagen pflegt, bei ersterem auf den Busch; aber es sprang kein Hase heraus, auf den sich zielen ließ. Der schweigsame, mürrische Mensch gab kaum Antwort; entweder hatte er von der Durchsteckerei wirklich keine Ahnung, oder wollte geflissentlich nicht erkannt sein, nachdem er sich zu einer unerlaubten Handlung hatte gebrauchen lassen. Riehl mußte daher seine ganze Hoffnung auf den Gerichtsboten setzen, der sich zwar, besonders in Gegenwart von Vorgesetzten, ein martialisches Ansehen gab, aber unbeobachtet ganz gemüthlich sein konnte und schon deshalb Vertrauen einflößte, weil er jeden Gang über den Gefängnißhof benutzte, seiner stets gefüllten Schnapsflasche zuzusprechen. Um Gelegenheit zu erhalten, mit ihm zusammenzutreffen, ließ er sich beim Untersuchungsrichter zu seiner Vernehmung melden. Rothstein, der ein Geständniß erwartete, befahl seine Vorführung, und Riehl hatte nun einen Weg von einigen Minuten für seine Zwecke frei.

„Ich will um Feder und Papier bitten," sprach er den Boten an, als sie den gewölbten Flur passirt hatten, „es ist zu langweilig in dem Loche da."

„Kann schon sein," brummte der Bote. „So geht's! Wer viel zu thun hat, möcht' gern einmal recht aus dem Vollen faullenzen können, und wer's haben kann, ist erst recht damit unzufrieden."

„Was meinen Sie," fuhr der Candidat, sehr erfreut über diese Redseligkeit, fort, „werden die Schreibematerialien bewilligt werden?"

Der Gerichtsbote machte eine sehr bedenkliche Miene. „Kann schon sein," sagte er nicht ohne Wichtigkeit.

„Wenn aber nicht?"

„Ja, dann nicht."

Damit lief das Gespräch Gefahr abzubrechen. Der Bote schien auch mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, sah viel seitwärts und zurück und zögerte auffällig. Endlich hinter einem Mauervorsprunge blieb er stehen, räusperte sich ein wenig und sagte: „Hier kann man Halt machen; warten Sie einmal." Er holte die Flasche vor und that einen gehörigen Zug, schnalzte mit der Zunge und kniff die Augen zu. „Wollen Sie sich auch stärken?" fragte er dann ganz gemüthlich, „na, geniren Sie sich nicht!"

Riehl nahm die Flasche und trank. „Vielen Dank!“ sagte er, sie zurückgebend. „Wissen Sie, weshalb ich hier sitze?“

„Hm — kann schon sein.“

„Ich bin bei dem Testament unschuldig, aber ich weiß doch, daß es nie wieder zum Vorschein kommt. Schließlich müssen sie mich doch herauslassen, und dann bin ich ein gemachter Mann. Die Erben werden zehntausend blanke Thaler an mich zahlen.“

„Zehntausend Thaler?“

„Wie gesagt. Es ist so gut, als ob ich sie schon in der Tasche habe. Aber langweilig bleibt's deshalb im Gefängniß doch. Wenn ich einen Bogen schlechtes Papier und einen Bleistift haben könnte — glauben Sie mir, ich möchte jetzt zehn Thaler für zehn Pfennige zahlen.“

„Kann schon sein.“

„Man könnte sich mit leichter Mühe einen hübschen Schnapsgroschen verdienen —“

„Wer?“ fragte der Bote plötzlich mit ganz verändertem Ton, indem er sich hoch aufrichtete und den Candidaten mit einem strengen Amtsblick maß.

Letzterer fand es gerathen, für jetzt nicht weiter vorzugehen. „Ich meinte nur —“ entschuldigte er leise.

Sie traten in das Gerichtslocal ein, das jedenfalls Schweigen gebot. Rothstein ließ sich die Bitte des Gefangenen vortragen, schlug sie aber ärgerlich rund ab. „Sie haben die beste Zeit zum Nachdenken,“ sagte er höhnisch; „schreiben Sie Ihr Buch im Kopf fertig, aufs Papier kommt's hinterher um so schneller.“

„Aber, meine Bücher,“ bat Riehl, „ich kann nicht leben ohne die Bücher!“

Der Richter winkte dem Boten, ihn abzuführen. „Hat nichts geholfen,“ meinte derselbe, als sie wieder auf dem Hof waren.

„Traurig genug,“ klagte der Candidat recht mitleiderweckend. „Was hab' ich erst von zehn Thalern gesagt? Zwanzig — dreißig möcht' ich geben für einen Bogen Papier.“

„Fst! in der Luft —“

„Ich gebe Ihnen die Hand darauf!“

„Mir?“

„Warum nicht Ihnen so gut, wie einem andern? — Machen wir nicht wieder Station?“

„Aha! Hat's Ihnen geschmeckt?“

„Nicht deshalb. Bedenken Sie sich einmal die Sache — es ist ja nichts Verfängliches dabei.“

„Hm — kann schon sein.“

„Das erste, was ich schreibe, ist ein Schuldschein über die dreißig —“

„St! halten Sie den Mund!“

„Alse, wenn Sie das nächste Mal zufällig —“

Der Gerichtsbote trat so kräftig auf, daß der gewölbte Gang hallte, und schnitt damit alle weiteren Erörterungen ab. Riehl glaubte aber mit dem ersten Erfolge zufrieden sein zu können.

Zum Unglück für ihn war sein Führer aber ein guter Freund von Haselstock, mit dem er mehrere Jahre lang in derselben Compagnie gedient hatte. Sobald er ihn sah, was noch denselben Vormittag geschah, theilte er ihm mit, was „der Spitzbube von Candidat“ ihm zugemuthet hatte.

„Das läßt sich brauchen,“ meinte Haselstock, den Knopf seines Stockes an die Nase setzend; „gib ihm das Papier und merk auf, was er damit anfängt. Ich wette, daß er Briefe schreiben wird —“

„Kann schon sein.“

„Die wirst Du natürlich befördern sollen —“

„Natürlich.“

„Und dann haben wir ihn.“

Der Bote schüttelte den Kopf. „Es geht doch nicht. Fragen wir den Herrn Stadtrichter.“

„Sei kein Schafskopf, Hinz! Der kann's doch nicht erlauben — es ist wider die menschliche Natur; oder vielmehr — na! schon gut, Du verstehst mich schon, weil er doch Richter ist und nicht flunkern kann. Aber wir — im schlimmsten Fall kannst Du Dich ja auf mich berufen, daß ich alles gewußt habe.“

Sie besprachen das weitere, und Hinz gab nach, mit der Bedingung freilich, daß auch der Gefangenwärter ins Geheimniß gezogen werde, damit kein Brief ohne ihr Wissen durchschlüpfen könne. Bald sah sich der Candidat im Besitz von Papier und Bleifeder.

Er schrieb nun an den Grafen Arthur Hohenbühl, und zwar in lateinischer Sprache, sehr richtig calculirend, daß dieselbe dem Boten böhmischer Wald sein werde: „Ich bin ins Gefängniß geführt mit der Beschuldigung, das Testament entwendet zu haben. Wer weiß, daß ich unschuldig bin, hat die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß ich befreit werde. Es ist nicht meine Absicht, für das zu leiden, was andere gethan; ich werde sprechen, wenn ich nicht in den Stand gesetzt werde, schweigen zu können. Es handelt sich schon nicht mehr allein um das Testament. Briefe sind aufgefunden, die auf eine gewisse Begebenheit Bezug haben, über welche die zunächst betheiligten Personen schon längst hätten aufgeklärt sein müssen. Da dies leider unterlassen worden, so ist bei einer Confrontation zwischen mir und dem unwissenden Theil ein Name genannt, der mich verdächtigen muß. Wie groß aber auch der Nachtheil sein wird, der mich bei einer Entdeckung treffen muß, ungleich größer wird er für den sein, der meine Dienste annahm. Diese Andeutungen genügen. Einem großen Herrn, der mächtige Verbindung hat, wird es nicht schwer fallen, Mittel und Wege zu finden, einem Unschuldigen die Freiheit zu schaffen. Ich warte in Geduld noch drei Tage; nach deren Ablauf halte ich mich zu keiner Rücksicht weiter verpflichtet und handele, wie ich es zu meinem Besten für das Dienlichste halte. Wonach sich zu achten!“

Diesen Brief, dessen diplomatische Wendungen ihm nicht geringes Kopfzerbrechen kosteten, legte er in einen an Clementine Pastenack gerichteten Zettel ein, in welchem er ihr auftrug, ihn schleunigst an den Grafen Hohenbühl abzugeben. Er schloß mit der Versicherung, daß sie sich auf ihn verlassen könne.

Dann betrieb er wieder seine Vorführung vor den Richter, diesmal unter dem Vorwande, daß er sich über die Gefängnißkost zu beschweren habe, die sein schwacher Magen nicht vertragen könne. Unterwegs steckte er dem Boten Hinz, der schon auf eine Eröffnung dieser Art lauerte, den versprochenen Schuldschein zu. „Ich habe fünfzig geschrieben,“ sagte er vertraulich, „es kommt mir auf eine Kleinigkeit nicht an, und Ihnen wird's nicht unlieb sein.“

„Kann schon sein,“ meinte Hinz, „wenn's nur nicht leichtes Papier wäre.“

„Ich will's mit schwerem Silber auslösen,“ versprach der Candidat, „verlassen Sie sich darauf, bester Freund. Und dies Briefchen geben Sie wohl gelegentlich an die Schustersfrau Pastenack ab, nicht wahr? Ich lasse sie bitten, mir besseres Essen zukommen zu lassen; für ihre Auslagen kann sie ja meine Bücher in Pfand nehmen. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen?“

Hinz ließ sich das Schreiben in die Hand stecken und nickte. Es wurde nicht weiter darüber gesprochen.

Nachdem der Candidat zurückgeführt war, trat der Bote beim Richter ein und meldete sich selbst zur Vernehmung. „Es mag nicht ganz in der Ordnung gewesen sein,“ sagte er, „aber der Fuchs war nicht anders aus seinem Bau zu locken.“ Rothstein erfuhr nun, was geschehen war und konnte als eifriger Untersuchungsrichter den Untergebenen nicht tadeln, dessen Anschlag von so gutem Erfolg begleitet gewesen war. Er ließ sich die Briefe aushändigen und nahm genaue Abschrift davon zu seinen Akten.

Graf Hohenbühl also war nahe betheiligt! In welcher Weise, ergab freilich das lateinische Schriftstück nicht. Aber es war doch dadurch ein fester Anhalt gewonnen, der bisher fehlte. Die ausgelassenen Namen ließen sich leicht ergänzen; es handelte sich um Pauline und den Pfarrer Müller aus Klein-Brachlegen. Der Graf wurde getadelt, weil er Pauline nicht über die Person desselben aufgeklärt habe. Welches Interesse konnte ihn bestimmt haben, dies zu unterlassen? Jene geheimnißvolle Trauung — wenn der Graf selbst —? Aber das waren Gedanken, die vorsichtig behandelt sein wollten, die Rothstein selbst im ersten Augenblick erschreckten. Irgend eine Teufelei ist da vorgegangen, sagte er sich; diese großen Herren halten sich für eximirt von den Strafgesetzen, das ist eine alte Erfahrung. Und meistens haben sie recht; bei den offenkundigsten Vergehungen findet sich kein Ankläger und deshalb kein Richter. Aber wenn mir's einmal gelingt —! Sie sollen in mir den Mann kennen lernen, für den es keine Rücksichten gibt.“

Rothstein wurde mit sich einig, den Brief an den Grafen abgeben und ihn dann genau beobachten zu lassen. Er war überzeugt, daß er sich selbst verrathen würde, wenn er für seine Sicherung sorgen wolle.

An demselben Tage langte auch ein Schreiben an, dem der

Ausziehende Kinder in Tirol.

Nach einer Originalzeichnung von Matth. Schmitz.

Richter ganz besondere Wichtigkeit beizumessen berechtigt war. Es kam von dem Pfarrer Müller in Klein-Brachlegen.

„Ew. Wohlgeboren gefällige Anfrage," hieß es in demselben, „will ich nach bestem Wissen und so beantworten, wie ich ein gerichtliches Zeugniß abzulegen bereit bin, wenn ein solches von mir erfordert werden müßte. Einen Menschen Namens Eugen Riehl kenne ich allerdings; ich bin mit ihm auf der Universität mehrere Semester lang in derselben Verbindung gewesen und habe damals, wenn auch nicht gerade in freundschaftlichen, so doch in recht nahen Beziehungen zu ihm gestanden, da unsere Studien ähnliche Ziele verfolgten und eine Sammlung sehr seltener Bücher, über die er verfügte, uns lebhaft beschäftigte. Ich habe ihn für einen sehr fleißigen und kenntnißreichen Studenten und für einen vorzüglichen Kopf gehalten. Stimmten wir in unserm Urtheil über die höchsten Dinge auch selten überein, so glaubte ich doch auch aus seinem Widerspruch lernen zu können und disputirte gern mit ihm. Er war sehr arm und ernährte sich von Freitischen und von den geringen Einnahmen, die ihm einige Unterrichtsstunden brachten. Ich selbst unterstützte ihn nach Kräften, weil ich der Hoffnung lebte, daß er es bei seinen großen Fähigkeiten weit bringen könne, wenn er nur die mageren Studienjahre zu überwinden vermöge. Auch gefiel mir seine große Liebe zu den Büchern, die er auch in der äußersten Noth nicht verkaufen wollte, obgleich seine Freunde ihm dafür sehr lockende Preise boten. Nachdem wir uns getrennt hatten, standen wir noch eine Zeit lang in Briefwechsel. Ich erfuhr, daß er an einem größeren Werke arbeitete; da mir jedoch dessen Tendenz nicht sonderlich behagte, was meinen Antworten sicher anzumerken gewesen sein wird, schrieb er seltener und verstummte zuletzt ganz. Einige Jahre hatte ich ihn völlig aus den Augen verloren, als er mich unverhofft in Klein-Brachlegen, wo mir inzwischen das Pfarramt übertragen war, besuchte. Er erzählte mir, daß es ihm recht schlecht gegangen sei und daß ihm das Consistorium eine Stelle als Prediger versage, angeblich weil er sich zuviel mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt und die Uebung im Kanzelreden versäumt habe. Er bat mich, ihn für einige Zeit in mein Haus aufzunehmen und ihm Gelegenheit zu geben, in meiner Kirche zu predigen, damit er sich an den Ton gewöhne und Sicherheit erlange. Da er mir nachwies, sein Candidatenexamen bestanden zu haben, so nahm ich keinen Anstand, seinem Wunsche zu willfahren, zumal es mir lieb war, bei einer kleinen Reise, die ich in den nächsten Wochen zu meiner Verheirathung antreten wollte und die mich auf einen Sonntag von Hause fern halten mußte, einen Vertreter zurücklassen zu können. Ich reiste ab und kehrte etwa nach acht oder zehn Tagen mit meiner jungen Frau heim, erkundigte mich, wie die Predigt gefallen habe und erfuhr, daß er den Bauern zu gelehrt, oder, wie sie selbst sagten, zu spitzsindig gewesen sei. Da sich nun mein ganzes Hauswesen änderte und das Stübchen, in das ich ihn einquartirt hatte, anderweitig gebraucht wurde, empfahl er sich bald darauf mit bestem Danke für meine freundliche Aufnahme und mit der Besorgniß, daß er wohl schwerlich der rechte Mann sei, einer einfachen Gemeinde Dienste leisten zu können. Er sprach davon, daß er nach Amerika gehen wolle, wo wenigstens vollkommene Lehrfreiheit herrsche. Das geschah vor etwa drei Jahren. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Damals in den Flitterwochen meiner jungen Ehe wenig geneigt, mich um Dinge zu kümmern, die nicht unser Verhältniß aufs nächste berührten, habe ich kaum daran gedacht, mich zu erkundigen, was etwa Ungewöhnliches in der Zeit meiner Abwesenheit im Dorfe vorgefallen sei. Jetzt aber durch Ew. Wohlgeboren angeregt, bin ich zum Krugwirth gegangen und habe ihn und seine Frau ausgefragt. Sie erinnerten sich jenes Sonntags, an welchem der Candidat Riehl gepredigt hatte, noch sehr wohl. Es war damals bei ihnen eine Equipage eingekehrt, in welcher sich drei Herren und eine junge Dame befunden hatten, die sämmtlich sehr vornehm ausgesehen. Der eine Herr sei schon recht alt gewesen; von den beiden jüngeren habe der eine schwarzes, der andere blondröthliches Haar und einen starken Bart gehabt. Ohne sich im Wirthshause aufzuhalten, seien sie nach der Sakristei der Kirche gegangen und dort eingelassen. Schon nach einer kleinen halben Stunde sei die Gesellschaft unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus der Kirche wieder abgefahren. Der Postillon habe die Namen entweder nicht sagen wollen oder selbst nicht gewußt, und nur von einer sehr vornehmen Herrschaft gesprochen, die mit Trinkgeldern freigebig sei. — Da unser Ort häufig von Reisenden passirt wird, die ins Gebirge oder ins Bad zu gehen beabsichtigen, so hatte der ganze Vorfall im Dorfe nicht ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt; an ähnliche Besuche in der Kirche ist man gewöhnt, weil die Kanzel ein berühmtes Denkmal der mittelalterlichen Holzschneidekunst ist und häufig von Liebhabern in Augenschein genommen wird. Man hatte also nicht einmal die Bekanntschaft der Fremden mit dem Candidaten anzunehmen gebraucht, um sich den Besuch zu erklären. Der Weg durch die Sakristei war freilich nicht der gebräuchliche, doch konnte dort nach dem Prediger oder Küster gefragt sein. Was in der Sakristei vorgegangen, weiß ich nicht zu sagen. Eine alte Kirchenfrau, die nach dem Gottesdienst die Stände zu revidiren pflegt, versichert, daß die Gesellschaft den eigentlichen Kirchenraum nicht betreten habe; es sei in der Sakristei, in der sich auch der Küster befunden habe, laut gesprochen worden, namentlich von dem Candidaten. Der Küster selbst ist vor etwa sechs Monaten gestorben, nachdem er längere Zeit schwer krank gelegen. Mir war schon bald nach meiner Rückkehr von der Hochzeitreise sein eigenthümlich scheues Wesen und eine gewisse nervöse Reizbarkeit aufgefallen, die sich mehr und mehr steigerte und zuletzt zu einer Gemüthskrankheit ausartete. Er stattete eine Tochter gut aus und kaufte für seinen ältesten Sohn ein kleines Grundstück, hatte es aber nicht gern, wenn man ihm zu so reichlichen Ersparnissen gratulirte, über die man allerdings Grund hatte sich zu wundern. Ich habe nun seine Wittwe aufs Gewissen gefragt, wo sie die Mittel zu jenem Aufwand hergenommen hätten, und sie hat mir unter Thränen das Geständniß abgelegt, daß ihr Mann an jenem Sonntage, als der Candidat Riehl gepredigt, viel Geld nach Hause gebracht und erzählt habe, es sei das Geschenk eines reichen Mannes für einen kleinen Dienst, von dem aber niemand wissen dürfe, wenn das Geld nicht sofort wieder verloren gehen solle. Aus Furcht vor diesem Verlust habe sie denn auch geschwiegen. Viel Freude sei aber mit dem Schatze nicht in ihr Haus gekommen. Was das für ein Dienst gewesen, habe ihr Mann nicht gesagt, aber ganz zuletzt in seiner Krankheit habe er im Fieber viel von einer Trauung gesprochen, die sehr theuer gewesen sei, und dabei recht unheimlich gelacht. Die Frau würde, obschon sie recht altersschwach ist, als Zeugin vernommen werden können. Dies ist alles, was ich Ew. Wohlgeboren mitzutheilen im Stande bin, wenn ich noch hinzufüge, daß die Krügerin auf der Stelle, wo die Herrschaften den Wagen bestiegen, ein Taschentuch gefunden haben will, welches in feiner Stickerei die Buchstaben P. S. zeigte und das noch vorhanden ist. Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Franz Müller, Pfarrer zu Klein-Brachlegen."

Rothstein fand seine kühnsten Erwartungen durch diesen Brief übertroffen. Er warf ihn auf den Tisch und drückte die Faust darauf. „Da haben wir die Geschichte!" rief er, „es stimmt alles wunderbar zusammen. Eugen Riehl der Pfarrer, der alte Blasius Hochzeitvater, Pauline Stern die Braut; und der Bräutigam —? Es fehlt da noch eine kleine Brücke, aber allenfalls springt man auch über den Graben. Da können Sie sich Ihre Sporen verdienen, mein Herr Staatsanwalt! Nehmen wir dieses kostbare Schriftstück vorläufig unter unsern Verschluß." — —

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

XIX. Die jährlichen Kinderauswanderungen in Tirol*).

Auf der Straße, welche über den Arlberg führt, jenen gewaltigen Alpenübergang, der Tirol mit Vorarlberg verbindet, liegt eine Lawine. Wir stehen sechstausend Fuß über dem Meer. Die Luft, welche da weht, ist Zugscheuen nicht zu empfehlen. Freilich ist schon der März ins Land gegangen — aber hier oben ist die Ziffer des Breitegrades eine Chimäre. In der nämlichen Entfernung vom Nordpol gedeiht die Rebe und die edle Kastanie, hier aber wird, wie in Finnmarken, die Schneedecke noch beim Beginne des Brachmonates zu sehen sein.

*) Nr. 18. im IV. Jahrg. Seite 604.

Einen Augenblick lang legt sich der Wind. Die Sonne dringt durch graue Wolkenzüge und spielt ein wenig mit den schon kräftigen Strahlen an den Mauern des gewaltigen Durchschnittes, welchen die Wegmacher mit ihren hunderten von Schaufeln in den herabgestürzten Schneeberg hineingearbeitet haben. Durch die Verdunstung der nun herabrieselnden und sich lösenden Tropfen wird Wärme gebunden. Ein eisiger Hauch aus den Wänden der Lawine begrüßt das Verweilen der Sonne. Aus ihrem blätterigen Gefüge stürzen tausende winziger Cascaden. Eiszapfen, welche das gelöste Wasser durchsägt, rutschen knirschend an der Wand herab. Steine, in das herabgeschmetterte Ungethüm eingekeilt, werden jetzt befreit und springen in lustigen Sätzen auf die Straße herab, deren Mitte von ihnen überstreut ist, als ob sie vom Himmel geregnet kämen. Einen wunderlichen Gegensatz bilden die schlammigbraune Oberfläche und die blendenden triefenden Wände der Lawine, die den eisigen Schacht der Straße umragen. — —

Welche wunderliche Gesellschaft kommt da, hart an diesen Wänden sich reibend, heraufgeschlichen? Es sind ihrer wohl ein halbes Hundert Gestalten. Vorsorglich weichen sie nicht einen Schritt von den Schneemauern gegen die Mitte der Straße zu. Sie lassen die Steine, welche aus den erweichenden Lawinentheilen von oben herabkommen, in lustigen Bogensätzen über ihre eigenen Köpfe hinwegfliegen.

Sie kommen näher. Vielleicht glauben wir anfangs an eine Täuschung unserer Augen — aber die immer deutlicher werdende Wirklichkeit läßt uns keinen Zweifel mehr.

Eine Schar von Kindern ist es, welche den grimmigen Berg erklimmt. Ihre Gesichter haben sich unter der Wechselwirkung des Sonnenlichtes und der Eiskörner, die ihnen der Wind ins Gesicht trug, halb mit röthlicher, halb mit blauer Färbung überzogen. Die Buben stecken die Hände in ihre Hosentaschen, die Mädchen halten sie gehöhlt vor den Hauch ihres Mundes. Alle gehen gekrümmt, als ob sie mit den kleinen Köpfen ein Hinderniß vor sich herzuschieben hätten. Nur von Zeit zu Zeit erhebt der eine oder andere der jugendlichen Pilger seine Augen zu dem halb verschneiten Kreuze auf der Jochhöhe, um sehnsüchtig abzumessen, welche Entfernung sie noch von dem Wendepunkte ihres Marsches trennt.

Wie sie nun so herangekommen, sehe ich, daß keines der Kinder, Knaben und Mädchen in der Anzahl seiner Jahre das Alter überschreitet, welches zwischen acht und dreizehn liegt. Mitten unter ihnen ragt aber ein stämmiger, erwachsener Bursche hervor, wie eine Zirbe über das Krummholz.

Ich wurde nun gewahr, daß mich der Zufall hier einer jener Kinderscharen entgegengeführt hatte, welche im Märzmonat aus den ärmsten Thälern von Tirol hinauswandern nach den Ebenen Deutschlands, um sich durch leichte Arbeit den Sommer über durchzuschlagen und die Eltern der Sorge um die große Suppenschüssel zu entheben. Der Anführer der Truppe, der Vertrauensmann, welchen die Eltern zweier Dörfer gewählt und bezahlt hatten, um die Kinder wohlbehalten nach Ravensburg in Württemberg zu bringen, wo am Josephitage (den neunzehnten März) der große Markt stattfindet, zu welchem die Bauern von weit und breit zugereist kommen, um sich von den kleinen Fremdlingen solche auszuwählen, die ihren Absichten entsprechen. — Dieser große starke Bursche grüßte mich und meinte, es sei heute ein wenig mühsam für die ganz Kleinen auf dem glatten, eisigen Wege. In der That schauten mich manche recht trübselig an, wie sie so sich um ihren Führer drängten, mit ihren dünnen Kleidern und ihren kleinen zwilchenen Säcklein voll gebranntem Mehl.

Der Zugwind, der über die Jochhöhe hin wehte, machte diese zu einem ungeeigneten Platz für das Ausrasten der Kinder. Da auch ich auf dem Wege nach D a l a a s (dem ersten Orte auf der Vorarlberger Seite) war, so schloß ich mich dem Trupp an, in der Voraussetzung, daß ich für die durch meine Begleitung bewirkte Hemmniß und Verzögerung entschädigt würde, indem mich der Führer über die Aussichten seiner Pflegbefohlenen unterrichtete.

„Was thut Ihr mit den Allerjüngsten, die Ihr habt? Zu welcher Arbeit mögen wohl die zu brauchen sein?“ fragte ich ihn zuerst, während wir auf der anderen Seite den Berg hinabschritten und ich bemerkte, wie so manche von denen, die ich meinte, immer und immer wieder zurückblieben.

„Ja, sehen Sie, lieber Herr, der Arbeiten gibt es gar mancherlei. Wenn wir nun so nach Ravensburg kommen und uns am Markttag vor dem Wirthshaus zur Krone aufstellen und einstweilen die farbigen glasigen Ziegel auf dem Thurme betrachten, weil mancher sich die anderen Gedanken aus dem Kopfe schlagen will — da kommen die Bauern her und kennen es gleich auf den ersten Blick, wozu einer tauglich ist. Die da hinten zum Beispiel (er deutete auf mehrere der Kleinsten, deren Gesicht auch am meisten blau war) die werden gleich vorgeholt und gefragt, ob sie Gänse hüten wollen. Andere aber, wie der Dicke dort mit dem weißen Haar, der bekommt schon eine Arbeit, wo er mehr aufpassen muß, wahrscheinlich eine Herde Schweine zu hüten. Die Mittleren müssen mengen.“

„Was ist das?“ fragte ich.

„Nun, unter Mengen verstehen sie, daß man neben den Ochsen geht, die Arbeiten beim Geschirr und ähnliches, Aufsicht auf die Rinder beim Feldbau.“

„Ist denn das wahr,“ fuhr ich fort, „daß es da zugeht, wie auf einem Sclavenmarkt? Ich habe gelesen und gehört, daß die Kinder dort betastet und befühlt werden, um ihre Stärke zu prüfen, gerade so, wie man die Schwarzen abgebildet sieht aus der Zeit, wo sie noch drüben in Amerika verkauft wurden.“

„Nein, bewahre!“ entgegnete der Bursche. Die schwäbischen Bauern sind viel zu gute Leute, als daß sie mit den Kindern so wie mit dem Vieh umgingen. Sie gehen hin, schauen sich die Buben und Mädchen an und kennen's gleich, wer für sie paßt und für das Geschäft, das sie ihm zumuthen oder nicht. Dann wenden sie sich an den, der sie hergeführt hat, wie jetzt zum Beispiel an mich, dem alle diese da anvertraut sind. Er handelt mit mir und fragt, was ich begehr'. Das hab ich daheim schon mit den Eltern der Kinder ausgemacht.“

„Und was bekommt ein Kind für den Sommer, den es draußen zubringt?“

Statt der Antwort rief er einen etwa zehnjährigen Burschen her, der keck in die Welt schaute und sich stramm hielt, den Nacken etwas zurückgeworfen, wie ein Soldat in Reih und Glied.

„Nu, Joos, sag einmal, wie viel Du voriges Jahr bekommen hast, ob Dir nichts abgegangen ist und Du zufrieden warst mit der Behandlung des Bauern?“

„Wohl,“ entgegnete der Bursch, mit einer fast trotzigen Miene. „Ich hab' gemengt, war von Josephi bis Martini (elften November) bei meinem Bauern, habe zwanzig Gulden bekommen und ein doppeltes Gewand, und gefehlt hat mir gar nie etwas. Mein Bauer war gut und ist mir's dort leicht besser 'gangen, als daheim.“

„Wer hat Dich denn voriges Jahr hinausgeführt?“

„Meine Mutter,“ entgegnete Joos unverdrossen. „Es waren noch zwei andere Geschwister von mir dabei, jünger als ich, die heuer nach Baiern hinausgehen, weil dort ein weitschichtiger Verwandter der Mutter ein Bauerngut übernommen hat. Wir waren so gar arm, wie wir fortgangen sind. Die Mutter hatte nur dreißig Kreuzer, aber wir haben uns doch nit gefürchtet. Wir haben's gemacht, wie jetzt und sind auch immer bei den Bauern über Nacht geblieben und wo wir hinkommen sind, haben wir etwas zu essen bekommen. Zwölf Tage waren wir auf dem Weg von Vintschgau bis ins Schwäbische hinaus.“

„Hast Du denn nicht geweint,“ fragte ich, „wie Eure Mutter von euch Abschied genommen hat, in Ravensburg?“

„O nein,“ antwortete er, „die Mutter hat auch nit geweint. Jeder von uns bekam einen guten Bauern und hat uns gleich ein jeder eine Wurst gegeben, der Mutter aber einen Gulden Drangeld.“

„Wäre es Dir nicht lieber gewesen,“ fuhr ich fort, „wenn Euch drei Geschwister e i n Bauer genommen hätte?“

„Dasselbige wohl, aber es war mir so auch recht.“

„Wie ist es denn nachher zugegangen, wie Ihr und die Mutter euch getrennt habt?“

„Sie hat den Bauern gebeten, er möchte gut gegen uns sein und zu uns hat gesagt, wir sollten uns brav aufführen und nicht vergessen, was uns der Herr Pfarrer als Lehre auf den Weg mitgab.“

„Bist Du dann noch denselben Tag über in Ravensburg geblieben?“

„Nein. Der Bauer hat Roß und Wagen bei sich gehabt und da fuhren wir noch am Vormittag fort. Unterwegs hat er mir versprochen, daß es mir nicht schlecht gehen soll bei ihm, wenn ich meine Arbeit ordentlich thue. Am Abend sind wir auf seinem Hof angekommen, der im Badischen liegt. Am nächsten Morgen war ich schon bei den Ochsen und auf der Arbeit.“

„Habt Ihr Sonntags ausruhen dürfen?"

„Ja, da habe ich gar nichts zu thun gehabt, als im Stall füttern und in die Feiertagsschule gehen. Das Füttern habe ich erst recht gelernt da draußen."

„Und Noth hast Du keine gelitten?"

„So gut haben wir's zu Haus nicht, wie da draußen. Alle Tag hat's Knöpfli (Mehlklöße in Schmalz abgebräunt) gegeben und wöchentlich zwei Mal Fleisch."

„Kommt es gar nicht vor, daß einer von Euch von den Bauern weg wieder nach Haus läuft?"

„Wohl, das schon. Wenn einer gerade zu einem bösen Bauer, so einem rechten Knochen, kommt, der ihn schlecht behandelt. Und auch die, welche Heimweh kriegen, springen davon."

„Ja, wie können sie denn eine so weite Reise machen, wenn sie gar kein Geld in der Tasche haben?"

„O je," rief Joos, „jeder Bauer läßt sie gern mitessen und in der Stube schlafen."

Bei dieser Aufklärung konnte ich mich einer Regung des Mitgefühls nicht erwehren. Es ist doch ein peinlicher Gedanke, wenn man sich ein armes Kind vorstellt, welches ohne alle Hilfsmittel, ohne Kenntniß der Wege, vom Heimweh nach seiner elenden Hütte gemartert, über die Hochstraßen der Alpen hinläuft und in jedem Bauernhause, in welchem man ihm aus Mitleid ein Stück Brot gibt, ängstlich fragt, wie weit es noch zu gehen habe bis an die Graubünder Grenze oder die Quellen der Etsch.

„Wie ist's aber," fragte ich weiter, „wenn Eurer zu viele kommen auf den Markt? Muß nicht manchmal der eine oder andere wieder umkehren, weil ihn kein Bauer nehmen will?"

„Gewiß nicht," entgegnete der Knabe Joos, indem er mich mit seinem blauen Auge anlachte, als wollte er sagen: „Närrische Frage!" „Das letzte Jahr waren wir über sechshundert auf dem Markt. Wären wir tausend und noch mehrere gewesen, wir wären doch alle angekommen. Je mehr unser hinausgehen, desto lieber ist es den Bauern."

„Sehen Sie, lieber Herr," unterbrach hier der Führer der Kleinen unser Gespräch, „die Leute da draußen sind zehnmal wohlhabender, als bei uns in Tirol. Sie können gar nicht wohlfeiler wegkommen, für das Vieh hüten und solche Arbeiten, als wenn sie eins von unsern Kindern nehmen. Wollten sie einen von ihren eigenen Leuten dazu anstellen, sie müßten ihm weit mehr bezahlen, denn bei ihnen hat das Geld viel weniger Werth als bei uns in Tirol. Dann sind auch diese Kinder in der Kost nicht heikel, denn was haben sie zu Hause? Ein klein wenig Türken,*) wenn's hoch kommt. Von der Gemeinde, in welcher der Joos zu Haus ist, können Sie sich schon einen Begriff machen, wenn ich Ihnen sage, daß es dort dem geistlichen Herrn Curaten ins Bett schneit. Von den Leuten da draußen gibt keiner seine unmündigen Kinder in ein fremdes Haus. Sie müßten also Knechte nehmen zu der leichten Arbeit und da kostet ihnen einer mehr, als drei von unseren Buben."

„Hast Du denn die Leute so gleich verstanden da draußen in Baden?" inquirirte ich den Joos weiter.

„O, ich rede mit ihnen jetzt, als wie mit den Buben in meinem Dorfe." Dieses sagte er in so ächt schwarzwälderischer Mundart, daß ich vor Verwunderung darüber lächelte.

„Im Sommer spreche ich badensisch und im Winter tirolerisch," setzte er ergänzend hinzu.

„Sie sollten die rothen, pausbackigen Köpfe sehen, mit denen sie im Herbst zurückkommen," sagte der Führer. „Zum Beweis dessen, daß es ihnen nicht schlecht geht, will ich Ihnen noch einen Fall aus meinem eigenen Dorfe erzählen. Da war ein Bauer, der einen Bruder in Meran hatte. Dieser Bruder schrieb dem Bauer, er solle ihm seine zwei Buben schicken, er wolle gut für sie sorgen und es solle ihnen an nichts fehlen. Die Kinder wurden hinein gebracht und es ist ihnen recht gut gegangen. Kaum aber waren sie ein paar Wochen da, so sagten sie, das alles wäre doch noch lange kein Schwabenland, und eines Tages liefen sie davon, geraden Weges von ihres Vaters Bruder weg dem Bauern in Württemberg zu, bei welchem sie den vorigen Sommer die Gänse gehütet hatten."

„Was geschieht denn, wenn Ihr nichts mehr zum Anziehen habt?" sagte ich mit einem Seitenblick auf das schon jetzt armselige und fadenscheinige Gewand des Knaben.

„Eigentlich ist es ausgemacht, daß uns der Bauer erst im Herbst unser doppeltes Häs (Gewand) gibt, wenn unsere Arbeitszeit zu Ende ist und wir uns ordentlich aufgeführt haben. Zerreißen wir aber das, welches wir mitbringen, schon lange vorher, so gibt er's uns auch gleich, ohne daß wir darum zu bitten brauchen und oft bekommen wir im Herbst dann die zwei Gewänder doch. Auch gibt er uns Kauder (Abfall von Hanf) mit, soviel wir davon schleppen können. Davon wirkt uns die Mutter im Winter die Joppen und die dicken Lodenhosen. Auch das, was ich jetzt anhabe, ist aus solchem Kauder gemacht, den wir heimgetragen haben, freilich" — setzte er fast beschämt hinzu — „ist es jetzt schon nimmer gar gut. Es ist halt im Winter, wenn wir im Regen und Schnee zwei Stunden lang vom Berg herab in die Schule gegangen sind, der Faden nicht dicker geworden."

Alles, was der Knabe sagte, freute mich wegen des schlichten Tones und der offenbaren ungekünstelten Wahrheit. Wenn er auch, wie er nachher selbst gestand, nicht ohne Thränen aus dem Hause seiner Mutter gekommen war, so hatten jetzt doch die freie frische Bergluft und der gesunde Blick auf die Nothwendigkeit glücklicher Weise jede unnütze Empfindsamkeit unterdrückt.

Ich wollte nun auch ein Mädchen aus der Truppe kennen lernen. Zu diesem Behufe winkte ich das nächste beste, ein klug aussehendes Kind von etwa zehn Jahren, zu mir her und machte es durch ein kleines Geschenk, womit es für sich und zwei ältere Geschwister Suppe kaufen wollte, gesprächig.

Dieses Kind war noch niemals in Württemberg gewesen. Es hatte im vergangenen Jahr seinen ersten Sommer in der Fremde zugebracht. Damals ging es mit anderen Kindern über den Fern*) hinaus nach Baiern.

„Warum machst Du denn heuer nimmer denselben Weg?"

„Weil es uns viel besser paßt im Schwabenland. Da holen einen die Bauern frisch vom Markte weg, man braucht sich nur hinzustellen auf den großen Platz vor der Krone zu Ravensburg, oder auch in Wangen vor den Ort hinaus. Da draußen aber in Baiern haben wir uns verhausiren müssen und sind gelaufen viele Tag und immer müder und müder geworden von einem Bauernhaus zum anderen, bis sie uns irgendwo haben brauchen können."

Das Mädchen hatte die letzten Worte kaum gesprochen, als ganz aus der Nähe ein dumpfer Schlag, von schwächeren gefolgt, herüberdrang, wie ein Kanonenschuß, welchem Pelotonfeuer antwortet. Von einer Wand stieg weißer Staub auf. Es war eine Lawine niedergegangen, hatte aber die Straße nicht erreichen können.

„Wir haben doch immer das Glück!" rief ein dunkelbrauner, starker Junge von etwa dreizehn Jahren, auf dessen Hut eine Raubvogelfeder befestigt war. „Just gerade da habe ich schon dreimal Lahnen abgehen sehen, gerade wie wir vorbeigekommen sind, aber keine hat uns noch gepackt, so nah wir auch daran waren."

„Was thust denn Du im Winter?" fragte ich den Burschen, dessen keckes Wesen mir gefiel.

„Ich lerne daheim die Schusterei. Es gibt keinen Herbst, in welchem ich nicht vom Bauern draußen meine dreißig Gulden heimbringe. Ein älterer Bruder von mir ist Maurer und geht im Sommer nach Frankreich, und ein anderer macht Gypsarbeiten und Stuccatur und geht weit fort, wo die Lutherischen wohnen — ich weiß auch nicht, wie man dasselbige Land heißt. Wenn ich aber einmal meine Sach' ausgelernt hab, hernach reis' ich nur mehr auf mein Handwerk, denn ich möcht' auch so viel heimbringen wie meine Brüder. Von dem leben Vater und Mutter ein Jahr lang, leicht auch noch mehr!"

Unter solchen Gesprächen erreichten wir allmählich, als es schon zu dämmern begann, Dalaas. Ich verabschiedete mich von diesen Kindern nicht ohne Bewegung. Sie suchten ermüdet verschiedene Häuser auf, wo sie von barmherzigen Leuten gut empfangen wurden. Während ich am nächsten Morgen noch lange in den Federn lag, schritten sie schon wieder durch das Dunkel des eisigen Morgens dahin.

Ich habe nun dem Leser so ziemlich alles erzählt, was ich von den Kindern erfahren habe. Zum völligen Verständniß der Umstände, durch welche diese Kinder in die Fremde getrieben werden, muß ich aber noch manches hinzufügen, was ich durch Wanderungen in ihren Heimatgegenden gelernt habe.

Die Familien, aus welchen diese Kinder stammen, gehören durch-

*) Maismehl.

*) Ein Paß, welcher aus dem Inn- nach dem Lechthale führt.

gängig jener Bevölkerung von Tirol an, für welche das alemanische Hausrecht gilt. Dieses kennt kein Majorat, wie die Haussitte der Bojaren (Baiern), deren Stamm im östlichen Theile des Landes sitzt. Während bei diesen das älteste Kind allein den Hof übernimmt und dessen jüngere Geschwister, wenn ihnen auch ein annäherund entsprechendes Vermögen zugesichert ist, dasselbe doch in sehr vielen Fällen auf dem Hofe liegen lassen, bei ihrem Bruder als Knechte oder Mägde dienen und gar oft unverehelicht bleiben, so geht bei der Bevölkerung der westlichen Thäler unter den Geschwistern alles in gleiche Theile. Jeder heirathet, und der rauhe Boden der Hochthäler wird ungenügend zur Ernährung des zahlreichen Nachwuchses. Die zeitweilige Kinderauswanderung wird also durch dieselben Einwirkungen bedingt, wie die Auswanderung der Erwachsenen nach Peru und den Hochebenen der Cordilleren auf Lebenszeit durch die Zerstückelung des Besitzthums und die unverhältnißmäßige Anzahl der Bevölkerung. Jene wird so groß, daß auf den Steuerkarten das Grundeigenthum manches Angesessenen nicht mehr durch Linien, sondern nur durch Punkte bezeichnet werden kann. Zu Flies bei Landeck im Oberinnthale, zu Graun auf der Malser Haide findet man nicht nur fünf und sechs Besitzer eines Hauses, sondern auch Stuben, welche durch Striche in mehrere Abtheilungen zerfallen, in deren jeder eine Wiege steht, und welche selbstständige Eigenthümer haben, wie sonstwo ein ganzes Haus. Es ist selbstverständlich, daß in derartiger Lage mitunter ein seltsamer Fall eintritt. Die Aussichten auf genügende Nahrung können sich nach und nach so verschlechtern, daß niemand mehr sich zu einer Heirath herbeilassen mag, wenn er nicht auswandern will. So wird zum Beispiel das hochgelegene Dörfchen Namlos in einem öden Winkel des Lechthales jetzt fast ausschließlich von alten Junggesellen und alten Jungfrauen bewohnt. Vor Zeiten sind dort nahezu vierzig Kinder in die Schule gegangen. Jetzt zählt man deren nur mehr drei oder vier. Die Nahrungssorgen, denen man hier auf solche Weise aus dem Wege geht, suchen sich eben andere dadurch zu verringern, daß sie die Kinder während der einen Hälfte des Jahres ihr Brot auswärts zu finden anleiten.

Ich kann diese Skizze nicht schließen, ohne hinzuzufügen, daß der sittliche Zustand dieser armen Leute unter der Noth des Lebens durchaus nicht gelitten hat. Sie kämpfen sich ehrlich und redlich durch, und die häuslichen Eigenschaften, welche den alemannischen Volksstamm auszeichnen, entwickeln sich hier in ihrem vollen Lichte. Auch die Geistlichen bieten alles auf, um auf diejenigen Kinder, welche im Frühling auswandern werden, günstig einzuwirken. Es ist das bei den Gefahren, welche den jugendlichen Gemüthern im fremden Lande aus der Gesellschaft erwachsen können, in welche sie kommen, dringend geboten.

Die Jungen gehen rüstig an den Beruf, welcher die Mühe ihrer Eltern erleichtert. Die melodramatischen Schilderungen, welche man sonst über diese Verhältnisse gemacht hat, sind unzutreffend. Unter zehn wird kaum eines der Kinder vom Heimweh befallen. Ein thatkräftiger Lebenstrieb bewahrt dieses Geschlecht vor jenem unerquicklichen Wesen, welches man poetisch auszustaffiren versucht, welches man sentimental genannt hat, statt es als Schlaffheit zu bezeichnen. In manchen Gegenden von Baiern und Tirol kommt dergleichen vor. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn diese Kinder überhaupt singen würden, ihnen am wenigsten das Lied beifiele, welches ein Tiroler Dichter, Knaben aus einem östlichen Thale in den Mund gelegt hat:

> Aus n' Landl soll i wondarn,
> Aus mein Landl soll i gean,
> Woaß decht, daß i's in koan ondarn
> Wiedar find' so fein und schean.

H. Noé.

Drei Kanzelredner*).

Im Laufe der letzten Jahre ward mir Gelegenheit, drei berühmte Kanzelredner von verschiedenen Nationalitäten und Confessionen in Deutschland, England und Italien zu hören. Dies sind der lutherische Pfarrer Wilhelm Löhe in seiner Dorfkirche in Neuen-Dettelsau in Mittelfranken, der Baptistenprediger Spurgeon im Tabernakel, welches von seiner Gemeinde in London erbaut wurde, und der Barfüßer-Carmeliter-Mönch Père Hyacinthe in der französischen Kirche zum h. Ludwig in Rom, wo er im vorigen Jahre während der Fastenzeit predigte.

Die Namen dieser Männer sind schon über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bekannt; eine Vergleichung derselben ist indes meines Wissens noch nicht angestellt worden. „Vergleichung", höre ich einwenden, ist bei so verschiedenartigen Personen nicht der richtige Ausdruck; ich denke indes, ihre Gleichartigkeit und Aehnlichkeit, welche eine Vergleichung erlaubt, besteht jedenfalls darin, daß alle drei predigen, ja das wahre Christenthum predigen wollen; und dürfte man ferner glauben, daß, da die Lehren und Regeln der Kanzelberedtsamkeit seit alten Zeiten feststehen, ein Grundzug des Gemeinsamen sich überall kundthun müsse, wo das Evangelium gepredigt wird.

Was meiner Erinnerung am fernsten liegt, will ich zuerst zurückzurufen suchen.

Im schwarzen Sergetalar bis zu den Fersen hinabreichend mit weiten Aermeln und weißem getheilten Kragen (Bäffchen) am Kinn, pred'gt Pfarrer Löhe. Sein Dorfkirchlein, in einer von der Cultur noch unberührten Gegend auf einer stillen, abgeschiedenen, man möchte fast sagen, einsamen Hochebene gelegen, ward schon vor der Reformationszeit erbaut und dem h. Nicolaus geweiht. Die Kirche ist während der letzten Jahrzehnte restaurirt worden, der Altar ist hübsch bekleidet, auf demselben stehen Crucifix und Leuchter; der Chor der Kirche wird von einem oben herum gemalten Bibelvers wie von einem Bande zusammengehalten, Kelch und Kreuz sind nochmals an die Wand und Decke desselben gemalt, und in der Kirche selbst nehmen die Frauen die untern Sitzbänke, die Männer die Emporkirche ein. Die Tracht der Bauern und Bäuerinnen ist kleidsam, ja malerisch; dunkle Farben herrschen vor, und die schwarze Bandhaube auf dem Hinterkopf der Frauen steht offenbar gut zu Gesicht. Außerdem bilden noch eine Schar blau und schwarz gekleideter Diakonissen und die zeitweilig in Neuen-Dettelsau lebenden Fremden die Zuhörerschaft in dieser Kirche, die vielleicht vierhundert Personen fassen kann. Das Orgelspiel und der Gesang ist gut.

Pfarrer Löhe ist 1808 geboren, er ist von mittlerer Größe und fest und bestimmt im Gang. Seine Kopfform ist bedeutend, seine grauen Locken einfach von der Stirn hinter die Ohren gestrichen, seine großen blauen Augen lebhaft und leuchtend. Sein Sprachton ist tief, ernst und voll, und würde ohne Anstrengung einen sechsmal größern Raum als seine Kirche ausfüllen; seine Bewegungen der Arme, Hände und des Kopfes sind außerordentlich edel, in vollkommener Ruhe, wie im höchsten Pathos zu dem Vorgetragenen passend. Wer seine Epistelpostille gelesen hat, wird zugeben müssen, daß seine Diction ästhetisch schön, sein Periodenbau, wenn auch etwas Aufmerksamkeit erfordernd, doch untadelig ist; — eben so ist jede seiner Ansprachen und Predigten; da ist kein Herabsteigen zum Volk und Landmann, durchaus nichts vom Volksredner; Pfarrer Löhes richtiger Grundsatz scheint offenbar zu sein: „Für das Volk ist nur das Beste gut genug." Ein dreißigjähriges Zusammenleben mit seiner Gemeinde, die er gewissermaßen erzogen, machen ihn dennoch selbst den Kindern derselben verständlich; er ist Lehrer, Seelsorger und Hirt seiner Gemeinde.

Anders und in anderer Umgebung predigt Mr. Spurgeon im großen Tabernakel in London, südlich der Themse, in Southwark gelegen. Dieses Gotteshaus faßt über sechstausend Personen und ist allsonntäglich bis auf den letzten Sitz- und Stehplatz gefüllt, im untern Raume sowohl wie auf den beiden Emporkirchen, jede zu fünf hintereinander aufsteigenden Bankreihen. Doch hier ist keine Kanzel, kein Altar, kein Kreuz, kein Licht, kein Gemälde, keine Liturgie, der Gesang ohne Orgelbegleitung. Im gewöhnlichen Ueberrock tritt Spurgeon auf eine Art Balcon oder Vorsprung, in gleicher Höhe mit der ersten Emporkirche, und beginnt zu sprechen. Ich gebrauche absichtlich dies Wort, denn ein Vortrag über Geschichte, Kunst, Politik oder Maschinen könnte in demselben Tone gehalten werden. Unendlich wohlthuend ist dennoch seine Redeweise, nachdem man in den

*) Obiger Beitrag, aus einer weiblichen Feder stammend und darum wohl etwas von subjektiven Eindrücken beherrscht, erscheint uns dennoch so interessant, daß wir ihn unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. D. R.

englischen Hochkirchen vom Bischof bis zum Kaplan herab das entsetzlich langweilige Predigtablesen hat mitanhören müssen. Spurgeon spricht frei, lebendig, natürlich; es ist oft ein hinreißender Gesprächston; seine Sätze sind kurz und verständlich; er findet das rechte, schlagende, volksthümliche Wort für Jung und Alt; das Bonmot steht ihm zu Gebote; er läßt reichlich Erzählungen aus dem Gebiete der Kirchen- und Weltgeschichte, aus Politik und Gesellschaft und den Erfahrungen seiner Seelsorge einfließen; er sucht zu erwecken; er dringt auf Bekehrung.

Bei Pfarrer Löhe, sowie bei Mr. Spurgeon begleitet die Predigt ihr seelsorgerisches Wirken in den Gemeinden, die sie um sich versammelt und sich erzogen haben; sie kennen ihre Gemeindeglieder, sie leben und weben mit ihnen; der Eifer um ihr Wohl und Wehe ist thatkräftig; sie haben Kirchen und Schulen, Waisen-, Armen-, Krankenhäuser erbaut, Blöden-, Diakonissen- und Missionsanstalten gegründet. Beide lehren nicht nur von der Kanzel herab, sondern auch in Sonn- und Werktagsschulen; beide haben eifrige, ja enthusiastische Jünger und Anhänger, und beide würden ihren Einfluß auf ihre Gemeinden bewahren, auch wenn sie gar nicht mehr predigten. Die Zuhörerschaft im Tabernakel in London besteht aus dem respektablen kleinen Kaufmannsstand und aus Gewerbsleuten, doch zählt Spurgeon auch sehr reiche und ganz arme Familien zu seiner Herde, und wird für diese von jenen gesorgt.

Spurgeons Wirkungskreis erweitert sich von Jahr zu Jahr, seine vielen Predigtbände werden in England und Amerika immer neu aufgelegt; es spricht für den reellen Werth des Mannes, daß er die Klippe fashionabler Berühmtheit, deren Wogen im Anfang seines Auftretens hoch um ihn gingen, ohne Gefahr für sich selbst umschifft hat. Das blasirte Westend Londons besucht seine Predigten nicht mehr; man findet dort angeblich seinen Predigtstil nicht elegant genug, in der That aber seine Wahrheiten zu bitter.

Spurgeon ist jünger und von Person kleiner, als Pfarrer Löhe, und etwas zum Starkwerden geneigt; er hat dunkelbraunes Haar, braunen Backen- und Schnurrbart, seine Züge scheinen nicht bedeutend, doch blicken seine dunkeln Augen lebhaft ins Angesicht aller Dinge, und sein Auftreten ist energisch, frank und natürlich. Die Kunst ist in keinem Zweige in Albion je heimisch geworden; wundern wir uns daher nicht, wenn kunst- und maßvolle Bewegungen des Körpers dem Engländer versagt scheinen. Spurgeons Arme, Hände und Kopfbewegungen begleiten indes auf die natürlichste Weise seine Rede, da ist nichts Einstudirtes und doch alles an seinem Platze, so daß auch sein gelegentliches Schreien und heftiges Gesticuliren nicht stört; ja manchmal hat seine Rede etwas sehr Bemerkenswerthes, er steht bewegungslos, die Augen auf einen Punkt gerichtet, es ist als lausche er einer innern Stimme oder verfolge mit der höchsten Intensität einen Ideenfunken, und was er in solchen Minuten spricht, gehört zu seinem Besten.

Was ich am Sonntag den ersten März vorigen Jahres in der Kirche San Luigi de Francesi in Rom hörte, war indes noch verschiedenartiger von den beiden oben beschriebenen Predigtweisen, als dieselben schon von und unter einander sind. Père Hyacinthe hat, wie man sich erinnern wird, vor zwei Jahren zum Entzücken des kaiserlichen Hofs und der französischen Gesellschaft in Paris während der Fasten- und Adventszeit gepredigt, und im vorigen Jahre wurde der römischen Aristokratie, Geistlichkeit und Gesellschaft dieser Genuß.

Die Sitz- und Stehplätze der hübschen Ludwigskirche waren lang vor Beginn der Predigt, die nachmittags um 4 Uhr stattfand, von Glücklichen, man möchte sagen Privilegirten, in Beschlag genommen. Man hörte die Vespergebete und Gesänge noch mit an, ließ die Augen zu manchem Decken- und Altargemälde hinaufschweifen; von Marmor und Vergoldungen hinweg, ruht der Blick wohlgefällig auf Domenichinos Fresken, Scenen aus dem Leben der heiligen Cäcilie darstellend; das Bildniß der Heiligen selbst, nach Raphael von Guido Reni gemalt, ziert einen Altar, die Himmelsfahrt Mariä von Bassano den Hauptaltar, die Berufung des Matthäus von Caravaggio eine Seitenkapelle. Mancher berühmten Franzosen und Französinnen Grabmonument, z. B. dasjenige Claude Lorrains ist hier errichtet; der Weihrauchduft erfüllt die Räume; Kerzen und Lampen glühen; die Orgel singt so sanft, wie eine Mutter, die ihr Kind in den Schlummer bringen will.

Meine Phantasie hat mir schon manchen dummen Streich gespielt, manche traurige Enttäuschung bereitet, ohne daß ich noch gelernt hätte sie zu schulen und zu leiten. Ma come governare l'immaginativa? fragt Selvio Pellico, und ich frage es mit ihm. Auch mit diesen drei Kanzelrednern habe ich darin sonderbare Erfahrungen gemacht. Da ich viel über jeden derselben gehört und gelesen, ehe ich sie selbst sah und hörte, so machte sich natürlicher Weise die Gauklerin Phantasie daran, mir ein Bild von jedem zu zeigen, — und ich bin überzeugt, sie freute sich schadenfroh, wie ich ganz verdutzt darüber war, als die Wirklichkeit demselben nicht bis auf den kleinsten Zug entsprach. Was ich von Pfarrer Löhe erwartete, wurde mir reichlich erfüllt, ja in mancher Hinsicht reichte mein Phantasiegebilde gar nicht an die Würde seiner Persönlichkeit hinan, und manche seiner Predigten sind und bleiben mir das vorher ungeahnte Ideal von Tiefe und Kraft und rednerischer Schönheit. Von Spurgeon hatte ich noch mehr im voraus gehört und gelesen, ja selbst sein Bild gesehen, und schon wähnte ich meine Phantasie so gut geschult zu haben, daß sie sich nach gegebenen Prämissen das folgerichtige Bild entwerfen könne, denn als ich ihn persönlich sah und hörte, glaubte ich vor einem alten Bekannten zu stehen; Gesicht, Sprache, Ausdruck, alles war, wie ich es mir gedacht hatte (nur der mittlerweile gewachsene Schnurrbart genirte mich ein wenig) und ich freute mich voreilig leichtsinnig dieses errungenen Sieges über die mächtige Zauberin, in dieser Uebereinstimmung von Ideal und Wirklichkeit.

Nicht so in Rom. Père Hyacinthe, hatte ich mir eingebildet (wahrscheinlich verleitete mich thörichter Weise der Blumenname dazu), ist gewiß schlank, mager, blaß; er neigt das antik geformte, gedankenvolle Haupt; schwarzes Haar umwallt seine bleiche Stirn; ein in sich blickendes gesenktes Auge, der feine Mund, die ganze Physiognomie thun den Asceten kund, — seine Rede ist diejenige eines begeisterten Eremiten .... So träumte ich lange vor mich hin; plötzlich steht ein Mann vor mir auf der Kanzel, den ich mit dem größten Erstaunen anschaue; — „das ist nicht Père Hyacinthe!“ sage ich aus tiefster Ueberzeugung zu mir selbst und blicke die mich begleitende französische Dame an, welche Père Hyacinthe von Paris her kennt, um meine Enttäuschung auch auf ihrem Gesichte bestätigt zu finden; — sie nickt mir mit stolzfreudiger Miene zu, welche unzweideutig gebietet: „Jetzt bewundere meinen berühmten Landsmann!“ Ich verstehe augenblicklich, was sie meint, — und suche ihren stillen Befehl zu befolgen. In Summa: Père Hyacinthe hat ein fleischiges, geröthetes Gesicht, eine kahle Stirn, den Schädel umgibt noch ein Kranz brauner, kurz abgeschnittner Haare, die Augen sind klein, eng neben einander stehend, Nase und Mund proportionirt (wie sonst in den Pässen stand), die Gestalt starkknochig, untersetzt, mittelgroß. Er trägt sein braunwollenes Ordenskleid, aus Kutte und einem Strick um den Leib bestehend, und darüber den weißwollenen Ueberwurf der Carmelitermönche; auch wohnte er in Rom in dem Kloster seiner Ordensbrüder und fallen wahrscheinlich diesem, nicht ihm selbst, die 800 Francs zu, welche das Capitel der hiesigen Ludwigskirche alljährlich seinem Fastenprediger auswirft.

Im katholischen Cultus ist der Predigt eine mehr untergeordnete Stelle angewiesen, als in der protestantischen Kirche. Das Meßopfer und die Anwesenheit bei demselben bilden dort den Kern und den Stern des Gottesdienstes. Nur in der Advents- und Fastenzeit finden häufiger, ja täglich Predigten statt; doch kann ein Priester der katholischen Kirche Cardinal und Papst werden, ohne je gepredigt zu haben. Die Beredsamkeit, sagt die katholische Kirche, und vielleicht mit Recht, ist eine vom Priesterthum unabhängige Gabe. Wir lesen daher auch, daß zu Ludwigs XIV Zeiten der Jesuit Bourdaloue plötzlich aus seinem Kloster nach Paris berufen ward, um dort während des Advents zu predigen, wie Massillon während der Fastenzeit. Man sucht in jedem Kloster, in jeder Priestercongregation nach redebegabten Männern, läßt sie ohne Unterbrechung eine gewisse Zeit lang predigen, verschreibt sich dieselben zu den vorgenannten Predigtzeiten, man gestattet ihnen wie den Redemptoristen in Baiern und Schlesien predigend das Land zu durchziehen, Predigten über bestimmte Themata anzukündigen und zu halten, wie ich denn z. B. recht praktische Predigten gegen leichtfertige weltliche Lectüre von ihnen gehört habe. Alle diese Prediger stehen meistentheils in gar keiner Beziehung zu den Kirchenbesuchern, die ihre Zuhörer bilden, sie lernen keinen derselben weder vorher, noch nachher persönlich kennen, auch erwartet man keine directe seelsorgerische Thätigkeit von ihnen.

Père Hyacinthe bekreuzte sich, sagte den ersten Vers vom Evangelium des Tages: „Und Jesus ward vom Geist in die Wüste ge-

führt, auf daß er vom Teufel versuchet würde," lateinisch und französisch her, und begann seine Rede. Auch hier kann ich das Wort: „Predigt" nicht gebrauchen. Père Hyacinthe hielt von Anfang bis zu Ende eine schöne religiöse Rede, schön stylisirt, schön geordnet, schön gesprochen, schön ausgesprochen. Père Hyacinthe ist ein formgewandter, wenn man geistreich mit spirituel übersetzt, auch ein geistreicher, nach französischen Begriffen jedenfalls ein untadeliger Redner.

Père Hyacinthe nahm in seiner Rede weder den hohen katholisch-philosophischen Flug noch betrat er die tief mystische Straße, oder berührte die sociale Frage, wie in vielen seiner Pariser Reden, die ich gelesen; er sprach offenbar einfacher, und dennoch war manches bemerkenswerth. So sagte er z. B.: „Der Fortschritt liegt im Willen der Vorsehung; nur die menschliche Ungeduld hat Häresien und Revolutionen hervorgerufen." Bei der Definition der Wunder war er weniger verständlich; er sagte, zu Anfang der christlichen Kirche seien für das Wachsthum der jungen Pflanze Wunder nöthig gewesen; jetzt wirke nur noch vorzugsweise, wenn auch nicht allein, das Wunder der Gnade, und auch diesem stehe die menschliche Freiheit gegenüber; einmal erhob er sich sogar über die Schranken seiner Confession und rief betend: „Alles Irdische ist Symbol und Schatten zukünftiger Dinge, o daß ich Herr, das reine Licht sehen könnte, das bei Dir allein ist!"

Père Hyacinthe spricht ein reines Französisch ohne Accent; in der Betonung erschien er manchmal einem schlichten deutschen Ohre affectirt, wenn er z. B. die Endsilben eur, teur, ant, ir, oir 5 bis 8 Secunden lang singend hinauszog, auch mögen pedantische Deutsche seine Gesten manchmal eher heftig als schön genannt haben, doch keinem seiner französischen Zuhörer fielen diese Eigenthümlichkeiten im geringsten auf. Mit italienischer Kanzelaction verglichen, die in häufigem Schweißabwischen, Stöhnen, auf den Stuhl zusammensinken, zehn Minuten lang mit kreuzartig ausgestreckten Armen Stehen, Hin- und Hergetrapp auf der Kanzel, in Fußstampfen, Schreien, und Stimmüberschnappen besteht, — sind freilich Père Hyacinthes Bewegungen noch von klassischer Ruhe; — und so hängt eben das Urtheil vom Standpunkt ab.

* * *

Pfarrer Löhe, der älteste der drei hier besprochenen Kanzelredner, ist seit 25 Jahren Wittwer und hat drei erwachsene Kinder; Mr. Spurgeon, der jüngste, hat eine hübsche Frau geheirathet und ist bereits Vater von kleinen Kindern; Père Hyacinthe ist Mönch.*)

*) Père Hyacinthe hat während des letzten Advents 1868 in Notre Dame in Paris gepredigt; — das ganze Mittelschiff der Kirche war für Männer reservirt, denn da dies böse Geschlecht hier gar wenig in die Kirchen geht, so muß man dasselbe mit besonderer Rücksicht behandeln und es „anzulocken" suchen. Der einzige Nebenbuhler des Père Hyacinthe ist in Paris ein geborner Deutscher, östreichischer Israelit, späterer Karmelitermönch, gegenwärtiger Monseigneur, Abbé Bauer. Er hat den letzten Advent in St. Louis d'Antin gepredigt, und früher schon einmal die Fastenzeit hindurch vor den Majestäten in den Tuilerien. Er ist der französischen Sprache in staunenswerther Weise mächtig, und durch sein bewegtes Leben, in Welt und Menschenkenntniß dem Père Hyacinthe überlegen.

Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt.

III. Gevatter Langbein als Wilddieb.*)

Einzelne Thiere fliehen den Menschen und nicht gerade immer, weil sie zu den Geächteten oder Verfolgten zählen; andere wieder suchen seine Nähe, genießen seinen Schutz und erfreuen sich seiner Verehrung. Unter aller diesen Günstlingen oben an steht die Schwalbe, und in einzelnen Gegenden nur streitet mit ihr der Storch um den Vorzug. Dichtung und Sage hat sich seiner von jeher bemächtigt und damit die nüchterne Naturbeobachtung zur Gegenwehr herausgefordert.

Der Storch ist ein Räuber, das wissen wir, aber da wir Egoisten sind, dreht sich unser Urtheil der Verdammung oder Begnadigung lediglich um die Frage, ob Langbein raubt, was uns gleichgültig oder schädlich oder ob er auf Gebieten pürscht, wo wir in unsern Interessen, oder auch nur in unsern eigenen Raubgelüsten, durch des lieben Gastes Concurrenz geschädigt werden. Mit Gönnermiene würden wir der althergebrachten Duldung unseres Hausfreundes beifällig zustimmen, vielleicht auch gegen dessen Vergötterung durch Wort und Bild nichts einzuwenden haben, wenn er sich nur lediglich mit Ungeziefer begnügen wollte. So lang sein Handwerk uns frommt, leben wir mit ihm auf bestem Fuße; so wie er sich Uebergriffe erlaubt, schmähen wir ihn. Sperling und Staar lesen vom Kirschbaum unermüdlich Insecten ab; wenn aber die Kirschen unter ihrer Obhut zur Reife gedeihen, dann naschen sie auch von den Früchten, das ist aber ein Verbrechen, und folglich werden sie vom Kirschpächter als Spitzbuben behandelt.

Kein Waidmann wird der Scene, welche unser Künstler darstellt, ruhigen Gemüthes ansichtig werden, ohne den Hasenwürger zu verwünschen, und wird keinen Augenblick zweifeln, daß für solchen Raubmörder die Begnadigung zu Pulver und Blei ein Akt der Gerechtigkeit sei. Wie sollte man auch dem Vogel verzeihen zu freibeutern, da wo wir uns selbst das Jagdrecht vorbehalten haben!

Es ist keine Kleinigkeit für Storcheltern, ihre Brut zu ernähren, die Kinder, einigermaßen herangewachsen, ausreichend zu sättigen. Anfangs freilich mag die Sache gehen; da lassen sich die Kleinen mit Würmern und Insecten verschiedentlicher Art abspeisen, später aber gilt es, mastigere Nahrung zu beschaffen und jetzt dürfte es den guten Alten nicht immer ganz leicht werden, den ewig sich erneuernden Heißhunger der Jungen einigermaßen wenigstens zu stillen. Mäuse und Fische, Frösche und Lurche aller Art mit Ausnahme der Kröte, ebenso Nattern und selbst Giftschlangen, Maulwürfe verfallen ihm unerbittlich. Nun soweit klingt's noch ganz passabel! Doch bester Freund, Hasen und Hühnchen, Enten- und Gänsebraten, das wollen wir Menschen für uns haben. Aber schlimmer noch, selbst Nester unserer lieblichsten Sänger sah man ihn plündern, deren Brut und Eierchen verschlingen und deren Nester zerzausen. Nichtsnutzige Buben freilich gibt es allüberall; wollen wir aber darum die ganze Jugend verdammen? Solche Bissen sind doch offenbar für den Storch allzuwinzig. Vielleicht nur ein ausnahmsweis verwöhnter Gaumen oder wohl auch wirkliche Noth, gewiß selten nur reine Grausamkeit wird ihn bis soweit führen.

Man sagt dem Tiger nach, daß ein einziger Rausch in Menschenblut hinreiche, ihn zum verbissensten Feind der Anwohner zu machen. Nun darüber ließe sich etwa noch streiten, ob damit ein gastrosophisches Urtheil des Tigers und nicht vielmehr ganz einfach die freudige Erfahrung des Thieres sich ausspricht, daß sein bislang am meisten gefürchteter Feind nicht unüberwindlich ist. Auf der andern Seite aber stehen Beobachtungen, wie einzelne Thiere einen so ganz abnormen Appetit entwickeln, daß man oftmals in gerechtes Erstaunen gerathen möchte. Eine Näscherei, zu welcher sie durch Noth, Zufall oder Uebermuth geführt werden, fesselt die Geschmacksnerven, nicht ganz selten, in scheinbar unerlaubtem oder wenigstens höchst auffälligem, zuweilen selbst für deren Gesundheit bedenklichem Grade.

So erzählt Martin, wie durch Zufall Gänse gierige Fleischfresser wurden. Ein zum Ausstopfen abgebalgter Wolfscadaver, der wegen des Frostes augenblicklich nicht verscharrt werden konnte, lag auf dem Schnee im Garten. Noch bevor Krähen und anderes Raubgesindel sich eingefunden, knabberten die Hausgänse an dem steinhart gefrornen Cadaver herum, wie um sich daran den Schnabel zu wetzen. Schließlich schienen sie an dem neuen Gericht Gefallen zu finden und ließen von dem ganzen Thiere nichts übrig als die Knochen. Von da ab zeigten sie sich so begierig auf Fleischkost, daß sie sehnsüchtig und tagtäglich dergleichen Mahlzeiten erwarteten und schließlich ganz sicher dahin gekommen sein würden, Kartoffeln, Grünzeug und Körnerfutter nur als Zukost zu betrachten.

Wenn man jemand erzählt, daß unser Fischreiher Sperlinge fängt und hinabwürgt, so wird er ungläubig den Kopf schütteln, und doch kann man das zuweilen in zoologischen Gärten sehen. Aber auch nur einzelne Fischfresser mögen sich auf solche Jagd verlegen und nur nebenbei nach solcher Speise gelüsten. So mögen es wohl auch nur einzelne Störche sein, die in gar so widriger Weise hausen. Und allerdings glaubt man beobachtet zu haben, daß es vorzugsweise die

*) Vergl. Nr. 14. S. 221.

Alten sind, die sich dergleichen zu Schulden kommen lassen, während junge Storchpaare in den weitaus meisten Fällen, wenn auch nicht durchweg harmlos, doch mindestens so sich führen, daß man ihnen darum die Gastfreundschaft nicht ohne Erbarmen zu kündigen braucht. Und ich sollte meinen, es müßte das schon längst geschehen sein, wenn wirklich alle Störche sammt und sonders so schändliche Uebelthäter sein sollten, als diese uns sonst lieben Thiere — wir wollen wünschen nur auf vereinzelte Beobachtungen hin — angeschwärzt werden. Im Bauerngehöfte wenigstens darf sich Gevatter Langbein dergleichen nicht erlauben; in solchen Sachen hört bei unseren Landleuten die Gemüthlichkeit auf, und wenn des Vogels Eingriffe in unsere Jagdgerechtsame wirklich so auffällig und allgemein sein sollten, als man dem von mancher Seite her ihm ausgestellten Steckbriefe nach glauben muß, würde man schon längst aufgehört haben, ihm eine Freistätte auf unsern Häusern zu gewähren. Vorläufig — so viel steht fest — ist die Anklage noch nicht vollbegründet, die ganze Angelegenheit noch nicht spruchreif. Also thun wir gut, unsern Storch nicht vorschnell von Haus und Hof zu jagen.

Daß der Storch auch gelegentlich ein Häschen greift, wie unser Bildchen zeigt, daran zweifeln wir keinen Augenblick, zumal wenn es sich um kränkelnde, allenfalls auch um augenblicklich von der Mutter abgeschweifte Junge handelt. Sollte aber unser Langbein wirklich wagen, ein unter Obhut der Mutter stehendes Häschen anzugreifen und ungestraft zu erbeuten vermögen? Wir glauben es vorläufig nicht und zwar nicht nur darum nicht, weil wir solches noch nicht mit eigenen Augen gesehen, sondern weil wir es überhaupt für unwahrscheinlich halten. Daß der Storch im Winter uns verläßt, weist doch darauf hin, daß der Vogel zu dieser Jahreszeit seine Nahrung nicht findet, daß also seine eigentliche Nahrung Thiere sein müssen, Schlangen, Frösche, Gewürme und Fische, die gleich wie er die Kälte fliehen, oder unter der Eisdecke ihm unzugänglich sind.

Wir begreifen zwar, warum Meister Spatz sich in unserer Nähe so wohl fühlt, auch noch, warum der Staar mit Vorliebe die in der Menschen Nähe ihm hergerichteten Masten bezieht, und nicht minder warum die Schwalbe in unsern Ställen sich ansiedelt; was aber den Storch auf die Firsten unserer Dächer bannt, scheint schon minder erklärlich. Und diese Zuneigung finden wir nicht etwa blos bei unserem weißen Storch, sondern auch bei dem im Innern Afrikas heimischen kleinen schwarzen Storch, während dagegen der im Osten Deutschlands heimische schwarze Storch äußerst scheu ist und nie in der Menschen Nähe zum Nisten kommt.

Das für den weißen Storch auf dem First befestigte Wagenrad kann unmöglich in solchem Maße bezaubernd auf den Vogel wirken und jedenfalls, so sollte man meinen, würde sein Nest unter dem Laubdache einer vielarmigen Eiche behaglicher und bequem genug, sowie auch hinreichend fest sich anbringen lassen.

Sollte das Thier wirklich die Vortheile des Schutzes, den er unsererseits von Alters her genießt, begreifen und so hoch anschlagen, daß er, ein von Natur ziemlich scheuer Vogel, das Wagenrad sofort als Einladung unbedenklich annimmt? Und merkwürdig, der zutraulichste Storch, zutraulich wie jedes andere Hausthier auf dem Gehöfte seines Gastfreundes, weicht unbekannten Menschen, zumal an ihm nicht vertrauten Orten, mit Vorsicht oder geradhin mit Scheu aus. Was kann das Thier wohl bewegen, einem von uns, die er sonst und nicht mit Unrecht als der Thiere ärgste Feinde fürchten zu müssen glaubt, sich so eng anzuschließen, daß er, weit entfernt ihn zu fliehen, im Gegentheil seine Nähe geflissentlich aufsucht und ihm und seinem unmittelbaren Schutze das Liebste, was er hat, seine Kinder anvertraut? Jäger wissen am besten, wie selten man einem Storch im Freien draußen schußrecht ankommen kann, und nicht etwa blos Grünröcke und Waffenträger flieht er, auch unverfängliche Bauern und Hirtenknaben findet er nicht immer ganz unverdächtig.

Halten wir Umfrage in den verschiedenen von Storchfamilien besetzten Dorfschaften, so hören wir weit und breit nichts Anstößiges von unserm Freund. Mit jedem Herbst gibt man ihm die besten Wünsche auf den Weg in das afrikanische Winterquartier und ersehnt mit Ungeduld seine Wiederkehr im Frühjahr, seine Ankunft begrüßend wie den Besuch eines längsterwarteten Hausfreundes. Nur an vereinzelten Stellen scheint man ihn nicht mehr für so ganz harmlos zu halten, und möglich wohl, daß daselbst einer jener alten Burschen die ganze Gesellschaft durch seine Bubenstreiche verdächtigt und um der Menschen ehrendes Vertrauen gebracht hat.

Abgesehen von seinen Jagdmißgriffen, die wir uns nun einmal nie und nimmer gefallen lassen, zeigt er sich in seinen häuslichen und geselligen Beziehungen zuweilen nicht gerade so, wie wir Menschen selbst gern zu sein vorgeben oder wenigstens zu sein uns vornehmen. Langbein ist, wie auch wir, weit entfernt von dem Ideal, welches wir da oben auf unserm Dache gleichwie unten in unserm Hause sehen möchten. Aber beileibe nicht alle Menschen schießen so weit neben ihrem Ideale vorüber und gewiß noch weniger unsere Störche. „Du bist kreuzbrav" — pflegte mir mein Vater zu sagen — „aber Du könntest noch viel besser sein!" Und das gilt, wie von uns allen, so auch von dem Storch. Dieser Spruch schien mir immer einzig in seiner Art. Nur gar zu leicht macht Lob und Liebe blind gegen Fehler, gleichwie Tadel und Haß sehr gern vergessen macht, was zu loben.

Hat man nicht unserm Storch schon im Alterthum Eigenschaften angedichtet, die er näher betrachtet weder hat noch zu haben sich anmaßt, wenigstens nicht allein? Griechen und Römer betrachteten den Vogel als Sinnbild der Keuschheit, der ehelichen Liebe, der Dankbarkeit, der Wohlthätigkeit. Da hieß es, daß die Storchkinder ihre altersschwachen Eltern versorgten und sie zärtlich pflegten; daher Solon von Athen sein Gesetz, das Väter gegen die Undankbarkeit ihrer Kinder zu schützen bestimmt war, nicht besser als S t o r c h g e s e t z (Pelargonia) nennen zu dürfen glaubte. Ein Blick in die Wirklichkeit genügt, um von solchen Träumen gründlich geheilt zu werden. Die einzige fast durchgängig bei den Thieren ausgesprochene Familientugend ist die Mutterliebe, und zwar dauert dieselbe bei allen nicht gesellig lebenden Thieren nur so lang an, als die Kinder der Liebe der Mutter bedürfen. Sobald sie ausgewachsen, und oft genug vordem schon, wandeln die Kinder ihre eigenen Wege und werden nicht selten von den Eltern geradhin dazu genöthigt, selbst mit Gewalt verstoßen. Von Liebe der Kinder, wenn einmal erwachsen, zu ihren Eltern findet man in der Thierwelt kaum Spuren, wenigstens unzweideutige nicht; ja man kann getrost behaupten, daß eine gar kurze Zeit der Trennung genügt, um in Eltern gleichwie in Kindern alle Erinnerung engerer Verwandtschaftsbande zu verwischen. Selbst an unsern Hausthieren, auch an dem intelligentesten derselben, unserem Hunde, kann man das beobachten.

Sollte die Mutterliebe beim Storch, wie man behauptet, wirklich größer sein als bei andern Thieren? Ich glaube es nicht, trotz der wunderbar aufgeschmückten Erzählung von jener Storchmutter zu Delft, die auf dem brennenden Hause ihr Nest behauptete, die Jungen nicht verließ und sich mitsammt ihrer Brut dem Flammentode opferte.

Dankbar sind sie — gegen uns nämlich, die wir ihnen Obdach geben. Aber unser Staar und unsere Schwalbe sind das eben so. Jener bewillkommnet uns mit Schnabelgeklapper, dieser mit seiner lustigen Weise und unsere Schwalbe mit traulichem Geschwätz. Alles was man sonst noch zu erzählen weiß, klingt je wunderbarer desto unglaubwürdiger und könnte nun füglich einmal selbst in zur Unterhaltung mehr als zur Belehrung geschriebenen Büchern mit Stillschweigen übergangen werden. Schon darum dürfte das räthlich sein, weil die meisten Leser blos in ihrem Gedächtniß zurückbehalten, was ihnen gefällt, nicht weil es die Wahrheit ist, sondern weil es sich einschmeichelnd gelesen hat.

Der Storch ist ein Vogel wie jeder andere, ein Räuber wie die Schwalbe auch, die wir hoch preisen, wenn sie blos Thiere morden, mit deren Vernichtung sie den egoistischen Menschen einen Dienst erweise, an deren Glorie wir aber sofort zu rütteln beginnen, so wie sie nur einmal im Unterschiede zwischen nützlichen und schädlichen Thieren, wohl verstanden nach Menschensinn, sich auf einem Irrthum ertappen lassen.

Das Räuberhandwerk stumpft die Gefühle, macht grausam, selbst blutdürstig und mordsüchtig, und je länger die Uebung, desto größer die Fertigkeit. Der Storch schreitet der Wiese zu, geht dem Ungeziefer nach — da findet er ein Kiebitznest und er plündert es — er stelzt weiter, da hupft ein Frosch, doch nein, es war eine Kröte; die mag er nicht, aber sein schwertspitzer Schnabel hat sie bereits getroffen und sie muß elendiglich hinsiechen. Er ist im Stande, einer unwachsamen Rebhuhnmutter ein Küchelchen zur Seite wegzustehlen, und findet er ein lendenlahmes Häslein, so erlöst er es schnell vom vielleicht ohnedem sicheren Tode, zumal wenn er gerade junge Brut zu ernähren hat.

Die Berichte von der ehelichen Treue des Storches sind nicht

minder wunderbar, aber Ausnahmen gehören überhaupt, in der Vogelwelt wenigstens, zu den Seltenheiten, wenn nicht Vielweiberei, wie bei den Hühnern z. B., geradezu Hausordnung ist. Der Storch hält treu zu seinem Weibchen, nicht mehr aber und nicht weniger als hundert und tausend andere Vögel auch. Er hält patriarchalisch auf Hausordnung, züchtigt Gattin wie Kinder beim geringsten Vergehen unnachsichtig, wohl sogar blutig und oft — so versichert man allen Ernstes — werden dergleichen Streitigkeiten einer Volksversammlung zur Entscheidung und Bestrafung vorgelegt.

nehmen oder als stille Zuschauer nur? Dasselbe sehen wir bei den Sperlingen auch. Und zur Herbstzeit, wenn sie sich zur Winterreise anschicken und zu Flügen sich zusammenscharen, wenn es gilt die Schwingen der Jungen zu erproben, da fällt manche nach Storchart derbe Zurechtweisung, und nicht selten erhitzen dabei die Gemüther sich der Art, daß einer oder der andere auf dem Sammelplatz verwundet oder todt liegen bleibt.

Das ist das noch vielerorten spukende Storchgericht, dem etwas Aehnliches bei gar manchen andern Vögeln auch beobachtet wird,

Der Storch auf verbotenen Wegen.

Originalzeichnung von F. Specht.

Wie schade, daß wir die Storchsprache nicht verstehen! Was würden wir da zu hören bekommen? Nun vielleicht, daß wir mit unsern Dolmetschereien nicht weit fehl schießen. Wo zwei sich streiten, sammelt sich da nicht Volk zu ganzen Haufen, entweder Theil zu beim steifbeinigen Storch aber sich ganz besonders pathetisch ausnimmt und uns als etwas ganz Besonderes erscheint, wahrscheinlich zum Dank dafür, weil er uns durch den Schornstein in die Welt gebracht hat.

Dr. Franz Schlegel.

Im Baskenlande.

Erinnerungen eines alten Carlistenofficiers.

I.

Im Sommer v. J. war ich im südwestlichen Frankreich. Dem Baskenlande nahe, wo ich die bewegteste Zeit meines Lebens zugebracht, konnte ich der plötzlich in meiner Seele erwachenden Sehnsucht nicht widerstehen, dieses Land nochmals zu besuchen.

Am 28. Juli, 4 Uhr nachmittags traf ich in Bayonne ein. Da ich nicht beabsichtigte, auf der großen Heerstraße über St. Jean de Luce nach Irun, dem spanischen Grenzorte zu reisen, sondern den Seitenweg über Zare nach Vera einzuschlagen gedachte, so begab ich mich gleich in die Vorstadt, wo gewöhnlich navarresische Maulthiertreiber einkehren, die Wolle auf den Markt nach Bayonne bringen. Ich fand bald einen Maulthiertreiber, der mir gegen eine geringe Vergütung eines seiner Thiere überließ und die Zeit zur Abreise auf 5 Uhr früh des folgenden Tages bestimmte. Am folgenden Tage zu der bestimmten Zeit verließ ich, ein stattliches Maulthier reitend, Bayonne und trabte dem französischen Grenzorte Zare zu.

Nachdem ich mich den Plackereien unterzogen hatte, womit die französische Grenzpolizei noch immer diejenigen quält, die auf Nebenwegen nach Spanien wollen, überschritt ich die unweit Zare vorbeifließende Bidassoa, die Frankreich von Spanien trennt. Auf der Brücke, die über diesen Fluß führt, wurde ich einst nach sechsjährigem mühevollen Kampfe durch die Franzosen entwaffnet und vor mir, am

Digitized by Google

jenseitigen Ufer hatte ich das Schlachtfeld vor Augen, wo ein Häuflein Carlisten zu guterletzt sich dem siegenden Feinde entgegenwarf, um die Flucht ihres Königs Don Carlos, der in Gefahr schwebte noch gefangen zu werden, zu beschützen.

Jenseits der Brücke verließ ich das Maulthier, zahlte und sagte den nach Pamplona weiterziehenden Maulthiertreibern Lebewohl und setzte mich unter einen nicht weit von der Brücke seitwärts vom Wege stehenden Baum.

Die Erinnerung an die vorhin erwähnten Erlebnisse ergriff mich. Ganz in mich gekehrt, hatte ich das Winken und Rufen des spanischen Grenzaufsehers nicht beachtet, der zuletzt selbst auf mich zu kam und sich höflich nach dem Inhalte meiner blechernen Reisetasche erkundigte.

Die spanischen Zollbeamten waren mir von früher her als sehr gierig und unverschämt bekannt, um so mehr fiel mir die stoische Gelassenheit dieses Grenzaufsehers auf. Meinen Worten Glauben schenkend, daß ich nichts Steuerbares bei mir führe, wünschte er mir eine glückliche Reise und ging wieder auf seinen Posten.

Nachdem ich noch eine Weile unter dem Baume gesessen, trat ich meine Wanderung an, denn ich wollte über Vera, das in Navarra liegt, das Land der Basken — der Escoldune, wie die Einwohner selbst sich nennen — zu Fuße durchstreichen. Nach einem halbstündigen Marsche stand ich an einem Scheidewege. Der Weg links führte über Urrax nach Pamplona, der andere rechts über Vera nach der Provinz Guipuzcoa. Als alte Bekannte grüßte ich beide und schlug den letzteren ein; meine Absicht war, nur Guipuzcoa zu besuchen.

Ein Unkundiger wäre hier in Verlegenheit gewesen, denn Wegweiser sind dem Spanier böhmische Dörfer, mir wenigstens ist auf meinen Kreuz- und Querzügen durch Spanien kein solches Möbel vorgekommen. Der Fremde, der sich hierher verirrt, mag zusehen, wie er fertig wird. Tadelt man diesen Mangel, so erhält man die ruhige Antwort: „Son cosas de España!“ oder wie der Deutsche zu sagen pflegt: „Es kommt uns spanisch vor!“

Vera liegt 2 Meilen (leguas) von diesem Scheidewege; gegen 5 Uhr nachmittags langte ich dort an. In der Posada de la Estrella — Gasthof zum Stern — suchte ich es mir so bequem zu machen, wie dies in einer spanischen Posada nur immer möglich ist. In Vera kam es mir überhaupt wieder sehr altspanisch vor, hier lungerten wieder viele Grenzaufseher umher, die sehr oft mit den Schleichhändlern zusammenstoßen. Diese unfreiwilligen Begegnungen laufen selten ohne blutige Kämpfe ab.

Vor dem letzten Bürgerkriege gab es in Navarra und den baskischen Provinzen keine königlichen Zollbeamten, denn es gehörte mit zu den Privilegien (fueros) derselben, keinen solchen Beamten zu dulden. Die Constitution aber hat diese Privilegien etwas beschnitten, den Basken und Navarresen dagegen Lasten aufgebürdet, gleich den andern von der Natur mehr gesegneten Theilen des übrigen Spaniens.

Diese Fueros greifen zu tief in die Geschichte der Basken ein, sie waren so eng mit den Sitten dieses Völkchens verbunden, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Es sei mir daher erlaubt, hier den Faden meiner Wanderung abzubrechen, um einen Blick in den frühern innern Haushalt der Basken zu werfen, wie solcher noch bis zum Ende des carlistischen Krieges geführt wurde.

Die baskischen Provinzen Alava, Biscaya und Guipuzcoa liegen zwischen Frankreich, Navarra, dem Ebro und dem Meere, sind voller Gebirge, die von den Pyrenäen auslaufen, werden von ungefähr 400,000 Menschen bewohnt, die zum größten Theil eine Sprache sprechen, die mit keiner der europäischen Sprachen irgend eine Verwandtschaft hat. In Alava, der kleinsten dieser Provinzen, die nach dem Ebro hinbiegt, ist die baskische Sprache durch die spanische, oder wie man in Spanien sagt, durch die castilianische, lengua castellana, fast gänzlich verdrängt worden, obgleich die Familiennamen, sowie die Benennungen der Berge, Thäler und Ortschaften fast alle baskisch geblieben sind. In Alava wird nur in dem Thale von Aramayona baskisch gesprochen, das wie ein Keil zwischen Biscaya und Guipuzcoa eingeschoben liegt. Die Basken selbst halten sich für die Nachkommen der alten Iberer, die immer mehr von den fremden Eroberern bedrängt, sich nach und nach in die Thäler und Berge zurückzogen, die sie noch heute bewohnen, wo sie bis zum Ende des carlistischen Erbfolgekrieges ihre Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt haben. Alava, das eine fast demokratische Verfassung hatte, war in Hermandades, Biscaya und Guipuzcoa in Alcaldias eingetheilt. Die Vorstände der Hermandades heißen Corregidores, die der Alcaldias — Alcaldes. Diesen Beamten lag die Rechtspflege und die Verwaltung ihres Bezirkes zu gleicher Zeit ob. Sie wurden alljährlich am 1. Januar von den Juntas der Hermandades und Alcaldias gewählt. An dieser Junta (Versammlung) konnte in Alava jeder Familienvater, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt hatte, Baske von reinem Blute war und kein oficio vil, d. h. verächtliches Gewerbe trieb, theil nehmen; in Biscaya und Guipuzcoa durften nur Grundbesitzer oder deren Stellvertreter das Wahlrecht ausüben. In denjenigen Ortschaften des Districts, wo kein Alcalde oder Corregidor wohnte, gab es Procuradores, die gleichfalls am Neujahrstage von ihren Ortsinsassen gewählt wurden. Diese Gemeindevorsteher kamen alle Jahre je nach ihrer Provinz zu einer Junta General (Generalversammlung) zusammen. Die von Biscaya versammelten sich unter der heiligen Eiche bei Guernica, die von Alava fanden sich immer in Vitoria, die von Guipuzcoa aber traten bald in Aspetia, Ascoitia oder Dinostia (St. Sebastian), wo sich gerade die Regierungsjunta aufhielt, zusammen; alle drei Jahre wählten sie, jede für sich, den Generaldeputirten oder Regenten der respectiven Provinz. Diese Deputados Generales, auch Präsidenten genannt, genossen während der Dauer ihres Amtes königliche Vorrechte und nur sie durften mit der Regierung des Königs in Verbindung stehen. In den Juntas Generales führten diese Präsidenten sogar den Vorsitz, durften aber nie mitstimmen und mußten sogar auf Begehr vor der ganzen Versammlung Rechenschaft von ihrer Verwaltung ablegen. Sie theilten den Corregidores und Alcaldes ihre Erlasse mit, die solche wiederum den Procuradores zuschickten. Während einer Generalversammlung, die oft nicht länger als zehn Tage währte, hörte die Vollmacht der Präsidenten auf, der gesetzgebende Körper war dann die Junta selbst.

Die Alcaldes, Corregidores, ja selbst die Procuradores sind noch immer geheiligte, unantastbare Personen, wer sich gegen sie auflehnt, wird bestraft. Ein dünner langer Stab, das Sinnbild ihrer Würde, begleitet sie beständig. Um sich und dem Gesetze die schuldige Achtung zu verschaffen, strecken sie mit dem Ausspruche: „En nombre de la Ley (im Namen des Gesetzes)“ den Stab aus, und dieses genügt, Ruhe und Ordnung herzustellen. Solche Ehrfurcht hegt selbst der wohlhabendste Baske gegen seine Obrigkeit, die oft nur aus schlichten Landleuten besteht.

Das Verwaltungspersonal der drei baskischen Provinzen bezog, als die Fueros noch bestanden, keinen Sold, es war jedoch während der Dauer seiner Amtsführung von der Gemeindelast befreit. Gehalt bezogen blos die Celadores und Alzuaciles (Polizeidiener).

Die sonstigen Privilegien waren sehr bedeutend, jetzt sind sie mit geringer Ausnahme den Basken genommen. Die Hauptbestandtheile derselben waren folgende: jeder Baske war steuerfrei und hatte keine andere Last zu tragen, als die der Gemeinde, die sehr gering war. Nur in ganz unvorhergesehenen Fällen konnte die Provinzialregierung, von der Junta General dazu ermächtigt, eine Steuer ausschreiben. Ferner genoß selbst der ärmste Baske in der ganzen spanischen Monarchie die Vorrechte des castilianischen Adels; er war geborner Hidalgo, sobald er den Beweis lieferte, Baske von reinem Blut zu sein. Auch durfte kein Baske, er mochte immer begangen haben, was er wollte, außer seiner Provinz verurtheilt werden, wenn er sich dieses Vorrechts nicht freiwillig begab. Königliche Beamte durften sich in dieser Eigenschaft unter keinem Vorwande in den Provinzen aufhalten; nach dem Gesetze waren sie vogelfrei. Kein Zwangkauf oder sonst irgend ein Monopol bestand; Salz konnte ein jeder so viel und so wenig genießen, als ihn lüstete. Von keiner Waare wurde Zoll gehoben; in dem Baskenlande herrschte der Freihandel; wagte es ein Mauthbeamter, den Ebro zu überschreiten, so hatte er sein Leben verwirkt. Selbst der König, der nur Herr von Biscaya (Señor de Biscaya) genannt wurde, konnte keine andere Anstalt einführen als die Posten (Correos), seine Soldaten durften die Provinzen nicht betreten; außer St. Sebastian (auf baskisch Dinostia), hielt keine Stadt Garnison, deren etwaiger Wechsel immer zu Wasser geschah.

Diese kurze und gedrängte Schilderung der Fueros entschuldigt den Kampf auf Leben und Tod, den die Basken zur Aufrechthaltung derselben geführt haben. Der Vertrag von Bergara gestand ihnen sogar die Beibehaltung der Privilegien zu, allein Espartero kümmerte sich später wenig darum, er nahm mit einem Federstrich, was das

Leben tausender nicht vermocht hatte zu erringen. Jetzt wird den Basken weiter nichts zugestanden, als Befreiung von Militär und freier Handel mit Salz und Tabak. Die Gemeindeverwaltung ist hier wie überhaupt in ganz Spanien gänzlich frei, die spanische Regierung ist zu stolz, um sich um Nachtwächter, Flurschützen oder Kuhhirten zu bekümmern.

In der Posada de la Estrella, wo ich den Faden meiner Wanderschaft abgebrochen habe, will ich ihn auch wieder anknüpfen. Ich fand hier alles was ich begehrte, auch ein Maulthier, das mich am anderen Morgen über den Col de Andaya nach dem Flecken Hernani, der schon in Guipuzcoa liegt, tragen sollte.

Am 30. Juli 5 Uhr morgens brach ich auf, ein achtzehnjähriges Mädchen wurde mir als Führerin mit auf den Weg gegeben.

Wie lieblich, wie köstlich waren die ersten Stunden meiner Wanderung, wie rein und balsamisch wehte mir die Pyrenäenluft entgegen! Der Morgen hatte sich nach und nach mit allen Farben des Regenbogenprisma geschmückt und fing allmählich an sein goldenes Kleid anzulegen, als wir die Wanderung antraten.

Hernani liegt auf der Straße von Bayonne nach Vitoria; den großen Umweg über Vera hatte ich nur darum eingeschlagen, weil er weit romantischer ist und mitten über die Pyrenäen führt, die ich noch einmal bewundern und genießen wollte. Ich bestieg das Maulthier, meine Begleiterin setzte sich hinter mich. Sie war gerade nicht schön, doch hübsch, und niedlich stand ihr das anschließende Leibchen mit engen Aermeln. Der faltige Rock, den sie trug, war kurz genug, um die zierlichsten Füße sehen zu lassen. Ihr langes, schönes, mit großer Sorgfalt geflochtenes Haar fiel in zwei dicken Flechten auf die Schulter herab und erreichte fast die Erde. Die Baskinnen haben, wie bekannt, den kräftigsten und schönsten Haarwuchs, sind sich dessen wohl bewußt und wissen ihn sorgfältig gepflegt zur Schau zu tragen. Alle Baskinnen tragen das Haar so geflochten wie meine Begleiterin. Manchmal binden sie den Panuelo, ein buntes Tuch wie einen Feß auf und gleichen dann wirklich den Frauen einer fernen Zone.

Wer mit den Sitten und Gebräuchen der Basken nicht bekannt ist, wird gewiß erstaunen, daß ein junges Mädchen mit einem ihr unbekannten Menschen allein eine Reise durchs Gebirge antritt und ihn — wie ich gleich erzählen werde — mit dem vertraulichen „Du" anredet, aber ländlich sittlich. Dem Basken ist beides nicht auffallend. Junge Mädchen durchziehen hier zu Pferde und zu Fuß Berge, Thäler und Wälder, um in den Marktflecken das Nöthige für den Haushalt einzukaufen oder ihre Produkte dort abzusetzen. Dies Geschäft liegt der weiblichen Jugend allein ob. Auf Gott vertrauend, besteigen am frühen Morgen die jungen Baskinnen das mit Erzeugnissen des Bodens beladene Maulthier und reiten dann betend und sich kreuzend von dannen, und niemals ist ihr kindliches Vertrauen von Frevlern mißbraucht worden. Der Baske ist zu stolz auf seinen Ruhm, auf seine Ehre und zu sehr von Gottesfurcht durchdrungen, als daß er es je wagen sollte, einen durch hohes Alter geheiligten Brauch in entweihender Art zu stören. Ich würde es auch keinem Fremden rathen, hiegegen sich vergehen zu wollen, sein Muthwille würde ihm theuer zu stehen kommen.

Die Straße nach Hernani schlängelt sich so langsam in weiten Bogen den Col de Andaya hinauf, daß man, wenn das Wetter es erlaubt, froh ist, zu Fuß den Weg abzukürzen und die herrlichen An- und Durchblicke zu genießen, die sich da in mannigfachem Wechsel dem Auge darbieten.

Nach einem zweistündigen Ritt gelangte ich mit meiner Begleiterin auf den Kamm des Berges Puerto, der gleichzeitig ein kleines Plateau bildet. Am Ende desselben, neben einer ummauerten Quelle, wie man dergleichen auf den baskischen Bergen mehre antrifft, ist die Grenze von Navarra und Guipuzcoa. Hier stiegen wir ab, um im Schatten eines dort stehenden Nußbaumes Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne zu suchen. Wie mit einem Zauberschlage war die Gegend verändert. Die baskischen Provinzen lagen vor mir. Hatte der Anblick der Bidassoabrücke bei Zare mich ergriffen, so traten mir nun Thränen in den Augen, als ich von den Pyrenäen herab das Baskenland wiedersah. Wie konnte es auch anders? Ich hatte in diesem Lande in kriegerischer Zeit meine besten Jahre verlebt; ich war dort Zeuge von Begebenheiten gewesen, die groß dastehen in der Geschichte, aber auch von anderen Ereignissen, deren Rückerinnerung mich noch schaudern macht. Nach vielen Jahren sollte ich zum ersten Male das Land wiedersehen, wo eine lange Zeit der fürchterlichste Bürgerkrieg die heiligsten Bande der Natur zerrissen hielt, wo der Bruder gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater gekämpft, wo Religion und Freiheit den kriegführenden Parteien als Vorwand gedient hatten, um mit diesen heiligen Namen alle verübten Gräuel zu rechtfertigen.

In den Bergen, die bis in blauer Ferne vor mir und seitwärts lagen, wohnte ja das kräftige Baskenvolk, das mit der größten Aufopferung und Ausdauer seine oben erwähnten Fueros vertheidigt hatte. Tapfer und kühn, stark und beschützt von seinen Bergen, hatte es sich zahlreich um seine Führer versammelt, um die Fahne des Aufstandes gegen die in seinen Augen unrechtmäßige Königin zu erheben.

„Du weinen? Warum?" fragte mich ganz naiv meine Begleiterin in gebrochenem Spanisch; „Du vielleicht krank?"

„Nein, gutes Mädchen, ich bin nicht krank," gab ich ihr zur Antwort, „es sind Thränen der Freude, die meinen Augen entrinnen. Die Aussicht, die wir hier genießen, ist so großartig, so schön, wie ich dergleichen noch nie gesehen habe."

„Du bist doch der erste Gavacho*) den ich antreffe, der die Wahrheit sagt," erwiderte sie hoch erfreut. Sie sprang auf und ließ ihr schwarzes Auge über die mit Silberduft gekrönte Landschaft, die vor uns lag, hinschweifen und rief dann entzückt: „Ja, mein Vaterland, du bist schön!"

Das trauliche Du ist den Basken eigen, ihre Sprache kennt die Feinheiten der Neuzeit nicht, sie hat überhaupt eine ganz andere Zusammenstellung, wie die spanische Sprache, sie ist sehr arm, ihr fehlen die Verbindungsworte. Nur der gebildete Baske aus den Städten spricht gut spanisch, der Landmann kennt diese Sprache kaum; versteht er etwas davon, so verdreht er die Sätze derartig, daß nur mit vieler Mühe der Sinn herauszufinden ist. Darum ist auch bei den Franzosen das Sprichwort entstanden: „Il parle le français comme le Basque l'espagnol; nicht: comme la vache l'espagnol," wie viele irrig sagen.

So wie der Spanier alle für Franzosen hält, die diesseits der Pyrenäen herüberkommen, so thut auch dies der Baske, mit dem Unterschiede jedoch, daß er selbst die Bewohner des jenseitigen Ebro für Eindringlinge ansieht und sie Romanik (Römer) nennt.

„Du hast mich vorhin Gavacho gescholten," sagte ich, „ich bin aber kein Franzose, sondern ein Deutscher."

Von allen Nationen, die der gebildete Spanier kennt, bevorzugt er die deutsche. Der deutsche Charakter ist dem spanischen mehr angepaßt, beide sind ernsterer Natur. Ein Deutscher zu sein, ist in Spanien der beste Empfehlungsbrief; dem Deutschen gegenüber tritt der Spanier offen auf, er weiß, er wird mit derselben Geradheit wieder behandelt. Schmeichelhaft für uns ist das Sprichwort: „Honrado como un aleman" (rechtlich wie ein Deutscher) oder „Honradeza alemana" (deutsche Rechtlichkeit); wir dürfen stolz darauf sein. Diese Anerkennung des deutschen Nationalcharakters haben wir allein den Schwarzwälderuhren- und den deutsch-böhmischen Glaswaarenhändlern zu verdanken, die seit Jahrhunderten schon überall in Spanien Handel treiben und traditionell als biedere, rechtschaffene Menschen betrachtet werden.

Das arme Mädchen jedoch hatte von Deutschen und Deutschland nie etwas gehört; sie wunderte sich nur, daß ich besser spanisch sprechen konnte, als sie. Ich theilte ihr nun mit, daß ich mehrere Jahre in ihrem schönen Vaterlande gelebt habe, und als sie im Lauf des Gesprächs vernahm, daß auch ich im Heere des Don Carlos gekämpft, so füllten sich ihre schönen Augen mit Thränen und den Blick voll Andacht gen Himmel richtend, sagte sie:

„Die Brüder meiner Mutter, die jetzt dort oben wohnen, haben ihm gedient und sind beide vor Dinostia im Kampfe gegen die Engländer gefallen."

Nachdem wir einige Stunden oben gesessen, drängte das Mädchen zum Aufbruch. Ich wäre gern länger sitzen geblieben, hätte gern den Wanderstab in die Erde stecken, der Welt Lebewohl sagend eine Eremitenhütte bauen mögen, so sehr fesselte mich der herrliche Anblick auf die baskischen Berge und Thäler und auf den Golf von Biscaya. Wir stiegen nun zu Fuß den hohen Berg hinab, was eine Stunde dauert, aber durch die Krümmung des Weges etwas erleichtert ist.

---

*) Schimpfname, womit die Spanier die Franzosen belegen.

Gleich am Abhange des Berges, nicht weit davon, wo wir gelagert, lag mitten zwischen Felsen eine Venta, ein spanisches Landwirthshaus, wo allerlei zu haben ist, wenn man es selbst mitbringt. Wir erquickten uns durch einen Labetrunk, langten endlich unten an und betraten ein schön bebautes Thal. Der Weg wurde nun breiter Wir setzten uns wieder auf und trabten zwischen zwei hohen Felsmauern durch, wo ein Bergstrom sich einen Weg gebahnt hat. Nach einem starken Ritt von einer Stunde gelangten wir ins Freie, betraten dann die große Heerstraße von Bayonne nach Vitoria und erreichten bald darauf Hernani.

„So," sagte meine Begleiterin, „wir sind jetzt am Ziele." Ich bezahlte, und sie gab mir, den Kopf aufgerichtet, den Blick voll Zuversicht, die Hand und sagte: „Vaya con Dios" (Geh mit Gott) und sprengte davon, um noch vor Abend Vera wieder zu erreichen.

Am Familientische.

Ein Professor der Bettlerkunst.

Es war bis auf diesen Augenblick sehr schwer zu sagen, welches Institut London noch fehlte, während es ungemein leicht war — für den viel Gereisten wenigstens — an den Fingern herzuzählen, was London alles aufzuweisen. Das Stehlen, Betteln, Kippen und Wippen wurde in dem modernen Babel längst im Verborgenen systematisch gelehrt, aber es hatte noch niemand bis auf diese Stunde gewagt, an der Themse einen Lehrstuhl der Bettlerkunst aufzuschlagen und bekannt zu machen, daß das Betteln, so weit es gesetzmäßig, mittels Vorlesungen und der umfassendsten Hilfsmitteln gelehrt werde.

„Was meinen Sie, ist das Humbug, oder nicht?" fragte ich meinen Bekannten, einen Privatgelehrten in der City.

„Nein, das ist eine Thatsache!" erwiderte dieser und vollendete, als handelte es sich um die einfachsten Dinge von der Welt, ganz ruhig seine Toilette. „Da steht ja der Name des Professors und der Ort, wo man die Lage seiner Akademie erfahren kann. 21 Princeß Street, S. Giles."

„Und der Name des Professors?"

„Roonay!"

„Da hätte ich große Lust, einen Cursus mitzumachen, und die Früchte hinterher sofort schriftstellerisch zu verwerthen."

„Thun Sie das!"

„Ich werde mich aber beeilen müssen!"

„Warum? Glauben Sie, die Plätze werden rasch vergriffen und belegt sein?"

„Das weniger, aber die Polizei wird die Akademie so rasch wie möglich schließen!"

„Die Polizei? Gott bewahre, Roonay wird sich schon vorgesehen haben, um mit den Gesetzen nicht in Conflict zu gerathen."

Schon am andern Morgen suchte ich den Professor Roonay auf. Ich glaubte nicht im mindesten an seine Existenz, sondern rechnete einfach die Anzeige hinsichtlich der Eröffnung der Bettlerakademie zu jener Unsumme von frechen Annoncen, wie sie die Themsestadt täglich in die Spalten der Zeitung fördert. Ich sollte aber dieses Mal nichts weniger als hinters Licht geführt werden. Nach einigen Kreuz- und Querfahrten stand der Professor Roonay in eleganter Tracht leibhaftig vor meinen verwunderten Blicken.

„Womit kann ich dienen?" fragte er bei meinem Eintritt und erhob sich von seinem Sitze.

Die plötzliche Frage machte mich befangen.

„Ich wünsche an den Vorlesungen über die Kunst, mit Erfolg zu betteln, Theil zu nehmen," sagte ich nach einigem Besinnen.

Bei den Worten: mit Erfolg mußte ich unwillkürlich lächeln.

Roonay fixirte mich scharf, dann sagte er streng und monoton:

„Sie sind nicht hierhergekommen, um das Betteln fortan zu ihrer Lebensaufgabe zu machen, um es als eine Kunst in vollster Bedeutung des Wortes zu üben. Nur die Neugier hat sie zu mir geführt. Ist es nicht so?"

„Ja, es ist so!" erwiederte ich. „Dennoch" — setzte ich rasch hinzu — „habe ich Sie mit dem festen Entschluß aufgesucht, die Vorlesungen zu besuchen und einen Platz zu belegen. Ich kann sofort die nöthige Summe deponiren."

Bei die en Worten zog ich meine Börse.

„Lassen Sie das Geld nur in der Tasche," sagte Roonay fast verächtlich und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Ich kann Ihnen nicht gestatten, Ihren Namen in meine Register einzutragen, weil ich nur diejenigen in meine Akademie aufnehme, welche mit dem festen Willen zu mir kommen, fortan nur auf dem Wege, den ich ihnen vorzeichne, zu wandeln."

„Ich will aber," fuhr Roonay fort, „einmal, ich sage einmal, eine Ausnahme machen und Ihnen mein Institut zeigen, damit Sie zu der Einsicht gelangen, daß der Humbug in London doch nicht so großartig ist, wie ihn die ausländische Presse wohl hinstellen möchte. Bitte, folgen Sie mir."

Ich hatte gar keine Zeit, mich von meinem Erstaunen zu erholen. Roonay öffnete einen umfangreichen Saal, die Aula der Bettlerakademie. An dem hintern reich decorirten Ende stand unter einem Candelaber das Pult des Redners. An den Wänden hingen rings trefflich ausgeführte Bilder, welche die Art und Weise des Bettelns darstellten, wie es in den verschiedensten Ländern von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart geübt wurde. Die Sammlung machte fast auf einen bedeutenden historischen Werth Anspruch.

„Jene Breitseite des Saals umfaßt allein London," sagte Roonay und deutete auf das bettelnde London in Bildern.

„Daran reiht sich Irland in einer nicht minder reichen Bezifferung," fuhr er fort und deutete mit Wohlgefallen nach den betreffenden Bilderreihen.

Roonay öffnete jetzt einen zweiten Saal; er enthielt erst die eigentlichen Hilfsmittel des Instituts. In Schränken und hinter prächtigen Spiegelglasscheiben waren an der einen Seite die verschiedensten Hieb-, Schuß- und Stoßwunden vernarbt und unvernarbt in naturgetreuer Nachahmung aus Papiermaché — wie mir schien — ausgestellt. Die Apparate konnten durch den einfachsten Mechanismus an den Körpertheil, der als zerhauen, zerschossen, oder durchstochen gelten sollte, befestigt werden und die Täuschung war eine vollständige. An der andern Seite standen und hingen die wichtigsten Bettlerutensilien: Krücken, Trottoirwägelchen, die von den verkrüppelten Subjecten selbst dirigirt werden konnten, Bettleranzüge mit Tapferkeits- und Rettungsmedaillen, Sammelbüchsen mit den verschiedensten Inschriften, sogar mit Versen aus dem Horaz, Regenschirme, die aus der Anfangszeit der Regenschirmbaukunst zu stammen schienen und die zugleich als Zelt verwendet werden konnten u. s. w. Auf einem Tische lagen Armuths- und Unglückszeugnisse aller Art; sie waren von Roonay selbst unterzeichnet und mit dem Siegel der Akademie versehen.

Das dritte Gemach war jedenfalls das merkwürdigste. Es glich einem großen Hundezwinger und enthielt eine Menge ausgezeichnet dressirter Bettlerleithunde.

„Dieser Hund da kann monatlich seine hundert Guineen allein verdienen," sagte Roonay und deutete auf einen Affenpintscher, über dessen klägliche Gestalt sich ein Stein erbarmen möchte. „Da, Mop, bettle einmal diesen Herrn an," befahl der Meister und schnallte dem Hunde eine Sammelbüchse auf den Rücken.

Der Hund begann sein Concert in lang gezogenen Klagetönen, die bald in ein kurzes Gewimmer übergingen. Dabei näherte er sich mir in Complimenten, stellte sich auf die Hinterfüße, reichte die rechte Pfote, und zerrte an meinem Rockzipfel. Der Hund bettelte inbrünstig, flehentlich, Jedermann verständlich und beruhigte sich nicht eher, als bis ich ein Geldstück in seine Sammelbüchse geworfen.

„Sein Nachbar Armstrong spielt in einer ganz andern Tonart," sagte Roonay und löste eine dänische Dogge von der Kette. Auf der großen Büchse, die ihr auf den Rücken geschnallt wurde, stand das gebieterische: das Geld oder das Leben!"

„Fürchten Sie sich nicht; er wird Ihnen nichts thun, sobald Sie Ihre Börse in die seinige ausschütten."

Auf einen Wink ihres Herrn richtete sich die ungeheure Dogge zähnefletschend vor mir auf und schnappte, als ich nicht sofort in die Tasche griff, mit geradezu gefährlichen Pantomimen nach meinem Halse.

„Das ist ja keine Bettelei mehr," rief ich unwillig, das ist moderner Straßenraub!" Dann wanderte der Inhalt meiner Börse in die habgierige Casse Armstrongs.

„Die Extreme berühren sich," meinte Roonay achselzuckend. „Der Hund ist aber ein Muster von Dressur."

Da ertönte die Glocke. Roonay wurde in das Parlour verlangt. Während er mich durch die Säle zurückführte, erzählte er mir noch, daß er mit seinem Institut eine Fabrik in großem Maßstabe verbinden wolle, darin alles zum Bettlerressort Gehörige auf das vollkommenste und zweckmäßigste angefertigt und auf Verlangen auch über See versendet werden sollte. Als mir Roonay aber an der Thür die Hand zu bieten sich erdreistete, zog ich meine zurück und empfand dabei ungefähr das, was ein Wanderer empfindet, wenn er im Grase träumend liegt und plötzlich eine Kröte über sein Gesicht schlüpft.

Auf der Straße erst, wo ich einen Fiacre verlangte, wurde ich an meine leere Börse erinnert. Der moderne Bettelprofessor und mittelalterliche Raubritter hatte es richtig fertig gebracht, mich um meinen letzten Penny zu bringen, und ich konnte ihn nicht einmal gerichtlich belangen. Im Gegentheil, ich hätte im Anklagefalle noch Collegiengeld zahlen müssen und zwar hohes, denn er hatte privatissime gelesen.

A. D.

Inhalt: Pauline. Criminalnovelle von E. Wichert. (Forts.) — Aus allen deutschen Gauen. XIX. Die jährlichen Kinderauswanderungen in Tirol. Von H. Noë. Mit Illustr. von M. Schmid. — Drei Kanzelredner. — Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt. III. Gevatter Langbein als Wilddieb. Von Schlegel. Mit Illustr. von F. Specht. — Im Baskenlande. I. Erinnerungen eines alten Carlistenofficiers. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 6. März 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 23.**

Pauline.

Criminalnovelle von **Ernst Wichert**.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte Graf Arthur Hohenbühl, eben als er von einem mehrtägigen Ausfluge zurückkehrte, den er angeblich in Geschäften, in Wahrheit aber, um seinen immer eifriger drängenden Vater hinzuhalten, gemacht hatte, den Zettel des Candidaten Riehl durch Clementine ausgehändigt erhalten. Der Inhalt, den er nicht ohne Mühe enträthselte, erschreckte ihn aufs äußerste. Hatte er sich einen Augenblick darüber gefreut, daß er den Anforderungen des Candidaten durch dessen Gefangennehmung wenigstens für einige Zeit entgangen war, so trat jetzt die Gefahr um so näher, von demselben in die größten Unannehmlichkeiten verstrickt zu werden, wenn er nicht den Wünschen des verhaßten Menschen nachleben konnte oder wollte. Schon diese Zuschrift selbst, heimlich aus dem Gefängniß heraus, machte ihn höchst unruhig. Mit was für Menschen brachte sie ihn nothwendig in Verbindung! Und in der Hauptsache — es handelte sich nicht mehr um eine Summe Geldes, die sich doch vielleicht noch hätte auftreiben lassen — Riehl forderte seine Befreiung! Seine Drohungen waren offenbar ernst gemeint; zu verlieren hatte er in seiner Lage kaum etwas. Was aber thun — wie sich und ihm helfen? Um eine Flucht aus dem Gefängniß war es ihm sicher nicht zu thun und überdies jede Mitwirkung bei einem so gewagten Unternehmen sehr gefährlich. Seine Augen starrten auf das Papier, der Kopf brannte ihm, ein stechender Schmerz durchzuckte bei jedem Athemzuge die Brust — was thun?

Es gab einen Menschen, dessen Einfluß hinreichen konnte, die Entlassung des Candidaten aus dem Gefängniß zu bewirken, und dieser Mensch nannte sich seinen Freund. Ließ sich die Freundschaft auf die Probe stellen? Es war zweifelhaft. Arthur dachte an den Staatsanwalt von der Linde; konnte er davon überzeugt werden, daß Riehl bei der Entwendung des Testaments wirklich unschuldig sei, so war es seine Pflicht, die sofortige Freilassung zu beantragen, und das Gericht hatte schwerlich Grund zum Widerspruch. Aber wie ihn von Riehls Unschuld überzeugen, ohne sich selbst für schuldig zu bekennen? Aus diesem Dilemma gab es keinen Ausweg. Die Frage war nur, ob sich nicht dem Freunde und Standesgenossen gegenüber ein solches Bekenntniß eigener Schuld wagen ließ? Die Abhängigkeit, in die ihn dasselbe bringen mußte, schien leidlich gegen die von Seiten des Gefangenen drohende Gefahr. Nach langem Bedenken entschloß er sich zu dem schweren Schritte.

„Ich komme diesmal zu Ihnen als dem hochnothpeinlichen Staatsanwalt,“ sagte er im Eintreten mit erzwungener Heiterkeit. „Es ist doch niemand im Zimmer nebenan, der uns belauschen könnte?“

Von der Linde legte mit zierlicher Handbewegung die Feder, nachdem er sie an dem faltigen Rock einer kleinen Tuchpuppe ausgewischt hatte, auf das Schreibzeug und streckte ihm beide Arme entgegen. „Willkommen, bester Freund,“ sagte er, „was verschafft mir die Ehre, oder ich will lieber sagen das Vergnügen — haben Sie ein geheimes Complott entdeckt? Bin ganz Ohr.“

„Etwas der Art,“ erwiderte der Graf, sich nachlässig in einen Lehnsessel werfend, „wenigstens handelt es sich um einen Criminalfall, der bisher in ein schauerliches Dunkel gehüllt war, in dem selbst Sie ziemlich blind herumtappten — trotz Ihrer gerühmten Eulenaugen, ha — ha — ha!“

„Bin sehr gespannt — äußerst gespannt.“

„Ich sagte vorhin, daß ich zum Staatsanwalt käme, und dabei muß ich leider bleiben. Aber ich füge hinzu, daß der Staatsanwalt mein lieber Freund ist, und diese zweite Eigenschaft ist mir heut wichtiger als je. Ich erwarte vom Freunde, daß er als Staatsanwalt, vom Staatsanwalt, daß er als Freund handle.“

Der so feierlich Angeredete wurde ernst, senkte den Kopf und blinzelte über die Brille weg. „Sie sprechen in Räthseln, lieber Graf,“ erwiderte er, „enthüllen Sie sich, wenn ich bitten darf.“

„Darf ich unbedingt auf Ihre Freundschaft zählen?“

„Versteht sich — unbedingt.“

„Auf Ihre Verschwiegenheit —?“

„Ja, aber —“

„Ihre Hand darauf.“

„Unbedenklich,“ sagte der Staatsanwalt zögernd, indem er dem

Digitized by Google

Grafen kopfschüttelnd die Hand reichte. „Sie sind sehr komisch, bester Freund.“

„Ich habe meine Gründe,“ versicherte Arthur wieder launig. „Ich komme nämlich, um mich selbst zu denunciren, und das ist doch wohl komisch genug, besonders wenn ich hinzufüge, daß ich dadurch nicht eine Anklage provociren, sondern ihr aus dem Wege gehen und nebenher einen armen Teufel aus den Krallen der Justiz retten will.“

„In der That — ich bin begierig —“

„Hören Sie dann und lachen Sie, so laut Sie können. Das Blasiussche Testament —“

Der Staatsanwalt sprang auf und legte die Fingerspitzen auf die ihm zugekehrte Seitenlehne des Sessels seines Gastes. „Das Testament —?!“

Der Graf faßte in die Seitentasche seines Rockes und zog ein zusammengefaltetes Papier heraus. „Hier ist es.“

Von der Linde knickte zusammen und sank in den Stuhl zurück. „Das Testament — aber wie kommen Sie —?“

„Das will ich eben erklären. Ich selbst habe dieses Testament an mich gebracht — auf welche Weise, wollen wir unerörtert lassen.“

„Nein, erlauben Sie,“ unterbrach der Beamte eifrig. „Das ist eben die Hauptsache. Sie kennen den Dieb — den Räuber —“

„Halten Sie ein wenig mit Ihrem Urtheil zurück, bester Freund,“ bat der Graf erröthend. „Ich kenne den Mann, der das Papier allerdings gewaltsam an sich gebracht hat, aber er hofft weder das eine noch das andere zu sein. Nehmen Sie an, daß ich selbst dieser Mann bin!“

„Graf —! Unmöglich.“

„Es kam mir nicht auf das Testament selbst an. Im Gegentheil konnte niemand lebhafter wünschen, als ich selbst, daß es publicirt würde und daß Pauline Stern als Universalerbin legitimirt sei. Indem ich die Publication hinderte, brachte ich nicht nur ein Weib, das ich liebte, um ein reiches Erbe, sondern schädigte mich selbst aufs empfindlichste mit. Sie werden sich danach leicht überzeugen, daß meine That mit einem ganz anderen Maße gemessen sein will, als das Sie voreilig anlegten. Man kommt nicht mit dem Strafgesetz in Collision, wenn man sich selbst bestiehlt und beraubt.“

Der Staatsanwalt wußte sich vor Unruhe nicht zu lassen. „Sich selbst —“ stieß er mühsam heraus, „aber Pauline — Pauline —“

Der Graf lächelte. „Sie werden noch Erstaunlicheres hören, lieber Freund. Es gibt viel Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Staatsanwaltschaft nichts träumen läßt. Pauline ist — meine Frau.“

„Ihre —“

„Meine Frau. Ich bin mit ihr im Geheimen verheirathet — schon seit drei Jahren.“

Von der Linde schien von einem Starrkrampf befallen zu sein und die Sprache gänzlich verloren zu haben.

„Ueber diese heimliche Ehe,“ fuhr Arthur fort, „mag sich der Edelmann seine Gedanken machen; den Staatsanwalt kümmert sie nicht, und der Freund wird mir hoffentlich gratuliren, wenn ich ihm bekenne, sehr glücklich zu sein. Ist nun aber Pauline meine Frau, und diese Thatsache allein interessirt augenblicklich, so darf ich wohl nicht fürchten, auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich Sie, und nur Sie für competent erachte, in der Testamentangelegenheit über mich zu richten. Ich unterwerfe mich diesem Richterspruch ohne Herzklopfen.“

Der Staatsanwalt athmete beklommen; er hatte das beängstigende Gefühl, sich in einer für seine amtliche Stellung sehr unangenehmen Lage zu befinden. „Aber welches Motiv — in aller Welt? Es stürmt so auf mich ein, daß ich gar nicht den Zusammenhang —“

„Welches Motiv? das einfachste. Das Testament enthielt, wie Sie wissen, eine Einlage. Diese Einlage, von der Hand des alten Blasius geschrieben, gab mein Geheimniß Preis. Der alte Mann hatte gemeint, seinem Pflegekinde einen großen Dienst zu erweisen, wenn er die heimliche Ehe ans Licht brachte. Ich hatte aber besten Grund, diese Disposition meinen Wünschen sehr wenig entsprechend zu finden. Gerade jetzt, wo mein Vater den entscheidenden Schritt thun wollte, mich in meiner amtlichen Laufbahn schnell zum Ziele zu führen, konnte die Entdeckung der heimlichen Ehe nur auf alle meine Aussichten für die Zukunft vernichtend wirken. Ein Mann wie Herr von der Linde wird das richtige Gefühl für meine verzweifelte Lage haben. Die Einlage durfte nicht bekannt werden, und — das Testament verschwand.“

Der Staatsanwalt deckte die Hände vor die Augen. „Welche Waghalsigkeit!“ rief er, „mir schwindelt vor allen den Paragraphen des Strafgesetzbuchs, die ich da unter mir wimmeln sehe. Um Himmels willen, Graf, was haben Sie gethan! Wenn es herauskommt —“

„Es wird nicht herauskommen,“ sagte Arthur mit erkünstelter Ruhe, während ihm der Schweiß auf der Stirn perlte; „dafür sind Sie mein Freund —“

„Ja — ja — aber meine amtlichen Verpflichtungen,“ wendete er kopfschüttelnd ein. „Daß Sie doch geschwiegen hätten —!“

Der Graf stand auf und legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, die sich bei der Berührung merklich zurückzog. „Bedenken Sie doch, daß wir den Candidaten Riehl nicht unschuldig im Gefängniß lassen dürfen.“

Der Staatsanwalt rieb sich die Stirn. „Allerdings — allerdings, er muß sofort entlassen werden.“

„Das ist auch meine Meinung.“

„Aber wie — ohne Sie zu compromittiren, Graf? Mir stehen die Gedanken still.“

„Sie haben mir Verschwiegenheit gelobt.“

„Ich kann ja auch nicht sprechen — es wäre ja entsetzlich! Aber was thun —? Meine Pflicht bindet mich an die streng gesetzlichen Grenzen. Ah! vielleicht so. Sorgen Sie dafür, daß das Testament irgendwie dem Gericht zugeht. Da Riehl doch nicht aus dem Gefängniß — — ja! das wird gehn — es ist ein Anhalt. Nur schnell — schnell!“

Arthur verstand ihn. „Geben Sie mir einen Bogen weißes Papier und ein Stück Mundlack,“ sagte er. Er wickelte das Testament ein, verschloß es und schob es wieder in die Rocktasche. „Leben Sie wohl! Ich habe mich in meinem Freunde nicht getäuscht.“

Von der Linde bemühte sein Gesicht zu einem verzweifelten Lächeln und nickte, sich verbeugend. Sie drückten einander verbindlich die Hand und Arthur entfernte sich, nicht unzufrieden mit dem Erfolge dieses letzten Schachzuges.

X. Katastrophe.

Als am Nachmittage der Botenmeister des Stadtgerichts den Briefkasten öffnete, fand er einen mit Mundlack verschlossenen weißen Umschlag ohne jede Aufschrift. „Nun ist's gar aus,“ brummte er ärgerlich, „das Volk verlangt schon, daß man den Eingaben anriechen soll, wohin sie gehören. Als ob man nicht schon so genug zu thun hat!“ Er riß das Couvert auf, zog die Einlage heraus, entfaltete sie und hielt sie dicht unter die mächtige Hornbrille. „Ein Testament ohne jedes Begleitschreiben — immer besser! Na, da mag ein anderer herausdüfteln, zu welchem Büreau das eingereicht ist.“ Es war damit doch nicht so ernst gemeint; er suchte auf der letzten Seite nach der Unterschrift, um vielleicht einen Anhalt zu gewinnen. „Was ist das!“ rief er plötzlich. „Blasius? Peter Blasius —? Sehen Sie doch einmal hieher, Stein — was steht da?“ Er hielt dem Boten, der mit dem Couvertiren von Briefen beschäftigt war, die Schrift unter die Nase. „Was steht da?“ — „Peter Blasius,“ bestätigte derselbe. Der Botenmeister warf die noch uneröffneten Briefe eiligst in den Kasten zurück, riß sein Käppchen vom Nagel und rannte fort, immer vor sich hinbrummend: „Na — das wird ein Spektakelchen machen — dem alten Blasius sein Testament — und ich hab's ausgewittert.“

Der Präsident machte Augen. Unzweifelhaft das Testament — nur die Einlage fehlt, auf welche dasselbe Bezug nimmt! Der Botenmeister hatte den Umschlag vergessen und mußte ihn holen. Kein Petschaft aufgedrückt — kein Federstrich auf dem Papier, kein eingepreßter Name, kein Wasserzeichen! Räthselhaft, wie die ganze Geschichte des Testaments, bleibt auch diese letzte Phase. Wie ein Lauffeuer geht die Kunde von dem Auffinden des Testaments von Büreau zu Büreau, abends hat schon die halbe Stadt Kenntniß davon. Nächsten Mittag findet der Candidat Eugen Riehl in seinem Brote wieder einen Zettel von bekannter Hand, auf welchem steht: „Sie sind ein Schuft, das gebe ich Ihnen hiemit schriftlich — das Testament ist da — Clementine.“ Jeder Buchstabe sieht aus wie ein Knüttel, der zum Zuschlagen aufgehoben ist. Riehl steht da, als ob diese sämmtlichen Knüttel auf seinem Rücken kurz und klein geschlagen sind. Ein böser Querstrich durch seine Rechnung!

Es versteht sich von selbst, daß die Staatsanwaltschaft sofort Nachricht von dem Funde erhielt. Von der Linde schluckte einen Seufzer herunter, der unzeitig laut werden wollte, und schrieb sofort eine Requisition an den Untersuchungsrichter. „Da das Testament des Rentier Blasius im Briefkasten des Königl. Stadtgerichts aufgefunden ist, der Untersuchungsgefangene, Candidat Riehl, also nicht derjenige gewesen sein kann, in dessen Besitz sich dasselbe befunden, danach also seine Behauptung, eine andere Person habe das Document entwendet, höchst wahrscheinlich gemacht ist und seine längere Verhaftung sich daher nicht mehr rechtfertigen läßt, u. s. w. — u. s. w." Er beantragte, ihn sofort auf freien Fuß zu stellen.

Rothstein machte eine Grimasse, als ob er das große Tintenfaß ausgetrunken hätte, das vor ihm stand. „Das ist nicht übel," rief er, „mein Freund Staatsanwalt scheint bei dieser Comödie auch eine Rolle übernommen zu haben." Er konnte leicht auf diesen Verdacht kommen, da sein Aufpasser ihn davon unterrichtet hatte, daß Graf Hohenbühl einen Besuch bei Herrn von der Linde gemacht hatte und dann nach dem Stadtgericht gegangen war, wo er etwas in den Briefkasten geworfen. Er konnte nicht mehr zweifeln, daß der Fremde, von dem Riehl erzählte, der Graf gewesen und daß der Graf sich jetzt wieder des Testaments entäußert habe. „Aber was will diese Kleinigkeit jetzt überhaupt noch sagen gegen das andere —?" grinste er; „der Staatsanwalt soll seinen Freund kennen lernen."

Er ließ den Candidaten vorführen. „Haben Sie sich inzwischen besonnen, wer der Herr gewesen ist, dem Sie in den Park gefolgt sind und in dessen Hand Sie das Testament gesehen haben?" fragte er.

Riehl preßte die Lippen auf einander und schwieg. Er wollte nicht verrathen, daß er schon von der Auffindung des Testaments wisse.

„Ich will's Ihnen sagen," fuhr Rothstein fort, „damit Ihr zartes Gewissen nicht belästigt wird. Graf Arthur Hohenbühl war's."

Ueber den schwarzen Augenbrauen des Candidaten zuckte es, als ob ein Nerv von einer spitzen Nadel berührt wurde. „Und darf ich mich erkundigen," fragte er leise, „ob das Testament gefunden ist?"

„Es ist gefunden."

„Dann habe ich freilich keine Veranlassung weiter, mich durch Schweigen zu verdächtigen," sagte Riehl nach einer Pause, die ein sehr lebhaftes Mienenspiel ausgefüllt hatte. „Ich glaube den Grafen erkannt zu haben."

„Und wo hatten Sie den Grafen kennen gelernt?"

Riehl überlegte wieder; er ahnte, worauf Rothstein hinauswollte. Graf Arthur hatte ihm, indem er das Testament ans Gericht herausgab, den empfindlichsten Streich versetzt. Sein Spiel mit den Erben war verloren, seine Hoffnung, für seine Gefangenschaft durch ein sehr ansehnliches Capital entschädigt zu werden, gänzlich zerstört. Welche Rücksicht hatte er jetzt noch gegen einen Menschen zu nehmen, der ihn selbst so rücksichtslos behandelte? Nur daß er sich zugleich selbst anklagen mußte, war ihm noch bedenklich.

Rothstein beobachtete ihn mit halbzugekniffenen Augen. „Ich will auch bei diesem Punkte Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen," sagte er endlich ungeduldig. „Der Herr Graf liebte die schöne Pauline Stern. Da sie Schwierigkeiten machte und auch der alte Blasius im Wege stand, mußte die Comödie einer Trauung aufgeführt werden. Sie übernahmen dabei die Rolle des Geistlichen und führten sie bei Gelegenheit einer Vertretung des Pfarrer Müller in Klein-Brachlegen sehr geschickt durch. Sie hatten diesen alten Universitätsfreund zu keinem anderen Zwecke aufgesucht, als diese Gelegenheit abzupassen. Blasius und Pauline hielten Sie für den Pfarrer Müller, dessen schwarzen Amtsrock Sie trugen. Blasius ist in der Täuschung, daß eine wirkliche Trauung stattgefunden, selig entschlafen — Pauline Stern befindet sich in ihrem Irrthum wahrscheinlich noch jetzt. Nun — lohnt's noch zu leugnen? Ich füge hinzu, daß Sie, wenn Sie dem Richter die Möglichkeit einer milden Beurtheilung geben, leicht mit einigen Wochen Gefängniß abkommen können."

Der Candidat folgte in größter Aufregung seinen Worten; daß er so gut informirt sei, kam ihm doch überraschend. „Sie wissen alles," erwiderte er kleinlaut.

„Gut denn! So gedulden Sie sich noch vierundzwanzig Stunden im Gefängniß," bemerkte der Richter befriedigt. „Ich hoffe morgen schon Ihre Freilassung verfügen zu können. Ihre ausführliche Vernehmung in dieser anderen Angelegenheit bleibt vorbehalten."

Riehl fand sich in seiner Zelle, ohne zu wissen, wie er wieder hineingekommen. —

Der Stadtrichter machte einige Notizen, packte seine Akten zusammen und ging nach dem Amtslocal des Staatsanwalts, den er zu dieser Zeit daselbst stets anwesend wußte. Es war ihm kein angenehmer Gang, aber die Dringlichkeit der Sache ließ ihn seine Abneigung leichter überwinden.

Herr von der Linde hatte Mühe, seine Ueberraschung über den unerwarteten Besuch nicht merken zu lassen. An feinere Gesellschaftsformen gewöhnt, war es ihm sehr unbehaglich zu Muth, als Rothstein mit derber Ungenirtheit ein Pack Akten von einem Sessel auf die Erde warf, sich auf denselben dicht neben den Schreibtisch setzte und ohne weitere Einleitung mit der Eröffnung begann: „Daß ich Sie hier aufsuche, hat natürlich einen sehr triftigen Grund; Sie wissen, daß ich sonst lieber schriftlich mit Ihnen verhandle."

„Was verschafft mir das seltene Vergnügen —?" fragte Herr von der Linde artig.

„Ich verzichte durchaus auf die Anerkennung, Ihnen Vergnügen zu machen," fiel Rothstein ihm ziemlich brüsk ins Wort. „Es handelt sich um Geschäfte sehr wenig vergnüglicher Natur, wie Sie bald merken werden. Sie sind Staatsanwalt und ich bin Untersuchungsrichter, dabei wollen wir's lassen."

„Was also —?"

„Wenn ich nicht irre, ist Graf Arthur Hohenbühl Ihr Freund."

Von der Linde musterte ihn mit einem erschreckten Blick. „Graf Arthur Hohenbühl —?"

„Ich spreche ja verständlich. Diese Freundschaft wird Sie nicht hindern dürfen, im ganzen Umfange Ihre Pflicht als Beamter zu thun. Das sollte selbstverständlich sein, mag aber noch ausdrücklich vorausgeschickt werden."

Dem Staatsanwalt stieg das Blut nach dem Kopf. „Ich muß mir dergleichen Unterstellungen ernstlich verbitten," sagte er heftiger, als sonst seine Gewohnheit war. „Es ist nicht Ihre Sache, zu beurtheilen, ob und wie ich meine Pflicht thue."

Rothstein nickte, spöttisch lächelnd. „Sehr richtig, aber ich darf meine Meinung darüber haben. Ich klage den Grafen bei der Staatsanwaltschaft eines schweren Verbrechens an."

Von der Linde rückte mit dem Stuhl einen Schritt zurück.

„Und zwar in amtlicher Eigenschaft," fuhr Rothstein fort; „Sie wissen, daß der Richter gesetzlich gehalten ist, Verbrechen, die zu seiner Kenntniß kommen, ex officio zur Anzeige zu bringen."

„Freilich — freilich," bestätigte der Staatsanwalt, dem in Gedanken an die neuliche Unterredung mit dem Grafen sehr schlecht zu Muth wurde. „Aber wie kann ich glauben —?"

„Es handelt sich um Beweise. Der Graf hat ein Verhältniß mit Pauline Stern, der Erbin des Rentier Blasius —"

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln.

„Zwei Kinder sind die Frucht desselben —"

Die vorige Bewegung wiederholte sich.

„Dagegen können wir allerdings nichts haben. Aber Pauline Stern glaubt die Ehefrau des Grafen Hohenbühl zu sein —."

Der Staatsanwalt richtete schnell den Kopf auf, faßte mit Daumen und Zeigefinger sein spitzes Kinn und sah erstaunt den Sprecher an.

„Und Graf Hohenbühl hat sie in die Täuschung versetzt, daß diese Verbindung eine eheliche sei. Mit einem Wort, er hat eine kirchliche Trauung vorgespiegelt, um sie zu gewinnen!"

Es fehlte wenig, daß von der Linde rücklings den Stuhl umwarf, als er aufsprang, um durch das Zimmer zu laufen und sich so wenigstens der unmittelbaren Beobachtung seines Gegners zu entziehen. „Das ist eine sehr — sehr — wunderliche Behauptung, Herr Stadtrichter," brachte er in der Aufregung heraus. „In der That eine sehr wunderliche —."

„Wie Sie's nennen wollen. Es ist vielleicht ebenso wunderlich, daß der betreffende Paragraph des Strafgesetzes eine solche Handlung mit mehreren Jahren Zuchthaus bedroht."

Herr von der Linde überlegte schnell, daß jedenfalls auf irgend eine ihm freilich noch ganz unerklärliche Weise das Geheimniß des Grafen zur Kenntniß des Richters gekommen sein müßte, der sich nun eine Geschichte zusammenreimte, die leicht den größten Schaden anrichten konnte, wenn sie verbreitet wurde. Daß Rothstein entschlossen war, seine Anklage aufrecht zu erhalten, konnte ihm nicht zweifelhaft

sein; daß er sich an die höhere Instanz wenden würde, wenn er ihn hier abweise, konnte für eben so sicher gelten. Es war für den Grafen die Verwickelung in die unangenehmste Untersuchung zu befürchten, wenn nicht sofort eine Aufklärung folgte. Unter solchen Umständen hielt er sich nicht nur befugt, sondern geradezu verpflichtet, sein dem Grafen gegebenes Wort zu brechen, über dessen geheime Mittheilung schweigen zu wollen. Offene Aussprache allein konnte den schlimmsten Verdacht zerstreun. Er trat deshalb vor Rothstein hin und sagte mit erkünstelter Ruhe: „Ich würde es unerhört finden, Herr Stadtrichter, wenn Sie gegen einen Mann, der die Ehre hat einer der ersten Familien dieses Landes anzugehören, gegen einen Beamten eine so empörende Beschuldigung zu schleudern wagten, ohne Ihrer Sache völlig sicher sein zu glauben. Zum Glück bin ich in der Lage, Sie überzeugen zu können, daß Sie sich täuschen, indem Sie gewissen Thatsachen, von denen Sie Kenntniß erhalten haben mögen —"

„Und die also auch Ihnen bekannt sind," fiel ihm Rothstein spöttisch ins Wort.

„Die allerdings auch mir bekannt sind, weil mein Freund Hohenbühl vor mir keine Geheimnisse hat — indem Sie solchen Thatsachen, sage ich, Vermuthungen zufügen, die Ihnen berechtigt erscheinen mögen, die aber ohne objectiven Werth sind. Um es kurz zu machen: Hohenbühl ist mit Pauline Stern seit drei Jahren heimlich verheirathet. Der Grund, weshalb diese Ehe geheim gehalten werden, liegt lediglich in Familienrücksichten, die Sie hoffentlich respectiren werden. Was ich Ihnen mittheile, um Sie vor unbedachten Schritten zu bewahren, habe ich durch den Grafen selbst, also aus sicherster Quelle erfahren."

Er sah dabei mit einem Gesicht, in dem sich die tiefste Ueberzeugung von seiner Ueberlegenheit dem brüsken Angreifer gegenüber spiegelte, auf Rothstein herab, der wirklich durch diese unvermuthete Wendung in einige Verwirrung gesetzt war. „So — so!" brummte er mürrisch, „der Graf behauptet, wirklich verheirathet zu sein. Das ist etwas anderes — freilich etwas anderes, aber —" und bei diesem Aber blitzten die Augen wieder unheimlich, — „aber seine Behauptung ist falsch; ich weiß es besser, daß er nicht verheirathet ist und nie geglaubt hat, verheirathet zu sein."

„Sie sind beharrlich," lächelte der Staatsanwalt.

„Weil ich Beweise habe," erwiderte Rothstein mit aller Schärfe, indem er die Akten auf den Tisch legte, durchblätterte und von Zeit zu Zeit eine Seite einschlug. „Lesen Sie diese Aussage — vergleichen Sie damit dieses Protokoll — nehmen Sie von diesem Brief des Pfarrer Müller Kenntniß — lassen Sie sich endlich diese lateinisch geschriebenen Zeilen nicht entgehen und ebenso wenig diese Schlußnotiz. Nun? Was sagen Sie? Nicht wahr — sehr wunderlich?"

Herr von der Linde beugte sich vornehm lächelnd nieder und begann zu lesen. Aber schon nach wenigen Minuten nahm sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck an; Ueberraschung, Erstaunen, Schreck, Bekümmerniß malten sich darauf abwechselnd. Er mußte sich sagen, daß gegen den Grafen nicht nur die allergravirendsten Verdachtsmomente vorlägen, sondern daß der Beweis schon so gut wie geführt sei. Aber der Gedanke, den Freund, den hohen Beamten, den Standesgenossen anklagen zu sollen, erschien ihm so ungeheuerlich, daß er sich für jetzt in ihm gar nicht zurechtfinden konnte. Nachdem er schon längst mit dem Durchlesen der betreffenden Aktenstellen fertig geworden war, sah er noch immer starr auf die Blätter.

Rothstein wußte sehr gut, was in ihm vorging; er ließ ihm eine Weile Zeit, zu sich zu kommen. „Nun?" fragte er endlich, „sind Sie informirt? Was denken Sie von Ihrem verehrten Freunde, dem Grafen, der kein Geheimniß vor Ihnen hat? Was?"

„Unmöglich — unmöglich!" rief der Staatsanwalt, sich wieder aufrichtend. „Es hat den Anschein — allerdings — ohne Zweifel. Aber es muß irgend ein Irrthum obwalten — muß! Es wäre ja ungeheuerlich, den Grafen auf die Anklagebank —"

Der Stadtrichter stand auf, trat ihm dicht unter die Augen und legte die Hand auf die Akten. „Ich erwarte einen sofortigen Haftbefehl," sagte er mit einer Stimme, die jenen zittern machte, „verstehen Sie das —? einen Haftbefehl. Ich entlasse den Candidaten Riehl nicht früher, bis der Graf in Sicherheit gebracht ist. Sie haben oft genug mit tiefster sittlicher Entrüstung gegen Angeklagte plaidirt, die es gewagt, daran zu zweifeln, daß die Staatsanwaltschaft völlig unparteiisch nur dem gekränkten Recht Geltung zu verschaffen trachte. Sie haben mich, den Richter, genöthigt, dergleichen Zweifel als Amtsbeleidigungen schwer zu bestrafen. Gut denn — ich nehme Sie beim Wort! Der Fall ist klar. Ich lasse Ihnen die Akten hier, in denen sich mein schriftlicher Antrag findet, auf den eine amtliche Bescheidung erfolgen muß. Erhalte ich dieselbe nicht binnen vierundzwanzig Stunden, so behalte ich mir weitere geeignete Schritte vor. Thun Sie nun, was Sie für gut halten. Ich empfehle mich."

Er nahm seinen Hut und ging, ehe Herr von der Linde Zeit hatte, auch nur ein Wort zu erwidern. „Der Unverschämte!" rief er ihm nach, als er sich allein sah. „Und was in aller Welt beginnen? Der Graf ist verloren —! Diesen Beweisen gegenüber — wie darf ich zögern? Mein Amt — meine Pflicht — mein Gewissen —! Aber der Freund? soll er nichts gelten? Kann ich ihn fallen lassen, ohne auch nur einen Versuch zu seiner Rettung zu machen? Was thun — was thun?

Er rannte durch das Zimmer, gestikulirte mit den Armen, schlug sich vor die Stirn und geberdete sich wie ein Unsinniger. Erst nach einigen Stunden, nachdem er die Situation tausendmal durchgedacht hatte, wurde er etwas ruhiger. „Es muß einen Ausweg geben," sprach er halblaut vor sich hin, „wie ich mich und zugleich den Grafen rette. Er hat unverantwortlich gehandelt, aber es ist nun einmal geschehen, und er ist mein Freund, durchaus ehrenhaft bis auf diesen schwarzen Punkt seines Lebens. Ein Mann, wie er, darf nicht auf die Anklagebank, es wäre der größte Schade für die Gesellschaft, für den Staat. Was will es dagegen sagen, wenn ein einzelnes Verbrechen unbestraft bleibt, das in der Verirrung der Leidenschaft seinen Grund hat? Der Graf muß fort — seine Verfolgung unmöglich machen. Einer seiner Freunde muß unter der Hand erfahren — unter dem Siegel der Verschwiegenheit — — ganz recht, so geht's."

Er sah nach der Uhr. Die Mittagszeit war längst vorüber. Er hatte nicht den mindesten Appetit. Nachdem er die Akten sorgsam in sein Pult verschlossen, machte er sich zum Ausgehen bereit; sein Ziel war die Wohnung des Barons von Plauthen.

„Ich komme zu Ihnen als Freund," redete er ihn an, „und in der Angelegenheit eines Freundes. Mein amtlicher Charakter muß dabei ganz außer Spiel bleiben. Ich kann Ihnen leider nur Andeutungen machen, nach deren näherer Bedeutung Sie nicht fragen dürfen, wenn Sie mich nicht compromittiren wollen. Versprechen Sie das?"

„Was, zum Teufel, gibt's denn?" fragte Plauthen in seiner ungenirten Manier.

„Graf Arthur Hohenbühl muß heimlich noch heute die Stadt verlassen, so schnell als möglich auch das Land —."

Plauthen sah ihn ungläubig an. „Sie träumen, Freundchen."

„Leider nicht. Es wird genügen, wenn der Graf erfährt, was ich Ihnen sage, und daß ich, der Staatsanwalt von der Linde, es gesagt habe."

„Der Staatsanwalt? Reitet Sie der leibhaftige —! Wegen des Testaments?"

„Nein!"

„Was denn aber —?"

„Fragen Sie nicht."

„Ist die verdammte Heirathsgeschichte heraus —?"

Herr von der Linde stand wie angedonnert. „Was wissen Sie —?"

Der Baron schlug sich auf den Mund. „Ich weiß gar nichts — versteht sich von selbst. Ist's das?"

Der Staatsanwalt hüstelte verlegen; es fiel ihm der Rothbart in dem Brief des Pfarrer Müller ein. „Sorgen Sie dafür, daß der Graf flieht," bat er ausweichend, „ohne sich hier länger als dringend nöthig aufzuhalten. Es ist ein Freundschaftsdienst, den Sie ihm erweisen. Ich sage nichts mehr."

Herr von der Linde verabschiedete sich kurz und in sehr gedrückter Stimmung. Der Freund war gewarnt; aber was hatte die Warnung ihm selbst gekostet? Das stolze Bewußtsein der Unverletzlichkeit seiner amtlichen Pflichttreue.

Plauthen trat an sein Büreau und zählte seine Casse durch. Das Resultat schien ihn wenig zu befriedigen. Mürrisch zog er den Schlüssel ab, warf den Schlafrock über die Stuhllehne, kleidete sich visitenmäßig und legte die Cigarre auf einen Aschbecher. Dann begab er sich in die Zimmer seiner Frau.

Die Baronin lag auf dem Sopha und las in einem Buche mit

Am Briefkasten.

Originalzeichnung von R. Beyschlag.

Digitized by Google

Goldschnitt. Die auffallend kleine und weiße Hand, welche dasselbe hielt, und die schmalen, zierlichen Füße, die über einander gekreuzt von der seidenen Robe nicht bedeckt wurden, zogen sofort den Blick auf sich, der auf dem strengen, in den Hauptzügen scharf ausgeprägtem Gesicht von orientalischem Schnitt ungern weilte. Sie beachtete das Eintreten ihres Herrn Gemahls kaum. Erst als er sich dicht neben sie auf einen Stuhl setzte, ihre Hand nahm und dieselbe küßte, sagte sie halb verwundert, halb spöttisch: „Was fällt Ihnen ein, Baron? Brauchen Sie vielleicht Geld?"

Plauthen wiederholte den Handkuß. „Sei gütig, Esther," sagte er seufzend.

„Wie viel?" fragte sie im vorigen Ton.

„Wenn Du denn jede freundliche Annäherung ablehnst — ich wollte Dich um einen Vorschuß von fünfhundert Thalern für einen Freund bitten, der eines unangenehmen Vorfalls wegen schleunigst die Flucht ergreifen muß und nicht Zeit hat, sich auf andere Art die Reisemittel zu verschaffen. Es hängt das Wohl und Wehe einer der angesehensten Familien des Landes davon ab, daß kein Aufschub nöthig wird."

Sie sah ihn ungläubig an. „Sollte dieser Freund vielleicht eine Freundin sein, und die romantische Fluchtgeschichte —"

„Ich schwöre Dir's zu, Esther, es ist die Wahrheit. Im Vertrauen, ich spreche vom Grafen Hohenbühl."

„Das Testament ist ja aufgefunden. Die schöne Pauline Stern wird doch jetzt nicht mehr in Verlegenheit sein."

„Aber der Graf in desto größerer. Er will ein Verhältniß lösen, das mit Recht Anstoß erregt hat —".

„So —o!"

„Will mir in den Glückshafen der Ehe folgen —"

Sie seufzte. „Sie sind sehr komisch, Baron."

Er zog ihre Hand an sein Herz. „Wenn Du mir nur einmal glauben wolltest, Schatz! Ich bin wirklich auf dem besten Wege, ein solider Ehemann zu werden."

Die Baronin erhob sich und trat an ihren Schreibtisch. „Um dieser Lüge willen," sagte sie traurig und mit milderem Ton. „Hier ist das Geld."

Er entschuldigte seine Eile mit der Dringlichkeit des Falles und empfahl sich mit einem Kusse auf die Wange, da sie ihm den Mund entzog. Die Baronin legte sich nicht wieder auf das Sopha, sondern ging langsam durch das Zimmer, von Zeit zu Zeit das Spitzentuch vor das feuchte Auge haltend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gußstahlkanonen des Friedens.

Von allen technologischen Kenntnissen hat wohl keine eine allgemeinere Verbreitung gefunden, als die Campanologie, d. h. die Kunde des Glockengußprocesses, da die praktischen Studien, welche Schiller während seines Aufenthalts in Volkstedt in einer benachbarten Glockengießerei gemacht hat, durch das Lied von der Glocke Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden sind. Schon der Quartaner kennt nicht nur das Recept zur zähen Glockenspeise: — „Schmilzt des Kupfers Brei, schnell das Zinn herbei", — sondern auch alle Kennzeichen zur Beurtheilung der Frage:

„Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen."

Eine Modification dieser Zusammensetzung des Glockenmetalls aus durchschnittlich 70—80 Procent Kupfer und 20—30 Procent Zinn bieten allerdings die weitverbreiteten Sagen, daß bei dem Guße mancher Glocken durch Silber das Zinn ersetzt oder doch die Mischung verfeinert worden sei, um den Glocken den rechten Silberklang zu sichern; — schon Karl der Große soll, wie wir aus dem Monachus Sangalensis ersehen, zu einem Glockenguß statt des Zinns 100 Pfund Silber bewilligt haben, und ähnliche Spenden der Frömmigkeit werden noch bei vielen Kirchen und Klöstern gemeldet. Allein der Umstand, daß das Silber zur Herstellung eines klangvollen Erzes sehr ungeeignet ist, auch den Guß erschwert, und daß bei der Untersuchung der angeblich silberhaltigen Glocken sich niemals eine Spur dieses Metalls gefunden hat, führt zu der Vermuthung, daß die Silberspenden nicht bis in den Schmelzofen gelangt sind, sondern eine zweckmäßigere Verwendung in dem Refectorium der frommen Brüder gefunden haben.

Noch vor wenig Jahrzehnten lag der Gedanke, daß Glocken auch aus anderen Metallen gefertigt werden könnten, so fern, daß der Ausdruck „Glockengut" für diese Bronce aus Kupfer und Zinn allgemeine Geltung erlangt hat. Die Glocken haben aber dasselbe Schicksal gehabt, wie die Kanonen, bei denen das alte Fabrikationsrecept: „man mache ein Loch und gieße Bronce herum" auch nicht mehr passen will, seitdem die Kruppschen Gußstahlkanonen alle Mitbewerber siegreich aus dem Felde geschlagen haben; — denn in hunderten von neuen Kirchen tönen jetzt in machtvollen Klangwellen Glocken, welche nicht aus Bronce, sondern aus Eisen, d. h. aus demselben Gußstahl wie die Kruppschen Hinterlader bestehen. Diese Neuerung, der Ersatz der Bronce durch Eisen bei Herstellung der Glocken, ist im Grunde nur die Wiederaufnahme eines alten, mehr als tausendjährigen Gedankens, denn die ältesten Glocken, deren Erfindung eine ethymologisirende Spielerei dem Bischof Paulinus von Nola in Campanien (daher der Name „nola" und „campana") zuschreibt, waren nicht aus Bronce gegossen, sondern aus Eisenblech geschmiedet. Eine solche Glocke aus zusammengenieteten Eisenplatten, welche von dem Reichenauer Abte Walafried Strabo als „vasa productilia" bezeichnet werden, ist noch jetzt im Museum in Köln zu sehen, wohin sie aus der dortigen Cäcilienkirche gekommen; — sie trägt den Namen „Saufang", weil sie zur Zeit des Erzbischofs Kunibert im Peterspfuhle von Schweinen ausgewühlt worden sein soll. Diese geschmiedeten eisernen Glocken wurden jedoch von den aus Bronce gegossenen immer mehr verdrängt, und diese wuchsen, nachdem die gradlinige und bienenkorbartige Form sich allmählich zu der jetzigen Glockenform ausgebildet hatte, an Umfang und Gewicht vom 11. Jahrhundert ab immer mehr, bis sie in der zweiten Hälfte des 15. Säculums den Höhepunkt erreichten; die Riesengestalten der Maria gloriosa zu Erfurt mit 275 Centner, der Preciosa und Speciosa des Kölner Doms mit 224 Centner, der Dominica des Halberstädter Doms, des Sigismundus der Marienkirche zu Danzig, sowie die großen Glocken zu Breslau und Görlitz u. a. m. stammen sämmtlich aus den 50 Jahren von 1448 bis 1497. Allein die Bronceglocken sind nicht nur sehr theuer, sondern haben auch den Nachtheil, daß sie leicht springen, namentlich wenn sie bei heftiger Kälte stark geläutet werden, und da deshalb kleine unbemittelte Kirchen sich häufig mit einem kärglichen und unharmonischen Geläute begnügen mußten, so war seit längerer Zeit der Wunsch sehr lebhaft, daß ein Mittel zur Herstellung billigerer und haltbarerer Glocken gefunden werden möge. Man griff deshalb auf das Eisen zurück; da aber Glocken aus Gußeisen zu leicht gesprungen sein würden, so versuchte man schon im vorigen Jahrhundert, die Glocken durch geschmiedete hufeisenförmige Eisenstäbe zu ersetzen. Allein die Fülle und Tragweite des Schalls ließ hierbei ebensoviel zu wünschen übrig, als bei dem Gebrauch großer tönender Scheiben, und ebensowenig genügte das vor ca. 30 Jahren von dem Fabrikanten Poensgen in Schleiden erfundene, in der Kruppschen Gußstahlfabrik gefertigte Stahlstabgeläute, welches aus gabelförmig gebogenen, aus Gußstahl geschmiedeten Stäben bestand, die mit einem Resonanzboden verbunden waren, und durch eine mechanische Vorrichtung mit hölzernen Hämmern in bestimmten Intervallen angeschlagen wurden.

Da kamen vor etwa 20 Jahren wirkliche Glocken aus Gußstahl in den Handel, welche sich durch ihren vollen weittragenden Ton auszeichneten, und bei ihren billigen, kaum ein Drittheil der Kosten von Bronceglocken übersteigenden Preisen sich rasch bei verschiedenen Kirchengemeinden Eingang verschafften. Doch fanden sie in weiteren Kreisen erst dann größere Beachtung, als ein interessanter Vorfall bei der großen Pariser Industrieausstellung von 1855 die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben lenkte. Der „Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation in Bochum" — noch jetzt der einzige Producent von Gußstahlglocken — hatte, wie der amtliche Bericht des preußischen Ausstellungscommissars von Viebahn referirt, auf dieser exposition universelle drei Thurmglocken ausgestellt, welche an Größe alle vorhandenen Bronceglocken weit übertrafen und sich dabei durch die große Billigkeit ihrer Preise auszeichneten. Gegen diese neue Erfindung wurden jedoch von allen

Seiten die mannigfachsten Widersprüche erhoben; von der Concurrenz der Glockengießer wurde — freilich vergeblich — die Haltbarkeit und die Tonfülle angefochten, von der Concurrenz der Gußstahlfabrikanten aber die directe Herstellung stählerner Glocken auf dem Wege des Gusses geradezu für eine Unmöglichkeit erklärt, und behauptet, daß die ausgestellten Glocken nur Gußeisen seien. Allerdings bietet nämlich die Darstellung von Façongüssen aus Gußstahl theils wegen der hohen Temperatur, welche der Gußstahl bedarf, um den für einen reinen Guß erforderlichen Grad von Flüssigkeit zu erzielen, theils wegen der Nothwendigkeit der Herstellung feuerfester und zugleich der Contraction des erkaltenden Gußstücks nachgebender Formen, und endlich wegen des störenden Eintritts der Blasenbildung so erhebliche Schwierigkeiten, daß selbst die erfahrensten Fabrikanten an deren Beseitigung verzweifelten, und der Einwand, daß Glocken von solcher Größe nicht aus Gußstahl gegossen sein könnten, nicht ungerechtfertigt erschien. Um diesem Zweifel zu begegnen, sandte die Bochumer Gußstahlfabrik während der Ausstellung noch eine Glocke ein, an welcher sich noch der an seinem Ende zu einer viereckigen Stange ausgeschmiedete Ausguß befand. Allein auch dieser Beweis überzeugte die Gegner nicht; und es wurde sogar der Verdacht geäußert, daß ein Betrug vorliege, daß die Glocke aus Roheisen hergestellt und nur zuletzt etwas Gußstahl eingegossen sei; — nur wenn die Glocken zerschlagen und ihre Bruchstücke untersucht werden könnten, würde sich die Wahrheit erkennen lassen, und wurde von einem deutschen Concurrenten zu diesem Behufe eine Summe von 2000 Frcs. zur Disposition gestellt. Der in Paris anwesende technische Director der Bochumer Fabrik, der Erfinder der Gußstahlfaçongüsse, Jacob Mayer, erklärte sich zu dieser Probe, von deren Resultat die ganze Zukunft dieser Glocken, ja das Renommée und vielleicht die Existenz der Fabrik abhing, bereit; — die bestrittene Glocke wurde — mit vieler Mühe — in einer benachbarten Werkstätte in Gegenwart des Präsidenten der XVI. Juryklasse, v. Steinbeis, und einer Menge anderer Zeugen zersprengt, und auch die Schmiedbarkeit des Materials geprüft; aber alle Bruchstücke erwiesen sich als Gußstahl der vorzüglichsten Qualität; man konnte sie mit Leichtigkeit schmieden, wieder abhärten, und stets zeigten sie den vollkommensten Gußstahlbruch. Jetzt verstummten die Zweifler, der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation erhielt eine der großen goldenen Ehrenmedaillen, von denen nur 7 auf den ganzen Zollverein kamen, und der Erfinder wurde mit dem Kreuze der Ehrenlegion decorirt.

Dieser große Triumph der Bochumer Gußstahlglocken machte dieselben mit einem Schlage berühmt, und half zu ihrer Verbreitung mehr, als die Virtuosität der Hoffschen Malzextractreclame vermocht haben würde; — von allen Seiten kamen Bestellungen, selbst nach Amerika und Afrika haben die Gußstahlglocken den Weg gefunden. Es ist auch sehr leicht erklärlich, daß sie die Broncеglocken mit jedem Jahre immer mehr verdrängen. Denn die Dauerhaftigkeit der Gußstahlglocken ist eine fast unbegrenzte; — es ist, da die Gesellschaft jede innerhalb der ersten Jahre gesprungene Glocke unentgeltlich durch eine neue zu ersetzen sich verpflichtet, wiederholt absichtlich durch anhaltendes starkes Läuten der allen Unbilden der Witterung ausgesetzten Glocken bei heftigstem Froste ihre Haltbarkeit auf die stärksten Proben gestellt, und durch amtliche Versuche nachgewiesen worden, daß es fast unmöglich ist, sie durch menschliche Kraft zu zersprengen; ja selbst bei dem Falle einer Glocke aus 56 Fuß Höhe auf das Steinpflaster wurde nur das Letztere zerschlagen, die Glocke selbst blieb unbeschädigt. Der Ton der Gußstahlglocken ist voll und von größerer Tragweite, als der der Broncеglocken von gleicher Größe, und wenn bei den ältesten Gußstahlglocken der Ton anfangs auch etwas scharf war und die seelenvolle Weichheit des Broncеgeläutes vermissen ließ, so haben doch die Fortschritte der Fabrikation dahin geführt, daß die Fülle und Weichheit des reinen runden Tons dem der Broncеglocken durchaus gleichkommt, und jetzt wiederholt in einem Geläute von 3 oder 4 Broncеglocken bei dem Springen einer derselben der Ersatz durch eine Gußstahlglocke bewirkt worden ist, ohne die Harmonie des Geläutes im geringsten zu beeinträchtigen. Und da diese unzweifelhaften Vorzüge mit einer mehr als $^3/_5$ der frühern Kosten betragenden Ersparniß verknüpft sind, so ist es nur aus der Hartnäckigkeit des Kampfes, den jede neue Erfindung mit den eingewurzelten Gewohnheiten und Vorurtheilen bestehen muß, zu erklären, daß überhaupt die Broncеglockengießereien ihre Existenz noch fristen können.

Auch auf der Londoner Industrieausstellung von 1862 erhielt die große Gußstahlglocke des Bochumer Vereins, welche bei 9 Fuß Durchmesser und einem Gewicht von 200 Centner (also beinahe der Schwere der Preciosa des Kölner Doms) von untadelhaftem Guß war, eine Preismedaille, und ihr machtvoller Klang mahnte in dem Industriepalaste allabendlich die Besucher vor der Stunde des Schlusses an die Heimkehr. Und ebenso ertönten in der internationalen Pariser Ausstellung von 1867 täglich die in der Maschinengallerie aufgehängten vier Gußstahlglocken des Bochumer Vereins, und wenn der mißgünstige Verfasser der „Wunder der Weltausstellung" davon auch nur das „font-ils du bruit, ces Prussiens!" meldet, so weiß doch jeder Besucher dieser Ausstellung, daß sie neben der Kruppschen Riesenkanone bei allen Sachverständigen als die Matadore der Eisenindustrie galten, — als die „Gußstahlkanonen des Friedens" auch hier ihren ehrenvollen Platz behaupteten und auch hier wieder mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurden. Freilich konnten sie sich bezüglich der Quantität mit ihrer kriegerischen Schwester und mit dem 80,000 Pfund schweren Gußstahlblock der Kruppschen Fabrik nicht messen, aber bezüglich der Qualität des Fabrikats und der Vollendung der Façongröße stehen sie denselben nicht bloß gleich, sondern haben sich ihre Vorzüge zu bewahren gewußt, und bis auf den heutigen Tag vermag keine andre Fabrik, selbst das Kruppsche Etablissement nicht, die Gußstahlglocken herzustellen. Unsre eiserne Zeit, welche von dem „alten Schadenstifter, dem tückischen, verderblichen Mars" regiert wird, gehorcht freilich lieber der ultima ratio der Kanonen, als der frommen Mahnung der Glocken, daß „zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine versammle sich die liebende Gemeine!" Darum steht die Production der Bochumer Gußstahlglocken hinter der Kanonenproduction des Krupp'schen Etablissements sehr zurück, wie denn auch das letztere die Bochumer Fabrik an Ausdehnung weit überragt. Doch ist nach dem riesenhaften Kruppschen Werke das Bochumer die größte Gußstahlfabrik der Welt, und selbst bedeutender als die größten von England und Frankreich, indem dieselbe neben den Gußstahlglocken auch noch alle anderen Gußstahlfabrikate, namentlich Eisenbahnbedarf an Scheibenrädern, Bandagen, Tragfedern 2c. herstellt. So wurde z. B. auf der Pariser Ausstellung von 1867 neben den Gußstahlglocken ein Satz von 22 in einem Stück gegossener Scheibenräder bewundert, welcher zuletzt eine Zierde des nun errichteten Museum für Berg- und Hüttenkunde in Berlin bildet. Neben dem Tiegelguß wird auch noch eine Bessemer-Anlage betrieben, wie überhaupt die mit bedeutenden Mitteln versehene Fabrik unter der tüchtigen Leitung eines unternehmenden und geschäftskundigen Generaldirectors in ununterbrochener Entwickelung und zunehmender Prosperität immer weiter sich ausdehnt. In der überall sich bekundenden Fürsorge für ihre Arbeiter hat die Gesellschaft nach dem Vorbilde der Arbeiterstädte des Elsaß eine ausgedehnte Arbeitercolonie erbaut, welche unter dem Namen „Stahlhausen" eine eigne Vorstadt von Bochum bildet. Bei der in den letzten Jahren stattgefundenen Erweiterung der Fabrikanlagen ist hier der höchste Schornstein des Continents in der Höhe von 330 Fuß, also nur 50 Fuß niedriger als die Kreuzblume auf dem Münsterthurm zu Freiburg im Breisgau — aufgeführt worden, der auch zu einem interessanten Experimente Veranlassung gegeben hat. In Folge der ungeheuren Last dieses Schornsteins senkten sich in dem tiefen Lehmboden die Fundamente desselben auf der einen Seite, so daß eine unbeabsichtigte Lage des schiefen Thurms zu Pisa entstand, und die Spitze des Thurms 6 Fuß aus dem Lothe gewichen war. Da ließ der Vicepräsident des Verwaltungsraths der Gesellschaft, der Bauinspector Haarmann mit Brunnenbohrern unter diejenigen Theile der Fundamente, welche nicht gewichen waren, Röhren einbohren, und in dieselben Wasser eingießen, welches das Erdreich aufweichte und dadurch veranlaßte, daß sich auch auf dieser Seite die Fundamente etwas senkten, und der Schornstein allmählich wieder in die senkrechte Richtung zurückkehrte. Dieser Schornstein wird aber zur Herstellung nicht der Gußstahlkanone des Friedens, sondern wirklicher Gußstahlkanonen des Kriegs benutzt, indem die Fabrik auch zur Anfertigung der letzteren überzugehen sich veranlaßt gesehen und nicht bloß für die bairische Regierung schon eine größere Anzahl dieser Kanonen geliefert, sondern auch Proben derselben bis nach Indien und Japan gesendet hat.

Dieser Uebergang von der Herstellung der Glocken und den Mitteln feindlichen Verkehrs zu der Zerstörungsmaschine des Kriegs, ist auch ein Signatura temporis; denn ferner als je liegt unsrem

Geschlecht die Feier jenes „fünften Ostern", von welcher Anastasius Grün im „Schutt" singt. Noch waltet „der Ahnen Thorheit", welche die Kreuze aus der Erde reißt, daß sie Schwerter werden, und noch ist es nur ein frommer Wunsch Elihu Burritscher Schwärmerei, daß die Gußstahlkanonen umgegossen werden möchten zu Glocken, deren Name „Concordia", und deren Bestimmung es ist, daß sie Freude überall bedeuten:

„Friede sei ihr erst Geläute!" Hh.

Im Baskenlande.

Erinnerungen eines alten Carlistenofficiers.

II.

Es lag nicht in meiner Absicht in Hernani zu bleiben; ich wollte noch nach der ca. eine Meile davon entfernten Anteyglesia (Vorkirche) Uriamendy, um deren Pfarrer, meinen langjährigen Freund, mit dem ich oft Briefe gewechselt, zu besuchen.

In Biscaya und Guipuzcoa sind keine pueblos (Dörfer), sondern nur villas (Marktflecken) und caserios (Gehöfte). Die Landleute wohnen überallhin zerstreut auf einzelnen Gehöften, oft an und auf den höchsten Bergen gelegen, die fast alle mit den schönsten Castanienwäldern bekleidet sind. Die so zerstreut wohnenden Landleute bilden mit den Villas, zu deren Alcaldia (Kreis), sie gehören, eine Civilgemeinde; in kirchlicher Beziehung bilden sie jedoch unabhängige Gemeinden, die jede ihren eigenen Pfarrer hat. Sämmtliche Pfarreien einer Alcaldia bilden ein Cabildo (Kapitel), der Oberpfarrer der Hauptkirche der Villa, der den Titel: El Regente führt, ist gleichzeitig Vorsteher des Cabildo, die übrigen Pfarrer stehen unter ihm, nur er allein verkehrt mit der bischöflichen Behörde. Die Landgemeinden heißen Anteyglesias, deren Gotteshäuser, gewöhnlich romantisch gelegen, weiter keine Umgebung haben, als das Pfarrhaus und die Küsterwohnung. Liegen diese Anteyglesias an der Heerstraße, so ist gewöhnlich eine Schmiede und eine Venta dabei; in Alava gibt es Dörfer, Villas und Städte, keine zerstreut liegende Gehöfte.

Der Pfarrer der Anteyglesia Uriamendy, Don Manuel de Ylaracha, zur Zeit des Krieges Feldpater, seiner Riesengröße wegen schlichtweg Manuelon d. h. der große Emanuel genannt, ein würdiger Priester der katholischen Kirche, ein herrlicher, herzgewinnender Charakter, voll Glaubenstreue und Frömmigkeit, hatte eine schwere Leidensschule durchgemacht. Durch rohe Gewalt hatte er in einer Stunde Vater, Mutter und Schwester verloren. Seit 28 Jahren Pfarrer in Uriamendy, war er nicht allein seinen Pfarrkindern ein wahrer Vater und Helfer, sondern die geehrteste Person der ganzen Gegend.

Ich kenne diesen Mann seit dem Jahre 1836; die härteste Aufgabe, die den Menschen treffen kann, führte uns damals zusammen. Es war dies am 12. Juli d. J. in dem Flecken Escoriaza. An jenem Tage wurde ich 4 Uhr morgens durch die Ordonnanz meines Bataillonschefs geweckt, die mir den schriftlichen Befehl zustellte, mich gleich ins Gefängniß zu begeben, um einem Deutschen, Namens Richers, bei Mainz gebürtig, der keine andere Sprache konnte als seine Muttersprache, mitzutheilen, daß er um 9 Uhr an demselben Morgen erschossen werden sollte. Wie mir nach Durchlesung dieses Befehls zu Muthe ward, wird jedem gefühlvollen Herzen einleuchten. Ich hatte das Herzblut hunderter meiner besten Freunde und Kameraden kaltblütig, ohne Zeit ihnen eine Zähre zu weihen, fließen sehen; jedoch sie starben als Helden auf dem Felde der Ehre. Aber einem jungen, gesunden Menschen grade zu ins Gesicht sagen zu müssen: „Du sollst nach vier Stunden sterben!" ist hart. Allein ich war Soldat, der Soldat darf und kann oft kein Herz haben, er muß gehorchen! Ich beeilte mich daher, dem Befehle nachzukommen und begab mich ins Gefängniß. Richers, der eine schlaflose Nacht gehabt, war bereits angekleidet, als ich zu ihm hereintrat. Mein früher Besuch und mein ernstes Gesicht ließen ihn nichts Gutes ahnen; bevor ich Zeit gehabt, ihn anzureden, fing er an: „Muß ich sterben?" Ich ergriff seine Hand, sah ihm fest ins Auge und sagte: „Ja." Er war weit gefaßter, als ich gedacht. Nach einigen Sekunden sagte er: „Ich sterbe gern und verlasse mit Freuden diese Welt, auf welcher meine eignen Eltern an mir zu Verräthern geworden." Richers war kein gemeiner Verbrecher, er war Deserteur, vor dem Feinde das gröbste Vergehen des Soldaten.

Nachdem ich meine Aufgabe gelöst und ihm noch einige Trostworte gesagt, verließ ich ihn. Auf dem Wege nach meinem Quartier begegnete mir der Feldpater Don Manuel, dem der Befehl zugestellt worden, den Verurtheilten zum Tode vorzubereiten und mich dabei zum Dollmetsch zu nehmen. So unangenehm mir dies war, ich durfte es nicht ablehnen. Wir kamen überein, uns um 6 Uhr im Gefängnisse zu treffen. Don Manuel kam jedoch weit früher wie verabredet, es drängte ihn, die „arme Seele", wie er sich ausdrückte, nicht so lange allein zu lassen. Das Gefängniß befand sich im Erdgeschoß des Rathhauses.

Während meiner Abwesenheit war der Unglückliche mit auf den Rücken geknebelten Armen in den schwarz behängten Gemeinderathssitzungssaal hinauf geführt worden. Hier war im Hintergrunde in aller Eile ein Altar errichtet, auf dem ein Kruzifix stand, umgeben von vier brennenden Kerzen, die allein den dunklen Saal erleuchteten; vor dem Kreuze lag ein Evangelium. Als wir hineintraten, saß Richers auf einer seitwärts vom Altar stehenden Bank, den Rücken gegen die behängten Fenster gelehnt; links und rechts ihm zur Seite stand eine Schildwache mit geladenem Gewehr, die ein Ende des Stricks hielt, womit der so Bewachte gebunden war. Der Profoß hielt sich im Vordergrunde bei der Eingangsthür auf. Als der Unglückliche mich sah, bat er, man möge ihm doch den Strick lockern, er könne den Schmerz nicht länger ertragen. Dies geschah auch auf meine ganz besondere Verantwortung, d. h. ich mußte mit meinem Leben für die Person des Verurtheilten haften und hierüber dem Profoß einen Schein ausstellen. Nachdem der Feldpater und ich jeder zur Seite des Armen uns gesetzt, zogen sich die Schildwachen aus dem Saal zurück, um sich außerhalb vor der Thür aufzustellen, die der Profoß hinter ihnen schloß.

Die ersten Fragen, die nun der Geistliche, als wir drei allein waren, durch mich an Richers stellte, waren, ob er Katholik sei und ob er als Katholik zu sterben wünsche? Beide Fragen beantwortete er mit „Ja". Jetzt war meine Stellung eine höchst peinliche und unangenehme. Richers sollte beichten, er wollte es auch, sträubte sich aber, mir gegenüber sein Sündenbekenntniß abzulegen. Der Pater stellte sich nun angethan im langen schwarzen Talar mit umgehängter Stola vor den Altar, nahm das Evangelium, hieß mich vor ihm knien, und meine Hand auf das heilige Buch legend, mußte ich in kleinen Sätzen auf spanisch und deutsch einen fürchterlichen Schwur thun, das Beichtgeheimniß für ewig zu bewahren. Bei den gräßlichen Worten, die ich gegen mich selbst richten mußte, überlief es mich heiß und kalt, noch schaudert mich, wenn ich daran zurückdenke. Die majestätische würdige Haltung des Priesters, die demüthige Stellung des vor ihm knienden Officiers, der fürchterliche Schwur, hatten den Widerstand und die Scheu des Unglücklichen gebrochen. Er legte hierauf ohne weiteres sein Sündenbekenntniß ab. Als die Beichte vollendet, der Reuige kniend die Absolution erhalten, setzten wir uns nieder, um etwaige Mittheilungen und Wünsche desselben entgegenzunehmen. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir noch näher, auf welche Weise er hintergangen, und wie er, um der Schande und und dem Hohne zu entgehen, nach Frankreich geflüchtet sei.

Fremde, die damals ohne Legitimationspapiere dahin kamen, mußten entweder das Land verlassen, oder in die Fremdenlegion treten, die in Algier lag. Der Bürgerkönig Louis Philipp hatte diese Legion als Hilfscorps der Königin Regentin Maria Christine von Spanien überlassen; als Richers in Afrika ankam, wurde diese Legion gerade eingeschifft, er mit ihr. Dieselbe bestand aus dem Auswurf aller Länder und Völker, die gröbsten Verbrecher hatten in ihr Aufnahme gefunden. Richers, unverdorbenen und ehrlichen Sinnes, ward es bald unheimlich inmitten dieser Banditenschar. Er nahm daher die erste Gelegenheit wahr und ging zu den Carlisten über. Hier ließ er sich von einem Franzosen bei einer Flasche Wein be-

schwatzen, mit ihm nach Frankreich zu gehen. Statt nach Frankreich, führte dieser ihn nach Vitoria, wo er ganz nahe vor den Thoren der Stadt, die von den Christinos besetzt war, von einer carlistischen Patrouille ergriffen und in das Hauptquartier nach Salinas abgeführt wurde. Sein Mitschuldiger, der Franzose, wurde, als er auf den Anruf nicht stehen geblieben, von einer ihm nachgeschickten Kugel getroffen und blieb auf der Stelle todt.

Richers gab mir die Adresse seiner Eltern mit der Bitte, diese zu benachrichtigen, daß er in Spanien geblieben sei. „Ich sterbe ohne Haß und Groll," sagte er, „ich verzeihe allen, die mir Böses gethan, wie ich auf Gottes Vergebung hoffe." Geistig gestärkt und gekräftigt, verspürte der dem Tode Geweihte Hunger. Der Pater ließ eine Flasche guten Wein, Käse und Brot kommen, was der Arme sich gut schmecken ließ. Mittlerweile war die zur Hinrichtung bestimmte Zeit herangenaht. Ein Detachement Truppen war auf dem Platze vor dem Rathhause aufgestellt, um ihn abzuführen. Ruhig und festen Schrittes zwischen dem Pater und mir gehend, den Profoßen, der den Strick hielt, und die beiden Schildwachen hinter uns, stieg Richers die Treppe des Rathhauses hinab auf den Platz, das Detachement bildete Spalier und nahm uns in seine Mitte, der befehlende Officier gab das Commando zum Aufbruch; dumpf mit Unterbrechungen wirbelten die Trommeln, langsam bewegte sich der Zug, dem sich eine Menge betender Frauen und Männer angeschlossen hatte, nach der etwa 300 Schritte vom Rathhause entfernten, vor dem Flecken liegenden Ruhestätte Juego de Palota dem Ballspielplatze zu, wo das Bataillon aufgestellt war. Hier wurde dem Richers das Kriegsgerichtsurtheil vorgelesen, das ich ihm verdeutschen mußte. Der Verurtheilte wankte einen Augenblick und stützte sich auf meinen Arm; aber sich bald fassend kniete er nieder, bat, man möge gut zielen, dankte uns für die geistige Unterstützung, gab selbst das Commando: „Feuer!" und war eine Leiche.*)

Seit jener Zeit war ich ein ganz specieller Freund des Don Manuel. Er blieb aber leider nicht mehr lange im Bataillon, da er es vorzog, die Pfarrerstelle, die er noch heute versieht, anzunehmen. Dieser Mann nun war es, den ich beabsichtigte zu besuchen.

Nachdem ich in Hernani mich erfrischt, nahm ich meinen Wanderstab wieder in die Hand, um auf dem mir von früherher bekannten Gebirgsweg nach Uriamendy zu gelangen. Nach einem fast zweistündigen Marsche über die steilsten Wege, langte ich endlich bei der Anteyglesia an. Dieses Gotteshaus liegt mit seiner Pfarr- und Küsterwohnung auf dem Gipfel eines kegelförmigen, nicht sehr hohen Berges, der wie eine Insel mitten in einem runden Thal, das von den höchsten Bergen, die sich in Guipuzcoa vorfinden, umgeben ist, dasteht. Die Kirche liegt in einem lieblichen Hain, der sich von der Mitte des Berges bis zur Kirche hin erstreckt. Am Fuße des Berges läuft ein wilder Bergstrom, der jetzt zur Sommerszeit ein ruhig dahintreibender Bach war. Die Berge, welche die Aussicht begrenzen, sind theils mit Gehölz bewachsen, theils bis zum Gipfel bebaut, in weiter Ferne sieht man das Meer, den Golf von Biscaya.

Mit dem Gruße: „Ave Maria Purissima!" betrat ich die Flur des Pfarrhauses, dessen Thür offen stand. Es ist dies ein in den baskischen Provinzen und in ganz Spanien bei den Landsleuten gebräuchlicher Gruß, wenn man in ein Haus tritt und niemanden gewahrt. Eine kräftige Stimme, es war die des Don Manuel, antwortete: „sin pecado concebida". Mit Hast sprang ich die Treppe hinauf und ging auf die Küche zu, wo Don Manuel sein Brevier betete. Gleich von ihm erkannt, wurde ich mit einem herzlichen „O, Don Adolfo!" aufs freundlichste empfangen. Als wir mit Fragen fertig waren, unser Abendbrot verzehrt hatten, war es dunkel geworden. Der Mond hatte bereits sein Antlitz der Erde zugekehrt, da machte Don Manuel den Vorschlag, uns vor die Thüre auf die Bank zu setzen.

Es war eine liebliche, milde Nacht, vor uns lag das Thal und der Berg Ovianendy, wo so viele Schlachten vorgefallen, wo gewiß zwei Drittel der englischen Hilfslegion im Kampfe gegen die Carlisten geblieben waren. Erschien es mir doch fast wie ein Traum, daß ich mit der größten Ruhe dieselben Fluren ungehindert überschritten hatte, wo dasselbe Mondlicht noch vor einigen Jahrzehnten den Tritt des Menschen beleuchtete, der hier seinen Nebenmenschen zu beschleichen und zu verderben suchte. Die englische Hilfslegion lag, während des Carlistenkrieges 12,000 Mann stark, in St. Sebastian und der Umgegend, wozu auch Hernani gehört. Das Ganze wurde die Linie von St. Sebastian oder Hernani genannt. Wagten es die Engländer, hervorzubrechen und den Carlisten das Terrain streitig zu machen oder diese in die befestigte Linie hineinzubringen, so gab es jedesmal schwere Kämpfe, die hunderten das Leben kostete. Nutzloser für beide Parteien ist während der Dauer des sechsjährigen Krieges kein Blut vergeudet, nirgends ist leichtsinniger mit dem Menschenleben umgegangen, als vor der Linie von St. Sebastian. Das stolze Albion ließ hier seinen Abschaum, denn London hatte seine Schlupfwinkel und Diebeshöhlen geleert, seinen Auswurf als Kanonenfutter nach Spanien geschickt. Guipuzcoa jedoch mußte mit zerrissenem Herzen zusehen, wie auch ihm seine ganze hoffnungsvolle männliche Jugend zur Schlachtbank geführt wurde.

Die Thurmuhr hatte Mitternacht geschlagen, als wir uns endlich trennten, nachdem mir der Pastor noch versprochen, am folgenden Morgen mit mir den Indiano Sagastibelza zu besuchen, bei dem ich früher in Quartier gelegen. Doch ehe ich davon erzähle, sei es gestattet, einige Notizen über die Indianos einzuschalten.

Die Benennung Indiano kommt nur in Biscaya und Guipuzcoa vor. Diese Indianos sind Nachkommen solcher Abenteurer oder kühner Seefahrer, die reich aus Amerika in ihre Heimat zurückkehrten und von den verschwenderischen, immer geldbedürftigen Granden und großen Gutsbesitzern für ihr Geld Grundstücke erstanden. Käufer und Verkäufer bedurften dazu vorerst der Erlaubniß der Provinzialgeneralversammlung, wo öffentlich darüber abgestimmt wurde. Die Generalversammlung ging gern auf diese Gesuche ein, sobald die Käufer solcher Grundstücke nachwiesen, sie seien Basken von reinem Blute. Der Ankauf wurde jedoch erst rechtskräftig nach erfolgter Genehmigung des Präsidenten der Provinz, denn diesem allein stand die Befugniß zu, die Zerstückelung oder gar den Verkauf eines Majorats zu erlauben. Der Indiano darf seine kleine Besitzung nie veräußern, diese fällt nach Erlöschen einer solchen Familie dem Staate anheim.

Der Indiano wohnt beständig auf dem Lande inmitten seiner Pächter; seine kleine Besitzung, die aus zwei, drei, auch wohl aus vier Caserios (Gehöfte) besteht, wirft auch nicht so viel ab, um vom Ertrage in der Stadt leben zu können. In der Kleidung unterscheidet er sich nicht vom Städter, auch sieht man es seiner Wohnung an, er will mehr sein, als die umwohnenden Bauern.

Auffallend ist es, daß die meisten Indianos und größern Gutsbesitzer in dem letzten Kriege Anhänger der Königin waren, ihre Pächter, die eigentlichen Bauern, dagegen mit Fanatismus die Rechte des Don Carlos vertheidigten. Diese Pächter bewohnen die Caserios und haben soviel Land, wie sie mit zwei Ochsen bebauen können. Den Gutsbesitzern geben sie als Pachtzins die Hälfte von alle dem, was sie auf ihrem Pachthofe ziehen, Horn und Federvieh nicht ausgenommen. Für Sachen, die sich nicht gut controliren lassen, als Milch und Eier, geben sie ein für allemal ein bestimmtes Maß Weizen. Von der andern Hälfte der Ernte lebt der Pächter mit seiner Familie, außerdem hat er die Hälfte der Gemeindelast zu tragen, die der Hof zu entrichten hat.

Die baskischen Bauern leben sehr einfach, fast patriarchalisch. Ihre Nahrung besteht aus Milch, Borona (ein in der Asche gebackenes Maisbrot), Kastanien, Käse und Hülsenfrüchten; Fleisch kommt fast nie auf ihren Tisch, dafür aber desto mehr gedörrter und gesalzener Fisch. Ebenso einfach wie ihre Nahrung ist auch ihre Kleidung, wobei das Auffallendste ihre Kopfbedeckung, das Biret basque ist, von den Castilianern Boina, von den Basken Chapela genannt. Um den Leib tragen sie die allen Spaniern eigenthümliche Binde, Faja geheißen, an den Füßen die Abarca, eine aus ungegerbter Haut verfertigte Bekleidung; Waden und Füße werden mit Wollenzeug umwickelt; das Haar trägt der Baske lang und gescheitelt.

Die baskischen Pächter sind ihrem Grundherrn gegenüber ganz unabhängig, sie sind ebenso stolz auf ihre baskische Abkunft wie der reichste Gutsbesitzer. Dem Gutsherrn steht nicht einmal das Recht zu, einen Pächter zu verdrängen, woher es auch kommt, daß oft eine

*) In Friedenszeiten ist man in Spanien sehr weitläufig mit den Hinrichtungen. Drei Tage vor derselben, werden die Verurtheilten, Civil wie Militär, schwarz gekleidet in eine gleichfalls schwarz behangene Kapelle geführt und Tag und Nacht von Geistlichen zum Tode vorbereitet. Man nennt dies: estar en capilla, in der Capelle sein. Während der 3 Tage kann der dem Tode Geweihte in Bezug auf Speise und Trank alle seine Wünsche befriedigen; hat er Schulden, so werden diese beim Civil von der Brüderschaft de la murte, beim Militär aus der Regimentskasse bezahlt.

und dieselbe Pächterfamilie in ununterbrochener Reihefolge mehrere hundert Jahre das Caserio bewohnt. Ist der Pächter verschwenderisch, saumselig im Bezahlen, vernachlässigt er die Ackerwirthschaft, so kann der Grundherr klagbar gegen ihn werden. Die Junta, nicht der Grundherr, kündigt nach genauer Prüfung der Klage dem Pächter, wenn dieser keinen die Pacht anzutretenden fähigen Sohn hat; vier Jahre nach erfolgtem Urtheilspruch braucht dieser dann erst den Pachthof zu verlassen.

Vorhin wurde bemerkt, daß bei Ankauf irgend einer Besitzung die Indianos beweisen müßten, Basken von reinem Blute zu sein, d. h. sie mußten durch Vorzeigung hundertjähriger Documente darthun, daß ihre Vorfahren immer im Lande gewohnt und geboren seien. Ein reiner Baske durfte und darf noch heute nicht Lanchurica, Susuaga, Suazo, Esparraguiri heißen. Diese vier Familiennamen sind in den drei baskischen Provinzen verpönt, man nennt sie gente de rabo, d. h. beschwärzte Leute. Die so heißen, heirathen immer unter sich, haben auch nicht das Recht, den Gemeinderathssitzungen beizuwohnen, müssen in der Thür stehen bleiben, wenn sie die Lust anwandelt, die Verhandlungen anzuhören. Ob die oben Genannten von Juden oder Arabern herstammen, habe ich nie, ungeachtet ich mir sehr viel Mühe gegeben habe, erörtern können. Aber ihre Gesichtsbildung zeigt den reinsten semitischen Schnitt.

Die Basken sind in ihren Gesetzen und Sitten sehr conservativ; was nicht vorgeschrieben im Gesetze, verwerfen sie ohne Ansehen der Person, sie sind dabei hart und rücksichtslos, selbst wenn ein ächter Baske sich nach einem andern Ort verheirathen oder nach einem andern Orte verziehen will, muß er dort, wo er hinheirathet oder verzieht „pruebas de nobleza“ — Adelsprobe — ablegen.

Am nächsten Morgen brachen wir früh auf, dem Indiano den beabsichtigten Besuch abzustatten. Als ich das mir von früherher bekannte Haus betrat, dachte ich nicht daran, daß Veränderungen in der Familie stattgefunden haben konnten, Don Manuel hatte mir auch nichts gesagt. Hastig sprang ich die Treppe hinauf und trat in die Küche, wo ich wie bei Don Manuel einen freundlichen Empfang erwartete. Aber lauter mir gänzlich unbekannte Gesichter starrten mir dort entgegen; mein freches Eindringen in das Heiligthum des Hauses hatte die Bewohner stutzig gemacht, wenig fehlte, so wäre ich die Treppe schneller hinabgekommen, als ich sie erstiegen, Don Manuel wurde jedoch mein schützender Genius. Er war gleich hinter mir und klärte den Irrthum auf.

Die frühern Bewohner des Hauses hatten alle das Zeitliche gesegnet, der jetzige Besitzer, der Sohn des vorigen, war, als ich dort in Quartier lag, ein politischer Flüchtling in Frankreich. Später erfuhr ich von meinem alten Freunde, der Indiano habe mich meines Anzuges wegen — ich trug einen grauleinenen Kittel — für einen französischen castrador de puercos — Schweineschneider — gehalten, die in den baskischen Provinzen von Caserio zu Caserio, von Ort zu Ort ziehen, um ihr den Spaniern besonders den Basken verächtliches Gewerbe zu treiben. Der Abscheu der Basken gegen die oficios viles*) ist so groß, daß sie niemandem gestatten, der ein solches Gewerbe treibt, ein Ehrenamt zu bekleiden, noch seinen Nachkommen bis in das vierte Geschlecht. Ich erinnere mich noch aus der Kriegszeit eines Bauernkrawalls zu Lagran in der Provinz Alava, wo der Großsohn eines Cortador, der in Bayonne Geistlicher geworden, eine ihm durch Erbschaft zugefallene Pfründe, die gleichzeitig die Pfarrvicarstelle war, mit Genehmigung der geistlichen Behörde antreten wollte. Alle Einwohner des Ortes, alt und jung, begaben sich nach dem Pfarrhause, wo der Betreffende abgestiegen, machten einen fürchterlichen Lärm, drohten ihm sogar mit Todtschlag, wenn er es wagen würde, länger auf seinem Recht zu bestehen. Es blieb dem Armen, der sonst ein sehr wackerer Geistlicher war, nichts anderes übrig, als wieder von dannen zu ziehen.

Ein anderer Fall ist dieser: Der Carlistengeneral Senior de la Torre, Generalcommandant der Provinz Biscaya, selbst Biscayer, hatte sich mit der Tochter eines sehr reichen Gastwirths verlobt und den Heirathsconsens erhalten. Die Junta von Biscaya aber erklärte, sie müsse jeglichen Verkehr mit dem General abbrechen, wenn er die Ehe mit des Posadero Tochter einginge. De la Torre legte seine Commandantur nieder, heirathete und erhielt das Commando der zweiten castilianischen Division.

Ueber Tisch erzählte mir mein freundlicher Wirth noch mancherlei, was mir unbekannt war. So erfuhr ich, daß der Grund und Boden von Oriamendy, mit Ausnahme einiger Indianobesitzungen, gänzlich zu der Grafschaft Teba gehöre, deren Besitzerin Donna Eugenia de Guzman y Porto Carrero, nunmehrige Kaiserin der Franzosen sei. Diese hohe Dame sei sehr beliebt bei ihren Bauern, sie beschäftige sich viel mit der Lage derselben, ihre Rentmeister seien angewiesen, nie hart gegen die Pächter zu verfahren.

Der Grund und Boden der baskischen Provinzen, vorzüglich in Biscaya und Guipuzcoa, gehört größtentheils der Grandeza oder den Titulados, d. h. den Herzogen, Markgrafen und Grafen. Diese haben überall in den Hauptorten, wo ihre Besitzungen liegen, Häuser, Palacios genannt, die zwar wohnlich eingerichtet sind, aber höchst selten sich des Besuchs ihrer Eigenthümer erfreuen. Die alte spanische Grandeza zieht es vor, besonders in der letzteren Zeit, in London und Paris sich die Langeweile zu vertreiben, sie ist zu abgestumpft, um sich auf ihren Besitzungen an der schönen Natur zu erfreuen. Viele wohnen den Winter über in Madrid. Begegnet man dort einem nach Patscheli duftenden, schielenden, buckligen, schiefbeinigen oder mit sonst einem körperlichen Fehler behafteten, nach der neuesten Mode fein gekleideten Herrn, so kann man sicher sein, es ist ein Grande oder Titulado von Spanien; die alte spanische Grandeza ist mit wenigen Ausnahmen geistig und körperlich verkrüppelt. Das edle Waidmannsvergnügen kennen sie gar nicht, dazu sind sie viel zu verzärtelt. Die neugebackenen Grafen und Herzoge verstehen es besser, ihr Interesse wahrzunehmen. Diese wohnen beständig inmitten ihrer Besitzungen, die theils aus frühern Staats- oder Kirchengütern zusammengesetzt sind, lenken und leiten den Ackerbau. Ihnen hat Spanien es zu verdanken, daß die Landwirthschaft allmählich den alten Schlendrian abstreift und die Erfindungen der Neuzeit sich aneignet.

Der Ackerbau ist sehr ergiebig in den baskischen Provinzen und weiter fortgeschritten als im übrigen Spanien, selbst Catalonien nicht ausgenommen. Aber leider läßt der harte Erdboden sich nur mit größter Mühe bearbeiten und nimmt viel Zeit in Anspruch. Um den Boden zu düngen, bedient man sich außer dem gewöhnlichen Kuhdünger des Mergels und statt des Spatens eines Instruments Caya genannt, einer Art zweizackigen Gabel, welche der Landmann in den Boden tritt und damit große Erdklumpen aufwirft, die er dann zerschlägt. Diese Methode, das Land mit der Caya zu bearbeiten, wird jedoch nur in Gärten und hoch an steilen Abhängen gelegenen Aeckern angewendet, die Felder werden mit Hilfe der Ochsen gepflügt. Mais wird viel gezogen, Getreide weniger. Geerntet wird unter andern etwas Gerste, viel Baumobst und ausgezeichnete Maronen, womit ein starker Handel getrieben wird. Außerdem macht man viel Aepfelwein — sagardua — und baut Lein und Hanf. Biscaya und Guipuzcoa erzeugen nicht genug Korn für den Bedarf. Alava — die Kornkammer des Baskenlandes — muß damit aushelfen.

Während meines Aufenthalts im Pfarrhause hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, mit welcher Liebe und Anhänglichkeit Don Manuels Pfarrkinder ihrem Seelsorger zugethan waren. Der Pfarrer hatte bei der Rückkehr von einem Kranken seinen Fuß verletzt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieser Vorfall von Caserio zu Caserio. In aller Frühe drängten schon Männer und Frauen herbei, sich nach dem Befinden des geliebten Mannes zu erkundigen. Bei der Gelegenheit konnte man so recht sehen, wie der nicht mehr reiche spanische Klerus es versteht, seinen Einfluß beim Volke sich zu erhalten. Nie hat der Klerus mehr allgemeine Achtung bei den Basken genossen, als gerade jetzt, wo er arm ist und aufgehört hat, eine Versorgungsanstalt jüngerer Familiensöhne zu sein. Seitdem keine Mönche mehr auf stattlichen, wohlgenährten Maulthieren die Landstraßen entlang ziehen, seitdem die Landpfarrer die Pferde abgeschafft haben und zu Fuße ihr Amt verrichten, seitdem hat das Ansehen der Geistlichkeit sich gehoben. Der Landmann sieht nicht mehr neidisch auf die Reiter und bittet nicht mehr um Aufschub oder Nachlaß der Zehnten, sondern er grüßt ehrfurchtsvoll den vorübergehenden Padre Cura, den Pfarrer seines Orts.

*) Solche oficios viles — verächtliche Gewerbe — sind: el verdugo — Henker —, cortador — Metzger —, posadero — Gastwirth —, pregonero — Ausrufer —, castrador — Schweineschneider.

Plaudereien aus dem Münchener Hofbräuhaus.

Illustrirt von A. Oberländer.

Es schneit! schneit wirklich recht gemüthlich, wenn nur der sausende Decembersturm mir nicht die Flocken an die Brillengläser jagte, daß ich im Dunkeln tappen muß, wie einer, der nach einer philosophischen Erklärung des Begriffes „Schönheit" sucht und schließlich immer wieder beim Gefühl anlangt, das den Ergebnissen seiner Forschung keine Worte leiht. Hui! wie heult und pfeift der Wind, wie jagen die Flocken und hängen sich an Bart und Kleidung! „Wenn dich jetzt," ruf' ich im Innern, „in dieser dunklen Gegend der Herr Hackländer von hinten sähe, er hielte dich wahrlich für einen seiner Romanhelden, die ja bekanntlich alle in einer stürmischen Decembernacht als eine tief in den Mantel gehüllte Gestalt nur schwach von dem flackernden Gaslichte beleuchtet werden." Da stoße ich an eine andere eben so hackländerische Gestalt, ja sie ist eigentlich noch hackländerischer wie ich, denn ich bemerke über ihrem Mantel etwas hervorragen, das eine wohlweise Polizei vor 25 Jahren mit Arrest bestraft hätte, es ist jenes spitze Kopfungethüm, dessen sich auch der Brigantaggio bei seinem sträflichen Thun bedient. Ziemlich höflich brumme ich dem Calabreser ein „Bitte um Entschuldigung" zu und will weiter eilen, als aus dem Innern des faltenreichen Mantels ein: „Oho, altes Haus!" mir entgegendonnert; an dem lieblichen bajuwarischen Dialect, dessen auch ich mich in frohen Stunden bediene — denn der Mutterlaut ist so süß! — erkenne ich meinen Freund, den Schöpfer so mancher Perle neudeutscher Kunst, den Maler . . . doch wozu Namen? kennt ihn doch ganz Deutschland und, was manchmal auch gut ist, suchen jetzt sämmtliche Kunsthändler Amerikas, die München überfluten, seine Werke.

„Wo aus?" fragt mich mein Freund.

„Ins Hofbräuhaus," antworte ich.

„Bene, dann können wir zusammen wimmeln," versetzt der malende Freund, packt meinen Arm und murmelt zornig, „wenn das „Platzl" sich etwas größerer Helle erfreute, könnten wir das Hundewetter bei Licht betrachten."

Rechts von uns liegt der ehemalige Platzlbräu, nun stolz nach dem großen Manne genannt, der hier starb: Orlando di Lasso, derselbe, dessen Erzstatue auf dem Promenadenplatz steht und wofür der berühmte Musiker, könnte er sie sehen, den Münchnern statt einer Messe eine Katzenmusik schriebe oder brächte; links aber liegt unser Ziel: das Hofbräuhaus.

Das Hofbräuhaus ist die wahre Börse Münchens. Ein Bauer, der 10,000 Gulden auf erste Hypothek aufnehmen will, setzt sich dort sinnend zum Maßkrug und wartet mit klopfendem Herzen auf den Commissionär, der ihm einen Gläubiger zuführen will. Der ländliche Bräumeister, der auf der Schranne 200 Scheffel Gerste gekauft, ruft dem Verkäufer zu: „Um zehni kimmst ins Hofbräuhaus, nach' kriegst Dein Geld." Da feilschen die Gaumetzger um Herden Stiere, die aus dem Oberland kommen, da werden Güter- und Hausverkäufe geschlossen; jedem, den Geschäfte nach München führen, wird vom Geschäftsfreund gesagt: „Geh nur derweil ins Hofbräuhaus, dann machen wir die Sach' schon richtig."

Das sind solide, reelle Geschäfte, die laut, oft nur zu laut verhandelt werden, aber manchmal wird doch ein Handel hier geschlossen, leise und vorsichtig, denn er muß die Oeffentlichkeit scheuen. Ich denke dabei nicht an Verbrechen, vor deren Unmenschlichkeit wir zittern, sondern an jene Niederträchtigkeit, welche fremdes Vertrauen und fremde Leichtgläubigkeit auszubeuten sucht, ich denke an jene Classe von Menschen, welche unter der Maske der Freundschaft arglose Neulinge verführen, ich denke an die sogenannten Bauernfänger im weiteren Sinne des Worts, welche nicht allein falsches Spiel treiben, sondern überall als Helfer erscheinen, um ihr Opfer desto sicherer zu verderben. Unterm Thore steht nur schwach von dem Laternenlicht beleuchtet ein alter Mensch im schäbigen Anzug, eine seltene Mischung von Unterthänigkeit und Grobheit, frommer Einfalt und Verschmitztheit. Unstät schweift sein Auge herum, als suche er etwas oder habe Furcht; auf den mageren Lippen liegt beständig ein häßliches, unheimliches Lächeln, die Wangen sind gelb und eingefallen und in den dürren, zitternden Händen hält er einen abgegriffenen Rosenkranz.

„Das ist ein Gesicht, wogegen die scheußlichste Mephistofratze noch wohlthuend wirkt, ein Kerl, den ich ohne Urtheil durchprügeln könnte," sag' ich zu meinem Begleiter und will vorübereilen; allein dieser hält mich zurück und flüstert mir zu: „Halt, warten wir, vielleicht können wir ein gutes Werk thun, wir stellen uns hinter das Thor, behalten ihn aber im Auge." Warum, wußte ich damals noch nicht;

wir brauchen aber nicht lange da zu stehen, so kommt ein sehr anständig aussehender Mensch mit einem jungen Manne, dessen Sprache und Kleidung den Bewohner der Provinz und dessen Ringe und Ketten elterlichen Reichthum verrathen.

„Ah, Herr Oberniedermaier," spricht der Anständige den Unheimlichen im schwäbisch-bairischen Dialect an: „Sie komme grad recht; aber wolle Sie denn schon gehe?"

„Freili, freili, Herr Sälzle, i muß in d' heilige Geistkirche zum Rosenkranz, vielleicht hab i nachher Zeit, wenn's noch da sein, was wollen's denn?" antwortete Oberniedermaier.

„Da der Herr isch e Landsmann von mir, i kenn' sein Vatern recht gut, ischt der Bräuer z' Weischehorn; der Herr Sohn soll auf der Bank Kapital zrueckzahle, und er und i weisch nit, ob mer des no ka heut Aber, jetzscht hab' i'n daher geführt, weil i g'wüscht hab', daß Sie um die Zeit da und auf der Bank angstellt sin;" berichtet Herr Sälzle; worauf Oberniedermaier bedächtig seine Uhr zieht, lange hustet und endlich meint:

„Jetzt is sechse, da is der Herr Cassier beim Director, aber um 7 Uhr geht er wieder in sein Büreau und bleibt bis acht; da können's Geld dann deponiren, und morgen wird beim Notar die Hoamzahlung protokollirt und glei' dem Hypothekenamt mitgetheilt, da haben's dann weiter nix dabei z' thun."

„Oje! no a ganzi Stund warte, was fangt ma in der grosche Stadt a, wo mer koini Bekannte hat?" ruft unser Provinzler trübselig aus, allein Herr Oberniedermaier meint, er soll ein paar Maaß trinken, dann wär's grad die rechte Zeit für die Bank.

„Dees isch waahr!" ruft Sälzle, „Herr Oberniedermaier, Sie habe halt do immer'n beschte Rath! Gehe's, trinke's aa no eini mit, vielleicht geht aa e' kleins Tarölle z'samma."

Nach einigem Sträuben des Oberniedermaier, der durchaus den Rosenkranz nicht versäumen will, kommt endlich das Kleeblatt auf uns zu, da gibt mir der Maler einen wohlgemeinten Rippenstoß und springt mit einem lauten Halt! vor. „Sie junger schwäbischer Crösus, auf der Stelle scheeren Sie sich mit Ihrem Geld auf die Bank, denn sie wird um 7 Uhr geschlossen, und Ihr zwei Hallunken packt Euch augenblicklich weiter, oder ich mach' Euch Füße, daß Ihr wie Hasen laufen sollt."

Die Herren Sälzle und Oberniedermaier legen zwar energischen Protest ein gegen ein solches Eingreifen in ihre persönliche Freiheit, allein mein Gefährte erwischt den erstern, ich den letztern und mit Beihilfe einiger Fäuste, welchen das Wort: „es sind „Bauernfänger!“ genügt, werden sie zum Biertempel „hinausgedreht“; das gerettete Opfer aber einem biedern Packträger zum sicheren Geleite nach dem Bankgebäude übergeben.

„Woher kennen Sie denn den Herrn Oberniedermaier und sein Geschäft so genau?“ erkundigte ich mich beim Maler.

„Er hat früher ein Haus gehabt, in dem ich wohnte, dann machte er bankerott und lebt seitdem vom Wucher; dabei geht er trotzdem alle Tage in die Messe.“

„Schrecklich!“ sag' ich düster, aber was sollen die düstern Gedanken jetzt, wo wir am Eingange des Hofbräuhauses stehen!

Was für Namen hat man dir, du altes, winkliges und doch so geliebtes Haus am Platzl schon gegeben! Vom „Herzen Münchens“ bis zum „Schweinestall,“ von der „Ruhmeshalle“ bis zur „Hofspelunke“ bist du gepriesen und verlästert worden, denn dein Aeußeres ist häßlich, ist abscheulich, und Kleider machen, wie Du weißt, Leute,“ aber wer dein Herz kennt, der liebt dich trotz Winkelwerk und Lumpen; und wenn auch dein Thor kein Landeswappen ziert, wir geben dir doch den Titel: „Königliches Hofbräuhaus.“ —

Die Dächer schimmern im reinlichen Weiß, das einzig Reinliche, was wir im Hofe sehen, denn der Schnee am Boden ist ..... ich möchte ein Wort für die Farbe kennen, die der Schnee da unten hat! fast erfüllt uns jede fallende Flocke mit Mitleid, die hier sich niederlassen muß! Die hölzernen Arkaden, die einzige Errungenschaft der Neuzeit in diesen Gebäuden, sind jetzt, statt mit trinkenden Menschen, mit großen Fässern gefüllt, deren leerer Schlund uns pechschwarz entgegengähnt; aus den hohen Fenstern der Brauerei rechter Hand steigen dichte Dampfwolken zur Höhe, doch kaum erreichen sie das Dach, da tanzen auch sie wie die Flocken einen wilden Wirbeltanz, zu dem der Wind die Melodie pfeift und zu dem die lockern Fensterladen den Takt schlagen und dazwischen ertönt das mächtige Commandowort: „Malz auf Da—a—a—rr!“ des Oberknechtes. Wer da im „Bräustübel“ wäre, der sähe jetzt sich die riesigen, schnurrbärtigen Gestalten der Bräuknechte von der Holzbank, ihrem Bette, erheben, er sähe sie arbeiten am Aufzug, welcher die „geschwelgte“ Gerste zur Darre hebt; er sähe die titanischen Gesellen arbeiten auf dem Boden von Draht, sähe, wie ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt, denn die Darrkammer hat 40° Wärme!

Huh, wie heiß! aber sind wir um vieles besser dran, wenn wir jetzt durch die niedere Pforte eintreten, die zur Schenke führt? Welcher meiner Leser etwa ein Feuerwehrmann ist und mit dem rettenden Spritzenschlauch schon in den raucherfüllten Flammenherd des brennenden Hauses gedrungen ist, und dort vor Qualm und Dampf zu ersticken glaubte und die züngelnde Flamme durch ihn kaum mehr sah, der etwa weiß, was es heißt, im Winter in die Schenke des Hofbräuhauses zu dringen. Wie die Nebel mit der aufsteigenden Sonne ringen und kämpfen und ihre Strahlen zum matten Lichte verdunkeln, so ringt und kämpft hier der Qualm mit den Strahlen der rothen Gasflammen, und wie dann über die Nebel manchmal gespenstig der Kirchthurm oder der Wipfel der italienischen Pappel ragt, so ragen hier über dem Qualm manchmal gespenstig und bleich die schlanken Gestalten der Cylinder und Filzhüte.

„Beim Zeus, habe ich einen Riecher!“ ruft mein Freund Maler.

„Wenn ich im Hofbräuhaus bin, dann dank' ich für das Geschenk!“ entgegne ich.

„Nein, nicht so, aber bewundern Sie meinen feinfühlenden Sinn: der Banzen steht auf dem Kopf!“ sagt der Maler und deutet hinter den Schanktisch, wo allerdings das Zweieimerfaß sich tief herunterneigt, ein Zeichen, daß es bald leer ist und ein frisches angezapft wird. Im ersten Stübchen — dem Honoratiorenstübchen — steht eine Menge lungernder Gesellen, welche ihren Durst bezwingen und boshaft lächeln, wenn ein Neuling die Leere des Schenktisches benutzt, um schnell zu einer Maß zu kommen. Männer von Fach berechnen den Inhalt des alten Fasses auf fünfzehn Maß.

„O je, noch fünfzehn!“ seufzt die harrende Menge, da tritt ein Lehrbub ein; seinen Korb zieren acht Krüge. Es ist ein Schusterbub, sollte man sich nicht wundern, daß er sich so bescheiden in die Ecke drücken will? Lieber gar, er ist ein durchtriebener Bursche, er will mit seinen acht Krügen warten, bis angezapft ist, denn macht auch das Bier nie starken Schaum, so treibt es doch immer noch etwas mehr als das „letzte vom Faß“ und er kann ohne Gefahr seinen Durst auf die acht Krüge vertheilen und zu Hause den Gesellen auf „den miserablen Schenkknecht, der immer so schlecht einschenkt,“ schimpfen helfen. Aber sein Plan ist entdeckt! der Schenkknecht hat ihn bemerkt und ruft ihm zu. „Geh her, Bu!“

„I' kann scho warten, Herr Schenkkellner!“ antwortet der Schusterjüngling und heuchelt wieder Bescheidenheit; aber, o weh! die strafende Nemesis naht in der Form eines Cürassierwachtmeisters, ein tapferer Held beim Bier und im Feld, wie die goldene Tapferkeitsmedaille lehrt, die er sich voriges Jahr bei den Hettstädter Höfen erfäbelt hat. Ein Schritt, ein Griff und der bescheidene Schusterbube fühlt sich von der kriegerischen Gestalt angezogen, wenn auch blos beim Ohr.

„Was kannst? warten kannst? Wart' Lump, i' will Di' warten lernen, wann andere Leut' warten!“ donnert der Wachtmeister und führt den Delinquenten zum Tisch, wo der boshafte Schenkkellner ihm die Krüge füllt und der arme Lehrbub traurig die Ohrfeigen zählt, die ihn zu Hause empfangen werden, weil er nicht gewartet hat.

„Naa, was d' Jugend jetzt scho' schlecht ist!“ sagt eine alte Holzhackerin hinter mir und schüttelt bedenklich das Haupt.

„Sie,“ sag' ich zum Maler, „bleiben Sie da, ich will auf die Krugjagd gehen; bis ich wiederkomme, ist das Faß leer und wir bekommen vom ersten;“ damit fahr' ich in das Dunkel der menschengefüllten Zimmer ein.

Hinten in der hintersten Ecke sitzt einer der liebenswürdigsten Dichter Münchens; er ist zwar ein „Fremder“, hat sich aber acclimatisirt und singt neben einem Ministerialsecretär, der freilich einem Künstler ähnlicher sieht, als einem Beamten, lyrische Gedichte etwa? lieber gar, ganz echt-altbaierische Schnaderhüpferln, deren Endreime von weiland Platen als unreine getadelt würden. Uebrigens denke man nicht, daß lauter so vornehme Leute hier sind, o nein, es heißt nur Honoratiorenstübchen — weil, weil? ich weiß es selbst nicht, auch habe ich keine Zeit zum Nachdenken, denn jetzt gilt es, zwei Krüge zu erobern und das ist unter Umständen, wenn auch nicht so gefährlich, aber doch ebenso schwierig, als ein paar Kanonen zu nehmen.

O, Wonne! neben dem Dichter steht eben eine dunkelbläue Gestalt mit mächtiger Schirmmütze auf: es ist ein Gerichtsdiener, ein Mann des Gesetzes und sieht als solcher sehr grimmig aus, das machen freilich weniger die Gesetze, als sein Schnurrbart.

Digitized by Google

„Erlauben Sie, ist der Krug leer?“ frag' ich.

„Leider, aber i' laß noch a mal einschenken!“ sagt mir der Gerichtsdiener recht höflich, und ich ziehe wieder weiter mit meiner Frage von Tisch zu Tisch; schon donnert draußen der mächtige Schlägel gegen den Spund des neuen Banzens; im Honoratiorenzimmer drückt und drängt der gewaltige Strom durstiger Menschen gegen die enge Pforte der Schenke; da — während ich mit schiebe und dränge, gewahrt mein Auge einen einsam verlassenen Maßkrug; es war ein Meisterstück von mir, ihn so sicher zu packen! Ich erzähl's nicht als eine großmüthige That, daß ich die Beute dem wartenden Freunde überließ und wieder zurückdränge, diesmal aber gleich in den Turniersaal. Der Turniersaal ist die größte Trinklocalität; die Wände sind eben so schmutzigweiß, wie die des Honoratiorenstübchens, der Fußboden ebenso naß, aber der Saal sieht doch immerhin sehr stolz aus mit seinen eckigen, gedrungenen Säulen, die das Gewölbe tragen, und mit einiger Phantasie und Ernst Trautmanns „Münchner Geistern“ können wir uns leicht zurückversetzen in die Zeiten, wo hier die ehrsamen Bürger sich den Tod des Grafen Tilly von den kurfürstlichen Landsknechten erzählen ließen und wo sie jammerten, als sie hörten, der König Gustav Adolph wolle ihrer Residenz einen Besuch abstatten. Man sagt, der Schwedenheld habe als Geiseln die dreißig besten Bürger begehrt und auf die Nachricht hin hätte niemand mehr etwas taugen wollen und habe sich überall selbst als ganz schlechten Kerl denuncirt. Es half aber nichts, die Geiseln und das Baargeld wurden von den Schweden mitgenommen, die erstern aber bald wieder zurückgeschickt — das letztere hatte man in der Eile beizulegen vergessen. Hätte Herr Gustavus die Güte der Bürger nach dem Körpergewicht gemessen, wahrlich, so wäre damals die unförmliche Masse, welche sich dort hinter den Tisch, den Rücken nach dem Fenster zu, so breit aufgepflanzt hat, sicher als Geisel gewählt worden; was mich aber besonders bei dem Manne interessirt, sind die zwei Maßkrüge, die vor ihm stehen. „Jedem Mann ein Ei,“ hat Kaiser Ludwig nach der Schlacht bei Ampfing gesagt, und nur dem braven Schweppermann sprach er zwei zu; also wenn die Gestalt dort nicht Schweppermann ist, so muß sie einen Krug abtreten, denn was vom Ei gilt, gilt auch von den Krügen, dafür ist das Hofbräuhaus auch nicht weit weg von dem Schloß des schwertgewaltigen Kaisers.

„Ist der Krug leer?“ frag' ich artig; allein der Dicke sieht mich kaum an; ich wiederhole also meine Frage mit verstärkter Stimme, doch wieder keine Antwort, nur ein leichtes Nicken mit dem Kopfe glaube ich zu meinen Gunsten auslegen zu dürfen. Ich öffne den Deckel des einen Kruges, er ist voll und ich lange nach dem andern.

„Ob's an gleich stehn lass'n woll'n!“ donnert mir jetzt der Dicke zornig entgegen.

„Ich denke, der Krug ist frei?“ erwidere ich noch höflich.

„Frei?“ brüllt er mir entgegen, daß ich unwillkürlich zurückfahre; „frei? wer hat denn dees g'sagt, hab' ebba (etwa) i' was g'sagt?“

Nun, denke ich mir, höflich bist du nicht, ich möchte eher glauben, daß unser Melchior Meyer an dich dachte, als er seine „Gespräche mit einem Grobian“ niederschrieb. Zum Glück fällt mir ein gutdeutsches Sprichwort ein und so entgegne ich ebenso wie er: „G'sagt haben's freili' nix, dees is: ja, machen's künftig Ihr Maul auf, wann ma Sie fragt.“

Da streicht er schmunzelnd seinen Schnurrbart, lächelt und sagt ganz freundlich: „Nehma's an nur, der is scho laar (leer)!“ und setzt, als er meine Verwunderung bemerkt, erklärend hinzu: „Ja wissen's, Sie derfen ihn scho' nehma, i' hab' nur z'erscht gemeint, Sie waaren a Fremder, dene vergunn i' nix, es langt für uns nie, 's Bier, jetzt wann die norddeutschen Spazifaxeln aa no' mit tränkn, na' bleibt für uns glei gar nix!“

Jetzt möcht' ich wissen, ob das nicht ein werkthätiger Patriotismus ist?

Hurrah! ich habe meinen Krug, Numero 323, oben auf den Deckel wird ein Sechser mit dem Bilde Max Josefs I. und ein ausländischer Kupferkreuzer gelegt, denn das Lumpenzeug gilt bei uns blos zwei Pfennige, und der Krug sammt Geld dem freundlichen Schenkknecht anvertraut. Wenn ich sage: freundlich, so meine ich nicht gegen uns, die wir seines Geschlechtes sind, denn da bewahrt er stoischen Gleichmuth; sondern er ist freundlich, wenn ein hübsches Kind im großen Jackel (Steinkrug mit 3 — 5 Maß Inhalt) für ihre regierungsräthliche Herrschaft Hofbräuhausbier holt; da ist der Mann wirklich charmant, und irre ich nicht, besonders gegen die Schwabenmädchen. Es liegt einmal etwas Ritterliches in unserem Volke.

Jetzt ruft der zweite oder Viceschenkknecht, welcher die Krüge füllt: „Nummero 532, 767, 1003!“ geht mich also nichts an und läßt mir Zeit, den ritterlichen Schenkknecht zu ärgern, indem ich das Schwabenmädel mit einiger Aufmerksamkeit betrachte. „Numero 412, a Papierl, 323, a Lederl!“ tönt's wieder, das geht mich auch an; der mit einem Lederstern gezierte Maßkrug gehört einem sehr berühmten Manne, er ist geheimer Registrator im Ministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten und nebenbei durch Graf Pocci Ehrenbürger in den fliegenden Blättern geworden; jedenfalls wird der Leser sich seiner erinnern, wenn er den guten Alten mit seinem Maßkrug vorsichtig dahintrippeln sieht. Das „Papierl“ d. h. der Maßkrug, dessen Eichel mit einem alten Wurstpapier umwickelt ist,

Digitized by Google

gehört dem Zwillingsbruder des geheimen Herrn Registrators, der Pfarrer und Dechant in Moostrudering ist; hätten der Registrator statt einer braunen eine schwarze, und der Dechant statt einer Leder- eine Tuchhose an, so könnte man die beiden kaum unterscheiden, nur ist der Herr Pfarrer corpulenter. Sonst waren sie immer einig, seit dem neuen Schulgesetz aber, das der Registrator paginirt hat, stehen sie etwas auf gespanntem Fuße, denn der Registrator liest die „Süddeutsche Presse," d. h. nur die amtlichen Anzeigen auf der Rückseite und der Dechant den Volksboten; heut' aber feiern sie ein Versöhnungsfest und hat der Registrator seinen Käs in den Volksboten und der Dechant seine Wurst in die „Süddeutsche Presse" gewickelt.

Numero 112 könnte mir sehr gleichgültig sein, allein der glückliche Besitzer ruft mich beim Namen, es ist mein ehemaliger Collega, der Forst- und Jagdgehilfe Schädelbauer von Schliersee.

„Oha, grüß' Gott, hat Dich der Schnee von den Berg getrieben?" ruf' ich erfreut.

„Nein," lacht er, „i' bin heut' freigesprochen worden."

„Freigesprochen? von was?" frag' ich zurück.

„Gleich aber z'erscht muß i' trinke, i' hab' an sakrischen Durscht kriegt da oben am Bezirksg'richt."

Ich finde die Bemerkung nicht uneben; denn es muß wirklich auf dem Bezirksgericht ziemlich trocken zugehen, denn blicke ich mich im Kreise um, so sehe ich wenigstens 20 Juristen; doch wir suchen einen Platz im hintern Stübchen, da vorn und im Turniersaal alles besetzt ist, den Freund Maler aber finde ich leider gar nicht mehr. Es ist recht gemüthlich im hinteren Stübchen; es haben freilich wenig Leute Platz, aber für uns ist gerade noch zwischen ein paar Studenten ein Stückchen Bank leer; geht's ein bischen eng her, so ist doch das Bewußtsein, sitzen zu können, auch etwas werth.

„Also, weswegen bist Du denn verklagt worden?" erkundige ich mich.

„Weg'n die miserablen Tropfen von Wilderern," entgegnet Freund Schädelbauer, ich unterbrach ihn aber gleich und sage: „Bst! nicht so laut, wenn der Hermann Schmid die Geschichte hört, so macht er gleich eine Novelle draus, und 's geht Dir, wie dem Jagdgehilfen Moosrainer von Forstenried; wie der noch in der Rieß beim Herzog von Coburg war, hatt ihn Herr Gerstäcker kennen gelernt, und so oft dann der Gerstäcker eine todte Gemse sah, hat er in alle Welt hineingeschrieben, er hätte sie geschossen und der „Rainer" wär' dabei gewesen. Also jetzt erzähl weiter." (Schluß folgt.)

Außereuropäische Potentaten.

Von Dr. Richard Andree.

Wenn in früheren Zeiten spärliche Nachrichten von außereuropäischen Herrschern an das Ohr des Abendländers klangen, dann lauschte alle Welt der wunderbaren Mär und vernahm gläubig die oft mysteriös ausstaffirten Geschichten, den seltsamen Sagenkreis, der sich an irgend einen gewaltigen Fürsten im fernen Afrika oder Asien heftete. Wie staunte man nicht ob der Berichte Marco Polos vom Großkhan oder über Fernand Mendez Pintos kaum glaubliche Histörchen von den Königen von Achem, Passervan oder Schiammay. Unseres ehrlichen Landsmanns Hans Staden von Homberg in Hessen Erzählungen von dem „Hofleben" des menschenfressenden Tupikönigs Konyan-Bebe in Südamerika wurden im sechszehnten Jahrhundert von Jedermann verschlungen, und den Thron des indischen Großmoguls schmückte die nimmermüde Fama mit noch größerer Pracht und Herrlichkeit, als denselben in der That schon umgab.

Heute sind uns die fremden Potentaten näher gerückt und wir können ihren Lebenslauf, ihr politisches und häusliches Thun und Treiben vom Anfange bis zu Ende beurtheilen; der Schleier des Geheimnisses, der über ihnen lag, ist gelüftet, und nur wenige, civilisirte, halbcivilisirte oder ganz barbarische Herrscher vermögen sich dem europäischen Einflusse zu entziehen. Wo nicht Consuln oder diplomatische Agenten angestellt sind, dahin dringt der Glaubensbote, der Händler, der Forschungsreisende vor, und sie alle bringen uns Nachrichten von den fernen Königen, erzählen die kleinen Hofintriguen und die großen politischen Thaten, die von ihnen ausgingen. „Der britische Gesandte Sir, Harry Parkes, wurde in Kioto von Sr. Maj. dem Mikado von Japan in feierlicher Audienz empfangen," so meldet die Times. „Kamehamea V, König der Sandwichinseln, hat das Parlament mit einer Thronrede eröffnet," schreiben amerikanische Blätter und durch alle Zeitungen ging kürzlich das Telegramm: „Der weise und den Europäern freundlich gesinnte erste König von Siam ist gestorben." Leider unterlassen unsere politischen Blätter es jedoch meistens den nöthigen Commentar zu allen diesen Ereignissen zu geben, und doch ist derselbe bei nur einiger Kenntniß der einschlägigen Literatur heute leicht zu schreiben, denn die große Verkehrskette, die jetzt um den ganzen Erdball geschlungen ist, welche die fernsten Punkte nicht mehr unberücksichtigt läßt, ermöglicht uns genaue Controlle über das Thun und Treiben jener Herrscher zu führen. Das verflossene Jahr war für viele derselben ein verhängnißvolles. Der sogenannte weltliche Herrscher Japans, der Kronfeldherr oder Sjagun, wurde von seinem Throne in Jedo gestürzt und mußte sich auf seine Stammgüter zurückziehen; König Theodor II von Abessinien, den wir den Lesern des Daheim bereits vorführten*), endigte in dem für ihn unglücklichen Kriege durch eigene Hand; der brave, ehrliche Mongkut von Siam wurde zu der langen Reihe seiner Väter versammelt; die braune Königin Rosaherina von Madagaskar starb auf einer Reise, die sie in das Innere der Insel unternommen hatte; in stiller Zurückgezogenheit hauchte auf seiner Besitzung in England der souveräne Radscha von Sarawak, Sir James Brooke, seinen edlen Geist aus, und auch der blutige Mosilekatse, dieser Typus eines afrikanischen Despoten, endigte in hohem Alter seine an Grausamkeiten aller Art reichen Tage. Wir wollen es versuchen, den Lesern einige dieser Potentaten vorzuführen und beginnen mit dem Beherrscher der Matebe im Innern Südafrikas, dessen Todesnachricht im Januar d. J. eintraf.

*) Vgl. IV. Jahrgang S. 696.

I.

Mosilekatse, der afrikanische Napoleon.

Zu allen Zeiten hat es in Afrika Männer gegeben, die gleich einem Alexander, Dschingiskhan oder Napoleon mit der Macht des Schwertes große Reiche zusammeneroberten, die mit ihrem Tode wieder in ihre natürlichen Bestandtheile zerfielen. Blutvergießen begründete ihre Macht, Blutvergießen erhielt sie aufrecht. Aber sie steht nur auf zwei Augen, denn gewöhnlich haben die Nachfolger des Eroberers nicht gleich diesem die Kraft, das weite Königreich zusammenzuhalten; die Unterhäuptlinge empören sich und machen sich bald unabhängig. Das ist der normale Zustand afrikanischer „Staaten", welcher zu vielen zerstörenden Fehden Anlaß gibt. Besonders im Süden sind solche gewaltige Länderstürmer aufgetreten und unter ihnen spielte der gefürchtete Mosilakatse nicht die geringste Rolle. Ueber ein Menschenalter lang hat er eine Reihe von Eroberungs- und Vernichtungskriegen geführt, die ihn zum Herrn eines Reiches machten, das sich vom Limpopo im Süden bis zum Zambesi im Norden erstreckte und im Westen bis an den Ngami-See reichte. Für Afrika, wo alles atomistisch zersplittert ist, war dieses ein ungeheures Gebiet, wenn wir auch dessen Einwohnerzahl nicht einmal annähernd bestimmen können.

Von Städten oder auch nur Dörfern ist bei dem herrschenden Volke der Matebele dort keine Rede. Ein Schrecken aller Nachbarstämme leben sie nur in Feldlagern, die bald hier, bald da aufgeschlagen werden, je nachdem es der Herrscher befiehlt. In der Mitte befindet sich die Habe, vor allem das Vieh, das den größten Reichthum dieser schwarzen Nomaden ausmacht; ein Dornenzaun hält es zusammen, und ringsum stehen die provisorisch errichteten kegelförmigen Strohhütten, in denen die Krieger hausen. Da ertönen die Nogarits, jene dumpfrollenden Schlachttrommeln, und alles bricht auf, denn Mosilekatse hat es befohlen. Wie ein Wirbelwind erhebt sich die kriegerische Schar und fällt über einen friedlichen Nachbarstamm her, Tod und Verwüstung rings verbreitend. Wohl flüchtet alles vor ihnen, alle ihre Assageien oder Wurfspeere reichen weit, die Männer erliegen unter ihren Streichen, die Frauen, die Kinder, das Vieh werden als Beute mitgeschleppt. Kaum reichen Worte hin, die Verwüstung zu schildern, die solch ein Raubzug in einst schönen und friedlichen Gegenden hervorbringt. Statt lachender Dörfer und

einer friedlichen, dem Ackerbau und der Viehzucht nachgehenden Bevölkerung, erblickt man nun auf weiten Länderstrecken nur selten einen Menschen, eine halbverhungerte, geistig und körperlich gebrochene Gestalt. Ungeerntet steht das Getreide auf den Halmen, ruhig liegt der Stein zum Reiben des Mehles, den unter munterem Gesange die Frauen bis tief in die Nacht bewegten und die Leichen der Männer, die rings um die verbrannten Dörfer zerstreut sind, bekunden, daß eine afrikanische Geißel über das Land gegangen.

Mosilekatse ist in sein Feldlager zurückgekehrt, aber sein wildes Volk selbst will den Frieden nicht. Ruhig pflegt er sich im Kreise der zahlreichen dunkelfarbigen Schönen, die er seine Weiber nennt. Sie sind seine Dienerinnen, Lastthiere, in entwürdigter Stellung, wie dieses dort beim Mangel alles Familienlebens nicht anders sein kann. Die Ehe ist dort ja ein reines Handelsgeschäft, da die Weiber ver- und gekauft werden, und je mehr Frauen der Mann zur Arbeit besitzt, desto reicher erscheint er. Die Vielweiberei ist in Afrika eng mit dem ganzen Leben verwachsen, und selbst eine der Frauen Mosilekatses, als sie hörte, daß in England der Mann nur ein Weib haben könne, äußerte: in jenem armen Lande möchte sie nicht leben. Mosilekatses Frauen müssen ihn pflegen, sie reichen ihm den Thonkrug mit selbstgebrautem Pombebier, stopfen ihm die Pfeife mit Tabak oder dem gleich Opium benebelnden Dachahanfe. Aus der süßen Ruhe stört den Gewaltigen aber wilder Lärm. Draußen vor der Hütte tost es und braust es, drohende Stimmen ertönen und immer lauter wird das Geschrei „Mosilekatse, gib uns einen Feind!“ Da erhebt sich der Herrscher und tritt vor die Thüre, um die wilde Scene zu beobachten, die sich seinen Blicken darbietet. Hunderte von Männern im vollen Kriegsschmuck bilden eine Runde und beginnen unter fürchterlichem Geheule den Kriegstanz. Die Tänzer bewegen sich wie ein Mann; alle Arme schwanken, alle Köpfe drehen sich gleichzeitig, alle Beine stampfen im Takte, daß der Boden zu zittern scheint. Die Muskeln sind im Aufruhr, blutgierig leuchten die Augen, und stundenlang währen die krassen Verrenkungen. Hoch vom Haupte der Tänzer wallen die schönsten Straußenfedern, die bei uns eine Königin schmücken würden, lustig flattern die Ochsenschwänze, ihr Zierrath, an Armen und Beinen und das um die Lenden gegürtete Fell der wilden Katze. Die Waffen: Assagei, Kiri oder Schlachtkeule und der große Schild aus Büffelhaut, sie werden gegeneinander geschlagen und lauter ertönt das Gebrüll: „Gib uns einen Feind, Mosilekatse!“ Da erhebt der Fürst den Arm und deutet nach Süden, wo die Bamangwato wohnen, nach Norden, wo Latschulatebe haust, und ihnen, seinen Feinden, ist der Untergang gewiß, denn dorthin stürzt die wüthende Schar.

Und was ist der Grund zu allen diesen Zügen? Ist es reine Mord- und Raublust? Wie die Thiere ihre Wanderungen nach Nahrung antreten, wie der Fisch aus den Flüssen ins Meer nach Beute wandert, wie Heuschreckenschwärme über die Saaten fallen, so ziehen die Matebele Raubthieren gleich nach Fleisch, nach den Heerden ihrer Nachbarn. Wenn die giftige Tsetsefliege oder die Lungenseuche unter ihrem Rindvieh aufräumten, dann lag ein natürlicher Grund zu den Beutezügen vor, die unter diesem Gesichtspunkte einen milderen Anschein erhalten. Das wußten die Missionare, die frei und ungehindert durch Mosilekatses Reich ziehen durften, die dort so viel Gutes schafften, als sie vermochten, aber den wilden Herrscher und sein barbarisches Volk nicht ändern konnten. Doch mit großem Erfolge führten sie die Inoculation des Rindviehs gegen die Lungenseuche ein, und die Herden der Matebele blieben seitdem von dieser Plage verschont. Damit hofft man, daß ein wichtiger Grund zu den Raubzügen wegfalle und Frieden über das geplagte Land kommen möge. Das Vieh spielt dort die allergrößte Rolle, von ihm hängt die Existenz ganzer Völker ab, es ist geachtet und so verehrt, daß der Ausdruck: „Du bist ein Ochse“ geradezu Bezeichnung der höchsten Zärtlichkeit ist.

Hat Mosilekatse auch manchen Strauß mit den an der Südgrenze seines Reiches wohnenden holländischen Bauern der Transvaalrepublik auszufechten gehabt, so ist er den Europäern, die sein Land besuchten, doch nicht unfreundlich begegnet. Er verkehrte gerne mit den Elephantenjägern, welche den riesigen Dickhäutern dort auf den vortrefflichen Jagdgründen nachstellen und nahm auch unsern Landsmann Karl Mauch, den Entdecker der südafrikanischen Goldfelder, gastlich auf. Am nächsten aber hat ihm vor allen andern der Missionar Moffat, Livingstones Schwiegervater, gestanden und dieser tüchtige, in jeder Beziehung ehrenwerthe Mann, war es, der mehrere Male zu dem schwarzen Fürsten reiste und ihn — leider vergeblich — für das Evangelium zu gewinnen suchte. Schon 1829 hatte Moffat den raubgierigen Tyrannen kennen gelernt, und zum letzten Male besuchte er ihn 1854. Als er, nach einem anstrengenden Marsche von 400 englischen Meilen, in dem Feldlager Mosilekatses eintraf, da war es zunächst ein grauenvoller Anblick, der das Herz des wackern Glaubensboten schaudern machte. Rings um die Hütten und in den Straßen, welche diese durchzogen, standen hohe Pfähle aufgerichtet und von diesen grinsten ihn hunderte von menschlichen Schädeln und frisch abgeschnittenen Köpfen an. Mosilekatse hatte unter seinen Gefangenen aufgeräumt und die blutigen Trophäen als Schmuck aufstellen lassen. Und doch steht er mit diesen Zeichen blutiger Barbarei nicht vereinzelt da! Gleich ihm verfahren andere afrikanische Despoten, der König von Dahomé, der Muata Kazembe, nicht minder die Dajaks auf Borneo, deren Häuser geräucherte Menschenköpfe „zieren“. Schön und nicht ungesund ist dieses von Flüssen und Bächen besiedelte Land, es hat fruchtbaren Boden und könnte zum Paradiese werden, wenn der Mensch es nicht selbst zur Hölle umgestaltete.

Große Freude war im Schädeldorfe, als Moffat nahte; aber der Herrscher selbst war schwer krank; zum Stehen und Gehen unfähig, ließ er sich auf einem Sessel dem Gaste entgegentragen. Das Unglück stimmte selbst diese rauhe Natur mild, er hob den Mantel über die Augen und weinte bitterlich, indem er schluchzend ausrief: „Träume ich, oder bist Du wirklich Moffat?“ Er hoffte auf Hilfe von dem Weißen, und sie sollte ihm werden. „Matschobane“ (so hatte Mosilekatses Vater geheißen), fuhr nun der Kranke fort, „nenne ich Dich, weil Du mir zum Vater geworden bist. Du hast mein Herz so weich gemacht wie Milch. Ich kann mich nicht genug über die Liebe eines Fremdlings wundern. Du hast mich vorher niemals gesehen, und dennoch liebst Du mich mehr als irgend einer aus dem eignen Volke. Du hast mich genährt wenn ich hungerte, mich gekleidet, wenn ich entblößt war und mich vor den Feinden geschützt.“

Moffat war nicht wenig erstaunt über diese Aeußerungen, denn er war sich bewußt, nichts von alledem gethan zu haben. Doch erklärend zeigte Mosilekatse auf seine zwei Boten, die zu Moffats Füßen saßen und sprach: „Das sind wichtige Leute; Umbate ist meine rechte Hand. Wenn ich sie dahin schicke, wo die weißen Leute wohnen, so sende ich meine Ohren, meine Augen und meinen Mund dorthin; was sie hörten, das habe ich gehört; was sie sehen, das habe ich gesehen; und was sie sagten, Mosilekatse war es, der dieses durch sie sprach. Du hast sie genährt, gekleidet, und als sie in Lebensgefahr schwebten, warst Du ihr Schild. Was Du ihnen thatest, das hast Du mir gethan.“ So schmolz die Rinde von dem Herzen des grausamen Mannes, und die besseren Regungen, die selbst in dieses Menschen Brust ruhten, kamen zum Durchbruch. Dann fuhr er, auf die von der Wassersucht geschwollenen Beine zeigend, fort: „Dein Gott hat Dich mir gesendet zur Hilfe und Heilung.“ Was Moffat konnte, that er auch. Er reichte dem Herrscher, der stets in Angst lebte, von der eigenen Umgebung vergiftet zu werden, selbst die Arzeneien, und erzielte auch eine Heilung.

Mosilekatse hat dann noch vierzehn Jahre lang als ein Schrecken Innerafrikas geherrscht. Sein Wort blieb Gesetz und seine Ungnade war gleich dem Tod, mit dem er die eigenen Frauen und Kinder nicht verschonte. Alles kroch vor ihm in hündischem Gehorsam und vermied das Geringste, was seinen Zorn hätte reizen können. Dabei durchspukten die tollsten Tyrannenlaunen sein Gehirn. Wie der jüngere Moffat dem deutschen Reisenden Fritsch erzählte, befahl er einst den Leuten des Stammes, ein Krokodil, welches ein Kalb geraubt hatte, lebendig vor ihn zu bringen. Da half kein Sträuben und die Männer wollten lieber von dem Krokodil zerrissen, als im Weigerungsfalle von Mosilekatse grausam hingeschlachtet werden. Mit Todesverachtung warfen sie sich ins Wasser. Es gelang ihnen wirklich, die gepanzerte Eidechse zu überwältigen und vor dem Herrscher zu bringen, der das Thier einsperrte. Die Wächter, denen Hyänen oder Löwen Vieh aus der Herde geraubt hatten, wurden mit dem Tode bestraft und wer in dem Geruche eines Zauberers stand, wurde unbarmherzig gesteinigt.

So ist Mosilekatses Laufbahn eine ununterbrochene Reihe blutiger Thaten gewesen, und jeder Hügel in dem Lande gleichsam ein Malstein seines tödtlichen Zornes oder seiner blutigen Grausamkeit

geworden. Weit und breit legte er die Gegend wüst, und meistens verstand er zu siegen. Als er einst von einem gewaltigen Heere, mit dem er unter stolzen Hoffnungen ausgezogen, nur ein schwaches Häuflein Krieger ins Matebeleland zurückgeführt, da mußten auch diese den Opfertod erleiden, „weil sie weder zu siegen noch zu sterben gelernt hatten." Er schlachtete alle, die sich gegen seinen Willen auflehnten, und manches beängstigte Gemüth mag leichter aufathmen, seit er dahingegangen. Aber es scheint der Fluch des afrikanischen Bodens zu sein, daß an die Stelle des einen Wütherichs ein andrer tritt, und so wird auch leider „der afrikanische Napoleon", wie man in den holländischen Bauernrepubliken Mosilekatse getauft hat, einen andern schrecklichen Nachfolger haben.

Am Familientische.

Briefkastenbetrachtungen.

(Zu dem Bilde auf S. 357.)

Ein Freund von mir schwärmt für die nach seiner Meinung nicht mehr ferne Zeit, wo der elektrische Telegraph alle Correspondenz übernehmen, Papier, Federn, Tinte 2c. überflüssig und die ganze Briefpoesie zu einem Märchen aus alten Zeiten machen werde. Sonderbare Schwärmerei! Da rühme ich mir doch meine eigene Liebhaberei für Briefschaften, die einige Jahrzehnte, oder womöglich ein halbes Jahrhundert alt sind. Vor mir liegt ein Päckchen solch vergilbter Blätter. Wie solid und ehrenhaft fühlt sich ein solcher Brief schon von außen an! Welch ein festes, starkes Papier! Dazu die schöne deutliche Schrift, die Namen nicht selten mit Frakturschrift geschrieben. Auf einigen findet sich noch ein Poststempel und die Portoangabe. Wie werthvoll war ein Brief, als man noch von Berlin bis Danzig 15 Sgr. und drüber dafür zahlte! Und mußte sein Inhalt nicht auch durchdachter und gediegener sein, wenn es soviel kostete, ihn zu befördern!

Doch fern sei es von mir, zu klagen. Es ist kein Grund dazu vorhanden. Noch steckt genug Poesie und Freude im brieflichen Verkehr, wenn man sie nur sehen und genießen will. Ich will dies Mal nur ein Stück daraus hervorheben: die Betrachtungen, die sich an einen einfachen Briefkasten knüpfen, seitdem es solche an allen Ecken und Enden einer großen Stadt gibt. Was könnte gar mancher von ihnen erzählen, wenn er zu sprechen im Stande wäre!

Meiner Wohnung gegenüber befindet sich ein solcher stummer Freund des schreiblustigen Publikums. Die Zweige und Blätter eines darüber befindlichen Fensters reichen fast auf ihn herab, als wollten sie ihn umranken und seiner Bestimmung würdiger zieren. Dieses Vis-à-Vis stört mich manches Mal in meiner Arbeit, da es die Blicke unwillkürlich auf sich zieht; es bereitet mir aber auch oft eine unterhaltende Viertelstunde.

Nicht immer sind es ja Lehrlinge oder Dienstmädchen, die mit meist recht ungeschickten Fingern den anvertrauten Brief in die widerwillig nachgebende Oeffnung hineinzwängen und dann noch hinterher dem armen Kasten ein paar täppische Faustschläge geben, damit das Hineingeworfene auch sicher in des Lederbeutels Tiefen gelange. Da bringt ein junger Mann einen Brief herbei, und ehe er sich von ihm trennt, prüft er nochmals sorgfältig Adresse und Siegel — seine ganze Zukunft hängt vielleicht von dem Eindruck ab, den der erste Blick des Empfängers auf das Bitt- oder Bewerbungsschreiben macht! Ein anderer langt ein zierlich geschriebenes Billet aus der Brusttasche heraus, auf das er noch einen hastigen verstohlenen Kuß haucht, ehe er es liebevoll hineinschiebt.

Doch wie kann ich sie alle aufzählen, die ihren Brief keinem Fremden anvertrauen mögen — die Verliebten, die Stellensucher, die Absender von gereimten oder ungereimten Manuscripten 2c. 2c.!

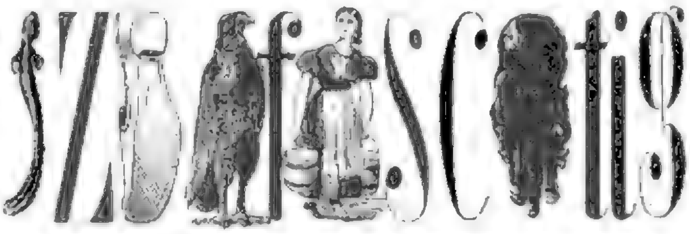
Unser Bild stellt besser dar, als ich es zu schildern vermöchte, was man alles an einem Briefkasten erleben kann.

Das zierliche moderne Dämchen, das aus der kleinen vorhängenden Ledertasche das ebenso zierliche Brieschen hervorgeholt und es nun mit der linken Hand — kein Fehler des Zeichners, sondern wie es scheint, eine liebenswürdige Eigenthümlichkeit sehr vieler hübscher Damen — sachte und behutsam hineingleiten läßt — muß es nicht einen Stubenmenschen ans Fenster locken, selbst wenn er noch so weit davon entfernt in seinen Büchern begraben sitzt? Was mag das rosenroth convertirte Blättchen enthalten? Ist es wirklich ein Liebesbrief, oder ein Erguß von Mädchenherz zu Mädchenherz?

Die auch noch jugendliche Mutter, die ihrem Töchterchen das Vergnügen lassen will, den Brief in den Kasten zu werfen, wird wohl von trüberen Gedanken erfüllt. Der Brief sieht auch viel nüchterner und ernster aus. Was mag er enthalten? Ist es nur des treuen Weibes Gruß an den auf Berufswegen verreisten Gatten, oder die bittende und mahnende Stimme der verlassenen Frau an den treulos von ihr gegangenen Mann, oder der schmerzliche Erguß einer jungen sorgenvollen Wittwe? —

Was der neugierige Schlingel von Schusterjunge in dem ihm anvertrauten Briefe herauszulesen sucht, will ich den geneigten Leserinnen ganz zu rathen überlassen; jedenfalls kann ich bezeugen, daß der Brief schließlich an und in seinen nächsten Bestimmungsort gelangt ist. R. K.

Rebus.



Inhalt: Pauline. Criminalnovelle von E. Wichert. (Forts.) — Gußstahlkanonen des Friedens. — Im Baskenlande. Erinnerungen eines alten Carlistenofficiers. II. — Plaudereien aus dem Münchner Hofbräuhaus. Mit 4 Illustrationen von A. Oberländer. — Außereuropäische Potentaten. Von Dr. R. Andree. — Am Familientische: Am Briefkasten. Von R. K. Zu dem Bilde von R. Beyschlag.

Confirmationsgeschenk.

Adolf Monod's
Ausgewählte Schriften.

Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Ferd. Seinecke.

8 Theile (davon der 1., 2., 3., 5. und 6. Theil in zweiter Auflage). 1860—1868. 8. geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Die Theile 1—5 enthalten die Biographie und 18 ausgewählte Reden; Thl. 6 den Paulus; Thl. 7 das Weib; Thl. 8 die Abschiedsworte. Jeder Theil ist auch apart zu haben. Gebunden in 5 eleganten Goldschnittbänden kostet das Ganze 3 Thlr. 20 Sgr.

Daraus auch apart:

Abschiedsworte. 12 Sgr.

Das Weib. 10 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Velhagen & Klasing in Bielefeld & Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 13. März 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 24.**

Pauline.

Criminalnovelle von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Graf Arthur Hohenbühl war im ersten Augenblick vor Schreck sprachlos, als er von Planthen die Nachricht erhielt, daß offenbar alles entdeckt sei. Er hatte die vorigen Tage in der größten Unruhe verbracht und war so nervös angegriffen, daß er am ganzen Leibe zitterte und in Thränen ausbrach. „Sei kein Schwächling," ermunterte ihn der Baron; „ich bitte Dich zu bedenken, was auf dem Spiel steht. Du hast nicht nur für Dich, sondern auch für mich zu sorgen, denn es wäre mir sehr fatal, wenn meine Betheiligung bei dem saubern Handel zur Sprache käme. Zum Teufel! flenne nicht wie ein Kind, nimm Dich zusammen. Graf Hohenbühl auf der Anklagebank —! das wäre einmal ein gefundenes Fressen für die ganze Sippschaft der Zeitungsschreiber. Ich habe mir gleich gedacht, daß Du nicht bei Casse sein würdest. Hier sind fürs erste fünfhundert Thaler, deren Beschaffung mir sauer genug geworden ist. Und nun die nöthigsten Sachen gepackt, und fort mit dem nächsten Eisenbahnzuge dem Telegraphen voraus über die Grenze. Alle Deine Verbindungen nach oben hin schützen Dich nicht. Also fort — fort ohne Umsehen! Schreibe einige Zeilen an Deinen Vater zur Orientirung — ich will sie besorgen. Und somit — glückliche Reise!"

Er legte die Banknoten auf den Tisch und entfernte sich. Erst allmählich kam Arthur zur Besinnung und zur vollen Würdigung seiner verzweifelten Lage. Flucht — was konnte Flucht helfen? Seine Person dem Arm der Gerechtigkeit entziehen — freilich. Aber seine Ehre — sein Name — seine amtliche Stellung! Alles unrettbar dahin. Bleiben — die Anklage abwarten — sich dem Richter stellen —? Im Vertrauen worauf? Er wußte, daß er nach dem Gesetz schuldig war, er wußte, welche Strafe ihn erwartete, wenn man ihn für schuldig erkannte. Er öffnete ein Kästchen, das unterm Spiegel auf einer Marmorconsole lag, und hob eine kleine Pistole heraus. So wär's schnell zu Ende! Was auch mit dem gestörten Leben weiter anfangen? Eine schwere Jugendsünde macht es unbrauchbar. Er setzte das kalte Eisen an den Mund und schauderte, als es die Zähne berührte. In den Sessel niedergleitend, bedeckte er die Augen mit den Händen und weinte bitterlich. „Ich liebte sie doch!" schluchzte er.

Als der Krampf nachließ, der seine Brust schmerzhaft preßte, fiel er wieder in eine Betäubung, die wohl eine halbe Stunde andauerte; man hätte ihn für schlafend halten können. Nur daß er unruhig athmete und mitunter die glanzlosen Augen halb öffnete. Dann schien ihn eine plötzliche Angst zu erfassen; er sprang auf und griff nach dem Kopf. „Ich bin's noch," rief er, sich die Stirn reibend, „ich lebe noch! Feigling — elender Feigling! warum drückst Du nicht ab? Hast Du Dir nicht tausendmal gesagt, das sei das Ende, m ü s s e das Ende sein? Und nun zitterst Du vor dem Tode, wie ein Dieb auf der Leiter und schaust ängstlich um Dich, ob nicht unverhofft Hilfe komme, statt Deine arme Seele Gott zu empfehlen —! Und wenn's doch voreilig wäre — wenn die Gefahr sich abwenden ließe — wenn meine Flucht die Anklage unnöthig machte? Noch weiß ich nicht einmal, was entdeckt ist, wer um die Sache weiß. Bleibt dieses letzte Mittel, mich einer schimpflichen Behandlung zu entziehen, nicht noch immer? Meine Freunde rathen zur Flucht — sie übersehen meine Lage besser, als ich. Gut denn, ich will ihnen vertrauen. Fort!" Er schloß den Hahn der Pistole und steckte sie in die Brusttasche.

Dann warf er eiligst Kleidungsstücke und Wäsche in einen Reisekoffer und gab dem Hausknecht Befehl, einen Wagen zu besorgen. Er werde auf einige Wochen verreisen, sagte er zum Wirth des Hotels, der ihn dahin begleitete; eingehende Briefe sollten bei Baron von Planthen abgegeben werden.

Er langte auf dem Bahnhofe an, als eben der Schnellzug expedirt wurde. Nachdem er ein Billet erster Classe gelöst und dem Schaffner mit den Worten: „Ein Coupé allein, wenn's sein kann," ein Goldstück in die Hand gedrückt hatte, behielt er noch Zeit, ein Blatt aus seiner Brusttasche zu reißen, einen kurzen Abschiedsgruß an Planthen darauf zu schreiben und dasselbe einem Dienstmann zur Beförderung zu übergeben. Er hielt es für gut, den Baron wissen zu lassen, daß er wirklich abgereist sei, damit derselbe den Staatsanwalt beruhigen könne.

Und fort ging's in rasender Eile an den kleinen Häusern der

Vorstädte vorbei ins freie Feld hinaus, daß die Telegraphenstangen nur wie Schatten vorüberflogen und die langen Drähte vor dem Fenster auf- und abhüpften. Und doch schien's ihm nicht schnell genug; die drei Minuten, die der Zug an der ersten Station hielt, dauerten seiner Ungeduld eine halbe Ewigkeit. Er drückte sich in die Ecke des großen Polsterstuhls, um von außen nicht bemerkt und erkannt zu werden.

Und dann weiter. Er sah nach der Uhr; erst eine halbe Stunde war seit der Abfahrt vergangen; noch fast zehn waren bis zur Ankunft in der Seestadt zu überwinden. Er hatte Zeit über die plötzliche Wendung seines Geschicks nachzudenken und Pläne zu schmieden. Und wie er nun so mit geschlossenen Augen da saß und traurig in sich hinein grübelte, war's ihm, als ob Pauline zu ihm eintrat — den Knaben an der Hand und das kleine Mädchen auf dem Arm — und ihn mit recht mitleidigen Blicken betrachtete. Sie trug ja die Schuld, daß alles so gekommen war, daß er jetzt wie ein Verbrecher fliehen mußte. Und doch konnte er ihr nicht zürnen, nicht einmal Vorwürfe machen. Er hätte vor ihr auf die Kniee niederfallen und sie selbst um Verzeihung bitten mögen. Warum gehst Du ohne uns? fragte sie sanft — die wir Dich lieb haben? Wer hat Dich sonst lieb da draußen in der kalten Welt und gar in der Fremde? Nimm uns mit! — Und der Knabe rief: nimm uns mit, lieber Vater! und das Mädchen streckte die kleinen Arme nach ihm aus. — Er hörte die Räder auf den Eisenschienen rollen und die Locomotive stöhnen, und wußte, daß alles Täuschung war. Aber er öffnete die Augen nicht, um die lieben Schattenbilder nicht zu verlieren, die so wehmüthig zu seinem Herzen sprachen.

Und weiter, immer weiter! Ihm wurde recht bange zu Muth. Er kam sich recht verlassen von Gott und den Menschen vor und fürchtete sich vor sich selbst. Du hast Menschenglück zerstört, sagte er sich, und dafür wird Gott Dir keine Ruhe lassen, so lange Du lebst. Gab es ein schöneres, ein besseres Geschöpf, als sie? Und die Kinder, die Kinder —! Daß ich sie lieblos verlassen konnte — es ist eine Jämmerlichkeit!

Er griff nach der Brusttasche, in welcher die Pistole steckte. Vielleicht ist's doch Zeit! — Aber warum ging ich denn ohne sie? Warum sagte ich ihr nicht — —? Sie hätte alles wissen müssen, bevor ich ging. Und vielleicht — sie liebt mich, sie wäre mit mir gekommen, und wir hätten noch glücklich sein können. Unselige Uebereilung!

Er vertiefte sich immer sehnsüchtiger in den Gedanken, daß er die Geliebten mit sich hätte nehmen können. Jetzt, da jede Sekunde ihn weiter und weiter von ihnen fortriß, fühlte er mit ganzer Stärke, daß eine Trennung unmöglich sei. Und wär's denn schon zu spät? Noch konnte Pauline von seiner Flucht nicht wissen, noch ahnte sie den Grund nicht. Wenn er zurückkehrte, ihr alles entdeckte — es würde erträglicher für sie sein, da er ja die Bitte zufügte, ihm mit den Kindern zu folgen. In zwei Stunden konnte er wieder in der Stadt zurück sein — in der Nacht wieder unterwegs mit seiner kleinen Familie. Die Freunde glaubten ihn weit fort; wer von seiner Abreise erfahren hatte, vermuthete ihn am wenigsten in der Stadt. Und wäre die Gefahr noch dringender gewesen — er *mußte* umkehren.

Auf der vierten Station ließ er sich die Thür öffnen, stieg aus, nahm sein geringes Handgepäck mit sich und war zur Verzweiflung des Schaffners nicht zu finden, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Er ging nach dem nahen Städtchen und hielt sich dort bis zum Abgange des nächsten Zuges auf, der die entgegengesetzte Richtung nahm. Erst bei einbrechender Nacht langte er wieder auf dem Bahnhof an.

Auch zu dieser späten Zeit hatten sich dort Leute genug eingefunden, die Angehörige erwarteten oder Geschäfte zu besorgen hatten. In der Halle standen in langer Reihe die Hausmeister der zahlreichen Hotels und riefen den Durchziehenden die Namen derselben entgegen. Der Graf drückte den Hut auf die Stirn und eilte vorbei. „Befehlen Sie *unsern* Wagen, Herr Graf?" redete ihn schon nahe dem Ausgange eine bekannte Stimme an. Er hatte nicht darauf gerechnet, so bald bemerkt zu werden und ging mit einem mürrischen „Nein" weiter.

Eine Droschke brachte ihn um Mitternacht nach dem kleinen Parkstraßenhause. Er bestellte sie nach zwei Stunden wieder vor dieselbe Thüre zu einer Fahrt nach dem Bahnhofe. Seine Aufregung war so groß, daß er sich kaum auf den Füßen hielt, als er durch den Akaziengang nach dem Hause wankte. Hastiger, als es seine Absicht war, zog er an dem Klingelzuge.

Er achtete nicht darauf, daß die Bewohner um diese Stunde längst zu Bette sein mußten und wiederholte nach einigen Sekunden, als sich nichts regte, noch heftiger dieselbe Procedur. Wenn sie das Haus verlassen haben sollte —! Wo sie finden? Der Wagen rollte schon fern auf der Chaussee hin und war nicht mehr zurückzurufen.

Endlich wurde es oben hell. Das Fenster öffnete sich, und die alte Frau fragte hinunter, wer sie so spät störe. Er gab sich zu erkennen und wurde nun sogleich eingelassen. „Erschrecken Sie die Frau nicht," bat die Alte, wahrscheinlich selbst erschreckt über sein verwildertes Aussehen. Er hörte nicht darauf und stürmte ins Zimmer hinein.

Auf der Schwelle zum Schlafgemach stand Pauline in einem langen weißen Gewande, das sie in der Eile übergeworfen hatte. Die schwarzen Locken ringelten sich unter der Nachthaube vor über die Schultern. Auf dem kleinen Tisch neben ihrem Bett brannte trüb eine Lampe. Nicht weit davon schlief in seinem Bettchen der kleine Paul; er hatte die Decke abgeworfen, den Kopf in die Kissen eingewühlt und die runden Arme mit geballten Fäusten weit fortgestreckt. Sein Schlaf war süß.

Pauline lehnte sich gegen den Thürpfosten, als sie den Grafen erkannte, drückte die Hand auf das ängstlich klopfende Herz und zitterte leise: „Arthur!"

Er sank vor ihr nieder und umfaßte ihre Knie, keines Wortes mächtig. Nun richtete sie sich auf, legte beide Hände auf sein Haupt, beugte sich zu ihm nieder und sprach sanft zu ihm: „Du wolltest uns vergessen lernen, Arthur — aber es gelang nicht. Du bist hier — und es ist alles wieder gut."

Er stand auf, eilte an das kleine Bett und küßte das Kind, das sich unwillig im Schlaf rührte und nach der andern Seite warf. Pauline war zugetreten und zog die Decke über die nackten Beinchen, die sich doch gleich wieder frei machten. Sie faltete die Hände und sah zu Arthur hinüber, der halb abgewendet vor sich hinstarrte.

„Komm fort von hier, Pauline," begann er nach einer Weile beklommen, „Du darfst hier nicht hören, was ich Dir zu sagen habe — meine Schuld würde mich erdrücken." Er faßte ihre Hand und zog sie fort nach dem Sopha, auf das die Lampe nur einen matten Schein warf. Er setzte sich nicht neben sie, sondern kniete nieder, den Rücken gegen das Licht gewendet, so daß sein Gesicht völlig im Schatten blieb. „Ich war auf der Flucht," sagte er mit fast erstickter Stimme, „schon viele Meilen fort von hier, Pauline — aber es ließ mich nicht weiter, ich mußte zurück."

„Auf der Flucht?" wiederholte sie ängstlich. „Warum auf der Flucht?"

„Du sollst alles wissen; aber erst laß mich Dir sagen, daß ich komme, Dich und die Kinder mit mir zu nehmen — noch vor Anbruch des Morgens müssen wir die Stadt verlassen haben."

Ihre eiskalte Hand zog sich hastig aus der seinigen. „Was ist geschehen, Arthur?" rief sie erschreckt.

„Man verfolgt mich wegen eines Verbrechens, das doch vor allem *Deinem* Richterspruch unterliegt, Pauline. Du *sollst* richten, aber nicht, bevor Du erfahren, daß ich mich Dir tief verschuldet weiß, daß ich aber meine Schuld zu sühnen gedenke, wie sie gesühnt werden muß und daß ich von Deiner Engelgüte Verzeihung erhoffe, so schwer auch die Kränkung war. Sage mir, daß Du mich liebst, Pauline!"

„Du weißt es," bebten ihre Lippen — „nur zu sehr!"

Er küßte stürmisch ihre Hand. „Aber daß ich Dich liebte," fuhr er aufgeregt fort, „wirst Du das noch glauben wollen, wenn das schreckliche Wort ausgesprochen ist, das mein Schuldbekenntniß in sich faßt? Daß ich aus Liebe sündigte, wirst Du das begreifen können in Deinem Schmerz? Wirst Du?"

„Ich will versuchen — stark zu sein," hauchte sie matt hin. Sie hatte die Ahnung, daß etwas Furchtbares gegen sie im Anzuge sei, dem sie unterliegen müsse; aber was es sein könne, begriff sie nicht.

„Ich gab Dir ein Geheimniß zu hüten," sagte er wieder nach einer Pause leise flüsternd — „das Geheimniß unserer Ehe, Pauline —"

„Ich habe es nicht verletzt," versicherte sie zitternd, da nun der Vorhang vor dem Bedrohlichen sich zu heben anfing.

„Nicht wissentlich — aber es ist entdeckt. Man weiß, daß Du an dieses Geheimniß glaubst, Pauline, und das genügt, mich zu verderben. Aber es ist *meine* Schuld — allein meine Schuld, daß ich Dir ein zweites, viel wichtigeres Geheimniß nicht zu vertrauen wagte, das Geheimniß, daß ich — Dich betrog, Pauline!"

Es durchfuhr sie wie ein Blitz; ihr Oberkörper kam in eine schwankende Bewegung. Er umfaßte sie mit beiden Armen und stützte sie. „Ich betrog Dich, Pauline," wiederholte er, „weil ich Dich besitzen wollte allen Hindernissen zum Trotz. Meine wahnsinnige Leidenschaft übertobte mein Gewissen — ich redete mir ein, später gut machen zu können, was ich verbrach, nachdem Du Dich von meiner unwandelbaren Treue überzeugt hättest, die aus meiner Neigung, nicht aus einem Zwangsgebot folgte. Ich konnte nicht von Dir lassen und sollte Dich doch verlieren, wenn Du nicht meine Frau würdest. Ich machte Dich glauben, daß Du's wärest — aber die Trauung war nur ein frevelhaftes Spiel, der Pfarrer, der unser Gelübde entgegen nahm — jener Eugen Riehl, den Du in Deiner Unschuld mit dessen Namen anredetest. Das verrieth mich!"

Kaum waren die letzten Worte gesprochen, als er ihren Leib schwer und willenlos in seinen Armen fühlte. Der Kopf sank zurück, ohne daß ein Laut aus ihrem Munde hörbar wurde; die ganze Gestalt brach zusammen und glitt neben ihm auf der Erde nieder. Entsetzt griff er nach ihrer Stirn — sie war kalt: nach ihrem Herzen — es schien aufgehört haben zu schlagen. Er sprang wild auf, eilte ans Bett und riß am Glockenzuge. Die alte Frau stürzte mit Licht hinein und warf sich auf ihre Gebieterin. „Sie haben sie ermordet!" kreischte sie — „arme — arme Frau!"

XI. Ein Opfer der Liebe.

Der Wagen fuhr zur bestimmten Zeit vor, und der Kutscher meldete sich endlich ungeduldig, nachdem er vergebens mit der Peitsche geknallt hatte. Graf Arthur dachte nicht mehr an Flucht. Er steckte dem Manne ein Goldstück in die Hand und trug ihm eiligst auf, Aerzte zu besorgen; es sei plötzlich jemand erkrankt und die Abfahrt mit der Eisenbahn jetzt unmöglich. Dann eilte er wieder zu Pauline.

Marianne hatte ihre Frau aufs Bett gebracht und stand jammernd und händeringend daneben. Pauline war nicht todt, wie sie anfangs gefürchtet; ein leises Athmen ließ sich spüren, wenn man sich über sie beugte. Aber ihre Ohnmacht war so tief, daß sie sich durch keines der gewöhnlichen Mittel heben ließ; ihr Körper schien mehr und mehr zu erkalten, und die Besorgniß war begründet, daß ihr Lebenslicht allmählich sanft erlöschen werde. Arthur küßte ihre Stirn, ihre tiefeingefallenen Augen, ihre weißen Lippen. „Laß es nicht geschehen, Gott im Himmel!" betete er still und inbrünstig.

Ein Arzt erschien, und nach einer halben Stunde ein zweiter. Ihre Fragen nach der Ursache des traurigen Falles konnten nur unvollkommen beantwortet werden. Ein plötzlicher, sehr heftiger Schreck habe sie niedergeworfen, versicherte Arthur. Die Aerzte wandten energische Mittel an, sie wieder zu beleben; aber erst gegen Morgen, als schon das Zwielicht der Herbstsonne durch die Fenstervorhänge brach und mit dem Schimmer der dem Verlöschen nahen Lampe einen gespenstischen Tanz aufführte, schienen ihre Bemühungen erfolgreich. Das Athmen wurde tiefer, die Muskeln des Gesichts fingen an zu zucken, es stellte sich Wärme ein, Arthur fühlte Leben in der kleinen Hand, die er unablässig an seine Brust drückte und streichelte.

Sie schlug die Augen auf, und ihr erster wirrer Blick traf ihn. Wie ein schmerzhafter Krampf zog es über ihr bleiches Gesicht; dann war's, als ob sie eine gewaltsame Anstrengung machte zu sprechen. Arthur beugte sich über sie und vernahm deutlich das Wort: „Flieh!" Er schüttelte den Kopf. „Nur mit Dir." — Sie schien von großer Unruhe gepeinigt zu werden, aber nur ein ängstliches Stöhnen und Wimmern ließ sich vernehmen, kein verständlicher Laut weiter. Die Aerzte traten zu und hinderten jeden weiteren Versuch, sie zum Sprechen zu veranlassen. Jetzt erst bemerkte sie dieselben, musterte sie verwirrt, schloß die Augen und fiel in die frühere Besinnungslosigkeit zurück.

Der Tag schlich langsam hin am Krankenbette. Arthur verließ seinen Platz an demselben nicht. Er war sich selbst gleichgültig geworden; alle seine Gedanken beschäftigten sich nur mit der Frage: wird sie dir erhalten werden können? Nur die Kinder vermochten ihn auf Minuten aus seiner Erstarrung zu reißen; er nahm sie abwechselnd auf den Schoß und streichelte mit ihren kleinen Händen das Gesicht der kranken Mutter.

Gegen Abend meldete Marianne einen Herrn, der behaupte, den Grafen sprechen zu müssen. Es stehe eine Kutsche vor der Thür, in der noch mehrere Personen. Arthur fand es nicht einmal auffällig, daß man ihn hier suchte, er küßte Pauline und schwankte in den Saal.

Der Herr, dessen Civilkleidung nichts Bemerkbares hatte, überreichte ihm eine Karte. Der Graf schreckte aus seiner Betäubung auf und warf ihm einen scheuen Blick zu.

„So sehr ich bedaure, Herr Graf," begann der Fremde höflich aber mit festem Ton, „dazu bestimmt zu sein, Ihnen diese Ankündigung zu machen — ich muß Sie bitten, mir unverzüglich zu folgen."

„Mein Herr —!"

„Es ist dafür gesorgt, daß Ihre Entfernung von hier ohne Aufsehn erfolgen kann; ein geschlossener Wagen steht vor der Thüre, und ich habe die Rücksicht beobachtet, meine Uniform abzulegen. Ich weiß, was ich einem Manne von Stande schuldig bin, der vielleicht auf voreiligen Verdacht hin —"

„Aber wohin — wohin, mein Herr —?"

Der Fremde zog ein Papier vor und hielt es dem Grafen hin. „Respektiren Sie mein Amt," sagte er; „hier ein Haftbefehl in aller Form."

Der Graf fühlte den Boden unter seinen Füßen schwanken und sah die Wände des Zimmers sich rund um ihn her im Kreise drehn. Die rechte Hand faßte nach der Brust, als ob er sich an sich selbst halten wollte. Er traf auf einen festen Gegenstand — in diesem Augenblick erinnerte er sich, die Pistole zu sich gesteckt zu haben; er riß sie aus der Tasche und spannte den Hahn.

Aber ehe er die Mündung an seine Stirn setzen konnte, war schon der Sicherheitsbeamte zugesprungen und hatte ihm mit dem Bleiknopf seines Stockes einen so heftigen Hieb auf den Arm versetzt, daß die Pistole polternd auf die Erde fiel. „Es ist nicht meine Schuld, wenn ich Sie beschädigt haben sollte," sagte er, sie aufhebend und einsteckend, „ich habe die Pflicht übernommen, Sie im Gefängniß abzuliefern, und darf nicht dulden, daß Sie sich mir auf diese oder andere Weise entziehn. Haben Sie die Güte, mir nach dem Wagen zu folgen."

Mit diesen Worten faßte er den Grafen, der theils vom Schreck über die Vereitelung seines Anschlages, theils von Schmerz betäubt dastand, unter den Arm und führte ihn hinaus. Marianne hörte bald darauf den Wagen fortrollen. Erst als der Graf auch nach längerer Zeit nicht zurückkehrte, merkte sie, daß er sich mit dem fremden Herrn entfernt haben mußte. Sie schickte ihm einen Fluch nach. — —

Wie das alles so gekommen war? Baron Planthen hatte, sobald er durch den Dienstmann Arthurs Zettel eingehändigt erhalten, den Staatsanwalt brieflich von der Flucht benachrichtigt. „Der Vogel ist ausgeflogen," hatte er geschrieben und war verstanden worden. Herr von der Linde verbrannte seufzend das Blatt, suchte die Akten vor und schrieb den Antrag auf Verhaftung des Grafen. Nach einer sehr unruhigen Nacht schickte er denselben dem Untersuchungsrichter zu, der sofort den Beschluß des Gerichts extrahirte und zwei Boten nach dem Hotel des Grafen abfertigte. Ehe sie Bericht erstatteten, erhielt er vom Staatsanwalt die schriftliche Anzeige, daß der Graf, wie er in Erfahrung gebracht, verreist wäre. Nach einer Erkundigung bei dem Polizeibeamten, der den Dienst auf dem Bahnhofe gehabt habe, stehe jedenfalls fest, daß er schon gestern Nachmittag mit dem Zuge, dessen Ziel die Seestadt, abgefahren sei. Unter solchen Umständen thäte man am besten, mit der Anklage zu warten, bis er zurückgekehrt sei, und sie ruhen zu lassen, wenn der Graf sich selbst verbannt haben sollte. Rothstein war anderer Meinung; es sei wenigstens der Versuch zu machen, ihm durch die Telegraphen einen Haftbefehl nachzusenden, möglicherweise habe er das Schiff noch nicht bestiegen. Auch wenn der Graf nicht mehr erreichbar sei, meinte Rothstein, müsse die Anklage gegen ihn erhoben werden, damit dem verletzten Gesetz sein Recht geschehe und der Verbrecher verhindert werde, das Land wieder zu betreten. Er begab sich dieserhalb sofort nach dem Telegraphenamt und dann, als er die Rückantwort erhielt, daß der Graf in der Seestadt gar nicht angelangt sei, selbst nach dem Hotel, um Erkundigung nach den näheren Umständen der Reise einzuziehen. Er erfuhr zu seiner Ueberraschung, daß der Graf zwar gestern Nachmittag abgereist, aber schon mit dem Nachtzuge wieder zurückgekehrt sei; jedoch sei er nicht ins Hotel gekommen und wahrscheinlich nach seiner Wohnung im Parkstraßenhause gefahren. Man nahm nicht den geringsten Anstand, ihm diese anscheinend ganz unverfänglichen Mittheilungen zu machen. Rothstein, der sich nun einmal der Angelegenheit persönlich angenommen hatte und dieselbe mit eigensinniger Verbissenheit festhielt, vigilirte im

Park, traf einen von den Aerzten, den er kannte und holte leicht aus ihm heraus, daß der Graf bei der kranken Pauline sei. „Das unglückliche Weib!“ murrte er; „schon seinetwegen muß der Spitzbube an die Kost kommen!“

Als Herr von der Linde seinen Freund verloren sah, machte er keine Anstrengung weiter, ihn zu halten, und bat nur, die Verhaftung möchte schon der Kranken wegen mit Schonung der gesellschaftlichen und amtlichen Stellung des Grafen durch einen höheren Polizeibeamten ausgeführt werden. Rothstein hatte nichts dagegen. So war der Vorgang im Parkstraßenhause vorbereitet, von dem berichtet worden. —

Es konnte nicht fehlen, daß diese Verhaftung das allergrößeste Aufsehen machte, das sich womöglich noch dadurch steigerte, daß die am besten Unterrichteten sich für verpflichtet hielten, tiefes Schweigen zu beobachten, und dadurch im Publikum die Vermuthung begünstigten, daß hinter der Sache noch viel mehr stecke, als man gelegentlich erfahre. Eine Thatsache, die Tage und Wochen lang eifrig von Mund zu Mund getragen wird, verändert sich durch willkürliche Zusätze bis zur Unkenntlichkeit, und hier hatte die Phantasie genug Stoff zur Arbeit. So traurig es ist, man sprach fast allgemein mit einer gewissen Schadenfreude davon, daß auch einmal eine Person aus den höchsten Ständen mit gemeinen Verbrechern das Logis theilen müsse, als ob man darin einen genugthuenden Ausgleich für die mancherlei Begünstigungen der Hochgestellten erblicken dürfe. Nur eine kleine Minderzahl mehr sensibler Naturen witterte etwas von Romantik in dem Verhältniß zwischen dem Grafen und Pauline und bemitleidete beide.

Wenn man so nach den unteren Regionen hin nach dem Ungewitter, das sich entladen hatte, eine Art von Befreiung fühlte, so übte dasselbe in den oberen die entgegengesetzte Wirkung; man fand sich dort in dem sehr lebhaften Bewußtsein der Consolidation der Standesinteressen sehr unangenehm berührt durch einen Vorfall, für den man gewissermaßen die Verantwortlichkeit mit zu tragen hatte. Die Verstimmung äußerte sich sichtlich in der Rückhaltung, die man dem alten Grafen zu erkennen gab, und in der Feindseligkeit, mit der man in der Gesellschaft den Staatsanwalt behandelte, der sich dafür durch die größere Thätigkeit der bureaukratischen Elemente nicht für entschädigt halten mußte; er litt unsäglich unter dem Gedanken, daß er selbst den Freund werde anklagen müssen. So konnte auch die Wirkung auf die höchsten Kreise nicht ausbleiben; der General selbst veranlaßte seinen alten Freund, „aus Gesundheitsrücksichten“ einen längeren Urlaub zu nehmen, der allgemein als der Vorbote einer Entlassung aus dem wichtigen Hofamt aufgefaßt wurde. Nur so konnte er daran denken, seinen eigenen Einfluß zu wahren.

Keinen hatte der Schlag schwerer getroffen als den alten Grafen Hohenbühl. So fern es seiner ganzen Anschauungsweise lag, die Unsittlichkeit der Handlungsweise seines Sohnes zu rügen, so heftige Vorwürfe machte er ihm innerlich über die Kopflosigkeit, mit der er sich und ihn ins Verderben gestürzt hatte. Nicht das Verbrechen empörte ihn, sondern der Fehler, eine Handlung des Leichtsinns, die sich rechtzeitig ohne Mühe corrigiren ließ, zu einer Macht anwachsen zu lassen, gegen die sich alle gewöhnliche Waffen stumpf erweisen mußten. Was konnte selbst eine Befreiung aus dem Gefängniß nützen? Der Name der Familie war beschimpft, der Einfluß bei Hofe untergraben, die jahrelange, so oft nichts weniger als erfreuliche Arbeit, dem herabgekommenen Geschlecht der Hohenbühl wieder eine feste Stellung zu geben, fortgeworfen. Diese Betrachtungen machten ihn fast wahnsinnig und erfüllten ihn mit dem bittersten Hasse gegen den ungerathenen Sohn, den er doch wieder nicht fallen lassen durfte, wenn er ihn nicht zugleich der Unbarmherzigkeit des Gesetzes unrettbar überliefern wollte.

Das Aeußerste, eine öffentliche Verurtheilung zu schmählicher Strafe, mußte abgewendet werden. Er hielt dies anfangs nicht für so schwierig. Es war ihm so ziemlich unfaßbar, daß Herr von der Linde, dessen Familie der seinigen weitläufig verschwägert, im Ernst die Absicht haben könne, gegen seinen Freund eine Anklage zu erheben. Aber schon die erste Unterredung mit demselben zeigte ihm, daß er vom hohen Pferde werde heruntersteigen müssen. Er erfuhr, daß das Gericht bereits Beschluß gefaßt habe, gegen den sich nun mit Machtmitteln gar nicht mehr procediren lassen werde. Er glaubte seinen Versicherungen nicht und fuhr zum Gerichtspräsidenten, den er sich in einer Stellung dachte, die ihm erlauben werde, durch einen Befehl an sein Richtercollegium den Beschluß desselben zur Aufhebung zu bringen. Er sah sich arg getäuscht, als er einen Bureaukraten fand, der ihm mit einem „Fiat justitia, pereat mundus“ das Gesetz verhielt. Schon kleinmüthiger meldete er sich beim Minister, aber er begegnete nur einem Achselzucken des Bedauerns, ganz außer Stande zu sein, dem Richter in dieser Beziehung Vorschriften zu machen. Die ganze Welt schien dem alten Herrn, dem bisher die Convenienz als das einzige bindende Gesetz gegolten hatte, verrückt geworden zu sein; es ging über alle seine Vorstellungen, daß die höchsten Beamten ihren Untergebenen nicht sollten Vorschriften machen können, die dieselben ohne Murren zu befolgen hätten. Er ermöglichte höchsten Orts eine Audienz und that einen Fußfall, sah aber seine Beschwerde sehr ungnädig mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß der Gerechtigkeit der Lauf gelassen werden müsse. In der Verzweiflung, den letzten Halt zu verlieren, bat er um Gnade für seinen Sohn, mußte aber hören, daß dieselbe gesetzlich nur einer Verurtheilung folgen könne. Gesetzlich und immer gesetzlich! In welcher Welt lebte er denn, daß sich plötzlich überall Schranken erhoben, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte?

Er ließ sich herab, die Hinterthüren aufzusuchen, durch die sein Sohn vielleicht entführt werden könnte. Eugen Riehl wurde mit einer Einladung beehrt und mit den weitgehendsten Versprechungen gefüttert, wenn er in seinen Aussagen vorsichtig sein wolle. Es hatte ihn anfangs außer sich gebracht, daß Arthur, wie er erfahren, bei seiner ersten Vernehmung die Behauptung aufgestellt hatte, daß er wirklich mit Pauline Stern verheirathet sei, wenigstens noch jetzt in dem Glauben stehe, mit ihr verheirathet zu sein, und sich durch sein ihr in der Kirche gegebenes Wort für verpflichtet halte. Jetzt, nachdem alle seine Versuche, die Anklage aufzuhalten, gescheitert waren, und nachdem er mit dem Justizrath Berk eine Conferenz gehalten, fing er an einzusehen, wie politisch klug der Standpunkt gewählt war, den sein Sohn eingenommen hatte, wenn er sich auch noch immer nicht von dem Verdacht lossagen konnte, daß derselbe wohl weniger an seine Vertheidigung gedacht, als vielmehr in seiner empfindsamen Weise darauf speculirt habe, seiner geliebten Pauline eine Genugthuung zu verschaffen. Nun konnte es viel darauf ankommen, daß der Candidat nicht Momente zur Sprache brachte, die der Aussage des Angeklagten alle Glaubwürdigkeit nehmen mußten. Riehl, der kaum wußte, wie er sein Leben fristen sollte, spitzte die Ohren.

Es unterblieben auch nicht Bestechungsversuche der Gefängnißbeamten, um den Grafen zu befreien, aber sie mißlangen, obgleich die Baronin Holdach, die sich noch immer warm für ihn interessirte, ihre sehr reichen Mittel freigebig zur Verfügung stellte. Rothstein paßte auf und rügte die geringste Unregelmäßigkeit, um vor Pflichtverletzungen einzuschüchtern. Es kam dazu, daß seit kurzem der Executor Haselstock in Anerkennung seiner besonderen Zuverlässigkeit den Dienst im Gefängniß erhalten hatte und denselben mit der Wachsamkeit des Cerberus verrichtete. So gelang es nicht einmal, eine geheime Verbindung mit dem Gefangenen herzustellen, der übrigens eine geräumige Zelle und in derselben so viele Bequemlichkeiten hatte, als mit seiner Lage vereinbar waren. Der Gefängnißarzt berichtete, daß seine Gesundheit sehr angegriffen, das nervöse Leiden aber in eine ausgesprochene Krankheit nicht übergegangen sei, und wies die Zumuthung, ihn durch ein Attest über die Lebensgefährlichkeit der Haft bei längerer Dauer derselben frei zu machen oder wenigstens in die Krankenstation zu befördern, entrüstet zurück.

Je weiter die Untersuchung vorschritt, desto beklommener fühlte sich der alte Graf; es war ihm, als ob er den Tag nicht erleben können, an welchem ein Hohenbühl auf der Anklagebank werde erscheinen müssen. Von seiner früher so stolzen Haltung war nichts mehr sichtlich; er erschien ein hinfälliger Greis mit wunderlichen Manieren und verschrobenen Ansichten, die man sich kaum die Mühe nahm berichtigen zu wollen. Es gab Leute, die ihn für geisteskrank hielten.

Gepeinigt von Unruhe, begehrte er wiederholt auch in dem kleinen Parkstraßenhause Einlaß, wurde aber immer von Marianne mit der Entschuldigung abgewiesen, daß Pauline ein schweres Nervenfieber durchgemacht habe und noch immer in Todesgefahr schwebe. Es half ihm auch wenig, daß er, um seine freundliche Gesinnung zu beweisen, für die Kinder Zuckerwerk und Spielsachen mitbrachte, und zuletzt sogar dieselben seine lieben Enkelchen nannte; die alte Frau vertröstete ihn auf spätere Zeit und versprach nur, ihre Herrin zu benachrichtigen, daß der Herr Graf sich so liebevoll geäußert habe.

(Fortsetzung folgt.)

In der Gesangstunde der Ursulinerinnen. Originalzeichnung von H. Valentin.

Digitized by Google

Im Baskenlande.

Erinnerungen eines alten Carlistenofficiers.

(Schluß.)

III.

Am 1. August 6 Uhr morgens verließ ich Don Manuel, der seines Fußübels wegen noch bettlägerig war; ich sagte ihm für immer Lebewohl, denn wie ich später gehört, ist er in Folge des Unfalls nach einiger Zeit, im 78. Jahre seines Alters, selig im Herrn entschlafen. Der gute Alte hatte, unerachtet seiner Schmerzen, für einen Führer gesorgt, der mich durch das Gebirge bis nach Tolosa geleiten sollte. Mein Führer war der Sohn aus einem Caserio, das auf dem halben Wege nach Tolosa lag. Dort hielten wir Mittagsrast. Nach einem mehrstündigen Aufenthalt verließ ich das gastliche Caserio, wo ich so reichlich bewirthet worden, die Mutter meines Führers jedoch nicht zu bewegen war, auch nur die geringste Entschädigung dafür anzunehmen. Der Vater des Führers, ein ehemaliger Chapelclairy (Weißmützen, ein guipuzcoanisch carlistisches Bataillon), gab uns eine Strecke das Geleite.

Aus einem Walde, der den Gipfel eines ziemlich hohen Berges bedeckte, heraustretend, gelangten wir auf eine schöne weite Rasenebene, an deren entgegengesetztem Ende die große Einsiedelei zum heiligen Ignaz von Loyola liegt, des Schutzpatrones von Guipuzcoa. Hier verließ mich mein ehemaliger Kriegsgefährte, der mir auf dem Wege sein politisches Herz ausgeschüttet hatte. Bei ihm, so wie bei mehreren andern baskischen Landleuten, die ich getroffen und später noch traf, war jegliche Anhänglichkeit für die Sache des Don Carlos erloschen. Alle wie aus einem Munde sagten dasselbe, nämlich, daß niemand noch verlangen könne, daß die Provinzen sich für eine Dynastie erhöben, die so klare Beweise ihrer Feigheit und Unfähigkeit an den Tag gelegt hätte.

Auf unserm weiteren Wege stießen wir auf eine Einsiedelei, in der wir einige Augenblicke rasteten.

Diese Einsiedeleien — Heremitas — waren einst von großer Wichtigkeit und greifen tief in die Geschichte des christlichen Baskenlandes ein. Sie waren nicht nur Wallfahrtsorte, sondern sie dienten auch zu Herbergen, wo Reisende jeglichen Standes Obdach fanden. Sie entstanden, als noch keine Landstraßen sich durch die Thäler schlängelten und als das heutzutage so ergiebige Geschäft der Gastwirthschaft noch in der Kindheit lag.

Man denke sich aber nicht etwa unter den baskischen Heremitas Klausen, wie wir sie wohl in Deutschland in manchen Parks der Reichen gewahren; es sind vielmehr große Gebäude, wo, wenn es sein mußte, gegen hundert Menschen ein bequemes Unterkommen fanden. Die klosterartig eingerichtete Wohnung des Heremitaño — Einsiedlers — stieß hart an die Kirche und bildete mit dieser einen rechten Winkel. Es hat den Anschein, als seien sie alle nach einem Plane von einem und demselben Baumeister aufgeführt worden, so gleichen sie sich in der innern Einrichtung. Unten waren Stallungen und mehrere Kammern, oben reihte sich Zelle an Zelle, die für wohlhabendere Reisende bestimmt waren. Unten und oben, da wo die Kirche mit der Wohnung zusammenhing, lagen große bequem eingerichtete Küchen, die hinlänglich mit Geschirr versehen waren, das immer schön geputzt, freundlich in die Augen glänzte.

Die Klausner waren durch Gelübde gebunden, von ihrem Vorrathe immer mitzutheilen. In den früheren Jahrhunderten waren die Einsiedeleien stets gern besucht, es war ein gemüthlicher ländlicher Aufenthalt. Seitdem aber Kunststraßen nach allen Richtungen hin die baskischen Provinzen durchschneiden, hat man angefangen, die Einsiedeleien zu meiden, die Landstraßen zu benutzen und in den Posadas, die mit der Zeit entstanden waren, zu übernachten.

Eigenthümer der Einsiedeleien sind die Ortschaften, in deren Bezirk sie liegen, so wie diesen auch das ganze Inventar gehört. Jeden Sonnabend werden noch immer Frauen hingeschickt, um das Wohngebäude unten und oben zu reinigen, dem Klausner liegt nur die Reinhaltung der Kirche ob. Die Ortschaften, die solche Heremitas besitzen, sind stolz darauf und suchen sich gegenseitig zu übertreffen in der Erhaltung und Ausschmückung derselben. Eine wohlerhaltene und geschmückte Heremita zeugt noch heute von der Wohlhabenheit des Besitzers. Seit mehreren Jahren hat man angefangen, alten gedienten ehelosen Soldaten die Klausnerstelle zu geben, um im Alter eine sichere Ruhestätte zu erlangen, da die Regierung ohnehin nur stiefmütterlich für ihre Invaliden sorgt. Tadellos aber muß ihr Lebenswandel gewesen sein, mit Strenge prüft der Ortsvorstand die Zeugnisse des Klausner Candidaten, der nunmehr jegliche geistliche Kleidung von sich gestreift und sich so trägt, wie es ländlich sittlich ist.

Nach solcher Rast brachen wir wieder auf, um baldmöglichst das Ziel unserer Wanderung, Tolosa zu erreichen. Die Wege, welche beim hellsten Sonnenlicht für den Fremden kaum sicher sind, der ungewohnt ist, festen Fuß auf Bergrändern zu fassen, die nur für Ziegen gangbar zu sein scheinen, wurden durch das ungewisse Mondlicht doppelt gefährlich. In diesen Bergen begegneten uns kurz vor Tolosa mehrere Bauernburschen — Mutils — wie sie die Landessprache bezeichnet, die aus der Stadt kamen, wo sie einer großen Procession, die zu Ehren des heiligen Dominicus, dem die Hauptkirche zu Tolosa geweiht ist, beigewohnt hatten. Alle die uns begegneten, wollten von meinem Begleiter wissen, wer ich sei. Ich hatte es diesem verboten zu sagen, und somit mußte ich mir wiederum gefallen lassen, für einen Gavacho angesehen zu werden.

Das Wort Gavacho, womit alle Spanier einen Franzosen bezeichnen, heißt soviel als: „Lumpenhund.“ Es charakterisirt diese Benennung zur Genüge den Haß, den Widerwillen, den alle Spanier, ganz besonders die Basken, gegen die Franzosen hegen. Der Franzose ist diesen nicht allein wegen seines niederen verächtlichen Gewerbes unangenehm, er ist ihnen zu windbeutlich; mit dem Wort Frances wird Charakterlosigkeit, Leichtsinn bezeichnet.

Endlich stiegen wir den Hügel hinab, gingen durch ein paar Felder und gelangten glücklich in die Stadt.

Auf den Straßen Tolosas war es noch sehr lebendig; alt und jung, arm und reich, alle lustwandelten durch die festlich geschmückten Häuserreihen, die Procession war gerade in die Kirche zurückgekehrt. Mein Begleiter brachte mich bis ins Gasthaus, wo ich ihm ein Maß Wein geben ließ. Geld wollte er durchaus nicht nehmen, sein Vater hatte es ihm streng untersagt. Ich gab ihm noch eine handvoll Cigarren, worüber er hocherfreut nach Hause eilte.

In Beziehung auf Handel und Industrie ist Tolosa der Hauptort von Guipuzcoa, jeden Mittwoch werden hier große Produktenmärkte gehalten. Auf fünf Leguas in der Stunde kommen beladene Maulthiere und Pferde mit ihren schönen Lenkerinnen hierher, um die Erzeugnisse des Bodens abzusetzen, zum Tausch oder zum Verkauf, je nach dem Bedürfniß eines jeden. Aufkäufer sind da, die dafür sorgen, daß nichts wieder heimgeschleppt werde.

Während des Carlistenkrieges hatte diese Stadt die Ehre, zu den auserwählten Orten der baskischen Provinzen zu gehören, wo Don Carlos sein Hauptquartier aufschlug. Die Orte, denen diese nicht zu beneidende Bevorzugung zu Theil wurde, waren Estella in Navarra, Durango in Biscaya, Oñate und Tolosa in Guipuzcoa. Das königliche Hauptquartier, Quartel Real genannt, wurde verlegt, je nachdem das Gros der Armee seine Stellung der feindlichen Armee gegenüber einnehmen mußte. Es war dies ein beständiges Hin- und Herwandern, von Navarra nach Guipuzcoa, von Guipuzcoa nach Biscaya und Alava. Das Hauptquartier war aber immer so gelegen, daß es gegen feindlichen Ueberfall gesichert war. Die Provinz, in welcher das Hauptquartier lag, hatte die Kosten desselben zu tragen; hielt aber der König Hoflager in Oñate, so mußte Alava seine Getreidespeicher und seinen Geldbeutel öffnen, um den Schwarm der Faullenzer, welche die Staffage dazu bildeten, zu füttern.

Dieser Nomadenhof war das reinste Abbild des Madrider, überbot ihn vielleicht noch an Intriguen, Haß und Neid. Unter den Faullenzern wurde beständig gebrütet, wurden immer neue Ränke geschmiedet, wie dieser oder jener, der nicht Absolutist vom reinsten Wasser, doch zu einer Stellung gelangt war, wieder zu stürzen oder unschädlich zu machen sei. Diese Hungerleider von Hofschranzen, zu denen sich noch eine große Anzahl ehemaliger Beamten aus allen Theilen Spaniens gesellten, die ihrer politischen Gesinnung wegen, wie sie angaben, brodlos geworden waren, und zum Hoflager des Don Carlos herbeieilten, um ihre Zukunft zu sichern, Stellen zu erhaschen, waren, mit wenig Ausnahmen, echte, wahrhafte Don Basilios, wie dieser uns im Barbier von Sevilla vorgeführt wird; Lug, Trug und Verläumdung waren die Waffen, womit sie die ihnen Mißliebigen

überfielen, um sie zu vernichten. War doch selbst Zumalacarregui, der baskische Aristides von diesen Schurken angefeindet worden, und Don Carlos schwach genug gewesen, ihnen sein Ohr zu leihen.

Die edelsten, tapfersten, hervorragendsten Häupter der carlistischen Partei als: Gomez, Elio, Villareal und Zureatequi, die dem Könige ihre Macht, Hab, Gut und Blut geopfert hatten, wurden von einer abscheulichen Camarilla, die sich die „Apostolische" nannte, angefeindet und verfolgt. Gomez und Elio, die beim Volke in großem Ansehen standen, in der Armee sehr beliebt waren, wurden, da man nichts gegen sie ausfindig machen konnte, des Unterschleifes beschuldigt, der ihnen nie hat bewiesen werden können. Beide haben jahrelang in der Einsiedelei von San Antonio de Urquiola, hoch oben auf dem Berge dieses Namens, zwischen Alava und Biscaya gelegen, in einem elenden, Wind und Wetter ausgesetzten engen Käfig gefangen gesessen. Man hielt diese Helden, die mit wahrhafter Ergebung sich in ihr Schicksal fügten, so lange gefangen, bis ihre Gesundheit gebrochen war, unerachtet ihre Unschuld längst erkannt sein mußte. Die bekanntesten Häupter dieser Camarilla, die der Leumund als solche bezeichnete, waren: der Padre Cirilo, ehemaliger Franziskanergeneral, damals vertriebener Erzbischof von Cuba und nunmeriger Primas-Erzbischof von Toledo, Don Carlos politischer Rathgeber, der stumpfsinnige Kapuziner Padre Laraga, Beichtvater des Königs, der Abad von Elisondo Don Juan de Echeverria, der Hof- und Hauskaplan, der Generaladjudant Urraga und der Kammerherr Lacanell. Der kleine, hagere Padre Laraga schritt in Kapuzinertracht mit langem Bart, einem Wachstuchcylinderhut auf seinem geschorenen Kopf, gestiefelt und gespornt durch die Straßen der Hoflager, oder saß in irgend einem Beichtstuhle wie eine Ratte zusammen gekauert, in der Kirche, wo der Hof der Messe beiwohnte, um mit seinen unheimlichen, kleinen, grauen stechenden Augen zu erspähen, ob nicht irgend jemand von Officieren oder Beamten anwesend sei, der durch nicht genügende Andacht seinen Unwillen auf sich zog.

So war der Hof eines Königs beschaffen, der täglich 6 Uhr früh die erste Messe hörte, die ihm der Beichtvater in der Hauskapelle celebrirte. Nach dieser ersten Messe frühstückte Don Carlos gewöhnlich eine Tasse Chocolade mit dem Celebranten, der ihm dann bis 8 Uhr geistliche Exercitien vortrug. Um 8 Uhr wohnte der Fürst der zweiten Messe bei, die ihm der Hauscaplan las. Gegen 9½ Uhr begab sich der König mit seinem ganzen Hofstaat in die Hauptkirche des Orts, um dem Hochamt beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit folgte dann gewöhnlich der ganze Schwarm der obengenannten Beamten. Von 11 Uhr morgens bis 1 Uhr nachmittags arbeitete der König mit seinen Ministern, denn Don Carlos hielt ein vollständiges Ministerium, als herrsche er in Madrid. Punkt 1 Uhr wurde die Tafel servirt, gegen 2 Uhr hielt der König die Siesta, je nach der Jahreszeit, oder wie das Wetter es erlaubte, erging er sich im Freien, wozu er zwei Stunden verwandte. Nach Hause zurückgekehrt, ertheilte er Audienz und legte sich 9 Uhr abends zur Ruhe.

Während des Krieges ging dann Don Carlos die Ehe mit seiner Schwägerin der Prinzessin von Beyra ein, wodurch er die armen Provinzen, die kaum mehr das tägliche Brot für die Truppen zu erschwingen vermochten, noch mit einem doppelten Haushofhalt belastete. Der Intrigue wurde dadurch Fenster und Thür geöffnet, ein Schwarm von weiblichem Dienstpersonal, angefressen von allen Lastern des Hofes in Madrid, kam dadurch in die Provinz und verursachte viel böses Blut.

Aus dem Wenigen, das ich bisher über Don Carlos gesagt, wird man ersehen, daß nicht viel Rühmendes über diese Persönlichkeit mitzutheilen ist. Einem Officier steht es nun freilich nicht zu, sich über seinen ehemaligen Kriegsherrn tadelnd zu äußern; aber Don Carlos ist längst todt, er gehört wie jeder, der sich erdreistet, Hand an das Geschick der Völker zu legen, vor das Forum der Geschichte, dieser unerbittlichen Richterin aller Handlungen der Sterblichen.

Wie schon erwähnt, hat diese letzte Wanderung durch die Provinzen mich überzeugt, daß sie für keinen Don Carlos mehr die Hand erheben werden, am wenigsten für einen Carlos VII, einen 20jährigen Jüngling, der nicht einmal in Spanien geboren ist.

Im Gasthause, das am äußersten Ende des Ortes nach Vitoria gelegen, bekam ich ein gutes Zimmer, ich traf auch einen alten Kriegskameraden hier, der des Festes wegen von Azcoytia herübergekommen war. Durch diesen Freund erfuhr ich, daß unser ehemaliger Divisionsgeneral Yturbe nicht weit von Tolosa auf seinem Landhause in der Anteyglesia Ybera wohne und verabredete mit ihm eine Tour dorthin.

Am folgenden Morgen zog ich mit meinem alten Kameraden durch die Straßen der Stadt, um dem Treiben der bunten Menge zuzusehen. Auf einem Platze sahen wir, wie die männliche Jugend muthig einen Novillo bekämpfte. Novillos sind einjährige Stiere, die in solchen Spielen (juegos) von Fleischerknechten an langen starken Seilen festgehalten und von der muthwilligen Jugend auf alle erdenkliche Weise geneckt werden. Der Novillo, den wir sahen, verlor bald die Geduld, brüllend drang er bis zur Mitte des Platzes vor und bot mit seinen Hörnern einem Mutil (Bauernbursche), der ganz unbewaffnet dastand, die Spitze. Dieser aber faßte mit der rechten Hand das rechte Horn des Thieres und schwang sich in einem Satze mit solcher Kraft über den Novillo hinweg, daß er ihn aus seiner Stellung rückte. Hierüber auf das höchste gereizt, verlor der Novillo seinen eigentlichen Beleidiger aus den Augen und rannte mit der größten Wuth auf einen Haufen Knaben zu. Er würde unter den Kindern eine Niederlage angerichtet haben, wenn die kräftigen Hände der Fleischer nicht zur rechten Zeit das Seil angezogen und ihn dadurch unschädlich gemacht hätten. Der Novillo ließ sich jedoch nicht verblüffen; rasch kehrte er links um und stürzte auf die ihn haltenden Knechte los. In demselben Augenblick aber, wo das Thier bis aufs höchste gereizt worden, erschien ein Bauer mit einer Kuh auf dem Platz, bei deren Anblick der Novillo mit einemmal wie umgewandelt schien. Er ließ sich ganz geduldig mit ihr ans Joch binden und wegführen.

Die baskischen Städte setzen zu den Novillokämpfen alle Jahre eine bestimmte Summe Geldes aus und bezahlen für jeden Novillo, den der Bauer zu den Spielen hergiebt, fünfzehn Francs. Die Novillokämpfe sind nur in den baskischen Provinzen und Navarra üblich; dem Andalusier und Castilianer würden sie nicht genügen; diese wollen die berüchtigten Stierkämpfe.

Zur Charakteristik des spanischen Beamtenstandes sei es mir gestattet, ein kleines Erlebniß en passant zu erzählen.

Nachmittags ging ich mit meinem alten Kriegskameraden auf die Post, um einen Brief in Empfang zu nehmen. Der Oberpostbeamte, ein auffallend schöner Mann, legte mir als Antwort auf meine Frage, ob ein Brief posto restante für mich da sei? ein ganzes Packet Briefe vor mit dem Bemerken: „Suchen Sie, ob Sie Ihren Brief darunter finden." Diese Weise, Briefe an die bestimmte Adresse zu bringen, erschien mir, wie natürlich, höchst sonderbar. Zwischen den Briefen, die mir durch die Finger gingen, waren Briefe aus allen Zonen, einige aus Frankreich sogar recommandirt, die der Franzose mit chargé bezeichnet. Nachdem ich fand was ich gesucht und die 10 Reales (20 Sgr.), die jeder Brief aus dem Auslande damals in Spanien kostete, gezahlt hatte, konnte ich nicht umhin, beim Nachhausegehen meinen Freund um Aufklärung zu bitten ob einer so auffallenden Amtsführung eines Postbeamten. Zu meiner größten Verwunderung vernahm ich nun, daß der Beamte weder schreiben noch lesen könne, wenigstens beides sehr mangelhaft. Er sei bis vor einigen Jahren, als die Königin Isabella nach den baskischen Provinzen gereist, Hallebardirgardist bei derselben gewesen. Dieses Corps, 200 Mann stark, wurde aus den schönsten Leuten der Armee ergänzt. In Tolosa hatte der Gardist Bekanntschaft mit einer sehr wohlhabenden Krämerstochter gemacht und hatte sich so in sie verliebt, daß er beschloß sie zu heirathen. Der Vater der Geliebten wollte jedoch auf keine andere Weise seine Einwilligung zu einer Heirath geben, als unter der Bedingung, daß der Hallebardir in Tolosa bleibe und sich dort eine Anstellung verschaffe. Der Zufall wollte, daß einige Zeit vorher der erste Postbeamte mit Tode abgegangen und seine Stelle noch unbesetzt war; diese Stelle nun beanspruchte der weder lesen noch schreiben könnende Bräutigam für sich. Er steckte sich hinter eine der Hofdamen der Königin und hatte am dritten Tage seine Bestallung in Händen. Einige Zeit darauf führte er seine Braut zum Altar, die als Frau mit Rath und That ihm zur Seite steht und ihm das Geschäft führt.

Um 7 Uhr abends gingen wir nach der großen und schönen ehemaligen Franziskanerkirche, wo eine Schaubühne aufgeschlagen war. Eine Gesellschaft von Schauspielern, die man mit dem besonderen Namen Begiganga bezeichnet, wollte hier ein geistliches Schauspiel von Lope de Vega „Der Cardinal von Bethlehem" (el Cardenal

de Belen) aufführen. Die Basken sind noch immer große Liebhaber von solchen Komödien, die sonst nirgends in Spanien mehr gegeben werden. Es war das erstemal, daß ich in Spanien der Vorstellung einer geistlichen Komödie beiwohnte, deren Inhalt ich hier kurz mittheilen will.

Der Cardinal von Bethlehem ist kein anderer als der heilige Hieronymus. Außer diesem Heiligen, der dem Stück den Namen gibt, der im ersten Akt ein zwanzigjähriger Jüngling ist und im letzten als neunundneunzigjähriger Greis stirbt, treten noch St. Gregor von Nazianz, St. Augustin und St. Damasus, der Kaiser Julian, die h. drei Könige, der Erzengel Rafael, der Teufel, ein Löwe und ein Esel auf; und als sei dies des Ungereimten noch nicht genug, figuriren die Welt, Rom und Spanien noch außerdem im Personal. Im ersten Akt wird der heilige Hieronymus auf der Bühne von Engeln gegeißelt. Im zweiten erscheint der heilige Damasus in pomphaftem Aufzug, von Bischöfen und Cardinälen umgeben; dann kommt eine Scene, wo Geistliche, vermummt und bewaffnet, in den Straßen von Rom auf nächtliche Abenteuer ausgehen; am Schluß steigt der heilige Mercurius vom Himmel herab und tödtet den Apostaten Julian mit einem Lanzenstich. Im dritten Akt kündigt der Erzengel Rafael dem Teufel die Gründung des Hieronymiterordens an; der Teufel schäumt vor Wuth, muß aber am Ende versprechen, nie ein Haus zu betreten, in dem sich ein Bild des Heiligen befindet. Der Schauplatz wechselt zwischen Constantinopel, Jerusalem, Rom, Persien und Bethlehem.

Dieses ungeheuerliche Stück ist jedoch in einer Lope de Vegas würdigen Sprache geschrieben und wurde von den Schauspielern bestmöglich gegeben. Sie hatten gut memorirt und verstanden es, ihre Rollen mit Würde und ohne Uebertreibung und Coulissenreißerei darzustellen.

Am Montag, gegen 8 Uhr morgens, befand ich mich mit meinem Freunde auf dem Wege nach Ybera, des General Yturbe Wohnort. Wir überraschten den alten General in seinem Garten, den Spaten in der Hand, emsig beschäftigt, ein Stück Land umzuarbeiten. Mein Begleiter stellte mich vor, der General erinnerte sich meiner; mir treuherzig die Rechte schüttelnd, hieß er uns alle beide willkommen.

Don Bartolomeo de Yturbe, einer der populärsten, tüchtigsten und tapfersten carlistischen Generäle, war als solcher lange Zeit Generalcommandant von Guipuzcoa, welches Amt er mit strenger Handhabung der Gerechtigkeit und mit Menschlichkeit verwaltete. Ihm allein war es unter allen Generälen des Don Carlos vergönnt, diesem Fürsten die Wahrheit sagen zu dürfen. Der General ist jetzt 75 Jahre alt, aber immer noch ein schöner rüstiger Mann, von mittlerer Größe, gesunder Farbe, schneeweißem Haare, starken Augenbrauen und großen himmelblauen Augen.

Don Carlos war, wie dies sich leicht denken läßt, der Hauptgegenstand unserer Unterhaltung, und obgleich dieser Fürst den General nicht immer so behandelt hat, wie er dies durch seine Treue und Hingebung wohl verdient hätte, so entfiel ihm doch kein Wort des Tadels. „Der König," sagte er u. a., „war zu gut, aber auch zu schwach und leichtgläubig und hatte nicht den Muth, die Fesseln der Bevormundung der ihn umgebenden Camarilla zu brechen. Ganz der Spielball ränkesüchtiger, verdorbener Höflinge, die jeden rechtlichen Menschen von ihm fern zu halten wußten, ging er nach des großen, unsterblichen Zumalacarreguis Tode seinem Untergange entgegen."

Vor allem schadete der Sache des Don Carlos das Heer der Civilbeamten, worüber ich bereits gesprochen, das seit dem Tode Zumalacarreguis die baskischen Provinzen und Navarra nach und nach überschwemmte und sich, viele noch mit Frau und Kind, in fast allen Städten und Dörfern eingenistet hatten. Um die Wünsche aller dieser Präsidenten, Intendanten, Richter und wie sonst ihre Titel alle heißen mochten, zu befriedigen, hätte Don Carlos eines größeren Königreichs bedurft wie Spanien, das zu erobern er sich zur Aufgabe gestellt hatte. Diese Faullenzer, spöttisch Ojalateros genannt, erhielten ebensoviel und noch bessere Rationen, als die Officiere, die doch mit dem Säbel in der Faust für die Rechte des Königs Blut und Leben einsetzten. Das Nichtsthun und Wohlleben der Ojalateros, die außerdem noch die besten Quartiere in Beschlag genommen hatten, erweckte sowohl im Volke als im Heere einen furchtbaren Haß gegen sie. Der Groll nahm dermaßen zu, daß die Provinzialbehörden sich gezwungen sahen, um einer Katastrophe vorzubeugen, allen nicht angestellten Beamten die Rationen zu entziehen, wodurch allein an Fleisch täglich in den drei Provinzen und Navarra 20,000 Pfund erspart wurden. Aber dem Uebel wurde dadurch doch nicht abgeholfen. Vertreiben durfte und konnte Don Carlos diese Leute nicht, da er sie einmal in die Provinzen aufgenommen hatte; auch waren sie der größeren Mehrzahl nach Märtyrer seiner Sache. Um nun diese tausende vom Hungertode zu retten, ergriff er ein Mittel, wodurch er sich die Herzen seiner wahren Anhänger und Vertheidiger ganz entfremdete.

Statt den Soldaten nämlich (die Officiere bezogen nur selten ihre Gage), wie dies bis zum Tode Zumalacarreguis der Fall gewesen war, alle Monate wenigstens ein Drittel des Soldes auszahlen zu lassen, stellte man jetzt die Zahlung gänzlich ein und vertheilte das Geld, welches die fremden Fürsten und sonstigen Capitalisten zur Führung des Krieges hergaben, unter die Ojalateros. Hatte nun früher der Bürger gelitten, so litt jetzt der Soldat, und das Unwetter, dem man von der einen Seite zu entkommen getrachtet, zog immer mehr zusammen und brach endlich mit einer solchen Wuth los, daß ohne das energische Einschreiten mehrerer Generale und beliebter Officiere die Blutscenen einer sicilianischen Vesper stattgefunden haben würden. Seit der Zeit war es auch mit der Disciplin vorbei, und der Nimbus, der den König umgab, zerriß für immer. Mehr als einmal mußten hochverrätherische Reden, die in Reih und Glied gehalten wurden, scharf gerügt werden. Es bedurfte wahrhaftig keines Verräthers Maroto, um den Vertrag von Vergara herbeizuführen. Durch Don Carlos Heirath mit der Prinzessin von Beyra und deren Ankunft in den baskischen Provinzen war Frauenregiment an die Tagesordnung gekommen und des Fürsten Unfähigkeit zu regieren immer mehr einleuchtend geworden. Durch sein unverzeihliches feiges Benehmen gelegentlich einer Revue zu Elorio, wo Marato seinen Kriegsherrn und Wohlthäter gefangen halten wollte, beschleunigte Don Carlos seinen Untergang; seit der Zeit war er unrettbar verloren.

Wir kehrten, nachdem wir einen frohen Tag im Familienkreise des Generals zugebracht, gegen sechs Uhr nach Tolosa zurück. Die Straßen waren von den Umherwandelnden, welche den Festtag so lang wie möglich machen zu wollen schienen, voller als gewöhnlich. Noch lange, nachdem ich mich auf mein einsames Lager geworfen hatte, hielten mich die von Zeit zu Zeit unter meinen Fenstern umherstreifenden Musiker wach, und selbst als ich bereits schlief, tönte in meinen Ohren der Klang der Guitarren.

Am 7. August verließ ich Tolosa und wanderte auf der Straße nach Vitoria weiter. Ich traf zu meiner Fußtour das schönste Wetter, und bald waren die zwei Stunden bis nach Alegria zurückgelegt.

Alegria ist berühmt wegen seines Zagardua (Apfelwein), womit ein starker Handel getrieben wird. Gleich hinter diesem sonst unbedeutenden Orte betritt man das lachende, fruchtbare Thal des Oria, wo viele Eisenhämmer sind und ganze Wälder von Apfelbäumen die Berge zieren.

Gegen Mittag langte ich in Villafranco an. Villafranco ist ein ziemlich reicher Ort und sehr romantisch gelegen; zur Zeit des Don Carlos hatte eine Junta de puré-ficacion, das heißt ein Reinigungsgericht, seinen Sitz dort, das aus vierzehn alten Generalen bestand, die in der Armee nicht anders als los catorce burros, das heißt die vierzehn Esel, genannt wurden. Dieses Gericht hatte die Aufgabe, allen im Heere des Don Carlos dienenden Officieren die Beichte abzunehmen. Vor diesem Tribunal sollten nach und nach alle Officiere erscheinen und auf Ehre und Gewissen bekennen, ob sie je der feindlichen Partei angehört oder liberale Grundsätze gehegt. Hiermit aber war man noch nicht zufrieden. Die Officiere sollten sogar Verräther ihrer eigenen Verwandten werden, sie mußten über alles Thun und Lassen derselben genaue Auskunft geben. Diese Einrichtung war einer von den vielen Mißgriffen, die Don Carlos während des Eroberungskrieges sich zu Schulden kommen ließ. In dem Wirthshause, wo ich abgestiegen, traf ich einen Mann aus Ormastegui, dem Geburtsorte Zumalacarreguis, der so freundlich war, mir einen Sitz auf seinem Maulthier anzubieten. Ich setzte mich seitwärts auf den Packsattel des Thieres und zog um 2 Uhr von Villafranco ab. In Ormastegui angelangt, besuchte ich den dortigen Pfarrer, einen Bruder Zumalacarreguis und brachte eine sehr unterhaltende Stunde bei dem sehr lebhaften alten Herrn zu. Auch hier mußte ich erfahren, wie die carlistische Sache für immer bei den Basken verloren sei. Es wäre ein tollkühnes Unternehmen,

sagte der alte Mann, und derjenige unterschriebe sich selbst das Todesurtheil, der die Basken zum Aufstand anspornen wollte. „Unser Landvolk" sagte er; „ist jetzt so aufgebracht gegen dergleichen Versucher, daß sie diese ohne Ansehen der Person ergreifen und den Behörden überliefern würden. Wir Basken", setzte er hinzu, „bedürfen der Ruhe, um unsere Wunden zu heilen. Nur Abenteurer und Glücksritter, die nichts zu verlieren und ihr Vaterland nicht lieb haben, können an einen neuen Aufstand denken, das Volk wahrhaftig nicht. Der fünfundzwanzigjährige Frieden hat diesem Lande schon manche Wunde geheilt; an uns liegt es jetzt, vollständig zu Kräften zu gelangen und die Folgen des erlittenen Elends zu vergessen."

So ungefähr sprach ein Mann, der großen Antheil an dem carlistischen Aufstand genommen und Beichtstuhl und Kanzel dazu benutzt hatte, die Begeisterung dafür immer mehr anzuschüren.

Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis.

Von Dr. W. Riesenstahl.

V. Der Neufundländer.*)

Es war in der zweiten Hälfte meiner Studienzeit, als ich in den Herbstferien der Einladung eines befreundeten Gutsbesitzers, der nur wenige Meilen von der Universitätsstadt wohnte, Folge leistete. Noch stets zähle ich die frohen Tage, welche ich daselbst im Kreise prächtiger lieber Menschen weilte, zu den freundlichsten Erinnerungen meines Lebens.

In diese Zeit fallen die schülerhaften Anfänge meiner Praxis, von denen ich heute einiges den geehrten Lesern erzählen will.

Mein erster Patient war ein kleiner Bauernjunge, der eines Tages — der nächste Arzt wohnte mehrere Meilen entfernt — unter argem Wehklagen auf den Hof gebracht wurde, da ihm ein Fädchen von einer Gerstenähre unter das obere Augenlid gerathen war; — freilich ein schmerzhafter Unfall. Vermöge meiner Verbandtasche indessen, die ich damals als angehender Kinicist bereits mit vieler Würde stets bei mir führte, gelang es mir ziemlich bald, den schmerzenden Gegenstand aus dem Auge zu entfernen, und freudig dankend führten die überglücklichen Eltern ihren hoffnungsvollen Sprößling von dannen. Den Damen des Hauses, deren Mitleid durch den kleinen Burschen auf das lebhafteste wachgerufen war, hatte die glückliche Operation außerordentlich imponirt, und begannen dieselben von diesem Augenblicke an, sichtlich ihren Besuch für ein bereits äußerst nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft anzusehen, in welcher Meinung ich sie denn auch durch das Annehmen einer recht wichtigen Miene nach Kräften zu bestärken strebte.

So weit ließ sich denn auch die Sache gar nicht so übel an, aber ... der hinkende Bote sollte nur zu bald nachkommen! — Wie ein Lauffeuer nämlich verbreitete sich unter den Bewohnern der ländlichen Umgebung das Gerücht, auf M. sei ein berühmter Arzt zum Besuche angekommen, der vornehmlich „sehr stark in Augen mache"; und so stellte sich mir schon am nächsten Tage ein neuer Patient vor, den die beiden Töchter des Hauses triumphirend zu mir führten. Aber — leider ließ mich bereits bei Beurtheilung dieses Falles mein einziges Semester Klinikbesuch gewaltig im Stiche, ja ich kam in nicht geringe Verlegenheit, was ich beginnen sollte, ohne dem eben erworbenen Ansehen einerseits, oder andererseits dem armen Schelme durch einen vielleicht irrigen Rath zu schaden. Am folgenden Tage meldete sich gar ein Staarkranker, und, als ich ihm eröffnete, seine Augen seien nur durch eine Operation zu heilen, ersuchte er mich, dieselbe doch vornehmen zu wollen. Erst starrte ich den Menschen fast erschrecken an; als es mir dann aber klar wurde, daß derselbe im vollen Ernste sprach, da war es um meine Selbstbeherrschung geschehen, und ich hätte ihm beinahe ins Gesicht gelacht; — eine solche Naivität, einem angehenden Mediciner sein Augenlicht anzuvertrauen, war gewiß etwas stark.

„Lieber Freund," — sagte ich endlich zu dem angstvoll Harrenden, — „so leicht geht denn das doch nicht, wie Ihr zu denken scheint; da müßt Ihr in unsere Klinik kommen."

„Wo liegt denn Ihre Klinik, Herr Doctor?"

Ich gab ihm die Adresse unserer Augenklinik an, mit dem Bemerken, er möge sich daselbst nur nach dem Professor X. erkundigen, der verstehe das doch besser, als ich, — setzte ich mit gewiß anerkennenswerther Bescheidenheit hinzu.

Und so kam ich denn gar nicht mehr aus der Verlegenheit heraus. Freilich hätte ich diesen fatalen Situationen rasch ein Ende machen können; aber — wie gesagt — meine Stellung den Damen gegenüber so ohne jeden Kampf aufzugeben, dazu gehörte ein schwerer Entschluß, andererseits hätte ich wirklich den Hausherrn, der nicht wenig stolz darauf war, eine so gesuchte Persönlichkeit zu beherbergen, dadurch zu sehr in seiner Freude gestört. Nur bot ich von jetzt an alles auf, den Bauern möglichst aus dem Wege zu gehen

Eines Nachmittags war unser gesammter kleiner Kreis auf der Veranda versammelt, als ich plötzlich sehe, wie seitwärts ein Bauernjunge auf einem wie toll dahinrasenden Pferde über die Felder dem Gute zujagt.

In diesem Augenblicke springt der Gutsherr, den Herannahenden bemerkend, mit dem Schreckensrufe auf: „Herr Gott, da brennt es!" — Fräulein Agnes jedoch, die jüngere von den Töchtern, welche in den letzteren Tagen meine steigende Verlegenheit bei den immer neu sich meldenden Kranken doch bemerkt haben mochte, meinte etwas schalkhaft: „Oder es gilt unserem Herrn Doctor!" denn diesen für mich damals mit so viel Ungelegenheiten verknüpften Titel hatten auch die Damen bereits in Gebrauch genommen.

Resignirt sah ich vor mich hin; — ich war ja auch am Ende ziemlich unschuldig an der Sachlage — und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Endlich höre ich, wie eine Stimme im Hofe ruft:

„Ist hier nicht ein fremder Doctor auf Besuch?"

Gleich darauf erschien einer der Bedienten mit der ganz bestürzten Meldung, auf dem Nachbargute zu U. sei so eben das kleine Elischen ins Wasser gefallen. Man lasse dringendst bitten, der Herr Doctor möge doch so schnell wie möglich herüberkommen.

Im höchsten Schrecken sprang alles auf, während das Bewußtsein, in diesem Falle wirklich von Nutzen sein zu können, mich schnell beruhigte; — hatte ich doch noch vor wenigen Wochen mit dem Assistenzarzte der Poliklinik fast eine Stunde lang an einem Ertrunkenen Wiederbelebungsversuche angestellt, die schließlich von dem schönsten Erfolge gekrönt wurden.

Im nächsten Augenblicke bereits saß ich zu Pferde und jagte mit verhängten Zügeln den mir von der Jagd her bekannten Richtweg. Den Leser jedoch ersuche ich, mit der Schnelligkeit des Gedankens mir vorauszueilen und bis zu meiner Ankunft über das Vorhergegangene sich zu unterrichten. —

Das Mittagessen auf dem Gute zu U. war beendet. Die Mutter trat mit ihren beiden Kleinen, dem achtjährigen Albert und dem vielleicht fünf Jahre zählenden Elischen in den Garten, an einem schattigen Platze sich niederlassend, während sie sogleich mit Eifer an einer Stickerei zu arbeiten begann. Mit den Kindern spielte unterdessen die kurz darauf hinzugekommene Wärterin. Doch bald wurde den Kleinen der beschränkte Spielraum in den Anlagen zu eng, und man beschloß, auf den Vorschlag Alberts, nach den unterhalb des Gartens gelegenen Wiesen überzusiedeln. Dort angekommen suchte die Wärterin mit den Kindern unter einer alten Eiche, dem einzigen Baume, welcher auf dem weiten Plane stand, Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne, während die Kinder um sie herum spielten. Anfänglich hielten sie sich dabei in der Nähe des Baumes, nach und nach jedoch lockten immer schönere Blumen sie hinweg von der Seite der nachlässigen Magd, deren Augen allmählich sich schlossen, und nicht lange, so spielten die völlig Unbewachten am Rande des tiefen Karpfenteiches, gänzlich in ihrer Freude das strenge Verbot des Vaters vergessend.

Plötzlich ruft Elischen, auf eine ganz in der Nähe des Ufers treibende Wasserlilie deutend: „Albert, sieh doch nur die wundervolle Blume!" — Dabei ist sie bemüht, mit ihrem kleinen Sonnenschirme dieselbe zu erhaschen.

---

*) Vgl. Nr. 6. S. 88.

„Lischen, Lischen, nimm Dich in Acht, der Papa hat es so streng verboten!"

„Nur diese eine, lieber Albert, es ist ja für die Mama!" — aber schon gleitet das schmale Füßchen am glatten Uferrande aus, — ein unterdrückter Schrei, — und das Wasser schließt sich wieder über dem armen kleinen Opfer, einige weit sich ausdehnende Ringe werfend.

Ein herzzerreißender Hilferuf des entsetzten Knaben weckt die Wärterin, der sogleich das schreckliche Unglück nur zu klar vor Augen tritt, das ihre Unvorsichtigkeit herbeigeführt hat. Einen Augenblick steht sie erstarrt vor Entsetzen, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre sie nachgesprungen in das tiefe Wasser, dem sicheren Tode entgegen. Dann aber rafft sie sich auf und unter einem durchdringenden Hilfegeschrei eilt sie dem Hause zu, während Albert jammernd und wehklagend ihr folgt, einmal über das andere rufend: „Ach, unser Lischen ertrinkt, unser gutes Lischen!"

In dem Augenblicke, als sie in fliegender Eile bei dem Gartenpförtchen anlangen, sieht Albert den großen Neufundländer des Vaters weiter oben im Garten gemächlich sich sonnen. Da plötzlich jagt dem Kinde der Gedanke durch den Sinn: „Sollte der Hund, — den ich für den Vater häufig die schwersten Gegenstände aus dem Wasser holen sah, — nicht auch das liebe Schwesterchen Dir wiederbringen können?" Und schnell besonnen ruft er, wie er vom Vater so oft gehört hatte, mit vor Angst gellender Stimme:

„Bouqueur! Hierher Bouqueur!"

Das verständige Thier, nicht gewohnt, von dieser Stimme Befehle zu empfangen, erhebt seinen mächtigen Kopf erstaunt nach dem Rufenden. Als dann aber Albert noch einmal, vor Angst außer sich, seinen Namen in herzzerreißendem Tone ruft, da war es, als wenn der Instinct dem klugen Thiere eilig zu gehorchen befahl, und in weiten Sprüngen setzt er über Beete und Sträucher zu seinem kleinen Freunde hin.

Währenddem läuft die Magd, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermögen, durch die weiten Gartenanlagen rastlos dem Hause zu. Schon aber hat Albert sich wieder zum Teiche gewandt, während der Hund in lustigen Sätzen vor ihm einherjagt.

„Such, verloren, Bouqueur! Such's liebe Schwesterchen!" ruft der Kleine, am Teiche angelangt, in namenloser Angst.

Wie toll springt der treue Hund am Ufer hin und her; — wohl nimmt er ohne Zögern die Spur des verunglückten Kindes auf und verfolgt sie bis zum Rande des Wassers, — hier aber verläßt ihn seine Nase; — armer Albert, das kühle Element hinterläßt keine Zeichen, selbst für den feinsten Geruch.

Einen Augenblick steht der Knabe, in rathloser Verzweiflung die Hände ringend, da und schwere Thränen, von der innersten Seelenangst erpreßt, rollen über die kleinen Wangen. Da mit einem Male fliegt ein Hoffnungsschimmer über seine Züge; — im Nu ergreift er ein Stück Erde und schleudert es genau an der Stelle in die Flut, wo er das Wasser die schauerlichen Ringe über dem verschwundenen Schwesterchen bilden sah, mit dem Rufe:

„Bouqueur, hier such, lieber Bouqueur, hier liegt's arme Schwesterchen!"

In demselben Momente springt das Thier mit mächtigem Satze in das Wasser und verschwindet tauchend in der Tiefe.

Albert sinkt am Ufer auf die Kniee, angstvoll auf den Spiegel des Teiches starrend. Noch einige Secunden der gräßlichsten Spannung für das arme Kind, — dann theilt sich das Wasser aufs neue, und hoch aus demselben erhebt sich der zottige Kopf des Neufundländers, und — welch namenloser Jubel lodert in dem bedrängten, kleinen Herzen auf! — Hoch empor in der kräftigen Schnauze hält er das Kleid Lischens, in der Gegend des Hälschens gefaßt, so daß bereits ein Theil ihres Gesichtchens über dem Wasserspiegel sichtbar wird.

Jetzt langt das treue Thier am Ufer an, aber — selbst für seine starken Glieder ist dasselbe zu steil, um es mit der schweren Last zu erklimmen. Schnell besonnen jedoch wirft Albert am Rande des Teiches sich nieder, und während die furchtbare Aufregung die Kräfte des Kindes verdoppelt, zieht er zunächst, — das Wasser hilft ihm tragen, — das Schwesterchen bis zum Leibchen hervor, dann noch ein kräftiger Ruck, — und die kleine Gerettete ruht auf dem sicheren Ufer. Dann erst folgt auch der Neufundländer mit einem mächtigen Satze nach.

Doch, o neuer Schrecken! — Geschlossen bleiben die kleinen Augen, und ob auch Albert das Schwesterchen bei seinem liebsten, zärtlichsten Namen ruft, fest bleiben sie geschlossen, wie die zarten, jetzt so bleichen Lippen, auf die selbst die heißesten Küsse kein Lebenszeichen zurückzurufen vermögen.

Währenddem hat die Wärterin das Haus erreicht, nur eben im Stande noch, die Worte hervorzustoßen: „Lischen — ist — in den Teich — gefallen!" dann bricht sie ohnmächtig zusammen. Aber auch die zum Tode erschrockene Mutter, welche mit einem markerschütternden Schrei aufspringt, vermag sich nicht von der Stelle zu bewegen; — die Füße versagen ihr den Dienst, und jammernd fällt sie auf ihren Sitz zurück. Schon indessen eilt der Vater, der aus dem Fenster die schrecklichen Worte der Magd aufgegriffen, über die Brüstung sich schwingend, in stürmischer Hast durch den Garten, nachdem er noch hastig den Befehl gegeben, den Doctor vom Nachbargut holen zu lassen. —

Jetzt hat er das Pförtchen erreicht, einige Augenblicke noch, und er langt bei seinen Kindern an.

Ohne ein Wort zu reden, wirft er sich bei dem regungslosen Kinde auf die Erde nieder und legt athemlos lauschend sein Ohr an die kleine, nasse Brust. Da, wie ein Freudenblitz fliegt es über die in ihrem Entsetzen kaum wieder zu erkennenden Züge; — es muß wohl etwas sehr Erfreuliches gewesen sein, was sein kundiges Ohr vernommen hat, und sofort beginnt er mit fliegender Eile Lischen zu entkleiden. Dann aber, schnell ein Stück aus dem leichten, wollenen Kleidchen des Kindes reißend, fängt er an, mit demselben den kleinen, nackten Körper zu reiben. Nur auf Augenblicke unterbricht er die verzweifelte Arbeit, indem er bemüht ist, in den Mund des Kindes, während er das Näschen zuhält, Luft einzublasen und dann durch einen Druck auf das Leibchen die eingeblasene Luft aus den Lungen wieder zu entfernen, — so den natürlichen Mechanismus des Athmens nachzuahmen suchend. — Dann horcht er gespannt aufs neue an der zarten Brust, ob nicht allmählich die leisen Herztöne kräftiger zu werden beginnen. Und wohl muß es immer besser darum stehen, denn stets freudiger und mit stets erneuertem Eifer fährt er alsdann in seiner Arbeit fort. Albert reibt währenddessen auf den Knieen liegend, mit rührendem Eifer auf sein Geheiß die Füßchen des Schwesterchens mit seinen zitternden Händen. — Schon aber hängt an jedem Haare seines Hauptes ein Schweißtropfen, schon fühlt der übermäßig arbeitende Vater allmählich seine Arme erschlaffen, schon sieht er nach Hilfe sich um, aber noch erscheint niemand — die sämmtlichen Hausgenossen sind im Felde beschäftigt, — ihn abzulösen. Nochmals horcht er an dem theuren Herzen, — wohl schlägt dasselbe jetzt lauter und vernehmlicher, aber — ob er auch immer aufs neue Luft in die Lungen des Kindes einzublasen bemüht ist, — noch immer will kein selbständiger Athemzug die zarte Brust heben. Da plötzlich — man sieht, welchen Kampf dieser Entschluß dem Vaterherzen kostet — greift er in die Tasche, zieht ein Streichholzdöschen hervor, reibt in fliegender Eile einige derselben an und — hält die brennenden Hölzer mit bebender Hand an die Brust der Regungslosen in der Gegend des Herzens. — Da — mit einem Male — ein leichtes Zucken des Körpers, — noch sengt die Flamme die zarte Haut, — dem Vater rinnen heiße Thränen über die Wangen, — da noch ein Zucken, und — der erste, wahrnehmbare Athemzug hebt den kleinen Busen. Dann ein Moment Stille, — dann erneuertes Athemholen, aber — leiser wieder und schwächer, wie vorhin. Da ergreift der Vater schnell entschlossen das Kind unter den Armen und taucht es schnell, mit einem Male bis an das Hälschen in das kalte Wasser des Teiches. — Das aber wirkt! — Ein paar eilige, kräftige Athemzüge, — ein Schrei, — dann schlägt Lischen die Augen auf, und „Papa" hauchen deutlich hörbar die kleinen bleichen Lippen.

Freudenthränen in den Augen drückt der Vater einen glühenden Kuß auf das liebe Mündchen, während Albert in ausgelassenem Jubel umherspringt. Dann rafft er die Kleine auf und sie in die Decke schlagend, welche die Wärterin unter dem Baume zurückgelassen, eilt er mit großen Schritten dem Hause zu, indem jetzt wieder der erschreckende Gedanke an seine Frau, die er in namenloser Angst zurückgelassen, die Ueberhand gewinnt.

Da erblickt er, durch das Pförtchen tretend, sie in der Mitte des Gartens zusammengebrochen an einer Bank lehnend, bis wohin sie mit übermenschlicher Kraftanstrengung sich geschleppt hat. — Jetzt hört sie den Jubelruf Alberts, sie sieht ihren Mann mit seiner Bürde sich

Digitized by Google

nahen; — mit wahnsinniger Angst starrt sie auf die Ankommenden, nicht im Stande, ein Glied ihres Körpers zu regen. — Leise flüstert der Vater einige Worte dem Töchterchen zu, und — „Mama" — schallt es plötzlich mit heller Silberstimme aus der Umhüllung. — Da geräth, wie mit einem Zauberschlage, wieder Leben in das Mutterherz, jauchzend in namenloser Freude springt sie auf und stürzt dem Kinde entgegen. — Jetzt reißt sie die Decke auseinander, — kleine nackte Aermchen strecken sich ihr entgegen, und wiederum hört sie „Mama" von den lächelnden Lippen der schon Verlorengegebenen. Laut weinend wirft sich die überselige Mutter auf ihren kleinen Liebling.

Schon hatten die erregten Gemüther sich einigermaßen zu beruhigen begonnen, — die Kleine war bereits in ihrem warmen Bettchen untergebracht, — als ich in das Zimmer trat. Ein Blick jedoch auf die glücklichen Mienen der Umstehenden und auf das zarte Gesichtchen, welches lächelnd aus dem Kissen hervorschaute, belehrte mich, daß für dieses Mal die Gelegenheit völlig vorüber war, das Licht der jungen Medicin leuchten zu lassen; — aber gewiß nicht weniger herzlich war darum meine freudige Theilnahme an dem Glücke der Eltern. Nachdem ich auf den Wunsch derselben die Kleine, deren sämmtliche Lebensfunctionen bereits wieder zu einem normalen Verhalten zurückgekehrt waren, noch eine Weile beobachtet und die Brandwunde der Brust mit einem einfachen Talgpflästerchen verbunden hatte, wandte ich mich wieder zum Gehen. Das aber wollten die überglücklichen Eltern unter keinen Umständen zugeben; ich mußte bleiben und verlebte in dem bald durch meine theilnehmend herbeigeeilten Gastfreunde vermehrten Kreise einen herrlichen Abend, dessen Mittelpunkt natürlich der kleine muthige Albert und der treue Neufundländer bildeten, welcher letztere gemächlich auf dem Teppiche ruhte und sich von allen Seiten die leckersten Bissen zuschieben ließ.

Plaudereien aus dem Münchener Hofbräuhaus.

Illustrirt von **A. Oberländer.**

(Schluß.)

„Ja weißt," sagt der Schädelbauer, „die Sach' is kurz die: I und der Kleinheinz geh'n am Brecherspitz und da hör'n wir'n Schuß und wie ma' hinkomma, san so zwei Hauptspitzbuabn da und brech'n an Rehbock auf. Wie's uns seh'n, schießt der ei', fehlt aber; jetzt san mir nachg'lauf'n, und erwisch'n den einen, grad' wie er auf uns a'leg'n will. Jetzt schlag'n wir mit unsern Kolb'n zu und wer's 'than hat, dees wisse wir alle zwoa net, der Wilddieb fallt aber zamm und lauft ihm der Schweiß (Blut) übers G'sicht, weil ihn a' G'wehrschloß 'troffen hat. Nach vierzehn Tag' war er wieder g'sund, weil Unkraut do' nie verdirbt, und klagt uns wegen Körperverletzung an. Heut' bei der Verhandlung sagt der Lump, er hätt' uns sei' G'wehr geb'n, aber nit auf uns schießen woll'n, und wie ihn der Präsident fragt, wer sei' Kamerad gewesen wär'? sagt er, er hätt' ihn net 'kennt, er war so mit ihm z'samma komma. Die Lüg' hat uns g'holfen, denn der Vertheidiger hat glei' g'sagt, daß, wann einer net amal sein Kameraden beim Wildstehl'n kenna will, nachher wird's ihm mit dem Abliefern vom Stutzn aa net so prästir'n und hätt'n mir nit z'warten brauchen, ob's ihm g'fällig is zum Schießen oder net."

„Nee!" ruft plötzlich mein Nebenmann, ein Rheinpfälzer und

Nr. 1.

Münchner Corpsstudent, einem Commilitonen zu, „die G'schicht' woar Dir ganz annersch; er haut Dir 'ne famose, steile Quert und da fahrt Dir der annere schnell mit eener Heedelberger dorch ..."

„Au!" schrei' ich, „ich bin nicht der „Eene" und nicht der „Annere," denn der Pfälzer hat seine „Mensursimpelei" illustriren wollen, fuchtelt mit dem Arm in der Luft und stößt mir bei seiner „Heedelberger" mit dem Ellenbogen gerade und zwar derb auf die Nase."

„Hob' ich Sie getroff'n?" fragt er und sieht recht unschuldig drein.

„Freilich!" erwidere ich und halte mir die unglückliche Nase.

„Nee, des thut mer leed, awer 's woar doch ee' schöne Heedelberger," antwortet er und fuchtelt weiter; „siehst de, dann parirt der annere awer und schlägt e steele Terz nach und so gloob' ich, 's Geholz soll losgehn, auf eemol awer sitzt ee Quart dem eenen mitte' uf der Back', weescht De, soa!" und dabei stößt er meinen Maßkrug um.

Ich bin nun sonst ein sehr geduldiger Mensch, aber jetzt überlegte ich doch, wie ich mich rächen könnte. Da erscheint, wie gerufen, ein deus ex machina in der Person des Gefreiten Lochner, vom ersten Infanterieregimente König, ihn wähle ich zum Werkzeug meiner Rache.

Ich bin nämlich so glücklich, Herrn Lochner zu kennen, denn als ich 1859 zu Ehren Deutschlands und zum Aerger meines Hauptmanns die Waffen trug, war ich in der 3. Compagnie dieses Regiments und Herr Lochner mein Stiefelputzer und fleißiger Abnehmer meiner Cigarren. Ich schleiche mich unter dem Vorwand, die verlorne durch eine frische Maaß zu ergänzen, sachte in den Tourniersaal, winke das Werkzeug herbei, erzähle ihm meine Noth und setze hinzu: „Lochner, Du mußt die mir widerfahrene Unbill strafen; zwei Maaß und drei Cigarren sind Dein Lohn!" Lochner lacht verschmitzt und macht die Bewegung des Durchbläuens. „Pfui!" ruf' ich ihm zu, „nichts da, keine Prügel, etwas Besseres!"

„Recht, gnä' Herr, wern's glei' hab'n," entgegnet der Gefreite und zündet sich eine Cigarre an, die ich ihm als Vorschuß gebe; sodann hole ich mein Bier und setze mich so harmlos neben den Pfälzer, als hätte ich kein Böses wider ihn ersonnen. Ich war sehr ruhig, denn ich wußte, daß Lochner ebenso erfinderisch als zuverlässig ist, namentlich wenn man ihm zwei Maaß verspricht, und ich irrte mich nicht in ihm. Etwa nach fünf Minuten kommt er sehr eilig herein und fragt den nächsten Studenten:

„Verzeihen's, ist der Herr Sergeant Purgbirzel nit da?"

„Ne, mir nich vorjestellt!" entgegnet der Musensohn, der ehedem in Göttingen gekneipt haben mag.

„So, ja wo muß er nach' sein? wann er net im Hofbräuhaus ist, nach ist gar ninderscht nit, denn seit der Herr Oberlieutenannt gheurath hat, ist er ganz melancholisch, weil er behauptet, die Frau Oberlieutenantin wär' beinah einmal seine Geliebte worden, und jetzt löscht er den brennenden Schmerz immer mit Hofbräuhausbier; aber er muß kommen, und so wart ich halt derweil, denn er soll glei' a Patroulle in'n goldnen Stern im Thal führen, da haben die Corpsstudenten von' nam Bauern Prügel krigt, und da is jetzt a schreckliche Keilerei vorm Haus."

„Was Keilerei? zwischen Corpsstudenten und Knoten etwa, he, juter Freund?" fragt der Göttinger eifrig, und der Pfälzer setzt im Aufstehen hinzu: „Ne, da müsse wir dabei sin, so e rechter Keelerei

ischt e kleene Passion von mir; allens auf, die verflixte Knote wolle mir mol verfohle!"

„Trinken wir nich erst aus?" meint der Göttinger zögernd; aber der Pfälzer sagt vorwärts drängend: „Nee, mer sin ja doch als wieder bal do, die Herrn sin scho' so freindlich un passe uf unsere Krüg uf."

„Ja, will scho aufschaugn'," ruft Lochner ihnen nach und setzt sich vergnügt an den leeren Platz und untersucht die Krüge.

„Grad recht bin i' kemma, die Herren hab'n grad oanmal jeder trunken, dees san schier zwei Maaß und Ihnera zwoa dazu, gnä Herr, san vier, und vielleicht leid's na grad no a Haferl bis zum Zapfenstreich."

„Ist das Deine ganze Rache?" frag' ich und schüttele mit dem Kopfe, „dann hast Du Dir nichts verdient."

Da aber sieht mich Lochner mit dem pfiffigsten Gesicht von der Welt an und meint: „Abwartn, gnä Herr! wern's glei segn (sehen), d Studenten bleiben nit lang aus." (Nr. 2.)

Nr. 2.

Die Pause bis dorthin aber füllt der Gefreite mit einer Erzählung aus, deren Glaubwürdigkeit der Leser selbst prüfen mag. Es sei vorausgeschickt, daß Lochner wirklich 1854 in Germersheim desertirte, sich dann bei den Zuaven anwerben ließ und den Sturm auf den Malakoff mit machte; später kam er von dort nach Algier und endlich nach Paris; er war dumm genug, in seinen rothen Hosen sich in München sehen zu lassen, worauf er zu neuer Dienstzeit verurtheilt wurde. „Amal," berichtet er also, „is mir's Geld ausganga in Paris; i geh' grad bei die neue Boulevards spazieren und denk' mir, was fängst jetzt an? da schaug' i in a Spiegelhandlung und siech mei Gesicht, jetzt is mir gholfen gwen. Glei daneben is a Restauration zum chasseur d'Afrique, glaub' i heißt's, grochen hat's sakrasch gut, denn da geht's fei zu, feiner no wie im Hofbräuhaus. I geh' also nein, alle Leut san glei aufgestandn und hab'n: Vive l' Empereur! gschrieen, wissen's, weil i dem Napoleon so viel gleich siech und sie gemeint habn, i war's, aber incognito; der Wirth is a gleich kemma, macht an etli Kratzfüß und sagt: „Sire Majesté, was schaffens?" „Was wird i schaffen, an Essen, i hab Hunger, wissen's, i bin heut rum gange als Zuave, damit i hör', was d Leut sagn über mei Politik, aber es kennt mi jeder glei, so sag' i, und der Wirth bringt ma aa richti glei an Essen, an Essen, sag' i Ihna, so hab i mei Lebta no nit gessen! Wie's ans Zahlen geht, ruf i' n Wirth und sag' ihm, er sollt d' Rechnung in die Tuilerien schicken, ich hätt mei Geld vergessen und er sollt mir noch 50 Franks leihen, weil i mir Cigarren kaufen möcht'; wier i' s ghabt hab', bin i furt und an etli Tag drauf begegnt mir der Napoleon. „Sie," sagt er, i hab' d' Rechnung schon zahlt, aber an anders mal thun Sie mir's zerscht z'wissen, daß i mi darnach eirichten kann, denn der Krimkrieg hat viel Geld kost und der italienische wird aa mehr als 24 Kreuzer kosten."

Nr. 3.

Kaum hatte unser Gefreite seine Lieblingsgeschichte — anno 59 mußten wir's täglich zwei Mal hören — beendet, als der Pfälzer und der Göttinger zornig hereinstürmten.

„Kerl," schrie der letztere den sehr unschuldig thuenden Lochner an, „wie kann er sich unterstehen, uns man so zu belügen, da is ja nich ne Spur von ner Keilerei zu sehen gewesen!"

„Wart, wir wern dir emol die Prügel gebe, wo die Studente hawe bekomme sulln;" ruft der andere Raufluftige.

„Ja wann's nit hinschaun, i kann nix dafür. Im goldnen Stern logirn zwoa Corpsstudenten, und weil do a Bauer Prügel (Prügelholz) abg'laden hat, hab' i g'meint, sie ghöre dene und glei danebea hat der G'sell vom heilinga Geistbäcken Backscheiter klob'n und da hat er recht astigs derwischt, daß er hat an Keil nehma müssen, und des nenn' i a Keilerei, von Raufn hab ja i nix g'redt."

Die Studenten machten etwas sauersüße Mienen zu dem Witze des Gefreiten und wollten sich mit einem Trunke trösten, aber ihr Zorn brach von neuem aus, als sie den Boden ihrer Krüge sahen und schnauzten Lochner barsch an: „Wer hat denn unser Bier ausgetrunken? hawe wir Di nit gesogt, Du sollst als ufpasse druf?"

„Ja, auf d' Krüg' hab' i scho aufgschaut, aber aufs Bier net, dees hab' i halt trunkn," versetzte Lochner mit empörendem Gleichmuth; die Studenten gingen räsonnirend fort; ich fühlte meine Rache befriedigt und Lochner seinen Durst d. h. nachdem ich ihm noch 3 Maaß bezahlt hatte.

Man rühmt unserer Stadt mit Recht seit einigen Jahren nach, die toleranteste in Baiern zu sein, selbst in politischen Dingen und das will gegenwärtig viel sagen, man sehe nur z. B. die beiden Männer mit Kappenstiefeln und blauer silberbordirter Livree an, man könnte sie beinahe für Hoflaquaien halten und glauben, daß ihr Besuch dem rauchigen Winkelwerke den Namen gegeben, allein man irrt, denn der eine ist Livreebote des Reichsraths, der andere einer der Abgeordnetenkammer, repräsentiren also das Zweikammersystem, um so mehr als der erstere seinen Herren nachahmt und dem Antrag des Abgeordnetenhauses, nach ein Maaß zu trinken, nach kurzem Widerspruche nachgibt.

Aber da kömmt endlich er, die Zierde des Hofbräuhauses, die ritterliche Gestalt des Hartschiers, ein Mitglied jener königlichen Leibtrabantentruppe, welche außer dem Wachdienst in der Residenz die noch viel schwierigere Aufgabe hat, im Herbst, wenn das Sommerbier selten wird, noch Wirthshäuser zu entdecken, wo es altes gibt. Wahrlich, man sieht, der Hartschier ist hier zu Hause! Wie bedächtig wird erst die Bank abgewischt, damit die weiße Lederhose nicht schmutzig wird! nun wird rechts das blaue Baumwollsacktuch, links aber die Birkendose mit dem Portrait weiland Königs Max I. auf den Tisch gelegt; dann der Krug geöffnet, vorsichtig genippt, noch einmal genippt, dann aber versinkt der Hartschier in tiefes ernstes Nachdenken, seine Mienen werden fast schwermüthig. Was mag seine Seele beschäftigen? Vielleicht Familienunglück, oder die Zukunft des Königreiches, dem er nun seit 45 Jahren mit unverbrüchlicher Treue gedient hat, oder überlegt er die Folgen des neuen Wehrgesetzes? Da — sein Mund öffnet sich und spricht das inhaltsschwere Wort: „'s Bierl is gut, brav, recht brav, schad', daß 's alleweil so bald ausgeht;"

dann erst wagt er einen kräftigen Zug und wendet von nun an seine ganze Aufmerksamkeit den sechs Maaß Bier zu, die er heute, wie alle Abende, trinkt. Es ist doch ein recht beneidenswerthes Loos, das Loos eines Hartschiers! nur einmal fanden die Leibtrabanten den Dienst sehr anstrengend; das war, als Max Josef I. in Nymphenburg, eine kleine Stunde von München, Hof hielt, da mußten sie alle 14 Tage einmal hinaus zum Wachdienst, das ward den Biedermännern aber mit der Zeit beschwerlich und da sie einmal — ich glaube im 16. Jahrhundert — beritten waren und seit der Zeit Sporen tragen, so kamen sie beim König darum ein, man möchte ihnen wieder Pferde geben. Aus schnöden Ersparungsgründen wurden sie abschlägig beschieden, aber das gute Herz Max des Ersten gestattete ihnen, halbwegs München, im Dorfe Neuhausen, Rasttag zu halten.

Nr. 4.

„Bartnuß, Welschnuß, warme Kasta–anien, meine Herrn!“ erschallt es von einer Gestalt (Nr. 3.), die ebenso zum Hofbräuhaus gehört und die Schiller nicht im Auge hatte, als er seine „Würde der Frauen“ dichtete. Das Nußweib ändert seinen Titel mit der Jahreszeit. Im Winter heißt es „Nußweib“, im Sommer aber, wo sie nur Rettige im Korb hat, „Radiweib,“ im Frühjahr, wo die letzteren beginnen und die Nüsse seltner werden, oder im Herbste, wo der umgekehrte Fall eintritt, hört sie auf beide Titel. So ein Nuß- oder Radiweib ist eine lebendige Erzählung mit schreckenhaftester Moral! In diesen häßlich-widrigen Zügen, in dieser von schmutzigen Kitteln behängten Gestalt, wer vermöchte darin noch sich der jugendlichen Anmuth erinnern, durch welche diese Jammergestalt einst die Männerwelt bezauberte? wer kann glauben, daß auch sie einst tanzte, aber sie tanzte auf schiefer Ebene immer weiter und weiter bergab, bis sie handelnd mit Nüssen ins Hofbräuhaus kam.

Nr. 5.

Baiern bekommt jetzt Gewerbefreiheit, und so steht zu hoffen, daß das neuerworbene Recht auch männliche Radi- und Nußweiber erschafft; Leute, die sich dazu eignen, finden sich gewiß, und da jetzt auch die Schranken fallen, welche bisher der Verehelichung von Unbemittelten entgegenstanden, so darf man erwarten, daß männliche und weibliche Zunftgenossen sich die Hände reichen und wir eine Generation erstehen sehen, gegen welche Fra Giovanni da Fiesoles Höllenfiguren noch Belvederische Apollogestalten sind; leider aber ruft erst der Mai die Gewerbefreiheit ins Leben, und so muß sich der eintretende neue Gast noch mit dem Geschäfte eines „armen preßhaften Menschen“ behelfen; zwar in seinen Freistunden, die ihm das anstrengende Betteln gönnen, ist er auch licencirter Hafenbinder d. h. gehört jener ehrenwerthen Erwerbsklasse an, welche mit dem Sitzkasten auf dem Rücken die Straßen durchziehen und deren langgezogener Ruf: „Hacoooh!“ den Köchinnen anzeigt, daß für ihre zerbrochenen Schüsseln und Töpfe eine ausbessernde Hand unten vorüberwandelt. Der „preßhafte“ Kerl und Hafenbinder ist, glaub' ich, so faul, daß er den Mund blos deswegen immer aufsperrt, um jeden Augenblick „Hacoooh!“ ohne alle weitere Vorbereitung schreien zu können. (Nr. 4.)

„Ein armer preßhafter Mensch bitt gar schö' um an Almosen.“ tönt's jetzt bei uns und ich entschließe mich, den Strolch mit der Frage zu würdigen, was er denn unter „preßhaft“ verstehe? Mich beschlich nämlich tiefes Mitleid, und ich nahm es nicht einmal mehr übel, als ich zweimal fragen mußte, denn bei dem erstmaligen Versuch mir zu antworten, war's ihm nicht geglückt, den Mund im richtigen Tempo zu schließen und zu öffnen, und nur ein Wort war ihm entschlüpft, das klang wie ein kurzes Ö! aber ich verstand nicht, was es heißen sollte. Beim zweiten Anlauf, den er nahm, ging es ihm entschieden besser und er sagte recht bescheiden:

„Wann Ihna ebbs a' geht, krank bin i.“

„Und wo fehlt's denn?“ frug ich weiter und zeigte ihm von Ferne zwei Silberkreuzer.

„O mei gnä' Herr, dees wann i wüßt', mir kann koa Docter helfen; alleweil hab' i Durst, aber arbeiten kann i halt gar nix mehr.“ — —

Endlich sind wir den Burschen losgeworden. — Jetzt füllen sich die leeren Plätze mit dem biedren Schlage der Kleinhandwerker, lauter gutmüthige, schnurrbärtige Gesichter, denen man's ansieht, wie ihnen jeder Schluck mundet und behagt; auch ein paar Riesen in weißen Kitteln haben sich darunter gemengt, sprächen sie nicht altbairisch, sondern im weichen Jargon Schlesiens, so möchte man fast glauben, sie wären die Gefährten des Riesen Sturm aus Freitags „Soll und Haben,“ doch sind es wenigstens ihre süddeutschen ebenso baumstarken Amtsbrüder, die Schrannenknechte, Leute, von mehr Geld, als man ihnen ansieht; sie arbeiten, bis sie sich einige tausend Gulden zusammengespart, dann laden sie nicht mehr Getreidewagen, sondern sich selbst die Last auf den Nacken, „Hausherrn“ zu sein, lassen sich Privatiers nennen und werden dann unausstehlich.

Voll, breit und stattlich kommt ein Mann in dunkelblauem, altväterischen Tuchrock und mit gelber, horizontalgestreifter Weste langsam und feierlich hereingezogen; in der Mitte bleibt er stehen, sieht sich sehr langsam nach allen Seiten hin um, endlich setzt er sich mit einem lustig-freundlichen: „Is verlaubt meine Herren? wenn's a bissel rucken, hab'n mer schon Platz, mer san ja lauter junge, schlanke Leut! hi hi!“ zu uns; was das „schlank“ bedeutet, so ist es poetisch gemeint, etwa wie wenn man von der schlanken Gestalt eines Elephanten &c. spricht, denn an dem Manne gibt es nichts Eckiges, alles rund, voll und behäbig; aber keine schwammige, fettsüchtige, dem Säuferwahnsinn entgegeneilende Schreckgestalt, nein, es ist der echte, wohlhabende und zufriedene Altbaier, ein Menschenschlag von kerniger Gesundheit. Ich kenne den Mann, er war früher auf dem Lande Müllerbursche und hat sich hinaufgearbeitet zu einem der größten Mühlenbesitzer in München; nie principieller Gegner technischer Verbesserungen, war er gleichwohl äußerst vorsichtig mit ihrer Einführung bei sich, aber dadurch ersparte er sich manche Täuschung und hat doch sein Besitzthum den Anforderungen des gesteigerten Verkehrs entsprechend eingerichtet und vergrößert.

Jetzt hat der älteste Sohn das Geschäft übernommen und der Alte sich zur Ruhe gesetzt, soweit er es kann, denn, an Arbeit ge-

wöhnt, macht er sich immer noch den ganzen Tag in der Mühle zu schaffen und hält's für Sünde, an einem Wochentage spazieren zu gehen, der ganze Unterschied in seinem jetzigen und sonstigen Leben ist, daß er auch vormittags auf zwei Maaß ins Hofbräuhaus geht. Er faltet zufrieden seine Hände über den Bauch und wartet geduldig bis ihm die einzige Kellnerin, die hier ist, seinen Krug bringt; aber wie er früher alles vorsichtig geprüft, so trinkt er auch jetzt nicht mit der Leichtfertigkeit der Jugend, sondern er öffnet den Deckel, langsam führt er den Krug zu Munde und bläst das dünne Schaumhäutchen zurück (Nr. 5.), es sind kleine Bläschen, die nicht platzen, es sind die echten soliden Bierbläschen, nicht das lustige Zeug der Wasserblasen, oder gar der betrügerische, künstlich erzeugte dickflockige Schaum, zufrieden blickt er in den Krug, dessen Inhalt die erste Probe so trefflich bestanden, und getrost geht er zur zweiten über, d. h. er thut den ersten kleinen Zug, der Krug wird nicht auf den Tisch gestellt, sondern in der Nähe des vergnügt schmatzenden Mundes zur dritten Probe und zum eigentlichen Durstzug bereit gehalten. Er besinnt sich, blickt nach der Decke und nickt, das Bier ist gut, jetzt strömt der braune Inhalt lange, lange in den Mund, endlich aber setzt der Müller den Krug ab und auf den Tisch und ein tiefathmiges, glückliches „Haaahh" kündet an, daß es geschmeckt hat; nun ist es gewiß, daß der Mann dableibt, und im Vollgenuß des Glückes sagt er zu uns gewendet: „Dees is a Bier, a feins Bier, noch oans nach der alten Modi!"

Nach der dritten Maaß geht unser Müller-Privatier schmunzelnd von dannen, denn er muß zum Essen heim, wir aber treiben's luxuriöser und „speisen bei Hof" d. h. wir essen im Hofbräuhaus unsern Kalbsbraten; dann aber finden auch wir, daß es gut sei zu gehen. Gute Nacht, ehrwürdiges altes Hofbräuhaus!

Fliegende Blätter aus Amerika.

VII. Schlimmer als Indianer!*)

Gewiß hat der freundliche Leser schon von jenen Bezirken im Staate Texas gehört, in welchen sich ein kleines Neu-Deutschland aufzubauen scheint, von dem im Jahre 1844 gegründeten Städtchen Neu-Braunfels mit seiner deutschen Bevölkerung aus allen Gauen des alten Vaterlandes, von Straßburg und Wien, von Zürich bis Memel, die auf ziemlich gedrängtem Raume in der gemüthlichsten, friedfertigsten und betriebsamsten Weise bei einander wohnen; hier klingen alle deutsche Zungen, hier ist alles dütsch oder teitsch oder deutsch; vielleicht hat mancher der Leser oder seine nächsten Freunde Angehörige hier, durch deren briefliche Mittheilungen er sich gewöhnt hat, das in so weiter Ferne Liegende als ein Stückchen der alten Heimat selbst anzusehen und ihm ein wärmeres Interesse zu schenken. — Diesen Lesern nun widme ich meine kleinen Skizzen, die, wenn sie auch des poetischen Werthes der Dichtung entbehren, doch den prosaischen der Wahrheit beanspruchen. —

Früher in dem untern, flachen, in nassen Jahreszeiten böse Fieber erzeugenden Lande unter Amerikanern ansäßig, theils um der englischen Sprache vollkommen Meister zu werden, theils um durch Arbeit so viel zu erübrigen, als nöthig war, mir und meiner Familie, die damals aus meiner Frau und einem einjährigen Söhnchen bestand, ein behagliches Daheim zu schaffen, war mir nach einer Reihe von Jahren das Glück so weit hold, daß ich mir ein solches in dem gebirgigen Theile dieses Countys gründen konnte. Zu gleicher Zeit siedelte sich ein Jugendfreund X. mit hier an. Eine Hütte, ein kleines Feld, ein paar Kühe, ein oder zwei Joch Ochsen, das unvermeidliche Reitpferd, Wagen, Pflug, etwas Handwerkzeug, bestehend aus Axt, Schrotsäge, Beil, Schindelspalter, Schnitzmesser, ein paar Bohrer und vor allem die Büchse, — und der Grund zu der Paradiesfreuden verheißenden Selbstständigkeit war gelegt. Leider war dieses behagliche Gefühl von Unabhängigkeit von nicht langer Dauer; höhere Bedürfnisse stellten sich ein, und um diese zu befriedigen, hatte ich Geld nöthig; da mußte außer dem Landbau noch an etwas anderes gedacht werden, dem Mangel abzuhelfen; wenigstens während der ersteren Jahre, später ist dann wohl das indes größer gewordene Feld den Erfordernissen entsprechend. Deshalb beschloß ich mit Freund X. zu unsern Gunsten und für die in Neu-Braunfels und Umgegend entstehenden Bauten Schindeln zum Verkauf zu machen; und wenn dies wohl die schwerste Arbeit war, die wir gerade wählen konnten, so geschah es, theils, weil uns diese Beschäftigung nur $1\frac{1}{2}$ englische Meilen vom Hause entfernte und uns erlaubte, abends wieder dahin zurückzureiten, theils, weil uns, den Freunden der lieben Gottesnatur, wie sie sich hier noch in ursprünglicher, unentweihter Würde, Reinheit und Pracht dem staunenden Auge offenbart, ein die Arbeit erleichternder Genuß winkte, den zu genießen, wir auch wohl noch Schwereres uns auferlegt hätten. — Wie so häufig überfliegt mein Geist die Jahre, die seitdem geschwunden, und durchlebt nochmals mit dem eigenthümlichen Gefühl von Wonne und Sehnen, gemischt mit sanfter Trauer die herrlichen Tage, Tage voller Poesie, welche in die durch so mancherlei Einwirkungen von außen so sehr zur Prosa gewordenen immer noch mit der lebendigsten Farbenfrische hereinblitzen. Wie so hold lächeln sie noch herüber, diese Tage, an denen, von der Arbeit und Tageshitze erschlafft, wir zu Füßen eines jener mächtigen Baumpatriarchen lagerten, welcher die herrlichen klaren Fluten der Guadalupe in ihrer smaragdgrünen Färbung an sich vorüberrollen sah, deren Ufer mit den prächtigen Cypressen so dicht besetzt sind, daß zwischen den dicken, hochaufgeschossenen Stämmen, die häufig mit dem schönen Giftsumach epheuartig umsponnen sind, nicht Raum genug ist, den Arm hindurchzuzwängen, — über uns der dichtschattende Wipfel eines gewaltigen Pecannußbaumes durchflochten von dem Blätterchaos der dahinaufgekletterten beindicken Mustängweinrebe, aus deren dickem Laubwerk der schön hochroth gefiederte Cardinal seinen finkenartigen Schlag mit schmelzender Stimme erschallen läßt, begleitet von dem Gezwitscher und Getriller theilweise noch namenloser, in allen Farben schillernder Waldbewohner; — nicht fern auf der alten Lebenseiche, der das lange „texanische Moos" haargleich um das Haupt wallt, zauberte der Spottvogel als Meistersänger seine nachtigallartigen Weisen in die Lüfte, falls ihn das ihm innewohnende Spottgelüst nicht treibt, auch das Gemeinere zu Tage zu fördern; und aus der im tiefsten Roth seiner Lieblingsfarbe erglühenden „brennenden Liebe" (gilia coronopifolia) nascht der niedliche, metallisch glänzende Kolibri, dem Abendfalter gleich in seinen Bewegungen, mit seinen Flügelchen schnurrend, den Nectar! — Wie lieblich gaukelt mir noch das Bild vor, wenn mir, abends heimkehrend, die indes zu drei Köpfen angewachsene Kinderzahl jubelnd entgegensprang, der Aelteste mit stolzem Selbstbewußtsein ein von ihm mit dem Pfeile erlegtes Häslein triumphirend hochhielt, die jüngeren Geschwister im Mitgefühl dieser Heldenthat beinahe ehrfürchtig den Helden betrachteten, die Mutter aber zürnend „freundlichen Blicks" klagte: „Der Nichtsnutz! hat in einem Mimosenstrauch seine Hosen total hängen lassen!" — Ja, was kümmert ihn die Hose; um solchen Schuß opfert er deren ein ganzes Dutzend!

Es war im Jahre 1854, als sich in unserer spärlich bevölkerten Ansiedelung das Gerücht verbreitete, daß eine Bande Indianer eingebrochen sei. Schon oft waren wir durch derartige Nachrichten beunruhigt worden, da sie sich aber immer als grundlos bewiesen, fingen wir an, wie es kaum anders sein konnte, nicht sonderlich viel Gewicht mehr darauf zu legen, weshalb wir uns auch diesmal entschlossen, da wir gerade zwei Ladungen Schindeln fertig hatten, dieselben nach dem 30 Meilen entfernten Städtchen Seguin zu fahren, woselbst wir immer einen guten Markt für unsere Waare fanden. Heute, nach Jahren, will es mir allerdings scheinen, als hätte ich doch durch das Alleinlassen der Familie zu solcher Zeit einen hohen Grad von Herzlosigkeit an den Tag gelegt; indessen längeres Zurückblicken überzeugt mich, daß die Liebe zu den Meinen sehr groß war, und daß nur die eiserne Nothwendigkeit mich zwang, die gewöhnlich fünf Tage beanspruchende Reise zu unternehmen. Ich kehrte auch diesmal zur erwarteten Zeit zurück und fand alles in bester Ordnung. Freund X. war bei Bekannten, die in der Nähe von Seguin wohnten, hängen geblieben; er war noch unverheirathet und durfte sich diesen Genuß wohl gönnen. Nachdem die Ochsen entjocht, und die mitgebrachten Herrlichkeiten vor den verlangend staunenden Augen der Kleinen ent-

*) Diesen uns aus Neu-Braunfels in Texas zugehenden Beitrag eines Daheimlesers, dem der Verfasser hoffentlich weitere folgen lassen wird, bringen wir mit Vergnügen zum Abdruck. D. R.

faltet waren, setzten wir uns — es war an einem jener mondscheinhellen, klaren Abende, wie sie nur diese an die Tropen grenzenden Breiten bieten — unter eine alte ehrwürdige Lebenseiche vor dem Hause, deren Zweige weit über das Dach hinweg in die freie, blaue Luft griffen, und deren labender Schatten nicht nur bei Tage vor den sengenden Strahlen der Sonne, sondern auch des Abends vor dem hier zu grellen Vollmondlichte den angenehmsten Zufluchtsort boten. Die Wohnung lag auf einem ungefähr 50 Fuß hohen, freien Hügel, der nach dem Bach sich sanft abdachte, welcher durch ein liebliches, reiches Thal, durch die waldige Prairie und undurchdringliches Dickicht gar lustig dahin plätscherte. Sie war im primitivsten Styl construirt, der nur denkbar ist; von hier aus konnte man das Thal, in dessen hohem üppigen Grase meine kleine Rinderherde und drei Pferde weideten, übersehen. Hier nun saßen wir, indem ich über den Erfolg meiner Reise sprach, dann mit den Kleinen tändelte und endlich die Guitarre hervornahm, als auf einmal unten im Thale ein ungewöhnliches Hetzen und Schnaufen der Pferde hörbar wurde, die, als ob sie gejagt würden, davon sausten. Abgesondert wie wir hier wohnten, lag natürlich in Verbindung mit den jüngst aufgetauchten Gerüchten der Gedanke nahe: ob doch wohl am Ende sich nicht Indianer in unser sonst so friedliches Thal eingeschlichen hätten, und da es nicht räthlich war, des Nachts die Sache genauer zu untersuchen, wurden vorsichtshalber die Gewehre geprüft, ob sie auch bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfall ihre Dienste zu thun im Stande wären. Plötzlich näherten sich die Pferde im wildesten Fluge dem Hause, umkreisten es mit hochgehobenen Schweifen und blieben dann, in das Thal hinabschnaufend, scheu stehen. Indem ich sie mit dem ihnen wohlbekannten Ruf lockte, konnte ich mich ihnen nähern, und fand nun, — was wirklich gerade nicht die angenehmsten Gefühle in mir wachrief, — daß dem einen der Thiere, einem schwarzen Wallachen, ein Pfeil im Leibe stak, und als ich mich bemühete, denselben herauszuziehen, bäumte es hoch auf, und das Trio jagte wieder im wildesten Tanze davon. Jetzt war an ein Schlafengehen nicht zu denken. Das Thürloch, (eine Thür war noch nicht vorhanden) wurde mit bereit liegenden Holzscheiten verrammelt, die Gewehre bereit gehalten, und lautlos in die stille Nacht hinein gelauscht, um jedes drohende Geräusch zu erhaschen. Alles blieb jedoch still. Die Pferde fand ich morgens ruhig, ungefähr eine Meile vom Hause, grasen. Sie hatten den nächtlichen Schreck vergessen. Der Pfeil war heraus; jedoch zeigte eine ziemlich tiefe Wunde, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Ich lockte sie nach Hause, und nachdem ich zwei davon in das Gras gepflockt, sprengte ich auf dem dritten zum nächsten drei Meilen weit wohnenden Nachbar. Bald waren genug Nachbarn zusammen, um zu versuchen, die Strolche aufzuspüren. Wir fanden indes keine andere Spur, an ziemlich verborgener Stelle einen kleinen Aschenhaufen, der allerdings von einem kleineren Feuer, als Weiße zu unterhalten pflegen, herzurühren schien. Unverrichteter Sache kehrten wir wieder heim. Da angekommen, gerade als die Sonne hinter dem nächsten Hügel verschwand, war meine erste Sorge, die Pferde, für die ich keine Behausung hatte, für die kommende Nacht an eine verborgene Stelle zu binden. Eine solche, wie dazu geschaffen, fand sich in einer Lichtung, der Wohnung gegenüber in dem Wäldchen, das zwischen dem Bache und einem dahinter schroff erhebenden Felsabhang eingezwängt lag. Ich band sie dort vorsichtig an, so daß sie sich nicht verwickeln konnten, und war eben im Begriff, zurückzugehen, als ein dumpfer Angstruf meiner Frau und der schrillere Schrei des ältesten Knaben in die Waldesstille drang und mir das Blut in den Adern erstarren machte. Barmherziger Himmel! Ein Ueberfall von Indianern, und ich hier, ungefähr 600 Schritte vom Hause und — ohne Gewehr! — „Papa"! „Papa"! — Gott erbarme sich meiner! Wie der Jammerruf mir durch das Innere schnitt, die Haare sich sträubten, die Kniee zusammenknicken wollten, so daß ich am nächsten Baume mich stützen mußte! Was soll, was kann ich thun! Doch nur einen Augenblick währt die Betäubung; in sinnloser Wuth und Verzweiflung packe ich einen daliegenden, früher abgehauenen Ast, und stürme so schnell, wie die schlotternden Beine es gestatten, der Jammerscene zu. Zwar werde ich nicht helfen können; ja, ihr so innig Geliebten seid wohl schon dem Tomahawk und Scalpirmesser erlegen, und schwimmt in eurem Blute, aber was soll ich dann noch hier thun! Da ein neuer Schrei! In der Eile bewaffne ich mich noch mit ein paar gewichtigen Steinen und fliege geradesten Weges durch Sträucher und Gestrüpp dem Hause zu. Endlich sehe ich es! Hinten in der Hütte meine Frau; neben ihr mein Sohn! Gott sei gepriesen! Noch leben sie! Indianer waren nicht zu sehen; wohl aber höre und sehe ich schon, welch andrer Feind den stillen heimischen Frieden störte, ohne daß es des im ängstlichen Duett mir zufliegenden Ausrufs: „Eine Klapperschlange!" bedurft hätte. Da lag das Scheusal, zusammengeringelt, den Vorderkörper einen Fuß hoch gehoben mit geschwollenem Nacken, aus den Zähnen moschusartig riechenden Geifer ausspritzend, mit der Zunge leckend, mit den Klappern rasselnd, zum Sprunge fertig. Sie lag in der Thürlücke, dem einzigen Ausgange; in dem kleinen inneren Raum drängten sich meine Lieben angstvoll an die Wand, dem Reptil erreichbar. Es waren Augenblicke der höchsten Gefahr. — Gar hurtig machte ein gutgezielter Schlag mit dem Aste dem Unthier ein Ende. Mit welchem Gefühl ich Frau und Kinder an mich drückte und küßte, kann sich der Leser vorstellen!

Am Familientische.

Lebenscontraste.

(Zu dem Bilde auf S. 373.)

Sie war achtzehn Jahre alt und eine glückliche Braut. Der volle frühlingsartige Liebreiz der Jugend lag auf ihrem Gesicht wie auf ihrer ganzen Erscheinung. Von der Mode unbeirrt krönte das goldig reiche Haar in vollen Flechten kranzartig gewunden ihren Kopf wie ein Diadem. Jeder andere Schmuck fehlte mit Recht. An dem Arme ihres Erwählten, einer hohen, ihr durchaus ebenbürtigen Mannesgestalt schwebte sie leicht und anmuthig über das glänzende Parquet des Salons, in welchem ich sie zum ersten Male sah. Er führte sie zu einem prächtigen Erard-Flügel, der von allen Seiten frei in einem erkerartigen Ausläufer des Salons prangte. Man hatte sie um ein Lied gebeten, und ohne Zaudern schickte sie sich an, der Bitte nachzukommen.

Kunstlos wie der Gesang der Nachtigall war der ihrige, aber er kam von Herzen und entzückte alle Herzen. Eine so seelenvolle Stimme erklingt selten in einem Salon. Aller Gewohnheit zuwider verstummten auch sofort die verschiedenen Gespräche, und sie beherrschte die zahlreiche elegante Gesellschaft, die lautlos zuhörte und die auch den sonst üblichen nichtssagenden Applaus unterließ, als sie geendet.

Noch manches Mal habe ich seitdem ihre schöne Stimme gehört dort, wo sie noch besser hinpaßte, als in den Salon: — in dem gemüthlichen Wohnzimmer ihrer bejahrten Eltern, deren einzige Tochter sie war. Der kleine Familienkreis, in welchen ich durch den mir befreundeten Bräutigam Zutritt erhalten, war die Stätte eines stillen Glückes, wie es so gern in unsern deutschen Häusern blüht.

Ehe aber der eheliche Bund die Brautleute vereint, riefen mich die Pflichten meines Lebensberufes weit hinweg, und viele Jahre vergingen, ohne daß ich — durch den Ocean von meiner Heimat getrennt — auch nur die geringste Kunde von ihr und ihrem mir so lieben Hause erhalten hätte.

Endlich zurückgekehrt, aber in einem weit von ihrem Wohnort gelegenen Theile Deutschlands zu wirken berufen, schwand mir über so manchen anderen Sorgen und Interessen die Erinnerung an diese Jugendverbindung immer mehr.

Eine Geschäftsreise führte mich endlich südwärts, nahe der Stadt, wo ich sie kennen gelernt; aber ich dachte auch nicht einmal mehr daran, daß sie dort gewohnt, und es fiel mir nicht ein, mich nach ihr zu erkundigen.

Nach beendeten Geschäften machte ich mit einem bei denselben gewonnenen Bekannten einen Ausflug in das nahe gelegene Gebirge, das eine durch architektonische und andere künstlerische Schönheiten ausgezeichnete Klosterkirche der Ursulinerinnen besitzen sollte.

Wir betraten das Gotteshaus. Tiefe feierliche Stille herrschte in den weiten Hallen, nur hie und da hörte man das murmelnde Gebet eines einsam Knieenden. Leise schritten wir einher und theilten uns flüsternd die Eindrücke mit, welche der Bau, die Bilder, die Statuen ꝛc. auf uns machten. Eben lenkten sich unsere Blicke auf die Orgel und wir zerbrachen uns den Kopf, wo sie gespielt werden möchte, da man nur die Pfeifen, aber keine Claviatur, keinen Sitz für den Organisten entdecken konnte; da . . . ertönt mit einem Male von der einen Seite des mächtigen Orgelbaus zu dem — wie wir später erfuhren — die Nonnen mit ihren Schülerinnen einen besonderen Eingang vom Kloster aus hatten, eine leise anhebende, dann stärker anschwellende Frauenstimme, der ein Mädchenchor sich anschloß, ohne sie doch zu übertönen. Langsam und feierlich, wehmüthig und doch freudevoll ertönte die religiöse Weise, die uns beide — mich aber ganz besonders — tief ergriff.

Denn je länger ich zuhörte, desto mehr war es mir, als ob ich diese Stimme kennen müßte, und doch wußte ich nicht, wo und wann ich sie gehört. Mir war's, wie einem, der ein zur Frau herangereiftes Mädchen nach vielen Jahren wiedersieht: er gewahrt altbekannte Züge und Linien, und doch sind sie ihm fremd geworden. So war es mit dieser Stimme: ich hatte sie gewiß schon einmal gehört, und doch schien sie eine andere.

Endlich fiel der Schleier von meiner Erinnerung: ich hörte noch einmal

Digitized by Google

recht scharf hin; es war, es konnte niemand anders sein, als die einstige Braut meines Jugendfreundes. Wie war sie ins Kloster gekommen? Wie war sie Ursulinerin geworden?

Ich habe es späterhin erfahren. Sie hat es mir selbst an dem Sprechgitter, hinter dem die in strenger Clausur lebenden Nonnen ihres Ordens allein mit Fremden verkehren dürfen, erzählt. Es ist eine kurze Geschichte, ohne alle Romantik, aber schmerzlich trübe und ernst. Eine Epidemie hatte ihr innerhalb weniger Stunden alles was sie liebte: Eltern und Bräutigam weggerafft und sie selbst an den Rand des Grabes gebracht. Als sie genas, ging sie in das unweit gelegene Kloster und entsagte der Welt.

Welche — Contraste! Der Salon, das Elternhaus, die Klosterzelle! Die jugendliche Braut und die Nonne! Und doch war aller Contrast zwischen damals und jetzt in ihrem Leben ausgeglichen. Ihre Stimme war ihr geblieben, und sie konnte sie anwenden zur Ehre ihres Gottes und ihrer Kirche; und noch mehr; sie war — nach manchen Kämpfen — wieder voll Friedens, ja glücklich in ihrem Berufe, der sie als Lehrschwester in fortwährenden Verkehr mit der Jugend brachte. Gibt nicht ihr Antlitz, das der Künstler uns in der heutigen Nummer vorführt, dafür ein beredtes Zeugniß? N. v. Z.

Die papierne Leinwand.

Manch denkender Kopf hat sich seit dem Jahre 1837 angestrengt, papiernes Linnen — so paradox das auch klingen mag, — herzustellen. Gelang es, das Papier linnenähnlich zu machen und ihm die Spannkraft der Leinwand zu geben, so war man dadurch theilweise der Zucht des bodenausmergelnden Flachses mit allen jenen Arbeiten, die damit zusammenhängen, als säen, gäten, ernten, rüffeln, rösten, brechen, schwingen, hecheln, spinnen und weben so gut wie überhoben und andererseits konnte dem Publikum ein Produkt geboten werden, das sich hinsichtlich der Feinheit und Weiße mit der schönsten Bielefelder- und Holländer-Leinwand messen durfte. Dazu kam noch der überaus wichtige Umstand, daß die lästige und so oft mangelhafte Wäsche wegfiel, denn die papierne Leinwand konnte täglich erneuert werden, ohne daß dadurch dem Beutel mehr Kosten erwuchsen, als durch die alleinige Wäsche der hänfenen. Es fand sich zwar niemand und es wird sich wohl auch für alle Zukunft niemand finden, der papierene Leibwäsche duldete, aber die Kragen und Manschetten, welche immer zuerst und oft auffallend rasch ihre blendende Weiße einbüßten, harrten eines glänzenden Ersatzes durch das papierne Linnen.

Die Franzosen boten zuerst, und zwar von dem obengenannten Jahre an, ihre ganze Erfindungsgabe auf, einen papiernen Hemdkragen herzustellen, den das geübte, nah oder fern prüfende Frauenauge für Linnen halte. Befühlt, geknittert, auf seine Festigkeit und Elasticität geprüft, mit chemischen Mitteln, dem Microskop oder der Flamme auf reines oder gemischtes Gewebe untersucht durfte der Kragen natürlich nicht werden, sonst wurde er sofort als das ertappt, was er war. Nur das Auge sollte getäuscht werden und dazu waren enorme Anstrengungen nöthig. Vor allen Dingen war es schwer, dem Papier jene feine Gitterung zu geben, wie sie jedes Produkt der Weberei mehr oder weniger zeigt. Die Weberei hatte zum Aerger der Papierkragenfabrikanten noch nicht solche Fortschritte gemacht, daß der Aufzug und Einschlag der versponnenen Pflanzenfasern mit unbewaffnetem Auge in dem Gewebe gar nicht zu erkennen. Die Gitterung mußte also das Papier wenigstens auf der dem Auge zugekehrten Seite zeigen.

Da nun die Makulatur nicht versponnen und auch nicht verwebt werden konnte, so mußte die Gitterung dem Papier durch mechanische Mittel gegeben werden. Dazu kam noch die Emaille oder Glasur, die Elasticität oder Spannkraft: kurzum die ersten französischen Papierhemdkragen saßen so lange halsgerecht, als der Träger den Nacken steif hielt. Eine voreilige Bewegung, vor allen Dingen Echauffement durch Tanz oder Hiebfechten brachte den Kragen sofort aus der Fassung und ließ ihn, wenn nicht rechtzeitig das Knopfloch gesprengt wurde, schweißdurchfeuchtet in abscheuliche Fetzen zerrinnen.

Erst dem Amerikaner Walter Hunt gelang es, einen leidlichen Halbpapierkragen dadurch herzustellen, daß er ein dünnes Stück Mousseline zwischen zwei Papierblätter brachte und dann in einer Maschine eigener Erfindung preßte. Das Mousseline gab dem Papier theilweise die Gitterung, theilweise die Haltbarkeit. Der Hunt'sche sogenannte emaillirte Halbpapierkragen konnte sich aber nicht zur Großmacht emporschwingen, weil er unbequem saß und immer noch theurer war, wie die Wäsche eines Linnenkragens. Erst als im Jahre 1862 nach vielen fruchtlosen Bemühungen ein Kragen aus reinem Papier zu Stande kam und Gray durch seine Erfindung der „gekrümmten Linie" einen modellirten, bequem sitzenden Kragen lieferte, ging die Papierkrageninduſtrie mit hohen Wogen. Jetzt besitzt die Paper-Collar-Company in den Vereinigten Staaten fünfzehn große Werkstätten und sorgt nach Kräften dafür, daß die drei Millionen Papierkragen, welche täglich in der Union abgenutzt werden, die nöthige Reserve finden.

In Deutschland nimmt der neue Industriezweig auch einen bedeutenden Aufschwung, namentlich seitdem der akademische Künstler Friedrich Schneider in Berlin seine Papierkragenfabrik eröffnet und mit den sinnreichsten Maschinen eigner Erfindung versehen. Mit den Schneiderschen Papierkragen können sich die Grayschen nicht messen, denn sie sind bei aller Eleganz nicht theurer, wie die Wäsche des Linnenkragens.

Alle jene krankhaften Erzeugnisse der Metallkragen, die mit Gummi zu reinigen, speculiren mehr auf den Beutel, als auf den praktischen Nutzen, und sie verdienen höchstens, erwähnt zu werden.

So lange aber die Papierkragen und Manschetten die Leibwäsche, die sie krönen und begrenzen, nicht in den Schatten stellen, machen sie ihren Erfindern und Vervollkommnern Ehre. F. B.

Pascherkniffe an der ostpreußischen Grenze.

Trotz der flachen, leicht übersehbaren Grenze Ostpreußens gegen Rußland steht doch nirgends der Schmuggel in so üppiger Blüte wie hier. Läge gar ein zerklüftetes Gebirge zwischen Preußen und Ruthenien und paarte sich auf diese Weise noch das Romantische mit der Pascherei, dann würden die Schleichhändlerzüge an der ostpreußischen Grenze die gefärbtesten Bilder aus dem Juraschmugglerleben tief in den Schatten stellen. Nirgends auf der Welt wirft der Schmuggel, falls er gelingt, größere Vortheile ab, als hier, und daraus erklärt sich der Wucher der Schmuggelei an der ostpreußischen Grenze. Wenn es auch wohl hin und wieder vorkommt, daß die Schmuggler im Nothfalle ihre Contrabande mit Waffengewalt zu vertheidigen trachten und demzufolge bei Nebel und Schneewehen in geharnischten Karavanen vorrücken, so gehören doch an der ostpreußischen Grenze Gefechte des russischen Grenzcordons mit Schmugglern zu den Seltenheiten. Gestützt auf eigene Schlauheit, vertrauend auf fremde Bestechlichkeit, bauend auf nachbarliche Kurzsichtigkeit geht das Geschäft viel besser. Gesetzt, es soll eine bedeutende Partie jener feinen französischen, in Deutschland fabricirten Glacéhandschuhe, wie sie die vornehme Petersburgerin oder Moskowitin gern einmal anzieht, um sie tags darauf durch ein neues Paar zu ersetzen, kostenfrei über die Grenze geschafft werden, so wäre es mindestens unklug, die Handschuhe paarweise beisammen zu lassen. Sie werden wohlweislich getrennt, und während die schwere Kiste mit den Handschuhen für die rechte Hand vielleicht bei Wirballen über den schmalen Grenzfluß geschafft wird, geht die andere gleich schwere Kiste mit den Handschuhen für die linke Hand früher oder später auf dem Seewege nach Ruthenien. Fällt eine, oder fallen auch beide Kisten den Grenzern in die Hände, so ist der Vortheil doch stets auf der Seite der Schmuggler, denn die confiscirten und bald verauctionirten Kisten mit den Handschuhen für nur eine Hand werden billig genug und zwar von denen erstanden, die wissen, wie die getrennten Paare wieder zusammenzubringen sind. Während die Weinkiste oben etliche Flaschenlager von einer abschreckenden Sorte präsentirt, birgt sie in der Mitte und unten einen edeln Feuerwein. Bänder und Chenille, Gold- und Silbertressen, Litzen und Fransen von Primafeinheit befinden sich in Säcken mit der Aufschrift und auch mit dem Inhalt: Roggenschrot. Auffallend ist ein Roggenschrottransport über die Grenze in einen Ackerbaustaat nicht — besonders wenn der nachbarliche Grenzmüller besser schrotet, als der eigene. Schwere, oft gold- und silberdurchwirkte Seiden- und Sammtstoffe liegen wohlbehalten und der ganzen Länge nach in buntgemusterten billigen Teppichen, während die kunstreichsten Brüsseler und Valencienner Spitzen mit kostbaren Seidenblonden in Cigarrenkisten unter einer starken Oberlage echter Havannas nicht minder gut aufgehoben sind. Die theuersten Spitzen liegen auch nicht selten in einem Album, das nur der Eingeweihte richtig zu öffnen versteht, und wenn das Album laut Titelblatt die Porträts berühmter Haudegen birgt und auf den ersten Blättern auch gleich einige degentüchtige, reich decorirte Russen sichtbar werden, so sehen die Spitzen mit ihren prächtigen nadelgearbeiteten Blumen auch die Sonne der nordischen Palmyra. Es wird aber nicht nur über die ostpreußische Grenze hinüber, sondern auch von Ruthenien herübergepascht. Da fließt der unschuldige Niemen mit seinen schläfrigen Wellen dahin. Zwei, drei mächtige Holzflöße kommen stromab, um über die Grenze zu rücken. Wenn ein Taucher die Flöße von der Wasserseite aus untersuchte, so würde er in ein künstliches Blutegelrevier gerathen und rasch den eigenen Nacken aus dem Bereich der Blutsauger retten. Als noch das feine, über den Werth geprägte Silbergeld in Rußland coursirte, oder richtiger, als es zu coursiren aufhörte, repräsentirte manches den Niemen abwärts schwimmende Holzfloß einen bedeutenden unsichtbaren Werth. Die Fäßchen mit den kleinen, aber feinen Silbermünzen schwammen über die Grenze, denn sie waren unter das Floß geschraubt. Während der Kaviar in Pech und Theer liegt und durch seine metallene oder hölzerne Umhüllung vor der Berührung mit der unsauberen Gesellschaft verschont bleibt, ist der Karavanenthee in der Leinsaat oder im Flachse besser gebettet. Am schlechtesten aber wurde der Verfasser dieses über die Grenze gepascht. Er wollte, da er nur einen kurzen Besuch in einer unweit der jenseitigen Grenze gelegenen Stadt zu machen, die Paß- oder Paßkartenschwierigkeiten umgehen und er ersah sich einen kupfernen Brennereikessel, der der Reparatur wegen über die Grenze gefahren wurde, zum Zufluchtsort. Der Kessel, welcher natürlich nicht auf Sprungfedern ruhte, forderte nun insofern den Grenztribut, als er die Gliedmaßen seines Insassen unter entsetzlicher Musik blau schlug.

Bismarcks Rede über die Schmuggelei an der ostpreußischen Grenze bleibt immer ein denkwürdiges Document, und es ist wohl dem Kurzsichtigsten einleuchtend, daß der Freihandel zwischen einem dichtbevölkerten Industrielande und einem dünn bevölkerten Ackerbaulande des größten Aufschwungs fähig ist. M. P.

Auflösung des Rebus in Nr. 23.

Allzuscharf macht schartig.

Inhalt: Pauline. (Forts.) Novelle von E. Wichert. — Im Baskenlande. III. (Schluß.) Erinnerungen eines alten Carlistenofficiers. — Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis. V. Von Dr. W. Riefenstahl. — Plaudereien aus dem Münchner Hofbräuhaus. Mit 5 Illustr. von A. Oberländer. — Fliegende Blätter aus Amerika. VII. Schlimmer als Indianer! — Am Familientische: Lebenscontraste. Zu dem Bild von H. Salentin.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 20. März 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 25.**

Pauline.

Criminalnovelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Eine Woche verging nach der andern; inzwischen schrieben die Federn und wuchsen die Akten. Der Tag wurde festgesetzt, an welchem Graf Arthur Hohenbühl vor dem Schwurgerichtshofe erscheinen sollte. Es ergingen die Ladungen an die Zeugen, und von neuem kam Aufregung in alle Gesellschaftskreise. Man bemühte sich schon lange vorher um Billets zur Sitzung, nicht ohne die Befürchtung, daß dem vornehmen Angeklagten zu Liebe doch am Ende gar die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden könne, so daß man um das interessante Schauspiel käme, einen Grafen auf der Anklagebank zu sehen.

Letzteres war freilich nicht zu verhindern, denn der Antrag auf Ausschluß der Oeffentlichkeit mußte in öffentlicher Sitzung und in Gegenwart des Angeklagten selbst gestellt werden. Man hatte Zeit genug, den schönen Mann zu beobachten, der so bleich und traurig dasaß, meist den Kopf in die weiße, schmale Hand stützte und jedesmal wie aus dem Traum erweckt zu werden schien, wenn sein Vertheidiger, der Justizrath Work, stets in devoter Haltung, einige leise Worte an ihn richtete. Auf eine Frage desselben schüttelte er den Kopf, aber der Justizrath trat doch vor und sagte, daß er sich für verpflichtet halte, selbst gegen den Wunsch des Angeklagten dem hohen Gerichtshof zur Erwägung zu geben, ob es sich nicht empfehlen werde, mit Rücksicht auf die persönlichen und sachlichen Verhältnisse bei verschlossener Thüre zu verhandeln. Herr von der Linde, der kaum weniger bleich und verstört, als der Graf demselben gegenüber hinter einem hohen Stehpult seinen wenig beneideten Platz hatte, erklärte, daß er im Interesse der Sittlichkeit dem Antrage beitreten müsse. Aber der Präsident, ein Rath des Appellgerichts, publicirte nach kurzer Berathung des Gerichtshofes, daß persönliche Rücksichten an dieser Stelle nicht entscheidend sein könnten, und daß die Sache selbst nicht dazu angethan sei, den Ausschluß der Oeffentlichkeit zu rechtferigen. Aus der etwas verlegenen Art, wie er die Gründe vortrug, ließ sich leicht erkennen, daß er zu seinem Aerger überstimmt worden war. Er wußte sehr gut, was man von ihm erwartete, als man ihn mit Uebergehung der gewöhnlich zu diesem Posten bestimmten Persönlichkeiten zum Vorsitzenden dieses Schwurgerichts designirte.

Im Zuschauerraum zeigte sich große Befriedigung. Schuster Pastenack, der sich hinter Clementine bis zur Barriere vorgedrängt hatte, expektorirte sich mit einem kräftigen: „Na darum!“ und seine Frau lächelte zum ersten Mal seit Monaten wieder beifällig.

Unter den Geschworenen war niemand, der heute nicht gewünscht hätte, abgelehnt oder nicht ausgeloost zu werden. Es befanden sich auffallend viele Herrn von Adel, meist Gutsbesitzer darunter, und als das Schwurgericht gebildet war, zeigte sich neben einigen höheren Verwaltungsbeamten und pensionirten Militairs fast nur dieser Stand unter der bekannten Zwölfzahl vertreten. Sie nahmen seufzend ihre Plätze ein und leisteten ihren Eid mit einer Feierlichkeit, die durch das Gefühl ihrer schwierigen Lage verstärkt wurde.

Der Präsident rief die Zeugen auf. Sie waren anwesend bis auf Pauline Stern. „Es ist vor einigen Tagen ein Krankheitsattest eingegangen“, sagte er, „vielleicht aber ohne ihr Mitwissen; und ich habe sie deshalb gestern noch ausdrücklich ersuchen lassen zu erscheinen, wenn es ihr allerdings bedenklicher Zustand erlaube. Ich werde nochmals einen Boten hinschicken und mich nach ihrem Befinden erkundigen. Inzwischen können wir um so unbedenklicher in die Verhandlung eintreten, als es ihres Zeugnisses vielleicht nicht einmal bedarf.“ Er winkte Haselstock und instruirte ihn im Stillen.

Der Graf zeigte bei diesem Intermezzo die größte Aufregung. „Ist es denn absolut unmöglich, daß ihr dieser traurige Gang erspart werden kann?“ fragte er den Justizrath so laut, daß es weithin zu verstehen war; „ich nehme alles, was sie vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt hat, für richtig an, so sehr es auch gegen mich sprechen mag.“ Der Justizrath bedeutete ihn, daß ihre Vernehmung wegen ihrer Krankheit noch gar nicht habe erfolgen, und daher hier schwerlich werde entbehrt werden können. Arthur wiegte unmuthig den Kopf hin und her.

Auf die Frage des Präsidenten erklärte er sich „nicht schuldig.“ Er wiederholte, daß es seine Absicht gewesen sei, mit Pauline ein heimliches Ehebündniß einzugehen, da sein Vater eine offene Verbindung nicht zugelassen haben würde. Ein Freund, den er nicht nen-

Digitized by Google

nen werde, habe ihm den Dispens vom Aufgebot verschafft, den er umsomehr für echt habe halten müssen, als ja die Unterschrift erwiesenermaßen echt sei. Der Rentier Blasius habe sie ebenfalls für echt gehalten und gleichfalls, wie er der Versicherung desselben Freundes vertraut, daß der ihnen sonst ganz unbekannte Pfarrer Müller in Klein-Brachlegen die Trauung mit Uebergehung einiger sonst erforderlicher, aber die Gültigkeit der Ehe nicht beeinträchtigender Förmlichkeiten vollziehen werde. Man sei darauf nach dem Ort gefahren, habe den Geistlichen gefunden und von ihm den Segen erhalten. Erst später habe er zu seinem eigenen nicht geringen Schreck erfahren, daß er, allerdings in bester Absicht, hintergangen sei. Nun habe er's nicht übers Herz bringen können, dem geliebten Weibe den Betrug zu entdecken, und so sei Pauline bis zu jener Nacht in Unwissenheit geblieben, die dem Tage seiner Verhaftung vorausgegangen. Er halte sich in seinem Gewissen, wie er schon einmal erklärt, noch jetzt für gebunden und erkenne ihre Kinder ausdrücklich als die seinigen an.

Der Präsident machte ihn auf den Widerspruch dieser Behauptungen mit den Aussagen Riehls aufmerksam. Der Graf antwortete sehr vornehm, er würde seine Verwunderung aussprechen, den Candidaten Riehl im Zeugenraum statt auf der Anklagebank zu erblicken, wenn er es nicht als eine dankenswerthe Rücksicht gegen sich schätzen müßte, daß ihm wenigstens dieses Consortium erspart werde. Seine Erklärung machte den besten Eindruck, und Herr von der Linde selbst wurde zweifelhaft, ob der Graf ihm nicht damals die ganze Wahrheit gesagt habe. Clementine rief laut zur Richtertribüne hinauf: „Der Candidat ist ein schlechter Kerl!" und mußte vom Vorsitzenden zur Ordnung gerufen werden. „Ich sage ja nur, was wahr ist!" wiederholte sie entrüstet. — „Bringen Sie doch die Frau hinaus," befahl der Präsident. Aber der Gerichtsbote, der die Thür hütete, versuchte vergebens, sich bis zu ihr durchzudrängen. „Ich bin ja schon ganz still", sagte sie, von den Umstehenden beschwichtigt, „aber wahr ist es." Allgemeines Gelächter — Läuten der Glocke des Präsidenten.

Das Zeugenverhör brachte wenig Neues. Aufsehen machte das Erscheinen des eisgrauen Consistorialpräsidenten, welcher seine Unterschrift unter einem Dispens anerkennen sollte, der sich bei genauer Durchsicht unter den Papieren des alten Blasius gefunden hatte. Nachdem er mit zitternder Hand seine Brille aufgesetzt und das Blatt betrachtet hatte, erklärte er die Unterschrift für die seinige.

Allgemeine Ueberraschung.

„Ist es Ihre Absicht gewesen, diesen Dispens zu unterschreiben?" fragte der Vorsitzende.

„Durchaus nicht. Er ist mir unzweifelhaft untergeschoben."

„Wie hat das geschehen können?"

„Die Unterschriftssachen wurden von meinem Boten aus dem Büreau in mein Zimmer gebracht und mir in großen Packen vorgelegt. Es ist mir nicht möglich, jedes Blatt, das ich unterschreibe, durchzulesen. So konnte der Bote, wenn er bestochen war, leicht einen falschen Dispens unterschieben, der dann mit meiner richtigen Unterschrift versehen das Zimmer verließ. Es sind jetzt Vorkehrungen getroffen, daß sich ähnliche Unfälle nicht ereignen können."

„Und der Bote —?"

„Er ist bereits verstorben."

Der Präsident wendete sich an den Angeklagten: „Wissen Sie von dieser Procedur etwas?"

Derselbe verneinte sehr bestimmt.

Es folgte die Vernehmung des Pfarrers Müller, des Krügers und seiner Frau aus Klein-Brachlegen, der alten Küsterfrau und des Candidaten Riehl.

Auf den letzteren wendete sich die gespannteste Aufmerksamkeit der Geschworenen und des Publikums. Er bemühte sich sicher aufzutreten; aber da er fortwährend die Unterredung mit dem alten Grafen in Gedanken hatte und deshalb mit Enthüllungen möglichst sparsam war, gerieth er bald in Verlegenheit, wenn er bei offenbaren Widersprüchen mit seinen eigenen früheren Aussagen und mit den anderweitig festgestellten Thatsachen ertappt wurde, und mußte wiederholt bekennen, die Unwahrheit gesagt zu haben. Dadurch besserte sich die Stimmung für den Angeklagten zusehends, und Herr von der Linde durfte es, ohne sich der Parteilichkeit auszusetzen, wagen, ein Kreuzverhör zu beginnen, das dann der Justizrath Bork willig aufnahm und das den Zeugen bald so in Verwirrung brachte, daß er nicht aus noch ein wußte.

„Sie werden also zugeben müssen," fragte der Präsident, der die Leitung wieder an sich nahm, „daß der Angeklagte auch selbst im Irrthum gewesen sein kann?"

„Vielleicht — aber ich glaube doch nicht —"

„Daß auch jener dritte, von welchem der Graf spricht, mit Ihnen verhandelt haben kann?" fuhr der Präsident fort.

„Jener dritte —" wiederholte der Candidat unschlüssig.

„Und Sie bleiben dabei, daß Sie denselben nicht kennen?"

„Allerdings —"

„Obgleich Sie mit ihm in sehr nahe Beziehungen getreten sein müssen, doch wohl auch von ihm das Geld erhalten haben? —"

„Die Briefe sind jedenfalls, wie ich annehmen mußte, von dem Herrn Grafen geschrieben."

„Ich frage nicht nach den Briefen, sondern nach dem Gelde. Jener Herr war doch auch gewiß der zweite Trauzeuge?"

„Ja wohl."

„Und Sie haben gar nicht seinen Namen erfahren? Sich nachträglich nicht einmal nach demselben erkundigt? Sehen Sie nicht ein, daß diese Behauptung ganz unwahrscheinlich ist, daß Sie sich durch die fortwährenden Lügen, in denen Sie sich ergehen, der Stellung ganz unwürdig machen, deren man Sie gewürdigt hat? Ich spüre nichts, gar nichts von der Reue, die Sie bei Ihrer Vorvernehmung geheuchelt haben."

„Hab' ich nun recht, Herr Präsident?" rief Clementine triumphirend.

Neuer Sturm im Zuschauerraum. Der Präsident drohte denselben räumen zu lassen.

Eugen Riehl leistete nicht länger Widerstand. „Ich will ohne Rückhalt die Wahrheit sagen", versicherte er jetzt, den Kopf hoch aufrichtend. „Ich sehe, daß mein Mitleid mit dem Grafen mich selbst aufs schwerste schädigt. Jener dritte —"

„Um Himmels willen! schweigen Sie!" — rief der Graf ängstlich.

Der Präsident bedeutete ihn streng, daß er selbst zu schweigen habe. „Also jene Mittelsperson?"

„War ein Baron von Plauthen."

Der Angeklagte sank gegen die Rücklehne der Holzbank zurück, auf welcher er seinen Platz hatte. Justizrath Bork richtete den Halbohnmächtigen wieder auf und suchte ihn zu ermuthigen. Der Graf drückte ihm die Hand und schüttelte schweigend den Kopf.

Sofort ging ein Bote mit einer Zeugenvorladung an den Baron ab. Der Präsident machte inzwischen eine Pause. Die Debatte am Frühstückstisch des nächsten Weinkellers, wo sich das Collegium zu seiner Erfrischung versammelte, war natürlich sehr lebhaft. „Ich hätte gewünscht, daß der Schurke nun schon geschwiegen hätte," bekannte der Appellrath bei der Flasche Wein hinter den Coulissen.

Die Verhandlung begann wieder, Baron Plauthen war erschienen. Er warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Angeklagten, als derselbe noch bleicher als vorher wieder eingeführt wurde. Graf Arthur legte die Hand aufs Herz, seine Unschuld betheuernd.

Der Präsident machte den Baron mit dem Gegenstand seiner Vernehmung bekannt und ermahnte ihn, die Wahrheit ohne Rücksicht auf seine freundschaftlichen Beziehungen zum Angeklagten zu sagen.

„Wenn ich Sie recht verstehe, wird mein Zeugniß verlangt?" fragte der Baron.

„Gewiß."

„Und ich werde dasselbe beeidigen müssen?" fuhr er mit einem Seitenblick nach der Anklagebank fort.

„Vorausgesetzt, daß nicht Ihr Interesse zur Sache zu schwer ins Gewicht fällt."

„Ich wünschte diese Antworten nur", bemerkte Plauthen mit einer leichten Verbeugung, „um meinen unglücklichen Freund zu überzeugen, daß es nicht in meiner Macht stehe, ihm zu helfen. Nun ich weiß, daß mein Name nicht von ihm genannt ist, spreche ich ihm meinen Dank für seine Verschwiegenheit aus; leider kann ich ihm nicht mit Gleichem vergelten. Ich bin gewissenhaft genug, meine Herren Richter und Geschworenen, dem Zwange gegenüber, den der Eid auflegt, auch meine schuldbare Betheiligung offen zu bekennen, so wenig es mir erwünscht sein kann, meine Geständnisse vor einer Volksversammlung abzulegen, wie die hinter meinem Rücken. —"

„Ich muß Sie ersuchen —" fiel ihm der Präsident ins Wort.

„Unzweifelhaft lauter sehr ehrenwerthe Herren und Damen,"

ergänzte der Baron in der ihm eigenen chevaleresken Weise, „und sämmtlich im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte, aber sehr unbequeme Zeugen. Gut dann: ich selbst habe dem Grafen aus Freundschaft und weil ich ihn von Leidenschaft verzehrt sah, zu dem Schritte gerathen, der so unglückliche Folgen gehabt hat, habe demnächst auch bei der Komödie, die in der Kirche zu Klein-Brachlegen aufgeführt wurde, als Trauzeuge fungirt. Das übrige hat der Graf selbst besorgt, und dafür ist er verantwortlich."

„Er hat also gewußt, daß die Trauung nur vorgespiegelt werden sollte, um die Täuschung zu erwecken, daß es sich um eine eheliche Verbindung handele?"

„Leider ja."

„Was haben Sie darauf zu erwidern, Herr Graf?"

Arthur erhob sich mit Anstrengung. „Daß unsere Aussagen einander widersprechen," sagte er. „Es wird darauf ankommen, welcher mehr Glauben beigemessen werden wird."

Er fühlte selbst, daß seine Sache verloren war, und las sein Urtheil von den Augen der Geschworenen. Es wurde ihm schwarz vor dem Gesicht, er mußte sich wieder setzen.

„Wir können somit schließen," sagte der Präsident, die Akten durchblätternd. „Ist Fräulein Pauline Stern vielleicht erschienen?"

„Ich verzichte auf ihre Vernehmung," beeilte sich der Staatsanwalt zu bemerken.

„Ich gleichfalls," erklärte der Angeklagte, dem helle Schweißtropfen auf der wachsbleichen Stirn standen.

„Fräulein Pauline Stern ist hier," rief in diesem Augenblick Haselstock, indem er die Thür zum Zeugenraum öffnete und eine verschleierte Dame einließ, die sich auf seinen Arm stützte.

Aller Augen richteten sich nach ihr, es entstand eine lautlose Stille. Der Graf legte die Hände auf die Barriere vor ihm und ließ den Kopf darauf sinken. Er sprach ein leises Gebet: „Gott verzeih mir meine Sünden!"

„Sie sind Fräulein Pauline Stern?" fragte der Präsident.

„Ja," klang es hohl unter dem Schleier hervor.

„Ich bedaure, Sie in Ihrem kranken Zustande herbemüht zu haben und kann Sie sofort wieder entlassen. Die Staatsanwaltschaft sieht die Schuld für erwiesen an und hat auf Ihre Aussage verzichtet."

Man bemerkte deutlich, daß sie schwankte und sicher gefallen wäre, wenn Haselstock sie nicht mit seinen Armen aufgehalten hätte. Nun schlug sie den Schleier zurück und athmete tief. Das Gesicht, von den schwarzen Locken eingerahmt, war erschreckend blaß und mager. Hätten die tiefblauen Augen nicht Leben verrathen, man hätte sie für eine wandelnde Leiche halten können.

„Ich muß gleichwohl bitten, mich zu hören," sagte sie leise und doch hörbar bis in den fernsten Winkel des Saales: „Was ich zu sagen habe, halte ich für so wichtig, daß wahrscheinlich dieses ganze Verfahren unnöthig geworden wäre, wenn mir meine Krankheit schon früher erlaubt hätte, eine Aussage zu machen. Der Graf ist unschuldig."

Die Sensation, die diese Worte erregten, war allgemein. Arthur selbst sah erstaunt auf und begegnete einem Blicke der Liebe aus diesen wunderbaren Augen. Es dauerte eine Minute, bis sich das Summen und Wogen im Zuschauerraum gelegt hatte.

„Unschuldig?" fragte der Präsident erstaunt.

„Weil ich selbst schuldig bin," fuhr sie fort. „Ich will nicht, daß er durch seine Großmuth gegen mich leide. Wenn ich recht unterrichtet bin, so soll sein Verbrechen darin bestehen, daß er mich durch die Vorspiegelung der Trauung in den Irrthum versetzt hat, ich gehöre ihm als sein rechtmäßiges Weib an. Aber ich *bin nicht getäuscht worden*, ich bin nicht im Irrthum gewesen, ich habe gewußt, daß die Trauung nur zum Schein erfolgte und habe doch eingewilligt — aus Liebe — aus Leidenschaft. Es war so zwischen uns verabredet, um meinen Pflegevater, den alten Rentier Blasius zu täuschen, der von keiner andern Verbindung etwas wissen wollte und den ich nicht zu erzürnen Grund hatte, da ich ihn beerben wollte. Das ist mein Geständniß, und nun verurtheilen Sie ihn, wenn Sie einen Unschuldigen verurtheilen wollen."

Sie brach zusammen. Der Graf sprang mit einem kräftigen Satz über die Barriere in den Zeugenraum und trug sie auf eine der Bänke, ihre geschlossenen Augen küssend. „Ein Opfer der Liebe!" bebten leise seine Lippen.

XII. Freud und Leid.

Niemand dachte daran, die Liebenden zu trennen. Hätte der Graf die ohnmächtige Pauline auf seinen Armen aus dem Saal getragen, das Publikum hätte ihm zugejauchzt und ihn gegen die anwesenden Polizei- und Gerichtsbeamten geschützt und vertheidigt. Richter, Geschworene, Zuschauer sprachen gruppenweise mit einander. Nur Herr von der Linde hielt sich isolirt auf seinem Platz, schaute über die Brille hinweg grämlich in das wüste Treiben und drehte spielend zwischen den Fingern die Gänsefeder, die bisher unbenutzt auf seinem Pult gelegen hatte. Er hatte seine besonderen Gedanken, die augenblicklich niemand mit ihm theilte.

Endlich stellte der Präsident durch die Glocke die Ruhe wieder her. Man war im Zuschauerraum verwundert darüber, daß die Verhandlung fortgesetzt werden sollte; nach dem Gefühl der großen Mehrzahl war die Sache zu Ende.

„Ich muß Sie ersuchen, wieder Ihre Plätze einzunehmen," wendete sich der Vorsitzende an die Geschworenen, „und auch den Angeklagten auffordern, den Zeugenraum zu verlassen. Fräulein Stern hat sich, wie ich sehe, so weit erholt, daß es möglich sein wird, sie nach dem Wagen zu führen. Ich ertheile dem Herrn Staatsanwalt das Wort zur Begründung der Anklage."

Herr von der Linde überblickte, ohne seine Stellung zu ändern, langsam die Versammlung, die sich wie die bewegte See nur allmählich abstillte, begleitete Pauline Stern mit den Augen bis zur Thüre, räusperte sich dann ein wenig und begann in seiner monotonen Sprachweise: „Meine Herren Geschworenen! Es ist für mich keine leichte Aufgabe, den Eindruck, den diese letzte Scene auf uns alle gemacht hat, in Ihren Gemüthern so weit zu verwischen, daß die ruhige Ueberlegung wieder bei Ihnen Raum zu gewinnen vermag. Wäre es uns erlaubt, dem Herzen zu folgen, so wäre gewiß niemand in diesem Saale so sehr zu einer milden Auffassung des Falles geneigt, als ich, denn es dürfte bekannt sein, daß ich Jahre lang zu dem Angeklagten in sehr freundschaftlichen Beziehungen gestanden habe. Aber was uns hier vereinigt, ist die Pflicht, und diese Pflicht verlangt gebieterisch, daß wir sympathische Gefühle zurückdrängen, wenn der Verstand uns sagen muß, daß sie unberechtigt sind. Diesen Denkproceß habe ich, von dem zunächst eine Erklärung erwartet wird, so eben in mir durchgekämpft, und ich bin zu dem mich selbst nicht wenig betrübenden Resultate gekommen, daß ich die Anklage aufrecht zu halten habe. Ich muß zugeben, daß der Angeklagte, wenn die Behauptungen der jungen Dame, die so eben zu uns gesprochen, richtig sind, — ich will nicht sagen unschuldig, aber doch nicht straffällig ist, wenigstens nicht auf die heute gegen ihn vorgebrachte Anschuldigung hin, gegen diese selbige Dame einen schweren Betrug geübt zu haben, der sie um ihr schätzbarstes Besitzthum brachte, ihre jungfräuliche Ehre. Denn wenn sie selbst bekennt, ihre Zustimmung zu einer nach den Begriffen der öffentlichen Moral unsittlichen Verbindung gegeben und ihrerseits einen Dritten getäuscht zu haben, als ob es sich um eine heimliche Ehe handele, so würde *sie* jedenfalls nicht durch die Handlung des Grafen beleidigt sein, und das Gesetz hätte daher keine Veranlassung für sie einzutreten und den Kränker ihrer Ehre zu strafen. Aber es unterliegt unserer gewissenhaften Prüfung, ob wir ihre Selbstanklage glaubhaft finden können, und hier verlangt es meine Pflicht, Sie ernstlich darauf hinzuweisen, wie sehr dieselbe im Widerspruch mit allen früheren Ermittelungen steht. Vergessen Sie nicht, daß es sich, was man auch sonst darüber sagen mag, um ein Verhältniß handelt, das auf gegenseitige tiefe Neigung begründet ist. Pauline Stern *liebt* den Grafen; was sie ihm innerlich auch vorzuwerfen hat, sie kann als liebendes Weib, als Mutter seiner Kinder seine Verurtheilung nicht wünschen. Sie überlegt, daß es ein Mittel gibt, ihn zu retten, und sie ergreift mit der dem Weibe eigenthümlichen Opferfreudigkeit unbedenklich dieses Mittel, selbst auf die Gefahr hin, sich selbst und ihre Handlungsweise in das ungünstigste Licht zu stellen. Es kommt mir nicht in den Sinn, den Edelmuth dieser Aufopferung in Zweifel stellen zu wollen; vielleicht waren wir Zeuge der größten Leistung, deren ein tugendhaftes Weib überhaupt fähig ist. Aber wenn wir zugeben müssen, daß es sich nur um einen Rettungsversuch handeln kann, so werden wir uns zugleich auch sagen müssen, daß *wir* dieses Opfer nicht annehmen dürfen, sondern daß wir es zurückweisen müssen, um der Gerechtigkeit willen, die wir nach bestem Wissen zu üben geschworen haben. Findet Pauline Stern keinen Glauben, so ist der Angeklagte schuldig, und das zu erweisen ist meine Sache."

Die kalten Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn und auf den Händen; er hatte eine Selbstverleugnung bewiesen, die selbst Rothstein imponiren mußte. Nachdem er sich durch einen Schluck Wasser erfrischt, setzte er sein Plaidoyer fort, indem er seine Ansicht aus den Einzelnheiten der Zeugenvernehmung begründete und mit einem Antrage auf Schuldig schloß.

Es versteht sich von selbst, daß der Justizrath Bork als Vertheidiger ihn gründlich zu widerlegen versuchte, indem er ihm schrittweise folgte. Er hatte nur mit Mühe den Grafen bewegen können, sich selbst still zu verhalten und geschehen zu lassen, was geschehen könnte. „Für Sie, meine Herren Geschworenen," sagte er, „ist es ganz unerheblich, ob eine Zeugenaussage beeidet ist oder nicht. Sie können einer beeideten Aussage allen Glauben absprechen und den einfachen Versicherungen des Angeklagten vollen Glauben schenken; es kommt dabei nur auf Ihre innere Ueberzeugung an. Wenn nun die einzige Person auf der Welt, die ein Interesse dabei hätte, daß ein gegen sie allein gerichtetes Verbrechen zur Strafe kommt, selbst erklärt, daß die Thatumstände, welche nach dem Gesetz ein solches Verbrechen zur Erscheinung bringen, gar nicht vorliegen, welche Veranlassung haben wir, an ihren Behauptungen zu zweifeln oder über die Gründe zu grübeln, aus denen sie zu ihrer eigenen Schädigung die Unwahrheit gesagt haben könnte? Ihre Aussage hat aber auch große innere Wahrscheinlichkeit; sie besteht neben allen thatsächlichen Ermittelungen, denn es kommt zu denselben lediglich ihr eigenes Wissen von der Ungültigkeit der geschlossenen Ehe hinzu, eine rein innere Handlung, die sich der Kenntniß der Zeugen entziehen mußte. Ihre Aussage steht aber auch nur äußerlich im Widerspruch mit den Aufstellungen des Angeklagten selbst. Der Herr Staatsanwalt muß zugeben, daß die Neigung beider Personen eine wechselseitige ist. Wenn Sie das nun als richtig annehmen, wie es unzweifelhaft richtig ist, wird es Ihnen da nicht sehr erklärlich, weshalb der Graf von dem Vertheidigungsmomente, der die Anklage sofort beseitigte, keinen Gebrauch machte? Sollte er an dieser Stelle, von der aus jedes gesprochene Wort frei in die Oeffentlichkeit hinaustritt, ein weibliches Wesen in der öffentlichen Meinung vernichten, das er liebte und das dieser Liebe so werth war? Und wenn er das nicht wollte, wenn sein tiefstes Gefühl sich dagegen sträubte, einen solchen Verrath zu begehen, was blieb ihm übrig, als sein eigenes Mitwissen zu bestreiten, um sich von der Anklage frei zu machen, deren er sich im Grunde seiner Seele nicht schuldig fühlte. Aber noch ein Fall ist denkbar! Selbst der Graf konnte in dem Glauben stehn, daß Pauline ihrerseits die Trauung wirklich für eine rechtmäßige hielt, und sie konnte dennoch besser wissen, daß es sich nur um einen Schein handelte, den sie gegründetes Interesse hatte, aufrecht zu halten, sowohl ihrem Pflegevater gegenüber, dem sie für eine tugendhafte Frau gelten wollte, als auch dem Grafen gegenüber, den sie durch das Verschweigen ihrer Mitwissenschaft im Hinblick auf sein vermeintes Unrecht um so enger an sich gefesselt wußte. Ich gebe zu, daß bei dieser Unterstellung beide Theile gar sehr in unserer guten Meinung verlieren, aber wir haben nicht zu fragen, ob wir ihre Freunde werden wollen. Es liegt dann ein Wahnverbrechen sehr eigenthümlicher Art vor, das aber, eben weil es zwar beabsichtigt, aber nie zur wirklichen Ausführung gekommen ist, nicht für straffällig erachtet werden kann. Alles in allem: fragen Sie sich nicht kleinlich aus Einzelheiten, sondern aus Ihrer vollen Ueberzeugung heraus, ob der Angeklagte schuldig ist, und Sie werden, welcher Hypothese Sie sich auch zuneigen mögen, mit mir zu einem Nein kommen." —

Was allgemein erwartet wurde, geschah: die Geschworenen verkündeten ein Nichtschuldig. Der Gerichtshof sprach die Freilassung des Angeklagten aus, der der einzige Theilnahmlose in der ganzen großen Versammlung zu sein schien. Herr von der Linde, der nun kein amtliches Decorum weiter zu hüten hatte, eilte zu ihm, drückte ihm die Hand und gratulirte. „Sie werden gestehen müssen, lieber Freund," sagte er nicht ohne Selbstgefühl, „daß Ihr Todfeind Ihnen die Vertheidigung nicht hätte saurer machen können. Ein Mann wie Sie, wird diese Objectivität des Standpunktes zu schätzen wissen; es bedarf bei Ihnen keiner Entschuldigung. Wo die ernste Pflicht gebietet, müssen alle freundschaftlichen Rücksichten schweigen. Man ist ein anderer Mensch, je nach dem Platze, auf dem man steht. Aber nehmen Sie die Versicherung, daß es mir noch nie im Leben so schwer geworden ist, meine Pflicht zu thun, als heute." Der Graf schien kein Wort davon gehört zu haben. Er sah den Staatsanwalt mit einem so leeren Blick an, als ob er fragen wollte: wer sind Sie, ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen! Er blieb auf der Anklagebank sitzen, bis der Justizrath Bork die Hand auf seine Schulter legte und zu ihm sagte: „Sie sind frei, Herr Graf; verlassen Sie diesen Platz, der Sie bei sehr unangenehmen Erinnerungen festhalten muß."

„Frei?" seufzte der Graf. „Was nennen Sie frei?"

„Freigesprochen, wenn Ihnen dieser Ausdruck präciser erscheint."

„Ah so —! Ja, das mag sein. — Ich habe also die Freiheit erhalten, meine Schande auf den Straßen herumtragen zu dürfen. Denn wer hier einmal gesessen hat —" Ein Schauer überlief ihn.

„Richten Sie sich auf, Graf! Zeigen Sie der Welt eine stolze Stirn, man achtet auf Sie."

Der Graf erhob sich. „Wollen Sie die Güte haben, Herr Justizrath, mir einen Wagen zu verschaffen?"

„Wohin gedenken Sie —"

Arthur sah ihn groß an. „Wohin? zu Pauline."

„Sie wollten —?"

„Es gibt nur noch ein schmales Plätzchen auf der Welt, das mein Glück birgt. Rauben Sie mir durch Fragen nicht kostbare Minuten. Einen Wagen, wenn ich bitten darf."

Der Justizrath betrachtete ihn einen Moment mit tiefem Bedauern und entfernte sich dann kopfschüttelnd. „Für Menschen dieser Art sind unsere Formeln inhaltlos," sprach er vor sich hin. —

(Schluß folgt.)

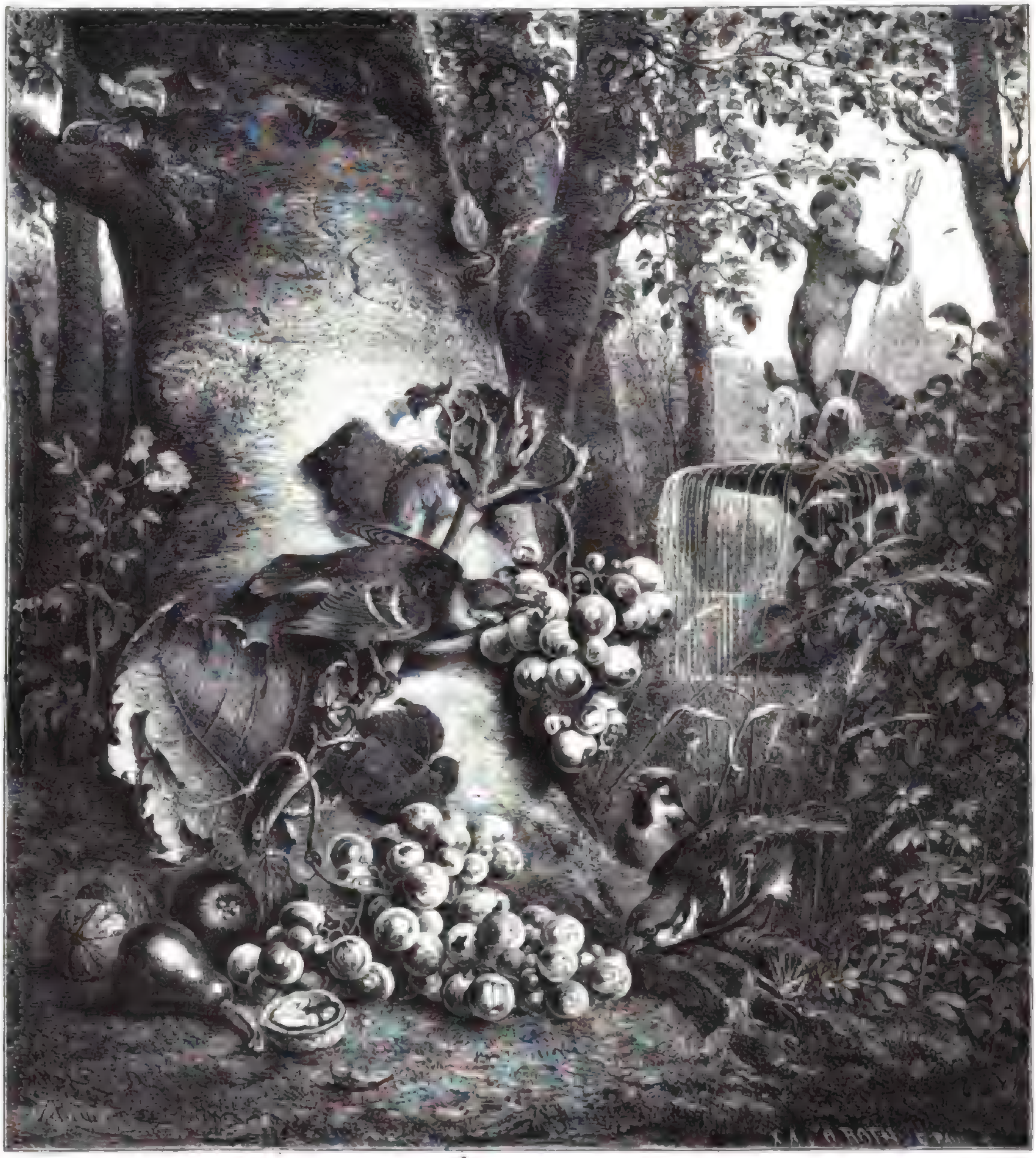
Die Mechitaristen von San Lazaro.

Von Dr. Rudolf Kleinpaul.

Wer im Januar und Februar des Jahres 1817 in Venedig weilte, der konnte einen großen unglücklichen Dichter tagtäglich von der Riva der Slavonen über die Lagune fahren sehen. Er blickte wohl schwermuthsvoll hinüber nach den Dünenhügeln auf dem ersten Sand des Lido, wo er so oft sein Roß im scharfen Zorne jagte, wo er im Anblick des geliebten brausenden Meeres so viele Lieder gedichtet, und wo er auch seine irdischen Reste begraben sehen wollte. Wer war der Dichter und wo fuhr er hin? Der Dichter hieß Lord Byron und er fuhr nach San Lazaro, um dort armenisch zu lernen. Es war noch nicht lange her, daß er in jene geheimnißvolle Scheidung von Anna Isabella, seiner kaum einjährigen Gattin, gewilligt hatte: er fühlte, wie er sich selbst in einem Brief an Murray äußert, sein überdrüssiger Geist bedürfe einer ernsten Uebung, und er wählte das Studium der rauhen und unlieblichen armenischen Sprache als das schwierigste Vergnügen, welches er sich in Venedig zu verschaffen wußte. Zu dem Ende nahm er regelmäßig Unterricht im Armenischen bei einem frommen und gelehrten Bruder (Pater Paschal Aucher) in dem obgedachten Inselkloster, arbeitete mit an einer angloarmenischen Grammatik, die man noch heute in der Bibliothek desselben aufbewahrt, und übersetzte zwei der Grammatik beigedruckte Briefe Pauli an die Korinther aus dem Armenischen. Der lange polirte Tisch, an welchem Byron während seiner Lectionen saß, steht noch in der Mitte des großen Büchersaales; und obschon ein junger Ordensbruder meinte, viel habe er wohl nicht gerade gelernt, denn die Sprache sei nicht leicht, und der geniale Dichter allzu lebhaft mit andern Dingen beschäftigt gewesen, so ist doch die Congregation auf ihren merkwürdigen Schüler nicht wenig stolz.

Niemand, der sich längere Zeit in Venedig aufhält, dürfte es versäumen, den Armeniern gleichfalls einen Besuch abzustatten, wenn auch nicht um Stunden zu nehmen, wie Lord Byron, so doch um dieses sonderbare wissenschaftliche Asyl mitten im Meere kennen zu lernen; wie man denn in dem ausliegenden Fremdenbuche aller Welt Namenszüge, und nicht etwa bloß Italiener und Oesterreicher, Nord- und Süddeutsche, sondern sogar Araber und Hindostaner in die betreffenden Rubriken eingezeichnet findet. Der Reisende wird, wenn seine Gondel an dem reinlichen Uferquai landet, von den voll-

bärtigen Patres mit den intelligenten Zügen, den feinen Händen und den dunkelbraunen Augen zuvorkommend empfangen und durch die Räumlichkeiten der Anstalt geleitet werden; er wird sich manches von den schneebedeckten Alpen ihrer asiatischen Heimat, vom Berge



Ein Spatzenmahl.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von J. W. Preyer in Düsseldorf.

Ararat und dem Ende der großen Flut erzählen lassen; dann plötzlich seltsam von dem Gedanken ergriffen werden, daß er hier die Kinder des Landes vor sich hat, wo die vier großen Ströme, der Euphrat und Tigris, der Kur und Araxes ihren Ursprung nehmen; und welches, das Centrum der alten Welt, das Paradies, zweimal die Wiege des Menschengeschlechts der Sage nach geworden ist; daß er mit den Nachkommen Haiks, des Sohnes Thogarmas (1. Mos. 10, 3), welcher zur Zeit des Thurmbaus mit den Seinigen nach Babel zog, gesprochen — und schließlich die saubere Colonie nicht ohne den freundlichsten Eindruck wiederum verlassen.

In der Nähe des Littorale di Malamocco, hinter dem Irrenhause von San Servolo liegt die kleine Insel im Osten der Stadt, nichts mit dieser theilend als die Bauart des Klosters und die Lage inmitten der Lagunen, ganz von rothen Mauern eingeschlossen. Auf der einen Seite stößt an das Gebäude ein freier Rasenplatz, wo sich die Inselbewohner erholen und bewegen, kugeln, werfen und allerhand

Digitized by Google

Spiele treiben; auf der andern Seite streckt sich ein langer Wein- und Gemüsegarten hin, von hohen prächtigen Lorbeerhecken eingefaßt, während drinnen im Hof innerhalb der Arkaden ein schöner Blumengarten unterhalten wird, wo erlesene Rosenbüsche grünen und im Schatten herrlicher Oleander und Cypressen, blühende Hyacinthen und Tazetten an den Farbenglanz des heimischen Hochgebirgs erinnern. Hier leben die friedlichen Brüder ruhig und ungestört, fern von der lauten Lust der bewegten Venezia, deren gefahrdrohenden Wirbeln sie längst entronnen sind. Nichts unterbricht die weihevolle Stille dieser Freistatt als das Rauschen des Meeres, welches zur bestimmten Stunde an ihrer Einsamkeit vorüberebbt und flutet. Aber hinter den rothen Mauern werden menschliche Schmerzen getragen, Wissensqualen und Seelenleiden ausgekostet so gut wie anderswo. Es ist eine eigene abgeschiedene Welt im kleinen, die Niederlassung der Mechitaristen auf San Lazaro: sie fördern die Wissenschaft und bauen ihre Blumen, wirken geräuschlos und verborgen, doch nicht ohne Anmuth, noch ohne Segen.

Es war im Anfange des vorigen Jahrhunderts, daß die Mechitaristen, durch den Krieg zwischen Türken und Venetianern gedrängt, von Morea, wo sie zu Modon ein Kloster und eine Kirche besaßen, nach Venedig flüchteten und im Jahre 1717 nach der Zerstörung jener Baulichkeiten durch die Türken von dem Senat die Insel San Lazaro erhielten, um ihr Hauptkloster daselbst zu gründen. Späterhin wollte man sie zwar in Venedig nicht mehr frei gewähren lassen, und sie verlegten deshalb im Jahre 1842 die höheren Classen ihrer Erziehungsanstalt nach Paris, wie sie denn überhaupt in gespannten Verhältnissen mit der römischen Congregatio de propaganda fide leben und seit Anfang des laufenden Jahrhunderts unter dem Titel Academia sogar Akatholiken zu Ehrenmitgliedern ernannten: und doch ist San Lazaro ein mit der katholischen Kirche unirtes Kloster; indessen ist die hiesige Congregation noch immer als der Mittelpunkt der verschiedenen Zweigvereine, wie sie auf dem Berge Libanon und in Europa, außer Paris auch in Triest, Wien, München bestehen, sowie als die interessanteste ausländische Colonie der Armenier im allgemeinen anzusehn.

Die politischen Schicksale ihres Vaterlandes, vermöge deren sich Russen, Türken und Perser in das ansehnliche blühende Reich getheilt haben, bilden die Ursache, daß nur etwa eine Million Armenier darin zurückgeblieben, die übrigen zwei Millionen aber, gleich den Polen und Israeliten, in einer Art von Diaspora begriffen und über ganz Vorder- und Mittelasien bis nach China, desgleichen über die mittelmeerischen Küstenländer zerstreut sind. Sie haben sich zum Theil in der Türkei, wo der Gottesdienst des Nachts abgehalten werden muß, zum Theil in der Krim und in Polen, zum Theil in Siebenbürgen, Galizien und Ungarn niedergelassen; armenische Handelshäuser gibt es in Triest und Marseille, in Amsterdam und London, und Gemeinden derselben finden sich in ganz Europa, die zahlreichsten vielleicht in Petersburg, Moskau und Südrußland, so wie in und um Konstantinopel.

Nichtsdestoweniger haben die Armenier an der Literatur ihrer Heimat, welche während einer langen Blütezeit vom fünften bis zum vierzehnten Jahrhundert nur unbedeutende Poeten, aber um so berühmtere Historiker (Moses von Khorene) und Theologen (Nerses von Klaj) aufzuweisen hat und durch Uebersetzungen verlorengegangener griechischer und syrischer Autoren für die Philologie von hoher Wichtigkeit geworden ist, stets eine sehr lebhafte Theilnahme bewahrt, und, wo sie sich auch seit ihrer Zerstreuung angesiedelt haben, überall großartige Druckereien angelegt, wie sie die wenig gangbaren Sprachen, in denen gesetzt wird, nothwendig machen. Man kennt armenische Drucke aus Venedig, aus Moskau, Konstantinopel, Kalkutta, Smyrna, Tiflis und unzähligen andern Städten, wo zum Theil auch armenische Zeitungen und Zeitschriften im Laufe der verflossenen Jahrzehnte entstanden sind.

So geschah es denn auch, daß der ehrwürdige Armenier aus Sebaste, Petro Mechitar, dessen Marmorbüste auf hohem Piedestal dem Eingang des Bibliotheksaales gegenübersteht, die nach ihm (Mechitar-Tröster) benannte Ordensverbindung 1701 in Konstantinopel zu dem Zwecke stiftete, das armenische Volk und seine Nationalliteratur zu heben und die Kenntniß der altarmenischen Sprache zu verbreiten. Diese, die Sprache der Literatur und gegenwärtig eine todte, ist zwar nicht gerade als die eigentliche Ursprache der Menschheit anzusehen, weil sie so naturgemäße Benennungen für alle Gegenstände habe, entweder nach den Eigenschaften der Dinge, wie z. B. der Fuchs der Schlaue, der Löwe der starke Zerreißer heißt u. s. w., oder nach dem Klange wie r r s ch t s ch e ll für fliegen, gleich dem schwirrenden Flug des Rebhuhns — aber als eine indogermanische, welche sich in ihrem Bau zunächst der romanischen Familie anschließt, und aus der wir alle wenigstens ein Wort kennen, nämlich das der Kirsche. Diese, eine armenische Frucht, heißt dort kerras und hat ihren Namen fast in sämmtlichen europäischen Sprachen beibehalten (nach anderen soll der lateinische Name des Sauerkirschbaums, ceras-us, von Kerasunt an der Küste des schwarzen Meeres stammen, woher ihn Lucullus, nachdem er den Mithridates besiegt, im Jahre 74 v. Chr. nach Italien gebracht habe). Byron lernte altarmenisch, welches sich zu der allerdings allmählich auch in die Bücher eingedrungenen Vulgärsprache ungefähr so verhält wie das classische Griechisch zum Neugriechischen; beim Gottesdienste wird die Messe in altarmenischer, die Predigt in neuarmenischer Sprache abgehalten.

Was den Lehrbegriff des errichteten Ordens anbelangt, so war, wie bereits oben angedeutet, Mechitar zu den mit der katholischen Kirche unirten Armeniern übergetreten, welche die geistliche Oberherrschaft des Papstes anerkennen, in ihren Glaubenssätzen mit den Katholiken übereinstimmen, aber ihre eigene Kirchenordnung haben, und hatte in Folge dessen die Bestätigung der Congregation von Clemens XI erlangt, während die früheren Päpste gar sehr über das hartnäckige Festhalten des armenischen Volkes an eigenthümlichen Meinungen zu klagen hatten, und unter anderen Papst Benedict XII 117 Irrlehren der armenischen Kirche namhaft machte. Die hauptsächlichste dieser Irrlehren ist bekanntlich die, daß sie nach Art der Monophysiten in Christus nur Eine Natur annimmt und den Geist bloß vom Vater ausgehen läßt; die übrigen Differenzen sind weniger wesentlich. So wird der armenische Täufling bei der Taufe dreimal besprengt und ebensovielmal untergetaucht; beim Abendmahl unvermischter Wein und gesäuertes Brot gebraucht, welches mit Wein übergossen herumgereicht wird; die letzte Oelung erhalten nur geistliche Personen gleich nach ihrem Tode. Wie der Mohamedaner nach Mecca, so muß jeder Armenier in seinem Leben wenigstens einmal nach Etschmiadzin, einem Kloster bei Eriwan am Ararat wallfahrten, allwo der Katholikos, das Haupt der Kirche, seinen Sitz hat und das heilige Salböl verfertigt und verkauft; von ihm werden die Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem, die Erzbischöfe und Bischöfe eingesetzt und je nach drei Jahren von neuem bestätigt oder abberufen. Die Weltpriester müssen sich einmal verheirathen, dürfen aber keine zweite Frau nehmen; auch ist die sonderbare Bestimmung getroffen, daß kein Priester seine Wohnung allein verlassen darf, daher man dieselben immer zu zweien auf der Straße sieht und man schon daraus schließen kann, daß es Armenier gewesen sind.

Wie in keiner der anderen morgenländischen Kirchen zeigte sich unter den Armeniern ein reiches wissenschaftliches Leben, vorzüglich in der Theologie; sie haben eine eigenthümliche Klasse von Geistlichen, die sogenannten Wartabieds, eine Art graduirter Gelehrten, die als Mönche den Wissenschaften leben und lediglich zu Vicarien der Bischöfe verwendet werden; umsomehr mußte den Päpsten daran gelegen sein, sie für ihre Zwecke zu gewinnen, und sie machten Unionsversuche, so oft die Armenier die Hilfe des Abendlandes gegen die Mohammedaner in Anspruch nahmen; bei den Mechitaristen ist es ihnen denn auch gelungen. Es ist eine wichtige Pflicht der Congregation, Vereine zur Verbreitung des römischen Kirchenglaubens durch Bücher zu bilden, und das Mechitaristencollegium zu Wien richtet seine ganze literarische Thätigkeit in dieser Beziehung auf Deutschland. Die eigentliche Lebensaufgabe der Mechitaristen aber ist die, nicht nur überall hinzugehen, wohin sie, zum Zwecke das Christenthum zu predigen, geschickt werden, selbst wenn Lebensgefahr damit verbunden ist, sondern, wie eben bemerkt, auch durch den Druck classischer Werke der armenischen Literatur auf die Bildung ihrer Nation einzuwirken; es soll dadurch der Patriotismus genährt und den mohammedanischen Einflüssen ein Gegengewicht geboten werden.

Demgemäß entwickeln nun die Mechitaristen auf San Lazaro eine dreifache schriftstellerische Thätigkeit. Sie ediren einmal die Werke armenischer Classiker, und zwar gelten die Ausgaben von San Lazaro für die correctesten und besten der armenischen Autoren, namentlich hat sich Byrons Lehrer, Aucher, unsterbliche Verdienste hierin erworben; auch erscheint bei ihnen eine Zeitung, die in der Levante viel gelesen wird; sie übersetzen ferner armenische Nationalschriftsteller in

das Italienische, Französische, Englische und andere Sprachen; endlich wissenschaftliche Bücher aller Gattungen des Auslands, auch deutsche (Geßner), meist aber französische, welche nützlicher nach ihrer Meinung sind, zurück in das Armenische. In dem typographischen Institut, welches mit einer eigenen Schriftgießerei verbunden ist, sind über vierzig Arbeiter, inclusive Drucker und Setzer, beschäftigt, lauter Italiener, die von den Sprachen nichts verstehen; die erste Correctur wird dann von den Zöglingen der ersten Classe gelesen, die letzte von den Lehrern. Papier, Lettern, Druck, alles ist sehr hübsch und sauber, und auch im Buchbinden wird Vorzügliches geleistet, wie die vielen, meist dem Kaiser Napoleon oder seiner Gemahlin gewidmeten Prachtwerke in dem kleinen Bibliothekssaal beweisen. Verschwiegen sei übrigens nicht, daß in einer Versammlung der deutschen Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes zu Dresden dereinst darüber Klage erhoben wurde, daß die Werke der haikanischen Literatur nicht so herausgegeben würden, wie sie die Verfasser schrieben, sondern zugeschnitten nach dem Sinne der unirten Congregation, und daß man auch den Uebersetzungen den Mangel an allgemeiner gründlich wissenschaftlicher Bildung oft genug anmerke.

Abgesehen hiervon, so läßt sich wohl vermuthen, da der Orden nach dem allen nahezu die Literaturen zweier Welttheile vermittelt, daß die Glieder desselben gelehrte und namentlich sprachkundige Männer sein müssen. Zu Urkund dessen liegt denn auch in dem erwähnten Saale ein in nicht weniger als vierundzwanzig Sprachen auf San Lazaro gedrucktes Buch auf, eine Polyglotte, wie sie wohl einen Pott oder einen Schleicher reizen könnte. Um sich aber fortwährend zu ergänzen, hat die Congregation ein Seminar, in das sie 100 Zöglinge aus dem Mutterlande gratis aufnimmt, die sechs Jahre in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, aber nach Ablauf derselben streng geprüft werden. Zeigen sie sich bei dem Examen für den späteren Dienst des Seminars selbst geeignet, so erhalten sie die höhere Ausbildung und werden nach erlangter Reife entweder hier oder in einem der andern Institute angestellt. Sind sie dazu nicht fähig, so kehren sie in ihre Heimat zurück und werden dort Geistliche oder Volkslehrer.

Die Mechitaristen legen die gewöhnlichen Klostergelübde ab und, während sie früher der Regel des heiligen Antonius folgten und das Kreuz von blauem Schmelz auf ihrer Brust trugen, so ist ihre Lebensweise jetzt die der Benedictiner, welche bekanntlich ebenfalls für Hebung der Frömmigkeit, für Landescultur und Wissenschaft eine große Bestimmung gehabt und erfüllt haben. Diese Lebensweise ist nicht die härteste. Wer die Weihe von La Trappe empfangen hatte, der mußte früh um zwei Uhr aufstehen, sich täglich eilf Stunden mit Beten und Messelesen beschäftigen, seine übrige Zeit bei harter Arbeit meist auf dem Felde und in schweigender Betrachtung zubringen, abends an der Herstellung seines Grabes arbeiten und auf Stroh und Brettern schlafen. Da die Gedanken der Trappisten stets auf Buße und Tod gerichtet sein sollen, darf außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem Memento mori, womit sie einander grüßen, kein Wort über ihre Lippen kommen; ihre Wünsche und Bedürfnisse geben sie durch Zeichen zu verstehen. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln und Kräutern, Früchten, Gemüse und Wasser; Fleisch, Wein und Bier ist ihnen gänzlich untersagt.

Desgleichen leben die Glieder der berühmten Mönchsrepublik vom Berge Athos, 4—6000 Mönche aller Nationen unter Hoheit der Türken, weil sie der im Orient allgemeingültigen Regel des heiligen Basilius folgen, in strengster Askese, genießen nur Gemüse, Früchte und Fische und müssen ihr wissenschaftliches Streben mit Handarbeit, Ackerbau und Bienenzucht, Holzschnitzerei und Stickerei verbinden. Die Kost der Mechitaristen nun ist auch frugal; aber während es die nichtunirten Armenier im Fasten selbst den Griechen zuvorthun, welche an den Fasttagen nur Mehl- und Pflanzenspeisen zu sich nehmen und selbst die Fische vermeiden und deren Mönche drei solche Fasttage in der Woche (Montag, Mittwoch, Freitag) haben: ißt man auf San Lazaro täglich Fleisch, allein die katholischen Fasttage ausgenommen; die Brüder stehen (wie Kant) um fünf Uhr auf und gehen zu Bett um zehn Uhr; sie tragen lange Kutten von feinem schwarzen Tuch mit Gudeln und ein offenes Scapulier, schlarrende Pantoffeln mit aufwärts gebogenen Spitzen an den Füßen. Von der Gebirgshalbinsel Athos sind alle Frauen verbannt, und nur Männern ist der Zutritt zu den in Karyäs abgehaltenen Märkten gestattet; ein weibliches Wesen ist durch das einzige Thor, welches in den Umkreis der hohen Klostermauern führt, noch nie gegangen. Frauen gibt es nun in San Lazaro zwar auch nicht, doch wird fremden Damen der Eingang nie versperrt. Es sind durchgehends die einfachen, aber milderen Gewohnheiten der Gelehrten, welche die armenischen Mönche charakterisiren.

Wo die Mechitaristen ihre Todten begraben, ob auf der Todteninsel San Michele, dem allgemeinen Friedhof aller christlichen Bewohner Venedigs und dem Ziel der schwarzen Gondelzüge von den melancholischen nuove Fondamente; ob auf dem benachbarten öden Strand des Lido, wo die venetianischen Juden bestattet werden und des alten Seehelden Grafen Villaret-Joyeuse Gebeine, täglich von der hohen Flut bespült, ruhen; ob sie dieselben gar zurück nach der entfernten Heimat im Osten bringen — habe ich nicht erfahren können. Wenn der asiatische Zögling am Schluß des Tages auf der einsamen Insel steht, die Sonne langsam hinter den euganeischen Hügeln versinken und die schönen Umrisse der venetianischen Inseln mit den höchst prachtvollen Kirchenkuppeln scharf gegen den rothen Abendhimmel abgezeichnet sieht: ob dann nicht die Erinnerung an diese entfernte Heimat mit schaudernder Hand über die Saiten seiner jungen Seele läuft und in ihm Ahnungen des eigenen kaum verstandenen Daseins weckt? Beauty, sagte Byron von Venedig, beauty still is here.

Der berühmte Dichter fährt nicht mehr hinüber zu den Armeniern. Sein alter Lehrer ist gestorben, sein alter Gondelier auch, und die Spur seines Fahrzeugs auf der feuchten Wasserstraße längst verronnen. Dafür klopft manch neugieriger Tourist, mancher andere Lord und Master an die Pforte des Inselklosters und betrachtet sich im Entréezimmer das Oelgemälde des Sultans oder des türkischen Gesandten, und die dreitausendjährige egyptische Mumie und die große birmanische Papyrusrolle und die schönen Schränke von Olivenholz im Saal der Bibliothek. Wenn der von Byrons Unterricht hört, so meint er wohl bei sich in Gedanken, es sei das eben eine von den vielen barocken Launen des Mannes gewesen, eine Bizarrerie, mit der er sich habe in der Gesellschaft interessant machen wollen. Wie er den Hellespont durchschwamm, wie er sich statt eines Hundes einen Bären hielt, so lernte er auch armenisch auf San Lazaro.

Aber es war mehr als das. Mächtig ergriff den genialen unglücklichen Mann der Zauber, welchen auf ein zerrissenes Gemüth jede stille und geregelte Wirksamkeit der Menschen, gleich der ewigen Natur selber, ausübt. Das zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz beruhigt sich in der Einsamkeit des Waldes, in der Abgeschiedenheit des Klosters; es findet sich wieder, und das schmerzlich überspannte Streben wird beschwichtigt nicht da draußen in der stets betrogenen und nie befriedigten Welt, sondern im Umgang mit einfachen, zufriedenen Leuten, welche in einförmigem und bescheidenem Fleiß zu einem bestimmten Zwecke wirken, wenig begehren und viel genießen.

Nach der Ruhe, die solchen Gemüthern beschieden ist, fühlt der fieberhaft gequälte Weltmann, nach der anspruchslosen Heiterkeit des frommen Glaubens der von tausend Zweifeln umhergetriebene, vom stolzen Glanz der Wissenschaft übersättigte Denker eine tiefe Sehnsucht; ein Heimweh wie nach einem verlorenen Paradies, nach dem unwiderbringlich verlorenen Glück der Kindheit.

Diese Sehnsucht hat manchen Lebemann, manchen gefeierten Löwen der Gesellschaft den Salon mit der Abtei, das modische Gewand mit der härenen Kutte vertauschen lassen; sie hat dereinst den weltmüden Lebouthillier de Rancé nach La Trappe, sie hat im Jahre 1817 Byron zu den Armeniern geführt.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

X. Die Hacienda del Orion.*)

Es war im Monat August des Jahres 1847, als ich mich in der mexicanischen Hafenstadt Vera-Cruz befand. Ich beabsichtigte, nach wechselnden Schicksalen und mannigfachem Kreuzen in vielen Meeren, nach Europa zurückzukehren, um die Heimat und die Meinigen wieder zu sehen, die ich vor fast zwölf Jahren zum letztenmale verlassen; schon lange suchte ich diesen Wunsch auszuführen, aber, wie es dem Seemann zu gehen pflegt, es trat immer wieder

*) Vgl. V. Jahrgang S. 71.

etwas dazwischen, bald eine günstige Heuer, bald Mangel zusagender Passage oder irgend ein anderes. Mit der amerikanischen Barke „Black Eagle" Capitän Osmoney, war ich nach erträglicher Fahrt von Havana gekommen; ich hatte den erkrankten Steuermann ersetzt, um mein erspartes Reisegeld zu schonen, leider fand ich aber in Vera-Cruz vorläufig keine Gelegenheit zur Weiterkunft. Denn es war gerade die böse Zeit des gelben Fiebers, nur wenige Schiffe liefen an, die Stadt lag, wie ausgestorben; über ihr brütete die Sonne mit unbeschreiblicher Glut; man athmete Feuer, kaum wagte man, vor Abend die schattenlosen, einförmigen Straßen zu betreten; natürlich war man tags über der plagendsten Langeweile überlassen und sehnte sich ordentlich nach Zerstreuung, nach Verkehr mit Menschen. Die herrschende Seuche fürchtete ich nicht; ich hatte ihr schon allzuoft ins Gesicht geblickt, und wußte, daß sie nur die Unvorsichtigen und schlecht Genährten tödtlich befällt.

So kam es denn bald, daß der beste Theil meiner Zeit, früh am Morgen und in der Abendkühle, dem Kaffeehause de los Mercaderes (der Kaufleute) gewidmet war, dessen luftige Verandahs gegenüber dem Ayuntamiento (Rathhaus, Stadthaus) eben so lockend waren, als seine duftige Chocolade, sein catalonischer Aguardiente (Branntwein) seine amerikanischen Eisgetränke, Mint Julep und Sherry Gobbler, und welches selbst spanische und französische Weine in guter Auswahl, wenn auch zu theueren Preisen, darbot. Hier rauchte ich meine mitgebrachten Maduros der Vuelta d' Abajo oder die einheimischen Maiscigarren, betrachtete die sparsam vorüberhuschenden, in den Spitzenüberwurf gewickelten Chinas (Mädchen der unteren Volksklassen), die stolzen Caballeros mit dem ungeheueren mexikanischen Strohhut, der bunten Schärpe, breit genug, um als Mantel gebraucht zu werden, und den tassengroßen Silbersporen, welche ihnen nach der Promenade folgten; dann richtete ich meine Blicke wiederum in das Innere der Posada (Gasthaus), wo sich die Vertreter aller Nationen und Farben der Welt entweder träge in den ledernen Schaukelstühlen schaukelten oder gierig um die niederen Tische sich reihten, an welchen das Monte-Spiel mit einer Hast und Aufregung betrieben wurde, wie man sie nur unter den heißblütigen Kindern Mexicos beobachten kann. Den Tag über, d. h. in den wenigen Stunden, während deren man noch zur Noth unter einem Palmblattschirm seinen Geschäften nachgehen konnte, trieb ich mich im Hafen oder bei den Schiffsmaklern umher, um eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Norden, nach New-Orleans oder Mobile zu finden, allein vergebens; allgemein ward versichert, daß vor Ablauf eines Monats an eine solche nicht zu denken sei.

Bei diesen Erkundigungen war ich mehrmals mit einem Fremden zusammengetroffen, welcher das gleiche Ziel verfolgte; wir schlossen Bekanntschaft und waren bald unzertrennlich. Er war ein Franzose, einer jener kühnen, sorglosen Abenteurer, an welchen sein Volk so reich ist; über zehn Jahre lang hatte er Mexico nach allen Richtungen durchwandert, bald als Kaufmann, bald als Jäger; von Ciudad Real bis zur Trinidad-Bay in Obercalifornien war keine Stadt, in der er sich nicht umgesehen, kein Dorf, dessen Gastfreundschaft er nicht in Anspruch genommen; in den Wäldern des Rio Yaqui hatte er den Jaguar, auf den Savannen des Gila den Büffel gejagt; sich bald mit den Comanches und Apachen, bald mit den Salteadores (Straßenräuber) der Heerstraße herumgeschlagen; in Sonora die Goldsandschichten der Sierra Madre als Gambusino ausgebeutet und mit verwegenen Schmugglern den Californischen Golf durchkreuzt. Von allen diesen Fahrten und Erlebnissen wußte er mit solcher Frische, Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit zu erzählen, daß ich nicht müde ward, ihm zuzuhören, und ihn hundertmal beneiden mußte um ein Leben, gegen welches das meinige, so reich an Wechselfällen es gewesen war, doch fast farblos und monoton erschien. Seine Gestalt entsprach dabei gar nicht den Vorstellungen, die man sich von einem Voyageur oder Hinterwäldler zu machen pflegt; sie war nur mittelgroß, sehr zierlich und schlank, aber kräftig, die Hände und der schwarze Bart wohlgepflegt, braune Augen blitzten feurig aus einem braunen regelmäßigen Antlitz hervor; nur sein gelocktes Haupthaar deutete durch eingesprengtes Silber und dünne Stellen auf ein Leben voll Strapazen und Erfahrungen, doch schien er nicht älter, als höchstens 36 Jahre. Dabei zeigte er sich immer — hier eine ziemlich ungewöhnliche Erscheinung — in französischer Tracht und untadelhafter Haltung; ein entschieden aristokratisches Wesen, das in jeder Geberde den echten Gentleman bekundete, nahm ebenso sehr für ihn ein, als es rohere Naturen von ihm fern hielt; auch diese wußte er jedoch trefflich zu behandeln. Daß ich diesen Mann so genau zu schildern versuche, hat seinen guten Grund; er hieß nämlich, oder vielmehr er nannte sich: Gabriel Ferry.

Damals ahnte ich freilich nicht, mit wem ich es zu thun hatte; erst viele Jahre später erfuhr ich, daß der glänzende Schriftsteller, dem in der Schilderung des mexikanischen Volkslebens und der wilden Scenen in Wald und Prairie Mittelamerikas nur einer ebenbürtig ist, Charles Sealsfield, (eigentlich der deutsche Karl Postel aus Mähren) und mein Freund und Wandergefährte von Vera-Cruz eine und dieselbe Person gewesen sind.

Gleich mir befand er sich auf dem Heimweg und harrte, noch weit ungeduldiger als ich, der gelegenen Passage. Wir waren ungefähr eine Woche lang mit einander umgegangen, als er plötzlich, noch zur Zeit der Siesta, in mein verdunkeltes Zimmer trat, und mich benachrichtigte, daß ein Küstenschooner aus Tampico eingelaufen und nach gelöschter Fracht, welche zum größten Theil aus Früchten bestand, umzukehren und uns als Passagiere mitzunehmen bereit sei. Ferry setzte mir mit allem Feuer auseinander, wie wir auf diese Weise nicht allein der Fieberatmosphäre und der Langeweile der Hafenstadt entgingen, sondern auch von Tampico oder Tamaulipas aus leicht auf ähnliche Weise bis nach New-Orleans gelangen könnten. Er selber hatte noch einen Ritt in die Terra Adientro (Binnenland) von Texas vor. Von Galveston oder Brazoria aus beabsichtigte er einen Ausflug in die Prairien zwischen Brazos und Redriver, um ein frommes Werk zu verrichten. Er hatte mehre Jahre lang einen jungen Amerikaner in seinen Diensten gehabt, den er durch einen Messerstich beim Spiel in dem Presidio von Tubac verloren hatte. Der Sterbende übergab seinem Herrn eine nicht unbeträchtliche beim Monte erworbene Barschaft, mit der Bitte, sie seiner Mutter zukommen zu lassen, welche in der genannten Gegend, nicht weit von der Hacienda del Orion wohnte. Der brave Franzose bedachte sich keinen Augenblick, der Erfüllung dieser Pflicht einen Zeitraum von sechs Wochen zu opfern und eine ebenso mühsame, als gefährliche Reise zu unternehmen. Es kostete wenig Ueberredung, mich für seinen Plan zu gewinnen; ich versprach ihm ein treuer Begleiter zu sein, und die ersten Sonnenstrahlen des folgenden Tages fanden uns eingeschifft auf dem Schooner „La Gavieta" (die Möve).

Es ist nicht meine Absicht, unsere ebenso einförmige, als langweilige und entbehrungsvolle Küstenfahrt im Golf von Mexico zu beschreiben. Der Schmutz, die Unbequemlichkeit und der Mangel an fast allen Bedürfnissen, welche auf diesen kleinen Küstenfahrzeugen herrschen, sind ganz unbeschreibbar; sie werden nur übertroffen von den unverschämten Forderungen und der grenzenlosen Unwissenheit ihrer Patrone oder Capitazos. Mehr als einmal rettete meine Befahrenheit unsere Nußschalen vor dem Aufspießen an Riffen oder den Gefahren einer Sandbank; Tagelang hatten wir Hunger und Durst zu leiden; und weil wir es verschmähten, mit den lumpenumgürteten Leperos (niederste Volksklasse), welche die Mannschaft bildeten, zu spielen und Pulque (gegohrener Agavesaft) zu trinken, hatten wir immer einen Messerstoß oder sonst eine kleine Unannehmlichkeit zu fürchten, so daß wir niemals wagen durften, gleichzeitig zu schlafen. Wir liefen ein und wechselten das Schiff in Tampico, in Santander, oder vielmehr in dessen Hafen Santillana, in San Fernando de Linares und zuletzt in Matamoros, nachdem uns die Barre des Rio Grande beinahe den Untergang gebracht hatte, und die Felucca „Oracion" welche uns trug, mit arg zerschlissener Spickerhaut knappster Noth in El Refugio einlaufen konnte. Hier aber trafen wir, nach beinahe dreiwöchentlicher Schneckenfahrt, einen kleinen schmucken Dampfer aus Mobile, den „Star of Tuscaloosa", der uns schnelle Passage nach Galveston schaffte; ein zweiter brachte uns von da auf dem Rio Brazos nach San Felipe de Austin, von wo aus unsere Expedition in die Prairieen beginnen sollte.

Zum erstenmal in meinem Leben wagte ich mich in das Innere unbekannter wilder Länder; seither war ja viele Jahre lang die See das Feld meiner Thaten, das schwanke Schiff meine einzige Heimat gewesen. Um so mehr erstaunte ich, als mich in der Hauptstadt von Texas ein Stück Civilisation begrüßte, welches um so überraschender, da es ein rein deutsches war. Bekanntlich hatte ein Verein rheinischer Adeligen im Anfang der vierziger Jahre ein Colonisationsproject auszuführen gesucht, das im fernen Neu-Mexiko einen

Staat begründen sollte, zu dessen Oberhaupt ein deutscher Fürst ersehen war. Es galt, dem monarchischen Princip in der neuen Welt einen wenn auch noch so kleinen, festen Sitz zu gründen, von wo aus sich dasselbe Bahn zu brechen versuchen sollte. Man war keineswegs einseitig oder ohne Rückhalt vorgegangen. Auch die französischen Orleanisten suchten gleichzeitig und wahrscheinlich in Verbindung mit dem deutschen Adelsverein, ein amerikanisches Fürstenthum zu begründen, und hatten dazu das weite, goldreiche aber menschenarme Sonora ausersehen, den nordwestlichen Staat Mexicos zwischen dem Golf von Californien und der Cordillera Sierra Madre. Ein unternehmender Abenteurer, Graf Raousset de Boulbon, war hier aufgetreten, um dem Prinzen von Joinville den Weg zu einem Throne zu ebnen, und, wie man erzählte, war es seinem Titel, seinen Manieren, seiner Kühnheit und seinem — vollen Geldbeutel gelungen, die einflußreichsten Standespersonen der Presidien Los Ures, Opesura, Arispe und Tubac für seine Pläne zu gewinnen. Er hatte sich mit einer kleinen Armee der verwegensten Waghälse umgeben, welche jemals Wald und Haide unsicher gemacht haben; canadische Waldläufer, virginische oder Kentucky-Trapper und mexicanische Halfbreeds (Metis oder Mestizen, Nachkommen von Spaniern und Indianerinnen, die gefürchtetsten Freibeuter der Savannen) bildeten deren Contingent, und einstweilen folgte mit ihr der Graf den Spuren der Büffel oder führte einen erbarmungslosen Grenzkrieg gegen die Apachen und Yuthahs. — Auch das ist mir erst später eingefallen, daß Ferry diesen royalistischen Bestrebungen in einer der entlegensten Gegenden der Welt wahrscheinlich sehr nahe gestanden hat. Zwar gewöhnlich auf der Hut und über persönliche Verhältnisse schweigsam, wie das Grab, war er doch, wie aus vielen Erzählungen hervorging, so tief eingeweiht in die Unternehmungen seiner Landsleute, hatte sich ohne jeden ostensiblen Zweck so lang in Sonora aufgehalten und schien bei so vielen Handstreichen Zuschauer, wenn nicht mehr, gewesen zu sein, daß er sicher eine Rolle in jenem Drama gespielt hat, von dessen eigentlichem Wesen man in Europa nur in besonderen Kreisen unterrichtet war, und das erst seinen Abschluß erhielt in dem Tode des Grafen Raousset de Boulbon durch Henkershand und die Niedermetzelung seiner Bande durch die Truppen der Republik unter dem tapferen Porfirio Diaz. Eine geheime Freimaurerei schien zugleich meinen Gefährten mit den Häuptern des deutsch-texanischen Adelsvereins zu verbinden, überall, namentlich in den Städten Texas und Neu-Braunfels — wenn das Häufchen Blockhäuser der letzteren den stolzen Namen „Stadt" verdiente — wohin wir später gelangten, fand er Bekannte und auszeichnendes Entgegenkommen.

Die Deutschen, welche ich in Texas traf, waren der großen Mehrzahl nach junge Männer vom Mittelrhein, aus Hessen, Nassau, Frankfurt und Baiern. Und zwar gehörte die überwiegende Zahl von ihnen dem gebildeten Stande an, sie hatten die alte Welt verlassen als — Studenten! Ihre Auswanderung und Ansiedlung bildet ein sehr dunkles Blatt in der Geschichte der Culturbewegung; sie waren verlockt worden durch romantische Schilderungen und gleißende Vorspiegelungen; ein in ihrer Mitte früher wohlbekannter Forstpraktikant, ein gewisser Spies, wenn ich nicht irre, war in Dienste des Adelsvereins getreten und aus Texas zurückgekehrt, um eine Schar von muthigen Pionieren anzuwerben, dazu bestimmt, in einzelnen, nicht zu weit von einander entfernten Posten eine Etappenstraße zu bilden zum Schutz des Landesinnern gegen die räuberischen, blutdürstigen Indianer. Was brauchte es mehr, als feurige Erzählungen von Kämpfen mit den Rothhäuten, von Büffeljagden und Antilopenhetzen, in Verbindung mit der idealen Bestimmung, Wächter und Träger der deutschen Civilisation gen Westen zu sein — um mehre hundert junge Männer zu verlocken, dem Vaterland und ihren Lieben Valet zu geben, um jenseits des Oceans zum größten Theile schmählich zu verkommen! Denn dies Loos war ihnen beschieden.

In San Felipe konnte anfangs kein Mensch uns Auskunft geben über Existenz und Lage einer Hacienda del Orion. Endlich glückte es meinem Genossen in einer kleinen Schenke den rechten Mann zu finden. Es war ein canadischer Voyageur oder Waldläufer, eine Menschenklasse, die sich von den amerikanischen Trappern dadurch unterscheidet, daß sie keine Fallen stellt, die Jagd blos zum Unterhalt ausübt, dagegen das Amt von Führern oder Boten übernimmt, und zwar gewöhnlich zu Fuß, während der Trapper stets beritten ist und gewöhnlich noch Packthiere mitführt. Die Waldläufer sind die zuverlässigsten, erprobtesten Steuermänner der Wildniß; sie verbinden den Scharfsinn und die Schlauheit des Indianers mit dem kalten Blut, der Geistesgegenwart und der überlegenen Körperkraft des Europäers; sie handhaben die schwere Büchse ebenso sicher, wie das Ruder im Kanoe; auf diese Weise durchwandern sie tausende von Meilen, und man trifft sie — oder vielmehr traf sie, denn die Race beginnt leider auszusterben — von den Ufern des Grande Decharge River bis zu denen des Rio Grande und darüber hinaus, vom Ohio bis zum Sacramento. Sie sind fast alle französischer Abstammung, sprechen ein französisches Patois und das Englisch-Amerikanische mit komischem Accent, verstehen aber nebenbei immer Spanisch und gewöhnlich mehrere Indianeridiome.

Unser aufgefundener Führer hieß Frappejuste — jedenfalls nur ein Nom de guerre, aber er hörte auf keinen andern — und war ein Musterexemplar seines Standes. Ungewöhnlich lang — er stand über 6 Fuß hoch in seinen Mocassins, der indianischen Fußbekleidung von Büffelhaut — war sein ganzer Körper nur ein Geflecht von Sehnen und Muskeln, aus dem alles Ueberflüssige geschieden; sein Alter war nicht zu schätzen, er konnte ebenso gut 30 wie 50 Jahre zählen. Das schlichte braune Haar, nur über der Stirn kurz geschnitten, hing lang, nach Indianerart, auf die Schultern, das von der Sonne geröstete Gesicht bartlos nach Hinterwäldlerweise; bekleidet war der Mann mit einer Pelzmütze — trotz der Sonnenglut — einem ledernen, vielfach mit Fett und Blut besudelten Jagdhemd, und ebensolchen, mit bunten Franzen an der Außennaht verzierten Beinkleidern, bewaffnet mit einer Kentucky-Rifle — einer gezogenen Büchse, welche 16—18 Kugeln aufs Pfund schießt — so lang, wie er selbst; im Gurt trug er Kugelsack, Jagdmesser und eine Pistole; Pulverhorn, Waidtasche und Blanket vervollständigten seine Ausrüstung, mit der er ohne Besinnen Märsche antrat, vor welchen ein Kind der Civilisation sorglich wenigstens sein Testament zu machen pflegt. Dieser Mann kannte nicht blos die Hacienda del Orion, auf der er mehremal übernachtet, sondern sogar Frau Drayton, die Mutter von Ferrys verstorbenem Diener. Wir wurden bei einer Flasche Xeres, von der er nur sehr mäßig Gebrauch machte, bald mit ihm Handels einig und hatten es nicht zu bereuen.

Unsere Reise nach dem Innern bot vieles Interessante, allein ich fühle mich bewogen, über ihre mancherlei Abenteuer hinwegzugehen, um nur eine ergreifende Episode daraus zu erzählen. In San Theodoro, bis wohin wir eine Art Hinterwaldpost benutzen konnten, hatten wir uns beritten gemacht auf zwar kleinen, aber muthigen und ausdauernden texanischen Mustangs, und fröhlich steuerten wir neun Tage lang die Niederungen des Sabine und des Redriver entlang. Die Jagd bot uns Lebensunterhalt vollauf; freilich trug ich selber das wenigste zur Beute bei; mußte ich oft den sicheren Schuß des Canadiers bewundern, so erfüllte mich doch mit noch höherem Staunen die eminente Geschicklichkeit Ferrys, der mit der Pistolenkugel den Truthahn vom Ast und das Prairiehuhn aus der Luft so nonchalant graziös herabholte, daß Frappejuste mehr als einmal eifersüchtig wurde über die Thaten des „kleinen Gewehrs." Abends lagerten wir entweder im Freien am Fluß, wo ein tüchtiges Rauchfeuer die „Scharfgesichter" der Mosquitos verscheuchen mußte, oder an einer Quelle im Urwald, wo die Thiere, statt des Grases das junge Baumlaub abweideten, oder auch einmal in der Blockhütte eines Squatters, dessen freundliche Aufnahme mit Maiskuchen, Kaffee, Syrup und geröstetem Speck wir durch Taback und Erzählungen von der „Welt da draußen" vergalten. Allmählich nahm die Landschaft einen andern Character an; wir verloren die Flüsse und Wälder, statt der letzteren traten fleckenweise kleine Gehölze von Baumwollenbäumen (Cottonwood, eine Pappel mit weißflockiger Samenwolle) auf und zwischen ihnen dehnte sich bis ins Unabsehbare aus die Prairie, bewachsen mit mannshohem, jetzt dürrem Gras, das unter den Hufen raschelte und unsere Pferde an den Beinen verwundete. Es war mir nicht entgangen, daß Ferry sowohl als Frappejuste, ohne Besprechung, plötzlich vorsichtiger ritten und umherschauten, daß beide ihre Thiere mit besonderer Sorgfalt gürteten und ihre Waffen mit ungewöhnlicher Genauigkeit in Stand setzten. Wir hatten nämlich, wenn auch noch nicht das Indianergebiet selbst, so doch dessen Nähe erreicht; wir befanden uns auf dem neutralen Boden, welcher nur zu oft schon der Schauplatz der furchtbaren Schlachten zwischen den Choctaws des rothen Flusses und den Apachen des Rio Bravo gewesen war; wir mußten fürchten, auf eine ihrer Kriegspartieen zu stoßen, und unsere Scalpe waren uns sehr lieb. Daher wagten

wir auch ein paar Tage lang nicht, Feuer in unserem Lager anzuzünden, nährten uns von Cecina, in der Sonne gedörrtem Fleisch und Pinole, gewürztem Maismehl, das mit Wasser zu einem Brei angemacht wird, kurz, waren recht froh, als Frappejuste, endlich auf eine ferne Rauchsäule deutend, ausrief: „Dort liegt die Hacienda del Orion!“

Es war noch ziemlich früh am Morgen, als wir uns dem Reiseziel näherten. Weite Maisfelder, mit Zwischenpflanzungen von Bohnen, deuteten es zunächst an, dann kamen Obstbaumreihen von Orangen, Citronen, Pfirsichen, Feigen, Granaten, Maulbeeren, in deren Schatten breite Gartenbeete, dachförmig angelegt und von einem kleinen Canal auf der First bewässert, die wuchernde Pracht südlich üppiger Vegetation entfalteten in Kürbissen, Melonen, Pasteken (Wassermelonen), Tomaten, Kichern, Kohl, Ignamen, Colocasien, Dolichosbohnen und anderen Gemüsereichthümern einer warmen Zone; dazwischen rankten sich um die Bäume gewaltige Weinreben und spannten ihre mit bernsteinfarbigen oder blauschwarzen Riesentrauben überladenen Arme gleich Guirlanden zwischen ihnen aus. Es war ein wundervoller Anblick, wenn er gleich weit entfernt war, an abendländische Cultur zu erinnern, denn diese hätte schwerlich die colossale Unkrautmasse zwischen den Nutzpflanzen geduldet; aber man sah, was die beiden Factoren, Sonne und Wasser, zu leisten vermögen auf diesem unentweihten Boden. Wo die bebauten Fluren zu Ende gingen, erhoben sich Umzäunungen aus mächtigen Baumstämmen, welche die Tummelplätze für die Herden, eine Art Viehhöfe bildeten, in die das Vieh von der Weide eingetrieben wird. Dann kam ein vollkommen freier, von jedem Busch oder Baum sorgfältig frei gehaltener, über Büchsenschußweite breiter Platz, in dessen Mitte, schattenlos und frei, das Gebäude der Hacienda stand. Diese letztere Anordnung wird bei allen Forts oder einsamen Gehöften des Grenzlandes befolgt, um einem Feinde nicht Gelegenheit zum unbemerkten Heranschleichen oder zu Schlupfwinkeln bei einer Belagerung zu bieten.

Die Hacienda del Orion war von den Zeiten der spanischen Besitznahme an eine Mission gewesen. Die frommen Väter des Franziskanerordens verstanden sich trefflich auf Auswahl und Anlage ihrer Wohnsitze und Landgüter, das hatten sie auch hier bewiesen. Das Haus stand auf dem Gipfel einer unmerklichen Bodenwelle, aber doch so, daß es ringsum die Prairie weithin beherrschte; im Viereck gebaut, umschloß es einen geräumigen Hof; das Material seiner vier Fuß und darüber dicken Mauern war Adobe (gestampfter Lehm), nur wenige kleine, fast schießschartenartige Fenster, überdies noch vergittert und nahezu 40 Fuß über dem Boden angebracht, schauten ins Freie; das nach innen etwas abfallende platte Dach war rings von einer mit Zinnen gekrönten Brustwehr umgeben; eine säulengetragene Galerie lief inwendig längs des gesammten Baus hin, auf sie mündeten die zahlreichen Thüren der verschiedenen Säle, Gemächer, Vorrathskammern, Küchen, Speicher und Ställe. Dem Eingang der Hacienda gegenüber befand sich von alter Zeit her eine kleine Kapelle, überragt von einem abgestumpften Thürmchen, in welchem eine kleine Glocke hing, das unter allem Volke der Umgegend angestaunte Wunderwerk von Heiligkeit und abergläubischem Nimbus. Der gegenwärtige Besitzer der Hacienda und der dazu gehörigen liegenden Gründe von vielen Quadratmeilen Flächengehalt hieß Don Ramon Carvalho; er war ein Halfbreed-Mann, der es vom einfachen Vaquero d. h. vom Rinderhirten durch Klugheit und Ausdauer zum reichen Hacendero, d. i. zum Gutsbesitzer, gebracht hatte.

Wir gaben unseren Pferden die Sporen und sprengten auf die Thorfahrt des mächtigen Gebäudes zu; diese ward gebildet durch eine in Ketten mit Gewichten hängende Zugbrücke, welche über einen breiten und tiefen, aber trockenen Graben führt, der die ganze Hacienda umgibt. Als wir uns näherten, erblickten wir auf einer Rasenbank neben dem Eingang einen behäbigen Mönch, scheinbar beschäftigt, einen vierzehnjährigen prächtigen Burschen, der mit nichts bekleidet war, als einem Paar Beinkleidern in Schwimmhosenform, aus einem Brevier lesen zu lehren. Der erstere erhob sich, um uns würdevoll zu begrüßen, was ihm, in Ansehung seiner Bekleidung, nicht sonderlich gelang; denn diese bestand nur aus einem bis auf die nackten Füße reichenden Hemd, und darüber einer braunen Mönchskutte, welche aber auf den Schnitt einer Jacke oder Weste verkürzt worden war; auf dem Kopf trug er einen breitkrämpigen, von der Witterung hart mitgenommenen Strohhut; als er diesen höflich abnahm, fiel ein halbes Dutzend Cigarites zu Boden, während andere in dem schwarzen Kranz stecken blieben, der seine breite Tonsur umgab. Er stellte sich uns als Fra Jose Ozindo dar, den Almosenier und Mayordomo des Don Ramon, und bat uns freundlich, einzutreten und es uns bequem zu machen; während der schlanke Knabe Benito unsere Pferde nach dem offenen Schuppen, der als Stall diente, führte und versorgte, schritten wir über den von Akazien und Sykomoren beschatteten Hof, in dessen Mitte sich ein stattlicher Schöpfbrunnen befand, durch ein Gewühl von zähnefletschenden, wüthend bellenden Hunden und Federvieh aller Art, angestaunt von hübschen Dirnen und alten Weibern, die da und dort unter die Thüren traten, nach der Assistencia, dem Hauptgemach des Hauses. Hier trafen wir auch dessen Herrin, Doña Jesusita Carvalho, welche uns überaus freundlich empfing, aber ohne sich zu erheben; denn sie war so corpulent, daß ihr jede selbstthätige Bewegung zur Last wurde, und sie tagsüber den Rollstuhl, den sie bewohnte, nicht verließ. Trotzdem war die Dame nicht häßlich; Verstand blitzte aus ihren immer noch funkelnden Augen und sie wußte die Zunge tüchtig zu gebrauchen: binnen weniger Minuten hatten wir erfahren, daß sie von echtem spanischen Blut, eine hija d'Andalusia sei und wie sie bedauere, daß ihr Gatte, Don Ramon, sammt seinen acht Söhnen und allen Vaqueros und Peones (Tagelöhner) seit dem vorigen Tage abwesend sei und erst am nächsten wiederkehre; sie seien hinausgeritten in die Prairie, um die Herden zusammenzutreiben, denn ein Herradero, ein Tag der Vieheintreibung und Zählung müsse abgehalten werden. Sie sei mit ihren drei Schwiegertöchtern und dem weiblichen Gesinde jetzt unumschränkte Gebieterin der Hacienda und befehle uns, auszuruhen, es uns wohl sein zu lassen, und ihr Haus mit allem, was darinnen, auf ein paar Wochen lang als unser Eigenthum zu betrachten. Die Höflichkeit der Spanier ist bekannt, hier aber war sie aufrichtig, denn die Gastfreiheit der Prairie ist so unbeschränkt wie deren Horizont.

Bald saßen wir um die lange Tafel der Assistencia gereiht, welche sich unter der Last der Gerichte bog. Wildpret, Lammfleisch in schärfster Pimentbrühe, Yakuhühner, Bohnen und Garbanzos, süße Zwiebeln, in Fett geschmorte Maiskolben, Tortillas (Maiskuchen), dazwischen riesige Pyramiden von wunderbaren Früchten aller Art und thauperlenbesäete Colcochols, poröse Wasserkrüge mit eisfrischem Wasser — das jedoch, wie Wein und jedes andere Getränke, mexikanischer Sitte gemäß erst nach vollendeter Mahlzeit genossen wird — was wollten wir mehr, wir abgehärteten Kreuzer zu Wasser und zu Land? Denn auch das Beste fehlte nicht: Frauenschönheit und Anmuth. Die drei Schwiegertöchter der Doña Jesusita waren reizende junge Frauen — nicht minder schön und graziös aber die aufwartenden Halb- und Dreiviertel-Indianermädchen.

Ferry, welcher den Ehrenplatz neben der Dame des Hauses eingenommen hatte, glaubte eine Pause benutzen zu müssen, um sich nach dem Endziel seiner Mission, dem Wohnsitz der Mrs. Drayton, zu erkundigen. Bei der Erwähnung dieses Namens schien eine plötzliche Verstimmung über die Mitglieder der Familie zu kommen; Doña Jesusita blickte mürrisch vor sich hin, und meine schwarzäugige Nachbarin, Doña Rosario, kneipte ihren dicken Buben auf dem Schoß, daß er schrie, und sie einen Vorwand bekam, mit ihm hinauszueilen. Der Frayle stieß mich mit dem Knie — endlich sagte die Hacendera: „Wir kennen Frau Drayton, wünschen aber mit ihr nichts zu thun zu haben; übrigens befindet sich ihr kleiner Anbau nur ein paar Leguas von hier nordöstlich.“ — Ferry dankte verbindlich und wußte mit weltmännischer Gewandtheit alsbald seine Nachbarin in ein interessantes Gespräch über die Auspicien des Viehhandels zu verwickeln, so daß ihre Mißstimmung verschwand; die beiden Schwägerinnen halfen den Mädchen abräumen, Fra Jose aber zischelte mir zu: „Was wollen Sie bei der Drayton? Sie wird hier nicht geliebt, weil ein Sohn des Hauses ihre Tochter Mary absolut zur Gattin haben will; aber die Leute sind arm wie die Prairiehunde!“ — Also auch hier in der Wildniß wie draußen in der Welt, dachte ich und griff nach den in Maisblättern gewickelten Cigarites, während die braune Hebe Antonita blanke Krüge voll Mescal, mexikanischem Branntwein aus Agavenwurzeln, und Chinguirito, versüßtem Branntwein aus Zuckerrohr, und dunkle Flaschen mit Sherry und Teneriffasect auf den Tisch setzte, Joaquina aber die silbernen Kohlenbecken umherbot.

„Ave Maria purissima!“ intonirte der Frater, und: „Sin pecado concibida!“ klang ehrfürchtig das Respons der Gäste; damit war die Tafel aufgehoben und ein kleines Gelage sollte beginnen.

Da sprang plötzlich Frappejuste empor: „Was war das?“ Draußen erscholl ein Zetergeschrei von weiblichen Stimmen — die Thüre flog auf und herein stürzte der Knabe Benito, der kurz zuvor abgeschickt worden war, um einen Korb frischer Pasteken und Orangen zu holen, mit dem Schreckensruf: „Los Paganos, los Paganos!“ (Die Heiden.) Jedermann wußte, daß darunter die Indianer zu verstehen waren.

„An die Brücke, nieder mit der Brücke!“ rief Fra José, und wir bahnten uns rücksichtslos den Weg ins Freie durch die ihrer hilflosen Gebieterin zuflüchtenden Mägde. Noch hatten wir keine drei Schritte — nein, Sätze — gemacht, da donnerte Hufschlag über die Bohlen, und herein in den Hof flog auf schaumweißem ungesattelten Roß, das nur ein um die Nüstern geschlungener Strick regierte — ein Wesen, das wir kaum zu unterscheiden vermochten, denn furchtbar klang von draußen herein ein Geheul, das geeignet war, das Blut in den Adern erstarren zu machen. Aber der wackere Frappejuste hing schon an der einen Kette des Aufzugs, als wir die andere erfaßten, und empor fuhr die Brücke, klappend an die Adobemauer schlagend, gerade im selben Augenblick, als draußen zwei fürchterlich bemalte Rothhäute im wildesten Galopp aufsprengten, so daß der eine mit seinem Pferd kopfüber in den Graben schoß, während der andere das seine nur mit Mühe trotz der rohen indianischen Reiterkunst zu pariren vermochte, wie wir durch die Ritzen der jetzt ein festes Thor bildenden Brücke zu beobachten vermochten.

(Schluß folgt.)

Kunst und Künstler.

VIII. Der Nestor der Düsseldorfer Künstler.*)

Schon ein flüchtiger Blick auf die beiden Bilder, welche unsere heutige Nummer enthält, wird genügen, um ihre Zusammengehörigkeit erkennen zu lassen, auch wenn die Unterschriften nicht darauf hinwiesen. Der Mann, dessen ausdrucksvolles Antlitz mit der hohen intelligenten Stirn und dem langen lockigen Haupthaar trotz der ungewöhnlich kleinen Gestalt den Künstler verräth, und an dessen zierliche Staffelei sich Weinlaub und Obst als davon unzertrennlich schmiegt — der Mann muß auch das fröhliche Mahl gezeichnet haben, welches die zierlichen befiederten Schmarotzer am Fuße des mächtigen Baumstammes von ihren Lieblingsfrüchten halten. Vor allem aber fesselt den Blick doch des Künstlers originelle Erscheinung, und über sie möchte man gerne etwas Näheres erfahren. Diesem Wunsche versuchen wir in den nachfolgenden Zeilen zu entsprechen.

Johann Wilhelm Preyer wurde den 19. Juli 1803 zu Rheydt in der preußischen Rheinprovinz geboren und ist jetzt der älteste aller in Düsseldorf lebenden Künstler. Seine Eltern waren kräftige, gesunde Menschen von normalem Wuchs und kräftigem Körperbau. Von den zehn Kindern, womit ihre Ehe gesegnet wurde, waren und blieben drei Knaben, zu denen auch unser Künstler gehört, von ungewöhnlich kleiner Gestalt, während die andern stark und groß und die Ebenbilder der Eltern wurden. Doch hatten die Kleinen, den Großen voraus, das Geschenk reicher Gaben des Geistes empfangen. — Schon längst weilen die andern alle, die Großen wie die Kleinen, die Eltern mit den Kindern nicht mehr auf dieser Erde, und nur diesen einen Zweig des Stammes erhält das Leben noch frisch und kräftig. Er, der vermöge seiner physischen Kräfte am meisten Bedrohte, stand unter dem Schutze einer höheren Macht, die ihn erhielt und noch lange erhalten möge!

Im frühsten Kindesalter übersiedelte Wilhelm mit den Seinigen nach Eschweiler, einem Städtchen bei Aachen, wo der Vater — ein Kaufmann — durch den nahen Badeort auf einen regeren Betrieb seines Geschäfts hoffte. Dort erhielt der Knabe einen den damaligen Zeitverhältnissen entsprechenden Elementarunterricht. Eine Zeichenstunde führte er selbst ein, in welcher er es bald so weit brachte, daß er der Lehrer seines Lehrers wurde. Leicht überwand die kleine Hand die Schwierigkeit jeder Linie, besonders aber waren es Blumen und Früchte oder Thierchen, denen er das Geheimniß ihrer Form abzulauschen suchte. Noch jetzt besitzt er in einem alten Hefte die Uebungsskizzen aus jener Zeit, und der Vertraute, dem er sie zeigt, erstaunt über die Reinheit der Form, wenn er bedenkt, daß es die ersten Versuche eines Kindes sind. Es war darum natürlich, daß, als er der Schule entwachsen, einen Beruf fürs Leben wählen sollte, seine Eltern daran dachten, ihn zum Maler auszubilden. In Aachen lebte damals ein geschickter Miniaturmaler, der während der sehr besuchten Kurzeit die hohen Herrschaften abconterfeite und dadurch ein gutes Einkommen hatte. Diesem Mann führte der alte Preyer seinen Sohn als Schüler zu. Der Aachner Künstler war auch bereit, den Knaben in seiner Kunst zu unterrichten. Der Tag der Aufnahme und sonstige Bedingungen wurden festgesetzt, doch als dieser Tag herankam und der erwartungsvolle Schüler sich einstellte, war der Lehrer nicht aufzufinden; wohin er gegangen, das war den Hausleuten unbekannt; sie wußten nur zu sagen, daß es der Meister immer so treibe, wenn er ein Bildchen fertig gemacht, und daß er nicht eher heimkehre, bis seine Taschen bis auf den Grund erschöpft seien.

Die Eltern lenkten nun ihren Blick auf Elberfeld, wo sie Verwandte hatten und wo ebenfalls ein geschickter Miniaturmaler lebte, der unter den reichen Fabrikanten und Handelsherren seine Verehrer hatte. Aber auch hier mißlang der Versuch, den Knaben unterzubringen, da es der Maler, trotz mancher Fürsprache, entschieden ablehnte, die Last eines solchen Unterrichts zu übernehmen. Da rieth dem kleinen Kunstjünger ein Bekannter nach Düsseldorf zu gehen und zu versuchen, auf der dortigen Kunstschule einen Platz zu erhalten! — Kunstschule! Zum ersten Male hörte er staunend, daß es eine solche Anstalt gebe; aber nicht lange besann er sich, schon am nächsten Tage reiste er dahin.

Es war im Herbst des Jahres 1822. Peter von Cornelius hatte in den Räumen der Akademie eine erlesene Schar edler Jünger um sich versammelt, die mit Liebe und Begeisterung an seiner Unterweisung hingen. Zu ihm ging Preyer mit dem alten Zeichenhefte. Dem großen Meister genügte ein Blick, um zu erkennen, daß er ein bedeutendes, aufstrebendes Talent vor sich hatte; mit Interesse betrachtete er Blatt um Blatt, und das Resultat seiner Entscheidung war die sofortige Aufnahme in die Akademie, wobei er zu dem gespannten Eleven freundlich sagte: „Sie werden, wenn Sie fleißig sind, ein tüchtiger Stilllebenmaler werden!“ — Preyer, ganz glücklich über diesen Ausspruch, ging nun zu dem Inspector, Lambert Cornelius, der zunächst sein Lehrer wurde.

Der Weg zu dem endlichen Ziele der Kunst ist noch jedem mühselig und lang erschienen; alle Stadien desselben müssen durchgemacht werden, welchem Fache sich auch der einzelne später zuwenden mag. So geschah's auch, daß Preyer, zu der Zeit als Wilhelm von Schadow das Directorium der Düsseldorfer Schule übernahm, noch in der Malklasse an der geheimnißvollen Wechselwirkung der Farben studirte, die er an Vorbildern und eignen kleineren Compositionen versuchte. — Er hatte, wie so mancher Anfänger den Wunsch, ein Historienmaler zu werden, weil damals die Historie allein die Krone des Ruhms zu bieten schien. Die nächsten Ferien entschieden jedoch anders über das Ziel seiner Kunst. Um die vielen freien Stunden auszufüllen, malte er eines Tages versuchsweise ein kleines Fruchtstück; es gelang und machte ihm Muth, damit fortzufahren. — Mit inniger Liebe hing er auch an den Blumen, die Wiese und Flur an den Ufern des Rheines so verschwenderisch schmückten, und so hatte er sich eines Morgens einen schön geordneten Strauß in sein Stübchen getragen. Als sein Auge sinnend auf ihm weilte, kam ihm plötzlich der Gedanke, seine Farben an dem Glanze zu versuchen, den ihm die Natur so harmonisch und wirkungsvoll darbot. Schnell ging er an die Arbeit, und voll Befriedigung sah er sein Schaffen gedeihen, denn ehe noch des Sommers Blumen verblüht, war der Strauß auf der Leinwand blühend erstanden. Jetzt ward er inne, daß er den Pfad gefunden, auf dem das Ziel seines Lebens lag. Schadow, der sonst in seinen Anforderungen so strenge Meister, war über das Bildchen entzückt, schienen doch die Blumen, Gräser und Blätter, die Schmetterlinge und Käfer, mit denen der junge Künstler dasselbe be-

*) Nr. I. s. Jahrg. III. S. 746. Nr. II—VII s. Jahrg. IV. S. 10, 107, 412, 436, 561, 733.

lebt hatte, frisch von der Wiese weggeholt und in dem schöngeformten Gefäße hinter einen Rahmen gestellt, um das Auge des Beschauers freundlich zu täuschen.

Das Bild fand auf der nächsten Berliner Ausstellung gleich einen Käufer, und dieser Erfolg war wieder eine Anregung, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Die bisherigen Studien schienen ihm freilich vergeblich gemacht, doch es schien nur so; bald sollte es ihm bei den neuen Uebungen klar werden, daß er ohne die Grundlage der Elementarkenntnisse, die in ganzer Strenge auf der Akademie gefordert werden, die Schwierigkeiten der nun zu machenden, scheinbar kleinlichen Studien kaum überwunden hätte. Schwierigkeiten? wird vielleicht mancher fragen. Gewiß sind es solche und oft recht große, wenn, wie es bei Preyer der Fall ist, der Künstler ganz von dem Streben beseelt wird, die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur in möglichster Treue wiederzugeben. So ist es erklärlich, daß er seine kleinen Studien nach hunderten zählt und daß er freimüthig erklärt, wie er noch lange nicht ausgelernt habe, da ihm der Fortschritt der Pomologie und Blumenzucht in jedem Jahre neue überraschende Aufgaben stelle.

Die Erfolge, welcher Preyer mit seinen Bildern hatte, veranlaßten ihn im Jahre 1830, auch seinen ihm an Körper und Geist ganz ähnlichen ältern Bruder Gustav in die Kunst einzuführen, der sich aber aus innerer Neigung der Landschaftsmalerei hingab.

Im Jahre 1837 ging Wilhelm mit einigen Anhängern von Cornelius und andern wanderlustigen Freunden, zu denen neben seinem Bruder Gustav u. a. Porcher und Heithecker gehörten, nach München. Mit seinem Bruder in einem Atelier vereint, vertieften sich beide Künstler in ein jugendfrisches Arbeiten und Schaffen. Cornelius, damals mit seinen gewaltigen Fresken in der Ludwigskirche beschäftigt, wurde von Wilhelm Preyer aufgesucht, und da er eben ein neues Bild vollendet hatte, bat er um die Erlaubniß, dasselbe dem Altmeister zeigen zu dürfen. Dieser freute sich aufrichtig des Wiedersehens des kleinen Bekannten und erschien bald in seinem Atelier, wo er das Bild mit dem größten Interesse betrachtete und sich so lobend aussprach, daß Preyer zum ersten Male auf seine Kunst stolz wurde. Im Laufe des Jahres 1838 kamen auch Hasenklever, Flüggen, Heinen und Greeven nach München, und als kurze Zeit danach der Tod ihm seinen Bruder Gustav raubte, war es Hasenklever, der sich des Freundes annahm und mit ihm fortan ein Atelier bezog. 1840 malte er das berühmteste seiner Stillleben, das sogenannte Bockbild, welches König Ludwig von Baiern sofort für seine Galerie in Schleisheim ankaufte und später der neuen Pinakothek einverleiben ließ, wo es seitdem manchen Kunstfreund entzückt hat.

Im letztgenannten Jahre kehrten Preyer und Hasenklever nach Düsseldorf zurück. Ersterer benutzte nun die nächste Zeit zu einem Ausfluge nach Amsterdam und dem Haag, um in den dortigen Museen die vielgepriesenen Blumen und Fruchtstücke der Rachel Reuysch, des van Huysum und J. D. Heem zu studiren. Dann verwerthete er seine an den guten Vorbildern gewonnenen Erfahrungen in neuen Schöpfungen. Im September desselben Jahres waren die Tage herrlich und sonnig, sie verlockten die Freunde zum Weiterschweifen; eines Morgens standen sie reisefertig da, zu einem Wanderzuge nach Italien. Den beiden schloß sich der in Düsseldorf lebende Kupferstecher Theodor Janssen an, und fort ging es nun durch Tyrol über Venedig, Verona, Brescia nach Mailand. Ein jeder von ihnen nahm je nach seinem Bedürfniß die überall gebotenen Schätze in sich auf. Preyer schöpfte als echter Künstler auch an dem frischen Borne des südlichen Lebens, er wurde nicht müde, die ewige Schönheit der italienischen Natur und Kunst anzustaunen; am meisten fesselten ihn aber die Früchte, wie sie dort im Garten des Aermsten sich seinem Blicke boten; eine solche Pracht hatte er im heimischen Norden kaum geahnt. — Zurück ging der Weg der Reisenden über den St. Gotthard, der schon seinen vollen Schneemantel trug, über Zürich weiter in die Heimat, wo sie mitten im Winter wieder in Düsseldorf einkehrten und ihre alte Werkstatt bezogen.

Nach dieser Reise malte Hasenklever sein berühmtes „Examen des Jobs", Preyer aber, noch voll von der Erinnerung an die hesperischen Früchte, malte nun nach seinen gediegenen Studien jene Bilder, die seine Meisterschaft erst recht an den Tag legten. Fort und fort hielten die zwei so ganz verschiedenen Naturen treu zusammen: Preyer, das stille, weiche Gemüth, der mit ganzer Seele sich in die Schönheit der Natur vertiefte und ihr sinnig manches bisher unbeachtete Geheimniß ablauschte; Hasenklever, der kräftige Mann, der überall frisch in das volle Menschenleben griff und voll Humor darstellte, was er erfaßt hatte.

Im Dezember 1842 sehen wir die beiden abermals auf dem Wege nach München. Hasenklever hatte dort schon früher einen Magnet gefunden, der ihn mächtig anzog; obgleich er es dem kleinen Freunde nicht eingestehen wollte, hatte dieser ihm längst das Geheimniß seiner Seele abgelauscht. So folgte er ihm auch dieses Mal, und schon nach wenigen Tagen verlobte sich Hasenklever mit seiner nachmaligen Gattin.

Der überaus reiche Obstsegen des Jahres 1843 bewog Preyer nach Botzen zu reisen, um an der bekannten Pracht der Früchte jener Gegend zu studiren. Noch heute weiß er nicht genug von dem Reichthum jener Tage zu erzählen; dort fand er ein Ensemble, wie es der Norden nicht gewährt: den lachenden Pfirsich, die goldene Birne, den brennenden Granatapfel und vor allem die herrliche Malvasiertraube mit ihren hellen, blauen und purpurnen Beeren. Tage und Wochen lag er nun seinem Studium ob; immer fand er vollendetere Reife, ansprechendere Farbe und Form, er konnte nicht genug bekommen in das Schatzkästlein seiner Kunst für jene Tage, wo ihn nur die stille Werkstatt beglückte, in der seine Studien sich frisch beleben sollten.

Inmitten seines Bienenfleißes überraschte ihn Hasenklever mit seiner jungen Frau, welche kamen, um ihn nach Italien mitzunehmen. Preyer verließ ungern seine Studien, doch konnte er den Bitten des Freundes nicht widerstehen; nachdem sie noch fünf Wochen zusammen die Schönheit Botzens genossen, brachen sie zusammen auf nach Trient, von wo sie nach Verona und Venedig gingen.

Nach diesem Intermezzo ging Preyer noch einmal nach Botzen, um seine dort zurückgelassenen Studien zu holen, und im November endlich gingen beide nach Düsseldorf, um sich für immer ihr Asyl dort zu gründen; denn 1844 folgte auch Preyer dem guten Beispiel seines Freundes und vermählte sich mit der Schwester des kürzlich verstorbenen Thiermalers S. Lachenwitz. Aus dieser Ehe sind ihm zwei jetzt erwachsene Kinder entsproßen, von denen die Tochter mit den größten Hoffnungen in die Fußtapfen des Vaters getreten ist, während der Sohn sich der Genremalerei widmet.

In seiner langjährigen Thätigkeit hat Preyer mit angestrengtem Fleiß bis jetzt nur 130 Bilder fertig gestellt, ein Beweis, daß er es redlich mit der Kunst meint und daß seine Aufgabe keine leichte ist, und diese Bilder sind in alle Welt zerstreut. Die Galerie des Consuls Wagner in Berlin besitzt deren sechs, die von Ravené daselbst sieben, aus verschiedenen Lebensperioden. — Seit dem Jahre 1850 malte er alle seine Bilder auf Bestellung; meist gingen sie nach Hamburg, Holland und England, in der letzten Zeit fast alle nach Amerika. Einen eignen Reiz gewähren diejenigen Bilder, wo des Künstlers feiner Sinn die kleine Thierwelt mit den leckenden Früchten in Verbindung bringt. Die Nachbildung eines solchen: „Ein Spatzenmahl" freuen wir uns, dem Lebensbilde des Künstlers anschließen zu können und da überhaupt von seiner Hand noch nichts für den Holzschnitt gezeichnet ist, so erfüllt es uns mit großer Befriedigung, die Feinheit seiner Kunst in solcher Weise zur Anschauung zu bringen.

Wenn sonst der Künstler die schönen Gaben Pomonas auf einem Tische oder in einer edlen Schale präsentirt, so fällt hier die Beschränkung des Raumes fort, hier sind sie gewissermaßen ihrem Naturzustande zurückgegeben, denn sie werden uns im Freien geboten. Vor uns, von schlanken Gräsern halb versteckt, eröffnet sich die Perspective in einen Park, zur rechten Hand ein Springbrunnen, links blühendes Gezweige; den Vordergrund nimmt der glatte Stamm einer mächtigen Buche ein, und an diesem Baum lehnt, wie von Kindeshand für spätere Zeit der Eßlust heimlich aufbewahrt, halb im Grunde ruhend, halb an einem Zweige hängend, eine jener Reben mit ihren Trauben, wie sie nur ein heißer Sommer oder ein südlicher Himmelsstrich zeitigt, während im Moose daneben andere Früchte sich anspruchslos zeigen. Von den leuchtenden Beeren angelockt, fliegen die immer zudringlichen Spatzen von den Zweigen naschlustig herbei. Für die kühnen Freibeuter gibt es keine Wahl, in Hast müssen sie den Genuß erbeuten, und diese Hast spricht sich in jeder Bewegung der Thierchen auf das bestimmteste aus. Wie die Augen spähen, wie die Köpfchen hinaus horchen, ob nicht ein Geräusch

naht, das ihnen den Feind verkündet! Hat sich doch der eine Schelm nicht einmal die Zeit genommen, seine Flügel zu schließen, damit er sogleich das Weite gewinnt, wenn plötzlich ein Fuß hinter den Bäumen hervortreten sollte. Auch sonst noch ist das Bild von Thierchen belebt: im Grase hinüber zu den Früchten marschirt bedächtigen Laufes der Käfer, am glatten Stamme der Buche eilen die geschäftigen Ameisen, und dort schlägt auch, von keinem Netze verfolgt, der sorglose Schmetterling sein glänzendes Rad. — Hier und dort haben es sich rigoristische Kritiker einfallen lassen, das Genre Preyers aus dem Gebiete der Kunst in das der Künstelei zu verweisen; wer aber einmal eines jener lachenden Fruchtbilder gesehen und wer das vorstehende Blatt betrachtet, der wird erkennen, wie jedes seiner Bilder lauten Protest gegen solche Behauptungen erhebt.

Johann Wilhelm Preyer.

Gezeichnet von seinem Sohne P. Preyer.

Ludwig Bund

Außereuropäische Potentaten.

Von Dr. R. Andree.

II. Rasoherina, Königin von Madagaskar.

An der Ostküste Afrikas liegt die „Perle des indischen Oceans," das schöne Eiland Madagaskar, ausgezeichnet durch eine wunderbar üppige Vegetation, unerschöpfliche Hilfsquellen aller Art und eine Bevölkerung, die intelligent, bildungsfähig und schöngestaltet, wenigstens in ihrem helleren Theil, den olivenfarbigen Howas, ist, während die schwarzen Sakalawen, die Ureinwohner, den tiefer stehenden Negervölkern angehören. Ist der Reisende über die terrassenförmigen Küstenabhänge nach dem Innern gelangt, so erblickt er weite, zum Theil waldlose, doch immer mit Gras bedeckte Hochebenen, welche mächtigen Gebirgen als Grundlage dienen und von ewiger Frühlingsluft überweht gegenüber der ungesunden Gestadelandschaft den Menschen einen paradiesischen Aufenthalt gewähren. Dort oben liegt, so recht das Herz der Insel bildend, auf einem ovalen, hoch aus der umgebenden Ebene hervorspringenden Plateau Tananariwo, „die Stadt der Städte", die wunderbare Residenz der Beherrscher Madagaskars. Fast unzählbar erscheint die Menge der dunklen Holzhäuser mit den braunen Schilfdächern, die an den Abhängen des Hügels sich hinziehen und von engen Straßen durchkreuzt werden. Das Ganze überragt aber die stolze „Königsburg", ein 60 Fuß hohes Gebäude, das rings von Veranden umgeben und von einem großen vergoldeten Adler, dem Zeichen der Herrscherwürde, gekrönt ist. In jenem Hause, dessen Inneres uns bekannt ist wie die Prunkgemächer der vorzüglichsten europäischen Residenzschlösser, spielten sich die tragischen Ereignisse ab, die wir hier erzählen wollen. Dort weilte lange Jahre Radama I, der sein Volk zuerst mit der europäischen Civilisation bekannt machte, dort hauchte der Caligula im Weiberrocke, seine blutgierige Wittwe, die Christenfeindin Ranavalona ihren starken Geist aus (1861), dort wurde der idealistische Sohn beider, der Reformator Radama II erdrosselt (1863), dort stand im verflossenen Jahre der große silberne Sarg seiner Gattin und Nachfolgerin Rasoherina und thront jetzt die neue Königin Ramoma oder Ranavalona II.

Doch betreten wir jetzt noch nicht die Hallen des Palastes, der bereits eine reiche Geschichte und eine arge chronique scandaleuse aufzuweisen hat, sondern wenden wir uns nach dem nahegelegenen Lustorte Ambohimitsima, wo in der steinernen Villa König Radama II mit der jeunesse dorée von Madagaskar seine lustigen Zechgelage hält, während seine Gemahlin Rasoherina in der Königsburg weilt und dort mit den Ministern das Wohl und Wehe des Landes beräth, das sich in einer gewaltigen Krisis befindet.

Es war sonderbar eingerichtet dieses „steinerne Haus", eine merkwürdige Mischung von europäischem Luxus und asiatischer Pracht auf afrikanischer Grundlage. Große Spiegel und Gemälde zierten die Wände, an denen die Porträts jener fremden Fürsten im friedlichen Vereine nebeneinander hingen, die in persönlichen oder diplomatischen Beziehungen mit dem Beherrscher der Howas standen. Da waren Papst Pius IX, die Königin Victoria, Napoleon III und Kaiserin Eugenie vertreten, denen nachzueifern das höchste Bestreben Radamas und seiner Gemahlin war. Prächtige Porzellanvasen voll künstlicher Blumen, die ihren Pariser Ursprung nicht verleugneten, silberne Schüsseln und Teller, geziert mit einer eingravirten Krone und dem Adler, dem Wappenvogel der Howas, belasteten die Tafel, während in den Ecken des Speisesaals mächtige Flaschenkörbe ihrer Plünderung harrten. Langhalsige Rheinweinflaschen und silberbehelmte Champagnerbouteillen, Liköre der mannigfachsten Art winkten der Zechbrüderschaft, welche diese Räume erfüllte. Nicht ferne davon, in einem Winkel steht ein sonderbares Gebilde zusammengesetzt aus getrockneten Früchten, Stückchen Holz, Ziegenhörnern und Krokodilzähnen. Das ist der Hausgötze, ein Fetisch, der immer noch Platz findet in den Gemächern eines Fürsten, welcher die Bibel in der englischen oder französischen Sprache liest, der mit dem Papste correspondirt und in allen unsern Sitten und Gebräuchen wohl bewandert ist.

Befreit vom lästigen Hofceremoniell, das im Palaste zu Tananariwo den Herrscher in Bande schlägt, genau so wie einen europäischen Souverän in seinem Schlosse, konnte König Radama im steinernen Hause sich ganz seinen wechselnden Launen überlassen und jene wohlgemeinten aber übelangebrachten Gesetze aussinnen, die ihn um Thron und Leben brachten. In der Zeit, welche wir zu schildern versuchen — es war im Frühjahre 1863 — war König Radama 31 Jahre alt; er zeigte sich liebenswürdig, offen, freundlich und in seinen Manieren europäisch abgeschliffen. Kaum hätte man in ihm den Sohn jener wilden und blutdürstigen Königin zu erkennen vermocht, die in allen Stücken fest an der Barbarei der Väter hielt, wenn nicht das bräunliche Gesicht, die aufgeworfenen Lippen mit dem kecken Schnurrbärtchen darüber und das krause Haar den Abkömmling der malayischen Race verrathen hätten. Weit weniger vom abendländischen Wesen angestreift, doch was das Zechen betraf, diesem mit Leib und Seele ergeben, waren des Königs Begleiter die „Menamaso", in deren lustigen Kreise Radama seine Gelage und Ausschweifungen beging. Jene Männer entstammten alle edelen, reichen Howageschlechtern, sie waren ihrem Fürsten unbedingt ergeben und durch dessen Gunst zu einer bevorzugten Adelsklasse erhoben, die sich der andern Aristokratie feindlich entgegenstellte. Was dem König feindlich gesinnt war, brachten sie zur Anzeige; sie spürten auf, was sich den Reformen zu widersetzen wagte, entwarfen mit Radama die modernen Gesetze und unterstützten ihn weidlich im Trinken. Während der König im goldgestickten Uniformfracke, mit der grün-gelb-rothen Schärpe, den Nationalfarben angethan, geschmückt mit dem Ordensstern der Howas, dem Gelage präsidirt, knallen die Champagnerpropfen und trinkt einer der Menamaso das Wohl Radamas; nun fließt der edle Wein in Strömen, in einem Nebengemache ertönt Musik, und von Waldhörnern, Klarinetten, Trommeln und Geigen ausgeführt, rauschen das God save the Queen oder Rule Britannia durch den Saal, während draußen die europäisch uniformirte braune Leibwache in den Jubelruf ausbricht: „Lang lebe Radama II!"

Welcher Umschwung war in diesem Lande vor sich gegangen? Madagaskar, seit den Fahrten der Portugiesen um das Kap der guten Hoffnung bereits mit den Europäern in Verbindung, das Ziel so vieler Kolonisationsunternehmungen, der Schauplatz der Abenteuer eines Benjowski, war doch vor einem Jahrzehnt noch berüchtigt durch die grauenvollen Christenverfolgungen, durch das Gottesurtheil mittels Giftprobe (Tangina), durch Kindesmord, Sklaverei, Götzendienst und crassen Aberglauben. War es wirklich der Civilisation gewonnen, waren die ohne Uebergang vermittelten radikalen Umänderungen der sittlichen, religiösen und gesellschaftlichen Zustände auch in Fleisch und Blut des Volks eingedrungen? Unter dem Einflusse der Engländer und Franzosen, deren Interessen in politischer wie religiöser Beziehung auf Madagaskar sich feindlich und neidisch durchkreuzten, hatte Radama eine gänzliche Umwälzung herbeigeführt und vom steinernen Hause aus die alten Götzen im Abgang dekretirt. „Alles für mein Volk mit Hilfe der Weißen" so lautete sein Wahlspruch, und die Blutherrschaft seiner 1861 verstorbenen Mutter hatte, als er den Thron der Howas bestieg, ein Ende.

Eine neue Aera brach über Madagaskar herein: frei walteten die bis dahin mit der entsetzlichsten Grausamkeit verfolgten christlichen Glaubensboten; sie stifteten Kirchen, eröffneten Schulen und bekehrten tausende, während der ihnen geneigte König allerdings Heide blieb. Um seinen Besitz stritten Anglikaner und Jesuiten, und eine Zeitlang schien es, als ob letztere die Oberhand gewinnen würden. „Allerheiligster Vater", schrieb Radama an Pius IX, „ich habe nur den einen Wunsch; mein Volk glücklich und civilisirt zu sehen und meine, das sicherste Mittel bestehe darin, es in der christlichen Religion unterrichten zu lassen. — — Ich bin, allerheiligster Vater, ein noch ganz junger König und habe keine lange Erfahrung; deshalb ist mir Unterstützung groß nöthig, denn nur vermittels derselben kann ich die hohe Sendung, mit welcher Gott mich betraut hat, würdig erfüllen. Ich wage auf den Segen und die Fürbitte Deiner Heiligkeit zu hoffen und erbitte denselben mit aller Achtung und Liebe wie ein Sohn vom Vater." Keineswegs ist jedoch Radama Katholik geworden und selbst das prächtige Krönungsornat, das ihm Napoleon III einst geschenkt, konnte den König nicht für Frankreich und den Katholicismus gewinnen.

Um kurz die Reformen zu erwähnen, die zum Schrecken der altheidnischen Partei im Verlaufe von kaum zwei Jahren eingeführt

wurden, sei gesagt, daß die Sklaverei, die Todesstrafe, die Giftprobe, alle Ein- und Ausfuhrzölle abgeschafft und unbedingte Religionsfreiheit gewährt wurde. Der überspannteste europäische Radikale würde bei den braunen Menschen auf Madagaskar seine Ideale beinahe verwirklicht gesehen und mit Bedauern auf das barbarische Abendland herabgeschaut haben. Doch trat Radama wichtige Theile seines Gebiets an die Franzosen ab und erregte dadurch den Haß der nationalen Edelleute, welche den Fremden feindlich gesinnt waren. Alle diese Neuerungen gingen vom steinernen Hause aus, wo Tag und Nacht die tollsten Orgien abgehalten wurden, die ohnehin gegen das alte Gebot verstießen, welches den Genuß geistiger Getränke untersagte. Der milde, aber charakterlose Radama war jedoch nicht der Mann, jene angestrebten Reformen durchzuführen; die gewaltigen Sprünge, die sein Geist von der rohesten Barbarei bis zur überfeinerten Civilisation gemacht, rächten sich. Er wurde verwirrt, hatte Geistererscheinungen, Träume spielten bei ihm eine große Rolle und wenn er etwas behauptete, pflegte er zu sagen: „Es ist richtig, denn Gott selbst hat es mir mitgetheilt." Kein Wunder, daß er allmählich, wie der vortreffliche englische Missionar Ellis ausdrücklich bezeugt, unter dem Einflusse der Ausschweifungen und der nur halb begriffenen europäischen Civilisation den Verstand verlor. Nun war Radama erst recht ein Werkzeug in der Hand seiner Zechbrüder, der Menamaso, geworden, die nach Willkür schalteten und walteten. Da begann die altheidnische Reaction, und von zwei Seiten erhob sich der Sturm, in dem Radama untergehen sollte.

Die Gemahlin des Königs, Raboda mit Namen und später, als sie auf den Thron gelangte, Rasoherina genannt, war eine junge, hübsche und lebenslustige Dame. Sie liebte das Vergnügen und war allen gewogen, die sie in der Erfüllung ihrer Wünsche, die auf heitern Lebensgenuß gerichtet waren, unterstützten. Ganze Nächte konnte die bräunliche Prinzessin in dem großen Ballsaale zu Isoaierana, nahe bei der Hauptstadt, durchtanzen. Wie vorzüglich wußte sie nicht die Füße nach dem Takte der europäischen Tanzweisen zu bewegen, die, frisch importirt, die alten nationalen Ballette verdrängt hatten! Und bewegte sie den Fächer nicht gleich einer unsrer Modedamen, roch sie nicht von Zeit zu Zeit am Bouquet, das ihr galanter Weise der Premierminister überreichte, schaute sie nicht hinter sich, um den Fall der Schleppe zu bewundern? Die seidne Robe, ein Geschenk ihrer „lieben Base, der Kaiserin Eugenie," stand ihr vortrefflich. Die Beherrscherin der Mode an der Seine hatte ihren Einfluß selbst auf das ferne Eiland an der afrikanischen Küste erstreckt, und es mag kein geringer Triumph für diese gewesen sein zu erfahren, daß auch der Hof von Madagaskar nach ihrem untadelhaften Muster sich richte.

Die lustigen Tage, die Raboda-Rasoherina als Kronprinzessin verlebt, sie waren nun vorüber, seit ihr königlicher Gemahl sich mit seinen Reformprojekten trug und gleichzeitig seinen tollen Ausschweifungen im steinernen Hause nachging. Wie anders war das Verhältniß doch früher gewesen; es gab kein zärtlicheres Paar auf ganz Madagaskar als Radama und Rasoherina, sie hatten sich zusammen photographiren lassen, und jedes trug das Bild des andern in einem Medaillon auf der Brust. Aber es fehlte ihnen an einem Erben ihres Thrones, und dieses mag wohl den ersten Anstoß zur Entfremdung zwischen beiden Gatten abgegeben haben. Radama hatte sich an die heidnischen Priester gewandt und diese sprachen ihre Zauberformeln über Rasoherina aus, um dem Wunsche des Königs Erfüllung zu verschaffen. Indessen der erwartete Erbprinz blieb aus, und in seinem Unmuth unterhandelte nun Radama mit dem Jesuitenpater Jouen. Der schlaue Geistliche, der eine wichtige Rolle in Tananariwo spielte, und in Frankreichs Interesse die politischen Angelegenheiten mit seiner Missionsthätigkeit verknüpfte, schenkte der Königin eine silberne Medaille und versicherte dabei, wenn sie diese auf der Brust trage und an die Jungfrau Maria glaubte, würde sie Mutter werden. Das Amulet zeigte auf der einen Seite, von Sternen umgeben, den Buchstaben M, auf der andern befand sich das Reliefbild der heiligen Gottesmutter mit folgender Umschrift in französischer Sprache: „O Maria, empfangen ohne Sünde, bitte für uns, wir rufen dich an!"

Radama harrte und harrte, doch der Sohn blieb aus, und allmählich trat eine Erkältung zwischen beiden Gatten ein, die durch des Königs Trunksucht nur verstärkt wurde. Auch fehlte es am Hofe zu Tananariwo nicht an Intriganten und Zwischenträgern, welche die Mißstimmung zwischen beiden Gatten im persönlichen wie im politischen Interesse auszunutzen trachteten. Sind doch die Leidenschaften der Menschen überall dieselben und wiederholen sich nur etwas verändert durch die verschiedenen Sitten und Landesgebräuche die gleichen Geschichten am Hofe zu Tananariwo wie in einer europäischen Residenz. Und so sehen wir denn in Madagaskar ein Seitenstück zum nordischen Richelieu auftreten. Die Rolle Struensees spielte der Premierminister Rainilaiariwoni, während Königin Rasoherina in die Fußtapfen der Königin Karoline Mathilde trat. Doch der Ausgang des Stückes ist verschieden. Der deutsche Arzt am nordischen Hofe ging unter in seinem Wagniß; der Günstling der Königin von Madagaskar gelangte an das Ziel seiner Wünsche und wurde später der Gemahl Rasoherinas. Beide sahen sich durch Radama gekränkt und zurückgesetzt. Der Minister grollte den übermüthigen Menamaso, die in der That die Würde ausfüllten, die ihm zukam und Rasoherina, hatte sie nicht Ursache, über den Gemahl zu klagen, der fern von ihr die Nächte in wilden Trinkgelagen verbrachte und seinen phantastischen Plänen nachjagte? Da fiel ihr Blick oft auf den schlank gewachsenen Minister, der im Frack und weißer Weste, mit Glacéhandschuhen und Cylinderhut ihr die Aufwartung machte und den Verfall des Reiches beklagte, ihr die Schreckbilder einer nahen Revolution ausmalte! —

Verlassen wir den Palast und sehen wir uns in den Kreisen des Volkes um. Durch die neuen Gesetze war die Macht der alten heidnischen Priester gebrochen worden, und sie waren es, die, anfangs im Stillen, dann offen wühlend, eine nationale Revolution heraufbeschworen. In abgelegenen Wäldern opferten sie zur Vollmondszeit dem bösen Götzen Angatsch einen schwarzen Stier mit weißem Flecken vor der Stirn und verkündeten dann ihre Zaubersprüche, die dahin lauteten: der König sei von einem bösem Geiste besessen, der den Untergang ganz Madagaskars herbeiführen würde, wenn man ihn nicht austreiben könne. Die alten Amulette, die von je bei den Malgaschen eine große Rolle gespielt, kamen zahlreicher wieder zum Vorschein, und der heilige, in Gold gefaßte Krokodilzahn erschien als politisches Abzeichen der nationalen Partei bald auf der Brust, bald an den Kopfbedeckungen ihrer Anhänger. Von dem platten Lande zogen sich die immer kühner auftretenden Revolutionäre nach der Hauptstadt, wo der Minister ihr Thun und Treiben begünstigte, so daß auch bald das Heer angesteckt war. Man sah Geister durch die Luft schweben und hunderte von Eingebornen erklärten, die alte Königin Ranavalona, die blutige Christenverfolgerin sei ihnen erschienen und habe das alte Gesetz wiederholt: „Wer da ändert, was die Vorfahren angeordnet haben und zu dem Gott der Christen betet, nicht zu Andrianampoinemerina und Lehitama und den Götzenbildern und den zwölf Bergen, die wir verehren, wer diese Gebräuche ändert, den will ich — höre es Volk! — tödten, sagt Ranavalona." Furcht und Grausen überkam nun die abergläubige Bevölkerung, die noch dadurch gesteigert wurden, daß die Sikidis, die Zauberer, ihre Beschwörungen auf der Spitze des Nampaminarina hielten. Dieser ist der tarpejische Fels Tananariwos, von dem die christlichen Märtyrer früher hinabgestürzt wurden. Mit wunderbarer Standhaftigkeit, ohne zu widerrufen, hatten die Glaubenszeugen hier noch vor wenigen Jahren den Opfertod erduldet. Sie sangen und beteten bis zum letzten Augenblick und stürzten unter Ausrufen des Triumphs und der Verzeihung hinab in die schauerliche Tiefe. Dorthin beschieden nun die Zauberer die Menge, sie zeigten hinab in den gähnenden 500 Fuß tiefen Schlund und erklärten im Namen der Götzen, daß alle, die den Neuerungen des Königs folgten, dort ihren Tod finden würden. Das war zu viel für das aufgeregte Volk, welches ohnehin durchdrungen von abergläubigen Vorstellungen, nun in eine psychische Seuche verfiel.

Wie im Mittelalter bei uns die schwärmerischen Brüderschaften der Geißler oder Flagellanten auftraten und ihrem religiösen Irrwahn unter den seltsamsten Ausschreitungen von Ort zu Ort trugen, so entstand auf Madagaskar in Folge der Verwirrung, die unter den Menschen eingerissen war, die Sekte der Ramenanzas. Diese Leute behaupteten, daß sie von allem, was sie thaten, gar nichts wüßten: sie seien geradezu außer Stande, das Springen, Laufen, Taranteltanzen, wenn dasselbe sie anwandle, zu unterlassen. Sie hatten Visionen und vernahmen Geisterstimmen aus der übernatürlichen Welt. Wie ein französischer Arzt, der damals sich in Tananariwo aufhielt, berichtet, zitterten die Ramenanzas am ganzen Leibe, Zunge und Bewegung waren schwankend, in den Gesichtszügen und dem Ausdrucke des Auges lag etwas Irres und Wirres. Sie stießen fast nur inartikulirte Laute hervor, fielen die ihnen begegnenden Menschen an

und versetzten ihnen Faustschläge. Dann drangen sie gar verwüstend in die Häuser ein und verlangten, von Jedermann gegrüßt zu werden. Als eine Truppenmusterung stattfand, wurden auch Soldaten von der Krankheit ergriffen; viele warfen plötzlich ihre Waffen weg, bekamen Zuckungen, schlugen auf Kameraden und Officiere los und mißhandelten sogar den General.

So war die Aufregung zum höchsten Grade gediehen und der allgemeine Haß gegen den König und die Menamaso gerichtet, als aus dem steinernen Hause wiederum ein Erlaß an die Oeffentlichkeit drang, welcher die Revolution zum Ausbruch trieb. Radama verordnete, daß in Zukunft ernste Rechtshändel nicht mehr, wie seit Alters her üblich, durch zwölf Richter, deren Urtheil nur auf dem Gnadenwege durch den König beseitigt werden konnte, sondern durch einen gottesgerichtlichen Zweikampf zwischen dem Ankläger und dem Angeschuldigten entschieden werden und es dabei den Parteien frei stehen sollte, sich zu tödten. Es war nun klar: Radama II hatte den Verstand verloren und der Premierminister sah den Augenblick gekommen, an das Ziel seiner höchsten Wünsche zu gelangen. Längst im Einverständnisse mit dem Oberbefehlshaber der Armee, befahl der Premier, den Anmarsch der Truppen auf die Stadt, um sich zunächst der Menamaso zu versichern. Da ward es lebendig ringsum, und in großen Zügen rückten aus den Lagern die königliche Artillerie mit ihrer vortrefflichen Bespannung und vier Regimenter Infanterie heran, die theils ganz europäisch uniformirt war, theils in der weißen Nationaltracht, der Lamba, mit Schild und Speer heranzog. Alle Straßen und Zugänge Tananariwos wurden besetzt und der königliche Palast umzingelt: der Augenblick zum Handeln war gekommen. Die Verschworenen, aus der Aristokratie und den höchsten Würdenträgern bestehend, zogen mit dem Premierminister an der Spitze nach dem Palaste, um den König um Rücknahme des Gesetzes zu bitten, durch welches die alte Gerichtsbarkeit abgeschafft, der Mord gleichsam legalisirt wurde. Rainilaiariwoni soll damals sogar auf die Kniee gefallen und Radama gefragt haben: „Erklärst Du vor allen diesen Zeugen, daß ein Mann, welcher einen andern tödtet, nicht bestraft werden soll?“ worauf der König antwortete: „Ja, das ist mein Wille!“ Er blieb unbeugsam und sprach sich damit das Todesurtheil.

Das Maß war voll, der aus seinem Bette getretene Strom nicht mehr zu bändigen. Laut tobend erschienen Volk und Heer vor der Königsburg, aufgestachelt von den Zauberern, von dem Minister und zahlreichen Howaedelleuten. „Gib uns die Menamaso, Deine falschen Rathgeber heraus!“ so ertönten die drohenden Stimmen, und als Radama sich weigerte, seine Günstlinge zu opfern, da ward die Heiligkeit des Palastes verletzt. Die Edelleute drangen in das Gebäude, schleppten die Menamaso heraus und übergaben sie dem wüthenden Volke, das sie niedermachte. Noch lebte der König, und händeringend, laut weinend und jammernd flehte Rasoherina die Verschwörer an, wenigstens ihn zu schonen. War es ihr ernst damit, tauchten die früheren Gefühle der Zuneigung wieder in ihrem Busen auf oder wahrte sie nur den äußern Schein? Zu ihrer Ehre wollen wir das erstere glauben, wenn auch ihr späteres Verhalten dieses unwahrscheinlich macht. Umsonst war ihr Flehen und Bitten. Die Edelleute ergriffen den König und erdrosselten ihn mit einem Tuche, da einem alten Landesgesetze zufolge niemals königliches Blut vergossen werden darf. Gleich der Leiche des gemeinsten Verbrechers blieb auch Radamas entseelte Hülle unbeerdigt liegen, bis man sie heimlich entwendete und begrub. Unter seinen Anhängern trat aber nun das Gerücht auf, der König lebe noch und werde wiederkehren, um abermals über Madagaskar zu herrschen.

Das geschah am 12 Mai 1863, einem Tage, der für immer mit blutigen Lettern in den Annalen Madagaskars verzeichnet sein wird. Der Mann, auf den man einst so große Hoffnungen gesetzt, von dem man glaubte, daß eine neue Aera über das Land unter seiner Regierung hereinbrechen werde, der mild und gut, aber characterlos und den Ausschweifungen ergeben, so daß er darüber den Verstand verlor, war dahingegangen. Siegte damit aber wieder das alte Heidenthum, ging aller europäische Einfluß verloren? Nein. Zwei Parteien hatten an Radamas Sturze gearbeitet, und beide geriethen nun in Streit. Wohl war man einig darüber, daß der Name des reformatorischen Königs nicht mehr genannt werden solle und daß seine Gemahlin Rasoherina, welche nun den Thron bestieg, als die direkte Nachfolgerin der 1861 verstorbenen Königin Ranavalona zu betrachten sei; aber die alten Zauberer kamen nicht wieder zur Regierung. Ihr Einfluß war für immer gebrochen, und der schlaue Premier Rainilairiwoni erkannte an, daß man nicht wieder zum alten zurückkehren, sondern den Europäern ihre Stellung belassen müsse. Madagaskar erhielt eine Art Constitution, das Christenthum durfte ungehindert gepredigt werden, Schulen entstanden und mannigfache Wohlthätigkeitsanstalten wurden begründet.

Und Königin Rasoherina? wird man fragen. Sie tröstete sich gar bald über den Verlust des Gatten und reichte ihrem Premier die Hand. Doch diese Mißheirath wäre ihr beinahe schlimm bekommen, denn Rainilairiwoni war nicht aus königlichem Blute entsprossen, er war ein einfacher Edelmann, wie so viele andre auch, die ihm sein Glück nicht gönnten. Daher fehlte es nicht an Verschwörungen gegen das neue Ehepaar, die der allmächtige Minister mit starkem Arme jedoch niederzuwerfen verstand.

Noch fünf Jahre nach dem Tode Radamas herrschte Rasoherina über Madagaskar. Die Europäer befestigten ihr Ansehn immer mehr und gewannen ganz ihre alte, so oft bedrohte Stellung wieder. Da starb, auf einer Reise, die sie in das Innere der Insel unternommen, die Königin im April 1868. Aber Rainilairiwoni, der nun für seine Stellung fürchtete, wußte ihren Tod zu verheimlichen und brachte die Leiche in den Palast zu Tanariwo. Dann versammelte er seine Anhänger und rief, von diesen unterstützt, die Base der Königin, Prinzessin Ramoma zur Herrscherin aus. Wohl fehlte es auch jetzt nicht an Widersachern, doch der muthige Mann warf auch diesmal seine Feinde danieder und blieb bei der neuen Königin in seiner hohen Stellung. Das Leichenbegräbniß Rasoherinas erfolgte mit allem königlichen Pompe und stach gewaltig ab gegen die heimliche Bestattung des ermordeten Radama. Im Krönungssaale der hohen Hofburg stand der silberne Sarg, dessen Werth auf 30,000 Thaler geschätzt wurde. Neben ihm lagen die Krone, die Juwelen, die seidenen Roben der prachtliebenden Rasoherina, denn nur mit allem diesen Prunke umgeben — so hatte sie angeordnet — wollte sie einst begraben werden. Und als man sie hinabließ in die letzte Ruhestätte, da schleppten fünfzehn Träger eine große, schwere Kiste herbei, die mit Silberdollars gefüllt war, als letzte Mitgabe, vielleicht als Beute künftiger Schatzgräber.

Inhalt: Pauline. (Forts.) Nov. v. E. Wichert. — Die Mechitaristen von San Lazaro. Von R. Kleinpaul. — Aus vielen Meeren. X. Die Hacienda bei Orion. — Kunst und Künstler. VIII. Der Nestor der Düsseldorfer Künstler. Von L. Bund. Mit Illustr. und Preyers Porträt. — Außereuropäische Potentaten. II. Von Dr. R. Andree.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das zweite Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen.

Die Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 27. März 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 26.**

Pauline.

Criminalnovelle von **Ernst Wichert.**

(Schluß.)

Pauline war gleich nach ihrer Rückkehr von der sorglichen Marianne wieder zu Bett gebracht. Die alte Frau, die vergebens alle ihre Ueberredungskunst aufgewendet hatte, sie von der Fahrt nach dem Gericht abzuhalten, konnte auch jetzt ihre Vorwürfe über diese unverantwortliche Vernachlässigung der ärztlichen Vorschriften, welche größte Schonung ihres leidenden Zustandes anbefahlen, nicht zurückhalten. Und sie wußte noch nicht einmal, mit welchen Entschlüssen Pauline die Krankenstube verlassen hatte und was im Schwurgerichtssaale geschehen war. Sie haßte den Grafen, als ob die Kränkung, die Pauline durch ihn erlitten, ihr selbst zugefügt war, und konnte sich nichts anderes vorstellen, als daß das Gefühl der Erbitterung bei ihrer geliebten Herrin noch viel leidenschaftlicher wirksam sein müßte. Pauline kannte sie zu gut, um auch nur den Versuch zu machen, sie aufzuklären; es wäre zu Erörterungen gekommen, denen ihr körperliches Leiden sich nicht gewachsen fühlte. Sie ließ sich deshalb schweigend entkleiden und Medicin einflößen und hielt sich dann ganz ruhig, um sie glauben zu machen, daß sie schlafe.

Aber sie schlief nicht. In ihrer aufgeregten Phantasie arbeitete das jüngst Erlebte nach und riß sie immer wieder in die Umgebungen zurück, in die sie sich mit heroischem Entschluß versetzt hatte. Sie trat in den Saal ein und sah die dichtgedrängte Menge Kopf an Kopf und tausend Augen auf sie gerichtet, wie tausend lichte Flammen, die ihr trauriges Bekenntniß beleuchten sollten. Und vor ihr saßen die Richter, hinter dem langen mit Akten und Büchern beladenen Tisch, und seitwärts die Geschworenen, alle feierlich ernst, und ihr Herz zitterte vor der Lüge, die sie aussprechen wollte. Aber der dort in dem umschlossenen Raum ganz allein — ein einziger blitzschneller Blick sucht und findet ihn — — er muß gerettet werden, selbst auf die Gefahr eigener Vernichtung. Alle Beängstigung schwindet für einen Moment — sie spricht, und jedes Wort tönt in der lautlosen Stille rings umher wie der Hammerschlag auf den Deckel eines Sarges — ihr schauert, sie bricht zusammen und — fühlt sich in seinen Armen. Die Sinne vergehen ihr, sie weiß nicht, wer sie fortführt, oder trägt und in den Wagen hebt. Und was geschieht nun dort ohne sie? Was antwortet er — was spricht der Richter? Die Minuten schleichen ihr hin wie Jahre des Kummers in entsetzlicher Bangigkeit. Und man denkt vielleicht nicht einmal daran, sie zu benachrichtigen, wie der Spruch gefallen! Wer hat Mitleid mit einem Weibe, das er verachten muß?

Da nahten Tritte, stürmisch erst, dann durch irgend eine Rücksicht gehemmt. Sie horchte auf, wendete das Gesicht nach der Thür, setzte sich im Bett aufrecht hin und beugte sich weit vor. Das durch diese Bewegung verursachte Geräusch mußte auch nebenan vernehmlich gewesen sein; die Thür öffnete sich schnell, und Graf Arthur trat über die Schwelle und hinter den dichten Vorhängen hervor. Einen Augenblick stutzte er, wie vor einer Geistererscheinung, griff nach der Stirn und schaute mit einem geängstigten Blick auf die bleiche schattenhafte Gestalt. Dann taumelte er einige Schritte vorwärts und sank zur Seite des Bettes nieder, die Arme über sie hinstreckend und das Gesicht in die Kissen drückend.

Sie empfing ihn mit einem Aufschrei halb der Freude, halb der Furcht. „Du bist frei, Arthur?“

„Frei,“ sagte er dumpf und ohne aufzublicken.

Sie faltete die Hände über seinem Haupt. „Gott sei gelobt! Ich hätt's nicht ertragen.“

„Aber hier ist noch ein Richter,“ fuhr er fort, „dessen Gewalt ich mich beuge. Ich wage nicht, die Augen zu ihm zu erheben und spreche selbst mein Schuldig vor ihm. Wie elend bin ich, von ihm verworfen!“

Ihre Hand, über die sich sein schwarzes Haar ringelte, zitterte leise. „Du bist frei,“ sagte sie; „geh —! ich spreche Dich frei.“

Er erhob sich erschreckt und wiederholte ihre letzten Worte. „Pauline — Du sprichst mich frei und heißest mich gehen?! — Ich will gehn, wenn Du's verlangst — ich habe ja kein Recht zu bleiben; aber nicht freigesprochen bin ich dann, sondern gerichtet, und das Ende muß Wahnsinn sein.“

Sie betrachtete ihn mitleidig. „Ich nehme die Fessel von Dir,“ sagte sie mild, „die Dich an mein unglückliches Dasein band. Ich weiß,

sie war Dir einst lieb, und ich denke gern an die schöne Zeit zurück, die mit ihrem Reichthum an Freuden ein ganzes Menschenleben zu füllen vermag. Jetzt — ich könnte nur ärmer werden in mir selbst, wenn ich Dir einen Zwang auflegen wollte, den Du als eine schwere Last empfinden müßtest. Ohne Groll, Arthur, und mit aufrichtigem Herzen — ich mache Dich Deiner Verpflichtungen gegen mich ledig; Du bist frei!"

„O! nicht das — nicht das!" rief er. „Meine Schuld macht mich unfrei und elend."

Sie deckte die Hand über sein wildrollendes Auge. „Du liebtest mich," hauchte sie leise hin, „und so spreche ich Dich auch von Deiner Schuld frei. Vergiß mich und sei glücklich."

Er zog ihre Hand hinab an seine Lippen und sah mit flehentlicher Geberde zu ihr auf. „Dich vergessen und glücklich sein?" bebte seine Stimme. „Bin ich Dir denn nichts mehr als ein Unmenschlicher, dem Unmenschliches zugemuthet werden kann? Wenn ich Dein Andenken auslösche in mir, was hält mich dann noch am Leben? Wenn Du mich verstoßen hast, wo soll ich das Glück suchen? Nein! sei ehrlich, Pauline! Sage, daß ich Dir verächtlich erscheine, weil ich Dich betrügen konnte, weil ich das Opfer annahm, durch das Du mich dem Richterspruch entzogst; sage, daß Du selbst mich ausgetilgt hast in Deinem Herzen, daß Du selbst frei sein willst von der Last meines Dankes — ich kann's begreifen, wenn auch nicht verschmerzen. Aber sage nicht, daß Du verzeihst, wenn Du mich so verwirfst. Deine Milde ist Gleichgültigkeit, Deine Verzeihung Spott — Du hast Dich geopfert, um mich in meinem Gewissen zu vernichten, das war Deine Rache."

Ihre Hand zuckte, ein Schlag traf seinen Mund. „Das ist teuflisch, Arthur!" schrie sie entsetzt auf; „oder Du bist von Sinnen."

„Züchtige mich," rief er außer sich, „es bleibt mir doch Hoffnung. Nur diese Engelsgüte nicht, neben der sich alle Schuld unsühnbar fühlt, weil sie keine Vergeltung annimmt. Gibt es denn kein Mittel für mich, geschehenes Unrecht auszugleichen? Wenn Du zu stolz bist, meine Hand anzunehmen, Pauline, denke an unsere Kinder! Nimm ihnen nicht Vater und Mutter zugleich. Ihre jungen Herzen sind noch unschuldig, sie ahnen nicht, was sie bedroht hat, mögen sie's nie erfahren. Gestatte mir zu thun, was ich immer zu thun entschlossen war, was ich endlich doch aus freiem Willen gethan haben würde, wenn diese traurigen Begebnisse nicht zum Unheil für uns beide jede ruhige Ausgleichung unmöglich gemacht hätten. Folge mir zum Altar, Pauline — laß mich vor aller Welt wiederholen, was Gott schon gehört hat, daß Du mein Weib bist und daß nichts uns trennen soll, als der Tod."

„Das — das wolltest Du?" sagte sie leise, und eine fieberhafte Röthe flog über ihr Gesicht. „Mich — zu Deiner rechtmäßigen Gattin machen — mich in der Kirche — vor der Gemeinde — — Ach, mein Freund! daß ich mich darüber freuen könnte! — Aber es darf nicht sein. Eine Ehe zwischen zwei Menschen, die Verbrechen und Lüge scheiden!"

Arthur umfaßte sie und zog sie an sich. „Vertraue mir doch!" bat er innig. „Wie ich Dich auch kränkte, ich liebte Dich doch und ich liebe Dich noch immer. Die Liebe sühnt die Schuld."

„Aber sie kann Geschehenes nicht ungeschehen machen," sagte sie sanft. „Es ist ein Ernstes und Heiliges um die Ehe, wie ich von ihr dachte; wir dürfen sie nicht entwürdigen. Was kann uns die Form bedeuten, nachdem wir den Geist getödtet?"

„Er war stets lebendig in uns!" rief er. „Verleugne Dein heiligstes Gefühl nicht — sei nur gerecht in diesem Einen, Pauline. Erfüllt sich die Form mit dem Geiste des Vertrauens, der stark war in unsern Herzen, welche Bedeutung könnte ihr mangeln?"

„Daß sie ein Nothwendiges ist in der sittlichen Weltordnung," erwiderte sie feierlich. „Dir fehlte der Glaube daran, und keine Reue über Deine That kann ihn ersetzen."

„Deine Strenge ist grausam," warf er ihr vor. „Du willst Dich und mich unglücklich machen für's ganze Leben, und Deine Mutterpflichten gelten Dir wenig."

Ihre Augen wurden feucht. „Die Kinder —!" klagte sie leise, „die unschuldigen Kinder!"

Er preßte ihre Hand an sein Herz. „Ich bitte für sie, Pauline." —

Marianne erschien mit dem Arzt, den sie eiligst berufen hatte. Der freundliche Mann machte der Kranken Vorwürfe, daß sie das Haus verlassen und alle seine Bemühungen um ihre Wiederherstellung wieder in Frage gestellt hätte. „Sie hätten auf der Stelle den Tod haben können," schloß er.

„Das war meine stille Hoffnung," antwortete sie leise. „Ich war sehr unglücklich noch vor einer Stunde. —"

„Schonen Sie sich," bat der Arzt. „Ich fürchte, daß dieser aufregende Besuch —"

Der Graf erhob sich. „Drei Worte, Doctor," sagte er, „sobald Sie hier Ihre Pflicht gethan haben." Er verließ das Zimmer.

„Ich habe Pauline so eben davon unterrichtet," begann er, als der Arzt sich nach einer Weile im Salon bei ihm einfand, „daß ich entschlossen sei, mich mit ihr kirchlich trauen zu lassen. Ich mache Ihnen davon Mittheilung, um Sie zu ersuchen, in allen Kreisen der Gesellschaft, die Ihnen zugänglich sind, diese meine Absicht außer Zweifel zu setzen, zugleich aber auch, um Sie zu fragen, wann meine Frau so weit hergestellt sein wird, um den Gang zur Kirche ohne Gefahr für ihre Gesundheit machen zu können. Es wäre mir natürlich lieb, diesen Zeitpunkt möglichst beschleunigt zu sehen."

Der Arzt drückte ihm traurig die Hand. „Sie haben wohl kaum eine Vorstellung davon, Herr Graf," bemerkte er vorsichtig, „wie krank die Arme gewesen ist, und wie krank sie noch ist. Sie war am Rande des Grabes und von uns Aerzten eigentlich schon aufgegeben. Dann trat unerwartet einige Besserung ein, so daß Hoffnung aufkommen durfte. Aber diese neue gewaltsame Aufregung, diese Ueberspannung der kranken Nerven —"

„Sie erschrecken mich, Doctor! Es ist doch jetzt nicht mehr Gefahr?"

„Die allergrößeste. Ich würde mich nicht wundern, in der Nacht das Fieber wieder in voller Blüte zu finden. Der Puls — das Auge —"

Er unterbrach sich, da ihm die ergreifende Wirkung bemerklich wurde, die seine Worte und vielleicht noch mehr die sie begleitenden Geberden fast völliger Hoffnungslosigkeit auf den Grafen äußerten. Auf dem Gesicht desselben malte sich der Schreck in jenen großen Zügen, die der geübtesten Verstellungskunst unnachahmlich sind. Er legte hastig die Hand auf den Arm des Arztes und drückte denselben, daß er Schmerz empfand. Dabei schien der ganze übrige Körper wie gelähmt, und die Laute, die sich zwischen den zusammengebissenen Zähnen vorpreßten, blieben dem Doctor unverständlich.

Man spricht von Blitzen, die aus heiterm Himmel einschlagen, und hält sie für die gefährlichsten. Es gibt auch solche Gedankenblitze, die das Hirn ganz unvorbereitet treffen, alle früheren Combinationen zerreißen, in gewaltigen Sprüngen zu entfernten Stationen überschlagen, an mehreren Stellen zugleich zünden und die ganze Denkthätigkeit in Verwirrung bringen. Wenn Pauline stirbt — — —!

Der Arzt suchte ihn zu beruhigen, indem er die Möglichkeit eines Irrthums seinerseits zugab und jedenfalls die sorglichste Behandlung der Kranken versprach. Nur dürfe der Graf sie in den nächsten Tagen, vielleicht Wochen nicht wieder besuchen; sein Anblick würde immer von neuem bei ihr Erinnerungen wach rufen, die geeignet wären, bei ihrer Nervenschwäche zerstörend auf den Verstand zu wirken.

„Wahnsinn — das wäre noch entsetzlicher als Tod," sprach Arthur dumpf vor sich hin. „Aber Sie irren, Doctor," rief er lebhafter, „Sie irren sicher! Ihr Herz ist wieder ganz gesund seit einer Stunde, und aus dem Herzen kam ihre Krankheit. Bestreiten Sie's nicht — es bringt mich zur Verzweiflung! —"

Der Arzt hatte doch recht gesehn. Schon als er ins Krankenzimmer zurückkehrte, fand er Pauline erhitzt, unruhig, reizbar, verwirrt. In der Nacht brach die Krankheit mit ganzer Heftigkeit aus, am Morgen kannte sie niemand mehr.

Die Vorsicht, Arthur fern zu halten, war nicht mehr nöthig. Er durfte an ihrem Bette den vollen Schmerz auf sein Gemüth wirken lassen, durch seine Schuld die Zerstörung eines so lieblichen Wesens verursacht zu haben, und er that es mit jener dämonischen Lust an der Selbstqual, die in der Peinigung des Gewissens Erleichterung sucht. Wenn sie in ihren Fieberphantasien immer und immer wieder die Worte wiederholte, die sie vor dem Gerichtshof gesprochen und wenn er sich immer und immer wieder zurufen mußte: Deine Anklage ist eine Lüge, die einzige Lüge Deines Lebens, und an der Du zu Grunde gehst aus Liebe zu mir —! welche Martern der Hölle, die der Mensch in seinem Busen trägt, wie den Himmel seiner Glückseligkeit!

Und doch starb die Hoffnung nicht so leicht. Er hatte Stunden, in denen er ganz ruhig und bis in alle Einzelnheiten hinein überlegte, wie seine und Paulinens Verhältnisse zu ordnen wären, damit sie sich des Glückes ihrer Wiedervereinigung ungestört zu erfreuen hätten. Es ist unmöglich, daß ich sie verliere, sagte er sich dann, und weil es unmöglich ist, muß ich darauf denken, wie ich sie am besten besitze. Er besorgte dann völlig klar seine Angelegenheiten, setzte sich mit dem Ministerium auseinander, nahm seine Entlassung aus dem Staatsdienst, zog in Erwägung, wie er auf andere Weise seine Kenntnisse werde verwerthen können, und welcher künftige Aufenthaltsort für Pauline und ihn zu wählen sei. Er sprach auch mit seinem Vater, den er durch die letzten Schläge gegen die Ehre der Familie ganz gebrochen fand und forderte ihm den Consens zu seiner Verbindung mit Pauline ab. Bei dem alten Hofmann brach noch einmal der Zorn über den ungerathenen Sohn in hellen Flammen aus, und es fehlte wenig, daß er mit dem Stock nach ihm schlug, auf den er sich in seiner Schwäche stützen mußte. Aber Arthur setzte seiner Wuth ruhige Entschlossenheit entgegen und entwaffnete ihn so. „Ich weiß, was ich verlange," sagte er ihm; „es ist die Bedingung meines Lebens. Verweigerst Du mir diese Gunst Deiner Zustimmung, um die ich bitte, so überhebst Du Dich Deiner väterlichen Gewalt und zwingst mich zum zweiten Mal zu vergessen, daß ich Dein Kind bin. Ich werfe die Verantwortlichkeit für das Geschehene auf Dich." Der alte Graf gab widerwillig nach gegen das Versprechen, daß sein Sohn das Land verlasse und ihm nie wieder vor Augen komme. „Wir gehörten längst nicht mehr zu einander!" sagte Arthur beim Abschied.

Dann betrieb er das kirchliche Aufgebot und freute sich, daß alle öffentlichen Blätter die Notiz brachten, daß er seiner auf der Anklagebank gegebenen Versicherung treu bleiben werde. Alle Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen, und die Trauung sollte an einem Sonntag in der Kirche stattfinden, gleich nach dem Gottesdienst und bei offenen Thüren.

Die Ordnung der Vermögensangelegenheiten wurde durch die Krankheit nicht gehindert. Justizrath Bork hatte, gleich als das Testament aufgefunden war, von Pauline Vollmacht erhalten, Schritte zur Verständigung mit den Erben zu thun. Nach ihrem Wunsch sollten dieselben so abgefunden werden, daß sie ihren Verhältnissen gemäß zufrieden sein könnten. Besonders hatte sie ihm ans Herz gelegt, Adele reich auszustatten, damit Haselstock nicht auf sie zu warten habe, bis sie die höhere Schneiderei erlernt. „Geben Sie überhaupt jedem so viel, daß er sich nach seinen besonderen Bedürfnissen für wohlhabend halten kann. Denn die Armuth macht oft häßlich, und Reichthum selten glücklich; wer sich aber behaglich fühlen kann im Leben, wird meist auch andern leidlich sein, und dazu braucht jeder sein besonderes Maaß von Glücksgütern. Mit Adele würde ich gern theilen, aber sie hätte, wie ich sie nun kenne, keine Freude davon, denn der brave Haselstock hält etwas auf sich selbst und würde sich gedrückt fühlen, wenn er seiner kleinen Frau für etwas danken sollte, was er nicht einmal recht nach Behagen zu gebrauchen wüßte. Wenn er selbst nichts annehmen will, so dringen Sie nicht in ihn, sondern gleichen's auf andere Weise aus, ohne daß sein reizbares Ehrgefühl verletzt wird." Nach dieser Instruktion war der Justizrath bereit zu verfahren, zumal der Graf ihre Principien nur billigen und ihn bitten konnte, denselben möglichst Geltung zu verschaffen. „Sorgen Sie auch freundlichst dafür," sagte er, „daß der Candidat Riehl, der vielleicht noch zu retten ist, nicht tiefer sinkt; es wird darauf ankommen, seinen Geist angemessen zu beschäftigen, denn es war sein Unglück, glaube ich, daß er Theologie studirt hat, während er vielleicht ein tüchtiger Advokat geworden wäre. — Nicht daß ich den Advokatenstand verdächtigen wollte, weniger Sittlichkeit zu brauchen," fügte er hinzu, als er den Justizrath ein bedenkliches Lächeln unterdrücken sah, „aber ich meine doch, daß gewisse Berufsarten mehr als andere geeignet sind, Neigungen und geistige Fähigkeiten, die dem Charakter leicht gefährlich werden können, in gesunde Bahnen zu lenken, wo sie der Gesammtheit nützlich werden können. Vielleicht finden Sie eine passende Verwendung für ihn; an meiner Unterstützung soll es nicht fehlen."

Die Erben hatten schon ihre Sache für gänzlich verloren gehalten, da sie das Testament nicht anzweifeln konnten; um so leichter war die Verständigung mit ihnen. Grützmacher, eingeschüchtert durch die Untersuchung, acceptirte sofort und „quittirte dankend" als echter Kaufmann. Clementine Pastenack wollte freilich hoch hinaus, als sie ein Entgegenkommen von der andern Seite merkte, spektakulirte viel im Sprachzimmer des Justizraths und ließ schließlich doch vernünftig mit sich reden. Sie erhielt genug, um sofort „eine Stiefelfabrik" etabliren zu können, und so war ihr dringlichster Lebenswunsch erfüllt.

Es versteht sich von selbst, daß s i e das Geschäft leitete, zu dem sie ja „das Geld gegeben hatte." Pastenack wurde wo möglich noch strenger gehalten, als bisher, „weil er ja nun als Fabrikant ein Ansehen haben müßte," und hatte oft über seine leere Flasche zu seufzen und die Erbschaft zu verwünschen. Haselstock war von Pauline ganz richtig taxirt, er fand es „wider die menschliche Natur," etwas anzunehmen, als ob er sich für die Ehrlichkeit bezahlen lasse. Aber „die reiche Frau" mußte er sich nun schon gefallen lassen, da er doch „des dummen Geldes wegen" mit Adele keinen Streit anfangen wollte, die über ihre Ausstattung seelenvergnügt war. Er beschloß Executor zu bleiben, aber ein Haus zu kaufen, und wird gar nicht böse sein, wenn sich sein hübsches Weibchen für ihn recht nach Herzenslust ausputzt.

Der Justizrath nahm den Candidaten Riehl in sein Büreau, beschäftigte ihn mit juristischen Arbeiten, in denen er bald große Gewandtheit und Geschick zeigte, und gewöhnte ihn so an eine geordnete Thätigkeit. Die Bücher nahm er in Verwahrung, bis Riehl gelernt haben würde, davon den richtigen Gebrauch zu machen. —

Die Selbsttäuschungen, durch die Graf Arthur sich aufzurichten suchte, hielten freilich dem unmittelbaren Anblick des Leidens gegenüber nicht Stand. Es gab keinen berühmten Arzt in der Stadt, der nicht zur Consultation zugezogen wurde, und tausendmal wiederholte sich die Frage, ob nicht Besserung zu erwarten sei. Es müsse sich nun sehr bald entscheiden, war leider der einzige Trost, den man ihm spenden durfte — wenn es ein Trost war.

Eines Nachts, als er an Paulinens Bette wachte, wurde ihr Schlaf auffallend ruhiger und gleichmäßiger. Er faßte ihre Hand und fand sie frei von der brennenden Hitze, die ihn sonst jedesmal bei der Berührung erschreckt hatte. Er leuchtete mit der Lampe über das Gesicht hin und fand die Züge nicht verzerrt, wie früher, sondern wieder lieblich ausgeglättet; es schien ihm, als lächelte sie freundlich-mild, als ob angenehme Traumbilder sie umschwebten. Er ließ kein Auge von ihr bis zum Morgen, wo Marianne eintrat, ihn abzulösen. Auch die alte Frau bemerkte sofort die Veränderung, schüttelte aber traurig den Kopf, als der Graf seine Freude darüber aussprach. „Die Kräfte verlassen sie," sagte sie leise, „sie setzt es nicht durch."

Arthur blieb am Krankenbette; er fühlte keine Mattigkeit mehr. Nach einigen Stunden war's, als ob Pauline erwachte; die Augenlider zuckten, die Lippen bewegten sich, sie erhob den Arm unsicher und legte die Hand auf die Stirn. Einige Minuten später öffnete sie die Augen, und ihr Blick war nicht mehr irr, nur noch träumerisch und wie in sich selbst zurückversenkt. Es dauerte eine Weile, bis sich das Bewußtsein der Außenwelt fand. Sie schien ihre Erinnerungen zu sammeln, und erst als sie damit fertig war, wandte sie den Kopf zur Seite und gab Arthur zu verstehen, daß sie ihn kenne und sich seiner Anwesenheit freue. „Sprich nicht," bat er, ihre Wange streichelnd, „wenn Du mich liebst, sprich nicht!" Sie nickte freundlich ein wenig und suchte mit der Zunge ihre trockenen Lippen zu netzen. Er reichte ihr Wasser und sie schlürfte es begierig, den Kopf auf seinen Arm gestützt.

Als der Arzt kam, gab sie durch einen Wink zu erkennen, daß sie mit ihm allein sein wolle. Nachdem Arthur und Marianne sich entfernt hatten, faßte sie die Hand des Arztes und zog ihn dicht zu sich hin, daß ihr Mund fast sein Ohr berührte. „Ich weiß, daß ich sterben werde," sagte sie leise und bewegt. „Suchen Sie mich nicht zu täuschen — ich weiß es. Mein Lebenslicht flackert nur noch einmal auf vor dem Verlöschen, und ich betrachte es als eine große Gnade Gottes, daß Er mir noch einige helle Stunden oder Tage gibt. Ich hätte leben mögen — Arthurs wegen, um ihm Vorwürfe zu ersparen, mit denen er sich nun peinigen wird. Aber so gern ich ihm auch alle Schuld vergeben habe und so fest ich überzeugt bin, daß sie auch vor Gott getilgt ist, der ein Gott der Liebe ist, so wollte Er in seiner Gerechtigkeit doch nicht, daß wir Glück ernteten, wo Unheil gesäet war, und ich beuge mich demüthig Seinem Willen. Bereiten Sie Arthur vor, damit es ihn nicht plötzlich überkommt; es ist ein Freundschaftsdienst, den Sie uns beiden leisten."

Der Arzt ließ sie gewähren und widersprach nicht. Er wußte

wohl am besten, daß sie ihren Zustand nicht verkannte. „Haben Sie sonst noch einen Wunsch?" fragte er. „Es empfiehlt sich, wenn Sie sich *mir* mittheilen, von dem Sie die besonnenste Theilnahme zu gewärtigen haben."

„Eben deshalb," antwortete sie. „Es könnte leicht, wenn ich schwiege, aus falscher Rücksicht für mich die einzige Zeit verpaßt werden, in der etwas geschehen kann, was nach Arthurs Wunsch geschehen soll; das würde seinen Kummer vergrößern."

„Ich verstehe Sie," sagte der Arzt. „Die Trauung kann jeden Augenblick stattfinden; es ist alles vorbereitet."

„Es geschieht nicht meinetwegen," fuhr sie nach kurzer Sammlung ihrer schon ermattenden Kräfte fort, „ich bin darüber hinaus. Aber Arthur wird ruhiger in seinem Gewissen sein, wenn er sein Wort gelöst weiß und — wir haben auch die Kinder, für sie ist's nothwendig."

„Freilich!" bestätigte der Arzt, „es ist Ihre heiligste Pflicht, in dieser Weise für sie zu sorgen. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und werde ihm völlig zu entsprechen suchen." —

Die nächste Stunde war die schmerzlichste in Arthurs Leben. „Ich glaube Ihren Voraussagungen nicht," rief er, als der Arzt ihm seine Eröffnungen gemacht hatte; „Ihre Kunst ist blind, das Auge der Liebe sieht heller. Sie wird nicht — kann nicht von mir scheiden. Aber zu ihrer Beruhigung soll geschehen, was sie wünscht — sogleich. Vielleicht wird sie um so schneller genesen." Er eilte fort. —

Pauline ließ sich von der alten Marianne ankleiden und das Haar ordnen. Vor das Bett wurde ein Teppich gebreitet und ein Tisch mit zwei silbernen Armleuchtern darauf gesetzt. „Es soll wie in der Kirche sein," sagte sie. Dann mußten ihr die Kinder gebracht werden, die sie zu sich aufs Bett nahm und mit den Armen umfaßt hielt. Die alte Frau konnte nicht hinsehen, ohne daß ihr die Thränen aus den Augen stürzten.

Der Geistliche kam im schwarzen Ornat, mit ihm der Graf und der Arzt mit einem seiner Collegen, als erbetene Trauzeugen. Die Lichter wurden angezündet trotz der Tageshelle, und die Kinder freuten sich darüber; Pauline küßte sie still. Dann sprach der Geistliche ein bewegtes Gebet und hielt eine kurze Rede über den Spruch: „Irret euch nicht, Gott läßt Sich nicht spotten," warm aus dem Herzen, nicht niederbeugend, sondern aufrichtend zu der Kraft der Ueberzeugung, daß in der Wahrheit das Leben sei; und dann nahm er Arthurs Hand und Paulinens Hand und fügte sie zusammen und sprach den Segen über sie.

Pauline reichte Arthur die beiden Kinder und führte seine Hände auf ihre Häupter und hielt sie lange so, ihn mit einem Blicke innigster Bitte betrachtend. Dann sank sie ganz kraftlos in die Kissen zurück. Kaum eine Stunde darauf verschied sie in Arthurs Armen. Ihr „Ja" war ihr letztes Wort gewesen. —

Die Lichter brannten noch zur Todtenfeier, aber die Kinder, denen die Stille unheimlich wurde, klammerten sich ängstlich an den Vater und weinten.

— — — — — — — — — — — —

Die Kinder waren es, die den Grafen ins Leben zurückriefen, nachdem die erste Schmerzbetäubung gewichen war. Er hatte sie als ein theures Vermächtniß des geliebten, durch ihn so unglücklich gemachten Weibes anzusehn. Er beschloß ihnen seine ganze Sorge zu widmen.

Nachdem er die Aufsicht über Paulinens Grab Haselstock und seiner Frau übergeben hatte, von deren Treue er überzeugt sein konnte, ging er mit seinen beiden Kindern, denen der sehr bedeutende Rest des Vermögens des alten Blasius zugefallen war, nach England und nahm dann Dienste in einem südamerikanischen Staate, der seine diplomatischen Kenntnisse zu verwerthen wußte. Neben der Erziehung seiner Kinder machte er sich's zur Hauptaufgabe seines Lebens, den einwandernden deutschen Landsleuten Schutz und Beistand zu gewähren und selbst mit großen Opfern für die Anerkennung ihrer Gerechtsame zu sorgen, so daß sein Name bald auch in der Heimat wieder den besten Klang erhielt. Man hat längst vergessen, welche traurige Begebenheit ihn von dort vertrieb, nur er selbst vergißt nicht, daß er eine schwere Schuld zu sühnen hat, und wird den Schmerz darüber ins Grab mitnehmen. —

Unter den Künstlern der Messe.

Nichts Buntschedigeres und Ohrenbetäubenderes, als die lose und leicht zusammengezimmerten Kunsttempel, mit denen Deutschlands Meßstädte alljährlich ein- oder zwei Mal beglückt werden. — Da prangt zunächst, königlich unter seinen Genossen hervorragend, der Cirque équestre, zu dem die rivalisirenden Collegen nicht ohne ein Gefühl demüthiger Scheu hinanzublicken wagen. Mit welch einem unwiderstehlichen Aplomb schiebt aber auch der Director von Zeit zu Zeit die schwere grüne, in Ringen bewegliche Portiere des Kassenflurs zurück, mit welch einer Grandezza zeigt er sich, den Cylinder ins Genick geschoben, den Pelz lässig zurückgeworfen, die Hände in den Hosentaschen, der in stummer Ehrfurcht spähenden Menge! Und wenn er dann einem seiner Untergebenen mit matt näselnder Stimme irgend einen Befehl ertheilt und dazu schläfrig mit dem rechten Zeigefinger gesticulirt, — wenn er den wundervollen Siegelring im Lichte spielen läßt, — dann ist er jeder Zoll der Mann, der sein gewaltiges Scepter schwingt über vierzig Herren und Damen und über sechzig in allen Gangarten dressirte Schulpferde!

Dicht neben dem Circus fällt uns das geheimnißvolle Laboratorium des *Professors der natürlichen und übernatürlichen Magie* in die Augen; gewöhnlich ist er ein Sohn, im schlimmsten Fall ein Schüler *Boskos*; — nach annähernder statistischer Berechnung muß Bosko mindestens fünf Dutzend Söhne und ungefähr zwanzig Mal so viel Schüler sein eigen genannt haben, selbst für einen übernatürlicher Magier kein beschämendes Resultat. —

Ein paar Schritte weiter thürmt sich die *größte Menagerie der östlichen Hemisphäre* auf, deren farbenprächtige Aushängebilder auch das gestählteste Herz in süßen Wonneschauern erbeben machen können; — dort auf dem Hauptgemälde sieht man den nichts weniger als angenehm überraschten Wanderer; harmlos ist er seiner Wege geschritten, als er sich plötzlich in zwar gewählter, aber — aufrichtig gesagt — unbehaglicher Gesellschaft befindet. Rechts aus dem Sumpf grinst ihm ein sperrangelweit aufgerissenes Alligatorenmaul entgegen, links setzt ein respectabler Königstiger zum Sprung auf den verlegenen Spaziergänger an; — über seinem Haupte schwebt wie eine Wetterfahne, an einer Riesenpalme eine gutgenährte Boa-Constrictor, während im Wipfel einer Sycomore ein bösartiger Gorilla einen wuchtigen Felsblock zum Bombardement auf den armen Reisenden bereit hält. — Man wird zugestehen, daß die Situation des Wanderers keine beneidenswerthe ist; — doch Muth, Muth — die Rettung ist nahe! Das beweist uns die zweite, nicht minder effectvoll gearbeitete Hälfte des meisterhaften Oelbildes. — Der Königstiger hat den verhängnißvollen Sprung gewagt und ist — direct in den verrätherischen Rachen des anscheinend bedeutend außer Contenance gesetzten Alligators gerathen; — der Gorilla hat seinen Felsblock abgeprotzt und — o rächende Nemesis! — das dräuende Haupt der Boa-Constrictor getroffen, die ihrerseits den ungeschickten Schützen in höchst intime und ringelförmige Berührung mit ihrem werthen „Ich" bringt. — Die Boa verendet an den Folgen des Wurfes, der Gorilla haucht in der Umarmung der Feindin sein schuldbeflecktes Dasein aus; — der Königstiger erstickt in der unbequemen Lage, in die ihn sein mangelhafter Calcül gebracht, — der Alligator fällt als Opfer eines unausbleiblichen Kinnbackenkrampfes, — der Wanderer ist gerettet!

Uebergehen wir das *große Wachsfigurencabinet* mit seinen windschiefen Generälen und vorneüberhängenden Viceadmirälen, lassen wir das *Riesencyclorama* bei Seite liegen, das uns den Lauf des Mississippi mit mehr Zinnober als topographischer Treue veranschaulicht, versagen wir selbst dem niederländischen *Affentheater* mit seiner aufregenden Erstürmung der *Festung Kakomirum* unsere Aufmerksamkeit und wenden wir uns direkt zu den Regionen der „kleineren Leute", zum *wilden Viertel der Saltimbanques*.

Da ist zuvörderst der *Feuerkönig*, dem wir füglich nicht vorbeigehen können; — glühendes Eisen und geschmelzenes Blei, aus

In der Künstlerherberge.

Originalzeichnung von W. Simmler.

diesen bescheidenen Gängen besteht seiner Versicherung nach Tag aus Tag ein sein frugales Mahl. Eine stark verschossene Tunica bedeckt seine Glieder, auf dem grauen Scheitel trägt er eine diabolisch geformte Mütze mit einer unheimlich gesteiften Hahnenfeder. Aus einem Becken, das er in der linken Hand hält, nimmt er mit der Rechten flammende Kohlen und führt sie mit stumpfsinniger Resignation zum Munde. Dann richtet er eine kurze aber energische Ansprache an das versammelte Volk, in welcher er — mit strenger Vermeidung von oratorischem Prunk — nur die Schlagworte „zwei Silbergroschen, ein Silbergroschen“ durch wärmere Betonung hervorhebt.

Eine gefährliche Concurrenz bereitet dem Feuerkönig sein Nachbar, der rühmlichst bekannte ungarische Steinschläger; für einen Steinschläger ist es ein für allemal Ehrensache, Ungar zu sein, gleichviel ob seine Wiege auf den blühenden Fluren Pirnas oder auf den Prairieen der Lüneburger Haide gestanden hat. — In unermüdlicher Ausdauer zerschlägt er von früh bis spät mehrere Fuhren von Feldsteinen mit der nackten Faust. In ihm glüht ungeheuchelte Liebe zur Kunst, in ihm lodert leidenschaftliche Begeisterung; er könnte es mit einem Hammer ungleich bequemer haben, aber schon vor dem bloßen Gedanken bebt seine unverfälschte Künstlernatur zurück!

Dem Steinschläger schräg gegenüber hat sich der sprechende Seehund etablirt; — nach den unzweideutigen Aeußerungen seines Führers, eines lebhaft nach Thran duftenden Herrn in mittleren Jahren, kann der talentvolle Zögling „Papa“ und „Mama“ sagen; freilich hilft der kundige Präceptor diesen Sprechübungen insofern nach, als er den Unterkiefer des Thieres in energischer Weise auf- und zuklappt und so dem verstimmten Gebrumme des Seehundes die Zierde des Rhythmus verleiht. Die aufgeregte Einbildungskraft des Hörers muß das übrige thun.

Im Bretterzelt neben dem schmucklosen Salon des Seehundes treiben die Kinder der Luft ihr ätherisches Wesen; auch hier drückt das Auge des Eintretenden keine überladene Pracht, kein verschwenderischer Luxus. Die Kinder der Luft — in ärmliche Tricots gezwängte Gestalten von den verschiedensten Altersstufen — kommen Hand an Hand hinter einer vielfach geflickten Gardine hervorgehüpft, werfen hüpfend Kußfinger, verbeugen sich hüpfend und nehmen hüpfend eine akademische Stellung an, die in Bezug auf gehüpfte Plastik nichts zu wünschen übrig läßt.

Immer reichhaltiger wird das Treiben, immer gellender der Lärm. — Dort ballt sich die Menge vor der Klause des größten Riesen Europas zum dichten Knäuel zusammen! Auf dem kleinen Gerüst zur Seite der Eingangsthür steht ein verwitterter Sonnenbruder in einer Uniform, die auch den sattelfestesten Militärgelehrten in tödtliche Verlegenheit setzen würde. — „Immer herein — immer herein!“ — brüllt er mit starkbelegter Stimme, — „hier, meine Herren und Damen, sehen Sie den größten Mann der Welt, 29 Jahre alt, gebürtig aus der Normandie, 8 Fuß 11 Zoll hoch, genannt Goliath der Zweite oder der Schöne! — Immer herein — immer herein!“ — Die Bude füllt sich; immer noch donnert der Mann draußen sein „Herein, herein!“ während drinnen der Chor der Gäste in athemloser Spannung der Dinge harrt, die da kommen sollen, denn trotz aller Mühe ist in der Bude, die durchaus keinen abgesonderten oder Nebenraum birgt, auch nicht die leiseste Spur von Goliath dem Zweiten oder dem Schönen zu entdecken. — Da endlich stellt der Herold draußen sein heiseres Toben ein und zieht sich gleichfalls in das Innere der Barracke zurück; mit kräftigem Arm zertheilt er das dichtgestaute Publikum und bricht sich Bahn bis zum äußersten Ende der Arena, wo neben einem ziemlich hohen Postament eine chimborassomäßige Grenadierbärenmütze zu den Sternen ragt. — Der Herold in der Oedipusuniform schwingt sich auf das Postament, stülpt den Pelzchimborasso auf sein Haupt und beginnt im alten Tone: „Hier, meine Herren und Damen, sehen Sie den größten Mann der Welt, 29 Jahre alt, gebürtig aus der Normandie u. s. w. u. s. w.“ — Sprachlos vor Erstaunen starren die Kunstfreunde einander an; aber Goliath der Zweite oder der Schöne schleudert so zerschmetternde, so echt normannische Riesenblicke in den wie vom Blitz getroffenen Kreis, die Bärenmütze schaut so finsterzürnend aus den Wolken nieder, daß der Hörer Schar in lautloser Stille den Schauplatz räumt, von Goliaths drohend mahnender Bitte um freundliche Recommandation begleitet.

Wer kann sie alle nennen, die herzlich dummen Schaustellungen, mit ihrem märchenhaften Zauber für die von Mama mit einem blanken Zweigroschenstück ausgerüstete kleine Welt, wer schildert den zwischen Furcht und Neugierde schwankenden Reiz, dem auch wir einst uns nicht zu entziehen vermochten, als wir unbeholfen in dieses seltsame Leben hineinstolperten! — —

Gegen Mittag, wenn die zusammengeströmte Menge auf eine Stunde nach allen Richtungen zerstiebt, tritt in den artistischen Bemühungen der Berühmtheiten des „wilden“ Meßviertels eine Generalpause ein; der größere Theil der „Künstler“ hält seine Siesta, ohne das Revier der alltäglichen Triumphe zu räumen; ein anderer Theil wieder zieht sich in das kleine räucherige und finstere Gasthaus zurück, das dicht hinter den Buden seine Pforten den Musen des Schwungseils und des Trapezes eröffnet! — In diese Herberge ersuche ich den Leser mir auf einige Minuten zu folgen; denn dort bietet sich die beste Gelegenheit, einen flüchtigen Blick hinter die Coulissen des künstlerischen Vagabundenthums zu werfen!

Das Gastzimmer ist ein geräumiges, aber niedriges und nicht übermäßig sauberes Gemach. An den Wänden hängen verbogene Trompeten, wurmstichige Costüme, Gürtel, Tricots — lauter Requisiten, deren die Bewohner des Hauses für den heutigen Vormittag nicht bedurften; einige handfeste Stühle, zwei altfränkische Tische und eine wackelige Ofenbank, das sind die aus tausend Stürmen siegreich hervorgegangenen Utensilien des durch ein staubiges Fenster sparsam erhellten Saales. — Ein alter unförmlicher Wirth, dessen Gesichtsfarbe unwillkürlich an die schönsten Tage der Bronceperiode erinnert, schiebt sich keuchend durch die Dämmerung des Raumes, während sein Ehegespons, eine verwitterte und schwerhörige Dame, in der Nähe des Ofens sich einzelnen unliebsamen Betrachtungen hinzugeben scheint.

Die Thür öffnet sich, und der Feuerkönig tritt ein; seine infernalische Kopfbedeckung hat er mit einem Cylinder vertauscht, dem auch der unerschrockenste Abruzzenfreibeuter mit frommer Scheu aus dem Wege gehen würde; über seine Tunika hat er einen Paletot gezogen, dessen Zuschnitt nichts weniger als königlich genannt werden darf. — Ein Paar Zigeuner, aus kurzen Pfeifen dampfend, erscheinen kreuzfidel auf der Scene, werfen die Geige in einen Winkel und setzen sich mit vergnügtem Grinsen zur Flasche, die von allen wunderthätigen Elixiren des Wirthes das gehaltreichste birgt. — Auch der ungarische Steinschläger aus Pirna oder der Lüneburger Haide läßt nicht lange auf sich warten; das Geschäft ist nicht übel gegangen, neue große Pläne durchwegen seinen Geist; nachmittags in der Extravorstellung wird er es mit einem Prellstein versuchen. — Der einbeinige Sänger mit dem Mordthatenbilde und mit dem hartnäckig indisponirten Leierkasten, ist gleichfalls vom Resultate seiner Bemühungen befriedigt; er lehnt den großen Räuber, den eine geniale Hand auf die Leinwand gezaubert, in die Ecke und setzt sich auf sein Instrument, das vermuthlich in einer plötzlichen Anwandlung von Reue über seinen verstockten Charakter einen gutgemeinten Ansatz zu einem kleinen Molltriller nimmt, ein Ereigniß, das selbst auf den gemalten großen Räuber in der Ecke seinen Eindruck nicht zu verfehlen scheint; — nebenbei bemerkt, hat der letztere in seiner schrägen, etwas zusammengeklappten Position ein ganzes Stück von seiner imposanten Wildheit eingebüßt. — Selbstverständlich bleiben auch die Kinder der Luft nicht aus; sie nahen sogar in vollständiger Colonne, die Mutter der Luft an der Spitze und im Nachtrabe eine altersschwache und kreuzlahme Bulldogge, getauft: Pluto der Höllenhund. — Ein spindeldürrer Italiener, im zugeknöpften Wams einen Affen tragend, der wie seines Meisters im Wachsthum zurückgebliebener jüngerer Herr Bruder aussieht, ein paar Tabuletkrämer mit Traum- und Punktirbüchern, mit Liebesspiegeln und Fleckseife, die alte Harfenistin mit rothcarrirtem Umschlagetuch und sittig gescheiteltem Haar und ihr Mann, der hustende Invalide ergänzen den seltenen Cirkel.

Der Wirth aus der Bronceperiode wälzt sich schnaufend ab und zu — die Gläser kreisen — die Würfel rollen. Der jüngste Sprößling der Luft, ein hoffnungsvoller Knabe von etwa anderthalb Jahren rutscht bis zur Drehorgel des Mordthatensängers und versucht, durch entschlossene Handhabung der Kurbel den freiwilligen Molltriller von vorhin zu einer längeren Cadenz auszuarbeiten; selbst der menschenfeindliche Affe des gelben Italieners thaut nach und nach auf und macht sich — augenscheinlich in philantropischer Absicht — in den Frisuren seiner Zimmergenossen zu schaffen. — Eine niedliche kleine Tochter der Luft läßt sich eine neue Schleife auf ihr Röckchen setzen,

während ihr Bruder — auf einem Fußteppich liegend und Pluto, den Höllenhund als Kopfkissen benutzend — im Halbschlaf von Glaspyramiden, von Drahtseilexercitien, Kopfsprüngen und von Prügeln träumt. — Nach dem Würfelspiel entspinnt sich eine allgemeine Conversation; das heißt, jeder erzählt, ohne im mindesten auf den andern zu hören, von seinen persönlichen Erfolgen; — daß bei diesen Berichten die verschiedensten europäischen und außereuropäischen Potentaten keine kleine Rolle spielen, versteht sich nach Lage der Sache von selbst. — Der Feuerkönig schwärmt in Erinnerungen an das osmanische Reich; er erzählt von dem Beifall, mit welchem ihn einst bei einer Privatvorstellung im Serail der verstorbene Sultan überschüttet hat, — ja, er schwört Stein und Bein darauf, daß er in Anerkennung seiner Verdienste vom türkischen Großherrn in Gegenwart sämmtlicher Granden zu Allerhöchstdessen Hoffeuerfresser ernannt worden sei. — Die Familie der Luft kann natürlich nicht hinter ihm zurück bleiben; denn vor wie vielen gekrönten Häuptern war es ihr nicht vergönnt, sich zu zeigen; hatte doch allein die verwittwete Vicekönigin von Aegypten in der liebreichsten Weise an zwei Kindern der Luft Pathenstelle vertreten! — Der ungarische Steinschläger, der vergebens über einen Trumpf der Steigerung nachdenkt, sieht im Stillen ein, daß ihn nur noch Theodor von Abyssinien retten kann; — da er aber nicht ganz mit sich im Klaren ist, ob Abyssinien an Reuß-Schleiz-Greiz-Lobenstein oder an die Karpathen grenzt, und gerechte Besorgnisse wegen etwaiger genauerer Nachfrage hegt, so zieht er vor, einige unverständliche aber vielverheißende Brocken zu murmeln, und begnügt sich schließlich damit, auf Künstlerparole zu versichern, daß es ihm ein Leichtes sei, mit einem einzigen Faustschlage ein ganzes Granitgebirge in Schutt und Trümmer zu verwandeln!

In diesem wahrheitsgetreuen Genre geht es weiter, bis der Feuerkönig plötzlich aus der Rocktasche seines Paletots eine tombackene Uhr vom Umfange eines mäßigen Kürbiß zieht, — ein Geschenk des Großsultans, wie er durch die Blume andeutet. — „Zwei Uhr," — sagt er — „es ist Zeit!"

„E tempo!" — sagt auch der Italiener und knöpft den menschenfeindlichen Affen wieder unter das Wams.

„Es ist Zeit!" — wiederholt der Mordthatenmann und schickt sich an, seinen großen Räuber über die Schulter zu packen.

Alles bricht auf, sich dehnend, reckend und streckend; — die Stunde der Ruhe ist vorüber, der Dienst der Kunst fordert sein Recht aufs neue. In wenigen Minuten ist's im Gastzimmer öde, still und leer; nur der Broncewirth zählt mühsam schmunzelnd die eingegangenen Münzsorten, ein Geschäft, das seine schönere und harthörigere Hälfte hinter dem Ofen hervor mit melancholischen Schnarchlauten accompagnirt.

Draußen aber unter den Buden geht's wieder in wüstem Geräusch drunter und drüber, die Schuhsohlen werden frisch gekreidet, die Seile neu gespannt. — Ohne Unterbrechung reiht sich Vorstellung an Vorstellung, bis die Dunkelheit niedersinkt und nächtliche Stille das Lager der Baracken und Zelte zu umschließen beginnt. — Die „Arbeit" ist gethan, und Feuerkönig, Mordthatenmann, Höllenhund und Affe suchen in der Herberge des Broncewirthes den mühevoll verdienten Schlaf.

G. B.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

X. Die Hacienda del Orion (Schluß).

Geborgen waren wir vorläufig, denn der Indianer draußen wandte sofort das Roß, um außer Schußweite zu gelangen, während gleich darauf auch sein Gefährte an einer entfernteren Stelle sich wieder aus dem Graben half. Wir sahen uns an — was ist zu thun? Wie selbstverständlich übernahm sofort der Canadier das Commando. „Vor allen Dingen die Büchsen zur Hand", befahl er, „dann wollen wir Raths pflegen. Wer aber, bei allen grauen Bären der Gebirge, war das Gespenst, das da vorhin an uns vorbeiflog auf dem weißen Renner?"

„Ich war das Gespenst, ich, die unglücklichste aller Mütter", sagte eine Frau, unter uns tretend, die wir sie staunend betrachteten.

Sie war hochgewachsen, baarhaupt und ohne Fußbekleidung, in einem vielfach ausgebesserten Hauskleid, sie mochte zwischen 40 und 50 Jahre zählen, war jedoch immer noch eine kräftige, imposante Erscheinung, aus deren nicht unschönen Zügen, wie aus jeder Bewegung entschieden männliche Energie sprach. Jetzt aber drückten sie den maßlosesten Schmerz aus, der uns alle mächtig ergriff.

„Um Gottes willen, was ist geschehen, Nachbarin Drayton?" fragte der Pater, ihre ausgestreckte Hand ergreifend; „wo ist Mary?"

„Dort — bei — ihnen — verloren!" stöhnte die arme Mutter und brach zusammen, so daß sie fast an der Wand niederglitt, aber von der mit andern weiblichen Insassen herbeigeeilten Rosario aufgefangen und zärtlich beruhigt ward.

Es wurde dem armen Weib ein Schluck Eiswasser mit Tamarindensaft aufgedrungen, und es erholte sich so weit, um in abgebrochenen Sätzen erzählen zu können. Die Indianer, Apachen vom Stamme der Lipanehs, hatten sie und ihre Tochter fern von ihrer Blockhütte bei der Arbeit in den Kürbisgärten überrascht; ihr war es gelungen, in das angrenzende Maisfeld zu entwischen und ihr abgerichtetes Lieblingspferd heranzubringen, dessen Ausdauer und Schnelligkeit sie auch glücklich den beharrlichen Verfolgern entzogen hatte. Nach der Hacienda del Orion war sie aber geflüchtet, weil sie hier die nächste kräftige Hilfe zu finden erwarten durfte; mit dem Ausdruck grenzenloser Verzweiflung mußte die arme Frau vernehmen, daß daran nicht zu denken sei, weil die gesammte männliche Bevölkerung weit entfernt war; kein Zweifel darüber, daß die Apachen diesen Umstand kannten, und ihr Raubzug der Hacienda galt.

Während dem von Schluchzen und Verwünschungen unterbrochenen Bericht der Frau Drayton, war, von zwei stämmigen Mägden geschoben, Doña Jesusita in ihrem Rollstuhl unter der Galerie erschienen.

„Kommen Sie zu mir, Frau Drayton", rief die stattliche Dame, „und vernehmen Sie, daß Sie hier willkommen und sicher sind. Was für Sie gethan werden kann, wird geschehen. Hier stehen, vom Himmel gesendet, kühne Männer und Freunde, welche uns nicht in die Hand der Ungläubigen geben werden. Ehe aber zweimal die Sonne aufgeht, wird Don Ramon hier sein mit acht Stahlherzen an seiner Seite und um ihn dreißig der besten Männer, die jemals einen Lazo geschwungen. Ihnen wird es auch gelingen" — setzte sie mit etwas schwächerer Stimme und, wie ich glaube, einiger Ueberwindung hinzu — „Ihre Tochter zu befreien. Beruhigen Sie sich."

Obgleich ich annehmen darf, daß die gute Doña der Ueberzeugung war, Mary Drayton sei viel besser aufgehoben in dem Wigwam irgend eines Apachenkriegers, denn als Braut und Gattin ihres Sohnes Cayetano — so verbarg sie doch ihre langgenährte Abneigung oder kämpfte sie tapfer nieder, und weinend umarmten sich die Frauen unter reichlicher Thränenassistenz der übrigen.

Frappejuste hatte mittlerweile seine Anleitungen gegeben; wir waren bewaffnet, die Mägde schleppten Gewehre und Munition herbei, deren sich genug vorfanden, um der Belagerung mit einiger Zuversicht entgegensehen zu können. Offenbar hatten die Indianer die Rechnung ohne die Gäste gemacht, nämlich ohne uns, von deren Dasein sie nichts wußten; drei entschlossene Männer, von welchen überdies zwei mit allen Listen und Gefahren solcher Kämpfe genau vertraut und weitberühmte Schützen waren, konnten aber ein Kastell, wie die Hacienda, gegen hunderte von halbnackten Rothhäuten Tage lang vertheidigen, wenn sie auf ihrer Hut waren und die Munition nicht ausging; dies war aber um so weniger zu fürchten, als der Hacendero mit seinen Söhnen spätestens in der Frühe des nächsten Tages ganz bestimmt erscheinen mußte. Unsere Berathungen unterbrach ein Zuruf des als Späher am Thor bestellten Benito, daß sich eine Gruppe von Parlamentärs mit grünen Zweigen in den Händen der Hacienda nahe. Um unsere Anwesenheit so lang als möglich zu verbergen, ward Fra Jose als Unterhändler erkoren und erstieg gleichmüthig das Dach des Gebäudes, um von den Zinnen herab zu capituliren; wir setzten mittlerweile die vorhandenen Gewehre in Stand und luden sie sorgfältig; es zeigte sich, daß auch Doña Rosario sowie ein paar Peonhas gut mit der Büchse umzugehen verstanden, so daß die wehrhafte Garnison durch sie vermehrt werden konnte, wenn sie auch blos

das Laden der abgeschossenen Läufe besorgten. Auch der Knabe Benito hatte sich eines Carabiners bemächtigt und schwur mit manchem Caramba! er wolle seinen Mann stellen gegen die verwünschten Indschens (Indianer).

Mit bekümmertem Antlitz stieg nach einiger Zeit der gute Frater wieder herab von dem flachen Adobedach. „Sie wollen keine Vernunft annehmen," sagte er; „sie verlangen Oeffnung des Thors und Uebergabe der Hacienda, da sie recht wohl wüßten, daß nur Weiber deren Besatzung bildeten, und ließen uns eine Viertelstunde Bedenkzeit, nach deren Ablauf sie die Squaws aus ihrem Loche herausräuchern wollten. Was sie über mich selber gesagt, als ich sie darauf verwies, daß ich ein Diener Gottes und ein Gesalbter der Kirche sei, will ich in christlicher Nachsicht lieber verschweigen," fügte der Mönch hinzu; „aber daß es ein gutes Werk ist, diese rothen Teufel von der Erde wegzuputzen wie räudige Coyotes (kleine Prairiewölfe, eine Schakalart), das bekräftige ich und will es durch die That beweisen." Damit ergriff er eine schwere Wallbüchse und begann eine vierlöthige Kugel in ihren verrosteten Lauf zu zwängen.

Wir bestiegen nunmehr, mit Ausnahme Benitos, welcher seinen Wachposten beibehielt, das Dach der Hacienda. Hier vertheilte uns Frappejuste hinter den massiven Zinnen, ermahnte zur Vorsicht und zu sicherem Zielen, wies die Frauen hinter uns an, sich halbliegend niederzukauern, um laden zu können, ohne sich dem Feind zu zeigen, und empfahl Jedermann vor allem Ruhe, Kaltblütigkeit und genaue Befolgung seiner Befehle. Diese Ermahnung ging wahrscheinlich an meine Adresse, denn in der That war ich fieberhaft aufgeregt, während Ferry und der Frayle mit der wunderbarsten Gemüthsruhe ihre Cigaritos rauchten, die Weiber sich unter unserem Schutze ganz sicher zu fühlen schienen und der Canadier sich völlig in seinem gewohnten Handwerk befand.

Die Indianer ließen, als die festgesetzte Zeit verstrichen war, nicht auf sich warten. Ein Trupp von ungefähr einem Dutzend kam über den freien Platz herüber, beladen mit dürren Baumstämmen aus den Fenzen der Corrals, die sie hinter sich herschleppten; auch Pferde hatten sie zu dieser Arbeit verwendet und sie mit dem Lazo vor das Holz gespannt; aus der hierdurch aufgewühlten rothen Staubwolke tauchten hier und da einige Reiter auf, welche den Zug escortirten und in Ordnung hielten. Je näher er der Hacienda kam, um so schwankender, langsamer erschien seine Bewegung, desto toller aber wirbelte der Staub empor; man sah, die schlauen Feinde fürchteten selbst die Gewehre der Weiber. Wir lagen gut gedeckt im Anschlag und harrten auf Frappejustes Commando; statt dessen aber drang eine andere Stimme in unser Ohr.

Frau Drayton stand auf der Leiter zum Dache hinter uns: „Wenn Ihr ein Herz im Leibe habt und wißt, was eine Mutter ist, so schießt nicht!" flehte sie. „Ich kenne die Wilden, seit einem Vierteljahrhundert hab' ich unter ihnen gelebt, mit ihnen gekämpft. Der Tod eines der Ihren entflammt sie stets zur furchtbarsten Wuth, und der Weiße, der dann in ihrer Hand ist, fällt ohne Erbarmen. Denkt an meine Tochter, harrt aus, das Thor ist fest, Don Ramon kann nicht weit sein, er kommt sicher zum Entsatz. Soll eine Mutter ihre Tochter, vielleicht ihr einziges Kind, einbüßen schnöder Wiedervergeltung zu Lieb? Seit Christen, harrt aus, ich fleh' Euch an darum!"

„Die Frau hat recht," sagte Frappejuste nach einigem Besinnen und ließ den Kolben auf die Erde gleiten, „wenn wir hier ein halbes Dutzend der Spitzbuben erlegen, was an und für sich eine Kleinigkeit wäre, so erreichen wir weiter nichts, als daß wir die übrigen erbittern und das Leben des Mädchens in wirkliche Gefahr bringen. Ich kenne das. Warten wir also ruhig ab, was sie vorhaben; es bleibt immer noch Zeit, unsere Haut so theuer zu verkaufen als möglich."

„Ich stimme bei," meinte Ferry und blies den Rauch phlegmatisch in die Luft, „wir wollen keine Scalpe gewinnen und brauchen uns nicht zu übereilen; aber gibt es denn kein Mittel, den Don Ramon von der Gefahr zu benachrichtigen, in welcher sein Haus und seine Familie schwebt?"

„Vielleicht doch!" riefen zwei Stimmen zu gleicher Zeit. Frau Drayton verschwand; aber mit einem furchtbaren Krach entlud sich des Frayle schwere Büchse in die Luft, so daß er selber von ihrem Stoß taumelte. Aus dem Indianerhaufen erscholl ein Hohngeschrei, sie glaubten, der Schuß sei auf sie abgefeuert worden und verspotteten die Ungeschicklichkeit des Schützen.

„Lacht nur, Ihr heidnischen Teufel!" murmelte Fra Jose, indem er ein doppeltes Maß Pulver in den Lauf rollen ließ; „lacht nur, ehe das alte Ding da ein Dutzendmal in die Lüfte gesprochen haben wird, sollen vierzig Reiter über Euch sein, gegen welche alle Euere Künste zu Schanden werden. Valga me Dios!"

Offenbar sammelten sich jetzt die Indianer zum Handstreich, wahrscheinlich beabsichtigten sie, ihr Holz in dem Graben anzuhäufen, es dann anzuzünden und das Thor zu verbrennen. Zu dem Ende begannen sie sich in eine breite Kette aufzulösen, um minder den Geschossen ausgesetzt zu sein, welche sie selbst von Ungeübten fürchteten — und sammt ihren Pferden in Zickzackwindungen sich dem Eingang der Hacienda zu nähern, während ein halbes Dutzend Reiter hin und herflog, mit wildem Geschrei ihre Genossen anfeuernd und prahlerische Drohungen gegen die Hacienda ausstoßend. Schon vermochten wir das Weiße in den Augen der Vordersten zu erkennen und lugten erwartungsvoll den Ereignissen entgegen — da — horch — die Feinde stehen wie gebannt, voll und laut ertönt ein hehrer Klang über die weite Prairie, — die G l o c k e der K a p e l l e! Frau Drayton hatte den Strang ergriffen und mächtiger, als jemals zuvor, schallte der geweihte Ruf hinaus in die Steppe, diesmal um Hilfe. Es war, als sollte er sie gleich jetzt bringen. Denn die Indianer standen alle starr, erschreckt, zitternd — sie vergaßen, den Staub aufzuwühlen, mit welchem sie sich unsichtbar machten, und lauschten mit irrem Blick und verhaltenem Athem den wunderbaren dröhnenden Lauten.

Abergläubisch bis zum Aeußersten schon von Natur, dazu mit christlichen Vorstellungen schon hinreichend erfüllt, um eine tiefe Scheu zu haben vor allem, was mit der gefürchteten Religion der Weißen in Verbindung steht, galt ihnen die selten oder nie gehörte Glocke für eine der „großen Medicinen" der Bleichgesichter und angstvoll erwarteten sie etwas Außerordentliches, das jetzt kommen mußte. Und daß es kam, dafür sorgte der brave Frappejuste. Rasch hatte er jedem seine Verhaltungsbefehle gegeben, und ehe noch die Rothhäute sich von ihrem Schreck erholt hatten, traten plötzlich schußfertige Männer in die Zinnenlücken, allen voran der riesige Canadier, während die Frauen mit Männerhüten auf den Köpfen diese mit der Büchse am Backen über die Mauern emporstreckten.

„Wah! Longrifles!" schrieen entsetzt die Indianer; im Augenblick hatten sie die Lazos in der Hand durchschnitten, sich auf die Rosse geschwungen und entjagten in wüthender Hast der Feigheit den wohlbekannten Wirkungen der Kentuckybüchse in der Hand der Waldläufer. Allerdings feuerten sie auf der Flucht einige ihrer erbärmlichen Gewehre ab, aber die Kugeln hatten nicht einmal Kraft, in die Adobemauer einzuschlagen.

Als Antwort erfolgte eine allgemeine Salve aus zehn Läufen, ein Signal, das im Verein mit dem Glockenton, auf meilenweite Entfernung in der Prairie gehört werden mußte. Es wurde in Zwischenräumen sodann mehrmals wiederholt, des Frayle Wallfalconet ließ sich noch öfter hören, ohne Unterlaß aber dröhnte die Glocke, an der sich die Frauen wetteifernd einander ablösten, nachdem sie die Frau Drayton geradezu verdrängt hatten. Von den Indianern war vorläufig nichts mehr zu gewahren; nur der Haufen Holz, den sie bis fünfzig Schritte vor die Zugbrücke geschleppt hatten, und eine dünne Rauchsäule am Feldsaum mahnte an ihr Dasein.

Ich muß gestehen, daß ich einigermaßen enttäuscht war. Aus der Lectüre hatte ich mir ein ganz anderes Bild von den „Rittern der Prairie" gebildet; das hier waren schäbige, schmutzige, zerlumpte Gesellen gewesen, Menschencaricaturen, die auf ihren zottigen, mit Distelköpfen und Geschwüren bedeckten Mustangs hockten; von der stelzen Ritterlichkeit der Unkas, Tecumsehs, weißen Falken oder schwarzen Adler keine Spur; nichts, als eine gemeine und noch dazu bodenlos feige Bande von Straßenräubern, welche jedoch ihr Handwerk nur zu treiben wagten, wenn sie in der Mehrzahl des Erfolges sicher waren und gegen — Weiber.

Ein paar Stunden vergingen, der Abend war nicht mehr fern, und wir wurden immer unruhiger. Wenn Don Ramon mit den Seinen unsere Salven und die Glocke nicht hörte, wenn die Nacht mit ihrem finsteren Mantel die erbarmungslosen Feinde vor unseren Kugeln schützte — was dann? Es waren keine guten Aussichten vorhanden — aber es galt, gegen das Schlimmste gerüstet zu sein. Frappejuste befahl, Wasser auf das Dach zu tragen und das Thor von innen durch ein Pfahlwerk mit Erdanwurf zu verrammeln; eben hatten wir, etwas seufzend, die Hacken ergriffen, um den festen Boden

aufzuwühlen, als plötzlich Benito, der einen Spaziergang um das Dach gemacht hatte, ganz athemlos die Leiter herabrutschte.

„Sie sind da!“ rief er.

„Wer? die Indianer?“

„Nein, die Unserigen; ich habe einen Reiter gesehen, dort, jenseits über den Glockenthurm hinaus, er hat mir nur ein Zeichen gemacht und ist dann gleich wieder verschwunden, aber ich hab' ihn recht gut erkannt, es war Feliciano, unser Vaquero. Don Ramon ist da!“ jubelte der Junge, und eilte, den Frauen die willkommene Nachricht zu bringen.

Statt der Verrammelung ward jetzt die Zugbrücke so gerichtet, daß sie augenblicklich niedergelassen werden konnte; gleichzeitig wurden die Pferde auf den Hof geführt, und so harrten wir ungeduldig der Dinge, die da kommen sollten. Die Glocke tönte nach wie vor in hallenden Schlägen. Plötzlich gab sich eine Bewegung unter den auf dem Hofe lungernden Hunden kund; sie erhoben sich, wie lauschend, und brachen dann, dem Eingange entgegenspringend, in ein freudiges Gebell aus.

„Es ist Zeit, sie wittern ihre Herren!“ sagte der Frahle, indem er die gewaltigen Stierfänger liebkoste, welche in jenen Gegenden auf der gefahrvollen Jagd der Bisons gute Dienste leisten. Im gleichen Augenblick flog auch, durch einen gewaltigen Fußstoß beschleunigt, die Zugbrücke rasselnd nieder und über sie hinweg drängte sich ein Gewühl von Menschen und Thieren — denn nicht blos die drei Fremden, auch der Frater, Benito, Frau Drayton und Doña Rosario waren zu Roß, alle wohl bewaffnet, und ihnen voraus stürmte ein halbes Dutzend riesiger Hunde über die Ebene. Auf dieser begann sich's zu regen; die Apachen waren in voller Flucht, das sah man deutlich. Dahin, dorthin flogen sie, überall aber schienen sie auf Widerstand zu stoßen; einige Schüsse krachten, ein wildes Geheul erschallte — und jetzt stürmte der Trupp der Feinde, wenigstens zwanzig Mann stark, gerade auf uns zu. Wenn sie uns warfen, wenn sie die Hacienda erreichten, dann war alles verloren.

Aber die in der letzteren zurückgebliebenen Frauen hatten die Lage so rasch erfaßt, wie wir, und mit etwas gemischten Gefühlen hörten wir die Fallplanke wieder empor winden, indem wir uns zu einem Kampfe auf Leben und Tod fertig machten; diesen ersparten uns aber die Hunde. Die wilden Thiere waren den Reitern keck entgegengefahren und hatten den Trupp völlig in Unordnung gebracht, so daß manche darunter zu thun hatten, ihre scheu gewordenen Rosse zu bändigen; ehe sie sich aber wieder ordentlich zusammen gefunden hatten, erschienen in einem weiten Halbkreis die Vaqueros der Hacienda. Da galt kein Besinnen mehr, die Indianer prallten auseinander und warfen sich in zügellose Flucht, indem sie von uns und der Hacienda abschwenkten in die Ferne der Prairie. Und jetzt that sich ein entsetzliches Schauspiel vor uns auf. Zwei der am besten berittenen, am groteskesten geschmückten Apachen, also jedenfalls Häuptlinge, erschienen an der Spitze der Fliehenden, zwischen sich ein Handpferd, und darauf hing — der Körper einer Frau.

„Meine Tochter, dort ist sie, helft ihr!“ schrie die unglückliche Mutter und warf sich wie wahnsinnig mit ihrem Renner, die Büchse schwingend, auf die Verfolgung.

Aber ihr weit voran waren Ferry und Frappejuste; der erstere hatte das schwere Gewehr fallen gelassen, und gewann, als der bessere und leichtere Reiter, einen großen Vorsprung; nicht lange, und er gebot, die Pistole in der Hand, den beiden Räubern energisch Halt! Die Antwort darauf war, daß der eine sofort sein Pferd herumriß, und die Büchse auf den Franzosen anschlug, während sein Gefährte mit seiner Beute desto eilfertiger zu entfliehen strebte. In dem Augenblick, als Ferry auf den ihm den Weg sperrenden Indianer losstürzen wollte, krachte ein Schuß, der letztere schwankte im Sattel und rollte schwerfällig nieder; Frappejustes nie fehlendes Rohr hatte ihn zu Boden geworfen. Gleich darauf war Ferry dicht hinter dem ersten Räuber; dieser hatte gerade den Arm erhoben, um seiner Gefangenen mit dem Tamahawk den Kopf zu spalten, da traf auch ihn das Blei des „kleinen Gewehrs.“ Leider aber entglitt, als er sank, seiner Hand der Lazo, woran er das Handpferd führte, und dieses suchte in rasenden Sätzen mit seiner bewußtlosen Last das Weite.

Das Mädchen lag, mit auf den Rücken geschnürten Händen, die Füße unter dem Bauch des Rosses zusammengebunden, wie die Indianer ihre Gefangenen zu transportiren pflegen, mit dem Kopf auf der Croupe und seine langen aschblonden Haare vermischten sich mit denen des wehenden Schweifes seines flüchtigen Trägers. Vergebens, daß der Franzose seinen Mustang zur eifrigsten Verfolgung antrieb, daß der Canadier alles aufbot, dem Thier beizukommen, daß Frau Drayton und ich nachzureiten strebten; unstreitig hatten die Indianer ihr edelstes Pferd für die Gefangene bestimmt gehabt, nun flog es vor uns dahin, als eile es der ewigen Freiheit der Steppen entgegen, und mit Schaudern erfüllte uns das Loos, das dem unglücklichen Geschöpf auf seinem Rücken bescheert schien.

Herzzerreißend schallte vor allem der Weheruf der Mutter: „Mein Kind, meine Tochter! Rettet sie, habt Erbarmen!“

Und er wurde gehört. Denn plötzlich donnerte hinter uns erneuter Hufschlag, eine rothe Staubwolke wälzte sich heran, holte uns ein, wallte an uns vorüber; es war ein kleiner Trupp Reiter, aber anderer Art als wir. Wir erkannten sie sofort an der Tracht und an den geschwungenen Lazos als Vaqueros; ja, das waren die echten Hombres de a caballo (Pferdemenschen), von deren Reiterstücken so viel Unglaubliches erzählt wird; wie der Sturmwind, Mann und Roß ein untrennbares Ganzes, brausten sie an uns vorüber, ohne auch nur einen Blick auf uns zu werfen; sie hatten nur ein Ziel und wollten es erreichen — sie erreichten es.

Den beiden andern noch weit voraus war es einer dieser Vaqueros, welcher in wenigen Minuten dem Renner mit der Gefangenen dicht auf den Hufen ritt; er erhob sich stehend in den riesigen Steigbügeln, den rechten Arm hoch über dem Kopf, eine schwarze Linie wirbelte in der Luft, dann schoß sie gleich einer Schlange vorwärts, im gleichen Augenblick wandte der Reiter mit unbeschreiblicher Bravour seinen gelehrigen Hengst; dieser zog an, und der am Sattelknopf befestigte, dem flüchtigen Pferd mit unfehlbarer Sicherheit um den Hals geworfene Lazo riß es nieder auf die Kniee; mit hervorquellenden Augen, heraushängender Zunge, pfeifend nach Athem schnappend, gab es jeden Widerstand auf, es kannte die Wirkung der fürchterlichen Wurfschlinge aus Erfahrung. Mit Blitzesschnelle sprang der Reiter ab, Hand um Hand vorgreifend, arbeitete er sich an dem Lazo bis zu dem niedergebrachten Thier, mit der linken Hand erfaßte er dessen Nase, wie mit einer eisernen Klammer, mit der Rechten hatte er sein Messer aus der Scheide gerissen, zwei Schnitte lösten die Bande des Mädchens, welches langsam vom Rücken des Pferdes glitt.

Als die beiden anderen Vaqueros ankamen, um ihrem Lieblingsbruder beizustehen, fanden sie ihn auf dem Boden sitzend, ein schönes bleiches Mädchenhaupt im Schoße. „Sie ist todt!“ murmelte er, „wir sind zu spät gekommen!“

Da sprangen Ferry, Frau Drayton, Frappejuste von den Rossen. Die Mutter warf sich auf die Tochter mit Jammergeschrei; der Franzose hatte den Arm des regungslosen Mädchens ergriffen. „Sie lebt!“ rief er, zog ein Flacon mit englischem Riechsalz hervor und hielt es ihr vor. In der That verkündeten sofort einige Zuckungen das wiederkehrende Leben; als Mary Drayton die Augen aufschlug, fand sie sich zwischen allem, was ihr theuer war auf der Erde, ihrer Mutter, und ihrem Geliebten, Cayetano Carvalho, dem sie heute ihr Leben verdankte. Wem wollte sie es lieber verdanken? Sie ward auf ein Pferd gehoben, und unter einer Escorte, wie sie sicherer kein König gehabt hat, im Triumph nach der Hacienda gebracht, die ihr so lange schon den Einzug hartherzig verweigert hatte.

Der Kampf war aus. Von allen Seiten ritten die Vaqueros und Peones herbei, einige schleiften hinter sich an den Lazos Indianerkörper; auch aus ihrer Mitte war ein Braver von einer heimtückischen Apachenkugel gefallen, mehre durch Pfeile oder Lanzenstiche verwundet — aber nichtsdestoweniger war ein großer Sieg errungen und, was mehr, Familie, Haus und Hof aus den Krallen der indischen Teufel errettet worden. Don Ramon, eine stattliche Greisengestalt, stand schon unter seines Hauses Thor neben dem Rollstuhl seiner Gattin, die sich seit Jahren zum erstenmal so weit gewagt hatte, um ihren Mann und ihre Kinder eher umarmen zu können; mit wenigen Worten hatte sie ersterem die Geschichte der kurzen Belagerung mitgetheilt; wir fanden noch einmal den wärmsten, überschwänglichsten Empfang in der Hacienda del Orion mit dem abermaligen Anerbieten, daß sie uns gehören solle mit allem, was darin und daran sei, sobald wir nur wollten.

Etwas gemessen, fast kalt, so daß es uns verwundete, wurden Frau Drayton und ihre wiedergewonnene Tochter aufgenommen, während ein ernster, forschender Blick des Vaters auf Cayetano fiel,

der darunter erbleichte. Desto herzlicher umringten seine Brüder und die Frauen den jungen Mann, welcher der bevorzugte Liebling aller schien, wie er denn auch der Schönste, Stärkste, Gewandteste der ganzen Sippe war, so viel jeder einzelne davon an sich werth sein mochte.

Die Assistencia der Hacienda bot, von einem Viertelhundert urwalddustiger, gelber Wachskerzen beleuchtet, an diesem Abend wirklich ein malerisches Bild. Der würdige Hacendero und seine imposante Gemahlin, die acht Söhne, deren ältester achtundzwanzig, der jüngste vierzehn Jahre zählte, wahre Antinousgestalten, jetzt in der prächtig kleidsamen mexikanischen Festestracht, die schönen Frauen der drei ältesten, die zierlichen Mestizenmädchen, welche unaufhörlich auftrugen, was nur Küche und Keller vermochten; die nunmehr in der dunkeln Sonntagskutte prangende Gestalt des jovialen Frayle, der, nachdem er ein ernstes Dankgebet gesprochen, seiner angeborenen Heiterkeit gemüthlich die Zügel schießen ließ, der gravitätische Waldläufer, der den schlau blinzelnden Blick nicht von der hübschen Antonita verwandte, welche dies bemerkend das Feuer ihrer dunklen Augen spielen ließ, trotz der vollendetsten Pariser Coquette; endlich der elegante Franzose, der die Unterhaltung beherrschte, wie und wann er wollte — das alles zusammen steht als ein unauslöschliches Bild in meiner Erinnerung. Ein Schatten fällt in dasselbe nur durch die Abwesenheit der Damen Drayton und die Niedergeschlagenheit des braven Cayetano. „Hoffen Sie, mein wackerer Freund!“ flüsterte ihm Ferry im Vorübergehen zu; aber er schüttelte traurig den Kopf.

Wir erfuhren nun, daß allerdings die Glocke das Beste gethan hatte. Die Vaqueros befanden sich um die Mitte des Tages noch ungefähr drei Meilen von der Hacienda entfernt; sie hatten eine Cavallada von über 3000 Thieren, Pferde, Maulthiere und Rinder, zusammengebracht und gedachten sie am nächsten Morgen in die Corrals zu treiben. Um sie am Ausbrechen zu hindern, mußten die Reiter auf einer sehr langen Linie sich im Halbmond ausbreiten, so daß die beiden Flügelmänner meilenweit vom Centrum entfernt, dagegen den Fluren der Hacienda ziemlich nahe waren. Der eine davon, der Vaquero Feliciano, war es, welcher plötzlich die Töne der Glocke vernahm, während er, merkwürdiger Weise, des Fraters und unsere Salven nicht vernommen hatte; bestürzt sprengte er zu seinem Nachbar, dieser trug die Nachricht weiter, so gelangte sie in einer halben Stunde zu Don Ramon, der im Mittelpunkt hielt. Augenblicklich befahl dieser, die Thiere ihrem Schicksal zu überlassen und in größter Eile auf die Hacienda loszureiten, und zwar in der gleichen Ordnung, wie bisher, so daß die vierzig Reiter in einem großen Halbkreis sie beim Hervorbrechen fast umzingeln mußten. Binnen einer Stunde waren sie, zuletzt mit einiger Vorsicht, am jenseitigen Rande der Felder angelangt; hier war ihnen Schritt und Tritt bekannt, sie stürmten durch die Maisplantagen, setzten über die Gräben und überfielen die Apachen mit einer Wildheit, welche diese gar nicht zur Besinnung kommen ließ, sonst hätten sie gewahrt, daß unter den Vaqueros nur zwei, die Jäger der Hacienda, mit Büchsen bewaffnet waren.

„Ehre der heiligen Jungfrau von Guadelupe und diesen tapferen Fremden,“ sagte Don Ramon, indem er seinen Bericht schloß und auf uns deutete, „sie haben heute mein Haus beschützt vor den Heiden. Diese werden sobald nicht wiederkehren, und wenn sie es jemals thun — unbewacht sollen sie die Hacienda del Orion nicht mehr finden, das gelobe ich.“

„Der heilige Josef, mein Schutzpatron, ist doch auch etwas gewesen in der Sache,“ bemerkte der Frayle; „ohne meine Kanonade —“

„Geben Sie der Wahrheit die Ehre,“ fiel ihm Ferry in die Rede; „ohne Frau Draytons klugen Einfall und die Glocke hätten wir vielleicht jetzt nicht alle mehr unser Haar auf dem Schopfe!“

Als am nächsten Morgen Ferry mit mir in die Assistencia trat, kamen wir zu einer Familienscene, welche uns anfangs in einige Verlegenheit brachte. Don Ramon und seine Gattin auf der einen, Frau Drayton und Cayetano auf der anderen Seite, geröthete Gesichter, verwischte Thränen, peinliches Schweigen sagten uns nur zu deutlich, wovon die Rede gewesen. Don Ramon, nachdem er uns würdevoll gegrüßt, nahm zuerst das Wort wieder auf: „Diese Caballeros“ — damit meinte er uns — „gehören seit gestern zu unserer Familie; ich habe kein Geheimniß vor ihnen. Du, Cayetano, hast das letzte Wort Deines Vaters gehört; gefällt Dir's nicht, steht Thor und Welt Dir offen; Sie, Doña Drayton, werden bei aller Verbindlichkeit, welche wir Ihnen bei dem gestrigen Ueberfall danken — die jedoch von uns, hoff' ich, gut gemacht worden ist — es entschuldigen, wenn wir von einer näheren Verbindung mit Ihrer Familie absehen müssen.“

„Hab' ich mich dazu gedrängt?“ fuhr die Amerikanerin auf, aber Ferry legte ihr die Hand auf den Arm.

„Ein Wort!“ sagte er. „Warum, Don Ramon, wollen Sie Ihrem Sohne Cayetano nicht das Mädchen zur Gattin geben, das er zärtlich und treu liebt?“

„Ich will annehmen, daß Sie ein Recht zu dieser Frage besäßen,“ entgegnete Don Ramon etwas hochfahrend, „und antworte daher kurz: die Vermögensverhältnisse sind zu ungleich.“

Ferry lächelte: „Wenn aber Mary Drayton wohlhabend wäre?“

„Ja, wenn!“ zuckte Don Ramon die Achseln; aber Doña Jesusitas wie Cayetanos Augen richteten sich fragend auf den Franzosen.

„Frau Drayton,“ fuhr dieser fort, „haben Sie nicht einen Sohn gehabt?“

Die Dame blickte auf. „Ganz gewiß,“ erwiederte sie, „William oder kurzweg Bill Drayton hieß der Taugenichts und ist uns vor zwölf Jahren, kurz vor dem Tode seines armen Vaters, entlaufen. Wer weiß, wo seine Gebeine auf der Prairie bleichen!“

„Je nun, wenn er auch gestorben ist,“ meinte Ferry langsam, „so kann er ja eine Erbschaft hinterlassen haben.“

„Bill eine Erbschaft!“ lachte fast die Mutter, „er wäre der Mann dazu gewesen!“

„Und doch ist es so,“ bekräftigte Ferry. „William Drayton ist fünf Jahre lang mein treuer Diener in Mexiko und Californien gewesen; ausdrücklich um seiner Mutter sein Vermächtniß zu überbringen, habe ich den weiten Weg nach der Hacienda del Orion zurückgelegt, wie ich ihm feierlich versprochen.“

„So ist er wirklich todt, der arme Bursche!“ sagte Frau Drayton und wischte sich mit der Schürze die gar nicht nassen Augen; „aber Sie sagten von einer Erbschaft?“

„Da!“ rief der Franzose und zog eine unscheinbare silberne Uhr hervor, welche er der Mutter bot. Diese ergriff und betrachtete sie: „Wahrhaftig, seines armen Vaters Uhr, da hängt noch der Silberpfennig, den ihm sein Pathe Dick Walsen, der Trapper, geschenkt, er hat sie also doch in Ehren gehalten!“

Und diesmal weinte sie wirklich; schluchzend wendete sie sich ab und murmelte: „Zwei Kinder an einem Tag, es ist zu viel!“

Ferry aber trat an den langen Mahagonytisch, zog einen Beutel aus der Tasche, griff hinein und warf eine Handvoll Goldstücke darauf: „Das alles ist Euer, Frau Drayton!“ rief er und leerte den Rest des Beutels aus, so daß die blinkenden Onzas, Escudos, Quadrupels, Doblons und Eagles lustig über die mattbraune Tafel rollten; dann zog er aus dem Portefeuille noch einen hübschen Bund Greenbacks (amerikanische Banknoten), warf sie auf das Gold und rief abermals: „Alles Euer, Frau Drayton, hier liegt die Erbschaft Eueres Sohnes!“

Die Bewegung in den einzelnen Personen und ihre Gesichter bei diesem Auftritt zu beschreiben, würde sehr schwer sein. Es lagen gegen dreitausend Dollars auf dem Tisch. Das ist viel Geld in der Prairie, wo für einen Silberdollar der beste Stier zu haben ist — doppelt viel aber in Baarem; der reichste Hacendero hat niemals solche Summe beisammen gesehen.

Was soll ich noch lang erzählen? Keine Viertelstunde war vergangen, so saß die hübsche Mary Drayton neben der Doña Jesusita, welche sie zehnmal in einem Athem ihr „süßes Kind Mariquita“ nannte; Frau Drayton prangte in einem blauen Atlaskleid, dessen Taille sie noch zweimal hätte beherbergen können. Cayetanos Brüder freuten sich sämmtlich aufrichtig, so auch Fra Jose, der zugleich wieder einfließen ließ, daß alles hätte nicht geschehen können ohne ihn und seine Feldschlange. — — —

Wir mußten zur Hochzeit bleiben, welche Frater Jose Ogindo sehr feierlich vollzog unter den Klängen der nunmehr doppelt berühmt gewordenen Glocke. Als wir endlich, nach mehrmaligem Ansatz, zur Abreise gelangten, erklärte Frappejuste, daß er bleiben und das ihm angetragene Amt eines Kastellans und Jägers der Hacienda übernehmen werde. Da wir Führer in Ueberfluß zur Verfügung hatten, ließen wir den wackeren Canadier gern in den Landen der schwarzäugigen Antonita.

In San Antonio de Texas trennte ich mich vierzehn Tage später von meinem liebenswürdigen Reisegefährten Gabriel Ferry. Ich habe niemals wieder von ihm direct gehört. Aber wenn ich später seine farbensprühenden Reiseschilderungen wiederholt las, mußte ich mich immer fragen: Warum erzählte er nicht auch von der Hacienda del Orion?

Orgelbauer Walcker von Ludwigsburg.

Ludwigsburg, die zweite Residenzstadt Württembergs, ist der Geburtsort manchen berühmten Mannes. Der Dichter und Geisterseher *Justinus Kerner*, der in seinem Jugendwerke „Reiseschatten“ mit gewohnter Schalkheit seine Vaterstadt als „Grasburg“ einführt — um des auf dem Pflaster wachsenden Grases willen, von dem er behauptet, daß es von den Vätern der Stadt mit Absicht als „eine natürliche Stiefelputzmaschine“ gehegt werde — und der berühmte Kritiker *Strauß* sind Ludwigsburger Kinder.

In der Gegenwart aber schließt die Stadt einen der wackersten Kunsttechniker Deutschlands ein, und in dessen Atelier wollen wir den Leser führen. Es ist der Orgelbauer *Eberhardt Friedrich Walcker*, dessen Orgelwerke sich weit über Deutschland hinaus bis nach Frankreich und Rußland und bis nach Amerika und Südindien verbreitet haben.

Für den des Orgelspiels kundigen Musikverständigen wäre der günstigste Moment zu einem Besuch des Ateliers freilich der, wenn gerade eine der großen hier gefertigten Orgeln vollendet und vor der Ablieferung zur letzten Probe in der Fabrik selbst aufgestellt ist. Die letzten Proben solcher Werke sind begreiflich für den Verfertiger und seine Gehilfen Festzeiten, wenn auch keine ganz unbeschwerliche. Denn von nahe und ferne pflegen sich dabei die allezeit freundlich aufgenommenen zahlreichen Besucher einzufinden — verständige und unverständige. Die einen verwundern sich mehr nur über Aeußerlichkeiten, wie die Länge und den Umfang der Pfeifen, sind doch solche da, die mehr als 30 Fuß Länge und die Dicke eines Mannes haben. Andere wollen vielleicht das gewaltige Instrument selber versuchen oder doch die anwesenden berühmten Meister im Orgelspiele hören. Auch den letzteren ist nicht immer und überall Gelegenheit gegeben, Instrumente von solchem Umfang und zugleich solch innerer Vollendung zu handhaben. Alle werden immer aufs neue bewundern, wie das in staunenerregenden Größen dastehende Organon nicht nur der Hervorbringung starker, sondern auch überaus zarter Töne, sowie der mannigfaltigsten Verbindung der gewaltigen und der zarten Toneffekte fähig ist. Sie werden einstimmen, daß auf der so erreichten Stufe innerer Vollendung die Orgel das erhabenste musikalische Instrument ist, das der künstlerische Geist herzustellen vermag.

Doch auch zu anderen Zeiten, wo nicht gerade eines der großen Werke zu sehen und zu hören ist, wird ein Besuch lehrreich sein, ja für den mit dem Gegenstand noch weniger Vertrauten noch instruktiver, um einen Einblick in das Detail der gar mannigfaltigen, zur Fertigung einer Orgel erforderlichen Arbeiten zu gewinnen. Denn der Orgelbau vereinigt zwar in sich mancherlei Handwerke, Schreinerei, Zinngießerei, Schlosserei und andere, aber diese sind nur seine Gehilfen; er selbst ist eine *Kunst*, die wohl vielerlei Handwerkskunstgriffe, Vortheile und Geheimnisse in sich schließt, aber weit über das Handwerk hinaus auf der einen Seite tief in physikalische Verhältnisse eingreift, andererseits in das Gebiet der idealsten Kunst, der Musik, und zwar der heiligen Musik, sich erhebt. Wir begreifen, daß ein Orgelbauer, der nicht blos Handwerker sein *will*, wie er es auch nicht sein *soll*, nicht nur in gar verschiedenen Zweigen der feineren Technik erfahren und mit der wissenschaftlichen Physik vertraut, sondern auch gebildeter Musiker, mit einem Wort im vollen Sinne des Worts Künstler sein muß.

Doch treten wir in die Werkstätte — in der That eine Reihe von Werkstätten — selbst ein, so lernen wir an dem Meister einen freundlichen, beim ersten Anblick durch den Ausdruck schlichter Einfachheit gewinnenden Greis von 74 Jahren (er ist geboren in Cannstatt den 3 Juli 1794) kennen. Gestattet es seine Zeit, so wird er selbst auf die liebenswürdigste Weise unsern Führer machen und nicht ermüden, einem verständigen und wißbegierigen Besucher die wichtigsten Elemente des Orgelbaues deutlich zu machen, von den mehr äußerlich technischen Arbeiten bis zu den zarten musikalischen Feinheiten, Vortheilen und theilweisen — wenigstens für uns — Geheimnissen. Dabei werden wir erfahren, daß es fast keinen Theil des Orgelmechanismus oder seiner Verfertigung gibt, der nicht durch Walcker eine Verbesserung, zum Theil eine völlige Umwandlung erfahren hätte.

Sogleich in dem einen Theil der Werkstätte, der weder ideal aussieht, noch für das Ohr sich mit seinem Sägen, Hobeln, Hämmern, musikalisch vernehmen läßt, — in der Schreinerei treffen wir wesentliche Verbesserungen in der Construktion der Blasbälge. Der Meister belehrt uns über die zwei gebräuchlichen Arten von Blasbälgen, die sogenannten *Faltenbälge* und *Kastenbälge*. Beide Arten sind von Walcker vorzugsweise von dem Gesichtspunkt aus umgewandelt worden, daß durch einen gleichmäßigeren Gang des Blasbalgs auch ein gleichmäßiger Zuzug des Windes zu den Orgelpfeifen — eine begreiflicherweise für den Toneffekt höchst wichtige Sache — hervorgebracht wird. Diese beiden verbesserten Arten werden von Walcker nach Umständen angewendet. Meistens gibt er den von ihm verbesserten Kastenbälgen, von ihm Stöpselbalgen genannt, den Vorzug wegen ihrer Einfachheit, Dauer, gleichmäßigen Gangs und geringeren Raumumfangs. Es ist ihm aber mehrmals bei dieser Verbesserung, wie bei anderen begegnet, daß er sie bei dem Bau einer Orgel zwar anbringen wollte, aber nicht durfte. Denn die Besteller glaubten, als die Bezahler, in mehr als einem Falle die Sache besser zu verstehen als der Meister und verlangten hartnäckig die alte Einrichtung.

Anderswo finden wir Arbeiter damit beschäftigt, aus ausgewähltem, abgelagertem Holze kurze und lange, enge und weite *Pfeifen* mit mathematisch genauer Einhaltung der Dimensionen nach Länge und Weite zu fertigen. Der kundige Leser bedarf keiner Belehrung, daß bei allen Blasinstrumenten, also auch bei den Orgelpfeifen, der Ton hervorgebracht wird durch die Vibration der in dem hohlen Raum des Instruments eingeschlossenen Luftsäule. Die Höhe und Tiefe des Tons und damit die Abstufung in der Scala hängt ab von der Länge und Weite, somit von dem kubischen Inhalt der Pfeife. Bei gleicher Weite gibt die längere Pfeife einen tieferen, die kürzere einen höheren Ton. Die ganze Abstufung der Tonreihen beruht so auf dem Gesetz einer mathematisch-physikalischen Progression, deren genaue Kenntniß die erste Bedingung der Fertigung einer Orgel ist.

Trifft es sich glücklich, so können wir beim Weitergehen zusehen, wie in der Gießerei die Zinnplatten für die metallischen Pfeifen gegossen und gehobelt werden. Das scheint ein einfaches und ist doch ein sehr wichtiges Geschäft, welches seine besonderen Kenntnisse und Erfahrung erfordert. Der Meister belehrt uns, wie je nach der Verschiedenheit des Toncharakters, welchen die verschiedenen *Register**) tragen sollen, reines oder in verschiedenem Verhältniß mit Blei legirtes Zinn zu nehmen ist; denn die Mischung des Materials hat Einfluß auf den Ton. Zugleich zeigt er uns die Form, in welche das geschmelzene Metall in lange, dünne Platten, 22 Fuß lang, 3 Fuß breit, gegossen wird. Wir bemerken, daß diese Form mit Tuch (Barchent) ausgeschlagen ist. Auf unsere Frage, wozu dieses und ob das Tuch nicht von der geschmolzenen Masse versengt werde, erhalten wir die Antwort: daß letzteres bei dem niedrigen Schmelzgrade des Zinns nicht der Fall sei; die Unterlage von Barchent aber werde genommen, weil dessen Maschen die Luft entweichen lassen und dadurch die Bildung von Blasen, welche die Zinnplatten unbrauchbar machen würden, verhindert werde. Während dieser Belehrung wird ein kleiner Kessel mit geschmolzener Masse hereingetragen; wir bemerken aber, daß die Gießer noch einige Zeit warten, ehe sie den Kessel in die Form entleeren. Warum? Es muß die Abkühlung der Masse auf den richtigen Wärmegrad für den Guß abgewartet werden. Wird dies nicht beachtet, so wird die gegossene Platte brüchig oder blasig und damit unbrauchbar. Die Zinnplatte ist aber vom Guß her noch nicht glatt und egal genug, hat auch noch nicht accurat die für die verschiedenen Register erforderliche verschiedene Dicke oder vielmehr Dünne. Um uns zu zeigen, wie beides erreicht wird, werden wir an den beiden Hobelmaschinen, die zum Theil nach Walckers eigener Idee construirt sind, geführt. Die geringe Zähigkeit des Metalls bietet Schwierigkeit. Bei der geringsten sich bildenden Falte würde der Hobel die dünne Zinnplatte zerreißen. Dies zu verhindern, geht dem Hobel ein an einer Feder befestigter Schuh voran; durch denselben wird die Zinnplatte dicht an die Unterlage angedrückt und so für den nachfolgenden Hobel eine fest und platt anliegende Oberfläche hergestellt. Erst die also gehobelte Platte ist für den weiteren Gebrauch fertig.

*) Unter Register versteht man eine durch mehrere Octaven hindurch gehende Reihe gleichartiger Pfeifen.

Der Meister belehrt uns nun über die verschiedenen Theile und Arten der Pfeifen. Die Pfeife besteht wesentlich aus zwei Theilen, nämlich aus dem unteren, durch welchen der Wind eingeführt und der Ton gebildet wird — wir wollen es das Mundstück nennen, obwohl dies nicht accurat nach dem Sprachgebrauch der Orgelbauer ist; dasselbe ist je nach dem Register sehr verschieden gebildet — und aus dem oberen, auf den ersten aufgesetzten Theil, dem sogenannten Körper, eine hölzerne oder zinnerne Röhre; die Vibration der in derselben befindlichen Luftsäule gibt dem Ton seine Höhe und Tiefe und wirkt zugleich wesentlich mit, ihm seinen eigenthümlichen Charakter zu verleihen. Es wird ferner unterschieden zwischen offenen Pfeifen, welche oben offen sind, und zwischen gedeckten Pfeifen, welche oben verschlossen sind. Bei gleicher Dimension ist der Ton einer gedeckten Pfeife um eine Oktave tiefer, als der Ton einer offenen Pfeife.

Eine besondere Art bilden die Zungenpfeifen, bei welchen im Mundstücke eine metallene Zunge eingefügt ist, deren durch den eingeblasenen Wind herbeigeführte Bewegung dem Tone seine Eigenthümlichkeit verleiht. Es wird uns gezeigt, wie es zwei Gattungen derselben gibt, mit aufschlagender Zunge und mit freischwingender Zunge; die letztere Gattung ist durch Walcker in den Orgelbau eingeführt worden. Bekannt ist, wie durch eigenthümliche Constructionen der Pfeifen die Tonart verschiedener musikalischer Instrumente in großer Mannigfaltigkeit, die Flöte, die Trompete, die Posaune, die Clarinette, das Violon und andere nachgeahmt werden und wie durch deren Mannigfaltigkeit und ihre Verbindung und Abwechslung beim Orgelspiel der Musiker in Stand gesetzt ist, die erhabensten und feierlichsten, wie die zartesten und lieblichsten Toneffecte hervorzubringen — geeignet das eine Mal zu selbständiger Orgelmusik, das andere Mal zu Begleitung des Gesangs in der reichsten Variation.

Wird uns nun auseinandergesetzt, wie die Pfeife intonirt, d. h. jeder Pfeife der ihr eigenthümliche Ton durch die Construction des Theils der Pfeife, durch welchen der Wind eingeführt wird — wir haben ihn oben das Mundstück genannt — gegeben und wie sie gestimmt, d. h. die Tonhöhe innerhalb der Scala festgestellt wird, so erhalten wir eine Ahnung, auf wie gar mannigfaltige, scheinbar minutiöse, in der That höchst einflußreiche Dinge, besonders bei der Intonation, geachtet werden muß, um einen kräftigen, vollen, runden und wiederum zarten und weichen Ton zu erhalten. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, wie das eine Mal scheinbar geringe Aenderungen der Form beim Eingange des Mundstücks, das andere Mal die Enge oder Weite, kleine Einschnitte, kleine auf verschiedene Weise angebrachte Ansätze von Zinn an den Theil des Mundstücks, wo der Wind ausströmt, von bestimmendem Einfluß auf den Charakter, Wohllaut, Weichheit und Reinheit des hervorgebrachten Tones sind und wie hier der Orgelbauer durch die accurateste Beobachtung der den Ton gestaltenden Elemente dasselbe hervorbringen müsse, was ein guter Flötenbläser ohne Ahnung davon, wie kunstreich und fein nach physikalischen Gesetzen er verfahre, durch die Formirung und Anlegung seiner Lippen an sein Instrument beim Blasen desselben hervorbringt.

Mit dem Bisherigen haben wir kaum den Saum der weitschichtigen Kunst des Orgelbaus berührt, und doch bleibt uns des Interessanten noch gar viel übrig. Haben wir im Vorbeigehen die Kunstschreinerei des Ateliers besucht, in welcher die Gehäuse für die fertigen Orgeln meistens nach selbstgemachten Zeichnungen in dem den Localen, für welche die Orgeln bestimmt sind, angemessenen Style verfertigt werden — Leistungen, vor welchen wir allen Respekt haben, wenn wir vernehmen, daß das Gehäuse der im Ulmer Münster befindlichen, von Walcker verfertigten Orgel, 92 Fuß hoch ist — so lassen wir uns von dem Meister noch über die Vorrichtungen belehren, vermittelst welcher das fertige Pfeifenwerk gespielt wird. Herr Walcker macht uns zuerst aufmerksam auf die Kanäle und die daran befindlichen mechanischen Vorrichtungen zur Zuleitung des Windes aus den Blasbälgen, so wie zur gleichmäßigen Vertheilung und zum ungestörten Zugang desselben in der erforderlichen verhältnißmäßigen und sich gleichbleibenden Stärke zu den einzelnen Registern und zu den einzelnen Pfeifen. Darauf beziehen sich mehrere der wichtigsten Erfindungen Walckers. Es sind die von ihm erfundenen sogenannten Springwindladen mit Kegelventilen, eine Einrichtung, welche er zuerst bei einer für das nördliche Rußland bestimmten Orgel anwendete. In dem dortigen feuchten Ostseeklima konnten die früheren sogenannten Schleifladen nur mit Mühe benutzt werden, dagegen die Walckersche Construction bewährte sich vortrefflich und wird seitdem von ihm, sowie von anderen Orgelbauern mit großem Erfolg angewendet.

Endlich wird uns der zusammengesetzte Mechanismus des sogenannten Regierwerkes gezeigt. In diesem Ausdruck faßt man zusammen: die Theile der Orgel, durch welche nun der ganze Apparat in Thätigkeit versetzt wird, die Manual- und Pedalclaviatur mit ihren Tasten, die Verbindung derselben mit den Windkanälen und den Ventilen der Register und der einzelnen Pfeifen, die Vorrichtungen, um die verschiedenen Manuale einzeln oder in Verbindung miteinander spielen zu können, und anderes mehr, was sich nicht beschreiben, sondern nur sehen läßt — eine gar zusammengesetzte Maschinerie, welche ebenso präcis und sicher wirken, als leicht sich handhaben lassen und für die Dauer eingerichtet sein muß.

Es ist schon der Mühe werth, das Regierwerk einer kleineren Orgel anzusehen. Noch interessanter freilich ist es, aus dem Munde des Meisters sich über die Vorrichtungen belehren zu lassen, die er an seinen großen Werken getroffen hat. Bei der großen Orgel im Münster von Ulm von hundert klingenden Registern sind es vier Manuale und zwei Pedale mit den verschiedensten Vorrichtungen für Anschwellung und Collectivzüge, theils fürs ganze Werk, theils für einzelne Stimmen und Claviere, die sich vermittelst derselben vom leisesten Hauche bis zur vollen Stärke des ganzen Crescendo anschwellen und es ebenso wieder verschwinden machen lassen. Jedes dieser Manuale ist mit einer sogenannten Pneumatik versehen, d. h. an jedem Ventil befindet sich ein kleines Blasbälgchen; sobald das Ventil anfängt, sich zu öffnen, nimmt dieser kleine Blasbalg die herausströmende Luft auf, hebt sich dadurch selbst in die Höhe und hilft damit zugleich dem Ventil, sich vollends zu öffnen. Durch diese Vorrichtungen ist die Möglichkeit gegeben, diese große Orgel so leicht zu handhaben, als ein gewöhnliches kleines Werk. — Die im Jahr 1862 für den großen Concertsaal nach Boston in Nordamerika gefertigte Orgel hat vier Manuale und ein Pedal in zwei Abtheilungen zum Forte und Piano eingerichtet, sammt verschiedenen Vorrichtungen für Crescendo und Decrescendo, durch welche das ganze Werk von der leisesten Stimme bis zur vollen Stärke aller Register angelassen werden kann, — nach Graden, die auf einem Zifferblatt durch einen Zeiger angegeben werden, und so, daß diese Vorrichtung entweder durch den Spieler selbst oder durch eine zweite Person dirigirt werden kann. Das Gebläse wird bei diesem Werk durch eine kleine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, deren Thätigkeit sich selbst nach dem jeweiligen Windverbrauch regulirt, und so das Werk auf die zuverlässigste, ruhigste und gleichmäßigste Weise mit Wind versieht.

Haben wir so unseren Gang durch das ganze Atelier beendigt, so müßten wir stumpfe Leute sein, wenn wir anders als mit dem höchsten Respekt eine fertige Orgel betrachten und ihr Spiel anhören könnten. Um so begieriger sind wir, auch über die künstlerische Laufbahn unseres Meisters etwas zu vernehmen, und er wird auf unsere Fragen mit derselben Freundlichkeit und liebenswürdigen Schlichtheit Antwort geben, wie er auf unsere manchmal ungeschickten Fragen über die Technik seiner Kunst Auskunft gegeben hat.

„Ich habe“ — erzählt uns Herr Walcker — „die Liebe zum Orgelbau von meinem Vater, damals in Cannstatt, der selbst ein geschickter Orgelbauer war, geerbt. Die Mutter war gegen die Wahl dieses Berufs, weil er gar zu schlecht lohne. Daran hatte sie zur Zeit meiner Jugend nicht so ganz unrecht. Die Kriegszeiten waren der Kunst nicht günstig; die Gemeinden hatten ihrerseits viel zu wenig kirchlichen Sinn, um viel Geld an den Gottesdienst zu wenden; in Betreff der Orgeln beschränkte man sich meistens auf Reparaturen. Gleichwohl ließ ich mich in meinem Entschlusse, mich dieser Kunst zu widmen, nicht irre machen. Ich lebte der Hoffnung, dieselbe über anklebende Mängel erheben und das Instrument auf eine Stufe der Ausbildung bringen zu können, daß es seiner Hauptaufgabe, würdigen Antheil am christlichen Gottesdienste zu nehmen, entspräche und es war und blieb mir, der ich mich des Evangeliums nicht schäme, zeitlebens ein lieber Gedanke, durch meinen Beruf auch meinerseits der christlichen Kirche wenigstens indirect zu dienen. An Uebung in der Geduld fehlte es freilich dem strebsamen jugendlichen Geiste nicht. Ich wurde zwanzig Jahre alt, bis ich die erste neue Orgel in der Werkstätte meines Vaters durfte bauen helfen. Doch fand ich eine besondere Förderung in meinem Fache durch den bekannten Abbé Vogler. Dieser kam auf seinen Kunstreisen auch nach Cannstatt,

Ein ungebetener Gast.

Originalzeichnung von F. S. Lachenwitz.

Digitized by Google

und ließ sich dort, wie er auch sonst pflegte, für seine Productionen die Orgelpfeifen nach seinem besonderen, sogenannten Simplificationssystem — gegründet auf die genaueste physikalische Grundlage — zusammenstellen, wodurch er eine bis dahin unbekannte Fülle, Wohllaut, Kräftigkeit und Harmonie des Orgelspiels erreichte. Ich selbst wurde von Vogler beigezogen, und es gelang mir schon damals, durch Vogler geleitet und aufmerksam gemacht auf die mathematisch-physikalische Basis des gesammten Tonsystems, zu seiner Zufriedenheit eine reinere, harmonischere und kräftigere Intonation der Orgelpfeifen herzustellen, als bisher gewöhnlich war. Im Jahre 1821 gründete ich mein eigenes Geschäft hier in Ludwigsburg. Ich mußte aber klein anfangen und hatte lange schwere Zeit. Endlich wurde die Mühe, die ich auf das Studium der Theorie des Orgelbaus gewendet, belohnt, als ich in den Jahren 1829—33 meine erste große Orgel bauen durfte.

„Die Stadt Frankfurt am Main hatte für die dortige Paulskirche eine Concurrenz für Erbauung einer neuen Orgel ausgeschrieben. Nicht weniger als 34 Orgelbauer betheiligten sich dabei. Ich selbst wollte anfangs nicht, weil mir kaum das zur Fertigung eines so großen Werkes nöthige Capital zu Gebot stand. Erst auf mehrfache Aufforderung entschloß ich mich zur Bewerbung. Es dauerte aber drei Jahre, bis ich mit der Baucommission ins Reine kam. Meine eingesendete Registerdisposition, bei welcher ich einerseits dem Voglerschen System folgte, andererseits dem Instrument den der Größe der Kirche entsprechenden großartigen Toncharakter zu geben suchte, zog zwar die Aufmerksamkeit der Baucommission auf sich, insbesondere zweier Mitglieder derselben, des Hofraths Andree von Offenbach, und des Herrn Schnyder von Wartensee, damals in Frankfurt. Die Concurrenten aber erhoben eine Menge Einwendungen und Streitfragen, insbesondere gegen das Voglersche System. Die Widerlegung wurde mir zwar nicht schwer; gleichwohl scheiterte ich fast noch zuletzt, als ich den Abschluß des Accords sicher glaubte, und später bei der Ausführung. Ich hatte nämlich in meinen Plan ein offenes 32 füßiges Baßregister aufgenommen, d. h. ein Register von offenen Holzpfeifen, deren größeste 32 Fuß Länge haben und die tiefsten Baßtöne bis zum Contra C hervorbringen sollte. Aber gerade dagegen sträubte sich die Baucommission. Hofrath Andree fragte mich, ob dieses Register zum Gebrauch oder zur Decoration proponirt sei? Ich antwortete, ob er mich für einen Schwindler halte? Ich wolle dieses Register zum Spielen und Hören, nicht zum Beschauen bauen. Andree meinte weiter, er habe zwar die berühmtesten und größesten Orgelwerke Europas kennen gelernt und darin solche Bässe wohl gesehen, aber nie gehört; keiner habe einen deutlichen, vernehmlichen, musikalischen Ton von sich gegeben und er, Andree, halte solche Tontiefe überhaupt für ein musikalisches Unding und solchen Baß für einen bloßen Windfresser; die Commission gebe einem recht gesunden, deutlichen, 16 füßigen Baße bei weitem den Vorzug.

„Dieses war mir aber um so bedauerlicher, als ich gerade durch dieses Register dem Werke die Krone aufzusetzen, der ganzen Tonmasse erst das volle Relief, und durch die ungewöhnliche Tontiefe einen recht großartigen Charakter zu geben, überhaupt dadurch etwas Ausgezeichnetes zu leisten hoffte. Deswegen bestand ich, als zur Vollendung der Disposition unbedingt erforderlich, auf der Ausführung dieses Baßregisters, und es wurde mir dieselbe endlich auf meine feierliche Versicherung, daß ich meines Calcüls sicher sei, gestattet, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich nicht bloße Kasten, die ein sturmwindartiges Gebrause hervorbringen, sondern Pfeifen herstellen wolle, die einen klaren und deutlichen Ton von sich geben. Aber durch welche Noth und Angst mußte ich noch mit meinem 32 füßigen Basse gehen!

„Als die fertige Orgel in Frankfurt aufgestellt wurde, war nach dem Vorgesagten begreiflicherweise der Vorstand der Baucommission, Hofrath Andree ganz besonders auf dieses Register begierig. Er kam fast täglich selbst, um nach dem Fortgang des Werkes zu sehen; wiederholt zeigte er sich erfreut über die egale und feine Intonation der eingesetzten Register und wurde nun immer verlangender nach dem tiefen Basse. Endlich waren auch diese colossalen Pfeifen eingesetzt; aber wer malt mein Erschrecken, als ich die Tasten anschlug und bei den tieferen Pfeifen der Ton — versagte! Die prompte und schöne Intonation auch der tieferen dieser Stimmen war mein besonderes Anliegen gewesen, und nun, ich mochte versuchen was ich wollte, meine Pfeifen leisteten eben das nicht, was ich versprochen, d. h. sie gaben keinen reinen, runden, deutlichen Ton von sich. Glücklicherweise war Hofrath Andree bei diesem ersten Versuch nicht anwesend, und so nicht Zeuge meines Schreckens und meiner Noth. So konnte ich in der Stille und, ohne daß jemand davon wußte, nachdenken und probiren. Wie oft aber mußte ich dem Hofrathe auf seine immer dringendere Frage: „Was macht der Zweiunddreißigfüßer?“ mit immer schwächerer Hoffnung und Zuversicht antworten: „Nur noch ein klein wenig Geduld!“ Unterdessen versuchte ich, was möglich; es half nichts. Ich revidirte meinen mathematisch physikalischen Calcül; der war richtig und fehlerlos; aber meine Pfeifen thaten eben ihren Dienst nicht. Meine Intonationskunst, auf welche ich so stolz war, schien eben bei dem Contra G an ihrer Grenze zu sein, und der Umstand, daß mein Calcül bei wiederholter Revision sich als untadelhaft erwies, erweckte in mir den schrecklichen Gedanken, daß solche tiefen Töne für das Ohr gar nicht mehr vernehmbar seien.

„In dieser Noth und innerlich gedrückt, ging ich eines Tages die Kirchentreppe hinab, seufzend zu Dem, der mir schon oft aus der Noth geholfen und manches hatte gelingen lassen, um in der wenig entfernten Werkstätte meiner Arbeiter nachzusehen. Da schlägt plötzlich, von der Werkstätte herkommend, ein außerordentlich tiefer, aber sehr starker und deutlicher Ton an mein Ohr. Ich fahre auf und rufe aus: „Das ist ja mein gesuchter Baß.“ Rasch trete ich in die Werkstätte und frage in größter Aufregung: „Was habt Ihr da gemacht?“ Meine Arbeiter, die ich so angefahren, schauen mich an, ob ich bei Trost sei? Ich wiederhole die Frage und füge bei, daß ich einen so tiefen und starken Ton von der Werkstätte her gehört habe; woher das komme? Ja, antworteten sie, einer von ihnen habe etwas leimen und den Leim wärmen wollen, und habe, um schnell fertig zu werden, einen ganzen Haufen Hobelspähne in den hier befindlichen Windofen geworfen und angezündet; diese seien in plötzlichen massenhaften Brand gerathen, und davon habe der Ofen und der Kamin auf einmal so gebrummt, daß sie alle ganz erschrocken seien.

„Sogleich ließ ich das Experiment wiederholen und abermals ließ sich aus dem Kamin derselbe donnerähnliche Ton in ganz deutlicher Unterscheidbarkeit vernehmen und zwar noch um $1\frac{1}{2}$ Ton tiefer, als das Contra C meines Basses werden sollte. Nun athmete ich wieder leichter, ich war wenigstens der ersten Sorge überhoben, der Furcht nämlich, diese Töne seien für das Ohr nicht mehr faßbar. Waren sie an sich möglich und für das Ohr wahrnehmbar, so bekam auch der jugendliche Unternehmungsgeist wieder Zuversicht, das Instrument wieder entsprechend herstellen zu können.

„Zuerst untersuchte ich nun den Kamin. Denn die in demselben eingeschlossene Luftsäule hatte ja durch ihre Vibration den Ton hervorgebracht. Es ergab sich bei Abmessung der Länge und Weite des Kamins, daß der innere Raum desselben mathematisch genau mit dem Cubikmaße der Luftsäule eines 64 füßigen A-Tones übereinstimmte; damit war einmal die Richtigkeit meines mathematischen Calcüls bestätigt. Aber woher kam es, daß der Kamin einen deutlichen Ton hervorbrachte, meine Pfeifen aber nicht?

„Endlich kam ich auf die Lösung des Räthsels. Die aus Backsteinen zusammengesetzten Wände des Kamins waren stark genug, um der Vibration solcher gewaltigen Luftsäulen die zur gesunden Reproduction erforderliche Resistenz entgegenzusetzen; nicht so die zu schwachen Wände meiner Holzpfeifen; daher der Ton der letzteren erlahmen mußte. Nun ließ ich ganz in der Stille die Wände der betreffenden Pfeifen durch Verdoppelungen verstärken, und sodann das ganze Register durch starke eiserne Bänder zu einem Block verbinden und zusammen schrauben. Nachdem dieses geschehen, intonirten nicht allein die 8 untersten Töne des genannten Basses schön, deutlich und stark, sondern auch die höheren Noten dieses Registers, die schon zuvor befriedigten, hatten so bedeutend gewonnen, daß man jeden Ton um eine Octave tiefer zu hören meinte.

„Nun endlich konnte ich auf neue Anfrage des Hofraths: „Was macht der Zweiunddreißigfüßer?“ — antworten: „Er ist fertig.“ „Nun so laß ihn hören,“ war die Erwiderung. Ich fing nun bei der höchsten Note des Registers an und ging langsam die Scala herunter. Als ich aber auch die unterste Octave ansprechen ließ, so rief Andree ganz verwundert aus: „Was noch tiefer? noch tiefer?“ eilte dann ganz außer sich die Treppe zu mir herauf, umarmte und küßte mich in ganz exaltirter Freude und gratulirte mir aufs herzlichste zum Gelingen meines Werks. — Damit war mein Ruf gegründet, und

seitdem hatte ich Gelegenheit, auf die größten Entfernungen hin Orgelwerke zu verfertigen."

„Und" — dürfen wir den Meister fragen — „ist Ihnen auch die Anerkennung zu Theil geworden, die Ihr rastloses Streben nach Vervollkommnung Ihrer Leistungen verdiente?"

„Nun" — antwortet er uns — „der erste Lohn liegt in dem Streben selbst und in dem Bewußtsein, an einen von Gott gegebenen Beruf die Kraft des Lebens gerückt zu haben. Aber auch an Anerkennung von Seiten der Menschen hat es nicht gefehlt, wenn auch auf sehr entgegengesetzte Weise. Die Frankfurter waren mit der Orgel für die Paulskirche so wohl zufrieden, daß sie mir außer einem empfehlenden Zeugniß eine ansehnliche Remuneration zuerkannten, die Aufnahme in das Bürgerrecht zu Frankfurt und Uebersiedelung dahin anboten. Ich mußte auf letzteres verzichten, weil ich bei den Verhältnissen des damaligen Zollvereins in Frankfurt zu sehr in meinem Geschäft beengt gewesen wäre.

„Am schlechtesten haben mich meine Landsleute in Ulm gehalten. Im Jahre 1857 fertigte ich für das dortige Münster eine neue Orgel von 100 klingenden Registern. Sie ist das Größte und Vorzüglichste, was ich während meiner ganzen Praxis geleistet, und die Uebernahmscommission hat sie als ein „vollendetes Meisterwerk" bezeichnet. So hat es dabei an Ehre nicht gefehlt, aber Nutzen habe ich daran nicht gehabt, sondern den hellen Schaden, den ich auf circa 10,000 Gulden berechnen durfte."

„Aber wie kam das? Hatten Sie denn nicht einen festen Accord?"

„Allerdings, aber in demselben war über das Gehäuse und die reiche Ausstattung desselben, welches 92 Fuß hoch geworden ist, zu Anfang nichts Genaues bestimmt. Die Zeichnungen dazu wurden mir von dem Münsterbaumeister geliefert, aber nicht als Ganzes auf einmal, sondern stückweise. Als die Ausarbeitung in meiner Schreinerwerkstätte begonnen wurde, konnte die Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit dieser Arbeiten nicht übersehen werden; sie sollten des Gotteshauses würdig und stilgemäß sein; es war mit einem Wort keine gewöhnliche, sondern Kunstschreinerei; man mußte vorzügliches, also theures Eichenholz dazu nehmen; nachdem ich angefangen, konnte ich nicht mehr abbrechen; so stiegen die Auslagen für Material und Arbeit immer höher, und nachdem ich so zu sagen hinter mich hineingeführt war, mußte ich nach Vollendung des Werks mit einer Nachforderung kommen. Solche Nachforderungen werden bekanntlich nicht gerne gesehen; auch der Ulmer Stiftungsrath verweigerte die Anerkennung; ich mußte processiren; endlich kam es zu einem Vergleich, durch welchen mir wenigstens ein Theil meines Schadens ersetzt wurde. In der That habe ich so für dieses, mit so viel Liebe und Mühe von mir ausgeführte Werk nur Verlust und Widerwärtigkeit und statt des gerechten Verdienstes den baaren Verlust gehabt.

„Aehnliche angenehme und unangenehme Erfahrungen habe ich abwechslungsweise mit den von mir erfundenen Verbesserungen im Orgelbau gemacht. Davon nur ein Beispiel. Es wurde mir längere Zeit von den amtlichen Orgelbaurevidenten nicht gestattet, die von mir erfundenen verbesserten Windladen bei auszuführenden Orgelwerken anzubringen. Erst nachdem ich diese Construction bei einer kleinen württembergischen Dorforgel ohne Erlaubniß oben genannter Baubehörde angewendet und so den Beweis für ihre Vorzüge handgreiflich geführt hatte, fanden sich die Herren Revidenten veranlaßt, diese Verbesserung nicht nur zu gestatten, sondern auch allgemein zu empfehlen. Aber wie ging es mir? Als ich ein Gesuch um Patentschutz für diese Construction einreichte, wurde mir zur Antwort: ein solcher könne nicht erreicht werden, da ja die gleiche Art der Windladen bereits vorher von einem andern Orgelbauer N. N. angewendet worden sei. Das war freilich nicht richtig. Denn die Sache ist meine Erfindung, ich habe von ihr schon zwei Jahre früher vor Fertigung jener Dorforgel, bei zwei für das nordische feuchte Klima von Helsingfors und Esthland bestimmten Orgeln Gebrauch gemacht, woselbst sie sich auch trefflich bewährte. Der bezeichnete Kunstgenosse aber hatte davon gehört; auch davon, daß die gleiche Einrichtung bei der Orgel in dem bezeichneten kleinen, nicht weit entfernten Dorfe angebracht sei. Was thut der wohlmeinende Kunstgenosse? Er reist hin, besticht den dortigen Unterlehrer, daß dieser ihm die Orgel öffnet; da studiert er mit aller Muße die fremde Erfindung, und ahmt sie nach, so gut oder schlecht er es versteht, ohne mit dem Erfinder nur ein Wort darüber zu verlieren. Honnetter hat ein Pariser Orgelbauer gehandelt. Dieser frug mich, als er meine Werkstätte besuchte, ob er von einer meiner Verbesserungen Gebrauch machen dürfe. Ich gab ihm unbedingt und ohne Forderung einer Entschädigung die Erlaubniß dazu. Nach einiger Zeit erhielt der Pariser von der Académie nationale die Erfindungsmedaille für die bei mir geschehene verbesserte Construction. Doch wie er ein Ehrenmann ist, gibt er die Medaille zurück mit der Erklärung, daß sie ihm nicht gebühre, weil er die betreffende Einrichtung nicht erfunden, sondern nur zuerst in Frankreich angewendet habe. Darauf hin wird ihm die Einführungsmedaille zuerkannt; ich aber wurde überrascht durch die Zusendung der Erfindungsmedaille, welche mir, ohne daß ich von dem Hergang etwas wußte, durch die französische Gesandtschaft in Stuttgart zugestellt wurde." — So unser Meister.

Wen es interessirt, dem wird er gerne auch die Zeichen ehrenvoller Anerkennung, die ihm von vielen Seiten geworden, zur Ansicht geben; z. B. den silbernen Pokal, der ihm zum Andenken für die Verfertigung der mit mancherlei neuen Vorrichtungen ausgestatteten und überhaupt sehr gelungenen großen Orgel in der St. Petrikirche zu St. Petersburg im J. 1840 überreicht wurde; die Ehrenmedaille, die ihm der Fürstbischof in Agram in Croatien für die für die dortige Kathedralkirche ausgeführte Orgel im J. 1855 hat fertigen lassen, die große Verdienstmedaille, welche ihm von König Maximilian II. von Baiern zuerkannt wurde für die gelungene Ausführung einer Musterorgel für das Conversatorium in München; die goldene Medaille, welche ihm König Wilhelm von Württemberg im Jahre 1838 zustellen ließ, als Zeichen der Anerkennung, welche er seiner Kunstfertigkeit überhaupt, als insbesondere dem sehr gelungenen Orgelwerk für die Hofkirche in Stuttgart in vollem Maaße zu Theil werden lasse; und andere Ehrenzeichen mehr. Wir aber nehmen von dem Meister Abschied mit dem Wunsche, es möchte ihm auch in seinem rüstigen Greisenalter noch eine lange Zeit und vielfache Gelegenheit zu weiteren Leistungen in dem von ihm so sehr geförderten Kunstfach gegeben sein. Welch ein überaus thätiges Leben hinter ihm liegt, möge aber noch eine Uebersicht zeigen, die wir hier nur über diejenigen seiner Orgelwerke anfügen, in welchen er jedesmal neue werthvolle Verbesserungen im Bau des Instruments eingeführt, oder sonst bemerkenswerthe Einrichtungen getroffen hat:

Jahr der Fertigung.	Ort der Bestimmung.	Zahl der Register.	Zahl der Pfeifen.
1829—33	Frankfurt a/M. Paulskirche. .	75	4,332
1838	Stuttgart, Hofkirche	22	1,269
1838—40	Petersburg, St. Peterskirche .	65	3,862
1840—42	Reval, St. Olaikirche. . . .	66	3,756
	Kegel im Gouvernement Reval .	12	784
1844—47	Okak in Labrador	5	270
1847	Helsingfors.	54	3,000
1847	Petersburg, St. Annakirche . .	30	1,600
1847	Heilbronn	50	2,700
1849—50	Schoendorf	40	2,160
1851	Agre in Ostindien.	5	270
1855	Agram in Croatien	52	3,000
1849—57	Ulm, Münster	100	6,256
1860	Nach Südamerika.	8	405
	Canada.	15	918
	Desgleichen	9	459
1861	Sidney in Australien. . . .	8	405
1862	Boston in Amerika — für den dortigen großen Concertsaal .	86	4,752
1863	Wiesbaden	53	2,646
	Würzburg	37	2,268
1865	Mühlhausen im Elsaß . . .	62	3,807
1866—67	Hagenau im Elsaß	40	2,592
1868	Burgdorf in der Schweiz . .	32	2,295

Gegenwärtig ist das 241. Werk im Bau begriffen — für das Hofoperntheater in Wien — ein sechszehnfüßiges Werk von 13 Registern und 621 Pfeifen — also nur ein kleineres Werk, welches aber nach seiner eigenthümlichen Disposition und sonstigen Einrichtung ebensowohl eine größere Domorgel als eine kleine Dorforgel repräsentirt.

Karl Friedrich Klaiber.

Digitized by Google

Am Familientische.

Eine ungelöste Situation.

(Zu dem Bilde auf S. 413.)

„Ich habe die Elster vernommen, es werden Gäste kommen!“ sagt ein altes Sprichwort, und gar oft mag die Erfüllung solchen Anzeichens unwillkommen genug sein. Selten aber wird ein ungebetener Gast so störend in des Hauses Gemütblichkeit eingreifen, als es die Elster selbst bei dem, wie es scheint, in friedlicher Gemeinschaft genossenen Mahle der zwei jungen Hunde auf unserem Bilde thut.

In das gewöhnliche, ziemlich lange Sündenregister des als geschwätzig und diebisch verrufenen Vogels scheint sein hier dargestelltes Thun nicht hineinzupassen; denn wenn uns erzählt wird, daß er den kleinen Vögelchen Eier und Junge wegfrißt, Küchlein und Entlein vom Hofe wegholt und junge Tauben aus den Taubennestern raubt, ja selbst mit Katzen um Mäuse listig kämpft, — noch schlimmerer Diebstähle zu geschweigen — so ist doch der kecke Angriff auf die Hundemahlzeit gewiß als etwas Ungewöhnliches zu betrachten. Und überdem scheint der Inhalt der weiten Schüssel nicht gerade besondere Leckerbissen für einen Elstermagen darzubieten.

Sei es nun, daß — wie es schon eine alte Fabel erzählt — die Elster aus übermäßigem Hunger sich sogar an ein paar Hunde wagt und ihnen die stattlichen Bissen und die Suppe streitig zu machen sucht; sei es, daß sie nur in die fremde Wirthschaft hineinschwatzen, in die fremden Schüsseln hineinlucken und muthwillig stören will; es ist ihr jedenfalls gelungen, die ihr leiblich so überlegenen Thiere mit ihrem klugen, scharfen Auge in Respekt zu setzen und die Schüssel siegreich festzuhalten. Ihrem Schak, schackerak entgegnen die Vierfüßer nur ein mäßiges Knurren und sind offenbar in Verlegenheit, wie sie den ungebetenen Gast loswerden sollen.

Wir können es nicht verrathen, wie sich die äußerst gespannte Situation gelöst hat, wollen auch alle Vermuthungen darüber dem Scharfsinn des Lesers überlassen; das Andenken aber unseres kürzlich verstorbenen Mitarbeiters, des Malers Lachenwitz in Düsseldorf, zu dessen letzten Bildern das vorliegende gehört, wollen wir dankbar ehren und uns der mit so großer Naturtreue und Anmuth ausgeführten Darstellung eines interessanten und zum Nachdenken anregenden Momentes aus dem Thierleben freuen.

R. K.

Die sieben Wunder im Eisenbahnbrückenbau.

Unser Jahrhundert dürfte nicht zu Erde gehen, ohne daß die berühmte Siebenzahl im Eisenbahnbrückenbau, oder die Schienenverbindung von Calais und Dover resp. von Cap Blanc-Nez und Shakespearecliff zum Abschluß gelangt. Nach den Stürmen, wie sie namentlich im letzten Semester den Verkehr zwischen Frankreich und England so ungemein gefährdet und gestört, ist der Würfel hinsichtlich der Inangriffnahme des Riesenwerks gefallen, und wer die Errungenschaften unsrer Tage auf dem Gebiete der Technik in ihrem ganzen Umfange zu würdigen weiß, wird über das Project der Canalbrücke nicht mehr spötteln, sondern ernster denken. Von den vorliegenden schon vielfach geprüften Plänen wird von dem Project des guß- oder schmiedeeisernen genieteten Tunnels ganz abgesehen und eine Brücke gebaut werden, die trotz der Schwierigkeit ihrer Fundamentirung doch kein unübersteigliches Hinderniß entgegenstellt. Die Tiefe des Canals zwischen Cap Blanc-Nez und Shakespearecliff schwankt nur zwischen 60 und 165' und obgleich die Länge der Brücke nicht unter 30 Kilometer beträgt, so soll doch ihre Last mit 9 Pfeilern auf pneumatisch versenkter, mit Beton gefüllter Eisencylinderfundamentirung bezwungen werden. Beide Enden der Brücke ruhen auf felsigem Boden und das Balkenwerk wird durch eiserne Kabeldrähte gebildet, die auf den Pfeilern aufliegen.

Ob das Riesenwerk ausführbar oder nicht, werden selbst unsere Leser wenigstens annähernd beurtheilen können, wenn wir ihnen die andern sechs Wunderwerke im Eisenbahnviaduktenbau nennen, die zu den kühnsten Arbeiten der Ingenieurkunst aller Zeiten zählen. Obenan steht die Röhrenbrücke über den St. Lorenzstrom von Stephenson mit 25 Spannungen von je 353 bis 260 Fuß Weite. Daran schließt sich die Britanniabrücke von Stephenson über den Menai-Canal bei Holyhead. Ihre Röhren, die eine Gesammtlänge von 1380 Fuß haben, liegen 120 Fuß über dem Meeresspiegel und sind in ein Stück zusammengenietet. Zwischen ihren drei Wasser- und zwei Landpfeilern liegen zwei Spannungen von 460 Fuß Weite und zwei von 230'. Die Distanz der Pfeiler bestimmten die Felsen in der Menaistraße, und Stephenson hätte Spannungen von noch größeren Dimensionen überwunden. Das Eisengewicht der Britanniabrücke beträgt nahezu 220000 Centner, und ihr Mauerwerk hält 1¾ Millionen Kubikfuß Stein. Die dritte im Bunde ist die Saltash-Brücke bei Plymouth von Brunel, gleich ausgezeichnet durch Kühnheit und Schönheit der Construction; ihre Spannungen geben der Britanniabrücke fast um nichts nach. Die folgende in der berühmten Siebenzahl ist die Weichselbrücke bei Dirschau von Lentze, eine der größten Gitterbrücken der Welt, deren Pfeiler in dem Schlammboden des breiten Stromes wurzeln. Die Weite der sieben Spannungen steigt je bis zu 428 Fuß und die Gitterhöhe bis weit über das Maaß hinaus, (40') um die Schornsteine der Maschinen durchzulassen. Die Bahnbrücke über den Rhein bei Köln von Lohse und Weidtmann reiht sich der vorigen würdig an; sie hat vier Joche von je 343 Fuß Spannung. Nicht minder großartig und berühmt wie die vorigen ist die Brücke über die Göltzsch in Sachsen. Der Göltzschthalviadukt, welcher 1 Million 900,000 Thlr. kostete, steigt mit vier Reihen Bogen auf und ist mit seiner Höhe von 284 Fuß sächs. zugleich die höchste steinerne Eisenbahnbrücke der Welt.

J. W.

Inhalt: Pauline. (Schluß.) Novelle von E. Wichert. — Unter den Künstlern der Messe. Mit Illustration von W. Simmler. — Die Hacienda del Orion (Schluß). — Orgelbauer Walcker von Ludwigsburg. Von K. F. Klaiber. — Am Familientische: Eine ungelöste Situation. Von R. K. Zu dem Bilde von Lachenwitz: Ein ungebetener Gast.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt ein neues Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Die Daheim-Expedition.

Soeben erschien

die II. Abtheilung vom

Buch vom Grafen Bismarck

von George Hesekiel, reich illustrirt, Preis 1 Thlr. Diese zweite Abtheilung umfaßt die „Lehr- und Wanderjahre Bismarcks“, d. h. seine Wirksamkeit als politischer Parteiführer, seine Thätigkeit im vereinigten Landtage und seine Laufbahn als Gesandter am Bundestag, zu Petersburg und Paris bis zur Uebernahme des Ministeriums. Außerdem enthält sie einen wahren Schatz an Bismarcks zahlreichen Briefen, theils an seine Gemahlin, seine Schwester und an politische Freunde gerichtet, — ein Stück Weltgeschichte in schärfster Spiegelung.

Mitte März 1869. Die Verlagshandlung Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 3. April 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 27.**

Karin von Schweden.

Novelle von **Wilhelm Jensen**.

Das sind die Fälle von Trollhätta. — Sie rauschen seit tausend, tausend Jahren, ehe ein Ohr da war, sie zu vernehmen. Weit über die Felsen sprühen sie ihren silbernen Staub, darauf die Sonnenlichter in freudigen Farben glänzen und gleißen. Drunten aber unter dem blendenden majestätischen Schleier wogen und wallen die stürzenden, stürmischen Wasser.

Das sind die Fälle von Trollhätta. Sie überrauschen Tage und Jahrhunderte. Der Knabe, der an ihnen spielt, wird zum Manne und sein Haar bleicht. Und wenn er zum letztenmal am Stabe zu ihnen hinauswankt, sind sie wie an dem Tage, da er sie zum ersten Male sah. Blumenumrandet wie der Frühling und silberweiß wie der Winter —

Es ist gut sitzen am Rande des Trollhätta für den, der etwas vergessen will, das die fallenden Wasser überhallen. Sie kommen daher wie die Schicksale der Menschen, friedlich, durchsichtig und küssen die nickenden Gräser, die sich auf sie herabneigen. Dann ein kleiner Wirbel und ein schnelleres Rauschen, unmerklich, ahnungslos — doch die Stille, die Klarheit sind dahin und kehren nicht wieder. Geschwinder schießen sie fort, immer hastiger getrieben, unaufhalsamer und unabwendbarer — dann plötzlich stürzen sie tosend in die verschlingende Tiefe hinab.

Als die ersten menschlichen Gestalten, mit der Feuersteinlanze das Rennthier verfolgend, durch die Wälder des Südens daherkamen — plattgesichtig mit weitvorspringenden Backenknochen, gelbbraunes Haar über der fahlen Stirn, den dünnen Bart am Kinn wie welkes Herbstgras niederhängend und ein zottiges Fellstück um die Hüften — da begrüßte sie das Rauschen des Trollhätta. Waren es Jahre, waren es Jahrtausende, daß sie an seinen Wassern saßen? Sie schrieben keine Bücher, die Kunde davon geben, nur die Wellen des Trollhätta murmelten ihre Geschichte. Sie färbten sich roth von ihrem Blut, das die weißgesichtigen Eroberer vergossen, die auf plumpen Schiffen die Ostsee dahertrug. Unaufhaltsam, fortwirbelnd drängten sich die Völker Europas wie die fallenden Wasser des Trollhätta. Da tönten die Lobgesänge Odins an ihren Ufern, und seine Nachkommen, die auf die Erde herabgestiegen, herrschten über den Völkern der Gothen und der Schweden. Ynglinger hießen sie und nannten sich Könige von Upsala. — Jahrhunderte kamen und gingen — wer ihre Kunde aus grauen Tage vernehmen will, wie sie hinabgestürzt auf Nimmerwiederkehr in die alles verschlingende Tiefe der Zeit, dem rauschen es die Wasser von Trollhätta.

Und wieder gebar der Süden eine neue, welterschütternde Bewegung aus seinem Schoß und die Ostsee trug sie herüber. Bis in die Felsenöden des Schneehättan flog die Botschaft des Christenthums, und ein mächtiges Geschlecht, Folkungen genannt, stieg auf den schwedischen Thron. Weit dehnten sich die Grenzen des Reichs, doch mit ihnen wuchs das Begehren, die Habgier und die Herrschsucht. Wilde Kämpfe entbrannten, und die am höchsten gestiegen, stürzten zermalmt in die Tiefe hinab, wie die tosenden Wasser von Trollhätta.

Dann kamen sie zum ersten Mal über den schmalen Arm, der Schweden von Seeland scheidet, die Nachkommen der alten Normannen, die auf meerumspülten Inseln ihr Vikingerreich gegründet. Eine feste Hand hatte das kleine dänische Volk zusammengefaßt, daß es den Mächtigsten kühn entgegentrat, und das von Parteihader entnervte Schweden ward ihm zur leichten Beute. Wenige Meilen von den Fällen des Trollhätta fiel es bei Falköping in die Hand eines Weibes, und auf das Haupt der Enkelkinder Odins legte Margareta von Dänemark die übermüthige Siegerhand.

Dumpf und zornig rauschten die Wasser von Trollhätta. Wer an den grollenden Wogen saß, mußte es vernehmen in brausendem Fall.

Aus der Höhe rauschten sie den Uebermuth der Sieger; dumpfrollend hinabgestürzt in die Tiefe murrten sie die Schmach der Besiegten.

Hatte Karl Knutson ihnen gelauscht, als er das Schwert ergriff und die dänischen Eisenketten zerhieb?

Er vielleicht, doch die ihm folgten, nicht mehr. Eifersüchtig auf die Macht eines Einzelnen, duldeten die Großen des Landes den Königsnamen nicht mehr über sich. Wohl fiel in Wahrheit die Oberherrschaft an Sten Sture und ging über auf seinen Sohn und seine Enkel, doch der eigenwillige Adel erkannte sie nur als „Reichsverweser“

an und benutzte jeden Anlaß, die wirkliche Kraft derselben zu beeinträchtigen. Traurig rauschten die Wasser von Trollhätta, denn der Ruhm und die Größe Schwedens war Schein und Trug — über ihm lag der Schatten jener Kalmarischen Union, die seine erste Besiegerin Margareta erzwungen, kraft welcher die Könige von Dänemark zu Recht auch die Krone von Schweden und Norwegen trugen. Daß keiner ihrer Nachkommen stark genug gewesen, sich dieselbe in Wahrheit aufs Haupt zu drücken, mochte die kurzsichtigen Augen der schwedischen Großen betrügen — die Wasser des Trollhätta rauschten warnender, unheilverkündend, sie ließen sich nicht täuschen und wälzten mit donnerndem Mahnruf sich dem Enkel Margaretas entgegen, als er mit dem Schwert in der Hand an die Küste sprang, mit Gewalt die Krone der Kalmarischen Union zu verwirklichen. Wohl jauchzten sie noch einmal auf, als Christiern der Zweite nach blutigem Kampf bei Brännkyrka vor Sten Sture zurückfloh; doch er kehrte wieder und Sten Sture fiel, die feste, wohlthätige Hand, die zum Heile des Landes den widerspenstigen Willen seiner Großen gezügelt, lag blutlos im Staube, und lachend griff Christiern der Zweite nach der Krone, die der schwedische Adel ihm williger entgegentrug, als wenn einer aus seiner eignen Mitte nach dem goldenen Reif gestrebt. In der Kirche zu Stockholm setzte er sich die Krone aufs Haupt; er nahm das Abendmahl auf den heiligen Eid, die Verfassung Schwedens zu wahren und keine Rache wegen des Vergangenen zu üben. Drei Novembertage lang herrschte festlicher Jubel in den Gassen von Stockholm; die Nacht ward zum Tage, denn auf dem königlichen Schloß erloschen die Kerzen nicht, ehe die Sonne kam. Dort klangen die Becher des gesammten schwedischen Adels zum Preise des Leutseligsten aller Könige, und lächelnd schritt Christiern der Zweite durch die freudetrunkene und weintaumelnde Menge, umarmte die Bischöfe, küßte die Reichsräthe und drückte dem Bürgermeister von Stockholm derb, treufest die Hand. Und dann schlug der König selbst fröhlich die Hände zusammen und sang ein lustiges Lied zu Ehren seiner lallenden Gäste.

Nur die Wasser von Trollhätta rauschten düster geheimnißvoll und rissen das braune Laub, das der Herbstwind über sie rüttelte, wirbelnd in die Tiefe.

Viertehalb Jahrhunderte sind seit jenem Novembertag vergangen.

— — — — — — — — — — — —

Schön und lieblich war jener Novembertag des Jahres 1520. Die untergehende Sonne vergoldete die rothen Dächer des nordischen Neapels und spiegelte sich tiefroth auf der stillen Fläche des Mälarsees. Herbstfrieden des Nordens lag für den fernen Beschauer über Schwedens Hauptstadt; Herbststille auch, die seltsam gegen den lärmenden Jubel, der kurz zuvor noch auf Markt und Gassen geherrscht hatte, abstach.

Auch die mittleren Gegenden Schwedens sind noch heute für ihre räumliche Ausdehnung ein karg bevölkertes Land, doch bewohnt die fünffache Menschenzahl sie gegen damals. Die großen Seen und die Felsen sind geblieben, zwischen ihnen aber erstrecken jetzt sich viele Meilen fruchtbaren Ackerlandes, die in jeder Zeit weite Oede bildeten. Drei unabsehbare Wasserspiegel, der Mälar-, der Hjelmar- und der Wener-See, denen sich in grader Richtung von Osten gegen Westen fast durch die ganze Breite des Reiches, zu denen etwas südlich sich die gewaltige Länge des Wettersees gesellt. Zwischen ihnen wechseln Thäler und Steinkuppen, melancholische Tannengebirge und freundliche Buchenwälder in der Tiefe. Und auf allem, wie über den Dächern der Hauptstadt, lag die abendliche Novembersonne mild und friedlich, als künde sie den Mai, den Lenzmonat des Nordens, anstatt des Decembers, auf den schweigsamen Wassern des Hjelmarsees, wie auf den geräuschlosen, langgestreckten Wellen des Mälar, die leise an die hohen Steintreppen des Schlosses zu Stockholm hinanspülten; auf spitzen Dorfkirchthürmen und den burgartigen Zinnen einsam gelegener Schlösser des schwedischen Adels, die zwischen den glänzenden Wasserspiegeln aus herbstbraunen Laub aufragten; — weiter gen Westen, auf der meeresweiten Fläche des Wenersees mit seinen unzähligen Inseln, aus dessen südlichster Spitze die breite Göta-Elf dem Kattegat zuströmt.

Dann kommen die Fälle von Trollhätta.

Auf dem Wenersee vernimmt der Schiffer in stiller Luft ihren warnenden Laut. In meilenweiter Ferne hört ihn der Hirt auf dem Felde; scheu schweift in hoher Luft der Zugvogel vor seinem Getöse seitab, das sich mit jedem Schritte, der näher hinanführt, verstärkt. Dann ist das Ohr betäubt, und nur das Auge überschweift schauernd die weißschäumende Masse, die sich über jähen Felsbruch donnernd in die grausige Tiefe hinabwälzt. Nackte, steile Granitufer empfangen sie drunten, senkrecht aufsteigende Mauern, wie von Riesenhand errichtet, um die wilden zügellosen Wasser in ihr Bett zurückzuzwingen. Nur hier und da wurzelt in den Steinplatten ein einsamer Baum und wiegt seine gen Westen geneigte Krone im Abendwind, dem Boten der scheidenden Sonne.

Ueber den Wenersee kam er in langsamen Intervallen, er strich über das braune Moos der Felsen zu Häupten des Katarakts, und wie er vorüberzog der schwindenden Sonne nach, streifte er leise mit unsichtbarer Hand die letzten Blätter aus den Baumkronen und trug sie in spielendem Flug über den schrägen Abhang an den Rand des Absturzes hinab. Lustig flatterten sie über den einfarbigen Boden fort, eine Secunde noch und der feuchte Sprühregen des Trollhätta hatte sie gefaßt und schlang sie wirbelnd hinunter.

Eins nach dem andern, immer das nämliche Abendspiel, an dem die schwermüthige Natur sich in ihrer Einsamkeit zu belustigen schien, unbekümmert, ob Menschenaugen es beachteten oder nicht.

Da greift eine Hand nach einem der Blätter, das dem andern nach vorüberfliegt. Es sind doch Menschenaugen da, die alles sehen; zwei große, stille Augen.

Felsiger Grund, mit Moos und Haidekraut sparsam überzogen, dehnte sich aufwärts vom Rande des Trollhätta, hundert Fuß vielleicht bis zur kahlen Höhe, auf der drei von jenen Bäumen standen, die ihre laublosen Zweige gegen den blauen Horizont bewegten. Hin und wieder ragte ein Felsvorsprung wie eine Tischplatte oder wie ein kunstloser Gigantensitz aus dem Grund, und von einem derselben, unweit dem mittleren der Bäume, streckte sich die Hand in die Luft.

Die Hand war so schmal und ihre Finger so durchsichtig und fein, wie nur die Hände Freyas zu sein vermochten, wenn sie mit silbernem Zügel die goldmähnigen Roße lenkten. Nur stach, wie aus weichem Marmor gestaltet, der runde, erhobene Arm, gleich den Bäumen vom Horizonte ab und strahlte weißes, freudiges Licht zurück.

War es Freya, die, herabgestiegen, um Odur zu suchen, auf dem alten Odinsteine saß? Die Dichter sangen von ihr, ihr Auge sei ewiger Frühling, Licht ihr Nacken und ihre Wangen. Und Licht war alles, was von ihr ausging.

Goldenes Licht von dem Haar, das in der Mitte gescheitelt, wie sie dasaß, bis auf den grauen Steingrund herabfiel. Die Abendsonne warf ihren letzten Schein darauf, daß man nicht unterschied, wo die goldenen Fäden des Haares endeten, wo die der Sonne begannen. Gegen die blaue Wölbung des Himmels war es, wie wenn dem Bergmann tief drunten im einförmig gewölbten Schacht aus mattem Gestein eine lichtfunkelnde Ader entgegenquillt — sein erster Gedanke ist nicht der Besitz, nicht der Werth, der in ihr verborgen liegt — träumerisch, wundersam bewegt steht er und blickt von wortlosem Zauber gefaßt auf das stille, süße Geheimniß der Natur.

So saß sie da, wie ein stilles, süßes Geheimniß, das aus der Tiefe des Trollhätta emporgestiegen, um einen Augenblick die weiße Elfenstirn im rothverglühenden Abendstrahl zu baden. War sie feucht, war sie kalt dort unten geworden, daß sie noch einmal heraufkam, um den rosigen Schimmer des Lebens über ihre Wange fluten zu lassen, ehe der lange Winter sie drunten im frostigen Gestein gebannt hielt?

Nein, es war noch ein Licht, das von ihr ausging, das dem widersprach. Mochte das Haar in der Tiefe zu flüssigem Golde werden, Arm und Stirn und Nacken zu glänzendem Alabaster erstarren, es gab keinen Edelstein in der Tiefe, aus dem die Zauberkraft der Natur solche Augen zu bilden vermöchte. Die gehörten der Oberwelt, gehörten dem nordischen Himmel, der sein märchenhaftes Licht, seine Schwermuth und seine Heiterkeit, seinen namenlosen lachenden und traurigen Liebreiz in sie hineingelegt hatte.

Schön wie der Lenz und der Gram in den Augen der Huldin Walhallas war das Mädchen auf dem Runenstein am Trollhätta. Nun stand es auf, und der Schatten seiner hohen Gestalt fiel bis über die brausenden Wasser hinab. Ein langes Gewand von einfachem Stoff umschloß den Körper vom halbentblößten Nacken bis zu den Füßen; fast wie die Tunica einer Griechin lag es gefältelt über der Brust, nur der Gürtel, der es unter ihr zusammenhielt, war kostbar und zierlich aus Gold- und Silberfäden gewirkt. Nach oben zog das schlichtfarbige Kleid sich in schmalen Streifen über die Schultern und unter ihm fiel das

weiße Untergewand von feinster Leinwand leichtgebauscht bis zur Hälfte des Oberarms herab.

Außer der einsamen, märchenhaften Erscheinung des Mädchens war ringsum, so weit das Auge sah, kein lebendiges Wesen zu gewahren. Bewegung wohl, der Wind verstärkte sich und bog das Geäst der Bäume zurück, er strich durch das niedere Buschwerk, das seitab sich bis dicht an den in Wirbeln schießenden Fluß oberhalb der Fälle hinabzog. Aber man hörte weder das Brausen des Windes, noch das Knarren der Zweige; der Trollhätta verschlang jedes untergeordnete Geräusch in unermeßlichem donnernden Getose.

Auch das Rauschen in dem dichten gelben Laub jenes Buschwerks oberhalb des Sturzes. Der Wind fuhr in Stößen darüber hin und durchrässelte die verdorrten Blätter, doch dann lag die breite Fläche derselben wieder still, und nur an einem Punkte setzte sich das Schwanken des Laubes fort und beruhigte sich nicht. Es war, als ob sich eine Zitterespe zwischen dem niedrigen Buchengestrüpp dort befinde; nur tauchte sie bald hier bald dort auf, und es war eigenthümlich, daß der unruhige Punkt sich in schräger Linie über die Berghalde auf den Fluß zu bewegte.

Doch, wie gesagt, das schärfste Ohr hätte es nicht zu vernehmen, nur ein Auge, das aufmerksam darauf geheftet, es zu sehen vermocht. Einen Augenblick schien es, als ob die junge Fee des Trollhätta es gethan. Sie hatte sich von der Sonne, die grade rothverglühend am Horizont versank, abgewandt und blickte rückwärts stromauf. Aber die feurige Kugel hatte ihre Sehkraft geblendet, und aufschauernd kam zugleich der Wind vom Wenersee herüber und rüttelte die braunen Blätter der Halde durcheinander.

Er brachte noch etwas mit sich, etwas wie das Blatt, nachdem sie vorher die Hand ausgestreckt. Doch es war kein Blatt, sondern ein anderer schöner Gast des Trollhätta, ein Kind der nordischen Gebirgseinsamkeit, über das die Natur in seiner Art ähnlichen Liebreiz ausgegossen wie über das Mädchen. Sie hatte etwas von dem Apollo, dem einfach-schönen Falter mit den großen, leuchtenden Augen auf weißem Grund — der Vergleich lag nahe, wie der seltene Schmetterling jetzt, irgendwo vom Winde aufgerafft und vergeblich gegen ihn ankämpfend, an ihr vorüber auf das Wasser zu gerissen wurde. Sie folgte ihm einen Moment mit den Augen; dann sprang sie in plötzlicher Regung wie ein leichtfüßiges Kind ihm nach, die Anhöhe hinunter.

Etwa fünfzig Schritte von ihr hob sich aus den verdorrten Blättern des Gebüsches, an der Stelle, wo in diesem Augenblick die Zitterespe zu stehen schien, ein Kopf empor und blickte verwundert auf die weiße Gestalt, die dem Falter nacheilend daherflog. Dann wich die Verwunderung in den klugen, grauen Augen einem erschreckten Ausdruck, dem die kraftvollen Arme hastig zu gehorchen schienen, denn nun brach das Gestrüpp so heftig auseinander, daß man es trotz dem Lärmen des Trollhätta bis an den Fluß hinab vernahm.

Dennoch that das Mädchen es nicht, oder es gab nicht Acht darauf. All ihr Trachten und Denken war dahin gerichtet, ihr schönes Abbild zu erreichen, ehe der Wind es unrettbar in den feinen Gischt, der schleierartig den brausenden Fall umwob, hinabgerissen. Manchmal griff sie mit der Hand nach dem taumelnden Falter, um ihn zu haschen, doch sie mochte wieder fürchten, ihn zu hart zu fassen, denn die feinen Finger waren ebenso unentschlossen und ungeschickt, wie die Füße gewandt und sicher über die abschüssige Neigung der Berglehne hinunterglitten. Zwar gefährlich sah es aus und war es vielleicht noch mehr; die grauen Augen, die bis auf zwanzig Schritt herangekommen, erkannten es genau — ein bröckelnder Stein brauchte sich loszulösen, ein Fehltritt, ein Straucheln, und das Mädchen rollte haltlos in die Wirbel des wilden Wassers, das wenige Armlängen davon ihre Schönheit auf Nimmerwiedersehen in der Tiefe begrub.

Vergebens — der laute, fast zornig klingende Warnungsruf, den der junge Mann ausstieß, verklang jetzt im Rauschen des Falles, neben dem die Bedrohte sich zu dicht befand. Vergebens auch ihr Eifer, den andern Bedrohten zu retten, den der Trollhätta mit dämonischer Kraft an sich zu ziehen schien. Eine Secunde lang rang der Falter noch gegen den feinen feuchten Staub, der ihn ergriffen, dann fiel er mit schweren Flügeln matt auf die Oberfläche des Wassers, im selben Augenblicke, in dem die weit übergestreckte Hand des Mädchens ihn vom Ufer erfaßte. Doch zugleich wich die lockere Grasnarbe, auf die ihre Kniee sich stützten, sie stieß einen leisen Schrei aus und griff mit der andern Hand vergeblich hinter sich, um sich zu halten. Eine mächtige Woge schoß daher, und es war, als reckte sich ein weißer Riesenarm aus dem Trollhätta, um das goldene Haar des Mädchens zu packen, als lachte es frohlockend und höhnisch und sinnebetäubend aus der schäumenden Tiefe. —

Der trügerische Rasen sank mehr und mehr. — „Gustav!" rief das Mädchen angstvoll — „Gustav!"

„Da bin ich!" Wie ein wildes Thier setzte der Mann in tollem Sprunge über die letzten Knorren des Gestrüpps, er stolperte und stürzte hart an dem todtdrohenden Ufer zu Boden, aber seine Rechte sich gewaltsam in die Erde einkrallend, hielt ihn, während er noch im Fall mit der Linken den Leib der Unvorsichtigen, deren Schulter schon das Wasser berührte, umschlang und sie mit ungewöhnlicher Kraft aus den Armen des Trollhätta zurückriß.

Das alles geschah schneller, als es erzählt wird, und schneller auch hatte sich das Mädchen, von dem hilfreichen Arm unterstützt, elastisch auf die Füße geschnellt und blickte ihren Retter dankbar aber zugleich überrascht, befremdet ins Gesicht. Sie hatte die Hand ausgestreckt, doch zog sie auf halbem Wege zögernd zurück.

Auch der Fremde blickte sie verwundert an, allein man sah in seinen Augen, ihr Staunen hatte nichts als die wundersame Schönheit des Mädchens zum Grund. Er mochte dreißig Jahre zählen und war hochgewachsen, seine Züge nicht regelmäßig aber scharfgeschnitten und ausdrucksvoller als der gewöhnliche schwedische Typus sie bot. Das dunkle Haar fiel ihm wirr über die Stirn, auch seiner Kleidung sah man den Kampf an, den sie mit Dornen und Gestrüpp durchgemacht. Er bemerkte das Zaudern in der schon ausgestreckten Hand des Mädchens, und ein heftiger, spöttischer Zug flog um seine Mundwinkel.

„Ist Dein Leben es Dir nicht werth, daß Du seinem Erhalter die Hand dafür reichst?" fragte er unwillig.

Es lag fast noch mehr Unziemliches in dem Ton als in den Worten selbst. Ein helles Roth flog über Stirn und Wangen der Angeredeten, ihre hohe Gestalt richtete sich mädchenhaft stolz auf, und eine ebenso unwillige Antwort schwebte auf ihren Lippen. Aber sie mochte bedenken, daß wenn die Form auch verletzend war, in dem Gedanken, den sie umschloß, doch Wahrheit lag, daß sie in der That ohne seinen starken Arm ihm nicht lebend hier gegenüberstände und sie erwiderte freundlich:

„Ich meinte, Ihr wäret —"

Er schnitt ihr das Wort scharf am Munde ab: „Ich meine nicht nur, daß Du mich gerufen, sondern ich weiß, daß Du es gethan. Meine Ohren haben es so genau gehört, wie meine Augen es gesehen, daß Du ohne mich dem Schmetterling, dem Du unklug nachjagtest, nachgestürzt wärest. Auch Du weißt das alles und weißt, daß ich nach unweigerlichem Brauch unseres Landes ein Recht hätte, Deine Lippen zu küssen und daß ich sehr bescheiden bin, wenn ich keinen anderen Lohn fordre als diesen."

Rasch erfaßte er mit sicherem Griff bei den letzten Worten die feine Mädchenhand und küßte sie. Sie hatte ihn im Beginn ruhig angesehen, dann mußte sie die Augen niederschlagen, sie wußte nicht, weshalb. Auch die Hand mußte sie ihm lassen — er hatte recht in dem, was er verlangte, und hätte er es nicht gehabt, in seiner Art lag etwas, das keinen Widerspruch duldete. Sie fürchtete sich nicht — was konnte ihr von dem geschehen, der sein Leben daran gewagt, um ihres zu erhalten — aber, wie sie ihm die Hand willenlos überließ, blickte sie scheu auf die andre nieder, in der sie selbst in der Todesgefahr den geretteten Falter nicht losgelassen. Vorsichtig die langen Fühlhörner ausstreckend, kroch der Apollo zwischen den Fingern seiner Beschützerin hervor; er schien zu empfinden, daß die warme Hand ihm Gutes erwiesen, denn er machte keinen Versuch ihr zu entfliehen, sondern blieb furchtlos wie auf einer weißen Blume auf ihr sitzen, nur wie zum Dank manchmal die Flügel mit den rothleuchtenden Augen auseinander schlagend. Auch der junge Mann blickte einen Augenblick schweigsam jetzt darauf hin, dann sagte er heftig:

„Weißt Du nicht, daß man die Narren, die sich selbst ins Verderben stürzen, gewähren lassen muß? Du hast's erfahren, daß sie sonst ihren Retter mit in den Abgrund ziehen. Wer hätte mir geholfen, wenn ich ein Thor gewesen wäre, wie — wie Du!" schloß er schnell und lachte kurz und unharmonisch auf.

Es war dem Mädchen, als ob ihr etwas die Brust beenge; war es die plötzliche Abendkühle, war es das sonderbare Wesen des Fremden in der einsamen Felsenwildniß? „Ich fürchte mich nicht vor dem

Trollhätta," antwortete sie leise, „ich kenne ihn, von meiner Kindheit her und er hat mir nie ein Leid zugefügt."

„Der Trollhätta!" Ihr unerwarteter, verwunderlicher Gesellschafter wiederholte überrascht das Wort — „ist das Euer Trollhätta, von dem Ihr so viel Wesen macht? Laß mich sehen, wie wild Euer berühmtes Ungethüm eigentlich ist!

Er hatte mit schnellem Sprung die Felsplatte, die sich droben bis in den Gischt des Katarakts hinausneigte, erreicht und bog sich tollkühn über den Abgrund, um hinunterzusehen, nieder. Diesmal schrie das Mädchen ängstlich auf, er hörte es nicht, er gewahrte es nur, wie er sich umwandte, an der Bewegung ihrer Lippen und dem Ausdruck ihres Gesichtes und kam lachend und sich das vom Sprühregen benetzte Haar aus der Stirn streichend zurück.

„Das thut dem Hasen wohl, wenn ihm die Hunde auf der Fährte sind; Euer Trollhätta ist ein wackrer Gesell," sagte er mit lustigem Ton. „Wär' es Dir recht gewesen, wenn ich da" — er deutete flüchtig hinaus — „hinuntergestürzt wäre?"

Das Mädchen blickte ihn mit unruhigen Augen antwortlos an, es schienen ihr allmählich Zweifel aufzusteigen, ob es hinter der breitgewölbten Stirn des Fremden richtig bestellt sei. Auch fuhr derselbe, ohne eine Erwiderung abzuwarten, fort: „Pah, Du wärst nicht hinuntergeklettert, um nachzusehen, was aus meinen Knochen geworden, nur die Hunde hätten im Wasser die Spur verloren und ihr Herr ihnen zum Dank Striemen über den Leib geschlagen —"

Er sah mit zusammengezogenen Brauen auf und faßte plötzlich wieder mit hartem Griff das schmale Handgelenk des Mädchens, daß es sie schmerzte. Daran zog er sie, trotz ihrem Widerstreben einige Schritte stromauf und sagte, auf den Fluß niederdeutend, mit gedämpfter Stimme:

„Wer taub wäre und sähe ihn hier, wie er mit den Blumen am Rande tändelt, wie das Abendroth auf seiner stillen Fläche spiegelt und sein Wasser klar und durchsichtig und ohne Arg dahinrinnt, würde der glauben, Mädchen, daß in der Tiefe schon der finstre Strom fortschießt und ihn packt, wenn er sich sorglos ihm vertraut, und in wenigen Secunden ihn hohnlachend und zerschmettert in den lang bereiteten Abgrund hinabstürzt? Und doch sage ich Dir, Dein Trollhätta ist ein Kinderspielzeug gegen einen Strom, den ich kenne, der noch viel sanfter mit Blumen tändelt, der noch viel sonniger lächelt und strahlt, der Dich umarmt und Dich küßt und Dir die Wangen streichelt — und die an seinem Ufer stehen, sind alle blind und taub, sie sehen den Abgrund nicht, der vor ihnen gähnt, sie hören das donnernde Tosen nicht, das ihren Todesschrei übertäuben wird — hahaha — denk an mich, Mädchen, wenn Du wieder von ihm vernimmst, er heißt —"

Er hatte es mit unheimlicher Lustigkeit hastig herausgestoßen. „Wie heißt Du?" brach er, sich besinnend, barsch ab.

„Katharina Stenbock."

Sie antwortete es einfach, ohne Nachdruck, obwohl der Name, den sie aussprach, einer der edelsten in Schweden war. Man vermochte es auch an der Wirkung, die er auf dem Fremden ausübte, zu erkennen, denn er trat überrascht einen Schritt zurück und sagte, das Mädchen voll mit den Augen messend, aber zugleich mit unverkennbar größerer ritterlicher Artigkeit:

„Bei Gott, die Blindheit dieses Landes ist ansteckend, sonst hätte ich Dich auf den ersten Blick erkennen müssen, Rose vom Trollhätta. Oder vielmehr" — und es lag etwas seltsam Gewinnendes in dem Lächeln, mit dem er die Worte begleitete — „hatte ich mir nach den Gesängen von Deiner Schönheit ein anderes Bild von Dir entworfen, Karin, denn die Augen der Sänger unseres Landes sind stumpf wie seine Schwerter. Ich danke Dir, Du mußt wissen, ich habe einen gewissen Antrieb zu närrischen Dingen in mir, und es ist wenigstens etwas für die Unsterblichkeit gethan, die Rose des Trollhätta gerettet zu haben."

Karin Stenbock erröthete leicht; sie hatte ein Unrecht begangen, als sie an dem Verstande des Fremden gezweifelt, seine letzten Worte bewiesen es. Doch zugleich war ihr, als solle sie dieselben nicht anhören, und wiederum konnte sie nicht anders, wenn sie bedachte, was sie dem Retter ihres Lebens schuldete. Zudem sprach etwas aus seinen Reden, aus seinen Gedanken, die er nicht aussprach, vielleicht noch mehr, das sie geheimnißvoll verwandt zu ihm zog.

So stand das Mädchen in ihrer Unentschlossenheit schöner denn je und blickte zu Boden. Ein schweigsamer, minutenlanger Zauber umwob die beiden einzigen lebenden Gestalten in dem öden Felsenthal. Es begann zu dämmern, der Wind verstärkte sich und trieb Gewölk vom Wenersee herauf, doch der junge Mann schien allen Zweck und Ziel seines sonderbaren Hierherkommens vergessen zu haben und seine Augen ruhten mit einem träumerischen Glanz, der ihnen vorher fremd gewesen, auf dem halbabgewandten zarten Profil Karins.

„Es wird dunkel, ich muß nach Hause zurückkehren," sagte sie endlich. Er stand und regte sich nicht; sie hatte einige Schritte stromaufwärts gemacht und wendete sich um. Sie wollte etwas fragen, aber gegen ihre Art fühlte sie sich befangen und konnte die Worte nicht finden. Nun fuhr er plötzlich mit der Hand heftig über sein Gesicht, und der alte Ausdruck lag wieder in seinen Augen. Auch in seiner Stimme, wie er kurz fragte:

„Ist Stenbock — ist Dein Vater mit in Stockholm?"

Sie schüttelte ihr goldlichtes Haar. „Er wollte dorthin, doch er verletzte sich den Fuß und konnte nicht zu Pferde steigen. Ich war froh darüber."

„Du warst froh darüber, Mädchen? Mißgönnst Du ihm den Kuß Christierns von Dänemark?"

„Man soll nicht bei seinem Feinde zu Gast sitzen, es ist nicht edel — und nicht klug," setzte sie langsamer hinzu.

Der Fremde trat rasch wieder auf sie zu. „Du sprichst ein hartes Urtheil über den Adel dieses Landes. Bei seinem Feinde? Weißt Du, daß dies Wort Dich Deinen Kopf kosten kann? König Christiern von Dänemark ist heute König von Schweden, er ist Dein Herr, und wenn er das Haus Deines Vaters der Ehre seines Besuches würdigt, wirst Du dem Täubchen von Amsterdam die Schuhbänder zuschnüren."

Karin hob stolz die Stirn, aus ihren Augen schoß als Antwort wie aus einer verborgenen vulkanischen Tiefe ein flammender Strahl über sein Gesicht.

„Wenn man Dich mit Gewalt zwingen würde?" fügte er schnell bei.

„Dann würde ich Euch fluchen, daß Eure Hand mich dort zurückgerissen!" Ihre Lippen zitterten, wie sie auf das Wasser hindeutete; die Worte des Fremden hatten in der zarten Mädchengestalt die Schleusen eines Stromes geöffnet, der unvermuthet in ihrem Innern tosen und sich überstürzen mußte, wie die Fälle des Trollhätta. Doch ebenso schnell bezwang sie sich wieder und setzte mit ihrer gewöhnlichen Stimme hinzu:

„Ich weiß nicht, wer Ihr seid, daß Ihr ein Mädchen furchtsam machen zu können glaubt. Es gibt noch Männer in Schweden, die mit ihrem Blut den Töchtern dieses Landes solchen Schimpf ersparen würden."

Die Frage, die sie lange hervorzubringen versucht, lag in den ersten Worten versteckt, doch der, dem sie galt, schien sie nicht zu beachten. Er fragte nur halbspöttisch:

„Du hast guten Muth, Rose vom Trollhätta. Kennst Du solchen Mann? Weißt Du seinen Namen!"

Es flog trotzig um Karins Mundwinkel. „Und wüßte ich auch nur einen einzigen, es hat schon manchmal ein Mann, der ein Mann war, sein Volk von Knechtschaft errettet. Ja" — fuhr sie mit gesteigertem Unmuth, wie herausfordernd grade in die durchdringend auf sie gerichteten Augen des jungen Mannes blickend, fort, „vertraute ich auf keinen andern Arm in der Welt als auf den Gustav Erichsons —"

Sie hielt erschreckt inne, denn ihr Gefährte lachte so grell und schneidend auf, daß es rundumher von den Felsen zurückhallte. „Kennst Du Gustav Erichson, Karin Stenbock?" fragte er.

Halb ängstlich, halb gekränkt schüttelte sie nur stumm den Kopf. Mit den Zähnen knirschend sagte er nach einer Pause:

„Siehst Du, Du sprichst, was die Leute reden; ich aber will Dir sagen, was Dein Retter Schwedens ist. Er läuft wie ein Hase vor den dänischen Doggen von Land zu Land; er sieht Weiber und Kinder mißhandeln von den Knechten Christierns und verstopft sich die Ohren vor ihrem Geschrei; er hört den Jammer seines Volkes und hat keinen Trost für ihn als ohnmächtige Flüche. Er ist ein feiger Schuft, der sich nachts in Gräben verkriecht, um sein kostbares Leben nicht zu gefährden, ein Sperling, der dem Geier Rache schwört, der in sein Nest gestoßen und der erschreckt, wenn er ein Eisen klirren hört, der unmännlich zusammenfährt, wenn ein dürrer Zweig im Walde knackt —"

Auf der Froschjagd.

Originalzeichnung von Mathias Schmid.

Digitized by Google

Er brach ab, gleichsam als ob er ein Bild zu den letzten Worten geben wollte, und drehte plötzlich mit aufmerksamen Augen den Kopf zurück. Der Wind, der die Wolken schneller heraufpeitschte, lief ihnen voraus und rüttelte die Zweige des Buschholzes mit vernehmlichem Knacken durcheinander; einzelne verirrte Tropfen begannen mit eigenthümlich knisterndem Ton auf das welke Laub zu fallen. Einige Secunden verharrte der junge Mann in seiner horchenden Stellung, dann drehte er sich rasch zu dem Mädchen zurück und sagte:

„Karin Stenbock, ich muß diese Nacht im Hause Deines Vaters bleiben. Zürne mir nicht, Du scheinst etwas auf Gustav Erichson zu halten; es war nicht so schlimm gemeint, der Unmuth über sein Schicksal, über sein Vaterland riß mich fort, nicht über ihn selbst.“

„Ich kenne ihn nicht, d. h. ich habe ihn nie mit meinem Augen gesehn,“ antwortete sie ruhig, „aber trotzdem, glaube ich, ihn besser zu kennen als Ihr.“

„Glaubst Du, Mädchen? Mit meinen Augen habe auch ich ihn niemals gesehn; es war immer irgend ein unüberwindliches Hinderniß im Wege und, ich fürchte fast, dasselbe wird mich verfolgen, so lang ich lebe. Aber gehört habe ich ihn, von ihm gehört, meine ich, hab' ich oft, und Du magst wohl recht haben. Vertheidige ihn nur, Rose vom Trollhätta, vielleicht kommt einmal die Stunde, wo er es Dir vergelten kann, und bei Gott, wie ich Gustav Erichson kenne, wäre er im Stande, Christiern von Dänemark die schwedische Krone vom Kopf zu schlagen, nur um sie Karin Stenbock vor die Füße zu legen, zum Dank dafür, daß sie nicht an ihm gezweifelt, als er sich selbst aufgab und vor die Hunde warf. Und weil Du so von ihm gesprochen, habe ich Dich gefragt, ob ich heut' bei Euch übernachten kann, denn auch ich bin verfolgt und von den dänischen Doggen gehetzt wie er, und was Du mir Gutes thust, das thust Du einem, der die Feinde Deines Volkes nicht weniger bis in den Tod haßt als Gustav Wasa.“

Er sprach es mit Anmuth und edlem Stolz, daß Karin ihm jetzt unwillkürlich zum Gruße freiwillig die Hand bot.

„Kommt!“ sagte sie, „obwohl Ihr mir Euren Namen nicht nennen wollt; wenn Ihr ein Feind Dänemarks seid, so seid ihr in Gustav Stenbocks Hause willkommen.“

Ein eigenthümliches Staunen lag noch einmal in den Augen des Fremden. „Hat die schlimme Zeit Dich nicht vorsichtiger gemacht, Karin?“ fragte er. „Weißt Du, wer ich bin? Wenn ich ein Spion Christierns wäre, um Dich und die Deinen zu verderben? Und im besten Falle — Du kennst die Drohung des Dänenkönigs wider die, welche einen von ihm Geächteten verbergen — was liegt daran, wenn ein namenloser Flüchtling mehr umkommt, wo es sich um ein Unheil für Dein ganzes Haus handeln kann? Ich danke Dir für Deinen Willen, Karin, aber ich habe zu manche Nacht unter dem Himmel geschlafen, um mich vor einer mehr zu fürchten. Darum leb wohl —“

„Ihr mögt Gustav Erichson besser kennen, als ich, Gustav Stenbock kennt Ihr jedenfalls schlecht, wenn Ihr denkt, ihn könne Furcht bewegen, einem Freunde Schwedens Schutz und Herberge zu versagen,“ unterbrach Karin ihn ernsthaft. „Was Ihr aber zuvor gesprochen, so denke ich, daß man durch Mißtrauen keinem Volke die Freiheit zurückgewinnt und daß —“

Sie hielt einen Moment zögernd inne und sah ihm voll ins Gesicht. „Was, Karin?“ fragte er.

„Daß wenn Eure Augen lögen, an Schwedens Freiheit nichts verloren wäre,“ vollendete sie einfach, daß man es fast sehen konnte, wie es den jungen Mann mit wundersam freudigem Schauer überlief. Er folgte ihr jetzt, ohne der Probe, auf die er sie gestellt, mehr Erwähnung zu thun, den Hügel hinan, von dessen Höhe sie vorhin der untergehenden Sonne nachgeblickt. Im Westen war der Himmel noch blau, und ein goldheller Gürtel wie ein Nordlicht zum Zenith heraufstrahlend, umschlang dort den Horizont, während von Osten her immer schwerere Wolkenmassen sich nachschoben, in denen es, eine Seltenheit für den Norden um diese Jahreszeit, manchmal mit bläulichem Schein flackernd hin und her zuckte. Die Felsenhalde, welche die beiden erklommen, war nicht hoch, aber ziemlich steil, und sie blieben auf dem Gipfel einen Augenblick athemholend stehen. Der Fremde blickte umher, man sah gen Süd, Ost und West weit ins dämmernde Land hinaus; nur nach Norden hemmten die jenseitigen höheren Berge des Trollhätta die Aussicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

XX. Amphibienjagd im Frühling.

Meiner Neigung, ohne Weg und Steg zu gehen, dem Schatten eines Waldes, den Windungen eines Flußufers zu folgen, die pfadlosen Hochmoore zu durchstreifen, verdanke ich die Kenntniß eines eigenthümlichen Stückes Leben, welches man an den Tümpeln und trüben Wasserbecken, die sich den Nordrand der Alpen entlang durch Baiern hinziehen, beim Beginne der wärmeren Jahreszeit findet.

Dieses Leben wird durch eine Verknüpfung von Dingen, die in Wirklichkeit wunderlich weit auseinander liegen, durch Vorstellungen der Menschen jedoch und Zufall einander genähert worden sind, hervorgerufen. In welcher Verbindung mag der aufleuchtende Frühling mit dem Treiben jener Burschen gedacht werden können, welche Tag und Nacht im Röhricht dort herumwaten?

Selbst wenn man ihnen auf die Hände sieht und wahrnimmt, nach welchen Gegenständen sie im Wasser haschen, wenn man die Frösche bemerkt, welche zwischen ihren Fingern zappeln — dann bleibt uns immer noch die Verwunderung darüber übrig, warum sich uns dies Schauspiel in der Zeit zwischen der Frühlingsnachtgleiche und dem Ende des Aprilmonates immerwährend wiederholt, so oft wir unserer Laune nachgegeben haben, im Gewirre dieser Tümpel umherzuschlendern. Die Jungen, welche Frösche fangen, um sie zu essen, oder an andere Liebhaber des Lurchenfleisches zu verkaufen, werden hier nur selten mehr in Sommertagen gesehen, zu welcher Zeit doch ihre Opfer beleibter und wohlgenährter sich befinden müssen, als zur knappen Zeit des Frühlings, in welcher den Fröschen der Tisch noch gar kärglich gedeckt ist.

Die Beantwortung einer solchen Frage hängt genau mit jener zusammen, warum in den nämlichen Wochen die Märkte weit mehr mit Fischen versehen sind, als zu irgend einer andern Zeit des Jahres. Das Fastengebot der katholischen Kirche verlangt an vielen Tagen der österlichen Zeit die Enthaltung von Fleischspeisen, gestattet dagegen den Genuß des Fleisches von Thieren, welche im Wasser leben, namentlich der Fische. Logisch ist die Erlaubniß auf das Fleisch solcher Vögel, ja Säugethiere ausgedehnt, welche ihrerseits von Fischen leben. Wasserhuhn, Fischotter, auch das Fleisch des Bibers sind erlaubte Fastenspeisen; dazu ist für Unbemittelte das Fleisch der Frösche gekommen.

Von den bei uns mit Vorliebe im Wasser lebenden Fröschen werden zwei Arten unterschieden. Die einen, vom Volke unserer Berge „Märzner“, Lanksfrösche*), auch Schwaben oder Storche genannt, zeichnen sich im allgemeinen durch eine mehr graue oder bläuliche Färbung aus. Diese laichen im März und zwar am liebsten in windstillen, schwülen Nächten, während welcher ein leiser Frühlingsregen die seichte Flut erwärmt.

Von diesen will ich zuerst reden, weil ihr Fang am lustigsten ist.

An vielen Stellen der Sümpfe sieht der nächtliche Wanderer rothe Lichter auf- und abhüpfen. Schon aus der Ferne vernimmt man menschliche Stimmen, und dem Nähertretenden zeigen sich Bursche oder Männer, welche Holzfackeln oder Becken mit glühenden Kohlen in der Hand tragen und emsig ins Wasser schauen. Die Fackeln bestehen aus langgeschnittenen Spähnen von harzigem Fichtenholz, die unten durch ein biegsames Baststück zusammengehalten werden. Dieses Licht wird immer so gehalten, daß der Bursche seinen Schatten in den Tümpel vorauswirft, bis zu dem Augenblicke, in welchem er auf seinen Stand hingebückt, hineingreifen will, um irgend einen der armen Frösche zu überraschen. Denn diese letzteren gleichen keineswegs den thörichten Mücken, welche im Schimmer einer verderblichen Kerze tanzen, wie sie es in der rothen Flut des Abendstrahles thun. So lustig sie schreien und ihren kalten Leib entgegenhalten dem Licht

*) Lanks, Lenz, heißt der Frühling.

des brütenden Mittags, so argwöhnisch sind sie gegen den Schein der Fackeln und Kohlenpfannen.

Nehmen wir nun an, der vorausgeworfene Schatten habe seine Schuldigkeit gethan und der Märzner sitze behaglich unten auf dem weichen Pfühl des Thonschlammes, auf dem „Letten". Der Bursche kniet sich auf einen Wulst, der inselartig aus dem Wasser hervorragt: „Ja, ja, ich sehe Dich schon!" Dem angeredeten Märzner aber, der solche Frühlingsabenteuer vielleicht aus langjähriger Erfahrung kennt, kommt das urplötzliche Einfallen eines so verspäteten Lichtes verdächtig vor, und er verfügt sich in ein ihm wohlbekanntes Seitencabinet seiner vielverschlungenen Wohnung.

„Aha," fährt der Jäger in seinem Gespräche fort, „der Kamerad ist unter die Wurzel!" damit greift er unter die Ueberreste einer Sumpfweide, welche seit Jahren vermodert ist. Der Fackelträger streckt seinen Hals neugierig vor, der Lichtkegel schwankt, er vermag sich im Geflecht der Binsen und Wurzelstöcke nicht zurechtzufinden. „Gib den ganzen Glanz her!" ruft er nun, womit er sagen will, daß er des vollen Fackelscheines bedürfe, um bis auf den Grund zu sehen. Aber alles Tasten der Hand hilft nichts. Der Bursche steigt nun in den Tümpel selbst hinein, um mit seinen Fingern noch tiefer in die Höhlungen vordringen zu können. „Der Kerl ist in den Letten geschlossen, aber ich krieg' ihn doch!"

Ueber die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung vermag sich der Zuschauer keine feste Meinung zu bilden, dagegen sieht er, wie der Eindringling selbst bis über die Knie in den mehrerwähnten „Letten" einsinkt. Der Arm steckt nun fast völlig in der Wurzelhöhlung, aber er zieht sich noch immer nicht zurück, um einen Frosch zum Vorschein zu bringen. Aergerlich sagt er: „So viel ist einmal gewiß, je mehr die Fasttag kommen, desto weniger fangst einen Frosch."

„Das Ringel im Wasser ist von gar keinem Märzner hergekommen," sagt nun der Fackelträger. „Recht hast," erwidert ihm der andere, der mittlerweile bis an die Hüften in den Schlamm eingesunken ist, „wenn der Wind über das Wasser hingeht, zappelt so alles." Schon will sich der Gebückte in der Meinung, nur den Schatten einer Beute verfolgt zu haben, wieder aufrichten. „Wenn ich Dich gesehen hab', so bist Du wieder ausmarschirt," sagt er kleinlaut. Doch plötzlich schnellt der Arm mit einem Ruf der Ueberraschung empor und ein zappelnder Gegenstand fliegt auf den feuchten Rasen. Diesmal war es kein Märzner, sondern ein grüngelber Fisch, eine Schleie, welche in ihrer Nachtruhe gestört wurde. Aber das Handwerk des Froschfanges ist ja kein ausschließliches. Der Kopf des Fisches wird gegen den Stumpf der Weide geschlagen und das todte Thier in den Sack gesteckt, freilich nicht in den Rucksack, den einer trägt, sondern in die Seitentasche seiner Joppe.

In diesem Rucksack aber erheben die bereits gefangenen Frösche ein dumpfes klägliches Geheul, wie wenn sie ihre Kameraden in der Freiheit vor dem Fackelträger und seinem Genossen warnen wollten.

Die Gesellschaft setzt sich wieder in Bewegung. Der Fänger, welcher nun doch schon einmal im Graben steht, watet durch Wasser und Schlamm fort. Horch! Diesmal war es keine Täuschung. Das Aufplatschen eines Frosches, der aus dem Röhricht ins Wasser sprang, war von dorther deutlich zu vernehmen und wirklich zeigte auch das Licht der vorgestreckten Fackel Kreise in der ruhigen Flut. Nun wirft einer der Gesellen seinen Haselstock, auf den er sich beim Gehen in den schlüpfrigen Gräben stützt, dorthin, wo die flüchtigen Kreise zu erspähen waren. Der schwimmende Stab soll ihm ein Zeichen der Stelle sein, an welcher der Märzner untertauchte, denn nicht nur die Sumpfjäger, sondern auch wir anderen Laien in der Froschkunde wissen, daß sich das verscheuchte Thier nie sonderlich weit von dem Punkte des Ufers entfernt, an welchem es seine Zuflucht gesucht hat. „Diesmal greif' ich gewiß nicht zu wenig (d. h. ungeschickt oder unsicher)," sagt der Froschfänger, der sich nun mühsam den klaftertiefen Schlamm aufwühlend, bis daher geschleppt hat. Und wirklich glitzert etwas im nächsten Augenblick dem Fackellicht entgegen. „Ah," ruft der Fänger erfreut, „der ist seine zwei Kreuzer werth." Ehe er aber noch Zeit gefunden hat, dem mit dem Rucksack seine Beute zur Verwahrung hinzuhalten, hat er einen anderen Märzner erspäht, der mit hurtigen Schwimmstößen nach einem Dickicht wilder Kresse eilt. Nach diesem tappt er mit der linken Hand, während die rechte die erstere Errungenschaft zusammenpreßt, daß die schwarzen Augen erbsengroß hervortreten.

Dieser zweite Fang ist aber kein glücklicher. Denn nachdem das Thier aus dem glitzernden Wasserbecken, dessen Strahlenbrechung allen Inhalt vergrößert, heraufgeholt ist, erkennen sie, daß sie einen einjährigen Frosch erbeutet hatten. Diese Jünglinge aber sind so schmächtigen Leibes, daß es gerathener erscheint, sie bis auf Wiedersehen im nächsten Jahre ins Wasser zurückzuwerfen, in der Hoffnung, daß bis dahin ihre Schenkel an schmackhafter Rundung zunehmen werden. Die Froschfänger befleißen sich dabei einer Rücksicht, welche von solchen nachgeahmt zu werden verdient, die den Vögeln die Nester ausnehmen und den Fischen zur Laichzeit nachstellen.

So geht es fort und fort durch die Tümpel hin, eine weggeworfene Fackel erlischt zischend im Wasser, die andere wirft prasselnd ihre rothen Funken. Aber das Glück ist launisch auch bei den Froschfängern. Denn während heute mehr als hundert Gefangene im Rucksack jammern, brachte man deren gestern kaum zwanzig nach Haus.

Die Fackeln erlöschen allmählich und es werden immer mehr der todten Kohlen im Becken. Die Jagd wird um so eher abgebrochen, wenn sie von anständigem Erfolge begleitet war. Die mehr als hundert Frösche stellen einen Werth von über zwei Gulden dar. Während nun so die Jäger heimziehen, die Gefangenen im Rucksack lärmen und die Schuhe derjenigen, welche damit bekleidet sind, vor eingedrungener Nässe quatschen, erhalten wir zugleich genügende Auskunft, was nun demnächst mit der Beute vorgenommen wird. Nehmen wir an, es sei heute Dinstag. Die Frösche werden bis zum Donnerstag in eine Kiste oder Truhe eingesperrt, welche man in den Keller stellt. In ein Gefäß mit Wasser gebracht würden sie sterben. Heute oder morgen können sie noch nicht geschlachtet werden, da ihr Fleisch bis zum Freitag, dem Fasttage, an welchem es den Käufern angeboten wird, verderben würde.

So bleibt denn nichts übrig als die Gefangenschaft. Ihre dermalige im Rucksack hindert sie keineswegs, ihren Gefühlen durch Schreien freien Lauf zu lassen. Im Keller dagegen verstummen sie alle miteinander. Die Kühle der Luft dort unten mag ihnen die Meinung beibringen, es sei abermals Winter geworden. Auch bezeigen sie sämmtlich ihren Aerger über die Gefangenschaft dadurch, daß sie keinerlei Speise zu sich nehmen. Bis zum verhängnißvollen Tage gehen unter hundert wohl zehn und noch mehr, oft aber auch gar keiner zu Grund. Von den Leichnamen dieser nimmt dann der Froschfänger die Leber aus und bratet sie für sich. Jeder, der Thiere erlegt oder Kräuter sucht, hat eine vorgefaßte Meinung über eine fast wunderthätige Heilsamkeit von Theilen dieser oder jener seiner Beute. Solchen Aberglauben theilt der Froschler mit Jägern und Wurzlern. „Der allerkränkste Mensch," sagte mir einmal ein solcher, „kann und darf wenigstens noch von einem Frosch essen. Das Wirksamste aber bei diesem ist die Leber, welche indessen von der Galle gereinigt werden muß. Ein Mensch, der im Fieber lag und dem Tode nahe war, aß einige solche Lebern. Sogleich rief er: „Jetzt bin ich wie neugeboren!" stand auf und war gesund."

Kehren wir zu den Gefangenen im Keller zurück.

Am Tag vor dem Markt wird einer nach dem andern aus der Truhe hervorgeholt und ihm der Leib unmittelbar über den Hinterschenkeln, so daß diese gerade noch durch ein Stück des Unterleibes zusammenhängen, mit einer Scheere entzweigeschnitten. Eßbar wäre ohne Zweifel auch der Vordertheil. Es wird indessen als zu mühsam und zu wenig lohnend betrachtet, von diesem sauber alle Eingeweide auszulösen und die Bauch- und Brusthöhle zu reinigen. Die Eingeweide müßten natürlich beseitigt werden, denn in denselben stecken Ueberreste von Käfern, Grillen, Heuschrecken und dergleichen.

Man verspeist also nur die Hinterschenkel. Diese aber werden in Baiern je zwölf, in Tirol je fünf und zwanzig Schenkel an ein Hölzchen angesteckt, welches man hier Widl, dort Staberl heißt und auf dem Markte verkauft. Die für ständige Kunden bestimmten verdeckt oder versteckt der kluge Froschhändler mit einem Tuche, bis sie abgeholt werden. Denn es sind die fettesten und schönsten und würden die Anfragen und Ablehnungen zu vielen unnützen Worten Veranlassung geben. Unter diese ständigen Kunden gehören vor allem die Klöster. Es erscheint der ehrwürdige Laienbruder in brauner Kutte mit seinem Korbe — die verborgensten Schätze werden enthüllt, denn die frommen Väter sind ihm Abnehmer seit vielen Jahren.

Als im Etschlande die Cholera wüthete, zogen die Bauern das Fleisch der Frösche aller anderen Nahrung vor, und in jenen Tagen blühte das Geschäft so, daß sich ein geübter Froschler dreißig Gulden in der Woche verdienen konnte. Jetzt ist der Genuß dieser Waare

ausschließlich auf die Fasttage, namentlich die vor Ostern, beschränkt. Da werden nun die Schenkel in Schmalz und geriebenen Bretkrumen gebacken, nach Art der Fische. Wer ein solches Gericht zum ersten Mal erblickt, ohne je von der Sitte, Frösche zu verspeisen, gehört zu haben, der wird schwerlich sich enträthseln können, was es mit diesen braunen, dünnen Knöchlein, die verwirrt übereinander liegen, für eine Bewandniß haben mag. Das sieht aus wie Blattstiele oder wie die Füße von Bachstelzen. Aber auch in einer saueren Brühe, zu welcher Mehlnudeln gegessen werden, sind besagte Schenkel ein beliebtes Essen.

Dieses ist das Ende der Gefangenen.

Bis jetzt sprach ich von jenen Fröschen, welche mit Vorliebe bei Nachtzeit laichen und deshalb mit Fackeln verfolgt werden und deren Namen schon auf die Zeit aller dieser Vorgänge, auf jenen Monat hinweisen, in welchem die himmelblaue Anemone und die rosige Daphne unter den noch entblätterten Bäumen blühen. Diese Art der Amphibienjagd bleibt freilich nicht nur durch die Reize des Frühlingsanfanges, sondern auch durch die Fackeln und das nächtliche Getreibe von allen andern die merkwürdigste. Indessen hören die Fasttage im Sommer auch nicht auf, und auch nach der Zeit, in welcher die ersten Blumen und die ersten „Würm" (Schlangen) gesehen werden, bleibt die Liebhaberei für Froschschenkel.

Nachdem diejenigen Märzner, welche den Fängern und ihren Fackeln entkommen sind, ihren Laich völlig abgesetzt haben — es geschieht dies immer nur im stillen, niemals im fließenden Wasser — verkriechen sie sich dauernd unter den mehrmals angeführten Letten, in welchem sie früher zeitweilig vor den Händen ihrer Nachsteller eine willkommene Zuflucht gefunden haben. Es scheint in den Gewohnheiten der Frösche überhaupt mit einer gewissen Ordnung vorgegangen zu werden. Denn wie sie der Sitte treu bleiben, welche das Bauernsprichwort schildert: so lange nach Georgi (24. April) ruhig zu sein, als sie vorher geschrieen haben, ebenso halten sie es überhaupt damit, daß sie sich sichtbar und unsichtbar machen. Man sagt ihnen nach, sie blieben so lange in ihrer Zurückgezogenheit sitzen, bis das Gras auf den Wiesen zu ansehnlicher Höhe gewachsen sei. Die Wahrheit ist, daß sie um jene Zeit zahlreich auf das Land kommen und sich überhaupt mit größerer Vorliebe zwischen den Gräsern als in den Tümpeln herumtreiben. In jenen Tagen des späteren Lenzes und sonniger Lustigkeit taucht aber den Armen ein neuer und nicht minder gefährlicher Feind auf, als es die Hand der Menschen war, welche für die Ergänzung frugaler und nicht frugaler Fastendiners arbeiten. Im Grase ringeln sich die Nattern hin; die Nattern, welche den Flüchtling noch weit besser, auch bis in seine Tümpel hinein verfolgen können, als es der Mensch vermag. Während in diesen Tümpeln schon die Brut der Kaulquappen unbehelligt herumschwimmt, werden die Eltern in den Irrgängen des blumigen Rasens von gefleckten Schlangen gehetzt. Der Froschjäger, welcher um diese Zeit seinem Handwerke bei Tag obliegt, hört dann nicht selten einen Hilferuf, welcher aus den langgezogenen Silben: Kniuk! Kniuk! besteht. Er eilt hinzu und sieht, wie sich ein Hinterfuß bereits im Schlunde der Ringelnatter befindet. Läßt er das Reptil gewähren, so wird allmählich auch der andere Fuß, sodann nach und nach der ganze Leib langsam in die Speiseröhre der gefräßigen Natter hinabgedrückt werden. Dieses geschieht aber, wie ich von Froschlern oft zu hören bekam, in solchem Falle fast niemals. Sie verscheuchen die Schlange mit demselben Stock, mit welchem sie sich derselben erwehren, wenn sie in den Tümpeln herumwaten. Der gerettete Frosch aber würde von ihnen verschont bleiben, auch wenn er sich nicht durch seine Freudensprünge mit außerordentlicher Schnelligkeit in ein sicheres Dickicht flüchtete. Denn dem Froschler graust es vor den Schlangen, und er will von dem fettesten Frosch nichts mehr wissen, der einmal theilweise in ihrem Rachen gesteckt hat.

Unter der anderen Gattung Frösche, welche nach den Märznern verfolgt wird, sind keineswegs die auch städtischen Lesern bekannten grünen Laubfrösche zu verstehen, welche, als Wetterpropheten in Gläsern aufbewahrt, größere Achtung genießen, als selbst der hundertjährige Kalender. Nicht diese werden verfolgt, denn sie sind zu klein, und die Ausbeute an Fleisch wird von den Froschlern so gering geschätzt, daß keiner daran denkt, sie im Schatten ihrer Gebüsche zu verfolgen. Es sind vielmehr die sogenannten Mai'ner (Maifrösche), welchen man in der fraglichen Zeit nachjagt. Sie unterscheiden sich von den Märznern dadurch, daß die Weibchen fast völlig grün, die Männchen dagegen gelblich und schwarz gefleckt sind. In manchen Gegenden nennt sie das Volk auch kurzweg grüne Frösche. Ihre Anzahl ist eine weit größere, als die ihrer Vorfahren im März, und ich vermuthe, daß die meisten meiner Leser, wenn sie sich aus ihren Erinnerungen einen Frosch vorstellen, an diesen denken werden.

Die Art und Weise, welche man zur Erbeutung der Mai'ner anwendet, ist ganz die nämliche, wie die oben beschriebene, wenn man die umgebende Nacht in hellen Tag und das Fackellicht in Sonnenschein sich verwandelt denkt. Nur eine einzige Veränderung unterscheidet manchmal den Fang in jener Zeit von der Jagd nach den Märznern. Da sieht man am Ufer des Tümpels einen Froschler stehen, der eine Schnur ins Wasser hält, an deren Ende ein Heuschreck festgebunden ist. Ein Frosch, der eben so mächtig geschrieen hat, daß ihm erbsengroße Blasen zu Seiten seines Schlundes hervorgetreten sind, schnappt danach. In seiner Gefräßigkeit merkt er nicht, wie die geübte Hand des Fängers ganz gemach und langsam zieht. Er läßt den Brocken nicht mehr aus seinem Schlund und urplötzlich merkt er vielleicht zu seinem Schrecken, daß er auf dem Trockenen sitzt. Dann wird er gepackt und wandert in den Rucksack. Die Angel wenden die Froschler bei dieser Jagd deshalb nicht an, weil die Thiere, die bis zum nächsten Fasttage lebendig bleiben sollen, in der Regel an der Verwundung, welche ihnen durch das krumme Eisen zugefügt wurde, vorzeitig zu Grunde gehen.

Heinrich Noé.

Leipzigs Handel.

Culturhistorische Skizze von Otto Moser.

So lange Leipzigs Name genannt wird, ein ganzes Jahrtausend hindurch, galt der Ort als Handelsplatz. Es sind Spuren vorhanden, daß schon im achten Jahrhundert, lange bevor Kaiser Karls siegreiche Heere die Slavengötter von den Altären stürzten und an deren Stelle Kirchen errichteten, in welchen die bezwungenen Stämme mit trotzigem Gehorsam das Knie vor dem gekreuzigten Heiland beugen mußten, in „Lipzk" sich eine Art Stapel befand. Man brachte aus dem Gau die damals wichtigsten Handelsartikel, Salz und Getreide, zum Verkauf hierher, ein Beweis, daß unsere slavischen Urväter nicht nur Fischfang, Jagd und Ackerbau trieben, sondern ihnen auch schon der Handelsgeist innewohnte. Die Leipziger wurden jedoch mehrfach in Aufstände gegen die fremde Gewaltherrschaft verwickelt und der bereits aufblühende Ort von der rächenden Hand des Siegers in Schutt und Asche verwandelt. Eine Zwingburg am Zusammenflusse der Pleiße und Parde benahm den neuen Ansiedlern die Lust zu wiederholten Befreiungsversuchen und die Folge war eine sich rasch entwickelnde Blüte des Wohlstandes. Von dieser Zeit an wurde Leipzig eine Handelsstadt. Während man in Meißen, Erfurt, Halle, Magdeburg und anderen Städten stolze Dome erbaute und die Kirche daselbst ihre Macht entfaltete, blieb der Leipziger in stiller Ruhe bei seinem Handel, dem immer gewaltiger wirkenden Hebel, welcher der Stadt Weltbekanntschaft verleihen, ihr eine nie versiegende Nahrungsquelle werden sollte. Was Leipzig geworden ist, wurde es zunächst durch die Thätigkeit seiner Bürger, ferner durch die Sorgsamkeit der Regierung und der Behörden zu einer Zeit, wo die Handelsconcurrenz noch ohne Bedeutung war und — wir müssen dies zugestehen, auch durch mancherlei glückliche Umstände, wozu Nachlässigkeit, Machtlosigkeit und Ungeschick der Nachbarn Veranlassung gab. Halle, die alte Rivalin Leipzigs, war eine stolze Reichsstadt, gehörte zu dem mächtigen Bunde der Hansa und lag an einem schiffbaren Strome, welcher die reichsten und fruchtbarsten Landstriche durchflutete, und dennoch blieb es hinter der bescheidenen Pleißenstadt zurück. Erfurt, Naumburg und Magdeburg suchten Jahrhunderte hindurch den Leipziger Handel an sich zu bringen, oder ihn doch wenigstens zu schwächen, aber jeder dahinzielende Versuch endete nur mit Demüthigungen zu Gunsten der beneideten und gehaßten Stadt, welche in

unaufhaltsamem Fluge sich zum Hauptplatze des norddeutschen Handels erhob.

Die erste Epoche der Handelsbedeutung Leipzigs, aus welcher uns noch vorhandene Urkunden berichten, beginnt hauptsächlich mit der Gründung seiner Messen. Markgraf Otto der Reiche, welcher die unerschöpflichen Silberschätze des Erzgebirges erschloß und dadurch seinen Beinamen erlangte, scheint für Leipzig eine besondere Vorliebe gehabt zu haben. Er verlieh der Stadt die beiden Hauptmärkte, den zu Jubilate 1176 und den zu Michaelis 1182, wohl nur eine Erweiterung der bereits schon vorhandenen Handelsrechte. Denn nach einem alten Zeitregister aus dem Kloster Pegau soll schon Markgraf Konrad im Jahre 1134 hier eine Niederlage von Waaren gegründet haben. Da die fürstliche Huld zu jenen Zeiten ihre schützenden Privilegien erst gewährte, nachdem der Verkehr, begünstigt durch die Lage des Orts und durch äußere wie innere fördernde Umstände Fuß gefaßt und Ausdehnung und Bedeutung gewonnen hatte, mußte Leipzig damals schon in ziemlichem Ansehen stehen. Das Gedeihen seiner neugegründeten Jahrmärkte wurde außerordentlich durch die Entdeckung des Freiberger Silberreichthums begünstigt, indem der Handel durch das immer mehr in Circulation kommende rohe, edle Metall, welches als zollfreie Waare ging, wesentlich unterstützt und dadurch der Nationalreichthum befördert wurde. Ist viel Geld unter den Leuten, so mehren sich auch die Ansprüche des Luxus und sonstige außergewöhnliche Bedürfnisse, in deren Folge der Gebrauch von Waaren und Producten überhand nimmt. Bisher hatte der vorzüglichste Handel aus inländischen Erzeugnissen bestanden, jetzt aber finden sich auf den Märkten eine Menge als Zwischengut weiter gehende Waaren ein, namentlich gewebte Stoffe, Waid, Heringe, levantinische Artikel, Pfeffer und fremde Weine. Die Kreuzzüge hatten auch den schlichten, außer einem tüchtigen Trunk nicht eben begehrlichen, Deutschen mit manchem neuen, zu Genuß und Annehmlichkeit dienenden Gegenstande bekannt gemacht, und der Adel lernte auf seinen einsamen Burgen das von dem Städter ihm bisher unbekannt gewesene Gebotene schätzen. Das einfache linnene oder tuchene Kleid machte einem solchen von Sammet und Seide Platz, der ferne Süden sendete köstliche Waffen und Geschmeide, Weine und Früchte, der Osten seines Pelzwerk, der Norden die Ladungen zahlreicher, aus fernen Ländern heimgekehrter Schiffe.

Es ist merkwürdig, daß, während fast alle alten Handelsstädte ihre Judengasse als abgeschlossene Wohnungsregion für die Israeliten hatten, in Leipzig, welches doch Jahrhunderte hindurch mit Juden den lebhaftesten Handelsverkehr unterhielt, eine solche niemals vorhanden gewesen ist. Der Aufenthalt der Juden in Leipzig war bis weit in das vorige Jahrhundert hinein nur vorübergehend, und der „Brühl" wie heute noch, das Quartier, wo sie sich wesentlich aufhielten. Dieses Fernhalten der Juden von der Stadt scheint jedoch nicht in Betracht des religiösen Glaubens, sondern vielmehr aus Befürchtung merkantilischer Rivalität geschehen zu sein. — Im Jahre 1411 wurden die Juden beschuldigt, in Meißen ein Christenkind gekauft und zum Osterfeste todtgemartert zu haben, wofür sie in Ketten und Bande geschlagen, aber nicht nach überall herrschender Sitte mit fürchterlichen Qualen hingerichtet, sondern — gegen eine große Summe Geldes wieder auf freien Fuß gesetzt wurden. Dadurch wird der Zweifel an dem ihnen zugeschobenen Mordverdachte sehr unterstützt. Man erfand die Beschuldigung wohl nur, wie es sehr häufig vorkam, um die Geldbeutel der Juden zu plündern. Im Jahre 1502 wird ein Jude Ephraim in Leipzig genannt, welcher falsche Schreckenberger geprägt und ausgegeben hatte und deshalb lebendig verbrannt wurde, wobei er zur Erbauung der Zuschauer bis zum letzten Augenblicke den Namen Adonai ausrief. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts genossen die Juden in Leipzig schon ziemliche Freiheit, wie ihnen denn zum ersten Male am 11. October 1682 gestattet wurde, im Hause des Bäckers in der Nicolaistraße öffentlich ihr Laubhüttenfest zu feiern. Es wurden auch Juden wegen Eigenthumsvergehen gehangen und geköpft, deren noch mehr jedoch getauft, wobei die neuen Christen oft mit dem Taufgelde auf Nimmerwiederkehr davon liefen, wie 1688 der polnische Jude Hirsch Levi, welchem es offenbar nur an Reisegeld für die Heimkehr nach seinem Vaterlande fehlte, denn dort trat er sogleich wieder zum Judenthum zurück, durfte aber freilich nicht wagen, mit Ausnahme der Meßwoche, wieder das Leipziger Weichbild zu betreten. — Diese Beispiele mögen beweisen, daß Leipzigs Handel stets viele Juden hierher zog und sie ziemlich heimisch hier waren, obgleich man ihnen keinen festen Wohnsitz zugestand.

Nächst den Schuhmachern, Gerbern und Bäckern sind die Kramer in Leipzig die älteste Innung. Die Kramer handelten absonderlich mit Pfeffer, Safran, Nelken, überhaupt Gewürzen und Spezereien, nur ihnen allein stand der Ausschnitt von Seidengewand und Seidenwaaren, schwäbischer gefärbter und ungefärbter Leinwand, baumwollener und halbwollener Stoffe, Barchent und Beuteltuch zu, während die Einleger und Sammetkäufer diese Artikel nur im ganzen verkaufen durften. Nicht minder lag nur den Kramern der Kleinhandel mit venetianischer Seife, Kölnischen Waaren, Borden, Beuteln, Wachs und ähnlichen Dingen ob, wie dies eine Kramerordnung von 1484 bezeugt, welche wahrscheinlich die altherkömmlichen Vorschriften enthält. Die zum Theil abweichenden Handelsartikel und Namen der Zeuge und Stoffe sind aus den Goslarschen Statuten herüber genommen und erklären sich aus den verschiedenen Bedürfnissen und Bezugsquellen der einzelnen Handelsplätze. Auffallend ist, daß in der Leipziger Kramerordnung Zucker, Reis und Mandeln nicht mit aufgeführt sind, wahrscheinlich, weil sie als Spezereien betrachtet wurden.

Die Nachfolger des Gründers der Leipziger Messen, zunächst Markgraf Heinrich der Erlauchte, ließen sich eifrig angelegen sein, dem aufblühenden Handel eine sichernde Grundlage zu verschaffen. Dies waren Bestätigungen und Privilegien, zum Theil von kaiserlicher Hand. So verlieh Markgraf Dietrich, der Landsberger genannt, der Stadt ein für damalige Zeit hochwichtiges Privilegium, nach welchem kein Kaufmann, woher er immer kommen möge und ob auch sein Landesherr mit dem Markgrafen von Meißen in Krieg und Fehde läge, an Sicherheit seiner Person und seiner Güter gefährdet und angegriffen werden sollte. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß selbst noch in der wüsten Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo kein Gesetz und kein Recht mehr heilig war, dieses alte Leipziger Meßprivilegium von den rohesten und goldgierigsten Heerführern respectirt wurde. Als im Jahre 1557 die Nürnberger Kaufleute, an dreißig Pferde stark, zum Leipziger Ostermarkt ziehen wollten, wurden sie unfern vom Dorfe Schönau auf der Landstraße von einigen wohlbezechten Edelleuten, die aus der Stadt heimkehrten, mit ungebührlichen Reden begrüßt, und als die Kaufleute derbe Antworten gaben, mit der blanken Wehr angefallen, wobei Sigismund Oertel, ein alter Handelsmann, eine Wunde empfing, an welcher er nach wenigen Stunden starb. In Folge dieses Landfriedensbruchs, der Verletzung eines der heiligsten Privilegien, welches die Sicherheit der Meßbesucher garantirte, entstand in Leipzig furchtbare Aufregung. Der Rath, welcher dem Anscheine nach nur ungern gegen den nachbarlichen Adel auftreten mochte, war genöthigt, eine Anzahl Reiter und Schützen auszusenden und die beschuldigten Edelleute gefangen nehmen und nach der Stadt bringen zu lassen. Die Leiche des Erschlagenen hatte man in der Cirklerstube unterm Rathhause, dem geräumigen Lokale, in welchem sich die Rathsdienerwache noch jetzt befindet, aufgebahrt. Dort mußte in Gegenwart der Herren des Gerichts einer der Edelleute nach dem andern an die Leiche herantreten, deren klaffende Wunde berühren und schwören, daß er unschuldig an diesem Morde sei. Als nun Wolf von Draschwitz und sein Knecht Hans Statzsch den Todten berührten, begann die Wunde von neuem heftig zu bluten. Damit war beiden ihr Urtheil gesprochen, wie es das Bahrrecht gebot. Sämmtliche Edelleute, darunter Wolfs von Draschwitz zwei Brüder, ließ der Rath abführen und ohne Aufsehen heimlich in Freiheit setzen; die Unglücklichen aber, welche das Blut des Todten angeklagt hatte, führte man zum hochnothpeinlichen Halsgericht und von da zu einem mit schwarzem Tuch belegten Schaffot, wo ihnen die Häupter abgeschlagen und sie dann unter Glockenklang und mit Schülerbegleitung zu Grabe getragen wurden. Damit hielt der Rath den Landfriedensbruch gegen die Nürnberger für gesühnt, im Volke murmelte man jedoch, auch dem übrigen adeligen Gesippe habe gleiches Recht gegolten und nur vornehme Verwandtschaft sie von gerechter Leibesstrafe befreit.

Unter dem Einflusse wichtiger Privilegien öffneten sich durch den Anfall Thüringens an das Meißnerland diesem bisher verschlossene neue Handelswege und die merkantilische Bedeutung Leipzigs wuchs immer mehr, trotzdem daß die unaufhörlichen Erbfolgekriege manche Stockung verursachten. Unter Friedrich dem Ernsthaften und seinen beiden Nachfolgern geschah abermals viel für Leipzigs Handel, darunter die Bestätigung des erkauften Marktzolls. Wie Leipzig die meißnischen Marktstädte schon im 14. Jahrhundert überflügelt hatte,

davon zeugt eine Vergleichung der landesherrlichen Bezüge von den Jahrmärkten und einzelnen Städten von 1378. Die ganze Einnahme von den Jahrmarktsbuden in Großenhain, wo eine Bude 15 Groschen Stättegeld zahlte, betrug 5 Schock, in Meißen 14 Schock und in Leipzig 26 bis 30 Schock.

Ein Unglück, welches 1388 die Stadt Merseburg betraf, war ohne Zweifel der wichtigste Hebel zu Leipzigs Größe. Ein Zirkelschmied, Namens Hoicke, der in der Gotthardsgasse wohnte, schoß ein Handfeuerrohr, damals eine ganz neue Erfindung, nach einem auf dem Strohdache seines Hauses sitzenden Sperling ab. Der Schuß entzündete das Haus und dieses, bei dem heftig wehenden Winde, den größten Theil der Stadt. Bisher war Merseburg Hauptstapelplatz gewesen; als es im Schutte lag, wählte man als solchen Grimma. Doch auch hier trat eine Störung durch mehrere schnell auf einander folgende Ueberschwemmungen der Mulde ein, und man verlegte nunmehr den Stapel nach Taucha. Dieser kleine, noch jetzt durch seinen Jahrmarkt — ein Volksfest der Leipziger — weitbekannte Ort hielt schon in frühester Zeit besuchte Märkte ab, und zog nach Merseburgs Einäscherung dessen ganzen Handel an sich. Aber kaum ein halbes Jahrhundert dauerte Tauchas Größe. Von Süden her wälzten sich durch Mordflammen und Leichenfelder die Rächerscharen des frommen Huß. Am Muldenpasse bei Grimma stellte sich im Januar 1429 der kurfürstliche Feldhauptmann Hans von Polentz mit 800 reisigen Männern dem von Prokop Holey und Peter von Maltitz befehligten Hussitenheere entgegen und erlitt eine schwere Niederlage. Es blieben 400 sächsische Streiter auf dem Schlachtfelde und ihrem Anführer Polentz, der verwundet und gefangen wurde, stachen die Sieger die Augen aus. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und der Erzbischof Günther von Magdeburg hatten sich in das gut befestigte Leipzig geflüchtet, wo man in großer Besorgniß einer Belagerung war. Die Hussiten wandten sich jedoch nach Taucha und schlugen ihr Lager auf dem Gewinnberge auf, wo die Spuren davon noch jetzt sichtbar sind. Von hier aus wurde die Stadt umzingelt und erstürmt. Ungeheure Schätze, über tausend Wagen mit Kaufmannsgut, sollen hier den Siegern in die Hände gefallen sein, und als genug gemordet und geplündert war, ging nach hussitischem Gebrauche die Stadt in Flammen auf. Dasselbe Schicksal traf Taucha wiederum 1430 und 1433. Damit war der Ort in seinem Aufblühen für immer gehemmt und blieb eine kleine unbedeutende Landstadt, die sich mit den Erinnerungen an ihre vormalige Größe trösten muß. Ueberbleibsel des Stadtgrabens und der Ringmauer, sowie die unverhältnißmäßige Anzahl von Gasthöfen bezeugen noch, daß Taucha einst eine bevölkerte Stadt und von weit größerem Umfange als jetzt war, wenn auch die alten Nachrichten von ihrer Bedeutung übertrieben sein mögen. Nachdem bei Leipzig noch ein für die Hussiten siegreiches Treffen stattgefunden, kehrten diese mit unermeßlicher Beute beladen nach Böhmen zurück.

Die starken Befestigungen Leipzigs, zu deren Herstellung bei der allgemein herrschenden Angst vor den Hussiten Bischof Nikolaus von Merseburg durch einen Indulgenzbrief selbst an Festtagen zu arbeiten gestattet hatte, schienen den Kaufleuten eine hinreichende Sicherheit für ihre Waarenvorräthe zu bieten, und so wurde mit kurfürstlicher und kaiserlicher Bewilligung der Stapel nach der Meßstadt Leipzig verlegt. Trotz Pest und Hungersnoth und des blutigen Bruderkrieges zwischen dem Kurfürsten Friedrich und Herzog Wilhelm stiegen Leipzigs Handel, Gewerbe und Nahrung immer höher. Ein im Jahre 1420 hier stattgefundener Brand, der vierhundert Häuser in Asche legte, hatte der wiederaufgebauten Stadt eine ganz neue Physiognomie verliehen. Die kleinen, theilweise noch mit Stroh und Schindeln gedeckten hölzernen Gebäude waren steinernen Häusern gewichen, deren gewölbter Unterbau sich hier und dort bis auf unsere Zeit erhalten hat. Als Waarenniederlagen boten sie ausreichenden Raum und Sicherheit vor Feuersgefahr. Allerdings hatten die mancherlei Calamitäten jener bewegten Zeit die Bürgerschaft in Schulden gestürzt, aber der lebhafte Handelsverkehr verhalf der Stadt bald zu neuer Blüte. Schon 1466 finden wir Leipzig wieder als reiche Stadt, welche den ihr zukommenden öffentlichen Abgaben freiwillig die damals bedeutende Summe von 3000 Gülden hinzufügen konnte. Der Kurfürst ließ sich aber auch das Wohl der Stadt eifrig angelegen sein. So gründete er 1459 die Neujahrsmesse, welche jedoch erst am 29. Januar 1466 vom Kaiser bestätigt wurde, ließ zur Erleichterung des Handelsverkehrs 1457 die sogenannten Spitzgroschen prägen und schenkte der Stadt 1464 das Waagegeld. Um diese Zeit findet man die bisherigen Märkte zuerst Messen genannt. Es wurden nämlich die Märkte jedesmal in den beiden Hauptkirchen mit einer feierlichen Messe eingeleitet, welcher sämmtliche christliche Kaufleute beiwohnen mußten. Dieser Gottesdienst war für die Klostergeistlichkeit eine reiche Einnahmequelle, wie denn das Thomaskloster von jedem fremden Handelsmanne einen silbernen Groschen und ein Stück Waare bezog. Den Platz zur Ausstellung für die Buden bestimmten gewisse Rathsverordnungen mit der Bemerkung: „an den ecken sal keyne lade sten." In Leipzig und Halle hatten die Kramer ihren Stand auf dem Markte, was man in Freiberg nicht gestattete. Ein Rathsbeschluß von 1466 bestimmte, daß es fortan frei stehen solle, Kramerwaare auch außerhalb des Marktes in den Bürgerhäusern zu verkaufen, und nach der Kramerordnung von 1486 waren die Kramer übereingekommen, daß niemand aus ihrer Innung täglich, sondern nur an beiden Markttagen auf dem Markte in Buden feilhalten sollte.

Das Emporblühen Leipzigs und sein sich immer weiter verbreitender Ruf wurde wesentlich auch durch die Gründung der Universität im Jahre 1409 befördert. Während der Handel Leipzig den Wohlstand verlieh, brachte ihm und dem ganzen Lande die Hochschule Cultur und gewerbliche Intelligenz. Gar grimmig schauten viele Städte und Nachbarländer auf das bevorzugte Glückskind, und namentlich Halle und Erfurt mühten sich wiederholt, der mächtig gewordenen Lindenstadt ein Bein zu stellen, aber immer mit kläglichem Erfolg. Man sollte es kaum glauben, und doch liegen sichere Beweise vor, daß sogar kleine sächsische Landstädte wie Pegau, Borna, Brehna, Großenhain, Wurzen, Schafstädt, Jüterbogk und Belgern, von bitterem Neid durchdrungen, Anstrengungen machten, Leipzigs Größe zu untergraben. Auch die Markgrafen von Brandenburg und die Herzöge von Braunschweig gehörten zu Leipzigs Feinden und suchten seinem Handel, wo es sich thun ließ, zu schaden. Dieses stützte sich jedoch stets auf seine Privilegien und duldete keinen fremden Eingriff. So mußte Naumburg, welches einem Kaufherrn Concession zu einer Waarenniederlage gestattet hatte, eine nach kaiserlicher Verordnung festgesetzte Geldbuße von 200 Gülden an Leipzig zahlen, und mehrere Städte, welche sich das Stapelrecht anmaßen wollten, verfielen gleichem Schicksal.

Die Entdeckung des Seewegs um Afrika herum nach Ostindien durch Bartholomäus Diaz verband Leipzigs Handel mit andern Vortheilen und bahnte dessen zweite Epoche an. Bisher war der Transithandel über Venedig und von dort über Nürnberg und Erfurt gegangen. Als aber letztere beide Städte durch die veränderte Sachlage nach und nach in Verfall geriethen, zog sich der Vertrieb nach dem durch seine Meßverbindungen begünstigten Leipzig. Ueberhaupt brachte das 16. Jahrhundert dem Leipziger Handel vieles Gute. Hierher gehörten die häufig auf der Pleißenburg stattfindenden Landtage, durch welche die Landesherren und der Besitzadel mehr als bisher an die Stadt gefesselt wurden und unter ihnen die Gewohnheit entstand, Contracte und Zahlungsverträge von einer Messe bis zur andern abzuschließen. Daraus ging bald ein regelmäßiger Besuch der Messen hervor, an welchem auch die Frauen und Töchter der Edelleute theilnahmen. Leipzig wurde von jetzt an der Mittelpunkt aller Luxusansprüche und bereits schon um 1540 finden wir hier eine Art Bazar, Auerbachs Hof, welcher weltberühmt geworden ist.*) Gleichzeitig wachten die Fürsten mit Eifer über die Privilegien der Handelsstadt, welche die Perle ihres Landes war, und ihnen so oft klingende Beweise ihrer Dankbarkeit gegeben hatte. Als Herzog Albrecht zur Regierung gelangt war, ließ er sofort die drei Messen durch den Kaiser bestätigen und verlieh gleichzeitig der Stadt ein Privilegium, das die Haupturkunde des bereits erlangten Stapelrechts bildete. Es wurde dem Leipziger Handel das Recht eingeräumt, den mit ihm rivalisirenden Städten der geistlichen Stifter Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, Merseburg und Meißen die Gründung neuer Märkte zu verbieten, und dieses Privilegium im Jahre 1507 auf dreißig Stunden im Umkreise Leipzigs ausgedehnt. Dabei wurde ausdrücklich hinzugefügt, daß alle Gesetze aus früherer Zeit, namentlich soweit sie Erfurt begünstigten, null und nichtig sein sollten. Bereits schon im 13. Jahrhundert hatten Kaiser und Markgraf die Woche, wo man mit dem Glöcklein das Zeichen zum Beginn des Marktes und ebenso zu dessen Beendigung geben würde, ein frei Geleit gestattet, daß Jedermann, und ob er auch vogelfrei und in des Reiches Acht und Oberacht wäre, unangetastet in der Stadt gelitten und geduldet sein sollte. Kaiser

*) Vgl. Nr. 13. S. 205.

Karl V fügte diesem freies Geleit hinzu, und Papst Leo X bestätigte es, daß der Fremde während der Messe auch wegen seiner Schulden nicht angegriffen und in den Thurm gelegt werden durfte. Die letztgenannte Meßfreiheit bestand für Wechselschuldner, welche sich derselben auf dem ausgestellten Accept nicht ausdrücklich begeben hatten, bis zu der Zeit, wo durch den Norddeutschen Reichstag die Aufhebung der Schuldhaft ausgesprochen wurde.

Es ist bekannt, wie entsetzlich während des dreißigjährigen Krieges das Kurfürstenthum Sachsen durch die wankelmüthige Politik des Kurfürsten Johann Georg und den unseligen Einfluß des Hofpredigers Hoe von Hoenegg zu Gunsten Oesterreichs gelitten hat. Der Abschluß des Prager Friedens namentlich, welcher die Schweden zu Sachsens Feinden machte, wurde mit Strömen unschuldigen Blutes und der Vernichtung zahlloser blühender Ortschaften aufgewogen. Auch Leipzigs Handel wurde schwer von den Drangsalen des Kriegs getroffen, doch nicht gänzlich zum Stocken gebracht. Die mehrfachen Belagerungen der Stadt, die Erpressungen der Soldateska, wie denn allein Torstensohn bei einem seiner kriegerischen Besuche 36,000 Ellen Tuch und 500,000 Thaler verlangte und erhielt, die Unsicherheit der Straßen, die Kipper- und Wipperzeit, welche die Silbermünze dergestalt entwerthete, daß ein Reichsthaler zehn Gülden solches schlechten Zeuges kostete, und der damit verbundene Mangel an Geld brachten die Geschäfte zwar in Verfall, doch nicht zu gänzlichem Ruin. Mit den Messen war auch 1615 ein Wollmarkt und 1625 ein Roßmarkt verbunden worden. Als im Jahre 1648 der Friedensschluß zu Osnabrück und Münster Deutschland den dreißig Jahre entbehrten Frieden zurückgab, lag dieses mit Blut übergossen, entsetzlich verarmt und verwüstet, darnieder. Binnen zwei Jahren waren allein in Sachsen 900,000 friedliche Menschen umgekommen. Aus dem blutgedüngten Boden sproßten aber auch für Politik und Handel liberalere Ideen empor und entwickelten den Kampf gegen das Alte, soweit es den Einzelnen zu Ungunsten des Ganzen bevorzugte. Hiermit begann Leipzigs dritte Handelsepoche.

Leipzigs Privilegien, welche Jahrhunderte hindurch der hochbegünstigten Stadt eine verletzende Suprematie über das Nachbarland eingeräumt, welche jeden Wagen mit Kaufmannsgut, der eine der Stapelstraßen berührte, gezwungen hatten, sich nach Leipzig zu wenden und dort die Waaren drei Tage lang zum Verkaufe auszubieten — sie wurden nunmehr Gegenstand des offenen Angriffs der Nachbarn, deren Handelsruin durch diese Gnadenbriefe herbeigeführt worden war. Der Achtspruch der deutschen Kaiser stand jetzt in gleichem Niveau mit dem Bannfluche der Päpste. Man fürchtete beides nicht mehr, wie zur Zeit des spanischen Karl, des Vaters der blutgierigen Carolina, und Leo X, dessen Scheiterhaufen seit der Flucht des Wittenberger Mönchs nach der Wartburg man im Sachsenlande verlachte. Kurfürst Johann Georg veröffentlichte 1651 ein Edict, worin er das seit einiger Zeit häufig verletzte Stapelrecht Leipzigs in Erinnerung brachte, und die Zuwiderhandelnden mit kaiserlicher Pön an Leib und Gut bedrohte, aber solche Drohung fruchtete ja nichts. Der Leipziger Handelsstand selbst hatte auch die neue Zeit gar wohl erkannt und eingesehen, daß die Zunftgesetze, nach welchen bisher schablonenmäßig verfahren worden, für den veränderten Geschäftsverkehr nicht mehr paßten. Zu dieser für Leipzigs Handelsverhältnisse so wichtigen Krisis trug besonders auch die Einwanderung einer Anzahl im Jahre 1685 durch Aufhebung des Edicts von Nantes vertriebenen französischen und holländischen Kaufleute bei, welche nicht nur bedeutende Capitale, sondern auch Fleiß, Erfahrungen und Handelsverbindungen mitbrachten.

Die französische Colonie, wie man diese den Dragonaden des vierzehnten Ludwig entwichene Gemeinschaft von Kaufleuten nannte, spielte in Leipzig bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, sowohl im Handelsleben wie in der Gesellschaft, eine bedeutende Rolle. Kurz nach ihrer Niederlassung in Leipzig wurde der Colonie von der Regierung gestattet, den Gottesdienst nach calvinistischem Ritus abzuhalten und fand derselbe das erste Mal am Pfingstsonntage des Jahres 1702 im Bildersaale des Auerbachschen Hofes statt, wobei der gewählte Pastor, Monsieur Putini, die Predigt in französischer Sprache hielt. Wahrscheinlich auf Veranlassung der lutherischen Geistlichkeit, welche den reformirten Glauben seit den Crellschen Wirren als Ketzerthum betrachtete, wurde jedoch schon am September den Eingewanderten die bewilligte Concession wieder entzogen, ein Schicksal, das in der Neujahrmesse 1704 auch die Juden betraf. Die Reformirten waren indessen zu einflußreiche Leute, als daß dieser geistliche Bann hätte lange auf ihnen lasten können. Schon am 12. November hielten sie wiederum in Pfaffendorf und später in dem ihnen eingeräumten Saale des Amthauses, Gottesdienst, der nachher weder durch geistlichen noch durch weltlichen Einfluß gestört worden ist. Bald gehörten die Eingewanderten zu den bedeutendsten Handelsherren, und ihre Firmen haben sich zum Theil bis auf die neuere Zeit erhalten; aber sie waren eben nur Kaufleute und verzichteten, wie es scheint principiell, auf die Ehre, in den Rathsstuhl gewählt zu werden, oder sonstige öffentliche Ehrenstellen anzunehmen, wonach doch ihre Collegen deutscher Zunge mit so regem Eifer trachteten.

Mit dem Eintreffen der Refugiés, wie sie sich selbst bezeichneten, wurde den Bestrebungen der in Leipzig ansässigen Kaufleute zur Hebung des Handels und Verkehrs und der Schöpfung neuer Einrichtungen eine wesentliche Unterstützung zu Theil. Man hatte im Jahre 1678 eine Börse erbaut, und am 11. Januar 1683 fand die erste Sitzung des neugegründeten Handelsgerichtes statt. Der von den eingewanderten Handelsherren Jean Gaillac und Gebrüder Dufour im Jahre 1699 angebahnte Versuch, eine Bank mit einem Capital von zwei Millionen Thalern zu gründen, scheiterte an Vorurtheilen und Mangel an Einsicht. In diesem Jahre wurden die fremden Kaufleute von der Generalconsumtionsaccise befreit. Die freiere Entwickelung des Leipziger Handels wurde nur kurze Zeit durch den Einfall des Schwedenkönigs Karl XII gestört, der natürlich die Gelegenheit nicht vorbeigehen ließ, die reichste Stadt des Landes zur Füllung seines Beutels zu veranlassen. Von jetzt an erlosch eins der alten Privilegien nach dem andern, war doch niemand da, der Lust und Willen hatte, sie aufrecht zu erhalten. Der Leipziger Handel wurde durch die Aufhebung der Gesetze, welche die alten Landtage zu seinem kräftigen Wachsthum gebildet hatten, nicht mehr beeinträchtigt. Die Zeit war eine andere geworden, und der jetzige Verkehr ließ sich nicht von dem alten System beherrschen. Zu dieser Zeit, um das Jahr 1720, bestand die Leipziger Handelschaft aus 136 Firmen und 150 Kaufleuten und 19 Buchhändlern. Von ihren Namen sind nur wenige, von ihren Firmen drei, Gebrüder Dufour, Küstner, und Lampe, und von den Buchhändlern Breitkopf und Weidmann auf unsere Zeit gekommen.

König Friedrich II von Preußen hatte sich die Aufgabe gestellt, sein kleines Reich in die Reihe der ersten europäischen Staaten zu versetzen und bereits schon durch die beiden schlesischen Kriege dieselbe glücklich gelöst. Mit Neid und Unwillen gegen den Sieger von Mollwitz und Czaslau erfüllt rieth der in Sachsen allesvermögende Graf Brühl dem Kurfürsten zum Bündniß mit Frankreich, Rußland und Oesterreich gegen den Preußenkönig, und das war ein für Sachsen und speciell für Dresden und Leipzig, schlimmer Rath. Ein Theil der Residenzstadt wurde von den Preußen zusammenbombardirt und von Leipzig eine unerschwingliche Kriegscontribution verlangt. König Friedrich war persönlich in Leipzig und ließ eine Anzahl Herren des Raths und der Kaufmannschaft in die Kerker der Pleißenburg werfen, bis Zahlung geleistet sei. Nur der Verwendung und den Vorstellungen des edlen Berliner Kaufmanns Gorkowsky beim König verdankten die Gefangenen ihre Freiheit und die Stadt eine Kürzung der verlangten Summe. Die Schreckenstage, welche Friedrich der Große über Leipzig gebracht und gleichzeitig auch die erhobene Kriegscontribution hat er jedoch dem Leipziger Handel reichlich vergütet. Da nämlich die damaligen preußischen Zustände eine freie Messe nicht gestatteten, wurden in Frankfurt a/O. von 1772 die ausgehenden Waaren mit acht Procent und die eingehenden mit dreißig Procent belastet. Bisher hatte der Norden und Osten Europas seine Waaren fast nur aus Frankfurt a/O. bezogen, und drückende Besteuerung rief unter den polnischen Juden, Russen und Griechen, welche daselbst kauften, nicht geringe Bestürzung hervor. Leipzig wußte dieses Dilemma glücklich zu benutzen. Man ließ den Frankfurter Einkäufern wissen, daß sie in Leipzig keinen Scherereien ausgesetzt sein würden und sich dort hübsche Procente böten. Das zog. Bisher hatte in Leipzig nur ein einziger polnischer Jude, Nathan Herz, eingekauft, weshalb er auch den Beinamen Herz Leipziger führte. Jetzt fanden sich auf einmal 700 Polen, 60 Russen und 100 Griechen zur Messe ein. Vergeblich versuchte Friedrich der Große die unglückliche Verordnung durch nachträgliche Concessionen in Vergessenheit zu bringen, Leipzigs Handel behielt die neue Errungenschaft und die damit ver-

bundenen Vortheile. — Verluste waren dem Leipziger Handel dagegen durch die nach dem Frieden von Hubertusburg erst von Preußen und dann von Oesterreich angeordnete Handelssperre beschieden. Umsonst versuchte die sächsische Regierung durch ähnliche Verordnungen ihnen ein Paroli zu biegen. Eine andere Maßregel, welche dem Leipziger Handel bei längerer Dauer eine tödtliche Wunde geschlagen haben würde, war der im Jahre 1767 auf die meisten ausländischen Waaren gelegte Impost. Er hatte zur Folge, daß Leipzigs Rohproducte im Auslande nicht begehrt wurden, die sächsischen Heerstraßen verödeten und die sächsischen Exportwaaren ebenfalls hohen Steuersätzen unterlagen. Glücklicher Weise schaffte man den Impost schon 1769 wieder ab und gab dadurch dem Meßhandel seine beschränkte Freiheit zurück. Mit dieser Zeit kann man die dritte Handelsepoche beschließen.

Im J. 1780 findet man in Leipzig 15 Bankiers, von denen Frege und Küstner, 19 Seidenhändler, von denen Dufour, Schletter, und Thiriot und Bassenge, 8 Händler mit roher und gefärbter Seide, Kameelgarn und Kattun, von welchen Limburger, 9 Händler mit englischen Waaren, von denen keine Firma mehr vorhanden, 16 Tuchhändler, von denen Krappe, 38 Colonialwaarenhändler, von denen David Förster, Kreller, Riquet und Quandt und Mangelsdorf, 38 Commissions- und Speditionshandlungen und Geschäfte in Rauchwaaren, Leder, Weinen und anderen Waaren, von welchen Lücke, Mainoni, Melly und Wagner sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Man erkennt aus dem Vergleiche verschiedener kaufmännischer Zeitregister, daß die Wehen des siebenjährigen Krieges noch viele Jahre auf Leipzigs Handel lasteten. Firmen gab es in obengenanntem Jahre 435 ohne die 20 Buchhändler, von welchen letzteren die Firmen Dyck, Kummer, Breitkopf und Weidmann noch nicht erloschen sind. Nur die Großhändler wurden, nebst den französischen und italienischen Handelsleuten, damals allgemein Kaufleute genannt, alle übrigen hießen Kramer. Die Tuchhändler hatten besondere Privilegien und ihre eigenen Vorsteher. — Eine neue Bewegung im Handel verursachte der napoleonische Krieg. Als nach der siegreichen Schlacht bei Jena die Franzosen ins Land rückten, war dem Leipziger Handel der Norden gänzlich verschlossen, und die Sequestration und theilweise Vernichtung der englischen Manufacturwaaren brachte vielen Häusern große Verluste. Zwar genoß Leipzig die Gnade, daß es zur Ostermesse 1807 dem Kaiser Napoleon die Sequestration mit sieben Millionen Livres abkaufen durfte, aber es war den englischen Waaren damals schon ein neuer Weg nach Sachsen gebahnt. Unter allerhand Verhüllungen und auf öden unwegsamen Straßen kamen aus dem fernsten Norden die Güter neben den französischen Spionen vorbei ins Land und in die Leipziger Magazine. Die Bedeutung der englischen Manufacturwaaren gerieth jedoch bald nachher ins Sinken, denn im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hob sich in raschem Fluge die inländische Manufactur, und die Bahn war gebrochen für die Entwickelung eines Fabrikbetriebs, der bald mit England concurrirte und Sachsen den ersten Industrieländern der Welt beigesellte.

Mit den Eisenbahnen ist die vierte Epoche des Leipziger Handels eingetreten. Seit dieser Zeit hat der Umfang der Stadt sich um das Dreifache vergrößert, ist der Verkehr ins Ungeheuere angewachsen und wird Leipzig, als die Metropole des inneren europäischen Handels, neben den wichtigsten Handelsstädten aller Zonen genannt. Man schätzt den Umsatz während einer seiner Hauptmessen auf zweihundert Millionen. Ob die Blüte des Leipziger Handels auf ihrem Culminationspunkte angekommen, ob die gewaltigen Folgen des Jahres 1866 auch auf ihn ihren Einfluß äußern und die mächtigste Rivalin, Berlin, der tausendjährigen Beherrscherin des norddeutschen Handels den Rang ablaufen werde, diese wichtigen Fragen birgt die nächste Zukunft. Soviel steht bereits fest, daß der Charakter der Leipziger Messen, als merkantilischer Institution, sich wesentlich umgestaltet hat.

Eine Mitternacht im alten Schlosse.

Von J. Ludwig.

Noch immer ein Fürstensitz, wenn auch nicht der einer despotischen Regierung, versammelt das alte Schloß in Düsseldorf die Herrscher der Kunst, deren Gesetze die ewig unwandelbaren der Schönheit sind, hinter seinen Mauern, und wohl kein Fremder von Distinction wird verfehlen, die Säle und Ateliers der Akademie mit jener Theilnahme zu durchwandern, die sich an Namen, wie Schadow, Cornelius und andere von weltberühmtem Klange knüpft. Wahrlich! die alten Kurfürsten und Herzöge von Jülich-Cleve-Berg, von deren Kunstsinn die einst berühmte, jetzt nur im Reste noch vorhandne Gallerie erzählt, sie haben sich als die früheren Hausherren ihrer Nachfolger nicht zu schämen, und so sehr sie während ihrer Lebenszeit Bankett, Tournier und Jagdgetöse lieben mochten — ihre Geister können sich mit der den Geistern zugeschriebenen Eigenthümlichkeit nur wohlbehagen in dem friedlich-künstlerischen Treiben, das hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Zwar sorgt die Jugend — hier die akademische — auch heute noch, wie sie vor Jahrhunderten gethan, am Tage für den nöthigen Tageslärm, doch in den Nächten, wenn die Säle leer, die Staffeleien einsam stehen, mag es still und feierlich genug in den verlassenen Räumen zugehen, um jene, wenn sie überhaupt noch Lust dazu verspüren sollten, zu einem mitternächtigen Rundgang einzuladen. Dann rauscht allein der alte Rhein sein altes Lied herauf, Finsterniß herrscht in dem öden Reiche, oder der Mond, den die perrückten Herrn und hochfrisirten Damen an den Wänden gewiß noch aus den Zeiten ihrer Jugend kennen, wirft den geheimnißvollen Schein auf sie, indem das Leben zu erbleichen und das Todte zu leben beginnt, während die vom Licht verdrängten Schatten lautlos huschend an den Seiten ziehen und sich einander zuzunicken oder zu bestellen scheinen in versteckte Winkel und abgelegen einsame Gemächer hinab, in jene Corridore und Treppenfluchten, die der Schauplatz schauerlicher Sagen sind. Das ist so rechter Geisterodem, der hier aus den schwarzen Mündungen der Gänge haucht, so recht das Element, in welchem die Unkörperlichen sich bewegen, daß es jeden kalt anwehen muß, dem das warme Blut noch volllebendig in den Adern kreist, und dennoch liegt in dieser Atmosphäre, die unheimlich und geheimnißvoll zugleich den Geist befängt, etwas mehr Anziehendes als Abstoßendes, besonders für den jüngeren Theil der aus Widersprüchen zusammengesetzten menschlichen Gesellschaft.

Vielleicht aus diesem Zuge unsrer gemeinsamen Natur, vielleicht allein um des Abenteuerlichen des Gedankens willen, genug! es geschah einmal — und dieses „einmal“ ist schon viele Jahre her — daß sich eine Gesellschaft „Künstler und ihre Gesellen“ eines Abends hier versammelte, um der Nacht ihr Recht zu nehmen und die Gewohnheit tiefer Stille durch ein lustiges Gelage zu unterbrechen. Der junge Meister, welcher sich die Gäste in sein Atelier geladen hatte — dasselbe Zimmer, in dem der Sage nach die unglückliche Jakobea von Baden soll ermordet worden sein — war nicht nur ein großer Künstler, sondern nebenbei der angenehmste Gesellschafter und Wirth. Unübertrefflich für andere, wußte er sich nur selbst zu übertreffen und eine angeregtere Tafelrunde, als jene, der er damals präsidirte, hat vielleicht noch selten, wenigstens in ähnlichen Umgebungen, die Mitternacht heran gescherzt, gesungen und geklungen.

Einzel- und Rundgesang, von Guitarre- und Citherspiel begleitet, wechselte mit Gläserklingen und Gelächter; der Witz versprühte sein brillantestes Lustfeuerwerk im Saale, Schlagworte, die der Augenblick geboren, schossen zündend, wie Raketenblitze auf, um, nachdem sie sekundenlang am Himmel überraschten Schweigens hielten, in Händeklatschen und beifallspendendes Gelächter, wie in einen Funkenregen, zu zerstieben; während einer hier mit gröberem Geschütz hanthierte, ganze Flammengarben um sich warf, ließ dort ein andrer seine geistigen Feuerräder im feinsten schwindelhaften Schwunge kreisen, und es war ein Jagen und Ueberbieten in sinnlos-sinnigen Einfällen, wie sie eben nur solch große und geniale Kinder kennen. Dazwischen klang manch ernster inniger Toast, manch kleines Lied, vom heiligsten Gefühl getragen, stieg an die Wölbung der verzierten Decke, denn wie ja auch im Leben der höchste Ton oft unvermittelt an den tiefsten klingt, wie Lachen und Weinen in einem kindlichen Gesichte sich berühren, so elastisch weiß die ächte Künstlerseele die ausgelassene Lust mit dem tiefsten Ernste zu verbinden.

Eine ähnliche Nacht hatte das alte Schloß wohl lange nicht er-

Osterlied.

Originalzeichnung nach seinem Gemälde von Theodor Schütz.

Digitized by Google

lebt; die Mauern dröhnten und die Wände hallten wieder, doch während innen das Lied der Freude in den höchsten Tönen klang, pfiff der Herbststurm außen wie zum Hohne seine schauerliche Weise, um den Bau schlugen Schnee und Regen grämlich an die hellerleuchteten Fenster, Einlaß begehrend, aber nicht erhaltend, weder in die wohlverschlossenen Räume, noch in die Sinne der darin Versammelten. Denn mehr und mehr entfaltete der von gutem Witz und gutem Wein getragene jugendliche Uebermuth die Schwingen und immer höher schlug der Wogenschwall der Lust an der altersgrauen Steinwand auf, je näher die Uhrenzeiger schon der zwölften Stunde rückten; sie wuchs zu einem sinnverwirrenden Gebrause, als der Wirth mit einem Male an sein Glas schlug und, da der Lärm sofort verstummte, mit halb komischem, halb feierlichem Pathos an zu reden hub:

„Verehrte Brüder und Genossen!

Sintemal und alldieweilen wir dahier versammelt sind im alten Schlosse und in Anbetracht, daß die Stunde nicht mehr ferne ist, darinnen wohlerzogne Geister pflegen ihren Rund- und Umgang durch das Schloß zu halten, derohalben halte ich dafür und wird mir männiglich beipflichten müssen, wenn ich den wohlerwognen Vorschlag thue, dankbarlichst der alten Wirthe zu gedenken, als deren, wenn auch ungeladne, Gäste wir uns so vergnügsam hier befinden. Item sie sollen leben — hoch! und wieder: hoch! die alten Herren und Damen sollen leben! Hoch!"

Die Gläser klangen lustig aneinander, der Redner hatte das Signal gegeben, und kaum war der Applaus verhallt, der seiner wohlgesetzten Rede folgte, als schon ein zweiter aufstand, um sein Glas dem alten Kurfürsten auf dem Markte zuzubringen. Ob der unermüdliche Reiter dankend dazu genickt, blieb unentschieden, da keiner Lust bezeugte, ihm die Meldung zu vermitteln, nicht sowohl aus Furcht vor dem etwaigen nachträglichen Erscheinen des steinernen Gastes, sondern lediglich aus Bequemlichkeit. Man hatte die Geister nahe genug, um sie nicht erst vom Markte her in Sturm und Regen zu citiren, und hier genügte schon der bloße Name Jakobea, um die Gespensterromantik leibhaftig in den aufgeregten Menschenkreis zu ziehen.

„Darum auch ihrer" — ließ sich jetzt, nachdem er sich durch einen ritterlichen Zug gestärkt, ein dritter hören, — „auch ihrer laßt uns denken, die einst als Hausfrau und als Wirthin hier gewaltet und geschaltet hat, ihrer, der vielwonniglichen, geist- und tugendreichen Frauen, als welcher, was wir heute noch bedauern, indem, wenn wir schon damals hier gewesen wären, die Tragödie wohl einen andern Schluß bekommen hätte, ein gar schlimmes Loos gefallen ist in diesen Mauern — sie möge leben — hoch die Jakobea!"

„Jakobea hoch!" und „Hoch die Herzogin!" erklang es durch den Saal.

„Und sei geladen, feierlichst geladen" — rief eine neue jugendliche Stimme tönend aus dem Wirrwarr — „mir Bescheid zu thun aus diesem Glase!" Mit diesen beschwörenden Worten, das gefüllte Glas und eine brennende Wachskerze ergreifend, schritt der kecke Rufer aus dem Saale, dessen Thüre er in demselben Augenblicke aufriß, als die Glocke mit dumpfem Dröhnen die Mitternachtverkündigung aushob. „Wohlgetroffen!" lachten die Genossen, und lachend wandte der Erregte sein glühendes Gesicht noch einmal in den erhellten Raum zurück, ehe er hinausschritt in den hallenden, vielwinklichen Corridor, dessen schwarze Schattenmassen das einsam flackernde Lichtchen zu verschlingen drohten.

„Jakobea von Baden! auf Dein Wohl!"

„Wohl" — kam das Echo schauerlich zurück aus den weiten tiefen Räumen hinter ihm. Die Gläser läuteten, die Glocke dröhnte langsam ihre Schläge.

„Zum ersten — zum zweiten — zum dritten Male! Jakobea! ich rufe Dich."

„Dich" — hallte es zurück wie Geisterruf; der zwölfte Schlag fiel wuchtig durch die Luft, und ehe noch die letzten Schwingen verzitterten, kam ein Sausen und ein Brausen durch die Nacht gezogen, daß der alte Bau in seinen Grundvesten erbebte. Die Wetterfahnen kreischten wie in toller Angst; vom Rheine her schlug ein gewaltiger Windstoß gegen die nur schlechtverwahrten Fenster des Corridors; die Flügel sprangen auf, die Scheiben klirrten, und im gleichen Nu ward dem erblaßten jungen Manne die Kerze aus der Hand und das Glas so hart vom Munde weggeschlagen, daß es splitternd auf das steinerne Getäfel des Bodens fiel und der Inhalt weit umher verspritzte.

„Bravo! Bravissimo!" jubelten die Zechgenossen drinnen, während draußen den Verdutzten, der von tiefer Finsterniß umgeben stand, kalte Schauer überliefen, die nicht allein den offnen Fenstern und dem Zugwind ihr Entstehen dankten. „Sie hat Bescheid gethan — hoch Jakobea!" so klang es brausend, dröhnend, gläserläutend und den schrillenden Orkan noch überbietend, aus dem Saal, doch sollten die lauten Rufer plötzlich auch hier so stille werden, wie ihr erst so übermüthiger Gefährte, der, wie von unsichtbaren Händen festgehalten, in dem vom Sturm durchfegten schauerlichen Gange stand.

Statt seiner drang die Windsbraut, die sich im gewundenen Corridor verfangen hatte, hochaufgeschürzt, entfesselt, vollen Jagens in das Zimmer. Im verzweifelten Bemühen, einen Ausweg zu gewinnen, fuhr sie zischend über seine ganze Breite hin, lief mit heulendem Gepfeife, wie auf tausend Händen, tausend Füßen blitzschnell kletternd an den Wänden in die Höhe, schlug die Thüre hinter sich ins Schloß, um schließlich mit dämonischem Triumphe, nachdem sie alle Lichter ausgeblasen, Gläser, Teller, Flaschen auf dem Tische wild umhergeworfen hatte, durch die aufgerissenen Fenster wieder abzuziehn. Wie mit hundert Stimmen rief es durcheinander, seltsame niegehörte Töne kreischten, und es war ein Rauschen und Brausen in den Lüften, das den Laut der Menschenstimme in sich einschlang, wie die Meeresbrandung den schwachen Schrei der Möve übertönt. Zwar erlosch der Aufruhr fast so schnell, als er gekommen war; man hörte ihn sich in die Ferne ziehen und wimmernd in dem Wogenschlage des empörten Rheins sterben, doch ehe sich die beim ersten Schrecken jäh emporgesprungenen jungen Männer einander nur verständlich machen konnten, fesselte sie ein neuer von weit unheimlicherer Natur widerstandslos an die kaum verlassenen Plätze, indem sich ein Wirren und ein Schwirren, ein Flattern und ein flüsterndes Geknister in der nächsten Nähe um sie her bemerkbar machte, das um so geisterhafter dem verschwindenden Getöse folgte, je unerklärlicher die Töne waren und je weniger die so plötzlich eingetretene Finsterniß irgend einen Gegenstand erkennen ließ.

Gewiß! es war kein Feigling unter allen, die da saßen, aber laut- und regungslos, wie jeder saß, fühlte auch der Muthigste das Herz erstarren wie in Erwartung von Entsetzlichem, das folgen müsse. Feuchte, kühle Grabeshauche wehten um die Schläfe, und während Nervenschauer, die gleich Todtenhänden langsam, eisig über jeden Scheitel strichen, jedes Härlein einzeln in die Höhe zogen, während es ringsum wie von seidenen und atlassenen Gewändern raschelte und rauschte und ein heimliches Gewisper um sie war, senkte sich das seltsame Geräusch des Hin- und Widerwippens über ihren Köpfen, das dem Flügelschlage riesiger Vampyre glich, immer schwerer, immer tiefer auf dieselben nieder. Bald knitterte und knisterte es so dicht vor aller Ohren und in solch scharfem, nervdurchschneidendem Getöne, als ob die Luft selbst einen Körper angenommen hätte, der nun zornig krachend auseinander risse oder bräche. Immer grauenhafter ward dies Tönen, immer schwerer und mit unabweislicher Gewalt sank die geheimnißvolle Wucht auf jede Schulter, indes ein bleiernes Gefühl der Lähmung sich gleichmäßig über jedes Glied ergoß und ein momentaner Zustand der Erstarrung und Betäubung das Entsetzen minder fühlbar machte.

Mittlerweile hatte sich der Anstifter all dieses Unglücks trotz seiner Verwirrung und trotz der Dunkelheit an die rechte Thüre und durch diese in den Saal gefunden. Wie erstaunte er, hier alles finster und bis auf das auch ihm vernehmliche knisternde Geräusch alles todtenstill zu finden! An einen Scherz der Freunde denkend, tastete er sich nach der Stelle hin, wo das Streichfeuerzeug am Nagel hing und versuchte Licht zu machen, doch mochten sich die noch leise zitternden Hände wohl zu ungeschickt dabei anstellen; das erste Holz versagte, das zweite fiel zur Erde und das dritte fing zwar Feuer, doch nur, um augenblicklich wieder zu verlöschen, nachdem es kurz aufflackernd ein solch schauerliches Todtenbild beleuchtet hatte, daß es der entsetzte junge Mann mit einem jähen Schrei des Entsetzens weithin schleuderte. Taumelnd schlug er mit dem Kopfe gegen die Wand zurück, wobei die Hände instinctiv nach der Stirn faßten, als ob er trotz des Furchtbaren, das er gesehen, doch noch leise an der Hoffnung halte, daß die Geister des Weines ihm den Geisterspuk dahergezaubert haben könnten.

Aber er war nüchtern, nur zu sehr nüchtern von allem, was vorhergegangen war, und dieses letzte, es hatte sich im Fluge seiner Sinne so klar, so erschreckend deutlich eingeprägt, daß an keine Täuschung der aufgeregten Phantasie zu denken war. Noch immer, trotz der wieder eingetretenen tiefen Dunkelheit stand das unerhörte Bild vor

seinen Augen: die Köpfe seiner sämmtlichen Genossen — Köpfe — man denke sich von ihren Körpern abgetrennte, wie zu einem Todtenamt geladene Köpfe von Gerichteten! er hatte sie gesehen und zwar in derselben Reihenfolge, wie jene vorhin um den Tisch gesessen hatten, so diese auf demselben stehen, der ins Riesige vergrößert und mit einem weißgrundirten Tuche überdeckt war, von welchem sich die Modergesichter seiner noch kaum so lebenswarmen Freunde in der bläulichen Beleuchtung des jäh aufzuckenden Phosphorlichtes grauenhaft abhuben. Die Haare wild empor gesträubt, die verglasten Augen starr auf ihn gerichtet, den Ausdruck steinernen Entsetzens in den Zügen, die Lippen halb geöffnet, wie zum letzten Gruße — ohne Laut und ohne Regung die vor Minuten erst im Stadium der höchsten Lust verlassene Gesellschaft — das war ein schauerliches Wiedersehn!

Woher der junge Mann den Muth genommen, ein neues Streichholz zu entzünden? Vielleicht allein aus jenem Grunde, warum man in Augenblicken äußerster Verwirrung mechanisch zu dem Nächsten Besten greift. Dies letztere war hier das Feuerzeug; das Hölzchen brannte, Leuchter standen in der Nähe und bald flammte das Licht zweier Kerzen durch das Dunkel, die der Jüngling mit dem Muthe der Verzweiflung hoch erhob, indem er weithin über die gespensterhafte Tafelrunde leuchtete: „Wer seid Ihr und was ist mit Euch geschehen?“ stieß er halb wild, halb feierlich heraus. — „Im Namen aller guten Geister, gebt mir Antwort!“

Todesschweigen folgte diesen Worten, aber aller Augen stierten nach dem Sprecher, die Lippen zuckten und verzogen sich und die Köpfe fingen an, sich langsam zu bewegen. Sie drehten sich und wanden sich — unter dem Riesentuche ward's lebendig; es wogte und schlug Wellen, wie ein vom Sturm bewegtes Meer — Hälse, Arme, Hände arbeiteten sich hervor — noch ein sekundenlanges gegenseitiges Starren, Staunen! dann löste sich der Zauber, und der anfänglichen Grabesstille folgte mit einem Schlage ein solch betäubendes, Mauern erschütterndes, sich immer wieder aus sich selbst erzeugendes Gelächter, wie es seit den Heldentagen des Homer vielleicht nicht oft auf diesem alten ernsthaften Erdenrund vernommen worden ist.

Es währte lange und es kostete nicht wenig Mühe, bis sich die Gefangenen, Eingewickelten von der Last zu befreien vermochten, deren unheimlich-geheimnißvolles Wesen sich jetzt im Kerzenschein so ordinär entpuppte. Derselbe Windstoß nämlich, der die Lichter ausgeblasen, hatte zu gleicher Zeit einen nur schlecht befestigten, die ganze Oberwand bedeckenden Carton gelöst, welch letzterer sich nun, einer Riesenfahne gleich, die sich entrollt, flatternd, rauschend und am Widerstand der vielen Köpfe, die sich instinctiv hindurcharbeiteten, auseinander reißend und zerbrechend, mit der ganzen Schwere seines Falles über die Gesellschaft breitete.

Das Ueberraschende der Schlag auf Schlag erfolgten Schrecknisse nach der vorausgegangenen aufgeregten Lust, das Allzunahe und darum fremdartig Unerklärliche des mit dem Reißen und Zerbrechen des Cartonpapiers verbundenen Geräusches, dazu die Dunkelheit, die allen Sinnentäuschungen so günstig ist — das alles mußte wohl zusammenwirken, eine Situation herbeizuführen, wie sie alle Betheiligten zu den denkwürdigen ihres Lebens zählten. — Mancher von ihnen hat indes den Schleier schon gelüftet, der zwischen unserm und dem Geisterreiche liegt, dessen er in jugendlichem Uebermuthe spottete; die Ueberlebenden jedoch, und unter ihnen mancher wackere Künstler, erinnern sich noch heute gerne mit einer Art von grausigem Vergnügen jener Mitternacht im alten Schlosse.

Am Familientische.

Osterpoesie.

(Zu dem Bilde auf S. 429.)

Seit dem Jubelworte des ersten Osterfestes: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ ist die wunderbare Botschaft unter allen Völkern und in allen Zungen — von geistlichen und weltlichen Dichtern tausendfach variirt, — forttertönt bis auf unsere Tage, und selbst wer mit Faust ausruft: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ kann sich dem „tröstlichen Gesange“ nicht ganz entziehen.

Schon der Name klingt tröstlich, und obwohl heidnischen Ursprunges ist er doch tief und sinnvoll. Ostara — so heißt das Fest in den ältesten Denkmälern unserer Sprache — richtet unsern Blick gen Morgen, dem aufsteigenden Lichte zu, und erinnert daran, daß dieses hohe Fest ein eben so freudiges als ernstes und heiliges ist. So erglänzten denn schon in alten Zeiten — wie noch heute an manchen Orten — Freudenfeuer ihm zu Ehren, und lange erhielt sich der poetische Volksglaube, daß die Sonne beim Aufgange des ersten Ostertages drei Freudensprünge thue oder einen Freudentanz halte.

Und wo in unseren Tagen keines der alten Osterspiele sich mehr erhalten, wo gute und schlechte Gebräuche, Abergläubisches und Harmloses gleichermaßen verschwunden, da ist doch noch wenigstens in der Kinderwelt ein Rest der alten Osterpoesie zu finden in den . . . Ostereiern, die durch Christoph Schmids bekannte Erzählung noch ganz besonders beliebt unter den Kindern geworden sind.

In einen Kinderkreis muß überhaupt treten, wer sich einmal so recht von Herzen freuen und ein fröhliches Fest feiern will. Nichts aber geht über den Jubel des Ostereiersuchens, wenn das Wetter erlaubt, dasselbe im Freien zu veranstalten. Es ist ja die Zeit des wiedererstandenen Lebens in Feld und Flur, dem die lange im Hause gehaltenen Kinder laut entgegenjauchzen. Ein Garten, in dem sie unter Bäumen und in Sträuchern die sorgfältig versteckten bunten Eier suchen, scheint zauberhaft belebter und umherhüpfender Blumen voll zu sein, die aber auch zugleich Stimmen haben, mit denen sie die Vögel zu überzwitschern trachten.

Ein Stück dieser Ostereierfreuden hat Theodor Schütz in sein reizendes Bild hineinverwebt, das uns die Osterpoesie in ihrer ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit vor Aug' und Herze zaubert. Der Hauptspaß ist freilich schon vorüber — die Eier sind alle glücklich aufgelesen; siegreich hält ein kleines Mädchen das ihrige in der Hand, während sie dem lustig dahinspringenden Paare nachschaut; und zwei jüngere Kinder sind ganz ernsthaft und wichtig mit dem Kippen der Eier — oder dem Bicken, wie es in Schwaben heißt — beschäftigt. Andere suchen Blumen oder winden sie zum Kranze. Hie und da sieht man Lustwandelnde, die sich des langersehnten grünen Osterns freuen. Auf der Wiese wird ein munterer Reigen aufgeführt. Der alte Schäfer, dessen Thiere sich an dem frischen Grase erquicken, scheint dem Osterliede zu lauschen, das unter dem noch zartbelaubten Baume, accompagnirt von dem einsamen Vöglein in seinen Zweigen und von dem Flötenton an seinem Fuße zu Ehren des Festtages herüberschallt. Welches Lied aus dem reichen Osterliederschatze unseres Volkes mag es wohl gewesen sein? Wir wissen es nicht, denken uns aber gerne, es habe gelautet wie Johannes Falks Alt und Jung gleich anmuthende Festweise:

O du fröhliche
O du selige
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden:
Freue, freue dich, o Christenheit!

R. K.

Bedeutung des Güterverkehrs.

Die Rentabilität der deutschen Eisenbahnen ist seit der Eröffnung des ehernen Schienenweges, oder, wenn wir etwas weiter vorrücken wollen, seit dem Jahre 1844 noch nicht um 2% durchschnittlich gestiegen, und unter solchen ungünstigen Auspicien ist eben bei Eisenbahnunternehmungen im allgemeinen keine Seide zu spinnen. Wer ist es nun gewesen, der den Bahnen nicht gestattete, eine reichere Ernte zu erzielen? — Wir, das verkehrende Publikum, haben den Bahnkassen die Pulsadern unterbunden. Jeder Courierzug verzehrte mehr Betriebskosten, als er einbrachte und jeder Personenzug wußte sich bei allen Plackereien, die das Bahnpersonal mit Unterbringung der Passagiere hatte, kaum über die Kosten zu schwingen. Wie kläglich wir die Eisenbahnkassen bedacht haben, das mag folgende Rechnung zeigen. Im Jahre 1844 wurden auf den 114 Meilen langen preußischen Schienen 4 Millionen Passagiere befördert und die brachten den Bahnen pro Meile 20,000 Thaler ein. Da aber die Betriebskosten der Strecken sich pro Meile auf 16,000 Thaler beliefen, so hatte der ganze Personenverkehr nur 4000 Thaler pro Meile in die Kassen der preußischen Bahnen gebracht. Und welches Resultat ist seit jenem Jahre 1844 bis in die neueste Zeit erzielt worden? Wie wir sehen werden, ein ungemein klägliches. Bis zum Jahre 1868 hatten sich die Schienen von 114 Meilen bis auf 934 Meilen Länge gereckt und es wurden statt jener 8 Millionen Passagiere jetzt 39 Millionen befördert. Und doch war die Einnahme aus dem Personenverkehr im Jahre 1867 nur 21,000 Thaler pro Meile, also nur 1000 Thaler mehr, als vor 23 Jahren. Woran lag das? Fuhren etwa die 39 Millionen Passagiere des Jahres 1867 nur so ungemein kurze Strecken? Die 8 Millionen Passagiere des Jahres 1844 fuhren 17 Millionen Meilen und die 39 Millionen Passagiere des Jahres 1867 fuhren 200 Millionen Meilen. Aber vielleicht hatten sich die Betriebskosten in den 23 Jahren verringert? Als 8 Millionen Passagiere fuhren und pro Meile 20,000 Thlr. einbrachten, beliefen sich die Betriebskosten auf 16,000 Thlr. die Meile, und als 39 Millionen Passagiere befördert wurden und pro Meile 21,000 Thlr. abwarfen, betrugen die Betriebskosten 43,000 Thlr. pro Meile. Nun ja, wir hören es; wenn der Güterverkehr nicht gewesen wäre, dann hätten die Eisenbahnen Bankerott machen müssen. Der Güterverkehr allein ist es gewesen, der die preußischen Bahnen vom Jahre 1844 bis zum Jahr 1867 von 5,01% auf 6,46% Rente hob. Um dieses äußerst geringe Steigen zu bewirken, hat er sich aber folgendermaßen anstrengen müssen. Im Jahre 1844 wurden nur doppelt so viel Centner Güter, als Passagiere befördert, nämlich 8 Millionen. Diese fuhren aber mehr wie dreimal soweit, als die Passagiere, nämlich 52 Millionen Meilen. Dreiundzwanzig Jahre später, also zur selben Zeit, wo die 8 Millionen Passagiere sich zu 39 Millionen emporgeschwungen, war der Güterverkehr von 8 Millionen auf 732 Millionen Centner gestiegen, die noch dazu 7020 Millionen Meilen fuhren. Der Riese hatte sich also bis aufs äußerste gereckt, um die Bahn zu halten. Während er im Jahre 1844 nur halb so viel einbrachte, wie die Passagiere,

also 10,000 Thlr., trug er im Jahre 1867 mehr wie das Doppelte zur Füllung der Eisenbahnkassen bei und steuerte mit einer Summe von 52,000 Thlr. pro Meile. Jetzt konnten die Betriebskosten auch auf 43,000 Thlr. pro Meile anwachsen und der Riese hat nichts dagegen, daß diese bedeutende Ziffer doch hauptsächlich wieder für die nur wenig einbringenden Passagiere verwendet wird. Während er sich mit ungeheizten, von allem Comfort entblößten Räumlichkeiten begnügt, sich bestauben, beregnen und beschneien läßt, schafft er die Mittel, den Passagieren bequeme gepolsterte Waggons, glasbedeckte Ankunfts- und Abfahrtshallen und Wartesäle mit einer gewissen Rücksicht auf Ornamentik bieten zu können. Er ist ebenfalls die Ursache, daß die Fahrpreise der Passagiere von fünf zu fünf Jahren ermäßigt werden konnten, denn wenn er das Deficit nicht deckte, könnten nur die Reichen sich der Eisenbahn bedienen. F. B.

Ein Ball bei Mac Mahon.

Die Haupt- und Residenzstadt des afrikanischen Frankreichs, Algier, befand sich seit einigen Tagen in einer gewissen Aufregung. Von der Grenze waren alarmirende Nachrichten über Araberaufstände gekommen, die die Männerwelt beschäftigten, — die algerische Damenwelt war in noch größerer Bewegung, denn so eben war der Gouverneur von Algier, der Marschall Mac Mahon, aus Frankreich wieder eingetroffen, und in einigen Tagen sollte bei ihm ein Ball stattfinden, zu dem die Einladungen bereits ergangen waren.

Eine Zeitlang stritten sich diese verschiedenartigen Interessen der Männer- und Damenwelt um den Vorrang, bald aber hatte das „schwache Geschlecht" glänzend gesiegt, — der Ball bildete das ausschließliche Gesprächsthema, an den Araberaufstand wurde vorläufig nicht mehr gedacht.

Die Bälle des Herzogs von Magenta sind aber auch berühmt in Algier und haben sich von jeher ebenso sehr durch den verschwenderischen Luxus ihrer Arrangements wie durch die auf ihnen sich entwickelnde Pracht der Toiletten, den Glanz der Juwelen &c. ausgezeichnet. Sie vereinigen die Blume der Gesellschaft, und zu ihnen eingeladen zu werden, ist der heiße Wunsch jeder Algerianerin, — der ach! nur zu selten in Erfüllung geht.

Erfolgt aber wirklich die Einladung und „le maréchal de France, Gouverneur Général de l'Algérie et la maréchale de Mac Mahon, duchesse de Magenta" bitten um die Ehre, den und den Abend im Palais zu verbringen, „wo man tanzen wird," wie sehr bescheiden in einer Ecke der Karte bemerkt ist, dann hüpft Madame vor Freude umher, oder wirft sich stolz in die Brust, und selbst im Herzen des Herrn Gemahl, der als Coloniebewohner und Orleanist (denn das sind alle algerischen Colonisten) ein geschworener Feind des die Colonisation behindernden Militärgouvernements ist und der dessen Chef, den Marschall Mac Mahon viel lieber am Ende der Welt wie an der Spitze der Verwaltung in Algier sähe — selbst in seinem Herzen werden mildere Gefühle wach, seine umdüsterte Miene glättet sich, und für kurze Zeit hat er sich ausgesöhnt mit dem verhaßten „Säbelregiment" und dessen Leiter, der Madame heute so glücklich und stolz gemacht hat.

Der Palast des Gouverneurs, wo der Ball stattfinden sollte, ist eines der prächtigsten und zugleich interessantesten Gebäude der Stadt. Ganz in altmaurischem Style erbaut, mit großem viereckigen Hof, Säulengängen und Gallerien im Innern, war dasselbe, ehemals die Residenz der muhamedanischen Herrscher Algiers, von diesen mit morgenländischer Pracht und Ueppigkeit ausgestattet. Die alten Raubstaatenfürsten haben sich wohl nicht träumen lassen, daß dermaleinst das Volk der Ungläubigen nach dem Takte leichtfertiger Tanzmusik in diesen dem Halbmond geweihten Räumen sich schnellfüßig bewegen würde! Wohin das Auge blickt, ist alles blitzender weißer Marmor; der große Hof ist ganz mit Marmor gepflastert, die schlankgewundenen Säulen, die leicht darauf ruhenden Bogen, die mit Halbmonden verzierten Thürportale, Treppen, Fenstereinfassungen, — alles Marmor, blendend weißer Marmor, selbst die Wände sind damit bekleidet.

Die weitläuftigen Gallerien der oberen Etagen, die den Hof rings umgeben, sind Kunstwerke der Holzskulptur; von hier aus führen Eingänge in eine Reihe prächtiger Zimmer, welche die Seiten des Hofes umgeben. Besonders ein maurischer Salon zeichnet sich darunter aus, dessen Wände mit kostbarer Mosaik, ganze bunte Gemälde darstellend, ausgelegt sind; die Decke bildet eine schön gewölbte Kuppel, welche, von Alabastersäulen getragen, das Tageslicht nur durch mattblaue Scheiben eindringen läßt. — —

Um 10 Uhr des bestimmten Ballabends begab ich mich hierher. Das ganze Gebäude war tageshell erleuchtet, tausende von Gasflammen, die in Form von Guirlanden, Sternen, Halbmonden und Kränzen das Hofportal und die ganze Fensterfront umgaben, spendeten ein strahlendes Licht, das bis in jeden Winkel des Malakoffplatzes, an welchem das Palais liegt, eindrang. Dieser Platz selbst, sonst ein kahles Steinpflaster, war in ein großes Blumenbeet verwandelt, welches, von fruchtbedeckten Orangenbäumen und Palmen eingefaßt, prachtvollen Wohlgeruch ausströmte und mit seinen unzähligen Lichtern, die geschickt zwischen Blumen und Laub versteckt waren, einen feenhaften Anblick bot.

Obgleich im Februar, breitete hierüber ein milder Sternenhimmel sein wolkenloses Zelt — und selbst der eben aufgehende Mond schien mit verwundertem Lächeln auf dies plötzlich hervorgezauberte Bild zu blicken.

Zu beiden Seiten des Eingangs war eine Compagnie Türkos aufgestellt, die in ihren malerisch orientalischen Costümen, mit Turban, blaugestickter Jacke und weiten Pantalons, sowohl als weitere Staffage des Ganzen dienen als auch die schaulustige Menge in Ordnung halten sollten.

Zugleich mit einem silberbärtigen Araber, dessen unendlich großer, weißer Turban den Gelehrten kennzeichnete, betrat ich das Innere des Palastes.

Wir wurden von einer Schar Lakaien empfangen, die aufs kostbarste in Silber gallonirt mit weißgepuderten Perrücken, langen Zöpfen und Schnallschuhen, Erscheinungen aus der Rococozeit glichen; jetzt öffnete sich vor uns eine schwere Seidenportiere, und im blendenden Glanze lag der Ballraum da, in dessen Vordergrunde der Marschall und seine Gemahlin den eintretenden Gästen die Honneurs machten.

Natürlich hatte ich ein besonderes Interesse, den Mann kennen zu lernen, der bei etwaigen Verwicklungen zwischen Frankreich und Deutschland voraussichtlich eine hervorragende Rolle spielen wird, dessen Gesicht jedoch heute nichts wie Liebenswürdigkeit und Heiterkeit zeigte. Obgleich schon ein Sechziger, verräth das blitzende Auge und der elastische Gang doch die außergewöhnliche Frische von Körper und Geist, und unermüdlich, als vollendeter Cavalier, weiß der Erstürmer des Malakoff, der Sieger von Magenta heute den liebenswürdigen Wirth zu machen. Die Herzogin, seine Gemahlin, ist ebenfalls eine noch stattliche Erscheinung, deren fast jugendliches Aeußere heute eine ebenso geschmackvolle wie glänzende Toilette noch mehr hervorhebt.

Nach Beendigung der Vorstellungsförmlichkeit hatte ich Muße, den wahrhaft feenhaft decorirten Ballsaal näher in Augenschein zu nehmen und fand jetzt, welche Metamorphose hier vor sich gegangen war. Indem nämlich in der Höhe der Gallerien im Innern des Hofes ein Fußboden gelegt war, der auf den unteren Säulengängen ruhte, hatte man diesen Hof selbst in einen großen Saal verwandelt, der nach oben durch ein übergespanntes duftiges Zeltdach geschützt wurde.

Prachtvoll aus dem Zeltdache herunterhängende Kronleuchter verbreiteten Tageshelle in diesem improvisirten Ballraume, der ringsumher von Marmor blitzend, auf das geschmackvollste und reizendste decorirt war. Die Ecken füllten Pyramiden aus, geschickt aus Pistolen, Säbeln und Bajonetten zusammengestellt, kunstvoll geschnitzte Straußeneier hingen als Ampeln in den Bogen der Säulengänge, malerische Draperien aus Fahnen und Emblemen umgaben die Kronleuchter, und die ganze reiche Flora des Südens hatte ihren Laub- und Blütenschmuck gespendet, um die Herstellung dieses feenhaften Raumes zu vollenden, der in seiner Originalität und seinem blendendem Farbenschmuck einen prachtvollen Anblick gewährte.

Nach den Klängen einer starkbesetzten Orchestermusik wirbelte die tanzlustige Welt in diesem Hauptsaale umher, der allein jedoch längst nicht die Menge der geladenen Gäste faßte. Man hatte also auch die den Hauptsaal rings umgebenden Gemächer zu Hilfe genommen, über welche sich die nicht tanzende Welt nun ergossen und die, als Familienzimmer der herzoglichen Familie, durch ihre originelle, halb arabische, halb modern französische Einrichtung allgemeines Interesse erregten.

Panther- und Löwenfelle bedeckten den Boden, Divans in kostbarer arabischer Goldstickerei, Tische und Arbeitskörbe aus Rohrgeflecht, wie sie die eingebornen Neger so elegant zu arbeiten verstehen, Ampeln und Lampen in Straußeneiern, mit schweren Quasten tunesischer Seide verziert, schmückten diese Räume, die aber außerdem auch mit allem Luxus europäischen Geschmacks ausgestattet waren. Nur ein kleiner Salon war ganz rein arabisch. Ein weicher schöner Teppich bedeckte den Boden; an den Wänden, die ebenfalls mit Teppichen glänzend drapirt waren, standen niedrige Divans, gepolsterten Ruhekissen ähnlich, und arabische bunte Wandleuchter erhellten diesen lauschigen Raum, der sonst jedes Möbels entbehrte und speziell für die Muselmänner bestimmt zu sein schien, die sich denn auch mit Vorliebe darin aufhielten.

In all diesen bunten glänzenden Räumen wogte eine ebenso bunte glänzende Menge durcheinander, und mit der langen Schleppe, der rothen Uniform und dem schwarzen Frack mischte sich der schneeweiße Turban, der malerische Burnus und der rothe Fez. Alle Sprachen schwirrten an das Ohr, alle Völker schienen vertreten zu sein, vom Strande der Nordsee bis zum heißen Wüstensande, vom charakteristischen englischen Lord bis zum nicht minder charakteristischen Beduinenhäuptling.

Hierhin und dorthin streiften wir durch die Menge der Zimmer, durch das Gewirr der Menschen. Die interessantesten Scenen boten sich dem beobachtenden Auge. Hier der junge und elegante französische Lieutenant, die mit bunten Seidenstoffen überladene eingeborene Jüdin zum Tanz führend, dort die gewandte, muntere Französin im eifrigen Gespräch mit dem langbärtigen, ehrwürdigen Türken. Eine Blumenlese schöner Frauen und Mädchen aller Nationen schien zum Wettkampf hier versammelt, zum Wettkampf um den Parisapfel, — den ich heute unbedingt einer jungen Griechin gereicht haben würde, deren edle Formen und reiner Typus lebhaft an ihre klassische Abstammung erinnerten. Ein kurzer, enganschließender Ueberwurf von bunter, mit Goldfäden durchwirkter Seide umhüllte die schlanke Gestalt, deren rabenschwarzes Haar in einem einzigen üppigen Zopfe herunterhing, fast die Erde berührend; nachlässig balancirte ein kleiner koketter Fez auf dem Kopfe. Diese schöne Hellenentochter hatte sich besonders der Huldigungen der Nordländer zu erfreuen, welche sie dann wieder geschickt in ihre Netze zu verstricken wußte: und wie spätere Ermittelungen ergaben, soll dieses gefährliche Spiel mit Griechenland den Bruch — mehrerer deutscher Herzen zur Folge gehabt haben! —

Um 1 Uhr öffneten sich die Thüren eines bis dahin verborgenen Speisesaales und damit zugleich eine Reihe neuer Genüsse, die wahrhaft lucullisch waren und sich dem ersten Theile des Balles würdig an die Seite stellten.

So verrauschten die Stunden und mit ihm ein Fest, das in seinem Glanze und seiner Originalität mir immer eine meiner angenehmsten Erinnerungen an Algier bleiben wird. J. K.

Inhalt: Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. — Aus allen deutschen Gauen. XX. Amphibienjagd im Frühling. Von H. Noë. Mit Illustr. von M. Schmid. — Leipzigs Handel. Von O. Moser. — Eine Mitternacht im alten Schlosse. Von J. Ludwig. — Am Familientische: Osterpoesie. Zu dem Bilde von Th. Schütz. — Ein Ball in Algier.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 10. April 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 28.

Karin von Schweden.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

„Das Gewitter kommt von Stockholm herüber,“ murmelte der Fremde zwischen den Zähnen, „ich wußte es vorher, die letzten Tage waren zu heiter.“

„Es ist die Vergangenheit, dort liegt Schwedens Zukunft,“ sagte das Mädchen zuversichtlich, in den Goldglanz des Westens hinüberdeutend.

Er lächelte bitter: „Aber sie sinkt vor uns hinab, und unser Tag ist vorüber, wenn sie zurückkommt.“

Sein Fuß stampfte heftig auf die Erde, und sein Auge lief wild umher. „Verflucht sei jeder, der so denkt,“ brach er ungestüm aus, „jeder, der nicht sein Alles an die Freiheit dieses Landes wagt! Verflucht sei Deine Schönheit, Rose vom Trollhätta, wenn Du sie zu anderem benutzest, als um den Befreier Schwedens mit ihr zu belohnen!“

Ein erster, langhingestreckter Donner rollte durch die zornigen Worte; Karin schritt, Stirn und Wangen mit dunkler Röthe überströmt, eilig auf der anderen Seite die sanfter abfallende Halde hinab. Ihr Herz klopfte laut und ihre Hand zitterte, daß der Falter, der noch immer mit zusammengeklappten Flügeln friedlich auf ihr gesessen, unruhig die Fühlhörner bewegte. Schwere Tropfen schlugen dichter um sie her; vor ihnen im Zwielicht, lag eine Gruppe dichter Bäume, Linden mit schon völlig entblättertem Gezweig und noch dunkelbelaubten hochästigen Ulmen. Zwischen ihnen durch blickten graue Mauern und das ziegelbedeckte Dach eines alten, weitgedehnten schloßartigen Gebäudes.

„Ist das Torpa?“ fragte der Fremde wieder. Karin nickte stumm. „Und ist Brita Rosen, Deine Mutter, zu Hause?“

Sie bejahte abermals und schlug die Augen verwundert zu ihm auf. „Ihr scheint uns zu kennen, und mich däucht, es wäre billig, daß ich das Gleiche von Euch sagen könnte, wenn ich Euch dem Schutz meines Vaters anvertraue.“

„Du hast recht, Karin; es war Thorheit von mir, meinen unbedeutenden Namen so lange zu verschweigen,“ antwortete er rasch. „Ich heiße Gustav Folkung, und wenn ich Dich um etwas noch bitten darf, so führe mich nicht zu Deinen Eltern und sage niemandem, daß Du mich getroffen. Ich weiß, daß Eure Knechte um diese Zeit nichts mehr auf dem Hof zu schaffen haben; laß mich unbemerkt in einen Stall schlüpfen und die Nacht im Heu verbringen.“

Sie wiederholte den Namen „Gustav Folkung“ und fügte nachsinnend bei: „Ich habe von Euch gehört, Ihr seid ein Freund Schwedens; es ist seltsam, daß alle, die es sind, Gustav heißen. Nein“ — sie fuhr fast wie erschreckt aus ihren Gedanken auf — „nein,“ sagte sie nochmals, aber mit anderem Ton und zu ihrem Begleiter gewendet, „so dürft Ihr die Nacht nicht zubringen. Herr Folkung, Ihr seht ermüdet aus, und ein gutes Lager thut Euch noth; es gibt wohl anderen Raum bei uns für einen Verfolgten, denn es ist niemand, als meine Mutter im Hause.“

„Du hast recht, ich bin müde, sie haben mich stark gehetzt in den letzten Tagen und Schlaf thäte mir wohl,“ murmelte Folkung mehr für sich als für seine Gefährtin. „Ich mißtraue den Deinen nicht, Karin,“ fuhr er lauter fort, „doch ein Geheimniß liegt sicherer in einer Hand als in zweien. Du kannst nicht lügen, Mädchen — schwöre mir, daß Du mich niemandem, unter keinen Umständen irgend jemandem, verrathen willst, und ich folge Dir, wohin Du mich führst, denn Du hast es gesagt, ich bin müde, recht müde. Morgen, ehe der Tag anbricht, habe ich Euch verlassen.“

Karin nickte mit dem Kopf. „Ich weiß nicht, was für Gründe Ihr habt, doch ich schulde Euch zu thun, was Ihr wollt, denn Ihr habt mir das Leben gerettet und seid ein Feind unserer Feinde. Ich schwöre, daß ich Euren Aufenthalt niemandem verrathen will. Kommt!“

Sie faßte unter dem tiefen Dunkel der Ulmen, in das sie eingetreten, seine Hand und zog ihn nach sich. Der Regen rauschte jetzt in vollen Strömen auf die Bäume und übertönte das Geräusch ihrer Schritte. Karin ging stumm und in Nachdenken vertieft; „es ist das einzig Sichere,“ murmelte sie zwischen den Lippen, doch nicht so leise, daß er es nicht vernahm und fragte, was sie gemeint. Sie erwiderte rasch, es sei nur ein Zimmer im Hause, das unter allen Umständen niemand bei Nacht betrete, dorthin werde sie ihn bringen.

Nun lag das langgestreckte Gebäude, das sie vorher aus der Ferne gesehen, dicht vor ihnen. Es war fast ganz in Dunkel gehüllt, nur aus dem Erdgeschoß und aus einem Gemach des ersten Stockwerks leuchtete der Schein eines Lichtes. Das erstere brannte in einer Stube dicht neben dem Haupteingang und man sah durch die Fenster die derben Gesichter von Knechten und Mägden sich um die im Zugwind flackernde Oellampe bewegen.

Karin vermied das geöffnete Thor und zog ihren Begleiter seitwärts, dem Anschein nach durch einen Garten, an die Rückwand des Torpaschen Schlosses. Hier heulte der Ostwind stärker und peitschte mit voller Wucht die schweren Tropfen an das Gemäuer, dennoch vernahm das feine Ohr einer riesigen Dogge, die das Haus umstrich, den Schritt der Kommenden und stieß ein dumpfes Knurren aus, bis Karin sie leise, gebieterisch heranrief. Nun sprang der Hund freudig winselnd herzu, doch er knurrte wieder, wie er die Nähe des Fremden witterte.

„Still Björn, es ist ein Schwede, kein Däne!“ befahl das Mädchen und die Dogge schlug noch einmal einen leisen, bellenden Ton an und kauerte sich neben ihrer Herrin zufrieden nieder. Die letztere tastete an der finsteren Wand und schob einen schweren Riegel zurück; sie schloß die geöffnete Hinterthür wieder von innen und führte ihren Schützling eine lichtlose Treppe hinauf und durch schmale Gänge, bis sie abermals an eine Thür kamen. Hier zog sie einen Schlüssel hervor und öffnete. Es war eine andere Luft, die Folkung aus dem Dunkel entgegendrang; etwas, das ihn dem November zum Trotz wie Frühlingshauch anwehte, warm und doch frisch und duftathmend wie ein Sonnenmorgen — doch er hatte kaum die Schwelle überschritten, als seine Führerin seine Hand losließ und ihm hastig zuflüsterte:

„Licht darf ich Euch nicht bringen, es würde Euch verrathen; auch Geräusch dürft Ihr nicht machen, da das Wohnzimmer meiner Mutter an dieses stößt. Sie selbst ist äußerst feinhörig, und außerdem könnte von den Mägden oder Knechten jemand zugegen sein. Mein Vater ist zu einem benachbarten Freunde gefahren und kehrt nicht vor morgen heim. Sobald ich es unbemerkt kann, werde ich Euch Speise bringen; schiebt den Riegel von innen vor und öffnet nicht, als wenn an die Thür gekratzt und: „Gustav Wasa“ gesagt wird. Und dann, dort am Fenster steht eine Ruhebank —“

Die Sprecherin stockte einen Moment — „nein,“ verbesserte sie hastig, „Ihr seid erschöpft, hier zur Linken findet Ihr ein Bett, legt Euch darauf und erholt Euch; nur — nur wenn Ihr Eure Schuhe ausziehen wolltet —“

Sie sprach die letzte Bitte etwas verwirrt und unzusammenhängend, doch ehe Folkung über den Sinn derselben nachgedacht, hörte er, daß sich die Thür schloß.

„Vergeßt den Riegel nicht,“ flüsterte es noch einmal von draußen. Allein er gehorchte nicht, sondern that das Gegentheil, indem er unwillkürlich die Thür aufriß und dem Mädchen ins Dunkel nachstarrte. „Karin!“ rief er mit gedämpfter Stimme, doch es kam keine Antwort, nur der Wind pfiff mit gewaltigem Luftdruck durch den finstern Gang herauf, weil das Fenster des Gemaches, in dem er sich befand, geöffnet war. Der kühle Zug brachte ihn zur Besinnung, er schloß die Thür und schob den Riegel vor. Dann trat er ans Fenster, dessen Höhlung sich mit mattem Grau von der vollständigen Finsterniß, die ihn umgab, abzeichnete. Er ließ sich den Regen ins Gesicht schlagen und blickte hinaus. Man konnte den Erdboden nicht mehr erkennen, aber er berechnete aus der Zahl der Treppenstufen, die er emporgestiegen, wie tief derselbe sich unter seinem Standpunkt befinden müsse. Darin unterbrach ihn das fröhliche Gebell der Dogge, das vom Garten herauf kam, schwächer und schwächer nach der Vorderseite des Hauses zu verhallte und deutlich die Stelle bezeichnete, wo sich das Mädchen, das den nämlichen Rückweg eingeschlagen, befand.

„Gustav Wasa,“ murmelte er vor sich hin, „die Rose vom Trollhätta sagt, Gustav Wasa sei das Losungswort. Sie hätte sagen sollen, Gustav Erichson ist ein Narr, der nicht weiß, was er thut, seitdem er die Hand eines Mädchens in der seinen gefühlt.“

Er trat geräuschlos vom Fenster zurück und tastete untersuchend an den Wänden des Zimmers entlang. Alles war stark gebaut, gegen Wind und Winterkälte zu schützen; hohe ausgeschnitzte Holzschränke standen in den Ecken, dann wieder Wand. Nein, jetzt traf seine Hand abermals auf Holz, doch glatt und ungefurcht wie das einer Thür. Zugleich drang durch einen schmalen Spalt ein Lichtschimmer hindurch, und im selben Augenblick folgte der Klang einer bekannten Stimme hinterdrein, daß Folkung lauschend stehen blieb.

„Guten Abend, Mutter,“ sagte Karin laut. Die Angeredete erwiderte: „Du bist lange ausgeblieben, Karin, ich glaube, es dunkelt.“

Die Sprecherin mußte nicht nur schwachsichtig, sie mußte völlig blind sein. „Es ist Nacht, Mutter,“ antwortete das Mädchen, „und es stürmt. Ich war am Trollhätta und habe dem letzten Schmetterling das Leben gerettet, Du kennst ihn, mit den rothen Sternen, der droben um den Kinnakulle fliegt. Er wollte über den Trollhätta und fiel hinein; da habe ich ihn gerettet, und er sitzt seitdem zahm und ruhig auf meiner Hand.“

Gustav Folkung hörte jedes Wort durch die Thür; trotz seiner Müdigkeit vermochte er seinen Standpunkt nicht zu verlassen. Er vernahm, wie die Alte seufzte und entgegnete:

„Du bist ein Kind und tändelst mit Schmetterlingen. Du hättest ihn lassen sollen, wo er war, ihm wäre besser. Ich fühle es in meinen Augen, es kommen böse, stürmische Tage über Schweden, die viel hinraffen werden, was sich bis heute noch gerettet hat. Lies mir aus dem Buch, Karin, aus dem ich Dir als Kind erzählte. Schlage die zwölfte Seite auf und lies mir von dem Sänger, dessen Harfe die Heldenthaten seiner Vorväter pries und die seiner Enkel nicht preisen konnte. Er war blind und saß am Trollhätta; da zerschellte er seine Harfe am Felsen und sprang hinab —“

Der Lauscher hörte das Mädchen durchs Zimmer schreiten; er tastete sich jetzt leise ans Fenster zurück, doch im Dunkel streifte seine Hand über einen Tisch und stieß an einen Gegenstand, der herabrollte und mit lautem Klirren zerbrach. Hastig eilte er weiter und schwang sich vorsichtig auf das Bett, das ihm seine Gefährtin gedeutet. Drinnen unterbrach die Stimme der alten Frau die begonnene Lectüre und sagte:

„Ist Björn in Deinem Zimmer, Karin? Ich hörte etwas fallen; laß Ingeborg ein Licht nehmen und nachsehen.“

Die bezeichnete Magd, die schweigsam in einem Winkel gesessen, stand auf und griff nach einem Leuchter. Doch Karin erhob sich mit ihr und sagte ruhig:

„Bleib! Björn ist draußen. Mein Fenster steht offen und der Wind stürmt herein; ich brauche kein Licht.“

Sie öffnete die Thür und ließ sie hinter sich offen stehen, während sie mit festem Schritt auf das angeschuldigte Fenster zuging und es geräuschvoll schloß. Der Schimmer einer schweren, kunstvoll gearbeiteten Metalllampe fiel herein, und Folkung sah gerade auf das Gesicht der alten Frau, die in einem Lehnstuhl am Tisch saß und ins Leere vor sich hinblickte. Es war dieselbe hohe, schön gewölbte Stirn wie die ihrer Tochter, nur von tiefen Linien durchzogen und von fast weißem, dichtem Haar umlagert. Doch ihre Arme, nach Tracht der Zeit beinahe bis zum Ellbogen entblößt, waren noch vollgerundet und weiß; sie mußte jünger sein, als sie aussah, und mußte, wenn sie aufstand, einen stolzen und imponirenden Eindruck machen. Das Auge Folkungs vermochte sich nicht von ihr zu wenden, er murmelte lautlos zwischen den Lippen: „Du bist alt geworden, Brita Stenbock; Du warst ein schönes Weib, als ich in Sten Stures Haus auf Deine Kniee kletterte und die Gnadenkette Johanns von Dänemark von Deinem Nacken zerrte.“

Er verstummte, und sein Kopf flog wie von unsichtbarer Gewalt bewegt zur Seite. Karins Kleid streifte hart an ihm vorüber; er konnte seine Hand nicht bezwingen, sie streckte sich aus und griff darnach, um das Mädchen zurückzuhalten. Doch mit einem sicheren Ruck machte Karin sich los und sagte, in das andere Zimmer zurückschreitend, mit lachender Miene:

„Der Sturm wird keine Tollheiten mehr begehen. Sei nicht thöricht, Sturm, und begib Dich zur Ruh.“

Sie drohte scherzend mit dem Finger zurück und schloß die Thür wieder. Frau Stenbock hob lauschend den Kopf und sagte:

„Du bist kindisch heute Abend, Karin —“

„Wir haben vorhin schon Bekanntschaft geschlossen, der Sturm und ich,“ fiel diese sorglos ein; „er ist ungestüm und übermüthig, aber wenn ich die Hand auf ihn lege, läßt er sich bändigen und wird still und mild.“

Die alte Frau zuckte die Achseln: „Hast Du wieder mit Deinen Erdmännern im Trollhätta geschwatzt und sprichst kindische Dinge? Lies weiter! Der Sturm scheint nicht sonderlich auf Deine Befehle

zu hören, denn ich fühle an meiner Schulter, daß er sich verstärkt. Ich wollte, Dein Vater wäre heute Nacht zu Haus oder wenigstens Gustav —"

Folkung hörte nicht mehr, die Müdigkeit überwältigte ihn. Er lag im Halbschlaf, und stürmische Gedanken überwogten seine Stirn, aber dann legte sich plötzlich Karin Stenbocks Hand darauf und sie wallten auseinander und gingen zu Ruh. Draußen pfiff der Wind, und ab und zu heulte Björn mit langhingezogenem Laut gegen ihn auf. Der Schläfer preßte im Traum das weiche Kissen an seine Wange und murmelte die Worte nach, welche die alte Frau vorhin gesprochen: „Ist Björn in Deinem Zimmer, Karin?"

Ein Schauer überlief die Glieder des Träumenden. „Dein Zimmer, Karin," wiederholte er und athmete tief auf.

Plötzlich fuhr er empor und starrte ungewiß um sich. Das Dunkel, in dem er eingeschlafen, war verschwunden und das Gemach hell durchleuchtet. Wenigstens erschien das Licht ihm im ersten Augenblick grell und blendend; dann erkannte er, daß der Mond, der zwischen zwei Wolken durchgetreten, es ins Fenster warf. Doch es war nicht das Licht, das ihn geweckt, es war ein Ton oder eine Verbindung von Tönen, die sein Ohr getroffen. Ein Geräusch wie dumpfes Donnerrollen war aus der Ferne herangekommen, hatte sich mehr und mehr verstärkt und war scharf abgeschnitten verstummt.

Der heimliche Gast auf Schloß Torpa horchte mit gespanntem Ohr. Statt des Rollens vernahm er draußen das Gewieher von Pferden, und eilige Männertritte kamen über die Vordertreppe herauf.

Die Thür des großen Gemaches, in welchem die beiden weiblichen Glieder des Stenbockschen Hauses am Tisch saßen, flog weit auf, und eine breitschultrige, reckenhafte Männergestalt trat rasch über die Schwelle. Das ergrauende Haar flog sturmverwildert um die entblößte, knochige Stirn des Mannes, seine Lippen bewegten sich heftig, theils vor Aufregung, theils wie es schien vor Schmerz, den der schnelle Gang, bei dem er den nachschleppenden linken Fuß auf sein Schwert zu stützen vergaß, ihm bereitete. Der Mantel war auf derselben Seite von seiner Schulter gefallen, und über diese blickte der blondumrahmte Kopf eines jungen Mannes, dessen Augen mit unruhigem Glanz Karin suchten.

„Vater," rief diese aufspringend. Es lag etwas unliebsame Ueberraschung in ihrem Tone, der sich jedoch bei dem nächsten Blick, den sie auf den Eintretenden warf, in wirklichen Schreck verwandelte. „Was ist Dir geschehen, Vater?"

„Mir?" Gustav Stenbock griff an seine Kehle, als ob er dort etwas losringen wolle, und versuchte zu sprechen. Doch seine Brust keuchte nur, und der Laut kam nicht hervor.

„Um Gottes willen, Gustav, was ist geschehen?" wiederholte Karin, sich dem jungen Manne, der ihr entgegengeflogen, zuwendend.

Auch dieser war athemlos, seine Kleidung triefte von Regen; Wegschmutz und Lehm hatten seine hohen Reitstiefel bis zum Knie mit einer starren Kruste überzogen. Er mochte kaum zwei Jahre älter sein als Karin; man sah, der düstere Ausdruck, der heut Abend in seinen hellblauen Augen lag, war diesen und seinen ganzen offenen Zügen nicht natürlich. Doch auch seine Hände zitterten vor Erregung und seine Knie wankten wie von Ueberanstrengung und Erschöpfung.

Eine secundenlange Stille, in der niemand antwortete, lag über dem Zimmer, welche die Stimme der Hausherrin unterbrach. Sie hatte sich am Tisch aufgerichtet und fragte, den Kopf vorneigend, laut:

„Wer ist mit Stenbock gekommen? Ist es Gustav Rosen?"

„Ja, Mutter," erwiderte Karin, die ihre Stirn an die Brust des Genannten gelegt und ihre Arme um seinen Nacken geworfen hatte, während er heftig mit zärtlichem Ungestüm ihre Augen und Schläfe küßte. „Du lebst ja, Du lebst," murmelte er verworren.

Stenbock hatte seine durchnäßten Oberkleider zu Boden geschleudert und winkte dem Jüngling mit einer fast zornigen Handbewegung:

„Sprich, Rosen. Sag es ihnen ohne Schonung, wie Du es mir gesagt."

Gustav Rosen machte sanft Karins Arme von sich los und trat auf Frau Stenbock zu.

„Setzt Euch, Frau Tante," sagte er, ihre Hand fassend und sie in ihren Sessel zurückführend, „ich bringe Euch einen Gruß von Christiern von Dänemark."

Die Worte verhallten, mit unheimlichem Ton gesprochen, in dem großen Zimmer. Niemand antwortete etwas darauf. Die Thür, durch welche die beiden Männer hereingekommen, stand geöffnet, und die Gesichter der Knechte, die von unten ihrem Herrn die Treppe heraufgefolgt, blickten forschend herein. Doch alles war todtenstill, nur Björn heulte draußen dumpf in die Nacht hinaus, und nur Brita Stenbock fragte scharf accentuirt:

„Gustav Rosen, Du willst in Stenbocks Magschaft eintreten, was zauderst Du? Stenbocks Weiber sind zu Männern geworden, da Schwedens Männer sich wie Weiber geberden. Was für Botschaft bringst Du von Christiern von Dänemark? Sein Handschlag ist Verrath und sein Gruß ist Tod."

„Ihr sagt es, Brita," entgegnete der Jüngling düster. Er faßte Karins Hand, die ihm nachgeschritten, und hielt sie krampfhaft in der seinen. „Ich bin gestern Abend aus Stockholm geritten," fuhr er mit zitternden Lippen fort, „am Wettersee traf ich Deinen Vater, der dorthin wollte, von wo ich kam —"

Die weißhaarige Frau flog abermals von ihrem Sitze auf. „Du hattest uns getäuscht, Stenbock, Du wolltest zu Christiern von Dänemark?" fragte sie hart.

Gustav Stenbock warf mit einem dumpfen Fluch antwortlos sein Schwert zu Boden. Der junge Mann fiel schnell ein:

„Ich hatte es ihm gerathen, der ganze Adel war dem Gebote des Königs gefolgt, und ich fürchtete, er werde es büßen, wenn er nicht komme —"

„Der ganze Adel Schwedens ist feig und verrätherisch," brauste die Blinde zornig auf.

„Brita Stenbock, Ihr seid ungerecht und werdet Eure Worte bereuen," erwiderte der Jüngling mit dumpfer Stimme. „Die, von denen Ihr redet, sind taub für Lob und Tadel. Seit gestern Abend gibt es keinen Adel dieses Landes mehr, der Mälar ist roth von seinem Blut — wer in Stockholm mit dem dänischen König getrunken, hat das Banquet mit seinem Kopf bezahlt — Christiern von Dänemark hat den ganzen Adel Schwedens enthauptet!

Wer hatte es ausgestoßen? Ein gelles, schneidendes Lachen kam aus dem Winkel des Zimmers, daß der Kopf des Sprechers unwillkürlich suchend herumflog. Auch Karin hatte die Stirn gewendet, ihre Hand zitterte in der ihres Bräutigams, und ihr Gesicht war plötzlich bleich geworden.

Wessen Antlitz war es nicht, nach den letzten Worten, die Gustav Rosen gesprochen? Auch Stenbocks Auge lief forschend über die Anwesenden und über die Köpfe der nach altem schwedischen Brauch bei außerordentlichen Vorkommnissen mit ins Familienzimmer eindringenden Knechte.

„Ist ein dänischer Verräther unter uns? Wer hat über Schwedens Untergang gelacht?" fragte er, die graubuschigen Brauen drohend zusammenziehend.

Niemand antwortete, nur Karin trat vor und sagte: „Es klang nur wie Lachen, es war der Sturm, Vater."

Rosen blickte auf die Thür, die in das Zimmer des Mädchens führte. „Mich däucht, es kam von dort," entgegnete er; „was hast Du, Ingeborg?"

Die Magd hatte ihre Augen ebenfalls ängstlich auf die Thür gerichtet. „Es war schon ein verdächtiges Geräusch drinnen, eh' Ihr kamt, Herr Rosen; aber Fräulein Katharina hatte Muth und ging hinein."

Der Jüngling hatte sein Schwert gezogen und unwillkürlich einen Schritt gegen die Thür gemacht, doch Karin vertrat ihm den Weg.

„Ingeborg ist eine furchtsame Närrin, die an Gespenster glaubt," sagte sie, seinen Arm fassend, „glaub mir, es war der Wind —"

Sie drängte ihn sanft von der Thür zurück. Brita Stenbock war wie vom Blitz getroffen auf ihren Stuhl zurückgefallen und hatte, das Gesicht mit den Händen bedeckend, nichts von dem Zwischenfall vernommen. Doch jetzt erhob sie sich wieder, ohne zu schwanken, mit eiskaltem Gesicht und fragte mit sicherer Stimme:

„Wer ist enthauptet worden, Gustav Rosen? Nenne mir die Namen."

Der junge Mann wandte sich um und steckte sein Schwert in die Scheide; man sah, er war gewohnt, der Stimme der alten Frau zu gehorchen.

„Fragt, wer entronnen ist, Frau Tante, und es ist leicht, sie zu nennen," entgegnete er, „denn sie befinden sich in diesem Zimmer, Euer Gatte und — ich," setzte er nach augenblicklichem Zögern hinzu.

Um Frau Stenbocks Lippen flog ein eigenthümliches Zucken. „Du warst mit in Stockholm, Rosen, wie kommt es, daß Du das Schicksal des schwedischen Adels nicht getheilt?"

„Ich entkam durch einen glücklichen Zufall," versetzte der Jüngling verlegen und mit leiserer Stimme. Er drehte den Kopf ab, wie Karins Auge ihn mit hastig-scheuem Blick, doch anders wie zuvor, überflog. Die Hausherrin wiederholte seine letzten Worte tonlos zwischen den Lippen:

„Durch einen glücklichen Zufall. Freue dich seiner, Karin, sonst läge Gustav Rosens Kopf neben den Häuptern des tapfern schwedischen Adels."

Der unwillige, zweifelnde Ausdruck, der einen Moment in den Augen des Mädchens gelegen, schwand und sie legte schaudernd den Kopf an die Brust ihres Verlobten. Brita Stenbock fuhr eisig fort:

„Ist niemand — niemand, auf den Schweden Hoffnung setzen kann, übrig geblieben, außer Stenbock und — außer Dir?"

Der Ton, in dem die letzten Worte beigefügt worden, war zu unverkennbar, als daß er mit Schweigen beantwortet werden konnte. Stenbock, der bis jetzt in düstre Gedanken versunken, schweigend dagestanden, sah zornig auf und sagte:

„Mich däuchte, Brita, daß jetzt, daß heute nicht die Zeit ist, altes Unrecht zu erneuen. Du sprichst sinnlos, Weib. Hat Gustav Rosen Dich damit gekränkt, daß er mich gerettet? Hat er sich ein Verdienst um Christiern von Dänemark dadurch erworben, daß er ihn verhindert, meinen Kopf zu den andern zu legen?"

„Mutter!" hatte auch Karin mit stolzem Unmuth gesagt. Doch diese unterbrach sie mit unveränderter Miene und Stimme:

„Ich habe Dich gefragt, Rosen, ob sonst niemand dem Blutbad entronnen ist?"

Der Jüngling mußte Gründe haben, sich zu bezwingen, und der Hauptgrund das schöne Mädchen sein, um dessen Hals er seinen leise bebenden Arm schlang, denn er versetzte ruhiger als die andern:

„Ich glaube, daß Gustav Erichsen der einzige ist, der entkommen oder der vielmehr gar nicht nach Stockholm gegangen. Der Fuchs witterte die Falle —"

„Sprich mit Achtung von Gustav Wasa, Knabe," donnerte die alte Frau, daß Rosen scheu verstummte. Doch ihre plötzliche Heftigkeit legte sich schnell wieder. „Gustav Erichsen," sagte sie langsam, „er war ein Kind, als er mich lehrte, was einer Schwedin gezieme. So lange er lebt, ist nichts verloren — ist vielleicht alles gewonnen," fügte sie leiser für sich hinzu.

Sie schlug ihre Lider auf und heftete die ausdruckslosen Augensterne in die Richtung, aus der zuletzt die Stimme des Jünglings erklungen. „Ich will Dich nicht kränken, Gustav Rosen," fuhr sie fort, „Du warst ein Knabe bis heute; jetzt ist Deine Stunde gekommen, zu zeigen, ob das Blut Deines Vaters, ob das dänische Blut der Mutter in Deinen Adern fließt."

Karin blickte ihren Geliebten freudig an. „Gustav hat ein so treues schwedisches Herz, Mutter, wie Du und ich, wie der Vater und wie Gustav Wasa," sagte sie. „Aber es ist spät, ihr solltet zur Ruhe gehen und morgen überlegen, was ihr zu thun habt."

Stenbock schüttelte den Kopf: „Morgen kann es zu spät sein, Christiern ist rasch — wie die Pest." Auch Rosen stimmte ihm bei: „Ich weiß, daß ein Befehl ergangen ist, im ganzen Lande Nachlese zu halten, wo einer von denen, die in dem Verzeichniß des Barbiergesellen Slaghök stehen, dem Verderben entronnen ist. Erzbischof Trolle hat auf sein Anstiften die Anklage erhoben."

„Gottes Fluch über den Verräther —!" Der leidenschaftliche Ausruf Brita Stenbocks wurde von einem näheren und lauteren Geheul Björns übertäubt, der grimmig bellend über die Treppe gegen das Zimmer heraufkam.

„Alle weltlichen Reichsräthe, zwei Bischöfe, der Bürgermeister und die Rathsherren von Stockholm sind zusammen enthauptet," fuhr Rosen aufgeregt fort. „Die Thore waren plötzlich geschlossen, alle Straßen mit dänischen Soldaten besetzt, die nächtlich unbemerkt zu Schiff hereingebracht worden. Wer bei der Hinrichtung zugegen war und einen Klagelaut ausstieß, wurde sogleich von den Henkern gepackt und mit gemordet. Erzbischof Trolle beschwor den König auf den Knieen, den Bann des Papstes an den Gefangenen durch den Tod vollziehen zu lassen —"

Lauter Wortwechsel und Waffengeklirr tönten von der Treppe herauf und unterbrachen den Sprecher. Björn kam mit gewaltigem Satz durch die offene Thür und sprang winselnd und den Kopf mit funkelnden Augen zurückdrehend an Karin empor. Hinter ihm folgte athemlos einer von den Knechten und stotterte:

„Herr, verbergt Euch — die Dänen kommen und suchen Euch — sie sind schon im Hause. Wir sind zu schwach, um sie abzuwehren."

Die mächtige Gestalt Stenbocks richtete sich hoch auf, seine Hand stützte sich auf den Griff seines Schwertes, und er erwiderte mit lauter und fester Stimme:

„Weshalb sollte ich aus meinem Hause entfliehen? Ich bin mir keines Verbrechens bewußt."

Im selben Augenblick flog die Thür, die der Knecht in seiner Angst hinter sich zugeschlagen, wiederum auf, ein dänischer Hauptmann trat mit gezogenem Schwert herein, hinter ihm drängten sich mit Hellebarden bewaffnete Söldner ins Zimmer. Es war eine so kurze Zwischenzeit nur zwischen der ersten Nachricht von ihrem Kommen und ihrem Erscheinen vergangen, daß außer dem Hausherrn keine der in dem Gemach befindlichen Personen in ihren Zügen die Herrschaft über den ersten, unerwarteten Eindruck gewonnen hatte. Er hatte geisterhaftes Leben in Brita Stenbocks todte Augen gerufen, die sich mit einem Glanz tödtlichen Hasses der Thür zuwendeten; Karins Herz klopfte hörbar und ihr Blick flog mit fieberhafter Unruhe über die entgegengesetzte Thür, die in ihr Zimmer führte, während Gustav Rosen unwillkürlich hastig in den Schatten des nur matt von der Lampe bestrahlten Fensters getreten war und das geröthete Antlitz in die Nacht hinauswandte. Ingeborg, die Magd, saß jammernd und das Gesicht verdeckend in ihrem Winkel, nur Björn hielt die funkelnden Augen fest auf die Eindringenden gerichtet und warf sich mit dumpfem Knurren vor der Zimmerthür seiner Herrin zu Boden, indem er ab und zu durch eine Lücke an der Schwelle prüfend mit der Schnauze die Luft von drüben einzog.

Der dänische Hauptmann schritt, nachdem seine Augen forschend das Zimmer durchflogen, schnell auf die ruhig emporgerichtete Gestalt des Hausherrn zu. „Herr Gustav Stenbock?" fragte er kurz.

Der Angeredete bejahte, ohne seine Stellung zu verändern.

„Seine Majestät, König Christiern der Zweite von Schweden, läßt Euch sagen, daß er bedaure, daß Ihr seiner Einladung in seine Reichshauptstadt Stockholm nicht Folge geleistet. Aber er will vergessen, daß Ihr ihn dadurch gekränkt und Euch geweigert habt, dem Wunsch Eures Landesherrn nachzukommen. Deshalb begnügt Seine Gnade sich, Eure Widersetzlichkeit mit keiner schwereren Strafe zu belegen, als daß er Euch, bei Verlust Eures Kopfes, verbietet, Euer Besitzthum zu verlassen, bis er Euch selbst die Erlaubniß dazu ertheilt. Bei Verlust Eures Kopfes, Herr Gustav Stenbock! Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet."

Stenbocks Brust athmete heftig. „Es hat niemand das Recht, ohne Urtheil des schwedischen Reichsrathes einen Edelmann unseres Landes gefangen zu halten," antwortete er mit fester Stimme.

Der Hauptmann wandte den Kopf gleichgültig von ihm auf die Knechte des Hauses zurück, aus deren Mitte ein dumpfes Murren seine Worte begleitet hatte.

„Es ist der Wille Seiner Majestät, daß jede Auflehnung wider seine Gebote augenblicklich mit dem Tode bestraft werde. Legt den Widerspenstigen, der gemurrt, in Ketten und führt ihn nach Stockholm!" befahl er.

Die Soldaten bemächtigten sich des bezeichneten Knechtes, dem keiner seiner Genossen zur Hilfe zu kommen wagte. Nur Stenbocks Hand klammerte sich krampfhaft um den Griff seines Schwertes. Der Hauptmann bemerkte es und fuhr, einen scharfen Blick auf ihn werfend, fort:

„Seine Majestät wird erfreut sein, zu vernehmen, daß er einen treuen und gehorsamen Diener an Euch besitzt, Herr Stenbock. Er zweifelt nicht, daß Ihr Euer Haus nicht zur Zuflucht der hochverrätherischen Flüchtlinge macht, auf deren Köpfe Preise gesetzt sind und die das Land durchstreifen, um Aufruhr zu erregen. Doch ich habe den gemessenen Befehl, ohne Ausnahme jede Wohnung in hiesiger Gegend zu durchsuchen und bedaure, auch Euch um so späte Stunde diese Unannehmlichkeit nicht ersparen zu können. Beginnt mit dem nächsten Zimmer, mit diesem da," setzte er, sich zu den Soldaten umwendend, hinzu.

Doch die Kraft des Hausherrn, sich zu bezwingen, war erschöpft. Sein verletztes Bein außer Acht lassend, hatte er sich mit einem Sprunge den vorschreitenden Söldnern entgegengeworfen und trat, sein Schwert ziehend, zwischen sie und die Thür.

„Sagt Christiern von Dänemark,“ rief er laut, „daß er bedauern möge, meinen Kopf nicht mit den andern des schwedischen Adels zusammenzählen zu können! Er war Herr auf seinem Schlosse, ich bin es in meinem. Ich lade ihn ein, zu mir zu Gast zu kommen, und sagt ihm, ich bedauerte mehr, daß er nicht jetzt hier an der Stelle seines Trabanten stehe, damit ich ihm die Stockholmer Gastfreundschaft vergelten könne.“

Die Worte waren mit bittrem Hohn gesprochen und von einem und mit dem Rufe: „Ich stehe zu Dir, Vater!“ sich furchtlos hochaufgerichtet an seine Seite stellte.

Allein die eisernen Schneiden hielten nicht inne. Sie waren an Blut gewöhnt, und in dem wilden Eroberungs- und Unterwerfungskriege, den der dänische König gegen Schweden führte, mochte es nicht die erste Mädchenbrust sein, auf die sie gezückt wurden. Unbeirrt von der Schönheit derer, die sie bedrohten, rückten sie vor, keine Wimper zuckte an dem kalten Auge des Hauptmanns, die Secunden

Der gehetzte Auerochs.

Originalzeichnung von F. Flinzer.

pfeifenden Hieb des breiten Schwertes durch die Luft begleitet, daß die Nächsten von den Soldaten erschrocken zurückwichen und unentschlossen auf die herkulische graue Gestalt, die ihnen den Eingang wehrte, hinblickten. Auf der Stirn des dänischen Officiers schwollen die Adern dunkel an und er zog drohend die Brauen zusammen. Zugleich winkte er den hinter ihm stehenden Hellebardieren, die ihre Waffen senkten, und sagte gebieterisch:

„Herr Gustav Stenbock, wenn ich meiner Vollmacht Gehör gäbe, hättet Ihr Euer Leben verwirkt. Im Namen König Christierns von Schweden, gebt Raum!“

Die Hellebarden bewegten sich in geschlossenen Reihen vorwärts, doch Stenbock regte sich nicht. Er sah fest und starr auf die Spitzen, die ihm näher rückten, dann schlang er den Arm mit stolzem Ausdruck der Befriedigung um den Nacken seiner Tochter, die auf ihn zuflog waren zu berechnen, in denen die blitzenden Speere die Thür erreicht und was zwischen dieser und ihnen sich befand, durchbohrt zu Boden gestreckt haben mußten.

Doch es befand sich noch eine Person in dem Zimmer, die bisher als stummer Zuschauer dem Vorgang beigewohnt hatte. Nicht die Hausherrin; sie saß wie zuvor antheillos an ihrem Tisch und schien, besonders seit einigen Minuten, in tiefe Gedanken versenkt. Der die Ereignisse des Zimmers mit steigender Unruhe gemustert hatte, war Gustav Rosen. Bei dem ersten Eintritt der Dänen war seine Verlegenheit und sein Bestreben, in der Dunkelheit des Winkels die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, unverkennbar gewesen. Mit gerötheter Stirn hatte er schweigend den Wortwechsel zwischen Stenbock und dem Hauptmann angehört; dann durchlief es plötzlich zitternd seinen Körper, wie er die rasche Bewegung Karins an die Seite ihres

Digitized by Google

Vaters wahrnahm. Er mochte die Persönlichkeiten hier und dort gut genug kennen, um zu wissen, daß keine von ihrem Vorsatze abstehen würde — unverrückt durchmaßen die todtdrohenden Hellebarden Schritt um Schritt den schmalen Zwischenraum, sie waren nur wenige Fuß noch von der Brust des muthigen, unbeweglichen Mädchens entfernt.

„Halt!“ rief Gustav Rosen plötzlich und warf sich zwischen die letztern und die von der neuen, unerwarteten Erscheinung erstaunt innehaltenden Soldaten. Der Hauptmann, der ebenfalls bisher nicht auf ihn Acht gegeben, trat mit dem gezogenen Schwert heran und fragte barsch:

„Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?“

Der Jüngling nannte seinen Namen und fügte einige mit halblauter Stimme gesprochene dänische Worte hinzu, vor denen der Officier seine Waffe schnell zu Boden senkte. Er hatte mit raschem Griff seine Kopfbedeckung abgezogen und gab den Soldaten einen hastigen Wink, ihre Hellebarden zu schultern und zurückzutreten. Dann sagte er ehrerbietig: „Verzeiht, Herr Rosen, ich besaß keine Ahnung von Eurer Anwesenheit. Ich bitte Euch, mich bei Sr. Majestät —“

Rosen fiel ihm eilig ins Wort. „Das Fräulein ist meine Braut, und es ist ihr Schlafgemach, in das Ihr Euren Soldaten einzubringen befohlen. Ihr werdet begreifen, daß dies Herrn Stenbock seine Besonnenheit verlieren ließ und es bedarf wohl nicht meines adligen Wortes, daß in dem Zimmer meiner Braut kein Mann verborgen ist.“

Das Gesicht des Hauptmanns hatte einen verlegenen Ausdruck gewonnen. „Entschuldigt mich, Herr Rosen,“ antwortete er stockend, „aber mein Befehl —“

Gustav Rosens Stirn runzelte sich und seine Hand fuhr unwillkürlich an den Griff seines Schwertes. Doch er besann sich rasch und versetzte:

„Ihr habt recht, Eurem Befehl muß gehorcht werden. Doch Ihr werdet zugeben, daß auch ich ein Recht hier besitze, das ich vor Jedermann vertreten werde, und Ihr und Herr Stenbock werdet zufriedengestellt sein, wenn in diesem Zimmer ich Eure Aufgabe übernehme, um der Form Eures Befehles zu genügen.“

Der junge Mann hatte mit ungewohnter Energie und forderndem Ton gesprochen und so bestimmten Nachdruck auf das Wort „vor Jedermann“ gelegt, daß der Officier schweigend die Stirn senkte und durch eine Verneigung seine Zustimmung zu erkennen gab. Er trat einige Schritte zurück und ertheilte seinen Begleitern Anordnungen für die Durchsuchung der übrigen Gemächer des Schlosses. Sein Benehmen drückte aus, daß er in dem Bestehen auf seiner Forderung dem jungen Edelmann gegenüber fast zu weit gegangen zu sein befürchtete und diesen Mißgriff dadurch wieder gut zu machen suchte, daß er eine so entfernte, abgewandte Stellung von dem Zimmer Karins einnahm, daß weder sein Auge noch sein Ohr an der Untersuchung desselben irgend welchen Antheil nehmen konnte. Stenbock mochte das Bewußtsein zurückgekommen sein, in welche sinnlose Gefahr er sich und die Seinen zu stürzen im Begriff gewesen, denn er trat jetzt wortlos zur Seite und ließ die Thür frei, auf deren Drücker Rosen die Hand legte.

„Verzeih mir, Karin,“ sagte dieser, indem er sich noch einmal mit lächelnden Lippen umwandte, „Du weißt —“

Allein seine Augen suchten vergebens. Karin stand nicht mehr an seiner Seite, sie befand sich überhaupt nicht mehr in dem Zimmer. In der Verwirrung, welche das Erscheinen Rosens unter den dänischen Eindringlingen angestiftet, hatte sie unbemerkt die auf die Flur hinausgehende Thür erreicht und war ins Dunkel hinausgeschlüpft. Hier wendete sie sich nach rechts und durcheilte athemlos eine Reihe lichtloser Gänge, bis sie an die Hinterthür gelangte, durch welche sie vorhin Gustav Folkung in ihr Zimmer hineingeführt hatte. Sie hatte vergessen, daß derselbe die Thür auf ihre Anordnung von innen verriegelt und rüttelte heftig an ihr; dann kratzte sie, sich besinnend, mit den Nägeln an dem Holz und rief leise das verabredete Losungswort: „Gustav Wasa!“

Im selben Augenblick öffnete sich die Thür, und vom Mondlicht, das klarer als zuvor ins Fenster fiel, erhellt stand der Flüchtling vor ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ur im Forste von Bialowesch.

(Zu dem Bilde auf S. 437.)

Es lohnte sich, einen Abstecher von meiner Osttour zu machen und gleich den alten Deutschen einmal mit dem Ur zu hausen. Ist ja doch der Wald von Bialowesch, darin unter den Loden riesiger Kiefern und den Titanenarmen colossaler Eichen noch der zottige Ur einhergeht, gleichsam als ein Ueberrest jenes neun Tagereisen breiten und sechzig Tagereisen langen hercynischen Waldgebirges zu betrachten, in dessen östlichsten Ausläufern und Finsternissen die Gothen ihren König wählten, um ihn dann zu Wagen, von einem Stiergespann gezogen, als den neuen Beunruhiger des römischen Reiches dem Volke zu zeigen.

Um den großen Forst Bialowicza auf dem kürzesten Wege zu erreichen, ließ ich mein schweres Gepäck auf dem Bahnhofe in Wilna unter Verschluß legen und siedelte von den Königsberg-Petersburger Schienen auf die Linie Petersburg-Warschau über. Der lange Courierzug setzte sich in Bewegung und brachte mich in sechs Stunden weniger einigen Minuten über Grodno nach Bialystock, von wo aus ich meinen Streifzug in die Haide, oder richtiger, in die Pußta von Bialowesch nach Art der alten Teutonen nur mit dem Unterschiede fortsetzte, daß ich meinen rohen, hartsitzigen Wagen nicht mit Stieren, sondern mit Pferden bespannen ließ. Auf einem Strohbündel liegend, den verblichenen Filz tief in die Stirn gezogen, mit einem Flausrock von russischem „Woilok“ bekleidet, jenem urwüchsigen Stoff, der allen Staub verschluckt und ihn bei einem Hiebe wieder in Wolken von sich gibt, die Beine in heuwattirte hohe Stulpen gesteckt, die Jagdtasche um die Hüften und die Donnerbüchse statt Pfeil und Bogen in der Hand, so ließ ich mich in die wald- und ackerlandreiche, nur von geringen Anhöhen durchbrochene, ungemein einförmige Landschaft hinausrollen. Die Fahrt ging östlich der Narewka entgegen, die den Wald von Bialowicza in der Mitte durchströmt. Wie in dieser ungeheuren Ebene, in der ich mich bewegte und die noch ausgebreitete Sümpfe und Seen mit dazwischen liegenden Wäldern die Hülle und Fülle birgt, in Holz gewüthet worden war, das deuteten nicht nur die umfangreichen zahllosen Baumknorren, Wurzelschäfte und Wurzelsprossen an, die auf jedem Waldwege den Wagen und meine Wirbelsäule bis in das innerste Mark erschütterten, sondern auch die Steinhaufen und Schuttüberreste eingegangener Glasfabriken, Pottaschesiedereien, Theeröfen, Kohlenbrennereien, oder wie jene holzverzehrenden Werkstätten sonst noch heißen mögen. Der Hauptschmuck der ausgedehnten Pußta aber, deren Holzmassen früher an den dichten Waldgürtel von der Beresina bis zum Peipussee anschlossen, ging auf dem durch seine Kanäle und Nebenflüsse zu erreichenden Niemen als Mast- und Schiffsbauholz in die Ostsee und von da nach Englands Küsten. Ein großer Theil von den im Dienst ergrauten und endlich sturmgebrochenen stolzen Masten der Ostindien- und Küstenfahrer Englands stammt aus dieser altpolnischen und jetzt russischen Pußta. Welchen Werth auch jene schlanke Riesensäule des Mittelmastes eines Dreideckers vom Fuß bis zu ihrer am Topp wehenden Flagge inmitten der Segel und Raaen repräsentiren mochte, hier in der Pußta kostete sie nur eine Handvoll gemünztes Silber und einen langen ungemünzten Feuerwassertrunk. Der Wald, den man vor Bäumen nicht sah, hatte der mangelhaften Transport- und Communicationsmittel wegen nur einen untergeordneten Werth. Ganze Complexe wurden verschenkt, wie wir heute eine Kiste Havannacigarren verschenken. So gab die letzte polnische Regierung dem Grafen Tieschkiewitsch ein Stück Pußta, das 25,000 Dissätinen umfaßte, von denen eine einzige 2400 siebenfüßige Quadratfaden hält, und Katharina die Zweite machte dem Grafen Romanzow ein anderes Stück der Pußta zum „Cadeau“, das 20,000 Dissätinen des urwüchsigsten Nadel- und Laubwaldes umschloß. Dadurch schrumpfte die Pußta allerdings derartig zusammen, daß dem zottigen Ur nur ein Asyl von 1050 Quadratwersten verblieb, von denen sieben eine laufende, und 49 eine Quadratmeile ausmachen.

„Da ist der Wald von Bialowicza,“ sagte der Rosselenker und

deutete mit der Spitze seiner Peitsche nach den Zinnen des gewaltigen Blätterdoms, der dunkelmassig in der Ferne auftauchte.

Die Pferde schnauften in der Carriere durch das Wiesenland, das den Wald von Bialowesch von den umliegenden Holzregionen zu dem Zwecke trennt, den Ur nicht über die Grenze in fremde Wildschützendistricte zu lassen und ihm das nöthige Futter für den Winter einheimsen zu können. Zu diesem Ende sind rings um den Wald nicht nur die Schützen, sondern auch die Osotschniki oder Heumacher, angesiedelt.

Je mehr das Gefährt sich dem Walde näherte, desto ängstlicher schaute der Jamschtschick (Miethfuhrmann) zu mir zurück, und unter den Zinnen des Blätterdoms verlor er vollends den Muth zur Weiterfahrt.

„Du weißt, Dein Ziel ist das Dorf Bialowicza, das mitten im Walde liegt," sagte ich. „Hältst Du Dich hier am Rande noch länger auf, so bringst Du Dich selbst um den flüssigen Theil Deiner Zeche."

„Man wird dem Herrn 150 Rubel Silber abnehmen, wenn man ihn mit der Flinte im Walde findet," entgegnete er.

So viel kostet nämlich der Wildschuß, der einen Auerochsen niederstreckt.

„Sei unbesorgt. Ich habe nur 50 Rubel bei mir, und davon bringe ich wenigstens vierzig wieder aus dem Walde zurück. Dabei hoffe ich auch noch einen Auerochsen glatt niederzuschießen."

Ich hatte zuviel gesagt. Der arme Fuhrmann sah sich bereits um Wagen und Pferde, um Kaftan und Mütze gebracht. Ich mußte ihn durch eine energische Maßregel zur Weiterfahrt zwingen, sonst kamen die Schützen und machten mich durch Confiscirung von Jagdtasche und Flinte schußunfähig. Ich hatte nicht im entferntesten die Absicht, einen Auerochsen niederzuschießen, denn das konnte nur mit der Erlaubniß des Kaisers und mittels einer theuren regulären Jagd geschehen, und dazu reichte auch im andern Falle das halbe Dutzend gepflasterter Kugeln in meinem Kugelbeutel nicht aus, aber ich wollte mich auch angesichts des Jamschtschik nicht entwaffnen lassen.

„Du," sagte ich, und zog zornig meinen Filz tiefer in die Stirn. „Hast Du schon von Rinaldo Rinaldini gehört?"

„Ja," sagte er, „das war ein großer Räuberhauptmann!"

„Hast Du auch sein Porträt schon gesehen?"

„Ich glaube, es auf Leinwand gemalt gesehen zu haben."

„Dann sieh mich einmal genauer an, ob Du nicht in meinem Bart, in meinem Hut, in meinen Stiefeln und in dieser Donnerbüchse, die vor allen Dingen Achtung verlangt, Rinaldo Rinaldini wiederfindest. Paschol! Fort, nach Bialowicza!"

Das Echo des Waldes wiederholte „icza"; dann warf ich mich der Länge nach in das Stroh, zog den Filz vollends über das Gesicht, das den Schalk verrieth, der mir im Nacken saß, und setzte mich erst dann wieder aufrecht, als der waldeinpolternde Wagen meinen Kopf rechts und links an die Bretter zu stoßen drohte. Erst kurz vor Bialowicza, das mit seinen Hütten und Feldern inmitten des dunkeln hoch- und schönstämmigen Waldes, darin die bartflechtenbehangene Kiefer der vorherrschende Baum, wie eine große helle Oase lag, steckte ich meine Flinte nebst Jagdtasche unter das Stroh. Einige Minuten später hielt das Gespann mit fliegenden Nüstern in der Forstei, und der Jamschtschik erstaunte nicht wenig, seinen Rinaldo Rinaldini plötzlich unbewaffnet vor sich zu sehen.

„Daß er auf der Leinwand keine Brille hatte, das hätte ich mir wohl sagen können," murmelte er, strich sich den Schweiß unter der Fellmütze fort und stieg dann langsam von seinem Thron, um sich und seinen Pferden im nahen Traktir durch Grütze und Heu neue Lebenskräfte zuzuführen.

In der Forstei Bialowesch war ich als unbewaffneter, wißbegieriger, wenn auch wildnimrodmäßig gekleideter Gelehrter mindestens ein geduldeter Mann. Als einer, der vom Kaiser die Erlaubniß hat, einen Ur zu schießen, würde ich freilich besser geschlafen, gegessen und getrunken haben. Ich hätte es auch allenfalls wohl zu einem Schuß auf einen Ur bringen können, doch dann hätte ich mindestens drei Wochen im Walde von Bialowesch hausen müssen, um die lange Erlaubniß- und Jagdvermittelungsscala vom Kaiser hoch oben bis zum Generalgouverneur von Wilna, dem Gouverneur von Grodno, dem Präsidenten der Domänenverwaltung, dem Schützenobersten, Jagdrevidenten, Revierofficier und gemeinen Schützen hinab zu durchlaufen.

Von meinem ersten Streifzug in den Wald, die Narewka entlang, kehrte ich ungemein rasch wieder zurück, und zwar, um mich von einem Schützen begleiten zu lassen, denn das immer urwüchsiger werdende Dickicht, das auch Bären beherbergte, war mir ohne Waffe nicht geheuer. Meine eigene Flinte ließ ich wohlweislich unter dem Stroh, denn ihr Hervorziehen konnte meine Waldverweisung zur Folge haben. Der Revierofficier gab mir nicht nur einen Schützen als Geleitsmann mit, sondern er duldete auch, daß mich dieser mit Flinte und Munition versah, um einer etwaigen Gefahr die Stirn bieten zu können. So ging es abermals und noch mit einer andern Munition — für den Magen nämlich — versehen, in den Wald hinein. Wir streiften lange, stundenlang umher, ehe ich ein nennenswerthes Wild zu Gesicht bekam. Von Zeit zu Zeit wurde ein Birkhahn oder ein Haselhuhn aufgescheucht, aber das war auch alles. Hier deutete wohl eine kahle Stelle an einem Fichtenstamme an, daß sich der Heros des Waldes den dichtfilzigen Pelz gerieben, und dort waren in einer sumpfigen Niederung seine Tapfen zu sehen, aber er selbst, der Waldnachbar der alten Teutonen, ließ sich nirgends blicken. Der Wald mit seinen gemischten Beständen von Fichten, Eichen, Pappeln, Ulmen, Linden und Birken fesselte meine Aufmerksamkeit auch noch in so hohem Grade, daß der Wisent immerhin noch etwas verziehen konnte. Schon lange hatte ich jene regulären Aushaue oder Schneisen, die jeden Forst, auch den von Bialowesch, kennzeichnen, nicht mehr gesehen. Modernde Baumstämme, dichtes Gestrüpp, flechtenbehangenes, tief geneigtes Gezweig verbarrikadirte und verhängte nicht selten den pfadlosen Weg. Der filzige Stoff meines Rockes hatte bald die beste Gelegenheit, Samen und Staub, Flechten- und Moosatome massenhaft einzuschlucken.

„Es ist möglich, daß wir hier auf einen Bären stoßen," sagte nach langem Stillschweigen plötzlich mein Begleiter. Ich riß in der ungünstigsten Stellung, mitten in einem modernden Baumstamm, in den ich eben gebrochen, die Flinte von der Schulter, und rührte mich nicht von der Stelle.

„Zum Schuß wird es nicht kommen," sagte er lächelnd, „aber es wäre doch möglich, daß wir den Bären davonpoltern hören könnten, denn er muß sich eben so gut durch das Dickicht brechen, wie wir."

Ja, das war ganz natürlich, was er da sagte, und ich riß ärgerlich über den panischen Schrecken, den ich mir hatte einjagen lassen, meine Stulpen aus dem Baummoder.

„Jetzt wollen wir noch eine Viertelstunde schweigen," meinte er dann, „und so sachte durch den Wald gehen, als es nur irgend möglich ist. Wir kommen dann an eine Lichtung, darin fast immer einige Thiere äsen. Gelingt es uns, ohne Geräusch heranzuschleichen, so werden wir etwas sehen; im andern Falle sehen wir heute und vielleicht auch die andern Tage nichts . . . ."

Er zuckte mit den Achseln, legte den Finger auf den Mund und ging als Pfadfinder voran. Wir mochten etwa zehn Minuten geräuschlos wie Wilddiebe vorgedrungen sein, als mein Führer rechts in einen lichten Holzpfad einlenkte, und ich ihm eben auf dem Fuße folgen wollte.

„Es ist ein Glück, daß er so alt ist, sonst stände er nicht an dieser Stelle," sagte der Schütze, sich zu mir umwendend. Ich trat in demselben Augenblick in die Lichtung.

„Wer? Welcher Baum?" fragte ich und sah an den Stämmen in die Höhe.

„Mein Gott, sehen Sie denn nicht? Er ist doch keine Maus und steht uns auch nahe genug." Bei diesen Worten schob er mich wenigstens eine halbe Elle vor.

Ich legte diesen unfreiwilligen Vorsprung augenblicklich wieder zurück, und riß abermals das Gewehr von der Schulter. Der Schütze hatte mich fast bis an das Gehörn eines ungeheuren Auerochsen geschoben, der im Schatten einer Eiche stand, deren umfangreicher Stamm sich in geringer Höhe vom Erdboden bereits in einen Wald von Aesten verlief.

„Wenn Sie ihm solche Gewehrübungen vormachen, dann haben wir ihn bald auf dem Leibe. Treten Sie einige Schritte in den Wald zurück, aber langsam, ich komme schon nach."

Ich gehorchte, trat etwas in den Schatten des Baumreichs zurück und harrte in höchster Aufregung an einem Fichtenstamm der Dinge, die da kommen sollten. Der Schütze stand noch immer an der alten Stelle, jetzt dicht vor dem Gehörn des Urs, der das tiefere Walddunkel verlassen,

und gesenkten Hauptes schon halb auf dem lichtern Wege stand. Ich sah, wie er in dem Grade langsam zurückwich, der Waidmann, als der Stier vorrückte. Jetzt war der Wisent bereits ganz in die Lichtung hinausgetreten und hielt mitten auf dem Wege. Der Schütze stand nur noch zwei Schritte von mir entfernt, und gab mir einen bedeutsamen Wink, mich ruhig zu verhalten. Der Ur unterließ das weitere Vordringen; er schnaufte nur in das Walddunkel hinein, das vor seinem Gehörn lag und den Feind barg, den er gern in die Lüfte geschleudert. Mein Herz klopfte gewaltig. Ich fürchtete immer noch, der einfarbige, kaffeebraune Koloß mit der schmutzig-fuchsigen Mähne an dem unförmlichen Hals, der mit der Schulter in eins zusammenfloß, würde vorrücken und uns im Zorn an den Bäumen zerquetschen. Das funkelnde, seitwärts gestellte Auge an dem breiten kurzen Kopf verlieh dem mindestens acht Fuß langen Stier, dessen ganze Kraft sich in dem wuchtig gebauten Vordertheil und dem scharf vorspringenden hohen Widerrist concentrirte, etwas ungemein Wildes und Unnahbares, während das schmälere enge Becken und das niedrigere Kreuz eben nur dazu bestimmt schien, die mit der Kraft gepaarte Geschmeidigkeit zu zeigen.

Ich fühlte mich sichtlich erleichtert, als der Waldnachbar der Söhne Teuts keine Miene machte, weiter vorzudringen. Ein langgezogenes gleichmäßiges Athemholen, das dem kurzen dumpfen Wuthschnaufen folgte, deutete an, daß er sich beruhigt. Noch etwa eine Minute konnte ich mich inmitten der erhabenen Waldscenerie in eine alte, fast sagenhafte Zeit zurückversetzen und mich eines Anblicks erfreuen, der erlebt und nicht beschrieben sein will. Dann legte der Ur seinen Nacken gegen einen wuchtigen Baumstamm und rieb den Filz, daß die Rinderschuppen herniederregneten. Das Kitzeln that ihm wohl; er legte sich allmählich auf die Seite; jetzt scheuerte er sich schon, fast auf dem Rücken liegend, tief unten am Wurzelwerk, das den Stamm umlagerte. Der Baum mußte bis zum Wipfel die Erschütterung spüren. Noch einen Moment wälzte sich der Koloß mit der Behendigkeit eines Pudels auf der Erde, und schleuderte, wieder auf die Beine springend, Moos, Sand, Rinde und Erde mit den scharrenden Hufen weithin in das Gezweig. Dann trabte er auf dem Holzwege gesenkten Hauptes einher und war . . . verschwunden.

„Das war ein Prachtstück von einem Auerochsen," sagte ich zu dem Schützen und reichte ihm meine juchtenlederne Cigarrentasche, daraus ein halbes Dutzend glänzender Manillas hervorblickte.

„Später auf dem großen Fahrwege will ich eine nehmen. Mitten im Walde darf nicht geraucht werden. Wir können übrigens froh sein, daß wir so von ihm losgekommen sind. Er hätte uns viel zu schaffen machen können."

„Nun, im Nothfalle hatten wir ja unsere Flinten!" warf ich ein.

„Sie haben ja gesehen, was er sich aus Ihrer Flinte machte, und hätten Sie ihm den Schrotschuß in den Filz gejagt, so hätte ich auch meine Kugel nicht in der Büchse lassen können," sagte er.

„Ich hätte also in diesem Falle 150 Rubel Silber zahlen müssen. Das wäre ein theures Vergnügen gewesen," bemerkte ich und wickelte meine Munition für den Magen auseinander.

„Zur Zahlung wäre es gar nicht gekommen, aber zu ganz anderen Dingen. Unsere beiden Schüsse hätten ihn erst recht kampftüchtig gemacht. Da hätten Sie das Dickicht knacken hören und ihn mit dem Halse eine Bresche durch das Geäst rennen sehen können. Von einem Falle, daß er Sie niedergerannt, mit dem Gehörn in die Bäume geworfen, oder Ihren schmächtigen Leib zwischen einen Baum und seine 15 Centner genommen, wollen wir nicht sprechen."

„Wollen wir auch nicht!" sagte ich und that einen herzhaften Zug aus meiner Rothweinflasche, um mir wieder Muth zuzutrinken.

„Sie haben mir aber gesagt, daß die Auerochsen furchtsam sind, und bei dem geringsten Geräusch das Weite suchen!" sagte ich vorwurfsvoll und reichte dem Schützen das Gefäß mit der rothen Flüssigkeit, die alles andere, nur kein Rebenblut, enthielt.

„Ja, die jüngeren Thiere sind auch äußerst furchtsam und suchen, wie jedes Wild, bei dem geringsten Geräusch das Weite, aber so ein alter Auer, der schon so manchen Schützen gesehen und sich seinen Heuvorrath im Winter schon durch das Einrennen einer Heuscheune gefordert, kennt keine Furcht und geht keinem Menschen, selbst dem Kaiser nicht, aus dem Wege."

„Wie, der hat schon eine Heuscheune eingerannt?"

„Ich vermuthe es, weil ihm ein Stück von einem Horn fehlt. Das Einrennen einer Heuscheune verstehen diese Thiere bei Futtermangel und tiefem Schnee ganz ausgezeichnet. Und wenn der eine Kopf nicht dick und stark genug dazu ist, Thor und Riegel zu sprengen, dann rücken andere mit vor, und einen Augenblick danach splittern und klaffen die Scheunenflügel."

„Wagen sich auch die Bären und Wölfe im tiefen Winter an den Auerochsen? Im Sommer werden sie es wohl bleiben lassen."

„Der Bär thut es sehr selten. Ueberhaupt haben wir nur wenige Bären hier im Walde, aber die Wölfe, die immer scharenweise heranrücken, packen zuweilen den Ur, um sich einzeln an den Baum quetschen, oder von einem Ochsentrupp in die Mitte treiben und dann an die Erde, oder richtiger, an die Hörner, spießen zu lassen. Bei einer Zählung, ich weiß nicht vor wie viel Jahren, wurden fünf von Wölfen und ebenso viele von Bären zerrissene Auerochsen gebucht."

Wir schlugen uns, nachdem wir kalt gegessen und kalt getrunken, durch die Waldnacht wieder nach Bialowicza. Auf dem Wege dahin sah ich in einer Forstei auch einen jungen Auerochsen, den man vergebens zu zähmen suchte. Er war von der Schnauze bis zur Schwanzspitze silbergrau, hatte einen prächtigen Kopf und verspürte keine Lust, in dem engen Pferch zu warten, bis sein schönes Haar sich nach Jahren in einen dichten kaffeebraunen Filz verwandelte. Ich wollte ihn etwas krauen und mit meinem Zeigefinger seine schönen vorspringenden muthigen Augen berühren, aber er verstand keinen Spaß, und hätte fast meine liebkosende Hand zerquetscht. Ich hätte den jungen Teutobach — ich schlug nämlich vor, ihn so zu taufen — gern vor meinem Wagen gehabt, um mich von ihm als Gothenkönig nach Bialystock ziehen zu lassen, doch es fand sich leider niemand, der ihn anspannen mochte.

In Bialowicza betrachtete ich noch das Denkmal, welches August III im Jahre 1752 zur Erinnerung an seine großen Jagden inmitten des Waldes errichten ließ. Mit welchem kalten Blute und mit welcher Geschicklichkeit er und seine Gemahlin die Auerochsen niederzuknallen verstanden, davon erzählt die steinerne Jagdpyramide manches Stücklein. Wer aber weiß, daß ein Ur durchschnittlich ein halbes Dutzend Kugeln von jungem Datum verlangt, ehe er zu Tode getroffen stürzt, der glaubt an die Münchhauseniade nicht, daß eine Polenkönigin an einem Jagdtage zwanzig Bisons niederblitzte und sich die Pausen durch Lectüre verkürzte.

Die Schützen von Bialowesch wissen stets, wie viel Auerochsen der Wald beherbergt. Jeder Schütze zählt nach frischgefallenem Schnee zu einer bestimmten Stunde die Wisentfährten in seinem Revier, was um so leichter geschehen kann, als die Thiere herdenweise — zu 30 bis 40 Stück — zusammenleben und bestimmte Standplätze innehalten. Die fünf Forsteien, deren jede aus zwei Unterforsteien besteht, die wieder in eine Menge „Obhody", durch Schneisen (Aushaue) getrennte Unterabtheilungen, zerfallen, addiren dann die Resultate ihrer Zählungen, und die Rechnung ist fertig. Als die Napoleonische Heeressäule in Rußland einrückte und mit Hilfe fliegender Kosakenpickets

Schneekönig mit crystallner Lanze
Geschärft, gekältet an Spitzbergens Gletschern

sie als Torso wieder herausstachelte, sank gleichzeitig die Auerochsenzahl im Walde von Bialowesch auf 350 Stück herab und viele glauben, ein Theil der gesprengten französischen Armee habe sich nach dem Uebergang über die Beresina, vom Hunger gepeinigt, über die Wisentherden gemacht und ihren Bestand decimirt. Dem Sieger bei Austerlitz wird aber zuviel zur Last gelegt. So soll seine riesige Armee auch den grauen Hasen aus Deutschlands Gauen in die russischen Ostseeprovinzen, die vorher nur den weißen Hasen kannten, gescheucht haben. Wohl möglich, Scherenberg singt ja:

. . . . Von ihren Triften kommen
Die Herden brüllend, witternd heult die Rüde
Und seinen Wald verläßt das Wild . . . .
. . . . . Ankommt der Kebir,
Vater des Feuers, wie Arabien ihn heißt,
Das bilderreiche. Rasselnd treten dreimal hundert Feuerschlünde seine Bahn
Ihm . . . .

F. B.

Lebenserinnerungen. Von Julius von Wickede.

V. Ein Gefecht mit ungarischen Räubern.*)

Zahlreiche mehr oder minder starke und durch einen gewissen Hauch poetischer Romantik geschmückte Räuberbanden haben im alten guten Königreich Ungarn von jeher ihr Unwesen getrieben und werden dies wahrscheinlich in Zukunft auch für geraume Zeiten noch thun.

Unter den Räuberhauptleuten, welche sich dort im Laufe der letzten vierzig Jahre einen besonderen Namen erworben haben und deren abenteuerlich kühne Thaten, oft freilich sehr romantisch ausgeschmückt, in tausenden von Liedern und Erzählungen in alle Kreise des Volkes eingedrungen sind und gar manchen verwegenen oder faulen Burschen dazu verführten, ebenfalls in die nächste Räuberbande einzutreten, um sich wo möglich einen gleich gefeierten Namen zu erwerben, gehören vor allen Sobry in der Mitte der dreißiger, und Rozsa Sandor am Ende der vierziger Jahre. Letzterer spielte 1848—49 auch eine ziemlich bedeutende politische Rolle, widmete seine Kraft der ungarischen Revolution und errichtete ein Freicorps von einigen hundert berittenen, wilden, verwegenen Burschen, größtentheils früheren Räubern, das im kleinen Krieg sich sehr hervorthat, äußerst waghalsige Streifzüge unternahm und den Oesterreichern großen Abbruch gethan hat. Später gefangen genommen und zum Tode verurtheilt, dann aber zu schwerem lebenslänglichen Kerker begnadigt, saß er viele Jahre auf der Bergveste Kufstein im Innthal am Eingang von Tyrol, wo ich ihn selbst gesehen und gesprochen und durch das erlaubte Geschenk von einigen Pfunden Tabak, da stetes Rauchen seine einzige Ergötzlichkeit bildete, sehr erfreut habe. Niemals in meinem ganzen Leben sah ich einen gefangenen Menschen, der mir so lebhaft den Eindruck eines Adlers im Käfig machte, als diesen ungarischen Räuberführer Rozsa Sandor in seiner Kerkerzelle zu Kufstein. Durch die letzte Amnestie für Ungarn im Jahre 1866 ward auch ihm seine Freiheit wiedergegeben und er soll sogar — wie wenigstens österreichische Zeitungen meldeten — eine Anstellung als Sicherheitscommissarius an der unteren Donau erhalten haben.

In mancher Hinsicht noch abenteuerlicher war das Leben des Sobry. Schon über seine ganze Persönlichkeit schwebte ein höchst romantisches Dunkel, was niemals vollständig gelüftet worden ist. Im Munde des Volks ward behauptet, Sobry sei der Sohn eines der vornehmsten und reichsten ungarischen Magnaten, und stets ein wilder, lockerer Jüngling gewesen, der seinem Vater viel Geld gekostet. Endlich habe ihn dieser als Lieutenant bei einem in Italien stehenden ungarischen Husarenregiment eintreten lassen, um ihn dort womöglich durch die Strenge des Dienstes zu bändigen. Er habe aber dort die sehr schöne Tochter eines alten ungarischen Wachtmeisters kennen und lieben gelernt, das Mädchen gewaltsam entführt, in einem Streite deshalb einen anderen Officier erschossen, die Geliebte heimlich geheirathet, sei deswegen von seinem Vater enterbt und verstoßen worden und nun aus Verzweiflung und Rache unter die Räuber gegangen und bald deren kühner gefürchteter Räuberhauptmann geworden. Dagegen wollten andere mit Bestimmtheit behaupten, Sobry sei von Geburt nur der Sohn eines Chikos und auf einem gräflichen Gute geboren. Als Junge sei er der Gespiele der Kinder der Familie des Grafen gewesen und habe dadurch eine bessere, weit über seinen Stand reichende Bildung erhalten. Als Jüngling habe er eine heimliche Liebschaft mit der schönen Tochter des Grafen gehabt, und als dieser solches entdeckt, habe er ihn zur Strafe dafür als Rekrut mit lebenslänglicher Kapitulation, wie damals in Ungarn vielfach üblich war, unter die Husaren stecken lassen. Der so gegen seinen Willen Angeworbene sei jedoch bald wieder desertirt und in seine Geburtsgegend zurückgekehrt und habe dort die ihm treugebliebene Grafentochter gewaltsam entführt. Bei der Verfolgung sei aber nur diese von den nachsetzenden Panduren erschossen worden und aus Verzweiflung Sobry ein Räuber und bald auch ein sehr berühmter Räuberhauptmann geworden.

So viel steht entschieden fest, daß Sobry ein sehr hübscher, kräftiger, kühner, gewandter und militärisch geschulter Mann war, der seine Bande, die zur Zeit ihrer höchsten Stärke an 200 Mann betragen haben soll, in musterhafter Ordnung zu halten verstand. Seine Thätigkeit bestand darin, öffentliche Kassen zu berauben, die Postwagen anzuhalten und zu plündern, reichen Gutsbesitzern und Klöstern höchst unwillkommene Besuche abzustatten und sie zur zwangsweisen Lieferung von so und so viel Fässern Wein, Mehl, Ochsen, Schweinen u. s. w. und auch von starken Geldsummen aufzufordern mit der sicher ausgeführten Drohung, im Fall der Widersetzlichkeit gewaltsam ausgeplündert zu werden. Außer wenn sie Widerstand fand, verübte die Sobry'sche Bande niemals rohe Excesse und vergoß auch, außer in den vielfachen Gefechten, die sie mit Comitatspanduren und später auch mit den regulären k. k. Truppen bestehen mußte, wo freilich die Kugeln hüben und drüben nur so hinüberflogen und oft Dutzende von Todten und Verwundeten auf beiden Seiten liegen blieben, niemals Menschenblut. Unter den Gliedern seiner Bande, die größtentheils aus Deserteuren der ungarischen Regimenter bestand — von anderen Nationen wurde niemand aufgenommen, — hielt Sobry sehr strenge Disciplin und bestrafte jede Auflehnung gegen die Gesetze unerbittlich, gewöhnlich sogar mit dem Tode. Man hat damals im Bakonywald, der stets den Hauptschauplatz der Thätigkeit der Sobry'schen Bande bildete, obgleich einzelne Abtheilungen ihre Streifzüge bis nach Pest, ja sogar in die weiter südlich gelegenen Comitate ausgedehnt haben sollen, häufig Leichen an den Bäumen aufgeknüpft oder mit einigen Kugeln im Kopfe an Kreuzwegen liegen gefunden, auf deren Brust ein Papier mit den ungarischen Worten: „Räuber der Bande von Sobry, zu Tode verurtheilt und gehängt oder erschossen wegen Auflehnung, oder wegen unnöthiger Grausamkeit, oder wegen begangener Mordthat u. s. w." befestigt war. Da Sobry allen Bauern, Viehhirten und sonstigen Leuten der untern Stände niemals etwas abnehmen ließ, im Gegentheil sogar sie häufig sehr freigebig bezahlte, oder gegen die Unterdrückungen harter Gutsverwalter in Schutz nahm, so war er bei der gesammten niederen und mittleren Bevölkerung aller Comitate, in denen er sein Wesen trieb, eine äußerst beliebte und gefeierte Person, und man beeiferte sich, ihn von allen Seiten möglichst zu unterstützen und besonders seinen mehrjährigen Widerstand gegen die Regierung zu befördern. Ohne diese directe wie indirecte Hilfe der Landbevölkerung wäre es ihm auch ganz unmöglich gewesen, so viele Kämpfe mit seiner Bande gegen die Comitatspanduren und zuletzt gegen ganze Bataillone und Schwadronen der k. k. Truppen zu bestehen.

Von den hunderten, theils wahren, theils erfundenen oder doch sehr ausgeschmückten Erzählungen seiner kühnen Thaten, die im Munde des Volkes umherliefen, führe ich nur einige wirklich verbürgte Beispiele hier an. So hatten mehrere Officiere des im Oedenburger Comitat damals garnisonirenden Kürassierregiments „Prinz Johann von Sachsen" über alle diese Fanfaronaden des Sobry gespottet und den Wunsch geäußert, ihn persönlich kennen zu lernen. Einige Wochen später, als ein halbes Dutzend dieser Kürassierofficiere in dem Wirthshaus eines großen Dorfes beim fröhlichen Mahl versammelt sind, kommt ein vollständig adjustirter Lieutenant des in Italien damals garnisonirenden ungarischen Husarenregiments Radetzky, einen Ordonnanzhusaren auf vollständig dienstmäßig gesatteltem Husarenpferde hinter sich, vor das Gasthaus geritten. Der Husarenlieutenant, ein sehr hübscher, stattlicher Mann, steigt ab und meldet sich bei dem ältesten Rittmeister der Kürassiere als der Lieutenant Graf **, der von seinem Regimente in Urlaub nach Ungarn gekommen sei und nach einigen Stunden Rast seinen Ritt fortsetzen wolle. Selbstverständlich wird er aufgefordert, das Mahl der Kürassierofficiere zu theilen, was er auch unbefangen annimmt, während sein Husar die Pferde in den Stall führt und zum Futtern absattelt. Man ißt gut, trinkt noch besser und mehr, der Husarenkamerad ist voller Spaß und Witz und unerschöpflich in der Erzählung der lustigen Geschichten aus Mailand, von wo er geritten kommt, so daß allen die Zeit auf das schnellste verstreicht. Später wird ein kleines Hasardspielchen gemacht; der Husar hat eine volle Börse mit blanken Dukaten, und gewinnt und verliert, je nachdem, mit nobler Nonchalance. Endlich als schon die Mitternachtsstunde nicht fern, will er sich trotz aller Bitten der Kürassierofficiere nicht länger aufhalten lassen, sondern noch die schöne, milde, mondhelle Sommernacht benutzen, um den Ritt fortzusetzen und am andern Morgen bei seinem

*) Vergl. Nr. 10. S. 153.

Vetter, dem Grafen *** zu Schloß N. einzutreffen. Die Pferde werden vorgeführt, aber der edle Hengst des Husarenlieutenants muß noch wiederholt vor der Thüre wiehern, so lange hält man sich drinnen im Zimmer noch bei dem s. g. Steigbügeltrunke auf. Endlich ist auch das letzte Glas geleert, auf gute Kameradschaft und baldiges frohes Wiedersehen angestoßen und manch kräftiger, gutgemeinter Händedruck ausgetauscht. Da bleibt in der Hausthür der fremde Officier plötzlich stehen und ruft mit lauter Stimme: „Sie haben Sobry gerne sehen wollen, meine Herren. Ihr Wunsch ist erfüllt. Ich bin es selbst. Ich danke für Ihre freundliche Aufnahme und werde mich zu revanchiren suchen.“

Und bevor die überraschten Kürassierofficiere auf den kecken Räuber zustürzen können, um sich seiner Person zu bemächtigen, sitzt derselbe schon im Sattel seines flüchtigen Hengstes und sprengt laut lachend in die Nacht hinein, hinter ihm sein angeblicher Husar, den Czako schwingend und jubelnd rufend: „Eljén Sobry! Eljén!“ Die Kürassierofficiere eilen in die Ställe und wollen ihre Rosse satteln, um den Frechen schleunigst zu verfolgen, allein sie finden die Sattelgurte von sämmtlichen Satteln abgeschnitten, und ein Gleiches ist auch bei den Satteln ihrer Mannschaft der Fall, so daß deren Alarmirung nichts nutzt. Einige Wochen später sendet Sobry mit einem sehr artigen Entschuldigungsschreiben über seinen Scherz einen Flaschenkorb mit 50 Flaschen echten Tokaierausbruch, der von den Kürassierofficieren an das Garnisonshospital zu Oedenburg abgegeben wurde.

Ein vornehmer ungarischer Graf hatte sich vermessen, er wolle 1000 Dukaten zahlen, wenn Sobry ihm gegenüberstehe, und er ihn dann nicht tödte oder gefangen nehme. Einige Wochen nachher hält dieser Graf ein großes Ballfest auf seinem glänzenden Schlosse. Plötzlich, als sich die reiche und vornehme Gesellschaft, aus den ersten Cavalieren der Umgegend und mehreren Officieren bestehend, eben zu Tisch setzen will, öffnen sich die Thüren des Ballsaales und ein in ungarischer Tracht gekleideter Mann, im Gürtel zwei Pistolen, eine Büchse über der Schulter, in der Hand den gezogenen Säbel, tritt ein, geht ohne weiteres auf den Hausherren los und ruft laut aus: „Ich bin Sobry, so tödten oder nehmen Sie mich doch gefangen.“ In demselben Augenblick werden alle Fenster des Ballsaales, die nach dem Park gehen, zerschmettert und die 40 Büchsenläufe der draußen stehenden Räuber richten sich in den Saal und auf die erschrockenen Gäste, während zugleich auch an allen Thüren starke Wachen bewaffneter Räuber erschienen. Zu dem überraschten Hausherrn aber spricht Sobry:

„Sie haben sogleich die 1000 Dukaten zu zahlen, die Sie versprochen, und außerdem noch 2000 Dukaten Strafe für solch übermüthiges Versprechen. Zwei Mann werden Sie in Ihr Zimmer begleiten und das Geld holen; ist es in einer halben Stunde nicht in meinen Händen, so lasse ich das Schloß ausplündern, für die 180 Mann, die ich bei mir habe, fordere ich außerdem noch Speise und Trank in Menge.“

Was blieb dem Grafen übrig, als sich zu fügen und die 3000 Dukaten in baarem Geld und sicheren Papieren zu zahlen? Die Räuber lösten sich inzwischen ab, ein Theil hielt die Fenster und Thüren des Saales besetzt und gestattete keinem der Gäste, sich daraus zu entfernen, der andere Theil schmauste und zechte tüchtig und tanzte nach den Klängen des Musikchores im Saal, welches die Weisen lustiger Czardas aufspielen mußte. Nach einigen Stunden zog die ganze Bande in militärischer Ordnung mit Vorhut und Nachhut laut jubelnd wieder ab, ohne daß sonst die mindeste Unordnung im Schlosse verübt war.

In ein eben solches Dunkel wie sein Erscheinen, blieb auch das Verschwinden von Sobry gehüllt. Seine Bande war zuletzt durch die vielen blutigen Gefechte mit zahlreichen Truppendetachements gänzlich auseinandergesprengt worden. Dutzende von Räubern waren mit den Waffen in der Hand in den vielen Gefechten geblieben, andere, die gefangen genommen wurden, verfielen dem Standrecht und endeten dann in der Regel am Galgen, noch andere hatten sich mehr in das südliche Ungarn gezogen, um dort neue kleinere Banden zu bilden, einzelne wenige mögen auch wohl zu ihren früheren friedlichen Beschäftigungen als Hirten zurückgekehrt sein; welch Ende aber der kühne Räuberhauptmann selbst schließlich gefunden hatte, wußte niemand mit Bestimmtheit zu sagen.

Gegen eine wohl an 40—50 Köpfe starke Abtheilung dieser Sobryschen Bande habe ich nun auch das erste Gefecht in meinem Leben bestanden und zum erstenmal feindliche, gegen mich gerichtete Kugeln pfeifen gehört, was in späteren Jahren meinen Ohren ein ziemlich gewohntes Geräusch geworden ist.

Ich befand mich im Spätherbst des Jahres 1836 als wohlbestallter k. k. Cadet-Corporal auf einer großen herrschaftlichen Meierei unweit Lowasz-Patona im Raaber Comitat in Quartier. Unser Regiment garnisonirte nicht in Ungarn, sondern war in der Josephstädter Kaserne zu Wien, hatte aber schon den Befehl erhalten, im nächsten Frühling zu marschiren, ob nach Radkersburg in Steiermark, oder nach Lancut in Gallicien, das war freilich noch unbestimmt und hing von dem Ermessen eines hochlöblichen Hofkriegsraths in Wien, oder richtiger wohl von der Laune eines einflußreichen Generals, ja vielleicht auch nur von dessen Frau ab. Ich selbst gehörte zu einem Commando, das in der Stärke von 50—60 Mann verschiedener Regimenter, unter Führung eines alten ergrauten Rittmeisters, der schon die Schlacht bei Marengo als Wachtmeister mitgefochten hatte, nach Ungarn marschirt war, um gegen 800 junge Remonten aus den ungarischen wilden Militärgestüten zu empfangen und nach Wien zu bringen, woselbst sie dann wieder an einzelne Regimenter vertheilt werden sollten. Da aber dieser Remontentransport, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, noch nicht beisammen war, so wurde unser ganzes Commando inzwischen auf einige Wochen in und um Raab einquartirt, wo wir ein so vergnügliches, bequemes Dasein führten, daß wir den Refrain: „Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'!“ tagtäglich aus vollem Halse und wahrer Ueberzeugung sangen.

Es war damals die Zeit, wo die Sobrysche Räuberbande so recht ihr Wesen im großen Bakonywald trieb, und tagtäglich fast hörten wir die mannigfachsten häufig freilich entschieden übertriebenen Geschichten von der Stärke dieser Bande, von ihrer strengen Disciplin und besonders von der Schönheit, Kraft und Tollkühnheit ihres Anführers. Am Herdfeuer der nahgelegenen Janya (Schenke), die wir fast jeden Abend besuchten, um ein Paprika zu essen und eine Flasche echten Erlauer zu trinken, gab es fast gar keinen anderen Gesprächsstoff mehr, als diese Sobrysche Bande und ihre Thaten. Man fing jetzt auch an, Truppen gegen diese Räuber zu senden, da die Comitatspanduren und die Haiducken der einzelnen Edelleute viel zu schwach waren, um weiter etwas dagegen ausrichten zu können, und so hatte das in Presburg garnisonirende ungarische Infanterieregiment Kaiser Alexander von Rußland, Befehl erhalten, ein ganzes Bataillon, in lauter einzelne Compagnien und Halbcompagnien aufgelöst, in den Bakonywald abrücken zu lassen. Nur an Reiterei fehlte es, da man die Kürassiere des in und um Oedenburg in Quartier liegenden Regiments „Prinz Johann von Sachsen“ wegen der schweren unbehilflichen und auch wohl theuren Pferde, nicht gerne in die engen Schluchten des Waldgebirges senden wollte. So hatte denn unser Rittmeister, dessen Commando nur lauter vertraute Leute mit älteren, sicheren, aber schon etwas werthlosen Pferden zählte, — ich glaube auf sein eigenes Ansuchen — den Befehl erhalten, 60 Mann auf die nächsten Wochen zur Verfügung des Majors, der diese Gesammtexpedition leitete, zu stellen und selbst den Befehl über einen Theil des Corps zu übernehmen.

Der Soldat, und nun gar ein junger Cadet, trachtet immer nach Veränderung, und so gut wir es auch in unserem Quartier hatten, so jubelten wir doch laut auf, als am Abend die Ordre eintraf, wir sollten am nächsten Frühmorgen schon ausbrechen, um uns bei meinem Oberlieutenant, der mit einer Compagnie vom Alexander-Infanterieregiment in dem nächsten großen Dorfe, $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernt, einquartirt war, zur weiteren Verwendung zu melden. Besonders ich, ein kaum 18jähriger Bursche, war hoch erfreut, daß ich jetzt schon gegen einen so mächtigen und gefürchteten Räuberhauptmann in den blutigen Kampf rücken sollte, und malte es mir gar verführerisch aus, wenn ich den Sobry nach heißem Zweikampf selbst besiegen und gefangennehmen würde, und mit der silbernen, ja vielleicht gar goldenen Tapferkeitsmedaille dafür geschmückt, in Wien einziehen dürfe. Welche ausschweifende abenteuerliche Wünsche erfüllen nicht oft in solcher Hinsicht die Brust eines jungen Cadet-Corporals! Hansa, die hübsche Tochter und Aufwärterin in der Janya, der ich noch am Abend in stolzer Freude unsern Feldzugsplan mittheilte und wie es unzweifelhaft sei, daß Sobry schon in den nächsten Tagen von uns, ja hoffentlich sogar von mir allein gefangengenommen und in Ketten und Banden hier

eingebracht würde, schien diesen Enthusiasmus nicht im mindesten zu theilen. Im Gegentheil, sie lächelte ziemlich spöttisch, meinte, der Sobry werde sich von uns nicht fangen lassen, und beim Fortgehen murmelte sie recht verdächtig von den dummen Schwabbi (Schwaben, wie der echte Ungar alle Deutsche nennt), welche früh aufstehen müßten, wenn sie einem so großen Mann als Sobry etwas anhaben wollten. Uebrigens schien die schlaue Dirne ihre Unhöflichkeit gar bald zu bereuen, sie brachte uns später den Erlauer selbst, setzte sich zu uns und wußte so lustig zu schäkern, daß wir nicht anstanden, ihr alles auszuplaudern, was wir von dem Kriegsplan gegen die Räuber wußten. Daß Hansa freilich selbst einen Geliebten in der Bande besitze, daß ihre plötzliche Freundlichkeit nur Verstellung war, um uns auszuforschen und dann alles, was sie von uns erfahren, schleunigst ihrem Freunde zu hinterbringen, ahnten wir in unserer jugendlichen Unbefangenheit nicht im mindesten.

Es war ein dunkler regnigter Novembermorgen, als wir uns um 4 Uhr früh in die Sattel schwangen, um nach dem befohlnen Platz zu reiten. Bei der Janya hielten wir noch einen Augenblick an, um unsere Feldflaschen noch mit scharfem Flibowitzer (Pflaumenbranntwein) füllen zu lassen, nach Cadettenansicht zum untrüglichen Schutz gegen Regen und Kälte. Trotz des naßkalten Frühmorgens war Hansa, freilich im tiefsten Negligée, schon auf und reichte uns eigenhändig die gefüllten Flaschen auf die Pferde, wobei sie uns höhnisch einen guten Erfolg wünschte.

Wir ritten nun trotz Dunkelheit, Regen und schlechten Wegen ziemlich rasch zu und waren um 6 Uhr, als eben der Morgen zu grauen anfing, auf dem befohlenen Platz am Rande des Bakonywaldes, wo wir auf die Infanterie noch etwas warten mußten. Ziemlich verdrießlich nahm der das Ganze befehligende Oberlieutenant, ein alter ungarischer Veteran mit dem Kanonenkreuz von 1813 auf der Brust, unsere Meldung entgegen und meinte, das Beste sei eigentlich, wenn man bei solchen Gelegenheiten die Cadetten ganz zu Hause lasse, da sie doch keinen reellen Nutzen gewährten, durch ihre Voreiligkeit und Dummdreistigkeit aber leicht Unfug anrichten könnten. Der alte Brummbart mochte freilich mit dieser Ansicht wohl nicht so ganz unrecht haben, doch will ich nicht leugnen, daß mein jugendlicher militärischer Ehrgeiz durch solche Geringschätzung des Cadettenwerthes bedeutend gekränkt wurde und ich im Innern meiner Brust nicht wenig darüber grollte.

Ein auf einem kleinen Rößlein der Pußte berittener Haiduck von einer fürstlich Esterhazyschen Herrschaft der Nähe ward nun zum Führer meiner Patrouille bestimmt und ich angewiesen, dessen Weisungen in allem, was das Terrain betraf, genau Folge zu leisten. Im übrigen erhielt ich den strengen Befehl, meine Leute eng beieinander zu halten, kein Marodiren zu gestatten, alle nur irgendwie verdächtigen Personen sogleich zu arretiren und mit Eisen an den Händen geschlossen mitzuführen, sonst aber kein Gefecht, außer wenn wir angegriffen würden, zu unternehmen und namentlich alles Schießen und Gelärme thunlichst zu vermeiden.

Wir sollten übrigens nach einem 4 Stunden entfernten Platz, den unser Führer wußte, marschiren und dort uns ruhig lagern und aufstellen, bis auf weitere Weisung. Die Hälfte meiner Pferde und Leute durfte ich dort abwechselnd mit Futter und Brot, so weit wir solches bei uns führten, sich stärken, sonst aber nicht absatteln oder das Gewehr ablegen lassen. Es wurde jetzt noch auf des Oberlieutenants Befehl mit scharfen Patronen frisch geladen, dann die Lederüberzüge von den Steinschlössern der Gewehre und Karabiner abgenommen und frisches Pulver auf die Pfanne geschüttet.

So waren wir denn zum Kampf gegen alle Räuber der Welt völlig bereit und marschirten in den Wald hinein, während rechts und links noch mehrere ähnliche Patrouillen, unter der Führung bewährter Corporäle, abzogen.

Der Bakonywald mit seinen tausenden von riesigen Eichbäumen und der ganzen Pracht seiner wilden, großartigen Waldnatur, die zu jener Zeit noch häufig einem von keiner menschlichen Hand entweihten Urwald glich, muß an einem schönen, sonnigen Frühlings- und Sommertage für Liebhaber der Romantik einen wahrhaft bezaubernden Aufenthalt gewähren, jetzt aber, an einem naßkalten Novembertage, bei immer stärker darniederrieselnden Regen, war dies für uns Soldaten keineswegs der Fall. Der enge, kaum erkennbare Waldweg, den unser Führer mit großer Sicherheit einschlug, war so morastig und schlüpfrig, daß wir nur mühsam und langsam uns darauf fortbewegen konnten. Oft kamen wir auch auf Sumpfstellen, wo dann das Wasser den Infanteristen bis über ihre engen ungarischen Schuhe reichte, während wir Reiter Mühe hatten, mit den Pferden nicht durchzubrechen und in den Sumpf zu versinken. Dabei schütteten die nassen Zweige der Bäume, unter welchen wir, oft dicht auf den Sattelknopf gebückt, sehr vorsichtig uns durchwinden mußten, so viel Wasser auf uns herab, daß wir trotz der langen weißen Reitermäntel, schon in der ersten Stunde ganz durchnäßt wurden, was wenigstens das Gute hatte, daß wir des herunterströmenden Regens nunmehr als uns nicht mehr schädlich, spotten durften. Der Wald war wie ausgestorben, und der schwere Flügelschlag einiger größerer Raubvögel, die wir wohl aus ihren Sitzplätzen aufscheuchten, ließ sich bisweilen in den Wipfeln der Bäume vernehmen, und nur mitunter schien es, als ob ein Füchslein eilfertig durch das Unterholz schlüpfe.

Wohl zwei Stunden mochten wir geritten sein, als wir auf eine große Waldlichtung kamen, in der eine niedere Hütte mit aufsteigendem Rauch uns die Nähe menschlicher Wesen verkündete. Es war eine Hütte für die Schweinehirten, die mit ihrer grunzenden und quiekenden und abscheulich stinkenden Herde von so und so viel tausend schwarzen Schweinen im Walde bleiben, bis der erste Frost sie daraus vertreibt. Des Regenwetters wegen waren die Thiere jetzt übrigens in eine Art von Hürde, die ein Wetterdach hatte, zusammengetrieben, wo sie mit Eichenmast gefüttert wurden. An zwölf der großen, rauchhaarigen, bösen Wolfshunde, welche diese Hirten zum Schutz der Herden gegen Wölfe und oft auch Räuber halten, empfingen uns mit wüthendem Gebell und einem so zornigen Angriff, daß meine Infanteristen sich mit dem Gewehrkolben gegen die grimmigen Thiere vertheidigen mußten. Eine ganze Weile dauerte es, bis endlich die Hirten die Thür ihrer höhlenartigen Wohnung öffneten und auf meine Drohung, ich werde sonst ihre Hunde erschießen lassen, die zähnefletschenden Thiere ankettelten. Es waren wohl an 8—10 Schweinehirten, vom alten Greise, dessen weißer Zottelbart bis weit über die nackte, braungebrannte dichtbehaarte Brust hing, bis zum kaum erwachsenen Knaben, hier vereint, lauter entsetzlich roh und verwildert aussehende Kerle, die uns mit äußerst feindlichen Blicken ansahen, sich ersichtlich nur der Gewalt fügten und nur durch meine Erklärung, ich würde jeden von ihnen auf die Bank legen und 25 Stockschläge aufhauen lassen, etwas willfährig gemacht werden konnten. Weite Gatjen (Hosen) von grauer Sackleinwand, ein nur bis auf die Mitte des Unterleibes reichendes offenes Hemd von gleichem Stoff, das zum Schutz gegen das Ungeziefer häufig mit Speck eingerieben, alljährlich nur einmal gewechselt wird, und darüber ein kurzer, schmieriger Guba (Schafpelz), die Wolle nach inwendig, bildeten, nebst Bastsandalen an den nackten Beinen, die Kleidung dieser Hirten. In der Hand führte jeder seinen langen Beilstock, mit kurzem, scharfem Beil am oberen Ende, diese gefährliche Waffe, mit der sie in nie fehlender Sicherheit den bösesten Eber auf 100 Schritte mitten in der Herde, oder den heulenden Wolf treffen, so daß das getroffene Thier sogleich mit zerschmettertem Schädel todt zusammenstürzt.

Ich saß nun ab, um die Hütte genau nach etwaigen versteckten Räubern zu untersuchen, was bei dem unbeschreiblichen Gestank, Schmutz und Rauch darin, kein angenehmes Geschäft war, und ließ mir dann auch die Pässe der einzelnen Hirten von dem alten mürrischen Oberhirten zeigen. Die Papiere waren in Ordnung, und die Hirten gehörten sämmtlich zu einer fürstlich Esterhazyschen Herrschaft, so daß ich sie nicht arretiren lassen durfte, obgleich mir der Haiducke zuflüsterte, es sei der größte Verdacht, ein Theil der Sobryschen Räuberbande habe hier sein Versteck. Unter allen möglichen Fluchen und Betheuerungen, an denen die ungarische Sprache einen so außerordentlich großen Reichthum besitzt, versicherten die Kerle übrigens insgesammt, daß sie von den Räubern auch nicht das Mindeste wüßten und seit Wochen überhaupt keine verdächtigen Gestalten im Walde mehr gesehen hätten.

So mußten wir denn ohne Erfolg wieder abziehen, und langten ein paar Stunden später auf den Platz, der uns zur Aufstellung bestimmt war, an. Hier lagerten wir uns nun, so gut dies ohne Feuer, welches ich leider nicht anzünden lassen durfte, und ohne Stroh möglich war, unter dem Schutz einiger riesiger Eichbäume, wobei abwechselnd die Hälfte der Pferde aus den vorgehängten Futterbeuteln gefüttert wurden, während meine Leute ihr trocknes Kommißbrot und ihren Speck aus freier Hand verzehrten und mit etwas Pflaumenbrantwein

wenn sie solchen hatten, anfeuchteten. Nichts regte sich dabei im ganzen Wald, kein Schuß oder nur der Tritt einer Ordonnanz, die uns herbeiholen sollte, wurde hörbar, wir schienen auf unserer Waldwiese ganz vergessen zu sein. So mußten wir durchnäßt, erfroren, ohne Feuer und warme Speise, nur mit Brot und Speck uns sättigend, den ganzen Nachmittag, Abend und auch die ganze Nacht hier zubringen.

Am anderen Morgen nach dieser langen Nacht kam endlich eine Patrouille unter Anführung eines anderen Haiducken, die uns den Befehl brachte, in der und der Richtung wieder bis zum Abend fortzumarschiren. Es war wieder ein Marsch ganz wie der gestrige, nur noch etwas ermüdender, schmutziger, nasser und langweiliger. Am zweiten Abend, wo wir unweit einer Hirtenhütte, ganz wie die gestrige war, abermals bivouakirten, kam auch der die ganze Expedition commandirende Oberlieutenant zu uns. Er war in der allerschlechtesten Laune, fluchte die längsten und wildesten ungarischen Flüche in einem Athemzuge zusammen und warf mit Androhungen aller möglichen Strafen von Krummschließen für mich und Stockschlägen für die armen Soldaten des Commandos, gar freigebig um sich, denn es war nur zu wahrscheinlich, daß unsere ganze Expedition vollständig mißglückt sei und die Bande, rechtzeitig gewarnt, sich wo andershin geflüchtet habe.

Nun um es kurz zu fassen, wir marschirten noch drei Tage unaufhörlich in Regen und grundlosem Schmutz der Kreuz und Quere umher, bivouakirten drei Nächte ohne Feuer und Stroh im Walde, nur von Brot und Speck lebend, denn der Flibowitzer war leider nur zu früh alle geworden, fingen einen elenden Kerl, der verdächtig war, den Räubern als Spion zu dienen, und kehrten dann sehr niedergeschlagen nach der Janya zurück, wo Hansa uns mit unserem vergeblichen Zug recht boshaft verhöhnte und spöttisch auslachte. Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten, heißt es mit Recht!

Zwei Tage mochten wir uns und unsere Rosse wohl wieder etwas erholt haben, als wir plötzlich mitten in der Nacht durch eine Uhlanenordonnanz alarmirt wurden, sogleich in größter Eile aufsitzen und nun unter Führung dieser Ordonnanz im scharfen Trabe durch Dick und Dünn nach einer unserer ersten Expedition gerade entgegengesetzten Richtung reiten mußten. Zwei Stunden mochten wir schon geritten sein, und unsere Pferde dampften bereits ganz gehörig, als wir auf einem Platze, wo an 60—70 Infanteristen vom Alexanderregiment aufgestellt fanden, ankamen. Wir waren kaum angekommen und der Morgen begann so eben zu grauen, als im Walde vor uns einzelne Schüsse aus der Ferne hörbar wurden und bald nun auch verschiedene Signale auf der Trompete schmetterten; ein sicheres Zeichen, daß Truppen schon auf die Räuber gestoßen und mit diesen im Kampf begriffen waren. Rasch wurden nun die Schußwaffen nachgesehen und mit lautem: „Eljen, Eljen, ratja Paytacir!“ stürmten die ungarischen Infanteristen in den Wald hinein, während wir Reiter am Saume desselben halten blieben, mit dem strengen Befehl, alle sich Flüchtenden, die nicht sogleich stehen und sich ergeben wollten, zusammenzuhauen.

Immer heftiger ward jetzt das Gefecht im Walde, immer lebhafter und auf verschiedenen Seiten knallten die Schüsse, schmetterten die Signale, ja wurden mitunter bereits einzelne Commandorufe hörbar. Es war für uns ein ungemein spannendes und aufregendes Warten, da wir ja von dem ganzen Gefechte nichts sehen, sondern alles nur hören konnten. Plötzlich brach aus einer Ecke des Waldes, wohl an 80 Schritte von dem Platze, wo wir 7 Reiter hielten, ein Trupp von 10 Räubern hervor, um sich womöglich durch die Flucht über das freie Feld zu retten. Die Kerle trugen alle weite, dunkle Schafpelze, blaue ungarische Hosen, darüber kurze Wasserstiefel und waren mit Flinten, Pistolen im Gürtel und kurzen Infanteriesäbeln bewaffnet. So wie wir diese flüchtenden Räuber sahen, drückten wir unseren Rossen die Sporen in die Flanken, und nun im schnellsten Galopp mit hochgeschwungenen Pallaschen hinterdrein gejagt. Auf ungefähr 20 Schritte mochten wir die Fliehenden wohl eingeholt haben, als diese auf einen Signalpfiff eines von ihnen sehr schnell und gewandt hinter eine sehr starke einzelne Eiche sprangen und von dort eine Salve von 6—8 Gewehrschüssen auf uns abfeuerten. Eine Kugel war einem Gefreiten, einem alten, sehr muthigen Polen, der unmittelbar neben mir ritt, durch die linke Schulter gegangen, eine andere hatte ein Pferd leicht am Halse verwundet, und eine dritte schlug durch meinen Helm, daß es mir furchtbar im Kopfe drehete, während zugleich mein Pferd durch einen Ast von einem Busche, den eine andere Kugel abgerissen hatte, einen solchen Schlag am Kopfe erhielt, daß es sich hoch aufbäumte und fast mit mir übergeschlagen wäre. Vier meiner Leute, die nichts abbekommen hatten, sprengten jetzt auf den Trupp der Räuber ein, während ich nur mein wild und scheu gewordenes Pferd wieder zu bändigen suchte und mir den Helm etwas zurechtsetzte. Einen wilden ungarischen Fluch ausstoßend, hatte inzwischen der Anführer der Räuber, ein riesenhaft großer Kerl, das braunrothe Gesicht fast ganz von dichtem Bart verwachsen, mit hochgeschwungenem Gewehrkolben den Vordersten der Dragoner angegriffen. Dieser aber, ein stämmiger Oberösterreicher richtete sich hoch im Sattel auf und führte nun von oben herab einen so wuchtigen Pallaschhieb auf den Kopf des Räubers, dem seine Pelzmütze abgefallen war, daß der Kerl mit zerspaltenem Schädel sogleich todt zu Boden stürzte. Auch zwei andere Räuber waren inzwischen von den Dragonern gefangen genommen worden, während ich selbst einem dritten, der das Gewehr fortwarf und um Gnade bat, die Pistole vor den Kopf hielt, mit der Drohung, ihn sogleich niederzuschießen, sobald er nur den ferneren Versuch des Widerstandes oder der Flucht wage. Die anderen Flüchtlinge waren inzwischen durch einen Bach gelaufen, dessen sumpfige Ufer wir mit den Pferden nicht passiren konnten und hatten sich gerettet.

Das Gefecht im Walde war alsbald auch beendet und die Abtheilung der Sobryschen Bande hier vollständig zersprengt worden. Fünf Räuber waren von den Infanteristen erschossen und acht gefangen genommen worden, einige 40 Kerle aber hatten die Postenkette durchbrochen und sich glücklich gerettet. Manche behaupteten, daß der kühne und gefürchtete Hauptmann Sobry sich unter diesen Geretteten befunden habe, und wollten ihn deutlich erkannt haben. Die Aussagen der Gefangenen widerstritten diesem aber und gaben einstimmig an, Sobry sei bei diesem Gefechte gar nicht anwesend gewesen, sondern habe mit dem Haupttheil der Bande in der Stärke von 150 Mann einen Streifzug bis weit über Raab hinaus unternommen, der Führer, den die Soldaten für Sobry gehalten, sei nur ein bekannter Unteranführer Szabo-Pal gewesen, der Führer aber, der von den Dragonern getödtet wurde, habe Komlos-Geisa geheißen und eine große Rolle in der Bande gespielt. Von den Soldaten waren 2 Infanteristen durch Schußwunden getödtet, 7—8 andere aber mehr oder minder gefährlich verletzt worden, da die Räuber sich zuletzt mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigten.

Wir schnürten den Gefangenen nun die Arme auf dem Rücken zusammen, während alle Todten und Verwundeten, die nicht selbst gehen konnten, von den Infanteristen auf schnell improvisirte Tragbahren gelegt und so fortgetragen würden, und traten nun langsam den Rückmarsch nach der Janya an, die wir gegen Mittag auch erreichten. Diesmal empfing uns Hansa, die hübsche Tochter des Hauses, freilich nicht mit Spott und Hohn über unsere fehlgeschlagene Expedition, sondern mit zornigem Trotz und mühsam unterdrückter Trauer. Stellte sich doch bei der Untersuchung und dem Verhör der gefangenen Räuber am andern Tage heraus, daß Hansa einen Geliebten bei der Bande hatte und viele Räuber stets einen heimlichen Schlupfwinkel in der Schenke gefunden hatten.

Da das Standrecht proklamirt war, so wurden mit den gefangenen Räubern nicht allzuviel Umstände gemacht, und am dritten Tage baumelten sie schon alle an einem schnell errichteten Galgen, wobei ein alter Scharfrichter aus Oedenburg thätig war, der sein vielgeübtes Geschäft mit großer Gewandtheit und sichtbarem Behagen verrichtete. Es war dies die erste derartige Execution, der ich aus großer Nähe mit beiwohnte, und ihr Eindruck auf mich daher ein tiefer und bleibender. Sämmtliche Räuber starben mit großer Kaltblütigkeit und rauchten ihre Pfeifen bis zum Augenblick, da ihnen der Henker den Strick um den Hals legte.

Einige Tage darauf marschirte unser Commando auch wieder aus Ungarn fort, und an den weiteren Streifzügen gegen die Räuber, die noch lange fortgesetzt werden mußten, bis die ganze Bande vollständig zersprengt war, nahmen wir keinen Antheil mehr.

Die kranke Mutter.

von Karl Gerok

Seht mir doch den hübschen Jungen,
Der wichtig mit bedächtigem Schritt,
Von seinem Amte ganz durchdrungen,
Dort aus der Apotheke tritt:
Das Arzneiglas in der einen,
Die Feige in der andern Hand,
Die man als Botenbrot dem Kleinen
Im Laden freundlich zuerkannt.

Sag an, mein Kind, was hast Du Gutes?
Wem bringst Du diesen braunen Trank?
Er blickt mich an getrosten Muthes:
„Der Mutter,“ spricht er, „die so krank.“
Dann beißt er keck in seine Feige
Und trollt sich in bedächtiger Ruh
Entlang dem schmalen Häusersteige,
Der elterlichen Thüre zu.

Gott sei mit Dir, Du holder Knabe,
Und segne Deinen braunen Saft,
Dem Mütterlein zu süßer Labe,
Der Schmachtenden zu neuer Kraft;
Du gehst so harmlos, ohne Bangen,
Entgegen drohendem Geschick,
Siehst nicht die Donnerwolke hangen
Ob Deiner Kindheit goldnem Glück.

Du siehst nicht um der Mutter Leben
Im stillen Krankenkämmerlein
Des Todesengels Schatten schweben
Allnächtlich bei der Lampe Schein,
Ahnst nicht des Vaters Gramgedanken,
Womit er oftmals stillgedrückt
Aufs Lager der geliebten Kranken
Und auf sein Kinderhäuflein blickt.

O Schade wär's, Du süßer Knabe,
Säh ich Dich bald in Trauer gehn
Und an der Mutter offnem Grabe
Mit einem Blumenkranze stehn;
O bitter müßt's die Arme schmerzen,
Ließ sie die Lämmer schon allein,
Drum bet aus frommen Kinderherzen:
Gott mach gesund mein Mütterlein!

Gott sei mit Dir, Du holder Knabe,
Und segne Deinen braunen Saft,
Dem Mütterlein zu süßer Labe,
Der Schmachtenden zu neuer Kraft,
Daß bald mit strahlendem Gesichte
Du bessre Kost nach Hause trägst
Und ihr aufs Bett die ersten Früchte,
Ein Körblein süßer Trauben legst!

Das Leben eine Kette von Täuschungen.

Du erwartest, lieber Leser, unter dieser Ueberschrift von Deinem Freunde Katzenberger zu lesen, dem Manne mit dem gewinnenden Lächeln und der boshaften Verläumderseele, mit den Worten voll Biederkeit auf den Lippen und dem giftigen Neide in der Brust, dessen häßliches, tückisches Herz Du leider zu spät erkannt hast, oder von Traumbildern der Jugend, die zerronnen, von Plänen und Hoffnungen für das Leben, die nicht erfüllt wurden, oder von ähnlichen Variationen über das Thema: „Nur ein Irrthum ist das Leben!" Das ist aber, ich will's nur gleich gestehen, eine Täuschung, über die Du, wenn Du Dich dazu von mir verführt glaubst, nicht böse zu werden brauchst, da es ja eben die Unvermeidlichkeit von Täuschungen ist, von der ich Dich zu überführen gedenke, hier freilich nur von der Unvermeidlichkeit solcher, denen unsere Sinne, oder vielmehr, denen wir wegen der Unzuverlässigkeit unsrer Sinne ausgesetzt sind, mit einem Wort, von den — Sinnestäuschungen.

Der Glaube an die Unfehlbarkeit der Sinne ist ein Dogma in der Naturphilosophie des großen Haufens. „Was ich mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren gehört habe, lasse ich mir nicht abstreiten", ist eine sehr beliebte Redewendung, die mit einem Nachdruck vorgebracht wird, als ob es nie einen Bosco oder Bellachini gegeben, der uns trotz unsrer gesunden fünf Sinne ein X für ein U gemacht hätte.

Man überschätzt die Zuverlässigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen bei weitem. Die Täuschungen, denen wir dabei ausgesetzt sind, sind ebenso zahlreich wie anderswo. Wer häufiger Gelegenheit hatte, gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, weiß, wie ein und dasselbe Ereigniß soviel Mal verschieden wahrgenommen zu werden pflegt, als Zeugen zugegen sind, und er weiß auch, wie schwer es gerade in Bezug auf diese sinnlichen Wahrnehmungen fällt, den Menschen zu dem Zugeständniß zu bewegen, daß er sich geirrt haben könne.

Eines Theiles nach liegen die Sinnestäuschungen in der Natur der Sinnesnerven begründet. Wir hören vor dem Ohre ganz deutlich ein Klingen, so deutlich, daß wir wohl den Nebenstehenden fragen, wo es klinge. Wir sehen bei einem Schlage, den wir auf das Auge erhalten, mit einer Bestimmtheit, daß wir darauf schwören möchten, die hellen Funken sprühen. In beiden Fällen ist es nur die Einbildung, die uns diese Erscheinungen vorspiegelt. Das Thatsächliche dabei ist, daß sowohl der Gehörs- wie der Gesichtsnerv einen Reiz empfingen, den sie dem Gehirn nur nicht richtig verdolmetschten. Denn mit der Berichterstattung dieser Sinnesnerven an das Gehirn ist es eine eigne Sache. Ein jeder Nerv hat seinen eignen Ressort und redet in der Sprache dieses Ressorts, der einzigen, die er versteht. Welcher Art also auch die Reizursache sei, dem Gehörsnerv ist sie ein Geräusch, dem Gesichtsnerv eine Licht-, dem Geruchsnerv eine Geruchserscheinung. Daher das Singen und Klingen vor dem Ohr bei Blutandrang nach dem Kopf, Rheumatismus und Ohrenkrankheiten, daher die Lichterscheinungen, das lästige Funkensehen zuweilen bei völliger Blindheit, wenn der Sehnerv leidet, daher auch bei starkem Schnupfen der ihn begleitende brenzliche Geruch in der Nase, der Tage lang andauert, während diese für selbst intensiv duftende Stoffe völlig unempfindlich bleibt.

An die Täuschungen über das Wesen, schließen sich die über die Oertlichkeit der Reizursache; auch sie gehen aus der eignen Natur der Nerven und deren Verzweigung in einander hervor. Jeder, pflegt man zu sagen, muß selbst am besten wissen, wo ihn der Schuh drückt. Wer aber will es beispielsweise jedesmal wissen, daß bei Schmerzen, welche er im Kopf fühlt, ein kranker oder überladener Magen die Schuld trägt? Ueber das Kribbeln und Brennen am Kleinfingerrande, wenn der Ellenbogen gestoßen wurde, täuscht man sich nicht; die Heftigkeit der Zahnschmerzen aber, von denen man überfallen wird, verleitet oft genug dazu, eine Reihe der vermeintlich kranken Zähne ausziehen zu lassen, was gar keine Linderung verschafft, weil jene Schmerzen von einem Rheumatismus sich herschrieben, der nicht in den Zähnen, sondern in der Kopfgegend seinen Sitz hat.

Die überraschendste Erscheinung auf diesem Gebiete und zugleich eine überwältigend komische in ihrer Wirkung auf einen der Sache Unkundigen bleibt jedenfalls die, wenn ein alter Invalide über Schmerzen in seinem Fuß oder Arm klagt, während er den Fuß oder Arm gar nicht mehr besitzt, weil er ihm durch Amputation längst verloren gegangen ist. Vor etlichen Jahren war eine niedliche Spielerei sehr in der Mode, die auch jetzt wieder in Aufnahme zu kommen scheint. Auf der einen Seite einer Scheibe war z. B. ein Papagei, auf der andern ein Vogelbauer gemalt. Drehte man die Scheibe schnell um, so sah man beide Bilder zugleich und zwar den Papagei im Bauer. Bei einer andern waren Menschen oder Thiere in einer Reihe von Bildern, in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Stadien einer bestimmten Bewegung, z. B. der sägenden eines Mannes und der fliegenden eines Vogels dargestellt. Wurden diese Bilder in eine Walze gebracht, die sich um ihre Axe drehte, so daß die einzelnen Bilder vor einem feinen Drahtgitter schnell an dem Auge vorüberglitten, so erblickte man sehr deutlich, wie der Mann sägte, der Vogel mit den Flügeln schlug ꝛc. Diesen kleinen Kunststückchen liegt die Eigenthümlichkeit der Sinnesnerven zu Grunde, daß in ihnen die Eindrücke, die sie empfangen, noch eine Zeit lang nachhallen. Folgen solche an sich momentane Impulse schnell genug auf einander, so verschmelzen sie sich zu einem einzigen länger währenden. Was der feurige Reif, den eine schnell umgeschwungene glühende Kohle bildet, für das Auge, das ist der Ton für das Ohr: eine Reihe unmittelbar auf einander folgender Einzeleindrücke, die sich als ein Ganzes darstellen. So befinden wir uns denn über das wahre Wesen des Donners sowohl wie über das des Blitzes im Irrthum. Der Donner ist ein Knall, und sein minutenlang andauerndes Rollen und Grollen setzt sich aus dem tausendfachen Echo desselben von den Wolken und Bergen zusammen; die Zickzacklinie des Blitzes dagegen ist nichts als der Weg, den der Blitzesfunke bei seinem Durchgange durch die Luft macht.

Frappanter und zahlreicher als alle andern, sind die Täuschungen, denen der vollkommenste der Sinne, der Gesichtssinn, ausgesetzt ist; frappanter, weil die Empfindung des Sehens am überzeugendsten bei dem Bewußtsein für die Wirklichkeit der Dinge plaidirt, zahlreicher, weil noch ein anderes, das Urtheil, das so leicht zu täuschen ist, eine große Rolle dabei spielt.

Wir sehen eine gewölbte Decke über uns, die wir Himmel nennen; wir sehen, wie daran geheftet, den Mond und die Sonne als flache Scheiben, und wir sehen, wie diese gegen die Decke sich fortbewegen. Wir erblicken uns gegenüber ein zweites Ich, wie es leibt und lebt: es ist ein Spiegelbild; wir entsetzen uns vor der Geistererscheinung auf der Bühne, durch deren Leib der Degen des Schauspielers fährt, ohne daß sie ein Zucken verräth; sie wurde durch Hohlspiegel dahingezaubert, die das Bild eines dem Publikum unsichtbaren Schauspielers auf die Bühne werfen. Wir setzen zwei in Rohr geschlossene geschliffene Gläser vor das Auge und sind überrascht, Gegenstände, die sich in ungeheurer Entfernung von uns befinden, in wahrhaft erschreckender Nähe greifbar vor uns zu sehen. Kein Reisender im Eisenbahncoupé vermag sich der Vorstellung zu entschlagen, trotz seines Bewußtseins von der Falschheit derselben, daß sein Coupé fest stehe, und die Gegenstände an ihm vorübereilen, und die Luftschiffer alle schildern das Wunderbare der Empfindung, beim Steigen des Ballons die Erde mit ihren Flüssen, Wäldern, Städten unter sich herabsinken zu sehen; sie können bei bedeutender Höhe vom Erdboden, von dem Blick auf denselben durch zwischen liegende Wolken getrennt, nicht anders feststellen, ob sie im Steigen oder Fallen begriffen sind, als dadurch, daß sie Papierschnitzel aus dem Schiff werfen, die entweder herabsinken, in welchem Falle der Ballon steigt, oder senkrecht in die Höhe steigen, was das Fallen desselben anzeigt. Ich sagte, das Urtheil spiele eine große Rolle beim Sehen. Selten ist man sich der Mitthätigkeit desselben bewußt, aber das Sehen ist wirklich eine Sache, die erlernt werden muß. Aus welchem andern Grunde sonst kann der Blindgeborne, der plötzlich sehend wird, eine Kugel von einem Würfel nicht unterscheiden, trotz aller gehörten Definitionen?

Größe und Entfernung der Gegenstände sind sogar derart unsrer Beurtheilung anheimgegeben, daß wir von der Größe eines bekannten Gegenstandes auf seine Entfernung, mit deren Zunahme jene sich verringert, und umgekehrt schließen.

Horizontale Entfernungen schätzen wir, weil daran gewöhnt, ziemlich richtig, sehr viel richtiger wenigstens als vertikale. Was ist die Folge davon? Daß die Kleinheit der Gegenstände bei letzteren uns höchlich überrascht, daß also Menschen und Gegenstände, von einem Thurm gesehen, sehr viel kleiner erscheinen als bei gleichem

horizontalen Abstande. Es ist das auch der Grund, weshalb wir das Himmelsgewölbe nicht als eine halbkugelige, sondern flach gewölbte Decke, und als weitere Folge davon den Mond und die Sonne bei ihrem Aufgange als eine größere Scheibe erblicken, wie wenn sie im Zenith stehen.

Handgreiflich macht die Sache der bekannte Versuch, die Höhe eines Cylinderhuts an einem Stuhlbein oder Thürpfosten schätzungsweise zu markiren; allemal wird die Höhe des Hutes zu hoch, oder vielmehr die des Stuhlbeines zu niedrig angeschlagen.

Wir betreten das Gebiet der Farben: eine reiche Fundgrube für Beispiele überraschender Täuschungen. Eine jede unsrer Leserinnen machte schon die Erfahrung, daß sie eine Tapete, eine Robe von wunderbarer Farbenwirkung wählte, die hinterher, bei Kerzenlicht betrachtet, eine ganz abscheuliche Nüance angenommen hatte. Und mancher unsrer Leser machte wohl die umgekehrte, daß ihn auf einem Balle die Schönheit seiner Tänzerin blendete, die, wenn er ihr einige Tage darauf auf der Promenade begegnete, sich als nichts weniger als schön erwies.

Dem ersteren Uebelstande haben einzelne große Modewaarenhandlungen dadurch abgeholfen, daß sie ein Lichtzimmer einrichteten, wo die Auswahl der Farben bei Kerzenbeleuchtung getroffen werden kann; gegen den letzteren ist ein Präservativ noch nicht erfunden worden. — Namentlich sind die Veränderungen, welche die Farben durch bloßes Nebeneinanderstehen erleiden können, sehr groß. Wie weit der Reflex und das Zusammenwirken der Farben diese gegenseitig modificirt, beweist die Thatsache, daß mancher auf einem Gemälde im frischesten Grün prangende Baum nicht einen Pinselstrich grüner Farbe enthält. Treffender noch illustrirt dies der von Chevreul in seiner Farbenharmonie erzählte Fall, in welchem Modehändler ihren Fabrikanten farbige Stoffe übergeben hatten mit dem Auftrage, sie mit schwarzen Zeichnungen zu versehen, und als die fertigen Arbeiten ihnen abgeliefert wurden, die Annahme verweigerten, weil die Zeichnungen nicht schwarz, wie aufgegeben, sondern farbig in den lebhaftesten Nüancen, darauf sich fanden. Erst als man die Zeichnungen mit weißen Papierschnitzeln umgeben, ergab es sich, daß sie in der That schwarz waren und ihre Farben nur dem farbigen Untergrunde verdankten, der auf ihnen die Complementärfarben mit solcher Lebhaftigkeit hervorrief.

Indes befinden wir uns hier auf einem Gebiete, auf dem unsre Leserinnen sicherlich besser zu Hause sind, als der beste Physiker. Denn mit vollendeter Meisterschaft üben sie bei ihrer Toilette die Kunst, gewünschte Farbenveränderungen durch Zusammenstellung geeigneter Nüancen zu erzeugen; indem sie einem schlechten Teint zu Hilfe kommen, ein allzu bäuerisches Roth der Wangen mildern, der Mondscheinblässe des Gesichts Frische anhauchen, blaue und grüne Tinten darin, je nach Erforderniß, mittelst eines Bändchens, einer Schleife von passend gewählter Farbe abdämpfen. Und noch nach einer andern Richtung auf diesem Gebiete hat es das schöne Geschlecht verstanden, der Natur ihre Gesetze abzulauschen und diese ihren Zwecken sich dienstbar zu machen. Es betrifft die verschiedene Wirkung von Hell und Dunkel, insbesondere von Schwarz und Weiß, hinsichtlich ihrer räumlichen Ausdehnung.

Man betrachte zwei gleich große Flächen von schwarzer und von weißer Farbe; die letztere wird uns unzweifelhaft größer erscheinen, als die erstere. In Form einer Schachbrettfigur geordnet, ragt sogar die weiße mit ihren Rändern ein Stück über die Grenzen der schwarzen hinweg. Darum hält man die weißen Streifen auf den preußischen Schilderhäusern allemal für größer als die schwarzen, und nur die genaue Messung kann von diesem Irrthum befreien. Darum auch erscheint uns die schmale silberglänzende Mondsichel zu einem größeren Kreise zu gehören, als der an klaren Abenden gleichfalls sichtbare unbeleuchtete Theil der Scheibe. Wie gesagt, das schöne Geschlecht hat diese Naturgesetze mit vielem Erfolge studirt. Es ist ein offenes Toilettengeheimniß, daß Damen mit mehr Embonpoint, als mit den Gesetzen der Schönheit sich in Einklang bringen läßt, um schlanker zu erscheinen, schwarze Roben, solche dagegen, die an dem entgegengesetzten Fehler laboriren, helle Kleiderstoffe wählen; daß weiße Handschuhe von denjenigen zu tragen vermieden werden, die Gewicht auf die Kleinheit ihrer Hand legen ꝛc., und nicht ohne Grund hat die Zusammenstellung von weißer Blouse und schwarzem Gürtel, von weißen Strümpfen und schwarzen Schuhen, dauernd über dem Wechsel der Mode sich erhalten. Solche unschuldige Kunstgriffe verschmäht keine Dame bei ihrer Toilette, aber unschuldig oder nicht, sie sind auf Sinnestäuschungen berechnet, auf deren Mithilfe man hier, wie vielfältig anderswo in der Welt, nicht gern verzichten mag.

Worauf denn im Grunde beruht z. B. die Kunst, wenigstens die Technik in der Kunst des Malers? Alle aufgewendeten Mittel derselben, Licht und Schattenconstruktion, Linear und Luftperspektive laufen offenbar auf berechnete Täuschung hinaus, die allerdings bei dem Beschauer dadurch zu einer bewußten wird, daß das Bild, mit einem Rahmen versehen, im freien Raume zur Ansicht sich bietet. Vollkommener wird sie bei dem Diorama, wo jedes die Illusion störende Element nicht nur fern gehalten, sondern diese noch durch außer der Kunst stehende Mittel gefördert wird. Gewiß einzig in seiner Art ist aber die Feinheit des Betruges, welchen man dem Auge in den Stereoskopen gespielt hat, wo demselben die Illusion der Körperlichkeit mit völliger Unfehlbarkeit aufgezwungen wird. Der Erfinder derselben ging dabei von der Betrachtung aus, daß das Körperlichsehen in nichts weiter bestehe, als darin, daß ein Bild von dem Gegenstande in beiden Augen sich spiegelt, und zwar, da die beiden Augen nicht genau aus demselben Punkte den Gegenstand betrachten, ein in jedem nach Licht und Schattenvertheilung ein wenig von dem anderen verschiedenes.

Der Einäugig-Geborne kann demgemäß einen Körper von einer perspektivisch richtig bemalten Fläche nicht unterscheiden; was dem klugen Ulysses, wenn er es gewußt hätte, sicherlich ein Fingerzeig gewesen wäre, sich und seine Gefährten erfolgreicher aus der Affaire mit dem Cyclopen Polyphem zu ziehen. Solche für jedes Auge besonders schattirte Bilder sind es nun, die dem Auge in dem Stereoskop vorgeführt und mittelst Brechung der Lichtstrahlen durch davorgehaltene Linsen derartig verrückt werden, daß es den Anschein gewinnt, als kämen die Strahlen beider Bilder von nur einem Punkte her.

Ueberhaupt lassen sich von dieser Brechung der Lichtstrahlen, die mehr als alles geeignet ist, das Auge zu irritiren, noch mancherlei interessante Erscheinungen herleiten. Denken wir an die Schwierigkeit, welche es hat, Fische zu haschen oder zu schießen, weil die Brechung des Lichts im Wasser sie näher der Oberfläche erscheinen läßt, als wirklich der Fall ist. Erinnern wir uns der Erzählungen der Seeleute von den zauberhaften Gebilden der Fata Morgana, die an den Küsten Italiens und Englands so häufig sind. Rufen wir uns die Berichte der Afrikareisenden über die gaukelnden Phantome der Luftspiegelung ins Gedächtniß zurück, die dem Reisenden in der Wüste verhängnißvoll werden und es namentlich den Soldaten Napoleons in Egypten wurden, indem sie lachende, mit Bäumen bestandene, von Wasser durchflossene Oasen am Horizont auftauchen lassen und dadurch von der rechten Fahrstraße ab ins sichere Verderben locken.

Noch einer andern großen Klasse von Erscheinungen müssen wir gedenken, welche nothwendig hierher zu zählen sind, Erscheinungen, die nicht unmittelbar von außen kommender Anregungen zu ihrem Entstehen bedürfen, sondern bei denen ein inneres, reich sich entfaltendes Nervenleben erzeugend wirkt. In den Nerven ruht gebunden eine unendliche Menge von Bildern; keiner der zahllosen verschiedenartigen Eindrücke nämlich, welche sie im Laufe der Zeiten empfangen, geht völlig spurlos bei ihnen verloren; sie alle werden von den Sinnesnerven eine Zeitlang zurückgehalten, und wir ahnen es nur nicht, welche Fülle von Einzeleindrücken in denselben aufgespeichert ist, weil sie Jahre lang in solchem gebundenen Zustande ruhen können, ohne vor unsere Seele zu treten. Aber zu Zeiten der Ruhe, der Abgeschlossenheit von allen äußeren Eindrücken, da treten sie hervor, mehr oder weniger bestimmt, mehr oder weniger geordnet, bald blitzartig aufleuchtend, bald länger andauernd. Wir erstaunen dann über die wunderbaren Bilder und Gebilde, die in solchen Momenten an unserm innern Auge vorüberziehen und die häufig genug in der Seltsamkeit ihrer Folge und der Unmittelbarkeit und Unvermitteltheit ihres Auftretens glauben machen, sie seien etwas Originelles, noch nie Geschautes. Dennoch haben wir in ihnen nicht Ausgeburten der Phantasie, sondern nur Reminiscenzen zu sehen; sie sind es, die das Material für unsre Träume, den Inhalt der Delirien und Fieberphantasien bilden, in denen nichts enthalten ist, was nicht bereits erlebt, erschaut wurde. Mit Recht nennt darum ein namhafter Physiologe Jean Pauls „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" eine große physiologische wie psychologische Unwahrheit, da ein Greis wohl

als Jüngling, aber nicht umgekehrt ein Jüngling als Greis sich träumen könne. — Häufiger werden solche Erscheinungen bestimmter, plastischer die rankenden Arabesken der Traumgestalten, und sie treten auch wohl hervor inmitten der Thätigkeit des gewöhnlichen Lebens, wenn das Nervensystem empfindlicherer Natur ist oder in erregter Stimmung sich befindet. In diesem Falle hat sich Luther vielleicht befunden, als er auf der Wartburg die Erscheinung des Teufels hatte, der er so entschlossen mit seinem Tintenfasse zu Leibe ging. Bestimmtere Gestalt hatten die Hallucinationen Nicolais, der zu einer Zeit großer Gemüthserregung, und nachdem er den gewohnten Aderlaß versäumt hatte, täglich sein Zimmer mit bekannten Personen angefüllt sah, die mit ihm oder unter sich conversirten. Und noch neuerdings ist etwas Aehnliches der verstorbenen Schwester des Königs Wilhelm, Alexandra Feodorowna, der Kaiserin von Rußland begegnet, die, als sie in den Thronsaal trat, sich selbst auf dem Throne sitzend erblickte.

In unsrer Zeit, und bei Personen auftretend, die frei von Aberglauben sind, werden solche Trugerscheinungen alsbald in ihrer subjektiven Natur erkannt und auf die wahre Ursache ihres Entstehens zurückgeführt werden. Aber in uns allen ruht der Keim zu dergleichen gaukelhaften Visionen. Wehe dem, den die Ueberlegung verläßt, oder dem die Kritik mangelt, zwischen den subjektiven Gaukelgestalten und den objektiven Erscheinungen zu sondern! Der Fälle sind nicht wenige, wo durch diese Erzeugnisse eines üppig sich entfaltenden innern Nervenlebens, der Keim zu dem Zustande gelegt wurde, der in das dunkle Reich des Irrsinns hinüberführt! H. Motzkus.

Am Familientische.

Krank in der Fremde.

Wer jemals, fern von der Heimat, unter Menschen einer anderen Sprache — selbst wenn er dieselbe verstanden — eine Krankheit zu bestehen gehabt, wird es, wenn er's nicht selbst erlebt, doch nachfühlen können, welch eine Wohlthat es ist, dort von Landsleuten ärztlich bedient und verpflegt zu werden. Dieses Gefühl wird unzweifelhaft dem gegenwärtig für das deutsche Hospital in London an vielen Orten unseres Vaterlandes zum Mai d. J. vorbereiteten Bazar zahlreiche Theilnahme zuwenden und ihm den vom Committee desselben gewünschten Erfolg sichern. Und es ist gewiß nur billig, daß, nachdem die in London wohnenden Deutschen zu den Kosten des vor mehreren Jahren errichteten stattlichen Neubaus 15,000 Pfund St. beigetragen haben, der Schuldrest von 2000 Pfund St. in der deutschen Heimat aufgebracht werde. Dies wird um so mehr einleuchten, wenn man folgende statistische Mittheilung erwägt.

Unter den 16,152 Patienten, die seit der Eröffnung des Hospitals in dasselbe aufgenommen und dort verpflegt worden sind — wozu 219,271 Ambulanten, die in den drei mit dem Hospital in Verbindung stehenden Anstalten (Dispensaries) ärztlichen Rath und Medicin gratis erhalten haben, und 18,470 zahnärztliche Fälle zu rechnen sind — sind sämmtliche Theile unseres Vaterlandes derartig vertreten, daß sie die überwiegende Majorität bilden. Sie vertheilen sich folgendermaßen:

Anhalt	20	Mecklenburg-Strelitz	28
Baden	297	Nassau (— 1866)	353
Baiern	513	Oesterreich (Deutsch-)	333
Braunschweig	61	Oldenburg	109
Bremen	111	Preußen	3575
Bückeburg	4	Reuß	5
Frankfurt a. M. (— 1866)	122	Sachsen	148
Hamburg	198	Sachsen-Altenburg	5
Hannover (— 1866)	2336	„ Gotha	38
Hessen-Cassel (— 1866)	869	„ Meiningen	8
„ Darmstadt	967	„ Weimar	43
„ Homburg (— 1866)	67	Schleswig-Holstein (— 1866)	152
Lauenburg (— 1866)	6	Schwarzburg-Rudelstadt	10
Lippe-Detmold	40	„ Sondershausen	2
„ Schaumburg	2	Hohenzollern-Sigmaringen (— 1866)	2
Lübeck	22	Waldeck	33
Mecklenburg-Schwerin	91	Würtemberg	592

In Summa: ca. 11,500 Deutsche sind dort — zum größten Theile frei und unentgeltlich — in völlig deutscher Umgebung verpflegt worden; und wie bisher, wird auch in Zukunft jeder Kranke, der die deutsche Sprache redet, ohne Empfehlung, ohne Rücksicht auf Land, Religion, Geschlecht und Alter, dort unentgeltliche Aufnahme finden. Wer wollte eine solche Anstalt nicht gerne unterstützen? R. K.

Die schottische Perlenfischerei.

Da, wo der Tay, Schottlands wasserreichster Strom, so recht im Herzen dieses nordischen Königreichs aus dem Loch Tay hervortritt, entwickelt sich vor dem Auge des Beschauers eine paradiesisch schöne Landschaft, in der hohe Berge, schöne Wälder, ein friedlicher See (schottisch: Loch) ein krystallklarer plätschernder Strom sich zu einem lieblichen Bilde vereinigen. Aus den düstern Tannenwaldungen treten dort Rehe und Hirsche auf die Wiesen heraus, um zu äsen; Jäger in Hochlandstracht mit Falkenfedern auf dem schottischen Bonnet und großen Koppeln der schönsten Jagdhunde ziehen durch das Dickicht, und Herden des wilden, langhaarigen Rindviehs weiden auf abgeschlossenen, eingehegten Wiesen. Um aber das Hochlandsbild zu vervollständigen, fehlt einer abgelegenen Stelle des Taystroms auch der Perlenfischer nicht, der mit einem eisernen Rechen bewaffnet, ganz in einen Kautschuküberzug eingehüllt, dort im Wasser hantiert und haufenweise die Muschelthiere hervorholt, um sie nach ihrem köstlichen Produkte, der Flußperle, zu durchsuchen. Da schottische Perlen gegenwärtig in den vornehmen Londoner Kreisen als einer der beliebtesten Modeartikel im Schmucke herrschen, so wollen wir hier mittheilen, was wir über diese Art der Perlenfischerei an Ort und Stelle erfuhren. Mit den orientalischen Perlen können die bescheideneren Verwandten aus den schottischen Strömen freilich nicht wetteifern, doch waren sie schon im Mittelalter ihrer Größe und Schönheit wegen allgemein beliebt, und man weiß auch, daß Maria Stuart am französischen Hofe durch ein Perlenhalsband, das ihren heimischen Flüssen entstammte, großes Aufsehen erregte. Vor hundert Jahren noch, zwischen 1761 und 1764 wurden aus den beiden Flüssen Tay und Isla allein für 10,000 Pfd. Sterling Perlen nach London gesandt; dann verfiel die Perlenfischerei und der Handel, um sich erst vor etwa zehn Jahren wieder zu heben.

Nur gelegentlich, wenn in trockenen Sommern die Betten der Bergströme wasserlos dalagen, fand man hier und da eine Perle, die für wenig Geld an die Juweliere verkauft wurde. Da ereignete es sich, daß im Jahre 1860 die Königin Victoria in einen der Goldschmiedeläden auf der Princesstreet in Edinburg eintrat, wo neben den eigenthümlich nach nationaler Weise gefaßten schottischen Halbedelsteinen ein anderes heimisches Produkt ihre Aufmerksamkeit fesselte. Als Ladenhüter hatte dort schon seit vielen Jahren ein Schmuck aus schönen rosenrothen Perlen gelegen, die aus den schottischen Flüssen stammten. Diesen kaufte die Königin, und als nun gar auch Kaiserin Eugenie von Frankreich bei ihrem Besuche in den Hochlanden sich mit schottischen Perlen zierte, da kamen die lange vernachlässigten wieder zur Geltung. Immer mehr steigerte sich die Nachfrage, gar mancher arme Pächter warf die Hacke zur Seite und sprang perlenfischend in die Bäche hinein, in denen Männer, Weiber, Kinder gleich den Enten tauchten, um das kostbare Kleinod heraufzuholen. Das californische Goldfieber wiederholte sich im kleinen, und Schottland besaß nun sein „Perlenfieber“, das für manchen zur einträglichen Geldquelle wurde; denn während eines Jahrhunderts hatten die Perlenmuscheln sich ungestört vermehren können. Als ich 1864 die Fischereien im Tay besuchte, war gerade ein besonders ergiebiges Jahr, denn für 12,000 Pfd. Sterling Perlen gingen damals an die Juweliere in Edinburg und London, worunter ein besonders schönes Exemplar, das 60 Pfd. Sterling galt. Es war damals System in die Sache gekommen. Ein unternehmender Mann, Namens Unger, führte neue eiserne Rechen ein, mit denen man die Perlen herauszog und verschaffte den Fischern Gummikleider. Nun pachtete er in den bedeutendsten Perlenströmen die Fischereigerechtigkeit und wurde bald zum reichen Manne.

Die schottische Perlenmuschel ist dieselbe, die auch in einigen deutschen Flüssen, im Voigtlande, in Baiern, in Böhmen gefunden wird. Doch ist sie in jenem Lande weit häufiger. Man hat dort bemerkt, daß die feinsten, rundesten und am schönsten glänzenden Perlen in solchen Strömen gefunden werden, die aus den „Lochs“ abfließen; namentlich im Tay, doch auch am Ausfluß des Loch Lubnaig im Paß von Leny und in der Braes von Balquidder. Mindestens tausend Muscheln müssen jedoch geöffnet werden, ehe man eine ordentliche Perle, die das krankhafte Erzeugniß äußerer Zufälligkeiten ist, findet. Das Oeffnen der Schalen geschieht wiederum mit einer Schale, um die Perle nicht zu verletzen. R. Andree.

Briefkasten.

Herrn Notar St. in M., wie mehreren anderen Correspondenten, die ein Exemplar der Consultation gewünscht, zur gef. Nachricht, daß die davon gemachten Abzüge gänzlich vergriffen sind, und daß wir nicht beabsichtigen, neue machen zu lassen. —

C. S. in Elberfeld. Wir danken für Ihre wichtige Mittheilung, daß ein Schornstein in Rittershausen den Bochumer um einen Fuß übertrifft, und nehmen hiermit Notiz davon. — Hrn. D. M. in L. Mit Nachrichten aus Algier, wie Sie in Nr. 27 gesehen, sind wir durch mehrere Specialcorrespondenten reichlich versehen. — Hrn. Pf. B. in C. Ihre Vorschläge bez. der Störche bitten wir an ein naturwissenschaftliches Blatt zu richten. — Hrn. Dr. K. in D. Kritiken und Besprechungen von Gedichten sind von dem Plan unsers Blattes ganz ausgeschlossen. — Hrn. W. W. in C. M. W. in K. D. und v. a. Noch weniger können wir uns — wie schon öfters bemerkt — auf Correspondenzen über Gedichte einlassen. Die Verfasser mögen nie versäumen, eine Copie zu behalten, da wir keine Rücksendung übernehmen können. — Pygmalion. Leider auch nicht druckreif. — Anonymer Poet in Oxford. Bitte Ihre Einsendungen künftig wenigstens ausreichend zu frankiren. — H. G. in Jefferson, Wisc. (Amerika). Daß Sie durch die lange entbehrten Katzen endlich von den Mäusen befreit worden sind, ist gewiß sehr erfreulich, eignet sich aber doch nicht zu einer so detaillirten Schilderung, wie Sie sie einsenden. — Hrn. P. E. W. in C. Die uns von Ihnen zugemuthete Polemik über den Elsaß liegt außerhalb der Grenzen und Ziele unseres Blattes; übrigens waren Ihre Mittheilungen zu unserer Orientirung uns ganz willkommen.

Inhalt: Karin von Schweden. (Fortsetzung.) Novelle von Wilhelm Jensen. — Der Ur im Forste von Bialowesch. Von F. B. Mit Illustr. von F. Flinzer. — Lebenserinnerungen. Von J. v. Wickede. V. Ein Gefecht mit ungarischen Räubern. — Die kranke Mutter. Gedicht von K. Gerok. Illustrirt von E. Härtel. — Das Leben eine Kette von Täuschungen. Von H. Motzkus. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 17. April 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 29.**

Karin von Schweden.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung).

„Du hattest mir Dein Wort gegeben, und Gustav Wasa hat gewartet, bis Du kämest, Karin,“ flüsterte der Fremde.

„Schnell! Kommt!“ antwortete sie, ohne auf seine Worte zu hören. Sie riß ihn an der Hand fort und auf den früheren Gang zurück. Zugleich öffnete sich die Thür auf der anderen Seite, und Björn sprang mit mächtigem Satze herein. Gustav Rosen stand auf der Schwelle und rief, um jeden Verdacht zu meiden, als ob er der Form nicht genüge, der Magd zu, ihm ein Licht zu bringen, das die noch immer zitternde Ingeborg ihm reichte.

„Geht nicht hinein, nehmt von den Soldaten mit, Herr Rosen; es ist heut nicht richtig drinnen,“ bat sie ängstlich.

Doch um des Jünglings Lippen flog ein glückliches Lächeln. „Du hast recht, es ist gefährlich hier, Ingeborg,“ versetzte er mit glänzenden Augen —

Niemand gab aus dem anderen Zimmer auf ihn Acht. Die Magd lief scheu zurück, im Flur erklangen die dröhnenden Schritte der dänischen Söldner, die sich dem Befehl ihres Führers gemäß mit von den Knechten herbeigeschafften Lichtern im Schlosse vertheilten. Gustav Rosen bewegte sich, das flackernde Licht mit der Hand schützend, vorwärts und blickte aufmerksam umher. Doch man sah in seinen Augen, der Eifer entsprang nicht der Aufgabe, die er übernommen, sondern einem andern heimlicheren, herzklopfendem Gefühl —.

Plötzlich blieb er wie festgebannt stehen. Sein Blick fiel auf Björn, der sich an dem Bette Karins aufgerichtet und dasselbe witternd mit der Schnauze überglitt. Die seidenen Kissen hingen halb zum Boden herab, das Lager war unverkennbar von schwerem Druck zerwühlt und die sonst schneeweißen Linnen am Fußende mit Schmutz und feuchtem Lehm besudelt.

Der Jüngling griff an seine Stirn, von der kalte Tropfen herabperlten. Einen Moment drehte sich alles rund um ihn her im Kreise, sein Herz schlug nicht, sein Blick starrte nur wie sinnverloren vor sich hin. Was Ingeborg gesprochen, das gelle Lachen, das er selbst vernommen, die Worte Karins: „Glaub mir, es ist der Wind,“ ihr Arm, der ihn sanft von der schon erfaßten Thür zurückgehalten, ihr räthselhaftes Verschwinden jetzt von seiner Seite — alles drängte sich wahnsinnshastig in seinem Kopfe zusammen. Dann fiel sein Auge herab, und gedankenlos näherte er das Licht dem Fußboden. Die feuchten Spuren schwerer eisenbeschlagener Männerstiefel kreuzten sich überall durcheinander; sie kamen von der Hinterthür her und führten dorthin zurück. Jetzt witterte Björn darüber und sprang kräftig gegen die nach außen aufschlagende Thür. Sie war in der Eile von dem letzten, der hindurchgegangen, nicht fest geschlossen und sprang auf, und die Dogge schoß lautlos eilig den dunklen Gang hinab. Besinnungslos folgte ihr Gustav Rosen. Er hatte sein Schwert gezogen und stürzte hinter Björn drein. Das Haar flog ihm um das erhitzte Gesicht, über die irren Augen; in dem langen Treppengang, den er durchlief, war er allein, aber über seinem Kopf und seitwärts von ihm dröhnten überall die Schritte der suchenden Dänen, und er schrie keuchend, verstandesverwirrt und betäubt von unnennbar in ihm wogenden Gefühlen: „Hieher! Hieher!“

Karin hatte ihren Schützling die Treppe hinabgezogen, über die er heraufgekommen, doch anstatt die in den Garten führende Rückthür zu öffnen, tastete sie mit den Fingern seitwärts nach einer andern, die sich in der Wand befand. „Ihr dürft nicht in den Garten, das ganze Haus ist umstellt,“ flüsterte sie leise; „zwölf Stufen steigt Ihr hier hinunter, zählt sie, dann wendet Euch links, und ein grauer unterirdischer Gang, so hoch, daß Ihr aufrecht darin gehen könnt, führt Euch zum Trollhätta, nahe der Stelle, wo Ihr mich heute gefunden. Gebüsch und ein Stein, den Ihr beiseit rollen müßt, verdecken den Ausgang. Eilt Euch, ich höre sie kommen! Der Gott Schwedens beschütze Euch!“

Im Dunkel kreischten die Angeln der schweren Thür, die der starke Arm des Mädchens aufgerissen. „Eilt Euch!“ wiederholte sie hastig und ängstlich und entwand sich der Hand ihres unsichtbaren Begleiters, der sie noch immer festhielt.

„Du weißt nicht, was Du verlangst, Karin,“ sagte er mit glühendem Ton. „Was läge für mich und für Schweden daran,

Digitized by Google

wenn sie mich hier fänden und zu Deinen Füßen niederstreckten. Was läge Dir daran?"

Ein Lichtschimmer fiel bis an den Fuß der Treppen herab. „Ihr seid wahnsinnig," stieß Karin zitternd aus und suchte ihn mit beiden Händen durch die rettende Thür zu drängen. Doch ihre Stärke war die eines Kindes gegen die seine. Er umfaßte sie und stammelte:

„Gib mir einen Kuß, Karin, und ich will mich und will Schweden retten. Ich verlange keinen zweiten von Dir, ehe ich mein Versprechen erfüllt. Doch wenn Du ihn mir verweigerst, bleibe ich und überliefere mich selbst den Dänen, und Du bist meine Mörderin!"

Das Mädchen rang angstvoll, plötzlich rief sie freudig: „Björn! Hilf mir, Björn!"

Der Hund kam mit dem zottigen Schweif wedelnd heran, doch es war zu spät, auch wenn er gewußt, was er hindern sollte, hätte er es nicht mehr gekonnt. Mit einem Schrei des Zornes und der Angst zugleich riß Karin sich los, das herannahende Licht blitzte um die Ecke, und Rosen stand, mit den Augen vor sich hinabsuchend, wenige Schritte über ihnen auf der obersten Stufe der kurzen Treppe.

„Gottlob, es ist mein Bräutigam!" stieß Karin athemlos aus. Es lag ein doppelter Sinn der Freude in den Worten, für sie wie für ihren Schützling, vor dem sie selbst Schutz zu wünschen genöthigt worden. Doch anders war die Wirkung des Satzes auf jenen. Einen Augenblick taumelte er wie blitzgetroffen an die Wand zurück, dann sprang er mit einem tigerhaft wilden Satze wieder auf sie zu, packte ihre Schulter und rief:

„Du bist die Braut eines andern, Karin Stenbock?"

Es war das nämliche gelle, schneidende Lachen, das die Worte begleitete, wie es vorhin die Erzählung Gustav Rosens unterbrochen. Der letztere war bei dem Klang der Stimme bleich wie der Tod die Stufen herabgesprungen, der Schein seines mit bebender Hand vorgestreckten Lichtes traf voll über das Antlitz Folkungs.

„Gustav — —" schrie der Jüngling auf.

Er hatte mit irrer Hand sein Schwert erhoben, als wollte er es auf die Stirn Folkungs herabschleudern, doch Karin fiel ihm in den Arm und zugleich, ehe er seinen Ausruf vollenden konnte, legte sich die Hand des Verfolgten blitzschnell auf seine Lippen.

„Du bist des Todes, Gustav Rosen, wenn Du meinen Namen aussprichst," sagte er gebieterisch, daß der Jüngling vor seinen flammenden Augen zurückwich. „Du hast mir gute Kunde gebracht; der Schnitter mußte kommen, um mit blutiger Sense das Unkraut auszurotten, ehe die Saat der Zukunft sich bestellen läßt. Vergiß nicht, was Gustav Folkung Dir gesagt! Leb wohl, Rosa vom Trollhätta, ich halte mein Wort."

Betäubt sah Rosen auf, der Sprecher war verschwunden, nur das Krachen der schweren eisenbeschlagenen Thür, die neben ihm ins Schloß fiel, verrieth den Weg, den er genommen. Andere, laute Schritte stürmten durch den Gang; Karin nahm das Licht aus der zitternden Hand ihres Geliebten, der lautlos die blauen, glanzlosen Augen auf sie gerichtet, an der Wand lehnte. Nur eine Thräne rollte langsam von der Wimper über seine Wange.

„Es war gut, daß Du kamst, mein Gustav," sagte sie dankbar. Er blickte sie verstört an und wiederholte:

„Es war gut — o Karin, wäre ich nicht gekommen, wäre ich nie gekommen, Karin!"

Sie verstand ihn nicht und faßte seine Hand. Der dänische Hauptmann erschien, von seiner Mannschaft begleitet, auf der Treppe. „Ihr habt gerufen, Herr Rosen?" sagte er höflich.

„Es war nichts — Björn witterte einen Wolf, der ums Haus schlich, um ein Lamm zu stehlen," antwortete der Jüngling, auf den bei dem Anblick der Soldaten wieder knurrenden Hund deutend.

„Wir haben ebenfalls nichts entdeckt," versetzte der Officier. Er schritt zurück, wandte sich jedoch noch einmal um und fügte mit artigem Gruß bei:

„Ich bitte Euch, auch bei dem Fräulein Fürsprache für mich einzulegen. Es kam mir natürlich so wenig wie Euch in den Sinn, Argwohn in Bezug auf das Zimmer Eurer Braut zu hegen. Doch Ihr wißt, die Pflicht, Herr Rosen —"

„Ich weiß, und ich hätte Euch nicht hindern sollen, Eure Pflicht selbst zu erfüllen," fiel der junge Mann bitter ein; „entschuldigt, Hauptmann, ich gebe Euch mein Wort, wenn der Fall sich erneuern sollte, werde ich es nicht wieder thun. Aber andererseits hättet Ihr Euch diesmal begnügen können und mir diesen Weg ersparen. Ich gab Euch ja mein adliges Wort, daß in dem Zimmer meiner Braut kein Mann verborgen sei."

Gustav Rosen lachte bei den letzten Worten auf, daß der Officier ihn verwundert ansah. Dann grüßte der letztere noch einmal und entfernte sich. Karin schritt schweigend neben ihrem Bräutigam den Gang hinauf. Ihr Auge streifte ab und zu sein Gesicht mit fragendem Ausdruck, als erwarte sie ein Wort von ihm. „Du bist so sonderbar heut' Abend, Gustav," sagte sie endlich.

„Sonderbar?" wiederholte er stillstehend — „ich bin es nicht, Karin; die Welt ist sonderbar. Gib mir Deine Hand."

Das Mädchen that, was er gefordert; er hielt die kleine Hand fest in seiner und blickte darauf hin, bis ihm die Thränen wieder in die Augen traten.

„Ich sah vor zwei Tagen, wie König Christiern seinen Gästen die Hand reichte," fuhr er langsam fort, „und seine Hand war ebenso ruhig und weiß und kühl wie diese. Und dann schlang er den Arm um ihren Nacken und küßte sie —"

Der Jüngling umfaßte heftig den goldlockigen Hals seiner Geliebten und küßte ihre willig dargebotenen Lippen — „nein, nicht die Welt, das Herz ist sonderbar," vollendete er leise, „denn es glaubt nicht, was die Augen sehen und was die Ohren vernehmen, es glaubt nur, was es glauben will."

* * *

Nun liegt alles todt und gebändigt von der Ostsee bis zu den ewig unwirthbaren Kjölen Norrbottens hinauf. Schnee bedeckt mit weißem Leichentuch das Land, soweit der Blick vom Gipfel des Kinnakulle reicht; unter starrem Druck hält das Eis die ungestüm brausenden Bergwasser gefangen. In der Tiefe mag hie und da ein heimlicher Strom fortmurmeln oder murren, doch niemand sieht, niemand hört ihn. Der Winter herrscht und ein schwedischer Winter ist lang. Manche, die jetzt noch athmen, werden es nicht erleben, daß der Frühling zurückkehrt.

Alles liegt gebändigt, nur der Trollhätta nicht. Er läßt sich kein Joch aufzwingen, nicht das des Winters und nicht das Christierns von Dänemark. Unablässig rauscht er in die Tiefe, als suche er mit donnerndem Mahnruf die todte Natur zu wecken. Unablässig zertrümmert er die Eisnadeln, die wie Schergenspeere an seiner Seite hervorschießen, die ihn mit scheuer Hand zu überbrücken und einzufangen streben, und reißt sie mit sich fort.

Es ist nur ein Mensch im ganzen ungeheuren Schwedenlande, der dem Trollhätta gleicht. Er heißt Gustav Erichsen; nach dem Reisigbündel in seinem Wappen, das auf schwedisch Wase heißt, hat das Volk ihn Gustav Wasa genannt. Er ist der Sohn eines schwedischen Reichsraths und der Großneffe Sten Stures des Aelteren, des Reichsverwesers, der im Kampf gegen Christiern den Zweiten gefallen. In seinem Hause ist er aufgewachsen und hat, obwohl kaum dreißig Jahre zählend, vielfache Schicksale erfahren. Als Knabe sah König Johann von Dänemark ihn im Hause seines Ohms, wie er mit seinen Altersgenossen spielte und für sich die Rolle des Cyrus erwählt hatte. Der dänische König belauschte ihn, und ihn ergriff eine ähnliche Unruhe, wie Astyages sie einst beim Anblick seines unbekannten Enkels empfunden. Um zu verhüten, daß der Knabe die spätere Rolle des Cyrus nicht zu genau innehalte, beschloß er, ihn mit sich nach Dänemark zu nehmen, doch setzte Sten Sture es durch Ueberredung durch, ihn davon abzuhalten. Dann gelangte Gustav Erichson auf die hohe Schule nach der alten Königsstadt Upsala, bis die inneren Kriege in Schweden wieder entbrannten und er unter der Fahne Sten Stures des Jüngeren wider den landesverrätherischen Erzbischof Trolle kämpfte. In der ruhmvollen Schlacht bei Brännkyrka trug er das Banner des Reichs, doch was König Johann auf offenem Wege nicht erreicht, gelang seinem Nachfolger Christiern durch List, der selbst in Stockholm mit Sten Sture über den Frieden zu unterhandeln versprach und als Bürgschaft für seine dortige Sicherheit die Häupter sechs vornehmer schwedischer Heerführer, unter ihnen Gustav Wasa, als Geißeln begehrte. Vertrauensvoll willigte der Reichsverweser ein, doch wie der dänische König die Geißeln empfangen, kam er nicht nach Stockholm, und Gustav Erichson war sein Gefangener in Dänemark.

Ein Jahr verbrachte er als solcher auf dem festen Schloß Kallö im nördlichen Jütland. Hier vernahm er täglich von den großartigen Rüstungen, die in ganz Dänemark betrieben wurden, um Schweden

zu unterwerfen. Niemand zweifelte in Jütland an der baldigen Ausführung; wegen der Streitigkeiten mit dem aufständischen Erzbischof stand Schweden unter päpstlichem Bann, und die Söldner Christierns würfelten beim Becher um schwedische Jungfrauen und Lehensgüter. In einer Chronik heißt es, „daß Herr Gustav Erichson durch solcherlei Schmähung über die Maßen von Zorn und Angst benommen war, so daß ihm weder Speise noch Trank gut schmecken mochten, wäre er auch besser gespeist worden, als es geschah. So war ihm sein Schlaf weder ruhig noch lieblich und konnte er nichts anderes denken, als wie er Gelegenheit finde, aus dem ungerechten Gefängniß zu entweichen."

Und die Gelegenheit fand sich. Er entfloh in Bauernkleidung und erreichte mit kluger Vorsicht in wenig Tagen zu Fuß die jütische Grenze. In Flensburg nahm er, um sich vor Entdeckung zu schützen, Dienste bei Ochsenhändlern, die jütländisches Vieh nach Deutschland trieben und gelangte mit ihnen nach Lübeck. Hier wurde er erkannt und bedroht, doch durch die Macht seiner Persönlichkeit bewirkte er es, den Senat zu einem Beistandsversprechen zu bewegen, wenn es ihm gelinge, eine erfolgreiche Empörung wider den dänischen Usurpator zu bewerkstelligen.

Im Mai des Jahres 1520 traf Gustav Erichson auf einem Lübecker Schiffe wieder in Calmar ein, das mit Stockholm die einzige schwedische Stadt war, die den Dänen noch widerstand. Stockholm aber war bereits zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, so daß er es nicht zu erreichen vermochte und in Verkleidung Smaland und Södermannland, die Landschaften um die Hauptstadt, durchirrte.

Dann fiel Stockholm, und Schweden lag völlig in der Hand Christierns von Dänemark, der mit freundlich umgewandelter Miene nicht als Sieger, sondern als Schutzherr des von ihm eroberten Landes den ganzen Adel des Reichs zu seiner Krönung in die Hauptstadt einlud.

Umsonst suchte Gustav Wasa mehrere seiner Freunde, umsonst seinen Schwager Joachim Brahe zu bewegen, der Einladung nicht Folge zu leisten. Im Beginn des Novembers desselben Jahres gingen sie nach Stockholm.

Gustav Erichson that es nicht. Nun lag der Winter über Schweden und verdeckte das Blut, das in den Mälar geflossen. Aber der Trollhätta brauste noch in die Tiefe, und so lange der nicht ins eisige Joch gezwungen, hatte der Winter nicht gesiegt. So lange Gustav Wasa noch ein treues altschwedisches Herz fand, das der Gefahr trotzte und ihn in einem Felsenwinkel des Nordens verbarg, war Schweden nicht unterworfen und floh der Schlaf die alte Königsbettstatt der Folkungen, in der Christiern von Dänemark sich nachts zur Ruhe streckte.

Wohl war es eine gewaltige, klaffende Meute, die von Ost gen West, von Nord gen Süd das weite Svea-Reich nach dem flüchtigen Edelwild durchhetzte.

Manchmal schlug hier und da einer der eifrigsten Schweißhunde triumphirend an und verfolgte schnaubend die Spur, die er in dem weißen Schnee entdeckt. Doch ebenso schnell war sie wieder verloren, und niemand begriff, wo sie plötzlich verschwunden. Vor Unmuth schäumend riß mancher dänische Führer sich in den Bart, wenn er später vernahm, wie dicht er an dem Versteck des Gesuchten vorübergeschritten, daß er nur die Hand auszustrecken gebraucht, um den goldenen Preis, den König Christiern auf seinen Kopf gesetzt, zu erhaschen. Ja, manchmal hatte die Hand ihn schon gefaßt und ahnte nicht, wer es sei und ließ ihn wieder los. Unzählige Sagen und Schwänke leben noch heute unter dem Landvolk Dalekarliens fort, wie Gustav Wasa die dänischen Verfolger getäuscht und ihnen immer wieder entronnen; einmal in einem Wagen, der mit Stroh bedeckt war, an den die Häscher hinantraten und mit ihren Spießen das Stroh durchstachen. Dabei erhielt der Verborgene einen tiefen Stich in den Schenkel, ohne sich durch einen Schmerzenslaut zu verrathen. Aber das Blut floß durch den Wagen und hinterließ rothe Spuren im Schnee. Da schnitt der treue Fuhrmann seinem Pferd eine breite Wunde in den Fuß und entzog dadurch sein Gefährt dem Verdachte. Bald verbarg Gustav Erichson sich als Knecht bei einem Bauern dicht an der Grenze Norwegens und stand sorglos am Herdfeuer, als die dänischen Schergen hereindrangen und ihn selbst nach dem Aufenthalt Gustav Wasas fragten. Doch in dem todtdrohenden Augenblicke sprang das muthige Weib des Bauern herzu, versetzte ihm mit einem Besen derbe Schläge über den Rücken und jagte ihn schimpfend als einen faulen Knecht, der nicht arbeiten, sondern nur sich wärmen und schwatzen wolle, aus der Stube. Im tiefsten Walde und zwischen öden Felsen fristete er tagelang mit Noth sein Leben — doch wohin die Spur Gustav Wasas sich gewandt, da war eine andere breitere Spur zu verfolgen. Noch hielten der Winter und Christiern von Dänemark ringsum ihre eiserne Hand über Schweden, doch wie ein kurzer Blick der Sonne am Eise leckt und mehr vernichtet, als eine strenge Nacht erstarrt, so vermochten die dänischen Häscher die flüchtige Spur, die Gustav Erichson hinterlassen, nicht mehr zu vertilgen. Wie heimlicher Tropfenfall ging das geflüsterte Wort von Mund zu Mund und drohende, funkelnde Augen folgten den weiterziehenden Söldnern. Manche verrostete Waffe glänzte in tiefer Nacht beim einsamen Oellampenschein unter der Hand ihres Besitzers auf, der sie sorgsam reinigte und prüfte. Die Saat des Blutbades zu Stockholm, von dem unermüdlichen Sämann Gustav Erichson ausgestreut, begann überall aufzugehen. Es war noch nicht Frühling in Schweden, aber ein Windhauch ging durch die Föhren seiner Berge, der das Nahen des Frühlings verkündete.

Doch still im tiefen Schnee vergraben lag Schloß Torpa. Mit unendlicher weißer Fläche dehnte sich der gefrorene Spiegel des Wenersees gen Norden; wenig, außer den Wasserstraßen, besaß das 16. Jahrhundert in Schweden, was man heute für einen Weg ansehen würde, und auch dies Wenige war so hoch verschneit, daß kein Pferd sich hindurch zu wagen vermochte.

Allein wäre der Zugang von und nach Torpa auch frei gewesen, es würde ihn doch niemand benutzt haben. Der Bann des dänischen Herrschers lag auf seinen Bewohnern und hielt jeden Gast zurück. Es führte keine Spur von und zum Hause Gustav Stenbocks, als diejenige dänischer Soldaten, die von Zeit zu Zeit unerwartet, zumeist in der Nacht, eintrafen, das Schloß, wie sie es das erstemal gethan, von oben bis unten durchsuchten und stets unverrichteter Sache wieder davonzogen.

Nur eins schien sich geändert zu haben. Der Hausherr wie seine blinde Gattin war des fruchtlosen Grolls wider die dänische Gewaltherrschaft müde geworden, sie fügten sich in das Unvermeidliche, und die nachspürenden Häscher des Königs hatten zu ihrer Verwunderung jedesmal von noch freundlicherer Aufnahme zu berichten, als ihre Vorgänger. Es lag darin eine Sinnesänderung eines der tödtlichsten Widersacher Dänemarks, die in Stockholm nicht unbemerkt blieb. Gustav Stenbocks Ansehen im Lande war groß und sein Name vermochte eine bedeutende Stütze für den mit dem Schwert erbeuteten Thron zu bieten. Der König ließ deshalb Sorge tragen, daß diese Botschaft überall, wohin seine Truppen gelangten, ausgesprengt wurde, und vernahm mit Freuden, daß ein heimliches Murren über den Verräther die südlichen und mittleren Landschaften Schwedens durchlief. Er wußte, daß jeder Fluch Stenbock fester an ihn binden und ihn immer mehr von der unterdrückten Partei seiner früheren Kampfgenossen loslösen mußte.

Was indeß hauptsächlich dazu beitrug, dem argwöhnischen König jedes Mißtrauen zu benehmen, war die Anwesenheit und das Verhältniß, in welchem Gustav Rosen zum Stenbockschen Hause stand.

Gustav Rosen war der Sohn eines Bruders Brita Stenbocks und einer dänischen Edelfrau, die ihrem Gatten große Besitzthümer in Dänemark zugebracht hatte. Sein Vater starb früh, und die Mutter kehrte mit dem Knaben in ihr Vaterland zurück. Allein wie er kaum das zehnte Jahr erreicht, starb auch sie, und da er in Dänemark keine Verwandten besaß, die für seine Erziehung zu sorgen vermochten, kam er in das Haus seiner Tante, Brita Stenbock.

Gustav Rosen hatte seine Mutter sehr geliebt. Sie stand vor ihm wie alles Schöne, wie ein anders geartetes Wesen, als die Menschen, die ihn jetzt umgaben. Und einen goldigen Rahmen schlang um ihr Bild seine Knabenheimat, in der er mit ihr gelebt. Im Traume oft wehten die milderen Lüfte Seelands ihn an, und mit Thränen im Auge wachte er auf. In seinem Ohre klang die süße Stimme der Mutter, die ihn mit wundersam alten Volksliedern vom Ruhme Woldemar Seiers und der lieblichen Dagmar zur Ruhe sang, und die grünen Buchenwipfel murmelten drein im Sonnenlicht. Dann küßte Gerda Rosen ihn und lächelte mit den schönen Lippen so märchenhaft, so geheimnißvoll —.

Ein banger Schauer überlief den Knaben, wenn er daran gedachte und plötzlich aus seinen warmen Träumen der rauhe Wind ihn aufschreckte, der durch die düstern Föhren des Trollhätta rauschte.

kalt und duftlos, ein Gruß vom ewigen Eise des Nordens kam die Luft über den Wenersee; der Trollhätta überstürzte sich mit tosendem Gebrüll, daß des Knaben Herz bang und banger wurde. Aengstlich lief er aus der fremden, wilden Natur nach Hause zurück — da empfing ihn statt der Mutter das kalte Gesicht seiner Tante, die ihrem Bruder nie verziehen, daß er eine Dänin in sein Haus geführt hatte. Brita Stenbocks Stimme war niemals weich und liebevoll, aber ihrem Neffen gegenüber klang sie härter, herber als jedem andern. Scheu und vereinsamt schlich Gustav Rosen auf sein dunkles Zimmer in dem großen, finstern, baumüberschatteten Gebäude und schluchzte, bis er einschlief und seine Freunde, die Träume, zu ihm kamen, und jeder düstre, unheimliche, fröstelnde Traum war Schweden, und jedes warme, leuchtende, winkende Traumbild war Dänemark.

Nur eins war in Dänemark nicht, eins nicht — das kleine Mädchen mit dem goldlichten Haar, das manchmal bei Nacht heimlich zu ihm ins Zimmer geschlichen kam, sich auf seinen Bettrand setzte und ihm mit den weißen Händchen die Thränen von der Wimper fortstrich. „Weine nicht, Gustav,“ tröstete sie, „wenn ich groß bin, gehe ich mit Dir nach Dänemark.“

Dann leuchtete sein Auge auf, der Schlaf entfloh daraus und er erzählte wieder und immer wieder, was sein Herz den Tag hindurch verschweigen und zurückpressen mußte. Und wie er in Erinnerung vergessen Karin ansah, da war es ihm, als würde ihr süßes Kindergesicht größer und immer ausdrucksvoller und schöner — und dann war es ganz das traurig-liebreiche Antlitz seiner Mutter, und Schweden hatte nichts, gar nichts, was es für sich in Anspruch nehmen konnte, nicht einmal Karin. Durch Thränen lächelnd schlang der Knabe die Arme um ihren Nacken und verbarg den Kopf an ihrer Brust, wie er es so oft an der Gerda Rosens gethan, und Karin wurde mit traurig und bat wieder selbst mit schluchzender Stimme: „Weine nicht, Gustav; ich werde ja Deine Frau und dann will ich auch Deine Mutter sein, und wir gehen zusammen nach Dänemark.“

Manchmal fand Brita Stenbock die Kinder morgens so, Wang' an Wange schlafend. Dann erging ein strenges Strafgericht über Karin, daß sie wieder ungehorsam gewesen und den verstockten dänischen Vetter, der viel schwerere Strafe verdiene, als daß er allein schlafen müsse, getröstet. Auch Stenbock wurde herbeigerufen, um Gustav für das Verbrechen, daß er sich hatte trösten lassen, zu züchtigen. Der aber hatte wichtigere Gedanken, mit denen die Zeit ihn bedrängte, und sagte gemeiniglich einfach: „Laß die Kinder gewähren, Brita, bis ihre Zeit kommt.“

Es war ihm vielleicht nicht unangenehm, die wachsende Zuneigung zwischen seiner Tochter und ihrem reichbegüterten Vetter zu gewahren. Der Name Stenbock war klangvoller als der Geldeswerth, den seine Besitzthümer darstellten, die unter den fast unablässigen Kriegen eines Jahrhunderts wie alle Landschaften des mittleren Schwedens beträchtlich gelitten hatten. Um die Erziehung seines Neffen bekümmerte Gustav Stenbock sich nicht; die Zeit gebrach ihm dazu und vielleicht ebensosehr die eigene Kenntniß. Was einem schwedischen Edelmann zu lernen nöthig war, wußte der Geistliche, dessen Patronatsherr der Schloßbesitzer war, am besten, aber obwohl Gustavs Natur sanft und träumerisch war und sehr von der anderer Knaben seines Alters und Standes abstach, brauchte man ihn doch zu körperlichen Uebungen nicht anzuspornen. Er ritt zum Schrecken Karins die wildesten Pferde und warf geschickt mit den Knechten des Hauses den schwersten Ger um die Wette. In meilenweitem Umkreis des Trollhätta war kein Fels so steil und gefahrdrohend, den er nicht erkletterte, um Karin eine seltene Blume zu suchen, und bei jedem Wind schwamm er in die Wellen des Wenersees hinaus, bis er den Augen der am Ufer Stehenden entschwand und sie lange angstvoll harrten, bis sein blonder Kopf wieder zwischen den weißen Schaumhäuptern auftauchte. Dann kam er fröhlich zurück und setzte sich auf sonniger Halde zu den Füßen Karins und erzählte, geheimnißvoll in ihre blauen Augen aufblickend, ihr von wundersamen Dingen, die er draußen auf der dunklen Flut gesehen oder aus der Tiefe gehört. Sie dagegen sprach ihm wieder von alten Sagen aus der Vorzeit ihres Vaterlandes, denen er aufmerksam lauschte. Es lag etwas Verwandtes in den beiden Kindern, das oft die Verschiedenartigkeit ihres Geschlechtes fast auszugleichen schien, ein feinerer, sinnender Zug, der über den Kreis und die Gedanken ihrer Umgebung hinausstrebte und so fremdartig zwischen dieser stand wie ihre sanfter begabte äußere Gestalt unter der rauhen Felsenwildniß des Trollhätta. Nur in einem war ihre Natur verschieden und ward es unmerklich mehr und mehr. Die Tage waren lange vorüber, in denen Karin in kindlichem Eifer ihren weinenden Vetter damit getröstet, daß sie mit ihm nach Dänemark gehen wolle, wenn sie groß geworden und seine Frau sei. Wie die Blume still ihre Eigenart nach dem Klima des Bodens ausbildet, aus dem sie stammt, war Karin darin das Kind ihres Landes. Ihr Auge leuchtete, wenn sie von den siegreichen Kämpfen Schwedens gegen Dänemark sprach; sie haßte das letztere mit kindlichem Ungestüm — Gustav Rosen aber schüttelte lachend den Kopf dazu und meinte, Menschen seien Menschen, diesseits wie jenseits des Sundes und brauchten sich nicht zu hassen und zu bekämpfen, sondern sollten sich lieben, wie er Karin liebe. Dann ballte das Mädchen zornig die kleine Hand und sagte: nie — nie könnten ein Schwede und ein Däne sich lieben, sie seien Todfeinde von Geburt; aber zugleich schlang sie den Arm um den Hals ihres sie sonderbar traurig dabei anblickenden Gespielen und zog ihn an sich, und er erzählte ihr wieder von der schönen Dagmar und wie König Weldemar geweint, wie sie gestorben, daß auch ihr die Thränen in den Augen standen und ihr kein Gedanke dazu kam, daß es eine dänische Königin gewesen, über die sie schluchzte.

So lebten die Kinder und wuchsen auf. Um sie toste die wilde Zeit, und von den Erwachsenen gab kaum jemand Acht auf sie. Sie hatten niemanden, dem sie sich vertrauten als sich selbst, und ihre Herzen lagen offen vor einander da. Und seltsam, je glühender die Jahre den Patriotismus in Karin reiften, desto weniger dachte sie je, daß es in Gustavs Innerem anders zu sein vermöge. Für sie war er ein so treuer Schwede, wie der junge Gustav Wasa, von dem man überall zu erzählen begann, und in ihren Träumen setzte sie nicht weniger stolze Hoffnung auf ihn, als ihr Vater und ihre Mutter auf jenen. Gustav Rosen dagegen sah in ihr mehr und mehr das Abbild seiner schönen Mutter, die nach dem Tode ihres Gatten vor den Verwandten desselben aus Schweden geflüchtet. Ihm war, als sei Karin gleich ihr eine Sclavin in fremdem Lande und er werde dereinst ihr Befreier, um sie in ihre eigentliche Heimat hinüberzubringen ins schöne, sonnige, blühende Dänemark.

Jedenfalls konnten sich beide kein Leben ohne einander mehr denken. Unendlich lang schien es ihnen, daß sie zuerst Hand in Hand über Felsen geklettert und durch die weiten Wälder gewandert; dahinter lag keine Erinnerung mehr. Und in der That war auch manches Jahr vergangen, seitdem Gustav Rosen nach Torpa gekommen, aus dem Knaben ein Jüngling, aus Karin eine Jungfrau geworden. Aber gegen die Gewohnheit blieb ihr Verhältniß das alte. Keine Entfremdung trat zwischen sie, keine mädchenhafte Scheu von ihrer Seite. Nach wie vor gingen sie Hand in Hand; sie betrachteten sich nicht als Geschwister, sondern Karin sprach wie früher: „wenn ich Deine Frau bin, Gustav;“ nur das „wenn ich groß geworden,“ ließ sie fort, denn sie war es geworden. Doch ihr Benehmen gegen einander war unverändert; die Kindergespielen hatten sich in zwei Liebende verwandelt, ohne daß sie es wußten. Die alte Liebe war es, nur in neuem Frühlingsgewande; unsichtbar webte der Lenz seine Blüten um sie her, deren Duft sie mit glänzenden Augen athmeten, ohne zu ahnen, woher er stamme.

Dann plötzlich kam die Erkenntniß. Gustav Rosen hatte sein achtzehntes Jahr und mit ihm seine Mündigkeit erreicht. Er mußte nach Seeland hinüber, um selbst seine Güter in Empfang zu nehmen. Die erste Trennung war's, und der Gedanke an sie riß am Vorabend seiner Reise den traumhaften Schleier entzwei, der sie lange umhüllt. Er fühlte, daß er nicht gehen konnte, ohne ein Recht zu haben, zurückzukehren, und Karin weinte.

Jedermann im Stenbockschen Hause glaubte Gustav Rosen zu kennen, und niemand, selbst Karin nicht, kannte ihn ganz. Vielleicht eine einzige — Brita Stenbock, und sie verweigerte ihre Einwilligung, als er bei dem Vater offen um Karins Hand geworben. Sie mußte nachgeben, da Stenbock fest auf seinem Willen bestand, „die Kinder auch hierin gewähren zu lassen,“ und, wie oben gesagt, die Zuneigung derselben von Jugend auf begünstigt hatte. Nun versuchte Brita wenigstens, die Reise Gustavs nach Dänemark zu hintertreiben, doch auch hierin stieß sie auf entschiedenen Widerspruch bei ihrem Gatten. Er meinte, es sei nicht allein wünschenswerth, sondern nothwendig für beide, daß sie, die das Leben ohne einander nicht kennen gelernt, eine Trennung erführen. Sie sollte kurz sein, und im Jubel über die Zustimmung des Vaters übertäubten die, welche sie betraf, den Gedanken daran.

Im Club der „gedankenvollen Männer".

Originalzeichnung von C. Dammann.

Digitized by Google

In feierlicher Weise ward nach altschwedischer Sitte die Verlobung vollzogen und eingesegnet. Die Edelsten Schwedens waren auf Schloß Torpa versammelt; der Becher durchkreiste die Nacht, und mancher begeisterte Trinkspruch der Liebe für Schweden und des Hasses gegen Dänemark erscholl. Glück und Wein erhitzten die Stirne Rosens; er wußte am Morgen nicht, was er gesprochen, nur daß alle ihm die Hand gedrückt, daß Karins Antlitz vor Freude geleuchtet und daß selbst das kalte Gesicht Brita Stenbocks ihm zugelächelt.

Hand in Hand, wie tausendmal, gingen am andern Tag die Verlobten zum Trollhätta hinüber. Ihr Schritt wurde langsamer, je näher sie dem brausenden Wasserfall kamen; hinter ihnen führte ein Knecht das Pferd des Jünglings.

„Mir ist, als sollten wir Abschied nehmen von unserer Jugend," sagte das Mädchen mit Thränen kämpfend.

Er lächelte. „Wir waren thörichte Kinder, wir nehmen Abschied von der Thorheit —"

„Aber glückliche Kinder," schaltete sie leise ein.

Gustav Rosen blickte träumerisch um sich. „Es ist alles, wie es seit dem Beginn unseres Lebens gewesen, und mein Herz schlägt wie damals, als Du mich zuerst an Deiner Kinderhand hierher geführt. Wie viel Jahre hindurch haben wir hier gesessen und den Schlag unserer Herzen nicht verstanden! Wir glaubten uns zu kennen wie uns selbst, wie unsere geheimsten Gedanken, die uns nicht geheim waren, und doch lag dies Geheimniß in uns beiden und wir ahnten es nicht. Ist es das letzte, Karin?"

Sie nickte ihm mit feuchten Augen zu; er drückte sie ungestüm an sich und küßte ihre Lippen. „Der Trollhätta ist der dritte im Bunde, er ist unser ältester Freund. Bei ihm wollen wir uns zuerst wiederfinden, wenn ich zurückkomme. Versprich es mir; ich schicke die Botschaft voraus."

Er hatte sich auf sein Pferd geschwungen, und Karin reichte ihm zum letztenmal die Hand. „Komm, wann Du willst," sagte sie, „ich erwarte Dich am Trollhätta. Nein — komm nicht, wann Du willst, komm, wenn Du fühlst, daß mein Herz es nicht mehr erträgt; denke, daß es die Tropfen des Trollhätta zählt und daß jeder eine Ewigkeit für Karin ist." — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein Zusammentreffen eigner Art, daß sich auf demselben Schiff, das Rosen von Göteborg nach Kopenhagen führte, Gustav Erichsen befand, der als Geißel für die Sicherheit des dänischen Königs in Stockholm nach Dänemark gebracht wurde. Er war um zehn Jahre älter, als Rosen; sein gedankenvoll männliches, scharf ausgeprägtes Gesicht stand dem träumerischen Antlitz des Jünglings wie ein starker, schon in manchem Sturm erprobter Baum einer schlanken mit sorglosen Blüten bedeckten Blume gegenüber. Die Ueberfahrt war durch Winde gehemmt, die sich zum Sturm verstärkten. Mit Staunen sah Rosen, wie Gustav Erichsen im Augenblick der Gefahr, einem altgeübten Seemann gleich, in die Raaen des bedrohten Schiffes hinaufflog und mehr denn einmal kühn sein Leben in die Wagschale warf, um jenes zu retten. Zuneigung und Scheu wechselten in ihm der machtvollen Persönlichkeit des jungen Mannes gegenüber, dessen scharfes Auge er oft nicht zu ertragen vermochte, wenn es bei einem Gespräch über die großen Fragen, die alle Gemüther der nordischen Welt bewegten, forschend auf ihm ruhte. Um keinen Preis wäre es ihm möglich gewesen, mit ihm von Karin, von seiner neugewonnenen Liebe zu reden. Ihm war, als könnten eher die tosenden Wasser des Trollhätta Verständniß dafür haben, als die durchdringenden Augen und das schneidende Lachen Gustav Wasas.

Nur in einem täuschte dieser sich ebensosehr, wie der unerfahrene Jüngling. Auch er glaubte, in wenig Wochen nach Schweden zurückzukehren, wenn die Friedensverhandlungen in Stockholm zum Ziel geführt.

Von den letzteren wußte Rosen kaum; was hatten sie, was der uralte Zwist zwischen Dänemark und Schweden mit seiner Liebe zu thun? Er erfuhr erst davon, als sie den dänischen Boden betraten und als bei der Landung Soldaten seinen Begleiter in Empfang nahmen, verhafteten und unter dem Jubelruf des zudrängenden Volkes fortführten. Jetzt sagte man ihm, daß sein zufälliger Genosse der gefährlichste Rebell in Schweden gewesen und daß es eine thörichte Milde des Königs sei, ihn als Gefangenen nach Jütland zu bringen, statt ihm den Kopf vor die Füße zu legen. Alle Welt sagte es hier, wohin Gustav Rosen kam. Alle Welt sprach von dem bevorstehenden Kriege, der das Schattenbild der Kalmarischen Union verwirklichen werde. Zum erstenmal stand Rosen inmitten einer politischen Bewegung. Hier zweifelte niemand daran, daß er mit Leib und Seele ein echter Däne sei, wie man jenseits des Sundes ihn ebenso unzweifelhaft für schwedisch gesinnt hielt. Und hierzu kam, daß er hier etwas bedeutete, was er dort nicht gethan. Er sah sich plötzlich als das betrachtet, was er war, als ein reicher und vornehmer Herr, um dessen Gunst man sich bewarb. Die Männer blickten auf ihn und die Frauen nicht minder.

Das Blut stieg ihm in die Wangen; zum zweiten Mal überkam ihn das Gefühl — ein anderes wie aus Kindertagen zwar und vielleicht aus Eitelkeit sein Gezweig aussendend, doch verzeihlich mit achtzehn Jahren — daß Dänemark seine Heimat sei.

Allein, ob dies Gefühl ihn lieblich umgaukelte, es fesselte ihn keinen Augenblick. Er gedachte Karins zu jeder Stunde; ihr Bild lieh allem den heitern Zauber, der ihn anwehte; aus dem Goldgrund jedes Bechers, den er leerte, blickte wie aus einem Spiegel klein, doch bis ins Kleinste deutlich erkennbar, ihr süßes Angesicht von den einsamen Bergen des Trollhätta umrahmt, zu ihm auf. Er eilte von Kopenhagen in das Innere Seelands auf seine Güter. Vieles war zu besichtigen, zu ordnen; unredliche Diener hatten jahrelang die Herren gespielt und für den Tag der Rechenschaftsablegung absichtliche Verwirrung gestiftet. Trotz seiner zur Schwärmerei neigenden Natur und seines jugendlichen Alters war Gustav Rosens Verstand scharf, und er haßte den Betrug, den er überall durchblicken sah. So verlängerte sich die Zeit etwas, die er auf seinen Besitzungen zubringen mußte, um eine gründliche Umgestaltung vorzunehmen. Dabei richtete er unausgesetzt sein Augenmerk darauf, den am herrlichsten gelegenen Punkt seines Eigenthums zu verschönern. Alles, was Karin liebte, wußte er herzustellen; einen fröhlich daher rauschenden Bach leitete er in ein künstlich vertieftes Bett, daß er über steilen Abhang herunterschoß und sein Brausen sie an den Fall des Trollhätta zu erinnern vermöge. Endlich kam der letzte Tag, und auf seinem schnellsten Roß flog er nach Kopenhagen zurück —

Da traf ihn wie ein Blitz die Kunde, daß in kurzer Frist der Krieg gegen Schweden beginnen und daß es niemandem mehr verstattet sei, Dänemark zu verlassen.

Gustav Rosen wollte um jeden Preis hinüber. Er wandte sich an die einflußreichsten Persönlichkeiten, um die Erlaubniß zu erhalten. Umsonst; sie zuckten die Achseln und wiesen auf den strengen, ausnahmslosen Befehl des Königs hin. Sie meinten, daß er einen Versuch, eigenwillig sein Vorhaben durchzusetzen, mit dem Verlust seiner Güter, wenn nicht theurer, bezahlen könne.

Dennoch unternahm er einen solchen. Die schwedische Küste lag im Abendgold so nah, so winkend vor ihm; ihm war, als höre er das Rauschen des Trollhätta, als seien von drüben die blauen Kinderaugen Karins auf ihn gerichtet. Er bestach durch hohe Versprechungen einen Fischer, ihn um Mitternacht mit seinem Boot über den Sund zu führen, doch nahe unter dem ersehnten Ufer fiel er in die Hand eines dänischen Kreuzers und ward gefangen nach Kopenhagen zurückgebracht. Der Verdacht ruhte auf ihm, daß er als Spion über die dänischen Rüstungen nach Schweden zu berichten beabsichtigt habe, und man hielt ihn wochenlang, ohne sich um seinen Namen zu bekümmern, in einem düstern Thurm bei kaum zum Unterhalt seines Lebens ausreichender Nahrung, bis es ihm durch günstige Umstände möglich wurde, eine Bittschrift um Gehör in die Hände des Königs gelangen zu lassen.

Noch am selben Tage flogen die Riegel seines Gefängnisses auf; man bat ihn artig um Entschuldigung, daß man den Mißgriff begangen, ihn einzukerkern, und überreichte ihm einen Befehl, am andern Tage im königlichen Schlosse zu erscheinen.

König Christiern der Zweite von Dänemark war einer der aus den seltsamsten Widersprüchen zusammengesetzten Fürsten aller Zeiten. Als Jüngling ausschweifend wie wenige seines Alters, liebte er die schöne Dyveke von Amsterdam, die er als Statthalter von Norwegen in Bergen fand, so zärtlich und heftig zugleich, daß er allen Drohungen seines Vaters Trotz bot und die härtesten Strafen über sich ergehen ließ, ohne von seiner Liebe zu lassen. Seine Natur war despotisch wie die eines orientalischen Herrschers. Was ihm entgegentrat, verfolgte er mit List und Gewalt, bis er es vernichtet hatte. Er haßte den Adel in Dänemark wie in Norwegen, weil derselbe sich weigerte, sich wie eine Gerte unter seiner Hand zu biegen. Rachsüchtig, heimtückisch und grausam, wie selten einer der Verwor-

fensten, war er zugleich tapfer und von alles durchdringendem Verstand. Weil er den Adel demüthigte, der die Rechte der Bürger hochfahrend mit Füßen trat, hingen diese ihm an. Sie fürchteten ihn mehr, als sie ihn liebten; doch auch sie berechneten klug, daß es besser sei, einen gewaltthätigen Herren über sich zu haben, der eine Stütze an ihnen suchte, als viele, die durch ihre Verbindung unter einander stark genug waren, der Bürger nicht zu achten. Und es kam hinzu, daß wenn er sich unter das niedere Volk mischte, was im Interesse seiner weitblickenden Zwecke häufig geschah, niemand in Dänemark von hinreißenderer Liebenswürdigkeit, von redlicherer Treuherzigkeit und alles gewinnendem Zauber umkleidet erschien, als Christiern der Zweite. Dann war der stechende Blick seines Auges, die herrische Miene, die es umgab, verwandelt. Niemals besaß jemand größere Herrschaft über seine Züge; niemals diese erschreckendere Fähigkeit, die Gedanken, die unter ihnen lauerten, zu verbergen. Seine Lippen lächelten gleicherweise, wenn er den Becher aus der Hand des Bürgers nahm, um sein Wohl daraus zu trinken und ein Goldstück zum Lohn hineinfallen zu lassen; wenn er einem Mächtigen den Becher darreichte, den er ihm mit tödtlichem Gifte kredenzt hatte.

Ein Band aber knüpfte das ganze Volk an ihn; König Christiern war ein Däne vom Wirbel zur Zeh und verfolgte rastlos die alte Tradition Dänemarks, das sich als Herrn des schwedischen Nachbarlandes betrachtete. Das kleine Inselvolk theilte den Ingrimm seines Herrschers, daß seine Macht zu beschränkt, seine Oberhoheit in zu enge Grenzen gebannt sei. Ein Krieg, um Schweden völlig zu unterwerfen, rief auch die, welche den König am meisten fürchteten und verabscheuten, willig unter seine Fahne.

Bald nach seiner Thronbesteigung hatte Christiern sich mit Isabella von Spanien, der Schwester des deutschen Kaisers Karls V vermählt, und es ist ein Zeichen dafür, daß trotz des Fluches, mit dem die Geschichte sein Andenken beladen, sich etwas in ihm barg, was besserer Entwicklung fähig gewesen, daß sie in der Noth und dem Elend seines späteren Lebens nicht von ihm ließ, sondern standhaft bis an ihren Tod bei ihm ausharrte. Ueber sein Herz herrschte aber nach wie vor die schöne Dyveke, die seiner rechtmäßigen Gemahlin zum Hohn einen Flügel des königlichen Schlosses bewohnte; über seine Politik die schlaue Mutter seiner Geliebten, die ehemalige Gastwirthin zu Bergen und sein heimtückischer Beichtvater, der ehemalige Barbiergehilfe Slaghök. Die letzteren hauptsächlich waren es, die ihn zu immer härteren und unklugeren Maßregeln gegen den Adel zu treiben wußten. Sie waren die Unsterne seines Schicksals; der Stern seines Lebens aber trotz alledem, der einzige, der in die tiefe Gemüthsnacht Christierns einen Abglanz sonnigen Lichts geworfen, war das seltsame Holländerkind, das schöne, fröhlich-schwermüthige „Täubchen" von Amsterdam.

Sie war neidlos und ohne Herrschsucht; sie liebte nicht den König, sondern den Geliebten und suchte ihn mit leiser, kluger Hand aus dem Netz der verderblichen Rathschläge zurückzuleiten, mit denen Frau Sigbrit, ihre Mutter, ihn umgarnte.

Hätte das sanfte, klugblickende Täubchen länger gelebt, die Geschichte würde muthmaßlich kein Blutbad zu Stockholm in ihren Tabellen verzeichnet haben.

Doch Dyveke starb. Es ruht noch heute ein Dunkel über ihrem Tod, ob derselbe ein natürlicher war, ob sie ermordet worden. Das Volk, das sie geliebt hatte, klagte den Adel an, sie vergiftet zu haben, und Christiern, durch ihren Tod bis zur Raserei gebracht, lieh dieser Beschuldigung bereitwillig Gehör. Der schwerste Verdacht ruhte auf nahen Verwandten des Schloßhauptmanns von Kopenhagen, Torben Oxe. Derselbe ward in den Kerker geworfen und gestand auf der Folter, daß er Dyveke früher, ehe der König sie kennen gelernt, geliebt habe. Wuthzitternd ließ Christiern ihn enthaupten und verbrennen, ja, er soll seine Asche mit eigner Hand in die Winde gestreut haben. Dann begann er eine blutige Verfolgung des Adels, überallhin, wohin der Verdacht an dem Tode Dyvekes mitgewirkt zu haben sich erstreckte. Zahllose Köpfe fielen unter dem Beil, die alte Sigbrit schürte immer aufs neue die Glut. Endlich begann sogar das Volk über die Ausrottung der edelsten Geschlechter zu murren, und sie lenkten gewandt den Grimm des Königs auf Schweden und seine Großen über. Das Stockholmer Blutbad war jahrelang vorher beschlossen, ehe es zur Ausführung kam.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Clubs.

(Zu dem Bilde auf S. 453.)

Merry old England ist, was die Fröhlichkeit anbelangt, seitdem es ein Staat unausgesetzter Arbeit geworden, bei weitem nicht mehr das, was es zu den Zeiten der Vorväter gewesen. Mit den Tagen der alten Postkutsche sind auch die lustigen Tage der Geselligkeit vergangen und die Gastlichkeit des Landes ist so vielfach mißbraucht, daß, seien die Herzen noch so offen, die Thüren sich doch gegen den Fremden fest verschließen, wie die Schalen der Auster gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Selbst in der alten fröhlichen Zeit übrigens umfaßte der Geselligkeitssinn die Allgemeinheit nicht, sondern bestand nur in den Clubs. Was ist aus diesen geworden? Das vorige Jahrhundert sah noch ihre Blüte, sah ihre Originale, und neben vielem anderen machten damals die politischen und unpolitischen Clubs, Clubs für die wunderlichsten Zwecke oft, London dem Ausländer interessant. Es gab ganz absonderliche Gesellschaften und Verbände. In dem einen wurden z. B. nur solche Leute aufgenommen, welche sich durch polizeiwidrige Häßlichkeit auszeichneten; in einem anderen konnte man sich nur dann die weißen Kugeln sichern, wenn man den Beweis dafür beibringen konnte, daß man mindestens ein Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Es war dies die Zeit, wo der Zweikampf in England den Duellanten noch nicht mit einer hochnothpeinlichen Anklage auf überlegten Mord bedrohte. Da gab es Clubs der Mohawks und zahllose andere mit excentrischem Namen. Auch heute existirt noch ein Savage-Club, indessen sind die Savages — „die Wilden" — sehr respectable Gentlemen, die keinem etwas zu Leide thun, als Gourmands nicht zu den Cannibalen gehören und sogar theilweise zu den „totalen Theetrinkern" (teetotalers) zählen.

Politik „machen" — solchen Flug nehmen nur noch die großen parlamentarischen Parteiclubs, obwohl auch dort die Gemüther mit der Zeit zahmer und zahmer geworden. Sie zählen außerdem eine Unzahl müßiger und fashionabler Dronen in ihrem Schwarm, meist dem Junggesellenstande angehörig, welche alle Mahlzeiten, die zwischen Sonnen-Auf- und Untergang fallen, im Club einnehmen, im Club ihre „vierzig Nicker" des Nachmittagsschlafes vollziehen, im Club die Tagesliteratur studiren, im Club ihre Correspondenz führen und nach „schweren" Sitzungen auch wohl unter demselben gastlichen Dache ihres Clubs schlafen. Doch das sind Clubs für die „oberen Zehntausend", d. h. für solche glücklich situirte Sterbliche, die auf einem Piedestal geboren sind, durch das Leben auf dem Präsentirteller getragen werden und nie eine andere, als eine „teppichunterbreitete Existenz" gekannt haben. Ausnahmen sind unter anderem der „Travelers Club" und der „Alpine Club". Von diesen rechnet ersterer Reisestrapazen zu den edelsten Tugenden, und letzterer hat das Besteigen von Alpen und Gletschern zu einem Gesellschaftscultus erhoben, weshalb seine Mitglieder solcher halsbrechenden Liebhaberei wegen von den Lebensversicherungsgesellschaften in das schwarze Buch der Verlustcontos eingetragen werden.

„Discussionsclubs" bestehen noch in ziemlicher Anzahl. Es sind keine eigentlichen geschlossenen Gesellschaften. Großentheils in Bierhäusern abgehalten, ist jeder willkommen, der auch nur als Laufkunde sich meldet und an der Debatte Theil nimmt. Die kleineren unter solchen Gesellschaften haben meist ein flüchtiges Dasein — sie führen ein Wanderleben, und die wenigsten darunter haben eine Tradition, eine Vergangenheit oder charakteristische Merkmale aufzuweisen. Die meisten gehen bald an der Größe Londons zu Grunde; denn die meilenweiten Entfernungen ermüden zuletzt auch das zäheste Mitglied. So verschied erst vor wenigen Jahren ein Verein, der alten Ursprungs und in neuerer Zeit den Namen „Babel-Reunion" führte, im Namen an die babylonische Sprachverwirrung erinnernd, ein geistreicher Club, in dem fast jede redefähige Nation

der Erde, die Abyssinier etwa ausgenommen, einen oder mehrere Vertreter hatte. Von Johnson, dem dicken Doctor der Literatur, gegründet, von Oliver Goldsmith besucht, zeigte dieser Verein lange eine nachhaltige Lebenskraft, aber seit etwa sechs Jahren gehört auch er zu den Dingen, die gewesen.

In voller Blüte besteht noch die Gesellschaft der Cogers. Was vom alten Londoner Bürgerthum noch übrig ist, blieb dem Vereine treu und verleiht ihm noch heute eine solide Basis, welche den Sturm eines Jahrhunderts schon um dreizehn Jahre überdauert hat!

Wie mir ein altes Mitglied versichert, kommt der Name Cogers aus dem Lateinischen her, und zwar vom Verbum cogitare, so daß der Name so viel bedeutet, als „gedankenvolle Männer". Redselige Männer obendrein, sollte man hinzusetzen. Das Holländerthum hatte seit der „großen Revolution" in London selbst mehr Wurzel geschlagen, als John Bull rein angelsächsischer Abkunft sich gern eingestehen mochte. Indessen ist die Einbürgerung der langen, dünnstieligen, holländischen Thonpfeife (beiläufig der einzige Artikel, der so spottwohlfeil, daß man ihn in England für ein gutes Wort umsonst bekommt) ein untrügliches Zeichen dafür, daß Mynheer, der mit dem Oranier Wilhelm dem Schweigsamen herübergekommen, hier einmal eine Rolle gespielt. So geht auch eine Tradition der Gesellschaft der Cogers dahin, daß die lange holländische Thonpfeife ein wesentliches Uniformstück eines richtigen Coger von Anbeginn gewesen. Dabei soll die Sache noch einen tieferen Sinn gehabt haben. Damit die Mitglieder auch in der hitzigsten Debatte nie zu weit gehen möchten, wurde ihnen der Gebrauch der Thonpfeife dringend ans Herz gelegt, ja sogar, wie es heißt, auf das Zerbrechen derselben eine Pön gesetzt. Darum hatte sich der während der Debatte warm gewordene Redner auch bei der leidenschaftlichsten Gesticulation eines gewissen weisen Maßes zu befleißigen und auf ein behutsames Temperament zu halten, um dieser Pfeife, die sanft behandelt sein will, nicht den Garaus zu machen.

In den Statuten der Gesellschaft wird eine Verordnung aus dem Jahr 1815 erwähnt, demzufolge „um pflichtschuldige Ordnung und das Decorum aufrechtzuerhalten" Geldstrafen für das Tragen von „Schürzen oder buntscheckigen Halstüchern" festgesetzt wurden, eine Notiz, die für den Gelehrten, der fremdländische Völkertrachten zu seinem Specialstudium wählt, nicht ohne Interesse sein dürfte. Geldstrafen bedrohen auch jeden, der auf seinem Posten als Zuhörer einschläft und damit den schuldigen Respekt gegen den jedesmaligen Redner schnöde verabsäumt. Merkwürdig ist auch das Verbot, die Gesellschaft zu — traktiren. Wer dafür eine Geldstrafe ersonnen, muß sich auf Welt- und Menschenkunde verstanden, auch über die Sicherheit des Staatswohls und deren Grundlage „Unbestechlichkeit" nachgedacht haben, da niemand in Abrede stellen wird, daß auch sonst redliche „Gedankenmänner" sich leichter durch „gutes Bier und beizenden Taback" bestechen lassen, als durch den zehnfachen Werth in klingender Landesmünze.

Das Lokal, wo die Cogers beinahe allabendlich zusammenkommen, ist ein altbegründetes Bierhaus in Shoe-Lane (Schuhgasse), einer engen Seitenstraße der verkehrsvollen Fleet-Street, wo Haus bei Haus die Zeitungen wohnen. Am Fenster neben der Eingangspforte befindet sich ein Zettel, welcher das für den Abend gewählte Debattenthema anzeigt und manchen Vorübergehenden veranlaßt, auf eine Stunde oder zwei einzukehren und sich die Cogers bei Gaslicht anzusehen. Wie die klugen Eulen der Minerva, erwachen die Cogers nur dann zum Leben, wenn die Nacht hereinbrechen will. Vor der eigentlichen Redehalle, wenn man diesen Namen einem langen cajütenartig tiefen Saale geben will, befindet sich ein kleinerer Saal, wo sich die Geister sammeln und sich im Innern auf die kommenden Dinge in kühlerer Atmosphäre vorzubereiten pflegen. Mitunter entspinnt sich auch hier trotzalledem schon ein warmes Wortgeplänkel, aber die Leidenschaft spricht hier noch nicht in ärgerlichen Fisteltönen, die Schleusen des Gedankenvorraths werden noch zugegehalten, und nur der attische Witz, der leichtgeflügelte, schwebt von Mund zu Mund durch die Tabackswolken, welche die Häupter der anwesenden Cogers in fahle Dämmerung einhüllen.

Die Gesellschaft bestand ursprünglich aus seßhaften Bürgern der guten City von London, die sich zusammenfanden, um — wie es in den Statuten heißt — den Gang der politischen Ereignisse zu verfolgen und das Verhalten der Vertreter im Parlament einer Kritik zu unterwerfen, die nicht immer taube Ohren gefunden hat; denn es ist auch vorgekommen, daß Parlamentsmänner es hin und wieder nicht verschmähten, sich in dieser Halle über die „öffentliche Meinung" als eigne Ohrenzeugen zu unterrichten. Zweck der Gesellschaft war und ist: „die Beförderung freier Discussion, Inschutznahme der persönlichen und politischen Freiheit, so wie der Freiheit der Presse, zugleich der Aufrechthaltung der Loyalität gegen die Krone (ein Glaubenssatz, den auch der fortschrittlichste Engländer selten hintenansetzt), Gehorsam gegen die Gesetze und Achtung vor den Rechten und Ansprüchen der Humanität", schließlich das vieldeutige Sammelwort: „Ausübung staatsbürgerlicher und socialer Tugenden." Alles dies stand und steht noch heute obenan in den Gesellschaftspflichten. Häufig werden auch Geldsammlungen veranstaltet, wenn irgend eine große Frage, wie z. B. die erste Reformbewegung oder die Agitation gegen die Korngesetze an die Opferwilligkeit des Geldbeutel überall im Lande bedeutende Anforderungen stellte.

Die Regierung der Gesellschaft, in welche seit den letzten 25 Jahren weit über 6000 Mitglieder aufgenommen wurden, besteht aus dem „Grand" (dem Vorsitzenden) dem „Vicegrand" und dem „Sekretär". Wenn auch ohne solches Regierungsamt, spielt der Wirth der Halle, Mr. Walter eine einflußreiche Geheimrathsrolle, und zwar in allen Fällen, wo es sich um praktische Behandlung der alten Lehre handelt, „daß Ruhe die erste Bürgerpflicht." Unser Bild zeigt diesen „Beschwichtiger heißer Sturmstunden" zur Linken unter dem Wandspiegel, eine hochaufgerichtete stattliche Gestalt mit einem feingeschnittenen Kopf, wie ein solcher aristokratischer nicht unter der Erdbeerblätterkrone eines Pairs vom Hause der Lords gefunden werden könnte, wo die olympisch heitere Atmosphäre der Lokalität sich auch auf die Physiognomien zu übertragen pflegt. Oft, wenn in der großen „Halle der Cogers", wie unser Bild sie zeigt, die Debatte gewitterhaft geworden, die Augen der Wortkämpfer, nach dem Dafürhalten des Uneingeweihten, Unheil zu verkünden scheinen, die Fausknöchel auf dem Tisch den Rhythmus innerster Bewegung zu begleiten anfangen, und es das Ansehen gewinnt, als wären die Gegner begierig geworden, sich gegenseitig moralisch und physisch zu scalpiren, dann — geht, wie ein blasser ruhiger Mond über stürmischen Gewässern, am Horizonte der — Wirth auf und versteht mit kurzer Berufung an die Pflichten von „Gentlemen" sehr bald auch die hitzigsten Irländer — und dieser Nation gehören zum Theil die besten Redner an — zu sanfteren Modulationen zu vermögen. In gewöhnlicher Alltagsstimmung jedoch genügt die Gegenwart des officiellen „Grand" und „Vicegrand", die sich in zwei Nischen an entgegengesetzten Enden des langen Saales gegenübersitzen, die Brandung zu besänftigen.

Aufrecht vor dem mittleren Tisch, das Gesicht der Versammlung zugewendet — und ein warmes irisches Gesicht ist es zu allen Zeiten — steht Mr. O'Brien. Bei Fragen, die „packen", welche das Gemüth „umpflügen" und den lebhaftesten Kampf in Aussicht stellen, ist O'Brien sehr oft derjenige, welcher den ersten Vortrag hält. Seine Sprache ist bilderreich und feurig — er spart nicht mit Worten, und jede Redeblume erhält ein ganzes Bouquet von frischen Blättern mit auf den Weg. Ihm zur Rechten, auf dem Stuhle fest und massiv gepflanzt, wartet ein anderer Hauptredner, Mr. Ward, auf die Minute, die ihm Veranlassung gibt, mit granitharten Schlägen die Sätze dieses oder eines anderen Vorredners platt zu hauen und der Versammlung begreiflich zu machen: daß, wenn auch in seinen eigenen Ansichten mitunter etwas Unrichtiges mit unterlaufen sollte, damit kein großer Schade geschehe. Der breite tief ausgeprägte Kopf mit einer Stirn, die so breit und voll, „daß sich die größten Gedanken darin mit Bequemlichkeit hin und herwälzen können," außerdem mit einer rollenden tieftönenden Stimme begabt, ist seines Eindrucks sicher. Er spricht ohne Kommata, so zu sagen, immer in Hauptsätzen, was ja eine Haupttugend eines die Hörer bezwingenden Volksredners sein soll. Unser deutscher Künstler Dammann sitzt den beiden Matadoren gegenüber und studirt die Launen ihrer Gesichtszüge durch die Rauchringel einer Havanna, was in früheren Zeiten, als noch die holländische Thonpfeife das Attribut jedes vollwichtigen Coger ausgemacht haben soll, entschieden als statutenwidrig gerügt worden wäre.

Alte und neue Redner folgen Viertelstunde um Viertelstunde auf einander — darunter manche hastige Sprecher, bei denen die Gedanken dem schwerfälligen Worte mitunter um eine Pferdelänge

vorausstürmen; hin und wieder ein großes Talent, das die „Ruine seiner selbst" im Kampf des Lebens geworden, aber noch in glücklichen Momenten einen glänzenden Perlenschmuck von Gedanken vor den Hörenden leuchten läßt.

Man sieht es den meisten Gliedern an, daß sie hier Stammgäste geworden sind, daß „Redereden" aus dem Stegreife, rasches Benutzen des Momentes, der Wettflug geflügelter Worte ihnen eine vertraute Sache ist. Welches immer das Thema, ob Schulenverbesserung, Wählerbestechung, Frauenemancipation, kirchliche Zwistigkeiten, das „treue Blau britischer Politik", Armenhausverwaltung, Fenierrevolten, Napoleons Schachzüge, das Zündnadelgewehr oder die Misère der anderthalb Millionen ungeordneter Gesetze Altenglands das Thema des Abends bilden mögen, es fehlt nie an Universalgenies, die in jedem Sattel sich zurechtzusetzen verstehen und auf jedem Gaul einen wahren „Ziethenritt" durch das Dick und Dünn aller Schwierigkeiten ausführen, mit Finten und Schwadronshieben dem Gegner zu Leibe gehen, bis, von der Erregung angesteckt, zu Zeiten die ganze Hörerschaft auf die Füße springt und ein Rahmenbild gespanntester Erwartung bildet. Trotz alledem wird auch dem holprigen Redner geduldiges Gehör geschenkt, und der Arbeiter, der sich plötzlich zu einer Jungfernrede überwältigt fühlt, die trotz mancher grammatikalischen Kühnheiten, Hand und Fuß hat, findet bei den anwesenden Gentlemen aus den verschiedensten bürgerlichen Stellungen, dieselbe entgegenkommende Aufmerksamkeit, als spräche der erste Lord des Schatzamtes zu den versammelten Pairs des Reichs.

Darüber ist es Mitternacht geworden, und die Cogers verlassen den Wahlplatz, um sich durch das um diese späte Stunde leidlich zur Ruhe gekommene London nach ihren oft weit entlegenen Wohnstätten zu begeben. Der Fremde, welcher den Saal verläßt, kann übrigens sicher sein, daß der Wirth, der die Cogers als seine Kinder betrachtet, die ohne ihn sich im Zustande von Waisen befinden müßten, sein Fremdartigkeit schon längst ins Auge gefaßt hat und ihm beim Hinausgehen die Hände mit dem Wunsche schüttelt, „er möge bald wiederkommen, denn das nächste Mal gebe es noch viel schönere Reden anzuhören."

Dieses dunkle enge Wirrsal von Gassen, das in die Fleetstreet mündet, war früher voller Clubnester, und zwar in gefährlichen Tagen, als die Staatsmänner am Ruder sich noch nicht mit der modernen Manier befreundet hatten, die Preß- und Redefreiheit als Sicherheitsventile am parlamentarischen Staatsdampfkessel zu betrachten, nur dazu vorhanden, den überflüssigen Qualm hinauszulassen, da ja die meisten unruhigen Köpfe, dieser Ansicht nach, nur dann für die öffentliche Ruhe gefährlich werden, so man ihnen verwehrt, sich nach Herzenslust müde zu lärmen.

In jenen Tagen, den Tagen der Jacobitenclubs, konnte es mitunter noch passiren, daß derselbe „geheime Clubbist", der am Montag noch im Club gesprochen, schon am Sonnabend nach dem Galgen gefahren wurde, oder daß er, d. h. sein abgeschlagener Kopf den Bogen des alten kleinen Citythors Temple-Bar zierte, welches die Fleetstreet dort abschließt, wo das glänzende Westend mit der langen Themsestraße, dem „Strand", seinen Anfang nimmt.

„Gefahr" machte damals in den Augen des Volks die Clubs „interessant." Die Clubs der „Cavaliere" unter den Stuarts hatten schon ihren eigenthümlichen Enthusiasmus. Als ihr König verbannt war, tranken sie seine Gesundheit nie anders, als auf den Knieen! Als Jacob II als Exilirter in St. Germain wohnte, hatten die über ganz London verbreiteten Jacobitenclubs den Toast für den „König jenseit des Wassers", und als Wilhelm III gestorben, tranken sie auf das Wohl des „kleinen Gentleman in schwarzem Sammt." Damit war jener Maulwurf gemeint, welcher den Maulwurfshügel aufgeworfen hatte, worüber Wilhelms Pferd gestrauchelt und der königliche Reiter den tödtlichen Fall gethan haben sollte; denn die Jacobiten ließen es sich nicht ausreden, daß er an einer Verrenkung des Halswirbels gestorben sei. Unter den drei Georgen standen diese politischen Clubs noch in Blüte — sie verfielen erst, als keine Gefahr mehr mit den heimlichen Zusammenkünften verbunden war, als jacobitische Lieder sogar am Hannoverschen Hofe bei Concerten „der Merkwürdigkeit wegen" gesungen wurden! Einige Clubs hatten indessen ein so zähes Leben, daß sie den zu Rom verstorbenen letzten Kronprätendenten „bonnie prince Charlie" überdauerten, und noch im Anfange dieses Jahrhunderts gab es in Cheshire einen Jacobitenclub unter ländlichen Squires, welche voll posthumer Verehrung noch Jahre lang die todten Stuarts hoch leben ließen.

Seitdem hat die moderne Zeit die letzten Spuren solcher Clubs, wo Parteihaß mit opferwilligster Loyalität noch Hand in Hand ging, gänzlich verwischt, denn die neuesten Ausgeburten der Fenierclubs sind eine halb grausige, halb lächerliche Carricatur ihrer Vorgänger.

Franz Broemel.

Außereuropäische Potentaten.

Von Dr. R. Andree.

III. Der Radscha von Sarawak.*)

Zu Burraton in Devonshire umstanden am 11. Juni 1868 wenige Freunde das Sterbelager eines Mannes, der bei Lebzeiten geschmäht und wieder gelobt werden, wie kaum ein zweiter öffentlicher Charakter in England. Sir James Brooke, der souveräne Radscha von Sarawak, der an jenem Tage sein vielbewegtes Leben schloß, war dem einen ein gewissenloser Abenteurer, ein Menschenschlächter; dem anderen ein verdienstvoller Schanzgräber des britischen Handels, ein Philanthrop im edelsten Sinne des Wortes. Beide Ansichten machten sich auch im englischen Parlamente geltend, als Brooke von Joseph Hume wegen der Vertilgung von weit über tausend Malayen in Anklagezustand versetzt werden sollte, indem er in diesem Akt nichts anders sehen wollte, als den muthwilligen Mord unschuldiger Barbaren, die Brookes Herrschaft im Wege standen, während die Freunde des Radscha nachwiesen, daß er damit der Civilisation einen Dienst erwiesen und eine der fürchterlichsten Plagen jener Gegenden, die grausamen Seeräuber, aus dem Wege geräumt habe. Sollte Brooke das Schicksal anderer großer Engländer theilen, die sich, ihrem Vaterlande dienend, im Orient hervorgethan, sollte England ihm erst dankbar sein, wenn er todt war, wie es einen Robert Clive, Warren Hastings, Stamford Raffles erst nach ihrem Hingange anerkannte? Ein gütiges Geschick bewahrte Brooke vor solchem Undank, und noch die Mitwelt würdigte die Verdienste des Greises, schaute stolz auf den letzten Engländer, der auf eigene Faust ein wunderbar schönes, wenn auch barbarisches Reich fern im Osten Asiens erobert und für die Civilisation gewonnen hatte.

Doch bevor wir die Thaten dieses Mannes erzählen, Thaten, für welche die Alten ihn unter die Heroen versetzt haben würden, ist es nöthig, einen Blick auf den Schauplatz zu werfen, auf welchem eine der abenteuerlichsten Geschichten unserer Zeit sich abspielte.

Weit über den ostasiatischen Archipel hat sich das wanderlustige Volk der Malayen ergossen; es hat die Eingeborenen unterworfen und den Islam vielfach an die Stelle des Heidenthums gesetzt. Geborene Seeleute, verbringen die Malayen die Hälfte ihres Lebens auf dem Wasser, wo der Seeraub ihr einträglichstes Gewerbe bildet. In den zahlreichen Buchten der Inseln und dem engen Labyrinthe von Straßen, welches durch diese hindurchführt, findet der Malaye stets Schutz vor den verfolgenden europäischen Schiffen, die meist zu tief gehen, um jene erreichen zu können. Piraterie ist für den Malayen eine Pflicht, ein patriotisches Gewerbe, mit dessen Hilfe er sich der verhaßten europäischen Fremdlinge zu entledigen sucht, von denen er sich bedrückt glaubt. Ihm gilt es nicht für ein Verbrechen, sondern für löblich und ehrenvoll, möglichst viele Europäer zu vertilgen, die nun ihrerseits wieder gezwungen sind, Nothwehr zu üben und die Malayen zu bekriegen. Der Kampf ist dadurch ein permanenter geworden, und mehr als hunderttausend Malayen leben im indischen Archipel noch heutigen Tages gewerbmäßig vom Seeraub, ganz abgesehen von den chinesischen Piraten, die der Abschaum der Bevölkerung des „Blumenreiches der Mitte" sind und nicht gleich den Malayen den Seeraub als nationales Gewerbe auffassen. Durch den großartigen Umfang, welchen nun das Piratenwesen erlangt hat, erleidet der schwunghaft betriebene Handel mit Reis, Kaffee, Zucker, Pfeffer, Indigo, Tabak, mit Perlen, Gold, Ebenholz und Gewürzen in jenen Gegenden unberechenbare Verluste, und die Ausrottung des Seeraubes erscheint dringend geboten. Bald ist der Pirat auf offener See, wo er in unglaublicher Kühnheit friedliche Handelsschiffe entert,

*) Vgl. Nr. 23 und 25.

bald sucht er ein Dorf an den Küsten heim, dessen Bewohner dann in die Sklaverei abgeführt werden.

Durch bloßes Verbrennen der Seeräuberdörfer und Hinrichten der Schuldigen ist jedoch dem Uebel nicht zu steuern. Wer es vertilgen will, der muß in die Schlupfwinkel des Feindes selbst eindringen, diesen von Grund aus bessern, ihm andere Gesinnungen, andere Beschäftigung beibringen. Und das hat James Brooke gethan, dessen Bemühungen wenigstens in Sarawak von Erfolg gekrönt waren.

Dieses Sarawak liegt im nordwestlichen Theile der Insel Borneo, die einen Flächenraum einnimmt, so groß wie ganz Deutschland. Herrlich hat die Natur das ausgedehnte, in seiner Mitte vom Aequator durchschnittene Land mit der reichen Fülle ihrer Erzeugnisse versehen, die nur der menschlichen Thätigkeit und der Ausbeute harren, um den europäischen Markt zu bereichern. Zahlreiche Ströme, deren Quellen an hohen Gebirgsknoten liegen, durchfurchen nach allen vier Himmelsgegenden die Insel, und überall bis zu den hoch in die Wolken sich erhebenden Bergen im Innern überdeckt eine dicke Lage fruchtbarer Dammerde den Boden, welcher zum Anbau aller Colonialerzeugnisse einladet. Noch aber liegen die reichen Gaben der Natur ziemlich brach und die Bevölkerung lebt inmitten des gesegneten Landes in Armuth und Barbarei. Ein großer Theil Borneos ist nominell den Holländern unterthan; im Nordwesten aber, den wir jetzt im Auge behalten, sitzen die malayischen Sultane von Bruni, echte Seeräuberfürsten und Mohamedaner, die über das eingeborene heidnische Volk der Dajaken als Eroberer mit unerbittlicher Strenge herrschten. Jene Dajaken, schön gestaltete und begabte Menschen, zeichnen sich durch barbarische Wildheit und grausame Sitten aus. Sie sind aber ein entschieden entwicklungsfähiges Volk und haben den Beweis geliefert, daß unter richtiger Leitung ihnen auch edlere Gefühle nicht fremd bleiben, daß sie bis zu einem gewissen Grade für die Civilisation gewonnen werden können. Die Dajaken hausen in gemeinschaftlichen, großen, oft hundert Personen Unterkunft gewährenden, auf hohen Pfählen stehenden Häusern, die mit Pallisaden umgeben und fortwährend im Vertheidigungszustande befindlich sind. Wilde Krieger, denen der Menschenmord das liebste Gewerbe, der Friede ein unnatürlicher Zustand ist, verbringen sie ihr ganzes Dasein in einer fortlaufenden Reihe blutiger Fehdezüge, welche gegen die benachbarten Stämme in der grausamsten Weise und mit der abscheulichsten Mordgier ausgeführt werden. Nachdem Weiber, Kinder und die fahrende Habe tief im Walde verborgen sind, schicken die kampffähigen Männer unter wilden Kriegstänzen sich zum Beutezuge an. Der Körper ist bemalt, das Haupt mit Federn geschmückt; in der Hand schwingen sie das breite Schwert, dessen Griff mit dem Haare erschlagener Feinde verziert ist und das lange Blasrohr, welches lautlos und heimtückisch aus sicherem Hinterhalt vergiftete Pfeile schießt. So ausgerüstet zieht das beutelustige Volk in die Gebiete der Nachbarstämme, und die liebsten Trophäen, die es heimbringt, die zur Zierde des gemeinschaftlichen Hauses dienen, sind die abgesäbelten Köpfe der Feinde. Kann der Dajake diese Siegeszeichen nicht im ehrlichen Kampfe erringen, so scheut er nicht Meuchelmord, nicht Hinterlist, um einen Schädel zu erlangen, der in früheren Zeiten selbst bei Brautwerbungen eine große Rolle spielte, da der Sitte gemäß der Bräutigam seiner Auserkorenen eine solche blutige Morgengabe überbringen mußte. Ueber den Feuerherden der gemeinsamen Häuser hängen dann die erbeuteten Schädel als kostbarstes Gut im Rauche, wo sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sind und mit zärtlichen Liebkosungen überhäuft werden. Man steckt ihnen die besten Bissen oder Cigarren in den Mund und sucht so den Geist des Ermordeten zu versöhnen. Was diese grausame Sitte verbreitete und erhielt, war außer der Gewohnheit und dem Wunsche, die Sitten der Voreltern treu zu bewahren, auch der Aberglaube, daß die Seele der Hingemordeten dem Mörder in einem künftigen Leben befreundet und ergeben sein würde. Deshalb schlachtete man auch bei dem Tode eines Häuptlings möglichst viele Menschen, damit es diesem im Jenseits nicht an treuen Dienern mangele.

Wer den Seeraub der Malayen abschaffte und beschränkte, das barbarische Kopfabschneiden der Dajaken hinderte, der durfte darauf rechnen, den Dank wohlwollender Menschenfreunde zu verdienen, und diese Thaten hat mit unermüdlichen Eifer, mit beispielloser Energie Sir James Brooke vollbracht; er hat sein ganzes Leben, das aus einer ununterbrochenen Reihe von Opfern bestand, an die große Aufgabe gesetzt und die hohe Idee, die er verfolgte, auch verwirklicht. Freilich, zur Vollführung des Werkes gehörte auch ein so seltner, bewunderungswürdiger Mann, wie der verstorbene Radscha von Sarawak es war, der neben männlicher Thatkraft weibliche Milde und eine unbegrenzte Menschenliebe zeigte, der in den Wissenschaften erfahren und zugleich ein vortrefflicher Seemann war. Marryat sagt von ihm: „Einen milderen, liebenswürdigeren und trefflicheren Menschen lernte ich niemals kennen. Jedermann liebte ihn, und er verdiente es." Und nicht minder reich klingt das Lob, welches ihm der Reisende Forbes ertheilte; dieser schreibt: „Der Radscha von Sarawak bedarf meiner Lobeserhebungen nicht. Ich habe die Ehre, mit ihm bekannt zu sein und weiß, daß er in seiner Bescheidenheit sie ungern hören würde. Ich will hier nur sagen, daß er jetzt schon wahrhaft Uebermenschliches geleistet hat; aber die Wirkungen seiner Politik werden erst nach und nach zu Tage treten. Und wenn unsre Generation noch nicht alle Wohlthaten erkennen sollte, so wird gewiß die folgende ihn als vielleicht den größten, weisesten und geschicktesten unter den Helden bezeichnen, welche in der Geschichte Großbrittanniens im Orient glänzen!" So schildern Freunde den Mann, der ohne die Unterstützung der Regierung, ohne andere Begünstigungen ein souveränes blühendes Reich gründete, in dem er Handelsverkehr und Gesittung einführte, wo sonst nur Elend und Unterdrückung herrschte.

James Brooke wurde am 29. April 1803 zu Coombe Grove, in der Nähe des bekannten Badeortes Bath, geboren. Sein Vater, Thomas Brooke, der als Civilbeamter der ostindischen Compagnie ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, verschaffte dem Sohne eine Lieutenantsstelle im indischen Heere. Hier hatte der junge, mit ungewöhnlicher Klugheit und Kühnheit ausgerüstete Mann Gelegenheit, sich 1827 im Kriege gegen Birma auszuzeichnen. Er ward schwer verwundet und sah sich, nachdem er in England wieder genesen war, veranlaßt, den Dienst aufzugeben. Hätte er auch nun bequem daheim von seinem Vermögen leben können, so litt sein Thatendrang es doch nicht, daß er ruhig hinter dem Ofen sitzen blieb. Er trat 1830 eine Reise nach China und den ostasiatischen Inseln an, die bestimmend für seine ganze Zukunft werden sollte. Es entging seinem Scharfblicke nicht, daß England jenen Regionen mehr Aufmerksamkeit als bisher schenken müsse, die dazu bestimmt sind, noch vor Ablauf des Jahrhunderts der Schauplatz eines gewaltigen Dramas zu werden. Er erkannte die unerschöpflichen Hilfsquellen des indischen Archipelagus, beachtete aufmerksam die Kohlenlager der kleinen Insel Labuan, die für die Dampfschifffahrt von unendlichem Werthe waren, — dachte damals schon an die Eröffnung Chinas und Japans für den Handel, die heute zur That geworden ist und sah nicht minder die Gräuelthaten der Piraten, deren unerbitterlicher Feind er nun wurde.

Englands Flagge mußte dort zu besserem Ansehen gelangen, und wenn die Regierung nichts dafür that, so wollte er, der einzelne Mann, auf eigene Gefahr das große Werk unternehmen. Wie Cortez mit einer Handvoll Menschen ein großes Reich in Amerika eroberte, so ging von demselben Muthe, aber edleren Beweggründen getrieben, Brooke in einer kleinen Segelyacht, dem „Royalist", mit nur 20 Männern nach dem fernen Borneo. Trefflich war das kleine Schiff ausgerüstet; durch lange Fahrten im Mittelmeer war die Mannschaft vorzüglich eingeübt, an unbedingten Gehorsam gewöhnt und ihrem muthigen Führer mit Leib und Seele ergeben. So zieht die Nußschale, auf der Sechspfünder, Pulver und Gewehr die Ladung ausmachen, durch das atlantische Meer, umfährt das Cap der guten Hoffnung, und langt nach halbjähriger schwieriger Fahrt in Singapur an, wo sie aufs neue zum Zuge nach Borneo ausgerüstet wurde.

Am 1. Juli 1839 warf der „Royalist" in der Mündung des Sarawakstromes Anker, der unfern der Stadt Kutsching sich in das Meer ergießt. Dort herrschte als Stellvertreter des Sultans von Bruni der Radscha Muda Hassim, gegen den das ganze Land sich damals im Aufruhr befand. Dieser Zustand der Empörung war es, auf den Brooke seinen Plan baute, sich in den Besitz der fruchtbaren, vortrefflich gelegenen Landschaft zu setzen. Der Krieg, an dem Malayen und Dajaken gleichmäßig betheiligt waren, hatte schlimme Folgen gehabt. Ganz Sarawak war mit einzelnen Rebellenhaufen überschwemmt, die Gewaltthat und Raub zum Gesetz erhoben, Verkehr und Ackerbau danieder hielten; die reiche, gesegnete Provinz drohte zur Wüste zu werden, denn schon ermangelten die armen Einwohner des Obdachs und der Nahrung. Brooke überzeugte sich bald, daß er mit seinen zwanzig wohlbewaffneten Europäern im Stande sein werde, der Empörung ein Ende zu bereiten, und als nun Hassim

ihn bat, die Ruhe herzustellen, als er ihm endlich den ausschließlichen Handel, ja die Herrschaft und die Einkünfte von Sarawak und Siniawan als Preis für seinen Beistand anbot, da wußte Brooke, der ein solches Angebot schon erwartet hatte, daß er nun dem Ziele nahe sei und bald als Herrscher in dem Lande dastehen würde. Schnell entschlossen landete er die im „Royalist" verborgenen Waffenvorräthe, sammelte eine bunte Schar Malayen und Dajaken und zog gegen die Schlupfwinkel des Feindes. Die Befestigungen der Empörer wurden erstürmt und zerstört, ihre Dörfer in Brand gesteckt, und am 20. December 1840 ergaben sich die letzten Rebellen auf Gnade und Ungnade. Das Land hatte Ruhe, und Hassim hätte nun gerne gesehen, wenn der Fremdling von dannen gezogen wäre.

Aber ein Vorgang, zu dem die Geschichte hunderte von Belegen zeigt, wiederholte sich auch hier: der herbeigerufene Freund wich nicht, er verlangte seinen Lohn, und je dringender dieser wurde, desto lauer zeigte sich Hassim in der Ausführung seiner Versprechungen. Gestützt auf seine wenigen Europäer wußte nun Brooke wenigstens einen Vertrag zu erlangen, dem zu Folge Hassim den Seeraub unterdrücken, den Verkehr beschützen und die Dajaken so viel als möglich von ihren Lasten befreien sollte, wogegen Brooke in Kutsching bleiben und mit den Erzeugnissen des Landes, namentlich mit dem werthvollen Antimoniumerze, Handel treiben durfte. Aber der betrügerische Hassim hielt nicht Wort und zeigte sich nicht im geringsten geneigt, die werthvollen Handelsgüter, die er von Brooke empfangen, mit Antimon zu bezahlen. Auch begünstigte er wieder heimlich den Seeraub, der ihm schnelleren und reichlicheren Gewinn als der ehrliche Handel einbrachte.

Müde der ewigen Hinterlist, beschloß Brooke nun, als gerade noch einige englische Schiffe angelangt waren, Gewalt zu gebrauchen. Die Eingeborenen waren dem milden Manne, der unausgesetzt um ihr Wohl sich kümmerte, der manche Thräne gestillt und vielem Elend gewehrt hatte, ohnehin gewogen und vereinigten sich mit ihm. So konnte er mit 400 Mann vor das Fort Hassims rücken, der, außer Fassung gebracht, sich zu Unterhandlungen herbeiließ, die bald beendigt waren. Ein Vertrag, gemäß dem Brooke die Landschaft Sarawak als Lehen vom Sultan von Bruni empfing, wurde von Hassim unterzeichnet und dem Sultan gleichfalls zur Unterschrift zugeschickt. Am 24. September 1841 wurde Brooke unter dem Donner der Geschütze, dem Wehen der Fahnen und dem lauten Zurufe des Volks zum Radscha von Sarawak ausgerufen. Obwohl dem neuen Lehnsfürsten noch manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, so gelang es ihm doch nach und nach, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und sein verdienstvolles Werk in Gang zu setzen. Schnell belebte sich der Handel mit Singapur und da, wo bisher Seeräuberprauen mit blutgieriger Bemannung gelegen, ankerten friedliche Kauffahrer. Auch Missionare erschienen, um zu den politischen Eroberungen die sittlichen hinzuzufügen, und der Grund wurde gelegt zu dem glücklichen Gemeinwesen, das heute als souveräner Staat Sarawak vor uns steht. Mild war der Mann, der jetzt hier waltete, aber auch unbeugsam. Alle Erpressungen, die seitens der Malayen bisher auf den Dajaken lasteten, wurden streng verboten und die Wege zu Wasser wie zu Lande für frei erklärt. Früher konnte der Malaye ungestraft den Dajaken tödten oder wurde höchstens mit einer kleinen Geldbuße belegt; das hörte auf. Auch der Wucher wurde beschränkt und die Sklaverei aufgehoben, mit einem Worte, alles gethan, um gesittete Zustände herbeizuführen. Und wunderbar erscheint der Erfolg, der sich an die strenge Ausführung dieser Verordnungen knüpfte: Sarawak wurde ein Asyl für die Flüchtlinge aus den Nachbargebieten, in dem die Gewaltthaten zu Ende waren und das Zutrauen, die Liebe der Eingeborenen zu dem neuen Radscha erwachten. Das alles geschah ohne Zuthun der britischen Regierung durch die Thatkraft und Weisheit eines einzelnen Mannes.

Nachdem solchergestalt der Grund gelegt, war Brooke bestrebt, noch zweierlei durchzusetzen. Einmal wollte er sich zum vollständigen Herrscher emporschwingen und das Lehnsverhältniß, in welchem er bisher stand, abwerfen, dann sollte der Seeraub vertilgt werden, wenigstens in den Gebieten, über die er Einfluß besaß. Seit der Uebernahme der Radschawürde zahlte Brooke an Hassim eine Jahresrente von 2000 Dollars und hatte außerdem die Verpflichtung übernommen, den ehemaligen Fürsten in seinem „Royalist" nach Bruni an den Hof des Sultans zu schaffen, falls Hassim dieses verlangen sollte. Da ihm die Anwesenheit des letztern lästig fiel, so bestärkte er ihn nach Bruni zu gehen, wo er sich ohnehin gegen verschiedene Anschuldigungen zu vertheidigen hatte. Hassim willigte ein, und Brooke, dem damals der englische Dampfer „Phlegeton" zu Hilfe kam, schiffte sich auf diesem nebst Hassim ein. Er hatte jetzt einen vortrefflichen Vorwand, mit dem Sultan von Bruni selbst in Unterhandlungen zu treten und bei diesem auf die Abschaffung des Seeraubes zu dringen.

Bruni, das „Venedig des Ostens", ist eine gar seltsame Stadt, die größtentheils auf Pfählen oder Flössen an der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegen ist und etwa dreißigtausend Einwohner zählt. Unter den Bretterhäusern, die dicht am Wasser liegen, befindet sich auch der Palast, und dorthin fuhr Brooke im „Phlegeton" nebst seinem Schützlinge Hassim. Nur von wenigen Europäern begleitet, trat er unter der Vorantragung der britischen Flagge vor den Hof, um dem Sultan seine Bedingungen zu stellen. Seine Lage war keine gefahrlose. Gar mancher malayischer Häuptling griff nach dem haarscharfen Dolche, als der kecke Abendländer so ohne Ceremonien vor den geheiligten Sultan trat, und draußen auf dem Vorplatze schwangen die nackten Krieger ihre Schilde und Lanzen. Dabei heulten und schrien sie und verlangten, gegen die weißen Männer geführt zu werden, die sich anmaßten, dem Seeraub steuern zu wollen. Brooke wankte und wich nicht: Hassim, so verlangte er, solle in Bruni in die ihm widerrechtlich entzogenen Würden eingesetzt und den Seeräubern verboten werden, fernerhin ihre geraubten Waaren und Sklaven in Bruni verkaufen zu dürfen. Vom Fort Pulo Tscheremon sei auf ein englisches Boot geschossen worden, es müsse geschleift werden, und endlich habe der Sultan die kleine Insel Labuan abzutreten, die wegen ihres Kohlenreichthums für England von Wichtigkeit sei.

Da stand er, der einzelne Mann, der so Unerhörtes von dem mächtigen Sultan verlangte, und ringsum erfüllten die Hallen bis an die Zähne bewaffnete Malayen. Aber er fürchtete sich nicht, hielt die britische Flagge fest in seiner Hand und deutete hinaus nach dem „Phlegeton", dessen mit Kartätschen geladene Geschütze die Palasthalle bestrichen. Zwischen dem Sultan und Brooke lag auf einem Tischchen ein Papier mit arabischen und englischen Schriftzügen; es enthielt einen Vertrag, dem gemäß der Sultan fortan die britische Flagge zu respektiren, die Forts Pulo Tscheremon zu schleifen, Labuan abzutreten, Brooke als selbständigen Herrscher von Sarawak anzuerkennen und zur Abschaffung der Seeräuberei mitzuwirken habe. Nur eine halbe Stunde dauerten die Unterhandlungen, da nahm der mit den Zähnen knirschende Fürst die Rohrfeder und unterzeichnete.

Brooke hatte alles erreicht, was er gewollt; daß er gewaltthätig dabei verfahren, wer wollte es leugnen? Allein mit Milde oder Vernunftgründen würde er den Seeräuberfürsten niemals dazu vermocht haben, gegen die Piraten aufzutreten, und niemals würde er gutwillig im Besitze von Sarawak bestätigt worden sein, das er aus einer Höhle der Laster und Grausamkeiten zu einem blühenden Gemeinwesen umgestaltete. Labuan selbst beanspruchte Brooke nicht für sich. Am 24. Oktober 1846 entfalteten dort die Engländer stolz ihre Flagge, begannen die Kohlenbergwerke abzubauen und schufen dort einen anglicanischen Bischofsitz mit der besondern Aufgabe, das Christenthum unter den Mohamedanern und Heiden Borneos zu verbreiten.

Indessen, war auch der Sultan von Bruni gebändigt, saß auch Brooke fest auf dem Throne von Sarawak, so schwärmte doch immer noch ringsum das Meer von kleineren Seeräuberflotten. Und ihnen hatte der Radscha Vernichtung geschworen, gegen sie, gegen ihr alljährlich wiederkehrendes massenhaftes Morden begann er nun jene Kreuzzüge, die ihm bei Feinden in der Heimat den Namen eines „zweiten Nero" eingetragen haben. Im Osten des Gebietes von Sarawak ergießen sich zwei schiffbare Ströme, der Sarebus und der Batang-Lupar, in das Meer. Längs derselben, vorzüglich aber an den Mündungen, waren malayische Räuberstämme, vielfach mit Dajaken untermischt angesiedelt, die weder den Radscha noch den Sultan von Bruni als Herrn anerkannten und am besten als eine Seeräuberconföderation bezeichnet werden. Wenn sie auf ihre Beutezüge, die von Borneo bis nach den Molukken oder Neu-Guinea ausgedehnt wurden, aussegelten, dann erzitterten die friedlichen Küstenbewohner oder die fleißigen Kauffahrer vor der oft über 100 Prauen zählenden Flotte der Piraten, die einen imposanten Anblick gewährte. Jedes Boot führt außer den Segeln noch mindestens fünfzig Ruderer; die Krieger sind phantastisch aufgeputzt, mit Scharlachtuch behangen, die blanken Kanonen sind geladen und vom Maste wehen Federbüschel und bunte Wimpel. Einer solchen Flotte konnte Brooke außer den ergebenen Eingeborenen nur 21 Europäer

entgegenstellen; denn mehr hatten sich ihm noch nicht angeschlossen, und mit dieser kleinen Zahl muthiger Leute hatte er alle bisherigen Großthaten ausgeführt. Schon manchmal war es zwischen beiden Parteien zu kleinen Gefechten gekommen, aber Brooke war zu schwach, um einen entscheidenden Schlag zu führen, ja einigemal gewannen die Piraten dermaßen die Ueberhand, daß sie bis in die Mündung des Sarawak vordrangen und dort die frisch angelegten Plantagen zerstörten, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führten. Da ereignete es sich, daß der englische Dampfer „Nemesis" nach Borneo kam, dessen Capitän dem Radscha Hilfe gegen seine Feinde zusagte. Jetzt wurde ein entscheidender Schlag verabredet, um der Schlange mit einem Male den Kopf zu zertreten, und er gelang. Mit 150 schnellrudernden Schiffen waren die conföderirten Piraten ausgezogen, sie hatten zahllose Dörfer zerstört, und brennende oder mit grausam zerstückelten Leichen beladene Schiffe, die einsam im Meere umhertrieben, bewiesen, daß ihr Plünderungszug von Erfolg begleitet gewesen war. Reich beladen mit Raub kehrten sie nach den Schlupfwinkeln am Sarebus und Batang-Lupar zurück, deren Mündungen unterdessen von den Feinden besetzt waren. Da lag zum Kampfe bereit mit geöffneten Stückpforten der Dampfer „Nemesis", dicht dabei dehnten sich in stattlicher Reihe die Bangkongs der Dajaken von Sarawak aus, 60 Fuß lange, scharf gebaute Boote, die nur ein Dampfer zu überholen vermag, und außerdem die europäischen Boote, die Brooke von seiner geringen Zahl weißer Freunde befehligen ließ, die aber mit malayischer Mannschaft besetzt waren. Es war eine mondhelle Julinacht, als die feindlichen Flotten aufeinanderstießen. Spiegelglatt lag die See, kein Lüftchen kräuselte die Wellen, aber der Commandoruf schallte weithin über die Fläche, die Waffen klirrten und als nun drüben die Muscheltrompeten erklangen, die donnernden Töne des Gong daherrauschten, war das Zeichen zum Angriff gegeben, und wie Pfeile von der Sehne des Bogens schwirren, kamen die Prauen der Seeräuber stolz dahergeschossen unter fürchterlichem Kriegsgeschrei der zum Entern bereiten Mannschaft. Aber was half ihr Muth? Die Räder der „Nemesis" schaufelten die Prauen nieder, ihre Kartätschen verbreiteten Tod und Verderben, und was dem europäischen Kriegsschiffe entrann, fiel in die Hände der Dajaken oder wurde von den Booten Brookes geentert. Ueber fünfhundert Seeräuber wurden im Handgemenge niedergemetzelt, und diejenigen, welche sich an das Land retteten, kamen dort in den Sümpfen um, oder wurden bei dem nun folgenden Treibjagden niedergeschossen, denn Pardon wurde weder hüben noch drüben gegeben, und Blut röthete Land und Meer. Ist auch die Hydra des Seeraubs in der ostasiatischen Inselwelt noch nicht ganz zertreten, so blieb doch das Gebiet von Sarawak seit jenem entscheidenden Schlage ziemlich verschont, und der Radscha konnte sich ungestörter als bisher den großen Werken des Friedens widmen. Die blutigen Thaten, um derentwillen er so hart angegriffen wurde, sie waren ihm nur ein nothwendiges Uebel, ein äußerstes Mittel, zu dem er nur gezwungen griff.

Im Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, schiffte Brooke sich nach achtjähriger ehrenvoller und anstrengender Arbeit im Jahre 1847 nach seiner Heimat ein, wo er vielerlei zu ordnen hatte, namentlich auch in der Absicht, den kleinen Staat unter den mächtigen Schutz Englands zu stellen. Seine Ankunft in der Themsestadt war das Zeichen zu einem erbitterten Kampfe, der im Parlamente wie in der Presse auf das heftigste geführt wurde, aus dem aber der angeschuldigte Radscha glänzend als Sieger hervorging. Schon oben haben wir erwähnt, wie eine kurzsichtige Partei ihn wegen der Vertilgung der Seeräuber vor Gericht gestellt sehen wollte. Nach unserer Darstellung brauchen wir auf ihre Anschuldigungen nicht weiter einzugehen, und auch die Thatsachen haben unseren Helden genugsam gerechtfertigt. Brooke wies schlagend nach, wie nur das Interesse Englands und die Menschenliebe ihn bei seinen Unternehmungen geleitet, wie persönlicher Ehrgeiz ihm fern gelegen, wie er Habsucht nicht kenne und wie der größere Theil seines Vermögens, über 20,000 Pfund Sterling, bereits von ihm für sein Werk geopfert seien. Die Königin, die Minister, das Parlament, die „Times", sie waren schließlich alle auf seiner Seite. An der Tafel zu Windsor saß er neben der Königin Victoria, die ihn in den Adelsstand erhob und ihm den Bath-Orden verlieh; die City von London ernannte ihn zum Ehrenbürger, und die Church Missionary Society übergab ihm das nöthige Geld zum Bau einer Kirche und einer Schule für die bildungsfähigen Dajaken, indem sie gleich zwei Glaubensboten nach Sarawak abordnete.

Brooke ist unverheirathet geblieben. Als er in seinen Staat zurückkehrte, mußte er darauf bedacht sein, sich einen Nachfolger zu geben. Er nahm seinen Neffen mit, den er heranziehen wollte, damit er nach ihm den Thron bestiege. Sarawak hob sich unter seiner weisen und milden Regierung von Jahr zu Jahr mehr; der Handel blühte auf, fremde Kauffahrer liefen in den Hafen ein, die Bergwerke wurden ausgebeutet, das Christenthum machte Fortschritte, die Dajaken ließen ihre schändlichen Raubzüge, und die Menschenschädel verschwanden von den Herdstätten ihrer Häuser. Nur ein Element bereitete dem Radscha eine vorübergehende Gefahr. Die auswanderungslustigen Chinesen fanden in dem neuen Gemeinwesen ihre Rechnung; aber sie blieben dort, wie in Australien oder Californien in der neuen Zeit, echte Söhne des himmlischen Reiches mit allen ihren Tugenden und Untugenden, ein gefährliches, durch geheime Gesellschaften eng geschlossenes Ganze, das sich nicht einordnen will und überall, wohin es kommt, Verlegenheiten verursacht. Ist der Chinese in dem Lande, in das er nur als Einwandrer kam, das er nie als sein neues Vaterland lieben lernt, reich geworden, dann zieht er mit den erbeuteten Schätzen wieder in die alte Heimat, um dort in Wohlleben die Früchte seines Fleißes zu genießen. So wird er trotz seiner Arbeit, trotz seiner entwickelten Gewerbthätigkeit ein Einwohner von zweifelhaftem Werthe. Als die Chinesen in Sarawak im Jahre 1857, zur Zeit, als die Briten den zweiten Krieg gegen ihr Vaterland führten, sahen, daß sie in dem kleinen Staate eine gewaltige Macht bildeten, die den wenigen Europäern mehr als gewachsen war, ging der Geist des Aufruhrs durch ihre Reihen, und sie beschlossen, die Siege der „rothhaarigen Barbaren" in China an Brooke zu rächen. Um Mitternacht rückten sie vor sein bescheidenes Haus in Kutsching und steckten es in Brand. Brooke selbst entkam nur wie durch ein Wunder; er sprang, kaum von einer Krankheit genesen, in den Fluß und rettete sich auf ein europäisches Schiff. Aber nun zeigten sich die Früchte seiner Menschenliebe. Wie ein Mann standen die Malayen und Dajaken für ihren Radscha auf, und in Masse erhoben sie sich gegen die Chinesen, um ihren Fürsten zu schützen. Grauenhaft war das Gemetzel, das unter den Söhnen des himmlichen Reiches angerichtet wurde, und bald waren Friede und Ruhe wieder hergestellt.

Brooke war unterdessen alt geworden. Er sah sein Werk gedeihen und dachte daran, die Lasten der Regierung auf jüngere Schultern zu übertragen. Das Klima, die ewige Aufregung hatten seine eiserne Gesundheit gebrochen, und Ruhe war ihm nöthig. Er beschloß, die letzten Tage in seinem theuren England, zu Coombe Grove, dem Hause seiner Geburt zu verbringen. Nach thatenreichem Leben durfte er sich Erholung gönnen, und so nahm er 1866 Abschied von „seinen Kindern" auf Nimmerwiedersehen. Als er sich einschiffte, als die Flagge von Sarawak am Maste gehißt wurde, umdrängten ihn Malayen und Dajaks, gaben ihm rührende Beweise von Theilnahme und sagten, daß in der That ein Vater von ihnen schiede. Selbst Männer, die ehemals Seeräuber gewesen, vergossen Thränen; der Europäer, dem sie einst als Feind den Tod geschworen, war ihnen lieb und theuer geworden.

Die Herrschaft über Sarawak hatte Brooke seinem Neffen Charles Brooke hinterlassen, der Ende 1868 gleichfalls mit Tode abging, dessen Sohn aus erster Ehe nun als „Tuan Muda" oder junger Herr weiter regiert. Im Falle der Stamm Brookes jedoch aussterben sollte, so verordnet das Testament des alten Radscha, daß die Königin Victoria oder deren Erben für alle Zeit in den Besitz Sarawaks gelangen sollen.

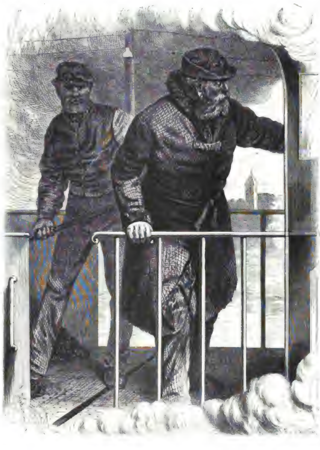
Wir haben die Zustände kennen gelernt, in denen sich Sarawak vor dreißig Jahren befand, als dort Hassim regierte, und es erübrigt uns noch, einen Blick auf die gegenwärtige Lage des Staats zu werfen, als Beleg für das wahre Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Die Bevölkerung, friedlichen Gewerben ergeben, erfreut sich einer fortdauernden Wohlthat und ist auf 300,000 Seelen angewachsen; Kutsching, die Hauptstadt am Sarawakflusse, im Jahre 1840 noch ein elendes Seeräubernest mit 5000 Einwohnern, zählt jetzt die dreifache Anzahl, die einen jährlichen Handelsverkehr von zwei Millionen Dollars unterhalten. Wo rohe Willkür herrschte, da besteht jetzt das Recht, das theils nach geschriebenen Gesetzbüchern, theils nach dem Herkommen gesprochen wird; der Seeraub endlich, er ist von der Küste Nordwestborneos verschwunden, und aus den Piratenschiffen sind Handelsfahrzeuge geworden. Statt eines wilden Landes begegnet das Auge lachenden Plantagen, voll fröhlicher, arbeitsamer Menschen, die das Andenken James Brookes preisen, der unter den Wohlthätern der Menschheit eine der ersten Stellen einzunehmen berechtigt ist.

Arbeiter der Neuzeit. Von Fr. Bücker.

Illustrirt von H. Lüders.

I. Der Locomotivführer.

Es soll in diesen Skizzen nicht von den großen Denkern im Bereiche der praktischen Technik und neueren Physik gehandelt werden, die ihre glänzenden Erfolge der bewußten wissenschaftlichen Combination, dem gründlichen Studium der Naturkräfte verdanken, sondern von jenen schlichten ungenannten Männern, denen die Bedienung von Feuer und Dampf in die Hände gegeben, denen die Bewachung und Handhabung der von jenen geschaffenen Apparate und Maschinen obliegt. Der Locomotivführer, der Maschinist, der Dampfhammer- und Hochofenarbeiter &c. theilen nicht ein Blättlein von dem Lorbeer eines Stephenson, eines Nasmyth oder Ressel, und doch hängt es von ihrer Umsicht vornehmlich ab, daß die mächtigen Bundesgenossen der Arbeit, die uns von den Koryphäen auf dem Gebiet der Technik und Physik überliefert worden, segnend und nicht verheerend wirken.



Als Stephenson das Dampfroß schuf, machte ihm die Sorge um den Lenker desselben nicht wenig zu schaffen. Er hätte ihn gern automatisch arbeitend aus Erz geschaffen, um ihm das Metallpferd anzuvertrauen, wenn solches nicht über sein Wissen und Können gegangen wäre. Die Kesselexplosion einer stehenden Dampfmaschine, auch wenn dadurch die ganze Bedienung zerschmettert wurde, war ganz bedeutungslos gegenüber dem Unheil, das die dem Zuge voranfliegende Maschine bei mangelhafter Führung heraufbeschwören konnte. Stephenson konnte es damals noch nicht wissen, daß die in Anbetracht der Größe des Verkehrs kaum nennenswerthen Bahnunfälle meistens durch Fehler an Weichen und Kreuzungen, durch Gegenstände auf der Bahn und durch ungenügende Gleisunterhaltung und nur höchst selten durch die Maschine selbst erfolgen, aber darüber war er, und darüber sind auch wir noch einig, daß der Locomotivführer niet- und nagelfest wie seine Maschine, ein Mann von ganzem Gusse sein muß, der sich für alles einen fest aufmerkenden Blick bewahrt. — Es war nur eine kurze Zeit, in der man ein gekröntes Haupt sicherer per Dampf zu expediren glaubte, wenn man einen Obermaschinenmeister, oder gar einen Oberingenieur auf die Locomotive des Extrazuges stellte. Der höhere Beamte, der die Fahrt nur einmal und nur ausnahmsweise machte, bot lange nicht die Sicherheit, wie der schlichte, wind- und wetterfeste Mann, der ihn in der Praxis überflügelte und der durch Uebung Meister über sein Roß und dessen Bahn geworden.

Sehen wir, welche Anforderungen man an den zur selbständigen Führung berechtigten Maschinisten stellt und stellen muß. Ein gewandtes Beherrschen der Maschine macht den Locomotivführer noch lange nicht. Gleich dem Anatom, der alle Nerven und Gefäße kennt, die unter der Spitze des Secirmessers liegen, muß er den Bau des Dampfrosses bis in seine feinsten Einzelheiten kennen. Sein Vorgänger, der Postillon, hatte sich um die Anatomie seiner Rosse wenig zu kümmern; er fuhr mit Zügel und Peitsche und war ein ganzer Mann, wenn er dieses verstand. Das eherne Pferd bedarf einer umsichtigeren Leitung, das deuten schon die dem Führer zugänglichen Griffe an, die durch Stangen oder Hebel mit den entsprechenden Maschinentheilen in Verbindung stehen. Während der eine den Dampf in die Cylinder läßt, dient der andere zum Wechseln des Ganges der Maschine. Der dritte regulirt den Luftzug im Schornstein, der vierte öffnet und schließt die Feuerthür. Der fünfte prüft den Stand des Wassers im Kessel, der sechste gibt den Druck des Dampfes an. Der siebente öffnet die Hähne an den Cylindern, um das angesammelte Wasser abzulassen, der achte führt

Digitized by Google

Dampf aus dem Kessel in den Tender, um das Wasser zu erwärmen. Der neunte heißt die Pumpen Wasser in den Kessel fördern, der zehnte stellt die Pumpen ab. Der elfte prüft den Gang der Speisepumpe, der zwölfte führt zur Dampfbremse. Bei der gefürchteten Zahl dreizehn wollen wir stehen bleiben und unsere Aufmerksamkeit wieder dem Führer zuwenden.

Durch praktische Ausbildung unter competenter Leitung seinem Ziel entgegengeführt, muß der Locomotivführer nicht nur durch die Griffe, durch welche die Functionen der Maschine geprüft werden, sondern selbst aus ihrem Gang, aus ihrem Athem, möchte ich sagen, auf ihr Wohlbefinden schließen können. Etwaige Schäden endlich muß er, falls ihnen nicht vorzubeugen, mit der Gewandtheit eines Kunstschmieds und mit dem geringsten Zeitverlust auszubessern verstehen, sofern sie an der Stelle, wo die Maschine ihren Dienst versagte, nur irgend reparirbar sind. Das ist das von ihm Verlangte, während das von ihm Gewünschte maß- und endlos ist. Er soll sich z. B. bei seinem aufreibenden Dienst unverwüstlich, kerngesund erhalten. Gicht und Rheumatismus, die ihn vorzugsweise gern in ihre lähmenden schmerzenden Fesseln schlagen, sollen ihm nichts anhaben können. Er soll sein Falkenauge scharf, sein Ohr fein erhalten, so sehr auch Wind und Wetter, Staub, Rauch und Dampf alles aufbieten, ihm diese edeln Sinne zu schwächen. Er soll kraft seines Geistes und seines festen Arms jeder Gefahr rechtzeitig vorbeugen, die dem Zuge droht, der so viel Eigenthum und Leben birgt. Er soll — und nun habe ich des Ernsten genug gesagt — pünktlich wie Köln-Minden eintreffen, auch wenn er spät wie Friedrich-Wilhelm-Nordbahn abfährt.

Wie chronometergenau er bei aller Unregelmäßigkeit des Betriebs sein kann, das habe ich auf meinen Reisen vielfach beobachtet. Der interessanteste Fall ist folgender; er ist mir um so unvergeßlicher, als ich dabei zum ersten Male den Locomotivführer in edlem Zorn kennen lernte. Der Courierzug hielt unter dem Fittich der Nacht vor dem Perron des Bahnhofes. Die Locomotive „Prometheus“ war auf die Secunde pünktlich an den Zug gespannt und durchbohrte mit ihren glühenden Augen die Finsterniß, die auf den Schienen lag. Die Abfahrtszeit war längst vorüber, doch das Zeichen, das den „Prometheus“ entfesseln sollte, wurde nicht gegeben. Es vergingen wieder fünf Minuten, das Zeichen blieb aus. Der Locomotivführer lag mit verschränkten Armen auf dem Geländer seines Standbrettes. Nur zuweilen erhob er sich und maß gleich dem gefangenen Panther seinen Zwinger in der ganzen Breite der Maschine mit ein, zwei zornigen Schritten. Je weiter der Zeiger an der electrischen, transparenten Bahnhofsuhr vorrückte, desto ungeduldiger wurde er. Ihm wie mir war der Grund der Verzögerung bekannt. Eine Persönlichkeit von Distinction hatte sich anmelden lassen; sie hatte als Wahrzeichen, daß sie bestimmt eintreffen würde, einen reichgalonnirten Diener mit dem Gepäck vorausgeschickt. Nicht nur den Passagieren und dem Zugpersonal, sondern auch dem Dampfroß dauerte schließlich der Verzug zu lange. Es begann in ihm zu grollen und zu brodeln, als habe sich Wasser mit Feuer gemengt. Da schnaufte ein Gespann in der Carriere heran. Die hohe Persönlichkeit, welche die Diplomatie zurückgehalten, traf ein. Sofort trat ich an die Maschine, zeigte dem Locomotivführer meinen Passepartout und sagte: „Ich fahre mit Ihnen.“ Dann schwang ich mich auf das Standbrett. Das Signal zur Abfahrt wurde gegeben. Im Nu war der Griff des Hebels gezogen, der den Dampfzutritt in die Cylinder öffnet, und bald glitt der entfesselte Zug bei gellender Dampfpfeife fast doppelt so schnell wie gewöhnlich über die Weichen in die endlosen Schienen hinaus.

Es war eine windstille Nacht, und doch klang es, als jagte der Sturm mit dem „Prometheus“ um die Wette. Jetzt donnerte er über einen Viaduct, bohrte sich mit den glühenden Augen in die tiefste Waldnacht, durchflog den Tunnel, überflog die Heide und suchte sich pfeilgeschwind durch das Schienengewirr der Zwischenstationen wieder den einsamen Strang. Zuweilen hörte man durch das Tosen des Zugs hindurch einen gebrochenen, rasch ersterbenden Metallton. Er rührte von dem Eisenbahnläutewerk her, das den Entfesselten ankündigte, damit man ihm den Weg bereite. Todt, todt mußte der Strang sein, soweit ihn der Zornige beherrschte, sonst wirkte seine Riesenstärke zerstörend. Da wurde die Maschine einen Moment erschüttert, so schien es mir.

„Was war das?“ fragte ich unwillkürlich den Führer.

„Was weiß ich? Vielleicht ein Kiesel, den der Spurkranz der Locomotive zermalmte,“ antwortete er kurz und prüfte den Dampfdruckmesser.

Er war kurz angebunden, der Lenker der Maschine. Von seinen kalten Lippen waren bisher nur zwei Worte gekommen, die Worte: „Feuer!“ und „Wasser!“ sie galten dem Heizer. Das mächtige Kind dieser ungleichartigen Eltern, den Dampf, regierte er selbst.

Noch ungefähr zehn Minuten raste der Zug mit fast beängstigender Geschwindigkeit dahin, dann wendete sein bärtiger Führer langsam den Kopf nach dem Heizer um. Er stand an seinem Posten, an der Bremse. Die Fütterung war vorüber. Das eherne Pferd hatte seine zahlreichen Schaufelladungen rasch verspeist; da zeigten sich in der Ferne Lampen, dunkle Häusermassen, die Residenz war da. Noch eine Minute, und der Führer sah nach seiner Uhr, griff zur Dampfpfeife und nahm den Steuerungshebel nach rückwärts. Der „Prometheus“ rasselte in den Bahnhof, und in demselben Augenblick zeigte die electrische Uhr die Minute, in der der Courierzug fahrplanmäßig eintreffen mußte.

„Brav! die Fahrprämie verdient!“ rief ich und sprang auf den Perron.

Er ist schon oft in allen kritischen Lagen und Verhältnissen gesehen worden, der Lenker des Metallpferdes. Wir haben ihn inmitten des brüllenden Schneesturms sich eine Gasse nach der andern durch die weißen dünengroßen Hügel brechen sehen, bis das Roß ohnmächtig den Dienst versagte, sein Feuer erlosch und der Zug, einem langen eingeschneiten Hühnengrabe gleichend, stand, bis er ausgeschaufelt wurde. Wir haben ihn inmitten Nebel und Regenschauer, bei kurz abgesteckten, die Aussicht hemmenden Curven, unter abgestelltem Dampfe nach den Signalen auslugen sehen. Da flatterte etwas wie eine Nothfahne, klang es wie ein Warnungsschrei. Gedankenschnell hat er den Steuerungshebel zurückgeworfen, den Regulator aufgezogen, den Hahn der Dampfbremse geöffnet. Unter funkensprühender Bremse und zurückwirbelnden Treibrädern hält die Maschine rechtzeitig. Die Passagiere kommen mit dem Schreck davon, der Zug bleibt unversehrt, und auch das arme Menschenkind, das unter der Bürde der Alltagsarbeit krank und ohnmächtig an den Schienen niedergesunken, aber von den Argusaugen des Bahnwärters noch rechtzeitig bemerkt worden, bleibt dem Leben erhalten.

Wir lernten den Locomotivführer nicht nur in der Ebene, sondern auch im Hochgebirge kennen. Der Zug lief eine erhebliche Steigung auf glatteisiger Schiene hinan. Pfauchend, unter regelmäßigen Dampftaktschlägen, arbeitete die auf ganze Kraft gesetzte Maschine, doch der Athem drohte ihr auszugehen, bevor die Höhe erklommen. Ihre Laufräder waren durch Kuppelung in Triebräder umgewandelt worden, aber ihr fehlte noch die Fell'sche Kletterstütze. Ein namenloses unabsehbares Unheil drohte den Zug heimzusuchen, wenn die Locomotive die Höhe nicht erzwang. Felsige Abgründe und in der Tiefe brausende Wildbäche konnten das Grab all des Eigenthums und Lebens werden, falls der durch nichts zu hemmende Zug wieder rückwärts thalabraste. Der Locomotivführer, dem Anschein nach die unverwüstliche Ruhe selbst, stand auf dem Trittbrett der Maschine, die Hand an dem Griff, der die Sandbüchse öffnet. Es mußte ihm doch zu heiß geworden sein, dem kalten Mann. Die Fellmütze lag auf dem Tender, der Pelz zu seinen Füßen. Sandkörnlein um Sandkörnlein rann auf die Schienen, auf denen die Räder nicht mehr greifen wollten. Jedes Sandkorn galt ein Goldkorn, und doch lag ersteres zahl- und werthlos an dem Golf, der da bald aus der Ferne heraufblauen sollte. Da ließ die Hand des Führers von dem Griffe ab, der zur Sandbüchse führte. Sie brauchte gar nicht wieder geschlossen zu werden, denn es gab nichts mehr zu verstreuen und der Zug hatte die Höhe erklommen.

Die Locomotivführer, von denen man fast sagen kann, daß sie beständig mit dem einen Fuße im Grabe, mit dem andern vor der Anklagebank stehen, haben manches zur Verbesserung ihrer Lage gethan. Wissend, daß Selbsthilfe das Allerbeste, haben sie einen Verein „deutscher Locomotivführer“ und eine Hilfskasse gegründet, daraus verunglückte Mitglieder und nothleidende Wittwen und Waisen verstorbener Führer pensionirt und unterstützt werden. Die Kasse soll auch mit der Zeit noch den Kranken eine bessere Pflege, den Diensterschöpften eine bessere Erholung verschaffen. Sie haben u. a. bei ihrer vorjährigen Generalversammlung zu Nürnberg auch andere Wünsche laut werden lassen. Sie möchten bei den Prüfungen höhere Anforderungen im allgemeinen, aber dafür auch mehr Mittel zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse

und mehr Hilfe inmitten ihres anstrengenden, erschöpfenden und „schmutzigen“ Dienstes. Sie möchten für die Amtsnebenvortheile eine Regulirung nach Dienstaltersklassen, innerhalb welcher ein amtlich durch öffentliche Prüfung festgesetztes Maß von Fähigkeiten zu Beförderungen berechtigt. Zahlreicher, wie die lautgewordenen, dürften aber die stillen Wünsche der Locomotivführer sein. Sie haben vielleicht auch den bescheidenen Wunsch, daß das reisende Publikum ihrem Verein beitrete und zwar durch Einsendung einer Silbergroschenmarke jährlich an die Hilfskasse. Gewiß, eine kleine Beisteuer, die leicht geleistet werden, und die doch Großes bewirken könnte.

Die beste Hilfe aber hat der Locomotivführer von dem Fortschritt der Erfindungen zu erwarten. Wenn dieser es auch vorläufig noch nicht vermag, den gefährlichen Dampf durch eine friedlichere Macht zu ersetzen, so arbeitet er doch unablässig daran, Maschine, Bahn und Betriebsmaterial zu verbessern und dem Führerpersonal das Leben angenehmer zu machen. Der Locomotivführer hat vielleicht die längste Zeit auf dem Rücken unter der Maschine gelegen, um ihren zugeschmolzenen Rost von den feuertriefenden Schlacken zu befreien. Er hat vielleicht die längste Zeit sich durch zischenden Dampf und kochendes Wasser hindurchgearbeitet, um das geplatzte Siederohr zu verstopfen. Es hat wohl die längste Zeit gedauert, daß die ruchlose Hand eines frechen Buben durch ein auf die Schienen gelegtes Hinderniß den ganzen mit so viel Umsicht bis hieher geleiteten Zug und seinen braven Führer ins Verderben zu stürzen vermag. Mechanik und Technik feiern täglich größere Triumphe. Sie werden vor allem auch dem Locomotivführer zu Gute kommen.

Am Familientische.

Curiosa aus dem neuen Adreßbuch von Berlin.

Wer möchte in dem stattlichen Quartbande, welcher sich „Neues Adreßbuch der Haupt- und Residenzstadt Berlin“ nennt, etwas anders suchen, als die Befriedigung des nächsten praktischen Bedürfnisses? Wer hat überhaupt jemals etwas Interessantes in einem Adreßbuche gefunden? — Schätzbarer Leser, ein sinniges Auge findet überall etwas Interessantes, besonders in einem Berliner Adreßbuche, dem Abbild des kribbelndsten Menschenlebens, und wenn es Dir langweilig vorkommt, so ist es Deine Schuld: „Dein Herz ist todt, Dein Sinn ist zu!“ Welch eine artige Unterhaltung für müßige Stunden gewährt es nicht schon, in dem Namensverzeichniß der Bewohner zu blättern, anscheinend dem trockensten Gegenstande von der Welt. Zunächst drängt sich wohl die Frage auf, welche Namen in Berlin die verbreitetsten sind. Nun, die Antwort ist sprichwörtlich bekannt; jedes Kind weiß, daß der zehnte Berliner stets zu den großen alten Geschlechtern der Müller oder Schulze gehört; daß Müller und Schulze in Berlin nicht mehr als Eigennamen, sondern nur noch als Gattungsnamen zu betrachten sind; daß die Unglücklichen, welche in Berlin Müller oder Schulze heißen, eigentlich namenlos umherlaufen; und daß in Berlin einen Müller oder Schulze erfragen, soviel bedeutet, als eine Stecknadel in einem Heuhaufen suchen. Der Wohnungsanzeiger zählt auf 18 langen enggedruckten Spalten ca. 1100 Müller und auf 33 Spalten ca. 2000 Schulze auf; indes sind darunter nur die selbständigen Einwohner begriffen, nicht die Handwerksgesellen, Tagearbeiter, Soldaten und der größte Theil der Chambregarnisten, deren Anzahl schlecht gerechnet, gewiß noch doppelt so groß ist, so daß es in Berlin etwa 3000 Erwachsene männlichen Geschlechts gibt, die auf den Namen Müller und etwa 6000, die auf den Namen Schulze hören. Nimmt man ferner an, daß etwa die Hälfte von ihnen verheirathet, und jede Ehe durchschnittlich nur mit zwei Kindern gesegnet ist, so würde das in Summa Summarum ca. 8000 Müller und 15,000 Schulze ergeben, und es ließen sich zwei hübsche Mittelstädte; die kleinere mit lauter Müller, die größere mit lauter Schulze bevölkern. — Wie man sieht, sind die Schulze noch viel ärger daran, als die Müller, und deshalb lassen sie, um sich wenigstens einigermaßen von einander zu unterscheiden, in der Orthographie ihres Namens alle nur erdenklichen Variationen walten, schreiben sich Schulz, Schultz, Schulze, Schultze und gar Schullze, Schulzze und Schullzze; abgesehen von denjenigen, die so kühn gewesen sind, sich umzulauten, aus dem ursprünglichen Schulz ein verzweifeltes Scholz zu machen; aber selbst deren gibt es auch wieder ungefähr 200, und auch sie sehen sich wieder genöthigt, in Scholz, Scholtz, Scholze und Scholtze auseinander zu gehen. — Nicht viel mehr hilft es den Angehörigen der beiden großen Geschlechter, daß sie sich nach Stand und Beruf von einander zu sondern suchen; es existiren z. B. gegen 80 Schulze lauter Rentiers, gegen 200 Schulze lauter Kaufleute, ja selbst Dutzende von Schutzmännern und Executoren, Schocke von Stubenmalern und Photographen, die alle wieder Schulze heißen; während die Zahl der Schuster und Schneider dieses Namens Legion ist. Die Schulze und Müller haben es hundertmal schwerer, als andere Menschenkinder sich aus dem Heer ihrer Namensvettern zu Ruf und Ansehen emporzuarbeiten; und doch gibt es in Berlin verschiedene Schulze, die männiglich bekannt sind, und im Munde des Volkes unter Beinamen leben, die einer sie besonders auszeichnenden Qualität entnommen sind; z. B. Käse-Schulze, Graupen-Schulze, Malzextract-Schulze, Häuser-Schulze, Nasen-Schulze &c. Noch verdient erwähnt zu werden, daß die meisten Müller und Schulze geborne Berliner sind, ein Umstand, der ihre ungeheure Verbreitung in der Stadt der Intelligenz genügend erklärt.

Fast ebenso zahlreich wie die Müller sind die Schmidt, von denen der Wohnungsanzeiger auch über 1000 aufzählt; und nach ihnen die Meyer mit den Nebenfamilien der Maier, Mair, Mayer, Mayr und Meier, deren Gesammtzahl etwa 800 beträgt. Dann kommen die Lehmann und die Krüger, ca. je 600; die Neumann, ca. 500; die Hoffmann, die Krause, die Fischer und die Richter, etwa je 400; die Frank, und die Koch, ca. je 300 — lauter Namen, deren Ahnen sich in das Dunkel der Vorzeit verlieren, lauter Geschlechter, in deren Adern das germanische Blut seit Jahrhunderten rein und unvermischt fließt.

Es gibt fast keine Kategorie des menschlichen Geistes, die nicht in dem Namenverzeichniß der Berliner vertreten wäre. Es sind z. B. alle Farben des Regenbogens vertreten, nicht nur Schwarz (ca. 300), Weiß (200), Braun (200), Roth und Rothe (60), Grün (20), Blau (10), Grau (9), sondern auch Gelb (2), Orange (2), Violet (12) ja selbst Rosa (4), Röthlich (1) und Hellroth (1). Von der sprichwörtlich gewordenen Intelligenz der Berliner zeugen die Namen: Weise (ca. 80), Kluge (70), Geist (10), Witzig (5), Scharf (12), Sinnig (1); wogegen Namen der entgegengesetzten Richtung, wie Dummer, Dummert, Thor und Schaal nur selten vorkommen. Wenn man Berlin im Gegensatz zu anderen Städten nicht selten eine arme Stadt genannt hat, so straft das Adreßbuch diese Behauptung Lügen: es gibt in ganz Berlin nur einen Mann Namens Arm und dieser ist Hoflieferant, kann sich also nicht in besonders schlechten Vermögensverhältnissen befinden; dagegen leben hier zahlreiche Reich, Reiche, Reichert, Reichmann, Gold, Goldberg, Goldmann, Silber, Silberstein, Demant &c. Von gemünzten Namen kommen vor: 1 Gulde, 3 Grosche und 2 Groschke, 3 Kreuzer, 24 Dreier, 50 Schilling, 6 Pfennig und 25 Heller.

Aeußerst stark ist im Berliner Adreßbuch das Thierreich vertreten. Der Name Wolf erscheint nicht weniger als über 500 Mal, ist unter Juden wie Christen gleich sehr beliebt. Dann folgt Hahn über 200 Mal, aber nur 7 mal Huhn. Bock wird ca. 160 mal, Hirsch 150 mal, Fuchs 120 mal, Bär 100 mal, Löwe und Rabe je 60 mal, Adler und Häring je 50 Mal gezählt. Ferner finden sich: Storch, Mücke, Nachtigall, Hund und Lamm, je 15 Mal; Katz, Igel und Taube je 9 Mal; Frosch 12 und Ziege 10 Mal; 9 Mal Ochs, aber nur 3 Mal Kuh und 2 Mal Kalb. Sogar Luchs, Dachs, Rehbock und Wallfisch fehlen nicht. Thier im allgemeinen steht 5 Mal verzeichnet; dagegen ist von 750,000 Berlinern nur einer so frei, sich — Mensch zu nennen.

Sehr häufig sind auch Namen aus dem Alten Testament, wie Adam, Abel, Kain, Abraham, Isaak, Israel, Jacob, Moses, Aron, Daniel, Nathan, Salomon &c. man stößt auf Boas und Ruth, David und Goliath, Saul und Samuel, Gideon und Simson, Elias und Jonas, und wie die großen Männer der Bibel sonst heißen. Ueberhaupt sind Namen von weltgeschichtlichem Ruhm nicht selten: nur daß die zeitigen Inhaber in der Regel einem Berufe angehören, der mit dem ihres berühmten Namensvetters etwas contrastirt. Beispielsweise ist Alexander — Zahnarzt, Cyrus — Schmelzmeister, Tell — Steuercontroleur, Luther — Agent, Alba — Rentier, Struensee — Magistratssecretär, Wellington — Inhaber eines Propergeschäfts, Scharnhorst — Strafanstaltsinspector, Metternich — Eisenbahnschaffner. In ähnlicher Weise ist unsere classische Literatur vertreten. Man liest: Klopstock — Rentière (nur als Femininum vorhanden), Wieland — Conditor, Herder — Coakshändler, Lessing — Maurermeister, Goethe — Schutzmann, Schiller — Barbier.

Beachtenswerth ist ferner das reiche Sortiment von vornehmen Namen. Mehrere hundert Berliner nennen sich Kaiser, über 100 König, etwa je 70 Herzog und Ritter; dagegen Graf nur 25, Edelmann nur 9, aber Papst wieder 17. — Wohlklingende und geradezu poetische Namen sind: Abendroth, Sonnenschein, Venus, Mond, Mai, Lenz, Maibaum, Herz, Liebe, Liebchen, Liebherz, Jungfer, Engel, Dämon, Wasserfall, Springborn, Vogelgesang, Rosenblüthe, Musik, Liederwald. Andere Namen endlich machen weniger auf Wohllaut als auf Originalität Anspruch, und sie leisten in dieser Beziehung alles, was man billiger Weise verlangen kann, z. B. Amen, Schute, Schwanz, Schwulst, Sekt, Flegel, Niemand, Oben, Umsonst, Unfug, Unbehauen, Pinseler, Ladewig, Leibküchler, Schweingel, Schweinegrube, Schweinegraber, Zipse, Zipser, Zappel, Ziderick, Zickelbein*), Pech, Pechmann, Oberkötter, Fippel, Finzelberg, Lumpe, Flicksohn, Fleischfresser, Krähhahn. Genug, welche Namen die keckste Phantasie auch ersinnen mag, welche Wortbildungen sich Literaten und Schriftsteller nur immer erlauben mögen — sie stehen bereits alle im Berliner Adreßbuch, und die baare prosaische Wirklichkeit stellt hier alle Dichtung in Schatten.

Nachdem so vieles über die Namen der Berliner gesagt worden, dürften

*) Ob jener Garibaldi Zippel wohl noch lebt, den sein Vater zur Zeit des Garibaldi-Enthusiasmus nach dem italienischen Feldherren taufen ließ? A. d. R.

zum Schluß einige Bemerkungen über ihren Stand und Beruf nicht unwillkommen sein.

Berlin ist eine ungemein gastfreundliche Stadt. Der Fremde darf hier nicht sorgen, wo er seinen Hunger oder Durst stillen, oder wo er abends sein Haupt niederlegen solle. Er hat die Auswahl unter ca. 200 Gasthöfen, 1300 Restaurationen und Cafés, 200 Weinstuben, 300 Conditoreien, 150 Delicatessen- und Italienerwaarenhandlungen; oder falls er etwas tiefer hinabsteigen will, unter 2000 Bierschänkern und Victualienhändlern, 250 sogenannten Bierverlegern (!) und 450 Destillationen (Schnapsläden). Will er Bart oder Haar in Ordnung bringen lassen, so stehen ihm über 600 Barbiere, 150 Friseure, oder falls Er eine Sie, an 120 Friseurinnen, und außerdem noch 30 sogenannte „Haarkünstler“ zu Gebote. Hat er anderweite Bedürfnisse, so harren seines Winks über 5000 Schneider und 200 Kleiderläden, an 5000 Schuster und 120 Schuhläden; ist er Raucher, so findet er in 500 Cigarren- und Tabaksläden, was er braucht. Wird er — wovor ihn Gott schützen möge — etwa krank, so gibt es hier über 1200 Aerzte, darunter allein 90 Zahnärzte, 300 Heilgehilfen, 100 Krankenwärter, 200 Krankenwärterinnen, 30 Hühneraugenoperateure, 200 Hebammen und 80 Wickelfrauen. Hat er überflüssige Sachen oder fehlt es ihm an Geld — wohlan! über 100 Trödler und 60 menschenfreundliche „Pfandleiher“ helfen ihm gern aus der Noth. Ist er eitel genug, sich photographiren lassen zu wollen — 250 „Künstler“ stehen in Bereitschaft.

Für den Magen der 750,000 Berliner und der 20—30,000 Fremden, die durchschnittlich an jedem Tage hier gezählt werden, arbeiten ca. 800 Bäcker, 900 Schlächter (außerdem über 100 sogenannte „Feine Fleischwaarenhandlungen“), 700 Colonial- und Materialwaarenhändler, und über 500 Mehl- und Vorkosthändler. Von den unzähligen Festivitäten, die hier ununterbrochen stattfinden, zeugen gegen 300 professionelle „Tafeldecker“. Von der Vermittelung von allerhand Geschäften und Käufen leben gegen 300 „Commissionäre;“ mit der Abfassung von allerhand Schriftstücken, Ertheilung von Rathschlägen in Rechtsangelegenheiten 2c. beschäftigen sich, außer etwa 100 Rechtsanwalten und Notaren, 33 sogenannte „Volksanwaltsbüreaux“ und eine Legion von Concipienten.

Beschäftigungen, die anderer Orten entweder ganz fehlen oder doch nur nebenbei betrieben werden, sind in Berlin zum ausschließlichen Lebensberuf geworden und haben oft zahlreiche Vertreter. So zählt der Adreßkalender als förmliche Gewerbe auf: Correctoren, Stenographen, Magnetiseure, Desinfecteure, Ammenvermietherinnen, Bettverleiher, Sackverleiher, Haarhändler, Marionettenspieler, Billethändler (zu den Theatern), Briefmarkenhändler, Darmhändler und — o Grausen! — auch Bluthändler.

Was nun — und damit wollen wir schließen — unter den Namen die Müller und Schulze, sind unter Stand und Gewerbe nicht etwa, wie man denken sollte, die Schuster oder Schneider nein, die — Rentiers. Fast in jedem Hause wohnt nicht nur ein Rentier, sondern in der Regel zwei und mehr. Jeder Hauseigenthümer, jeder Pensionär, jeder, der sein Geschäft aufgegeben oder auch nie eins besessen hat, überhaupt alle diejenigen, die keinem besondern Berufe angehören, schreiben sich der Kürze und des Wohlklangs wegen einfach — Rentier. Wie die Müller und Schulze, sind auch die Rentiers vorwiegend geborne Berliner; der Berliner kennt keinen größern Ehrgeiz als den, es zum Rentier zu bringen, und darauf ist denn auch von vorne herein seine ganze Erziehung und Ausbildung gerichtet. Nach der Unzahl von „Rentiers“, die hier hausen, könnte man denken, daß Berlin die reichste Stadt auf Gottes Erdboden sei, indes die wenigsten „Rentiers“ sind wohlhabende, geschweige denn reiche Leute, die wenigsten können, wie die Bedeutung ihres Titels es will, von ihrem Gelde oder von den Zinsen ihrer Capitalien leben. Wie schon gesagt, nennen sich alle Hausbesitzer — „Rentier“, doch bekanntlich sind die meisten Häuser in Berlin tief verschuldet, und dem sogenannten „Eigenthümer“ gehört oft kein Ziegel auf dem Dache. Die „Villa Sanftleben“, das ehemalige Schuldgefängniß in Berlin, war zu drei Vierteln stets mit Rentiers, Hausbesitzern und Bauunternehmern bevölkert. Daher rührt denn auch das Sprichwort: „Neue Häuser und keine Schlafstelle!“ — und der Volkswitz definirt einen Rentier als jemanden, der nicht arbeiten mag. — Weit weniger beliebt als „Rentier“, obgleich er doch eigentlich dasselbe bezeichnet, ist der Charakter Partikulier, der theilweise von vermögenden, wirklich unabhängig dastehenden Privatleuten, theilweise auch wieder von Existenzen geführt wird, von denen niemand weiß, wie und wovon sie leben. — Zu den unbestimmten vieldeutigen Titeln gehören endlich auch die Bezeichnungen „Eisenbahnbeamter“, „Postbeamter“ oder gar „Beamter“ schlechtweg. Es sind unter den Subalternbeamten stets die Subalternsten. Jeder Postschreiber nennt sich Postsecretär, jeder Briefträger wahrheitsgetreu — Briefträger, aber die Wagenschmierer, Packer, Aufwärter und sonstigen Handlanger bei der Post schreiben sich im Vollgefühl ihrer Würde — „Postbeamter“. Fast noch ärger ist's bei der Eisenbahn, wo selbst Ober- und Unterweichensteller, Ober- und Unterwagenschieber strenge auf ihren richtigen Titel halten, erst die auf Probe angestellten Gehilfen und Diener dieser Würdenträger nennen sich selbstbewußt — „Eisenbahnbeamter“.

Ein historischer Schlitten.

Die berühmte Reise Karls XII von Bender nach Stralsund — sie wurde theilweise zu Pferde und theilweise zu Wagen zurückgelegt — florirt noch immer als die schnellste Expedition, die je vor der Aera des Dampfes bewerkstelligt wurde. Sie ist aber im Vergleich mit der Rückreise Napoleons von Smorgoni in Rußland über Warschau, Dresden, Frankfurt nach Paris im Jahre 1812 ungefähr das, was der langsame Pendelgang einer Schwarzwälder Wanduhr gegenüber dem Spiel der Unruhe in einer Taschenuhr ist. Es war am 5. December, als Napoleon in der Einöde Rußlands unweit Smorgoni seinen mit Pelz ausgeschlagenen Wagen verließ, um unter den Namen des Herzogs von Vicenza in einem offenen Schlitten eine Geschwindreise zu beginnen, wie sie so schnell vorher noch niemand gemacht. Seine Leibgarde, darin die Generäle den Dienst der Capitäne und die Obristen den Dienst der gewöhnlichen Officiere versahen und die von Grouchy commandirt wurde, verlor auf einmal den Kaiser aus den Augen. Man sah plötzlich seinen Wagen leer; man fragte und erfuhr, daß der Kaiser vorausgereist: alles übrige habe er dem König von Neapel mündlich hinterlassen.

Am 6. hielt ein schnaufendes Zweigespann — das dritte Pferd war unterwegs gefallen — vor der Wohnung des Chefs der polnischen provisorischen Regierung in Wilna. Der Herzog von Vicenza machte dem Herzog von Bassano einen flüchtigen Besuch und eilte dann mit frischen Pferden weiter nach Warschau. Nur durch den Sturz verschiedener Pferde, die der Kutscher auf das eintönige aber gebieterische Paskaréje! (Schleunig!) des Fahrgastes, das sich von Zeit zu Zeit wiederholte, zu Tode jagte, verzögerte sich die Ankunft Napoleons in Warschau bis zum 10. Am 14. früh um zwei Uhr hielt derselbe Schlitten, der acht Tage vorher aus dem Dunkel eines russischen Bauernschuppen hervorgezogen wurden, in Dresden vor dem Quartier des Premierministers Grafen Marcolini-Feretti. Napoleon reiste noch denselben Tag über Leipzig nach Frankfurt weiter und traf am 18. in Paris ein. Der russische Schlitten aber blieb in Dresden und kam als Erbstück an den Sohn des Premier, den Grafen Peter Marcolini-Feretti. Noch in diesem Augenblick befindet er sich in fahrbarem Zustande und zwar in Geiersberg in Böhmen, denn Graf Peter Marcolini heirathete die Erbin dieser Herrschaft, die Gräfin Cavriani, und hielt es für gut, den historischen Schlitten vor einer totalen Abnutzung durch den Frachtdienst und vor dem Feuertode zu bewahren.

C. W.

Wie empfangen wir die heimkehrenden Vögel?

Es ist uns von Kennern des Vogellebens schon oft vorgerechnet worden, wie viel Insekten stündlich ein Rohr- oder Laubsängerpaar, ein Rothschwanz-, Stein- oder Wiesenschmätzerpärchen seinen Jungen zu Neste trägt. Die Ziffer ist bedeutend genug, um daraus zu erkennen, eine wie wichtige Garten- und Feldwacht die Vögel üben. Ueberall, wo Raupen- und Larvenfraß Ueberhand nehmen, liegt mit wenigen Ausnahmen die Wurzel des Uebels in der Verminderung der Vögel. Das massenhafte Tödten der Vögel, das scharenweise Wegfangen durch Netze und Schlingen hat Gottlob durch die eindringlichen Warnungen und inständigen Bitten der Vogelfreunde und Vogelkenner nachgelassen. Dafür ist aber eine andere Calamität eingetreten, nämlich die Wohnungsnoth, unter welcher grade die besten Insektenvertilger, die Höhlenbrüter und Nesthocker am meisten leiden. Da überall die natürlichen Nistplätze durch das Ausroden der alten Bäume anfangen zu fehlen, so kommt es darauf an, unseren nützlichen Freunden künstliche Chambres-garnies zu bereiten.

Wie wir nun die heimkehrenden Vögel am besten empfangen und auch den Daheimgebliebenen das Leben immer angenehmer machen, das hat der unsern Leser durch seine früheren Artikel im Daheim wohlbekannte Vogelkundige Baldamus in seinem kleinen vortrefflichen Buch: „Schützet die Vögel!“ (Preis 10 Sgr.) so kurz und so gut wie möglich gesagt. Der Verfasser nennt es in der Vorrede selbst ein anspruchloses Büchlein, sein „Schützet die Vögel!“ Wer aber das weiß und befolgt, was in dem Büchlein steht, kann immerhin Anspruch darauf machen, nicht nur zu den Kennern, sondern auch zu den Beschützern der Vögel zu zählen. Da finden wir die nützlichen und schädlichen Vögel Deutschlands und Europas verzeichnet und die wichtigsten kurz und plastisch nebst ihren Tugenden und Untugenden geschildert. Wie wir ihnen aber am zweckmäßigsten Schutz angedeihen lassen, sei es durch Schonung ihres alten Nistplatzes, sei es durch künstliche Nistkästen, das erzählt Baldamus in dem folgenden Kapitel und erläutert das Gesagte durch Abbildungen der künstlichen Höhlenbrüterwohnungen, des Staaren-, Meisen- und Fliegenschnäpperkastens. Zum Schluß sind die unbedingt schädlichen Vögel zusammengestellt, ferner die Vögel, die nur örtlich, zeitweise oder durch massenhaftes Auftreten schaden, ohne zu nützen. Dann folgen die Vögel, deren Nutzen den Schaden allgemein oder zeitweise überwiegt. Daran reihen sich die Vögel, deren Fleisch, Eier oder Federn benutzt werden, und die sonst keinen erheblichen Nutzen bringen. Den Schluß bilden die unbedingt nützlichen Vögel, und wir sehen mit Freuden die Ehre manches gefiederten Bewohners von Feld und Wald gerettet, der früher vor unsern Garnen und Schroten nicht sicher war. Der Frühling zieht ein: Schützet die Vögel!

Inhalt: Karin von Schweden. (Forts.) Novelle von Wilhelm Jensen. — Londoner Clubs. Von Fr. Broemel. Mit Illustr. von C. Dammann. — Außereuropäische Potentaten. III. Der Radscha von Sarawak. Von Dr. R. Andree. — Arbeiter der Neuzeit. Von Fr. Bücker. I. Der Locomotivführer. Mit Illustr. von H. Lüders. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 23. April 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 30.**

Karin von Schweden.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Seltsam, doch zwei Männer verschiedenster Art und Absicht begegneten sich in dem nämlichen Gedanken, Christiern der Zweite und Gustav Erichson. Jener beschloß, den Adel zu vernichten, um Schweden zu unterwerfen; dieser, so sehr er den blutigen Frevel des dänischen Tyrannen verabscheute, sah ein, daß die heißersehnte Unabhängigkeit seines Vaterlandes nur durch die völlige Unterdrückung der Macht des schwedischen Magnatenthums möglich sei, das jeden, der Schweden groß zu machen versuchte, mit eifersüchtigen Händen zurückhielt und selbst bekämpfte. Gustav Wasa wußte, daß der Mord des Adels zu Stockholm nicht nur das Signal, daß er auch die Bedingung für die Freiheit Schwedens von dänischer Herrschaft war.

Christiern der Zweite aber war seit dem Tode Dyvekes finsterer, erbarmungsloser, unheimlicher denn je. Sein guter Stern war ausgelöscht; einsam brütend saß er auf seinem Schloß und entwarf tagesscheue, tödtliche, weit vorausblickende Pläne.

So traf ihn Gustav Rosens Bitte um Befreiung aus seiner Haft. König Christiern besaß manche Eigenschaft eines großen Staatsmannes; er kannte die Verhältnisse jedes Bedeutenderen seiner Unterthanen bis ins Kleinste und wußte mit blitzartigem Blick zu erspähen, wo sich seinem Vortheil eine Handhabe darbot. Leutselig forderte er den Jüngling auf, ihm die Geschichte seines kurzen Lebens mitzutheilen; er hörte mit gewinnendem Ausdruck die ausführliche Darstellung Rosens an; er lächelte bezaubernd, wie dieser von der Schönheit Karin Stenbocks sprach. Ehe derselbe geendet, lag der Zwiespalt in der Natur des jungen Mannes offen vor ihm, hatte er den Werth, den dieser für seine Pläne gewinnen konnte, begriffen. Er verweigerte ihm seine Bitte, sogleich nach Schweden zurückkehren zu dürfen, aber er entließ ihn in höchster Gnade. In wenigen Wochen versprach er ihm, ihn selbst über den Sund zu führen und gab ihm sein königliches Wort, wenn Frau Brita Stenbock die Zeit, die er versäume, zu seinen Ungunsten benutzen solle, persönlich seine Verbindung mit ihrer Tochter durchzusetzen. Es funkelte eine Secunde eigenthümlich in den unruhigen Augen Christierns während dieser Unterredung auf, dann geleitete er selbst den Jüngling an die Thür des Saales, in dem sie sich befanden, reichte ihm vor den Augen der erstaunten Dienerschaft die Hand und verabschiedete ihn mit bedeutungsvollem Gruß.

Gustav Rosen hätte nicht neunzehn Jahre zählen, nicht unter der harten Hand Brita Stenbocks aufgewachsen sein müssen, um nicht von der Stunde, die er mit dem Beherrscher Dänemarks zugebracht, bezaubert zu sein. Er war edlen Gemüths noch mehr als von edlem Namen und wollte gleiche Rechte für alle Menschen — wollte der König nicht dasselbe? Vor seiner Zeit lagen die düstren Racheakte Christierns; er hatte kaum von ihnen vernommen, und die allgemeine Begeisterung für den Krieg gegen Schweden verwischte in dem Volk, das ihn umgab, das Gedächtniß daran. Nur wie ein Schatten flog manchmal ihm der Gedanke hindurch, daß Karin eine Schwedin sei. Doch was bedeutete der zufällige Unterschied des Stammes gegen ihre, gegen seine Liebe?' Auch ihn hatte die Geburt zu einem Schweden gemacht, und doch hatte jetzt das alte Knabengefühl sich ihm bestätigt, daß Dänemark seine Heimat sei. Es mußte auch ihre sein, sobald sie es kennen gelernt, wie es die seiner Mutter, die der schönen Königin Dagmar gewesen. Verwob sich ihrer aller Bild ihm doch aus frühen Tagen innig, lieblich ineinander —

Aber in eins, in das Schwerste mußte er sich fügen. Aus den Wochen wurden Monde, und nur seine Träume vermochten das schmale Gewässer zu überfliegen, und so unmöglich es ihm selbst war, ihnen zu folgen, so wenig konnte er eine Botschaft an die Geliebte senden, sie über sein Ausbleiben zu beruhigen. Dann endlich — endlich brach König Christiern mit seinem Heere auf. Gustav Rosen erhielt Befehl, seines Rufs in der Nähe gewärtig zu sein. Er hätte niemals die Waffen gegen das Land seiner Väter geführt, und mit keinem Wort gab der schlaue König den Wunsch zu verstehen, daß er es thun möge. Nur im Lager hielt er ihn fest, wo ihm die ehrenvollste Auszeichnung zu Theil wurde. Doch zugleich empfand der Jüngling, daß er von aufmerksamen Augen bewacht wurde, daß jeder Versuch, wider die Erlaubniß Christierns Schloß Torpa zu erreichen, ebenso scheitern würde, wie die Flucht über den Sund es gethan.

Digitized by Google

Theilnahmlos, vergeblich seine glühende Ungeduld bekämpfend, folgte er dem Heerzug. Er war Zeuge der blutigen Schlacht bei Bogesund, in welcher der tapfere Sten Sture fiel und Schweden den dänischen Eroberern zur Beute ward; doch er hatte keine Empfindung für die Bedeutung des unheilschwangeren Tages. Am Abend desselben traf ihn der König stumm verzweiflungsvoll an einen Baum gelehnt, in die klare Mondhelle hinausblickend. Christiern war im Eisenharnisch, ungestüm hatte er selbst die Entscheidung des Kampfes mit herbeigeführt. Finsterspöttisch schlug er, rückwärts herantretend, den Träumer auf die Schultern und sagte:

„Wenn die Rose vom Trollhätta mich liebte, würde ich noch in dieser Stunde mein Roß satteln und zu ihr reiten, Gustav Rosen. Grüße sie von mir und grüße auch Brita Stenbock, ihre Mutter. Wenn sie mit dem Eidam nicht zufrieden ist, bringe sie mir im November mit in meine Reichshauptstadt Stockholm, ich weiß ein Mittel dafür. Dich selbst erwarte ich dort am ersten November. Verstehst Du?“

Fünf Minuten später saß Rosen im Sattel und ritt durch die Nacht dahin, bis der Morgen kam und wieder das Dunkel das Licht verjagte. Da gönnte er, mehr seinem Pferde als sich, einige Stunden Rast und sandte der Abrede gemäß einen Boten nach Torpa voraus, der Karin, und nur ihr, die Zeit seiner Ankunft melden sollte. Frühe Nachmittagsstunde war's und genau hielt er sie für sein eigenes Eintreffen inne. Nun ragten die alten Ulmen auf, die das Schloß überschatteten und sein Zimmer dereinst so trübselig verdunkelt hatten. Er ließ sie zur Rechten liegen und eilte vorbei; ein anderer Schimmer umwebte sie heute als früher, sein Herz klopfte nicht mehr scheu und zaghaft bei ihrem Anblick, weil es die strenge Stimme der Tante fürchtete —

Gustav Rosen sagte es sich lächelnd, wie anders das alles geworden, und doch klopfte sein Herz vielleicht ungestümer, scheuer, zaghafter denn je. Immer näher rauschte der Trollhätta ihm seinen donnernden Gruß entgegen — ihm war, als ob er gestern von ihr geritten, als sei es vor einer Minute erst gewesen und er kehre noch einmal um und Karin müsse noch genau auf demselben Fleck stehn, auf dem sie ihn zum letztenmal geküßt und gesagt: „Mein Herz zählt die Tropfen des Trollhätta und jeder enthält eine Ewigkeit für mich —“

Hätte ihm in diesem Augenblick jemand den Namen: „Bogesund“ entgegengerufen, hätte ihn jemand gefragt, wer die Schlacht gewonnen, er hätte nicht darauf gehört, er hätte es kaum gewußt.

Wie genau kannte er die Wege! Noch um die Ecke, noch eine Minute, eine halbe Minute, und er lag in den Armen der Geliebten —

Jetzt! Hier war die Stelle, und mit glühender Stirn, besinnungslos sprang er vom Pferde. Seine Augen flogen fieberhaft umher; hatte er sich dennoch geirrt? Betrog ihn die Erinnerung und war es eine andere Stelle gewesen, an der Karin ihre Thränen bekämpft und gesagt: „Komm, wann Du willst, ich erwarte Dich am Trollhätta?“

Nein, unmöglich! Jeder Föhrenstamm, jeder Stein war unauslöschlich in seinem Gedächtniß eingeprägt und war da. Sie mußte hier sein; sie hatte sich verborgen, um seine Ungeduld zu prüfen, und er eilte die Halde hinauf, blickte hinter jeden Felsen, durchsuchte jedes Gebüsch. So hatten sie als Kinder hier gespielt, und er kannte jeden Versteck, aus dem ihm beim Näherkommen so oft das goldene Haar verrätherisch entgegengeleuchtet.

Umsonst. Er hatte alles durchforscht und rief laut und flehentlich ihren Namen. Das Brausen des Sturzes verschlang den Ruf: „Karin — Karin!“

Allmählich kam er zur Besinnung. Der Bote mußte die Stunde seines Eintreffens falsch berichtet haben, sie erwartete ihn noch nicht. Er erstieg den Hügel, auf dem er nach Torpa hinüberzublicken vermochte, bereit, sobald er sie gewahrte, sich zu verbergen, zurückzuschleichen und ihrer an der süßen, gedächtnißreichen Stelle des Abschieds zu harren.

Gustav Rosen harrte lange an dem Tage. Er harrte, bis die Dämmerung kam und die Krähen in lärmenden Scharen über dem Trollhätta krächzten und schattenhaft in dunkler Luft verschwanden. Da bestieg er still und herzklopfend sein Pferd wieder und ritt nach Torpa zurück.

Tausend Gedanken drängten sich in seinem Kopf. War der Bote nicht eingetroffen? War — und sein Herz schlug angstvoller — Karin durch Krankheit verhindert worden? Hatte Brita Stenbock vielleicht — — ?

Er spornte sein Roß, daß es des schmerzlichen Antriebs ungewohnt, wie ein Pfeil dahinschoß. In wenigen Minuten hatte er das Schloß erreicht, sprang vor dem Portal ab und flog die Treppe hinauf. Eine Magd begegnete ihm. „Wo ist Karin?“ fragte er athemlos, „ist sie krank?“

Sie antwortete verwundert: „Nein, das Fräulein ist wohl und erwartet Euch dringend, Herr Rosen.“

Er riß aufathmend eine Thür auf und stürmte hinein. In der Mitte des Zimmers trat Karin ihm hastig entgegen.

„Gustav, Gustav,“ rief sie angstvoll, „ist es wahr? Sage nein! Ist es wahr, daß Sten Sture gefallen ist?“

Ihre Wangen glühten wie Feuer, ihre Augen ruhten starr erwartungsvoll auf seinen Lippen.

„Karin,“ stammelte er, ihre heiße Hand fassend, „wußtest Du nicht, daß ich kam? Wo warst Du? Seit Mittag harrte ich Deiner am Trollhätta!“

Das Mädchen sah wie erwachend um sich und fiel ihm schluchzend ungestüm um den Hals. „O Gustav, alles ist verloren!“ jammerte sie.

Er wiederholte besinnungslos: „Alles ist gewonnen, wir haben uns wieder,“ und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Sie rang sich los und blickte ihn vorwurfsvoll an. „Seit sechs Stunden bist Du gekommen und bringst uns jetzt erst Nachricht?“

„Seit sechs Stunden wartete ich drüben auf Dich; hast Du meine Botschaft nicht erhalten?“ entgegnete er verwirrt.

Sie sagte fast heftig: „Ist es jetzt Zeit, an Kinderspiele zu denken? — Wie konnte ich vermuthen, daß Du an Torpa vorüber reiten würdest?“ fügte sie milder bei.

„Du hattest es versprochen — wäre die Welt um mich eingestürzt, Karin, ich wäre gekommen,“ versetzte er leise. „Ist unsere Liebe Kinderspiel geworden, Karin?“

Seine Stimme brach schluchzend ab. Karin beugte sich hastig zu ihm hinüber und küßte ihm die hervorquellende Thräne vom Auge. „Armer Gustav,“ sagte sie zärtlich, „ich vergaß, was Du in der Gefangenschaft des dänischen Tyrannen gelitten haben mußt —“

— — — — — — — — — — — — — — —

„In der Gefangenschaft“ war Gustav Rosen gewesen und war in der Aufregung und Verwirrung, welche die Schlacht bei Bogesund hervorgerufen, entflohen. Niemand zweifelte daran; es war selbstverständlich. Der Jüngling selbst schwieg dazu. Er war oft wie betäubt, die stürmischen Ereignisse des Tages schwirrten an seinem Ohr vorüber, ohne daß er ihren Zusammenhang begriff. Manchmal raffte er sich auf, um darüber zu denken, aber kaum im Beginn fühlte er sich unsagbar müde und traurig. Er sah nur, daß Karins Wange bleich war und wieder fieberhaft glühte, wie an dem Tage, da er zurückgekommen. In den Farben ihres Gesichtes, dem Ausdruck ihrer Augen las er die Begebenheiten der Welt. Sie war heftig, leidenschaftlich geworden, wie sie es früher nicht gewesen. Leidenschaftlich in ihrer Erregung, wenn eine Botschaft von Colmar, von Stockholm, die dem Dänenkönig noch widerstanden, eintraf; leidenschaftlich auch in ihrer Liebe, wenn ihre Arme den Nacken des Geliebten umschlangen, wenn ihre Lippen ihn küßten. Das war nicht mehr die sanfte, tröstende Kindergespielin ihres Vetters; die schönste Jungfrau des Nordens war es, wie die Phantasie der alten Sänger sich Freya gedacht, wie die Dichter ihrer Zeit sich das in menschliche Gestalt übertragene Bild der Schutzgöttin Schwedens vorstellen mochten. Und in dem wundersamen Bilde lebten zwei Seelen nebeneinander und blickten mit tiefen, deutungsvollen Augen in die Welt hinaus. Die eine mit glänzend sehnsüchtigen Augen, unergründlich wie Frühlingsblau und geheimnißvoll wie Sommermittag, liebte Gustav Rosen. Die andere schaute mit unruhvoll zitterndem Blick weit in die Ferne hinaus, vorbei an dem bangenden Antlitz des Geliebten, auf ein unsichtbares Ziel gerichtet, von unhemmbaren Kräften ihm entgegengetrieben, alle Stimmen der Nähe übertäubend wie die fallenden, hallenden Wasser des Trollhätta.

Karin Stenbocks erste Frage war nicht gewesen, ob ihr Vater bei Bogesund verwundet worden. Sie hatte gefragt, ob Sten Sture gefallen —

Ein furchtbares Ereigniß hatte jener Tag, der den Untergang Schwedens besiegelte, noch im Gefolge gehabt, und selbst dies war

von dem Brausen der Geschichte, in der keiner des einzelnen dachte, überhallt worden. Der Bote, der Gustav Rosens Ankunft meldete, hatte auch die erste Kunde von dem Ausfall der Schlacht nach Torpa gebracht. Dann war Brita Stenbock besinnungslos hinausgestürzt, niemand wußte wohin. Durch Sturm und Regen war sie fortgewandert in der Richtung nach Bogesund. Man fand sie vierzehn Meilen von Torpa durchnäßt, zerfetzt, ohnmächtig am Boden und brachte sie zurück. Wochenlang lag sie zwischen Tod und Leben, eh' sie zum Bewußtsein erwachte. Dann sah sie auf — sie sah nicht mehr. Brita Stenbock war blind geworden.

Was waren die Augen eines Weibes gegen das Schicksal Schwedens? Karin weinte an dem Bett der Mutter, doch dann riß eine Botschaft aus Stockholm sie fort. Die Wucht der Ereignisse hatte das Mädchen weit über ihr jugendliches Alter hinausgehoben; viele vereinzelte Fäden des Widerstandes, der noch hie und da zwischen Fels und See wider die Eroberer geleistet wurde, liefen in ihren Händen zusammen. Ihr Vater nahm an der Vertheidigung Stockholms Theil, und selten verging ein Tag, an dem nicht geheime Botschaft und Aufträge für seine Gattin von ihm nach Torpa gelangten, an deren Stelle die kaum achtzehnjährige Karin jetzt zu treten genöthigt war. So hätte Brita Stenbock oft, den Händen einer Magd überantwortet, einsam und blind in ihrer Kammer gelegen, wenn nicht noch jemand in Torpa gewesen, der treulich an ihrem Bette saß und jedes ihrer Wünsche gewärtig war — Gustav Rosen. Er hatte die Tante nie geliebt, und doch machte der Anblick der blinden Frau auf keinen, selbst auf Karin nicht, einen so tiefen Eindruck wie auf ihn. Brita Stenbock war ein hartes Weib und klagte nicht; sie hatte keinen Seufzer für ihr verlorenes Augenlicht, doch ebenso wenig dankte sie es dem jungen Manne, daß er Tag und Nächte bei ihr wachte, sich geduldiger, denn er es je als Knabe gemußt hatte, in ihre herrischen Launen, in die herben Worte fügte, mit denen sie ihn überhäufte, wenn er ihr eine verlangte Auskunft über den Stand der Dinge in Stockholm nicht zu geben vermochte und sie Karin rufen lassen mußte. Gustav Rosen empfand den Verlust ihrer Augen schmerzlicher, als den der Freiheit Schwedens, vielleicht schmerzlicher als sie selbst. Sie war ihm ja nicht mehr die strenge, jähzornige Tante, unter deren Willen er sich beugen mußte; sie war die Mutter Karins — deren Schönheit sie nicht mehr zu gewahren vermochte. Doch wenn er bei ihr den Dank für sein weiches Gefühl, seine unermüdete Sorgsamkeit nicht fand, so empfand Karin es doppelt, und oft traf ihn ein dankleuchtender Strahl ihres blauen Auges, und sie flüsterte liebreich seinen Kopf zwischen ihre schmalen Hände fassend: „Wie gut bist Du, Gustav!"

Nur durfte kein Bote mit inhaltschwerer Nachricht vom Kriegsschauplatze gekommen sein. Dann sah Karin Stenbock weder den Geliebten, noch hörte sie auf seine bittenden Worte. Ihre Augen waren blind, wie die ihrer Mutter, für alles um sie her; wie geheimnißvoll übermächtig verzaubert stand sie, gleich dem alten Barden, von dem die Sage erzählt, daß er am Rand des Trollhätta stand und von der dämonischen Gewalt des donnernden Stromes überwältigt, willenlos in seine Wasser hinabsprang. Sie hatten oft davon vernommen in Kindertagen, und am Trollhätta stehend die Stelle betrachtet, an der es geschehen sein sollte und es nicht verstanden. Nun sprach Rosen es ihr lächelnd einmal wieder in süßer Dämmerstunde, wo sie glücklich, wie einst als Kind neben ihm saß. Er sagte scherzend, sie erscheine ihm manchmal wie der alte Barde und das Schicksal ihres Vaterlandes wie der tosende Sturz des Trollhätta, der sie seinen Armen entreiße. Aber auch er lachte glücklich, daß er aus diesem Abgrund sie immer wieder auf seinen Armen emporzutragen vermöge —

„Was ist Dir, Karin?" fragte er plötzlich erschreckt. Er fühlte, wie das Mädchen bei seinen Worten zusammenschauderte und ihn fest umschlingend, den Kopf ängstlich an seiner Brust verbarg.

Sie sah mit sonderbarem Blick auf und küßte ihn. „Armer Gustav, werde nicht müde," sagte sie leise; „wenn Du müde würdest und der Strom hätte mich gefaßt, daß es zu spät wäre und Du mich nicht mehr emporheben könntest —"

Sie schauderte wieder und warf sich an seine Brust zurück. „Verlaß Karin nicht," flüsterte sie, „ich habe Dich ja so lieb — so lieb —"

Dann kam der Tag, an dem Stockholm fiel. Die Uebermacht der dänischen Belagerer von der Seeseite war zu groß, die Vertheidiger entwichen landeinwärts und zerstreuten sich in Nord und Süd. Auch Gustav Stenbock kehrte nach Torpa zurück. Schweden war verloren, für jeden einzelnen nur mehr das eigene Leben zu retten.

Trübe Tage lagen über Schweden und besonders über Torpa, obwohl der Sommer des Jahres 1520 bis in den spätesten Herbst von seltener, ungetrübter Klarheit war. Doch die erwarteten Verfolgungen blieben aus. Der neue König schien alle seine Unterthanen mit gleicher väterlicher Milde und Liebe zu umfassen, ihrer Widersätzlichkeit gegen seinen Willen und seine Waffen nicht mehr zu gedenken, allen alles vergessen und vergeben zu haben. In versöhnlichster Weise erließ er Einladungen an den gesammten Adel des Landes ohne Unterschied, ob derselbe gegen oder für ihn gekämpft, seiner feierlichen Krönung im Beginn des November zu Stockholm beizuwohnen.

Nur für Gustav Rosen waren die trüben Tage glückliche. Es war, wie wenn Karin nach langer, das Bewußtsein umdunkelnder Krankheit zur Gesundheit, zum Frohsinn, zur Liebe wieder erwacht sei. Sie stützte sich auf den Arm des Geliebten und durchstreifte mit ihm Wälder und Berge, wie sie es als Kinder gethan. Sie lächelte wieder und sein Herz schlug wieder unendlich freudig und sorglos. Seine Welt lag in ihren Augen, aus denen der bange Traum gewichen, und Karins Herz schien nie für etwas anderes Raum gehabt zu haben als für die alte, unbeirrbare neugewordene und verklärte Kinderliebe. Auch Gustav Stenbock war nichts in der trüben Zeit geblieben, als sich des stillen Glückes seiner Kinder zu freuen. Nur Brita Stenbock blieb eisig gegen Rosen wie zuvor und war erfinderisch, dem Wunsche ihres Gatten gegenüber stets neue Vorwände zu ersinnen, um die Festsetzung des Hochzeittages ihrer Tochter weiter hinaus zuschieben. Doch endlich fand sich auch für ihre Weigerung kein erdenklicher Grund mehr, die Vermählung ward für den December unwiderruflich bestimmt und heimlich zählten die Glücklichen die Tage —

Da erhielt Stenbock die Einladung, Gustav Rosen aber den Befehl, zur Krönung Christierns in Stockholm zu erscheinen.

Die Trennung war schmerzlich, thränenreicher von Karins Seite als die erste. Sie konnte nur kurz sein, doch auch von jener hatte man dasselbe geglaubt. Allein unvermeidlich war sie auch; Stenbock selbst nöthigte seinen Schwiegersohn dazu, dessen Weigerung die schwersten Folgen für ihn nach sich ziehen mußte. Er selbst schützte eine Verletzung am Knie vor, die beschwerliche Winterreise nicht zu unternehmen. Er so wenig wie ein anderer der Geladenen, mit Ausnahme Gustav Erichsons, glaubte an eine Gefahr, aber er hielt es für schimpflich, am Hofe des Eroberers zu erscheinen, gegen den er so eben noch das Schwert geführt.

Am Tage, an welchem Karin ohne den Arm Gustav Folkungs in die Wirbel des Trollhätta hinabgezogen worden wäre, hatte Stenbock sich anders besonnen. Alle Eingeladenen waren dem Gebot des Königs gefolgt, und er fürchtete hauptsächlich um seiner Kinder willen, den Zorn desselben nutzlos gegen sie zu erwecken. Ohne seine Gattin, von deren heftigem Widerspruch er von vornherein überzeugt war, zu unterrichten, machte er sich auf den Weg nach Stockholm.

Da traf er Rosen, der von dort zurückkehrte, am Wettersee.

Aufgeregt, tief empört über die blutige That, deren Zeuge er gewesen, ritt Gustav Rosen an Stenbocks Seite nach Torpa zurück. Sie riß ihn dort zu heftigeren Worten hin, als er sie jemals ausgesprochen, daß es klang, als ob er die Schmach, den Frevel, der an Schweden verübt worden, auch als solchen empfinde. Und vielleicht war er auf dem Wege dahin, vielleicht hatte eine innere Stimme ihm gesagt, daß ein edles Herz sich von schönen Kinderträumen losreißen müsse, wenn ein Land, ein Volk, wenn sein Dänemark dem ungeheuren Verrath eines grausamen Fürsten wider hunderte der Edelsten eines anderen Stammes zujauchze. Vielleicht war der Jüngling an jenem Abend im Begriff, Gerda Rosen und die schöne Königin Dagmar, die Buchenwälder Seelands und die Sonnenträume seiner Kindheit zu vergessen und auch die andere Seele, die andern Augen Karin Stenbocks zu verstehen — — — — — —

* * *

Nun lag alles todt und gebändigt von der Ostsee bis zu den Kjölen des Nordens. Unter sonnenlosem Tag lag es, der kaum erschien, um wieder zu verschwinden, ohne Farbe, ohne Freude, ohne Muth. Brita Stenbock war am besten daran, sie sah ihn nicht.

Aber sie hörte desto feiner und ihr Ohr vernahm, was ihr Auge nicht zu erforschen vermochte.

Gustav Rosen hatte seine Mutter und die schöne Dagmar seit jenem Abend nicht vergessen. Einen Augenblick hatte er wie auf schwankem Felsengrat gestanden, wo ein Windhauch ihn auf diese oder jene Seite hinunterstürzen mußte. Der Sturm, der über Schloß Torpa hingebraust, hatte ihn zurückgeworfen, das Blutbad zu Stockholm, dessen Zeuge er gewesen, war in seiner Seele ausgelöscht.

Er sagte es sich nicht, er dachte nicht darüber, doch es war so. Es war eine Betäubung, in der sein Herz lag, seitdem er, um Karins Zimmer nicht durch den Fuß eines fremden Söldners entweihen zu lassen, dem Zorn des Königs und den Hellebarden seiner Soldaten Trotz geboten und lächelnd selbst über die Schwelle getreten, die er seit Jahren nicht mehr überschritten. Ein ungeheurer, stummer Schmerz durchrang seine Brust. Er setzte keinen Zweifel in die Geliebte, klagte sie keiner Untreue in seinem eigenen Innern an. Aber daß sie so zu handeln vermochte, daß sie im Stande gewesen, heimlich etwas zu vollbringen, was ihr reines Bild mit dem Hauch des Verdachtes anwehen konnte, das empfand er mit unnennbar traurigem Gefühl; bitterer denn je fühlte er, daß es ein Etwas gab, das für ihn ein wesenloser Schatten, in Karins Seele zu riesenhafter Gestalt aufzuwachsen und trennend zwischen sie zu treten vermochte.

So wenig wie er für dieses Etwas Verständniß besaß, so wenig begriff Karin in ihrer ahnungslosen Unschuld den Schmerz ihres Verlobten um den Vorgang, dessen zufälliger Mitwisser er geworden. Was sie gethan, war ihr so natürlich, die Umstände hatten es so gebieterisch verlangt, daß sie es hätte thun müssen, auch wenn sie eine Vorstellung von dem Verdacht gehabt, den es erwecken konnte. Doch sie war achtzehn Jahre und ihre Seele wie der schneeige Schaum des Trollhätta. Unbefangen erzählte sie jetzt, da ihr kein Versprechen die Zunge mehr band, dem Geliebten alle Einzelheiten des Ereignisses, das sich am Abend seiner Rückkehr zugetragen. Gustav Folkung war nicht der erste Flüchtling, dem Schloß Torpa Zuflucht gewährt. Doch sonst hatten die Verfolgten sich an den Schloßherrn gewandt und zum erstenmal war Karin in die Lage versetzt worden, auf eigne Hand klug und entschieden handeln zu müssen. Ohne Arg sprach sie es aus, daß noch nie ein Schutzsuchender einen derartigen Eindruck auf sie gemacht, daß es fast geschienen, als gebiete er und sie müsse gehorchen. Rosen erbleichte, wie sie es sagte; es war, als ob er ein Wort hervorstoßen wollte, um seine schwer athmende Brust davon zu befreien, allein er schlang es zurück und hörte schweigsam zu, wie das Mädchen weiter erzählte, von der Angst sprach, die sie ausgestanden, als er schon vorher in ihr Zimmer zu eilen beabsichtigt, da sie ihr Wort gegeben, Folkung niemandem zu verrathen und wie sie zuletzt besinnungslos, es komme, was da wolle, es gewagt, mitten durch die dänischen Soldaten hinauszueilen, um die Hinterthür ihres Zimmers zu erreichen.

„Denn ich fürchtete, Du könntest ihn aus Unvorsichtigkeit, aus Ueberraschung verrathen, Gustav, ehe ich Dich gewarnt. Wir hörten Dich nachher hinter uns im Gang rufen: Hierher! Hierher! Warum thatst Du das?"

Sie sah mit den blauen Augen unsagbar unschuldsvoll fragend zu ihm auf. Seine Stirn überzog sich vor dem Blick mit dunkler Röthe, wie die eines Verbrechers; verwirrt ergriff er ihre beiden Hände, bedeckte sie mit Küssen und stotterte:

„Verzeih mir, Karin. Ich war zu aufgeregt von allem, was in Stockholm, was hier vorhergegangen; ich glaubte — ich dachte — die Verfolger abzulenken — "

Sie schüttelte, noch immer die Augen in den seinen haltend, das Haupt. „Daß Ihr Männer, die man das starke Geschlecht nennt, bei solchen Dingen den Kopf verliert und zum Thörichtsten greift; denn statt die Dänen abzulenken, leitete Dein Ruf sie gerade auf unsere Spur. Um eine Minute wäre es zu spät gewesen."

Sie schwieg einen Augenblick und dachte nach. „Weshalb kamst Du überhaupt durch den Gang?" fragte sie.

Das Roth auf der Stirn des Jünglings nahm eine andere Färbung an, und es flammte düster in seinen Augen auf.

„Dein Zimmer zeigte mir die Spur, Dein Bett, Karin. Wenn ich des Augenblicks denke, da ich diese Spur gewahrte — "

Er hielt gewaltsam inne und wandte sich ab.

„So wußtest Du, daß ich jemand bei mir verborgen gehalten," entgegnete sie mit vorwurfsvollem Ton, „und mußtest Dich doppelt in Acht nehmen, da Deine Unvorsichtigkeit mich dem schlimmsten Verdacht aussetzen konnte."

Unwillkürlich mußte Gustav Rosen bei den letzten Worten noch einmal in die Augen des Mädchens sehen. Der Vorwurf ihrer Stimme lag auch in ihnen, aber da sie gewahrte, daß sie ihm weh gethan damit, leuchtete zugleich die alte, volle, glückliche Liebe so zauberisch hindurch, daß er erschüttert vor ihr auf die Knie fiel und stammelte:

„Vergib mir, Karin — vergib mir!"

Sie wußte nicht, was sie ihm vergeben sollte. Ein Abgrund lag zwischen dem Verdacht, von dem sie gesprochen, daß seine Unvorsichtigkeit sie ihm hätte bloßstellen können, und zwischen dem Verdacht, den er ihr mit stummen Thränen, die auf ihre Hand fielen, abbat. Sie sagte nur wieder, wie sie es an jenem Abend gethan: „Du bist so sonderbar, Gustav — "

Sie hätte sagen sollen: „Die Eifersucht ist sonderbar." Das zweiköpfige Ungethüm, dessen Farbe mit Jubel und Verzweiflung, Verschuldung und Reue wechselt. Das, wie ein böser Geist, der einmal aus der Finsterniß beschworen, nicht mehr das Tageslicht verläßt. Das bei dem Unglücklichen, der zu seiner Beute geworden, wiederkehrt wie das Fieber, seine Augen blendet, sein Hirn umdunkelt, ihn durchrüttelt und besinnungslos zu Boden wirft. Das ihn mit dem Flüstern eines Blattes aus dem Schlaf reißt und ihn auf Schatten hetzt. Das er in lichter Stunde als seinen Todfeind erkennt und mit ihm ringt und kämpft und siegt, und dem er, wenn die Minute der Versuchung naht, machtlos immer wieder unterliegt. Der Name Folkung kam nie wieder über Gustav Rosens Lippen, doch in seinem Herzen stand er wie mit scharfem Messer eingeschnitten.

Der December war lange vorüber und der für die Hochzeit festgesetzte Tag verronnen, ohne daß man seiner gedacht. Zu düster hatte der Himmel über Schweden gelegen und es ließ sich nichts auf Brita Stenbocks kurzes Wort entgegnen, daß jetzt keine Zeit zu Festen sei. Eintönig verging der Winter auf Schloß Torpa. Keine menschliche Spur wies im tiefen Schnee auf eine Verbindung mit der Außenwelt hin; weit umher krächzten die Raben als die einzig lebenden Wesen draußen um das einsame, große Gebäude. Die strenge, langandauernde Kälte machte selbst sie zutraulich, daß sie an die Küche kamen und den Mägden den Abfall fast aus den Händen zerrten oder am Fenster stundenlang auf den Augenblick warteten, wo Karin sich ihres Darbens erbarmte und ihnen wie Tauben Futter ausstreute. Es waren kleine graziöse Dohlen mit glänzend schwarzem Gefieder unter ihnen, die in der Nähe des Mädchens ihre Scheu ablegten und sich auch völlig wie Tauben geberdeten. Sie flogen Karin furchtlos auf die Schulter und pickten ihr vorsichtig die Saatkörner aus den Händen —

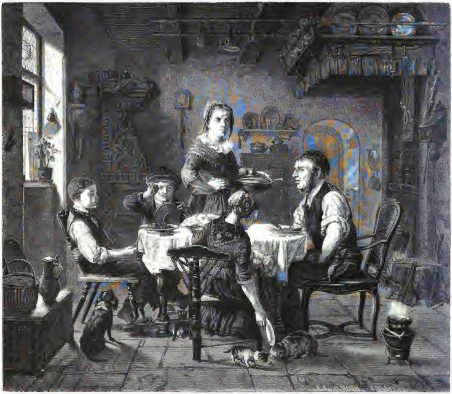
Von ihnen mußte sie auch erfahren, was draußen in der Welt zuging, denn sie hatte immer genaue Kunde davon, obwohl kein Mensch das Haus betrat. Sie wußte genau von dem Aufstand unter den Dalekarlen, den „Thalmännern", in deren rauhe Wildniß Gustav Wasa geflüchtet war. Und ebenso genau kannte sie die Liste der Unglücklichen, die dem Blutbade in Stockholm entronnen, im ganzen schwedischen Reich von den Schergen Christierns aufgespürt und zum Richtplatz geschleppt worden. Selbst Kinder wurden nicht verschont. Zu Jönköping ward ein Edelmann aus dem Geschlecht der Ribbings mit seinen beiden Knaben in Gegenwart des Königs enthauptet. Der Aeltere von ihnen zählte acht Jahre, und wie sein Kopf unter dem Beile fiel, bespritzte sein Blut das Kleid seines fünfjährigen Bruders. Da bat dieser erschreckt den Henker: „Bitte, mache meine Kleider nicht schmutzig, sonst schilt mich meine Mutter", und der Henker warf das Richtbeil aus der Hand und weigerte sich, den Knaben auch zu tödten. Doch König Christiern rief einen andern und ließ von ihm das Kind und dann den mitleidigen Henker enthaupten.

Alle diese Dinge wußte man in Torpa, allein Brita Stenbock verzog keine Miene dazu, kein Laut des Ingrimms kam mehr über ihre Lippen. Es war offenbar und wurde es von Tag zu Tage mehr, daß das Haus Stenbock Frieden mit dem Könige von Schweden geschlossen hatte. Das war klug, sehr klug, denn unter den wenigen adligen Familien, die übrig geblieben, nahm es eine der ersten Stellen ein und hatte durch die Gunst des Herrschers vielleicht Anspruch auf die höchste nach ihm im Lande. Zornig und verächtlich raunte man sich hie und da heimliche Verwünschungen über ihren Verrath an der

Sache des Vaterlandes ins Ohr und flüsterte schon, daß Stenbock nach der bevorstehenden Rückkehr Christierns nach Dänemark zum Statthalter Schwedens auserkoren sei. Noch gab es manche, die nicht daran glaubten, und heftig widersprachen — dann verstummten auch sie plötzlich, denn überall hin flog die Kunde, daß der König bei seiner Reise auf eine Einladung Stenbocks hin Torpa besuchen und der Vermählung Karin Stenbocks mit Gustav Rosen durch seine Anwesenheit Glanz verleihen werde.

und raunten ihr geheimnißvolle Kunde, die sie draußen gesammelt, ins Ohr.

Manchmal flogen sie von einem plötzlichen Lärm erschreckt auf. Es war viel Lärm mannigfacher Art in dem alten Gebäude, das den Winter hindurch so still gewesen. Der Hammer ertönte fast den ganzen Tag lang, und zahlreiche Hände ruhten keinen Augenblick, alles zum Empfang des hohen Gastes und der Festlichkeit, die während seiner Gegenwart stattfinden sollte, würdig zu bereiten. Die Zimmer



Das verschmähte Mittagsbrot.

Nach dem Gemälde von F. Wieschebrink auf Holz gezeichnet von L. Heitland.

Das Gerücht hatte recht. Brita Stenbock selbst hatte ihren Neffen aufgefordert, den König um diesen Gnadenbeweis anzugehen, und freudiger denn je war er dem Gebot seiner strengen Tante gefolgt. Der April wehte mit erstem, linderem Hauch vom Süden, wie Gustav Rosen Torpa verließ und den grundlosen Wegen zum Trotz gen Stockholm ritt. Dann sandte er Botschaft, daß der König eingewilligt und am ersten Mai in Torpa eintreffen werde. Daß aber auch er nicht früher zurückzukommen vermöge, da es Christierns Wille sei, daß er bis dahin bei ihm verweile und ihn auf der Reise geleite.

Der April ist noch kein Frühlingsmonat in Schweden. Noch immer lag der Schnee um Torpa, noch immer flogen die Dohlen erwartungsvoll um die Fenster und setzten sich auf Karins Schulter

für den König und sein Gefolge bot der linke Flügel des Schlosses; in der Mitte desselben ward ein Altar in einem großen Saale errichtet, das ganze Haus nach nordischem Winterbrauch mit Tannen- und Mispellaub ausgeschmückt.

So herrschte von Morgen bis Abend unablässiges Getöse und Bewegung. Brita Stenbocks blinde Augen sahen alles und ordneten alles an, während es in Karins lebendigem Blick eigenthümlich glänzte, wenn sie das, was die Mutter geheißen, ins Werk setzen ließ. Es war seltsam, aber unverkennbar; dieser Blick dachte nicht oder wenig an den Altar, den man in dem großen Mittelsaale erbaute. Es waren die andern Augen Karin Stenbocks, die Augen, die Gustav Rosen fürchtete, aber nicht verstand.

Digitized by Google

Erst wenn die Nacht kam, legte sich das Gelärm auf dem einsamen Edelgehöft. Die Arbeiter begaben sich zur Ruhe in die Behausungen, die in den Nebengebäuden für sie hergerichtet worden. Im Schloß selbst übernachtete keiner von ihnen; sobald sie hinübergegangen, schloß Stenbock selbst die Außenthür des Hauses und schob den schweren Eichenriegel vor. Dann gelangte vor Tagesanbruch niemand mehr herein und man vernahm von außen keinen Laut mehr in dem weiten Gebäude. Nur drinnen klang es ab und zu heimlich, als hätten die Dohlen Karins einen Zugang gefunden und als flatterten sie unter dem Schutz der Finsterniß mit vorsichtigem Flügelschlag über die Hintertreppe herauf und durch die langen, lichtlosen Gänge. — — — — — — — — — — — — — — —

Es war noch früh am Morgen des ersten Mai, als ein glänzender Zug über die Breite des Wettersees daherkam, dessen letztes Eis am Tage vorher der entfesselte Motalastrom der Ostsee zugetragen. Manches Auge, das auf die buntbewimpelten Böte blickte, in deren Mitte das reichgeschmückte Königsschiff aufragte, mochte heimlich andere Wünsche gehegt haben, als die furchtsame Lippe sie ausrief, wie der Zug den festen Boden wieder betrat und sich auf dem breiten Wege, für dessen Verbesserung die Bauern der Landschaft seit Wochen Tag und Nacht Fuhren hatten leisten müssen, westwärts weiter bewegte. Droben in Dalekarlien hätten die Lippen vielleicht ihre Verwünschungen nicht zurückgehalten, und König Christiern der Zweite wäre vielleicht trotz seines zahlreichen Gefolges nicht so ruhig an den breitschultrigen Söhnen des Landes vorbeigeritten, von denen einer mit raschem Griff nach dem Messer hätte fassen und es mit unfehlbar sicherem Wurf gerade durch das Königsherz schleudern können. Allein hier war nichts der Art zu besorgen. Zwar nannte man den Tag den ersten Mai, doch der Winter lag noch über Schweden und hielt es todt und gebändigt.

Düsteren Blickes und eisig wie der Winter ritt Christiern durch das bleiche Licht der Maisonne, deren kalter Schein dem Namen Hohn sprach, mit dem die Menschen den Monat belegt, der heute angebrochen sein sollte. Das Pferd, das den König trug, war schwarz vom Haupt bis zum stolz gebogenen Schweif, nur die purpurne Schabracke, auf welcher der Reiter saß, funkelte wie Blut auf dunklem Estricht, und ein schneeweißer Fleck auf der Stirn gemahnte an das ähnliche Weiß in den unter finsterer Braue zusammengezogenen königlichen Augen, wenn es über die Gruppen, die hier und da am Wege standen, hinflog. Es war noch starrer als früher seit jener Nacht zu Stockholm, und tiefe, schattige Furchen lagen über ihm auf der Stirn. Tödtlicher Blitz drohte in den unheimlichen Augen, wo sie nicht entsetzensvolle, unterwürfige Furcht vor sich gewahrten; man sah, an dem Zucken einer Wimper hing das Zucken des rothbefleckten Beils, das der wilde „Gevatter“ des Königs in seinem Gefolge entblößt und herausfordernd auf dem Rücken trug.

Der einzige vielleicht, der von allem dem nichts bemerkte, war Gustav Rosen. Ihm erschien die Maisonne so warm und glanzreich wie die des Hochsommers, ein Frühlingsschimmer lag vor seinen Augen über der todten Flur und er sah nichts als Neugier und ehrfurchtsvolles Staunen in den Blicken, mit denen die Landleute den vorübereilenden Zug maßen. Auf Befehl des Königs ritt er an dessen linker Seite; sein Pferd tanzte so fröhlich unter ihm, daß er es kaum zu zügeln vermochte. Christiern war schweigsam, wie er es von jeher gewesen und seit der Unterdrückung Schwedens noch mehr geworden. Ab und zu warf er ein karges Wort hin, das der Jüngling, in seine lachenden vorauseilenden Träume versunken, zuweilen überhörte, und auch der König wartete, seine Gedanken durchbrütend, auf keine Antwort. Das Haus, das er auf seinem Abzuge nach Dänemark berührte und durch seinen Besuch ehrte, war nicht unwichtig für seine Pläne. In Stenbocks Person huldigte ihm der nach den Vorgängen in Stockholm angstvoll in die Einsamkeit geflüchtete schwedische Adel; zugleich kettete er Gustav Rosen fest an seine Sache. Nun ritten sie über Falköpingfeld und der König hob sich umblickend in den Bügeln.

„Wir haben es besser gemacht als Frau Semiramis, unsere Großmutter,“ sagte er plötzlich mit scharfer Stimme. „Frau Margarethe war keine große Kennerin der Landwirthschaft und vergaß, daß man, um ein rohes Land urbar zu machen, seine Stumpfen ausbrennen und es mit Blut düngen muß. Hätte sie es damals gethan, so würden die schönen Töchter dieses Landes uns heute mehr lieben und uns weniger häßlich finden. Oder glaubst Du, daß die Rose vom Trollhätta um des Amtes willen, das wir übernehmen, unser Alter übersehen und uns liebenswürdig heißen wird, Rosen?“

Christiern lachte kurz auf zu der Frage, und sein Auge flog blitzschnell über das Gesicht seines nach einer Antwort suchenden Begleiters. Doch ehe dieser sie gefunden, fuhr der König fort:

„Hier liegen die Knochen, die meine und Deine wackeren Vorfahren zusammengehäuft, Rosen, und der Huf meines Pferdes tritt vielleicht gerade den klugen Schädel Deines Ahnherrn, der auch Narr genug war, sich ihn für ein Ding wie Schweden entzweischlagen zu lassen. Wir sind weiser, Rosen; wir schließen keine Kalmarische Union, die vorher Fleisch und Blut in den Boden stampft, sondern eine andere Union, aus deren Boden Fleisch und Blut aufsprießt. Wir wollen schneller reiten, die Sonne steht schon im Niedergang, und die Rose vom Trollhätta erwartet uns.“

Seine Majestät König Christiern der Zweite von Schweden, Norwegen und Dänemark war besonderer Laune heut, wie niemand ihn seit der Krönung zu Stockholm mehr gesehen.

Erstaunt blickten die Nächsten seines Gefolges sich verstohlen an; es war unheimlich, wenn Christiern lachte, wie das grelle Licht der Sonne, die an unheildrohendem Wetterrand hervorbricht. Dann mußten sie ihren Pferden die Sporen eindrücken und sprengten wie die wilde Jagd hinter dem davonstiebenden schwarzen Hengst des Königs über Falköpingfeld.

Es dämmerte schon und Schloß Torpa war mit hundert Lampen und Fackeln erhellt, als der königliche Bräutigamszug eintraf. Der Hausherr erwartete seinen hohen Gast entblößten Hauptes unter dem Portal; hinter dem Vorhang eines Zimmers im ersten Stockwerk stand Karin Stenbock und blickte hinaus. Ihr Herz klopfte heftig und ihre Brust wogte. Noch immer waren es die Augen, die Gustav Rosen fürchtete, mit denen sie das Gefolge des Königs überflog. Sie suchten den Geliebten nicht, sie verweilten nicht auf ihm, wie sie ihn getroffen, sondern wanderten hastig weiter über die zahlreiche Reiterschar, die schon den Raum des Gehöftes erfüllte und noch immer mit Hellebarden, welche das Zwielicht durchleuchteten, von draußen nachdrängten. Karins Lippen murmelten Zahlen, und ihr Antlitz erbleichte. Sie schwankte auf den Füßen und hielt sich mit der Hand krampfhaft an dem Fenstervorhang, daß sie ihn fast zu Boden zerrte. Dann eilte sie lautlos davon und verschwand.

Drunten hielt Gustav Stenbock dem absteigenden König den Bügel. Christiern warf einen schnellen Blick über das alte, in seiner lang hingestreckten Lage fast tageshell erleuchtete Gebäude und bot seinem Wirthe herablassend die Hand. Einen Augenblick war es, als ob dieselbe plötzliche Schwäche Stenbock überfalle wie seine Tochter; er starrte auf die königliche Hand, doch die seine ergriff sie nicht, sondern fuhr in die Höh', den kalten Schweiß, der ihm auf der Stirn ausbrach, zu trocknen. Christiern bemerkte es, und seine Brauen runzelten sich.

„Du hast uns schon im Herbst eingeladen, Dich zu besuchen, Stenbock; unser Hauptmann hat uns damals Deinen Auftrag ausgerichtet“, sagte er mit einem Anflug von Hohn, der nur dem Schloßherrn verständlich war. „Zwar bist Du unserer Aufforderung, uns die Ehre Deiner Gegenwart in Stockholm zu erweisen, nicht gefolgt, aber wir wissen, daß Du entschuldigt warst, und Du siehst, wir tragen es Dir nicht nach, sondern sind Dein Gast heute und warten nur, daß Du uns willkommen heißt.“

Es mußte in den Worten etwas liegen, das dem Angeredeten seine Stärke wiedergab, denn er ergriff jetzt die dargebotene Hand und wiederholte mit sicherer Stimme: „Willkommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang durch die Bremer Cigarrenindustrie.

Wenn man den überseeischen Einfuhrhandel Bremens im Gegensatz zu demjenigen Hamburgs kurz charakterisiren wollte, so könnte man sagen: er dreht sich hauptsächlich um ein paar große Stapelartikel: Tabak, Reis, Baumwolle, Petroleum u. s. f., während der Hamburger Markt sich durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit von Waaren auszeichnet, welche dort gleichzeitig aufgespeichert liegen

und in Umsatz begriffen sind. Unter den wenigen großen Gegenständen, auf welche Bremen seine kaufmännische Kraft vornehmlich sammelt, steht Tabak seit geraumer Zeit obenan. Die andern obengenannten Artikel kämpfen untereinander wohl um den zweiten Platz, dem Tabak aber machen sie den ersten nicht streitig. Als Tabaksmarkt ist Bremen denn auch der Hauptplatz von ganz Europa. Es hat neuerdings sogar London überflügelt, weil dort des Zolls halber nicht die volle Freiheit der Bewegung herrscht, wie in der deutschen Freihafenstadt.

Wie gut — habe ich oft gedacht, wenn ich mir die Masse der in den Bremer Packhäusern lagernden Kisten und Ballen voll Tabak vergegenwärtigte —, daß dieses für den Geruch bestimmte Kraut erst zu riechen anfängt, wenn es genossen werden soll, und daß es, obgleich bestimmt im Feuer verzehrt zu werden, so schwer in Brand zu setzen und zu erhalten ist! Duftete der Tabak schon unangezündet nur halbwegs stark, wer, außer eingefleischten Rauchern, könnte es in Bremen aushalten? Man würde die Stadt, die sonst in der höhenlosen Ebene dem Blicke des ihr nahenden Wanderers erst sehr spät auftaucht, stundenweit an dem von ihr aufsteigenden Dufte erkennen; ja am Ende würde dieser sogar zu einer unfreiwilligen Selbstanzeige für ihre Bewohner, etwa so wie der Stalldunst für Pferdeliebhaber oder der Theergeruch für Schiffsvolk. Und wenn Tabak ein leicht brennbarer, feuergefährlicher Stoff wäre, in welcher beständigen Unruhe müßten die Bremer leben? welche Prämien bezahlen, um die Feuerversicherungsgesellschaften dahin zu bringen, daß sie das Risico einer so bedrohten Stadt übernähmen? Der Hamburger Brand von 1843 hätte muthmaßlich an der Weser längst seines Gleichen gefunden, oder der Tabak müßte gleich dem Petroleum weit aus dem Bereich der menschlichen Wohnungen hinausverwiesen sein.

So wie der Tabak glücklicher Weise beschaffen ist, macht er sich im großen niemandem unangenehm fühlbar. Wer in Bremen nicht geschäftlich mit ihm zu thun hat, merkt kaum, daß er sich auf dem ersten europäischen Stapelplatz dieses Gegenstandes eines so unermeßlichen Verbrauchs befindet. Er gewahrt die Leinwandballen, in denen der feine cubanische Tabak, von der Pflanzung her in Schilf gepackt, herüberkommt, und die Kisten, in denen das edle Kraut Virginiens und Marylands ohne innere Hülle übers Weltmeer geschwommen ist; er erblickt wohl auch gelegentlich einen eilig dahinschreitenden Mann, der einige lange Docken getrockneter brauner Blätter in der Hand hält, Proben frisch vom Fasse oder aus dem Ballen. Aber das ist auch alles für die äußeren Sinne. Desto tiefer erscheint dem wirthschaftlichen Leben der Stadt und ihrer Umgebungen die Spur dieser langen intimen Beschäftigung mit dem modernen Rauchkraut aufgeprägt. Sie hat eine bedeutende, gesunde, blühende Industrie ins Leben gerufen, die Cigarrenfabrikation, welche dann ihrerseits wieder Mutter zweier gedeihender Kinder geworden ist, der Kistenproduction und des Cedernholzhandels.

Bis vor nicht völlig zwei Jahrzehnten concentrirte sich die Bremer Cigarrenindustrie in der Stadt Bremen, wenn man diesen Begriff nur nicht gerade pedantisch eng fassen will. Im Jahre 1853 aber löste sich ein starkes Stück von ihr ab und siedelte sich ein oder ein paar Stunden weiter südlich, den Eisenbahnstationen Sebaldsbrück und Achim benachbart an. Die Ursache war, daß Hannover mit dem 1. Januar 1854 in den Zollverein treten wollte, und folglich die hohen Abgaben des letzteren fortan für alle ins innere Deutschland gehenden Bremer Cigarren zu erlegen waren. Indem man die Werkstätten in Bremen abbrach, in Achim und Hemelingen wieder aufschlug, entzog man die für deutsche Raucher bestimmten Quantitäten in ihrer fabricirten Form der Zollpflicht und profitirte obendrein von den immerhin etwas wohlfeiler zu erhaltenden Arbeitskräften der ländlichen Umgegend, ohne die Vortheile des Bezugs von dem größten und sortenreichsten Tabaksmarkt zu verlieren. Wenn man jetzt mit der Eisenbahn von Wunstorf her nach Bremen kommt, so sieht man um jede der beiden letzten Stationen herum schon die Productionsstätten der „Bremer Cigarren“ in stattlichen Gebäuden angesammelt. Der Fabrikant wohnt meist in Bremen; er correspondirt von dort, versendet aber ins deutsche Inland von seiner Zollvereinsfabrik aus. Manche haben auch zwei oder mehrere Fabriken, eine innerhalb und eine außerhalb der Zollgrenze, um beide große Hälften des Absatzgebiets, Deutschland auf der einen, Bremen und die übrige Welt auf der andern Seite, je nach den Umständen zu versorgen.

Runzele die Stirne nicht, patriotischer Leser, wenn du hier so gleichmüthig Bremen zum Auslande schlagen und mit Deutschland in Gegensatz bringen hörst! Den Bremer Cigarrenfabrikanten hat es gewiß weder Vergnügen noch Segen verschafft, daß sie vor sechzehn Jahren diese Scheidung gleichsam mitten durch ihr eigenes lebendiges Geschäft gehen lassen mußten. Auch als Stadt oder Staat hatte Bremen Grund darüber zu trauern. Im Laufe eines einzigen Jahres, von 1852 auf 53, sank die Zahl der Cigarrenarbeiter von 3755 auf 2177, d. h. ungefähr von fünf auf drei. Allein man hat das hingenommen, wie die unvermeidliche Zugabe eines sonst erwünschten und segensreichen Geschicks. Hätte der Deutsche Zollverein deshalb 1854 seine Grenze nicht bis an die Nordsee vorschieben sollen? Oder umgekehrt, hätte auch Bremen, sei es damals, sei es jetzt, der Cigarrenindustrie zu Liebe hinter die noch so hohen vaterländischen Zollschranken zurücktreten sollen, die seine freie Bewegung nach dem Meere hin, die Grundlage seines Deutschland zu Gute kommenden wunderbaren Aufschwungs, unabsehbar gehindert und erschwert haben würden? Heute, wo sich seit anderthalb Jahrzehnten alles auf den neuen Zustand eingerichtet hat, wird der Wunsch nach Einverleibung in die Zollgrenze in Bremen kaum noch ernstlich und vernehmbar laut. Es ist merkwürdiger Weise gerade die Basis und Voraussetzung der Bremer Cigarrenindustrie, was am entschiedensten gegen die Aufnahme in den Zollverband spricht: der Tabakshandel. Jeder andere Geschäftszweig kann es eher vertragen, daß derjenige Theil seines Umsatzes, welcher dem Auslande bestimmt ist, sich — wie es nach dem Eintritt in die Zolllinie sein müßte — innerhalb der eng umschlossenen, streng bewachten Räume einer zollfreien Niederlage vollziehe. Mit Tabak kann kein ersprießlicher Großhandel getrieben werden, außer wenn die Waare jeden Augenblick zur Hand und der freiesten Behandlung des Käufers wie des Inhabers überlassen ist. Jedes einzelne Collo muß zum Ziehen der Proben u. s. w. immerwährend zugänglich sein. Jetzt gestattet dies die völlige Freiheit von Aufsicht, welcher sich die durch die Stadt zerstreuten hunderte von Packhäusern der Importeure erfreuen. Eine zollfreie Niederlage, welche gleiche Vortheile bieten sollte, müßte die Geräumigkeit eines ganzen Stadttheils und die hundert Augen des Argus zu alles beobachtenden Wächtern haben.

Wollen wir demnach die Geburtsstätte derjenigen „Bremer Cigarren“ aufsuchen, welche man in Deutschland raucht, so müssen wir in Hemelingen-Sebaldsbrück oder Achim die Eisenbahn verlassen. Was heute noch in Bremen fabricirt wird, ist der Regel nach, außer für den Platzverbrauch, für die Schweiz, für Rußland, England, Nord- und Südamerika bestimmt.

Die Cigarre ist eine sehr alte Form, um menschlichen Sinnen den Nervenkitzel der Nicotinpflanze zuzuführen. Es ist die erste obendrein, wie es scheint, in welcher Europäer die Bekanntschaft dieser Gabe der Neuen Welt an die Alte Welt gemacht haben; als Columbus und seine Gefährten nach den Antillen kamen, sahen sie im Munde der Eingeborenen mit Erstaunen lange Glimmstengel, welche in ihrer Zeichnung fast die Gestalt eines Füllhorns hatten, und aus denen ein beständiger Rauch hervordrang. Von dem Namen, welchen die Indianer diesen ihren Cigarren gaben, hat das Kraut den Namen Tabak erhalten. Sie enthielten inwendig Tabak, die Hülle aber war ein Palm- oder Maisblatt. Heute ist bekanntlich — von der Ausnahme der Papiercigarren abgesehen — das Deckblatt so gut wie die Einlage Tabak.

Die Herstellung der Cigarre gehört nicht eben zu den schwierigen Künsten. Ein guter Rohstoff ist wesentlicher, als alle Fertigkeiten der verarbeitenden Hand. Diesen beziehen solche größere Fabriken, wie z. B. das weltberühmte Haus Gudewill & Upmann in Bremen eine besitzt, zum Theil in der Weise, daß sie den Ertrag ganzer Vegas (Pflanzungen) auf Cuba sozusagen auf dem Halme kaufen. Das übrige wird auf den Auctionen erstanden, welche nach der Ankunft einer frischen Ladung stattzufinden pflegen, oder auf den Bericht und durch die Vermittlung der Mäkler unter der Hand. In den unteren Räumen der Fabrik lagert stets ein gewisser reichlicher Vorrath von Havanna, Seedleaf, Brasil Felix, und anderen meistgebrauchten Sorten.

Soll die Umgestaltung des Tabaks in Cigarren dann vor sich gehen, so werden aus den Packungen oder Kisten die nöthige Menge Malotten (Docken) entnommen und zunächst an die Vorarbeiter gegeben, welche die Blätter glätten, anfeuchten, nach ihrer verschiedenen Größe und Verwendbarkeit sortiren. Dann beginnt die eigentliche Production mit dem Wickelmachen, der Herstellung der dicht gerollten Einlage, zu der meistens ein Frauenzimmer benutzt wird, das zu stellen und zu lehnen

in Bremen dem Cigarrenmacher, d. h. dem Arbeiter, welcher das Deckblatt macht, überlassen zu werden pflegt. In der genannten Fabrik werden die Wickel oder Einlagen noch mit der Hand gemacht. Anderswo hat man dafür eine kleine Hilfsmaschine, um bei der Pressung die durchgehenden Luftwege leichter zu sichern. Jeder Raucher weiß, welche Qual eine Cigarre bereiten kann, die keinen rechten Zug hat. Er muß sich dafür an die Wickelmacherin halten. Zum Deckblatt werden stets die längeren Blätter gewählt, aber keineswegs immer, wie Laien anzunehmen geneigt sind, eine edlere Sorte. Die Kunst des Cigarrenmachens besteht darin, es fest und glatt um den Wickel zu rollen, so daß die vollendete Cigarre schon durch ein elegantes Aeußere den Käufer besticht.

Die fertigen Cigarren müssen darauf sortirt werden. Dies ist ein weitläufigeres Geschäft, als man sich träumen läßt; denn innerhalb derselben Rohstoffgattung bringen nicht allein Länge und Dicke, sondern vor allem die Abstufungen der helleren oder dunkleren gelben, braunen und schwarzen Farbe eine Unzahl von Unterschieden hervor. In der Upmannschen Fabrik wurde mir gesagt, daß ein geübtes Sortirerauge mehr als achtzig verschiedene Farben erkenne, während der gewöhnliche Blick allenfalls acht bis zehn unterscheiden würde.

Nach dem Sortiren kommt das Einpacken, das, wie jeder weiß, in Kisten zu tausend, zweihundert und fünfzig, und hundert Stück zu geschehen pflegt. Je zierlicher die Cigarre und je feiner ihr Stoff, desto sorgfältiger natürlich auch die äußerliche Behandlung mit Einschlagepapier und Seidenband. Was darin einmal hergebracht und beliebt geworden ist, sucht die Fabrik aufs sorglichste festzuhalten. In dieser Hinsicht spielt namentlich die Farbe des so gleichgültig erscheinenden Papiers, mit welchem die Kisten ausgeschlagen sind und die Cigarrenbündel bedeckt werden, eine große Rolle.

Zu den Kisten nahm man früher allerhand Holz, am liebsten aber das der brasilianischen Zuckerkisten. Seit einem Menschenalter hat das Cedernholz alle anderen Holzarten allmählich verdrängt. Es sind indessen nicht, wie man denken könnte, die aussterbenden altehrwürdigen Cedern des Libanon, die Patriarchen unter den Bäumen, woher das Holz unserer Cigarrenkisten stammt, sondern wie alles was mit dem Rauchen zu thun hat, aus der Neuen Welt. Die Bremer Kistenproduction war bis vor dreißig Jahren reines Handwerk. Da führte einer der betheiligten Gewerbtreibenden die durch Dampfkraft getriebene Zirkelsäge ein, und ein glänzender Erfolg rechtfertigte die Schlüsse, welche man aus der Einfachheit des Kistenschnitts auf die Anwendbarkeit mechanischer Proceduren im voraus ziehen konnte. Die übrigen Kistenmacher sträubten sich gleichwohl, auf der betretenen Bahn zu folgen. Erst die allgemeine Aufrüttelung der Geister im Jahre 1848 entriß sie ihrem trägen Zögern. Bald wurde dann der handwerksmäßige Betrieb gänzlich unhaltbar, und die Fabrikation begann, über den Platzverbrauch hinaus für die Ausfuhr zu arbeiten. Gegenwärtig stehen die Aufträge für den Platz bei der Bremer Cigarrenkistenindustrie in zweiter Linie, in der ersten die auswärtigen Aufträge.

Der Aufschwung der Kistenmacherei aber wirkte gewaltig zurück auf den Bezug ihres Rohstoffs, des Cedernholzes. Die erste Ladung erreichte Bremen etwa in der Mitte der dreißiger Jahre. Geraume Zeit blieb es bei einer einzigen Ladung im Jahre. Jetzt bringen alljährlich gegen dreißig Schiffe von Westindien und Südamerika Cedernholz an, und Bremen ist auch für diesen Handelsartikel der Hauptstapelplatz Europas geworden. So hängt im modernen Verkehrsleben eins am andern: der Handel ruft, wo er sich concentrirt, Industrie hervor, — die Industrie schafft wieder neuen Handel.

Wer weiß, ob die Bremer Cigarrenindustrie im allgemeinen den Schlag, welcher ihr mit dem Vorrücken der Zollvereinsgrenze und der Erhöhung des deutschen Cigarrenzolls von 15 auf 20 Thaler für den Centner (etwa 6000 Stück) zugefügt wurde, so verhältnißmäßig gut überstanden und verwunden hätte, wenn ihr nicht neben der Fülle des heimischen Tabaksmarktes auch die Blüte der Kistenfabrikation und die Concentration des Cedernholzhandels an ihrem Platze noch neue solide Stützen untergeschoben hätten.

Im Jahre 1864 bestanden in Bremen acht Kistenfabriken mit etwa 300 Arbeitern, welche von 2 bis zu 7 Thalern Gold (der Thaler Gold 3 — 4 Sgr. mehr werth, als der preußische Thaler) Wochenlohn verdienten. Die Tabaks- und Cigarrenfabriken beschäftigten im Jahre 1867 zusammen 2137 männliche und 469 weibliche Arbeiter; die Zahl der Fabrikanten überstieg zweihundert, da dieses Gewerbe vermöge der ihm dargebotenen Platzvortheile sowie seiner inneren Natur nach im großen und im kleinen beinahe gleich gut betrieben werden kann. Der Lohn eines Cigarrenmachers hält sich zwischen $3\frac{1}{2}$ und $7\frac{1}{2}$ Thaler die Woche; tausend Stück werden ihm mit durchschnittlich 3, der Wickelmacherin mit durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ Thaler Lohn angerechnet. Ein Sortirer hat gewöhnlich 4 Thaler die Woche. Die Durchschnittssumme der in Bremen angefertigten Cigarren beträgt im Jahre hundert Millionen (oder wie es in der Geschäftssprache heißt: 100,000 Mille) zu einem Durchschnittswerth von mehr als anderthalb Millionen preußischen Thalern. Der durchschnittliche Werth einer Bremer Cigarre im Großhandelspreise wäre demnach etwa ein halber Silbergroschen.

Innerhalb der Zollvereinsgrenze besaßen im Jahre 1867 vierzig Bremer Häuser etwa 65 Fabriken, in denen ungefähr siebentausend Arbeiter 450 Millionen Cigarren zum Preise von $5\frac{1}{2}$ Millionen preußischen Thalern anfertigten. Hier war also der durchschnittliche Preis einer Cigarre etwas niedriger, wenig mehr als ein Drittel Silbergroschen. Das entfernte Ausland legt natürlich höhere Preise an, als der Massenverbrauch des inneren Deutschland. Man sieht aber, ein wie beträchtlicher Theil dieser Industrie seit 1853 in den Zollverein hereingezogen worden ist: neun Elftel der ganzen Production.

Die Pariser Weltausstellung von 1867 gab der Bremer Cigarrenindustrie eine erwünschte Gelegenheit, die behauptete vornehme Stelle einmal aller Welt vor Augen zu führen. In einem kunstvollen Schranke, der in der äußersten, nach dem Park hin offenen Gallerie des Ausstellungspalastes seinen Platz gefunden hatte, stellten einunddreißig Fabrikanten ihre Waaren gemeinsam aus. Auf Frankreich, das Land des Tabakmonopols, einen besonderen Eindruk hervorzubringen konnte nicht die Absicht sein; es handelte sich mehr um die Besucher aus allen Ländern, und bei diesen dürfte der Erfolg nicht gefehlt haben. Der Schrank mit den „Bremer Cigarren" wird wenigen von dem zahlreichen Geschlecht der Raucher entgangen sein. Die Preise der ausgestellten Sorten bewegten sich zwischen 7 und 65 Thaler Gold für tausend Stück.

Es ist kein schlecht nährendes Gewerbe, was sich so als eine selbständige neue Blüte auf dem Stamm des Bremer Tabakhandels entwickelt hat. Der Lohn, welchen es seinen Arbeitern abwirft, ist selbst auf dem ziemlich theuren Pflaster einer Seestadt nicht ganz gering. Es kommt hinzu, daß die Cigarrenarbeiter größtentheils in weit sich ausdehnenden Vorstädten wohnen, wo die Miethpreise niedrig sind, und wo sie dennoch, mögen sie nun zu Hause oder in der Fabrik arbeiten, an den hohen Vorzügen eines Wohnungswesens theilnehmen, dessen in Deutschland Bremen bis jetzt beinahe einzig sich erfreut: des Wohnens in kleinen, nicht überfüllten, nicht allzu dicht zusammengedrängten ein- bis zweistöckigen Häusern. Aber der Cigarrenarbeiter, wie gerade gut bezahlte Arbeiter so häufig, hat für Geld keine festhaltende Hand. Er gibt leicht aus, lebt gern gut und lustig. Bis zu einer Productivgenossenschaft, wie sie im deutschen Binnenlande besteht, hat er es noch nicht gebracht. Der Geist entschlossener Selbsthilfe ist unter den Bremer Cigarrenarbeitern, wenn sich auch sonst mit ihrer Lage zugleich ihr Sinn und Streben fortwährend hebt, noch eine sehr zarte Pflanze, von welcher eigentliche Früchte kaum sobald zu erwarten sein möchten.

A. Lammers.

Aus der Criminalpraxis.

IV. Zwei verhängnißvolle Diebstähle.*)

Aus der Geldausgabeexpedition des Postamtes zu St..... waren in der Nacht vom 20./21. März 1848 zwei Briefe, beschwert mit zusammen 3500 Thlr. in Banknoten, entwendet worden. Dieser Diebstahl mußte, so wurde allgemein angenommen, mittelst Anwendung von Nachschlüsseln, durch einen Sachkundigen, mit Hilfe eines der Beamten, verübt sein. Die Nachforschungen blieben aber, aller Anstrengungen ungeachtet, völlig fruchtlos und waren bereits

*) Vgl. Nr. 8, S. 115.

eingestellt", als zwei Jahre später, in der Nacht vom 30./31. März, aus demselben Postcomptoir siebenzehn Briefe, zusammen mit 8860 Thlr. beschwert, gestohlen wurden. Die Art und Weise, wie dieser Diebstahl ausgeführt, war dieselbe wie beim ersten Diebstahle, nur fand man dieses Mal am nächsten Morgen in dem fraglichen Locale, das im Erdgeschoß lag, einen Fensterflügel, von innen geöffnet, noch offen stehend vor.

Nach diesem zweiten Diebstahle wurde einer der tüchtigsten Criminalbeamten von auswärts mit der Ermittelung beauftragt, da keiner der einheimischen Beamten einen Anhalt für die Ermittelung finden konnte. In Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung nahm derselbe an, daß mindestens der letzte Diebstahl von zwei Personen verübt worden sei, deren eine im Innern thätig gewesen, während die andere die gestohlenen Geldbriefe durch das geöffnete Fenster außerhalb in Empfang genommen habe. Danach erschien dem Beamten der Postbote Kl. und dessen Freund, der Schlosser F., dringend verdächtig. Beide wurden in Haft genommen, mußten aber nach wenigen Tagen wegen unzureichender Beweise wieder in Freiheit gesetzt werden. Dennoch hielt die öffentliche Meinung an diesem Verdachte fest, und der Postbote Kl. entleibte sich sechs Monate nach dem Diebstahl, weil er seine Mitmenschen von seiner Unschuld nicht habe überzeugen können, wie er in einem hinterlassenen Briefe an seine Frau sagte. Die Sache selbst blieb unaufgeklärt, da der auswärtige Criminalbeamte unverrichteter Sache die Stadt hatte verlassen müssen.

Die Ermittelung des Thäters bildete seitdem eine freiwillige Preisaufgabe für alle Criminalbeamte und darunter auch für mich, der ich, zwei Jahre nach dem letzten Diebstahle, in St ..... eine amtliche Stellung erhielt.

Nach dem Grundsatze, daß jeder Verbrecher ermittelt werden *muß*, wenn der Criminalbeamte sich in den Verlauf hineindenken kann, den das Verbrechen genommen, kam es mir vor allem darauf an, an der Hand der ermittelten Thatsachen einen sichern Faden aus dem verworrenen Knäuel der auf jene gestützten weiteren Voraussetzungen zu erfassen und dann besonnen das dunkele Gespinnst der That daran aufzurollen.

Um zu irgend einem Anhalt zu gelangen, beschränkte ich meine Ermittelungen zunächst auf den zweiten Diebstahl. Ich begann mit einer Untersuchung der Verschlüsse an den Thüren und an dem in Frage kommenden Geldkasten. Inzwischen war aber, bald nach dem zweiten Diebstahle, die Geldausgabeexpedition in ein anderes Local verlegt worden, auch hatten bauliche Veränderungen darin stattgehabt. Unter anderem war die Thür, welche die Verbindung mit dem angrenzenden Büreau herstellte, ausgehoben und nebst Einfassung nach der Materialienkammer geschafft, wo ich sie vorfand. Die Oeffnung in der Wand selbst war vermauert; den Vorschlag dazu hatte Postsecretär Bl. angegeben. Dieser Umstand, welcher den in die Hand genommenen Faden wieder abzureißen drohte, sollte indes gerade den ersten bestimmten Anhalt zu weitern erfolgreichen Feststellungen bieten, obwohl er mich sogleich wieder zwang, auch auf den ersten Diebstahl bei den vorbereitenden Ermittelungen zurückzugehen. Schon der Umstand, daß beide Diebstähle im Monat März verübt waren, veranlaßte mich Recherchen und Combinationen in dieser Beziehung anzustellen, wobei ich mich wiederholt durch die Wahrnehmung überrascht fand, daß die Person des Postsecretärs Bl. immer wie ein rother Faden durch die Veränderungen hindurch lief, welche in diesem Monate, in den beiden in Frage kommenden Jahren in den verschiedenen Geschäftsstellungen der Postbeamten vorgekommen waren. Mehr noch fand ich mich daher veranlaßt nachzuforschen, ob nicht vor dem ersten Diebstahle oder in der Zwischenzeit zwischen diesem und dem zweiten Verbrechen etwa ein ähnliches Ereigniß vorgefallen, und ob dabei nicht wieder Bl. thätig gewesen.

Zu meiner Orientirung nahm ich die fragl. Thür und das Schloß nebst *Schlüssel* zunächst in genauen Augenschein und sah, um die Zeit der Veränderung festzustellen, in den Akten die Kostenrechnungen nach. Während ich die bauliche Veränderung auf den 17. August 1851 constatirte, machte ich die fernere überraschende Entdeckung, daß im Februar 1848 der Schlüssel zu dem fraglichen Thürschloß abhanden gekommen und durch einen neuen Schlüssel ersetzt war. Nun hatte aber der Schlüssel, welcher jetzt im Thürschloß stak, ein sehr veraltetes Aussehen und sah eher, wie der verloren gegangene, als wie der vor drei Jahren etwa angefertigte Ersatzschlüssel aus. In diesem Umstande schien ein Anhalt zu fernerer Aufklärung zu liegen und hat in der That mit dazu geführt. Der angeblich verloren gegangene Schlüssel mußte sich in den Händen des Diebes, der den Verlust behauptet und den Ersatz angeordnet hatte, befunden haben. Diesen Schlüssel, den ersten bestimmten Fingerzeig für meine Combination, nahm ich an mich.

Bevor ich meinen Combinationen aber weiter nachgehen konnte, erhielt ich hintereinander mehrere größere auswärtige Ermittelungsaufträge, deren Erledigung mich über ein Jahr verhinderte, mit der erforderlichen Genauigkeit und ohne Unterbrechung weitere vorbereitende Feststellungen zu versuchen.

Diese Ermittelungen in Benutzung der ersten freieren Zeit wieder aufgenommen, ergaben zunächst, daß zur Zeit des Abhandenkommens des fraglichen Thürschlüssels der Postsecretär Bl. Vorsteher in der Geldausgabeexpedition war. Von ihm war auch der Verlust des Schlüssels behauptet worden. Wenn nun dieser Bl. der Dieb gewesen, so frug sich vor allem, wohin er die entwendeten 2 und resp. 17 Geldbriefe unmittelbar nach dem Diebstahl gebracht. Es konnte mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, da er inzwischen sich verheirathet hatte, daß er mindestens das beim zweiten Diebstahle gestohlene Gut nicht direct in die Wohnung geschafft, vielmehr konnte vermuthet werden, daß er dasselbe irgendwo in einem Zubehör der Wohnung versteckt gehabt habe. Diesen Versteck in unauffälliger Weise zu ermitteln, war daher die erste Hauptaufgabe. Bl.'s Leben vor und nach den Diebstählen gab nun zwar an sich nicht den mindesten Grund zu einer Annahme seiner Schuld, aber der Umstand mit dem Schlüssel markirte ihn doch als *den*, rücksichtlich dessen zunächst Aufklärung geschafft werden mußte.

Der Sohn vermögender Eltern, hatte Bl. Jura studirt und sich dann aus Neigung dem Postfache gewidmet, war fleißig und pünktlich im Dienst, hatte Carriere gemacht und bald ein größeres Einkommen bezogen; er lebte sparsam, frequentirte nur achtbare Häuser, in denen seine Eltern ihn empfohlen und eingeführt oder seine eigene Bildung und sein feines, anspruchsloses Benehmen ihm Zutritt verschafft hatte. Dazu war seine Gattin aus einem reichen, geachteten Hause und hatte ihm Vermögen zugebracht. Alle diese Verhältnisse machten seine Stellung zu einer gewissermaßen glänzenden. In seinem Hausstande herrschte überdem strenge Oeconomie. Der Unterhalt des Hauswesens sowie die Befriedigung seiner Vorliebe für Eleganz in der eigenen Kleidung und in der Toilette seiner Frau überstiegen die Einkünfte, welche er hatte, nicht nur nicht, sondern nahmen solche nicht einmal ganz in Anspruch. Eine immer freundliche Miene, bei einer stets bereiten Dienstwilligkeit hatten ihm überall Freunde erworben. Für einen tieferen Beobachter erschien manches allerdings erkünstelt, aber hierin allein konnte auch kein fernerer sicherer Stützpunkt für die Annahme gefunden werden, er sei ein Dieb und zwar ein herzloser, rückfälliger Dieb, zudem aber auch der gewissenloseste Beamte. Es mußte daher vieles noch erst vorbereitet und ermittelt werden, ehe ein weiteres Vorgehen gegen ihn gerechtfertigt und zweckmäßig erscheinen konnte.

Wie nun zunächst weiter ermittelt wurde, diente zur Zeit des zweiten Diebstahls Christine D., inzwischen verehelicht mit dem Schneidermeister F., als Köchin bei Bl. Sie war als Mädchen gut beleumundet gewesen und danach eine achtbare Frau geworden. Eine vorsätzliche Unwahrheit stand von ihr nicht zu befürchten, obwohl sie von dem Bl.schen Ehepaare bei ihrer Verheirathung mit einem bedeutenden Theile der Aussteuergegenstände beschenkt worden war. Aus ihren Angaben hoffte ich nun in Bezug auf den muthmaßlichen Versteck der letzten 17 gestohlenen Geldbriefe einigen Aufschluß zu erlangen. Sie wurde vorbeschieden, und es entspann sich zwischen ihr und mir folgende Unterhaltung.

„Sie dienten zuletzt vier Jahre beim Postsecretär Bl., wann traten Sie aus diesem Dienst?" fragte ich sie.

„Ich verheirathete mich am 8. April 1850" — der zweite Diebstahl war in der Nacht vom 30./31. März 1850 verübt — „und blieb bis am Abend vor diesem Tage in meinem Dienstverhältniß."

„Wenn ich recht unterrichtet bin," fuhr ich fort; „wohnte Bl. damals Paradeplatz Nr. 344, zur Wohnung gehörten im 2. Stockwerke, Bel-Etage, vier Stuben, eine Küche und als Zubehör ein Bodenraum und eine Kellerabtheilung?"

„Nun ja, wozu aber diese Fragen, sie machen mich befangen, weil mir nicht gesagt wird, um was es sich handelt; ist es etwa noch die alte Torfgeschichte?"

„Beruhigen Sie sich und antworten Sie mir nur immer gelassen auf meine Fragen, Sie werden deren Unverfänglichkeit für Sie sehr bald einsehen. Sagen Sie mir, welche Bewandniß es mit der Torfgeschichte hat?"

„I nun, in den letzten acht Tagen meines Dienstes ging der Herr manchmal nach dem Holz- und Torfkeller, weil er meinte, daß von dem Brennmaterial, welches früher, als nach seiner Berechnung möglich, verbraucht sei, gestohlen sein müsse. Ich war über diese Bemerkung sehr betrübt, tröstete mich aber bald, da ich reines Herzens war und freute mich bald darauf, daß, nachdem der Herr ein neues großes Vorlegeschloß vor die Kellerthür gehängt, und in den nächsten Tagen wieder ab und zu nachsah, nichts an dem Brennmaterial fehlte."

„War lediglich Holz und Torf im Keller? standen nicht darin noch Fässer zum Waschen und alte Möbel, insbesondere befand sich nicht im Keller ein Kasten, worin der Herr für den Sommer seine Pelzsachen verwahrte?"

„Ja, Fässer waren im Keller, aber die Pelzsachen wurden im Sommer zum Kürschner gebracht."

„Richtig, bis auf das letzte Dienstjahr. Im Jahre 1850 wurden die Pelzsachen erst im Juli zum Kürschner K . . . getragen. Wo waren dieselben bis zu Ihrem Abgange aus dem Dienst?"

„Nun fällt's mir ein. Dem Herrn war die Kürschnerrechnung zu groß, er wollte die Ausgabe ersparen, und wir beide schafften alle Pelzsachen in den Keller in die Kiste, an der ein festes Schloß war und deren Deckel der Herr noch durch eine starke Krampe und durch ein englisches Vorlegeschloß besser verwahrte."

„Revidirte der Herr das Brennmaterial auch noch, nachdem die Pelzsachen in die Kiste im Keller geschafft waren, war er dabei allein, oder gingen Sie manchmal mit?"

„Nein, er ging immer allein und wird sein Nachforschen wohl mehr den Pelzsachen als dem Brennmaterial gegolten haben, denn die ersteren waren theuere Sachen und der Herr sehr genau. — Gewiß waren die Pelzsachen im Keller allein der Grund, daß er sich im Keller zu thun machte, da er ja nur, seitdem dieselben unten sich befanden, dort nachsah."

Weiter brauchte ich vorläufig nichts zu wissen, die Zeugin versprach mir, Jedermann gegenüber acht Tage lang, — mehr wollte und durfte ich ihr nicht zumuthen — das geheim zu halten, was ich sie gefragt und was sie mir geantwortet.

Nach reiflicher Erwägung der erlangten Angaben sagte ich mir, der Bl. wird die 17 Briefe, die er in seiner Wohnung nicht gut vor seiner Frau erbrechen und, ohne bei ihr oder dem Mädchen Verdacht zu erregen, nicht öffnen und ihres Inhalts berauben, sodann aber verbrennen oder sonst vernichten konnte, nach dem Keller in die Kiste geschafft haben. Die dorthin gebrachten Pelzsachen bildeten nur den Vorwand zum festen Verschluß der Kiste, stellte ich mir weiter vor. Unter der Annahme, daß die 5 mal versiegelten 17 Couverts der Briefe nach und nach im Keller bei der Kiste geöffnet und der Werthpapiere entleert worden, kam ich zu der Ansicht, daß vielleicht kleine Stücke von den Couverts oder von den Briefen selbst in den Kellerraum gefallen und daß dort Siegelabdruckreste wohl noch aufzufinden sein könnten.

Jede criminalistische Combination läßt ihren Urheber wie einen seichten Kopf oder gar wie einen eitlen Narren erscheinen, wenn sie nicht durch einen vollständigen Erfolg gekrönt wird. Im vorliegenden Falle aber sah es absonderlich abenteuerlich aus, wenn vier Jahre nach einem Faktum noch Spuren im Holz- und Torfgruse gefunden werden sollten, der seitdem vielleicht weggeräumt, mindestens aber durch neuere Schichten überlagert sein mußte.

Auf der andern Seite aber würde ein Criminalbeamter in der That nicht an seinem Platze sein, wenn er eine Feststellung, bei der niemand compromittirt werden kann, lediglich aus eigner Empfindlichkeit und zwar deswegen unterlassen wollte, weil irgend jemand ihn für einen albernen Tropf halten könnte. Im vorliegenden Falle war die Nachsuchung zudem ohne jede Bloßstellung zu bewirken. Drei Industrieritter beuteten nämlich seit einiger Zeit die Geldmittel ihrer Mitmenschen zu ihrem eignen Vortheil dadurch aus, daß sie den Landleuten aus der Umgegend, welche Torf zur Stadt brachten, die Wagenladung etwa 1200 Stück in Bausch und Bogen mit der Verpflichtung, sie da abzuladen, wo sie es bestimmen würden, abkauften. Sie suchten dann einen Abnehmer und brachten aus den 1200 Stück Torf — 2000 Stück und mehr, in Anwendung ihrer betrügerischen Art des Zählens, heraus, die sie dann bezahlt nahmen und so einen nicht unerheblichen Gewinn erzielten. Diese drei Gauner hatten an den nunmehrigen Inhaber der fraglichen Wohnung und Kellerabtheilung Torf verkauft; die polizeiliche Recherche hatte also nichts Auffälliges. Nur mußte sie, in dieser Rücksicht auch entsprechend, bald beendet sein.

Der Inhaber der betreffenden Kellerabtheilung gab, ohne auch nur zu fragen, den Kellerschlüssel her, indem er die vorzunehmenden Recherchen mit den bekannt gewordenen Betrügereien jener drei Gauner selbst in Verbindung brachte. Schwieriger war es mir aber, den hinzugezogenen drei jüngeren Beamten von Hause aus Hoffnung auf ein mögliches Ergebniß zu machen, um sie zur größten Sorgfalt und Ausdauer bei dieser mühseligen und doch auch possirlichen Arbeit anzuspornen. Die Mittel zur angemessenen Erleuchtung der Kellerabtheilung hatte ich vorsorglich herbeigeschafft, und sie waren schnell in Gang gebracht, während Neugierige fern gehalten wurden. Das sich darbietende Schauspiel machte allerdings einen komischen Eindruck.

Man denke sich einen kleinen Keller, zum hellsten Tageslicht erleuchtet, und im Fußboden einen Oberbeamten mit drei Gehilfen im Gruse, der zum Glück seit Jahren nicht herausgeschafft worden, wie abenteuerliche Schatzgräber im Mondeslicht alte Ruinen durchwühlen, nach Siegellack- und Papierstückchen, mit einer Sorgsamkeit suchen, die nicht angespannter hätte gewesen sein können, wenn es sich um das Auffinden versteckter Diamanten gehandelt hätte. Die obern Schichten im Gruse, da wo die Kiste mit den Pelzsachen gestanden, waren fruchtlos bereits gesichtet, und das Unbehagen eines erfolglosen Strebens zuckte schon, obwohl sofort unterdrückt, auf dem Gesichte meiner Gehilfen. Ich verdoppelte indes nur meine Sorgfalt und Anstrengung, was bei ihnen willige Nachahmung fand. — Eben hatte ich auf den vor mir liegenden weißen Pappbogen eine Quantität Grus ausgebreitet, als ich darunter deutlich zwei Stückchen von einem Siegel und zwei Papierstückchen bemerkte. In demselben Augenblicke fast theilten mir zwei meiner Gehilfen mit, daß auch sie so eben Siegellack- und Papierstückchen entdeckt hätten. Wir waren also bei unsern Nachforschungen auf der Grundlage angekommen, wo Sorgfalt entscheidend wirken konnte. Nach einer halben Stunde weiteren Suchens hatten wir die Ecke eines Couverts und darauf ein noch fast unversehrtes Siegel entdeckt. Emblem und Namenszug S. W. waren noch deutlich erkennbar. Endlich hoben wir einen Papierpflock auf, der, wie ich mich sogleich überzeugte, aus einer Menge zusammengedrückter kleiner Papierstückchen bestand, die von einem und demselben Briefe herrührten. Zweifellos waren diese Papiere dem Diebe bei seinen gewiß ängstlich übereilten Operationen im Keller, im Augenblick des Hineinbringens in eine seiner Taschen entfallen. — Nun erklärte ich die Nachgrabungen, wenn man unser Wühlen im Kellermoder so nennen kann, zur nicht geringen Freude meiner Beamten für beendet, und wir begaben uns in meine Amtsstube, um durch Vergleich des einen Siegelabdrucks und durch Zusammensetzung der gefundenen Papierstückchen weiteren Anhalt zu gewinnen.

Nach der Specification des Gestohlenen befand sich darunter ein Brief des Kaufmanns S. W. zu Sch. mit 300 Thlr. an Kaufmann L. B. im Orte. Eine Rückfrage bei letzterem in discreter Weise und eine Vergleichung der Siegel an der dort anderweit von demselben Absender noch vorhandenen Correspondenz, stellte sofort außer Zweifel, daß das Siegel in der That ein Abdruck vom Petschaft jenes Kaufmanns sei. Ungleich mehr Umstände aber machte das Zusammenbringen der aufgefundenen Papierstückchen zu einem Ganzen oder zu einem größeren Theile. Sechs Stunden angestrengter Thätigkeit hatten nur folgendes Resultat.

Die in dem in Beschlag genommenen Papierpflock befindlichen Papierstückchen bildeten nahezu bis auf den untern Theil einen ganzen Brief, dessen Absendungsort man ahnen konnte. Andere Zusammenfügungen ließen eine Zahl in einem Briefe oder den Gegenstand desselben, oder doch den Zweck der Zusendung errathen. Im ganzen konnten, die Couvertstückchen mit eingerechnet, vielleicht fünf Anhaltspunkte dafür gewonnen sein, daß diese Papier- und Siegellackstückchen in der That von den gestohlenen 17 Briefen herrührten. Unter dem Ansuchen der größtmöglichen Geheimhaltung waren hiernächst alle diese winzigen Ueberführungsgegenstände an die betreffenden Polizeibehörden zur weiteren Feststellung unterwegs.

Während ich mir das Vorhandensein einer so großen Anzahl verrätherischer Gegenstände im Keller noch weiter in allerlei Art erklärte und auch dabei annahm, daß der Dieb die zerstückelten Couverts

und Briefschaften vielleicht zunächst im Torfgruse versteckt und, sich endlich sicher wähnend, einen Ueberrest unbeachtet gelassen habe, — sagte ich mir, daß auch im besten Falle, d. h. bei vollständiger Anerkennung der hervorgeholten Corpora delicti, noch immer kein hinreichender Grund zum directen Vorgehen gegen Bl. geboten sei und ich weiter vorbereitend operiren müsse.

Ermittelt hatte ich weiter, daß Bl. drei Vormundschaften mit Vermögensverwaltung führte. Die Namen der Mündel waren unter anderen Pauline, Ernst, Carl und Emilie Br . . . . ., Adolph, Laura und Conradin W . . . th. In den Vormundschaftsakten war nichts weiteres von Erheblichkeit zu ermitteln, dagegen waren auf der städtischen Sparkasse, deren Geschäftsbetrieb ein außerordentlich ausgebreiteter ist, am 10. und 11. resp. am 15. April 1850 für die ersten vier Geschwister je 1000 Thlr. = 4000 Thlr. und für die letzteren drei Geschwister je 1450 Thlr. = 4350 Thlr., zusammen also 8350 Thlr. eingezahlt. Der Einzahler war nicht bekannt; er wird nicht notirt. Da aber, wie nun beim Zurückgehen auf die Vormundschaftsakten festgestellt wurde, diese Einzahlungen dort keinen Boden hatten, so konnten die überdies dem gestohlenen Gesammtbetrage der 17 Briefe fast gleichkommenden obigen Einzahlungen ganz füglich die entwendeten Gelder sein. — Am 16. Mai 1852 vormittags waren davon 6900 Thlr. abgehoben. Nach sehr vielen Nachforschungen wurde endlich ermittelt, daß an demselben Vormittage 6900 Thlr. von Bl. zur ersten Hypothek auf das Bauergut des M . . . . . in Ch . . . . . . ausgeliehen werden.

Jetzt gab es nach dem Gesammtergebniß der Recherchen kaum noch einen Zweifel: Bl. war der Dieb. Es konnte oder mußte nach obigem, wenn meine Voraussetzungen ganz richtig sein sollten, noch ein Sparkassenbuch über 1450 Thlr. bei Bl. vorhanden sein.

Ich beschloß, mit einer Haussuchung vorzugehen und empfing glücklicher Weise, so zu sagen, schon auf dem Wege nach der Wohnung des so arg Verdächtigten die Antworten auf die Rückfragen an die auswärtigen Polizeibehörden. Der Siegelabdruck gehörte in der That zu einer Sendung der Handlung S. W.; auch wollte deren Inhaber aus der Papiergattung, welche zu dem Couvert verwendet gewesen, schließen können, daß die Sendung aus dem Jahre 1850 herstamme und daß das Siegel nach seinem Platze auf dem Couvert von einer Geldsendung herrühre. Wichtiger war aber das Anerkenntniß in Bezug auf den größtentheils aufgefundenen und zusammengestückelten Brief. In demselben waren in der That 1500 Thlr. von den beim zweiten Diebstahle gestohlenen 8860 Thlr. eingeschlossen gewesen. Nach den anderen Erwiderungen konnte eine größere oder mindere Wahrscheinlichkeit dafür angenommen werden, daß diese Papierstückchen zu einem oder dem anderen der noch entwendeten 16 Geldbriefe gehörten.

Auf dem Gange nach der Wohnung des Bl. hatte ich, in größtmöglicher Vorsicht, den Schlüssel aus dem Verbindungsthürschloß den Postbeamten vorgelegt, welche den Sachverhalt kennen mußten. Nach ihrer Versicherung war dies der angeblich verloren gegangene Schlüssel. —

Ich fand nun Bl. beim Morgenkaffee, den er in Gesellschaft seiner Frau, einer jungen schönen Dame, und eines kleinen allerliebsten Töchterchens einnahm, das ein sogenanntes Hörnchen in seine Milchtasse einstippte. Ein liebliches Familienbild, das Wohlstand und Friede zu erleuchten schien. Der Gedanke, daß dieses Glück in wenigen Augenblicken auf längere Zeit, vielleicht auf immer vernichtet werden, daß Schande und Jammer so zu sagen zu Thür und Fenstern im wilden Gedränge hineinstürmen sollten, machte mich beben. War nicht mein Eifer, waren nicht meine mit eiserner Consequenz verfolgten Voraussetzungen und Ermittelungen die Ursachen des Verderbens, welches hereinbrechen würde und — sagte mir die Stimme meines Mitleids — ist er nicht vielleicht doch unschuldig, sind Deine Annahmen vom Gegentheil nicht vielleicht nur innere Täuschungen? Da trat mir mein eidliches Gelöbniß als Beamter mahnend vor die Seele und kämpfte in weniger Zeit, als ich gebrauche, um vorstehende Zeilen über meine innere Erschütterung niederzuschreiben, mein Erbarmen und mein aus menschlicher Schwäche entsprungenes Zaudern nieder.

Bl. und dessen Frau kannten mich aus dem geselligen Leben. Dennoch rief mein Erscheinen Befangenheit hervor. Für mich lag darin kein besonderer Fingerzeig; ich schrieb sie lediglich der großen Anzahl übertriebener Erzählungen von meinen criminalistischen Erfolgen und zwar um so mehr zu, da Befangenheit mir jedes Mal, so oft ich in irgend eine Wohnung ungerufen eintrat, auch bei den Unschuldigsten begegnete.

Ich richtete, um diesen Eindruck zu zerstreuen, einige Worte an die Frau vom Hause, deren Unbefangenheit sofort wieder eintrat und für ihre Unschuld, für ihre Nichtwissenschaft zeugte. Hiernächst erst bat ich den Bl., mit mir amtlich ein paar Worte unter vier Augen zu wechseln. Ungeachtet seiner erkünstelten Ruhe sah ich ihn erbleichen und hörte, wie er zu seiner Frau mit unsichrer Stimme sagte: „Es wird wohl wegen der uns von unserm letzten Dienstmädchen entwendeten Sachen sein; ich bin gleich wieder bei Euch!" Allein kaum im Nebenzimmer angekommen, schwand bei ihm diese scheinbare Gelassenheit, und ich nahm wahr, daß er es sich zur Aufgabe gemacht, durch Unverschämtheit mir zu imponiren.

Ich hielt ihm zunächst den im Thürschloß der Verbindungsthür vorgefundenen Schlüssel mit der Frage vor, ob dies nicht der Schlüssel sei, welcher zur Zeit verloren gegangen, als er der Geldausgabeexpedition vorgestanden. Er antwortete auf meine Frage nicht, wechselte aber schnell hintereinander, in sichtlich innerer großer Aufregung, die Farbe. Auf meine hiernächst mit aller Schonung vorgetragene Darlegung des ferneren Zweckes meiner Anwesenheit brummte er zwischen den Zähnen: „Albernes Zeug, verrückter Polizist, der Kerl muß ins Narrenhaus." Als ich ihn nunmehr ersuchte, sich zu bemeistern, indem er seine Verantwortlichkeit durch die nutzlosen Schimpfreden, die von meinen Nebenbeamten in dem anstoßenden Zimmer — seiner Arbeitsstube — gehört würden, vergrößere, sprang er, wie wüthend, nach der Zwischenthür, verschloß dieselbe und steckte den Schlüssel ein. Ehe er aber auch nur Miene machen konnte, die andern beiden Ausgangsthüren zu verschließen, traten zwei meiner Beamten ein, und es öffnete der für alle Fälle vorsorglich mitgenommene Schlosser unter der Aufsicht des dritten Beamten die Verbindungsthür wiederum. Bl. stürzte nun, wie ein Besessener in seine Arbeitsstube hinein und postirte sich dort vor sein Cylinderbüreau. Die Aufregung, in die er sofort gerathen war, als wir beide allein waren, ließ mich besorgen, daß er von meinen Recherchen Kunde erhalten, jeden verdächtigenden Umstand daher beseitigt habe und daß die Nachsuchung demgemäß eine nutzlose, überdem aber eine noch immer von großer Verantwortlichkeit unzertrennliche sein würde. Seine Stellung vor dem Cylinderbüreau dagegen zerstreute augenblicklich diese Befürchtung und markirte gleichzeitig den Ort, wo zunächst nachzusuchen war. Diese Ereignisse hatten Unruhe in dem Hausstande hervorgerufen. Frau und Dienstmädchen waren herbeigeeilt, und Bl. hatte erstere gebeten, mit Thränen der Angst oder Wuth in den Augen, seine nächsten Freunde eiligst herbeizurufen, indem man ihm, „unter einem unsinnigen Vorwande", Gewalt anthun wolle. Mit Mühe war die arme, bedauernswerthe, unglückliche Frau, deren ganzes Wesen wie die reinste Unschuld sich auch jetzt darstellte, um sie aus der peinlichen Situation zu entfernen, nur zu bewegen, die Wünsche ihres Ehegatten zu erfüllen, während das Dienstpersonal seinen Verrichtungen zugewiesen wurde.

Alle Vorstellungen, daß die erfolglose Nachsuchung von seiner behaupteten Schuldlosigkeit das beste Zeugniß ablegen würde, waren ebenso fruchtlos, wie die Ermahnungen, daß Widerstand nutzlos sei. Ich hatte mir gelobt, nur im äußersten Falle irgendwelche Gewalt anwenden zu lassen, behielt daher mit meinen Beamten nur die Objecte im Auge und versuchte immer wieder durch ernste Vorstellung den Bl. von seinem Widerstande abzubringen. Alle diese Bestrebungen blieben aber völlig nutzlos. Der Widerstand schien mir jetzt noch bestimmter eine in der Ueberlegung des Bl. inzwischen bereits gereifte Absicht zu verfolgen, und ich verständigte mich unbemerkt dieserhalb mit meinen Beamten. Bl. blieb im düstern Brüten, stier vor sich hinstarrend, sitzen.

Seit meinem Eintritt in die Wohnung war etwa eine Stunde verflossen. Die unglückliche Frau war unterdes in ihren Bestrebungen, ihren Gatten gegen Gewaltthat zu schützen, nicht müßig gewesen. Nach einander trafen mehrere höchst achtbare Männer ein, die von den Thränen der hintergangenen Frau gerührt und von der Schuldlosigkeit des Bl. überzeugt, herbeigeeilt waren, um, wie sie sagten, in dessen und meinem Interesse womöglich eine Uebereilung zu verhüten, die, wie sie meinten, nur auf einen trügerischen Schein gegründet sein könnte. Unter den Fürsprechern waren Männer, die ich selbst werthschätzte, und dennoch mußte ich ihre Verwendung zurückweisen, ohne ihnen von der Sachlage etwas Näheres sagen zu dürfen. Sie

entfernten sich bis auf zwei, die intimsten Freunde des Bl. Als diese nach einer kleinen Weile sich auch anschickten fortzugehen, bat Bl. sie zu bleiben und erklärte nun, der Vornahme der Nachsuchung sich nicht weiter widersetzen zu wollen. Er schloß das Cylinderbüreau auf, zog die rechts und links befindlichen Schubladen hervor, kehrte sie um, so daß die darin liegenden Papiere heraus und zum Theil auf die Auszugplatte, zum Theil aber zur Erde fielen. Während nun meine Beamten und auch ich, anscheinend arglos, die Papiere von der Diele aufhoben und auf einen unweit stehenden Tisch legten, hatte Bl. mit staunenswerther Geschicklichkeit ein Geheimfach geöffnet, ein kleines Packet daraus entnommen und dem Kaufmann F...... zugesteckt. Ich bat letzteren um Auslieferung dieses Päckchens, Bl. protestirte dagegen mit der Behauptung, daß es Briefe seiner Frau aus der Zeit ihres Brautstandes seien, deren Einsicht einer argen Verletzung seiner Würde als Mensch gleich käme. F. verweigerte gleichfalls die Auslieferung, indem er sein Renommée einsetzte und sich verpflichten wollte, die Papiere in discreter Weise zu sichten und wenn darin etwas Verfängliches oder Verdächtiges wäre, diesen Theil auf Ehre und Gewissen, wie er sagte, zu überliefern. Nicht ohne Mühe gelang es mir endlich, den irregeleiteten Freund zur Herausgabe des Packets zu bewegen.

Das Aussehen dieser an sich winzigen Papiere hatte etwas Geheimnißvolles; sie waren fest mit einer seidenen Schnur zusammengebunden und schienen, wie man aus den abgerissenen Rändern hätte schließen mögen, bereits mehrfach unterwegs gewesen zu sein. Oben auf und unten, so wie der Umschlag an den Seiten, waren in der That Briefe von der Hand des Bl. und seiner Frau. Um die Umschnürung zu lösen, durfte nur das Band zerschnitten werden. Bl., welcher bisher wiederholt Versuche gemacht hatte, das Päckchen dem Beamten, der es hielt, zu entreißen, aber immer daran gehindert war, folgte mit einer sichtlich großen Angst jeder Bewegung bei der Oeffnung des Packets, entfärbte sich wiederholt und überzeugte mich, der ich behutsam operiren ließ, um nicht zartere Rücksichten etwa nutzlos zu verletzen, daß ich es nicht mit dergleichen, sondern vielmehr mit einem Gegenstande zu thun hatte, der eine directe Beziehung zu meinen Voraussetzungen haben mußte. Die zerschnittene Umschnürung zerfiel, und ich entnahm aus dem durch die Briefe gebildeten Umschlage zunächst das Sparkassenbuch auf 1450 Thlr. für Conradin W...th, die einen Theil der auf der städtischen Sparkasse hinterlegt gewesenen gestohlenen 8850 Thlr. ausmachten, ferner fand ich darin eine durch einen Brandfleck besonders kenntliche 500 Thlr. Banknote. Nach der Nummer und dem Brandfleck war dieselbe in einem der entwendeten 17 Briefe enthalten gewesen, durch Hinzurechnung ihres Betrages ward die Einlage von 8350 Thlr. auf der Sparkasse fast genau auf den Gesammtbetrag des Gestohlenen, nämlich 8860 Thlr. complettirt. Endlich fand ich einen Schuldschein des Gutsbesitzers D...... zu P..... über 3500 Thlr., ausgestellt am 1. Mai 1848. Dieser Schuldschein klärte den Verbleib des Betrages vom ersten Diebstahle, genau ebensoviel, seinerseits vollständig auf. — Außerdem wurde das Hypothekeninstrument über 6900 Thlr. und Pfandbriefe im Werthe von circa 2500 Thlr. in Beschlag genommen.

Die Ueberführungsbeweise waren vollständig, ich kannte überdem die Vermögensverhältnisse Bl.'s in Folge genauer Information vollständig; er besaß diese Gelder nicht redlich, er war es nach meiner vollen Ueberzeugung vielmehr, der beide Diebstähle verübt hatte.

Ich entfernte die beiden, ebenfalls arg in Bl.'s Charakter getäuschten Freunde, sie hatten indeß keine Ahnung von der rettungslosen Ueberführung desselben als Dieb. Dann ließ ich einen Wagen holen und fuhr mit dem Unglücklichen, der nun nicht mehr widerstrebte, nach meiner Amtsstube. Hier hielt ich ihm unter vier Augen zunächst alles Ermittelte im Zusammenhange wiederholt vor. Sechs Stunden, in denen er durchaus jede ihm angebotene Nahrung zurückwies, kämpfte er noch mit sich, dann legte er folgendes Geständniß ab:

„Wie Sie wissen," sagte er; „hatte ich früher die Geldausgabeexpedition, aus der ich 1849 in ein anderes Büreau versetzt wurde. Während meiner Verwaltung der Geldausgabeexpedition verlor ich durch Speculation in Eisenbahnactien mein elterliches Erbtheil von 2200 Thlr. nach und nach. Da mein Gehalt nicht ausreichte, um meine Ausgaben zu decken, kam ich auf den unglücklichen Gedanken, mir von den Werthsendungen einen Theil anzueignen. Ich erhielt aber plötzlich durch das Legat einer Tante 1300 Thlr. und verschob daher meine bösen Absichten auf die Zeit, wenn mein Geld alle sein oder ich in ein anderes Büreau versetzt sein würde, indem ich befürchtete, daß andernfalls der Verdacht auf mich zurückfallen oder mindestens ein Regreßanspruch mich treffen könnte. Den verloren gegangenen Schlüssel zum Schloß der Verbindungsthür hatte ich beiseite gebracht. Im März 1848 befand ich mich in Geldverlegenheit. Durch freiwillige Hilfsdienstleistungen in der Geldausgabeexpedition wußte ich, wo die Beamten den Schlüssel zum Kasten, in dem die Werthsendungen bis zum Austragen verwahrt wurden, versteckten. In der Nacht vom 20./21. schlich ich mich unbemerkt in die Expedition und entwendete daraus mit Anwendung meines Schlüssels und des fragl. vorgesuchten Schlüssels vom Geldkasten zwei Briefe mit zusammen 3500 Thlr., welche ich im nächsten Monat auf einer Urlaubsreise an den Gutsbesitzer D.... zu P.... auslieh.

„Der Postbote Kl..... hatte mich im Gebäude getroffen; er war aber angetrunken und argwöhnte nichts oder hatte die Begegnung mit mir vergessen. Zunächst nach dem Diebstahle trat eine große Vorsicht und Wachsamkeit ein, welche aber 1850 bereits wieder vollständig nachgelassen hatte. Die expedirenden Secretäre versteckten wieder den Schlüssel zum Geldverschluß im Büreau, und ich lernte abermals durch freiwillige Hilfsleistungen diesen Versteck kennen. Diesmal eignete ich mir in der Nacht vom 30./31. März 17 Briefe an, ich hatte mich von innen eingeschlossen und den Schlüssel im Schlosse steckend vergessen, als ich aus dem Fenster stieg. In dem Wirrwarr, den der Diebstahl am andern Morgen hervorrief, war diese Thatsache unbemerkt geblieben. Auch der erste die Ermittelung versuchende Criminalbeamte hatte sie nicht festgestellt. In der Furcht entdeckt zu werden warf ich, vor dem Hause, wo meine Wohnung war, angekommen, die 17 Geldbriefe, in mein Taschentuch eingebunden, durch das am Tage bereits zu diesem Zwecke von innen vorsorglich geöffnete Kellerfenster nach dem Keller. Dorthin begab ich mich am andern Morgen und versteckte die Briefe zunächst unter und dann in den dort befindlichen Kasten. Gleich am nächsten Morgen hatte ich sechs Briefe geöffnet, die Couverts und Schreiben im Keller in kleine Stücke zerrissen und nach der Küche mitgenommen, wo ich sie, die Köchin mit einem Auftrage unauffällig fortsendend, unbemerkt verbrannte. Am 6. April waren alle Briefe entleert und alle Couverts und Schreiben, so glaubte ich, vernichtet. Jetzt erinnere ich mich aber, daß mir ein kleiner davon zusammengepreßter Ballen im Keller entfallen war und daß ich ihn mit den Füßen durch Umwühlen des Torfgruses verscharrte. Ich wurde nämlich im Keller durch unser damaliges Dienstmädchen überrascht, und, indem sie mich abrief, am unverzüglichen Wiederauffinden verhindert. Später konnte ich, ungeachtet ängstlichen Suchens, diesen Papierball nicht wieder ermitteln. Endlich vergaß ich ihn ganz."

Im übrigen gestand Bl. den weitern Verlauf, die Unterbringung der Papiere auf der städtischen Sparkasse, die Abhebung von 6900 Thlr. und deren Ausleihung auf eine Hypothek genau so zu, wie ich diese Unternehmungen vorausgesetzt hatte.

Merkwürdig blieb bei dem ferneren Geständniß nur der Punkt in Bezug auf die mit einem Brandfleck gekennzeichnete 500 Thlr. Note. Bl. hatte erfahren, daß der Absender des einen entwendeten Briefes dieses Merkmal ganz besonders hervorgehoben hatte; auch in den öffentlichen amtlichen Aufrufen war davon die Rede. „Dennoch," sagte Bl., „konnte ich mich nicht entschließen, dieses verrätherische Werthpapier zu vernichten, hoffte vielmehr, später solches noch unbemerkt versilbern zu können."

Er wiederholte hiernächst alle seine Zugeständnisse vor dem Untersuchungsrichter, welchem er ungesäumt überliefert wurde, vollständig.

Psychologisch seltsam war, daß Bl. nach den beiden Diebstählen nicht mehr in Eisenbahnactien speculirte, sondern Capital und Zinsen sorgsamst und zwar so zusammenhielt, daß die Postkasse vollständig auch wegen der Zinsen von den gestohlenen Geldern entschädigt wurde.

In Bezug auf die unglückliche Frau, die mindestens das eingebrachte Gut für ihr Kind unverkürzt auch zurückerhalten konnte, hatte die Untersuchung klar herausgestellt, daß sie nichts von dem Verbrechen ihres Mannes wußte und also auch nicht die entfernteste Ahnung von dem sie bedrohenden Verderben hatte. Ihre Anverwandten nahmen sie zu sich.

Bl. wurde, da er vor dem Geschwornengericht seine Schuld in allen ihren Nebenumständen vollständig bekannte, unter Annahme von mildernden Umständen, zu langwieriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Er starb im dritten Jahre seiner Strafhaft. Die Zuversicht, daß ihm seine Frau das auch ihr angethane schwere Unrecht verzeihe, war sein beständiger Trost.

Pr.

Gottlieb Albert Methfessel.

Ein jüngstbeschlossenes Sängerleben.

Skizze von **Hermann Uhde.**

„Heute früh halb zwei Uhr verschied nach sechstägigem Krankenlager der Hofcapellmeister a. D. Dr. phil. Gottlieb Albert Methfessel. Diese Trauernachricht widmen seinen Freunden — die Hinterbliebenen. — Heckenbeck, 23. März 1869."

Mit diesen dürftigen Worten ward der Welt Kunde von dem Ableben eines großen musikalischen Genies, eines begabten Dichters, eines edlen Menschen.

Mich traf die Todesnachricht ganz unvorbereitet. Seitdem im vorigen Jahre — im August war es — uns die Kunde gekommen, Albert Methfessel sei vom Schlage getroffen, konnten wir zwar auf den Tod des hochbetagten Mannes gefaßt sein. Weil indessen über seinen Zustand nur Beruhigendes verlautete, gab man sich einer gewissen Zuversicht hin — da bringt ein Zeitungsblatt die obige Nachricht.

Seit vier Jahren hatte ich Methfessel nicht mehr gesehen, aber ich hatte ihm nahe gestanden als mehrjähriger, täglicher Vorleser (kein leichtes Amt, da man sich dem alten Herrn seiner Schwerhörigkeit halber nur mittels eines sehr sinnreich construirten Hörrohres verständlich machen konnte) und endlich als eine Art von Famulus, dessen der Hilflose oft gar sehr bedurfte. Sein Andenken war mir theuer geblieben wie das eines Vaters, und tief, tief erschütterte mich die Todeskunde.

Die Nachricht von Albert Methfessels Tode wird das deutsche Volk in seiner Masse kaum tief ergreifen. Die Lieder, die er sang, sind Eigenthum dieses Volkes geworden, unentreißbar, unvergänglich; aber ihr Schöpfer ist darüber vergessen. Wer, außer den Kunstgenossen, gedachte des zu Braunschweig seine Tage in stiller Gleichförmigkeit dahinlebenden Greises! Aber — „man lobt den Künstler dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt!"

Geboren ist Methfessel am 6. October 1784 zu Stadt-Ilm bei Rudolstadt; ein klein wenig klang der trauliche Dialect der thüringischen Heimat noch in seiner Sprache an. Sein Vater war Schullehrer und Cantor; wenn mir recht ist, hatte Albert zahlreiche Geschwister. Es war rührend, mit welcher Liebe und Verehrung

Digitized by Google

der Greis von seinem Vater sprach, der ihm den ersten Unterricht, auch in der Musik, ertheilt hatte, wie er dankbar noch nach soviel Decennien anerkannte, mit welcher Treue und Sorgfalt seine Ausbildung geleitet wurde. Und wenn es der ernste Vater auch an Strenge — wo sie geboten schien — nicht mangeln ließ: nie gebrauchte er Schläge als Züchtigungsmittel. Nur eine einzige Ohrfeige hat Albert Methfessel erhalten: als er mit einigen Schulkameraden auf dem Boden des elterlichen Hauses entdeckt wurde, wo die Knaben gemeinschaftlich aus einer heimlich ergatterten Pfeife rauchten, die mit Wein- und Hopfenblättern gestopft war. „Diese Ohrfeige," sagte Methfessel scherzend, „hat mir viel Geld eingetragen; Pfeife und „Tachtel" blieben bei mir stets in unzertrennlicher Ideenverbindung, so daß ich während meines ganzen späteren Lebens gegen das Rauchen einen nie zu tilgenden Horror empfand."

Als im Jahre 1801 der damals Siebenzehnjährige nach Rudolstadt gekommen, wurde die Landesfürstin bald auf seine Begabung, welche sich hauptsächlich in kleineren Compositionen documentirte, aufmerksam, und gewährte ihm die Mittel, in Leipzig und Dresden seine Studien zu vervollkommnen. 1810 kehrte der fertig Ausgebildete nach Rudolstadt zurück. Seine zu schönster Entfaltung gelangte Tenorstimme verschaffte ihm eine Anstellung als Hof- und Kammersänger; zugleich wurde ihm der Musikunterricht der fürstlichen Kinder übertragen.

Er besaß ein großes Talent für Improvisation; die Guitarre, dieses jetzt mit Unrecht so ganz „aus der Mode" gekommene Instrument, meisterlich spielend, erfreute er seine Freunde oft durch seine Fertigkeit, die kleinen Vorfälle des Tages sogleich in scherzhafte Reime zu kleiden und diese ansprechend in Musik zu setzen. Seine Unterhaltungsgabe, seine elegante Persönlichkeit bei seinem und gewandtem Auftreten, ließen ihn in den Hofcirkeln bald ganz heimisch werden.

Nun begann ein freies, heiteres Künstlerleben. Es wurde componirt, mit gleichgesinnten Freunden musicirt, und die herrliche Gegend wandernd durchstreift. Leicht wie der Vogel auf dem wirthbaren Zweige ließ man sich nieder, wo Ort und Menschen dazu einluden; Methfessel nahm die an einem Bande über seiner Schulter hängende Guitarre, und in fröhlichem Uebermuthe wurde gesungen und gescherzt.

Aber andere Töne noch, als die der flüchtigen Laune, wußte Methfessel anzuschlagen, und gerade diese waren es, welche einen begeisterten Widerhall in jeder deutschen Brust gefunden. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!" — „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang!" — „Stehe fest, o Vaterland!" und wie sie alle heißen, die vielen, herrlichen Schöpfungen seiner Muse: sie entstanden, gleich Webers „Leyer und Schwert", dem sie vollbürtig an die Seite treten, in den Sturm- und Drangjahren unseres Vaterlandes, 1813—15. Und als im Jahre 1810 unter Spohrs Leitung das erste Frankenhäuser Musikfest abgehalten wurde*), bei welchem Methfessel die Tenorsoli übernommen, rief bei einem Ausflug nach der Spitze des Kyffhäuserberges der jugendlich-begeisterte Freiheitssänger kühn dem Kaiser Barbarossa eine Mahnung zum baldigen Erwachen und zur endlichen Befreiung Deutschlands von dem schmählichen Joche der Fremdherrschaft zu.

Methfessels Kriegs- und Freiheitsgesänge, seine Commers- und Trinklieder („Bemooster Bursche zieh' ich aus." — „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen." — „Wohlauf noch getrunken, den funkelnden Wein" u. s. w. u. s. w.) hatten den Namen ihres Componisten bereits in alle deutschen Gauen getragen, als dieser im Jahre 1824 nach Hamburg ging, wo er mehrere Jahre hindurch als Gesanglehrer und Tondichter thätig war. Ein Jahr nach seiner Ankunft 1825, gründete er die erste Liedertafel für Männergesang in Norddeutschland. Dem unter der wärmsten Theilnahme der Hamburger bald kräftig emporblühenden Kindlein widmete er die sorgfältigste Pflege und behütete es liebevoll und treu, bis er im April 1832 einem Rufe als Hofcapellmeister an das mit dem Regierungsantritt des Herzogs Wilhelm neuorganisirte Hoftheater zu Braunschweig Folge leistete. Schon mehrere Jahre zuvor hatte ihn Carl Maria von Weber bei seinem Fortgange aus Prag für die Kapellmeisterstelle dieses Theaters, an seiner Statt, dringend empfohlen; das Engagement war indes aus äußeren Anlässen gescheitert.

In seiner neuen Stellung zu Braunschweig wußte sich Methfessel die Liebe und Achtung seiner Untergebenen in seltenem Maße zu erringen und zu erhalten. Er gehörte zu jenen Menschen, die keine Feinde haben, und die Betrübniß über seinen Rücktritt (1841), zu welchem sein immer mehr zunehmendes Gehörleiden den äußeren Anlaß bildete, war ungeheuchelt und allgemein. Die Braunschweiger Oper hatte sich während seiner Leitung glänzend entfaltet; die werthvollsten Werke der classischen und neueren Componisten wurden in würdiger Weise aufgeführt; und unter dem Künstlerpersonal finden wir die Frauen Fischer-Achten, Cornet; die Herren Cornet, Schmezer, und — die liebliche Emilie Lehmann, welche mit den Sympathien des Publikums bald auch das Herz des Kapellmeisters gefangen nahm, der sie am 23. April 1834 zum Altar führte. „Madame Methfessel" ist noch heute unvergessen, und ältere Theaterbesucher wissen von der frischen, wohlgeschulten Stimme, dem graziösen Spiel, der anmuthigen Erscheinung nicht genug zu rühmen.

Nach zwanzigjähriger Ehe starb Emilie Methfessel im Mai 1854; sie hinterließ dem schwergebeugten Gatten zwei Töchter, deren älteste mit dem Pastor Wirk zu Heckenbeck, einem braunschweigischen Dorfe unweit Gandersheim, verheirathet ist. In ihren Armen entschlief der Nestor der deutschen Tonkunst, nachdem er fast ein Jahr lang in dem stillen Dörfchen im Kreise seiner geliebten Kinder heiteren Geistes gelebt.

Von der Universität Jena war Methfessel zum Doctor der Philosophie ernannt; außerdem erfreute er sich zahlreicher Ehrendiplome und Ehrengeschenke. Namentlich zur Feier seines achtzigsten Geburtstags, 6. Oktober 1864, wo der Meister noch an das Dirigirpult trat, um — zum letzten Male! — den Taktstab zu schwingen, hatte man von allen Seiten gewetteifert, ihm Zeichen der Liebe und Verehrung darzubringen; sogar über das Weltmeer waren sie gekommen, dem Greise zur Genugthuung und Freude.

Noch bis in seine allerletzten Lebensjahre war der für seine Kunst Glühende mit neuen Compositionen, Arrangements früherer Arbeiten, Neuherausgabe seines Commersbuches u. s. w. beschäftigt. So sehr sein Ohrenleiden sich gesteigert hatte, — von Musik hörte er jeden Ton. Selbst mehrere Schritte vom Clavier entfernt, entging ihm nicht das leiseste Pianissimo, und unvergeßliche Stunden waren es, wenn der greise Meister durch freie Phantasieen auf dem Flügel die Gemüther andachtsvoll lauschender Freunde erhob, was er namentlich in der Abenddämmerung zu thun liebte.

Seiner nimmermüden Arbeitslust konnte selbst eine stetig zunehmende Augenschwäche keine Schranke setzen; und mit welchem Gleichmuth er diese trug, beweisen zwei seiner Briefe, welche mir zur Hand liegen, deren einer schließt: „Mir geht es, bis auf die Augen, noch immer ziemlich gut;" und der andere: „exceptis oculis bin ich vollkommen zufrieden und behaglich."

* * *

Am Nachmittage des 25. März d. J. wurden Methfessels sterbliche Reste auf dem kleinen Friedhofe zu Heckenbeck bestattet, still, ohne Prunk, wie der Entschlafene gelebt. Acht der angesehensten Dorfbewohner trugen den Sarg, welcher schlicht, aber sinnig mit Immergrün, Epheu und einem Lorbeerkranze geschmückt war. Das Grabgefolge bestand aus wenigen Personen; von auswärts war nur eine Deputation der Gandersheimer Liedertafel eingetroffen, deren Ehrenmitglied Methfessel gewesen. Der Herrscher der Töne wurde sang- und klanglos zur Gruft gesenkt, an der sein Schwiegersohn eine kurze Rede hielt.

Die Blüten seines Genius gehören der Welt: die Tiefe seines Gemüthes, die unerschöpfliche Kraft seiner Laune erschloß sich nur Näherstehenden. Wer zu diesen zählte, wird bestätigen, wie die von ihm einst unter sein Porträt geschriebenen Worte Wahrheit blieben:

„Jung oder alt,
Doch erst im Grabe — kalt!"

*) In Folge dessen an der Elbe, am Rhein, in Norddeutschland und der Schweiz sich Vereine zur Veranstaltung ähnlicher Feste bildeten.

Am Familientische.

Pädagogische Räthsel.

(Zu dem Bilde auf Seite 469.)

Wer mit der Jugend umgeht, weiß nur zu gut, wie viel Räthsel sie ihren Freunden und Erziehern täglich aufgibt, zu denen sich die Lösung in keinem Lehrbuch der Pädagogik findet. Liebevolle Beobachtung, unendlich viel Geduld und genaues Studium der verschiedenartigen Individualitäten sind da die einzig richtigen Führer; und auch sie lassen uns oft genug im Stich.

Wie leicht aber thun wir einem Kinde Unrecht, wenn wir uns von unserer Ungeduld oder unserem Aerger, oder auch von allgemeinen Erziehungsprincipien bei dieser oder jener Unart desselben leiten lassen?

Da steht ein Junge in der Ecke und ... mault. Scheu zu Boden — oder wie man solch Hinstarren nicht ungeschickt benannt hat — in ein Loch blickend, ist er gleichermaßen unempfindlich für Güte und Strenge, für freundliche Worte und Schläge. Nichts vermag ihn zum Sprechen zu bringen, nichts zum Gehorsam. Ich kannte einen Knaben, der zuletzt sich selbst überlassen — das oft zwei Stunden lang trieb. Was ist in einem solchen Falle zu thun?

Da ist ein anderer, etwas zaghafter Natur, nur mittelmäßig begabt, aber sonst normal sich entwickelnd. Er ist stets artig und gehorsam, arbeitet nach Kräften und erwidert die ihm von Eltern und Geschwistern bewiesene Liebe durch ein freundliches, zuvorkommendes Wesen. Eines Tages wird er um die Zeit, da er aus der Schule zurück sein soll, vermißt. Man wartet, dann schickt man zu dem Lehrer. Der Knabe ist pünktlich fortgegangen, auch hat er keine Strafe empfangen, noch welche verdient. Stunde um Stunde verrinnt, und mit ihr steigt die Besorgniß der Eltern, denn er kehrt nicht zurück, und alle Nachfragen bei Verwandten und Freunden sind völlig vergeblich. Die Polizei wird endlich in Kenntniß gesetzt, aber die Nacht vergeht — eine angstvolle Nacht — ohne daß irgend welche Nachricht von dem Verschwundenen eintrifft. Erst nach drei Tagen gelang es, seiner habhaft zu werden — mehrere Meilen von seinem Wohnort wurde er vagabondirend aufgefunden und zurückgeführt; mit der größten Liebe und Nachsicht empfangen, wußte er keinen stichhaltigen Grund für sein Fortlaufen anzugeben. Viele Jahre später, als es leider zu spät war, haben die Aerzte die Ursache in dem zu früh dahingeschiedenen Körper entdeckt; damals war es und blieb es allen Betheiligten ein Räthsel.

Weniger räthselhaft und doch immerhin auffällig ist die Abneigung vieler Kinder gegen gewisse Speisen. Wohlbereitet und lustig dampfend steht das Gericht auf dem Mittagstisch; Alt und Jung greifen wacker zu, nur einer oder eine — obgleich das viel seltner vorkommt — einer, der eben so hungrig zu Tische gekommen, als alle seine Geschwister, der sonst eben so tapfer beim Essen, oder, noch tapferer, als beim Arbeiten ist, verachtet die treffliche Speise, ist nur durch scharfes Gebot des Vaters zu bewegen, unter Thränen eine ganz kleine Portion herunterzuwürgen, und steht lieber hungrig vom Tische auf, als daß er mehr davon genießt.

Das ist schon manchem anderen räthselhaft vorgekommen, als unserm guten Meister auf Wieschebrinks lebensvollem Bilde; dem scheint das offenbar zum ersten Mal zu passiren, und noch dazu bei einem Lehrlinge! Während die Meistersfrau, im Begriffe, die Suppenschüssel fortzutragen, dem jungen Missethäter nur einen erstaunt zornigen Blick zuwirft, schaut er offenen Mundes denselben an und weiß gar nicht, was er zu einem solchen Verhalten sagen soll. Oder falls bereits einige Zornesworte dem entrüsteten Manne entschlüpft sind, so werden sie vermuthlich auch nicht gerade von ruhiger Ueberlegung und pädagogischem Verständniß zeugen.

Auf weitere Deutung der Scene verzichte ich; das Bild hat bis in seine allergeringfügigsten Einzelheiten etwas so Anziehendes und Fesselndes, daß mir kein Leser weiter folgen würde. Selbst was die Schüssel enthält, vor welcher der jugendliche Speiseverächter sitzt, will ich nicht sagen. Ein gewisser Jemand, der mit ihm viel Mitleid hegt und das Bild aufmerksam studirt hat, meint freilich: „Darin sind ja Bohnen, ich sehe es deutlich!“ aber das ist doch sehr unwahrscheinlich; vielleicht wird einer der Herren Söhne dieses oder jenes Lesers, je nach seinem Geschmacke, eine ganz andre Ansicht darüber haben!

R. K.

Aequinoctialstürme.

In den ersten Tagen des März dieses Jahres sind die Küsten des Mittelländischen Meeres von Stürmen heimgesucht worden, wie man sie seit Decennien nicht mehr erlebt hatte, und von allen Seiten kommen die Nachrichten über furchtbare Verwüstungen, welche das Unwetter angerichtet hat.

Besonders die afrikanische Küste ist der Schauplatz großer Verheerungen gewesen, nur die Rhede von Algier hat sicheren Schutz gewähren können; alle übrigen Hafenplätze, besonders aber der ziemlich bedeutende Hafen von Philippeville oder Stora, in der algerischen Provinz Constantin gelegen, haben sich als vollkommen schutzlos den diesjährigen Aequinoctialstürmen gegenüber erwiesen, die der seemännischen Bevölkerung des Landes noch lange in schmerzlicher Erinnerung bleiben werden.

Auf der Höhe von Philippeville begann das Unwetter in der Nacht des ersten März, wo schwarze Wetterwolken sich am Horizonte aufthürmten und der bald darauf losbrechende Nordwind alles vernichten zu wollen schien, was in seinen Weg trat. Die in der Nähe der Küste sich befindenden Schiffe, besonders die vom Sturme am meisten bedrohten kleineren Küstenfahrer suchten Schutz im Hafen von Philippeville, — der heute jedoch größere Gefahr bergen sollte, wie das offene Meer selbst.

Keine Ankerkette erwies sich stark genug, den furchtbaren Windstößen Stand zu halten, machtlos wurden die eng im Hafen zusammenliegenden Schiffe von den aufgeregten Wogen umher- und gegeneinandergeschleudert, und schon stieg die Gefahr für die vielen hunderte auf all den Schiffen befindlichen Mannschaften aufs höchste, schon sahen die klopfenden Herzens am Ufer harrenden Zuschauer eine schreckliche Katastrophe sich vorbereiten — da in der höchsten Gefahr ließ plötzlich der Sturm nach, das Meer fing an sich ein wenig zu beruhigen, und es gelang, die Mannschaften sämmtlicher Schiffe ans Land zu retten.

Ein Dampfboot der Messageries Impériales, der „Sinai“ benutzte ebenfalls diese Zeit, das offene Meer zu gewinnen, um nicht im Hafen an den Mauern und den andern Schiffen zu zerschmettern.

Ein furchtbarer Windstoß zeigte aber bald darauf, daß der Sturm mit größerer Macht zurückkehrte. Die rothe Flagge auf dem Gebäude des Hafencommando rief auch den letzten Mann von dem gefährlichen Elemente ans sichere Land, und nun brach wieder das Wetter los, schlimmer als zuvor, und wieder flogen und schlugen die Schiffe, die schnell ihrer letzten Ankerketten beraubt wurden, mit furchtbarem Krachen gegeneinander.

Da die Nacht pechschwarz und undurchdringlich war, konnte man während des Sturmes selbst nichts unterscheiden, und erst der Anbruch des nächsten Morgens zeigte die schrecklichen Verwüstungen, die im Hafen angerichtet waren.

Sämmtliche auf der Rhede von Philippeville ankernden Schiffe, 12 Kauffahrer und gegen 20 Fischerboote waren vernichtet, deren Trümmer, soweit das Auge blickte, die Wellen des Meeres und das Ufer bedeckten. Hunderttausende an Werth waren in wenigen Stunden hier verloren gegangen.

Wie furchtbar der Sturm und wie gewaltig die Kraft der Wellen gewesen, möge man noch ferner daraus ersehen, daß ein in der Nähe des Hafens an der Straße liegender ungeheurer Steinblock von 30 Cubikmeter,*) der noch aus der römischen Zeit herstammte und Jahrtausende lang Wind und Wogen getrotzt hat, aus seiner ursprünglichen Lage gerückt und zerbrochen ist!

Aber nicht nur das Mittelländische Meer, sondern auch das große Sandmeer, die Sahara, hat diesmal seine Aequinoctialstürme gehabt, über die ein französischer Officier, der mit seiner Colonne auf dem Marsche im Innern der Wüste, von Biskrah nach El Outaïa begriffen war, interessante Details erzählt.

Um 7 Uhr morgens am 3. März d. J. war die Colonne von Biskrah aufgebrochen und hatte, wenn auch durch heftige Wirbelwinde sehr behindert, doch bis gegen 9 Uhr den Marsch fortsetzen können.

Da aber mußten sie Halt machen, denn ein Sturm brach herein, der Menschen und Thier gleich verderblich zu werden drohte.

„Wir stellten uns,“ erzählte der Officier, „den Rücken nach der Windseite gewendet, zusammen und mußten so 1½ Stunden lang stehen bleiben, ohne daß es uns während dieser ganzen Zeit möglich gewesen wäre, uns umzusehen!“

Die Mannschaften suchten sich so viel als möglich durch ihre vorgehaltenen Tornister zu schützen, während die berittenen Officiere abgestiegen waren und die Köpfe hinter ihren Pferden verbargen. Diese armen Thiere, halb betäubt und vernichtet, gaben kaum noch ein Lebenszeichen von sich, außer wenn ihnen der feine und scharfe Kiessand zu stark über den Rücken peitschte und sie sich dann vor Schmerz schüttelten.

Vom Himmel und der Sonne war während dieser ganzen Zeit nichts zu sehen, ganze Viertelstunden lang konnte man seine Nachbarn in nächster Nähe nicht mehr erblicken.

Als die Colonne endlich den Marsch mühsam fortsetzen konnte, war eine Menge der Leute verschwunden, die erst gegen Abend in El Outaïa eintrafen, also den ganzen Tag zu dieser Route gebraucht hatten, die man sonst in wenigen Stunden zurücklegt.

Drei Soldaten fehlten abends beim Appell, und berittene Araber mußten ausgeschickt werden zu ihrer Aufsuchung.

Ein Kameel war außerdem todt geblieben, und fast sämmtliche Officiere und Soldaten trugen eine Augenkrankheit davon — kurz, die Colonne war vollständig marschunfähig geworden und mußte mehrere Tage in El Outaïa liegen bleiben, so wohl um sich von den Strapazen des ersten Sturmes zu erholen, als auch um den weiteren zu entgehen, die noch tagelang das Sandmeer der Sahara durchpeitschten.

A.

Wandernde Häuser in San Francisco.

Wer heutzutage einen Spaziergang durch die neuen Stadttheile von San Francisco macht, dem werden vor allem die inmitten der Straßen sich fortbewegenden Häuser auffallen. Alte, aus Holz gebaute Rumpelkasten sind es, oft mehrere Stockwerke hoch, die auf Walzen und vermittelst Hebel und Flaschenzüge langsam nach einem unbekannten Ziele befördert werden. Kommt eins dieser wandernden Gebäude an einem Hauptstraßenübergange vorbeispaziert, oder nimmt es seine Marschroute durch eine enge Quergasse, so erleidet dadurch die Passage von Fuhrwerken und Fußgängern begreiflicherweise eine höchst unangenehme Störung. Diese wandernden Häuser standen ursprünglich in den älteren Stadttheilen. Von dort wurden sie vertrieben, weil die Grundbesitzer neue Gebäude auf ihren werthvollen Bauplätzen errichten wollten, oder sie mußten einer Hauptstraße Platz machen, welche durch einen enggebauten Stadttheil breit und schön hindurchgeführt werden soll, wie es z. B. jetzt mit der Verlängerung der Montgomerystraße, des Hauptboulevards von San Francisco, geschieht.

Betrachtet man die wandernden Häuser genauer, die das in den Minenländern Nordamerikas ehrwürdige Alter von einem oder gar zwei

*) 1 Cubikmeter = 32,345 preuß. Cubikfuß.

Decennien unverkennbar zur Schau tragen, so erstaunt man zuerst über die rührende Liebe, welche die Bewohner der großen Goldstadt zu den alten Scharteken hegen, als wären sie heilige Vermächtnisse ruhmreicher Ahnen, die späten Geschlechtern hinterlassen werden sollen, oder als wollte man sie als eine Erinnerung an die gute alte Zeit der Zerstörung entreißen.

Aber in diesem Falle trügt der Schein. Es ist keineswegs fromme Liebe zu den väterlichen vier Wänden, die den San Franciscaner auszeichnet; die Dollars und Cents der Transportkosten werden von ihm wohl erwogen, ehe das Haus in Bewegung gesetzt wird, in dem er vielleicht Jahre lang gewohnt und von ungezählten Goldklumpen geträumt hat.

Statt wie in anderen Ländern und Städten die fortzuschaffenden Gebäude niederzureißen, versteigert man sie hier ganz und heil, und der meistbietende Käufer und Speculant in alten Häusern läßt sein kaum erst erworbenes Eigenthum sofort die Reise durch die Stadt nach den neuen an den äußersten Grenzen von San Francisco liegenden und verhältnißmäßig geringen Werth habenden Bauplätzen antreten. Dort wird er es oberflächlich renoviren und neu anmalen oder mit Kalk übertünchen lassen, den zahllos darin wohnhaften Schmarotzerthierchen den Aufenthalt in den alten Bretterwänden temporär verleiden und es an furchtsame Gemüther, die wegen der in der Goldstadt häufigen Erdbeben eine besondere Antipathie gegen hohe Steingebäude hegen, als erdbebensichere Villa für ein rundes Sümmchen vermiethen.

Ein so auf der Wanderung begriffenes Haus kommt aber in San Francisco schwer ganz zur Ruhe. Die Stadt vergrößert sich so rasch, daß das traulich abgelegene Plätzchen „draußen vorm Thor" (das Thor muß man sich hinzudenken), wohin der auf Erdbeben Speculirende seine Villa heute spazieren führt, schon binnen weniger Jahre ein Hauptgeschäftstheil der werdenden Weltstadt sein wird und sein Haus eine neue Reise aufs Land antreten muß. So lange die Nägel halten oder der Flammengott sich nicht des alten Hauses erbarmt hat, wird dieses sein unstätes Leben fortsetzen und alle paar Jahre nach jedesmal vollbrachtem Umzug als Ersatz dafür ein einigermaßen neues Kleid anziehen.

Theodor Kirchhoff.

Der „Nonpareil" als deutsches Küstenrettungsfloß.

Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, welche in einem sehr erfreulichen Wachsthum begriffen ist und sich jede Erfahrung auf dem Gebiete der Technik des Rettungswesens zu Nutze macht, dürfte — ehe die Monate der Seestürme und der fallenden Blätter wieder nahen — darauf bedacht sein, wenigstens etliche Küstenrettungsboote nach dem Muster des berühmten „Nonpareil" zu beschaffen, der jetzt seine Feuer- oder richtiger Wasserprobe nach den verschiedensten Richtungen hin bestanden. Der „Nonpareil", welcher der Hauptsache nach nur aus Kautschuck, Segeltuch und Tauwerk besteht und mit seiner ganzen Ausrüstung fünfmal weniger wiegt, als die leichtesten bisherigen seefähigen Boote, hat seine Seetüchtigkeit bereits durch seine vorjährige Fahrt von Amerika nach Europa auf das glänzendste an den Tag gelegt. Neuere Versuche mit ihm haben ferner dargethan, daß keine, wenn auch noch so bewegte See über seine Deckfläche schlägt, sondern daß er, vermöge seiner Leichtigkeit, stets auf den Spitzen der Wogenkämme bleibt. Er kann sich jeder Klippe und jedem Wrack nähern, da er vermöge seiner Elasticität unzerschellbar ist. Dabei bewahrt er seine Steuerfähigkeit in allen Lagen und läßt sich, weil er ohne Windfang ist, besser gegen Sturm und See rudern, als irgend ein anderes Fahrzeug. Seine wichtigsten Vorzüge bleiben aber neben seiner Wohlfeilheit und Handlichkeit die, daß er mit Leichtigkeit die Brandung überwindet und vermöge seines geringen Tiefgangs an Stellen gelangen kann, welche anderen Rettungsbooten keinen Zugang gestatten.

Was den Bau des „Nonpareil" anbetrifft, auf dem Capitän Meikes, ein Danziger von Geburt, mit zwei Gefährten von New-York nach Southampton fuhr, so wollen wir denselben unsern Lesern nach den Umrissen flüchtig skizziren. Kautschuck, Segeltuch und Tauwerk bilden, wie bereits erwähnt, den Hauptbestandtheil des Fahrzeuges. Sein einfaches hölzernes Gerüst nämlich wird von segeltuchüberkleideten Kautschuckcylindern von $2^1/_2$ Fuß Durchmesser und $^5/_6$ Zoll Wanddicke getragen. Die beiderseitig spitz zulaufenden Cylinder können durch den einfachsten Mechanismus mit Luft gefüllt werden und geben dann vermöge ihrer Elasticität jedem Anprall nach. Die Stücke des Deckgerüstes sind durch starke Taue untereinander und wiederum mit dem Segeltuch der Träger verbunden. Auf den mittlern Verbindungsplanken des Deckgerüstes ist ein Mast einzusetzen, und statt des Segels dient ein herabzulassendes bewegliches „Schwert". Ruderrollen und Steuerriemen sind ebenfalls sehr zweckmäßig angebracht. Ueberall auf dem Deck befinden sich Taue, daran sich bei der ungemeinen Beweglichkeit des Fahrzeugs im Sturm die Mannschaften halten. Das ganze Floß läßt sich, nachdem die Luft aus den Cylindern entfernt worden, zu einer Rolle von 9 Fuß Länge und circa 5 Fuß Durchmesser aufrollen, ist also ungemein handlich und transportabel.

Der Erfinder des Vélocipède.

Nicht nur für die Mitglieder der Vélocipèdeclubs und die Theilnehmer an den Vélocipèdewettrennen, sondern auch für alle übrigen Anhänger und Gegner der Laufmaschine dürfte es interessant sein, über den Erfinder derselben einiges zu vernehmen. — Karl von Drais, Sohn des 1830 verstorbenen wirklichen Geheimen Raths und Oberhofrichters in Mannheim, war eine so originelle Persönlichkeit, wie sie in dem Großherzogthum Baden und vielleicht noch weit darüber hinaus, sobald nicht wiederzufinden. Obgleich Großherzoglich badischer Forstmeister mischte er sich doch dergestalt in den Postdienst, namentlich was die Construction der Haupt- und Beichaisen anbetrifft, daß die Postvasallen Turn und Taxis einen vollständigen Umsturz des Postwesens durch ihn befürchteten. „Ich mache noch das Pferd vor dem Wagen überflüssig", schrieb er einer postalischen einflußreichen Persönlichkeit, aber die Antwort lautete: „Das wollen wir nicht, denn von den Pferden leben wir!" Die schweren Postwagen, wie sie besonders vor 1817 gebräuchlich, waren Drais ein Dorn im Auge. Er meinte, es sei auf die einfachste Weise zu bewirken, daß das fahrende Rad einen Theil der Zugkraft mitübernehme. Während er sich nun selbst daran machte, Wagen der verschiedensten Art zu construiren — meistens experimentirte er mit ausrangirten Postchaisen — gab er hier und da den Postillonen und Wagenmeistern, den Chaisen- und Kutschenfabrikanten vortreffliche Winke, und manche im Laufe der Zeit an den Phaetons vorgenommenen Verbesserungen, namentlich was ihre Beweglichkeit und Leichtigkeit anbetrifft, ist auf eine gute Idee des Forstmeisters von Drais zurückzuführen.

Der große Gedanke des forstmeisterlichen Wagenkünstlers, das Pferd vor dem Wagen überflüssig zu machen, schien mittlerweile immer mehr und mehr Körper zu bekommen. Er versuchte, einen Wagen „für eine Person" zu bauen, den kleine Windmühlenflügel bewegten und der durch einen „Abstellapparat" beliebig gehemmt werden konnte. Mit dem Wagen ließ sich auch wirklich fahren, wenn der Wind eine gewisse Stärke hatte; die Flügel konnten gestellt werden, wie die einer richtigen Windmühle; der Wagen legte sogar im Sturm eine Meile in einer Stunde zurück, war bei einem Orkan vielleicht gar nicht zu hemmen, aber die Sache hatte denn doch ihre äußerst schwache Seite. In Thälern und Mulden, wo gar kein Wind wehte, auf Waldwegen, wo vollends das Reich des Blasius zu Ende, bei vollkommener Windstille in der Ebene leistete die „Draisine" gar nichts. Und gar in den Städten, wer hätte die spielenden Flügel sich um die Ohren schnurren lassen, wenn es überhaupt möglich gewesen, mit der Winddraisine in den Straßen, wo der Zug aus allen Ecken pfeift, zu fahren!

Der Flügelwagen führte aber Herrn von Drais einen bedeutenden Schritt weiter. Er gedachte jetzt die bewegende Kraft den Füßen des Spaziergängers aufzubürden, erreichte aber leider das Wichtigste nicht, nämlich daß die Anstrengung bei diesem Fahren geringer sei, als das Gehen selbst. Wenn damals Drais zugleich an ein ehernes Gleis gedacht, das mit geringen Kosten, da der Unterbau nicht theuer war, aus dem Centrum Mannheims nach einem benachbarten vielbesuchten Vergnügungsort gezogen und mit seinen Laufmaschinen befahren werden konnte, so hätte diese Draisinenbahn eine wichtige Rolle in der Geschichte der Eisenbahnen spielen können, und wir würden vielleicht zwei Decennien hindurch (von 1815—1835, wo die erste deutsche mit einer Locomotive befahrene Strecke Nürnberg-Fürth eröffnet wurde) Bahnen gekannt haben, auf denen jeder Bremser seinen Waggon durch ein Tretwerk bewegte. Die 1835 auf deutschem Boden beginnende Dampfära drängte aber Herrn von Drais und seine Wagenkünsteleien in den Hintergrund.

Während Drais mit vier oder drei Rädern, aber dafür auch um so sicherer und bequemer fuhr, brachte der Engländer Knight, oder der Drais in höherer Potenz, bekanntlich jene Fahrmaschine mit zwei hintereinanderlaufenden Rädern auf den Markt, die als Vélocipède plötzlich so viele Trottoire unsicher machte. Ein Gestell verband die beiden Räder, und auf ihm war ein Sattel angebracht, vor dem ein Bügel stand, darauf die Arme ruhten. Vor dem Bügel ging ein mit einem Querstabe versehener Schenkel in die Höhe, mit welchem gelenkt wurde. Das Vélocipède war bald in jeder größern oder kleinern Stadt wenigstens in einem Exemplar zu finden. Es zeigte sich oft urplötzlich an einer Straßenecke oder in einem Hofe. Die Menschen drängten sich in Knäueln heran, mancher sah etwas, mancher glaubte, etwas gesehen zu haben. Der Gelehrte ließ vor Schreck seine Feder fallen, denn über seinem Arbeitscabinet rollte und polterte es über den Plafond hin; er hatte keine Ahnung davon, daß da oben auf dem glatten Parket mitternächtige Fahrstudien gemacht wurden. Nirgends war man vor dem Vélocipède sicher. Wollte man es aber ganz entschieden meiden, ganz bestimmt nicht sehen und nicht hören, so mußte man kothige, holperige oder ansteigende Wege aufsuchen. Die Arbeit der Beine und namentlich die Unsicherheit im Sattel ist aber noch in diesem Augenblicke bei dem verbesserten Knightschen Vélocipède so bedeutend, daß dieses ephemere Modefuhrwerk, das sich auch schon in der Spielart des Wasservélocipèdes zeigt, von der echten Draisine tief in den Schatten gestellt wird. Allen Technikern jedoch, die wie Drais und der Verfasser dieses dafür sind, daß das Pferd vor dem einsitzigen Spazierwagen überflüssig gemacht werde, ist es anzuempfehlen, die alte Draisine zu vervollkommnen. Das schaukelnde unsichere zweiräderige Vélocipède ist dem baldigen Untergange nahe, und alle Vélocipèdewettrennen, die von den Fabrikanten in Scene gesetzt werden, können das moderne Fuhrwerk nicht aufkommen lassen.

Inhalt: Karin von Schweden. (Forts.) Novelle von Wilhelm Jensen. — Ein Gang durch die Bremer Cigarrenindustrie. Von A. Lammers. — Aus der Criminalpraxis. IV. Zwei verhängnißvolle Diebstähle. — Ein jüngstbeschlossenes Sängerleben. Von Hermann Uhde. Mit Methfessels Porträt. — Am Familientische: Pädagogische Räthsel. Zu dem Bilde: Ein verschmähtes Mittagsbrot. Von F. Wieschebrink.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Mai 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 31.**

Karin von Schweden.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Der König schritt die mit Teppichen belegte Treppe an der Seite seines Wirthes empor, sein Gefolge drängte ihm nach. Doch auf der fünften Stufe wandte Christiern sich um.

„Der König von Schweden ist sicher in Gustav Stenbocks Hause," sagte er zurückblickend, „und bedarf keiner Wachen. Wähle zwölf Ritter aus, die uns begleiten, Hauptmann Torben, die übrigen mögen drunten übernachten. Komm, Stenbock; wir tragen Erwartung, die Rose zu sehen, die wir morgen in Rosens Hand legen werden."

Und König Christiern lachte abermals. Bei den ersten Worten desselben war Stenbock noch einmal weißer als die Wand geworden, neben der er stand, und es fehlte wenig, daß sein Fuß die Stufe verfehlt und er auf die auserwählten, nachfolgenden Ritter zurückgetaumelt wäre. Nun schritt er mit seinem Gaste weiter. Er führte denselben mit seinem Gefolge in die Säle des linken Flügels, wo Brita Stenbock ihn bewillkommnete. Sie stand hochaufgerichtet in der Mitte des ersten Zimmers und erwartete die Herankommenden.

„Stehe ich vor König Christiern von Schweden?" fragte sie mit fester Stimme.

Stenbock bejahte; zum erstenmal verriethen die unbeweglichen Züge Christierns Ueberraschung. Er wußte, daß er vor der Frau stand, welche die unversöhnlichste Feindin Dänemarks gewesen, von der er geglaubt, daß sie weit eher dem Beil des Henkers als ihm den Nacken beugen werde. Ein flüchtiger Strahl wirklicher Freude überzuckte das finstere Gesicht des Königs, wie Brita Stenbock fortfuhr:

„Seid mir willkommen, König Christiern. Ich danke Euch im Namen meines Vaterlandes, denn ich hoffe, Euer Verweilen in diesem Hause wird Schweden zum Heil gereichen."

Brita Stenbock erbleichte nicht und stockte nicht, wie sie es sprach. Unbeweglich das graue Haupt erhoben und die Augen fest vor sich hin gerichtet, stand sie, nachdem sie sich tief verneigt, und wartete auf die Hand des Königs, der in sichtbarer Verwirrung die ihre faßte und sie zu Häupten des langen Banquettisches im anstoßenden Saale geleitete, wo sie sich auf den Sessel neben ihm niederließ und durch die Mittheilungen hinter ihr stehender Diener den Obliegenheiten einer Wirthin so sicher nachkam, als ob ihre Augen alles zu übersehen vermocht hätten. Man gewahrte es an der Genauigkeit, mit der die Blinde die Würde ihres Hauses aufrechterhielt, daß es eine ungewöhnliche Frau sein mußte; es war, als fühle sie, daß der Blick ihres Nachbars forschend auf ihrem Gesicht ruhe. Nun erhob König Christiern seinen goldenen Pokal zum Gruß und stieß ihn wider den Becher seiner Wirthin, der ihm, mit fester Hand geführt, in der Mitte begegnete.

„Auf das Wohl dieses Hauses!" sagte er und trank.

„Auf das Wohl Schwedens!" versetzte Brita Stenbock, indem sie ihren Becher bis zur Neige leerte und sich ruhig zurücksetzte.

Der Lichterglanz an den Wänden strahlte von dem schweren silbernen Geschirr wieder, das den Tisch bedeckte; er funkelte zurück aus dem rothen Wein, ein Duft köstlich bereiteter Speisen, die so eben aufgetragen wurden, begann den Saal zu erfüllen. In dem Blick des Königs lag Zufriedenheit, obwohl seine Augen suchend umhergingen. Allmählich jedoch mischte sich ein Zug von Ungeduld hinein, und er wandte sich zu seiner Nachbarin und fragte:

„Und die Rose des Festes, zu dem wir uns geladen, wo bleibt sie? Mich däucht, ich sehe dort unten zwei erwartungsvolle Augen, die mit noch größerem Recht denn ich die Frage stellen —"

Er machte eine Handbewegung gegen Gustav Rosen hinüber, der stumm in der Mitte des Tisches saß und für alles, was um ihn her vorging, blind und taub zu sein schien. Der Jüngling hatte, sobald er sich von der Seite Christierns loszumachen vermocht, die Geliebte gesucht. Er war durch alle Zimmer des ganzen Schlosses geeilt, ohne sie zu finden. Jedermann hatte sie noch eben im Hause gesehen, doch niemand wußte, wo sie geblieben. In tiefsinniges Grübeln versunken saß Rosen und bemerkte nichts von der Geste des Königs. Allein im selben Augenblick sprang er glückstrahlend auf, denn die Vermißte erschien auf der Schwelle der Thür ihm gegenüber.

Karin war noch immer etwas bleich, doch in dem röthlichen Licht der Fackeln hob es fast ihre Schönheit noch. Sie trug ein weißes, schwer nachschleppendes Kleid, das mit dem blauen Gürtel, der es über

den Hüften umschloß, die Farben Schwedens bildete. Das Haar lag in sonniger Fülle auf den entblößten Schultern — es war ein unsagbar lieblicher und zugleich königlicher Anblick, wie das Mädchen in dem vollen Schein des Lichtes hereintrat. Ueberrascht wandten sich alle Augen auf sie; jede Hand, die den Becher erhoben, um ihn an die Lippen zu führen, fiel unwillkürlich zurück.

Doch nur zwei Theilnehmer an dem Banquet sprangen von ihren Sitzen auf, Gustav Rosen und König Christiern von Schweden. Karin befand sich dem letzteren näher, und dieser erreichte sie deshalb zuerst. Er rief ihr zu:

„Wahrhaftig, Rose vom Trollhätta, Dich braucht man nicht zu nennen, und Du bist des Hochverraths schuldig für jede Minute, die Du Dich unserm Blick entzogen. Zur Strafe scheiden wir Dich heute Abend von Deinem Bräutigam. Die Königin von Schweden weilt nicht auf dem Platz, der ihr neben uns zusteht, und nach ihr bist Du die nächste, der er gebührt. Komm, Jungfrau, und wir fordern Euch auf, unserm Beispiel zu folgen und die Königin dieses Abends zu begrüßen."

Er faßte die Hand des Mädchens und führte sie wie eine Fürstin auf den Sitz zu seiner Rechten.

Nur mit einem schnellen, grüßenden Blick traf Karins Auge das ihres Verlobten, dann ließ sie sich mit stolzer Würde, einer wirklichen Königin gleich, an der Seite Christierns nieder, der neben ihr stehend den Pokal auf ihr Wohl leerte. Die Ritter seines Gefolges thaten dasselbe und neigten sich tief vor der Tochter des Hauses; in dem Blick des Königs, der unausgesetzt auf ihr verweilte, lag etwas, das sie veranlaßte, die Stirn tiefer vor ihr zu bücken, als sie es vielleicht vor der wirklichen Königin von Schweden drüben im Schloß zu Kopenhagen gethan hätten. Oft traute Rosen seinen Augen nicht. War das dieselbe Karin, die um der Knechtschaft ihres Vaterlandes willen ihre Liebe vergessen konnte? Es waren dieselben anderen Augen, die er fürchtete, die nichts von Gustav Rosen wußten, und die doch jetzt an jeder Bewegung König Christierns hingen. Sie lächelte ihm zu, und er trank den Wein, den sie ihm kredenzt.

„Sie ist schöner als das Täubchen von Amsterdam war — sie wird Schweden Glück bringen," raunten sich die Ritter verstohlen beim Becherklang zu.

Hatte Karin Stenbock nur einen Weg mehr zum Heile Schwedens gesehen und ihn eingeschlagen — den Weg, den einst Esther, die Tochter Judas zum Throne des Perserkönigs ging? Dann magst Du ein starkes Weib sein, Karin Stenbock, und die Nachwelt Dich bewundern, vielleicht Dich preisen. Aber Deine Liebe war falsch, und Dein Herz ist werthlos — —

Halt inne auf dem Weg, Karin! Du zitterst noch, und Dein Auge sucht noch oft, wie von plötzlicher Angst überfallen, den Blick Deines Vaters. Ist er es, der Dich verkauft hat für Schwedens Wohl? dessen unbewegliches Auge der Tochter Muth einspricht, sich die Bahn zu eröffnen, die zum Verrath an Gustav Rosen führt?

Es war eine lustige Nacht, wie Torpa sie lange nicht, vielleicht niemals gesehen. König Christiern war im gewöhnlichen Leben enthaltsam, fast nüchtern; seit dem Blutbade zu Stockholm trank er keinen Wein mehr, den ihm nicht ein anderer zuvor kredenzt. Doch an der Seite Karins schwand sein Argwohn, und er leerte jeden Trunk, den ihre weiße Hand in seinen Pokal füllte. Seine Augen hingen an ihrem Antlitz; der Wein bemächtigte sich seiner Zunge, daß er nicht mehr zu flüstern vermochte, sondern so laut sprach, daß Brita Stenbock jedes der an ihre Tochter gerichteten Worte vernehmen mußte. Doch auch sie saß unbeweglich, gleich ihrem Gatten, wie ein Ahnenbild auf dem kunstreich geschnitzten Sessel. Auch Gustav Rosen füllte oft seinen Becher aus der hohen Silberkanne vor ihm und trank ihn hastig aus. Er suchte jeden Gedanken zu fliehen, sich zu betäuben. Mitternacht war vorüber, der König schien aufbrechen zu wollen und dennoch wieder zu zaudern. Sein Arm lag auf der Sessellehne Karins, er öffnete die Lippen und schloß sie wieder.

„Schöne Karin," sagte er endlich so leise, als er es vermochte, „es ist Zeit, daß wir scheiden. Aber ehe der Tag wieder anbricht, muß ich noch mit Dir reden. Willst Du mich erwarten? Sonst lasse ich aufsatteln, jetzt, sogleich, und reite davon, und ein anderer mag Dich zum Altar führen — wenn ich es dulde. Antworte nicht, trinke mir ein Ja zu, wenn Du mich erwartest."

Diesmal hatte der König so leise gesprochen, daß niemand die Worte vernommen, als die, der sie galten. Karin erhob den Becher, doch ihre Hand zitterte, daß der Wein wie Blut den Tisch überfloß, und ihre Augen gingen irr an Christiern vorbei zu ihrem Vater.

„Muth!" sagte Stenbocks unbeweglicher Blick, „Muth!"

Und Karin stieß den Becher wider den des Königs und trank.

„Laß Sorge tragen," flüsterte er, „daß meine Begleiter so untergebracht werden, daß uns niemand zu gewahren und zu stören vermag. Ich habe lange mit Dir zu reden, Karin —"

Die Kraft des Mädchens war erschöpft, ihr Kopf fiel haltlos gegen die Stuhllehne zurück. Der König erhob sich.

„Unsere Königin ist ermüdet," sagte er mit lauter Stimme, noch einmal den Becher füllend, „wir trinken dies auf die Träume ihrer Nacht."

Noch einmal klirrten die Goldpokale über der Tafelrunde, und die Höflinge neigten sich tief vor der neuen Maisonne, die um Mitternacht unerwartet vor ihren Blicken emporgestiegen. Dann schickten sie sich an, dem König zu folgen, doch er hielt sie mit einer Handbewegung zurück:

„Wir bedürfen keiner Wächter heute Nacht, Hauptmann Torben, und wünschen ungestört zu ruhen. Unser gastfreier Wirth hat sicherlich Sorge getragen, daß auch Ihr Euch auf gutem Lager von seinen trefflichen Weinen erholen könnt. Wir danken Dir, Stenbock; wir sind zufrieden. Rosen wird verstatten, daß wir auch an unserer Wirthin Gastrecht üben und nach altem Brauch ihr unsern Dank abtragen."

Er schlang bei den letzten Worten den Arm um Karins Nacken und küßte ihre Stirn. „In einer Stunde," raunte er ihr zu.

Der angstvolle Kampf, den Esther gekämpft, war überwunden. „In einer Stunde," wiederholte sie leise aber fest.

* * *

Nun ist alles still auf Schloß Torpa. Die Nacht liegt über Schweden, nur die Schatten der Wolken, die an der Mondscheibe vorüber ziehen, jagen über die Schlachtfelder von Falköping und Bogesund, und nur die Wellen des Mälar murmeln an der verödeten Schloßtreppe zu Stockholm und suchen die letzten Blutflecken von ihren Granitquadern zu spülen. Wie ein Frühlingsgruß geht es von ihnen gen Westen; die Wasser des Hjelmarsees hören ihn und rauschen ihn weiter über den unabsehbaren Spiegel des Wenersees. Dann donnert der Trollhätta es in die Tiefe hinab: „Der Frühling kommt!"

Auch die Dohlen Karins haben es vernommen und feiern die mondhelle Maiennacht. Sie mögen sich vor den glänzenden Hellebarden fürchten, die das Gehöft und den Garten um Torpa füllen, daß kein Schatten in Erd und Luft unbemerkt dem königlichen Ruhelager zu nahen vermöchte und sammeln sich an dem einsamen Uferrand des Trollhätta. Noch hat die Maisonne eines Tags nicht über den Schnee gesiegt, der die Felsenhügel mit weißer Decke überzieht und man sieht die schwarzen Gestalten sich deutlich auf ihnen bewegen. Sie scheinen lautlos, doch es ist möglich, daß nur das Getöse des Wasserfalls ihr Geräusch überhallt. So klar ist die Nacht, daß man sie zählen kann, wie sie über die Götaelf oberhalb des Sturzes daherkamen. Vierzig gerade sind's, und wie sie den Fluß überschreiten, wenden sie sich stromab etwas den Hügel hinan, und dann schlüpfen sie plötzlich, einer nach dem andern in die Erde hinein, wo sie ihre Felsenlöcher haben müssen, und sind, wie vom Wind zerstiebt, aus dem beglänzten Thal verschwunden.

Nur die Schritte der auf und ab wandernden Wachen hallen durch die Ruhe, in der Torpa liegt; in dem weiten Gebäude, dessen Lampe und Fackeln alle erloschen sind, ist es still. Droben im zweiten Stockwerk schlafen Hauptmann Torben und seine Gefährten auf weichem Lager; der Wein Stenbocks hat sie fest darauf niedergeworfen, und keiner von ihnen hört das Brausen des Trollhätta mehr, das meilenweit vernehmlich durch die Nacht ertönt.

Im matterleuchteten, hohen Gemach auf kostbar verziertem Sessel sitzt König Christiern der Zweite. Er hat sich einen Augenblick auf das seidene Himmelbett geworfen, über dem eine große, schwervergoldete Krone glänzt, doch die Unruhe, die Erwartung hat ihn nach wenigen Minuten wieder aufgetrieben. Er blickt mit starren Augen auf die purpurnen Fenstervorhänge, die im Schimmer der Nachtlampe wie breite, blutige Streifen vom Plafond bis zur Erde niederwallen. Sie bewegen sich leise in der Zugluft des Fensters, das der König, um die erhitzte Stirn zu kühlen, geöffnet, daß es aussieht, als fließe das Blut langsam von den Wänden herab.

Seit dem Herbst des vorigen Jahres ist der Beherrscher der drei nordischen Reiche furchtsam und abergläubisch — die rothe Farbe erregt ihm Grauen — und er springt von dem Sessel auf und starrt halb vorgebückt und unbeweglich auf die wehenden Gardinen —

Nein — er denkt nicht an die blutigen Köpfe, die drüben zu Stockholm im Herbst vor seine Füße gerollt sind, in diesem Augenblick nicht, ein stärkerer Reiz hält seine Furcht gebändigt. Vor seiner Phantasie steht ein anderer Kopf, dessen goldblondes Haar über weiße Schultern herabfällt.

Du hast Deinen Zweck erreicht, Esther. In einer Stunde bist Du die Herrin des düsteren Beherrschers Deines Vaterlandes, und Schwedens Heil, nach dem Deine Augen, die anderen Augen, lange vergeblich gesonnen, liegt in Deiner weißen Hand —

Denkt auch sie es, wie sie, diese Hand auf die Brust drückend, drüben in ihrem Zimmer steht?

Karins Antlitz ist noch ebenso bleich, wie es zuletzt auf dem Stuhl an der Seite Christierns gewesen. Doch sie zittert nicht mehr, auch sie horcht erwartungsvoll durch die Todtenstille des Hauses. Nun kommt ein leiser, vorsichtiger Schritt, nur das gespannteste Ohr kann ihn bei der völligen Lautlosigkeit der Nacht vernehmen. Doch er kommt nicht von dem Gang, sondern durch das Nebenzimmer und hält an der Thür inne, durch deren Oeffnung Gustav Folkung im vorigen Jahre ungesehen Brita Stenbock erblickt. Ein fast unmerkliches Pochen, und Karin schiebt eilig geräuschlos den Riegel zurück und öffnet. Dann haben Gustav Rosens Arme sie umschlungen und seine Lippen stammeln: „Du hättest mich wahnsinnig gemacht, Karin, wenn Du mir nicht zugeflüstert, daß Du mich heut Abend noch erwartetest. Nach einem Monat ruheloser Tage und Nächte ferne von Dir komme ich zurück, um Dich lange Stunden fern von mir zu sehen, nichts als zu sehen, ohne einen Gruß, ohne einen Blick von Dir —"

Seine Stimme klang lauter vor Erregung; das Mädchen entrang sich seinen Armen und schloß ihm ängstlich die Lippen mit der Hand. „Still," flüsterte sie; ihre Augen gingen an ihm vorbei auf die Hinterthür und sie neigte die Lippen dicht an sein Ohr und hauchte: „In wenig Minuten wird König Christiern durch die Thür kommen und mich suchen. Ich fürchte mich vor ihm, deshalb habe ich Dich gerufen. Du bist ja mein sicherster Schutz und mußt im Nebenzimmer warten, Gustav. Es sollte alles anders sein, und die Mutter hatte mir befohlen, Dir nichts zu sagen; doch der ganze Hof und der Garten ist voll von Bewaffneten, und alles ist verändert. Ich hätte es nicht gekonnt, wenn ich nicht gewußt, daß Du bei mir sein würdest."

Der Jüngling starrte sie sprachlos an, die Gedanken verließen ihn, er verstand nicht, was sie sprach. Noch fester legte sie die Lippen an sein Ohr und flüsterte eilige Worte, daß er entsetzt zurücktaumelte und mit der Hand an die Stirn griff.

„Hier — wohin ich ihn geführt, wo meine Ehre verpfändet ist — unmöglich — niemals!" stotterte er athemlos.

Karins blaue Augen ruhten mit fast dunklem Glanz auf seinem Gesicht. „Gustav," sagte sie mit bebender Stimme, „bist Du kein Schwede? Nur einem Schweden kann ich diese Hand reichen —"

Er sah sie verstört, verzweiflungsvoll an. — „Die Zeit verrinnt, der König kann in jeder Secunde sein Zimmer verlassen," fuhr sie hastig fort. „Der Schimmer seines Lichtes, der durch den Gang fällt, ist das Zeichen für Gustav Folkung —"

Sie brach ab und horchte hinaus; ihre Augen, von Rosens Gesicht abgewandt, sahen den irrsinnigen Ausdruck nicht, der plötzlich seine Züge überlief. Nur ein Funke hatte noch in seine keuchende, betäubte Brust zu fallen gebraucht, und Karin hatte ihn hineingeworfen, den Namen, der das blinde, zweiköpfige Ungethüm in seinem Herzen packte und es siegreich herausriß —

„Gustav Folkung!" lachte der Jüngling schallend auf: „kommt er, um Dich zu holen? — Gustav Folkung!"

Und er warf besinnungslos Karin, die ihm nacheilte, zur Seite und stürzte fort — auf die Hinterthür zu, die er hastig aufriß.

Da weckte der Schall seiner Stimme, der dröhnende Schritt seines eilenden Fußes ein Echo in der Tiefe des Ganges, wo er zur Treppe nach der Gartenseite des Schlosses hinabführt. Ein Gemurmel kommt herauf, es muß sich da drunten etwas verwirrt durcheinander bewegen. Es ruft: „Verrath!" und „Zurück!", doch eine feste Stimme übertönt es und befiehlt: „Vorwärts!"

Das sind die Dohlen Karins. Sie sind in die Erde gekrochen und kommen aus der Erde wieder herauf. Keine will der andern den Vortritt lassen, zusammengedrängt stürmen sie vorwärts durch den engen Gang —

Eine Secunde noch, und sie werden den Mann, der im langen Hausgewand, sein Licht mit der Hand blendend, daherkommt, von seinem Rückweg abgeschnitten haben. König Christierns fiebernde Sinne vernehmen nichts; er schreitet vorwärts —

Da stürzt Gustav Rosen ihm, einem Irrsinnigen gleich, entgegen und packt seinen Arm. Er schreit: „Rettet Euch!" und zieht ihn mit sich fort auf das Gemach zu, das der König verlassen. „Ihr seid verrathen! Gustav Wasa ist durch einen unterirdischen Gang vom Trollhätta her ins Schloß gedrungen!"

Das sind keine Dohlen, die alle Gänge erfüllen. Das sind die herkulischen Gestalten der Dalekarlen, deren jede den Beherrscher der nordischen Reiche auf ihren Händen wie ein Kind fortzutragen vermöchte. Gustav Stenbock dient ihnen als Führer, und sie stürmen heran. Der Plan ist mißglückt; jetzt handelt es sich nicht mehr um Stille, sondern um Schnelligkeit.

„Wo ist der Tyrann?"

Sie haben Karin, die ihrem Bräutigam nachgeeilt ist, erreicht und sie deutet den Weg. In ihren Augen ist jeder Strahl erloschen, der an den Blick erinnert, den jener liebt. Mit zorn- und verachtungbebenden Lippen ruft sie: „Er flieht in sein Zimmer — Gustav Rosen hat uns verrathen!"

Ein wilder Fluch dringt von den Lippen des vordersten, und Gustav Folkung stürzt mit dem Schwerte in der Hand der Richtung, in die ihre Finger deuten, nach. Noch haben die Flüchtlinge den Corridor nicht verlassen; das Licht des Königs ist erloschen, und in der Verwirrung sind sie an der Thür vorübergeeilt. Ihr Leben, das Schicksal Schwedens hängt an einer Secunde —

Doch Gustav Rosen kennt jeden Fußbreit im Schloß Torpa auch im Dunkel. Es ist keiner da, auf dem er nicht als Knabe gespielt, auf dem er nicht Hand in Hand mit Karin gestanden. Zurücktastend haben seine Finger die Thür gefunden, und er reißt den König mit sich hinein und stößt den Riegel von innen vor in dem Moment, wo Folkungs Hand von draußen an dem Metallklopfer rüttelt.

„Ein Beil! Schlagt die Thür ein! Von einer anderen Seite ins Zimmer, Stenbock!"

Doch die Thür widersteht, und als Antwort tönt Gustav Rosens Stimme aus dem Fenster:

„Herbei! Man ermordet den König!"

Mit einem Schlage ist die Stille der Nacht dahin. Hundertfache Rufe hallen wieder von allen Seiten. Es stürmt die breite Vordertreppe waffenklirrend herauf; droben fahren Hauptmann Torben und seine Begleiter aus den Betten und taumeln, halbbekleidet nach dem Schwerte greifend, herunter. Sie treffen auf Stenbock und seine Schar, die durch den Saal, in welchem das Banquet stattgefunden, in das Zimmer des Königs zu dringen suchen. Die Speere, mit denen die Darlekarlen den Bären furchtlos in seiner Höhle suchen, treffen mit tödtlicher Wucht die nackte Brust der Dänen; noch schlafverwirrt schwankt Knut Torben der greisen Berserkergestalt des Schloßherrn entgegen und ruft:

„Wir schlafen unter Deinem Dache! Ist das schwedische Gastfreundschaft, Gustav Stenbock?"

„Stockholmer Gastfreundschaft, Knut Torben! Ihr habt sie uns gelehrt!" donnert der Gefragte, und sein Schwert trifft die Schläfe des Hauptmanns, der mit einem Schrei neben dem Stuhle zu Boden rollt, auf dem er vor wenig Stunden das Wohl der Tochter des Mannes getrunken, der ihm die sorglose Stirn zerschmettert. Um die lange Tafel tobt der Kampf; das Silbergeschirr fliegt durch den Saal, aber die sterbenden Dänen haben um eine Minute die Thalmänner von der inneren Thür ihres Königs abgehalten, und auf Rosens Ruf dringt von allen Seiten Hilfe herbei. Die Fackeln, welche die athemlosen Soldaten entzündet, erleuchten taghell den Flur und die Gänge.

„Verloren! Zurück!" ruft Stenbock dumpf. Die Dalekarlen sind vierzig gegen hunderte; es wäre sinnloser Verzweiflungskampf, ihre Absicht länger zu verfolgen. Jetzt droht ihnen die Gefahr, von ihrem Rückweg abgeschnitten zu werden. Stenbock ruft es Folkung zu, der sich umwendet und Karin, die starr, wie betäubt, dasteht und den heranahenden Dänen entgegenblickt, hinwegreißt.

„Wir finden uns wieder, Christiern!“ knirscht er zwischen den Zähnen, dann reißt er mit wilder Kraft, wie der riesigste seiner rauhen Gefährten sie nicht stärker aufzubieten vermöchte, das willenlose Mädchen mit sich. Die andern decken ihm den Rücken, sie leisten in dem engen Gange Widerstand, wie die Schar des Leonidas in den Thermopylen. Ihre kurzen Waffen vermögen nichts gegen die langen Hellebarden der Dänen, aber im Fallen versperren ihre Körper den schmalen Weg.

Jetzt tritt König Christiern im Panzerhemd aus der Thür, die ihn gerettet. Gustav Rosen folgt ihm; todtenblaß überfliegt sein Auge den Kampfplatz, in den sein Ruf das stille Haus seiner Kindheit verwandelt. Die Fackeln werfen blutiges, schauervolles Licht über die stummen Gesichter am Boden. Da trifft sein ruheloser Blick über den Köpfen der Ringenden einen weißen Punkt am Ende des Ganges. Es ist das Kleid Karins —

Und aus seiner Betäubung aufgerissen, stürzt Rosen zurück, über den Flur, die Vordertreppe hinunter. Er reißt die Soldaten, die er noch drunten findet, mit sich um die Ecke in den Garten, an die Hinterthür, durch welche Karin einst Gustav Folkung heimlich emporgeführt.

„Hierher!“ Mit der wuchtigen Hellebarde, die er dem Nächsten entwunden, schmettert er gegen das Holz, und hundert Stöße folgen dem seinen. Die Thür bricht, ihr letzter Halt weicht unter dem Ungestüm Rosens, und zum zweiten Male steht er an der nämlichen Stelle, den flammenden Augen Gustav Folkungs gegenüber. Doch diesmal haben sie keine Macht über ihn; die Speere der ihrem Führer nachdringenden Dalekarlen nicht achtend, greift er nach der Schulter der Geliebten, die wie leblos von dem Arm Folkungs gehalten wird, der mit der Rechten die schwere, in die Erde hinabführende Eichenthür aufreißt.

„Karin!“ ruft der Jüngling, „Karin!“ Es liegt ein bittrer, verzweiflungsvoller Jammer in dem Ton, der Sterbende noch einmal ins Leben zurückreißen könnte. Er weckt die Gerufene aus ihrer Betäubung, es ist der alte Klang der Liebe, der alle Fibern ihres Herzens durchzittert, und sie öffnet weit die Augen und blickt ihn an —

„Karin!“

„Zurück, Verräther!“ Ein Schauder läuft über ihre Züge und die abwehrend ausgestreckte Hand macht eine Geberde des Abscheus.

Gustav Rosen vermöchte Folkungs Leib zu umklammern und ihn zurückzuhalten. Er will es auch und hat den Arm erhoben, aber die Hand fällt vor dem Blick Karins wie lahm herab. Es ist der letzte, denn ihr weißes Kleid versinkt, wie von der Erde verschlungen in der Finsterniß hinter der Eichenthür. Regungslos, wie vom Blitz erstarrt, steht der Jüngling den wilden Gesichtern der nachdrängenden Thalmänner gegenüber. Nun reißen die Soldaten, die ihm folgen, ihn zurück und schützen vorspringend seine wehrlose Brust. Auch auf dieser Seite des schmalen Ganges entbrennt der Kampf, doch hier zu Gunsten der Schweden, denen es, von beiden Richtungen her eingeschlossen, in der Todesnoth gelingt, die Dänen bis an die Außenthür zurückzuwerfen und den rettenden Eingang in die Erde zu behaupten. Die Soldaten wähnen sie drunten gefangen und lassen in ihrer Kampflust nach, die Verzweifelnden nicht bis zum Aeußersten zu treiben. Ein Dutzend der Dalekarlen liegt, von Hellebarden durchbohrt, unter fast einem halben Hundert der Trabanten des Königs am Boden, doch die andern erreichen die massive Thür, die der letzte, noch auf der Schwelle kämpfend, mit lautem Krachen ins Schloß wirft und von innen mit gewaltigem Balkenriegel sichert. Dann folgt er verwundet und blutend, aber triumphirend den übrigen nach, die wie über Kohlen dahineilend, den langen, lichtlosen Gang durchfliegen. Er hat seit grauen Tagen vielleicht manchem das Leben gerettet, der aus dem erstürmten Schloß entwichen, er thut es auch jetzt. Freilich trägt der vorderste, der ihn durcheilt, eine andere Last auf den Armen mit sich, als er zu erbeuten gedacht. Es sollte ein Mann sein und es ist ein Mädchen; er sollte die Goldkrone der nordischen Reiche auf dem Haupt tragen, und von Karins besinnungsloser Stirne fließt nur aufgelöst, wie in Strömen das goldene Haar herab. Doch Gustav Folkung hält sie in den Armen, als ob sie eine Königin sei. Näher und näher erschüttert es mit dumpfem Rollen den Bauch der Erde; sie haben den Ausgang erreicht, wo die Dohlen wenige Stunden zuvor im Felsen verschwunden; mit vorgestemmten Knie drängt Folkung den zur Seite weichenden Stein fort, und mit der frischen Luft, die ihnen entgegendringt, schlägt zugleich unvorbereitet das betäubende Brausen des Trollhätta an das Ohr der Flüchtigen. Es erweckt Karin und ihre Glieder schaudern leis in dem kalten Hauch der Maiennacht; vorsorglich wie ein Kind deckt ihr Beschützer sie mit seinem Mantel und wendet sich stromauf. Die andern folgen ihm; ein Pfiff, dem von jenseitigen Ufer der Elf ein zweiter antwortet und eine breite, dunkle Masse kommt schleunig über den Fluß. Nun erscheint sie als ein großes Fährboot, das vom See an diese Stelle herabgerudert worden. Es stößt an den Uferrand, und schon ist Folkung darin und bettet seine Last auf weiche Decken am Boden des Schiffes. Mit düsterer Stirn schwingt Stenbock sich nach, und die Dalekarlen füllen das Boot.

Doch plötzlich entsteht eine Verwirrung. Karin hat, sich umblickend, gerufen: „Wo ist die Mutter?“ Stenbock stößt einen Schrei und eine Verwünschung zugleich aus: „Wir haben sie vergessen, sie ist in der Hand des Tyrannen. Zurück!“

„Unmöglich!“ antwortet die feste Stimme des Anführers, „es wäre sicheres Verderben und nutzlos.“

Allein Stenbock hört nicht auf ihn und drängt durch die Mannschaft des Bootes, um ans Ufer zurückzugelangen. Da tönt ihm Geschrei entgegen: „Hier sind sie — haltet sie — ins Wasser, ein Boot!“

Es ist Gustav Rosen, der einzige, der von dem unterirdischen Ausweg des Schlosses weiß und der in wahnsinniger Verzweiflung drüben, nachdem er gesehen, daß die Dalekarlen verschwunden, Soldaten zusammengerafft und über den Berg an den Trollhätta gestürzt ist. Doch er kommt abermals zu spät. Die gebieterische Stimme Folkungs befiehlt: „Vorwärts! Schweden ist wichtiger als ein Weib, und wenn es Brita Stenbock heißt,“ und die Ruder schlagen ein und entfernen blitzesschnell das Schiff vom Ufer. Die Dänen erheben ihre Speere, um sie in das unfehlbare, dichte Gewirr der Fliehenden zu schleudern, doch Rosen springt vor ihre Waffen und ruft entsetzt: „Nein! Ihr würdet sie tödten — nein!“

Erstaunt gehorchen die Soldaten, dann drängen sie vorwärts und fassen gewaltsam den Leib des Jünglings, der sich hinab ins Wasser gestürzt, um allein dem Boot zu folgen. Sie reißen ihn zurück und hören gleichgültig und spöttisch sein herzzerreißendes Jammern: „Karin — Karin!“

Auch in der Mitte des Flusses vernehmen sie deutlich den jammernden Schrei. Nicht Gustav Stenbock. Sein Ohr hört ihn nicht; er hat das graue Haupt dicht mit dem Mantel verhüllt, um die Thränen zu verbergen, die aus seinem Herzen nicht minder heiß und verzweifelnd heraufströmen, als aus dem des Jünglings, der nur verloren hat, was er noch nicht besessen. Doch Folkung und Karin vernehmen es; sie hören den lauten, verzweiflungsvollen Klageruf:

„Gustav Wasa, ich will thun, was Du befiehlst, gib sie mir wieder, Gustav Wasa!“

Karin fährt auf und blickt ihren Gefährten im Zwielicht der Morgendämmerung fest ins Gesicht. Dann fragt sie: „Welchen Namen ruft der Elende? Bist Du Gustav Erichson?“

Folkung nickt: „Ich bin es, Karin; Du siehst es an dem letzten Gruß Deines Bräutigams.“

Er lächelt bitter, wie er es sagt und tritt rasch vor das Mädchen, um es vor den Speeren zu schützen, welche plötzlich durch die Luft schwirren und zischend um sie her ins aufspritzende Wasser niederfahren. Die Dänen haben, wie sie den Namen des fliehenden Anführers gehört, sich nicht mehr bändigen lassen und senden ihm wuthheulend ihre Wurfgeschosse nach. Doch die Entfernung ist schon zu groß, und mit wenigen Ruderschlägen sind die Dalekarlen aus dem Bereich der Gefahr.

„Willst Du zu Gustav Rosen zurück, Karin?“ fragt ihr Genosse — „sprich ein Wort und ich selbst bringe Dich ihm.“

Es ist dieselbe scharfe Stimme, mit der er sie im Herbst zuerst am Trollhätta angeredet, und doch ist's, als klinge das Schwanken des Bootes, das sich dem jenseitigen Ufer nähert, hindurch. Karin versetzt rasch:

„Niemals! Zwischen ihm und mir liegt ein Abgrund, wie der Trollhätta zwischen diesem Ufer und jenem. Mein Herz gehört dem nicht mehr, der Schweden verrieth.“

Die starken Lippen Gustav Erichsons zittern jetzt unverkennbar. „Doch dem, der Schweden befreit, Karin? Gehört Dein Herz dem, der Schweden von der Knechtschaft Christierns errettet?“

Die Schrannenbauern im Herrenstübl.

Nach dem Gemälde von L. Zimmermann.

Ein Schauer überläuft sie; sie will antworten, doch im selben Augenblicke fährt das Boot mit heftigem Stoß zum Ufer und sie schwankt und würde stürzen, wenn nicht Gustav Wasas Arme sie auffingen. Er hält ihre kalte Hand fest in der seinen und flüstert, schnell an ihr Ohr gebeugt, nochmals:

„Wer kann diese schöne Hand verdienen, Karin?" — „Die Hand? —" — es ist so hell schon geworden, daß man sieht, wie die Blässe auf den Wangen des Mädchens mit glühendem Roth wechselt; ihre leuchtenden Augen irren über die noch immer unbeweglich verhüllte Gestalt ihres Vaters, und sie wiederholt in fiebernder Hast — „die Hand —?"

Dann plötzlich blickt sie dem Manne an ihrer Seite fest ins Auge und fährt fort:

„Die Hand ist frei, Gustav Erichsen, der Trollhätta vernimmt es, und sie gehört dem, der zwei Dinge vollbringt —"

Die Wasser des Trollhätta rauschen und überbrausen die Worte, die Karins Lippe hastig flüstert. Das sind die Wasser, von denen die Sage erzählt, daß der alte Barde an ihrem Rande stand und von der dämonischen Gewalt des donnernden Stromes überwältigt willenlos in seine Tiefe hinabsprang —

Denkt sie es, wie sie in der Frühluft schaudert und auf die grünen, vorüberschnellenden Wogen blickt. Denkt sie der Worte, die einst angstvoll aus ihrer Brust sich aufgerungen:

„Werde nicht müde, armer Gustav. Wenn Du müde würdest und der Strom hätte mich gefaßt, daß es zu spät wäre und Du mich nicht mehr emporheben könntest —"

Nein, diese Augen sind ernst, doch sie denken der Worte, denken Gustav Rosens nicht. Auch die Augen ihres Gefährten sind ernst, nachdem er gehört, was das Mädchen geflüstert. Dann verneigt er sich tief vor Karin Stenbock und spricht:

„Ich sagte, Schweden sei wichtiger als ein Weib; Du bist das erste Weib, Karin Stenbock, das meinen Willen erschüttert. Schwedens Zukunft komme über Dich, wenn sie um ein Weib verloren geht."

Und er verneigt sich nochmals mit ritterlichem Anstand und tritt unter die ans Land gesprungenen Dalekarlen, von denen er vier auswählt und leise mit ihnen spricht. Das Herz der Thalmänner kennt keine Furcht, sonst könnte man den Ausdruck ihrer Augen für Schreck halten, wie sie seine Worte vernehmen. Doch eben so wenig als Furcht kennen sie Ungehorsam gegen ihren Führer, und auf seinen Wink eilen sie in das Boot zurück, während er sich Stenbock nähert und ebenfalls leise mit ihm spricht. Nach den ersten Worten glänzt es in den Blicken des letzteren, wie mit jugendlichem Glück auf, und er macht eine rasche Bewegung auf das Boot zu. Allein Gustav Wasa hält ihn zurück und redet hastig weiter, bis Gustav Stenbock widerwillig mit dem Kopf nickt und darauf ihm schwedisch fest und lange die Hand schüttelt.

„Sie müssen ihm alle gehorchen," denkt Karin, wie sie der stolzen, fast königlichen Haltung des noch jungen Mannes nachschaut, der sich zu den vieren ins Boot schwingt und aufrecht unter ihnen stehen bleibt, wie sie hart am Uferrand stromaufwärts fortrudern.

„Sie müssen ihm alle gehorchen, sie wie ich. Er ist wie der Trollhätta —"

Ein Gruß aus dem verschwindenden Schiff unterbricht Karins Gedanken. Sie winkt ebenfalls mit der Hand und ruft, die Lippen öffnend, unwillkürlich: „Gustav —!"

Dann schnell sich besinnend, setzt sie hinzu:

„Fahre wohl, Gustav Wasa — — — — — — —"

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

XXI. Die bairischen Schrannen. Von W. H. Riehl.

Der Leser hat ohne Zweifel schon von den schweren altbairischen Kornbauern gehört, die am Schrannentage nach gutem Verkauf den Champagner aus steinernen Maßkrügen trinken, oder von jenem Bauer aus dem Rotthal, der das Wägelchen mit Wein waschen ließ, auf welchem er zur Hochzeit seiner Tochter fuhr, oder von jenen Kirmessen, wo man den Tanzboden mit Wein bespritzte, um den Staub niederzuschlagen, oder von jenen zwei Bauern aus dem Dungalande, welche um tausend Gulden wetteten, wer am besten „hakeln", das heißt den andern am eingekrümmten Zeigefinger über den Wirthstisch ziehen könne.

Derlei Geschichten gehen viele um, und da die bairischen Bauern seit einigen Jahrzehnten Modeartikel geworden sind, zuerst in der Genremalerei, dann in der Novelle und jetzt auch im Feuilleton, so kennt man solche Stücklein selbst auswärts bereits zur Genüge. Sie sind zum Theil auch wirklich geschehen, obgleich sie gewiß nicht alle Tage vorkommen, und wenn sie gleich übertrieben erzählt und mythisch vermehrt und verbessert wurden, tragen sie doch das Gepräge der inneren Wahrheit und charakterisiren den jeweils aufbrausenden tollen Uebermuth und den massiven Reichthum eines in vielen Punkten noch ganz mittelalterlich naiven Bauernvolkes.

Ich sage mittelalterlich. Denn wenn jener französische Ritter das Feld, wo turniert werden sollte, vorher von 12 Paar Ochsen umpflügen und dreitausend Silbermünzen hineinsäen ließ, oder wenn ein anderer eine Festtafel gab, deren Gerichte sämmtlich mit Wachsfackeln gesotten und gebraten waren, so ist das ganz dieselbe Sorte prahlerischen Uebermuthes, wie wir sie heutzutage mitunter noch beim Pferdemarkt zu Karpfham oder auf der Straubinger Schranne in anderer Form geübt sehen. Die Bauern fühlen sich da noch so jung — nach culturgeschichtlichem Taufschein — wie weiland die Ritter, und es ist ihnen so pudelwohl, daß sie durchaus eine ritterliche Narrheit ausführen müssen.

Wer nun einen gediegenen bairischen Schrannenbauern, der solcher Dinge fähig wäre, noch nicht in Natur gesehen hat, der erhält ihn auf dem vorstehenden Bilde in Holzschnitt; zwar erblickt er ihn da nur von hinten, aber er hat den Mann doch ganz ächt, wie er leibt und lebt.

Wir treten hier am hellen Tag ins „Herrenstübl" eines halb städtischen, halb ländlichen bairischen Wirthshauses (welch herrliches Kapitel ließe sich von diesen bairischen Wirthshäusern schreiben!), und obgleich schon eine artige Gruppe geleerter Flaschen unterm Tische steht, ist doch von abenteuerlichem Vergeuden keine Spur zu entdecken, der Champagner wird auch nicht aus steinernen Maßkrügen getrunken, sondern aus ordentlichen Champagnergläsern, und da der reiche Bauer nicht nur sich selbst etwas Gutes einschenkt, sondern nach allen Seiten freigebig den edlen Schaumwein spendet, können wir ihm denselben wohl von Herzen gönnen.

Es wäre auch eine Schande, an einem einzigen Schrannentage so viel Geld zu lösen, wie unserm Landsmann von den beiden fremden Kornhändlern eben dargezählt wird, und nicht eine Handvoll Kronthaler unbesehen springen zu lassen. Das gehört zur standesmäßigen Repräsentation. Ist es doch nicht blos ein flüchtiger Gewinn, den der Bauer heute einstreicht; dergleichen fette Schrannentage kommen öfters, und man sieht es ihm und den beiden Frauen schon an Kleid und Haltung an, daß sie neben stattlichem Haus und Hof einen noch weit größeren Haufen Silbergeld daheim liegen haben, wo derselbe, etwa in einer Fleischmulde angesammelt, im Weißzeugschranke zwischen Scapulieren, Amuletten, Heiligenbildern, dazu auch Lebkuchen und Zuckerwerk, vorläufig ruht. An diesen Leuten ist alles solid. Der Rock des Bauern, überlang mit überkurzer Taille, ist vom stärksten Tuch, die hohen Faltenstiefel sind so fest, daß sie, wie weiland Seumes Leipziger Stiefel, einen ganzen Spaziergang nach Syrakus ausdauern könnten, die schwarzen, glanzlosen Lederhosen halten für Generationen, und kehrte sich der Mann auf seinem Stuhle um (was aber nicht so bald geschehen wird), so würden wir als Hauptschmuck eine scharlachrothe Weste erblicken, mit einer dichten Reihe frisch aufgesottener Muttergottes-Sechsbätzener statt der Knöpfe. Auch die beiden Frauen tragen schon auf Rock und Mieder das Aushängeschild massiven Reichthums, denn das Mieder ist mit Gold gestickt und mit Geschnür von silbernen Ketten und Schaumünzen, vielleicht auch mit drei bis vier goldenen Brochen übereinander geziert, und das Kleid besteht aus schwerem Wollen- oder Seidenstoffe.

Der Schrannenknecht rechts im Vordergrunde mit der Jacke

und dem leinenen Schurz, erscheint zum Gegensatze dann freilich grob und gering genug gekleidet, in ächten „Schrannentafft", wie man Sackleinwand und verwandte Stoffe zu nennen pflegt. Allein er ist dennoch eine Hauptfigur, ja er gibt mit seinem Attribut erst den Schlüssel zum Bilde. Dieses unzweideutige Berufszeichen sehen wir an seinem linken Arme hängen, in Gestalt einer hölzernen Handhabe, die zum Aufheben der schweren Getreidesäcke benutzt wird. Auf den bairischen Landschrannen heißt man das Ding die „Bretzel", auf der Münchener Schranne aber den „Ring", denn auch die Schrannenknechte der Hauptstadt verfeinern ihre Sprache. Säße der Mann mit dem Schurze, dem Ring und den Säcken nicht da vorn, so wüßten wir gar nicht, daß wir ein Schrannenbild vor uns hätten; die Mittelgruppe könnte nämlich auch durch einen Pferde-, Vieh- oder Holzhandel ganz in derselben Situation zusammengeführt sein. Auch werden die meisten Baarzahlungen beim Schrannenhandel nicht hinterdrein im Wirthshause gemacht, sondern sofort auf der Schranne. Nur wo es sich — wie im vorliegenden Falle — um sehr große Summen handelt, wählt man den gemüthlicheren Platz im Herrenstübl zum Darzählen und Einstreichen des Geldes. Es kommt aber vor, daß ein Bauer ersten Ranges zwei- bis dreihundert Scheffel Waizen auf einmal verkauft, und also, je nach der billigen oder theuren Zeit, drei- bis viertausend, ja sechs- bis siebentausend Gulden baar mitzunehmen hat.

Ueber seine Halbe Bier hinaus schielt unser Schrannenknecht zur Zeit noch verstohlen lüstern nach den Champagnergläsern. Wir können aber versichert sein, daß er später gleichfalls sein schäumendes Glas bekommen wird, wenn die „Großen" nur erst einmal genug haben für den ersten Anlauf und ins zweite Treffen rücken. Es ist Schrannenpolitik für Käufer und Verkäufer, diese dienenden Leute warm zu halten. Ein solcher Knecht hat freilich nicht mehr jene imponirende Stellung im Gemeindedienst, wie vor zweihundert Jahren, wo z. B. in Augsburg, laut der Ordnung von 1647, die Schrannenknechte Sonn- und Feiertags vier Mann hoch am Weinmarkte aufgestellt wurden, um Acht zu geben, daß die bösen Buben „ehrliche Leute" nicht mit Schneeballen warfen und dafür vom Bauamt bezahlt wurden, allein nahrhaft ist dieses Amt noch immer, gleich allen Bedienstungen bei der Schranne, vom Oberaufseher zu den Schrannenmeistern, Messern, Knechten und Fassern abwärts. Verdorbene Bürger pflegte man sonst zu Schrannenmeistern zu machen, damit sie sich wieder „erholten" und in Erding soll das gewöhnlich binnen drei Jahren geschehen sein. Auch in München erzählt man von einem abgehausten Kaufmann der älteren Zeit, welcher nach Verlust aller Habe Oberaufseher der Schranne wurde und als solcher den Namen des „Schrannenkönigs" gewann und binnen kurzem so vortrefflich gedieh, daß er wieder „um Goldstücke tarocken" konnte.

Nun überlasse ich's aber dem Leser, sich noch weiter in den Holzschnitt mit seinen sprechend charakterisirten Köpfen zu vertiefen und alle mögliche versteckte Bezüge heraus zu räthseln, und erzähle ihm lieber einiges andere von den bairischen Schrannen, freilich minder lustige Dinge, als sie hier auf dem Bilde dargestellt sind, aber doch vielleicht nicht ganz unerwünscht für wißbegierige Leute jenseit der blauweißen Grenzpfähle.

Die „Schranne" (Schrand im Munde der bairischen Schwaben) ist ein speciell bairisches Wort, welches seine eigentliche Heimat nur im Süden der Donau hat, von wo es sich neuerdings jedoch auch in die fränkischen Provinzen zu verpflanzen beginnt; der Rheinpfälzer dagegen gebraucht es nicht und sagt: „Fruchtmarkt".

Ursprünglich bezeichnet es den Platz, auf welchem Getreide verkauft wird, dann aber weiter eine ganz besondere Form des Getreidehandels und der Marktordnung. Den Marktverkauf von andern landwirthschaftlichen Erzeugnissen, als eben Getreide, nennt man nicht Schranne, spricht also nicht von einer Hopfenschranne, Viehschranne, Holzschranne und dergleichen; die einzige Ausnahme macht meines Wissens die Münchener „Leinschranne", auf welcher Lein und Raps zu Markte kommt.

Ein jetzt veralteter, unsern Vorfahren aber sehr geläufiger Ausdruck war außerdem noch die „Gerichtsschranne"; anfänglich wurde das Wort Schranne hier für die Bank der Richter gebraucht, dann aber weiter für die ganze Gerichtsverhandlung.

Die Getreideschranne unterscheidet sich von einer Getreidebörse dadurch, daß auf der Schranne niemals nach bloßen Mustern verkauft wird, sondern alles Getreide vollständig aufgestellt werden muß. Daher der alte noch jetzt gebräuchliche Ruf: „Bind zu!" (nämlich den Sack) oder „Schütt auf!", womit ein Handel als endgültig abgeschlossen bezeichnet ist. Es erfolgt sodann sofortige Baarzahlung; geborgt wird nicht. Der Bauer kommt mit seinen schweren Kornsäcken gefahren und fährt mit seinem schweren Geldgurt wieder heim; andererseits sieht man die Getreidehändler mit großen, über die Schulter gehangenen Geldtaschen auf der Schranne laufend umher wandeln: — bei einem so großartigen Handelsverkehr, wie ihn z. B. die Münchener Schranne bietet, ein seltsam alterthümlicher Anblick für den modernen Beobachter, der gewöhnt ist, die bedeutendsten Geldgeschäfte von Brieftasche zu Brieftasche oder mit einigen Federzügen abgemacht zu sehen. Daher erklärt es sich, daß im vergangenen Jahre in München eine Landesproduktenbörse neben der Schranne errichtet werden konnte, wo man nun nach Mustern und auf Lieferung handelt. Der größere Producent gewinnt hierdurch mancherlei Vortheil und Bequemlichkeit, und der Händler kann mit vollen Segeln aufs hohe Meer der Speculation hinaussteuern. Es wird also diese Börse den Beifall des Volkswirthes haben; als Socialpolitiker halte ich es jedoch mit der alten Schranne. Diese einfache, altüberlieferte, wenn auch etwas schwerfällige Form von Kauf und Verkauf, frei von allem Börsenschwindel, hat ohne Zweifel wesentlich dazu mitgewirkt, daß die materielle Existenz des südbairischen Bauern eine so gediegene wurde und geblieben ist, und in dem so fest und stetig entwickelten wirthschaftlichen Leben schlug auch gar manche gute Volkssitte ihre tiefen Wurzeln. Mit gutem Griff hat darum Prof. Fraas in München sein landwirthschaftliches Wochenblatt „die Schranne" getauft; er versetzt uns mit diesem Titel sofort ins ökonomische und sociale Centrum der bisherigen altbairischen Landwirthschaft.

Also gehörten die Schrannen wohl schon bereits mehr der Vergangenheit als der Gegenwart? Wenigstens beginnt ihre Alleinherrschaft bereits gebrochen zu werden und eine innere Umwandlung des alten Institutes wird nicht ausbleiben.

Wenn der Leser darum durch München reist und etwa an einem Samstage in der Stadt verweilt, so versäume er nicht, die Schranne zu besuchen. Er kann da in der Schrannenhalle zuerst die alte landesübliche Form von Handel und Wandel dramatisch lebensvoll an sich vorüberziehen lassen, eine Stunde später im benachbarten „Glasgarten" die moderne weltübliche Form der Landesproduktenbörse vergleichend studiren, und zum Schlusse müßte er dann noch eine Halbe Bier im „blauen Bock" oder in den „drei Rosen" oder im „Straubinger Hof" oder beim „Bögner im Thal" trinken, wo er die bairischen Schrannenbauern in der vollen Originalität ihres Treibens beobachten kann.

Das Alter der bairischen Schrannen reicht nicht übers vierzehnte Jahrhundert hinauf. Kaiser Ludwig der Baier verlieh der Stadt München ihre älteste Schrannenordnung im Jahre 1315; auch kleinere Orte gewannen schon im selben Jahrhunderte Schrannenfreiheit. Da die Schranne bereits eine entwickeltere polizeiliche und Rechtssicherheit voraussetzte, wie auch einigermaßen gebahntere Wege im Innern des Landes, so ist es wohl kein zufälliges Zusammentreffen, daß die Geschichte unserer Schrannen unter einem Fürsten beginnt, der sich um die Festigung des Rechtes und der öffentlichen Sicherheit, dann aber auch namentlich um die Pflege des bürgerlichen Gemeinlebens besonders verdient gemacht hat.

Ich betone den letzten Punkt; denn die alten Schrannenordnungen sind sichtlich mehr im Interesse der consumirenden Städtebürger als der producirenden Bauern gedacht. Man wollte allerdings den Absatz der Bodenerzeugnisse fördern, aber viel entschiedener noch die Bürger bewahren vor „Wucher und Fürkauf", man wollte namentlich jedem einzelnen Privatmann Gelegenheit geben, seinen Getreidebedarf direct vom Bauer ohne Zwischenhändler zu beziehen und zwar reines, unverdorbenes, trockenes und ungemischtes, d. h. „schrannenmäßiges" Getreide.

Wer darum sein Korn einmal zur Schranne gebracht hatte, der mußte es auch dort verkaufen und durfte es nicht wieder zurücknehmen, wenn ihm etwa der Preis nicht zusagte. Anfangs war ihm nur noch drei Tage Frist für das Unverkaufte gegeben, schlug er dann nicht los, so verfiel er schwerer Strafe und die Waare dem Zwangsverkaufe. Die Schrannenordnung von 1771 erstreckt die Frist bis zur dritten Woche, wo alsdann der amtliche Zwangsverkauf eintrat.

Wer Getreide auf der Schranne aufkaufte, um es dort nachgehends wieder zu verkaufen, hatte beim ersten Male Confiscation für seine Waare zu gewärtigen und dazu beim zweiten Male den Galgen für seine Person. Es sind noch keine hundert Jahre her, daß zwei solchen Wiederverkaufs überführte Händler in München gehängt wurden.

Eine andere Vorschrift zu Gunsten der Bürger lautete dahin, daß während der ersten zwei Stunden der Schranne kein Fremder, ja kein einheimischer Bäcker, Brauer, „Melber" oder „Fragner" (eine Art von Victualienhändlern) Getreide kaufen dürfe, sondern allein die Einwohner für ihren Hausbedarf. Ein ausgestecktes Fähnlein zeigte dies an, und erst wann das Fähnlein eingezogen war, durfte der freie größere Handel beginnen.

Rechnet man noch hinzu, daß im sechzehnten Jahrhunderte sogar der Versuch gemacht wurde, zur Steuerung des Wuchers die Schrannenpreise amtlich auf Maximalsätze zu regeln, so erhellt aus alledem die Absicht einer Bindung des freien Verkehrs im besonderen Interesse der Consumenten.

Das ist nun anders geworden.

Die maßgebende Münchener Schranne, welche während des Mittelalters unter der gothischen Arkadenreihe der sogenannten „lichten Bögen" am Marienplatze abgehalten wurde, später höchst malerisch aber auch höchst unbequem, unter Sonnenbrand, Schnee und Regen auf dem offenen Platze selber, ist seit 1853 in eine aus Eisen und Glas, also in modernster Technik, construirte große Halle übergesiedelt, die mit ihren stattlichen Magazinen und Büreaugebäuden einen äußerst umfangreichen Gesammtbau bildet. Dasselbe Jahr brachte dann auch die neue Schrannenordnung; sie sieht aber nicht ganz so modern aus, wie jene Glashalle, und man merkt manchem beschränkenden Paragraphen an, daß er aus der alten Wirthschaftspolitik in die neue herübergewachsen ist.

Zur Erläuterung dieses Satzes und zugleich zur schärferen Charakteristik des Schrannenhandels hebe ich einige der merkwürdigsten Vorschriften aus.

Am Vorabend und am Tage der Schranne darf in der Regel Getreide nur zur Schranne nach München geführt, auf dem Wege zur Schranne in und außer der Stadt nicht verkauft, auch in der Stadt aufgeschüttetes Getreide nicht außerhalb der Halle verhandelt werden, desgleichen nicht vor oder nach den Schrannenstunden. Mäkler und Stellvertreter von Fruchthändlern werden auf der Schranne nicht geduldet. Das erkaufte Getreide sofort wieder feilzubieten, ist verpönt. Wer ohne Abwarten der Forderung des Verkäufers ein Angebot macht, des Käufers Angebot überbietet oder einen bereits im Handel begriffenenen Käufer durch höheres Gebot zu verdrängen sucht, wird gestraft. Nicht minder ist gemeinsame Verabredung der Preise im voraus, so wie Verbindung mehrerer Schrannengäste zu gemeinsamen Ankäufen strenge verboten. Ungereinigtes Getreide wird zwangsweise gereinigt auf Kosten des Eigenthümers. Die unverkauft gebliebenen Früchte müssen „eingesetzt" werden im Einstellgebäude; was an drei nach einanderfolgenden Schrannentagen unverkauft geblieben ist, wird von der Schrannencommission um den laufenden Schrannenpreis veräußert. Nach jedem Kaufe ist der erzielte Preis in der Schrannenschreiberei genau anzugeben. Wer diese Gebote übertritt, kommt zwar nicht mehr wie vor Zeiten an den Galgen, hat aber doch je nach Umständen Geldstrafen, Confiscation oder Polizeiarrest zu gewärtigen. Mancher mag über jene Bestimmungen den Kopf schütteln; dennoch haben sie nicht wenig dazu beigetragen, das Schrannengeschäft einfach, solid und geordnet zu erhalten.

Da die gesetzlich bestimmten Schrannengebühren für den Scheffel 15 bis 16 Kreuzer betragen (womit aber nicht alle Nebenausgaben erschöpft sind, welche Käufer und Verkäufer auslegen, um sie sich vom verzehrenden Publikum wieder bezahlen zu lassen), und auf der Münchener Schranne alljährlich viele Hunderttausende von Scheffeln aufgefahren, verkauft und eingestellt werden, so kann man wohl sagen, die Münchener Schrannenhalle ist für den Eigenthümer und mehr noch für die Hausdienerschaft das bestrentirende Gebäude der Stadt, wie der Kirchhof das höchstrentirende Grundstück.

Warum mußte sich gerade im bairischen Süddonaulande das eigenthümliche Institut der Schranne ausbilden und warum konnten hier **so viele** Schrannen entstehen (man zählt in Ober- und Niederbaiern nebst Schwaben-Neuburg nicht weniger als 94 schrannenberechtigte Orte), während z. B. Franken, ein gewiß fruchtbares und mit Betriebsamkeit und bedeutenden Verkehrsstraßen weit reicher gesegnetes Land zu keinem so großen und originellen Fruchthandel gelangte?

Man soll seinen Standpunkt allezeit möglichst hoch nehmen. Wer darum diese Frage beantworten, wer die angeregte Thatsache in ihrer geographischen Nothwendigkeit erkennen und in bequemer Uebersicht sich veranschaulichen will, dem rathe ich auf die Zugspitze zu steigen. Dieser Standpunkt (10,000 Fuß über dem Meere) wird ihm drei Landstriche vor Augen und zu Füßen legen, — helles Wetter vorausgesetzt — drei obendrein unterscheidend colorirte Striche, welche ich als die Productenzone, die Handelszone und die Absatzzone bezeichne.

Fern im Norden dämmert uns das Donauthal, jenseits von verschwimmenden Bergzügen begrenzt, diesseits von der Niederung und einem Hügelland, welches sich in weitgeschwungenem Bogen gegen die Hochfläche am Fuße des Hochgebirges breitet. Ganz besonders aber möge der Beschauer nach Nordosten blicken in die Donauniederung bei Straubing; sieht er sie auch nicht genau, so kann er sie sich doch genau denken. Dort liegt die reichste Kornkammer des Landes, das wahre Bauernparadies. Auf settem Lehmboden, dem sogenannten „Dungaboden" reift dort leicht der acht bis zehnfache Ertrag des Samens, und die reichen Ernten könnten noch weit reicher sein, wenn nicht viel bauwürdiges Land halb benutzt läge aus Mangel an Arbeitskräften, d. h. aus Mangel an armen in Kost und Lohn genügsamen Leuten.

Trotz der Productenfülle dieses Landstriches, trotz der Verkehrslinien der Donau und der Eisenbahn und trotz der Donaustädte gibt es aber dennoch dort nur wenige und minder bedeutende Getreidemärkte. Niederbaiern, die sogenannte „Kornkammer" ist nicht das eigentliche Schrannenland, es wird in diesem Punkte von Oberbaiern und Bairisch-Schwaben weit überflügelt. Ja die wichtigste Grenzschranne Niederbaierns, Passau, ist merkwürdigerweise weit mehr durch die dort zeitweilig hoch anflutende Einfuhr aus Oesterreich als durch die Ausfuhr hervorragend. In der kornreichen Donauniederung wird das Getreide größtentheils durch fremde Händler in den Dörfern aufgekauft oder auch durch die größeren Bauern nach München gebracht. Die befremdende Thatsache erklärt sich im allgemeinen wohl dadurch, daß Niederbaiern selbst wieder von andern stark producirenden Gegenden umringt ist und nur im Norden an ein kleines getreide-, aber auch geldarmes Gebiet, die Oberpfalz, grenzt. Nur wo Ueberfluß und Bedürfniß in großen geographischen Dimensionen hart an einander stoßen, bilden sich die wahren Knotenpunkte des Handels.

Südwärts der Donauniederung sehen wir das Flachland in zahllose Hügelwellen übergehen, im buntesten Wechsel mit Feld und Wald bedeckt und von kleinen Wiesenthälern durchfurcht. In diesem Uebergangslande, welches Oberbaiern, Niederbaiern und Schwaben gemeinsam ist, verbindet sich der fette Lehm des Dungabodens stark mit Sand und macht dadurch den Acker theilweise so vorzüglich zum Hopfenbau geeignet; aber auch der Getreidebau ist noch immer sehr ergiebig, wenn er auch die Ernten des Tieflandes nicht erreicht. In diesen Hügeln liegen nun sehr viele kleine Schrannen, „**Landschrannen**", die zum Theil sehr alt sind, aber doch überwiegend dem örtlichen Verkehre dienen. Ein Schrannentag in diesen Orten — wie Rain, Aichach, Schrobenhausen, Pfaffenhofen u. s. w. — bietet dem Kaufmanne wohl wenig Interesse, um so mehr aber dem Beobachter des Volkslebens. Wenn ein rechter Volksforscher alle diese Bauernschrannen des südbairischen Hügellandes (es sind ihrer wohl über fünfzig) der Reihe nach besuchte, so würde er ohne Zweifel ein reich gefülltes Skizzenbuch voll der originellsten Umrisse „nach der Natur" mit nach Hause bringen.

Blicken wir aber von unserer hohen Warte immer wieder ein Stück weiter gen Süden, auf den südlichsten Hügelsaum und die daranstoßenden weiten Hochflächen (den eigentlichen Mittelgrund des großen Rundbildes) und denken wir uns diese Grenzzone auch um die Ecke der Vorberge herum übers Allgäu hinaus bis zum Bodensee fortgesetzt, dann haben wir das wahre Schrannenland, ich meine die Region der großen und kleineren **Handelsschrannen**: München, Erding, Augsburg, Kempten Lindau, Freising, Traunstein, Rosenheim.

Der Boden ist hier wieder etwas minder gut fürs Getreide

als in den Hügeln, das Klima rauher, aber jener fruchtbare Lehm streicht doch auch noch auf die Hochfläche herüber, obgleich von mageren Geröllagern und öden Moorgründen unterbrochen. Es ist derselbe Lehm, der bei München auf dem rechten Isarufer in so tiefen Schichten noch einmal auftaucht und der großen Stadt die Möglichkeit ihres Daseins gegeben hat, indem er den Stoff zu den Backsteinen lieferte, aus welchen alle Häuser bis zu den Kirchen und Palästen hinauf erbaut sind. Man kann darum sagen, drei der merkwürdigsten Specialitäten Südbaierns: Dungawaizen, Holledauer Hopfen und Münchener Monumentalbauten sind aus demselben Lehm erwachsen.

Um diese Schrannenzone des Hügelsaumes und der Hochfläche ganz zu begreifen, muß man aber auch den nächsten Vordergrund ins Auge fassen (wir stehen immer noch auf der Zugspitze) und sich dann auch umkehren und rückwärts sehen. Das Hochgebirge liegt jetzt vor uns, zunächst die deutschen Alpen in Baiern, Tyrol, dem Salzburgischen bis zu den Schneepyramiden des Ortles und Großglockner hinüber, dann fernab gen Westen die vordersten Spitzen der Schweizeralpen, ein unermeßliches Meer von Matten, Wäldern, Felsen, Gletscher- und Schneegipfeln. Wie eine Kornkammer oder Schrannenzone sieht dieses Land nicht aus, es ist aber ein großes und sehr zahlungsfähiges Absatzgebiet.

Nun haben wir die ganze Landschaft mit dem Auge durchmessen, und sie gliedert sich uns nach Form und Farbe in drei Streifen: der violett verschwimmende nördliche Hintergrund, die Donauniederung, bezeichnet den Höhepunkt der Production, der gelbbraune Mittelgrund der Hochfläche (mit hinzugedachter Exclave des Bodenseewinkels) den Höhepunkt des Handels und endlich der grüne Vordergrund des rückwärts wieder in Violett und Weiß verschwimmenden Hochgebirges den Höhepunkt der Consumtion.

In diesem Bilde liegt der Schlüssel, welcher uns Nothwendigkeit und Bedeutung der südbairischen Schrannen erschließt. Nicht der bairische Getreidebau schlechthin hat sie geschaffen, sondern viel mehr der Umstand, daß das reichste Kornland, welches weit über Bedarf erzeugt, im Süden an eine große Ländermasse stößt, die ihren Bedarf an Brotfrüchten lange nicht selber decken kann. Und gerade auf der Linie, wo das Fruchtland mit dem minder fruchtbaren zusammenstößt, an der landwirthschaftlichen und andererseits an der politischen Grenze liegen die großen Schrannen.

Unter diesen sind aber die zwei größten wiederum besonders charakteristisch: die Münchener als die Centralschranne, und die Lindauer als die bairisch-schweizerische Exportschranne.

Ich bezeichne die Münchener Schranne als Centralschranne, weil sie der größte Getreidemarkt Baierns, vielleicht Deutschlands ist, zumeist maßgebend in ihren Einrichtungen wie im Wechsel der Preise für die übrigen südbairischen Schrannen, weil sie ferner den bedeutendsten und originellsten Handelsverkehr der Stadt und des umliegenden Landes in sich faßt. Allein weit mehr ist sie noch in einem anderen Sinne Centralschranne. Auf ihr vereinigen sich die verschiedensten Formen des Schrannentreibens, sie hat großen und kleinen Verkehr, sorgt für das örtliche Bedürfniß, für den Transithandel und Ausfuhrhandel; beiläufig mit der Hälfte ihrer verkauften Waaren dient sie der Stadt selber, die andere Hälfte geht in die Nähe (ins Bairische und Tyroler Gebirg) und in die Ferne (nach der Schweiz). Und endlich, wie eine große Stadt ihre Vorstädte, so hat die Münchener Schranne auch ihre Vorschrannen, und, was große Städte nicht analog haben, ihre Nachschrannen obendrein. Unter den letzteren verstehe ich die kleineren Schrannen gegen das Gebirg zu, unter ersteren die Landschrannen an und in den Hügeln. Das ist alles ein ganz natürlich erwachsener Organismus.

Jene Vorschrannen erscheinen als Quellensammler für die Münchener Schranne, ohne darum zugleich einer selbständigen Bedeutung ganz zu entbehren. So ist Erding die wichtigste Vorschranne Münchens, beansprucht andererseits aber auch als Gerstenschranne der Bierbrauer seinen eigenen Charakter. Und das Verhältniß dieser Vorschrannen zur Centralschranne hat dann wieder seine geheime Geschichte, die aber noch nicht geschrieben ist. Es war z. B. einmal eine Zeit, wo die Erdinger Schranne der Münchener nichts nachgab. Da kamen — so erzählen die Erdinger Akten — im Jahre 1478 Münchener Fuhrleute und Hausknechte und baten, daß sie mit andern Käuflern auch auf die Erdinger Schranne ziehen dürften. Die Erdinger, welche bis dahin ihr Korn selber nach München geführt hatten, gewährten die Bitte arglos. Allein im Laufe der Zeit wuchsen die Nachkommen jener Hausknechte und Fuhrleute, die einzeln und zu Fuß nach Erding gegangen waren, zu reichen Getreidehändlern auf, welche in Scharen und zu Roß und Wagen kamen und den Handel mehr und mehr von Erding nach München leiteten. Darüber kam es zum Streit, die Münchener drohten den Erdingern ihr Schrannenrecht völlig zu nehmen und der Proceß dauerte bis ins achtzehnte Jahrhundert. Als aber im Jahre 1757 der Kurfürst Max Joseph durch Erding reiste, führte ein Schulmeister günstigen Entscheid herbei, indem er (ähnlich wie im Liede von den Hussiten vor Naumburg) mit der gesammten Schuljugend auszog, um durch die Kinderschar den Landesherrn kniefällig bitten zu lassen, daß er der Stadt die Schranne nicht nehme. Worauf dann nachgehends das fürstliche Wort gegeben wurde, daß Erding für immer seine Schranne behalten solle.

Zum Schlusse nun noch ein Wort über die Lindauer Ausfuhrschranne. Da Lindau von der reichsten Produktionszone am weitesten entfernt, dagegen dem reichsten Absatzgebiete am nächsten liegt, so sind dort die Getreidepreise stets am höchsten. Geht man längs der Eisenbahn nordwärts gegen Augsburg, so kann man sich diesen Satz an einer förmlichen Scala noch genauer verdeutlichen. Denn auf der Lindauer Schranne pflegt das Getreide etwas theurer zu sein als auf der Kemptener, in Kempten etwas theurer als in Augsburg und dort wieder etwas theurer als auf den Landschrannen des rückwärts gelegenen Hügellandes.

Wenn der Leser schon einmal die reizende Bodenseefahrt von Lindau nach dem gegenüberliegenden Schweizerstädtchen Rorschach machte, dann hat er sich wohl gar zu seinem Aerger unfreiwillig bereits überzeugt von der Lebhaftigkeit des Lindauer Schrannenexports. Denn manchmal ist das Verdeck der Dampfboote derart mit Getreidesäcken überladen, daß jede freie Bewegung gehemmt und dadurch das Angenehme der Wasserfahrt bedeutend geschmälert wird. Dies soll nun anders werden. Man baut Trajectschiffe, welche einen ganzen befrachteten Eisenbahnzug mit einem Male hinüberführen und dadurch wird wenigstens jener Theil der durchgehenden Fruchtvorräthe, die sich bisher in Lindau als Depot oft so massenhaft ansammelten, den Personenverkehr nicht mehr belästigen.

Hiermit berühre ich aber einen Gedanken, der, weiter ausgeführt, uns noch spaltenlang beschäftigen könnte; ich will ihn nur in drei Worten hinter einen recht nachdrücklichen Gedankenstrich setzen: — dem ganzen eben geschilderten Organismus des südbairischen Schrannennetzes steht eine Revolution nahe bevor durch die vollendeten und noch zu bauenden Eisenbahnlinien und durch den seit 1867 so riesig gewachsenen Einfluß der ungarischen Märkte.

Das alles und noch vieles andere kann der Leser von der Zugspitze herab sehen, theils wirklich, theils um die Ecke herum im Geiste, vorausgesetzt, daß er die rechten Gedanken mit hinauf gebracht hat und da droben keinen Schwindel bekommt.

Jose und Benjamin.

Eine Aussätzigen-Geschichte aus dem alten Jerusalem. Von Professor **Franz Delitzsch** in Leipzig.

Innerhalb des Zion oder der Oberstadt des alten Jerusalem, ehe man, dem westlichen Laufe der Stadtmauer folgend, zum Zionsthore gelangt, außerhalb dessen, links vom amerikanischen Begräbnißplatze, die alte Zionskirche mit dem Cönaculum liegt, führt uns der Weg vor einem einsamen Platze vorbei, in welchen eingetreten wir uns mitten in jener Urzeit zu befinden scheinen, in welcher, wie uns die Weisheit unserer Tage sagt, die Menschheit sich noch nicht aus dem Stande halber Thierheit emporgearbeitet hatte. Der Platz ist mit Steinen, meist Steinblöcken, bedeckt, welche stellenweise, um ihn abzupferchen, übereinandergeschichtet sind; nur einige Feigenbäume und eine alte knorrige Rebe stehen da, wie ein im ersten Anfange entmuthigter Versuch, diese Steinwüste in einen Garten zu verwandeln.

Zur Seite der Stadtmauer sind die Hindernisse freier Bewegung einigermaßen aus dem Wege geräumt, aber welcher Anblick bietet sich uns hier dar! Die Steine sind plumper Weise zu 6—8 Fuß hohen Wohnungen aufgemauert, für welche die menschliche Sprache gar kein Wort hat. Es sind keine Höhlen, denn sie sind oberhalb des Bodens; es sind aber auch keine Hütten, denn sie heben sich vom Boden theilweise gar nicht ab, indem ihre Bedachung von Reisig, Lehm und Erde ebenso wie der Boden selbst mit Steinen übersäet ist, so daß das Ganze den Eindruck eines großen Trümmerfeldes macht, auf welchem lebende Wesen das hier und da nicht völlig eingestürzte Erdgeschoß sich zu Schlupfwinkeln eingerichtet haben. Diese Steinbaracken, deren man jetzt 16 zählt, bilden jedoch keine regelmäßige Reihe, wie es an einer Ruine zu erwarten wäre, sondern liegen wirr durcheinander, und die viereckigen Löcher ihrer Eingänge sind theilweise nach der Stadtmauer, theilweise von ihr weg südwärts gekehrt. Es sind die Wohnstätten der Aussätzigen. Die Furcht vor Ansteckung hat sie an diesen versteckten Winkel an der Stadtmauer verstoßen. Da es Wohlhabenderen meistens gelingt, sich zu entziehen, so sind fast nur Arme hier zusammengedrängt, welche kaum Lumpen genug haben, um ihre Blöße zu bedecken. Bei manchen ist der Zerstörungsproceß der Krankheit schon so weit vorgeschritten, daß der Anblick entsetzenerregend ist, und da Männer und Weiber, Christen und Moslemen, des Tages auf Bettel ausziehend, hier zusammenhausen, so ist der sittliche Schmutz noch ärger als der äußere, und der Aussätzige, welcher als Scheich über dieses Quartier gebietet, ist zufrieden, wenn kein Todtschlag oder Diebstahl vorkommt.

Im Sommer 1865 that eine deutsche Frau, die Baronin von Keffenbrinck-Ascheraden aus Pommern, an der Seite ihres Gemahls einen Blick in diesen Sammelort leiblichen und sittlichen Elends, und in Vergegenwärtigung der barmherzigen Liebe, welche unser Heiland auch den Aussätzigen entgegengebracht hat, faßte sie den Entschluß, diesen Elendesten der Elenden eine Zufluchtsstätte zu gründen, wo christliche Liebe sich ihrer ohne Unterschied der Confession und ohne proselytenmacherische Zudringlichkeit, aber im Geiste Jesu annehme. Als dieser Plan bekannt ward, entflammte er viele tausend Herzen in Deutschland und England und weithin ostwärts, sogar in China, und so reichlich flossen die Gaben, daß schon im Frühling 1867 das neue Aussätzigenspital, Jesushilfe genannt, auf der westlich von Jerusalem gelegenen Anhöhe, rechts vom Jafathore in der Nähe der beiden Teiche (Birket es-Sultan und Birket el-Mamilla) dastand und jetzt, nachdem es eine Zeit lang gegen Mißtrauen anzukämpfen hatte, in reger Arbeit aufopfernder Liebe an den dort eingezogenen Kranken begriffen ist — freilich immer nur erst ein kleiner Anfang, denn das Haus kann nur etwa zwölf Aussätzige aufnehmen, und Jerusalem allein zählt deren wenigstens 40—50.

Auch mir hat dieses Werk barmherziger Liebe lebhafte Theilnahme abgewonnen; um aber, wo möglich, auch durch selbständiges schriftliches Wort dafür zu wirken, beschäftigte ich mich seitdem mit der Geschichte der Aussätzigen und der Siechenhäuser, und die von den Brüdern Grimm 1815 bearbeitete mittelalterliche Dichtung „Der arme Heinrich“ von Hartmann von der Aue, deren Inhalt der nordamerikanische Dichter Longfellow in seine Golden Legend verarbeitet hat, zeigte mir, daß hier ein nicht allein culturgeschichtlich wichtiger Stoff vorliege, sondern daß er auch reich sei an anziehenden Bildern merkwürdiger Sitten, edler Thaten und wundersamer göttlicher Führungen. Die Wahrheit des christlichen Glaubens bewährt sich durch nichts so sehr, als durch die sich selbst aufopfernde barmherzige Liebe. Edle rührende Thaten solcher Liebe finden sich zwar in der Menschheit der verschiedensten Völker und Zeiten; aber erst das Christenthum, welches auf eine That dieser Liebe, die Selbstopferung des Gekreuzigten, gegründet ist und daraus sein Leben zieht, hat diese Liebe zum Mittel- und Höhepunkt aller Pflichten des Menschen gegen den Mitmenschen erhoben und alle Fesseln, welche das mosaische Ceremonialgesetz der Selbsterweisung dieser Liebe anlegt, zerbrochen.

Einen schönen Thatbeweis dafür liefert die folgende Begebenheit, welche ich im Hinblick auf die in Jerusalem erblühte christliche Aussätzigenpflege aus alten Quellen zusammengestellt habe. Es ist die Geschichte zweier jerusalemischer Jünglinge zur Zeit des zweiten Tempels in einem der letzten Jahrzehnte vor dessen Zerstörung. Sie wird zugleich zeigen, daß das Verhalten gegen die Aussätzigen in jener Zeit noch ein ganz anderes war, als es später unter der Herrschaft des Islam geworden ist. Ein Aussätzigenquartier innerhalb des Zion war damals unmöglich; denn das Gesetz verstattete keinem Aussätzigen das Verbleiben innerhalb der Mauern der heiligen Stadt. Indes wir wollen nicht vorgreifen — die Geschichte, die wir zu erzählen haben, wird die damalige, vom mosaischen Aussatzgesetz geforderte Praxis zwar nicht in ihrem ganzen Umfange, aber doch nach mehreren Seiten hin lebendig vergegenwärtigen.

I.

Unmittelbar nach dem Vesper- (Mincha-) Gebet kam ein junger Mann auf den oberen Markt Jerusalems geeilt und nachdem er einen Blick auf die Sonnenuhr oberhalb des Portales des Herodes-Palastes geworfen, ging er zwischen diesem und dem Brunnen in kurzen Strecken auf und nieder, indem er immer, ehe er sich umwendete, nach dem Gennath-Thore hinblickte. Seine ganze Haltung zeigte, daß er einem vornehmen Stande angehörte. Auch die Kleidung war gewählt. Er trug einen aus weißem und blauem Linnen zierlich geschlungenen Kopfbund, dessen Enden hinten über sein schwarzes Haar auf den Nacken hinabfielen, und unter der blauen Dalmatica, welche er so zusammenhielt, daß sie einen geschmackvollen Faltenwurf bildete, war eine goldverbrämte Tunica sichtbar. Aber auch abgesehen von seiner Haltung und Kleidung sah man ihm sofort den Adel der Abkunft und der Seele an. Sein Teint und Wuchs erinnerten an das, was Jeremia in den Klageliedern 4, 7 von den Edlen Jerusalems sagt; sein Gesicht war zwar an sich nicht schön, aber Unschuld und Verstand, Zucht und Bescheidenheit prägten sich darin aus und gaben ihm einen anziehenden und achtunggebietenden Ausdruck.

Er war die kurze Strecke nur einige Male auf- und abgegangen, als ein anderer, um weniges älterer Mann schleunigen Schritts vom Gennath-Thore auf ihn zukam, von Statur eher klein als mittelgroß, reinlich, aber schlicht gekleidet und, wie schon das einfache braune Kopftuch (Sudar) und die Sandalen zeigten, von niedrigem Stande. Er hieß Jose, und der auf ihn wartete Benjamin: sie waren beide sogenannte Weisenjünger, d. i. Gelehrte und hatten sich in der Schule Gamaliels des Aelteren, durch welche auch Paulus der Apostel und Onkelos, der Uebersetzer der Thora, gegangen sind, zusammengefunden. Obgleich Mitschüler, war Jose doch zugleich Benjamins Lehrer geworden; denn er war ein sonderlicher Kenner des schriftlichen und überlieferten Gesetzes, aber auch des damals vernachlässigten prophetischen Wortes, aus welchem er sich überzeugt hatte, daß Jesus der Messias sei — eine Ueberzeugung, welche damals viele in Jerusalem mit ihm theilten, ohne deshalb die Gesetzes- und Cultusgemeinschaft ihres Volks aufzugeben. Seit er Benjamin gesehen, fühlte er sich zu ihm hingezogen. Je näher er ihn kennen lernte, desto fester ward er an ihn gekettet. Er ging ganz und gar in dem Streben auf, ihn geistig zu fördern, und obwohl Benjamin diese feurige Liebe nicht in gleichem Maße erwiderte, so fand Jose doch in seiner lernbegierigen Hingabe, seiner fast kindlichen Unterordnung, seiner vertraulichen Offenheit hinlängliche Belohnung. Das Wechselverhältniß trübte sich zwar von Zeit zu Zeit, aber nur um sich zu vertiefen und Jose einen immer tieferen Blick in die edle reine Seele des Freundes zu gewähren. Von dem christlichen Glauben, seinem innersten Heiligthum, sprach Jose mit ihm nur in besonderen Weihestunden. Er wollte ihn hierin sich nicht gewaltsam verähnlichen, auch stieß er gerade hier auf harten Widerstand und that sich selber nicht gerne den Schmerz an, diesen Widerstand in Erfahrung bringen zu müssen.

Als ihn Benjamin sah, ging er ihm mit einer Freundlichkeit, die sein Antlitz wundersam verschönte, entgegen und Jose grüßte ihn mit sichtlicher wonniger Freude. Hier sich zu treffen, hätten sie verabredet, um einen weiten Spaziergang nach der Bethlehemsstraße hinaus zu machen. Das Glück, mit dem Freunde, den seine Familienbeziehungen viel in Anspruch nahmen, einmal allein zu sein, wurde Jose nur selten zu Theil. Schon einige Tage lang hatte er sich auf diesen Nachmittag wie auf einen Hochgenuß gefreut. „Das Wetter ist uns günstig,“ rief er aus. — „Ja,“ antwortete Benjamin, „wir haben's gut getroffen.“ — Es war auch wirklich der denkbar schönste Mai- (Ijjar) Tag, der wolkenlose Himmel strahlte im reinsten Azur. Die Regenzeit war vorüber, die Luft war rein und die Wärme mäßig. So gingen sie denn selbander in der Richtung auf das Thalthor, das jetzige Jafathor. Wenn Jose unbemerkt zu sein glaubte, nahm er Benjamins Hand in die seinige und schmiegte sich an ihn. Begegneten ihnen aber Leute, so ließ er los, als ob niemand das Geheimniß ihrer engen Freundschaft durchschauen sollte. Auch sprachen sie wenig — erst als sie aus dem Thore hinausgetreten waren, ward das Zwiegespräch lebhafter.

Als sie das Thalthor hinter sich hatten, wendete Jose seinen Freund, indem er den Arm um seinen Nacken legte, rechts um und rief, auf die Stadt zurückweisend: „Sieh da, welche Pracht!“ — Die drei Thürme auf dem Fundamente der hohen, ältesten Mauer hinter dem Herodes-Palast, welche der Erbauer nach seinem Freunde Hippikos, nach seinem Bruder Phasael und seiner Gattin Mariamne genannt hatte, funkelten im Sonnenglanz und schwebten im reinsten Himmelsblau. Von Nordosten grüßte der colossale, achteckige Psephinos herüber, und alle vier schienen einer den anderen in der Schönheit ihres weißen Marmors und ihrer zierlichen Formen übertreffen zu wollen.

„Der schönste von allen,“ sagte Benjamin, „ist doch der Phasael mit der zwiefachen Krone seiner vielen Brustwehren und Zinnen. Ich kann ihn nie sehen, ohne an den Leuchtthurm auf der Pharosinsel von Alexandria erinnert zu werden.“ — „Wie alt warst Du denn,“ erwiderte Jose, „als Deine Eltern mit Dir ihre dortigen Verwandten besuchten?“ — „Ich war erst fünf Jahre alt,“ sagte Benjamin, „aber die Herrlichkeit Alexandriens, dieser ägyptischen Schwester Jerusalems, hat sich mir unvergeßlich eingeprägt.“ — „Und ich,“ fuhr Jose fort, werde immer wieder von dem zwar verhältnißmäßig kleineren und minder festen, aber um so schmuckeren Mariamnethurm gefesselt, durch dessen Erbauung Herodes das Verdammnißurtheil zu beschwichtigen gesucht hat, welches sein Gewissen über die an der hasmonäischen Fürstentochter begangene Blutschuld aussprach.“ — „Es ist wahr,“ fiel Benjamin hastig ein, „daß ihre Hinrichtung eine Sünde war, aber geliebt hat sie ihn nie, wie er sie geliebt hat; und vergessen wir doch nicht, was Jerusalem und unser Land diesen Herodiern verdankt und daß König Agrippa, den Gott erhalten wolle, vielfach wieder gut macht, was seine Ahnen gesündigt.“ Jose merkte erst jetzt, wie unangenehm seine Aeußerung den Freund berührt hatte, und schwieg auf seine Entgegnung.

Sie stiegen nun abwärts und gelangten in den oberen Theil des Gihonthales hinab. „Wenn es meinem hohen Herrn recht ist,“ sagte Jose in scherzhafter Verleugnung ihres nahen Verhältnisses, „so gehen wir längs des Thales hin, obschon es ein Umweg ist.“ — „Wie Du willst,“ erwiderte Benjamin, „mögest Du der Führer sein!“ — Jose zog diesen Weg dem Wege quer über das Thal vor, weil er da mehr mit Benjamin allein zu sein hoffte, ohne lästige Begegnung. Unter traulichem Gespräch, welches sich bald um wissenschaftliche, bald um persönliche Dinge bewegte, folgten sie dann dem Laufe des Thales in südlicher Richtung und passirten, nachdem sie diesen Thalweg zurückgelegt, den Damm, welcher das Thal durchsetzt und die Wasserleitung trägt, die von der Ethamquelle oberhalb des Teiches Salomos kommend hier den Gihonteich speist. Nach Ueberschreitung dieses Dammes befanden sie sich auf der eigentlichen Bethlehemstraße, die hier schon recht merklich ansteigt. „Sieh da,“ rief Jose, indem er rechts hinwies, „den Berg, wo Pompejus, der Bösewicht, vor nun 100 Jahren sein Lager aufgeschlagen hat; eine größere Schmach als die, daß er in den Tempel eindrang und bis ins Allerheiligste hinein alles begaffte, ist nie über Jerusalem ergangen.“ — „Es war die Schwäche der letzten Hasmonäer,“ sagte Benjamin, „welche uns damals hart an den Rand des Unterganges gebracht hat.“ — „Und doch,“ erwiderte Jose, indem er die ihm naheliegende Vergleichung der Hasmonäer mit den Herodiern unterdrückte, „war das nur der Anfang des Endes; der „Tag des großen Gemetzels, da hinfallen die Thürme,“ wird erst noch kommen, denn die Blutschulden Jerusalems, und eine vor allen, schreien gen Himmel.“ — „O, sprich doch nicht so, Jose, sondern gedenke des Wortes Davids: Wünschet Jerusalem Glück, es müsse wohl gehen denen, die Dich lieben.“ Er blieb stehen und hielt Benjamin fest: „Siehe dort im Felsen die mit dem Bohreisen gebohrten Löcher; in diese trieb man trocken Holz hinein, welches dann angefeuchtet aufquoll und den Felsen sprengte — ein solcher Keil ist für Jerusalem das Holz des Kreuzes, an welchem der Gerechteste der Gerechten sich verbluten mußte.“ — „In Alexandrien,“ sagte Benjamin, „wäre dergleichen nicht geschehen.“ — „Ja,“ antwortete Jose, indem er den Freund umfing, „in Alexandrien wäre es nicht geschehen, wenn lauter Benjamins in Alexandrien wären!“

Reisen, um die Welt zu sehen, waren damals noch nicht üblich, und auch Landpartien zum Vergnügen waren nicht so wie heutzutage Mode; der Israelit zumal war gerade am Sabbat, welcher bei der Ruhe von der Werkeltagsarbeit das Ergehen im Freien begünstigte, dadurch beschränkt, daß 2000 Ellen weit von allen Seiten des Stadtquadrats die unüberschreitbare Sabbatgrenze abgesteckt war. So wird die Freude erklärlich, mit welcher die Freunde, nachdem sie eine Strecke weiter aufwärts gegangen waren, die schöne Aussicht in das nach Osten sich krümmende Hinnomthal begrüßten; auch die Stadt mit ihren vielen Thürmen und Zinnen bot von hier aus einen herrlichen Anblick. „Hier,“ sagte Jose, indem er Benjamin unter den Schatten einer Terebinthe zog, „laß uns ein wenig stillstehen; hier sind wir einmal ganz allein, und kein Menschenauge, nur das Auge, welches alles sieht, beobachtet uns; hier möchte ich an Dich, wenn ich darf, eine Frage richten.“ — „Ich bin bereit, sie zu hören,“ antwortete Benjamin mit sanftem, aber bedenklichem Lächeln; Jose aber schwieg eine Zeitlang, um sich zu sammeln, und begann dann, indem Wort für Wort sich langsam aus Seele und Mund losrang: „Nun denn, bist Du, mit dessen Seele meine Seele so eng verkettet ist, nicht Dem um etwas näher gekommen, den ich über alles liebe, als die leibhaftig erschienene Liebe des Heiligen gebenedeit sei Er?“ Benjamin schwieg und sah wie theilnahmlos vor sich hin. „Er hat gesagt,“ fuhr Jose fort, „daß wer irgend eine Creatur mehr liebt als ihn, sein nicht werth ist, so muß ich also auch meine Liebe zu Dir (und hier begann seine Stimme zu zittern) der Liebe zu ihm unterordnen, und wenn Du ihm grundsätzlich fern bleiben wolltest, so müßte ich, obgleich nicht zu den starken Herzen gehörig, doch zuletzt mich zu dem Moriaopfer entschließen, auf Deine Liebe zu verzichten.“ Benjamin schwieg noch immer. Da ergriff Jose des Freundes gesenktes Haupt, richtete es auf und indem er seine Augen fest auf die seinigen heftete, rief er mit flehender Stimme: „O sprich, Benjamin, sprich ein Wort, das mich glücklich macht, wenn auch nur glücklich in Hoffnung!“

„Du solltest Deine Liebe zu mir,“ sagte Benjamin, „nicht an eine Bedingung knüpfen, die ich nun einmal nicht erfüllen kann.“ — „Ich knüpfe sie an keine Bedingung,“ antwortete Jose, „ich werde Dich lieben, auch wenn Du fortfährst, Jesum zu verschmähen, aber wie könnte ich Dich anders lieben als in Ihm, der nun einmal meines Lebens Leben geworden! In Ihm werde ich Dich lieben, wie Er liebte, treu bis in den Tod, bereit alles was ich bin und habe für Dich hinzugeben, in der Hoffnung, daß Du ihn noch erkennest, der sich für Dich wie für mich verblutet hat und wie am Kreuze so nun im Himmel seine Arme nach Dir ausstreckt.“ — „Dringe doch nicht so in mich,“ sagte Benjamin, „laß uns jeden nach seiner Ueberzeugung seine eigenen Wege gehen, laß Dir daran genügen, daß ich Dich nicht lasse.“ — „So lange Du mich nicht lässest,“ erwiderte Jose, „kann ich nicht anders als um Deine Seele werben; sollte es aber dahin kommen, daß Du mich lässest — nun dann werde ich mich Dir nicht aufdringen, dann werde ich Dich Ihm überlassen, der erschienen ist, das Verlorene zu suchen, Ihm, der Dich reiner und mächtiger liebt, als ich mit meinem armen, stürmischen, allzu bewegten Herzen.“ Indem er dies mit langsamer, gebrochener Stimme aussprach, lösten sich seine Worte in Thränen auf, und Hand in Hand gingen die zwei Freunde schweigsam weiter. Die Sonne strahlte ihnen schräg ins Gesicht, als sie die ohne sonderliche Steigung und Senkung weit sich hindehnende Bekâah (Hochebene) dahin wandelten. Jose wischte mit dem Schweiße zugleich seine dem Freunde nicht unbemerkt bleibenden Thränen ab, und nach langem Verstummen nahm dieser das Wort und richtete an Jose Fragen über mehrere im Beth ha-Midrasch (Lehrhaus) ihm dunkel gebliebene Dinge, welche ihm Jose aus der Fülle seines Wissens beantwortete; die Liebe inspirirte ihn so, daß er keine Antwort auf die vielen und mannigfaltigen und schwierigen Fragen schuldig blieb.

Die Sonne machte sich bereits zum Untergange bereit, indem sie sich zu einem immer dunkelrotheren Feuerballe zusammenzog, als die Freunde noch eine Strecke bergauf stiegen. Dann führte der Weg wieder ziemlich eben hin, und sie rasteten an einem Brunnen, um sich durch einen frischen Trunk zu erquicken. Dieser Brunnen ist noch jetzt dort am Wege unweit des Klosters Mar Elia. Links von diesem Stück des Weges liegt die Anhöhe, welche das Wanderziel der Freunde war. Die Aussicht, die sich ihnen hier rundum darbot, war prachtvoll. Mit besonderem Wohlgefallen verweilte ihr Blick in südlicher Richtung. Da lag links von Gilo (Bêt Dschâla) das Grab Rahels und weiterhin die Doppelhügelstadt Bethlehem im Abendsonnenscheine vor ihnen. Sie waren ganz allein. „Siehe da,“ rief Jose, „wie so nahe das Grab Rahels dort unten vor uns liegt!“ „Und sieh nur,“ fuhr Benjamin fort, „dort hinter Bethlehem links davon das herrliche Herodium, wo König Herodes beigesetzt ist. Wie die Sonne die Thürme vergoldet! wie deutlich die steile Marmor-

treppe, wie reizend die Häusergruppen der Landschaft am Fuße des stolzen Hügels!" — „Ja, der Anblick ist schön," sagte Jose, „aber noch schöner dünkt mich doch wegen der daran haftenden großen Erinnerung das einfache Denkmal Deiner Ahnfrau." — „Willst Du mich denn durchaus zum Benjaminiten machen," entgegnete Benjamin lachend. — „Wenn ich's könnte, ich machte Dich, wenn nicht zum Stamm-, so doch zum Gesinnungsgenossen des Saulus von Tarsus, um den, weil er ein Christ geworden, Rabban Gamaliel wie um einen Todten trauert." „Diese Palästinenser," sagte Benjamin, „sind und bleiben ein engherziges, unduldsames Volk." — Als Jose inmitten dieses traulichen Gesprächs den rechten Zeitpunkt gekommen glaubte, fragte er: „Wollen wir nicht hier einmal unsere Kniee mit einander beugen?" „Gerne," erwiderte Benjamin. „Nun denn," fuhr Jose fort, „so will ich einmal aus Deiner Seele herausbeten, und gebe Gott, daß ich Deine Empfindungen treffe." Er zog ihn mit sich nieder und nachdem sie eine Zeit lang still hingekniet waren, begann Jose: „O Du Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Du dort unserem Ahn seine geliebteste Gattin genommen, Du bist ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten — sie leben bei Dir, und Du hast vollführt, was Du ihnen verheißen. Du offenbarest Dich auch jetzt noch, wie unseren Vätern in der Vorzeit Tagen; o so gib uns zu erkennen, ob Jesus von Nazareth, der dort in Bethlehem geborene, der verheißene Same Abrahams ist. Wenn Er es ist, den Sein Volk verrathen und den Heiden überantwortet hat, wie Joseph, der Sohn Rahels, seine eigenen Brüder, so gib, daß Er sich uns zu erkennen gebe in solcher Liebe, wie Joseph sich seinen Brüdern und besonders Benjamin, dem geliebtesten seiner Brüder, zu erkennen gab." So ungefähr betete Jose und lenkte schließlich in den Ton der ihnen beiden geläufigen T e f i l l a (Gebetsliturgie) ein: „Gebenedeiet seiest Du, der du ein Horn des Heils erblühen lässest! Gebenedeiet seiest Du, der du Gebet erhörest!"

Als sie aufgestanden, fiel er Benjamin um den Hals, dieser ließ es wie willenlos geschehen, er war blaß und kalt und stumm. Auch Jose sagte kein Wort, die Gewalt des nachwirkenden Gebets ließ es nicht zu. So gingen sie denn schweigsam die Höhe hinab und schlugen wieder den Weg durch die Bekaah ein, den sie gekommen. Die Sonne verschwand nun hinter dem Horizonte, und Benjamin äußerte: „Es wird spät werden, bis wir zurückkommen." Uebrigens aber ließ er Jose reden und wenn ihn dieser zu antworten nöthigte, war er wortkarg und sammelte sich schwer und entsank wieder in theilnahmloses Brüten und Träumen. Dabei war sein Gang hastend, und indem er immer wiederholte, daß es schon sehr spät sei, riß er Jose mit sich fort. Joses alleshoffende Liebe gab dieser marmornen Kälte die günstigste Deutung. Als sie aber in das Thor eingetreten waren, wo die Wege nach ihren Wohnungen sich trennten, und Jose den Freund nach seiner Wohnung begleiten wollte, dieser jedoch es mit höflichen Worten, aber barschem Tone zurückwies: da ging Jose allein seines Weges, traurig über diese schroffe Trennung und dennoch voll überwiegender Freude über den Genuß, den ihm diese gemeinsame Wanderung gewährt hatte. Benjamin aber eilte im Geschwindschritt von dannen, und als er von Jose nicht mehr gesehen werden konnte, lief er mehr, als daß er ging. Er wurde an diesem Abend im Hause des Ab-beth-din, d. i. Vicepräsidenten des Synedriums M e n a h e m erwartet, der am Hofe des Königs Agrippa vielvermögenden Einfluß hatte und sich vieler und vornehmer Ahnen rühmen konnte. Diese hohe Stellung, dieser Adelsnimbus und dazu der Reichthum und die von hoher Bildung durchdrungene feine Sitte des Hauses übten auf Benjamin eine starke Anziehungskraft, besonders aber die schöne und geistig begabte und jüdisch fromme S c h e l ä m z i (der Name bedeutet „Friede Zions"), die Tochter des Hauses, welche ihm aus demselben wie ein Diamant aus goldener Fassung entgegenstrahlte. Sie blickte ihn, der ihr nicht unebenbürtig erschien, mit einer Theilnahme an, welche ihn glücklich und stolz machte und nach und nach sein Herz in Brand setzte. Diese noch nicht zu wechselseitiger Aussprache und überhaupt noch nicht zu Worte gekommene Liebe durchglühte wie ein verschlossenes Feuer sein ganzes Wesen. Die Liebe zu Jose hielt zwar diesem Feuer Stand, aber war von ihm überlodert. Und Liebe zu Jesus dem Messias konnte in Benjamin schon deshalb nicht aufkommen, weil die Liebe zu Schelämzi sie ausschloß; denn in ihrer Familie ward der Nazarener als ein von Größenwahn besessener Bettelkönig verlacht und als ein Abtrünniger und Verführer zum Abfall verwünscht. Benjamin war Jose gegenüber unfrei. Die Ueberzeugungskraft, mit der Jose auf ihn eindrang, brach sich an dem geheimen Banne, der, ohne daß er es wußte, die Seele des Freundes umkrustete.

Benjamin kam später, als er erwartet worden war, und Schelämzi war scharfblickend genug, um zu durchschauen, daß sie um so viel an Macht über ihn verliere, als Jose, der Jünger des Nazareners, an Macht über ihn gewinne. Als er sich deshalb damit entschuldigte, daß sein Spaziergang mit Jose ihn länger, als er gewünscht, aufgehalten habe, entlud sie den Aerger, den die Ungeduld des Wartens ihr verursacht hatte, in den leidenschaftlichen Ausruf: „Wann endlich wirst Du Dich dieser Schlange entwinden!? Wann endlich — —" Ihre Mutter fiel ihr dabei ins Wort, indem sie mehr hämisch als aufgeregt sagte: „Laß unserem Freunde doch seinen Willen — wenn er ein Min (Ketzer d. i. Christ) werden will, so ist ein ganzer immer besser als ein halber." Der Vater aber trat herzu und sagte gravitätisch: „Frauen, wohin verirren sich Eure Gedanken? Meint doch nicht, daß Ihr Essig, Sohn des Weines, vor Euch hättet! Ein Sohn des B o ë t h o s, in welchem alexandrinisches Blut mit palästinischem gemischt ist, wird doch nie zu einem galiläischen Idioten herabsinken. Setze Dich, mein Sohn," — fuhr er fort, — „Du scheinst müde; setze Dich und erzähle uns, wie Du dem zudringlichen Jose den Mund gestopft." — „Ja, ja," rief Schelämzi, die nun, als sie ihn vor sich sah, sich wieder zu fassen begann, „erzähle, wie Du dem Fuchse gezeigt hast, daß Benjamin ein zerreißender Wolf ist! Trinke aber erst diesen Becher edelsten Libanonweines, den ich lange für Dich bereit gehalten und eigenhändig gemischt habe." Indem sie dies sagte, nahm ihre Stimme wieder den reinsten Silberglockenton an und ihre Augen ruhten auf Benjamin so lange, bis das Gefühl der Beleidigung seines Freundes in der Uebermacht der Liebe zu ihr unterging. „Nun denn, — sagte er, indem er zugriff — „ich trinke ihn zu Ehren der Liebe der Familie Menahem, welche zu weise ist, um so thörichten Befürchtungen, wie die ausgesprochenen, sich hinzugeben." Als er getrunken, trat alsbald Jose mahnend vor seine Seele, und sein Gewissen zieh ihn der Verleugnung, aber alle diese Anwandlungen gingen in der Wonne unter, von der angesichts Schelämzis sein Herz erbebte. Was ihn bei seinem Eintritte tief verletzt hatte, erschien ihm jetzt als sorgliche Theilnahme und als ein Unterpfand der Liebe, welches Schelämzi nur noch mehr in seinen Augen verklärte. Ewigkeitsartig wie ein Augenblick schwanden ihm diese Spätabendstunden dahin, und es war ihm unlieb, als er sich an die Zeit erinnern und den Heimweg antreten mußte.

Es war schon nahe an Mitternacht. Als er draußen war, da erhob sich in ihm die bisher übertäubte Stimme des Gewissens: er klagte sich selbst an, daß er in feigem Schweigen den Freund preisgegeben; das Seligkeitsgefühl des Liebenden verwandelte sich in Selbstverdammung; der Streit der Gedanken, die sich wechselseitig anklagten und entschuldigten, wurde in ihm immer heftiger und als er in seine Wohnung eintrat, wo seine Mutter ihren Liebling noch wachend erwartete, sagte sie zu ihm, nachdem sie einige Fragen gethan: „Mein Kind, Du kommst mir heute so traurig, so verstört vor! Eile, daß Du zur Ruhe kommst. D e r H e r r u n s e r G o t t b r e i t e ü b e r D i c h d a s Z e l t s e i n e s F r i e d e n s!"

(Fortsetzung folgt.)

Arbeiter der Neuzeit. Von **Fr. Bücker.**

II. **Der Bahnwärter.***)

Welche Verschiedenheit des Dienstes! Während dem Locomotivführer das bewegliche rastlose Dampfroß mit allen seinen guten und bösen Eigenschaften in die Hände gegeben, hat der Bahnwärter den starren kalten Bahnkörper mit seinen ruhigen Gleisen unter seiner Obhut. Und dennoch hat der in unsern Augen todte Strang in den Augen des Bahnwärters Bewegung, ja L e b e n möchte ich sagen, und seine Aufgabe ist es, dieses Leben bis in seine feinsten Kanäle zu ver-

*) Bergl. Nr. 29. S. 461.

folgen. Wir sehen es freilich nicht, wie Hitze und Frost die Schienen strecken oder zusammenziehen, wie jeder über eine Meile Gleis rollende Zug von dem Strange mindestens zwei Pfund Eisen verreibt, die als Staub in den Boden verschwinden. Wir sehen es ferner nicht, wie der Rost an den Schienen, Nägeln, Trägern, Bolzen und Schrauben nagt, wie die Schwellen durch die Fäulniß morsch, bröcklig und weich werden, aber der Bahnwärter sieht's und muß es sehen. Da geht er, sein Handwerkszeug in der Hand, die Bahn entlang und prüft die Schienen. Er hält auch wohl murmelnd ein Zwiegespräch mit seinen Pflegebefohlenen.

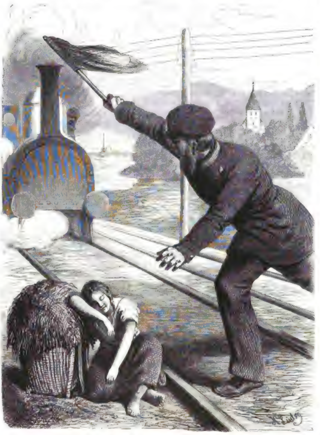
„So, Dir will ich den Nagel fester in den Kopf treiben, locker darfst Du nicht werden," spricht er für sich. Ein paar wuchtige Schläge mit dem Hammer begleiten seine Worte.

„Hm, Du willst mir seit einigen Tagen nicht mehr recht gefallen," sagt er zu einer zweiten Schiene; „Dich muß ich dem Oberbahnwart zeigen. Mir soll's recht sein, wenn er Deinen dünnen Leib noch länger mag; ich halte mir das Gewissen rein."

Er notirt die Lage der Schiene.

„Will sehen, ob der feine Sprung, den Du gestern hattest, größer geworden," fährt er wieder fort, nachdem er schweigend ein gut Stück den Bahnkörper verfolgt und sein Auge prüfend nach allen Seiten gerichtet. „Ja, Du wirst ausrangirt," sagt er und hält vor der betreffenden Schiene still, „da liegt schon Dein Ersatzmann zwar nicht so blank wie Du, aber gesund wie ein Fisch im Wasser. Werden ihn schon putzen, die Räder der Packwagen."

„Nun, bringt Ihr den Malefizkerl, der fast hinterrücks einen Querbruch bekommen, um ihn zum alten Eisen zu werfen?" redet er nach einer Pause ein paar Arbeiter an, die mit Hacke und Schaufel des Weges kommen und eine Schiene tragen. „Gut, daß ich ihn früher bemerkt, wie der Oberbahnwart, oder gar der Inspektor. Tragt ihn hin und nehmt über Nacht den Gesprungenen drüben auch auf die Seite. — Wo nur der Zug bleibt?" fährt der Bahnwärter für sich fort und sieht sich um. „Die Signale stehen schon lange. Ha, da kommt er!"



Vor der Locomotive. Originalzeichnung von H. Lüders.

Ein feines weißes Wölkchen zeigt sich in der Ferne zwischen den endlosen Schienen. In demselben Augenblick tritt aus dem nahen Wärterhause ein Bursche in Arbeitstracht und begibt sich mit gemessenen festen Schritten nach der etwa dreißig Schritte entfernten Weiche, in deren Nähe der Bahnwärter eben stille steht und sich umsieht. Noch einen Augenblick, und der Zug braust heran, klirrt durch das Ausweichegleis in den zweiten geraden Strang und rollt dem fernen Bahnhofe zu.

„Alle Wetter, wie mich das einen Augenblick überlief!" sagt der Bahnwärter zu dem jungen Weichensteller und fährt mit der Hand über das wettergebräunte Gesicht. „Ich glaubte, Du wärest in der Hütte geblieben und hättest gemeint, daß ich die Weiche für Dich gestellt, da ich zufällig in ihrer Nähe war und Du mich sehen konntest. Ich sage Dir, ich hätte sie nicht angerührt, denn schon der Gedanke würde mich starr gemacht haben, daß Du geglaubt, ich hätte die Weiche für Dich gestellt."

„Bin ich nicht gekommen? Ich weiß nicht, was Deine Worte bedeuten sollen," sagt der Sohn zum Vater.

„Heinrich, sie sind mir auch nur so in den Sinn gekommen und ich habe sie gesprochen. Du weißt, daß niemand die Weiche zu stellen hat wie Du, und Du hast die Weiche gestellt und wirst sie immer stellen, wer auch dabei stehen mag. Du wirst Dich auf niemand, selbst auf Deinen Vater nicht verlassen, denn Du bist der Weichensteller der Bahn und kein anderer."

„Freilich," fährt er fort, als sie am Wächterhause angekommen und der Sohn die Signale abgestellt, „freilich, ich hatte früher Deinen Posten mit zu verwalten, doch die Bahn hat meinen Bitten Gehör gegeben und mir Hilfe geschafft. Früher wurde ich meines Lebens nicht froh, ich hatte nicht zu viel, aber doch zu Verschiedenes zu thun. Da lebte ich immer in Angst, ich könnte etwas versehen, hier und dort nicht zur rechten Zeit sein. Die Qual hat, Gott sei Dank, ein Ende, ich kann jetzt wenigstens sagen, ich kenne meine Strecke wie meine fünf Finger. Da kommt ja die Ablösung für den Nachtdienst; es ging scharf her, gestern und vorgestern; die

Digitized by Google

Erholung wird uns gut thun! Wir wollen aber vorher unsere Blumen begießen."

Die Glücklichen haben Blumen hinter dem Wächterhäuschen, und während Heinrich die Gießkanne holt und füllt, stattet der Bahnwärter dem eben eintreffenden Oberbahnwart Rapport ab.

Die Unterredung dauert lange, denn der Bahnwärter hat viel auf dem Herzen. Alles, was er sagt, hört zugleich sein Ersatzmann; er nickt jedesmal mit dem Kopfe zum Zeichen des Einverständnisses. Dann, als alles vorüber ist und die Lichter auf dem Bahnkörper ankünden, daß die Nachtposten bereits in Thätigkeit, eilt der Bahnwart zu seinem Sohne zurück.

Das eben Mitgetheilte ist nicht etwa ein ganzer Tag aus dem Leben eines Bahnwärters, sondern nur ein auf die Neige gehender Tag mit seinem Arbeitsstücklein. Die Arbeit des Bahnwärters — ich rechne stillschweigend den Signalwärter und Weichensteller in dieselbe Categorie — ist eine vielseitige, so einförmig sie auch aussieht. Bei regelmäßigem Verkehr und guter Witterung macht sich am Ende die Sache noch, aber bei Betriebsstörungen, ungewöhnlichem Verkehr, Nebel, Schnee und Unwetter aller Art macht sie sich nur mit der ganzen Energie eines tüchtigen Arbeiters, eines Mannes, der nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz auf dem rechten Flecke hat. Da heißt es, auf der Lauer liegen und das Läutewerk hören, so stark auch der Sturm brüllen mag. Da gilt es, das optische Signal scharf ins Auge fassen, das das Gespenst des Nebels zu verzerren, zu verhüllen, unsicher zu machen trachtet. Nicht errathen, *sehen* muß er, daß das Signal ein außergewöhnliches, sehen, daß die Flügelstellungen der Signalstange eine Hilfsmaschine verlangen, oder den Zug, der auf dem *rechten* Gleise kommen sollte, auf dem *linken* ankündigen. — Da gilt es, lange in Wind und Wetter bei der Weiche stehen und auch dafür sorgen, daß sie klappt, wenn der unpünktliche, durch Schneewehen aufgehaltene Zug plötzlich wie ein Dieb in der Nacht unter heiserer Dampfpfeife eintrifft. Da gilt es, den Gedanken nicht einen Augenblick in die Zerstreuung des Lebens abschweifen lassen, sondern ihn ganz und fest auf den Bahnkörper und seinen Zustand richten, der gerade in dieser Jahreszeit und auf dieser Strecke gehütet sein will, wie ein Kind. Hier liegen die Schienen nicht fest wie auf Granit, sondern auf einem Damm mit nachgiebiger Unterlage. Dort veranlaßt das Einsickern des Wassers in die noch nicht durch Futtermauern oder Anpflanzungen gebundenen Böschungen Erdschlüpfe und ein Verschieben der Schienen, und hier wieder ist eine quellige Stelle des Bahn*einschnitts* durch Drainiren der Umgebung noch nicht zum Trocknen gebracht worden. Unmerklich sickert das Wasser aus dem Boden hervor, netzt die Schienen, gefriert und bildet allmählich einen Eisklumpen, der ebensogut eine Ausgleisung veranlassen kann, wie ein sturmgebrochener, auf den Bahnkörper geschleuderter Ast, oder ein Felsstück, das vom jähen Hang stürzte, oder von ruchloser Hand heimtückisch hinter dem Rücken des Wärters auf die Schienen gewälzt wurde. Wie ein Bahnwärter auf seinem Posten sein kann und sein muß, das soll folgender Fall darthun, den ich unter unzähligen mir bekannten für den interessantesten halte. In ihm war der Bahnwärter präciser wie das Eisenbahnläutewerk.

Es war ein schöner Herbsttag, der 29. October vorigen Jahres, der Tag, welcher dem Berliner Courierzug I und dem Königsberger Eilzug IV trotz Fernsicht und Windstille so verhängnißvoll werden konnte. Beide Züge dampften in entgegengesetzter Richtung ihren Zielen zu. Sie mußten einander fahrplanmäßig in Warlubien kreuzen. Da sich aber der Königsberger Eilzug um 2 Stunden 22 Minuten verspätet — Warlubien wußte dieses durch ein Signal des verspäteten Zuges — so mußte die Kreuzung verlegt und der Courierzug als derjenige Train vorgelassen werden, der den andern am wenigsten aufhielt. Der Telegraph fing an zu spielen. „Zug Nr. 4 muß dort warten!" lautete die Mittheilung von Warlubien nach der Nachbarstation Czerwinsk. „Zug Nr. 1 kann vorrücken!" lautete die Antwort von Czerwinsk, das Kreuzungsstation geworden und für Freihaltung der Strecke verantwortlich war. Dann kündigten zweimal sechs Glockenschläge des Läutewerks den Courierzug an. Mit gewohnter Präcision und Geschwindigkeit rückte er so von Warlubien bis Czerwinsk und unter abermaliger Vermittelung des Telegraphen von Czerwinsk bis Pelplin vor. Als er in den Bahnhof von Pelplin einlief, hatte der Königsberger Eilzug bereits die Nachbarstation Dirschau erreicht. Jetzt aber hörte die einzige feinfühlende Verbindung zwischen den beiden Zügen, der Telegraph auf, da kurz vorher eine Unterbrechung der Leitung zwischen Pelplin und Dirschau eingetreten. Dirschau war berechtigt, den Eilzug abzulassen, ohne auf das Eintreffen des Courierzugs zu warten, denn nach den Vorschriften bei Unterbrechungen in der Telegraphenleitung sind die fahrplanmäßigen Kreuzungen einzuhalten, und da nach Dirschau die Kreuzung nicht verlegt war, so nahm diese Station an, daß in Pelplin die Unterbrechung der Leitung ebenfalls bemerkt und der Berliner Courierzug dort zurückgehalten werde. So geschah es nun aber nicht. Fast gleichzeitig mit dem Eilzuge in Dirschau setzte sich auch der Courierzug in Pelplin in Bewegung.

Den Beamten in Pelplin muß, wenn auch nur einen Augenblick, die blasse Angst gepackt haben, denn als der Courierzug abgeläutet, resp. nach Dirschau angemeldet werden sollte, konnte das Glockensignalwesen nicht ausgeübt werden, da es genau mit der Telegraphenleitung zusammenhängt und diese unterbrochen war.

Man kann nämlich durch einen und denselben Telegraphendraht sprechen und läuten. Der gewöhnliche Sprechstrom vermag die Bahnstrecke nicht zu alarmiren, denn er ist zum Auslösen der Schlag- oder Läutewerke längs der Bahn zu schwach. Soll nun geläutet werden, so muß ein galvanischer Strom zur Verwendung kommen, der mindestens doppelt so stark ist wie der Sprechstrom. Nur dieser verstärkte Strom vermag die Hämmer zum Anschlage gegen ihre Glocken zu zwingen. Ist also die Drahtleitung unterbrochen, so kann weder gesprochen noch geläutet werden, und nur in dem Fall, daß für die Schlagwerke eine besondere Drahtleitung vorhanden, steht das Läuten unabhängig vom Sprechen da. Natürlich war in demselben Augenblicke, als der Courierzug abgeläutet werden sollte, der Arbeiter mit dem Löthen des Drahts der unterbrochenen Leitung *noch nicht fertig*.

Entsetzlich, da hilft kein Stammeln der Entschuldigung, daß sich die Unterbrechung der Leitung an den Apparaten auf Station Pelplin nicht bemerkbar machte, denn da steht nur die *eine* und *schwere* Schuld, den Courierzug entlassen zu haben, ehe ein Signal von dem entgegenfahrenden eingegangen, den Zug entlassen zu haben, ehe die Kreuzung nach Dirschau verlegt und von Dirschau *angenommen* worden. Eine Million für den Reiter, der den Courierzug überholt, warnt und zur sofortigen Rückkehr in den Bahnhof bewegt! — Still, still blieben die Läutewerke. Still blieb nur nicht der Bahnwärter. Zwar hörte und sah er auf seinem fernen einsamen Posten nichts, doch hatte er auch nicht eher Ruhe in der Brust und in den Beinen, bis sein Tagewerk glatt beendet und jeder Zug vorschriftsmäßig über die Strecke gegangen. An den Berliner Courierzug und den Königsberger Eilzug dachte er wohl nicht, als er so scharfen Blicks die Ferne musterte, denn der erstere hatte ja seine Abfahrt von dem Bahnhofe zu Pelplin durch *zweimal* sechs Glockenschläge und der andere seine Abdampfung von Dirschau durch *einmal* sechs Glockenschläge gehorsamst und vorschriftsmäßig zu „vermelden". Ha, was sah er da! Den heranwirbelnden Dampf einer Locomotive. Und auf der andern Seite? Auch den heranwirbelnden Dampf einer Locomotive. Immer näher und näher kamen von rechts und links über demselben Gleise die friedlichen Wölkchen, die die Windstille gewähren ließ, während die noch unsichtbaren Maschinen, denen sie angehörten, todtfeindlich einander entgegenarbeiteten, um sich im furchtbaren Anprall zu zerschmettern, zu vernichten. Ein gellender Angstschrei entfährt des Bahnwärters Brust, und die Nothfahne flattert. Ja, wenn sie nur in tausendfacher Vergrößerung in die Lüfte geschleudert werden könnte, damit sie die Führer der beiden Locomotiven sehen! Das Unheil scheint unabwendbar zu sein. Wenn auch der eine Führer sieht und den Zug rechtzeitig zum Stehen bringt, so fragt sich's doch noch, ob auch der andere vor dem Zusammenstoß hält, oder halten *kann*. Der brave Bahnwärter, man hört es seinem Schrei, man sieht es dem Wirbeln seiner Nothfahne an, daß er gern die Züge retten möchte, die ihrem Verderben immer näher rücken. Ja, da fährt schon der eine Zug langsamer; jetzt hält er. Sein Locomotivführer hat zwar nicht die Nothfahne des Bahnwärters, aber mit seinen Argusaugen den Dampf der entgegenfahrenden Maschine gesehen. Wie ist es mit dem andern Zuge? Er muß auch schon die Tenderbremse angedreht haben, denn wenn er auch eine erhebliche Steigung hinaufarbeitet, so langsam kann er doch nimmer ohne wichtige Veranlassung fahren. Er hält jetzt auch, er hat das Nothzeichen rechtzeitig gesehen. Nicht wahr, Bahnwärter, deine Freude ist jetzt so groß, wie die deines Collegen von der Nachbarbahn, als

Google

er das arme Kind, das unter der Bürde der Alltagsarbeit blaß und krank neben dem Schienenstrange hingesunken und eingeschlummert, rettete, indem er mit Einsetzung seines eigenen Lebens dem heranbrausenden Zuge das flatternde Nothzeichen entgegen hielt! Damals, wie heute, half ein Höherer mit!

Als die Maschinen des Courier- und Eilzugs sich fast mit ihren ehernen Fühlern berührten, war ihre Annäherung eine friedliche, denn jetzt verfolgten sie beide dieselbe Richtung, die eine mit vorwärts, die andre mit rückwärts laufenden Triebrädern. Sie waren auf dem Wege nach Dirschau, um sich angesichts des berühmten Viaducts zu kreuzen und sich nie wieder auf demselben Strange zu begegnen.

„Was das bei Nebel geworden wäre, und noch dazu ohne Läutewerk!“ sagte später der Bahnwärter zu einem der beiden Locomotivführer.

„Was das bald mitten in der Sonne geworden wäre!“ entgegnete der Maschinist mit dem Kopfe nickend. „Bahnwart muß präciser und wachsamer sein, wie das Läutewerk,“ setzte er hinzu und legte den Zeigefinger der Rechten bedeutungsvoll an die Nase.

So streng auch das Urtheil des Maschinisten klang, so hatte er doch recht. Der Locomotivführer weiß nur zu gut, welche Bedeutung ein Bahnwärter hat. Ist dieser ein Mann auf seinem Posten, ein ganzer Mann, so kann sich der Locomotivführer auf ihn verlassen und schätzt seinen Werth nach Gebühr. Im andern Falle heißt es: Auge um Auge! Zahn um Zahn! Keine Vergebung, keine Verzeihung von Seiten des Locomotivführers, wenn der Bahnwart auch nur ein einziges Mal fehlte. Er mit seiner fliegenden Controlle überwacht ihn hundertmal schärfer wie der Oberbahnwärter, wie der Bahnmeister, wie der Inspector.

Aus dem Lazarethleben vor fünfzig Jahren.*)

Erinnerungen eines alten Militärarztes. Mitgetheilt von Dr. Schwarz.

„Jour de bataille, jour de fête“, ist ein altes wahres Soldatensprüchlein. Der Kampf selbst ist die Freude, das Drillen die Plage, das Lazareth der Schrecken des Soldaten. Dies gilt noch heute, wo die Verbesserungen der Verkehrsmittel, die reichlicher fließenden Hilfsquellen, die gesteigerte Humanität so viel mehr für den kranken und verwundeten Krieger zu sorgen erlauben. Kaum aber wird jemals die Weltgeschichte Fürchterlicheres in ihre Blätter aufzuzeichnen haben, als es die Lazarethe von Königsberg i. Pr. im Jahre 1812 darboten. Es war mein Geschick, im jugendlichen Alter von kaum 24 Jahren, als leitender Arzt einem der dortigen Hauptlazarethe vorzustehen. Der Anblick so unendlichen Elends, das zu lindern menschliche Kräfte nicht ausreichten, hat mein Herz tief erschüttert, und die Eindrücke, die ich damals empfing, sind heute noch nicht verwischt.

Als ich im Sommer 1812 in Königsberg meine Stellung antrat, waren die Lazarethverhältnisse, wenn auch nicht ohne erhebliche Mängel, dennoch einigermaßen erträglich. Man hatte alle irgendwie disponiblen größeren Gebäude der Stadt, Kirchen, Schulen, Tanzlokale, endlich Magazine, Artilleriewagenschuppen 2c. zu Lazarethen eingerichtet, mit Bettstellen, Strohmatratzen, Wolldecken versehen, so gut es eben ging und soweit die damals noch nicht ganz erschöpften Mittel der Stadt und des Landes reichten. Ich glaube kaum, daß die Franzosen, zu deren Bestem dies alles geschah, viel zu den Kosten der Einrichtung beigetragen hatten. Es waren mit Unternehmern Contrakte über die Verpflegung der Kranken, über Lieferung von Medicin und sonstigen Bedürfnissen abgeschlossen worden. Wenn ich nicht irre, wurde per Kopf und Tag 1/4 Thlr. gezahlt. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Lieferanten ihren Verpflichtungen so ziemlich nachkamen. Auch die Zahl der Aerzte erschien genügend, indem die herangezogenen Civilärzte, die Professoren der Universität, und eine Zahl von etwa 50 Aerzten, die aus Berlin gesandt waren, es möglich machten, anfangs einem Arzte nur 200 Betten zuzuweisen.

Dies alles änderte sich im Winter sehr zum Nachtheile. Bis dahin waren es die Kranken der durchziehenden und nachgesandten Truppentheile gewesen, welche die Lazarethe nur mäßig füllten. Auch handelte es sich hier meist um leichtere Krankheitsfälle und kräftigere, noch nicht erschöpfte Naturen. Je weiter indessen der Winter fortschritt, desto höher stieg die Zahl der Kranken, desto furchtbarer entwickelte sich das Typhusgift, desto zerrütteter war der Leib, desto deprimirter war der Geist der Patienten. Immer neue Lazarethe mußten errichtet werden, immer überfüllter wurden sie, immer geringer wurden die Mittel, die zu Gebote standen. Weit über die Hälfte der Aerzte wurde von der fürchterlichen Krankheit hingerafft, und da kein Nachschub kam, mußten die überlebenden die Arbeit der gestorbenen auf sich nehmen. Petechientyphus in der stärksten Intensität und Ruhr in der schrecklichsten Art herrschten vorzugsweise, doch war auch an erfrorenen Gliedern und schweren Verwundungen kein Mangel.

Die damalige Generation litt an einer so furchtbaren Blutentmischung, daß wir die vorherrschende Krankheit mit Recht die Wilnaer Pest nannten. Brandige Bubonen in der Leisten- und Achselgegend zeigten alle Merkmale der eigentlichen Pest. So kam es denn, daß die Sterblichkeit von 5% im Sommer, im Winter auf 25% und darüber stieg.

Daß ich selbst nicht unterlag, dankte ich meiner Jugend und einigen glücklichen Verhältnissen. Ich fand wenigstens anfangs in einer jüdischen Familie Quartier, die mich mit großer Freundlichkeit behandelte und nach Kräften für meine Verpflegung sorgte. Leider hatte ich bis zu meinem Lazarethe, das sich in einem Artilleriewagenschuppen auf dem Hagelsberge befand, über eine halbe Stunde zu gehen. Mein Tagewerk begann früh 6 Uhr. Da watete ich denn durch fußhohen Schnee, bei bitterer Kälte und gegen einen brausenden Sturm in tiefer Finsterniß jeden Morgen hinaus. Die Räume, in denen meine Kranken lagen, waren niedrig, mit wenigen kleinen Fenstern versehen und über alle Maßen dürftig eingerichtet, vor allem aber schlecht ventilirt. Wenn ich in die Krankensäle trat, empfing mich eine Luft, aus der man das Contagium beinahe faßbar herauserkennen konnte.

Die kümmerlichen Oellampen, von denen das Licht ausging, vermochten in dieser Luft nur trüb und qualmend zu brennen. Die Krankenwärter empfingen mich schlaftrunken oder unter den Nachwirkungen des nächtlichen Rausches. „Oeffnen Sie ein paar Fenster!“ war mein erster Befehl. Die Fenster waren aber meistentheils eingefroren, und oft genug mußte ich mit meinem Stocke erst einige Scheiben einschlagen, um nur etwas frische Luft zu erhalten. Nun ging es an die Krankenbesuche. Meine Unterärzte und der Apotheker begleiteten mich von Bett zu Bett. Oft genug rapportirte der Wärter den Tod des Patienten. Sein Platz blieb meistens nur wenige Stunden leer. Die Behandlung war eine sehr einfache. Kräftige Speisen, Wein, Arnicatinktur, China, Mineralsäuren, kurz Mittel, um die gesunkenen Lebensgeister einigermaßen zu beleben und der gegen die Krankheit kämpfenden Natur zu Hilfe zu kommen. Dazu ein tröstliches Wort, den Franzosen in ihrer Sprache zugerufen, hier und da eine chirurgische Operation, Ablösung der erfrornen oder brandigen Glieder — weiter — rasch weiter —! Die Zahl der Hilfefordernden war zu groß. So arbeitete ich mich bis gegen 10 Uhr vormittags durch die Krankensäle durch. Dann in die Apotheke, in die Küche zur Besichtigung der Speisen, eine hastig genossene Tasse Bouillon — weiter — weiter!

Vor der Thür stand schon der Schlitten, von der Stadt gestellt, um die Armenpraxis zu erledigen, die uns gleichfalls aufgeladen war. In aller Eile wurde dann das Mittagsmahl verzehrt, ein Glas Wein hinuntergestürzt, um nachmittags zur zweiten Visite ins Lazareth zurückzukehren. Trat ich dann abends spät in mein Zimmer, so fand ich, daß ich dasselbe mit vielleicht einem halben Dutzend verwundeter und kranker Officiere theilen mußte, die ebenfalls von mir Rath und Hilfe verlangten. Ihr Schmerzensstöhnen, ihre Phantasien haben oft genug die wenigen Stunden Schlaf abgekürzt, die mir vergönnt waren.

*) In der frischen Erinnerung dessen, was in dem jüngsten Kriege die „Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“ geleistet haben, wird obige Mittheilung unseren Lesern doppelt interessant sein und gewiß dazu beitragen, auch der Friedensthätigkeit jener Vereine eine erneuerte Theilnahme zuzuwenden. D. Red.

Ich war damals ein arger Hitzkopf und hatte zum Aergern gerade Gelegenheit genug. Es mochte schwer sein, die Bedürfnisse für die Lazarethe herbeizuschaffen, und ich dies nicht genug berücksichtigen. Daß aber meine armen Kranken oft am Unentbehrlichsten Mangel litten, das führte mich zu sehr heftigen Scenen mit den Behörden. Eines Abends um 9 Uhr stürmte ich noch aufs Schloß. „Ich muß den Herren Landhofmeister sprechen" rief ich dem Bedienten zu, der mich auf die späte Stunde verwies. Ich wurde von Auerswald empfangen und brachte meine Klagen vor. „Wenn dem und dem nicht abgeholfen wird," rief ich aus, „da mag ich die Geschichte nicht länger mit ansehen und bitte um meinen Abschied." — „Und wenn ich Ihnen den nicht gebe?" frug freundlich der Landhofmeister. — „Dann reise ich ohne denselben" war meine Antwort. — „Ich möchte Ihnen das doch nicht rathen, Herr Doctor. — Wir brauchen tüchtige Aerzte hier so nothwendig, daß Sie mich in die üble Lage versetzen würden, Sie durch Gendarmen zurückbringen zu lassen. Ich ehre Ihr warmes Interesse für Ihre Kranken; Sie sollen alles haben, was wir schaffen können." — So blieb ich und fand später in Auerswald einen warmen Vertheidiger bei einem ähnlichen Conflikte.

Die Russen waren eingerückt; meine armen kranken Franzosen waren Gefangene; das Lazareth wurde von einer russischen Wache besetzt. Eines Morgens klagten mir meine Kranken unter Thränen, daß die Wache in der Nacht heraufgekommen sei, sie malträtirt, geschlagen und ihrer paar Pfennige beraubt habe. Glühend vor Unwillen eile ich zum russischen Obersten des Regiments, das die Wache gegeben, erzähle das Vorgefallene und verlange strenge Bestrafung. Er will sich nicht darauf einlassen und behandelt die Sache als Bagatelle. „Nun, Herr Oberst, wenn Sie die Schurkerei in Schutz nehmen, so werde ich meinen Kranken ihre Waffen wiedergeben lassen, damit sie sich selbst vertheidigen können." Der Oberst rannte zu Auerswald, meine Bestrafung zu verlangen. — „Mein lieber Oberst," hatte Auerswald geantwortet, „lassen Sie den Doctor S. in Ruhe; der Mann thut seine Pflicht — und grob ist er auch gegen mich schon gewesen."

In anderer Art sollte meine Heftigkeit mein Verderben werden. Ich hatte mich schon lange nur mit Aufbietung aller Energie fortgeschleppt. Ein brandiger Absceß am Schenkel und eine hartnäckige, monatlange Diarrhöe hatten mich ungemein heruntergebracht. Eines Tages, unmittelbar nach einem heftigen Auftritt mit einem Unterbeamten, trat ich an das Bett eines Typhuskranken und fühlte sofort die Ansteckung. Des Abends lag ich im heftigsten Fieber. Meine neuen Wirthsleute — ich war ausquartirt worden — ließen mich feig im Stich; nur eine alte Magd brachte mir manchmal eine kleine Erquickung. Eine alte Hebamme war, freilich nur auf Stunden, meine Wärterin. Ich behandelte mich im wesentlichen selbst mit Selterwasser und altem Franzwein. Ein tüchtiges Spanisch-Fliegenpflaster im Nacken brach die Gewalt der Krankheit. Freilich eine unendliche Mattheit, eine Lähmung aller Funktionen blieb lange Zeit zurück. E. M. Arndt, mein Landsmann, Lehrer und Freund half zuerst durch seinen Zuspruch meinen Muth aufrichten. Bald versank ich indessen wieder in stumpfes Hinträumen. Da erschien eines Morgens ein Freund von mir. „Ich bringe Dir Herzstärkung, mein lieber Kamerad," so rief er. Er las mir den Aufruf des Königs an sein Volk vor. Ich erwachte, wie aus einem schweren Traum, richtete mich freudigst auf, und rief: „Das hat köstlich geholfen." Von da an genas ich langsam, und nach sechs Wochen trat ich, abgemagert, gelbsichtig und halbohnmächtig wieder ins Freie. Der Frühling in der Natur, wie im Völkerleben war gekommen; die Mehrzahl der jungen Männer stand schon unter den Waffen. Ich suchte und fand in der russisch-deutschen Legion ein Unterkommen als Brigadearzt der Artillerie. Mit meinem Commandeur fuhr ich nach wenigen Wochen auf einem erbärmlichen Bauerwagen zur Armee ab. Hinter mir lagen die Schrecken Königsbergs, vor mir ein heilbringender Krieg.

Am Familientische.

In einem Stiefelputzeratelier von San Francisco.

In San Francisco hört das Reich der Stiefelputzerjungen, die die Straßen Londons, New-Yorks und anderer Großstädte der alten und neuen Welt so unsicher machen, auf. Hier, in der großen Goldstadt am stillen Meer, ist der Stiefelputzer ein Mann und zählt zu den Künstlern. Er ist ein College der noblen amerikanischen Barbiere, welche, wie bekannt, fürstliche Eleganz mit der Höflichkeit eines Lord Chesterfield in ihren Salons zu vereinigen wissen. Und wie der Neger die höchste Potenz der Vollkommenheit unter den amerikanischen Barbierkünstlern repräsentirt, so nimmt er gleichfalls den ersten Rang unter den Stiefelputzerkünstlern von San Francisco ein.

Die Stiefelputzer von San Francisco haben an den belebtesten Straßen der Stadt Ateliers eingerichtet, wo die Vorübergehenden durch die Ankündigung: „Boots neatly polished" (hier werden Stiefel elegant polirt), die ihnen in goldnen Lettern entgegenleuchtet, eingeladen werden, näher zu treten. Nie wird einer der Wichskünstler seine Ehre so weit vergessen, einen an seiner Kunsthalle vorbeischreitenden Gentleman professionell anzureden und zum Eintreten aufzufordern, mögen dessen Stiefel noch so sehr der Verschönerung bedürfen. Höchstens wird der Künstler, mit der Bürste in der Hand, vielsagenden Blicks das verwahrloste Fußzeug des Vorübergehenden mustern.

Die Einrichtung der Ateliers selbst ist sauber und einfach, aber praktisch. An der einen Seite des langen und schmalen, nach der Straße zu offenen Raumes steht eine in vier oder sechs Sessel abgetheilte und mit rothem Sammet oder grünem Marokkoleder überzogene hohe gepolsterte Sitzbank, deren Bequemlichkeit die Vollendung selber ist. Vor jedem der Sitze sind zwei Schemel angebracht, auf welche die Stiefelsohlen eines Platz nehmenden Kunden genau passen. Im übrigen besteht das Mobiliar der Kunsthalle, außer aus den nöthigen Bürsten und der in einem Porzellanteller aufgelösten Wichse und verschiedenen Strohwedeln zum Reinmachen der Kleider, nur in einem großen Spiegel mit Goldrahmen. An den Wänden hängen Bilder, meistens Darstellungen aus der griechischen oder römischen Mythologie, z. B. Leda mit dem Schwan, nebst Anzeigetafeln von Feuer- und Lebensversicherungsgesellschaften in schreienden Farben. Die neuesten englischen Tagesblätter von San Francisco sind ausgelegt, Bulletin, Call, Herald, Times, Alta, Figaro &c. (spanische, französische und deutsche Blätter der Stadt finden keine Berücksichtigung), damit der Kunde sich während des „Polirens" seiner Stiefel mit dem Lesen des geistvollen Inhalts der Journale die Zeit vertreiben und berechnen kann, wie viele Wochen oder Monate es z. B. dauern möchte, um in dem neuen Silbereldorado von White Pine ein Billionär zu werden.

Doch treten wir näher. — Die zwei rabenschwarzen Künstler, welche in der Kunsthalle, die wir mit einem Besuch beehren, ihr Geschäft in Compagnie betreiben, bitten uns mit gewinnenden Blicken Platz zu nehmen. Wir nehmen jeder eine Zeitung, machen es uns auf einem der Sessel bequem, setzen die Füße auf die Schemel — die Stiefel werden allemal auf den Füßen polirt — und stellen unser Schuhzeug den Herren Afrikanern zur Disposition.

Der Künstler, welcher mit gewandtem Griff unsere Hosen aufgekrämpt und den Statusquo des Fußzeugs einem kurzen Kennerblicke unterworfen hat, beginnt, in jeder Hand eine Bürste, zuerst den einen Stiefel und dann den anderen gründlich zu reinigen. Mit einem feuchten Tuch werden die letzten Schmutzatome beseitigt. Darauf wird die Wichse applicirt und zuletzt mit zwei frischen Bürsten die Politur bewirkt. Der Künstler arbeitet, wie gesagt, immer mit zwei Bürsten an einem Stiefel zur selben Zeit, und zwar mit fabelhafter Geschwindigkeit. Schon nach Verlauf von zwei Minuten erkennen wir kaum unsere Stiefel, so intensiv ist der dunkle Glanz, der aus ihnen hervorleuchtet.

Aber der „Artist" ist schwer zufriedengestellt. Er polirt die Stiefel herüber und hinüber, tritt ein wenig zurück und mustert sie und beginnt mit stets neuem Eifer das Wichsen, wenn er die kleinsten Mängel an ihnen entdeckt hat. Beim Schluß des Wichsens haucht er jeden Stiefel an, wie man die Güte einer neuen Messerklinge oder die Klarheit eines Spiegels prüft, und nachdem er sich von der Vollkommenheit seiner Arbeit überzeugt hat, macht er eine Verbeugung und ergreift den Strohwedel.

Wir verstehen! — rasch legen wir die Zeitung bei Seite und steigen herab von unserem erhabenen Sitze. Mit einigen geschickten Schlägen entfernt der Künstler den Staub der Goldstadt von unseren Kleidern, wir greifen hinter den Rockschoß in die Geldhosentasche, überreichen ihm das übliche Honorar von einem Bit ($12\frac{1}{2}$ Cents in Münze; etwa 5 Groschen), empfehlen uns mit gegenseitiger vorzüglicher Höflichkeit und wandern die elegante Montgomery- oder Kearnystraße entlang, stolz, daß keiner der zahlreichen Promenirenden aus der Elite der Gesellschaft von San Franisco den Glanz unserer Stiefel in den Schatten stellen kann. Theodor Kirchhoff.

Inhalt: Karin von Schweden. (Forts.) Novelle von W. Jensen. — Aus allen deutschen Gauen. XXI. Die bairischen Schrannen. Von W. H. Riehl. Zu dem Bilde von L. Zimmermann. — Jose und Benjamin. Eine Aussätzigen-Geschichte aus dem alten Jerusalem. Von Prof. Franz Delitzsch. — Arbeiter der Neuzeit. II. Von Fr. Bücker. Mit Illustrat. von H. Lüders. — Aus dem Lazarethleben vor fünfzig Jahren. Von Dr. Schwarz. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Mai 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 №. 32.**

Karin von Schweden.

Novelle von **Wilhelm Jensen**.

(Fortsetzung.)

Das erste falbe Licht umspielte Schloß Torpa und kämpfte mit den ringsum rothflackernden Fackeln, als Gustav Rosen zurückkam. Seine Füße trugen ihn mechanisch vorwärts, wie von tödtlicher Krankheit in einer Nacht gepackt, waren seine Wangen hohl, seine Augen glanzlos, wie erloschen. Er wußte nicht, was er wollte, er schritt weiter; gedankenlos zog es ihn an die Stätte seines Glückes und Elends zurück.

Im Schloßhof eilte ein Officier auf ihn zu und sagte, daß der König schon mehrfach nach ihm gefragt habe. Er nahm den Arm des Jünglings und führte ihn mit sich die Treppen hinauf in das Zimmer, in welchem der Gebieter verweilte.

Den Vertrauten war es unverkennbar, daß König Christiern sich in einer unheimlichen Stimmung befand. Von zahlreichen Trabanten bewacht, standen die Knechte und Mägde des Stenbockschen Hauses dicht zusammengedrängt in einem Winkel des Gemachs, und Christiern, auf einem Sessel am Fenster sitzend, rief sie einzeln vor sich und verhörte sie. Ihre Aussagen waren fast alle gleich und der Wahrheit gemäß, daß sie nichts von dem bevorstehenden Ueberfall des Königs gewußt, und daß sie ebensosehr wie er selbst von demselben überrascht worden. Die Richtigkeit dieser Angabe lag auf der Hand, da niemand von ihnen in der Verwirrung daran gedacht hatte, die Flucht zu ergreifen, sondern alle nach dem Entweichen der Dalekarlen ohne Widerstand von den Soldaten zusammengetrieben worden waren. Auch König Christiern wurde von der Wahrheit ihrer Aussagen überzeugt, denn er lachte jedem am Schlusse freundlich zu und sagte:

„Du hast recht. Ich sehe, daß man Dich ohne Grund aus Deiner Nachtruhe gestört hat. Ich will Sorge tragen, daß es nicht wieder geschieht. Geh!“

Er winkte und der Verabschiedete wurde fortgeführt. Doch im Augenblicke, wo er durch die Thür des Vorsaals an den Rand der Treppe hinaus trat, traf ihn plötzlich von hinten das Beil des Henkers in den Nacken, daß der Körper dumpf zu Boden fiel und der Kopf, ohne mehr einen Schrei auszustoßen, über die Stufen hinunterflog. Einer nach dem andern verschwand; endlich war nur noch eine Magd übrig. Christiern fühlte sich schon durch das gleichförmige Spiel gelangweilt, stand auf und trat ans Fenster. Dann wendete er sich zu dem Mädchen um und musterte die Züge ihres schönen, ausdrucksvollen Gesichtes, das den echten schwedischen Nationaltypus darbietend, eine ins Gröbere übertragene Aehnlichkeit mit Karin Stenbock verrieth. Er blickte sie stechend an und lachte noch heftiger, als bei den übrigen:

„Drunten an der Treppe liegt ein Dutzend von Narrenköpfen. Wenn Du Deinen auf der Schulter behalten willst, Dirne, so geh, sammle sie in Deiner Schürze und bring sie mir herauf!“

Das Mädchen brach ohnmächtig zusammen. Er winkte: „Tragt sie fort und laßt sie ausführen, was ich befohlen!“

„Die Dirne hat Aehnlichkeit mit der Tochter von dem Schurken Stenbock; sie wird wohl eine Stiefschwester sein,“ raunte einer aus der Umgebung des Königs halblaut seinem Nebenmann zu.

Der Sprecher fuhr zusammen, denn Christierns Kopf flog herum und ein furchtbarer Blick zuckte über das Gesicht des Unvorsichtigen. Dann stürzte der König auf die Thür zu und packte mit eisernem Griff die Schulter des hinausschwankenden Mädchens. Er riß ihren Nacken herum und starrte ihr mit einem Ausdruck thierischer Wildheit ins Gesicht.

„Er hat recht, sie gehört zu der Brut,“ murmelte er, „das ist die Fratze, die mich betrog.“

Und ehe das Mädchen auf die Kniee zu fallen vermochte, entriß König Christiern der Zweite von Schweden, Norwegen und Dänemark dem neben ihm stehenden Trabanten sein breites Schwert, und schlug mit eigner Hand den Kopf des eben begnadigten Mädchens vom Rumpfe, daß er auf einen Hieb mit dem blonden Haar über den Estricht fortrollte.

In diesem Augenblick trat Gustav Rosen in den Saal. Das umherfliegende Auge des Königs bemerkte ihn sogleich, und er schritt lustig auflachend auf den Jüngling zu.

„Da liegt der Kopf Deiner Schönen, Rosen, küsse ihn!“ rief er.

Das Gehirn des jungen Mannes war so verwirrt, daß er bei

Digitized by Google

dem Anblick des blondhaarigen Kopfes, dessen entfernte Aehnlichkeit der Tod nicht verringert hatte, fast zusammenbrach. Erst die helle Lache, die Christiern wieder aufschlug, riß ihn aus seiner Betäubung.

„Für diesmal ist sie's noch nicht," fuhr der König fort, „die Trollhättarese ist uns beiden entgangen. — Verdammt!" — Die Adern auf seiner Stirn schwollen plötzlich strotzend an, und er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, daß die Wände klirrten und die Umstehenden zitternd zusammenflogen — „wer ist der Schurke, der sie entwischen ließ? Ihr seid alle Verräther, die ich viertheilen sollte —"

Niemand wagte dem wuthentstellten Gesicht des Monarchen entgegenzutreten, der das fortgeworfene Schwert vom Boden gehoben und wie ein von plötzlichem Irrsinn Gefaßter dicht vor den Köpfen der zurückweichenden Dänen pfeifend durch die Luft schwang. Nur einmal erst hatten sie ihn so gesehen, nach dem Tode des Täubchens von Amsterdam, das Torben Oxes Magschaft vergiftet haben sollte. Es war offenbar, die schlimmste Raserei ergriff ihn nicht, wenn jemand seiner königlichen Macht Trotz geboten, sondern wenn ein Punkt, den niemand kannte, in seinem Herzen getroffen worden, und es war nicht Gustav Erichson, es war Karin Stenbock, die sein Toben bis zum Wahnsinn gesteigert. Allmählich ließ es, da niemand ihm Widerstand leistete, nach, er besah minutenlang das Blut an der Klinge, die er zwischen den Fingern hielt, dann setzte er sich mit düsterer Stirn auf den Sessel zurück, stützte die Hand auf den Griff des Schwertes, das er fest in den Holzboden gestoßen, und befahl:

„Führt Brita Stenbock herein!"

Nach einigen Augenblicken erschien die Geforderte. Ihre Arme waren mit schweren Ketten beladen, die der Dänenfürst stets auf seinen Reisen mit sich führte. Doch sie trug dieselben, als wären sie nicht vorhanden; kein Muskel ihres Gesichts verrieth Furcht oder Erregung. Nur Gustav Rosen taumelte bei ihrem Anblick an den Pfeiler zurück, seine Augen hafteten entsetzt auf dem regungslosen Gesicht seiner Tante, und mit dunkler Röthe stieg das Schuldbewußtsein dessen, was er veranlaßt, über seine Schläfe herauf.

Minutenlang blieb es todtenstill in dem großen Gemach, in dessen Mitte Brita Stenbock aufrecht stand. Endlich brach sie das Schweigen und fragte laut:

„Wer hat mich gerufen?"

Der König fuhr wie erschreckt auf. Sein Blick hatte starr auf dem Boden verweilt. „Ich," antwortete er unsicher.

„Das ist die Stimme Christierns von Dänemark."

Wer ihn anblickte, hätte glauben müssen, daß die todten Augen seiner unversöhnlichen Feindin Leben gewonnen, so scheu wich sein Blick der Richtung aus, in die unwillkürlich ihr Antlitz sich bewegt hatte. Wieder trat eine Pause ein, dann gebot er plötzlich:

„Nehmt ihr die Ketten ab!"

Die Trabanten gehorchten, sich erstaunt ansehend, dem Befehl. Der König erhob sich und machte zögernd einige Schritte vorwärts.

„Brita Stenbock, Du wolltest mich ermorden lassen —"

„Ich hätte Dich richten lassen; Du mordest," versetzte sie kalt.

Es war, als fürchte der, den alle fürchteten, sich vor einem Weibe. Unruhig heftete er jetzt den Blick auf ihr Gesicht; er besaß keine Macht über die todten Augen Brita Stenbocks.

„Du hattest mich in Dein Haus geladen, ich baute auf schwedische Gastfreundschaft," fuhr er langsam fort.

„Du hattest den Adel Schwedens nach Stockholm in Dein Haus geladen, er baute auf dänische Gastfreundschaft."

Christiern schlug die Lider zu Boden. War es Erschlaffung nach dem Aufruhr, der in ihm getobt? Seine Lippen zitterten, er mußte sie gewaltsam zwingen, seinen Gedanken zu gehorchen und fortzufahren:

„Du reichtest mir die Hand und nanntest mich willkommen in Deinem Hause, Brita Stenbock —"

„Du reichtest jedem die Hand, den Du tödten wolltest und nanntest ihn willkommen. Ich habe Dir im Namen meines Vaterlandes gedankt und gesagt, ich hoffte, Dein Verweilen in diesem Hause werde Schweden zum Heil gereichen. Ich habe Deinen Trunk auf das Wohl meines Hauses mit einem Trunke auf Schwedens Wohl erwidert. Warum warst Du blind, meine Worte nicht zu verstehen? Warum ließest Du Deine sehenden Augen von der Blindheit bethören?"

Wie Hohn lag es in Ton und Wort, das sie sprach; immer athemloser staunend blickten die Umstehenden auf das kühne Weib und auf das von einem bangen, seltsamen Ausdruck veränderte Gesicht des Gebieters. Er hatte die Hand auf die Stirn gelegt und wollte antworten; doch immer schwerer schien seine Zunge zu werden, mühsam brachte er es hervor:

„Es ist Kampf gegen Kampf, List wider List. Du haßt mich und Du hast recht gethan, Brita Stenbock. Zwischen uns Männern herrscht Krieg und Klugheit, und ich achte Dich wie einen Mann. Du hast tapfer gekämpft; je mehr ich es erkenne, desto höher ehre ich Dich. Sprich offen — Deinem Geist entsprang der Plan, und niemand wußte ihn außer Dir? Du setztest ihn ins Werk und hattest keine Hand dafür als Deine? Sprich ja, und ich lohne Dir die Größe Deiner That, und Du bist frei."

Sind es in dem weiten Gemach, wo hundert Blicke auf ihr ruhen, die todten Augen Brita Stenbocks allein, die sehen? Die den einzigen Punkt gewahren, wo sie zwischen den Maschen des Stahlhemdes hindurch den spitzen Dolch in das Herz, mitten in das versteinerte Herz ihres Todfeindes zu bohren vermögen?

Ein seltsames, hohnlachendes, triumphirendes Zucken flog um die Mundwinkel des blinden Weibes.

„Nein, Christiern von Dänemark, Du schätzest mich zu hoch. Mir gehört nur der Rath, doch weder der Gedanke, noch die Ausführung. Ein Mädchen hat Dich überlistet; meine Tochter entwarf den Plan. Sie kannte Dich nicht und hatte nicht erwartet, daß Du mit einem Heer zu einer Hochzeit kommen würdest. Es sollte eine Schlacht in Torpa sein, und vor dem Altar hätten wir Dich gerichtet. Doch als meine Tochter die Zahl Deiner Begleiter gewahrte —"

Die Hand König Christierns glitt langsam von der Stirn über seine Augen herab.

„Als Deine Tochter die Zahl meiner Begleiter gewahrte —" sprach seine Lippe mit sonderbar schluchzendem Laut nach.

„Da kam sie zu mir und sagte: Christiern von Dänemark ist nicht nur ein Tyrann, er ist auch ein Thor. Ist die Freiheit Schwedens, ist sein Verderben es werth, Mutter, daß ich einen Abend lang die Rolle der Wirthstochter aus Bergen spiele —?"

Selbst Brita Stenbock schrak innehaltend zusammen, ein so wilder, stöhnender, brüllender Laut rang sich aus der Brust des Königs, der wie leblos in seinen Sessel zurückfiel und beide Hände heftig über sein Gesicht schlug. Niemand wagte in dem Zimmer zu athmen; unter der königlichen Hand rollten schwere Tropfen, dem Blute gleich, das den Boden bedeckte, hervor; es war so still, daß man vernahm, wie sie auf den Estricht hinabfielen. Dann lösten sich die Hände, sie klammerten sich krampfhaft um den Griff des fest in die Bretter gestoßenen Schwertes und rissen es heraus. Dazu schlug König Christiern ein helles Gelächter auf und sagte:

„Du erzählst gut, Brita Stenbock, aber die Zeit ist zu kurz, als daß wir uns länger von Dir unterhalten lassen könnten. Also wir, der Tyrann, haben schwedische Gastfreundschaft, Treue und Manneswort untergraben? Du hast wieder recht, wir waren ein Thor —"

„Spotte, Christiern," fiel die greise Frau, sich furchtlos aufrichtend, in seine Worte, „ich habe Dich getroffen. Meine Augen sind blind und andere mögen glauben, daß Du lachst. Ich sehe Dich und sehe in Dein Herz und weiß, es blutet unter meiner Hand."

Mit einem Wuthschrei von bebender Lippe stürzte der König, das Schwert aufhebend, vorwärts auf das wehrlose Weib zu. Eine Secunde, und es hätte das Schicksal des Mädchens getheilt, und der grauhaarige Kopf lag neben dem blonden am Boden. Doch diesmal sprang Gustav Rosen entsetzt vor und fing den tödtlichen Hieb mit dem Arm auf. Einen Augenblick stand Christiern unbeweglich und starrte in das bleiche Gesicht des Jünglings. Dann ließ er das Schwert aus den gekrümmten Fingern fallen und sagte mit eisiger Stimme:

„Ich danke Dir, Rosen. Du bist durch meine Schuld um eine Braut gekommen, ich will Dir eine andere wieder verschaffen. — Bist Du bereit, Brita Stenbock?"

Der Sinn lag nicht in den Worten, er lag in dem Ton der letzten Frage. Alle verstanden ihn, auch die, an welche er gerichtet war. Doch ihre Miene zuckte nicht; sie hob noch einmal stolz den Kopf:

„Du richtest mich nicht, Christiern, Du tödtest mich nur. Für mich hat der Tod keine Furcht, und was nützt er Dir? Mich kannst Du mit dem Schwert treffen, aber den Geist dieses Hauses kann es nicht ertödten. Meine Augen sind blind, aber durch ihre Nacht höre

ich in die Zukunft. Der Tag kommt, da ganz Schweden ein Torpa sein wird; ich sehe Blut fließen mehr denn in den Mälar geronnen, doch es rollt gegen den Sund, und Riesenfackeln erhellen es. Bei ihrem Schein sehe ich Dich, Christiern von Dänemark, ohnmächtig, verlassen, verachtet und verabscheut. Ich sehe, wie Deine bleiche Stirn mit dem Fluch Deines Volkes, mit dem Hohn der Menschheit beladen, wider die Mauern Deines Kerkers stößt, und wie die Gespenster Stockholms durch die Gitter Deines Fensters hereinlachen und Dich feig ins Leben zurückschrecken, weil Du Dich vor dem Thron fürchtest, auf dem Du nicht sitzest und vor dem Dein Gericht aufhört. Dann aber wird der Trollhätta den Gesang von Schwedens Freiheit jedem Ohr vernehmlich rauschen, wie in dieser Stunde, wo nur ich ihn höre —"

Majestätisch reckte die Sprecherin die Hand empor, und durch die lautlose Stille, die ihren Worten folgte, tönte allen vernehmlich, als wälze er seine Wassermassen wider die Mauern Torpas, das donnernde Brausen des Trollhätta, der das letzte Eis des Winters zerschmettert in die See hinabtrug und die Kunde über Schweden rief, daß der Frühling gekommen.

Auch König Christiern horchte einen Moment unwillkürlich hinüber. Doch es war das alte, düster unheimliche Gesicht, über dessen unverkennbaren Abgründen wie ein Irrlicht das verrätherische Lachen gaukelte.

„Deine Augen sind noch zu scharf und sehen zu weit in die Ferne, Brita Stenbock," sagte er spöttisch; „ich will Licht um Dich machen, daß Du die Nähe gewahrst. Ich will Dir ein Riesendenkmal setzen, das der Trollhätta nicht mehr umrauscht; denn er ist mein, und seine Wasser sollen hinfort fügsam und zahm unter meiner Hand fortmurmeln, wie Dein Volk. Der Geist dieses Hauses wird sich nicht über Dein Vaterland verbreiten und Schweden kein Torpa werden, denn die Riesenfackel, die Du gesehen, ist Torpa, bei deren Schein Du ohnmächtig und verlassen liegst — Nein, nicht ganz verlassen" — König Christiern wendete sich rasch um — „ich habe gesagt, daß ich Dir Dank schulde, Gustav Rosen, weil Du mich daran erinnert, was dem König und was dem Henker zukommt. Du wirst billig denken und begreifen, daß ich Dir in dieser Minute Deine junge Braut nicht hieherschaffen kann; aber ich bin zu Deiner Hochzeit gekommen und für wenige Augenblicke wird Dir auch wohl eine alte, zumal da sie demselben edlen Geschlecht angehört, genügen. — Hauptmann Wolmarson!"

Der Gerufene trat heran und Christiern raunte ihm einige schnelle Worte zu. Dann drehte er sich noch einmal nach Rosens Seite und sagte:

„Ich werde Deine Güter trefflich verwalten, Rosen, sei unbesorgt; ich danke Dir dafür."

Und mit einem blitzartigen Blick Brita Stenbocks unbewegtes Gesicht streifend, verließ der König den Saal. Drunten im Hof riefen Horntöne zum Aufbruch; in kurzen Minuten war der Schloßhof mit Reitern erfüllt, und ihr Gebieter gab das Zeichen zum Fortmarsch.

Nur fünf Pferde harrten noch aufgesattelt vor der Thür Hauptmann Wolmarsons und seiner mit ihm zurückgebliebenen Gefährten.

Die letzteren sind keine Soldaten, es sind die Gehilfen des Mannes, der von seinem knapp anliegenden Wamms den langen rothen „Gevattermantel" abgeworfen und mit roher Faust Gustav Rosen die Hände auf den Rücken zusammenschnürt. Obwohl es ihm seinen Kopf kosten wird, wenn König Christiern es erfährt, kann der Officier, der daneben steht, sein Schaudern nicht verbergen, wie er die Henkersknechte lachend Brita Stenbocks Glieder mit Fesseln zusammenschließen und sie mit dem Jüngling unentrinnbar an den Altar, der zu anderer Feier für ihn errichtet worden, anketten sieht. Nun ist es geschehen und davon schreitend, wendet der Gevatter sich noch einmal um und lacht:

„Das Hochzeitspaar ist bereit; ein lustiger Bräutigam, eine schmucke Braut. Holt den Priester, daß er den Segen spricht!"

Einer von den Knechten springt in die Küche und kommt schnell zurück. Grinsend vertheilt er die Last, die er in den Händen trägt und seine Gefährten vertheilen sich in den Zimmern, die an den Saal stoßen, den sie eben verlassen. Entsetzt stürzt der dänische Hauptmann ins Freie hinunter und schwingt sich auf sein Roß; dann folgen nach fünf Minuten ihm die andern und jagen, sich oftmals umblickend, davon.

Und wieder ist es grabesstill in Schloß Torpa, so still wie es um die Geisterstunde gewesen, da Karin Stenbock des dänischen Königs in ihrem Zimmer geharrt. Die ersten Strahlen der Morgensonne flammen über die grauen Giebel, durch die höchsten, laublosen Ulmenäste — doch Geisterstunde ist auch jetzt im Schlosse. Geisterhaft still liegen die todten Dalekarlen zwischen ihren lautlosen Gegnern noch in den Gängen; von den blutbespritzten Stufen blicken die rumpflosen Köpfe mit stieren, weitgeöffneten Augen herauf — kein Ton des Lebens, der Freude oder des Schmerzes —

Ein Schrei des Jammers wäre ein Gruß des Himmels in dieser schaudernden Ruhe, durch die nur, bald hier bald dort, ein leises, gespenstisches Knistern tönt, wie wenn die Wände sich unter unsichtbarer Hand zu krümmen beginnen —

Da klingt eine menschliche Stimme durch die Oede. „Mutter, hörst Du's?"

Es ist Gustav Rosens Stimme, der vergeblich an seinen Banden rüttelt. Sie sind unzerreißbar für seine gefesselten Hände, und kraftlos fallen seine Arme zurück.

Brita Stenbock hört, was er meint, doch ihre Antwort ist eisig, als stände er, ein Knabe, vor ihrem Sessel und harrte der Strafe.

„Ich bin nicht Deine Mutter, Gustav Rosen, und ich danke dem Himmel, daß er mich behütet hat, es zu werden. Die Hochzeitsfackel, die Christiern von Dänemark mir entzündet, ist mir lieber, als hätte ich an diesem Altar meine Tochter in Deine verrätherischen Hände gelegt. Mein Blut, das Blut der Tapfern, die drüben für Schwedens Freiheit gefallen, komme über Dich!"

Das Knistern wird stärker auf allen Seiten; es ist ein Sausen, das in der stillen Morgenluft wie Sturm durch die Gänge zu rollen beginnt. Es ist, als ob in ihnen die Todten auferstehen und mit schwerem Fuß über die Leichen ihrer Gefährten stolpern, um auch sie aufzuwecken —

„Mutter," ruft der Jüngling verzweiflungsvoll, „Du bist die Mutter Karins. Du mußt mir das letzte Wort in ihrem Namen sagen. In einer Minute gehen wir zusammen dahin, wo nicht Schweden und Dänen sind — wo nur die Vergebung, die Barmherzigkeit, die Liebe herrscht. Sei barmherzig, Mutter!"

Ein Schauer, vielleicht der erste ihres Lebens durchrinnt das starke Weib. Gewaltsam strebt sie den Arm vergeblich zu befreien und heftet vergeblich die blinden Augen in die Richtung des Flehenden. Dann glättet ein milder Zug ihre scharfen Lippen und sie antwortet freundlich:

„Dein Herz hat nicht in unsere harte Welt gehört; Gott wird Dir verzeihen, wie Karin, wie ich es thue. Schlaf in Frieden, Gustav — — — — — — — — — —"

* * *

Droben auf einer Anhöhe, etwa fünfhundert Schritt von Torpa entfernt, hält von seinen Getreuen umgeben König Christiern der Zweite. Es liegt ungeduldig auf seiner zuckenden Braue, unter der das stechende Auge bewegungslos auf das von der Sonne überglänzte Schloß gerichtet ist. Nun ziehen die Runzeln seiner Stirn sich auseinander; wie ein rosiges Gewölk umschwebt es den First des weiten langgestreckten Gebäudes. Von innen kommt es, und schon drängen dichtere, schwarzgraue Wolken nach, in denen es wie Wetterleuchten hin und wieder zuckt. Dunkel liegt die Westseite des Schlosses, während die Fenster auf der Ostseite im Widerschein der Sonne glühen; doch jetzt flammen sie auch im Westen, im Süden, auf allen Seiten empor. Langzüngelnd leckt es hinauf und hinab, es umflammert das Gemäuer mit rothen, tausendfachen Armen. Da schlägt die Lohe hochauflodernd aus dem Dache, der gen Süden geneigte Giebel wankt und stürzt krachend nach innen, und ein aufsprühender Feuerregen folgt ihm und schleudert brennende Trümmer in die Luft. Sie wirbeln wie leuchtende Meteore umher und fallen in weitem Umkreis bis an den Gischt des Trollhätta und bis vor die Füße der stumm hinüberblickenden Dänen hinunter.

Nichts, kein Schatten des Lebens regt sich um die höherwogende Glut. Die Vögel fliehen aus den Wipfeln der Ulmen, sonst nichts. Wie das Auge eines Falken hängt König Christierns Blick unverwandt an der Thür, dem Erdboden, der das Schloß umgibt. Die Todten entrinnen nicht mehr und die Lebenden haben ihre Fesseln nicht gebrochen. Erst wie die Giebel prasselnd einstürzen, wendet sich das königliche Auge, und die zusammengepreßten Lippen lachen mit erschreckendem Ausdruck:

„Das war Deine Riesenfackel! Gute Nacht, Brita Stenbock!"

Heftig stößt er seinem schwarzen, senkrecht unter ihm aufsteigenden Pferde den Sporn in die Weiche. „Die Hochzeit ist vorüber. Wir haben uns gut belustigt auf Torpa; jetzt beginnt Deine Arbeit wieder, Gevatter. Halte Dich an meiner Seite. Vorwärts!"

Und nach einer Minute sind auch die einzigen Zuschauer verschwunden, und fast gespenstisch steht das brennende, todteneinsame Haus in der glänzenden, lachenden Frühlingssonne. Es ist, als umsinge sie es, wie mit letztem Gruß der alten Liebe, die in ihm emporgewachsen, still und sonnig, die manchen Sommer und manchen Winter überdauert, bis der Sturm kam, der die Flammen anschürte und sie in einer Nacht in Asche verwandelt.

Doch Stürme toben aus und Flammen erlöschen. Aber die Sonne ist ewig, Karin — sie allein kehrt in jedem Frühling, an jedem Morgen wieder, Karin — —

König Christiern der Zweite hat recht. Ehe der Abend kommt, ist Torpa vom Erdboden verschwunden. Doch wahrer hat Brita Stenbock gesprochen: die Geister kann Schwert und Feuer nicht ertödten, weder die des Hasses noch die der Liebe. Und in ihnen lebt Torpa fort, als stände es noch da und blickte zum Trollhätta hinüber. — —

Nun ist es wieder Abend und dichter, qualmender Rauch umhüllt nur die schuttbedeckte Stelle mehr, auf der es gestanden. Und abermals ziehen die Dohlen über die Göta-Elf; doch es sind nur fünf diesmal, die aus dem Felsenloch am Trollhätta, indem sie die Nacht erharrt, hervorkommen, und sie ziehen gen Norden hinüber. Bleiches Licht streut wieder der Mond über das Wasser, wie das breite Boot drüben an derselben Stelle zum jenseitigen Ufer stößt, wo Karin rückwärts gewandt: „Fahre wohl, Gustav Wasa!" gerufen.

Er ist wohlgefahren. Wenn der Boden dem schwankend aus dem Kahn ans Ufer tretenden Jüngling die Worte aufriefe, die über ihn gesprochen worden, so hießen sie jetzt: „Fahrwohl, Gustav Rosen —"

„Fahrwohl, Gustav Rosen!" — Gustav Erichson sagt es und Brita Stenbock sagt es. Sie reichen ihm beide die Hand — der Tod hat die des Jünglings in der seinen gehalten und ihre Flecken ausgelöscht —

„Fahrwohl —", der Vereinsamte steht und horcht auf die Schritte, die durch die Nacht verklingen. Wie der letzte Gruß eines anderen Lebens kommen sie zurück, leiser und leiser, und das Rauschen des Trollhätta übertönt sie.

Es ist gut sitzen am Rande des Trollhätta für den, der etwas vergessen will, das die fallenden Wasser überhallen.

Kurze Wochen nur sind vergangen, doch die Herrschaft des Winters über Schweden ist gebrochen. Nicht vom Süden, vom Norden, aus den rauhen Thälern der Dalekarlen ist der Frühling gekommen. Der Frühling heißt . . Gustav Wasa.

Es ist niemand vom Berg zur See, der Schweden hilft, denn er. Der Adel liegt gebrochen und es ist gut, daß seine Kraft gelähmt und er unfähig ist, aus Eifersucht, die seit Jahrhunderten das Land zerrüttelt und geknechtet, dem Befreier feindlich entgegenzuwirken. In den Städten, wo der Bürger wohnt, klirren die Waffen der Söldner Christierns von Dänemark und halten ihn unter eisernem Druck.

In breiter Linie von Kopenhagen bis Stockholm ist das Land verwüstet, die Dörfer verbrannt, die Insassen in Schlachten gefallen, gerichtet oder entflohen. Galgen und Rad bezeichnen den Weg des Beherrschers der nordischen Reiche, seitdem er Torpa verlassen.

Seine Sense, der Tod, geht über die erwachenden Felder; sie mäht nieder, was ihm im Weg steht, hoch und gering, kalt und gleichgültig. Bei jedem Kopf, der fällt, blicken die finstern Augen Christierns suchend nach dem umher, der ihm folgen wird.

Es ist niemand, der Schweden hilft, als das Volk, das starrnackige Bauernvolk der Kjölen. Darum sind die Dalekarlen aus Berg und Thal zusammengeströmt auf der großen Wiese, die der Frühling mit Himmelsschlüsseln überdeckt hat und haben Herrn Gustav Wasa unter offenem Himmel zum „Herrn und Hauptmann ihrer und der Gemeinen des schwedischen Reichs" gekürt.

Und herab von den Bergen zog Gustav Wasa; mit hunderten überschritt er die Dal-Elf und tausende strömten ihm zu, denn es war Frühling geworden —

„Schneerypen und Föhrenhüpfer im Baum
Der Thalpfeil trifft gar gut —"

Doch nicht minder als Schneehuhn und Eichkatze traf er die wohlgewappneten Reiter, mit denen der verrätherische Erzbischof Trolle bei Brunnbäcks Fähre den Dalekarlen entgegenrückte.

„Sie trieben die Jüten in Brunnbäcks Elb,
Die Wasser umsprudeln sie rings:
Weh war's ihnen nur, daß dem Christiern selb
Geschahe nicht gleicherdings —"

singt das alte Siegeslied. Roth rauschten die Wellen der Dal-Elf die erste Vergeltung der Blutnacht zu Stockholm ins bottnische Meer; doch mit der Kunde davon zugleich drang Gustav Erichson gen Süden vor.

„Ich rief es Dir zu, Torpa, wir sähen uns wieder, König Christiern; Du meidest meinen Anblick nicht, ehe der Sund zwischen Dir und Schweden liegt" — mit der Botschaft sandte er einen Reiter an den Dänenkönig ab. Doch ehe dieser heimlich bei Nacht das Blatt an das Thor des Schlosses, in dem Christiern weilte, genagelt, hatte Gustav Wasa die Dänen zum zweitenmal bei Westeräs geschlagen und belagerte mit so viel tausenden, daß es keine Bauernschar mehr, sondern ein stattliches Heer war, die von Slaghök, dem Barbiergesellen und Beichtiger des Dänenkönigs vertheidigte Stadt Westeräs. Auch diese erstürmten die Bauern —

„Und die Jüten, sie flüchteten alle nun, laut
Anstimmend solch kläglichen Sang:
„Da trinke der Teufel das Porschbier, gebraut
Bei des Dallarls Ambos und Zang!"

Dann, als die Sommersonne am höchsten stand und Tag und Nacht sich berührten, fiel die alte Königstadt Upsala in Gustav Wasas Hand.

Hier verweilte er. Der Ungestüm seiner begeisterten Anhänger war trefflich, um die dänischen Truppen auf offenem Felde zu schlagen, doch zur kunstgerechten, langwierigen Belagerung einer festen Stadt wie Stockholm reichte die rohe Kraft der Bauern nicht aus. Sie mußten an Kriegszucht gewöhnt, in den Waffen geübt werden. Ihre Bewaffnung bestand in Acker- und Jagdgeräth, der Axt, mit der sie Bäume im heimatlichen Gebirge fällten, dem Bogen und der Schleuder, die ihnen zur Jagd auf Schneehühner dienten, der Pike, mit der sie Wolf und Bär von ihren Herden abwehrten. Doch Gustav Erichsons Auge, seine Hand war überall. Auf die alte Zusage Lübecks ihm Beihilfe zu leisten, fußend, hatte er vorausblickend Feuerwaffen von der Hansestadt erbeten und lehrte jetzt selbst den unkundigen Thalmännern den Gebrauch der schweren Muskete. Führer, die er ausgewählt, durchzogen in allen Richtungen das Land und riefen die Bevölkerung zum Aufstand und zur Bildung streitbarer Mannschaft auf. Ueberall entstanden einzelne Trupps, die sich vereinigten und mit Erfolg die dänischen Besatzungen in den kleineren Ortschaften angriffen. Bald war das platte Land vollständig in der Hand der Befreier, und Christierns Heerführer mußten sich in die befestigten Städte, vorzüglich die Hafenorte zurückziehen, die von der dänischen Flotte, gleich Stockholm, immer neu mit Soldaten und Lebensmitteln versehen werden konnten. Brita Stenbock hatte recht gehabt; binnen kurzen Wochen war ganz Schweden ein Torpa geworden, und König Christiern blickte knirschend aus den Fenstern seines Schlosses zu Kopenhagen über den Sund, über den er zurückgekehrt war, weil der wider ihn empörte Adel seine Abwesenheit benutzt hatte, auch in Dänemark die Unzufriedenheit des Volkes gegen seinen Tyrannen zu erregen.

Jede der kleineren oder größeren Scharen aber, die vereinzelt im Lande für die Befreiung Schwedens kämpfte, stellte sich bereitwillig unter den Befehl Gustav Wasas und huldigte ihm als „dem Herrn und Hauptmann ihrer und der Gemeinen des schwedischen Reichs."

So strömte alles nach Upsala, ging alles von Upsala aus, der alten Königsstadt, in der in grauen Tagen das mächtige Geschlecht der Ynglinger gethront. Sie lag nicht mehr auf ihrer alten Stelle, sondern eine Stunde östlich entfernt; nur ein unter Linden verborgenes Dorf bezeichnete den Platz, wo die Trümmer der einstigen Beherrscherin des Nordens unter Ranken und Grasnarbe schliefen. Zwischen den Häusern hier ragte eine uralte Kirche mit viereckigem, aus Granitblöcken aufgemauertem Thurme empor; ein Runenstein, in den Chor eingefügt, redete fremde, dem lebenden Geschlecht nicht mehr verständliche Sprache der Vorzeit. Hart neben der Kirche aber erhuben sich drei hochgethürmte Hügel, die „Königshügel", noch immer im Munde der Landleute Thor, Frejr und Odin geweiht; Riesengräber der

Durch die Lappen.

Originalzeichnung von Guido Hammer.

Digitized by Google

Ynglinger muthmaßlich, sagenhafte Zeugen einer Welt, in welcher die Götter Walhallas herabgestiegen, um Reiche zu gründen und die schönen Töchter der Erde zu freien. Nun rauschten dichte Buchenwipfel im Nordwind auf ihrer Kuppe und streuten ihr Laub auf die rauhkantigen Blöcke, die gleich granitnen Ruhekissen der grimmen Recken an den Baumpfosten ihrer Schlafkammern lehnten.

Wer auf einem der Steine saß, blickte zwischen den Stämmen durch gen Osten auf den grauen Riesendom der Stadt Upsala, dessen Anblick sogleich verrieth, daß starke altgothische Hand ihn gebaut. Doppeltgethürmt stieg er über dem dunklen „Skog", dem schwedischen Urwald empor, der mit wildem Gemisch von Fichten und Tannen, Erlen und Birken die weite Thalebene bedeckte. Ab und zu öffnete sich in ihm eine Lücke am Rande der für jene Zeit wohlgebauten Straße, die von Alt-Upsala zur Stadt hinüberführte, und Granitklötze lagen über rothen Phorphyrblöcken abenteuerlich auf graulichem Felstrümmerboden gethürmt, nackt und mit Moos überzogen; hie und da nickte ein hohes Farrenkraut einsam und melancholisch aus den Fugen des Gesteins. Doch heiß lag dem Norden zum Trotz die schwedische Hochsommersonne darüber und ließ dem Wanderer um Mittag den kaum einstündigen Weg lang erscheinen, bis er den Domplatz von Upsala erreichte, von dem das gewaltige Schiff sich wie ein Riese unter Zwergen über die niederen, meist einstöckigen Häuser der Stadt emporhob. Fast alle waren aus Holz, die Dächer mit grauer Birkenrinde bekleidet. Eintönig wie der Norden war auch der Anblick Upsalas, in welchem schon ein halbes Jahrhundert zuvor Sten Sture der Aeltere die erste schwedische Universität gegründet hatte. Doch seit langen Jahren wieder standen die Lehrkanzeln verödet; die Wissenschaft war vor dem Waffenlärm verstummt, unter dem das lebende Geschlecht aufgewachsen, und trauernd stand die Königsstadt, ihres alten und neuen Glanzes beraubt, um den Dom, das Wahrzeichen ihrer stolzen Vergangenheit, geschart. Gras wuchs auf den Straßen, die der Fuß der Studenten nicht mehr durcheilte; still und melancholisch, wie die Natur draußen, lag Upsala, darin sich wenige seiner Bewohner unter freiem Himmel begegneten und mit flüchtig-scheuem Gruß an einander vorüberschritten.

So war es bis vor wenig Wochen gewesen, doch ein Sommermonat hatte ausgereicht, alles zu verwandeln. Wie er Wald und Feld draußen mit lustigem Grün überzog, so hatte er auch wie mit einem Zauberschlage das winterliche Ansehen der Stadt verändert. Auf ihren Straßen drängte es sich Kopf an Kopf; Gestalten, Gesichter verschiedenster Art. Mit ihren knochigen Stirnen, von denen das schlichtblonde Haar dick zu den Seiten herabfiel, überragten die Dalekarlen fast, dem Anschein nach, die niedrigen Gebäude. Zierlicher bewegten sich die gelenkigeren Söhne Gotlands und Ingermannlands zwischen ihnen; deutlich erkannte man die intelligenteren Züge des Städters, der in die Welt und ihre Verhältnisse jenseits der Ostsee hinausgeblickt und feinere deutsche Sitte erlernt. In reicherer Tracht durchschritt er die Menge, gern an der Seite stattlicher, neugierig und forschend umschauender Männer, deren Sprache und Gebahren die Landfremden verrieth. Das waren die Herren aus Lübeck, Gesandte des Oberhauptes der Hansa, die mit ihren Schiffen in Norrtelge gelandet, um dem Bedränger ihres alten Feindes und Rivalen in der Ostsee brauchbare Waffen zuzuführen und ein Urtheil über die Bedeutung und Nachhaltigkeit des schwedischen Aufstandes und die Persönlichkeit des obersten Leiters desselben zu gewinnen. Mit klugen, kaufmännisch reservirten Mienen waren sie gekommen, schweigsam und prüfend; doch schon hatte die allgemeine Begeisterung auch sie erfaßt und in den Berichten, die sie an die Trave zurücksandten, war jedes Mißtrauen in das Gelingen einer Sache, die in Gustav Erichsons Hand lag, gewichen. Oft sah man sie öffentlich an der Seite des letzteren; öfter noch gewahrte man sie abends in der späten Dämmerung das einfache Haus betreten, in welchem er wohnte, das sie selten vor dem Frühlicht wieder verließen. Doch zu andern Malen mischten sie sich fröhlich mit ihm unter das Volk und bewunderten mit durchaus nicht kaufmännischen Blicken die schmucken Dirnen aus Upland und Gefleborg, die mit den seeblauen Augen unter den dicken, über den Scheitel geflochtenen blonden Zöpfen sich unverzagt durch die Menge drängten. Den Tag hindurch waren die um die Stadt belegenen Felder ein Lager, das von Waffen mannigfachster Art glänzte, in deren Handhabung Gustav Wasa selbst seine lernbegierigen Anhänger übte. Auf kurzmähnigen, untersetzten Pferden von unglaublicher Ausdauer tummelten sich die Reiter, und die neuen Feuerwaffen, von den umstehenden Alten furchtsam bestaunt, knallten vom Morgen bis zum Abend, denn die freigebige Klugheit der Lübecker Herren hatte sich nicht auf die Lieferung von Musketen beschränkt, sondern den für die Zeit beträchtlichen Kostenpunkt nicht achtend, Munitionsvorräthe in solcher Fülle dazu gesandt, daß sie bei der umständlichen und zeitraubenden Operation des Ladens für jahrelange Kriege einer ganzen Armee ausgereicht hätten. Schwieriger jedenfalls reichten die Häuser Upsalas zur Unterbringung der zahllosen kriegerischen und unkriegerischen Gäste aus Süd und Nord aus. Doch von den Bewohnern der Stadt räumte jeglicher mit Freuden jeden Winkel seiner Behausung zur Aufnahme der Befreier ein. Ein Geist musterhafter Ordnung, nordischer Ehrbarkeit und Nüchternheit herrschte in der überfüllten Stadt; nur abends nach vollbrachtem Waffentagwerk durchwogte Gesang, vorzüglich des neuen „Brunnbäckliedes" die Nacht, welche die Uhr verkündete, während die Sonne eine Stunde vor Mitternacht noch goldig am Horizont stand.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Saujagd.

(Zu dem Bilde auf S. 501.)

Hohen Gästen zu Ehren war im Thiergarten zu **Moritzburg** — dem weitberühmten sächsischen Jagdschlosse — eine königliche **Saujagd** vorbereitet. Zu diesem Zwecke hatte man unter anderem während der Fütterungszeit der Sauen, wann diese zumeist aus allen Richtungen des Geheges an einem bestimmten Ort zusammenkommen, ihre gezwungenen Wechsel, d. h. durch Terrainverhältnisse bedingte Stellen, wo das Wild eben nur in ganz bestimmten Grenzen seine Hin- und Hergänge ausführen kann, verstellt; den hauptsächlichsten davon, nach dem sogenannten „Hinterwalde", einem ausgedehnten, stillen, weiherreichen Theil der eingezäunten Wildbahn, durch hohe Tücher — ca. 8 Ellen hohe Leinwandwände, mit denen man, aneinander gefügt, bei Jagden oft weite Strecken einhegt — den anderen minder wichtigen aber, zur „Oberecke" führenden, nur mit doppelt übereinander gezogenen Lappen,*) da letzterer ohnedies von den Sauen weniger gern angenommen wird, weil ihnen das so eben genannte Revier zu steril ist.

So konnte denn des andern Morgens, nachdem der königliche Jagdherr mit seinen hohen Waidgenossen, aus der Residenz kommend, die Schloßrampe des wasserumschlossenen, vielgethürmten Jagdschlosses aufgefahren und von hier aus sofort zu Fuß nach ihren Ständen geschritten waren, die Jagd beginnen. Sehr bald verkündeten dies denn auch die Signalhörner der diensthuenden Jägerei, und die so charakteristischen Treiberrufe: „Hua, Sau, Sau, Sau!" ertönten kurz darauf durch den sonst grabesstillen, winterkalten, aber noch schneelosen Wald. In Rudeln, groß und klein, ward nun das aufgestöberte Schwarzwild flüchtig und eilte der vorgeschobenen Schützenlinie zu. Nach allen Seiten sah man es in Folge des rasch aufblitzen und unter dröhnendem Knall manche Kugel todbringend die Reihen der borstigen Schar lichten. Wie aber nur erst einmal das Feuer begonnen, wurden die Sauen, namentlich die einzelngehenden alten, streitbaren Schweine sehr bald unwirsch, denn kampfgerüstet nahmen diese nun meist ohne weitere Umstände jeden der ihnen auf den Leib rückenden Menschen an und durchbrachen dann natürlich auch unaufhaltsam die bei solcher Gelegenheit übermäßig lärmende Treibercolonne. Aber auch Roth- und Damwild, welches jedoch — wenigstens die Hirsche davon — nicht geschossen werden durfte, kam hierbei mit vor, und es gewährte einen höchst fesselnden Anblick, wenn die durch Schreien

*) **Lappen** heißen die in gewissen Zwischenräumen an Leinen gereihten, mit gemalten Wappen oder Jagdinsignien geschmückten Leinwandstücken, die bei eingestellten Jagden zur Fluchtabhaltung des Wildes aus bestimmten Revieren dienen.

und Schießen aufs äußerste erschreckten Thiere in wilder Flucht, durch Dick und Dünn brechend, den freien Brüchen und Gehauen, an denen zumeist die Schützen postirt waren, zueilten und nun, oft in Gemeinschaft des heftig beschossenen Schwarzwildes, in sturmesschneller Hast darüber hinflogen, jenseits im schutzversprechenden Holze endliche Sicherheit suchend. Oder es kam auch wohl vor, daß die geängstigten Trupps ebenfalls, wie die Sauen, zurück und durch die Treiber gingen, wobei ich dann, da ich mich bei letzteren befand, die beste Gelegenheit hatte, die Flüchtigen in nächster Nähe beobachten zu können. Ja, manchmal kam ich dabei in nur allzu unmittelbare Berührung mit ihnen, wenn ich es nämlich erzwingen wollte, die Durchbrechenden wieder vorwärts, ins Feuer zu bringen und infolge dessen mitten in den anstürmenden Troß gerieth. Dann kam es wohl vor, daß ich mich geradezu an die Erde werfen mußte, um nur nicht von den unaufhaltsam Daherbrausenden niedergerannt und dabei von ihren stahlgesehnten Läuften schwer verwundet zu werden.

Unter solch anregender Abwechselung war bereits Stunde auf Stunde verflogen, und manche Sau, sowie manches Stück Damwild lagen bereits niedergestreckt am Boden oder waren angeschossen, erst noch eine Strecke dem Rudel oder Trupp folgend, dem schilfgesäumten Wasser und Moor oder den bergenden Dickungen zugezogen, an solchen Stellen den brennenden Anschuß zu kühlen und, war die Wunde tödtlich, einsam an stillem Orte zu verenden. Endlich ging der kurze sonnenlose Tag zur Neige, und nur das letzte Treiben lag noch vor. Es war dies eine am äußersten Ende des eingestellten Jagens liegende große, fast undurchdringliche Fichtendickung, die heute von der einen Seite durch die schon erwähnten Lappen begrenzt wurde. Voraussichtlich verhielt sich darin noch manches Wild; und richtig, so war es auch! Außer mehreren Sauen barg das Dickicht noch eine ansehnliche Menge Dam- und Rothwild; unter letzterem aber namentlich einen Trupp geweihter Hirsche, der nun auch, natürlich ohne beschossen werden zu dürfen, mit ins Treiben kam. Umsomehr wurden die vorkommenden Schweine und Damthiere ins Feuer genommen, und knatternd tönten daher schnell aufeinander folgend die Schüsse durch die hellhörige Winterluft. Dadurch wurde aber das so schon den ganzen Tag über beunruhigte, weit hin und her gehetzte Hochwild so kopfscheu, daß es nun wie toll die geschlossene Reihe der Treiber durchbrach. Doch nicht genug hieran; die Flucht fand jetzt nicht einmal mehr an den bisher noch respektirten Lappen, die ich glücklicherweise gerade fast in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen konnte, Halt. Vielmehr nahmen die drei stärksten Hirsche, und mit ihnen ein altes Thier, das sich jenen angeschlossen hatte, ihren Lauf unmittelbar gegen das ungefähr acht Ellen hoch gestellte Zeug*) und fielen — wenn auch im ersten Moment vor der flatternden Leinwand noch einmal stutzend und auf die Seite prellend — darüber hinweg. Mit gewaltigem Satze schnellte der vorderste der Hirsche, ein stattlicher Zwölfender, empor. Bei alledem, jedenfalls zu weit anspringend, erreichte er die volle Höhe der obersten Lappenreihe nicht, verwickelte sich vielmehr mit dem gewuchtigen Geweih darein und, dabei vorwärts schießend, zerriß er dadurch die wettermorsche obere Leine, wobei er im Stürzen mit halbem Leibe auf der unteren hängen blieb, während er mit dem gekrönten Haupte klirrend gegen die knorrigen Wurzeln einer Eiche schlug. In nichts mehr achtender Flucht aber folgten ihm seine hochgeweihten Genossen, sowie das einzige Stück Mutterwild, und in übervoller Kraft schossen alle über das zerfetzte Hinderniß hinweg, stürmisch dem vor ihnen nun frei daliegenden weiten, stillen Walde zujagend, während der gefallene Edle, anscheinend mit dem Tode ringend, in seinen Banden hängen blieb. Schon glaubte ich, der Aermste habe im jähen Sturze das Genick gebrochen, als er plötzlich mit wieder gewonnener elastischer Kraft sich emporschnellend, die schon einmal zersprengte wettermorsche Leine, die ihm aber noch immer das schöne Haupt gefesselt hielt, vollends zerriß und nun mit den ihm noch im zackigen Geweih hängen gebliebenen wappenprangenden Lappen, die seine stolze, jetzt wieder hochgehaltene Kopfzier wie bunter Flaggenschmuck umwehten, sturmesschnellen Laufes den vorangeeilten Gefährten folgte, bis auch er, wie diese, im Schatten düsterer Föhren dem nachblickenden Auge entschwand.

Noch lange nachher hatte man den Stattlichen mit den Ueberbleibseln seines unfreiwilligen Kopfputzes gesehen. Ja, selbst Sturm und Wetter und das Durchstreifen durch Dick und Dünn den Winter über hatte ihn nicht gänzlich seines originellen Wahrzeichens entkleiden können; war doch ein letztes Restchen davon sogar noch nach dem Abwerfen seines Geweihes, an einer Stange desselben, die man aufgefunden, zu sehen gewesen. Noch länger aber trug der einmal so Gekennzeichnete seinen späteren Namen davon; denn bis zu seinem Tode, der nach Jahren erst durch eine Kugel seines königlichen Besitzers erfolgte, hieß der unter der Jägerei Wohlgekannte immer noch — „der Lappenhirsch."

Guido Hammer.

*) Zeug, hier gleichbedeutend mit Lappen.

Eine unterirdische Spazierfahrt in Paris.

Im Jahre 1374 wurde in Paris der erste unterirdische Abzugscanal (égout), von Hugo Aubriot, Vorsteher der Kaufmannsinnung, gebaut; seitdem ist viel an diesem für eine große Stadt so unentbehrlichen Werke geschafft worden, so daß die Länge der Hauptarme, ohne die vielen kleinen Nebenlinien zu zählen, ungefähr 400,000 Meter (über 53 deutsche Meilen) beträgt. Sie sind an verschiedenen Stellen in großen Röhren durch die Seine geleitet und führen ihren Inhalt erst weit unterhalb der Stadt dem Flusse zu.

Auf der Oberfläche der Stadt verräth nichts diese verborgenen Adern, auf denen man, Dank ihrer vortrefflichen Organisation, wie einst Agrippa auf der Cloaca Maxima von Rom, ohne Gefahr und Unannehmlichkeiten eine Spazierfahrt unternehmen kann.

Jeden Donnerstag ist Empfangstag, doch muß man sich oft Monate lang vorher bei der betreffenden Behörde melden, da jedes Mal nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl Auserwählter die unterirdische Reise macht und der Zudrang sehr groß ist.

An einem Donnerstag fand ich mich, in Begleitung zweier Damen und zweier Herren, an der auf der Karte bezeichneten Fallthüre, neben der Madeleinekirche ein. Eine Gruppe Herren und Damen, die, in allen möglichen Zungen plaudernd, die Zeit bis zur Einfahrt verkürzten, umgab die schon geöffnete Pforte. Endlich schlug die Stunde, und einer nach dem andern verschwand in der dunklen Tiefe. Zwanzig Stufen führten uns in Windungen an das Ufer eines finstern Stromes, auf dem einige Nachen, die fast die ganze Breite des Canals einnahmen, für die Damen bereit waren.

Wir befinden uns in einem ca. 14′ hohen und 18′ breiten Gewölbe, dessen feuchte dunkle Steine nur durch die auf den Nachen befestigten eleganten Lampen und einzelne von den Arbeitern getragene Laternen erhellt werden. Wir steigen sogleich in den Nachen. Alles schweigt, niemand kann sich eines unheimlichen Gefühls erwehren. Unsere Herren haben uns verlassen; sie müssen den ersten Theil der Reise zu Fuß zurücklegen und zwar auf dem sehr schmalen Rande, dicht am Gewölbe, in gebückter Stellung und nicht ohne Gefahr auszugleiten und ein sehr unerfreuliches Bad zu nehmen. Denn schwarz und trübe ist diese Flut und wälzt träge und langsam ihre schweren Wellen abwärts.

Während die Fußgänger in der Finsterniß verschwinden, warten wir in dem mit weißen Tüchern belegten Nachen auf die Nachzügler. Endlich auf ein Signal setzen sich die zwanzig Arbeiter in Bewegung, die von beiden Seiten den Nachen an Stricken vorwärtsziehen, und unsere Fahrt beginnt.

Nirgends versteht man es, wie in Paris, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Gewiß haben sich schon viele Reisende über die Gefälligkeit und Zuvorkommenheit der Behörde gewundert, die eine große Anzahl Arbeiter und ihre so kostbare Zeit dem Fremdenbesuche unentgeltlich widmet. Man wundere sich nicht zu sehr! Die Damen in dem Nachen sind nur Ballast, die eigentliche Bestimmung des Fahrzeuges ist, . . . den Canal zu reinigen. An dem Vordertheil desselben befindet sich eine genau in die Wölbung des Egout passende, durchlöcherte Schleuse, die den in der Woche angesammelten Schlamm vor sich herschiebt. Der Nachen ist weiter nichts, als ein zur Reinigung bestimmtes Schleusenboot.

Ueber unsern Häuptern, an der Decke mit großen Klammern befestigt, hängen eiserne Röhren, deren größte ungefähr einen Meter

im Durchmesser hat und von der nach allen Seiten Arme ausgehen, oder vielmehr darein münden. Ich befrage den Aufseher, der neben dem Nachen herschreitet, um ihre Bestimmung, und er theilt mir mit, daß es die Wasserleitung der Stadt sei. Während unten in dem Gewölbe die schmutzigen Gewässer abgeleitet werden, dient dasselbe zugleich dazu, ganz Paris mit frischem guten Wasser zu versehen, das durch künstliche Aquaducte und Canäle von fernher zugeführt wird. — „Ja," sagt mein Mentor, „wenn jetzt eine dieser Röhren platzte, so wären wir alle verloren, denn in einer Minute würde sich das ganze Gewölbe mit Wasser füllen!" Wir betrachten noch einmal ängstlich das Damoklesschwert, das über unserm Haupte hängt, aber es sieht so solid und beruhigend aus, daß unsere Besorgniß sogleich wieder verschwindet.

Der Kahn hält, wir steigen aus, gehen etwa zwanzig Schritt auf dem gleitenden Pfade vorwärts und gelangen an einen Kreuzungscanal, über den man eine Zugbrücke gelegt. Jenseits finden wir unsere Herren, die nach ihrer wenig angenehmen Reise in sehr gedrückter Stimmung sind. Die Zugbrücke wird hinter uns gehoben, die Lichter entfernen sich, und wir befinden uns in undurchdringlicher Nacht. Man drängt sich ängstlich zusammen, und nur leise geflüsterte Worte unterbrechen die lautlose Stille.

So vergehen mehrere Minuten. Plötzlich ertönt ein fernes Donnern, das lauter und dröhnender wird, und am Ende des Seitencanals erblickt man ein grelles Licht. Nach einigen Secunden erkennen wir die unterirdische Eisenbahn, die uns von dem Hauptcanal in einen Seitenarm mittlerer Größe führen soll. Jetzt hält ein Zug vor uns, und unser gesunkener Muth wird durch die fröhlichen Mienen der Herren und Damen, die sich darauf befinden, sowie durch die freundliche Helle wieder gehoben. Während die Passagiere absteigen, haben wir Zeit zur Betrachtung. Die Eisenbahn ist elegant ausgestattet. Auf jedem der offenen Wagen sind vier zweisitzige Bänke. Die Barren, Stangen und Schutzbekleidungen sind von glänzendem Messing, ebenso die vier großen Moderateurlampen mit Glaskugeln, die an den Ecken jedes Waggons befestigt sind. Die Eisenschienen, auf denen diese Wagen laufen, sind an den beiden inneren Seiten des Canals befestigt, so daß der Zug dicht über dem Wasser hinrollt. — Nachdem die Reisenden der zehn Wagen ausgestiegen und im Dunkel verschwunden sind, kommt an uns die Reihe. Wir nehmen Platz. Plaudern, Scherzen und Lachen ertönt bald aus allen Wagen. Ein Anschlag an der Mauer sagt uns, daß wir eine Spazierfahrt unter der Rivolistraße antreten, die wie alle größeren Straßen ihren eigenen Egout hat.

Welcher Unterschied zwischen der Ober- und Unterwelt! Oben Licht und Pracht auf der buntbelebten Straße. Zur einen Seite Palast an Palast, um dem kaiserlichen Parke, den Tuilerien und dem Louvre würdig gegenüber zu stehen. In den Schlössern und Palästen ist alles vereint, was der Luxus und die verfeinerten Sitten Schönes und Kunstvolles ersinnen können. Unter den luftigen Arcaden drängt sich die neugierige Menge vor den glänzenden Schaufenstern, die täglich durch neue, lockende Waare die Kauflust der Vorübergehenden reizen. — Nur eine kleine Spanne Erde trennt diese fröhliche sorglose Welt des Reichthums und des Genusses von dem finstern traurigen Gewölbe, in dem Tag für Tag eine große Zahl Arbeiter ihr schweres Tagewerk verrichten. Nur in den langen Tagen des Sommers ist es ihnen vergönnt, ehe sie in die Tiefe hinabsteigen, oder nach vollbrachter Arbeit, das Sonnenlicht zu genießen.

Das Gewölbe, in dem wir uns jetzt befinden, ist nur halb so breit wie das des Hauptcanals und bedeutend niedriger, auch der Pfad zu jeder Seite ist schmäler. Ein Pfiff ertönt, und die Arbeiter, je vier an einem Wagen, setzen, indem sie an den vorstehenden Messingstangen schieben, den Zug in Bewegung. Dieser rollt erst langsam, dann schneller und schneller vorwärts. Auch hier dienen wir nur als Belastung der Reinigungsmaschine, denn an den Waggons sind, wie an den Kähnen, in den Canal gehende Schleusen befestigt. Die an den Wänden angebrachten Zahlen bezeichnen die darüber befindlichen Häuser der Straße. In entsprechenden Entfernungen bemerken wir Nischen, die durch ein Drahtgitter geschlossen sind. Hier münden die Hausegouts, die eiförmig gebaut nach unten spitz zu laufen. Diese dunklen Vertiefungen sind jedoch nicht die einzige Unterbrechung in den Mauerwänden. Von Zeit zu Zeit dringt uns aus einer tieferen Nische ein Tagesschimmer entgegen. Dieser kommt aus den Schachten hernieder, die auf der Straße durch eine kreisförmige Eisenplatte geschlossen werden, jedoch heute geöffnet bleiben. Leiterartige Sprossen sind in den Wänden derselben eingemauert und dienen zum Auf- und Niedersteigen. Dicht daneben befindet sich über dem Gewölbe die Rettungskammer, die gewöhnlich zur Aufbewahrung der Werkzeuge benutzt wird, aber bei plötzlich eintretenden Ueberschwemmungen den Arbeitern eine Zufluchtsstätte bietet.

Nach einer fast mit Dampfesschnelle zurückgelegten Strecke halten wir inne, um den sehr erhitzten, athemlosen Arbeitern Ruhe zu gönnen. An der Stelle, wo wir rasten, mündet von beiden Seiten ein niedriger, schmaler Gang. „Dies ist ein Canal der kleinsten Ordnung," sagt unser Arbeiter, „der, weil er keine Pfade zur Seite hat, noch mit dem Besen gereinigt wird. So und noch niedriger waren früher alle Egouts, man konnte nicht aufrecht darin stehen, auch waren sie nicht zureichend, denn bei Regenwetter füllten sie sich schnell an und es entstanden dadurch Ueberschwemmungen in den Straßen. Jetzt gibt es nur noch wenig solcher Canäle, und auch diese werden nach und nach durch geräumigere ersetzt."

Noch eine kurze Strecke, und unsere Fahrt ist zu Ende. Schon dringt uns ein matter Schimmer des Tageslichtes aus der Ferne entgegen. Herren und Damen, die hier auf den Zug gewartet, betrachten uns, die wir aus der geheimnißvollen Unterwelt, in die sie sich begeben wollen, glücklich zurückgekehrt sind, mit verwunderter Neugier.

Einige Schritte führen uns an eine Wendung des Gewölbes. — Welcher Wechsel! Das volle Tageslicht strömt uns entgegen. Dicht vor uns fließt die Seine in hellem Sonnenschein, Schiffe und und Nachen fahren auf und nieder. Auf den Brücken und an den Ufern wogt die geschäftige Menge. Die Häuser der Quais und die Thürme von Notre Dame zeichnen sich leicht am blauen Himmel ab. Tausend verschiedene Laute dringen an unser Ohr. Wie einen nach langer Trennung wiedergefundenen Freund begrüßen wir freudig das erquickende Leben der Oberwelt. N. B.

Ein Abenteuer in der Dresdner Galerie.

Mitgetheilt von J. Ludwig.

Eine gemüthliche Gesellschaft, gerade groß genug, den runden Tisch um die helle Lampe her zu füllen und doch nicht zu groß, als daß nicht jedes von jedem hätte verstanden werden können, war in einer lebhaften Unterhaltung über die höheren und tieferen Interessen des Lebens an jenem Punkte angekommen, wo man aus dem Gebiete des Sicht- und Greifbaren so leicht und unvermerkt in das des Uebersinnlichen, Geheimnißvollen hinüberspielt. Es liegt ein eigner Reiz für Groß und Klein, für den Gebildeten nicht weniger wie für den Ungebildeten in der Erzählung unerklärlicher, scheinbar übernatürlicher Begebenheiten, und dieses Thema, einmal angeschlagen in einem empfänglichen Kreise, wird nicht sobald, weder des Stoffes, noch des allgemeinen Interesses ermangeln.

Vielleicht ist es der Contrast des stillen Sicherheitsgefühles mit den Schilderungen ängstlicher und außergewöhnlicher Zustände, welcher diesem Unterhaltungsstoffe einen so dauernden und allgemeinen Reiz verleiht. Man redet sich, statt heraus, immer mehr hinein; dabei sitzt jedes, wie gebannt, auf seinem Stuhle — ein zufälliges Geräusch: das Fallen einer Scheere, ein Klopfen an der Thüre, gerade in den erwartungsvollsten Theil der Erzählung hinein, wirkt allgemeinen Schrecken und man kann in solchen Augenblicken nicht ganz unverdient zu dem Ruhme eines Helden kommen, wenn man geht, um nachzusehen, was da ist.

So hatte man es denn auch hier zu dem eigenen Hochgenusse gebracht, andere so gründlich schauern zu machen, als man selbst schauert. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir freilich bekennen, daß keines die unglaubliche Geschichte wirklich glaubte, die zuletzt so glaubhaft vorgetragen worden war, und dennoch saßen fast alle nach dem Schlusse derselben wie entgeistert, und eine ängstliche Pause folgte,

welche die muntre Hausfrau unterbrach, indem sie sich an ihre Nachbarin zur Rechten wandte, eine Künstlerin, welche nicht nur als die Seelenruhigste von allen dreinsah, sondern die auch noch kein Wörtlein zu dem allen mitgeredet hatte.

„Denken Sie uns zu entschlüpfen?“ rief die alte Dame — „jedes hat seinen Beitrag gesteuert zur Wissenschaft der Geisterkunde, Sie sind allein im Rückstand, und gerade von Ihnen erwarten wir etwas ganz Außerordentliches zu vernehmen. Oder sollten Sie in Ihrem wechselvollen Leben noch keinen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang geworfen — nichts Denkwürdiges zu berichten haben?“

„Denkwürdiges — genug —“ versetzte die Angeredete lächelnd — „doch leider! nur aus dem Gebiete des Wirklichen und Natürlichen. Und dennoch wäre ich einst nahe daran gewesen, mit einem Geisterspuke in Berührung zu kommen und zwar in einer Zeit, wo ich noch nicht so gefeit, wie heute, gegen denselben war, wenn mich nicht — und daran mögen Sie eine recht nüchterne Prosa als die Schutzgöttin meines Lebens erkennen — ein paar Ueberschuhe — sage: Ueberschuhe! — vor dem mir drohenden Schicksale gerettet hätten.“

„Ueberschuhe? ein paar Ueberschuhe?“ fragte man gespannt und: „erzählen Sie! o erzählen Sie!“ so drängte es von allen Seiten auf die Künstlerin, welche, da sie ihr Verhängniß selbst heraufbeschworen hatte, denn auch frischweg zu erzählen begann:

„Es sind schon etliche Jahre verstrichen,“ hub sie an, „seit mich das reizende Elbflorenz zum ersten Male, nicht, wie man wohl zu sagen pflegt, in seine Mauern, sondern in seine nach allen Seiten hin gastlich-offnen Arme einziehen sah. Nachdem ich mit meinen Freunden alle seine Naturschönheiten und auch die sächsische Schweiz durchzogen hatte, ging es an den eigentlichen Zweck der Reise: die Durchforschung der Galerien und Kunstschätze Dresdens.

Es war ein überwältigender Eindruck, den ich in denselben empfing, und wäre ich nicht schon mit dem festen Vorsatze nach Dresden gekommen, in das Atelier eines dortigen Meisters zum Zwecke meiner künstlerischen Ausbildung einzutreten, der erste Besuch der Galerie, der erste Einblick in das Mengs'sche Museum hätten meinen inneren Beruf entschieden und mir jede Möglichkeit einer Wahl genommen. Es ist wunderbar, wie sich der Mensch zu gleicher Zeit so tief gebeugt und so hoch erhoben fühlen kann — — ob ich je ein ähnliches Bild, wie die geschauten, würde malen können? ich fragte es nicht, ich wußte nur: ich müßte danach mit allen Kräften meines Lebens ringen.

Leider sollte ich mein sehnsüchtiges Verlangen, im Antikencabinet zeichnen oder in der Galerie copiren zu dürfen, noch nicht so bald in Erfüllung gehen sehen. Erst nach drei Vierteljahren angestrengten Fleißes in der Werkstatt meines wackern Meisters erhielt ich die erbetene Erlaubniß von dem würdigen Galeriedirector Schnorr von Carolsfeld, und kaum erschlossen sich im nächsten Lenze mit den Blumen der Natur die Säle der Kunst ihren Jüngern und Jüngerinnen, als ich unter den ersten war, die mit ihren profanen Malkästen, Staffeleien und Gestellen in die heiligen Hallen einrückten.

Mit einer Kühnheit, die mich heute noch Wunder nimmt, machte ich mich nun an die Copie eines Titian, und zwar benutzte ich die mir besonders ausgewirkte Erlaubniß, den berühmten „Zinsgroschen“ copiren zu dürfen. Da das Gemälde an einer Stelle hängt, wo die Passage besonders stark ist, so ließ ich es abnehmen und in dem äußersten Saale der Italiener aufstellen, wo ich gutes Licht und mehr Ruhe hatte, als in den andern Räumen. Mit einem wahren Feuereifer stürzte ich mich auf die interessante Arbeit und vertiefte mich so gründlich in die wunderbaren Geheimnisse seiner Farben und in den Geist des Meisters, daß mir die Stunden wie im Fluge entschwanden und mir kein Ton in jener Zeit verhaßter war, als das Glöcklein des Aufsehers, wenn es Feierabend gebietend durch die Säle schallte.

„Fräulein!“ sagte einst der Aufseher M., ein guter alter Mann, der mich „begönnerte“, indem er mit seinem mir so mißliebigen Instrumente bis unter meine Thüre trat — „Fräulein! Sie werden noch einmal hier eingeschlossen werden.“

„Und wenn“ — versetzte ich, halb ärgerlich und halb im Uebermuthe — „und wenn — so könnte ich doch malen — malen — malen! ungestört — nach Herzenslust — das wäre prächtig!“

Der Alte schüttelte den Kopf und sah mich ernsthaft, fast verweisend an, aber weder er, noch ich hatten eine Ahnung, wie bald sich das gebrochte Wort an mir erfüllen würde.

Es war schon in den nächsten Tagen, als ich das kleine Abenteuer haben sollte. Der Wonnemond des Jahres 18.. hatte eben damals eine Periode, welche seinem Namen wenig Ehre machte, und insbesondere zeichnete sich jener mir unvergeßliche Tag durch die Consequenz seiner trüben Stimmung aus. Ein feiner durchdringender Landregen hatte jene graue Monotonie über die Stadt und ihre anmuthigen Umgebungen verbreitet, die auch das lachendste Gemälde wie von dichter Spinnenwebe überzogen zeigt. Berührte mich an und für sich diese zeitweilige Unterbrechung der blaugoldnen Frühlingslust nur wenig, da mir die Galerie alles andere ersetzte, so erfreute ich mich im Gegentheile noch des Vortheils, den die von Gästen nur wenig heimgesuchten Räume durch ihre ausnahmsweise Ruhe boten.

Die tiefe Stille in den Sälen zeigte, daß auch viele Plätze der Copisten unbesetzt geblieben waren, und vor allem waren es die mir befreundeten Damen, welche der trübe Himmel und das schlechte Wetter vom Kommen abgehalten hatte. Freilich konnte sich keine eines so guten Lichtes rühmen, wie ich es hatte, und so durfte ich es einem jungen fleißigen Porzellanmaler weder wehren noch verdenken, daß er sich um des gleichen Vortheils willen einen Platz in meiner Nähe suchte. Wir tauschten, beide in unsere Beschäftigung vertieft, kaum die gewöhnlichsten Höflichkeitsformeln mit einander; kein störender Besuch, ja! nicht einmal ein Ton aus „der Welt, die draußen lag,“ drang zu uns herein — selbst die Stunden kamen und gingen, ohne sich zu melden oder zu verabschieden, und ich war sehr verwundert, als ich meinen schweigsamen Gesellschafter plötzlich aufspringen, seine Sachen zusammenpacken und sich nach einem wie fragenden Blicke auf mich mit einer flüchtigen Verbeugung empfehlen sah. „Komisch!“ dachte ich und malte weiter.

Doch so ungestörte Ruhe mich nun umgab, so mußte sie es eben wohl sein, welche mich ein wenig zu stören anfing, und zum ersten Male ertappte ich mich auf einem fast erwartungsvollen Hinhorchen nach dem bekannten Zeichen. Doch keine Klingel wollte sich heute hören lassen — eine leise Unruhe stieg mir bis in die Fingerspitzen; ich legte den Pinsel hin und nahm ihn wieder auf, während das hämisch-lauernde Gesicht des Pharisäers von der Leinwand herab alle meine Bewegungen zu verfolgen schien.

Ich setzte mich in Positur zurück und mischte eine neue Farbe auf, doch nur, um nach wenigen Minuten Pinsel und Palette wieder hinzulegen und nach einem kurzen Entschlusse meine Sachen langsam zusammenzupacken. So sollte denn die Galerie auch einmal das Schauspiel erleben, mich unter den ersten zu sehen, welche gingen. Nachdem ich dem unsterblichen Geiste Titians meine Schwäche im Stillen abgebeten hatte, durchschritt ich auf dem kürzesten Wege nach den Ausgangsthüren einige Säle, die ich etwas verwundert war, schon leer zu finden, worauf ich mich, ohne einen Blick in die fortlaufende Reihe der übrigen zu werfen, in den innern Corridor begab, von wo man durch das Stübchen des Portiers den Ausgang in den äußeren gewinnt.

„Wie ungeschickt!“ schalt ich ärgerlich, als es mir nicht gleich gelingen wollte, die Thüre zu öffnen, und ich klopfte, in der Hoffnung, daß er kommen und mir aufthun würde. Aber seltsam! nur das Echo meines Klopfens kam zurück — drinnen im Stübchen ward kein Stuhl gerückt; der Mann war richtig nicht an seinem Platze, und die Thür war fest verschlossen. „Ist er gegangen, kann er noch nicht weit sein“ — dachte ich und rief seinen Namen, daß es in den hohen Räumen widerhallte. Er klang sehr eigenthümlich, dieser Widerhall, und als sich auf meine wiederholten Rufe außer ihm kein Mäuschen regte, nicht unten und nicht oben — da überkam mich doch ein leises Frösteln bei dem Gedanken, daß die Prophezeiung des alten Aufsehers in Erfüllung gegangen und ich eingeschlossen worden sei.

Es war nur zu gewiß: ich hatte wieder einmal die Klingel überhört und ein weniger ängstlicher Aufseher, als mein guter Alter, hatte es versäumt, die Säle bis zu jenem äußersten, in dem ich gesessen, zu durchsuchen. Natürlich war es heute keinem zu verdenken, wenn er eilte, unter sein schützendes Dach zu kommen — hatte ich doch selbst einer Art häuslicher Sehnsucht nicht mehr widerstehen können! Und nun waren sie gegangen, einer nach dem andern, aus diesem unhäuslichen Hause — zuletzt auch mein treuer Warner, der den Hauptverschluß besorgte — o! ich kannte diese nie gestörte Ordnung, ich wußte: sie waren alle — alle fort und ich? ich war das einzig lebende Wesen unter tausenden von Todten!

Um meine Lage ganz zu übersehen, wie ich es in jenem ersten Augenblicke mit voller Klarheit that, muß man wissen, daß keiner der hier Angestellten seine Wohnung im Gebäude hatte — daß dieses

selbst vereinzelt auf einem großen Platze steht, der zu dieser Tageszeit und bei einem solchen Wetter kaum betreten wurde und daß, wenn auch Hilfe herbeizurufen möglich gewesen wäre, die wohlverschlossenen Fenster jeder meiner Anstrengungen, sie zu öffnen, gespottet haben würden. Ebenso und noch vortrefflicher war der Verschluß der Thüren — also keine Aussicht einer Rettung! ich mußte mich ergeben in das Unvermeidliche. Und ich that's.

„Tu l'as voulu, George Dandin!" sagte ich zu mir und ging denselben Weg zurück, den ich gekommen war, um meine Sachen, die ich kaum erst eingepackt, wieder aufzustellen, wie ich sie zur Arbeit brauchte. Was wollte ich denn? Ich konnte ja nun malen — malen — malen! in Frieden und nach Herzenslust — unbelästigt von der Mahnung der verhaßten Glocke. Der Unersättlichkeit sollte ihr Genüge werden. Und wirklich malte ich, wobei ich jedoch den Kopf des lauernden Versuchers auf dem Bilde aus dem Spiele ließ und mich allein in die göttliche Erhabenheit der Züge Jesu vertiefte — malte, bis die hereinbrechende Dämmerung mich die Farben nicht mehr unterscheiden ließ.

Aber jetzt kam auch das volle Gefühl meiner Verlassenheit über mich und die Frage: Was nun beginnen? Gute Miene zum bösen Spiele machen vor allen Dingen, — rieth die Klugheit, und mit diesem löblichen Vorsatze begann mir mein Abenteuer in einem ganz neuen Lichte zu erscheinen. Was konnte sich ein angehendes Kunstgenie Interessanteres ersinnen, als ein Nachtquartier in diesen Räumen? Hätte ein Enthusiast von Profession, ein englischer Sonderling vielleicht, um die Erlaubniß petitionirt, hier schlafen zu dürfen, sie würde ihm verweigert worden sein — ich war vielleicht die erste und die letzte, der der Zufall diese Gunst verschaffte.

Daß ich unter alledem immer noch heimlich auf Befreiung hoffte, wußte ich wohl selber nicht, aber bald meinte ich, eine Thür sich öffnen, bald eine Stimme rufen zu hören, und bei jedem fernen Rollen eines Wagens, jedem matten Stoße des Windes fuhr ich auf, um enttäuscht auf meinen Sitz zurückzusinken, wenn mich die alte Stille aufs neue umgab. Nach den Fenstern starrend, sah ich, wie die Regentropfen gleich Thränen an den dunstbedeckten Scheiben niederrannen, und ich lauschte ihrem eintönigen Takte, während ein gelblich-bleiches Abendlicht am Himmel seinen fahlen Widerschein auf die schweigende Gesellschaft an den Wänden sandte.

In so göttlicher Schönheit der Christuskopf nun selbst in diesem Lichte leuchtete, mit so diabolischem Ausdruck schien mir das Auge seines Gegenübers plötzlich aufzublitzen. Hastig stellte ich das Bild gegen die Wand und verließ den Saal mit einem „Gute Nacht!" an seine Bewohner so rasch, als ob ich fürchtete, meinen etwas renommistisch laut gesprochenen Wunsch in derselben Weise von ihnen zurück zu erhalten. — Mit wiedergewonnenem Gleichmuthe und dem praktischen Vorsatze, mir eine möglichst behagliche Schlafstelle auszusuchen, begann ich eine Promenade durch sämmtliche Säle und die an dieselben stoßenden Cabinette, wobei ich es jedoch wohlweislich zu vermeiden suchte, Bildern, wie Breughels Hölle, dem Bethlehemitischen Kindermorde und ähnlichen nahe zu kommen.

Es ist gewiß schon manchen unter Ihnen aufgefallen, welch eigenthümlich-unheimliches Leben sich, wenn die Farben erblassen, in den Gestalten zu regen beginnt. Selbst uns vertraute Bilder in den heimischen Wohnräumen nehmen in dem bleichen Zwielicht des Abends oder Morgens etwas düster Fremdartiges, oft sogar Erschreckendes, an — wie nicht vielmehr eine ganze Versammlung von Bildern, noch dazu in fremden, weiten und sonst durchaus leeren Räumen? An und für sich schon trauriger Darstellungen, wie Sterbe-marterscenen und dergleichen nicht einmal zu denken, gewinnen selbst harmlose Gegenstände unter dem Einflusse der kämpfenden Lichter und Schatten einen geisterhaften Anstrich. Gesenkte Arme scheinen sich zu heben, gehobene niederzusinken — ein vorgesetzter Fuß dünkt uns fortzuschreiten und wir meinen ihn im nächsten Augenblicke aus dem Rahmen herausspazieren zu sehen — erregte Züge bekommen einen fratzenhaften, ruhige einen starren Ausdruck.

Von ihm oder vielmehr von meinen Gedanken verfolgt, wanderte ich dem äußersten, dem s. g. altdeutschen Saale zu, ohne zu bedenken, daß ich hier vom Regen in die Traufe kommen mußte. Schon der erste Blick hinein zeigte mir statt der im Tageslichte so rührenden Gestalten eines Dürer, Kranach, Wohlgemuth, eine schweigende Gesellschaft von Gespenstern, unter denen Adam und Eva das Präsidium zu führen schienen. Ich entfernte mich schleuniger, als ich gekommen war, um mich unter den Schutz der Holbeinschen Madonna zu begeben.

Doch selbst diese vermochte mich heute nicht zu der gewohnten, alles vergessenden Andacht zu begeistern. Zwar umwebte sie auch jetzt noch der Hauch jener echten deutschen hausmütterlichen Frauenmilde, der das Bild für alle Zeiten in die Kronjuwelen unserer Nation einreiht, aber das kranke Kind auf ihrem Arme erschien mir plötzlich mit einer so peinlichen Wahrheit des Lebens, die Gestalten zu ihren Füßen richteten die steifen Arme so abwehrend gegen mich, daß ich es fühlte, auch hier sei meines Bleibens nicht, und erst erleichtert aufathmete, als ich mich wieder unter meinen Italienern, vor dem heiteren Albano, dem süßen Carlo Dolce, vor Raphaels la belle jardinière, dem Gastmahl von Veronese und anderen befand. Von Correggios heiliger Nacht ging ein Strahl des Lichtes auch in meine dunkel-bewegte Seele aus, und ich mußte mich nur wundern, daß ich nicht gleich von Anfang darauf gekommen war, wo ich Schutz vor all dem Spuke und noch obendrein die beste Schlummerstätte finden würde.

Nur wenige Schritte, und ich befand mich in dem kleinen traulichen Cabinette, das allen unvergeßlich ist, die die Dresdner Galerie auch nur einmal besucht haben. Ein Strom von Ruhe überfloß mich, als ich vor Raphaels unsterbliche Madonna trat, und mir war es, wie dem Kinde, das verirrt gewesen und nun zur Mutter heimgekehrt ist. Mit noch leise zitternden Händen stützte ich mich auf das Gitter, das die Himmelskönigin vor irdischer Berührung zu schützen versucht und zu ihr aufsehend, fühlte ich mich mit ihr emporgehoben über alles Unheilige, alle Schrecken und Beängstigungen dieser kleinen Welt.

Wer die Madonna di Sisto gesehen hat, der erinnert sich vielleicht noch des rothen runden Sophas, das dem Bilde gegenüber die Wand des Cabinettes einnimmt. Viel glückliche Menschen haben schon darauf gesessen, im Anschauen des Bildes verloren. Manche vielleicht der Erde entrückt, mit offnen Augen träumend; — darauf geschlafen hat, wie ich hoffen will, noch keiner. Nicht ohne Bedenken stand ich vor demselben, zaghaft strich ich mit den Händen über seine Polster, wie um Verzeihung bittend, daß ich darauf zum ersten Male statt Begeisterung — Ruhe suchen wollte — Schlaf!

Meiner Berechnung nach — ich hatte keine Uhr bei mir — mochte es jetzt gegen neun sein; das zu dem Fenster hereinfallende Licht war so matt geworden, daß selbst meine an die Düsterheit gewöhnten Augen nur noch die Umrisse der Gestalten auf dem Bilde unterscheiden konnten, und als auch diese verschwammen, wußte ich nichts Besseres zu thun, als den Kopf auf die Seite zu legen und zu versuchen, ob ich schlafen könnte.

Doch dieser Entschluß war jedenfalls viel leichter, wie die Ausführung. Hinter den geschlossenen Fensterläden begannen die Gedanken eine um so unheimlichere Geschäftigkeit, ich hörte mein Herz klopfen und merkte wohl, daß Stilleliegen noch lange kein Ruhen sei. Nun wandte ich die Mittel an, die man mich als Kind gelehrt, um die innere Unruhe zu beschwichtigen: ich zählte, rechnete Exempel aus und stellte mich im Geiste vor ein Aehrenfeld, über das der Wind dahinstreicht — umsonst! ich war mir meiner Lage zu klar bewußt, um sie auch nur einen Augenblick vergessen zu können, und wenn mir jetzt schon die Secunden zu Minuten und die Minuten zu Stunden wuchsen, zu welcher Ewigkeit mußte sich die Nacht, die lange dunkle Nacht, noch weiter dehnen!

Wer hat es nicht schon erfahren, wie günstig die tiefe äußere Stille der Nacht bei innerer heftiger Unruhe den Täuschungen der Sinne und besonders denen des Gehörs ist? Auch an das meinige drang bald ein entferntes Rauschen, bald ein sich näherndes Schleichen, wie von den Sälen herüber, bald war ein Flüstern und Wispern um mich her, das ich natürlich nur dem Brausen des eignen Blutes zu verdanken hatte, das mich aber dort auf eine Art verwirrte, die mir heute räthselhaft erscheint. Ich fing an, das Unglaublichste glaublich und das Unmöglichste möglich zu finden, und ich weiß, daß es einen Moment gab, in dem ich mit vorgebeugtem Oberkörper und weit aufgerissenen Augen nach den Thüren starrte, als erwarte ich nichts Geringeres, als die Judith mit dem Haupte des Holofernes, oder die Herodias mit dem des Täufers zu mir hereintreten zu sehen.

Von diesem Momente an gab ich mir freilich alle ersinnliche Mühe, die aufgeregte Phantasie anderweit zu fesseln; ich lenkte sie auf die alltäglichen Sorgen des Lebens; ich rief Vergangenheit und Zukunft zu Hilfe; ich sagte mir, als alles das nichts helfen wollte, wie wohlgeborgen ich hier liege, geschützt vorm Regen und sicher vor Dieben und Mördern, auf weichen Polstern und unter den Augen einer Frau und Mutter, wie keine zweite je auf Leinwand athmete — aber immer schweiften die Gedanken von dem gefeiten Plätzchen, wo ich mich befand, hinüber in die angrenzenden Räume, um sich die

unheimlichsten Scenen zwischen Göttern und Göttinnen, Märtyrern und Heiligen auszumalen, bis sich in meinem wirbelnden Gehirn ein wahrer Hexensabbath durcheinander drehte.

Es war ein fieberhafter Zustand, und ein rechtes Mitleid mit mir selber überkam mich, wenn ich an die ferne Heimat und an die Meinen dachte, und daran, was sie denken, was sie sagen würden — wenn sie wüßten — — Gut, daß sie's nicht wußten! Um meine Hauswirthin, solch eine gute Frau sie war, war ich weit weniger besorgt. Schon mehrmals hatte ich bei besonders schlechtem Wetter bei einer mir verwandten Familie übernachtet, in deren Kreise ich meine meisten Abende zuzubringen pflegte — so konnte sie dasselbe auch heute annehmen und ich in dieser Hinsicht vollkommen ruhig sein. Die Sorge um mich hielt den Schlaf von keinem Lager ferne; es wurde weder auf der Polizei, noch in der Elbe nachgefragt, wo ich geblieben sei und keine Patrouille durchzog die Stadt, um die Verlorene zu suchen. Was war ich in dem großen weiten Dresden? ich konnte tagelang verloren sein, ohne daß ein Hahn nach mir krähte — —

Aber nein! das war gewiß nicht wahr, und recht zu meinem Troste fiel mir der und jener meiner guten Freunde ein, der schon morgen nach mir fragen und mich aufrichtig bedauern würde, wenn mir hier ein Unglück zustoßen sollte. Ich nahm meine sämmtlichen Bekannten der Reihe nach vor, und in der steigenden Angst meines Herzens klammerte ich mich an die und jene bedeutende Gestalt, als ob sie kommen und mir helfen solle. Wirklich richtete ich mich an mancher derselben auf, und wirklich war ich dadurch ein wenig ruhiger geworden, als etwas geschah, was mich aus all meiner künstlichen Fassung wieder herauswarf.

Ich fuhr von meinem Sitze in die Höhe, und trotz aller guten Vorsätze verlor ich für einen Augenblick das Bewußtsein. Was war das für ein fürchterlicher Krach gewesen? Wie ein Donnerschlag hatte er sich aus den unteren Räumen in die oberen fortgepflanzt, und nun war es wieder stille wie zuvor. Nur langsam kehrten meine Sinne zurück, aber das Blut, welches wie erstarrt im Herzen stillgestanden hatte, begann nun um so stürmischer durch alle Pulse zu jagen.

Das Gesicht in die Kissen gedrückt, lauschte ich mit athemloser Spannung und — wahrhaftig! da regte es sich wieder — es war Leben im Hause — unheimliches, schlürfendes Leben auf Treppen und Gängen! Sonderbare Töne, von denen ich in der Verwirrung meiner Angst nicht sagen konnte, wie sie mir erschienen, ließen sich vernehmen, und schaurig war der Widerhall, den sie erweckten. In allen Winkeln des weitläufigen Gebäudes schienen dumpfe Echos zu erwachen und die Schritte Nahender nachäffend zu begleiten. Dazwischen kreischten Thüren in den Angeln, das Rasseln eines Schlüsselbundes ließ sich hören und: tapp! tapp! tapp! kam es durch das Stübchen des Portiers — durch den ersten — durch den zweiten Saal — näher, immer näher meinem Verstecke.

Da saß ich, nicht im Stande, einen Finger zu bewegen — athemlos — entgeistert. Ich wußte nur, daß ich bald etwas sehen, etwas erleben werde — was? das wagte ich nicht zu denken, aber ich schloß die Augen vor dem Entsetzlichen, das kommen mußte. So wenige Secunden es nur waren, die ich in dieser schrecklichen Erwartung zubrachte, so lange glaubte ich gesessen zu haben, als ein schwacher Lichtreiz, welcher die geschlossenen Augenlider traf, mich mechanisch in die Höhe blicken machte. Wie aus einem Traume erwachend, starrte ich nach der Erscheinung hin, die sich von der dunklen Thüröffnung abhob. Es war ein Bild mit Rembrandt'schem Licht und Schatten, eine Gestalt, wie aus einem der alten Rahmen herausgetreten und die Laterne, die der Alte unter seinem Mantelkragen trug und welche er jetzt gegen mich bewegte, warf ihre rothglühenden Reflexe auf ein spärliches weißes Lockenhaar und auf eine mit ihren hundert Fältchen wie aus Bronze gegossene Stirne, unter der hervor zwei Augen mit demselben Ausdruck auf mich gerichtet waren, wie ich die meinigen auf sie geheftet hielt.

„Also doch" — hub der Alte an, nachdem wir uns auf diese stumme Art begrüßt — „also doch! Dachte mir es gleich: wenn eines hier zurückgeblieben wäre, so wären Sie's. Wie gut — o wie gut! daß ich noch gegangen bin — armes Fräulein!"

„Aber — wie wußten Sie — wie konnten Sie wissen?" fragte ich mit einer Stimme, in deren Zittern sich sehr gegen meinen Willen die Todesangst verrieth, die ich ausgestanden hatte. Meine Kniee wankten, als ich mich erhob.

Statt aller Antwort schüttelte mein Retter, der natürlich kein anderer war, als jener väterliche Warner, den Kopf. „Später" — sagte er und trieb mich förmlich vor sich her. Daß ich diesmal ohne großes Bedauern die Galerie verließ, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. An den Thüren, die mein Führer eilig, aber sorgsam abschloß, merkte ich, wie fest ich unter zwei- und dreifachem Verschlusse hinter Schloß und Riegel gesessen hatte. Ich wagte kaum zurückzusehen, und noch mancher Schauer des nachträglichen Entsetzens lief mir heimlich den Rücken hinab bei dem Widerhall unsrer Tritte und des mit dem Oeffnen und Schließen der Thüren verbundenen Geräusches. Es waren dieselben Töne, bis auf das dröhnende Zuschlagen der schweren Ausgangspforte, welche vorhin das Kommen des Aufsehers begleitet und die sich in meiner furchterregten Phantasie so geisterhaft gestaltet hatten. Aber ich war noch nicht weit genug von dem Schauplatze meiner Heldenrolle entfernt, um dieselbe schon lächerlich zu finden und unwillkührlich hielt ich mich sehr dicht zu meinem Begleiter.

Der Alte sprach kein Wort und hielt den Schritt erst an, als wir in die Garderobe kamen, wo ich den Hut vom Nagel nahm und mich leise fröstelnd in mein Tuch einhüllte. Im untern Corridor fand ich meine Ueberschuhe in dem gewohnten Winkel stehen, und hier war es, wo jener sein Schweigen brach, indem er, auf dieselben deutend, sagte: „Die sind's gewesen, Fräulein! Denen haben Sie Ihre Erlösung zu verdanken — nächst der Madonna" — setzte er hinzu, wobei er sich bekreuzte.

„Und Ihnen" — sagte ich gerührt und suchte seine Hand zu fassen, die er jedoch sehr schnell und wie beschämt zurückzog.

Mit welchen Gefühlen ich auch die letzte Thüre hinter mir verschließen hörte und aus dem großen, schwarzen, schweigenden Grabe hinaus trat unter Gottes freien Himmel — mit welch tiefen wonnigen Zügen ich die feuchte Regenluft in mich hineinsog, das will ich nicht versuchen, zu beschreiben. Mein guter Alter brachte mich bis an meine Wohnung, und unterwegs erfuhr ich, wie alles gekommen war.

Er hatte heute den äußeren Dienst versehen und, nachdem ihm sein College versichert, daß alles in Ordnung, den Verschluß wie gewöhnlich vorgenommen. Wie es aber nun manchmal gehe — erzählte er — daß etwas, was wir im Vorübergehen kaum bemerken, uns hinterher viel deutlicher erscheine, so seien ihm bei seiner Abendsuppe die Ueberschuhe wieder eingefallen, die er bei seinem letzten Rundblick in der Halle habe stehen sehen. Dergleichen komme freilich häufig vor; er habe sich anfänglich auch dabei beruhigt, aber je länger er darüber nachgedacht, um so bedenklicher sei ihm die Sache erschienen, bis er sich als gewiß gesagt, daß eine Dame — und nur einer solchen konnten, wie er meinte, die Ueberschuhe gehören — bei diesem Wetter das Haus nicht ohne dieselben verlassen haben würde. So weit gekommen, habe er seine Besorgnisse seiner „Alten" mitgetheilt, diese aber, wie Frauen und gerade die besten, einmal wären: für ihre Nächsten zu sehr und für die übrige Welt zu wenig besorgt, habe sie ihm eifrig ausgeredet und ihn „himmelhoch" gebeten, heute nicht in das „verwünschte Haus" zurückzugehen.

„Was blieb mir übrig" — schloß der gute Mann — „als zu warten, bis mein Bierstündlein gekommen war und ich gehen konnte, wohin — nun wohin ich eben heute zu Bier gegangen bin?"

Er lächelte; mir aber, angegriffen wie ich war, traten die Thränen in die Augen, ohne daß ich für den Dank, dessen mein Herz so voll war, ein Wort zu finden wußte. Er mochte mich wohl ohne das verstehen, denn er schüttelte mir derb die Hand, indem er mir so wohl zu schlafen wünschte, als er es selbst in dieser Nacht zu thun gedenke. „Nun aber" — sagte er — „muß ich nach Hause; das Stündlein, das ich hinterm Glase zu versitzen pflege, ist vorüber, und die gute Alte darf bei Leibe nichts mehr merken — sie würde sonst kein Auge zuthun heute Nacht."

„Warum das?" fragte ich.

„Ah — Larifari — Weibergewäsche — — glauben Sie nichts, was man Ihnen auch erzählen mag — aber ein ander Mal merken Sie gehörig auf, wenn's klingelt." Mit diesen Worten zog er lachend an der Glocke, daß es schrillend durch das stille Haus klang, und als bald darauf meine Hauswirthin in eigener Person erschien, um zu öffnen, verließ er mich mit einem „Geruhsame gute Nacht!"

Meine Wirthin dagegen empfing mich mit einem eben so gut gemeinten, als ächt Dresdnerischen: „Ach Herr Jeses! mein gutestes Fräulein! was ist das für ein Wetterchen und wie Sie naß sind!" Sie hatte nicht geglaubt, daß ich noch kommen würde, und sich eben zu Bette legen wollen. Sie fragte, ob ich Thee getrunken „bei den werthen Verwandten", und ich nickte, um ihr nicht neue Mühe zu machen. Auch war ich noch zu aufgeregt und angegriffen, als daß ich ihr das Erlebte sogleich hätte mittheilen mögen, und so ging ich, sie ihrer Ruhe überlassend und die meinige suchend, auf mein Zimmer.

(Schluß folgt.)

Straßenhumor. Illustrirt von R. Dahlen.

Wie wird es wohl im zwanzigsten Jahrhundert in der Welt aussehen? Wenn's nach den Projekten und Ideen so mancher unserer Zukunftsmänner geht, gewiß höchst prosaisch und urlangweilig! Da wird z. B. auf unseren Straßen kein Reiter mehr hoch zu Roß sitzend wird. Vorläufig sind wir glücklicherweise noch nicht so weit, und augenblicklich ist noch ein gut Stück Witz und Humor auf unseren Straßen zu finden, namentlich wenn man es sich nicht verdrießen läßt, etwas abseits von den großen Verkehrswegen danach zu suchen. Wie er-

Ein muntres Zweigespann vom Lande.

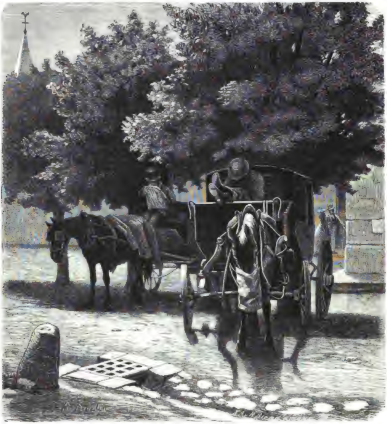
gesehen werden, noch ein Cavallerieregiment, das unter Trompetenschall stattlich dahersprengt; — wer sonst ritt, wird auf Vélocipèdes — es ist wirklich nicht der Mühe werth, für dies moderne Unding einen deutschen Namen zu suchen — fußtretend sich fortbewegen. Da werden selbst von Seiten- und Nebenstraßen die alten gemüthlichen Postkutschen und die lustigen Posthörner verbannt sein — eine vervollkommnete Draisine etwa wird die Pferde überflüssig machen, und dazu würde das Horn schlecht passen. Zur Abwechslung denke man sich noch dampfende und pfeifende Straßenlocomotiven anstatt der Omnibusse und Droschken oder ganz absonderlich neue, bis jetzt noch gar nicht erfundene Maschinenvehikel zum Ersatz für Pferde, Esel und anderes Zugvieh, und man hat ein ungefähres Bild, wie es in 30—40 Jahren vielleicht auf unseren Straßen aussehen götzlich präsentirt sich da auf so mancher Landstraße ein echtes und rechtes Eselfuhrwerk, noch dazu, wenn es von einer so milden, mitfühlenden Hand dirigirt wird, wie auf dem ersten unserer Bilder! Wie keck und übermüthig strampeln die jugendlichen Sprossen eines altberühmten, wenn auch vielverleumdeten Geschlechtes vor dem kleinen Gefährt, das sie mehr zurückzustemmen und vor dem zu jähen Herabschießen auf der abschüssigen Bahn bewahren, als es ziehen zu wollen scheinen. Geht vielleicht durch ihre edlen, breiten Häupter eine Erinnerung an das ferne Vaterland im Osten und an ihre freien Vorfahren und Verwandten in Asiens und Egyptens Einöden, daß sie scheinbar widerwillig den niedrigen Dienst leisten? Oder sind die beiden zusammengekoppelten Genossen im Streite, daß sie von einander loszukommen trachten? Die würdige Dritte im Bunde, die so

Digitized by Google

behäbig hoch unter dem weiten Schutzdache ihres Sonnen- und Regenschirmes über ihnen thront, scheint in sie keinerlei Zweifel zu setzen, sondern ihnen unbedingt zu vertrauen. Ueberlegenen Blickes schaut sie auf das Zweigespann herab, wie das Alter auf die Jugend, und zugleich liebevoll, wie die Mutter auf ihre ausgelassenen Kinder, und diese folgen ihr verständnißinnig, ohne geschlagen zu werden, trotz aller gelegentlichen Caprielen und bringen sie und ihre auf dem Markte eingekauften Vorräthe sicher heim.

Vom Esel kommen wir dieses Mal ehrenhafterweise auf das Pferd, von ländlichem zu städtischem Fuhrwerk. Zwei Droschken — dem Ansehen der Thiere nach zu schließen, Berliner, wogegen freilich die verschiedene Kopfbedeckung der Kutscher zu sprechen scheint — haben ihre Insassen nach einer Vorstadt in der Hitze eines Sommertages hinausgeführt und halten nun im Schatten der Bäume die wohlverdiente Rast. Besonders bequem hat es sich der eine Rosselenker gemacht. Den Kopf tief in die Stirne gedrückt, die Arme übereinandergeschlagen, die Beine gekreuzt und auf das Schutzleder seines Wagens gelegt, sitzt er in sich zusammengekrümmt und schläft mit weithin vernehmbarem Schnarchen. Ehe er sich zu solcher Siesta angeschickt, hat er es auch seinem Arbeits- und Leidensgenossen bequem gemacht und ihm dazu noch den schmalen Haferbeutel umgehängt. In die Tiefen desselben hat sich der ehrliche Klepper nun eifrigen Sinnes und begierigen Magens versenkt, aber es will uns bedünken, als fände er wenig Befriedigung und Genuß darin und als wollte er dem Beispiele seines Führers folgen und sich die goldene Regel der Franzosen: „Qui dort dîne“ praktisch aneignen. — Wie verschieden ist das andere Paar beschäftigt! In die neueste politische Weisheit eifrig vertieft, hat der brave Kutscher es nicht unterlassen, sein Pferd durch eine Decke vor den Folgen der heißen Fahrt zu bewahren, und dieses — ohne einen Blick nach rechts oder links werfen zu können — starrt nachdenklich gesenkten Hauptes zu Boden, als sänne es nach über die Beschwerden des Lebens im allgemeinen und die eines Droschkenpferdes im besondern. — —

So blühet des Humors noch genug auf allen Straßen, wenn auch bisweilen etwas versteckt; wie unser Maler braucht man nur die Hand auszustrecken und ihn zu pflücken. R. K.



Städtische Droschkensiesta.

Digitized by Google

Jose und Benjamin.

Eine Aussätzigen-Geschichte aus dem alten Jerusalem. Von Professor **Franz Delitzsch** in Leipzig.

II.

Es war eine unruhige Nacht, die Benjamin verbrachte. Die Erinnerungen bezaubernder Minne, verrathener Freundschaft, schnöder Verhöhnung jagten sich in ihm. Schelämzi stand bald als ewig liebenswerth, bald als sein Verderben, und Jose bald als lästiger Störer, bald als sein guter Engel vor seiner Seele. Die Befriedigung, die ihm der bei der Geliebten verbrachte Abend gewährte, und das reinere Wohlgefallen an dem Spaziergange mit dem Freunde machten sich das Uebergewicht streitig. Seine Blutwellen gingen immer höher, sein Herz arbeitete heftig, seine Stirn brannte, seine Augen schmerzten, seine Hitze ward immer unerträglicher, er fühlte sich krank an Leib und Seele. Diese Pein trieb ihn zu Gott, aber kaum hatte er angefangen, sich zum Gebet zu sammeln, so ward der Faden seiner Gedanken durch die Nachwirkungen des gestrigen Tages zerrissen. Endlich lagerte sich der Nebel des Halbbewußtseins über den Kampfplatz seines Innern. Der priesterliche Trompetenschall von der Tempelzinne herab wob sich in die Träume des Fiebernden, ohne ihn zu wecken. Als Beruria, die ihren Benjamin mit sorgender Beängstigung zum Morgengebet und Morgenimbiß erwartete, in sein Gemach an sein Lager hintrat, rief sie aus: „Habe ich es doch geahnt, mein Kind ist krank! O Gott, Du Vater der Wittwen und Waisen, erbarme Dich unser!“

Die Stimme der Mutter vernehmend, schlug Benjamin seine großen langbewimperten Augen auf, aber das linke blieb halbgeschlossen, indem sich auf dem obern und untern Augenlid kleine lichte Flecken gebildet hatten, von deren Secret die Wimpern an einander klebten. Sein Blick war matt, und seine feine, aber sonst helle Stimme klang heiser. „Liebes Kind,“ sagte die Mutter, die ihre schlimme Ahnung unterdrückte, „Du bist krank; halte es dem vielleicht zu ängstlichen Mutterherzen zu gut, wenn ich zu R a b A m i schicke, daß er Dich sehe und berathe.“ — Ohne abzuwarten, was er dazu sagen werde, eilte sie hinaus und, augenblicklich zurückgekehrt, nahm sie seine aus dem Bette schlaff herabhängende Hand in die ihrige und schauerte zusammen, als eine vernarbte Brandstelle der inneren Handfläche sich ihr durch hervorstechende Hitze fühlbar machte. Als Rab Ami mit dem Gruße: Schalom lachem (Friede Euch!) eingetreten war, erwiderte Beruria mit einem bedeutsamen, wehmuthvollen Blicke auf ihr Kind: Schalom, schalom we-ên schalom (Friede, Friede und ist doch kein Friede). Dieser aber, als er sich über den Schlummernden geneigt und das kranke Auge und die besorgnißerregende Hand besichtigt, sagte mit heiterer Miene: „Sei ruhig, Herrin! Die Flecken auf den Augenlidern sind klein und bilden nur zusammen die Größe einer kilikischen Graupe; die Narbe in der Hand ist fest begrenzt und hat keine verdächtige Farbe — nehmt sieben Arsinöe-Weizenkörner, röstet sie auf dem Eisen einer noch ungebrauchten Schaufel und bestreicht mit dem herausquellenden Oel Auge und Narbe Eures Sohnes — so wird er, ich hoffe, dem schlimmen Dinge entgehen und nicht den Priestern in die Hände fallen, diesen unwissenden Gaffern, diesen bestechlichen Gefängnißwärtern“ — dabei begann der Weise im hohen Selbstbewußtsein seiner Arzneikunde sich so zu ereifern, daß Benjamin erwachte. „Versucht Eure Kunst, Rab Ami,“ sagte er, „wenn aber der Heilige, gebenedeiet sei Er, Schlimmes über uns verhängt hat, so werden wir thun nach Seinem heiligen Gesetze.“ — „Aber sage doch, Sohn des Boëthos,“ rief Rab Ami, „was ist Dir gestern geschehen, daß Du so fieberst, und daß Dein reiner Leib sich solcher Krankheitsstoffe nach außen entledigt? Hast Du mit einem Kranken Thera getrieben in dem Wahne, daß sie Dich ansteckungsunfähig mache, oder hat sich etwa eine Fliege auf Dein Auge gesetzt, die von einem Raathan- (Syphilis) Kranken herkam?“ — „Nichts von dem allen,“ erwiderte Benjamin, „erinnert ihr Euch denn nicht des Spruches: Kein Tod ohne Sünde und keine Züchtigung ohne Verschuldung?“ — „O ja, und auch eines anderen Spruches, daß Benjamin, der Sohn Jakobs, nur durch der Schlange Rath gestorben ist. So ist auch Benjamin, Boëthos Sohn, ein Gottgeliebter, und wer ihn krank macht, der ist eine Schlange, aber — Deine reine und ungeschwächte Natur wird diese Schlange zertreten. Vergeßt die Einreibung nicht,“ sagte er noch, verabschiedete sich und eilte nach Hause, wo er nach heißem Wasser schrie und sich durch Waschen vor dem Contagium sicherte.

Obwohl Beruria nicht daran dachte, sich den Forderungen des Gesetzes zu entziehen, so war es doch natürlich, daß sie auf alle Weise für Geheimhaltung der Krankheit ihres Sohnes sorgte. Noch hatte sich der Krankheitscharakter nicht entschieden, das Gerücht aber in seiner Vergrößerungssucht hätte ohne Zweifel die Entscheidung nach der schlimmen Seite hin anticipirt, und zwar zur Schande der Familie; denn Aussatz galt nicht allein als ein Unglück, sondern als eine Brandmarkung — die herrschende Vorstellung wußte die Sünden herzuzählen, welche sich durch diese Krankheit bestrafen, und im Rückblick auf Mirjam, welche ihr widersetzliches Gerede wider Mose ihren Bruder mit dem Aussatz büßen mußte, galt böser Leumund als die eigentliche Sünde, welche den Aussatz nach sich ziehe und auf welche auch der Name dieser Krankheit hindeute. Wie so bald würden also die bösen Zungen geschäftig gewesen sein, den edlen Jüngling, welcher in Wirklichkeit seine Worte nach dem inneren Gesetze der Wahrheit und der Liebe bemaß, zum Verleumder zu stempeln! Aber er war heute und in den nächsten Tagen auch noch so an das Bett gefesselt, so innerlich wie äußerlich leidend, daß man ihm unmöglich zumuthen durfte, sich der priesterlichen Besichtigung zu unterwerfen, vor der ihm überhaupt bei seiner Schamhaftigkeit graute. Um so lieber fügte er sich dem Rathe seiner Mutter, zu warten, bis er innerlich ruhiger geworden wäre und bis sie beide die für das Schlimmste nöthige Fassung gewonnen hätten. Denn allerdings ließ die Krankheit immer mehr das Schlimmste fürchten. Die Wimperhärchen entfärbten sich allmählich von schwarz zu weiß. Die Brandwunde in der inneren Hand gestaltete sich nach und nach zum Aussatzfleck, der die Größe eines S e l a (Sekels) annahm. Auch an anderen Stellen des Körpers bildeten sich Aussatzflecken, über deren Bösartigkeit die weniger sichtbare als fühlbare Einsinkung der Hautfläche keinen Zweifel ließ. Das Herz der Wittwe trauerte um ihren einzigen Sohn, obwohl er noch lebte, mit gleichem Schmerze wie über einen Todten.

Unterdes hatte auch Jose unruhige Tage und Nächte. Der schroffe Abschied Benjamins am Tage ihres Spaziergangs hatte einen besorgnißerregenden Eindruck in ihm zurückgelassen. Um so sehnsüchtiger harrte er seines nächsten Besuches. Er rechnete darauf, daß Benjamin wenigstens am dritten Tage darauf zu ihm kommen werde. Als nun ein Tag nach dem andern verging, wollte die Lauterkeit und Wahrheit der Liebe des Freundes ihm zweifelhaft werden, und er machte sich die Stärke seiner eignen Liebe zu ihm zum Vorwurf und sagte sich, daß er glücklicher sein würde, wenn er sich dieser Kette seiner Seele entledigen könnte. In den Nächten wurde sein innerer Kampf so heftig, daß er ihn zu keinem erquickenden Schlafe kommen ließ, und in der dritten Nacht stand er auf wie um sich selber zu entfliehen und warf sich vor dem Kreuze, das in seinem Schlafgemach stand, auf die Kniee und betete: „O Jesu, Du bist doch das Schönste der Menschenkinder; Du, der uns geliebt hat bis in den Tod, bist doch der beste der Freunde, so gib mir doch Liebe zu Dir, welche diese meine Creaturliebe überflamme; bedräue die hochgehenden Wogen meiner Seele und gib mir den Frieden, den Du, auferstanden von den Todten, Deinen Jüngern gebracht hast.“ — Am Morgen des dritten Tages aber stieg seine Unruhe immer höher. Er sah die Straße auf und nieder und belauschte jedes Geräusch in der Nähe und innerhalb seines Hauses, und als er bis zum Abend vergeblich geharrt hatte, entschloß er sich, Benjamin aufzusuchen. Das war bisher verhältnißmäßig selten geschehen; denn der vornehme Ton im Hause des Freundes machte ihn blöde und Benjamin selbst schien mit ihm außerhalb seines Hauses unbefangener zu verkehren. Jetzt aber, wo die Ahnung, daß er krank sei, in ihm aufstieg, faßte er Muth, eilte hin, klopfte an und bat die Dienerin, die ihm öffnete, ihn bei ihrer Herrin zu melden, er müßte sie sprechen. Als er vor ihr stand, fragte er: „Benjamin ist doch nicht krank?“ Sein Herz, seine Glieder, seine Sprache bebten bei diesen Worten. Und als Beruria ihm antwortete: Ja, er ist krank,“ bat er sie, indem seine Augen sich mit Thränen füllten, daß sie ihm gestatte, ihn zu sehen. „Das ist nicht möglich, Mar (Herr) Jose,“ sagte sie, „es könnte Dir schaden.“ Da ergriff er ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen und Thränen und rief: „O

Herrin, Mutter meines Freundes, ich kann nicht fortgehen, ohne ihn gesehen zu haben; gewähre mir diese Eine Bitte, Gott ist ja mit mir." Da führte sie ihn hinauf in den Söller und stumm, in Gebet versunken, stand er da lange neben ihr, und als der Freund die Augen aufschlug, hauchte er, indem er seine Hand erfaßte, das Losungswort ihrer Freundschaft: „Mein Benjamin!" über ihn hin. Und als sein Angesicht dabei sich erheiterte und das ihm eigene liebliche Lächeln es verklärte, da neigte sich Jose über ihn hin, legte seine Linke unter sein Haupt, streichelte mit der Rechten sein Haar und seine Wangen und küßte erst seinen Mund und dann das von der Krankheit noch nicht betroffene Auge und rief: „Sei getrost, mein Herz — es ist die Liebeszüchtigung Hiobs, die Gottes Gnade Dir zu erleben gibt. Er prüft Dich und Deine Mutter so schwer, weil er Euch lieb hat. Der Weg durch dieses Todesschattenthal führt Dich zum Lichte, Du wirst leben und nicht sterben und des Herrn Werk verkündigen." Es war der Geist freudiger Glaubensgewißheit und seliger Liebe, der aus ihm redete, und Mutter und Sohn wie ein himmlisches Bath-Kol (Orakel) durchdrang. „Friede über Dir!" rief er, indem er mit diesen Augenblicken zufrieden, sich zum Weggehen anschickte — „ich werde Dir während dieser Krankheit im Geiste und auch äußerlich so nahe als möglich bleiben, denn ich fürchte den Aussatz nicht, seit ich den rechten Arzt aller Kranken kenne. Wenn ich Dich den Gesunden geliebt habe, so liebe ich Dich den Kranken noch um so stärker." Dann ergriff er die Hand Beruria's und sagte: „Ich danke Dir, edle Frau, die Gewährung meiner Bitte in dieser und in zukünftigen Welt." Mit diesen Worten eilte er von dannen und als er in seiner Kammer angekommen war, lag er lange hingestreckt mit dem Angesichte zur Erde, und aufgestanden rief er voll seliger Wonne aus: „Herr, Dein Thun ist Wahrheit und alle Deine Wege sind recht!"

Um dieselbe Zeit hätte man auch im Hause des Vicepräsidenten Menahem gern gewußt, warum Benjamin so lange ausbleibe. Schelamzi wartete seiner mit Ungeduld und schob die Schuld auf Jose. Weil aber das Verhältniß Benjamins zu ihr erst im Werden war und eine nähere Beziehung zu seiner Mutter sich noch nicht gebildet hatte, hielt man es nicht für anständig, sich direct zu erkundigen.

Es war die Nacht vom ersten zum zweiten Tag der Woche gewesen, in welcher Benjamin erkrankte. Der Sturm seines Innern hatte sich allmählich gelegt und Joses Worte hatten ihn wundersam gestärkt. Aber die äußeren Krankheitserscheinungen mehrten sich eher, als daß sie abnahmen. Er drang nun selbst darauf, einen Priester kommen zu lassen, daß er ihn besichtige und über ihn entscheide. Am Sabbat war die Besichtigung ebenso wie Gerichthalten verboten. Die Mutter versprach, für den folgenden Tag einen Priester zu bestellen und zwar den mit der Familie weitläufig verwandten Chananja, welcher als scharfsichtiger Aussatz-Diagnostiker und zugleich als ebenso milder wie gerechter Mann bekannt war. Als Beruria zum sabbatlichen Abendgottesdienst in den Frauenvorhof eintrat, ward sie von einigen Frauen mit lästigen Theilnahmsbezeugungen begrüßt, und andere zischelten, auf sie hinwinkend, mit einander. Rab Ami, der als geschickter Arzt galt, aber zugleich seines Selbstlobes und seiner Geschwätzigkeit halber fast sprichwörtlich war, hatte nicht umhin gekonnt, sich seiner von dem Hause Boëthos begehrten Hilfe zu rühmen. Nach Hause zurückkehrend ging Beruria selber in das Haus Chananjas und bat für den morgenden Tag um seinen Besuch. „O Beruria," sagte die Frau des Priesters, „ich weiß wohl warum, aber verlaßt Euch auf mich, ich werde meinen Mann verpflichten, daß er erleichternd entscheide."

Am andern Tage kam Chananja. Als er den Jüngling flüchtig besah, las man auf seinem Gesichte, daß es ein ernster Fall sei. „Soll ich mich entkleiden?" fragte Benjamin mit zitternder Stimme. „Nein, Sohn des Boëthos," antwortete Chananja, „der Tag ist wolkicht und eignet sich nicht zur Besichtigung; auch darf ich Dich nicht hier im Zimmer besichtigen, es muß unter freiem Himmel und also im Hofraum geschehen; heute aber ist es kühl und windig, und es könnte Dir schaden. Vielleicht haben wir morgen einen sonnigen, warmen Ijjar-Tag; ich komme Nachmittag zwischen der 8. und 9. Stunde (nach unsrer Stundenzählung zwischen 2 und 3), sobald die Opfermahlzeit im Heiligthum vorüber ist. Aber sage doch, mein Sohn, wie hat dieses Gift sich in Dein reines Blut eingeschlichen? Du bist kein Verleumder, aber prüfe Dich, ob Du Dich nicht des Götzendienstes oder der Entweihung des Namens Gottes schuldig gemacht; denn diese Sünden stellen unsere Weisen unter denen, die den Aussatz zur Folge haben, obenan. Laß mich offen sein, wir sind ja Vettern. Ich habe im Hause des Abbethdin gehört, daß Du mit einem Jünger des Gehenkten verkehrest. Schüttele diese Schlange von Deiner Hand. Aussatzschuppen sind Schlangenschuppen. Was sollen sie an dem reinen Leibe des Sohnes eines Hohenpriestergeschlechts? Ueberlasse sie dem armen Gesindel, welches die Gemeinde des Bastards bildet! Doch einen Boëthos vor Abfall zu warnen, ist ja unnöthig. Lebe wohl, mein Sohn! Gebe Gott, daß mein Urtheil morgen Dir zu Gunsten ausfalle! — Ein guter Arzt beginnt die Cur von innen," sagte er, indem er sich von Beruria verabschiedete.

Als Beruria des anderen Tages aus dem Halbschlafe erwachte, in den sie erst spät nach Mitternacht verfallen war, stand sie leise auf und stieg, hinter sich verriegelnd, auf die Terrasse des Hauses. Dieses, ein Familienerbe der Boëthos, lag auf Zion in der jetzigen sogenannten St. Petersbogengasse. Von der Terrasse hatte man einen weiten Umblick. Das Angesicht des Ostens strahlte jetzt im reinsten Purpur. Langsam, aber siegesgewiß schwebte, diesen Purpur durchbrechend, die Sonnenkugel wie ein Bild der göttlichen Herrlichkeit über den glühenden Saum des Oelbergs empor, und in südöstlicher Ferne bargen sich die niedergezwungenen Nebel im Schoße des todten Meeres. Die Dachzinnen und Marmorwände des Tempels erschienen in blendender Vergoldung; der Königsteich über dem Tyropöon drüben wogte, von der Sonne begrüßt und von der Morgenluft bewegt, hin und wieder, und die Palmen, Cypressen und Pinien zwischen den Häusern neigten wohlgemuth ihre Wipfel wie zum Kusse gegen einander. Es war ein festlich schöner Morgen, für Beruria aber der Vorbote eines verhängnißvollen Tages. Lange hatte sie sinnend an der Brustwehr gestanden, und manche Thräne war von ihren Wangen zu den Thautropfen der Rosen in dem dort eingemauerten Blumentopf hinabgerollt, als sie sich nach dem auf dem Söller angebrachten laubenartigen, aber geschlossenen kleinen Zimmer begab und niederstreckte und schluchzend betete: „O Du Vater der Wittwen und Waisen, mache diesen Tag für Deine Magd und den Sohn Deiner Magd zu einem Tage der Gnade und nicht des Zornes, der Hilfe und nicht der Schande." — Der göttliche Gegenruf aber, den sie in sich vernahm, lautete: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege!" Dennoch fühlte sie sich, als sie aufstand, gestärkt durch die Gewißheit, daß Gottes Gedanken über sie und ihr Kind Gedanken des Friedens seien und nicht des Leides.

In dieser Stimmung stieg Beruria von dem Söller hinab und schloß ein Zimmer auf, welches sie aufs sorgsamste verwahrt hielt. Das Archiv und die Kleinodien der Familie befanden sich darin. Hier lag ein Diadem, welches Herodes der Große jener Mariamne, der Tochter Simons, Sohns des Boëthos, geschenkt hatte, welche durch den Zauber ihrer Schönheit die Erhebung der Familie zu hohepriesterlicher und fürstlicher Würde begründet hatte; hier mehrere Stücke des sogenannten goldenen Ornats, in welchem Simon fungirt hatte — Andenken an den Ahn, welche die einflußreiche Familie sich zu verschaffen gewußt hatte, als sie in der Burg Antonia deponirt werden sollten; hier ein Zelt, das Gestell mit den kostbaren Teppichen, welches vor nun fast zwanzig Jahren der frühverstorbene Gemahl Berurias hatte anfertigen lassen, als er mit ihr eine Reise in die Alpen des südwestlichen Gebalene machte. Dem Hausgesinde rufend befahl sie dieses Gestell mit Zubehör nach dem Hofe des Hauses zu schaffen. Das Zimmer war im untern Stockwerk an der südlichen Seite des Hofraums; dieser war mit Marmor gepflastert. In der Mitte stand, wie nur in den vornehmsten Häusern, ein Marmorbassin mit einem Springbrunnen. Der rechte Winkel westlich und nördlich von diesem künstlichen Meere war von Reben und Granaten umzogen, welche in Marmortröge eingepflanzt waren und damals eben in Blüte standen. Die Ecken oben waren mit einem jener künstlichen buntgemalten Schnitzwerke verziert, mit welchen ein Psalmendichter (Ps. 144, 12) die zierliche geschmackvolle Erscheinung der Töchter Israels vergleicht. In den Hof hinausgetreten, musterte ihn Beruria nach allen Seiten und entschied sich zuletzt dafür, daß das Zelt in dem der Mittagssonne zugänglichen Raume zwischen dem Marmorbassin und dem künstlichen Garten aufgeschlagen würde. Sie ließ überdies noch Fußteppiche bringen, um damit den Marmorboden des Zeltes selber und außerhalb desselben, wo noch ein freier Raum von ungefähr 5 Schritten blieb, zu belegen. Als der Cohen (Priester)

Chananja kam, empfing sie ihn dort unten und stieg dann zu dem Zimmer Benjamins im obern Stockwerk hinauf. „Die Stunde der Beschauung,“ rief sie, „ist gekommen; sei getrost, Benjamin, und unverzagt und harre des Herrn!“ Da stieg er, ihr folgend, hinab und auf der Schwelle des Hofes angekommen, drehte sie sich um, drückte ihn schweigsam noch einmal an ihr Herz und ließ ihn hinausgehen; sie selbst zog sich in das Innere des Hauses zurück, wohin sie auch die Dienerschaft beschieden hatte.

In dem Zelte sich hinsetzend, entkleidete sich Benjamin, und Chananja nahm die Besichtigung vor. Mit auseinandergerückten Füßen wie ein Jätender, und mit emporgehobenen Armen wie ein Olivenablesender mußte Benjamin sich vor ihm hinstellen. Nur an wenig Stellen des Rückens und der Brust zeigten sich Aussatzflecken, deren Weiß gegen die weiße Hautfarbe des Jünglings sich matt und grau wie der Kalkbewurf eines Hauses oder das Häutchen des Eies ausnahm. Ob sie gegen die Haut eingesunken seien oder nicht, war schwer zu unterscheiden. In den Aussatzflecken an der linken Schulter aber zeigte sich etwas Röthliches, wie wenn Rothwein auf Schnee gegossen oder einige Blutstropfen mit Milch gemischt werden. Diese Erscheinung war schon verdächtiger. Entscheidend aber war, daß in diesem Aussatzfleck krankes Fleisch von der Größe einer Linse hervorragte. Dennoch forschte Chananja, um dem schlimmen Wahrspruch zu entgehen, immer weiter. Als er aber sich nicht verhehlen konnte, daß von den Haaren der Brust wie der Wimpern sich nicht blos zwei, sondern noch mehr weiß gefärbt hatten, da sprach er: „Es ist genug, mein Sohn — kleide Dich wieder an und beuge Dich unter die Hand Gottes, die Dich getroffen: Du bist unrein.“ Schnell sich umhüllend, sagte Benjamin: „Ich habe es schon mir selber gesagt: der Heilige, gebenedeiet sei Er, hat die Missethat Seines Knechtes gefunden.“ — „Wohl Dir,“ erwiderte Chananja, „daß Du es selbst erkennst; kann auch jemand Feuer im Busen behalten, daß seine Kleider nicht brennen? Du weißt nun, was Du zu thun hast: Du mußt die drei Lager (Israels, der Levitenschaft, und des im Tempel thronenden Gottes) verlassen.“ — „Ich werde es“ antwortete Benjamin, „und hoffe mit meinem Geiste im Lager der Schechina (göttlichen Gegenwart) zu bleiben.“

Mit diesen Worten verbeugte er sich vor Chananja, und dieser eilte hinweg. Im priesterlichen Kreise erzählte er, daß er noch nie eine solche Reinheit und Schönheit des Leibes in Verbindung mit der Unreinheit des Aussatzes gesehen. „Diese Aussatzmale,“ sagte er, „waren wie die Wunden, die den Leib eines jungen Helden verschönern. Als er mit aufgehobenen Händen vor mir stand und ich ihm in sein leidendes Antlitz schaute, beim Tempel! da war mir's, als ob er mir gen Himmel entfliegen wollte.“

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Eine Leimstudie.

Wir sind gewohnt, den Leim als einen Sclaven zu betrachten, dessen selbstverständliche Tugenden ohne weitere Anerkennung hingenommen werden, dem wir erst dann unsere Beachtung schenken, wenn irgend ein Geräth, das er zusammengehalten — aus dem Leime geht. Welche Störungen würden aber wohl eintreten, wenn dieses unentbehrlichste aller Bindemittel plötzlich aus der Welt verschwände; selbst die Hausfrau, welche den gebleichten Leim unter dem Namen „Gelatine“ mannigfach zu verwenden weiß, müßte dann auf manches Gelée und manchen kalten Pudding Verzicht leisten. Der Leim ist in Wirklichkeit ein unscheinbares, aber vielseitiges und viel verwendbares Wesen, allein wie schon so manche Tugend aus der Verborgenheit an das helle Tageslicht gezogen wurde, ist es auch ihm ergangen: aus der prosaischen Leimpfanne und der Puddingform avancirte er, um in den bildenden Künsten eine wichtige Rolle zu spielen.

Eine bekannte Eigenschaft des Leimes ist die, in kaltem Wasser aufzuquellen und in der Wärme zu schmelzen. Beim Erkalten erstarrt die Flüssigkeit, schmilzt jedoch wieder in gelinder Temperatur. Dies Erstarrenlassen und Wiederverflüssigen kann so oft wiederholt werden, bis der Leim schließlich seine Erstarrungsfähigkeit verloren hat. Wird demselben Leim aber eine kleine Menge in Wasser gelösten, rothen chromsauren Kalis — ein in allen Droguenhandlungen käufliches Salz — hinzugefügt, so erhält man eine Flüssigkeit, die, nachdem sie in der Kälte erstarrte, durch das Sonnenlicht gänzlich verändert wird. Nach der Lichteinwirkung löst der Leim sich nicht wieder in Wasser auf: und selbst kochendes Wasser bewirkt nur ein gelindes Aufquellen. Dieser leicht anzustellende Versuch bildet das Fundament zu den obenangedeuteten Anwendungen, welche der Leim in neuester Zeit erfährt. Der Leser denke sich eine recht gleichmäßige Gelatine- oder Leimtafel, die mit einer Lösung des erwähnten chromsauren Kalis getränkt und darauf im Dunkeln getrocknet wurde. Die getrocknete Platte wird dann unter ein photographisches Negativ gelegt und dem Lichte ausgesetzt. Ein Negativ enthält eine der Natur entgegengesetzte Anordnung des Lichtes und der Schatten, die in der Natur hellen Partieen sind in dem Negativ undurchsichtig, die dunklen Stellen lassen dagegen das Licht durch. Wenige Minuten reichen hin, die mit chromsaurem Kali präparirte Gelatineschicht zu verändern. Die belichtete Tafel wird in ein dunkles Zimmer gebracht und in eine Schale getaucht, welche lauwarmes Wasser enthält. Sehr bald lösen sich die vom Lichte nicht berührten Partieen in dem Wasser auf, während die Stellen, welche vom Lichte verändert wurden, sich nicht auflösen, sondern nur aufquellen und zwar um so kräftiger vortreten, je intensiver die Lichteinwirkung war.

Hieraus folgt, daß nach dem Trocknen der so behandelten Gelatinetafel ein Bild vorliegt, dessen hellste Stellen so dünne wie Seidenpapier sind und tief liegen, dessen dunkelste Schatten dagegen erhaben hervorstehen. Eine solche Tafel hat Aehnlichkeit mit den bekannten Biscuitbildern, deren Licht und Schatten durch die ändernde Dicke des Porcellans hervorgebracht werden. Mit diesem ersten Leimbilde sind jedoch die größten Schwierigkeiten nicht überwunden, sondern die Herstellung der Druckformen, vermittelst welcher unzählige Bilder in verhältnißmäßig kurzer Zeit gedruckt werden können, erfordert große Aufmerksamkeit.

Zu diesem Zwecke wird das halberhabene Gelatinebild auf eine Bleitafel gelegt und durch den Druck einer starken hydraulischen Presse in dieselbe hineingepreßt. Die Bleitafel bildet nach dem Pressen eine Matrize — Druckform — in welcher die dunkelsten Schatten am tiefsten liegen, während die hellsten Stellen und die Oberfläche der glattgeschliffenen Platte gleiche Höhe besitzen. Zwischen den hellsten Lichtern und den dunkelsten Schatten sind die unzähligen Halbschatten, die harmonischen Uebergänge vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Schwarz durch mehr oder minder starke Vertiefungen der Bleiplatte vertreten.

In diese Form, die jedoch absolut wasserrecht stehen muß, wird eine Mischung von dickem Leimwasser und feinster chinesischer Tusche gegossen und ein Blatt feines Papier darauf gelegt. Der Leim erstarrt sehr bald und haftet an dem Papier, das abgehoben wird und nun das Bild der ursprünglichen Photographie in wunderbarer Zartheit und Schärfe trägt. Die Uebergänge vom Schatten zum Lichte sind von staunenswerther Sanftheit, während die dunkelsten Schatten — den Vertiefungen der Bleimatrize entsprechend — etwas erhaben auf dem Papiere liegen und dem Bilde eine brillante Kraft verleihen. Damit das so erhaltene Bild durch Feuchtigkeit und Wärme in der Folge nicht zerstört werde, passirt dasselbe zu guter letzt noch eine Alaunlösung, wodurch der Leim gegerbt, d. i. in Leder verwandelt wird.

Die Erfindung dieses s. g. Photoreliefdrucks, wurde von einem Engländer Walter Woodbury gemacht, der sie sofort mit der Mauer des Patentschutzes umzog. In Deutschland dagegen hat der Hofphotograph Albert in München die Erfindung gemacht, Photographien durch Pressendruck zu vervielfältigen. Die Fläche, von der Albert druckt, besteht aus nichts als ... Leim. Wenn die übrigen Manipulationen auch noch Geheimniß des Erfinders sind, so hat uns derselbe doch eingestanden, daß Leim und chromsaures Kali ebenfalls in seinem Processe eine große Rolle spielen. Die „Albertypieen“, welche auf der letzten deutschen photogr. Ausstellung in Hamburg 1868 zuerst ausgestellt waren, erregten die größte Bewunderung der Kenner und Laien, denn sie glichen gewöhnlichen Photographien auf das täuschendste, waren aber mit Fettschwärze gedruckt und ließen sich durch Benzin herunterwaschen. Dr. Julius Stinde.

Briefkasten.

Herrn R. R. in W. Ihr Vertrauen wollen wir durch ein rückhaltloses Urtheil ehren. Sie sind Buchhandlungsgehilfe und beschäftigen sich gern mit Dichten. Ihre Verse sind recht hübsch und fließend, aber nicht besser, als sie die meisten einigermaßen talentvollen Buchhandlungsgehilfen allemal machen können müssen. Der Gedankengang wird bei Ihnen vollständig von mehr oder minder reichlichem Reimzufluß bedingt, Sie springen ab, wenn Sie keinen Reim finden, schieben ein, wenn Ihnen ein gefälliger Reim kommt. Man nennt das nicht Dichten, sondern Reimen. Wenn Sie nun fragen, ob Sie jemals einen bescheidenen Platz neben den deutschen Dichtern einnehmen werden, so können wir nichts anderes antworten, als: Nein; niemals! Es gibt unzählige Dilettanten, die viel bessere Verse machen, als Sie und doch noch lange keine Dichter sind. Sehr verkehrt wäre nun aber, wenn Sie thäten, was Sie schrieben: nämlich das Dichten ließen. Weshalb wollen Sie sich das Vergnügen für sich und Ihre Freunde nicht machen, wie man sich Hausmusik macht, ohne gleich Virtuos zu sein? „Der Blocksberg wie der deutsche Parnaß hat gar einen breiten Gipfel,“ und dieser nimmt Sie und viele andere deutsche Jünglinge von warmem Herzen und poetischem Trachten (nicht Dichten) gern auf. — Leser des Daheim in Capstadt. Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit. War uns bekannt, sogar von uns verkauft. — Herrn A. T. in A. Für Familienkreise wie für Vereine gibt es kein handlicheres, billigeres und geschmackvoller zusammengestelltes Liederbüchlein, als das von D. v. Cöln in Breslau u. d. T. Heimathsfreude so eben herausgegebene. Es enthält 160 unserer besten geistlichen und weltlichen Lieder und kostet nur 3 Groschen, in Partien, beim Herausgeber bestellt, ist es noch bedeutend billiger. — W. in S. Die Räthsel stehen wieder zu Ihrer Disposition.

Inhalt: Karin von Schweden. (Forts.) Novelle von W. Jensen. — Auf der Saujagd. Text und Illustr. von G. Hammer. — Eine unterirdische Spazierfahrt in Paris. — Ein Abenteuer in der Dresdener Galerie. Von J. Ludwig. — Straßenhumor. Mit 2 Illustr. von R. Dohlen. — Jose und Benjamin. (Forts.) Von Prof. Delitzsch. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Mai 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 33.**

Karin von Schweden.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Aller Lärm und Gesang in Upsalas Straßen verstummte und alle Köpfe entblößten sich — die Frauen hoben ihre Kinder auf die Arme, kühner drängten die Mädchen sich durch die Männer und in den Augen der Alten leuchtete es jugendlich auf, wenn Gustav Wasas hohe Gestalt über die Straße daherkam.

Das that sie jetzt, einfach gekleidet und kaum größer als die der herumgedrängten Begleiter, aber dennoch zeichnete sie sich durch etwas Unnennbares aus, jeder Fremde hätte auf den ersten Blick Gustav Wasa aus der Zahl seiner Gefährten herauserkannt. Es war dasselbe Gesicht, das an jenem Novemberabend am Trollhätta plötzlich Karin Stenbock gegenübergestanden, nur die Stirn gedankenvoller, ihren Jahren zum Trotz hie und da von leisen Furchen durchschnitten und überschattet. Auch eine Wunde zog sich an ihrer rechten Seite bis unter die Schläfe, eine breite Narbe, die nicht aussah, als ob sie von einer scharfen Kriegswaffe veranlaßt worden. Wie eingebrannt erschien sie und das Haar ringsumher ebenfalls wie versengt. Doch der männlichen Schönheit des Gesichts that es keinen Eintrag; es erhöhte eher die imponirende Energie seiner Züge, aus deren Augen eine Welt zurückspiegelte oder die eine Welt verschlossen, wenn sie dieselbe nicht ans Licht dringen lassen wollten. Niemand sah bis auf den Grund dieser Augen, weder die treuherzige Einfalt der Dalekarlen, noch der kluge Blick der diplomatischen Kaufleute aus Deutschland. Wer die geheimsten Gedanken Gustav Erichsons zu wissen glaubte, sah sich gar oft enttäuscht.

Auch seine Begleiter heut Nachmittag, die am Nordende der Stadt wohl eine Stunde schon an seiner Seite hielten, während er, der immer Thätige, regungslos im Sattel saß und durch die schwüle Julinachmittagshitze die Straße, die nach Gesle führte, hinausschaute. Er mußte etwas besonders Wichtiges aus der genannten Hafenstadt erwarten, daß er, der des Nachts kaum ruhen und keine Minute des Tages ungenutzt ließ, seine Ungeduld bemeisterte und in tiefes Nachdenken versunken das Entrinnen der Zeit diesmal nicht zu bemerken schien. Flüsternd tauschten hinter ihm seine Gefährten Muthmaßungen über den Gegenstand seines Harrens aus. Dasselbe konnte nach ihrer übereinstimmenden Meinung nur etwas höchst Bedeutungsvolles ankünden, eine Botschaft aus Rußland oder die Meldung von der Ankunft Lübeckscher Hilfstruppen. Doch wußten die hanseatischen Herren von dem Bevorstehen der letzteren nichts; aber andererseits vermutheten sie selbst, daß die undurchdringlichen Augen des jugendlichen Feldherrn, ohne sich ihrer Vermittelung zu bedienen und über ihren Köpfen weg auf eigne Hand die Thüren in der alten Travestadt zu erspähen wüßten, hinter denen sich Macht, Einfluß und vor allem die harten Lübschen Thaler, welche der Handel gen Osten ansammelte, befanden. So waren sie alle kaum minder erwartungsvoll, als ihr Oberhaupt und blickten gleich ihm ausharrend den sonnenheißen Weg nach Gesle hinauf.

Jetzt zuckte es unmerklich an der Wimper Gustav Wasas, und eine Minute später nahm auch der Blick der anderen einen dunklen Punkt wahr, der über den gelben Staub der Straße herankam. Er vergrößerte sich langsam, allmählich vermochte man zu erkennen, daß es ein für die damaligen Tage seltene Erscheinung auf dem Lande, ein offener Reisewagen war. Eine schwerfällige, von plumpen Pferden gezogene Kalesche — zwei Frauen saßen darin auf dem Rücksitz; die eine mit eisgrauem Haar um die Schläfen, sie blickte sonderbar ungeblendet gerade in die vollen Sonnenstrahlen hinein, die andere, deren Haar wie diese Strahlen selbst auf der weißen Stirn lagen, hielt das Auge niedergeschlagen und wie mit ängstlicher Absicht etwas zur Seite gewendet. Nun rollte der Wagen an den harrenden Reitern vorüber. Neugierig, doch ohne tieferes Interesse wandten einige von ihnen das Gesicht auf die Insassen desselben, während andere in ihrem leisen Gespräch fortfuhren — da zog Gustav Wasa mit rascher Bewegung den Hut von seinem Scheitel und verneigte sich bis auf die Mähne seines Pferdes.

In einem Nu waren ringsum alle Häupter entblößt, und alle Augen hingen mit gespanntem Staunen an dem Antlitz des jungen Mädchens, dem der ungewöhnlich ehrerbietige Gruß des Feldherrn galt. Aber schon war der Wagen, ohne innezuhalten, weitergerollt. Hocherröthend hatte das wundersam schöne Mädchen stumm den Gruß

Digitized by Google

erwidert und mit tiefblauen Augen eine Secunde lang das auf sie gewandte Gesicht des Reiters gestreift. Dann lenkte dieser sein Roß herum und ritt schweigsam in die Stadt zurück.

Es war offenbar, daß nichts weiter erwartet würde. Gustav Wasa hatte Stunden hindurch unthätig verbracht, um ein Mädchen zu grüßen und einen Gruß von ihr zu erhalten. Blitzschnell durchlief die Kunde Upsala; diesmal war es Sache der Frauen, Muthmaßungen über Muthmaßungen zu häufen und auszuspinnen. Doch niemand wußte, wer die schöne Fremde gewesen und wo sie geblieben. Man erfuhr nur, daß der Wagen die Stadt kaum berührt, an ihrem östlichen Ende wieder abgebogen und die Straße nach Alt-Upsala eingeschlagen.

Zu noch früher Nachmittagsstunde traf er dort ein. Dicht neben dem uralten Thurme der Kirche lag ein freundliches Haus, stattlicher gebaut, als die übrigen des Dorfes, davor hielt er. Knechte und Mägde standen erwartungsvoll am Thor und empfingen die Ankommenden mit schweigender Ehrfurcht. Auf den Arm ihrer Tochter gestützt, stieg Brita Stenbock aus und trat ins Haus.

Hatten Gustav Wasas unerforschliche Augen auch hierher gereicht? Mit zartem Sinn war alles für den Aufenthalt von Frauen eingerichtet, kleiner und im Raume beschränkter, aber bequemer, weniger nordische Einfachheit athmend, als Torpa es geboten. Die Möbel, die schweren kostbaren Vorhänge verriethen nicht schwedische Arbeit; der Reichthum, die Verbindungen einer großen überseeischen Handelsstadt sprachen aus ihnen. Hatte Gustav Wasa bei den Forderungen, die er an den Bund der Hansa stellte, nicht nur an Musketen und Kriegsmannschaft zur Befreiung Schwedens, hatte er ebensowohl an einen Garten für die Rose vom Trollhätta gedacht, die ihrem heimatlichen Boden entrissen?

Dieser Garten entsprach ihr allerdings besser als die rauhe Wildniß, in der sie bald hier bald dort geweilt, seit jener Nacht, in der sie mit den Dohlen über die Götaelf geflogen. Sie hatte Gustav Wasa nicht wieder gesehen, seitdem sie ihm ihr: „Fahre wohl“ übers Wasser gerufen. Pferde standen bereit, und ihr Vater hob sie vor sich auf den Sattel. Sie ritten bei Nacht, und bei Tage fanden sie in einsam gelegenen Häusern, deren Bewohner stets vorher von ihrer Ankunft unterrichtet waren, williges Unterkommen. So erreichten sie die wildzerklüfteten Berge, welche die Grenze zwischen Schweden und Norwegen bilden. Doch auch hier waren sie nicht sicher; überallhin war der Befehl an die dänischen Besatzungen der Städte ergangen, auf sie zu fahnden, und von dem König selbst ein hoher Preis „auf den Kopf Karin Stenbocks, lebend oder todt“ gesetzt. Durchs Hochgebirg, das noch mit tiefem Schnee bedeckt lag, wandten sie sich deshalb immer weiter gegen Norden. Es war ein mühevoller Weg, der oft die Kräfte der Männer ermüdete, doch Karin schien nichts von aller Anstrengung, von Mangel und Kälte zu empfinden. Staunend sahen die Bauern auf ihre zarte mädchenhafte Gestalt, die der Unbill des Wetters, der Entbehrung, der rauhen Gegend Trotz bot, und mancher, der auf die Mahnung von Männern nicht gehört hatte, wurde von den begeisterten Worten aus dem Munde Karins fortgerissen, sein Acker- oder Handwerksgeräth zur Seite zu werfen und nach Dalekarlien zu wandern, wo, wie das Gerücht durchs Land flog, die Befreier Schwedens sich sammelten.

„Ich rufe Euch im Namen Gustav Wasas,“ sagte Karin und ihre Wangen glühten. Dann begaben sie sich weiter. Wo sie durch weite menschenleere Thäler kamen, und ihren Gedanken nachzuhängen gezwungen wurden, war es ein traurig-düstrer Zug. Sie wußten nichts von dem was nach ihrer Flucht in Torpa geschehen, nichts von dem Schicksal der in Christierns grausame Hand gefallenen blinden Gattin und Mutter. Erst als sie die Clara-Elf überschritten, erreichte sie ein Bote und brachte die Meldung von der Errettung Brita Stenbocks, die zu Schiffe über den Wenersee ebenfalls gen Norden geführt worden. Schaudernd hörte Karin die Erzählung des Boten, wie Gustav Wasa mit seinen vier Genossen in dem unterirdischen Gange auf den Abzug der Dänen gewartet und jener endlich von Angst getrieben der Todesgefahr getrotzt, durch den Gang über Leichen sich emporgetastet und sich zwischen diese horchend auf den Boden gelegt habe. Doch auch er vermochte sich keine Vorstellung von dem zu bilden, was geschehen sollte. Er hörte nur, daß Brita Stenbock und Gustav Rosen gefesselt wurden und zurückblieben. Dann vernahm er drunten das Getöse vom Abzug des Königs, doch zugleich fiel der rothe Schein von Fackeln über sein Gesicht, näher und näher, ein roher Fuß trat mit eisenbeschlagenem Schuh auf seine Brust, Knistern und Krachen durchlief die Wände und erstickender Rauch füllte den Gang, daß er besinnungslos aufsprang, ob Feinde noch zugegen sein mochten oder nicht, und die Thür des Saales aufriß. Kaum sah er durch den Qualm den Altar und die beiden regungslos an ihn geketteten Gestalten mehr, um eine halbe Minute später hätte sein Schwert ihre Stricke zu spät zerhauen, seine Arme, von denen Gustav Rosens unterstützt, Brita Stenbock zu spät durch den brennenden Gang getragen. Glühendes Gebälk brach hinter ihnen zusammen, und ein Scheit traf mit schwerer Wucht Gustav Wasas Stirn, doch er erreichte die rettende Thür, die in den Schoß der Erde führte, wo er, von der ungeheuren Anstrengung erschöpft, mit seiner Bürde in den Armen der angstvoll seiner Rückkehr harrenden Dalekarlen zu Boden sank. Nun erharrten sie ungeduldig — eine Ewigkeit erschien es ihnen — drunten die schützende Nacht wieder und gelangten ungesehen und ungefährdet an die Göta-Elf, die sie stromauf in den Wenersee entlang zogen.

Athemlos lauschten Stenbock und seine Tochter; sie weinten Thränen des Glückes und des Schmerzes zugleich. Ihre Heimat war vom Boden verschwunden, wie Brita Stenbocks Augen sollten hinfort für jene die ihren sein und Torpa niemals wiedersehen. Doch was war Torpa gegen Schwedens Befreiung? Schweden war von nun an ihre Heimat — Karin empfand es wie eine Mahnung von oben, daß sie dem ganzen Vaterlande angehören solle, nicht der engen Scholle, auf der sie ihre Kindheit verträumt. Und was war die Zerstörung eines Hauses gegen das Leben der Mutter, das sie hoffnungslos verloren gegeben, das Gustav Wasa mit Gefahr seines eigenen gerettet — ?

Dunkle Röthe schlug bei dem letzten Gedanken in die Wangen des Mädchens. Dachte sie der Worte, die der Trollhätta gehört: „Die Hand ist frei, Gustav Erichsen, und sie gehört dem, der zwei Dinge vollbringt —?“

„Schwedens Zukunft komme über Dich, wenn sie um ein Weib verloren geht“ — hatte Gustav Wasa, ins Boot zurückspringend, erwidert.

Hatte er eins von den zwei Dingen vollbracht? Die fiebernd heiß und kalten Wangen Karins sprachen ja. Was war das Zweite? Konnte er auch dies vollbringen?

Und wenn er es gethan, wenn er kam und sagte: „Es ist geschehn, Karin“ — was dann?

Dann hat er ein volles unbestreitbares Recht auf den Lohn, den die Augen, die andern Augen Karins ihm verheißen — auf die Hand, die er begehrt. Warum nicht? die Augen, die das Herz zu verschenken gehabt, sind erloschen. Kein Strahl ist aus ihnen hervorgebrochen, wie der Bote von dem Geschick Gustav Rosens erzählt; die Lippen haben sich nicht geregt, sie haben kein Wort hervorgebracht, das nach ihm gefragt. Die Augen sind erloschen wie die Flammen von Torpa, und das Herz ist zu Asche geworden wie seine Trümmer.

Doch es glimmt fort unter der Asche von Torpa, Karin. Wer daneben steht, glaubt, es sei alles todt und ausgebrannt, denn der Sturm, der darüber hinfährt, bändigt die verborgene Kohle, die ungeahnt in der Tiefe fortglimmt. Aber wenn er sich gelegt, wenn der Rauch zertheilt und die stille Ruhe zurückkehrt, wenn leise, leise der Sommerhauch über die todte Stätte weht — da weckt er die schlummernde Kohle —

Und weiter zog Karin an der Seite ihres Vaters und weckte die Kohlen, die unter der Asche Schwedens schliefen mit der Mahnung:

„Ich rufe Euch im Namen Gustav Wasas, er wird Schweden befreien!“

Heiß und kalt überfloß es wieder bei den Worten ihre Stirn. Hatte Gustav Wasa, wenn er Schweden befreit, das Zweite vollbracht, das der Trollhätta vernommen?

Erst im Westen Dalekarliens traf Karin mit ihrer Mutter zusammen. Dort verließ Stenbock sie, um sich zu dem Heere zu begeben, das Gustav Erichson gesammelt. In fieberhafter Ueberspannung beharrte Karin auf dem Entschluß, Männerkleidung anzulegen und selbst an dem Kampf um das höchste, einzige Ziel ihres Lebens theilzunehmen. Die Sorge um die blinde Mutter erschien ihr weniger heilig als dieser Gedanke, den selbst der feste Wille des Vaters nicht zu brechen vermochte. In seiner Noth wendete er sich heimlich an Gustav Wasa und erlangte einen Befehl von ihm für Karin, ihrer Absicht zu entsagen.

Digitized by Google

Als Feldherr Schwedens, schrieb dieser, verlange er unbedingten Gehorsam von allen, die der Sache des Vaterlandes dienen wollten. Er erfülle, was Karin von ihm begehrt und fordere, daß auch sie seinem Willen nachkomme. Auf seinen Wunsch solle sie sich mit der Mutter nach Alt-Upsala begeben, wo er ein Haus zu ihrer Aufnahme eingerichtet. Ein Wagen erharre sie in Gefle; genau war die Stunde ihrer dortigen Abfahrt und ihrer Ankunft in Upsala vorgeschrieben. Gustav Wasas Gedanken ordneten und umfaßten alles, das Kleinste wie das Größte.

So trafen sie in dem Hause neben der Kirche in Alt-Upsala ein. Es war nichts zu ordnen in ihm, nichts zu ändern; wie wenn sorgsame Frauenhand alles eingerichtet, sprach jeder Fleck im Innern der Wohnung von Umsicht, von feinem Sinn. Er sprach von mehr, wenn man erwog, daß es nicht Frauenhand, sondern die eines Mannes gewesen. Wer darüber nachsinnen wollte, daß es dazu die Hand gewesen, in der die Zukunft Schwedens zu ruhen schien, der mußte sich sagen, die Einrichtung des lindenüberdachten Hauses neben der Kirche von Alt-Upsala verrieth mehr als Umsicht und feinen Sinn, ja mehr als Dankbarkeit oder Freundschaft —

Karin fühlte es, wie sie gegen Abend nachdenklich ins Freie hinausging. Unruhvoll hatte sie den Nachmittag verbracht; ihr Auge war durchs Fenster gerichtet und hing unverwandt an der Straße, die sie von Upsala hergeführt. Als ob die Aufregung der letzten Monate ihre Nerven berührt, fuhr sie fast erschrocken bei jedem unerwarteten Geräusch zusammen, wenn eine Thür sich öffnete oder draußen eine fremde Stimme erklang. Erst langsam mit dem Sinken des Tages legte sich ihre Unruhe und sie trat durch den Garten, der das Haus umgab, ins Feld hinaus. Verwundert maß sie die drei Königshügel, die dicht vor ihr aufragten mit den Blicken und fragte einen alten Dorfbewohner nach ihrer Bedeutung und ihren Namen. Dann schritt sie durch das hohe, blumengeschmückte Gras der vor ihr liegenden Wiese und stieg gedankenvoll den Odinshügel, die mittlere von den drei Erhöhungen, hinan.

Vorjähriges Laub lag droben noch um den mächtigen Granitblock, auf dessen Rand sie sich setzte. Er mochte in grauer Zeit als Opferstein gedient haben, als der Hügel noch frei ins Land blickte; die alte Runenplatte drunten in der Kirchenwand, an der Karin betrachtend vorübergekommen, erzählte vielleicht davon. Es war eine Stätte, um die Gegenwart zu vergessen, mit den Gedanken in die Vergangenheit zurück, in die Zukunft voraus zu wandern. Was war Glück und Leid des einzelnen in der großen Flut, welche die Jahrhunderte, welche Jahrtausende herausrauschten und wieder mit sich fortrafften? Wessen Stimme erklang an diesem Stein, ehe die Riesenbäume, die heut im Abendwind die Wipfel über ihm schüttelten, mit dünnen Fäden Wurzeln in die Erde hineinschlugen? Wer nach Jahrtausenden, nach Jahrhunderten wird von dem Mädchen wissen, das jetzt auf ihm ruht und in die Welt hinausblickt, als begreife es ihr Getriebe? Nicht zur Freude ist das Leben geschaffen, zur Wahl nicht, sondern zur Pflicht. Andern zu nützen und dem Guten zu dienen, auch wo es Kampf und Ueberwindung gilt —

Leise sprachen Karins Lippen die letzten Worte vor sich hin. Es war später Abend, allein die Sonne stand immer noch über dem Horizont. Fast wagerecht warf sie das seltsam grüne, melancholische Licht der nordischen Spätsonne über das stille Thal, dessen Bewohner schon zur Ruh gegangen, weil nach wenig Stunden schon das Roth im Osten sie wieder zur Arbeit aufrief. Sonderbar still und schwermüthig saß es sich droben über der nächtlich schlafenden Welt, die noch der helle Tagesschein beglänzte. Ueber dem dunklen Fichtenwald leuchteten in der Ferne die Goldkugeln der Domthürme von Upsala und warfen ihren Widerstrahl in die sinnenden Augen Karins —

„Woran denkst Du, Rose vom Trollhätta?“ fragte plötzlich eine Stimme hinter ihr.

Sie fuhr jäh auf und stand Gustav Erichson gegenüber. Sie hatte ihn kaum gesehen seit jenem Abend, da sie ihn durch den unterirdischen Gang Torpas gerettet und im letzten Augenblick sich seinen ungestümen Armen entrungen. Seitdem hatte das Schicksal die Rollen getauscht; durch denselben Gang hatte er sie gerettet, sie bewußtlos ohne Widerstand auf seinen Armen fortgetragen —

Er hatte weit mehr noch gethan — ihre plötzlich erglühte Schläfe sprach es aus, daß alles zugleich deutlich vor ihrem Bewußtsein erwachte, und dennoch stand sie regungslos, wie sie es damals am Trollhätta gethan, als seine starke Hand sie zum erstenmal dem Leben wiedergegeben. Ihr Auge ruhte ungewiß auf der Brandwunde, die seine Stirn überzog, auf seiner ganzen männlich hohen Gestalt, doch ihre Lippen vermochten kein Wort hervorzubringen, und seine Brauen runzelten sich, wie sie es damals gethan; der freudigfröhliche Ausdruck, den sein Gesicht bei der ersten Frage besessen, schwand und er fuhr mit verändertem, herberem und doch unsicherem Tone fort:

„Verdiene ich auch heut' keinen Dank, Karin? Hab' ich auch diesmal die Hand nicht verdient?“

Sie mißverstand ihn. Ihre Lippen zitterten, kaum hörbar brachte sie stockend die Antwort hervor:

„Schweden ist noch nicht frei —“

„Du hast recht, so sollst Du es wenigstens sein.“ Er stieß es mit bebender Stimme aus, unsäglich bitter, und mit Gewalt das unwillkürliche Zucken seiner Wimpern bekämpfend. „Du mahnest mich, daß wer für die Freiheit sein Leben einsetzt, es nicht um Lohn thun darf; daß wer für die Freiheit eines Volkes kämpft, nicht die eines einzelnen gefährden soll. Ich gebe Dir Dein Wort zurück, Karin Stenbock, ob Schweden frei wird oder nicht. Worte sind federleicht geworden, seit Christiern von Dänemark in Torpa war. Leb wohl.“

Ehe das Mädchen etwas zu erwidern im Stande war, hatte er den Rücken gewandt und den Fuß des Odinhügels erreicht. Er schwang sich auf sein drunten harrendes Pferd und jagte auf der Straße nach Upsala zurück. Karin stand todtenbleich und sah ihm nach; das Roß bäumte sich unausgesetzt unter ihm, die besinnungslose Aufregung des Reiters sprach deutlich aus den ängstlich schmerzvollen Bewegungen des Thieres.

Diesmal war die Entfernung zwischen ihnen schon zu groß, als Karin die Herrschaft über sich zurückerlangt und mit zitterndem Munde: „Gustav Wasa!“ rief. Er hörte den Ruf nicht mehr; namenlose Bangniß kam über sie, die schlafende Welt und die Sonne drehten sich vor ihren Augen — „Worte sind federleicht geworden, seit Christiern von Dänemark in Torpa war,“ murmelte sie, einige Schritte zurückwankend. Dann verließ plötzlich die Kraft sie, und mit den Händen vortastend fiel sie an dem alten Opferstein zu Boden.

Karin saß am andern Tage wieder droben, doch Gustav Wasa kam nicht zurück. Tag um Tag saß sie auf derselben Stelle am Odinstein und sah mit großen, bewegungslosen Augen hinüber nach Upsala. Sie hörte auf das Rauschen der Bäume über ihr; wie ein Jahr kam der Tag und rann hin wie ein Jahr. Von der Welt draußen drang keine Kunde dort hinauf; sie begehrte nicht nach ihr. Sie ordnete die Welt drinnen und die Blätter halfen ihr, die sommerwelk aus den hohen Wipfeln auf den Opferstein herabfielen.

Wochen vergingen; überall bis an die Ostsee hinab siegten die Waffen der Schweden. Nur Stockholm widerstand noch und ward jetzt von einem Heer, dem Lübecker Hilfstruppen zugesellt waren, belagert. Man erwartete bald die Uebergabe der Stadt — da rann noch einmal ein Schrei des Entsetzens durch Schweden, wie ein Blitz flog die Schreckensbotschaft von Ort zu Ort, daß Gustav Erichsons Mutter und Schwestern, die sich seit dem Beginn des Aufstandes als Gefangene in Stockholm befunden, auf Befehl Christierns von Dänemark ermordet worden.

Auch nach Alt-Upsala gelangte die Kunde. Es war gegen Abend schon, als Karin Stenbock sie vernahm; der Ueberbringer derselben fügte hinzu, daß seit dieser Botschaft niemand Gustav Wasa mehr gesehen. Es herrsche in Upsala die größte Bestürzung, da er sich, Speise und Trank verweigernd, eingeschlossen und niemandem Antwort gebe. Leute, die lange an seiner Thür gelauscht, hätten gehört — wer ihn kenne, wolle es nicht glauben, aber sie könnten beschwören, daß sie Gustav Erichson weinen gehört.

Langsam schlug Karin, ohne etwas zu erwidern, ihren gewohnten Weg nach dem Odinshügel ein. Sie setzte sich auf den alten Stein wie sonst und blickte in die Abendsonne, bis die Goldkugeln der Domthürme von Upsala zu funkeln anfingen. Dann warf sie sich vor dem Opferstein auf die Kniee und legte minutenlang die Stirn auf den kalten Granit. Ruhig erhob sie sich wieder und schritt den Hügel hinab, doch nicht ihrer Wohnung zu, sondern zur Straße gen Upsala hinunter. Sie verfolgte diese, nicht hastig und nicht langsam, bis sie die Stadt erreichte, an deren Eingang sie nach dem Hause Gustav Wasas fragte. Ein kleines Mädchen lief neben ihr her und brachte sie bis dorthin. Verwundert machten die Officiere, die rathlos auf dem Flur des Hauses standen, ihr Raum und deuteten ihr auf ihr

Verlangen achselzuckend das Zimmer, in dem sich der Feldherr seit zwei Tagen dem Anblick seiner nächsten Vertrauten entzogen. Doch ruhig klopfte sie an die Thür und sagte:

„Karin Stenbock wünscht Gustav Wasa zu sprechen."

Und zum sprachlosen Erstaunen der Umstehenden öffnete sich die jedem verschlossene Thür hastig wie von selbst; doch eben so schnell schloß Karin sie wieder hinter sich und sagte, die Augen ernst in das blasse, verstörte Gesicht des vor ihr stehenden Mannes heftend:

„Das Wort einer Schwedin ist nicht wie das Christierns von Dänemark. Ich will Dir Mutter und Schwester sein, Gustav Wasa — — —"

(Schluß folgt.)

Frauenarbeit.

(Zu dem Bilde auf S. 517.)

„Es muß so vieles auf Erden
Von Frauen sein geschafft —"

Unter den fünfhundert zum Theil ganz neuen Erwerbsarten, die A. Daul nach dem Vorgange der Virginia Penny in seinem übrigens ganz interessanten Buche von der „Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes in der Handarbeit" den Frauen vindiciren will, befinden sich u. a. auch Barbieren und Frisiren; ja, während die Amerikanerin sich begnügt, darauf hinzuweisen, daß sie von weiblichen Barbieren in Frankreich, England und Westafrika gelesen habe, sonst aber für ihr Geschlecht nur das Frisiren der Damenhaare beansprucht, meint der deutsche Verfasser: „Das Rasiren könnte recht gut und vielleicht besser von Frauenspersonen besorgt werden, wie dies denn auch an manchen Plätzen Süddeutschlands und der Schweiz schon längst der Fall ist."

So sehr man nun auch den Frauen eine Erweiterung ihrer Erwerbsthätigkeiten gönnen mag, dürfte denn doch gegen ihre Uebernahme des Rasirgeschäfts mancherlei einzuwenden sein. Allerdings will ich es zur Steuer der Wahrheit nicht unerwähnt lassen, daß ich selbst einmal vor Jahren in der guten Stadt Bern von einer Frau rasirt worden bin, und zwar ganz vortrefflich, obgleich ich nicht leugnen kann, daß mir anfangs für meine Haut nicht weniger bange gewesen, als es dem Bramarbas in Hebels ergötzlicher Erzählung nachträglich wurde, da ihm der keke Barbierjunge von Segringen klar machte, welchem Schicksale er sich möglicherweise durch seine Drohung ausgesetzt hätte. Es war dies indes doch nur ein Ausnahmefall, denn wie mir die Frau erzählte, hatte sie das Rasiren übernommen, um ihren kränklichen Mann nach Bedürfniß vertreten zu können. Als Regel dürfte es vielmehr gelten, daß die Frauen sich auf solche Operationen und Dienste beschränken, die sie ihrem eigenen Geschlechte leisten können.

Die Alte auf dem gegenüberstehenden Bilde scheint freilich kein Bedenken zu tragen, auch das männliche Geschlecht, — allerdings in seinen frühesten Stadien — und noch dazu in vollster Oeffentlichkeit zu bedienen. Inwieweit sie dem Namen, den ihr der Künstler beigelegt hat, entspricht, läßt sich aus ihrer augenblicklichen Operation schwer ersehen; indes sieht sie resolut genug aus, und auch die sehnige Hand ist gewiß hinlänglich kräftig, um ein Rasirmesser ebenso sicher zu führen, als die den Urwald des jugendlichen Hauptes säubernde Schere; und wie die eine sichtbare Schürzentasche den Frisirkamm professionell hervorgucken läßt, könnte vielleicht die andere unsern Blicken entzogene das Bartscherzeug enthalten. Und so manches Dorf mag in unserem Vaterlande bestehen, in dem ein männlicher Barbier sein Brot kaum verdienen kann und wo deshalb der Frauenhand diese Arbeit willig überlassen bleibt.

Doch zu welchen fernabliegenden Erwägungen und Betrachtungen führt uns die allerdings etwas auffällige Unterschrift unseres Bildes! Am Ende ist es nur ein einfaches Haus- und Familienamt, was wir darauf ausüben sehen, und die Alte nur eine sorgsame Großmutter, die an einem schönen Sonnabendnachmittag ihre Enkel für den nahenden Festtag etwas zustutzt. Scharfsichtige Beobachter entdecken vielleicht auch noch eine Familienähnlichkeit zwischen den verschiedenen Gliedern der häuslichen Gruppe, und nur der um die Ecke lugende Schlingel, der sein struppiges langes Haar keineswegs opfern zu wollen scheint, ist ein fremder Junge aus der Nachbarschaft. Der kleinere an der Hausthüre stehende und ebenfalls zum Haarlassen designirte Bursche gleicht dagegen dem unter der Scheere befindlichen wie ein Bruder; auch das eifrig strickende und im Besitze ihres sauber geflochtenen Haares sich unangefochten fühlende Mädchen und die ihr zu Füßen kriechende Kleine mit dem kraus unter dem Mützchen hervordringenden Haar sind wohl ihre Schwestern. So würde die Scene sich zu einem Familienbilde abrunden, das durch die lustig spielenden Kätzchen und den Vogel im Bauer hoch über ihnen erst noch recht vervollständigt wird. Und daraus könnte denn ein weiser Bilderdeuter schließen, man ersähe hier, wie alle Frauenarbeit im Schoße des Hauses am besten wurzle und am berechtigtsten sich entfalte.

Der freundlichen Leserin sei die Entscheidung über diesen Doppelsinn unserer Scene anheimgegeben, denn das ist unleugbar der Frauen angeborene Aufgabe und Arbeit, uns Männern mit feinem Takte und sicherem Gefühl des Lebens vieldeutige Bilder zu erklären und zu deuten. R. K.

Jose und Benjamin.

Eine Aussätzigen-Geschichte aus dem alten Jerusalem. Von Professor **Franz Delitzsch** in Leipzig.

III.

In jener Nachmittagsstunde, in welcher die Besichtigung stattfinden sollte, schritt ein junger Mann dort in der Oberstadt, wo das Boëthoshaus lag, auf und ab. Er gab seinem Auf- und Abgehen den Schein der Zwecklosigkeit, aber wer ihn näher beobachtete, dem konnte es nicht entgehen, daß er seine Schritte in die Richtung auf das Boëthoshaus und den Xystus, in dessen Nähe mehrere angesehene Priester wohnten, berechnend theilte und sich nie so weit vom Boëthoshaus entfernte, daß er es nicht rückwärts gewendet im Auge behalten hätte. Als er wenigstens zehnmal zu demselben zurückgekehrt war und es eine Strecke weit überschritten hatte, kam Chananja heraus, den Weg nach der Seite des Xystus einschlagend. Der junge Mann drehte eben um, sah ihn und schien ihm nachzueilen. Aber am Boëthoshaus angekommen bog er ab, sank auf eine der Steinbänke unter der Thorwölbung nieder und lehnte sich wie ein Schlafender in die Ecke. Und nach wohlbemessener Zeit stand er auf, schlug die Richtung nach dem Herodier-Palast ein und ging etwa eine halbe Stunde lang in den Alleen dort auf und nieder, indem er von einem abgerissenen belaubten Zweig ein Blatt nach dem andern den Lüften preisgab, während seine Lippen sich wie in halblautem Gebet bewegten. Als der Zweig entlaubt war, warf er ihn in das Wasser des nahen Kanales bei der Königsburg, und nun eilte er schnell wie einer, den eine Berufspflicht ruft, von dannen und, am Boëthoshaus wieder angelangt, klopfte er mit einem Thürring heftig gegen einen der Eisenknöpfe, mit denen die aus dicken Eichenbohlen gefertigte Flügelthür verziert war.

Es war Jose, der, nachdem er sich überzeugt, daß die Besichtigung vorüber sei, seinem Freunde und der Mutter des Freundes eine halbe Stunde zu gegenseitiger Aussprache zumaß, nun aber, nachdem die Pein des Wartens überstanden und nachdem er seine Blödigkeit etwas überwunden, zu Beruria einer wichtigen Mittheilung halber vorgelassen zu werden begehrte. Mutter und Sohn saßen beisammen. „Herrin", rief er, indem die Thränen ihm aus den Augen stürzten und die Worte sich nur stoßweise seiner Brust entrangen, „ich weiß, was Gott über Euch verhängt hat. Benjamin muß die Stadt verlassen. Du wirst ihn Dir so nahe als möglich behalten wollen. Ihn außerhalb der Neustadt, um die König Agrippa die neue Mauer

bauen läßt, unterzubringen, wird Dir nicht genehm sein; es ist zu weit. Aber Beth-Hini (Bethanien) auf dem Oelberg ist nahe und hat eine gesunde Lage. Dort wohnt ein Bruder meiner seligen

richt über sein Befinden bringen. Beruria, es ist wahr: ich bin ein Christ und das macht Dir wohl ernste Bedenken. Aber ich werde den Freund nicht mit meinem Glauben behelligen: er kennt ihn.

Der Dorfbarbier.

Originalzeichnung von C. Offterdinger.

Mutter, welcher sich von Feigenbau und daneben einer kleiner Milchwirthschaft nährt. Er ist bereit, Benjamin in das obere Zimmer seines kleinen, aber sauberen Häuschen aufzunehmen; ich habe dieses obere Zimmer schon ganz nach Benjamins Geschmack eingerichtet. O macht mich so glücklich, Benjamin dorthin bringen zu dürfen; dort kann ich ihn unbemerkt pflegen, von dort kann ich Dir täglich Nach-

Aber eines wirst Du mir nicht verbieten wollen und können, nämlich für ihn im Namen Jesu zu beten. Benjamin wird schon das Schabuothfest wieder gesund und gereinigt mit Euch feiern, ich weiß es und bitte Dich im Namen dessen, der Mirjam und Naeman geheilt hat: vereitele Gottes Rath nicht, laß Benjamin nach Beth-Hini ziehen. Nicht wahr, mein Benjamin," rief er, ihn umfangend, „Du

stößest mich nicht zurück? Ich fühle mich Dir, dem Kranken, noch unvergleichlich näher als dem Gesunden. Und was ich Dir schon einmal gesagt, das ist mir jetzt zwiefach bestätigt: Du wirst leben und nicht sterben, sondern des Herrn Werk verkündigen." Er sagte dies mit fester Stimme, seine gewöhnlich gebückte Gestalt wuchs empor und er stand vor Mutter und Sohn in der Macht und dem Glanze eines die irdische Hülle durchbrechenden höheren Wesens.

Es entstand eine lange Pause. Benjamin ließ der Mutter, die er nicht blos liebte, sondern verehrte, das erste Wort. Beruria war auch wirklich eine treffliche Frau. Obwohl von Geburt nicht der Aristokratie Jerusalems angehörig, vereinigte sie mit seltener Bildung einen hohen Seelenadel. Ihr Streben war immer idealisch, obwohl es bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes die Lieblingsgegenstände der Bewunderung und des Forschens häufig wechselte. Sie hatte sich auch mit den verschiedenen Richtungen des damaligen Judenthums bekannt gemacht. Sie hatte den Essenismus kennen gelernt und fühlte sich durch die klösterliche Abgeschiedenheit und die sittliche Strenge seines Ordenswesens angesprochen. Aber in noch höherem Grade schwärmte sie vermöge ihrer poetischen Anschauungsweise für die sinnige Pracht der Tempelgottesdienste. Jede Laubhüttenfeier mit der sogenannten Freude des Wasserschöpfens, und jeder Jom Kippurim (Versöhnungstag) mit den vielen Adorationen beim Vernehmen des geheimnißvollen Gottesnamens fanden an ihr die begeistertste Lobrednerin. Wie hätte sie harmlose Freude an der Freundschaft Benjamins mit Jose haben können? Zwar war ihr religiöser Standpunkt vermöge des in der Familie gemischten alexandrinischen und palästinischen Wesens ein freierer, aber was sie vom Glauben der Christen gehört hatte, erschien ihr als ein groteskes Märchen, und was sie von ihren Gottesdiensten hörte, galt ihr als schalste Prosa. Der Gedanke, daß einmal ein Boëthos Mitglied dieser Ebionitensecte werde, war ihr unerträglich und sie hätte also Benjamin dieser Gefahr der Verführung lieber enthoben gesehen. Aber andererseits hatte ihr scharfblickendes Auge an Jose nie eine Spur seiner Selbstsucht oder tendenziöser Berechnung entdeckt — sein Verhalten gegen Benjamin, in dem er von jeher das Streben nach den höchsten heiligsten Zielen zu wecken und zu stärken gesucht hatte, hatte nur Einen Beweggrund, und dieser bestand in einer auf Wahlverwandtschaft der Seelen beruhenden Liebe, welche von Tag zu Tag mit wahrhaft unerschöpflicher Erfindungsgabe darauf sann, wie sie ihm nützen, ihn erfreuen könne, und diese Liebe wußte Beruria, weil sie selber eine der Freundschaftsliebe fähige und bedürftige Seele hatte, zu würdigen, sie wußte sich in Joses Seele hineinzudenken und den Schmerz nachzufühlen, den ihm eine abschlägige Antwort verursachen würde. Und doch hatte sie für Benjamin schon einen andern Gedanken gefaßt! Sie wollte ihn nach Colonia übersiedeln, einem nahe gelegenen traulichen Orte, welcher die Bachweidenzweige für das Laubenfest lieferte. Aber sie mußte sich sagen, daß keine sorglicheren Augen über ihr Kind wachen könnten als Joses; auch war die Sicherheit, mit welcher dieser die Genesung des Kranken prophezeite, nicht ohne Eindruck auf ihr Mutterherz geblieben.

So begann sie denn, nachdem ihre edle Würdigung des Freundschaftsverhältnisses und ihre selbstverleugnende Mutterliebe den Sieg in ihr gewonnen: „Mar Jose, die Aussicht, die Du Deinem kranken Freunde stellst, ist kühn — möchte Gott sie verwirklichen! Laß uns in Seine Hand unsere Geschicke legen. Du willst, daß ich Benjamin Dir nach Beth-Hini mitgebe. Ich habe einen anderen Plan entworfen, und auch kann es nicht fehlen, daß uns andere Anerbietungen gemacht werden. Es ist eine entscheidungsschwere Angelegenheit, in der Du meine Gedanken kreuzest, zumal da ich mir nicht verhehle, daß es sich, wenn ich Dir Benjamin überlasse, um mehr als sein leibliches Wohl handelt. Aber Du liebst ihn, Du liebst ihn mehr, als vielleicht ein anderer Mensch außer mir ihn liebt, ich weiß, daß ich Dich durch Gewährung Deiner Bitte glücklich mache — so nimm ihn denn hin, sofern er selbst darein willigt."

„Dein Wille, beste Mutter," sagte Benjamin, „ist mein Wille." Er sagte es, indem er die Hand der Mutter an sein Herz zog.

„Aber, Kind," erwiderte sie, „hast Du auch bedacht, was Chananja und hundert andere sagen werden, wenn Du — Jose wird mir das Wort verzeihen — diesem Nazarener folgest? Hast Du auch bedacht, daß vielleicht der Ab-beth-din Menahem Dir eines seiner Landhäuser zur Verfügung stellen wird und welchen Eindruck in dieser pharisäisch strengen Familie Deine Bevorzugung Joses machen muß?"

„Ist wirklich ein solches Anerbieten in Aussicht?" fragte Benjamin.

„Ich habe Grund, es für mehr als wahrscheinlich zu halten," antwortete Beruria.

Da wurde Benjamin nachdenklich. Er kämpfte sichtlich. Freundschaftsliebe und Frauenliebe lieferten sich in ihm eine Schlacht. Aber die Erinnerung an die verhängnißvolle Nacht, in der seine Erkrankung den Anfang genommen hatte, entschied für den Freund gegen die Geliebte. Er erkannte, daß weitere Verflechtung mit der Familie Menahem nicht der Weg der Genesung für ihn sei.

„Wenn Du mich wirklich Dir aufbürden willst, Jose," sagte er mit bebender Stimme, „so bin ich bereit, nach Beth-Hini zu gehen."

„Gelobt sei Gott!" rief Jose, „Er segne Deine Wahl, Er lohne Dir Deine Treue. Ist's Dir und Deiner lieben Mutter recht, so komme ich übermorgen noch vor der Hindin der Morgenröthe (den ersten Morgensonnenblicken) und geleite Dich in der Stille nach dem Oelberg."

„Wir werden Dich erwarten, Jose," sagte Beruria. Da küßte Jose ihre Hand und drückte die Hand des Aussätzigen und eilte von dannen. Er durchflog die Oberstadt und, durch die Pforte zwischen den zwei Königspalästen hindurchgehend, die Vorstadt und stieg mit wahrhaft gefährlicher Eile den ziemlich abschüssigen Weg in das Kidronthal hinab. Dort brach er am Kidron einen blättervollen Terebinthenzweig ab und ließ Blatt um Blatt mit lauten Segnungs- und Gebetsrufen fliegen. Als er den Berg hinanstieg, wandte er sich um und rief nach der heiligen Stadt hin: „Es müsse Friede sein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen! Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Friede wünschen." Und als eine Krümmung des Weges ihn verbarg, fiel er im Ueberschwang der Freude mit den Worten: „Ich bin's nicht werth, mein Gott!" auf sein Angesicht. Er glaubte die Fußtapfen Jesu zu erkennen und drückte auf sie seine Stirn. So schön war ihm der Oelberg noch nie erschienen. Der äußere Sonnenschein und der Sonnenschein in seiner Seele flossen in ein Lichtmeer zusammen. Die Bäume schienen ihm mit Händen zu klatschen, und der weißgraue Sand flimmerte ihm wie Edelsteine entgegen.

Schweißtriefend und wonnebebend, wie ein Bote, welcher die erste Nachricht eines errungenen Sieges überbringt, stürzte er in das Haus des Oheims mit dem Rufe: „Er kommt! Uebermorgen früh bring' ich ihn!"

IV.

Der Aussätzige, an welchem das Krankheitsgeschick ist, sagt das dritte von den fünf Büchern Mosis, welches das Levitenbuch heißt, dessen Kleider sollen eingerissen sein und sein Haupthaar aufgelöst und den Lippenbart soll er verhüllen und „ein Unreiner, ein Unreiner!" soll er rufen. Die ganze Zeit, wo das Krankheitsgeschick an ihm ist, soll er unrein sein; unrein ist er, abgesondert soll er wohnen, außerhalb des Lagers sei seine Wohnung. Die Schlitzung der Kleider, das Fliegenlassen des Haares und die Verhüllung des Bartes sind der Aufzug eines Mannes in seiner Trauer über einen Todten; damit der Aussätzige aber, gleichviel ob Mann oder Weib, nicht für einen nur Trauernden gehalten werde, soll er den Begegnenden entgegenrufen, daß er ein Unreiner ist, damit sie ihm ausweichen und um Gottes Barmherzigkeit für ihn bitten. Daraus, daß er den Lippenbart und also das Haupt zu verhüllen hat, wurde weiter gefolgert, daß seine Lippen fest geschlossen sein sollen, gleich einem in den Bann Gethanen und Trauernden, und daß es ihm verboten sei, jemanden zu grüßen. Diese Vorschriften erlitten auch an Festtagen keine Milderung durch die pflichtmäßige Festfreude; sogar der Hohepriester, obwohl er, wenn ein Todesfall sich in seiner Familie ereignet hatte, an Festtagen opfern durfte, war als Aussätziger diesen Vorschriften in ihrer ganzen Strenge unterworfen. Und außerhalb der Stadt nahm ja selbst König Usia, als er aussätzig geworden war, seinen Wohnsitz, ohne je wieder den Tempel betreten zu dürfen. In Ortschaften ohne Mauern, wie Bethanien, durfte der Aussätzige bleiben, aber aus der mit Mauern umgebenen Stadt mußte er hinaus, indem einer Tradition zufolge Josua allen ummauerten Städten die Heiligkeit der „drei Lager Israels" zugesprochen, das platte Land und die offenen Ortschaften jedoch davon ausgenommen hatte. Dort außerhalb der Stadtmauer durften zwar Aussätzige mit Aussätzigen, nicht aber andere Unreine mit Aussätzigen

zusammenwohnen, wie man aus dem Worte der Thora schloß, daß es abgesondert wohnen soll.

Benjamin erfüllte also diese Vorschrift des Gesetzes, indem er den damals durch die Mauer um die Oberstadt (Zion) und die von König Hiskia herstammende Mauer um die Unterstadt (Akra) abgegrenzten Stadtbezirk verließ, um nach dem östlich davon jenseit des Kidrons auf dem Oelberg gelegenen Beth-Hini überzusiedeln. Sein Freund Jose gehörte, wie wir bereits bemerkt haben, zu den an Jesus als den Messias gläubigen Juden, welche Jakobus etwa zwei Jahrzehnte später, als Paulus das letzte Mal in Jerusalem war (58 n. Chr.), bereits nach tausenden zählte (Apostelg. 21, 20). Diese Christgläubigen aus Israel hielten sich gleich ihren anderen Volksgenossen an das mosaische Gesetz gebunden und besuchten, obgleich sie auch ihre Sondergottesdienste hatten, noch immerfort den Tempel, über den noch nicht das nahe bevorstehende Gottesgericht ergangen war, welches die Endschaft des alten Bundes mit blutig flammiger Schrift in das Buch der Weltgeschichte geschrieben hat. Simeon dagegen, Joses Oheim in Beth-Hini, war ein Jude von altem Schrot und Korn, der seinem Neffen, wenn er ihm mit jugendlicher Begeisterung den neuen Glauben pries, immer entgegen hielt, daß er zu alt sei, um sich darein zu finden. Aber er war weit entfernt, die Minim, wie man die Mitglieder der Christengemeinde nannte, zu verdammen. Er konnte dies ja schon deshalb nicht, weil er Jose, den einzigen übrig gebliebenen Sproß seiner in den Tagen der Hungersnoth und Seuche dahin gestorbenen Familie, nicht allein liebte, sondern auch seiner Gaben, Kenntnisse und Tugenden halber auf ihn stolz war.

Schon am Tage zuvor, ehe Benjamin seine Wanderung antrat, hatte Beruria mit zärtlicher Sorgsamkeit alles zusammengestellt, was den Aufenthalt ihres Kindes in dem schlichten Bauerhause bequem und traulich und zugleich für den alten Simeon mindest beschwerlich machen konnte, und einen Karrâr (Fuhrmann) gemiethet, der diesen Hausrath im Spätabenddunkel abholte, um ihn nach Beth-Hini hinüberzubringen. Bald nach Mitternacht, aber auf die Minute nicht eher als es nöthig war, weckte sie Benjamin, indem sie sacht seine Schulter rüttelte und ihren Weckruf in die Gebetsworte des Psalmisten kleidete: „Vor Ephraim, Benjamin und Manasse erwecke Deine Allgewalt und komme uns zu Hilfe.“ Mit der Frage: „Ist Jose schon da?“ raffte sich Benjamin auf und warf sich in die von der Mutter bereit gelegten Kleider, und indem er sagte: „Seine Kleider sollen eingerissen sein und sein Haupthaar aufgelöst,“ zerschlitzte er rechts und links vorn an der Brust den übergeworfenen grünen Tallith und schüttelte, wie um es fliegen zu lassen, sein volles, aber schlichtes Haupthaar. Als etwas später Jose eintrat, rief er ihm, indem er das schwarze Sudar über den Kopf warf und zugleich das Gesicht bis zur Oberlippe und ihrem wenig bemerklichen Flaumbart verhüllte, mit ausgestreckter und wie abwehrender Hand „unrein, unrein“ entgegen; jener aber eilte auf ihn zu, drückte ihn an sich und rief: „Gebenedeiet sei der Herr unser Gott, der ewige König, der dem Hause Davids und den Bewohnern Jerusalems einen Born eröffnet wider Sünde und Unreinigkeit!“ Mutter und Sohn nahmen nun Abschied und Jose schlug mit seinem Freunde, diesem einige Schritte vorausgehend, als ob sie einander fremd wären, den Weg nordostwärts, indem sie den Tempel rechts ließen, nach dem Eckthor ein, welches bei dem Teiche Bethesda vorbei in das Kidronthal hinabführte. In der Nähe der Westwand des Tempels, da, wo jetzt die Klagestätte der Juden ist, begegnete ihnen Rab Ami, der Arzt. Er erkannte Jose und wußte sofort auch, wer der hinter ihm dreinkommende Vermummte sei. In merklicher Verlegenheit sprach Benjamin mit zitternder Stimme das warnende: „Unrein, unrein!“ Grüßen durfte er als Aussätziger nicht. Rab Ami aber blieb stehen und rief, indem er den Namen Nazareths so aussprach, daß er den Sinn der Aussatzstadt bekam: „Mar Benjamin, nimm dich vor Nazareth in Acht! Aussatz der Seele ist noch schlimmer, als Aussatz des Leibes.“ Benjamin schwieg und auch Jose schwieg. Als sie aber eine Strecke gegangen waren, wandte sich Jose um und recitirte das Wort des Buches Jesaia: „Fürwahr, Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.“ Dieses Wort senkte sich wie kühler Himmelsthau in Benjamins verwundete Seele. Sie gingen weiter durch die stillen Gassen, und der mit dem Grauen des Morgens sich einstellende Ostwind durchdrang Benjamin wie mit Kräften des Lebens. Das bittere Wort Rab Amis war bald vergessen und die Wanderung mit dem Freunde that Benjamin wohl wie eine schöne Reise nach noch schönerem Ziele.

Als sie den ziemlich abschüssigen Weg nach dem Kidronthal hinabstiegen, ging Jose noch immer voraus, aber von Minute zu Minute wendete er sich rückwärts, um den Anblick des Freundes zu genießen; es machte ihm unaussprechliche Freude, mit ihm jetzt einmal auf längere unbegrenzte Zeit allein zu sein, und er war stolz darauf, ihm als Führer und Pfleger dienen zu dürfen. Der Dämmer der schwindenden Nacht wurde mehr und mehr von dem anbrechenden Morgenlicht verschlungen. Der wolkenlose Morgen stellte einen heiteren aber heißen Tag in Aussicht. Die himmlische Gazelle beschleunigte ihren Lauf und als ihr Kommen sich in den ersten Morgenlichtstreifen wie durch das Sichtbarwerden ihrer Hörner ankündigte, rief Jose: „Siehe da, Benjamin, die Hindin des Morgenroths!“ und unwillkürlich dadurch an den 22. Psalm erinnert, sang er den Anfang dieses Psalms in dessen ergreifender, tiefelegischer Weise, indem er, als ob es ein lustiges Volkslied wäre, mit Händen und Füßen dazu taktirte. So gelangten sie zu der Kidronbrücke hinab. Hier blieben sie eine Weile stehen und weideten sich an dem Anblick des rosigen Schimmers der die Mauer des Tempels und der Stadt tragenden hohen Kreidewand, welche den Gruß des sich röthenden Osthimmels zurückgab. Die Regenzeit war zwar schon vorüber und das Bett des Kidron hatte kein Wasser; aber zwischen seinem Geschiebe zeigte sich als Nachwirkung des versiechten Wassers hie und da pflanzliches Leben, und den Fels und Sand der Uferwände unterbrachen grasige und blumige Stellen. Als sie die Brücke überschritten hatten, rief Jose dem Freunde Halt zu und pflückte, zur linken Uferwand sich hinabbückend, einen Büschel Blutimmortellen, die er Benjamin in die Hand drückte.

Ihr Weg führte nun am linken Kidronufer weiter über den westlichen Abhang des Oelbergs. Dann und wann begegnete ihnen ein Mann oder eine Frau, welche nach der Stadt gingen, meist mit Körben in der Hand oder auf dem Kopfe, in denen sie Bokkoren (Frühfeigen) oder auch Gurken trugen. Jose ging dann dem Freunde voraus, aber wenn er niemand kommen und niemanden ihnen nachblicken sah, ging er ihm zur Seite und ergriff, trotzdem daß dieser ihn abwehrte, seine Hand.

So kamen sie nach Gethsemane. Noch stand dort die dichte Oelbaumgruppe, welche nicht lange hernach, als die zehnte römische Legion dort lagerte, den Aexten der Belagerer verfiel. Das glänzend frische und nach dem nächtlichen Thau um so üppigere Grün dieses Baumgartens machte einen einladenden Eindruck. „Hier,“ rief Jose, „unter dem Silberbaldachin dieser Olivenwipfel laß uns ein wenig stehen bleiben. Hier,“ sagte er weiter, „hat einst David, als sein Volk ihn verstieß, und hier hat auch der Messias, Sohn Davids, gebetet, als ihn sein Volk verstieß.“ — „Ich weiß es,“ sagte Benjamin, „und hätte ich zu seiner Zeit gelebt, ich hätte nicht zu seinen Verfolgern gehört.“ — „Ja, Benjamin,“ erwiderte Jose, „Du könntest mich ja nicht lieb haben, wenn Du ihn haßtest. Hier hat er sich entschlossen, den Todeskelch zu trinken ganz Israel und auch Dir zum Heile. Wenn Gott einmal Deine Zunge löst, daß sie mit Thomas ausruft: Mein Herr und mein Gott! dann wird neues Leben Deine Seele und auch Deinen Körper durchdringen.“ — Benjamin schien verletzt und sagte kalt und hastig: „Laß uns eilen, ehe es heiß wird.“

Der Weg führte nun immer mehr bergan. Auf Joses andringendes Reden, welches den Eindruck des Gesprächs in Gethsemane verwischen sollte, gab Benjamin nur kurze Antworten. Das Kraftgefühl, welches ihn in der Frühe wie ein Vorbote naher Genesung durchdrang, war allmählich wieder dem Gefühle allgemeinen Uebelbefindens gewichen. Die Strahlen der aufgehenden Sonne, die, je weiter sie beide gingen, immer gerader Benjamins krankes Auge trafen, thaten ihm wehe. Die Bahereth (Aussatzflechte) auf der linken Schulter brannte ihm bei jeder reibenden Bewegung der Kleider wie Feuer und das kranke Fleisch darin verursachte ihm stechende Schmerzen; er schwitzte und fieberte, indem es ihm bald glühend heiß, bald schaurig kalt ward. Doch klagte er nicht und man sah es ihm nicht an, daß er sich nur mit Mühe fortschleppte. Als sie aber die mittlere Höhe des Berges erreicht hatten, rief er: „Hier laß mich ein wenig ausruhen!“ und ließ sich, ohne die Antwort abzuwarten, links vom Wege in dem Rasen nieder. Als Jose neben ihm lagerte und ihm ins Gesicht sah, erschrak er nicht wenig über das nun ganz geschlossene Auge, die entfärbten Lippen, das keuchende Athmen. „Der Weg wird Dir schwer, Benjamin,“ sagte er, indem er ihm den kalten Schweiß von der Stirne wischte. „Frevle nicht,“ rief jener, „Dich so der Ansteckung aussetzend!“ — „O nein,“ erwiderte Jose, „ich stehe unter der Ver-

heißung dessen, der gesagt hat: so sie Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden." Er stand auf und pflückte einen Strauß von Quendel und Wohlgemuth und ließ Benjamin den erquickenden Duft einathmen. Jerusalem lag unter ihnen und erschien, indem es die Morgensonne wiederspiegelte, wie von tausend und abertausend Lichtern erleuchtet. Die Tempelzinnen funkelten wie ein Diadem von Diamanten. Benjamin grüßte still für sich die Mutter dort unten und grüßte insgeheim auch Schelâmzi. Da hörte man von dem Tempel her die priesterlichen Trompeten. Die Freunde schwiegen und beteten. Nach langer Pause sagte Benjamin, indem er sich aufzurichten suchte: „Nun laß uns weiter gehen." Jose reichte ihm die Hand, richtete ihn sanft empor und flüsterte ihm ins Ohr: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen, Er wird weiter helfen."

Sie waren nur eine kleine Strecke weit gegangen, als widerhallende Menschen- und Saumthiertritte vernehmbar wurden und Jose freudig aufschrie: „kol dodi hinne-ze bâ (horch da kommt mein Oheim)." Wirklich erschien, hinter der Biegung des Weges hervorkommend, der alte Simeon, sein Maulthier an der Halfter führend. „Baruch habâ (gesegnet der da kommt)!" rief ihm Jose entgegen und er erwiderte mit einem treuherzigen: „Zafra taba de mare (guten Morgen, ihr Herren)," indem er sofort hinzufügte: „Nun Jose, hilf Deinem Freund auf dieses sanfte Thier, damit wir bald in den Schatten unseres Gebälkes kommen." „Wollt Ihr denn wirklich," fragte Benjamin, „mich Unreinen in Euer Haus aufnehmen, mich, der alles, selbst die Luft, die Ihr mit mir athmet, unrein macht?" — „Steigt nur auf, Mar Benjamin," erwiderte er; „Jose ist mein Neffe und Du bist sein Freund, so ist mein Haus das Deine. Sei gutes Muths, die Luft des heiligen Landes, sagt man, macht weise, Du aber wirst erfahren, daß die Luft von Beth-Hini auch gesund macht." Als Benjamin aufgesessen, ging die Wanderung nun weiter aufwärts. Simeon und Jose gingen zu beiden Seiten. „Bist Du denn auch recht krank, mein Sohn?" fragte Simeon. „O ja, Mar Simeon," antwortete Benjamin mit fester, aber schriller, heiserer Stimme. „Nun denn," sagte Simeon, „je kränker, desto besser. Wir Bauern haben ein Sprichwort: Lichte Wolken geben wenig Wasser, dunkle geben vieles. Meines Vaters Bruder, sein Andenken sei in Segen (ich sage so, obgleich er ein eifriger Freund des Nazareners war), ist auch aussätzig gewesen und galt für einen Verlorenen, aber er ist gesund geworden und, obgleich man ihn immerfort Simeon den Aussätzigen nannte, war er gesunder als hundert andere." Unter solchem Zuspruch des redseligen Alten gelangten sie auf die Höhe, von wo es den östlichen Abhang abwärts nach Beth-Hini hinabging. Der Anblick, der sich hier im Morgensonnenschein darbot, war bezaubernd schön. Jenseit der öden Abdachung des Oelbergs, die sich in die Wüste verläuft, schlängelte sich der Jordan durch die tiefe Aue und die Sonnenstrahlen spielten mit seinen Wellen. Weiter rechts zeigte sich das todte Meer mit seinem tiefblauen Wasserspiegel. Geradeaus schaute die schroffe Bergwand des Ostjordanlandes in der von Sonnenschein gehobenen bunten Farbenpracht ihres Gesteines herüber. „Ei, wie schön!" rief Benjamin aus. „Trinkt diese Luft, Mar Benjamin," erwiderte Simeon. „Seht, dort unten links im Grünen liegt meine arme Hütte! Nur getrost, auf Beth-Hini ruht ein alter Segen, dort, sagt man, werden auch Todte wieder lebendig."

Es war kein geringes Liebeswerk, welchem sich Simeon unterzog, indem er Benjamin in sein Haus aufnahm. Zwar bestand damals noch kein Aussätzigenquartier außerhalb der Stadt, wie sich jetzt ein solches, gegen das mosaische Gesetz, innerhalb des Zionsthores an der Stadtmauer befindet, wo die Aussätzigen lediglich auf wechselseitige Handreichung angewiesen sind. Auch war es gestattet, daß in Beth-Hini ein Aussätziger mitten im Dorfe wohnte; denn die Gesetzbestimmung, daß er außerhalb des Lagers wohnen solle, galt, wie bereits bemerkt, nur für die mit Ringmauern umgebenen Städte des heiligen Landes, nicht für die offenen Ortschaften. Wer aber einen solchen Aussätzigen in seinem Hause hatte, war vielen Beschwernissen unterworfen. Der Aussatz war eine Unreinigkeit erster Reihe. Menschen und Gefäße des Hauses, in welches der Aussätzige eintrat oder auch nur den Kopf mit dem größten Theil des übrigen Körpers hineinstreckte, wurden unrein; selbst im Freien wurde derjenige unrein, der unter einem Baum hinging, unter dem ein Aussätziger stand. Schon sein Luftkreis ward als verunreinigend angesehen, der Windzug von ihm her als miasmatisch gefürchtet, und Aengstliche mochten sogar kein Ei aus einer Gasse, in der ein mit bösartigem Aussatz Behafteter wohnte, genießen. Simeon unterstellte sich also sowohl der Gefahr der Ansteckung als der Beschwerde gesetzlicher Unreinigkeit. In Beth-Hini war zwar ein Bad, in welchem er, wenn er des Abends darin badete, seiner Unreinigkeit ledig werden konnte, aber wenn er nicht von da, ohne in sein Haus zurückzukehren, in den Tempel ging, so war ihm der Tempelbesuch, so lange er den verunreinigenden Kranken bei sich hatte, schlechthin versagt, und von dem Bade weg nach Jerusalem eilend wäre er doch nicht mehr zum Abendgottesdienst im Tempel eingetroffen. Er war also auf die Theilnahme an dem Gottesdienst in dem kleinen unfreundlichen Betsaal des Ortes beschränkt und sah voraus, wie scheu man sich da vor ihm zurückziehen werde. Dazu kam, daß er wenig Aussicht hatte, die Erträgnisse seiner kleinen Wirthschaft vortheilhaft abzusetzen, so lange man wußte, daß sein Haus ein Lazareth sei. Aber er that und litt das alles gern, denn obwohl er streng am Gesetz hielt, so war doch das Gotteswort: „Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer," ein in seiner Familie vererbter Wahlspruch. Und Jose? — Nun dem war alles, was er für Benjamin that, kein Opfer, sondern eine Wonne. Er war innerlich dem Gesetze der Satzungen gestorben und lebte und webte in dem einen Gesetze der Liebe. Benjamin aber liebte er eher zu viel als zu wenig, liebte ihn in seiner Hilfsbedürftigkeit mehr als je und hatte nur täglich zu kämpfen, daß seine Liebe zu ihm in gehöriger Unterordnung unter der Liebe zu Jesu verbleibe.

Simeons Häuschen machte einen angenehmen Eindruck. Friedlich einsam lag es links von der zerstreuten Häusergruppe Bethaniens auf einem kleinen Hügel, rings von Fruchtbäumen, besonders Feigenbäumen umgeben. Doch war dahinter auch ein Gärtchen mit einer Cisterne. Simeon wohnte unten rechts, links hatten zwei Kühe und einige Ziegen ihre Stallung. Rechts von der Thür war eine Steinbank, auf welcher einige Blumentöpfe standen. Eine außen angebrachte Stiege führte nach dem obern Stock in das Stübchen, welches von Jose und dann, als die Sendung Beturias angekommen war, noch weiter von Simeon für Benjamin gastlich eingerichtet war. Es war unbewohnt, seit Simeon die Seinigen verloren. Die Hilfe, die er brauchte, leistete ihm die Tochter eines Freundes, welche die Gespielin seiner früh verstorbenen Martha gewesen war.

Benjamin war während der zweiten Hälfte der Wanderung immer in sich gekehrter geworden, und die Heiterkeit, mit welcher er dann und wann ein Wort erwiderte, war sichtlich eine gezwungene. Als sie angekommen waren, war er so schwach, daß ihn Simeon vom Maulthier hob. Er wollte ihn auch die Stiege hinauftragen, was er aber nicht zuließ. Oben angekommen, drückte er Jose und Benjamin seinen Dank nur durch stummes Lächeln aus. „Dort," sagte Jose, indem er auf das Gesims wies, „habe ich auch eine Abschrift des Buches Hiob hingelegt, denn, obgleich unsere Rabbinen dem Unreinen alle Freude versagen, sind sie doch so menschlich, ihm die mit heiligem Schauer verbundene Erbauung aus Gottes Wort zu gestatten." — „Ich danke Dir," sagte Benjamin und indem ihn Jose bei der Hand nahm, fuhr er fort: „Siehe da Dein Bett, es sollte, genau genommen, zur Erde geneigt sein wie das Lager Trauernder, aber was Micha der Prophet zur Tochter Zions sagt: „Du mußt hinaus aus der Stadt ziehen und auf dem Felde wohnen, aber dort wirst Du gerettet werden, dort wird Dich der Herr erlösen —" das gilt Dir, Du brauchst nicht zu trauern. Und nun mache Dir's bequem und lege Dich nieder, aber sage mir erst: was soll ich Deiner Mutter sagen? Denn jetzt eile ich nach Jerusalem zurück." — „Sage ihr," erwiderte er, „daß ich in guten Händen bin und daß sie, wenn sie mich besuchen will, nach dem ersten Sabbath des Sivan (Juni) kommen möchte."

Das Gefühl, daß es vorerst mit ihm schlimmer werden würde, veranlaßte ihn zu dieser Bitte. Die Mutter sollte nicht erschrecken. In der That wurde er immer kränker. Die weißen eingesunkenen Flecken mehrten sich. Die am Auge und der inneren Handfläche wurden immer unleidlicher. Die Kopfhaare gingen ihm aus, und in den Schuppen, die sich bildeten, zeigten sich die unheilvollen goldgelben Härchen. Der Aussatz war noch in seinem ersten Stadium, bemächtigte sich seiner aber in einer seltenen Vereinigung seiner bösartigen Symptome. Der Schuppenausschlag brannte und der ganze Körper fieberte und wurde immer schwächer. Bei seiner peinlichen Reinlichkeitsliebe wurde er sich selbst immer mehr zum Ekel, denn sich das Gesicht waschen war ihm verboten, und die Hände hätte er sich zwar waschen dürfen, aber die Flechte der inneren Hand machte es ihm unmöglich. Und überdies marterte ihn innerlich die Frage, wo-

durch er doch solches verdient habe. Wenn er sich fragte, was Jose auf diese Frage antworten würde, verglich er ihn mit den Freunden Hiobs, die ihn zum verdientermaßen bestraften Sünder machen wollten, der doch keiner war. Aber, sagte er sich wieder, hat nicht die Krankheit an jenem Tage begonnen, an dem ich Jose und seinen Jesus vor Schelämzi verleugnete? Ja, antwortete er sich, Schelämzi ist stolz und unduldsam, aber ihr wahres Wesen ist das nicht. So nährte er die innere Flamme, obgleich er sich sagen mußte, daß sie ihm nur Pein der Unruhe mache. Zuweilen aber fuhr er auf und rief: „Ich muß sie opfern, ich will sie opfern.“ Und einmal warf er sich so gewaltsam auf sein Angesicht nieder, daß Simeon heraufeilte und noch die Worte vernahm: „O Jesus, o Jesus, wenn Du der Messias Gottes, wenn Du Gott bist, so reiße mir doch die Decke von den Augen, daß ich Dich erkenne!“ — „Mar Benjamin,“ fragte Simeon, „was ist Dir?“ „Ich bin der Mann,“ antwortete er mit Worten Jeremias, der Trübsal leidet durch den Stecken seines Grimmes.“ — „Sprich nicht so,“ sagte darauf Simeon, „es sind Züchtigungen der Liebe, wie Hiobs, von dem unsere Weisen sagen: Er dienete Gott aus Liebe und nur aus Liebe.“ — „Ja, wenn ich das könnte, aber ich liebe die Creatur mehr als Gott,“ rief er, sich vor die Stirne schlagend. Da rief Simeon, indem mitleidige Liebe ihn unwillig machte: „So wirf Dein Zelem (Götzenbild) von Dir fort und werde frei und fröhlich und gesund.“ Diese Worte klangen Benjamin wie des Räthsels Lösung.

In dieser schweren Zeit eilte Jose alltäglich und zuweilen zweimal des Tages zwischen Bethanien und Jerusalem hin und wieder. Er vermittelte den Verkehr zwischen Mutter und Sohn, holte auch zuweilen Arzneimittel und ärztlichen Rath bei Rab Ami und wenn er über einen der Märkte ging, so suchte er fast immer etwas aus, bald feines Weizenmehlgebäck, bald damascenische Zwetschen, oder besonders süße Datteln oder auch einen Strauß rother und weißer Malicha-Rosen, um dem Freunde eine Freude zu machen. Anfangs besuchte er ihn zweimal des Tages. Dann kam er zwar noch zweimal, aber das erste oder das zweite Mal nur, um sich bei dem Oheim nach Benjamins Ergehen zu erkundigen. Denn die Wirklichkeit entsprach bei weitem nicht dem wonnigen Traume Joses von diesen Tagen, wo er dem Freunde mehr als bisher und näher als je zu sein hoffte. Benjamin hatte selten für ihn ein belohnend freundliches Wort, er war meist in sich gekehrt und zuweilen sogar abstoßend. Auf die Frage nach seinem Befinden gab er die nichtssagende Antwort, es gehe ihm gut, und wenn Jose ihm Krankenwärterdienste leisten wollte, lehnte er es dankend ab, statt es dankbar anzunehmen. Und doch war keine offene Aussprache möglich. Der Zustand Benjamins forderte Schonung. Mit ihm nicht über das Christenthum zu sprechen, hatte sich Jose von vornherein vorgenommen; er wollte allen Schein, daß er diese Einsamkeit des Landaufenthaltes proselytenmacherisch ausbeute, vermeiden. So machte ihm denn Benjamins Leiden und dessen Verhalten in seinem Leiden unaussprechliche innere Pein. Manchmal nahm er sich vor, ihn seltener zu besuchen. Aber Beruria nahm ja den Dienst, den er ihm leistete, dankbar auf. Und durch die Einwilligung in die Uebersiedelung nach Bethanien hatte ja auch Benjamin ihm ein Vertrauen geschenkt, das er zu rechtfertigen hatte. So kam er denn zu dem Kranken täglich wenigstens einmal und übte sich in der Liebe, welche, auch wenn sie keine Erwiderung findet, sich gleich bleibt, weil sie nicht sich selbst sucht, sondern liebend die Liebe des Herrn erwidert.

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Baumeister.

Von Hermann Riegel.

Es ist wohl eine im hohen Grade wahre Rede, daß eine ausgezeichnete Schöpfung menschlichen Geistes und menschlicher Kunst gewaltig und im Augenblicke ausschließlich auf unsre Seele wirke, so ausschließlich, daß wir dann unwillkürlich über so ein Werk seinen Urheber vergessen. Durch nichts kann ein wahrhaft großer Künstler mehr geehrt werden, als durch das Geständniß, daß im begeisterten Schauen seiner Werke dem Geiste unbewußt die Vorstellung seiner Person entschwand. Denn wir sprechen damit aus, daß in solchen Werken etwas Ewiges und Allgemeingültiges Gestalt angenommen hat, und daß in ihnen der schaffende Genius auf seinen höheren Ursprung hinweist. Aber der dauernde Umgang mit solchen Schöpfungen wird mit dem täglichen Zunehmen eines vertrauteren Verständnisses auch gerade den lebhaften Wunsch zeitigen, daß wir der Persönlichkeit ihres Meisters näher treten möchten. Und doch geschieht es bisweilen, daß die Bekanntschaft mit der künstlerischen Persönlichkeit — ich meine nicht sowohl der lebenden als hauptsächlich der geschichtlichen — nicht ganz der Vorstellung entspricht, die eine von den Werken freudig entzündete Phantasie leicht und liebevoll sich gebildet hatte. Die Leidenschaften, die das Auge in den reinen und abgeklärten Schöpfungen der Kunst nicht mehr sieht, verdunkeln oft das Bild des Künstlers. Die Kunstgeschichte, namentlich die italienische, ist reich an geeigneten Beispielen. Immer aber haben wir in solchen Fällen die Empfindung, als wenn wir einen inneren Besitz, einen schönen Glauben verlören, denn die Erfahrung erscheint uns so bitter, daß etwas, was wir für vollkommen hielten, was wir gern uns zum Leitstern des eigenen Lebens wählten, mit Schwächen behaftet ist, die unsere Verehrung und Liebe verletzen. Mit trauerndem Gemüthe sehen wir uns um eine Erfahrung reicher, denn was unsre Erkenntniß gewann, verlor unser Herz. Bei einem näheren Eingehen zeigt es sich freilich, daß wir selbst nur die Schuld einer solchen Täuschung trugen, denn warum mußten wir Menschen mit dem Maßstabe der Vollkommenheit messen wollen? Wir werden deshalb uns sorglich hüten, ein Unrecht, das wir begingen, nicht durch ein zweites zu vergrößern, indem wir etwa uns zu Richtern aufwerfen wollten über solche Persönlichkeiten. Wie sie sind, wollen wir sie nehmen, und aus dem Bilde, das sie im Verein mit ihren Werken uns bieten, nicht die Schatten hinweglügen; als ein geschichtliches Ganzes wollen wir sie aufzufassen und zu begreifen suchen.

Aber ein dreifach erhebender Eindruck ist es dann, wenn wir im Laufe der Jahrhunderte einen Mann treffen, dessen Genius Unsterbliches vollbrachte und der uns zugleich in allen Stücken als Mensch ein reines und edles Vorbild sein kann. Doch wie selten ist solch ein Mann! Die neuere deutsche Kunst hat nur einen einzigen hervorgebracht, und es mag zweifelhaft sein, ob aus den früheren Zeiten diesem ein gleich würdiger an die Seite zu stellen sei. Ich meine Schinkel. Wie wir von den Jahren der Kindheit gewöhnt sind, Schiller, den großen Dichter, auch als das Muster eines Charakters und eines Menschen überhaupt anzusehen, so ist Schinkel im Bereich bildender Kunst derjenige, für dessen Natur das Gemeine ebenfalls wesenloser Schein geworden war. Reinheit der Seele und treueste Gesinnung, ein umfassender, philosophisch gebildeter Geist und ein starker Wille zur strengsten Pflichterfüllung, eine natürliche Liebenswürdigkeit gegen Jedermann und die zarteste Empfindung: es sind Eigenschaften, die sich selten, so wie bei ihm, in solcher Steigerung und in so harmonischer Vereinigung finden. Allerdings hat die harte und furchtbare Zeit der napoleonischen Kriege, in die Schinkels Jugend fiel, in Deutschland manchen vollkommenen Charakter hervorgebracht, und Namen wie Stein, Gneisenau, Scharnhorst, York, Fichte, Arndt, und wie sie alle heißen mögen, sind mit unvergänglichem Glanze umgeben; aber kaum in einem von allen diesen ist jenes völlige Ebenmaß aller Bestrebungen und Eigenschaften, jene klare Durchsichtigkeit des ganzen Wesens, wie diese Schinkel eigen waren. Es ist ja auch natürlich, daß in solcher Noth wie damals die Lenker des Staates, die Helden des Krieges und die Redner des Volkes mit einer glühenden Leidenschaft ausgestattet sein mußten, die im freundlichen Dienste der Musen zu einem milderen Feuer sich mäßigt. Und zu dieser menschlichen Größe Schinkels gesellt sich ein umfassender, reicher Genius, der in jeder der drei bildenden Künste schöpferisch auftrat und der zugleich mit einer, in solchem Falle sehr seltenen, Klarheit sich über das Wesen der Kunst wissenschaftlich äußerte, der mächtig seine eigenen Bahnen in die Breite und in die Tiefe ging. Dieser künstlerische Genius durchdrang Schinkels Persönlichkeit bis in das unbedeu-

tende Alltagsleben hinein, und er gestaltete das ganze Dasein zu einem Kunstwerke.

„Der Mensch" — sagt er selbst — „bilde sich in allem schön, damit jede von ihm ausgehende Handlung durch und durch in Motiven und Ausführung schön werde. Jede Handlung sei ihm eine Kunstaufgabe. In der Schönheit des Handelns liegen verborgen: Anstand, Zweckmäßigkeit, Moralität und der eigene höhere Zauber der Schönheit, den die Natur selbst in so vielem als Vorbild aufgestellt hat für das Auge, welches es sehen kann und sich gewöhnt hat, es zu sehen."

Diesen Grundsätzen folgend hatte Schinkel in ernster Selbsterziehung und Selbstbildung ein sehr ungewöhnliches Maß von Uebereinstimmung seines reich begabten Innern mit allen seinen Aeußerungen gewonnen. Obwohl von Gestalt nicht schön, hatte doch die Schönheit seiner Seele seine ganze Erscheinung so durchdrungen, daß ihn Jedermann nur mit Freude sehen konnte. In seiner großen amtlichen Thätigkeit, besonders als Architekt so bedeutender Unternehmungen und als Lehrer offenbarte er eine milde Schonung des Schwächeren und eine liebenswürdige Bereitwilligkeit zu helfen. Auf den Bauplätzen, in den Werkstätten und Hörsälen war Schinkels Erscheinung immer der Anlaß einer festlich gehobenen Stunde. Seine Geduld und Langmuth, die ihn als Menschen ziert, ging aber vielleicht hie und da über die Grenzen hinaus, welche die Pflicht gegen seinen eigenen Genius ihm auferlegte. Denn ohne Verdruß machte er Entwürfe über Entwürfe, berücksichtigte Bedenken und Wünsche und ließ sich selbst lästige Bedingungen gefallen. Nie hat er hierdurch der Kunst etwas Wesentliches vergeben, denn er wußte stets selbst die widerwärtigsten Hindernisse und Einschränkungen siegreich zu überwinden; aber er hat kostbare und unersetzliche Zeit geopfert. Ebenso übernahm er in amtlichen Dingen wohl manche Arbeit, die er ebenso gut durch einen anderen hätte erledigen lassen können; allein sein strenges Pflichtgefühl und sein nie ruhender Arbeitstrieb ließen ihm manch lästige Anhängsel seines eigentlich künstlerischen Daseins leicht erscheinen. Immer blieb er heiter und bei gutem Willen. Nur in einem Falle konnte sich Schinkels Wesen verwandeln. Es war dann, wenn Anmaßung und Schein, mit einem Worte die Lüge in jeglicher Gestalt ihm gegenübertrat. Dann empörte sich sein ganz auf Recht und Wahrheit gerichteter Sinn, und er hatte dann die ihm natürliche Nachsichtigkeit verloren.

Schinkels künstlerischer Genius war umfassend wie kein anderer seit Jahrhunderten. Er wäre ein ebenso großer Maler oder Bildhauer geworden, als er groß in der Baukunst wurde; ja auch zum Ingenieur und zum Gelehrten hatte er nicht geringe Anlage; in amtlichen Geschäften und als Lehrer war er gleich bedeutend. Es ist keine Frage, daß Schinkel sich auch unsterblichen Ruhm erworben hätte, würde er auch niemals ein Bauwerk ausgeführt haben. In älteren Jahrhunderten, wo der methodische Bildungsgang und die strenge Sonderung der Berufsarten nicht so bestand wie jetzt, würde Schinkel sich als universeller Genius, gleich einem Leonardo oder Dürer, in verschiedenen Fächern mit gleicher Vollkommenheit haben bethätigen können. Bei den Schranken, die unsere Zeit hier gezogen, hat Schinkel dennoch eine Vielseitigkeit bekundet, mit der er durchaus einzig dasteht in unserem Jahrhundert. Jetzt verehren wir ihn zwar fast ausschließlich als Wiederhersteller der Baukunst und nennen ihn neben Thorwaldsen und Cornelius als eine der Spitzen deutscher Kunst, allein seine Malereien und seine Entwürfe für Bildwerke weisen ihm auch in diesen beiden Künsten eine hohe Stelle an. Seine Malereien sind es, die ihm zuerst einen großen Ruf verschafften, und in der Bildhauerei würde er unzweifelhaft einen Erfolg ersten Ranges erzielt haben. Aber wie Michelangelo, der in allen drei Künsten arbeitete, doch bekannte: er sei eigentlich Bildhauer, so war Schinkel ganz entschieden zum Baumeister geboren. Seine Phantasie war von Jugend an hauptsächlich und vorwiegend auf die Denkmäler der Baukunst gerichtet, und die Natur hatte ihm hierzu die Gabe für Malerei und Bildhauerei verliehen, damit er das Zusammenwirken aller drei Künste recht innig erfassen könne, und den scharfen Verstand für technische Berechnungen und Constructionen, damit er auch dauerhaft errichten könne, was er baue. So rundete sich auch nach der künstlerischen Seite Schinkels Erscheinung zu jener schönen Harmonie ab, die ihn als Mensch so hoch auszeichnet.

Schinkel war am 13. März 1781, jetzt also vor 88 Jahren, zu Neu-Ruppin geboren. Seinen Vater, den dortigen Superintendenten, verlor er 1795, und die Wittwe siedelte dann nach Berlin über, wo er seine Schulbildung vollendete. Nicht ohne die Beseitigung gefährlicher Hindernisse und die Prüfung strenger Charakterfestigkeit glückte es ihm, sich dem Baufache, für das er den entschiedensten Beruf in sich fühlte, zu widmen. Und indem er sich hierzu der Leitung des Geheimen Oberbaurathes Gilly anvertraute, fand er in dessen Sohn, Friedrich Gilly, einen begeisterungsvollen Künstler, der neuen Idealen nachstrebte. Aber kaum zwei Jahre genoß er dieses entscheidenden Umganges, denn schon im Jahre 1800 starb Friedrich Gilly, 29 Jahre alt, während Schinkel selbst erst 19 zählte. Oft ist geklagt worden, was Schinkel durch diesen Tod verlor, und gewiß vom Standpunkte der persönlichen Beziehung mit Recht. Allein aus dem Grabe, in das seine hingebende Liebe mit dem Freunde die schönsten Hoffnungen versenkt hatte, sproßte für ihn ein neues Dasein auf.

Schinkel stand plötzlich, noch in Jünglingsjahren, auf eigenen Füßen und das Leben stellte Anforderungen an ihn als einen Mann. Er führte nicht wenige Bauten in jener Zeit aus und nährte im Stillen den Wunsch, durch eine Reise nach Italien seinen künstlerischen Anschauungskreis zu erweitern. Diese Reise führte er auch wirklich in den Jahren 1803 bis 5 aus. Heimgekehrt fand er das Vaterland voll Krieg und Kriegsgeschrei, und wäre noch irgendwo ein Fünkchen Baulust gewesen, so vernichtete diesen völlig, zugleich mit dem Staate und dem Wohlstande des Volkes, die Schlacht von Jena. Ein volles Jahrzehnt mußte Schinkel jeder erheblichen baulichen Thätigkeit entsagen, aber dies Jahrzehnt diente gewiß dazu, den Begriff dessen, was er wollte und sollte, ihm selbst recht klar zu machen und seine Talente und Anschauungen in künstlerischer Beziehung wesentlich zu entwickeln. Die Werke, welche Schinkel in diesen Jahren im Gebiete der Malerei hervorgebracht hat, haben unzweifelhaft die wohlthätige Rückwirkung auf ihn als Baumeister geübt; uns aber bezeugen sie vornehmlich die Vielseitigkeit und Kraft seines Genius. Meistentheils sind es Landschaften, oder Landschaften mit bedeutenden Bauwerken zu einem Ganzen vereinigt; viele davon sind in Oel, viele in verschiedenen Arten der Zeichnung ausgeführt. Wenn diese Arbeiten Schinkel unter den gebildeten Kunstfreunden zahlreiche Verehrer verschafften, — so z. B. Gneisenau, der ihm über einige bestellte Landschaften mitten aus dem Kriegslager der Jahre 1813 und 14 briefliche Mittheilungen machte, — so verbreiteten die berühmt gewordenen großen Dioramen, die er für Gropius machte, seinen Ruf in weite Kreise des Volkes. Er stellte dort in den wechselnden Jahren die 7 Wunderwerke der Welt, andere bedeutende Baudenkmäler, zuletzt nicht ohne die Absicht unmittelbar die Gemüther zu erregen, den Brand von Moskau und die Schlacht von Leipzig dar. Schinkel hatte während der tiefsten Erniedrigung Deutschlands schwer gelitten, Fichtes Reden an die deutsche Nation, denen er mit Ohr und Seele folgte, wie der Umgang mit anderen kühn denkenden Männern, hatten seine Hoffnungen gestärkt. Seines Theiles trug er denn, so viel er konnte, sein Scherflein bei zu der unvergleichlichen Erhebung vom Frühjahr 1813. In Zeichnungen und Bildern sprach sich seine mächtig drängende Phantasie aus, zum Landsturm ließ er sich einschreiben und die vollständige Ausrüstung eines freiwilligen Jägers legte er als ein Opfer auf den Altar des Vaterlandes nieder.

Im März 1815 wurde Schinkel Geheimer Oberbaurath, und bald darauf begann eine Epoche, in der er seine eigentliche und geschichtliche große Thätigkeit entfaltete. Ein herrliches Baudenkmal nach dem andern entstand nach seinen Plänen, in vielen Entwürfen legte er neue und vortreffliche Gedanken nieder, und der äußeren Erscheinung der Hauptstadt Berlin, in ihren schöneren Theilen, drückte er den Stempel seines künstlerischen Geistes auf. In alle Gebiete des preußischen Staates erstreckte sich sein Einfluß, in deutsche Nachbarländer rief man ihn, von München holte man sich Rathes bei ihm; für Athen entwarf er ein Schloß des neuen Hellenenkönigs auf der Akropolis und für die Czarin einen Feenpalast an den Ufern des schwarzen Meeres. Zugleich wirkte er Hand in Hand mit seinem Freunde Beuth auf die Veredelung des Gewerbes, und entwickelte nach allen Richtungen seines amtlichen und außeramtlichen Berufes die heilsamste Einwirkung. Er wollte eben das Leben in allen Theilen und Gebieten durch Läuterung des Geschmackes und durch reine Schönheit veredeln, und hoffte so auch zur moralischen Hebung des Menschengeschlechts beizutragen. Das Schöne sah Schinkel an als

eine Hauptgrundlage menschlichen Daseins, auf der das vernünftige Leben sich auferbaut. Für ein solches waren ihm „wahre Kunst und wahre Wissenschaft nothwendige Bedingniß", und aus der engen Vereinigung beider ging ihm eine tiefe sittliche Wirkung hervor. Indem er der Kunst nun diese hohe Aufgabe zuwies, war er sich wohl bewußt, daß ihre sittliche Wirkung nur eine langsame, durch steten Umgang sich bildende sein könne. Zu großen moralischen Entschlüssen wird sie so leicht nicht anregen, aber „Naivetät und Unschuld des Lebens soll sie hervorrufen." Wie Schinkel an sich selbst in diesem Sinne bildete, so suchte er auch auf seine Zeitgenossen bildend einzuwirken, und so vereinten seine Ziele, die er als Künstler, ja als Beamter verfolgte, sich mit den Idealen, denen er als Mensch nachlebte.

Das äußere Dasein Schinkels in jenen 25 Jahren seiner baulichen Thätigkeit floß gleichmäßig dahin. Im Jahr 1824 machte er eine zweite Reise nach Italien, später eine nach Frankreich, England und in verschiedene Theile von Deutschland. Nach und nach stieg er auf bis zum Oberlandesbaudirector, aber schon im September des Jahres 1840 brach ein längst gefürchtetes Uebel aus und warf den noch nicht Sechszigjährigen auf ein trauriges Siechbette; eine Verknöcherung der Arterien des Gehirnes hatte Umnachtung des Geistes zur Folge, bis endlich nach 13 schweren Monaten der Tod den Leiden ein willkommenes Ziel setzte. Freunde ließen eine schöne Säule auf das Grab des Meisters setzen; das schönste Denkmal aber errichtete Friedrich Wilhelm IV dem großen Künstler durch die Stiftung des „Schinkel-Museum," wo alle nur irgendwie zu erlangenden Zeichnungen und Malereien Schinkels vereinigt wurden, so daß aus dem Studium dieser Sammlung ein vollständiges Bild von jenem umfassenden und hohen Genius erworben werden kann. Dabei tritt auch seine große Arbeitskraft und Wirkungsfülle zu Tage, in dem Maße wie sie, bei sachlicher Bedeutung der Leistungen, nur Auserwählten zu Theil wird. Die Mappen des Museums enthalten nicht weniger als 3664 Blätter seiner Hand. Und in den verschiedensten Arten der Ausführung sind alle mit solcher Vollendung gezeichnet oder gemalt, daß selbst die besten Nachbildungen und Vervielfältigungen derselben neben den Originalen stets verlieren.

Schinkels Werke theilt man zur bequemeren und besseren Uebersicht in mehrere Gruppen ein, allein indem man dies thut, sollte man doch bei Betrachtung der einzelnen Schöpfungen nie vergessen, daß alle aus derselben einheitlich und groß angelegten Künstlernatur hervorgegangen sind. Obenan stehen seine ausgeführten Bauten, namentlich die öffentlichen Zwecken dienenden Gebäude, wie das Neue Museum und das Neue Schauspielhaus zu Berlin, die Wachen zu Berlin und Dresden, die Schloßbrücke, wie andere monumentale Brücken und Thore, denen sich Schlösser und Paläste, Lusthäuser und Wohngebäude anreihen. Dann folgen Kirchen, wie die Werdersche in Berlin, die Nicolaikirche in Potsdam, ferner Schulen, z. B. die Ingenieur- und Artillerieschule in Berlin ꝛc. ꝛc. Diese zahlreichen Bauten werden durch eine noch größere Zahl von Entwürfen ergänzt, die nicht ausgeführt wurden und unter denen die reifsten Früchte des Schinkelschen Genius sich befinden. Auch im Fache der baulichen Decoration und des Kunstgewerbes liegen neben sehr vielen ausgeführten Sachen nicht wenig unausgeführte Blätter vor. Einen Uebergang von der Baukunst zur Malerei bilden Schinkels Entwürfe zu Theaterdecorationen, wo er, ohne statischen und constructiven Bedingungen praktisch Rechnung tragen zu brauchen, seine reiche Phantasie sich ganz frei ergehen lassen konnte. Die meisten dieser Zeichnungen stellen freilich architektonische Räume, von außen oder innen gesehen, dar, doch sind mehrere auch mehr landschaftlicher Art. Seine Entwürfe für Bildhauerarbeiten entstanden der Hauptsache nach im Anschluß an seine Bauten; er zeichnete gern die Reliefs und die freistehenden Figuren selbst und fand in Kiß, Tieck u. a. bedeutenden Bildhauern Männer, die mit Freude und Verständniß nach seinen Zeichnungen modellirten. Mehrere große Giebelgruppen und zahlreiche Reliefs gingen auf diese Weise hervor. Und ebenso wie er als Baumeister mit dem Bau zugleich an dessen bildnerischen Schmuck dachte, erfand er auch die Malereien, die innere Räume zieren oder dem Aeußern ein heiteres Ansehen geben sollten. Obwohl er nicht bis ins Kleinste hinein die Formen der menschlichen Gestalt mit vollständiger Sicherheit stets beherrschte, so zeigte er sich doch namentlich in den Entwürfen für die Fresken der Halle des Museums als ein auch mit der Figurenmalerei vertrauter, sehr erfindungsreicher Künstler. Aber am größten als Maler war er auf dem Gebiete der Landschaft, wo ihm die Stylvollendung eines Claude Lorrain und die sinnige Naturempfindung der Niederländer in gleicher, hervorragender Weise gegeben war.

Es ist dem Zwecke dieses Aufsatzes nicht entsprechend und bei dem Umfange, welchen diese Blätter zulassen, nicht möglich, auf die Werke Schinkels näher einzugehen oder einzelne derselben zu genauerer Betrachtung und Schilderung herauszuheben. Demjenigen, der tiefer in die Sache eingehen will, bieten hierzu die herausgegebenen Werke, die sich in zahlreichen Händen befinden, das überall leicht zugängliche Mittel. Ergänzt werden dieselben durch ein dreibändiges Buch „Aus Schinkels Nachlaß", welches viele Briefe, Berichte, Gutachten und Bruchstücke wissenschaftlicher Arbeiten enthält. Diesem Buche wurden die Aeußerungen Schinkels, welche an einigen Stellen hier mitgetheilt sind, entnommen. Von den ausgeführten Bauten, ganz besonders dem Museum und Schauspielhause zu Berlin sind überdies viele Ansichten und Photographien vorhanden, die ein Bild dieser ausgezeichneten Werke geben.

Für Schinkels in der deutschen Kunstgeschichte Epoche machende Erscheinung ist seine Thätigkeit als *Baumeister* entscheidend. Was er auf dem Felde der Bildhauerei und Malerei geleistet, sichert ihm für alle Zeiten die Anerkennung seiner umfassenden Kunstanlage, — was er in seiner amtlichen Stellung auf die Architekten, die Studirenden, die Bauhandwerker, die Kunstgewerbe gewirkt, ist von großen Erfolgen gewesen, — allein alles dieses konnte ihm jene kunstgeschichtliche Bedeutung nicht gewähren, die wir mit seinem Namen verbinden. Nur der gänzlich neue, von allem früheren verschiedene Geist, mit dem er die Aufgaben und das Wesen der Baukunst erfaßte, konnte seinen hohen Ruhm begründen.

Bei dem traurigen Zustande der Künste im vorigen Jahrhundert stand im allgemeinen die Baukunst wohl am schlechtesten. Mit vereinzelten Ausnahmen, besonders einigen Baudenkmälern, die den friedericianischen Geist würdig wiederspiegeln, fehlte jener baulichen Thätigkeit stets der wirklich architektonisch bedeutende Gedanke. Man tändelte mit den Unformen des Roccoco oder begnügte sich mit einer vollständigen Formlosigkeit. Die letztere Art einer nüchternen Kahlheit, die in einigen Kasernen und Krankenhäusern jener Zeit ihre Triumphe feiert, war aber schon später als jene Liebhaberei des Roccoco und trat gleichsam in einer äußersten Reaction gegen das überladene barocke Wesen auf. Einerseits war das Bauwerk also ganz in schwülstige Zierrathen, denen jeder echt ornamentale Sinn abging, aufgelöst, andrerseits stand es in barbarischer Schmucklosigkeit und Oede da; in beiden Fällen aber war von wirklicher Kunst keine Rede mehr. Wie jedoch der Wunsch und das Bewußtsein einer Verjüngung, eines Wiederauflebens der Künste allgemeiner und immer allgemeiner wurde, so waren ähnlich, wie in der Malerei und Bildhauerei auch Versuche zu einer Wiederbelebung der Baukunst, z. B. durch Langerhans und Genelli, gemacht worden. Aber so verhältnißmäßig anerkennungswerth dieselben auch sein mögen, so waren sie doch eben nur Versuche eklektischer Talente, und sie verhalten sich zu dem, was später eintrat, wie Mengs und Tischbein zu Karstens und dessen Nachfolgern. Es fehlte ihnen der zündende Genius mit seiner Fülle, Klarheit und Nothwendigkeit. Da geschah es, daß in Friedrich Gilly, der 12 Jahr jünger war als Karstens, ähnliche Ideen und Bestrebungen, wie sie in diesem Meister sich verkörperten, in Bezug auf die Baukunst erwachten. Es war dieselbe innige Ueberzeugung von der Abgelebtheit der damals zeitgenössischen Kunst und von der Nothwendigkeit eines tiefen Rückganges auf Natur und Wahrheit, dieselbe Begeisterung für das höchste Schöne und das classische Alterthum. Karstens war es trotz aller Hindernisse und aller Bedrängniß doch vergönnt gewesen, eine beträchtliche Zahl von Werken auszuführen, an denen sich andere bildeten, aber Gilly wurde zeitig vom Tode hinweggerafft und sein Andenken lebte nur fort in den dankbaren Herzen weniger Schüler. Unter diesen war Schinkel. Wie Thorwaldsen noch in späten Jahren äußerte, daß er Karstens in der Kunst alles verdanke, so fühlte sich auch Schinkel seinem verehrten Lehrer Gilly lebenslang verpflichtet. Daß er bei ihm die entscheidendsten Anregungen zu einer Umkehr von dem herrschenden Geschmacke und zu einer Begeisterung für antike Kunst empfing, geht auch daraus hervor, daß Klenze, der später in München so viel und so vielerlei bauen mußte, bei Gilly, wo er gleichzeitig mit Schinkel war,

ganz ähnliche Anregungen erhielt. Aber der Boden, auf welchen dieser Samen fiel, war bei beiden Jünglingen sehr verschieden. Auch darin unterschieden sie sich, daß, während Klenze in den Jahren des Unglücks am Hofe des bonapartischen Satrapen in Kassel ein behagliches Unterkommen fand, Schinkel als Maler sich beschäftigen mußte und seine Hoffnungen an Fichtes Reden an die deutsche Nation erstarken ließ.

Diese nationale Begeisterung hatte denn auch auf seine Kunstanschauungen einen Rückschlag ausgeübt, und er machte eine Periode durch, wo das Antike als heidnisch ihm verwerflich und nur das mittelalterlich Deutsche als nachahmungswerth erschien. Sehr bald sah er freilich ein, daß die Dinge in Wirklichkeit anders lagen, und daß er ein recht echter Deutscher sein und bleiben könnte, auch wenn er „künstliche Himmel erbaute auf schlanken ionischen Säulen." Kein Dichter war ja damals so in aller Munde als Schiller, und Schiller, der Künstler, strebte ja bewußt hellenischer Schönheit nach. Nur ungern gab daher Schinkel nach, als der König ausdrücklich darauf beharrte, daß das nach den Kriegen von diesem dem Volke zu errichtende Denkmal im gothischen oder wie man damals sagte im deutschen Style ausgeführt würde. Die kurze Vermengung von politischer und künstlerischer Begeisterung war bald der helleren Einsicht gewichen und Schinkel kehrte, als er im Jahre 1816 seine großen Bauten begann, zu den Idealen seiner Jünglingsjahre, doch in männlicher Reife, zurück.

Nach den Grundsätzen griechischer Schönheit wollte er im deutschen Geiste bauen und schaffen, ohne sich an die Schranken antiker Constructionen zu binden und ohne dem modernen Bedürfniß etwas zu vergeben. Das innewohnende Lebensprincip der griechischen Baukunst fühlte er in sich zu neuem Dasein erwacht und verwirklichte es in voller Uebereinstimmung mit den technischen Mitteln und den praktischen Bedingungen der Gegenwart. Aber diese Grundsätze waren bei Schinkel selbst zu einem ihm innewohnenden Lebensprincip geworden, das unbewußt durch die künstlerische Inspiration sich aussprach. Nicht mit reflectirendem Verstande nahm er griechische Bauformen auf und wendete sie an — wie dies im großen und ganzen bei Klenze der Fall war — sondern er bildete frei und schöpferisch weiter auf dem Grunde der alten Kunst. Er wollte unter innerer Anlehnung an die hellenische Formenwelt seiner Zeit eine neue baukünstlerische Sprache verleihen, die unter der Bedingung höchster Schönheit und wahrhaftiger Einfalt aus dem Wesen der Sache selbst mit Nothwendigkeit hervorgegangen war.

Im ganzen Umfange der Formensprache aller Baustyle ist nichts so schwer zu verstehen und so schwer anzuwenden als die Theile der griechischen Architektur. Das macht, weil eben jedes Glied, jedes Ornament wahrhaftes Kunstwerk ist, das die Willkür ausschließt. Die Gestalt und Verzierung der Säule, des Gebälkes, des Gesimses, der Wand, der Decke und des Daches spricht symbolisch in Kunstformen nur aus, was diese Theile innerhalb des Baues ihrem Zweck und Wesen nach bedeuten. Jeder zufällige Zierrath ist ausgeschlossen, aber die Formensprache ist so reich, daß sie für ein neues bauliches Bedürfniß leicht auch die neue Gestalt schafft. Hier knüpfte Schinkels Genius an. Er verwarf es entschieden, „abgeschlossenes Historisches zu wiederholen, wodurch keine Geschichte erzeugt wird," sondern er wollte, daß „ein solches Neues geschaffen werden muß, welches im Stande ist, eine wirkliche Fortsetzung der Geschichte zuzulassen." So schrieb er wenige Jahre vor seinem Tode, wahrscheinlich 1835, an den nachmaligen König Max von Baiern, und er setzte in der ihm eigenen Bescheidenheit hinzu: „Könnte man, altgriechische Baukunst in ihrem geistigen Princip festhaltend, sie auf die Bedingungen unserer neuen Weltperiode erweitern, worin zugleich die harmonische Verschmelzung des besten aus allen Zwischenperioden liegt, so möchte man für die Aufgabe vielleicht das Geeignetste gefunden haben; dazu gehört aber freilich Genie, welches sich niemand erringen kann, sondern das dem Beglückten vom Himmel her unbewußt zu Theil wird." Schinkel aber war wirklich dieser Beglückte; er hatte die Fülle der Gaben empfangen, die zur Lösung solch einer Aufgabe befähigt; er baute im Sinne hellenischer Schönheit und schuf der deutschen Baukunst eine neue Formensprache. Aber nicht dies allein; ein neuer Geist, der auf Strenge und Würde, Größe und Ernst ganz gerichtet ist, lebte in seinen Werken wieder auf. Er errichtete wieder Bauten, die Monumente der Zeit und Geschichte wurden, und die durch ihre reine, schlichte Schönheit noch nach Jahrtausenden, wenn sie versunken und nur Schilderungen von ihnen noch übrig sind, die Bewunderung der Menschen hervorrufen werden. Er ist es gewesen, der, ein zweiter Filippo Brunelleschi, die Baukunst neu begründet, dem Auge der Welt neue Denkmäler vollkommener Kunst hingestellt und durch einen großen Kreis begabter Schüler eine glänzende Nachfolge gehabt hat und noch hat. Mit treffenden Worten preist, in seinem bekannten Schinkelliede, Emanuel Geibel den großen Mann und seine That und nennt ihn den,

„den die Steine müßten preisen,
würden Menschenzungen Stein:

Ihn, der von dem trüben Drucke
welscher Mißkunst unberührt,
siegreich aus erlerntem Schmucke
uns zu ew'gem Maß geführt.

Denn zur Schönheit ging sein Sehnen
wie mit Flügelschlag empor,
und die Schwäne der Hellenen
sangen um sein junges Ohr,

Bis er ganz dahin gegeben
seiner Heimat heil'gem Ruf
deutschem Geist und deutschem Leben
neuer Formen Fülle schuf."

In der Erfüllung dieser Sendung, der künstlerischen Aufgabe seines Lebens fühlte sich Schinkel wie in einem heiligen Amte. Mit selbstloser Hingabe an die Sache und nie ruhendem Streben hat er erkauft, was er uns geschenkt. Die strengsten Anforderungen stellte er an sich, während er gegen andre doch voll Nachsicht war; nie hat er sich genügen lassen an dem leicht Gewonnenen, immer hat er mit höchster Anspannung aller künstlerischen Kräfte gearbeitet. Sein Grundsatz war, daß „nur das Kunstwerk ein wahres Interesse einflöße und erbaue, welches edle Kräfte gekostet hat, und dem man das höchste Streben des Menschen, eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte ansieht." Deshalb entsteht in ihm ein übermächtiger Drang nach Gestaltung, aber indem das im Geiste Geschaute oder Geahnte sichtbare Gestalt vor dem leiblichen Auge annimmt, tritt das natürliche menschliche Gefühl der Schwäche und Ungewißheit an seine Seele. „Aus diesem Gefühle — sagt Schinkel — „erklärt sich das oft furchtsame, ängstliche und demüthige Naturell der größten Genies der Erde." Dies begleitende Gefühl aber, weit entfernt die schöpferische Kraft zu hemmen, steigert sie gerade, indem es sie aufs höchste anspannt, zu ihren vollkommensten Aeußerungen. Deshalb liegt im Schaffen und Hervorbringen ein so einziges Glück. Das Hervorgebrachte zu betrachten ist für seinen eigenen Urheber keine volle und reine Befriedigung mehr, denn seine demüthige Seele wird ihm das eigene Werk klein erscheinen lassen und sein helles Auge wird leicht entscheiden, wo eine größere Vollkommenheit noch möglich war. Auch schafft er ja nicht für sein Auge; fremde Augen sollen sich daran erfreuen und fremde Herzen sich daran erheben. Und diesen ist die Aufgabe gegeben, anschauend, in ihnen selbst das Werk lebendig zu machen und des schaffenden Genius geheimsten Spuren nachzufühlen.

Schinkel hat es nicht ausgesprochen, aber indem er als eine Grundlage vernunftgemäßen Daseins das Schöne und als die sittliche Wirkung der schönen Kunst Naivetät und Unschuld des Lebens erklärte, legte er, ohne es zu sagen, dies kostbare Vermächtniß in die Hände der Frauen. Nur durch sie kann, in großem Umfange, dem Schönen, der Kunst diese heiligende Macht errungen und erhalten werden. Denn sie sind es ja, die durch ihre Erscheinung, ihr Naturell und durch ihr Walten in gefälliger Häuslichkeit den Sinn für das Schöne ganz allgemein machen können. Würden in ihren Herzen Schinkels Worte von der göttlichen Kraft der Kunst keinen lebendigen Widerhall finden, so wäre der größten Künstler Walten fast eitel und vergeblich.

In Bezug auf die Baukunst freilich wird die aufnehmende, genießende und begreifende Thätigkeit vielen Kunstfreunden und namentlich Kunstfreundinnen nicht so geläufig sein, wie dies bei der Bildhauerei und Malerei der Fall ist. Es ist dies tief in dem strengen Wesen der Baukunst und in ihrer, von der Natur ganz verschiedenen, symbolischen Formensprache begründet. Um so größer der bauliche Gedanke ist und um so reiner die künstlerische Formensprache ist, um so schwerer wird aber für unsere Zeit, die keinen ihr ausschließlich eigenen Styl besitzt, ein allgemeines Verständniß zu erhoffen sein. Doch größer im Geiste und schöner in der Gestalt als

Karl Friedrich Schinkel.

Schinkels Bauten hat das Jahrhundert keine Monumente erzeugt. So kommt's, daß man wohl bisweilen die Frage hört, was denn an jener Säulenhalle, jenem Kuppelbau so unerreicht Schönes eigentlich sei? Da ist dann freilich immer der gute Rath für eine Antwort theuer; denn wenn die Empfindung nicht von selbst, wenigstens ahnend, spricht — wer könnte da Begeisterung erwecken! Aber bis auf solche einzelne Ausnahmen sind ja doch die vertrauteren Freunde der Kunst innig durchdrungen von der Ueberzeugung, daß in Schinkel die Baukunst eine wahrhafte Verjüngung und seit der hingesunkenen Herrlichkeit von Hellas eine ihrer schönsten Blüthen erlebt hat.

Fliegende Blätter aus Amerika.

VIII. Die geheime Polizei New-Yorks.*)

Seitdem New-York an Größe und an Verbrechen immer mehr wuchs, stellte es sich heraus, daß — wie in anderen Großstädten — die offen auftretende Polizei ungenügend sei, und es wurde daher nicht blos eine officielle Geheimpolizei organisirt, welche ihr Centralbüreau in dem Marmorpalast des New-Yorker Polizeiamts in Mulberry Street hat, sondern es bildeten sich auch aus Gewinnsucht und aus Lust an Abenteuern einzelne Privatdetektivegesellschaften.

*) Vgl. Nr. 24 S. 382.

Außer der Centraldetektivepolizei, den Bundesdetektives und den Steuerdetektives gibt es noch folgende Privatdetektives: für Pferdeeisenbahnen, für Versicherungsgesellschaften und Banken, für Kaufleute, für Hotels, und für Leute, welche nach Ehescheidungsgründen suchen, sowie noch mehrere allgemeine Informationsbüreaux.

Statten wir dem „Office" des Büreauchefs der geheimen Polizei einen Besuch ab, so sehen wir in einem unscheinbaren, kleinen Zimmer einen dicken, großen Mann, dessen Aeußeres viel zu schwerfällig erscheint, als daß man in ihm einen Detektive vermuthen würde. Blickt man ihm jedoch in das durchdringende Auge, so merkt man sofort, daß sein Besitzer viele Schlauheit besitzen muß. Er ist umgeben von

etwa einem halben Dutzend Männern in Civilkleidung, die tabackkauend, rauchend und conversirend auf Stühlen herumlungern. Ein Uneingeweihter würde in dieser Gruppe nicht die scharfsinnigsten, ausdauerndsten und erfolgreichsten Detektives erkennen; Leute, die seit ihrer Kindheit unter der Verbrecherwelt gelebt haben. Sie sind schweigsam, argwöhnisch und von zurückhaltendem Wesen. Wenn sie sich auch über Vergangenes offen aussprechen, so lassen sie doch nie ein Wort über das fallen, was sie zu thun beabsichtigen. Obwohl sie viele großartige Verbrechen aufgespürt haben, so ist es übrigens doch notorisch, daß sie nicht die Hälfte von dem thun oder gethan haben, was sie thun könnten. Sie kennen alle Diebe und Diebeshöhlen in New-York und können, wenn es ihr Interesse erfordert, in jedem beliebigen Augenblick „ihrem Mann" auf die Spur kommen. Ihr System persönlicher Berühmtheit steht im direkten Gegensatze zu dem englischen System, welches absolute Geheimhaltung der Detektives und ihrer Bewegungen fordert. Ihre wohlbekannte Familiarität mit Dieben und Spitzbuben, obgleich durch manche Gründe erklärt, ist sicherlich verdächtig. Die Praxis der Belohnungen von Seiten der Betheiligten, obwohl officiell verboten, ist ein schreiender Uebelstand. Während der Gehalt des Capitäns 2000 Doll., der seiner Untergebenen 1200 Doll. beträgt, leben sie nicht blos in Luxus, sondern legen sich auch in kurzem ein Vermögen zurück. Reiche Leute bekommen ihr Geld, ihre Bonds oder sonstige Werthsachen durch Detektives nicht zurück, ohne daß sie einen gehörigen Procentsatz opfern, und arme Leute bekommen ihr Eigenthum meist gar nicht zurück. Diebe und Detektives handeln nur zu oft im besten Einverständniß und letztere sind oft weiter nichts als bloße Unterhändler zwischen Dieben und Bestohlenen.

Die Gesammtzahl der in New-York angestellten Detektives beträgt 330 Mann, die Gebühren der officiellen sind 3 Doll. per Tag, während Privatdetektives von ihrem Principal mit 6 bis 10 Doll. per Tag bezahlt werden, wogegen dieser seine Auftraggeber um wenigstens den doppelten Betrag schröpft.

Die kleinsten Umstände genügen oft den Detektives, einen Verbrecher zu entdecken. Ein großes Seidengeschäft in New-York wurde um eine ungeheure Quantität Sammt- und Seidenstoffe im Werth von vielen tausend Dollars bestohlen. Die Einbrecher mietheten ein altes, an das Waarenlager grenzendes Haus, brachen ein Loch durch die Wand und trugen die Waaren fort. Die That war geschickt ausgeführt; es schien sich keine Spur der Thäter zu finden. Da fand ein Detektive in einer Spalte des durchgebrochenen Lochs einen Knopf von auffallender Form. Er steckte ihn zu sich und begann nun, mit diesem Anhaltepunkt versehen, seine Nachforschungen in allen Diebeshöhlen der Stadt. Wohl bewaffnet besuchte er sie häufiger als gewöhnlich, bis er an einem solchen Platze einen Mann sah, der einen Rock mit denselben Knöpfen, wie der gefundene trug, von denen einer fehlte. Er rief sofort einige Kameraden herbei, die er vor der Thür aufstellte, ging dann hinein und beschuldigte den Mann mit den Knöpfen sofort des Seidendiebstahls, indem er auf solche Einzelheiten einging, daß der Verbrecher glaubte, einer seiner Spießgesellen habe ein Geständniß abgelegt. Er gestand und führte die Polizei nach dem Ort, wo die Waaren versteckt lagen. Durch seine Verhaftung wurde dann die Spur der anderen Thäter entdeckt.

Kein Fall wurde jemals feiner aufgespürt, als der Mord eines gewissen Otero. Ein Fremder wurde, brutal ermordet, in einem der Parks von Brooklyn gefunden. Man entdeckte keine Spur des Mörders. Der Chef der Detektivepolizei sandte seine besten Leute auf die Spürjagd. Ein paar Handschuhe wurden nahe bei dem Platz, wo der Mord vorgefallen war, gefunden. Auf der Rückseite des einen war ein Schnitt. Das waren alle Spuren. Ein italienischer Dampfer sollte nach Italien abfahren und eine Menge Italiener waren auf der Werfte, um von ihren Freunden Abschied zu nehmen. Ein Detektive ging dorthin, ohne einen besonderen Grund dafür zu haben. Er ging auf das Verdeck des Schiffes, sah aber nichts, was ihn speciell interessirte, und ging wieder auf das Dock zurück. Gerade als er weggehen wollte, sah er einen Mann auf das Schiff kommen. Ehe der Herannahende auf Sprechweite an den Beamten herangekommen war, hatte der Detektive ein „Inventar" von ihm aufgenommen. Es war nichts Verdächtiges an ihm, als seine Hände. Er hatte ein paar neue Handschuhe an, die ihm viel zu groß waren. Die Art, in welcher er seine Hände hielt, zeigte an, daß etwas an ihnen nicht ganz richtig sein konnte. Sein Gesicht verrieth Schmerzen. Die verhängnißvollen, bei der Mordstelle im Park gefundenen Handschuhe waren in der Tasche des Detektive. Er war der sicheren Ueberzeugung, daß der herbeikommende Fremde in den Mord verwickelt sei. Er arretirte ihn sofort, zog ihm die Handschuhe ab, und als die blutige Hand entblößt war, fand sich der Schnitt, welcher genau zu dem in den Handschuhen paßte. Dies war das erste Glied der Kette, welche den Verbrecher an den Galgen brachte.

Der Erfolg von Detektives in Criminalsachen hat in New-York ein Privat-Detektive-System hervorgerufen, welches jedem zu Diensten steht, der dafür bezahlen kann. Es ist ein abscheuliches Spionagesystem, durch welches man andere auf Schritt und Tritt bewachen und ausspioniren kann. Eine eifersüchtige Frau engagirt einen Detektive, um ihren Gatten zu überwachen; der Spion wird diesem wochenlang folgen, wenn er dafür bezahlt worden ist, und ihr eine vollständige Liste seiner Handlungen und Ausgaben vorlegen. Wenn ein Ehemann sich scheiden lassen möchte, so miethet er einen Detektive, damit dieser, wenn möglich, die nöthigen Beweismittel herbeischaffe. Verleumdungsklagen werden oft dadurch hervorgerufen und Ehescheidungsprocesse auf Grund der so erhaltenen Beweise in den Gerichten durchgesetzt. Plötzliche Trennungen im Privatleben, Auflösungen von Familien sind oft die Folgen davon.

Wie die Detektives im Aufspüren von Verbrechen verfahren, hängt von der Natur derselben ab. Das Verbrechen ist nicht allein systematisirt, sondern es ist auch in einzelne Zweige eingetheilt. Jeder geschickte Spitzbube hat eine ihm eigenthümliche Art zu „arbeiten", die für ihn ebenso charakteristisch ist, wie für andere die Handschrift. Wie es in allem nur wenige große Männer gibt, so sind auch Verbrecher von Talent selten. Geschickte Gauner gibt es nicht viele. Leute, die eines kühnen Raubes, eines großen Einbruchs oder anderer großer Verbrechen fähig sind, gibt es, Gott sei Dank, nicht im Ueberfluß. Wenn in irgend einer größeren Stadt der Union ein Verbrechen verübt worden ist, so brauchen die Detektives nur die Arbeit zu sehen, um in den meisten Fällen sagen zu können, wer sie gethan hat. Verbrecher können nicht von einer Stadt nach der anderen reisen, ohne beobachtet zu werden. Der Telegraph setzt die ganze Armee der Detektives in allen Theilen der Union in Verbindung und bringt die Kunde eines großen Verbrechens blitzschnell nach jeder Stadt. Wenn ein abgefeimter Gauner eine Stadt verläßt, so folgt ihm schon ein Detektive. Der gentlemännische, freundliche Herr, mit welchem er im Eisenbahnwaggon plaudert, ist der ihm nachspürende Detektive. Der Spitzbube landet in New-York, und die dienstfertige Hand, welche ihm von der Landungsbrücke oder von dem Perron hilft, ist die eines Detektive. Ein scharfes Auge ruht in jedem Augenblick auf ihm, bis er in Haft gebracht ist oder die Stadt verlassen hat. Reist er aber weiter, so hat der Zug kaum die Station verlassen, während schon der Telegraph einem Detektive in weiter Ferne die Abreise und den Bestimmungsort meldet. Seine Zufluchtsorte, seine Gefährten, seine Freunde und seine Hehler sind bekannt.

Männer sind Männern gegenüber wachsam; sie beobachten sich einander scharf und mißtrauisch wie zwei fremde Hunde, aber dem schönen Geschlecht gegenüber sind sie im allgemeinen wenig auf der Hut. Zudem sind Frauen die schwachen Seiten der Männer oft besser bekannt, als diesen selbst, und aus beiden Gründen geben sie vortreffliche Detektives ab. In Frankreich hat man sie schon lange als solche für nützlich befunden und seit den Tagen Richelieus sind die erfolgreichsten Detektives dort immer Frauen gewesen. In dem nüchternen Nordamerika war die jedenfalls sittlich schwer zu rechtfertigende Idee, Frauen in der geheimen Polizei zu verwenden, eine ganz neue, ist aber jetzt seit mehrern Jahren verwirklicht worden. Besonders werden ihre Dienste in Anspruch genommen, um Bankdiebstählen oder Unterschleifen auf die Spur zu kommen, bei welchen man einen Angestellten der Bank in Verdacht hat. Männliche Detektives werden im Anfang auf die Spur gelenkt, aber bisweilen hat der im Verdacht stehende Clerk die Beweise seiner Schuld geschickt zu verhüllen gewußt und spottet jeder Ueberwachung; oder er durchschaut scharfsinnig alle Männer, die sich ihm in irgend einer Verkleidung nahen; so daß alle Bemühungen, hinter sein Geheimniß zu kommen, vergeblich sind. In diesem Stadium wird eine „smarte" und elegant gekleidete Frauensperson, die nicht allzu scrupulös ist, aufgesucht und die Sache ihr anvertraut. Bisweilen geht sie direkt auf ihr Ziel los. Meistens aber wird mit Schlauheit verfahren und das Bekanntwerden des hübschen Detektive

und ihres auserfehenen Opfers auf eine romantische Weise eingefädelt, die von dem gewöhnlichen Wege im täglichen Leben abweicht und der Sache von Beginn an einen solchen Reiz eines Abenteuers verleiht, daß jeder Verdacht ferngehalten wird. Nachdem sie sich durch allgemeine Nachfragen über den Charakter des zu beobachtenden Bank-Clerk unterrichtet hat, nimmt sie zu den „Personals“ des „New-York Herald“ ihre Zuflucht, um eine Zusammenkunft mit ihm herbeizuführen. Wenn der Clerk ein Bewunderer des schönen Geschlechts ist, so richtet es die hübsche Detektive so ein, daß sie eines Tags in denselben Omnibus steigt, in welchem er gerade fährt, seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, und sich zugleich sein Aeußeres merkt. Am nächsten Tage erscheint dann eine Anzeige, die etwa so lautet: „Wenn der große junge Gentleman mit schwarzem Haar und dichtem Backenbart, so und so gekleidet, oder mit der und der Brillantnadel (wie es nun der Fall gewesen sein mag), welcher am Mittwoch an der ... Straße in einen Omnibus stieg und die ihm gegenübersitzende junge Dame in Roth bemerkte, nach Nr. .. Street schreiben oder ... street vorsprechen will, so kann er etwas hören, was ihm angenehm ist.“ Natürlich sieht der „große junge Gentleman“ diese Notiz, oder es wird so eingerichtet, daß seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt wird. Natürlich sieht er auch die ganze Affaire als ein allerliebstes Abenteuer an und antwortet oder macht einen Besuch, wie angegeben ist, und wird mit der gefährlichen Sirene sofort oder Schritt für Schritt bekannt. Nachdem sie nun ihren Gegner unter den günstigsten Auspicien kennen gelernt, ist das Spiel in ihrer Hand. Durch ihre Kunstgriffe schleicht sie sich früher oder später in sein Vertrauen ein; und bald überliefert er ihr sein Geheimniß und ist ihrer Gnade preisgegeben. Nachdem sie ihr Complott durchgeführt hat, übergibt sie das weitere ihren männlichen Kameraden, und die Angelegenheit wird dann entweder durch Verhaftung oder durch einen Vergleich zu Ende gebracht, in neun Fällen unter zehn durch letzteren.

Die Detektives verschaffen oft Waaren und Geld zurück, während die Verbrecher frei ausgehen. Man wundert sich wohl, warum diese nicht bestraft werden. Die erste Pflicht des Beamten ist, den Verbrecher nach seiner Verhaftung zum Verhör zu bringen. Aber dies kann nicht immer geschehen, weil die Beweise oft unzulänglich sind. Das Nächstbeste ist, das Geld oder das Eigenthum wieder zu erlangen. Viele Diebstähle werden in übelberüchtigten Häusern verübt; die Betroffenen, meist „respectable“ Landbewohner, die nach New-York gekommen sind, um den „Elephanten“ zu sehen, möchten ihre Namen nicht gern in der Zeitung lesen. Sie vergleichen sich daher mit den Dieben durch Vermittlung der Detektives. Hunderttausende von Dollars, welche ohne deren Wachsamkeit verloren gewesen wären, werden durch diese den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zurückgestellt, freilich nicht, ohne daß ein erkleckliches Geschenk für die Detektives dabei abfällt.

Carl Winter.

Ein Abenteuer in der Dresdner Galerie.

Mitgetheilt von J. Ludwig.

(Schluß.)

Da der nächste Tag, wie ich schon erwähnte, ein Sonnabend, an dem uns nicht gestattet war, in der Galerie zu copiren, so hatte ich Muße, mich von meinen Strapazen zu erholen. Ich war in der That ein wenig angegriffen; mein ungewöhnlich bleiches Aussehen fiel der Hausfrau auf, und auf ihre besorgten Fragen konnte ich nicht umhin, ihr mein gestriges Abenteuer mitzutheilen. Im Anfange der Erzählung unterbrach sie mich noch häufig mit Ausrufen des Schreckens und der Verwunderung, dann wurde sie still und stiller, und nach dem Schlusse derselben sah ich sie mir ganz erstarrt gegenüber sitzen. Es währte lange, ehe die sonst so redselige Frau wieder zu Worte kam, aber als es geschah, bekam ich eine kleine Geschichte zu hören, von der es, man mochte im übrigen darüber denken, was man wollte, doch gut war, daß ich sie nicht vier und zwanzig Stunden früher erfahren hatte.

Der erste Theil derselben war für mich kein neuer. Ich wußte schon aus den Mittheilungen meines Verwandten, in welcher Gefahr der reichste Kunstschatz Dresdens, die Galerie, in den Tagen des Aufruhrs geschwebt und daß ihre Rettung hauptsächlich dem wackeren Architekten S. zu verdanken sei, von dessen bei dieser Gelegenheit bewiesenem Heldenmuthe er niemals ohne äußerste Erregung sprechen konnte. In den Straßen tobte der Kampf; die Luft erdröhnte, der Boden zitterte und immer näher brauste es heran: ein Meer, das seine Dämme überflutet und im blinden Vorwärtswüthen alles zu vernichten droht. Alle Bande der Ordnung rissen, nichts Heiliges ward geschont, und von Stunde zu Stunde wuchs die drohende Gefahr um das preisgegebene Gebäude. Es kam die Nacht, aber sie brachte keine Ruhe, nur neuen erbitterten Kampf. Schon schlugen einzelne Kugeln durch die Wände, Fenster splitterten herein, und bleich und händeringend wandelten die wenigen Hüter des Heiligthums, die nicht geflüchtet waren, in den dunkelnden, von jäh aufblitzenden Feuerscheinen wechselnd erhellten Räumen umher. „Verloren — alles verloren!“ stand auf ihren bebenden Lippen.

Da kam der Mann, dem wir es verdanken, daß diese unersetzlichen Schätze unversehrt geblieben sind. Sein Geist beseelte die wenigen, die um ihn waren, seine Stimme feuerte sie an, sein Beispiel wirkte Wunder. So wurde möglich, was unmöglich schien, und der Morgen, dessen aufgehende Sonne so vieles Schöne zerstört fand, sah wohl auch hier durch leere Fensterhöhlen auf kugelzerrissene und brandgeschwärzte Wände, aber der kostbare Schmuck derselben lag wohlverpackt und unbeschädigt in sicheren Asylen.

Natürlich hielt sich meine Berichterstatterin weniger bei den Verdiensten dieser That auf, als es ihr darum zu thun war, die Handlung selbst, das Thun und Treiben jener Nacht in möglichst schauerlichem Lichte auszumalen, und phantastisch genug zogen die Bilder ihrer Erzählung an meinem Geiste vorüber. O ich wußte es ja, besser noch als sie, wie die Lichter und die Schatten so gespenstisch durch die weiten Räume huschen, welches Geisterecho die gedämpften Rufe, die dumpfen Hammerschläge an den hohen Wänden wecken mußten, und ich vermochte mir den Contrast des tobenden Aufruhrs auf den Straßen draußen mit der still-unheimlichen Geschäftigkeit im Innern so lebhaft zu denken, als wäre ich gestern selbst mit dabei gewesen.

Es ist hier nicht der Ort, den Verlauf der weiteren Begebenheiten jenes Jahres in der schönen Elbstadt zu verfolgen — genug, daß all die herrlichen Kunstwerke nach einer zeitweiligen Verbannung in Kisten und Kästen wieder sämmtlich an ihren alten Plätzen hingen und in neuem Glanze leuchteten, als ein neuer Wonnemonat in das Land ging. Man hatte damals mehr und Wichtigeres zu thun, als Geschichten aufzuwärmen, die von vielen nicht einmal gekannt, von vielen wieder vergessen waren — man nahm das zurückgekehrte Gute, als ob es niemals fortgewesen sei, und so kam es, daß die Wache, welche in einer lauen Maiennacht vor dem finstern Galeriegebäude auf und nieder schritt, keine Ahnung von der Bedeutung derselben hatte. Ein lustiges Liedchen pfeifend ließ der Soldat mit vollkommener Gemüthsruhe die zwölf Schläge der Mitternacht über sich ergehen.

In den Straßen war es todtenstille — am Himmel glitzerten die Sterne. „Die Geisterstunde!“ dachte der Soldat, ohne auch nur um einen halben Takt aus dem Gleichmaße seines Postenschrittes oder seiner Melodie zu fallen, als ein plötzlich aufglimmender und eben so rasch wieder verlöschender Lichtschein zu seinen Füßen ihn verwundert in die Höhe blicken machte. „Seltsam!“ brummte er und hielt sowohl im Pfeifen als im Vorwärtsschreiten inne. Es waren die sonst so finstern, hinter Eisenstäben wohlverwahrten Fenster des Gebäudes, welche, bald wie von elektrischen Lichtern überflogen, bald wieder wie von Schatten verdunkelt, jenen matten Flackerschein auf das Straßenpflaster warfen. „Seltsam!“ wiederholte er und lief, natürlich zuerst an Diebe denkend, der großen Eingangspforte zu, die er jedoch noch wohlverschlossen fand. Auch als er durch das Schlüsselloch in das Innere blickte, konnte er nichts Verdächtiges bemerken, der Corridor lag in ungestörter Dunkelheit, und nur, als er seine Ohren an die Oeffnung legte, vernahm er ein höchst bedenkliches Geräusch, welches aus den oberen Räumen in die unteren herabzudringen schien.

Die Wache kannte ihre Instructionen. Mit dem Rufe: „Diebe!“

Digitized by Google

pochte sie den zunächst wohnenden Museumsdiener aus dem Schlafe. Doch kaum stand dieser, mit einer Blendlaterne und den nöthigen Schlüsseln versehen, vor dem Eingange des Gebäudes, kaum hatte er einen Blick zu den Fenstern hinaufgeworfen und durch das Schlüsselloch in das Innere hineingelauscht, als er erklärte, hier nicht allein handeln zu dürfen und, noch ohne zu öffnen, davonlief, um den Inspector, einen alten, sehr beherzten Mann, gleichfalls aus seinem ersten süßen Schlummer herauszutrommeln.

„Was Teufel ficht Sie an?" wetterte derselbe — „wie sollen Diebe in das wohlverschlossene Gebäude kommen?"

„Und wenn — wenn es keine — Diebe wären? Herr Inspector!"

„Na — doch nicht etwa Geister? Sie Hasenfuß!"

„Mit Verlaubniß!. wenn Sie nur bedenken wollten, was für einen wir heute schreiben, Herr Inspector!"

„Vorwärts! und wenn es eine Katze wäre, die ich helfen müßte, zu verjagen" — rief der Alte und drängte seinen jungen Untergebenen vor sich her.

„Ah bah! — Sterneglitzern" — sagte er, als sie vor dem Galeriegebäude angelangt waren und jener ihn auf den wechselnden Lichtschein in den Fenstern aufmerksam machte. Ohne sich am Eingang weiter aufzuhalten, steckte er den Schlüssel ziemlich unsanft in das Schloß und ließ sich die Laterne geben, um vorauszuleuchten. Zitternd folgte ihm der Diener, neugierig der Soldat, der mittlerweile abgelöst und zurückgekommen war. Unwillkührlich trat selbst der Inspector nach den ersten Schritten etwas leiser auf. Gewiß! er hörte, was die andern hörten, wenn sich auch in seinen festen Zügen weder Schrecken, noch Furcht, sondern nur eine leise Spannung verrieth. Mitten auf der Treppe blieb er in der Stellung eines Lauschenden plötzlich stehen, wobei sein Hintermann mit vermehrter Angst, aber auch mit einer Art Befriedigung bemerkte, daß er sichtlich ernster und sogar ein wenig bleicher wurde. Ein Halbtauber hätte jetzt das unheimliche Geräusch vernehmen müssen. Deutlich drang ein Schall, wie vom Rücken und Schieben großer Bilder oder Kisten, und dazwischen dröhnten dumpfe Hammerschläge zu den dreien herunter, die jetzt wieder langsam aufwärts stiegen und denen, je näher sie den inneren Thüren kamen, um so vernehmlicher ein Flüstern, ein Rauschen und murmelndes Stimmengewirre hinter denselben hervor entgegentönte.

„Vorwärts!" sagte der Inspector, und muthig riß er eine Thüre nach der andern auf. „Gesindel!" schrie er mit zorniger Stimme in den ersten Saal hinein und leuchtete mit der Laterne weit umher. Todtenstille empfing ihn — tiefe Dunkelheit lag in all den Räumen — reglos hingen die Bilder an den Wänden und wie verwundert starrten ihre hundert Augen nach den nächtlichen Eindringlingen hin — die Sessel standen unverrückt an ihren Plätzen, kein aufgeregtes Stäubchen rührte sich im Lichtschein der Laterne, und wie im ersten, so war im zweiten, dritten, vierten Saale und durch alle Zimmer alles in gewohnter Ordnung und in tiefster ungestörter Ruhe. Wenn etwas Geisterhaftes zu erblicken war, so waren es die Gesichter der beiden Begleiter des muthigen Inspectors, und selbst dieser konnte nicht umhin, den Kopf zu schütteln über die „wunderliche Sinnentäuschung", mit welchem Namen sich der vorurtheilsfreie Mann das Gehörte zu erklären suchte.

Nach einer nochmaligen genauen Durchsuchung sämmtlicher Räume verließen sie mit sehr verschiedenartigen Empfindungen den Schauplatz ihrer fruchtlosen Thätigkeit. Kaum aber war die erste Thüre hinter ihnen wieder zugeschlossen, als der Aufseher, den Finger auf die bebenden Lippen legend, sein kreideweißes Gesicht dem Inspector zukehrte, während dem Soldaten ein gemurmelter Kernfluch halb zwischen den Zähnen stecken blieb. Dasselbe Pochen und Hämmern von vorhin, dasselbe Stimmengewirre, Flüstern und Rauschen hinter der geschlossenen Thüre, welches ihnen vor dem Eintritte entgegengedrungen war, schlug von neuem mit entsetzlicher Deutlichkeit an ihre Ohren. „Daß Dich!" — knirschte der Inspector, mit den Füßen stampfend, und ohne seine Begleiter, welche jetzt nicht um alles in der Welt in die Säle zurückzubringen gewesen wären, einer Frage oder auch nur eines Blickes zu würdigen, schritt der unverzagte Alte seinen unheimlichen Weg allein zurück.

Nach einer kleinen Viertelstunde, die den Harrenden eine Ewigkeit gedeucht und während welcher sie das arbeitende Geräusch aus dem Innern fort und fort vernommen hatten, kam er wieder. „Es ist nichts!" — sagte er mit fester, fast harter Stimme, aber ungewöhnlich bleichen Zügen — „laßt uns nach Hause gehen und was Gescheidteres träumen."

„Und weiter war kein Wort aus ihm heraus zu bringen" — erzählte meine Wirthin — „was er gesehen, hat er mit hinüber in die Ewigkeit genommen. Gewiß ist, daß sich lange keiner mehr zur Nachtzeit in die Galerie hineingetraut und daß sich die Spuckgeschichte jährlich an demselben Tage wiederholt. Und dieser Tag" — schloß sie mit einem tiefen Athemzuge, die verglasten Augen starr auf mich gerichtet — „dieser Tag war . . . g e s t e r n."

Daß es mich kalt überlief bei dieser unerwarteten Eröffnung, werden Sie mir gerne glauben, und wenn ich auch schon damals die kecke Meinung hegen mochte, daß der gute Inspector nichts zu erzählen hatte, weil er nichts gesehen, so war ich doch mit meinem Schicksale zufrieden, und dankte es meinen Ueberschuhen, daß sie mir eine genauere Erkenntniß erspart hatten. Zwar war mein Kunstenthusiasmus echt genug, um auch nach diesem kleinen Zwischenfalle Stand zu halten; ich besuchte die Galerie nach wie vor; sie wurde mehr und mehr die wahre Heimat meiner Tage, für die Nächte aber zog ich die enge Häuslichkeit und das niedere Dach meiner guten Wirthin vor, in deren Augen ich seit jenem Abenteuer durch meine so nahe „Fühlung" mit der Geisterwelt bedeutend gestiegen war. Noch manches Meisterwerk der Alten ging durch meine Hand. Ich malte und studirte emsig fort und benutzte jede zugelassene Stunde — verspätet aber hat sich „die Biene" — wie mich einige spöttische Freunde wegen meines Eifers benannt hatten — niemals wieder, weder in dem einen, noch dem anderen der oft so süß berauschenden Blumenkelche der Kunst.

„Und nun" — schloß die Erzählerin, welche sich ganz warm und roth in ihre Erinnerungen hineingeredet hatte, während die anderen, mehr oder weniger ergriffen von der letzten „Geisterei", sich etwas zögernd von ihrem Sitzen erhoben — „muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich weitläufiger geworden bin, als es sich für die einfache Begebenheit gehört. Doch will ich hoffen, daß Sie heute um so süßer in Ihren traulichen Räumen und im gewohnten Bett schlafen werden, je lebhafter Sie sich in mein damaliges Schlafgemach versetzen und je näher Sie, das Capitel von den Ueberschuhen streichend, den Schlag der Geisterstunde rücken lassen —"

Als es in diesem Augenblicke schlug, erschraken alle — es schlug z w ö l f! Die Wirthin sah erstaunt auf ihre Stutzuhr, dann auf die Sprecherin, die dicht daneben stand und der sie lächelnd mit dem Finger drohte. Der Zeiger war um eine Stunde vorgerückt. Unter einem etwas erkünsteltem Lachen, welches der Entdeckung folgte, trennte man sich mit gegenseitigen Händedrücken und geheimen Nachempfindungen der schaurigen Genüsse dieses Abends.

Briefkasten.

Verschiedenen Mittheilungen, die uns letzthin über die L i e b i g s c h e S u p p e rc. und die beste Art, sie den Kindern zugänglich zu machen, gemacht worden sind, entnehmen wir im Interesse mancher Leserinnen die Hinweisung auf einen neuen Saugapparat, der die in vielfacher Beziehung unpraktischen G u m m i p f r o p f e n sehr vortheilhaft ersetzt. Es ist das eine aus g e s p o n n e n e m E l f e n b e i n angefertigte S a u g s p i t z e, die vermittelst einer hörnernen Platte auf einen starken Korkpfropfen, der eine feine knöcherne Röhre in sich enthält, aufgeschraubt wird. Bevor die Saugspitze in Gebrauch genommen werden kann, muß sie s e c h s Stunden in Wasser liegen, um weich zu werden; auch nach gemachtem Gebrauch muß sie ins Wasser gelegt werden, um sich nicht wieder zu verhärten. Diese viel reinlichere und dabei sehr dauerhafte Einrichtung ist auch nicht theuer. Bei der Bestellung, die jeder intelligente Drechslermeister ausführen kann, muß aber bemerkt werden, ob die Saugspitze mit einer etwas größeren Oeffnung für suppenartige Nahrung oder mit kleinerer Oeffnung für milchähnliche Speise dienen soll. — Hrn. L. C. H. in D—g. Das erste Ihrer Citate steht bereits im d r i t t e n Jahrgang, das zweite im f ü n f t e n; wenn Sie in fast f ü n f Jahren nur z w e i Sätze aufzufinden wissen, die Ihnen nicht streng logisch erscheinen, dürfte das Sie, wie alle „v e r s t ä n d i g e n" Leser doch hinlänglich beruhigen. — **C. R. in New-York.** Uns sind die in Ihrem Schreiben erwähnten Vorschläge niemals zugegangen.

Inhalt: Karin von Schweden. (Forts.) Novelle von Wilhelm Jensen. — Frauenarbeit. Von R. K. Zu dem Bilde von C. Offterdinger. — Jose und Benjamin. III. IV. Eine Aussätzigen-Geschichte aus dem alten Jerusalem. Von Professor Franz Delitzsch. — Ein deutscher Baumeister. Von Hermann Riegel. Mit Schinkels Porträt. — Fliegende Blätter aus Amerika. VIII. Die Detektives von New-York. Von C. Winter. — Ein Abenteuer in der Dresdner Galerie. (Schluß.) Von J. Ludwig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Mai 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 34.

Karin von Schweden.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Nun war es Herbst geworden. Ein Jahr war vergangen, seitdem Gustav Erichson die Rose vom Trollhätta zum erstenmal gesehen; viel Unheil und Gram war aus Christierns Hand über Schweden ausgegossen, viel Trost und Freude hatte die Hand Gustav Erichsons darüber gebreitet, seitdem die Erde einmal ihren Rundlauf um die Sonne vollbracht, und es war wieder Herbst geworden.

Warmer, sonniger nordischer Herbst. Unter der hohen weißlich blauen Kuppel, die der Himmel über Upsala wölbte, standen die goldenen Kugeln der Domthürme, unbeweglich fernhin im Glanz der schrägen Mittagssonne flimmernd. Sie blickten über den immer grünen „wilden“ Wald, über Felstrümmer und Gestrüpp bis auf die hohen, goldbraunen Wipfel der Königshügel von Alt-Upsala und an ihnen vorüber bis auf das spiegelstille Meer. Alles schien in Gold und Blau getaucht, Himmel und Erde, und goldhelle Freude strahlte aus den blauen Augen der Mädchen, Frauen und Männer in Upsala zurück. Eine halbe Stunde weit drängten sie vor der Stadt auf dem breiten Wege nach Stockholm, nicht Bewohner von Upsala allein, aus Westmanland und Südermanland und von drüben her aus dem Sveareich und höher hinauf noch von den Eisseen Norrlands und Norrbottens. Erwartungsvoll reckten sich die Köpfe und blickten gen Süden — von dorther sollte er kommen — er, niemand brauchte den Namen zu nennen, der von ihm sprach — nicht mehr „der Herr und Hauptmann der Gemeinen des schwedischen Reichs,“ sondern der König von Schweden, Gustav Wasa.

Seit einer Woche tagten die „Edlen und Gemeinen des schwedischen Reichs“ zu Strengnäs; seit zwei Tagen hatte der Reichstag Gustav Erichson zum König von Schweden erwählt.

Und da kam er und sein Antlitz leuchtete. Seine Augen waren milder, als sie je einer seiner neuen Unterthanen gesehen; die Wärme, der Glanz, die sonnige Freudigkeit des Herbsttages lag über ihm. Im königlichen Schmuck, der Hermelin lang an den Seiten des Rosses, das ihn in stolzem Gang dahintrug, herabfallend, ritt er neben dem milchweißen Zelter Karin Stenbocks, der „Königsbraut von Schweden.“ Auch sie grüßte gar hold nach rechts und links; sie trug keinen Hermelin, doch das jubelnde Volk staunte sie fast noch mehr an wegen ihrer Schönheit und des goldenen Haares, das unter dem Goldreif ihres Scheitels hervorquoll und gelöst in Glanzströmen über Nacken und Rücken herabfiel.

Da plötzlich schwindet das Lächeln um Karins Lippen und ein sinnender seltsam ernster Zug fliegt über ihr Antlitz. Rasch erhebt sie den Arm vom Nacken des Pferdes — es kommt etwas auf sie zugegaukelt durch die stille Luft und sie faßt es mit der Hand. Ein weißer Falter ist es mit rothen, leuchtenden Augen auf den Flügeln; er setzt sich furchtlos auf ihre Hand und breitet wie auf dem Rand einer Herbstblume die schöngeformten Schwingen auseinander. Die Frauen umher sehen es und zeigen es den Männern; der königliche Schmetterling der Berge ist ins Thal herabgekommen, Schwedens Königin zu begrüßen —

Weshalb blickt Schwedens Königin so abwesend, so traumverloren auf den weißen Falter, den letzten Sommerboten, daß sie nichts von dem stillen Jubel der Menge vernimmt, die das friedliche Vorzeichen begrüßt? Horcht ihr Ohr durch die stille Luft nach Westen hinüber? Hallt es leis, ganz leis und fern daher wie das Brausen des Trollhätta? Nein, er ist zu weit — es ist das Rauschen in den Buchenwipfeln des Odinhügels. Sie grüßen herüber in die stummen Augen Karins; herbstlich flimmernd bewegen sie ihr braunes Gezweig wider den Horizont.

Da wirbeln die Trommeln am ersten Hause von Upsala und die Königsbraut fährt empor.

Der Bürgermeister der Stadt, von seinen Rathsherrn umgeben, beugte das Knie vor seinem König und begrüßte ihn mit feierlicher Anrede, die der letztere geduldig anhörte, aber doch merklich beruhigt aufathmete, als zu erkennen war, daß sie sich ihrem Ende entgegenneigte. Weiter bewegte sich der Zug, jeder wußte wohin, und die Straßen, die er berührte, waren in einen Wald, der Boden in einen aus Binsen und Tannennadeln gewirkten Riesenteppich verwandelt. Nun stieg der uralte Dom auf freiem Platze riesenhaft empor; unter dem Hauptportal harrte der Erzbischhof von Upsala im großen Ornat

Digitized by Google

von seinem ganzen Clerus umgeben, eine hochgewachsene, würdevolle Erscheinung. Der junge König schwang sich, trotz dem langschleppenden Hermelin gewandt vom Roß und hob Karin von ihrem Zelter. Beide neigten sich vor dem Erzbischofe, der die Hand über ihnen ausstreckte und ihnen voran auf den Altar des Domes zuschritt. Mit feinem Takt war die Kirche selbst im Innern nicht geschmückt. In wunderbarer Schönheit und Reinheit der Form strebten die gothischen Pfeiler, hoch und schlank, wie aus Garbenbündeln zusammengesetzt, zu schwindelnder Höhe empor, in der das edle Gewölbe baldachinartig über dem Mittelschiff ruhte. Durch die bunten Fensterrosen ergoß sich gedämpftes, mildes Licht, das eigenthümlich mit dem Glanz der zahllosen Kerzen verschmolz, die den mit goldgestickter Decke geschmückten Altar erhellten. Das Gefolge des königlichen Paares schon füllte einen großen Theil des weiten Raumes; hinter ihm aber unabsehbar drängte die Menge und wogte hinein und erkletterte waghalsig die hohen Fenster, um wenigstens von draußen einen Blick ins Innere zu werfen. Denn drinnen wurde durch den Primas des Reichs *König Gösta mit Karin Stenbock* vermählt.

Doch im Augenblick, wo die feierliche Handlung beginnen sollte, nahte sich durch das Gedränge ein Bote dem König und flüsterte ihm eine Nachricht zu, die Gustav Wasa derartig berühren mußte, daß er mit einer kurzen Entschuldigung und Zusicherung baldiger Rückkehr dem Boten folgte und verschwand. Verwundert blickte die Menge ihm nach, wie er seine schöne Braut zwischen ihrem Vater und der blinden Mutter zurückließ, und ein neugieriges Surren durchlief die Kirche. Doch es verstummte ebenso schnell, denn schon nach wenigen Minuten erschien der König wieder. Mit strahlendem Antlitz trat er auf den Erzbischof zu und sagte:

„Verstattet, ehrwürdiger Herr, daß ich vor Euch das Wort von dieser Stelle nehme. Sie wird nicht entweiht dadurch, denn es ist heilig und kommt von Gott wie Eures."

Er schwang sich schnell auf die Stufen des Altars und rief mit lauter, mächtig das Domgewölbe durchschallender Stimme:

„Zwei Grüße sendet der Himmel an Schwedens Volk. Stockholm ist unser; heut bei Sonnenaufgang hat der dänische Befehlshaber die Schlüssel der Hauptstadt übergeben."

Wie ein einziger, ungeheurer Jubelschrei brach es von allen Lippen; das letzte, langersehnte Ziel war errungen, Schweden war frei. Die stürmische Freude der Menge ließ sich nicht dämpfen; die nebeneinander Stehenden umarmten und küßten sich, tausendstimmig wogte der brausende Ruf an den Pfeilern empor und brach sich am Gewölbe und brandete zurück: „König Gustav lebe! Schweden ist frei —"

„Und wird es bleiben," übertönte die Stimme Gustav Wasas endlich den Jubel, „denn ich habe noch eine Kunde für Schwedens Volk. Mein Bote, den ich an Kaiser Karl den Fünften gesendet, ist zurückgekehrt. Der deutsche Kaiser sagt sich von der Sache seines Schwagers, König Christierns von Dänemark los. Er bietet Schweden Anerkennung und Freundschaft; das dänische Volk aber hat sich wider König Christiern empört, ihn aus Dänemark verjagt und geächtet." — —

Karins Augen leuchteten mit eigenthümlichem Glanz, als der König hierauf ihre Hand faßte und sie auf den Altar zuführend flüsterte:

„So ist doch noch die zweite Bedingung erfüllt in der Minute, bevor Du mein wirst, Rose vom Trollhätta — Schweden ist frei."

Sie sah ihm nicht ins Gesicht, sie sagte: „Ja, alle Bedingungen sind jetzt erfüllt, Schweden ist frei —"

„Und Du bist seine Königin —"

Es rann durch die Glieder des Mädchens, er fühlte es, wie ein Schauer von Stolz und Bangen zugleich. Sie trat fest auf den Sammetteppich des Altars —

„Im Namen des allmächtigen Gottes grüße ich Dich, König Gustav von Schweden, den die Edlen und Gemeinen des Volks zu ihrem Herrn erwählt. Königsgeschlechter sind gekommen und gegangen an dieser Stätte; eines anderen Glaubens Priester setzten die Krone auf der Ynglinger Stirn, die da Söhne Odins, des Gewaltigen, sich glaubten, doch sie fielen wie das Laub im Herbst und ihr Gedächtniß ist vergangen. Und das stolze Geschlecht der Folkungen nahm hier die Krone aus der Hand der Verkündiger des Evangeliums und sie salbten ihn mit geweihtem Oele von Rom. Aber wie die Wellen des Meeres ist es zerronnen und seine Spur gelöscht. Viele kamen nach ihm in langer Reihe mit hohen Namen und stolzem Blick, von hier und von dort, und sie wurden gesalbet und geweiht — doch wo ist ihre Erinnerung? Denn es ist nicht der Oeltropfen aus der Hand eines Menschen, der Kleines groß macht und Niederes emporhebt; es ist der Geist des lebendigen Gottes, der auch die Mächtigen erhellen muß, auf daß ihr Angedenken nicht schwinde unter den Guten, ihre Tage nicht wie Staub im Nordwinde sind. So grüße ich Dich in der alten Königsstadt, Gustav Wasa, und ich hebe freudig die Hand zu dem großen Könige über uns allen empor und danke Ihm."

Also begann die Rede des greisen Erzbischofs von Upsala. Aus breiter, kraftvoller Mannesbrust gesprochen, rollten die Worte klangreich und feierlich über die tausend entblößten Häupter des Domes. Wie der Windhauch die Segel eines Schiffes, schwellten sie die Brust jedes schwedischen Hörers, dem aus ihnen eine friedliche und doch stolze Zukunft des Vaterlandes emporstieg. Am gewaltigsten aber faßten sie Karin Stenbock, deren Körper es durchbebte, die bewundernd zu der majestätisch-schönen Gestalt an ihrer Seite, zu dem Manne aufblicken mußte, den sie preisen hörte als ein Werkzeug des Himmels, den sein Volk vergötterte, und der von allen sie ausgewählt, um gemeinsam mit ihr sein Werk zu vollenden, nach dem Kampf den Frieden über Schweden zu breiten, nach dem Sieg des Schwertes die Herrschaft des Rechtes und der Freiheit zu begründen. Ja, stolz und freudig zum erstenmal sah Karin auf den weißen Hermelin, der von den Schultern ihres königlichen Lebensgefährten herabfiel. Ihr war, als höre sie es über sich säuseln wie die Buchenwipfel des Odinhügels: „Andern zu nützen und dem Guten zu dienen —"

Wie anders noch hatte es sich erfüllt, als sie es damals gemeint! Wie anders vermochte eine Königin den Wahlspruch, den die Sonnenstrahlen über die schlafende Welt in ihre Seele geleuchtet, zu erfüllen als sie damals gedacht! Nein, diese Pflicht war auch eine Wahl, eine stolze, freudige Wahl —

Und stolz und freudig schweiften die Augen Karins während der Rede des Erzbischofs zum Gewölbe über ihr empor und zurück über die lauschenden Köpfe, die den Altar umdrängten.

Da plötzlich zuckt es in den schönen Augen und ihr blauer Glanz wird starr und bleibt wie gebannt festgeheftet auf dem rothen Porphyrpfeiler, der zur Rechten des Altars das Gewölbe des Mittelschiffes trägt. Das Tageslicht fällt nicht dorthin und auch der Schein der Altarkerzen nicht; nur der Abglanz von beiden umwebt ihn mit einem magischen Gemisch von Dunkel und Helle. Und seltsam umrahmt es den Kopf eines Zuschauers, der den Blick unverwandt auf den Altar gerichtet, an dem Pfeiler lehnt. Etwas Geisterhaftes wie das Licht, das es umfließt, hat das blasse Gesicht. Man sieht aus der Ferne nicht, ob es jung oder alt ist. Die Züge scheinen jugendlich wie die schlanke, hochgewachsene Gestalt, aber das Haar, das voll über der Stirn liegt, widerspricht der Jugend. Es ist blond gewesen und einen Schimmer davon hat es noch; wie mit Asche überstreut fällt es herab und wie mit Asche überweht sind die Augen. Sie sind lebloser als die todten Augen Brita Stenbocks, die aufmerksam den ernst-frohen Worten des Redners lauschen, als blickten sie durch sie in die Zukunft hinaus —

Manches Auge von den Zuhörern hing an dem Antlitz des Mädchens, das in wenigen Minuten zu Schwedens Königin erhöht war und folgte jedem ihrer Blicke. Manches wandte sich deshalb und suchte den beglückten Gegenstand, auf dem jenes verweilte, und leise fragten mehrere Lippen zugleich:

„Wer mag es sein, der mit dem sonderbaren Gesicht drüben am Pfeiler lehnt? Ich glaube, die Königin sieht ihn an."

„Still," antwortete eine Stimme, das Gemurmel dämpfend, „es ist der Botschafter des Königs an den deutschen Kaiser, der eben zurückgekommen. Er mag verwundert sein, was für ein Engelsgesicht der Gösta sich in seiner Abwesenheit geholt; man merkt's ihm an, daß er in seinem Leben etwas so Schönes nicht gesehen hat. Aber hört auf den Erzbischof; das Wichtigste kommt. Still!"

Das Geflüster verstummte, und alle Blicke richteten sich auf den hohen Kirchenfürsten, der von kostbarer, mit Edelgestein ausgelegter Goldschale die schlichten Goldreifen, das gleiche Treuesymbol der Könige und der Geringsten emporhob. Nur die Augen Karin Stenbocks regten sich nicht; nur die Augen des Mannes am Pfeiler hielten unbeweglich ausdruckslos ihre Richtung inne.

„Karin," sagten die stummen, glanzlosen Augen am Pfeiler, „am Rand des Trollhätta stand der alte Barde und sah hinab. Um ihn blühte das Leben, die Sonne überfloß seine Stirn, die Blumen

winkten, die Vögel sangen, und ihm grauete vor der unheimlichen Gestalt, die aus dem Brausen des Abgrundes mit weißen Armen zu ihm aufreckte. Wie oft wollte er entfliehen, doch Zauber lag um seinen Leib und er mußte hinuntersehen auf die donnernden Wasser, und willenlos zog es ihn näher und näher und von den Geistern der Tiefe überwältigt, sprang er hinab und der blendende Schaum schlug über ihm zusammen."

Der Erzbischof faßte die kalte, starre Hand der Königsbraut von Schweden und streifte den schlichten Ring über ihren Finger. Athemlos stand die harrende Menge —

„Karin," sagten die stummen, glanzlosen Augen am Pfeiler, „waren diese Lippen es, die sprachen: Werde nicht müde, armer Gustav — wenn Du müde würdest einmal und der Strom hätte mich gefaßt, daß es zu spät wäre und Du mich nicht mehr emporheben könntest! Waren es diese Lippen, die flüsterten: Verlaß Karin nicht — war es Gustav Wasa, dem sie sagten: Ich habe Dich ja so lieb, Gustav — so lieb —?"

„Der allmächtige Gott schütze und behüte Euch, König und Königin von Schweden! Er lenke Euer Herz zu Eurem Glück und zum Heile Eures Landes! Er erhebe Sein Angesicht auf Euch und gebe Euch Frieden!"

Wie ein schlichter Bürger bog Gustav Wasa die Lippen zu seiner Gattin nieder. Wie aus langem Traum auffahrend, schwankten die blauen Augen der Königin von Schweden zum erstenmal von dem Antlitz am Pfeiler zur Seite. Sie glitten mit irrem Blick über das lang herabfließende, schneeige Hermelingewand ihres königlichen Gatten, ihre Füße wankten, schaudernd streckte sie vorübergeneigt ihre Hände aus und fiel mit dem Angstschrei: „Du bist der Trollhätta —!" besinnungslos in die Arme Gustav Erichsons.

Es war nur einer in dem weiten Gewölbe, der es verstand, wenige überhaupt vernahmen es. Die Menge sah die junge Königin nur von fern in die Arme ihres Gatten fallen, die sich fest um sie zusammenschlossen; sah nicht, daß der König ihren Leib wie leblos kraftvoll aufrechterhalten und stützen mußte. Sorgsam mit starkem Arm hielt er sie und flüsterte ihr liebreiches Wort ins Ohr.

Und Karin richtete sich langsam auf, faßte den Arm ihres Gatten und durchschritt festen Fußes mit ihm die Kirche. Das königliche Gefolge reihte sich hinter sie, daran schloß sich mit Jubelrufen das unermeßliche Gedränge des Volks. Nach wenig Minuten stand niemand mehr unter dem hohen Domgewölbe, als der einzige, der das Wort verstanden, das Karin von Schweden gesprochen.

Er stand immer noch an demselben Pfeiler, die Altarkerzen waren ausgelöscht und nur das Licht des Tages fiel matt durch die bunten Scheiben; doch die stummen, glanzlosen Augen waren noch unverwandt auf die leere Stätte vor dem Altar gerichtet. Sie blieben es, bis der Schließer kam und den einsamen Gast verwundert betrachtete.

„Seid Ihr unwohl, Herr?" fragte er endlich respectvoll. Da fuhr Gustav Rosen zusammen, blickte ihm besinnend ins Gesicht und ging schweigend hinaus.

Draußen nachdem der Hochzeitszug die Brücke des Fyrisöflusses überschritten, hielt König Gustav einen Augenblick inne und deutete auf einen am Rande der westlichen Stadthälfte emporsteigenden grünen Hügel, der sich, Upsala überblickend, sanft gen Süden abdachte.

„Dort wollen wir uns ein Schloß bauen, Karin, und glücklich sein," sagte er leise, sich zu seiner jungen Lebensgefährtin hinüberneigend. Sie hob den Blick: „Ja, man wird die Bäume des Odinhügels von dort sehen," versetzte sie ernst. Nun strömte alles dem Königspaar zu dem Hause nach, das die Stadt für seine Hochzeit in Bereitschaft gesetzt hatte. Es war das stattlichste in Upsala, mit der früh einbrechenden Dämmerung harrte in seinen großen Sälen ein festliches Banquet. Auf kronengeschmückten Sesseln saß zu Häupten der Tafel das erste Königspaar, das Schweden seit einem halben Jahrhundert gesehen; neben Gustav Wasa zur Linken das ernstmilde Gesicht des Primas des Reiches. Viel und bedeutungsvoll trotz der Heiterkeit des Festes sprach mit ihm der König von der neuen Geisteswelt, die südlich der Ostsee in Deutschland erwacht; erfreut lauschten die Lübecker Herren auf ein oftmals im Munde des Fürsten wiederkehrendes Wort, bis dieser den Pokal vor sich erhob und mit lauter, klangvoller Stimme rief:

„Ihr Edlen und Gemeinen des schwedischen Volkes! Mein erster Gruß gilt der Freiheit dieses Landes. Doch Ihr habt es erfahren, daß sie nicht in Händen, daß sie im Haupte ruht; daß ein Volk allzeit die Knechtschaft abzuschütteln vermag, ob seine Arme gleich gekettet sind, wenn sein Geist frei ist. Die Freiheit, die ich meine, die ich Euch bringen will, hängt nicht am Falle Stockholms, nicht an der Entthronung Christierns von Dänemark. Sie entstammt der Erde nicht, Gott hat einem Größerem, denn ich, sie übergeben, um sie zu verkünden. Ich trinke darauf nach ernster Sitte der Väter, daß das Werk des Mönches von Wittenberg gedeihe, daß es die römischen Fesseln sprenge dort und hier — mein Gruß gilt Martin Luther!"

Fast alle, die um den langen Tisch saßen, sprangen begeistert auf. Wie ein zündender Funke fiel das Wort in jedes Gemüth. Doch alle Blicke richteten sich erwartungsvoll gespannt auf die hohe, ehrwürdige Gestalt zur Linken des Königs. Dann brach ein betäubender Beifallsruf von allen Lippen; mit fester Hand erhob der Erzbischof von Upsala seinen Becher, stieß ihn wider den Gustav Wasas und sagte:

„Auf das Wohl Martin Luthers!"

Auch Karins Becher traf den ihres Gatten mit hellem Klang. Nun flogen nach uralt-schwedischer Sitte die „Skals" herüber und hinüber. Seltsame Aehnlichkeit und seltsamer Gegensatz bot die Tafel zu der, die im Beginn des Frühjahrs die schuttüberdeckten Wände von Torpa gesehn. Viele der nämlichen Gesichter auch hier, doch mit wie anderem Ausdruck! Sorgloser Frohsinn sprach aus den kraftvollen Zügen Gustav Stenbocks; das blinde Antlitz neben ihm hatte den eisigen Zug verloren, der zum letztenmal es vor ihrem Todfeind Christiern überflogen, und an den Seiten eines Königs von Schweden saß wieder Karin —

Doch nicht zitternd, nicht fieberhaft erblassend und erglühend — mit stäten, ernsten Augen, schön und ruhevoll — schön wie der milde Herbst, der über Schwedens junger Freiheit lag — ruhevoll wie die Buchenwipfel des Odinhügels, die in den blauen Himmel emporragten.

Und drunten am andern Ende der langen Tafel saß ein stummer Gast, wie er am Tisch zu Schloß Torpa gesessen. Seine Lippen sprachen nicht, sie berührten nicht Speise noch Trank. Ueber den zitternden Lichtern weit von ihm ruhte die Königin von Schweden vor seinem Blick, aber hinter ihr, fern, unendlich fern und klein vor seinen Augen schwebte wie ein Traumbild Karin Stenbock. Durch die Wand des Festsaals schauten sie hinaus in ein Felsenthal, das der Trollhätta durchrauschte — da stand, von der linden Frühlingssonne das goldblonde Haar überflutet, Karin Stenbock und sagte: „Weine nicht, Gustav; wenn ich groß bin, gehe ich mit Dir nach Dänemark —"

Alles Klingen der Becher, allen Lärm des Festes überklangen die leisen Worte, die das Traumbild sprach, das so weit und doch so sonnenhell über den Sessel der Königin von Schweden in die stummen, glanzlosen Augen nickte.

Nun lächelte es durch Thränen und bat wieder mit schluchzender Stimme: „Weine nicht, Gustav; ich werde ja Deine Frau und dann will ich auch Deine Mutter sein, und wir gehen zusammen nach Dänemark."

Eine Thräne fiel aus der Wimper des stummen Gastes auf den unberührten silbernen Teller — und wieder fuhr Gustav Rosen erschreckt auf, denn die Stimme seines Nachbars zur Rechten fragte theilnahmsvoll: „Seid Ihr unwohl, Herr?"

Der Angeredete erhob sich schweigend, wie er es wenige Stunden zuvor im Dom gethan und wollte den Saal verlassen, da traf ihn ein Blick des Königs, der gleichfalls von seinem Sitz emporgesprungen.

„Der König will reden; still," durchlief es die Reihen; jedes Geräusch verstummte, und Gustav Wasa sprach:

„Wir haben das Wohl manches tapfern Mannes getrunken, von dessen Thaten um die Freiheit Schwedens wir alle Zeugen gewesen. Doch manches Verdienst auch hat sich in der Stille geborgen, wohin nur der Blick von wenigen reicht. Mancher Kampf ist gekämpft worden, den kein Auge gesehen, ob er vielleicht der schwerste war. Ich grüße auch die, welche erst sich selbst überwinden mußten, ehe sie das ewige Recht unseres Zieles erkannt. Ich grüße mit diesem Trunke den Mann, der die schwere Aufgabe übernommen, den deutschen Kaiser von der Sache seines Verwandten zu trennen und für uns zu gewinnen, und der sie siegreich durchgeführt. Den Mann, ohne dessen Muth die

Digitized by Google

edle Mutter Eurer Königin heute nicht mehr bei uns verweilte, dem Ihr alle wie ich gleich viel verdankt — Dich, Gustav Rosen!"

Auf einen Zug leerte der König seinen Becher und alle folgten ihm. Gustav Wasa dachte nur jener Nacht, in der er die dem Tode Geweihten zu Torpa gerettet, in der Rosen die ganze, ungeheure Schuld, die er auf sein Haupt geladen, erkannt — erkannt, daß er in dem dänischen Tyrannen fluchwürdigen Zielen gedient, und zur Sühne sich jedem Dienst für die Sache seines Vaterlandes willig erboten. Da hatte Gustav Erichson ihn, weise vorausblickend, als Botschafter an den Kaiser Karl den Fünften gesandt.

Hatte er damals noch einen anderen, geheimeren Zweck mit der weiten Entfernung des Jünglings verfolgt? Unbewußt vielleicht — doch jetzt war er lang vergessen. In seinem Gedächtniß haftete lang nur mehr das „Niemals", das Karin gesprochen, als er auf den Wassern der Götaelf gefragt: „Willst Du zu Gustav Rosen zurück?" „Niemals. Zwischen ihm und mir liegt ein Abgrund, wie der Trollhätta zwischen diesem Ufer und jenem. Mein Herz gehört dem nicht mehr, der Schweden verrieth."

Was wußte Gustav Rosen von den Augen Karins, die Schweden gehörten? Was weiß Gustav Wasa von den Augen Karins, die Gustav Rosen geliebt?

Nun ist Schweden befreit —

Hatte der Gesandte Gustav Erichsens an den deutschen Kaiser gedacht, er könne auch eine andere Schuld dadurch sühnen? Hatte er gedacht, er werde zurückkommen und sagen können: Ich war verblendet, als ich Schweden verrieth — jetzt habe ich geholfen, Dein und mein Vaterland zu retten?

Der Weg ist weit vom Trollhätta bis an die Alpen. Als Gustav Rosens Fuß Upsala betrat, läuteten die Glocken des Doms, läuteten alle Glocken Schwedens zur Hochzeit seiner Königin —

Es war ein stolzer, ritterlicher König, in dessen Hände sie die ihre gelegt; es war ein starker, ein weiser und war ein edler Mann. Wohl gab es keine Jungfrau im Schwedenlande, die heute nicht Karins Schicksal beneidete, wohl vielleicht manchen Mann auch, der Gustav Wasas neue Krone geringer an Werth geschätzt hätte, als die weiße Perle, die wie aus dem Schaum des Trollhätta ans Licht getragen, goldumrahmt an seiner Seite saß. Auch sie erhob sich bei dem letzten Wort, das er gesprochen — „Dich, Gustav Rosen!" sagte er, und sie stand auf. Ein Blick, der erste von ihr, fiel an das Ende des Tisches — eine Secunde lang war die Königin von Schweden aus dem Sessel verschwunden und das ferne Bild hinter ihr kam heran und stand einsam und fremd da im Festessaal zu Upsala — dann wichen die Augen Karins zur Seite, und es schwand wieder zurück in die weite Ferne, unerreichbar, unwiderbringlich —

Und tiefer sank die Nacht, und die Mitternacht kam und mit ihr die Stille im Hochzeitshaus zu Upsala. Schweigen lag auf dem weiten Schwedenreiche; nur ein Nordlicht, hoch bis an den Zenith aufstrahlend, stand über der alten Königsstadt — — — — — —

Goldig ging der nächste Morgen über dem freien Lande auf. Großmüthig gewährte der junge König der dänischen Besatzung freien Abzug von Stockholm in ihre Heimat; Völkerrecht und Menschlichkeit begannen mit ihm ihre Herrschaft in Schweden. Ein seltener, sommerwarmer Herbst lag über der jungen Freiheit; was seit Menschengedenken nicht geschehen, die Saat des neuen Jahres deckte grün, so weit das Auge reichte, die Felder und zum zweitenmale in weißen Blüten standen die Bäume. Der Frühling schien mit brüderlichem Arm den Herbst umschlungen und die Gewalt des Winters für ewig gebrochen zu haben. Jauchzend erntete das Volk den reichen Fruchtschatz in die Scheuren und blickte wie mit göttlicher Verehrung zu seinem Königspaar auf, mit dem es in gläubiger Dankbarkeit allen Segen verknüpfte, der nach der langen Kriegsnoth und Knechtschaft als etwas fast Unbegreifliches das Land überströmte. Besonders aber sah es ihn als die Gabe Karins an, deren Augen unermüdlich über der Dürftigkeit ruhten, die weise wie das Alter und doch lieblich und herzgewinnend wie die Jugend nicht die Würde, sondern die ernste Pflicht einer Königskrone offenbarte.

Ihr Gehör stand jedem offen, und glücklich und hoffnungsvoll leuchtete es in den Augen der Landbewohner auf, wenn ihr weißer Zelter, selten von mehr als einem Diener begleitet, am Rande eines Dorfes erschien und die Kinder frohlockend in die Häuser stürzten und die Ankunft der „guten Königin" jubelnd verkündeten. Der König sah es freudig, wie sie im weiten Umkreis die Herzen des Volkes gewann. Manchmal begleitete er sie auf ihren Wegen; öfter hielten ihn wichtige Arbeiten, welche die Neugestaltung aller Verhältnisse im Lande erforderte, in Upsala zurück. Dann ritt Karin allein voraus durch die herbstsonnige Welt, und ihr Begleiter folgte erst entfernt hinterdrein. Sinnend blickte sie in die Ferne hinaus, sie merkte es oftmals nicht, daß ihr Pferd, von seiner Reiterin vergessen, innehielt; was sie denken mochte, ihre Lippe sprach es nicht aus, auch sich selber nicht. Sie nahm gern ihren Weg auf die See zu, wo sie von einer Höhe fern auf den blauen Spiegel hinüberzuschauen vermochte. Dann wußte der Diener, daß ihr Stunden wie Minuten erschienen; doch zürnte sie nie, wenn er endlich herankam und ehrfurchtsvoll auf die Sonne deutete, die in ihrem Rücken unbeachtet von ihr herabsank. Schweigend wendete sie auf seine Mahnung ihren Zelter und ritt zurück, und die Bewohner der Orte, durch die sie gelangte, fanden das schöne Antlitz der jungen Königin nie weniger ruhig und liebreich, als sie es zuletzt gesehen.

So kam sie auch heute aus der Meeresrichtung heimwärts. Ein Jahr war gerade verflossen, seitdem sie Gustav Wasa am Rande des Trollhätta zuerst getroffen, und länger als gewöhnlich noch hatte sie abgewandt auf der Höhe gehalten und in die unendliche Ferne geblickt, wo über der See Erd' und Himmel in einander gingen, daß kein Auge mehr unterschied, wo jene endete und dieser begann. Und abgewandt ritt sie heute auch zurück, bis ihr zur Rechten der viereckige Thurm von Alt-Upsala durch die entblätterten Linden grüßte. Eine plötzliche Regung mußte über sie kommen; sie schlug die Augen zu den hohen Wipfeln auf, die von den Königshügeln das Dorf überragten, dann winkte sie dem Diener, ohne sie den Weg in die Stadt fortzusetzen, und bog seitwärts ab. Sie berührte das Dorf nicht; durch Felder gelangte sie an den Fuß des Odinhügels, an dem sie sich herabschwang und ihr Pferd der Freiheit überließ.

„Du wartest auf mich, ich weiß es," sagte sie leise mit sonderbarem Ton, die Hand auf seinen schlanken Hals legend, „Du trägst mich immer ins Königshaus zurück."

Langsam stieg sie hinan; ihr Schleppkleid oder das tiefe Laub, das ihre Füße durchrauschten, mochte ihr das Gehen erschweren, denn sie stand oft still und legte den Kopf wie ermüdet in die Hand. Nun war sie oben und die untergehende Sonne traf blendend in ihr Gesicht. Wagerecht warf sie ihr grünes, melancholisches Licht über das stille Thal, über die braunen Buchenblätter, die alle aus den hohen Wipfeln gefallen und den alten Opferstein dicht bedeckten. Doch Karin kannte jede Stelle desselben genau, so genau, als ob ihr Herzblut an jeder auf den Stein geflossen. Mechanisch bewegte sie sich dorthin, wo die Kraft sie verlassen, als Gustav Wasa in wildem Schmerze von ihr gegangen, wo sie auf die Kniee gesunken und die Stirn wider den kalten Granit gepreßt, ehe sie selbst die Straße gen Upsala hinabschritt. Ihre Füße wankten, wie sie es damals gethan, es war als ob ein wilder Schmerz jetzt das ruhige Antlitz der jungen Königin verzerren, als ob ein ungeheurer, nicht mehr zu hemmender Schrei aus ihrer wogenden Brust hervorbrechen wolle —

Da knisterte es vor ihr in den welken Blättern, daß sie zusammen fahrend aufsah. Ihr Auge traf gerade auf den Goldknauf der Thürme des Domes von Upsala, die ihre Sonnenglut über den dunklen Tannenwald zurückwarfen; doch die Strahlen zogen ihre goldenen Fäden an einer hohen Gestalt vorüber, die seitwärts regungslos an einem Buchenstamm lehnte. Nun wendete auch diese langsam den Kopf und stieß einen irren Schrei aus, und es war Gustav Rosen.

Ueber dem laubverhüllten Stein fanden sich die blauen Augen, wie sie einst es so oft gethan, bis in die unbegreiflichste sonnigste Kindheit hinauf. Sie fanden sich und hielten sich, sprachlos und unbeweglich, minutenlang — dann — dann wandte der Jüngling sich krampfhaft aufschluchzend ab und schritt den Hügel gegen die Wiese hinüber.

„Gustav —" rief Karin. Er hörte es und fuhr zusammen, doch er hielt nicht an —

„Ich befehle es Dir, Gustav, bleib! Deine Königin befiehlt Dir —"

Es war nicht befehlend gesprochen, unsägliche Wemuth nur sprach aus dem Ton der gebieterischen Worte. Sie geboten nicht, sie baten; todestraurig wendete sich sein Gesicht und Gustav Rosen kam zurück.

Festen Schrittes trat Karin auf ihn zu; der Schmerz in ihren

Zügen war verschwunden, ihre Brust wogte nicht mehr, sie war ruhig wie ihre Augen, wie der Herbst um sie her.

„Wir müssen Abschied nehmen für eine Weile, Gustav“ — ihre Stimme zitterte nicht, ihre Hand hatte die seine gefaßt und hielt sie still umschlossen. „Wir haben es ja oft gemußt als Kinder, wenn die Sonne unterging, und immer ging sie wieder auf.“

„Sag mir nur eins, Karin, und ich will ruhig Abschied von Dir nehmen — sag mir nur eins — bist Du glücklich? Liebst Du Gustav Wasa —?“

Die Königin wandte die Augen auf die Goldkugeln der Domthürme. „Ein Weib, das ihn zum Gatten hat, ist glücklich vor vielen“, entgegnete sie leise.

Das Bettelmädchen.

Nach dem Gemälde von Joseph Flüggen.

Sie deutete mit der andern Hand auf die roth verglühende Kugel, deren letzter Strahl zwischen sie fiel, wie aus den Wipfeln über ihnen das letzte Blatt verdorrt herniederschwebte. Auf ihr goldenes Haar fiel es, und sie nahm es mit schmerzlichem Lächeln und reichte es ihm hinüber. „Ich habe manche Blume von Dir zum Gedächtniß aus Frühlingstagen,“ sagte sie. „Sie blühten jenseits des Trollhätta, und nun ist es Herbst und ich habe hier nichts, Dir zum Gedächtniß zu geben als dieses Blatt.“

Er griff darnach und seine Hand umschloß es, daß es knisternd in Stücke brach. Zum erstenmale öffneten sich seine Lippen: sie flüsterten, um das Beben ihrer Stimme zu unterdrücken.

„Liebst Du Gustav Wasa, Karin —?“

Er wiederholte die Frage mit bebender, gewaltsam verhaltener Erregung. In eine Secunde lag die Entscheidung zweier Menschenleben zusammengedrängt, und Karin hob die blauen Augen zu denen des Geliebten empor und sprach mit fester, unbeirrter Stimme: Ja.“

Und versunken war die Sonne des Tags und der kühle Nachtwind rauschte schauernd auf durch die Herbsteswelt. Ein irrer, wahnsinniger Schrei brach aus Gustav Rosens Brust; sinnbetäubt streckte er die Arme aus und umklammerte gewaltsam die junge Frau.

Doch sie löste sich kraftvoll aus seinen Banden.

„Schwedens Königin tritt unbeschützt in jede Hütte und in die

Digitized by Google

Einsamkeit des Waldes — willst Du verschulden, daß sie es nicht mehr darf, Gustav?" fragte sie ernst.

Thränen überströmten sein Gesicht, seine Hände fielen wie gelähmt herab. Doch schon hatten ihre Arme sich wieder um seinen Nacken gelegt, ihre Augen sahen noch einmal, allen Glanz der Vergangenheit in einen Blick zusammendrängend, dicht in die seinen — „leb wohl, mein Gustav", sagten ihre Lippen und neigten sich auf ihn und küßten ihn — — — und gen Upsala verschwand in der Dämmerung am dunklen Tannenrand wie ein weißer Stern der Zelter der Königin von Schweden.

Ruhevoll wie immer betrat sie das Haus ihres Gatten und strich ihm liebreich mit sanfter Hand die Sorgen von der Stirn. Viele Sorgen drängten sich auf der Stirn des jungen Königs und scheuchten den Schlummer von seinem Auge. Und schlaflos, erzählt die alte Chronik, lag er auch in jener Nacht. Da öffnete Karin im Traum die Lippen und sprach. Und er beugte sich über sie und sie sagte im Traum:

„König Gustav lieb' ich gewißlich sehr,
Doch Gustav Rosen vergesse ich nimmermehr — —"

Nimmermehr — die Wellen des Mälar haben es vernommen und murmeln es weiter. Und der Hjelmarsee trägt es über die unabsehbaren Wasser des Wenersees und hinaus durch die Felsenthore, die der grüne Fluß durchschießt — dann kommen die Fälle von Trollhätta —

Sie kommen daher wie die Schicksale der Menschen, friedlich, durchsichtig, und küssen die nickenden Gräser, die sich auf sie herabneigen. Dann ein kleiner Wirbel und ein schnelleres Rauschen, unmerklich, ahnungslos — doch die Stille, die Klarheit sind dahin und kehren nicht wieder. Geschwinder schießen sie fort — immer hastiger getrieben, unaufhaltsamer und unabwendbarer — dann plötzlich stürzen sie tosend in die verschlingende Tiefe hinab, aus der kein Arm den Versunkenen mehr emporhebt.

Das sind die Fälle des Trollhätta. Sie überrauschen Tage und Jahrhunderte. Der Knabe, der an ihnen spielt, wird zum Mann und sein Haar bleicht. Und wenn er zum letztenmal am Stabe zu ihnen hinauswankt, sind sie wie an dem Tage, da er sie zum erstenmale sah. Blumenumrandet wie der Frühling und silberweiß wie der Winter —

Sie rauschen seit tausend, tausend Jahren, ehe ein Ohr da war, sie zu vernehmen. Weit über die Felsen sprühen sie ihren silbernen Staub, darauf die Sonnenlichter in freudigen Farben glänzen und gleißen. Drunten aber unter dem blendenden, majestätischen Schleier wogen und wallen die stürzenden, stürmischen Wasser.

Es ist gut sitzen am Rande des Trollhätta für den, der etwas vergessen will, das die fallenden Wasser überhallen — —

Jose und Benjamin.

Eine Aussätzigen-Geschichte aus dem alten Jerusalem. Von Professor Franz Delitzsch in Leipzig.

(Schluß.)

V.

Bei der menschenscheuen Stimmung, in welche Benjamin durch die Heftigkeit und Langwierigkeit seines Seelenkampfes versetzt ward, war es ihm gar nicht unlieb, als Jose einen Tag ausblieb. Auch als er den zweiten Tag zur gewohnten Stunde nicht erschien, nahm er es hin, ohne sonderlich darüber zu reflectiren. Am dritten Tage aber erwartete er ihn nicht ohne Unruhe, indem er sich fragte, ob er ihn nicht etwa gar durch sein kaltes und verschlossenes Verhalten zurückgestoßen habe. Als er auch an diesem Tage ihn nicht zu sehen bekam, steigerte sich seine Unruhe zu einer Angst der Selbstanklage, welche alle anderen Gedanken, die sich in ihm stritten, in den Hintergrund drängte. Auch der alte Simeon war der täglichen Besuche Joses zu gewohnt geworden, um nicht sein Ausbleiben unangenehm zu empfinden. „Was mag denn meinem Neffen begegnet sein?" fragte er am Abend des dritten Tages Benjamin, als die Wartezeit vorüber war. „Es ist meine Schuld," rief Benjamin, „daß er nicht mehr kommt, es ist die Strafe meines Undanks, womit ich seine Liebe erwiderte." Simeon schüttelte den Kopf. „Ja, ja," fuhr Benjamin fort, „ich habe es schon öfter erfahren, daß er sich scheu zurückzieht, wenn ich ihn durch mein launisches Wesen in die Lage gebracht habe, sich als aufdringlich zu erscheinen." — „Diesmal aber," entgegnete Simeon, „irrst Du Dich in ihm. Es freut mich zu hören, daß er auch einem Sohne des Boëthos gegenüber sich nicht wegwirft, aber einen kranken Freund verläßt er nicht, wenn er ihm auch ein zehnmal mürrischeres Gesicht machte, als Du ihm gemacht haben magst." — „Nun, weshalb käme er denn nicht?" frug Benjamin. — „Ich weiß es nicht," antwortete Simeon, „aber es ist mir um ihn bange; denn entweder ist er selbst krank oder es hat sich ihm ein anderes unübersteigliches Hinderniß in den Weg geworfen." — „O so gehe doch," rief Benjamin, „nach der Stadt hinab; vielleicht ist er krank, und wer wäre an seiner Krankheit schuld als ich, der Unreine, mit dem er sich so viel zu schaffen gemacht!" — „Laß uns noch bis morgen warten," sagte Simeon, „hoffentlich kommt er morgen und löst uns selber das Räthsel."

Der folgende Tag verlief für beide in peinlichem vergeblichem Warten. Jose kam nicht. Um zu verstehen, weshalb er nicht kam, müssen wir uns in das Haus M e n a h e m s versetzen.

Aus dieser Familie war seit Benjamins Erkrankung aller Frohsinn gewichen. Obgleich Benjamin noch lange nicht S c h e l a m z i s Verlobter war, so hatte sie doch bereits so sehr ihr Herz an ihn gekettet, daß die Trennung von ihm ihr unerträglich war. Die Sehnsucht nach ihm zehrte Tag und Nacht an der Blüte und Kraft ihres jungen Lebens, und vergeblich suchte sie diese Sehnsucht dadurch abzuschwächen, daß sie sich die Entstellung des Geliebten durch die furchtbare Krankheit ausmalte: der Widerwille, den sie dadurch in sich hervorzurufen suchte, ward sofort vom Mitleid verschlungen, durch welches die Flamme ihrer Liebe nur verstärkt und, indem es dem natürlichen Gefühl eine sittliche Weihe gab, sogar verklärt ward. Ihre Heiterkeit, welche sonst wie Sonnenschein das Haus belebte, war in einer Schwermuth untergegangen, welche sie den Eltern zu verbergen suchte, aber nicht vermochte; denn früher redselig war sie jetzt wortkarg, früher übersprudelnd von Scherz und Witz war sie jetzt ernst, und früher gesellschaftliebend war sie jetzt in sich versunken und am liebsten allein. Die Angelegentlichkeit, mit welcher sie Erkundigungen über das Befinden Benjamins einzog, ließen über die Ursache ihres Grams keinen Zweifel. Sie war es auch, welche den Vater bewog, der Beruria eines seiner Landhäuser zur Unterbringung des Kranken zur Verfügung zu stellen. Als dieses Anerbieten abgelehnt ward und so der Triumph ihrer Liebe, in den sie sich hineingeträumt hatte, zu nichte ward, verfiel sie in Krämpfe und hatte nicht allein selber schlaflose Nächte, sondern störte durch ihr unaufhörliches Wimmern und Schluchzen auch den Schlaf der Eltern. Als nun gar bekannt ward, daß Benjamin unter Joses Führung nach Bethanien gezogen sei, gerieth sie in einen an Wahnsinn grenzenden Zustand. Der Gedanke, daß Benjamin unter Joses Händen und ihr entrückt sei, goß durch alle ihre Adern die Giftglut der Eifersucht, und der davon unzertrennliche Gedanke, daß Benjamin nun der Verführung zum Abfall vom väterlichen Glauben erliegen werde, steigerte ihren Zorn auf Jose zu einem furchtbaren Hasse, wie ihn nur die weibliche Seele mit ihrem der Herrschaft der Vernunft und der Logik des Verstandes und der Moral entzogenen Gefühlsleben fassen und hegen kann. Umsonst suchte Rab Ami die körperlich und seelisch Kranke durch niederschlagende innere und äußere Mittel zu beruhigen; weder Essig noch Mandelmilch, weder Krokussalbe noch Umschläge von einem Decoct weißer Rosen wollten etwas helfen. Wie war es auch möglich? Die Krankheit saß im Herzen und die Krankheitsursache lag in Verhältnissen, welche zu ändern als unmöglich erschien. Rab Ami versuchte es deshalb auch mit bittendem und scheltendem Zuspruch. „O Tochter Edler," — rief er, selber ungeduldig geworden, aus — „warum wirst Du zur Mörderin an Dir selber! warum hängst Du, die von hunderten Umworbene, Dein Herz an diesen Einen, der Deiner am wenigsten werth ist? Entweder stirbt er oder, wenn nicht, wird er ein M i n. So gib ihn auf, denn wie es auch komme, er ist für Dich verloren." — „Nein," sagte sie, „wenn er gestorben wäre, so wäre er nicht für mich ver-

loren, dann wäre er mir doch zugänglich; ich würde sein Grab besuchen, ich könnte mit ihm im Geiste reden, ich dürfte Kleider der Trauer um ihn tragen, aber daß jetzt dieser Jose eine Mauer zwischen mir und ihm gezogen hat; daß er ihm jetzt näher ist als je, während ich von ferne das Zusehen habe; daß er, der jetzt auf unserem so prächtig und gesund gelegenen Gute in *En-Etam* wohnen könnte, sich jetzt mit jenem Bauernvolke gemein macht und seine edle Seele immer dichter in das Netz eines schlau angelegten Verführungsplanes verstricken läßt: das, Rab Ami, das ist's, was meine Seele zermalmt. Martert mich doch nicht mehr mit Euren Arzneien und Eurem Zuspruch, ich kann, ich will diese Täuschung, diese Schmach, diese Trennung nicht überleben." Dabei weinte sie, stöhnte und rang die Hände; Vater und Mutter standen rathlos und wie vernichtet bei ihr. „O Jose, Jose," schrie sie, „Du hast mir seine Seele gestohlen, Du hast mein Glück zertrümmert, Du hast mein Leben gebrochen." — „Weißt Du denn nicht," sagte Menahem, „daß man den Menschen an seinem Freunde erkennt? Dieser Jose ist ein Verführer, und Benjamin ist seiner werth; er hat Dir geheuchelt, hat Dich betrogen." — „Nein, nein," rief sie, „Benjamin ist gut, aber Jose hat ihn bezaubert, er ist ihm gegenüber nicht mehr frei. Aber Gott der gerechte Richter wird mein Leben und meine Liebe rächen an diesem Räuber und Mörder." Indem sie das sagte, brach sie ohnmächtig zusammen. — „Dieser Nazarener," schrie die Mutter, „tödtet uns unser Kind; überall wo diese Secte Eingang findet, zieht zugleich mit ihr Zwietracht und Noth und Tod ein." — „Ja, es ist wahr," rief Menahem; „dieser Schlangenbrut muß man steuern, wir sind es unserm unglücklichen Kinde schuldig! —"

In der Apostelgeschichte, Cap. 12, V. 1 lesen wir: „Um dieselbe Zeit legte der König Herodes die Hände an etliche von der Gemeinde, sie zu peinigen." Was wir hier in einem Athem weglesen, war die nur zu lange seufzer- und martervolle Geschichte jenes verhängnißvollen Jahres, welches den ersten Apostel, *Jacobus den Aelteren*, als Märtyrer von hinnen raffte und auch dem *Petrus* sein Leben gekostet haben würde, wenn er nicht nach Gottes weisem und gnädigem Rath wunderbar für die Kirche gerettet worden wäre. Der König Herodes, welchen die Apostelgeschichte meint, ist *Herodes II Agrippa*, welcher einerseits seinem Großvater in Nachahmung heidnischer Sitten so wenig nachgab, daß er einmal im Amphitheater von Berytos 1400 Delinquenten in zwei Cohorten von je 700 Mann einen Massenkampf auf Tod und Leben aufführen ließ, andererseits aber eine Ehre darein setzte, als gesetzesstrenger Israelit zu gelten. Als er im Jahre 43 auf 44 in Jerusalem war, bekundete er seinen Eifer um das Gesetz durch die Gewaltmaßregeln, durch die er die um sich greifende junge Gemeinde der Jesusjünger im Keime zu ersticken suchte. Als er sah, daß er sich dadurch bei der Pharisäer- und Sadducäerpartei zugleich in Gunst setzte und den Beifall der Volksmasse erntete, welche diese *nazarenischen* oder, wie man sie auch nannte, *kapernaitischen* Sonderlinge haßte, steigerte sich seine Strenge. An sich kein grausamer Despot, wurde er es in diesem Falle Gott und sich selber zu Ehren. Die Zahl der Christgläubigen war aber so groß, daß es unmöglich war, sie alle in Strafe zu nehmen. Der König gab dem Synedrium auf, den Häuptern der Secte den Proceß zu machen. Jose gehörte zu diesen nicht und Menahem schonte ihn auch schon deshalb, weil er das Verhältniß Benjamins zu Schelamzi zerrissen haben würde, wenn er Jose auf die Liste der Geächteten gebracht hätte. Jetzt aber, wo er durch Jose sein Familienglück zerstört und das Leben seines heißgeliebten Kindes gefährdet sah, hatte er die Quaderzelle des Tempels, wo das *Synedrium* tagte, kaum betreten, als er, noch ehe die Sitzung eröffnet ward, in Verwünschungen Joses ausbrach und seine Anklage desselben ankündigte. Alles zollte ihm Beifall. „Jetzt erst," rief ein gewisser *Akabja*, „fasse ich wieder Vertrauen zu unserem Ab-beth-din, denn bis jetzt meinte ich, daß er selber nach jener linken Seite hin schiele."

Die Mitglieder des Synedriums, welche, wenn vollzählig versammelt, ihrer 71 waren, saßen im Halbkreis, in der Mitte der *Nasi* (Präses) und ihm zur Rechten der *Ab-beth-din* (Vicepräses). Links und rechts zur Seite des Halbkreises standen Schreiber und Schergen. Vor den Synedristen aber saßen in mehreren Reihen die Candidaten, aus denen sich das Synedrium ergänzte, meist angesehene Männer aus dem Priesterstande, welche unter Umständen das Wort für den Angeklagten, nicht aber gegen ihn ergreifen durften. Ein junger Mann unter diesen Candidaten des Synedriums plaidirte für Jose, den Menahem mit unverkennbarer Leidenschaftlichkeit als fanatischen proselytenmacherischen Sectirer verklagte, wenigstens *innerlich*, nicht zwar um Joses, aber um Benjamins willen, den er zu gut kannte, um Jose, seinen Freund, für so schlecht zu halten, wie Menahem ihn darstellte; sofort nach der Sitzung ließ er Jose einen Wink zukommen, daß er seine Person in Sicherheit bringen möge.

Jose barg sich in den nächsten Tagen bald in diesem, bald in jenem Christenhause. In der Nacht des zweiten zum dritten Tage schlich er sich in das Haus Berurias, nachdem er sich vorher in einigen brieflichen Zeilen ihr angemeldet hatte. Es war Beruria seltsam zu Muthe, als sie dem Jesusjünger so insgeheim als Vertraute gegenüber stand. Sie war zu hochherzig, um sich vor Angebern zu fürchten, aber dem Christenthum in einem seiner Vertreter so nahe gerückt, fürchtete sie sich vor sich selber. „Die Pflicht gegen Dich selbst und gegen Deinen Oheim," sagte Beruria, „gebietet Dir, Jerusalem eine Zeit lang zu verlassen, um Dir Freiheit und Leben zu erhalten." — „Aber die Pflicht gegen Benjamin," entgegnete Jose, „gebietet mir zu bleiben, selbst wenn ich es mit dem Leben büßen sollte." Dieser Streit zweier edler Herzen währte lange. Aber Jose vermochte der Mutter des Freundes nur die Zustimmung abzuringen, daß er in der Frühe des folgenden Tages noch einmal nach Bethanien gehe, um selber mit Benjamin und dem Oheim zu sprechen und danach sich zu entscheiden. Er machte sich möglichst unkenntlich, schlug die einsamsten Wege zur Stadt hinaus ein und verließ, als er den Kidron überschritten, den nächsten Weg nach Bethanien, welches er quer über den Bergrücken aufsteigend und mehr kletternd als gehend zu erreichen suchte. Aber als er da auftauchte, wo der Weg oben auf dem Berge nach der nun sichtbaren Ortschaft führte, hielten ihn zwei im Hinterhalt gelegene römische Soldaten fest und als er, der nicht lügen konnte, nach seinem Namen gefragt, antwortete: „Ich heiße Jose," so erklärten sie ihn für ihren Gefangenen und schon eine Stunde später war er, noch ehe der Morgen graute, in der Antoniaburg verschwunden, in deren Kerkern schon gar manche seiner Glaubens- und Leidensgenossen schmachteten. Menahem erfuhr alsbald, daß man nicht vergeblich auf Jose gefahndet habe. Er freute sich, nun seine Tochter, deren trostloser Trübsinn fortdauerte, beruhigen zu können. Aber er täuschte sich. Schweigsam nahm Schelamzi die Nachricht auf, und als ihre Mienen sich augenblicklich erheitert hatten, begannen sie auch schon wieder sich nur um so tiefer zu verfinstern.

Als der alte Simeon nach der Stadt kam und bei den Christenfamilien, mit denen Jose verkehrte, sich nach seinem Neffen erkundigte, erfuhr er, daß dieser vor einigen Tagen noch sich bei ihnen verborgen gehalten habe, seit der vorgestrigen Nacht aber nicht zurückgekehrt und wahrscheinlich gefangen genommen sei, da Menahem ihn im Synedrium seines Glaubenseifers halber angeklagt habe. Von da ging er zu Beruria, und als diese hörte, daß Jose seine aufopfernde treue Liebe zu ihrem Kinde im Kerker büßte, vergoß sie bittere Thränen. Als ihr aber Simeon, der in seiner Offenherzigkeit nichts verschwieg, sagte, daß es Menahem sei, dem Jose dies zu verdanken habe, rief sie zornig aus: „Habe ich es doch stets gedacht und auch Benjamin nicht verhehlt, daß aus dieser Familie ihm nichts Gutes komme! Von dort datirt seine Erkrankung, von dort erleidet er nun auch den Verlust seines treuen Krankenpflegers." — „Seid nur unbesorgt," sagte Simeon, „der Oheim weiß so gut wie der Neffe, daß Liebe besser ist als Opfer." — „Ja, ja, ich weiß," antwortete Beruria, „daß Ihr es nicht minder gut mit meinem Kinde meint wie Jose — wie geht es denn Benjamin? was denkt er über Jose?" — „Es ist mit Benjamin," sagte Simeon, „seither nicht schlimmer, aber auch nicht besser gegangen. Was aus Jose geworden, weiß er noch nicht, aber sein Ausbleiben macht ihm freilich Unruhe: er fürchtet, er habe Jose angesteckt und dieser sei nun selber erkrankt — was soll ich ihm nun sagen?" — „Sage ihm nur immerhin," antwortete Beruria, „daß Jose nicht krank, sondern daß er eingekerkert ist, aber verschweige ihm, wer Joses Einkerkerung auf seinem Gewissen hat." — „Warum soll ich ihm das nicht sagen?" fragte Simeon. — „Er liebt nun einmal Menahems Tochter," fuhr Beruria fort, „und wenn er hört, daß Joses Unglück vom Hause Menahems ausgeht, so möchte ihn das zu tief erschüttern. Auch wissen wir ja nicht, ob Schelamzi um diese schändliche That ihres Vaters weiß und dabei betheiligt ist." — „Das ist wahr," sagte Simeon, „aber Schade wäre es nicht, wenn dieses sein Götzenbild zertrümmert würde." — „Ja," fiel Beruria ein, „Du

magst recht haben, aber überlassen wir das dem Heiligen, gebenedeit sei Er! Sage aber Benjamin, daß seine Mutter ihm Jose zu ersetzen suchen wird. Ich komme in den nächsten Tagen selbst: der Ijjar geht ja nun zu Ende und nach dem ersten Sabbath des Sivan zu kommen, hat mich Benjamin selbst gebeten — ich will ihm willfahren, sage ihm, daß ich zur bestimmten Zeit bei ihm sein werde."

Als Simeon wieder bei Benjamin eintrat, rief ihm dieser entgegen: „Du kommst allein?!" — „Ja, mein Kind, aber Jose ist nicht krank." — „So fühlt er sich also durch meinen Undank beleidigt und kommt deshalb nicht." — „Hab' ich Dir denn nicht schon gesagt, daß Du ihn schlecht kennst, wenn Du argwöhnst, daß er dem kranken Freunde gegenüber seiner Empfindlichkeit Raum gebe?" — „So quäle mich nicht länger, Mar Simeon, und sage: was in aller Welt ist meinem Freunde geschehen?" Als nun Simeon mit der Sprache herausging und sagte, Jose sei verschwunden und wahrscheinlich verhaftet, lag Benjamin lange wie getödtet vor Schrecken, dann quollen unter seinen halbgeschlossenen Augen Thränen hervor und mit klagender Stimme fragte er: „Wer hat ihm, wer hat mir das angethan?" Nicht ohne merkliche Verlegenheit antwortete Simeon: „Wie soll ich das wissen? Ist er doch ein Jünger Jesu, und König Agrippa, der leidenschaftliche Theater- und Circusfreund, meint, um als ein rechter Sohn Israels zu gelten, ein Feind und Verfolger der Jünger Jesu sein zu müssen. O Sohn des Boëthos, wenn Du wüßtest, wie man dort unten, seit Du hier bist, auf die Nazarener Jagd macht! Vielleicht sammelt man Verbrecher, um dem Volke wieder die heidnische Augenlust eines großen Blutbades zu verschaffen, denn diese Edomiter essen zwar kein Thierblut, weil das Gesetz es verboten, aber nach Menschenblut sind sie um so durstiger." Simeons Stimme zitterte vor Zorn, indem er das sagte. „Still, still," rief Benjamin, „die Schrift sagt: Fluche dem Könige nicht in seinem Herzen. Wie könnte König Agrippa das thun, wenn es nicht Menschen gäbe, die ihn aufhetzen, die sich durch Angeberei bei ihm beliebt zu machen suchen, die ihm zum Mordwerkzeug im Dienste ihres eigenen Fanatismus oder auch ihrer Rachsucht mißbrauchen! Ist Jose erst seit gestern ein Jünger Jesu? Wie kommt es denn, daß er gerade jetzt, wo er sich seines kranken Freundes annimmt, weggefangen wird?" Simeon schwieg. „Es ist nicht blos die Liebe zu Jesus, dem Nazarener, es ist zugleich die Liebe zu mir, die ihn in den Kerker gebracht hat. Aber, wer da meint, mir dadurch den Glauben Joses zu verleiden und ihm mich zu entfremden und um so fester an sich selbst zu ketten, der irrt sich." — „Der Herr sei Dir gnädig, mein Sohn," sagte Simeon, — „fast hätte ich vergessen, daß Du in der ersten Woche des Sivan den Besuch Deiner Mutter zu erwarten hast. Wie theilnehmend sprach sie sich über Jose aus! O Benjamin, Du hast eine gute, edle Mutter. Doch gib Dich zufrieden; ich gehe nun und werde dafür sorgen, daß es Deiner Mutter bei uns gefalle."

Man möchte nun etwa meinen, daß der Gedanke an die Katastrophe des Freundes den Zustand Benjamins verschlimmert hätte. Aber dies war nicht der Fall. Im Gegentheil wurde er von jetzt an auffällig ruhiger und die sich bisher nach außen kundgebende innere Zerrissenheit wich immer mehr einer stillen Trauer und einer ruhigeren gesammelteren Gemüthsstimmung. Er wußte, wo die Ketten seines Freundes geschmiedet waren und von dem Moment an, wo er es wußte, war das Götzenbild in seinem Herzen zerbrochen. Jose hatte es schwerlich geahnt, daß er, indem er sich in den Kerker führen ließ, seinen Freund aus dem Kerker befreite. Denn dieser athmete von jetzt an die Luft der Freiheit. „Meine Seele ist entronnen" — frohlockte er insgeheim — „wie ein Vogel dem Strick des Voglers; der Strick ist zerrissen und ich bin los." Manchmal durchzuckte ihn sogar die Gewißheit, daß seiner Krankheit die Wurzel abgeschnitten sei. Daß das Feuer der Leidenschaft in ihm erloschen war und daß er nun um so weniger mehr an sich selbst dachte, je ausschließlicher er mit seinen Gedanken bei Jose verweilte, übte auf sein leibliches Befinden einen wohlthätigen Eindruck. Die Erinnerungen an die Gespräche mit Jose unter der Terebinthe und in Gethsemane und an dessen Gebet mit ihm oder vielmehr für ihn auf der Anhöhe zwischen Jerusalem und Bethlehem und an sein wiederholtes prophetisches Wort: Du wirst leben und nicht sterben, sondern des Herrn Werk verkündigen — diese Erinnerungen alle wurden in ihm lebendig und er stellte sich die Frage, wie er dem Freunde jetzt antworten würde, wenn er das alles mit ihm noch einmal durchlebte.

Einige Tage nach Simeons Rückkehr sprach Benjamin den Wunsch aus, nächsten Sabbat die Synagoge zu besuchen, und als Simeon einwandte, daß sie nicht auf den Besuch eines Aussätzigen eingerichtet sei, drang Benjamin in ihn, sie so einrichten zu lassen, indem er für den erforderlichen Kostenaufwand haftete. Denn eine rabbinische Satzung sagte: „Wenn ein Aussätziger in eine Synagoge geht, so mache man ihm einen Verschlag, 10 Handbreiten hoch und 4 Ellen im Geviert, und er sei der erste im Hineingehen und der letzte im Herausgehen." Bei der damaligen allgemeinen Furcht vor dem Contagium und überdies der hochgradigen Unreinheit des Aussatzes war es immerhin menschenfreundlich, daß man dem Kranken das Gotteshaus nicht schlechthin unzugänglich machte, aber welches Schamgefühl, welcher Schmerz müssen sich seiner bemächtigt haben, wenn er eingesperrt in diesen Bretterkasten am Gottesdienste theilnahm und den neugierigen und zugleich ängstlichen Blicken vieler begegnete, die ihn als einen Gottgestraften weniger bemitleideten, als fürchteten!

Es war Benjamin Bedürfniß, einmal im Gotteshause für sich und besonders auch für Jose zu beten. In der Entschiedenheit aber, mit welcher er diesen Wunsch jetzt aussprach, ohne an seiner Ausführbarkeit zu zweifeln, zeigte sich's, daß ihn ein neues Leben zu durchdringen begann. Als Simeon bei dem Zimmermann des Orts die Mechiza (so nannte man einen solchen als Scheidewand dienenden Verschlag, wie wir ihn oben beschrieben) bestellt hatte, gab es in Bethanien fast keinen andern Gegenstand der Unterhaltung, als daß der vornehme junge Mezora (Aussätzige) in Simeons Hause am nächsten Sabbat die Synagoge besuchen werde. Die Synagoge war ein kleiner Betsaal und brauchte auch nicht groß zu sein, da die Bethanier so oft als möglich vor Sabbatanbruch nach Jerusalem gingen, um dort den Sabbat im Tempel oder in einer der dortigen Synagogen, deren die Stadt mehrere hundert hatte, zu feiern. Diesmal aber war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß, wer nur immer von den Bethaniern nicht gezwungen war, den Sabbat unten in Jerusalem zuzubringen, oben im Orte bleiben werde. Warum ließ sich Benjamin, obwohl ihm die Macht der Neugierde nicht unbewußt sein konnte, dennoch dadurch nicht bestimmen, von seinem Wunsche, die Synagoge zu besuchen, abzustehen? Wir glauben, nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er zu sehr mit seinem Verhältniß zu Gott beschäftigt war, um viel auf Menschen zu reflectiren, und daß er, wenn er an das Gaffen und Zischeln und Fingerzeigen der Leute dachte, sich der Gemeinschaft der Schmach freute, in die er dadurch zu seinem geächteten, gefangenen Freund träte.

Schon am Nachmittag des Freitags war die Mechiza fertig und wurde beim Spätabendgottesdienst von Alt und Jung angestarrt. Der Sabbat fiel auf den ersten Sivan. Als der Osthimmel sich zu färben begann, hatte sich Benjamin schon innerlich und äußerlich zu dem ersehnten Gange fertig gemacht. Es war ein friedlich stiller Morgen, den fröhliches Vögelgezwitscher bewillkommnete; der Zustand Benjamins glich dem Morgendämmer draußen; seine Stimmung war tiefernst, aber ruhig und hoffend. Auf Simeon wartend, der ihm versprochen hatte, zu sagen, wenn es Zeit sei zu gehen, nahm er das Buch Hiob herab, drückte es in Erinnerung an den Geber an seine Stirn und haftete, als er es aufschlug, an den Worten Elihus: „So denn ein Engel, einer aus tausend, mit ihm redet, zu verkündigen dem Menschen, wie er solle recht thun: so wird er ihm gnädig sein und sagen: Er soll erlöset werden, daß er nicht hinunterfahre in das Verderben, denn ich habe eine Versöhnung gefunden. Sein Fleisch grüne wieder wie in der Jugend, er kehre wieder zu seinen Jünglingstagen." — „Hat mir der Allerbarmer," sagte er halblaut vor sich hin, „nicht in Jose einen solchen guten Engel zugeschickt? Sonderbar, daß ich mich diesem Jose jetzt, wo er mir ferner ist als je, dennoch näher fühle als je. Der Glaube, für den er im Kerker leidet, muß wahrer sein, als der Glaube, welcher recht zu thun meinte, als er ihn wie einen Verbrecher in Bande legte." Indem er das sagte, war es ihm wie einem, der lange in einem finstern dichten Walde gegangen und nun plötzlich die Lichtung durch die Zweige blinken sieht. Er stand wie auf der Grenze zweier Welten und es war ihm, als ob eine Hand aus den Wolken sich nach ihm ausstreckte, um ihn aus der Nacht, deren letzte Sterne verblichen, in ein Reich reinen Lichtes und seliger Freiheit emporzuziehen.

„Es ist jetzt Zeit," rief nun Simeon herauf. Benjamin ergriff den Sudar und vermummte sich. Langsamen, aber festen Schrittes

schlug er den Weg nach dem Hause ein, in dessen Erdgeschoß der Betsaal war. Diejenigen, welche eben dahin wollten und ihm den Vortritt lassen mußten, hatten sich meist schon am Wege aufgepflanzt und obgleich sie vor dem Aussätzigen zurückzuweichen hatten und dieser nicht grüßen durfte, hielten sie sich doch diesmal aus Neugier möglichst nahe, und die vornehme edle Haltung des Jünglings machte auf sie einen so imponirenden Eindruck, daß sie ihn unwillkürlich grüßten.

In dem noch menschenleeren Betsaal angekommen, setzte er sich in der Mechiza nieder, deren Höhe darauf berechnet war, daß der Kranke sitzend am Gottesdienst theilnehmen konnte. Die Gemeinde war andächtig stiller als sonst, und der Vortrag des Vorsängers hatte diesmal eine besondere Weihe. Das Amt des Vorsängers in der kleinen Gemeinde hatte der mit Simeon befreundete Vater Marthas, welche bei Simeon ab- und zuging und ihrem Vater oft und viel erzählt hatte, was für ein feiner und frommer junger Mann dieser Benjamin sei und wie traulich er mit Simeons Neffen verkehre. Der Vorsänger Samuel, seines Handwerkes ein Bäcker, gehörte wie im Grunde auch Simeon zu denjenigen, welche nicht ohne Nachwirkung der Eindrücke, welche der Aufenthalt Jesu in diesem Orte und sein Todtenerweckungswunder zurückgelassen hatten, die Möglichkeit einräumten, daß Jesus der Messias sei, aber der Erkenntniß der Wirklichkeit sich aus Kreuzesflucht geflissentlich entzogen. Die Anwesenheit Benjamins aber im heutigen Gottesdienste rührte nicht allein sein weiches Herz, sondern weckte auch sein eingeschläfertes Gewissen. Noch nie hatte ihn die Gemeinde das Schemone-Esre (das Gebet der achtzehn Benedeiungen) so vorsingen hören wie heute. Als er zu den Worten kam: „Gebenedeiet seist Du, o Herr, der Du die Todten wieder lebendig machest," legte er eine hinreißende Gewalt zweifelloser Gewißheit hinein; als er den achten Segensspruch mit den Worten anhob: „Heile uns, o Herr, so werden wir geheilet," verschmolz er in sie tiefes Mitleid und andringende Innigkeit; als er aber den fünfzehnten Segensspruch sprach: „Den Sproß Davids, Deines Knechtes laß eilends sprossen, und sein Horn erhebe sich kraft Deines Heiles, denn auf Dein Heil harren wir immerfort," da versagte ihm die Stimme bei diesen die Verwerfung Jesu in sich schließenden Worten, und die hier übel angebrachten Zittertöne verriethen den Kampf des Zweifels und Glaubens in seinem Innern. Benjamin saß da abwärts geneigt, indem er die Stirn gegen die Brüstung oder vielmehr die Kante des Verschlags stemmte; er fühlte die Ursache des Zitterns Samuels heraus und dachte bei sich selbst: So steht es in Israel: viele glauben an Jesus, nicht wenige schwanken zwischen Zweifel und Glauben, und die, welche nicht glauben und nicht schwanken, verfolgen die Gläubigen bis aufs Blut. Solche Gedanken jagten sich in ihm und als bei den Worten: „Gebenedeiet seist Du, o Herr, der Du ein Horn des Heils erblühen machest" Samuels Zittern nachließ, sagte er nicht ohne Zittern vor sich hin: „der Du ein Horn des Heils erblühn gemacht hast." Er betete, nur selten das Gesicht erhebend, immer halblaut, bald für sich, den Kranken, und seine um ihn betrübte Mutter, bald für Jose, den um Jesu und um seinetwillen Gefangenen, zumeist aber um Erleuchtung von oben über die Hauptfrage, die seit lange sein Herz bewegte; er betete alle Gemeindegebete mit, aber sie alle in den Ausdruck seiner persönlichen Anliegen verwandelnd. Sobald aber der Betsaal sich völlig geleert hatte, streckte sich Benjamin innerhalb des Bretterverschlages in der Richtung auf den Schrein, welcher in den Synagogen das Allerheiligste im Tempel vertritt, längshin nieder, mit der Stirn den Boden berührend und die Hände über das Haupt erhoben. Indem die Schlußworte: „Auf Dein Heil harre ich, Herr!" nach denen die Gemeinde auseinander gegangen war, in seiner Seele fortklangen, rief er, ohne den Ausbruch seiner Empfindungen länger hemmen zu können, mit lauter Stimme: „Ja auf Dein Heil harre ich, Herr, daß es die Finsterniß meiner Seele in diesem kranken, sterbenden Leibe durchbreche. Ist Jesus von Nazareth der Heiland, den Du Deinem Volke gesandt hast, o dann zerreiße den Schleier Moses, der mir Dein Wort verhüllt; nimm hinweg die Schuppen meiner Augen, daß sie den erkennen, für den sie bisher blind waren; zerreiße die Bande des Vorurtheils, des Weltsinnes und der Menschenfurcht, die mich bisher gefangen gehalten, ihm mich zu beugen! O Jesu, wenn Du der Messias Israels bist, so offenbare Dich mir in Deiner Herrlichkeit! Bist Du nicht der gute Hirte, den Israel mit 30 Silberlingen abgelohnt und der sein Blut vergossen für die, welche ihn durchbohrt haben? Ja, Du bist es, ich liege hier Dir zu Füßen, Dir will ich hinfort leben und Dir sterben. Gebenedeiet sei der Herr, der uns ein Horn des Heils erblühn gemacht hat!"

Als er so betete, sah er im Geiste, wie sich der Schrein, in welchen die Thorarolle zurückgestellt war, auseinanderthat. Die Thora strahlte wie in Purpur des Morgenroths, und dieser Purpur ging in den blendendsten Sonnenglanz über, und aus diesem trat der Auferstandene hervor mit der Dornenkrone auf seinem Haupte, welche zu gewundenem Golde mit diamantenen Spitzen verklärt war. Er schritt nach der Mechiza hinüber, deren Brettergerüst zusammenstürzte, und indem er mit dem Finger seiner linken Hand auf den Namen Benjamin deutete, der auf seinem hohepriesterlichen Brustschilde in weißem Lichte strahlte, breitete er seine rechte Hand über den hingestreckten hin, und von dieser seiner rechten Hand strömte wie ein Staubregen auf ihn nieder, vor dem er erst zusammenschauerte, dann aber sich bis auf Mark und Bein wonnig erfrischt fühlte. Dieses Erlebniß war die Sache eines Augenblicks. Benjamin blieb noch eine Zeit lang liegen, dann stand er auf und rief: „Meine Augen haben den König gesehen in seiner Schöne; ich freue mich in dem Herrn und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet wie einen Bräutigam, der mit priesterlichem Schmuck gezieret, und wie eine Braut, die ihr Geschmeide anlegt."

Sein Herz wallte in den hohen Wogen erster Liebe, eine neue in den Tiefen der Ewigkeit sich verlierende Welt hatte sich ihm aufgethan. Langsam, aber festen Schrittes war er gekommen, eilenden Schrittes und mehr schwebend als gehend eilte er von dannen. Simeon war erstaunt über den freudestrahlenden Ausdruck seines Antlitzes. Aber es war, als ob er alles Fragen abwehrte — er eilte hinauf in sein Zimmer, und dort lag er lange stumm auf seinem Antlitz und brach dann in Jubelworte des Dankes aus. „Heute ist mein Geburtstag," sagte er später zu Simeon; „heute bin ich Joses Bruder geworden, ich könnte nun für Jesus, den Messias, nicht allein mich einkerkern lassen, sondern auch für ihn sterben." — „Mar Benjamin," rief Simeon, „was ist Dir geschehen, Deine Augen sind wieder offen und die Augenlider sind weiß geworden — das ist ja ein Zeichen der Reinheit, wie bist Du so wunderbar genesen?" — In der That war mit ihm auch eine entscheidende Wendung seines leiblichen Befindens vorgegangen. Wir haben erzählt, wie die Ueberlieferung berichtet, ohne zu verschweigen, wie dieser Umschwung nicht unvermittelt erfolgte; wir brauchen jene Vision des Auferstandenen nicht, um ihn zu erklären, aber er bleibt nichtsdestoweniger eine wundersame Führung Gottes.

Mit der inneren Neugeburt Benjamins fiel seine von da an datirende Wiedergenesung zusammen. Die weißen Aussatzflecken wurden immer dunkler und verschwanden allmählich und hinterließen weiße Härchen, die nun nicht mehr in der Mitte der Bahereth (Flechte) und also kein Zeichen der Unreinheit waren. Das Brandgeschwür in der Hand überkrustete sich und jede Spur einer Bahereth darin verschwand. Das rohe Fleisch in der Bahereth der linken Schulter wurde immer kleiner bis unter die Größe einer Linse. Die Genesung machte rapide Fortschritte, so daß Benjamin schon einige Tage darauf sich durch den Priester hätte besichtigen lassen können, um rein gesprochen zu werden.

Unterdes hatte sich auch in Jerusalem Wichtiges ereignet. Es ist eine sittliche Erfahrungsthatsache, daß man von irgend welcher That der Rachelust und überhaupt der bösen Lust, so lange man noch nicht dahin gelangt ist, sie zu begehen, sich Befriedigung verspricht, daß man aber sofort, nachdem sie begangen, nur bittere Täuschung erfährt. So ging es auch mit Schelämzi. Sie hatte gedacht, daß sie ruhiger werden würde, wenn sie nur erst Jose beseitigt hätte, aber nachdem dies geschehen, erhob sich die Gottesstimme in ihrem Gewissen und verurtheilte die schwarze That, und verwandelte sie für die Thäterin in den bittersten Vorschmack verdienter Verdammniß. „O Vater," rief sie, „was habe ich gethan! Wenn Jose nicht wieder frei wird, dann muß ich sterben, dann bin ich Gotte und Euch auf immer verloren, dann bin ich ein Scheusal auf ewig vor Gott und seinen heiligen Engeln. O Vater, Vater, vergib mir, daß ich Dich

verleitet habe; ich beschwöre Dich bei der Liebe, die Du zu mir hast: bitte ihn wieder los beim König Agrippa, mache mich frei von dem Wurme, der mein Herz zernagt, rette mich von der Verzweiflung!!" Dabei raufte sie sich die Haare, zerriß ihre Kleider und lag an der Erde, ohne sich auf ihr Lager legen lassen zu wollen. „Nein, nein!" rief sie, „ich bin's nicht werth, daß sich ein Mensch meiner annehme; ich bin ein Kind des Todes, Gott ist ein gerechter Richter."

Alle Versuche, sie zu beruhigen, schlugen fehl und wenn man ihr sagte, daß Jose nichts Besseres verdient," rief sie: „Nein, nein, er ist gerechter, als wir alle." Endlich sagte ihr Menahem: „Sei denn nun ruhig. Jose ist wieder frei." Als er sah, welche heilsame Verwandlung dies in ihrem Verzweiflungsschmerze hervorbrachte, ging er wirklich zum König und erlangte, was er von seiner Gnade erbat. Schelämzi aber war eines Abends mit einer ihrer Dienerinnen verschwunden. Tief verhüllt ließ sie sich bei Beruria melden. Eingetreten fiel sie vor ihr nieder und umschlang ihre Kniee. „Stoße mich mit dem Fuße von Dir, Beruria" — rief sie, indem sie in Thränen zerfloß — „meine Sünde schreit gen Himmel." — „Wie sollte ich Dich Dich von mir stoßen," erwiderte Beruria, „der Mensch soll nicht unbarmherzig sein, während Gott barmherzig ist; sage, was hast Du gethan?" — „Ich bin es," rief sie, „die Jose in das Gefängniß gebracht hat; ich bin es auch, die nicht eher geruht hat, bis er wieder frei geworden, aber das ist noch keine Sühne meiner Sünde!" — „So flehe zu dem Allerbarmer," sagte Beruria, indem sie ihre Hand ergriff, „daß er Deine Sünde sühne." — „Ja," erwiderte sie, „das will ich, aber versprich mir das Eine! Sage Benjamin, sage Jose, daß lebenslängliche tiefe Schande mich von ihnen scheidet, aber daß sie mir vergeben, daß sie für mich beten mögen." — „Das soll zur geeigneten Zeit geschehen," sagte Beruria. Da küßte Schelämzi ihre Hände und unter einem Strom von Thränen, wie sie gekommen, ging sie fort, im Innersten zerknirscht, aber doch durch den Edelmuth Berurias getröstet.

Die Tage des Schabuotfestes rückten nun näher. Jose hielt sich unmittelbar nach seiner Freiwerdung, weil er der Wahrheit derselben mißtraute, bei Glaubensgenossen verborgen. Als Beruria am Donnerstag vor dem Feste nach Bethanien kam, hörte sie von der Wandlung, welche mit Benjamin vorgegangen war, und sie ergab sich darein um so weniger widerstrebend, als ihr Sohn ihr zugleich als fast genesen entgegentrat und Joses prophetisches Wort also in Erfüllung gegangen war. Als sie ihm mittheilte, Jose sei wieder frei, klatschte er vor Freude in die Hände und umkreiste die Mutter hüpfend, indem er sie einmal über das andere umarmte und küßte. Unterdes kam auch Jose selbst, der im Kerker unsäglich gelitten hatte und sich fast nicht mehr ähnlich sah; aber was er hörte, röthete wieder seine bleichen Wangen und lichtete seine matten Augen. „Also Du bist nun nicht nur mein Freund, Du bist mein Bruder in dem Herrn," sagte er zu Benjamin, und weinend fielen sie sich in die Arme.

„So hat sich denn doch," sagte Jose, „wie ich nie zu hoffen aufgehört habe, der Benjaminsvers erfüllt." — „Welchen meinst Du denn?" fragte Benjamin. — „Ich meine den Vers im Sefer Bereschith (ersten Buch Moses)," antwortete Jose, „welcher lautet: „Da fiel Jose Benjamin um den Hals, und auch Benjamin weinte an seinem Halse."

„Weißt Du denn aber auch, mein Kind" — fragte Beruria — „wer Jose ins Gefängniß gebracht hat?" — „Ich ahne es, Mutter," sagte er, „aber es komme nicht über meine Lippen!" — „Wohl, weißt Du denn aber auch, wer Jose aus dem Gefängniß wieder befreit hat?" — „Nein," antwortete er; „bitte, sage es!" — „So gestatte mir denn," sagte sie, „auch meinerseits zu schweigen; vielleicht, so Gott will, werde ich's Dir sagen, wenn Deine Reinigungsfeierlichkeiten vorüber sind." — —

Aus der Criminalpraxis.

V. Eine Verurtheilung Unschuldiger.*)

An dem die Grenze zwischen den Cantonen Zürich und Aargau bildenden Flüßchen Reuß ist das Zürcherische Dörfchen Ottenbach, Bezirks Affoltern, gelegen. In dem einige Büchsenschüsse vor dem eigentlichen Dorf gelegenen Haus zum Steinhof, einem alten, unansehnlichen Gebäude, brach am 8. August 1856 abends halb acht Uhr, also am hellen Tag, Feuer aus und legte das Wohnhaus mit Stall und Schuppen vollständig in Asche.

Das Haus war Eigenthum des Bauern Hans Sidler von Ottenbach, der es mit seiner Frau und der Familie seines Sohnes bewohnte. Bei ihm zur Miethe wohnte der Seidenweber Jacob Sidler von Ottenbach, gen. Ranz, mit seiner Frau Elisabeth, geb. Hug, und ihrem 15jährigen Knaben Gottfried, ebenfalls Seidenweber.

Der Hauseigenthümer Hans Sidler war ein wohlbeleumdeter gutstehender Mann, der durch den Brand seine ganze unversicherte Fahrhabe, insbesondere eingesammelte Fruchtvorräthe und Betten, im Werth von ca. 4000 Fr. verlor. Nur zwei Stücke Vieh wurden mit Noth aus den Flammen gerettet. Der für die abgebrannten Gebäude von der Landesassecuranz zu ersetzende Schaden betrug 2030 Fr.

Der Miethwohner Jacob Sidler dagegen war nicht nur ein ganz armer, sondern auch liederlicher und übelbeleumdeter Mann, vier Mal wegen Diebstahl bestraft, ein Trinker, seine Ehefrau nicht viel besser. Auch sie verloren beim Brand alles, was sie hatten, ihre ärmliche Fahrhabe: Bett, Tisch, Kasten, Stühle, einige Kleidungsstücke und Küchengeschirr.

Von den Hausbewohnern hatte somit keiner ein erkennbares ökonomisches Interesse am Niederbrennen des Hauses; alle konnten dabei nur verlieren, wenn man nicht etwa annehmen wollte, daß der blutarme Seidenweber auf die öffentliche Liebessteuer speculirt habe, die von der mildthätigen Bevölkerung des Cantons dürftigen Abgebrannten in reichlichem Maße gespendet zu werden pflegt.

Beim Ausbruch des Brandes war die Familie des Eigenthümers einige Ackerlängen vom Haus mit Ernten beschäftigt. Nur ein 14jähriger Knabe war daheim und wob. Auf ihn fiel kein Verdacht absichtlicher oder fahrlässiger Brandstiftung.

Von der Familie des Seidenwebers Sidler war beim Feuerausbruch nur die Frau daheim. Der Knabe war um Mittag von seinem Vater ins nächste Dorf geschickt worden, um Weblohn einzucassiren und einige Besen zu verkaufen. Am Abend sollte er in einer bestimmten Schenke, eine Viertelstunde von Ottenbach, mit seinem Vater zusammentreffen, der dann Most und Brot zum Nachtessen mit nach Hause nehmen wollte.

Zufolge dieser Abrede ging Jacob Sidler ein Viertel nach 7 Uhr von Haus weg, der Schenke zu. Eine Viertelstunde nach seiner Entfernung, noch bevor er in der Wirthschaft angekommen, brach das Feuer aus, das den Steinhof in Asche legte. In Folge des Feuerlärms kehrte Jacob Sidler um und eilte heim. Er konnte aber nichts mehr retten, weil der Dachstuhl schon zusammengebrochen war. Bald nach ihm kam auch der Knabe heim.

Das Feuer war unzweifelhaft an den Schweineställen, unmittelbar bei der Wohnung des Jacob Sidler ausgebrochen und hatte sich von dem Strohdach jener Ställe über das Dach des alten Hauses verbreitet.

Frau Sidler-Ranz versicherte, sie habe keine Ahnung von der Ursache des Feuerausbruchs, wisse davon „so wenig als ein Todter;" als sie von der Stube in die Kammer gegangen sei, um sich zu Bett zu legen, habe ihr das Feuer ins Gesicht geschlagen, so daß sie nur durch plötzliche Flucht ihr Leben habe retten können.

Es wurde eine Untersuchung eingeleitet; man inquirirte auf absichtliche und fahrlässige Brandstiftung, Jacob Sidler wurde verhaftet. Die Untersuchung hatte aber ganz und gar kein Ergebniß und der Verhaftete wurde nach drei Wochen wieder auf freien Fuß gesetzt. Indessen fuhr man trotzdem fort, nach dem Entstehungsgrund des Feuers zu forschen und nahm stets neue Verhöre auf.

Am 3. October 1856 machte Jacob Sidler selber aus freien Stücken den Verhörrichter darauf aufmerksam, er möge die Katharina Dubs verhören, die kurz vor dem Ausbruch des

*) Vgl. Nr. 30. S. 472.

Brandes bei seinem Weib gewesen sei; vielleicht wisse diese etwas von der Entstehung desselben zu sagen.

Katharina Dubs war ein 14jähriges Kind, von unehelicher Herkunft, heimatsberechtigt in Asch, Canton Zürich, aber wohnhaft bei ihrer Mutter, der Frau des Malers Zugetschweiler in Ottenbach, dem nächsten Nachbar des Steinhofes. Katharina hatte eine ganz gute Erziehung erhalten, war ein wohlgebildetes, intelligentes Kind, erhielt in der Schule die allerbesten Zeugnisse, war in Fleiß und Sittlichkeit geradezu „ein Muster".

Katharina war am Abend des 8. August bei Frau Sidler-Ranz gewesen und hatte sie unmittelbar vor dem Feuerausbruch verlassen. Vor den Verhörrichter gebracht, versicherte sie, sie habe an jenem Abend „bei der Ranzen" ein Stückchen Knüpfseide holen wollen, „sie sei ganz gewiß frei von dem Brand."

Wenige Tage nach diesem Verhör machte die Sohnesfrau des Hauseigenthümers Hans Sidler, den Richtern die Mittheilung, Katharina Dubs habe sich am Abend vor dem Brand in verdächtiger Weise um den Steinhof geschlichen; Katharina werde trotz ihres Leugnens über den Brand vom 8. August Auskunft geben können.

Das Kind war eben in seiner Heimatsgemeinde Asch. Der Verhörrichter ließ es sofort durch den Polizeisoldaten Meili abholen, der bei Ablieferung der Verhafteten berichtete, dieselbe habe auf dem Transport ihm die Brandstiftung eingestanden. Das war wirklich der Fall. Ihr vor dem Verhörrichter wiederholtes Geständniß ging dahin:

„Als Nachbarin kam ich öfter zu Sidler-Ranzens. Dieselben schimpften oft über den Hausmeister (Hans Sidler) und seine Frau, weil diese ihnen kleine Darleihen von Geld und Lebensmitteln abschlugen und äußerten mehrmals: wenn ihnen nur das Haus verbrennen würde, das geschähe ihnen recht! Am 8. August war ich wieder bei Frau Sidler. Wieder sagte sie: Wenn den Hausmeisters nur das Haus verbrennte; ich solle es anzünden. Sie versicherte mich, sie werde es keinem Menschen sagen. Ich ließ mich dazu überreden, ging in die Küche, nahm ein Zündholz im Loch am Feuerherd und steckte es brennend ins Strohdach des Schweinestalles. Dann lief ich heim und trank Kaffee."

Vierzehn Tage nach diesem Verhör wurde, übrigens ungesetzlicher Weise, der 15jährige Knabe der Sidlerschen Eheleute, Gottfried vom Gemeindevorstand verhört, dem er auf allerlei Suggestivfragen die wichtige Mittheilung machte:

„Mein Vater hat von dem der Mutter zum Weben anvertrauten Seidewupp ein Stück von ca. 20 Ellen abgeschnitten und über der Reuß im ersten Haus des (aargauischen) Dörfchens Aristau verkauft. Den Erlös brachte der Vater in Fünflivrethalern heim, ich mußte dann Most und Brot holen. Die Mutter aber sagte, das Haus muß fort, damit es nicht auskommt, daß wir das Tuch abgeschnitten haben. Der Vater war damit einverstanden."

In dieser Aussage hatte man nun das Motiv zur Brandstiftung.

Unter den feierlichsten Betheuerungen versicherten auf den betreffenden Vorhalt des Verhörrichters die Eheleute Sidler ihre Unschuld und erklärten die Aussage der Kinder für falsch und erfunden.

Die Nachforschungen in Aristau nach dem daselbst angeblich verkauften abgeschnittenen Seidetuch waren erfolglos.

Am 7. November 1856 wurden die Sidlerschen Eheleute und Katharina Dubs vor das Schwurgericht gestellt, letztere unter der Anklage der Brandstiftung, erstere der complotmäßigen Anstiftung des Kindes zu diesem Verbrechen. Nur wenn Complot zur Anstiftung des Kindes angenommen wurde, war auch der Ehemann Sidler erreichbar, gegen den ja das Kind nichts ausgesagt hatte. Katharina erklärte sich vor den Geschworenen schuldig, die Eheleute Sidler sich für nichtschuldig.

Die Beweisverhandlung ergab gegen die angeklagte Ehefrau, außer ihrem schlechten Ruf, nichts als das Zeugniß Katharinas, die bestimmt dabei blieb, „die Sidler-Ranz hielt eine Stunde lang an mir an, das Haus anzuzünden, bis ich zusagte. Sie sagte mir, sie gebe mir dann vielleicht etwas, ein paar Kappen (Hauben) oder was anderes; etwas Bestimmtes versprach sie mir nicht. Ich zündete dann an den Schweineställen an."

Dieses Zeugniß des ganz ausgezeichnet beleumdeten Kindes machte einen großen Eindruck. Das Interesse und die Spannung der Zuhörer aber stieg, als der Knabe Gottfried, der 15jährige leibliche Sohn der angeklagten Eltern, auf den Zeugenstuhl geführt wurde. Ist es möglich, fragte unwillkürlich jeder, daß der Sohn gegen Vater und Mutter aussagen wird? Gottfried wurde ausführlich und sorgfältig über sein Recht belehrt, sich des Zeugnisses zu entschlagen, ja der Präsident verwarnte ihn fast vor der Zeugnißablegung, weil das Gericht nicht darauf dringe, ein der menschlichen Natur widersprechendes Zeugniß zu erhalten.

Nach einigem Besinnen aber erklärte der Knabe: „Ich will lieber die Wahrheit sagen, wie sie ist" und wiederholte das oben angegebene Zeugniß mit der Modification: „Auf die Bemerkung der Mutter, das Haus müsse fort, damit der Diebstahl nicht auskomme," antwortete der Vater, sie solle das nur lassen, er wolle schon sorgen. Mir drohte der Vater, daß er mich tödte, wenn ich was ausbringe."

Bei diesem Zeugniß ihres Sohnes verhüllten die angeklagten Eltern das Gesicht mit den Händen und weinten laut. Die Mutter aber faßte sich bald wieder und rief mit barscher Stimme und unter furchtbarer Verfluchung: „Bym Eid, ich hab' das Kind nicht aufgewiesen, und jetzt ist's fertig."

Der Staatsanwalt fand in der Aussage des sich selbst belastenden Kindes, in dem Mangel jedes Motivs zu falschem Zeugniß und jedes Motivs zur Brandstiftung ohne vorgängige Anstiftung — das innere Zeichen der Glaubwürdigkeit.

Den leugnenden Angeklagten gegenüber führte er die Abneigung gegen die Hauseigenthümer, ihr Interesse, den Diebstahl durch Brandstiftung zu vertuschen, die Aussicht auf die öffentliche Wohlthätigkeit ins Feld. Den Beweis für die Mitschuld des Ehemanns insbesondere, das Complot, fand er in der Natur der Sache und der ehelichen Verhältnisse.

Das war nun freilich kein Beweis; in dieser letzten Richtung konnte höchstens von moralischer Ueberzeugung gesprochen werden, auf welche in keinem Verfahren der Welt, auch nicht im Schwurgerichtsverfahren, ein Schuldbeweis gebaut werden darf. Die Vertheidiger der Angeklagten hoben dies mit Energie hervor. Sie zeigten ferner, daß Katharina Dubs ihre Denunciation gegen die Frau Sidler erst erhoben habe, als sie vom Landjäger transportirt, bedroht, inquirirt worden war, daß der angebliche Seidendiebstahl ganz und gar nicht nachgewiesen sei, das angebliche Motiv zur Brandstiftung also dahinfalle, sie betonten, daß der auf dem Bettel herunterkommene, entartete Sohn Gottfried vor den Geschworenen anders ausgesagt, als in der Voruntersuchung und daß seine neueste Aussage den Vater hinsichtlich der Brandstiftung gar nicht mehr belaste. Die Natur der ehelichen Verhältnisse zum Beweis des Complotes für Brandstiftung zu stempeln, erklärten sie für eben so ungeheuerlich als unerlaubt und beantragten das Nichtschuldig.

Trotzdem sprachen nach kurzer Berathung die Geschworenen das Schuldig gegen die Sidlerschen Eheleute aus, worauf dieselben vom Gericht, der Ehemann zu zehn, die Ehefrau zu neun Jahren Zuchthaus, Katharina Dubs aber in Berücksichtigung ihrer Jugend, der Verführung und ihres Geständnisses nur zu einjährigem Gefängniß verurtheilt wurden.

Die drei Verurtheilten wurden zu Erstehung ihrer Strafe sofort in die Strafanstalt abgeführt. Leider besteht in Zürich der gegen bestimmtes Gesetz verstoßende Mißbrauch, daß Züchtlinge und Gefängnißsträflinge vermischt unter einander aufbewahrt werden. Katharina Dubs sah hin und wieder Frau Sidler: im Hof, in der Küche, im Arbeitssaal — das „wohlgeartete Kind, das Muster von Sittlichkeit" lachte dem jammernden Weib ins Gesicht! Schon näherte sich das Strafjahr des Kindes seinem Ende; schon dachte man daran, es nach seiner Entlassung zu versorgen. Aber es sollte anders kommen.

Der Director der Strafanstalt hatte der Schwurgerichtsverhandlung vom 7. November 1857 beigewohnt. Er war durch diese Verhandlung nicht völlig von der Schuld der Sidlerschen Eheleute, aber auch nicht von ihrer Unschuld überzeugt worden. Katharina Dubs hatte im Verhör keine freie, unbefangene Erzählung ihrer That und der Anstiftung dazu gemacht; jedes Wort mußte ihr vom Präsidenten abgerungen werden. In der Strafanstalt waren alle drei Verurtheilte der Gegenstand der unausgesetzten sorgfältigsten Beobachtung von Seiten des Directors und da fiel ihm zunächst auf, daß das Kind bei zufälligem Zusammentreffen mit Frau Sidler fremd that gegen diese oder gar sie höhnte, gar nicht wie Leute, die miteinander im Complot

stehen, und es fiel ihm ferner auf, daß Katharina, welche vor den Geschworenen angegeben hatte, Frau Sidler habe ihr für das Anzünden des Hauses nichts Bestimmtes versprochen, nur ein paar Kappen oder etwas Aehnliches in Aussicht gestellt, — jetzt dem Director gegenüber behauptete, die Sidler habe ihr als Preis für die Brandstiftung fünf Franken versprochen. Sodann waren die fortwährenden heiligen Betheuerungen der Unschuld, von beiden Ehegatten mit unwandelbarer Energie festgehalten, selbst in der Strafanstalt etwas Ungewöhnliches.

Da wurde Frau Sidler schwer krank; sie lag auf den Tod. Darauf hingewiesen, daß sie wohl bald vor einem höhern Richter stehen werde, bekannte sie, daß sie eine arge Sünderin, blieb aber dabei, daß sie an der Brandstiftung unschuldig sei, wurde nicht müde, Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anzurufen, weinte halbe Nächte durch und flehte händeringend Gott an um Erlösung von ihren Leiden, so daß das ganze Aufsichtspersonal und die Krankenwärterinnen von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt waren.

Nicht minder beharrlich versicherte der Ehemann Sidler seine Unschuld. Er berief sich darauf, daß ihm ja alles, was er sein nennen durfte, seine Betten :c. verbrannt und daß das Seidewupp am Tag vor dem Brand untersucht und in Ordnung gefunden worden sei, so daß die Denunciation seines Knaben Gottfried, als habe er ein Stück Seidenzeug abgeschnitten und verkauft und darum das Haus anzünden lassen — als eitel Lüge und Erfindung erscheine. Leider war in der Voruntersuchung die Thatsache, daß einen Tag vor dem Brand das Seidewupp untersucht worden war, gar nicht zur Sprache gekommen. —

Nicht lange nach Versetzung der Verurtheilten ins Zuchthaus, ließ der Director den Knaben Gottfried rufen und befragte ihn über sein Zeugniß vor dem Schwurgericht. Der Knabe beharrte darauf, sein Zeugniß sei wahr, ließ sich aber auf keine Einzelheiten ein. Der Director stellte ihm seine Mutter vor. Diese „banzte den Knaben ungemüthlich an." Gottfried antwortete derb. Jetzt ließ der Director den Vater vorführen. Dieser forderte den Knaben ruhig auf, die Wahrheit zu sagen. Gottfried stutzte, wurde bleich, brach dann in Thränen aus und bat: „man solle ihm verzeihen, er habe vor Gericht aus Angst falsch gezeugt, Vater und Mutter seien unschuldig; der Gemeindepräsident von Ottenbach und ganz besonders der Polizeisoldat Meili haben ihm gedroht, er komme drei Jahre ins Zuchthaus, wenn er nicht seine Eltern angebe." Als nun aber der Director dem Knaben erklärte, er habe hier zu bleiben, sprang dieser zu seinen frühern Angaben zurück: „was er vor Gericht gesagt, sei wahr, er habe jetzt nur dem Vater und der Mutter helfen wollen, ihnen zu Lieb die Unwahrheit gesagt!"

Hierbei blieb der Knabe stehen, und die Sache blieb unaufgeklärt.

Der Director erkannte, daß maßgebende Aufschlüsse nur von Katharina Dubs zu erwarten seien. Im ersten Halbjahr blieb dieselbe dabei, sie habe vor Gericht die Wahrheit gesagt, Frau Sidler sei Anstifterin. Das so vorzüglich beleumdete Kind hielt sich aber in der Strafanstalt gar nicht gut. In der Einzelzelle arbeitete Katharina nicht, zeigte sich verschlagen, leichtsinnig, ja frech. Nach acht Monaten in den allgemeinen Arbeitssaal versetzt, ließ sie von ihren übeln Streichen nicht ab, zerschnitt Leintücher u. s. w. Jetzt wurde sie zum Director citirt und da erklärte sie: „sie könne nicht mehr recht thun, ihr Gewissen lasse ihr keine Ruhe, sie habe vor Gericht falsche Angaben gemacht, Frau Sidler sei an der Brandstiftung unschuldig; sie, Katharina, habe ganz von sich aus das Haus angezündet, ohne Anstiftung." — Der Director, gerade im Begriff, eine dreiwöchentliche Urlaubsreise anzutreten, ließ das Kind in die Einzelzelle zurückversetzen und gegen jeden äußern Einfluß überwachen. Nach seiner Rückkehr von der Reise wiederholte Katharina, und zwar unter allen Zeichen tiefer Reue, ihr Geständniß. Dasselbe ging dahin:

„Am 7. August 1856 sah ich jenseits der Reuß im Canton Aargau eine Feuersbrunst und da dachte ich, ich wolle das Haus des Hans Sidler anzünden. Die Sidlers sind reich aber hart, und da dachte ich, es sei allen Leuten recht, wenn ich dieses Haus anzünde. Am selben Abend wollte ich den Plan ausführen, stand schon an den Schweineställen und hatte das Zündholz bereit; da kam zufällig Frau Sidler und so unterblieb die That. Am andern Tag aber zündete ich das auf dem Schweinstall liegende Stroh an und setzte ebendamit das Gebäude in Brand. Sofort eilte ich herein zu den Eltern. Als ich aber den Ruf: „Feuer" hörte, ward es mir entsetzlich zu Muth; ich hatte furchtbare Reue, konnte das brennende Haus nicht schauen; bei Nacht sah ich nichts mehr als Feuer und Flammen, das Gewissen peinigte mich, und ich wurde fast verrückt."

Auf die Frage, warum sie die Frau Sidler falsch angeklagt, erwiderte sie, der Polizeisoldat Meili habe schon vorher, ganz besonders aber auf dem Transport von Asch zum Verhörrichter in Affoltern und sogar noch vor dem Beginn der Schwurgerichtsverhandlung, ihr keine Ruhe gelassen, vielmehr stets ihr zugesetzt, sie solle doch die Wahrheit sagen und angeben, daß die Sidler-Ranz sie aufgestiftet und da habe sie gedacht, es sei besser für sie, wenn sie so sage und habe so gesagt.

In Folge dieses Bekenntnisses wurde der Knabe Gottfried verhaftet und gegen beide Kinder Untersuchung wegen falschen Zeugnisses, nach Zürcherischem Strafgesetzbuch „gerichtlicher Verleumdung" eingeleitet. Jetzt bekannte auch Gottfried ohne weiteres, daß er falsches Zeugniß gegen seine Eltern abgelegt habe! Der Präsident von Ottenbach, entschuldigte er sich, und vorzüglich der Polizeisoldat Meili haben ihn zu dem falschen Zeugniß geradezu gezwungen. Letzterer habe gesagt: „Vater und Mutter haben in Affoltern bereits eingestanden, daß der Vater das Wupp abgeschnitten; Gottfried müsse das auch wissen, solle es nur gestehen, sonst käme er drei Jahr ins Zuchthaus. Er solle sagen, der Vater habe 20 Ellen abgeschnitten, mit fortgenommen, über den Reuß verkauft und Geld dafür heimgebracht. Ganz Ottenbach wäre froh, wenn Gottfrieds Eltern fort kämen, und er gebe dann noch einen rechten Menschen." So habe er denn den Rath Meilis befolgt und darnach seine Aussagen eingerichtet.

Dem verwahrlosten Burschen war es sichtlich wohl, es war ihm „ein Stein vom Hals", nachdem er sein Gewissen erleichtert hatte.

Ein Jahr nach der Verurtheilung der Sidlerschen Eheleute und der Katharina Dubs, am 7. November 1857, wurden die beiden falschen Zeugen unter der Anklage gerichtlicher Verleumdung gegen die Eheleute Sidler vor ein neues Schwurgericht gestellt.

Auffallender Weise plädirten die Angeklagten Nichtschuldig, obwohl sie ihrer falschen Zeugnisse geständig waren. Sie wiederholten vor den Geschworenen ihre Bekenntnisse. Der Polizeisoldat Meili leugnete jede ungebührliche Einwirkung auf die Kinder; er wollte sie einzig zur Wahrheit ermahnt haben! Von Rechts wegen hätte man ihn unter der Anklage der Anstiftung zu gerichtlicher Verleumdung mit den zwei Kindern vor die Geschworenen stellen sollen; es geschah dies aber nicht.

Gottfried Sidler blieb dabei: „Wenn der Meili nicht gewesen wäre, so hätte es gar keine solche Verlegenheit gegeben."

Katharina Dubs war in der Verhandlung ganz ruhig, übrigens zurückhaltend und offenbar auch jetzt noch nicht ganz wahr. Der Director der Strafanstalt hielt sie nicht für unzurechnungsfähig, aber auch nicht für geistig normal. Ein gewisser romantischer Zustand, in der Jugend hier und da vorkommend, in welchem das Kind einen in ihm entstandenen bösen Gedanken zu bekämpfen sich nicht entschließt, vielmehr in der Ausführung desselben sich gefällt, schien ihm noch immer über das Bewußtsein des Kindes die Oberhand zu behaupten. Der Director war daher der Meinung, daß weder das Mädchen noch der versunkene Knabe lange in Strafanstalten festgehalten, vielmehr in eine Anstalt versetzt werden sollte, wo beide eine vorzugsweise sittliche Pflege erfahren könnten.

Leider gibt es aber in Zürich keine Anstalt für Unterbringung jugendlicher Verbrecher!

Die Geschworenen erklärten den Gottfried Sidler der gerichtlichen Verleumdung seiner Eltern, Katharina nur der gerichtlichen Verleumdung der Ehefrau Sidler schuldig.

Beide Angeklagte wurden vom Gericht zu je drei Jahren Gefängniß verurtheilt. Der Polizeisoldat Meili wurde im Disciplinarweg bestraft und entlassen.

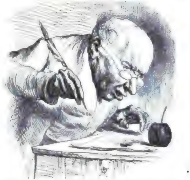
Kurze Zeit nach der Bestrafung der Kinder wurden die Eheleute Sidler vom Obergericht restituirt, sodann vom Schwurgericht freigesprochen und vom Regierungsrath mit einer Entschädigung bedacht.

So endete dieser psychologisch und strafrechtlich denkwürdige Proceß.

H.

Der unterbrochene Dienstbericht.

Illustrirt von A. Oberländer.



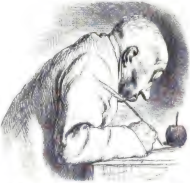
Schließlich ergreife ich auch diese Veranlassung zur Versicherung meines tiefsten Respektes, womit ich verharre
Eurer Excellenz
unterthäniger — —
Himmelsakr — — Wieder einen Bogen verklext!

Die Malefizfeder ist aber auch stumpfer, als ein Besenstiel.

Auf dem Federmesser könnte man füglich nach Rom reiten.

Nicht zu spitzig; Seine Excellenz lieben eine kräftige Handschrift.

So; nun möchte der Schaden reparirt sein.



Schließlich ergreife ich auch diese Veranlassung zur Versicherung meines tiefsten Respektes, womit ich verharre
Eurer Excellenz
unterthäniger Diener
Nepomuk Dintenborn
Fürstl. Schloßverwalter.

Ein Rectoratswechsel im goldenen Studentenzeitalter.

(Schluß der „Losen Blätter aus dem Studentenleben." *) Von Arn. Wellmer.

Die Bäume auf den Promenaden der freundlichen kleinen Musenstadt, der ich dies Blatt widme, stehen winterlich entblättert, und der Abendwind weht rauh durch die tiefdunklen Straßen — die Oellampen sind nicht angezündet, denn im Kalender steht Mondschein ...

Es war mit einem Wort ein wahrer Normalabend für eine finstere That — oder für einen solennen Fackelzug, als sich durch die namenlos dunklen Straßen einer namenlosen Musenstadt tiefschweigend ein langer Zug von dunkeln Gestalten wälzte. Stände im Kalender nicht Mondschein, so könnte man leicht trotz — nein, an dem wundersamen Costüm der Dunkelmänner die richtigsten Studenten erkennen. Da wären zu sehen die denkbar schäbigsten, längst ausrangirten Ueberzieher und Havelocks, umgenommene Plaids und rothe Reisedecken, Regenröcke und übergezogene Turnkittel, Pelze und Schlafröcke — Filzhüte und Mützen in allen Façons, die Cerevis mit Wachstuchkappen bedeckt, als ob es regnete. Die linken Hände schwenken lange, schwarze, keulenartige Dinger, und die rechten fahren von Zeit zu Zeit in die Rocktasche — und dann klappert es ziemlich vernehmlich darin.

Jetzt biegt der Zug um eine Ecke — und ein heller Lichtschein blendet die dunkelverwöhnten Augen. Ein Dutzend Häuser auf beiden Seiten der Straße sind freundlich erleuchtet und alle Fenster mit neugierigen, lachenden Gesichtern besetzt. Um so unheimlicher — trostloser sieht das große Haus in der Mitte der erleuchteten aus, dessen lange Fensterfront in der Beletage stockdunkel ist. Die Parterreladen und die Hausthür sind dicht verschlossen.

Werfen wir einen Blick in jenes düstere Haus. Wir steigen die dämmrig erhellte Treppe hinan. Auf den obersten Stufen kauert eine weibliche Gestalt, den Kopf tief in eine derbe Küchenschürze gehüllt. Dumpf stöhnt und schluchzt es unter der Verhüllung hervor: „Uhu! uhu! o ich armes elendigliches Mädchen, daß ich dieses hier erleben muß — uhu! uhu! uhu!" — und dann fährt der jammernde Kopf auf eine Secunde aus der Schürze hervor und lauscht angstvoll die Treppe hinunter — mit strömenden Augen — mit klappernden Zähnen ... aber bei dem kleinsten Geräusch auf der Straße schreit der Kopf nicht gerade leise und melodisch auf und verschwindet im Nu wieder unter der Küchenschürze: ... „uhu! uhu! wer hätte dies von unsern Studenten gedacht, die immer so höflich und liebreich lächelnd fragten, ob der Alte zu Hause und guter Laune sei — und nun dieses — uhu! uhu! und morgen dies bischen Rackerei mit all den Scherben und Scheuern und Putzen, als hätten wir Polterabend im Hause — uhu! uhu!" ... Wir steigen über den schmerzlich verhüllten Kopf der Küchendörthe hinweg und schauen in ein matt erleuchtetes Hinterzimmer. Es ist so mit Möbeln und Glassachen und eingerahmten Bildern und Stutzuhren und Fenstergardinen und hundert anderen Gegenständen angefüllt, daß kaum ein schmaler Gang übrig bleibt. In diesem Engpaß geht ernst, schweigend und mächtig schnupfend ein kleiner dürrer Mann mit kurzgeschorenem, grauem Haar und gelblichweißem Halstuche in ziemlicher Aufregung auf und ab. Wenn die Hände nicht mit der silbernen Dose beschäftigt sind, ruhen sie krampfhaft vergraben in den tiefen Taschen des grauen Schlafrocks. Auf den Betten — wir sind nämlich so frei, uns in einem Schlafzimmer zu befinden — hocken mit finsteren, bleichen Gesichtern und zusammengekniffenen Lippen eine stattliche Mutter und zwei sehr erwachsene Töchter, und alle drei bedrohen den kleinen Mann mit Blicken, als wollten sie mit den Augen sagen: „Unglücklicher! ja, wenn Du nicht wärst, dann säßen wir hier heut Abend nicht so jammervoll!"

Plötzlich steht der kleine Mann still und sagt sanft: „Liebe Clementia, es ist vorn doch alles Zerbrechliche ausgeräumt? — meine Tabakspfeifen sind doch nicht vergessen?"

„Ja, wenn ich nicht an alles dächte, so wären wir morgen total ruinirt ... o, es ist schändlich — nichtswürdig!" ist Frau Clementias Antwort.

„Du solltest Dich wirklich beruhigen, liebe Frau — es ist nun doch einmal so und nicht zu ändern!"

„Nein, ich will mich nicht beruhigen ... o, wenn ich daran denke, daß diese — diese Knaben so oft bei mir zu Abend gegessen haben — und massenhaft Thee getrunken und in jede Tasse drei Stücke Zucker und Rum quartweise gethan und mit meinen Töchtern getanzt und mich so liebenswürdig angelächelt, wenn ich für sie beim Prorector etwas durchfechten sollte ... und nun dieser Abend ... es ist himmelschreiend ..."

„Mama, ich werde nie wieder mit einem Ungeheuer von Studenten tanzen, ... wenn er mich nicht sehr bittet!"

Da hört man von der Straße her ein dumpfes Trappeln ... wie wahnsinnig stürzt die Küchendörthe ins Zimmer und auf die Kniee und schreit: „Nu geht's los — o, du meine Güte, nu geht's los — ach, liebste Frau Professorchen, sie bringen uns alle um!"

Richtig, es geht los. Von der Straße her tönt es: Kling! kling! kling! kling! kling!

„Es ist doch eine schöne Einrichtung, daß man dergleichen Zufälligkeiten meistens hübsch vorher weiß und einige Vorkehrungen treffen kann!" meint der kleine Professor.

Kling! kling! kling — kling — kling!

„Wahrhaftig, keine Scheibe bleibt ganz — und die Tapeten — und der Plafond ... o, weh! ich habe den einen Kronleuchter vergessen; Dörthe, lauf geschwind hin und nimm den Kronleuchter ab ..."

„Ach, goldenste Frau Professorchen — ich kann nicht, ich kann nicht ..."

„O, ich sollte ein Mann sein — ein ordentlicher Professor ... ich würde diese Unmenschen — diese Indianer — diese Vandalen — diese — diese ..." und mehr als alle Worte sagen dem armen Professor die Blicke der theuren Clementia.

„Aber, meine Liebe, Du regst Dich wirklich immer mehr auf —

Unglück tragen mit Stolz und des Glückes sich freuen in Demuth,
Das nur versöhnt das Geschick und adelt vor Gott und vor Menschen!

— sagt unser Schiller, der doch auch einst Universitätsprofessor in Jena war."

„Sagte er es etwa, als ihm seine Studenten die Fenster einwarfen?"

„Nein, das gerade nicht, denn sie haben ihm nie die Fenster eingeworfen. Ja, sie haben ihn sogar bei seiner ersten historischen Vorlesung in Jena nicht mal mit Brummen und Fußscharren empfangen, wie's doch sonst bei uns Professoren Sitte ist ... sie brachten ihm im Gegentheil am Abend einen solennen Fackelzug!"

„Und uns werfen die Studenten heut Abend die Fenster ein ... oder hörst Du es etwa nicht, Mann?" lacht die Professorin hysterisch.

„Wir brauchen uns aber auch nicht eine einzige Scheibe auf eigene Kosten wieder einsetzen zu lassen — dafür sorgt nach altem gutem Herkommen der Fond unserer Universitätscasse: „Für unvorhergesehene Festlichkeiten!" Oder auch, wenn die Pedelle und Nachtwächter so glücklich sind, einen Studenten abzufassen, der seinen Professoren die Fenster oder der Stadt die Laternen einwirft, so hat der junge Bösewicht sämmtliche Fenster und Laternen zu bezahlen, die im laufenden Semester nächtlich zertrümmert sind. Nur an so feierlichen Tagen, wie heute, haben die Pedelle ihre Macht verloren — da stehen alle Studenten für einen und einer für alle!"

Kling! kling! kling! kling! kling!

Aber was in aller Welt kann unser armer Professor — dies Muster von Sanftmuth und Milde — verbrochen haben, um sich den Haß der ganzen Studentenschaft ... bis zur Fensterkanonade zuzuziehen?

O, im Gegentheil — unser Professor ist bei den Studenten in eben so hohem Grade beliebt, wie die Butterbrötchen der Frau Professorin verabscheut sind ... aber der kleine Professor hatte die Ehre, bis dato Prorector Magnificus unserer namenlosen Universitätsstadt zu sein. Heute hat er die academischen Fasces in die Hände seines glücklichen Nachfolgers gelegt ... und seit einigen hundert Jahren ist es nun einmal Sitte, dem Ex-Magnifico an einem so festlichen Tage sämmtliche Fenster einzuwerfen. Einen solchen hundertjährigen Usus läßt sich Bruder Studio um keinen Preis nehmen — besonders, wenn er ihm einen so riesigen Spaß macht, wie das Kling! Kling! Kling!

*) Vgl. Jahrgang 1868. S. 108. 111. 123. 201. 668.

Eine kühne Ex-Magnifica, die zu ihrem Unglück parterre wohnte, hatte einst wohl versucht, durch Schließen der Laden ihre Fenster und Gardinen und Bilder und Glasspinden zu retten — — da flogen die Steine der in ihrem theuersten Recht tief verwundeten Studenten aber so gewichtig und so lange, bis erst die Laden und dann die Fenster in Trümmern niedersanken — zum abschreckenden Beispiel für kommende Ex-Magnificas.

Um nun den Herren Studenten, die in unserer namenlosen Musenstadt nicht nur die ersten — sondern sämmtliche Geigen mit großer Bravour und kolossalem Vergnügen spielen, ihre Theilnahme an dem heutigen Akte zu bezeigen, haben sich sämmtliche umstehende Häuser so freundlich beleuchtet und mit festfröhlichen, theilnehmenden Gesichtern decorirt. Oberflächliche Kenner unserer Alma Mater im besondern und des menschlichen Herzens im allgemeinen wollen zwar behaupten: aus jener Häuser- und Gesichterbeleuchtung leuchte nicht nur die Furcht vor einigen zufällig für sie mit abfallenden Steinchen hervor, sondern auch die so sehr menschliche allgemeine Schadenfreude und Lust am Scandal ... mit Indignation weise ich aber diese pessimistische Ansicht zurück.

Das Kling! Kling! Kling! ist inzwischen immer schwächer geworden, da die Steine natürlich mit jeder zerbrochenen Fensterscheibe einen immer beschränkteren Wirkungskreis fanden. Mit der letzten Scheibe hört auch das letzte Kling! auf. Schweigend ziehen die jungen Fensterkanoniere mit ihren leeren Taschen wieder ab. Hätte der kleine Ex-Magnificus sich während seiner prorectorlichen Herrlichkeit wirklich die studentische Ungnade zugezogen, so wäre ihm sicherlich heute Abend noch extra ein donnerndes motivirtes Pereat — tief! gebracht worden.

Jetzt findet auch die Ex-Magnifica so viel Gemüthsruhe wieder, unter Dörthes heulendem Vortritt und dem zitternden Nachtritt der Töchter mit dem Professor eine Inspectionstour durch die fensterlosen Räume anzutreten. O weh! der vergessene Kronleuchter liegt zerschellt am Boden — aber wir haben ja den süßen Trost: „Academischer Fond für unvorhergesehene Festlichkeiten!"

Le roi est mort ... vive le roi!

Die jungen Fensterkanoniere ordnen sich jetzt auf dem Markt zu einem noch feierlicheren Zuge. Im Nu entzünden sich die schwarzen, langen, namenlosen Dinger in ihren Händen als echte glührothe, entsetzlich qualmende Pechfackeln. Voran rasen Pauken und Trompeten. Es folgen einige altersschwache, zurückgeschlagene Philisterchaisen mit gewichsten Postillons im Sattel. In den Wagen ruhen vornehm zurückgegossen im vollen studentischen Wichs: der Generalredner und die Chapeaux d'honneur, Adjutanten und sonstige Größen der jungen Studentenwelt. Diese kanonengestiefelten, lederhosigen, farbenreichen, schmucken Studentenschmetterlinge sind geschwind aus den häßlichen Schlafrock- und Havelockraupen geschlüpft. Mit fliegenden bunten Fahnen, geleitet von gewichsten Chargirten, folgen nun die verschiedenen namenlosen Couleurten unserer namenlosen Musenstadt — nur so viel darf ich verrathen, daß sämmtliche Farben des Regenbogens und noch einige Extracouleuren in sinnreicher Zusammenstellung in den Fahnen und den Bändern und Cerevis der Gewichsten vertreten sind. Den Schluß bilden die schwarzmützigen, kalabreserhütigen, farblosen Finken — alias Wilden.

Unter regster Betheiligung der ganzen Philisterwelt fährt und marschirt, trompetet, paukt und fackelt dieser glänzende Festzug durch möglichst viele Straßen der mondscheinlosen Stadt ... da leuchtet ihm in der Ferne ein strahlend erhelltes Haus entgegen! O, welch einen lustigen Contrast bildet es zu jenem Hause, dessen dunkle Fenster jetzt so unheimlich — wie ausgestochene, leere Augen — in die Nacht gähnen! Hier ist alles Licht — Fröhlichkeit — Leben!

Durch die strahlenden Zimmer bewegt sich eine geputzte, strahlende Gesellschaft und schüttelt einem befrackten, strahlenden Herrn gratulirend die Hand und sagt einer glücklich strahlenden Dame unendlich viel Angenehmes und lacht und scherzt mit den glutstrahlenden Töchtern vom Hause. Lachende neugierige Kinder stehen am Fenster auf Stühlen und drücken sich an den Scheiben die erwartungsvollen Näschen platt. Da glüht es roth um die nächste Straßenecke ... die Kinder, außer sich, rufen: „Sie kommen! — sie kommen!"

Und sie kommen wirklich: mit Pauken und Trompeten und lustigen Gesichtern und flatternden Fahnen und qualmenden Fackeln und brausenden Liedern und Hurrah und Vivat! Die altersschwachen Wagen halten gerade vor der Thür des erleuchteten Hauses still und die gewichsten Adjutanten, Chapeaux d'honneur und der Generalredner und der Generalanführer und Zugbeschließer steigen die Treppe hinauf und beglückwünschen Seine Magnificenz, den Herrn Prorector, mit den allerschönsten, etwas pathetischen Worten zu seinem heutigen Amtsantritt und sagen der strahlenden Magnifica und den glühenden, punschpräsentirenden Töchtern die kolossalsten Liebenswürdigkeiten und trinken nebenbei in der Geschwindigkeit so viel heißen Punsch — als nur möglich. Seine Magnificenz bedanken sich in gelehrter Rede, reich mit lateinischen und griechischen Citaten gespickt, für die Ehre und frohe Ueberraschung des Fackelzugs — als ob schon jemals ein neuer Prorector unserer namenlosen Musenstadt keinen Fackelzug bekommen hätte! — und drücken jedem Gewichsten gerührt die Hand, die punschfrei ist. Die Magnifica vergießt wohl einige Freudenthränen und die Töchter können gar nicht müde werden, immer wieder von neuem die Gläser zu füllen.

Inzwischen hat die academische Liedertafel unterm Fenster ihre drei stehenden Fackelzuglieder schon zum zweiten Mal von vorn an gesungen und beginnt in ihrer Verzweiflung — da die Deputirten immer noch nicht wiederkommen — zum dritten Mal: „Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond" ... es ist die höchste Zeit, daß die Glückwunschbeflissenen sich vom magnifiken Punsch losreißen ... noch ein letztes — letztes Glas und sie stürzen auf die Straße. Unter stürmischem Zusammenschlagen sämmtlicher Hieber bringt der Generalanführer nun noch ein dreimaliges: Vivat — hoch! auf den hochverehrten Herrn Prorector aus ... Pauken und Trompeten und Studenten und die ganze Straßenjugend fallen begeistert ein ... vive le roi! Klirrend reißt nun der Magnificus das Fenster auf, legt sich leichtsinnig weit hinaus, bildet aus beiden Händen ein Sprachrohr und ruft hinab:

„Meine hochgeehrten Herren! Ihre Liebe rührt mich tief — ich will sie zu verdienen suchen. Ihnen allen meinen herzlichsten Dank! Hoch lebe unsere Universität — hoch lebe die Wissenschaft — hoch lebe die deutsche studirende Jugend!"

... Aber was für ein Schatten fliegt da plötzlich über das strahlende Gesicht der Magnifica? Bei dem Fensterklirren muß sie unwillkürlich an ein Kling! kling! kling! denken — übers Jahr! Le roi est mort — — ja, „Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond!"

Und wieder geht der glorreiche Fackelzug mit Pauken und Trompeten nach dem Marktplatze zurück. Ein weiter Kreis wird geschlossen und unter dem brausenden „Gaudeamus igitur" fliegen die Fackeln hoch durch die Luft auf einen Haufen, daß die rothe Glut knisternd aufleuchtet.

Zum Schluß wird ein allgemeiner Commers losgelassen. Kein Pudel wagt heut daran zu erinnern, daß die academische Lumpenglocke längst zehn Uhr geschlagen hat ... eine freie academische Nacht hat begonnen ... gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!

Am Familientische.

Ein Email-Aquarium.

Woran liegt es wohl, daß die Aquarien doch nicht in dem Grade Zimmerzierden werden wollen, als man anfangs dachte? Einfach daran, daß die meisten und darunter sogar eifrige Naturfreunde, es versäumen, denselben jene aufmerksame Bedienung angedeihen zu lassen, die sie vor allen Dingen beanspruchen. Hier wollen die Thiere und Pflanzen nicht recht gedeihen, weil der „See im Glase" in einer ihm unzuträglichen Temperatur steht, und sein Wasser zu lange der Erneuerung harrt, dort wird das Glas durch das angesetzte Schleimgrün nur zu schnell undurchsichtig, und endlich zerbricht die Scheibe bei dem zu energischen Reinigen, und der See ergießt sich auf den Teppich. Hier wird unvorsichtigerweise ein arger Räuber in die Wassermenagerie gesetzt, der sich an den Pflanzen vergreift, und dort hat jener Wasserkäfer, dem man nur das Schwimmen zutraute, die üble Angewohnheit, namentlich bei Anbruch

der Nacht, das Bassin zu verlassen und brummend einen Spazierflug durch das Zimmer zu machen. Während hier ein Lurch, der sich auf die Felsenanpflanzung beschränken soll, den Sprung über das Bassin hinauswagt und der entsetzten Aquariumsfreundin sogar in das beobachtende Gesicht springt, fallen dort jene gierigen Larven sich so gefräßig an, daß das Aquarium nichts weniger als eine Quelle ergötzlicher Unterhaltung bleibt. Und nun gar jene zarten theuren exotischen Pflanzen, sie wollen weder im Seegrunde noch in den Felsennischen ihr Wachsthum fördern. Im Gegentheil, sie schwinden rasch dahin, und ihre Erneuerung ist nicht nur umständlich, sondern auch kostspielig.

Noch viel schlimmer ist es mit den Seewasseraquarien. Die Seespinnen, Seesterne und Polypen wollen das künstliche Meer, dessen Salzgehalt entweder zu schwach oder zu stark, nicht goutiren und alle, wenn auch noch so sorgfältig, nachgeahmten Sandbänke, Riffe, Grotten und Buchten vermögen die in dem Duodezmeere Verkümmernden nicht an den Ocean und seine Freuden zu erinnern.

Es wird deshalb vielen unserer Leser willkommen sein, von einem Aquarium, das gar keiner Bedienung bedarf, zu hören, weil alles darin — sogar die halbdurchsichtigen schimmernden Quallen, Thiere und die Pflanzen — in Email und mit einer Naturtreue dargestellt ist, daß selbst der verwöhnteste Naturforscher daran nichts auszusetzen hat. Ein solches wurde uns dieser Tage gezeigt, voll der verschiedensten in Email gearbeiteten Meer- und Süßwasserbewohner, die nur in das Aquarium gesetzt zu werden brauchen, um es zu beleben. Zwar vermehren sich die rothen und grünen Seerosen, die Seenellen mit ihren unzähligen zarten, in unmerklichem Schwingen begriffenen Fühlern, die Lurche, Käfer und Fische darin nicht, aber das hat auch wieder sein Gutes, denn sie wachsen auch nicht über die beschränkten Verhältnisse ihres Elementes hinaus.

Ein solches Emailaquarium ist ein sehr schöner Zimmerschmuck; freilich für Naturforscher, wie für alle diejenigen, denen die Beobachtung des Lebens der Wasserbewohner am Herzen liegt, wäre es nur ein Luxusartikel; sie können auf ein lebendiges Aquarium nicht verzichten, und mit solchen werden ja bald alle unsere Großstädte — ein ganz vortreffliches steht seiner baldigen Vollendung in Berlin entgegen — versorgt sein.

Ein Jubiläum des Blitzableiters.

Im Mai d. J. feiert der Blitzableiter ein Jubiläum, denn da sind es gerade hundert Jahre, daß in Deutschland der erste Blitzableiter errichtet wurde und zwar auf dem Jacobithurm in Hamburg. Dieser Blitzableiter ist sogar der erste unseres Continents, denn wenn auch bereits 1753 Richmann in Petersburg bei der Fortsetzung der Franklinschen Versuche von 1749, electrische Funken nach Willkür zu leiten, dadurch getödtet wurde, daß er während eines Gewitters durch eine metallene Stange den Blitz in sein Zimmer leitete, so spielt doch dieser erste gewaltsame Blitzzuleiter unserer Hemisphäre nur eine abschreckende Rolle, da er gerade das Gegentheil von dem war, was er sein sollte.

In seinem Jubeljahre muß sich der Blitzableiter, so viele Gebäude auch schon durch ihn geschützt worden, dennoch sagen, daß noch manches Vorurtheil gegen ihn vorhanden.

Einige sind noch der Meinung, der Blitzableiter ziehe den Blitz an, führe also die Gefahr des Einschlagens erst recht herbei. Das ist jedenfalls übertrieben, denn es steht nachweislich fest, daß der Blitz, falls er aus einer Gewitterwolke herniederzuckt, heute einen hohen Punkt ohne Blitzableiter, und morgen einen andern mit Blitzableiter trifft.

Wieder andere glauben, der Blitzableiter sichere — wie es die franz. Akademie der Wissenschaften uns einmal vorgerechnet — nur einen gewissen kreisförmigen Raum, dessen Durchmesser vier Mal so groß als die Höhe des Blitzableiters sei, so daß also ein Dach von 48 Fuß Länge eine Blitzauffangestange von zwölf Fuß Länge, in der Mitte desselben errichtet, erhalten müsse. Was außerhalb dieses Kreises liege, sei eher gefährdet, als geschützt. An dieser akademischen Vorschrift hält besonders unser Landmann noch zähe fest, denn er wird um keinen Preis einen Blitzableiter auf seinem Wohnhause errichten lassen, wenn nicht auch zugleich seine umliegenden Ställe, Schuppen und Scheunen ebenso sorgfältig mit Ableitern bedacht werden. Aber wenn so eine einzelne Spitze, oder auch etliche Spitzen, von Bedeutung wären, dann würden alle die vielen Berg-, Baum-, Haus-, Thurmspitzen, namentlich aber das Getreide auf dem Felde, das seine tausend und aber tausend Spitzen emporstreckt, ganz anders in Betracht zu ziehen sein und schließlich, da sie alle miteinander leitend für die Electricität sind, den Ausbruch des Gewitters sogar verhindern.

Noch andere sind wohl für den Blitzableiter eingenommen, aber sie möchten nur ganz genau wissen, ob er wohl ein entschiedenes Schutzmittel sei. Ich denke, der Straßburger Münster und die Feuerversicherungsgesellschaften, die sich gründlich über das Pro und Contra des Blitzableiters bei tüchtigen Physikern informirt, geben uns die beste Auskunft darüber. Bis zum Jahre 1835 hatte der Straßburger Münster, der sein hohes Haupt recht nahe zu den Gewitterwolken emporhebt, keinen Blitzableiter, kostete aber jährlich im Durchschnitt mindestens 1000 Franken Reparatur und zwar lediglich wegen der Blitzschläge, die ihn beschädigten. 1835 bekam er einen Blitzableiter, und von da ab behielt der Stadtsäckel die 1000 Franken Reparaturkosten für Blitzbeschädigung für sich. Die schlanke Riesensäule des Thurmes wurde aber nach wie vor vom Blitz getroffen, und Anno 1843 fuhr der Blitz binnen einer Minute sogar zwei Mal hinein. Das electrische Fluidum ging aber immer schadlos in den Boden, und Thurm und Kirche blieben gesund. Die Feuerversicherungsgesellschaften nun hätten gewiß gerne auf jedem bei ihrer Kasse versicherten Hause einen regelrechten Blitzableiter, das wird eine einfache Anfrage an sie zur Genüge darthun.

So ist und bleibt der Blitzableiter eine der schönsten und segensreichsten Erfindungen. Namentlich der Landmann sollte es nicht unterlassen, seine Scheuern und Ställe durch dieses Schutzmittel, das am besten aus dreißigdrähtigem rothem Kupferdraht construirt wird, zu verwahren. Die meisten zündenden Blitze fallen auf die strohgedeckten Dörfer und städtischen Scheunen, und die Erfahrung lehrt es, daß aus diesen am stärksten vom Blitze heimgesuchten Behausungen bei eintretendem Unfall nur selten etwas gerettet wird. Eine solidere Bauart der Häuser vermindert freilich die Gefahr beträchtlich. Während in dem 290 Quadratmeilen großen Mecklenburg von 1856 bis 1867 unter 206 Blitzen, die in Häuser einschlugen, 148 zündeten, stellten sich die Verhältnisse in andern Ländern schon wegen der solideren Bauart der Wohnungen bedeutend günstiger.

F. B.

Das Glück der Kindheit.

(Zu dem Bilde auf S. 535.)

Es ist ein nimmer ausgesungenes Lied, und es ertönt gleich in allen Sprachen und unter allen Völkern und zu allen Zeiten — die Mär von dem Glücke der Kindheit. Eine Mär dünkt sie den Alten im Rückblick auf ihre eigene Jugendzeit —

O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

— eine Mär dünkt sie den Bewohnern der heutigen Großstädte, wo die theils durch Luxus theils durch Elend verkrüppelten Kinder immer zahlreicher werden.

Und doch ist es keine Mär, es ist eine Wahrheit — das Lied von dem Glücke der Kindheit. Der göttlich hehre Mund der Wahrheit selbst bezeugt es, indem er den Kindern das Himmelreich zuspricht. Und ein unbefangener Blick in tausende von Stätten, wo Kinder weilen, kann es uns täglich noch bestätigen. Wer es verlernt hat, sich unschuldig zu freuen, zu jubeln . . . zu beten — der kann es noch heute von den Kindern lernen.

Freilich gibt es auch Kinder, über deren junges Leben dunkle Schatten schwer ruhen, Schatten, die es trüben und ertödten, wie der Nachtreif die jungsprossende Blütenpracht im Frühlinge. Unbegreiflich und geheimnißvoll ist alles Lebens Anfang — noch unbegreiflicher und geheimnißvoller ist das unendlich verschiedenartige Loos, das den Neugebornen beschieden ist. Hier begegnen die vorsichtig dem ungewohnten und ungekannten Lichte sich erschließenden Aeuglein einem matt aber unendlich liebevoll ihnen zulächelnden Mutterauge und einem freudig stolzen Vaterblicke, und das weinende Stimmchen ertönt in einem behäbigen, wenn auch noch so einfachen Gemache — und dort empfangen in einem wüsten Raum Flüche und Verwünschungen das Kind des Trunkenboldes. — — Und doch vermag selbst der unwürdigste Vater, ja die schlechteste Mutter ein Kind nicht ganz des ihm von Gott zugedachten Segens zu berauben; auch in dem verkommensten Elternhause blüht noch etwas von dem Glücke der Kindheit.

Wir wollen hier die eben angedeutete traurige Parallele nicht weiter aus- und durchführen. Es ist auch nicht nöthig. Blick nur um dich, wo du auch wohnest — es wird dir überall neben dem Glücke . . . das Elend der Kindheit entgegentreten. Auch Flüggens „Bettelmädchen“ zeigt es dir. Das arme Kind mit den frühreif gealterten Gesichtszügen und den von langem Wandern angeschwollenen Füßen hat wohl nur wenig vom Glücke der Kindheit erfahren. Von gottlosen Eltern oder elternlos von Fremden früh auf den Bettel ausgeschickt, hat es vielleicht niemals einen Freund hienieden gehabt, als den . . . Hund, der es auf seinen Wanderungen in die Welt begleitet; und nicht zum ersten Male mag das seltsame Paar hinabgestoßen sein in den Polizeigewahrsam, der leider an den meisten Orten noch — anstatt eines Kinderasyls — solch obdach- und heimatlose Verirrte aufnimmt! In den Tod ermattet ist die arme Kleine zu Füßen des Strohlagers auf die harten kalten Fliesen zusammengebrochen und, von dem Freund erwärmt, hinübergeschlummert in das Reich der Träume, die ihm vielleicht etwas von dem auf immer entschwundenen Glücke der Kindheit vorgaukeln. Doch nicht ist's auf immer entschwunden, armes Kind; auch dir kann es noch wieder erblühen; auch an dich richtet sich des Dichters tröstliches Wort:

Und wo ein trauernd Aug' ich schau',
Wo ein gedrücktes Herz ich find',
Da flehe ich: „Auch du vertrau
Als gläubiges, ergebnes Kind!
Bleib Kind in Thränen und Beschwerden!
Des Vaters Herz ist groß und weich,
Er läßt kein Kind zu Schanden werden —
Den Kindern ist das Himmelreich!“

R. K.

Inhalt: Karin von Schweden. (Schluß.) Novelle von Wilh. Jensen. — Jose und Benjamin. (Schluß.) Von Prof. F. Delitzsch. — Aus der Criminalpraxis. V. Eine Verurtheilung Unschuldiger. — Der unterbrochene Dienstbericht. Sechs Illustr. von A. Oberländer. — Ein Rectoratswechsel im goldenen Studentenzeitalter. Von Arnold Wellmer. — Am Familientische: Ein Emailaquarium. — Ein Jubiläum des Blitzableiters. — Das Glück der Kindheit. Zu dem Bilde: Das Bettelmädchen von Joseph Flüggen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Mai 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 35.**

Die Kriegskasse.

Ein Charakterbild aus der Zeit der Befreiungskriege von **Gustav Jahn.**

Die Nachmittagssonne des 30. August 1813, jenes wichtigen Gedenktages unserer vaterländischen Geschichte, der uns den Sieg bei Culm brachte, begann sich zu neigen. Die Schlacht war bereits entschieden. Seit um Mittag die Preußen unter dem tapfern General von Kleist im Rücken Vandammes von Nollendorf herab, von woher der bedrängte französische Heerführer so sehnlich Hilfe erwartete, auf dem Kampfplatze erschienen waren, mußte der letztere nicht blos jede Aussicht auf den ihm von Napoleon als Preis des Sieges verheißenen Marschallstab, sondern auch die auf einen ehrenvollen Rückzug aufgeben. Die Schlacht gestaltete sich von da an zu einem förmlichen Kesseltreiben.

Unruhig sprengte der französische Oberst v. F., dem die Bewachung der Kriegskasse anvertraut war, auf seinem schweißbedeckten Rosse hin und her, um irgend einen Ausweg zum Entkommen zu erspähen. Er hatte erst wenige Tage zuvor eine bedeutende Geldsendung in frischgeprägten Napoleond'ors erhalten und ihm blutete das Herz bei dem Gedanken, den Schatz dem Feinde preisgeben zu müssen. Als eben wieder ein Chasseurregiment, das mit dem Muthe der Verzweiflung durchzubrechen versucht hatte, an ihm vorüber unverrichteter Sache zurückbrauste, schien er seinen Entschluß gefaßt zu haben. Er rief seinem deutschen Burschen, den er zu besserer Verständigung in dem fremden Lande aus einem bairischen Regimente sich hatte zutheilen lassen, und befahl ihm, von einer in einiger Entfernung haltenden Sappeurcompagnie schleunigst einen Spaten herbeizuschaffen, winkte dann seinen französischen Diener Charles an sich heran, einen Mann, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, denn er stammte von seinem väterlichen Gute und stand bereits seit zehn Jahren in seinem Dienste, und sprengte entschlossen an den eisenbeschlagenen Wagen, der die Kriegskasse enthielt. Er ließ denselben öffnen und sich von Charles und dem inzwischen mit dem Spaten herbeigeeilten Burschen eine schwere, eiserne Kassette auf das Pferd reichen, die er vor sich auf den Sattel nahm und sorgfältig mit seinem Mantel bedeckte. Charles erhielt Befehl mit dem Spaten zu folgen, während der andere bis zur Rückkehr seines Herrn bei der Bedeckung des Wagens bleiben sollte. Inzwischen hatte der Oberst sein Pferd bereits herumgeworfen und spornte das unter der ungewohnten Last keuchende edle Thier auf ein gegenüber liegendes enges Seitenthal los, das in kaum fünfhundert Schritt Entfernung nach der Thalebene sich öffnete und vom Feinde noch nicht erreicht war. Ein zwar kleiner, aber ziemlich reißend aus demselben hervorschießender Gebirgsbach ließ ihn schließen, daß die Schlucht für größere Truppenkörper unzugänglich sei.

Das alles war das Werk weniger Minuten gewesen. Die beiden Reiter verschwanden hinter dem vorspringenden waldbewachsenen Felsen und eilten, so schnell das Pferd des Obersten sich vorwärts treiben ließ, in dem engen, von schroffen Felsen eingefaßten Thale, das neben dem rauschenden Bache kaum noch Raum für einen schmalen Fahrweg bot, hinauf. Nach einigen scharfen Wendungen des Wegs gelangten sie an eine Brücke, die über den Bach führte, und deren im Verhältniß zu dem Wässerlein, was drunter floß, hochgespannter steinerner Bogen bezeugte, daß die Flut hier nicht selten zu bedenklicher Höhe anschwellen mochte. Mitten auf der Brücke befand sich, wie im Lande Böhmen allgemein üblich, ein Standbild des heiligen Nepomuk. Der Oberst sprengte über die Brücke und warf sich, nachdem er mit scharfem Blicke die nächste Umgebung flüchtig gemustert, vom Pferde. Er befand sich in einem engen, von allen Seiten abgeschlossenen Thalkessel und augenscheinlich von keinem menschlichen Auge belauscht. Schnell ließ er die Pferde unter den Brückenbogen führen und an einen alten Baumstumpf festbinden, ergriff die Kassette, rief Charles zu, ihm mit dem Spaten zu folgen und verschwand in dem bis hart an die Brücke ins Thal herabtretenden Walde.

Gerade der Brücke gegenüber zog sich eine schmale, mit dichtem Gebüsch umstandene Waldwiese den Seitenabhang hinan. Der Oberst folgte, immer am Waldsaume entlang schreitend, der Lichtung, welche die Wiese bildete und spähte nach einem passenden Verstecke umher. Da bemerkte er, daß die Nachmittagssonne, welche schräg auf die Brücke stand, den Schatten des heiligen Nepomuk lang über die Wiese warf, daß er mit seinem Haupte fast an die vorspringende, von einer stattlichen Buche gebildete Waldecke reichte. In demselben Momente hatte er, wie durch Eingebung, seine Wahl getroffen. Ohne

Digitized by Google

sich weiter zu besinnen, setzte er die Kassette unter den Baum und nahm Charles den Spaten ab. An dem äußersten Punkte, den in diesem Augenblicke die Spitze des Schattens erreichte, machte er einen viereckigen Einschnitt in den Rasen, hob die durch die dichten Wurzeln zusammengehaltene Grasnarbe vorsichtig heraus und legte sie neben sich. Dann hieß er Charles die Erde bis auf etwa drei Fuß Tiefe ausheben, senkte die Kassette in die entstandene Grube, ließ dieselbe bis zur Rasenstärke wieder füllen, stampfte den Boden fest und paßte endlich das ausgeschnittene Rasenstück so sorgfältig wieder ein, daß, nachdem auch die übriggebliebene Erde vorsichtig in das angrenzende dichte Gebüsch geworfen war, ein scharfes Auge dazu gehört hätte, um die Stelle wiederzufinden, wo er so eben den Einschnitt gemacht hatte und die in diesem Augenblicke der Kopf des Schattens vollkommen deckte.

Jetzt zog der Oberst seine Uhr, warf einen Blick auf dieselbe und rief in freudiger Erregung: „Fünf Minuten vor vier Uhr! Charles, das merke Dir, falls ich nicht mit dem Leben davon kommen sollte. Den Tag selbst wird Frankreich wohl niemals vergessen! Mit Gottes Hilfe haben wir heute dem Kaiser eine schöne Summe Geldes erhalten. In wenigen Tagen wird der Rasen hier wieder völlig verwachsen sein, so daß wir vor dem Volke des Landes völlig sicher sein können. Aber wer das Geheimniß des Schattenzeigers nicht kennt, würde vergebens suchen, auch wenn er den Ort wüßte, wo der Schatz verborgen liegt. Zu keiner anderen Stunde, ja kaum an einem anderen Tage, wird es gelingen, ihn zu heben. So schwöre mir jetzt, Charles, das Geheimniß treulich zu wahren, bis bessere Tage kommen, da wir das Gold in die rechten Hände zurückgeben können.“ Charles gab das Gelöbniß und beide Männer eilten zur Brücke zurück, führten die Pferde unter dem Bogen hervor, bestiegen dieselben und jagten dem Ausgange der Schlucht wieder zu.

Ihre Abwesenheit mochte wenig länger, als eine halbe Stunde gewährt haben, und doch fanden sie, als sie nach dem Kampfplatze zurückkehrten, die Situation bereits völlig verändert. Die Stelle, an welcher der Oberst mit der Bedeckung der Kasse gehalten hatte, war ebenfalls bereits vom Feinde besetzt, und ehe sie sich noch besinnen konnten, wohin sie sich wenden sollten, wurden sie von einem anrückenden Kosackenhaufen umzingelt und mußten sich gefangen geben. Sie theilten dies Loos mit einer großen Zahl ihrer Landsleute. Der Leser weiß, welche glänzenden Resultate die Schlacht bei Culm für die Waffen der Verbündeten hatte. Ueber 5000 Franzosenleichen, unter denen 2 Generale, lagen auf dem Schlachtfelde; 10,000 Mann mußten das Gewehr strecken, unter diesen der wilde Vandamme selber nebst 3 anderen Generalen. 81 Kanonen, 3 Fahnen, 2 Adler, über 200 Pulverwagen und das ganze Gepäck fielen in unsere Hände. Nur die Kriegskasse fand man sehr dürftig gefüllt.

Die Unterbringung der Gefangenen machte den Verbündeten viele Schwierigkeiten, da auch Blücher an der Katzbach und Bülow bei Großbeeren deren eine große Menge erbeutet hatten. Bis aus dem Hauptquartiere Bestimmung eintraf, mußten diejenigen von Culm auf dem Schlachtfelde selbst und in dessen nächster Umgebung campiren.

Gleich am ersten Abend hatte es Valentin, der deutsche Bursche des Obersten von F., den wir bereits kennen gelernt haben, möglich zu machen gewußt, in die Nähe von Charles zu kommen. Er war ein gewandter, anstelliger Mensch von angenehmem Aeußern, aber leider war ein Grundzug seines Charakters die Habsucht. Er hätte seinen Herrn gern auf dem Ritte nach jener Schlucht begleitet, und der Gedanke, was die beiden dort ausgerichtet haben möchten, ließ ihm keine Ruhe. „Wie steht's mit der Kasse?“ raunte er daher seinem Kameraden zu. „Habt Ihr sie in Sicherheit gebracht?“ Dieser nickte und legte zugleich den Finger auf den Mund. Beim Niederlegen rückte Valentin dicht an Charles heran und verlangte nun zudringlicher genauen Bescheid, in welcher Weise der Oberst seine Absicht zur Ausführung gebracht und welches Versteck derselbe gewählt habe. Charles, dem es bereits leid wurde, nicht zu einer Ausrede seine Zuflucht genommen und den Verlust der Kassette durch Ueberrumpelung von Kosacken erdichtet zu haben, weil er damit allen lästigen Fragen des auch ihm verdächtigen Kameraden entgangen sein würde, wollte ausweichen und versicherte nur im allgemeinen, das Versteck sei so glücklich gewählt, daß niemand den Schatz da suchen würde, wo er verborgen liege, betonte aber dagegen um so stärker, daß gewiß auch ihm eine reiche Belohnung nicht entgehen könne, wenn nach Beendigung des Krieges oder Auswechselung der Gefangenen der Schatz zur Hebung käme. Aber Valentin ließ sich mit so ungewissen Aussichten auf die Zukunft nicht abspeisen. Er meinte, es sei um Leben und Sterben zu thun und ein so wichtiges Geheimniß dürfe nicht auf nur vier Augen gestellt bleiben. Dazu gehöre er zu demselben, denn er wisse um den Anfang und habe nun auch ein Recht zu verlangen, daß ihm über den Fortgang klarer Wein eingeschenkt werde. Als Charles hierauf seinen Eid vorschützte, wurde er heftiger, lachte dazu höhnisch und drohte, er brauche sich wegen eines guten Finderlohnes nicht auf die Zukunft vertrösten zu lassen. Was ihn denn hindere, das Geheimniß von der bei Seite geschafften Kriegskasse dem feindlichen Officiere, welcher ihren Transport escortire, unter den Fuß zu geben? der werde dann den Ort schon herauszubringen wissen und ihm für solche Entdeckung nicht bloß die Freiheit, sondern auch noch ein anständiges Stück Geld bewilligen.

Charles begriff, in welcher gefährlichen Lage er sich befand, und begann einzulenken. Er entgegnete, den Verräther könnte er ja freilich spielen, aber mit dem Antheil an der Beute solle er zusehen, ob er sich nicht arg verrechne. So großmüthig wollten ihm die Russen nicht erscheinen. Mit der bloßen Freiheit aber sei einstweilen nicht viel anzufangen, er meine, es werde ihnen als Gefangene eben nicht schlechter gehen, als wenn sie in solchen Zeitläuften die Freiheit hätten. Indessen wolle er zugeben, daß er eine Art Anrecht an das Geheimniß gewonnen habe, und daß es um Lebens und Sterbens willen besser sei, wenn zwei Ohren mehr davon erführen. Ob er ihm aber auch schwören wolle, das Geheimniß unverbrüchlich zu bewahren und das Versteck keinem anderen Menschen zu offenbaren?

Valentin verschwor sich bei allen Heiligen, und Charles machte ihm nun eine genaue Beschreibung von dem Wege in dem engen Thale hinauf, der steinernen Brücke über den Bach und dem Standbilde auf derselben und sagte dann: Zeit zu langer Ueberlegung wäre nicht gewesen, der Oberst aber sei ein frommer Mann und habe gemeint, der heilige Nepomuk möge ihnen durchhelfen und habe darum den Schatz getrost in die Obhut des Hauptes seines Standbildes gestellt, wo er gewiß am sichersten aufgehoben sei, weil niemand an solchem Orte einen Schatz vermuthen werde.

Valentin glaubte genug zu wissen und triumphirte innerlich. Die Erzählung hatte viel Wahrscheinlichkeit für sich. Das Versteck selbst fand er vortrefflich gewählt, denn niemand, dachte er, wird unter dem Standbilde des Heiligen den Schatz suchen. Er konnte zwar nicht recht begreifen, wie es möglich gewesen sein solle, die Kassette im Innern des Standbildes zu verbergen, doch dachte er daran, daß der obere Theil desselben sich werde haben abheben lassen. Bei alledem quälte ihn nach einigen Augenblicken das Mißtrauen, daß Charles, um ihn los zu werden, falsch berichtet haben könne. Er ließ ihn schwören, daß er die reine Wahrheit gesagt habe, aber wer selbst nicht gemeint ist, seinen Schwur zu halten, wird auch keine Sicherheit in dem Schwure eines anderen finden. Da kam ihm ein Gedanke, der ihm Gewißheit geben mußte. Er sah in einiger Entfernung seinen Herrn, den Obersten, mit etlichen anderen Officieren auf- und abgehen und winkte Charles, er möge zurückbleiben und sich ruhig verhalten.

Jetzt suchte er sich dem Obersten, so viel es ohne Aufsehen möglich war, zu nähern und sich demselben bemerklich zu machen. Dieser wurde auch seines ehemaligen Dieners gewahr, trat auf ihn zu und begrüßte ihn mit den Worten: „Bist Du auch da, Valentin! Ja, mein Sohn, es ist anders gekommen, als wir beide dachten.“ Valentin erwiderte keck: „Noch ist nicht aller Tage Abend, Herr Oberst! Gott und der heilige Nepomuk, auf den wir unser Vertrauen gesetzt haben, werden uns schon wieder zu besseren Zeiten helfen.“ Der Oberst fuhr sichtlich zusammen, faßte sich aber sofort und entgegnete: „Du hast Charles gesprochen?“ und als Valentin die Frage bejahete, trat er dicht an ihn heran und sagte leise: „Charles ist ein elender Schwätzer! Wenn Ihr beide nicht reinen Mund haltet, so ist alles verloren!“ Jetzt glaubte Valentin ganz sicher sein zu können und zog sich befriedigt zurück.

In der ersten Nacht nach dem endlichen Aufbruche der Gefangenen war Valentin verschwunden. Einem deutschen Landeskinde wurde in jenen Tagen das Entkommen nicht schwer, und von Seiten der Hüter Valentins ward kaum ein Versuch gemacht, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden. Charles wußte recht gut, was den falschen Kameraden fortgetrieben habe, aber er war im Grunde herzlich froh,

den Laurer auf Nimmerwiedersehen losgeworden zu sein. Die Auskunft, welche er ihm gegeben, war keine Unwahrheit gewesen und konnte ihn doch nimmermehr auf die rechte Spur bringen. Vor seinem Verrath waren sie jetzt sicher und zugleich aller Verpflichtungen gegen ihn auf die beste Weise ledig geworden. Auch der Oberst, vor dem er sich schon in den nächsten Tagen wegen seiner angeblichen Geschwätzigkeit gerechtfertigt hatte, war froh, den unbequemen Mitwisser beseitigt zu sehen.

Für unsere Gefangenen war inzwischen eine schwere Zeit hereingebrochen. Sie hatten gehofft, in Deutschland bleiben zu können, sahen sich aber bald bitter enttäuscht. Der russische General Barclay de Tolly hatte bei Culm den Oberbefehl geführt, russische Truppen hatten die Hauptarbeit gethan, so gebührte auch den Russen die Ehre des Tages. Aus dem Hauptquartier kam der Befehl, daß Vandamme selbst und die vornehmsten der gefangenen Officiere durch Schlesien nach dem Innern Rußlands transportirt werden sollten. Der Oberst von F. hatte die Schrecknisse des unwirthlichen Landes in dem vorhergehenden Winter sattsam genug kennen gelernt, als daß ihm nicht vor der Aussicht auf das tiefste grauen sollte, einen zweiten Winter, und vielleicht noch mehrere, daselbst zu verbringen. Dazu war der unverhehlte Hohn, mit dem sich an den meisten Orten, die sie auf ihrem Transporte berührten, das Volk an seinen bisherigen Peinigern zu rächen suchte, und waren die Nachrichten, welche ihnen von den Siegen der Verbündeten von allen Seiten recht geflissentlich zugetragen wurden, nicht geeignet, seine Stimmung zu verbessern. Stumm und düster vor sich hinbrütend legte er seinen Weg zurück. Man hatte ihm auf seinen Wunsch bereitwillig zugestanden, daß Charles, an dessen langjährigen Beistand er sich gewöhnt hatte, als Diener ihn begleiten durfte. Doch auch gegen diesen blieb er meist einsilbig und verschlossen. Nur einmal, als sie bereits der russischen Grenze sich näherten und nach einem anstrengenden Marsche abends bei dem Obersten der Schlaf sich nicht finden wollte, war er gesprächiger, als seit langer Zeit. Er fühlte augenscheinlich das Bedürfniß, sich mit seinem Diener über eine Sache zu verständigen, die ihn in den letzten Tagen viel beschäftigt hatte.

„Es geht zu Ende mit dem Kaiser, Charles," hob er an. „Von allen Seiten zieht sich das Netz um ihn zusammen. Er wird nicht mehr entrinnen können!" Charles erinnerte ihn daran, wie oft es schon solchen Anschein gehabt habe und wie immer wieder Napoleons Stern gesiegt und das Genie des großen Mannes neue Triumphe über seine Feinde errungen habe — aber der Oberst schüttelte den Kopf und rief:

„Nein, nein! Sein Stern ist im Untergehen! Und was mir am schlimmsten scheint, er trägt selbst den größten Theil der Schuld. Schon der vorjährige Feldzug nach Rußland war ein ungeheurer Fehler. Jetzt hätte er nachgeben, sich mit Oesterreich verständigen sollen. Daß er es nicht gethan hat, ist sein und unser aller Unglück. Wie tief es mit ihm bergab gehen wird, wer vermag es vorherzusagen, aber bergab, tief bergab geht es, das weiß ich gewiß! Was dann aus Frankreich werden wird? Ach! ich kann nur in eine trübe Zukunft blicken!"

Charles wollte seinen Herrn beruhigen und die düsteren Gedanken seiner gegenwärtigen Stimmung zuschreiben, aber der Oberst lächelte traurig und fuhr fort: „Auch meine Aussichten und was mich tiefer schmerzt, die meiner Familie sind trübe geworden. Gib acht, ich täusche mich nicht, es wird noch schlimmer kommen, als ich Dir jetzt angedeutet habe. Er wird nicht nachgeben, das Unglück wird ihn noch starrer machen, als er ohnedies ist — und seine Feinde werden deshalb nicht von ihm ablassen können, bis sie ihn ganz vernichtet haben. Und ist das geschehen, ist erst ein anderes Regiment aufgekommen, dann haben alle seine Anhänger von Frankreich nichts mehr zu erwarten."

„Höre mich an, Charles," fuhr er fort, „ich habe alles, was kommen wird, bei mir wohl erwogen und bin nach reiflichem Nachdenken über das Eigenthumsrecht an der vergrabenen Kriegskasse anderer Meinung geworden, als bisher. Du selbst kannst bezeugen, daß sie nicht mehr zu retten war, daß sie ebensowohl als der von uns zurückgelassene Theil dem Feinde in die Hände fallen mußte. Ich habe, als ich den größten Theil des baaren Bestandes mit Gefahr meines Lebens dem Feinde entrissen, meinem Vaterlande den letzten wichtigen Dienst geleistet, der in meiner Macht stand, denn das Geld wäre unseren Feinden zu Gute gekommen, wäre gegen uns gebraucht worden. Hätte ich in jenen Augenblicken eine Möglichkeit gesehen, die Kasse zu vernichten, ich würde sie unbedenklich in die Luft gesprengt haben, und hätte daran ebenso recht gethan, wie der Artillerieofficier, der die Kanonen seiner Batterie vernagelt, ehe er sie dem Feinde in die Hand fallen läßt. Weiter geht aber auch meine Verpflichtung nicht. Für den Kaiser ist die Kasse so gut wie die Schlacht verloren gegangen, und gelingt es uns, sie nach dem Kriege aus ihrem Grabe wieder erstehen zu lassen, so darf ich sie auch unbedenklich als mein Eigenthum ansehen, als rechtsmäßige Kriegsbeute, die ich dem Feinde, in dessen Besitz sie bereits war, ja in dessen Besitze sie faktisch jetzt noch ist, abgenommen habe."

„Charles," setzte er nach einer Weile hinzu, als dieser schwieg, weil er nicht wußte, was er sagen sollte, „glaube mir, ich fühle hier in der Fremde und einer traurigen Gefangenschaft entgegengehend, die Verpflichtung, für die Meinigen sorgen zu müssen, lebhafter als je, und ich meine, es ist die Vorsehung selbst gewesen, die mir unerwartet die Mittel in die Hand gegeben, es in nachhaltiger Weise thun zu können. Du aber bist bei der That mein treuer Mithelfer gewesen und deshalb gebührt Dir auch ein rechtschaffener Antheil an der Beute. Du kennst mich lange genug, um meinen Worten unbedingt Vertrauen zu schenken, wenn ich Dir die Versicherung gebe, ich werde für Dich sorgen, daß Du zufrieden sein sollst. Der Schatz ist groß genug, daß auch für Dich noch soviel abfällt, wie Du zu Deinem Glücke nöthig haben wirst. Wenn mich übrigens Gott glücklich zu den Meinigen zurückbringt, dann Charles, denke ich, trennen wir uns nicht wieder. Wo ich bleibe, bleibst dann auch Du!"

Dem ehrlichen Charles waren bei diesen Worten seines Herrn die Thränen in die Augen getreten. Im übrigen gingen sie ihm glatt genug ein. Es bewährte sich auch an ihm das alte Sprichwort: „Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen." Ja, der Oberst hätte sich seinetwegen gar nicht so viele Mühe zu geben brauchen, er war mit dessen neuer Ueberzeugung hinsichtlich des Eigenthumsrechtes an der vergrabenen Kriegskasse vollkommen einverstanden. Mußte er sich doch sagen, daß er bei dieser Ansicht ohne Vergleich besser fahren werde, als wenn das Geld dahin zurückfloß, von woher es gekommen war. Gewissensbedenken hatte er keine. Er beruhigte sich vollständig dabei, daß sein Herr von der Vorsehung gesprochen habe, die ihnen den Schatz zugewiesen, und die Sache wegen des Rechtspunktes gewiß besser verstehen müsse, als er. Er sagte also, daß er dem, was der Herr Oberst gesprochen habe, vollkommen beipflichten müsse.

Dieser fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Nur ein Gedanke beunruhigt mich noch zuweilen. Wer weiß, was uns in dem bösen Lande, dessen Grenzen wir morgen überschreiten werden, noch bevorsteht. Es könnte Gottes Wille sein, daß ich die Meinigen nicht wiedersehen soll. Schon der letzte Winter ist fast mein Tod gewesen. Was soll denn aus meiner Frau und meinen Kindern werden? Da richtet sich denn mein ganzes Vertrauen auf Dich, Charles. Du bist immer ein treuer Mensch gewesen und Dein Vater hat bereits dem meinigen gedient. Charles, versprich mir, wenn ich sterben sollte, daß Du zu den Meinigen zurückkehren, daß Du den verborgenen Schatz nicht anders als in Gemeinschaft mit meinem Sohne, oder wenn der nicht mehr am Leben sein sollte, in Gemeinschaft desjenigen, den meine Frau, oder den meine Töchter bestimmen werden, heben willst. Ich verspreche Dir auch, dafür zu sorgen, daß Du um den Antheil, den ich Dir zugedacht habe, nicht verkürzt werden sollst. Die Kasse ist mein rechtmäßiges Eigenthum und soll an die Meinigen kommen. Nur wenn keiner derselben mich überleben sollte, was Gott verhüten wolle, trätest Du in das Erbe ein. Ich würde Dir noch in meinem Grabe fluchen, wenn Du jemals das thun wolltest, was jener Schurke vergeblich zu thun versucht haben wird. Aber ich weiß, Charles, Du wirst Deine Hand niemals allein nach der vergrabenen Kasse ausstrecken. So gib mir Deinen Handschlag und gelobe mir auf Ehre und Gewissen: wenn ich sterben sollte, so kehrst Du zu den Meinigen zurück und theilst ihnen das Geheimniß mit, welches meinen Kindern eine sorgenfreie Zukunft und mir einen ruhigen Tod sichert."

Charles wollte vom Sterben nichts hören und tröstete seinen Herrn, es werde besser in Rußland gehen, als er denke. Das Gelöbniß leistete er ohne jedes Besinnen. Die neue Aussicht hatte ihm Kopf und Herz völlig benommen und er war eigentlich nur darüber

verwundert, weshalb er nicht schon längst selbst auf den Gedanken gefallen sei, daß kein anderer Mensch auf der Welt ein wirkliches Recht an die Kriegskasse habe, als sein Herr und er.

Die gleichen Grundsätze aber, nur etwas gröber zugehauen, welche der Oberst erst durch lange Ueberlegung gewonnen, hatte sein ehemaliger Bursche Valentin gleich von Haus aus besessen. Er war der Meinung, das größte Recht an die Kasse habe offenbar der, welcher zuerst komme. Er hatte sich mehrere Tage bei einem Holzbauern in einem abgelegenen Gebirgsdörfchen verborgen gehalten, und den Leuten vorgespiegelt, daß er längst unter die preußischen Fahnen getreten sein würde, denn er sei nur gezwungen den Französischen gefolgt, wenn nicht seine alten Eltern daheim in Baiern gänzlich ohne Beistand wären. Zu denen wolle er durch Böhmen erst noch einmal zurück, um nach dem Heimwesen zu sehen. Fände er es da nur erträglich in Ordnung, dann sollte ihn nichts halten, die Muskete wieder auf den Rücken zu nehmen, und gegen die Schelme von Franzosen zu ziehen. So gewährten ihm die Leute des Dörfchens gern allen möglichen Vorschub. Sobald aber die Gegend von den Russen frei war, ließ er sich nicht mehr halten und eilte in ungestümer Hast über den Gebirgskamm hinweg auf einsamen Waldpfaden nach dem Schlachtfelde von Kulm zurück.

Als gelernter Jäger wußte er sich bald zu orientiren. Er fand die Schlucht, in welcher er seinen Herrn mit Charles hatte verschwinden sehen, eilte in derselben hinauf und erreichte die Brücke mit dem Standbilde des heiligen Nepomuk auf derselben, alles wie es ihm Charles beschrieben hatte. Aber so oft er den Heiligen auch umschlich und so sorgfältig er ihn von allen Seiten besichtigte, er konnte nichts entdecken, was auf den Zugang zu einer verborgenen Höhlung schließen ließ. Dennoch kam ihm kein Zweifel, von Charles falsch berichtet zu sein, hatte er doch den Obersten bei dem Hinweis auf das Versteck zu deutlich zusammenfahren sehen — und so mußte, das stand ihm fest, der Schatz dennoch in oder unter dem steinernen Haupte verborgen sein. Am Tage konnte er die Sache freilich nicht gründlicher untersuchen, aber in der Nacht war er zur Brücke zurückgekehrt und am folgenden Morgen fand man den Heiligen ohne Kopf und das Haupt desselben in Stücke zerschlagen auf der Brücke liegend. Voller Ingrimm über die getäuschte Hoffnung und mit bitterem Haß gegen Charles in seinem Herzen verließ Valentin, ohne eine Spur von dem verborgenen Schatze entdeckt zu haben, noch in derselben Nacht die Gegend. Es lag in seiner Absicht durch Böhmen in seine Heimat zurückzukehren, aber da Baiern noch nicht offen auf Seite der Verbündeten getreten und eine sofortige Rückkehr für ihn noch nicht ganz ohne Gefahr war, blieb er für die nächste Zeit in Böhmen und nahm auf einem Schlosse in der Nähe von Carlsbad, wo es gerade an Leuten mangelte, einen Dienst als Bedienter an. Hier wußte er sich durch sein gewandtes anstelliges Wesen so in die Gunst seines Herrn zu setzen, daß ihn dieser ganz bei sich behielt und ihm nach Verlauf eines Jahres eine Försterstelle in seinen weitläufigen Forsten übertrug.

(Fortsetzung folgt.)

Laßt euch impfen!

Ein Wort zur Gesundheitspflege. Von Dr. **Dyrenfurth**.

Nicht gar selten stößt uns unter tausend natürlichen, glatten Gesichtern wohl auch ein Exemplar auf, das durch mehr oder weniger zahlreiche Gruben und Narben entstellt ist, und gewiß erinnern sich die älteren Leser aus ihrer Jugendzeit, daß solche im Antlitz wie zerfetzte Physiognomieen damals zu den alltäglichsten Erscheinungen gehört haben. Diese Verwüstungen auf dem Spiegel der Seele, dem Gesichte, haben die Pocken — auch Blattern genannt — angerichtet, jene Krankheit, vor der wir fast alle Scheu verloren haben, während sie von unseren Vorfahren als einer der tödtlichsten Feinde des Menschengeschlechts gefürchtet wurde.

Der Orient (zumal China und Ostindien) gilt als uralte, noch heute fruchtbare Brutstätte dieser Seuche. Europa kennt sie seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts, besonders aber seit den Zeiten der Kreuzzüge, und beglückte mit ihr, wie mit ähnlichen Segnungen der Cultur, ums Jahr 1518 Amerika; dort hat sie in wiederholten Epidemieen ganze eingeborene Stämme mit Stumpf und Stiel ausgerottet und allein in Mexico im J. 1520 drei Millionen Menschen dahingerafft. Nach Grönland drang sie 1733, nach Kamtschatka 1767, nach den Südseeinseln in den 70er und 80er Jahren des verflossenen Jahrhunderts, immer auf den Fußtapfen der Entdecker dieser Ländergebiete, überall ihre völkervertilgende Natur bewährend. Noch im vorigen Jahrhundert konnte man den jährlichen durch die Pocken bewirkten Verlust an Menschen in unserm Erdtheil allein auf eine halbe Million im Durchschnitt veranschlagen, also auf ungefähr ebenso viel, wie jetzt eine Choleraepidemie — und diese meldet sich doch in der Regel erst nach mehrjährigen Pausen wieder — zum Opfer fordert. Dabei ist noch zu erwägen, daß damals Europa viel dünner bevölkert war, und kaum zwei Drittel seiner heutigen Bewohner zählte.

Wir haben heutzutage schlechterdings keinen Begriff davon, wie unheilvoll jene Weltseuche vordem auf alle öffentlichen und bürgerlichen Verhältnisse einwirkte. Von einem eigentlichen Erlöschen der Epidemie, wie es doch die meisten derartigen Volkskrankheiten zu thun pflegen, war gar keine Rede; vielmehr zog sie sich theilweise wohl auf einen kleineren Herd zurück, breitete sich aber dann immer wieder von neuem aus, hier milder, dort heftiger auftretend. Oft entwickelte sie eine solche Bösartigkeit, daß ein bis zwei Drittel der Erkrankten starben. Sie verschonte weder Hütten noch Paläste, und schwang ihre mörderische Sense gleichmäßig über Bettler, wie über Könige. So starben Kaiser Joseph I zu Wien 1711 in einem Alter von 33 Jahren, 1774 Ludwig XV von Frankreich an den Blattern. — Der glücklich Genesene behielt als bleibendes Andenken nicht selten Blindheit, Taubheit, Schwindsucht oder Blödsinn und zeigte durch die entstellenden Narben auf dem Gesicht die unvergänglichen Spuren der überstandenen Krankheit.

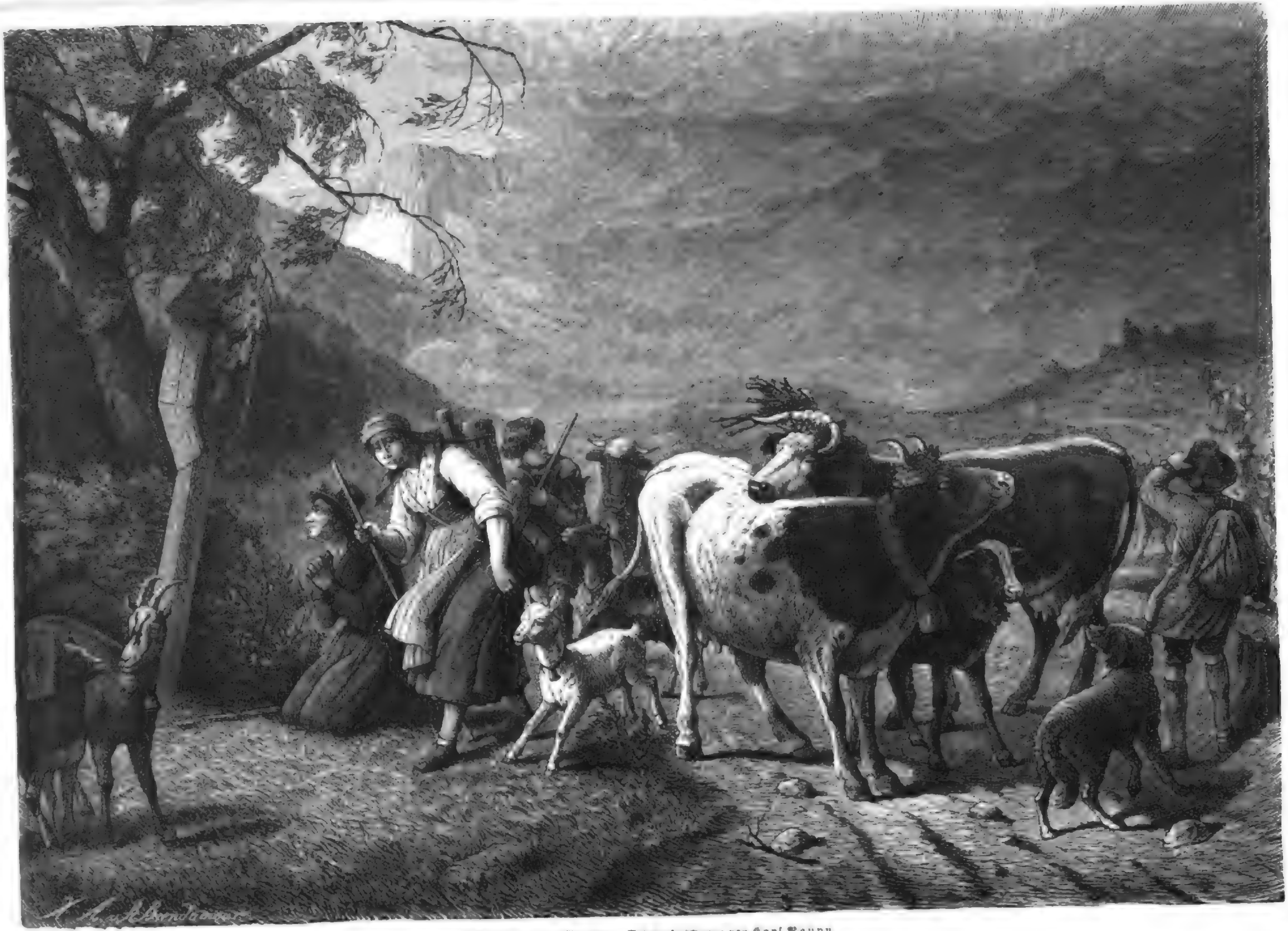
Ja die Narben! durch sie eben wurden die Pocken zum grimmigsten Dränger des weiblichen Geschlechts! Hier handelte es sich ja nicht blos um Tod und Leben — es kam der für die liebe Frauenwelt noch weit gewichtigere Umstand der Schönheit in Frage! Ein Zeitraum von 14 Tagen genügt, um das holdeste Antlitz in eine widerliche Fratze zu verwandeln, wie denn z. B. Maria Theresia in Folge der Blattern ihre gefeierte Schönheit gänzlich einbüßte, und in den Romanen des vorigen Jahrhunderts diese Krankheit als ein für die Liebe verhängnißvoller Wendepunkt eine gar bedeutende Rolle spielte!

Solche Schilderungen erscheinen der Jetztzeit fast märchenhaft, und so sehr sind die früher so entsetzlichen „schwarzen Blattern" dem lebenden Geschlecht entfremdet, daß mit der Scheu auch beinahe der Glaube an sie entschwunden ist, obwohl der Krankheit an und für sich heute ganz eben dieselbe Gefahr innewohnt, wie in vergangenen Jahrhunderten, und nur die volle Energie der Gesundheitspolizei sie hat niederdrücken, nicht beseitigen können! Taucht doch in den meisten Gegenden alle paar Jahre eine frische Pockenepidemie auf! Bringen doch die neuesten Todtenlisten Berlins noch allwöchentlich 6—7 Pockenfälle, und wie bald, wie mächtig würden diese wieder um sich greifen, wenn der Staat seine Aufsicht weniger streng handhabte!

Bei der hohen Bedeutung, welche demnach der Pockenfrage im Culturleben der Völker zukommt, wird der Leser dieser Blätter, wenn er uns bis hierher gefolgt ist, eine kurze Beschreibung der Blattern und ihrer verschiedenen Formen mit Recht in Anspruch nehmen dürfen.

Von den Pocken ergriffen zu werden, ist kein ausschließliches Vorrecht des Menschen; er theilt die Empfänglichkeit für diese Ausschlagsform mit vielen unserer Hausthiere, z. B. den Kühen, Pferden, Schafen, Schweinen, Ziegen, Eseln, Hunden, wie auch mit den Affen. Beim Pferde wird der Ausschlag die Mauke genannt und befällt vorzugsweise das Fesselgelenk, während die Kuhpocken nur auf dem Euter der Kuh, die sehr gefährlichen Schafpocken aber auf dem ganzen Körper des Thieres erscheinen.

Die Pockenkrankheit entsteht durch Einverleibung des Pockenstoffes in den Organismus. Ist das Blatterncontagium einmal in den Kreislauf aufgenommen, so erzeugt es unaufhaltsam eine eigenthümliche Ausschwitzung aus den Blutgefäßen in die Hautgebilde, welche, von der Oberhaut umhüllt, in Form von Knötchen und



Heimkehr vor dem Gewitter. Originalzeichnung von Karl Raupp.

Digitized by Google

Bläschen zur Außenfläche dringt, und da sich in Eiter umwandelt. Bekundet die Krankheit in allen ihren Stadien eine ungemeine Ansteckungskraft, so steigert sich die letztere noch in dem Zeitraum, wo das Contagium sich nach außen abgelagert hat; denn schon die bloße Berührung des Kranken, ja schon die Annäherung in seine Umgebung, selbst sogar die Impfung mit etwas Flüssigkeit aus dem Bläscheninhalt genügt dann, in dafür Empfänglichen den ganzen Blatternproceß hervorzurufen. Ebenso kann, nach vielfachen Versuchen, die Impfung aus der Blatternlymphe der einen Thiergattung auf der anderen die entsprechenden, dieser zukommenden Pockenformen erzeugen. Besonders ist eine auffallende Verwandtschaft zwischen der Pferdemauke und der Kuhpocke nachgewiesen worden.

Das Wesen des Pockengiftes und die Art und Weise seiner Einwirkung auf den Körper sind bis jetzt Räthsel geblieben. Wenn neuerdings die Vermuthung aufgestellt wurde, daß in den pilzähnlichen Gebilden, die das Mikroskop mitunter in der Pockenflüssigkeit entdeckt hat, die Träger und Verbreiter der Krankheit zu suchen seien, so haben doch Forscher, wie Virchow, sich ablehnend gegen diese Ansicht verhalten. Auch über die Frage, ob die Blattern nur durch beständige Ansteckung sich fortpflanzen, oder ob sie auch, was uns wahrscheinlicher däucht, gleich anderen Epidemieen, sich ganz von selbst entwickeln können, hat die Wissenschaft ihr letztes Wort noch nicht gesprochen.

Lassen wir die Hypothesen, und sehen wir uns die Menschenblattern etwas genauer an. Man hat ihre drei Formen: die echten, die modificirten und die Windpocken als drei ganz verschiedene Krankheiten aufgestellt. Es sind dies jedoch nur drei in der Heftigkeit und Dauer ihres Verlaufs von einander abweichende Erscheinungsweisen einer und derselben hitzigen, ansteckenden Krankheit, die sich durch fieberhaftes Auftreten und durch zahlreiche auf dem ganzen Hautgebiet hervorbrechende, mit Eiter sich füllende Bläschen auszeichnet.

Weitaus die gefährlichste ist die Form der echten Pocken (Variola vera). Nach mehrtägiger Unruhe und Fieberhitze bricht gegen das Ende des dritten Tages der Ausschlag hervor; zuerst als unzählige rothe Flecken und Stippchen, mit denen sich fast die ganze Hautoberfläche, oft bis in die Nasen- und Mundhöhle, die Luftröhre und den Magen hinein, wie übersät zeigt. Diese Stippchen erheben sich während der folgenden sechs Tage zu Knötchen und Bläschen mit einem vertieften Mittelpunkt (Delle) und einer anfangs wasserhellen, später eiterigen Flüssigkeit. Am 9.—10. Tage sind die Pusteln in Gestalt und Größe einer Linse oder halben Erbse zur Reife gelangt. Unter erneutem Fieber steigt nunmehr die Hautentzündung; das Gesicht schwillt unförmlich, bis zur Unkenntlichkeit an; die verdickten Augenlider umhüllen das Auge mit Nacht, die Haut juckt unerträglich, bis die Pusteln borsten und der Eiter, indem er eintrocknet, sich in dicke, schwarzbraune Krusten verwandelt, unter denen, wenn sie nach 4—5 Tagen abgefallen sind, die jungen, blauen Narben zum Vorschein kommen. Hiermit ist nun der Pockenproceß — wir haben einen günstig verlaufenden Fall vor Augen — ungefähr am 15. Tage überwunden, und es beginnt die oft sehr langsam, Wochen und Monate erfordernde Genesung.

Schon aber tritt ein neuer Fall in der Umgebung, im Hause des Kranken auf — nicht selten gar am entgegengesetzten Ende der Straße oder im Nachbardorfe; wer kann die verschlungenen Fäden der Ansteckung immer ermitteln? — Die Fälle häufen sich, auch die Sterbefälle, bis ganze Kreise angesteckt sind, und jeder, der zur Krankheit nur irgend eine Anlage besitzt, ihr seinen Tribut dargebracht hat. So kann unter begünstigenden Umständen aus einem einzigen Hause die Krankheit sich in einen weiten Umkreis verschleppen, kann ein einziger Pockenfall zum Herde werden, an dem eine ganze Epidemie sich entzündet.

Säuglinge, so wie Personen im mittleren Lebensalter, Schwangere und Wöchnerinnen sind den Pocken am meisten, Frauen etwas mehr als Männer, Greise über 60 Jahr nur selten ausgesetzt.

Ueber die zweite Form, die modificirten Menschenpocken, sind die Meinungen der Aerzte lange auseinandergegangen. Die Enthusiasten der Kuhpockenimpfung behaupteten nämlich, mit dem guten von Stattengehen derselben sei der Körper fürs ganze Leben gegen die Pocken gefeit. Doch traf es sich schon wenige Jahre nach Einführung der Vaccination, daß erfolgreich Geimpfte zuweilen von einem Ausschlage befallen wurden, der den echten Pocken ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen und sich höchstens nur durch seinen meist sehr glücklichen und schnellen Verlauf von ihnen unterschied. Die Consequenz erforderte aber, daß der neue Ausschlag etwas ganz anderes sein müßte. Man nannte denn denselben: die unechten Pocken, Variolois, und meinte, ein richtig Geimpfter könne wohl diese, nicht aber die echten Pocken bekommen; beide seien ja durch eine ganze Menge von Merkmalen wie schwarz und weiß von einander unterschieden. In Wahrheit aber sind diese haarspaltenden Unterscheidungen nur eitel Deuteleien. Wer mit Erfolg die Kuhpockenimpfung bestanden hat, ist darum nicht fürs ganze Leben gegen die Pocken gesichert; vielmehr stellt sich nach einer unbestimmbaren Reihe von Jahren die Empfänglichkeit für sie wieder ein, allerdings dann gewöhnlich nur für eine viel gelindere Form, da der Körper in Folge der Impfung einen ähnlichen, künstlich bewirkten Krankheitsproceß bereits durchgemacht hat. — Der sicherste Beweis für die Gleichartigkeit jener Krankheitsformen liegt aber darin, daß die sogenannten unechten Pocken nicht nur hie und da selbst tödtlich verlaufen, sondern auch bei Geimpften und Ungeimpften alle Kennzeichen und die volle Bösartigkeit der echten Pocken durch Ansteckung hervorbringen können.

Die dritte Form der Pocken: die Wind- (oder Wasser-) pocken, Varicella, haben wohl die meisten an sich selbst erlebt. Sie sind eine der landläufigsten Kinderkrankheiten, und, obwohl ansteckend, doch so gutmüthig, daß noch nie jemand daran gestorben ist und die ganze Behandlung darin besteht, daß die kleinen Patienten nicht aus der Stube gelassen werden dürfen. Auch dieser Krankheit geht ein ziemlich heftiges Fieber vorauf, das aber meist nur einen Tag dauert. Ihr Verlauf ist weit kürzer und gelinder, als der der anderen Pocken, und ihre Entwicklung insofern anders gestaltet, als sie in unregelmäßigen Schüben auftreten, und während der Ausschlag an einer Stelle eintrocknet, an neuen Stellen schon wieder frische Bläschen zum Vorschein kommen. Die Windpocken fallen in kleinen Krustchen ab und hinterlassen zuweilen ganz tüchtige Narben.

Der Schluß, daß diese milde Pockenform, weil sie ohne Unterschied Ungeimpfte, wie sogar erst kürzlich Vaccinirte befällt, mit ihren gestrengen Vettern nichts gemein habe, ist doch kein stichhaltiger, sobald man sich nur vergegenwärtigt, daß in dem thierischen Organismus, wenn er die Blattern einmal überstanden hat, derselbe Krankheitsproceß nur selten in seiner völlig entwickelten, wohl aber in abgeschwächter Form sich wiederholen kann. Die öfter beobachtete Thatsache aber, daß in Krankensälen Fälle von unbedeutenden Windpocken die Entstehung von bösartigen Pocken veranlaßt haben, spricht mehr als alles andere für die innere Gleichartigkeit sämmtlicher Pockenformen.

Und eben dieser Gedanke der nahen Verwandtschaft aller Glieder der Blatternsippe hat der Wissenschaft die Waffe in die Hand gegeben, um die Macht der tückischen Krankheit für immer zu brechen. Muß nicht die Impfung mit Lymphe, die aus einer leichten Pockenform herrührt, in einem bis dahin von dieser Krankheit frei Gebliebenen gleichfalls eine leichte Form derselben erzeugen, doch aber dabei den Körper gegen den Angriff einer gefährlicheren Pockenform schützen?

In Persien, Indien und China hatte diese Idee ihre Probe längst bestanden; in letzterem Lande vollzogen die Aerzte die Impfung, indem sie mit Blatternstoff befeuchtete Wicken in die Nase steckten.

Anfangs des vorigen Jahrhunderts fand die Einimpfung der Menschenblattern durch einen griechischen Arzt, Immanuel Timone, in Constantinopel Eingang und wurde auch der Gemahlin des dortigen englischen Gesandten, Lady Worthly Montague bekannt. Diese scheute sich nicht, ihre eigenen Kinder impfen zu lassen (ums Jahr 1720) und verkündete nach dem glücklichen Erfolg der Inoculation das Lob derselben mit solcher Begeisterung, daß das ganze civilisirte Europa sie freudig aufnahm.

Indessen läßt sich doch nicht behaupten, daß die Blatternimpfung in allen Schichten des Volkes Wurzel faßte; sie war in Wirklichkeit nur bei einem Theil der gebildeten und wohlhabenden Stände beliebt, und konnte auch der Natur der Sache nach eine allgemeine Geltung sich nicht erringen. War doch das Schutzmittel mitunter ein recht gefährliches! Nach Heuslers Berechnung starb unter 400 Geimpften je einer an den Folgen der Impfung; in Göttingen starben sogar in einem Falle 3 von 27. Auch konnte die Besorgniß nicht ausgeschlossen werden, daß unter Umständen durch das Verfahren auch einmal Gelegenheit zur Ausbreitung der echten Pocken gegeben werden möchte. Daher hat die preußische Gesetzgebung, nachdem ein wirksames Mittel

zur Verhütung der Blattern entdeckt worden war, die Einimpfung der Menschenpocken mit dreimonatlicher Freiheitsstrafe belegt.

Die Auffindung dieses Schutzmittels gelang in Folge der auf dem Lande längst auffällig gewordenen Thatsache, daß Personen, welche blatternkranke Kühe gemelkt hatten, von den Menschenpocken überall verschont blieben. 1791 soll der Schullehrer Plett in Holstein zwei Kinder mit Kuhpockenlymphe geimpft haben.

Auch der englische Arzt Edward Jenner zu Berkeley, Grafschaft Gloucester, beschäftigte sich eifrig mit der Pockenfrage. Nach vieljährigen Beobachtungen hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß alle diejenigen, die mit dem Euter pockenkranker Kühe in Berührung gekommen waren, von den Menschenblattern nicht angesteckt wurden. Sollte, was dem Zufall gelungen, nicht auch die Kunst vollführen können? Sollte die Uebertragung der Kuhpockenkrankheit auf den Menschen diesen nicht gegen die verderblichen Menschenblattern schützen?

Von welchen erhebenden Gefühlen muß der große Arzt durchdrungen gewesen sein, als er am 14. Mai 1796 aus der von den Kuhpocken angesteckten Hand der Milchmagd Sarah Nelmeß den Arm des 8jährigen James Phipps impfte! Und welche Wonne muß ihn erfüllt haben, als auch die Probe gelang, als echter Blatternstoff, demselben Knaben am 1. Juli eingeimpft, vollkommen wirkungslos an ihm vorüberging!

Beharrlich setzte Jenner noch lange seine Versuche fort, impfte Groß und Klein von Arm zu Arm, und erst als er die völlige Gewißheit von der untrüglichen Schutzkraft der Kuhpocken erlangt hatte, veröffentlichte er endlich seine Erfahrungen im Jahre 1798. Mit Begeisterung jauchzte sein Vaterland, jauchzte Europa der heilbringenden Entdeckung zu; das Parlament gewährte ihm, zu dem größeren Lohne, den ihm sein eigenes Bewußtsein verlieh, noch eine Nationalbelohnung von 30,000 Pf. Sterling, und überall, wo die Cultur eine Stätte fand, wurde Jenners Name, als der eines der größten Wohlthäter der Menschheit gefeiert.

In Berlin hat der berühmte Heim die ersten Impfungen vorgenommen und zwar am 1. Februar 1800 mittelst Lymphe, welche die preußische Prinzessin Luise Radziwill aus England erhalten hatte. Schnell hinter einander wurden in allen Hauptstädten Europas Impfanstalten errichtet und aus diesen an die Aerzte die Lymphe verabfolgt. Umsonst ertönte der Widerspruch schwarzgalliger Mediciner, welche behaupteten, mit der Impfung würde der Menschheit etwas Thierisches eingeimpft, umsonst der Protest vereinzelter Theologen, welche, wie früher die Blitzableiter, so jetzt das Impfen als „verwegene Eingriffe in die Rathschlüsse des Himmels" in den Bann thaten! Allgemein erkannte und benutzte man den Segen einer Maßregel, durch welche eine der gräßlichsten Plagen der Menschheit ihre Schrecken verloren hat.

Und doch sind in neuerer Zeit die Gegner der Schutzpockenimpfung wieder erwacht. Die Nittinger, Lutze u. a. m. haben den Lorbeer von Jenners erhabener Stirne zu reißen versucht, und seine Entdeckung als den eigentlichen Grund vieler bösartiger Krankheiten und Seuchen verlästert. Das Heer der Scropheln, Masern, Scharlach, Typhus, Bräune, Cholera u. s. w. soll die Menschheit jetzt heimsuchen, nicht nachdem, sondern weil die Pocken unterdrückt sind. Allein die Cholera wüthet gerade am heftigsten, ja sie stammt aus denjenigen Ländern des Orients (Indien), wo die Vaccination so gut wie unbekannt ist, und die Geschichte lehrt, daß auch die anderen Volksseuchen lange vor Einführung des Impfens oft mörderisch genug gehaust haben. Wenn jetzt — was übrigens statistisch noch nicht erwiesen — Schwindsucht und Scropheln mehr Menschen hinwegraffen sollten, als früher, so ist zu bedenken, daß uns die Impfung eben viele Millionen Menschen am Leben erhalten hat, die ja das Loos der Sterblichen, doch einmal zu erkranken und zu sterben, nicht vermeiden können! Würden nur die Gebote der Gesundheitspflege in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Luft und Wohnung überall mehr beobachtet und Ausschweifungen vermieden, die den Körper entnerven und das Blut selbst der Nachkommenschaft vergiften — die Scropheln und Tuberkeln sollten schon seltner werden!

Zuweilen brechen wohl, kurz nach der Impfung, an bisher anscheinend ganz gesund gewesenen Kindern Ausschläge, wie Flechten, auch Drüsenanschwellungen, hervor; die früher so blühenden Kinder werden welk und ungesund. Da sind doch wohl die Impfpocken schuld an solchen Leiden? — Nein, die Pocken dürfen wir dann nicht als Ursache, sondern nur als Veranlassung der Scropheln betrachten. Diese waren bisher im Körper versteckt und sind nunmehr nach jenem wichtigen Eingriff in den Organismus zum Ausbruch gelangt, so wie sie nach Verbrennungen, Wunden, Scharlach, Masern oder Keuchhusten ebenfalls zum Vorschein gekommen wären. — Auf diese Thatsache sind die meisten nach der Vaccination eingetretenen Erkrankungen scrophulöser Natur zurückzuführen. Die Frage, ob es möglich sei, mit dem Kuhpockenstoff zugleich noch andere Krankheitsstoffe — wie man zu sagen liebt: Unreinigkeiten — von einem Körper auf den anderen zu übertragen, scheint nur von einer auf Verderbniß der Säfte beruhenden Krankheit bejaht werden zu müssen, verliert aber viel von ihrer Bedeutung, wenn man erwägt, daß nur grobe ärztliche Fahrlässigkeit die Auswahl gesunder, kräftiger Impflinge zur Weiterimpfung verabsäumen werde.

Am wichtigsten erscheint der Einwand, daß das Impfen ja doch auf die Dauer gegen die Pocken nicht helfe, und daß trotz der sorgfältigsten Staatsaufsicht die Epidemie sich immer wieder von neuem Bahn breche und nicht geringe Verwüstungen anrichte.

In der That, der unfehlbare, fürs ganze Leben anhaltende Schutz gegen die Pocken, den man sich in den ersten Jahren nach Einführung der Schutzblatternimpfung von ihr versprochen hatte, der ist nicht eingetroffen. Schon im ersten Jahrzehent traten vereinzelte Varioloidenfälle auf und diese wurden in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts immer häufiger und zwar besonders bei solchen wahrgenommen, welche schon vor längerer Zeit geimpft worden waren. Worin lag der Grund zu dieser Unzulänglichkeit der Schutzpockenimpfung? Vielleicht darin, daß der Impfstoff, der noch immer aus der alten Jennerschen, seit mehr als 30 Jahren durch so viele Millionen Kinderarme gewanderten Kuhpockenlymphe herstammte, mittlerweile seine volle Kraft eingebüßt hatte? — Die Vertheidiger dieser Ansicht schlugen vor, um der allmählich zu befürchtenden Ausartung und Wirkungslosigkeit der Schutzpocken zu begegnen, wieder auf die Natur, auf die echten Kuhblattern zurückzugreifen. Nach langem Suchen wurde man dieser auch habhaft und vollführte die Impfungen mit dem besten Erfolg. Andere übertrugen, um sich eine kräftige Lymphe zu verschaffen, menschlichen Impfstoff auf Kühe, erwirkten dort regelmäßige Kuhpocken, und impften von diesen auf die Menschen mit günstigem Resultat. Sogar echte Menschenpocken hat man auf Kühe geimpft und dadurch impfungsfähige Kuhpocken erzeugt.

Trotz dieser verschiedenen zur Wiederverjüngung des Impfstoffes getroffenen und seit langer Zeit geübten Maßnahmen haben aber doch die Pocken nicht aufgehört, und es bleibt nur die schon oben vertretene Ansicht übrig, daß die Pocken ein rückfälliger Krankheitsproceß seien, gegen den auch das einmalige Impfen keinen ausreichenden Schutz verleihe. Wenn es daher keine Zeitbestimmung für die Schutzkraft der ersten Impfung gibt, so bedarf es eben einer mehrmaligen Erneuerung derselben. Nur in der Wiederholung der Impfung (Revaccination) besitzen wir das einzig wirksame Mittel, uns vor den Pocken zu schützen.

Daß aber die mit Erfolg, d. h. mit dem Hervortreten regelmäßiger Schutzblattern ausgeführte Revaccination einen fast absoluten Schutz gegen die Pocken gewährt, dafür liefert die preußische Armee die deutlichsten Belege. Durch die königliche Cabinetsordre vom 16. Mai 1834 wurde nämlich diese Maßregel für alle Mannschaften sofort beim Eintritt in den Dienst angeordnet, gleichviel ob dieselben mit Merkzeichen der Schutzblatternimpfung (Narben) behaftet seien oder nicht.

Es sind in dem preußischen Heere geimpft worden in den Jahren 1834—1852: 811,402 Mann. Davon mit Erfolg geimpft 457,581 Mann. Von diesen sind im ganzen vier Soldaten an den Pocken gestorben!

Im Jahre 1867 wurden überhaupt geimpft: 127,279 Mann. Davon sind an den Pocken erkrankt: 164, gestorben zwei.

Von 1834—1867 betrug die Zahl der Geimpften: 1,735,346, die der an den Pocken (leichte Formen, wie Windpocken waren die Mehrzahl) Erkrankten 3601, der daran Gestorbenen 113 Mann in der ganzen Armee!

Wenn es also einer in großem Maßstabe durchgeführten Einrichtung gelingt, eine bösartige Krankheit so sehr einzuschränken, und ihre Tödtlichkeit so erheblich zu vermindern — sollte sich da nicht

jeder ermuntert fühlen, der kleinen, schmerzlosen Operation sich zu unterziehen?

Manche Ueberkluge geben zu, das Impfen thue wohl gut, wenn die Pocken nicht grassirten, sei aber gar schädlich und ziehe die Pocken an, wenn diese umgingen. Das ist ein leeres Vorurtheil. Gerade bei herrschender Seuche ist es zum Impfen die höchste Zeit, natürlich kann einer, der die Ansteckung schon 8 oder 14 Tage mit sich herumträgt, sich vor ihr nicht mehr schützen, aber selbst bei solchen bewirkt das Impfen einen gelinderen Verlauf der Krankheit. Nur durch massenhaftes Revacciniren sind wir im Stande, eine auftauchende Epidemie mit Gewißheit zu ersticken; unzählige Beobachtungen beweisen, daß, wenn jemand an den Blattern erkrankt, die sofortige Impfung aller Hausbewohner dieselben schützt, — wenn nämlich noch keine Ansteckung stattgefunden hat.

Nur zu oft begegnet in Pockenzeiten die Ermahnung des Arztes der albernen weigernden Rede: „Ich bekomme die Pocken nicht!" Das ist ebenso, wie wenn einer sagte: „Mein Haus trifft keine Flamme, mein Feld keine Schloße!" Man kauft sich in Feuer-, Hagel- und Lebensversicherungs-Anstalten mit nicht unbedeutenden Kosten ein und will sein Leben ohne Mühe und Ausgaben nicht gegen die Pocken versichern? scheut die paar Impfstiche auf den Armen? (oder vielmehr auf dem Arme, denn es genügt zu dem Zwecke schon der linke). Welch schweres Opfer kostet es denn, sich durch die Impfung alle 5—8 Jahre zu vergewissern, ob man mittlerweile für die Pocken empfänglich geworden sei oder nicht? — So mögen die Eltern, wenn die Impfperlen auf den Aermchen ihrer Kinder prangen, diese schöne Gelegenheit für sich selbst benutzen, möge besonders, da das kräftigste Lebensalter mit am gefährdetsten ist, jeder Vierziger oder Fünfziger sich impfen lassen!

Möge endlich jeder Impfscheue die Verantwortlichkeit bedenken, die er auf sich lüde, wenn er, von den Pocken betroffen, dieselben seiner Familie, ja weiteren nicht im voraus zu berechnenden Kreisen mittheilte!

Laßt euch impfen!

Rafael und die Stanza della Segnatura im Vatican zu Rom.

Von Hermann Dalton.

Rafael und die Stanza della Segnatura: so lautet die Ueberschrift einer Betrachtung, an die sich für eine flüchtige Stunde unsre Gedanken anlegen sollen. Eigentlich ist die Aufgabe nur, zum Besuche eines der fast 11,000 Zimmer in dem weitläufigen päbstlichen Palaste einzuladen; dazu noch eines Zimmers, das gegenwärtig unbewohnt ganz leer steht. Keine behagliche Einrichtung, keine Pracht der Möbel, keine reiche Mannigfaltigkeit der Schmucksachen, die das Auge eines Besuchers für eine Weile unterhalten könnten, fesselt da den Blick: zwei bis drei einsame Stühle bilden das ganze dürftige Mobiliar. Aber wir befinden uns in dem Raum, an dessen Wände Rafael, was er im höchsten Adlerflug seines Geistes geschaut, in der Schönheit reinster Vollendung hingehaucht. Wer vor diesen Gebilden des Menschengeistes sinnend steht, wer liebend in ihr Verständniß sich zu versenken vermag, dem beleben sich gar bald die wunderbaren Gestalten. Die treten dann aus der Fläche hervor, nahen sich dem, der staunend vor ihnen steht und führen ihn ein in ihr Reich, das ewige unvergängliche Reich der Kunst. Wer den Weihekuß empfangen und da hat eintreten dürfen, der weiß sich gar bald nicht mehr von vier Wänden in engem Raume eingeschlossen; über weite Gefilde, im vollen Sonnenglanze ruhend, schweift frei das begeisterte Auge, schaut eine neue Welt, die nur dem Menschenauge, zu Gott hingeschaffen, sichtbar über dieser Erde schwebt, ein Spiegelbild des Ewigen, ja in seiner Weise auch ein Vorübergehen Gottes am Menschengeiste.

Das ist die weite, schöne Welt, in die uns auf vollendete Weise gerade die Stanza della Segnatura einführen kann.

Das Zimmer selbst, das wir betreten, hat seine Geschichte und die Bestimmung, der es dienen sollte, klingt nach in den Gemälden, die seine Wände schmücken. Der furchtbare Alexander VI war 1503 vom Tode weggerafft. Ein Gifttrank hatte dem Vater das Leben genommen, den des Pabstes leiblicher Sohn einem verhaßten Cardinal zugedacht und bereitet hatte. Mit ihm war eine Regierung zu Ende, vor deren Rechtfertigung auch die beherztesten Vertheidiger der Nachfolger Petri zurückschrecken. Mit ganz Rom theilte den allgemeinen Abscheu vor dem Scheusal auch Julius II, der kühne, todesmuthige Soldat unter den Päbsten, der so bald schon nach ihm die Tiara auf dem Haupte trug. Sein Widerwille gegen den Vorgänger war so groß, daß er sich weigerte, die Apartamente Borgia zu beziehen, in denen jener die Jahre über gewohnt. Der Ceremonienmeister glaubt, daß die in die Wand eingefügten Porträts des verhaßten Pabstes die Ursache seien, weshalb es den Nachfolger nicht in diesen Räumen dulde und läßt sie deshalb aus den Wandmalereien herausschlagen. Aber das mindert den Widerwillen nicht. „Die Wände allein," erwidert Julius, „sind sie nicht hinreichend, das Andenken an diesen Simoniten und Juden zurückzurufen?" Er läßt sich seine Zimmer im obern Stockwerk einrichten.

Schon dieser kleine Zug trägt das Gepräge des Geistes, der jetzt die dreifache Krone auf dem Haupte hat. Es liegt etwas Gewaltiges, Riesenhaftes in der Persönlichkeit dieses Pabstes. Er ist kriegerisch gesinnt wie kaum einer seiner Vorgänger. Lieber noch schwingt er das Schwert in der muthigen Hand als den friedlichen Hirtenstab, und besser schmückt der Helm sein Haupt als die Tiara. Aber sein Wesen geht im Soldaten nicht auf, das Kriegerhandwerk ist ihm nur Mittel, das er auf die Seite legt, wenn der Zweck erfüllt ist. In seinem Riesengeist ist neben der rauhen Waffe ebenso heimisch das wärmste Interesse für die Werke, die nur der Friede zeitigen kann, und es ist nicht leicht zu sagen, wonach sein Herzenswunsch am meisten von diesen beiden Gegensätzen gerichtet ist. Oberster Zweck seines Thatendranges ist die Befestigung und Verherrlichung der damals schon stark erschütterten päbstlichen Macht, nicht freilich als die Spitze eines Reiches, das nicht von dieser Welt sein soll, vielmehr eines Reiches nach heutiger Redeweise auf breitester weltlicher Grundlage. Das war sein heißer Ehrgeiz, daß auch die Kunst im weitesten Sinne des Wortes dieser Lebensaufgabe dienen solle, und er wies ihr dafür Arbeiten an, wie selten ein Fürst sie ihr großartiger und herrlicher gestellt, daß es schien, als ob die Sonne, die Athen unter Perikles beschienen, über Rom aufgehen solle. Mitten in seinen aufreibenden Sorgen für sein Reich, an dessen Grenzen der Feind stand, entwarf er die Riesenpläne von Kunstwerken, die sich wie ein unvergänglicher Glorienschein um seine Regierung legen sollten. Wie ein Phönix herrlicher den Flammen entsteigt, so sollte an der Stelle der alten Peterskirche ein Dom sich erheben, wie kein zweites Gottesgebäude auf der Welt, und der Greis fühlte die Thatkraft und den ungezügelten Schaffenstrieb, was er beschlossen, auch trotz aller Schwierigkeiten durchzuführen. Den vatikanischen Palast wollte er zu einer kleinen Stadt umwandeln; in ihr sollte die ganze päbstliche „Kanzlei" ihr Unterkommen finden. Er selbst bildete freilich den Mittelpunkt seiner Gedanken, seines glühenden Ehrgeizes. So darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß er Anstalten für sein Grabmonument treffen ließ, das auch wieder alle ähnliche Arbeiten zu überragen hätte, und von dem der Moses des Michelangelo als einziges Bruchstück uns eine Ahnung von dem gibt, was seinem Geiste vorgeschwebt.

Nicht nur ein lebhaftes Interesse, sich und seine Zeit durch die Schöpfungen der Kunst verherrlicht zu sehen, legte er an den Tag, sondern was seltener ist und edler, auch ein tiefes, warmes Verständniß der Kunst bekundete all sein Thun. Er verstand es, mit sicherem Blick die größten Meister ganz Italiens an seinen glanzvollen Hof zu fesseln und dies nicht nur, sondern — und damit ragt er über so viele Kunstmäcene hinaus, die sich gern mit Meistern umgeben, um mit ihren Namen zu glänzen, — er verstand es, den größten Meistern die größten Aufgaben zu übergeben, die das Genie wecken und nur von dem Genie ausgeführt werden können und legte den schaffenden Händen keine Kleinlichkeiten und Verdrießlichkeiten in den Weg, die den Geistesflug nur hemmen können. Bramante arbeitete hier, Michelangelo schuf seine unsterblichen Werke am Hofe dieses Pabstes. So konnte es nicht fehlen, daß nicht auch Rafael nach Rom gezogen wurde. Ueber seinen Lebenslauf bis dahin ein paar Worte.

Als der Sohn eines nicht ganz unbedeutenden Malers war Rafael 1483 im schönen Urbino geboren. Früh schon wie bei Mozart, der so viele Berührungspunkte mit ihm zeigt, offenbarten sich Spuren des Genies, das in diesem Knaben schlummerte, das durch die umgebende reizvolle Natur, durch die Nähe des Vaters geweckt und warm gepflegt wurde. Schon im 9. Jahre ist das Kind dem Vater behilflich. Aber der plötzliche Tod desselben macht dem süßen Stillleben im einsamen Urbino ein Ende. Der Onkel Simone Ciarla sendet den zehnjährigen Waisen zu Pitro Vanueli aus Citta della Pieve, dem unter dem Namen Perugino damals hochgefeierten Maler in Perugia in Umbrien. Die Wahl war eine höchst günstige und entscheidungsvolle für dieses Lebensalter Rafaels. Bei Perugino ist der Grundton seiner Schöpfungen der Ausdruck der Andacht, der Hingebung. Seine Gemälde wirken wie eine leise tönende Aeolsharfe, die verschiedenen Seelenstimmungen klingen da an und wecken in der Seele des Betrachtenden ein lang anhaltendes Echo. Vorzüglich gelang es dem Meister, einem heiligen Schmerz bis in seine letzten Tiefen hinab nachzusteigen und ihm rührenden Ausdruck durch die Farbe zu leihen. Gerade dieser Zug mußte Rafael unwiderstehlich fesseln. Sein Inneres führte noch das mächtige Traumleben, in dem sich gerade das Genie gehalten fühlt und nach dessen Verwirklichung es mit tiefer Sehnsucht ringt. Ein Heimweh ist über die Seele ausgegossen und man weiß nicht wonach. Die Gestalten des Meisters grüßten den sinnenden Jüngling wie Gestalten aus jener geträumten Heimat und fesselten ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Keiner der Schüler lebte sich mit so inniger Liebe in die Eigenthümlichkeit des Meisters ein, ebenso wie keiner der Schüler die Vorzüge sich so zu eigen zu machen wußte, ihn so nah erreichte, wie der jugendliche Urbinate, ja man kann schon das Schwingen der Flügel bemerken, die diesen Adler höher tragen werden, als den Meister.

In der Richtung des Perugino, abgesehen davon, daß sie je länger je mehr dem Meister selbst zur Manier wurde, liegt etwas Einseitiges, Unklares, fast Verschwommenes. Die Kunst leidet einen Abbruch, gelangt nicht zu ihrem vollen Königsrecht. Der Ausdruck, die Stimmung soll alles, die Form, das Leben nichts bedeuten. Der sich anfänglich widerstandslos dem ganzen Einfluß hingegeben, durchbrach mehr und mehr die Schranke. Wie Goethe im Dichten, malte sich der geniale Rafael durch diese Richtung durch und warf damit ihre Fesseln von sich ab. Perugino konnte ihm nicht mehr Meister sein; die Kunst selber nahm den 20jährigen Jüngling zu ihrem Jünger an. Es ist interessant zu sehen, wie sich Rafael dem Einfluß entwindet und zu größerer Freiheit und Selbständigkeit gelangt. Nicht der Seelenausdruck allein fesselt ihn mehr, auf der ganzen, vollen Menschengestalt ruht mit Wohlgefallen sein Künstlerauge.

So verläßt er 1504 Perugia und begibt sich nach Florenz. Hier hat Leonardo da Vinci die Stätte seines Wirkens aufgeschlagen. Was wie ein dunkler Drang noch den Jünger fast unbewußt über Perugino hinausgehoben, das fand er hier zum Ausgangspunkt der Thätigkeit im klaren Streben vorgezeichnet. Die Person Leonardos wie seine Werke, tragen etwas Riesenstarkes an sich, sind schön bis ins hohe Alter hinein. Mit einer innigen Schwärmerseele vermählt sich in ihm, was dem umbrischen Meister abgegangen, die gewaltigste Manneskraft des Gedankens, das höchste Bewußtsein von den Bedingungen idealer Composition. Leonardo war aufmerksamer Anatom; seine Gestalten sind tief psychologische Seelengemälde, aber voll inniger Naturwahrheit mit Fleisch und Blut bekleidet. Sie leben und wandeln mitten unter uns. In ähnlicher Richtung wirkte Fra Bartolomeo in Florenz; seine Meisterschaft ruht in der streng architectonischen und doch so lebenswarmen Compositionsweise. Von beiden erhielt Rafael wesentliche Anregung, er kann nicht mehr als ihr Schüler angesehen werden, sondern steht schon als ebenbürtiger Meister neben ihnen, der dann auch noch den letzten Schritt weiter thut, daß er von da jener Rafael wird, der nur mit sich selbst verglichen werden kann, jener unvergängliche Meister, dessen Grabinschrift das schöne Wort verkündet:

Dies ist Rafael, durch den, da er lebte, die Mutter Natur
Besiegt zu werden fürchtete — zu sterben, da er starb.

Schwer ist es, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, ein Bild von Rafael zu entwerfen. Was sonst in viele Theile auseinander fällt und jeden einzelnen Besitzer reich macht, findet sich in voller Harmonie bei diesem wunderbaren Geist vereint, der allem was sein zauberhafter Pinsel berührt, den Stempel unvergänglicher Schönheit einhaucht. Keine Seite hebt sich über die andere vor; in einem Gleichklang und in weiser Mäßigung, wie wir es seit der Griechenzeit nicht mehr gesehen, durchschreitet er das reiche bunte Leben und seine Werke stehen da wie reinste Spiegelbilder der Natur selber, als ob Körper und Gestalt das Schöne gewonnen, was der Menschengeist ahnend schaut, liebend festzuhalten ringt. Eine oder die andere Richtung mag ein anderer Meister zu noch höherer Vollendung ausgeprägt haben, aber keiner hat sie alle in solch schönem Gleichmaß vereint, in solch inniger Harmonie verbunden. Aus seinen Gemälden spricht ein unendlicher Tastsinn für Reinheit der Linie, eine Poesie, wie sie selten wieder in solcher Formvollendung angestimmt wurde. Aber das tritt nur wieder auf als wunderschöne Gestalt, die dem tiefsten Seelenadel Herberge gibt, in der ein ernster philosophischer Geist wohnt und das Ganze beherrscht. Ein mächtiges, unübertroffnes Schönheitsgefühl flutet durch die Werke des Meisters hindurch, alles beugt sich willig dieser Macht und tritt dadurch selbst in seiner vollen Freiheit auf. Will man die Eigenthümlichkeit Rafaels mit einem Worte bezeichnen, so darf man behaupten, daß er der Maler des „Schönen" sei, aber in solch vollendeter Weise, daß das Schöne selber als „rafaelisch" dem Verständniß nahe gebracht werden kann.

Als Florenz ihm keine höhere Anregung mehr gewähren konnte, begab er sich für kurze Zeit an den Hof seines Herzogs Guidobaldo, unter den ausgezeichneten Fürsten Italiens damaliger Zeit an Sitte und Bildung der ausgezeichnetste, und fand hier versammelt, was an großen Denkern und Forschern die Zeit hervorgebracht. Da erhielt sein tiefer Geist reiche Nahrung und Anregung und was später in reifer Garbe Rafaels Genie gezeitigt, dafür mag er das fruchtbringende Samenkorn in den Symposien jenes Hofes, mit dem Weimar zu Goethes Zeit verglichen werden kann, in seine Seele aufgenommen haben.

Solch ein Künstler konnte dem Falkenauge Julius II nicht entgehen. Seine belle jardinière und seine wunderbare Grablegung hatten das Staunen aller derer erregt, die die Gemälde gesehen, sie machten ihn würdig, da zu arbeiten, wo ein Bramante und Michelangelo die Stätte ihres Wirkens aufgeschlagen.

So kommt 24jährig Rafael nach Rom und tritt in den Dienst Julius II, des genialen Mannes, der es so meisterhaft verstand, die größten Künstler an sich zu fesseln und, was den Künstler erst der Vollendung entgegen reifen läßt, ihnen die größten Aufträge mit verschwenderischer Hand zu übergeben, die Ausführung davon ihnen aber selber zu überlassen. Dem jugendlichen Meister wurde die Aufgabe zugetheilt, die Zimmer des Papstes auszumalen. Den Anfang und den ersten Versuch sollte er mit der Stanza della Segnatura machen. Die Gemälde des Zimmers mußten in Bezug stehen zu seiner Bestimmung; einer größeren, bedeutenderen Bestimmung hat aber wohl noch kein anderes Zimmer gedient. War auch der päbstliche Stuhl schon morsch geworden und hatte den Glanz eingebüßt, den ihm ein Innocenz III erstritten, so war es doch immer noch die erste Macht des Erdbodens. In diesem Zimmer, — daher sein Name della Segnatura — sollten die Decrete und päpstlichen Erlasse unterschrieben werden, denen die christlichen Völker der alten Welt, mit Ausnahme der griechischen Kirche, gehorchten und die nun in dem neu entdeckten Welttheil jenseits des Oceans sich Anerkennung erzwangen.

Wie hat der Maler die gewaltige Aufgabe gelöst? Man darf wohl sagen: höher hob sich seine königliche Seele im kühnsten Adlerflug in keinem anderen Werk. Er, der sich selber nimmer zu genügen schien und unaufhaltsam vorwärts strebte, daß jedes folgende Werk wie ein Fortschritt erscheint und die Reihenfolge seiner Gemälde zugleich die Geschichte seines Entwicklungsganges bildet, er hat sich ja gewiß in späteren Arbeiten zu noch reinerer Vollendung in der Form durchgearbeitet, eine noch höhere Stufe der Freiheit und damit der Leichtigkeit und Grazie, die über die größte Schwierigkeit siegreich hinwegschreitet, erstiegen, wie uns dies seine „Tapeten" bezeugen; andere Bilder scheinen noch inniger und ansprechender den einzigartigen Stempel seines Geistes an sich zu tragen, wie seine Sixtina, die wie eine Himmelserscheinung zur Erde niederschwebt, aber doch bleibt in meinen Augen dies Meisterwerk unübertroffen. Denn in ihm hat die Tiefe und Fülle religiöser und philosophischer Weltanschauung den edelsten Bund mit schöner Formvollendung geschlossen. So wunderbar schön und ergreifend das Gemälde, so tief und wahr ist der Gedanke, der es beseelt und nur auf wenig anderen Gebieten

hat die Kunst einem Lieblingsjünger es vergönnt, den Ernst und die Kraft der Gedanken zu solch köstlichem Ausdruck auszugestalten. Ein fast überwältigender Anblick ist es, den Riesengeist des Mannes zu betrachten, der leichten Schrittes und doch mit so tiefsinnigem Auge über alle Höhen menschlichen Geisteslebens dahinschreitet, wie einer, der da in Berg und Thal heimisch ist und — ist die Deutung richtig — doch so fest, so entschieden, als einer, der das alles kennt und doch nach einem Höhern noch greift, dem Apostel Johannes ähnlich, sein Haupt an die Brust des Herrn legt. So beugt die Kunst in ihrer höchsten Vollendung demuthsvoll das Knie vor dem Schönsten unter den Menschenkindern und breitet vor ihm ihr Gold, Weihrauch und Myrrhen aus.

Doch wir müssen den Gemälden näher treten.

Im Kreuzgewölbe des Saales und da in den vier Plafondecken sind vier weibliche allegorische Figuren auf mosaikähnlichem Goldgrunde gemalt. Sie athmen in ihrer wundervollen Schönheit jene Hoheit, jene Würde, die unser Schiller dem Mädchen aus der Fremde leiht und die jede Vertraulichkeit verscheucht. Wie höhere Wesen, die an dem Auge des Dichters in begeisterter Stunde vorübergerauscht, so hat sie groß und herrlich der Maler festgehalten. An die Decke durch des Meisters Hand gebannt, sind sie selbst zu bannenden Mächten geworden, die das Auge fesseln, aber alles Gemeine, Niedrige fernhalten. Sie stellen die Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz dar, als die vier Gewalten, die das geistige Leben des Menschen beherrschen und darum gerade in diesem Raum ihren Sitz aufschlagen sollen.

Eine sinnige, tiefe Symbolik rankt sich um die herrlichen Frauengestalten herum und enthüllt die Merkmale der einzelnen bis hinein in die Farbengebung. Um das mit einem Olivenkranz geschmückte Haupt der Theologie ist ein weißer Schleier gewunden, dessen Enden wie von einem Windstrom erfaßt in malerischen Linien dahinschweben, das Unterkleid ist roth, der Mantel grün, die drei Farben weisen auf Glauben, Liebe, Hoffnung hin, die sich wie eine schützende Decke um die Theologie zu legen haben. Eben so bedeutungsvoll ist Farbenwahl und Stickerei in der Gewandung der Philosophie. Das sternbesäete Blau des obern Theiles deutet die Luft an, dann folgt flammendes Roth zum Zeichen des Feuers, dann von Fischen durchfurchtes Grün als Sinnbild des Wassers und endlich mit Pflanzen geschmücktes Braun, den Saum des Gewandes bildend und die Erde bedeutend, vollendet die Darstellung der vier Elemente damaliger Zeit. Reizende Kinder in lebenswarmer Bewegung voll inniger Grazie umschweben je zwei und zwei die hehren Frauengestalten, auf Votivtafeln in sinnvollen Sprüchen das Wesen der einzelnen Geistesmacht andeutend.

Jede der vier allegorischen Figuren ist gleichsam die Ueberschrift eines großen Wandgemäldes. Die Darstellung des Parnassus als die Verherrlichung der Dichtkunst und das der Gerechtigkeit zur Folie dienende Gemälde, die Sicherung der Rechtspflege durch Gregor IX und Justinian, die beiden Sammler und Ordner der kirchlichen und altrömischen weltlichen Gesetze darstellend, übergehen wir, um das Hauptaugenmerk auf die beiden Bilder zu richten, die der Theologie und Philosophie zur Unterlage dienen. Der Zeit nach ist die Disputa das frühere, die Gedankenfolge läßt uns aber von der Schule von Athen unseren Ausgang nehmen.

Das Auge ruht bei diesem formvollendeten Gemälde auf einer weiten prächtigen Halle. Sie ist als griechischer Kuppelbau in reichem Stil gedacht und im Geiste Bramantes, des berühmten Zeitgenossen ausgeführt. In den vorderen beiden Nischen stehen die schönen Statuen Apollo, des begeisterten Musenführers, die Leier in der Hand und Athenes, der jungfräulichen Göttin der Weisheit, die dem Haupte Jupiters entsprungen. Vier breite Stufen führen die Halle hinauf. Unten zur Linken und Rechten sind Gruppen von Philosophen, die Treppe ist belebt von ihnen, oben in der Halle bieten zwei edle Mannesgestalten den Mittelpunkt des Gemäldes, auf beiden Seiten in lebensvollen Gruppirungen theils Vorläufer, theils Jünger, theils Nachfolger. Das ganze Bild athmet frisches, warmes Leben; dem Meister ist in seltener Vollendung der schwierige Griff geglückt, gleichsam einer Geschichte der alten Philosophie malerischen Ausdruck zu verleihen, was jeder sinnlichen Darstellung zu widerstreben scheint, dies wie mit Zaubergewalt auf die Leinwand zu fesseln und ihm da volles Heimatsrecht zu öffnen. Männer, deren Leben drei Jahrhunderte auseinanderfällt, sind zusammengestellt. Wie Zeitgenossen begrüßen sich die Genossen und Jünger des Gedankens, für den es nicht Vergangenheit und Zukunft gibt, weil er ewig ist.

In der untern Abtheilung links fesselt zumeist die Gruppe, die sich um Pythagoras gesammelt. Der schweigsame Meister zeichnet auf die Tafel seine Lehre von der Harmonie. In stiller, tiefer Sammlung des Geistes lauschte er dem Ton etwas Seelenhaftes ab. In der wundersamen Welt der Töne, da war es ihm, als ob er die Heimat der Seele selber fände, da versuchte er die Lösung ihres geheimnißvollen, räthselhaften Ursprungs und Wesens zu entdecken. Mit dem Tone vermählt sich zu innigem Bunde die Zahl; Harmonie und Disharmonie führt des Meisters Hand auf Größenverhältnisse zurück. Durch die Welt und ihre Erscheinungen klang es ihm hindurch wie leise Nachklänge von Sphärenmusik und Sphärenharmonie, und seine Seele, in tiefes Schweigen versunken, lauschte dem, was er da zu vernehmen glaubte.

Ihm gegenüber, auch noch auf dem Boden der Tempelschwelle finden wir Archimedes, nicht mehr über der Zahl sinnend und als Sinnbild des Ewigen sie auslegend, sondern in praktischen geometrischen Demonstrationen eifrig beschäftigt. Als kleines Cabinetsstück feinster psychologischer Durchführung ist seit lange gepriesen die geniale Darstellung stufenweisen Erkennens einer Wahrheit in den vier Jünglingen, die der Beweisführung des Meisters mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen. Neben der Geometrie finden wir die Astronomie auch an die Schwelle der Stufen gerückt, an denen die Philosophie aufwärts gestiegen ist. Wir erinnern uns, wie Plato Arithmetik, Geometrie und Astronomie die Vorbereitung zur Philosophie genannt. Aber höher steht die Erkenntniß des Menschen. Des Tempels zu Delphi Inschrift „Erkenne dich selbst“ ist Zielpunkt und Aufgabe der Weltweisheit. Des Menschen eigenste Erkenntniß ist der Mensch: so lautet der alte Spruch.

Dieses Gebiet hat so fest und entschieden vorher niemand betreten, als Socrates. Dort steht er, der Weltweise, mit seinem wunderbaren, merkwürdigen Kopf mitten im Kreise aufmerksam Lauschender. Die ihn umgeben, das ist nicht eine kleine Schar Auserwählter, die sich vornehm von der Welt zurückziehen, der Kreis ist bunt wie das Leben selber, und neben dem Kriegsmann und Helden steht gefesselt der Handwerker, sie sind ihm alle gleichermaßen der ergiebige Stoff, mit großen Zügen seine Weisheit in das Gemüth des Menschen zu schreiben.

Rascher eilen wir vorüber an den Gestalten, die in ihrer Erscheinung, in ihrer Stellung wie Bekannte uns begrüßen. Es ist nicht schwer, Epictet und Antisthenes, Diogenes, die Schüler stoischer und epikuräischer Lebensweisheit zu erkennen: sie alle hat Rafaels Geist und Hand in meisterhaften lebenswarmen Zügen dem Gemälde eingefügt. Das Auge wird von dem Mittelpunkte des Gemäldes, den beiden ausdrucksvollen, ernsten Männergestalten festgehalten, zu denen hin der ganze Entwurf des Bildes in seinen einzelnen Gliederungen strebt. Es sind Plato und Aristoteles, die beiden Höhepunkte griechischer Weltweisheit, die die ihr gewordene Aufgabe, die Erkenntniß des Menschen, am weitesten gefördert und heute noch mustergültig dastehen als Vertreter der beiden Richtungen, in denen sich menschliches Erkennen bewegt. Die ausgebreitete Hand des Aristoteles belegt die Welt und ihre Erscheinung als ihre Domäne; von da aus will er vorwärts schreiten zur Erkenntniß der Ideen, die ihre Wurzeln in den Boden der Wirklichkeit gesenkt haben. Platos aufgehobene Hand dagegen deutet nach oben; dort will sein begeistertes Auge die ewigen Ideen anschauen und ihre Abbilder dann wiederzuerkennen versuchen in der bunten Welt der Erscheinung, auf die ein leiser Schatten fällt von dem Wesen der Dinge, das an ihnen vorüberzieht.

Dieser Idealismus, jener Realismus, sind die beiden scharf ausgeprägten Richtungen, in denen die Wahrheit gesucht ward. In dieser Richtung gehen die Jünger einher, aber zum Finden der Wahrheit, zur Erlangung des Friedens, des steten Begleiters der Wahrheit gelangen sie nicht. Wir sehen da noch den Skeptiker, der geschickt jedem Ja ein Nein beizufügen weiß und an solch müßigem Spiel sein Vergnügen findet, wir sehen im weiteren Fortgang den Jüngling, dem auch dieses überdrüßig geworden, der wie ein Flüchtling eilenden Fußes die Halle verläßt, des Forschens müde und an der Wahrheit verzweifelnd.

Ueber dem ganzen Bild ist der warme Geisteshauch ausgebreitet, der gerade damals vom classischen griechischen Boden herüberdrang und durch Italien zog wie Frühlingswehen. Die Blüte, die dieser Frühling wachrief, ist uns unter dem Namen bekannt von dem

Wiederaufleben der Wissenschaften. Ein neues, begeistertes Wirken und Schaffen hub aller Orten an, eine Erregung der Geister zeigte sich überall, wie seit Jahrhunderten nicht mehr, und der übermächtige Einfluß ist durch alle Kreise hindurch fühlbar, daß niemand sich demselben entziehen konnte. Unser Bild dünkt mir die reifste Frucht jenes neu erstandenen Lebens, und nur mit größtem Staunen kann es betrachtet werden. Der mitten in der Strömung stand, tief sich von ihr ergreifen und durchdringen ließ, hat doch mit genialem Meisterblick die ganze Zeitrichtung auch schon überschaut und sich zu ihrer Darstellung emporgeschwungen.

Man kann das Wiederaufleben der Wissenschaften den Vorboten der Reformation nennen, einen Vorboten, dem die Erfüllung erst folgt. Fast wie eine Weissagung stehet das Bild da; in seiner Mitte hebt Plato tiefsinnig und bedeutungsvoll die Hand nach oben, nach dem Orte hinweisend, von dem die Lösung der Aufgabe kommen soll, an die sich die Weltweisheit in kühnem Schwunge gemacht.

Das andere Bild, der Theologie zur Folie dienend, tritt wie erfüllte Weissagung vor unser Auge. Plato hatte gen Himmel gewiesen, von da müsse die Lösung des uralten Sphinxräthsels kommen, und die „Disputa“ enthüllt Lösung und Antwort. Das Bild, unvergleichbar durch den Tiefsinn und die Fülle reichster, frömmster Gedanken, reiht sich als nothwendige Ergänzung der Schule von Athen an. Erschließt uns das eine Gemälde die Welt des Denkens, so öffnet uns das andere die Welt des Glaubens, beide zusammen die Doppelwelt, in der der Mensch heimisch sein soll.

In eine andere neue Welt führt uns in der That die Disputa ein. Schon die äußere Umgebung, die Natur, ist eine andere. In der Schule von Athen fallen uns die prächtigen Hallen alsbald ins Auge, in deren weiten, schönen Bogengängen die Heroen des Geistes von der Masse geschieden ihre besonderen Wege gehen. So herrlich auch und kunstvoll diese Bauten sind, es sind doch eben Kuppeln, die den Aufblick nach oben hemmen und auch die göttlichen Gestalten in enge Nischen bannen. In der Disputa stehen wir unter freiem Himmel; ungehindert, von keiner künstlichen Schranke gehalten, kann das Glaubensauge nach seiner Heimat vordringen. Die Zeit ist angebrochen, wo man nicht mehr im Tempel zu Jerusalem, auch nicht mehr zu Athen anbeten wird, die Zeit, in der die Erkenntniß sich Bahn gebrochen, daß Gott ein Geist ist und die ihn anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten müssen.

Sind auch die Kuppelwölbungen und Bogenhallen verschwunden, so doch nicht die Linien und Gedanken, die ahnungsvoll die Kunst schaute und von denen sie ein Abbild und Schatten in unsern Tempeln schuf. Der Kunst wahrer Inhalt ist ja ewig. Wir haben in der Offenbarung die geheimnißvolle Stelle, daß in dem Neuen Jerusalem droben die Stadt keiner Sonne bedarf, weil die Herrlichkeit Gottes selber sie erleuchtet. Hat das Wort dem tiefsinnigen Künstler vorgeschwebt? Der Tempel aus Steinen zusammengefügt ist verschwunden, aber der geöffnete Himmel enthüllt uns eine heilige Architektonik, einen andern Tempelbau, nicht von Menschenhänden gemacht. Man sehe die weite Bogenhalle aus der Gemeinde der Heiligen gebildet, man sehe die Kuppelwölbung dort um das Haupt des Herrn wie eine Strahlenkrone aus Engeln sich legend, man sehe, wie das Allerheiligste in streng architektonischer Linie aufsteigt und im Vater gipfelt. Und von dem Vater aus gehen die Linien fort in unendliche Fernen, es ist das zahllose Heer derer, die ihr „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth!“ durch die Himmel erschallen lassen.

In zwei scharf gesonderte Theile gliedert sich das Bild. Wohin Platos Finger weissagend gewiesen, das steht enthüllt vor unsern Augen, die Lösung des Räthsels in des Bildes Mittelpunkt, dem Menschensohne. Es ist in herrlicher Vollendung die heilige Gestalt, und über dem Antlitz schwebt noch die Rede, die dieser Mund während des Erdenwandels allüberallhin hat ergehen lassen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Jetzt ist das Haupt nicht mehr leidentstellt, wie damals, wo der barmherzige Hohepriester den Vater angefleht, daß er ihn verklären möge mit der Klarheit, die er bei ihm hatte vor Anbeginn der Welt. Er ist beim Vater, und voll tiefen, verklärten Friedens breitet er die durchbohrten Hände zum Segen aus.

Zu seiner Linken steht Johannes der Täufer, mit erhobenem Finger auf ihn hindeutend und zur Welt niederblickend, als ob er ihr von der Himmelshöhe bezeugen wolle: „Sehet, das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt.“ Zur Rechten Maria, nicht mit den Zügen einer Mutter Gottes, sondern mit dem ganzen Zauber jungfräulichen Liebreizes und in den Anblick auch ihres Erlösers mit heiliger Scheu versunken, sie selbst der belebte Ausdruck des schönen Wortes: „Mir geschehe, wie Du gesagt hast.“

Von diesem Mittelpunkt aus und etwas tiefer gehen zwei Seiten in einem weiten Halbkreis auseinander. Da thront die Schar der Verklärten im seligen Schauen der Herrlichkeit des Menschensohnes. Paarweise je sechs, zwei aus dem alten, zwei aus dem neuen Bunde und zwei Vertreter der Kirche. Dem Paulus auf der äußersten Rechten entspricht Petrus, dem dann folgenden Abraham Adam, dem Jakobus Johannes, dem Moses David, dem Laurentius Stephanus.

Ueber Christo thront Gott der Vater, die Weltkugel in seiner Linken, und die Rechte wie zum Segen erhoben. Man kann über die Berechtigung und die Möglichkeit, den himmlischen Vater im Bilde wiederzugeben, streiten; und aus mehr wie einem Grunde ist die Zahl derer nicht gering, die jeden Versuch zurückweisen. Aber davon abgesehen, ist diese Darstellung voll tiefen Ernstes und heiliger Würde; etwas von einer unnahbaren Majestät strahlt die ganze Gestalt aus.

Zu den Füßen des Sohnes senkt sich der heilige Geist in Gestalt einer Taube niederwärts zur Erde. Sein Licht öffnet den Himmel, seine Strahlen fallen voll und warm auf die aufgeschlagenen Blätter der Evangelien, die von vier anmuthigen Engeln der Erde entgegengehalten werden. Das Wort Gottes ist als der Ort angedeutet, wo die Kirche von nun an nach der Verheißung den Himmel offen sehen wird über des Menschen Sohn.

Der Himmel ruht auf den Häuptern und Schultern unzähliger Engel, schwebt über der Erde, auf sie ihren vollen Glanz ergießend. Die Taube des heiligen Geistes ist die Quelle des Himmelslichtes für die Erde. Wie Christus droben im Reiche Gottes der Mittelpunkt ist, um den sich die zum Schauen Hindurchgedrungenen sammeln, so ist im Bilde das heilige Abendmahl das Centrum der im Glauben noch Wandelnden, für alle christliche Confessionen das allerheiligste Geheimniß der Verbindung Christi mit uns, die Himmelsgabe, auf Erden zurückgelassen, bis daß der Sohn mit uns neu vom Gewächs des Weinstocks trinken wird in seines Vaters Reich. Das heilige Abendmahl wird dargestellt im Bilde der Monstranz mit der lichtumflossenen Hostie, im übrigen aber ist der Altar in so schmuckloser Einfachheit dargestellt, wie wir den Tisch fast nur in reformirten Kirchen anzutreffen gewohnt sind, wo das Abendmahl selber den einzigen und feinsten Schmuck des Tisches bildet. Zur Linken und zur Rechten gruppiren sich die ehrwürdigen Häupter der einen, heiligen, allgemeinen Kirche. Zunächst die vier sogenannten Kirchenväter, links vom Beschauer der schriftforschende Hieronymus und Gregor I, der den katholischen Ritus ausgebildet, rechts Ambrosius, der Sänger des allgemeinen Lobgesanges Te deum laudamus, und der tiefsinnige Augustin. Der heilige Bernhard weist mit beiden Händen auf das Geheimniß des Abendmahles hin, während Petrus Lombardus mit erhobener Hand (und wem fällt die erhobene Hand Platos vom andern Gemälde nicht ein, die herübergreift und hier glücklicher ist, daß sie das gelöste Räthsel droben im verklärten Menschensohne zeigen kann?) zu einem begeisterten sursum corda auffordert.

Unter den verschiedenen Gestalten, die um den Tisch geschart sind oder aus weiter Ferne ihm zueilen, fesseln namentlich drei Porträts. Da rechts das ernste, gedankenschwere Haupt des einzigen Dante, und man darf wohl sagen, daß er nicht in einem Gemälde vermißt werden durfte, aus dem sein tiefer, gewaltiger Geist uns an mehr wie einer Stelle heimisch entgegentritt. Hinter ihm der andere große Florentiner, Savonarola, den Alexander VI als argen Ketzer dem Feuertode übergeben und den zehn Jahre nur später unter den Augen des Papstes Rafael der Schar derer eingereiht, die zu den Leuchten der Kirche gehören. Welch ein Umschwung in den wenigen Jahren! Der unliebsame Hahnenruf des kühnen Mönches, der den Anbruch des neuen Tages verkündigte, nun liebend festgehalten in dem Bilde, das uns wie helle Morgenröthe der Reformation entgegentritt. Während Rafael sich selbst in der Schule von Athen ein bescheidenes Plätzchen ausgewählt, hat er einen andern Maler für würdig gefunden, in der Schar der Gläubigen Heimatrecht zu finden und wer dürfte dies anders sein, als der holdselige, fromme Angelo da Fiesole, aus demselben San Marcokloster in Florenz, in dessen Zellen auch der gewaltige Bußprediger Savonarola lebte.

Beide Bilder nun, die Schule von Athen sowohl als auch die Disputa, sind die Offenbarung eines großen Gedankens, den ich so fassen möchte: die Erforschung des Menschen in seinem Ziel- und Ruhepunkt der Erlösung. Der Weg dahin, auf dem ernsten Pfad der Gedanken, geht mühselig an dem Zweifel vorüber; wohl dem der weiter vordringt, wohin ahnungsvoll mit erhobenem Finger der Weltweise deutet, wer die Stätte seines Wohnens gefunden unter denen, die sich voll Glauben und Frieden um das Geheimniß der Erlösung sammeln! Wenn wir die Schule von Athen eine reife Frucht und ein schönes Spiegelbild der Humanität glauben nennen zu dürfen, des Verläufers und Bahnbrechers der Reformation, ist es dann gestattet, in dem andern wunderherrlichen Bilde die leise Morgenröthe des anbrechenden Tages zu sehen, reformatorische Klänge aus ihm hervorbringen zu hören? Es kann ja dabei nur von Eindrücken die Rede sein, aber sollten sie so ungereimt sein, daß es besser wäre, davon zu schweigen? Ungesucht drängten sie sich dort uns im stillen Zimmer und bei stundenlangem Weilen auf; so sei ihnen denn auch hier die Erwähnung gegönnt. — —

Arbeiter der Neuzeit. Von **Fr. Bücker.**

III. Der Mann am Ruder.

Einen so überwältigenden Eindruck ein Geschwader Segelschiffe auch noch immer macht, namentlich wenn „schäumend wogt ihr Grund, die See," es muß doch vor der bescheidensten, gegen Wind und Strömung unabhängigeren Dampferflottille die Segel streichen. Ja, selbst unter den dampfbewegten Beherrschern der Gewässer ist die Rivalität ausgebrochen. Während der Raddampfer mit seinen halb luft-, halb wasserschnappenden Schaufeln sich nur selten über Flüsse und Binnengewässer hinaus wagt, ist der Schraubendampfer mit seinem unter dem Wasser arbeitenden Propeller und mit seiner Bemastung, die der schönsten Segelcorvette nichts nachgibt, der Matador des Oceans. Ich will hier keinen der schwimmenden Paläste der Hamburg-Amerikanischen Packet-Actien-Gesellschaft, dessen Schraubenschaft Krupp unter dem Dampfhammer hatte, schildern. Inmitten seiner getäfelten, mit vergoldeter Ornamentik gezierten Kajüten, in dem Luxus seiner Schlafzimmer, seines Rauchzimmers mit Bibliothek, seines besonderen Damensalons wohnt sich's bequem, wie in einer Villa auf dem platten Lande, und in seinem mit kostbaren Oelgemälden, blitzenden Hängelampen, rothsammtenen Divans, üppigen Blumentischen ausgestatteten ersten Salon kann auf dem Bechsteinschen Flügel der sich zum Fluge bereitende Sturm mit dem brillanten „réveil du lion" accompagnirt werden. Wir haben es diesmal mit den Verhältnissen der Passagiere nicht zu thun — unser Augenmerk gilt dem Mann am Ruder, seinem Obdach und seiner Arbeit.

Wohl ihm, wenn er noch so frei wie früher mit der Ruderpinne über Deck fahren kann, doch die Packetschiffe halten das Oberdeck gern frei und verweisen das Steuerrad mit seinem Lenker hinter den Besan ins Zwischendeck. Die Brust den Wogen, das Haar dem Winde, das Auge in die Ferne bis dahin, wo der Himmel auf dem Wasser liegt, so ist es dem Mann am Ruder am wohlsten. Die Einsargung in das enge Steuerhaus, oder unter Deck, will ihm nicht gefallen, und wenn er ein echter Seemann ist, so steuert er selbst mitten im Gefecht viel lieber frei auf dem Oberdeck, als unten im Schiff hinter dem bombenfesten Panzer. Da steht er, dessen Aufgabe es im allgemeinen ist, das Schiff auf dem angeordneten Compaßstrich zu halten, an dem Steuerrade. Seine Arbeit ist bei dieser ruhigen glatten See, bei dieser Entfernung von den Küsten, Sandbänken und Klippen, selbst inmitten der jetzt herabhängenden Nacht, die das Sternenlicht nur spärlich erhellt, eine so leichte, daß mancher Passagier, der den Schlaf unter Deck vergebens sucht und gähnend über Bord schaut, ihn gern eine Viertelstunde ablösen möchte. Ich sage, eine Viertelstunde, denn das Steuerrad eines Oceandampfers gehorcht nicht dem Drucke des Fingers, sondern will stramm angepackt sein, und wenn auch zuweilen sechs und mehr Matrosen nöthig sind, um das Ruder eines jener ehernen schwimmenden Paläste, dessen Maschinen bis zu zwei tausend Pferdekraft arbeiten, bei schlechtem Wetter zu halten, so ist dieser geringe Kraftaufwand in Anbetracht des ungeheuren Effects, der dadurch erzielt wird, doch höchst unbedeutend. Aber nichts liegt dem Mann am Ruder ferner, als der Gedanke, wie weit es die heutige Schiffskunst in der Lenkung der Fahrzeuge gebracht. Er meint, das Rudern sei so alt, wie die Schifffahrt, und in diesem Punkte hat er auch recht. Und dennoch, Steuermann, wenn ein Schiff zur Zeit der Herrschaft der deutschen Hansa, bei seiner Irrfahrt durch die nördlichen Meere zweien Seglern begegnet wäre, die bei demselben Winde in entgegengesetzter Richtung fuhren, oder einem Segler, der mit der Leinwand und ohne vom Anker gehalten zu werden, im Winde stillstand, im Sturme beidrehte, vor dem Winde wendete, ohne eine Spanne Rücklauf zu erleiden, oder durch den Wind augenblicklich „über Stag ging" (umsprang), seine Bemannung hätte sich ärger entsetzt, wie du dich noch heuer über den fliegenden Holländer. Aber was sind wiederum die glänzendsten Erfolge aus der Blütezeit der Manövrirkunst mit Steuerruder und Segel gegen die Leistungen in dem Lenken eines Fahrzeuges seit Beginn der Dampfaera! Da manövrirt jener prächtige Schraubendampfer allein mit Hilfe seiner beiden Schrauben, deren jede mit eigener Maschine arbeitet. Die eine Schraube arbeitet vorwärts, die andere rückwärts, und der schwimmende Palast dreht sich herum, wie ein Kreisel auf einem Präsentirteller. Oder noch mehr, jener Reactionsdampfer stellt wieder das Schiff mit der Doppelschraube in den Schatten. Seine Maschine entladet fortwährend eine Wassersäule, welcher durch Ziehen von Ventilen die verschiedenste Richtung gegeben werden kann. Durch bloße Verstellung der Ausgüsse manövrirt das Schiff. Und dieses Rudern ohne Steuerruder steht unabhängig von der das Schiff fortbewegenden Kraft der Maschine da. Die Dampfmaschine braucht nicht umgesteuert zu werden, sondern sie kann fortarbeiten, welche Wendung auch das Schiff macht.

Der Mann am Ruder und der Steuermann sind nicht identisch, und der Laie thut ersterem nur zu viel Ehre an, wenn er ihn Steuermann nennt. Während der Mann am Ruder nur unter der Controlle des Steuermanns steht und arbeitet, muß letzterer es verstehen, das Schiff auf dem schnellsten und sichersten Course seinem Ziele entgegenzuführen und um dies jederzeit und überall zu vermögen, muß er mittelst nautischer Berechnungen stets den Ort genau bezeichnen können, darauf sich das Schiff augenblicklich befindet. Selbst zwischen der gewiegtesten Manövrirkunde und der Steuermannskunst ist immer noch ein Unterschied zu machen. Dieser Unterschied soll in den beiden folgenden Beispielen klar dargelegt werden.

Eins der glänzendsten Resultate der Neuzeit in der Manövrirkunst mit Ruder und Segel ist die Wettfahrt der amerikanischen Segelyacht „Henriette", die im Jahre 1866 den Siegespreis von 90,000 Dollars gewann, indem sie den beiden gleich segeltüchtigen, gleich tragfähigen, ebenso sorgfältig und vollständig ausgerüsteten Yachten „Vesta" und „Fleetwing" auf dem Course von Amerika nach Europa den Rang ablief. Die drei Yachten segelten am 11. December, nachmittags 1 Uhr von New-York ab und hatten die bewährtesten amerikanischen Yachtmänner als Preisrichter an Bord. Die „Henriette" erreichte England am 25. December nachmittags 4 Uhr, aber die „Vesta" langte 38 Stunden 10 Minuten und der „Fleetwing" sogar 46 Stunden später, wie die „Henriette" an. Diese hatte den glänzenden Erfolg ihrer Manövrirfähigkeit und der Unfehlbarkeit ihrer Matrosen zu verdanken. Sie ließ sich auf ihrem Course durch nichts irritiren, hielt ganz genau die europäische Fahrlinie ein und gab keinen Vortheil aus der Hand. Als ihr z. B. zwei Dampfer begegneten, die ihr lästig wurden, hißte sie die dunkelblaue Flagge auf, und die Dampfer, welche glaubten, ein Fenierschiff vor sich zu sehen, änderten ihren Cours, aber nicht die „Henriette".

Das glänzendste Resultat der wahren Steuermannskunst aber ist ohne Zweifel die Hebung jener Signalplatte, die ein englischer Capitän vor einigen Jahren ausführte.

England sendete vor etlichen Jahren ein Schiff aus und ließ von der es begleitenden Expedition eine mit einer Inschrift versehene Platte hinter dem Rücken des Capitäns in den Ocean versenken. Dann wurde dem Capitän gesagt, was geschehen, und ihm bedeutet,

daß er später den versenkten Schatz zu heben habe. Der Capitän hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als mit Hilfe seiner Instrumente die Stelle der See genau zu bezeichnen, die die Platte aufgenommen. Dann ging es vorwärts rund um die Welt. Bei der Rückkehr suchte der Capitän den denkwürdigen Punkt der See, der die Platte barg, mit Hilfe seiner nautischen Berechnungen, wieder auf, hob den Schatz und steckte als Belohnung für seine Virtuosität in der Steuermannskunst den ausgesetzten Preis der englischen Admiralität in die Tasche. „Das glaub' ich nicht," sagte der Mann am Ruder, dem ich diese Geschichte erzählte, und griff ärgerlich in die Speichen des Rades, „wenn die Kunst so weit ginge, würde man die vielen versunkenen Goldschiffe schon nicht auf dem Grunde liegen lassen."

„Ja, wenn man genau wüßte, wo sie liegen, würde man sie auch schon heben," antwortete ich. „Vielleicht ist der Punkt, wo sie untergingen, ganz genau verzeichnet worden, aber die Schiffspapiere mit der Ortsangabe liegen leider mit unten auf dem Seeboden."

„Auf, auf mit dem Ruder!" ertönte es plötzlich befehlend durch die Nacht von der Commandobrücke her.

„Jetzt fort, fort, nicht mehr gesprochen, das Commando geht los!" sagte der Mann am Steuerrade. Die Gemüthlichkeit des Haltens des Schiffes auf dem angeordneten Compaßstrich hatte eine bittere Beigabe erhalten. Der Dampfer kam in engeres Fahrwasser, ohne von seiner bisherigen Geschwindigkeit von 14 Knoten per Stunde abzulassen. Die Befehle von der Commandobrücke erfolgten in immer kürzeren Pausen, und ihnen mußte mit der Schnelligkeit des Gedankens nachgekommen werden. Aber nicht nur rechtzeitig, sondern auch geschickt mußte das Drehen des Rades erfolgen, damit das Schiff ganz genau die geforderte Richtung bekam. Der wachehabende Steuermann auf der Brücke sah den Mann am Ruder gar nicht und doch wußte er ganz genau, wie das Ruder lag. Er brauchte nur den Blick auf den transparenten erleuchteten Steuerindicator zu richten, der auf dem Steuerhause stand und dessen Räderwerk mit der Ruderwelle verkuppelt war. Der große schwarze Zeiger zeigte auf dem Milchglaszifferblatt haarscharf die Lage des Ruders nach Back- oder Steuerbord. Diese herrliche Erfindung des Steuerindicators war das Einzige, was dem Mann am Ruder an Bord des Dampfers Bewunderung ablockte. Warum? Weil ihm jetzt der Steuermann oder der Steuermannsmaat nicht mehr hart auf dem Nacken zu liegen brauchte, um die Rudercontrolle auszuüben. Im übrigen war ihm der bewegtere Dienst auf dem theerduftigen Segelschiff, auch wenn er dasselbe nur mit einer über das Heck geführten Pferdeleine zu rudern hatte, bei weitem angenehmer, als auf dem schönsten ehernen Dampfer, dessen Segel gar nicht beizusetzen, ohne daß der Beisetzende von dem erstickenden Qualm seiner Schlote belästigt, oder gar betäubt wurde. Ich konnte diese Schwäche, oder richtiger Stärke, dem guten Ruderer gar nicht verdenken. Er hatte auf dem Segelschiffe, dieser populärsten Seemannsschule, seine Erziehung erhalten und war noch ein Novize auf dem Dampfer. Hier aber hatte er das Verdienst, und das hatte er auch nur vom Segelschiffe mitgebracht, einer der allertüchtigsten Matrosen zu sein, denn nur solchen wird das Steuerrad in die Hand gegeben. Ich mußte oft darüber staunen, mit welcher Exactheit er das Rudercommando ausführte. Selbst ein schnelles, plötzliches, unvorhergesehenes Commando brachte diesen geübten Steuerer nicht einen Augenblick aus der Fassung. Und das will nicht wenig sagen, wenn man bedenkt, daß das Rudercommando immer verkehrt gegeben wird. Das Rad muß stets nach der entgegengesetzten Seite gedreht werden, als das Commando besagt. Bei der alten Ruderpinne war das

Am Steuerrade auf brennendem Dampfer. Originalzeichnung von H. Lüders.

etwas anderes. Wurde Steuerbord commandirt, so legte der Matrose die Pinne nach rechts; wurde Backbord commandirt, so legte er sie nach links. Freilich mußte damals wieder der Commandirende die entgegengesetzte Richtung befehlen, nach welcher sich das Vordertheil des Schiffes zu bewegen. Ein halbes Uebel ist aber immer besser, wie ein ganzes. Seit Einführung des Steuerrads wird verkehrt commandirt und verkehrt gedreht.

Die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des Mannes am Ruder zeigt sich aber nur in kritischer Lage, und von dieser bleibt ein Schiff, das eine größere Reise macht, nur selten frei. Als die Schiffe noch nicht mit der heutigen Geschwindigkeit das Wasser durchfurchten, hatte ein Fehler, den der Mann am Rade im Steuern machte, auch nicht die Bedeutung, wie heute. Je schneller ein Fahrzeug segelt, desto größer ist die Wirkung des Ruders und zwar durch den stärkeren Wasserdruck.

Da heißt es aufpassen, bei einem Dampfer, der mit ganzer Kraft sich aus einer unangenehmen Situation herausarbeiten muß. *Eine* ungeschickte, oder *eine* nicht rechtzeitige Drehung des Rades fällt da ebenso sehr zum Nachtheil aus, als Geschicklichkeit und Präcision auf der anderen Seite Vortheil bringen. Schneller wie eine Böe, die von den Hängen der Berge herunterstürzt, oder unter der hohen Küste angerollt kommt, müssen zwei, drei Rudercommandos ausgeführt sein.

Ringsum wird hitzig, hastig gearbeitet, aber am Rade muß die Bewegung in der Ruhe walten. Das Wetter ist schlecht, der Himmel bewölkt, es fallen Regenschauer und Böen ein, das Schiff schlingert heftig, treibt in einer hohen Dünung. Mars, Fock, Klüver und die Gaffelsegel vermögen es wohl ruhiger zu halten, aber es schlingert doch noch so stark, daß die Wanten lose werden wollen. Der Wind wird heftiger. Mars, Fock und Klüver müssen der Reihe nach geborgen werden. Ha, wie sich das Schiff auf die Seite legt! Der Mast bekommt einen Sprung; er ist bei dem jedesmaligen Ueberholen des Schiffes vielleicht durch die Raa zu stark erschüttert worden. Die Mannschaft macht alles klar zum Kappen. Immer ruhig, ruhig am Rade, wenn es auch gleich aus den wetterschweren Lüften auf das Deck herniederprasselt. Zum Kappen kommt es nicht, doch als das Schiff, welches sich abermals stark auf die Seite gelegt hat, wieder übergeholt wird, bricht der Fock und fällt mit Stenge und Raa über Bord. Viel wird noch mit heruntergerissen, aber viel bleibt auch noch in der Takelage hängen und kann nachstürzen. Die Maschine wird gestoppt, um die Schraube klar zu halten, aber das Steuerrad muß noch so lange festgehalten werden, als das Schiff dem Ruder gehorcht und das Rudercommando verstanden wird.

Geduld, die Mannschaft oben bringt schon wieder Ordnung in Groß- und Kreuztop; vielleicht gelingt es ihr auch, die hangenden Bruchstücke von Großmarsraa und Stenge bei allem Schlingern des Schiffes zu bergen und vor einem Nachsturz zu bewahren. Da weht die Besanstenge von oben herunter und zerschlägt den Compaß. Nicht gezuckt, Mann am Ruder, sondern jetzt doppelt feste Hand am Rade! Geduld, die Macht des Sturms ist gebrochen, so stark auch noch der Großmast von der Sohle bis zum Scheitel bebt. So furchtbar das Schiff auch noch in der hohen Dünung rollt, es bleibt vor weiterer Entmastung behütet. Das Unwetter legt sich immer mehr. Bald blaut der Himmel wieder mit seinen hoffnungsvollen Sternen. Der Dampfer braucht nicht ohne Steuer umherzutummeln; er erreicht ohne Nothruder den Hafen — vielleicht, weil er *gut gerudert* wurde.

Sturmnacht, Nebel, Brandung und Böen schrecken den Mann am Ruder nicht. Sie sind seine Gefährten auf jeder längern Fahrt, er ist mit ihnen vertraut geworden. Was aber seinen Muth zu brechen, seinen Arm zu lähmen vermag, das ist das .... *Feuer*. So schwer auch dieser unheimlichen Macht auf einem Schiffe ausgewichen werden kann, es ist doch, bis sie gebändigt wird, oder ehe sie Ueberhand genommen, ein wenn auch noch so kleiner Rückzug vor diesem Feinde möglich. Läßt die Leeseite des Verdecks keine Passage mehr zu, so erfolgt der Rückzug nach der andern Seite. Der Mann am Ruder aber hat keine Wahl in Betreff seines Standpunktes. Sein Platz ist vor dem Steuerrad, und dieses Feld muß er behaupten, so hart auch seine zähe Widerstandsfähigkeit, seine Kraft und Kaltblütigkeit auf die Probe gestellt wird. Inmitten des Wehklagens, des Jammergeschreis der zum Tode erschrockenen und geängstigten Passagiere hat er nur auf *einen* Laut, das Rudercommando, zu achten. Er muß durch die Wendung des Schiffs die züngelnden Flammen, den erstickenden Qualm von gewissen bedrohten Punkten fern halten, um sie vielleicht auf sich selber zu lenken. Da entspinnt sich inmitten der Hilferufe, der prasselnden Takelage, ein verzweifelter Kampf an den Rettungsbooten und Bojen. Die Passagiere wollen sich gewaltsam derselben bemächtigen und es darf ihnen nicht gestattet werden. Und bei dieser Unruhe, dieser Hast, dieser fliegenden Arbeit muß er die unverwüstliche Ruhe selber bleiben. Da hält wohl auch eine Mutter jammernd, herzzerreißend flehend, ihm ihr armes Kind entgegen; er soll es retten, er soll nur seine Hand danach ausstrecken. O, die Hand, die unbarmherzige, sie hält das Steuerrad weiter und streckt sich nicht nach dem warmen Leben aus, und das Ohr lauscht auf den kalten Commandoruf weiter und bleibt für inbrünstig Bitten und Flehen einer Mutter taub. — Mutter, Du bist mit Deinem Kinde gerettet worden. Der ansegelnde Dampfer hat Euch aufgenommen. Und der Steuermann, dem Du das Leben nicht gönntest, weil er angesichts Deiner unsäglichen Angst so kaltblütig blieb? Er gehört nicht mehr zu den Lebenden, aber er hat *Dir zum Heil* das Schiff so lange gehalten, als es noch dem Ruder gehorchte.

Die Ueberlandpost nach Ostindien.

Von Dr. **Wilhelm Hamm.**

Wer da gelesen hat, daß das Handelshaus Jardine u. Comp. in Hongkong die Summe von 80,000 Pfund Sterling verausgabt hat für den Bau eines Eildampfers, blos zu dem Endzweck, um seine mit der Ueberlandpost in Singapore ankommenden Briefe einen Tag früher zu bekommen, als mit dem britischen Postdampfer — der schüttelte vielleicht den Kopf, selbst wenn er dabei erfuhr, daß das genannte Handelshaus das größte der ganzen Welt ist. Aber es wußte recht wohl, was es that — eine einzige Fahrt soll ihm den ganzen Preis des Steamers und darüber hereingebracht haben. Das „Zeit ist Geld!“ hat der Engländer zuerst ausgesprochen und gewürdigt; am sichtbarsten bewährt sich jedoch die unbestreitbare Richtigkeit der Maxime im Handel und Wandel, dessen Conjuncturen sich seltsam gestalten, rasch wechseln können, so daß die Stunde entscheidet über Gewinn oder Verlust, Sein oder Nichtsein. Mit Ostindien und China steht Großbritannien im engsten Handelsverkehr, so daß, ganz abgesehen von den politischen Beziehungen, jede Verkürzung des weiten Weges, der das Mutterland von seiner größten, gewaltigen Colonie trennt, als eine neue werthvolle Bereicherung der Nationalwohlfahrt angesehen wird. Bekanntlich sucht man den kürzesten Weg nach Ostindien seit Bartholomäus Diaz, Vasco de Gama und Christofero Colombo; man hat ihn aber bis heute nicht gefunden und sucht noch immer darnach. Nachdem am letzten Tage des Jahres 1600 die britische, zwei Jahre später die holländische Ostindiencompagnie gegründet worden war, hob sich der Verkehr mit den Ländern und Plätzen jenseits des Cap und der Magelhaensstraße in so außerordentlicher Weise, daß man von europäischer Seite alles aufbot, um demselben mit förderlichen Mitteln zu Hilfe zu kommen. Man construirte besondere Schiffe, die Ostindiafahrer, welche Schnelligkeit im Segeln mit großem Tonnengehalt vereinigten; Holland organisirte am Cap einen besonderen Postdienst durch flinke Avisos, England versuchte mehrfach den Landweg über Egypten und Persien, mußte ihn aber der großen Unsicherheit halber völlig aufgeben. Man bedenke nur, daß bis vor vierzig Jahren das Mittelmeer noch die Domäne einiger kecken Piratenhäuptlinge war, deren thatsächliche Ohnmacht sich mit einem solchen Nimbus grausamer Tapferkeit und Seetüchtigkeit zu umgeben gewußt hatte, daß die größten seefahrenden Nationen ihnen tributpflichtig wurden! So blieb denn der langwierige und gefährliche Weg um das Cap der Guten Hoffnung herum länger als zwei Jahrhunderte hindurch der einzige, welchen nicht blos der Waarenverkehr, sondern auch die Post benutzte. Abgesehen von der unleidlichen Langsamkeit war aber insbesondere die letztere ungemein benachtheiligt durch die große Kostspieligkeit dieser Verbindung.

Es ist überhaupt Thatsache, daß das britische Postoffice bei dem überseeischen Verkehr nichts gewinnt, sondern zusetzen muß; noch im Jahre 1860 betrug der Schaden 410,000 Pfund Sterling; bei jedem Briefe nach dem Cap beträgt der Verlust 9 Pence, nach Westindien 1 Shilling u. s. f.; weil eben die Regierung möglichste Gleichmäßigkeit der Portosätze und dadurch Verkehrserleichterungen anstrebt, die zwar nicht ihr direct, aber doch dem großen Ganzen zu gut kommen, das sie vertritt. Bekannt ist, daß alle Reformen im Verkehrswesen, namentlich aber in der Organisation und Leitung der Posten von England ausgegangen sind, hier zuerst ins Leben gerufen wurden und oft schon veraltet erschienen, wann der Continent anfing, sie sich ebenfalls hübsch behäbig zu eigen zu machen. Als die Tage der Festlandsperre weit zurücklagen und der Frieden der Welt auf lange Zeit hinaus gesichert erschien, erwachte in der Londoner City das Bedürfniß nach einer rascheren Postverbindung mit Ostindien. Die Regierung, welcher diese selber Bedürfniß war, ging darauf ein; sie schloß vorerst mit Frankreich einen Vertrag, dem dieses Land begierig entgegenkam, und nahm dann in aller Stille Besitz von der Halbinsel Aden an der afrikanischen Ostküste, um daselbst eine befestigte Seestation zu errichten, welche den Eingang des rothen Meeres beherrscht. Dies geschah im Jahre 1838 und von da ab begann der regelmäßige Dienst der berühmt gewordenen Overland-Mail, der Ueberlandpost zwischen Großbritannien und Ostindien. Der Gang, welchen sie nimmt, ist der folgende: von London über Dover, Calais, Paris nach Marseille; hier erwartete früher ein Postpacketboot — jetzt ein Dampfer der Peninsular and Oriental-Steam-Navigation-Company, mit welcher großartigen und mächtigen Gesellschaft die britische Regierung zu diesem Zweck einen Vertrag abgeschlossen hat — das Felleisen, um damit sofort nach Alexandria abzugehen. Begleitet ist dasselbe stets von Beamten des Postoffice; seit Eröffnung der Eisenbahnen werden in der Regel die gewöhnlichen Courierzüge zwischen Marseille und Calais benutzt; nur ausnahmsweise wird bei gebotenem Fall in der Richtung von Marseille nach Paris oder Calais die Ueberlandpost mittelst Extrazugs befördert. Von Alexandrien geht sie — gegenwärtig mit Bahnzug — über Kairo nach Suez, wo sie ein zweiter Dampfer der genannten Compagnie erwartet, welcher in Aden anläuft und von da direct nach Bombay segelt. Letztere Hauptstadt der Präsidentschaft des Dekkan ist der Centralpunkt der indischen Post, eine besondere Linie läuft per Steamer nach Calcutta, Singapore und Hongkong. Die ganze Route wird in 20 bis 25 Tagen zurückgelegt, besonders widrige Witterung ausgenommen*); der Indo-European-Telegraph braucht im schlimmsten Fall sechs Tage zur Uebermittelung einer Nachricht von London nach Bombay, und dies auch nur, weil die Linien äußerst unregelmäßig arbeiten. Der gewöhnliche Brief kostet mit der Ueberlandpost nach Ostindien 1 Shilling 1 Penny. In Calcutta und Bombay heißt die eintreffende europäische Post: Outward mail, Außenpost, die abgehende aber Homeward mail, Heimpost. Erstere ging bisher 24 Mal, letztere 48 Mal im Jahr. — Bis zum Jahr 1852 lief die Overland-Mail zwischen Suez und Bombay nur einmal im Monat; im erstgenannten Hafen wurde der Dienst übernommen durch Dampfer der Ostindischen Compagnie, welche für die Postbeförderung eine jährliche Subvention von 50,000 Pfund Sterling seitens der britischen Regierung bezog. Am 1. Januar 1853 schloß aber die letztere einen ersten Contract mit der Peninsular and Oriental-Steam-Navigation-Company, in welchem sie dieser die Beförderung der Ueberlandpost nach Indien übertrug in drei Routen, via: 1. Southampton, Gibraltar. — 2. Marseille, Malta, Alexandrien. — 3. Suez, Aden, Bombay — oder Aden, Point de Galle, Madras, Calcutta. Daran schloß sich die Chinapost: Point de Galle, Penang, New-Harbour-Singapore, Hongkong. — Die Organisation der Bombaypost erfolgte übrigens erst mit einem zweiten Contract vom 7. Juli 1854; von da an ward zugleich Bombay als Centralpunkt der Ueberlandpost und Generalpostamt für Ostindien und China erklärt. Gegenwärtig bezahlt die britische Regierung der Peninsular and Oriental Company für die Besorgung des Postfelleisens, einbegriffen den Dienst zwischen Australien und Point de Galle, jährlich 230,125 Pfund Sterling. Davon entfallen auf den indischen Packetdienst 200,009 Pfund Sterling, wozu noch 20,165 Pfund Sterling Kosten für die Agenturen in Alexandrien und Suez kommen, eingerechnet den egyptischen Traject, so daß der Gesammtaufwand dafür beträgt 220,174 Pfund Sterling; die Regierung — Her Majesty's Treasury — büßt bei diesem Geschäft jährlich ein in runder Summe 48,000 Pfund Sterling (vgl. Blaubuch „East India-Communications 1866"). Nichtsdestoweniger erachtet dieselbe diesen Ausfall für keinen Verlust; als daher die Großhandelshäuser in Madras, die Mitglieder der Handelskammer in Bombay, endlich die Blüte der City of London, Baring Brothers u. Comp. an der Spitze neben Rothschild und den mächtigen indischen Firmen — sich in dringenden Petitionen an den britischen Generalpostmeister, Lord Stanley, wandten, um Einführung einer wöchentlichen Ueberlandpost nach Ostindien, war das Gouvernement trotz eines dadurch nothwendig werdenden Mehraufwandes von 30,000 Pfund Sterling sehr geneigt, dem ausgesprochenen Wunsche zu willfahren. Auch das zur Untersuchung der Frage niedergesetzte Committee des Hauses der Gemeinen sprach sich entschieden günstig dafür aus. Vorläufig stand der sofortigen Vermehrung des Postverkehrs nach Indien nur im Wege der damit eng verbundene australische Dienst, der neu geregelt werden mußte, so wie die Weigerung der ostindischen Landesregierung, einen Theil der Mehrkosten auf ihr Budget zu übernehmen. Diese Hindernisse wurden aber besiegt und seit März 1868 ist ein wöchentlicher Dienst eingerichtet.

Um ein zusammenhängendes Bild der Organisation zu geben, sind wir in unserer Schilderung der Ueberlandpost so weit in die neueste Zeit vorgeschritten, daß wir ihre denkwürdigste Periode überholt haben: diejenige, in welcher es galt, den kürzesten, sichersten und besten Landweg bis zum Mittelmeer und über dieses hinweg nach Alexandrien aufzufinden. Die Aufgabe war weit schwerer, als sie dies im ersten Augenblick zu sein scheint, wenn man die Karte vom jetzigen Europa mit seinem gewaltigen Eisenbahnnetz vor sich hat, welches jedoch damals, zur Zeit der Entscheidung, sich sehr viel bescheidener darbot, als heutzutage. Durch den Weg von Calais nach Marseille war Großbritannien in seinen wichtigsten Interessen sehr eng an Frankreich gebunden, und dies war, wenn auch nicht gefährlich, so doch jedenfalls unbequem, insbesondere mit Rücksicht auf die „freie Hand" in der Politik. Nebenbei klagte die handeltreibende Welt über zu langsame Beförderung des Postfelleisens — man wolle nur bedenken, daß es damals noch in der Carriole die Straße hinflog, oder daß im Jahr 1837 das erste Dampfschiff, des Lloyd, von Triest nach der Levante ging — Zustände, in welche sich selbst derjenige heutzutage fast nicht mehr zurückzuversetzen vermag, welcher sie noch mit erlebt hat. Da in England die Regierung in den seltensten Fällen die Initiative ergreift, sondern dies den opfermuthigen Privaten oder Genossenschaften überläßt, so bildete sich auch in der Londoner City ganz in der Stille im Jahre 1844 eine Gesellschaft, welche die nöthigen Mittel aufbrachte zur Erforschung des besten Landwegs für die Overland-Mail. Auch den rechten Mann fand sie für diese Aufgabe — den Lieutenant Waghorn, früher in der britischen Marine, seit 1830 in Egypten, wo er sich mit Dampfbootagenturen beschäftigte. Dieser energische Mann erfaßte die Sache mit Enthusiasmus und führte sie mit britischer Zähigkeit durch. Seine Probefahrten sind weltberühmt geworden. Er suchte durch dieselben zu beweisen, daß die Linie Deutschland-Triest die vortheilhafteste sei. Die erste unternahm er im October 1845, er brauchte von Triest (am 27.) nach London die beispiellos kurze Zeit von 99¾ Stunden und langte an am 31. früh ½5 Uhr, wobei er die Route via Marseille um vier Tage überholte! Athemlos verfolgte man diese sonderbaren, lebensgefährlichen Wettfahrten in der ganzen civilisirten Welt; am größten war die Spannung in Frankreich, in England und in Oesterreich; letzteres hoffte für Triest und dessen im Entstehen begriffene Ostindische Handelsgesellschaft. Daher ward Waghorn zu Duino bei Triest, wo nachts ½1 Uhr der Alexandriner Eildampfer landete, empfangen vom Gouverneur Grafen Stadion, dem Präsidenten des Oesterr. Lloyd, Ritter von Bruck und der Elite der Triestiner Kaufmannschaft, während Raketengarben gen Himmel flogen; deshalb waren alle Wege geebnet, wurden die Pässe zuvorkommend visirt in den Wagen gereicht, standen die Postpferde überall wartend bereit! Schon vorher hatte ein Beamter des Oesterr. Lloyd, Scheuer, eine Vorbereitungsfahrt durch Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Belgien gemacht und allenthalben die wärmste Theilnahme und kräftigste Unterstützung gefunden. Unter den vier von Mem-

*) 24 Tage ist die Contractzeit bei 9½ Knoten Schiffsgeschwindigkeit in der Stunde, wie festgesetzt. Im Jahre 1865 ward 13 Mal die Contractzeit überschritten, elf Mal sie nicht gebraucht; im Jahre 1866 war das gleiche Verhältniß, aber umgekehrt.

mingen nach dem Rhein führenden Straßen wurde jene über Göppingen, Eßlingen, Stuttgart, Bretten nach Bruchsal gewählt, wo damals die badische Eisenbahn begann; alle andern hatten zu große Steigungen, bis 2500 Fuß überm Meer. Die Behörden erlaubten Nachzahlung der Postgebühren, Baden hielt vom 26. October an einen Eisenbahnextratrain von Bruchsal nach Mannheim auf Staatskosten zur Verfügung bereit, die Kölner Dampfschifffahrtsgesellschaft ein eigenes Dampfboot von Mannheim bis Köln, die rheinische Eisenbahngesellschaft stellte einen Extrazug bis Mecheln, die belgische Regierung einen gleichen bis Ostende in Bereitschaft, kurz, der Enthusiasmus und der Wille, ihm zum Siege zu verhelfen, konnten nicht größer sein. Folgende sind die Zeiträume, in welchen diese merkwürdige Fahrt zurückgelegt wurde: von Alexandria bis Duino (Triest) brauchte der Lloyddampfer „Imperatore“ 126 Stunden; Ankunft am 27. October 12½ Uhr nachts.

Von Triest nach Innsbruck, 28 ½ Posten in	27	Stunden	—	Min.
„ Innsbruck nach Ulm, 15 Posten in	18	„	30	„
„ Ulm nach Mannheim 13 ½ Posten in	14	„	30	„
„ Mannheim nach Köln (per Dampfer u. Post)*)	20	„	—	„
„ Köln nach Ostende (per Bahn)	11	„	—	„
„ Ostende über Dover nach London	8	„	45	„

also von Triest nach London in 99 Stunden 45 Min.

Es war die schnellste Fahrt, welche bis dahin jemals gemacht worden war, die erste, welche in einem und demselben Monat die indische Post von Bombay nach London gebracht hatte. Aber „eine Schwalbe macht keinen Sommer!“ rief die Opposition, an der es nicht fehlte. Vor allem energisch trat sie natürlich in Frankreich auf, so erbost, daß der Minister Guizot sogar dem Correspondenten der Times wissen ließ, er werde allen Blättern, die für Waghorn Partei ergriffen — und dies that die gesammte deutsche und britische Presse, mit Ausnahme des „Herald“ und „Standard“ in der letzteren — die Benützung der Marseiller Post entziehen! Schon im December siegte die französische Route durch eine Gewaltfahrt, bei welcher der Marseiller Dampfer am 17. früh abgehen konnte, während Waghorn sein Felleisen erst am 20. Mittags in Alexandrien empfing, also 75 Stunden später. Das Geschrei, welches sich über diese Intrigue damals erhob, hat, wenn man heute seinen Ausdruck in den Tagesschriften jener Zeit aufsucht, etwas wahrhaft Komisches. Diese Wettfahrten dauerten fort bis in das Jahr 1847; als die Subvention von London und Triest aus sparsamer zu fließen begann, opferte Waghorn dafür sein ganzes Vermögen. Oesterreich war es, das ihn am beharrlichsten unterstützte, namentlich der Triestiner Lloyd Austriaco, der ihm einen besonderen Courier, Prinzhofer, an die Seite gab, der in Besiegung der Hindernisse mit dem kühnen Briten wetteiferte. Aufsehen machte damals eine bildliche Darstellung in den „Fliegenden Blättern“ von dem scharfen Griffel H. Dyks, eines feinen Zeichners, dessen Verdienst um die durchdachte, man könnte fast sagen „philosophische“ politische Caricatur oder Allegorie viel zu wenig anerkannt ist. Unter dem Titel „Deutsch-Ostindische Ueberlandpost. In drei Tagen von Triest nach London“ ist das „Sonst“ dargestellt durch einen ehrsamen Schneckenpostillon mit der Devise: „Nur immer langsam voran!“ — Das „Jetzt“ aber, unter dem Motto: „Vorwärts: time is money!“ zeigt den britischen Löwen auf den Schultern des galoppirenden Doppeladlers, während der mit den Poststiefeln stecken bleibende gallische Hahn erbost nachkräht. Die Charge darunter bildet: „Lieutenant Waghorn im Bunde mit dem österreichischen Lloyd“ ab; mit geflügelten Rossen saust die Postkalesche durch den zertrümmerten Schlagbaum, vorüber am entsetzten Postschreiber und dem Wirthshaus „zur Schnecke“ des Hans Michel; Waghorn wirft mit der einen Hand Geld hinaus, die andere hält die gespannte Pistole; neben ihm gießt Prinzhofer dem Teufel, der als Postillon fungirt, Rum in die Kehle; Dämonen schmieren im Fluge die Räder; als dienender Merkur wirft der Lloyd die frohe Botschaft von der neuen Route unter das Volk.

(Schluß folgt.)

*) Wegen der Herbstnebel mußte in Bingen Post genommen werden, es gingen dadurch 6 Stunden verloren.

Am Familientische.

Gewitterstimmungen.

(Zu dem Bilde auf S. 549.)

Poetisch tief und ahnungsvoll war die Religion unsrer heidnischen Vorfahren. Wenn ihr rothbärtiger Gott **Donar** in seinem Wagen zürnend daherrollte und den allvernichtenden Hammer, der nach jedem Wurfe in seine Hand zurückkehrte, auf die den Menschen feindlichen Riesen schleuderte, so zitterte alles was auf Erden lebte und webte, ja die sterblichen Menschen ließen ehrfurchtsvoll jede Arbeit, selbst das Mahl ruhen. Und doch wurde in dem zürnenden Gotte auch der väterlich liebende Freund der Erde und ihrer Bebauer erkannt, der durch das Gewitter die Luft reinigt und durch den dasselbe begleitenden Regen den Acker befeuchtet. Voll kindlichen Vertrauens betete der Esthe zu dem Donnergott: „Heiliger Donner, bewahre unsern Acker, daß er trage gut Stroh unterwärts, gute Aehren überwärts und gut Korn innenwärts!“

Und so tiefe Wurzeln hat dieser alte heidnische Glaube in unserem Volke geschlagen, daß nicht nur lange Jahre, nachdem **Bonifacius** die **Donnereiche** bei **Geismar** gefällt und eine dem heiligen Petrus geweihte Kapelle aus dem Holze derselben errichtet, sondern bis in unsere Tage eine große Anzahl abergläubischer Reminiscenzen und Gebräuche sich erhalten haben. Noch heute wird die dem Donar geweihte Hauswurz „**Donnerbart**“ genannt, weil dem Volksaberglauben gemäß dem Hause, auf dem sie wächst, weder Blitz noch Donner schaden können. Und noch heute legt man bei herannahendem Gewitter in manchen Gegenden zum Schutze gegen dasselbe „**Donnerbart**“ auf die Kohlen des Herdes. Ebenso wirft man in Tirol „**Donnernesseln**“ ins Feuer, damit der Blitz nicht einschlage, und beim Bierbrauen wird gerathen, einen guten Strauß derselben auf den Rand des Bottichs zu legen, damit der Donner dem Biere nicht schade.

Ein anderes Gefühl freilich, ein ernster Drang frommer Regung spricht aus dem vor dem Crucifix in die Kniee gesunkenen Weibe auf unserem Bilde; derselbe Drang, der auch in evangelischen Ländern vielfach noch die ganze Familie zu gemeinsamem Gebete zusammenführt, wenn ein Gewitter ausgebrochen ist. Gewohnheitsmäßig hat wohl auch der dahinter stehende Senne den Hut abgezogen, aber sein Auge blickt scheu und angstvoll und scheint, wie das der vor ihm stehenden Sennin sich mehr vor der „Anel (Großmutter) mit der Laugen“ — wie das Volk in Baiern die dunklen Regen- und Sturmwolken nennt — zu fürchten, als auf Den zu trauen, der Wolken, Luft und Winden ihre Bahn zeigt und auch durch Gewittergraus sicher heimzuführen weiß.

Aus der ganzen Scene des Bildes athmet es uns schwül und dumpf entgegen — Menschen und Vieh sind von Unruhe und Angst erfaßt und von den Windstößen geschüttelt. Was der Künstler da so ergreifend gezeichnet, hat **Hebel** unübertrefflich einfach in seinem „Gewitter“ geschildert:

Es chunnt (kommt) so schwarz und chunnt so schwer,
Und in de Lüfte hangt e Meer
Voll Dunst und Wetter. Los (horch), wie's schallt
Am Blauen (Berg), und wie's wiederhallt.

Und wie aus den gefalteten Händen des knieenden Weibes Ergebung, aus ihren Augen Friede spricht, so liegt in dem Hebelschen Gedichte bei allem „Chrachen und Tosen“ ein „Büebli“ in der „Waglen“ (Wiege).

Luez, 's Büebli schlooft no allewil
Und us dem Dundere (Donner) macht's nit viel.

Während die Eltern sorgen und bangen wegen der Folgen des Gewitters, die „schöni Weizen-Ern“ verloren geben, bittre Armuth voraussehen, denkt das Büebli:

„Vom Briegge (Weinen) losi's nit no,
Es wird mi Theil scho übrig lo.“

Hat nicht der Dichter recht, wenn er hinzufügt:

O gebis Gott e Chindersinn!
's isch große Trost und Sege drinn.

R. K.

Inhalt: Die Kriegskasse. Ein Charakterbild aus der Zeit der Befreiungskriege von Gustav Jahn. — Laßt euch impfen! Von Dr. Dyrenfurth. — Rafael und die Stanza della Segnatura im Vatican zu Rom. Von H. Dalton. — Arbeiter der Neuzeit III. Von Fr. Bücker. Mit Illustr. von H. Lüders. — Die Ueberlandpost nach Ostindien. Von Dr. W. Hamm. — Am Familientische: Gewitterstimmungen. Zu dem Bilde von K. Raupp.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Juni 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 36.

Die Kriegskasse.

Ein Charakterbild aus der Zeit der Befreiungskriege von Gustav Jahn.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr, der wichtigsten eins in der Geschichte unseres Erdtheils, war vorübergegangen, seit König Friedrich Wilhelm III den denkwürdigen Aufruf an sein Volk erlassen, und wie anders, wie völlig anders sah es jetzt in unserem Vaterlande aus! Am 31. März 1814 waren die verbündeten Monarchen in Paris eingezogen, und schon am 6. April hatte Napoleon, der so lange für unbezwinglich Gehaltene, die Abdankungsurkunde für sich und seine Nachkommen unterzeichnet. Doch wir schreiben nicht eine Geschichte jener großen Zeit, sondern nur die einer Episode aus derselben und müssen uns daher nach unseren beiden Kriegsgefangenen umsehen.

Wir finden sie in einem unansehnlichen schmutzigen Städtchen im Innern Rußlands, aber wir würden den Obersten nicht wieder erkennen, wenn wir nicht Charles in seiner Begleitung sähen, so gewaltig hat sich der Mann verändert. Seine Todesahnungen scheinen sich bestätigen zu sollen, denn in der That, wenn ihm auch ein kundigerer Arzt zur Seite stände, als ihm das unwirthliche Land zu bieten vermochte, so würde doch alle Menschenkunst nicht zu entscheiden im Stande sein, ob dieser Zustand, der nun schon monatelang bei ihm andauerte, mit langsamen aber sicheren Schritten dem Grabe zu, oder leise und allmählich der Genesung entgegenführen wird.

Er hatte schon seit Ueberschreitung der russischen Grenze zu kränkeln angefangen und bedurfte größerer Schonung auf dem Transporte, als ihm seine Begleitung angedeihen lassen konnte oder wollte. Auch war er zu stolz, Rücksichten auf seinen Zustand beanspruchen zu wollen, nahm sich vielmehr über seine Kräfte zusammen, und in Folge der Ueberanstrengung und einer heftigen Erkältung kam bei ihm, noch ehe er das Ziel seiner Reise erreicht hatte, der gefürchtete Typhus zum Ausbruch, dem in jenen Kriegsjahren so viele tausende zum Opfer fielen. Man mußte den Schwerkranken mit seinem Diener in jenem Städtchen zurücklassen, und Charles pflegte seinen Herrn mit rührendster Treue und Aufopferung. Wochenlang schwebte das Leben des Obersten wie am seidenen Faden, wochenlang konnte man täglich und stündlich dem Eintritt des Todes entgegensehen — endlich schien zu Charles unaussprechlicher Freude der Zustand seines geliebten Herrn eine Wendung zum Besseren zu nehmen. Aber wiederum vergingen Wochen der unermüdlichsten, hingebendsten Pflege, und die Genesung hatte so geringe, kaum bemerkbare Fortschritte gemacht, daß man den Patienten noch durchaus nicht außer Gefahr erklären durfte. Offenbar konnten sich in dem ungewohnten, rauhen Klima seine Lebenskräfte nicht wieder erholen, und doch standen ihm die Schrecknisse des gefürchteten Winters erst noch bevor. Und so war denn mit wenigen Veränderungen der Zustand des Kranken den ganzen Winter hindurch, der glücklicherweise nicht in gleicher Strenge auftrat als sein Vorgänger, ziemlich derselbe geblieben. Jetzt waren die Tage schon merklich länger geworden, und Charles suchte sich und seinen Herrn durch den Hinweis auf das nahende Frühjahr zu beruhigen; doch pflegte der Oberst bei solchen Worten matt und trübe mit dem Kopfe zu schütteln.

Charles befand sich, obgleich körperlich gesund, gleichfalls bereits seit Monaten in einer ihm sehr peinvollen Lage. Neben der Furcht vor dem Verluste seines Herrn quälte ihn noch eine andere Sorge. Das war die Ungewißheit, was mit der vergrabenen Kriegskasse werden sollte. Er hatte seit jener Nacht an der schlesischen Grenze kaum noch ein oder zwei Mal mit seinem Herrn, der immer schweigsamer und einsilbiger geworden war, über die Sache sprechen können, sie aber dafür desto eifriger in seinen Gedanken bewegt. Sie beschäftigte ihn unablässig, war der Gegenstand seines Sinnens bei Tag und Nacht. Die Aussicht, mit der Rückkehr ins Vaterland zugleich am Ziele aller seiner Wünsche zu stehen, die niemals weiter als auf ein mäßiges, möglichst sorgenfreies Auskommen gegangen waren, war zu lockend für den, der bisher die Freude am eigenen Besitze noch niemals gekannt hatte. Zu seiner Ehre müssen wir sagen, ein Gedanke daran, beim Tode seines Herrn in dessen Eigenthumsrecht an die Kasse treten zu wollen, da niemand außer ihm das Geheimniß ihres Verstecks kannte, war dem ehrlichen Manne noch nie gekommen. Er glaubte fest daran, die Kasse gehöre seinem Herrn, hatte ihm dieser den Rechtspunkt doch so überzeugend auseinandergesetzt, und schloß dann weiter, nach dessen Tode müßten seine Kinder

in den Besitz des Erbes treten. Auch verstiegen sich seine Wünsche gar nicht bis zum Besitz des Ganzen. Er vertraute der Zusicherung seines Herrn, daß für ihn gesorgt werden sollte, und hätte nur das *eine* gern gewußt, wie *groß* die Summe sei, welche dieser ihm zugedacht habe?

Wer wollte ihm das auch verdenken! Als daher die Krankheit seines Herrn sich zum Besseren zu wenden schien und er in der langen trüben Zeit der langsamen Genesung täglich um ihn zu sein und besonders in den endlosen Nächten viel mit ihm zu verkehren hatte, suchte er einmal geflissentlich das Gespräch wieder auf die vergrabene Kriegskasse zu bringen. Wie erschrak er aber, als sein Herr plötzlich sehr ernst wurde, seine Hand ergriff und ihm entgegnete: „Charles, es ist gut, daß Du von selbst darauf gekommen bist. Gott hat mit mir auf meinem langen Krankenlager ein ernstes Wort gesprochen. Wenn man mit einem Fuße im Grabe steht, sieht man die Dinge dieser Welt in anderem Lichte. Mit meinem Rechte an die Kasse bin ich schon längst nicht mehr im Klaren. Führt mich Gott der Herr zu den Meinigen zurück, so wird er auch weiter für mich sorgen, ohne daß ich nach so zweifelhaftem Gut meine Hand auszustrecken brauche. Wer weiß, ob er mir die lange Krankheit nicht zugeschickt hat, um mich zur Besinnung zu bringen?"

Charles war wie aus allen seinen Himmeln gestürzt. Er glaubte sein Schifflein bereits im Hafen und sah es nun wieder auf offenem Meere, dem Spiele der Wellen preisgegeben. Was er aber monatelang im tiefsten Herzen verschlossen bei sich getragen, Gedanken und Pläne, in die er sich so hineingelebt, daß sie Fleisch und Blut in ihm geworden waren, konnte er so leichten Kaufes nicht aufgeben. An diesem Tage hatte sich Charles mit seinem kranken Herrn fast überworfen. Er bot zuerst seine ganze Beredtsamkeit auf, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber der Oberst schüttelte traurig mit dem Kopfe. Dann war er heftiger geworden und hatte gewagt, den Kranken an das ihm gegebene feierliche Versprechen zu erinnern, er hatte zuletzt von einem Anrecht gesprochen, das auch er an den verborgenen Schatz habe und in Anspruch nehmen wolle. Da hatte ihn sein Herr so traurig angesehen und hatte entgegnet, ein solches Recht müsse er freilich auch anerkennen und im übrigen sei er auch noch immer gesonnen, sein gegebenes Wort zu halten. Er sinne schon lange darüber nach, in welcher Weise das am besten geschehen könne. Am meisten schien Charles ausgerichtet zu haben, als er auf die Ungewißheit des Schicksals ihres Kaisers hinwies, über welchen allerhand niederschlagende Gerüchte auch bis zu ihnen gedrungen waren. Da hatte der Oberst tiefaufgeseufzt und gesagt: „*für jetzt sei allerdings nichts zu machen!*" Aber doch nur „*für jetzt*" mußte Charles denken, und das Wort ließ ihm keine Ruhe.

Seit diesem Gespräche vermieden es beide sorgfältig, wieder über die Sache zu reden, der Oberst, weil er seinen treuen Pfleger nicht kränken mochte und wohl fühlte, daß derselbe auf seine gegenwärtigen Gedankenkreise doch nicht einzugehen vermöge, Charles, weil er fürchtete, bei seinem Herrn möchten sich, durch Widerspruch gereizt, die thörichten Gedanken, auf welche er in seiner Schwermuth unglücklicherweise verfallen sei, nur immer fester setzen. So war das Verhältniß zwischen Herr und Diener, weil jeder wußte, daß der andere anders über die Sache dachte und doch absichtlich nicht darüber reden wollte, allmählich ein gedrücktes geworden.

An dem Tage nun, von welchem wir hier berichten, hatte der Oberst Charles mit einem Briefe, an welchem er schon seit einer Woche mit Anstrengung geschrieben, nach dem Postamte des Städtchens geschickt. Der Brief war an die Gattin des Obersten gerichtet, und Charles hätte seinen Inhalt gern gekannt. Unerwartet sollte ihm dieser Wunsch erfüllt werden. Als er zurückgekehrt war, fing sein Herr aus freiem Antriebe an, das bisher so sorgfältig vermiedene Thema wieder aufzunehmen. „Gott sei Dank, Charles", sagte er, „daß das nun auch abgethan ist! Der Brief, den Du eben fortgetragen hast — Du kannst ihn immerhin als mein Testament ansehen! Ich fühle, es geht mit mir zu Ende. Der Frühling wird mir nicht die Genesung bringen, auf welche wir noch immer gehofft haben; er wird meinen Tod nur beschleunigen. Auch mit unserem Kaiser und Herrn geht es zu Ende. Es ist gekommen, wie ich es Dir vorhergesagt habe. Wenn Du mich begraben hast, dann wird auch die Zeit nicht mehr ferne sein, die Dich nach dem schönen Frankreich zurückführt. Bringe dann meiner Frau und meinen Kindern meine letzten Grüße. Für Deine treue Liebe, für alle Mühe und Arbeit und Geduld, die Du mit mir gehabt hast, könnte ich Dir niemals genug lohnen. Ich habe aber den Meinen geschrieben, was ich Dir zu danken habe und habe es ihnen zur Pflicht gemacht, so viel von meiner Schuld abzutragen, als in ihren Kräften steht. Verlasse Dich auch heute noch auf das Wort Deines sterbenden Herrn. Du sollst in keinem Falle schlechter gestellt sein, als wenn es Gottes Wille gewesen wäre, daß ich mit Dir hätte zurückkehren können. Also gedenke Deines Versprechens und eile, sobald es die Verhältnisse hier gestatten, zu den Meinen."

„Du brauchst auch nicht zu fürchten," fuhr er nach einer Weile fort, „daß ich in dem Briefe unser Geheimniß in unvorsichtiger Weise preisgegeben hätte. Er könnte von unseren Feinden geöffnet werden und sie würden nichts aus demselben erfahren, was sie nicht wissen dürfen. Meine Frau aber und meine Kinder werden mich verstehen und werden die Worte ihres sterbenden Gatten und Vaters heilig halten."

Hier schwieg der Oberst erschöpft, während Charles in seiner freudigen Ueberraschung noch immer nicht Worte finden konnte. Hatte sich sein Herr die Schrullen, die ihm in der letzten Zeit angeflogen waren, von selbst aus dem Sinne geschlagen, oder hatte er ihn durch die Gewalt seiner Gründe innerlich doch überführt? Waren es die letzten Nachrichten über den Kaiser gewesen, die den nahen Untergang dieses glänzenden Gestirnes in sichere Aussicht stellten, welche ihn bewogen hatten, zu seiner alten Rechtsanschauung zurückzukehren, oder welchem Umstande sonst hatte er diesen günstigen Wechsel zu danken? Jedenfalls war ihm durch diese unerwartete Eröffnung eine große Sorge von seinem Herzen genommen. So sehr beherrschten ihn schon die Gedanken an sein künftiges Glück, daß er die traurige Veranlassung ganz übersah, bei welcher ihm diese Eröffnungen gemacht wurden. Freilich hätte er für sein Leben gern gewußt, wie groß der Antheil sei, den ihm sein Herr von dem reichen Schatze zugedacht habe. Er wolle hoffen, nicht so gar geringe. Mit ein paar tausend Thalern werde ihn sein Herr doch nicht abfinden wollen. Wenn er das Geheimniß nicht gegen Valentin so klüglich zu bewahren gewußt hätte, wäre jetzt von dem ganzen Schatze längst nichts mehr vorhanden. Aber *fragen*, bestimmt fragen nach der *Höhe seines Antheils* konnte er nicht, wenigstens heute nicht. Sein Herr sah so erschöpft und angegriffen aus, daß er ihn möglichst bald zu Bette bringen mußte.

In den nächsten Tagen verschlimmerte sich der Zustand des Obersten sichtlich. Kräfte hatte er überhaupt nicht mehr zuzusetzen, und so war denn der Widerstand des Lebens bald gebrochen. Vierzehn Tage nach Absendung jenes Briefes an die Seinigen starb er. Zu einer nochmaligen Aussprache mit ihm hatte Charles nicht kommen können. Einmal hatte der Oberst ihm mit der weißen kalten Hand die Backen gestrichen und dann die seinigen gedrückt und zu ihm gesagt: „Sage meinem Sohne, ich sei nicht verlassen gewesen in meinem Tode, *Du habest Sohnesstelle bei mir vertreten!*" Dann war er fast immer still gewesen und endlich ohne merklichen Todeskampf sanft eingeschlafen.

Nun stand Charles ganz allein in dem fremden, weiten Lande und sehnte sich doppelt nach der Heimat zurück; aber er hatte noch eine harte Geduldsprobe zu bestehen, ehe die Stunde seiner Befreiung schlug. Doch ging es ihm im Aeußerlichen erträglicher, als bisher. Man nahm es mit dem Diener weniger genau, als mit dem Herrn und gestattete diesem ohne alle Schwierigkeit, an dem Orte bleiben zu dürfen, wo der letztere begraben lag. Auch war seine treue Fürsorge für den lange und schwer leidenden Obersten nicht unbemerkt geblieben und hatte ihm das Vertrauen der Gutsherrschaft erworben, die dem einsamen Kriegsgefangenen eine leichte und ehrenvolle Stellung in ihrem Dienste übertrug, so daß seine Lage von jetzt ab sich immer günstiger zu gestalten begann.

Aber auch innerlich fühlte sich Charles mächtig gehoben und fing unwillkürlich an, den Bedientenrock von seinem inwendigen Menschen abzustreifen. War er doch die einzige Menschenseele auf der ganzen weiten Erde, die das Geheimniß der vergrabenen Kriegskasse kannte, und in seine Hände war die Zukunft der Familie des Obersten gelegt — mußte da nicht die eigene Person in seinen Augen eine Wichtigkeit gewinnen, wie nie zuvor? Es war ihm, als ob mit dem Tode seines Herrn ein großer Theil von der Bedeutung desselben auf ihn übergegangen sei. Aber in dem Maße, als er sich *fühlen* lernte, erweiterten sich auch seine *Ansprüche* an die Zukunft, und die heimlichen Wünsche seines Herzens hatten sich von einem beschei-

denen bäuerlichen Besitze nach und nach schon bis zu einem mäßigen Rittergute verstiegen. Kein Wunder denn, daß seine Gedanken sich immer und immer wieder um die große Frage drehten, welche Summe ihm von seinem Herrn wohl ausgesetzt sein möge?

Charles hatte aus einer flüchtigen Aeußerung des Obersten an jenem Nachmittage, wo ihnen beiden die Rettung und Bergung der Kriegskasse so glücklich gelungen war, Kenntniß gewonnen, daß die eiserne Kassette 20,000 Napoleonsd'or enthielt. Seit jenem Tage war zwischen ihnen über den Werth des Schatzes kein Wort wieder gewechselt worden, und der Oberst hatte sich vielleicht gar nicht wieder erinnert, daß er die Höhe der geborgenen Summe seinem Diener überhaupt jemals bezeichnet habe. Ein desto besseres Gedächtniß hatte Charles für jene gelegentliche Mittheilung, und seine Phantasie erschöpfte sich in Muthmaßungen, in welcher Weise der Oberst diese Summe getheilt haben könnte, und in Entwürfen, wie sie nach seiner Meinung am gerechtesten vertheilt sein sollte. Sein Herr war mit ihm, besonders in den letzten Wochen seines Lebens, so herzlich, vertraut, ja väterlich umgegangen, wie nie zuvor, hatte es sogar offen ausgesprochen, daß er Sohnesstelle an seinem Sterbebette vertreten habe. Charles verweilte bei diesem Worte mit seinen Gedanken so oft und so gern, daß ihn dies endlich auf die Folgerung brachte, es komme ihm ein Kindestheil an dem Erbe des Obersten zu; ja er redete sich schließlich ein, das möge der Oberst wohl auch eigentlich mit jenen Worten gemeint haben. Dann kam ein volles Viertel der Summe auf sein Theil und das schien ihm allerdings ausreichend, aber doch auch nicht zu viel. Aber, wenn er seiner Sache recht gewiß zu sein meinte und in den zukünftigen Schätzen schwelgte, peinigte ihn immer wieder der Gedanke, daß der Brief, den der Oberst ausdrücklich als sein Testament bezeichnet hatte, vor jener letzten Zeit geschrieben war, und er wurde die stille Angst nicht los, sein Herr möge damals noch die Ansprüche des Dieners an ein sorgenfreies Leben mit einem anderen Maßstabe gemessen haben, als welchen er sich bei seiner Rückkehr ins Vaterland anzulegen für berechtigt hielt. Er dachte und redete sich dann oft in förmlichen Ingrimm darüber hinein, daß jener Brief, der die Entscheidung über sein Schicksal enthalten mußte, die Stellung des ehemaligen Bedienten noch so wenig vergessen haben werde.

Die Nachricht von dem am 30. Mai geschlossenen Pariser Frieden war schon längst bis in seinen abgelegenen Aufenthaltsort gedrungen, aber noch immer mußte er vergeblich auf Erlösung warten, mußte den ersten Jahrestag der Schlacht bei Culm noch als Kriegsgefangener im fernen Lande begehen — es schien, als habe man ihn vergessen, als wollte sich das Schicksal an ihm dafür rächen, daß er es eine Zeitlang besser gehabt hatte, als die meisten seiner Leidensgefährten. Endlich, endlich kam der langersehnte Befehl, der ihm Freiheit und Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland brachte. Er war längst zum Aufbruch gerüstet und stand in wenigen Stunden marschfertig vor seinem Gutsherrn. Dieser hatte den gewandten und im kräftigsten Mannesalter stehenden Diener liebgewonnen und bot ihm auf die Dauer eine anständige Versorgung unter seinen Gutsbeamten an, aber er lehnte alle Anerbietungen dankend ab. Mit seinen eigenen Ersparnissen und dem, was er aus dem Nachlasse des Obersten hatte versilbern können, machte er sich ungesäumt auf den Weg und durchzog die weiten Steppen Rußlands größtentheils zu Fuß, nicht selten auch eine freundlich ihm gebotene Fahrgelegenheit benutzend, immer frischer und freudiger zuschreitend, je näher ihm die deutschen Grenzen rückten. Nach einer vierwöchentlichen angestrengten Reise, während welcher er sich kaum einen oder zwei Ruhetage gegönnt, hatte er endlich das Czarenreich in seinem Rücken und wanderte nun wiederum durch Schlesien, hart an den Grenzen Böhmens vorüber. Nur wenige Meilen trennten ihn jetzt von dem Orte seiner heißen Wünsche, dem Ziele einer verzehrenden Sehnsucht, an welchem seine Gedanken wachend und träumend seit Jahresfrist fast täglich geweilt —— was hinderte ihn, daß er nicht links abbog den blauen Bergen zu, und über dieselben hinweg der wohlbekannten engen Thalschlucht zueilte, den Schatz hier hob und mit demselben es sich in seinem Vaterlande wohl sein ließ, wo niemand wissen und niemand jemals erfahren konnte, auf welche Weise er in den Besitz seiner Reichthümer gelangt sei?

Charles würde jeden solchen Gedanken mit Entrüstung von sich gewiesen haben, als seiner unwürdig, als eine Beleidigung seines ehrlichen Namens. Er schwankte nicht einen Augenblick, was er zu thun habe, ließ die böhmischen Berge links liegen, gönnte sich nicht einmal soviel Zeit, als er gebrauchte, um sich zu überzeugen, daß er Schlucht und Brücke und Waldwiese auch unzweifelhaft wiederfinden werde, sondern pilgerte unaufhaltsam seinem fernen Ziele jenseits des Rheines entgegen. Und doch war er heute schon ein anderer, als der vor Mondenfrist aus Rußland gezogen war. Er war sich über die große Frage seines Lebens innerlich klar geworden, war zu einem festen Entschluß gekommen.

Mochte nun der Inhalt des verhängnißvollen Briefes sein, welcher er wollte, er war fest entschlossen, der Gattin seines ehemaligen Herrn mit dem, wie er meinte, wohlbegründeten Anspruche auf ein Kindeserbe von vornherein entgegenzutreten. Er wollte sich darauf berufen, daß der Oberst kurz vor seinem Tode ausdrücklich ihm Sohnesrechte zugesprochen habe. Allerdings wollte er den Brief desselben als vollgültiges Testament ansehen, aber man werde ihm zugeben müssen, daß ein Erblasser in jedem Augenblicke eine Bestimmung seines Testamentes ändern könne. Er wollte darauf hinweisen, daß über einen so eigenthümlichen Nachlaß, als eine vergrabene Kriegskasse bildet, ein förmliches Testament nicht wohl aufgenommen werden konnte, daß der Oberst ebensowenig im Stande war, noch einmal an die Seinigen zu schreiben und daß ihm deshalb gar nichts anderes übrig blieb, als durch Charles selbst seinen letzten Willen zu erkennen zu geben.

Mit seinem Gewissen hatte sich Charles abgefunden. Er hatte sich so oft vorgeredet, daß dies allein der Sinn jener bedeutungsvollen letzten Worte sein könne, daß er zuletzt selbst daran glaubte. Und wenn ihm dennoch Bedenklichkeiten aufsteigen wollten, so wußte er sie durch eine andere Erwägung gründlich zu beseitigen. Hatte nicht der Oberst selbst die stärksten Zweifel über die Gültigkeit seines ganzen Eigenthumsrechtes gehegt? War er nicht drauf und dran gewesen, seine Familie um das ganze Erbtheil zu bringen? Ja, würde er es nicht gethan haben, wenn Charles nicht dagewesen und für sie eingetreten wäre? Jedenfalls konnte es mit der Sicherheit der Rechtsansprüche des Lebenden nicht so felsenfest gestanden haben, und jetzt, wo der Oberst gestorben und Charles der einzige Inhaber des Geheimnisses war, hätte er unstreitig Anspruch auf den alleinigen Besitz der Kriegskasse machen können, denn der Oberst konnte nichts vererben, was er nicht unzweifelhaft sicher besaß. Aber er, Charles, wollte sich nicht auf zweideutige Weise in den Besitz des Reichthums bringen, wollte seinem Herrn auch im Tode noch Treue beweisen, sich seiner Familie annehmen und treulich für sie sorgen; ja, er wollte nicht mehr begehren, als ein einfaches Kindestheil. Er kam sich nach solchen Erwägungen so edel und uneigennützig vor, daß er vor seiner eigenen erhabenen Tugend hätte den Hut abnehmen mögen.

Wunderbares Räthsel, das in der Tiefe der Menschenbrust ruht! So sehr der Durst nach Gold seine Sinne verblendet hatte, schreckte doch Charles vor dem Gedanken, den ganzen Schatz an sich zu reißen, zurück, denn sein Gewissen war noch wach und er wollte es mit den Antheilen absinden, die er den Kindern seines Herrn zugestand. Worin anders aber wurzelt die Macht des Gewissens als in dem immer wieder dem Menschen sich aufzwingenden Glauben an das allsehende Auge eines lebendigen Gottes? Wacht aber ein solches Auge über unserem Thun, welche Thorheit dann, zu meinen, vor diesem Auge sei ein unrechtmäßiges Aneignen der Hälfte kein ganzer Diebstahl und eine halbe Unwahrheit keine Lüge!

Frau von F. hatte aus angenehmen und wenn auch nicht glänzenden, doch immerhin ein reichliches Auskommen gewährenden Verhältnissen tief herabsteigen müssen. Nur insofern hatte sie des Schicksals rauhe Hand weniger hart berührt, als der Wechsel nicht plötzlich, sondern allmählich eingetreten war. Schon damals, als ihr Gatte mit dem Kaiser zum letzten Entscheidungskampfe ausrückte, hatte sie auf seinen Rath mit ihren beiden Töchtern das glänzende Paris mit einem kleinen Provinzialstädtchen vertauscht, während der einzige siebzehnjährige Sohn auf seiner Kriegsschule zurückblieb und vor Begier brannte, dem Heere nachgesendet zu werden. Der neue Wohnsitz der Frau von F. lag in der Nähe des Geburtsortes des Obersten, dessen Familie hier leichter sich einschränken zu können hoffte, als dies in der Hauptstadt möglich war, denn der unglückliche russische Feldzug hatte schwere pecuniäre Opfer gefordert. In diesem gleich bei der Abreise des Gemahls gewählten Städtchen wohnte Frau von F. zwar noch immer, aber das zuerst bezogene Quartier hatte sie längst mit einem weit bescheideneren vertauscht und dann in der Folge noch einmal gewechselt, so daß wir sie jetzt in mehr als bescheidenen

Räumen und unter fast ärmlichen Verhältnissen aufsuchen müssen. Schon während des Kampfes in Deutschland wollten die alten Einnahmequellen nicht mehr Wasser geben, denn die öffentlichen Kassen in Frankreich waren erschöpft, und alles Geld, was flüssig gemacht werden konnte, mußte der Armee nachgeschickt, oder für deren Bedürfnisse verwendet werden. Da hatte es denn Schwierigkeiten, den Theil der Gage ihres Gatten, welchen derselbe zum Unterhalte für sie bestimmt hatte, ausgezahlt zu erhalten, und oft genug mußte sie sich die empfindlichsten Abzüge gefallen lassen.

Doch war dies nur Vorspiel, welches sie auf schlimmere Tage vorbereiten sollte. Wie zwei schnell sich folgende Donnerschläge traf sie zuerst die Nachricht von der Kriegsgefangenschaft ihres Mannes, und dann die bald darauf eingehende schlimmere Kunde von dessen Abführung nach Rußland. Sie wußte, wie viel derselbe dort bereits erlitten und ihr Herz war voll der traurigsten Befürchtungen für die Zukunft. Und als nun das glänzende Gestirn am Himmel Frankreichs, welches den anderen Völkern des Erdtheils lange Jahre als eine Zuchtruthe Gottes hatte leuchten müssen, mehr und mehr erbleichte, als nach den Siegen der Verbündeten auf französischer Erde und der Einnahme von Paris das Lilienbanner wieder von den Tuilerien wehete, da kamen schwere Zeiten über alle Anhänger des gefallenen Cäsars, und der Oberst von F. hatte für einen seiner *Günstlinge* gegolten. Mit den Bourbonen kehrten tausende von gefallenen Größen aus den vertriebenen Adelsfamilien des Landes zurück, um sich nach der langen Nacht der Verbannung in dem neu aufgegangenen Lichte zu sonnen und Aemter und Würden, Ehrenstellen und Pensionen zu begehren. Da mußte erniedrigt werden, was bisher hoch gestanden. Das waren Tage großer Trübsal für Frau von F., die ihr den Rest des beiderseitigen geringen elterlichen Erbes kosteten. Ihr Sohn Alfred, der Stolz ihres Mutterherzens, welcher trotz seiner Jugend gegen Ende des Jahres als Officier in das Heer eingetreten war, hatte seinen Abschied erhalten. Nach der Kriegsschule konnte und mochte er nicht wieder zurück, die militärische Laufbahn war ihm verschlossen. Auf seinen dringenden Wunsch hatte ihn die Mutter, alle ihre Mittel zusammenraffend, nach einem Collége gebracht, um ihm die Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu ermöglichen. Sie selbst wollte ihren bisherigen Wohnort nicht verlassen, schon aus dem Grunde nicht, weil die Gedanken ihres gefangenen Gemahls sie an demselben suchten, weil seine Briefe sie hier am sichersten erreichen mußten.

Aber welche Nachrichten waren es, die ihr in langen Zwischenräumen nach stets qualvollerem Harren in spärlichster Weise zugingen! Es war, als ob ihr Herz stückweise zerrissen werden sollte. Zuerst ein Schreiben von fremder Hand, in welchem Charles, der Diener des Obersten, dessen Erkrankung am Typhus meldete, „und sie dankte in ihrem Schmerze Gott, den armen Verlassenen wenigstens in treuen Händen zu wissen“ — dann nach langer Zeit einige kurze, mit zitternder Hand geschriebene Zeilen des Gemahls, der über den langsamen Fortschritt seiner Genesung in dem bösen Klima klagte — — dann wieder eine entsetzliche monatelange Pause voll quälender Furcht und banger Hoffnung, und dann — ja dann endlich zwei Briefe auf einmal — der eine, die amtliche Todesanzeige des russischen Gouvernements, der andere ein zweites Schreiben von Charles, welches ausführlicheren mündlichen Bericht bei seiner einstigen Freiwerdung in Aussicht stellte.

Ja, Frau von F. hatte unendlich gelitten, doch schien jetzt ihre Noth den Höhepunkt überschritten zu haben. Gott erwies sich auch an ihr als der Versorger der Wittwen. In die lange Nacht ihrer Trübsal fiel endlich der erste Lichtstrahl, der für die Zukunft erträglichere Tage verhieß. Was man der Gattin des kaiserlichen Obersten nicht hatte zugestehen wollen, das glaubte man der Wittwe desselben nicht ferner abschlagen zu können. Auf Verwendung einiger einflußreicher Freunde wurde ihr durch die Gnade des Königs eine kleine Pension zu Theil, die wenigstens ausreichte, um ihr und ihrer Töchter Leben vor Mangel zu schützen. Aber mit dem Heroismus, dessen nur ein Mutterherz fähig ist, legte sie sich die äußersten Entbehrungen auf, um Alfreds Studium nicht zu unterbrechen und ihn noch einige Jahre auf dem Collége zu erhalten.

In diese Familie, die ihn mit schmerzlicher Sehnsucht lange erwartet und jetzt auf sein Kommen bereits fast verzichtet hatte, trat *Charles* gegen Ende des Jahres 1814 endlich ein. Er hatte auf seinem langen Zuge quer durch Deutschland mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen gehabt, hatte auch einige Wochen krank gelegen, aber auch vielfach die Hilfe mitleidiger Herzen erfahren, bis er endlich die französische Grenze überschreiten konnte. Ueber das Ziel seiner Wanderung war er nicht im Zweifel, da er, wie wir bereits wissen, die Adresse der Frau von F. kannte, auch in der Nähe ihres Aufenthaltortes die Stätte seiner eigenen Heimat wiederfand.

Er wurde trotz seines armseligen Aufzuges mit offenen Armen und nicht als Diener, sondern als Freund des Hauses aufgenommen. Seine bloße Erscheinung riß zwar die kaum verharrschten Wunden im Herzen der Frau von F. wieder auf und machte sie von frischem bluten, aber sie konnte sich doch einmal wieder gegen den treuen Diener ihres Gatten, der den weiten Weg nicht gescheut hatte, um ihr dessen letzte Grüße zu überbringen, recht von Herzen ausweinen, und das war ihr eine Erquickung. Sie wurde nicht müde, immer und immer wieder nach den letzten Lebensschicksalen ihres Gemahles und besonders nach den näheren Umständen seines Todes zu fragen.

Charles war erstaunt, in allen diesen Fragen auch nicht die leiseste Andeutung des Geheimnisses zu finden, dessen Träger er war und das für diese Familie, in deren äußerer Lage der gewaltige Abstand gegen früher ihn schmerzlich berührt hatte, doch von so besonderer Wichtigkeit sein mußte. Er war entschlossen, mit größter Vorsicht aufzutreten und hatte sich auf seinem langen Wege hinlänglich darauf vorbereitet. Er glaubte in Betreff der Bestimmungen jenes letzten Briefes des Obersten alle denkbaren Möglichkeiten berücksichtigt zu haben. Ehe er sich aber in dieser Sache irgendwie äußern konnte, mußte er über den Inhalt des Briefes Gewißheit haben, und er zögerte deshalb nicht, indem er auf das ausführliche Schreiben sich berief, das sein Herr wenige Wochen vor seinem Tode abgesendet, direct zu fragen, in welcher Weise in demselben über den bewußten Nachlaß verfügt sei? Frau von F. sah ihn verwundert an — Charles forschte weiter und erfuhr zu seinem freudigen Schrecken, daß jener gefürchtete Brief überhaupt nicht angekommen, daß Frau von F. außer den bereits erwähnten dürftigen Zeilen ohne alle directe Nachricht von ihrem Gemahle geblieben sei. Offenbar mußte jener Brief entweder verloren gegangen, oder unterschlagen worden sein. Auf diese Möglichkeit hatte sich Charles allerdings nicht gefaßt gemacht, und er bedurfte einiger Zeit, um sich von seiner Ueberraschung zu erholen. Günstiger, das mußte er sich sagen, hätten für ihn die Verhältnisse sich nicht fügen können. Alle seine Sorgen und Bedenklichkeiten waren jetzt völlig unnöthig gewesen, und mit sehr erleichtertem Herzen erbat er sich von Frau von F. zu einer wichtigen Mittheilung, die er ihr zu machen habe, eine vertrauliche Unterredung.

Jetzt war die Reihe, in Erstaunen und freudige Ueberraschung zu gerathen, an Frau von F. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit vernahm sie die erste Kunde von dem wunderbaren Abenteuer, dessen Ausführung ihrem verstorbenen Gemahle und Charles fast unter den Donnern der Schlacht bei Culm gelungen war. Charles erzählte mit großer Lebendigkeit, und ohne sich einer eigentlichen Unwahrheit schuldig zu machen, wußte er doch seinen eignen Antheil sowohl bei der Bergung der Kasse selbst, als bei den nachfolgenden Ereignissen, z. B. der gefährlichen Begegnung mit Valentin, so geschickt ins helle Licht zu setzen, daß sich für jeden Dritten gleich von vorn herein volle Gleichberechtigung seines Verdienstes mit dem des Obersten ergeben mußte. Mit besonderer Berechnung berichtete er auch, daß sie anfangs beide der Meinung gewesen wären, die Kasse für den Kaiser retten zu wollen, und daß ihn erst der Oberst über ihr unzweifelhaftes Recht, sie als ehrliche Kriegsbeute ansehen zu dürfen, belehrt habe. Dann kam er auf das feierliche Versprechen, welches er in die Hände seines Herrn gelegt, die vergrabene Kassette niemals *allein*, sondern nur in Gemeinschaft mit *Alfred*, oder in dessen Todesfalle eines von Frau von F. dazu bevollmächtigten sicheren Mannes aus ihrem Verstecke zu entnehmen, ein Versprechen, welches durch Sicherung eines standesmäßigen Auskommens seiner Familie dem Obersten eine leichtere Sterbestunde bereitet habe.

Frau von F. hatte begreiflicherweise bei der ganzen Erzählung keinen Gedanken daran, einen anderen Anspruch als den an die Hälfte des Schatzes erheben zu können, aber auch Charles selbst hatte sich unter den so gänzlich veränderten Umständen bei Aufzählung der Einzelheiten des Ereignisses so in seine Rechtsansprüche hineingeredet, daß ihm die Gedanken an das bloße *Kindestheil* völlig vergangen waren, und ohne es eigentlich beim Anfange seines Berichtes schon beabsichtigt zu haben, schloß er, als habe er niemals an einen anderen

Vor dem Bratwurstglöckle in Nürnberg.

Originalzeichnung von Erwin Oehme.

Theilungsmodus gedacht: „Und so freue ich mich denn von Herzen, gnädige Frau, daß in wenigen Monaten auch für Sie eine bessere Zeit anbrechen wird, denn da nach der Versicherung Ihres verstorbenen Herrn Gemahls die Kassette 20,000 Napoleond'or enthalten soll, wird für jeden von uns die Hälfte hinreichen, um ihn für alle bisherige Ungunst des Schicksals zu entschädigen und ihm mit Gottes Hilfe eine sorgenfreie Zukunft zu sichern."

„Edler Mann," entgegnete Frau von F. heftig erregt und ergriff seine beiden Hände, „der allmächtige Gott wird Ihnen die Treue lohnen, die Sie an meinem Gemahle und seinen unglücklichen Hinter-

bliebenen beweisen. Unter hundert anderen hätte es vielleicht keiner Ihnen nachgethan! Da Sie und mein theurer Gemahl das muthige Unternehmen allein ausgeführt haben, so wäre Ihnen nach menschlichem Rechte nach dem Tode meines Mannes auch allein der Besitz des ganzen Schatzes zugefallen. Aber Sie wollten Ihr gegebenes Wort nicht brechen, obgleich niemand auf der Welt eine Ahnung von dem hatte, was zwischen Ihnen und meinem Manne abgemacht worden ist. Ich kann Ihnen nichts bieten, als den Dank einer Wittwe, aber wenn ein Gott im Himmel ist, so wird er auch einen besonderen Segen auf diesen Dank einer unglücklichen und verlassenen Mutter legen und eine solche Treue ihren verdienten Lohn finden lassen."

Charles hörte diese Worte mit an, ohne daß sie ihm die Schamröthe in das Gesicht trieben. Sie waren ihm vielmehr ein sicherer Beweis dafür, daß seine Auffassung der Sache die richtige sei, sonst würde Frau von F. anders geurtheilt haben. Sein Gewissen war schon so eingeschläfert, daß er es über sich vermochte, bei solchem Lobe sich im Gefühle seines Edelmuthes selbst zu bespiegeln.

Alfred mußte zunächst in das Geheimniß gezogen werden, um mit ihm die weiteren Schritte zur Ausführung der schwierigen Unternehmung, welche noch bevorstand, zu verabreden, denn die Mutter schloß mit Recht, daß es der junge feurige Mann sich nicht würde nehmen lassen, das Abenteuer in eigener Person mit Charles zu bestehen. War dies doch auch der bestimmt ausgesprochene Wille ihres verstorbenen Gemahls gewesen, und so ungern sie sich von dem einzigen Sohne trennte — wen hätte sie an seiner Stelle anders ins Vertrauen ziehen sollen? Alfred wurde daher von Charles Ankunft benachrichtigt und zu einem schleunigen Besuche bei seiner Mutter eingeladen. Wohl wollten ihm, der mit völlig unbefangenen Sinnen die unerwarteten Mittheilungen entgegennahm, allerlei Bedenklichkeiten über die Rechtmäßigkeit einer Aneignung der Kriegskasse aufsteigen, aber Charles gelang es, sie mit der Frage niederzuschlagen: wem er denn die Kriegskasse jetzt ausantworten wolle, ob der gegenwärtigen Regierung, die so viele Anhänger des Kaisers ins Elend gestürzt habe, oder den Feinden Frankreichs, auf deren Gebiete sich der Schatz befinde? Der Mutter waren solche Bedenklichkeiten gar nicht aufgestiegen. Die Aussicht, ihre geliebten Kinder in eine glücklichere Lage versetzt zu sehen, war für das Mutterherz so lockend, daß es sich bei der Mittheilung vollkommen beruhigt hatte, der verstorbene Gemahl habe die Kasse für ehrliche Kriegsbeute erklärt.

Charles, auf dessen körperliches Befinden die Anstrengungen der langen Reise erst jetzt ihre natürlichen und kaum ausbleiblichen Wirkungen äußerten und der dringend der Erholung bedurfte, mußte auf das bestimmte Verlangen der Frau von F. für die nächsten Monate in der Familie seines ehemaligen Herrn verbleiben, die ihr kärgliches Einkommen willig mit ihm theilte. Niemand konnte in dieser Handlungsweise etwas Auffälliges finden, die Freunde des Hauses priesen vielmehr den Edelmuth der Frau von F., die das Andenken ihres Gatten dadurch nur hoch ehrte, daß sie an seinem treuen Diener nach Kräften das zu vergelten suchte, was er an ihrem Gemahle während dessen langen Leidens in der russischen Kriegsgefangenschaft gethan hatte. Und wenn auch durch diesen Zuwachs am Tische der Familie mancherlei neue Entbehrungen auferlegt wurden, so ertrug sich dies doch in Aussicht einer baldigen gesicherten Zukunft weniger schwer, und Frau von F. konnte mit leichterem Herzen zur Veräußerung der letzten Pretiosen schreiten, welche sie aus den glücklicheren Zeiten ihrer Ehe noch gerettet hatte.

Nicht selten wollten im Herzen der Wittwe auch trübe Schatten den lichten Ausblick in die Zukunft verdunkeln. Bald quälten sie Zweifel, ob auch die Kassette inzwischen nicht durch Zufall von einem Unberufenen aufgefunden sein möge, bald war es der Gedanke an den verloren gegangenen Brief, der in unrechte Hände gefallen sein konnte, welcher sie beunruhigte. Aber Charles wußte ihre Befürchtungen zu beseitigen durch den immer wiederholten Hinweis auf die glückliche Wahl des Versteckes, bei welcher eine zufällige Entdeckung kaum zu denken sei, da selbst, wenn die Waldwiese inzwischen umgeackert sein sollte, die Kassette viel zu tief liege, als daß ihre Entdeckung auch in solchem Falle zu befürchten stände. Man hatte über dergleichen Möglichkeiten soviel hin und her gesprochen, daß sich die ganze Familie zuletzt in den Gedanken hineinlebte, in den seltsamen Zusammentreffen aller Umstände eine besondere Fügung Gottes zu erkennen, die ihr wieder zu Ehre und Ansehen helfen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bratwurstglöckle in Nürnberg.

Eigentlich heißt es auf gut nürnbergerisch nur das „Glöckle"; und sollte ja einem Fremden dies besondere Glöckle erklärt werden, so würde der oder die Nürnbergerin sagen: „das Bratwurschtglöckle", denn obgleich in Nürnberg nicht geschwäbelt wird und man „Schwester", „Meister", :c. noch mit einem sanften st ausspricht, so erschiene dem echten Nürnberger eine Wurst, die er Wurst nennen müßte, doch ganz fade und ausländisch, und nur eine Wurscht ist schmackhaft, gut, saftig für ihn; — und schier unübertrefflich vorzüglich findet er die Glöcklesbratwürschtle. Nur noch einen Nebenbuhler hat diese berühmte Bratwurstkneipe in der alten Noris, das ist die Kneipe „das Jammerthal" genannt, mit seinen ebenfalls famosen Krautwürstchen, und erfordert es die Billigkeit, diese letztere Celebrität doch mindestens neben der ersteren namhaft zu machen.

Das Glöckle ist ein ganz kleines Haus, fast wie das eines Landmanns in einem Dorfe und sticht dadurch sehr ab von seiner Umgebung, den stattlichen Bürgershäusern und seinem großartigen, auf dem Bilde angedeuteten Hintergrunde. Es verbindet sich wohl hiermit, wie bei vielen kleinen Geschäftslocalen, der Aberglaube, man müsse das Haus, in welchem man einmal zu prosperiren angefangen, nicht verändern und verlassen, und gewiß haben schon viele Besitzer mit dem Glöckle ihre Rechnung gefunden und auf demselben ihr Glück gemacht, denn stets war das Haus für die Gäste zu klein. Es besteht in der That nur aus einem Erdgeschoß und einem obern Stüble.

Von der Straße aus tritt man unmittelbar in die Küche, wo bei hellem Feuer die stets frisch bereiteten Bratwürste gebraten werden und reißenden Absatz finden. Dies Entree ist wegen der Menge von Kunden oft schwer zu passiren; rechts und links in den kleinen Stübchen mit keinem andern Comfort als hölzernen Tischen und dito Stühlen und Bänken sitzen Arbeiter, Landleute, Bürger, ja auch Angestellte und vornehme Leute eng gedrängt vor ihren Tellern voll Sauerkraut mit zwei, vier oder sechs Würstchen belegt. Es soll jedoch in einem der Zimmerchen ein abgesonderter Holzverschlag für „Herren" d. h. Honoratioren bestehen, allein in Süddeutschland wird nicht viel Gebrauch von solchen reservirten Plätzen und Privatsalons gemacht und wenig davon gehalten; im Münchener Hofbräuhaus sitzen bekanntlich der Minister und der Arbeiter auf derselben Bank vor demselben steinernen Kruge Bockbier, und im Glöckle mögen wohl auch der General und der Soldat zusammen angetroffen werden. In London und Paris, ja selbst in Berlin und Dresden wäre eine solche Kneipe mit so gemischter Gesellschaft eine Unmöglichkeit, und Marmorplatten, Spiegel und Kellner wären selbst in einer Bratwurststube unerläßlich, wiewohl diese drei Zugaben schwerlich die Würstchen besser und billiger machen dürften.

Noch erinnere ich mich des Gesichtes, mit welchem der Mann meiner Nürnberger Freundin das erste Mal aus dem Glöckle zurückkam, das ihm seine junge Frau als ein Local, wo man ein vortreffliches Gabelfrühstück einnehmen könne, bezeichnet hatte, der junge norddeutsche Baron sagte beinahe verlegen:

„Die Würstchen waren gut; aber Käthchen, wirklich, offen gestanden, noch nie war ich in solch einer inf — Kneipe."

Als König Max I im Jahr 1806 zum ersten Mal seine ihm neu geschenkte Stadt Nürnberg besuchte, wollte er, um den Nürnbergern eine Ehre anzuthun, nur die specifisch nürnbergerischen Gerichte auf seiner Mittagstafel sehen, und das mag freilich ein sonderbares Diner gewesen sein. Dabei figurirten jedenfalls die Bratwürste des „Glöckle", die Krautwürste des „Jammerthals", ein ganzes gebacknes „Spanferkel" (junges Schwein), Peterle und Schwemmknitle (Petersiliengemüse mit Griesklößen) und als Dessert wahrscheinlich die weltberühmten Lebkuchen. Man sagt, König Max habe dies alles

vortrefflich gefunden und gut verdaut, allein die Königin und die Hofdamen hätten arge Gesichter über den Peterle und die Schwemmknitle und das Spanferkel geschnitten und revolutionäre Folgen davon an ihrem Organismus erlebt. Man muß eben in Nürnberg geboren sein, um für Peterle, Schwemmknitle und Spanferkel zu schwärmen.

Hundert und hundert Mal hat mich als Kind mein Weg zur Schule am „Glöckle“ vorübergeführt, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, in welch einzig merkwürdiger Umgebung, in Hinsicht auf architectonische Schönheit, ich mich befand.

Jetzt, nachdem ich ein gutes halbes Dutzend der größten Hauptstädte Europas gesehen, weiß ich Nürnberg und vorzüglich den Stadttheil, welcher das Glöckle umgibt, besser zu schätzen und zu würdigen. Jetzt begreife ich, warum die weitgereistesten Leute aller Länder so oft auf den Straßen Nürnbergs ihren Reiseklappstuhl aufstellen und in ihren Zeichenmappen schnell die sie so sehr frappirende mittelalterliche Umgebung auf dem Papiere festzuhalten suchen.

Nicht weit von dem stattlichen Bürgershause mit der Madonna, welches obiges Bild zeigt, steht Albrecht Dürers schönes Standbild von Erz auf dem Albrecht Dürer Platze, an dessen Ecke des Künstlers wirkliches Wohnhaus sich noch in gutem Zustande befindet. Hinter dem Glöckle sind das Dach und der Giebel der Moritzcapelle sichtbar, die viele Werke Albrecht Dürers und andere werthvolle altdeutsche Gemälde enthält. Noch weiter dahinter rechts sind ein gothisches Fenster und das schöne Brautportal der Sebalduskirche zu erkennen, — die Zeugin einer mehr als halbtausendjährigen Vergangenheit — die z. B. auch das Kunstwerk Peter Vischers, das Grabmal des heiligen Sebaldus in sich schließt. Oestlich neben der Sebalduskirche steht das Rathhaus, das von den Zeiten erzählt, wo Nürnberg, gleich Venedig und Genua, eine gar reiche, freie Stadt mit 150,000 Einwohnern und einer stolzen republikanischen Regierung war. Der Erker des Sebalder Pfarrhauses, dem Glöckle rechts gegenüber, ist gleichfalls ein sculpturenreiches, kleines architectonisches Meisterwerk.

Ja, dies Plätzchen ist merkwürdig reich an historischen Erinnerungen, so wie an malerischen Schönheiten des Baustils und der Gruppirung. Mit allen Millionen, die ihnen zu Gebote stehen, können sich New-York, Birmingham, Manchester kein solches Plätzchen in ihre poesie- und geschichtslosen Straßen kaufen oder zaubern; und so prächtig auch London und Paris sind, die klassischen Denkmäler aus ihrer mittelalterlichen Zeit müssen in diesen Städten gar oft dem „Verkehr“, den Omnibus- oder Hausmannschen geraden Linien zum Opfer fallen.

In deutsche Bürgermeister ist zum Glück bis jetzt noch nicht so heftig das Einreißungsfieber hineingefahren; und die malerische Unregelmäßigkeit unserer Stadtpläne, und die Fülle architektonischer Schönheit und geschichtlicher Denkmäler, welche z. B. Prag und Nürnberg zählen, werden hoffentlich noch lange die Augen der Historiker, der Maler, Architecten und Dichter erfreuen.

Es erheben sich indes leider in Nürnberg, das wieder zu seiner mittelalterlichen Größe emporzublühen beginnt, auch alljährlich prosaische, nur dem Nützlichkeitsprincip huldigende Stimmen, welche z. B. gegen die alten pittoresken Mauern und Befestigungsthürme rings um die Stadt her zu Felde ziehen, und mit feindseligen Reden gegen dieselben Sturm laufen. Die guten runden Thürmen und Mauern sind zwar davon noch nicht eingestürzt, allein — ich weiß es — sie ärgern sich sichtlich darüber und blicken recht finster in die neuen eleganten Vorstädte hinein.

Da für das „Bratwurstglöckle“, obgleich es trotz seiner ländlichen Außenseite auch nicht mehr recht in die angehende Weltstadt zu passen scheint, weit weniger zu befürchten steht, daß es abgetragen werde (die Bratwürste retten es), so möchte ich wünschen, rund um Nürnberg her würden Bratwurstkneipen in den Befestigungsthürmen etablirt.

Meta Wellmer.

Die Zukunft der Erde.

Von Dr. Friedrich Pfaff.

Schon der weise Seneca hebt es als einen Unterschied, wenn auch nicht gerade als einen Vorzug des Menschen vor dem Thiere hervor, daß die letzteren nur in der Gegenwart leben, während der Mensch auch noch Vergangenheit und Zukunft auf sich wirken lasse. Heutzutage ist das letztere wohl häufiger, als das erstere, und es wird wohl wenig Menschenkinder geben, welche sich nicht von der Zukunft etwas plagen lassen und mehr an sie denken, als vielleicht gut ist. Wer gerne solchen Gedanken nachhängt, findet es vielleicht angenehm, wenn ihm in den folgenden Zeilen ein etwas größerer Spielraum zur Befriedigung seiner Neigung, in die Zukunft zu schauen, dargeboten wird, wer aber nicht gerne solche Beschäftigung treibt, wird sich von den Sorgen, die der Erde Zukunft erregen könnte, wohl kein graues Haar wachsen lassen und das ruhig seinen späten Enkeln überlassen können.

Aus der Vergangenheit der Erde wissen wir, daß sie schon sehr viel durchgemacht und in sehr verschiedenen Lagen gelebt hat. Ihre beiden Erzieher, das Feuer und das Wasser, haben viel an ihr gearbeitet, und noch immer sehen wir diese ihre Pädagogen oder Feinde an ihr herumexperimentiren, weil sie eben nicht anders können. Wir dürfen daher wohl auch den Schluß ziehen, daß das noch so fort gehen wird, — so lange es eben Gott gefällt. Wie lange mag das wohl noch sein? Welchem Schicksale geht unser Planet entgegen? Richten wir diese Frage an die Geologen oder Astronomen, so werden wir wohl genau dieselbe Antwort erhalten, die uns Aerzte geben, wenn wir sie fragen würden, was das Ende eines Menschen sein werde, der verschiedene Krankheitsanlagen hat. Darüber sind sie wohl alle einig: sterben muß er einmal, aber an was und wann? darauf werden die Antworten sehr verschieden lauten. So werden auch die Geologen aller Schulen darin übereinstimmen: ewig wird unsere Erde nicht leben, aber wie und wann sie zu Grunde gehen werde, das wird auch sehr mannigfach beantwortet werden, wenn auch die Unsicherheit lange nicht so groß ist, als bei einem Menschen, indem eben die Todesursachen für die Erde nicht so mannigfach und zahlreich sind, wie für jenen.

Sollten sich nämlich in ihrem längeren Leben nicht noch einige neue Feinde ihrer Existenz ausbilden, so haben wir es nur mit vier Möglichkeiten zu thun, welche unsere Erde insoferne todt machen, als sie die Möglichkeit ihrer Bewohnbarkeit aufheben, alle Veränderungen in ihr und auf ihr unmöglich machen, ja sogar ihre selbständige Existenz bedrohen.

Welche von diesen Möglichkeiten die meiste Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens für sich habe, läßt sich gegenwärtig noch nicht angeben, und es ist dem Geschmacke eines jeden überlassen, sich die Todesart der Erde zu wählen. Es trifft sich dabei sehr schön, daß die verschiedensten, ja gerade die entgegengesetztesten Geschmäcke ihre Befriedigung finden, denn um es nur kurz zu sagen, die Erde wird einmal entweder von Wasser ganz überdeckt werden, oder ganz vertrocknen, oder zu Eis erstarren, oder verbrennen.

Wir wollen sogleich zeigen, in welcher Weise aus den schon jetzt wahrnehmbaren Symptomen diese Prognose gestellt werden kann.

Die erste Möglichkeit, daß die Erde einmal ganz von Wasser bedeckt werde, ist diejenige, welche am nächsten liegt und am deutlichsten sich zeigt, obwohl wir damit nicht sagen möchten, daß sie auch diejenige sei, die am meisten Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens für sich habe. Jedermann sieht täglich oder kann wenigstens Tag für Tag die Wirkungen des fließenden Wassers beobachten. Wie im Menschenkörper unaufhörlich das Blut vom Herzen in alle Theile des Körpers strömt und nach mannigfacher Thätigkeit wieder zu demselben zurückkehrt, so findet auch ein beständiger Kreislauf des Wassers vom Meere durch die Atmosphäre auf den festen Erdkörper und von diesem durch Quellen, Bäche und Flüsse wieder zurück zu jenem statt. Auch dieser geht nicht ohne Veränderungen der Erde vor sich, die, wenn sie auch an jeder einzelnen Stelle selbst nach Jahren noch unmerklich erscheinen, dennoch zusammengenommen sehr beträchtlich sind und in Jahrhunderten oder Jahrtausenden ungemein bedeutend

werden müssen. In doppelter Weise arbeitet dieser Kreislauf darauf hin, dem Wasser alles Land unterthan zu machen, alles Feste unter das flüssige Element zu versenken, einmal, indem jeder Bach und Fluß feste Theile des Landes mit sich fortreißt, theils mechanisch sie fortrollend, theils durch Auflösung chemisch sie fortführend, dann indem jedes Sandkorn, jedes Stäubchen, das in das Meer auf diese Weise gebracht wird, den Spiegel desselben ebenso erhöhen hilft, wie Steinchen, in ein Gefäß mit Wasser geworfen, dasselbe immer höher in jenem zu steigen veranlassen. Jede Erniedrigung des Landes verursacht zugleich eine Erhöhung des Meeres, und da diese beiden Processe unaufhörlich vor sich gehen, so ist es nur eine Frage der Zeit, wann endlich kein Festland mehr vorhanden und die Erde vollständig von Wasser bedeckt sein wird. Auch ein Pessimist wird sich wohl deswegen noch keine Sorgen machen, wenn er etwa an einem Flußufer spazieren geht, daß durch diesen die Existenz seines Vaterlandes bedroht sei, und sich wohl selbst sagen, daß noch manches Wasser und manches Sandkörnlein damit den Rhein hinabfließen werde, ehe auf diese Weise Deutschland merklich verkleinert wird. Doch ist es immerhin genug, was auf diese Weise davon geht, wie folgende Zahlen beweisen mögen. Der Rhein führt durchschnittlich täglich 6480 Millionen Kubikfuß Wasser aus Deutschland hinaus, also im Jahre $2\frac{1}{3}$ Billionen, darin sind je nach dem Wasserstande $\frac{1}{100}$—$\frac{1}{10.000}$ Gewichtstheile an mechanisch als Schlamm fortgeführten Bestandtheilen und $\frac{1}{10.000}$ bis $\frac{2}{10.000}$ aufgelöste Substanzen. Nehmen wir als mittleren Betrag beider zusammen $\frac{3}{10.000}$ des Wassers an, so würden, das specifische Gewicht der erdigen Bestandtheile zu $2\frac{1}{2}$ von dem des Wassers angenommen, doch nicht weniger als 283 Millionen Kubikfuß Land von diesem Strome in das Meer geführt werden. Auf einen Flächenraum von einer geographischen Meile vertheilt, würde diese Masse eine Schichte von $\frac{3}{4}$ Fuß Dicke bilden. Bedenken wir, daß der Rhein doch nur ein sehr kleiner Bruchtheil alles fließenden Wassers ist, daß alle Flüsse in derselben Weise thätig sind, so leuchtet ohne weiteres ein, daß das Gesammtresultat aller schon in einem Jahre ein ziemlich beträchtliches sein muß, wenn uns auch das Wasser dadurch nicht näher an die Kehle zu kommen scheint. Manfredi glaubt annehmen zu dürfen, daß die Gesammtthätigkeit aller Flüsse hinreichendes Material liefere, um in 1000 Jahren den Meeresgrund um einen Fuß zu erhöhen, also auch zugleich das Land, das etwa $2\frac{2}{3}$ mal weniger an Flächenausdehnung hat, um $2\frac{2}{3}$ Fuß durchschnittlich zu vermindern. Da aber nach A. v. Humboldts Berechnungen die durchschnittliche mittlere Höhe der Continente*) noch nicht ganz 1000 Fuß beträgt, so würden, in beiläufig $1000 \times 1000 : 2\frac{2}{3}$ d. i. in 384,615 Jahren, unsere Flüsse und Ströme alles Land in das Meer geschwemmt haben.

Wem das zu lange dauert, der hat das Recht, sich diese Frist bedeutend abgekürzt zu denken, indem das Steigen des Meeres dabei nicht in Betracht gezogen ist, und die Zerstörung des Meeres selbst durch Flut und Wellenschlag an allen Küsten ebenfalls bedeutend auf die Verringerung des Landes hinarbeitet. Für diejenigen aber, welche diese Aussicht, alles vom wüsten Meer bedeckt zu sehen, gar zu düster erscheint, wollen wir sogleich als Trost die Möglichkeit besprechen, daß das Wasser auch vollständig verschwinden und die Erde ganz austrocknen könne.

Das Wasser, wie wir eben sahen, vollführt einen ununterbrochenen Kreislauf; vom Meer steigt es in die Luft, fällt als Regen und Schnee auf die Erde und fließt über diese hin wieder zum Meere zurück. Man hat früher vielfach die Frage sich gestellt, wie viel Wasser denn durch die Flüsse zurückfließe, verglichen mit der Regenmenge, die auf das Flußgebiet herniederströmt, und hat bei genauen Untersuchungen und Vergleichungen der Wassermenge eines Flusses mit dem Betrage des Regens in seinem Gebiete gefunden, daß nur ungefähr die Hälfte der Regenmenge durch den Fluß fortgehe. Wohin kommt nun die andere Hälfte? Ein Theil davon verdampft sofort, ein Theil dringt in die Erde, und wie die Erfahrung jedes Bergmanns lehrt, findet man in allen Tiefen Wasser, ja die Menge scheint selbst mit der Tiefe zuzunehmen. Es ist daher die Besorgniß wohl gerechtfertigt, daß die Erde selbst beständig Wasser verschlucke, die Menge desselben auf der Erde daher immer geringer werde und am Ende ganz versiege. Um diese Besorgniß gegründeter zu finden, müssen wir ebenfalls einen Blick auf die Vergangenheit der Erde werfen. Es gab einmal eine Zeit, in welcher unser Planet gar kein flüssiges Wasser hatte, als er noch glühend heiß war, so daß alle Wassermassen in Dampfform um den Planeten sich herumlagern mußten. Erst als durch die allmähliche Abkühlung und Erstarrung seiner Rinde die Temperatur an der Oberfläche des festen Erdkörpers sich erniedrigt hatte, konnte das Wasser aus der Atmosphäre herabströmen und den Anfang der Meere bilden. Die erstarrten Massen mußten aber, wie alle aus dem heißflüssigen in den festen Zustand übergehenden und dabei ein kleineres Volumen einnehmenden Substanzen, vielfach von Rissen durchzogen sein, in die sofort das Wasser eindrang. Von diesem Augenblicke an begann der unterirdische Krieg des Wassers mit dem feurigen Erdinnern. Von der glühenden Masse zurückgewiesen und als Dampf herausgeschleudert, setzte es seine Angriffe unablässig fort, mit jedem gewann es neues Terrain; die erkaltete, der Gewalt des Feuers entrissene Rinde wurde und wird immer dicker, der glühende Kern immer kleiner, beständig verfolgt auf seinem Rückzuge von dem nachdringenden Wasser. Fragen wir uns, wie weit kann das Wasser in die Tiefe dringen, so ist die Antwort sehr einfach: so weit als es ihm die mit der Tiefe zunehmende Temperatur des Erdinnern gestattet. Da nun diese Grenze stets tiefer hinabrückt, so muß auch die Menge des in die Tiefe eindringenden Wassers beständig zunehmen, folglich auch die Menge desjenigen, welches den Kreislauf auf der Erdoberfläche vollführt, beständig abnehmen.

Nach den Thatsachen, die bis jetzt über die Zunahme der Wärme im Erdkörper vorliegen, dürfen wir wohl behaupten, daß gegenwärtig höchstens eine geogr. Meile tief Wasser in die feste Erdrinde eindringen kann, indem weiter nach dem Innern eine höhere Temperatur als der Siedepunkt des Wassers, herrschen muß. Nehmen wir die mittlere Tiefe aller Meere zu $\frac{1}{2}$ geogr. Meile oder 11,400 Fuß an, was nach allen Untersuchungen ziemlich genau der Wahrheit entsprechen dürfte, so beträgt die Menge des Meerwassers, das Verhältniß der Oberfläche des Landes zum Wasser wie 3 : 8 angenommen, zwar 3,374,480 Kubikmeilen, aber doch nur $\frac{1}{785}$ der ganzen Erdkugel. Diese Menge ist nicht so groß, daß wir nicht befürchten dürften, sie möchte einmal ganz in die Erde sich verkriechen und uns eine vollkommen wasserlose Wüste hinterlassen. Denken wir uns nämlich, daß selbst nur auf fünf Meilen hinein die Erdrinde so weit erkaltet sei, daß das Wasser nachdringen kann, ohne in Dampf verwandelt zu werden, so würden die sämmtlichen Meere doch nur $7\frac{1}{3}$ Procent von dem Raume einnehmen, den eine fünf Meilen dicke Erdrinde erfüllt, und bei einer Mächtigkeit derselben von zehn Meilen würde alles Wasser nur $3\frac{2}{3}$ Procent des Raumes in derselben erfordern. Wir haben bis jetzt gar keinen Anhaltspunkt, um berechnen zu können, wie rasch, oder richtiger, wie langsam die Abkühlung nach dem Innern fortschreite, aber das ist sicher, daß beides, Abkühlung der Erde und Fortschreiten der Wassermasse gegen das Innere unaufhörlich in jedem Augenblicke vor sich gehen und eine Verringerung der Wassermasse an der Oberfläche zur Folge haben muß.

Wem auch diese Aussicht zu schrecklich dünkt, dem können wir eine dritte Möglichkeit des Endes der Erde zum Troste mittheilen, bei welcher das Wasser von der Oberfläche zwar nicht verschwindet, aber vollständig in Eis verwandelt wird, die ganze Erde das Ansehen der Polarländer zur Winterszeit bekommt, alles in ewigen Schnee und ewige Nacht gehüllt wird. Diese tröstliche Aussicht verdankt man der neueren Astronomie. Wir wissen seit längerer Zeit, daß die Oberfläche der Erde ihre Wärme allein der Sonne verdankt; der Weltraum, in welchem wir uns bewegen, ist, wie schon die alles Leben tödtende Kälte der Polarländer zur Winterszeit zeigt, ungemein kalt, man schätzt seine Temperatur nach Versuchen über die Abgabe von Wärme seitens der Erde an ihn zu 80—100° unter Null. Denken wir uns nun die Sonne vollständig erkältet, so würde diese selbst Eisbären nicht mehr sehr angenehme Temperatur auf der ganzen Erde sich verbreiten. Nun haben die neuesten Entdeckungen, die unter dem Namen Spectralanalyse*) bekannt sind, es höchst wahrscheinlich gemacht, daß die Sonne eine durch und durch weißglühende Kugel sei, die nach denselben Gesetzen Licht und Wärme verbreitet, wie eine Masse glühenden oder geschmolzenen Eisens oder Glases, aber auch denselben Gesetzen des allmählichen Erkaltens unterworfen sei. Bei dem ungeheuren Durchmesser der Sonne, aus der sich nicht weniger als 1,413,700 Erd-

*) Darunter versteht man die Höhe, welche ein Land zeigen würde, wenn sämmtliche Unebenheiten in demselben durch Ausfüllung der tieferen Stellen mit den Bergen ausgeglichen wären.

*) Vgl. Jahrgang III. S. 122.

kugeln formen ließen, muß diese Erkaltung naturgemäß äußerst langsam vor sich gehen, aber sie geht eben doch auch unaufhaltsam und ununterbrochen vor sich und wird, da ein entsprechender Ersatz der verlorenen Wärme nicht stattfindet, endlich einmal das Schicksal haben, wie andere Sonnen, die als dunkle Massen im Fixsternhimmel nur noch durch ihre anziehenden Wirkungen auf noch leuchtende Sterne ihr Dasein verrathen, dasselbe Loos, was unsere Planeten schon, aber nicht zu ihrem Nachtheile, betroffen hat. Auch diese waren ja sämmtlich einmal in demselben Zustande wie die Sonne, glühend, flüssig und selbst leuchtend. Einen Ersatz für die verlorene eigene Wärme und das eigene Licht bietet ihnen jetzt die Sonne; wenn aber einmal diese erst eine feste kalte Rinde erhalten hat, wird sie und die Planeten mit einander ihren Weg in Dunkelheit und Kälte wandeln müssen, nur spärlich erhellt von den dann noch übrigen leuchtenden Sternen, die ebenfalls allmählich nach einander verlöschen werden, wie die Lichter eines Christbaums.

Wie die Geologie zwischen zwei entgegengesetzten Ausgängen der Erde uns die Wahl läßt, so eröffnet auch die Astronomie eine etwas weniger frostige Aussicht auf das Ende der Erde, das insofern allein eigentlich diese Bezeichnung verdient, als die selbständige Existenz unseres Planeten durch sie bedroht ist. Es ist nämlich auch möglich, daß noch früher, als eine der drei bereits besprochenen Eventualitäten eintritt, die Erde in der Sonne ein feuriges Grab gefunden hat.

Alle Planeten umkreisen die Sonne in bestimmten Entfernungen, die kleinen Schwankungen in denselben, veranlaßt durch die anziehenden Kräfte der übrigen Planeten, heben sich nach bestimmten Zeiten immer wieder auf, eine dauernde Störung der Ordnung in unserem Sonnensystem kann auf diese Weise nicht eintreten, das haben die sorgfältigsten Beobachtungen und die genauesten Berechnungen entschieden bewiesen. Aber etwas anderes hat sich in den letzten Jahrzehnten bemerklich gemacht, was das eben bezeichnete Ende nicht nur der Erde, sondern allen Planeten in Aussicht stellt. Früher hatte man allgemein angenommen, der Raum, in welchem sich die Planeten um die Sonne bewegten, sei leer, es sei wenigstens nichts in ihm, was den Planeten auf ihrem Laufe um die Sonne irgend einen Widerstand leiste. Nur unter dieser Voraussetzung kann die Entfernung der Planeten von der Sonne sich gleich bleiben. So wie aber irgend etwas in dem Raume vorhanden ist, was auch nur im geringsten den Lauf der Planeten hemmt, müssen dieselben der Sonne allmählich immer näher kommen, sich in Schneckenlinien bewegen, die endlich alle in das Glutmeer der Sonne führen würden. Nun hat die neuere Astronomie das Vorhandensein eines solchen, der Bewegung Widerstand leistenden Mediums höchst wahrscheinlich gemacht, oder richtiger, sie hat gezeigt, daß der sogenannte Aether, dessen Wellenbewegungen allein uns die Lichtstrahlen der Himmelskörper zuführt, der also auch überall zwischen ihnen sich vorfinden muß, nicht widerstandslos sei, sondern in der That die Bewegung der Himmelskörper etwas hemme. Zwar konnte man durch die Beobachtung eine solche bisher an den gewaltigen Massen der großen Planetenkugeln nicht nachweisen, wohl aber an den so leichten und kleinen Kometen, von denen mehrere mit auffallender Schnelligkeit der Sonne vor unsern Augen immer näher und näher rücken, viele wohl schon wie um ein Licht schwärmende Mücken, in ihre Flammen sich gestürzt haben. Wenn wir eine Feder viel langsamer zu Boden fallen sehen, als einen Stein, so sehen wir an ersterer deutlich den Widerstand, den die Luft der Fallbewegung der Körper entgegensetzt, und werden den Schluß gerechtfertigt finden, daß auch der Stein, wenn auch unmerklich, von der Luft in seiner Geschwindigkeit gehemmt werde. Ebenso werden wir auch schließen dürfen, daß, wenn die leichteren Kometen deutlich in ihrer Bewegung von dem Aether gehindert werden, dasselbe, wenn auch in unendlich geringerem Grade, den Planeten widerfahren müsse. Dann ist es aber auch unausbleiblich, daß sie der Sonne immer näher und näher rücken und endlich mit furchtbarer Heftigkeit auf dieselbe herabstürzen müssen. Natürlich wird dieses außerordentlich langsam vor sich gehen. Bis jetzt ist es noch nicht möglich gewesen, eine Annäherung der Erde an die Sonne nachzuweisen, eine nothwendige Folge davon wird sein, daß die Jahre immer kürzer werden, die Sonne den Erdbewohnern immer größer erscheinen muß. In 1000 Jahren vielleicht können dann die Astronomen berechnen, wann die Erde endlich auf der Sonne zur Ruhe gekommen sein wird, und die Geologen bestimmen, wie sie dann wohl aussehen mag. Dann haben unsre Nachkommen allerdings nicht mehr die Freiheit, die uns jetzt noch zusteht, nach unserem Geschmacke uns das Ende der Erde zu denken, es wird dann wohl möglich sein, zu bestimmen, welche der vier unserer Erde Untergang drohenden Gefahren der anderen den Rang ablaufen und unseren Planeten ereilen wird, wenn er bis dahin nicht noch neue bis jetzt unbekannte Krankheitsanlagen entwickelt hat.

Die Ueberlandpost nach Ostindien.

Von Dr. Wilhelm Hamm.

(Schluß.)

Heutzutage hat auch das sinnvolle Witzbild der „Fliegenden Blätter“ keine Pointe mehr; die Eisenbahn hat die Waghornschen Schnellfahrten längst zu Schanden gemacht, aber diese letzteren sind ohne Zweifel eine Ursache gewesen, daß die Schienenwege so rasch entstanden. Dies Verdienst kann jedenfalls den merkwürdigen Versuchen nicht abgesprochen werden. Im Juni 1846 war Waghorn in Wien, um mit Energie auf Herstellung des kürzesten Schienenwegs — über den Semmering — von Duino nach der Nordsee zu dringen und englische Anträge in Bezug darauf vorzulegen. Gleichzeitig traten die Projecte von Bahnen über Salzburg oder Tirol in den Vordergrund; die schon einmal fallen gelassene Alpenbahnfrage erhielt erneuerte Wichtigkeit, seitdem Frankreich alles daran setzte, die Verbindung Marseilles mit dem Canal durch Eisenbahnen zu Stande zu bringen, um Triest den Rang abzulaufen. Es ist ihm bekanntlich gelungen, da es minder bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwältigen und seine Trace nur durch ein einziges Gebiet zu führen hatte. Je näher die Vollendung dieser Transitlinie rückte, um so lauer wurde man in England gegen das Waghornsche Project. Die Probefahrten hatten zwar kein entscheidendes Resultat ergeben — denn es schien unmöglich, sie so fortzusetzen, wie begonnen — aber Wohlfeilheit und politische Rücksichten sprachen für den Ueberlandweg via Triest. Allein allmählich erhob sich gegen dieses die Gegnerschaft des österreichischen Lloyd in England, deren Eifersucht auf das Wachsthum der Handelsmarine des Mittelmeers. Gleichzeitig eiferten die Anhänger der Peninsular and Oriental-Steam-Company, welche den Seeverkehr Englands mit Alexandrien wie mit der Levante überhaupt vermittelte, sowohl gegen die Concurrenz Frankreichs, als Oesterreichs, waren aber der Triestiner Route am allerwenigsten grün, weil sie capitalsmäßige Vermehrung der österreichischen Mittelmeer-Dampfschifffahrt und Emancipation derselben von allem Einfluß jeder Mitbewerbung fürchteten. Mitglieder dieser mächtigen Gesellschaft sind auch Theilhaber der ostindischen Compagnie — eine Klage wegen Begünstigung fremder Schifffahrt ward beim Parlament eingereicht — das Indiahaus und die City siegten über die Regierung. Letztere machte im Februar 1847 bekannt, daß die ostindische Ueberlandpost fernerhin „provisorisch“ abermals über Marseille zu gehen habe. Dabei blieb es. Oesterreich trug von seinen gewaltigen Anstrengungen nur davon eine sichtliche Zunahme der Ostindienreisenden über Triest und die Gestattung, daß — vom 1. März 1847 ab — Briefe nach Ostindien und China direct über Triest und Alexandrien gehen konnten, während sie früher — incredibile dictu! — den Weg über England nehmen mußten. Etwas war also doch erreicht, ihren Werth aber erlangten die Waghornschen Forschungsreisen zur Entdeckung des kürzesten Weges durch Europa für die Overland Mail erst recht in der allerneuesten Zeit.

Der aufgeregte Meinungsaustausch beruhigte sich zwar nicht sogleich, er gährte noch lange fort, geschürt durch zwei Flugschriften „the Overland Mail“ welche für Triest plaidirte, und die Gegenbroschüre „the Overland-India-Mail by Genova and Switzerland“, die mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß man dadurch mit

keiner europäischen Großmacht — damals! — zu thun bekomme, folgende Route vorschlug: London, Dover, Ostende, Köln, Bonn, Mainz, Frankfurt, Heidelberg, Schlingen, Basel, Luzern, Fluelen, Bellinzona, Magadino, Arona, Genua. Durch die letztere sollte, gegenüber der Triestiner, ein Vortheil von 48 engl. Meilen Distanz und 19 Stunden Zeit gewonnen werden. Dies war der elfte Versuch eines Wegs für die Ueberlandpost; von den 10 früheren liefen 8 über Triest. Wie gesagt, Marseille behielt schließlich die Oberhand, aber nicht, ohne daß England stets mit eifersüchtigem Auge und keineswegs mit großem Vertrauen auf diese Route blickte. Der Argwohn der Briten wuchs mit dem Unternehmen des Suezcanals, das ihnen ein Dorn im Fleische war und ist, weil durch ihn der französische Einfluß auf der vorläufig allernentbehrlichsten Strecke der Overlandmaillinie aufrecht erhalten und verstärkt wird. Daher wälzten sie auch dem Ausbau alle möglichen Hindernisse in den Weg, ohne aber die Energie des Franzosen Lesseps erlahmen zu machen; bekanntlich steht das Riesenwerk seiner demnächstigen Vollendung entgegen. Auf die raschere Verbindung mit Ostindien hat es aber keineswegs den Einfluß, welchen ihm viele wohl auch in dieser Hinsicht zuzuschreiben geneigt sind. Es würde durch den Canal höchstens die Umladung vereinfacht, wenn nicht ganz beseitigt, was allerdings dennoch schon ein Gewinn wäre; die Fahrzeit zur See jedoch auf der Strecke zwischen Alexandrien und Port Said, von da durch den Canal nach Suez dürfte von jener auf der Eisenbahn zwischen Alexandrien und Kairo kaum viel differiren und eher zu Gunsten der letzteren. Dagegen wird der Suezcanal wohl für Oesterreich die Gelegenheit bieten zur Errichtung einer directen Schraubendampferlinie zwischen Triest und Bombay, welcher dann jedenfalls ein Theil des Ueberlandpostverkehrs zufallen wird.

Zu der Abneigung des britischen Volks, seine wichtigste Postlinie durch französisches Gebiet geführt und beim Ausbruch eines Kriegs inhibirt zu sehen, gesellte sich in der neueren Zeit die Nothwendigkeit für die englische Industrie, ihren Absatzmarkt in Ostasien zu vergrößern, je mehr derselbe in Amerika beschränkt wird durch den Abschluß der Vereinigten Staaten gegen den europäischen Import. Der raschere Verkehr bedingt vermehrten Umsatz; der Weg über den Isthmus von Suez ist um die Hälfte kürzer, als derjenige ums Cap; die Eisenbahnen haben eine ganz veränderte Sachlage gebracht; es war abermals an der Zeit, den nächsten und sichersten Ueberlandweg nach Suez zu ermitteln. Die dabei betheiligten Regierungen und Corporationen befinden sich so eben mitten in dieser wichtigen Untersuchung. Die Straßen, um welche es sich dabei handelt, sind — wenn wir von denjenigen über Marseille und über Triest absehen — gegenwärtig die folgenden: 1. Die Mont-Cenis-Route. Bei dieser wird in St. Michel die Bahn nach Marseille verlassen und der gewaltige Grenzberg passirt; von Susa übernehmen italienische Bahnen die Post bis zum Hafen von Brindisi, von wo sie per Dampf nach Alexandrien abgeht. Bekanntlich arbeitet man französischer- und italienischerseits seit Jahren an einem Tunnel durch den Mont Cenis; da aber dieses großartige Werk, das ungeheuerste, das die Welt jemals gesehen, schwerlich vor dem Jahre 1872 beendigt sein wird, so hat man mittlerweile eine Eisenbahn nach dem Fell'schen System, mit einer Zahnschiene in der Mitte, über den Berg gelegt, die jedoch bisher schon öfteren Unterbrechungen ausgesetzt war. Frankreich befürwortet diesen Weg aus allen Kräften, und er würde für England auch jedenfalls der vortheilhafteste sein, wenn die politischen Bedenken nicht gegen seine definitive Annahme wären. 2. Die Brenner-Route. Sie führt von Ostende über Luxemburg, Darmstadt, Ulm, München, Rosenheim, Innsbruck, über den Brenner, Bozen, nach Verona und von da auf die italienischen Bahnen nach Brindisi. Bekanntlich führt über den Brenner eine treffliche, auch im Winter sicher befahrbare Eisenbahn, welche eine ununterbrochene Schienenverbindung vom Aermelcanal bis in die Ferse des italienischen Stiefels und hiermit die natürliche Route im schnellen Tempo der modernen Zeit darbietet. Für sie haben sich denn auch sowohl die deutschen und die österreichische, als auch mindestens zustimmend, oder nicht ablehnend, die italienische und großbritannische Regierung ausgesprochen. Im December 1868 hat eine Conferenz der Vertreter von sämmtlichen betheiligten Eisenbahnen und Staaten in Stuttgart über die Eröffnung des directen Schnellverkehrs zwischen Ostende und Brindisi verhandelt und sich dahin geeinigt, die Ausführung dieses Projectes in aller Weise zu fördern. Der Weg ist einer der directesten, für England politisch unbedenklich, für den Zollverein sowohl, als für Oesterreich von hoher Bedeutung, welche allgemeine Anerkennung findet und in immer erhöhterem Grade finden wird.

Neben Frankreich widerstrebt diesem Projecte einestheils der Osten Europas, der eine türkische oder griechische Ueberlandpostlinie wünscht, anderntheils die Schweiz, welche durch dasselbe — allerdings nicht minder durch die savoyische Route — ganz bei Seite geschoben würde. Die Frage steht nämlich im engsten Zusammenhang mit derjenigen der Alpenbahnen, über die seit Jahren mit hartnäckiger Erbitterung gekämpft wird. Ob aber Splügen oder Septimer, Gotthard oder Lukmanier zur Ueberschreitung der Grenzmauer zwischen Norden und Süden gewählt werden, so wird immer für den Postverkehr Mont Cenis oder Brenner im Betriebe bleiben. Der letztere aber hat einstweilen die Thatsächlichkeit für sich. Die Bahn über den tirolischen Alpenpaß ist ein bewundernswürdiges Werk, welches der Semmeringbahn würdig zur Seite steht. Sie führt von Innsbruck über den Paß des Iselbergs, von welchem Andreas Hofer „so manchesmal hinabgeschaut ins Thal," durchschneidet auf kolossalen Dämmen die Schluchten der Wildwasser, bis sie die Höhe der Brennerpassage erreicht, um alsdann wieder in großartigen Serpentinen sich hinabzusenken ins warme, fruchtprangende Thal der Etsch. Es darf behauptet werden, daß, soweit sich im Augenblicke die Verhältnisse berechnen lassen, die Eisenstraße über den Brenner diejenige ist, welcher die glänzendste Zukunft bevorsteht. Vielleicht ist ihr dieselbe jetzt schon gesichert. Denn während wir dieses niederschreiben — vom 15. April ab — tagt in Florenz die von England in Gemeinschaft mit den betheiligten Staaten zusammenberufene Commission, welche unter Beiziehung zahlreicher Handelsgesellschaften und Eisenbahncompagnien die für ganz Europa bedeutungsvolle Frage entscheidet, ob inskünftig die Route über den Brenner nach Brindisi der Weg der ostindischen Ueberlandpost sein soll. Wie es scheint, sind die beiden Endpunkte: Ostende-Brindisi — schon definitiv festgestellt, und es handelt sich nur noch um die Zwischenstraßen. Zur Untersuchung der Eignung der letzteren hat Großbritannien den Ingenieur Tyler, Italien den Inspector seiner Eisenbahnen, Biglia, delegirt; großartige Hafenbauten sind zu Brindisi in Angriff genommen worden, und das alte Brundusium sieht mit Spannung dem wiederkehrenden Glanz vergangener Zeiten entgegen. — Es erübrigt nunmehr noch ein Blick auf 3. die türkische Route. Der österreichische Consul Hahn in Syra hat durch viele Probefahrten ermittelt, daß eine Eisenbahn von Belgrad nach Saloniki den allerkürzesten, jedem anderen überlegenen Weg für die Ueberlandpost nach Egypten bilden würde. Es ist ihm gelungen, nachzuweisen, daß der Balkan durchaus keine zusammenhängende Gebirgskette bildet, daß vielmehr bei der von ihm vorgeschlagenen Linie die größte Höhe kaum 1400 Fuß überm Meere beträgt und die Terrainschwierigkeiten so gering sind, daß blos ein einziger Tunnel nothwendig werden würde. Allein dies Project hat schon deshalb keine Chance, weil die Overland Mail außer Oesterreich die ganze europäische Türkei durchschneiden müßte. Die türkische Landroute über Constantinopel in das Thal des Euphrat und von da direct nach Indien ist heutzutage nur eine Aussicht, deren Verwirklichung aber der Lauf der Zeit ganz sicher bringen wird. Sie würde führen von Constantinopel oder Smyrna längs der Euphratniederung nach Aleppo, von da über Bassora, der nördlichen Küste des Golfs von Persien und des indischen Oceans entlang nach Currachee. 4. Die russische Route. Rußland, welches eifersüchtig jeden Schritt Großbritanniens überwacht, durch welchen dieses einen gesteigerten Einfluß in Asien zu erzielen vermöchte, ist auch in dieser Angelegenheit nicht müßig geblieben. Seine Ingenieure haben gleichfalls einen Weg für die Ueberlandpost ermittelt, der jedoch mit der Euphratlinie das Schicksal theilt, erst in einer fernen Zeit völlig practicabel werden zu können. Sein Ausgangspunkt würde das binnen kurzer Frist mit Odessa in Eisenbahnverbindung tretende Sarepta sein. Von da würden Dampfer das Felleisen und die Reisenden auf der Wolga bis Astrachan, auf dem Kaspisee bis zu dem Punkte führen, wo die Karawanenstraße aus Khiwa mündet, welche durch einen Schienenweg — ohne Terrainschwierigkeiten — ersetzt werden müßte. Von letztgenannter Stadt an würde der Wasserweg des Oxus benutzt werden bis in die Nähe von Buchara; von hier aus wäre einer der Pässe des Hindukusch zu durchbrechen nach Kabul oder Dschellalabad; weiter ginge die Route durch die Khyber Pässe des Gebietes von Kohibaba in das Punjab, wo bei Attok ein Tunnel

unter dem Indus hindurchgeführt werden müßte, von welchem aus eine directe Bahn sich in Lahore an diejenige nach Calcutta anschließen würde. Man sieht, es ist dies ein riesiges Unternehmen, das sogar den Mont Cenis Tunnel an Großartigkeit hinter sich lassen wird — aber, seine Zeit ist noch nicht gekommen. Jedenfalls darf auch dieses interessante Project nicht unter den in Frage gestellten Routen der Ueberlandpost fehlen.

Wenn die französische Regierung seit dem Jahre 1860 durch die Besitzergreifung von Kambodja sich dauernd in Hinterindien festgesetzt hat, so trieb sie dazu nur die Hoffnung, auf diese Weise einen Theil der britischen Handelsverbindungen in Ostasien an sich zu reißen. Was die Peninsular and Oriental Company für die letzteren, das sind die Messageries impériales für die Franzosen. Seit dem Jahre 1862 hat die letztgenannte Gesellschaft einen regelmäßigen Postdienst nach Ostindien, einmal im Monat, eingerichtet, und erhält dafür von der kaiserlichen Regierung eine Jahressubvention von 6 Millionen Francs, nebst einer Abfindungssumme von 1,875,000 Francs für den Transport der nothwendigen Schiffe nach dem indischen Ocean; der Vertrag ist auf 24 Jahre abgeschlossen. Es ist noch in gutem Gedächtniß, welches Aufsehen der Ankauf des Küstenlandes Obok, am Eingange des rothen Meeres, durch die französische Regierung, in England machte, welches dadurch seine Stationen in Aden und auf der Insel Perim um so mehr brach gelegt zu sehen fürchten mußte, als es diesen an süßem Wasser fehlt, das Obok dagegen reichlich besitzt. Durch das Protectorat Frankreichs über den Suezcanal ist jedenfalls die lang vorausgesehene Aenderung der Ueberlandpostroute durch Europa für jenes Land minder nachtheilig geworden, da es von nun ab immer noch den Schlüssel zu einer der wichtigsten Transitlinien in Händen behalten wird. Die „Compagnie des Services maritimes des Messageries impériales" versieht gegenwärtig den Dienst der Ueberlandroute nach Indien, China und Japan mit 12 Dampfern von 200 bis 500, zusammen von 4240 Pferdekraft, alle Schraubenpropeller mit Ausnahme eines einzigen Radschiffs. Ihre Linie berührt: Marseille, Messina, Alexandria, Suez, Aden, Point de Galle, Singapore, Saigun, Hongkong, Shanghai, Yokohama. Natürlich haben die Anstrengungen der Franzosen, welche jetzt effectiv den Weg von Indien nach China beherrschen, die Concurrenz der Briten in gesteigertem Maße wachgerufen; namentlich suchen die letzteren jetzt eifrig nach einer Landroute über Birma nach dem Reiche der Mitte, da ihnen das gelegenere Kambodja verschlossen ist, während die Russen ihrerseits eine gleiche über Khokand und den Issikul, oder über Kashgar und Yarkand anstreben. Die Expedition des Oberst Sarel, Capitän Blakiston und Dr. Barton im Jahr 1861 auf dem Yang-tse-Kiang hatte nur diesen Zweck und entschied sich für den Weg auf dem Brahmaputra bis Suddya oder in dessen Nähe, und von da nach dem Yangtsekiang, wobei nur 220 geographische Meilen Land zu passiren sein würden. Eine neue Expedition befindet sich in diesem Augenblick auf der Reise durch China, um diese Untersuchungen fortzusetzen.

Die Schiffe der Peninsular and Oriental Steam-Navigation-Company nehmen gegenwärtig die Overland Mail in Empfang allwöchentlich in Marseille mit Auslauf jeden Sonntag früh 7 Uhr, in Southampton an jedem Sonnabend 2 Uhr nachmittags. Es ist hier einschaltend zu bemerken, daß nicht allein die Mehrzahl der Güter den Seeweg ab Southampton vorzieht, sondern auch viele britische Passagiere, welche gern den kleinen Zeitverlust erkaufen durch das Bewußtsein, auf einem mit allem Comfort ausgerüsteten Schiffe den Boden des Vaterlands so lang als möglich unter den Füßen zu behalten und nicht dem verhaßten Frankreich tributär zu werden.

Die Schiffe von Marseille, welche bei Malta nicht mehr anlegen, treffen nach einer Fahrt von 6 Tagen am Sonnabend früh, diejenigen von Southampton, die in den Häfen von Gibraltar und Malta einlaufen, nach einer Fahrt von 13 Tagen am Freitag Nachmittag in Alexandrien ein. Von letzterer Stadt aus besteht genauer Anschluß mittelst der Eisenbahn nach Suez für die Schiffe nach Indien, China, Australien &c. Der Abgang der Schiffe der indischen Oceanroute von Suez findet statt: nach Bombay über Aden an jedem Sonntag abends 6 Uhr; nach Calcutta über Aden, Ceylon und Madras, sowie nach Yokohama über Singapore, Hongkong, Schanghai und Nangasaki am 15. März, 5. und 19. April, und dann jeden zweiten Sonntag, abends 8 Uhr; nach Sydney über Aden, Ceylon, King-Georges-Sound und Melbourne jeden vierten Sonntag, 8 Uhr abends, überdies am 5. April, 3. und 31. Mai. — Hier möge noch eine kleine Bemerkung für Zeitungsleser hinzugefügt werden. Dieselben werden häufig angekündigt finden: „Heute ist die britische Ueberlandpost in Triest eingetroffen —" und mancher schließt daraus vielleicht, daß deren Weg wirklich, oder wenigstens zu Zeiten, über Triest gehe. Dies ist nicht der Fall. Die Meldungen in den Zeitungen betreffen bloß Nachrichten, welche aus Ostindien mit der britischen Ueberlandpost in Alexandrien eingetroffen sind, hier aber, als für Triest selber oder für Orte nordwärts von Triest, insbesondere im Bereiche der österreichischen Monarchie, bestimmt, von dem österreichischen Lloyd-Dampfer übernommen und befördert werden. Daß mit dem britischen Ueberlandpostfelleisen während des Trajects kein Mißbrauch, etwa zu Gunsten concurrirender Handelsnationen, getrieben werde, dafür sorgt ein sehr ausgebildeter Sicherheitsdienst; britische Couriere nehmen dasselbe in Suez schon in Empfang und begleiten es bis London. Wird durch Frankreich, was zuweilen vorkommt, ein Extrazug benöthigt, so besteht derselbe gewöhnlich nur aus dem Postwagen, einem Personenwagen erster und zweiter Classe für die Beamten und Couriere, sowie den nothwendigen Sicherheits- und Bremswagen. Die bisherige Ueberlandpost legte den Weg von Alexandria über Marseille bis Calais — 3873 Kilometer — durchschnittlich in 160 Stunden, und bis London in 164 Stunden zurück. — —

Manche von den verehrten Lesern, welche uns auf den vorbeschriebenen Wegen der Ueberlandpost bis hierher begleitet haben, werfen vielleicht die Frage auf, ob denn eine so flüchtige Passage es wirklich verdiene, daß sich Regierungen, Handelsgesellschaften und Nationalökonomen so sehr dafür interessiren, die größten Opfer nicht scheuen, sie ihren Gebieten zuzuwenden, so maßlose Anstrengungen machen, um die geeignetste Route dafür aufzufinden. Und daran reiht sich die zweite Frage: Was wird überhaupt Deutschland dabei gewinnen, wenn allwöchentlich einige Eisenbahnwaggons mit der britischen Ueberlandpost durch sein Gebiet fliegen, ohne anzuhalten und Passagiere abzusetzen, welche Geld verzehren? Beide lassen sich zusammen in der Kürze dahin beantworten: Heutzutage schon stehen der Zollverein und Oesterreich mit Ostindien in einem sehr lebhaften Handelsverkehr. Es kommen jetzt schon aus Bombay jährlich mehr als 13,000 Ballen indischer Baumwolle über Egypten durch das adriatische Meer und 80,000 weitere Ballen — von welchen ein Theil Transito nach der Schweiz und Rußland geht — werden aus Ostindien über England bezogen. Dazu kommen zahlreiche andere Handelsartikel des Imports und Exports; wer sich einen Begriff von der großen Wichtigkeit und fast unglaublichen Ausdehnung dieses Verkehrs machen will, der nehme z. B. die Gelegenheit wahr, die Musterbücher der großen sächsischen Flanellwaarenfabrikanten für den ostindischen Markt durchzublättern; die Brahminen wandeln unter den Palmen am Ganges in Gewändern, deren Stoffe Böhrigen und Roßwein geliefert haben. Die Post aber ist die Anbahnerin, die stete Vermittlerin dieses Verkehrs; wer ihre Nachrichten am frühesten in Händen hat, der ist Sieger des Markts. Ihr aber, welche die bequemsten Pfade erforscht, folgt der Zug der Reisenden — schon die Waghornschen Probefahrten haben die Triester Route in unerwartetem Maße beliebt und belebt gemacht. Unter ihnen aber werden die Männer des Handels das größte Contingent stellen und bemüht sein, auf ihrem Wege neue Verbindungen anzuknüpfen, neue Quellen zu entdecken. Auf diese Weise haben sich alle großen Handelswege gebildet, und so wird der britisch-ostindische Schnellverkehr, insbesondere nach der bevorstehenden Eröffnung des Suezcanals, auch den großen Handelsverkehr auf derselben Route nach sich ziehen. In Frankreich hat er es thatsächlich gethan; die Compagnie des Indes und die französischen Shawlfabriken in Kaschmir und Jubbelpore beständen nicht ohne die enge Verbindung ihres Heimatlandes mit dem fernen Osten. Und darum wäre für Deutschlands Handel und Verkehr ein neuer wichtiger Hebel errungen, abgesehen von dem Bande, welches dann Englands Interessen an die seinigen fesseln würde, durch den dauernden Erwerb der Ostindischen Ueberlandpost.

Deutsche Märchengestalten.

„Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich —"
Uhland.

Es gibt ein unscheinbares aber machtvolles Band, das die Gegenwart unseres Volkes mit der in Sagendunkel sich verlierenden fernsten Vergangenheit seiner Vorfahren verbindet, wie es im vollen Strom des Lebens so oft noch Greise und Kinder einander nahe führt. Das ist das Märchen, unser altes deutsches Volksmärchen, das im tausendjährigen Verlaufe unserer großen Geschichte mit immer erneueter, lenzverjüngter Kraft in zahlreichen Trieben aus dem uralten, zerklüfteten, in die Erde fast versunkenen, aber unverwüstlichen Stamm der Götter- und Heldensage emporsproß.

Als im Jahre 1812 Bettina von Arnim die Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm, „grün eingebunden mit goldenem Schnitt" unter dem Weihnachtsbaum fand, da hatte auch unser ganzes Volk eine Weihnachtsgabe empfangen, wie ihm eine solche seit lange nicht beschert worden war. Freilich konnten damals weder die begeisterten Anhänger der romantischen Schule noch die naiv an den „wieder frisch aus der Erde dringenden unschuldigen Blüten" sich Freuenden die ganze Tragweite dieses Geschenkes ermessen. Einen Segen für die Kinderstuben, wie für das nach geistiger Nahrung verlangende Volk insgesammt mochten wohl viele darin erkennen, aber wer hätte ahnen mögen, daß damit der Anfang ganzer großer neugeschaffener Wissenschaften gegeben wäre, einer deutschen Mythologie, einer deutschen Grammatik, ja daß die Sammler, die — wie Vilmar richtig bemerkt — „die Fähigkeit besaßen, die Seele des deutschen Volkes in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit mit vollster Unmittelbarkeit zu verstehen" uns wieder helfen würden, uns gewissermaßen auf uns selbst zu besinnen und uns in den ganzen Reichthum unserer Lebensentwicklung dankbar und zugleich weiterstrebend zu vertiefen! Gab es doch damals solche — und ihre Zahl war nicht ganz klein — die des Brüderpaares Sammlung für ein „kindisches Unternehmen" erklärten, welches sich für so „verständige Männer, wie die Grimms, nicht schicke." Hatte doch selbst Wieland noch im Jahre 1786 in der Vorrede zu der Märchensammlung: „Dschinnistan" gemeint: „Produkte dieser Art müssen Werke des Geschmackes sein, oder sie sind nichts: Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Ueberlieferungen fortpflanzen, aber gedruckt dürfen sie nicht werden!"

Solchen Stimmen zum Trotz folgte 1815 der zweite Theil, und der kunstlos zusammengebundene Strauß verbreitete seinen Duft nach allen Richtungen unseres Vaterlandes und bereitete Millionen von kleinen und großen Leuten Freude, während vorher sich zahlreiche seiner Blumen in ganz kleinen und engen Bezirken versteckt gehalten hatten, ja während bis dahin die Befürchtung nicht unberechtigt gewesen war, es möchte so mancher treue Mund, welcher — wie der der Frau Viehmännin — die Ueberlieferung bisher lebendig erhalten, verstummen und mit ihm ein Theil des überkommenen Sagenvermächtnisses der Väter verloren gehen.

Von nun an konnten Deutschlands verschiedene Stämme und Gaue ihre Märchen austauschen und sich des angewachsenen gemeinsamen Schatzes freuen, und Mütter, wie Kinderwärterinnen, die von dem Strome der Volksüberlieferung abgeschnitten gewesen, konnten aus der dargebotenen Fundgrube den besten Erzählungsstoff für ihre Kinder schöpfen. Denn wenn wir auch den Sammlern beistimmend sagen müssen, daß „durch diese Dichtungen jene Reinheit innerlich geht, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: daß sie gleichsam dieselben blaulichweißen makellosen glänzenden Augen haben, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind;" wenn die Brüder auch bereits in der 1819 erscheinenden zweiten Auflage sagten, sie hätten „jeden für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck darin sorgfältig gelöscht": so mußte und muß doch vorzugsweise diese Sammlung mehr zu einer Unterlage für die mündliche Erzählung dienen, als zu einem Lesebuch. Abgesehen von pädagogischen Gründen, die wir hier nicht erörtern können, ist es für des Märchens eigenstes Wesen heilsam und wünschenswerth, daß es von Mund zu Mund fort überliefert werde an die nachkommenden Geschlechter. Denn so sehr man mit Grimm gegen jede Bearbeitung desselben, die seine „Einfachheit, Unschuld und prunklose Reinheit wegnimmt" protestiren muß, so getrost kann man dem Volksmunde neu anvertrauen, was von jeher sein unbestreitbares Eigenthum gewesen und was die Männer, die es ihm abgelauscht, mit der zartesten Scheu schlicht, einfältig, anmuthig wiedererzählt haben. Und gar manche meiner Leser werden sich mit mir freuen, daß lange, nachdem ihnen schon Sneewittchen, Rothkäppchen, Aschenputtel, Hänsel und Grethel 2c. 2c. durch mündliche Erzählungen zu altvertrauten Freunden geworden, sie erst die gedruckte Sammlung in die Hände bekommen haben.

Anders freilich liest und hört der Erwachsene ein Märchen, als das Kind. Anders vernimmt sie der in die Prosa des Lebens ganz Aufgegangene, anders ein Dichtergemüth; anders erzählt sie der Deutsche, anders der Franzose; anders faßt sie ein Ludwig Richter, ein Neureuther, ein Risse, anders ein Doré auf. Aber doch geht durch alle diese verschiedenen Auffassungen etwas Gemeinsames, und selbst aus den oft grotesk-französirten Zeichnungen des letztgenannten Künstlers leuchtet noch hie und da das Kinderantlitz der germanischen Gestaltung hervor. Einem deutschen Commentator der Doréschen Bilder, der besser gethan hätte, Perraults Märchen einfach zu übersetzen, war es leider vorbehalten, uns Rothkäppchen, Dornröschen, Aschenputtel 2c. in förmlichen Caricaturen zu reproduciren, die weder Jungen noch Alten — soweit dieselben sich noch gesunden Sinn und Geist bewahrt haben — wohlgefallen können.

Um so wohlthuender ist es, sich von solchen Verirrungen zu reinen und edlen Kunstwerken echt deutschen Geistes, wie sie das Volksmärchen hervorgerufen und wie wir sie heute unsern Lesern vorzuführen anfangen können, zu wenden und uns an ihnen zu erfreuen. Unser Geleitwort dazu soll dem Künstler weder vorgreifen, noch seine Auffassung beleuchten, sondern einfach den Zusammenhang zwischen diesen deutschen Märchengestalten und den Mythusgestalten unserer alten Götter- und Heldenwelt in kurzen Zügen nachweisen.

I. Dornröschen.

In den Tagen, da die germanische Welt sich noch beugte vor Wuotan oder Odin, wie ihn die nordischen Mythen nennen, lebte auf ihrer „stolzbethürmten Burg" Brynhildr oder Brunhild, eine kühne Jungfrau, die stets nur in ihre Brünne (Panzer) gekleidet sich zeigte. Um ihres Heldensinnes wegen nahm Wuotan sie in die Schar der Walküren auf, die auf Wolkenrossen durch die Luft eilend des höchsten Gottes Befehle ausrichten, die die Opfer der Schlachten erwählen und sie gen Walhalla führen. Bald war Brunhild die gewaltigste und kühnste unter den Schlachtjungfrauen.

Sie fuhr unersättlich von Krieg daher zu Krieg
Und Königreiche zitterten, wenn sie das Schlachtroß bestieg.

Eines Tages aber erregte die Verwegene Wuotans Zorn, indem sie wider seinen ausdrücklichen Willen das Schlachtenglück wandte und einen König besiegen half, dem er den Sieg verheißen hatte. Zur Strafe dafür wurde sie ihrer übermenschlichen Würde beraubt und zum Loose der sterblichen Jungfrauen verurtheilt. Sie fügte sich, schwur aber, sich nie einem Manne zu vermählen, der Furcht empfinden könne. Da stieß ihr der erzürnte Gott den Schlafdorn durch den Schleier in das Haupt, daß sie noch in voller Waffenrüstung unter ihrem Schilde in tiefen Schlummer versank. Und mit ihr entschlief alles was Odem hatte auf ihrer Burg, Menschen und Thiere —

Auf dem Steine schläft die Streiterfahrne,
Und lodernd umleckt sie der Linde Feind.

Denn mit einem Walle von nie verlöschenden riesigen Feuerflammen, in eine „Waberlohe" hatte Wuotan sie eingeschlossen.

Hoch ragt die Wunderburg ins Weite,
Von Feuerlohe streng bewacht,
Wie Schlangen ringeln sich im Streite
Das Licht der Glut, des Qualmes Nacht.

Dort mußte sie auf die Stunde ihrer Erlösung harren, denn Wuotan hatte bestimmt: nur wer durch die Glut reite zu ihrem Lager und ihr den Harnisch löse, nur der solle ihr Herr und Gemahl sein. Und lange, lange mußte sie harren, denn ob es schon so mancher Held

versuchte, die kühne That zu vollbringen, keinem gelang es, und viele büßten es mit ihrem Leben.

Da nahet Sigurd, der Drachentödter, der kein anderer denn der später als Held der Nibelungen gefeierte Siegfried, in

Dornröschens Erlösung.

Nach dem Gemälde von Roland Risse.

siegesfreudiger Kraft. Er durchsprengt auf Grani, seinem windschnellen Roß den Flammenwall und dringt in die Schildburg —

Dort liegt in Todesschlaf versunken
Auf Stein ein erzgepanzert Bild;
Behelmt das Haupt, von Zauber trunken,
Ruht auf dem kalten Eisenschild,
Als wär's aus Stein gehauen
Zu eines Grabes Zier.
Der Held tritt ein mit Grauen
Und löst des Helms Visir.

Da sah er, daß es ein Weib war; erzählt das Lied von Sigurdrifa und fährt fort: Die Brünne war fest, als wäre sie aus Fleisch gewachsen. Da ritzte er mit Gram die Brünne durch vom Haupt herab und darnach auch an beiden Armen. Darauf zog er ihr die Brünne ab; aber sie erwachte, richtete sich empor, sah den Sigurd an und sprach:

Was zerschnitt mir die Brünne? Wie brach mir der Schlaf?
Wer befreite mich der falben Bande?

Und als er sich zu erkennen gegeben, nahm sie ein Horn voll Meths, gab ihm Minnetrank und rief:

Heil dir Tag, heil euch Tagessöhnen,
Heil dir Nacht und nährende Erde!
Mit unzornigen Augen schaut auf uns
Und gebt den Sitzenden Sieg!

Oder wie es in moderner Ausführung heißt:

Brynhildis bin ich, die Walküre;
Das Schicksal nennt mich Sigurds Braut;
Daß mich kein andrer Dir entführe,
Ward ich den Flammen anvertraut.
Du bist hindurchgedrungen,
Du thatst, was keiner thut;
Du hast als Preis errungen
Die Maid aus Odins Blut.

In der ernsteren Gestaltung der alten Heldensage aber weissagt sie ihm erst, worauf Sigurd spricht: „Kein weiseres Weib ist zu finden, als Du, und das schwör' ich, daß ich Dich haben will, denn Du bist nach meinem Sinn." Sie antwortete: „Dich will ich, und keinen andern, hätt' ich auch zu wählen unter allen Männern." Und dies befestigten sie unter sich mit Eiden.

So lautet die schlichte und doch gewaltige, nüchtern klingende und doch so tiefsinnige Mär unserer heidnischen Vorfahren, wie sie in der Edda, der Urgroßmutter aller germanischen Ueberlieferungen uns aufbewahrt geblieben, wie sie von Forschern wie Grimm, Lachmann, Simrock uns wissenschaftlich erschlossen, wie sie von Dichtern wie Kinkel, Geibel und vor allem wieder von Simrock künstlerisch dem modernen Verständniß näher geführt worden ist.

Die reisige Schlachtenjungfrau, die kühne Brunhild lebt aber heute noch im Volksmunde; ihr Stahlgewand, ihre übermenschliche, grause Erscheinung ist geschwunden, keine Feuerlohe mehr umgibt sie, aber dafür ist sie um so anmuthiger und lieblicher, und der Dornenwall hat die von der Spindel Gestochene ebenso gut bis zu dem entscheidenden Lebensaugenblick geschützt, als der Flammenwall die vom Schlafdorn Wuotans Getroffene. Denn niemand anders als die Brunhild der Sage ist — das Dornröschen des Märchens. Wer noch eingehender Sage und Märchen vergleicht, wird noch manchen Zug der Aehnlichkeit entdecken — freilich ist aus dem Nibelungenliede bekannt, wie tragisch sich Brunhilds Geschick weiter entfaltet, wie sie, von Siegfried nur zu bald verlassen, Gunthers Weib wird, dann aus Eifersucht und Rache Siegfried tödten läßt und dadurch der Nibelungen Untergang herbeiführt, während in dem Märchen „der Königssohn und das Dornröschen vergnügt bis an ihr Ende lebten."

Eine symbolische Anwendung hat das Märchen von Dornröschen in einem bekannten Gedichte Uhlands gefunden, worin die von der Spindel der „Stubenpoesie" gestochene deutsche Poesie wohl an vierhundert Jahre schläft, bis der Königssohn sie entdeckt —

Da ruhte wohlgeschmücket
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht —

und sie zu neuem Leben erweckt. In den Jubel aller, die „einen Jugendfunken noch hegen in ihrer Brust," dürfen auch wir einstimmen, denn die „goldne Früh," die uns die „deutsche Poesie zurückgeführt," hat auch das alte Märchen, hat uns auch unser Dornröschen aus seinem langen Schlaf wieder zu neuem Leben erweckt.

Robert Koenig.

Drei Wochen im Ottilienkloster.

Ein Reisebild von Ottilie Wildermuth.

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut
So morgen wie heut
In Ewigkeit.
O wie mich erfreut
Waldeinsamkeit.

Das hat mir aus Tiecks lieblichem Waldmärchen frühe schon lockend in die Seele geklungen, und Waldeinsamkeit schwebte meinem jungen Dichten und Trachten allezeit als das Schönste und Begehrenswertheste vor, lockender als Glanz und Leben großer Städte, wünschenswerther selbst als der Zauber gewaltiger Berge und der unermeßlichen See, schon weil mir diese nicht erreichbar schienen.

Nun liegt aber die anmuthige Gegend meiner Jugendheimat im zahmen Gebiet der Felder und Weinberge, und nur je und je hat Waldesdunkel seine heimlichen Schatten geworfen auf die sonnige Flur meiner Kinder- und Jugendtage.

Einmal im Jahre, zur Zeit, wo der Wald ergrünt war und die Erdbeeren reiften, machte der Lehrer uns glücklich mit der Ankündigung: „Heut wollen wir ins Lörle." Das Lörle war ein Laubwäldchen, eine kleine Stunde entfernt; die ganze Schar der Knaben und Mädchen — in unserer Schule war beides noch beisammen — versammelte sich nach Tisch in sonntäglicher Kleidung im Schulhof, und man schaute das alte, rauchige Schulhaus mit heimlichem Triumpf an, daß man diesmal nicht hineinmußte zu Lernen und Stillsitzen, sondern fortziehen durfte, hinaus in den Wald! Den bescheidenen Mundvorrath, wohl auch ein Krüglein Apfelmost, trug man in Körbchen und Tasche mit und wanderte fröhlich durch die grünen Saatfelder, bis die stärksten Jungen im Jubel den Graben übersprangen, der den Wald begrenzte. Buben und Mädchen lagerten sich gesondert, — die „deutschen Buben", unsere Mitschüler betrachteten wir Mädchen stets etwas herabsehend und hatten keine Art von Gemeinschaft mit ihnen. Aber 's ging doch heiter zu, man sammelte Erdbeeren, flocht Kränze von Eichenlaub um die Hüte, und es hatte einen gewissen Reiz, die Lehrer ihrer strengen Würde entkleidet, in rein menschlichem Verhältniß unter uns zu sehen, ihnen Erdbeersträußchen zu bieten, die Hüte zu bekränzen und Waldlieder mit ihnen zu singen:

Zum Wald, zum Wald, da steht mein Sinn
So einzig, ach so einzig hin.

klang gar schön durch die laubigen Hallen und bei dem Schluß:

Im selbstgepflanzten Buchenhain
Soll einst des Jägers Grabmal sein,

haben wir beinahe vor Rührung geweint.

Schöner noch war's in späteren Jugendtagen, wo man etwas höher stieg, auf den Lemberg, eine waldige Höhe, die einen weiten Blick ins schöne Schwabenland bietet. Zu diesen Touren wählte man gern die Zeit der Maiblumen oder die Herbsttage, wo die Studenten in den Ferien waren; auf der Platform wurden ländliche Gelage gehalten und fröhliche Gesellschaftsspiele getrieben, sentimentale Freundinnen oder junge Paare suchten wohl auch schattige Gänge oder lauschige Waldplätzchen; an den ausgezupften Gänseblümchen auf dem Wege war zu ersehen, daß da junge Herzen eine Frage an das Schicksal gestellt hatten; wenn's recht flott ging, zog man singend im Fackelschein heim und bewahrte lange noch getrocknete Maiblumen oder Haideröschen als Andenken vom Lemberg.

Das alles war nun wohl durchweht von einem Hauch der Poesie des Waldes und hat einen erfrischenden Schatten in das staubige Alltagsleben geworfen, aber Waldeinsamkeit, grüne, stille Waldeinsamkeit war es nicht.

Wohl habe ich in späteren Jahren noch einen tieferen Blick in die schönen Wälder unseres lieblichen Vaterlandes werfen dürfen, das geschah aber auf Fußreisen, die an sich die schönsten und genußreichsten sind, besonders früh morgens, wo man frisch hinauszieht in die thauige grüne Welt, gegen Abend aber kann's da geschehen, daß die Genußfähigkeit untergeht im Gefühle der Ermüdung, man kann so schnöde prosaisch werden, daß das Wirthshaus, das Ruhe und Labung verspricht, ein reizenderer Anblick ist, als der herrlichste Wald.

Einmal sollte mir's aber doch zu Theil werden, so recht und ganz im grünen Walde zu leben. Zwar verlangte mich's nicht mehr, als Klausnerin ganz allein in eine moosgedeckte Waldhütte zu ziehen, wie mir das in jungen Jahren so schön erschien; — völlige ununterbrochene Einsamkeit ist nur für sehr traurige oder für sehr junge poesiereiche Herzen, deshalb sind wir zu zweien hinaufgezogen auf die waldige Höhe im Elsaß, darauf von alten Zeiten her das Kloster der heiligen Ottilie steht, als ein tiefes Bedürfniß nach Stille und frischer Bergluft mich ein Ruheplätzchen suchen ließ.

Beinahe meine ganze Kenntniß von diesem schönen Fleck Erde bestand in der Schilderung, die Uhland davon gibt im „Herzog Ernst."

Der geächtete, flüchtige Herzog Ernst fragt den Vater seiner Geliebten, den Grafen Hugo, nach dieser, der schönen Edelgard, und der Graf erzählt:

. . . . bis nun die Botschaft kam,
Daß Du mit Acht belegt und Kirchenbann:
Da bat sie freundlich eines Morgens mich,
Sie zu geleiten zum Ottilienberg —
Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
Das schöne Elsaß weithin überschaut —
Als sie vom Zelter dort gestiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da sprach sie: „Wohlgelegen ist dies Stift:
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."

Dies war alles, was ich wußte vom Ottilienberg — Ste Odile, wie es an Ort und Stelle geschrieben wird — und doch hat es wohl mit dazu beigetragen, mich dorthin zu ziehen; das Kloster St. Odile hält nämlich nicht nur Herberge für fromme Pilger und Wallfahrer, welche die Heilige aufsuchen, sondern auch für solche, die sich gern erfreuen wollen an dem herrlichen Ausblick oben, oder ruhen in Bergluft und grüner Waldesstille; — und so ging's denn auf die Reise.

Ganz ohne Herzweh kann wohl ein Deutscher nie das blühende Elsaß durchziehen und „Straßburg, die wunderschöne Stadt," mit dem unverwelklichen Schmuck ihres Münsters, die Stadt, die in so vielen deutschen Liedern und Bildern lebt, und die noch allenthalben den Stempel deutschen Ursprungs, deutschen Wesens trägt! aber — „'s hilft doch nichts mehr!" ist ein trauriger Trost für allerlei Klagen unserer Tage, und wem der goldene Frieden über alles gilt, der ist still, er freut sich, daß Sprache und Gemüthsart, Kunst und Dichtung, daß herzliches Verstehen und treue Freundschaft zwischen uns und dem Elsaß Bande knüpfen, die am Ende fester halten, als die politischen, und er begnügt sich, das losgerissene Stück Vaterland mit warmen, befreundeten Blicken zu betrachten.

Der **Ottilienberg**, 2500 Fuß über der Meeresfläche, ist ein Vorläufer der Vogesen, fast bis zum Gipfel mit prächtigem Tannenwald bewachsen; auf den Felsen, die jetzt das Kloster tragen, stand in uralten Zeiten schon die Veste Hohenburg; jetzt schauen die Klostergebäude aus dem Strauß dichtbelaubter Linden, die es rings umgeben mit ihren Kirchen- und Kapellenthürmchen, ein friedlicher Gegensatz zu den gebrochenen Thürmen und Zinnen der alten Schlösser, die allenthalben auf niedrigeren Höhen aus dem Walde ragen.

Bis Ottrott (Ottenrott) waren wir mit Eisenbahn und Wagen gekommen; den Berg hinauf, etwa noch $1^1/_2$ Stunden, geleitete uns ein „Sohn aus dem Volke", ein naseweiser, frecher, kleiner Bursche, der uns auf alle Weise höhern Lohn als den bedungenen abzudringen suchte und uns fortwährend bange machte, wie weit's noch sei auf den Bari (Berg), und wie's Wolfen und wilde Sauen da gebe, — doch ermüdeten wir ihn zuletzt durch unsere Gelassenheit und ruhiges Vorwärtsschreiten, so daß er am Ende verwundert sagte: „I hätt net glaubet, daß d'Ihr's so aushaltet."

Der Wald ist allenthalben schön, aber wir nahmen uns jetzt nicht viel Zeit, seine Schönheit zu bewundern; wir waren froh, als wir über die rauschenden Waldwipfel das Klosterglöcklein läuten hörten und als wir endlich, schon im Abenddunkel vor der Klosterpforte standen, wo madame la supérieure, die „Frau Mutter", der wir unsere Ankunft zuvor gemeldet hatten, uns freundlich empfing und treulich mit Speise und Trank versorgte. Zwar war das Abendessen längst vorüber, und wir waren so ungeschickt, ein Stückchen Fleisch zu verlangen, obgleich es Fasttag war. Die Frau Mutter nahm's aber nicht übel und fügte den weichen Eiern, auf die wir unsere Forderung ermäßigten, unverlangt noch ein „süßes Plättle" bei, ehe sie uns in unser Zimmer geleitete, das reinlich und behaglich eine willkommene Ruhestätte bot. Die Welt drunten lag in Nacht und Nebel, der Vollmond aber stand hoch am Himmel und spiegelte sich im Rhein, der wie ein Silberband die Grenze einfaßt.

Ein wunderbarer Ausblick, als wir in der nächsten Frühe beim Klang der Morgenglocken vom Thale drunten erwachten und nun nach erquicklicher Nachtruhe hinausschauten in die Ferne, hinunter in die Tiefe. Zur Rechten zieht sich die **Bloß**, ein waldbewachsener, langgestreckter Bergrücken, der mit dem Ottilienberg zusammenhängt; gerade unter uns, tief unter den Felsen des Klosters, unter den dunklen Tannen, liegt im lieblichsten hellgrünen Thal die ehemalige Abtei Niedermünster; — bald weicht der Nebelvorhang drunten, und Dörfer und Städte, Gärten und Felder des reich bevölkerten, blühenden Landes dehnen sich unabsehbar vor unseren Blicken, bis zum Münster von Straßburg, dem verlorenen; nach der anderen Seite sind's die vaterländischen Schwarzwaldberge, die in nebeligen Umrissen den Horizont begrenzen.

Ich habe mich nie damit plagen können, an schönen Aussichtspunkten den Namen jeder einzelnen Kirchthurmspitze, jedes fernen Mäuerleins auszufinden, das man erblickt. So schaute ich denn, ohne alles geographische Interesse, mit Freuden auf das sonnige Bild und sandte einen „guten Morgen!" hinaus in all die Häuser und Hütten, aus denen ein leichter Rauch zu uns emporstieg; war auch nicht böse, als die Glocke von unten zum Frühstück rief.

Es war ein ganz gemüthliches Frühstück in dem hintern Refektorium zu ebner Erde, wo sich die wenigen Gäste sammelten, die derzeit das Kloster beherbergte. Der Wunsch nach völliger Einsamkeit hatte mich hergeführt, und doch hatten wir unserem guten Geschick zu danken, das uns liebenswürdige Gefährtinnen oben finden ließ, die, landes- und ortskundig, uns allmählich mit den Wundern der Gegend bekannt machten; mit denen wir, nach den Stunden der Waldeinsamkeit, die man sich gegenseitig unverkümmert ließ, unsere Entdeckungen austauschen konnten.

Das Kloster hat gar vielen Wechsel erlebt, seit der grimme Herzog Adalrich, der zuerst sein blindes Töchterlein verstoßen, ihr, die in der heiligen Taufe wunderbar das Gesicht wieder erlangt, später das Schloß Hohenburg übergab, um daselbst ein Asyl für heilige Frauen zu gründen. Krieg und Brand haben es mehrfach zerstört, bei der großen Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Kloster aufgehoben, die Einkünfte eingezogen, die Nonnen vertrieben und die Gebäude und Güter als Privateigenthum verkauft.

Erst seit dem Jahr 1853 ist das Kloster als Eigenthum des Bisthums zu Straßburg angekauft, Kirche, Klostergebäude und die Kapellen in würdiger und passender Weise hergestellt, und vierzehn Klosterfrauen haben darin ihre Heimat gefunden.

Sehr dankenswerth ist, daß nun auch Raum für Fremde in dem Kloster gemacht und eine so schöne Stätte so vielen geöffnet ist. Wie ein Gasthof ist es darum doch nicht; an der Einrichtung, der Stundeneintheilung des Klosters wird festgehalten, und jeder wird sich dieser gerne fügen, auch wer die Andachtsübungen der guten Schwestern nicht in ihrer Weise theilt. Es gibt solch feste Ordnung ein Gefühl von Häuslichkeit und man kehrt mit heimatlichem Behagen durch das enge Pförtlein und das Blumengärtchen in die hellen, reinlichen Räume zurück, die so gar nichts von der traditionellen Düsterkeit der Klostermauern an sich haben.

Das Bild der **heiligen Ottilia**, der Schutzpatronin des Elsaß, läßt sich, wie all diese Gestalten, nicht mehr in historischer Treue lösen aus dem Nebelduft, den frommen Sage um sie gewoben, sie erscheint nicht sowohl als eine schmerzvoll entsagende, sondern als eine jener liebes- und glaubensstarken Frauengestalten, wie sie auch aus wilden und stürmischen Zeiten immer hervorgegangen sind: duftende Heilkräuter, die sprossen aus hartem Gestein, um die Wunden zu heilen, die rauhe Männerhände geschlagen.

Ich gebe ihre Legende, wie ich sie als Kind schon gelesen; nach den Bildern in der Kapelle hat sie hier im Elsaß noch manchen Zuwachs bekommen.

„Ottilia war das Töchterlein Herzog Adalrichs und seiner Gemahlin, der frommen Bereswinde. Das Kindlein war blind geboren und der Herzog darüber so ergrimmt, daß er es wollte tödten lassen. Die Mutter flüchtete es und ließ es taufen von einem frommen Bischof, durch ein Wunder wurde es während der Taufe sehend, der grimme Vater wollte es aber doch nicht mehr aufnehmen und das Kind wurde fern in einem Kloster erzogen. Später, als Ottilia in Schönheit aufgeblüht war, fand sich ein ritterlicher Freier, dem sie der Vater, der sie heimgerufen, vermählen wollte; der Sinn der Jungfrau aber stand auf einem stillen, heiligen Leben, und sie floh vor dem wilden Freier bis auf einen Berg in der Gegend von Freiburg, der noch ihren Namen trägt. Sie lebte dort in einem Kloster in stiller Demuth und frommer Pflege der Armen und Kranken. Einmal geschah es, daß der Herzog des Weges kam und der Jungfrau begegnete in den Höfen des Klosters, da überwand er seinen harten Sinn und fragte: „Tochter, was beginnst Du?" — „Herr," antwortete sie milde, „ich trage ein weniges Habermehl hin, einem Armen ein Müslein zu kochen." Da schmolz dem Vater das Herz

und er redete: „Vergiß nun, liebe Tochter, daß Du bisher ein armseliges Leben geführt hast; es soll nun alles besser werden.“ Darauf schenkte er ihr das Schloß zu Hohenburg, wo er nun ein Kloster erbauen ließ, darauf er sie einziehen hieß mit ihren Frauen, und bat sie beweglich, für seine Sünden zu beten. Bald nach dieser Zeit starb er.

„Ottilia fürchtete, daß ihr Vater möge in seinen Sünden dahingenommen sein, sie betete daher inniglich für ihn mit vielem Weinen, und zeigt man in der Kapelle der Thränen noch die Löcher, die sie mit ihren Thränen in den harten Stein gehöhlt. Als sie nun einstmals weilte in der kleinen Kapelle, die noch im hinteren Klostergärtlein steht, da ging es in ihrem Innern auf wie ein leuchtender Stern, vor ihr aber stand ein Engel, der sagte ihr: „Ottilia, Dein Vater ist bei Gott in Hulden.“ Da jauchzte ihr Herz, und wie sie bisher der Armen und Kranken gepflegt, um ihren Kummer zu zerstreuen, so that sie es nun aus Freuden, Gott zu Danke.

„Ottilia hatte hundertunddreißig Nonnen in ihrem Stift, die sie alle mit leiblicher Nahrung und Unterricht besorgte; ihre Speise war Gerstenbrot, ihr Bett eine Bärenhaut und ihr Hauptkissen ein Stein. Nun nahm sie aber wahr, daß mancher Bedrängte Schwäche und Alters halber nicht auf Hohenburg zu klimmen vermochte, sie baute deshalb an des Berges Fuß eine Kirche zu St. Martins Ehre, daneben ein Haus für Siechhafte und Alte und ein Kloster für einen Theil der Nonnen, Niedermünster genannt. Da wandelte sie gar oftmals auf und ab; in einem Felsen am Berge zeigt man noch die Oeffnung, darin sie sich mit ihrem Arme gestützt, um auszuruhen. Ottilienberg ist (wie überhaupt die Vogesen) sehr arm an Wasser; eine Viertelstunde abwärts von dem Kloster fand Ottilia einstmals einen verschmachtenden Pilger, der nicht mehr im Stande war, sich bis zum Kloster zu schleppen, wo im Hofe Cisternenbrunnen sind; auf das Gebet der frommen Aebtissin aber sprang aus dem harten Fels ein klarer Born, davon der Sterbende erquickt und neu belebt wurde, und der noch bis zum heutigen Tag gar viele müde Pilger gelabt hat, der auch kranken und erblindenden Augen zur Heilung dient, so damit gewaschen werden.

„Während aber das neue Kloster gebaut wurde und die Zahl derer, so Hilfe suchten, sich täglich mehrte, gerieth die fromme Frau in große Sorge, ob sie auch würde Kraft haben, so vieles zu vollenden. Da trat ein fremder Mann zu ihr, gab ihr drei Lindenzweige in die Hand und sprach: „Die pflanze Du an der Pforte Deines Klosters, daß wer eingehet, von ihren Zweigen beschattet sei, so wird all Dein Beginnen gedeihen.“ Die heilige Frau ließ für jeden eine Grube machen und pflanzte sie ein, den ersten im Namen der Liebe, den zweiten des Glaubens, den dritten der Hoffnung. Und die drei Bäume stehen noch heutiges Tages, sowie die Linde, die Ottilia im Thale zu Niedermünster bei ihrer Kirche gepflanzt.

„Wie der Bau vollendet war, versammelte Ottilia ihre Klosterfrauen und befragte sie, ob sie wollten ein offenes Kloster haben, oder bei der strengen Regel des alten Hohenburg verharren? Sie meinten aber, das solle die Jungfrau bestimmen. Diese sprach darauf: „Mir ist wohl bekannt, daß Ihr eines strengen Lebens gewohnt seid und Gotteskraft in Euch habt, in einem solchen zu beharren, allein unsere Nachfolgerinnen möchten diese Strengigkeit nicht erleiden und ihnen zum Fluch werden, was uns zum Segen dient, darum mache ich das Gebot, daß wir sollen die offne Regel befolgen.“ Das waren die Frauen zufrieden.

„Als nach gar vielen mildthätigem Wirken Ottilia ihr Ende herbeinahen fühlte, versammelte sie ihre Frauen, segnete sie freudig zum Abschied und gebot ihnen, in den Chor zu gehen und den Psalter zu singen, wie die Hora gebot. Unter den Klängen des Psalters aber floh Ottilias Seele zur ewigen Freude, und da die Frauen herüberkamen, fanden sie ihre liebe Mutter todt.“

Also die Legende von der heiligen Ottilia. **(Schluß folgt.)**

Am Familientische.

Ob Friedrich der Große geraucht hat?*)

Der große König war ein entschiedener Feind des Rauchens — des Rauchtabacks überhaupt. Auf ganz besonderen Befehl seines Vaters mußte er als junger Mann das bekannte Tabackscollegium besuchen und hier allerdings hin und wieder eine Pfeife in die Hand nehmen — aber geraucht hat er da auch nicht. Auf einigen Bildern, welche das Tabackscollegium und dessen Gesellschaft darstellen, finden sich Friedrich und sein Bruder Prinz Heinrich mit Tabackspfeifen in den Händen dargestellt. Die Prinzen sind in voller Uniform, man sieht sie aber keinen Dampf ausstoßen; was eigentlich zur Uniform gehörte, wenn sie sich im Tabackscollegium zeigten, war aber eben — rauchen oder vielmehr qualmen. Indessen gab es schon verschiedene Personen, welche sich weder an die Vorwürfe, noch an die Spöttereien Friedrich Wilhelms I kehrten, nicht nur der Kronprinz, sondern auch der alte Dessauer rauchte ebenfalls nicht, er nahm indessen, um den König bei guter Laune zu erhalten, scheinbar die Pfeife zwischen seine Lippen und war ein „kalter Raucher“. Der österreichische Gesandte Seckendorf machte mit der Oberlippe stets ein Manöver, welches genau dem Ausdrucke des Wohlgefallens glich, den Raucher von Profession ihrem Munde verleihen, wenn das edle Kraut recht schmackhaft ist. Das nahm der König ihm sehr hoch auf.

Als Friedrich der Große auf den Thron gekommen war, ehrte er bekanntlich sehr hoch die trefflichen Seiten seines Vaters — Friedrich Wilhelm I hatte auch gewiß viele treffliche Eigenschaften — aber die Erinnerungen an das halbbarbarische Zusammensein im Tabackscollegium erfüllten ihn selbst noch in gereiftem Alter mit Grausen, und diese Erinnerung besonders ließ ihn den Taback wahrhaft verabscheuen. Es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß er sich das allzustarke Schnupfen angewöhnt hat, um die abscheulichen Dünste des Rauchtabackes nicht fortwährend riechen zu müssen, welche die Soldaten während der langen Märsche aus ihren kurzen Pfeifen qualmen ließen. Der König bewegte sich fortwährend unter seinen Leuten, wenn der Marsch angetreten worden war, und es ist gewiß, daß er seit den Feldzügen ein so überaus starker und leidenschaftlicher Schnupfer wurde. Er hatte stets zwei große Dosen voll Schnupftabak bei sich, und auf jedem seiner Tische standen gefüllte Dosen.

In seiner Hinterlassenschaft fanden sich 130 Stück, jede dieser Dosen hatte einen bedeutenden materiellen Werth, doch es findet sich in dem ganzen Inventar des Königs, welches ungemein reichhaltig war und aus sehr vielen werthvollen Stücken, aber ebenso vielen Kleinigkeiten — geschnittnen Muscheln, kleinen Drechslerarbeiten ꝛc. — bestand, kein einziger Gegenstand, der sich mit der Liebhaberei des Rauchens in Verbindung bringen ließe. Der große Geschmack, den der König am Schnupfen fand, beeinträchtigte auch die Reinlichkeit seines Körpers. Auf seinem Gesicht, seiner Weste und Wäsche waren die Spuren des Schnupfens stets reichlich zu sehen. Eine originelle Anecdote darüber mag hier Platz finden.

Bei der Zusammenkunft mit Joseph II, welche im August 1770 zu Mährisch-Neustadt erfolgte, trug Friedrich und alle, die ihn begleiteten, aus Artigkeit österreichische Uniformen, welche bekanntlich sehr blendend waren. Der Kaiser kam dem Könige auf dem Marktplatze entgegen — beide umarmten sich. Der König ließ aber sein Schnupfen auch in diesem feierlichen Momente nicht. Es wurden später Manöver ausgeführt, denen Friedrich wieder in der weißen österreichischen Uniform beiwohnte. Als er bemerkte, wie Joseph das leidenschaftliche Tabacksschnupfen beobachtete, sagte er selbst lachend: „Ich bin nicht sauber genug für Sie, meine Herren — und gar nicht würdig, Ihre Farben zu tragen.“

Der König pflegte als Geschenke sehr gern Dosen zu vertheilen, sie trugen gewöhnlich die Inschrift: L' Amitié augmente le prix“, aber es findet sich kein Beispiel, daß er seinen Freunden irgend eine Utensilie für das Pfeifenspinde oder das Rauchstübchen geschenkt hätte. Eine einzige Stelle ist dem Schreiber dieses bekannt, wo eine Tabackspfeife in nähere Berührung mit Friedrich gebracht wird. In der nach Befehl Friedrich Wilhelms I sehr genauen Berechnung der Ausgaben des Kronprinzen findet sich bei einer Rechnung, die Finckenstein und Kalkstein nach dem Besuche Friedrichs in Wusterhausen einreichten, folgender Betrag vor: „Vor die Pfeife zurecht machen . . . 4 Groschen.“ Da diese Rechnung aber zu einer Zeit aufgestellt wurde, wo der Kronprinz sein achtes Lebensjahr zurückgelegt hatte, kann er selbst wohl nicht füglich der Benutzer jener „zurechtgemachten“ Pfeife gewesen sein. G. H.

*) So lautet die kürzlich an uns gerichtete Frage mehrerer Leser aus der Schweiz. Hier die Antwort aus competenter Feder. D. R.

Berichtigung.

Durch ein Versehen ist in Nr. 35 das Bild: „Heimkehr vor dem Gewitter“ eine Originalzeichnung von K. Raupp genannt worden; es ist dasselbe aber von Wilh. Hahn gezeichnet. D. R.

Inhalt: Die Kriegskasse. Charakterbild von G. Jahn. — Das Bratwurstglöckle in Nürnberg. Von Meta Wellmer. Mit Illustr. von C. Oehme. — Die Zukunft der Erde. Von Dr. Friedr. Pfaff. — Die Ueberlandpost nach Ostindien. (Schluß.) Von Dr. Wilh. Hamm. — Deutsche Märchengestalten. I. Von Robert Koenig. Zu dem Bilde von Roland Risse. — Drei Wochen im Ottilienkloster. Ein Reisebild von Ottilie Wildermuth. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in **Bielefeld**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Berlin**. — Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Juni 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 37.**

Die Kriegskasse.

Ein Charakterbild aus der Zeit der Befreiungskriege von **Gustav Jahn.**

(Fortsetzung.)

Besonders auf Alfreds Betrieb war im Familienrathe beschlossen worden, die Reise nach Böhmen schon im Frühjahre zur Ausführung zu bringen und so einzurichten, daß man spätestens zum 12. April an Ort und Stelle sein könne, da nach der Berechnung des jungen Gelehrten die Sonne an diesem Tage denselben Standpunkt am Himmel einnehme, als am 30. August. Charles hatte zwar eingewendet, daß um diese Zeit die Bäume noch nicht belaubt seien, durch welchen Umstand ein unbemerktes Entkommen aus der Gegend größere Schwierigkeiten verursache, aber der Wunsch, möglichst bald in den Besitz der ersehnten Reichthümer zu kommen, war auch bei ihm so lebhaft, daß er nachgab, zumal auch sein körperliches Befinden sich in den letzten Wochen so auffallend gebessert hatte, daß er hoffen konnte, bis Mitte März so weit gekräftigt zu sein, um sich aufs neue den Anstrengungen der weiten Reise auszusetzen. Schon schritt man ernstlich an die Zurüstungen zu dem großen Unternehmen, als in den ersten Tagen des März die Nachricht gleich einem electrischen Schlage ganz Frankreich durchzuckte, der Kaiser sei von Elba zurückgekehrt und eile in Gewaltmärschen auf Paris los. An eine Reise nach Deutschland war unter solchen Umständen nicht mehr zu denken, da man sich sagen mußte, daß auch dort alles in Aufregung gerathen sein und man ein scharfes Auge auf französische Gäste halten werde. Auch hätte sich Alfred, der gleich bei der ersten Kunde hoch aufjubelte, jetzt nicht mehr zum Mitgehen bewegen lassen. Er ließ sich vielmehr nicht zurückhalten, sofort unter die Fahnen des Kaisers zu eilen, und schwärmte bereits von neuen Auszeichnungen, die er dem väterlichen Namen auf dem Felde der Ehre zu erwerben hoffte.

Vor seinem Abgange zur Armee wäre es im Hause der Mutter fast noch zu einer heftigen Scene gekommen. Der einzige Grund nämlich, mit welchem Alfred sein Gewissen über die beabsichtigte Aneignung der Kriegskasse beschwichtigt hatte, war ihm jetzt unter den Füßen fortgenommen, und der junge Edelmann behauptete den übrigen Gliedern der Familie gegenüber allen Ernstes, es sei nunmehr ihre Pflicht, die Kasse, nachdem sie in den Besitz derselben gelangt, wieder in die Hände ihres rechtmäßigen Besitzers, des Kaisers, zurückzugeben. Aber so sehr hatte die Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft das Urtheil der Mutter und der Töchter bereits bestochen, daß Charles, der auf solche phantastische Ansichten nicht eingehen wollte, an den Frauen einen erwünschten Rückhalt fand. So hatte er denn ein leichteres Spiel, als er dem jungen Enthusiasten zu bedenken gab, daß die eine Hälfte des Schatzes ganz außer seine Erwägungen falle, da er allein über dieselbe zu verfügen habe, und daß auch die andere nach dem Willen seines verstorbenen Vaters, der sie trotz seiner strengen Ansichten für rechtlich erworbene Kriegsbeute erklärt habe, zunächst nicht ihm, sondern seiner Mutter zukomme. Dagegen konnte Alfred nichts einwenden, und da die ganze Angelegenheit überhaupt vor der Hand nicht weiter betrieben werden konnte, so beschloß er, für jetzt zu schweigen.

Charles spürte keine Neigung, das Kriegsglück noch einmal zu versuchen, und auch Frau von F. meinte, es hinge von seiner Person, als des einzigen Menschen, der im Besitze des Schlüssels zu ihrem wichtigen Geheimnisse sei, zu viel ab, als daß er sein Leben ohne Noth auf das Spiel setzen dürfe. So machte er denn von dem Rechte Gebrauch, welches ihm sein noch immer leidend zu nennender Zustand gab, und blieb in dem Hause, welches ihm bisher gastliche Aufnahme gewährt, um seine Gesundheit, wie alle Welt glauben mußte, erst noch weiter zu kräftigen, ehe er sich neuen Kriegsstrapazen aussetzte.

In seinem Herzen bewegte Charles um diese Zeit neue Pläne. Ueber seinen Antheil an der Kriegskasse, dessen Bestimmung ihm früher so viel Sorgen gemacht hatte, war er im Klaren und hatte seither Muße genug gehabt, sich in die Stellung eines durch Kriegsglück reich gewordenen Mannes hineinzuleben. Aber in welcher Weise sollte sich seine Zukunft gestalten? An ihrem jetzigen Wohnorte, darüber war er mit seinen Freunden in vertraulichen Gesprächen längst einig geworden, konnten weder er noch Frau von F. mit ihrer Familie wohnen bleiben. Die plötzliche Veränderung ihrer Vermögensverhältnisse würde ein zu großes Aufsehen erregt haben. Man wollte nach einer entfernten Provinz übersiedeln, ja so lange die Bourbonen am Ruder waren, hatte man sogar die Absicht, ganz aus

Frankreich auszuwandern. Da erschien es denn Charles von Wichtigkeit, in seinem künftigen Wohnorte nicht erst als Emporkömmling des Glücks aufzutreten, sondern sich womöglich gleich als Mann von Stande in die Gesellschaft einzuführen. Das konnte er am leichtesten erreichen, wenn es ihm gelang, sich der Familie der Frau von F. dauernd anzuschließen. Das bisherige enge Zusammenleben mit derselben, die Stellung eines Hausfreundes, welche man ihm von Anfang an eingeräumt, die großen Einschränkungen, welche beide Töchter sich aufzulegen gezwungen waren, verbunden mit der Ueberzeugung, daß er dazu berufen sei, sie aus ihren beschränkten Verhältnissen in eine bessere Lage zu erheben — alles dies hatte zusammengewirkt, Wünsche in ihm rege zu machen, an deren Erfüllung er unter anderen Umständen niemals gedacht haben würde. Die älteste Tochter Lucie stand in ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, während er selbst die Mitte der Dreißiger kaum erst überschritten hatte. Dies lebhafte, liebenswürdige und dabei in die ärmlichen Verhältnisse des Hauses sich mit Resignation schickende Fräulein war ihm seit seinem Eintritt in das Haus mit unbefangener Freundlichkeit begegnet, und er fing an, sie mit dem stillen Verlangen anzusehen, einst an der Seite einer solchen Lebensgefährtin als gemachter Mann in der Welt auftreten zu können. Und während der Gedanke, die Tochter seines ehemaligen Herrn seine Gattin nennen zu können, seiner Eitelkeit schmeichelte, redete er sich zugleich ein, daß durch einen solchen Schritt der ganze Schatz in den Besitz der Kinder des Obersten gelange, ein Ausweg, der ganz dazu geeignet sei, in seiner Erinnerung das Andenken an den Obersten mit seiner Handlungsweise vollkommen auszusöhnen.

Nachdem er den Plan lange und reiflich genug bei sich erwogen, entdeckte er sich der Mutter. Er that es in sehr vorsichtiger Weise und mit aller schuldigen Ehrerbietung gegen Frau von F. Um jeder Mißdeutung von vornherein zu begegnen, erklärte er, es verstehe sich dabei von selbst, daß er auf eine Verlobung so lange verzichte, bis er die eine Hälfte ihres gemeinsamen Besitzes an Alfred ausgeantwortet habe und mit der anderen als Werber auftreten könne, der dem Fräulein eine standesmäßige Zukunft zu bieten in der Lage sei. Dann erinnerte er in zarter Weise an die letzten Worte des sterbenden Obersten, in welchem ihm derselbe Sohnesrechte eingeräumt habe und die sich, was er bisher aus begreiflichen Gründen nicht habe aussprechen mögen, wenn er sich die ganze Lage und die eigenthümliche Betonung der Worte zurückrufe, kaum anders deuten ließen, als daß der Sterbende den Wunsch habe zu erkennen geben wollen, in ihm, dem Leidensgefährten, auch den künftigen Beschützer seiner verlassenen Familie zu erblicken. Es liege ihm dabei fern, irgend einen Zwang auf die freie Entschließung von Mutter und Tochter ausüben zu wollen, und er müsse dringend bitten, Fräulein Lucie noch den Wunsch ihres sterbenden Vaters zu verschweigen. Er würde die ganze, für ihn so hochwichtige Angelegenheit überhaupt jetzt noch gar nicht zur Sprache gebracht haben, wenn er nicht für den Fall, daß Fräulein Lucie seine Hand ablehne, fest entschlossen sei, gar nicht wieder in den Kreis der ihm so theuren Familie zurückzukehren, sondern nach erfolgter Auseinandersetzung mit Alfred sich gleich von Deutschland aus nach Amerika einzuschiffen. Unter diesen Umständen werde Frau von F. seinen Wunsch gerechtfertigt finden, noch vor der wichtigen Reise nach Böhmen Gewißheit darüber zu erhalten, wie sie sowohl als ihre Tochter seine einstige Werbung aufnehmen würden.

Frau von F. erschrak anfangs über die unerwartete Eröffnung, denn der Gedanke, in dem ehemaligen Diener den künftigen Eidam bei sich aufgenommen zu haben, war allerdings noch nicht in ihr aufgestiegen. Aber sie war eine Dame von ruhigem Sinn und klarem Verstande, die sich bald in die Verhältnisse zu finden und dieselben zu überschauen vermochte. Schon während Charles Auseinandersetzungen trat ihr die Erwägung nahe, daß in ihrer gegenwärtigen Lage ein Freier mit so ansehnlichem Vermögen doch nicht so ohne weiteres zurückzuweisen sein möchte; sie bedachte ferner, wie viel sie diesem Manne bereits schulde und wie in seinen Händen ohnedies die künftige Gestaltung des Lebens ihrer Kinder ruhe, und als dann noch die so zurückhaltend vorgebrachte Erinnerung an den Wunsch ihres sterbenden Gemahls dazu kam, da war das Herz der Mutter innerlich bereits entschieden. Sie bat sich Bedenkzeit aus, besonders um in einer so wichtigen Sache nicht ohne Zuziehung ihres Sohnes, der jetzt das Haupt der Familie sei und den Namen des Vaters trage, zu beschließen — versicherte, daß sie selbst der Werbung in keiner Weise entgegentreten werde, und versprach, in der Zwischenzeit das Herz ihrer Tochter zu sondiren und Charles mitzutheilen, ob er sich Hoffnung auf deren Hand machen könne oder nicht.

Charles hatte wirklich Glück und verstand zugleich, günstige Umstände geschickt zu benutzen. Etliche Wochen früher möchte die Antwort Alfreds, bei den leidenschaftlichen Hoffnungen, die derselbe auf das Wiedererscheinen des Kaisers gesetzt hatte, und bei dessen Ansichten über das Eigenthumsrecht der Kasse, kaum zu seinen Gunsten ausgefallen sein. Jetzt waren alle die goldenen Luftschlösser, welche er sich erbaut hatte, bereits wieder in nichts zerfallen. Wie ein feuriges Meteor war Napoleon noch einmal in langem Bogen über die französische Erde gezogen, um fast eben so schnell wieder zu verschwinden. Mit ihm versanken alle Hoffnungen seiner Anhänger, wie es schien, für immer. Die Schlacht bei Belle Alliance war geschlagen, die französische Armee vernichtet, Paris zum zweiten Male eingenommen, der Kaiser der Gefangene seiner unversöhnlichsten Feinde. Völlig geknickt kehrte Alfred nach kaum dreimonatlicher Abwesenheit zu den Seinigen zurück. Sein Truppentheil war wieder aufgelöst worden, noch ehe er den Feind gesehen. Jetzt waren seine Aussichten in Frankreich trüber als je, und mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens warf er sich nun wieder auf die ihm durch Charles eröffnete Aussicht, für seine Familie eine glücklichere Lage herbeiführen zu helfen. Alle Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihres Vorhabens waren jetzt völlig bei ihm verschwunden.

In solcher Stimmung machte ihm die Mutter Mittheilung von Charles Antrage. Er war bald mit sich im Klaren. In Frankreich wollte er ohnedies nicht bleiben, war vielmehr fest zur Auswanderung nach Amerika entschlossen; da konnte ihm ein Antrag, der die Person und das Vermögen Charles an seine Familie knüpfte, nur willkommen sein. Aber gegen eins lehnte sich der Edelmann in ihm auf — er wollte sich nicht von Charles an Edelmuth übertreffen lassen. Wenn ihr Unternehmen mißlänge, so seien sie alle Bettler — er verlangte daher, daß Lucie ihre Entscheidung nicht bedingungsweise, sondern für alle Fälle geben solle. Die Mutter mußte dem beistimmen, und noch an dem Tage der Rückkehr Alfreds willigte Lucie ein, Charles ihre Hand zu reichen, und die Verlobung wurde in der Stille des Familienkreises gefeiert.

So stand nun Charles auf dem Gipfel seiner Hoffnungen künftigen Glücks, und die Verwirklichung derselben rückte mit schnellen Schritten heran. Die Wogen des Krieges hatten sich so schnell wieder beruhigt, als sie hoch emporgestiegen waren. Mit den siegreichen Monarchen war auch der Bourbonenkönig in Paris wieder eingezogen, und bereits am 6. August war Napoleon an Bord des englischen Kriegsschiffes „Northumberland“ gebracht, das ihn nach dem einsamen Felseneiland mitten im atlantischen Ocean überführen sollte. Eine Reise nach Deutschland erschien jetzt völlig unbedenklich, und man konnte sie so einrichten, daß die Ausgrabung der Kasse gerade am zweiten Jahrestage der Schlacht von Culm stattfand. Es wurde beschlossen, daß während der Abwesenheit von Charles und Alfred auch Frau von F. mit ihren Töchtern alles zu ihrer Abreise vorbereiten sollte. Sobald jene sich in den Besitz des Schatzes gesetzt und die österreichische Grenze wieder erreicht hatten, wollte Alfred seiner Mutter schleunigst Nachricht zugehen lassen, und diese sollte sich dann mit den Töchtern sofort auf den Weg machen. In Straßburg wollte man zusammentreffen, da sollte die Hochzeit gefeiert und von dort aus die Weiterreise nach Amerika angetreten werden. Zur Bestreitung der Reisekosten gab Frau von F. ein Brillantcollier, das Brautgeschenk ihres Gemahls, von dem sie sich bis zuletzt nicht hatte trennen können, mit blutendem Herzen zwar, doch unter Thränen lächelnd her. So traten, von den heißen Segenswünschen der Zurückbleibenden begleitet, Alfred und Charles zu Anfang August 1815 ihre wichtige und keineswegs gefahrlose Reise an.

Ohne Unfall erreichten die beiden Reisenden gegen Ende des Monats den in der Nähe Culms gelegenen bekannten böhmischen Badeort Teplitz. Sie hatten zwar Fahrgelegenheit benutzt, aber damals nahm doch eine solche Entfernung, wenn man nicht Extrapost anwenden konnte, ein ganz anderes Zeitmaß in Anspruch als heutzutage. Ihre Erscheinung konnte in Teplitz so wenig etwas Auffälliges haben, als der Umstand, daß sie fast täglich das Schlachtfeld von Culm besichtigten. Wer konnte wissen, welche Erinnerungen sie an diese Stätte knüpften, welchen theuren Todten sie zu beweinen

hatten, der unter den tausenden der Opfer jenes blutigen Tages seine letzte Ruhestätte in den dortigen Massengräbern gefunden hatte! Der vielbesuchte Badeort war für ihre Zwecke die geeignetste Stätte, die sie hätten wünschen können, denn ganz unbemerkt konnten sie die nöthigen Vorbereitungen für ihr Unternehmen treffen.

Charles hatte sich bald genug auf dem Schlachtfelde orientirt und die kleine Schlucht aufgefunden, in welche er vor zwei Jahren seinem Herrn gefolgt war, als dieser seine kostbare Bürde zu bergen trachtete. Auch die Brücke war bald erreicht, und wir mögen uns denken, mit welchen Gefühlen die beiden Wanderer dieselbe betraten und vor dem Standbild des heiligen Nepomuk stehen blieben. Plötzlich schrak Charles zusammen, denn er bemerkte, daß demselben ein neuer Kopf aufgesetzt war. Er ahnte alsbald den Zusammenhang, und von einem alten Holzhauer, den sie in der Nähe trafen, brachte er auch richtig heraus, die That müsse wohl von herumstreifenden Kosacken verübt sein, denn vor zwei Jahren, bald nach der Schlacht, habe man den in Stücken zerschlagenen Kopf des Heiligen auf der Brücke gefunden. Charles wußte besser, wer den Frevel begangen habe und dankte Gott im Stillen, daß sein Herr damals nicht den Valentin mit zur Begleitung genommen. In der Schlucht selbst hatte sich manches verändert. Unter dem Holzbestande am Saume der Waldwiese hatte die Axt tüchtig aufgeräumt, auch der Baum, unter dessen Laubdach er vor zwei Jahren mit seinem Herrn gestanden und an den der Schatten des heiligen Nepomuk von der Brücke herüber fast heranreichte, war gefallen. Wie gut, daß sein Herr damals ein so sicheres und untrügliches Zeichen gewählt hatte, denn das Standbild selbst war nicht von seinem Platze verrückt, und das neue Haupt konnte im Verhältniß zu dem stehengebliebenen Rumpfe nicht höher sein, als das alte gewesen war.

Die Ausgrabung sollte, um ganz sicher zu gehen, am Jahrestage der Schlacht selbst stattfinden, und die Zeit bis dahin wurde von Charles und Alfred noch soviel als möglich zu den nöthigen Orientirungen ausgekauft. Endlich brach der verhängnißvolle Tag an. Die beiden Schatzgräber, deren Ungeduld von Stunde zu Stunde stieg, machten sich, nachdem sie sich auch leiblich gestärkt hatten, gleich nach Mittag auf den Weg. Es mochte drei Uhr sein, als sie die Schlucht erreichten, und unruhig wanderten sie in derselben auf und ab, die Uhren in der Hand, das langsame Fortrücken des Zeigers beobachtend. Am Tage freilich durften sie es nicht wagen, nach der Kassette den Wiesenboden zu durchwühlen. Sie wollten das auch nicht, ihre vorläufige Aufgabe war nur, mit Sicherheit den Ort festzustellen, an dem sie verborgen liegen mußte. Sie wanderten über die Brücke und wieder zurück, sahen mit pochendem Herzen, wie der Schatten des Heiligen sich schon lang in die kleine Waldwiese hineinstreckte, sie beobachteten sein allmähliches Anwachsen — endlich, endlich hatten die Zeiger der Uhren den ersehnten Punkt erreicht. Sie waren in den letzten Minuten bereits auf der Wiese hin und her spaziert und hatten sich hier und da gebückt, als pflückten sie Blumen aus dem Grase, rasch umsteckten sie jetzt mit kleinen Holzstäben den Ort, welchen in diesem Augenblicke der Kopf des Schattens einnahm — erhoben sich dann und kehrten zur Brücke zurück, schritten über dieselbe hinweg und schickten sich an, wie sie verabredet, die Schlucht wieder zu verlassen. Aber Charles war plötzlich unruhig geworden und mußte seine Befürchtungen gegen seinen Begleiter aussprechen. Die Schlucht war heute nicht mehr so einsam, als vor zwei Jahren. Einige hundert Schritte oberhalb der Brücke war ein Häuschen angebaut worden, das damals noch nicht stand und von dem man einen Theil der Wiese übersehen konnte. Wie leicht war es möglich, daß ihr Treiben von dort her, oder aus einem Verstecke an einem der umliegenden Berge von neugierigen Augen beobachtet worden war. Man konnte Verdacht geschöpft haben, ihren Spuren nachgehen, die sorgfältig eingesteckten Stäbchen auf der Wiese finden — man konnte auf den Einfall kommen, hier nachzugraben. Er mochte den Gedanken nicht ausdenken und erklärte Alfred auf das bestimmteste, er werde die Schlucht nicht eher verlassen, bis er es mit der Kassette thun könne. Dieser sollte allein nach Teplitz zurückkehren und dort vorschützen, daß sie beide unerwartete Reisegesellschaft zu einer Tour nach Prag gefunden, bei der sein Gefährte gleich geblieben sei. Er sollte ihre gemeinschaftliche Rechnung berichtigen und dann zur Nacht mit Haue und Spaten und allem, was sie zur Fortschaffung des Geldes vorbereitet, zurückkommen. Auf der Brücke wollte ihn Charles erwarten, sich aber bis dahin in dem nahen Buschwerk verbergen und den Platz unausgesetzt im Auge behalten. Bald nach zehn Uhr ging der Mond auf, und bis dahin konnte Alfred bequem wieder zurück sein. Der junge Mann mußte seinem Gefährten recht geben und eilte mit schnellen Schritten von dannen — Charles aber schlug sich in das nahe Gebüsch.

Er wählte sich hinter einem moosbewachsenen Felsstück in halber Höhe der gegenüberliegenden Bergwand, von wo er die ganze kleine Wiese übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden, seinen Auslugposten. Sein Herz pochte ungestüm. In wenigen Stunden sollte nun zur Wirklichkeit werden, was jahrelang der Inhalt alles seines Sinnens und Trachtens im Wachen und Schlafen gewesen war. Die Zeit schlich ihm so unerträglich langsam dahin, er wußte nicht, womit er die sechs Stunden bis zur Nacht ausfüllen sollte. Sein Gefährte hatte es offenbar besser — dem verging der Rest des Tages über dem Hin- und Herwege und der Besorgung der nöthigen Geschäfte. Charles verfolgte im Geiste eine Weile den Weg und das Thun seines künftigen Schwagers und beobachtete dazwischen das Wachsen des Schattens, der sich jetzt bereits an der vorspringenden Ecke vorüber, wo die Zeichen im Grase stecken mußten, über die ganze Länge der kleinen Wiese erstreckte. Doch das hielt nicht vor. In seiner Einsamkeit stiegen ihm jetzt, seit langer Zeit zum ersten Male wieder, Zweifel auf, ob er die Kassette auch wirklich wiederfinden werde. Ihm wurde ganz heiß bei diesem Gedanken. Was sollte denn aus ihm werden, aus Alfred, aus Frau von F. und aus seiner Braut! Aber wer sollte an jenem Orte nachgegraben haben? Auch war mit dem Boden der Wiese offenbar keine Veränderung vorgegangen. Bedenklicher schien ihm die Frage, ob die Sonne auch wirklich genau die richtige Stelle gezeigt haben werde? Woher wußte man denn so unumstößlich gewiß, daß sie heute wieder genau da stand, wo sie vor zwei Jahren gestanden hatte? Er quälte sich in der That eine ganze Zeit lang mit Zweifeln an der Untrüglichkeit der astronomischen Wissenschaft. Dann fiel ihm wieder der neue Kopf des Heiligen ein, ob der nicht den Schatten doch erheblich verändert haben könne? Er beruhigte sich einigermaßen mit dem Gedanken, daß er schlimmsten Falles mit Alfred in der nächsten Nacht einen größeren Umkreis auf der Wiese auf einige Fuß Tiefe untersuchen könnte und beschloß zu mehrerer Sicherheit ebenso zu Werke zu gehen, als der Oberst vor zwei Jahren und vorsichtig erst die Oberfläche des Rasens abzuheben, damit man im unglücklichen Falle das Werk dieser Nacht am folgenden Tage vor neugierigen Augen verborgen halten könne.

Der Schatten des Nepomuk war jetzt an der gegenüberliegenden Berghalde hoch empor gekommen und verschwand plötzlich ganz, als die Sonne auf der entgegengesetzten Seite hinter den Bergrand gesunken war. Es wurde jetzt merklich dämmriger im Thal, doch dauerte es noch eine geraume Weile, ehe Charles an der stärker hereinbrechenden Dunkelheit merken konnte, daß auch draußen das Tagesgestirn hinter den Horizont hinabgestiegen sei. In dem Häuschen oberhalb der Brücke wurde Licht angezündet, und er konnte hinter den Fenstern deutlich einige Gestalten sich bewegen sehen. Er warf sich die Frage auf, wer wohl in dem Häuschen wohnen könnte, und zu welchem Zweck sein Besitzer es so in die Schlucht hineingebaut haben möge? Plötzlich überlief es ihn siedend heiß, denn in seiner Erinnerung stieg unwillkührlich die Gestalt Valentins in die Höhe. Mit welchem Eifer derselbe nach dem Schatze gesucht, bewies der zerschlagene Kopf des Heiligen, und der Gedanke mußte ihm nahe genug liegen, daß nach beendigtem Kriege der Oberst und Charles erscheinen würden, um die Kasse zu holen, von der er wußte, daß sie nur im Bereiche der Brücke und des Heiligen vergraben sein konnte. Seine Einbildungskraft folgerte weiter, daß Valentin in möglichster Nähe der Brücke seinen dauernden Aufenthalt genommen haben möge, um sich seinen Antheil an der Beute nicht entgehen zu lassen. Es wurde ihm immer gewisser, daß Valentin jenes Häuschen erbaut und sich in demselben angesiedelt habe, nur um von hier aus ungestört beobachten zu können, was im Thale vorging. „Unverantwortlich leichtsinnig," murmelte Charles vor sich hin, „daß ich mich vorher nicht überzeugt habe, wer in jener Hütte wohnt, es wäre so leicht möglich gewesen! Wir haben zwar in diesen Tagen das Nest meist leer gefunden, wenigstens erinnere ich mich nicht, jemals eine lebendige Seele drinnen gesehen zu haben, aber gerade das bestärkt mich in meinem Verdachte. Täuscht mich meine Vermuthung nicht, so hat er uns längst bemerkt, hat sich absichtlich vor uns verborgen und rüstet sich vielleicht jetzt eben, um uns bei Hebung des Schatzes zu-

vorzukommen." — Das Blut stieg ihm zu Kopfe, seine Gedanken schnürten ihm fast die Brust zusammen. Es litt ihn nicht mehr in seinem Verstecke oben am Berge, er stieg hinunter auf die Wiese, nahm die Richtung nach der Brücke, ging über dieselbe, den Weg am Bach hinauf bis nach dem Häuschen und umschlich dasselbe. Ein ärmlich gekleidetes Ehepaar und etliche Kinder saßen am Tische, lauter fremde Gesichter. Der Hund schlug an, er ging wieder zurück bis nach der Brücke und über dieselbe bis hin zur Wiese, ob sich auch dort nichts Verdächtiges rege, und ließ sich dann nach einer Weile von seiner Unruhe zum zweiten Male in die Nähe des Häuschens treiben. Endlich erlosch das Licht in dem kleinen Zimmer drinnen, seine Bewohner hatten sich zur Ruhe gelegt. Offenbar war seine Befürchtung eine thörichte gewesen, und er athmete wieder leichter auf.

„In der Nacht sehen alle Dinge schwärzer aus wie am Tage," sagte er zu sich selbst, als er wieder auf der Brücke stand und nach der Wiese hinüberschaute. Es war nun völlig Nacht geworden, und rings um ihn lagerte so tiefe graue Finsterniß, daß er kaum die Umrisse der Bäume unterscheiden konnte. Da war es ihm, als ob er einen Schatten über die Wiese hätte huschen sehen. Es konnte ein Thier des Waldes, ein Reh oder ein auf Raub schleichender Fuchs gewesen sein. Als er näher gehen und sich überzeugen wollte, ob nichts Verdächtiges sich rege, fiel ihm ein, schon oft gehört zu haben, daß vergrabene Schätze von den Geistern ihrer ehemaligen Besitzer behütet würden. Er lachte über solchen Aberglauben, aber der Gedanke an den verstorbenen Obersten, seinen väterlichen Herrn, trat lebendig vor seine Seele. Er sah ihn im Geiste, wie er vor zwei Jahren die Kassette hier so umsichtig geborgen, er mußte an die Nacht denken, in welcher er ihm feierlich sein Wort verpfändet, den Schatz nur an seine Familie ausantworten zu wollen; die Worte des Obersten, er werde ihm noch im Grabe fluchen, wenn er die eigene Hand nach demselbe ausstrecke, schlugen an sein Gewissen; das ganze Sterbebett des Obersten zog an seiner Seele vorüber. Er war von Natur nicht furchtsam, aber diese Gedanken allein in der Nacht, hier mitten im Walde waren ihm äußerst zuwider. Er wollte sie mit Gewalt von sich abschütteln, doch es gelang ihm nicht, sie traten immer wieder an ihn heran. Aber war er denn wortbrüchig zu nennen? Durch seine beabsichtigte Verbindung mit Lucie blieb ja wirklich der ganze Schatz im Besitz der Familie des Obersten. Er rief sich mit Fleiß jene Scene ins Gedächtniß zurück, wo ihm der Sterbende, wie er sich selbst eingeredet hatte, Sohnesrechte gegeben, aber hier in der Stille der Nacht klangen die Worte anders, es wollte ihm nicht gelingen, sich selber zu belügen. Frau v. F. hatte ihn so oft den Wohlthäter der Familie genannt, hatte gerühmt, daß er ihrem verstorbenen Gemahle die Treue bis über das Grab hinaus gehalten habe — und doch hätte er um keinen Preis der Welt mit dem Schatten des Obersten zusammentreffen mögen; ja er scheute sich, ohne es sich selbst zu gestehen, die Wiese allein zu betreten. Die Dorfuhr im nahen Culm hatte schon längst die zehnte Stunde geschlagen — ihm graute vor dem Gedanken, die Nacht hier allein zubringen zu sollen, und er schritt ungeduldig ein Stück im Thal hinab, angestrengt horchend, ob er noch keinen Laut von dem nahenden Alfred vernehmen könne. Endlich, endlich hörte er Tritte den Weg heraufkommen und eilte dem Nahenden entgegen. Es war der Erwartete. Gott sei Dank, er befand sich doch nun nicht mehr allein! Er nahm dem Schwerbeladenen einen Theil seiner Bürde ab und schritt mit ihm der Brücke wieder zu.

Der Himmel hatte sich mit einzelnen Wolken bezogen, aber ein schwacher Schimmer verkündete ihnen, daß der Mond bereits aufgegangen sei. Nach kurzer Rast eilten sie über die Brücke nach der Wiese, um zur Ausführung ihres großen Vorhabens zu schreiten. Durch Tasten mit den Händen hatten sie bald die Stelle wieder gefunden, die sie am Tage mit Stäben bezeichnet. Hier schlugen sie mit Hacke und Spaten ein, hoben den Rasen auf einen etwa drei Mal so großen Umfang aus und fingen an, die Erde unter ihren Füßen emsig aufzuwerfen. Eine Viertelstunde mochten sie angestrengt gearbeitet haben, ohne daß vor innerer Aufregung ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, da stieß Charles mit dem Spaten auf einen harten Gegenstand, der einen dumpfen Klang von sich gab. Seine Bewegung war in diesem Augenblick eine so gewaltige, daß ihm der Spaten aus der Hand sank und er sich auf den Rand der ausgeworfenen Grube niedersetzen mußte. Alfred griff indes hastig zu und arbeitete die eiserne Kassette vollends frei. Jetzt hatte sich auch Charles wieder erholt, sprang auf und hob den Kasten in die Höhe, um sich durch seine Schwere zu überzeugen, daß er noch gefüllt sei. Mit Anstrengung aller Kräfte trug er denselben dann in das nahe Dickicht. Hier wurde schnell eine mitgenommene Blendlaterne angezündet, und bei dem Scheine derselben gelang es durch Hammer und Steinmeißel die eingerosteten Bänder des Deckels zu sprengen, so daß der goldene Inhalt alsbald zu ihren Füßen lag. Weinend vor Freude und Aufregung fielen sich die beiden Männer in die Arme.

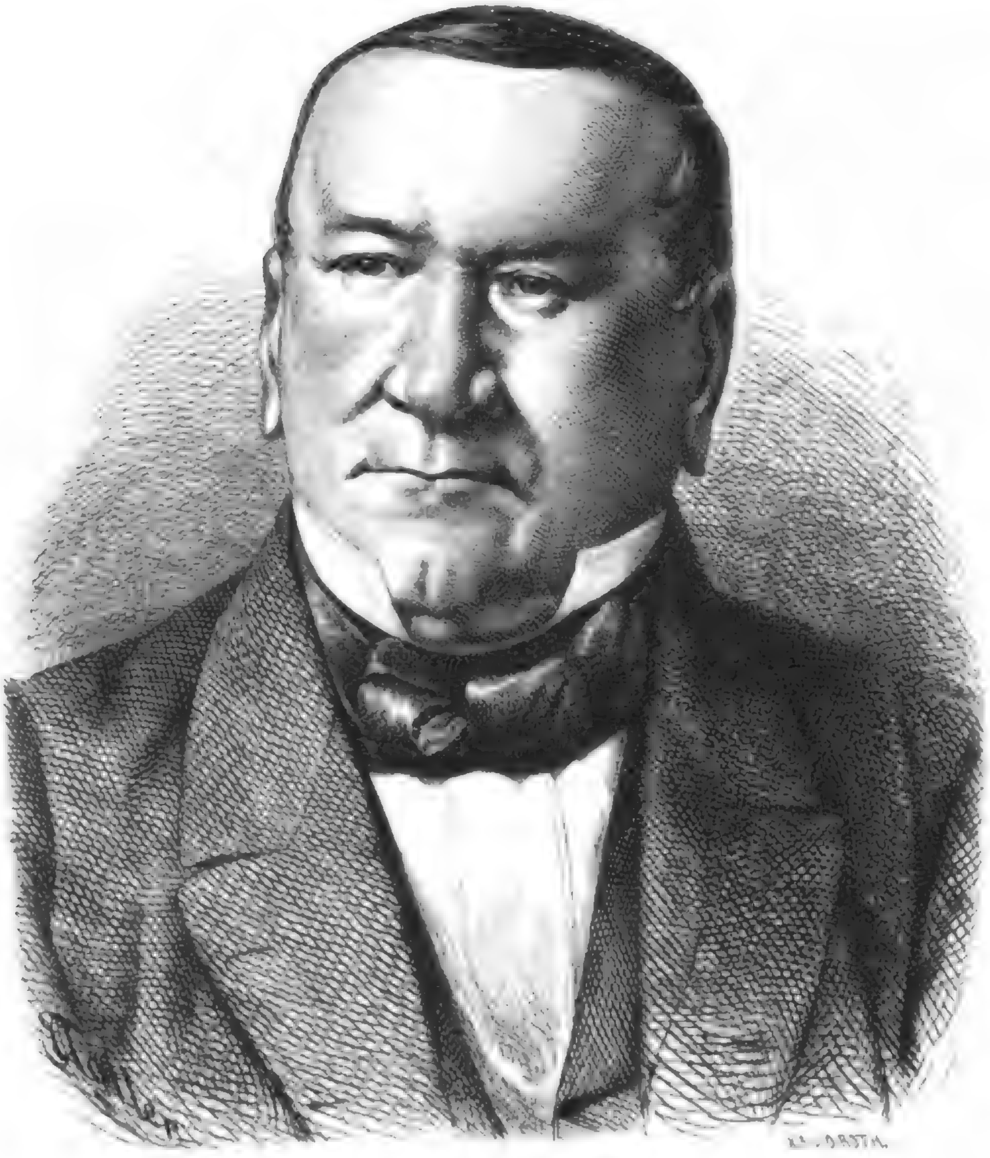
(Fortsetzung folgt.)

Preußens Finanzminister.

Es ist ein herrlicher Platz, der sich in Berlin vom Ausgang der Linden, der Statue Friedrichs des Großen, bis zu dem Schloß hin ausdehnt, mit seinen Pallästen und seinen prächtigen Gebäuden, dem Opernhaus auf der einen, der Akademie, der Universität und dem Zeughause, also den der Kunst, der Wissenschaft und dem Kriege gewidmeten Stätten, auf der anderen Seite; dazwischen, der Ruhe und Erholung dienend, rechts der Opernplatz mit seinen Blumen, seinem köstlichen Rasen, links der Kastanienwald mit seinen schattigen Bäumen. Wer diesen kleinen Wald, diese Oase im Staube der großen Stadt, quer durchschneidet, der kommt zwischen der Singakademie und dem alten Kanonengießhause an einem stattlichen Gebäude vorüber, das weder, wie die erste der Kunst, noch wie das zweite dem Kriege gewidmet ist, sondern dem allerwichtigsten Faktor des modernen Staatenlebens, der Verwaltung der Finanzen, es ist das Preußische Finanzministerium. Hier waltet jetzt Herr August von der Heydt.

Und zwar unermüdlich, mit gewaltiger Arbeitskraft. Wenn die Geschäfte diesem Minister nicht gerade einen Augenblick der Ruhe gönnen, was jetzt selten der Fall ist, den er dann auf seinem Tusculum, seiner herrlichen, am Canal im Thiergarten belegenen Villa zubringt, ist er hier zu finden. Kömmt man in aller Frühe an seinem Hotel vorbei, lang ehe die Beamten des Ministeriums sich einstellen, kann man ihn in seiner Arbeitsstube im Erdgeschosse beschäftigt sehen, und spät abends, bis in die Nacht hinein, schimmert das Licht aus seinem Zimmer und zeigt, daß er noch thätig ist. Hat man ein Anliegen, fragt man in den Frühstunden den Portier, wann Excellenz Audienz ertheile und wo man sich zu melden habe, erhält man die Antwort: „Sogleich!" Der Mann geht hinein, meldet, und sofort erhält man Zutritt und kurzen, bestimmten Bescheid, und wenn man beim Hinausgehen noch mit dem Portier sprechen will, wird derselbe sicher ein Wort verehrungsvoller Liebe für seinen Chef, dessen klare Präcision in den Anordnungen und dessen humane Leutseligkeit gegen seine Untergebenen, selbst gegen die Dienerschaft des Hauses haben. Spricht man aber die Beamten, die Räthe des Ressorts, so lauten die Urtheile verschieden, die alten Herren, die im Amt Ergrauten, sind wenig erbaut von dem Minister; er liebt den alten büreaukratischen Schematismus, das viele Schreibwesen nicht, aber eben deshalb schwärmen die jüngeren Kräfte für ihn. „Es ist eine Lust, unter ihm zu arbeiten," sagen sie; „sein eminenter Ueberblick und seine Fachkenntniß erkennen nicht nur schnell und klar, worauf es ankömmt, er weiß es auch ebenso schnell den Beamten klar zu machen, das Nothwendige zu präcisiren, das Unwesentliche auszuscheiden und so die Arbeit zu erleichtern, sie gern und mit Lust machen zu lassen. Denn er duldet auch die Individualität."

Und woher dies? Weil Herr v. d. Heydt selbst nicht ein mit Aktenstaub großgefütterter Büreaumensch ist, sondern ein Mann der Praxis, der Selbstthätigkeit, er war Kaufmann, ehe er Minister wurde. Sein Lebenslauf ist aber doch bewegt und interessant genug, aus ihm erklärt sich auch seine oft angegriffene und geschmähte und doch so natürliche Proteusnatur, die ihn ebenso mit ganzer Seele einem Ministerium Brandenburg-Manteuffel, als Schwerin-Auerswald, als endlich dem Bismarckschen angehören, ebenso ein entschie-



August von der Heydt.

dener Schutzzöllner, als später, sobald die Strömung dahin ging, ein entschiedener Freihändler sein ließ. Es ist dies allerdings nicht die feste Ueberzeugung des Staatsmannes, des vom Princip und System einer Schule Begeisterten, es ist das Wesen des Kaufmannes, der, je nachdem die Conjunkturen stehen, heute in Türkischroth, morgen in Indigo speculirt, wie es der Vortheil des Hauses, als Minister der des Staates, erfordert.

August van der Heydt (so war der bürgerliche Name des Mannes, ehe er als von der Heydt geadelt worden) wurde am 15. Februar 1801 in Elberfeld geboren; seine Familie war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dort eingewandert und gelangte bald zu Wohlstand, besonders nachdem sie sich mit der Familie Kersten verbunden hatte, woher die noch jetzt dort blühende, 1827 gegründete Firma v. d. Heydt, Kersten und Söhne stammt. Der praktische Blick, welchen man am jetzigen Minister rühmt, scheint ein Familienzug zu sein; auch der Vater zeichnete sich ebensosehr durch diesen als durch den echt volksthümlichen Charakter aus, der ihn in Elberfeld in hohem Grade beliebt und geachtet machte; die Mutter war um ihrer Frömmigkeit und Wohlthätigkeit willen in der Stadt eben so verehrt, als König Friedrich Wilhelm IV sie wegen dieser Eigenschaften hochschätzte. Drei Söhne entstammten dieser Ehe: August, der jetzige Minister, Daniel und Karl; Daniel wurde, nachdem der älteste Bruder in den Staatsdienst eingetreten, Chef des Elberfelder Hauses; Karl hat sich, obgleich auch in diesem Hause thätig, mehr sprachwissenschaftlichen und theologischen Studien gewidmet. August wurde auf den Schulen, besonders dem Gymnasium von Elberfeld sowie durch Privatunterricht vorbereitet und nahm dann, zu seiner Ausbildung im kaufmännischen Fach, einen mehrjährigen Aufenthalt in Havre und London. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt trat er in das elterliche Geschäft ein, wo er von diesem Augenblick an, im Jahre 1824, bis zu seiner Berufung als Handelsminister am 4. December 1848 verblieb. Obwohl noch sehr jung, wurde er durch seinen praktischen Blick und sein reges Interesse an den städtischen Angelegenheiten doch bald so bekannt und so gesucht, daß er den Beinamen: „Der Doge von Elberfeld“ erhielt und sehr frühzeitig zu communalen Aemtern berufen wurde. Schon als 28jähriger junger Mann wurde er Mitglied der städtischen Schulcommission und des Curatoriums des Gymnasiums; hier trat er für das, was er für recht erkannt, und gegen den alten Schlendrian mit solcher Energie und Rücksichtslosigkeit auf, daß er sich bald im Collegium ebensoviel Feinde als in der Stadt Freunde erwarb; auf jede Weise suchten die ersteren ihm hinderlich zu sein, aber seine zähe Natur überwand alle Schwierigkeiten, und zuletzt setzte er doch stets seinen Willen durch. Dadurch aber machte er sich in weiteren Kreisen bekannt; 1831 wurde er Richter (und seit 1840 Präsident) des Königl. Handelsgerichtes zu Elberfeld für die drei Kreise Elberfeld, Lennep und Solingen; 1833 Mitglied des Stadtraths, nachher der Stadtverordnetenversammlung, 1834 Mitglied des Kreistages und

Digitized by Google

seit 1840 Landtagsabgeordneter für Elberfeld beim Rheinischen Provinziallandtage. Von hier ab beginnt seine politische Thätigkeit, bald auch seine politische Bedeutung. 1842 wurde er als Abgeordneter der Vereinigten ständischen Ausschüsse nach Berlin gesandt; 1846 erhielt er eine Berufung dahin, um als Sachverständiger einer Conferenz behufs Berathung eines allgemeinen Wechselrechts beizuwohnen, konnte aber wegen Kränklichkeit den Ruf nicht annehmen. 1847 wurde er Mitglied des Vereinigten Landtages. Hier gehörte er der entschieden liberalen Richtung an, d. h. soweit der damalige Liberalismus ging; das Ziel seiner Wünsche waren Freiheiten, aber nur ständische. Da kam das Jahr 1848; v. d. Heydt wurde stutzig und zum ersten Male unsicher, er wußte nicht, welchen Ausgang der Streit der verschiedenen Staatsgewalten nehmen würde, es war daher vorsichtig und klug, das Ende abzuwarten und dann der Partei, die den Sieg bestimmt hoffen konnte, sich anzuschließen. In Athen freilich stand Todesstrafe darauf, wenn ein Bürger in Zeiten der inneren Kämpfe nicht Partei ergriff. Herr v. d. Heydt lehnte daher alle Wahlen für die Nationalversammlung in Frankfurt wie in Berlin ab; er lehnte es ferner ab, in das Ministerium Pfuel-Eichmann einzutreten, aber er nahm ein Mandat für den Wahlkreis Elberfeld an, als die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt wurde, unterstützte dort das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, und trat, als von Frankfurt aus mit Entschiedenheit die Entlassung dieses Ministeriums gefordert wurde, in dasselbe ein und zwar am 4. December 1848, an dem Tage, wo die Nationalversammlung aufgelöst wurde. Er wurde Handelsminister und behauptete sich in dieser Stellung 14 Jahre lang! Er hat den Wechsel der Systeme überdauert, er blieb, als das Ministerium Manteuffel dem der neuen Aera, dem Ministerium Hohenzollern, dem Auerswald-Schwerinschen Platz machte; er blieb, als dieses im Jahre 1862 am 18. März in Folge des berühmten Hagenschen Antrages seine Demission einreichte, und blieb unter dem Ministerium Hohenlohe-Itzenplitz. Hier wollte er eine vermittelnde Stellung einnehmen, es war die Zeit des Kampfes um die Militärreorganisation; in diese Epoche fällt sein bekannt genug gewordener, in die Oeffentlichkeit wohl gegen seinen Willen gedrungener Brief an den Kriegsminister v. Roon, in welchem er den Verzicht auf die Steuerzuschläge und deshalb Ersparnisse am Militäretat anrieth; hier auch suchte er in dem Conflict zwischen dem Abgeordnetenhause und der Regierung dadurch einen Ausgleich hervorzubringen, daß er dem neuen Abgeordnetenhause einen im Sinne des Hagenschen Antrages mehr specialisirten Antrag vorlegte — aber es half nichts mehr. Die Zeit der Vermittelung war vorüber, es mußte sich zeigen, wer der Stärkere war. Nun, die Regierung hat damals gesiegt, doch so, daß sich in vielen Dingen der Sieger zu den Prinzipien des Besiegten bekehrte, im Hauptpunkt, der Frage nach der Militärreorganisation aber die Thatsachen das Volk belehrten, daß seine Abgeordneten nicht Recht hatten, wenn sie gleich in ihrem Rechte waren. Dem Herrn v. d. Heydt gelang es aber nicht einmal auf die liberale Majorität des Hauses, trotz seines liberalisirenden Bestrebens, irgend Einfluß zu gewinnen, und er trat ab, als Graf Bismarck, damals noch Herr v. Bismarck, am 24. September 1862 in das Ministerium und an die Spitze des Cabinets getreten war.

Hiermit war die erste Epoche seiner staatsmännischen Wirksamkeit geschlossen. Mitten hinein, in das Jahr 1859 war ein freundlicher Moment gefallen; es war die Zeit des vollen Liberalismus der Regierung, des Ministeriums Auerswald-Schwerin, und das 50jährige Jubiläum der Berliner Hochschule; draußen im Exercierhause auf dem Köpenicker Felde ward der große Commers gefeiert, und unter all den alten, bemoosten Häuptern und den jungen Burschen und Füchslein erschienen Graf Schwerin und v. d. Heydt und tranken ein volles Seidel (damals war das Bier noch nicht hoffähig) auf das Wohl der Alma Mater, und ein „Schmollis, Ihr Herren!“ und ein wiederhallendes tausendstimmiges „Schmollis“ gab Zeugniß von der herzlichen Einigkeit zwischen ihnen. Aber es war nicht immer so, und manch trübe Erinnerung birgt diese Zeit seines ersten Ministeriums — und das jetzige bleibt auch nicht frei davon!

In die Details seiner Thätigkeit als Chef des Handelsdepartements mögen wir nicht eingehen, ebensowenig wie später in die seiner finanziellen Wirksamkeit; wir glauben, diejenigen unsrer geehrten Leser, die Fachmänner, Commerzielle und Industrielle sind, kennen die Einzelheiten auch ohne uns, die anderen interessiren sie wohl kaum. Nur einiges wollen wir anführen, was zum Theil auch die inneren Wandelungen dieses vielgestaltigen Mannes zeigen wird. Es ist nicht gerade seine Glanzzeit, und seine Thätigkeit als Handelsminister hat vielfache Angriffe, zum Theil mit Recht erfahren. Er eröffnete sein Wirken mit der berühmten, zum Glück lange wieder beseitigten Gewerbeordnung, welche, so sehr es eben anging, das alte Zunft- und Zopfwesen, die Innungen mit ihren Gewerberäthen u. s. w. wieder einführte. Aber in anderer Beziehung brachte er dem Verkehr große Erleichterungen, so im Postwesen, wo er die Zonentarife einführte, so daß der theuerste Portosatz, der 1844 noch 19, dann 6 Sgr. betragen hatte, auf 3 Sgr. herabgesetzt wurde. Er hat ferner den Güterverkehr erleichtert, wichtige Einrichtungen im Postwesen eingeführt, dasselbe möglichst decentralisirt, zahlreiche Postverträge mit anderen Staaten geschlossen; die Postdampfschifffahrt auf der Ostsee gegründet, ebenso das Telegraphenwesen (bis 1849 hatten wir noch optische Telegraphen); die Eisenbahnbauten nach Kräften gefördert, obwohl gerade gegen sein Eisenbahnsystem von Fachmännern die gegründetsten Klagen erhoben worden, da er in fast despotischer Weise die Gesellschaften zwang, sich seinen Anordnungen zu fügen und so oft in das Privatinteresse und in wohl erworbene Rechte eingriff, auch die Privatbahnen zu Gunsten der Staatsbahnen oft vergewaltigte. Mancherlei Handelsverträge sind unter ihm geschlossen, auf Maß-, Münz- und Gewichtseinheit strebte er hin, und der Preußischen Bank gab er eine vollständig neue Organisation. Aber er begünstigte wiederum zu sehr das Bankmonopol, wie ihm immer der abstrakte Begriff des Staates am höchsten stand, nicht der concrete des in seine Angehörigen zerfallenden Staates, und darum trat er neuen Unternehmungen, entschieden feindlich entgegen — was sich allerdings im großen Schwindeljahre 1856 als überaus heilsam herausgestellt. Nur in Zeiten ruhiger volkswirthschaftlicher Entwickelung ist es nicht wohl angebracht.

Wie gewaltsam er oft verfuhr, geht schon daraus hervor, daß, als er im März 1862 das Finanzministerium übernahm, er noch einige Zeit Chef der Preußischen Bank blieb, was ganz gegen die Ordnung, ja gegen das Gesetz war, da der Finanzminister nach dem Statut im Directorium der Bank zur Controle des Chefs seinen Platz hatte. Uebrigens trat er mit großen Plänen ins Finanzministerium; es war sogar, als ob der bisherige Handelsminister dem Chef des Finanzdepartements nur vorgearbeitet; er begann mit der viel angefeindeten, endlich doch mit kluger Vorsicht und zäher Ausdauer durchgeführten Maßregel der Convertirung von etwa 29 Millionen Thaler Preußischer Staatsschulden aus $4^1/_2$%igen Anleihen in 4%ige. Und schon damals hatte er eine Coupensteuer, eine Besteuerung der kaufmännischen Cladden und Hauptbücher, eine Tabacksteuer u. a. beabsichtigt — aber er drang mit seinen Plänen nicht durch, auch nicht im Cabinet, und trat aus. Von dieser Zeit an gehörte er nur noch dem Landtage an, in welchem er sich zur entschieden conservativen Partei bekannte.

Da kam das Jahr 1866; all den Friedensgesuchen verschiedener kaufmännischer Corporationen, all dem Widerspruch des Abgeordnetenhauses gegenüber, der sich in dem einen Wort concentrirte: „Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Thaler!“ — mußte Graf Bismarck den äußersten Schritt wagen, den Krieg. Er war unvermeidlich, nothwendig, und hat sich segensreich in seinen Wirkungen erwiesen; aber dazu gehörte Geld; der letzte Thaler ist es, der siegt, das Geld wurde verweigert — „Wir nehmen's, wo wir's finden,“ sagte der kühne Lenker des Staates — aber dazu gehörte, daß etwas zu finden war. Und hier hatte der Handelsminister v. d. Heydt dem Finanzminister trefflich vorgearbeitet, derselbe Mann besaß auch allein die Kühnheit, in — wir möchten sagen, grober Rücksichtslosigkeit — die Consequenzen zu ziehen, er wurde von neuem Finanzminister, und hat den Krieg durchgeführt, ohne eine neue Anleihe, ohne eine Steuer, ohne irgendwelche finanzielle Nachtheile, als die das Geschäft in solchen Zeitläuften immer betrifft, und allen Anforderungen an den Staat konnte Genüge geleistet werden. Nicht einmal die öffentlichen Arbeiten wurden eingestellt.

Das ist großartig und gewaltig! Und das verdient den Dank der Zeitgenossen wie der Nachwelt; Herr v. d. Heydt hat mit unseren Moltke, Vogel v. Falckenstein, Herwarth v. Bittenfeld und wie die Kriegsherren dieser Zeit alle heißen, die Schlachten geschlagen; die gute Finanzlage Preußens hat die Siege mit errungen!

Aber nach dieser Zeit, wo Verkehrserleichterungen, Porto-

und Zollermäßigung eingeführt wurden, und Handel und Industrie noch zu sehr an den Nachwehen der Kriegszeiten litten, um den Ausfall decken zu können, hat sich Preußens Finanzlage scheinbar verschlechtert; es ist ein Deficit vorhanden, das gedeckt werden muß. Augenblicklich ist darum wieder ein innerer Conflikt vorhanden — hoffentlich wird er freundlich beendet.

Herr v. d. Heydt ist mit vielen neuen Steuervorlagen vor den Reichstag getreten, aber er hat kein Glück damit. Noch in dem Augenblick, wo diese Worte geschrieben werden, ist die Ungewißheit, der Streit vorhanden, ja, man spricht von einem Rücktritt des Finanzministers. Was wird sich bewähren von diesen Gerüchten? Bis diese Worte gedruckt sind und unsre Leser sie in Händen haben, ist vielleicht alles entschieden. Möchte es zum Guten sein!

Mögen wir nun aber hier ein Lebensbild eines noch waltenden oder eines abgetretenen Ministers gegeben haben, immer war es das eines Mannes in vollster Bedeutung, eines klugen, energischen, zähen und ausdauernden Charakters, voll Entschlossenheit und voll Erfindungsgabe, eines vielgewandten Mannes, dessen große Begabung seine Anhänger wie seine Gegner anerkennen.

Derselbe ist jetzt den Siebzigern nahe, noch immer eine kräftige, stattliche Gestalt, deren starke Proportionen, deren mächtiger Nacken die Fähigkeit zum Tragen des Schwersten gleich sehr andeuten, wie seine hartgeschnittene Kopfbildung, der feste Mund, das starke Kinn die Kraft zum Wagen des Schwersten, ein tüchtiger Mann, den das Leben gebildet. Seine Fehler haben dem Staate nicht so viel geschadet, als seine Vorzüge ihm genutzt; zieht man das Facit seines Wirkens, so bleibt ihm noch ein tüchtiges Saldo zu Gute.

Theodor Coßmann.

Drei Wochen im Ottilienkloster.

Ein Reisebild von Ottilie Wildermuth.

(Schluß.)

Das Ottilienkloster war das erste, das ich überhaupt je betreten; Klosterfrauen hatte ich mir etwas anders vorgestellt, als ich sie hier gefunden, ich hatte da noch so ein Bild aus meinen Jugendtagen mit herübergenommen: schlanke, bleiche Lilien, wie sie stille der Blumen des Klostergärtleins pflegen, einsam mit gesenktem Haupte am Altar knieen und weinen, nicht nur um Leid und Sündennoth der Menschheit, wohl auch um eignes, begrabnes Herzensglück, bis sie leise verklingen und verhauchen am Fuße eines Mariabildes. Unter einer Aebtissin dachte ich mir eine hohe, stolze Gestalt mit strengen Zügen, die einen eisernen Riegel vorgeschoben hat zwischen sich und alles Leben und Lieben der Erde.

Ob's nun gerade noch solche gibt, weiß ich nicht; wer Nonnen sehen will, wie eine Mädchenphantasie sie denkt, der suche in die Kapelle der soeurs réparatrices in Straßburg zu kommen, der lausche dem wunderbaren Gesang dort, in dem Erdenleid und Himmelsjubel zusammenklingt, der sehe die tiefverschleierten Frauengestalten am Gitter vorüberwallen in weißen Schleppgewändern mit himmelblauer Seide ausgeschlagen, da kann er sich hinter dem tiefgesenkten Schleier ein lilienbleiches Angesicht und trübgeweinte Augen denken, und Hände, wie ein neuer Schriftsteller sie sehr fein bezeichnet, „Hände, die nachts auf einem kranken Herzen liegen.“ Die böse Welt in Frankreich freilich, die nennt sie les coquettes du bon dieu.

Nicht so unsere guten Schwestern von St. Ottilien, ihr Orden gehört nicht zu den strengen, sie scheinen meist aus den untern Volksklassen zu stammen und an Arbeit gewöhnt, sie versehen alle Geschäfte in Haus, Garten und Küche, auch die leichtere Feldarbeit; sie tragen dunkle Gewänder von grobem Stoff und blaue Schürzen und sehen weder bleich noch trübe aus. Ihre friedlichen, rosigen Gesichter sind eingerahmt von der schneeweißen Binde um Stirn und Kinn, ein weißer Halskragen, ein zurückgeschlagener schwarzer Schleier, nach innen weiß gefüttert, und ein Cruzifix an einer schwarzen Schnur um den Hals vollendet die Ordenstracht.

Auf alle Fragen erhält man freundlichen Bescheid in gutem Elsäßer Dütsch. Madame la supérieure, die „Frau Mutter,“ ist keine feierliche Aebtissin, wohl aber ein behagliches, dickes Mütterchen mit rundem, freundlichem Angesicht, recht treulich und emsig besorgt für ihre Gäste und, neben aller Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihren Cultus übt, doch in keiner Weise fanatisch: „'s ist Schad', wenn so artige Lüt Ketzer sind,“ bemerkte sie einmal, „aber — was könna se dafür? wenn ihre Eltara Ketzer gewesa wära, so wära mir's au.“

Was wir von dem Cultus der Nonnen sahen und hörten, die eintönigen Litaneien, die lauten Gebete, die sie während des Essens, zwischen Hausgeschäften und Küchenarbeit verrichten, die machten mehr den Eindruck eines pünktlich aufgesagten Pensums als den des Ausdrucks lebendiger Herzensandacht. Und doch, — auf jeder Beschäftigung mit dem Heiligen, auf jeder Richtung nach oben, liegt ein Segen, wenn sie aus redlichem Herzen kommt, es fällt ein milder Schein herab, wenn auch noch nicht das volle Licht. Es liegt in dem ganzen Wesen der Schwestern etwas Friedliches und Freundliches, nie haben wir Gezänk und Hader oder müßiges Geplauder bei ihnen gehört, sie zeigten nicht Neugier, nicht Verlangen nach der Welt drunten, von der sie freilich auch nicht zu streng abgesperrt sind, und wenn sie hie und da von den Ihrigen Besuch empfangen, so sieht man, daß sie da als Respectspersonen gelten, die des wechselnden Lebens Genüsse und Sorgen hingegeben, um das ewige Wohl der Ihren mit auf dem Herzen zu tragen. Der Herr wird jede Gabe annehmen und segnen nach dem Sinn, in dem sie gebracht wurde. So habe ich sie liebgewonnen, unsere Schwestern, so wie sie sind, in ihrer einfachen Weise, wo nichts von Zwang und Leid zu bemerken ist. Es sah anmuthig aus, wenn eine dieser stillen Gestalten über den äußeren Klosterhof wandelte, unter den grünen Linden, wenn sie im inneren Hofe, den ein reizendes Blumengärtchen schmückt, unter den Rosen beschäftigt war,

> Im Gärtlein der Nonnen, auf blumiger Höh',
> Lehnt eine am Brunnen und weint in den Klee —

fiel mir ein aus Scheffels anmuthiger Singweise, war aber nicht die Rede vom Weinen bei der guten Schwester, sie wusch ihre Kartoffeln am Brunnen und setzte sich geruhig an einen der grauen Kirchenpfeiler, um sie zu schälen.

Seit vierzehn Jahren weilen die Schwestern hier, und zweimal in dieser Zeit ist ein Arzt ins Kloster gekommen, ein einziges Grab habe ich im ganzen Umkreis des Klosters entdecken können; ich habe kaum ein jugendliches Gesicht unter ihnen bemerkt, aber ihre reine, blühende Gesichtsfarbe gibt das beste Zeugniß für die gesunde Bergluft; wie die Rosen im Gärtchen hier oben, scheinen diese stillen Klosterfrauen, geschützt hinter den sichern Mauern, länger zu blühen als ihre Schwestern im Thale drunten.

Der Eingang in den äußeren Klosterhof geht durch die Hotellerie, ein Gasthaus zur Aufnahme weniger bemittelter Gäste bestimmt, das zugleich Wohnung der Brüder ist.

Diese Brüder, acht oder neun an der Zahl, scheinen eine Stufe niedriger als die Schwestern zu stehen, sie versehen die grobe Feldarbeit, besorgen das Vieh und die Pferde, einer der Brüder geht allwöchentlich einmal mit dem Klosteresel ins Thal hinunter, um die nöthigen Bedürfnisse heraufzuschaffen; Bruder Georg führt bei schlechtem Wetter die Gäste in der Klosterkutsche oder auf dem Char à banc, den die Brüder selbst zusammengezimmert, nach Hause.

Dieser äußere Hof ist mit prachtvollen, alten Lindenbäumen besetzt, unter der größten in der Mitte geht ringsum eine Bank, und es war ein friedliches Bild, wenn da bisweilen abends die Schwestern saßen, ruhend von ihrer Tagesarbeit, die nicht gerade zu hart ist. Im äußeren Hofe steht auch eine Zimmerhütte für die Arbeiten der Brüder, zur Rechten geht der Eingang in die Kirche, sie ist nicht sehr groß und etwas düster, schwere Säulen mit kunstvoller Arbeit tragen das Gewölbe, Beichtstühle von feiner, alter Sculpturarbeit und gemalte Glasfenster stammen, scheint's noch, aus den ersten Zeiten des Klosters und haben Stürme und Brandunglück überdauert.

An Kapellen ist das Kloster reich. Da stößt an die Kirche die alte Kreuzkapelle, wo die Särge Herzog Adalrichs und seiner Gemahlin Beresvinde stehen; durch diese geht's in die eigentliche Ottilienkapelle, dort ist der Sarg der Heiligen und eine Reihe anmuthiger, neuerer Frescobilder, die ihr Leben darstellen, von der Taufe des blinden Kindleins bis zum feierlichen Einzug der frommen Jungfrau mit ihren erwählten Klosterfrauen und endlich zu ihrer Verklärung. Da ist die „Kapelle der Thränen“, wo Ottilia nach der Volkssage ihren Vater

aus der Hölle herausgeweint hat, diese steht in dem Küchengarten auf der Rückseite des Klosters, an dessen Mauer auch das „Gloriettle" steht, ein kleines, offenes Gartenhaus, das weit ins Land hinausschaut und das einen luftigen, vergnüglichen Sitz für unsere Morgenstunden gab. Die **Engelskapelle**, wo Ottilia den tröstlichen Besuch von Engeln erhielt, hängt unmittelbar über der schroffsten Felsenecke, ein schmaler, halsbrechender Pfad führt ringsherum, der Zugang dazu ist geschlossen und mit einem eisernen Gitter geschützt. Früher war er frei, und es ging die Sage, daß eine Jungfrau, die siebenmal den gefährlichen Pfad rings um die Kapelle zurücklege, in diesem Jahr Braut werde. Böse Zungen behaupten, daß so viele Jungfräulein sich zu dem Wagstück entschlossen haben, daß es im Interesse der Sicherheit nöthig geworden sei, den Zugang zu verschließen. Wir aber wollen hoffen, daß das Beispiel der Heiligen der jungen Welt wenigstens so viel Zurückhaltung gelehrt, daß sie solches Schicksal in Ruhe abwarten, statt es auf halsbrechenden Wegen zu erkaufen, und nehmen an, daß man den gefährlichen Felspfad blos verwegener Buben halber verschlossen hat.

Aber den herrlichsten Dom für Gläubige jeder Confession finden wir drunten im grünen Walde, wo in uralter Herrlichkeit die Bäume stehen und rauschen, und wir haben gar manche schöne, stille Sonntagsandacht gefeiert auf unserem Lieblingsplätzchen, einer Bank unter einem Felsenvorsprung auf dem grünen Rasenpfad, zu dem der Zugang durch einen besondern Schlüssel geöffnet wird, den die „Frau Mutter" uns anvertraut hatte. Da sieht man nichts von Dörfern und Städten, von all der geschäftigen Welt, nur die bewaldeten Berge der Vogesen steigen übereinander, die vordern in dunkelstem Grün, die letzten im Nebelduft, dazwischen wohl eine Burgruine oder auf grüner Lichtung ein einsames Försterhaus wie ein liebliches Waldmärchen.

Schön ist's, in milder, klarer Sommerszeit, da oben zu hausen — was aber schlimm Wetter ist, das haben wir auch erst hier oben erfahren, als ein paar Tage Regen und Unwetter einkehrten auf St. Ottilien. Das i s t Unwetter, wenn man hier den Sturm brausen hört durch die alten Tannen und den Regen heruntergießen, wenn man morgens sein Fenster öffnet und sieht die ganze, weite, schöne Welt da drunten bedeckt mit grauem, schwerem, unbeweglichem Nebel, aus dem kaum mehr die nächsten Lindenwipfel hervorragen. Kein Licht, kein Laut, keine Farbe dringt aus der Tiefe empor, wir sind wie auf einer Insel im unermeßlichen Ocean.

Ja, da mag Bergluft und Waldeinsamkeit genießen, wer kann! Glücklich, wer hier oben doch auch freundliche, ansprechende Menschengesellschaft gefunden hat und sich flüchten kann ins Haus.

Die langen Klostergänge, die hell und freundlich, auch hinter den dichten Mauern geschützt und warm sind, böten schon Gelegenheit zur Bewegung im Trocknen, aber das Talent, so ohne Ziel und Zweck stundenlang auf- und abzuspazieren, ist blos den Herren der Schöpfung eigen, wir Frauen setzen uns viel lieber mit einer Handarbeit zusammen in einen geschützten Raum.

Da hat uns denn die Frau Mutter aus besonderer Vergunst beim Herrn Director, (dem Geistlichen, der im Kloster wohnt) den Schlüssel zur Bibliothek verschafft, und ein schöneres, behaglicheres Gemach als diese Bibliothek auf St. Ottilien läßt sich wohl kaum auf der weiten Welt finden.

Das Zimmer ist gewölbt, in der Mitte von einer schweren Säule getragen, rings an den Wänden sind in bogenförmigen Nischen hinter Glasfenstern die Bücher geborgen, die Decke ist freundlich mit Weiß und Grün bemalt, die hohen tiefen Bogenfenster, mit schöner Glasmalerei eingefaßt, geben ein angenehmes Licht; eine milde Wärme, ohne die dumpfige Luft, die sonst in abgeschlossenen Zimmern herrscht, verbreitet sich durch das Gemach; da haben wir uns behaglich angesiedelt mit unsrer Arbeit und durch die weiten Bogenfenster hinausgeschaut ins nebeleingehüllte Land; — ein solches Fenster war es wohl einst, an dem der gelehrte Mönch Ekkehard der lieblichen Herzogin Hadwig vorgelesen hat.

Die Schätze der Bibliothek, die liegen nun freilich hinter Schloß und Riegel, und nur der Herr Director hat den Schlüssel dazu, doch wird man nicht von besonderem Verlangen darnach ergriffen. In früheren Zeiten, als die gelehrte **Herrad von Landsperg** noch Aebtissin hier oben war und den hortus deliciarum gemalt, der zu den Seltenheiten der Straßburger Bibliothek gehört, da hat das Kloster vielleicht gelehrte und werthvolle Werke besessen. Wahrscheinlich ist bei den früheren Zerstörungen auch die Bibliothek mit zu Grunde gegangen, jetzt ist sie, wie man uns sagte, mit den Doubletten der Seminarbibliothek zu Straßburg wieder gefüllt worden und so ziemlich gemischten Inhalts: theologische Werke, Predigtbücher, zu denen ein Herr Jean Jean zahllose Bände geliefert, histoire de France in unermeßlicher Reihe, der sinnreiche Junker Don Quixotte, ein Band des deutschen Romans „Agnes v. Lilien", Kinderbücher, Erziehungsschriften, selbst Voltaires Werke, — gar verschiedene Nachbarn haben sich hier zusammengefunden. Den guten Schwestern, zusammt der Frau Mutter wird die Bibliothek nicht viel Nutzen noch Schaden bringen, sie sehen nicht aus, als ob sie die Zahl gelehrter Klosterfrauen vermehren würden, die einst die edle Roswitha angeführt.

„Einen Abend währet das Weinen, aber am Morgen kommt die Freude." Unheimlich ist's, sich zur Ruhe zu legen, wenn der dichte weiße Nebel aus der Tiefe empor bis an unser Fenster steigt, eine undurchdringliche Hülle zwischen uns und die ganze Welt breitet und uns die Heimat in unerreichbare Ferne rückt, so daß man sich wie verwunschen und verzaubert auf dieser Felsenhöhe vorkommt und einschläft unter stillem Heimweh und dem Gedanken: warum bist du nicht daheim geblieben?

Aber lieblich ist's, wenn man geweckt wird vom klaren Sonnenschein; — die Nebel sind gewichen, die Bloß liegt wieder in frischem Grün vor unseren Augen. Die Häuser und Dörfer unten liegen noch unter der Nebeldecke, der Wald aber, der grüne Wald, der badet sich schon im Sonnenlicht, und am Rande des Horizontes zieht sich der Rheinstrom wieder wie ein Silberband. Die Vögel singen, Bruder Peter, der Klosterhirte, zieht aus mit seinen stattlichen Kühen, und Bergluft kann man wieder einathmen nach Herzenslust.

Die Pfade im Tannenwald sind bald wieder trocken und gangbar, so konnten wir denn auch hinabsteigen nach Niedermünster, das so lockend aus dem hellgrünen Thal heraufblickt, daß mich's lange schon hinabgezogen hatte. Niedermünster, die ehemalige Zufluchtstätte für arme Kranke, ist jetzt ein Bauernhof, den Wiedertäufer bewohnen. Es steht da noch die uralte Linde, die die Heilige selbst gepflanzt haben soll, der mächtige Stamm ist längst erstorben, aber die Wurzel hat ausgeschlagen, so steht er ganz grün in jungen Zweigen. Nicht fern davon sind die Ruinen einer schönen Klosterkirche, reiche Epheugewinde hängen über dem Schwibbogen, der sich noch wölbt über den verfallenden Pfeilern, junge Buchen und Linden wachsen über die gebrochenen Mauern, ich mußte an W. Scotts Melrose Abtei denken:

> Wer will schön Melrose recht sehn,
> Der muß beim blassen Mondenschein gehn,
> Denn des lichten Tages helle Strahlen
> Wie zum Hohn nur mit Gold das Gemäuer bemalen.

Wir haben die Ruine auch im hellen Tageslicht schön gefunden; es stieg Rauch aus dem alten Gemäuer, und als wir die Bauerfrau darob befragten, antwortete sie einfach: „Mir bauche unser Wäsch drin." Das ist nun freilich ein tragisches Ende! —

Jeder Tag führte „Pilgrime und Gäste" herauf, wie die Klosterordnung, die in allen Zimmern und allenthalben in den Gängen aufgehängt ist, die Besucher des Otilienberges unterscheidet, hie und da Maler und Touristen von weit her, meist aber aus der Nähe, aus Straßburg und der Gegend. Eigentlich ist hier Französisch die Sprache der Schulen, die Sprache der Gerichte, die Sprache der Salons, und doch hört man deutsch, deutsch allenthalben, wo zwei zusammenreden, auch unsere Frau Mutter, die Klosterfrauen unter sich, die „Brüder", der „Fakteur", der Klosterbote, der jeden Mittag von allen sehnsüchtig erwartet wird mit seiner Brieftasche, alle, alle reden deutsch, die

> Reine Jungfrau, ewig schöne,
> Geist'ge Mutter ihrer Söhne,

läßt nicht von ihnen und nimmer kann man hier je zum Bewußtsein kommen, in **Frankreich** zu sein. Und doch haben diese geraubten Söhne so gar keine politische Sympathie für die alte Heimat, der sie entrissen sind, und als ich mit einer freundlichen Straßburger Gesellschaft im Walde an einer mächtigen Tanne vorüberkam, die der Sturm entwurzelt hatte und unwillkürlich in Rückerts Worte ausbrach:

> Lebt Adler wohl und Falken,
> Ich fall' im Sturm und Graus,
> Ich gebe keinen Balken
> Zu einem deutschen Haus,

> Mein Wipfel ist geborsten,
> Nie wird hinfort der Aar
> In euern Forsten horsten,
> Der unsere Hoffnung war,

da hat das Citat keinen Anklang gefunden; um ganz eins zu werden mit dem losgerissenen Stück der Heimat werden wir wohl auf die Stunde warten müssen:

Wo alle Völker, alle Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen,
In unsres großen Vaters Haus.

Nun haben wir uns noch manchen Tag in Sonnenschein und klarer Luft des schönen Berges freuen können; im Walde waren wir immer ungestört, er ist weit genug für alle Gäste, so viel es auch sein mögen.

Nicht zu fern vom Ottilienberg, aber viel tiefer, liegt „der Hochwald"; dort ist ein Hotel für die Ansprüche verwöhnter Gäste berechnet, und es kamen hie und da Besuche von dort zu Wagen oder auf Eseln herüber. In unserem Wald hat die Kunst noch nichts gethan, seiner ursprünglichen Schönheit nachzuhelfen, man findet gangbare Pfade, aber keine Anlagen, wer müde ist, setzt sich auf den Rasen oder auf ein Felsstück, die gewaltig und ungeregelt allenthalben umherliegen. Der Wald ist unerschöpflich reich an lockenden Pfaden, an heimlichen, lauschigen Plätzchen, wo neben dem bemoosten Gestein mächtige Tannen liegen, noch von den Stürmen des letzten Winters entwurzelt, als ob nie ein menschlicher Fuß in diese Wälder käme, besonders prächtig blüht hier der rothe Fingerhut, auch meine Lieblinge, die blauen Glocken kamen dazwischen, andere Waldblumen, Anemonen, Orchideen, die weiße Waldlilie und das rosenrothe Tausendguldenkraut, habe ich selten gesehen.

Ob der Geologe hier reichere Ausbeute findet als der Botaniker, weiß ich nicht; mir ist dies Gestein wundersam genug vorgekommen, diese mächtigen Blöcke, ganz durchzogen von Kieseln: alabasterweiße, röthliche, buntmarmorirte, schwarzgeäderte — da mir aber nie Steinklopfer begegnet sind, so muß ich wohl annehmen, daß die Steine nicht so merkwürdig sind, wie sie mir erschienen.

Die größte Merkwürdigkeit des Ottilienberges ist wohl die räthselhafte Heidenmauer, die sich mit Unterbrechungen fast um den ganzen Berg zieht, ein Gemäuer aus gewaltigen Steinen, ohne Mörtel aufeinander gelegt, von stärkeren Händen, als die jetzige Zeit aufweisen kann. Ein Stück dieser Heidenmauer beginnt unweit des Klosters, wo ein schöner Weg nach dem Mennelstein führt, an ganz besonders abenteuerlichen Felsblöcken vorüber, die fast wie ein Stück einer zertrümmerten Stadt aussehen und den prosaischen Namen: Beckenfelsen tragen. Da ragt auch der Wachtel- oder Wachtstein, ein Fels, der ganz wie ein viereckiger Thurm gestaltet ist und früher als Warte gedient hat.

Wunderbar und graulich unten im dichten Walde stehen auf zwei Erhöhungen die Trümmer der Burg Dreistein, tief verborgen unter den hohen, dunkeln Tannen, die bis ins Gemäuer hineinwachsen. In der Tiefe stehen auch die mächtigen Ruinen des alten Hagelschlosses; die alten Schlösser Rathsamhausen und Lützelburg aber, die stehen frei in dem sonnigen Klingenthal; ein Glück, wenn da die alten Ritter gut Freund waren, die Ritterfrauen konnten sich gemüthlich in die Fenster sehen. Von ferne sieht man die Burg Gierbaden, die noch besser erhalten scheint, die Veste Landsperg sahen wir auf dem Wege nach dem Städtchen Barr, den wir an einem klaren Nachmittag durch die Weinberge bei Heiligenstein machten, im herrlichsten Duft der Rebenblüte.

Erlebt haben wir nun gar nichts auf der Höhe von St. Ottilien, so schön und romantisch auch die Stätte ist, die Zeit wunderbarer Erlebnisse ist vorüber, und es müssen schon recht bevorzugte Leute sein, die heutzutage noch Abenteuer erleben.

Ein Gang am thauigen Morgen den Berg hinab bis zum Ottilienborn, um einen Frühtrunk aus der schneekalten, crystallhellen Quelle zu schöpfen, das Frühstück im Refectorium, wo recht einladend die gewaltigen Tassen in Gesellschaft der riesigen Kannen standen, ein paar Vormittagsstunden mit Buch oder Schreibmappe im Gloriettle oder im Schatten des dichten Haselstrauches an der Klostermauer, die Mittagstafel in sehr wechselnder Gesellschaft von Fremden, die meist fremd und schweigsam saßen und aßen und gingen, wie heutzutage die Menschen aneinander vorüberzugehen pflegen, — ein Nachmittag mit Buch und Strickzeug unter unserem Felsendach, wo wir tief, recht tief das Bild der schönen Waldberge in uns sogen, um es eigen zu behalten für die Erinnerung, ein Spaziergang im Walde unter den prächtigen Tannen, über die lichten Wiesen und goldenen Felder, die so wunderbar still im Schutze des ernsten Waldes liegen, nach dem Abendessen noch ein Wandeln unter den blühenden Linden im Klosterhof, die ihren köstlichen Duft ausströmten, wo das Summen der Bienen tönte wie ferne Musik, und auf dem freien Rasenplatz draußen um die Sonne hinter die dunkeln Berge sinken zu sehen, — das war so unser Tageslauf, der je und je unterbrochen wurde durch freundliche Besuche, die aus der Tiefe zu uns heraufstiegen, oder durch einen Brief, den der allersehnte Facteur uns brachte.

Eine gute und friedliche Zeit, drei Wochen, in denen ich keinen Wagen rasseln hörte, keine Zeitung sah, nichts vom Weltlauf erfuhr, eine Zeit, wo man keinen Wechsel fürchtet, als den vom Sonnenschein zum Regen, — eine solche Zeit ist oft mehr werth, als das wundersamste Ereigniß.

Aber

Alles geht vorüber, alle Töne verhallen
Und die schönsten Stunden schlagen aus,

sagt ein ungemein tiefgedachter, überraschend neuer und unbestreitbarer Albumvers, und so mußten auch wir wieder herniedersteigen von unserer lieblichen Waldhöhe. Um uns das Scheiden zu erleichtern, hatte sich der klare Himmel wieder umzogen und rauschte bei Nacht ein gewaltiger Regen herab, also daß Bruder Georg die Klosterkutsche für uns einspannen mußte.

So haben wir denn herzlichen Abschied genommen von den Freunden, die uns geholfen, die fremde Stätte heimisch zu machen, von der guten Frau Mutter und den freundlichen Schwestern, vom Gloriettle und Rosengärtchen, von Tannen und Linden und haben versprochen, wiederzukommen. Wie oft können wir's halten, solch ein Versprechen der Wiederkehr! Und drunten, da war's dasselbe geblieben für die, die nur durchzogen auf Reisewegen, da brauste die Stadt noch vom alten Geräusch, vom Jammergeschrei und vom Freudengekreisch. So viel Wechsel auf Erden, und doch bleibt sich alles wieder so gleich! da rasselten Equipagen und fuhren schwerfällige Karren, da zerrten geplagte Rosse die schweren Schiffe stromaufwärts und trabten zigeunerartig gekleidete Jünglinge leichten Tritts über die Brücke; dort lagerte eine Gesellschaft Auswanderer mit kummervollen Gesichtern auf einer Treppe, da zogen Damen in fabelhaftem Aufzug vorüber, hier barmherzige Schwestern, Kindsmädchen mit Kinderwägelchen, kleine Jungen mit Luftballenen, — wie viel Lärm nach dem stillen Klosterfrieden, da that es wohl, dazwischen wieder zu ruhen im Blick auf die ernste, ruhige Schönheit des Münsters und in der gastlichen Herzlichkeit eines echten, guten Bürgerhauses. Und von der Heimat aus, in die wir bald zurückgekehrt, hat mich's verlangt, auch andern einen Blick zu gönnen auf das freundliche Kloster der heiligen Ottilia.

Die Contrebande der Kaiserin.

Historische Skizze von Georg Hiltl.

Unter den vielen merkwürdigen und schönen Bildern — Oel- und Pastellgemälden oder Kupferstichen — die den gewaltigen Machthaber Napoleon I darstellen, findet sich auch eines: La Malmaison genannt, welches den Kaiser in ganzer Figur zeigt. Er trägt die kleine, grüne Chasseuruniform, den berühmten Hut, enganliegende Beinkleider und kurze Stiefel mit Stulpen und Sporen, die rechte Hand hat er unter die Weste gesteckt und die linke ruht nachlässig auf dem Rücken. Im Hintergrunde sieht man das Schloß Malmaison. Das Antlitz des Kaisers ist ernst — fast finster, und der Blick sinnend. Wie bei allen Portraits großer Persönlichkeiten, so spiegeln sich auch auf den Bildern Napoleons die inneren Seelenzustände in den Gesichtszügen wieder, und so mußte denn freilich jenes Bild des Kaisers den Ausdruck tiefen, finsteren Ernstes zeigen. Er verarbeitete damals Ideen in seinem Kopfe, welche die Befestigung seiner Dynastie betrafen, er

blickte Stunden lang auf die Landkarte, und immer und immer wieder auf die verhaßte Stelle hin, welche sich „Großbrittannien“ nannte. Im vergangenen Jahre hatte er jenen Streich geführt, der Englands innerste Nerven empfindlich berührte. Er hatte die Continentalsperre verfügt — ein ganzes Reich, ein großes, mächtiges Land in Blokadezustand erklärt, Handel und Gemeinschaft mit den britischen Inseln waren verboten und sollten gescheut werden, wie die verdächtigen Schiffe, welche aus dem Orient eine verheerende Epidemie nach Europa geschleppt hatten. Mit den schwersten Strafen war jeder bedroht, der eine Contrebande einschmuggelte, der Handel mit englischen Waaren unterlag der furchtbarsten Ahndung, jedes von England oder dessen Colonieen kommende Schiff wurde zurückgewiesen; gelang es dennoch die Vorsicht der Zollbeamten zu täuschen, so wurden bei erfolgter Entdeckung Schiff und Ladung confiscirt. Der Kaiser hatte also mit seinem Hauptfeinde den Kampf auf Leben und Tod eröffnet. Hinter ihm lagen die Siege und Erfolge des unheilvollen Jahres 1806 und diejenigen, welche er bis zum Juli 1807 errungen hatte. Er wollte nun eine Zeit lang an der inneren Festigung seiner ungeheuren Macht arbeiten — sein Schatz hatte sich durch die Siege in das Unermeßliche hinein vergrößert. Er warf einhundert Millionen zur Verschönerung von Paris aus, er schaffte vieles bei Seite, was die Schönheit der Hauptstadt beeinträchtigte — aber er schonte die Erinnerungen doch an den meisten Stellen und ließ die Kirchhöfe weihen und mit Rechten für die Todten versehen, die man heutzutage vermessener Weise umstoßen will. — —

Napoleon eilte dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes entgegen; in demselben Grade, wie er jede Freiheit im Innern seines eigentlichen Reiches und nach außen hin vernichtete, stieg sein Ansehen als Gewalthaber, als Selbstherrscher, aber mit diesem Steigen begann seine innere Unruhe — er richtete finstre, argwöhnische, ängstliche Blicke auf anscheinend kleine Dinge. Es ist das ein Symptom jener geheimnißvollen Krankheit des Geistes, an welcher die meisten Tyrannen leiden. Der Kaiser wachte sorgfältig über die Presse, jedes noch so unbedeutende Blatt flößte ihm Besorgniß ein, wenn er die Besprechungen seiner Maßregeln durch dasselbe erfuhr — und gerade zu jener Zeit bereitete er eine Menge von Veränderungen vor. Er wollte Jerome, seinen Bruder, mit der Tochter des Königs von Würtemberg verheirathen, das Tribunat aufheben, dem Finanz- und Abgabenwesen militärische Formen geben, einen neuen Katechismus einführen und noch viele wichtige Dinge durchführen — alles dieses konnte, mußte durch die Presse besprochen, kritisirt werden; daneben griff immer die hartnäckige und zähe Widerstandskraft der Engländer in sein Getriebe, und er bereitete zu gleicher Zeit den Kriegsplan gegen die pyrenäische Halbinsel vor, weil Portugal mit England zusammenhielt. Solche Entwürfe waren allerdings dazu angethan, den Blick des Kaisers finster und nachdenklich erscheinen zu lassen, und er fand nur einen Punkt, einen Gegenstand, bei welchem er um jene Zeit noch gern verweilte, bei dessen Anblick sich seine strengen Züge glätteten und ein Lächeln über sein Antlitz schwebte, dieser Gegenstand war die Kaiserin Josephine! — Josephine stand in der Fülle ihrer Anmuth vor Napoleon, sie entfaltete alle ihre gesellschaftlichen Talente, die Reize ihrer Unterhaltung, die Annehmlichkeiten eines gewählten und heiteren Kreises, um dem Kaiser die freien Stunden zu verschönern. Ein geschmackvoller Luxus hatte den Hof Josephinens von dem ersten Augenblicke ihrer Erhebung zur Kaiserin ausgezeichnet — man sagte allerdings, daß die Gattin Napoleons zuweilen in starker Geldverlegenheit sei — aber eine gute Stunde des Kaisers glich gewöhnlich dieses Deficit in ihren Büchern aus.

Seit dem 21. November des Jahres 1806 waren jedoch die Gesichter der Kaiserin und ihrer Hofdamen oft genug trübe, die Stimmung nicht selten eine gedrückte, sie schmollten mit dem Kaiser. Der Grund dieser Umwandlung war einfach der: die Continentalsperre traf nicht nur die großen Staaten und die Völker Europas in ihrer Gesammtheit schwer genug — auch Josephine und ihre Damen mißbilligten diesen Angriff gegen den Handel Englands auf das entschiedenste. Weshalb? — man hatte bis dahin die prächtigen indischen Stoffe — Tüllschleier — Kaschemir-Shawls — Mussseline aus Madras — endlich jene schönen englischen Perkals, getragen, sie in allen Formen verarbeitet, und der glänzende Hof Josephinens zeichnete sich besonders durch die Schönheit weiblicher Toiletten aus, die im Vereine mit den prachtvollen Uniformen, den gestickten Kleidern der Civilbeamten und Hofcavaliere des Kaiserreiches ein glanzvolles Bild darboten. Durch die Continentalsperre war es nun gewaltig schwer, ja fast unmöglich geworden, diese Toilettenkleinode zu beziehen, denn die kaiserlichen Verordnungen hatten dafür gesorgt, daß die Zollbeamten aus wahren Verächtern aller Schönheit, alles Luxus und aller Eleganz bestanden. Bärbeißige Wächter, welche nur Sinn für die Stickerei einer alten Uniform besaßen, standen unter den Befehlen unerbittlich strenger Zolldirectoren, welche die Gewißheit hatten, durch Wegnahme einer Contrebande sich die Anerkennung des Kaisers zu verdienen. Was ließ sich also in dieser Sache zum Besten der Damentoiletten thun?

Josephine und ihre schönen Damen legten sich auf die Schmuggelei. —

Der Kaiser hatte bei all seinem ungeheuren Scharfblicke doch nur sehr oberflächliche Kenntnisse von der Fabrikation der Luxusartikel. Er vermochte sehr gut die Tuche für seine Armee zu beurtheilen; jene schönen, indischen Stoffe hatte er früher nie besonders genau betrachtet, seit der Continentalsperre war er jedoch diesen Dingen näher getreten. Mit einem angebornen Talente der Beobachtungsgabe ausgestattet, vermochte er in nicht allzulanger Zeit Stoffe, welche in Frankreich gearbeitet waren, zu erkennen und sie von den Arbeiten fremder Länder zu unterscheiden. Nun war in den Tuilerien, wie gesagt, eine Art Verschwörung unter den Damen des Hofes ausgebrochen. So feindlich der alte Adel dem napoleonischen auch gegenüberstand — hierin reichten sich beide die Hände. Es wurde beschlossen, ohne alle Scheu die indischen und englischen Waaren in die französischen Häfen zu schmuggeln, sie von da aus in die Tuilerien zu bringen und sich dann mit ihnen zu schmücken. Es würde, so meinte man, nicht schwer halten, den Kaiser zu täuschen oder ihn glauben zu machen, die Stoffe seien in Frankreich gefertigt. Die Damen, und Josephine an ihrer Spitze, rechneten selbst bei einer Entdeckung auf die kaiserliche Gnade, und Josephine sagte sich: daß sie große Gewalt über Napoleon besitze — er werde ihr den Streich nicht übel nehmen. Bat sie doch selten vergeblich um Gnade für jemanden, hatte sie doch genug Emigranten wieder in das Vaterland zurückgebracht durch ihre Fürbitten, sie sogar mit Aemtern und Pensionen bedenken lassen, und hatte der Kaiser ihr nicht einst gesagt: „Wenn ich Schlachten gewinne — so gewinnst Du die Herzen!“

Gleichwohl zitterte Josephine doch, als die geheimen Agenten ihrer Schmuggelei in die Tuilerien kamen und für sie und ihre Damen aus den Kisten die herrlichen Stoffe hervorzogen und ausbreiteten. Sie kannte das Mißtrauen des Kaisers, seine argwöhnische Laune, die seit einiger Zeit besonders hervorgetreten, seine Gereiztheit und seine Besorgniß, die Anordnungen bekrittelt, oder übertreten zu sehen, welche er getroffen hatte, und auf nichts legte er eiserner und schwerer seine Hand, als auf die Decrete über Continentalsperre. Josephine und ihre Damen betrachteten daher die ausgebreiteten Sachen ziemlich oberflächlich und schnell, während Fräulein von Coulaincourt an der Thür Schildwacht hielt, dann wurden sie an einen sicheren Ort geschafft, und die Kaiserin bezahlte den Agenten, wobei sie für ihre Damen das Geld auslegte. Nachdem die Zahlung stattgefunden hatte, öffnete Fräulein von Coulaincourt leise die Thür und ließ einen jungen Menschen von etwa sechszehn Jahren in das Zimmer, der die Kleidung eines kaiserlichen Pagen trug. Er hieß Gaston von Arrigny und war von seiner Familie dem Kaiser besonders empfohlen, der ihn dem Hofe Josephinens zugetheilt hatte.

Es wird nicht schwer sein, die Verbindung zu erkennen, in welcher Gaston mit den Damen des Hofes stand: Er diente ganz einfach als Chargé d'affaires bei dem Einschmuggeln der Waaren in die Tuilerien, was er als ein echter Page mit sehr großem Scharfsinn bewerkstelligte. Man hätte weit eher an des Himmels Einsturz, als daran geglaubt, daß ein kaiserlicher Page die Continentalsperre umgehen werde, denn die Pagen des kaiserlichen Hofes — sie bestanden seit 1804 — waren der Aufsicht des strengen Generals Gardanne untergeordnet. Gardanne war durch und durch Soldat, er übte seine Aufsicht nach militärischen Regeln aus, konnte aber nicht verhindern, daß gerade deshalb die Pagen tolle Streiche verübten, und daß sie, wenn einige von ihnen zum Dienst des kaiserlichen Hofes befohlen wurden, seiner Zuchtruthe entschlüpften. Gaston von Arrigny war durch die Verbindungen seiner Familie der Kaiserin attachirt worden, und die

Intrigue der indisch-englischen Schmuggelei hatte ihn als williges Werkzeug gefunden. Nachdem der Agent glücklich durch seine Hilfe in den Palast gelangt war, geleitete Gaston denselben auch wieder hinaus. Als der Page aber von seinem Gange zurückkehrte, sah er zu seinem Schrecken, daß der Kaiser so eben in die Dianagallerie getreten war.

Josephine und ihre Damen gingen dem Kaiser entgegen, der gewöhnlich durch den Thürsteher angemeldet wurde, welcher den Ruf: „L'Empereur“ ertönen ließ, alsdann blieben alle stehen und zwar genau auf derselben Stelle, wo sie sich im Augenblicke der Meldung befanden, weil Napoleon nach seinem Eintritt keine Bewegung mehr liebte — er hatte auch bei solchen Gelegenheiten seinen Hofstaat militärisch organisirt. Die Damen blieben also, unmittelbar nach ihrem Ausgange, in der Gallerie stehen, während der Kaiser von der andern Seite kommend auf sie zuschritt. Der Page, welcher in die Gallerie hineingeplatzt war, durfte nicht mehr an Fortschleichen denken, denn da alles stehen blieb, würde jede seiner Bewegungen dem Kaiser sofort aufgefallen sein. Er duckte sich deshalb hinter der Damenreihe nieder, die ihn auch gleich durch ihre Kleider verdeckten, aber der Adlerblick Napoleons hatte den jungen Mann sofort erspäht.

Der Kaiser ging schnell auf die Damen zu und zog Gaston hervor, dann fragte er ihn: „Was haben Sie hier zu thun?“

„Nichts, Sire,“ stammelte der Page.

„Aha — Sie treiben sich also umher? Wie? Sie suchen Gelegenheit zu Klatschereien.“

Er nahm den Pagen beim Ohrzipfel und führte ihn so zur Thüre: „Sie gehören heut nicht hieher, mein Herrchen — machen Sie, daß Sie wieder zu Ihren Kameraden kommen.“

Damit schob er Gaston zur Gallerie hinaus und kehrte wieder zurück. Während Josephine mit den Anwesenden plauderte, trat der Kaiser in die Fensternische und las einige Briefe, welche er in der Hand hielt, dann winkte er einen Abschiedsgruß und begab sich in das Zimmer der Kaiserin, wo er frühstückte.

„Meine Theure,“ sagte er nach einer Pause zu Josephine: „Du mußt den jungen Leuten keine Ungelegenheiten verursachen. Wenn die Pagen nicht zum Dienste commandirt sind — lasse sie nicht in die Tuilerien. Was that dieser kleine Schlingel hier?“

Josephine wurde ein wenig verlegen. „Ich glaube, er wollte die Herzogin von Chevreuse, seine Verwandte, besuchen,“ sagte sie.

„So — so! Darum kam er durch die Seitengallerie?“ Der Kaiser las wieder in seinen Papieren.

„Es ist nicht hübsch von Ihnen, Sire,“ begann Josephine, „daß Sie jetzt in dieser freien Stunde sich mit Ihren Arbeiten beschäftigen.“

Der Kaiser legte schnell die Papiere zusammen. Er schlürfte hastig ein wenig Chocolade, dann sagte er: „Ich blickte in diese Papiere — weil — weil der Inhalt Sie betrifft, Madame.“

Josephine sah des Kaisers Auge fest auf sich gerichtet, sein Ton war streng, das trauliche „Du“ verschwunden.

„Mich, Sire?“ fragte sie.

„Ja wohl. Allein ich hoffe, daß nur eine Dreistigkeit, ein keckes Manöver Ihre Person in eine Affaire verwickelt hat, die mir höchst fatal ist.“

„Sie spannen meine Erwartung.“

„Nun denn, der Zolldirector Peilhon in Marseille fragte gestern Abend bei mir an, ob er meinen Befehlen in Betreff der Contrebande so weit nachkommen solle, daß er eine Kiste confiscire, welche die Aufschrift trägt: An Ihre Majestät die Kaiserin der Franzosen, Königin von Italien und so weiter — eine Kiste, welche zwei Dutzend Kaschemirshawls direct aus Constantinopel enthält — englische Waaren, Madame — verstehen Sie das wohl? Haben Sie diese verbotenen Dinge für sich einschmuggeln lassen?“

Josephine ward verlegen — sie erwartete allerdings noch eine zweite Sendung verbotener Stoffe, ohne Zweifel waren es die in der Kiste enthaltenen. Sie durfte es nicht eingestehen, das Mißtrauen des Kaisers war erregt, seine Laune durch nichts mehr zu verderben, als durch eine Uebertretung der Zollgesetze. Außerdem blieben nach Josephinens Aussicht die kostbaren Stoffe doch erhalten, denn da sie nun ein Mal durchgeschmuggelt waren, hoffte die Kaiserin den werthvollen Inhalt der Kisten dennoch erstehen zu können — was sollte man auch sonst mit Kaschemirshawls beginnen, die viele tausende von Francs repräsentirten? Sie sagte deshalb:

„Sire, jene Kiste mit Contrebande hat irgend ein dreister Agent nach Marseille geschmuggelt, und um desto sicherer zu gehen, hat er die Waaren auf meinen Namen gehen lassen.“

„Du hast also keine Kenntniß von der Geschichte?“

„Nein, Sire.“

„Das ist mir sehr lieb. Ich wünschte nicht hier — in meiner unmittelbaren Nähe, in meiner Umgebung dergleichen Erfahrungen zu machen; ja, das wäre ein Fest für die Zeitungsschreiber, wenn sie erführen, daß die Kaiserin selbst meine Gesetze und Befehle umgeht — ich müßte streng einschreiten.“

Josephine blickte unruhig und verstohlen den Kaiser an.

„Ich werde diese Sachen vorläufig mit Beschlag belegen lassen — sie bleiben im Depot,“ sagte Napoleon.

Josephine athmete wieder freier, die kostbare Fracht war noch für sie zu retten.

„Apropos,“ begann der Kaiser wieder, „das Wetter ist herrlich — übermorgen habe ich Ausfahrt, Diner und Soirée in Malmaison befohlen. Es wird Dir doch lieb sein?“

„Ich liebe alles, was Sie lieben, Sire — und Malmaison besonders,“ sagte Josephine mit reizendem Lächeln.

„Alles, was ich liebe? gewiß Josephine — ich weiß es,“ rief der Kaiser, ihre schöne Hand küssend. „Deshalb immer nur inländisches Fabrikat für Deine Toilette und die Deiner Damen — nichts von den Andern.“

Unter „Andere“ verstand der Kaiser immer die Engländer.

Josephine wagte es, eine kleine Palast- und Toiletten-Intrigue einzuleiten. „Es ist auch unnöthig,“ sagte sie, „von fern her das zu holen, was wir hier ebenso gut bekommen können. Uebermorgen werden wir alle in Shawls und Perkals gekleidet erscheinen, die französisches Fabrikat sind, und die mit den Erzeugnissen andrer Länder wetteifern können.“

„Das ist schön,“ rief der Kaiser. Er erhob sich, ging mit Josephine plaudernd noch eine Zeit lang im Zimmer auf und nieder, dann empfahl er sich.

Als der befohlene Ausflug nach Malmaison unternommen war, hatte Josephine den Damen bereits das Unglück mitgetheilt, welches ihre Kisten in Marseille betroffen — aber Fräulein von Cambreuil, ein sehr schönes Mädchen, lachte verschmitzt und flüsterte: „Der Schaden wird ersetzt sein — denn es sind bereits an der Zolllinie von Antwerpen, ganz am entgegengesetzten Ende also, Kisten mit Tüll, Kaschemir und sonstigen herrlichen Dingen angekommen.“

„St!“ machte die Kaiserin, ihre Hand auf den Mund der Cambreuil drückend, „woher wissen Sie das?“

„Gaston von Arrigny hat uns gestern Abend noch die Nachricht gebracht — Madame Ponneau hat ihm mitgetheilt, daß ihr Mann es übernommen habe, die Schätze durch die Antwerpner Zolllinie zu bringen, wenn Majestät darauf reflectiren wollen.“

„Gewiß — gewiß!“ rief Josephine; „aber wie soll Ponneau Antwort erhalten?“

„Gaston hat heute den Dienst als Page. Majestät können ihm Ihre Befehle ertheilen.“

„So werden wir einen Sieg erringen. Für heute, meine Damen, ganz nach unsrer Verabredung: alles, was wir tragen, ist —“

„Französisches Fabrikat,“ antworteten die Verschwörerinnen einstimmig.

Napoleon ging allein, ohne jede Begleitung in den Gängen des Parkes spazieren — er war gerade so gekleidet, sein Gesicht gerade so ernst, wie jenes Bild es darstellt, von welchem wir zu Anfang gesprochen haben. Zuweilen machte er mit der rechten Schulter und mit dem linken Mundwinkel eine krampfhafte Bewegung — dies war immer ein Zeichen, daß der Kaiser über große Dinge nachdachte. Der Park von Malmaison war reizend und prächtig zugleich. Josephine, welche des Kaisers Vorliebe für Malmaison kannte, hatte eine Fülle der herrlichsten Gewächse überall dort aufstellen lassen, die Wiesen zeigten den üppigsten Graswuchs, die Boskette prunkten im grünen Laubschmucke, den schönsten Sträußen von mächtigem Umfange gleich, und die dunklen Laubgänge wölbten sich über dem Haupte des Mächtigsten aller Menschen, wenn er dahinschritt, Neues — Großartiges — Furchtbares überdenkend.

Der Kaiser blickte, wie gesagt, finster. Plötzlich erheiterte sich sein Blick, seine festgekniffenen Lippen öffneten sich und stießen ein freudiges „Ah!“ heraus, er ließ die unter die Weste gesteckte Hand

Digitized by Google

herabgleiten, die andere Hand entfernte sich ebenfalls von seinem Rücken, dann schlugen beide Hände in einander, wie man im Theater applaudirt, und der Kaiser blieb stehen. Er hatte einen Anblick gehabt, dessen Eigenthümlichkeit ihn stets erfreute. Durch die entfernteren Laubwinkel, über die Wiesen und kleinen Hügel, welche vor ihm lagen, schwebten weißgekleidete weibliche Gestalten, sie huschten aus dem Dunkel der Boskette hervor, zeigten sich einige Minuten lang auf dem dunklen Hintergrunde der Taxuswände, verschwanden wieder in den Wölbungen, um sofort aufs neue zwischen üppigem Rasen und Blumenflor aufzutauchen, bis sie im schnellen, lautlosen Tanze sich drehend, dann zu einer Gruppe vereinigt in raschem Laufe davon eilten und in dem dunklen Gebüsche verschwanden, den kleinen, weißen Wölkchen gleich, welche der Wind von den Bergen herabführt, um sie an den Zweigen der Bäume in hundert kleine Flocken zu zertheilen. Dieses einfache, stumme Schauspiel entzückte den Kaiser, die leichtdahinschwebenden weiblichen Gestalten machten auf ihn den lieblichsten Eindruck, auf ihn — dessen Blick sonst gern die Massen gepanzerter, hoch zu Roß sitzender Krieger, die von Bajonetten starrenden Reihen seiner gewaltigen Infanterie musterte. Josephine hatte ihm diesen stets gern gesehenen Anblick bereitet, und als der Kaiser zum Diner in das Schloß trat, sprach er in beredten Worten seinen Dank aus. Er hatte seine gute Laune wieder gewonnen und unterhielt sich mit den Damen Josephinens, welche ihm die bezaubernde Scene vorgegaukelt hatten.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Kaiser, wie alle Damen die feinsten Musselingewänder, die schönsten Shawls und einige sogar Perkals trugen. Er runzelte die Stirn — sollten die Damen Contrebande tragen? Der Kaiser war durchaus nicht ein sogenannter „galanter" Cavalier; trotz seiner majestätischen Bewegungen und der bestimmten Haltung, verstand er es doch nicht, in besonders chevaleresker Weise mit Damen umzugehen. Er faßte ziemlich derb den Shawl des Fräuleins von Gardanne und fragte rauh: „Woher kommt dieser Stoff?"

„Aus Saint Quintin, Sire."

„Ah — so. Und dieses Kleid?" fragte er die Chevreuse.

„Aus Lyon."

„Oho — das ist nicht wahr. Das ist kein Lyoner Fabrikat — das kenne ich besser — es ist ausländische Waare!"

„Ich weiß es nicht, Sire," stammelte die Chevreuse. „Man hat es mir für Lyoner Arbeit verkauft."

„Dann sind Sie betrogen worden, infam betrogen — das sage ich Ihnen — ja wohl. Und dieser Perkal?" wendete er sich zu Fräulein von Cambreuil.

„Das ist Arbeit von Rheims," sagte diese keck.

Napoleon musterte alle Toiletten — jede der Damen trug natürlich französische Stoffe, nur die arme Chevreuse war mit fremdem Fabrikat geschmückt. Indessen war der Kaiser mit dem Resultate zufrieden — nicht genug Kenner indischer Waaren hielt er die Shawls für französisches Fabrikat.

„Sehen Sie, meine Herrn," rief er den Officieren und Cavalieren zu: da ist die Ueberlegenheit unsrer Fabrikate über die der Ausländer — über die — die andern."

In Folge dessen verlief das Diner sehr heiter, und spät abends erst trennte man sich. Der Kaiser hatte beschlossen, mit der Kaiserin in Malmaison zu bleiben. Er ließ sich im kleinen blauen Salon den Thee serviren. Er war allein mit Josephine und plauderte, beharrlich neben ihr im Fauteuil sitzend. Endlich schellte er.

„Der Page von Arrigny soll den Thee bringen," rief er.

„Ach Sire, der junge Arrigny ist hier?" fragte Josephine, sich verwundert stellend.

„Ja. Ich hatte ihm neulich ein wenig zu viel gethan," sagte der Kaiser gutmüthig. „Eine kleine Reparation ist man ihm schuldig."

„Ich danke Ihnen, Sire," sagte Josephine, erfreut über die Begnadigung des Pagen, aber auch zugleich darüber, daß sie nun leichter ihre Befehle an Madame Ponneau geben könne. Madame Ponneau war ihre Putzlieferantin.

Nach einiger Zeit trat Gaston von Arrigny ein. Er trug auf silbernem Brette zwei zierliche gefüllte Tassen, hinter ihm kam der Kammerdiener mit dem silbernen Theekessel, den er auf einen Guéridon setzte und dann das Zimmer verließ. Josephine nahm eine Tasse. Gaston präsentirte dem Kaiser die zweite. Er hatte die Augen niedergeschlagen.

Der Kaiser wollte sich einen Spaß machen und rief mit barscher Stimme: „Näher heran zu mir — Aug' in Auge gesehen!" Er blitzte den Pagen mit seinen gewaltigen Augen an — sei es, daß dieselben in der That erschreckend wirkten, sei es, daß der Page, dem der Auftrag der Madame Ponneau das Herz beschwerte, heftige Gewissensbisse empfand — genug, der unglückliche Gaston hielt sich für verloren, sein Fuß strauchelte und verwickelte sich in die Decke, dabei kippte die Tasse, und der Thee lief über des Kaisers Fuß. Napoleon hatte nun aber, wenn seine Spaziergänge beendet waren, die Gewohnheit, seine Beine mit seidenen Strümpfen, die Füße mit lackirten Schuhen zu bekleiden, der Thee konnte deshalb recht empfindlich wirken.

„Au! au!" rief der Kaiser, einen Ausruf hinzusetzend, den der Soldat Bonaparte allerdings hundertmal gehört und ausgestoßen haben mochte, der aber weniger in den Salon des Kaisers auf Schloß Malmaison paßte.

„Aber mein Freund," rief Josephine. „Du fluchst und haderst seit einigen Tagen recht viel — das ist eine üble Angewohnheit."

Napoleon rieb seine Strümpfe mit dem Taschentuche. „Der ungeschickte Junge hat mir die Beine verbrannt."

Gaston stand beschämt da. Der Kaiser griff unter den Tisch und nahm die Porzellantasse auf — sie war vollständig erhalten.

„Sei nicht mehr böse," lachte Josephine. „Das Unglück ist nur halb — die Tasse ist unversehrt."

„Schenke aufs neue ein, kleiner Tölpel," sagte der Kaiser zu Gaston.

Als der Thee vorüber — der Kaiser aus dem Zimmer gegangen war, flüsterte Josephine: „Sage Madame Ponneau, daß ich die Kisten alle nehme."

„Gut denn, Majestät," erwiderte der Page. „Dann werden sie Donnerstag in Paris im Laden des Herrn Ponneau sein!"

„Wie lange macht der Unglücksjunge!" rief der Kaiser aus dem Vorzimmer — schnell eilte der Page hinaus, dem Kaiser in sein Cabinet zu leuchten. —

Acht Tage später erwartete Josephine den Kaiser wieder zum Frühstück in den Tuilerien. Dieses Mal war die Kaiserin verstimmt — einfach deshalb, weil Herr Ponneau zwar nach Paris, aber ohne die mit der herrlichen Contrebande gefüllten Kisten gekommen war. Josephine erwartete mit Ungeduld die Nachricht vom glücklichen Eintreffen der Gegenstände. Es waren dieses Mal noch kostbarere Dinge als sonst, unter anderem: zwölf meisterhaft gearbeitete Schleier, eine Anzahl Kaschemirs und zwei Dutzend gewebter Gürtel, viele Tüll Roben und Silbergaze aus Constantinopel.

Der Kaiser brauchte nicht lange, um Josephinens Mißstimmung zu gewahren. „Meine Theure," fragte er, „was ist Dir? Du bist verstimmt."

„Ich habe Ursache dazu," entgegnete die Kaiserin. „Seit drei Tagen erwarte ich aus Lyon eine Kiste mit Seidenwaaren."

„O, wenn es weiter nichts ist — sei ohne Sorgen! Die Kiste wird schon an ihre Bestimmung gelangen."

„Aber mein Gott, sie müßte schon da sein."

„Die Sachen werden unterwegs aufgehalten sein — es ist so schlechtes Wetter."

„Ich muß es fast annehmen."

Der Kaiser lächelte seltsam. „Sollte die Kiste vielleicht von Räubern genommen sein?" fragte er ironisch.

„O nein — ich fürchte vielmehr, daß — — —"

„Daß sie bei der Zolllinie von Antwerpen angehalten wurde," rief zornig aufspringend der Kaiser. „Sollte so etwas nicht den Sachen begegnet sein, welche Du aus Lyon erwartest? Gestehen Sie, Madame."

Josephine stieß einen leichten Schreckensruf aus, sie senkte das Haupt.

„Ich weiß alles," fuhr der Kaiser erhitzt fort. „Hier — in meinem eignen Hause ist ein Contrebandencomplott — o! — es ist zum Rasendwerden. Der Schlingel, der Page Gaston von Arrigny spielt den Agenten der Agenten meiner Gemahlin — aber ich werde Gericht halten gegen die, welche die von mir befohlne Sperre brechen. Der Zolldirector Collin hat mir alles rapportirt — hier ist man den Schleichhändlern auf die Spur gekommen — ich werde kein Erbarmen haben."

Er verließ zornig das Zimmer. Josephinens Angst wuchs mit jeder Minute. Der Kaiser war wirklich in den höchsten Zorn gerathen, sein strenger Befehl wurde gerade von seiner Umgebung mißachtet, sie kleidete sich in die Stoffe, welche die Verhaßten lieferten. Während des ganzen Vormittages mußten die im Bureau des Kaisers Arbeitenden die Wirkung der häuslichen Scene empfinden.

Aber die fatalen Oppositionen gegen die Zolldecrete sollten noch nicht aufhören. Gegen zwei Uhr pflegte der Kaiser alle Berichte zu lesen, welche den Vormittag über eingelaufen waren. Er hatte schon verschiedene Papiere durchgelesen und sie ohne weiteres auf seinen Tisch geworfen, als er plötzlich bei Lesung eines neuen Berichtes zornig emporsprang und die Glocke rührte.

„Rufen Sie Duroc!“ befahl er dem Adjudanten.

Als Duroc ins Zimmer trat, hielt der Kaiser ihm einen Brief entgegen. „Lies — lies,“ schrie er. „Das ist denn doch zu toll — das ist Revolution.“

Duroc entfaltete das Papier und las:

„Mainz, den 10. August 1807. Ew. kaiserlichen Majestät meldet der Unterzeichnete unterthänigst folgenden Vorfall: Gestern Abend erschienen zwei Bataillone der kaiserlichen Garde zu Fuß unter Commando des Generals Soulès auf dem Rückmarsche aus Deutschland hier in Mainz. Besagte Bataillons hatten ihre Trainwagen mit sich gebracht. Ich erklärte dem General, daß kaiserlicher Befehl mich nöthige, die Trainwagen zu visitiren, da nach dem Decret vom 3. December 1806 keine geschlossenen Wagen ohne Visitation passiren dürften, der Contrebande wegen. Der General Soulès wies mein in artiger Form gestelltes Verlangen mit den Worten zurück: „Diese Decrete gehen mich gar nichts an, und wenn einer Ihrer Beamten die Hand an die Kisten meiner alten Soldaten legt, so lasse ich alle Ihre Diener wie junge Katzen im Rhein ersäufen.“ Ich wollte dem Gesetze Nachdruck geben, und da ich eine große Menge Zollbeamte zur Hand hatte, versuchte ich mich der Wagen zu bemächtigen, der General Soulès ließ jedoch sofort seine Grenadiere Carré formiren, die Trainwagen in die Mitte nehmen, die Gewehre scharf laden und zum Feuern fertig machen. Da meine Zollbeamten nicht weiter zu gehen wagten, wurden sie genöthigt, unter Hohngelächter, Gespött der Soldaten und Bürger, welche letztere diese Scene herbeigelockt hatten, abzuziehen.“

In Unterthänigkeit Lamar, Zolldirector.

Der Besuch des Herrn Lehrers.

Nach dem Gemälde von H. Plathner.

Digitized by Google

Duree legte schweigend den Brief nieder.

„Was soll ich thun?" rief der Kaiser.

„Den General Soulès vor ein Kriegsgericht stellen," sagte Duree lächelnd.

„Ich hätte dazu die größte Lust," sagte der Kaiser. „Aber die Grenadiere haben sich so gut geschlagen, daß ich durch die Finger sehen muß — ich werde Herrn Soulès in einer Privataudienz empfangen."

Kurze Zeit darauf erschien der Kaiser wieder bei Josephine. Er gab ihr den Brief Lamars zu lesen.

„Ich kann die Grenadiere nicht strafen," sagte er. „Es wäre zu hart für die Armee — dies kommt auch Dir und Deinen Agenten zu gut. Aber meine Theure," sagte er, ihre Hand erfassend. „Ich weiß, daß der größte Aerger, welchen ein Mann seiner Frau bereitet, darin besteht, daß er ihr Hüte und Kleider einschließt. Ich werde deshalb Beschlag auf die Kisten legen, und habe Befehl gegeben, daß die ersten in Marseille angehaltenen Stoffe sowohl, als auch die in Antwerpen festgenommenen, am nächsten Montage öffentlich verbrannt werden."

Josephine unterdrückte eine Thräne des Kummers.

„Und Gaston von Arrigny?" fragte sie schüchtern.

„Ist zum Regimente der Kaiserdragoner versetzt. Du siehst ihn vorläufig nicht wieder. Wenn Du aber noch ein Mal Agenten für Deine Contrebande wirbst, und ich jene Herren beim Kragen nehmen kann — werden sie sämmtlich erschossen." — —

Als der General Soulès in Courbevoie, der Garnison der Grenadiere, angekommen war, erhielt er Befehl, vor dem Kaiser zu erscheinen.

„Du hast da in Mainz tolle Geschichten gemacht," redete Napoleon ihn an. Der Kaiser duzte seine Generale, wenn er gnädig war, deshalb faßte Soulès schnell genug Muth. „Du wolltest meine Zollbeamten in den Rhein werfen lassen. Aufrichtig, hättest Du es gethan?"

„Ja, Sire, auf meine Ehre als General," antwortete Soulès, dessen Accent sehr deutsch klang.*) „Es wäre ein Schimpf für Ihre alten Soldaten gewesen, wenn man ihnen die Tornister visitirt hätte. Ich wiederhole es — auf Ehre, als Gardeofficier."

„Ah — Du hast nur Scherz machen wollen," sagte der Kaiser. „Du hast schmuggeln wollen."

„Wie? ich? o Sire!"

„Ja wohl, Du hast in Hannover sehr schönes Leinenzeug gekauft, um Dir hier Dein Haus einzurichten, weil Du annahmst, ich werde Dich bei Deiner Rückkehr zum Senator ernennen."

„Sire — ich —"

„Ich werde das auch thun. Aber ich verbiete Dir, jemals wieder ähnliche Scherze mit meinen Zollbedienten zu treiben, denn auch ich gebe Dir mein Wort als Ehrenmann, daß ich Dich einem Kriegsgericht übergebe und Dich vor der Front Deiner Grenadiere todtschießen lasse. Nun geh — und bestelle Dir Deine Senatoruniform."

* * *

Es war am Abend des zwanzigsten März 1811, als Josephine sich mit ihren Damen in einem Zimmer des Schlosses Navarre befand. Sie war nicht mehr die Kaiserin von Frankreich — geschieden nach schrecklichem Seelenkampfe von dem, den sie so innig, so heiß geliebt, blickte sie nur noch auf die Kämpfe, die Siege — Napoleons. Sie blickte mit Zittern auf *ihn*, der jene Höhe erklommen hatte, welcher der tiefe Sturz folgen mußte. Napoleon war der Gemahl einer Kaiserstochter: Marie Luise von Oesterreich hatte die Stelle Josephinens eingenommen. Es war still und heimisch in dem Zimmer — in dem einsamen Schlosse. Da tönt von der Straße herauf der Hufschlag eines Rosses — ein Reiter hält. Bewegung in den Gängen und Vorzimmern. „Im Namen des Kaisers!" tönte es. Die Thüren öffnen sich, mit Staub bedeckt tritt ein junger Officier Josephinen gegenüber.

„Gaston von Arrigny," ruft Josephine.

„Ich bin es," ruft dieser.

„Lange — lange Zeit ist es her, daß wir uns nicht gesehen," sagt Josephine wehmüthig lächelnd.

„Der Kaiser wollte — wollte, daß ich mich Ihnen mit einer freudigen Botschaft vorstellen sollte," sagt Gaston, etwas in seinen Taschen suchend.

Josephine lächelte erwartungsvoll. „Nun?" fragte sie.

„Ich — ich habe den Brief — so — so fest in die Tasche gepackt, daß ich ihn kaum — finden kann."

„Noch immer ein wenig ungeschickt, wie zur Zeit der Continentalsperre mit der Tasse Thee und der Contrebande," scherzt Josephine.

„Ah — da ist er," ruft Gaston, einen Brief hervorziehend. „Der Kaiser will Ihnen die Freudenbotschaft zuerst übersenden."

Josephine nahm den Brief und zog sich zurück. Gaston ließ sich auf einen Sessel nieder, er war von Paris nach Navarre in sechs Stunden achtundzwanzig Postmeilen geritten. Josephine kehrte mit dem Briefe in der Hand zurück, ihr Gesicht strahlte, obgleich Thränen die schönen Augen feuchteten.

„Meine Damen und Herren," sagte sie zu ihrer Umgebung, „freuen Sie sich mit mir. Der Kaiser sendet mir so eben ein Handschreiben mit der beglückenden Nachricht, daß ihm heute früh ein Thronerbe geboren wurde, der den Namen Napoleon, König von Rom, führen wird."

Alle umringten Josephine glückwünschend — man wußte, wie hoch ihr der Ruhm, das Glück des Kaisers stand, der nun den höchsten Wunsch erfüllt sah. Sie hatte diesem Wunsche des Kaisers das Glück ihres Lebens geopfert. Gaston blieb eine Stunde in Navarre, dann erschien Josephine wieder.

„Nehmen Sie dieses für den Kaiser und — für sich," sagte sie, ihm einen Brief und ein Etui reichend. „Ich würde Sie bitten, länger zu weilen, aber ich weiß besser als irgend jemand: daß man dem *Kaiser gehorchen* muß. Reisen Sie zurück — Gott geleite Sie!"

Gaston preßte ihre Hand an seine Lippen, verließ das Zimmer und trabte nach Paris zurück. In dem Etui lag eine kostbare Brillantnadel — ein Andenken für ihn an jene merkwürdige Stunde im Schlosse Navarre.

Er hat Josephine nicht wieder gesehen — auf den Eisgefilden Rußlands bleichten seine Gebeine, bis sie der Wind und die gierigen Vögel der unwirthlichen Steppen zerstreuten, in denen die Legionen der großen Armee ihr Grab fanden.

*) Er war Elsasser.

Pius IX in Südamerika.

Von Dr. Richard Andree.

Daß der gegenwärtige Papst in seinen jungen Jahren dem Wehrstande nahe getreten war, ist allgemein bekannt, daß er aber auch weite Reisen unternommen und Südamerika von einem Ocean zum andern durchkreuzt und dabei mannigfache Abenteuer erlebt hat, dürfte weniger bekannt sein, zumal der Reisebericht über „*die apostolische Mission nach Chile nebst der Fahrt von der alten nach der neuen Welt, herausgegeben von Giuseppe Sallusti*" vor nun zweiundvierzig Jahren in Rom erschien. Jetzt, in den Tagen der Secundizfeier des Oberhauptes der katholischen Kirche, wo aller Augen nach Rom gerichtet sind, mag es gestattet sein, auch auf jene weniger gekannte Periode aus dem Leben Pius IX zurückzukommen, zumal sie an und für sich interessant genug ist und eine Erklärung bietet für die reichen Erfahrungen, die dem regierenden Papste zu Gebote stehen, der unter allen, welche auf dem Stuhl Petri gesessen, wohl derjenige ist, welcher die weitesten Reisen unternommen hat.

Zur Zeit, als die spanischen Colonien Südamerikas sich nach blutigen Kämpfen von dem Mutterlande unabhängig gemacht hatten, waren dort zugleich mit den politischen Revolutionen kirchliche Wirren ausgebrochen, die auszugleichen Papst Pius VII im Jahre 1823 eine besondere politische Gesandtschaft unter dem Nuntius Giovanni Muzi absandte. Beigegeben waren diesem zwei junge Geistliche, *Giovanni Maria Mastai Ferretti*, der jetzige Papst, damals ein Canonicus von 31 Jahren, und *Giuseppe Sallusti*, dem wir den Bericht über die Reise verdanken.

Noch fuhren zu jener Zeit nicht die stolzen Dampfer, welche jetzt

binnen wenigen Wochen von unsern Häfen bis in den Rio de la Plata gelangen; eine schwache kleine Brigg, die „Eloysa", Capitän Copello, nahm am 4. October 1823 in Genua die Gesandten des Papstes auf, die einer ungewöhnlich langen Fahrt entgegengingen. Erfolgte auch die Abreise bei herrlichem Wetter, so stellten sich doch bald Widerwärtigkeiten ein. Als man im Hafen von Palma auf der spanischen Insel Majorka vor Anker ging und die Sanitätsbeamten das Schiff untersuchten, zogen sie bedenkliche Gesichter. Waren doch einige Chilenen mit an Bord, die vor kurzem in der Revolution sich ausgezeichnet hatten, und auch die Missionare schienen verdächtig. Man konnte hier ungestraft dem kleinlichen Hasse gegen die südamerikanischen Rebellen freien Lauf lassen, und so wanderten denn unsere Geistlichen, nachdem sie vor den gestrengen Richtern Palmas ein Verhör durchgemacht, auf einige Tage in das als Gefängniß dienende Lazareth. Ein anderer Grund, als daß man seine Macht gegenüber den Empörern und allen, die mit ihnen zu thun hatten, fühlen lassen wollte, lag nicht vor. Aber der Aufenthalt war für die Betreffenden keineswegs angenehm, und erst das energische Auftreten des sardinischen Consuls erlöste sie aus ihrer, jedoch keineswegs strengen Haft.

Ohne Unfall durchfuhr die „Eloysa" nun die Straße von Gibraltar, segelte an dem majestätischen Pik von Teneriffa vorüber, um in der Nähe der kleinen Insel Santa Cruz ein zweites Abenteuer zu bestehen. Die gelockerten staatlichen Verhältnisse Südamerikas hatten damals die Bildung von kleinen Seeräuberflotillen zur Folge gehabt und kurz zuvor war von diesen Schnapphähnen ein genuesisches Schiff gekapert worden, dessen Mannschaft an einem wüsten Gestade ausgesetzt worden war. Man kann sich daher den Schrecken der Reisenden vorstellen, als plötzlich ein wohlbewaffneter Korsar auf die „Eloysa" Jagd zu machen begann und das kleine, schwache Fahrzeug bald überholte. Alles war voller Furcht und Spannung, als der Pirat ein Boot aussetzte und der Capitän desselben am Bord der „Eloysa" erschien; der Mann sah schrecklicher aus, als er in der That war. Er gehörte zu der Klasse der „edelmüthigen Seeräuber," wie sie sonst nur in Romanen vorzukommen pflegen, begnügte sich mit dem Vorzeigen der Schiffspapiere, trank eine Flasche Malaga und verschwand, wie er gekommen.

Wir berichten hier nicht ausführlicher die übrigen Erlebnisse der Reise. Die Missionare entgingen, als sie den Aequator passirten, nicht den hierbei üblichen Seemannsgebräuchen, sie erlebten einen fürchterlichen Sturm, während dessen Mastai Ferretti, als er gerade im Gebet niedergekniet war, mit aller Gewalt gegen die Schiffswand geschmettert wurde und nur ein Wunder gleichsam ihn vor Schaden bewahrte; dann wieder sah er vor seinen Augen einen Matrosen in den Wellen versinken, ein Ereigniß, das ihn tief erschütterte, und als die Fahrt wegen widriger Winde sich ungewöhnlich in die Länge zog, der Proviant schmal, das Trinkwasser fast ungenießbar wurde, da litt er mit den übrigen Schiffsgefährten Hunger und Durst. Endlich, am 3. Januar 1824, als die „Eloysa" vor Buenos Ayres Anker warf, hatten die Leiden der Fahrt ein Ende, und die Stadtbehörden beeilten sich, die Gesandten des Papstes würdig zu empfangen. Eine schön geschmückte Landungsbarke stand bereit, am Gestade waren die Geistlichen und weltlichen Behörden versammelt und in der Cathedrale sollte ein Te Deum gesungen werden — indessen Monsignore Muzi lehnte trotz dreimaliger Bitten den feierlichen Empfang ab, da er sich zu angegriffen fühlte, und so kam es, daß die drei Geistlichen erst in der Nacht auf den Schultern der kräftigen Genueser Matrosen unter Fackellicht an das amerikanische Gestade getragen wurden, denn der Molo der Stadt war schon früher von einem Sturme zerstört worden. Wenn auch jeder feierliche Empfang abgelehnt war, stand das Ufer dennoch dicht gedrängt voller neugieriger Menschen, durch welche, den Segen ertheilend, die Missionare nach dem Hotel zu den „Drei Königen", hindurchschritten, wo eine vorzügliche Mahlzeit und vortreffliche Betten sie die Mühseligkeiten der Seefahrt bald vergessen ließen.

Die Ablehnung des Empfanges hatte bei dem Magistrat von Buenos Ayres eine üble Stimmung erregt; die Väter der Stadt fühlten sich beleidigt und förderten nun die Weiterreise der Gesandten nicht in dem gewünschten Maße. Dadurch wurde ein Aufenthalt von zwölf Tagen verursacht, der damals den eifrigen Sendboten, die bald ihr Reiseziel, Santiago in Chile, zu erreichen strebten, höchst ungelegen kam, der jedoch, wie sich herausstellen wird, zu ihrem Heile ausschlug.

Endlich am 16. Januar brach man auf. Wir unterlassen es hier, die Art und Weise zu schildern, wie man damals und zum Theil noch jetzt die Pampes der Argentinischen Conföderation durchreiste. Im Jahre 1824 hatten Schilderungen der weiten Grasebenen mit ihren ungeheuren Herden, mit den halbwilden Gauchos, den kleinen Viscachas, die den Boden unterminiren, mit ihren Straußen, amerikanischen Löwen und Salzflächen für Europa noch ein großes Interesse, jetzt aber sind derartige Beschreibungen schon in die Schulbücher übergegangen.

Wie jeder andere Reisende, der auf diesem Wege quer durch Südamerika hindurchzieht, lebten auch die Gesandten Sr. Heiligkeit, und es ging ihnen oftmals sehr schlecht. Verdorbenes Wasser und Charque — an der Sonne getrocknetes Rindsleisch — bildeten häufig ihre einzige Nahrung; ihre Lagerstatt war manchmal ein aus Zweigen und Fellen leicht errichteter Rancho, gewiß eine ärmliche Lagerstatt für denjenigen, der später die prachtvollen Säle des Vatican bewohnen sollte. „Unsere Wohnung," schreibt einmal Abbati Sallusti, „war in der That eine Astronomenhütte; man konnte, ohne sein Lager zu verlassen, durch die Decke den Lauf der Planeten verfolgen." Und die Umgebung, in der Mastai Ferretti schlief, war auch nichts weniger als angenehm, denn sie bestand aus frischen Ochsenhäuten, die rings umher zum Trocknen ausgespannt waren und die Luft verpesteten.

Ueber Rosario, das jetzt eine große, blühende Stadt, damals aber noch ein unbedeutender Ort war, erreichte man den Weiler Desmochados, dessen Name „die Verstümmelten" bedeutet, da hier vor einigen Jahren die Einwohner von den wilden Puelches-Indianern überfallen und auf das grauenhafteste verstümmelt worden waren. Hier war es auch, wo das Leben des zukünftigen Papstes an einem Faden hing. Denn die an Raubzüge gewöhnten Puelches hatten Kunde von dem Herannahen der Karawane erhalten, und genau zu der Frist, wo diese ohne den Aufenthalt in Buenos-Ayres hier eingetroffen sein würde, in der Umgebung verschiedene Ueberfälle und Mordthaten ausgeführt. Die Gesandten entgingen ihnen jedoch; aber drei Tage nach deren Durchreise waren die Räuber auf ihren flinken Rossen wiederum da und diesmal wurde eine Handelskarawane ausgeraubt und die zwanzig Menschen, aus welchen sie bestand, grausam abgeschlachtet. Ohne allen Zweifel hätten auch die päpstlichen Sendboten das gleiche Schicksal getheilt und heute säße dann ein anderer, als Pius IX auf dem Stuhl Petri.

Die fortdauernde Gefahr, von den Indianern überfallen zu werden, zwang die Reisenden verschiedene Male ihre Route zu wechseln. Man war ihnen auf der Spur, und wie ein gehetztes Wild eilten sie durch die Pampas dahin, bis mehr bevölkerte Gegenden auftraten, in denen sie sich wieder sicher fühlten. Ueber San Luis nach Westen ziehend, überall Messe lesend und den Segen spendend, gelangten die drei Wanderer endlich in das Gebiet der Anden, die mit ihrer ganzen Majestät vor ihnen auftauchten und sie selbst die herrlichen Landschaften ihrer italienischen Heimat vergessen ließen. In der schönen Stadt Mendoza erwarteten festlich geputzte Damen und die Geistlichkeit die Missionare, welche nun sich völlig geborgen sahen. Mastai Ferretti zumal fand liebevolle Aufnahme und Pflege in dem Hause einer der vornehmsten Damen der Stadt, der Doña Emmanuela Corbalan. Mendoza bildete aber nur einen kurzen Rastpunkt auf dieser Reise; noch war das Ende nicht erreicht, denn jetzt erst mußten die Anden, die dem Wanderer in ihren wüsten Höhen neue Gefahren bereiten, überschritten werden. Aber auch dieses letzte schwierige Stück der Reise wurde glücklich zurückgelegt, und am 1. März stiegen die Missionare hinab in die paradiesischen Landschaften Chiles, dessen Hauptstadt Santiago am 6. März nach fünfmonatlicher Wanderung erreicht wurde.

Ueber ein Jahr lang verweilten die Missionare in der Hauptstadt jener südamerikanischen Republik, und der Aufenthalt daselbst ist, so kann man annehmen, von großem Nutzen für Pius IX gewesen. Seine Thätigkeit, wie diejenige seines Vorgesetzten, war in Santiago vorzüglich darauf gerichtet, die katholischen Interessen und die nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen, die in dem jungen Freistaat häufig mit einander in Conflict geriethen, auszusöhnen. Er hatte damals also schon auf jenem Felde zu kämpfen, auf dem er heute, nachdem mehr als vierzig Jahre vergangen, noch als Streiter dasteht. Auch die milden Seiten seines Charakters kamen auf der andern Erdhälfte schon zur Entwicklung: nach einem Erdbeben, das viele Häuser in Santiago zerstörte, eilte er tröstend als Hilfsengel zu den

Wittwen und Waisen, denen er seine geringe Habe mittheilte. Wer wurde dabei nicht an den päpstlichen Nuntius erinnert, der, während die Cholera 1836 zu Neapel wüthete und die meisten Aerzte die Flucht ergriffen hatten, von Hause zu Haus ging, die Kranken tröstete und mit dem Gelde beschenkte, das er so eben aus dem Verkaufe seines Silbergeschirrs und seiner Equipagen gelöst hatte? Jener Nuntius war aber kein anderer, als Giovanni Mastai Ferretti.

Das Missionswerk in Chile war nach angestrengter Thätigkeit gelungen; der heilige Stuhl hatte seinen Willen erreicht, die auf die Kirchengüter bezüglichen Fragen waren in seinem Sinne entschieden worden, und die drei Abgesandten wurden im Sommer 1825 wieder abberufen. Diesmal, auf ihrem Rückwege, überstiegen sie nicht die Anden, sie schifften sich in Valparaiso ein und kehrten auf dem weiten Wege um das Cap Horn nach Genua zurück, wo sie im December anlangten. Papst Pius VII, welcher die Mission ausgesandt, war unterdessen gestorben; Leo XII saß auf dem Stuhl Petri, und er war es auch, welcher die Sendboten für die ersprießlichen Dienste, die sie geleistet, belohnte. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Südamerika wurde der arme Canonicus Mastai Ferretti zum Erzbischof von Spoleto ernannt und hiermit war der Grund gelegt zu seiner ferneren bedeutenden Laufbahn, die ihn, den am weitesten gereisten Papst, in den Vatican führte.

Am Familientische.

Schulgeschichten.

(Zu dem Bilde auf Seite 589.)

Kein ergiebigeres und unterhaltenderes Thema in einer munteren Gesellschaft, als der Austausch von Reminiscenzen an die Schulzeit! „Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging," stimmt da wohl einer an und gedenkt der ersten Versuche, die von einer würdigen „Frau Muhmke" — wie sie in meiner Heimat hieß — gemacht wurden, ihm das Sitzen beizubringen. Der einmal angeschlagene Ton findet stets Anklang und tönt lustig weiter:

> Wer jemals, war es noch so kurz, auf schmaler Bank
> Am schrägen vielzerschnittnen Tisch als Schüler saß,
> Der kennt den Reiz von Schulgeschichten —

singt Geibel in seinen „Gedenkblättern," aber nicht jeder, der sich daran ergötzt, sie zu erzählen und in den vielstimmigen Chor der meist aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzten Schulerlebnisse einzustimmen, fügt mit ihm hinzu:

> Aber du vergib,
> Mein würd'ger Rector, wenn ich heute scherzend dein
> Im Lied gedenke, zürne nicht dem Uebermuth!

Vielmehr herrscht meist bei solchen Gelegenheiten die Lust an den kleinen Schwächen und Eigenthümlichkeiten der Lehrer und an den eigenen ihnen gespielten Heldenstreichen vor, und der zahlreichen Lichtseiten und Verdienste ersterer und des ihnen schuldigen Dankes wird nur zu leicht vergessen. Und doch — wie viel Gutes haben sie uns erwiesen, selbst unter oft pedantisch komischer Form, wie der Dichter sodann humoristisch erzählt. In der Untersuchung nämlich über eine Prügelei, in die er mit vielen Mitschülern verwickelt gewesen, fragt ihn der Rector, ob er sich blos der Fäuste oder eines Stockes im Treffen bedient: —

> „Ich nicht," versetzt' ich; „aber von den anderen
> Etwelche mögen —"
> „Mögen!!" fiel er heftig ein,
> Gleich tief empört als Rector und Grammatikus,
> „Falsch angewandter Conjunctiv! Ein Factum ist's!"
> Und eh ich dessen mich versehen, hatt' er mir
> Mit schlaffer Hand die Regel ins Gesicht geprägt,
> Daß mir der Backen stundenlang wie Feuer war.
> Doch trug mir dieses Argument ad hominem
> Heilsame Früchte. Nimmer hab' ich mich seitdem
> Des Conjunctivs beflissen, wo's ein Factum galt;
> Selbst nicht bei Hof. Und das war manchmal schwer genug.

Wie im Leben, so ist auch von jeher in unserer Literatur des Schulmeisters gedacht worden. Allen ist es freilich nicht so gelungen, das Ergötzliche, Rührende und Ehrenwerthe in ihm humoristisch zur Geltung zu bringen, wie Jean Paul in seinem unübertrefflichen, leider schon vergessenen „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz", der sich eine ganze Bibliothek eigenhändig schrieb und kein anderes Buch, als den Meßkatalog in sein Haus ließ. Aber dafür hat es Jeremias Gotthelf verstanden, in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" einen tieferen Ton anzuschlagen, und Casparis „Schulmeister und sein Sohn" kann daneben wohl mit Fug und Recht als ebenbürtig genannt werden. Und wie oft begegnet uns die Schulmeisterfigur mehr versteckt neben den Hauptheldem eines Buches! Wer gedenkt nicht des Schulmeisters Agesel in Immermanns Münchhausen, oder des Magisters Schab in Glaubrechts hessischem Historienbüchlein und so manches anderen!

Seitdem allerdings der Schulmeister oder Magister sich in den „Herrn Lehrer" verwandelt hat, ist des Humors auch auf diesem Gebiet beträchtlich weniger geworden. Der gute Alte auf unserem Bilde, der schon die Eltern der beiden der Schule zuwachsenden Kinder unterrichtet hat, gehört gewiß noch der Zeit des Schulmeisters an, aber dem neueren Sprachgebrauch gemäß muß auch er wohl sich „Herr Lehrer" tituliren lassen. Sein Sonntagsbesuch bereitet dem jungen Haushalte eine Festesstunde; Vater und Sohn schmunzeln stillvergnügt vor sich hin, aber schwer dürfte es zu bestimmen sein, wer sich mehr dadurch geehrt fühlt, ob die stolz und glückselig lächelnde Mutter oder das schüchtern servirende Töchterchen, das nun bald in die Schule eintreten soll, wenn es nicht bereits sich darin befindet. Jeder Zug des traulichen Bildes muthet uns freundlich an, und wir können den Blick nicht davon loslassen, bis wir ganz heimisch in dem gemüthlichen westfälischen Zimmer geworden sind, daß wir fast Lust bekommen, ein Täßchen Milchkaffee mitzutrinken und von dem mit ihm um die Wette duftenden frischbackenen Pumpernickel, zu dem der Spitz so sehnsüchtig verlangend emporschaut, mitzuessen. Schade, daß wir keinen Raum haben, aus den Erfahrungen des alten Herren und seiner alten und jungen Schüler dem Leser einige Schulgeschichten zu erzählen!

R. K.

Der amerikanische Röhrenbrunnen.

Keine Hantirung hat im Laufe der Zeit geringere Fortschritte gemacht, als die Brunnengräberei. Das zeitraubende Ausgraben, die Danaidenarbeit des Bewältigens von flüchtigem Sand und zu nachgiebiger Erde, das Verschalen des Brunnenlochs mit Bohlen, das Aufführen des Brunnenkranzes, der Brunnenmauer, des Brunnengehäuses, der Winde oder des Pumpwerks, das wiederholte Ausleeren und Säubern des Brunnens, ehe er trinkbares Wasser von sich gab, alles blieb in der alten Weise bis auf die neueste Zeit, und nur jene eigene Gattung Brunnen, die man artesische zu nennen pflegt, verdanken wir einer dankenswerthen Anstrengung der Technik. Während die Kleinstädter wegen mangelhafter Verbreitung der Brunnen beim besser situirten Nachbar um Wasser betteln und Knecht und Magd am dicht mit Eimern umlagerten Brunnen oft stundenlang auf Freigebung des ersehnten Wassers warten mußten, bis dann schließlich vielleicht eine Eimerschlägerei das schwer errungene Naß wieder auf den Boden verschüttete, konnten die Großstädter nur durch Anlage großartiger Wasserwerke zu einem trinkbaren Wasser gelangen. Am meisten litten aber die Armeen im Felde durch die Brunnennoth, und schon mancher Truppenkörper ist ärger durch den Durst, als durch das Schwert des Gegners heimgesucht worden.

Jetzt ist man dahingelangt, in zwanzig Minuten eine Brunnenvorrichtung wirksam herzustellen. Es ist dies der amerikanische Röhrenbrunnen, der auch in der alten Welt sich immer mehr Eingang verschafft; bald dürfte selbst auf menschenarmen Pfaden der Tourist ihm begegnen. Der amerikanische Röhrenbrunnen besteht aus einer gewalzten eisernen Röhre von geringem Durchmesser, deren spitzes stählernes und oberhalb der Spitze durchlöchertes Ende mit einem kleinen Rammwerk in die Erde getrieben wird. Das obere Ende der eingerammten Röhre, die durch wiederholtes Aufschrauben neuer Röhrenstücke bis auf 30' Tiefe herabgearbeitet werden kann, wird mit einem Pumpwerk versehen, und der Brunnen ist fertig. Soll die Röhre wegen Aufstoßens auf festes Gestein oder wegen Verlegung des Brunnens nach einer passenderen Stelle wieder ausgehoben werden, so läßt man das Rammwerk umgekehrt wirken. Die stählerne Spitze des Endrohres durchdringt selbst harte und dichte Bodenarten und läßt sich auch durch Geröll und Kieselsteine nicht aufhalten. Ein von Zeit zu Zeit in die Röhre herabzulassendes Senkblei zeigt an, ob das Wasser schon erreicht, oder ob es noch auf sich warten läßt. Die passendsten Stellen zur Anlegung dieses Brunnens sind allerdings Oerter, wo viele nur auf feuchtem Boden gedeihende Kräuter wachsen, wo bei trockenem Wetter vor Sonnenaufgang Dünste aufsteigen, in der Nachbarschaft eines Flusses, hart neben schwitzenden Steinen am Fuße eines Berges, in Vertiefungen benachbarter Anhöhen — aber er läßt sich auch fast in jedem Keller und in jedem Hofe anlegen.

Ch. D.

Inhalt: Die Kriegskasse. (Forts.) Charakterbild von G. Jahn. — Preußens Finanzminister. Von Th. Coßmann. Mit v. d. Heydts Porträt. — Drei Wochen im Ottilienkloster. (Schluß.) Von Ottilie Wildermuth. — Die Contrebande der Kaiserin. Historische Skizze von Georg Hiltl. — Pius IX in Südamerika. Von Dr. Richard Andree. — Am Familientische: Schulgeschichten von R. K. Zu dem Bilde von Plathner.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Juni 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 38.**

Die Kriegskasse.

Ein Charakterbild aus der Zeit der Befreiungskriege von **Gustav Jahn.**

(Fortsetzung.)

Charles und Alfred hatten hinlänglich Zeit gehabt, um über die Art und Weise, wie sie ihren Schatz am sichersten fortschaffen und ihre Rückreise am unverdächtigsten ausführen konnten, Bestimmung zu treffen. Nach Teplitz wollten sie, wie wir bereits wissen, nicht wieder zurück, dagegen schien ihnen Carlsbad das gelegenste nächste Reiseziel. In dem belebten Badeorte konnten sie am unbemerktesten ihre weitern Vorbereitungen zur Rückreise durch Baiern und Würtemberg nach Straßburg treffen. Sie wollten dort einen Wagen bis nach dem nächsten bairischen Grenzorte nehmen und von da weiter mit Extrapost fahren. Bis Carlsbad aber mußten sie den Weg durch das böhmische Gebirge zu Fuße zurücklegen, denn schon in Teplitz einen Wagen anzunehmen und demselben ihre Schätze anzuvertrauen, schien ihnen gefährlich. Der erfinderische Charles hatte bereits in Frankreich den Gedanken gehabt, das Gold in langen ledernen Geldbinden, die sie auf dem bloßen Leibe tragen wollten, fortzuschaffen und hatte dergleichen Gürtel nach seiner Angabe von den beiden Schwestern anfertigen lassen. Er berechnete jedoch bald, daß sie mit denselben nicht ausreichen konnten, und bestellte für sich und Alfred bequeme, mit Leder überzogene Tragekasten, in der Art, wie sich deren die Bilderhändler und Büchercolporteure zu bedienen pflegen, die zugleich auf der Reise als Koffer benutzt werden konnten, auch bis Teplitz von ihnen als solche benutzt waren. In dem dort von ihnen bewohnten Quartiere hatte Alfred einen Theil ihrer Effekten zurückgelassen und seinen Wirthsleuten bis zu ihrer vorgeblichen Wiederkehr in Verwahrung gegeben. Hacke, Spaten und das übrige von ihnen benutzte Handwerkszeug warfen sie nebst der leeren Kiste in die Grube, die sie oberflächlich wieder ausfüllten und mit Rasen belegten. Um für alle Fälle einen Theil ihrer Schätze zu retten, hatten sie zunächst ihre Geldbinden gefüllt und angelegt, dann aber den noch übrigen Theil der Goldrollen gleichmäßig in ihre Tragekasten vertheilt und das Unentbehrlichste an Wäsche obenaufgepackt. Für festen Verschluß der Kästen war auf das beste gesorgt, und zur Vorsicht wurden noch einige Rollen Heiligenbilder außen aufgeschnallt. Gegen 2 Uhr nachts waren sie mit allen diesen Vorkehrungen zu Stande und machten sich ungesäumt auf den Weg.

Der Mond war inzwischen aus den Wolken hervorgetreten und leuchtete ihnen zu ihrer nächtlichen Wanderung. Sie hatten über die Richtung des Weges, welchen sie einschlagen mußten, in den Tagen zuvor die genauesten Erkundigungen eingezogen. Aber bedeutend schwerer war die Last, die jeder von ihnen zu tragen hatte, als sie es gedacht, und sie keuchten unter der ihnen ungewohnten Bürde. Die Kühle der Nacht kam ihnen indes trefflich zu statten, und sie wanderten, ohne sich Zeit zum Ausruhen zu gönnen, bis einige Stunden nach Sonnenaufgang. Allmählich wurde es lebendig in den Dörfern, durch welche sie ihr Weg führte. Im Kruge eines derselben ließen sie sich einen Morgenimbiß auf die Bank vor die Thür bringen. Bald sammelten sich Leute aus dem Dorfe um sie und frugen nach ihren Bildern. Sie schützten Eile vor und zogen weiter. Der Tag drohete heiß zu werden, und als die Sonne höher stieg, ermatteten ihre Kräfte. Mittagsrast in einem Kruge zu halten wagten sie nicht, sie fürchteten, man möchte in sie dringen, ihre Tragekästen zu öffnen, weil ihr gebrochenes Deutsch die Leute überall aufmerksam auf sie machte. So setzten sie gegen 10 Uhr in einem anmuthigen Laubwalde in der Nähe einer stattlichen Ortschaft ab. Alfred ging ins Dorf, um Mundvorrath zu holen, brachte auch etliche Flaschen Wein mit. Sie hielten im Waldschatten ein erquickendes Mittagsmahl und fühlten sich neu gekräftigt. Der Wein that seine Dienste, vor allem aber die freudige Aufregung, in der sie sich befanden. Bis Karlsbad, das fühlten beide, mußten alle Kräfte Leibes und der Seele aufgeboten werden, und sie waren dazu entschlossen. Sie wollten jetzt abwechselnd einige Stunden der Ruhe pflegen. Einer mußte wach bleiben, während der andere seinem müden Leibe den ersehnten Schlaf gönnte. Alfred, der großen Anstrengungen am wenigsten gewohnt, streckte sich zuerst ins weiche Moos und schlief bald so fest, als läge er im Todesschlafe. Charles ließ, um sich mit Gewalt wach zu erhalten, die lieblichsten Bilder einer glänzenden Zukunft an seiner Seele vorübergaukeln. Nach zwei Uhr endlich weckte er

seinen Gefährten, um selbst noch einige Stunden Schlaf zu genießen, ward auch nach wenigen Minuten von demselben so übermannt, daß Alfred Mühe hatte, ihn wach zu bringen, als er um 5 Uhr die Reste des Mittagsmahles zu frischer Stärkung bereit gestellt hatte.

Nachdem sie sich durch ein kräftiges Vesperessen erfrischt, begannen sie ihre Wanderung aufs neue. Jetzt fühlten sie erst, wie müde sie waren. Alle Glieder schmerzten, und die Sohlen brannten unter ihren Füßen. Allmählich jedoch kamen die steifen Knochen wieder in Gang und ihr Schritt wurde munterer, doch begann ein anderer Umstand sie zu beunruhigen. Es war noch immer drückend schwül, und eine unheimliche Stille lag auf dem Walde, in dem es ihnen ungewöhnlich dunkel schien. Als sie jetzt in eine Lichtung hinaustraten, sahen sie den Himmel vor sich mit dicken schwarzen Wolken bedeckt und ein schweres Wetter im Anzuge. Sie hatten die Landstraße erreicht und mußten auf derselben eine ganze Strecke weiter. Unter strömendem Schweiße wanderten sie etwa noch eine Stunde. Jetzt erhob sich der Wind und trieb ihnen Staub und Blätter entgegen, und jetzt hatten sie auch die Stelle erreicht, wo sie von der Landstraße abbiegen und einen Seitenweg durch eine Waldecke einschlagen mußten. Sie waren froh, den Schutz der Bäume wieder erreicht zu haben, aber kaum befanden sie sich im Walde, so brach ein so gewaltiges Wetter los, wie sie sich kaum erinnerten, je erlebt zu haben. Die Blitze zuckten durch das Dunkel der Waldnacht und die Donnerschläge folgten so schnell aufeinander, daß es, verstärkt durch das Echo der Berge, ein ununterbrochenes betäubendes Krachen gab. Dazu goß der Regen in Strömen herab und durchnäßte ihre Kleider bis auf die Haut. Weiter wandern konnten sie in solchem Wetter nicht und der Wald gewährte ihnen auch keinen Schutz, daß sie die Nacht im Freien hätten zubringen können. Bei dem Leuchten der Blitze hatten sie in geringer Entfernung vor sich ein einsames Gehöft mit rothem Ziegeldache, vielleicht eine Mühle, wie sie dachten, liegen sehen und beschlossen, darauf zuzuwandern und um Nachtlager zu bitten. Sie meinten, es ganz unbedenklich thun zu können, da weder ihr Aufzug auf Reichthümer, noch ihre schlichten Tragekästen auf den goldenen Inhalt schließen ließen.

Triefend von Regen kamen sie an der Pforte der einsamen Wohnung an. Ein stattliches Hirschgeweih über derselben und das laute Gebell einiger Hunde verrieth ihnen alsbald, daß sie sich vor einer Försterei befanden. Das schien ihnen ein besonders günstiger Umstand. Ein Jägerbursche trat unter die Thür und frug nach ihrem Begehr. Sie baten um Schutz vor dem argen Wetter, und wenn möglich um Quartier für die Nacht. Der Mann verschwand, um nach einigen Augenblicken, während welcher er drinnen gefragt hatte, die Pforte zu öffnen und ihnen die Hausthür aufzuthun. Sie traten auf den Flur; die Thür rechts zur Wohnstube öffnete sich alsbald; ein Mann, augenscheinlich der Förster selbst, kam ihnen entgegen und hieß sie eintreten. Beim ersten Ton seiner Stimme schrak Charles heftig zusammen und wäre am liebsten umgekehrt, in Nacht und Wetter zurück. Sein Gefährte war indessen der Aufforderung bereits nachgekommen, er konnte nicht mehr anders, er mußte folgen; er that es jedoch mit unsichern Schritten und hielt sich soviel als möglich im Dunkel. Drinnen in der Stube schlug jedoch der Förster den Schirm von der Lampe zurück und musterte seine Gäste mit neugierigen Blicken, die indessen ihre Packen zur Erde gesetzt hatten. Je mehr Charles sein Gesicht zu verbergen strebte, um so eifriger schien der andere ihn zu fixiren, und plötzlich rief er im Tone höchster Ueberraschung: „Was, Charles, Du hier und in solcher Nacht! Was zum Teufel treibt Dich hierher und was für Waare führst Du in Deinem Ranzen?“ Ehe Charles es hindern konnte, hatte er dessen Packen ergriffen und in die Höhe gehoben. „Alle Teufel, welche Last!“ rief er aus. „Mann, das ist zu viel für Deine Schultern. Ha, ha, ha, ich kann mir denken, mit welchen Waaren Ihr beiden Euch schleppen mögt. Ihr seid zur guten Stunde hergekommen, denn ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um Euch Eure Last leichter zu machen.“

Charles hatte indessen seine Besinnung einigermaßen wiedergefunden und sagte mit einem bedeutungsvollen Wink auf den die Erkennungsscene neugierig beobachtenden Burschen: „Allerdings ein seltsames Zusammentreffen, alter Kriegskamerad! Aber wir sind bis auf die Haut naß geworden. Weise uns nur erst einen Ort an, wo wir andere Kleider anlegen können, dann wollen wir uns nachher erzählen, wie es uns seitdem ergangen ist, und wie ich dazu gekommen bin, solchen schweren Bücherpacken auf meinem Rücken schleppen zu müssen.“

„Ihr könnt oben in der Giebelstube Eure Kleider wechseln,“ sagte der Förster. „Frau, zünde ein Licht an und dann schaffe herbei, was das Haus vermag. Das ist mein bester Freund vom Kriege her, auf dessen Eintreffen ich lange mit Schmerzen gewartet habe.“ Jetzt kam aus dem Hintergrunde der Stube auch die Frau zum Vorschein, ein hübsches junges Weib, aber mit etwas stechenden Augen und scharfen Gesichtszügen, und that das Begehrte. Die beiden Männer schickten sich sogleich an, ihre Bürden wieder auf den Rücken zu nehmen, doch der Förster meinte: „Eure Packen könnt Ihr getrost hier unten stehen lassen, oder fürchtet Ihr, daß Euch etwas aus denselben abhanden kommen könnte?“

„Wir gebrauchen sie ja, um unsere trockene Wäsche aus denselben zu nehmen,“ sagte Charles ruhig, während Alfred noch immer nicht wußte, was er aus dieser ganzen Begegnung machen sollte. Der Förster schwieg und ergriff das Licht, um seinen Gästen die Treppe hinaufzuleuchten. Oben angekommen, zog er die Thüre schnell hinter sich zu und wollte in stürmische Fragen losbrechen, aber Charles fiel ihm in die Rede. „Kein Wort, Valentin, Du sollst alles erfahren. Vor allen Dingen sorge, daß Du Deinen Burschen mit Manier aus dem Hause los wirst, denn Du begreifst, daß wir zu dem, was wir uns mitzutheilen haben, keinen Zeugen gebrauchen können. Und falls sonst außer Deiner Frau noch eine lebendige Menschenseele im Hause ist, so mache, daß wir sie los werden!“

Der Förster mochte das einsehen und schickte sich zum Gehen, trat aber vorher an das Fenster heran und sagte mit schlauem Lachen: „Von hier aus kommt Euch keine Gefahr, denn drunten liegt mein Hund, und das Fenster ist seine 20 Fuß über der Erde.“ Beim Abgehen fügte er dann noch hinzu: „Um Euch vor jeder Störung zu bewahren, werde ich Euch so lange einschließen, bis die Luft unten rein geworden ist; wenn ich dann komme und hole Euch, so sind wir ganz unter uns.“ Damit schlug er die Thüre zu, und die drinnen hörten, wie er den Schlüssel herumdrehte und abzog.

„Um des Himmels willen, Charles, was hat das zu bedeuten?“ rief Alfred, sobald sie den Fuß des Försters auf der Treppe hören konnten.

„Leise, leise!“ flüsterte dieser, „die Wände möchten hier Ohren haben. Ein ärgerer Strich konnte uns durch unsere Rechnung nicht gemacht werden. Das ist Deines Vaters deutscher Diener, Valentin, von dem ich Euch so oft erzählt habe, der vor zwei Jahren mit dabei war, als wir den Schatz bergen wollten, derselbe, der den Kopf des heiligen Nepomuk zerschlagen hat.“

„Verdammtes Zusammentreffen!“ rief Alfred, „was fangen wir nun in dieser Mausefalle an?“

„Wir müssen gute Miene zum bösen Spiel machen,“ erwiderte Charles, „sonst steht hier alles zu verlieren. Ich habe den Patron hinlänglich kennen gelernt und bin im äußersten Falle darauf gefaßt, daß wir mit ihm theilen.“

„Das wäre der Teufel!“ rief Alfred, „haben wir doch Mühe und Arbeit allein gehabt, und er sollte nun des gleichen Gewinnes theilhaftig werden für nichts und wieder nichts?“

„Ich fürchte sehr, daß wir nicht anders davon kommen werden, Alfred! Doch kannst Du versichert sein, daß mir das so schwer eingehen will, als Dir, und ich werde sehen, ob wir mit einer geringern Buße diesem Halunken aus den Zähnen schlüpfen können.“

„Ein volles Drittel soll wenigstens nimmer auf sein Theil fallen,“ rief Alfred, „dafür ist, Gott sei Dank, gesorgt. Wie gut, daß jeder von uns einen nicht unbeträchtlichen Theil des Schatzes auf dem bloßen Leibe trägt. Aber mein Ledergurt ist gleichfalls durch und durch naß geworden. Ein wahres Glück, daß es Napoleonsd'or sind, die er birgt, und keine Kassenscheine.“

„Für diesmal, Alfred, müssen die Ledergürtel uns auf dem Leibe wieder trocken werden, da hilft nichts für; denn sie abzulegen wäre gefährlich, und ich bin mit Dir der Meinung, daß wir dem Spitzbuben da unten nicht auf die Nase hängen, was für ein hübsches Sümmchen Gold wir außer im Kasten noch auf der bloßen Haut tragen.

Während dieses Gespräches hatten sie unten im Hause ein häufiges Thürenschlagen und Hin- und Herrennen vernehmen können. Charles trat ans Fenster. Das Gewitter hatte nachgelassen, die Wolken fingen an, sich zu theilen, und der Regen fiel nur noch in schwachen Tropfen. Sie hörten die Hausthür öffnen und den Förster

mit dem Burschen reden. Dann wurde die Thür zugeschlagen und abgeriegelt, und gleich darauf sahen sie einen Menschen mit einer Laterne sich nach dem Walde zu entfernen. Nach wenigen Minuten kamen Tritte die Treppe herauf, die Thür wurde aufgeschlossen, und der Förster rief im Eintreten: „Jetzt ist die Luft unten rein! Ich habe den Burschen zu meiner Frauen Base geschickt, die im nächsten Dorfe wohnt und günstiger Weise schwer krank liegt. Er soll die Nacht bei ihr wachen, also sind wir ganz ungestört. Jetzt kommt eilend herab, daß wir uns auf den unverhofften Fang etwas zu Gute thun. Der Tisch ist bereits gedeckt. Ich denke, meine Frau wird für ein tüchtiges Nachtessen und für einen guten Schluck dazu gesorgt haben. Nehmt Eure Bündel in die Höhe! Der Tausend, was die schwer sind! Es wäre unverantwortlich gewesen, Euch mit solcher Last weiter ziehen zu lassen."

Gleich bei ihrem Eintritte in die Stube konnten sie es den Blicken der Försterin anmerken, daß diese von ihrem Manne bereits in das Geheimniß gezogen war. Sie trat ihren Gästen mit heiterem Angesichte entgegen und reichte ihnen mit einer unseren Freunden unangenehmen Vertraulichkeit die Hand. „Jetzt heiße ich Euch erst aus ganzem Herzen willkommen," rief sie, „da Ihr uns einen so erwünschten Segen ins Haus bringt."

„Mit Willen thun's die Herren Franzosen freilich nicht, Kathi," lachte der Förster, „drum brauchst Du's ihnen auch nicht so hoch anzurechnen. Gelt, Charles, Du gäbest etwas darum, wenn das Wetter nicht gekommen wäre! Oder wenn Du gewußt hättest, wen Du hier finden würdest, wärest Du lieber trotz Wind und Wetter draußen im Walde geblieben!"

„Wie hätte ich denken können, Dich hier zu finden," entgegnete Charles ruhig, „und daß ich gerne abgäbe von dem, was ich einmal habe, könnte ich ebenfalls nicht sagen; indessen füge ich mich in Dinge, die nicht zu ändern sind, und es ist besser, ich thue es mit gutem Willen, als im Bösen."

„Das ist vernünftig gesprochen," gab der Förster zurück. „Aber Charles, es ist doch schlecht von Dir, den ganzen Schatz für Dich allein behalten zu wollen und dem Kameraden nichts davon zu gönnen."

„Wer sagt Dir denn, daß ich Dir nichts habe gönnen wollen," beschwichtigte Charles, „aber wie konnte ich an Dich heran, da ich nicht wußte, wo Du ein Ende genommen?"

„Du hättest nach mir in den Zeitungen ausschreiben können, wenn Du hättest brav sein wollen! Aber Du hast auch gedacht, selber essen macht fett!" brummte Valentin.

„Nun höre aber auf, mir Vorwürfe zu machen!" eiferte Charles. „Wenn's nach Deinem Willen gegangen, wäre längst das ganze Nest ausgenommen gewesen; oder meinst Du, ich wisse nicht, wer dem heiligen Nepomuk auf der Brücke den Kopf zerschlagen hat?"

„Jetzt mahnst Du mich erst an Deine Schlechtigkeit, Du Schelmfranzos," rief Valentin und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Hast Du mir nicht zugeschworen, Du sagest mir die reine Wahrheit und hast mich hinterher doch belogen?"

„Die Wahrheit habe ich Dir auch gesagt," betheuerte Charles, „denn der Kopf des heiligen Nepomuk hat uns den Schatz ja, wie Du siehst, treulich behütet; und es ist ein Glück für uns, daß Du damals nicht genauer nachgeforscht hast, denn dann hätten wir jetzt das Nachsehen."

„Nun lasset aber das Streiten und setzt Euch dafür zu Tische und eßt und trinkt, daß wir hernach sehen können, was uns das Glück eingetragen hat," mahnte die Försterin. „Jetzt ist doch nichts zu ändern, und ich meine, Valentin, Du solltest Gott danken, daß er Euch so wunderbar wieder zusammengeführt hat." Auch Alfred, den Charles erst jetzt als den Sohn des verstorbenen Obersten vorstellen konnte, mahnte zum Frieden, und man setzte sich zu Tische. Valentin hatte auftragen lassen, was sein Haus vermochte, und die Küche eines Försters vermag für Extrafälle immer etwas Besonderes. Frau Kathi setzte ein Wildpret auf den Tisch, das konnte sich sehen lassen, und der Förster stellte etliche Flaschen Wein daneben, die waren solcher Nachbarschaft ebenbürtig, denn der böhmische Landwein hat Feuer, und ein guter Jahrgang aus guter Lage kann's dreist mit manchem Gewächs aufnehmen, das höher in Rang und Ruf steht. Unsere Gäste waren von den ungewohnten Strapazen hungrig und durstig geworden, und auch dem Försterpaare kam ein so reichbesetzter Tisch nicht eben häufig vor. So sprach man von allen Seiten der Speise und dem Trank tüchtig zu, und die Stimmung verbesserte sich sichtlich über Tisch.

„Wie viel habt Ihr denn eigentlich in Eure Ranzen dort eingesackt?" fragte in einer Pause der Förster. „Und seid Ihr auch im Stande gewesen, den ganzen Schatz fortzuschaffen? Der Braune des alten Herrn hatte doch tüchtig an dem eisernen Kasten zu schleppen."

„Nun, genug ist's für uns alle drei," meinte Charles. „Aber sag lieber, wie viel begehrst Du eigentlich auf Dein Part, Kamerad? Wie theuer sollen wir die heutige Mahlzeit abkaufen? Kannst immer dreist fordern, auf ein paar tausend Thaler sind wir gefaßt!"

„Wie viel ich begehre?" schrie Valentin heftig, denn der hastig hinuntergestürzte Wein war ihm zu Kopfe gestiegen. „Da willst Du noch fragen? Getheilt muß unter uns werden bei Heller und Pfennig, oder der Teufel mag den ganzen Schatz holen!"

„Das wäre unbillig," erwiderte Charles. „Wir haben alle Last und Mühe allein gehabt, alle Angst und Gefahr allein ausgestanden, Du hast nichts gethan, Dir wird das Geld ins Haus gebracht, ohne daß Du einen Finger danach ausgestreckt hast!"

„Hoho, ich habe alle meine zehn Finger eher danach ausgestreckt, als Du," hohnlachte der Förster, „und wärest Du aufrichtig gegen mich gewesen, so hätte ich längst das Ganze, und Ihr könntet hinterhersehen. Aber Du kannst Deine Worte sparen, zum Glück seid Ihr jetzt in meiner Gewalt. Wer fragt hier zu Lande nach Euch Franzosen, oder bei wem wolltet Ihr klagen, wenn ich Euch den ganzen Kram abnähme und hetzte Euch mit den Hunden vom Hofe?"

„Rede nicht so gottlos, Valentin," sagte Charles, „da Dir doch nimmer so ums Herz sein kann. Noch sind wir nicht in Deiner Gewalt, und Du kannst mit nichten thun, was Du willst, weißt auch recht wohl, daß hier zu Lande die Gerechtigkeit eben so gut anzurufen ist, als bei uns in Frankreich — aber freilich um den Schatz kämen wir dann alle drei, und so thöricht werden wir nicht sein. Wenn Du nicht anders willst, so soll's drum sein, und wir wollen mit Dir theilen, aber Du wirst ein Einsehen haben: der selige Oberst hatte das größte Anrecht an die Kasse und hat nicht bloß den einen Sohn hier hinterlassen, sondern drei Kinder, so laß uns ehrlich und redlich fünf Theile machen, Dir eins, mir eins und jedem der drei Kinder unseres alten Herrn ein Theil — es bleibt für Dich noch reichlich, daß Du für Dein Leben genug hast und Dich nicht mehr mit Arbeiten zu quälen brauchst. Das ist dann rechtschaffen getheilt, und Du kannst Deines Guts mit gutem Gewissen froh werden."

„Daß ich ein Narr wäre und auf den Vergleich eingehen sollte!" schrie der Förster. „Gewissen hin, Gewissen her. Ein Recht zu dem Schatze hat keiner von uns. Dankt Gott, daß ich nicht die ganze Hälfte verlange, denn die Gewalt ist wohl in meinen Händen; die Hunde draußen stehen ihren Mann, und Ihr würdet Euch wohl hüten zu klagen, wenn ich Euch den einen Kasten ganz abnähme. Drei Theile werden gemacht, und von denen ist der eine mein, damit Punktum. Du magst dann den Großmüthigen spielen und von dem Deinigen an die Geschwister des jungen Herrn soviel abgeben, als Du Lust hast, das soll mich nicht kümmern."

Charles sah ein, wie gefährlich es war, den heftigen Mann noch mehr zu reizen, und beeilte sich einzulenken. „Wenn Du so willst," sagte er, „sind wir freilich in Deiner Gewalt, und es ist immer noch ein Glück, daß wir in keine schlimmeren Hände gefallen sind. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um für die Kinder meines alten Herrn zu sorgen, aber ich weiche der Gewalt. Nun suche Dir nur immer ein schönes Rittergut aus, alter Kamerad, oder wozu Du sonst Lust hast. Wir wissen zwar noch nicht, wie viel Schätze wir bei uns führen, denn wir haben begreiflicherweise in der Nacht nicht zählen können, aber ich denke, es wird dazu ausreichen, und sobald wir abgespeist haben, wollen wir uns davon überzeugen. Wir aber werden's morgen früh ein gut Theil leichter nach Carlsbad haben. Wie viel Stunden Wegs sind es noch bis dahin?" wandte er sich an die Försterin, die mit glühenden Blicken dem Streit zugehört hatte.

„Wenn Ihr scharf zugeht, mögt Ihr es in drei Stunden erreichen," erwiderte diese.

„Nun ich denke, der Weg soll uns jetzt weniger sauer werden," meinte Charles, sich zum Lachen zwingend. „Das wird die theuerste Mahlzeit, die jemals ein Kaiser oder König zu sich genommen hat;" scherzte er weiter, um seine Wirthe bei guter Laune zu erhalten,

denn er hatte über dem Gespräche in einen Abgrund geblickt, der ihm das Haar zu Berge trieb. „Da bitte ich mir von unserer freundlichen Wirthin noch ein Stück von diesem Braten aus.“

Die gute Laune des Försters schien wieder hergestellt zu sein, und er brummte nur noch: „Euer Glück, daß Ihr vernünftig geworden seid!“ und nöthigte dann zum Essen und Trinken.

Auch Charles wurde von jetzt an immer gesprächiger. War es das Bestreben, jeden Anlaß zu fernerem Streite abzuschneiden, was ihn trieb, sich äußerlich ruhiger zu stellen, als er innerlich war, oder hatte ihn die endliche Gewißheit über das Unvermeidliche, was ihm hier bevorstand, wirklich leichter um das Herz gemacht, oder war es Wirkung des von ihm gleichfalls etwas reichlich genossenen Weines, genug er fing jetzt, wo er alle persönliche Gefahr für sich beseitigt glaubte, an zu erzählen. Er berichtete, in welcher Weise der Schatz verborgen gewesen, machte Mittheilungen über seine Schicksale und Erlebnisse in Rußland und verweilte mit besonderer Ausführlichkeit bei den Vorgängen in der vergangenen Nacht, seiner Angst, den Schatz nicht wieder aufzufinden, und seiner Furcht, in dem Bewohner des kleinen Häuschens über der Brücke mit Valentin zusammenzutreffen. „Jetzt sehe ich,“ schloß er endlich, „daß niemand seinem Schicksale entgehen kann und bin nun ganz damit zufrieden, daß alles so gekommen ist, denn da Du, alter Kamerad, nun einmal um die Sache wußtest, ist es auch in der Ordnung, daß Du Deinen Theil von der Kriegsbeute bekommst.“ Damit reichte er Valentin über den Tisch hinüber seine Hand, in die dieser einschlug.

Alfred hatte während dieser Reden stumm und anscheinend theilnahmlos dagesessen. Er war im Hause des Försters auf das äußerste erschöpft angelangt. Der Wein und die reichlich genossene Speise thaten ihre Wirkung. Nach der Aufregung, in die ihn die vorhergegangenen Verhandlungen versetzt hatten, folgte naturgemäß eine Abspannung, er fühlte sich müde und hatte Mühe, während Charles Erzählung die Augen offen zu erhalten. Dabei machte ihm der nasse Ledergürtel auf der bloßen Haut, der jetzt zu trocknen anfing, viel Beschwer. Ein unerträgliches Jucken peinigte ihn, und jemehr er in den Zustand zwischen Schlafen und Wachen gerieth, um so unwillkürlicher ward er veranlaßt, sich mit den Händen an den wunden Stellen zu reiben. Der Förster, der seine Gäste unaufhörlich beobachtete, ward aufmerksam, auch Charles bemerkte es und war froh, daß der Tisch inzwischen abgeräumt war und er Alfred zum Aufstehen auffordern konnte.

Jetzt wurde der eine Kasten geöffnet — Alfred packte die Geldrollen heraus, und Charles legte sie auf den Tisch. Es befanden sich deren 80 in Charles Packen und jede enthielt 100 Napoleonsd'or. Valentin hatte einige Rollen erbrochen und deren Inhalt auf den Tisch gezählt. Seine Augen leuchteten, und in wilder Freude schlang er seinen Arm um Charles und schrie: „Ja, Du hast recht, das langt für uns alle drei, zumal wenn Dein Kamerad gleich tüchtig eingesackt hat!“ Charles bog sich schnell zurück, aber Valentin hatte bei seinem kräftigen Griff den harten Gürtel gefühlt und schloß sofort, was er enthielt. Der Zorn stieg ihm ins Gesicht. Also deshalb die verdächtigen Handbewegungen des jungen Herrn, dachte er. Beide Franzosen tragen unter ihren Kleidern noch bedeutende Geldsummen bei sich! Er konnte nicht anders denken, als daß sie dieselben erst oben in der Kammer beim Umkleiden über die Seite zu schaffen gesucht hatten. Es kochte in ihm immer heftiger. Er hielt das auf dem Tische liegende Gold nur für eine Abzahlung auf die Schätze, die jene noch verborgen bei sich führten. Es erschien ihm jetzt als offenbare Großmuth, daß er sich mit Leuten, die in seiner Gewalt waren, auf eine Theilung eingelassen hatte, und das Verfahren seines ehemaligen Kameraden kam ihm als der schwärzeste Verrath vor. Das Blut drang ihm über solchen Gedanken immer wilder zu Kopfe, als wollte es seine Stirnadern sprengen. Eine unbeschreibliche Wuth bemächtigte sich seiner und brachte ihn fast von Sinnen. — Als daher Charles jetzt auch den Inhalt des zweiten Kastens auf dem Tische aufgehäuft hatte, trat Valentin mit der hastigen Frage an ihn heran: „Ist das nun auch alles, was Ihr aus dem eisernen Kasten genommen habt?“ Charles wollte ausweichen und erwiderte: „Hast Du denn an dem Deinen Hals noch nicht voll genug?“ Da faßte ihn Valentin in grimmigem Zorne mit der linken Hand in die Seite und schrie: „Du verdammter Hund, meinst Du, ich wisse nicht, was Du hier verborgen trägst!“ und zu gleicher Zeit zuckte die Rechte ein spitzes starkes Jagdmesser, einen sogenannten Nickfänger, und stieß es ihm bis an das Heft ins Herz. Charles griff mit den Händen in die Luft, als wollte er sich wehren, aber schnell hatte ihm Valentin einen zweiten Stoß versetzt, daß er röchelnd zusammensank. „Jetzt ist die Reihe an Dir!“ schrie der Förster Alfred entgegen; „mitgefangen, mitgehangen!“ und wollte sich mit dem blutenden Messer auf diesen stürzen. Der aber war schon bei dem ersten Stoße aufgesprungen, und plötzlich völlig wach und nüchtern geworden, unterlief er seinen Gegner gewandt und umklammerte ihn mit solcher Gewalt, daß der starke Mann, solches Angriffs nicht gewärtig, einige Schritte zurücktrat, dabei über Charles Leiche stolperte, und nun rücklings ins Zimmer stürzte. Alfred fiel auf ihn, setzte die Kniee auf seine Brust und suchte, während er den einen Arm mit Anstrengung fest hielt, mit seiner freien Hand dem Gegner das hochgeschwungene Messer zu entreißen. Valentin wehrte und bäumte sich mit aller Macht der Verzweiflung, er war offenbar seinem Angreifer an Kraft überlegen, aber Alfred gelang es, das eine Knie ihm bis an den Hals zu schieben, und er drückte aus allen Kräften auf des Gegners Kehle — Valentins Gesicht wurde dunkler und dunkler, die Augen traten aus ihren Höhlen, der rechte Arm gab nach und der junge Mann wollte ihm eben siegreich das Messer entreißen — da krachte plötzlich ein Schuß, und mit zerschmetterter Stirn brach Alfred auf dem Körper seines fast überwundenen Feindes zusammen.

(Schluß folgt.)

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

XI. Der weiße Teufel.*)

Nach einer nicht allzu schlechten Fahrt von 44 Tagen ab Gibraltar bekamen wir am 22. Juli San Roque in Sicht und ankerten am 28. bei Pernambuco, dem ersten brasilianischen Hafen, welchen wir anliefen. Da unser Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer sein sollte, so blieben wir auf der Außenrhede, die noch fünf Meilen von der Stadt entfernt ist. Diese selber, auf einer Insel und an beiden Seiten des Flusses Capibaribe erbaut, bildet hiernach drei gesonderte Theile, von welcher der die See und den Binnenhafen begrenzende Recife, derjenige der Insel Boavista, der dritte San Antonio heißt. Alle liegen völlig eben und bieten von der See aus keineswegs einen malerischen oder charakteristischen Anblick. Nach Süden zu wird das niedere Gestade besäumt von einer Reihe hoher Cocos- und Oelpalmen, während im Norden sich das Land allmählich erhebt bis zum Kloster Olinda, dessen weiße Kirche dem Seefahrer draußen auf Meilen weit entgegen winkt. Pernambuco hat wenig Merkwürdigkeiten; die Langeweile dieses Platzes wurde für uns nur gehoben durch die zahlreichen Deutschen, welche hier angesiedelt sind; in der weitberühmten „Rheinischen Weinstube“ der Wittwe Gärtner des nahegelegenen sommerfrischen Orts Cachanca vergißt sich's, daß der Ocean uns vom Vaterlande trennt, wenn man gleich bei näherer Beobachtung mit Bedauern wahrnehmen muß, wie die zweite Generation schon die Muttersprache zu verachten und brasilianisch zu denken beginnt. Nur ein einziger Ausflug an und in das Land war mir vergönnt, ich habe daher von dieser Station nichts Besonderes zu erzählen.

Am Abend des 3. August wurde Anker gelichtet und bei N. O. Brise unter Segel gesetzt. Die frische Kühlte verließ uns bis Bahia nicht und bereits am 7. ankerten wir auf der Rhede dieses gewaltigen Handelsplatzes. Die Stadt Bahia liegt im Hintergrunde der großen Bucht Bahia de Todos los Santos, und heißt eigentlich mit ihrem vollen Namen S. Salvador de Bahia; sie breitet sich aus über eine Reihe mehr oder weniger steil abfallender

*) Vgl. S. 391.

Im Klosterkeller.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Eduard Grützner.

Digitized by Google

Hügel und gewährt einen ganz anderen, weit imposanteren Anblick, als Pernambuco. Zahlreiche Kirchen und Klöster mit glänzenden Thürmen und funkelnden Bleidächern ragen aus der weißen Häusermasse und dem lichten Grün der Palmen empor. In geringer Ferne von der Stadt erhebt sich aus dem tiefblauen Wasser das wundervoll pittoreske Fort do Mar, welches mit gewaltigen Feuerschlünden die ganze Rhede zu bestreichen vermag. Ein anderes hervortretendes Gebäude ist das Marinearsenal in der Gamboa, dem südlichen Stadtende; gleich daneben befindet sich das neue Zollgebäude in großartigen Dimensionen. Gerade darüber, auf dem Plateau einer steilen Anhöhe, nach See zu von einer hochgemauerten Terrasse getragen, steht das in seiner freien Exposition auffallende, sonst unschöne Theater. Noch ehe man mit dem Schiff ganz in die Bucht eingesegelt ist, erblickt man auf dem Kamme der steil nach dem Strand abfallenden südlichen Hügel die Villen der schönen Vorstadt Victoria, in der vorzugsweise die Europäer wohnen, darunter wiederum viele Deutsche, meist Chefs von Commanditen hanseatischer Handelshäuser. Eine hübsche Zahl davon ist Consul, und lustig wehen ihre bunten Flaggen zwischen den vereinzelt stehenden Palmen und Pinien. Den Schluß der Bucht bilden dunkle Baummassen, aus welchen das Kloster Bomsin, unweit der Landspitze Monserrat freundlich hervorlugt, viel besucht wegen des schattigen Pfades dahin und seiner unvergleichlichen Aussicht. Unser Landungsplatz war am Kai des Marinearsenals, durch welches man jederzeit, selbst in Civilkleidung — was dort etwas sagen will — ungehindert passirt. Von da führt die enge, lange Rua d'Alfandega in der Richtung des Ufers bis zum nördlichen, besonders weitläufig erbauten Theile der Unterstadt. Diese Straße, nebst einigen kleinen Nebengäßchen und Märkten, ist der Hauptsitz des Handels und Verkehrs. Von Wohlhabenderen wohnen nur wenige hier; die Mehrzahl der Gebäude enthält blos Comptoirs, Waarenlager, Kleinhandlungen und die Niederlagen verschiedener, meist auf die Schifffahrt Bezug habender Gewerbe. War schon in Pernambuco, wo sich der Handel in der großen Vorstadt Recife mehr vertheilt, das Gewimmel und Getreibe, zumal das der überwiegenden schwarzen Bevölkerung, betäubend genug, so macht es doch beim Eintritt in die Unterstadt von Bahia einen geradezu sinnverwirrenden Eindruck. Vor allem fällt dem Ankömmling die Menge schwarzer Lastträger auf, die einzeln, zu zweien und mehreren, bis zu zwanzig und darüber Colli und Gegenstände aller Art von und aus den Magazinen schleppen. Körbe und ähnliche Lasten trägt jeder vorzugsweise auf dem Kopf mit bewundernswürdiger Balance, während schwere Kisten oder Ballen von mehreren mittelst auf den Schultern ruhender Stangen getragen werden. Auf gleiche Weise transportiren sie auch das landesübliche Vehikel, die Cateren, offene Sänften, mit einem Stuhle darin und mit Gardinen versehen, welche schwebend an zwei längs dem Dache befestigten Tragbalken hängen. Bei allen diesen Verrichtungen ist es den Negern Bedürfniß, je nach dem Tact, in dem sie gehen oder laufen, ächzende Töne von sich zu geben, die sich zu monotonen Melodien fügen, in welchen sich mitunter die innere Stimmung unserer unfreien Mitbrüder in nicht undeutlicher Weise ausprägt. Der diesen Tönen oft untergelegte Text in der corrumpirten Volkssprache ist meist aus dem täglichen Leben der Leute genommen. So verdeutschte man uns den Gesang einer Rotte uns begegnender Schwarzer, die einen schweren Ballen schleppten, folgendermaßen: „Für dieses schwere Holz — gehörten zwanzig Träger — wir sind nur vierzehn Mann — drum schmerzen unsere Schultern."

Durch das Gewühl der Unterstadt weiter schreitend, gelangt man bald auf die verschiedenen Märkte, von welchen den Fremdling besonders derjenige der Früchte und jener der lebenden Thiere interessirt. Dort der ganze farbenprangende, duftende Reichthum der Tropen an ebenso wohlschmeckenden als ungesunden Gaben des Pflanzenreichs: Ananas, Gojaven, Chirimoyas, Anonen, Orangen, Pompelmusen, Granatäpfel, Bananen, Datteln, Coccosnüsse, Feigen, Chumbos, Paranüsse und hundert unbekannte Obstarten; hier ein kicherndes, kreischendes, krähendes, girrendes, glucksendes Durcheinander von Affen — darunter insbesondere die reizenden Kapuzineräffchen und die zierlichen Uistitis begehrt sind — und Papageien in allen Arten und Farben; daneben Yakuhühner, Carolinatauben, Cavien, Armadille — kurz, eine Menagerie, wie man sie bunter und verführerischer nicht sehen kann. Aber wehe dem, der so thöricht ist, dem Verkäufer etwa die Hälfte seiner Forderung zu bieten; geprellt wird jeder „Grüner", wir haben es zur Genüge erfahren.

Der Versammlungspunkt der Deutschen in Bahia über Tag führt den etwas anrüchig klingenden Namen der „scharfen Ecke". Diese ist aber weiter nichts, als der an und für sich harmlose Store eines scharfsinnigen und wohlwollenden Kaufmanns, der außer Zucker, Kaffee und verschiedenen Schiffsbedürfnissen auch menschenfreundlich genug ein Lager von Pale Ale hält, welches seines Gleichen südlich des Aequators sucht. Hier haben die Inhaber und Bediensteten aller umliegenden Comptoirs — in ziemlich weitem Kreis — ihre Börse aufgeschlagen, in der sie punkt 11 Uhr vormittags in großer Zahl zusammenkommen. Man wähnt sich in der lieben Heimat; nur deutsche Laute schlagen ans Ohr, und mit einigem Stolze gewahrt man, daß die Deutschen in Bahia die Elite der ansässigen Europäer bilden. Und dabei sind sie keineswegs je nach der Größe des Besitzes in jene streng abgetheilten Kasten geschieden, wie sie leider daheim und auswärts so häufig auftreten; es herrscht in dem völlig ungezwungenen Verkehr nicht einmal der pedantische Rangunterschied zwischen Prinzipal und Commis. Nichtsdestoweniger weiß man jene unreellen, abenteuernden Gestalten von drüben, mit welchen die westliche Hemisphäre so reichlich gesegnet ist, sehr gut von sich fern zu halten, und mit großer Virtuosität alle ungebildeten, streitsüchtigen, rohen Elemente in unnahbarer Ferne zu halten. Ganz vollkommen ist aber nichts auf der Welt; denn — wie könnte das auch anders sein bei unseren lieben Landsleuten? — trotz alledem theilt sich die gute deutsche Gesellschaft Bahias doch in zwei selbständige Vereine, die Germania und dem Schützenclub, — welche übrigens bei unserer Ankunft gerade wieder einmal im Begriff standen, sich — ich weiß nicht, zum wievielsten Male — zu vereinigen. Das Wunderbare, echt Deutsche bei der Sache ist der Umstand, daß fast sämmtliche Mitglieder des einen auch dem anderen Vereine angehören. Das Local des Senhor Bartolomeo, welches die Ecke einer auf den Kai mündenden Straße bildet und sowohl eine Thüre nach dem ersteren, als der letzteren hat, ist an Raum nicht größer, als eine kleine Barbierstube. Der Ladentisch dient als Credenztisch, und als alleiniger Sitz figurirt ein über zwei Alekisten gelegtes Brett, auf dem Platz nimmt, wem es der Zufall gestattet; der übrige Theil der Gesellschaft füllt, Mann an Mann, die beliebte Kneipe. Die Hitze liegt den ganzen Tag wie ein Brennspiegel auf der scharfen Ecke und brütet aus Häringsfässern, Taurellen, Oelkrügen, Kaffeesäcken, Fleischtonnen und Firnißflaschen ein gemischtes Aroma aus, zu dessen Würdigung besondere Liebhaberei gehört. Trotzdem erinnere ich mich mit ungetrübtem Vergnügen an die vielen schönen Stunden, die ich mit liebenswürdigen Landsleuten in der scharfen Ecke verlebte.

Wir hatten es besonders gut getroffen. Auf der Rhede lag eine ungewöhnlich große Zahl von deutschen Schiffen vor Anker, unter ihnen von Jedermann bevorzugt, enthusiastisch begrüßt, die österreichische Fregatte „Novara", begleitet von der Corvette „Carolina". Erstere befand sich auf ihrer Weltumsegelungstour, letztere begleitete sie in einer Uebungsfahrt bis zum Cap. Ich kenne die meisten Marinen der Welt, selten aber habe ich so liebenswürdige, zugängliche Männer getroffen, wie diejenigen des Stabs der genannten Kriegsfahrzeuge. Wir wurden rasch bekannt und vertraut mit einander, wie sich dies unter stammverwandten Seeleuten, namentlich in fernen Welttheilen, so leicht macht; insbesondere schloß ich mich bald an den Arzt und Naturforscher der Carolina, Dr. Braun, und dies gibt mir Anlaß, eine uns gemeinschaftlich begegnete Episode aus dem brasilianischen Leben zu erzählen.

Der Sammeleifer des für seine Wissenschaft begeisterten Doctors hatte ihn mit einem Irländer, Mr. O'Borroghue, zusammengebracht, der ein Naturalienhändler zu sein vorgab und allerdings ein paar Kisten voll allerlei Seltsamkeiten in seinem zwei Schritte breiten Laden aufzuweisen hatte, welche wenigstens bewiesen, daß er es schon so ziemlich mit allen Welttheilen versucht haben mußte. Er war ein baumstarker, noch ziemlich junger Mann, von dem sonderbarsten Aussehen; brandrothes Haar umwallte lockig seine weiße, aber von Sommersprossen über und über tättowirte Stirn und vermischte sich mit einem ungeheuren Bart von gleicher Farbe, der, abgesehen von seiner Mähnenhaftigkeit hier als so große Ausnahme erschien, daß sein Träger schon dadurch allgemein auffiel. Er war übrigens wohl bekannt bei den Matrosen, welchen sein Handelsverkehr sich vorzugsweise zugewendet hatte, und hieß unter ihnen kurzweg „Tippy" von seiner an-

geblichen Heimat Tipperary. Diesen etwas anrüchigen und keineswegs zuverlässigen Gesellen hatte Dr. Braun als Führer und Trommelträger auf seinen Ausflügen in die Umgegend engagirt. Er erwies sich geschickt, anstellig und schlau, kannte jedoch das Land nur in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Als daher ein größerer Marsch, an dem ich theilzunehmen eingeladen worden war, nach Rio Vermelha, einem nur von freien Schwarzen bewohnten Flecken, angetreten werden sollte, mußten noch zwei Neger als Pfadfinder und Träger angenommen werden, welche denn auch Tippy richtig zur Stelle schaffte. Dies war die ein paar Meilen von der Stadt entfernte Villa eines deutschen Arztes, dessen angebotene Gastfreundschaft uns gestattete, nach angenehmem Abend und guter Nachtruhe sogleich in unbekanntes Land zu dringen. Eine Allee aus colossalen, trauerweidenähnlichen Bambusgräsern führte uns zunächst auf einen schmalen, wild überwucherten Pfad, welcher in jähem Absturz sich hinabsenkt in das enge Thal, welches den sogenannten „Digg" einschließt. Dieser Digg, dessen nächtliches Concert bis in die Villa Victoria hinüber geklungen hatte, ist ein schmaler, etwa eine deutsche Viertelmeile langer See, welcher seinen Namen von den Holländern erhalten haben dürfte, die längere Zeit hindurch Bahia inne gehabt hatten. Am östlichen Theile seines Ufers reichen Pflanzungen von Mais, Yams und Bananen bis zum Wasserspiegel, der westliche Rand hingegen ist ein wirres Dickicht von Sumpfgewächsen und verschlungenem Waldgestrüpp, das unheimliche Schatten auf das düstere Gewässer wirft. Besonders gilt das von den riesigen Manglebäumen, welche in vereinzelten Gruppen ihre sonderbaren Tagwurzeln weit ausstreckend in die Tiefe senden, so daß sie die abenteuerlichsten Gestalten von Brücken, Schwibbogen, Lauben und dunkeln Grotten verspiegeln, zwischen welchen das thierische Leben sich in unbeschreiblicher, fast ekelhafter Fülle und Mannigfaltigkeit regt. Gegen das Südende des Sees hin läßt die üppigste Wasservegetation nicht gewahren, wo das Flüssige sich vom festen Elemente scheidet. Dort aber war es, wo der Jagdgrund lag, dem unsere Expedition zunächst galt. Tippy befahl durch Zeichen höchste Vorsicht; schleichend, möglichst geräuschlos wanden wir uns durch das furchtbare Gewirr der Bambusen und Lianen. Plötzlich stand unser Führer und deutete die Lichtung nach dem See hinab auf zwei dunkle Gegenstände, die sich auf einer freien Stelle des unbewegten Gewässers als längere oder kürzere Linien bald hoben, bald senkten. „Alligators!" zischelte er und entflammte damit den Eifer des Naturforschers zur Siedeglut. Denn einen Alligator zu erlegen, um daran Studien zu machen, hatte er sich fest vorgenommen, und wie bezaubert haftete sein Blick auf den trägen Gesellen, die sich von Zeit zu Zeit herbeiließen, die schwarze Schnauze emporzustrecken, um die milde Morgenluft einzuathmen. Schon waren, trotz der großen Entfernung, unsere Gewehre im Anschlag, als der Führer uns energisch abwinkte und zu weiterem Voranschreiten aufforderte. Eine volle Stunde brauchten wir bis dahin, wo der Digg in einem von der Vegetation völlig überwältigten Bache schwachen Abfluß nimmt. Hier aber befanden wir uns im thierischen Uebermaß der Tropenwelt. Ein unbeschreiblicher Lärm, laut genug, um jedes Wort völlig unverständlich zu machen, hatte uns schon lang entgegengetönt, stieg aber von Minute zu Minute. Nunmehr standen wir mitten drinnen. Tausende von Aras und Perroquets aller Farben hingen an den Bäumen, Affen balgten sich mit Zetergeschrei in den Zweigen, pfeifend schwirrten die Honigsauger durch die Luft, ein Trupp Pecaris brach durch die Rohre mit Schnauben und Grunzen, der Bullfrosch rief mit tief dumpfem Ton aus dem Sumpf, unzählige Laubfrösche quiekten ihren dem Kindergeschrei auffallend ähnlichen Gesang, und wenn ein Moment der Stille eintrat, erfüllte das schrille, monotone Zirpen mächtiger Cicaden die Luft gleich dem Pfeifen eines unsichtbaren Sturmwinds. War das Ohr betäubt, so ward das Auge nicht minder geblendet. Es war ein Stück Urwald, das sich hier vor ihm aufthat. Wer es nicht gesehen, für den ist keine Beschreibung genügend, um dieses wahrhaft herzbeklemmende Wuchern der Pflanzenwelt zu veranschaulichen. Bäume, zu welchen man in Europa von weit her wandern würde, um ihren Umfang zu bestaunen, erwürgt von noch riesigeren Schlingpflanzen; aus dem gestürzten Stamm zwanzig neue erwachsen in Verhältnissen, welche jeder Vergleichung mit Bekanntem spotten; Farnwedel in häusergroßen Büscheln, zitternde Palmen, dunkle Tamarinden, lichte Kautschukgeber, kropfige Kalebassien — und das alles mit einander verbunden, verwebt, verstrickt durch ein undurchdringbares Netz von Lianen aller Formen und Arten. Dazwischen aber leuchteten in tausenden und aber tausenden die wundervollsten Blüten, von welchen oft schwer zu sagen war, ob sie der Pflanze angehörten oder der Thierwelt; als seien es Theile ihrer selbst, lösten sich aus ihren betäubend duftenden Kelchen los, Schwärme von zahllosen Kolibris, die in ihrem Bienenflug, dem in Gold und Edelgestein flimmernden Gefieder wettzugaukeln schienen mit prächtigen, handgroßen Schmetterlingen in noch prunkenderen Farben, unter welchen der reizende Adonis mit den breiten azurblauen Flügeln gleich einem König sich im Sonnenstrahle spiegelt, den er im schwankend unsteten Flattern immer neu zurückwirft. Selbst der Enthusiasmus des Sammlers konnte sich lange Zeit dem Eindruck dieses erhebenden Schauspiels nicht entziehen. Aber Tippy empfand wenig davon; mit einem gelinden Rippenstoß weckte er uns aus der Verzückung und brachte den Doctor sofort in die Wirklichkeit mit dem einzigen Wort: „Alligator!" Wir krochen auf Händen und Füßen einen schmalen Abhang hinab, einigemale erschreckt durch Schlangen, die sich auf unserer Bahn ringelten, aber wahrscheinlich noch furchtsamer waren, als wir selber, oder durch ungeheuere Kröten, welche verdrießlich zur Seite sprangen, aber wir überwanden herzhaft alle Gefahren und lagen bald hinter einigen Manglewurzeln, freilich halb im Schlamm, aber dicht an der Fläche des spiegelklaren Diggs. Er wimmelte von den Ungeheuern der Tiefe, deren Rücken da und dort nur allzu deutlich hervorragten, aber keines davon wollte uns lange Zeit hindurch den Gefallen thun, in sichere Schußweite zu kommen. Endlich stieß einer der Neger einen leisen Pfiff aus, und gleich darauf hob sich, nicht mehr als zwanzig Schritt von uns entfernt, ein langer, pfeilförmiger Kopf mit aufgestülpter Rüsselnase aus dem Wasser und betrachtete mit kleinen funkelnden Augen argwöhnisch die Welt. Da krachten aber gleichzeitig zwei Rohre — und nun gab es einen Aufruhr, als sei das Ende der Dinge gekommen. Im See ein Wirbel von Gischt, ein Peitschen und Schlagen, daß weithin schwerer Regen sprühte, am Ufer, in den Bäumen, im Bambusdickicht ein Gekreisch, Flügelschmettern, Krächzen und Rauschen, als sei die Hölle losgelassen — und zu alle diesem ein ohrzerreißendes Siegesgeheul, das unsere beiden Neger losließen, in das Tippy mit besonderer Kunstfertigkeit einstimmte. Denn der Alligator war getroffen, das war sicher — aber seiner habhaft zu werden, das war jetzt die schwerste Kunst. In den See getrauten sich die Schwarzen nicht, sie riethen zu warten. Das geschah — und sonderbar still war es geworden rings um uns; kein Laut mehr hörbar, als in der Ferne verschwimmend das leise Singen der Cicaden. Auch keine lebendige Creatur mehr sichtbar, außer uns, keine Bewegung weit und breit. Aber doch, dort, im Wasser — ein paar große Blasen quollen empor, und gleich darauf folgte ihnen eine lange, lichte Masse; es war der todte Alligator, der, den hellgrünen Bauch nach oben, an die Oberfläche trat, zum Glück weit näher am Ufer, als dort, wo er getroffen worden war. Ein paar Bambusstangen wurden aneinander gebunden und mittelst derselben nach mancherlei mißglückten Versuchen der brave Saurier auf festes Land gebracht. Es war ein jugendliches Exemplar, das vielleicht noch nicht viele Missethaten begangen; es maß etwa fünf Fuß, eine Kugel war ihm gerade ins Auge gedrungen. Die Freude des Naturforschers überstieg alle Grenzen, fast hätte er das moschusduftige, klebrige und mit Schmutz incrustirte Ungeheuer geküßt. Aber wie dasselbe fortbringen? Dr. Braun hätte es um keinen Preis der Welt zurückgelassen, und wäre jedenfalls dabei zurückgeblieben, wenn die Neger so schwierig geblieben wären, als sie sich anfangs erwiesen; aber als er seine strotzende Börse zog und jedem einem funkelnden Eagle zeigte, wechselten sie rasch einen Blick des Einverständnisses mit einander und mit Tippy, und erklärten sich bereit. Wir selber beluden uns mit den Effecten und dem Proviant; der Alligator ward in zwei Rottangschlingen gehängt, halb geschleift, halb getragen, und so traten wir den Rückweg an. Er war mühselig genug und ward es um so mehr, je höher die Sonne stieg. Nach und nach wurden wir todtmüde. Gleichgültig taumelte der Doctor an den ungeheueren Ameisennestern, aus Rindenspähnen und Lehm in die Baumäste gebaut, vorbei, an den farbenschillernden Laufkäfern, welche an den Stämmen emporkletterten, an den seltenen Orchideen, die im abgestorbenen Holze wucherten; wir beachteten nicht einmal mehr die schamhaften Mimosen, die wir durchbrachen, deren üppig belaubte Zweige durch schleuniges Zusammenfalten ihrer Fiederblättchen von der Berührung im Nu wie gänzlich entblättert standen. Endlich, endlich hatten wir die Höhe

des Plateaus erreicht und fanden uns in einem lichteren Wald von Mangobäumen, überragt von schlanken Fächerpalmen. Hier beschlossen wir zu rasten, den Leib zu stärken und die heißere Tageszeit im Schatten dämmernd zu verbringen, als plötzlich ein Rauschen in unser Ohr drang. „Was ist das?“ — „Das Meer,“ erwiderte gleichgültig Tippy und hob die Korkflasche am Mund in sehr bedenkliche Höhe. „Das Meer? Ist es weit?“ riefen wir. — „Höchstens eine Viertelmeile, der Abhang führt ganz sanft hinunter an den Strand.“ — „Wohlan, erst Reinigung und Erfrischung,“ hieß es, „dann kommt das Mahl und die Ruhe. Auf, an den Strand!“ Und keuchend folgten uns die schwarzen Träger mit ihrer, gleich ihnen übelriechenden sonderbaren Last.

Ein prächtiger Badeplatz ward leicht gefunden. Zwischen herabgerollten, moosigen Felsen lag eine schmale Bucht, spiegelklar und durchsichtig, so daß man den feinen Muschelsand des Bodens sehen konnte, gegen außen abgeschlossen durch einen natürlichen Steinwall vor der rollenden Brandung, die von Zeit zu Zeit einen Strahl weißgepeitschten Schaumes herüber warf in das friedliche Asyl. Gen Norden schlossen steile Felsen die Aussicht, im Süden dehnte sich in schönem Bogen die flache, palmengekrönte Küste bis zur weit vorspringenden Nase eines Vorgebirges, in dessen Nähe das Ziel unserer heutigen Ausfahrt liegen sollte. Rasch hatten wir uns der Kleider entledigt und waren in das laue, nichtsdestoweniger außerordentlich erfrischende Wasser gesprungen; Mr. O'Dorroghue schien Scheu davor zu haben, aber wir neckten und drängten ihn so lang, bis auch er sich entkleidete und nach einigen den beiden Trägern zugerufenen Worten zu uns herabkam, wo er sofort dermaßen außerordentliche Schwimmkünste zeigte, daß wir uns billig verwunderten und es ihm eifrig nachzumachen trachteten. So folgten wir ihm denn auch kecklich, als er den Felsendamm überkletterte und sich jauchzend in die kochende Brandung des Oceans schwang. Und ein wonniges Gefühl war es, dieses unaufhörliche, prickelnde, die Haut frottirende Sturzbad der kühlen Salzwellen; an Gefahr war nicht zu denken; kurz, wir befanden uns so wohl, „wie die Fische im Wasser“ und tummelten uns gewiß über eine Stunde lang in dem erfrischenden Element. Endlich aber trieben Durst und Hunger, gesteigert durch unsere heroischen Evolutionen, zur Umkehr. Wir durchmaßen schwimmend wiederum die geschützte Binnenbucht, erstiegen das Ufer und schauten nach unseren Negern aus; aber sie waren nicht da, nur der unglückliche Alligator schmorte in der Sonne, bedeckt und umschwärmt von Millionen Insecten. „Sie werden uns im Schatten erwarten,“ meinte Tippy. Aber auch unter den Mangos und Palmen waren keine Neger zu finden. Laut riefen wir nach allen Richtungen der Windrose: „Heh, Scipio! Heh, Pompey!“ — keine Antwort, als das Gekrächz eines Papageis oder der Pfiff eines der Geier, welche weite Kreise in der Luft zogen, wahrscheinlich angelockt von der Leiche des Lurchs im Ufersand. Dahin, dorthin liefen, riefen wir — nichts, überall nichts, keine Spur! Das war eine schöne Geschichte — wie Gott uns erschaffen hatte, standen wir in Südamerika, mitten in der Wildniß. Der Irländer schien die Sache am leichtesten zu nehmen, er versicherte, das sei ein Zufall, ein Mißverständniß — aber sein ganzes Benehmen hätte uns Verdacht einflößen müssen, wenn er selber nicht entblößt gewesen wäre, wie wir. Freilich wollten seine dürftigen Fähnchen wenig sagen gegenüber unseren guten Kleidern und deren Inhalt — darunter Börsen und Uhren, namentlich ein werthvolles Chronometer des Doctors, ungerechnet unsere Waffen und den Proviant. Letzteren entbehrten wir zunächst am meisten. Als aber wohl eine Stunde mit nutzlosem Hin- und Herrennen, Rufen und Rathschlagen verronnen war, ward einstimmig beschlossen, auf gut Glück aufzubrechen und Hilfe zu suchen. Da war Tippy wieder der Mann der That; er rieth uns, die nackten Füße mit Baststreifen von jungen Palmen zu umwickeln und eine Palmblattbekleidung zu improvisiren, welche uns aus dem paradiesischen Negligée mindestens in die Civilisation der Fitschi-Insulaner versetzte. Allein nun kam die Hauptschwierigkeit — der unselige Alligator. Der Naturforscher erklärte, ihn um keinen Preis zurücklassen und lieber bei demselben hungernd ausharren zu wollen, bis Erlösung käme, was wir hingegen um keinen Preis zugeben durften. Endlich entschloß sich Tippy, durch das Versprechen einer Extrabelohnung angestachelt, das schwerere Vordertheil der ekelhaften Bestie auf seine breiten Schultern nehmen zu wollen, während wir beiden andern das Hintertheil mittelst eines abgebrochenen Astes neben einander tragen sollten. So geschah es — und eine abenteuerlichere Reise ins Innere eines unbekannten Welttheils ist gewiß noch niemals angetreten worden. Sie war über alle Begriffe anstrengend; hundert Mal mußten wir ruhen, häufig den Cadaver schleifen; die Zunge klebte uns am Gaumen, Mimosenstacheln ritzten unsere Häute blutig und Mosquitos hefteten sich gierig auf die wunden Stellen; trotz des Schutzes, der mehrmals erneuert werden mußte, wurden unsere Füße kläglich zerstochen und zerschnitten. Aber was half's? Vorwärts, vorwärts! hieß es immer, denn schon war die größere Tageshälfte vergangen. Endlich, nachdem wir uns durch ein entsetzliches Bambusfeld hindurchgearbeitet, erblickten wir vor uns regelrechte Baumpflanzungen — es war ein weitläufiger Orangengarten — und selbst der Doctor ließ sofort seine kostbare Last fallen, um sich augenblicklich auf die goldenen Früchte zu stürzen, die zu tausenden im kurz gehaltenen Grase lagen, während sie, soweit das Auge reichte, die Bäume in verschwenderischster Fülle schmückten, neben einem nicht minder großen Blütenreichthum, der die Luft mit balsamischen Düften schwängerte. Wie labten wir uns an den unvergleichlichen Hesperidenäpfeln (brasil. Laranjas), gegen welche die gerühmten Producte der Balearen und Siciliens als wahre Säuerlinge erscheinen! Jetzt auch waren wir sicher, zu Menschen zu gelangen, gleichviel zu welchen — über unseren Aufzug machten wir uns wenig Scrupel, Noth kennt kein Gebot, und im Tropengebiet ist man hinsichtlich der Toilette bekanntlich nicht besonders anspruchsvoll. Allerdings bildeten wir eine sonderbare Gruppe. Voran der rothmähnige Ire, den Kopf des Alligators auf dem seinigen, auf jeder Schulter eine der Vorderpratzen des Thiers — wir hinten nach als Schleppträger, alle im Putze der Wildmänner des preußischen Wappens — wir hätten über uns selber lachen müssen, wenn wir uns in einem Spiegel besehen gekonnt, trotz unserer wahrhaftig nicht lächerlichen, fast verzweiflungsvollen Lage.

Auf dem feinen Rasen zwischen den Orangenbäumen schritten wir hin, wie auf einem Teppich; nach wenigen Minuten blinkten weiße Mauern hinter einem Staket hervor, zugleich aber vernahmen wir einen eigenthümlichen Lärm. Er glich dem Gebrüll unbekannter Thiere — zuweilen schwieg er einen Moment, erhub sich aber gleich darauf wieder mit um so intensiverem Getöse; je näher wir kamen, um so deutlicher ward uns, daß Geschrei und Zetern einer aufgeregten Menschenmasse uns entgegenklänge. Tippy ward betreten und weigerte sich, weiter zu schreiten; aber wir zwangen ihn dazu, denn wir hatten nur eine Karte auszuspielen, und schlimmer konnte es nicht kommen, als es schon war. Das Gatter der Umzäunung ward aufgestoßen, und herzhaft bogen wir um die Ecke des Gebäudes einer ansehnlichen Fazenda (Wirthschaftshof, portug; spanisch: Hacienda). Welch ein Schauspiel! Vielleicht über hundert Neger, Männer, Weiber und Kinder, waren im Hofe versammelt, schwangen Stöcke und Geräthe, und gestikulirten unter wüthendem Geheul nach der erhöhten Veranda des Hauses, auf welcher eine Gruppe weißer Frauen sich in den Armen lag, während ein bleicher junger Mann, dicht vorn an der Brüstung, dem Andrange der Wüthenden wehren zu wollen schien. Eben hob er mit feierlicher Geberde die Hand zum Himmel empor — da trat plötzlich Todtenstille ein, und gleichzeitig wandten sich hundert von hervorquellenden Augen entsetzt nach uns um, die wir stehen geblieben waren, wie gebannt. Uns sehen, mit fürchterlichem Angstgeschrei auseinanderstieben und Hals über Kopf in die Felder ringsum entrinnen, das war alles Sache eines Augenblicks; ehe wir uns noch recht besinnen konnten, war kein Neger mehr zu erblicken, auch die Damen waren verschwunden, nur der junge Mann stand noch auf seinem Platz und schaute uns verwundert, aber ohne Furcht an; wir bemerkten jetzt, daß er einen Revolver in der rechten Hand hielt. Sofort warfen wir die schauerliche Last von unseren Schultern, und Tippy schritt züchtig vor, um von unserem Unfall zu berichten und um Kleider und Gastfreundschaft zu bitten. Aber kaum hatte er in seinem irisch-portugiesischen Jargon einige Worte gesprochen, als der junge Mann wie außer sich den Revolver wegwarf, eines Satzes herabsprang, und mit dem Rufe: „Allemãos, Allemãos!“ uns entgegeneilte. „Sie sind Deutsche?“ rief er im besten Hamburger Dialekt — „o seien Sie willkommen, Gott hat Sie gesendet, treten Sie ein, Sie sind zu Hause!“ Und ehe wir uns noch von der Ueberraschung erholt hatten, befanden wir uns in einem weiten, reinlichen Gemach zu ebener Erde, wie es schien, einer Gesindehalle. „Vor allem

reinigen Sie sich, erfrischen Sie sich!" drängte er in liebenswürdiger Weise, indem er einen ungeheuren Wasserkrug herbeischleppte und einige Tücher aus einer Lade zerrte; „verzeihen Sie, wenn ich bitten muß, sich selber zu bedienen, aber wir haben keinen Diener mehr zur Verfügung, nur ein paar Weiber, und diese haben sich versteckt. Hier ist Wein, da Brot; gedulden Sie sich, ich springe nach Kleidern." Und damit eilte er hinaus, uns sehr verwundert zurücklassend. Wir wußten nicht, was wir von alledem denken sollten, jedenfalls waren wir zu einem merkwürdigen Ereigniß gekommen, das sich ja bald enthüllen mußte. Volle Zeit hatten wir, uns zu säubern, und die zum Abtrocknen gebrauchten Bettlaken umgeschlagen, den einfachen Erfrischungen zuzusprechen, deren wir aufs höchste bedürftig waren; dem Iren schien es auf die Dauer unheimlich zu werden, und er rückte mit dem Vorschlag heraus, uns mit der erworbenen Gewandung wieder davonzumachen, allein wir wiesen denselben entschieden zurück. Endlich erschien auch unser Beschützer wieder, keuchend und ganz begraben unter einem wahren Berg von Stoffen, die er auf den Boden warf und auszubreiten begann. Aber welche Augen wir machten, als wir gewahrten, daß er lauter Frauenkleider gebracht und bedauernd mittheilte, daß keine anderen im ganzen Hause seien. Was war zu machen? Wir mußten uns in das Unabwendbare fügen. Und so schlüpfte denn Dr. Braun in ein spitzengarnirtes Morgen-Negligée, das ihm das Ansehen eines weiblichen Pierrot gab, mir fiel ein blaues Seidenkleid zu, in welches man mich drei Mal hätte packen können, und Tippy bekam einen großblumigen Kattun, den er durch einen carrirten Shawl so zu verbessern wußte, daß er gar nichts Menschlichem mehr ähnlich sah — glücklicher Weise fehlte es nicht an Wäsche aller Art, welche freilich nicht ganz paßte, aber doch weit besser war, als gar nichts. Während wir in einem wahren Galgenhumor Toilette machten, war unser Wirth wiederum davongerannt; bald darauf kehrte er zurück, über und über beladen mit Flaschen, Gläsern und Körben, in seinem Gefolge zwei alte Mulattinnen, welche Tischgeräth und Speisen trugen, aber am ganzen Leibe zitterten, uns um keinen Preis anblickten, und, nachdem sie ihre Last niedergesetzt, sogleich wieder davonstürzten, sich unaufhörlich bekreuzend und mit den Zähnen klappernd. Fragend sahen wir uns und den jungen Mann an, der mittlerweile den Tisch ordnete und eine höchst einladende Collation aufstellte. „Ehe ich Ihnen Aufklärung gebe über die Seltsamkeiten, die Sie hier erleben," sagte er mit etwas gezwungenem Lächeln, „bitte ich vorerst, sich durch Speise und Trank gehörig zu stärken, dann wollen wir sehen, was weiter zu thun ist. Sie werden mir auch verzeihen, wenn ich neugierig genug bin, zu erfahren, welches sonderbare Geschick Sie in dem Aufzug, wie Sie erschienen sind, und gerade zu rechter Zeit in einem verhängnißvollen Augenblick in dieses Haus führte."

(Schluß folgt.)

General Prim im Lager des Omer Pascha.

Von Julius von Wickede.

So hat denn jetzt der General **Prim** das Ziel seines langjährigen, glühenden Ehrgeizes erreicht, und ist — wenigstens für den Augenblick — der einflußreichste und mächtigste Mann in Spanien geworden. Ob sein Streben nicht noch weiter geht und er das Verlangen hegt, die uralte stolze Königskrone Hispaniens, auf sein schwarzgelocktes Haupt zu setzen — quien sabe? Wer kann es wissen? So oft mir aber sein Name begegnet, muß ich mich des Zusammenlebens, welches ich mit ihm im Herbst und Winter von 1853—54 in den Lagern der türkischen Donauarmee hatte, lebhaft erinnern. Meine erste Bekanntschaft mit dem General, der, gleich wie ich, an die Ufer der schnellfluthenden Donau und in die Schluchten des winterlichen Balkangebirges geeilt war, um den Krieg auf dem wirklichen Kriegsschauplatz zu studiren und umfassende militärische Studien zu machen, war sehr eigenthümlicher Art. Davon will ich im Nachfolgenden erzählen.

In der Gesellschaft eines liebenswürdigen Reisegefährten, des tüchtigen und stets höchst heiteren Capitäns eines französischen Genieregiments, **Bonnier**, mußte ich mich einige Wochen in **Widin** an der **Donau** aufhalten. So ungemein pittoresk Widin auch aussieht, wenn man in einem bequemen Dampfer auf der Donau daran vorbeifährt, um so schmutziger, verfallener war es damals und wird es auch noch höchst wahrscheinlich gegenwärtig sein, denn Schmutz, Unordnung und Verfall pflegen in allen türkischen Städten ziemlich stabil zu bleiben. Dazu war es damals von allen möglichen regulären und irregulären Truppen der Armee Omer Paschas auf das äußerste überfüllt. Ueberall auf Plätzen und Gassen und wo nur irgend der kleinste Raum vorhanden war, lagerten Nizams und Redifs und Baschi-Bozuks in Hülle und Fülle, was keineswegs zur Annehmlichkeit des Aufenthaltes beitrug. Freilich um rein militärische Beobachtungen zu machen, war der Ort sehr günstig, und dieser Umstand bewog mich zu einem längeren Aufenthalte.

Unserem Golde und der großen Gewandtheit meines griechischen Dieners war es endlich gelungen, uns ein für die damaligen Verhältnisse ganz leidliches Quartier zu verschaffen. In der halb verfallenen Locanda eines Bulgaren in einer entlegenen Vorstadt von Widin hatten wir beide über einen großen leeren Raum zu verfügen, der früher vielleicht zum Stall oder zu einem Magazin für Waaren oder Früchte benutzt war. Zwei Oeffnungen, selbstverständlich ohne Fensterscheiben, gaben uns Licht und Luft und wurden am Abend mit Mänteln, Heubunden und einigen alten Kistendeckeln so kunstreich verstopft, daß wir wenigstens in 12—15 Schritt Entfernung davon ein Licht aufstellen konnten, ohne daß der Zugwind es uns allzu häufig ausblies. Der Fußboden bestand nur aus festgestampfter Erde, doch war an dem Platze, wo jeden Abend unser Lager, aus Gerstenstrohbunden und wollenen Decken bestehend, aufgeschlagen wurde, von meinem Aleppo ein Bretterfußboden, den er höchst kunstvoll aus dem Boden eines erbeuteten russischen Pulverwagens zurechtgezimmert hatte, gelegt worden. Auch an sonstigem Ameublement herrschte kein Ueberfluß bei uns. Ein langer Tisch bestand aus ungehobelten Brettern, die auf im Fußboden eingeschlagenen Pfählen genagelt waren, und mußte am Morgen als Waschtisch, dann als Frühstücks-, Schreib- und Zeichentisch, als Mittags- und endlich am Abend als Spieltisch dienen, und einige leere Weinkisten und Fässer nebst alten Holzbänken bildeten die Sitze für uns und unsere zahlreichen Gäste; Besen, Sattelgeschirr, dann einige lederne Pferdeeimer, die am Morgen als Waschschüsseln benutzt wurden, bildeten die übrige Ausstattung des Raumes. Ein halbzerfallener Schuppen daneben ward als Pferdestall und Küche, in welcher der Bursche des Capitäns mit wahrhaft culinarischer Geschicklichkeit wirthschaftete, während mein Aleppo unsere Reitpferde besorgte, und als Gelaß für unsere beiden dienstbaren Geister benutzt.

So war unser Palais beschaffen, um welches wir von den übrigen deutschen, ungarischen, polnischen und italienischen Officieren in der Armee des Omer Pascha oft nicht wenig beneidet wurden und nach dessen Raume wir uns später, als wir wochenlang auf den windigen Höhen des Balkangebirges ohne Dach und Fach bivouakiren mußten, recht herzlich zurücksehnten. Dazu war unsere Verpflegung eigentlich nicht schlecht, und Antoine, so hieß der Geniesoldat, wußte trotz der primitivsten Kücheneinrichtungen, mit einer Kunst zu kochen, die ihn wirklich zur Stelle eines Chef de Cuisine im ersten Pariser Restaurant befähigt hätte. Unser Kaffee, zwar ohne Milch und aus dem blechernen Feldkessel in kleine Holzbecher geschenkt und so getrunken, ein echter Mecca, den wir uns gegen Champagner von einem arabischen Scheik getauscht hatten, war vorzüglich; wildes Geflügel kauften wir von den Bulgaren um einen Spottpreis, ebenso auch lebendige Hammel, deren Fleisch dann in mindestens 20 verschiedenen Gestalten aufgetischt wurde, und an Reis zum beliebten Pillaw, Kukurutzmehl, Zwiebeln, Oliven und Knoblauch fehlte es auch nicht. Was aber das Beste war, so konnten wir Champagner um zwar sehr hohen, griechischen Wein aber um ziemlich wohlfeilen Preis aus Varna in genügender Menge bekommen. Arrak und Rosoglio hatten wir auch in Vorrath, und so ward denn fast jeden Abend, zur Lust und Freude unserer Gäste, eine gehörige Kriegsbowle im blechernen Feldkessel zusammengebraut und geleert.

In diesem unseren Palais, wie wir den alten Stall pomphaft nannten, hatten wir nun das Vergnügen, den General Prim mehrere Tage als unseren Gast bei uns aufzunehmen und zu bewirthen.

Capitän Bonnier und ich waren an einem ungemein rauhen und stürmischen Herbstabend, von einer langer Recognoscirung, die wir zu Pferde längst der Donau angestellt hatten, erst in der Dunkelheit zurückgekommen. So eben wollten wir uns zu Tisch setzen, und Antoine meldete mit einem Anstande, der einem fürstlichen Oberceremonienmeister alle Ehre gemacht hätte, daß das Diner servirt sei, als ein starkes Säbelgerassel draußen auf dem Vorplatz unsere Aufmerksamkeit erregte. Auch Aleppos Stimme ließ sich in lebhaftem türkischen Gespräch dort vernehmen. Bald öffneten sich die Thüren, und zwei Kawasse (Ordonnanzgensdarmen) des Gouverneurs von Widin, Sami Pascha, traten in unser Gemach. Der eine Kawaß, ein Arnaute, ein schon graubärtiger alter Mann von wahrhaft herkulischem Gliederbau, hatte uns häufig schon als Ordonnanz auf unseren Ritten begleitet und war auch von längerem Aufenthalt in Smyrna und Constantinopel der lingua franca so weit mächtig, daß ich mich ziemlich geläufig mit ihm zu unterhalten vermochte.

Mit dem würdevollen Anstand, den jeder Türke stets zeigt, schritt Paswan, so hieß dieser alte Kawaß, auf uns zu, salutirte streng militärisch und meldete nun, daß der Pascha dringend wünsche, wir beide, oder doch sonst wenigstens einer von uns, möchten ihm sogleich noch einen Besuch im Serail abstatten. Auf unsere verwunderte Frage nach dem Grunde dieser so unerwarteten Einladung am späten Abend meinte Paswan, genau wisse er dies selbst nicht, doch habe er nur gehört, daß ein vornehmer fremder General vor einer Stunde aus Schumla gekommen und bei dem Pascha erschienen sei, und wahrscheinlich wolle dieser uns nur zur Gesellschaft seines Gastes einladen.

Das war aber eine ganz abscheuliche Einladung. Die Citadelle, in welcher der Pascha residirte, lag fast ½ Stunde von unserer Wohnung entfernt, es stürmte und regnete, und ein Abendspaziergang in den schmutzigen, engen dunkeln Gassen der Stadt, wo Düngerhaufen und Schutttrümmer häufig den Weg versperrten, wo herrenlose Hunde zu vielen Dutzenden sich umhertrieben und jetzt in allen Häusern und Hallen irreguläre türkische Soldaten bivouakirten, denen man — wegen ihres Fanatismus gegen die Christen — als Franke im nächtlichen Dunkel auch besser aus dem Weg ging als sie gerade aufsuchte, gehörte keineswegs zu den Annehmlichkeiten. Dazu waren wir im bequemen Hausanzug, während unsere Uniformen ganz durchnäßt und beschmutzt am Feuer hingen, um wieder zu trocknen. Auch unser Abendessen duftete gar verführerisch, während wir aus wiederholter Erfahrung wußten, daß der Pascha mit türkischer Frugalität seinen Gästen nur Kaffee, Sorbet und, wenn es hoch kam, einige kleine Schalen mit süßen eingemachten Früchten vorzusetzen pflegte.

Mein heißblütiger französischer Gefährte machte seinem Unmuth sogleich in einigen Dutzenden „Sacre bleu“ Luft, und verschwor sich hoch und theuer, er würde der Einladung keine Folge leisten und seinen behaglichen Sitz vor dem Feuer nicht verlassen, und wenn alle Paschas in der ganzen Türkei ihm ihre Einladungen sendeten.

Da der Capitän sich entschieden weigerte, noch auszugehen, so mußte ich wohl mit deutscher Gutmüthigkeit nachgeben und allein der Einladung des Paschas Folge leisten. Ganz dieselbe abzulehnen wünschte ich nicht, denn der Pascha war bisher, so weit es sein Geiz und sein türkisches Pflegma zuließen, freundlich und gefällig gegen uns gewesen und hätten wir ihn durch unsere Weigerung erzürnt, so wäre es ihm leicht geworden, uns allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen und uns vielfach zu chikaniren.

So machte ich mich denn mit Paswan auf den Weg, wobei mir der Capitän Bonnier noch manche spöttische und sarkastische Bemerkungen, daß ich mich so ohne weiteres der lästigen Einladung des Paschas gefügt habe, nachrief.

Voran als Führer mit einer großen Stocklaterne in der linken und mit einem derben Knüppel in der rechten Hand, um die umherlungernden Hunde, oder auch irreguläre türkische Soldaten, die uns etwa belästigen wollten, durch wohlgemessene Hiebe damit zu vertreiben, schritt Paswan, dann folgte ich, während der zweite Kawasse die Nachhut bildete. Das Wetter, Sturmwind mit Regenschauer untermischt, war abscheulich und der Weg äußerst schmutzig und beschwerlich. Herumstreifende Baschi-Bozuks trafen wir noch wiederholt. Zwar manch finsterer Blick, ja selbst ein halblaut nachgerufener grimmiger Fluch in türkischer oder arabischer Sprache, galt mir, dem Franken, wenn Paswan sie mit lauter, herrischer Stimme aufforderte, sogleich uns Platz zu machen und den besten Weg frei zu lassen, doch wagte keiner auch nur die mindeste Widersetzlichkeit. Wußten doch alle aus Erfahrung, daß jedem, der es gewagt hätte, gegen einen Kawassen des Paschas nur die Hand aufzuheben, ganz zweifellos schon in den nächsten Stunden der Kopf abgeschlagen worden wäre.

So langten wir denn ohne weitere Abenteuer in der Citadelle, wo das Serail des Paschas war, an. Eine starke Wache regulärer türkischer Infanterie, in ihrer alten, abgetragenen, ärmlich aussehenden hellblauen Uniform, das vor Staub, Schmutz und Rauch der Wachtfeuer fast schwarz gewordene rothe Fez tief im Nacken gedrückt, hielt den Vorhof besetzt, und die armen fröstelnden und durchnäßten Soldaten drängten sich eng um einige mattbrennende Wachtfeuer zusammen oder lagerten auch in einer halboffenen Vorhalle, die eigentlich zum Pferdestall bestimmt war. Unser Paswan sagte dem Jüs-Baschi (Hauptmann), der die Wache befehligte, einige leise Worte, worauf ich sogleich von diesem mit großer Höflichkeit empfangen und in die innere Halle des Serails geführt wurde.

Das Wort Serail klingt manchem abendländischen Ohr so pomphaft, daß man eine große Pracht und Herrlichkeit damit verbinden zu müssen glaubt. In Widin war das nun freilich nicht im mindesten der Fall, sondern im Gegentheil: das Serail des Pascha war ein schmutziges, verfallenes, äußerst häßliches und nur leicht aus Backsteinen erbautes Gebäude, in welchem inwendig wie auswendig auch nicht die mindeste Spur von Pracht irgend einer Art zu entdecken war. In dem zweiten und innersten Hofe, wo sich der Harem des Paschas, der einige 40—50 Frauen und Sklavinnen nebst ½ Dutzend Eunuchen enthalten sollte, befand, soll etwas Luxus und Eleganz zu finden gewesen sein; selbstverständlich jedoch blieb dieser ganze Theil des Gebäudes, ebenso wie seine Bewohnerinnen — unter denen, wie ein Arzt uns erzählte, mehrere Circassierinnen und Georgierinnen von großer Schönheit waren — für alle Fremden ein streng verschlossenes Geheimniß.

In dem Vorzimmer, einem langen schmutzigen Gemach mit hellblau angestrichenen Wänden, dessen einziges Mobiliar in einem langen Divan, der mit einem einst roth gewesenen, jetzt aber äußerst verblaßten Wollenstoff überzogen war, bestand, übergab mich der Jüs-Baschi einem Adjutanten des Paschas, der mir von früheren Besuchen und von gemeinsamen Ritten schon näher bekannt war. Dieser junge und ganz intelligente Officier, der Hussein hieß, war zwei Jahre in Paris gewesen und sprach ziemlich geläufig französisch.

Auf mein Befragen nach dem Grunde, weshalb der Pascha noch in so später Abendstunde einen Besuch von uns wünsche, theilte mir Hussein nun mit, daß der bekannte spanische General Prim erst vor einer Stunde, mit einem dringenden Empfehlungsschreiben des Omer Pascha an den Gouverneur, von Schumla hier in Widin eingetroffen sei. Der Pascha sei nun in Verlegenheit, wo er solchem hochverehrten Gast noch in so später Abendstunde ein passendes Unterkommen in dem stark überfüllten Ort verschaffen könne, und da er wisse, daß der Capitän Bonnier und ich das beste und geräumigste Quartier besäßen, so wolle er die Bitte an uns richten, dem General wenigstens vorläufig für diese Nacht eine gastliche Unterkunft bei uns zu gestatten.

Nach dieser kurzen Erzählung des Adjutanten konnte ich das Wahre leicht zusammenfinden. Dem dicken, bequemen und dabei geizigen Pascha war es höchst lästig, noch am Abend, wo er gewohnter Weise seinen Harem aufzusuchen pflegte, um sich dort unbekümmert um alle Politik und die Nähe der jenseits der Donau stehenden 25,000 Mann Russen inmitten seiner Circassierinnen auszuruhen, einen fremden General, auf den er Rücksicht nehmen mußte, bei sich zu bewirthen. Er fürchtete, in seiner gewohnten Behaglichkeit dadurch gestört zu werden und vielleicht gar Extraausgaben, die er sehr scheute, zu haben, und so fand er es denn am bequemsten, die Sorge für den fremden General uns aufzubürden.

Während ich diese Betrachtungen anstellte, und dabei den vergeblichen Versuch machte, meine über und über beschmutzte Kleidung etwas mit dem Taschentuch zu reinigen, war Hussein zum Pascha gegangen, um mich bei diesem anzumelden. Er kam alsbald zurück, mit der Aufforderung, bei seinem Gebieter einzutreten.

Das Zimmer des Paschas war ebenfalls ganz ohne Glanz und Pracht, doch wenigstens ziemlich anständig nach europäischem Geschmack

eingerichtet. Ein langer breiter, längs zwei Wänden laufender, roth überzogener Divan, mit niederem, glänzend polirten Mahagonitisch davor, bildete das Hauptmobiliar. Ein Dutzend Bronzeleuchter an den Wänden, mit angezündeten rosaroth gefärbten Wachskerzen, wie solche die vornehmeren Türken lieben, verbreitete eine glänzende Helle in dem nicht sehr großen Gemach.

Auf dem Divan saß Sami Pascha, neben ihm der General Prim. Der Pascha, ein Mann hoch in den Vierzigen, soll in seiner Jugend ein gewandter kluger Diplomat gewesen sein, der sich längere Zeit in London und Paris aufhielt und eine europäische Bildung daselbst erwarb. Jetzt war er, wie das bei so vielen höheren Türken leicht der Fall zu sein pflegt, vor der Zeit geistig und körperlich früh gealtert, bequem und faul geworden, brachte die meiste Zeit in seinem Harem zu und sprach auch aus Bequemlichkeit nur höchst ungern und nur, wenn er mußte, französisch. Diese Faulheit hinderte aber nicht, daß er tapfer, sehr energisch und, wenn er dringend mußte, auch sehr abgehärtet und ausdauernd bei allen Strapazen sein konnte. Er war in den hellblauen Waffenrock der türkischen Infanterie, mit dem blitzenden Ordensstern auf der Brust, gekleidet, hatte einen eleganten rothen Fez auf dem phlegmatischen und aufgeschwemmten, aber dabei gar nicht unintelligenten Gesicht, und wie gewöhnlich die kostbare lange Bernsteinspitze des Tschibouks im Munde. Neben ihm saß, wie gesagt, der General Prim. Prim war damals vielleicht in der Mitte der dreißiger Jahre stehend, von mittlerer Größe und zwar nicht sehr stark, aber ungemein elegant und dabei auch nervig gewachsen. Er hatte ein edel geformtes, echt südländisches Gesicht, dem eine hübsche Nase, ein paar große dunkle Augen voll Geist und Lebendigkeit, schwarzes gelocktes Haupthaar, und ein ebenso farbiger, zierlicher und überaus sorgfältig gepflegter Schnurrbart besonderen Reiz verliehen. Man konnte ihn mit vollem Rechte einen überaus hübschen, ja fast schönen Mann nennen und es leicht begreifen, daß er ganz dazu geschaffen sei, bei den für Männerschönheit leicht empfänglichen Herzen feuriger Südländerinnen besonderes Glück zu machen.

Sein Anzug, der in einem dunkeln Uniformsoberrock mit goldgesticktem Kragen und, nach spanischer Sitte, vielen Ordensdecorationen auf der Brust bestand, kleidete ihn sehr gut und trug mit dazu bei, seine wirklich einnehmende Persönlichkeit in noch günstigerem Lichte erscheinen zu lassen. Und doch trotz allen diesen unleugbar vielen glänzenden und bestechenden äußeren Eigenschaften übte die große persönliche Eitelkeit und die Sucht, stets von sich reden zu machen und um jeden Preis eine hervorragende Rolle zu spielen, die so unverkennbar das ganze Wesen des Generals charakterisirte, auf mich einen keineswegs vortheilhaften Eindruck.

Ich gewann gleich in der ersten Stunde unseres Beisammenseins die Ueberzeugung, daß ich zu diesem Mann, so liebenswürdig ich ihn auch sonst fand, niemals wahres Vertrauen fassen könnte, und daß Treue, wahre Charakterfestigkeit und unerschütterliche Grundsätze gerade nicht zu seinen hervorragenden Eigenschaften gehörten.

Der dicke Pascha, sichtlich erfreut, daß wenigstens einer von uns Eingeladenen erschienen war und ihn der Unbequemlichkeit überhob, allein die französische Unterhaltung mit seinem Gaste zu führen, stellte mich dem General vor und lud mich dann ein, an seiner anderen Seite Platz auf dem Divan zu nehmen. Wie immer bei diesen Besuchen, brachte ein ganz in Scharlach gekleideter Mohrensclave eine kleine Porcellantasse mit schwarzem starken Moccakaffee auf reich vergoldetem Präsentirteller, während ein anderer schwarzer Sclave mir das Bernsteinmundstück eines Tschibouks in den Mund steckte; — eine Aufmerksamkeit, die ich als Nichtraucher freilich nicht sonderlich zu schätzen wußte.

Nach einigen oberflächlichen Bemerkungen und Voreinleitungen wußte der schlaue Pascha auf den eigentlichen Zweck seiner jetzigen Einladung zu kommen und mit vieler diplomatischer Gewandtheit und mancherlei Redefloskeln mich dahin zu bringen, daß ich dem General Prim den Vorschlag machte, ob er nicht wenigstens vorläufig und, bis er selbst ein besseres Quartier gefunden habe, uns das Vergnügen bereiten wolle, unser Obdach mit uns zu theilen und unser Gast zu sein. Ein reines, trocknes Strohlager, ziemlich dichte Wände, recht gute Verpflegung mit Essen und Wein und eine freundliche Aufnahme könnte ich ihm im voraus sicher verbürgen. Der Pascha, dem man es innerlich recht gut anmerken konnte, wie gerne er uns bald los zu sein wünschte, unterstützte meinen Vorschlag auf sehr gewandte Weise, und da Prim wohl einsah, daß er schwerlich ein so gutes, geschweige denn ein besseres Quartier, wie ich ihm anbot, in ganz Widin finden werde, der Pascha selbst aber verzweifelt wenig Neigung fühle, ihm Gastfreundschaft zu erweisen, so nahm er meinen Vorschlag nach einigen Entschuldigungen sehr dankbar an.

Man konnte dem Pascha ziemlich deutlich anmerken, wie herzlich erfreut er war, als wir uns zum Aufbruch rüsteten. Er lud den General Prim für den nächsten Tag zu Mittag ein, und stellte ihm ein Pferd, einen von seinen Adjutanten und auch hinreichende Eskorte zur Verfügung, wenn er etwa einen Recognoscirritt, um sich die Umgegend von Widin zu besehen, unternehmen wolle; auch ich persönlich erhielt viele Lobsprüche über meine Gefälligkeit und das Versprechen, mir bei passender Gelegenheit wieder dafür erkenntlich sein zu wollen.

Zu Ehren des Generals Prim hatten wir jetzt bei dem Zurückweg eine Escorte von vier Kawassen, von denen zwei mit Stocklaternen den Weg eröffneten, zwei andere aber mit derben Knütteln die Nachhut bildeten. Auch ein spanischer Diener des Generals mit einem leichten Mantelsack seines Herrn auf der Schulter begleitete uns jetzt.

Schon auf dem Weg zu unserem Quartier, der bei fortwährendem Sturm und Regen ziemlich beschwerlich war, konnte ich dem General, der ganz gut französisch sprach und verstand, eine humoristische Schilderung von allen den Herrlichkeiten, die wir ihm anzubieten hatten, machen. Er meinte lachend, im Felde nehme man es mit allen solchen Dingen nicht so genau, er müsse nur froh sein, überhaupt unter Dach und Fach zu kommen, dazu noch bei so liebenswürdigen Wirthen, wie wir ohne Zweifel wären, und er habe während seiner vielbewegten militärischen Laufbahn, besonders in dem spanischen Bürgerkriege der Carlisten und Christinos, oft Monate lang ununterbrochen am Bivouakfeuer, nur den Poncho zum Zudecken und das Himmelszelt als Dach, zugebracht.

Als wir in die Vorhalle unserer Wohnung eintraten, tönte uns schon aus unserem Zimmer ein lauter Gesang entgegen. Er schien mehr munterer als gerade harmonischer Art zu sein und dabei in deutscher und zugleich französischer Sprache vorgetragen zu werden. Mein Aleppo, den ich dabei überraschte, wie er gerade einer Flasche Bordeauxwein, die er nach gewohnter Weise aus unseren Vorräthen gestohlen hatte, in Ermangelung eines Korkziehers, den Hals abschlagen wollte, berichtete auf mein Befragen nach diesem Gelärme in so später Stunde — denn es war jetzt schon weit über zehn Uhr abends geworden — daß ganz unerwartet drei französische und zwei preußische Officiere im türkischen Dienst, noch zum Besuch gekommen seien, und der Capitän Bonnier deshalb schon wiederholt den großen eisernen Kessel mit starkem Punsch habe anfüllen lassen.

So hätte Prim denn jedenfalls eine lustige Gesellschaft bei uns zu erwarten; daß er aber bald Ruhe finden konnte, war freilich nicht zu hoffen, denn wenn eine solche Gesellschaft erst einmal bei der Punschbowle saß, so war sie so leicht nicht wieder davon fortzubringen. Und doch hatte der General mir vorher gesagt, er habe am heutigen Tage schon zehn Stunden ununterbrochen im Sattel gesessen und sehne sich sehr nach einem guten Strohlager mit warmer Decke.

Die nach gewohnter Sitte um ein Trinkgeld bettelnden Kawasse wurden von dem General Prim sehr freigebig beschenkt, während ich Aleppo anwies, den Diener mit Speise und Trank zu versorgen und ihm ebenfalls ein Lager im Stall zu bereiten.

Auch wir traten in unsren Stall, oder nach des Capitäns Bonnier Bezeichnung, in unseren Salon ein. Welcher Anblick aber ward uns, als ich die Thüre geöffnet! Wahrlich, es war kein Wunder, daß der General Prim im ersten Augenblick etwas erschrocken zurückprallte und mich mit einem erstaunten, fragenden Blick ansah.

Auf dem Feuerherd in der einen Ecke prasselte ein hellloderndes Feuer, und der Rauch davon, vermischt mit dem Dampf von sechs Pfeifen, füllte das Gemach mit einem solchen Qualm an, daß das Auge sich förmlich erst daran gewöhnen mußte, um hindurch dringen zu können. Auf diesem Feuer stand ein großer eiserner Kessel voll Punsch, neben dem Antoine, mit bloßen hochaufgekrämpten Hemdsärmeln und stark geröthetem Gesicht, eine eiserne Kelle, die auch sonst häufig von uns benutzt wurde, um Blei zum Gießen der

Pistolenkugeln darin zu schmelzen, in der rechten Hand schwingend, und so das Amt eines Koches und Ganymeds zugleich verwaltend. Auf unserer langen Holzbank hatte sich Capitän Bonnier nebst den anderen drei französischen Officieren niedergelassen, und da es im Zimmer sehr heiß war und der reichlich genossene Punsch die innere Wärme wohl noch mehr steigern mochte, so hatten diese Herren sämtlich ihre Uniformen und Westen ausgezogen und saßen in Hemdsärmeln. Den Franzosen gegenüber, auf unsren beiden einzigen Holzstühlen, saßen die zwei preußischen Officiere, ebenfalls in ziemlich zwangloser Toilette und nicht im mindesten salonfähig aussehend, da ihre langen Wasserstiefel von geschmiertem Leder hoch bis auf die Mitte der Schenkel heraufgezogen waren. Alle — Deutsche wie Franzosen — hatten Becher von Holz, Leder oder Blech mit Punsch in den Händen, dem sie sämmtlich schon ziemlich reichlich zugesprochen haben mußten, und sangen dabei so laut sie nur immer vermochten, und zwar die Franzosen in französischer, die Preußen in deutscher Sprache, wobei entschieden der edle Wetteifer zwischen den beiden Parteien waltete, sich gegenseitig zu überschreien. Und zwar hatten die Preußen zu diesem Zwecke das Schillersche Räuberlied „Ein freies Leben führen wir" gewählt, während die Franzosen ihr damaliges Leiblied „Partant pour la Syrie" brüllten, dabei aber das Unglück hatten, daß alle ihre vier Stimmen weit auseinander gingen, was sogar mein gänzlich unmusikalisches Ohr unangenehm berührte. Es war ein Concert, das in der That „Thier und Menschen hätte rasend machen können."

Bei meinem Eintritt erhoben alle ein jubelndes Gelärme, und der Capitän Bonnier wollte schon mit dem vollen Punschbecher in der Rechten auf mich zustürzen, als er plötzlich den inzwischen ebenfalls eingetretenen General Prim, der ihm bereits von früher her oberflächlich bekannt war, erblickte. Einen Augenblick wohl ward er verlegen über seinen Anzug wie über dies ganze wilde, ungeordnete Treiben in unserer Behausung, dann aber gewann die französische Leichtigkeit und Ungezwungenheit bei ihm sogleich wieder die Oberhand.

„Ach, welche Ehre für uns, mein Herr General, Sie hier bei uns begrüßen zu können. Seien Sie in unserer Mitte willkommen und verzeihen Sie unsere derangirte Toilette und unsere ganze Umgebung mit dem Feldleben, was, wie Sie ja selbst wissen, nun einmal keine Eleganz und kein Ceremoniel erlaubt," begrüßte er den General in französischer Sprache, indem er ihm die Hand reichte.

Auch Antoine, dieser echte Franzose, präsentirte sogleich mit höflicher Verbeugung dem General einen alten verbogenen Blechbecher, der für gewöhnlich zum Wasserschöpfen diente, mit Punsch, indem er sagte:

„Mein Herr General, ich schätze es mir zur besonderen Ehre, Ihnen ein Glas Kaiserpunsch, wie Sie solchen in ganz Widin nicht so gut finden können, zu präsentieren."

Die andern anwesenden Officiere, deren Gesang natürlich sogleich verstummt war, ließen sich nun dem General Prim vorstellen, und da sie ihre in einem Haufen zusammengeworfenen Röcke nicht so schnell finden konnten, so geschah dies noch in ihrem unordentlichen Anzuge, wobei es freilich an Entschuldigungen, die der General lachend anhörte, nicht fehlte.

Sei es überhaupt, daß der General Prim mit weltmännischer Gewandheit zum bösen Spiel gute Miene machte, oder daß ihm das eigenthümliche Treiben wirkliches Vergnügen bereitete, kurz, er fand sich überraschend schnell in seine Lage hinein. Den Punschbecher leerte er mit höflichem Trinkspruch, wie sehr er es zu schätzen wisse, in einer so frohen Gesellschaft als willkommener Gast aufgenommen zu sein, und bat dann, daß die andern sich doch um seinetwillen nicht geniren und mit ihrem Gesang fortfahren möchten, wogegen ich selbst aber einen entschiedenen Protest einlegte, da das Gebrüll wirklich von jedem, der noch nicht des süßen Punsches übervoll war, kaum angehört werden konnte.

Das erste, was ich nun aber that, war, Antoine seines Amtes als Einschenker einstweilen zu überheben und ihn zu beordern, schnell von unseren Vorräthen ein tüchtiges kaltes Abendessen auf den Tisch zu setzen, denn ich war entsetzlich hungrig und nahm an, daß dies bei Prim auch der Fall sein würde. Glücklicher Weise hatten wir kalten Entenbraten, ein noch leidliches Ueberbleibsel einer Pastete, die von Frankreich gekommen war, und guten Salat, den Antoine sehr geschickt zu bereiten wußte, und obgleich wir nur ganz ordinäre Teller von gröbster Töpferarbeit und weder Tischtuch noch Servietten oder sonst zierliches Tischgeräth besaßen, so schmausten und tranken wir doch trefflich, und der General Prim, der den Punsch nicht sonderlich zu lieben schien, trank eine Flasche mit Brussawein recht behaglich aus.

Er wurde nun auch in Wirklichkeit in die gleich heitere Stimmung der übrigen Gesellschaft versetzt, sang uns wiederholt mit wohltönender, gutgeschulter Stimme spanische Romanzen vor, wettete später mit den Capitän Bonnier, wer von ihnen am morgenden Tage die besten sechs Pistolenschüsse thun könne, wobei Prim sehr glänzend gewann. Kurz, er tollte in so heiterer Laune mit den übrigen, als sei er ein ausgelassner Fähnrich und kein bekannter spanischer General, der dazu schon an dem Tage an zehn Stunden im Sattel gesessen hatte.

Bis weit über Mitternacht blieb unsere frohe Gesellschaft noch zusammen, und es wurde noch mancherlei lustiger Unfug getrieben, glücklicher Weise aber nicht mehr im Chor gesungen. Als wir endlich alle unsere Gäste losgeworden waren, bat Prim noch um kaltes Wasser, um sich gründlich den ganzen Körper waschen zu können, wozu ihm denn auch ein Pferdeeimer voll hineingeschleppt wurde; dann bereitete Aleppo ein Lager aus Maisblättern, ebenso wie wir solches auch hatten, und einer dicken spanischen Wollendecke, die der General selbst mitgebracht hatte, für unsern Gast, und nun streckten wir uns bald nieder, und es währte nicht lange, so haben wir alle drei wahrscheinlich um die Wette geschnarcht.

Bis ziemlich spät in den hellen Tag hinein dauerte unsere Ruhe, dann erhoben wir uns munter und gestärkt, und machten Toilette, wobei die mit frischem Donauwasser gefüllten Pferdeeimer, die Aleppo wiederholt hereinschleppen mußte, eine große Rolle spielten. Der General Prim ließ sich übrigens von seinem Diener, einem sehr gewandten und intelligenten Spanier überaus sorgfältig frisieren und rasieren, wobei ein großes, äußerst elegantes Reisenecessaire mit massiv silbernen Geräthschaften wichtige Dienste leistete, auch Wäsche, Stiefeln und Handschuhe zeigten sich bei ihm tadellos und stachen sehr gegen unsere äußerst verwahrlosten dermaligen Sachen ab. Da wir glücklicher Weise einen Vorrath von Chokoladentafeln besaßen, so konnten wir dem General sein spanisches Nationalgetränk, Chokolade, zum Frühstück vorsetzen, worüber er sehr erfreut zu sein schien.

Da der Capitän Bonnier an dem Tage noch viel zu zeichnen hatte, so ging ich mit dem General Prim bald aus und zeigte ihm Widin und dessen Umgebung, wobei wir uns in weitläufige militärische und geographische Gespräche einließen. Allzuviel statistische und geographische Kenntnisse schien mein Begleiter übrigens nicht zu besitzen, und die Ansichten, die er über die Wehrkraft Rußlands und dann auch Preußens entwickelte, entlockten mir im Geheimen manches Lächeln. Und derlei oft wirklich grenzenlose Unwissenheit wird man bei äußerst vielen spanischen, italienischen, ja selbst auch französischen Officieren sehr häufig finden. Aber auch mit den strategischen Talenten des Generals schien es nicht viel zu bedeuten zu haben, und hätte Omer Pascha den von ihm entwickelten Plan des Feldzugs an der Donau befolgt, so dürften die Russen sich wohl manche Triumphe errungen haben.

Der General Prim, dem es trotz unserer mehr als einfachen Einrichtung ganz gut bei uns zu gefallen schien, blieb noch mehrere Tage bei uns im Quartier und theilte alle Freuden wie Leiden desselben getreulich mit uns. Wir verlebten noch viele heitere Stunden zusammen, besonders Capitän Bonnier, dessen stets lustige Weise wohl besser zu der ganzen Art des Generals passen mochte, als mein ernsteres Wesen, ward ganz vertraut mit ihm. Auch mehrere große Ritte zu Pferde, um die Gegend zu recognosciren, bei dem sich Prim als sehr kühner und gewandter Reiter zeigte, machten wir zusammen, bis endlich der General von uns schied, um sich in das Hauptquartier des Omer Pascha zurückzubegeben.

So machte ich die Bekanntschaft des General Prim, mit dem ich auch im Verlauf des Feldzuges noch wiederholt zusammentraf.

Johannisfest in Westfalen.

Wie der Senn im Lenze seine Herde zu Berge treibt, so führt der Westfale seine Kühe in die saftigen Wiesen, wenn das Gras, bis tief in die Hecken hinein, den Boden bedeckt. Und erst dann geht's mit den Thieren wieder heimwärts, wenn der Boden leer, wenn die Kraft des Sommers erlahmt ist. Sobald die Thiere ausgetrieben sind, gibt es für die Mädchen recht beschwerliche Gänge, denn dreimal an jedem Tage muß den nun schwelgenden Thieren die Milch genommen werden. Aber aus Last wird Lust für jede Dirne, wenn rings die Wiese voller Blüten prangt, wenn bis zum Rande voll die fette Milch im blanken Eimer schäumt; und ein frohes Lied erklingt aus heller Kehle. Oft liegt das Grauen des Morgens noch auf Stadt und Land, wenn sie hochgeschürzt aus dem Thore schreiten. In der Mittagsglut, wenn Knecht und Roß den kühlen Schatten sucht, dann muß die Dirne rüstig auf den Kamp, und abends spät, oft wenn die Sterne rings erglänzen, kehrt sie mit schwerem Eimer müde zurück. — So geht das Wochen, ja Monde lang.

Rede der Kronenjungfrauen am Johannistag.

Originalzeichnung von F. Hiddemann.

Es ist eine Freude, die Dirnen auf dem Heimweg zu betrachten. Auf dem Kopfe ruht ein Kranz von bunten Lappen, die eine weiche

Füllung rund umschließen, und frei auf diesem schwebt der volle Eimer. Das Holz ist blendend weiß, die Messingreife goldenblinkend, denn jeder Dirne ist es eine Ehrensache, den Eimer hell wie ein Juwel zu halten und müßten sie den Schlaf entbehren, um ihn zu putzen. Selten geht eine der Dirnen allein, zumeist sind sie zu einer Schar vereinigt, und Sonntags, wenn der Knechte Arbeit ruht, dann bieten diese sich gern zur Begleitung an.

Die Thiere wissen ganz genau die Stunde, wann die Herrin kommt; sobald sie erscheint, begrüßen sie sie mit frohem Brüllen. „Guten Morgen, Schwarzkopf, Braune, Liese!“ rufen die Mädchen, und jede wird gestreichelt und geklopft. Oft gibt's ein Stückchen Brot, und ist die Dirne klug, ein wenig Salz; das würzt das Gras und macht das schlechte lecker. Am Mittag aber sorgt sie für die Tränke und lockt sie in den Schatten der Bäume, wenn ihn die Thiere nicht von selbst gesucht. Und am Abend geht sie nicht fort, ohne ihnen „Gute Nacht!“ zuzurufen.

Für alle diese Mühen, für ihre Treue und ihren Eifer wird nun den Mädchen am Johannistag ein Fest bereitet, oder besser, sie bereiten sich selbst ein solches, denn sie sind die Ordnerinnen desselben seit jeher. Schon viele Wochen vorher wird auf den Gängen zur Weide die Ordnung des Festes besprochen. Das Förmliche ist bald erledigt, denn dieses steht für alle Zeiten fest; nur um eine Frage dreht sich das Gespräch länger, um die Frage, wer die s. g. „Kronenjungfern“ vorstellen solle. Hierzu werden nämlich die beiden Schönsten erwählt, und an den Schönen darf auch zugleich kein Makel haften. Daß diese Wahl nicht ganz glatt abgeht, ist natürlich, denn keine Dirne will aus einem, geschweige denn aus beiden Gründen weichen. Auch noch andere Vorzüge müssen die zu Erwählenden schmücken: sie sollen Rednergabe besitzen, denn sie müssen die seit undenklichen Zeiten bei dem Fest gebräuchlichen volksthümlichen Verse sprechen, ja selbst neue dazu erfinden können. Diese letzteren Gründe sind zu wichtig, als daß nicht bald der größere Theil seine Schwäche erkennend auf die Auszeichnung verzichtete. Endlich haben dann auch ein paar der Dirnen, die dem engeren Wahlkreise angehören, wenn auch nicht in sapphischer Weise, so doch zum Staunen der Anderen Zeugniß ihrer Dichtkunst abgelegt, und damit ist in der Regel das Fest selbst nahe vor die Thür gerückt. —

Der Festtag ist erschienen. Im Schmucke seiner ganzen Pracht steigt er von den Bergen ins blühende Thal. Aber erst unter den vollausgegossenen Strahlen der Mittagssonne entwickelt sich die Feier. Während die andern Bewohner des Städtchens noch in der Kirche sind, eilen die Mädchen den Weiden zu. Gar manche wird dort freudig überrascht; um den Hals oder um die Hörner ihrer Thiere findet sie von unbekannter Hand frische Kränze gewunden.

Etwa eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt, an der Seite der Landstraße steht eine alte mächtige Linde, unter deren weitdachenden Zweigen ein graues Kreuz dem Wanderer eine kurze Rast gebietet. Dort ist der Sammelplatz der Mädchen. Die Musikanten der Stadt erwarten sie dort. Keine läßt lange auf sich warten; man fragt, man zählt, und bald sind alle zur Stelle. Und wie schmuck sie aussehen! Die dunklen unscheinbaren Gewänder sind verschwunden, helle sommerliche Kleider umschließen die kräftigen Formen. Um die glänzenden Eimer schlingen sich duftige Kränze; nicht einer entbehret den Schmuck. Die beiden Erwählten tragen hohe aus Rosen und Lilien gewundene Kerzen; die Bürde der Eimer ist ihnen für heute genommen, das glühende Antlitz hinter den Blumen verbergend, treten sie schüchtern den anderen vor, und kichernd und neckend und doch voller Glück ordnet sich endlich der Zug. Die Klarheit der Luft trägt den Klang der Musik bis zur Stadt. Alt und Jung und vor allem die Burschen und Knechte sammeln sich vor dem Thore und harren der Ankunft des Zuges entgegen. Am ersten Häuschen der Stadt angekommen hält der Zug. Die Mädchen nehmen die Eimer vom Kopfe herab und ordnen sich in einem Halbkreise. An das Häuschen gelehnt sind zwei Leitern und diese besteigen die beiden Kronenjungfrauen. Nachdem sie sich unter dem Schmettern der Musik eine feste Stellung gesichert, gibt eine von ihnen den Musikanten ein Zeichen zum Schweigen, und mit den Tönen erstirbt das Wogen und Murmeln der Menge, denn alles ist gespannt, in welcher Weise die längst bekannten Verse dieses Mal wieder gegeben werden. Nicht der Grundton, nur die Variationen derselben reizen die Neugier der Masse.

Purpurglut bedeckt das Gesicht der einen Dirne; man sieht, sie ist die erste Sprecherin. Aber ihre kräftige Natur hat bald ihre Scheu überwunden und muthig beginnt sie, mit kräftiger Stimme den Spruch:

> Als ich heute morgen vom Schlafe erwacht,
> Da hab' ich mich eilig in den Garten gemacht.
> Da that ich Rosen brechen und Lilien so weiß,
> Und thät zu mir sprechen heimlich und leis:
> Sieh alle Blumen in deinem Garten,
> Die können den Tag nicht erwarten;
> Die Rose noch lieber als die Lilie rein,
> Sie wollen in einem Kranze zusammen sein! —
> Nun trag' ich die Kerze in meiner Hand,
> Der Sankt Johannes zog heute ins Land.
> Er bringe der Stadt und dem Lande Gedeihn,
> Wir wollen ihm alle empfohlen sein! —
> Lustig, Musikanten! — —

Auf diesen letzteren Zuruf unterläßt es natürlich die Musikbande nicht, einen schmetternden Tusch in den blauen Himmel hinaus zu blasen. Während dessen rüstet sich die zweite Sprecherin zu ihrem Vortrage, der meist also lautet:

> Als ich heute morgen vom Schlafe erwacht,
> Da hab' ich so dieses und jenes gedacht.
> Die Krone war fertig, die macht' ich im Mondenschein,
> Und that alle meine Bitten und Wünsche hinein. —
> Doch was ich alles dachte, das sage ich nicht,
> Auf daß nicht manchereiner was Böses von mir spricht;
> Denn es gibt der scharfen Zungen und rohen Herzen viel,
> Die treiben mit der Unschuld gerne böses Spiel! —
> Eines aber will euch gerne verrathen,
> Ich wünschte wohl, ich hätte tausend Dukaten.
> Die gebe ich zum Besten für Wein und Tanz,
> Da sollte alles leben in Freude und Glanz! —
> Da mir aber das Gold und das Silber fehlt,
> So hab' ich für alle einen Wunsch auserwählt:
> Der Herr der Heerschaaren
> Der wolle euch bewahren
> Vor jeder tiefen Noth,
> Vor einem jähen Tod!
> Er schütze die Bürger und ihre Kinder,
> Die Frucht des Feldes und Schaafe und Rinder;
> Er halte fern den Krieg und schwere Zeit
> Und schenke uns allen die Seligkeit!
> Lustig, Musikanten! —

„Lustig Musikanten!“ wiederholt die Menge, und dieses ist der Beweis, daß der Vortrag der Sprecherin gefallen und daß er gezündet hat. Die Musikanten thun nun ihr Bestes, der doppelten Aufforderung nachzukommen, und je länger sie die Töne ziehn, je mehr wachsen sie in der Bewunderung der Umstehenden.

So geht es nun eine Zeitlang fort, im Wettkampfe der beiden Sprecherinnen. Was ihnen als Erinnerung aus Kirchen- und Volksliedern durch den Sinn zieht, reihen sie in schlichter, doch selten in unverständiger Weise zusammen. Auch die Liebe wird vor das Forum der beiden Volksrichterinnen gezogen: die Treue wird belobt, die Untreue gegeißelt, sei es nun am Mann oder am Weibe, und nicht selten geschieht es, daß hierbei die Augen der Sprecherin sich auf einen Schuldigen zu ihren Füßen lenken, und das Opfer wird dann die Zielscheibe aller Blicke.

Endlich ist aber der Vorrath an Wünschen und Bitten, an Warnungen und Strafreden versiegt. Die Musikanten spielen eine lustige Tanzweise auf, und die beiden Dirnen befestigen ihre Blumenkronen in einem für diesen Zweck zu ihren Häupten angebrachten Halter und steigen dann zu ihren Genossinnen hernieder. Die Menge zerstreut sich und mit ihr die Mädchenschar. Zu Hause erhalten diese für Fleiß und Treue Geschenke an Geld und Kleidern, wenn sie der Hausfrau den Schmuck des Eimers, den Kranz überreichen. Abends beschließt ein lustiger Tanz das Fest.

Am Thore aber, am kleinen Häuschen stehen die Kronen des Festes lange, lange, den Sommer und Herbst hindurch, bis endlich der Sturm um die längst verdorrte Pracht seine schaurigen Winterweisen singt und zuletzt mit ihnen im wirbelnden Tanze davon eilt.

Ludwig Bund.

Am Familientische.

Klosterkellerstudien.

(Zu dem Bilde auf S. 597.)

„Der Weinstock ist den Menschen sehr nützlich und ein allerliebstes Geschenk Gottes," lernte ich als Junge aus dem alten Raff und hätte damals solche Wirkungen des edlen Gewächses, wie sie Grützners Kellerbild darstellt, gewiß für übertrieben und unwahr gehalten. In meiner Heimat wächst kein Wein, und nur der mißbräuchlich ihm nachbenannte Branntwein verzerrt dort das Menschenantlitz in so widerlicher Weise, wie das des trunkenen Mönches im Klosterkeller.

Und doch ist dem Wein kein Unrecht geschehen, er kann recht gefährlich werden jedem, der es nicht versteht, Maß zu halten. Denn wenige wird es geben, die wie jener Fastenprediger, von dem uns Goethe in seiner Rheinreise erzählt, sich rühmen können, acht Maß trinken zu dürfen, und für die meisten wird eine halbe Maß für den Tag, wie sie alte Klosterregeln vorschreiben, gerade das Richtige sein.

Wie schwer aber ist es, von Amtes wegen täglich selbst dem goldenen Born des Weines zu nahen, an der unerschöpflichen Quelle der zahlreich lagernden Fässer zu schöpfen und doch sich dabei nüchtern zu erhalten! „Ein weiser Mann von reifen Sitten" sollte drum des Klosters Kellermeister sein; so lautete es in den alten Mönchsgesetzen, aber derartige Instruktionen lassen sich leichter aufstellen, als ausführen.

Wer Victor Scheffels prächtigen Roman „Ekkehard" gelesen, wird sich hiebei sogleich des ehrenwerthen Bruders Rudimann erinnern. Das war auch des Klosters Kellermeister und nach Sanct Benedikts Vorschrift sorgfältig ausgewählt. Und welch ein Mann war es! „Das Lächeln eines mit der Welt und sich versöhnten Mannes lag auf seinen Lippen, und sein Bauch war fröhlich gediehen wie das Hauswesen des Fleißigen, einen weißen Schurz hatte er drüber geschlungen, ein gewichtiger Schlüsselbund klapperte an seiner linken Seite." Und dieser ehrenwerthe Mann, als er seines Amtes nachgegangen, Mostprobe zu halten, wird doch so abtrünnig vom Pfade der Weisheit, daß er in der Zerstreutheit die Obermagd Kerhildis durch einen „wohlaufgesetzten verständigen Kuß" auffordert, mit ihm des Jahrgangs Güte zu preisen! Ihn ereilt die Strafe freilich auf der That. Der jugendlich feurige Ekkehard, der ihn dabei überrascht, bearbeitet seinen Rücken mit wohlgemessenen Streichen.

Welche Strafe mag dem Kellermeister auf unserem Bilde, den ein anderer Ekkehard dem Abte denuncirt, zu Theil geworden sein? — Die Scene ist des Studiums werth, so wenig anmuthend auch der schnarchend auf den Steinsitz zusammengebrochene Bruder uns erscheinen mag! Wie harmlos liegt das Faß mit dem würzigen, blumenreichen Labetrunk da, der in aller Echtheit heute nur auf den Klosterruinen bei der Liebfrauenkirche und in dem Kapuzinergarten des sagenberühmten Worms wächst! Und doch hat sein so lieblich eingehender Inhalt es dem alten Mann angethan. Ja, gefährlich ist es, unter Fässern zu wirken und zu weilen!

Doch du würdest irren, lieber Leser, wenn du meintest, des Künstlers Absicht sei gewesen, das Interesse des Beschauers auf diese förmlich abschreckende Figur zu concentriren, ähnlich wie die alten Spartaner ihre Sklaven trunken machten, um dadurch pädagogisch auf die Jugend zu wirken! Nein, von jener Jammergestalt soll dein Blick sich lenken auf die beiden Nüchternen, von deren Nähe der trunken Schnarchende wohl keine Ahnung hat! Der hochbetagte Abt schaut über die Gläser seiner Brille hinweg, halb schmunzelnd mitleidsvoll, halb amtsmäßig ernst auf den wohl schon lange übel beleumundeten Bruder Kellermeister und sinnt darüber nach, wie er am gelindesten desselben Vergehen ahnden und dem Verirrten zurechthelfen kann! Und neben ihm die hagere Gestalt des Anklägers! In ihr scheint der ascetisch-ernste Geist des alten Mönchthums erwacht zu sein, der Geist eines Franciscus von Assisi, oder eines Dominicus, und ein feurig beredtes Zeugniß gegen das sich in dem Kellermeister verkörpernde und repräsentirende Verkommen des Klosterlebens scheint von seinen Lippen zu quellen. Seine Hände wirken mit — die eine läßt das volle Licht auf den armen Sünder fallen, während die andere ausdrucksvoll strafend auf ihn hinweist.

Welch ein Contrast in den beiden Figuren! „Süß Vergessen" hat der eine aus dem noch krampfhaft umklammerten Kruge getrunken, während seinem Ankläger es wohl gehen könnte, wie dem Mönche, der dreihundert Jahre lang über dem lieblichen Gesange eines Vogels Speise und Trank vergaß!

Doch die Kellerluft ist dumpf und trübe; es ist eben so gefährlich, in ihr den edlen Rebensaft zu genießen, wie große Studien zu machen; droben im hellen Lichte des Tages trinkt sich der Wein harmloser, dort auch lösen sich leichter die Gegensätze und Widersprüche des Lebens und der Bilder!

R. K.

Ein Knabe als Erfinder.

Wohl selten war ein Junge so faul und doch so klug, wie Henry Potter, dem die Bedienung einer der ersten Kolbendampfmaschinen, die zur praktischen Anwendung kamen, aufgetragen war. Die ihm anvertraute Maschine war eine s. g. atmosphärische (Newcomensche) Dampfmaschine und diente zum Heben des Wassers aus den Minen. Ueber dem Dampfkessel stand der oben offene Dampfcylinder mit seinem Kolben. Um diesen zum Steigen zu bewegen, wurde durch einen Hahn Dampf aus dem Kessel in den Cylinder gelassen; und um ihn wieder zum Niedergange zu bewegen, wurde der Dampf abgesperrt und durch einen andern Hahn kaltes Wasser in den Cylinder gespritzt. Dieses bewirkte eine Luftverdünnung unter dem Kolben, und in Folge dessen wurde der Druck der atmosphärischen Luft auf den oben offenen Cylinder so bedeutend, daß der Kolben wieder abwärts getrieben wurde. Henry Potter hatte nun weiter nichts zu thun, als Dampf und Wasser abwechselnd zuzulassen; die Hähne schnappten alsdann durch Federung von selbst wieder zu. Nichts war dem Jungen aber unangenehmer, als das ewige einförmige Drehen der Hähne. Von Zeit zu Zeit war neben dieser ermüdenden Arbeit auch noch eine Klappe zu öffnen, um das in dem Cylinder angesammelte Wasser abzulassen.

Henry Potter wurde diese Arbeit immer lästiger, und er überlegte, wie er sie sich erleichtern könnte. — Wenn er so von Zeit zu Zeit das Spiel des Balanciers, oder des doppelarmigen Hebels betrachtete, an dessen einem Ende die Pumpenstange zum Wasserheben und an dessen anderem Ende die Kette der Kolbenstange des Dampfcylinders hing, dann lachte er oft verstohlen in sich hinein, ohne so recht mit sich darüber im Klaren zu sein, worüber er eigentlich lachte. Das auf- und niedergehende Spiel des Balanciers interessirte ihn wenig, aber, aber — endlich eines Abends, nachdem er noch lange nachgesonnen, hat er's gefunden ... der Balancier kann ja das Drehen der Hähne übernehmen.

Henry Potter kann die ganze Nacht nicht schlafen; die Gedanken wogen in dem kleinen unruhigen Kopf auf und nieder. Er stellt sich eine halbe Stunde früher wie gewöhnlich bei der Maschine ein, und während der Feuermann das Anheizen besorgt, klettert Henry Potter, in der Hand zwei starke Angelschnüre, zu dem Balancier empor und befestigt die eine Schnur an dem rechten, die andere an dem linken Arm des Balancier. Rasch ist er wieder unten, nimmt die frei flatternden Enden der Schnüre und befestigt das eine an dem Dampfhahn und das andere an dem Wasserhahn.

„Los!" ruft der Feuermann, der den Henry Potter von seinem engen Zwinger nicht sehen kann.

„Es kann losgehen!" antwortet Henry Potter fast mit Jauchzen, dann steckt er die Hände gemächlich in die Hosentaschen.

Von selbst geht es aber doch nicht los. Der faule Henry muß wenigstens die eine Hand wieder aus der Tasche ziehen, um den Dampfhahn zu öffnen und die Maschine in Gang zu setzen. Jetzt aber geht's wirklich los und bleibt auch dabei, als Henry Potter die Hand wieder in die Tasche steckt. Der Balancier hat in der That dem faulen Jungen die ganze Arbeit abgenommen, die Maschine bedient sich selbst. Sobald der Kolben unten angekommen, zieht der eine Hebelarm des Balancier an der jetzt straffen Schnur den Dampfhahn auf, und sobald der Kolben wieder oben, öffnet der andere Arm des Balancier mit der zweiten Schnur den Wasserhahn. Das Zuschnappen der Hähne besorgt nach wie vor die Federung.

Wie man erzählt, soll dem bequem vor seiner Erfindung stehenden Jungen dieselbe zuerst einige Schläge von dem Mineninspektor, dann aber desto wärmeres Lob eingetragen haben. Die Geschichte der Dampfmaschine aber kann heute noch nicht ohne Erwähnung des jungen Henry Potter geschrieben werden.

Ch. D.

Freies Essen in San Francisco.

In den Südstaaten Amerikas, wo eine Art großprahlerische Freigebigkeit zu Hause ist, tischen die Schenkwirthe in allen größeren Städten, namentlich in New-Orleans, ihren Gästen um elf oder um zwölf Uhr Mittags ein freies Essen auf — Free Lunch*) genannt. Die Stadt San Francisco hat diese für Jedermann, der dort wohnt, außerordentlich angenehme Einrichtung, im vollsten Sinn des Worts vom Süden adoptirt.

Wenn die Sonne am höchsten steht, sind täglich alle Trinksalons in San Francisco, welche dort so zahlreich sind, wie der Sand am Meere, gedrängt voll mit Lunchessern. In den feineren Trinksalons werden Schildkröten- und Austernsuppe, Truthühner, Kalbsbraten, Lachs, abgekochter Schinken, Härings- und andere feine Salate nebst einer großen Auswahl von Gemüsen und delicaten Nebenschüsseln, frei verabreicht; in den Trinksalons zweiter Classe, in Bierhäusern und ähnlichen Localen, deren Besucher mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Speisen sehen, gibt es Nudeln- und Erbsensuppe, Ochsenbraten, Störfisch, Speck und Bohnen, Kartoffelsalat ꝛc. ꝛc.

Jedermann, der Appetit hat, kann beim freien Lunch ungenirt zulangen und essen, was und wie viel ihm von den vorgesetzten Speisen zusagt; kosten thut es nichts. Erwartet wird jedoch, daß der Luncheſſer nach eingenommener Mahlzeit an die Bar tritt und sich dort einen Schluck Whisky oder Brandy, einen Cocktail, ein Glas Wein oder Bier, oder was er sonst von Getränken vorzieht, einschenken läßt; hierfür zahlt er den in dem Trinksalon gangbaren Preis von einem oder von zwei Bit. (Ein Bit = ca 5 Sgr.)

Ursprünglich war das freie Lunch wohl nur für Stammgäste bestimmt, und konnte auch nur in Städten wie New-Orleans und San Francisco Eingang finden, wo die meistens wohlhabenden Bürger im Trinken Erstaunliches leisten. Der Wirth „machte so viel Geld" von seinen stets durstigen Gästen, daß es ihm auf einen extra Schinken oder Truthahn nicht ankam, zumal die meisten Lunchesser nach dem Lunch mit frischem Muth wieder zu trinken anfingen. Heutzutage genießt aber in San Francisco fast täglich Jedermann sein Lunch, und viele sind in den Trinksalons nur zur Lunchzeit zu finden.

Der Trinksalon in der Merchants' Exchange (Börse) an der Californiastraße ist in San Francisco als Lunchlocal besonders beliebt. Trotzdem sich dieser Salon in dem prächtigsten Gebäude der Stadt befindet, kostet der Schluck dort nur 1 Bit; die Speisen beim Lunch sind exquisit, namentlich in Lachsen und Truthühnern. Der Trinksalon ist ein prächtiges Local, an 30 Fuß hoch bis zur reichgetäfelten Decke und mit feinen Teppichen ausgelegt. Unwiderstehlich ladet die prachtvolle Bar, mit den dort aufmarschirten funkelnden vollen Flaschen und den bunten geschliffenen Gläsern zum Trinken ein; dazu sind rings an den Wänden Champagnerkörbe hoch aufgestapelt.

*) Gabelfrühstück — eine Zwischenmahlzeit.

An der Lunchtafel bedienen zwei stets freundlich lächelnde Ganymede die zahlreichen Gäste. Die sich um die Lunchtafel drängenden San Franciscaner benehmen sich mit dem in der Goldstadt gewohnten feinen Anstand, machen einander höflich Platz und warten jeder seine Zeit ab, bis die Reihe an ihn kommt, sich sein Lunch darreichen zu lassen.

Der genannte Trinksalon wird zur Lunchzeit viel von Kaufleuten besucht, da er sich, wie gesagt, in der Börse befindet. Auch Barbiersalons und Stiefelputzerateliers sind im Börsengebäude. Neben dem Trink- und Lunchsalon liegt der Lesesaal der prächtig gebauten Börse.

Unter den Lunchgästen befinden sich gewöhnlich einige junge Leute, welche kein legitimes Geschäft irgendwelcher Art betreiben, wodurch sie ihren Lebensunterhalt gewinnen, und welche trotzdem und ohne daß sie Söhne reicher Eltern oder glückliche Erben sind, stets in eleganten Kleidern, sauber rasirt, pomadeduftend und mit Rohrstock, schweren Goldketten und riesigen Goldquarz-Brustnadeln erscheinen. Diese Herren warten, nachdem sie ein solides Lunch consumirt haben, sich die Zähne stochernd, meistens in der Nähe der Bar, bis irgend ein Fremder, etwa ein flotter Goldgräber oder ein wohlhabender Mann vom Lande, der sich in San Francisco auf einer kleinen Spritztour befindet, nach der in den Goldlanden üblichen Sitte die Umstehenden auffordert, mit ihm an der Bar einen Schluck zu trinken. Nachdem der Fremde einmal, oder, wie es nicht selten vorkommt, zwei oder drei Mal kurz nacheinander tractirt hat, ist es dem erwähnten jungen Manne mit der dicken Goldkette und der riesigen Brustnadel ein Leichtes, mit dem flotten Goldvogel eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen. Bald wird man ihn mit dem Fremden in traulichem Gespräch das Lunchzimmer verlassen sehen. Wer Lust hat, spät abends einen Spaziergang an der Raubstaatenküste (Barbary coast) von San Francisco zu machen, um dort den stillen Beobachter zu spielen, trifft die genannten jetzt außerordentlich intim gewordenen Herren leicht in einer der dort zahlreich nebeneinander liegenden Tanz-, Trink- oder Spielhöllen, oder in den sogenannten „Melodeons,“ wo Negerminnesänger ein gewähltes Publikum ergötzen. Der Jüngling mit der riesigen Brustnadel und dem Rohrstock zeigt seinem neuen Dutzbruder vom Lande die Löwen der Stadt und borgt sich gelegentlich von ihm ein paar Zwanzigdollargoldstücke. Sind dem Goldvogel alle Federn ausgerupft, so ist die Freundschaft auch zu Ende, und der Industrieritter, welcher während ungefähr einer Woche stets in Gesellschaft des Fremden beim Lunch erschien, steht wieder allein an der Bar und wartet auf eine neue Bekanntschaft.

Theodor Kirchhoff.

Ein Topasfelsen im Voigtlande.

Gewiß die meisten unserer Leser kennen das Grüne Gewölbe, jene acht an Juwelen, Perlen, Gold- und Silbergeräthen so reichen Kunstkammern Dresdens. In denselben sind unter andern geschätzten Edelsteinen auch weingelbe Topaskrystalle von ausgezeichneter Größe und Schönheit zu sehen. Sie stammen weder aus Brasilien, noch Sibirien (dieses sind die eigentlichen Topasländer), sondern aus dem Voigtlande, jener mineralquellenreichen, ziemlich unfruchtbaren und rauhen Landschaft des Königreichs Sachsen, die jetzt einen Theil der Kreisdirection Zwickau ausmacht. An diese herrlichen Topase, oder vielmehr an ihren Fundort, knüpft sich folgende, nur wenigen bekannte, aber gewiß allgemein interessirende Begebenheit.

Sachsen hatte noch keine Ahnung davon, daß es den einzigen Topasfelsen der ganzen Welt besaß, als bereits Wien, Paris, London und Berlin Topase von ganz vorzüglicher Schönheit als Privat- und Staatseigenthum aufzuweisen hatten. Ein solcher Topas wurde auch August dem Starken, dem sächsischen Kurfürsten vom Auslande geschenkt. Sofort gab August dem sächsischen Edelsteininspektor den Auftrag, sich nach dem Funderte dieser kostbaren blaßweingelben Edelsteine zu erkundigen und etliche für den Juwelenschatz Sachsens zu erwerben. Das Erstaunen sowohl des Kurfürsten, als auch des Edelsteininspektors war aber maßlos, als sich nach den sorgfältigsten Erkundigungen ergab, daß alle diese rhombisch prismatischen, dem Range nach zwischen Rubin und Bergkrystall stehenden gelben Edelsteine aus Sachsen selbst stammten. Jetzt begann eine umfassende Nachforschung nach dem unbekannten Juwelenhändler, der ein so kostbares Erzeugniß des eigenen Landes verheimlichte und bei Nacht und Nebel über die Grenze schaffte. Es wurde aller Orten gesucht, aber trotz des ausgesetzten Preises ließ sich der von Tag zu Tag reicher werdende Topashändler nicht finden. Derselbe brauchte natürlich alle Vorsicht, den Spürern nicht in die Hände zu fallen. Er stahl sich auf verborgenen Pfaden tief im Dicicht des Waldes zu seiner Hochwarte empor, wo er in glücklicher Stunde den Fund gemacht, löste mit dem Hammer die Edelsteine aus den Spalten des „Schneckensteins“ — so heißt jetzt noch der circa 2690 Fuß über dem Meere liegende voigtländische Topasfels — und begab sich ebenso vorsichtig, mit seinen Schätzen beladen in seinen bescheidenen Wohnort, Auerbach, zurück. Die Tuchmacherei, die ihm nur viel Arbeit brachte, aber wenig Geld in die Tasche schaffte, hatte er längst aufgegeben, der Schneckensteinhandel lieferte ganz andere Früchte und füllte in der That den Säckel mit klingenden „Königskronen“. So nannte Kraut, der Tuchmacher, die Steine gern, wenn er sie erst über die Grenze hatte. Im Innern des eignen Landes aber passirten sie unter dem bescheidenen Namen: „Schneckensteine“.

Die anfangs nur fern drohenden Wolken zogen sich aber immer schwärzer über dem Haupte Krauts zusammen. Ihm wurde sogar von Bekannten mitgetheilt, daß man seinen Schlichen auf der Spur sei, daß man ihm auf den Waldwegen scharf auflauere, um ihn niederzuwerfen und zu binden. Zu dieser Drohung von außen kamen auch noch die Ermahnungen des eigenen Gewissens, das bald keine Ruhe mehr finden wollte, und eines schönen Tages nahm Kraut den Wanderstab in die Hand und begab sich an den kurfürstlichen Hof. Er entdeckte dem Kurfürsten sein Geheimniß und fand durch sein offenes Geständniß Gnade vor den Augen seines Landesherrn. Jetzt wurde der Schneckenstein, der auch noch einen andern Herrn hatte, sofort auf kurfürstlichen Befehl gekauft, streng bewacht und sein Schatz — d. h. was noch von dem Schatze übrig war — nach und nach auf Staatskosten gehoben. Als der Schneckenstein anno 1800 der Freiberger Bergakademie überlassen wurde, war er nur noch eine seines schönsten Schmuckes entkleidete Größe. Wenn auch in diesem Augenblick noch das Sammeln der Topase in dem Schneckenstein, der beiläufig bemerkt, einen Umfang von etwa 200 Schritten und eine Höhe von 60 Fuß hat, verboten ist, so hat doch dieses Verbot nicht viel zu bedeuten. Wenn der Edelsteinfreund sich nicht mit Pulver an den Felsen macht, um ein bedeutendes Stück loszusprengen und in einer durch das Springen neu erschlossenen Spalte einen nennenswerthen Fund zu thun, so sind seine Bemühungen vergebens, denn in dem oberflächlichen, schon stark durchsuchten Schutt findet er nicht viel. Dazu kommt noch, daß der blaßweingelbe Topas jetzt lange nicht mehr so hoch im Preise steht, wie früher, da Brasilien und Sibirien viel schönere Waare und dabei in weißer, veilchenblauer und rother Färbung auf den Markt bringt. Der brasilianische Rubin, oder der gebrannte goldgelbe brasilianische Topas wird unter allen Topasen am höchsten bezahlt. Der s. g. Rauchtopas aber, der nichts als rauchgrauer Bergkrystall ist und sonst nichts mit den Topasen zu schaffen hat, gilt am wenigsten, und es gelingt nur selten, ihn als Topas einzuschmuggeln.

Ein Billet zur Reise um die Welt.

Sobald erst auf der Stillen Weltmeerbahn täglich Züge Sacramento erreichen, um von San Francisco häufiger, als bisher, Dampfer nach Asien abgehen, wird auch demjenigen, der Zeit, Lust und Geld zu einer Weltumseglung hat, ein Billet zur Reise um die Welt zur Verfügung stehen. Der Preis — für den zweiten Platz 1000 Thlr. — dürfte aber erst dann verlockend auf die reiselustigen Wohlhabenden einwirken können, wenn die Verhandlungen mit der Pacificbahn und der Oriental-Steam-Navigation-Company zu einem günstigen Abschluß gelangen und beide (gleich dem englischen Kabel) ihre hohe Taxe um ein wesentliches herabsetzen. Ein solches Billet zur Weltfahrt ist bekanntlich seit Eröffnung der Dampferlinie Sydney-Panama (Mitte 1866) und der Concurrenzroute St. Francisco-Hongkong (1867), wodurch erst die Dampfschiffverbindung rings um die Erde eine Thatsache wurde, nichts Neues. Der Preis war nur ein enorm hoher. Der erste Platz kostete (über Australien) 1746 Thlr., der zweite Platz 1628 Thlr., während die erste Klasse der andren Route (über Japan) 1787 und die zweite Klasse 1578 Thlr. kostete — als Aus- und Eingangspunkt Paris gerechnet. Wer die Route von Ost nach West (über Sydney oder Hongkong) wählte, ging in St. Nazaire in See, gelangte in 22 Tagen über Fort-de-France und Santa-Martha nach Aspinwall, überschritt die Landenge per Bahn und bestieg in Panama entweder den Dampfer nach Sydney, oder das Postschiff nach Japan. Die Fahrt nach Sydney — mit Abgang des Schiffes von Panama am 24. jeden Monats — dauerte 35 Tage und die Route Sydney-Point de Galle — mit Abfahrt von Sydney jeden 22. des Monats — wurde in 24 Tagen zurückgelegt. Von Point de Galle erfolgte — nach Eintreffen des Dampfers der Linie Calcutta-Suez — die Weiterreise über Aden nach Suez mit einem Dampfer der Messageries Impériales Françaises, und nach dem Ueberschreiten der Suezenge per Bahn beförderte auch sofort das französische Postschiff die Weltfahrer von Alexandrien über Messina nach Marseille. Die ganze Reise um die Welt dauerte im günstigsten Falle und mit Benutzung der nächsten Anschlüsse 105 Tage, und in entgegengesetzter Richtung (von Marseille über Hongkong und Japan nach Panama ꝛc.) währte sie nicht länger. Seit der Eröffnung der Pacificbahn sinkt aber die Zeitdauer einer Weltfahrt von 105 Tagen auf ca. 80 herab, und die kürzeste Linie läuft jetzt über St. Franzisco-Japan. Selbst die Australiendampfer werden bald gezwungen sein, den Endpunkt Panama mit San Francisco zu vertauschen; sie haben dabei, abgesehen von andern Interessen, aber auch den Vortheil, die Fahrt um zwei Tage zu kürzen und unterwegs das unvergleichlich schöne Tahiti zu berühren.

Daß trotz der Bravour, die eine Erdumsegelung immer noch beansprucht, eine Reise um die Welt nicht mehr zu den nennenswerthen Ereignissen gehört, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Selbst von den ca. 20 Weltfahrten, die seit 1866 (also seit Eröffnung der Dampferlinie Sydney-Panama) theils von Marseille, theils von London (resp. Southampton) aus gemacht wurden, brachte die Times nicht viel mehr, als eine kurze Gesammtnotiz. Und doch ist die Zahl sämmtlicher vollendeter Erdumsegelungen von der Fahrt Magelhaens an (1519) bis zur Dampfschiffverbindung rings um die Welt (1866) nur um ein geringes höher, als die der Weltfahrten seit 1866.

F. B.

Inhalt: Die Kriegskasse. (Forts.) Charakterbild von G. Jahn. — Aus vielen Meeren. XI. Der weiße Teufel. — General Prim im Lager des Omer Pacha. Von Julius von Wickede. — Johannisfest in Westfalen. Von L. Bund. Mit Illustr. von Hiddemann. — Am Familientische: Klosterkellerstudien. Zu dem Bilde von Grützner.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Juni 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 39.**

Die Kriegskasse.

Ein Charakterbild aus der Zeit der Befreiungskriege von **Gustav Jahn.**

(Schluß.)

Eine tiefe und nach der eben geschilderten furchtbaren Scene um so schauerlichere Stille war in der Försterstube eingetreten. Ein heimlicher Zeuge hätte den eintönigen Gang des Perpendikels der Schwarzwälder Uhr hören können. Nach einigen Minuten stöhnte Valentin mehrere Male tief auf, wälzte sich mit Anstrengung auf die Seite, versuchte sich in seine Kniee aufzurichten und sprang dann empor, taumelte aber noch eine Weile wie trunken umher, während es wie Flor vor seinen Augen lag. Als ihm die Besinnung wieder gekommen war und er die Gegenstände um sich her erkennen konnte, sah er sein Weib, die abgeschossene Büchsflinte in der Hand, noch immer regungslos am Tische stehen, die starren Blicke auf die beiden Leichen am Boden geheftet. Er umfaßte sie, da kam auch in ihre Züge Leben. „Valentin, was haben wir gethan!“ rief sie, sich von ihm loswindend, mit heiserer Stimme. „Mörder sind wir; wir sind beide Mörder!“

„Das war Hilfe in der Noth, Kathi!“ erwiderte der Förster, tief aufathmend. „Du bist ein braves Weib, ohne Dich hätte mir der Gelbschnabel da den Garaus gemacht. Nun sind sie beide stumm und machen uns keine Einrede mehr über das Theilen.“

„Ich konnte nicht anders,“ stöhnte das Weib. „Er hätte Dich erwürgt. Meine That war Nothwehr. Ich mußte Dir beistehen, nachdem Du einmal zum Messer gegriffen hattest.“

„Habe ich nicht ehrlich und redlich theilen wollen und den beiden Schuften alle Liebe und Gastfreundschaft erwiesen?“ rief der Förster heftig. „Das kannst Du mir bezeugen, Weib! Sie sind selbst Schuld an ihrem Ende. Warum sind sie an uns zu Schurken geworden! Die Buben haben einen Theil des gemeinsamen Gutes oben auf der Kammer herausgenommen und auf dem bloßen Leibe verborgen. Nun hat sie der Lohn der Verräther getroffen, das ist das Ganze!“

„Das mag wahr sein, Valentin,“ entgegnete das Weib, „aber ich gäbe doch die Hälfte des Goldes darum, wenn wir den Mord nicht auf dem Gewissen hätten!“

„Also doch nur die Hälfte und nicht die ganzen zwei Drittel, die wir hätten abgeben müssen,“ rief Valentin leichtfertig. „Mache Dir keine unnützen Gedanken um ein paar elende Franzosenleichen. Hättest den Krieg mitmachen sollen, wo so vielen tausenden das Lebenslicht ausgeblasen ist. Auf zwei mehr oder weniger wird's nicht ankommen!“

„Geschehene Dinge sind freilich nicht mehr zu ändern, und es ist besser jetzt, wenn wir die Sachen nicht so schwer nehmen,“ meinte Kathi. „Magst recht haben! Wenn sich's verantworten läßt, die Menschen tausendweis zu erschlagen, wird's mit den beiden da nicht so gar viel auf sich haben. Aber was fangen wir jetzt mit den todten Menschen an?“

„Laß uns erst das Gold über die Seite schaffen, Frau!“ mahnte der Förster. „Es wird Dich am besten auf andere Gedanken bringen, wenn Du siehst, wie reich wir geworden sind. Jetzt soll aber doch alles in zwei Hälften gehen, denn jeder von uns hat gleiches Recht an die Erbschaft, Du so gut als ich, da Du so tapfer mir beigestanden und den einen Franzosen auf Dich genommen hast. Vor allen Dingen müssen wir jetzt ihre Kleider untersuchen und ihnen abnehmen, was sie schurkischer Weise haben abseits schaffen wollen. Das soll meine Sache sein. Sieh Du Dich unterdessen nach einem Versteck um, wo wir unsere Schätze vorläufig unterbringen.“

Er machte sich sofort ans Werk, Alfred die Kleider aufzureißen und begann, als er auf den Ledergürtel stieß, denselben aufzuschneiden und die Goldrollen zu den übrigen auf den Tisch zu legen. Sein Weib war unterdes bei dem großen Wandschrank stehen geblieben, der zur Aufbewahrung von allerlei Geschirr und Jagdgeräth benutzt wurde und dessen unterstes Fach sich etwa um einen Fuß tiefer in die Wand senkte, als die beiden Flügelthüren von außen deckten. „Vor der Hand,“ rief sie, „denke ich, wir packen die Rollen hier unten hinein, daß sie nur erst aus dem Wege kommen, und ich decke sie mit Wäsche zu.“ Als ihr Mann bejahend ihr zunickte, fing sie sofort an, dies unterste Fach auszuräumen und dasselbe bis einige Zoll unter die Thürhöhe mit den Goldrollen anzufüllen. Beide wurden ziemlich gleichzeitig mit ihrem Vornehmen fertig und schritten dann unge-

Digitized by Google

säumt zu dem ungleich schwierigeren Geschäfte der Fortschaffung der beiden Leichen.

„Die Grube," meinte Valentin, „in welche wir sie einscharren, muß sehr tief gemacht werden, daß auch später nichts wieder von ihnen zum Vorschein kommen kann, und das zwingen wir zwei heute Nacht nicht mehr. Morgen früh aber kommt der Bursche von Deiner Base zurück, und der darf nimmermehr ahnen, was hier geschehen ist. Mein Rath ist, wir schleppen die beiden Franzosen einstweilen in den Stall und werfen einen Haufen Stroh über sie. Ich sage dann dem Burschen, die Fremden hätten sich schon vor Tag auf den Weg gemacht, und gebe ihm im Walde Beschäftigung, die ihn bis zum Dunkelwerden vom Hause fern hält. Unterdessen machen wir draußen im Garten hinter der Himbeerhecke ein tiefes Loch und verscharren in der nächsten Nacht die beiden Leichen. Dann soll niemand erfahren, was aus ihnen geworden ist. Aber Du mußt nun auch brav sein und tapfer mit zugreifen, daß wir alles fertig bringen!"

Die Försterin war wirklich eine starke Seele, und Valentin hatte recht gehabt, daß das Fortschaffen des Geldes sie auf andere Gedanken bringen werde. Ueber dem Hantieren mit den Geldrollen war ihr eine glänzende Zukunft so lockend vor die Seele getreten, daß sie ihre ganze Energie wieder gewonnen hatte. Sie holte jetzt ein grobes starkes Bettlaken herbei, in das der Förster, um frische Blutspuren zu vermeiden, die Körper der Erschlagenen wickeln wollte. Charles, der in seinem Blute schwamm, wurde zuerst in dasselbe eingeschlagen, zur Thür hinausgetragen und dann über den Hof nach dem leer stehenden Stalle geschleift. Ein Haufen Stroh, der in der einen Ecke aufgeschichtet lag, war schnell über die Seite geräumt, der todte Körper wurde in die Ecke geworfen; die andere Leiche gleichfalls herbeigeschleppt, und daneben gelegt; das Leintuch und die durchnäßten Kleider der Ermordeten, welche die Frau von der Oberstube herabholte, über dieselben gedeckt und dann das Stroh hoch darüber aufgehäuft.

Jetzt galt es, die Blutspuren von den Dielen der Stube und den Geräthen in derselben, sowie aus den eigenen Kleidern zu tilgen. „Will's Dir leicht machen, Kathi," sagte der Förster, als sie aus dem Stalle nach der Stube zurückschritten, und ließ den großen Hund von der Kette los, der des Blutes von erlegtem Wilde gewohnt, die Lachen in der Stube gierig aufleckte. „So, das Gröbste wäre jetzt beseitigt," setzte er dann hinzu, „und der Sultan verräth uns nimmer, darauf können wir uns verlassen. Jetzt schaffe aber, Frau, daß Du die Flecken aus dem Wege bringst. Ich glaube zwar nicht, daß man die beiden Franzosen vermissen wird, die sich zum Glück für uns heimlich genug gehalten haben, aber sicher ist immer sicher, und mit Blutspuren ist nicht zu spaßen. Auch möchte am Ende jeder wissen, daß man im Sommer ein Stück Wild nicht in der Stube abzieht. Es wird nicht anders sein, Du mußt heute Nacht noch die ganze Stube scheuern, und mein Amt soll sein, dabei für heißes Wasser zu sorgen." Damit holte er ein Beil und zerhieb die beiden Tragekästen, um sie unter dem großen Waschkessel, den er voll Wasser gefüllt hatte, zu verbrennen, indes seine Frau eifrig ans Werk ging, die Stube aufzuwaschen und die blutbefleckten Kleider zu reinigen.

Es war bereits drei Uhr vorüber, als das Ehepaar alle diese Arbeiten zu Stande gebracht hatte. Sie beschlossen jetzt, sich zum Schein noch einige Stunden niederzulegen, thaten es aber nicht, ohne vorher noch einmal den Wandschrank geöffnet und die Augen an den aufgeschichteten Schätzen geweidet zu haben. „Wohl, Frau," sagte der Förster und schlang den Arm um sein Weib, „das sieht heute morgen anders bei uns aus, als gestern Abend vor dem Wetter und ist gerade, als ob auch einmal Geldstücke statt Hagelsteine vom Himmel gefallen wären. Nun soll aber ein lustiges Leben bei Dir angehen, Schatz, und alle Hungerleiderei ein Ende haben. Wie heißt es doch in dem Liede, das Deine alte Base immer zu singen pflegt: „Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war?" Bei uns ist es umgekehrt eingetroffen, es ist vor Tage anders geworden, als es noch am Abend hier aussah!"

„Wie kommst Du auf das Lied, Valentin," rief die Frau, „das ist ja ein Sterbelied und schließt mit jedem Verse:

„Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut
Mach's nur mit meinem Ende gut!"

„Laß Gott aus dem Spiele, damit es nicht auch bei uns vor Nacht noch anders wird, als es jetzt aussieht!"

„Hast Angst, Schätzel!" rief Valentin und gab seinem Weibe einen herzhaften Kuß, „und Du warst doch heute Nacht ein so tapferes Frauenmensch, wie's wenige geben mag. Das macht, Du bist übernächtig. Schlag Dir die dummen Grillen aus dem Sinne, es wird dem droben auf ein paar lumpige Franzosen mehr nicht ankommen, da er so viele hunderttausende hat über die Klinge springen lassen."

Sie legten sich zu Bette, doch schlafen konnte keines von ihnen, und auch der Förster war unruhiger, als er es sich wollte merken lassen. Doch blieben sie liegen, bis gegen 6 Uhr der Bursch an die Thüre klopfte. Der Förster öffnete ihm und sagte gähnend: „Ho ho, das wäre einmal gründlich die Zeit verschlafen. Bin gestern Nacht lange aufgeblieben, dem alten Kriegskamerad zu Liebe, der wegen der Hitze bald nach Mitternacht mit seinem Gefährten aufbrechen wollte, weil er es eilig hatte. Da haben wir uns noch ein paar Stündchen hinlegen wollen, weil's uns noch zu früh war zum Auffsein und sind richtig eingedufelt. Jetzt tummele Dich, Frau," wandte er sich zu dieser, „daß der Kaffee auf den Tisch kommt. Der Hannes sollte zeitig hinaus sein im Wald, um zu sehen, wo das Wetter Schaden gethan hat. Kannst ihm die Waidtasche rüsten, denn er wird zu Mittag nicht hier sein können, weil er den ganzen Wald jenseit des Baches zu begehen hat; ich gedenke die Forst diesseits abzulaufen."

„Wie geht's der Base, Hannes?" fragte die Frau.

„Nicht zum Besten," gab dieser zur Antwort. „Sie hat eine schlechte Nacht gehabt. Ich habe ihr zwei Mal das Sterbelied vorlesen müssen: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende", und jedes Mal, wenn ich an den Vers kam: „Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war," sagte sie: Das trifft zu, Hannes, sag's der Kathi, das trifft noch heute zu, sie kann sich darauf verlassen."

Die Försterin war leichenblaß geworden, der Förster aber sagte: „Sie hat schon oft gemeint, ihr Ende sei da; aber Du kannst ja heute einmal zu ihr hinübergehen."

Inzwischen hatte die Frau den Frühstückstisch gerüstet, und die drei saßen noch beim Imbiß, als sich draußen Peitschengeklapp vernehmen ließ und der Wagen des gräflichen Waldbereiters vor der Thür anfuhr. „Hannes, lauf und hilf dem Herrn vom Wagen!" rief Valentin, und als der Bursch hinaus war, sah er sein Weib an und war ganz blaß geworden: „Frau, gib Acht, das kommt nimmer gut! Muß der Teufel den Mann heute morgen herführen." Inzwischen war er aufgesprungen und gleichfalls nach der Thür gegangen, wo ihm schon der Waldbereiter entgegentrat.

„Meinte Euch längst nicht mehr daheim zu treffen, Förster!" rief ihm dieser entgegen. „Es scheint, Ihr seid nicht vom Frühaufsein; oder waret Ihr schon draußen in der Forst?" Der Förster entschuldigte sich, er habe gestern Abend unerwarteten Zuspruch von einem Paar Kriegskameraden gehabt, die sich vor dem Wetter in sein Haus geflüchtet und heute ganz früh schon weiter gegangen seien. Der Waldbereiter rief zu seinem Knechte hinaus: „Andres, spann die Pferde aus und bring sie in den Stall und halt ihnen Futter vor; etliche Stunden werde ich hier doch zu thun haben." Dann wandte er sich wieder zu Valentin: „Im Grunde ist mir's recht lieb, Förster, daß ich Euch daheim treffe, denn ich habe nicht viel Zeit und will mit Euch den Wasserlauf des Krummhübelbaches begehen, der regulirt werden soll, und nach solchem scharfen Gewitterregen läßt sich am besten schätzen, welche Gewalt das wilde Wasser zu Zeiten gewinnen kann. Rüstet Euch, daß Ihr mich sogleich begleiten könnt."

Der Förster ging in die Schlafkammer, um seine Wasserstiefeln anzuziehen, und der Waldbereiter scherzte inzwischen mit der Frau, daß sie ihren Mann so lange im Bette hielte; da kam der Knecht in die Stube und meldete: er wisse nicht, was mit den Pferden sei, sie hätten nicht in den Stall gewollt, und nun er sie endlich hineingebracht, schnoben sie mit den Nüstern an der Erde und scharrten mit den Füßen — es müsse nicht geheuer sein im Stalle. Dem Förster in der Schlafkammer schlotterten die Kniee und die Zähne klappten ihm hörbar zusammen, indes der Waldbereiter mit seinem Knechte nach dem Stalle ging. Er fand die Pferde noch immer in derselben Aufregung, wie sie der Knecht beschrieben — sie zerrten an den Halftern, schnarchten in der Streu zu ihren Füßen und ließen sich durch alles Zureden des Knechtes nicht beruhigen.

„Was ist Euch, Förster?" rief der Waldbereiter, als er diesen jetzt gleichfalls in den Stall treten sah. „Ihr seht ja käsweiß aus im Gesicht und zittert am ganzen Leibe! Mann, hier ist etwas nicht

richtig. Was habt Ihr da unter dem Stroh verborgen?" Er hatte aber Verdacht auf einen Wilddiebstahl und meinte nichts anderes, als einen feisten Hirsch oder ein paar Rehböcke unter dem Stroh versteckt zu finden. Der Förster konnte kein Wort über die Lippen bringen, und auf Befehl seines Herrn fing der Knecht an, das Stroh über die Seite zu schaffen. Der that es aber ziemlich langsam und ungeschickt, vielleicht weil er Mitleiden mit dem Förster hatte und diesem nicht gern Ungelegenheiten machen wollte. „Da können wir kürzer dahinter kommen," rief plötzlich der Waldbereiter, „Hannes, laß mir doch schnell den Hund dort los!" Es geschah und: „Sultan, such, such!" rief er dann dem vor Aufregung winselnden Thiere zu. Wie ein Pfeil fuhr der Hund mit der Nase ins Stroh, hatte auch bald einen Gegenstand gepackt und zerrte an demselben, um ihn herauszubringen.

Neugierig trat der Waldbereiter näher, fuhr aber entsetzt zurück, als das Bein eines Mannes zum Vorschein kam. „Um Gottes willen, was gibt's hier?" schrie er laut und sah sich nach dem Förster um, aber der war zusammengesunken und lag leichenblaß in der Thüre des Stalles. „Hier ist ein Verbrechen geschehen!" fuhr er dann fort. „Andres, hole schnell zwei Stricke vom Wagen herbei, daß wir den Mann binden, die Ohnmacht möchte nur eine gemachte sein. Du, Hannes, legst erst den Hund wieder an die Kette und bleibst dann hier, um das Stroh vollends über die Seite zu räumen." Es geschah, wie er befohlen, und der Förster wurde der Obhut des Knechtes übergeben. Sobald die beiden Leichen frei lagen, faßte der Waldbereiter den Hannes beim Kragen. „Was ist hier geschehen, Bursch? Aber bei Deinem Leben, berichte die lautere Wahrheit."

Dieser erzählte zitternd, daß er die Nacht gar nicht daheim gewesen, sondern spät abends zur Base der Frau geschickt worden sei, um bei derselben zu wachen, nachdem vorher zwei Männer mitten in dem Wetter eingekehrt seien, und daß er nicht anders glauben könne, als die beiden Leichen seien die derselben Männer, welche die Nacht über hier zur Herberge gewesen. „Dann muß auch die Frau sogleich gebunden und mitgenommen werden!" befahl der Waldbereiter.

Man kehrte in das Haus zurück, aber suchte das Weib lange vergebens. Endlich fand man sie in der Oberstube am Fensterkreuz erhängt. Hannes hatte von den beiden schweren Tragkästen berichtet, die die Männer mit sich geführt, aber dieselben waren verschwunden. Dagegen machte der Waldbereiter einen Fund, der ihm sofort Licht über die entsetzliche That gab, als er den Wandschrank öffnete und das ganze untere Fach mit Geldrollen angefüllt fand.

Er ließ die Leichen der beiden Fremden und der Frau in die Wohnstube schaffen, packte die Geldrollen in einen Koffer, den er im Hause vorfand und nahm ihn zu sich auf den Wagen. Dann verschloß er die Thüren und fuhr mit dem gebundenen Förster, dem Knechte und Hannes nach dem nächsten Gerichtsamte. Noch unterwegs bestellte er zwei Männer, die er im Walde traf, daß sie nach dem Försterhause gehen und vor der Thür desselben Wache halten sollten, bis eine Gerichtscommission kommen und den Sachbefund an Ort und Stelle aufnehmen würde. Das geschah noch an demselben Tage. Valentin wurde, nachdem ein Versuch, sich gleichfalls das Leben zu nehmen, vereitelt worden, in Ketten geschlossen und streng bewacht. Er legte im Verlauf der Untersuchung ein umfassendes Geständniß ab, berichtete alle Einzelheiten der entsetzlichen Begebenheit und zeigte gegen den ihn besuchenden Geistlichen Spuren aufrichtiger Reue. Sechs Monate nach verübter That, nachdem die Untersuchung endlich geschlossen, ist er zu Eger mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden.

* * *

Schließt unsere Geschichte hier? Wenn sie es thäte, hätte Charles sein Geheimniß mit ins Grab nehmen müssen, und wir hätten von ihm das nicht berichten können, was wir erzählt haben. Es sollte aber alles an den Tag kommen, was so fein gesponnen schien, als müßte es vor Menschenaugen immer verborgen bleiben, damit auch diejenigen, welche durch das schreckliche Ereigniß am härtesten betroffen wurden, vor dem zwiefachen Morde nicht als vor einem ungelösten Räthsel stehen bleiben, sondern erkennen sollten, daß auch in solchen Gerichten Gott nur Gedanken des Friedens mit den Menschenkindern hat. Wir müssen uns daher noch einige Augenblicke nach der Wittwe des Obersten F. und ihren Töchtern umsehen.

In großer Aufregung hatte die Familie Alfred und Charles abreisen sehen und mit Spannung schon nach Verlauf der nächsten vierzehn Tage Nachrichten von den Reisenden erwartet. Da erhielt Frau von F. einen Brief, aber nicht aus Böhmen, sondern aus Rußland und zwar mit amtlichem Siegel. Das Schreiben war von einem russischen Postamte und enthielt als Einschluß einen Brief von der Hand ihres verstorbenen Gemahls, der bereits vom April des vorigen Jahres datirt war, und außerdem die kurze Benachrichtigung, daß die Einlage sammt dem größten Theile des übrigen Inhaltes eines ganzen Postfelleisens erst vor kurzer Zeit dem kaiserlichen Postamte zugegangen sei. Vor Jahr und Tag sei nämlich eine reitende Post, bei welcher man Geldsendungen vermuthet, überfallen und gänzlich ausgeraubt worden. Bei Gelegenheit der Aufhebung einer berüchtigten Diebesbande sei auch das damals abhanden gekommene Brieffelleisen wieder aufgefunden worden und obgleich der inliegende Brief bereits veraltet sein möchte, auch sein Schreiber, nach eingezogener Erkundigung, längst verstorben sei, scheine derselbe doch so wichtige Familiennachrichten zu enthalten, daß das kaiserliche Postamt sich verpflichtet fühle, den Brief noch jetzt an seine Adresse abgehen zu lassen.

Offenbar hielt Frau von F. denselben Brief jetzt in ihren Händen, von dem Charles erzählt, daß ihn der Oberst wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben und den der Verstorbene selbst als sein Testament bezeichnet hatte. Wer sich in die Lage der Wittwe zu versetzen vermag, wird ihr nachfühlen können, mit welcher Spannung sie diese letzten Zeilen ihres theuren Mannes verschlang. Der Oberst hatte in der Gewißheit seines nahebevorstehenden Todes geschrieben und nahm in dem Briefe Abschied für dieses Leben von seiner Frau und seinen Kindern. Er that es mit Ergebung in den Willen Gottes, unter dessen gewaltige Hand er sich auf seinem langen und schmerzhaften Krankenlager in Demuth beugen gelernt habe, und er ermahnte die Seinen, in den Wegen dieses Gottes zu wandeln, die allein zu dauerndem Frieden führen könnten.

Nachdem Frau von F. unter strömenden Thränen die ersten Seiten gelesen hatte, folgte eine ausführliche Mittheilung in jener Angelegenheit, die seit Monaten bereits das ganze Interesse der Familie in Anspruch genommen hatte. Der Oberst schrieb, daß er sich im Besitze eines wichtigen Geheimnisses befinde, welches außer ihm nur allein sein Diener Charles noch theile. Es handele sich um den sicheren Versteck einer bedeutenden Summe Geldes aus den Beständen der ihm früher anvertrauten Kriegskasse. Im Beginne seiner Gefangenschaft habe der Glanz des Goldes und der Wunsch, seiner Familie eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, sein Urtheil so verblendet, daß er beschlossen, nach seiner Befreiung den verborgenen Schatz als Kriegsbeute anzusehen und für sich zu verwenden. Er habe sich auch mit Charles über diese Absicht verständigt und demselben einen Antheil an der Beute zugesichert. Seitdem habe ihn Gott durch schwere Leiden zur Besinnung gebracht. Er fühle jetzt lebendiger als je die Schwere der bevorstehenden Verantwortung über sein Thun und welch ein zweifelhaftes Glück er den Seinen durch unrechtes Gut hinterlasse. Er wolle nicht mit beschwertem Gewissen aus dieser Welt gehen und beschwöre seine Gattin, das Geld, wenn es in ihre Hände gelange, dem rechtmäßigen Besitzer, und das sei die französische Armeeverwaltung, zurückzugeben. Er halte Charles für treu und könne nicht genug rühmen, mit welcher Aufopferung ihn derselbe in seiner langen Krankheit verpflegt habe; aber für das, was er hier schreibe, habe derselbe leider kein Verständniß, und er müsse sich anklagen, daß er selbst durch seine früheren sophistischen Behauptungen das Urtheil des braven Burschen erst verwirrt habe. Die Sucht nach Geld habe jetzt die Sinne desselben ganz umnebelt, und da er noch mit großen Hoffnungen ins Leben schaue, sehe er auch die Dinge mit anderen Augen an, als er, der am Rande des Grabes stehe. Er würde seiner Frau von der ganzen Sache nicht geschrieben haben, aber er fürchte mit Grund, wenn er Charles anbefehlen wolle, das Geld selbst dem rechtmäßigen Besitzer auszuantworten, so werde dieser das nicht thun, vielmehr den Schatz, sobald er ihn nicht für die Familie seines Herrn verwenden dürfe, für sich selbst in Anspruch nehmen. Brieflich den Ort zu beschreiben, wo das Gold verborgen liege, sei eines Theils unmöglich, da nach solcher Beschreibung der Schatz sich doch nicht werde auffinden lassen, andrerseits müsse er fürchten, daß sein gegenwärtiges Schreiben in unrechte Hände gerathen könne. So sei ihm nichts anderes übrig geblieben, als Charles bei dem Glauben zu lassen, daß er das Geld für sich beanspruche, aber von demselben durch seine Familie ihm

soviel abtreten lassen wolle, als er zu einem sorgenfreien Leben bedürfe. Er habe ihm deshalb das feierliche Versprechen abgenommen, im Falle seines Todes den Schatz nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit seinem Sohne zu heben. Von seinem Sohne aber erwarte er, daß dieser den letzten Willen seines sterbenden Vaters heilig halten und seine Hände nicht mit ungerechtem Gute beflecken werde. Dagegen müsse sich mit leichter Mühe erreichen lassen, daß sein Sohn für Charles von der französischen Armeeverwaltung eine reiche Belohnung erwirke, damit der treue Mensch nicht um den ihm versprochenen Lohn seiner Aufopferung und Selbstverleugnung komme.

Frau von F. war wie vernichtet, als sie den Brief bis zu Ende gelesen. In welchem Lichte erschien ihr jetzt Charles, dessen *Edelmuth* sie so hoch gepriesen und der mit offenbaren *Lügen* über den letzten Willen ihres Gemahls unter ihr Dach getreten war? Und doch vermochte sie nicht, den ersten Stein auf ihn zu werfen, da sie selbst auch von dem Glanze des Goldes ihr Urtheil hatte blenden lassen, ja der besseren Einsicht und der edleren Gesinnung ihres Sohnes sich widersetzt hatte. Sie mußte sich sagen, daß vielleicht nur wenige Diener in Charles Lage überhaupt nach Frankreich zurückgekehrt sein, die meisten ohne Gewissensbedenken den Schatz für sich allein in Anspruch genommen haben würden. Aber was sollte nun mit dem Golde werden? Und was mit Charles und ihrer Tochter? Würde Charles auch jetzt noch den Worten seines ehemaligen Herrn Gehör schenken und freiwillig auf seinen Antheil an der Beute verzichten? Und konnte sie ihn dazu zwingen? Sollte sie ihn vielleicht, im Falle seiner Weigerung, bei der Armeeverwaltung angeben? Das konnte ihr Gemahl nicht von ihr verlangen! Aber durfte sie das auf ihre Familie fallende Theil jetzt noch mit gutem Gewissen behalten? Was wird Alfred zu dem Briefe seines Vaters sagen? War die Verbindung ihrer Tochter mit Charles nun für immer unmöglich geworden? Und sollte sie ihrer Tochter jetzt schon von dem *Betruge* sagen, dessen sich ihr Verlobter bei allem Scheine der Treue und Rechtlichkeit schuldig gemacht? Aber durfte sie denn ihren Töchtern den Brief des sterbenden Vaters vorenthalten?

Solche Fragen bestürmten ihr Herz, als die beiden Schwestern eintraten und um den Brief des Vaters baten. Sie überließ ihnen die verhängnißvollen Blätter schweigend und eilte hinaus. Als sie nach einiger Zeit, selbst noch ohne Fassung, zurückkehrte, fand sie die Töchter in Thränen schwimmend. „O Mutter, was sollen wir nun thun?“ schluchzte Lucie. „Wäre doch der unglückliche Brief niemals in unsere Hände gelangt! Muß ich denn jetzt mein gegebenes Wort brechen, und sollen wir uns aus einem sorgenfreien Leben freiwillig dem Kummer und dem Elend in die Arme werfen? Wer wird es uns Dank wissen! Ich verließ mich auf Dich und Alfred und habe noch nie daran gedacht, daß wir das Geld nur mit Unrecht als unser Eigenthum ansehen könnten!“ Frau von F. verhüllte ihr Gesicht. Aehnliche Gedanken waren auch ihr bereits gekommen. Sie hatte sich nach den langen Leiden und Kümmernissen so mit ganzem Herzen in eine glückliche sorgenfreie Zukunft eingelebt!

Aus ihren Zweifeln riß sie ein zweiter Brief mit amtlichem Siegel, der von dem böhmischen Bezirksgerichte in ihre Hände gelangte und sie von der schrecklichen Katastrophe in Kenntniß setzte, die auf der einsamen Försterei in der Nähe von Karlsbad sich ereignet hatte. Die Nachricht fiel in einen wohlzubereiteten Herzensacker. Sie schlug nieder, daß sich das arme Weib am Boden wand, wie ein zerstoßenes Rohr, aber sie *zerschmetterte* nicht. Gott selbst hatte gesprochen — unmittelbar aus den Wolken herab — und wenn *Gott also spricht* — dann *beugt sich* das Menschenherz, oder es *zerscheitert*. Es ward der Mutter mit ihren Töchtern gegeben, sich in Demuth zu *beugen*. Und der die tiefe, herzzerspaltende Wunde geschlagen, hatte nun auch Balsam für *solchen* Schmerz. Sie lernte erkennen, daß Gottes Barmherzigkeit ihrer Schwachheit zu Hilfe gekommen war und Licht in das Chaos gebracht hatte.

Aus der guten alten Zeit.

Von J. Ludwig.

Welche Urgemüthlichkeit in den Worten: Die *gute alte Zeit*! wer anders, als eben sie, könnte der Erfinder eines Ausrufs sein, der uns durch Thränen lächelnd so vertraut begrüßt und doch dabei der leisen Ironie nicht wehrt, mit der wir als die Kinder einer raschen Gegenwart unsere Parallelen ziehen zwischen Sonst und Jetzt? Seit die Entwicklung unter Menschen fortgeschritten ist, sind verhältnißmäßig solche Riesenschritte nicht geschehen, wie sie in den letztverstrichenen Decennien unser Leben, Thun und Treiben umgestaltet haben. Wenn einer jetzt aus fünfzigjährigem Schlaf erwachte, er müßte sich wohl lange die Augen reiben, ehe er eine Wirklichkeit begriffe, die die Märchenträume seiner Kindheit überflügelt.

„Die gute alte Zeit“ hat man vielleicht zu aller Zeit gesagt, und immer ist es wohl die Pietät gegen unsere Vorfahren gewesen, die sich hinter diesem anscheinenden Widerspruch verbirgt. Denn wer sollte uns von ihr erzählen, wenn nicht sie? Und wie begeistert reden sie von ihr! Ist die Jugend schon an sich schön, so erscheint sie es noch mehr im Alter, das nur zu geneigt ist, seine eigenen Gebrechen den Jahren schuld zu geben, die sie bringen. Das Auge, das nach außen stumpf- und trübe wird, hellt sich auf im Rückwärtsschreiten nach vergangnen Sonnen, und die Erinnerung ist wie der Duft der Ferne, der verklärt, indem er das Bedeutende hervorhebt und das Unscheinbare hold umschleiert. — —

Ein Damenkaffee in der guten alten Zeit! Mit einem Schlage sind wir mitten in die letztere zurückversetzt, und so traulich heimelt uns die „gute Stube“ unsrer guten Wirthin an, als ob wir „zu einem Schälchen oder zwei“ geladen, eben mit den andern Damen wohlberechtigt in dieselbe eingetreten wären. So leicht und rasch, wie unsere junge Welt wohl denken möchte, ist freilich dieser Eintritt nicht geschehen — schon unten vor der Thür und dann auf jedem Treppenabsatze sich wiederholend, galt es erst einen Sturm von Complimenten abzuschlagen und einen Schwall wohlangebrachter Redensarten auszuhalten, nach dessen endlichem Verlaufe der gewohnte Streit gewohnter Maßen und „wie es sich gehöret und gebühret“ durch den Vortritt der Frau Stadtsyndicus entschieden wurde. Wir hatten dabei die Gelegenheit, das Gedächtniß und die Zungenfertigkeit der Eingeladenen zu bewundern, mit welcher sie sich gegenseitig „nach Amt und Würden“ regalirten, denn da regnete es Titel, die man mit der Elle hätte messen können und an denen doch das Tüpflein überm i nicht fehlen durfte, um dem Wohlanstande zu genügen — Titel, deren innerer Zusammenhang mit dem Berufe, wenn auch nur der Männer, heutzutage eine Räthselfrage bilden könnte. Die gute alte Zeit! sie war erfinderisch in diesem Genre, gewiß weit weniger der Männer, als der Frauen wegen, für die der Titel eine unsichtbare Schleppe war, nach deren Stoff und Länge sich das Ansehen seiner Trägerinnen richtete. Einen mitleidsvollen Blick darum den armen Mamsells Minchen, Linchen oder Euphrosinchen, den „unbegebenen“ Töchtern, vielleicht des seligen Herrn Schloßhauptmanns! Jene wehmüthig-lächelnde Resignation, jener schämig-bescheidene Augenniederschlag, den wir bemerken, gilt weniger dem Mangel eines Eheherrn und Schützers, als dem damit verbundenen jener unsichtbaren Ehrenschleppe, die außer allen andern Vorzügen des Lebens noch in genauester Verbindung mit dem Sopha und den anderen Ehrenplätzen der Gesellschaft steht. Ihr guten alten Jungfräuleins der guten alten Zeit! welches Märtyrium ertrugt ihr klaglos unter diesem ewig-gütevollen Lächeln — einen Dornenkranz statt jenes grünen, auf welchen ihr geduldig wartetet — bis zum Sarge!

So wären wir denn glücklich, vielleicht dem Range nach mit Mamsell Minchen oder Linchen eingetreten und hätten auch, nachdem wir uns der „Enveloppe“ und des Himmelsstürmers, Hut geheißen, selbst entledigt — denn die *Frau Pfarr-Amts-Adjunctussin* muß doch zuerst die erste, dann die zweite Würdenträgerin bedienen u. s. f. — das bescheidne Plätzchen in Besitz genommen, das wir uns selbst gebührend zuerkennen, und nun empfängt und hebt uns auch schon ganz die Zauberatmosphäre des mit dem Duft von Kuchen und Kaffee verbundnen höheren Bewußtseins der „Gesellschaft“. Doch so einladend uns dieser Duft umkräuselt und so lockend

Ein Damenkaffee in der guten alten Zeit.
Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von H. Sondermann.

Digitized by Google

all die guten Sachen auf dem blendendweiß gedeckten Tische stehen, so würde es doch sehr unschicklich sein, die Gaben ohne weiteres zu nehmen. Nein! nein! da weiß man besser, was sich „paßt"; man hat es schon als Kind gelernt, daß „sich ein weniges zu zieren" zum feinen Ton gehört. Nicht zu nöthigen und sich nicht nöthigen zu lassen, wäre gegen alle Art und Sitte, und wo sollten sich die guten Damen in der Dialektik üben, die sie doch so nöthig haben, wenn nicht hier? Diese bei aller Bewunderung des Gebotenen dennoch ablehnenden Betheuerungen von der einen, dieses Bitten, Dringen, Ueberreden von der andern Seite, das natürlich immer mit dem Siege endet — denn die gute alte Zeit läßt sich erbitten — welches Studium für einen Zögling der Beredsamkeit!

„Ein Schälchen! nur noch eines! nur ein halbes!"

„Absolut nicht möglich, wertheste Frau Pfarr-Amts-Adjunctussin! Man echauffirt sich — Wallungen — Migraine — Sie wissen ja — und wie der selige Hofmedicus, mein Mann, zu sagen pflegte: der Kaffee ist ein Gift — —"

„Aber ein langsames," versichert unsre Wirthin, ohne daß sie jemals von Voltaire hörte, treuherzig mit der vollsten Ueberzeugung der Erfahrung. Sie weiß noch viel zur Ehrenrettung des Gescholtenen zu sagen — man stimmt ihr bei, wer kennt nicht Beispiele? und schließlich ist es hocherfreulich, wahrzunehmen, mit welch vollkommener Beruhigung nicht nur das angebotene, sondern auch ein zweites und ein drittes „Schälchen" noch genommen wird, bis das Umkippen der Ober- in die Untertasse energisch gegen jedes weitere protestirt. „Zureden hilft." „Man muß dem Mund nur bieten." Und gewiß! es ist, als ob dies Hin- und Wider-„Deliberiren", dieser Kampf- und Gegenkampf der Höflichkeit um jeden Bissen und um jeden Schluck eine den Appetit sehr fördernde Bewegung sei; man leistet das Mögliche und — das Unmögliche.

Wem sollte es auch nicht schmecken, wenn er sieht, wie gern gegeben wird in dieser guten alten Zeit? Man gibt ja eben, daß es „schmecken" soll — man weiß um den besonderen Geschmack und kennt genau die Eigenthümlichkeiten jeder Zunge. Wie sorgsam richtet sich die gute Frau nach dieser Kenntniß, indem sie hier mehr Rahm und dort mehr Zucker in die Tasse gibt und von der dritten behutsam mit dem Löffel jedes weiße „Fimelchen" entfernt, denn die Frau Stadtsyndicus „belieben" zwar den Rahm zu trinken, aber nicht ihn zu sehen. Selbst auf den mitgebrachten Schoßhund der wohlbeleibten Oberkämmerei-Verwalterin erstreckt sich diese zarte Rücksichtnahme; der kleine Gast bekommt das Beste angerichtet — zum Verdruß des eignen Lieblings, dessen sehr unwirthliches Gesicht verräth, wie wenig die Natur der Katzen noch von den Umgangsformen dieser guten alten Zeit zu profitiren wußte.

Desto zufriedener sieht die Hausfrau drein. Ihr Kaffee schmeckt nicht nur; er wird gelobt. Man fragt sie nach der Sorte, dem Bezugsquell, der Bereitungsweise. Es ist die nämliche, mit der die Löwenwirthin vor den Gästen excellirt und eigentlich im Grunde ein Geheimniß, doch „Frau Adjunctussin sind viel zu gut", um es nicht „ganz im Vertrauen" den Damen mitzutheilen. Auch der Kuchen „selbstgebacken, in der Röhre" und so braun und „knusperig" gerathen — welche Bewunderung erntet dieser Kuchen! Eine Bühnenheldin könnte ihn darum beneiden. Auch das Recept zum Kuchen wird verlangt, leider hat sie die Mischung eben nur „so im Griffe", wie sie sagt — doch ist sie gern bereit, ihrer „verehrlichsten Frau Bas-Gevatterin" bei nächster Kindtaufe den Teig zu rühren, welches Erbieten dann nach manchem Hin- und Widerpräsentiren schöner Redensarten „als schon im voraus dankbarst obligiret" angenommen wird. Glorreicher Tag! es regnet Lorbeeren heute — nur fürchten wir, die gute Wirthin möchte sie, falls sie wirklich in Natura kämen, statt auf dem Kopfe, in die Küche tragen, denn sie versteht auch excellente Saucen zu bereiten, und ihr Seliger — ja! die Gesellschaft weiß schon, welche Sauce ihr Seliger besonders gern gegessen hat.

O gute alte Zeit! wie einfach Traktament, Geschirr und alles! Da hat noch jede Tasse ihre eigene Geschichte — die Kanne ist ein Erbstück — wenn die erzählen könnte! Der Knopf am Deckel ist schon einmal abgesprungen; man hat ihn sorgsam wieder fest gekittet, doch will er sehr in Acht genommen werden. Die Löffel sind von eingeschmolzenem Silber „nach dem großen Feuer, allwo der seligen Frau Mutter ihr ganzer Leinwandschrank verbrannte mit sämmtlicher Aussteuer für die Töchter!" Zum Glücke waren das damals noch kleine Kinder, und der Schaden konnte in der Zwischenzeit bis zu ihrer Verheirathung wieder ersetzt werden. Der Kuchenkorb hat gleichfalls viel erlebt: „denn da mein lieber Mann — Gott hab' ihn selig — zum ersten Male invitiret war" — erzählt die Wittwe und erröthet noch nach dreißig Jahren, wenn sie an jene erste Einladung gedenkt, die so entscheidend für ihr Leben wurde. O gute alte Zeit! um welche Staatsaffairen drehen sich die Gespräche! Das eigne Haus, dann das des Nächsten — welcher Stoff! Vom Schnupfen kommt es auf das Tabacksrauchen und die andern lieblichen Gewohnheiten der Eheherren, der lebenden wie der gestorbenen. Das ist ein unerschöpfliches Kapitel, und im Eifer des einander Ueberbietens steigern sich die Wunderlichkeiten der Betreffenden zu einer Höhe an, die nur von jener ihrer Vorzüge in einer neuen Art von Wettlauf überstiegen wird. Wollte jede Frau erst am geplagtesten erscheinen, so möchte jetzt jede die am meisten beneidete sein — natürlich concentrirt sich jener Ruhm wie dieser immer auf die Spitzen der Gesellschaft, und es ist selbstverständlich, daß Nr. 1 in allem excelliren muß. Ist dies Kapitel lang, so ist ein Nachmittag doch noch viel länger; da ist es wirklich fast ein Glück zu nennen, daß die Dienstboten keine Engel sind und so viel, so viel zu wünschen übrig lassen. Mit jedem Jahre werden sie verderbter; wo das hinaus will, möchte man wohl fragen! Ihre Putz- und Modesucht kennt keine Grenzen — hat sich die Margareth bei Apothekers nicht kürzlich gar ein Umschlagetuch gekauft! Entsetzlich! Vom Umschlagetuch der Magd zum neuen Hut der Apothekerin ist nur ein Schritt — — Ja! gute Dame! wären Sie gekommen, statt noch vor Thorschluß abzusagen „wegen Verhinderung" — („was in aller Welt hätte mich verhindern sollen, wenn ich wollte?" „Und mich" — „und mich" — trumpft eine nach der andern noch auf den Trumpf der mächtigen Frau Syndicus —) ja! wären Sie gekommen, statt zu bleiben, Sie hätten sich und Ihren Hut vielleicht noch retten können aus der allgemeinen Verdammniß — diesen Hut, der sich erkühnte, die beliebten Riesendimensionen zu verringern und zwischen Schirm und Hinterkopf eine classischere Profillinie herzustellen!

Ueber Abwesende, wenn sie gerichtet werden, ist man gewöhnlich einig. Das möchte heute noch, wie damals sein; die Gegenstände aber, über die man streitet, liegen in der Zeit und waren sicher anderer Natur, als jetzt. Merken wir fein auf! Denn zum Streite ist es schon gekommen, wie wir sehen. „Nicht drein zu reden heischt der Jungfern Weise", und Mamsell Minchen oder Linchen leuchtet hier als Vorbild, indem sie ihre Tasse, wie es scheint, nicht eher an den Mund zu führen wagt, bis sich derjenige ihrer Nachbarin zur Linken zu dem gewohnten letzten Wort geschlossen hat, und höchst wahrscheinlich muß das Kuchenstück so lange in der Schwebe balanciren, als sich die Streitfrage der beiden Gegnerinnen in diesem Zustande befindet. Sie lächelt, wie sie immer lächelt, aber sie öffnet auch die Lippen, und es ist, als ob sie etwas sagen wollte. — Doch nein! das hieße ja den großen Frauen in die Rede fallen, die allein das Privilegium besitzen, das große Wort zu führen, während die Gesellschaft mehr oder weniger betheiligt dem Gange der Verhandlung folgt. Still muß man sitzen, bis man aufgefordert wird, zu reden, und darauf könnten Sie wohl lange warten, liebwerthe Mamsell Linchen, Minchen oder Euphrosynchen! Lesen Sie ruhig Ihre „Mimili" von Clauren, vertiefen Sie sich in den „Vetter aus Mexico", schwärmen Sie im Mondschein mit Selinden und singen Sie „wenn er nur wiederkäm'" — mit dem ganzen Schmelze Ihrer etwas dünn gewordenen Stimme am Clavier! tambouriren und filiren Sie und stricken Sie nach Herzenslust die kleinen Strümpfe für die Kinder der Familie! Doch was die große Haushaltsfrage anbelangt, ob Schnellräucherung mit Holzessig, der alten langsamen, aber bewährten Weise vorzuziehen sei? — darüber enthalten Sie sich jedes unbefugten Urtheils! Es handelt sich um eine Neuerung, die schon von vornherein ungünstig angesehen wird. Denn warum? Hätten unsre braven Eltermütter das Rauchfleisch in den Schlot gehängt, wenn das nicht die einzig und allein vorzüglichste Methode wäre? Hoffen wir, daß trotz dieses kurz und bündig aufgestellten Argumentes, dem ein Theil der Frauen halb bedächtig, halb bedenklich zustimmt, die Gegengründe, die die Frau Oberkämmereiverwalterin an den Fingern herzählt, schließlich, wenn auch nicht im Augenblick, den Sieg behalten. Auf keinen Fall wird sich die wohlbeleibte Dame so leichtlich aus dem Felde schlagen lassen; schon ihre Ruhe sichert ihr Erfolg, der Heftigkeit des Gegners gegenüber. Triumph! Der

Fortschritt siegt — auch in der guten alten Zeit, wie wäre sonst die neuere gekommen?

Die neue Zeit! Da wären wir denn auf dies Schlagwort wieder mitten in die Gegenwart versetzt. Welch ein Contrast: die Fragen unsrer Tage mit den Streitobjecten jener! und dennoch: welch verborgener Zusammenhang! Anstatt der Damenkaffees bilden sich Vereine, und im Reformclub präsidiren weibliche Demosthenesse, die Enkeltöchter jener redefertigen Matronen, um für die Wahlberechtigung der Frau zu kämpfen! Was würden unsre guten Damen dazu sagen? Darf ich es verrathen?

„Hm —" sagt das resolute Armeinstemmen der energischen Frau Syndicus — „als ob man nicht von jeher mitgestimmt im Rathe?"

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

XI. Der weiße Teufel. (Schluß.)

Während wir nunmehr tafelten, stellten wir uns nochmals in aller Form vor, was sich recht komisch ausgenommen haben muß, und erzählten die Leidensgeschichte dieses Tages. Unser Freund wiegte bedenklich den Kopf, heftete aber dabei die Augen so fest auf den mit Essen und Trinken vollauf beschäftigten Iren, daß wir zu merken begannen, hier möge nicht alles sein, wie es sein sollte. Daher waren wir fast erstaunt, als Don Guilhermo, so hatte sich der junge Mann selber genannt, ihn plötzlich anredete: „He, Mann, getraut Ihr Euch in den Kleidern, die Ihr da auf dem Leibe habt, heute noch nach der Stadt zu reiten?" — „Warum nicht?" erwiderte Tippy nach einigem Bedenken, kauend und schmatzend — „man wird mich für eine Dame halten, wenn ich den Poncho über den Kopf ziehe; aber was soll ich?" — „Diesen Herren Kleider und mir einen Brief besorgen," sagte der Hamburger. „Seht hier eine Dublone, das ist Zehrgeld auf den Weg, und hier sind noch drei dazu, diese erhaltet Ihr, sobald mein Auftrag ausgerichtet ist und die Herren im Besitz ihrer Sachen sind. Das kann morgen früh um acht Uhr der Fall sein. Also sputet Euch, Mann, wählt die beste Mula des Stalls und fort! Hier ist das Schreiben an Don Manuel Ortigosa an der Plaza; Ihr kennt ihn sicher, den großen Zuckerpflanzer und Cajaserzeuger (Cajas ist ein süßlicher, aus Zuckerrohr destillirter Branntwein), welcher nach dem Schiffe der Herren senden wird, und hier ist Eure Dublone! „Muito obrigado!" entgegnete Tippy, ließ noch eine Flasche Lisbon in die Tasche seines Kattunkleides gleiten, und gleich darauf sahen wir ihn — eine zum Todtlachen abenteuerliche Gestalt — im Galopp aus dem Hofe der Fazenda sprengen. „Ich traue diesem Burschen nicht," sagte Don Guilhermo, indem er sich zu uns wandte. „Zwar kann ich mich irren, aber hundert gegen eins möchte ich wetten, das er mit den beiden Negern, die er von der Straße aufgelesen zu haben und gar nicht zu kennen vorgibt, unter einer Decke spielt und sich dabei selbst als Opfer preisgibt, um hernach den guten Fang zu theilen, und der Estrangeiros (Ausländer) zu spotten, sobald deren Schiff wieder auf dem Weltmeer schwimmt. Aber vielleicht ist es mir gelungen, dem Rothkopf das Spiel zu verderben; Don Manuel ist ebenso schlau, als mächtig, und wird ihn zu fassen wissen; den Brief muß er abgeben, wenn er sich nicht von vornherein für schuldig erklären will, und selbst wenn ihn der Schurke öffnet, so ist er deutsch geschrieben. Von dieser Seite wollen wir also das Beste hoffen. Jetzt aber ist es an mir, Ihre Neugierde zu befriedigen, was ich mit kurzen Worten thun will. Mein Name ist Wilhelm M.., ich bin Compagnon eines Hamburger Exportgeschäfts und seit meinem sechzehnten Jahre, also nunmehr zehn Jahre lang, in Bahia ansässig. Schon bald nach meiner Ankunft auf brasilianischem Boden machte ich durch die Familie, deren Sorgfalt ich anvertraut war, die Bekanntschaft der Senhora Iesabela Inigo, der Besitzerin dieser Fazenda. Da sie zwei Söhne meines Alters hatte, so ward ich bald heimisch und als Glied des Hauses betrachtet, in welchem ich oft Wochen lang verweilte. Auch Luiza, das jüngste Kind von dreien, schloß sich fest und innig an mich an — was soll ich lang erzählen? Wir liebten uns, und sie ward meine Braut. Aber nicht ohne schwere Kämpfe. Ich bin Protestant. Was das in diesem Lande heißt, werden Sie wohl wissen; erkennt ja doch das Gesetz sowohl die Mischehen als sogar auch die Ehen zwischen Protestanten gar nicht an, zum Entsetzen so vieler getäuschten Einwanderer.*) Früher hatte niemand daran gedacht, mich nur nach meiner Confession zu fragen — als ich mit meiner Bewerbung um Senhora Luizas Hand hervortrat, mußte das Verhältniß zur Sprache kommen. Die Mutter, obgleich eine hochverständige Frau, konnte nur Schritt vor Schritt aus dem Bollwerk ihrer Vorurtheile hinausgedrängt werden; diesen Erfolg verdankte ich hauptsächlich den beiden Söhnen Joao und Luiz, die sich seit einigen Jahren in unserem Hamburger Hause befinden und von welchen der erstere mit meiner Schwester verlobt ist. Allein schwerer zu besiegen war ein Feind, der es geworden, weil er vergeblich um die schöne Luiza geworben. Es ist ein benachbarter Fazendeiro, jung und reich, aber ein Vollblut-Brasileiro. Nachdem er die gesammte Geistlichkeit Bahias und der Umgegend vergeblich in Bewegung gesetzt, versuchte er andere Mittel. Zweimal wurde ich angefallen, wehrte mich aber so gut meiner Haut, daß man davon abließ. Allein nunmehr wurden die Felder verwüstet, Bäume umgehauen, Diener abspenstig gemacht, kurz aller möglicher Schabernack gegen meine arme Schwiegermutter ausgeübt, so daß sie zuletzt auf meinen Vorschlag einging, mit dem nächsten Dampfer ihre Tochter und mich nach Hamburg zu begleiten. Die Fazenda soll mittlerweile einem zuverlässigen und angesehenen Freunde, Don Ortigosa, in Verwaltung übergeben werden, bis Luiz mit der Mutter, oder allein zurückkehrt; diesem energischen jungen Mann wird es leicht werden, Frieden und Ordnung zu schaffen. Aber wegen der rings in weitem Umkreis gegen dieses „Haus der Heiden" oder „Ketzer" herrschenden großen Aufregung mußten alle Vorbereitungen zu unserem Schritt ganz geheim, ohne jedes Aufsehen getroffen werden. Dies geschah, und das Glück war uns günstig. Gestern sind die meisten männlichen Dienstboten mit dem Hauptgepäck nach Bahia abgezogen, morgen wollten wir folgen, da den Tag darauf der Dampfer abgeht. Allein wir waren doch von Verräthern umringt gewesen. Heute frühe waren alle zurückgebliebenen Negros verschwunden, nur ein paar alte Escravas (Sclavinnen) zurückgeblieben; ich ahnte Unheil, durfte jedoch die Damen nicht verlassen und hatte keinen zuverlässigen Boten zur Verfügung. Nur zu bald brach herein, was ich gefürchtet. Fast die halbe Bevölkerung von Vermelha, eine trunkene, wahnsinnig aufgestachelte Bande überfiel uns mit Verwünschungen und Drohungen; worauf sie zielten, weiß ich nicht, durfte aber das Aergste vermuthen und hatte beschlossen, wenigstens mein Leben so theuer, als möglich zu verkaufen. In dieser Schreckenssituation sandte Gott Sie, meine Herren, als Retter. Die Schwarzen, deren Gehirn mit abergläubischen Vorstellungen so sehr angefüllt ist, daß gar nichts anderes darin Platz hat, erblickten kaum Ihre — entschuldigen Sie, wenn ich sage, allerdings etwas auffallende Gruppe, als ein nie gekanntes Entsetzen sie befiel: „der Teufel, der weiße Teufel!" zeterten sie und stoben auseinander. Sie selber haben den Effect bemerkt, den Ihre Erscheinung hervorgebracht, wobei Sie nicht vergessen wollen, daß die Neger sich den Teufel weiß denken. So ist denn der Verlust Ihrer Kleider eine Fügung der Vorsehung gewesen, um eine Familie zu retten, welche sich Ihnen dankbar dafür erzeigen wird, daß Sie ihr einen so großen Dienst geleistet haben. Für heute Nacht sind wir vollkommen sicher; die Schwarzen werden hier sich sobald nicht wieder blicken lassen; dieser Ort ist jetzt Tabu. Im schlimmsten Fall sind wir drei Männer und hier Waffen genug; oder muß ich Sie jetzt in diesen Anzügen dem schönen Geschlecht beizählen? Ich bedaure nur, daß der Zustand Ihrer Toilette es nicht erlaubt, Sie mit meinen Damen zusammenzubringen, welche übrigens ohnedies so angegriffen sind, daß sie für jede Gesellschaft untauglich sind. Meine Pflicht aber ist es, als treuer Ritter vor ihrer Thüre Wache zu pflegen; ich verlasse Sie; hier sind Kerzen, Cigarren, der Spirituskessel, Zucker, Portwein und Arrac, machen Sie es sich bequem, und schlafen Sie wohl!" —

*) Diese fanatische Gesetzbestimmung ist seit 1860 aufgehoben und freier Religionscult gewährleistet.

Damit drückte Senhor Wilhelm uns die Hand und wir befolgten treulich seinen wohlgemeinten Rath. — —

Am nächsten Morgen in aller Frühe wimmelte es auf dem Hofe der Fazenda. Eine Abtheilung Lancieros war eingerückt, Polizeiwachen verließen in kleinen Trupps nach einander die Gebäude in verschiedenen Richtungen, Kutschen und Wagen waren aufgefahren — und siehe da, mitten unter ihnen auch der getreue, rothe Tippy in demselben Rangkinanzug, den er gestern als Führer getragen. Und die Ueberraschung ward noch größer, als er mit unseren wiedergefundenen Kleidern hereintrat. „Alles richtig, alles in Ordnung," rief er stolz, „die beiden schwarzen Bestien hatten sich über den Portwein und den Rum hergemacht und waren, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen, nach der Stadt getorkelt, wo sie in meinem „Store" auf die Besitzer warteten. Nun, ich meine, sie haben die Peitsche gekostet. Es wird doch nichts fehlen?" frug er besorgt. Es fehlte allerdings einiges, so meine silberne Uhr und das gesammte Geld; das in einer verschlossenen Ledertasche aufbewahrte Chronometer des Doctors fand sich glücklicherweise noch vor. „Sie werden es unterwegs verloren haben!" meinte Tippy achselzuckend; „was wollen Sie machen? Wir haben dafür den Alligator." — „Himmel, wo ist er?" rief Braun plötzlich sehr aufgeregt und stürmte auf den Hof, jetzt in seinen eigenen Kleidern. — „Eben habe ich das Aas, welches die ganze Fazenda verpestete, ins Meer schleifen lassen," sagte Don Manuel Ortigosa verbindlichst, indem er uns begrüßte. Der Doctor stürzte nach dem Strande, wie besessen; zu spät! „Trösten Sie sich," entschuldigte der reiche Fabrikant und Rathsherr, „bis morgen sollen Sie ein halb Dutzend solcher Echsen haben, wenn Sie es wünschen. Aber mit dem Iren gehen Sie nicht mehr jagen in der Wildniß! Ich ließ ihn auf Don Guilhermos Zeilen sofort festhalten und nach seiner Wohnung führen, da fanden wir die beiden Neger mit Ihren Sachen. Ich behaupte immer noch, daß die ganze Geschichte zwischen den Spitzbuben abgekartet war." — „Immerhin," rief der hinzutretende Don Guilhermo, „war es doch zu unserem Glück. Aber da kommen die Damen!" —

Wir reisten in großem Cortege nach Bahia zurück und verlebten einen sehr schönen Abend in der Villa des Don Manuel Ortigosa mit dem Brautpaar und dessen Angehörigen. Der Hausherr, ein hochgebildeter Naturforscher, welcher unter Liebig in Gießen studirt hatte und eine große chemische Fabrik, Zuckerraffinerie und Rumdestillation betrieb, hielt Wort und sandte dem Doctor einen gewaltigen Alligator, dessen wissenschaftliche Verarbeitung den guten Mann zwang, sich eine Woche lang in einem Schuppen des Saladeiro (Schlachthaus) einzuquartieren. Tippy ging erhobenen Hauptes unter der lustigen Strandbevölkerung umher und erzählte unser Abenteuer, bei dem er allerdings die Hauptperson gespielt, mit den schauderhaftesten Ausschmückungen; dem verdankte er es aber auch, daß sein alter Spitznamen in Vergessenheit gerieth, denn von nun an kannte und nannte man ihn in ganz Bahia nur als den „weißen Teufel".

Der Reichstag bei Speise und Trank.

Humoreske von einem Reichstagsmitgliede.

Der Reichstag hat heute eine Stunde früher begonnen. Es ist ungewöhnlich früh, vormittags 10 Uhr; nur die Petitionscommission, die sich diese Session durch bald anderthalbtausend Bittschriften d. h. reichlich ebensoviel Schmerzen deutscher Männer und Frauen hindurchzuarbeiten hat, ist schon seit einer Stunde an der Weltgeschichte angestellt. „Die Sitzungen sind jetzt unverantwortlich früh und währen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang," gähnt ein baumlanger Landrath zu seinem noch längeren conservativen Nachbar, indem er mit dem Klemmer den Frühstückstisch der „Fraction Müller" nach dem Hummer absucht, der ihn nachher für sein frühes Aufstehen zu entschädigen bestimmt ist. Ja, Ihr habt recht, Simson wüthet gegen die conservativen Interessen Eures Schlafes, und er mag manchen Zoll breit jenes Mondscheins antheilig auf dem Gewissen haben, der auf dem Hinterhaupte so manches Reichsboten in den zwei Jahren dieser Session um so viel heller geworden ist. Aber der würdige Präsident hat vor allem die Pflicht, das ganze Pensum der diesjährigen Sitzung zu erledigen, und er hofft, das hohe Haus werde die Stunde, die es vormittags seiner Arbeit ansetzt, des Nachmittags früher auseinandergehen. Er weiß sicher, daß diese Thatsache allein geeignet ist, ihn in den Augen aller Gattinnen und Wirthe der Abgeordneten, die mit dem Mittag auf den Reichstag warten, wieder einigermaßen in der Werthschätzung zu heben, die während der Berathungen des Reichstags über die Gewerbeordnung und die Steuervorlagen in den Augen der parlamentarischen Küchengeister so tief gesunken war, als der Barometer der Residenz in den ersten Wochen des Juni. Denn zahllose Braten und Saucen, Carbonnaden und Schlagsahnen sind in diesen Wochen kalt geworden, abgestanden und zerlaufen, und da der Bundeskanzler nach der Verfassung hierfür unmöglich verantwortlich gemacht werden kann, so muß wohl Simson schuld sein, von dem der gemeine Mann denkt, daß er das Zeitmaß parlamentarischer Arbeit in der klingelnden Hand schwingt.

Der Erste im Saale, steht der Präsident auf seinem hochgezimmerten, alles überragenden Platze, freundlich grüßend, wer sich ihm naht. Aber sein Auge verdüstert sich; er zählt im Stillen die Anwesenden, und er kommt in sich gekehrt zu dem Resultate des Kutschers Buschmann in den „Dienstboten" von Benedix: „Es ist noch nicht genug, Christiane." Der englische Sprecher des Unterhauses braucht nur bis vierzig zu zählen, um anfangen zu können; der Präsident des norddeutschen Reichstags muß reichlich hundert Sitze mehr besetzt sehen, die Hälfte aller. An dem Tische rechts unter dem Präsidenten und Schriftführersitze, steht ein beweglicher älterer Herr mit feinen Zügen, der gleichfalls zählt. Es ist der Chef des Reichstagsbüreaus, der unermüdliche geschäftskundige Geh. Rath Metzel. Er hat den Telegraphen nach dem Lesezimmer und der Fraction Müller spielen lassen, aber auch er kommt zu dem Resultate des Kutschers Buschmann. Draußen vor dem Eingangsportal hält ein Miethwagen erster Classe; die Equipage des Präsidenten der männlichen Linie der Lassalleschen Glaubensgemeinschaft, Dr. Schweitzer. In diesem Wagen fährt der „Präsident" Schweitzer mit seinen „Agitatoren" oder „Führern" Hasenclever und Fritzsche zum Reichstag, seitdem er seinen Vater beerbt hat. Schweitzer pflanzt sich mit seinem übeln Lächeln links unter dem Präsidentenstuhl im Saal auf, mit dem Gesichte gegen die Bänke der Abgeordneten gekehrt. Der Präsident und der Geh. Rath Metzel haben ihn wohl bemerkt, und rasch einen Blick gewechselt. Simson zuckt mit den Achseln. Er weiß, daß Schweitzers Lächeln bedeutet: Herr Präsident, geniren Sie sich nicht, anzufangen, aber ich werde die Auszählung beantragen. Der Geh. Rath Metzel hat das Auge umhergeworfen wie ein General, der sich nach Reserven umsieht. Drei, vier Diener des Hauses fliegen auf seinen Wink zu ihm. Er hat im Nu den schnellfüßigsten ausgelesen, und ihm einen kleinen offenen Zettel mit zwei Bleistiftzeilen übergeben. Der Bote fühlt, daß das Heil des Vaterlandes an der Behendigkeit seiner Sohlen hängt. Lassen wir ihn laufen. — —

Auf derselben Seite der Leipziger Straße, wie das Reichstagsgebäude, zwischen der Wilhelms- und Mauerstraße, ist ein Schaufenster von ansehnlicher Größe mit wunderlich geformten Flaschen und Traubenkisten bestellt. Sieht man nach dem Geschäftsschild, so steht zu lesen: Cap-Wein-Gros-Handlung von Niquet. Das schreckt den bescheidenen Privatdurst zurück. Und wenn man vollends einen Blick durch die Scheiben und die mit grünen Vorhängen versehene Thür ins Innere wirft, wenn sie aufgeht, so sieht man drin eine Reinlichkeit, Stille und Würde hausen und so wenig von einer Weinstube mit ihren Tischen und Bänken, daß man sich den Durst vom Cap der guten Hoffnung unwillig vergehen läßt bei dem Gedanken, hier dürfe man doch nur eimerweise consumiren. Aber der Schein trügt. Niquet ist auch wirklicher geheimer Detaillist — und was für einer! Und niemand besser, als der conservative Reichsbote, weiß die Magen- und Seelenwärme zu schätzen, die der echte alte Porter hier ausströmt. Den Augen der gemeinen Welt verborgen, sitzt hinter dem großen Verkaufslocal, das nach der Straße geht, die kleine

familienzimmerartig meublirte Weinstube voll von conservativen Abgeordneten beim Frühstück. Riquet, die abgegriffene Sammtmütze auf dem Haupte, wie immer aus jeder Pore die reinste Biederkeit schwitzend, schleppt aus geheimnißvollen tieferliegenden Räumen kalte und warme Speisen herbei, so schnell ihn die kleinen markigen Beine nur tragen wollen. Die Debatte in der Weinstube dreht sich um die große sociale Magenfrage, ob zu so früher Stunde — es ist eben zehn Uhr — der Sect gesund sei, den sich ein noch jugendlicher Graf hat kalt stellen lassen. Die Fraction des herben alten Pontac w e i s s a g t ihm Unheil, die Anhänger des Sherry vertreten beredt eine vermittelnde Ansicht. Der Graf schenkt sich ein. „Aber lieber Herr Riquet, der ist ja noch lange nicht kalt genug," klagt er über diese mangelhafte Lösung der Magenfrage, im Eise rasselnd. „Länger als 24 Stunden kann ich ihn doch nicht kalt stellen," würde manch ein Berliner Wirth erwidert haben. Aber über Riquets Mund dringt niemals ein unwahres Wort; hat der Mann doch für sein Geld eine Kirche bauen lassen beim Schöneberger Ufer. Er beklagt die hohe Temperatur des Sectes mit sichtlich schmerzerfüllter Miene, und gibt dem Grafen den guten Rath, noch ein wenig zu warten. Die Fraction des herben alten Pontac wiederholt ihre Ermahnungen. Dann wird's stumm, denn die letzten bestellten Delikatessen sind eben eingetroffen. Da wird ein Bote des Reichstags athemlos hereingeführt von Riquets einzigem Factotum, der Kellner, Buchführer, Verkäufer in einer Person ist. Der Alterspräsident der Anwesenden entreißt ihm den kleinen Zettel und liest: „Die Herren Abgeordneten bei Riquet werden höflichst ersucht, sofort zur namentlichen Abstimmung nach dem Reichstag zu kommen. Metzel." — „Das „sofort" ist doppelt unterstrichen, wir müssen gleich aufbrechen, meine Herren!" — „Schade um den schönen Sect!" ruft der Graf, „der hätte noch viel kälter werden können." Klagend streifen die conservativen Blicke die ungenossenen rohen Beefsteaks. Und als die Herren dann ins hohe Haus traten, ward ihr patriotisches Opfer nicht einmal belohnt. Denn man war auch ohne sie inzwischen schon beschlußfähig geworden. Die rohen Beefsteaks hat diesmal der Geh. Rath Metzel auf dem Gewissen.

Kaum hat aber der flüchtige Bote des Geh. Rath Metzel wieder das Herrenhaus erreicht, als ihm ein dienender College begegnet, auf dessen vergnügtem Gesicht sich die Spuren eines Trinkgeldes über fünf Groschen malen. „Wo gehst Du hin?" fragt ihn der fliegende Holländer vom Cap der guten Hoffnung. „Für Hagken nach'm Hotel," meint der andere schmunzelnd. Die beiden Ehrenmänner kennen genau den Inhalt und den Absender der geheimen Mission. Der Freiherr v. Hagke, der völkerkundige, archivbelesene, lebenslustige Abgeordnete aus Schilfa bei Weissensee bestellt für sich und seine Freunde die nöthige Anzahl lucullischer Converts im Hôtel de France. In dem kurzen Bedingungsvertrag, den sein Bestellzettel mit dem Wirth zu Stande bringt, steht als fürnehmster der zu leistenden Dienste: „sofort werden sechs Flaschen Sect kalt gestellt." Der wird wohl kalt genug werden; denn vor 4 Uhr kommt Ihr heute nicht zu Tische, wenn Ihr der Eröffnung und ersten Sitzung des Zollparlaments beiwohnen wollt. Und das thun sie auch; heute herrscht der bürgerliche Frack in den feierlichen Räumen des Weißen Saals, da der Schirmherr des Zollvereins das Zollparlament nicht persönlich begrüßt. Auch der conservative Mann entgeht den verführerischen Blicken seiner Uniform, als er den Schrank öffnet, sich in Galla zu werfen.

Nicht in gleichem Maße auf allen Seiten des hohen Hauses wird die Pflicht empfunden, sich an der großen öffentlichen Feier im Weißen Saale zu betheiligen, am wenigsten auf der „Linken". Sie pflegt gewöhnlich nur einen oder zwei ihrer Angehörigen dorthin abzuordnen. Das glatte Parket des Schlosses widerstrebt dem Geiste dieser Verrinas. Das Gros der Linken strömt sofort nach Schluß der Sitzung dem gewohnten Mittagstisch zu. Kein Preis der Welt soll mich veranlassen können, zu verrathen, wo dieses „Local" sich befindet; nach diesem Local sieht man die Schwerpunkte der Linken, die beliebten Rheinländer Cornely und den „rothen Becker", den Pastor Heubner aus Mylau und den ernsten Freiherrn von Hoverbeck mit derselben Hast wallfahrten, als den greisen, hagern Harkort, den vierschrötigen Kreutz, den Hamburger Richter und den vergnügten, jugendlichen Eysoldt. Was treibt die würdigen Männer zu einer so ungewöhnlichen Eile? Ach! — wer e i n m a l den Tischcomment jenes „Locals" mitgemacht hat, fordert keine Rechenschaft mehr von der unbegreiflichen Schnelligkeit, mit welcher hier, all ihren Tadelsvoten über die „Dampfarbeit" des Reichstags zu Trotze, die deutsche Fortschrittspartei der Kanonierstraße entlang zur Tagesordnung übergeht. Denn wer in das Local zu spät kommt, wer in freventlicher Vertiefung über politische Gespräche und eine „bessere Zukunft" Deutschlands das mit affenähnlicher Geschwindigkeit an ihm vorübereilende Gericht nicht entschlossen bei der Locke faßt, dem bleibt nichts übrig, als zu verzichten.

Auch das gegenüberliegende Trottoir ist belebt von eifrig vorwärts strebenden Männern. Es ist der thüringische Flügel der Nationalliberalen Fries, Genast, Jäger, der Linken durch seine politischen Anschauungen, durch seine heimatliche parlamentarische Vergangenheit eng verschwistert, welcher jetzt demselben Mittagstisch zustrebt. Und hinter ihm drängt sich nach Kräften eine Anzahl rheinischer Katholiken, unter denen der 69jährige Trierer Domprobst Dr. theol. Holzer von der allgemeinen Rührigkeit mächtig mit ergriffen ist.

Man ist am Ziel. Durch einen eleganten Hausflur schreitet man rechts einige Stufen hinauf und tritt durch eine Eisenthür in medias res; ein langes, etwas niedriges Zimmer, dessen Langseite man beim Eintritt gegenüber hat und dessen Schmalseite mit den Fenstern nach der Straße sieht. Sieht man sich genauer um, so bemerkt man, daß das Zimmer eigentlich aus zwei Hälften besteht, die aufeinander im rechten Winkel zulaufen; die eine Hälfte sehen wir beim Eintritt zunächst, die andere zieht sich der Straßenfront entlang. An dem vorspringenden Mauerwinkel, an dem sich beide Hälften kreuzen, steht ein großer Berliner Ofen. Sofort bei unserm Eintritt verräth uns der Geruch, der links aus der Küche strömt, woraus die Mahlzeit bestehen wird; wir finden daher auch den Mangel einer Speisekarte vollkommen erklärlich. Der Tisch ist soweit gedeckt, als das Tischtuch reicht. Wo das Tischtuch aufhört, kann man sich überzeugen, daß man auf reinem, unpolirtem Eichenholz speist. Die Plätze der Sitzenden sind nach uralter Rangordnung vertheilt. An dem Ehrenplatze der Mitte sitzt sich gegenüber die theologische und protestantische Gottesgelahrtheit, Heubner und Stolzer, dann nach der Anciennetät Mynheer Harkort mit seinem holländischen Deutsch, der „rothe Becker", der vermöge seiner westfälischen Geburt den Alten noch halbwegs versteht, u. s. w. Die neuesten Eindringlinge dagegen werden stets mit Mißtrauen an dem untersten ungedeckten Theile der Tafel beobachtet. Sie essen auf ihre Gefahr hier. Denn tagtäglich wird eine ganz bestimmte Quantität in ganz bestimmter Qualität gekocht und gebraten, und in einem ganz bestimmten Kreislauf herumgereicht. Jeder Eindringling drückt daher ganz unwirthschaftlich und meist zu seinem eigenen großen Nachtheil auf den einmal vorhandenen Nahrungsspielraum. Erst wenn er durch hartnäckiges wochenlanges Ausharren an seiner von der Sonne des Wirthes wenig beschienenen Stelle die Zuverlässigkeit seines Charakters hinreichend an den Tag gelegt hat, darf er hoffen, daß er bei der nächsten Contracterneuerung des Wirthes mit seinem Fleischer und Gemüsehändler in den Contract mit eingeschlossen wird. Aber im günstigsten Falle ist dann die Session vorüber. Ich kann unmöglich glauben, was mir übelunterrichtete Leute sagen, daß dies früher anders (und wie die behutsamen Blicke meiner Gewährsmänner andeuten zu wollen schienen, besser) gewesen sei; und daß die gemessene Sparsamkeit, mit welcher jetzt die einzelnen Platten sich dem Publikum vorstellen, darin ihren Grund habe, daß der wohlthätige Gründer dieser höheren Volksküche seinem entschlossenen Schwiegersohn das Departement der Küche überlassen, und sich allein das des Kellers als Altentheil vorbehalten habe. Ich habe aus dem Antlitz der beiden Wirthsgenerationen eine Bestätigung dieses unwürdigen Verdachtes überall mit nichten herauslesen können, und begreife nicht, wie gerade die Linke die spartanische Einfachheit des großen zähen Erziehungsgedankens verkennen kann, welchen diese patriotischen Wirthe in ihren Menus serviren. Wird etwa ein modernes Geschlecht von Spartanern bei Trüffeln und Sect erzogen? Ich würde durchaus begreiflich finden, wenn der Besitzer dieses Locals zum Präsidenten der nächsten deutschen Lehrerversammlung gemacht würde. Alle harten Seiten meines Charakters verdanke ich diesem Erzieher, und es ist nicht seine Schuld, daß ich kein Cato geworden bin. Ich habe ihn verlassen, nicht er mich! Und dabei sorgt er noch in anderer Weise für Abhärtung. Die herumgereichten Platten sind so heiß, daß sie für eine mittlere Feuerprobe unsrer Altvordern, etwa zum Beweise eines makellosen Lebenswandels desjenigen, der sie zu halten vermag, ge-

nügend erhitzt erachtet worden wären. Ich muß ausdrücklich constatiren, daß meine Tischnachbarn sammt und sonders die Platten so gut zu halten verstanden, als ob sie zur Zeit der germanischen Gaugenossenschaften und Eideshelfer aufgewachsen wären, aber wer's nicht konnte, hatte den Schaden in Form eines fast leeren Tellers.

Wenn ich nun eine entfernte Ader zur Bosheit hätte, so würde ich sagen, daß man neben der Feuer- auch die Wasserprobe bestehen müsse, jene beim Essen, diese beim Trinken. Aber das wäre die baarste Verleumdung. Das, was zu Tische getrunken wird, heißt seiner Nationalität nach ein „Kutscher", d. h. eine halbe Flasche Mosel für den gewiß civilen Preis von fünf Groschen. Der Wein ist ganz echt, klar, unverfälscht. Aber nichtsdestoweniger habe ich mich sofort beim ersten Schluck gefragt, warum der Mensch die gütige Vorsehung in dem Maße versuche, um diesen Wein zu ziehen an einem Orte, wo der Nachtschatten zweifelsohne besser gedeihen würde. Der Blick richtet sich unwillkührlich thränend nach oben, sobald man den ersten Tropfen dieses Kutschers seinem gesunden Organismus einverleibt. Man erblickt bei dieser Gelegenheit die Bilder der Wand, die bekannten reich poetischen, feincolorirten Allegorieen der verschiedenen Weine: des schweren Rheingauers, des Maiweins, des Champagners. Mit Befremden vermißt man aber die Allegorie des Moselweins. Doch was sage ich, mit Befremden! Mit der innigen Rührung, deren man dann am fähigsten ist, wenn man von unausgesprochenem inneren Schmerz verzehrt wird, erkennt man die außerordentliche Bescheidenheit des Wirthes. Wie leicht wäre es ihm gewesen, seinen Kutscher hier als Wohlthäter der Menschheit zu verbildlichen, z. B. wie ein Arzt dem chronisch obstruirten Patienten einen einzigen Schoppen dieses Kutschers verschreibt, und ein anderes Bild, wie der vom Tode Errettete seinem Recept um den Hals fällt. Mir wurde nun auch vollständig klar, warum gerade die Linke, überhaupt die tägliche Gesellschaft dieser Tafel allein unter allen Insassen des Reichstags sich männiglich mit dem traulichen Ducomment anredet, der in unsrer nüchternen Zeit schon mit den Gymnasialjahren scheidet. Gemeinsam und dauernd getragenes Leid duldet das kalte Sie nicht. Aber noch zu einer viel tieferen, für jede vernünftige Regierung ungewöhnlich wichtigen Betrachtung regt der Genuß dieses Weines und die Beobachtung seiner Wirkung an. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen! Etwas Ansäuerlichkeit mindestens muß im Menschen sitzen bleiben, wenn er tagtäglich von diesem Kutscher trinkt, und dieses ansäuerliche Gefühl muß sich bei einem vorzugsweise politisch thätigen Menschen natürlich auch hauptsächlich in dessen politischen Handlungen, Reden und Abstimmungen kund geben. Ihm wird naturgemäß mehr und mehr zur Gewohnheit, der Regierung und „den anderen Seiten des Hauses" unangenehme Dinge zu sagen, oder gar Unannehmlichkeiten zu bereiten. Wirklich, eine vernünftige Regierung sollte die angemessene Tränkung ihrer loyalen Opposition mit zu ihrer heiligsten Lebensaufgabe rechnen. Wenn ein derartiger Posten alljährlich im Budget stünde, hätte der Genuß süßerer Weinsorten für den einzelnen consumirenden Abgeordneten ja nichts Verletzendes mehr. Wer weiß, ob Julius Cäsar die Iden des März nicht überlebt hätte, wenn er dem Cassius statt sich über ihn mit dem Gemeinplatz zu begnügen:

Der denkt zu viel, die Leute sind gefährlich!

lieber insgeheim Falerner hätte zukommen lassen, statt den innern Verzehrungsproceß fortschreiten zu lassen, welchen der römische „Kutscher" anrichtete, den Cassius ohne Zweifel zu sich nahm.

Wenn aber jemals das Wort wahr gewesen ist, sauer macht lustig, so ist es an dieser Tafel. Die Gespräche, die lebhafteste Heiterkeit und Munterkeit, sind gleich von Anfang an allgemein vorhanden. Man versteht gerade seine nächsten Nachbarn noch deutlich. Die übrigen Reden verklingen wie das Gebrause des Meeres. Aber davon kann man sich vollkommen überzeugen, daß die römische und protestantische Gottesgelahrtheit, der Freigeist und der ultramontan Abgeordnete, der Fortschrittsmann und der Nationalliberale, hier traulich und herzlich verkehren.

„Wo heute nur der Conflictsvater bleiben mag?" sagt ein anderer Abgeordneter in meiner Nähe, „er wollte doch mit uns essen."

„Der Conflictsvater?" fragte ich bestürzt, „wer ist denn das?"

„O, der Stadtkämmerer Hagen," belehrt mich mein Cicerone; „von ihm gehen seit ungefähr 6 Jahren alle Anträge aus, die Conflicte der preußischen oder norddeutschen Volksvertretung mit der Regierung herbeigeführt haben, oder doch hätten herbeiführen können."

Der alte würdige Domprobst Holzer war auf seinem Ehrensitze eingeschlafen, und der alte Harkort erörterte in seinem holländischen Deutsch wieder ein neues Canalproject — beides sichere Symptome, daß die Tafel zu Ende sei, wie mir mein Nachbar sagte. Als wir beim Aufbruch den Tisch entlang gingen, entdeckte ich zu meinem unaussprechlichen Entsetzen, daß manche der rheinischen Abgeordneten zwei leere Kutscher vor sich stehen hatten!

Draußen fragte ich meinen Nachbar: „Wo gehen Sie jetzt hin?"

„Jetzt? — jetzt gehe ich zu Tische," antwortete er.

Ich bin sehr froh, daß der spartanische Wirth diese ungerechte Kritik nicht gehört hat.

Im allgemeinen betheiligt sich der Abgeordnete lebhaft an der liebenswürdigen Berliner Sitte, die Mahlzeiten wenn irgend möglich im Freien einzunehmen. Da sieht man ein buntes Gemisch aller Fractionen in den Gartenrestaurants „Unter den Linden" sitzen, oder unter den Bäumen, welche der praktische Verstand der Restaurateurs mitten in der Stadt zwischen drei oder vier himmelanstrebenden Hinterfronten der Nachbarhäuser auf einem ursprünglich unwirthlichen Hofraum gepflanzt und mit Berliner Zähigkeit wirklich dahin gebracht hat, ein schattiges Blätterdach zu tragen. Nur so ausgesuchte Keller wie der Theophron Kühnes und Hausmanns vermögen den Abgeordnetendurst auch während der Sommerszeit an ihre gartenlosen Räume zu fesseln. Ich könnte wohl davon erzählen, wie vergnügt ich den großen Schulze-Delitzsch und den großen Völk bei einer Erdbeerbowle in einem dieser Locale jüngst getroffen habe, so vergnügt, daß sie sich schließlich gegenseitig förmliche große Reden hielten mit Hochs, Beifall, Murren links und allem, was zu einer ordentlichen Rede gehört. Schulze sprach über Berliner, Völk über bairische Zustände.

Es ist kein Zufall, und mehr als blos leibliches Bedürfniß, was jeden Abend ein starkes Contingent der Nationalen Partei und die deutschgesinnten Hessen, Badenser und Baiern zusammenführt in den weiten, luftigen, schönen Räumen von Hanus unter den Linden, wo man nach Belieben und je nach dem Wetter den für die Abgeordneten reservirten Salon für die aus dem Garten strömende Abendluft öffnen oder schließen kann. Da kann man allabendlich in traulichem Gespräche nebeneinander sitzen sehen die streitbaren Kämpen aus Nord und Süd: die Forckenbeck und Bluntschli, Bennigsen und Völk, Lasker und Bamberger, Braun und Metz, Hennig und Marquard-Barth, Weigel und Jordan aus Deidesheim; die richtige Phalanx, die Baden der nationalen Partei zugeführt hat, die Fauler, Dissené, Kirsner, Dennig, Roggenbach; das ältere und jüngere Geschlecht der bairischen Fortschrittspartei Erhard, Cramer, Fluskel, Marquardsen, Petersen und der junge Freiherr von Stauffenberg. Auch der bairische Finanzminister von Schlör verkehrt hier häufig unter den Abgeordneten. Zwischen den Köpfen der Abgeordneten erblickt man wohl auch solche, die den Vertretern der nationalen Presse Norddeutschlands angehören.

„Können Sie mir nichts Neues aus Frankfurt erzählen?" fragt ein süddeutscher Abgeordneter lächelnd den Abgeordneten Braun-Wiesbaden.

„Ja, das Allerneueste!" sagt Braun. „Sehen Sie, da ist in Frankfurt ein Senator L., der hat zwei Söhne. Bisher hat er sie immer vor der Militärdienstpflicht zurückschreiben lassen, weil er dachte, der norddeutsche Bund gehe inzwischen aus dem Leime, und Frankfurt erlange seine „Freiheit" wieder. Das ist nun, wie Sie wissen, nicht der Fall gewesen, und der Senator muß seine Buben in die preußische Zwangsjacke stecken lassen. Aber sie sollen wenigstens in Wiesbaden dienen, nicht in Frankfurt; überhaupt ihm während dieses Jahres in der Uniform nicht unter die Augen kommen."

Zwei alte Abgeordnete aus dem Frankfurter Parlament; Marquard-Barth, der bairische Reformator auf dem Gebiete des Civil- und Strafprocesses, und der würdige Bergrath Hoffmann aus Meiningen, reichten sich die Hand zum Wiedersehen und beglückwünschten sich, auch dieses Jahr sich gesund zu sehen.

Jetzt öffnet sich die Thüre und eine lange Reihe der namhaftesten Abgeordneten aus Nord und Süd, die wir bisher vermißt haben, erscheint; die Uhr zeigt schon elf. „Warum kommen die Herren so spät?" frage ich meinen Nachbar. — „Heute war Soirée beim Grafen Bismarck."

„Nun, wie war's? was macht der Alte? wie sah Er aus? was

hat Er gesagt?" schwirren hundert Fragen der Anwesenden an die Kommenden durch die Luft.

„Er schien noch etwas leidend und deprimirt," sagt der jugendliche Freiherr von Stauffenberg.

„Er sprach davon, wir müßten doch alle den Weg des Fleisches gehen; er müßte sich nach jüngern Schultern umsehen," bestätigte ein Zweiter.

„Ja, mir sagte er sogar, er müsse nach Varzin oder sonstwohin ins Freie. Sein Arzt habe ihm unbedingt zur Pflicht gemacht, den fortwährenden Reizungen des rothen Tuchs aus dem Wege zu gehen," sagt ein Dritter.

„Da sehen Sie aber gerade, daß das alles blos augenblickliche Mißlaune ist über unsre Steuerablehnung, kein tieferes Leiden;" spricht entscheidend ein Mitglied des Reichstags. „Mir hat er auch so geklagt. Aber im selben Moment hat er wieder die seltsamsten Einfälle gehabt. So sagte er mir: „Ich habe mich während meines Unwohlseins hauptsächlich mit dem Befinden der Singvögel meines Gartens beschäftigt. Da bin ich zu der unerfreulichen Wahrnehmung gekommen, daß irgend ein frecher Räuber mir die besten Nester zerstörte. Ich erlangte sehr bald die Gewißheit, daß der Mörder der jungen Vögel, der Vernichter der Eier, ein Neuntödter sein müsse. Mein Gärtner zeigte mir mehrere Opfer aus der Familie der Grasmücken mit über dem Schnabel durchbohrtem Gehirn, an Dornen gespießt, förmlich gekreuzigt. Bei der Zerstörung eines Nachtigallennestes wurde das saubere Räuberpaar fast in flagranti ertappt, und ich machte es nun wie Rudolph von Habsburg: ich entschloß mich, das Raubnest zu zerstören und die Räuber hinzurichten. Aber sehr schwer hielt, den Schlupfwinkel zu finden, und es wäre mir wahrscheinlich nicht gelungen, wenn nicht die öffentliche Meinung unter den Vögeln über die Räuber ganz außerordentlich aufgebracht gewesen wäre. Durch diese Beihilfe gelang es mir, das Raubnest zu zerstören, die Eier wurden ausgenommen, die alten Räuber mit Vogeldunst erschossen." Und das klingt doch noch nicht wie aus einem kranken Gemüth!"

Erst nach zwölf Uhr beschloß der bei Hanns versammelte Theil des Zollparlaments seine Tagesordnung.

Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis.

Von Dr. Th. Riesenstahl.

VI. Der Nordostwind.*)

Es war an einem Decembermorgen, als das hell heraufklingende Schellengeläute des ungeduldigen Pferdes mich zum Aufbruch mahnte. Ich trat an das Fenster; — das Reaumur-Thermometer zeigte 12 Grad unter Null, der Wind stand scharf aus Nordosten, der Himmel aber glänzte in jenem hellen Blau, wie es nur den vollkommen klaren, bitterkalten, in Schnee und Eis gehüllten Wintertagen eigen. Unwillkürlich blinzelte das Auge, geblendet durch die Sonnenstrahlen, welche grell von der weiten Schneedecke zurückprallten. Vermummt trat ich vor die Thür. Gewaltig stampfte dort der bereits halb erfrorene Bursche auf und ab im Schnee, kläglich in die Hände blasend, während er arge Seitenblicke auf die freilich nicht gerade freundlich einladende Pritsche des Schlittens warf. Einsteigend nahm ich ihm die Zügel ab. „Sorge," rief ich ihm zu, „daß noch im Laufe des Morgens das Ofenrohr in meinem Zimmer gereinigt werde, es rauchte vorhin." Mit einem Satze verschwand der Hocherfreute in der Hausthür.

Ich mochte eine starke halbe Stunde gefahren sein, — der Schlitten flog mit dem scharf ausgreifenden Pferde dahin, so daß wir bereits reichlich das Dreifache des Raumes zurückgelegt hatten, — als der vermehrte Luftzug allmählich die Kälte so heftig zur Empfindung gelangen ließ, daß ich ernstlich zu bereuen begann, vorhin doch mit etwas zu wenig Eigennutz verfahren zu sein, denn nur mit großer Mühe noch waren die minder geschützten Hände vor grausiger Kälte im Stande, die Heftigkeit des Pferdes zu zügeln. Da schimmerte in der Ferne das freundliche Gasthaus zwischen den Bäumen durch, und in froher Erwartung des wärmenden Herdfeuers ließ ich dem wiehernden Pferde, welches bereits den befreundeten Stall witterte, die Zügel schießen.

Doch wie — waren das nicht helle, frohe Kinderstimmen, die mit einem Mal mir entgegenschallten? — Nun, das wäre doch arg! — In diesem Augenblick glitt der Schlitten an den letzten Baumgruppen vorüber, und wahrlich, auf dem Vorplatze rollten die beiden Kinder der Wirthin, von denen das eine fünf, das andere sechs Jahre zählt, jubelnd mächtige Ballen, bestimmt, einem Schneemanne Form und Ansehen zu verleihen. Gleichzeitig erschien die Wirthin mit dem Knechte in der Thür.

„Zunächst, bitte, rufen Sie die Kleinen herein!"

Eiligst sprang ich aus dem Schlitten, während der Knecht die Zügel ergriff, und trat zu dem hell in der weiten Küche lodernden Herdfeuer.

„Aber wie nur mögen Sie so grenzenlos unvorsichtig sein," — fuhr ich im ersten Aerger heraus, — „und lassen bei solcher Kälte und vor allem bei diesem heftigen Nordostwinde die armen Dinger im Freien spielen?"

„Nun, Herr Doctor," — fiel fast verletzt die so Zurechtgewiesene ein, — „Sie rathen ja immer selbst, die Kinder im Sommer, wie im Winter, an die Luft gewöhnt zu erhalten, und nun — heißt es mit einem Male so?"

„Ganz recht, liebe Frau," und bereits mußte ich selber über die gegenseitige Gereiztheit lächeln, „nur seien Sie überzeugt, an einen rauhen Nordostwind gewöhnen Sie die Kleinen nie, vielmehr ist jeder Versuch hierzu mit unbedingter Lebensgefahr verbunden. Heftige Kehlkopfsentzündung ist die Folge solchen Wagnisses, ja selbst — die Halsbräune."

Das letzte Wort, mit Recht der größte Schrecken der besorgten Mutter, wirkte electrisch, und ohne weitere Widerrede wurden schleunigst die halberfrorenen Kleinen in das warme Zimmer gebracht, während ich die Wirthin eiligst einen Topf mit Milch an das Herdfeuer setzen sah. Ich war befriedigt.

Längst war der Abend hereingebrochen, als ich auf der Heimfahrt wiederum dem Gasthause mich näherte. Schon aber erblickte ich im hellen Lichte des Mondes die Wirthin in der Thüre stehen, wie sie scheinbar angestrengt den Weg hinausblickte.

„Ah, Herr Doctor — ganz in der Ferne bereits erkannte ich das helle Geklingel Ihres Schellengeläutes — kommen Sie doch eiligst herein; Sie können nicht denken, mit welcher Angst ich Ihnen schon seit lange entgegen harre!"

Nicht viel Gutes ahnend trat ich schnell in das Wohnzimmer.

Munter spielte der ältere Knabe am Boden, das kleine Hannchen aber ruhte schlafend auf dem Schoße ihrer alten Wärterin, das Köpfchen in ihrem Arm versteckt. Sacht näherte ich mich. Heftig beschleunigte Athemzüge drangen an mein Ohr, begleitet von jenem eigenthümlich leisen Pfeifen, das nur zu sicher den Beginn einer Beengung in den Luftwegen verkündet. — Ich erschrak lebhaft. — Vorsichtig griff ich nach dem Pulse, — der volle Schlag war äußerst schnell. Da — doch wohl hatte meine leise Berührung die Kleine gestört — erfolgte eine leichte Bewegung des kranken Kindes und gleich darauf ein paar kurze Hustenstöße, aber von jenem heiseren Tone, unverkennbar für jeden, der nur einmal ihn gehört, bei dem selbst der Arzt, durch manchen Sturm gehärtet, sich in der Voraussicht des Kommenden eines leichten Schauers nicht erwehren kann. Dann fuhr die Kleine noch einige Male hastig mit den Händchen zum Halse, dann verfiel sie aufs neue in den früheren Schlummer. Ich ließ mir nun einen Löffel reichen, die Beschaffenheit des Schlundes zu besichtigen. Nur mit Mühe gelang der Versuch, da die kleine Patientin über die unliebsame Störung äußerst unwillig wurde. Leider ergab die Besichtigung eine entschiedene Röthung und Schwellung der Gaumenbögen und der Mandeln, wenngleich der mit Recht so gefürchtete weiße Beleg auf denselben glücklicherweise noch nicht wahrzunehmen war. Nach allem indessen war kein Zweifel — eine wirkliche Halsbräune, war bei dem armen Hannchen im vollen Anzuge, theils bereits in der Entwickelung, eine Erkrankung — gefährlicher fast, denn alles andere!

*) Vgl. Nr. 21 S. 377.

„Lassen Sie, ich bitte, sogleich ein Pferd satteln, damit die erforderliche Medicin möglichst bald beschafft werde.“

Sofort eilte die besonnene Wirthin, muthig ihre entsetzliche Angst beherrschend, hinaus, um selbst die nöthigen Anordnungen zu treffen.

„Es steht wohl sehr schlimm?“ — flüsterte schmerzlich die alte Wärterin, deren Augapfel das kleine Hannchen war.

„Hoffen wir das Beste!“ erwiderte ich ausweichend, während ich mich zum Schreiben niedersetzte. Ich verordnete ein kräftiges Brechmittel und zugleich einige Blutegel, die dem trefflich genährten Kinde an die Stelle gesetzt werden sollten, wo Hals und Brust sich vereinen. Zugleich bat ich dringendst, wenn im Verlaufe der Nacht erneuerte Beschwerden auftreten würden, das Brechmittel sofort kühn zu wiederholen, bei erheblicher Verschlimmerung indessen mir sofort Nachricht zu senden. Jedenfalls aber, versprach ich, mit dem ersten Morgengrauen zurückzukehren.

Die Mutter begleitete mich bis vor die Thür. In Sinnen verloren stand ich eben im Begriffe, einzusteigen, als ich leise eine zitternde Hand auf meinen Arm sich legen fühlte. „Ihr Schweigen bedeutet nichts Gutes?“ — preßte die Verzagende hervor. Ein überaus peinlicher Moment folgte, während dem ich nach einer Antwort suchte.

„Ueberlegen wir es recht,“ — brachte ich endlich hervor, — „der kräftige Körperbau der Kleinen, die frühzeitige Hilfe, dann das bereits überschrittene fünfte Lebensjahr, für den Nothfall,“ fuhr ich vorbereitend fort, „ein äußerst günstiges Alter zu einer rechtzeitig vorzunehmenden Operation,“ — ein wehklagender Seufzer unterbrach mich, — „ich bitte, verstehen Sie mich recht, liebe Frau, nur für den schlimmsten Fall, — so haben wir alle Ursache, den Muth nicht sinken zu lassen.“

Es mochte gegen vier Uhr morgens sein, als mich ein lautes, schnelles Reden im Vorzimmer aufweckte. Gleich darauf hörte ich den Namen meiner kleinen Patientin vom gestrigen Abende nennen. Nach wenigen Minuten schon trat ich zu dem Boten. Die Nachrichten lauteten äußerst ungünstig. Anfänglich zwar hatte das Brechmittel fast völlige Erleichterung geschaffen, allmählich aber waren die zunächst noch schwachen Anfälle zurückgekehrt, bis dieselben nach zwei Uhr eine immer steigende Heftigkeit angenommen hatten. — Leider der gewöhnliche Gang einer unglücklich verlaufenden Halsbräune!

Ich ergriff meinen Instrumentenapparat, und noch war keine Viertelstunde verflossen, als wir bereits in dem Schlitten der Wirthin, deren junge Pferde der Knecht, welcher, wie alle im Hause, das arme Hannchen sehr lieb hatte, gewaltig ausgreifen ließ, durch die sternenhelle Nacht dahinjagten.

Jetzt hielten wir vor dem Wirthshause an. Niemand empfing uns. Eilig durchschritt ich die Küche, welche nur durch ein verglimmendes Feuer schwach erhellt war. Da — blieb ich plötzlich wie angewurzelt stehen; — laut und vernehmlich drang jenes Unglück verheißende Athmungsgeräusch, fast klingend, wie das Arbeiten einer Holzsäge durch die geschlossene Zimmerthür.

Nach einer Weile drückte ich leise auf den Griff und trat ein. Niemand bemerkte mich für den ersten Augenblick. — Welch eine Jammerscene! Das kleine Hannchen ruhte in eine Decke gehüllt auf dem Schoße der Wärterin, die leise singend und wiegend die äußerst unruhige Kleine einzuschläfern suchte. Davor kniete die Mutter, mit den Armen den leidenden Liebling umschlingend, während ihre Augen mit dem Ausdrucke unendlich schmerzlichen Mitleidens auf ihm ruhten. Eine Weile dann lag das Kind, wie schlummernd. Plötzlich ging eine heftige Bewegung durch den zarten Körper, dann griffen die Händchen krampfhaft um den Hals der Mutter, unwillkürlich einen Halt zu gewinnen suchend für die Muskeln, welche von den Armen an die Brust gehen, um durch deren Mitwirkung eine größere Ausdehnung derselben zu ermöglichen und so den schrecklichen Luftmangel zu besiegen, der sich nun entwickelte, — dann ein paar gar heftige, heisere Hustenstöße — ein ganz übermäßig forcirtes Athmen, und — nach einigen Augenblicken fürchterlicher Noth — ließ der Anfall nach, die Aermchen lösten sich, der Kopf sank matt zurück und wieder begann bei halbgeschlossenen Augen jenes einförmige, schnelle, schreckliche, sägende Athmen, während die Haut ein beinahe kühler Schweiß bedeckte. — Eine fast zur Höhe gelangte Halsbräune mit allen ihren Schrecken!

Nachdem ich mir den Verlauf der Nacht von der Mutter, deren Angst und Jammer wahrlich unbeschreiblich waren, ausführlicher hatte berichten lassen, schritt ich zu einer genauen Untersuchung der Brust. Ein Trost wenigstens, — die kleinen Lungen waren noch von jeder ernstlichen Mitleidenschaft frei; auch waren die Lippen und Wangen des Kindes zwar fieberhaft hochgeröthet, zeigten indessen bisher durchaus nicht jenen verhängnißvollen, eigenthümlich bläulichen Anflug, welcher eine Sättigung des Blutes mit Kohlensäure, die verderbliche Folge des gestörten Athmens, ankündigt. Auch die Schleimhaut des Schlundes bot keine wesentlich verschlimmerten Erscheinungen dar. Nach allem also dürfte die Vorhersage für eine baldigst vorzunehmende Oeffnung der kleinen Luftröhre recht günstig gestellt werden.

Ich beschloß jedoch, da trotz des stürmischen Verlaufes der Krankheit für die nächsten Stunden bei der kräftigen, fünfjährigen Kleinen wohl nichts zu befürchten, vielmehr der vorzeitliche Nachlaß der schlimmsten Erscheinungen mit Sicherheit zu hoffen stand, jedenfalls das volle Licht des Tages abzuwarten und bis dahin ein damals noch nicht gerade sehr gebräuchliches Mittel zu versuchen, nämlich die unausgesetzte Anwendung von Eisumschlägen auf den Hals der kleinen Kranken. Zwar erschrak die arme Mutter anfänglich gar sehr über meinen Vorschlag, — sprachen doch ihre ältesten Familienüberlieferungen bei Erkältungen und gar nun beim Husten nur von warmen Umschlägen und heißem Thee, — indes vertrauensvoll versprach sie die genaue Durchführung meiner Anordnungen bis ich im Laufe des Vormittags zurückkehren werde.

Gegen eilf Uhr morgens langte ich wieder bei dem Gasthause an. Wiederum niemand zu sehen! War das ein böses Zeichen? — In einer wirklich peinlichen Spannung hieß ich meinen Heilgehilfen, den ich zur Operation mit hinausgebracht, ein weniges noch zurückbleiben und trat eilig in das Haus. Wieder blieb ich horchend vor der Zimmerthüre stehen, — kein Laut zu vernehmen! Wie mancherlei war da möglich? — Verkündete die lautlose Stille den Nachlaß der schlimmsten Erscheinungen, den Eintritt der ersehnten Besserung, — oder war bereits jener höchste Grad der Halsbräune eingetreten, wo man die armen Kinder gewissermaßen nur mehr athmen und husten sieht, ohne sie zu hören, da kein Laut mehr den übermäßig geschwollenen Stimmbändern entflieht, oder war vielleicht gar — meiner sicheren Erwartung entgegen — der kurze aber schwere Leidenslauf bereits vollbracht?

Auf das Schlimmste gefaßt trat ich ein.

Doch, Gott sei Dank — nein! — Die Kleine lag ruhig schlummernd im Arm der Mutter, die mit ihrem Liebling leise summend auf und abging, während sie mir mit einer unendlich bittenden Geberde, doch ja den Schlaf ihres Kindes nicht zu stören, die Hand entgegenstreckte. Ich horchte nun genauer, — wohl hob und senkte sich die Brust noch in beschleunigten Athemzügen, doch jener unheimliche heisere Ton war völlig beinahe verschwunden. Flüsternd erzählte mir die Wärterin, wie nach Anwendung der kalten Umschläge bald die Angstanfälle schwächer, seltener geworden und seit einigen Stunden fast gänzlich aufgehört hätten. Ganz leise ergriff ich den Puls. Noch war derselbe zwar sehr beschleunigt, doch um viele Schläge ruhiger, wie in der verflossenen Nacht.

Handelte es sich hier wirklich um einen so schnellen, schönen Erfolg der Kälte, oder war es nur der fast regelmäßig eintretende morgentliche Nachlaß der Krankheit, den ich vor mir sah, — in beiden Fällen aber, würde die Besserung Bestand haben?

Doch — gleichviel, jedenfalls war unter diesen Umständen die vorläufige Unterlassung der Operation dringend geboten. Ich ordnete die strenge Fortsetzung der Eisumschläge an und versprach, auf alle Fälle zur Nacht, dem Zeitpunkte, der mit ziemlicher Gewißheit die Entscheidung bringen mußte, zurückzukehren. Bis dahin aber solle man dem Rathe des in jeder Weise zuverlässigen Heilgehilfen, den ich zurückzulassen versprach, Folge geben.

Durch vielfache Abhaltungen, welche ich zu Hause vorfand, behindert, traf ich erst sehr spät am Abend wieder bei meiner kleinen Patientin ein. Leider fand ich die am Morgen gehegten Hoffnungen nicht bestätigt. Zwar hatte die Erkrankung die Höhe des vergangenen Abends entschieden nicht erreicht; noch traten die ziemlich seltenen Erstickungsanfälle mit mäßiger Gewalt auf, der Husten war nicht so heiser, der Puls nicht so fliegend, das Geräusch des Athmens zwar laut, aber nicht eigentlich sägend, auch zeigte der kleine Schlund nicht den gefürchteten weißen Belag, während die Lungen, ja selbst noch die feineren Verästelungen der Luftröhre in denselben von ernstlicher

Mitleidenschaft frei waren; indes — wie bald — zumal erst nach Mitternacht die eigentliche Verschlimmerung erwartet werden durfte — und der drohende Sturm brach aufs neue mit unaufhaltsamer Gewalt über das arme Kind herein, welches dann — leider nicht mehr die frühere Widerstandskraft demselben entgegenzusetzen hatte.

Lange, lange ging ich mit mir zu Rathe, ob bei der unzweifelhaft eingetretenen Verschlimmerung nicht gerade jetzt der allein richtige, vielleicht nie gleich günstig wiederkehrende Zeitpunkt zur Oeffnung der Luftröhre gekommen sei, ob nicht vielleicht schon in wenigen Stunden die Vorhersage für die Operation eine weit trübere, dann aber anderseits, ob nicht — kurz, es war eben eine jener schwierigen Lagen, wo beim sorglichsten Abwägen aller Umstände fast nicht zu einem Resultate zu gelangen ist; — gewiß die peinlichste Situation eines Arztes, dessen richtiges oder unrichtiges Ermessen in solch' schwerwiegenden Augenblicken so häufig über eines Menschen Leben oder Sterben entscheidet.

Gestörter Stallfrieden.
Originalzeichnung von F. Lossow.

Digitized by Google

Endlich beschloß ich, zu warten.

Da indessen ein Verweilen für die Nacht eine Unmöglichkeit für mich war, nahm ich den Heilgehilfen, einen ruhigen und sehr besonnenen Mann bei Seite und schärfte ihm auf das strengste ein, bei nur irgend wesentlicher Aenderung, welche zumal nach Mitternacht dringendst zu befürchten sei, sofort das Gefährt der Wirthin — die Pferde sollten bis dahin geschirrt bleiben — zu mir zu senden; in spätestens einer Stunde würde ich dann bei der kleinen Kranken nach eingetretener Verschlimmerung eintreffen können. Sollte ich indessen keine Nachricht erhalten, so wolle ich in erster Morgenfrühe zurückkehren. — Die arme Mutter, die am Morgen sich bereits so sicherer Hoffnung hingegeben, war durch die wieder eingetretene Verschlimmerung nunmehr so völlig muthlos geworden, daß sie kaum mehr auf meine Worte zu hören schien und leider — die Nacht fing so trübe an — mir fehlte selber der Muth, Trost zu sprechen. — Die Eisumschläge empfahl ich auf das pünktlichste fortzusetzen.

Beim ersten Morgengrauen erwachte ich, und — kein Bote dagewesen? — war der nächste Gedanke, der mir durch den Kopf fuhr. — Hastig schellte ich. — „Keine Nachricht von K....?" — Niemand war dagewesen. — „Der Bursche soll sogleich anspannen!" — Ich wüßte nicht, wann ich wieder mit solcher Ungeduld das Schellengeläute meines Pferdes zu vernehmen gehorcht hätte. — Endlich war alles zur Abreise bereit. — „Nach K...., nicht zu langsam!" — Da ich mich ganz auf meinen Gehilfen glaubte verlassen zu dürfen, war ich zwar voll Vertrauen, indes meine Spannung war eine so außergewöhnliche, daß ich mich wirklich selber nicht begriff, wollte ich mir nicht gestehen, daß sich mir doch beständig starke Zweifel aufdrängten, ob wohl mein gestriger Entschluß, die Operation noch zu verschieben, der richtige gewesen sei.

Endlich — die Fahrt war mir trotz der Windeseile gewaltig lang geworden — sah ich den Giebel des Gasthauses durch die Bäume schimmern. Der Heildiener empfing mich am Schlitten. Wie gewöhnlich war dem stillen Manne nichts anzusehen. „Nun, nun, wie steht's?" — fuhr ich ungeduldig heraus. — „Ich denke mir, gut — besser wohl, wie die da drinnen glauben." — „Und die Anfälle?" — „Haben bereits vor Mitternacht nachgelassen und nachdem ganz aufgehört."

Das lautete ja außerordentlich günstig!

Eilig trat ich in das Krankenzimmer. Die Mutter saß neben der Wiege, mit Thränen gefüllten Augen auf das Kind blickend. „Wie geht's?" flüsterte ich näher tretend. — „Ach, Herr Doctor," erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer, ohne aufzublicken mit dem Kopfe schüttelnd — „sehen Sie doch nur selbst, das arme Hannchen schlägt kein Auge mehr auf!"

Das war mir nun höchst gleichgültig, denn die Ermüdung der kleinen Kranken mußte ja nach den Stürmen der letzten Tage nothwendig eine ganz außerordentliche sein! Ich horchte — ein ruhiger Athemstrom drang mir aus der Wiege entgegen.

„Sind noch häufigere Hustenanfälle dagewesen?"

„Anfänglich hat die Kleine noch reichliche, zähe Massen ausgeworfen," — Aha, vortrefflich! dachte ich — „dann aber ist der Husten immer seltener geworden. — Ach Gott! Das arme Hannchen ist ja bereits viel zu schwach zum Husten!"

Ich ergriff das Händchen, — warm und feucht fühlte sich dasselbe an, — der Puls war kaum beschleunigt. Ich drückte einige Male sacht auf den kleinen Kehlkopf — einige leise feuchte Hustenstöße, — und ruhig schlummerte das Kind weiter. Aber das war nicht jene Lethargie, welche häufig genug bei den an der Bräune erkrankten Kindern, eine scheinbare Beruhigung nur, die baldige Auflösung verkündigt, — nein! — das waren die Zeichen der fast völlig beseitigten Gefahr, — da war ein Rückfall kaum mehr zu fürchten!"

„Nun, liebe Frau," — gab ich unwillkürlich meinen Gedanken freudig Worte, indem ich an die jetzt bald genug aufs neue erwachende Ungeduld des sich wieder fühlenden Kindes dachte, — „wir werden für die nächsten Tage noch recht viel Sorge mit unserer kleinen Patientin bekommen!"

„Ach, Herr Doctor für die nächsten Tage," — fragte die ganz muthlose Mutter, meine Worte völlig mißverstehend. — „Glauben Sie, daß der Körper des zarten Hannchen so lange noch der Krankheit widerstehen kann?"

Schnell, wohl zu schnell mich verbessernd, fiel ich ihr ins Wort: „Wo denken Sie hin, meine liebe Frau, — nicht meinte ich, die Krankheit werde uns zu thun machen, sondern der nun baldigst wieder erwachende Uebermuth!"

Anfänglich erschrak ich selbst über die Wirkung meiner Worte; der Uebergang von der trostlosesten Verzweiflung zum höchsten Glück war aber auch gar zu grell gewesen.

„Wie — haben Sie denn noch Hoffnung?" — stöhnte die Aermste hervor, während sich auf ihrem Gesichte ein unbeschreiblicher Sturm der Gefühle malte.

„Ja — das heißt" — nahm ich nunmehr möglichst langsam das Wort — „man könnte fast sagen — die Hauptgefahr — wäre jetzt wohl hoffentlich — so ziemlich — — beseitigt."

Hier halte ich es für das Gerathenste, die Feder niederzulegen, denn der namenlose Jubel, in welchem sich nun das so plötzlich aus seiner tiefsten Qual erlöste Mutterherz Luft machte, ja — der läßt sich eben nicht beschreiben, und selbst völlig ihn nachzuempfinden möchte nur eine Mutter im Stande sein, die bereits am Bettchen eines ihrer kleinen Lieblinge? — und welche von ihnen hätte das nicht schon — dem Wiedererwachen aus schwerer Lebensgefahr mit seligem Auge entgegenschaute. Nur noch will ich erwähnen, daß die nächsten Tage bereits meine sicheren Erwartungen völlig bestätigten; niemals aber durfte ich später wieder an dem Gasthause vorüber, ohne daß die Wirthin, wurde ich von ihr bemerkt, das nun tüchtig heranwachsende Hannchen zur Begrüßung herbeirief, indem sie mir dieselbe mit den stehenden Worten zuzuführen pflegte: „Ja, ja, erinnern Sie sich noch, Herr Doctor?" — Das Mutterherz vergißt eben nie.

Am Familientische.

Murner und Pitt.

(Zu dem Bilde auf S. 621.)

Meine Leser erinnern sich des Bildes in No. 1 dieses Jahrganges, der „Consultation beim Advokaten" von W. Sohn. Alle Welt hat sich mit der Deutung dieses Gemäldes den Kopf zerbrochen. Die verschiedensten Commentare sind versucht worden, und keiner wollte so recht zutreffen. Der einzige Mensch, der Aufschluß zu geben vermochte, der Künstler selbst freute sich des Kopfzerbrechens und ließ die Kunstenthusiasten gewähren. Je mehr sie hineinlegen, so dachte er, je mehr sie herauslesen, desto mehr muß darin sein, ein desto besseres Zeichen für mein Werk. Nun vielleicht hat der Commentator im Daheim nicht soweit neben dem Ziele vorbeigeschossen, doch wer weiß, ob nicht der Maler wie Hegel auch sagen wird: „Nur einer, der mich verstanden, und der hat mich falsch verstanden."

In derselben kritischen Lage finde ich mich Lossows Bilde gegenüber. Ungern nur möchte ich mich mit dem zweifelhaften Hegelianischen Lobe abfinden lassen, und unlieb würde mir es sein, in meiner Weisheit das Motiv des Künstlers zu verfehlen und somit dessen beabsichtigten Eindruck zu schmälern.

Schon der erste Versuch, der nächstgelegene, die Absicht des Malers zu errathen, er mislingt.

Hat sich Miez vor dem sie verfolgenden Hunde auf den Rücken des Pferdes geflüchtet? Gewiß nicht!

Es ist der Natur der Katze zuwider, so frech spottend dem erbosten Hausgenossen gegenüber sich mit der Toilette zu beschäftigen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, selbst dann nicht würde sie es wagen, wenn sie sich noch sicherer wüßte, als es ihr auf dem Pferde dünken mag.

Mancher meiner Leser wird vielleicht auf diese Deutung auch verfallen, und doch kann ich sie nicht zu der meinigen machen, selbst auf die Gefahr hin, mit diesem einen Einwurf den ganzen Gedankengang des Künstlers zu kreuzen. Thu' ich ihm unrecht, so geschieht ihm recht dafür, daß er mir gegenüber so geheimnißvoll gethan, und wohl oder übel würde ich mich über meinen verfehlten Versuch, den Commentator zu spielen, trösten müssen!

Nun geht es an ein Zergliedern. Ein Pferdestall also mit seinen Insassen. Wer der Herr des Hauses, das ist unzweifelhaft; auch der Hund ist in dem Stalle heimatberechtigt; er ist der treue Gefährte des Gauls in und außer dem Hause, ihm Schritt für Schritt folgend und wenn nicht auf platter Erde, wenigstens auf dem Kutscherbocke.

Der Pinscher knurrt und kläfft, sein Freund scheint ihm zuzureden, die Katze leckt und putzt sich, und ziemlich gleichviel dünkt es ihr, ob sie auf dem Rücken des Gauls oder auf einem Balken ihre Morgentoilette abthut. Dem Hunde ist es aber durchaus nicht gleichgültig. Welche Gedanken mögen wohl die Pinscherseele bewegen? Ist es wirklich blos das Gelüst, sich mit dem angeborenen Widersacher zu messen, oder gilt es ihm nur, von dem Hausrecht Gebrauch zu machen, oder glaubt er seinen Schutzbefohlenen benachtheiligt?

Alle diese Möglichkeiten stiegen in mir auf, sie alle nach einander wurden erwogen und schließlich wieder verworfen. Ich weiß mir keinen Rath.

Unschlüssig und unmuthig, daß ich einen Tag um den andern vergebens auf glückliche Stimmung, vergebens auf den zündenden Gedanken gewartet, schaue ich zum Fenster hinaus. Mechanisch schweift mein Auge über das Wagen- und Menschengewühl unter mir.

Da auf einmal rüttelt mich ein Hundegekläff aus meinem Dichten und Trachten auf. Und wirklich, da sehe ich meinen eigenen Affenpinscher auf dem vorüberfahrenden Karrengaul, wie er eifert nach rechts und links allen Passanten zu, die seinem Schützling zu nahe kommen könnten. Jetzt wurde mir klar, was den Hund auf unserm Bilde bewegt. Er fühlt sich in seinem guten Rechte gekränkt; da wo Murner sitzt, hat nur Pit das Anrecht.

Ein einziges Wörtchen, in unsern Tagen so oft genannt, verkannt und verwünscht, mag als Devise des Bildes und zugleich als Commentar dienen — „Depossedirt!. — Und ich habe nichts weiter hinzuzufügen.

Fr. Schlegel.

Das Licht im Freien.

Nichts hat im Laufe der Jahrhunderte geringere Fortschritte gemacht, als die Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Plätze. Hunderttausende von Raubanfällen, Diebstählen, Ein- und Beinbrüchen waren die Folge der fehlenden oder mangelhaften Straßenbeleuchtung. Volkswirthschaft und Statistik erzählen von den verschiedensten Todesarten, nur haben sie keine Rubrik für jene Unglücklichen, die in stockfinsterer Nacht auf unbeleuchteten, schlecht oder gar nicht gepflasterten Straßen ihres Lebens verlustig gingen, oder es wenigstens unheilbar zerrütteten.

Wenn auch die Alten bereits eine Beleuchtung der Straßen und freien Plätze kannten, so ging doch diese gemeinnützige Erfindung leider wieder verloren, denn vor dem 16. Jahrhundert gab es weder auf deutschem, noch auf französischem und englischem Boden einen Straßenlaternenpfahl. Die älteste deutsche Straßenbeleuchtung war eine wandelnde oder ambulante. Zwar gab es keine obrigkeitlichen Fackelträger, die nach Einbruch der Nacht mit der Pechfackel durch die Straßen zogen, um einem Spätling heimzuleuchten, — solches verbot selbstverständlich der Stadtsäckel, oder noch mehr die enge Gasse mit ihren hölzernen, feuergefährlichen Häusern und mangelhaften Löschwerkzeugen — aber es zeigte sich doch hin und wieder in den stockfinstern einsamen Gassen ein wandelndes Licht dünn und matt wie der Schimmer des phosphorescirenden Kalkspaths, oder wie die Lichtentwicklung eines Seidenpapierbogens, den man während des Leuchtens von der heißen Ofenplatte entfernt. Das Licht rührte von der Laterne des Leibeigenen her, der dem Gebieter voranleuchtete. In der Laterne war aber weder ein Docht, noch ein Talglicht, sondern der ganze Leuchtapparat bestand in einem durchlöcherten Blechkasten, in dessen Mitte ein Kienspahn loderte. Der nächtlich Heimwandelnde mußte also in dem Grade seine Schritte verdoppeln, als die ephemere Fackel auf die Neige ging. Nach der Erfindung der primitivsten Lampe oder Kerze, bei der namentlich eine starke Rauch- und Rußentwicklung zur Erscheinung kam, stellte aber die alte deutsche Hausfrau dem spät heimkehrenden Gatten ein Licht als Signallaterne an das Fenster und dies war der erste Fortschritt in der künstlichen Erzeugung von Straßenlicht bei mangelndem Sonnen- und Mondlichte. Wenn auch noch hin und wieder in der Neuzeit eine an das Fenster gestellte Lampe an den alten Brauch erinnert, so sind doch im allgemeinen die Hausfrauen nicht mehr so zuvorkommend wie in alten Zeiten, sondern sie empfangen den späten wandermüden Gatten auch bei der mangelhaftesten Straßenbeleuchtung und dem holprigsten Pflaster viel lieber mit einer Gardinenpredigt, als mit einem Licht.

Als sich die Obrigkeit zuerst mit der Beleuchtung der Straßen befaßte, wurde sie durch die gefährdete öffentliche Sicherheit dazu bewogen. Während in Paris Anno 1524, 1526, 1553 von 9 Uhr abends Lichter an den Fenstern brennen mußten, wurde etwa um das Jahr 1650 die erste dauernde Straßenbeleuchtung in den volkreicheren deutschen Städten eingeführt. Einen Straßenlaternenpfahl gab es aber auch dann noch nicht, sondern die Bürger hatten die Verpflichtung, an stockfinsteren, mond- und sternenlosen Abenden von 40 zu 40 Schritten rechts und links von der Straße ein Talglicht an das Fenster zu stellen, und auch dafür zu sorgen, daß die Schnuppe nicht zu lang wurde. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß bei dieser mangelhaften Beleuchtung, die zwar einen gewissen Grad von Helligkeit besaß, aber doch nicht viel über Glühwurm- und Irrlichtglanz hinausging — die damaligen zu verbrennenden Stoffe waren zu arm an Kohlen- oder Wasserstoff und die Verbindung des Sauerstoffs mit einem der beiden Stoffe war nur von einer spärlichen Lichterscheinung begleitet — die Straßen bei Nacht noch unsicherer wurden. Der erste Straßenlaternenpfahl wurde 1558 in Paris errichtet, dann folgte London 1668, Amsterdam 1669, Berlin 1679, Wien 1687 diesem Beispiele. Ueber zwei Jahrhunderte schleppte sich so eine über alle Maßen mangelhafte Straßenbeleuchtung hin. Bald vergaß man, Oel auf die Straßenlampe zu gießen, bald wurde bei Mondschein im Kalender trotz pechschwarzer Nächte die Beleuchtung eingestellt, bald wurde ein morscher oder windgebrochener Laternenpfahl erst dann wieder aufgerichtet, wenn die Adjacenten sich mit einer langen Bittschrift an den Magistrat wendeten. Und doch erlitten gerade die Adjacenten kaum einen Verlust durch den eingefallenen Straßenpharus, sondern diejenigen, die weit davon wohnten, und bei einer Spätwanderung an der unbekannten Klippe scheitern konnten. Unser Jahrhundert, sage das 19. Jahrhundert, mußte herankommen, ehe die Erfindung gemacht wurde, die Straßenlaternen mit Reverberen zu versehen und sie an Stricken, oder Ketten in die Mitte über die Straße zu spannen. Noch jetzt findet man in Städtchen mit schiefwinkligen hügeligen Straßen, in der Regel in der Nähe einer Burgruine oder eines in Trümmer gefallenen Raubschlosses die Kettenstraßenlaterne. Wenn es dunkel wird, oder richtiger, wenn es dunkel geworden, hört man den kreischenden schrillen Ton der eingerosteten Winde, welche die Laterne herunterläßt. Die Straßenpassage ist für Fuhrwerk dann so lange gehemmt, bis der Lampenwärter das dicke Oel in die Laterne gegossen, den zur schnellen Verkohlung geneigten Docht beschnitten, ihn angezündet, bis auf eine gewisse Höhe gedreht, die Laterne zugeklappt, und unter abermaliger Musik der Winde sie wieder hinaufgeleiert. Das Putzen eines solchen Kettenstraßenleuchtthurms geschieht in der Regel am Tage, und dann ist die Straße wieder für Fuhrwerk gesperrt. Mit der Einführung der Gasbeleuchtung in Hannover (1826) machte die deutsche Straßenbeleuchtung dann einen so bedeutenden Sprung, daß man an das alte Reich der Straßenfinsterniß gar nicht mehr glaubt. Berlin folgte 1828, Wien 1840 dem Beispiele Hannovers, während London bereits 1811 einige gaserleuchtete Straßen hatte. Per aspera ad astra! d. h. in freier Uebersetzung: Wohl uns, daß wir auf den Straßen im Laufe eines Jahrtausends endlich durch Finsterniß zum Licht durchgedrungen!

F. B.

Ein Feldzug gegen den blauen Montag.

Wohl keine Einrichtung ist in ihren Folgen verderblicher gewesen, als die Einführung des blauen Montags in das Arbeiterleben. Er wurde bekanntlich als Schadloshaltung für Handwerker eingeführt, welche den Sonntag Vormittag zu arbeiten hatten. Fabrikanten und Meister sahen nur zu bald, daß sie die Geister, die sie selbst heraufbeschworen, nun nicht wieder los werden konnten. Die Gesellen betheiligten sich immer zahlreicher an der Feier des blauen Montag, mochten sie am Sonntag Vormittag gearbeitet haben, oder nicht. Der Wochenlohn, welcher am Sonntag noch nicht darauf gegangen, ging am Montag ganz gewiß auf die Neige. Welches wüste, wilde Leben in den Wirthshäusern, namentlich der Fabrikstädte, am Montag herrschte, und theilweise noch immer herrscht, ist dem Eingeweihten kein Geheimniß. Wegen der überhandnehmenden Schlägereien und Raufereien, in denen es blaue Flecken setzte, und nicht etwa wegen des blauen Himmels, oder der am arbeitsfreien Fastnachtsmontage mit blauem Tuche ausgeschlagenen Kirchen, hieß ja der gefeierte Montag bald allgemein der blaue. Selbst tüchtige, brave, fleißige Arbeiter wurden allmählich mit in den wilden Strudel der Montagsfeier gerissen, und konnten sich nur schwer wieder daraus befreien. Die nachlässigeren, leichtsinnigeren Arbeiter hatten bald mit dem blauen Montag noch nicht genug, sie mußten auch noch den Dienstag Vormittag blau oder gelb machen. Mit leerer Börse, mürrisch, träge, marode von den Nachtwachen und Orgien stellten sie sich dann wieder bei der Arbeit ein, und es ist leicht zu begreifen, wie sie unter solchen Verhältnissen von Statten ging. Die Fabrikherren und Meister haben allerdings im Laufe der Jahre wenn auch nur geringe Anstrengungen gemacht, um den blauen Montag, der nicht selten der ganze Wochenverderber war, wieder todt zu machen und der Vergessenheit zu überliefern. Sie kürzten den Arbeitern den Lohn, resp. zogen den gefeierten Montag von dem Wochenlohn ab, sie untersagten die Sonntagsarbeit und geboten ein pünktliches Beginnen der Arbeit am Montag, sie kündigten sogar den Dienst, falls man fernerhin noch den blauen Montag feiere, aber es half alles nichts. Die Feier des blauen Montags hatte einen zu starken Kitzel, und nur wenige konnten ihm widerstehen. Unbegreiflicher Weise fiel es keinem Meister und Fabrikanten ein, denjenigen Arbeitern, die den blauen Montag nicht mitmachten, ein kleines Mehr des Wochenlohns zu zahlen, sie würden dadurch unbedingt bald den größeren besseren Theil der Arbeiter zur alten Arbeitszeit zurückgeführt und sogar den Rest der Arbeiter, der sich bald vereinsamt, ohne Gesellschaft, fühlen mußte, ebenfalls in das alte Geleise zurückgeleitet haben. Diese Lohnerhöhung bei Wegfall der Montagsfeier mußte unbedingt einen wohlthätigen Einfluß auf die Arbeit und den Arbeiter ausüben und reichliche Zinsen tragen. So aber wurde der blaue Montag nachweisbar die Ursache des Verkommens, Verkümmerns so manches anfangs tüchtigen, untadelhaften Arbeiters und seiner Familie, und die Arbeitseinstellungen der jüngsten Tage dürften theilweise mehr, als man wohl glaubt, in der ausgearteten Montagsfeier ihre Wurzel haben. Erst in der letzten Zeit ist es einer bedeutenden Firma nach langem Hin- und Hersinnen gelungen, einen wirksamen Feldzug gegen den blauen Montag zu eröffnen. Sie hat endlich den Sonnabend als Zahltag aufgehoben und den herabgewürdigten, seiner Ehre entkleideten Montag dazu gemacht. Wer sich am Montag, also zum neuen Zahltage, nicht bei der Arbeit einfindet, hat auf die Zahlung des Lohns eine ganze Woche zu warten. Diese Einrichtung bewies sich als durchgreifend, durchschlagend, und hatte auf den ganzen Haushalt des Arbeiters einen wohlthätigen Einfluß. Jetzt wird das Geld in der Hand des Arbeiters warm und gewinnt an Werth. Jetzt muß er haushalten und er thut es gern, denn im anderen Falle steht er am Sonntag mit leeren Händen da. Möge diese Einrichtung der ungenannten Firma die weiteste Verbreitung finden, und dem blauen Montag allseitig der Krieg erklärt werden.

F. B.

Die Chinesen in Australien.

Die Chinesen, welche nach Australien, und zwar hauptsächlich nach der Colonie Victoria auswandern, gehören fast sämmtlich der Provinz Canton an. Die meisten derselben sind Ackerbauer aus der großen Landschaft südlich von der Stadt Canton und westlich von Hong-Kong und Macao; doch befindet sich auch eine nicht unbedeutende Minderzahl von Handwerkern und Kaufleuten unter ihnen. Außerdem gibt es in Australien noch sogenannte Amoy-Chinesen, welche aus der angrenzenden Provinz Hokkeen oder Fuh-kien stammen und ihren Namen von der durch ihren wichtigen Handelshafen wohlbekannten gleichnamigen Insel führen.

Gleich bei ihrer Ankunft haben sich, mit Ausnahme der Amoys, die verschiedenen Clans oder Sippschaften der Chinesen, zum gegenseitigen Schutze und Beistande, in Verbindungen zusammengethan, wie das überhaupt die unwandelbare Praxis der Chinesen ist, wo immer sie sich in größerer Anzahl niederlassen. Jede Sippschaft hat ihre sehr bestimmten Regeln, beobachtet strenge Exclusivität, nach Art der Kasten in Indien, und amalgamirt sich nie mit einer andern.

Im Jahre 1859 betrug ihre Gesammtzahl in der Colonie Victoria 45,000 Seelen, von da an aber hat dieselbe beständig abgenommen. Zu

Anfang 1868 zählten sie auf den verschiedenen Goldfeldern nur noch 18,092, und wenn man dazu diejenigen rechnet, welche anderen Beschäftigungen obliegen, so beläuft sich die Gesammtzahl gegenwärtig nicht höher, als auf 20,000.

Seitdem das goldene Zeitalter der Diggings so ziemlich vorüber ist, haben nicht wenige Chinesen dieselben verlassen und erwerben sich ihren Unterhalt theils als Händler, theils als Professionisten (Schneider, Schuhmacher, besonders Tischler und Gärtner), theils als Arbeiter (Schnitter, Schafscheerer u. s. w.). Die Zahl derer, welche dienen, ist nicht erheblich, da ihnen das Dienstverhältniß nicht zusagt.

Man muß den Chinesen rühmend nachsagen, daß sie fleißig sind — schon von ihrer Jugend an werden sie dazu angehalten — und bei all ihren Arbeiten große Geduld und Ausdauer zeigen. Den Gesetzen gehorchen sie willig, und zur Rebellion nehmen sie nur in letzter Instanz ihre Zuflucht, wenn grausame Unterdrückung und Tyrannei sie bewältigen will. Im allgemeinen sind sie haushälterisch und wissen sich nach der Decke ihrer Mittel zu strecken. Ihr Vaterland lieben sie über alles, und dasselbe gilt ihnen als der Inbegriff des Höchsten. Die Sehnsucht und die Hoffnung, dahin zurückzukehren und darin zu sterben, beseelt alle auf das lebendigste, und sie lassen es sich, so zu sagen, Tag und Nacht sauer werden, um die Reisekosten der Rückkehr zu ersparen.

Ich wohnte eines Tages in Melbourne einer öffentlichen Gerichtssitzung bei, in der u. a. auch ein Chinese eines Verbrechens — ich glaube, es handelte sich um Diebstahl — angeklagt war. Einer seiner Landsleute sollte zeugen, und als der Richter ihn fragte: „Welche Strafe glaubst Du, wird Dich treffen, wenn Du hier die Unwahrheit aussagst?" antwortete er, ohne sich lange zu besinnen: „Dann werde ich nie wieder nach China zurückkommen, sondern auf dem Meeresboden liegen bleiben." Damit wollte er eben das denkbar höchste Maß der Strafe, welches ihn treffen könnte, bezeichnen.

Die in der Heimat zurückgelassenen Ihrigen leben in ihrer innigsten Liebe fort, und an Unterstützungen, welche in ungemünztem Golde bestehen und zuverlässigen Bekannten, welche heimkehren, anvertraut werden, lassen sie es nicht fehlen. Können sie irgendwie die Mittel dazu aufbringen, so schicken sie die Knochen ihrer in der Fremde verstorbenen Verwandten und Freunde in kleinen hölzernen Kisten oder auch in Säcken nach China zurück, um im theuren Vaterlande begraben zu werden. Schiffscapitäne machen mit dieser Fracht, für die sie immer sehr hohe Sätze stellen, vortreffliche Geschäfte.

Die Chinesen, welche bisher nach Australien auswanderten, gehörten, fast ohne Ausnahme, nur dem männlichen Geschlechte an, und es befinden sich gegenwärtig überhaupt erst zwölf Chinesinnen in der Colonie Victoria, von denen noch einige unverheirathet sind und dienen. Die Zahl derer, welche europäische Frauen (gewöhnlich Irländerinnen; ich weiß nur von einer Deutschen) haben beläuft sich auf sechzig, und diese sind meist entschlossen, in Australien zu bleiben. Die aus diesen Ehen entsprossenen Kinder, welche 160 zählen mögen, schicken sie, sofern die Mittel dazu vorhanden sind, gerne in die öffentlichen Schulen; und bei reichen Chinesen kommt es selbst vor, daß sie wenigstens ihre Söhne nach China senden, um dort erzogen zu werden.

Nachdem schon früher einmal ein Mr. Bell eine Zeitung in chinesischer Sprache, der er vollkommen mächtig war, an den Ballarat Diggings herausgegeben, welche aber später wieder einging, ist im November v. J. in Melbourne ein neuer Versuch in dieser Richtung von einem Mr. E. Whitehead unternommen worden. Das Blatt führt den Namen Fi-pao, d. i. fliegendes Intelligenzblatt, und hat ein ganz stattliches Aussehen.

So weit die Lichtpuncte. Es fehlt aber auch nicht an Schattenseiten. Es herrscht augenblicklich viel Armuth unter den Chinesen in Victoria, aber diese Noth kommt nicht von Mangel an Arbeit und Verdienst, sondern fällt einzig und allein ihrer immer mehr zur Unwiderstehlichkeit werdenden Neigung zum Opiumrauchen und Hazardspielen zur Last. An den Diggings existiren, nach zuverlässigen Angaben, gegenwärtig mehr als 90 Opiumbuden, — wahre Höhlen der Infamie und Immoralität — und 50 Spielhäuser. Die officiellen chinesischen Dollmetscher, welche immer sehr genau unterrichtet sind, versichern, daß an den verschiedenen Goldfeldern die Zahl der Opiumraucher von 50 bis 90 Procent betrage und daß davon wieder der dritte Theil entschieden passionirte Raucher begreife. Ein wohlhabender Chinese, sagen sie, verbrauche die Woche an Opium ungefähr 2 Pfund Sterling, d. i. 13⅓ Thaler; ein in mittleren Verhältnissen lebender von 7 Shilling bis ein Pfund Sterling oder 2⅓ bis 6⅔ Thaler; und die ärmere Classe von 2½ bis 3 Shilling, d. i. 25 bis 30 Silbergroschen.

Die Zahl derer, welche dem Spiele mit Leidenschaft ergeben sind, soll gegenwärtig fast ⅘ der ganzen Einwanderung umfassen. Wenn dieser lasterhafte Zug unterdrückt werden könnte, so würden die Chinesen wieder die früheren fleißigen Arbeiter sein und reichlich Beschäftigung finden, während jetzt ihr ganzer Sinn nur aufs Spiel gerichtet ist. Obgleich auch in Australien Hazard gesetzlich verboten, so stehen doch in diesen Colonien mit ultraradicalen Verfassungen die Gesetze mehr auf dem Papier, als daß sie das Leben beherrschen.

Für ein kräftiges, energisches Regiment, das strenge Ordnung hält und gesunden Fortschritt schafft, schien in Australien bis jetzt selbst der Ausdruck zu fehlen, und interessant ist die Wahrnehmung, daß auch hier Bismarck hat aushelfen müssen. Die australische Presse hat die Lücke — und wie mir scheint, sehr treffend — dadurch ausgefüllt, daß sie dafür das neugeformte Wort „Bismarckism" eingeführt hat.

Und erfreulich ist es in der That, daß die Colonie Victoria jetzt endlich einmal in ihrem gegenwärtigen Justizminister, Mr. G. P. Smith, einen Mann gewonnen hat, der kernigen Bismarckism besitzt und mit gewaltiger Energie und Wucht namentlich auch gegen die Spielhöllen zu Felde zieht und wacker aufräumt. Durch diesen verdienstvollen Mann mag denn auch den Chinesen in Australien geholfen werden.

Ein alter Colonist Australiens.

Eine Sonne im Nähkästchen.

Man denke sich die Verlegenheit einer Frau, wenn sie abends ihre Stickerei entrollt, weiter arbeiten will und vergessen hat, am Tage die Farben zu sortiren. Da hilft keine noch so hell brennende Stearinkerze, kein Gaslicht, kein noch so scharf prüfendes Auge aus der Noth. Das Grün erscheint blau, das Braun schwarz, das Roth erhält einen anderen Ton u. s. w. Nur das Sonnenlicht, oder ein ähnlich chemisch-wirksamer Strahl vermag die Farben wieder genau zu bestimmen und zu classificiren. Nun, die Chemie hat dafür gesorgt, daß die Frau eine künstliche Sonne in ihrem Nähkästchen nachtragen und somit auch am Abend die Farben prüfen kann. Diese Sonne ist ein Stückchen oder ein Röllchen Magnesiumdraht, der entzündet mit außerordentlicher Lichtentwickelung brennt. Die Leuchtkraft der Sonne ist zwar noch immer 524 Mal so groß, wie die des Magnesiumlichts, aber an chemisch wirksamem Strahl kommt das Magnesium ihr fast gleich. Der Magnesiumfaden ist zwar ziemlich theuer, aber er leuchtet, an einer Lichtflamme entzündet, so stark wie 74 Stearinkerzen, braucht nur wenige Sekunden zu brennen und läßt die Farben in ihrer wirklichen Schattirung erscheinen, so daß das Sortiren der Farben nun schnell vor sich gehen kann.

Briefkasten.

Dr. G. H. in Berlin. Das Auftreten des Herrn Dr. Riegel, der seine Arbeit: „Ein deutscher Baumeister" sofort nach dem Abdruck im Daheim (Nr. 33) noch einmal unter dem Titel: „Schinkel" mit einer * Bemerkung in der Europa erscheinen ließ, würde Ihnen weniger unbegreiflich vorgekommen sein, wenn Sie die eigentlichen Motive seiner Handlungsweise hätten durchschauen können.

Der betreffende Artikel, der uns von Herrn Dr. Riegel mit dem schriftlichen Bemerken: „es wäre mir lieb, wenn es sich machen ließe, meinen Schinkelvortrag ins Daheim zu bringen," aber ohne irgend welche Bedingung des unabgekürzten und unveränderten Abdrucks angeboten wurde, war in so hohem Grade redactionsbedürftig, daß wir ihn ungefähr auf die Hälfte hätten kürzen müssen, um ihn von allen Breiten, Wiederholungen, überschwenglichen Redensarten, Apotheosen 2c. (welche die Kritik dem Autor schon lange vorgeworfen) zu befreien; ja, seine Aufnahme wäre ohne die milde Redaction, welche wir in Wirklichkeit ausgeübt, ganz unmöglich gewesen. Nur aus persönlicher Rücksicht für Herrn Dr. Riegel haben wir so die Aufnahme ermöglicht und den Artikel nicht zurückgewiesen.

Dies unsere unbefangene Kritik jenes Artikels, den der Verfasser selbst maßlos überschätzt, indem er ihm das nicht üble Prädikat einer „organisch gerundeten und künstlerisch durchgeführten" Form beilegt. Nur in dieser Ueberschätzung vermögen wir die Motive zu finden, die den Verfasser zu seinen verschiedenen Angriffen und zur wiederholten Veröffentlichung jenes langen und immerhin ephemeren Artikels bewogen haben.

Möge die Nachwelt es dermaleinst Herrn Dr. Riegel Dank wissen, daß er dafür gesorgt hat, seinen Artikel auch in „naturgetreuer" Fassung den kommenden Geschlechtern zu erhalten, seine Zeitgenossen möchten dies Verdienst vielleicht nicht hinreichend zu würdigen verstehen.

Herr Dr. Riegel hat sich in jener * Bemerkung der Europa von der Autorschaft des Daheimartikels „losgesagt", von dem Honorar, welches er für eben diese Autorschaft empfing, hat er sich aber keineswegs losgesagt.

Inhalt: Die Kriegsklasse. (Schluß.) Charakterbild von G. Jahn. — Aus der guten alten Zeit. Von J. Ludwig. — Zu dem Bilde von H. Sondermann. — Aus vielen Meeren. XI. Der weiße Teufel. (Schluß.) — Der Reichstag bei Speise und Trank. Humoreske von einem Reichstagsmitglieder. — Mittheilungen aus der ärztlichen Praxis. Von Dr. Th. Riesenstahl. VI. Der Nordostwind. — Am Familientische: Murner und Pitt. Von Fr. Schlegel. Zu dem Bilde von Fr. Lossow.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt ein neues Quartal. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung eintritt.

Die Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Juli 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 40.

Die Gefangenen.

Eine Geschichte von der Adria.

Während meiner Streifereien auf den dalmatischen Inseln wurde ich durch einen gewöhnlichen Zufall in eine ungewöhnliche Begebenheit verwickelt. Sie hat sich mit allen Einzelnheiten so in meinem Gedächtnisse befestigt, daß ich es wohl unternehmen darf, sie zu erzählen, obwohl seit jener Zeit mehr als ein Frühling und Herbst über die Berge gegangen ist. In diesem Vorsatze hat mich die Unbekanntschaft mit dem Leben in jener eigenthümlichen Welt bestärkt, welche ich bei fast allen deutschen Lesern voraussetzen kann.

Die Insel — der Leser wird aus dem Nachfolgenden begreifen, warum ich sie nicht genauer bezeichne — sieht aus, wie fast alle andern Klippen und Inseln dieses Landes, welches man füglich eine Schweiz im Wasser, vielleicht auch eine Reihe zusammenhängender Bergseen nennen könnte. Ihr Hauptort ist ein schmutziges Dorf, und draußen wechselt rasenloses Gestein mit ansehnlichen Pflanzungen des Oelbaums, des Mastix, der Rebe. Das Meer schlägt überall an graue und schwarze Trümmer, die ewig triefen.

Das Dampfschiff, welches diese Küsten befährt, pflegt während des Winters einmal in jeder Woche auf der schlechten Rhede zu landen. Da dies nicht gegen Abend geschieht, so bleibt es die Nacht über, welche um diese Jahreszeit oft stürmisch ist und auf der klippenreichen See gefährlich werden kann, dort liegen und setzt am nächsten Morgen die Reise fort. Im Sommer dagegen dampft es unverzüglich weiter, nachdem es die wenigen Reisenden abgesetzt und aufgenommen hat.

Ich kam an einem Abende des Monats Januar an. Der Capitän beantwortete meine Meldung, daß ich auf dem Lande übernachten wolle, mit einem Lächeln und dem kurzen aber bedeutungsvollen Worte: Bel paese! (Saubere Gegend).

An den gelben Mauern des gedrängten Häuserklumpens, an der Umgebung zerlumpter Gaffer und den Schmutzlachen des Café Patriotico, einer nur nothdürftig mit spitzigen Steinen gepflasterten Höhle ohne Thüre und Fenster hatte ich mich bald satt gesehen. Ich zog es vor, durch einen aus besudelten Steinblöcken, der Porta Marina, gebildeten Bogen, hinaus ans Meer zu schlendern und Muscheln zu suchen. Es wehte eine feuchtwarme Luft. Zwischen den Blöcken standen schon die Blüten unzähliger Liliengewächse. Die Sonne lag am Rande des Gesichtskreises, das Meer war blutroth. Ich setzte mich in eine winzige, durch einige Blöcke gebildete Bai, sog den Hauch ein, der über den ewigen Wassern schwebt, und versenkte meine Augen und mein Sinnen in die salzige Wüste und ihre kalten Thiergeheimnisse. Die Spitzen anderer Inseln ragten aus der unheimlichen Fläche im Dämmerlicht wie schwarze Sarkophage.

Nach einer Weile stand ich auf und wanderte an den Klippen weiter fort, bis aus der Dämmerung Nacht geworden war. Ich hatte fortwährend in verschiedenen Richtungen gehen müssen, um dem Meere auszuweichen, welches meinen Weg durch langgestreckte, oft nur eine Klafter breite Buchten unterbrach. Endlich wußte ich in Wirklichkeit nicht mehr die Richtung, in welcher der Ort lag. Ich stieg auf einen etwas vorspringenden Felsen hinaus, um nach den Lichtern zu spähen, die auf dem geankerten Schiffe angezündet sein mußten. Von diesen sah ich nichts, dagegen zu meiner Ueberraschung eine menschliche Gestalt, welche auf einem der vordersten Blöcke über dem Wasser saß. Sie schien schwarz, und ich bemerkte wohl, daß es nicht die Nacht allein war, welche ihr diese Farbe verlieh.

Halb aus Neugierde, zu sehen, wer dieser nächtliche Strandläufer sein möchte, halb von wirklichem Bedürfniß, etwas über meinen Weg zu erfahren, angetrieben, redete ich die Gestalt an.

Sie antwortete nicht. Mochte das Getöse des eben jetzt wieder mit besonderer Gewalt anschlagenden Meeres den Klang meiner Stimme erstickt, mochte der Mensch, wie fast alles niedere Volk dieser Inseln, welches nur slavisch spricht, meine italienische Anrede nicht verstanden haben — ich wiederholte immerhin das Gesagte, diesmal in slavischer Sprache:

„Ich bitte Euch, mir zu sagen, wie ich nach der Stadt komme!"

Die Leute heißen nämlich ihr Dorf eine Stadt, weil sie der Sitz eines hohen Prälaten ist.

Die Gestalt erhob sich und antwortete mit schwacher Stimme in der nämlichen Sprache:

„Auch ich kehre dorthin zurück. Ihr könnt mich begleiten, wenn Ihr wollt."

Ich erstaunte, als ich eine Blendlaterne bemerkte, deren schmaler Strahl in die Nacht der Klippe drang. Als der Unbekannte sie vom felsichten Boden aufhob, befand er sich einen Augenblick lang in ihrem vollen Licht. Ich sah an seinem Gewande, daß er ein Geistlicher war. Er mochte eben im Anfang der vierziger Jahre stehen. Sein Gesicht zeigte die scharfen Züge des Südländers. Die Hautfarbe glich gelblichem Rahm, aus den Augen drang ein vieldeutiges Leuchten und der kleine Mund lächelte seltsam.

Nachdem wir einige Schritte mit einander gegangen waren — die Blendlaterne warf den Schatten seines Profils auf den Boden, daß es einem wandelnden Gebirge glich — sagte mir mein Begleiter mit italienischen Worten, daß er mich für einen der Fremden halte, die heute mit dem Dampfschiff angekommen sein möchten. Sich selbst stellte er als einen Lehrer der im Orte befindlichen Erziehungsanstalt vor. Er war redselig, und wir sprachen über mancherlei, was die Insel betraf, von welcher er, wie er wiederholt behauptete, jeden Felsblock kannte.

Als wir endlich die ersten Häuser des Ortes und ihr spitziges Pflaster von Kalktrümmern erreicht hatten, blieb mein Begleiter stehen, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie werden hier fasten müssen, wenn Sie sich nicht auf das Schiff zurückbegeben wollen. Wir haben hier ein kleines Casino, worunter Sie sich freilich nicht etwas vorstellen dürfen, was man in Ihrem Lande so nennt. Gehen Sie mit mir dahin, Sie sollen willkommen sein!“

Während dieser Rede hatte ich wieder das seltsame Lächeln bemerkt, welches mir vorhin aufgefallen war. Auch das Schattenbild an der Wand mit der breiten Krempe des geistlichen Hutes und der spitzen Nase nickte und wackelte sonderbar im Licht der unstäten Laterne. Ich nahm die Einladung bereitwillig an, weil ich hoffte, die Persönlichkeiten der Insel kennen zu lernen, noch mehr aber, um die Wahrheit zu sagen, aus Hunger. Vielleicht gab es dort etwas anderes, als Baccalao (Stockfisch) zu essen.

Ich werde jenes Gebäude, aus dessen Fenstern das Kerzenlicht schien, nie vergessen. Es war ziemlich groß und schön, im Styl der Renaissance gehalten, ein wenig angenagt. Durch den Hofraum führte eine unbedeckte Treppe hinauf, in deren morschen Spalten ich Cactus und Ephen wahrnahm. Während wir hinaufstiegen, wehte eine schwüle Luft aus der Nacht des Südhimmels. Die Gräser auf der Mauer schwirrten. Es war jene leichtathmige Luft, welche die Leute jenseits der Berge nicht kennen.

Im Saale war ein lebendiges Treiben. Die jungen Leute, Zöglinge der Anstalt, stritten sich um die Zeitungen, welche mit dem Dampfer gekommen waren und suchten nach Neuigkeiten aus ihrer Heimat. Sie mußten der Mehrzahl nach in den Kreisen Ragusa und Cattaro zu Hause sein, denn ich hörte nur über diese mit lauter Stimme vorlesen. Die Nachrichten bestanden aus Heirathsanzeigen, Unglücksfällen und sogar einer Seeräubergeschichte aus der Bocca. Dazu erschell ein wirres Durcheinander von Bemerkungen.

„Sie finden meine Landsleute ungewöhnlich aufgeregt,“ sagte mein Begleiter. „Es ist Posttag, keiner ist gern hier, und jeder denkt an die Heimat.“

Nach einer Weile — der Wirth hatte mich unterdessen mit Branzini und Pagheri, wohlschmeckenden Seefischen, versorgt — kam ein Mann herein, der fast jedem der Anwesenden einen Brief übergab. Mein Begleiter, der jetzt auffallend still war, schaute mit einiger Theilnahme zu.

„Sie gehen heute leer aus, wie es scheint,“ bemerkte ich, um nur durch irgend ein Wort das mir lästige Schweigen zu unterbrechen.

„Ich schreibe und erhalte nie einen Brief,“ antwortete er trocken.

Dadurch war das Gespräch wieder eine Zeit lang abgeschnitten. Endlich fand er einen Anknüpfungspunkt in der Reise, welche ich eben zurückgelegt hatte. Wir sprachen von den großen Wasserstürzen der Kerka, von den Trümmern Klissas und den Gräueln der Uskoken, den Palmengärten Ragusas und dem Heldenvolk von Perasto. Mit Geberden, welche plötzlich die eines ganz anderen Menschen zu sein schienen, erzählte er mir von den grünen Kuppeln, die über die niedrigen Eilande und das Meer zwischen den Felsen hinragen.

Ich würde den Bericht über die Begebenheiten dieser Nacht unbillig verzögern, wenn ich von diesen Dingen spräche, so merkwürdig sie sein mögen und so viel ihrer, die ich selbst sah und erlebte, ich erzählen könnte.

Plötzlich schienen die Lichter des Zimmers zu erblinden. Aus den Augen des Geistlichen, der mir gegenüber dem Fenster zugewandt saß, zuckte ein graugrüner Strahl. Scheiben klirrten und das alte Haus zitterte.

Ein Gewitter mit Blitz und Donner zog über die Insel.

„Gnad' Gott denen, die auf dem Meere fahren,“ sagte mein Gegenüber. „Der Sirocco heult wie die Hölle.“

Dieser Ausruf schilderte die Wahrheit, aber er war nicht tröstlich. Ich verzagte nicht daran, das Schiff zu erreichen, obwohl die offene Bai unter der vollen Gewalt des Südsturmes lag, aber der morgige Tag erregte mir ein gelindes Grauen. Auch wenn der Sturm nachließ, hatten wir uns von der hohlen See, der „Maretta“ umherwerfen zu lassen. Da ich nicht, wie die Verfasser von Reisebeschreibungen, der einzige bin, den in der Schiffsgesellschaft die gefürchtete Krankheit verschont, so bemächtigte sich meiner bei jedem neuen Anprall des Sturmes gegen das Haus ein sonderbares Gefühl, halb Zorn, halb Abscheu. Worte, welche das verrathen mochten, richtete ich an meinen Gefährten. Er antwortete gelassen, es sei ein Wintersturm. Auch könne ich nicht daran denken, jetzt hinauszufahren, fuhr er fort. Es sei nothwendig, daß ich mich mit dem Nachtlager begnüge, welches er mir in seinem Hause anbiete.

Auf Reisen in einem Lande von ungastlicher Beschaffenheit gewöhnt man sich die Sprödigkeit ab. Mein einziges Bedenken, ob ich rechtzeitig am Morgen geweckt werden würde, um den Dampfer zu erreichen, beseitigte er durch hastige Versicherungen und Geberden.

Eine Stunde später gingen wir im Flutregen durch die finstern Gassen. Die Laterne des Herrn und die des voranschreitenden Dieners kämpften mühselig gegen den Sturm. In der Nähe glaubte ich die Arbeit eines riesigen Hammerwerkes zu vernehmen. Es war das Meer, welches an die Felsen hinanstieg. In Wirklichkeit sah ich von dem Wege vor mir sehr wenig. Der Diener, ein breitschultriger Morlak, Mirko geheißen, faßte mich dann und wann bei der Hand. Bei manchem Blitzstrahl sah ich seine rothe Mütze und sein rundes gutmüthiges Gesicht. Sein schwarz gekleideter Herr erschien in der jähen Beleuchtung mit seinen mageren, spitzigen Zügen wie ein Unhold.

Aus der Flur des Hauses, welches wir endlich erreichten, führte eine Treppe mit eisernem Geländer und sonderbaren Figuren in das obere Stockwerk. Als wir hinaufstiegen, meinte ich ein Rauschen zu vernehmen, wie das eines weiblichen Kleides und zwar eines großen, schweren, aus Seide oder Atlas verfertigten. Aber es ließ sich niemand sehen; der Sturmwind mochte irgendwo durch eine Ritze streifen oder auch die Täuschung von den eigenen Nerven ausgehen, welche bereits durch die Ereignisse des Tages und die unerwarteten Umgebungen so angeregt waren, daß ich mich unter Abenteuern zu befinden wähnte.

Mein Wirth führte mich in ein kleines Zimmer, sein eigenes, wie er sagte. Es war mit so vielen bunten Gegenständen angefüllt, daß es warm und wohnlich aussah. Bücher, Bilder, auch Waffen bedeckten die Wände. Er nöthigte mich auf ein Ruhebett und ließ mich allein, weil er das Nöthige anordnen wollte, mir in einem andern Gemache ein Lager bereiten zu lassen.

Ich ging inzwischen in der Stube auf und ab. Unter den Bildern, die ich beim schwachen Schein der Kerze übersehen konnte, fiel mir am meisten eine Heilige Mutter in die Augen. Es war ein wehmüthiges, auf die Seite geneigtes Gesicht, ein wenig eckig und unbeholfen. Der Grund des Bildes war golden, wie bei den Darstellungen der Byzantiner.

Ein anderes Bild stellte in nicht minder unnatürlicher Weise die beiden Slavenapostel Kyrillus und Methodius vor. Auch ihre Köpfe umgab das Gold des Grundes.

Mehr noch, als diese, wunderte mich ein altes abgegriffenes Buch in ledernem Einband, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag. Es war ein Gebetbuch für griechische Katholiken und mit jenen Typen gedruckt, welche man die kyrillischen nennt und die ausschließlich von den Christen der sogenannten rechtgläubigen Kirche gebraucht werden.

Alles dieses mußte einigermaßen auffallen, wenn man bedachte, daß der Besitzer und, wie aus dem aufgeschlagenen Buche hervorging, auch Liebhaber, ein römischer Priester war. In diesen Betrachtungen unterbrach mich ein altes Weib, welches zwei mit

Wein gefüllte Flaschen hereintrug. Es lächelte und grinste mit den schmutzig gelben Zähnen. Da eben wieder ein Blitzstrahl sein schwefelgelbes Licht mit dem rothen Schein der Kerze vermengte, konnte ich glauben, es stünde einer jener Morine vom Tulibagebirge vor mir, welche von den Bewohnern des Küstenlandes nicht minder gefürchtet werden, als die Wildfrauen und Wetterhexen von den Bauern unserer Berge.

„Gospodin Lazika wird gleich zurückkommen," sagte sie, indem sie mich mit einem Auge von unten nach oben musterte. Das andere lag bleigrau und todt hinter den entzündeten Lidern.

Ich wußte also den Namen meines Wirthes. Bald kehrte er selbst wieder, wies auf die Flaschen hin und sagte:

„Es ist alles besorgt. Seien Sie beruhigt und machen Sie sich's bequem! Von diesen Weinen wächst der eine, den Sie schlechter finden werden, auf dem Felsen meiner Vaterstadt Budua, den anderen besseren habe ich von Don Luca Giovanino in Sebenico. Es ist echter Tartaro."

Ich verfehlte nicht, die Eigenschaften der beiden Weine durch eine gründliche Prüfung abzuwägen. Bald auch war das Zimmer mit den Wolken des Trebinjetabaks angefüllt, dessen hellgelbe Blätter vor uns lagen.

Wir redeten beide nicht viel. Meine Einbildungskraft, durch Blitz, Donner und das dumpfe Tosen der See aufgeregt, schwamm mit den Strahlen der Kerze in den spiralförmigen Wolken, von den mächtigen Fittigen des Geistes getragen, der aus der purpurnen Flüssigkeit emporstieg. Jenseits der farbigen Schatten schimmerte ein goldenes Land. Es war der Grund jener Bilder, auf welchen der Strahl der Kerze gerade auffiel. Zuletzt befand ich mich, so weit meine Erinnerung reicht, in einer wirklichen Verzückung. Alle Gegenstände schienen Larven zu sein, hinter welchen seltsame und unaussprechliche Wunderdinge hervorschauten. Oft senkte ich den Kopf, um mich zu sammeln. Als ich wieder einmal durch einen schweren Donnerschlag aufgeschreckt wurde, standen Lazika und die Morina mitten im Zimmer wie zwei böse Geister, die aus der Erde heraufgestiegen waren. Von jener bewegte sich ein dunkelrothes Feuer gegen mich her; es war eine neue Flasche Wein, welche sie auf den Tisch setzte.

Lazika begann nun über lustige Dinge zu sprechen; ich suchte ihn nachzuahmen. Ich erzählte, daß mich die Soldaten in Cattaro nicht hätten in die Stadt eintreten lassen, weil ich eine alte Pistole in der Hand getragen, die ich von einem Montenegriner erhandelt hatte.

Diesmal aber war es keine Täuschung; Lazika schnitt eine wahre Teufelsfratze, verzerrte die farblosen Lippen und sagte mit einer Verwünschung, die ich nicht wiedergeben kann:

„O, diese — !"

Dann schwiegen wir wieder.

Endlich sanken der Inhalt der Flasche, die Kerze, das Gespräch zu einem gleichförmigen Nichts herab. Als ich Lazika gute Nacht wünschte und mich verabschiedete, weil ich ihn am frühen Morgen nicht mehr stören wollte, berührte er meine Hand mit kalten Fingerspitzen und sagte:

„Wir wollen keinen Abschied nehmen. Ich weiß gewiß, daß ich Sie wiedersehen werde, sei es in Ihrem Vaterlande, hier oder irgendwo. Sie haben den Abend eines Verbannten getheilt, Sie werden nie unter böse Menschen gerathen." Noch lange, nachdem ich in das mir bestimmte Schlafzimmer eingetreten war, sann ich über diese sonderbaren Worte nach. Die Luft hier war eben so frisch, als drüben schwül. Das Gewitter war weiter gezogen, und vom tiefblauen Himmel strahlte die Mondsichel, nur zeitweilig von der Jagd rascher, rabenschwarzer Wolken bedeckt. Ich riß die Läden auf und schlürfte die salzige Luft. Noch immer toste das Meer und bewegten sich in mir die Gedanken von der Erregung dieses Abends.

Endlich schaute ich mich im Zimmer um. Ein herrliches, weißes Bett lag aufgedeckt da. In einer Vase standen die Trauben gelber, unreifer Dattelfrüchte. Weder auf der Matte noch auf dem gepflasterten Boden war ein Stäubchen zu sehen.

Ich hatte mich in der Morina getäuscht. Sie war, wie aus allem diesem ersichtlich, keine schmutzige Hexe.

Meine Uhr zeigte die erste Stunde nach Mitternacht. Ich beschloß, wach zu bleiben, um nicht von dem Weckenden aus dem besten Schlaf gerissen zu werden. So ging ich wohl eine Stunde mit raschen Schritten auf und ab, betrachtete das Bild an der Wand, welches die Schlacht von Kossowo Polje darstellte, in welcher König Lazar Reich und Leben verlor, dachte an das märchenhafte Land, das ich eben verlassen wollte und den seltsamen Mann, unter dessen Dach ich mich befand. Hier wohnte irgend ein Geheimniß. Das lag im Anblick der Menschen, in der Luft, in Eindrücken, die ich nicht beschreiben kann. Ich setzte mich endlich etwas ermüdet auf das Bett. Meine Gedankenkreise zogen immer weitere und weitere Ringe, bis sie jenen Strand erreichten, an welchem körperlose Erscheinungen wohnen und alles Erschaffene als ein neckisches Spiel erscheint.

Ich schlief ein.

Meine Träume — der Leser wird späterhin beurtheilen, wie weit es solche waren — stattete die Glut des südlichen Weines mit unsäglicher Farbenpracht aus. Ich sah einen Himmel, ich sah Blüten, welche niemals ein Mensch erblickt hat. Das Meer leuchtete in der Farbe des Sapphirs. Aus ihm stieg ein bleicher Mann in schwarzem Gewande und redete mich liebreich an. Was dann alles geschah, weiß ich nicht mehr. Endlich, nach langen Wirren, erschien ein wundersames Weib, mit schwarzen Augen und rothen Lippen. Sie war fast gekleidet wie eine Tochter des schwarzen Berges. Nachdem sie von ihrem Throne herabgestiegen war, der auf dem sanften Meere schwamm, und aus grünschillerndem Eis gebaut zu sein schien, näherte sie sich mir und beugte sich über mich hin. „Du bist die Königin des Ostens," sagte ich, „ich werde Dir gehorchen." Dann kamen andere Eisberge, ein unabsehbares glitzerndes Heer. Die Königin hatte wieder den Thron bestiegen und schaute auf mich herab. Es dauerte sehr lange Zeit, bis sie in der glänzenden Ferne verschwunden war. Noch länger aber währte es, bis sich ein rasender Sturm erhob. Die Eisberge knirschten aneinander, es entstand ein entsetzliches Getöse und Getümmel, ein Dröhnen und Poltern.

Ich schaute um mich und sah Finsterniß. Meine Hand bewegte sich nach der Stirn, ich war wach.

Es wurde heftig gegen die Thüre geschlagen. Ich erkannte die Stimme Mirkos, welcher draußen rief:

„Gospodinu! Gospodinu! Der Vapore geht ins Meer hinaus, und Ihr bleibt hier. Oeffnet, ich bitte Euch!"

Es war finster im Zimmer und Dämmerung in meinem Gehirn. Erst nach einigen Augenblicken begriff ich, um was es sich handelte. Ich sprang auf, um den Bemühungen Mirkos beizustehen. Es war vergeblich. Das Schloß rührte sich nicht, die Thüre wich nicht. Draußen war das Durcheinanderschreien mehrerer Stimmen zu vernehmen. Sie vermehrten meine Verwirrung. Wenn ich die Thür selbst zugeschlossen hatte, so mußte sich der Schlüssel in meinem Zimmer finden. Obwohl ich fest überzeugt war, das Schloß in der Nacht nicht angerührt zu haben, zündete ich doch mit dem Lichte in alle Winkel. Es war kein Schlüssel zu erspähen. So rief ich von innen, Mirko und die übrigen draußen, ohne das wir aus einander klug wurden. Auf meine Frage nach Lazika, wurde mir hereingerufen, derselbe sei schon lange fortgegangen, um die erste heilige Messe des Tages zu lesen. Endlich wurde es stiller draußen, und ich hörte, daß sie fortgingen, um einen Schlosser herbeizuholen. Doch vernahm ich noch immer Flüstern und gedämpfte Worte. Es währte eine Stunde, bevor die Thüre unter gewaltthätigem Klirren des Schloßes sich öffnete.

Der Dampfer schwamm mit meinen Habseligkeiten sicherlich schon seit dem Tagesgrauen in der Richtung gegen den Quaonero. Ich achtete nicht auf die Entschuldigungen und verwunderten Reden Mirkos und der Morina. Ja, ich bekümmerte mich eigentlich nicht sonderlich um den Grund oder den Zufall, der meine Einsperrung veranlaßt haben konnte. Das Wichtige der Begebenheit lag für mich darin, daß ich volle acht Tage, das heißt, bis zur Ankunft des nächsten Dampfers auf dieser Klippe zu verweilen hatte.

Ich wartete Lazikas Zurückkehr aus der Kirche nicht ab, sondern benützte den nach dem Gewitter abermals klar über das Meer heraufgestiegenen Morgen, um mich auf meinem Patmos umzusehen. Ich erreichte eine Höhe, auf welcher eine hölzerne Sitzbank angebracht war. Dort unten lag das schöne blaue Meer des Südens, in dem sich zahllose Werke unvergänglicher Schönheit spiegelten. Den kleinen Hügel umgab ein Gestrüpp blühender Disteln, und mit dem Hauch des Meeres vermengte sich der Duft versteckter Veilchen. Weiter hinab blühten Geranien, Euphorbiastauden und Anemonen zwischen den Kalktrümmern. An anderen Stellen schauten stachelige Cactus aus dem Gestein. Hirten,

deren Schafe und Ziegen weit hin am Strand zerstreut umherliefen, schrieen einander zu. In einem Boote fuhren Fischer, die mit ihrem Dreizack in das seichte, krystallklare Uferwasser hinablangten, um Fische zu spießen. Dieser, und anderen Barken, die weit draußen mit bunt geflickten Segeln die Flut durchstreiften, konnten die Augen nicht lange folgen, weil sie vom Strahlengewimmel der See geblendet wurden. In meiner nächsten Nähe schwirrte es von den Tönen der Cicaden und den Stimmen zahlloser Singvögel. Ich ließ mich auf der Bank nieder und vergaß über dem Schauspiel dieser warmen bewegten Welt vollständig die Sonderbarkeit meiner eigenen Lage. Ich dachte mehr an die Lebensfreude unter diesem sonnigen Himmel und ihren Gegensatz, die brusteinklemmenden Nebel, welche in diesen Tagen über der todten Erde des Nordens liegen, als an meine Koffer. Die Sonne machte mir das dalmatische Eiland zu einem fast freudvollen Gefängniß.

An einer Stelle des Strandes, wo der Südwind, den schon Horaz den „ungestümen Herrn der Adria" nennt, die Wellen am weitesten über den Strand hinzujagen vermag, war das Land von jedem Grashalm entblößt. Dort aber tummelten sich raschen Flügelschlages am zahlreichsten die Möven, und bald flogen meine Gedanken, wie sie, von einer Wellenreihe zur andern, unstät und erregt.

Ich weiß nicht, wie lange ich in solche Beschaulichkeit versenkt gewesen sein mag, als plötzlich eine Hand meine Schulter berührte. Ich blickte auf, es war Lazika, der vor mir stand.

Sein Gesicht, welches mir gestern verzerrt und grämlich erschienen war, hatte jetzt einen sanften Ausdruck, welcher mir vorkam, wie eine ungesprochene Bitte.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Er faßte mich bei der Hand und wiederholte in nachdrücklichen einschmeichelnden Worten immer wieder das nämliche Anliegen, welches darin bestand, daß ich die Widerwärtigkeit, in welche ich unter seinem Dache gerathen war, ihm verzeihen möge. Meine Unterbrechungen halfen nichts. Erst nachdem er den weisen Satz, daß man sich in das Geschehene fügen müsse, wohl zum zehnten Mal von mir vernommen hatte, legte sich der Schwall seiner Betheuerungen. — Es gelang mir, zu Worte zu kommen, und ich sprach ablenkend von der Herrlichkeit des Gewässers, welches ruhelos die Ufersteine hin und her rollte. Zuerst hörte er mich mit jener lauernden Miene und zurückhaltenden Höflichkeit an, welche man an Leuten wahrnimmt, die im ungestümen Ausdruck ihrer Empfindungen unterbrochen werden und bei denen der Drang der Aeußerung sich anstaut, bis das Schweigen des anderen ihnen wieder die hemmende Schleuse öffnet.

Endlich aber bezwang er sich doch und hörte ruhig dem Bewunderer dieser Fernsicht zu, bis er eine vielleicht gar zu überschwängliche Redensart mit den langsam gesprochenen Worten erwiderte:

„Was Sie so schön finden, das ist für mich ein Gefängniß!"

„Ein Gefängniß, dessen Wände das Meer, dessen Decke der Himmel sind, zwei Unermeßlichkeiten!"

Er schaute mich ernst an und entgegnete:

„Nicht die Natur ist es, welche uns Freiheit oder Knechtschaft gibt. In uns selbst hat Gott das Vermögen gelegt, in der engsten Stube zu ahnen, was sein Himmel bergen mag. Aber auch mitten in der weiten Welt kann sich der Mensch so einsam und ausgestoßen fühlen, als ob er vergessen in einem unterirdischen Kerker läge."

Diese und ähnliche Reden des ernsten Mannes, deren Wiederholung dem Leser keine Theilnahme beizubringen vermag, hielt ich für ein Erzeugniß jener Stimmung, die sich mit der Zeit in einem Menschen festsetzt, der ohne Freude und Geselligkeit einen entlegenen Winkel der Erde bewohnt.

Es war anders.

Während ich zerstreut halb den Klagen meines Genossen zuhörte, halb meinen Gedanken ihren Lauf über die blaue Fläche hin zu den Rosengärten Ragusas gönnte, kam ein barfüßiger Knabe, der eine zerrissene blaue Jacke und eine rothe Mütze trug, gerade auf uns zu.

Lazika erhob sich und ging ihm entgegen. Beide blieben etwa zehn Schritte von mir entfernt stehen, der Knabe sprach in hastigen Worten, bewegte seine Arme heftig hin und her und deutete mehrmals auf mich. Manchmal unterbrach ihn der Geistliche durch Fragen.

Ich konnte und wollte keines der gewechselten Worte verstehen. Doch ließ sich aus der Betonung, mit welcher sie sprachen, errathen, daß eine Meldung von Wichtigkeit gemacht worden sei.

Lazika verabschiedete den Knaben und kam wieder auf mich zu.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen," sagte er mit feierlicher Miene.

„Ich bin bereit, Don Gabbriele!" So nannte ich ihn der Sitte des Landes gemäß nach seinem Vornamen, den ich aus dem serbischen Gawro ins Italienische übertrug.

„Das, womit ich Sie leider bekannt machen muß," fuhr er mit einem stechenden Blicke fort, „ist von einer Art, die mich zwingen würde, Bedingungen und Bitten vorauszustellen, wenn Sie jemand wären, dem ich weniger Vertrauen schenkte. Ich weiß nicht genau, worin der Grund liegt, daß ich Ihnen fast von den ersten Augenblicken an ein solches entgegenbringen zu können glaubte. Freilich wußte ich damals noch nicht, daß es nothwendig werden würde. Ich liebe Sie," setzte er mit der voreiligen Zutraulichkeit hinzu, wie sie den Südländern eigenthümlich ist. „Vielleicht muß ich darin die Wirkung jener Sympathie erkennen, die in der Begebenheit, womit ich Sie bekannt zu machen habe, eine zauberkräftige, aber entsetzliche Rolle spielt."

Meine erste Vermuthung war, es möchte vielleicht meine Anwesenheit in seinem Hause ihm irgend eine Mißhelligkeit eingetragen haben. Die Zeit war von politischen Leidenschaften erregt. Man sprach viel von Sendlingen der italienischen Umsturzpartei, welche es für ihre Zwecke geeignet halten konnten, auch das Volk auf der einen oder andern dieser armen Inseln aufzuwiegeln. Vielleicht beargwöhnte man mich, einer dieser Menschen zu sein; dann hatte ich gewiß über den guten Geistlichen irgend einen unlieben Verfall heraufbeschworen.

Ich ging eben mit mir zu Rathe, ob ich von dieser Ahnung etwas äußern solle, als er mich schnell fragte:

„Sie wissen also wirklich nicht, warum Sie heute morgen Ihre Thüre verschlossen fanden?"

Dabei schaute er mir mit einem scharfen, tiefen Blick in die Augen.

„Ich kann darüber keine andere Meinung haben," entgegnete ich ruhig, „als daß es durch einen Fehler im Thürschloß oder auch, wenn Sie mir diese weitere Vermuthung verzeihen, durch den ungewollten Mißgriff irgend eines Ihrer Dienstleute geschehen sein wird. Im übrigen aber sehen Sie ja, daß es unbescheiden und undankbar von mir wäre, wenn ich mich nicht in mein Schicksal ergeben wollte, in welchem ich, so lange Sie bei mir sind, das Gegentheil eines Unglücks erblicke."

„Sie suchen sich durch Schmeicheleien zu rächen," entgegnete Lazika mit leichtem Spott, „was aber die Sache selbst anbelangt, so sollen Sie wissen: Sie sind von meiner Schwester eingesperrt worden."

„Von Ihrer Schwester?" entgegnete ich langsam, in hohem Grade überrascht.

„Sie wundern sich? Nun gut, so setze ich auch noch hinzu, daß sie es geflissentlich gethan hat."

Nicht meine Lippen, meine betroffenen Blicke fragten: „Wie ist das möglich?"

„Eben um Ihnen das zu erklären," entgegnete Lazika, mich, der ich unwillkürlich stehen geblieben war, halb mit sich fortziehend, „muß ich Ihnen etwas aus meinem eigenen Leben erzählen. Denn die letzte Ursache der Ihnen zugefügten Unbill liegt dort!"

Er deutete gegen Norden in das Meer hinaus.

Wir waren eben unter einem Feigenbaum angekommen, dessen frisch aufgekeimte Blätter kaum merklich in dem warmen Luftstrom zitterten. In einiger Entfernung stand ein Glockenthurm, aus welchem ein einförmiges und mißtönendes Geläute erscholl, weil der Schwengel der unbeweglichen Glocke an einem Stricke hin und her gezerrt und gegen die metallenen Wände geschlagen wurde. Wenn der Wind manchmal an Kraft zunahm, schwankten die Cypressen und blendende Segel tauchten im Schaume auf und unter. Dort war es, wo Lazika seine Erzählung begann. Noch jetzt, während ich die ganze Kraft des Erinnerungsvermögens sammle, meine ich, das südliche Meer leuchten zu sehen und das Rauschen der Uferbäume zu vernehmen. Auch erblicke ich ihn noch gerade so wie er vor mir stand: die hohe Gestalt im schwarzen Gewand, das bleiche schmale Gesicht und das Glitzern der Sterne in den mandelförmigen Augen.

Sneewittchen und die sieben Zwerge.

Nach dem Gemälde von Roland Risse.

Digitized by Google

Nicht mehr aber vermag ich die Wallungen des Redeflusses nachzuahmen, der mir tief ins Herz drang. Ich muß dem Leser meine Worte bieten für die des unglücklichen Priesters.

„Indem ich Ihnen ein Bekenntniß aufbürde," sagte er, „däucht es mich, als ob sich die Last meines Lebens für einen Augenblick verminderte."

Er begann damit, mir seine Geburtsstätte zu schildern. Ich kannte sie, weil ich an ihr, einem fast kahlen Felsen weit unten an der albanischen Küste vorübergefahren war.

„Mein Vater," fuhr er fort, „hatte nichts anderes zu eigen, als alle Menschen in dem Lande dort; kahle Felsen und dumpfes Elend. Sein Bruder Stojan, mein guter Oheim — beide ruhen längst im Schoße der göttlichen Barmherzigkeit — war mit Gütern dieser Welt gesegnet und versprach ihm, für mich sorgen zu wollen. Er hielt sein Wort. Gar oft kamen aus Belgrad, wo er seinen Handel betrieb, Geldpäckchen, deren Inhalt der Vater nach Ragusa schickte, wo ich mich auf der Schule vorbereitete, das zu werden, wovon alle Hirten und Fischer unserer Insel sprachen: ein gelehrter Herr. Des Jahres zweimal besuchte mich die Mutter im schlechten Gewande — denn fast nie nahmen die Eltern von dem Gelde etwas für sich und ihre Armuth — umarmte mich, weinte und ermahnte mich, ein guter Mensch zu werden. Von der Gelehrsamkeit wußte sie nichts und sprach sie nicht.

„An dem Tage, an welchem ich jene Schule verlassen sollte, erschien sie wieder mit meiner kleinen Schwester Darinka — sie war ein Kind von sechs Jahren — übergab mir ein Gebetbuch, Heiligenbilder und dieses Amulet (Lazika zog es unter der Brust hervor und küßte es mit Inbrunst), dann gab sie mir einen Sack mit Geld vom Oheim und einen Brief, den er geschrieben hatte.

„Der Oheim hatte sein Versprechen erfüllt, mich zum Besuche der hohen Schule zu Padua, an welcher ich die Rechte studiren sollte, zu unterstützen. Sein Schreiben, welches meine Eltern und niemand auf der Insel hatte lesen können, enthielt die besten Wünsche. Am nächsten Tage nahm mich ein Schiff, welches Oliven nach Venedig bringen sollte, mit fort, und nachdem ich acht Tage auf dem Meere gewesen war, landeten wir in jener weltberühmten Stadt. Ein Schiffer aus meiner Heimat, dem ich zu meiner größten Freude begegnete, führte mich nach Mestre hinüber, und in wenigen Stunden betrat ich den Ort der hohen Schule, an welchem das Schicksal meines Lebens mich erwartete."

Bei diesen Worten athmete Lazika tief auf und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Denn während er das erzählt hatte, was ich hier mit trockenen Worten wiedergebe, schien er in gedrängter Zeit alle Mühen und Beängstigungen zu durchleben, welche durch seine Schilderung hindurch mehr zu ahnen waren, als angedeutet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Märchengestalten.

II. Sneewittchen.*)

Ein uralt mythischer Zug unserer Sagenpoesie, der auch in Parcivals Charakterentwicklung und Lebensführungen von Wolfram von Eschenbach sinnig hineinverwoben, leitet das Märchen von Sneewittchen, wie das ihm eingangs verwandte vom Machandelboom ein. In beiden fallen aus dem verletzten Finger einer kinderlosen Mutter Blutstropfen in den Schnee, und in beiden wird derselbe Wunsch der Mutter dadurch rege. „Hadd ik doch en Kind, so rood as Blood un so witt as Snee," sagt die „schöne frame Fru" in dem zweiten Märchen, und ihr Herzenswunsch wird erfüllt, wie der ähnliche der Königin in dem ersten, hochdeutschen, das sich sonst ganz verschieden weiter entwickelt, obgleich es seiner Heldin nach jenem plattdeutschen Wunsche einen Namen gegeben hat.

„Und wie das Kind geboren war, starb die Königin." Hatten ihr die drei Tropfen Blut das demselben bevorstehende Leid vorahnend verkündigen wollen? So mannigfach auch der Volksmund die Schicksale des gleich nach seiner Geburt verwaisten Königskindes variirt, dasselbe hat in allen Erzählungen von seiner Stiefmutter viel zu leiden, die es um seine Schönheit beneidet und ihm das Leben mißgönnt. Nur nach einem Wiener Mährchen vertreten zwei ältere Schwestern die Stelle der bösen Königin. Doch sind sie anfangs minder grausam, als jene, die damit beginnt, ihrem Jäger zu befehlen, das arme Kind zu tödten: sie schicken es nur mit einem Laibel Brot und einem Wasserkrug in die Welt. Als ihnen dann aber, ähnlich wie jener, der etwas boshafte Spiegel in Betreff ihrer Schönheit die Wahrheit sagt:

„Die Schönste ist auf dem Glasberge,
Wohnt bei den kleinen Zwergen —"

verfolgen sie die Schwester ebenso heftig, als die Königin ihre Stieftochter.

In einer anderen Variante unseres Märchens ist das „Spieglein, Spieglein an der Wand" ein Hund mit Namen: Spiegel, der Sneewittchen einst angehört hat und nach ihrem Weggange traurig im Schloß liegt. Den fragt die Königin:

„Spiegel unter der Bank
Sieh in dieses Land, sieh in jenes Land,
Wer ist die Schönste in Engelland?"

und der Hund antwortet: „Sneewittchen bei den sieben Zwergen." Nach Mannhardts Forschungen sind der Glasberg und das mythische Engelland ein und dasselbe: beide bedeuten das blaue Himmelszelt. Nach einem dänischen Volkslied weilt auch Brunhild-Dornröschen auf dem Glasberg, den Sigfrid emporreitet, und in anderen Ueberlieferungen wird der Glasberg als die Heimat der Schwanjungfrauen bezeichnet.

Unser bekanntes Hausmärchen weiß nichts mehr von Engelland noch vom Glasberg; es kennt nur ein kleines Häuschen mit einem Tischlein und sieben Bettlein. Dennoch hat Roland Risse recht gethan, den ursprünglich mythischen Charakter wenigstens in etwas durch die phantastischen Felshöhlenumrisse durchschimmern zu lassen. Die von ihm gewählte Scene übrigens — so trefflich sie alle Leiden des armen Sneewittchens in eins concentrirt darstellt und so anmuthig sie den Verkehr der Menschenwelt mit den Zwergen, diesen kleinsten Helden unserer Mythologie, veranschaulicht — zeigt weniger charakteristisch, als der zweite Mordversuch der Königin, den Zusammenhang des Märchens mit dem alten Mythus.

Der Schlafdorn nämlich, mit dem Brunhild gestochen wird und der als Spindel in Dornröschen auftritt, erscheint in Sneewittchen als ein giftiger Kamm, den die Königin ihr ins Haar steckt, worauf sie ohne Besinnung niederfällt. In einer Anzahl verwandter Märchen wiederholt sich derselbe Zug: bald ist's eine Blume, bald eine verzauberte Nadel, die den Schlafdorn vertritt.

Auf die mißlungenen Tödtungsversuche mit dem Schnürriemen und dem giftigen Kamm folgt der dritte anscheinend erfolgreichere mit dem verführerischen Apfel, von dem ein Bissen Sneewittchen todt zur Erde fallen läßt. Nun gibt der Spiegel der Königin endlich eine befriedigende Antwort:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Lande!"

„Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann."

Wer hat jemals unbewegt den weiteren Verlauf des Märchens vernommen, wie die ehrwürdigen Zwerge mit den langen gravitätischen Bärten ihr schönes Pflegekind todt finden und allerhand Wiederbelebungsversuche vergeblich anstellen, wie sie es drei Tage lang beweinen, wie sie es dann begraben wollen, aber da es noch so frisch wie ein lebender Mensch aussieht, einen durchsichtigen Sarg von Glas machen lassen, den sie dann hinaus auf den Berg setzen, und den einer von ihnen immer bewacht! Ein besonders inniger und an den alten Thiermythus unseres Volkes erinnernder Zug ist es aber, daß auch die Thiere kommen und die schneeweiße Maid beweinen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen. „In solchen Zügen" sagt Julius Klaiber sehr richtig, „glaubt man dem deutschen Volke so recht in sein goldentreues und lauteres Herz hineinzublicken."

Aber auch an einen altnordischen, fast geschichtlichen Mythus klingt die letzterwähnte Episode des Märchens an. In der Haraldssaga wird uns nämlich erzählt, wie Snäfridr, die schönste Frau,

*) Vgl. Nr. 36. S. 572.

Haralds Gemahlin stirbt, und „ihr Antlitz veränderte sich nicht im geringsten, und sie war noch eben so roth, als da sie lebendig war. Der König saß bei der Leiche und dachte, sie würde wieder ins Leben zurückkehren; so saß er drei Jahre.“

Wie lange die guten Zwerge an Sneewittchens Sarge gesessen, wird uns nicht berichtet; jedenfalls erscheint endlich der erlösende Held, den das Märchen gewöhnlich als einen Königssohn — im „gläsernen Sarg“ ist's allerdings ein Schneider, der eine Grafentochter befreit — darstellt. Die untergeordnete Macht der Elbenwelt, die sich als unzureichend erwiesen, ihren Schützling aus dem Tode zu erwecken, muß zurücktreten; nach einigem Sträuben überlassen sie den durchsichtigen Sarg mit dem todten Mägdlein dem Königssohn, der denselben von seinen Dienern forttragen läßt, wobei Sneewittchen erwacht und nun vollends von all ihres früheren Lebens Leid und Noth erlöst wird.

Wie wir bereits bei Dornröschen gesehen, ist die in unserem Märchen so naiv und einfach gestaltete That des Befreiers ein ferner Nachklang der alten Mythen unseres Volkes, und auch die endliche Bestrafung der bösen Königin, die widerstrebend zum Hochzeitsfeste Sneewittchens kommt und sich in rothglühenden Schuhen zu Tode tanzen muß, ist ein weitzurückreichender und weitverbreiteter Sagenzug.

Mit hochdeutschem Namen begegnet uns Sneewittchen noch einmal in der Grimmschen Märchensammlung als Schneeweißchen, mit ihrer Schwester Rosenroth. Dieses weniger bekannte Märchen hat aber mit dem von uns besprochenen ganz und garnichts gemein, wenn es auch nach einer anderen Seite — auf dem Gebiete unseres Thierepos — an uralte Mythen anknüpft und das tiefe und liebevolle Naturgefühl unseres Volkes anmuthig zur Erscheinung bringt.

Robert Koenig.

Die schweizerische Alpenbahn.*)

Von Archivar Kind in Chur.

„Im Nebel sucht das Maulthier seinen Weg.“ Statt dieser klassischen Schilderung der alten Alpenpässe müßte die heutige Parole vielmehr lauten: „Durch Felsen furcht das Dampfroß seine Bahn“. Es knüpft sich indes ein schönes Stück Völkergeschichte an diesen Wechsel der Parole. Deutschland und Italien reden mit steigendem Interesse von einer Gotthardtbahn, welche nach den Ergebnissen, die am Mont-Cenis gesammelt wurden, nicht mehr als unmöglich erscheint, und mit Aufbietung aller Kräfte erreicht zu werden sucht. Aber das Unternehmen an sich mit seinen so außerordentlichen Schwierigkeiten steht so sehr im Widerspruche mit den geschichtlichen und den technischen Ueberlieferungen, daß man dasselbe in weiten Kreisen als ein Werk der Politik mehr denn als ein solches der natürlichen Entwickelung betrachtet.

Um zunächst der technischen Seite die ihr gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden, so wird man der bisherigen Praxis beim Bahnbau kaum Unrecht geben können, wenn derselbe möglichst den Thallinien folgte, die Durchstiche vermied, und die Streichung der Gebirge als Wegweiser benutzte. Unter diesem Gesichtspunkte kennt man in der Schweiz keine günstigere Terrainentwickelung, als diejenige des Rheinthales oberhalb des Bodensees. Wenn man aber mit Stephenson in seiner Eigenschaft als Experter eine Linie sucht, welche den größten Verkehr der Schweiz in sich aufnehmen kann, so liegt solche entweder in der Durchschnittslinie zwischen Bodensee und Genfersee, mit der Richtung nach Marseille für den oceanischen Verkehr, oder aber in der entgegengesetzten Diagonale von Basel nach Chur, resp. Comersee, durch welche die große Rheinbiegung, in deren Winkel der Bodensee liegt, abgeschnitten würde. Eine derartige Linie hätte den italienischen Hafen Genua als Zielpunkt, und würde den Verkehr an sämmtlichen Nordstationen der Schweizergrenze in Empfang nehmen, um ihn von dem Knotenpunkte Sargans aus dem Alpenübergang zuzuleiten. Zürich läge hierbei im Schneidepunkt beider Diagonalen: der Unterschied der beiden Diagonalen liegt aber darin, daß die Stephensonsche für Marseille arbeitet, folglich den auf die Schweiz einmündenden Verkehr zu theilen versucht, und somit eine Concurrenz zwischen Genua und Marseille schafft. Daß nun vom Schneidepunkt der Diagonalen aus ein Alpenübergang gesucht werden soll, entspricht den naturgemäßen Voraussetzungen, allein ob derselbe in der Fortsetzung der Diagonalen oder zwischen denselben zu suchen sei, das ist die Frage der Technik. Zürich wünscht mit aller Entschiedenheit das letztere, den Uebergang am St. Gotthardt. Es beabsichtigt hiermit alle die ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu überwinden, die das obere Reußthal mit seinem Seebecken und seinen jähen Abstürzen darbietet. An der normalen Ausführung der Stephensonschen Linie gehindert, bietet man nunmehr in Lucern der eifrigsten Concurrentin, der Centralbahn, die Hand, um sich des Gotthardtüberganges zu bemächtigen. Die größte Summe schweizerischer Handelsinteressen wird dahin gedeutet, daß die internationalen Verkehrsverhältnisse auf eine Uebergangslinie getrichtert werden sollen, welche die größte Summe von zu überwindenden Schwierigkeiten darbietet, und diese größte Summe von Schwierigkeiten soll überwältigt werden durch Beihilfe derjenigen Staaten, welche an der internationalen Verbindungslinie zwischen der Nord- und Ostsee einerseits und dem adriatischen Meere und Golf von Genua andrerseits am meisten betheiligt erscheinen. Der Plan scheint aber um so außerordentlicher zu sein, als die beiden Diagonalen, Bodensee-Genfersee, und Basel-Chur bereits vorhanden sind, und der technische Zweck vollständig erreicht würde durch die Fortsetzung der in Sargans mit der Rheinthallinie sich vereinigenden Diagonale Basel-Chur, da sich an letzterem Endpunkte eine Auswahl von Alpenübergängen darbietet, deren keiner in Schwierigkeit der Ueberschienung dem Reußthale auch nur annähernd gleichsteht.

Aus der Abkürzung des Handelsweges nach Ostindien mittelst Durchstechung des Isthmus von Suez ergibt sich eine Umwälzung in den Verkehrslinien, welche derjenigen aus der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien entspricht. Und wenn nun in dieser Umwälzung die Alpenpässe eine bedeutende Rolle zu spielen berufen sind, so kommt es auf dem internationalen Standpunkte allerdings nicht darauf an, welche localen Interessen sich an diesen oder jenen Paß heften. Allein andrerseits ist auch das unbefangenere Ausland darauf angewiesen, zu beurtheilen, welcher der möglichen Pässe die raschste und sicherste Beförderung verheißt.

Seit der Seeweg nach Ostindien den Welthandel anfänglich den Portugiesen, hernach den kühnen Rhedern auf beiden Seiten der Nordsee zuführte, verödeten die Häfen von Venedig und Genua, der lombardische und innerdeutsche Handel, die Alpenpässe Rhätiens mit ihnen. Sie hatten die Römerzüge gesehen, und noch früher hatten die römischen Cohorten dieses Thor Italiens gehütet. Die Scharen der Beter und Büßer, die der heiligen Roma sich nahen wollten, schlugen diese Straße ein, wofern sie nicht von Gallien her den pönnischen Berg (St. Bernhard geweiht), näher hatten. Die Römerzüge hörten im 13. Jahrhundert auf, die Pilgerscharen im 16. Die Handelscaravanen wurden von derselben Zeit an dünner und seltner. Vorübergehend nahm Frankreich in seinem Ringen gegenüber der spanischen Vormacht die rhätischen Pässe in seine Obhut und verlieh ihnen die Bedeutung eines hervorragenden Objects europäischer Politik. Der westfälische Friede und der von Utrecht machten auch dem ein Ende. Von da an verfügte Oesterreich über die militärische Bedeutung derselben, bis in den Revolutionskriegen Frankreich durch die Eroberung Italiens neues Interesse an ihnen gewann und Oesterreich hinausdrängte. Auch der friedliche Verkehr hatte nie ganz geruht. Die in Zürich und Basel seit dem 16. Jahrhundert angesiedelte Seidenindustrie, die das Rohproduct Norditaliens verarbeitete, die Baumwollenindustrie der Ostschweiz, welche für ihren levantinischen Absatz der italienischen Häfen bedurfte, belebten neben dem Consumbedarfe eines Alpenvolkes die Pässe, die mit namhaften Handelserleichterungen in dem Mailändischen und Venetianischen Staate bedacht waren. Eine Concurrenz war ihnen im Gotthardt allerdings schon seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts erwacht, und zwar in

*) Bei dem Interesse, das die in obigem Artikel besprochene Unternehmung augenblicklich nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland erregt, glauben wir, daß unseren Lesern eine aus sachkundiger Feder stammende Orientirung darüber gewiß willkommen sein wird. D. R.

Folge des Europa bewegenden Gegensatzes zwischen Frankreich und Spanien-Oesterreich.

Die spanischen Statthalter in Mailand züchtigten den Freistaat der drei Bünde nicht selten für seine Begünstigung der französischen Politik und die daraus herfließende Abneigung, der spanisch-österreichischen Monarchie die so bequeme Militärstraße zu öffnen — mit Handelssperren. Graf Fuentes fand ein noch wirksameres Züchtigungsmittel in der Begünstigung des Gotthardtpasses; womit er sich gleichzeitig den katholischen Orten der Eidgenossenschaft gefällig erwies und es vermied, durch Handelssperren seine eigne Provinz zu schädigen. Der Gotthardt hatte bis dahin eine rein locale Bedeutung gehabt. Uri im Besitz des Livinerthals war der Inhaber beider Bergseiten, die eidgenössischen Landvögte ritten dort hinüber, um ihre Vogteien anzutreten. Aber die Beschwerden des Passes waren so groß, daß ihm, dessen Zugänge beiderseits schluchtartige Thäler sind, eine mehr als subsidiäre Bedeutung nicht beigemessen werden konnte.

Auch in Behandlung der Alpenpässe brachte die Neugestaltung Europas durch die französische Revolution und deren Folgen einen bedeutenden Umschwung hervor. Napoleon I verband Frankreich und Italien durch die kühn entworfene Simplonstraße vorzugsweise zu militärischen Zwecken. Graubünden seinerseits empfand die Folgen der Verkehrshemmungen auf schlechten Bergpfaden bei der Theuerung des Jahres 1807, wo Massen von Vorräthen nicht weiter geschafft werden konnten und deshalb große Werthe verloren gingen. Obschon die Hilfsquellen eines Berglandes zu öffentlichen Unternehmungen stets bescheiden fließen, und dieselben unter den kriegerischen Ereignissen der vorangegangenen Jahre theils versiegt, theils nahezu erschöpft waren, so faßte man gleichwohl den Bau einer kunstmäßig gebahnten Bergstraße ins Auge und sah sich hierzu ermuthigt durch den Wunsch Piemonts, einen Paß eröffnet zu sehen, der weder von Frankreich noch von Oesterreich abhängig wäre. Die politischen und die merkantilen Interessen reichten sich die Hand, und so kam die Bernhardinerstraße zu Stande, als Mittelring einer Route zwischen dem Bodensee und dem Langensee. Die oberste Brücke der neuen Bergstraße wurde in dankbarer Anerkennung der gewährten Subsidien die Victor Emanuels Brücke genannt. Doch gelang das Werk nicht ohne Schwierigkeiten. So kolossal auch die Durchbrechung der Via Mala war, und so unvollkommen die technischen Erfahrungen des Baumeisters Pocobelli, so waren die drohendsten Hindernisse diejenigen, welche Oesterreich aus Eifersucht bereitete, und die Einflüsterungen von daher, welche bei den Behörden von Tessin allzugeneigtes Gehör fanden. Geschickte und unverzagte Unterhandlung ließ jedoch die Ungunst der Umstände derart benutzen, daß Oesterreich schließlich freiwillig den Anschluß der Splügenstraße übernahm und Graubünden zwei Bergstraßen gleichzeitig erhielt. So war nunmehr der Gotthardt durch die Mittel des neuern Kunstbaues überholt. Ein blühender Verkehr begann sich auf den neuen Bergstraßen zu entwickeln, sie förderten die schweizerische Industrie, und die ganze Bevölkerung des Landes stand gewissermaßen ein für die geregelte und sichere Beförderung der Waaren. Ein regelmäßiger Diligencendienst unterstützt durch die Extrapost — die erste der Schweiz — erleichterte den Personalverkehr. Um das gestörte Gleichgewicht herzustellen, rückte nun sofort auch der St. Gotthardt in die Linie der Kunstbauten vor, und die Concurrenz der beiden Alpenpässe erzeugte den regsten Wetteifer der Transportanstalten. Eins vermochte jedoch die Gotthardtlinie nie zu erreichen, weil es nicht in Menschenhände gelegt war: die größere Sicherheit, welche die klimatischen Verhältnisse den rhätischen Pässen gewähren.

Aus Anlaß eines Gutachtens für eine Gotthardtbahn nahm zwar Prof. Heer in Zürich den Satz auf: „Gleiche Höhe gleiches Klima." Es ist aber nicht zu bezweifeln, und zwar an der Hand constanter Erfahrungen, daß dieser Satz für die Beurtheilung der Alpenpässe, wenn nicht geradezu unrichtig, so doch ganz unzureichend ist. Die klimatischen Verhältnisse eines Alpenpasses sind so wenig vorherrschend durch die Höhenlage bestimmt, daß vielmehr Windrichtung und Häufigkeit der Niederschläge ihm sein vorherrschendes Gepräge verleihen. Außerdem wirken Verhältnisse mit, die in keinem Bezug zur Höhenlage stehen und doch sehr wesentlich zur Charakteristik eines Alpenpasses gehören, z. B. Felsstürze, Lavinenschlag, Entholzung einerseits, schattige Lage der Straße andrerseits.

Während man nun weiß, daß der St. Gotthardt im ungehinderten Bereiche des über die schweizerische Hochebene ohne Widerstand hinstreichenden Nordstromes liegt, verdient es Beachtung, daß Graubünden nach Norden durch einen hohen Gebirgskranz ähnlich wie Böhmen abgeschlossen ist und lediglich an der Austrittsstelle des Rheines eine Oeffnung besitzt. Schnee und Vegetationsgrenze steht daher in Graubünden ca. 2000′ höher, als am Gotthardt und westlich desselben. Andererseits liegt der St. Gotthardt nördlich und südlich zwischen Seebecken, deren Verdunstungsmaterial an diesem Passe um so rascher sich niederschlägt, je mehr das Gebirgsganze der Nordströmung ausgesetzt ist. Hierdurch wird aber ein sehr erheblicher klimatischer Unterschied bedingt, der nicht von der Höhenlage abhängig erscheint.

Ganz besonders kommt aber bei dem Gotthardtspasse auch die Gestaltung der Abdachungen in Betracht. Wie steil und abgerissen das Reußthal von der Einmündung des Kerstelenbaches bei Amstag an aufwärts ist, wurde bereits berührt. Nicht minder abschreckend ist die Tessinschlucht unterhalb Airolo, der Abstürze in Val Tremola nicht einmal zu gedenken. Hierzu kommt, daß die Straße in der Tessinschlucht auf der Schattenseite angelegt, der massenhaften Ablagerung des Schnees und den Frühlingslavinen sehr ausgesetzt ist und folglich für das Aufthauen ungünstige Verhältnisse darbietet. Deshalb kann auch trotz eidgenössischen Betriebes die Gotthardtstraße nie so frühzeitig für Räderfuhrwerk geöffnet werden, wie der Splügen.

Die Idee nun, einen Schienenweg über die rhätischen Alpen zu bauen, ist schon alt. Kaum war der Eisenbahnbau auf dem europäischen Continent in Angriff genommen, so interessirten sich bereits einsichtige Männer in Graubünden, namentlich ein J. F. v. Tscharner, ein Lanicca für dieses Verkehrsmittel, und es schien als ausgemacht gelten zu müssen, das bündnerische Hochgebirge biete nicht nur einen einzelnen bequemen Uebergang, sondern eine Auswahl von solchen, und es sichere sich auf diese Weise für immer die Priorität im Verkehre zwischen Deutschland und Italien. Insbesondere wurde in dieser Richtung der Lukmanierpaß ins Auge gefaßt, weil derselbe im Längenthale des Rheins erreichbar ist, und keine jener abschreckenden Engpässe in sich schließt. Hierzu kam, daß er die tiefste aller Einsattelungen im Alpengebirge der Schweiz darbietet, und außerdem auf dem Canton Tessin ausmündet, dessen Einschluß in das Bahnnetz eine Forderung der Billigkeit und Klugheit zu sein schien. Sobald demnach die Anschlüsse der deutschen Eisenbahnen am Bodensee angelangt waren, bildete sich eine Gesellschaft, welche als Südostbahngesellschaft den Alpenübergang am Lukmanier beabsichtigte und diese Aufgabe als den zweiten Theil ihres Unternehmens betrachtet wissen wollte. Unterdessen galt es immerhin noch als ungelöstes Räthsel, mit was für Mitteln die Ueberschienung des Gebirges zu vollziehen sei; man hatte noch keine Erfahrungen hierüber und mußte sich jedenfalls bescheiden, in dieser Richtung nicht die ersten Versuche machen zu wollen. Um den durchgehenden Betrieb nicht der Unwirthlichkeit der alpinen Landschaften, den Schneefällen und dem Treibschnee auszusetzen, machte man sich allerdings mit dem Gedanken vertraut, es bleibe kein anderes Mittel, als das Durchschlagen eines Stollens durch das Gebirge. Und auch in dieser Beziehung schien der Lukmanier erhebliche Vortheile darzubieten. Man studirte also den Berg für lange und für kurze Stollen, fand aber immerhin nur bei den langen Stollen die nöthige Sicherheit des Betriebes. Allein jetzt erhob sich die Frage, ob denn bei der zugegebenen Nothwendigkeit eines langen Stollens nicht eben so gut am Gotthardt ein ähnliches Unternehmen glücken müsse, und ob dann nicht der Gotthardt eine sehr bedeutende Abkürzung der Bahnlinie darbiete, die sowohl den Baukosten als dem Betriebe gutgeschrieben werden müßten. Bei diesem erwachenden Streite der Linien kam nun zunächst alles auf die Haltung des Canton Tessin an, in den sowohl die eine Linie wie die andere ausmünden würden. Dort wurde aber kein Mittel unversucht gelassen, um für den Gotthardt und gegen den Lukmanier zu wirken. Tessin sah seinen Vortheil in diesem Widerstreit der projectirten Linien, zog den Entscheid so weit als möglich hinaus und entschied sich schließlich für den Gotthardt.

Aber selbst damit war der Streit nicht entschieden. Bei gleichen Tunneln hat der Gotthardt zwar die kürzere Linie auf seiner Seite, sofern der Binnenverkehr der schweizerischen Hochebene, d. h. der industriellen Cantone in erster Linie in Betracht gezogen wird, aber die schwierigeren Zugänge. Der Lukmanier hat unter dem Gesichtspunkt des internationalen Verkehrs eine kleine Verlängerung der Linie

gegen sich, die aber reichlich aufgewogen wird durch die leichtere Herstellung und Unterhaltung der Zufahrtsbahnen.

Wie sollte dieser Streit entschieden werden? Das schweizerische Eisenbahngesetz schließt den Staatsbau aus, anerkennt nur Privatunternehmungen, folglich Gewährenlassen der entgegengesetzten Interessen. Bei der Alpenbahn finden sich die Interessen des schweizerischen Binnenverkehrs in einem unversöhnlichen Gegensatz; die Bundesregierung kann diesen Gegensatz weder vermitteln noch aburtheilen. Nun kann aber der ungeheure Kostenbetrag dieses internationalen Werkes in der Schweiz selbst, die schon so viele verfehlte Eisenbahnunternehmungen aufzuweisen hat, nicht aufgebracht werden. Die Subsidien für den Tunnelbau dürften dem internationalem Verkehre belastet werden. Die an die Schweiz in der Richtung der Alpenbahn angrenzenden Staaten und Handelsmächte müssen sich in finanzieller Beziehung betheiligen. Und diese Betheiligung schließt sofort eine Erklärung in sich, welche sich auf einen bestimmten Plan und eine bestimmte Richtungslinie bezieht. Das Ausland hat seine Betheiligung ausgesprochen und hat sie für den Gotthardt eingesetzt. Es sah, daß die Mehrheit der schweizerischen Regierungen, das die einer solchen Unternehmung am ehesten gewachsenen Gesellschaften vereinigt, nur für den Gotthardt arbeiteten. So erwartet man denn von dem schweizerischen Unternehmungsgeist ein Werk, das alle Eigenschaften einer Völkerstraße in sich faßt und, zwischen Montcenis und Brenner in die Mitte gestellt, alle Vortheile des freien Verkehrs zu gewähren bestimmt sein wird. Die Schwierigkeiten der Gründung erscheinen beseitigt, nunmehr beginnen diejenigen der Ausführung. Noch immer gibt es Zweifler, welche selbst die zugesagten Hilfsmittel für unzureichend halten, um die ungewöhnlich großen Hindernisse eines Gebirgsdurchschnittes gerade am Gotthardt zu bewältigen und überdies alle die auftauchenden Begehrlichkeiten zu befriedigen, die namentlich im Inlande an die Speisung des Subsidienfonds sich knüpfen — schließlich auch Befürchtungen hegen, die sich einem künftigen Einflusse des Auslandes in die richtigsten Bundesverhältnisse entgegenstellen. In Florenz ist bereits eine Karte der Bahnnetze Mitteleuropas erschienen, welche in sehr hervorgehobener Weise die Gotthardtlinien mit der Inschrift ferrovia politica militare begleitet. Hoffnung und Furcht stehen sich in fast gleicher Stärke gegenüber.

Was nun schließlich die Ausführung anlangt, so werden für den Tunnelbau 15 Jahre Bauzeit in Anspruch genommen. Die Zufahrtsbahnen auf beiden Seiten der Gebirgsabhänge sollen nach dem System von Agudio mit festen Maschinen und Wasserkraft betrieben werden, so weit die hochgradigen Steigungen nicht zu vermeiden sind; für den Vierwaldstättersee endlich auf der Nordseite und den Langensee südlich wird man Trajectschiffe in Anwendung bringen. Auf diese allerdings etwas complicirte Weise würde zwischen Lucern und Arona sich wenigstens bis nach Eröffnung des Tunnels der internationale Verkehr zu entwickeln haben. Wird die Sache ebenso kühn wie ausgedacht auch ausgeführt, dann darf sich das Unternehmen mit dem Durchstich des Suezkanals in mehr als einer Beziehung vergleichen lassen.

Aus dem Brasilianischen Sklavenhandel.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

Das Nachfolgende ist keine Erzählung; es ist kaum ein Bericht, kaum eine Aufzählung von Thatsachen aus einer Zeit, die glücklicher Weise schon großentheils der Vergangenheit angehört, und aus Verhältnissen, deren Unhaltbarkeit längst anerkannt, deren Wegräumung längst beschlossen ist, wenn auch die nächsten Folgen solcher Wegräumung höchst verderblich für das weitausgedehnte Brasilianische Kaiserreich sein mögen. Alle Thatsachen und Verhältnisse aber, von denen ich reden werde, sind wahr; ich habe sie selbst mit erlebt, sogar die in meinem Bericht vorkommenden Namen sind unbefangen wiedergegeben.

Wer am Morgen eines gewöhnlichen Werktages zum ersten Mal an das Ufer eines der größeren Emporien Brasiliens springt, der bleibt wohl im ersten Augenblick betroffen stehen und sieht staunend um sich. Was ihm auch an Eigenthümlichkeiten im fremden Welttheil entgegentreten mag, eins vor allem wird ihm unbegreiflich erscheinen, die Menge der halbnackten Neger, die mit Kaffeesäcken auf dem Kopf, oder an einem Lastwagen ziehend und eine Last an einer Stange, an einem dicken Bambusrohre schleppend, unter einem einigermaßen rhythmischen Geheul hin und her rennen, während vor den Augen des ankommenden Reisenden der eingeborne Indianismus ganz verschwunden zu sein scheint und auch wirklich fast ganz aus den größeren Städten verdrängt ist, und von einer ganz weißen Rasse nicht eben große Mengen da zu sein scheinen.

Woher kommt diese ungeheure Masse schwarzer Heloten, neben welchen uns die weiße Population fast ganz verschwinden zu wollen scheint? — Nun, viele sind schon in Brasilien selbst geboren, sind crioulos; die meisten aber sind noch geborene Afrikaner, negros de naçao, wie man sie schlechtweg nennt, welche von Japan als negros novos, obgleich der Sklavenhandel mit Afrika längst verboten war, ins Land hineingeschmuggelt sind unter so seltsamen, oft abenteuerlichen, oft grausigen Verhältnissen, daß wir die letzten Zeiten dieses verbotenen und untergehenden Sklavenhandels gewiß in flüchtiger Uebersicht betrachten dürfen.

Wir beginnen unsere Betrachtungen:

An der Küste.

Wie kurz dieses Wort, wie unklar es auch erscheinen mag, so hat es doch im Treiben des Sklavenhandels eine ganz bestimmte Beziehung. „An der Küste, von der Küste, nach der Küste!" — immer ist es die Küste von Afrika! Wer von Rio „nach der Küste" ging, wollte Sklaven holen; wer von dort her kam, hatte wahrscheinlich Sklaven geholt oder dort Verbindungen angeknüpft, um Sklaven von dort her zu bekommen! Sah doch früher alles in Brasilien mit Sehnsucht nach dieser „Küste," von woher die arbeitenden Kräfte kommen mußten, — sehen doch noch heute fast alle Pflanzer mit Heißhunger dorthin, aber vergebens; und ihr bester Wohlstand versiecht am Ausbleiben der schwarzen Arme „von der Küste".

Es war im December des Jahres 1837; ich befand mich auf der Reise von Hamburg nach Brasilien. Unser Hamburger Dreimastschiff lief zwischen den Inseln des grünen Vorgebirges und dem afrikanischen Festland südlich. Ein erstickender Nordost wehte aus der nahen Sahara zu uns herüber und färbte unsere Segel leicht gelbröthlich mit seinem Wüstenstaube, während die Sonne morgens und abends wie ein strahlenloser rothglühender Feuerball langsam am Himmel hinrollte und nur um Mittag mit klarerem Schein den Wüstenrauch zu durchdringen vermochte, welcher in jenen Gegenden oft Monate lang Land und Meer einhüllt und ersterem oft ganze Jahre hindurch allen Regen versagt, letzteres in ein trübes Grau kleidet und seinen Horizont bedeutend einengt. — Um so aufmerksamer ward nach Südwesten von unserem Schiffsführer ausgeschaut, in welcher Richtung die Insel Boa Vista liegen mußte, von der unser Schiff Salz nach Rio de Janeiro bringen sollte. Wir mußten ihr ganz nahe sein; hie und da verriethen uns Brandungen drohende Klippen und Untiefen; stärker hörten wir das Meer in der Ferne brausen; bald entdeckten wir wirklich zwei mächtige Basaltgruppen; aber eben sobald kam auch durch die hochgehenden Wellen ein Schiffsboot herangerudert mit einem befreundeten Hamburger Capitän, welcher unser Schiff entdeckt und erkannt hatte, und als ein der Capverdischen Inseln sehr kundiger Pilot uns nun in die Bucht von Boa Vista hineinbringen wollte. Die Nähe des Ufers, manche aufkochende Brandungen und niedrige Klippen forderten große Aufmerksamkeit und ein vielfaches mühsames Wenden und Umlegen, wobei uns die Mannschaft des Bootes trefflich mit diente, bis dann die See ruhiger ward und unser Anker in die Tiefe rasselte. Wir waren in der Bucht von Boa Vista.

Wie die verschlackten und in den Ocean niedergeschleuderten Fragmente eines ausgeglühten Planeten ragen sämmtliche Inseln des Grünen Vorgebirges aus dem Meere heraus; Basaltmassen reihen sich an Basaltmassen, Sand häuft sich auf Sand, aus dessen wandernden und von jedem heftigen Sturme in Bewegung gesetzten Bergen Lebensbäume mit den Häuptern herausragen, wie manche frisch grünende, weil von einer Ader süßen Wassers durchflutete Oase auch das Bild

des Todes und der Verödung unterbrechen mag. Von solchem jammervollen Rahmen war auch die Bucht von Boa Vista eingefaßt. Eine Art von Stadt gab dem öden Bilde kaum einiges Leben. Am Strande lagen ganze Berge von grauem Seesalz, welches von einem grauschwarzen Gesindel verkauft ward. Land und Leute, letztere fast durchweg Neger, wurden von einem schwarzen Gouverneur befehligt, welcher auch uns gastlich empfing und zu Tische einlud.

Auf der weiten Rhede von Boa Vista wiegten sich dreizehn Handelsschiffe an ihren Ankerketten, von denen elf, um Salz zu holen, gekommen waren und freundlich mit uns verkehrten. Zwei dagegen, beide mit portugiesischer Flagge, lagen ferner vom allgemeinen Ankerplatze und zeichneten sich in jeder Beziehung vor den übrigen Schiffen aus.

Es waren zwei lange, ungemein schlanke und nur wenig über den Wasserspiegel herausragende Schiffe mit leichter Takelage, die Masten auffallend weit hintenüberliegend, Seefahrzeuge, wie man sie im Norden wohl kaum jemals zu sehen bekommt, und die das Ansehen hatten, als ob sie von selbst über die Fluten dahinhüpfen müßten. „Der eine ist ein Sklavenfahrer," sagte uns eines Tages der Gouverneur, als wir ihn darum befragten, „den anderen halte ich für einen Piraten, den ich festhalten würde, wenn ich nur die Macht dazu hätte. Der Capitän war noch vor einigen Tagen am Land und suchte sein Schiff zu verkaufen; da er keinen Käufer fand, so verlangte er von mir, ich möchte ihm eine Erklärung geben, wonach er die portugiesische Flagge wirklich führen dürfte. Dann ist er wieder an Bord gegangen, und es weiß niemand etwas Genaueres von dem Schiffe, an welches kein Boot anlegen darf!"

Ein Pirat! — Die Geschichte war natürlich höchst pikant, so daß ich eines Morgens den Capitän bat, unter Bord des Piraten zu rudern, unter dem Vorwand, ob er uns Kartoffeln, einen gesuchten Artikel auf jenen Inseln, abkaufen möchte. In geringer Entfernung von dem Schiffe wurden wir angerufen, und nach einigen nur zum Schein von uns geführten Reden und Gegenreden ruderten wir zum zweiten Schiffe, wo es uns eben so erging. Doch hatten wir unsern Zweck erreicht und uns die Fahrzeuge genau betrachtet. Der Pirat führte wirklich vier Kanonen am Bord und hatte mindestens fünfzig Mann Besatzung, ein wunderliches, widriges, aus allen Farben zusammengesetztes und, wie es schien, aus allen Nationalitäten zusammengewürfeltes Gesindel, während zur Bedienung der Schiffstakelage acht bis neun Mann genügend gewesen wären. Auf dem Sklavenschiff dagegen erblickten wir nur sehr wenig Menschen, wie denn das Schiff neben seiner ungemein schlanken Bauart auch in seiner ganzen Haltung eine gewisse Eleganz verrieth. — Am Abend desselben Tages beim Vollmondslicht und unter einer leichten Landbriese huschte der Pirat, den niemand hatte mit der Ankerspille klimpern hören, lautlos wie der fliegende Holländer durch die Flottille der anderen Schiffe hindurch und war bald im Meere verschwunden, — „wer sagt euch, wohin!"

Beide Schiffe waren ächte Charakterzüge der Gegend und der Zeit. Als noch der Sklavenhandel mit voller Frechheit und Schamlosigkeit ganz öffentlich getrieben werden durfte, liefen die Sklavenschiffe in directer Fahrt von Brasilien nach den afrikanischen Negeremporien. Auf der Ostküste Afrikas waren es besonders zwischen dem 10 und 24 Grad südl. Breite die Häfen von Mongollo, Mozambique, Quilimance und Inhambane, welche großartige Negergeschäfte trieben; während auf der Westküste, vom Aequator bis 20 Grad südl. Br., die Häfen Loango, Congo und Cabinda, Ambriz, Loanda, Benguela und Mossamedes tausende von schwarzen Sklaven verschifften, und zahlreiche Negeraufläufer weit in das Innere von Afrika hineinzogen, um daselbst die schwarze Waare billig einzukaufen.

Uebrigens hatte das Heranziehen von Sklaven zur Ausfuhr keinesweges immer etwas Gewaltsames an sich. Oft genug mögen freilich Kriegsgefangene verkauft worden sein, oft genug mögen despotische Chefs einzelner Stämme ihre Untergebenen, wie z. B. der König von Dahomey, ganz nach Willkür auf den Markt gebracht haben, aber gewiß ist es oft in viel einfacherer Weise hergegangen beim Anwerben und Ankaufen von Sklaven. Angesichts der grausigen Willkürlichkeiten einzelner Negeroberhäupter, von denen mir Neger in Rio hundertmal erzählt haben, wanderten die Schwarzen nur gar zu gern in die Sklaverei, und Brasilien hatte den allerbesten Namen unter den Bewohnern der „Küste". Eltern betrachteten es oft als eine Wohlthat, wenn sie ihre Kinder für ein Handgeld nach dem gelobten Lande schicken konnten, und junge Leute verschafften ihren nächsten Verwandten oft ganz gern und ganz freiwillig einen Vortheil, indem sie sich von jenen an die Sklavenhandlungsagenten verkaufen ließen. „Junge, wie kommst Du eigentlich zur Sklaverei in Brasilien?" fragte ich eines Tages den moleque (jungen Neger, — das Wort ist semitischen Ursprungs) Thomas, einen intelligenten Neger im Hause eines Freundes. Unter lachenden Grinsen erzählte er mir: „Meine Mutter und meine Tante brachten mich an die Praia (Ufer) zum Verkauf. Da sagte meine Tante: Lasse den Jungen noch größer werden, so bekommst Du noch mehr für ihn. Nein, erwiderte meine Mutter, der Junge könnte mir sterben, und dann hätte ich garnichts davon! Und so verkaufte mich meine Mutter." — Diese grausige Naivetät läßt es uns begreifen, woher so leicht die tausende von Negern, namentlich jungen Negern, die jährlich zum Verkauf nach Brasilien kamen, sich zusammenfanden. Was mögen unsere Poeten und Humanisten zu solchen Zuständen sagen?

Aber was werden sie nun gar von mir sagen, wenn ich es ausspreche, daß damals der Handel mit solchen Menschen unter solchen Umständen in einer gewissen humanen Weise angestellt ward. Frank und frei und mit gut ausgerüsteten Schiffen konnte man hin und her fahren, und einen soliden, gewissermaßen ehrlichen, reellen Handel treiben. Aber nun kamen die Engländer dazwischen; nun bestrichen ihre Kreuzer die afrikanischen Küsten und blockirten förmlich die genannten bedeutenden Häfen, während eine ganze Flottille flüchtiger Segler und bald Dampfschiffe die englische Marinestation in Rio bildete, längs der ganzen brasilianischen Küste schwärmte und alles aufbrachte, was Sklaven am Bord hatte, oder auch nur verdächtige Sachen führte, wie Bretter zur Bildung eines Zwischendeckes, große Kochkessel und Handschellen, und selbst zu große Vorräthe von Trinkwasser. Und wenn solche Prise nicht ganz klar als Sklavenschiff sich herausstellte, so ward sie nach Sierra Leona vor ein dortiges „gemischtes Gericht" gebracht und dort verurtheilt oder freigesprochen. Und während die englische Admiralität Schiffe und Mannschaften den unsäglichsten Drangsalen und Gefahren an den ungesundesten Küsten der Welt preis gab, schickten Manchesterhäuser ganze Schiffsladungen von rothen und von blauweißgestreiften Baumwollenzeugen nach Rio, mit welchen Zeugen Negersklaven an der „Küste" eingeschachert und auch bekleidet wurden!

Und nun erst gewann auch der Sklavenhandel eine grausige Physiognomie! Allerlei falsche Ausklarirungen wurden gemacht, und alle nur möglichen Betrügereien vorgenommen, um den Schein eines reellen Waarenhandels zu gewinnen. Je theurer die Neger in Brasilien wurden, desto billiger wurden sie an der „Küste", desto lucrativer ward das Geschäft. Statt der großen Sklavenhäfen, die sonst offen aufgesucht wurden, wandten sich die Sklavenschiffscapitäne auf Umwegen und Schleichwegen nach einer Unzahl von kleinen, unheimlichen und mörderisch ungesunden Küstenplätzen und unscheinbaren Flußmündungen, wo versteckt in Morast und Junglegebüschen elende Baracken mit noch elenderen Negern als Handelsorte dienten. Hier liefen die schlanken Sklavensegler von geringem Tiefgang in die kleinen Buchten und Flußmündungen, durch deren Brandungen und Irrwege die englischen Kreuzer ihnen nicht folgen konnten, ein. Und wenn so ein Kreuzerschiff lange an solcher Mündung in der Nähe des Ufers lauerte, so bekam es das verheerende Küstenfieber, und wenn es den leichten Sklavenschmugglern ein bewaffnetes Boot nachschickte, so blieb das bei der Ebbe im Morast sitzen, während aus dem Junglegebüsch von unsichtbaren Feinden scharfe Schüsse fielen und nur zu oft trafen. Und wenn auch einmal solche Landung gelang, so trafen die Britten nur leere Baracken, welche abgebrannt wurden. So wie nun aber der Kreuzer, um die Gesundheit seiner Leute einigermaßen zu erhalten und sie wieder vom frischen Seewinde etwas fern ab von der Küste durchwehen zu lassen, den Rücken gewandt hatte, wurde das Schmuggelschiff in wenigen Stunden mit Negern überfüllt, und lief, von kundigen Piloten geleitet, bei Nacht und Nebel in See, oft mit unzulänglichem Proviant, namentlich mit schlechtem Trinkwasser, welches zu der Menge der geladenen Neger in gar keinem Verhältniß stand. Aengstlich lauerte man, unter der Küste hinschleichend, nach allen Seiten auf die Mastenspitzen des Kreuzers, welche viel weiter zu sehen waren, als die des Sklavenschiffes mit der hinten überliegenden Takelage, so daß letzteres ersteren viel eher erblickte, als ersteres letzteres, und ihm ausweichen konnte. Aber doch ward manches Schiff schon beim Auslaufen

erwischt und mit Engländern bemannt, was bei dem bitteren Haß, der zwischen beiden Parteien herrschte, oft zu schlimmen Conflikten Anlaß gab. Erinnere ich mich doch eines Vorfalles, wo ein portugiesischer Sklavenschooner mit voller Ladung an der „Küste“ aufgebracht und mit einem Officier und fünf Matrosen besetzt ward; nach wenigen Tagen wurden die Britten meuchlings von der portugiesischen Besatzung niedergemacht. Bald darauf ward das Schiff zum zweiten Mal genommen, und den Mördern ward in Lissabon der Proceß gemacht. Daß aber aus solchen Mördern zur See leicht Banditen zur See, Piraten werden können, liegt sehr nahe. Und der Negergouverneur von Boa Vista mochte recht haben, wenn er jenen schlanken, armirten und starkbemannten Schooner, den wir damals vor der Insel trafen, für einen Piraten hielt und ihn gerne fest gehalten hätte, wenn ihm dazu hinreichende Macht zu Gebote gestanden hätte.

Auf offener See.

„Joaõ, rufe mir den Untersteuermann,“ sagte der Capitän des „Relampago“ zu seinem Moço oder Cajütsjungen und griff nach einer abgenutzten Karte vom südatlantischen Ocean, welche er vor sich ausbreitete und mit niedergeschlagener Miene betrachtete. Der Gerufene trat alsobald hinein in die niedrige kleine Cajüte.

„Senhor Geraldo, wie steht es mit unserm Trinkwasser?“ fragte der Schiffsführer und sah den Gefragten mit forschendem Blick an. Geraldo aber schüttelte den Kopf und sagte: „O Senhor Fernando, dieses Mal kommen wir um vor Durst! Und ich weiß nicht, was dem „Relampago“ fehlt. Sonst lief er wie ein wirklicher Relampago (Blitz) durch die Wellen; aber jetzt laufen wir 3 bis 5 Knoten, und Gott mag wissen, wann wir Cap Frio erreichen. Wenn alle, die am Bord sind, Wasser haben sollen, so haben wir in acht Tagen keinen Tropfen mehr, und dann adeos! Wenn wir nicht bald etwas Regen bekommen und Wasser auffangen, müssen wir ernsthaft daran denken, den Wasserconsum zu vermindern! Sie verstehen, Herr Capitän?“

„Ich verstehe,“ sagte der Schiffsführer, „laß es uns einmal überlegen!“ Damit ging Geraldo wieder auf das Deck hinauf, und der Capitän blieb, den Kopf auf beide Hände gestützt, brütend über der Karte sitzen.

Allerdings war die Lage zum Verzweifeln. Der „Relampago“, das eleganteste Fahrzeug, was man sehen konnte, ein Segler, wie es keinen zweiten gab, hatte vor einigen Monaten „in Ballast“, d. h. mit der vollen Ausrüstung zum Sklavenholen Rio de Janeiro verlassen, und war, mit dem Landwinde dicht unter der Küste bis zum Cap Frio hinschleichend, der Aufmerksamkeit der südlich von der Barre von Rio de Janeiro kreuzenden englischen Fregatte „Stag“ glücklich entgangen, so daß das elegante Fahrzeug nunmehr gerade nach Ambriz, von wo es eine Negerladung holen sollte, hinüberlaufen konnte. Vor Ambriz kreuzte der englische Kriegsschooner „Fantome“, so daß der „Relampago“ höchst vorsichtig nach dem nicht fern von Ambriz liegenden Ambrizetta lief und auch den Ankerplatz glücklich erreichte. Hier erfuhr Fernando, daß auf dem englischen Kreuzer, dessen großes Boot einen Tag auf dem Congofluß zu einer Expedition gegen eine Sklavenbaracke gewesen war, das Küstenfieber ausgebrochen, und acht bis zehn Mann krank geworden wären. Wahrscheinlich war die „Fantome“, um die Ansteckung abzuschütteln, weiter von der Küste, vermuthlich südwestlich gegangen, und der „Relampago“ hatte alle Chancen, ein glänzendes Geschäft zu machen. Rasch wurden die vorräthigen Negersklaven von Ambriz nach Ambrizetta getrieben, und bei Nacht und Nebel eingeschifft; Hals über Kopf ging der „Relampago“ bei einem steifen Ostwind in See, und nach wenigen Stunden war die Küste nicht mehr zu sehen. Aber die Abfahrt war überstürzt gewesen. Fürchterlich zusammengedrängt waren 500 Neger in das Schiff gestaut worden; dazu war das Trinkwasser von Ambrizetta schlecht, wie fast alles Trinkwasser jener Küsten ist, und man hatte für die Menge durstiger Heloten, die im heißen Schiffsraum zusammengepfercht waren, zu einer nur einigermaßen langen Reise keineswegs hinreichendes Wasser. Schon einige Male hatte der „Relampago“ die Reise von Ambriz bis zum Cap Frio in drei bis höchstens vier Wochen gemacht; immer wehte frisch der Südostpassat, welcher gerade für den Cours von Ambriz nach Cap Frio — etwa Westsüdwest — und gerade für ein mit halbem Winde ganz besonders schnellsegelndes Schiff, wie der „Relampago“, ungemein günstig war. Dieses Mal aber waren die Briesen flauer; nördlich von St. Helena hatte der „Relampago“ sogar mehrere Tage in Windstille gelegen und befand sich nun mitten auf dem Ocean in einer höchst bedenklichen Lage.

Der Capitän Fernando kam auf das Verdeck hinaus. Ich habe ihn persönlich gekannt; nie habe ich einen Mann kennen gelernt, dessen äußere Erscheinung und dessen ganzes Benehmen in so merkwürdigem Gegensatz zu seinem schlechten Gewerbe stand. Er war ein junger Mensch von 23 Jahren, wirklich bildschön, zwar vollkommen bartlos, aber sein üppiges, lockiges schwarzes Haar ließ den Bart wenig vermissen, — ein wahrhaft edles kühnes Auge unter gewölbter Stirn, eine schöne regelmäßige Nase, ein fast mächenhafter Mund mit weißen Zähnen, welche beim Lachen prächtig aussahen, dazu der Wuchs des Körpers untadelhaft, und die Bewegungen elegant, wie denn auch sein Anzug immer gewählt war.

Die großen Luken des Relampago waren offen. Ein grauenhafter Geruch dampfte unter der Tropensonne aus ihnen hervor; Geräusch war wenig zu vernehmen, wie denn solche Negerladung bei längerer Reise mit der vollendesten Apathie da liegt, nichts will und nichts begehrt, nichts äußert und nichts klagt; höchstens schallt einmal aus dieser und jener dumpfen, verpesteten Ecke ein stöhnendes: „Ai Jezus!“ hervor, oft das einzige Wort, der einzige Laut, den die elenden Afrikaner von ihren christlichen Brüdern in Angola und und Benguela gelernt haben.

Und nun der Anblick von oben durch die Luke hinunter in den Schiffsraum! Schwarze, nackte Gestalten aller Altersstufen, d. h. Männer, Frauen, Mädchen, Knaben und selbst ziemlich kleine Jungen und Dirnen durch einander, stehend, liegend, — ein Blick in die Unterwelt, in Dantes Hölle kann nicht entsetzlicher sein! Aber Fernandos Kennerauge entdeckte noch etwas anderes. Auf vielen Gesichtern von denen, die unten aus dem dunkeln Raum heraufstierten zu den Luken, las er schleichendes Fieber; das glänzende Schwarz der Haut seiner Ladung war aschgrau geworden, und bei vielen schien die Haut so trocken zu sein, als ob sie mit Staub belegt wäre. Von den Kindern waren die meisten mit großen Krätzpusteln bedeckt, der sogenannten Sarna. Und mit solchen Leuten sollten noch hunderte von Meilen bei flauem Winde und knappem Trinkwasser zurückgelegt werden! Ein rasches energisches Handeln war hier nöthig. Zwar waren schon viele Todesfälle vorgekommen, und im Gefolge des „Relampago“ befanden sich, zumal bei geringem Wellenschlage, zahlreiche Haifische, diese nach Leichen lechzenden Meereshyänen, deren Rückflosse man nur zu häufig aus der wenig erregten Meeresflut am Steuer herausragen sah, und welche die Leichen, die man über Bord warf, schnell verschwinden machten; — aber auf diese langsame Art der Verminderung in der Zahl der Fieberkranken, deren brennender Durst mit Wasser gelöscht werden sollte, konnte man sich auf dem „Relampago“ nicht mehr einlassen. Da traf eben der Untersteuermann, dem die Sache oblag, den praktischsten Ausweg. Ließ man die Kranken unten im Raume sterben, so demoralisirte man die ganze Ladung und inficirte die noch gesunden Neger. Geraldos Scharfblick — der alte gelbe Sünder übertraf darin seinen jugendlichen Herrn — erkannte, wenn er in den Raum hinunterstieg, bei scheinbar flüchtigem Untersuchen und an wenigen Zeichen, sogleich, wer doch unrettbar verloren war. Unter dem Bedeuten, der Kranke müßte ins Hospital, kroch dann so ein Elender hinauf aufs Deck oder ward hinaufgeschleppt. Dann mußte er vor allen Dingen „ein Bad nehmen“. Dazu war ein Brett außerhalb der Schanzkleider des Schiffes angebracht dicht über dem Wasserspiegel; darauf trat der Kranke! — Und war es nun Geraldos Schuld, wenn der sich ungeschickt wusch oder sich nicht halten konnte? — der ausgemergelte Körper sank sogleich unter und die Haifische verkürzten seinen Todeskampf. Diese grause Hospitalsprocedur war praktisch; man sparte für die Gesunden Wasser und kürzte den Kranken die unter solchen Umständen oft lange Agonie, in der man aus Menschlichkeit den Leuten doch auch das Wasser nicht ganz versagen konnte. Auch verminderte man so den Luftconsum im Raume, und rettete wirklich manchen Neger vor dem Erkranken. Diese Procedur ward einige Tage durchgesetzt; dann ward der Südostpassat frischer, und der „Relampago“ machte seinem Namen wieder Ehre; er schoß wie ein Blitz dahin, und bald sah man im fernen Westen das Cap Frio auftauchen.

Ziemlich in der Mitte zwischen dem Cap Frio und dem Cap S. Thomé liegt der kleine Handelsplatz Macahé, von fern schon kennt-

lich an einem Berg (22 Grad 12 Fuß s. Br.), in dessen Nähe verschiedene Inseln liegen und dem mannigfachen Gesindel zur See, Sklavenschiffern und Schmugglern willkommene Schlupfwinkel bieten. Hier war eine Zeit hindurch der beste Landungsplatz für Negersklaven aus Afrika, die man in Rio einschmuggeln wollte; und so hatte denn auch der „Relampago" seinen Cours dorthin eingeschlagen. Aber wie die Tigerkatze sich plötzlich wendet und davon schleicht, wenn sie den Jäger mit der Kugelbüchse im Anschlag stehen sieht, so wandte plötzlich der „Relampago" seinen Lauf südwestlich, denn von Nordosten herkommend, erschien wie ein prachtvolles Wolkenmeteor, eine große Brigg unter vollen Segeln! „Teufel, der Grecian!" murmelte Fernando, und ließ alles an Segeln noch aufsetzen, was vom „Relampago" nur getragen werden konnte. Bald flog das gehetzte Schiff unter seinen ächzenden Masten dahin wie eine Antilope. Aber auf der heranbrausenden Brigg, welche gerade auf den Sklavenfahrer seit vierzehn Tagen wenigstens schon kreuzend gelauert hatte, machte man dasselbe Manoeuvre; alles was nur Segel war, ward beigesetzt, und nun begann ein Wettlauf auf Tod und Leben.

Die große Brigg „Grecian", damals mit dem hochausgezeichneten Capitän Smyth am Bord, war einer der besten Segler der ganzen englischen Marine, und gewiß einer der besten Segler, die ich gesehen habe. Wie ein Schießhund lag er im Hafen von Rio; wenn Capitän Smyth seine Anker lichtete, so ward gewiß ein Sklavenschiff von Afrika vermuthet; lief der „Grecian" aus, so sah man einige Tage darauf an dem Flaggenstock auf dem „Kastellberg" von Rio mittelst Flaggen und Wimpeln das Doppelzeichen wehen: Englische Kriegsbrigg, — Portugiesischer Schooner „aprizionado" gefangen. Zum Gelingen dieser romantisch wilden Jagden trug ein damals in Rio sehr bekannter, und doch höchst mysteriöser portugiesischer oder brasilianischer Herr bei, ein Senhor Alcanforado. Ueberall zugelassen, überall sich zudrängend soll er immer ausspionirt haben, welches Sklavenschiff auslaufen wollte, oder welches zurückerwartet würde. Dann verrieth er das auf der englischen Gesandtschaft. Als man einmal einem englischen Gesandten diese Procedur als nicht eben elegant vorhielt, erwiderte er: „Schmutzige Mittel gegen schmutzige Dinge," und ließ sich in nichts stören.

Auf diese Weise war auch die Fahrt des „Relampago" verrathen worden, und längst kreuzte der „Grecian" im Ocean. So trafen sich die Schiffe, um sich im Laufe zu messen, wobei der Engländer seinen Ruhm als Segler einbüßen konnte, der Portugiese aber alles dran setzen mußte, um ihm zu entgehen. Der „Relampago" durfte mit keiner Negerladung in Rio einlaufen; ihm blieb nur die Flucht nach Westen und Südwesten, wo er sich hätte möglicherweise in die Bucht von Angra dos Reis, hinter die Inseln Marambaya oder Ilha Grande retten können, Gegenden, in die man ebenfalls Sklaven einschmuggelte. Diesen einzigen Rettungsweg mußte der „Grecian" dem Sklavenschiff abschneiden, und dazu bedurfte er des beschleunigsten Laufes. — Anfangs schienen beide Fahrzeuge in ganz gleicher Schnelligkeit dahin zufliegen, und gewiß ist auf beiden, wie das bei so spannenden Gelegenheiten auf Schiffen zu sein pflegt, kein Wort gesprochen worden! Beide Schiffsführer beobachteten, der eine in brennendem Eifer, der andere in verbissener Wuth und Angst, sich einander mit ihren Fernrohren, bis es gar nicht mehr zu verkennen war, daß der „Grecian" seinen Nebenbuhler schlagen würde; immer mehr gewann er südlichen Cours und stand dem „Relampago" endlich südwestlich. Jetzt war letzterer verloren. In östlicher Flucht das Cap Frio zu gewinnen und zu umsegeln war fast unmöglich. Aber eben so unmöglich war es dem jungen Capitän, sich gefangen zu geben. Da war denn der dritte Ausweg der einzige, den das Sklavenschiff noch einschlagen konnte. — In preßhaften Lagen der Art pflegten Sklavenschiffer mit vollen Segeln ihr Schiff auf den Strand zu setzen; alles mußte über Bord springen und sich mit Schwimmen durch die Brandungen retten, wobei meistens eine Menge von Menschenleben verloren ging. Wenn es möglich war, so steckte der Capitän zuletzt sein Schiff noch in Brand, und niemand erfuhr, welches Schiff Sklavenhandel getrieben hatte, wenn die Engländer herankamen.

Wie nun der „Relampago"? Am Rande der Felsenküste, welcher er zujagte, war absolut kein Entrinnen für eine Seele, wenn er mit vollen Segeln auf die dortigen Klippen gesetzt wurde. Gerade dort war es, wo vor Jahren eine portugiesische Fregatte ihren so traurigen Untergang fand, und wo am 5. December 1830 auch die englische Fregatte „Thetis" in rabenschwarzer Sturmnacht aufstieß und mit 800,000 Dollars so rasch sank, daß kaum die Mannschaft sich retten konnte. In wahnsinniger Hast jagte das Schiff seinem Untergang entgegen; es fing an zu dämmern, die Briese ward immer steifer; immer näher schien der „Grecian" zu kommen. Rasch brach die Nacht herein; noch einmal sahen die Engländer das flüchtige Schiff hart am Felsen schimmern; hoch auf schien es noch einmal von der Brandung geschleudert zu werden und eine starke Wendung zu machen, dann sank es tief hinab und war verschwunden, — die furchtbare Katastrophe war vollendet. Hunderte von Menschen mußten in den Wellen umgekommen sein. Selbst auf der englischen Brigg dachte man mit Entsetzen an den Vorfall. Doch waren Hilfsversuche unmöglich. Darum hieß es: „Klar zum Wenden" — die Pfeifen schrillten, die Segel flaggten im hereinbrechenden Sturm, der „Grecian" saufte westlich und lief mitten in der Nacht in Rio de Janeiro ein, wo sich denn am nächsten Morgen die Nachricht von dem Untergange unseres Sklavenschiffes verbreitete und bei den Portugiesen böses Blut gegen die Engländer erregte.

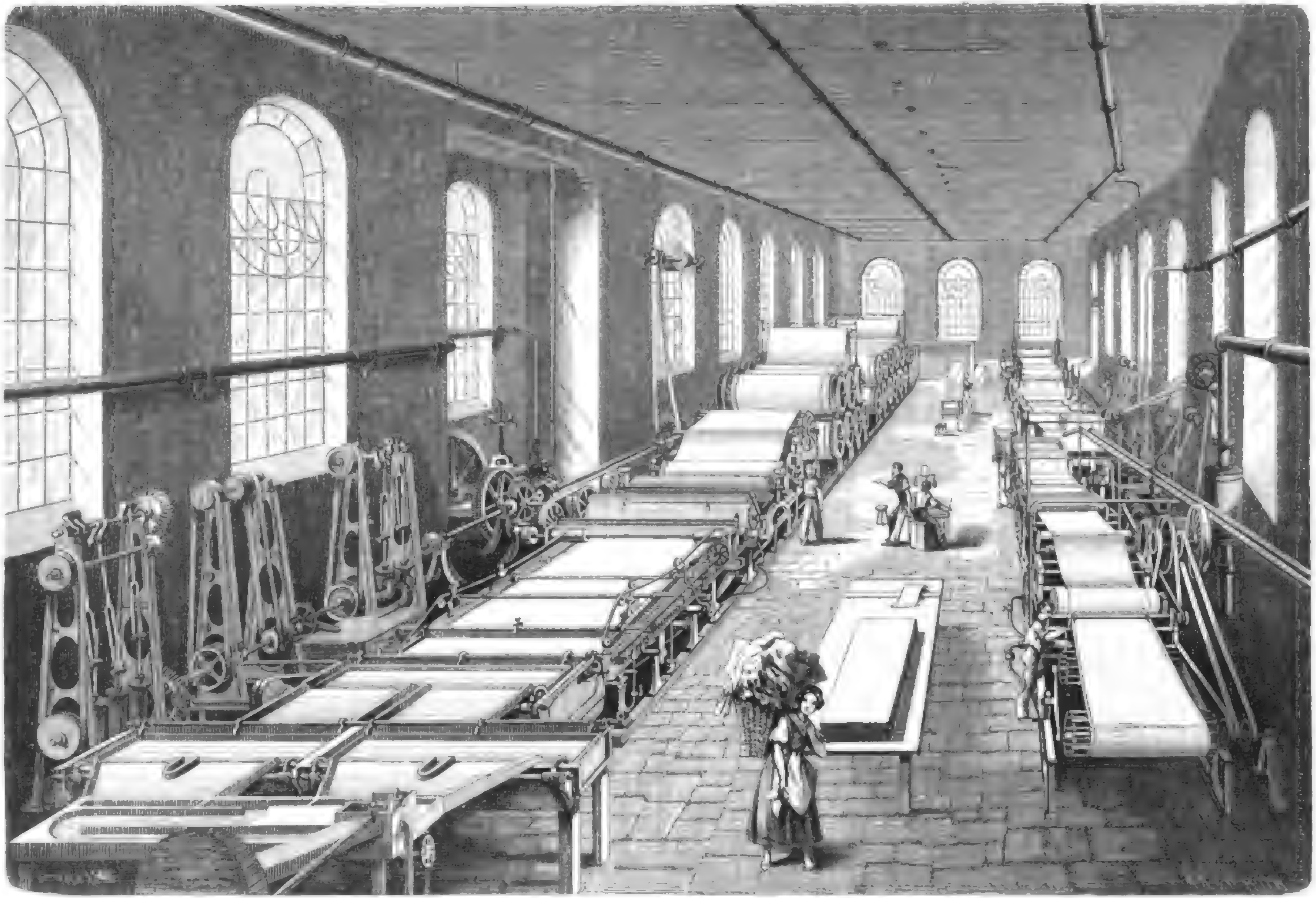
Dieser Haß gegen England sollte sich noch am selben Tage auf das höchste steigern. Die Fregatte „Stag" kam eingelaufen. Sie hatte in See ein Sklavenschiff getroffen, gejagt und gefangen genommen. Beim Salutiren kam es nun vor, daß eine der Kanonen noch scharf geladen gewesen war, und eine Vollkugel in die Häuser oben auf dem Kastellberg schleuderte. Man nahm es für Absicht und wüthete, mit Worten wenigstens, gegen die Britten, während die Prise neben dem damaligen Pontonschiff der Engländer, dem „Crescent", vor Anker ging und die ausgehungerten Jammergestalten von Negern an dieses große luftige Schiff abgab.

Allgemeiner Haß, allgemeine Verachtung gegen die portugiesische Sklavenhändlerpartei, denn wirklich gab es damals eine solche, zeigte sich offenkundig unter den anständigen Ausländern aller Kategorieen. Als aber in denselben Tagen gegen Abend die Dampffähre von dem der Stadt gegenüberliegenden Städtchen Praya Grande nach Rio überfuhr, und zu dicht bei der eben angedeuteten, vom „Stag" aufgebrachten Prise vorbei kam, hatte die auf dem gefangenen Schiff postirte englische Schildwache den Blödsinn, scharf Feuer zu geben auf das Dampfschiff, und ein wohlangesehener Mann, Braga mit Namen, stürzte todt nieder auf das Verdeck. Nun schien alles in Flammen aufgehen zu wollen. Der unerhörte Vorfall rief einen förmlichen Sturm von Wuth hervor, so daß der englische Admiral, welcher nun über das Ereigniß Erklärungen zu geben am nächsten Morgen ans Land kam, von der unter seinem Befehl stehenden Escadre ungefähr 200 Mann ausschiffen und bewaffnet aufziehen lassen mußte, was freilich vollkommenen Respect einflößte. Die ruhigen und von allen Schmähereden unberührten Britten, welche ihren Admiral begleiteten, sahen wirklich pompös aus. Doch aber konnte das nicht hindern, daß nicht in den nächsten Zeiten an den gewöhnlichen Landungsplätzen viel Unruhen und Schlägereien vorkamen mit englischen Matrosen, und ich habe in meiner Krankenabtheilung der Mizericordia nie so viele Contusionen und Messerstiche zu behandeln gehabt, wie damals. Ja, es wurden einige Male englische Matrosen am Ufer und vor den Matrosenkneipen in der Rua da Mizericordia geradezu todtgestochen.

(Schluß folgt.)

Eine Riesenpapiermaschine.

Als Friedrich König in London die Schnellpresse erfand (1810), begann der Kampf der Buchdruckermechanik mit der Papiermachermechanik. Ich will dieses heiße Gefecht nicht in seinen Stadien verfolgen, aber an einem einfachen Beispiele die größten gegenwärtigen Leistungen beider zeigen. Daraus mögen denn unsere Leser den Schluß zu ziehen suchen, ob die Schnellpresse die Papiermaschine überflügelt hat, oder umgekehrt. Ich für meinen Theil gebe die Palme der Papiermaschine und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Schnellpresse in keinem Falle mehr bedrucken kann, als die Papiermaschine liefert.



Der Maschinensaal in der Papierfabrik Penig.

Fürs Daheim aufgenommen von Adolf Elßner.

Digitized by Google

Um in einer Stunde 30,000 Exemplare von einer Zeitung abzuziehen, die auf Rein- und Schöndruck kein sonderliches Gewicht legt, waren vor dreißig und einigen Jahren etwa 40 Pressen und 400 Arbeiter nöthig. Jetzt bringt dieses im besten Falle *eine* Marinonische Maschine mit sieben Arbeitern zu Stande. Das Papier zu diesen 30,000 Exemplaren, das Exemplar zu 4 Quadratfuß gerechnet, vermag aber auch *eine* Papiermaschine fast in derselben Zeit mit nur 2 Mann Bedienung zu liefern. Doch will ich keinem Leser rathen, diesen Riesenpapiererzeuger etwa zu suchen, denn er findet sich nur *einmal* auf dem Continent. Ich selbst kannte ihn vor kurzem noch nicht und wußte nur, daß er da arbeitete, wo er auch rechtmäßig hingehört, in der Nachbarschaft der Metropole des Buchhandels und des Papierconsums nämlich. Als ich nun auch noch erfuhr, daß er auch einen Theil des Daheimpapiers anfertige, unterließ ich meinen Besuch bei ihm nicht länger.

Dort, wo an der westlichen (Zwickauer) Mulde gedrückt zwischen Berg und Thal das sächsische Städtchen *Penig* liegt, wuchs aus bescheidenen Verhältnissen eine Papierfabrik gleichen Namens empor, die in diesem Augenblick den höchsten Anforderungen der Zeit Rechnung trägt. Imposant flankirte die aus zwei Hauptgebäuden, sechs Nebengebäuden und einem Dampfmaschinenhause bestehende Fabrik das gedrückte Städtlein, als ich von der Höhe kommend in das sich plötzlich öffnende romantische Muldenthal herniederstieg. Dann jedoch versank die Hoheit wieder hinter dem verzwickten Gassengewirr der Stadt, bis ich mich plötzlich der 300 Fuß langen, drei und dreißigfenstrigen Front des Hauptfabrikgebäudes gegenüber befand. In ihm arbeitete der Papierriese, der die Schnellpresse überflügelt hatte, und ich betrat das Etablissement, das der alten Firma *Ferdinand Flinsch* gehört, die jüngst ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, nicht ohne große Erwartung. Um nun dem Riesen nicht gleich auf den Leib zu rücken und das, was ich schon so oft in bescheidenem Maßstabe gesehen — die Papierfabrikation — auch einmal in aller Großartigkeit kennen zu lernen, begann ich meine Umschau und Wanderung auf dem Lumpenboden der Fabrik. Schon die mächtigen Haufen alten Zeuges fesselten heute in höherem Grade, als bisher, mein Interesse. Seit jenen Tagen nämlich, in denen der Baumwoll- und Leinwandverbrauch nicht gleichen Schritt mit dem Papierbedarf hält, und rastlos nach Lumpensurrogaten gesucht wird, durfte ich über die Bedeutung der Vorstufe der Papierfabrikation nicht mehr im Unklaren sein. Nesseln, Disteln, Schilf, Hopfen, amerikanische Gräser, indische Pflanzen, Stroh, Holz ꝛc. waren der Reihe nach daran gekommen, um die Lumpen zu ersetzen oder mit den Lumpen zusammen verarbeitet zu werden. Aber nichts, nichts vermag die gestreckte, biegsame, durch das *Tragen im Leben* mürbe gewordene Leinenfaser zu vertreten, sobald es sich um die Herstellung von Rohstoff als Träger der Geistesarbeit, oder mit einem Worte, um *Druckpapier*, handelt.

Mittels eines mechanischen Aufzugs wurden die in den Souterrains des Gebäudes lagernden Hadern unter den Dachraum gehoben, um zerkleinert, sortirt und vom Staube gereinigt zu werden. Mädchen spielten hier die Rolle eigenthümlicher Schnitterinnen. Alte Sensenklingen, die schon so manche nickende Aehre in vielen, vielen Ernten niedergemäht, waren hier aufrecht auf Tischen befestigt, und die Schnitterinnen standen dahinter. Lumpen um Lumpen wurden an der Schneide der Sensen herabgezogen, und die Nähte der Kittel-, Jacken- und Miederruinen wichen hier vollends den Streichen der Aehrenmäherin.

Die sortirten Hadern verfielen dann der Maschine, dem *Haderschneider* und dem *Haderstäuber*. Polternd riß der einer Häckselbank ähnelnde Haderschneider mit seiner rotirenden Messerwalze die Lumpen in kleinere Fetzen, und gab dabei dem Staube die Freiheit wieder.

Aus dem rotirenden Haderstäuber gelangten die gereinigten Lumpen durch Kanäle direkt zu den Thüren der *Dampfkochapparate*. In rotirenden eisernen Dampfcylindern, von denen 3 je 2500 Pfund Lumpen faßten, wurden die Hadern gekocht, und nach dem Ablassen der nicht sehr einladenden Suppe gelangte die gekochte Masse in große Waschapparate neuester Construction, um weiter gereinigt zu werden. Nach dem Kochen und Waschen begann die Verarbeitung der Lumpen zu *Halbzeug*, oder die Umwandlung der Produkte der Lumpenküche zu einer breiartigen Masse mittels Maschinen, die den eigenthümlichen Namen *Holländer* führen. In den wassergefüllten, trogähnlichen Kästen dieser Lumpenguillotinen wurden die Lumpen zwischen Messern und Walzen durchgerissen, um dergestalt zerstückt zu werden, daß der Grad der Mahlfeinheit genau durch ein Heben oder Senken der Cylinderachse mittels einer Schraube zu reguliren war. Durch die Walzenumdrehung wurden auch zugleich die in den Trögen schwimmenden Hadern in einer beständigen Bewegung erhalten, so daß kein Stücklein des Lumpenzeugs der Guillotine entschlüpfen konnte. Aus den Halbzeugholländern gelangte der zerkleinerte und vom Reinigungswasser befreite Stoff in die Bleichholländer. Das fertige aus Chlorkalk bereitete Bleichwasser wurde mit einer Pumpe aus dem im Parterre liegenden Gasbleichlocal in ein im Holländersaal aufgestelltes Reservoir gehoben. Die Bleichholländer brachten den Halbzeug in Berührung mit der Bleichflüssigkeit und ihre unbewaffneten rotirenden Walzen sorgten eben nur dafür, daß diese Berührung eine vollständige wurde. Nach der Bleiche, die alle Farben und Flecken tilgt und alles, alles in das reinste Unschuldweiß verwandelt — ausgenommen Buchdruckerschwärze — wurde der Halbzeug in die Ganzzeugholländer geleitet, abermals durch Messer und Walzen durchgerissen und nun vollständig zu Brei gemahlen. Der 138 Fuß lange und 60 Fuß breite Holländersaal machte mit seinen 26 Halb- und Ganzzeugholländern, seinen sieben Bleichholländern und seinen beiden amerikanischen Centrifugalpatentholländern einen eben so großartigen wie beängstigenden Eindruck. Man sollte meinen, daß nach dem Massacre im Holländersaal der Ganzzeug, dieser doppelt zu Tode getroffene, nun endlich Ruhe gefunden, doch nein. Er wurde zwar in ein großes gemeinsames Grab, ein Reservoir, geleitet, jedoch hölzerne Rührer erhielten ihn auch hier in einer fortwährenden rotirenden Bewegung. Aus diesem Grabe sollte bald ein Auferstehen folgen und zwar ein glänzendes *als Träger der Geistesarbeit*.

Der Leser wird mir nun gern in den *Papiermaschinensaal* folgen, darin jede Spanne der Maschinerie ein Triumph menschlichen Erfindungsgeistes. Es ist dafür gesorgt worden, daß alles klar und deutlich dem Beschauer im Bilde vorliegt: er kann die Maschine in ihrer Thätigkeit verfolgen und zwar von dem aus dem Reservoir strömenden blendend weißen Ganzzeug an bis zu dem festen endlosen Bogen, der im Hintergrunde über die Cylinder gleitet. Hier athmet sich's auch freier und angenehmer, wie in dem Holländersaal. Durch 19 Bogenfenster in 16 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite wird das Licht aufgefangen. Treten wir ein!

Die Maschine, welche im Auftrage des Leipziger Hauses *Flinsch* aus der berühmten Fabrik von *Bertram* und *Sohn* in *Edinburg* hervorgegangen und bis jetzt noch keine Zwillingsschwester auf dem Continent aufzuweisen, verdient mit Recht den Namen: *Riesenpapiermaschine*. Sie leistet mehr als doppelt so viel, wie ihre beiden an der rechten Seite des Saales arbeitenden Colleginnen. Während die englische Donkinsche Papiermaschine rechts im Hintergrunde des Saals 48 Centner 60 Zoll breites Papier und ihre Genossin rechts im Vordergrunde des Saals, eine deutsche Papiermaschine, nur 18 Centner 40 Zoll breites Papier täglich zu schaffen vermag, übernimmt es die Riesenmaschine links allein, täglich über 150 Centner 100 Zoll breites Papier zu produciren. Verfolgen wir den Riesen in seiner Arbeit.

Das Schöpfrad, welches im Bilde nur zur Hälfte sichtbar und einem verfinsterten Halbmonde gleicht, schafft den Ganzzeug aus dem Reservoir dergestalt auf die Maschine, daß der Ausfluß genau regulirt werden kann. Er ergießt sich nun zunächst auf den Stofftisch, der einen wichtigen Apparat, den Sandfang, enthält. Der Sand, der seiner Feinheit wegen von den Holländern nicht mit guillotinirt werden konnte und der trotz einer Zwei- und Dreitheilung doch immer noch *Sand* geblieben wäre, wird hier als Feind des werdenden Papiers zurückgehalten und gefangen. Von dem Stofftische geht der milchige Zeug über drei Knotenfänger. Die Knötchen, welche sich zahlreich in der Papiermasse vorfinden, werden von ihrer verpönten Weiterreise durch Schütteln zurückgehalten, und gleich dem Sande schließlich aufs Trockne gesetzt. Der dritte Knotenfang endet da, wo das zweite Maschinengerüst an der Wand aufhört. Von den Knotenfangapparaten ergießt sich der Zeug gleich flüssigem Marmor auf ein end- und ruheloses Sieb, das beständig geschüttelt wird, um das Wasser aus der Masse zu entfernen und dieselbe zu verfilzen. Mit dem Schütteln des Siebes geht die Arbeit von Saugkästen, welche unter dem Sieb liegen, Hand in Hand, ja, das Saugwerk

entfernt das Wasser noch energischer, wie das Schüttelsystem. Den Saugapparat sieht der Betrachter des Bildes in dem dritten Maschinengerüst an der Wand. Die Pumpen des ersten Maschinengerüstes führen das ausgesogene Wasser wieder dem Stofftische zu, um mit dem Wasser haushälterisch umzugehen. Das zweite Maschinengerüst an der Wand ist jener ruhelose Apparat, der fortwährend das Sieb schüttelt. Das Sieb führt die schon consistenter gewordene Papiermasse einer filzüberzogenen Walze zu, welche Gautschwalze heißt. Von ihr erhält die Masse die erste Pressung.

Die Gautschpresse liegt dem vierten Maschinengerüst an der Wand gegenüber, einer Dampfmaschine, die zum Betriebe der Riesenpapiermaschine dient, falls der Betrieb mittels Wasserkraft durch eine 25pferdige Turbine wegen zu kleinen Wasserstandes unmöglich werden sollte. Die Gautschpresse entfernt das Wasser aus der schon inniger zusammenhängenden Papiermasse so energisch, daß jetzt die Lösung der Masse von dem Siebe und ihre Ueberführung auf einen endlosen Filz vor sich gehen kann. Auf diesem Filze erhält sie bald die erste Presse als P a p i e r. Der Maschinenführer, der in der Mitte des Saals an dem Tische mit der Wage lehnt, ertheilt eben dem Arbeiter an der Maschine den Auftrag, die erste Presse mehr anzuziehen, um dem Papier größere Consistenz zu verleihen. Gleich hinter dem Rücken des Arbeiters erhält das Papier die zweite Presse und dann wird es über eine Weise eine ansehnliche Strecke fortgeleitet und dem ersten Trockencylinder zugeführt. Nachdem es so sieben in zwei Reihen liegende dampfgeheizte Trockencylinder passirt, muß es nicht selten noch durch einen Thierleimapparat hindurch. Soll es ungeleimt bleiben, so fängt es ein Haspel hinter den Trockencylindern auf. Auf dem Bilde aber sehen wir, wie das Papier noch weiter geleitet wird und nach der Durchführung durch den Leim noch acht Ventilatoren und fünf Trockencylinder passirt, die auf dem Bilde zusammen als 13 in zwei Reihen liegende Cylinder erscheinen. Doch noch ist der Weg nicht zu Ende. Wir sehen das geleimte Papier hinter den Trockencylindern des animalischen Leimapparats abermals in die Höhe steigen, um noch durch einen aus sieben Walzen bestehenden (auf dem Bilde nicht mehr sichtbaren) Satinir- oder Glättapparat geführt zu werden. Nachdem nun noch die Feuerprobe des Schneidewerks bestanden, dessen Schneide das mit solcher Mühe und Umsicht geschaffene Papier schonungslos der Länge nach wieder durchschneidet, kann endlich, endlich das Auflaufen auf den Endhaspel erfolgen. Das Papier o h n e E n d e, oder mit einem Worte, das Maschinenpapier, diese großartige Errungenschaft der Technik, die es mit den erforderlichen Kräften möglich machen würde, eine Papierstraße von einem beliebigen Punkte des Festlandes um den Erdball zu führen, soll freilich auf dem bescheidenen rasch gefüllten Haspel wenigstens ein gewaltsames Ende finden. Ein Querschnitt trennt es nach aufgelaufenem Haspel von der Papierbahn. Es muß der neuen ungestüm herandrängenden Papierstraße Platz machen und den Haspel so schnell wie möglich frei geben, um nun noch unter einem neuen Schneideapparat in das betreffende Format — bei meinem Besuche der Fabrik in das D a h e i m f o r m a t — geschnitten zu werden.

Das ist eine flüchtige Schilderung der Riesenpapiermaschine. Eine deutsche oder eine englische Papiermaschine, wie sie hier an der rechten Seite des Saals in Thätigkeit, kann der Leser in jeder größeren Papiermühle arbeiten sehen, und ich rathe ihm, an die eine oder die andere Maschine, so oft er sie auch schon flüchtig betrachtet haben mag, mit der Aufgabe heranzutreten, den Punkt zu suchen und mit einer Stecknadel zu bezeichnen, wo die flüssige Papiermasse in den festen Zustand, in das Papier übergeht, und dann mit der Secundenuhr in der Hand die Zeitdauer für jeden einzelnen Punkt des werdenden Papiers zu messen und ebenfalls abzustecken. Wer sich mit dieser Aufgabe einer Papiermaschine nähert, muß sich für ihre Mechanik erwärmen, denn das, was er sucht, entschlüpft ihm regelmäßig wieder unter der ruhigen und sichern Arbeit der Maschine, die gar keinen Ruhe- und Anhaltepunkt, der gemessen oder abgesteckt werden könnte, kennt, sondern die aus dem flüssigen in den festen Zustand in stetem Werden — oder, wie wir prosaisch sagen, a l l m ä h l i c h überführt.

Von dem imposanten Maschinensaal, darin die Maschinen eine so heiße Arbeit verrichten, daß der aufsteigende Brodem durch röhrenförmige Luftkanäle an der Saaldecke verzehrt und fortgeleitet werden muß, begab ich mich in den P a p i e r - S o r t i r s a a l, dessen eine Hälfte zum Sortiren der angefertigten Papiere und dessen andere Hälfte zur Lagerung versandtfertiger Papiere dient. Hier arbeiteten die erforderlichen Papierbeschneidemaschinen, drei große Satinirwerke und eine hydraulische Presse von 5000 Centner Druckkraft. Während fingerfertige, sauber gekleidete Mädchen jeden Bogen blitzschnell die Revue passiren ließen, um ihn entweder als untadelhaft in das mustergültige Fach zu schieben, oder als einen Invaliden zum Ausschuß zu verweisen, verliehen die cylindrischen Glättpressen den Auserwählten den höchsten Glanz. Die hydraulische Presse aber, die mittels ihrer großen Druckkraft so ausgezeichnet zusammenzudrücken und zu packen versteht, liefert die Ballen derartig ab, daß sie ein flüchtiger Blick auch für eben so viele glattgemeißelte Marmorblöcke halten könnte.

So hatte ich nun unter dem Vortritt des Factors, der bei seiner Führung systematisch verfuhr, die Haupttheile der Fabrik durchwandert und das, was ich schon so oft in bescheidenem Maßstabe gesehen, war mir durch die Großartigkeit, mit welcher es sich hier entrollte, von neuem werth und lieb geworden. Hier hatten sich 400 Arbeiter und Arbeiterinnen gleichsam wie mit tausend Armen gewappnet, nicht um etwas Imponirendes, den Stürmen der Zeit Trotzensollendes zu schaffen, sondern um etwas dem Anscheine nach ganz Geringfügiges herzustellen, denn wohl nichts tritt anspruchsloser in die Welt, als das . . . P a p i e r. Und dennoch repräsentiren — namentlich, nachdem sie bedruckt und illustrirt sind — die tausende und abertausende von Zollcentnern feinsten Papiers, die alljährlich aus der Fabrik Penig hervorgehen, ein Kapital, mit dessen Berechnung ich meine Leser nicht ermüden will.

Doch fast hätte ich das Etablissement verlassen und auch diese Arbeit geschlossen, ohne des H a u p t a r b e i t e r s der Papierfabrik zu gedenken.

Wer mag das wohl sein? Weder die hundertpferdige Zwillingsdampfmaschine des Maschinenhauses, noch eine der 4 Turbinen von 25, 50, 100 und 150 Pferdekraft, welche längs der Hadernkocherei und des Halbzeuglokals, so wie neben dem Büttenraume liegen! Es ist aber auch nicht der Director, oder gar die Firma Ferdinand Flinsch, sondern . . . f i l t r i r t e s W a s s e r. Ohne reines mildes Wasser in U e b e r f l u ß ist eine gute Papierfabrik nicht denkbar. Wie das Blut unsere Adern durchkreist, so circulirt das filtrirte Wasser durch die Papierfabrik. Von Pumpen aus dem Bassin im Souterrain bis in den eisernen Cylinder unter dem Dachraum gehoben, muß es unablässig die Holländer speisen, den Halb- und Ganzzeug reinigen, waschen, spülen, durch Kanäle wieder zu anderer Verrichtung eilen und dennoch darf es nicht mit dem Raube einer einzigen Zeugfaser wieder das Freie suchen. Zeugfänger, oder die mit feinem Metalltuch überzogenen Trommeln dieser Apparate, über die es schließlich noch geleitet wird, zwingen es, eine etwa geraubte Faser wieder anzuhängen. Diese wird dann bei der Umdrehung der Trommel von einem Streifbrett aufgefangen. Leer, leer und dabei trüber, wie ein angehauchter Spiegel, hat das Wasser die Fabrik wieder zu verlassen. Eine so schlechte Lohnung suchte aber einmal der Hauptarbeiter der Fabrik aufs empfindlichste zu rächen. Er kam, nachdem er von Ackerrändern, aus Thälern, Schluchten und Buchten die verschiedensten papierfeindlichen Substanzen in sich aufgenommen, als H o c h w a s s e r, drang grollend, gewaltsam in die Fabrik und verdarb das Papier. Dieses hinderte nun freilich die Firma nicht am Emporblühen, denn außer Penig verkünden noch die Fabriken zu B l a n k e n b e r g an der S a a l e, zu F r e i b u r g im B r e i s g a u, zu C o s p u d e n an einem Nebenflüßchen der P l e i ß e u. s. w. ihren Ruhm. F. B.

Am Familientische.

Ankunft einer Frauenladung in San Francisco.*)

Für die in San Francisco zahlreich ansässigen C h i n e s e n ist die Ankunft eines Dampfers von H o n g k o n g und Y o k o h a m a allemal ein wichtiges Ereigniß. Sobald dieselbe im Chinesenquartier bekannt geworden ist, herrscht dort die wildeste Aufregung; die Geschäfte liegen fast alle still und die Straßen wimmeln von bezopften Himmlischen, welche alle in lauten Reden das frohe Ereigniß besprechen. Die Hauptursache dieser Aufregung liegt in

*) Diese mit dem Poststempel: S a n F r a n c i s c o 31. M a i bezeichnete Mittheilung ging uns — D a n k d e r P a c i f i c b a h n — bereits am 21. J u n i zu. Viele Grüße auf demselben Wege zurück und die Bitte, die n e u e B a h n recht fleißig zu benutzen. D. R.

dem in San Francisco herrschenden Mangel an chinesischen Frauen. — John (der hier zu Lande gebräuchliche Universalname für jeden Chinesen), welcher zu nichts weniger als zum Cölibat geneigt ist, hofft nämlich, daß der Dampfer eine Anzahl von Frauen mitgebracht hat und er sich an diesem Tage nach vaterländischer Sitte eine Frau kaufen oder stehlen kann.

In der Regel werden sowohl Frauen als Männer von China aus nach San Francisco, als so und so viel lebendige Waare an hier ansäßige chinesische Compagnieen consignirt. Die Männer werden von den Compagnieen, welche die Passage zahlen, als Arbeiter verdingt, die Frauen dagegen an ihre heirathslustigen Landsleute verhandelt, oder sonst in noch schlimmerer Weise ausgemiethet. Die amerikanischen Gesetze erlauben natürlich einen solchen Handel nicht; aber die Chinesen, welche in Californien buchstäblich einen Staat im Staate bilden, wissen die hiesigen Gesetze leicht zu umgehen, zumal fast niemand ihre Sprache versteht, und hat der chinesische Menschenhändler seine lebendige Waare erst einmal in Sicherheit gebracht, so thut er damit so ziemlich, was er will und wie es ihm gefällt. Manchem heirathslustigen Chinesen gelingt es, sich eine Frau vom Dampfer zu stehlen. Macht der Frauenimporteur nachher Einsprache und bringt den Casus vor die Gerichte, so läßt man in der Regel die Dame entscheiden, ob sie bei ihrem Räuber bleiben oder mit dem Frauenimporteur gehen will, und das Gesetz wird sie je nach ihrer Wahl in Schutz nehmen.

Begeben wir uns nun an den Hafen, wo so eben der Dampfer „Japan“, direct von Hongkong gelandet ist, der eine Fracht von 1250 Chinesen, worunter 354 Frauen (eine ungewöhnlich große Anzahl), mitgebracht hat.

Vor der Landungsbrücke des Dampfers herrscht ein wahrer Bedlamsskandal. Ein paar tausend Chinesen, die sofort, nachdem die Ankunft des Dampfers bekannt geworden, dorthin geeilt sind, drängen und stoßen sich, alle laut in singenden Tonarten redend, schreiend und gestikulirend, durcheinander. Wild fliegen die Zöpfe hin und her, und aus den schiefgeschlitzten Augen und weizengelben Gesichtern leuchtet ein unheimliches Feuer; es hat genau das Ansehen, als ob jeden Augenblick eine mörderische Schlacht hier in Scene gesetzt werden sollte. Hoch auf Kisten und Ballen thront Jungamerika und macht schlechte Witze; kaukasische Bummler und Neugierige haben sich in bedeutender Zahl eingefunden, während Polizisten mit ihren kurzen dicken Knüppeln sich inmitten der aufgeregten Chinesenmenge hin und her schieben, um mit Knüffen und hie und da unbarmherzig applicirten Schlägen den Frieden zu bewahren. Von der Stadt her kommen in langem Zuge offene Wagen und Kutschen herbeigerasselt, welche je eine Ladung von Himmlischen vom Dampfer fortzufahren und von John einen ehrlichen Pfennig zu verdienen gedenken. Diesem ist inzwischen der Zugang zum Dampfer durch ein verschlossenes Gitterwerk verwehrt. Die Wächter am Eingange desselben lassen niemand ohne besondere Erlaubniß durchpassiren.

Das ganze Interesse der anwesenden Stadtchinesen, mit Ausnahme der Importeure von chinesischen Arbeitern, concentrirt sich auf die angekommenen Damen. Sobald sich eine derselben auf dem Verdeck des Dampfers zeigt, braust eine Flut von Bewunderungsausrufen vom Strande zu ihr hinüber, und aus tausenden von Männerkehlen fliegen vocalreiche Redefloskeln, wahrscheinlich Heirathsanträge, in uns unverständlichem Jargon ihr entgegen.

Ehe die Stadtbehörden den mit dem Dampfer angelangten Chinesen den Eintritt in die Stadt gestatten, werden sowohl deren Personen als ihr Gepäck auf das genaueste nach zollbaren Gegenständen, namentlich nach Opium, durchsucht. Letzteres, auf dessen Einführung der Zoll sehr bedeutend ist, suchen sie auf alle nur denkbare Weise einzuschmuggeln, — in doppelten Wänden und Böden ihrer Gepäckstücke, zwischen alten Kleidungsstücken, Siebensachen aller Art und Kochgeschirr sinnreich verpackt, in ausgehöhlten Stöcken und Schirmen, in dicken Lederriemen, in den Filzschuhsohlen und Hüten u. s. w. Aber das Meiste davon wird von den geriebenen Yankee-Zollbeamten entdeckt, welche auf erbarmungslose Weise mit Gepäck und Personen umspringen, und sich trotz der herzzerreißenden Lamentationen der Chinesen ihrer kostbaren Contrebande, die oft einen Werth von 15,000 bis zu 20,000 Dollars hat, bemächtigen.

Sobald die Zollrevision beendigt ist, wird den am Ufer auf und ab wogenden Chinesen der Zugang zum Dampfer gestattet, so vielen von ihnen als dort Platz finden können, und eine Flut von ihnen ergießt sich über die Fallplanke auf das Verdeck, wo sie, einer den andern wegdrängend, sofort mit den Damen zu schnattern anfangen.

Jetzt beginnt der Transport der Chinesen von dem Dampfer nach der Stadt. Von sechs bis zu zwanzig Chinesen, und mehr, werden auf einen Wagen geladen, nebst einer Raritätensammlung von Stroh- und Bambusgeflechtbündeln, alten Schachteln, Kochgeschirr, Kasten und Ballen und Nondescriptis der seltsamsten Art, welche einen Raritätenhändler mit gerechtem Neide erfüllen möchten. Unter dem Hurrah der versammelten Chinesenmenge fahren die Wagen, einer nach dem andern, nach der Stadt fort. Der Lärm und das Gedränge ist geradezu unbeschreiblich, wenn eine Abtheilung der weiblichen Passagiere ihr Erscheinen macht, — auf hohen kahnartigen Filzpantoffeln daherwackelnd, große weiße und blaue Ringe aus Porcellan und geschnittenen Steinen an den Handgelenken und Fußknöcheln, mit riesigen zusammengekleisterten Coiffüren auf dem Haupte, und in blauen und schwarzen lose herabfallenden Gewändern und mit bauschigen hellblauen Hosen angethan.

Unter polizeilichem Schutze wird ein Wagen nach dem andern mit den Frauen und ihrem Gepäck beladen und die Damen werden ihren Eigenthümern übergeben, wobei es oft die Weisheit eines Solon erfordert, um zu entscheiden, wer die rechtmäßigen Besitzer der Frauen sind, während sich die Frauenimporteure in wüthenden Reden und Geberden ergehen. Dann setzt sich auf jeden Wagen ein Polizist mit hochgehobenem Knüppel, ruft dem Kutscher zu: „All right!“ — dieser haut auf die Pferde ein, und im Galopp geht's durch die Chinesenhaufen hindurch. Das Geschrei der versammelten Mongolen, die Liebesanträge an die Damen sind herzzerreißend. Hier und dort versucht ein Chun Li, Sing Sang oder Hop Chung (Chinesennamen) eine weibliche Schönheit, deren Glanz ihn bezaubert hat, mit Gewalt vom Wagen zu reißen; aber der Knüppel eines Polizisten fällt ihm wuchtig auf den Schädel und vertreibt ihm gründlich seine erotischen Gefühle.

Die Damen, wie gesagt, werden meistens nach den Quartieren der Frauenimporteure gebracht; die Männer dagegen finden zum größten Theil ein Unterkommen im Globe Hotel. Es ist dieses ein ansehnliches Gebäude, welches an der Ecke der Jackson- und Dupontstraße, im Herzen des Chinesenquartiers, liegt, und das von dem chinesischen Doctor „Lo Ci Jah“ als eine Karavanserei für die ärmere Classe seiner Landsleute gehalten wird.

In früheren Jahren war dies das fashionabelste Hotel in der Stadt. Aber sein alter Glanz ist längst dahin. Gegenwärtig logiren dort selten weniger als 2000 Chinesen, und wenn ein Dampfer neue tausend oder mehr Gäste bringt, so herrscht dort ein Schmutz und Wirrwarr, der seines Gleichen sucht. Feuer qualmen in allen Zimmern und in schornsteinlosen Kochöfen auf den engen Gängen, wo chinesische Nationalgerichte, denen ein pikanter Parfüm entströmt, in Blechtöpfen, Kesseln und Pfannen schmoren und brodeln. Die Treppen und Wände sind pechschwarz von Rauch und klebrig glänzend von Fett, Schmutz und Schmiere aller Art. Die Zimmer sind mit Bretterverschlägen, stockweise darin angebracht, versehen, um so vielen Gästen als möglich ein Unterkommen zu verschaffen, und es wimmelt dort wie in einem Ameisenhaufen. Die dicke Luft, der Qualm und Rauch und die Moderdüfte von Closets, Abfall aller Art und dergleichen mehr, sind so pestilenzialisch, daß es einen Wunder nimmt, wie eine Epidemie hier vermieden wird.

Den Neuankömmlingen, deren Bündel und Siebensachen zerstreut auf dem Boden der Zimmer und Corridore liegen, und die hier und dort mit melancholischen Mienen auf Strohmatten Platz genommen haben, ihre alten Kleider ausbessern und ihre Habseligkeiten revidiren, scheint dies Hotel wenig zu behagen; das Geschnatter der bezopften Asiaten von jeder frischanlangenden Wagenladung, wenn sie sich in den trübseligen Räumen verbreiten, deutet auch nicht auf Zufriedenheit hin. Oft logiren ihrer zwanzig in einem Zimmer von nur zwölf Fuß im Geviert. Im obersten Stock des Globe Hotels befindet sich eine Kapelle des Josh, des chinesischen Hauptgötzen, welche sich durch Glanz und Sauberkeit auszeichnet und den sonst überall im Gebäude herrschenden Schmutz noch widerlicher macht.

In der Regel dauert es einen vollen halben Tag, ehe die ganze Ladung neuangekommener Chinesen vom Dampfer fortgeschafft ist und in der Stadt ein Unterkommen gefunden hat. In ihrer wunderlichen Nationaltracht und mit den seltsamen Gepäckstücken versehen, sieht man sie, zu Dutzenden auf offenen Wagen auf dem Gepäck hockend und liegend, mit verwilderten Blicken durch die Hauptstraßen der Stadt kutschiren, Wagen hinter Wagen, einer immer noch grotesker als der andere. Abends begegnet man langen Zügen von ihnen, wie Gänse schnatternd, auf den Trottoirs hinwandern, welche sich die Stadt ein wenig ansehen. Vor den großen Spiegeln der Juwelierläden verweilen sie namentlich gern und bewundern ihre Figuren halbstundenlang, sich hin und her drehend und vergnügt einander anlachend.

Von den in San Francisco ansäßigen Chinesen sind die Neuankömmlinge leicht zu unterscheiden. Obgleich auch jene zum größten Theil ihre Nationaltracht beibehalten haben und jedem der Zopf hinten hängt oder aufgerollt am Hinterkopfe liegt, so haben sie sich doch ein klein wenig amerikanisirt; ein moderner Filzhut, eine Hose, wie unsereins sie trägt, Stiefeln oder Schuhe, ein gewisses Etwas in Mienen und Bewegungen hat ihnen den ganz asiatischen Anstrich genommen. Dagegen lassen die bräunlich-schmutzfarbigen Kittel, die hellblauen oder nankingfarbenen, an den Waden eng anschließenden oder auch weiten und an den Fußknöcheln zusammengebundenen Hosen, die Kappen, welche wie deutsche Burschenschaftsmützen aussehen, die altmodischen aufgekrämpten Filzhüte, oder die noch wunderlicheren schirmartigen Strohhüte, sowie der ängstlich verwilderte Blick den unverfälschten Chinesen gleich erkennen.

Theodor Kirchhoff.

Inhalt: Die Gefangenen. Eine Geschichte von der Adria. — Deutsche Märchengestalten. II. Von R. Koenig. Zu dem Bilde: Sneewittchen von R. Risse. — Die schweizerische Alpenbahn. Von Archivar Kind. — Aus dem Brasilianischen Sklavenhandel. Von Dr. Robert Avé-Lallemant. — In der Papierfabrik zu Penig. Von F. B. Mit Illustration von Ad. Eltzner. — Am Familientische: Ankunft einer Frauenladung in San Francisco.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Juli 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 41.

Die Gefangenen.

Eine Geschichte von der Adria.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Augenblicken fuhr der Priester fort:

„Ich miethete mir eine kleine Stube, von welcher aus ich Dächer überblickte. Da die Vorlesungen noch nicht begonnen hatten, verließ ich sie nur, um in die Kirche zu gehen, oder in der Abendkühle durch die Baumgänge zu lustwandeln, die sich dem Fluß entlang ziehen. In der ganzen Stadt gab es keine Kirche meines Glaubens, aber ich lernte die katholischen Gotteshäuser bald hoch verehren und bewundern. Zum ersten Mal sah ich jene Meisterwerke, mit denen die Kunst der venetianischen Schule Herz und Augen der Gläubigen entzückt. In meiner Heimat hatte ich nichts anderes kennen gelernt, als jene seltsamen eckigen Gestalten, die in der östlichen Kirche die Heiligen Gottes darstellen, die braunen, verrenkten Gesichter auf gleißendem Goldgrund. Nachdem ich so oft Stunden lang mich an der Herrlichkeit jener Schöpfungen erbaut hatte, überfiel mich zu Hause dagegen wieder bitteres Heimweh und Reue, denn meine Lust schien mir schon fast Untreue gegen den Glauben meiner Jugend, und ich kam mir wie ein Abtrünniger vor, wenn ich dieses Amulet betrachtete, das mein armer Vater einst selbst von einer Wallfahrt nach dem Berge Athos in unsere Hütte heimgebracht hatte."

Lazika bemerkte mein Befremden bei dieser Stelle seiner Erzählung. War er doch in dem Gewande, in welchem er vor mir stand, wirklich ein Abtrünniger, wie er es nannte.

„Sie sehen, daß die Ahnung zur Wirklichkeit geworden ist," unterbrach er sich. „Gottes Wege sind wunderbar, und auch durch Irrthümer und Sünde hindurch weiß er zum Frieden zu lenken. Ich glaube, ich habe ihn errungen, diesen Frieden," setzte er nach einer Weile langsam, fast stockend hinzu.

„Hören Sie weiter!" fuhr er mit gedämpfter Stimme fort.

„Noch mehr Genuß als das Anschauen jener heiligen Gestalten, welche die Welt überwunden haben, gewährten mir in jenen Tagen abendliche Gänge vor der Stadt. Da läuteten die Glocken, und die letzten Strahlen der Sonne rötheten die breiten Rücken der euganeischen Berge. Diesen glänzenden Gipfeln flog meine Sehnsucht zu, denn jenseits lag das Meer und über dem Meere die Heimat.

„Da ich mit der Spende meines Oheims haushälterisch zu Rath gehen wollte, vermied ich es, Gesellschaften meiner Altersgenossen zu besuchen. Nur selten gelang es einem jungen Ragusaner, der die Schule jener Stadt ein Jahr vor mir verlassen hatte, mich zu anderen Studenten zu führen, welche sich über viele Dinge unterhielten, die ich nur vom Hörensagen kannte. Sie pflegten in der Säulenhalle des Café Pedrocchi zu sitzen, und ich kann mir noch klar vor Augen stellen, wie ich in jenem glänzenden Hause den Gesprächen lauschte, welche sie unter einander führten. Keiner war unfreundlich gegen mich, aber es war auch niemand unter ihnen, der mich sonderlich beachtet hätte. Ich war immer wieder froh, wenn ich von meinem Stübchen aus über die nächsten platten Dächer hinsah, auf denen Orangenbäume standen und Kinder lärmten. Dann nahm ich, wenn die Nacht gekommen war, meine Lieblingsbücher zur Hand, die Reime des Petrarca und die dunkeln Gesichte jenes Sehers, welcher, nachdem er alles Geschaffene von den Tiefen der Hölle bis zum Glanz des Himmels durchwandelt, gelernt hat, daß die Liebe das All bewegt, daß sie die Sonne bewegt und die anderen Sterne.

„Und," unterbrach Lazika den Gang seiner Erzählung, indem er meinen Arm ergriff, „auch ich habe die drei Welten durchwandert, nicht nur im Gedichte, sondern in den Schauern der Wirklichkeit und ich schwöre Ihnen — hier drückte er heftig mein Handgelenk — es ist keine Vision, es ist ewige Wahrheit, ich glaube nicht nur, ich weiß es: der Herr droben lebt und sein Reich, seien es die Schatten des Todes, oder die Lichter der Wonne, ist die ewige Liebe!

„Nach Beginn der Vorlesungen war ich einer der Emsigsten in den Hörsälen. Ich arbeitete von Tagesanbruch an und entsagte oft selbst dem harmlosen Vergnügen meiner abendlichen Gänge, aus Furcht, ich möchte die Zeit vergeuden, welche bestimmt war, mich zur Stütze meiner Eltern heranzubilden und der Stolz meiner Insel zu werden.

„So verflossen viele Wochen und Monate. Endlich kam mein neunzehnter Geburtstag. Als die Kamine anfingen, längere Schatten zu werfen und eine Gesellschaft nach der andern auf die Dächer

herausstieg, um sich in der Abendkühle zu ergötzen, dachte ich daran, zur Feier dieses Tages mich wieder dem lang entwöhnten Vergnügen hinzugeben und die freie Welt vor den Thoren zu genießen. Die Stimmung, in welcher ich fortging, war eine seltsame. Alles erschien mir, der ich festlich gelaunt war, in anderem Schimmer. Jeder Lautenschläger in den engen dunklen Gassen war ein Troubadour, die Mädchen, die im Schatten vor ihren Häusern spannen oder unter den Thorwegen plauderten, die Herrinnen ungeahnter Herrlichkeiten hinter den staubigen Mauern.

„Nachdem ich die Berge jenseits des Flusses hundert Mal angeschaut und noch mehr Grüße über das Meer gesendet hatte, wo sicherlich jetzt auch in Liebe meiner gedacht wurde, ließ ich mich fast ermüdet auf einer Bank nieder. Ueber ihr hingen die gelben Blütentrauben des Baumes, der Goldregen genannt wird Mein Sinnen verschwamm mit den undeutlichen Tönen ferner Glocken in eine unbestimmte Sehnsucht.

„Auf derselben Bank ließ sich eine bejahrtere Dame mit einem Mädchen nieder. Beide waren gekleidet, wie es die Gewohnheit reicherer Häuser mit sich bringt. Ohne es zu wollen, erhaschte ich im Flug der Blicke die Gesichtszüge des Mädchens. O Himmel! Aus dem Ueberwurf von schwarzer Seide, der sich vom Haupthaar bis zu den Hüften hinab anschmiegte, blickten Locken, glänzender als die Blüte des Goldregens über uns, schauten Augen wie der wolkenlose Himmel des Mittags und lächelten Lippen, den Früchten des Granatbaums vergleichbar, des einzigen Baumes, der vor der Hütte meiner Mutter stand. Ich spare die Worte. Mit einer plötzlichen Bewegung, mit einem einzigen tief schmerzlichen Schlag, welcher jede Fiber meines Wesens löste, war ich ein anderer Mensch geworden. Im nächsten Augenblicke hatte ich eingesehen, daß mir bis jetzt die Dichter, meine bewunderten Lieblinge, ein Buch mit sieben Siegeln gewesen waren. Ich schaute zitternd nach den Augen, die keinen Blick für mich hatten. Ich liebte zum ersten Mal, ich liebte grenzenlos."

Lazika schwieg einen Augenblick, dann sagte er mit leidenschaftlichem Tone: „O, Sie begreifen mich nicht, Sie halten mich noch jetzt für einen Wahnsinnigen! Ich schwöre Ihnen, der Blitz, welcher mein Sinnen und Denken umgestaltete, war eine reine Flamme. Ihre Lohe schlug nach oben und sie umfaßte mit ihrer Glut Erde und Himmel."

Als mir Lazika jenen Augenblick seines Lebens schilderte, glaubte ich an die urplötzliche Entstehung der Leidenschaft, in welcher ich das Verhängniß seines Lebens voraus ahnte. Seine Blicke und Geberden sprachen wahr, und die Beobachtung der Menschen dieses Landes hatte mich gelehrt, daß ihre Jugend unter andern Erscheinungen reift, als die der Menschen im Norden.

Ich sage das, weil es nothwendig ist, um die Thorheiten zu begreifen, durch welche der Mann, welcher vor mir stand, das Unglück seines Daseins herbeiführte. Doch beargwöhnte ich auch die Poeten, von welchen er gesprochen hatte, daß sie allmählich seine ganze Stimmung vorbereiteten, um für die Gedanken wahnwitziger Unternehmungen einen üppigen Boden zu bilden. Und ich hatte recht, denn er fuhr fort:

„Mir war, wie dem Dante beim Anblick Beatricens, ein neues Leben aufgegangen. Wenn ich sage, ich folgte jenen Frauen auf ihrem Wege, so meine ich damit, daß es mir unmöglich war, etwas anderes zu denken oder zu thun, als ihnen zu folgen. Beide verschwanden unter der Thür eines Hauses, welches in einer der engsten Gassen der Stadt lag.

„Eine Minute später saß ich in einer Trattoria, welche sich dem Hause gerade gegenüber befand. Ich erfuhr von dem Aufwärter, daß es einem Kaufmanne Namens Vittorini gehörte, der einen Sohn Luigi, und eine sechzehnjährige Tochter, Nina, außerdem aber einen ansehnlichen Reichthum besitzen sollte. Nina hatte goldblonde Haare; ihre Erzieherin war ein hohes hageres Weib. Es mußten die Beschreibungen zutreffen.

„Meine Unruhe ließ mich weder in der Trattoria, noch auf der Straße, auf welcher ich eine Zeitlang vor dem gefeiten Hause hin und her ging, noch vor meinen Büchern ausharren. Ich mußte Menschen sehen, ich mußte reden können. So trieb es mich zu meinen Bekannten.

„Als ich in die große beleuchtete Halle trat, waren sie fast alle versammelt. Da, wie gewöhnlich, mit vieler Lebhaftigkeit gestritten wurde, mußte ich lange warten, bis ich den Namen des Hauses Vittorini nennen konnte. Es waren einige geborene Paduaner in der Gesellschaft. Die einstmals gewaltige Stadt hat an der Zahl ihrer Bevölkerung so abgenommen, daß jeder Einheimische von dem andern gekannt wird, besonders, wenn er ein ansehnliches Haus besitzt. Zwei der Anwesenden riefen mir mit Entrüstung zu:

„Der gehört zu den Kürbisen!" So nannte man damals in der Stadt die Deutschen.

Und wieder ein anderer rief: „Das ist eine Sbirrensippschaft!"

Ich hatte mich erhoben und stand eine Weile wie angedonnert da.

„Das ist unmöglich," sagte ich mit lauter Stimme, „Sie täuschen sich, die Vittorini sind keine Sbirren."

Die so angeredeten Studenten antworteten mit einem halb höhnischen, halb verächtlichen Gelächter.

„Sie müssen wissen," unterbrach hier Lazika seine Mittheilung, „daß wir alle den Staat, in dessen Verband wir lebten, für ein großes Zuchthaus und alle seine Würdenträger und amtlichen Personen für unwürdige Büttel hielten. Auch mir war bereits genug von dem unter der Jugend herrschenden Fremdenhaß beigebracht worden, um eine solche Anklage für die schwerste aller Beleidigungen zu halten, die man jemandem anthun konnte. Die Zumuthung, daß die Gestalt, deren jungfräuliche Holdseligkeit alles mein Sinnen unterjocht hatte, einer Bande von Verräthern angehörte, dieser Gedanke schien sich mir gegen alle Vernunft zu empören und brachte mich um den Rest der meinigen. Indem ich meine Hand wüthend gegen den Sprecher hinüber ausstreckte, rief ich:

„Sie spotten meiner — ich glaube Ihnen nicht — Sie lügen!"

„He nun, Signor Morlacco*)," antwortete derjenige, welcher den Ausdruck „Sbirrensippschaft" gebraucht hatte, „wenn Ihr selbst mit solchem Gesindel besser vertraut seid, was fragt Ihr uns darum? Seien sie, wer sie wollen, diese Menschen — ich weiß nur, daß ich lieber Arm und Bein verlieren möchte, als mich mit einem von ihnen auf der Straße zeigen."

„Bravo!" schallte es rings um den ganzen Tisch.

„In der nächsten Minute war ich im Freien. Mein Landsmann, der Student aus Ragusa führte mich. Erst nach langem Zureden brach das Eis. Schluchzend und in abgerissenen Worten theilte ich ihm mit, wie schwer ich die mir zugefügte Unbill empfinden mußte und erzählte ihm das Erlebniß des heutigen Abends. Ich sah wohl, daß er sich Mühe gab, nicht zu lachen. Indessen entfaltete er seine Kenntnisse als Student der Medicin, behauptete, ich würde ein Gehirnfieber bekommen und verließ mich nicht eher, als bis ich vor meinem Bett stand.

„In den Träumen jener unruhigen Nacht sah ich mein heimatliches Dorf und den Felsen am Meere, den sie Skotschi Djewoika, das ist: Mädchensprung, nannten. Von ihm hatte sich vor langen Jahren ein unglückliches Mädchen in die Brandung gestürzt. Jetzt aber stand ich darauf und hinter mir die Schar derselben jungen Leute, mit welchen ich in Pedrocchis Halle gesprochen hatte. Einer von ihnen rannte auf mich zu, um mich in das wild heulende Meer hinabzustoßen. Aber ich rettete mich aus der Flut, erreichte den Strand und fiel vor einem jener zahlreichen Bilder der Bogorodiza (Gottesgebärerin) nieder, welche gerettete Schiffbrüchige am Felsen befestigen und siehe! das heilige Antlitz zeigte dieselben Züge, wie die Jungfrau, die mir heute unter den goldenen Blüten erschienen war."

„Die nächsten Tage," fuhr Lazika fort, „verbrachte ich in der Trattoria und auf der Gasse vor dem Haus der Vittorini. Ich bemerkte niemanden, weder hinter den grünen Läden noch auf den Balkonen. Selbst dann erschien das Gesicht, nach dessen Anblick ich mich sehnte, nicht, als einige Geigenspieler, die ich bezahlt hatte, vor dem Hause eine Suonata aufführten. Es wäre mir keine Bewegung im Hause entgangen, denn ich schaute durch die fensterlosen Kreuzstöcke der Trattoria hinauf. Das einzige, was nach einer Viertelstunde zum Vorschein kam, war ein Diener, der die Musikanten aufforderte, diese Stelle der Gasse zu verlassen.

„So verstrich eine Woche, nach deren Ablauf ein Zwischenfall eintrat, den ich damals für ein Wunder hielt. Indessen werden auch Sie mir zugeben, daß es eine seltsame Fügung war.

„Da ich es für ein Gebot der Nothwendigkeit wie der Pflicht erachtete, mit der Unterstützung meines Oheims Stojan sparsam umzu-

*) So nennt man in Italien die Dalmatiner mit etwas verächtlichem Nebenbegriff.

gehen, hatte ich mich schon vor langer Zeit bei dem Professor, der mich wegen meines Eifers bemerkte und auszeichnete, gemeldet und ihn gebeten, er möge seinen Einfluß für mich verwenden. Es kam oft vor, daß er von wohlhabenden Leuten der Stadt angegangen wurde, ihnen solche Studenten zu bezeichnen, welche sich eigneten, ihre Söhne in der lateinischen Sprache und anderen Kenntnissen zu unterrichten. Ich wünschte sehr, auf diese Weise meine geringen Einkünfte zu vergrößern und die Opfer meines Oheims zu verringern. Der Professor hatte mich damals vertröstet. An einem Sonnabende begegnete er mir auf der großen Treppe der Hochschule. Er winkte mir freundlich und sagte:

„Gawro Lazika, ich habe für Sie gefunden, was Sie suchten. Gehen Sie in die Contrada dei Fiori" — ich erschrak — „und fragen Sie nach dem Hause Vittorini."

Der Hut, den ich vor ihm abgezogen in der Hand hielt, fiel auf den Boden. Ich kümmerte mich nicht darum, ihn aufzuheben.

„Stellen Sie sich als den jungen Mann vor, den ich ihm empfohlen habe," fuhr er fort. „Sie brauchen keine Furcht oder Scheu zu haben, gehen Sie nur hin!"

Dieses letztere sagte er gewiß mit Beziehung auf mein Gesicht, welches ihn sprachlos anstarrte.

„Ich zog zitternd meine schönsten Kleider an und machte mich auf den Weg. Vor dem Hause angelangt, konnte ich mich nicht entschließen, sogleich einzutreten. Der Cameriere, der mir von der Thüre der Trattoria aus zusah, mochte sich nicht wenig wundern, denn ich trippelte hin und her, wie ein Bettler, der sich vor dem Hunde des Hauses fürchtet, in welchem er eine Gabe holen will.

„Endlich trat ich ein. Man führte mich zu einem bejahrten Manne von wohlwollendem Aussehen, bei welchem ich stammelnd mein Anliegen vorbrachte. Auf seinen Ruf erschien ein Knabe von ungefähr zehn Jahren.

„Luigi," sagte er zu diesem, „sieh hier Deinen Lehrer. Folge ihm und sei fleißig!"

„Der Lohn, welchen er mir anbot, überstieg meine Erwartungen. Ich sollte gleich beginnen, meinte er, und seinem Sohne täglich zu beliebiger Zeit zwei Stunden widmen.

„Darauf drehte er sich herum und fuhr fort, in dem Haufen von Papieren zu wühlen, der auf dem Tische vor ihm ausgebreitet lag.

„Nina sah ich nicht. Aber an dem Abende desselben Tages suchte ich meinen Freund Dimitri, den Ragusaner auf, erzählte ihm den wunderlichen Zufall und bat ihn, mir seinen Rath zu geben, was ich an Nina schreiben sollte, an sie, deren Bild mich in keinem Augenblicke verließ und ohne welche es kein Glück mehr für mich im Himmel und auf Erden gab. Dimitri sagte:

„Gawro, Du bist kein Mann. Ich würde mich schämen, nur ein einziges Mal an die Tochter eines Mannes zu denken, den seine Vaterstadt verachtet, weil er der Spion der Fremden ist."

„Aber es ist eine Lüge, es ist —"

„Mag es eine Lüge sein," erwiderte er, mir in den Arm fallend, „ich will für den Augenblick mit Dir Hitzkopf darüber nicht streiten. Nehmen wir an, dieser Vittorini wäre der anständigste Mann vom Meer bis zum Gebirge, so ist die Schande für Dich um so größer, wenn Du in seinem Haus, in welches er Dich vertrauensvoll aufnimmt, unsinnige Liebeleien mit seiner Tochter anzettelst."

„Unsinnige Liebeleien!" rief ich entrüstet.

„Ja, was Du thun willst, ist ehrlos und unsinnig zu gleicher Zeit. Er ist ein reicher Mensch — verzeihe ihm der Himmel, wie er sein Geld zusammengerafft haben mag — Du hast jetzt gar nichts, und in zehn Jahren, wenn Du ein armer Beamter geworden sein wirst, so viel wie nichts, im Verhältniß zu dem, was er sein eigen nennt. Seine Tochter wird er Dir nie zur Gattin geben. Gelingt es Dir, ihre Neigung zu erringen, so hast Du nur Unglück und Sorge über diejenige gebracht, welche Du so sehr zu lieben vorgibst; gelingt es Dir nicht, so bist Du eine drollige Person, und in ganz Padua werden sie über den verrückten Kroaten lachen, der einen Vittorini um seine Tochter und sein Geld hat prellen wollen."

„Dimitris Bemerkung verfehlte nicht, mich kleinmüthig und niedergeschlagen zu machen. Sie glich einem mächtigen Wasserstrahl, der in eine Flamme geschleudert wird. Die Lohe zuckte eine Weile zusammen, um mit verstärkter Glut wieder emporzuschlagen. In meiner tiefsten Seele hielt ich die Liebe für etwas Weihevolles und Edles, eine Ueberzeugung, welche der tägliche Umgang mit den von mir hochgeehrten Dichtergeistern zu einer fast religiösen heranbildete. Daß die Welt in der Tiefe der Sehnsucht, die mich ergriffen hatte, solche Erbärmlichkeit, solchen Schmutz aufzuspüren im Stande sein möchte, daran hatte mich Dimitris Warnung wohl einen Augenblick lang erinnern, aber keine wirksame Furcht dauernd hervorbringen können.

„So beschloß ich denn, alles, was ich Nina, dem Schutzgeiste meines Lebens, anvertrauen wollte, niederzuschreiben und es ihr zu übergeben, wenn sich eine günstige Gelegenheit bot. An dem Inhalt dieses Bekenntnisses arbeitete ich eine Nacht lang, bis die Vögel des Nachbarn im grauen Morgen zu singen begannen. Ich glaube wohl, daß meine Betheuerungen, was ihren Ausdruck anbelangt, glühender waren als die Verse, welche der Florentiner Avignons schönster Frau widmete. Ich verwahrte die umfangreiche Handschrift sorgfältig in meiner Tasche und wartete Tage lang, bis es mir gelänge, sie vor jene Augen zu bringen, die ich mehr als einmal darin meine Sonnen genannt hatte.

„Eines Abends war der kleine Luigi mit Ninas Erzieherin spazieren gegangen, was ich erst erfuhr, nachdem ich lange im Garten vergeblich gesucht hatte. Dagegen sah ich Nina mitten unter den Weinlauben sitzen. Sie belustigte sich damit, Blumen abzureißen und in das klare Wasser zu werfen, welches, aus dem Flusse abgeleitet, mitten durch den Garten in einer marmornen Rinne floß.

„Das Gras dämpfte meine Schritte und sie erblickte mich nicht eher, als bis ich vor ihr stand. Erröthend und betroffen fuhr sie auf. Leise sagte sie, Luigi sei mit ihrer Aja in die öffentlichen Gärten gegangen.

„Ich weiß es," entgegnete ich stammelnd. „Ich suchte Sie, Signorina, denn ich habe Ihnen etwas zu übergeben."

„Das Mädchen antwortete durch einen überraschten Blick.

„Als es bemerkte, daß ich aus meiner Tasche ein Papier hervorzog, schloß es die Arme fest an den Leib und neigte den Kopf leise zurück. Diese Miene des Widerstrebens vernichtete meinen Muth. Ich legte das Papier auf ihren Sitz und sprang, nachdem ich einige Worte gestottert hatte, eilends davon, als ob ich fürchten müßte, wegen eines schweren Verbrechens verfolgt zu werden.

„Am nächsten Tage mußte ich allen Muth zusammenraffen, um meinen gewöhnlichen Gang durch den Garten in Luigis Stube zu vollenden. Ich bebte vor Angst und Aufregung. Wenn statt der Trauben Fallbeile über mir gehangen hätten, ich hätte nicht verzagter und rascher mich durch die Windungen des Weges schleichen können. Wäre ich im Besitze meiner Vernunft gewesen, so hätte ich schon aus dieser Gewissensangst lernen müssen, daß ich ein Unrecht gethan hatte. Am Ende des Weges sah ich Nina. Ich wollte an ihr vorübereilen, ohne sie zu grüßen. Sie aber drohte mir mit dem Finger und rief so laut, daß ich vor Beschämung in die Erde hätte sinken mögen:

„Ei, ei, Signor Professore, Sie machen mir ja einen Heirathsantrag!" Ich blieb stumm.

„Ihr Brief ist allerliebst und hat nur den kleinen Makel, daß derjenige, der ihn geschrieben hat, nicht italienisch versteht. Sollten Sie vielleicht selbst kein Italiener sein, mein theuerster Herr Lazika?"

„Meine Heimat ist Dalmatien," entgegnete ich leise.

„Ah, bravo, ein morlakischer Liebesbrief! Aber Sie sind doch wenigstens ein Christ, das heißt ein Katholik?"

„Ich bin in der rechtgläubigen Kirche des Ostens erzogen worden, aber —"

„Hu," rief sie, beide Arme in die Höhe streckend, „einen Ungläubigen, einen halben Heiden will ich nicht zum Manne!"

„Hierauf verschwand sie hüpfend und singend zwischen den Reben.

„Nachdem ich Ihnen so viel von der blinden Thorheit meiner jugendlichen Einbildungskraft erzählt habe," fuhr Lazika fort, „ist es unnöthig, daß ich Ihnen durch viele Worte klar mache, wie ich während der Nacht, welche diesem Auftritt folgte, auf einen Gedanken gerieth, welcher nur durch die Gnade Gottes zum guten Ziele gelenkt worden ist.

„Es predigte damals im uralten Dome der Stadt Padre Eufemio vom Orden der niederen Brüder unseres seraphischen Vaters Franciscus. Oft hatte ich in der bunten Dämmerung der Kirche, in die Anschauung eines hohen Meisterwerkes der Kunst verloren, unwillkürlich einen Theil seiner Rede gehört, mit welcher er in der Menge lautlose Andacht zu erregen wußte. Auch hatte mir sein Antlitz Ehrfurcht eingeflößt, welches mit seinen großen wohlwollenden Augen und dem silberweißen Barte einem jener glorreichen Verkündiger der

Lehre des Heilandes anzugehören schien, welche den Tod nicht scheuten, um die Kirche zu begründen. Im Taumel jener Nacht nun beschloß ich, zu ihm zu gehen und ihn zu bitten, er möge mich jener Glaubensgemeinschaft zuführen, deren Priester er war. Ich dachte nicht an den Himmel, ich dachte an Nina. Noch heute sehe ich ihn in seiner engen, kühlen Zelle vor mir stehen und mich betrachten, während ich ihm mein Anliegen mit ängstlichen Worten vortrug.

„Er schwieg lange. Als ich endlich meine Augen zu den seinigen emporhob, drangen mir seine Blicke bis in die Tiefe der Seele. Und als er mich mit sanften Worten um den Grund befragte, welcher mich antrieb, den Glauben meiner Väter verleugnen zu wollen, war es mir unmöglich, eine Lüge zu sagen oder den geringsten Theil der Wahrheit ungesprochen zu verbergen. Ich faßte seine Hand und gestand ihm, während reichliche Thränen darauf herabflossen, daß ich meinen Entschluß erst von dem Augenblick an gefaßt hatte, in welchem das Mädchen, welches meine erste und einzige Liebe war, mich ihrer Hand unwürdig schalt, weil ich ein Heide sei.

„Padre Eufemio forderte mich auf, ihm alles anzuvertrauen. Nachdem ich das ohne Hehl gethan hatte, legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte:

„Mein Kind, siehst Du nicht, daß jenes Weib Deiner spottet? Hoffe nicht, daß ich auch eines guten Zweckes wegen Dein verblendetes Thun fördern will, welches Dir und Deinen guten Eltern Kummer bereiten wird. Glaube mir, ich bin alt und grau in dieser Welt geworden und kenne ihr vergebliches Ringen nach eitlem Glück. Du magst an diese Thüre klopfen, so oft Du willst, und ich werde Dir beistehen in allen Deinen Anliegen. Ich will Dir Vater und Freund sein. Aber auf dem Wege, den Du gehen willst, kann ich Dich erst dann führen, wenn Du Deine sündige Leidenschaft überwunden hast und mir ehrlich geloben kannst, daß Du das Himmlische nicht mehr wegen des Irdischen, die Liebe Gottes nicht mehr aus eitelm und nichtigem Antriebe, sondern aus freier Wahl suchst. Bis zu jenem Tage gehe hin in Frieden!“

„Die Worte Eufemios waren unvermögend, meine Leidenschaft zu beschwichtigen. Ich sollte erst durch schweren Jammer gedemüthigt werden. Als ich zu Hause ankam, war meine erste Beschäftigung, Nina in einem schwülstigen Briefe zu sagen, daß ich für sie Erde und Himmel vergessen, daß ich alles thun wollte, was sie mir anbefehlen würde, und daß ich bereits auf dem Wege sei, alles abzuschwören, woran ihre Augen ein Gebrechen finden, ja ich schwor ihr in Worten, für welche ich noch heute nur mit Bangen auf die ewige Gnade hoffe, daß ich meine Seele verloren geben wolle, um sie zu gewinnen.

„Diese Zeilen gelangten durch einen Diener in die Hände des Mädchens.

„Am nächsten Tage wurde ich zu Vittorini gerufen. Er maß mich mit einem kalten Blick, der mir eine schlimme Vorbedeutung schien. Dann deutete er auf eine Anzahl Geldstücke hin, die auf dem Tische lagen, und sagte:

„Meine Tochter hat sich einmal einen Scherz erlaubt, einem zudringlichen Betteljungen, der Ihnen bekannt ist, ins Gesicht zu lachen. Statt hierdurch gewitzigt zu sein, versuchte dieser Mensch, aus seinen Possen Ernst zu machen. Hier liegt Geld. Sie verstehen mich. Worauf warten Sie noch?“

„Nachdem ich lange mit Schrecken und Zorn gekämpft hatte, entgegnete ich mit bewegter Stimme:

„Ich liebe Nina und habe ihr gesagt, daß ich mein Leben für sie lasse. Das ist die Wahrheit.“

„Vittorini lachte.

„Edelmüthige Jugend, welche die Töchter des Hauses verführen will, in welchem sie für ihr Kommen bezahlt wird.“

„Verführen!“ rief ich voll Entrüstung, denn schon die Möglichkeit eines solchen Gedankens schien mir eine Niederträchtigkeit, „mein Leben und meine Seligkeit wollte ich opfern, wenn —“

„Opfern Sie Ihre Seligkeit, wo Sie wollen, und nehmen Sie Ihr Geld,“ sagte der Italiener, mir die vor ihm liegenden Stücke zuschiebend.

„Meiner Sinne nicht mehr mächtig, nahm ich das Geld und warf es nach seinem Gesicht.

„Ha,“ rief er, „ich werde also Massetti über Sie schicken müssen, der wird Ihnen Kühlung zufächeln!“

„Damit verließ ich das Haus. Ich glaubte, alle Welt müsse mir die Schmach ansehen, die mir zugefügt worden war. Ich wagte es nicht, am hellen Tage nach Hause zu gehen, sondern beschloß, in der gegenüber liegenden Trattoria das Zwielicht zu erwarten.

„Wie verschieden waren diese Stunden von denjenigen, in welchen ich das finstere Gewölbe zum ersten Mal betreten hatte! Damals verspürte ich nichts von dem Moderduft zwischen den feuchten Mauern. Die ganze Welt schien mir eine brennende Rose von Duft, Glanz und Schönheit — heute lag sie grau und kalt vor mir.

„Allmählich begannen aus dem Gewirr undeutlicher aber peinlicher Empfindungen sich einzelne bestimmte Gedanken abzulösen. Ich war noch immer der Meinung, daß ich durch jenen Diener, dem ich mein Schreiben an Nina anvertraut hatte, verrathen worden war.

„Kennt Ihr einen Massetti in dem Hause da drüben?“ fragte ich den Cameriere.

„O sicherlich, Signor,“ entgegnete dieser, „aber er gehört noch nicht ins Haus, er ist nur der Bräutigam der jungen Signora.“

„Der Bräutigam?“ erwiderte ich, und meine Stimme mußte gellungen haben, wie die eines Menschen, dessen Hals sich schon innerhalb der Schlinge des Henkers befindet. „Wer ist dieser Massetti?“

„O, es ist ein kurzer, grober Mensch, aber reich, ungeheuer reich. Er gehört unter die Tedeschi, wie alle in dem Hause. Er besorgt Lieferungen für die Soldaten, ist bald in Triest, bald in Wien, bald in Ungarn. Man sieht ihn nur mit den Kaiserlichen. Es wäre schade um die schöne junge Dame, wenn sie nicht selbst den Kopf zu hoch trüge.“

„Jedes dieser Worte, welche der Aufwärter gelassen sprach, während er mit seinen Tellern hin und herklapperte, traf mich wie der Schlag einer Keule. Die Zerstörung der idealen Welt, in welcher ich bisher gelebt hatte, begann. Allmählich ist aus dem Gebäude ein Trümmerhaufen geworden.

„Meine erste Empfindung war Erbitterung. Sie gab mir einen Brief ein, den ich in der nächsten Viertelstunde an jenen Massetti schrieb und worin ich ihn zu einem Zweikampf herausforderte. Ohne Sinn und Verstand, werden Sie sagen — aber war er, der mir Nina raubte, nicht mein natürlicher Todfeind? Jetzt regte sich in mir das Blut des Uskoken*). Nina, und sei sie auch noch so schuldig und verrätherisch gewesen, in den Händen dieses ungeschlachten Wucherers zu sehen — das überschritt die Grenzen meiner Geduld.

„Den ganzen nächsten Tag wartete ich vergeblich auf eine Erwiderung des von mir Herausgeforderten.

„Am zweiten Morgen wurde meine Thüre jählings aufgerissen. Ein Polizeibeamter trat ein, und zwei Soldaten ließen ihre Gewehrkolben auf das Pflaster des Zimmers fallen. Ich wurde aufgefordert, mit hinabzukommen. Ich stieg in einen Wagen — er war verschlossen. Nachdem wir den ganzen Tag über gefahren, rollten die Räder wieder über Pflaster. Mein Begleiter, der nämliche Beamte, welcher mich abgeholt und die ganze Zeit über keine zehn Worte gesprochen hatte, sagte:

„Wir sind in Mantua.“

*) Uskoken waren slavische Flüchtlinge aus den Dalmatien benachbarten Paschaliks der Türkei, welche Jahrzehnte lang ein Räuberleben führten. Von ihnen leben noch viele Nachkommen an der Küste.

(Schluß folgt.)

Kunststudien aus dem bairischen Gebirge.

Von **Carl Stieler.**

Es läßt sich nicht bestreiten, daß ein hervorragendes Gestaltungsvermögen unter die Eigenschaften des oberbairischen Volksstammes zählt. Die einen nennen es Witz, die andern Poesie oder Phantasie, allein es ist immer der nämliche Grundzug, der sich nur in verschiedenen Formen äußert. Er waltet in der malerischen Art der Kleidung, in der schlagenden Ausdrucksweise des Dialektes, in den treffenden Vergleichen, wovon die Trutzlieder wimmeln.

Man möchte meinen, daß da wo der Formensinn so stark

Der Bilderhändler im bairischen Gebirge.
Originalzeichnung von Mathias Schmid.

Digitized by Google

entwickelt ist, sich auch die bildende Kunst nicht schlecht befände. Und dennoch gilt hiervon das Gegentheil. Nur bei dem, der in großen Städten lebt und tausendmal das Wirkliche in der Nachbildung erblickt, wird der Vergleichungssinn unwillkürlich herausgebildet. Er weiß das Wiedergegebene sofort auf sein Original zurückzuführen; seine Gedanken sind daran gewöhnt, den kritischen Gang, welcher zwischen beiden liegt, schnell zurückzulegen. Jeder Handwerker in der Stadt, auch der mittelmäßigste, wird deshalb schneller ein Porträt erkennen, als der gescheidteste Bauer; denn dem Leben des letzteren fehlt es an Nachbildungen, er ist nur umgeben von Originalen. Soviel der Verkehr auch aus unserem modernen Leben in die Berge verschleppt hat, die Species Kunstkenner ist zur Stunde dort noch unvertreten: von Bildern versteht der Bauer weniger als nichts. Dennoch äußert diese negative Eigenschaft sich in liebenswürdiger Weise, d. h. er macht es nicht wie jene Recensenten, die auch nichts verstehen und doch um so schärfer kritisiren, sondern er ist Optimist, er ist der principielle Bewunderer von alle dem, was Bild heißt und Farben trägt. Man braucht ihm nur zu sagen, das ist der und jener und er wird ihn sofort ungeheuer ähnlich finden; er wird kopfnickend sagen: „Ja wohl, der is."

Dieses Mißverständniß der Kunst mag im ersten Augenblick noch auffallender erscheinen, da so viele Maler durchs Gebirge schwärmen und heuschreckenartig ganze Gegenden belagern. Allein die Brosamen, die vom Tische dieser Herren fallen, sind doch zu spärlich und zu vorübergehend, um den Kunstsinn der Bevölkerung, der noch in den Windeln liegt, damit aufzufüttern. Da läßt sich wohl fragen, wer denn alsdann dem Bauer seinen Kunstgenuß vermittelt, denn ein bischen bunt will doch jeder sein Thun und Treiben ausstaffiren. Wenn man von einigen Osterlämmern absieht, die der Herr Beneficiat für den Seitenaltar neu weißen läßt, wenn man die Hochzeitsschießen erwähnt, wo dann und wann der Jubilar zu einer Festscheibe sich aufrafft, und die verschiedenen Malheure, die eine Martertafel im Gefolge haben, dann sind die Gelegenheiten so ziemlich erschöpft, welche die einheimische Kunst herausfordern.

Der übrige Bedarf wird auf kosmopolitische Weise beigeschafft, durch die wandernden Bilderhändler, die im Gebirge herumgeistern, um für den Farbendruck Propaganda zu machen.

Sehr häufig sind das Wälschtiroler oder gar italianissimi und das einzige, was sie dann von der deutschen Sprache verstehen, ist der Klang der Silbersechser. Es ist ein schwerer Beruf, denn der Kasten, den sie auf dem Rücken tragen, wiegt bisweilen einen Centner. Da sie häufig auf lange Zeit der Wanderschaft angehören, so führen sie neben ihren Kunstschätzen oft eine förmliche Haushaltung mit sich: Pfannen, Wäsche, Nähzeug und andere Dinge, die geeignet sind, um Schuster- und Schneiderrechnungen zu vermeiden. Ein minderjähriger Sohn von mehr oder weniger geheimnißvollem Ursprung und ein zottiger Hund, der in jedem Hause sofort nach der Küche stürzt, bilden das Gefolge.

So ziehen diese wandernden Musenjünger über Berg und Thal; an jeder Hütte, vor jeder Alpe pochen sie an, und bieten den Sennerinnen ihren Reichthum aus. Natürlich sind ihr bestes Publikum die Weiber, denn diese sind immer neugierig, selbst wenn sie auf der Höhe des Lebens (6000 Fuß über der Meeresfläche) stehen. Allerwärts drängen sich die Köpfe dieses „hohen Publikums" heran, wo der verkappte Raphael seine Schätze auskramt, und weil die Mappe gerade offen ist, so stöbern auch wir ein wenig darinnen. Aber gekauft wird nichts.

Die meisten Motive, die wir da finden, sind religiöser Art; denn in der Kunst, wie überall, hat die Religion die ersten Impulse gegeben. Wenn man indeß das Einzelne betrachtet, dann sind es in der That curiose Heilige, die hier zusammengesperrt wurden: die einen im spanischen Costüm, die andern als Römer in Toga und Tunica, die dritten als Ritter mit jenen massiven faustrechtlichen Figuren.

Wie man die Freunde des Hauses verschieden schätzt und taxirt, so ist die Vertrauensstellung der einzelnen Heiligen auf dem Lande eine verschiedene; denn der Bauer behandelt auch das Uebernatürliche viel persönlicher, nicht so abstrakt, wie die Gebildeten. Nicht alle Heiligen sind ihm gleich populär, fast möchte ich sagen: gleich heilig. Obenan steht natürlich die Maria, die tiefsinnigste und zarteste Schöpfung des Katholicismus, die der Lieblingsgegenstand der Kunst geworden ist, von Raphael herab bis zum kläglichen Stümper. Marienbilder sind es deshalb vor allem, die im Gebirge verbreitet werden. Außerdem wird die heilige Elisabeth besonders verehrt und in Tirol Nothburga, die Patronin der Dienstboten. Von den männlichen Heiligen galten St. Florian und Leonhart immer besonders viel, noch mehr aber Johannes und der heilige Joseph.

Von ihnen allen nun enthält die Mappe ein Conterfei, und jedem einzelnen hält ihr Inhaber einen eigenen Lobgesang. „Welcher ist Euch jetzt der Liebste?" frägt er in gebrochenem Deutsch die Mädchen, aber den gottlosen Dingern ist stets der — Billigste der Liebste.

Erst nach den Heiligen kommen die Kinder der Welt zu ihrem Rechte: ganze Scharen von Potentaten gelangen nun zum Vorschein. Das sieht aus, als ob ein Fürstencongreß zwischen den Pappendeckeln dieser Mappe wäre, so zahlreich sind sie versammelt. „Aber fragt mich nur nicht, wie?" — denn solche Porträts grenzen an die Majestätsbeleidigung. Wahrhaftig, es muß zu den schwersten Geduldproben eines Fürsten gehören, daß er sich in diesen Exemplaren verkaufen läßt.

Wenn die Fürsten vorgezeigt sind, kommt eine dritte Klasse von Bildern, die dem Leben der gemeinen Sterblichen angehören. Man nennt sie Genrebilder, und man sieht hier: „Die Heimkehr", „Mutter und Kind", „Das Abendessen" und andere appetitliche Stoffe mehr. Auch allegorische Figuren sind uns nicht erspart. Jedermann kennt diese Carrikaturen, die uns die höchsten Güter der Menschheit in den gräulichsten Formen versinnlichen. Da steht z. B. unter einer Frauengestalt, die einen Schoßhund herumzerrt: „Die Treue", und jene Klatschrose dort ist: „Die Sanftmuth."

Und nun gar „Die Liebe!" Wer dieses Bild geschaffen, der hat sie wahrlich nicht im Herzen gehabt. Sie hat einen dunkelblauen Kittel und ein flammendes Herz darauf (nicht darunter) und an der Hand, die das Vergißmeinnicht hält, nur sechs Finger!

Dennoch findet auch sie ihre Verehrer. Die kleine Tyrolerin ist ganz entzückt davon und kauft sich für 3 Kupferkreuzer „Die Liebe"; die Alte aber, die sie aus eigener Erfahrung kennt, bestätigt, daß sie im Original genau so aussehe.

Also wandert der Bilderhändler von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte. Am Alpenfeuer kocht er sein Abendbrot, und in der nächsten besten Scheune legt er sich zur Ruhe. Die Sommernacht ist lau genug, der Hund ist wachsam, und widerfahren kann ihm nichts. Er hat ja „Die Liebe" und „Die Treue" schwarz auf weiß bei sich; einen Congreß von Souveränen und einen Himmel von Heiligen — da muß man ruhen, wie in Abrahams Schoß.

Diesem Import gegenüber, mit dem die besten Zimmer ausstaffirt werden, hat natürlich der heimische Pinsel keine leichte Arbeit. Die Stätte, wo die Kunst am meisten wohnt, ist der Hausaltar des Bauern. Ueber dem mächtigen Tisch in der Ecke hängt ein geschnitztes Kreuz, und was das Haus an Kunstschätzen besitzt, ist häufig hier versammelt. Zur Rechten und Linken sieht man kleine Heiligenbilder, mit Moos bekränzt, mit geweihten Palmzweigen umgeben. Das Altarblatt ist nicht von Guido Reni, und doch ist es geschätzt, die hölzernen Figürchen, die auf einem Piedestal von Baumschwamm thronen, gehören fast in die Arche Noah.

Hier wird die Hausandacht verrichtet, und manchmal kann man hier frömmer sein, als im prachtvollsten Tempel. Da ist mir oft ein Hauch der Andacht durchs Herz gegangen, wenn sich an blauen Sommertagen die ganze Familie zum Abendgebet versammelte. Man hörte das Läuten vom spitzen Kirchlein herüber, der Sonnenstrahl fiel durch die offenen Scheiben und warf seine Lichter auf die rauhe Diele. Eines der Kleinen sprach das Gebet, die Männer hielten die Hände verschlungen, die Frauen und Mädchen knieten. Nur verstohlen nickten die blonden halbgewachsenen Kinder einander zu, es war so eine natürliche kerngesunde Frömmigkeit. Herr und Knechte waren versammelt, es war ein patriarchalisches Bild im besten Sinne des Wortes.

Die eigentliche Domäne der eingeborenen Kunst aber ist profaner Natur, es sind, wie schon bemerkt wurde, die Scheibenbilder, die Votivtafeln und etwa die Kastenthüren. Ein solcher gemalter Kasten gehörte wenigstens früher zu jeder tadellosen Aussteuer. Er paradirte hoch auf dem sogenannten Kammerwagen, welcher die Habe der Braut in das Haus des Mannes führte, und enthielt mitunter

manches pikante Sprüchlein, dem Momente angemessen. In den älteren Bauernhäusern, besonders in der Stube, wo die Alten mit ihrem antiquirten Mobiliar „auf dem Austrag" häusen, findet man noch viele solcher bemalter Kästen. Heutzutage muß die Muse mannigfach dem Hobel weichen, und gleich anderen Thüren sind ihr auch die Kastenthüren verschlossen.

Wenn irgendwo ein Festschießen ist, dann genügt es bisweilen nicht, daß man ins Schwarze trifft: es soll auch ein Bild auf der Scheibe sein. Manche Werke unserer besten Genremaler sind auf diese Weise vervielfältigt worden, und ein Künstler kann sich in Baiern nur geschmeichelt fühlen, wenn er seine Werke auf dem Deckel der Halbgläser oder auf den Scheiben des Gebirges wiederfindet.

Für einen lebensgefährlichen Unfall wird man im Gebirge durch eine Martertafel entschädigt. In solchen Tafeln, die man an steilen Abhängen und reißenden Bergbächen fast regelmäßig trifft, zeigt sich der primitive, beinahe kindliche Formensinn am meisten: es ist dem bäuerlichen Augenmaß unmöglich, die Proportion von Landschaft und Staffage herzustellen. Ebenso unproportionirt ist der literarische Commentar, der unter solchen Bildern steht; denn der tugendsame Jüngling, den hier z. B. die Wellen verschlucken, steht im einundachtzigsten „Alter seines Lebens". Fast bei jeder Trift und auch beim Holzfällen geht manches Leben zu Grunde; ganz besonders gefährlich aber (romantisch würden andere sagen) ist hierfür eine Stelle zwischen Tegernsee und Valepp. Mindestens zehn Martertafeln sind hier in einen Felsen eingelassen, und das ganze Personal eines modernen Romans fände hier ein tödtliches Unterkommen. Erschossen und ertrunken, erstürzt und erschlagen — es ist wahrhaftig ein steinerner Todtenzettel. Und doch — trotz aller komischer Form empfindet man oft eine wunderbare Rührung, wenn man vor solchem schlichten Denkstein eines Menschenleides steht. Ich bin vorübergegangen an dieser Stelle an lichten Frühlingstagen, wo die Abendsonne im durchsichtigen Laub der Buchen schimmerte, wo die Bergdrossel sang und das Reh sich hervorstahl auf die einsame Halde; wo eine Sehnsucht nach dem Leben jedes Leben ergreift — da fühlt man es erst, was es heißt: eingesargt sein zur ewigen Ruhe. Ich bin vorübergegangen in der Nacht, beim Wetter. Ich hörte das zornige Rauschen des geschwellten Bergbaches, ich hörte es, wie die Tannen stöhnten im Sturme, wie der Donner in den Felsen krachte — da fühlt man es erst, was es heißt: erschossen und ertrunken; erstürzt und erschlagen. Ein Dämon waltet in den Elementen, aber die Menschen — verstehen ihn nicht.

Einen großen Schrecken erlebt man, wenn man auf einsamen Pfaden dahinstreift und plötzlich vor eine Felsenhöhlung kommt, in der ein lebensgroßer geschnitzter Heiliger sitzt, fleischfarb angestrichen und vom Regen schon halb vermodert. Auch das ist mir einst begegnet, als ich eben trillernd um die Ecke bog, und noch heute gedenk' ich dran, wie ich zusammenfuhr und mit dem Bergstock ausholte.

An alle dem, was Kunstinteressen anbelangt, hat sich indessen heutzutage viel verändert, seit der Verkehr auch die Berge erobert hat. Hier und dort findet man illustrirte Zeitschriften und vortreffliche Bilderbogen; herausgeschnittene Celebritäten sind an die Thür geklebt, und die seltensten Commentare werden dazu verabreicht. Es ist mir selber passirt, daß ich an einer Holzhütte die Abbildung des Schiller- und Goethe-Denkmals sah, die für zwei Märtyrer gehalten wurden; auf einer Alpe am Spitzingsee war das Porträt Franz Lachners und auf einer andern die dicke Königin von Spanien. Ein Hauptasyl für solche politische und ästhetische Flugblätter sind die Mühlen, wo es ein alter Brauch ist, Thür und Thor mit Bildern zu bedecken. Wenn ich als Knabe mit den Eltern spazieren ging, sprang ich immer bei der Isaakmühle auf die Seite, um den langbeinigen Schneider zu sehen, der hier abkonterfeit war, wie er seine Ehehälfte auf einem Schubkarren in den Mühlbach hinunterrollte, oder einen ertappten Liebhaber, der mit der Heugabel trepanirt wurde — bis ich dann vermißt und von solch unerlaubter Schaulust wegcitirt wurde. Manche Ohrfeige, deren ich mit Dank gedenke, hatte in diesem Kunstgenuß ihren Entstehungsgrund.

Eine komische Scene fand auch dereinst in einem Bauernhause unweit Gmund statt, wo das Porträt Napoleons III. mit Ostentation an der Wand hing. Er war als Präsident dargestellt, wie er eben mit erhobener Hand die Republik beschwor. Dem französischen Senator T., der oft dorthin kam, war das ein Dorn im Auge; mit vieler Mühe gelang es ihm, den Bauern zu überzeugen, wie häßlich das alte vergilbte Ding sei, und eines schönes Tages brachte er ihm den Empereur in herrlichem goldenen Rahmen, damit er den Präsidenten herunternehme. Der Bauer jedoch nahm den einen an, ohne den andern herauszugeben und fand sogar in einer unbewußten Ironie, daß die beiden ganz vortrefflich zusammenpaßten. Trotz alles Zuredens ließ sich's der Starrkopf nicht nehmen, sie als Pendants zu mißbrauchen; der Senator aber war von dieser Stunde an unmöglich geworden in dem Hause des ländlichen Rochefort.

Unbeschreiblichen Effect hat auch auf dem Lande die Photographie erregt — dieser Wütherich unter den schönen Künsten. Fast in jedem Dörflein taucht jetzt über Sommer ein Photograph auf und stellt seinen Zauberkasten unter dem Wirthshaus oder dem Schulhaus hin. Die stattliche Pfarrersköchin ist die erste, die Courage hat und sich aufnehmen läßt, dann kommt der schiefgewachsene Herr Registrator und der Kaminkehrer Franzl mit seiner Ziehharmonika. Welcher Effect, wenn nun am nächsten Sonntag diese drei unter Glas und Rahmen ausgestellt werden! Sofort finden sie ein Dutzend Nachahmer, und die Bretterbude des Photographen wird schier von den Kunden eingedrückt. Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Wenn auf dem Lande photographirt wird, das ist ein so komisches Bild, daß man es selber photographiren sollte. Rechts und links springt der Photograph heran und arrangirt mit seinen schwarzen Fingern das Tableau, bis die Bauern ganz „damisch" werden. Natürlich, sonst glauben sie es nicht, daß es etwas Richtiges ist, denn wenn gewisse Menschen nicht geschunden werden, dann meinen sie gleich, sie hätten ihr Geld umsonst ausgegeben.

Der Bauer hat kein Talent, um sich photographiren zu lassen; nur die Stadtmenschen sind coulant, weltläufig, kokett genug, daß sie sich mit Grazie und Gemüthsruhe vor den Apparat hinpflanzen und seine Dienste herausfordern. Der Bauer ist zu ungelenk, viel zu eckig und unsicher; es wird ihm gleich unbehaglich vor der schwarz verhüllten Maschine, die aussieht, wie das Diminutivum von einem Schaffot, obschon sie die Köpfe gemüthlicher abnimmt. Krampfhaft spreizt er die Arme und Beine auseinander, gleich als ob die Maschine einen bewußten Angriff auf ihn vorhätte — aber während er so denkt, ist schon alles vorüber. Die gespreizten Arme und Beine indes sind auf dem Porträt geblieben, und die Kameraden sagen: „Schaugt's den an, wie stolz daß er dasteht."

Von dem Bilde selbst ist der Bauer immer befriedigt, denn er verwechselt die Identität mit der Gelungenheit. Wenn nur alles herauskommt, was einer trägt, die Knöpfe und Ringe und der andere Plunder, dann ist alles vortrefflich. Daß das Gesicht schwarz ist, wie der Mohr von Venedig, das thut nichts zur Sache, mit Gesichtern nimmt's der Bauer ohnedem nicht so difficil.

Indem ich das behaupte, fällt mir eine Geschichte bei, die meinem Vater, dem verstorbenen Hofmaler Stieler begegnet ist. Als derselbe vor Jahren das Bild des Königs von Preußen vollendete, das im Berliner Schloß hängt, trat ein Bauer von Tegernsee zu ihm ins Atelier und besah sich die lebensgroße Gestalt in Uniform. Dann aber sprach er die Bitte aus, ob nicht der Herr Stieler auch seine drei „Buben" auf dieselbe Manier porträtiren möchte. Lächelnd bedauerte der Künstler, daß er ja die „drei Buben" noch sein Lebtag nicht gesehen habe; der Alte aber fuhr berichtigend dazwischen: „Ah, das braucht's nit, die will ich Ihnen gleich expliciren. Der eine ist Kürassier, der hat eine blaue Hosen; der andere ist bei den grünen Chevauxlegers, und der dritte veigerlfarb, wie halt die Artolleristen sind". Accurat so solle er sie malen, dann müßte sie ja jeder auf den ersten Blick erkennen.

Solche Dinge hört man bisweilen noch heutzutage, und die Maler, die sich viel in den Bergen herumtreiben, haben wohl manchen lustigen Streich daselbst erfahren. Sie haben auch manchen selber gemacht, und wenn ich davon erzählen wollte, müßte ich gleich anfangen: Zweites Kapitel. Allein dem Leser ist es vielleicht besser, daß das erste geschlossen, als daß das zweite begonnen wird.

Die Kostgänger unserer zoologischen Gärten.

Von Dr. **Franz Schlegel.**

Im Jahre 1841 wurde die Eisenbahn von Paris nach Rouen angelegt und zwar durch englische Ingenieure. Die dabei beschäftigten Arbeiter waren theils Engländer, theils Franzosen. Das Werk schritt außerordentlich rasch vorwärts. Anfangs aber schienen die englischen Arbeiter im Vortheil. Sie waren eingeübt und hatten vorzügliches Werkzeug. Schnell jedoch strebten die Franzosen, ihnen darin gleichzukommen. Und dennoch waren sie nicht im Stande, gleichviel wie die Engländer zu leisten, im Durchschnitt, wie sich her- herausstellte, ungefähr nur zwei Drittheile eines englischen Tagewerks. Die Ingenieure fanden das Geheimniß bald heraus. Roastbeef war fortan die Losung, statt der Kartoffeln, Brot und Rüben. Und binnen kurzem leisteten die Franzosen dasselbe wie die englischen Arbeiter. Wie der Mensch ißt, so arbeitet er! Und zwar gilt das von seinem Körper wie von seinem Geiste. Natürlich handelt es sich dabei nicht um Leckerei, sonden einfach um Sättigung. Ist unser Hunger gestillt, gleichviel mit was, so sind wir gesättigt, d. h. der Magen ist angefüllt. Damit allein aber ist der wichtigste Zweck des Essens noch lange nicht erreicht. Nicht wieviel wir essen, sondern was wir essen kommt in Frage, d. h. von welchem Gehalt die eingenommene Nahrung ist. Niemand aber begnügt sich damit, jene beiden zur Stillung unseres Hungers nöthigen Bedingungen einfach zu erfüllen. Ein jeder von uns fragt auch nach dem Geschmack des zu Genießenden. Und in Wahrheit, man muß gern essen, um einen Genuß zu haben, und selten nur dürfte, was man wider Willen gegessen, nach Wunsch und Ordnung bekommen. So hat ein jeder von uns sein Leibgericht. Doch ist das keineswegs ein Vorzug oder eine Schwäche des Menschen. Auch die Thiere nehmen Nahrung zu sich, nicht nur um sich zu sättigen, sondern auch um zu genießen, und haben ihre Geschmacksliebhabereien uns verwöhnten Menschenkindern ganz gleich.

Die Pfleglinge unserer Thiergärten freilich müssen sich mit der Speisekarte ihres Futtermeisters begnügen. Diese aber, wie reich auch, wird immer für viele seiner an allerlei oft kaum geahnte Zuthaten der Kost gewöhnten Thiere ein grausames Einerlei erscheinen. Mancher möchte vielleicht glauben genug zu thun, wenn er den Fleischfressern thierische Nahrung reicht und den Pflanzenfressern ihre Vegetabilien. Jedes Thier, wie der Mensch auch, gedeiht nur bei gehörig abwechselnder Kost. Einzelne sogar scheinen Leckermäuler obendrein und geneigt, den Verlust der Freiheit eher zu verschmerzen, als das kleine Dessert des Nachtisches zu entbehren. Ja, zuweilen sind die Gelüste ganz absonderlich, so daß wir bedenklich den Kopf schütteln möchten. Hirsche z. B. sieht man in Gefangenschaft Cigarren mit sichtlicher Gier verkauen, gleichwie ihnen gerbstoffhaltige Blätter und Rinden verschiedener Bäume, vor allem der Eiche, Leckerbissen nicht nur, sondern einzelnen derselben fast Lebensbedingung sind. So nährt sich das Elen in der Freiheit fast ausschließlich von Schößlingen und Rinden der Waldbäume seiner Heimat. In unsern Gärten zu dem allgemeinen Hirschfutter, Hafer und Heu, Kartoffeln und Rüben etwa verurtheilt, wird es sicher erkranken. Der Magen erschlafft, die Verdauung stockt, der Appetit schwindet und das Leben erlischt. Vergeblich müht sich die Kunst durch Arznei zu helfen, vergeblich durchsucht sie die Leiche des Thieres nach der Ursache des Todes. Fast möchte man die Krankheit Heimweh nennen. Auch die Eskimos der Missionsschule zu Oxford zeigen nicht gar selten Spuren dieser Zustände. Sie kränkeln und siechen, verlieren Appetit und Schlaf und können sich einer unbehaglichen Mißstimmung nicht erwehren. Alle ärztliche Kunst ist vergeblich. Niemand vermag das Uebel zu ergründen, noch weniger zu heilen. Schließlich glaubt man dasselbe auf Rechnung des Klimas bringen zu müssen, und zur Rettung der Kranken bleibt somit nichts übrig, als sie schleunigst nach ihrer altgewohnten Heimat überzusiedeln. Dort genesen sie. Doch das Uebel wiederholte sich in der Missionsschule fast mit jedem Jahr. Der praktische Gedanke eines praktischen Arztes sollte Rettung bringen und zwar in einfachster Weise. Er stellte den Eskimos einen Eimer Leberthran zur Verfügung. Daran tranken sie sich gesund, und hat bei ihnen wenigstens der Leberthran die Wunder gewirkt, welche er allanderwärts uns heute noch schuldig zu sein im Verdacht steht. Ebenso siecht in unsern Thiergärten das Elen oft schnell dahin, schließlich wird das Futter verschmäht, der Winter kommt heran, und nicht selten muß man das Thier aufgeben. Ein sehr richtiger Gedanke eines meiner Collegen rettete dereinst ein solches Thier. Ohne Zweifel war es Gerbstoff, der dem Magen fehlte, die tägliche Zukost, welche das Elen mit Baumrinde und Blättern einzunehmen gewohnt war. Man gab dem Thiere wiederholt eine Dosis Tannin, jenes bekannten concentrirten Gerbstoffs, und siehe da, die Verdauung regelte sich, der Appetit kehrte wieder und das Thier erholte sich. Was Wunder, wenn das Elen nach seinen Wäldern lechzt, wie jene Eskimos nach dem thranigen Seehund!

Unter allem deutschen Wild — darüber klagen fast alle Thiergärten — will das Reh in unseren Parks am wenigsten gedeihen. Das zarte zierliche Thierchen ist ein Leckermaul, sagen wir fast vorwurfsvoll, nicht bedenkend, daß sein Naschen gar wichtige Zwecke vielleicht körperlichen Wohlbefindens erfüllt.

Nagethiere sind an Pflanzenkost gewiesen, greifen aber mitunter und gern in das Thierreich hinüber. Fleischfresser wieder stellen unsern Früchten nach, der Marder dem Pfirsich, der Luchs der Traube. Ihnen allen aber ist das ewige Einerlei der Nahrung gleich widerlich wie verderblich. Nur auf Abwechslung beruht der ganze Zauber des Genusses, und unbewußt erreichen wir damit die wichtigsten Ziele der Ernährung. Nicht umsonst versuchen sich reißende Thiere an den Knochen ihrer Beute. Selbst der Kalkgehalt derselben ist ihnen von großer Wichtigkeit. Raubvögel bedürfen von Zeit zu Zeit einer Beute mit Haut und Haar, Knochen und Federn, die sie zu Klumpen geballt als sogenanntes Gewölle wieder heraufwürgen. Bei Fischfressern scheinen Gräten und Schuppen dem Magen dieselben Dienste zu leisten, wie den Hühnern der Sand und dem Strauß der Kies. Vor allem Strauße helfen sich in Gefangenschaft zuweilen in höchst sonderbarer Weise. In ihrem Magen findet man nicht selten Knöpfe, Münzen, Schlüssel, Nägel, Glas und Porzelanscherben, Perlen und gelegentlich auch ein Cigarren- oder Tabakspfeifchen.

Der Küchenzettel einzelner Thiere, des Fuchses z. B., ist eine ungebührlich lange Liste. Fleischfresser von Natur, begnügt er sich nicht mit einer oder der andern Klasse des Systems; überall beliebt er zu naschen, Vierfüßer und Vögel, Lurche und Fische, Kerfe und deren Larven, gleichwie Krebse und Spinnen, ja selbst winzige Fliegen, und nicht etwa nur in Noth nascht er gern. Ist unser Reinecke gut bei Laune, so kann man ihn mit einer Fliege spielen sehen in der ausgelassensten Weise, wie die Katze mit der Maus. Doch nicht blos zoologisch sind seine Gelüste. Auch in das Pflanzenreich greift er hinein. Er lungert nach süßem Obst und wagt bekanntlich manchen Sprung nach der Traube. Bei einzelnen Thieren, bei Fischfressern zumal oder solchen, welche auf thranreiche Fleischkost angewiesen sind, ist die Art der Ernährung von sichtbarem Einfluß auf die Färbung ihres Haar- oder Federkleides. Das prächtige Rosagefieder der Pelikane zeigt sich nicht immer und nicht überall in gleicher Schöne. Das Geheimniß besteht in reichlicher Fischnahrung. Bei Mangel an solcher Kost verbleicht die zarte Färbung in unscheinbares Weiß. Auch der Flamingo verlangt seine besondere Nahrung, vor allem Fischbrut und kleine Krebsthiere. Und was alles mag diese Ente auf Stelzvogelbeinen mit ihrem geknickten Siebschnabel aus dem Schlamme der Sümpfe herausseihen? Hunderterlei mit einem Zuge, und wer wird sich wundern, den Flamingo bei unserer Gefangenkost nur kümmerlich gedeihen zu sehen! So macht ein jedes Thier seine verschiedenen Ansprüche.

Vor einigen Jahren gingen mir zwei Chamäleons zur Pflege zu. Von 20 solcher Thiere überstanden nur 2 die weite Reise. Fliegen und Mehlwürmer hatten ihnen bisher zur Nahrung gedient. Die beiden Thiere kamen an, mager und abgemattet. Mehrere Tage wollte es mir nicht gelingen zu sehen, ob sie Nahrung zu sich nahmen. Weder die Zahl der für sie bestimmten Fliegen noch der Mehlwürmer minderte sich. Schon gab ich die Hoffnung auf, vor ihrem Absterben einmal wenigstens das interessante Schauspiel zu genießen, die Chamäleonszunge, welche wie ein Wurfgeschoß auf die Beute geschleudert wird, hervorschießen zu sehen. Der Zufall führte auf die den Thieren zusagende Nahrung. Ich fing eines Tages eine große grüne Heuschrecke und setzte sie als Gesellschafterin zu den Chamäleons. Sofort schleuderte das kleinste der beiden seine Zunge

nach dem Hoppepferd, hatte es am Kopfe gepackt, zerknirschte es mit einigen Bissen und begann nun das mühsame Werk des Verschluckens. Die Procedur sah sich sehr ängstlich zu, und fast war ich zweifelhaft, ob es nicht gerathen sei, den aus dem Maule des Chamäleons hervorragenden Rest mitsammt den langen stacheligen Beinen der Heuschrecke abzuschneiden. Doch das Thier schluckte und schluckte, bis die letzten Spitzen der Beute verschwunden waren. Fortan zweifelte ich keinen Augenblick länger, daß Hoppepferde ihr Lieblingsfutter sein müsse. Und ihre Heimat Egypten ist ja das Mutterland der Heuschrecken. Eine weitere Sorge aber war: was dann, wenn die Jahreszeit keine Hoppepferde mehr bietet? Mein nächster Gedanke war, den Versuch zu machen, ob die Chamäleons auch die s. g. Schwaben, womit bekanntlich unsere Bäckereien reichlich gesegnet sind, fressen würden. Der Versuch gelang, und damit war die Hauptschwierigkeit bei Erhaltung derselben überwunden.

Manche Thiere sind außerordentlich schwierig ans Futter zu bringen. Sie verhungern lieber, als daß sie in Gefangenschaft fressen. Vor allem störrisch sind wilde Enten, manche Pelikane, Sägetaucher und andere. Oft genug muß man dazu schreiten, ihnen gewaltsam Nahrung beizubringen, geradezu einstopfen. Aber auch das reicht bei einigen nicht hin. Sie wollen den Hungertod sterben, scheint es; sofort würgen sie das eben Beigebrachte wieder aus. Dies zu verhindern greift die Kunst zu einem eigenthümlichen Mittel. Die Chinesen benutzen bekanntlich einen Vogel aus dem Pelikangeschlecht, den Kormoran, zum Fischfang und legen ihm, damit er seine Beute nicht auch verschlinge, einen Gummiring um den Hals. Einen eben solchen elastischen Ring legt man jenen störrischen Vögeln an, damit zu verhindern, daß sie die ihnen gewaltsam beigebrachte Nahrung durch Würgen wieder entfernen. Sehr viele Thiere sind, alt eingefangen, durchaus nicht zu erhalten. Früher schien es unmöglich, unseren niedlichen Zaunkönig im Käfig gefangen zu halten. Die oft erneuerten Versuche kosteten ebensovielen dieser prächtigen Thiere das Leben. Heutzutage findet man ihn häufig als Stubenvogel. Ein einfacher Vogelsteller hat uns die Kunst gelehrt. Er fand das Geheimniß in dem kleinen Mutterherzen des Vogels. Mit den aus dem Neste gehobenen Jungen lockt er leichter Mühe die Alte ins Garn, und alsdann zögert sie keinen Augenblick, den schreienden Kindern in Gefangenschaft Nahrung zuzutragen gleichwie in der Freiheit.

Unsere Schwimmvögel und Stelzfüßer, was alles mögen sie im und am Wasser auflesen, hunderterlei Gethier und Gesäme! Und diese Mannigfaltigkeit der Nahrung, wie ist sie in Gefangenschaft zu ersetzen? Einige Fleischfasern, Regenwürmer und Ameisenpuppen sollen da Stellvertreter sein! Und so müssen wir denn erleben, daß manche der Bewohner unserer Stelzvogelwiesen in unseren Gärten höchstens einen Sommer bis gegen den Herbst hin ihr Dasein zu fristen im Stande sind. Sicherlich ist das Einerlei des Futters, mit dem sie sich in ihrem Gehege begnügen müssen, nicht die kleinste Schuld daran. Selbst unsere Enten, schnattern sie nicht unaufhörlich den grünen Schleim ihres Wassertümpels durch! Doch wohl nicht einzig der Conserven und Wasserlinsen wegen, die sie schwimmend zertheilen, dürften sie sich ohne Unterlaß mühen! Mit diesen Pflanzen aber fischen sie Thierkeime auf bis infusorienklein, viel tausendfältig, zu Legionen. Können wir da wähnen, mit unserem Futtermagazin auch nur entfernt die natürlichen Bedürfnisse der Thiere zu befriedigen und alle Ziele der Ernährung zu erreichen? Vergegenwärtigen wir uns das Bild unseres Fischreihers! Von fern könnte er für ein lebloses Bildwerk aus Zinkguß gehalten werden. Einer Säule gleich steht er da! Auf eingezogenem Halse birgt sich der Kopf im Gefieder des Leibes, den langen spitzen Schnabel, einem Schwert in der Scheide vergleichbar, schlaff an der Brust herabgesenkt. Wie träumend steht er da, der Außenwelt entrückt; nicht irrt ihn die lärmende Schar von Sperlingen, die keck und immer kecker sein Gehege belagern. Da zuckt ein Strahl wie Blitzen durch die Luft. In Schrecken stiebt das Freibeuterchor auseinander. Unser träumender Fischreiher hat richtig gezielt, sein Wurfgeschoß unfehlbar sicher unter die verwegene Rotte geschleudert. Er hat den vorwitzigsten Spatz mit seinem Schnabel gepackt. Eilig geht der Schütz, die zappelnde und kreischende Beute im Schnabel, dem Wasser zu, ertränkt den armen Tropf und schlingt ihn hinunter. Auch unsere Affen tappen, wenn sonst die Gelegenheit günstig ist, nach einem Vögelchen. Dachse lernen in Gefangenschaft sogar Pferdefleisch verzehren und haben in dem Breslauer Garten den Beweis geliefert, daß sie selbst vor der Stachelkugel des Igels nicht zurückscheuen. Es ist diese Beobachtung darum höchst interessant, weil man bis jetzt nur zwei Feinde des Igels kannte, und zwar den Uhu und den Fuchs. Jener, der Uhu, bemächtigt sich des gepanzerten Thieres mittelst seiner gewaltigen Fänge und seines kräftigen Schnabels. Der Fuchs soll ihn ganz seiner würdig durch infame List überwinden. Man findet aber so häufig ausgefressene Igelhäute, auch in Gegenden, wo keine Uhus leben und Füchse selten sind, daß die Erklärung so vieler Igelmorde bisher räthselhaft geblieben ist. In dem Dachse einen dritten Igelmörder kennen gelernt zu haben, ist darum jedenfalls ein Schritt weiter zur Erkenntniß, welche, wenn sie auch einigen der unseren das Leben gekostet hat, gewiß nicht zu theuer erkauft ist.

Der arme Seehund, in unser Süßwasser gebannt, verschlingt in Monatsfrist einen Centner Fische, aber das Salz seines Elementes fehlt dem Thiere täglich mehr und mehr. Nachdenklich liegt er am Rande seines Bassins. Mit dem sonst so klaren Auge starrt er ins Weite über das Wasserbecken hinweg hinaus nach seinem Meere. Man hat es versucht, das arme gebeugte Thier mit einem Faßhäring aufzurichten. Es dünkt uns ironisch fast, gegen das Heimweh nach dem Meere in einem gesalzenen Fische Heilung zu suchen. Wenige nur überleben den Herbst zum Winter — ein Glück für uns, so rechnen wir kaufmännisch, weil seine Ueberwinterung außer Verhältniß kostspielig ist. Verstände der arme Tropf die Kunst unseres Murmelthiers, der Haselmaus, des Hamsters und des Ziesels, ohne Speise und ohne Trank winterschlafend sich über die böse Jahreszeit hinaus zu helfen, so würde er sich besser in unseren Gärten erhalten, öfter und lieber gesehen werden.

Unser Murmelthier verbringt den ganzen langen Winter in seinem Gehege, freilich tief gebettet unter Stroh und Laub und durch Bedachung vor eindringendem Unwetter geschützt. Zwar schläft es bei uns nicht wie in den höchsten Alpenhöhen seiner Heimat acht oder gar zehn Monate, sondern je nach dem mehr oder weniger strengen Winter von Ende November bis März etwa. In unserem wechselvollen Klima wacht es wohl auch Winters über an besonders milden Tagen auf. Für diesen Fall ist dem schlafenden Thier ein Stück Commisbrot zur Seite gelegt. Und ist der Winter mild, so findet man wohl auch, daß es demselben zugesprochen hat, bald aber wieder in Schlaf verfallen sein muß.

Mit Ausnahme dieser glücklichen Schläfer, welche uns den ganzen Winter lang das Füttern ersparen, und mit Ausnahme der wenigen Nachtthiere, welche mit der untergehenden Sonne ihr tägliches Leben beginnen und am Abend erst sich nach dem Frühstück umsehen, erwarten alle anderen Kostgänger Jahr aus Jahr ein mit dem Morgen sehnsüchtig ihren Wärter.

In Menagerien und so auch in Thiergärten ist es Brauch, die reißenden Thiere nicht des Morgens, sondern gegen Abend erst zu füttern und zwar lediglich in der Absicht, dem gerade dann am zahlreichsten versammelten Publikum ein Schauspiel zu geben. Allerdings sind die meisten der Bewohner unseres Raubthierhauses von Natur gewöhnt, ihrer Beute erst in der Dämmerstunde nachzugehen, aber stets und immer lieben sie in Freiheit wie in Gefangenschaft ungestört und unbelauscht ihre Mahlzeit zu halten. Die gaffende und lärmende Menge auf wenige Fuß nur vor ihrem Gitter ist ihnen ein Greuel und jeder Zeuge sichtlich zuwider, selbst der eigene Gefährte, mit dem sie die enge Zelle zu theilen gezwungen sind. Hastig und gierig schlingen sie, Groll im Herzen, den Fraß hinunter, würgen nicht selten die Fleischmassen wieder herauf und haben von der Mahlzeit, ihrer einzigen des Tages, weder Genuß noch Vortheil. Bereits sind einzelne Thiergärten zu der besseren Einsicht gelangt, ihre kostbaren Pfleglinge nicht der Neugier der Menge preiszugeben, füttern das Raubzeug groß und klein am frühen Morgen, damit sie das einzige Vergnügen, das unsere Haft den armen Gefangenen belassen hat, ungestört genießen können, zum Vortheil für beide, für das Thier wie für den Besitzer. Größeren Raubthieren genügt eine einmalige Fütterung des Tages. Nur junge Thiere und die kleineren Räuber werden zweimal täglich und zwar verschieden, je nach Art, nebenbei mit Milch und Brot, Reis und Früchten als Zukost bedacht. Unsere braunen Bäre, die doch auch zu den Raubthieren zählen, verschmähen Fleisch ganz und gar, während dagegen andere, wie man das jahrelang im Pariser zoologischen Garten erprobt hat, nur von Fleischkost leben, wenigstens recht gut dabei gedeihen. In Breslau besteht ihre Hauptkost in Commisbrot.

Nicht selten suchen sich die Thiere unserer Gärten an der täglich

neu gedeckten Tafel für die Langeweile der Einzelhaft schadlos zu halten, während in der Freiheit manche Fastenzeit ihren Appetit reizen und oft genug ein emsiges Mühen die Hauptwürze ihres winzigen Mahles sein mag. Darum ist vielen, zumal den größeren Fleischfressern, ein Fasttag in der Woche auferlegt und mag dieser dazu dienen, einmal wenigstens ihren gierigen Schlauch gründlich zu säubern, denn sie alle leiden in Folge mangelnder Bewegung gar leicht an Störungen der Verdauung. Nur der allzeit hungrige Wolf und die gierige Hyäne schwelgen Tag für Tag mit gleichem Behagen und ungeschwächtem Vermögen. Freilich nur Pferdefleisch wird ihnen aufgetischt, der Hyäne höchstens dann und wann ein Kälbernes oder auch ein Hammelskopf gewährt. Dagegen verlangt das eklere Katzenvolk schon mehr Abwechslung, und ihnen allen wie den Mardern sind als besondere Leckereien erwünscht Eier von Hühnern und Gänsen und dann und wann eine blutwarme Beute mit Haut und Haar, wozu jeder Garten seine Kaninchen, Meerschweinchen und weißen Ratten züchtet. Dem Fleische sprechen aber auch noch Raubvögel zu, selbst Fasanen, Hühner überhaupt, Störche, Reiher, Kormorane, Pelikane; die letzteren wenigstens in Ermangelung von Fischen. Die Fischfresser sind bei uns sehr kostspielig zu erhalten. Zudem scheint die Fastenspeise wenig Grund zu legen, und der auch für manche Menschen nicht ganz leicht zu bestimmende Moment, wenn sie eigentlich satt sind, scheint bei ihnen sammt und sonders gar nicht in Frage zu kommen. Freilich werden sie in unseren Thiergärten nicht gerade Tag für Tag mit ihrer Lieblingsspeise regalirt. Es kommen Zeiten, wo sie sich mit Pferdefleisch begnügen müssen, und gerade diese Fleischtage scheinen ihnen Fasttage zu sein, wenigstens geberden sie sich sämmtlich bei Erscheinen der Fischmulde wie ausgehungerte Wölfe. Obendrein aber sieht man sie unermüdlich beschäftigt, in unserm ziemlich fischreichen Weiher auf Beute zu fahnden. Einzelne Thiere haben, wie erwähnt, einen ganz besonderen Appetit. Dem Wurzelwerk z. B. wird von gar vielen Seiten zugesprochen. Beutelthiere, Antilopen und Gemsen laben sich daran, dem Muflon, dem Mähnenschaf und selbst dem Zebu ist es ein beliebtes und zuträgliches Gericht; Stachelschweinen und Agutis und dem Murmelthier aber geradezu unentbehrlich. Die drei letzteren lieben auch Reis neben ihrem Brot und einzelne zur Erquickung selbst Obst. Sogar der stramme Auerochse und sein amerikanischer Vetter, der Bison — bringt ihnen die Jahreszeit nichts Grünes — lechzen nach saftigem Wurzelwerk, nicht minder Tapir, Capybara und Schweine aller Art. Als höchst genügsame Thiere sind Kameele und Lamas bekannt. Kleie, Heu und Futterstroh besagt ihre gewöhnliche Speisekarte. Nebenbei frißt allerdings gelegentlich das Kameel sein Nachtlager auf oder auch das Strohdach seiner Wohnung. Elephanten freilich, selbst junge Thiere, wie man sie in Thiergärten am liebsten hegt, sprechen unsern Vorräthen schon derber zu. Kleie, Reis, Brot, Wurzelwerk und Heu, in Summa $^1/_2$ — $^2/_3$ Ctr. pro Tag, werden von ihnen verschlungen, und von Sättigung ist noch nicht zu reden. Unermüdlich schwingen sie jedem Besucher ihren Rüssel entgegen, heimsen die Spenden ein und untersuchen die Taschen ihrer Gönner ohn Unterlaß. Und was kommt es ihnen darauf an, wenn die Tasche zufällig mit einer Semmel verwachsen sein sollte? Semmel, Tasche und der daranhängende Rockflügel folgen willig ihrem Rüssel. Es stört sie solche Emballage nicht im mindesten. Bei den Riesen unter ihnen scheint der Magen geradezu unergründlich. Das Nilpferd gibt übrigens dem Elephanten wenig nach, 100 Pfund Heu täglich scheint es nur als Zukost zu betrachten.

Den Affen wird Weizenbrot in lauer Milch gereicht, mit Leckereien werden sie ohnedies vom Publikum reichlich bedacht. Außerdem fressen sie gern Kartoffeln, Wurzeln und Obst, viele schmausen mit Vergnügen dann und wann Grünzeug oder Zwiebeln, und manchen ist zeitweilig leichtgekochtes Fleisch, ein Ei oder ein Vogel erwünscht und Bedürfniß. In manchen Gärten hat man die Affen an Leberthran gewöhnt, natürlich nur im Vertrauen auf dessen, allerdings auch bei Menschen noch zu beweisende Heilwirkung gegen Tuberkulose. Das ist die Krankheit, an welcher zumeist die Affen unserer Thiergärten eingehen. Die Affen sind allesammt Leckermäuler, nur macht man mit dem einen mehr, mit dem andern weniger Umstände. Die kostbarsten unter ihnen freilich und die empfindlichsten behandelt man mit ganz besonderer Aufmerksamkeit. Für den Orang z. B. und den Chimpanse ist nichts zu gut, ihnen werden gern täglich einige Apfelsinen und ja recht gute geopfert. Das sind die großen Herren!

Und so zeigt sich denn, daß auch unsere Thiergärten ihre Proletarier haben, die genügsam, ärmlich abgespeist und mit allem zufrieden von vortrefflicher Dauer sind, während andere wieder, mitten im scheinbaren Wohlleben nicht zu befriedigen sind und geknickten Blumen gleich dahinwelken.

Aus dem Brasilianischen Sklavenhandel.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

(Schluß.)

Auf brasilianischen Ufergestaden.

Mitten in diesen Abscheulichkeiten, die der von den Portugiesen noch immer mit Eifer getriebene und immer wieder versuchte Sklavenhandel hervorbrachte, kam ein sehr sonderbarer Festtag in Rio de Janeiro vor. Beim hereinbrechenden Abend rollten von allen Enden und Ecken der Stadt Wagen herbei, um vor einem eben neugebauten Hause der Rua da Quitanda, damals dem prächtigsten der ganzen Stadt, ein zahlreiches im vollsten Putz strahlendes Publikum abzusetzen, so daß die Polizei nur mit Mühe den Verkehr in der Straße frei, die Ordnung aufrechterhalten konnte. Die ganze Rua do Rosario war vertreten, jeder pé do chumbo (Bleifuß, Spottname der Portugiesen), der nur einigermaßen courfähig war, war erschienen; es fehlte nicht an Ordenssternen und Excellenztiteln, — kurz, die Gesellschaft war großartig und überstieg gewiß die Zahl von 1000 Gästen, die sich in den Prunkgemächern des Hauses umhertrieben. Und doch erkannte ein Kenner gleich die Färbung des Hauses und bemerkte sogleich, daß wirklich angesehene, recht anständige Leute nicht gekommen waren. Denn der Fürst des Hauses, der Löwe des Tages, den die Portugiesen damals zu ihrem Gott erhoben hatten, war der seiner Zeit so berühmte Manoel Pinto da Fonseca, der größte Sklavenhändler von Rio de Janeiro, ein Mann, der wegen seines schlechten Gewerbes von allen gut erzogenen Brasilianern und Fremden im Stillen verachtet ward, wenn man ihm auch wegen anderweitiger Geschäfte nicht immer aus dem Wege gehen konnte. Der Mann sah eigentlich nach gar nichts aus; ungeheure Pockennarben hatten schon früh seine Gesichtszüge erstarrt und ausdruckslos werden lassen, und selbst seine erdfahlen Augen, deren bestimmte Farbe ich nie habe recht erkennen können, blickten ganz indifferent in die Welt hinein. Ungern sprach er laut, ungern im Kreise von mehreren; jeden, dem er etwas zu sagen hatte, nahm er gern abseits und besprach leise ein abzumachendes Geschäft mit ihm, grade als ob er nie ein recht ehrliches Geschäft zu machen hätte.

Wenn der Sklavenhändler an jenem Abend in seinem Hause etwas befangen und verstimmt erschien, so hatte das seinen besonderen Grund. Der Verlust des „Relampago" war noch zu neu; der mit diesem Schiff zu hoffende Gewinn konnte selbst von dem reichen Manne um so weniger verschmerzt werden, da der Untergang des Schiffes wirklich nur durch den englischen Kreuzer, und noch dazu so dicht vor dem Landungsplatz hervorgerufen war. Hätte Herr Manoel Pinto die Ladung an der Küste verloren, oder in einem anderem Handelsgeschäft eine Summe eingebüßt, es hätte ihn nicht so ingrimmig gemacht. Aber so ein Schiff verlieren, das schien ihm gegen alle göttliche Gerechtigkeit zu gehen. Daß der Verlust in Menschenleben bestand, war ihm gleichgültig. Nur um den jungen Capitän Fernando war es ihm leid; denn der hätte mit einem neuen Schiff den Schaden schon wieder gedeckt.

Mitten im Getümmel des Festes ward der Sklavenhändler nach seinem Büreau abberufen, wo ihn jemand nothwendig sprechen wollte, — der einzige Mensch, der im Stande war, eine Gemüthserregung in dem Portugiesen hervorzurufen, grade der, an den Herr Manoel Pinto am meisten gedacht hatte, und von dem er nimmer hoffen durfte, ihn wieder zu sehen, der Capitän vom „Relampago"!

„Oh, Senhor Fernando," rief heiser der Festgeber, — „seid Ihr es wirklich? Welcher Teufel hat Euch denn aus dem Wasser gezogen? Vor wenigen Tagen kommt der „Grecian" vom Kreuzen zurück und meldet, er habe unsern „Relampago" gejagt, und der sei dicht bei Cap Frio auf die Steine gerannt und mit Mann und Maus untergegangen."

„Esta ho boa", erwiderte der Capitän mit Lachen, — „ich konnte mir es denken. Als ich die verfluchte Brigg entdeckte, wollte ich nach Mangaratiba oder Santos flüchten; der Feind aber überholte mich und schnitt mir den Weg dorthin ab. In Rio einlaufen konnte ich nicht, denn da wäret Ihr Schiff und Ladung los gewesen. Um Cap Frio herumzusegeln, dazu fehlte es an Zeit, und der „Grecian" hätte mich sicher eingeholt oder doch bestimmt meine Spur verfolgt. Also kam es auf ein Kunststück an. Nun seht, Ihr wißt, Cap Frio ist eine Insel, eine gewaltige Felsenmasse, vom Festland durch eine sehr schmale Wasserstraße getrennt. Wer grade hohe Flut trifft, ein kleines Schiff führt und guten Wind hat, nun der kann da da schon hineinsegeln und die Bucht von der Stadt Cap Frio leicht erreichen. Gefährlich ist es freilich immer, — aber lieber im Wasser umkommen, als von den Engländern genommen werden. So ließ ich den „Relampago" grade gegen die Küste laufen; je höher die Flut stieg, desto schärfer ward der Wind, desto rascher flog der „Relampago", aber desto schneller kam auch der „Grecian" hinterher. Und nun hatten wir so viel Brandungen links und rechts und vor uns, daß kaum ein Durchgang zu sehen war. Ich stand selbst am Steuer; mein armes Schiff flog auf und nieder wie eine Möve, aber ich wußte den Weg genau. Die hohe See warf uns fast von selbst in die Durchfahrt, wo wir die Felsen zu beiden Seiten beinahe mit den Händen greifen konnten, — nach wenigen Secunden waren wir durch den Schlund hindurch und auf ganz stillem Wasser. Und weil wir dem „Grecian" so urplötzlich mitten in den Brandungen aus den Augen kamen, hat er geglaubt, wir hätten aufgestoßen und wären untergegangen. Am nächsten Morgen landete ich meine Ladung nicht weit von der Saline und ließ sie in passenden Abtheilungen nach Praya Grande marschieren, von wo die letzten vor wenigen Stunden über S. João de Caray nach der Jurujubabucht gebracht worden sind, über 300 Männer, Frauen und Kinder, — boa fazenda, Excellenz, jeder seine 300 Thaler werth. Jammerschade nur, daß ich nicht alle lebendig hinüber gebracht habe! Ich bin mit 500 Köpfen von der Küste gesegelt."

Und nun erzählte er seinem „Patron" genau die ganze Reise. Dann trennten sie sich; der Sklavenhändler kehrte zu seinen Gästen zurück, und niemand sah es ihm an, daß er in den wenigen Minuten seiner Abwesenheit um 80—90,000 Thaler reicher geworden war.

Als der Sklavenhandel mit Afrika noch ganz legal war und nichts Ehrenrühriges an sich hatte, wurden die ankommenden Sklaven ganz offen und unter gesetzlichen Bedingungen in Rio de Janeiro und Bahia ausgeschifft und saßen dann in einzelnen Magazinen zum Verkauf aus; besonders sah man sie auf stark frequentirten Plätzen und in lebhaften Straßen. Dorthin ging man, besah sich die Fazenda, die Waare, das Gut, und kaufte billig und in reellem Geschäft alles was man gebrauchte. Als aber der Sklavenhandel verboten war, wurde das Geschäft aus der Stadt Rio hinaus verlegt. Besonders waren heimliche Depots hinter S. Christovaõ auf der sogenannten Ponta do Caju und in der obengenannten Bucht der Jurujuba. Hier wurden die eingeschmuggelten Neger auf das beste gepflegt, von Krätze gereinigt, von Krankheiten geheilt, mit Oel eingerieben, und vor allen Dingen vaccinirt. Morgens früh, wenn noch nicht viel Leben wach war, und abends, wenn es sich bereits wieder zur Ruhe begeben hatte, wurden sie spazieren geführt, so daß sie ein rundes, blankes, glattes Ansehen gewannen. Diese Depots waren ein öffentliches Geheimniß; Jedermann, der Neger gebrauchte, fuhr zu Land oder zu Wasser dorthin und suchte sich seinen Bedarf aus. Ward aber das öffentliche Geheimniß so bekannt, daß selbst das englische Consulat nicht mehr die Augen zudrücken konnte, so ließ die brasilianische Regierung eine Razzia halten. Ein großes Boot des Arsenals mit wehender Flagge fuhr dann mit Polizeileuten hin zu den genannten Depots. Aber solche Boote der Justiz waren von weitem kenntlich, und man ließ auf versteckten Fußwegen die Neger in das Waldgebüsch, welches sich an den Höhen hinter den Häusern hinzog, hinausschlüpfen, so daß man trotz aller Indicien vom Dasein von Negern selten wirklich Neger fand.

War das Einschmuggeln in die Stadt gelungen, so ward eine Quittung ausgestellt: „Ich Fulano de Tal habe von Herrn Cicrano (beide Namen wollen im Portugiesischen so viel wie N. N. im Deutschen sagen) 400 Thaler erhalten für einen Ballen Waare, den ich ihm verkauft habe." — Um nun diesen Ballen Waare in einen Neger zu verwandeln und ihn legal zu besitzen, war es nöthig, denselben beim Finanzamt anzugeben und die ordnungsmäßige Abgabe — siza — zu bezahlen. Dazu ward das gebräuchliche gedruckte Formular eines Negerverkaufes von einer fingirten Gerichtsperson eines benachbarten kleinen Ortes ausgefüllt, z. B.:

„Ich Unterzeichneter bescheinige, daß Herr X. an Herrn Y. den Neger Pedro, von Station Congo, 18 Jahre alt, mit allen Fehlern und Gebrechen am heutigen Tage verkauft hat."

Magé, den 20. September 184 . . Antonio Alves de Carvalho, Tabelliaõ (Notar).

Ob nun im Ort Magé solch ein Mensch existirte oder nicht, war ganz gleichgültig. Man ging mit seinem Schein auf das Finanzamt, bezahlte die Verkaufsabgabe und war im legalsten Besitz des Negers, mochte er sich auch noch so illegal im Lande befinden.

Je mehr nun die Engländer gegen alle Sklavenschiffe kreuzten, je höher der Preis der Afrikaner stieg, desto raffinirter trieb man fortan den Handel. Man baute Dampfschiffe, um sie nach der „Küste" zu senden. Aber auf ihnen lag ein schwarzes Fatum. Von einem solchen mit zahlreicher Negerladung zurückkehrenden Dampfschiff sah man die ganze Ladung, nachdem sie längst ausgeschifft war, an einem unheimlichen Uebel, unbedingt einer Art von englischem Schweiß, mit furchtbarer Schnelligkeit hinsterben. Ein andres, prächtiges langes Dampfboot, die „Serpente", eine wirkliche Seeschlange, ward von den Engländern, die nun auch Dampfschiffe zum Kreuzen aufstellten, gar nicht in See gelassen. Etwas übereilt vielleicht kaufte das Marineministerium Brasiliens das schnelle Schiff für die Kriegsflotte. Der englische Admiral wollte sich an den Kauf nicht kehren und versicherte, er würde das Schiff, das den Namen „Golfinho" (Delphin) erhalten hatte, nehmen, wenn es wagte in See zu gehen. Fast unvermeidlich schien der Conflikt, denn der Commandant des „Golfinho", ein Deutscher — Hoffschmidt mit Namen — machte alles zum Gefecht fertig, und schwor, jeden, der sein Schiff betreten würde, niederzuschießen. So vertrug man sich zwar, aber die englischen Kreuzer nahmen anderweitige Repressalien; sie brachen bewaffnet in die Häfen von Santos und Paranagua ein und holten eine Reihe verdächtiger Schiffe aus denselben heraus; das Fort auf der Ilha das Geças am Eingang in die Bucht von Paranagua fing an zu schießen und ward förmlich bombardirt von den Britten, so daß zwei kleine Fractionen der brasilianischen und englischen Nation blutigen Krieg mit einander führten, während die beiden Länder selbst mit einander sich im tiefsten Frieden befanden. Unerträglich waren und täglich unerträglicher wurden die Maßregelungen, die die Britten mit und ohne Grund gegen den brasilianischen Handel ausübten, weil sie behaupteten, Brasilien begünstige das Treiben der portugiesischen Sklavenhändler. Da sah man denn endlich ein, daß man mit den alten Traditionen auch in Brasilien brechen müßte. Statt den Sklavenhandel zu begünstigen, fing auch Brasilien an, gegen denselben auf offener See zu kreuzen; statt den reichen Negerhändlern Achtung und Ehrerbietung zu zeigen, brandmarkte man ihr Gewerbe. Ja man verwies sogar den Bruder des berüchtigten Manoel Pinto da Fonseca, als einen notorischen Sklavenhändler des Landes, womit man allerdings den Chef des Hauses selbst meinte. Doch wollte man letzteren nicht im vollsten Maße stempeln als einen Negerhändler, weil er in Lissabon sehr gut angeschrieben war. So ging er denn bald darauf freiwillig fort von Brasilien und kehrte nach Portugal zurück, wo er zum Baron do Minho ernannt worden und seitdem an der Wassersucht gestorben ist.

Um sein maritimes Ansehen auf der Bucht von Rio de Janeiro einigermaßen wieder herzustellen, schickte jetzt Portugal ein Linienschiff dorthin. Die Ankunft des „Vasco de Gama", eines ganz neuen Schiffes von 84 Kanonen, dessen Besatzung — es waren selbst Passagiere und Damen von Distinction am Bord — bis auf 1200 Seelen gestiegen war, wurde lange vorher bekannt. Man projectirte allerlei Feste in Rio; die ganze portugiesische Emigration blähte sich auf; Parvenüs, die bis dahin immer nur in baumwollenen Jacken gearbeitet hatten, ließen sich Fracks machen, der Hut von

Braya wich der eleganteren französischen Façon, ja es schien den edlen Lusiaden, der „Vasco de Gama“ müßte nun wieder ganz Brasilien für die Krone Portugal gewinnen.

Endlich kam der „Vasco de Gama“ unter der vollen Wucht all seiner von leichtem Südostwind geblähten Segel dicht zum Felsenthor, durch welches zwischen den Batterieen und Felsengestaden von Santa Cruz und dem gegenüberliegenden 900 Fuß hohen Granitmonolithen des „Zuckerhutes“ der Ocean in die Bucht von Rio hineinwogt, ein so wunderbar großartiges Bild, wie es wohl kaum irgendwo ein zweites in der Welt geben mag. Als ob das Riesenschiff mit seinen 1200 Reisenden selbst in Staunen geriethe, oder sich gefallsüchtig anstaunen lassen wollte, hielt es, weil der Wind unter dem Felsenufer sich legte, still, und ward von den tausenden begafft, welche Neugier oder Beruf längs des weitgedehnten Ufers, von wo man das schöne Marinebild betrachten konnte, aufgestellt hatte. Aber die Sonne sank — es war am 6. Mai —, gerade hinter dem Schiff stieg blaß der Vollmond aus dem Meer auf, begleitet von einem feinen Winde aus Norden, so daß der „Vasco de Gama“ langsam zurücktrieb, und all die tausende von Zuschauern, die sein Einlaufen unter Vollmondslicht zu sehen hofften, arg täuschte. Nach wenigen Minuten war das Linienschiff hinter dem Zuckerhut, und getäuscht ging alles nach Hause.

Da ward die ruhig schlafende Kaiserstadt um 1 Uhr nach Mitternacht plötzlich durch das Klirren seiner Fensterscheiben allgemein aus dem Schlaf geschreckt. Ein wüthender Sturm sauste und brauste über Land und Meer, und durch den wilden Tumult der Elemente dröhnten von allen Festungen der Bucht einzelne Kanonenschüsse, denen dann ganz fern einzelne Schüsse antworteten. O Vasco de Gama está naufragando! riefen einzelne Leute, welche durch die Straßen liefen, der „Vasco de Gama“ leidet Schiffbruch! Das entsetzliche Wort machte gewiß 200,000 Menschen zusammen beben, denn wenn man so unmittelbar am Meer lebt und täglich, ja stündlich das Kommen und Gehen und Kämpfen und Leiden auf dem mächtigen Ocean vor Augen hat, da bleibt man nicht gleichgültig, wenn es um Mitternacht heißt: Ein Linienschiff kämpft mit dem Untergang und 1200 Menschen ringen mit dem Tode. Ich lauschte in einer Stimmung, die ich in meinem Leben nie vergessen werde, von meinem Balcon herab; bald hörte ich die, bald die Aeußerung in der Straße über die Lage des fernen Schiffes; bald schien alles vorbeizusein, wenn das Rollen der Kanonen über fünf Minuten schwieg. Dann aber schallte wieder, wie der dumpfe Angstruf eines in eine tiefe Gebirgsschlucht hinabgestürzten Wanderers, ein Kanonenschlag aus weiter Ferne und brachte wenigstens den Trost, daß des „Vasco de Gama“ Planken noch zusammenhingen und es noch möglich werden möchte, die 1200 Menschen zu retten.

Der Morgen graute; weniger hart schien der Sturm zu toben. Tausende von Menschen wallfahrteten nach den näheren und ferneren Höhen, um von dort einen Blick auf das offene Meer werfen zu können. Die Mehrzahl zog zur Vorstadt der Cattete hinaus, und nach Botafago, welcher reizende Punkt von seinen hohen Felsenpartieen aus einen vollen Blick ins Meer thun läßt. Diesen Weg trabte auch ich am frühsten Morgen. Schnell trug mich mein Pferd, wenn auch keuchend und schweißtriefend, auf die Felswand des Morro da Babylonia, von wo man neben einer verfallenen ehemaligen Batterie etwa 500 Fuß hoch mit einem Blick das ganze Meer beherrscht. Furchtbar kochte der Ocean. In langsamen aber donnernden Schlägen wälzten und brachen sich die Wogen gegen die Felsen; der ganze Küstenstrich war in Schaum gebadet und schien bei jedem neuen Wogenstoße zu erbeben!

Und mitten in diesem Aufruhr der Wogen, eine deutsche Meile vom Ufer entfernt, lag der „Vasco de Gama“ vor seinen Ankern. Alle drei Masten waren ihm weggeschlagen und lagen mit allem Zubehör von Raaen, Segeln und Tauen auf dem Verdeck aufgethürmt. Ueberall sah man Menschen, — mit einem kleinen Fernrohr konnte ich sie alle deutlich erkennen, — theils umherklimmend auf dem Chaos, um Segel und Taue zu bergen, theils nur sich festklammernd, um nach Hilfe auszuspähen, die ihnen unmöglich bei solchem Aufruhr der Elemente geleistet werden konnte. Der ungeheure Schiffsrumpf wogte langsam auf und nieder; oft schien er sich mit dem Schnabel voran in die Wellen hinein begraben zu wollen, oft hinten überzuschlagen; dann wälzte er sich wieder von einer Seite zur andern, daß man sein augenblickliches Kentern fürchten mußte. Und das alles mit 1200 Menschen am Bord! Es war wirklich ein furchtbarer, ein erschütternder Anblick!

Und doch war ein großer Trost dabei! Das Schiff hatte nicht aufgestoßen, war also wasserdicht, und schien fest vor seinen Ankern zu liegen in freiem offenem Wasser. Zunächst war also keine dringende Gefahr! Das bestätigte sich auch durch einen amerikanischen Schooner, welcher — das einzige Schiff auf weiter Fläche — vom Meer daher kommend mit dem „Vasco de Gama“ einige Worte hatte wechseln können; der portugiesische Commodore hatte festen guten Muth gezeigt. Wirklich ließ der Sturm etwas nach. Aber das Linienschiff noch denselben Tag und unter solchen Umständen von seinem Ankerplatz mittelst eines Dampfschiffes fortzuschleppen, daran war nicht zu denken. Auf einer englischen Dampffregatte „Firebrand“, die im Hafen lag, war das Räderwerk nicht in Ordnung; ein kleineres Dampfschiff war absolut nicht hinreichend stark, um den schwimmenden Koloß aus dem noch immer ungeheuren Wogendrang zu retten. Endlich konnte denn am dritten Tage die starke brasilianische Dampffregatte „Dom Alfonso“ in See gehen, um den Versuch zur Rettung des „Vasco de Gama“ zu machen. Unter großer Mühe nur ward es möglich, mittelst zweier dicker Ankertaue den portugiesischen Dreidecker zu fassen. Ein Versuch, ihn von der Stelle zu schleppen, gelang vollkommen. Und nun ließ der Commodore beide Anker aufholen. Langsam auf und abwogend, und mit angstvoller Spannung von tausenden von Zuschauern am Ufer betrachtet, kamen die beiden Fahrzeuge ihre Bahn daher und passirten glücklich die letzten Brandungen an den Forts von Santa Cruz und Lagen. Als sie aber auf dem ruhigeren Wasser der Bucht von Rio dahin glitten, und auf der Station der Kriegsschiffe Anker warfen, da begann in der lauschenden Menge ein lautes Murmeln, welches in einen völligen Sturm des Beifallsjauchzens ausbrach, als nun auch von den einzelnen Festungen und Kriegsschiffen dem Retter und dem Geretteten der freudige Rettungsgruß aus ehernem Kanonenmunde zugedonnert ward, ein Dankopfer für 1200 gerettete Schiffbrüchige!

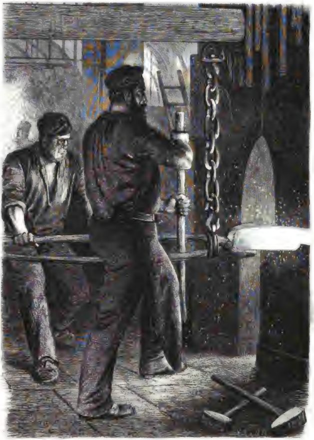
Und mit dieser ernsten Mahnung vom Herrn der Meere an die portugiesische Flagge, keinen Sklavenhandel zur See mehr zu treiben, kann ich diese Zeilen schließen. Denn wirklich gibt es keinen Sklavenhandel von Afrika nach Brasilien mehr. Und da man auch in Brasilien vollkommen überzeugt ist davon, daß ein Land, wenn es von Sklavenarbeit getragen wird, kein gesegnetes sein könne, so hat man, wie inhaltsschwer auch der Beschluß sein mag, das Gesetz gegeben, daß vom Jahr 1870 an kein Sklave mehr in Brasilien geboren werden solle, und daß mit dem letzten December des laufenden Jahrhunderts auch der letzte Sklave, falls sich dann noch ein solcher in Brasilien finde, frei sei! Aber ich müßte mich gänzlich irren, wenn noch dreißig Jahre hingehen sollten, bevor der Krebs der Sklaverei, der Fluch und die Schande Brasiliens völlig von dem Lande genommen wird. Die ganze Vertheilung der Arbeit und mit ihr die ganze Stellung und Bedeutung der Arbeit wird schon jetzt in Brasilien eine ganz andere, als sie zur Zeit des Sklavenhandels war. Die Arbeit beginnt auch in Brasilien, ihr Ansehen, ihre Ehre zu haben, und mit diesem Ansehen, dieser Ehre wird das ganze Land eine andere Physiognomie gewinnen. In einer kleinen Broschüre über die Beschiffung des Tieté sagt einer der wackersten brasilianischen Seeofficiere, der Capitänlieutenant Marianno de Azevedo, ganz offen darüber etwa so: „Ich beziehe mich hier auf die Deutschen, die einzige Nation meines Erachtens, welche uns befreien kann von all den Fehlern und Gebrechen, welche uns, den Descendenten der Portugiesen, als Nation und als Individuen anhängen.“

Und das ist schon im Süden des Kaiserreichs vollkommen der Fall. Dort ist das Sklaventhum im völligsten Verlöschen. Die deutschen Pionniere der Arbeit haben sich schon weithin ergossen durch die Ebenen, sind die Flußthäler hinaufgegangen, haben die Waldhöhen erklommen und rotten mit Feuer und Schwert, mit dem Waldbeil und dem Waldbrand die Barbarei aus; viele tausende haben bereits dort sich ihr neues Daheim geschaffen und ein neues Deutschland begonnen. Und in der Mitte dieser freien deutschen Generation denkt man gar nicht mehr daran, daß Brasilien einst mit Afrika fraternisirte, um die schwarzen Brüder von Mozambique und Angola als Sklaven fortzuschleppen und sich selbst am Hauche des Sklavenhandels zu verpesten.

Arbeiter der Neuzeit. Von Fr. Bücker.

IV. Der Dampfhammerschmied.

Mit dem Dampfhammer trat die Schmiederei, die vorher ihre genau abgesteckten Grenzen hatte, in ein ganz neues Stadium, und seit der Erfindung dieses mächtigen Bundesgenossen der Arbeit hütet man sich wohl, noch viel über das alte Schmiedemeisterstück zu sprechen, das darin besteht, ein Pferd zu beschlagen, ohne Maß zu nehmen, ein Rad zu bereifen und eine Axt zu fertigen. Ja, seitdem es möglich ist, einen Stahlblock riesigen Kalibers durch die Vermittlung des Dampfes spielend auf eine beliebige Höhe zu heben und ihn nicht nur durch die Wucht der eignen Schwere, sondern auch noch dampfgetrieben wieder vertical abwärts wirken zu lassen, leistet die Schmiederei Außerordentliches. Und wenn wir jetzt 50 Centner schwere Buganker haben, die einer Probirkraft von 840 Centnern trotzen, Ankerketten, die einer Zug- und Spannkraft von 1270 Centnern widerstehen, eherne Pfeiler von grandiosem Durchmesser und Brückenbalken von riesiger Länge, die sich durch das Gewicht eines granitbeladenen, mit Doppellocomotiven bespannten langen Güterzugs nicht erschüttern lassen, schwimmende Docks, die sich in das Meer hinabsenken, um einen Oceandampfer ersten Ranges mit voller Takelage in sich aufzunehmen und ihn dann wie eine Nußschale zu heben und behufs der Reparatur trocken zu legen, metallene Leuchtthürme, die da Stand halten, wo der steinerne Pharus wiederholt von der orkangepeitschten See gestürzt wurde — so haben wir das eben nur dem Dampfhammer zu verdanken. Zahllos sind die Maschinentheile, denen der Dampfhammer den Stempel der Unverwüstlichkeit aufdrückte, von den Triebachsen, Schiffswellen, Kolbenstangen, Scheibenrädern, Balanciers und Dampfkrahnen an bis zu dem aus einem einzigen Gußstahlblock gefertigten Kruppschen Tausendpfünder mit 14 Zoll Seelenweite, der einsam und stumm auf der Hafenwacht in Kiel steht, um der Mit- und Nachwelt zu verkünden, daß diejenigen, die eine solche Schutz- und Trutzwaffe mitten im Frieden zu schaffen und aufzupflanzen vermögen, auch noch mehr zu leisten im Stande sind, wenn es einmal die Verhältnisse energisch verlangen.



In der Dampfhammerschmiede. Originalzeichnung von H. Lüders.

Ehe ich aber den Schmied der Neuzeit, oder den Schmied als Vorarbeiter für den Maschinenbauer näher vorführe, muß ich der alten mehr als tausendjährigen Schmiederei, die erst durch den Dampfhammer in neue Bahnen geleitet wurde, in Kürze gedenken. Allen Respekt vor der alten Schmiedekunst! Die uralten getriebenen und geschmiedeten Erzbleche, Rüststücke, Klingen, Hausgeräthe, eisernen und stählernen Werkzeuge, die wir noch zahlreich in Kunstkammern und Museen finden, mahnen uns daran, daß Feuer, Hammer und Eisen auch bei unsern Altvordern in guten Händen waren. Schon im Jahre 1320 beklagte sich der Magistrat von Soest, jener alten Hansestadt auf der rothen Erde, deren Stadtrecht das älteste aller Deutschen, bei dem Rathe von Southampton darüber, daß mehrere englische Schiffe ein kleines Fahrzeug mit 34 Gefäßen von Stahl und Eisen gekapert, und die einfachen, mit dem Wolf bezeichneten Klingen der alten Solinger Waffenfabriken, deren Material jenem Siegener Spatheisenstein*) entstammt, daraus einzig und allein in der Neuzeit das weltbekannte Spiegeleisen und wiederum das feinste Gußeisen und der edelste Stahl bereitet werden kann, erreichten die echten Spanierschwerter (Toledanerklingen) an außerordentlicher Biegsamkeit und Schärfe, ja sie wanderten in damascirter, atlas- und wellenförmiger Bearbeitung nach dem Orient, um sich daselbst mit Rubinen, Perlen und Türkisen bekleiden und mit den echten Damascenerklingen — nicht zum Nachtheil des Käufers — verwechseln zu lassen.

*) Der Müsener (Siegener) Stahlberg war bereits 1313 im Betriebe.

Digitized by Google

Keine Forschung, kein noch so sorgfältiges Nachspüren hat uns übrigens darüber belehren können, daß der Schmied der Altzeit etwa complicirtes Handwerkszeug brauchte. Seine Schmiede hatte kaum eine verwickeltere Einrichtung, wie die bescheidenste heutige Dorfschmiede. Er dehnte und trieb das Eisen einfach durch Hammerschläge. Das Stauchen, das Zusammendrücken in der Längsrichtung geschah auf dem einfachsten Wege. Mit kürzeren Stücken wurde er auf dem Amboß fertig, längere stauchte er glühend gegen die Erde. Das Biegen um das Horn am Amboß, das Heraushauen einzelner Theile aus dem Schmiedestück, das Abhauen oder Abschroten, das Schmieden in Gesenken, d. h. in stählernen Formen, um dem glühenden Eisen die Gestalt des Gesenkes zu geben, das Schmieden über den Dorn bei röhren- oder ringförmigen Gegenständen — das waren im allgemeinen die Verrichtungen des alten Schmiedes. Wahrscheinlich kannten aber namentlich die Klingen- und Panzerschmiede eine Methode, vorzügliches Eisen durch einen eigenthümlichen Kühlungsproceß herzustellen, eine Methode, die am Ende manches der heutigen, zahlreichen patentirten Verfahren zur Erzeugung von Schmiedeeisen und Stahl aus Roheisen überbieten dürfte. Noch jetzt verfertigen einige Völker Asiens ausgezeichnete Messer und verrichten damit eine Arbeit, dazu der Europäer Beil, Hobel, Hohlhobel, Bohrer und ein englisches Stahlmesser nöthig hat.

Schon früh half der mechanische Hammer, dessen monotones Gepoch noch jetzt durch die Waldeinsamkeit tönt, dem Handhammer aus der Noth, wenn das Schmiedestück zu grob war und der „Drahtzug", dieser Vorfahr des Walzwerkes, that ein Gleiches, wenn das Schmiedestück für den Handhammer zu fein war. Bereits im 14. Jahrhundert kauften die Nürnberger Panzerwaarenverfertiger Eisendraht, der nirgends die „Bahn" des Schmiedehammers erkennen ließ, mithin auf der Ziehbank gezogen war. Jahrhundert um Jahrhundert arbeiteten die drei, der Handhammer, der mechanische Hammer und der Drahtzug, Hand in Hand, bis sich in neuerer Zeit das Walzwerk als vierter im Bunde dazugesellte. Jetzt ging es aber auch mit Riesenschritten vorwärts. Der Bergbau auf Eisen nahm immer bedeutendere Dimensionen an. Es wurden umfassendere Vorbereitungen für den Hüttenproceß getroffen. Die Oefen und Herde dehnten und reckten sich, um allmählich, aber unaufhaltsam, von 10, 20, 30 Fuß bis zu der heutigen Hochofenhöhe von 60 Fuß emporzuwachsen. Die Schmiedestücke wurden immer größer, und bald nahm der Amboß mit dem daraufliegenden glühenden Eisen die ganze Hubhöhe des mechanischen Hammers ein. Es versteht sich von selbst, daß der Hammer unter solchen erschwerenden Umständen so gut wie gar keine Hiebe austheilen konnte. Nur mit ungeheuren Anstrengungen konnten die Schmiede den an sie gestellten höheren Anforderungen genügen. Die Erbauer von Maschinen für Tuchfabriken und Baumwollspinnereien, namentlich aber die Erfinder der Werkzeug- und Dampfmaschinen brachten es endlich mit den Schmieden zum förmlichen Bruch. Der Geräth- und Handwerkszeugschmied und der Schmied als Vorarbeiter für den Maschinenbauer sonderten sich von einander streng ab. Wir verfolgen jetzt den letztern [illegible] kommen auf erstern zum Schlusse wieder zurück.

Anfangs verwies der Schweiß- und Hammerschmied den Maschinenbauer, der „Unmögliches" verlangte, auf die Gieß- und Walzwerke. Diese lieferten auch gern Maschinentheile jeden Kalibers, aber die gegossenen Maschinenachsen und Transmissionen, die gegossenen und gewalzten Dampfkesselbleche waren auch meist so wenig haltbar, daß sich außer dem Heizer niemand gern in die Nähe einer arbeitenden Dampfmaschine wagte. Es war also natürlich, daß der Maschinenbauer immer wieder auf den Schmied zurückkam, von ihm das Eisen stark, gleichartig, durch den Hammer verdichtet, durch den Hammer von seinen Schweißschlacken befreit und noch dazu in allgemeiner Gestaltung verlangte, um ihm dann mit den genial erfundenen Werkzeugmaschinen jene genaue Form geben zu können, die die Maschine in immer höherem Grade beanspruchte. In Deutschland gab man sich mit den Leistungen des mechanischen Hammers und seiner Helfershelfer wohl noch zufrieden, aber keineswegs in England. Hier wurden dem Amboß und dem Hammer immer größere und schwerere Dinge zugemuthet. Da sollte unter andern Riesenschmiedestücken auch die dreißigzöllige Schaufelwelle des Great-Britain geschmiedet werden, aber kein Schmied Großbritanniens war der Aufgabe gewachsen. Wohl hätte mancher mechanische Hammer gern das Eisenpacket, daraus die Great-Britain-Welle hervorgehen sollte, unter sich gehabt, aber das Schmieden selbst wäre bei der geringen Hubhöhe des Hammers eben nicht viel wirksamer gewesen, als das „Krabbeln einer Maus an der Keule des Herkules". Was England will, das kann es, und Nasmyth zu Patrikroft bei Manchester, ein Kunstschmied ersten Ranges, half dem Ingenieur der Great-Western-Dampfercompagnie, der sich am 24. November 1838 an ihn wendete, aus der Noth. Er arbeitete und zeichnete unablässig an einer Vorrichtung, einen Eisenblock auf eine beliebige Höhe heben zu können, um ihn dann dröhend, donnernd auf den Amboß niederfallen zu lassen. Ha, da hatte er's! Wenn er an der Kolbenstange eines versetzten Dampfcylinders einen Eisenblock befestigte und diesen dann auf- und niederspielen ließ, so war ja . . . der Dampfhammer fertig. Ein Hochgefühl, wie es der Engländer etwa verspürt, wenn er von einem deutschen Männergesangverein sein „Rule Britannia" hört, erfaßte Nasmyth, als er seine Dampfhammerskizze dem Ingenieur der Great-Western-Dampfercompagnie übersandte. Zwar kam es gar nicht zum Schmieden der Great-Britain-Welle, weil die Schiffsschraube die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken begann und diese neue Erfindung für den Great-Britain nutzbar gemacht werden sollte, doch — das Princip des Dampfhammers war da. Noch war der neue Bundesgenosse der Arbeit zu verbessern, und Wilson, der Freund und Arbeitsgenosse Nasmyths, vollendete, was der geistreiche Erfinder des Dampfhammers begonnen. Am 18. August 1843 wurde der erste selbstthätige Dampfhammer an die Low-Moor-Ironworks abgeliefert, bis ihn dann auch bald die Regierung in die Dock-Yards einführte. Jetzt sehen wir den doppelwirkenden, automatisch arbeitenden Verticalhammer in höchster Vollendung und zwar in allen Größenabstufungen bis zu dem herkulischen tausendcentnerschweren Kruppschen Stahlhammer empor. Mittels der Wilsonschen Steuerung macht er alle erforderlichen Bewegungen gesetzmäßig und den jedesmaligen Umständen entsprechend. Der Dampfhammerschmied hat es ganz in seiner Gewalt, den Hammer mit fast rasender Geschwindigkeit, oder langsam und bedächtig, mit geringerem oder höherem Hube arbeiten zu lassen, und in jedem Augenblick die Bewegung zu unterbrechen und zu erzeugen. Auf einem zitternden und doch sichern Fundamente ruhend fällt er mächtig, erderschütternd auf die kolossale Eisenmasse hernieder, um einen fünfzigcentnerschweren Buganker zu schmieden, und dann arbeitet er wieder fein und manierlich an der letzten Rundung einer Kolbenstange, als wolle er dem Maschinenbauer die Drehbank und den Support ersetzen.

Blicken wir einmal flüchtig in eine Werkstätte ersten Ranges, darinnen Feuer und Hammer die Hauptrolle spielen, so tritt bei ihrem Anblick alles, was Sage und Phantasie von Vulkan und seiner Aetnaschmiede uns vorspiegelt, in den Hintergrund. Der Aetna zählt gegen 40 Krater, aber eine einzige zum Eisenbahn- und Schiffbauressort gehörige Schmiede zählt mehr lodernde Essen, als es Aetnakrater gibt. „Wenn sich der Föhn erhebt aus seinen Schlünden, löscht man die Feuer aus", heißt es an klassischer Stelle, aber hier in der Dampfhammerschmiede jagen dampfgetriebene Ventilatoren, Centrifugal- und Windradgebläse einen Luftstrom durch die Gluten der Schmiedefeuer, der den Föhn an Gewalt überbietet.

Heulend wird die Windsbraut durch die Trommel gejagt, darin Flügel sich bis tausendmal in der Minute drehen und den Sturm in die Feuer peitschen. In Reihe und Glied stehen die Dampfhämmer groß und klein, des Winks gewärtig, um Schmiedestücke jeden Kalibers zu bearbeiten. Weithin fliegen die glühenden Schlacken, stieben die Funken, daß einem nervenschwachen Menschenkind angst und bange wird, wenn es nur die Schwelle dieses Reiches des Feuers betritt. Die zwischen den Essen befindlichen starken Drehkrähne führen die mächtigen hell weißglühenden Eisenpackete, die ein Herkules mit einer Zange nicht packen und aus dem Ofen heben könnte, schnell und sicher auf die Amboße und ein Laufkrahn an der Balkengerüstdecke vermittelt den Transport der schwersten Eisenmassen von dem Anfange der Schmiedehalle bis zum Ende. Der Inhalt eherner Wasserkästen, wahrer Brunnen, kühlt und härtet den Stahl, „deckt" die Feuer und löscht auch wohl den Durst des schweißtriefenden Arbeiters. Dieser hat nicht nur eine außergewöhnliche Muskelkraft nöthig, um die Schmiedestücke gut zu packen und zu leiten, sondern er muß auch die nöthigen Kenntnisse vom Hüttenbetriebe besitzen. Er muß nicht nur im Ausschmieden, Ausschweißen ein Meister sein, sondern auch den Moment wahrzunehmen wissen, wo die Masse gar ist. Er hat namentlich dafür Sorge zu tragen, daß der Abbrand (Oxydul) auf

ein Minimum reducirt wird, sonst geht's ihm an die Tasche, oder den Kragen. Auf langen Form-Amboßen hat er, um nur von dem vielen etwas zu nennen, die mächtigen Federn herzustellen und zu biegen, auf denen die Locomotiven ruhen, damit ihre Organe bei der rastlosen Schienenfahrt nicht durch die Erschütterung leiden. Auf Schraubstöcken, gegen welche der Kleinschmiedschraubstock ein Spielzeug ist, hat er die glühenden Eisenstücke zu feilen und mit dem Meißel zu bearbeiten, mit der Hobelmaschine Panzerplatten zu hobeln, daß ihre Fugen an der Schiffspanzerung höchstens dem scharfprüfenden Auge und dem tastenden Finger verrathen werden. In gasgeheizten Glühöfen hat er Wagen-, Zug- und Tragfedern zu härten, Kesselbleche zu behandeln, und Barren bis zu 1000 Pfund Gewicht zu glühen, um sie zu Radreifen zu biegen. Das Umschmelzen und Wiederverarbeiten, das Verjüngen und Erneuen von unbrauchbar gewordenen alten Maschinentheilen, Guß- und Schmiedestücken muß aber seine Hauptforce bleiben, damit nichts verloren gehe und jeden Augenblick neue Werthe geschaffen werden. Bald gehört auch der am geschicktesten zusammengeschweißte Waggonradring zu den Kunststücken, die nicht mehr bewundert und bezahlt werden. Die Locomotiv- und Waggonradbandagen, die einen ungeheuren Druck und eine unglaubliche Reibung auszuhalten, sind ein so wichtiges Stück im Ressort der Eisenbahn, daß alles aufgeboten werden wird, bis die kreisrunde fugenlose gewalzte Stahlbandage den zusammengeschweißten Ring total von den Schienen verbannt hat. Ich will nur einiges Wichtige in alphabetischer Ordnung nennen, das in der Schmiede der Neuzeit seine Vorarbeit und allgemeine Gestaltung findet, oder auch wohl ganz gefertigt wird, und jeder muß über die unermeßlichen, fast unübersehbaren Leistungen der modernen Werkstätte Vulkans staunen. Außer Eisen- und Stahlstäben in allen Formen und Längen gehen daraus fertig oder in Vorarbeit hervor: Anker, Brückenträger, Brückenspannungen und ganze Brücken, Bremsen, Beschläge für Eisenbahnwagen, Centesimalbrückenwagen für beladene Waggons, Dachstühle und Dachconstructionen, Dampfkesselbleche, Dampfmaschinen- und Dampfschiffstheile, Gasometer, Krahne, Kolbenstangen, Locomotiventheile, Maschinen- und Maschinentheilachsen, Panzerplatten, Perronhallenträger und -Balken, Pumpengestänge, Räder, Radbandagen, Schienen aus Feinkorneisen, aus Puddelstahl, aus Cementstahl, Schiebebühnen, Signalvorrichtungen, Schornsteine, Transmissionen, Winden und Wellen.

Um nun auch dem Geräth- und Handwerkszeugschmied gerecht zu werden, der sich streng von dem Schmied als Vorarbeiter für den Maschinenbauer schied, müssen wir einen Blick in die industrielle Thätigkeit des Gaues werfen, darin „der Märker Eisen reckt". Hier ging aus dem Kleinschmied der Handwerkszeugschmied für die Großindustrie, mit einem Wort der Schmied „aller Welt" hervor. Dort auf der rothen Erde, in dem alten Ruhrdepartement von weiland Frankreichs Gnaden, bedeckten sich ganze Thäler — ich nenne nur das Thal der Ennepe und Volme — buchstäblich mit Schmieden, von deren Amboßen allmählich gegen tausend verschiedene Artikel in allen nur erdenklichen feineren und gröberen Eisen- und Stahlwaaren hervorgingen, um blitzblank ballenweise in die Welt zu wandern. Alle Kleinschmiede der Groß- und Kleinstädte wurden dadurch zu Reparaturwerkstätten herabgedrückt, und für alle Zukunft kann der Kleinschmied, der sich noch ferner mit dem Anfertigen von Hacken, Schaufeln, Futterklingen, Sensen, Heugabeln, gewöhnlichen Schlössern, Thür- Fenster- und Kistenbeschlägen, Bügeleisen, Ketten, Pferdestriegeln, Schrauben, Nägeln, Winkeleisen, Harpunen, Fischangeln, Feuerstählen, Kaffeemühlen, Korkziehern, Sporen, Pferdegebissen, Heckenscheeren, Spargelstechern, Plantagegeräthschaften, Schraubstöcken, Bergmannsgeräthen, Werkzeugen für Schreiner, Zimmerleute, Maurer rc. befassen will, unmöglich auf einen grünen Zweig gelangen. Den Reigen an der Ennepersstraße eröffneten schon vor fast zweihundert Jahren Remscheider Schmiede, die für die Solinger Klingenfabriken gearbeitet. Aller Concurrenz wurde von da ab, und um so mehr, je enger die Schmiede auf dem kleinen Fleck Erde zusammenrückten, die Spitze geboten. Als Oesterreich z. B. mit seinen vorzüglichen steyrischen Sensen so weit den Markt beherrschte, als die Landwirthschaft Platz gegriffen, wurden in dem Enneper Thal, in Remscheid u. s. w. nur Sensen nach dem Muster von Steyermark gemacht. Auf dem Hochwalde im Trierschen hatte sich eine bedeutende Nagelschmiederei entwickelt, aber die Mark, namentlich Altena, Lüdenscheid und Hemer, schlug sie mit den Drahtstiften aus dem Felde. Den englischen Schaufeln erging es nicht besser, wie den steyerschen Sensen. In allen Geräthen und Handwerkszeugen wurde en gros dauerhaft, schön und billig gearbeitet. Die Schmiederei wurde in der Mark zur Land- und Hausindustrie. Die Schmieden stiegen an dem bescheidensten Bächlein von der Mündung bis zu der auf den unwirthlichen Bergen liegenden Quelle empor. Die einzelnen Zweige der Schmiederei drängten sogar näher zusammen. So findet man vornehmlich die Sensenschmiede an der Volme und Ennepe, die Pfannenschmiede um Gevelsberg und Hagen, die Schloßschmiede in Volmarstein u. s. w., die Kettenschmiede in der Umgegend von Limburg und Iserlohn, die Winden- und Schraubstockschmiede in Hagen und Umgegend. Nirgends aber wurde Platz gelassen, und etwa auf die Ansiedlung eines zunftfreundlichen Collegen gewartet. Und darum findet man Fingerhutmühlen, Drahtziehereien, Hammer- und Pochwerke, Gießereien, Hochöfen, Hüttenwerke, Fabriken aller Art inmitten der bunten Schmiedemosaik. Wer sie noch nicht gesehen, die Schmiede aller Welt, der walle einmal dahin, wo der Märker Eisen reckt. Auch landschaftlich schön ist die Mark, diese geschäftige Mitte zwischen der Porta bei Minden und dem grünen Rhein.

Am Familientische.

In einem Londoner Leaving-House.

Ich wurde unlängst auf eine eigenthümliche Weise in London bestohlen. Auf dem Charing-Croß bat mich ein Mann, der die Rechte in der Binde trug und in der Linken einen Regenschirm hielt, ihm doch denselben zu öffnen, er vermöge dieses seiner lahmen Hand wegen nicht. Erst jetzt bemerkte auch ich, daß es zu regnen begann. Ich leistete dem Hilflosen um so bereitwilliger den verlangten Dienst, als ich mich selbst vor dem Regen möglichst rasch schützen wollte. Ich hatte nicht mehr weit bis zu meinem Bestimmungsorte.

Da war ich am Ziele und ließ den Klopfer gegen das Thürblech fallen. Wie es immer bei meinem Eintritt in ein Haus nach längerer Wanderung zu geschehen pflegt, so schlug ich auch diesmal flüchtig an meine Taschen. Schändlich! meine silberne Tabatiere mit dem Brustbild meiner Braut war verschwunden. Wer konnte sie mir genommen haben? In der Nähe der Nelson-Statue hatte ich sie noch besessen, das wußte ich genau. Der Pseudoinvalide mit dem Regenschirm mußte der Thäter gewesen sein.

Es war mir angenehm, daß mich die Dame des Hauses, dem mein Besuch galt, heute nicht empfangen konnte; ich würde in meiner verdrießlichen Stimmung ihr auch nicht willkommen gewesen sein. Sofort warf ich mich in ein Cab. Bald war ich am Leicester-Square angekommen und ließ halten. Mein Freund, der Consul D. war zu Hause und lag, in Burns Gedichten lesend, auf dem Sopha. Ich erzählte ihm den Vorfall mit dem invaliden Schirmträger, theilte ihm den Verlust meines Kleinods, das er längst kannte, mit und bat um seinen Rath. Er konnte ihn am besten geben, denn er hatte einem der tüchtigsten Londoner Polizisten manch tieferen Blick in die Schlupfwinkel Verbrecherstätten und Diebeshöhlen der Themsestadt zu verdanken. „Guter Rath ist diesmal nicht theuer," sagte er. „Was wollen Sie nun wieder haben, die Dose, das Glasgemälde darauf, oder den Schnupftabak?" fragte er dann lächelnd.

„Ich dächte, die Situation wäre denn doch zu unangenehm, um darüber zu witzeln," antwortete ich verstimmt. „Wo das eine, ist auch das andere."

„Da sind Sie im Irrthum," sagte der Consul, warf den Burns bei Seite, sprang auf und machte Toilette. „Schnupftabak, Dose und das von Ihrer Braut höchsteigen gemalte Brustbild sind jetzt drei getrennte Dinge. Jedes befindet sich in einem anderen Leaving-House, oder der Dieb müßte denn selbst Schnupfer sein und den Inhalt der Dose für sich behalten haben."

„Was verstehen Sie unter Leaving-House?"

„Ein Hamsterloch, dahinein die Spitzbuben ihre Beute schleppen und dabei alle Welt, selbst die Polizei, zu dem Glauben zwingen, ich sage zwingen, sie hätten ein Stück ihrer eigenen Siebensachen versetzt. Ein Leaving House niederen Ranges, wie Sie es jetzt kennen lernen werden, ist eine der räthselhaftesten Erscheinungen des dunkleren Londoner Lebens. In ihm finden sich nur Bruchstücke von gestohlenen Gegenständen, aber diese Bruchstücke führen oft auf die Spur des Ganzen."

Wir waren bald in der Wohnung des erwähnten Mitgliedes der geheimen Polizei. Der Consul stellte mich ihm vor, und nun erfolgte meine flüchtige Schilderung des invaliden Schirmträgers, sowie eine ganze genaue Beschreibung der Dose und ihres Bildes. Auf die mir jetzt nicht mehr befremdend klingende Frage des Beamten, ob ich auf das Bild oder auf die Dose größeren Werth lege, antwortete ich: „Auf das Bild."

Am folgenden Tage fuhr der Beamte mit mir — der Consul war leider verhindert, uns zu begleiten — nach dem Ratcliffe-Highway, jenem östlichsten übelberüchtigten Theil der größten Pulsader der City. Auf dem Wege dahin verließ mich der Polizist einige Mal, trat in eine Taverne und kehrte nach kurzem Aufenthalt darin wieder zurück. Endlich befahl er dem Kutscher, zu halten. Der Gaul stand, wir stiegen aus, durchkreuzten noch eine Straße und traten dann in eine umfangreiche Baulichkeit mit ungemein trostloser

Façade. In den unteren Räumen war ein offenes, dem Anschein nach harmloses Spezereigeschäft.

„Hier zahlt der Käufer nie mit klingender Münze, sondern nur mit gestohlenem Gut," sagte der Polizist zu mir.

„Es wird gar nicht gezahlt, so viel ich sehe," sagte ich. „Die Jungen fordern für einen Penny oder mehr, erhalten die Waare und machen sich davon."

„So oft ein Junge fordert, hat er auch irgend einen Gegenstand von vielleicht zehnfachem Werthe oben versetzt."

Nach diesen Worten schritt der Beamte mit mir eine Stiege hinan. Es war bald total dunkel auf der bedenklich knarrenden Treppe.

„Suchen Sie einmal weiter vorzudringen," sagte er jetzt zu mir.

Ich tastete mit den Händen und fühlte von allen Seiten die Welt mit Brettern vernagelt. Dann klopfte ich wie einer, der Einlaß begehrt und hämmerte, als dies nichts fruchtete, mit der Faust rings an die Latten, daß das Gebälk erzitterte. Alles blieb still.

„Mit Gewalt geht's nicht weiter, aber mit Ruhe und Lokalkenntniß," meinte mein Begleiter, nahm meine Hand und führte sie an einem zwischen zwei Latten versteckten Drücker, den ich nimmermehr selbst gefunden. Ich drückte und hörte in der Ferne eine electrische Klingel musiciren. Etliche Minuten später wurde von einem Knaben geöffnet, und wir traten aus der Finsterniß in einen langen hellen Corridor. Der Junge, der ein ungemein verschmitztes Gesicht unter langem Lockengeringel trug, verneigte sich vor dem Polizeibeamten, den er heute nicht zum ersten Male sah und führte uns dann in ein mit dem ausgesuchtesten Comfort ausgestattetes Besuchszimmer. Darauf wollte er sich entfernen, um die Lady zu rufen. Der Polizeibeamte verbot dieses, aber befahl dagegen dem Jungen, sofort die Zimmer mit den Pfandstücken zu zeigen. Der Junge gehorchte nicht ohne Widerstreben und öffnete.

Bald war ich in dem innersten Ressort eines Bruchstück-Leihhauses. Alle die tausend und abertausend Gegenstände, die ich in Schränken und Truhen oder in offenen Fächern geordnet und aufgeschichtet sah, konnten gleichsam nur als Torso, oder als zu einem abhanden gekommenen Gegenstand gehörig betrachtet werden. Die ersten Fächer enthielten fast nur Siegelringsteine mit den verschiedensten Gravirungen. Da lag der werthvolle Sapphir, der gemeine Blutjaspis, der edle Korund, der einfachste Achat. Hundertfach waren die in antike und moderne Steine geschnittenen Wappen vertreten. Auf die Steine folgten Kästen mit eingefaßtem Email, das das Schicksal der Steine getheilt hatte und gewaltsam aus dem Golde gebrochen worden war. Dann kamen Fächer mit Bein-, Glas- und Ambramosaik, die aus Bilderrahmen, Schach- und Schmucktischen und Raritätenkästen stammten. Daran schlossen sich Behältnisse mit Uhrkettenstücken von Silber, Gold, Talmi, Stahl, Jet. Uhrkapselhälften, Uhrschlüssel mit und ohne Kanone, Uhrgehängsel, Börsenringe, Uhrhalterhaken nahmen wieder besondere Fächer ein. Mich empörte die absichtliche Zerstörung, die offenbar allem, was ich sah, zu Grunde lag. In einem andern Zimmer befanden sich größere und kleinere Miniaturporträts, die aus Pracht- und Schmuckkästen, oder aus Medaillonfassungen gebrochen worden waren, Deckel und Trümmer von emaillirten Kassetten, Reliquiarienstücke mit Emailmalerei, gemalte und mosaikgezierte Piedestale von Crucifixen, Folien unter falsche Diamanten, colorirte Quadrate aus Schachtischen, Albumdeckelschmuck, prächtige Bücherdeckel, daraus der Text brutal gerissen worden u. s. w. Während nun der Polizeibeamte in dem hier ausliegenden Versatz- und Pfandbuch blätterte, besah ich das folgende Zimmer. Es enthielt alle Arten Deckel und Stöpsel. Ich schätzte die Zahl der verschiedensten Deckel, nachdem ich eine Reihe gezählt und die Reihen mit einander multiplicirt hatte, auf mindestens 10,000 Stück; sie fanden sich hier von den feinsten Theeservicedeckeln an bis zu dem oxydirenden Zinndeckel des gemeinsten Tabagieschnupftabaksbehälters herab. Unter den Stöpseln waren die kleinen bunten Flaconstöpsel und die schweren Krystallstöpsel, die kostbaren Karaffen entstammten, am zahlreichsten vertreten. Die folgende Thür wollte der Junge nicht öffnen. „Nur die Lady habe den Schlüssel dazu" — meinte er.

„Helfen Sie die Thür sprengen," sagte der Polizeibeamte zu mir, „sonst wird von der andern Seite das Zimmer geräumt; jede Minute ist Zeitverlust."

Sofort war die Thür durch unsere Wucht aus Schloß und Riegel gedrückt.

„Sehen Sie, das Weib räumt schon auf!" rief der Beamte zornig; „nicht einen Gegenstand weiter angerührt!" herrschte er die Frau an, die eben eine Masse Bilder zusammenpackte.

Die Photographieen, wie sie sich in diesem Zimmer vorfanden, waren verboten, damit sei genug gesagt.

„Folgen Sie mir so schnell wie möglich!" sagte der Beamte und verließ mit mir sofort das Haus. „Ich muß das ganze Nest gründlich untersuchen lassen. Die verbotenen Photographieen müssen auf einen verpönten Handel mit denselben führen. Leider dürfen Sie bei der nun folgenden Haussuchung nicht zugegen sein."

„Hier ist übrigens auch Ihr Bild, oder vielmehr das Bild Ihrer Braut," fuhr er nach einer Pause fort; „es ist heute früh hier versetzt, oder, was wahrscheinlicher ist, für einen Schluck Rum verkauft worden. Es war gebucht, nummerirt und lag unter den Versatzstücken, entging aber Ihrem „Scharfblick". In den nächsten Tagen erhalten Sie auch — es ist fast mit Bestimmtheit zu sagen — die Dose zurück, nur muß sie an dem entgegengesetzten Ende der City gesucht werden, was aber leicht ist, da ich jetzt den Dieb und seine Antecedentien kenne. O, diese Leaving-Houses! mit ihrer Vertilgung aus London wäre dem Verbrechen die Hauptpulsader unterbunden, aber wir dürfen, können sie nicht antasten, als Versatzhäuser haben sie ein Recht zu bestehen. Freilich wird nur dem Scheine nach versetzt, doch die Pfandbücher, die ausliegen, erhalten diese Verkehrsstätte des Verbrechens in ihren Fugen. Man muß sogar ein Auge zudrücken, namentlich bei diesen Bruchstückleihhäusern, denn ihre Trümmerversatzstücke führen auf die Spur des Hauptgegenstandes und des Verbrechers selbst."

„Der Besitzerin dieses Leavinghouse wird es jetzt wohl an Haut und Kragen gehen," bemerkte ich dem Beamten.

„Pah, was wird ihr eine Buße von — wenn es hoch kommt, von 1000 Pfd. Sterling machen!" fuhr er fort. „Der Junge, der uns die Zimmer öffnete, ist der Erbe von mindestens 50,000 Pfd. Sterling. Ein ganzer Gebäudecomplex gehört zu jenem Leavinghouse und alles, alles ist aus jenem obscuren Spezereiladen hervorgegangen. Keiner bekommt für sein Versatzstück klingende Münze, sondern Waare, an welcher mindestens 100—200% verdient werden."

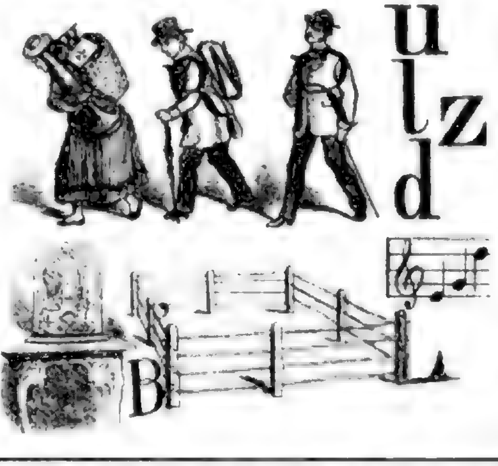
Ich fuhr allein wieder nach Hause. Einige Tage darauf befand sich die Dose mit dem Bilde meiner Braut wieder so gemüthlich in meiner Tasche, als wäre sie nie daraus gestohlen worden. Ch. D.

Ein Mittel zur Entdeckung von Gewebeverfälschungen.

In Folge der noch immer nicht gehobenen Baumwollnoth und hohen Seidenpreise wird der Stoffmarkt bekanntlich gegenwärtig stärker, denn je, mit gemischten Geweben bedacht, die als reines Gewebe passiren. Sie zerfallen der Hauptsache nach in gemengtes Linnen, in Halbleinwand, in Halbwollenstoffe und in halbseidene Stoffe. Es dürfte namentlich im Interesse aller Hausfrauen liegen, mit einem einfachen Mittel, sofort die Verfälschung eines Wollen- oder Seidengewebes durch Pflanzenfaser, oder umgekehrt, zu entdecken. Wir wollen ihnen ein solches angeben.

Verbrennt man einen Baumwollen- und einen Seidenfaden — man kann ebenso gut einen Leinen- und einen Wollenfaden nehmen — und achtet dabei auf den ganz verschiedenen Verbrennungsproceß beider Fäden, so sieht man deutlich, daß die Pflanzenfaser vollständig verbrennt und nur geringe Aschenreste hinterläßt, während der Seiden- oder Wollenfaden zu einer dunkeln, kohligen Schlacke zusammenschmilzt, indem er sich von der Flamme nach dem fadenhaltenden Finger hin zu einer Kugel von stets wachsendem Umfange aufbläht. Wird alsdann ein Stückchen feinen Baumwollenbattists und ein gleich großes Stückchen Seidenzeug verbrannt, so zeigt sich, daß der Battist vollständig und zwar so verbrennt, daß man in den Aschenresten noch deutlich die zarte Gitterung des Gewebes wahrnimmt, während der Seidenstoff verkohlt, verschlackt und seine Schlacke noch längere Zeit in der Flamme nachgeglüht werden kann. Wie benimmt sich nun bei der Verbrennung ein gemischter Stoff, Wolle und Baumwolle, oder Seide und Baumwolle? Es zeigt sich der doppelte Verbrennungsproceß, wie er vorhin beschrieben, in dem einen Stoff, oder mit anderen Worten, die Verschlackung der Wolle oder Seide inmitten des ruhigen vollkommenen Verbrennens der Pflanzenfaser. Bei einiger Aufmerksamkeit kann man sogar entscheiden, ob das Gewebe gleichmäßig aus Thierstoff und Pflanzenfaser gemischt ist, oder ob der eine, oder der andere Stoff in vorwiegender Menge darin vorhanden. Zuweilen sucht die Verbrennung der Pflanzenfaser die Verschlackung der Seide oder Wolle zu verdecken, darum ist es gut, wenn das Verbrennen mit vielen ausgezogenen und zerlegten Fäden, statt mit dem Gewebe selbst, vorgenommen wird. Bei diesem Zerlegen und Ausziehen verräth sich der platte, bandförmige, schraubenartig gewundene Baumwollenfaden oft schon von selbst, und nicht selten hat er noch einen runden, glatten, nie um sich selbst gedrehten Begleiter, den Leinenfaden, bei sich. K. M.

Rebus.



Inhalt: Die Gefangenen. (Forts.) Eine Geschichte von der Adria. — Kunststudien aus dem bairischen Gebirge. Von Carl Stieler. Mit Illustr. von Mathias Schmid. — Die Kostgänger unserer zoologischen Gärten. Von Dr. Franz Schlegel. — Aus dem Brasilianischen Sklavenhandel. (Schluß.) Von Dr. Rob. Avé Lallemant. — Arbeiter der Neuzeit. IV. Der Dampfhammerschmied. Von Fr. Bücker. Mit Illustration von H. Lüders. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Juli 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 42.**

Die blaue Brille.

Novelle von J. Ludwig.

Der Garten liegt gleich einer stillen Insel mitten in dem unruhigen Gewoge einer großen Stadt. Geschützt durch eine Mauer, welche ringsum läuft, von mächtigem Baumwuchs überschattet, gönnt er keinem andern, als dem Himmel, der ein gar freundlicher und stiller Nachbar ist, einen Einblick in sein grünes Reich. Das Haus, massiv gebaut und schwerfällig verschnörkelt, wie ein riesiger Schmuckkasten aus der Zeit der Renaissance, steht mehr im Vordergrunde nach der Straße zu — dahinter dehnt sich kurzgehaltner Graswuchs, den zu jener Zeit, von der wir reden, schmale kiesbestreute Wege in schnurgeraden Linien durchschnitten. Wie wenig diese mit der ursprünglichen Anlage des Grundstücks stimmten, das bezeugten die mannigfachen Busch- und Baumpartieen, deren wirklich malerische Gruppirung schweigend diesem Regelzwange opponirte. Den Eingang von der Straße her bezeichnet heute noch dieselbe mit Schloß und Eisenbändern wohl verwahrte Thüre, die sich damals nur ein wenig widerwilliger in ihren Angeln zu bewegen schien, denn ihr unharmonisches Gekreische versah recht wohl die Dienste einer Glocke, deren heller Klang jetzt jeden Ankömmling voraus verkündet. Der ziemlich breite Weg, der von jener Thüre zu der des Hauses führt, war von dürftigen Rabatten eingefaßt, auf denen hochstämmige Rosen-, Malven- und Georginenstöcke wie ins Spalier gereihte Grenadiere standen, die der Ankunft eines Generals zu militärischer Begrüßung harren.

Die tiefe Ruhe, welche an einem der ersten schönen Frühlingsabende des Jahres 1860 über diesem kriegerischen Paradiese lag, wurde nur durch den Gesang der Vögel unterbrochen — denn die zwei grau in grau gekleideten Gestalten, deren eine in gemessener Entfernung der andern folgend, sich tief im Hintergrunde hin bewegten, lösten sich kaum schattenartig von der Mauer — als die Eingangsthüre plötzlich laut aufschrillte und ein paar junge Männer in den Garten stürmten, deren zwanglose Erscheinung eben so mit der Busch- und Baumgruppirung harmonirte, als es die der beiden alten Grauröcke mit den nach der Schnur gezogenen Wegen thaten. Diese ließen sich denn auch in ihrer Beschäftigung, die in regelmäßigem Auf- und Abmarschiren und gelegentlichem Stillehalten zu bestehen schien, so wenig stören, als sich die neuen Ankömmlinge über dieses Ignoriren wunderten. Statt dessen war es eine Art Bedauern, mit der sich Roland, der Sohn des Hauses, zu dem Freunde wandte, welcher mit ihm eingetreten war: „Wolf!" sagte er — „nun mögen wir nur sehen, wo wir Milch bekommen. Papa ist am Inspiciren der Spaliergewächse, wie ich glaube — der alte Knuth muß hinterher als Ordonnanz, um die Armeebefehle zu notiren. Es ist die Stunde — da ist nichts zu machen."

Mit diesen Worten stellte er den Hut, welchen er, statt auf dem Kopfe, in der Hand getragen hatte, behutsam in das Gras. Aber der Hut war wie lebendig, er bewegte sich und rollte auf die Seite; ein leises ächzendes Miau ertönte und ein klägliches Geschöpfchen, fast zu schwach, sich zu bewegen, arbeitete sich unter ihm hervor.

„Armes Ding!" rief Roland, der sich das Haar aus der erhitzten Stirne strich — „hätten wir Dich bis hierher getragen, nur um Deinen Todeskampf noch zu verlängern? Ich hole Milch — da vorne ist ein Laden."

„Nein! laß mich gehen. Wo hast Du einen Topf?"

„Einen Topf? was denkst Du?" lachte Roland. „Selbst, wenn die „Festung" — er zeigte nach dem Wohngebäude — „nicht so wohl verrammelt wäre, wie es bei jedem, auch dem kleinsten „Ausmarsche" geschieht — selbst wenn ich ohne besondere „Instruction" in das „Proviantdepot", wie Freund Knuth die Küche nennt, eindringen könnte, dürfte ich doch keinen aus der „Compagnie" zur „Desertion" verleiten. Denn da stehen sie in Reih und Glied wohl aufmarschirt, blank aufgewichst auf ihrem Brett, die saubern Töpfe; jeder trägt nicht nur sein Dienstabzeichen, sondern ist auch noch, je nach seiner besonderen Obliegenheit, besonders numerirt. Zum „etwaigen Gebrauch für Katzen," ist, so viel ich weiß, noch keiner ins Register eingetragen — auch steht bis dato nichts auf dem „Etat."

„So requiriren wir auch noch den Topf zur Milch! Geschwind! geschwind! es ist die höchste Zeit." Ja wohl — die höchste Zeit — bestätigte das klägliche Miau zu ihren Füßen. Keiner wollte bleiben, jeder gehen, um dies Leiden nicht noch länger anzusehen, und so liefen schließlich beide junge Männer, die Aermel ihrer feinen Röcke aufgestreift, die Straße, eine der lebhaftesten Verkehrsadern der

Residenz, hinab, als ob es hinter ihnen brenne. Die Leute stutzten, sahen ihnen nach: „Wer sind sie?" „O" — erwiderte ein Höckerweib, das an der Ecke saß und so sauer sah, wie seine Aepfel — „Was werden's sein? barmherzige Samariter; da haben sie vorhin ein Kätzchen aufgelesen, ein mutterloses Waisenkind, — nun gilt's vermuthlich, nach der Amme springen." Man lachte und die beiden lachten mit, ohne recht zu wissen, was das Weib gesagt.

Auf dem Heimweg hatten sie noch ein ganz besonderes Begegniß. Aufmerksam gemacht durch die plötzliche Verwirrung seines Freundes erblickte Wolf eine schöne junge Dame, welche auf dem jenseitigen Trottoir vorüberging. Roland wurde blaß und roth in einem Athem; mechanisch fuhr er mit der Linken — in der Rechten, welche leise bebte, so daß beinah die Milch verschüttet wäre, trug er ja den schönsten, neuesten, buntbemaltesten der Töpfe — nach dem Kopfe, um sich erst in demselben Augenblicke des Mangels jeglicher Bedeckung bewußt zu werden. Es mochte wohl viel Tragikomisches in diesem Anblick liegen, denn die Dame lächelte halb schalkhaft staunend, halb mitleidig tröstend zu ihm herüber; es war, als ob sie stehen bleiben, fragen, helfen wollte; ein Weilchen zögerte der kleine Fuß, nach einem Blick auf den Begleiter aber schritt sie, das Köpfchen leise, fast unmerklich schüttelnd, flüchtig weiter.

„Ein herziges Gesicht — wer ist sie, Roland?"

„Sie? — — o! sie ist die Tochter eines Freundes meines Vaters — ich habe Dir wohl schon von ihr gesagt?"

„Nichts hast du mir von ihr gesagt — Du!?" sagte Wolf, indem er seinen Freund sehr scharf fixirte und das letzte Wort zu einer langen, neugierig-vorwurfsvollen Frage dehnte.

„Es ist auch nichts" — entgegnete derselbe mit einem jener ernsten tiefen Blicke, deren Bitten eine seltsam zwingende Gewalt besaßen. Wolf liebte ihn zu sehr, um nicht zu schweigen. — — —

„Das wäre, wenn es nun nicht saufen wollte —"

„Es muß — es muß! komm Mitzchen! süße Milch!"

Umsonst! Das Thierchen war nicht zu bewegen, einen Schluck zu nehmen. Verschmachtend lag das elende Geschöpf neben dem Labetrunke, der es retten sollte, und vergeblich waren alle Bemühungen der jungen Männer, ihm denselben beizubringen, bis Wolf auf den Gedanken kam, ein Hollunderrohr zu fabriciren. Bald darauf gab es eine schöne Gruppe: der eine hielt den „Säugling" auf dem Schoße, der andre flößte ihm die Milch vermittelst jenes Röhrchens sorgsam ein — das Kätzchen sog und sog mit jedem Zuge kräftiger, die Augen fingen an sich zu beleben, die Glieder streckten sich behaglich aus. Die Freunde nickten sich einander zu. „Sie ist gerettet" — deklamirte Wolf, der eigentlich auch Wolfgang hieß, wie der berühmte, welchen er citirte. Sie waren so vertieft in ihr Geschäft, so voll mütterlicher Wonne über das Gelingen, daß sie weder das Geräusch der sich öffnenden Thüre, noch die Schritte eines Nahenden vernahmen; erst als derselbe dicht vor ihnen stand und leise lachte, fuhren sie beschämt, erschrocken und noch roth vom Bücken und vor Eifer in die Höhe.

„Fürwahr! ein köstliches Motiv zu einem Bilde! schade, daß ich kein Figurenmaler bin!"

„Hubert! Das ist ja schön von Dir" — rief Roland, während im Gegensatze zu den freundlichen Worten sein erst so heiteres Gesicht ein düstrer Schatten überflog, der nur auf Momente wieder wich, wenn sich seine Augen mit denen Wolfs begegneten.

Hubert, bereits ein hoher Zwanziger, erschien noch älter dadurch, daß er groß und wohlgebaut, den Stempel eines fest und sicher abgeschlossenen Wesens trug, das, besonders in diesem Augenblicke, scharf mit dem der Freunde kontrastirte. Dabei hatte er in Haltung, Wesen und in seinen Umgangsformen etwas Feines, Elegantes und Gewandtes, das ihn überall, wo er sich befand, als an seinem Platz befindlich zeigte. Sein Gesicht wäre schön gewesen ohne einen Zug von Ironie, der beständig seinen Mund umspielte; und ohne jenen scharfen Blick des kalten Auges, der es mehr für das eines Kritikers von Profession, als für dasjenige einen ächten Künstlers gelten lassen wollte. In Wahrheit konnte er auch besser über Bilder raisonniren, als sie malen.

Auf seine etwas spöttische Frage erzählte Roland, wie und wo sie zu dem Pflegekind gekommen waren. „Ich dachte nicht, daß Du so grausam wärest —" warf Hubert trocken hin, als er geendet.

„Grausam?" Die beiden horchten ganz betroffen auf, jener aber, ohne eine Miene zu verziehen, wies nur mit dem Stocke nach dem Baume, unter dem sie standen und aus dessen Zweigen ein gar lieblicher Gesang, Grasmückchens Abendlied, heruntertönte: „Weißt Du, wie viele dieser zarten Geschöpfe Du getödtet hast im voraus, indem Du dieses eine schon verlorne Leben rettetest?" fragte er, indem er auf das Kätzchen deutete, dessen mattes Augenglimmen dieselbe Richtung zu verfolgen schien, wie die Blicke der drei Männer nach den Vögeln. Gewiß! er hatte recht, wie immer — nur ward es einem selten wohl dabei, wenn er recht behielt.

„Sieh nur die häßlichen, die falschen Augen!" fuhr er fort — „die Katze ist darum so recht das Lieblingsthier und das Symbol des Hexenthums. Denke an die Alte mit dem bösen Blicke!" — Roland erbleichte und sprang so plötzlich aus dem Grase auf, als ob sich das hilflos neben ihm liegende Thierchen in eine giftige Schlange verwandelt hätte.

„Was ist das mit dem bösen Blicke?" forschte Wolf.

„O Zauberblick aus schwarzem Auge! sprich:

„In welchen Gimpel Du verwandelt mich" — parodirte Hubert statt der Antwort, pfiff die Melodie eines lombardischen Volkslieds und spazierte einige Schritte tiefer in den Garten hinein, wandte aber wieder um, als er die beiden Alten an den Spalieren zu Gesicht bekam, die sich übrigens sehr wenig um ihn kümmerten. Zurückkehrend fand er die Freunde noch an derselben Stelle, wo er sie verlassen hatte, doch während Wolf, das Kätzchen wie ein krankes Kind in sein seidenes Taschentuch einbündelnd, seine ganze Aufmerksamkeit auf dies Geschäft verwandte, stand Roland und sah mit weiten unbewegten Augen nach den Wolken, die phantastische Gestalten bildend durch das rothe Meer im Westen zogen. Seine Züge waren starr, und die Rosen, die auf seinen Wangen lagen, nur die trügerischen jenes Widerscheins.

„Was siehst Du?"

„Meine Mutter" — wollte Roland entgegnen und er sprach die erste Silbe dieser Worte schon mit jener leisen, seelenlosen Stimme aus, mit der man aus dem Traume redet, wenn uns eines fragt, als er plötzlich zu erwachen schien. „Träumer!" Hubert schlug ihn leise auf die Schulter — „Du dachtest wohl an jenen Abendhimmel, da wir aus M. zogen? Wie der in Blut stand! — — — weißt Du, daß es bald ein Jahr wird, Roland?" Roland schauerte in sich hinein: „Blut? Blut! es treffe Dich! in Jahresfrist — in Jahresfrist!" — flüsterte er seltsam aufgeregt; sein Gesicht war geisterhaft entstellt, und kaum besaß er noch so viel Selbstbeherrschung, um dem jungen Wolf, der mit dem Pflegling spielend noch im Grase lag, den Rücken zuzukehren und Hubert ein paar Schritte mit sich fort zu ziehen.

„Thorheit! Thorheit!" höhnte Hubert — „mit drei und zwanzig Jahren solch ein Kind!"

„Drei-, bald vierundzwanzig — ja! Das ist die Zahl, die ominöse" — sagte der Erregte — „Ist es nicht sonderbar, daß alles so zusammentreffen muß? Der Fluch — die Prophezeiung und nun dies fürchterliche Gespenst der — Tollwuth! Sieh Dir hier einmal die Narbe an!" er streifte die Manschette von dem Handgelenke und bot das letztere dem Freunde hin, „fühle, wie sie glüht! Die Ränder werden röther von Tag zu Tage — ich beobachte sie sehr genau. — Der Puls klopft fieberisch; das pocht und hämmert, daß ich oft davor nicht schlafen kann; dann kommt ein Frost und schüttelt mich, und ich merke, wie das Gift mir kalt und heimlich durch die Adern schleicht. Das alles mahnt an einen nahen Ausbruch. Du schüttelst mit dem Kopfe? Nicht wahr? es ist nur zu gewiß, zu wirklich — dieses dunkle — Die Hoffnung ist ein Traum — das andre nicht" — — — — — — — — — — — — — —

„Was habt Ihr?" fragte Wolf.

„O — ich frage, ob die Herren endlich bereit sind, mir zu folgen?" sagte Hubert völlig unbefangen mit einer einladenden Bewegung nach den Freunden. Das Wohin verstand sich von selbst und brauchte nicht genannt zu werden; es war eine bekannte Künstlerwirthschaft, die sie fast jeden Abend zu besuchen pflegten. Wolf sprang elastisch aus dem Grase auf, Roland aber schüttelte den Kopf.

„Was? Du willst nicht mitkommen?"

„Nein — heute nicht."

Wolf blitzte ihn mit ärgerlich-vorwurfsvollen Augen an: „Warum?"

Der Gefragte reichte ihm statt der Antwort seine Hand; er sah ihm fest und liebevoll in das zürnende Gesicht, das seinen Zorn nicht halten konnte vor diesem Blicke: „Gute Nacht!"

„Gute Nacht! Du — — Unbegreiflicher!"

Sie gingen, doch im Gehen wandte sich der junge Mann noch einmal um; er zog den Freund bei Seite: „Roland! verschließ Deine Thüre! Gestern, da ich von Dir ging, schlich ein Mann verdächtig um die Mauer. Er trug, wenn ich nicht irre, eine blaue Blouse und dito Brille, die gefährlich blitzte —"

„Nicht auch noch einen Blaubart?" lachte Hubert.

„Keine Sorge!" lächelte auch Roland — „in dieses Festungsviereck sollen weder die rothen, noch die blauen Blousenmänner dringen. Gute Nacht!" — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

„Was ist das wieder mit dem Roland?" fragte Wolf, nachdem die beiden eine Zeitlang schweigend neben einander hergegangen waren —, erst so fröhlich und mit eins so — seltsam!?

„Wer kann wissen, was dem Menschen gelegentlich alles durch die Gedanken fährt?"

„Sie kannten ihn von früher? sind mit ihm aus Italien gekommen" — — — — Hubert nickte.

„Wie war das mit dem bösen Blick der Alten? und mit dem Abendhimmel, der in Blut stand?"

„Hm — hat er Ihnen nie davon gesprochen?"

„Nie —"

„So dürfte ich es auch nicht —"

„Aber ich muß es wissen" — drängte Wolf — „war es ein Abenteuer, das er hatte?"

„Ein kleines — ja! Da wir die Stadt verließen, fast als die letzten der verhaßten Deutschen, die in dem Siegesjubel darin ausgehalten hatten — Roland aus Freundschaft für den Director, ich — aus einem anderen Grunde — Genug! — — — Die Freiheitshelden zogen ein — wir aus — das war an und für sich schon mehr pikant, als amüsant. Das Volk war aufgeregt, fanatisch. Wenn auch keine Oestreicher, so waren wir doch Deutsche. Zudem gab es eben einen Auflauf, eine Scene, die" — Hubert stockte, schien einen Augenblick zu überlegen, ob er weiter reden solle, und als er dieses endlich that, geschah es mit einer Ironie, die offenbar nicht von der gewohnten leichten Sorte war. „Nun — die —" fiel sein Zuhörer begierig ein.

„Die gewiß sehr malerisch gewesen ist. Denn die Hexe, die Maline, war im Zug." —

„In welchem Zuge? wie entstand der Auflauf?"

„O — durch eine sehr alltägliche Begebenheit. Man hatte eben ein junges Mädchen aus dem Wasser gezogen — — —"

„Todt?"

„Todt." Hubert öffnete ein sehr elegantes Etui, bot es seinem Begleiter und nahm sich selbst eine Cigarre, wobei er zu Wolfs stiller Verzweiflung lange wählte und noch länger damit zubrachte, sie in Brand zu setzen. „Sahen Sie schon Hexen?" fragte er dann plötzlich, „nicht? nun, dann gehen Sie nach Italien oder, was für den Augenblick bequemer ist, stellen Sie sich vor: ein altes Weib, aus braunem Thon geknetet und zum Brechen dürr gebrannt im Trockenofen — bei jedem Windstoß, meint man, müßte es aus den klappernden Gelenken fallen und dennoch hält das alles mumienzäh zusammen — die Kleider hängen über diesem Leibe, als ob man sie zum Trocknen über einen Zaunpfahl hinge — — — nehmen Sie zu allem diesen noch die obligate Krücke, das wirre graue Haar, in Strähnen flatternd um ein fahles knochiges Gesicht, und Sie haben ein Bild, das sich bei uns kaum auf den Straßen sehen lassen könnte, ohne insultirt zu werden, während es unter jenem Kindervolke fast als Seherin verehrt wird um des sogenannten bösen Blicks willen — —"

„Der böse Blick — aha! Das war die Alte, an welche er nicht gern erinnert wurde?"

„Dieselbe. Als sie uns erblickte — vorher war sie stille mit gesenktem Kopf gegangen — bäumte sie sich plötzlich in die Höhe und schoß wie eine Schlange zischend auf uns zu. Der Kutscher, auch ein Deutscher, hieb auf seine Pferde; sie aber fiel denselben in die Zügel und bannte sie mit ihren Blicken, daß sie zitternd stille hielten, indes die Menge drohend näher drängte. Gewiß! es war ein schauerlicher Augenblick, als die Malina ihre Krücke mit scheußlichen wuthschäumenden Geberden um sich schwang und unter den entsetzlichsten Verwünschungen und Flüchen des Himmels Strafgericht auf den verhaßten Deutschen herabbeschwor, der ihre süße Blume — in den Tod gestürzt, wie sie behauptete."

„Und das — und das wäre er gewesen? Roland?"

„Was weiß ich? — er bezieht den Fluch auf sich."

„Kannte er die Todte?"

„Vermuthlich — da er sie gezeichnet hat und schon am anderen Tage eine Einladung zum Rendezvous erfolgte — Maskenball — Erkennungszeichen: blauer Domino — und so weiter —" schloß er, kurz abbrechend.

Wolf schüttelte den Kopf: Roland? Nein! nein! es war nicht möglich, schlecht von ihm zu denken. „Sie haben es doch auch gekannt, das schöne Mädchen?" fragte er zerstreut.

„Ich? — warum ich? — was kümmern mich die Frauen?" fuhr Hubert auf, indem er mit einer halb erschrockenen, halb verächtlichen Geberde den Cigarrenstumpf zur Erde warf. „Gut, wenn man weniger romantisch denkt, wie unser Freund" — begann er wieder und zwar ziemlich hastig: „Es muß ihm eben überall das Seltsamste begegnen. Er ist dazu bestimmt, wie er behauptet. Wirklich erlebt er mehr als andere Menschenkinder, und was er nicht erlebt, erträumt er sich. So wissen Sie nun, daß er seinen Tod erwartet —"

„Auf den Unsinn jenes verrückten Altweiberfluches hin?" unterbrach ihn Wolf.

„Wohl nicht allein. Da derselbe aber mit einer alten Prophezeiung aus seiner Kindheit her und mit einem anderweiten Ereignisse neueren Datums zusammenstimmt, aller guten oder bösen Dinge aber bekanntlich drei sind, so kommt natürlich kein vernünftiges Argument dagegen auf. Jenes anderweitige Ereigniß betrifft ein kleines Unglück, welches ihm im vergangenen Sommer zugestoßen ist, als er sich nach seiner Rückkehr aus Italien noch längere Zeit in Tyrol aufhielt. Er wurde von einem Hunde gebissen, den man hinterher als toll erschossen hat, ob ich gleich behaupte, daß er es weniger gewesen ist, als diejenigen, die ihn erschossen haben. Die Wunde heilte schon nach wenig Tagen, aber Roland, der in manchen Dingen von seltner Gründlichkeit, blieb neun volle Wochen in dem elendesten aller Alpennester sitzen, zu keinem andern Zwecke, als den Ausbruch der vermeinten Tollwuth zu erwarten. Es wäre lächerlich, die Vorsichtsmaßregeln aufzuzählen, die er traf, um sich für diesen Fall sogleich in Ketten legen zu können. Er hatte sein Testament gemacht, der Abschiedsbrief an seinen Vater — und ich glaube noch an jemand — lag bereits geschrieben, und es war fast schade um all die Mühe, als die neunte Woche endlich vorüber ging, ohne etwas anderes gebracht zu haben, als die unnöthigste aller Todesängste. Die weise Frau — denn eine solche war's natürlich, welche ihn berieth — versicherte ihm nun, daß er vor dem neunten Monat nichts mehr zu befürchten habe — —"

„Und dieser neunte Monat?"

„Ist der nächste —"

„Wollte Gott! er wäre schon vorüber!"

„Thorheit! Thorheit! diese heiligen Zahlen! Kein Vernünftiger glaubt heutzutage mehr an ihren Einfluß. Seine Wärterin, die schon die Amme seiner Mutter war, hat ihn mit all dem Krame großgefüttert, und er zeigt eine Pietät dafür, die rührend wäre, wenn sie einer bessern Sache gälte."

„Und doch ist er ein sehr begabter Mensch" — rief Wolf — „ein Mensch voll Geist —"

„Ja — den er zwingt, den Anwalt aller Duselei zu machen. Er ist eben nervenkrank, wie seine Mutter —"

„Seine Mutter?"

„War, was die Aerzte damals einen äußerst interessanten Fall von Somnambulismus nannten. Heutzutage zuckt man nur die Achseln und lächelt etwas boshaft — wenn man Arzt ist."

„Justinus Kerner ist auch Arzt gewesen."

„Ja — schade, daß er nicht mehr lebt. Unser Freund könnte ihm manchen interessanten Beitrag zu seinen Studien liefern. Ich selbst erlebte —"

„Was erlebten Sie?"

„Es war auf einer gemeinsamen Studienreise im Albaner Gebirge," erzählte Hubert, „als wir so glücklich wie Kolumbus waren, eine neue Welt, das heißt: ein Stücklein Erde zu entdecken, das von „unsern Leuten" noch nicht ausgebeutet worden war: ein Dörfchen an der Lehne zweier Berge, die Menschen, Tracht, Sitten, alles ächt, urwüchsig, original, und ringsum die prächtigsten landschaftlichen Motive wie gesät! Was Wunder, daß wir Halt in diesem Para-

diese machten, um zu ernten? Hütten brauchten wir nicht erst zu bauen; die standen schon, und in einer dieser Hütten fand sich auch ein allerliebstes Stübchen, das nur auf uns gewartet zu haben schien, um dem eigentlichen Zwecke seines Daseins zu genügen. Wir richteten uns denn darinnen ein, als ob wir hier Jahre zu verleben gedächten statt der paar Sommerwochen, welche uns noch blieben, und ich hätte keinem rathen wollen, uns zu prophezeien, daß wir es nach kaum drei Tagen eiliger verlassen würden, als wir es bezogen hatten."

„Wie kam das?" fragte Wolf, der mit all der schauernden Erwartung, wie sie einer phantastischen Jugend eigen ist, dem Erzähler in das unbewegte Antlitz starrte.

„Todtmüde von den Anstrengungen, theils der Reise, theils der Einrichtung" — fuhr dieser fort — „und spät erst zur Ruhe gekommen, lag ich im ersten süßen Schlafe, als mich lauter Feuerruf erweckte. Ich schrak empor, richtete mich halb im Bette auf und glaubte geträumt zu haben, so friedlich im weißen Mondenlichte schwimmend lag das Zimmer, — so still blieb alles während mehrerer Sekunden. Da — ich dachte eben wieder einzuschlafen — höre ich ein kaum bemerkbares Geräusch, das mir von der Fenstergegend herzukommen scheint — ich drehe mich herum — und was erblicke ich? — Aber sieh da!" unterbrach er sich — „sind wir nicht an unserm Ziele?"

„Bitte! was erblickten Sie?" rief der junge Mann, indem er sehr energisch Posto vor der Rampe faßte.

„Etwas" — lachte Hubert — „das es mit meinen Haaren einfach machte, wie der Hirt im Schweizerliede mit den Lämmern, deren keines, wie es heißt, „zu Hause bleibt." Denken Sie sich eine weiße Gestalt, regungslos an der Wandbekleidung lehnend, den geisterbleichen Kopf zurückgeworfen, die geschlossnen Augen in den Mond gerichtet — —"

„Roland?" — —

„Natürlich! Sein Nest war leer — auch hatte ich keine kleine Mühe, ihn dahin zurückzubringen. Am andern Morgen, als ich ihm erzählte, wollte er von nichts wissen und verbat sich solche Neckereien, wie er sagte. Er träume eben lebhaft, das sei alles. Ich beruhigte mich dabei, doch in der nächsten Nacht wiederholte sich das Spiel, nur mit dem Unterschiede, daß ich diesmal schon erwachte, als mein Schlafgenosse aus dem Bette sprang, und nun deutlich, nicht nur hören, sondern auch sehen konnte, wie er, das Betttuch malerisch um sich drapirt, gleich der Toga eines römischen Senators, sich dem Monde gegenüber stellte und denselben Feuerruf, den ich schon einmal vernommen hatte, dreimal mit unbewegten Lippen von sich gab. Das wurde doch zu unheimlich, zum mindesten sehr unbequem für mich, und um mir für die dritte Nacht endlich Ruhe zu verschaffen, versuchte ich das bekannte Experiment mit dem nassen Tuche vor dem Bette meines Freundes. Aber sei es, daß das Mittel überhaupt nichts hilft, oder daß er den ziemlich breiten Teppich mit einem gewaltigen Salto mortale übersprang — kurz und gut! ich wurde wieder aus dem Schlaf geschreckt und: „Feuer! Feuer!" schlug der dumpfe Ruf noch einmal schauerlich an meine Ohren. Es lief mir eisig kalt am warmen Rücken nieder — wüthend sprang ich auf: „Mensch! Roland!" rief ich wild und schüttelte ihn derb an beiden Schultern. Er riß die Augen auf: „wo brennt es? Hubert!" „Hier!" schrieen wir dann beide, wie aus einem Munde, denn in demselben Augenblicke schlug ein rother Schein am Fenster in die Höhe; es knisterte und knackte unter uns, das Häuschen stand bereits in lichten Flammen, und unten schliefen sämmtliche Bewohner, schliefen und hätten sich wohl in den ewigen Schlaf hinübergeschlafen — ohne den erzählten kleinen Zwischenfall."

„Das ist schauerlich" — sagte Wolf sehr leise — „sonach wäre aber ja die Mondsucht an die Stelle eines Schutzengels getreten?"

„In der That — man möchte wohl an einen solchen glauben" — meinte Hubert — „wenn man sieht, wie ihm alles doch zuletzt zum besten ausschlägt. Sein Hang zu Abenteuern, besonders wenn sie einen geheimnißvollen Anstrich haben, stürzt ihn häufig in Gefahren, ohne daß er noch, des Sprichworts ungeachtet, drin umgekommen wäre — bis dato wenigstens" — schloß er mit einem kurzen trocknen Lachen, das im Gegensatze zu der sonstigen Erscheinung des jungen Mannes etwas sehr Unangenehmes hatte.

Wolf gerieth in völlige Extase; „das wird ja immer interessanter" — sagte er — „jetzt weiß ich, was mich schon vom ersten Sehen an so unwiderstehlich zu ihm hingezogen hat: es ist das Magnetische in seinem Blicke, das Bittend-Zwingende in seinem Wesen, das nur seltnen auserwählten Naturen eigen ist — die unerklärliche Gewalt, die das Geheimnißvolle auf uns übt. — — Man muß ihn lieben, diesen Roland — ja! man muß —"

„Ein Glück, daß Sie kein Weib sind!" spottete der andre.

„Ein Glück? wie steht er mit den Frauen? kann er lieben? wird er geliebt? wer ist die Tochter eines Freundes seines Vaters?"

„Serena?" fragte Hubert schnell wie überrascht von dieser Wendung, dann wandte er sich plötzlich ab. „Wer sie ist? wiederholte er leicht hin, „eine Thörin, die auf einen Thoren wartet." Mit diesen Worten war er, indem er immer mehrere Stufen auf einmal unter seine Füße nahm, in zwei, drei Sätzen oben an der Thüre, ehe sich sein Gefährte erst besonnen hatte, ihm zu folgen. Sie wurden von den Freunden, die sich schon zahlreich eingefunden hatten, mit stürmischem Halloh empfangen, das sich jedoch in sichtlichen Verdruß verwandelte, als man die beiden ohne Roland kommen sah. „Es muß wohl etwas an dem Magnetismus sein" — dachte Hubert und biß sich in den Bart.

Das Zimmer Rolands, in das er sich sofort nach dem Abendessen zurückgezogen hatte, lag mit dem „Proviantdepot", der „Waffenkammer" und noch manchem unbewohnten Raume in dem Erdgeschosse des geräumigen Hauses, das sich, seiner gemüthlichen Anlage zum Trotze, halb in eine Kaserne, halb in eine Festung verwandelt sah. Der Vater, welcher mit dem alten Diener, einem ehemaligen Feldwebel seiner Compagnie in dem Oberstocke hauste, ließ dem Sohne in der Unterwelt vollkommene Freiheit der Bewegung. Die beiden Alten gingen, theils aus früherer militärischer Gewohnheit, theils aus Gesundheitsrücksichten, sehr früh zu Bette; der junge Mann hingegen war ganz andrer Meinung, ihm war die Nacht ein Buch der Offenbarung, dessen sieben Siegel vor dem erhöhten Nervengeiste fielen, der nach Sonnenuntergang erst recht lebendig in ihm wurde. Er konnte sich, die Gegenwart und alles über den eigenthümlichen Erd- und Himmelsstudien vergessen, die er machte, und die Gartenwege, die so weiß da draußen durch das Dunkel schimmerten, hatten ihn schon manche Mitternacht in tiefsinnigen Betrachtungen durchwandeln sehen — heute lockten sie ihn vergebens hinaus in den milden Dämmerschein einer duft- und sternenzitternden Frühlingsnacht. Er war zu aufgeregt in sich, um nach außen hin zu lauschen; für die Gedanken, welche ihn bestürmten, bot das einsame Zimmer eine ungestörtere Umfriedung, und wer ihn hier hätte beobachten können, wie er bald mit düster gesenkter Stirne und nachdenklich vor der Brust gekreuzten Armen auf und nieder schritt, bald wieder stehen bleibend und das Haar energisch aus der Stirne schüttelnd, mit klarem Ausblick in den Kreis der Lampe starrte, der mußte wohl gestehen, daß man sich für diesen jungen Mann mehr als gewöhnlich interessiren konnte.

Nicht, daß er etwa besonders schön oder besonders häßlich gewesen wäre — er hielt in allem grade die rechte Mitte — auch war nichts Ungewöhnliches, weder in seinen Mienen, noch in seiner Weise zu erblicken, und das Weite — „Geistersehende" der Augen, das sich wohl in einzelnen seltenen Momenten zeigte, machte für gewöhnlich einem tiefen, freundlichen und offenen Blicke Platz, der die Herzen sympathisch anzog — das Fesselnde an ihm war mehr eine wahrhaft wunderbare Mischung von Kind und Mann, von Kraft und Weichheit, Leicht- und Tiefsinn, von erröthender Schwärmerei und kecker Lebensenergie in seinen Zügen, die sich unbewußt und offen jedem boten.

Nicht Launen, aber Stimmungen beherrschten ihn; er war empfänglich, reizbar, wenn auch ohne jene Heftigkeit, mit der man den Verdruß nach außen wirft und andre quält, wie man sich selbst gequält fühlt. Ein Blick, ein hingeworfnes Wort konnte ihn, wie es diesen Abend erst durch Huberts Andeutungen geschehen war, aus hellem Frohsinn plötzlich in die düsterste Melancholie versetzen, ein Ton wie Duft war hinreichend, ihn zu verwirren, und wer ihn eben noch anmuthig wie ein junges Mädchen hatte lächeln sehen, den mußte das tiefe Mannesweh, das oft unmittelbar darauf den Mund umzuckte, um so ergreifender berühren. Diese Schatten, die so plötzlich kamen, um die eben noch so hellen Lichter zu verlöschen, und diese Lichter, die den Schatten folgten, — sie reizten gleich sehr durch den schnellen Wechsel, wie durch das unbewußt Geheimnißvolle ihres Wesens. Waren es düstere Erinnerungen, schwere Ahnungen, die

Auf dem Wege nach Rigi-Kulm.

Originalzeichnung von Robert Aßmus.

Digitized by Google

sich mit der Lebenshoffnung frischer Jugend feindlich kreuzten, dann schien der heutige Abend ganz besonders dazu bestimmt, den Kampf von neuem durch- und, wenn möglich, einmal auszukämpfen.

Eine unbesiegliche Unruhe trieb ihm das Blut mit derselben fieberhaften Unregelmäßigkeit durch die Adern, mit welcher seine Schritte durch das Zimmer dem Gedankengange seines Innern folgten. Sein ganzes Leben ging an ihm vorüber: ein wechselnd buntbewegtes Bild auf dunklem Grunde! denn schon sein Anfang war ein Muttermord gewesen, wie er selbstquälerisch das Unglück nannte, die Mutter in derselben Stunde zu verlieren, wo sie das Leben ihm gegeben hatte. Nach einer einsam träumerischen Kindheit plötzlich in die weite Welt geworfen, verfolgte ihn ein seltsames Geschick, das die Verhältnisse, in die er trat, verwickelte und ihn aus einem verwirrenden Ereigniß in das andre stürzte. Nach jedem Anlauf, welchen seine kräftige Natur in Kunst und Leben genommen hatte, folgte der Niederschlag in lähmenden Gefühlen, schweren Unglücksahnungen und der Ueberzeugung eines frühen Sterbens; diese letztere war nun seit kurzem fast zur Gewißheit geworden, und es gab Stunden, in denen er dem gedrohten Schicksal schon mit stiller Resignation entgegen sah — andere, in denen sich sein Geist gegen das Geschick empörte und jede Faser seines Daseins sich verzweifelt an die letzte Hoffnung klammerte.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Trümmern.

Eine Reiseerinnerung von Carl Frauenstedt.

(Zu dem Bilde auf Seite 661.)

Es sind etwa fünfzehn Jahre her; wohl war es noch Hochsommer, doch wurden schon die Tage kürzer und die Nächte länger. Die Sonne warf lange Strahlen und neigte sich zum Untergang, als ich im „Rößli" zu Goldau mein Käs' und Brot verzehrte und die landesübliche Kost mit einem Schoppen feurigen Neftenbachers anfeuchtete. Mir gegenüber saß ein kleines dürres Männlein mit langem gelocktem, ins Graue spielendem Haar. Ein Zug tiefen Sinnens und großer Gemüthlichkeit, der um den feinen Mund und die leicht gebogene Nase schwebte, gaben seinem Gesicht einen intelligenten und gewinnenden Ausdruck. Es war augenscheinlich ein deutscher Professor, der den Kathederstaub abschütteln und in der frischen Alpenluft sich erquicken wollte. Auf Gebirgsreisen kommt schnell eine gemüthliche Plauderei in Gang, auch wenn man sich gegenseitig nicht vorgestellt ist. So befanden wir uns beide bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Beide wollten wir auf den Rigi, beide morgen den Sonnenaufgang genießen, denn das Wetter war gut, und eine angenehme Frische der Luft deutete auf Beständigkeit, wir beschlossen daher, in Gemeinschaft unsere Wanderung anzutreten.

Wohl war es, wie gesagt, schon ziemlich spät an der Zeit, doch es war Mondschein zu erwarten, und die viertehalb Stunden bis zum Gasthaus Rigi-Staffel zu steigen, war wohl unsern Gliedern nicht zu viel zugemuthet. Kaum hatten wir unsere Verabredung getroffen, so kam urplötzlich aus dem Hintergrund der Stube einer der Schweizer Unvermeidlichen auf uns zu und bot uns zur Durchsicht sein Buch, das ihn als concessionirten Alpenführer legitimirte. Jeder Gaisbub vom Ufer des Lowerzer Sees weiß freilich ebenso gut den Weg auf den Kulm zu finden, doch Caspar Jenni, dem so gute Empfehlungen zur Seite standen, wußte trotz seiner sechszig Jahre es uns plausibel zu machen, daß just er am besten Bescheid in den Bergen wisse und die Perle aller Führer sei. Wir vertrauten uns seiner Leitung an, bezahlten unsere Zeche und setzten uns in Marsch.

Nur mäßig ist die Steigung; in bequemem Schritt geht es bergauf, bald über prächtig grüne, üppige Alpenweiden, bald im Schatten eines Tannenforstes; der Kühe melodisches Geläute, der duftige Geruch der würzigen Kräuter, das Rauschen der Bäume und der tiefblaue Himmel erzeugen ein wonniges Wohlbehagen. Im Wirthshaus zum unteren Dächli wird bei Brot und Wein Rast gehalten. Von Arth kommt ein Trupp Rigisteiger, die es vorgezogen haben, eine Wasserfahrt über den Zuger See zu machen. Blonde Engländerinnen auf Saumrossen, den wallenden Schleier in der Luft flattern lassend, und die schlanken Söhne Albions bilden das Hauptcontingent; norddeutsche Juristen und Gelehrte, phlegmatische Holländer, ewig bewegliche Franzosen und die Nordlandsrecken Skandinaviens lagern sich im Gras und Gehege; eine Sprachverwirrung herrscht, wie weiland in Babylon. Einen prächtigen Rückblick gewährt das lauschige Plätzchen auf der Bank vor dem Wirthshaus; der Blick schweift über das schöne gesegnete Schwyzer Thal und die Schuttmassen zwischen Goldau und Lowerz; der See leuchtet in zauberischem Glanze, und in seinem klaren Gewässer spiegeln sich die riesigen Häupter der Mythenstöcke.

Nachdem wir einen letzten Blick auf das herrliche Panorama geworfen, stiegen wir weiter bergan.

„Das ist der Kreuzweg," sagte Caspar Jenni.

Nach uraltem frommen Brauch hat bekanntlich die römische Geistlichkeit für die Gläubigen ihrer Kirche, um an Christi Leiden zu erinnern, Wallfahrtskirchen gestiftet, zu denen ein in vierzehn Haltepunkte oder Stationen eingetheilter sogenannter Kreuz- oder Passionsweg führt. Längs der Bergwand sahen wir die aufgerichteten Kreuze, die Stationen, an denen die Wallfahrer ihre Andacht verrichten.

Inzwischen war die Dämmerung angebrochen. Des Mondes silberne Scheibe erhob sich hinter den Bergfirsten und warf ihr bleiches Licht auf den träumerischen See zu unsern Füßen. Vom untern Dächli kamen die Reisenden auf Saumrossen in eiligem Schritt, um noch vor Beendigung des Soupers die Höhe zu erreichen. Die Sennerinnen eilten mit mächtigen Grasbürden ihren Hütten zu, und auch wir beflügelten unsere Schritte, kaum daß wir den Capellen am Wege einen Blick gönnten. Nachdem wir ein Bächlein, die Aa, überschritten, sahen wir uns rings von Bergen umgeben, der See war verschwunden, wie die reizenden Thäler, die in seine Ufer münden. Nirgends bot sich eine Aussicht, aber unmittelbar vor uns tauchte Maria am Schnee, das sogenannte Rigiklösterli, auf, in dessen Wallfahrtskirchlein Capuziner den Gottesdienst versehen. Die Zahl der Pilger zu dem wunderthätigen Marienbild muß ganz beträchtlich sein, namentlich wenn die Sennen ihre Schwingfeste feiern, denn ein Kranz von Gasthäusern umgibt das kleine Gotteshaus.

Nach dreiviertel Stunden hatten wir das Staffelhaus erreicht, aber die Luft war so mild und rein, der Mond beleuchtete so prächtig die Bergspitzen, und unsere Beine verspürten noch so wenig Müdigkeit, daß wir die dreißig Minuten bis zum Gipfel des Rigi zu klettern uns entschlossen. Ein baumloser, sanft gewölbter Rasenteppich nahm uns jetzt auf und eröffnete uns einen freien Blick in die herzerhebende Pracht des Hochgebirges. Noch lag die gewaltige Alpenkette nebelfrei vor uns, und so nah erschienen vermöge der Lichtspiegelung die Gletscherriesen, daß man glaubte, ihre Häupter mit einem Steinwurf erreichen zu können. Dreizehn Seen erglänzen, beleuchtet von des Mondes Silberlicht, wie Milliarden Sterne. So groß ist die Täuschung, daß unmittelbar aus dem Wasser sich die wundervollen Ferner zu erheben scheinen, welche die Schweiz zum schönsten und besuchtesten Lande der Welt machen. Der Schwarzwald im Norden, die Säntiskette im Osten, die Churfirsten an den herrlichen Ufern des Wallenstädter Sees, der gewaltige Tödi und der Uri-Rothstock, im Süden die majestätischen Riesen des Berner Oberlandes mit den Silberhörnern der Jungfrau, der Königin aller Berge, im Osten Jura und Vogesen, sie rahmen ein Panorama ein, wie es sich in gleicher Großartigkeit dem entzückten Blicke nur selten darbietet. Nur die Ortschaften tief unten in den Thälern verschwammen im Dunstlicht, doch Goldau und Lowerz, von wo wir unsern Abendmarsch angetreten, waren noch erkennbar. Da hörten wir neben uns ein tiefes Seufzen. Erstaunt sahen wir uns um, doch außer uns und unserm Führer war kein lebendes Wesen auf dem Plateau zu erblicken.

„Jenni, was fehlt Euch! Seid Ihr krank?" frug ich den alten Caspar.

„Krank grad' nicht, aber gar trübselig ist mir oft zu Muthe, wenn ich da hinunter schaue, vornehmlich nachts, da fallen mir manchmal alte Geschichten ein."

„Was für Geschichten? — Erzählt, Alter!“

„Wenn's noch Zeit und Lust haben zu hören — Sehen Sie da unten den wüsten Trümmetenhaufen zwischen Lowerz und Goldau? — Unter den Steinen habe ich auch gelegen, lebendig begraben.

„Ihr, Caspar Jenni,“ frug der Professor, „und habt noch gesunde, kräftige Glieder?“

„Gottes Wege sind gar wunderbar. — Ich war ein armer Gaisbub, der für die Lowerzer Leuti auf der Alp die Ziegen hütete, und mochte etwa zehn Jahre alt sein. Des Morgens, wenn's Frühglöckli läutete im Kirchli und die Sonne hinter dem Uri-Rothstock bluthroth in die Höhe stieg, da pfiff ich meinem Hund Peter, holte die Gaisherd zusammen und zog auf die Trift. Nun müssen Sie wissen, es hatte schon die Jahre vorher viel geregnet, aber noch nie so stark, als im Sommer des Jahres sechs; die Wolken hingen immer wie ein langer Mantel über den Bergen. Nun besteht das Gestein da unten aus Nagelfluh und leichtem Geröll, das sich, wenn das Wasser einsickert, leicht loslöst von den Felsen. Ich war sonst so gern auf der Alp, und mein größt' Gaudi war, wenn die Adler und Geier in den Lüften kreisten und plötzlich schnurgrade niederschossen, sich ihre Beute zu holen, oder wenn die Gemsen rudelweise die Höhen erkletterten, Vorposten ausstellten und, wenn sie Gefahr witterten, davon jagten, wie vom Sturme gepeitscht. Oft wagte ich mich in das Felsenlabyrinth und suchte nach den Nestern der Raubvögel und, wenn ich die junge Brut erwischt hatte, eilte ich mit meiner Beute, so schnell mich meine Beine zu tragen vermochten, nach meiner Alp zurück.

Es war gegen Ausgang August, da trieb der Föhn von Westen her neue gewaltige Regenmassen zusammen, das Gestein und Erdreich war ganz aufgeweicht, und schon fingen die Schlammlawinen an, sich in eine große Kugel zu ballen und bergunter zu rollen. Von Arth her ertönte ein Brausen, so seltsam und eintönig, daß mir auf meiner einsamen Alp ganz bange wurde und ich keine Lust hatte, mit meinem Peterli zu spielen und auf Felsen und Bäume zu klettern. Ich trieb meine arme Gaisherd so schnell als möglich ins Dorf zurück. Aber am andern Morgen mußte ich wieder hinauf in die Berge mit meinem Schnappsack und meinen Ziegen und meinem einzigen Freund, dem Peter. Mit ihnen ging's auf den Roßberg, damals noch eine gar stattliche Höhe, von der man den See überschauen konnte und einen prächtigen Blick hatte auf die zu seinen Füßen liegenden schönen Dörfer Goldau, Busingen, Lowerz und Rötten und auf das in aller Ueppigkeit prangende fruchtbare Thal.

Die Luft war dick und beklemmte mir die Brust. Ich wandelte dahin wie im Traume und hatte eine Ahnung, als stände mir ein großes Unglück bevor. Plötzlich, es war am 2. September, ich weiß den Tag noch, als wäre es heuer geschehen, und noch ziemlich früh an der Zeit, da versiegte der Regen, trotzdem die Wolken so dick am Himmel hingen, daß auch kein Sonnenstrahl sie durchdringen konnte. Am Spitzenbühl war eine Sennhütte, die Sennin war oben, das wußte ich, zu ihr wollt' ich gehen und sie fragen, ob sie sich eben so bedrängt fühlte; wie ich aber hinauf kam, da hatte das Erdreich bereits von dem durchsickernden Wasser einen so starken Riß bekommen, daß ich über die Felsenspalte nicht mehr hinüberzuspringen vermochte. Im Walde aber knallte es so dumpf, als wenn Baumwurzeln gewaltsam aus der Erde gerissen würden. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Fels aus Nagelfluh bestand, der keine besondere Haltbarkeit hat. Große Steine lösten sich nun von ihm los und stürzten brausend in die Tiefe; mir zitterten alle Glieder und ich eilte zu meiner Herde zurück. Der ging es aber nicht besser wie mir. Die Ziegen steckten ängstlich die Köpfe zusammen und sammelten sich in einen Haufen. Peterli schnüffelte und blickte nach dem Himmel. Ich beschloß, ins Thal und zu meinen Leuten, trotz des Verbotes, vor Abend heimzukehren.

„So mocht' es etwa 5 Uhr sein, als ich die Herd' zusammentrieb und von der Alp herabstieg. Ich war grad bei der Rüthiweid angekommen, da hör' ich auf einmal ein Bersten und vor mir eröffnet sich ein Grund, finster und grausig anzuschauen; hinter mir im Zanswald wurd's gleichfalls lebendig und die Föhren neigten ihre schlanken Kronen zur Erde. Ueber mir stürmten die Vögel nach Südwest, um an der Berghalde des Rigi Schutz zu suchen. Unter mir schwankte der Erdboden, und wie ein grollendes Donnern ertönte es aus der Tiefe. Ich warf mich flach aufs Gras, das Gesicht im feuchten, kühlen Rasen bergend, denn der Angstschweiß brach mir aus allen Poren. Dann versuchte ich mit einem entsetzlichen Schrei meiner beklommenen Brust Luft zu machen, aber die Stimme versagte mir. Wie lange ich gelegen in dieser erschrecklichen Betäubung, weiß ich nicht zu sagen. Die Herde überließ ich ihrem Schicksal, nur daß mein treues Peterli bei mir geblieben, fühlte ich an seinem struppigen Haar; und an seiner Zunge, mit der er mir die Hand leckte; er winselte, als wühlten Krämpfe in seinen Eingeweiden. Plötzlich hörte ich ein Rollen und es gab einen Knall, als wollte die Erde in allen Fugen bersten. Jetzt geht die Welt unter, dachte ich. Mit Händen und Füßen griff ich um mich, aber wo ich auch hintastete, ich traf nur auf hartes, felsiges Gestein; die saftige grüne Alpenmatte unter mir war verschwunden, ich mußte wohl, ohne es zu merken, mit ins Rollen gerathen sein; schwarze finstere Nacht umgab mich. Ich verlor die Besinnung. Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht, aber als ich erwachte, fühlte ich, daß mein treues Hündli mir das Gesicht beleckte. Ich griff nun nach meinem Schnappsack, der hing noch an meiner Seite. Es war ein Glück für mich, daß mir den Tag über so weh ums Herzi war, daß mir der Appetit zum Essen verging; vor dem Verhungern war ich vorläufig geschützt, aber ein brennender Durst stellte sich ein, und von dem Wasser, das seit Monden in Strömen vom Himmel geflossen war, war auch nicht ein Tropfen in meine Höhle gedrungen. Das Fieber in meinem Innern wurde immer peinigender und meine Stirn glühte. Die Zunge klebte mir am Gaumen und die dicke Luft benahm mir den Athem; aber noch war ich bei voller Besinnung. Ich tastete umher und fühlte endlich zwei scharfe Spitzen, wie die Hörner einer Gais, in einer Felsspalte vergraben. Mit aller Gewalt zog ich daran und es gelang mir endlich, das todte Thier an mich zu ziehen; es durchzuckte mich wie eine freudige Hoffnung, als ich fühlte, daß der Körper noch warm war. Rasch zog ich mein Messer aus der Tasche, schnitt ihm nach Waidmannsart den Bauch auf und trank mit vollen Zügen das hervorströmende Blut, auch Peterli leckte davon und wedelte, nachdem er sich gesättigt, vor Behagen mit seinem Schwanze. Neuer Lebensmuth strömte durch meine Adern, und ich sann nach, wie ich mich aus meinem Gefängniß zu befreien vermöchte. Da sah ich, wie Peterli sich durch die Spalte drängte, aus der ich den Gaisbock gezogen hatte. Die Thiere haben einen scharfen Instinkt und sind bessere Pfadfinder als die Menschen. Ich legte mich also platt auf den Boden und gewahrte einen schwachen Lichtschimmer; Peterli aber drängte sich immer weiter durch die Oeffnung, und mit einem jubelnden Gebell gelangte er endlich ins Freie. Wo das Hündli durchschlüpfen kann, wirst doch auch durchkönnen, dachte ich bei mir, bist ja schlank und nicht durch fette Kost verwöhnt. Ich hing mir also den Schnappsack um den Hals, damit er mir nicht abhanden käme und auch nicht zuviel Raum wegnähme, dann steckte ich den Kopf in die Spalte; der ging wohl durch, aber die Schultern durchzuquetschen war schon schwerer. Ich hielt den Athem an, zog den Bauch ein und machte mich so dünn als möglich. Mit dem Muthe der Verzweiflung rückte ich langsam vorwärts und brauchte oft viele Minuten, um nur einen Zoll vorzurücken. Die scharfen Felsnadeln zerrissen mir Gesicht und Hände, Schweiß und Blut rannen in Strömen von meinem Körper und meine leichte Kleidung bestand nur noch aus Fetzen. Wohl fühlte ich, daß die Ermüdung über mich kam, aber von draußen strömte mir ein frischer Luftzug entgegen, Peterli bellte bald vor Freude, bald winselte er, daß ich mich noch immer nicht durchgezwängt hatte. Das flößte mir neuen Muth ein, mit einem starken, kräftigen Ruck, der wieder einige Fetzen kostete, überwand ich auch das letzte Hinderniß, und mit einem Jubelschrei war ich im Freien.

„Eben graute der Tag, das Morgenroth vergoldete die Spitzen der Alpen, die Gletscher leuchteten, und auf See und Thal ruhte friedliche Stille, aber was für eine Stille — die Ruhe des Grabes. Ein jäher Schmerz durchzuckte mich, als ich sah, welches Unheil der Bergsturz angerichtet hatte, die ganze Gegend war wie verwandelt und kaum noch erkennbar. Goldau und Lowerz, Busingen und Rötten waren vom Erdboden verschwunden. Die Steinbergerfluh hatte sich auf den Roßberg gestürzt, der die gewaltige Last nicht ertragen konnte; in wilde chaotische Schlamm- und Felsmassen aufgelöst, drängte sich die Alp dem See zu und begrub vier Dörfer und vierhundert sieben und fünfzig Menschen unter den Trümmeten. Alles, was mir lieb und theuer war, Eltern, Bruder, Schwester und die Gespielen meiner Kindheit lagen da unten gebettet zur ewigen Ruhe. Der arme Gaisbub stand nun mit seinem treuen Peterli allein in der Welt. Jedesmal, wenn ich von hier oben auf die Trümmerstätte

hinabschaue, erpreßt mir der Gedanke an den 2. September des Jahres 1806 einen schweren Seufzer; die weißen Haare, welche Sie auf meinem Kopfe sehen, die hat ein einziger Schreckenstag gebleicht."

Tief bewegt drückten wir stumm dem Alten die Hand, still setzten wir unseren Weg nach dem Hotel Rigi-Kulm fort, wo wir ein Nachtquartier fanden, und bis auf den heutigen Tag kann ich nicht an die herrliche Bergpartie denken, ohne mich jener schauerlich ernsten Nachtgeschichte zu erinnern.

Lebenserinnerungen. Von Julius von Wickede.

VI. Eine Begegnung mit dem Herzog von Montpensier.*)

Von allen Städten in ganz Europa, nach denen mich meine militärischen Studien führten, hat außer Neapel keine einzige einen so angenehmen und bleibenden Eindruck bei mir zurückgelassen, als Cadix. Und doch hat auch in dieser „Perle des Meeres", wie es die Spanier eben so poetisch wie wahrheitsgetreu nennen, jüngst die Revolution auf das blutigste gewüthet, und ihre Bewohner gelten mit als die Unruhigsten auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel. Es ist überhaupt etwas ganz Eigenes um diese heißblütigen Andalusier, und man muß sie persönlich gesehen haben, um sie richtig beurtheilen zu können. Sie zeigen fast durchweg und ausnahmslos eine seltene chevalereske Höflichkeit und besitzen einen so vornehmen Anstand, wie man solchen auch nicht einmal annähernd anderswo finden dürfte. Selbst der ärmste Cadixer Lastträger in seiner alten verblichenen Sammtmanchesterjacke bietet seine Dienste mit einer so natürlichen Würde an, daß ihn gar mancher Kammerherr darum beneiden könnte. Und doch sind diese so vornehmen, anständigen Andalusier die grausamsten, blutdürstigsten Männer, denen jegliches Gefühl des Mitleides gegen Menschen wie Thiere völlig fremd zu sein scheint, wovon man sich bei den Stiergefechten so häufig überzeugen kann.

Es war ein wunderbar schöner Maimorgen, als unser großer englischer Dampfer, von Gibraltar kommend, durch die hellblaugrünen klaren Wellen Cadix entgegenrauschte. Wie eine riesige weiße Wasserlilie, die im Kranz ihrer vollen grünen Blätter auf den Gewässern schwimmt, lag die schöne Stadt mit den weißschimmernden Marmorpalästen und glänzenden Kuppeln, von den grünen Ulmen und Platanen der öffentlichen Gärten und Promenaden umgeben, anscheinend mitten im Ocean. Dazu ging die Sonne des Südens in voller Pracht auf, die Kuppen und Thürme erglänzten, und ein rosiggoldner Schein überzog die weite Fläche des Meerbusens mit ihrem prachtvollen Hintergrund malerisch geformter blauer Berge.

In lebhafter Spannung erwarteten mein Reisegefährte, ein englischer Marinelieutenant, und ich, unsere Landung. Was war aber unser Gefühl gegen das jubelnde Entzücken, mit welchem der dritte in unserem Bunde, ein junger spanischer Hauptmann, das glänzende Schauspiel, welches sich mit immer neuen Reizen vor unseren Augen ausbreitete, betrachtete. Vor zwei Jahren war er ein oberflächlicher Mitwisser eines jener zahlreichen politischen Pronunciamentos gewesen, durch welche die sonst so brave spanische Armee den Ruf ihrer Treue und Tüchtigkeit so sehr befleckt hat. Eine zweijährige Verbannung, die er als Volontärofficier in Algerien zugebracht, war seine Strafe gewesen. Er kehrte jetzt nach deren Verbüßung in die Heimat zurück, und in Cadix erwartete ihn sein Vater, ein alter pensionirter Admiral, seine junge, so lange von ihm getrennte Gattin und sein einziges, erst nach seiner Abreise geborenes Kind.

Der Anker unseres Dampfers rasselte nieder, und bald nahm uns drei ein leichtes Boot auf, das uns mit schnellen Ruderschlägen an den breiten gutgehaltenen Quai des Hafens brachte. Mit elastischem Sprung und lautem Ruf: „Viva España!" sprang der Hauptmann an das Land. In fliegender Eile kam eine junge, ganz in schwarze Seide gekleidete Dame, das Gesicht halb von der schwarzen Spitzenmantille verborgen, herbeigestürzt und lag bald an der Brust ihres Gatten. Aufrichtige Theilnahme begrüßte beide dabei von allen Seiten, und die Lastträger und Matrosen am Hafendamm brachen in andalusischer Lebendigkeit in ein jubelndes Vivarufen aus und schwenkten grüßend ihre rothen Mützen und breitkrämpigen Hüte. Nun kam die Wärterin mit dem 1½jährigen Knaben auf dem Arm herbeigeeilt und auch die Freude des glücklichen Vaters durfte der Hauptmann genießen. Es war eine anheimelnde Gruppe, der kräftige Mann, die schöne liebliche Frau, ihr reizendes Köpfchen mit den dunklen, blitzenden Augen an seine breite Brust lehnend, und der gesunde blühende Knabe auf dem Arm des bärtigen Vaters.

Es liegt ganz außer meiner Absicht, eine nähere Schilderung von Cadix und seinen vielen Reizen hier zu geben. Auch die Beschreibung eines sehr großartigen Stiergefechts, welches gleich am ersten Tage nach unserer Ankunft stattfand, und dem wir mit einem getheilten Gefühle des Grausens, gerechten Unwillens und doch eines lebhaften Interesses beiwohnten, will ich unterlassen. Der Besuch des Herzogs von Montpensier in der Stadt war die Veranlassung, daß dies Stiergefecht, in dem 14 Pferde der Piccadores und 8 Stiere getödtet, 5 Menschen aber schwer verwundet wurden, so außergewöhnlich großartig ausfiel. Und je mehr Blut floß, je wilder die Stiere kämpften und ihre spitzen Hörner in die Leiber der Menschen und Pferde bohrten, desto lauteren Beifall jauchzten die Zuschauer, und immer aufgeregter ward ihr Enthusiasmus. Ja, als zuletzt ein wüthender Stier, ein riesiges, kohlschwarzes Thier, dessen Augen vor gereizter Wuth förmlich wie Feuer glühten, einen unglücklichen Piccador, der sich unter seinem niedergestoßenen sterbenden Pferde nicht so schnell wieder aufzuraffen vermochte, auf seinen Hörnern aufspießte, so durch den halben Circus trug und zuletzt so gewaltig fortschleuderte, daß der Mensch wie todt liegen blieb, wollte der Jubel aller Zuschauer, ohne Ausnahme, gar nicht enden und hatte zuletzt etwas wahrhaft Infernalisches. Die vornehmsten Herren in Sammt und Seide wetteiferten darin mit den Lastträgern und selbst die schönsten und elegantesten Damen schrieen wie besessen ihre Viva und Brava, und klatschten so wüthend mit den kleinen Händen, daß die zierlichen weißen Glacéhandschuhe in Fetzen umherhingen.

Am nächsten Abend sollten wir indes schon Gelegenheit finden, die schönen Bewohnerinnen der Stadt in einer ungleich vortheilhafteren Weise, als beim Stiergefecht, kennen zu lernen. Durch Vermittelung unseres Reisegefährten, des in seine Heimat zurückgekehrten Hauptmanns, waren wir in das Haus seines Onkels, der das hohe Amt eines Hafenadmirals bekleidete, zu einer Tertullia oder Abendgesellschaft, die zu Ehren des Herzogs von Montpensier gegeben wurde, eingeladen worden.

Vor der Wohnung des Admirals verbreiteten brennende Harzfackeln auf hohen eisernen Stangen ein grelles Flammenlicht und verkündeten weithin, daß hier ein glänzendes Fest gefeiert werden sollte. Obgleich sich eine dichte Volksmenge, die größentheils den untersten Ständen anzugehören schien, aus Neugierde vor dem Hause gesammelt hatte, so ging doch alles ruhig und gemessen dabei zu, und die Leute wichen höflich allen anrollenden Wagen aus. Der Ankunft des Herzogs von Montpensier zu Ehren war vor dem Hause auch eine Wache der Marineinfanterie aufgestellt worden, lauter hübsche, stattliche Soldaten. Das Treppenhaus und die Vorhalle waren mit hochstämmigen Orangen- und Granatbäumen, die größtentheils in voller Blüte standen, zwischen denen Wachskerzen auf eigenthümlich bunten Porzellanleuchtern brannten, sehr hübsch decorirt, desto einfacher waren verhältnißmäßig die eigentlichen Gesellschaftszimmer. So waren z. B. die meisten Stühle, Sophas nur von Rohrgeflecht, ohne Polster, viele Fenster hatten keine Gardinen, und der Fußboden bestand aus Steinplatten, über welche dünne Binsenmatten gebreitet waren.

Fiel uns die Einrichtung der langen Reihe hoher Zimmer durch ihre sehr große Einfachheit auf, so zeigten sich dagegen die Toiletten der Damen und Herren in desto reicherem Glanze. Es blitzte und funkelte überall von weißen Diamanten, purpurglühenden Rubinen, grünen Smaragden und anderen vielfarbigen Edelsteinen, aus denen der Brillantschmuck der Damen bestand. Und doch, was war all dies Blitzen und Funkeln der Diamanten gegen die Blitze, die aus den

---

*) Vgl. Nr. 28. S. 441.

feurigen Augen der vielen schönen Damen, die hier vereint waren, strahlten! Sie waren am heutigen Abend alle in der so äußerst geschmackvollen spanischen Nationaltracht mit der aus kostbaren Spitzen bestehenden Mantille hinten im Nacken, dazu ein enganschließendes Kleid von schwerer schwarzer Seide, in dem blauschwarzen Haar, außer den Edelsteinen, nur natürliche Blumen, entweder Rosen, oder Granat- oder Orangenblüten tragend. Aber auch die Herren waren äußerst elegant gekleidet. Wer nur irgend dazu berechtigt war, trug gewiß eine Uniform, die oft mit reicher Gold- und Silberstickerei fast überladen war, die übrigen hatten moderne schwarze Gesellschaftsanzüge, weiße mit Spitzen an den Schleifen besetzte Halstücher und auffallend viele Diamanten an den Ringen oder Tuchnadeln. Daß Spanien das Land vieler glänzender Orden sei und die Spanier eine ungemeine Vorliebe für den bunten Schmuck derselben besitzen, konnte man auch in dieser Tertullia deutlich sehen. Ueberall blitzte und glitzerte es von Kreuzen und Sternen in allen möglichen Formen und Farben, und manche Herren in Civil waren so damit behangen, daß kaum ein leerer Platz vorn auf ihren schwarzen Fracks übrig blieb. Es gibt in ganz Europa wohl kein Land, in welchem alle Stände ohne Ausnahme den äußeren Schmuck aller Art und besonders recht bunte Orden und Medaillen lieben, als das gerade in Spanien der Fall ist, wie denn überhaupt die Spanier alles andere mehr als Republikaner sind.

Wie die Spanier dagegen auf alle materiellen Genüsse einen ungemein geringen Werth legen, und in Speise und Trank von einer Mäßigkeit sind, von der wir in Norddeutschland kaum einen Begriff haben, so war auch die Bewirthung in dieser Tertullia eine äußerst einfache. Diener in sehr reicher Livree präsentirten in kostbaren Silber- und Krystallgefäßen Eiswasser, dazu kleine Flacons mit Orangenblütenessenz, um dem Wasser, wenn man dies wünschte, einen anderen Geschmack zu verleihen, und ein leichtes, aus Zucker, Mandeln und Eierschaum bestehendes Gebäck. Später wurden auch einige Karaffen mit süßem Xereswein und verschiedenen Liquörsorten herumgereicht, wovon die Herren sich mitunter ein kleines Spitzgläschen voll einschenkten, oft aber den Wein stark mit Wasser vermischten; weitere Speisen und Getränke wurden in der ganzen Tertullia, die bis gegen Mitternacht währte, nicht angeboten.

Unter den vielen Persönlichkeiten, denen mein Reisegefährte, der englische Seeofficier, und ich uns vorstellen ließen, erregte der Herzog von Montpensier, der die sehr geschmackvolle Uniform eines höheren Officiers der spanischen Armee trug, meine besondere Aufmerksamkeit. Er hatte sehr zuvorkommende, elegante französische Manieren und erinnerte in seinem Gesicht stark an seinen Bruder, den Herzog von Nemours, den ich früher einmal in England kennen gelernt hatte. In seinen Zügen lag übrigens etwas Kaltes und Berechnendes, das mir gerade kein besonderes Vertrauen einflößte. Es kam mir stets vor, als ob der Herzog die Sprache nur dazu benutze, um seine eigentlichen Gedanken dahinter zu verstecken. Besonders am folgenden Tage, wo ich auf der spanischen Fregatte „Salamanca" wohl eine Stunde mich mit diesem jetzigen Prätendenten der spanischen Königskrone unterhielt, fiel mir das auf. Von allen Söhnen des Königs Louis Philipp soll auch der Herzog von Montpensier in seinen geistigen Anlagen die meiste Aehnlichkeit mit seinem Vater besitzen. Er gilt allgemein für sehr klug und hat fast in allen Zweigen des Wissens bedeutende Kenntnisse, die den Spaniern um so mehr imponiren müssen, je seltener sich unter ihnen Männer befinden, die — wenigstens nach unseren deutschen Begriffen — eine gründliche Schulbildung genossen haben. Auch soll der Herzog, ganz entgegengesetzt der spanischen Sitte, die das „Dolce farniente" so sehr liebt, sich fortwährend täglich mehrere Stunden geistiger Beschäftigung widmen und nicht allein einen sehr ausgedehnten Briefwechsel selbst führen, sondern sich auch mit allen neuen bedeutenden Werken der historischen und militärisch-politischen Literatur bekannt machen. Als ich mit ihm am andern Tage ein derartiges Gespräch führte, fand ich ihn über die militärisch-politischen Verhältnisse in Europa recht gut unterrichtet. Wenn aber die geistige Bildung und Thätigkeit des Herzogs von Montpensier allgemeine Anerkennung fand, so lauteten die Urtheile, die ich damals in Spanien über seinen Charakter hörte, weit ungünstiger. Er galt allgemein für intriguant und von einem so großen persönlichen Ehrgeiz beseelt, daß er kein Mittel zu dessen Befriedigung verschmähte. So war sein Benehmen gegen seine Schwägerin, die Königin Isabella, niemals ritterlich, und es ist bekannt, daß er eigene Spione in deren Hofhaltung besoldete, um alle Scandalgeschichten, die dort vorkamen — und leider kamen solche nur zu häufig vor — in Erfahrung zu bringen und dann, möglichst vergrößert und ausgeschmückt, durch die in seinem Solde stehenden Zeitungen verbreiten zu lassen. — —

Die Tertullia im Hause des Hafenadmirals gewährte uns trotz der so einfachen materiellen Genüsse, bei denen wir, nicht an eine solche Frugalität gewöhnten Nordländer, zuletzt einigen Hunger und Durst empfanden, doch solch Interesse, daß wir ihr Ende aufrichtig bedauerten. Besonders meine Gefährte, der junge englische Seeofficier, war von den Reizen mehrerer Caditanas förmlich entzückt und machte seinen Gefühlen in dem schlechten Deutsch und Französisch, das er sprach, auf eine ungemein komische Weise Luft. Auch bei unseren Wanderungen in den Straßen hatte er für nichts anderes Auge und Sinn, als für die schönen Frauen, die wir dort auch in reicher Anzahl antrafen. Als ich gegen ihn meine Absicht aussprach, einen Vormittag zur genauen Besichtigung des großen Arsenals der spanischen Kriegsflotte, welches sich in Cadix befindet, verwenden zu wollen, lachte er und sprach: „Luaß Sie sein das Arsenal, is all dum Zeug damit in Spanien, uill ick Ihnen zeigen in Portsmouth uil besser Arsenal, aber nich so schöne Frauen," und so ließ er mich allein dahin fahren und flanirte während der Zeit lieber in den Straßen von Cadix umher.

Ich muß übrigens bekennen, allzuviele Ausbeute bot die Besichtigung der Arsenale und Zeughäuser der spanischen Flotte, die in und um Cadix vorhanden waren, nicht dar. Zwar waren massenhafte Vorräthe von Geschützen, Munition und sonstigen zur Schiffsausrüstung vorhandenen Gegenständen daselbst aufgespeichert, aber es befand sich viel unbrauchbares und veraltetes Zeug darunter, was nur dazu diente, die Räume zu füllen, sonst aber weiter keinen Nutzen mehr hatte. Man sah dort, wie überhaupt bei allen Anstalten des Staates, daß Spanien ein in finanzieller Hinsicht arg zerrüttetes Land ist, was keine Kraft mehr besitzt, eine tüchtige Flotte zu schaffen und nur von dem alten Ruhm untergegangener Größe noch zehrt, statt sich auf der Höhe der Zeit zu erhalten. So jung unsere jetzige norddeutsche Kriegsflotte auch noch ist und so manches noch zu thun übrig bleibt, um sie zu einer des norddeutschen Bundes würdigen Macht zu erheben, so ist sie doch jetzt schon an Tüchtigkeit der Schiffe, Ausrüstung derselben mit Geschützen, und vor allem an Ausbildung der Officiere wie Mannschaften, der spanischen Kriegsflotte entschieden überlegen.

Es war mir sehr erwünscht, daß mein Gefährte und ich schon auf der erwähnten Tertullia dem Admiral Tompete vorgestellt, und von diesem zum Besuch der auf der Rhede von Cadix segelfertig liegenden drei großen Schraubendampffregatten „Madrid", „Saragossa" und „Salamanca", der drei besten Kriegsschiffe, welche Spanien besitzt, eingeladen waren. Der Admiral Tompete ist bekanntlich derjenige Officier, welcher im Herbst 1868 mit dem von ihm befehligten Theil der Flotte zuerst der Königin Isabella den Gehorsam verweigerte und so die Revolution begann.

Tompete war, als ich ihn in Cadix kennen lernte, eine sehr stattliche Persönlichkeit, die den chavaleresken Anstand zeigte, der die Erscheinung der Spanier und den oberflächlichen Verkehr mit ihnen so äußerst angenehm macht. Er besaß sehr elegante Manieren und ein Benehmen, das ich eher von einem Hofmann als von einem Seeofficier erwartet hätte. Auch sein Anzug war sehr elegant, und auf seiner Brust prangten mindestens ein halbes Dutzend glänzender Decorationen. Besonders schien er Parfüms sehr zu lieben und duftete mehr wie eine Modedame, als wie ein rauher Seeofficier. Uebrigens hörte ich später von mehreren spanischen Flottenofficieren sehr ungünstige Aeußerungen über seine Tüchtigkeit als Seemann, und es ward die Behauptung aufgestellt, daß ihm Kenntnisse wie Erfahrungen mangelten, um nur eine Fregatte gut zu fahren. Wie weit dies harte Urtheil berechtigt ist, vermag ich natürlich nicht zu entscheiden, und kann nur anführen, was damals in Cadix über ihn gesprochen wurde.

Es war ein wundervoller Morgen, als wir das leichte Boot bestiegen, welches uns nach den in ziemlicher Entfernung vom Hafendamm vor Anker liegenden Fregatten hinführen sollte. So schön wie an jenem Morgen bei Cadix, sah ich den Ocean selten. Es war wirklich, als ob das glänzende Blau des Himmels sich mit völliger Reinheit im Wasser abspiegele, eine so tiefgesättigte blaue Färbung zeigte dieses. Und dazu die reizende Landschaft, welche den weiten

Meerbusen, an welchem Cadix liegt, von allen Seiten umgibt. In einer großen Schaluppe, die von acht kräftigen Matrosen gerudert wurde, fuhren wir dahin, eine bunte Gesellschaft von einem halben Dutzend Männer, darunter ein Engländer, ein Franzose und ich, der Norddeutsche, die übrigen spanische Seeofficiere.

Dicht vor uns ruderte das prächtig geschmückte Boot, in welchem sich der Herzog von Montpensier befand. Als wir vor der Fregatte „Madrid“ anlangten, begrüßte das Schiff den Herzog als Infanten von Spanien mit dem Donner aller seiner Kanonen, und die anderen beiden Fregatten „Saragossa“ und „Salamanca“, nebst noch einigen kleinen Kanonenbooten, folgten diesem Beispiele. Es krachte gewaltig, und die weißen Dampfwölkchen aus den Geschützen schwebten bei der völligen Windstille längere Zeit über dem blauen Spiegel des Meeres. Auch die Raaen der Schiffe bemannten sich schnell mit weiß gekleideten Matrosen, was in dem hellen Sonnenschein doppelt hübsch aussah.

Was ich nun am Bord dieser spanischen Kriegsschiffe sah, wollte mir nicht allzusehr gefallen. Die Schiffe selbst sahen zwar sehr gut gehalten und reinlich aus, und selbst in den Räumen der Mannschaft herrschte eine tadellose Sauberkeit, allein das Ganze machte doch keinen seemännischen Eindruck. Es ward bei einigen kleinen Schiffsmanövern, die später erfolgten, gar zu viel commandirt und gesprochen, und die ernste schweigsame Ruhe, die mir auf den Schiffen der englischen und dann auch der dänischen und jüngst unserer norddeutschen Bundesflotte in Kiel so sehr gefiel, fehlte hier ganz. Auch klagten die spanischen Seeofficiere vielfach, daß es immer schwieriger halte, gute Matrosen zu bekommen, und daß überhaupt die Küstenbevölkerung sich immer mehr von dem Seeleben mit seinen vielen Strapazen und Beschwerden abwende. Die weitaus besten Matrosen der spanischen Kriegsflotte kommen von der baskischen Küste, die schlechtesten und unzuverlässigsten aber aus Andalusien. Diese Andalusier sehen eben äußerlich sehr stattlich aus und sind fast durchweg hübsche und gewandte Menschen, doch fehlt ihnen meist Kraft, Ausdauer und Zuverlässigkeit.

Der Aufenthalt am Bord dieser spanischen Fregatten auf der Rhede vor Cadix war übrigens eben so angenehm als interessant. Wir wurden durchweg mit ritterlicher Höflichkeit empfangen, und besonders einige Officiere bestrebten sich, die liebenswürdigsten Wirthe, die man nur finden konnte, gegen uns zu machen. Auch die Höflichkeit und den hübschen Anstand der Mannschaft — bis zum untersten Kajütenjungen — mußte ich bewundern und erkannte, wie hierin die Spanier alle anderen Nationen übertreffen.

Das Mittagsmahl nahmen wir auf der Fregatte „Salamanca“ ein, nachdem wir dem Herzog von Montpensier auf der Fregatte „Madrid“ unsere Aufwartung gemacht und einem Exercitium mit den Geschützen daselbst beigewohnt hatten. Auf der Fregatte „Salamanca“ fanden am Nachmittag noch verschiedene Spiele und Belustigungen der Mannschaft statt, wobei deren gesittetes, anständiges Benehmen sich wieder in vortheilhafter Weise zeigte. Auch mehrere Tänze führten die Matrosen mit großer Gewandtheit und Grazie auf.

Ein improvisirter Ball sollte aber noch am Abend stattfinden. Das Wetter war so schön und das Meer so spiegelglatt, daß es wirklich zu einer Bootsfahrt für Damen gar nicht erwünschter sein konnte. Das verlockende Wetter und dazu der Umstand, daß ein junger Seeofficier, Don Ruiz de la Alameda y Bria, der viele Verwandte in Cadix besaß, gerade am heutigen Tage sein Namenfest feierte, bewog mehrere Officiere der Fregatte, den Capitän zu fragen, ob er ihnen nicht gestatten wolle, am heutigen Abend am Bord eine Tertullia zu improvisiren und bekannte Familien aus der Stadt dazu einzuladen. Lachend gewährte der Capitän, selbst noch ein junger Mann aus vornehmer Familie, diese Bitte. In aller Eile fuhr nun ein sehr schnelles Boot mit einem halben Dutzend junger Lieutenants und Kadetten zur Stadt, um die Damen zu dieser improvisirten Gesellschaft einzuladen und einige bunte Papierballons zum Einstecken der Lichter, wie sonstige Kleinigkeiten zur Ausschmückung des Schiffes zu kaufen.

Gegen 7 Uhr abends, als eben die untergehende Sonne den azurblauen Spiegel des Meeres mit purpurnem Glanze vergoldete und der Himmel in glühender Farbenpracht glänzte, langten ungefähr 6—8 Boote, alle mit jungen Damen und deren Familien dicht besetzt, bei der Fregatte an, und bald war das Verdeck mit schönen Caditanas angefüllt. Da das Fest ein improvisirtes war, und die einladenden Seeofficiere die Familien sogleich mitgebracht hatten, so trugen alle Damen ihren einfachen Hausanzug, der jedoch bei den meisten aus schwarzer Seide bestand. Unter den Damen war ein junges Mädchen, Donna Mercedes, die Tochter eines Obersten, von besonderer Schönheit, sie hatte so wundervolle dunkle Augen, daß das Herz meines Reisegefährten, des englischen Seeofficiers, schon gleich an diesem ersten Abend ihrer gegenseitigen Bekanntschaft davon entzündet wurde. Er schwor hoch und theuer, Donna Mercedes und keine andere solle und müsse seine Frau werden, und da er ein recht hübscher, wohlhabender Mann und zugleich Katholik war, so zweifelte ich kaum daran, daß ihm seine Bewerbung gelingen würde. Vorläufig freilich mußte er Cadix und die schöne Mercedes schon in den nächsten Tagen verlassen, um nach Portsmouth zu eilen, wohin er zum Dienst auf einer Fregatte einberufen war. Mit echt englischer Ausdauer wußte er aber dennoch seinen Plan durchzusetzen, und ungefähr ein Jahr später, erhielt ich die Anzeige, daß Donna Mercedes nunmehr eine Mrs. E . . . . geworden und mit ihrem Gatten nach dessen englischer Heimat abgereist sei.

Das Quarterdeck der Fregatte „Salamanca“ war unterdes, so gut sich dies in der Eile herstellen ließ, in einen Ballsaal verwandelt worden. Ein großes Zeltdach war ausgespannt, und einige 40—50 bunte Papierballons, in denen Kerzen brannten, wurden überall auf geschmackvolle Weise angebracht. Von den anderen Fregatten und Kanonenbooten kamen noch einige Dutzend jüngere Seeofficiere, und da die kleinen Füßchen der Sennoritas schon längst vor Ungeduld zum Tanze zitterten, so begann bald nach 8 Uhr der Ball.

„Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen“ heißt es mit Recht. Obgleich das ganze Orchester nur aus einer Flöte, einer Guitarre und einer Art Tambourin bestand, welche drei Instrumente von einigen jungen Matrosen mit ebensoviel Ausdauer wie Geschick gehandhabt wurden, so reichten deren Klänge doch vollständig aus, alle tanzenden Paare zur lebhaftesten Theilnahme zu bewegen. Und mit welcher unnachahmlichen Grazie wurde getanzt, welche Leichtigkeit und Anmuth in allen ihren Bewegungen entwickelten fast sämmtliche Tänzerinnen und Tänzer! Ungemein charakteristische Gruppen bildeten in der eigenthümlichen Beleuchtung vom Mondenschein und dem vielgefärbten Licht aus den bunten Papierlaternen die Matrosen der Fregatten, die auf die Raaen oder in die Mastkörbe und Strickleitern geklettert waren, um von diesem erhöhten Standpunkt aus dem Tanzen besser zuschauen zu können. Der Capitän hatte der Mannschaft die Erlaubniß gegeben, aufzubleiben und sich nach ihrer Weise zu belustigen. So hatten mehrere Matrosen auf dem Vorderdeck auch einen kleinen Ball improvisirt und tanzten nach dem Klange der Castagnetten und einer Triangel mit unermüdlicher Ausdauer und nicht geringer Geschicklichkeit unter sich.

Um 2 Uhr Morgens endete dieser improvisirte Ball, und die frohe Gesellschaft trat die Heimfahrt nach Cadix an. Zwar hatten wir Fremden unser eigenes Boot noch bei uns, doch wußte der verliebte Engländer es zu machen, daß er mit Donna Mercedes in ein Fahrzeug kam und wir dafür ein spanisches Ehepaar nebst zwei hübschen Töchtern bei uns aufnahmen. Aus allen Böten erscholl bald Gesang, von Guitarrenklang accompagnirt, und die Sennoritas in den verschiedenen Fahrzeugen sangen scherzhafte Wettgesänge gegen einander und neckten sich auf allerlei Weise. So verging die Fahrt nur zu schnell, und wir alle bedauerten, als unsere Boote unweit der Alameda anlegten. Viel Ruhe fanden wir nicht in dieser Nacht, denn es mochte fast 4 Uhr sein, als wir endlich in unserem Gasthofe das Lager suchten, und schon um 8 Uhr war aufs neue ein Boot bestellt, mit dem wir nach La Caracca unweit Cadix fuhren, um die dortigen Schiffswerften zu besehen und von da einen Abstecher nach der bekannten Isla de Leon zu unternehmen, die in der neuen Geschichte Spaniens wiederholt einen Namen sich erworben hat.

Der folgende Tag führte uns nach Sevilla; und nicht ohne großes Bedauern trennten wir uns von Cadix und seinen liebenswürdigen Bewohnern, wie denn die dort verlebte Zeit mit zu den angenehmsten Reiseerinnerungen meines vielbewegten Lebens gehört.

Die Tante.

Scherz und Ernst aus dem socialen Leben von **Emil Strötzel**.

Unter den vielen Fragen, an deren Beantwortung unser armes Jahrhundert laborirt, hat sich in den letzten Decennien eine immer lauter und weiter hintönend vernehmen lassen. Die Mädchenfrage — noch vor kurzem nur der Gegenstand vertraulicher Besprechungen im engern Familien- und Freundeskreise — tritt jetzt mit der Würde und Bedeutsamkeit einer großen socialen Frage auf, und der ganze Apparat, welcher unserer vorgeschrittenen Cultur zu Gebote steht, wird in Scene gesetzt, um eine befriedigende Antwort darauf zu finden. Vereine zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts werden gegründet, permanente und nicht permanente Committees constituiren sich, große Bazare sammeln die Erzeugnisse des weiblichen Kunstfleißes, höhere Töchterschulen und Gouvernantendressuranstalten wachsen wie die Pilze aus der Erde hervor, Post, Telegraphie, academische Würden werden den Frauen zugänglich gemacht, selbst die große Panacee aller Schäden unserer Zeit, die Massenversammlungen und Congresse, hat man nicht unversucht gelassen.

Die Frage liegt nahe: „Was geschah denn früher mit den Mädchen, welche ihren Lebensberuf nicht als Gattin und Mutter fanden?“ — denn um diese handelt es sich ja vornehmlich. Das war sehr einfach, sie wurden ... Tante. Es gibt heutzutage so gut wie gar keine Tanten mehr, darum gibt es eine Mädchenfrage. Die Tante ist von der Nationalökonomie verurtheilt, und die Nationalökonomie ist das Evangelium unserer Zeit. Leider hat die Poesie der Nationalökonomie dabei treulich in die Hände gearbeitet. Spitze Nase, spitzes Kinn, spitze Zunge, spitze Nägel, alles spitz, scharf, eckig, — in dieser Gestalt figurirt meist die Tante bei unsern Poeten, eine eindringliche Warnungstafel für alle, sich ja vor dieser Station des menschlichen Lebens, die den Namen Tante trägt, zu hüten, und wenn ein Dramatiker einen Störenfried nöthig hat, so hilft ihm sicher eine Tante aus der Verlegenheit. Arme Tante! — Freilich bist du auch hier ganz in deinem Berufe, du hilfst aus Verlegenheit und erntest Undank. — Steige empor, du Bild der ächten Tante, welches seit den Tagen meiner Kindheit in meinem Herzen treu bewahrt ruht, und beschäme mit deinem milden Glanze deine Lästerer, welche dich einen unnützen Parasiten und Störenfried schelten!

Jeden Tag beginnt die Tante mit einem hartnäckigen Kampfe zwischen Pflicht und Neigung, der aber fast regelmäßig zu Gunsten der ersteren entschieden wird. Sie hat nämlich eine tiefgewurzelte Abneigung gegen das frühe Aufstehen, nicht minder tief ist sie aber von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die häusliche Maschinerie nothwendig stocken müsse, wenn nicht ihre Hand gleich mit dazu hülfe, sie in Gang zu setzen. Es gereicht ihr daher zu einer gewissen Genugthuung, wenn sie, noch mit ihrer Toilette beschäftigt, ihre kleine Nichte in ihr Zimmer stürzen sieht mit der hastigen Frage: „Tante, hast Du nicht einen Fingerhut, ich habe meinen verloren, und wir sollen nach der Schule einen mitbringen.“ Die Tante hat natürlich alles, und sie hilft auch gern mit dem Ihrigen aus, besonderes Vergnügen gewährt es ihr aber jedesmal, wenn sie mit einem großen Schein von Unbefangenheit den verloren geglaubten Gegenstand selbst überreichen kann — und das geschieht nicht selten, denn ihrem ordnungsgewohnten Blick bleibt selten etwas verborgen, was am unrechten Orte liegt. Sie heuchelt anfangs einen Ton von Strenge, indem sie sagt: „Aber mein Kind, Deinen schönen silbernen Fingerhut, was wird Mama dazu sagen?“ Und nun weidet sie sich mit stiller Freude an der Ueberraschung des Kindes, wie dieses den ihm dargereichten Fingerhut von allen Seiten besieht und dann noch etwas zweifelnd ausruft: „Aber Tante, das ist ja meiner, wo hast Du ihn gefunden?“ — „Ja, rathe einmal!“ — „Hinter dem großen Wäschschranke, in Hugos Soldatenschachtel, in Mamas Handschuhkasten“ — immer stärker zuckt es in den Mundwinkeln der Tante, und immer schelmischer leuchten ihre großen braunen Augen, je unglaublicher die Orte werden, welche das Kind angibt, bis sie endlich ausruft: „In der blauen Stube in der Ofenröhre, Du unordentliches Mädchen,“ und zugleich drückt sie dem unordentlichen Mädchen einen zärtlichen Kuß auf die Stirn.

Bei aller Geneigtheit auszuhelfen, ist die Tante doch eine erklärte Feindin aller communistischen Tendenzen, und es gibt deswegen oft sehr ernsthafte Scenen, namentlich mit ihrem ältesten Neffen, der sich gar kein Gewissen daraus macht, ihr schönstes Seidenband an seine Peitsche zu knüpfen, oder ihr eines der reizenden Kästchen, für die sie eine große Vorliebe hegt, auszuführen, um darin Regenwürmer aufzubewahren.

Die Toilette der Tante ist langsam, gründlich, von peinlicher Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit. Die Kleider sind ihr weder ein todtes Utensil, das nur einem praktischen Bedürfniß dient, noch ein eitler Luxusgegenstand, mit dem man heute glänzt, um ihn morgen verächtlich bei Seite zu werfen, sie bilden vielmehr einen Theil ihres Selbst, dem man auch ohne Eitelkeit aus bloßer Selbstachtung eine liebende Pflege widmen muß; daher vermag sie eine Handlung mit alten Kleidern nicht ohne sittliche Entrüstung anzusehen, und daher werden auch die Kleider der Tante ebensowenig alt als sie selbst, beide halten sich in einer gewissen wohlthuenden Mitte zwischen Jugend und Alter.

Gewöhnlich ist der Frühstückstisch schon gedeckt, wenn die Tante, fix und fertig angekleidet, ein Musterbild von Nettigkeit und Sauberkeit, in das Wohnzimmer eintritt. Sie ist nicht hübsch, ihrer Figur fehlt die behagliche, reizende Fülle, und ihr Gesicht könnte regelmäßiger gebildet sein, doch leuchtet daraus so viel Wohlwollen und geduldige Ergebung; aus allen Ecken und Disharmonieen ihrer äußeren Erscheinung lugt so viel seelische Anmuth hervor, die sich wie ein zarter Schleier über jene legt, daß sie auch durch ihr Aeußeres nicht anders als angenehm wirken kann. Der Morgengruß, den sie der Familie zuruft, klingt herzlich, aber etwas leidend; denn die Tante ist morgens immer etwas leidend; eine theilnehmende Frage nach ihrem Befinden thut ihr wohl und ist meist für sich allein schon genügend, ihr Befinden zu einem vortrefflichen zu machen. Leise und unbemerkt weiß sie sofort der Hausfrau eine Menge von kleinen Geschäften abzunehmen — hier eine Unreinlichkeit des kleinen Hans zu corrigiren, dort die Spirituslampe vor dem Ausgehen zu bewahren — lauter sehr kleine, unbedeutende Sachen, die aber in ihrer Gesammtheit eine große Zahl von Hausfrauen doch so in Anspruch nehmen, daß sie für nichts anderes Zeit und Sinn behalten, und stolz auf ihre Wirthschaftlichkeit es kaum gewahr werden, wie alle edlere, gemüthvolle Behaglichkeit des gemeinsamen Lebens dabei verloren geht.

Allein die Wirksamkeit der Tante beschränkt sich nicht auf diese geräuschlosen kleinen Aushilfen. Der Hausherr findet die Butter auf seiner Semmel alt, unschmackhaft; er ist gerade in diesem Punkte sehr peinlich, sein Antlitz wird bedenklich; die Frau merkt es und macht sich schnell mit ihrem jüngsten Sprößling etwas zu schaffen. Die Tante aber beginnt beherzt und unbefangen eine längere Rede über die Jahreszeit, die Witterung, die Zeitverhältnisse, aus der schließlich mit mathematischer Evidenz hervorgeht, daß die Butter nicht anders sein könne und verhältnißmäßig schlecht sein müsse. Gelingt es ihr nicht, den starren Kopf des Haustyrannen zu überzeugen, so hat sie nun jedenfalls den ganzen ausbrechenden Sturm zu tragen; und wer es beobachtet hat, wie meist grade aus den unbedeutendsten Anlässen die ärgerlichsten ehelichen Zwistigkeiten entstehen, wird diese Wirksamkeit der Tante als Buffer zwischen Eheleuten nicht unterschätzen. —

Um die Schilderung der Tante fortzusetzen, könnte ich nun gut historisch am Faden der Hausordnung weiter erzählen: „Während sich nach dem Frühstück die Hausfrau in die Küche begibt, sucht die Tante mit Hans einen einsamen Ort auf, um sich mit ihm in die Geheimnisse des Alphabets zu vertiefen.“ Das verbietet mir aber, mag es auch noch so bequem sein, mein Wahrheitssinn; denn ich weiß wohl, daß es völlig unberechenbar ist, wo sich die Tante im nächsten Augenblicke befinden wird. Das Leben der Tante gestaltet sich nicht, wie ein historisches Gemälde, sondern setzt sich mosaikartig aus den verschiedensten Genrebildern zusammen.

Die meisten wohlsituirten Landgüter haben auf dem Hofe einen sogenannten Tausendkünstler, einen Menschen, der Zähne zu ziehen, Pferde zu kuriren, zerbrochene Uhren wieder in Gang zu setzen, Stühle und Bänke zu zimmern, Bäume zu oculiren, kurz, der alles zu machen versteht. Macht diesen Kerl zum Zahnarzt, zum Pferdedoctor, zum Uhrmacher, Schreiner oder Gärtner, er wird in keiner Branche etwas taugen; dagegen ist er in allen diesen Branchen zusammengenommen vortrefflich, und wer einmal einen solchen Menschen auf seinem Gute gehabt hat, wird ihn nur schwer wieder entbehren können. Was

dieser Allerweltsmensch für den Gutshof, das ist die Tante für die Familie. Setzt sie dem Küchenressort vor — das Essen wird nie zur Zeit fertig sein; macht sie zur Gouvernante der Kinder — nach acht Tagen wird sie alle Autorität verloren haben; übergebt ihr die Nätherei — die Klagen über fehlende Knöpfe werden kein Ende nehmen. Laßt ihr sie aber ungezwungen ihrer Neigung folgen, so wird sie rastlos thätig sein, ihrem Auge wird keine Stelle entgehen, wo Hilfe Noth thut, und sie wird unbemerkt viel dazu beitragen, daß alles im glatten, ruhigen Flusse erhalten bleibt.

Die Specialität der Tante sind daher die Verhinderungsfälle. Ihr Leben ist eigentlich eine beständige Jagd nach solchen Fällen, und sie hat entschiedenes Glück bei dieser Jagd, da ihr auch die unbedeutendste Verhinderung nicht zu gering erscheint, um daraus eine willkommene Beute für sich zu machen. Jeder Besuch hindert ja in etwas den regelmäßigen Gang des Familiengetriebes; die Hausfrau kann nicht zu gleicher Zeit für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse des Gastes sorgen, es muß um Entschuldigung gebeten werden, und der Fremde bleibt lange Momente allein, um sich für die oft sehr ernsthaft gemeinte Versicherung vorzubereiten, wie peinlich es ihm sei, der Gegenstand besonderer Mühen und Umstände zu sein. Die Tante beugt alle dem vor; sie macht mit den langweiligen Besuchen die Conversation, für die angenehmen, kurzweiligen schafft sie die leiblichen Erquickungen und ist froh bei dem Gedanken, in beiden Fällen das schlechtere Theil erwählt zu haben. — Die gewöhnlichste Ausfahrt bereitet eine Menge von Sorgen um das zurückgelassene Haus, welche oft mit zäher Hartnäckigkeit in den heitersten Kreis, in die schönste Natur mit hineinspazieren. Das kurze Wort der Tante, den Abfahrenden noch recht herzlich vom Fenster her nachgerufen: „Nun, amüsirt Euch gut“, verscheucht sofort die nagenden Bestien von dem Wagen; die Tante muß sich nachher freilich selbst mit ihnen abfinden. — Mit der reinsten Freude denke ich gerade an diese Stunden meiner Kindheit zurück, wo die Tante das alleinige Regiment im Hause hatte. Doppelt liebevoll als sonst gegen uns, hatte sie ein probates Mittel, um die Tollheiten, die sich in uns etwa Luft machen wollten, zu bändigen; sie setzte sich mit uns vor ihren Glasschrank und erzählte uns Geschichten. Der Glasschrank gehörte aber ganz nothwendig dazu, ohne den hatten die prächtigsten Geschichten nicht den halben Reiz, er machte erst diese Stunden zu wahrhaft poetischen Feierstunden. Das wird manchem freilich recht sonderbar klingen, der nur die gewöhnlichen Glasschränke kennt. Aber der gewöhnliche Glasschrank ist von dem Glasschrank der Tante so weit verschieden, als ein Sperling von einer Nachtigall, die ja doch auch beide zu demselben Geschlechte der Singvögel gehören. Der Glasschrank ist das wesentliche Attribut, das eigentliche Erkennungszeichen der ächten Tante, er zeigt uns, daß sie wirklich zur Tante geboren, und nicht erst durch unglückliche Fügungen nothgedrungen Tante geworden ist. Wie man aus den Jahresringen auf das Alter des Baumes schließt, so könnte ein Kundiger auch leicht aus dem Glasschrank das Alter der Tante berechnen, ja wohl noch ein gutes Stück Lebensgeschichte dazu herauslesen. Der theilnahmlose Beschauer sieht da allerdings nur ein wunderliches Gemisch der verschiedensten und seltsamsten Nippsachen. Es gehört eben ein Organ dazu, das nicht jeder hat, um den eigenthümlichen Duft zu empfinden, der über alle diese Sachen gebreitet ist, um das Lieben und Leiden eines Menschenherzens, von dem jedes dieser Sächelchen geheimnißvoll umwoben ist, und das sie alle zu einem lebendigen Ganzen verbindet, zu bemerken. Es ist eine dunkle Ahnung von diesem lebendigen Zauber, welche die Kinder so unwiderstehlich an den Glasschrank der Tante fesselt; sie haben diese schiefäugigen Chinesen, diese vermummten Schornsteinfeger, diese Glasschiffchen und kleinen Elfenbeinspindeln, diese gräulichen Nußknacker schon oft gesehen, und doch treibt es sie immer wieder an die magischen Glasscheiben. Eine bunte, räthselhafte Märchenwelt scheint ihnen dahinter verborgen, um so räthselhafter, da sich die Tante nie bewegen läßt, den Glasschrank zu öffnen. Und die Tante selbst sitzt auch manche Stunde sinnend vor diesem Glasschrank; ist doch jeder denkwürdige Moment ihres Lebens durch ein Stück darin bezeichnet. Diese silberne Klapper ist ihr von der Frau Pathin in die Wiege gelegt worden, diesen an einem verschossenen Seidenbändchen schwebenden Wachsengel schenkte ihr eine geliebte Jugendfreundin zur Einsegnung, und aus dieser Tasse trank ihre sterbende Mutter den letzten Labetrunk. Wenige Stunden voll süßer Melancholie, im Anschauen dieser Erinnerungen verbracht, die angenehmsten im Dasein der Tante! Ihr Lebenselement ist die Vergangenheit; was würde ihr das Leben sein, wenn nicht die Vergangenheit, in zartem Gemüthe bewahrt und verklärt, mit lichtem Scheine die Gegenwart umspielte und mit einem freundlichen Strahle in das Dunkel der Zukunft hineinleuchtete! — —

Wenn nun schon jene minder bedeutenden Verhinderungsfälle uns in der Tante eine Institution erkennen ließen, die sich ganz vortrefflich in unsern socialen Organismus einfügt, so erscheint sie uns in vollem Glanze doch erst in den großen Fällen, den Krankheiten. Jede Krankheit eines Familiengliedes wirkt auf die Tante wie eine stärkende Arznei. Neigt sie sonst vielleicht etwas zu einer gewissen pedantischen Peinlichkeit, zu einem etwas zimperlichen Wesen, zu einer weinerlichen Empfindlichkeit, die besonders daraus ihre Nahrung zieht, daß sie zuweilen selbst an ihrem Beruf irre wird, und sich für das unnützeste Geschöpf auf Gottes Erdboden hält, so ist das alles wie mit einem Zauberschlage verschwunden, sobald sie an einem Krankenbette sitzt; und merkwürdig, auch ihr Körper empfindet nichts mehr von seiner sonstigen Kränklichkeit, jede Nachtwache scheint ihm nur neue Kraft zuzuführen, und wenn man sie bittet, doch auf ihre Gesundheit einige Rücksicht zu nehmen, so kann sie ganz wahrheitsgemäß entgegnen: „Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt als jetzt.“

Einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres Lebens bringt die Tante auf Reisen zu. Kaum ein bedeutenderes Ereigniß passirt in der ganzen Verwandtschaft, ohne daß die Tante nach seinem Schauplatz eilen müßte, um zu rathen, zu helfen, sich mit zu freuen und mit zu leiden. Ein neuer Sproß wird der Familie geboren; die Tante muß kommen, um das Kleine zu hegen und die Mutter zu pflegen; — die glückliche Verlobung einer Nichte soll in einer fröhlichen Hochzeit ihr Ende finden; was würde wohl aus der Ausstattung werden ohne die hilfreiche Hand der Tante? — der Tod ist ins Haus eingezogen, die liebe Mutter ist in einen dunkeln, engen Sarg gebettet, düster blickt der vereinsamte Gatte auf die unerzogenen Kinder; die Tante eilt herbei, fest klammern sich die rathlos umherirrenden Kleinen an sie an, und aus ihren feuchten, seelenvollen Augen fällt es wie ein milder Thau auf den brennenden Schmerz des Mannes. — Die Tante hat alle Masern in ihrer Verwandtschaft mitgemacht; sie kann die Anzahl der Zähne, welche bei den Kindern vorhanden und noch zu erwarten sind, aufs genaueste angeben, und wo irgend ein eingewurzeltes Uebel durch eine gründliche Kur zu beseitigen ist, wird der Arzt immer gut thun, sich zuvor mit der Tante in Vernehmen zu setzen; denn sie kennt die Gesundheits- und Krankheitsgeschichte jedes einzelnen bis ins kleinste Detail.

Was die Tante nicht aus eigener Anschauung hat, erfährt sie durch eine sehr ausgedehnte, eingehende Correspondenz. Bei ihr ist es keine bedeutungslose Phrase, wenn sie schreibt: „Mit Vergnügen ergreife ich die Feder“; dafür bürgt schon die Länge ihrer Briefe, und oft legt sie die Feder seufzend fort, weil das Papier zu Ende ist, und sie mit einem neuen Bogen die erlaubte Grenze des einfachen Portos überschreiten würde; dieses zu thun verbieten ihr aber ihre Grundsätze. Und wer sollte nicht gern an eine solche Tante schreiben, die so dankbar für jede Zeile ist, welche jeden Brief wie ein kostbares Heiligthum aufbewahrt, und die deshalb eine leicht erklärliche Passion für große Commoden und tiefe Wandschränke besitzt, weil sich die Zahl der aufzubewahrenden Reliquien von Jahr zu Jahr häuft!

In einer Zeit, wo ein mechanischer Atomismus immer mehr zur herrschenden Weltanschauung wird, wo alle großen socialen Ordnungen der alten Zeit umgestürzt werden, und die Gesellschaft wieder in ihre Atome zu zerfallen droht, — in einer solchen Zeit muß es als ein bedenkliches Sympton betrachtet werden, daß die Tanten auszusterben anfangen, welche sonst die Verbindung zwischen den einzelnen verwandten Familien unterhielten, es jedem Gliede derselben zum Bewußtsein brachten, daß es einer größeren, durch Bande des Blutes verketteten Gemeinschaft angehöre, und die gemüthvolle Theilnahme und Pietät für einander hegten und pflegten. Enger und enger werden die Kreise, in welche der Egoismus den Menschen einschließt; kaum vermag noch die einzelne Familie dem zersetzenden Zeitgeiste zu widerstehen, und der Mensch, losgelöst von den Gemeinschaften, die ihn bisher hielten und trugen, und, selbst ein Atom, hineingeschleudert in die große Masse durcheinanderwirbelnder Atome, die alle nur von einer blinden, selbstsüchtigen Kraft regiert einen rücksichtslosen Kampf ums Dasein führen — er sieht sich plötzlich rathlos einer Menge von Fragen gegenüber. Unabweisbar, ernst, drohend tönen dieselben in den wüsten Wirbel hinein; wer versteht diese Warnungsrufe aus der Höhe?

Zeitungslectüre in ruhigen Tagen.

Illustrirt von A. Oberländer.

„Aha! Eine brennende Frage! Hm! hm!"

„Ja, ja! unser Redacteur, der versteht's! Das wird zünden — famos!"

„Dagegen läßt sich auch nichts sagen . ."

„Orientalische — Frage"! „Grie — chen — land —" (Schläft ein).

(Im Schlaf) „Frau, hat — Dich — die brennende Frage — gepackt?"

(Auffahrend) „Alle Wetter, aber mich!"

Die Gefangenen.

Eine Geschichte von der Adria.

(Schluß.)

Mantua! Wie oft hatten wir dieses Wort vernommen, in dessen Klang sich Geheimniß und Schauer bargen!

„Ich blieb vier bis fünf Tage," fuhr der Priester fort, „in einer Zelle, die durch eine trübe Oellampe auf dem Gange der Kasematte beleuchtet wurde, eine Lampe, deren röthlicher Schein durch ein kleines Fenster in mein Gewölbe drang. Ich dachte an Nina und den Pater Eusemio. Schon fing ich an, mehr von dem zu begreifen, was er mir gesagt hatte. In dieser dämmernden, vor dem Tage verborgenen Welt, im Scheine der armseligen Leuchte, begann ich klarer zu sehen und den trügerischen Inhalt manches Wollens zu erkennen, das mir unter den Menschen draußen als preiswürdiges Streben erschienen war.

„Endlich wurde ich abgeholt und vor eine Versammlung uniformirter Männer gebracht. Ich erhielt die Mittheilung, daß ich wegen des Umganges mit verdächtigen Jünglingen, die an öffentlichen Orten sich als Parteigänger der umsturzbegierigen Verschwörung der Carbonari erwiesen hätte und weil ich einen Mann, dessen Verdienste um die Landesregierung ihn allen Schlechtgesinnten zum Gegenstand des Hasses machten, in arglistiger und bedrohlicher Weise zum unerlaubten Zweikampf herausgefordert, verdient habe, längere Zeit im Kerker festgehalten zu werden, daß man mich aber in Berücksichtigung meiner Jugend zur einfachen Abstellung in das kaiserliche Militär verurtheile. Der Vorsitzende sprach die Hoffnung aus, daß ich mich dieser Gnade durch tadelloses Betragen im Dienste würdig beweisen und auch in ihm mich an die Ordnung gewöhnen lernen würde, gegen die ich als Studirender der Hochschule mich so schwer vergangen hätte.

„Ich wagte es nicht, von dieser Aenderung meines Schicksals die Eltern oder den Oheim in Kenntniß zu setzen. Konnte ich doch keine jener Hoffnungen mehr verwirklichen, die sie auf mich gesetzt hatten, war ich doch nach den Anschauungen, die von Jugend auf in uns durch die Umgebung genährt worden waren, ein Ausgestoßener, ein Sträfling!

„Einige Wochen später stand ich auf dem Marktplatze von Padua in Reih und Glied. Nicht weit von uns entfernt hielt eine Kutsche. Ich rückte mir den Tschako tiefer ins Gesicht und hatte Mühe, mein Gewehr festzuhalten, als mir die Personen in die Augen fielen, welche darin saßen. Ich erkannte Nina, ihre Erzieherin und der kurze, dicke Mann neben ihnen mußte der Beschreibung nach, die man mir von ihm gemacht hatte, Massetti sein. Er deutete auf mich hin, Nina schaute durch ein Glas, und alle drei brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Das war zu viel für meine neunzehn Jahre.

„Ich trat einen Schritt vor die Front und schrie hinüber, daß es der ganze Platz hörte:

„Feiger Spionenhund, Du kannst des Wehrlosen spotten, aber vor der Klinge hast Du Deinen Fettwanst eingezogen!"

„Alle Officiere, die Zuschauer und die Leute des Marktes schauten nach der Kutsche. Massetti gab ein Zeichen und die Pferde sprengten im Galopp davon. Doch schallte ihm das Hohngelächter der Menge nach, die den berüchtigten „Tedesco" erkannt hatte.

„Eine Stunde später erschien Massetti in Begleitung eines Generals in unserer Kaserne. Trotz der Fürbitte meiner wackeren Officiere wurde ich verurtheilt, achtmal durch eine Gasse von fünfzig Mann Spitzruthen zu laufen. Auf dem Hofe kam Massetti an mir vorüber und sagte:

„Die acht Touren werden Dir weniger spaßhaft vorkommen, als die schmachtenden Spaziergänge in der Contrada dei Fiori. Du wirst gar süß girren, mein Täubchen!

„Mein Hauptmann — Gott segne sein Andenken — konnte den Vollzug der Strafe nicht abwenden. Er und alle anderen Vorgesetzten murrten laut über den Einfluß, den der „Betrüger und Wucherer" an der gewichtigsten Stelle ausüben konnte. Um meine Schultern, die unter den Streichen am meisten leiden mußten, zu schonen, ließ er mir einige Paar schwere Soldatenhandschuhe um den Nacken hängen. Auch schlug man mir nach jedem Gange die nassen Tücher um, welche, nach der Strenge der Vorschriften erst nach Abbüßung der vollständigen Strafe gereicht werden dürfen, das Blut abzuwaschen und die Schmerzen der offenen Wunden, welche den ganzen Leib bedecken, zu lindern.

„Ich hörte manchen leise sagen: „Er bringt es nicht auf fünf." Aber ich vollendete meine acht Gänge. Die Trommel schwieg, ich wurde auf eine Bahre gelegt und nach dem Lazareth gebracht.

„Ich hatte leidenschaftlich, aber nicht schlecht gedacht und gehandelt," sagte Lazika ruhig, während ein seltsames Zucken über seine Wangen dahin ging. Die Züchtigung war zu schwer, denn ich lief Gefahr, ein verlorner Mensch zu werden."

„Kommen Sie, ich will Ihnen diese traurige Geschichte später zu Ende erzählen," sagte er. „Darinka erwartet uns zum Essen."

Ich sah ihm aber wohl an, daß es nicht dieser Grund allein war, der ihn zur Unterbrechung nöthigte. Die Aufregung ließ ihn nicht weiter sprechen. Ich glaube, er hatte Mühe, sich der Thränen zu erwehren, die unter seinen Lidern quellen und im Auge verborgen brennen mochten.

„Aber Ihre Schwester?" sagte ich, um unser Gespräch auf den Gegenstand zurückzuführen, von dem es ausgegangen war.

„Es ist gut, daß Sie mich daran erinnern. Wundern Sie sich, ich bitte, über nichts, was sie sagt und thut. Wäre nicht ich der Urheber ihres Unglückes, ich möchte sie noch für bemitleidenswerther halten, als mich selbst. Doch Sie werden später selbst urtheilen. Ich betrachte Sie als einen Freund, den mir Gott aus der Ferne gesendet hat, um mich zu erinnern, daß es noch Menschen gibt — gleichartige Wesen, denen man sich mittheilen kann, wodurch die Bürde des Lebens sich erleichtert."

Es war Mittag geworden. Hinter dem näher liegenden Glanze der unendlichen Wasserfläche erschienen deren fernste Fernen bleigrau und glanzlos. Rasche Wolken warfen auf die Berggrate des Festlandes dunkle Schatten, als ob dort oben in den Steinwüsten Wälder stünden. In dem weiten Blau ragten die Spitzen entlegener Inseln auf, und über den Gipfeln der nächsten Eilande spielten Lichter, deren Glanz mich fast vergessen ließ, daß wir auf unserer niedrigen, mühseligen Erde dahinschritten, auf welcher ein höherer Wille uns zu seligerem Schauen und Erkennen vorbereitet.

Heute sah ich jenes Weib, dessen Walten in diesem Hause ich gestern geahnt hatte. Darinka erschien bei unserem Mahle. Die hohe, noch jugendliche Gestalt war in jene bunten Gewänder gekleidet, wie sie das Volk der Bergschluchten trägt, in welche das Meer hineinflutet. Ihr wallendes Haar bedeckte eine niedere, goldgestickte schwarze Mütze. Sie redete nur in der süßtönenden Sprache der Slaven, in welche unter diesem Himmelsstriche aller Wohlklang übergegangen ist, dessen sich die übrigen Zungen des Südens mit minderem Rechte rühmen.

Sie bewillkommte mich nicht so, als ob sie mich zum ersten Mal sähe, sondern bewegte sich mit ungezwungener Vertraulichkeit, die einen andern hätte glauben machen, sie sei an meinen Anblick seit lange gewöhnt. Am meisten sprach sie von ihrem Bräutigam und von den Grüßen, die er mir aufgetragen hatte. Lazikas Blicke und Winke deuteten mir an, daß ich nicht abwehrend oder fragend antworten sollte. Lächelnd vernahm sie die Schilderungen, die ich ihr von dem Leben der Frauen jenseits des Meeres und der Berge gab, von der heiteren Geselligkeit und dem zwanglosen Verkehr, von den milderen Sitten, welche ihnen nicht auferlegten, ihr Leben niemanden zur Freude in dunklen Stuben vertrauern zu müssen. Sie jubelte und klatschte wie ein Kind, und oft rief sie: „Das alles werde ich mit Luigi erleben! Wie schön!"

Gawro schien peinlich berührt zu sein, und es war sicherlich nur, um Darinkas Herzensergießungen zu unterbrechen, daß er aufstand und mich fragte:

„Was ziehen Sie vor, die Guzla oder die Mandoline? Darinka versteht beide wohl zu handhaben und singt schön."

Da ich dem einförmigen, hackbrettartigen Geklingel der Guzla niemals hatte Geschmack abgewinnen können, so sagte ich, die

Mandoline gefiele mir besser und bat sie, mir dazu eines der Lieder ihrer Heimat zu singen.

Sie saß am Fenster. Ihre großen dunkeln Augen schauten, während die Saiten von den Fingern bewegt wurden, in den unbewölkten Himmel, dessen Farbe in einem seltsamen Strahle aus ihnen wiederglänzte. Sie nannte ihr Lied das Lied vom unschuldigen Grujo. Es war ein seltsamer Gesang, dessen Worte mich noch mehr bewegten, als die getragenen Molltöne seiner Weise. Ich versäumte es, sie aufzuschreiben, aber ihr Inhalt wird mir unvergeßlich bleiben.

In Sebenico, der starken Feste, hausten schwarze Türken. Schon im siebenten Jahre lag der tapfere und unschuldige Held Grujo, ihr Gefangener, im tiefen Kerker und niemand war bei ihm, als sein treuer Falke, der ihm auf der Schulter saß. Zu diesem sprach der Held nach sieben Jahren, er solle nach seiner heimatlichen Insel fliegen, wo ein Häuschen, ein Brunnen und ein Feigenbaum stehen, und ihm Kunde bringen, was aus seinen Lieben geworden sei. Der Falke kam wieder und erzählte, das Haus sei von den Türken verbrannt, der Feigenbaum abgehauen, der weiße Brunnen vertrocknet. Nur drei Kukukvögel, sagte der Falke, kamen täglich und jammerten. Der eine Kukuk am Morgen, der andere am Abend, der dritte aber wehklage Tag und Nacht fort. Da sprach der unschuldige Grujo: „Wisse, o Falke, jener erste Kukuk, das ist meine Schwester; jener zweite Kukuk, das ist meine Braut; jener dritte Kukuk aber, das ist meine liebe Mutter!“

Lange, nachdem die Saiten verklungen waren, schaute ich noch sprachlos und bewegt die beiden Geschwister an. Auch ihnen war sicherlich der „weiße Brunnen“ in der Heimat versiegt.

Darinka sagte: „Das ist mein Lieblingslied; ich singe es jeden Abend, wenn die Sonne im Meer untergeht.

Ich war traurig gestimmt. Mein Mitleid mit Darinka steigerte sich, als sie mir erzählte, sie habe mich in der vergangenen Nacht, während ich schlief, von der Schwelle meines Zimmers aus betrachtet und sich vergewissern wollen, ob ich der Bote sei, den ihr ein Traum verkündigt hatte und der von hier zu ihrem treuen Verlobten jenseits des Gebirges gehen würde, um ihm ihre Grüße und das Gelöbniß ihrer Treue zu überbringen. Ich war der Mann, den sie voraus gesehen hatte. Sie nahm mich gefangen, sagte sie lächelnd, damit ich ihr nicht entwischen könne, bevor sie alles vorbereitet habe, was ich für ihn noch der Fremde mitnehmen sollte. Dann zeigte sie mir seine Briefe. Es waren unbeschriebene Blätter, auf denen ich nichts Anderes sehen konnte, als kreisförmige Flecken, die Spuren vertrockneter Thränen.

Wenn es auch meiner eigenen Stimmung widerstrebte, so bemühte ich mich doch, sie durch Scherze und Erzählungen aus dem Leben meines Vaterlandes auf andere Gedanken zu bringen. Sie lachte und nahm an allem Theil, aber es gelang ihr immer wieder, auf den Inhalt der leeren Blätter zurückzukommen.

Lazika entriß mich endlich dem Gespräche mit dieser wunderbaren Jungfrau, indem er mich wieder an die Küste hinabführte, wo er mir im Angesichte der ewigen Wasser die Leiden der kleinen Menschenherzen, welche nunmehr auch mich bewegten, so weit berichtete, daß ich den Zusammenhang klar erkannte, in welchem mein zufälliges Dazwischentreten mit den Erlebnissen der beiden Geschwister stand.

„Die schwere körperliche Züchtigung, die man über mich verhängt hatte, war nicht meine einzige Strafe,“ fuhr er fort. „Ich wurde zu einer Abtheilung geschickt, welche in einem Landstädtchen Polens, unter einem rauhen Himmelsstriche, von Haiden und Fichtenwäldern umgeben, lag. In dieser traurigen Verbannung, an einem Orte, wo niemand meine Sprache verstand, wendete ich mich an den einzigen Freund, den ich an dem Orte meiner Verirrungen zurückgelassen hatte, den Vater Euphemius. Die Worte, mit welchen er mir an jenem verhängnißvollen Tage in die Seele gesprochen, waren damals nicht mächtig genug gewesen, mich vom Abgrund zurückzuhalten, jetzt aber erkannte ich ihre liebevolle Bedeutung.

„Lange Jahre hindurch erhielt ich von jenem ehrwürdigen Greise jeden Monat einen Brief, in welchem er mich stärkte und tröstete. Ich lernte mein verschuldetes Unglück, durch die Worte meines Freundes gesänftigt, als Mann und Christ ertragen.

„Als ich nach zehn Jahren in Anbetracht meiner untadelhaften Aufführung durch die Gnade des Kaisers in meine Heimat entlassen wurde, war mein erster Gang nach der nämlichen Klosterzelle, in welcher ich zehn Jahre vorher Euphemius zum ersten Mal heimgesucht hatte. Aber zwischen jenem Tage und diesem spannte sich ein Abgrund aus, in welchem die Thorheit und Verblendung meiner Jugend, aber auch die Hoffnung und der Glaube an irdisches Glück begraben lagen!“

Der bleiche Mann legte die Hand auf die Brust und fuhr fort: „Ich darf in Wahrheit sagen, daß ich jetzt mit tiefem Ernste die Bahn zu wandeln entschlossen war, auf welche mich damals eine flüchtige Laune gewiesen hatte.

„Der Weg, den mir nun Vater Euphemius zeigte, führte nach dem Seminar von Görz. Als die Sonne hinter den endlosen Pappelreihen von Monfalcone versank, waren die letzten Irrlichter, die mir noch in den Augenblicken der Versuchung gewinkt hatten, verschwunden.

„Drei Jahre später trug ich das Gewand, in welchem Sie mich heute sehen. Ich war römischer Priester. Mein Wunsch, auf der entlegensten und ödesten Scholle des Landes, fern ab von allen menschlichen Bewegungen, das Dasein eines Einsiedlers zu führen, wurde gewährt. Man hat mich auf diesen Felsen gesetzt, auf welchem mich das weite Meer gefangen hält, und den ich nie verlassen werde, weil er mein Grab birgt.“

Während der letzten Worte waren wir an die Mauer eines Gartens getreten, der sich klafterhoch über das graue Geröll erhob, welches diesen öden Theil der Insel bedeckte. In ihm prangten die rosigen Blüten zahlreicher Mandelbäume. Während man durch Reihen verwitterter Kreuze hinschritt, sah man von der erhöhten Stätte aus überall die Unendlichkeit der schrankenlosen Flut. Es war der Kirchhof der Insel.

„Hier,“ sagte Lazika, neben einen weißen Stein hindeutend, „hier wird meine Gefangenschaft ihr Ende erreichen.“

Ich las auf dem Steine die Worte: „Moje matce (Meiner Mutter).“

„Ruht hier Ihre Mutter?“ fragte ich nach einer ernsten Pause.

„Nein,“ entgegnete der Geistliche, „die liegt drüben auf dem Rücken des hohen Wratnick begraben. Sie hat ihren Sohn nicht mehr gesehen seit dem Tage, in welchem er auf dem kleinen Schiffe von dannen fuhr. Dieses hier ist ein Denkmal der Erinnerung, welches ich der Liebe einer Mutter setzte.

„Nur noch einige Worte über meine Anhörigen. Als mein Vater von meinem Schicksale benachrichtigt wurde, fiel er in eine schwere Krankheit, von welcher er durch den Tod genas. Der arme unwissende Fischer verspürte jene Leiden tiefer, als der schuldbewußte Sohn. Meine Mutter saß mit meiner Schwester Darinka und dem erst einige Monate alten Kind Emilja hilflos auf dem heimischen Felsen. Da erbarmte sich wieder mein Oheim Stajan ihrer. Er schickte Geld und forderte sie auf, zu ihm nach Belgrad zu kommen. Die Hälfte jener Summe wurde dem armen Weibe von der Mannschaft einer Wein-Trabacche gestohlen, die, eben von der apulischen Küste herübergekommen, über die Nacht bei unserem Felsen vor Anker lag. Sie ließ sich durch diesen Verlust nicht abschrecken, sondern trachtete um jeden Preis von der Insel fortzukommen, auf welcher sie alles an ihr Herzeleid erinnerte. Sie hoffte, auch mit dem Rest des Geldes bei der knappsten Sparsamkeit die große Reise vollenden zu können. Als sie von Zengg aus, wohin sie ein Schiff gebracht hatte, über die Bergstraße des Wratnik fahren wollte, forderte der Postmeister für die Zurücklegung des kurzen aber steilen Wegs so viel, daß sie sich entschloß, die wenigen Stunden zu Fuß zu gehen. Auf der Höhe ereilte sie eine tödtliche Bora und Schneesturm. Am nächsten Morgen fanden Oguliner Grenzer ihre Leiche, die noch das todte Kind Emilja umklammert hielt. Darinka kniete halb erstarrt daneben und weinte.“

„Der Oheim Stojan kam und brachte das Mädchen nach Belgrad. Er ließ es erziehen weit über meine Hoffnungen und seine Mittel hinaus.“

„Als ich mein Amt auf dieser Insel antrat, vermochte ich dem Drange nicht zu widerstehen, das einzige Wesen um mich zu haben, welches dem Verderben unseres Hauses entronnen war. Gott hat gewollt, daß ich auch dieses geliebte Haupt in ein Unheil stürzte, ein entsetzlicheres, als dasjenige, welches meine Eltern in ihr Grab zog.“

„Schon in den ersten Tage ihres Hierseins vertraute mir Darinka

ihr Glück an. Sie war die Braut eines Officiers, den sie in den geselligen Kreisen des benachbarten Semlin, welche sie mit dem Oheim besuchte, kennen gelernt hatte. Sie wechselten Briefe; ich sah die seinigen: ihr Bräutigam war ... Luigi Vittorini!"

„Dieser neue Kelch, der mir beschieden war, erschütterte mein Vertrauen auf die göttliche Lenkung unserer Schicksale nicht mehr. Viele Tage und Nächte lag ich mit mir im Kampfe, wie ich es anstellen sollte, um den einzigen Schatz, den ich noch besaß, das Glück meiner Schwester, zu retten. Daß sie, an diesen Sprößling eines verfluchten Geschlechtes gekettet, verderben würde, darüber war ich zur Klarheit gelangt, nachdem ich mich unter vielen Mühen in alle Einzelnheiten eingeweiht hatte, unter welchen ihre Verbindung angeknüpft worden war. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen schritt ich zum Aeußersten. Ich hatte mir im Gebete Muth erholt, und an einem Abende erzählte ich meiner Schwester den Antheil der Familie Vittorini an den Schicksalen meines Lebens.

„Sie stieß einen herzerschütternden Schrei aus und fiel in eine todesähnliche Ohnmacht. Draußen kam die Nacht, es kam wieder der Tag, aber die Nacht, in welcher Darinkas Sinne gefangen liegen, wich nicht mehr. Sie haben sie gesehen."

Lazika sprach an jenem Abend kein Wort mehr. Wir gingen schweigend nach Hause, und erst am folgenden Morgen umgab mich wieder jene herzliche Gastfreundschaft, die ich dem Wahnsinn eines unglücklichen Weibes verdankte.

Am Abend des siebenten Tages meiner Gefangenschaft, glänzten wieder die Kerzen in Lazikas Gemach. Vor uns stand purpurner Wein, Blumen dufteten und Darinka strahlte geschmückt in wundersamer Schönheit. Sie sang ein Lied vom Abendstern, der am Himmel stehen bleibt, wenn er die treue Liebe zweier Herzen auf der Erde sieht, und lächelte vor Freude, wenn ich ihr bestätigen mußte, daß ich in wenigen Tagen jenseits der Berge ihren Bräutigam sehen würde. Heute erschien sie in Wirklichkeit als die Königin des farbigen Ostens, die ich im Traum gesehen hatte. Beim Abschied reichte sie mir eine glänzend schwarze Locke, die ich ihrem Luigi übergeben sollte. Ich bewahre sie noch heute. Lazika drückte mir stumm die Hand. Als ich am nächsten Morgen mit dem Dampfer nach Norden eilte, zogen mir die Erscheinungen, die ich gesehen, nach, wie die Delphine dem schwanken Schiff, und auch jetzt noch weile ich im Geiste gar oft bei den armen Gefangenen auf dem unwirthlichen Eiland jenseits der Berge.

Am Familientische.

Gespräche mit Bismarck.

Es ist unerläßlich, daß unsere Zeitungen und Unterhaltungsblätter, so weit sie von den californischen Küsten an bis zum Feuerlande hinunter erscheinen, wenigstens einmal ein Gespräch mit Bismarck, oder einen Besuch bei Bismarck in Original-Correspondenz bringen, ja, es ist vorgekommen, daß man bei White und Bauer, den „General News-Agents" für den ganzen Westen Nordamerikas, nur dann auf ein Journal abonnirte, wenn dieses bereits ein Gespräch mit Bismarck in „original articles" gebracht. Ich lege auf das „Gespräch" einen ganz besonderen Nachdruck, denn einfach erzählte Besuche bei Bismarck ohne Dialog haben bei weitem nicht den Werth, wie Unterredungen. So haben Journale, wie die Chicago Tribune, der Richmond Examiner, der New Orleans Picayune rc. rc. ihre Aufgabe bereits dahin gelöst, daß sie einen „Bismarckbesuch", wenn auch noch so kurz, wenn auch noch so unmöglich, durch einen Specialcorrespondenten geschildert. Vielleicht haben manche von diesen Originalbesuchen bei Bismarck des „Pudels Kern" da, wo ihn der Times-Artikel vom Jahre 1866: „The inventor of the needle gun" hatte, der — wenn ich nicht irre, vom Berichterstatter des Daheim stammte, und von der Times mit dem Zusatze: From our Berlin Correspondent übersetzt und nachgedruckt wurde, denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß Bismarck Zeit und Lust hat, so viele fremdländische Correspondenten zu empfangen, sie alle in dasselbe Zimmer, in denselben Garten zu führen, ihnen dieselbe Sorte Havanna anzubieten, und bis diese auf die Neige geraucht, das preußische Abgeordnetenhaus unter vier Augen schlecht zu machen. Doch nicht nur die Zeitungen, deren Inhalt vorwiegend ein politischer, sondern auch die Reviews of Finance, Commerce, Agriculture, rc. rc. müssen sich bemühen, einen Besuch bei Bismarck zu schildern, so merkwürdig und an den Haaren herbeigezogen sich ein solcher auch oft in ihren Spalten ausnimmt. Die Maßregel ist aber in allen Fällen gewinnbringend, denn die Abonnentenzahl steigt regelmäßig nach dem Erscheinen eines so wichtigen Artikels. Ja, aber auch die Journale von China und Japan, wie sie uns durch die Steamer der San Francisko und China-Line zugeführt werden, bringen Bismarckbesuche und Bismarckgespräche. Ein interessantes Gespräch mit Bismarck theilte ein Correspondent des chinesischen, in San Francisko erscheinenden Flying Dragon, seiner heimatlichen Zeitung in Peking mit, das ich hier folgen lasse, da es gewiß geführt worden ist und auffälliger den Stempel der Wahrheit trägt, wie die Bismarckbesuche vieler nicht chinesischer Zeitungen.

Der Chinese war in Berlin angekommen und ließ Bismarck einen englisch geschriebenen offenen Zettel überreichen, darin der Premier gebeten wurde, einen Mitarbeiter der China Mail und des Flying Dragon zu empfangen. Er, der Mitarbeiter, sei auf der Rückreise nach China und könne nicht gut durch Berlin reisen, ohne den Schöpfer des „Norddbundes" gesehen und gesprochen zu haben. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, und Bismarck beorderte den Bewohner des Reiches der Mitte nach dem Wilhelmsplatz.

„Selbst die Mandarinentöchter sprechen vom Nordbund und tragen das Nadelgewehr als Schmuck," begann der Chinese das Gespräch mit dem Kanzler.

„Tragen sie es geladen oder ungeladen?" fragte der Graf lächelnd und stieß die Asche von seiner Cigarre.

„O, nein, ungeladen, es ist nicht größer wie mein Daumen und kann im Kriege nicht gebraucht werden. Auf dem Kolben steht Bismarck —," sagte der Besucher aus dem Reiche der Mitte.

„Da hat man ja den falschen Namen auf das Nadelgewehr gesetzt. Dreyse mußte darauf stehen," fuhr dann der Graf fort.

„Was heißt Dreyse?" fragte der Chinese weiter.

„Dreyse ist der Erfinder des Nadelgewehrs."

Der Chinese schüttelte lange ungläubig mit dem Kopfe und sagte dann: „Das Wort ist in China noch nicht geschrieben und gehört worden. Die Weisen haben in unsere Bücher eingetragen und selbst beim Kaiser ist es zu lesen: Bismarck erfand das Nadelgewehr und schuf damit den Nordbund."

„Dann ist es Ihre Pflicht, diesen Irrthum zu verbessern, sobald Sie wieder nach China kommen," rief der Graf.

„Ich würde trotz der großen Strafe, die darauf steht, die Bücher der Weisen in Zweifel zu ziehen, die Berichtigung höchstens anonym bei der China Mail und dem Flying Dragon wagen, aber vorher müßte ich sie doch selbst glauben. Wir wissen sogar, daß Sie am Ministertische immer mit den Händen spielen und dabei die feinen Apparate des Nadelgewehrs verbessern, um den Nordbund noch zu vergrößern."

„Nein, ich spiele nur mit meinem Bleistift," sagte der Kanzler und schüttete ein schallendes Gelächter über den Chinesen aus.

Dieser behielt aber seinen ruhigen Ernst, fixirte den Grafen lange und sagte dann: „Sie ziehen sich sogar von Zeit zu Zeit von den Regierungsgeschäften zurück, um in einem entlegenen einsamen Hause im Norden in aller Abgeschiedenheit von der Welt das Nadelgewehr noch mehr zu vervollkommnen. Ist es nicht so?"

„Mit nichten, ich reite, schwimme, spaziere in Varzin und" .....

„Und?" fragte der Chinese schnell.

„Nun, ich will sagen, was ich sagen wollte, und ... schieße" schloß Bismarck.

Nachdem nun der Chinese Bismarck seine Freude darüber zu erkennen gegeben, daß er sich selber verrathen, meint er, es wäre gut, wenn der Graf einmal, statt nach Varzin zu gehen, China einen Besuch machte, der Kaiser würde gern einen Eildampfer in der Adria in Bereitschaft legen. Die Festlichkeiten in China würden den Grafen mehr erheitern, wie das Opernhaus in Berlin, dabei könnte denn der Graf auch die chinesischen Waffen besichtigen, sie prüfen und einige Vorschläge zu ihrer Verbesserung machen.

„Uebrigens" fährt der Chinese in der Correspondenz fort, „wird Dreyse der Vorname Bismarcks sein, und man kann immerhin Notiz davon nehmen. Beim Abschiede bat ich Bismarck um sein Bild. Das Bild ist sehr schlecht und schmutzig, es könnte in China corrigirt werden. Seitdem die Deutschen mit einer Maschine malen, machen sie noch schlechtere Arbeit, wie früher. Die Erfindung des Nadelgewehrs durch Bismarck übertrifft aber gewiß alle unsere Erfindungen, selbst die des Seidencoconpapiers."

L. in Chicago.

Auflösung des Rebus in Nr. 41.

Leichter trägt, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

Inhalt: Die blaue Brille. Novelle von J. Ludwig. — Unter den Trümmern. Reiseerinnerung von E. Frauenstedt. Mit Illustr. von R. Aßmus. — Lebenserinnerungen. VI. Eine Begegnung mit dem Herzog von Montpensier. Von Julius von Wickede. — Die Tante. Scherz und Ernst aus dem socialen Leben. Von Emil Ströhel. — Zeitungslectüre in ruhigen Tagen. In sechs Bildern von A. Oberländer. — Die Gefangenen. (Schluß). Eine Geschichte von der Adria. — Am Familientische: Gespräche mit Bismarck.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Juli 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 43.**

Die blaue Brille.

Novelle von J. Ludwig.

(Fortsetzung.)

Um den Gedanken zu entgehen, die ihn zu vernichten drohten, trat Roland an den Tisch, auf welchem eine aufgeschlagene Studienmappe lag: Erinnerungsblätter aus dem sonnigen Italien, wo er seine academische Laufbahn vollendet hatte; im Anfange noch hastig, aufgeregt, zerstreut, später langsamer und hie und da sogar gefesselt, schlug er eines dieser Blätter nach dem andern um, bis sie ihren vollen Zauber auf seine Künstlerseele übten, die ihre Heimat noch zur guten Hälfte unter jenem glühenden Himmel hatte. Es waren landschaftliche Studien und Skizzen mit sehr lebendiger Staffage, wie sie das italienische Leben in seiner Beweglichkeit und Naivetät auf Tritt und Schritt dem malerisch beseelten Auge bietet. Da die meisten derselben ihm selbsterlebte heitre Scenen in das Gedächtniß riefen, so wich die Verstimmung mehr und mehr einem stillen Wohlgefühle bei der Durchsicht, als er schon gegen das Ende der Sammlung hin auf ein Blatt stieß, dessen Rückseite, wie er sie faßte, ihm ein leise unbehagliches Gefühl einflößte. Es war dasselbe, welches er bisweilen vor dem Oeffnen eines Briefes hatte, der dann sicher eine Hiobspost enthielt; eines der vielen Räthsel einer erhöhten Nervenorganisation, zu der sich wohl nicht leicht ein Schlüssel finden läßt. Schon im Begriffe, der Warnung zu folgen, schämte er sich wieder seiner Feigheit, und nun brachte er das Blatt dem Lichte näher.

„Wie kommt das hierher?“ sprach er vor sich hin, und ein tiefer Zug von Trauer hauchte über sein Gesicht. Er schwieg und starrte lange in die schönen Züge eines Mädchenkopfes, dessen klassisches Oval antik geschürztes Haar umrahmte. Die stolz gewölbten Lippen, die den schönsten Amorbogen bildeten, waren sehnsüchtig erschlossen, während das Feuer der weitgeschnittenen dunkelbeschatteten Augen noch die Kohle zu durchglimmen schien, mit der die Zeichnung angefertigt war. „Rosa Milanesi! armes Kind! kannst Du im Grabe keine Ruhe finden? muß Dein Bild mich fort und fort verfolgen? — —“ Ein Schauer faßte ihn; er schlug die Mappe zu und zog den Riemen über sie so fest zusammen, als ob er die Erinnerung an jene schrecklichste Scene seines Lebens mit hinein verschließen wollte.

Schwer athmend trat er an das Fenster und öffnete dasselbe, halb bewußtlos dessen, was er that; doch es lag ein zu schneidender Kontrast in dem ungestörten Frieden der Natur mit dem Aufruhr in seiner Brust, als daß er ihn nicht doppelt schwer empfunden haben sollte. Seine Gedanken waren dunkler als die Nacht, die draußen hauchte — einmal zurückgedämmt, brachen sie nun über ihm zusammen, wie eine Sturzflut, die sich nicht zum zweiten Male hemmen läßt. Er verlor Compaß und Steuer in dem wilden Sturme und versuchte es nicht mehr, mit jener dunklen Macht zu kämpfen, die den geheimnißvollen Knoten fest und fester über ihm zusammenzog. Er schloß das Fenster, zog die schweren Wollgardinen dicht zusammen, schraubte die Lampe ein und, nachdem er so ein äußerliches Düster hergestellt, das mit dem des Innern harmonirte, begann er seine kaum erst unterbrochene Wanderung von neuem, deren ruheloses Hin- und Wiederschreiten ihm, wenn nicht Ruhe, so doch endlich die Erschöpfung bringen mußte, die in manchen Fällen das traurige Surrogat für jene ist. Das Zimmer, welches er auf diese Art — der Himmel wußte, zum wievielten Male — maß, war minder breit als tief und hatte an seinem oberen Ende nur das eine ziemlich große Bogenfenster, während sich am untern eine nischenartige Vertiefung, eine Art Alkoven befand, in dem sich hinter Vorhängen, deren Stoff und Farbe mit denen des Fensters correspondirte, die Lagerstatt des jungen Mannes zeigte. Einfach und bequem mit Möbeln von dunklem Holze und alterthümlicher Schnitzarbeit ausgestattet, zeugte es von dem sicheren Geschmacke seines Bewohners, wenn auch außer einem großen Bilde an der Wand und jener Studienmappe auf dem Tische alles fehlte, was auf diesen als auf einen Künstler hätte schließen lassen.

Das Bild, ein verblichenes Pastellgemälde voll wunderbarer Zartheit, hing so ungünstig im Lichte, daß es mit dem Hintergrunde gleichsam zu verschwimmen schien, und doch hätte man es sich an keinem andern Orte denken mögen — es paßte nicht an Luft und Sonne, kaum in die Wirklichkeit. Theils aus diesem Gefühle, theils aus Pietät für seine Mutter — denn sie war es, die das Bild vorstellte — ließ es Roland ruhig an demselben Nagel hängen, der es fast ein Menschenalter lang getragen hatte.

Ein Fremder hätte sich vor diesem Bilde fürchten können, so schön es war; sein eigner Vater schien den Anblick zu vermeiden, wenn er konnte — der Sohn verehrte es, wie der Katholik die Madonna, und es war allein um seinetwillen, daß er sich dieses düstre Zimmer zu seinem Aufenthalt gewählt. Indes der Rahmen schwer in dunklem Schnitzwerk prangte, floß es wie blasser Mondschein von der Leinwand. Im Tageslichte kaum erkennbar, trat die Gestalt jetzt, wo der gedämpfte Schein der Lampe auf dieselbe fiel, geisterhaft in unbestimmten Umrissen hervor; das Gesicht, süß und still, wie eine weiße Knospe, welche sich noch nicht erschlossen hat, zeigte ein erstarrtes Lächeln; die Augen jedoch, weite wundersame Märchenaugen, schienen ruhelos dem Auf- und Niederschreitenden zu folgen, und von den schmalen blassen Lippen hätte man sich überreden können, daß sie sich bewegten, um dem Sohne geheimnißvolle Worte zuzuflüstern.

Es war etwas Nebelhaftes, wie Zerfließendes in der Erscheinung, fremdartig und einem doch vertraut, wie es uns das Reich der Träume ist. Der Bann des Unbekannten lag auf ihr, ein Zauber, welcher nach Erlösung schmachtete — durch wen? durch was? Sie selbst kam niemals bis zu dieser Frage, geschweige denn zu ihrer Lösung. Nach kaum zwei Jahren einer äußerlich zufriedenen Ehe starb sie, nachdem sie ihrem Gatten, gleichsam zum Ersatz für das, was sie ihm nicht geben konnte, einen Sohn geboren hatte. Er hatte sie, so ein braver Mann er war, wohl nie verstanden, so wenig, wie sie ihn. Vielleicht wäre Roland mit der Zeit ein Bindeglied geworden zwischen ihnen; je nachdem diese oder jene Seite seines innern Wesens angeschlagen wurde, trat ja auch noch die Aehnlichkeit im Aeußern entweder mit dem Vater oder mit der Mutter mehr hervor.

„Mutter!“ sagte er, indem er vor dem Bilde stehen blieb und mit denselben Augen zu ihr aufsah, mit welchen sie zu ihm herunterblickte — „Mutter! wo bist Du, daß ich Dich so fühle? was ist es, dieses unsichtbare Land, welches uns verbindet? Kommst Du nicht im Traume, mich zu warnen? bist Du mir nicht heute erst erschienen — in der Wolke? Mutter! was blickst Du doch so seltsam mit den Augen, was redest Du mit Deinem Munde, der geschlossen ist mit dem Siegel des Geheimnisses, das Tod heißt? Rückt sie mir schon näher, die Gefahr? Soll ich sterben — o so komm und nimm mich mit auf Deine lichten Bahnen! Mutter! die Erde ist sehr grausam gegen uns. Da ist keiner, der sich nur die Mühe gibt, uns zu begreifen — da ist nur Spotten, Nachsicht, falsches Mitleid — — — Keiner? Keine? — o — Serena! — —“

Der Mund des jungen Mannes schloß sich krampfhaft, es zuckte wie ein Schlag durch seine Glieder, und er wandte sich erschüttert von dem Bilde, als ob der Zauber, der ihn hier umsponnen, flöhe vor dem bloßen Namen jenes Mädchens. Die bleiche Nebelwelt glitt hinter ihn zurück, und vor ihm stand die rosige Erscheinung, ihr ganzes Wesen wie durchleuchtet von der Sonne ihrer Seele. Eine Sehnsucht nach dem Glücke faßte ihn, so heiß und wild, wie sie jedes Menschenkind einmal gewaltig in die Arme nimmt und seine Seele bis zum Grunde aufreißt. Es ist das Ringen einer lang zurückgedrängten Kraft, ein Schrei, der in sich selbst erstickend, wie eine qualvoll dunkle Frage ist, mit der sich das Geschöpf vermessen auflehnt gegen seinen Schöpfer. Seine Glieder zitterten von diesem Kampfe, von diesem Ausbruche des schlummernden Vulkans —; unfähig, sich länger zu beherrschen, überrascht und wie gebrochen von der Gewalt seiner eigenen Leidenschaft stürzte er an derselben Stelle, wo er stand, auf seine Kniee; die Augen starr auf einen Punkt geheftet, streckte er die Arme vor sich hin, wie um eine ihm in diesen Augenblicke sichtbare Gestalt mit allen Lebenskräften in sich einzuziehen — dann sank er mit dem Kopfe schwer zu Boden. Die hohe Menschenstirn lag im Staube und der Geist darunter rang mit Gott.

Eine Weile später löschte er die Lampe; sein Gesicht, schon vorher bleich, war jetzt mit jener eisigen Blässe überzogen, wie sie schweren äußeren Verwundungen oder großen inneren Erschütterungen zu folgen pflegt, aber die Züge waren ruhig, gleichsam in eine neue feste Form gepreßt, und klar und sicher blickten seine Augen in den letzten röthlich aufzuckenden Strahl des sterbenden Lichtes. „Nein!“ sagte er und in dem einen Worte lag jener ächte Mannesmuth, der nicht leicht, doch wenn es gilt, auch einfach g a n z entsagt — „nie will ich diese frische Rose in mein krankes Leben pflanzen — nie —“

Mit diesem Gedanken, der bei ihm ein Ent- und ein Abschluß war, warf er sich auf sein Lager. Das Fieber war gehoben, aber Leib und Seele waren bis zum Aeußersten erschöpft, und er konnte es in seiner Schwäche nicht verhindern, daß eine Reihe bunter Bilder, an seinem innern Gesicht vorüberziehend ihn bis zum Einschlafen beschäftigte. Es waren Scenen, wie sie sein früheres Leben in Fülle bot: Reiseerinnerungen, Abenteuer, seltsame Erlebnisse, in denen selbst Räuber und Banditen ihre Rolle spielten. Wie war die Gegenwart jetzt arm dagegen! wie nüchtern diese gute deutsche Stadt — wie geregelt, wie philisterhaft das Leben — selbst der Künstler! Es war wie eine lange Leere, in welcher diese Flucht von Bildern endete. Da — schon zwischen Schlaf und Wachen — drängten sich zwei große, blaue Brillengläser durch den Nebel des erlöschenden Bewußtseins; ein halbes Lächeln und ein mühsames Erinnern folgte: war es Wolf gewesen — Hubert, der ihn warnte? Nein — Hubert war es nicht gewesen — — Ein Mann in einer Blouse sollte ihn verfolgen? lächerlich! und doch: die blaue Brille!

Was war es, was den Schlaf, der sich süß und schwer auf die Augenlider senkte, noch einmal wie mit vorgehaltener Hand zurückhielt? welche Erinnerungen knüpften sich an ein so harmloses Geräth? Trägt nicht jeder Augenleidende die blaue Brille? Gewiß! und dennoch — die zerfahrenden Gedanken hielten daran fest. —

Mitternacht mochte schon vorüber sein, als Roland, der endlich eingeschlafen, dessen seine Sinne aber niemals ganz verschlossen waren, von einem fast unmerklichen Geräusch erwachte. Sein erster Gedanke war an das kranke Kätzchen, dessen Lager unter dem seinen aufgeschlagen war, doch je mehr er lauschte, je mehr schienen ihm die Töne Aehnlichkeit mit dem Nagen eines Mäuschens zu bekommen. Das Nagen eines Mäuschens aber ist ein Ding, wogegen mancher schlachtbewährte Heldenmuth nicht Stand hält. Roland war nervös genug, zu diesen Helden zu gehören. Hastig sprang er auf, und da ihm das Geräusch von der Fenstergegend her immer deutlicher entgegendrang und es außerdem schwül im Zimmer zum Ersticken war, lief er dorthin, riß mit einem Ruck die schweren Wollgardinen auf die Seite und streckte schon die Hände nach dem Fensterriegel, als er in dieser Stellung plötzlich zu erstarren schien. In dem gleichen Augenblicke schwieg das Nagen, er aber taumelte entsetzt zurück: „D i e b l a u e B r i l l e!“ Da — kaum einen Schritt von ihm entfernt, funkelten die Gläser durch die Scheiben — sie bohrten sich zu ihm herein — — — es war nur ein Moment; im nächsten waren sie verschwunden — hatte er geträumt? —

Den Mantel um die Schultern werfen und hinaus in den schweigenden, thaufeuchten Garten eilen, war eins mit dem Entschlusse, es zu thun. Aber seltsam! da war Friede ringsumher — nirgends die Spuren eines Menschenfußes! Der Garten lag und träumte seinen Traum, das Fallen eines Blattes hätte ihn gestört; die Erde athmete so ruhig, wie sich der Busen eines Kindes im Schlafe hebt und senkt, und der Himmel lag darüber, lautlos wachend, wie ein grundlos tiefes, selig aufgeschlagenes Mutterauge, daran die Sterne flimmerten wie goldne Thränen. Doch er hatte keinen Sinn für die Schönheit der Natur; unruhig lief er in den Gängen auf und ab; er durchsuchte Bäume und Gebüsche und drang in jede schwarze Tiefe ein, ohne jedoch etwas anderes, als etwa einen schwerfälligen Nachtfalter aus seiner kurzen Ruhe aufzustören. Es war unmöglich, daß sich hier ein Mensch verbergen konnte, und da sich auch die Thüre in der Mauer als vollkommen wohlverschlossen erwies, so kehrte er fröstelnd, zweifelnd und sich fragend, ob es nicht ein Spiel der Phantasie gewesen sei, was ihn erschreckte, in das Haus zurück, wo er sich zum zweiten Male, diesmal mit dem festen Vorsatz niederlegte, zu schlafen, es möge kommen, was da wolle — welchen Vorsatz er auch gewissenhaft ausführte, bis dennoch etwas kam, was ihn demselben untreu machte. Es war die Sonne, die freundlich durch dieselbe Fensterscheibe lachte, durch welche das Phantom der blauen Brille so grauenhaft herein gefunkelt hatte —

Und mit dem Morgen, der so golden nach der finstern Nacht heraufstieg, erschien auch Roland als ein gänzlich andrer, als welchen ihn die Nacht gesehen hatte. Das fröhliche Erwachen der Natur, der Gesang der Vögel, die Lieblichkeit der Frühlingswelt um ihn schmeichelte sich unvermerkt in seine Sinne. Die Gegenwart behauptete ihr Recht. Er war jung, die Jugend ist elastisch, und es gibt keinen Druck, den sie nicht auf Zeiten von sich schütteln könnte; auch war er lebenswarmer Mensch genug, um den Augenblick noch voll und ganz genießen zu können, und so kamen Stunden, in denen er sich hätte überreden können, daß er glücklich sei, unbeschadet jener

Schatten, die so groß und finster in die Zukunft drohten. So war er unter den Frohen oft der Fröhlichste, und Wolf, der ihn mit verstohlener Sorge theilnahmsvoll beobachtete, konnte schließlich wohl zu dem Resultate kommen, daß Huberts Mittheilungen, wenn nicht gar erfunden, so doch zum mindesten stark übertrieben seien.

Gewaltige Erschütterungen, große Schmerzen wirken ohnedem in edlen Menschen meist um so erhebender nach, je zermalmender sie getroffen haben; sie verleihen, ähnlich wie der Springquell erst gleich weit hinunter in die Tiefe muß, als er dann empor zur Höhe steigt, dem Geiste einen neuen niegeahnten Höheschwung. So erging es Roland seit der Stunde, in der er seinem größten Erdenglück entsagte. Es war wunderbar, wie leicht und sicher ihm die Arbeit jetzt von Statten ging. Und wenn der Tod jetzt zu ihm eingetreten wäre, er hätte noch das neue Bild entwerfen müssen, das ihn im Geiste brannte und von dem er wußte, daß weder er noch ein anderer es je vollenden würde.

Mit seinem Vater stand er auf dem besten Fuße, der sich zwischen zwei Männern von so verschiedner Lebensstellung und Anschauungsweise denken läßt. Er hatte Pietät und auch Humor genug, sich in die einmal eingeführte häusliche Disciplin zu finden, und der alte Herr verbarg oft unter Achselzucken und grimmigem Wetterleuchen des Gesichtes die aufsteigende Rührung und das Wohlgefallen an des Sohnes frischer Männlichkeit. Dennoch gab es, außer der Abneigung des ersteren gegen alles Dunkle, Mystische — Ungerade, wie er es nannte — im Natur- und Menschenleben noch einen gewissen zarten Punkt, in dem sie differirten und der beide gleich sehr beschäftigte, ohne daß er jemals zwischen ihnen zur Sprache gekommen wäre, wie denn überhaupt das Sprechen, so weit es nicht mit dem Begriffe „Commandiren“ stimmte, dem Alten eine ungewohnte schwere Arbeit war. Er betraf den Lieblingsplan desselben, Roland mit einem jungen Mädchen zu verbinden, von dessen klar durchsichtigem Verstande und engelhafter Herzensgüte er sich, und wohl mit Recht, den heilsamsten Einfluß auf „die Phantastereien und Extravaganzen des genialen Herrn Sohnes“ versprechen konnte.

S e r e n a war die Tochter seines Freundes und der Abgott beider Alten, die zwei Menschenalter voll unbewußter Zärtlichkeit für diese späte Blume aufgespart zu haben schienen, die ihnen auf dem rauhen Lebensacker noch erblüht war. Unbegreiflich, daß ein junger Mann, wie Roland, dem einzig dieses Kleinod zugedacht und aufgehoben worden war, nicht vor Begierde brannte, es an sich zu nehmen! Früher war es anders gewesen und gewiß: die beiden Väter, alte Kriegs- und Schicksalskameraden, wären nie von selbst auf die Idee gekommen, ihre Kinder überhaupt, geschweige mit einander zu verheirathen, hätten diese nicht gar allerliebst natürlich schon Mann und Frau gespielt, als Roland noch kaum den ersten Höschen und Serena dem Wickelkissen unlängst erst entwachsen war. Es schien so unmöglich, dieses Paar zu trennen, daß man gar nicht daran dachte, es zu verloben, als der Jüngling nach Italien ging und der Schmerz der beiden den Gedanken einer Trennung kaum zu fassen vermochte. Seitdem war es stillschweigende Uebereinkunft zwischen den Vätern, daß seine Heimkehr das „Signal zum Hochzeitsmarsche“ geben und die zwei befreundeten Familien zu einer engverbundenen vereinen solle. Nun war er da, ein Mann, an dem die Männer und — die Frauen ihre Freude hatten, Serena war wie eine junge Rose, die der Himmel unterdes für ihn erblühen ließ, aber die Hand, die sich nur auszustrecken brauchte, um das Schönste an die Brust zu ziehen, diese Hand hielt sich zurück je mehr und mehr; — der Mund, an welchem es gewesen wäre, das erste Wort zu sprechen, dieser Mund blieb stumm.

Was war das? was bedeutete dies Zögern? Die Alten fragten sich einander schüchtern mit den Augen, die außerdem so kurze feste Blicke schossen und beide schlugen, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, diese Augen nieder vor dem Gedanken, welcher sie durchzuckte. Vier Jahre in Italien! das war freilich eine lange Zeit, und sie mochten wohl trotz ihrer sonstigen sehr mangelhaften „Sachkenntniß in solcherlei Affairen“ einen zu annähernd richtigen Begriff von dem eigenen Geschlechte haben, um tiefer auf die Frage einzugehn. Aber Serena stand ihnen auf der andern Seite wieder so nahe, näher, als sie sich jemals selbst gestanden hatten, so daß sie mit dem „Kinde“ plötzlich den ganzen Schmerz verschmähter Liebe litten, um welche „Specialität“ menschlicher Gebrechen sie sich früher „den Teufel auch“ gekümmert hatten. Sie überboten sich in stummer, unbeholfner Sorge um „die Kleine“, als diese aber frisch und klar und maienrosig blieb, wie sie vordem gewesen war, und keines der in solchen Fällen üblichen Symptome sich an ihr bemerklich machen wollte, da wußten sie nicht recht mehr, was sie denken sollten. Mit ihrer Weisheit war's zu Ende; sie zuckten, jeder still für sich, die Achseln und schüttelten die eisgrauen Köpfe.

Die zwei Greise, zwischen denen sich im Lauf der Jahre eine auf gemeinsame Schicksale, Gewohnheiten und Ansichten begründete Aehnlichkeit herangebildet hatte, waren ein paar eiserne Gestalten von gleicher Größe, gleicher Haltung, demselben wetterharten Ausdruck und der gleichen Bronzefarbe im Gesichte, die so kräftig abstach gegen Bart- und Haupthaar und gegen jene dichten weißen Brauen, deren grimmiges Zusammenziehen dem scharfen Blick der Augen secundirte. Früher als Autoritäten im Feld- und Gamaschendienste angesehen, waren sie bei einer neuen Armeeorganisation als überflüssig bei Seite geschoben, das heißt: „unter ehrenvoller Anerkennung ihrer Verdienste“ :c. :c. mit erhöhtem Range pensionirt worden. Das war jedoch ein schlechtes Pflaster auf die Wunde. Mit dem Entziehen des gewohnten Bodens waren sie in eine neue Welt hineingeworfen — sie, die in der starren Regelmäßigkeit eines fast lebenslangen Dienstes zu lebenden Maschinen geworden waren, sie sollten nun mit einmal „leben, nur um zu leben;“ welcher zwecklose Zweck! Anfangs wie blind in dem fremden Elemente tappend und sich der unbeholfnen Rolle schämend, die sie spielten, bemühten sie sich später um die Wette, diese innere Unsicherheit durch die schroffste Außenseite vor der Welt und wo möglich vor sich selbst zu verbergen.

Es war mitleiderregend, ihr oft vergebliches Bemühen in dieser Hinsicht anzusehen, und Serena, die theilnehmende Seele, verstand es anscheinend meisterhaft, sie in demselben zu unterstützen, nur war es merkwürdig, daß trotz dieser fortgesetzten Unterstützung die weiche Seite in jenen seltsamen, so lang verschlossenen Naturen sich mehr und mehr bloslegte und daß den guten Alten statt weher immer wohler dabei wurde. Sie war eine schlaue Diplomatin, die kleine Serena, und sie commandirte ihre beiden Schnauzbärte zum Friedenhalten, wie diese ihre Compagnieen einst zur Attacke commandirt hatten, ohne jedes militärische Donnerwetter, nur durch das Sonnenlächeln ihrer Gunst, auf das sie gegenseitig eifersüchtig waren und von dem sie lebten, ohne es zu wissen — alles unbeschadet des soldatischen Nimbus um die ehernen Stirnen, den niemand besser respectirte, als eben diese schalkische Serena.

Und dieses „Kind“ und diese „Kinder“ — o es war zum heimlich grimmigen Verzweifeln! Wo sich alles wie von selber ineinander fügte, um ein kleines Musterregiment im Staate zu begründen — wo jedem Vater für den Verlust des einen Kindes der Gewinn von zweien wurde — wo jenem, der sich immer einen Sohn, und diesem, der sich immer eine Tochter wünschte, zu gleicher Zeit geholfen werden konnte — wo man in einem Hause wohnen und so viel unnütze Schritte hätte sparen können — da standen diese Kinder ihrem und dem Glücke aller blind im Wege! — Und doch war da, wo n a c h i h r e r M e i n u n g statt der Liebe, welche früher herrschte, eine gegenseitige Entfremdung eingezogen, jetzt mehr als Liebe, es war Leidenschaft, die mit jedem Tage an Stärke wuchs, der die beiden äußerlich, Schritt für Schritt, weiter auseinander brachte. Unter den Formen freundschaftlicher Höflichkeit glimmte ein verhaltenes Feuer, das mehr aus dem, was unterdessen wurde, als aus dem hervorbrach, was geschah; es war eine zitternde Erregung in der Ruhe, eine Tiefe, eine Innigkeit des Fühlens, die sich mit keinem Blicke, keinem Worte offenbarte und deren Dasein dennoch unverkennbar war an jenem geheimnißvollen Fluidum, das von Herz zu Herzen den verborgenen Magnetstrom ziehend, die ganze geistige Atmosphäre um sie her erfüllte.

Eine Feder, die er ihr geschnitten, ein Zettelchen, das sie ihm geschrieben hatte: „Lieber Roland! der Papa läßt bitten“ u. s. w. — das waren Quellen namenloser uneingestandener Glückseligkeit für beide — aber ihre Augen hoben sich nur selten zu einander, ihre Lippen blieben stumm oder redeten Alltäglichkeiten. Denn Serena hatte kaum mit dem feineren Empfinden des Weibes herausgefühlt, was in Roland ihr gegenüber verging, als sie nur ihrer angeborenen Zurückhaltung ohne jede Prüderie zu folgen brauchte, um sich und ihm jedes beschämende Erröthen zu ersparen.

O wie schwer wurde ihm dagegen sein Verhalten, wenn sich zu der ihr eigenen Lieblichkeit diese Würde der Unnahbarkeit gesellte!

Oft zog es ihn mit Allgewalt zu ihren Füßen hin, aber wäre dann nicht aller Kampf und alles Siegen über sich selbst umsonst gewesen? Er kannte ihre Großmuth und — seine Schwäche — hätte sie ihn so unglücklich gewußt, wie er es war, sie würde nicht von ihm gelassen, er würde sie in sein Verhängniß mit hineingezogen haben. Sie war zum Glück geboren; sie sollte glücklich werden — ohne ihn, den Verlornen! Er wollte tragen, was da kam — allein.

So blieb der Bann, der theils mehr, theils minder fühlbar über allen lag, ohne daß eines von den vieren — denn die Väter waren schüchtern, wie die Kinder — das erlösende Wort gefunden hätte, ihn zu brechen. Daß trotzdem keiner jener vulkanisch gewitterschwülen Zustände eintrat, wie sie solche unklar leidenschaftliche Verhältnisse mit sich bringen, das war allein Serenas Werk, die es zu keinem dumpfen Brüten kommen ließ, wie sie selbst sich immer gleich blieb, Licht und Heiterkeit um sich verbreitend, wie dunkel es auch in ihr werden wollte, wenn sie vermöge jenes sechsten Sinnes, der den Liebenden gegeben ist, in der Seele des Geliebten las. Sie wußte um seinen Entschluß der Entsagung, noch ehe er denselben in sich selber ausgesprochen hatte, und sie fühlte, daß sie vor der Hand nichts mehr für ihn thun könne, als ihm auf die einfachste und natürlichste Weise einen Rückzug zu erleichtern, von dem sie überzeugt war, daß nur Ehre und Gewissen ihn gebieten konnten.

Etwas anderes annehmen? — Nimmermehr. Sie forschte nicht nach, sie grübelte nicht um eine Ursache der traurigen Veränderung, aber sie wußte trotz mancher hingeworfenen Bemerkung Huberts, die auf das Verhältniß mit einer schönen Italienerin hinwies, daß es keine Schuld, daß es nur ein Unglück war, was ihre Wege auseinander schied. Sie sah zu klar, um nicht den Kampf zu sehen, den ihm sein Verhalten kostete, und sie lebte sich zu sehr in seine Seele, um für sich und ihr eigenes Leiden noch viel Zärtlichkeit und Mitleid übrig zu behalten. Dennoch — würde sie so stark gewesen sein ohne die Gewißheit seiner Liebe, ohne — die Hoffnung? Sie war zu jung und zu gesund, um nicht zu hoffen. Gewiß! sie wußte es wohl selber nicht, aber die Hoffnung saß im Hintergrunde ihrer Seele; sie saß und spann die langen Zauberfäden und schlug die goldne Brücke in die Zukunft. — Wird sie Recht behalten, diese Hoffnung? — —

So waren seit dem erzählten nächtlichen Abenteuer ungefähr vierzehn Tage verflossen, während welcher Zeit Roland nicht die mindeste Gelegenheit zu irgend einer „Phantasterei" oder „Extravaganz" erhielt. Die blaue Brille hatte sich nicht wieder sehen lassen, und die Existenz der nächtlichen Erscheinung verschwand mehr und mehr in das Reich der Träume, je weniger sich ein Beweggrund ihres geheimnißvollen Kommens und Verschwindens denken ließ. Auch Wolf mochte sie und seine Warnung längst vergessen haben, und Roland lag bei der Eigenthümlichkeit seines in dieser Hinsicht sensitiv verschlossenen Wesens nichts ferner, als von dem Erlebnisse zu reden, das man doch nur bespöttelt oder bezweifelt haben würde, wie er dieses letztere jetzt selber that. Da belehrte ihn eines Morgens ein auf räthselhafte Weise in sein Zimmer gekommenes Billet, daß das Schicksal noch keineswegs gesonnen sei, seine geheimnißvollen Beziehungen zu ihm abzubrechen.

„Mein Herr!" so lautete die sonderbare Zuschrift, „wenn Sie das Herz eines Menschenfreundes und den Muth eines Gentleman besitzen, dann stellen Sie sich heute Nacht Punkt 12 Uhr am chinesischen Pavillon im englischen Garten ein. Die Ehre und das Leben eines Menschen stehen auf dem Spiele."

Roland wußte nicht, was er davon halten, nicht, was er dazu sagen sollte — wohl hundert Mal während des Tages holte er das verknitterte Papier hervor und suchte in und zwischen seinen Zeilen nach einem Anhaltspunkte für die verschiedensten Vermuthungen, die ihn durchkreuzten. Bald wollte er eine Mystification der Freunde, bald den Verzweiflungsschrei eines Unglücklichen darin erkennen, und je nachdem die eine oder die andere Ansicht überwog, war er entschlossen, der Aufforderung zu folgen oder nicht.

Immer flehentlicher blickten ihn die Worte an, die ihm erst fast barsch erscheinen wollten — er sah die Hand, die sie geschrieben hatte, in den unleserlichen großen Zügen zittern, und in den Flecken, die das Blatt entstellten, erkannte er die Spur vergossner Thränen — immer tragischer erhob sich die Gestalt des unbekannten Schreibers hinter seinen Zeilen — wer war er und was wollte er von ihm? Das war die Frage, die ihn bald nur noch allein beschäftigte, und nun hielt seine Neugier gleichen Schritt mit seiner Menschenfreundlichkeit. Ort und Stunde waren nur zu gut gewählt, seine Phantasie zu reizen, und so geschah es, daß, je weiter der Tag in den Abend vorrückte, er desto deutlicher es inne wurde, wie er schon von Anfang an entschlossen war, zu gehen — ja! daß ein andrer Fall in seiner Lage gar nicht denkbar sei.

Der Tag erschien ihm endlos; eine nervöse Ungeduld, wie er sie lange nicht empfunden hatte, wollte ihn verzehren. Früher als gewöhnlich, warf er Pinsel und Palette hin; beim Abendessen war er wortkarg und zerstreut. Endlich — endlich brach die Nacht herein, und schon eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit sah der im unbewölkten Himmel wandernde Vollmond einen einsamen Erdenwanderer die mächtigen Alleen des englischen Gartens auf und nieder schreiten. Es war der junge Roland, der, stets den Pavillon am Ausgang der Allee im Auge, ungeduldig um sich herspähte.

Die Luft war still, es regte sich kein Blättchen; taghell lag die Gegend vor ihm da — es hätte ihm kein Ton entgehen können, keine Regung. Noch wenige Minuten nur auf zwölf, und noch immer wollte niemand kommen? Seine Spannung wuchs mit jedem Pulsschlag, den er zählte, und es bedurfte des ganzen Zaubers der wundervollen Mondnacht, welche ihn umwob, um ihn noch an einem Orte festzuhalten, von welchem er jetzt meinte, daß man ihn gewählt, um ihn in seiner nur zu bekannten romantischen Neigung recht gründlich zu verspotten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Präsident des norddeutschen Bundeskanzleramtes.

Das Auge des Neulings, wie des ergrauten Journalisten auf den Tribünen des Reichstags und Zollparlaments sucht im Saale zuerst nach Bismarcks Platz; ist er da, so empfindet der Zuhörer im Geheimen ein Gefühl wie der Theaterfreund, wenn er bei „großen Preisen" einen reservirten Sitz in der Tasche hat, oder der Hofmarschall, der zu einer Cour in Gala einladet. Hat er Bismarck gesehen, so fühlt er zunächst — welches immer seine politische Richtung sein möge — durchaus kein Bedürfniß, den Tisch des Bundesraths weiter zum Gegenstand seiner Augenweide zu machen. Er läßt sich dann viel lieber zunächst die hervorragendsten Abgeordneten im Saale zeigen — immer wieder mit einem ängstlichen Seitenblicke auf Bismarck, der ungefähr heißen soll: „Behalten Sie gefälligst Platz, Herr Bundeskanzler." Hat der brave Mann nun das Glück gehabt, sowohl den Kanzler als die Häupter der verschiedenen Parteien des Hauses in das Photographiealbum seiner Erinnerung einzuheimsen, so glaubt er vorläufig die Männer zu kennen, denen Deutschland seine stolze Erhebung und die besten Früchte der deutschen Gesetzgebung seit 1867 dankt. Erst wenn ihm dann noch bei dem Interesse der Verhandlung Zeit bleibt, und der Anblick Bismarcks fürs erste gesichert erscheint, läßt er sich Delbrück und die übrigen Mitglieder des Bundesraths zeigen.

Ich mag nicht mit euch zürnen wegen dieser eurer Art, die Verdienstkronen für die Gründung und Ausbildung des deutschen Staates an den Kanzler und die parlamentarischen Berühmtheiten zu vertheilen. Denn es zeigt mir, wie sehr seit dem Kriege allgemein gestiegen ist die Erkenntniß und Werthschätzung der Männer, die vornehmlich politischen Zielen ihr Leben gewidmet haben. Ich erkenne mit Stolz, wie sehr überall die saure Arbeit im Ansehen gewonnen hat, welche direct der politischen Entwickelung Deutschlands gewidmet ist. Aber darum sollt ihr nicht die bescheidenere, stillere Arbeit unterschätzen, die lange Jahrzehnte, bevor das neue Deutschland aus den böhmischen Schlachtfeldern emporstieg, unter den zahllosen Hindernissen, die der alte Bund und das polnische Veto des kleinstaatlichen Dünkels den Einheitsbestrebungen Preußens

Präsident Delbrück.

auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in den Weg warf, eine wirthschaftliche Einheit des deutschen Verkehrs und Handelsgebietes erreichte, und zwar unter Ausschluß der uns fremdartigen Wirthschaft Oesterreichs. Wie lange hat der deutsche Zollverein als das einzige sichtbare Band gegolten, das außer der Sprache deutscher Zunge, den Deutschen gemeinsam war! Und wie kurze Zeit erst liegen jene argen Tage hinter uns. Möge niemand gering denken von den Männern, ihrem Muth und ihrer Ausdauer in dem harten Dienst der deutschnationalen Idee, denen gelang, immer größere Stücke deutschen Landes in den Zollverein zu ziehen, den Verein selbst trotz aller Stürme unversehrt zu erhalten; denen dann zu Anfang unsres Jahrzehnts gelang, den ungeheuren Widerwillen des Südens gegen den Anschluß Deutschlands an die Freihandelspolitik der westeuropäischen Staaten zu brechen, und die heute mit ganzer Kraft bemüht sind, wirthschaftliche Freiheit im Innern und die friedliche Freiheit des Verkehrs unsres Volkes mit allen Völkern der Erde zu fördern.

Suchen wir aber unter den Lebenden nach dem Manne, dem wir das größte Verdienst an Erziehung und Entwickelung der Einheit deutscher Wirthschaft, an den freien Bahnen des Verkehrs mit dem Auslande, an dem blühenden Gedeihen der Gesetzgebung des norddeutschen Bundes beimessen dürfen, so weisen uns die Thatsachen überall auf den Präsidenten des Bundeskanzleramtes.

Wenig von dem, was sonst die Person eines bedeutenden Mannes dem Herzen des Lesers nahe führt, weiß ich aus dem Leben

Delbrücks zu erzählen. Wenn der Leser erwartet hat, einen reichen Anekdotenschatz, gemüthliche Schilderungen aus der Familie, dem Studien- und Geistesgang dieses Mannes zu finden, so irrt er. Nichts als die Geschichte einer langen, gewaltigen, unverdrossenen Arbeit für das Vaterland erzählt dieses Leben; selbst die milden Segnungen der Familie hat das Schicksal früh von ihm genommen und ihm nie die Freuden der eigenen Häuslichkeit gewährt.

Der Vater unsres Delbrück, Johann Friedrich Gottlieb, geb. 22. August 1768 zu Magdeburg, war der älteste Sohn einer Magistratswittwe, die fast mittellos acht Kinder, darunter drei berühmte gelehrte Söhne, trefflich erzog. Johann Friedrich Gottlieb Delbrück war 1792 zum Rector des Klosters (Pädagogiums) unserer lieben Frauen zu Magdeburg ernannt worden, als ihn plötzlich im Juli des Jahres 1800 der Minister und Generalcontroleur der Finanzen, Graf v. d. Schulenburg Kehnert, im Auftrage Friedrich Wilhelms III als Erzieher des fünfjährigen Kronprinzen (Friedrich Wilhelms IV) und des Prinzen Wilhelm (jetzigen Königs) nach Berlin berief. Hier wirkte der gediegene, ehrenfeste Mann vollkommen frei in seinen erzieherischen Planen, getragen von dem vollen Vertrauen der königlichen Eltern, neun Jahre lang, und trat 1809 mit dem Titel eines Geh. Regierungsrathes und bedeutender Pension in das Privatleben zurück, unter wiederholter Ablehnung der ihm angebotenen ansehnlichen Staatsstellen, dagegen eifrig thätig in der Gründung von Vereinen, welche die schwere Noth zu lindern bestimmt waren, die damals über Deutschland kam. Er vermählte sich 1815 mit einer Erzieherin an der Luisenstiftung in Berlin, Emilie Meklenburg, die ihm 1817 einen Sohn gebar, der Martin Friedrich Rudolph genannt ward, den heutigen Präsidenten des Bundeskanzleramtes. Dieser Sohn blieb außer einer Tochter das einzige Kind dieser Ehe. Kurze Zeit nach der Geburt seines Sohnes nahm Delbrück, der Vater, das ihm angebotene Pastorat an der Michaeliskirche in Zeitz an, mit welcher die Superintendentur der dortigen Diöcese verbunden ist, und übersiedelte schon im Juli 1817 dorthin. Nicht lange war den Eltern vergönnt, die Entwickelung der ungewöhnlichen Anlagen ihres Sohnes liebevoll zu verfolgen und zu leiten. Schon 1823 raffte der Tod die Mutter dahin, am 4. Juli 1830 folgte ihr der Vater, dem eine seltene Verehrung seiner Gemeinde ins Grab folgte. Seinem Sohne gegenüber hatte er die Vaterpflichten in edelster Weise geübt; er hatte die bestmöglichen Lehrkräfte der Stadt dem Knaben gewonnen, und so stets unter seiner eigenen vorzüglichen erzieherischen Leitung eine in wissenschaftlicher wie sittlicher Hinsicht ausgezeichnete Fundamentalbildung ihm angedeihen lassen.

Mit dem dreizehnten Jahre elternlos, kam der junge Delbrück vom Jahre 1830 bis 1831 nach Magdeburg in dasselbe Pädagogium, an dem sein Vater vormals Rector gewesen war, und vollendete dann bis zum Herbst 1833 seine Gymnasialstudien in Halle im Hause seines Onkels Gottlieb Delbrück, eines ängstlich pflichttreuen preußischen Beamten, der 1831 Curator der Universität Halle geworden war.

Nachdem Delbrück hier mit kaum 16 Jahren das Maturitätszeugniß erlangt hatte, bezog er als Student der Rechte im Herbst 1833 die Universität Bonn. Mehr indessen als das Studium der Jurisprudenz fesselte ihn fürs erste dasjenige der Geschichte, er wurde eifriges Mitglied des Rheinischen Seminars, unter Niebuhrs Leitung. Bald aber wandte er sich mit Fleiß der Rechtswissenschaft ausschließlich zu und studirte, außer in Bonn, noch in Göttingen und Berlin, im ganzen $3^1/_2$ Jahre. In Berlin diente er bei der Gardeartillerie zu Fuß sein Jahr als Einjährigfreiwilliger ab, zugleich mit dem späteren Generalpostdirector v. Philipsborn, mit dem er schon damals sich eng befreundete. Noch heute erinnern sich Augenzeugen mit Lächeln der beiden „freiwilligen Artilleristen", der kleinen schmächtigen Gestalt Delbrücks und seines hochgewachsenen befreundeten Kameraden. Im Frühjahr 1837 machte Delbrück sein erstes juristisches Examen und begann nun seine amtliche Laufbahn beim Land- und Stadtgericht in Halle auf jener berühmten preußischen Stufenleiter unbesoldeter Aemter vom Auscultator an aufwärts, die uns Nichtpreußen, die wir gewohnt sind, nach den Anschauungen des sinkenden Zeitalters des canonischen Rechtes, Amt und Gehalt als gleichbedeutend zu betrachten, stets mit ebensoviel Bewunderung erfüllt für die Ausdauer der jungen Beamten, als für die Vielseitigkeit und Gründlichkeit des Wissens, das ihnen in den allerverschiedensten öffentlichen Stellungen geboten wird. So wurde der junge Delbrück, nachdem er in Halle in allen Zweigen des Justizdienstes gearbeitet, im Herbst 1839 an die Regierung zu Merseburg versetzt. Hier verblieb er bis 1841 und bereitete sich dann bis 1842 in stillem Fleiße auf sein drittes Examen vor, das er bei der Verwaltung in vorzüglicher Weise bestand. Er legte eine solche Tiefe des Wissens und so große Klarheit des Denkens vornehmlich in finanziellen und wirthschaftlichen Fragen an den Tag, daß er unmittelbar, nachdem er sein Examen gemacht hatte, als Hilfsarbeiter bei der Generalverwaltung der Steuern im Finanzministerium angestellt wurde, wo der tüchtige Kühne Generaldirector war. Noch jetzt weiß Delbrück zu rühmen, daß er diesem trefflichen Manne die befruchtendste Anregung auf allen Gebieten seiner reichen amtlichen Thätigkeit verdankt. Aber andererseits wurde er auch Kühne ein Hilfsarbeiter im edelsten Sinne des Wortes, ebensoviel gebend, als von jenem empfangend; und weit über die Grenzen des amtlichen Verkehrs hinaus begründete sich unter den beiden Männern trotz des Unterschiedes im Alter die achtungsvollste Freundschaft, die ungetrübt fortdauerte bis zu Kühnes Tode.

Es bedarf nicht der Versicherung, daß die rasche Carriere, die nun in wenig Jahren Delbrück in die höchsten Aemter der preußischen Verwaltung führte, mindestens in demselben Maße ihren Grund hatte in den außerordentlichen Leistungen dieses Beamten, als in der pietätvollen Dankbarkeit, welche König Friedrich Wilhelm IV dem Andenken seines liebsten Erziehers im Sohne erzeigte. So sehen wir Delbrück schon etwa nach einem Jahre (1843) aus der Steuerverwaltung nach der vierten Abtheilung des Finanzministeriums versetzt, aus der später das Handelsministerium hervorging. Chef dieser Abtheilung war Beuth, der recht eigentlich als der Vater und Pionier der modernen preußischen Handelspolitik und der freisinnigen Wirthschafts- und Gewerbepolitik betrachtet werden muß, deren Erbschaft heute das Bundeskanzleramt würdig angetreten hat. Beuth verfolgte schon damals mit Beharrlichkeit und Kühnheit den Gedanken, daß es grundfalsch sei, ein Gewerbe auf Kosten des andern durch Zoll- und Steuerschutz oder durch gewerbliche Beschränkungen zu begünstigen und daß auch die Beaufsichtigung der Gewerbe nur insoweit durch den Staat erfolgen dürfe, als durch Ungeschicklichkeit dem Gemeinwohl Gefahr drohe. Jedenfalls hat er nie einen Beamten unter sich gesehen, der in diese seine Anschauungen eifriger und sympathischer eingedrungen ist und sie erfolgreicher zur Geltung gebracht hat, als Delbrück. Als im Jahre 1844 das Handelsamt unter Rönnes Leitung errichtet wurde, ward Delbrück dorthin berufen. Dieser Rönne, der Bruder des berühmten preußischen Staatsrechtslehrers v. Rönne, war längere Zeit Gesandter Preußens bei den Vereinigten Staaten gewesen, und galt mit Recht für einen sehr vielseitig erfahrenen Beamten. Eine glückliche Fügung war es jedenfalls, daß Delbrück in dieser Weise nach und nach unter den würdigsten und tüchtigsten Spitzen des preußischen Beamtenthums, lauter Männern von größter Klarheit und Weite des Blickes, arbeitete, ehe er selbst an die Spitze eines Theils der Regierungsgeschäfte berufen wurde.

Dieser ehrenvolle Ruf aber erging an ihn, den kaum 31jährigen Mann, in einer Zeit, wo die Throne ins Wanken geriethen, und panischer Schrecken die Gemüther vieler ergriff, die bis dahin von sich rühmten, daß sie die treueste Stütze der Krone seien, im Frühjahr 1848. Nach Auflösung des Handelsamtes wurde Delbrück als Ministerialdirector ins Märzministerium berufen, trat aber, bei dem bald erfolgenden Umschwung der Dinge sammt seinen Collegen zurück und übernahm von Einrichtung des Handelsministeriums an das Directorium mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rathes.

Mit der Uebernahme dieses Postens beginnen nun diejenigen Leistungen Delbrücks für Preußen und Deutschland, die ihm für immer die größte Anerkennung unsres Volkes sichern werden. Er handelt fortan aus eigener Machtbefugniß, auf eigene Verantwortung und zur Ehre des Ganzen.

Niemals ist die Erbschaft großer handelspolitischen Traditionen in einer trüberen Zeit angetreten worden, als von Delbrück die Leitung der auswärtigen Handelspolitik Preußens und der preußischen Tarifpolitik im Zollverein unter den damaligen Ministerien in Preußen. Daß Delbrück in jener Zeit mit Selbstverleugnung, mit Unterordnung seiner bessern Ueberzeugung unter die Macht des Ministerpräsidenten an seinem Posten ausharrte, um die Leitung der preußischen Handelspolitik nicht in ganz ungeschickte Hände übergehen zu lassen, rechnen wir ihm besonders hoch an. Und seine Ausdauer wurde vom schönsten Erfolg gekrönt. Denn während die politische Machtstellung des preußischen Staates am Tage von Olmütz bedingungslos hingeopfert

wurde, wußte die preußische Handelspolitik sich nicht nur aller österreichischen Anmaßungen zu erwehren, sondern erreichte gerade im entscheidenden Momente eine Abrundung des Zollgebiets, wie sie bis dahin für unmöglich gegolten hatte.

Das Frankfurter Parlament nämlich hatte ein Reichszollgesetz nicht zu Stande gebracht. Es entsprach dem schwärmerischen, für alle Machtfragen verschlossenen Geiste jener Tage, daß die Mehrzahl in der Paulskirche sich das deutsche Zollreich ebenso wie den deutschen Staat dachte unter Einschluß Oesterreichs. Es hatten in Folge dessen österreichische Bevollmächtigte an den Berathungen des Reichszollausschusses Theil genommen. Sobald die Reaction in Oesterreich ausreichend erstarkt war, rief man die Bevollmächtigten von Frankfurt ab. Preußen und alle Welt glaubten, Oesterreich sei zu der vernünftigen Einsicht gelangt, daß es im Zollverein nichts zu suchen habe. Da verlangte plötzlich ein officiöser Artikel in der Wiener Zeitung vom 26. Oct. 1849 die Zolleinigung Oesterreichs mit Deutschland. Oesterreich werde seine Ausfuhrverbote aufheben und seine Einfuhrverbote in „kräftige Schutzzolle“ verwandeln. Aber Deutschland müsse unbedingt „eine gemeinsame neue Grundlage der Volkswirthschaft“ mit Oesterreich anerkennen. Schon am 7. Nov. 1849 ließ der Preußische Staatsanzeiger dieser Anmaßung die verdiente Abfertigung widerfahren; auch das wurde schon angedeutet, daß die k. k. Hannaken und Raizen nicht sehr erhebliche Consumenten zollpflichtiger Artikel seien, und daher die im Zollverein übliche Vertheilung der jährlichen Dividende nach Köpfen sich Oesterreich gegenüber nicht gut machen werde. Wir haben Ursache, in diesem berühmten Artikel Delbrücks Feder zu vermuthen. Aber Oesterreich hatte damals Bruck als Finanzminister, der recht wohl erkannte, wie hübsch es sei, wenn der wohlhabende Zollverein mit dem österreichischen Deficit zusammengespannt würde, und um diesen Preis begann er in einer Reihe von Denkschriften eine nachhaltige Schwärmerei für ein austrodeutsches Zollreich von 70 Millionen Seelen. So schleppte sich der Streit durch die Staatsarchive in Wien, Berlin und Frankfurt fort, wurde schließlich auf den Dresdner Conferenzen so wenig ausgetragen, als die deutsche Frage, und hatte nur für Oesterreich den großen Segen, daß Bruck wirklich mit den österreichischen Einfuhr- und Ausfuhrverboten und Zwischenzöllen gründlich aufräumte. Aber sobald Bruck mit diesen tüchtigen Reformen zu Ende war (1. Febr. 1852) und die Hände nach außen frei hatte, trat er mit einem kühnen, neuen Plan hervor. Preußen hatte von jeher erklärt, so unausführbar es eine Zolleinigung mit Oesterreich halte, so gern sei es bereit, einen Handelsvertrag zu schließen. Bruck nahm Preußen nun beim Wort. Er bot die allergrößten Verkehrserleichterungen zwischen den beiden Handelsgebieten an, viel größere z. B., als sie der deutsch-österreichische Handelsvertrag von 1868 gewährt — und verlangte nur die scheinbare Kleinigkeit, daß ohne Einwilligung Oesterreichs hinfort Tarifveränderungen im Zollvereine nicht stattfinden dürften. Dieser Vertrag sollte den 1. Jan. 1854 in Kraft treten und allmählich in eine vollständige Zolleinigung mit Oesterreich überführen, die am 1. Jan. 1859 beginnen sollte. Delbrück erkannte sofort die ganze Zweischneidigkeit des Vorschlags. Unter der Maske von Verkehrsfreiheiten wollte sich Oesterreich im Zollvereine einnisten, mit einem absoluten Veto gegen jede selbstständige und namentlich jede freihändlerische Handelspolitik Preußens. Delbrück wies daher die österreichischen Vorschläge auf das entschiedenste zurück. Aber Bruck hatte seine Rechnung auf die deutschen Mittelstaaten und die schutzzöllnerischen Sympathieen Süddeutschlands gemacht, und diese Rechnung war richtig. Auf der Zollconferenz zu Wiesbaden verlangten Baiern, Sachsen, Würtemberg und die beiden Hessen von Preußen am 7. Juni 1851 unbedingtes Eingehen auf die österreichischen Vorschläge.

Aber in Berlin hatte Delbrück inzwischen in aller Stille eine Gegenrechnung fertig gebracht, die alle diese Pläne durchkreuzte.

Bis dahin hatten die Neider Preußens immer mit sichtbarlichem Behagen hingewiesen auf die Thatsache, daß Hannover, Oldenburg und Lippe für sich ein besonderes Zollgebiet (unter dem Namen Steuerverein) bildeten, welches die westlichen und östlichen Provinzen des preußischen Staates vollständig von einander trennte. Für Preußen wäre daher unter solchen Verhältnissen die Kündigung der Zollvereinsverträge für den 1. Januar 1854 in der That ein Ereigniß von schmerzlichster Tragweite gewesen. Es sah dann sein Staatsgebiet in zwei Hälften zerrissen, an deren Grenzen ringsum Zollschranken starrten. Aber während die trutzigen Gegner dieses Unheil voraussahen, veröffentlichte Preußen plötzlich den von Delbrück im tiefsten Geheimniß verhandelten und geschlossenen Vertrag zwischen Preußen und Hannover vom 7. Septb. 1851, laut dessen Hannover vom 1. Jan. 1854 an Preußen und den alsdann mit ihm zollverbündeten Staaten, auf Grund der bisherigen Principien des Zollvereins, beitrat. Noch im September 1851 schloß sich Lippe, am 1. März 1852 auch Oldenburg diesem Vertrag an. Damit hatte sich die Lage mit einem Male von Grund aus verändert. Preußen gewann ein trefflich abgerundetes einheitliches Zollgebiet und freihändlerische Vereinsgenossen anstatt der alten schutzzöllnerischen. Mit kühlem Blute konnte es nun dem Treiben seiner Gegner zuschauen; denn eine Kündigung der Zollvereinsverträge bedeutete nun für diese die radicale Abschneidung vom Meer.

Es frommt nicht, vom ruhigen Hort der heute gewonnenen deutschen Wirthschaftseinheit aus, zürnende Blicke zurückzuwerfen auf das erregte Meer der Leidenschaften, die damals während zweier Jahre den Fortbestand des Zollvereins in Frage stellten. Nur soviel mag darüber gesagt sein, daß der meisterhafte Zug, den die preußische Staatskunst durch den Vertrag mit dem Steuerverein, gerade in diesem Augenblick, gethan, den zwingendsten Antheil an der Versöhnung hatte.

Am 4. April 1853 schon war der neue Zollvereinsvertrag für zwölf Jahre, bis Ende 1865, in Berlin allseitig angenommen, der Steuerverein festes Glied des Zollvereins, für den inländischen Verkehr manche Erleichterung gewonnen — und der Mann, der am verdienstvollsten damals Deutschland vor heilloser Verwirrung bewahrt, ihm Ruhe und Frieden wiedergegeben hatte: — Delbrück!

Niemand weniger als Delbrück verbarg sich aber auch, daß mit dieser Ordnung der Dinge die letzte Vollendung des Zollvereins noch lange nicht gekommen sei. Man hatte mit schwerer Mühe die innere Einheit errungen, und auch diese nur um den Preis einer innigen Verkehrsgemeinschaft mit Oesterreich, dem man in einem neuen Handelsvertrag vom 19. Februar 1853 im voraus jedes Vorrecht, welches der Zollverein künftig dritten Nationen gewähren würde, zugestanden hatte. Aber bald bedurfte man des ganzen mühsam wieder gewonnenen inneren Zusammenhalts, um den westeuropäischen Völkern rechtzeitig zu folgen auf den freien Bahnen des Handels und Verkehrs, trotz und gegen Oesterreichs widerstreitende schutzzöllnerische Interessen.

Am 23. Januar 1860 nämlich hatte Frankreich mit Großbritannien einen Handelsvertrag geschlossen, in welchem Frankreich, mit seiner ganzen bisherigen Handelspolitik brechend, mit Entschlossenheit in der neuen Einrichtung seiner Tarife gegen England, und in der Gleichstellung der englischen Schiffe mit den französischen, die Bahn des Freihandels beschritt. Bald nach Abschluß dieses Vertrags strebte Belgien auf gleicher Grundlage mit Frankreich zu unterhandeln, und Preußen ward auf Anfrage die officielle Antwort, daß Frankreich gern bereit sei, auch mit dem Zollverein einen Handels- und Schifffahrtsvertrag und eine Nachdrucksconvention abzuschließen.

Wieder ward Delbrück die Ehre und das Vertrauen zu Theil, diese Verhandlungen zu leiten. Er handelte so rasch wie möglich. Denn für den Zollverein war Gefahr im Verzug, wenn er sich von der hochstehenden Industrie- und Handelsblüte der westeuropäischen Völker auf dem Markte des westlichen Europas nicht ganz überflügeln lassen wollte. Zudem war ja kein Zweifel mehr daran, daß der deutsche Gewerbfleiß und die deutsche Fabrikation die Concurrenz mit Frankreich und England wohl auszuhalten vermochte. So mochten unbedenklich eine Reihe deutscher Eingangszölle herabgesetzt werden, die vor zwanzig Jahren berechtigt und nothwendig für das Emporblühen der einheimischen Industrie, nun zu einem unvernünftigen, allen nachtheiligen Privilegium einer kleinen Kaste von Fabrikanten u. s. w. geworden waren. So allgemein waren diese Anschauungen Delbrücks im Zollverein getheilt, daß schon im September 1860 Preußen die Zustimmung aller Vereinsgenossen zum Beginne der Verhandlungen nach Paris melden konnte. Nachdem diese am 15. Januar 1861 begonnen hatten, ward am 29. März 1862 der Entwurf eines Handels- und Schifffahrtsvertrags und einer Nachdrucksconvention zwischen Preußen und Frankreich festgestellt und schon am 3. April den übrigen Zollvereinsregierungen mitgetheilt. Preußen hatte darin dieselben Vergünstigungen erlangt, wie England und Belgien zuvor; seinerseits annähernd dieselben Tarifermäßigungen

zugestanden, wie jene. Vom wirthschaftlichen Standpunkt war dem Vertrage wenig einzuhalten. Desto mehr vom politischen. Der stillen Hoffnung der süddeutschen Particularstaaten auf eine endliche dauernde Zolleinigung mit Oesterreich ward ein gründliches Ende bereitet. Denn Oesterreich hatte aus dem Vertrage von 1853 das Recht, alle Zwischenzölle zwischen sich und dem Zollverein um soviel zu erhöhen, als der Zollverein gegen das Ausland Zollermäßigungen eintreten ließ. Gegen diese klaren Folgen des Anschlusses an die westeuropäische Handelspolitik sträubten sich Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Nassau u. s. w. aufs äußerste, während Sachsen in der unzweifelhaften Kenntniß der Bedürfnisse seines blühenden Handels und Gewerbsfleißes von Anfang an Preußen treu zur Seite stand.

Sollen wir die Geschichte dieses Sonderbundes erzählen? Unsre Leser haben heute schon genug erfahren vom inneren deutschen Streit. Und diesmal war der endliche Sieg unsres Helden so ungleich sicherer, als während der Zollvereinskrisis der fünfziger Jahren. Denn die klaren wirthschaftlichen Segnungen des französischen Handelsvertrages wurden diesmal auch von den Gegnern Preußens anerkannt.

Die letzten Noten Preußens in dieser Krisis tragen schon Bismarcks kräftige Unterschrift, der im November 1862 das preußische Ministerium des Aeußern übernommen hatte. In ihm hatte Delbrück den sympathischen Meister seiner deutschen Handelspolitik gefunden. Am 12. October 1864 endlich, nach dreijähriger nutzloser Aufregung aller wirthschaftlichen Kreise Deutschlands, traten alle Zollvereinsstaaten dem französischen Handelsvertrage bei. Der Zollverein war wieder für zwölf Jahre gesichert, mit Oesterreich vereinbarte Delbrück noch im selben Jahr einen neuen Handelsvertrag. Schon während der Krisis hatte sein kühner Geist sich an Verhandlungen mit England und Belgien gewagt, die fast gleichzeitig mit Genehmigung des französischen Vertrags bei den Zollvereinsregierungen Annahme fanden. Denselben Erfolg hatten seine Verhandlungen mit Italien, die am 31. December 1865 zum Abschluß führten. Auch dieser Vertrag ward bei den Vereinsgenossen durchgesetzt, obwohl sich die stolze Legitimität manches alten deutschen Fürstenhauses bäumte gegen die Anerkennung des emporgekommenen Königreichs jenseits der Alpen.

Damit war alles erreicht, was bei dem polnischen Veto jeder einzelnen Stimme im alten Zollverein in der Gestaltung der innern und äußern Zollvereinsverhältnisse hatte gewonnen werden können. Aber kein „moralischer Einfluß" der Welt vermochte die deutschen Souveräne, auf ihr Veto zu verzichten, sich freiwillig und ein für allemal der Majorität der Zollvereinsstimmen unterzuordnen, oder gar einer Vertretung des deutschen Volkes neben den Bevollmächtigten der Regierungen berathende Stimme in Zollvereinssachen zu gewähren. Beide Forderungen hatte schon ein Jahrzehnt vergeblich die preußische Regierung, unterstützt durch die thüringischen Staaten, Baden und namentlich den volkswirthschaftlichen Congreß, gestellt und immer wieder mahnend in Erinnerung gebracht. Gewaltigere Zeiten und die Macht zwingenderer Ereignisse mußten über Deutschland kommen, um dieses Opfer von den Kleinstaaten zu erstreiten.

Sie kamen mit dem Jahr 1866. Jeder Deutsche weiß, welch ungeheure Verbesserung die ganze Organisation des Zollvereins jenem Jahre und den Männern dankt, die über die bleibenden Wirkungen des großen Sieges der deutschen Sache zu entscheiden hatten. Sobald die norddeutsche Bundesverfassung gegründet war, schon am 8. Juli 1867, ward in Berlin unter Delbrücks Vorsitz und lebhaftester Mitwirkung der neue Zollvereinsvertrag geschlossen, der alle Angelegenheiten des Vereins hinfort an die Entscheidung der Majorität des Zollbundesraths und des Zollparlaments band. Viel schon haben diese Blätter über das gedeihliche Zusammenwirken dieser beiden hohen Körperschaften berichtet. In dem kurzen Zeitraum eines Jahres sind Handelsverträge mit Oesterreich, Spanien, dem Kirchenstaat, der Schweiz, Japan geschlossen, die Zollgesetzgebung und Zollordnung neu codificirt, die Gesetze über die Besteuerung des Zuckers und Tabaks erlassen worden. Und wie Delbrück an der Verhandlung und Ausarbeitung aller dieser äußeren und inneren Reformen des Zollvereins den hervorragendsten Antheil genommen, so ist er hauptsächlich der Sprecher des Zollbundesraths vor dem Zollparlament gewesen. Seine Reden über den österreichischen Handelsvertrag im Vorjahr, über die Zollordnung und die Nothwendigkeit der Tarifreform in diesem werden dauernd zu den Mustern wirthschaftlicher Beredsamkeit im großen Stil gerechnet werden.

Aber eine größere und anhaltendere Thätigkeit noch, und einen guten Theil der bisherigen Erfolge der norddeutschen Gesetzgebung haben wir Delbrück in seiner Eigenschaft als Präsident des Bundeskanzleramts zu danken. Diesen Posten bekleidet er so lange, als das Bundeskanzleramt überhaupt besteht, seit dem 12. August 1867. Vollständig hat noch jede Sitzungszeit des Reichstags das Wort bewahrheitet, mit dem Delbrück dem Neuling gewöhnlich zuerst charakterisirt wird: daß er der liberalste Mann sei im Bundeskanzleramte. Schon manches Gesetz, das seine jüngeren Räthe, nachdem der Reichstag grundsätzliche Aenderungen der Regierungsvorlage beschlossen, im Reichstag als unannehmbar bezeichnet hatten, bildet durch Delbrücks entscheidende Befürwortung heute ein Stück der norddeutschen Gesetzsammlung. Vor allem ist das Zustandekommen des bisher größten Gesetzes des norddeutschen Bundes, der diesjährigen Gewerbeordnung, Delbrücks tapferem Zuspruch zu verdanken. So kann man wohl verstehen, daß selbst der Berliner Witz, der wie die Bevölkerung jeder Residenz — mit Ausnahme Dresdens — stets einen oppositionellen Charakter zeigt, und namentlich alles was mit der Geheimen und Wirklichen Geheimen Rathswürde entfernt zusammenhängt, erbarmungslos geißelt, diesen Mann allein mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelt. Brachte doch ein humoristisches Blatt, als im vorigen Jahre, wie oft schon, das Gerücht auftauchte, Delbrück habe den von ihm mehrmals ausgeschlagenen Adelstitel angenommen, das Witzwort: „Deutschland hat einen seiner besten Bürger verloren."

Von Gestalt ist Delbrück klein, aber wohl proportionirt, und seine äußere Erscheinung, Toilette u. s. w. von gewählter Feinheit und Modernität. Eine wunderbare Ruhe und Klarheit liegt in seinen Zügen, seiner Rede. Er pflegt seine Reden meist mezzo voco zu intoniren, aber in der lautlosen Stille der Parlamente schwingt sich dann jede Silbe seiner Worte bis in die socialistischen und dänischen Winkel des Saales. Der Bau seiner Reden, wie der einzelnen Sätze ist von imponirender Einfachheit und Kürze, von unübertrefflicher Sachlichkeit und Klarheit. Nur wenn ihm zuweilen passirt, Dinge vertheidigen zu müssen, deren Urheber er nicht ist, dann wird zur Verkleidung der Personen, die hinter den Coulissen stehen, etwas Decorationswerk in die Rede aufgenommen; er lächelt öfter als gewöhnlich, wird witzig, hüstelt, und seine berühmte goldne Dose, die ihm während aller seiner Reden die Hände beschäftigt, unterhält alsdann eifrige Verbindung mit dem hervorragendsten Theile seines Antlitzes. Aber immer bleibt er schlagfertig, geistvoll; im Privatverkehr namentlich, wo er seine steife, würdevolle Amtsmiene etwas ermäßigt, — ohne sie je ganz aufzugeben, denn schon auf dem Gymnasium hieß er „der Minister" — ist er äußerst liebenswürdig, aufgeräumt und witzig. So entgegnete er der Königin, als sie ihn einst fragte, ob er denn nicht Ansprüche auf das weiland Herzogthum Delbrück in Westfalen erhebe: „Wenn mich Ew. Majestät damit belehnen wollen, bin ich in Demuth bereit, den Thron meiner Väter zu besteigen." Die Fülle seiner Kenntnisse ist eben so bewundernswerth, als die Leichtigkeit, mit welcher er sich neues Wissen aneignet. So hat er in vier Wochen perfect italienisch gelernt. Delbrück hat den größten Theil Europas bereist, namentlich längere Zeit in Belgrad und den untern Donauländern verweilt. Auf einer Reise durch Spanien, die er vergangenes Jahr durch einige Monate auszudehnen gedachte, ward er plötzlich durch den Ausbruch der spanischen Revolution überrascht, die ihn zu unliebsamer Umkehr zwang. Die welfische Presse ließ ihn natürlich im Auftrage Bismarcks mit dem großen preußischen Geldsack direct zu Prim und Serrano reisen.

Delbrück steht noch in der vollen Kraft seines Wirkens. Möge er, „einer der besten Bürger Deutschlands", in seinem herzlichen Einverständniß mit der deutschen Politik des Bundeskanzlers, noch lange auf seinem hervorragenden Platze fortwirken zur Ehre, Freiheit und Einheit unsres Vaterlandes!

Preußens Morgengabe an Deutschland.

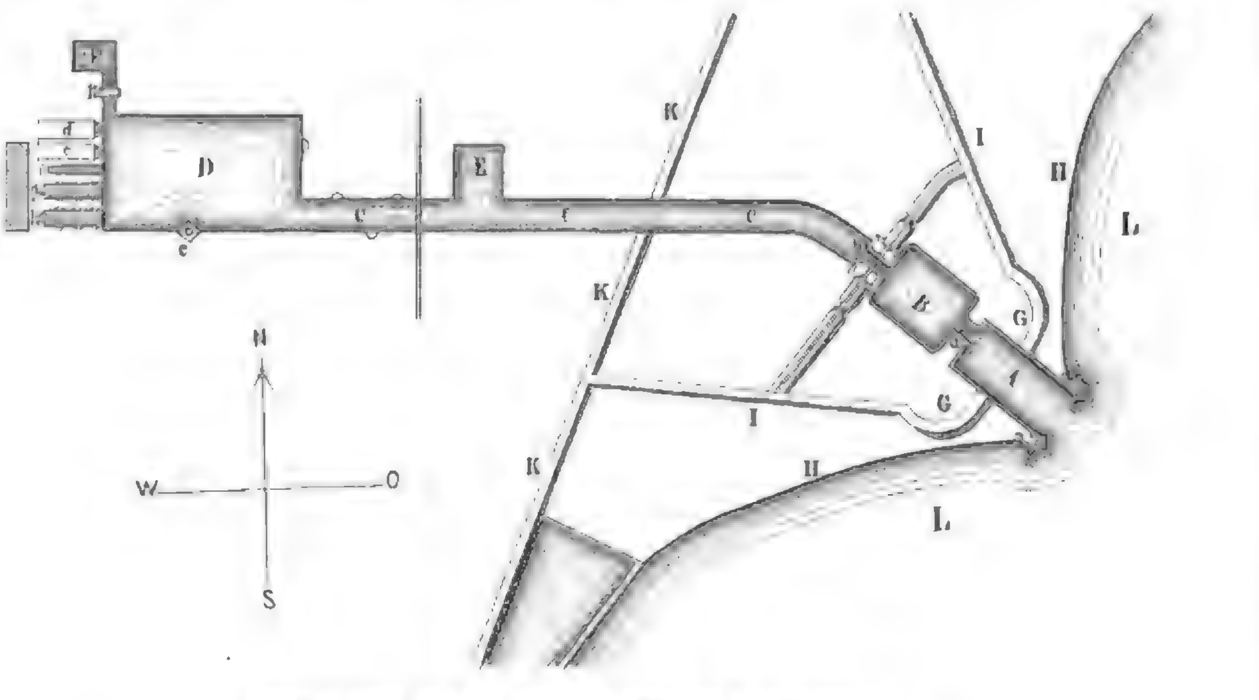
Von Hermann Uhde.

Eine deutsche Flotte — eine deutsche Flagge hoch am deutschen Maste, wie lange hat unser Volk sich nach Verwirklichung dahin gehender Wünsche vergeblich sehnen müssen! Und doch bedarf deutsches Eigenthum des Schutzes, soweit unser Handel seine Schiffe sendet; erheischen Deutschlands Interessen eine kräftige Vertretung auch in fernen Zonen, wenn das höchste Gut, die Nationalehre, nicht schwere Einbuße erleiden soll.

In richtiger Erkenntniß dessen war es schon bei Abschluß der Bundesacte vorbehalten, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung über Handel und Schiffahrt zu berathen. Allein das Jahr 1824 kam, und nichts war in dieser Richtung geschehen; nur eine Commission wurde niedergesetzt, deren Thätigkeit, oder vielmehr Unthätigkeit die wichtige Angelegenheit um keinen Schritt förderte.

sammelte man, soweit die deutsche Zunge klingt, für das junge Unternehmen, welchem reichliche Gaben zuflossen.

Aber schnell, wie diese Begeisterung entflammt war, kühlte sie sich ab unter den Strömungen der nächsten Jahre. Zwar war eine technische Marinecommission unter dem Vorsitze des Prinzen Adalbert von Preußen gebildet, auch eine Flottille zusammengebracht, die trotz all ihrer Mängel 1849 mit Ehren hätte in See gehen mögen. Aber es fehlte hinter ihr an energischem Wollen; bald hatte sie mit Mangel an Geld, bald mit Mangel an Instructionen zu kämpfen, und — der schwarzrothgoldenen Flagge fehlte die Anerkennung der die See beherrschenden Mächte, da Deutschlands Staatseinheit, welche sie repräsentiren sollte, in den Völkerverkehr nicht vertragsmäßig eingeführt war.



Zeichenerklärung für die im Jahdebusen angelegten Kriegshafenbauten.

A Hafeneinfahrt.	F Boots- und Mastenhafen.	L Jahdebusen.	f Dock 350' lang Dock III.
B Vorhafen.	G Schanze.	a Erste Schleuse } 66 Fuß breit.	g h Dock I. II. 445' lang.
C Kanal.	H Hafenmolen.	b Zweite Schleuse } 66 Fuß breit.	i Große Schmiedewerkstatt 360' lang, 69' breit.
D Binnenhafen.	I J Seedeiche.	c Krahn für Masten.	k Drehbrücke.
E Baggerschiffhafen.	K Alter Deich.	d e Hellinge für Panzerschiffe.	

So vergingen Jahrzehnte. Der Zollverein war entstanden und dehnte sich immer weiter aus; je mehr und mehr erwies sich das namentlich von Bremen stets geltend gemachte Bedürfniß, den deutschen Handel und die deutsche Schiffahrt unter eine gemeinsame Handelspolitik und diese unter den Schutz einer Flotte zu stellen, als dringende Nothwendigkeit. Preußen, innerhalb des von ihm ins Leben gerufenen Zollvereins die leitende Macht, schlug 1847 den jenem Vereine noch nicht beigetretenen Nordseeküstenstaaten vor, mit dem Zollvereine sich zur Annahme einer deutschen Flagge, Gleichberechtigung aller Schiffe und Ladungen, Anstellung gemeinschaftlicher Consuln und gemeinschaftlicher Abschließung von Handels- und Schiffahrtsverträgen zu einigen. Leidiger Particularismus ließ jedoch diese Vorschläge scheitern.

Das Jahr 1848 kam, und mit ihm der mächtige Drang nach einem einigen starken Vaterlande. Der dänische Krieg bewies aufs schlagendste das unabweisbare Bedürfniß einer Kriegsmarine, und mit begeisterungsvollem Jubel ward das Votum der Nationalversammlung begrüßt, welches einen Marineausschuß niedersetzte und sechs Millionen zur Herstellung einer Flotte, darunter 780,000 Thaler zu Hafen- und Arsenalanlagen auswarf. Zugleich

Das elende Schicksal, welchem die erste deutsche Flotte verfiel, ist bekannt. Sie verkümmerte, um 1852 endlich schmachvoll unter den Hammer des Auctionators zu kommen.

Die aufgegebene Reichsmarine ging zum Theil in den Besitz Preußens über; dieser Staat erinnerte sich der moralischen Verpflichtung, die Interessen des Zollvereins, innerhalb dessen er die Führung besaß, eintretenden Falls auch nach außen nachdrücklich zu vertreten. So wurde 1853 eine vom Kriegsministerium abgelöste Admiralität gebildet und der Entschluß gefaßt, einen Kriegshafen an der Nordsee zu gründen.

Wie Preußen als Erbe des deutschen Reiches hinsichtlich der Flotte aufgetreten war, so schritt es mit dem eben genannten Entschlusse auch auf den Pfaden fort, welche die Marineverwaltung zu Frankfurt a. M. 1849 zuerst geebnet. Diese hatte schon im Januar des genannten Jahres eine Commission nach der Nordsee entsendet, welche ein Urtheil abgeben sollte über die Wahl eines Kriegshafens. Auch die Oldenburgische Regierung hatte damals amtliche Ermittelungen vornehmen lassen, und aller Sachverständigen Urtheil war der Oertlichkeit bei Vierhuck in der Mündung des Jahdebusens günstig gewesen. In Folge davon war hinsichtlich der Marineanlagen auf

Oldenburgischem Gebiete seitens der Reichsgewalt dergestalt vorgearbeitet und disponirt, daß zu Brake ein Constructionshafen, der definitive Kriegshafen aber an der Jahde ins Auge gefaßt war.

Oldenburg, das die Vortheile, welche ihm die Anlagen eines strategisch so wichtigen Punktes wie ein Kriegshafen bereiten mußte, wohl zu schätzen verstand, war sogleich willfährig, die zwischen ihm und dem Reiche zerrissenen Verhandlungen über solche Anlagen mit Preußen neu zu knüpfen. Seinem Entgegenkommen ist es zu danken, daß am 20. Juli und 1. December 1853 Staatsverträge zu Stande kommen konnten, denen zufolge an Preußen „zur angemessenen Entwickelung seiner Kriegsmarine" auf der westlichen Seite der Jahde ein Gebiet von 1211 Morgen 11 Ruthen Magdeburgisch; auf der östlichen Seite der Jahde, an der Ecke des Eckwarder Ahndeichs ein Gebiet von 8 Morgen 140 Ruthen Magdeburgisch mit voller Staatshoheit abgetreten wurde. Dagegen verpflichtete sich Preußen, den Kriegshafen ungesäumt zu beginnen, ununterbrochen mit dessen Vollendung fortzufahren und in den ersten drei Jahren nach Ratification des Vertrages mindestens 400,000 Thaler auf die Ausführung zu verwenden. Ferner hatte Preußen eine Chaussee von dem projectirten Marineetablissement nach der Oldenburger Landeschaussee, sowie eine Eisenbahn von jenem Etablissement über Varel und Oldenburg zum Anschluß an die Köln-Mindener Bahn auf eigene Kosten baldmöglichst zu bauen. Oldenburg empfing für die abgetretenen Gebietstheile eine baare Geldentschädigung von einer halben Million, außerdem übernahm Preußen die Vertheidigung der Oldenburgischen Küste gegen feindliche Angriffe von der Wasserseite, und den Schutz der unter Oldenburgischer Flagge segelnden Schiffe im Fall eines Krieges.

Dieser finanziell für Oldenburg, politisch für Preußen günstige Vertrag brachte letzteres in die Reihe der Nordseestaaten; fortan besaß es den einzigen Kriegshafen der deutschen und dänischen Nordsee.

Bevor man die Jahde für einen Kriegshafen in Aussicht genommen hatte, war sie unbeachtet und kaum bekannt. Zwar hatte Napoleon I gleich nach Declarirung der Continentalsperre gegen England, zur Aufrechterhaltung dieser unheilvollen Maßregel auf Wangeroog, in Eckwarden und in Heppens armirte Strandbefestigungen erbauen lassen, aber man fand keine Spur mehr davon. Nur in Heppens ist die Anlage der französischen Batterie noch zu erkennen; auf der Ruine derselben brennt das Leuchtfeuer, welches den bei Nacht ansegelnden Fahrzeugen nach der Rhede von Bierhuck den Weg zeigt.

Hier, auf demselben Fleckchen Erde, wo einst fränkischer Uebermuth einer gebeugten Nation den Fuß auf den Nacken setzte, dehnt sich — eine glorreiche Genugthuung der Geschichte! — jetzt, nach sechszig Jahren, stark und stattlich die Wiege einer Flotte aus, die kräftig genug ist, fremde Uebergriffe schnell und nachdrucksvoll zurückzuweisen.

* * *

Nach ihrer geographischen Lage und der Beschaffenheit des Fahrwassers bildet die Jahde einen Mittelpunkt der deutschen Nordseeküste für eine Kriegsflotte, wie er von Natur günstiger nicht leicht gefunden werden dürfte.

In ihrer ganzen Länge, von der See bis tief in den Busen, ist die Jahde allezeit selbst für die größten Schiffe fahrbar. Sie gestattet, wie in verschiedenen, sehr harten Wintern gemachte Erfahrungen beweisen, einen leichten Zugang noch dann, wenn Weser und Elbe längst mit Treibeis bedeckt und unfahrbar sind. In den Hauptströmungen der Ebbe und Flut friert das Wasser nie zu, da es zur Flutzeit im Busen den vollen Salzgehalt des Seewassers hat. Nur auf den höheren Sand- und Schlickwatts bilden sich Eislagerungen, welche indes, da kein Oberwasser zufließt, beim Eintritt von Thauwetter, ohne eigentlichen Eisgang, durch die Flut schnell hinweggespült werden.

Vermöge ihrer Richtung gegen Norden kann die Jahde bei den herrschenden West- bis Nordwestwinden stets gut befahren werden; auch bei mehr nördlichen Winden bleibt das Auslaufen der Schiffe noch möglich, da diese auf fast 5 Meilen Länge eine Breite von 5000 Fuß, und reichliche Tiefe zum Laviren (40—55 Fuß) finden. Nur die Einfahrt unmittelbar von der See in die Jahde ist minder günstig; die Jahde verengt sich hier kurze Zeit auf etwa 3000 Fuß Breite und 31 Fuß geringster Wassertiefe, ist indes vermittels des Flut- oder Ebbestroms jedenfalls in einer Ebbe- oder Flutzeit zu passiren. Die Flut tritt in regelmäßigen Zwischenräumen von 12 Stunden in den Jahdebusen und erhebt sich hier bis zu der vollen Höhe (12 Fuß über den niedrigsten Ebbestand), welche sie in der offenen See längs der Nordseeküste erreicht. Die ausgedehnte Rhede von Bierhuck — die Heppenser Rhede — bietet einen für eine große Flotte ausreichend weiten, bei niedrigstem Wasserstande durchgehends 36 Fuß tiefen Ankerplatz, wie die ganze Jahdeeinfahrt ohne verborgene Klippen, Untiefen und Sandbänke, mit festen Sandufern und mit gutem Ankergrund.

Wie alte Chroniken melden, ist der etwa 4 Quadratmeilen Flächeninhalt umfassende Jahdebusen entstanden durch wiederholte Einbrüche von Sturmfluten in die friesländische Landschaft Rüstringen. So wurde durch die Flut von 1218 der größte Theil des Kirchspiels Dowen verschlungen; die von 1509 schwemmte abermals Land hinweg. Die Flut vom 17. Januar 1511 — die sogenannte Eisflut — begrub unter ihren Wellen die Kirchspiele Ahne, Bant, Seediek, Bordum und Oldenbrügge, sowie das Kloster St. Johannis-Howermönneken.

Da, wo der Jahdebusen — richtiger: die Binnenjahde — in den Strom der Außenjahde übergeht, liegt am westlichen Ufer das Marineetablissement Wilhelmshafen, so zwar, daß dessen Axe, in der Richtung der Mittellinie der Seeschleusen, des Vorhafens und der Hafeneinfahrt genommen, von Nordwest nach Südost sich hinzieht.

Nachdem die Besitzergreifung der von Oldenburg abgetretenen Strecken Land seitens Preußens am 23. November 1854 erfolgt war, eröffnete seit dem 18. Juli 1855 eine besondere Commission ihre Thätigkeit, die beabsichtigten Anlagen ins Leben zu rufen. Die ersten generellen Entwürfe rühren vom Oberbaurath Hagen in Berlin her. Die definitiven Pläne zu der nunmehrigen Ausführung — mit den neuen, tiefgreifenden Vervollkommnungen des Kriegsschiffsbaus, der Befestigungswerke, Sprenggeschosse und aller Vertheidigungs- wie Angriffswaffen stets gleichen Schritt haltend und deshalb vielfach umgestaltet — sind vom verstorbenen Admiralitätsrath Pfeffer und vom Hafenbaudirector Göcker.

Der Bau der zahlreichen und großartigen Werke wurde unter so widrigen Umständen begonnen, und hatte mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß man die Beharrlichkeit der Männer wahrhaft bewundern muß, welche mit eisernem Sinn das ungeheure Unternehmen seiner Vollendung entgegen geführt haben. Es galt, unter stetem Kampfe gegen die Strömungen des Meeres und gegen Sturmfluten, in erster Zeit fast ohne Schutz gegen das rauhe Klima, geplagt von den üblen Ausdünstungen des trocken gelegten Bodens, welche Fieber und Seuchen erzeugten, bei anfänglichem Mangel an Hilfsmitteln, auf dem höchst ungünstigen Terrain des Flugsandes und des Schlickbodens feste Seebauwerke zu gründen.

Indessen strebte man kühnen Muthes das Ziel zu erreichen. Man baute die contraktlich ausbedungene Chaussee von Sande nach Heppens; zugleich begannen die Verhandlungen mit Hannover wegen des Baus der Eisenbahn Heppens-Oldenburg-Minden. Die bekanntlich in Bahnbauangelegenheiten von eigenthümlichen Auffassungen geleitete Regierung dieses Landes weigerte indes die Erlaubniß, die Bahn, wie das hätte geschehen müssen, durch ihr Gebiet führen zu lassen; alle Unterhandlungen scheiterten an dem einfachen „Nein" des chicanösen Borriesschen Regimentes. So konnte Preußen denn die Verpflichtung des Baues jener Bahn nicht erfüllen. Durch Zusatz zu dem Vertrage von 1853 wurde 1864 bestimmt, daß Preußen von Herstellung der Bahn Minden-Oldenburg vorläufig zu dispensiren sei, binnen 10 Jahren aber müsse dieselbe fertig werden, bei Zahlung einer Million Reugeld. — Jetzt verbindet eine von Preußen ausgeführte Bahn Heppens mit Oldenburg, während die Strecke Oldenburg-Bremen von Oldenburg gebaut ist. Beide Bahnlinien stehen unter Oldenburgischer Verwaltung.

1864, nach fast zehnjähriger Arbeit an dem Marineetablissement wurden auch die Beschränkungen beseitigt, denen Preußen hinsichtlich der Anlage eines Handelshafens und einer Handelsstadt, sowie der Ansiedelung von Handwerkern und Gewerbetreibenden über das Bedürfniß des Marineetablissements und der Flotte hinaus laut Vertrag von 1853 unterworfen war.

Nun blühte das Stückchen Neupreußen, so lange in seiner Entwickelung gewaltsam zurückgehalten, rasch empor. Während es bei

seinem Uebergang an den neuen Herrn nur 109 Bewohner hatte, zählt Wilhelmshafen in reinlichen, netten Häusern jetzt etwa zweitausend Seelen; König Wilhelm von Preußen nahm bei seiner Anwesenheit am 17. Juni d. J. bekanntlich außer der Taufe des Ortes und des Hafens auch die Grundsteinlegung einer Kirche vor, welche er zu Ehren der Wittwe seines königlichen Bruders „Elisabethkirche" nannte.

Indes man in der oben angedeuteten Weise beflissen war, den Verkehr mit der neu zu schaffenden Flottenstation von der Landseite zu erleichtern, war man gleichzeitig bemüht, den dortigen Aufenthalt selbst thunlichst erträglich zu machen. So suchte man zunächst dem drückenden Mangel an Trinkwasser durch Brunnenbohrungen abzuhelfen; ursprünglich hatte man zum Hausgebrauch nur in Cisternen gesammeltes Regenwasser, da gewöhnliche Brunnen wegen Mangels an Süßwasser in den oberen Erdschichten nicht existiren. Das erste Bohrloch, 640 Fuß tief, liefert täglich etwa 350 Kubikfuß (à 27 Quart) guten Trinkwassers; bei sechs Zoll Durchmesser des Rohres. Dieses geht etwa 40 Fuß durch Diluvialschichten, dann durch Molassegebilde, bestehend aus weißem Quarzsande, Thon- und geringen Braunkohlenschichten, letztere noch in ziemlich holzigem Zustande. Das zweite Bohrloch, ein Riesenwerk menschlicher Energie, geht 855 Fuß tief hinab. Man hat drei Jahre und zwei Wochen lang unausgesetzt bei Tage und bei Nacht gebohrt, nur Sonntag morgens kurze Rast haltend während der Kirche. Auf die ganze Ausführung sind etwa 70,000 Thaler verwendet. Das $13\frac{3}{8}$ Zoll im Durchmesser haltende Rohr gibt bei seiner gegenwärtigen Spiegelhöhe in 24 Stunden 1700 Kubikfuß Wasser von netto + 10° R. Temperatur. Würde man die Spiegelhöhe des Brunnens um 25 Fuß vermindern, so erhielte man täglich 4500 Kubikfuß Wasser. Das Rohr dieses zweiten Brunnens ist durch ganz ähnliche Erdschichten getrieben, wie das des ersten; von jeder kleinsten Veränderung des zu Tage Geförderten hat man Proben aufbewahrt, ein interessanter Beitrag zur Geognosie. Sämmtliche Bohrarbeiten sind vom Bohrmeister Grund mit ebensoviel technischer Kenntniß, als staunenswerther Beharrlichkeit zu dem jetzigen günstigen und für das Marineetablissement folgenwichtigen Resultate geführt.

Unterdessen hatte man, wie viele Schwierigkeiten sich auch dem Unternehmen entgegenthürmten, den Bau der Hafenwerke selbst in Angriff genommen.

An der Rhede von Vierhuck, etwa 800 Ruthen beinahe genau östlich von der Stelle, wo das Dorf Bant unter den Wogen begraben liegt, tritt das Fahrwasser der Jahde mit gegen 50 Fuß Tiefe nahe ans Land. Hierher die Einfahrt zu dem Kriegshafen zu verlegen, wurde deshalb beschlossen.

Dieser Punkt lag ursprünglich weit außerhalb jenes alten Landdeiches, welcher ehemals die Fluten von neuen Einbrüchen abzuhalten hatte. Eben da, wo auf dem dem Meere abgerungenen Boden sich jetzt die zweite Schleuse, der Vorhafen, die erste Schleuse, und die Hafeneinfahrt befinden, war alles Außendeichsland, jüngeres Alluvium, welches zunächst durch zwei neue Deiche erst gegen die See gesichert werden mußte.

Diese letzteren, welche mit ihren Kronen 28 Fuß über dem niedrigsten Ebbespiegel liegen, treffen sich in einem scharf südöstlich vom alten Heppenser See-, jetzigen Binnendeiche belegenen Punkte, etwa fünf Minuten weit von diesem sich von Südwest nach Nordost hinziehenden alten Deiche, mit demselben ein beinahe gleichschenkliges Dreieck bildend, dessen Basis — eben jener alte Seedeich — über 100 Ruthen lang ist. Die Spitze wird durch zwei Kreisbögen nach Nordost und Südwest abgerundet, um hier zugleich das Terrain für die anzulegenden Befestigungswerke zu gewinnen. An der Spitze des Dreiecks befindet sich die Hafeneinfahrt.

Quer vor deren Mündung her zieht sich gegenwärtig noch der Fangdamm, welcher die binnenseitig vorgenommenen Arbeiten gegen das Einströmen der Fluten zu schützen hat.

Diesen Fangdamm im Meere aufzubauen, war eine höchst heikle Aufgabe. Er ist aus den schwersten Balken, die fest unter einander verklammert sind, zusammengefügt, und seine Krone erhebt sich 20 Fuß über den niedrigsten Ebbespiegel. Im Herbste 1858 wurde der schwierige Bau begonnen, und nach häufigen Störungen und Beschädigungen durch Sturmfluten im Sommer 1860 vollendet. Dadurch, daß die Krone des Dammes von vornherein zu niedrig bemessen war, konnte es geschehen, daß dieselbe nicht weniger als viermal — 1858, 1859, 1860 und 1861 — von höhersteigenden Sturmfluten überschwemmt, und somit das dahinter liegende Bauterrain unter Wasser gesetzt wurde. Das empörte Element vernichtete oft in einer Nacht die monatelange Arbeit der fleißigen Menschenhand.

Den Fangdamm zu beseitigen, wird noch eine bedeutende Mühe kosten. Haben auch die bisher zu diesem Zwecke ausgeführten Arbeiten manche übertriebene Furcht glücklicherweise als grundlos erscheinen lassen, so ist doch noch die Fortträumung der zur Stopfung der einzelnen Durchbrüche der verschiedenen Sturmfluten versenkten Granitquadern, Steinmassen &c. schwierig genug, um keine allzuschnelle totale Entfernung des gesammten Bauwerkes und damit völlige Freilegung der Hafeneinfahrt erwarten zu lassen. Taucherarbeiten werden dabei noch eine große Rolle zu spielen haben.

Von der Hafeneinfahrt aus direct nach Norden resp. Westen laufend, sind in einiger Entfernung von der Küste Steindämme mit Flutdurchlässen aus Ziegelsteinen und schwerem Granit aufgeschüttet. Der südliche dieser Dämme, welcher von der Hafeneinfahrt bis westlich zum Banter Kirchhof reicht, mißt etwa 800, derjenige an der Ostfronte, der nach Norden führt, etwa 500 Ruthen. Sie sollen für die Seedeiche als Wasserbrecher dienen, während zugleich hinter ihnen sich neues Land als Alluvium aufschlickt.

Dies die Versicherungen des binnenseitig gelegenen Bauterrains gegen die Angriffe der See.

Fundirt sind die Hafenbauwerke je nach der örtlich bedingten Construction in verschiedener Weise. Die beiden Schleusen, der Vorhafen, die Hafeneinfahrt und ein Theil der Kaimauern des Binnenhafens sind auf unter Wasser geschütteten Beton von rheinischem Traß; die Hellinge, die nördlichen Kaimauern des Binnenhafens, ein Theil der Hafeneinfahrtsmauern und die Molenköpfe an der Hafeneinfahrt sind auf Pfahlrostwerke gegründet worden.

Nachdem der Beton hinreichende Härte erlangt, galt es, die Baugruben trocken zu legen. Die zu diesem Zwecke angewendeten Schöpfkünste waren von den mannigfaltigsten Constructionen; wohl selten sind an einem Orte ähnliche Kräfte der verschiedensten Art so vereinigt gewesen, wie zu Wilhelmshafen.

Endlich aber zwang der menschliche Geist auch hier die Verhältnisse unter seinen starken Willen; kolossale Dampfbagger, daneben von Menschenhand geführte Spaten, begannen ihre Arbeit; das ausgehobene Material wurde mittels Schubkarren auf endlosen Rampen durch lange Reihen von Arbeitern aus den Baugruben hinweggeschafft, und nach unsäglichen Mühen konnte man das eigentliche Mauerwerk in Angriff nehmen. Dieses wurde aus gut gebrannten Ziegelsteinen mit Cement verkittet, aufgeführt und an Front und Oberfläche mit Werksteinen verblendet. Es wurden bis jetzt etwa 75 Millionen Ziegelsteine verbraucht, meist aus der Gegend von Varel und Bockhorn („Bockhorner Klinker"). Den Kalk lieferten die Kalkbrennereien zu Nordstemmen, den Sand zu der Mörtelbereitung bezog man von den Platen der Unterweser.

Die Molen sind mit sächsischem Sandstein von Schöna an der Elbe, die Deckplatten des Vorhafens von Sandstein aus den Deisterbrüchen bei Münden bekleidet. Für die Schleusen und die Docks wurden Werkstücke aus schwedischem Granit verwendet. Dieser, hauptsächlich in Malmoe und Karlskrona gebrochen, wird an Ort und Stelle gleich fertig bearbeitet und in kleinen Schiffen nach Wilhelmshafen gebracht. Hier sind in die Kreuz und Quere von und nach allen wichtigen Punkten Transportschienengleise gelegt, auf denen die ungeheuren Blöcke leicht verfahren werden können.

Den äußersten Punkt der Hafeneinfahrt bilden die kolossalen, thurmartigen, runden Molenköpfe. Auf dem nördlichen derselben wird der eiserne Leuchtthurm zur Aufnahme des Leuchtfeuers stehen — eben da, wo König Wilhelm am 17. Juni die Taufe von Stadt und Hafen vornahm, hinter sich das der Vollendung nahe nationale Riesenwerk, vor sich das unendliche Meer, auf dessen Wogen — eine späte, aber immer noch willkommene Sühne für den Hohn englischer Blätter auf die deutsche Flotte von 1848 — eines der größten englischen Panzerschiffe, das Flaggenschiff des Canalgeschwaders, der „Minotaur", unsere „Grille", „Arcona", „Prinz Adalbert" und „Adler" nebst zahlreichen anderen Schiffen den stolzen Bau schaukelten. Hier bezeichnete auch der Kriegs- und Marineminister v. Roon „Wilhelmshafen" als „Preußens Morgengabe an Deutschland."

Von den Molenköpfen aus hat man landeinwärts zunächst den Blick auf die, wie erwähnt, nach Südosten geöffnete Hafeneinfahrt. Dieselbe ist bis vor das Schleusenhaupt 700 Fuß Rheinländisch lang und 204 Fuß zwischen den Molen weit. Daran schließt sich die erste Schleuse, welche in den Vorhafen führt. Die Lichtweite derselben beträgt 66 Fuß, ihre Länge 132 Fuß, bei ordinärem Niedrigwasser hat sie etwa 15 Fuß über der Schwelle, bei Hochwasser also 27 Fuß. Sie, wie die zweite Schleuse, ist mit einem Paar Flut- und einem Paar Ebbethoren versehen, von denen jene, die äußeren, bis 28 Fuß, diese, die inneren, bis 20 Fuß über den niedrigsten Ebbespiegel emporreichen. Aus Constructionen von starkem Eisenblech bestehend, werden die Hafenthore in den unteren Abtheilungen zur Beschwerung zum Theil mit Wasser gefüllt, sobald die Flut in die Bassins gelassen werden wird. Geöffnet und geschlossen werden sie, die auf Schienen laufen, mittelst starker Ketten und Vorlegewinden durch 6 Menschen Kraft. Da die erste Schleuse allein das Flutwasser von dem den Vorhafen umgebenden Terrain abzuhalten haben wird, so hat man, um im Fall der Beschädigung des Fluthores die nöthige Ueberflutung auf den Vorhafen beschränken zu können, in der Höhe der zweiten Schleuse einen besonderen Querdeich, dessen Kronenhöhe 28 Fuß über niedrigstem Wasserstande beträgt, durch das Deichdreieck hindurchgezogen.

Haben die Schiffe die erste Schleuse passirt, so gelangen sie in den Vorhafen mit 700 Fuß Länge und 400 Fuß Breite. An ihn schließt sich die zweite Schleuse, eingerichtet genau wie die erste; dann folgt der in das eigentliche Hafenbassin führende Hafencanal, 3600 Fuß lang und 216 Fuß in der Wasserlinie breit. Er krümmt sich gleich hinter der zweiten Schleuse und läuft fortan fast genau westlich, führt an dem nördlich von ihm belegenen Bassin für Bagger u. s. w. vorüber, und endlich in den eigentlichen Kriegshafen.

Der kleinere Theil des Hafencanals, und zwar der unmittelbar vor dem Binnenhafen gelegene, ist mit Kaimauern eingefaßt, während der Rest ohne dieselben geblieben ist. Der in letzterer Anordnung liegende, von Technikern allseitig als solcher erkannte Uebelstand wird augenblicklich lebhaft discutirt. Man scheint sich an entscheidender Stelle von der Nothwendigkeit, die Kaimauern längs des g a n z e n Canals weiter zu führen, überzeugt zu haben. Während die Arbeit jetzt ohne wesentlich größere Hinausschiebung des Eröffnungstermines ausführbar ist, würde eine spätere Herstellung jener Mauern mit einem momentanen Schließen des Hafens gleichbedeutend sein.

An den Kriegshafen, dessen Länge 1200 Fuß und dessen Breite 770 Fuß beträgt, schließt sich in der nordwestlichen Ecke ein 8 Fuß tiefes Bassin, welches zum Bootshafen dienen soll, und westlich zwei massive überdachte Hellinge, zum Neubau von Panzerschiffen größter Dimensionen bestimmt, sowie drei große Trockendocks: gegrabene Bassins, zur Aufnahme und Trockenlegung größter Fahrzeuge der Kriegsmarine behufs ihrer Reparatur bestimmt. Abweichend von der bisherigen Methode der Betonirung ist der Beton zu ihren Fundamenten im T r o c k n e n aufgetragen und damit eine überall gleichmäßige Mächtigkeit desselben erzielt worden. — Diese amphitheatralisch sich erhebenden, völlig aus Granit aufgeführten riesenhaften Docks, von denen das erste ganz, das zweite nahezu vollendet und das dritte in Angriff genommen ist, gewähren einen imposanten Anblick. Die ersten beiden derselben haben mit 440 Fuß Länge, 81 Fuß oberlicher Breite und 29 Fuß größter Wassertiefe über der Stapelsohle, Raum genug für die Aufnahme der größten Panzerschiffe. Das dritte Dock, 380 Fuß lang, ist für kleinere Panzerschiffe und Corvetten bestimmt.

Innerhalb der Dockmauern laufen weite, mit Schützen versehene Leerungscanäle, welche das Wasser abführen; der Verschluß der Docks nach dem Binnenhafen zu wird durch schmiedeeiserne Pontonthore bewerkstelligt. Auch die Vorhellinge — der unterste, 22 Fuß unter Normalwasserspiegel liegende Theil der Hellinge — werden mit schmiedeeisernen Pontonthoren nach dem Binnenhafen zugeschlossen.

Im ersten Dock wird nächstens mit dem Bau der Panzerfregatte „D e r g r o ß e K u r f ü r s t“ begonnen werden: des e r s t e n großen, aus rein deutschem Material und mit ausschließlich deutschen Arbeitskräften zu erbauenden Panzerschiffs.

Während jetzt unsere Panzerfahrzeuge behufs Ausführung von Reparaturen immer noch einen fremden Hafen anlaufen müssen, — für die Seeofficiere eine bittere Empfindung der Heimatslosigkeit! — wird, wenn der Wilhelmshafen eröffnet sein wird, zum ersten Male deutsches Eigenthum auf deutschem Boden eine Zuflucht finden; eine nationale Errungenschaft, die mit den 20 Millionen, welche das Marineetablissement nach seiner Vollendung etwa kosten kann, keinem Patrioten zu theuer bezahlt erscheinen wird. Bisher sind etwa 9,600,000 Thaler auf die Hafenanlage verwendet worden, die obengenannte Summe dürfte jedoch nach Fertigstellung sämmtlicher Arbeiten — eingerechnet die Arsenale, Magazine, Dienstwohnungen für Beamte ꝛc. — erreicht werden.

Den Eröffnungstermin des (vom Marineministerium zu Berlin ressortirenden) Hafenetablissements hofft man auf den Herbst nächsten Jahres festsetzen zu können. 4500—5000 Arbeiter sind unausgesetzt thätig, daß dieser Termin nicht noch länger hinaus gezögert werde. Diese Armen hatten, und haben noch von den ungünstigen klimatischen Verhältnissen jenes Seegestades schwer zu leiden; zu Zeiten waren wohl 20 Procent von ihnen, wie von den Beamten, am Fieber erkrankt; ein entschieden in die Waage fallendes Hemmniß für den Fortschritt der Bauten. Auch die sonstigen primitiven Zustände an der unwirthbaren Küste lasteten drückend auf allen, welche ihre Pflicht dort gefesselt hielt. Vermißten die Beamten jede geistige und ästhetische Anregung, so mußten die Arbeiter bei dem Mangel an geeigneten Wohnungen zum Theil in hölzernen, jeder Bequemlichkeit entbehrenden Baracken untergebracht werden.

Jetzt freilich hat sich dies alles schon erfreulich zum Besseren gewandelt. Wo vor 15 Jahren nur ein paar armselige Bauernhäuser standen, beginnt nunmehr eine Stadt emporzublühen, welcher unzweifelhaft eine Zukunft bevorsteht. „W i l h e l m s h a f e n“ ist projectirt mit vier, von Ost nach West bis zu dem gegenwärtig noch eine gute Viertelstunde von den ersten Häusern entfernten Bahnhofe sich hinziehenden Hauptstraßen, sowie mit zwölf von Nord nach Süd gerichteten kürzeren Querstraßen. Die Räume unmittelbar um den Binnenhafen und den Canal sind ausschließlich zu Anstalten für Bau, Reparaturen und Ausrüstungen von Schiffen bestimmt; das übrige Terrain um den Hafen wird theils zu Baulichkeiten für Marine- und Militärdienstzwecke, theils zur Ansiedelung für Privatleute dienen. Vorläufig sind in der Stadt in Aussicht genommen: sieben Casernen, deren eine, die Artilleriecaserne, bereits bezogen ist; Lazarethe, die Elisabethkirche, Schulhäuser, Gebäude für das Stationscommando, die Werftdirection, die Hafen- und Festungsbaudirectionen, das Artilleriedepot, Werkstätten für Schiffs- und Maschinenbau, Magazine, Beamten- und Arbeiterwohnungen ꝛc.

Das herrlich vollendete Werk wird endlich durch die Herstellung der umfassenden Befestigungsanlagen gekrönt werden. Beide Ufer des Jahdestroms sollen durch Strandbatterieen vertheidigt werden, überdies hat die Natur das Ihre gethan, feindlichen Angriffen Hindernisse entgegen zu setzen. Zum Landen fremder Truppen findet sich nur an der nördlichsten Ecke von Jeverland, an der Schillinger Hörne, ein günstiger Platz; wenigstens wird das Landen in den benachbarten kleinen Hafenorten sehr erschwert durch die Länge und Schmalheit der Außentiefe und die örtliche Beschaffenheit der Hafenplätze, welche rückwärts zwischen vorspringenden Deichen liegen. Alle übrigen Theile der Küste sind durch breite, und ihrer Weichheit und Schlüpfrigkeit halber ungangbare Watten geschützt.

Die Lage des Kriegshafens an sich schon ist strategisch günstig. Ohne an der Mündung eines großen Flusses oder anderweitigem Ausgang einer bedeutenden Handelsstraße zu liegen, allen Conflict mit den Interessen des Handels mithin sicher vermeidend, befindet er sich in der Mitte der deutschen Nordseeküste. Eine dort stationirte Flottille kann binnen kürzester Frist jeden Küstenpunkt erreichen, beziehungsweise von dort zurückkehren. Eine Blokade der Nordseehäfen ist also von Wilhelmshafen aus am leichtesten zu verhindern, und die Vertheidigung unserer Küsten von der Eider bis zur Ems mit Nachdruck zu führen.

Die Verproviantirung der jungen Flotte werden die umliegenden korn- und viehreichen Landschaften gern übernehmen; die anwohnende Bevölkerung, ein tüchtiger Menschenschlag macht seit langem aus der Schiffahrt ein Gewerbe und bietet daher Seeleute in Menge. Glücklich vereinigt sich alles, um Deutschlands Interessen vom Fels zum Meer einen schützenden Hort zu bieten.

Das Märlein vom Rheinwein.

War einst ein Schatz von lauterm Gold
Und lichtem Edelstein;
Tief, wo des Rheinstroms Woge rollt,
Da senkten sie ihn ein;
Im Grunde der krystallnen Flut
An unbekanntem Platz,
Bewacht von Zwerg und Nixe, ruht
Der alte Heldenschatz.

Schon manch Jahrhundert kam und floh
In ungehemmtem Lauf,
Des Kleinods ward kein Auge froh,
Zum Licht kam's nie herauf.
Nur in der Sage wunderbar
Tönt noch manch leises Wort
Vom alten Schatze licht und klar,
Vom Nibelungenhort.

Und dennoch ist es ganz gewiß,
Ein Thor ist, der's nicht glaubt,
Er liegt nicht in der Finsterniß,
Er ward uns nicht geraubt;
Wenn auf den Bergen rings am Strom
Im Herbst die Rebe schwillt,
Regt sich geschäftig Nix und Gnom
Zum Schaffen wundermild.

Still in verschwiegner Mitternacht,
Wenn nur im Sternenchor
Der Silbermond am Himmel wacht,
Da tauchen sie empor.
Manch Glanzjuwel, manch Kleinod stolz
Strahlt hell in ihrer Hand,
Es blitzt manch Tröpflein flüss'gen Golds
In Schalen von Demant.

Ob auch der alte Vater Rhein
In seinen Fluten barg
Das Gold, das funkelnde Gestein,
Er ist damit nicht karg;
Er gibt's mit voller Hand zurück,
Er schenkt uns fort und fort
Jahr aus, Jahr ein ein köstlich Stück
Vom Nibelungenhort.

Genießt mit unbesorgtem Muth,
Was seine Huld uns gab!
Der Schatz, der tief im Grunde ruht,
Nimmt trotzdem nimmer ab.
Jüngst als ich mich im edlen Schaum
In süßem Schlaf berauscht,
Hab' ich dem Zwergenvolk im Traum
Das Märlein abgelauscht.

Aus der Criminalpraxis.

VI. Gefährliche Freundschaft.*)

Das war eine traurige Scene im Verhörzimmer. Die junge Frau des Zimmermanns Hubert, der sich wegen Straßenraubs in Untersuchungshaft befand, war zur Unterredung mit ihrem Gatten zugelassen und stand ihm nun mit dem Kinde auf dem Arme gegenüber. Sie fielen sich nicht schluchzend um den Hals, ja sie weinten und klagten nicht einmal bei diesem furchtbaren Wiedersehen: aber man sah wohl, daß sie sich lieb hatten, und die schweigsame Erstarrung ihrer Gemüthsbewegungen war ergreifender, als ein lauter Ausbruch. Mit krampfhafter Hast nahmen sie sich bei der Hand und sahen sich mit stillen, tiefen Blicken an, und als sie dann Worte fanden, brachen die innern Empfindungen ruckweise in übermächtigen Zuckungen hervor, von dem halblauten schweren Seufzer: „Wie blaß Du aussiehst!“ bis zu dem stöhnenden Klagelaut: „Wie lange wird das noch dauern?“ und der angstvollen, gepreßten Frage: „Und was soll aus uns allen noch werden?“ Als dann das Kind seine Aermchen nach dem lange entbehrten Vater ausstreckte: „Papa mitkommen! Papa nicht mehr weg!“ da erst lösten sich Schmerz und Angst in heftiges Weinen auf.

Die Frau kehrte sich zu dem Richter, der die Begegnung voll sichtlicher Theilnahme überwachte: „Kommt er denn nicht bald frei? er ist doch ganz gewiß unschuldig, das muß Fritz selbst sagen.“ Da jener bedenklich schwieg, fuhr sie eifriger fort: „Er mag wohl vielen Schein gegen sich haben, weil er sich mit dem Unglücksmenschen, dem Fritz, so sehr eingelassen hat: aber daß er kein Dieb und Räuber ist, kann man doch sehen.“ — „Liebe Frau,“ sagte der Beamte sanft abweisend; „mit Ihnen sollte über die Untersuchung garnicht gesprochen werden. Ich will Ihnen auch den Glauben an die Unschuld Ihres Mannes nicht nehmen: aber, aber — er hat sich in schlimme Gesellschaft begeben, und es liegt gar zu viel gegen ihn vor.“ Sie erschrak, und der Mann seufzte: „Ja, ja, dahin mußte es kommen, daß mir die Augen über meinen Kameraden nicht eher aufgingen, als bis er mich unschuldig zum Straßenräuber gemacht hat. Sie können es mir gewiß glauben, Herr Assessor, daß es mir nicht darum zu thun war, dem Viehhändler sein Geld abzunehmen. Ich habe mehr als er, und hätte ich ihn nur noch vor meiner Verhaftung zu Gesichte bekommen können, ich hätte ihm gern alles ersetzt, was ihm Fritz genommen hatte.“ — „Das haben Sie mir schon öfter versichert: aber wie konnten Sie dann dem Räuber beistehen?“ — „Ja, das war eben das Unglück, daß ich so blind war und nicht sah, was er vorhatte, und das kam blos davon, daß ich gar zu sehr an ihm hing und mich von Weib und Kind und Gottes Wort durch ihn hatte verleiten lassen. Nun habe ich die Strafe für meine sündhafte Schwachheit.“ Er schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte. Die Frau lehnte sich weinend an ihn; dann aber nahm sie ihm die Hände weg, und tröstete: „Nun, laß nur gut sein. Es wird niemand über seine Schuld gestraft, und Du hast schon genug leiden müssen. Ich hätte es auch geschickter anfangen können, daß Du auf mich gehört hättest, statt böse zu werden.“ Sie wandte sich wieder an den Richter: „Können Sie ihn mir denn gar nicht mitlassen? Sie sehen ja, wie er sich hier vergrämt. Wenn das noch lange dauert, wird er uns krank. Und wir sitzen zu Hause auch zum Erbarmen, und wie verwaist.“

Der Untersuchungsrichter war ein junger, eben aus dem Examen gekommener Assessor, dem sich das Gesetz noch nicht als undurchdringlicher Panzer um das Herz gelegt hatte. Er wußte sehr wohl, daß Diebe und Räuber während der Untersuchung in Haft bleiben sollen. Aber das Vorverfahren war geschlossen, und die Acten lagen bereits beim Staatsanwalt. Nach Flucht sah Hubert nicht aus. Zweifel an seiner Thäterschaft, die sich schon früher erhoben hatten, stiegen jetzt bis zum Glauben an seine Unschuld. Wenn der Staatsanwalt und die Anklagekammer dieselbe Ansicht faßten, so war Huberts sofortige Entlassung nur eine Vorausbezahlung der Freiheit. So fanden die wiederholten rührenden Bitten der Frau ein geneigtes Ohr, und als die Meldung dazu kam, das kleine Gefängniß der Gerichtscommission sei durch das Eintreffen von vier Landstreichern überfüllt, ward Hubert unter dem Versprechen, sich jeder gerichtlichen Ladung unverzüglich zu stellen, den Seinigen zurückgegeben.

Die Voraussetzung dieser Nachgiebigkeit erwies sich als falsch. Nach wenigen Tagen ging die Anklage gegen Fritz und Hubert wegen gemeinsamen Straßenraubes mit der definitiven Versetzung in Anklagestand und der Anweisung ein, die Verhafteten nach dem Sitze des Schwurgerichts schaffen zu lassen. Dem jungen Juristen fiel die strenge Verantwortlichkeit seines Berufs schwer auf das Herz, und er athmete ordentlich auf, als Hubert, der in dem benachbarten Dorfe Storkow ansässig war, auf die schleunigst erlassene Vorladung sogleich erschien. Der arme Mensch stand wie betäubt, als ihm seine Wiederverhaftung angekündigt wurde; aber er faßte sich und hörte ohne Zeichen von Erregung der Verlesung der Anklage zu. Erst am Schlusse sagte er: „Wahr ist es doch nicht.“ Der Richter, der sich immer mehr für seinen Angeklagten interessirte, nahm die Vertheidigungsgründe ausführlich in die Verhandlung auf und bestimmte ihn, einen besonders gut berufenen Rechtsanwalt als Vertheidiger zu wählen.

Hubert sollte in seine Zelle gebracht werden; da wandte er sich noch einmal um: „Können Sie mich nicht so lange freilassen, um mein Haus zu bestellen?“ Seine Stimme stockte. Mitleid und die Ueberzeugung, einen Unschuldigen vor sich zu haben, überwogen abermals die legalen Bedenken. Freilich bereitete sich der Gerichtscommissar damit mehrere unruhige Stunden und wollte schon mit Gerichtsdiener und Gensdarmen hinterherfahren, als Hubert über die bestimmte Zeit ausblieb. Der alte erfahrene Secretär hielt ihn aber mit seiner gewöhnlichen Derbheit zurück: „Das können wir uns sparen, Herr Assessor. Hubert ist treu, und überdem fühlt er sich unschuldig. An Weglaufen denkt er schon gar nicht, weil er viel zu sehr an Weib und Kind hängt.“ Er hatte recht. Gleich darauf stellte sich der Zimmermann ein, und aus seinem ehrlichen Gesichte leuchtete trotz schweren Grames das Bewußtsein, Wort gehalten zu haben.

Am andern Tage wurden die beiden Gefangenen abgeführt. Dem Untersuchungsrichter ließ die Sache keine Ruhe. Seine Gründe für Huberts Unschuld standen nicht in den Acten, und wer würde die romantisch klingende Einrede glauben? Hier mußte einer helfen, der das Verhältniß zwischen den Angeklagten von Grund aus kannte. Der Hauptgeistliche des Städtchens, zu dessen Parochie auch Storkow gehörte, vereinigte die Innigkeit seines Glaubens mit großer Milde und unbefangenem Urtheil. In seinem Hause hatte der Assessor, erst seit kurzem mit der Verwaltung der abgelegenen Gerichtscommission betraut, eine Oase höhern geistigen Lebens gefunden. Die beiden Männer, ohnehin durch die Vereinsamung in diesem Patmos auf einander hingewiesen, kamen oft zusammen und hatten sich bald über gegenseitige Unterstützung in Ausübung ihrer Berufspflichten verständigt. Nach dem Pfarrhause lenkte daher auch jetzt der junge Mann seine Schritte.

Bei der Erwähnung des Raubanfalls sagte der Geistliche: „Ich habe immer gefürchtet, daß es einmal dahin kommen würde, und doch kann ich es mir kaum denken, daß Hubert sich soweit hätte verleiten lassen. Es widerspricht seinem Charakter, seinem ganzen Leben und seiner Lebenslage. Freilich Fritz hatte über ihn das dämonische Uebergewicht erlangt, welches böse, aber entschlossene Menschen so oft auf ihre Umgebung ausüben, und wenn ich bedenke, daß weder Huberts treffliche Frau noch ich ihn losreißen konnten“ — „Aber Hubert leugnet, und ich halte ihn selbst für unschuldig,“ fiel der Gast ein, der nun die jüngsten Begebenheiten erzählte. — Der Pastor sagte erfreut: „Das ist ja sehr schön; daß ihn die Energie seiner sittlichen Grundlage an der Schwelle des Verbrechens zurückgehalten hat. Ich würde mich wahrhaft betrübt haben, ein Mitglied meiner Gemeinde dem Zuchthause verfallen und damit auch ein glückliches, musterhaftes Familienleben vernichtet zu sehen.“ — „Dahin könnte es leider doch noch kommen.“ Der Geistliche fuhr erschrocken empor: „Wie ist das möglich? Ist denn der Schein so völlig gegen ihn?“ — „Die Aussage des Beraubten belastet ihn sehr. Der Viehhändler hat, wie das in solchen Fällen leicht geschieht, die ganze Sache in Pausch und Bogen zusammengefaßt und kurzweg beschworen, daß er von beiden angefallen und beraubt sei. Er hat sie seiner Angabe nach im Tenniker Kruge getroffen. Ohne sie zu kennen — sie hätten es vermieden, sich zu nennen — habe er sich von ihnen mit Trinken und Spielen bis in die Nacht festhalten lassen.

*) Vgl. Nr. 34 S. 538.

Dabei sei es zur Sprache gekommen, daß er in einer Geldkatze mehr als 100 Thaler bei sich habe. Er will bemerkt haben, daß sie sich anstießen und zuwinkten, ohne daß er sich Arges dabei dachte. Dann hätten sie ihn unter dem Vorwande, denselben Weg zu gehen, nach Zaerthen hinaus begleitet, also gerade in entgegengesetzter Richtung von Storkow, wo sie ja alle beide wohnten. Draußen bei den Fichten hätten sie ihn gemeinschaftlich niedergeworfen, und Hubert ihn festgehalten, während Fritz die Geldkatze abschnallte und damit fortlief." — „Das klingt freilich so bestimmt, daß man keinen Raum fürs Leugnen sieht. Und doch leugnet Hubert?" — „Er gibt den Hergang zu, will aber von dem beabsichtigten Raubanfalle keine Ahnung gehabt haben. Es sei ihm zwar aufgefallen, daß Fritz mit dem Viehhändler nach Zaerthen zu wollte, aber wüst vom Trinken und Spielen und, um nicht allein nach Hause gehen zu müssen, sei er gedankenlos mitgebummelt. Bei den Fichten will er einige Schritte seitwärts gewesen sein, als er plötzlich zwischen den beiden andern einen ihm unverständlich gebliebenen Wortwechsel, und gleich darauf Fritzens Ruf gehört habe: „Du, faß an!" In der Meinung, sein Freund sei mit dem Viehhändler in Streit gerathen, sei er zu Hilfe geeilt, und sie hätten den Gegner niedergerissen. Hubert habe gleich losgelassen und seinen Genossen ermahnt, mit nach Hause zu kommen. Er sei schon ärgerlich gewesen, daß Fritz noch immer auf dem Besiegten kniete, als ihn dessen heftiger Aufschrei: „Hilfe! Räuber! mein Geld!" furchtbar erschreckte und gänzlich ernüchterte. Er habe gleich gerufen: „Mein Gott, Fritz, was machst Du da! laß doch das sein!" aber zur Antwort erhalten: „Das geht Dich nichts an." — „Und Fritz? was sagt denn der?" fragte der Zuhörer lebhaft. — „Er ist der That geständig und bestätigt die Aussage seines Mitangeschuldigten; aber was wird das helfen? Man glaubt einem Complicen wohl zum Schaden, aber nicht zum Vortheil des andern. Zwar ist das geraubte Geld nebst der Katze vollzählig bei Fritz gefunden worden: aber weil das gleich am andern Tage geschah, kann man auch annehmen, daß sie zur Theilung nur keine Zeit mehr gehabt hätten."

Nach einer Weile nachdenklichen Schweigens hob der Geistliche wieder an: „So ist also auch in Fritz der bessere Mensch nicht ganz untergegangen, da er der Stimme seines Gewissens und der Freundschaft Gehör gegeben hat. Aber wir müssen dem armen Hubert zu Hilfe kommen. Glauben Sie mir, wenn man das Ende dieser Freundschaft mit ihrem ganzen Verlaufe vergleicht, sieht man recht klar die Wahrheit seiner Angaben." — „Davon bin ich überzeugt und wollte Sie eben um die Geschichte der beiden Männer bitten. Ich möchte sie dem Vertheidiger zusenden." — „Ja, ja, das wollen wir thun, es wird gewiß wirken. Ich habe die beiden groß werden sehen. Sie sind zusammen aufgewachsen, obwohl in entgegengesetzten Verhältnissen. Fritz ist das neunte Kind einer unbescholtenen, aber durch ihre große Ausdehnung bedrückten Schuhmacherfamilie, die bei Huberts Eltern zur Miethe wohnte. Von Kindheit an ohne Aufsicht und Leitung, und des engen Raumes wegen fast immer auf der Straße liegend, verwilderte sein lebhafter Geist und nahm alle die Rohheiten und schlimmen Gelüste in sich auf, an denen solche Kinder nur zu reich sind. Hubert dagegen, der einzige Sohn rechtschaffner, in ihrer Art wohlhabender Eltern, hatte aus behaglichem Familienleben und sorgsamer, gottesfürchtiger Erziehung die starken Keime alles Guten in sein von Natur reiches, wohlgeartetes Gemüth aufgenommen. Doch hinderte dieser Widerspruch der Anlagen und Neigungen nicht, daß sich beide eng aneinander schlossen." — „Die alte Erfahrung von der Anziehungskraft entgegengesetzter Charaktere durch Ergänzung und Ausgleichung!" — „Ja, aber das gilt sonst nur von der Verschiedenheit der natürlichen Elemente, während sich hier moralische Gegensätze verbrüdert hatten, die wie Feuer und Wasser auseinanderzugehen pflegen. Aber Hausgenossenschaft und gleiches Lebensalter führte die Kinder zusammen, und Hubert hing sich mit der ganzen Hingebung seiner treuen und liebevollen Seele an den Gespielen, der ihm nicht nur die Geschwister ersetzte, sondern auch seiner zaghaften Unbehilflichkeit ein zuverlässiger Führer in knabenhaftem Treiben wurde. Das war nun zunächst ganz ersprießlich, weil es gegen Huberts Neigung zum Stubenhocken wirkte, aber es zog ihn auch in Abenteuer und dumme Streiche, die seiner Natur sonst fern lagen. Er war zu gutmüthig und langsam denkend, um an die vorgeschlagenen Unternehmungen immer gleich den rechten Maßstab zu legen, und die überlegene Willenskraft, Schlauheit und Gewandtheit seines Freundes riß ihn bewundernd fort, bevor sein moralischer Sinn sich dagegen auflehnen konnte. Es kam soweit, daß sie eines Sonntags den Kirchenschlüssel über Seite brachten und ihr Vergnügen daran hatten, mich mit der ganzen Gemeinde darnach suchen zu lassen. Als ich aber von gottlosem Frevel sprach, und Fritz sich auch um diesen Vorwurf wenig kümmerte, brachte Hubert tief betroffen den Schlüssel sofort herbei. Wenn ihm nur das Unerlaubte der Handlung erst vor die Augen trat, kam er schnell auf den rechten Weg und seine Folgsamkeit hatte ein Ende. So weiß ich noch, daß ihn Fritz zu einem Besuche in des Schulzen Aepfelkammer verleiten wollte. Hubert sah ihn starr an: „Willst Du mich zum Stehlen verführen?" Er wurde so böse, daß es zum Bruche gekommen wäre, hätte sich nicht Fritz mit einem Anflug reuiger Scham vor der sittlichen Entrüstung des andern gebeugt. Seitdem hatte Hubert zum Vortheil für beide das Uebergewicht. Der Confirmandenunterricht kam ihm zu Hilfe. Fritz schlug ganz um: er ging fleißig zur Kirche, hielt sich ausschließlich zu Hubert und dessen Eltern und versprach ein guter und tüchtiger Mensch zu werden, wozu es ihm an Anlagen nicht fehlte. Das ging so mehrere Jahre fort. Die beiden jungen Leute traten bei ihren Vätern in die Lehre und waren unzertrennlich. Dann zog Fritz als Schuhmachergesell auf Wanderschaft. Hubert blieb im Dorfe, übernahm nach dem Tode der Eltern deren Wirthschaft und das väterliche Zimmerhandwerk und heirathete bald. Die Spur des abwesenden Freundes war ihm verloren gegangen. Berufsarbeit und Familienglück, durch die Geburt eines Kindes vermehrt, nahmen ihn vollauf in Anspruch.

„Vor einem Jahre kam Fritz nach Storkow zurück. Hubert war bei seiner Arbeit auf dem Zimmerplatze, als jener vorbeiging. Er erkannte ihn sofort, fiel ihm jubelnd in die Arme und zog ihn mit sich nach Hause. Seine Frau empfing den Jugendfreund ihres Mannes, den sie aus der letzten Zeit seines Hierseins kannte, zuerst voll herzlicher Freude; aber die scharfe Beobachtungskraft und der sittliche Instinct ihrer reinen weiblichen Natur erfaßte schnell die schlimmen Veränderungen seines Charakters und empfand in liebender Ahnung die Gefahr des Gatten voraus. Der Ankömmling war weit herumgewesen, wußte viel und lebendig zu erzählen und machte den Eindruck eines ganzen Kerls. Aber in der Fremde hatte das Unkraut seines Geistes die guten Triebe wieder überwuchert und erstickt. Er war wüst und verkommen. Das heitere, friedliche Glück in Huberts Hause bedrückte ihn, ja es erregte ihm vielleicht einen Anfall tückischen Neides. Geärgert von den kritischen Mienen und Zwischenbemerkungen der Frau, deren Abneigung er sympathisch fühlte, suchte er den Freund nach dem Kruge hinüberzuziehen, den dieser sonst nie besuchte. Vergebens trat die bittende Warnung besorgter Liebe dazwischen: sie wurde durch die spöttische Bemerkung besiegt: „Du bist jetzt wohl ganz zum Stubenhocker geworden." Berauscht von dem ungewohnten Getränk und dem männlichen Wesen seines Kameraden, der sich schnell zum beherrschenden Mittelpunkte der Kruggesellschaft emporgeschwungen hatte, kam der Zimmermann in später Nacht nach Hause und schalt zum ersten Male sein treues Weib, als sie ihre Bedenken über Fritz unter Hinweis auf die Wirkung seiner Heimkehr äußerte. Er erklärte sie für zu einfältig, um dessen Größe würdigen zu können. Die Arbeit hatte er liegen lassen. So wurde der erste Tag zum Wahrzeichen der Zukunft. Huberts argloser Sinn beurtheilte den andern nach sich selbst und suchte nach den Fäden ihres früheren Zusammenlebens, ohne zu bemerken, daß sie längst zerrissen waren. In gutmüthiger Begeisterung für den Heimgekehrten übersah er dessen schlimme Seiten, die sich unter dem forschen Auftreten und den weltmännischen Manieren verbargen. Fritz erlangte das alte Uebergewicht verstärkt und gefährlicher zurück. Er benutzte es, um den verblendeten Freund in sein zerrüttetes Kneipenleben hineinzuziehen. Dieser, der sonst fast ausschließlich mit Weib und Kind verkehrt hatte, gewöhnte sich an Spielen und Trinken. Die entnervenden Wirkungen der neuen Lebensweise verwirrten seine Berufsthätigkeit und sein Gemüth. Er arbeitete unregelmäßig und wurde gegen die Seinigen, die er bis dahin so ungemein liebreich behandelt hatte, unwirsch und rauh. Sein armes Weib zerarbeitete sich vergebens, den verderblichen Einfluß zu brechen. Ihre Mahnungen verhallten an dem Hohn des Schuhmachers über das Pantoffelregiment, dem Hubert unterworfen sei. In ihrer Angst versuchte sie es mit dem umlaufenden Gerüchte, daß Fritz in der Fremde wegen Diebstahl bestraft sei. Sie erregte das Gegentheil. Hubert sprach zornig von Klatscherei und abscheulichen Weiberzungen, und die Verleumdungen, für die er's ansah, ketteten ihn fester an den

Gekränkten, der seines Beistandes dagegen bedurfte. Im Dorfe gewann das Gerücht und zugleich der Widerwille gegen Fritzens Radotiren immer mehr Boden. Bei den Bessern kam der Unwille über Huberts Verführung dazu. Einmal, als Fritz wieder recht im Zuge war, unterbrach ihn einer: „Was man nicht alles im Zuchthause lernt!“ Ein höhnisches Gelächter von allen Seiten unterstützte den Angriff; aber der Gefoppte erwiderte schnell: „Du bist also schon drin gewesen,“ und eine mächtige Ohrfeige warf den Sprecher zu Boden. Man wollte dem Schuhmacher zu Leibe; dieser war indes ein Schläger ersten Ranges, der mit Huberts treuer Hilfe die ganze Gesellschaft aus dem Kruge hinauswarf. Nun war vollends Hopfen und Malz verloren. Die Heldenthat hatte den schwächern und friedfertigen Kampfgenossen, der noch nie eine Schlägerei mitgemacht hatte, so bezaubert, daß er in seinem Freunde das Ideal eines männlichen Charakters erblickte und sich immer willenloser von ihm in den Pfuhl der Sünde hineinschleppen ließ. Die Frau, fast krank vor Gram, erbat meinen Beistand. Meine eindringlichen Ermahnungen und die Anwendung des Spruches: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ schienen endlich auf Hubert Eindruck zu machen. Zwar wies er auch jetzt jede schlechte Meinung von Fritz zurück, aber er sah doch ein, daß es für ihn besser sei, zu seinem alten Leben zurückzukehren und nicht nach der Höhe zu streben, auf welcher der andere für ihn stand. Er versprach, sich nicht mehr von diesem leiten zu lassen und am nächsten Sonntag mit seiner Frau zur Kirche zu kommen, die er gleichfalls seit längerer Zeit versäumt hatte. Leider war der Gottesdienst erst am Nachmittage, und es gelang dem Verführer schon vorher, Hubert mit nach Tennik zu locken. Mir war es recht schmerzlich, die Frau so allein und in sich versunken in ihrem Kirchstuhl zu sehen. Am andern Morgen kam sie händeringend zu mir: ihr Mann sei ganz verstört zurückgekehrt, die ganze Nacht über wie verzweifelnd umhergeirrt und so eben durch den Gensdarmen abgeholt worden.“

Der Assessor brachte diese Darstellung zu Papier und übersandte sie mit einem Beglaubigungsattest des Geistlichen an den Vertheidiger. Nach einigen Tagen stellte Hubert sich vor: er war freigesprochen. Voll dankbarer Freude erzählte er, welchen Eindruck die Rede des Rechtsanwalts gemacht, und wie auch der Viehhändler bei nochmaliger Vernehmung zu seinen Gunsten ausgesagt habe; aber mit innerem Schauer sprach er davon, daß Fritz zu zwölfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt sei: „Das war eine gefährliche Freundschaft!“ M.

Am Familientische.

Napoleonische Gedenktafeln im Kreml zu Moskau.

Ich hatte geglaubt, Napoleon sei in Moskau längst vergessen, oder es sei wenigstens streng verboten, den Namen des Entweihers des Allerheiligsten Rußlands, des Kreml, an geweihter Stätte zu nennen. Doch wie hatte ich mich hierin getäuscht! Ich konnte keine der Kathedralen des Kreml verlassen, ohne wiederholt an Napoleon erinnert zu werden. In der Krönungskathedrale z. B., die im Innern von der Basis bis zum Zenith vergoldet, deutete der Priester auf ganze Wandflächen mit dem Bemerken, daß Napoleon hier die goldenen Heiligenbilder habe ausbrechen lassen. In den andern Kirchen hatte er die Bilderwände des Allerheiligsten demolirt, goldene Heiligenbilder mit diamantenbesetzten Diademen gesucht, hin und wieder die goldenen Platten durch messingene ersetzt, aber meistens die Bruchflächen kahl und verödet gelassen. Krypten und Sakristeien waren auf seinen Befehl erbrochen worden, um goldene und silberne Kirchengeräthe, geweihte Schalen, Crucifixe, Räucherbecher zu suchen und ihre edlen Metalle einzuschmelzen. Unauslöschlicher Haß blitzte aus den Augen des Priesters, als er mit erhobener Stimme die Frevelthaten Napoleons erzählte, dem kein Platz auf dem großen umfangreichen Kreml, nicht einmal die Czaren- und Patriarchengräber, Achtung abgenöthigt. Freilich hatte Napoleon seinen Zweck nicht immer erreicht. So hatte er das kostbarste, in Goldplatten gebundene, mit den werthvollsten Kleinodien besäete Evangelienbuch auf dem Kreml, dessen Einband einen Werth von nahezu einer Million repräsentirt und das so schwer ist, daß es nur mit großem Kraftaufwand von einem Manne aus der Sakristei in das Allerheiligste getragen werden kann, vergebens gesucht. Auch das massiv goldene Kreuz, welches auf einer der Kathedralkuppeln steht, war seinem Spürsinn entgangen. Napoleon hatte geglaubt, das Kreuz auf der Spitze des Glockenträgers der Kremlkathedralen, des „langen Iwan“, sei das massiv goldene, und er ließ es mit ungeheurer Anstrengung von diesem höchsten Glockenthurm Moskaus herunterreißen. Nachher stellte sich denn heraus, daß dieses Kreuz nur vergoldet. Um nun das massiv goldene zu finden, hätte Napoleon sämmtliche Kuppelkreuze des Kreml untersuchen lassen müssen; ihre Zahl ist aber eine beträchtliche; er hatte auch keine Zeit dazu, denn die Rache saß ihm auf den Fersen, und Moskau begann bereits in Flammen emporzulodern.

Der Haß gegen Napoleon schläft und schlummert in Moskau nicht, so viele Jahrhunderte auch noch dahineilen mögen. In Reihe und Glied, aufgeschichtet und aufgethürmt, liegen zahllos die Kanonenrohre auf dem Kreml, die der Usurpator zurücklassen mußte. Der ganze Kreml könnte sie nicht fassen, wenn sie mit ihren Lafetten und Protzen aufgestellt werden sollten. Das größte Werk dieses Hasses ist aber in Moskau noch nicht vollendet. Es sollten gleich nach der Vertreibung Napoleons die Sperlingsberge bei Moskau in einen einzigen, der Erlösung vom napoleonischen Joche geweihten Tempel verwandelt werden. Das Unternehmen war aber zu riesig und seine Ausführung hätte Jahrhunderte gekostet. Man begann nun mit dem Bau einer andern „Erlöserkathedrale“; sie übertrifft alle Bauwerke Rußlands, selbst die Isaakskirche in Petersburg, an Umfang und wird nach der Vollendung mittels eines Straßen- und Häuserdurchbruchs in den Bereich des Kreml gezogen werden. Wann sie vollendet sein wird, ist noch unbestimmt; es können noch Decennien darüber vergehen, ehe der letzte Meißelschlag an ihrem marmor- und granitbekleideten Innern geschieht. Sobald sie aber mit dem Kreml vereint sein wird, haben sich die napoleonischen Gedenktafeln in der alten Czarenburg um das wesentlichste Stück vermehrt, denn dann erst beginnt in den umfangreichen Hallen der neuen Kirche das Völkergebet: „Dank, Dank bis in alle Ewigkeit für die Befreiung von Frankreich und nie wieder eine Allianz mit Frankreich!“

F. B.

Türkische Statistik.

Während seines Aufenthalts im Orient schrieb der englische Reisende Layard an einen türkischen Kadi, den er hatte kennen lernen, um sich von ihm einige Details über die Bevölkerung, über den Handel und die frühere Geschichte der Stadt zu erbitten, in der er angestellt war. Er erhielt folgende Antwort:

Mein berühmter Freund, o Du Freude der Lebendigen!

Was Du von mir verlangt hast, das ist zugleich unnützlich und schädlich.

Obwohl meine Tage in diesem Lande verflossen sind, so habe ich doch niemals daran gedacht, die Häuser dieser Stadt zu zählen oder nach der Anzahl seiner Einwohner zu fragen; und ob dieser Handelsmann seine Waaren auf Maulthiere ladet und jener sie im Boden seiner Barke fortführt, das ist in Wahrheit eine Sache, die mich ganz und gar nichts angeht.

Was die frühere Geschichte dieser Stadt betrifft, Gott weiß sie; Er allein könnte Dir sagen, in wieviel Sünde und Irrthum ihre Einwohner sich gewälzt haben, bevor der Islam eingeführt wurde. Für uns würde es gefährlich sein, sie kennen zu wollen.

O mein Freund, o Du mein Schaf! suche nicht kennen zu lernen, was Dich nichts angeht. Du bist unter uns gekommen, und wir haben Dir den Gruß des Willkommens gegeben; geh wieder im Frieden! Alle die Worte, die Du mir geschrieben hast, haben mir in Wahrheit kein Leids gethan, denn es ist einer, der spricht und ein andrer, der hört. Nach der Sitte der Leute Deines Volkes hast Du viele Länder durchlaufen, bis Du in keinem das Glück gefunden hast, wir (Allah sei dafür gepriesen!), wir sind hier geboren und wir verlangen nicht von hier fortzugehen.

Aber Du wirst vielleicht zu mir sagen: „Schweige, o Mann, denn ich bin gelehrter als Du, und ich habe Dinge gesehen, die Du nicht weißt.“ Wenn Du glaubst, daß diese Dinge Dich besser gemacht haben, als ich bin, so sei zweifach willkommen; ich aber preise Allah dafür, daß ich nichts suche, was ich nicht bedarf. Du bist unterrichtet in Dingen, die mir nicht wichtig sind, und das, was Du gesehen hast, das verachte ich. Wird Dir Deine große Wissenschaft einen zweiten Magen erschaffen, und werden Deine Augen, wenn sie so viel herumschweifen, Dich ein Paradies finden lassen?

O mein Freund! Wenn Du glücklich sein willst, so rufe aus: Gott allein ist Gott! Thue nichts Böses, alsdann wirst Du weder die Menschen noch den Tod fürchten, denn Deine Stunde wird kommen.

Iman Ali Tadif.

Inhalt: Die blaue Brille. (Forts.) Nov. von J. Ludwig. — Der Präsident des norddeutschen Bundeskanzleramtes. Mit Delbrücks Porträt. — Preußens Morgengabe an Deutschland. Von H. Uhde. — Das Märlein vom Rheinwein. Mit Illustration von Ernst Küster. — Aus der Criminalpraxis. VI. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Juli 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 44.**

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von **Marie Giese.**

I. Die kleine Anna.

„Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig, luftig
Breitet er blättrig die Blätter aus,“

welche eben von dem letzten Schein der Abendsonne vergoldet wurden, wie das moosige Strohdach, bis zu dessen First seine Krone fast hinaufreichte. Nur dann und wann regte sich ein Lüftchen, oder der Flügel eines heimkehrenden Vogels streifte das Laub, und in dem Gebüsch, das seinen Wurzeln entstammte, summte ein Insect; sonst war alles still. Die Menschen waren noch nicht von der Feldarbeit, die Herden noch nicht von den Triften zurückgekehrt.

Unter dem Baume, auf einer hölzernen, hochlehnigen Bank saß eine ältliche Frau, beschäftigt, mehrere Stücke weißen Leinenzeuges, an denen sie eben genäht hatte, in einen Korb von Weidengeflecht zu legen. Mit Ausnahme einer einfachen Haube von weißem Battist trug sie zwar die Kleidung der übrigen Dörflerinnen, allein man sah auf den ersten Blick, daß sie keine gewöhnliche Bäuerin war. Die hohe Stirne zeugte von Verstand und Denkkraft, die klaren, großen Augen schienen gewohnt, den Dingen auf den Grund zu sehen, und dem Ernst des Mundes entsprachen die sichern Bewegungen und die gerade Haltung ihrer stattlichen Gestalt.

Was das Haus betrifft, so zeigte ein Blick in die Thüre, welche der Quere nach in zwei Hälften getheilt war, — deren obere so eben offen stand — daß es sich in etwas vor den Wohnungen der Bauern am Orte auszeichnete. Die drei Stubenthüren, welche sich auf den breiten Hausflur öffneten, waren hellbraun gestrichen, und im Hintergrunde bemerkte man anstatt der gebräuchlichen, auf den Boden führenden Leiter eine schmale Treppe mit zierlichem Geländer. Die rothen Ziegelsteine des Flurbodens waren mit feinem, weißem Sande bestreut und der offenen Küchenthüre gegenüber — sie lag neben der Treppe — stand ein großer Bretterschrank mit mehreren Reihen glänzender Teller und Schüsseln von Zinn, einer Menge bunter Tassen und Kannen von Porzellan nicht zu gedenken. Der helle Schein des Küchenfeuers fiel auf diese Herrlichkeiten und auf das Gesicht eines jungen Mädchens, das auf den Fußspitzen vor dem Schranke stand, um einige Geräthe herunterzunehmen, als die Stimme der Frau es bewog, den Kopf umzudrehen. Das Geschirr auf das mittlere Brett stellend, welches eine Art Tisch bildete, lauschte es, und als der Ruf sich wiederholte, eilte es hinaus. In demselben Augenblick stieg der Klang der Abendglocke draußen über den Baumwipfeln jenseits der Straße in die milde Luft empor. Dort, dem Hause gegenüber, lag die Kirche, deren graues Gemäuer nur hin und wieder zwischen den dicken Stämmen der Ahornbäume hervorblickte.

Je näher das Mädchen dem Schalle der Abendglocke kam, desto langsamer wurden seine Schritte, und unter dem Nußbaum angelangt, faltete es die Hände und hörte andächtig dem Läuten zu.

Sie war das Pflegekind der verwittweten Schulmeisterin, die dies Häuschen bewohnte, obgleich es nicht ihr Eigenthum war; die Gemeinde überließ es ihr miethfrei aus Liebe und Dankbarkeit für ihren verstorbenen Gatten und für ihren Vater, der einst in Kriegszeiten Habe und Gut für das Wohl seiner Pfarrkinder geopfert und aus Eifer für die Rettung des Dorfes den Tod gefunden hatte.

Es gab viele Leute, welche behaupteten, das Aennchen oder „die kleine Anna“, wie man sie nannte, sei das schönste Mädchen im Dorfe, während andere Lisetten, der reichen Schulzentochter den Vorzug schenkten, wenn sie auch zugeben mußten, daß diese nicht immer so freundlich und „beredt“ war, wie Anna, welche als verwaiste Tochter eines verarmten Bauern freilich nicht so viel Grund besaß, den Kopf hoch zu tragen, wie ihre Freundin gelegentlich that, wenn etwas nicht nach ihrem Sinne ging. Wer das Aennchen aber in diesem Augenblick betrachtet hätte, würde sich gewiß für sie entschieden haben.

Konnte man sich etwas Einfacheres denken, als ihr dunkelblau und weiß gestreiftes leinenes Kleid und die Schürze, beides von ihrer eigenen Hand gesponnen, gewebt und genäht? Auch die schmale, weiße Halskrause war kein besonderer Putzgegenstand, und noch weniger die derben Lederschuhe, welche nur durch ihre Kleinheit die Augen etwa auf sich ziehen konnten. Sie verdankte alles der Natur: ihre zierliche Gestalt, das schöne, goldglänzende Haar, das ovale Gesicht mit der blühenden Rosenfarbe, dem Ausdruck von Güte und Heiter

keit und vor allem mit den Augen, die nicht nur so klar und blau waren, wie heute der Himmel, sondern auch mit einem tiefem Ausdruck der Andacht und Frömmigkeit zu ihm aufblicken konnten, wie eben jetzt, beim Läuten der Betglocke. Die Töne waren kaum verklungen, als die Frau Meisterin — wie das Dorf sie nannte — das Wort ergriff.

„Um acht Uhr kommt die Post drüben an, sagtest Du?“

„Auf die Minute; ich sah sie am letzten Sonntag mit eigenen Augen ins Dorf einfahren, als ich vom Pachthof heimkehrte.“

„Ich werde ihnen entgegen gehn; es ist eben halb acht, und ich müßte mich irren, wenn ich sie nicht dicht vor dem Walde träfe. Die Pferde des Schulzen laufen schnell, und Hans, der heute den Fuhrmann spielt, wird sie nicht langsamer traben lassen, als sonst. Es ist recht freundlich von unserm Nachbar, daß er mir anbot, meine Söhne von der Station abholen zu lassen. Decke den Tisch hier unter dem Baum, derweil ich ihnen entgegen gehe.“

Die Frau Meisterin stand auf und griff nach dem Arbeitskorb, um ihn in das Haus zu tragen, doch Anna nahm denselben aus ihrer Hand und rief, hineineilend: „Wartet ein Weilchen! ich hol' Euch Euer warmes Tuch, denn es könnte kühl werden, eh' Ihr heimkehrt.“

Die Frau ließ es geschehen und sprach zu sich selber, indem sie ihr nachblickte: „Welch ein hübsches Mädchen ist sie geworden und so fleißig und flink! Wer hätte es vor zehn Jahren gedacht, als ich es nach ihrer Eltern Tode aus Christenmitleid bei mir aufnahm, das verkümmerte und verwahrloste Geschöpf! Fast lieb' ich sie wie mein eigen Kind, trotz all der Noth, die sie mir in der ersten Zeit gemacht hat. Jetzt dürft' ich mich ihrer nicht schämen, und käme ein wackrer Freiersmann —“

„Hier, Mutter, werft das Tuch über den Arm und geht in Gottes Namen; Euer Herz leidet Euch doch nicht länger hier! Ich werde sorgen, daß Ihr alles in bester Ordnung findet, wenn Ihr heimkehrt.“

Mit diesen Worten eilte sie in die Küche, während die Meisterin die Dorfstraße hinaufging.

Anna legte zwei neue Holzscheite unter den langsam siedenden Kessel und eilte dann nach der Wohnstube, die vorn im Flur lag und nebst dem Schlafzimmerchen der Meisterin die ganze linke Seite des kleinen Hauses ausmachte. Sie schloß den alten eichenen Wandschrank auf, nahm aus den wohlgefüllten Fächern ein weißes, sauber geglättetes Tischtuch hervor, verschloß sorgsam den Schrank, öffnete ein Fenster, um die frische Abendluft ins Zimmer zu lassen, ordnete die Falten der bunten Kattungardinen und blies einige abgefallene Blumenblätter von der altmodischen Kommode, welche zwischen den beiden Fenstern stand und mit einem hohen Wasserglas voller Reseda geschmückt war. Als sie den Kopf wieder emporhob, fielen ihre Augen in den schmalen, über der Kommode hängenden Spiegel. Sie ließ die Hände sinken und schaute hinein. In ihrem Blick lag keine Eitelkeit, sondern vielmehr eine Art Besorgniß, ein ängstliches Prüfen, und kein Lächeln der Befriedigung glitt über ihre Lippen, als sie das Köpfchen nach links und rechts drehte und das Haar aus der Stirn und den Schläfen strich. Bald wandte sie sich seufzend ab und sprach zu sich selber:

„Was nur Lisette meinte, als sie sagte: „„Du hast Dich in den letzten Jahren so verändert, daß Deine beiden Pflegebrüder sich wundern werden. Sie sind jetzt freilich auch nicht mehr die lustigen Burschen, mit denen wir auf den Wiesen Heuhaufen setzten und Schmetterlinge jagten. Die Zeiten sind anders, und wir haben uns geändert. 'Ich werd' erleben, daß die Herren mich mit „Sie“ anreden. Meinetwegen! 's wär' nur in der Ordnung! Wie lange wird's dauern, so müssen wir den einen „Herr Justizrath“ und den andern „Herr Pastor“ nennen!““ — „Das hab' ich nicht nöthig, Lisette,“ sprach ich; „denn wenn sie auch ausstudirt haben und anfangen, in der Welt etwas zu bedeuten, sind und bleiben sie doch immer meine Pflegebrüder, und wären sie hochmüthig, so würden sie mich nicht in jedem Brief an die Meisterin grüßen lassen. Und was Du noch gar nicht weißt, Lisette, — neulich hat Ernst sogar geschrieben: „viele Grüße an Aennchen; sie muß ein hübsches Mädchen geworden sein, und ich freue mich, sie wiederzusehen.“ Siehst Du, daß er nicht stolz ist? und er dürft' es eher sein, als manch andrer!“

„Halt Dich bescheiden zu Deinesgleichen, so wirst Du ein hohes Alter erreichen“, wie der alte Sperling zu seinem Sohn sagte, als er ihn auf die Wanderschaft schickte!“ rief Lisette lachend, und trug ihren Wassereimer ins Haus. „Wenn ihre Reden mir nur aus dem Sinn wollten! Wüßte ich — halt! jetzt hab' ich es gefunden!“

Mit einigen leichten Sprüngen war sie in dem nebenanliegenden Schlafstübchen, und ein frohes Lächeln erhellte ihr Gesicht, während sie das Schubfach eines Tischchens öffnete und einen Kamm herausnahm. Dann zog sie mit hastigen Fingern einige starke Nadeln aus ihrem Haar, und der Knoten, den es im Nacken bildete, löste sich. Es war ein schöner Schmuck für die kleine Anna, dies glänzende blonde Haar, und es floß bis tief über ihren Rücken hinab, als sie die Strähnen durch den Kamm zog. Die Eile, mit der sie diesem Geschäfte oblag, verlieh ihrem Gesichtchen eine tiefere Färbung, und immer noch lächelnd flocht sie aus der einen Hälfte des Haares einen Zopf, den sie lang herabhängen ließ, wie in den Tagen ihrer Kindheit.

Sie war im Begriff, die zweite Flechte zu beginnen, als laute Tritte im Wohnzimmer sie erschreckten. Dieselben näherten sich dem Schlafgemach, und im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür. Ein Ruf des Staunens und der Verwirrung entfloh ihrem Munde, während der Kamm ihrer Hand entglitt und auf den Boden fiel.

Auf der Schwelle stand ein junger Mann im bestäubten Reiseanzug, das Gesicht vom schnellen Gang leicht erhitzt. Sein kraftvoller Wuchs ging etwas über die Mittelgröße hinaus; seine Haltung war leicht und ungezwungen. Im ersten Augenblick konnte man nicht sagen, worin das Auffallende seines Gesichtes bestand. Es lag mehr in dem Ernst und der Energie des Ausdrucks, als in der Regelmäßigkeit der Form. Die Augen, tief und dunkel wie sie waren, besaßen eine seltsame Gewalt. Beim ersten Blick schienen sie nur düster zu sein, allein wer länger hineinsah, bemerkte, daß die Stimmungen seiner Seele sich, auch wenn er schwieg, mit zauberhafter Deutlichkeit in ihnen spiegelten und daß sie die Gedanken eines reichen, ungewöhnlichen Geistes offenbarten. „Kind, mache nicht solche wunderliche Augen,“ hatte seine Mutter einst in gereiztem Tone zu ihm gesagt, als sie seinem Bruder einer Unart halber einen Schlag auf die Wange gab — zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben.

Stumm stand er auf der Schwelle und betrachtete die kleine Anna, deren Gestalt sich wie ein Bild von den weißen Gardinen des Himmelbettes abhob. Sie sah aus, als wisse sie nicht, was sie beginnen solle. Ein schneller Blick nach der Thüre ließ fast ihre Absicht errathen, davonzulaufen, doch der Ankömmling vertrat diesen Weg.

Da faßte sie sich ein Herz. Mit einer schnellen Handbewegung warf sie die losen Haarsträhnen über ihre Schultern, trat einen oder zwei Schritte vor und fragte mit niedergeschlagenen Augen und einer Stimme, die zwischen Lachen und Weinen schwankte:

„Du kennst mich nicht mehr?“

Er zog seinen Strohhut vom Kopfe, stürzte mehr, als er ging, auf sie zu und breitete seine Arme nach ihr aus. Sie stieß einen Freudenruf aus, trat aber zugleich hastig zurück und sagte zögernd:

„Ich bin jetzt ein großes Mädchen.“

„Aber begrüßen darf ich Dich doch!“ rief er und näherte sich ihr wieder um zwei Schritte. Sie streckte ihm die Hand hin und sprach: „Ich freue mich aus Herzensgrund, Dich wiederzusehen; willkommen zu Hause!“

„Du freust Dich? Ich merke nichts davon! Die kleine Anna von früher pflegte mich zu umarmen.“ Er ließ ihre Hand fahren und strich mit der seinen über die Stirne. „Wie die Zeiten sich geändert haben!“ sprach er wie zu sich selber und betrachtete sie mit unverwandten Blicken.

„Ja, jetzt bist Du kein lustiger Student mehr, sondern ein Staatsdiener, wie Deine Mutter sagt, ein — wie heißt es doch?“

„Ein Referendar. Der Titel hat wenig zu bedeuten. Für Dich bleibe ich stets Ernst, Dein Bruder.“

„O, wie es mich freut! Mir fällt ein Stein vom Herzen! Jetzt weiß ich, daß Du noch eben so freundlich bist wie früher; — nein, Du bist viel — viel — ach, ich weiß nicht, was ich eigentlich rede! Nicht wahr, Du wunderst Dich nicht über mich, wie Lisette heute sagte.“

„Doch! ich wundere mich, Aennchen,“ entgegnete er lächelnd. „Laß Dich's aber nicht verdrießen. Du frisirst Dich wohl zu Deinem eigenen Vergnügen noch spät abends?“

„Nein, nein! Ich wollte nur meine alten Flechten haben, damit Du mich — damit Ihr mich nicht verändert finden solltet. Wo ist aber Immanuel? Wie konnte ich ihn vergessen! Laß mich hinaus, ihn zu begrüßen.“

„Draußen ist niemand; ich bin von der Post auf dem Fuß-

steig quer durch die Wiesen hierher geeilt. Er blieb bei unserm Gepäck auf dem Wagen. Als wir eben abfahren wollten, verlor eins der Pferde ein Hufeisen, und Hans spannte es aus, um den Schaden in der Schmiede herstellen zu lassen. Wo ist meine Mutter?"

„Sie ging Euch entgegen; die Sehnsucht ließ ihr keine Ruh! Doch, was treibe ich nur? Ich muß den Tisch decken, und — mein Haar —!" Hastig begann sie den zweiten Zopf zu flechten, aber draußen ließ sich schon das Knarren der Räder eines langsam fahrenden Wagens hören. „O weh! da sind sie schon!" rief sie in Angst und Eile. Der junge Mann war schon draußen, und nach wenig Minuten folgte sie ihm und trat in die Hausthür.

Ein niedriges, hölzernes Gitter trennte den grünen Platz mit dem großen Nußbaum und dem Gesträuch von der Dorfstraße. In dem offenen Pförtchen stand der Sohn; die Mutter lag an seiner Brust. Als sie den Kopf emporhob, standen Thränen in ihren Augen, Freudenthränen, denn er war der Sohn ihres Herzens, ihr heimlicher Liebling, und mehr als dies alles, der Stolz ihres Lebens. Arm in Arm gingen sie auf den schmalen, sandbestreuten Steigen zwischen den Nußbüschen einher. Ein schmächtig aufgeschossener Jüngling mit hellem Haar und sanften, stillen Zügen war indes beschäftigt, die Koffer vom Wagen in das Haus zu schaffen, während Hans gemächlich auf seinem Kutschersitz thronte und den Mund zu einem gutmüthigen, breiten Lächeln verzog, als Anna in der Thür erschien. Sie hüpfte sachte zu Immanuel hin, der ihr in diesem Augenblick den Rücken zukehrte, klopfte ihm lachend auf die Schulter und sagte: „Ohne mich wird es doch nichts, Immanuel! Ich muß Dir nur die Koffer hineinschaffen helfen!"

Er drehte sich um und schüttelte ihr die Hand, während sie ihm die Wange zum Kusse darbot.

„Von Deinen Schelmereien kannst Du nicht lassen," sagte er sichtlich erfreut, wenn auch nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, „aber es ist, wie Mutter mir sagte; Du siehst fast aus, wie ein vornehmes Fräulein —"

„Darüber können wir später reden! Jetzt habe ich alle Hände voll zu thun."

II. Die Pflegebrüder.

Wieder war es Abend geworden, und wie damals neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu. An dem runden steinernen Tisch, den das Laubdach des Nußbaumes beschattete, saß eine kleine Gesellschaft. Die hölzerne hochlehnige Bank nahmen die Frau Meisterin und ihr ältester Sohn ein, und ihnen gegenüber auf zwei Schemeln von Schilfgeflecht saßen Anna und ihre braunäugige Freundin Lisette, die Tochter des Schulzen. Vor ihnen auf der Tischplatte lag ein Stückchen Kreide, mit dem sie von Zeit zu Zeit kleine Kreuze auf die Tischplatte zeichneten, um ihre Aufmerksamkeit ohne Säumen wieder ihrer Arbeit, einem Strickzeuge zu widmen. Die Meisterin nähte, ohne aufzusehen, während ihr Sohn aus einem Buche vorlas.

„Eins, zwei, drei, vier —; erst vier Kreuze! Aennchen, Du bist heut über die Maaßen langsam. Ich hab' eben das siebente Kreuz aufgezeichnet. Was ficht Dich denn an?" flüsterte Lisette.

Ernst blickte nach den Mädchen hinüber, fuhr aber fort zu lesen. Nach etwa fünf Minuten legte er das Buch nieder und fragte: „Gefällt Euch die Geschichte nicht?"

„Nein!" rief Lisette. „Das Lorle war eine Närrin, daß es den Maler nahm. Gleich und Gleich gesellt sich gern; das hätt' es wissen sollen. Aus einem Bauermädel kann keine Frau Professorin werden. Und der Maler, um es mit einem Wort zu sagen, war ein elender Wicht, daß er sie nicht in ihrem Dorf ließ. Als gescheiter Mensch konnt' er wissen, daß sie nicht in seine Gesellschaft hineinpaßte."

„Er hat geglaubt, seine Liebe würde stark genug sein, um all den Lächerlichkeiten und dummen Streichen zu trotzen, die seine Frau begehen könnte. So geht es denjenigen, welche den wichtigsten Schritt ihres Lebens leichtsinnig wagen," sprach die Meisterin.

Ernst saß mit verschränkten Armen da und sah in die Zweige hinein, welche sich über den Köpfen der beiden Mädchen wölbten. Es lag etwas Finsteres in seinen Augen, und endlich sagte er mit hastigem Tone: „Der Maler wußte nicht, was wahre Liebe heißt; das war das ganze Unglück! Er verdiente nicht, dem Lorle die Schuhriemen aufzulösen."

Den Kopf gebeugt, strickte Anna, als wolle sie Lisetten um jeden Preis einholen. Letztere rückte näher an sie heran, warf einen prüfenden Blick auf ihr Strickzeug und rief: „Aber Aennchen, Du strickst ja einen ganzen Reifen Linksmaschen in den Strumpf! Schläfst oder träumst Du?" Das Mädchen erröthete tief, warf die Arbeit auf den Tisch, sprang von ihrem Schemel auf und eilte durch das Gebüsch um die Ecke des Hauses unter das Fenster der Brüder. „Wohin, Anna?" rief Ernst, der ihr mit den Blicken folgte.

„Ich muß Immanuel herauslocken; er sitzt drinnen über seinen Büchern und plagt sich, indessen wir die schöne Luft genießen."

„Er läßt sich nicht gern bei seinen Examenarbeiten stören und vergißt darüber alles andere. Ich tadle ihn deshalb nicht; hat er sie hinter sich, ist er desto freier."

„Immanuel!" tönte die helle Stimme der kleinen Anna unter dem Fenster. Es folgte keine Antwort. „Stelle Dich nicht, als wärst Du taub, Immanuel."

„Laß den Herrn Candidaten in Frieden! dem ist am wohlsten, wenn er mit seiner Gelehrsamkeit allein bleibt;" flüsterte Lisette.

„Ich werde ihn schon herausbringen," erwiderte Anna, indem sie ein winzig Steinchen vom Boden aufhob und in das offene Fenster warf.

„So warte doch eine Weile, unartiges Kind!" rief es heraus.

„Wer ist das Kind, Sie oder ich? Ha, ha! Kinder von zwanzig Jahren! Kommen Sie doch an die Luft, Herr Pastor, und erklären sie uns, um welche Zeit der Mensch die Kinderschuh' auszieht!"

„Ich wußte nicht, daß auch Sie da sind, Lisette. Nehmen Sie es nicht übel!"

Aennchen hatte sich inzwischen auf den schmalen Vorsprung der niedrigen Mauer geschwungen und, indem sie mit der Hand das Fensterkreuz erfaßte und den einen Fuß auf Lisettens ausgestreckte Rechte stemmte, gelang es ihr mit Bequemlichkeit, in das Studirstübchen zu blicken. Immanuel saß an seinem Tisch, und das Gesicht über ein Blatt gebeugt, schrieb er eifrig; neben dem Blatt lag die offene Bibel.

Ein Blick auf das heilige Buch, und in dem Gesicht der kleinen Anna ging eine Veränderung vor. „Vergib es mir, Immanuel; ich wußte nicht, daß Du Gottes Wort studirst," sagte sie leise und bittend. Sachte glitt sie auf den Boden und zog Lisetten mit sich fort nach ihrem früheren Platz.

„Sie reden meiner Treu immer noch von der dummen Geschichte," sagte Lisette kopfschüttelnd und sah nach der Thüre, ob Immanuel noch nicht käme.

„Es liegt zwar manches Wahre in dem, was Du über Bildungsfähigkeit sagst," fuhr die Meisterin fort, „allein Beispiele aus dem Leben beweisen, daß es in spätern Jahren unendlich schwer ist, feine Sitten und Manieren zu erlernen, selbst wenn das Herz und der Geist gebildet sind. Jene Formen müssen gleichsam mit dem Menschen aufwachsen, sonst bleiben sie angelerntes Wesen."

„Ja, denken Sie nur, Herr Ernst, wie es Ihnen gefallen würde, wenn Sie einmal Minister sind und Ihre Frau verstünde nicht, den hohen Herren im Reich, die Sie zur Tafel einladen müssen, einen richtigen Knix zu machen!" rief Lisette lachend.

„Ich nehme keine Frau, welche sich jenen Verstoß zu Schulden kommen lassen würde," erwiderte er in heiterm zuversichtlichen Tone. Die Meisterin lächelte vor sich hin und Immanuel, der inzwischen herbeigekommen war, sagte:

„Davon bin ich überzeugt! Ernst gibt viel auf den Anstand und kennt alles, was dazu gehört. Ich habe ihm mit meinen Verletzungen der feinen Manieren Noth genug gemacht."

In flüchtiger, aber freundlicher Weise entgegnete Ernst: „Ich bin mit meinem Schüler zufrieden." Damit stand er auf und sagte: „Laßt uns einen Spaziergang nach dem Waldberge machen. Die Aussicht von dort ist bei der Abendbeleuchtung so schön."

Alle willigten ein, und als Anna einen fragenden Blick auf die Meisterin heftete, sagte diese: „Du kannst mit uns gehen, Kind. Verschließe nur die Hausthüre und öffne den Stall, damit die Kuh nicht draußen zu stehen braucht, falls sie vor uns heimkehrt."

Sie ging mit Ernst voran, während Immanuel wartete, bis die Mädchen ihre großen, braunen Strohhüte aufgesetzt und den Befehl ausgeführt hatten.

„Sie halten wohl große Stücke auf Ihren Bruder, Immanuel?" fragte Lisette, als sie den andern langsam folgten.

„Ich wüßte nicht, wen ich auf Erden mehr liebte, — meine Mutter natürlich ausgenommen."

„Man hat uns gesagt, daß Sie sich sehr gehärmt hätten, als er von der Gottesgelehrsamkeit ließ, um das Recht zu studieren! Die Meisterin konnt' sich lange nicht drinn finden; es gab ihr einen Stoß, daß er nicht auch Pfarrer werden wollte."

„Als ich erkannte, daß es nicht sein Beruf war, habe ich mich nicht mehr darum gegrämt. Es kam ihm sauer an, die Mutter und mich durch seinen Wankelmuth zu kränken, aber seit er zu seinem neuen Beruf übergegangen ist, arbeitet er mit einer solchen Lust, daß ich nicht an seiner Bestimmung für denselben zweifle."

„Die Meisterin hat große Hoffnungen auf ihn gesetzt. „„Wenn er seine Gaben benutzt und Gott ihm Glück gibt, kann er es bis zum Minister bringen"", sagte sie neulich."

„Das wäre freilich eine hohe Stufe," erwiderte Immanuel lächelnd, „doch warum sollte er sie nicht erreichen? Sicherlich aber wird er dahin streben, unsrer Mutter alle Opfer zu vergelten, die sie uns gebracht hat, und das will auch ich. Nicht jede Mutter entbehrt mit Freuden, was sie geopfert hat, um uns den Weg durch die Welt zu bahnen."

„Und nicht alle Söhne sind so fleißig und ehren ihre Mutter, wie Ihr es thut," sprach Anna, und ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Was ist denn Trübseliges dabei, daß Du es in solchem Tone sagst?" lachte Lisette.

Immanuel wandte den Kopf zur Seite und richtete seine Blicke auf Anna. „Du bist so still, liebe Schwester, fehlt Dir etwas?"

„Der Kopf thut mir weh, aber sagt es nicht den andern; es verlohnt sich nicht, davon zu reden."

Man erreichte den Hügel am Waldessaume früher, wenn man die große Fahrstraße verließ und einen schmalen, über die Wiesen führenden Fußsteig einschlug. Als die Meisterin und Ernst an der Stelle anlangten, wo dieser begann, standen sie still und sahen sich nach den Zurückgebliebenen um. Lisette bedeutete ihnen eben durch ein Zeichen, weiter zu gehen, als sich auf dem festen Wege hinter ihnen Tritte hören ließen. Es war Lisettens Vater, der Schulze, welcher den jungen Leuten zuwinkte, auf ihn zu warten.

„Guten Abend, Herr Candidat! guten Abend, Ihr Jungfern! Ist's erlaubt, mitzugehn? Wir haben einen Weg und da möcht' ich die schöne Gesellschaft benutzen."

„Zunächst bedeckt Euch, Vater Martin, oder auch ich muß mit der Mütze in der Hand dastehen. Wir sind ja alte Freunde und brauchen keine Ceremonien zu machen," erwiderte Immanuel, indem er dem Bauer die Hand schüttelte.

„Noch immer der Alte, Herr Manuel, und die Bauern werden drum nicht weniger Lust haben, Sie zum Pastor zu wählen, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Meiner Seel! Sie sind doch das leibhaftige Ebenbild Ihres Großvaters, des alten Pastors, Gott hab' ihn selig! Jammer und Schad, daß er's nicht erlebt hat, Euch Jungen so brav heranwachsen zu sehn!"

„Ihr vergeßt, Vater —" unterbrach ihn Lisette mit einiger Verlegenheit.

„Nehmen Sie 's nicht für ungut, junger Herr, aber ich weiß noch die Zeit, wo Ihr als kleine Knirpse zu mir auf das Gehöft gelaufen kamt, wenn ich vom Feld heimzog und ausspannen wollt'. „„Setzt uns auf die Braunen und laßt uns in den Stall reiten, Vater Martin!"" schriet Ihr schon von weitem. Und ob ich's that! Mein Lebtag denk' ich dran, wie stolz der Bub da (er deutete mit der Hand auf Ernst, der sich mit der Meisterin näherte) auf dem Thiere saß, die Hand in die Seit' gestemmt. „„So reitet der Soldat in den Krieg!"" rief er. „„Ich werd' Soldat, Vater Martin, und der König gibt mir ein Pferd und 'ne Flinte!"" Ja, den Kuckuk auch! Der Herr Schulmeister und Euer Vormund, der neue Pastor, haben Euch den Soldaten besorgt! Guten Abend, Ernst, mein Junge! Schön guten Abend, Frau Meisterin! Das ist 'mal 'ne Freud', nicht wahr? Ist erlaubt, daß man ein Stück Weges mitgeht?"

„Ihr fragt noch danach, Vater Martin? Mit wem könnten wir lieber gehn, als mit Euch!" rief Ernst und schüttelte ihm herzhaft die rauhe Hand. „Ich hätte Euch noch heute Abend besucht, wenn wir hier nicht zusammen getroffen wären."

„Mein Vater kommt schier aus dem Geleis, wenn er die beiden sieht," sagte Lisette. „Komm, Aennchen; laß uns voran gehn! Sie werden uns nicht vermissen. Wir wollen nachsehn, ob die Heidelbeeren im Tannenschlag dies Jahr gut zutragen." Sie ergriff die Hand ihrer Freundin und eilte mit ihr den Fußpfad entlang, welcher über den Hügel führte. Dieser war der höchste Punkt der Gegend und gewährte einen freundlichen Blick auf das Dorf mit seinen schattigen Baumgruppen und den fruchtbaren Wiesen, die der Stolz seiner Bauern waren. Ein Bach mit klarem Wasser und glänzendem Kiesgrunde umfloß es mit süßem Rauschen, und durch die Wiesen ziehend, verlieh er ihnen ihre Fruchtbarkeit. Er berührte auch den Fuß des kleinen Berges, den der Wald im Rücken schützend einschloß, während die West- und Südseite offen dalagen und den vollen Blick in das Land gestatteten. Auf der Spitze stand eine alte Linde, ein riesenhafter Baum mit einem wundervollen Reichthum an Zweigen und Laub. Seinen dicken Stamm umgab eine hölzerne Bank, ein Zeichen, daß die Dörfler es liebten, unter seinem grünen Blätterdach zu rasten. Lisette streifte im Gebüsch umher, indessen Anna unter dem Baume stand. Sie hatte den Strohhut vom Kopfe genommen, und die letzten Sonnenstrahlen glänzten wie Gold auf ihrem Haar; das Gesicht dem Westen zugewandt, blickte sie still in das Abendroth. Sie mußte in tiefe Gedanken versunken sein, denn sie überhörte das Nahen eines Fußtrittes, und erst, als eine Hand sich leise auf ihre Schulter legte, fuhr sie leicht zusammen. „Verzeih, daß ich Dich erschreckt habe, Aennchen," sprach eine tiefe, weiche Stimme.

„Erschreckt?. Nicht doch; ich wußte, daß Du es warst," entgegnete sie, ohne den Blick von dem Abendhimmel abzuwenden. Er strich mit der Hand über ihr Gesicht und sagte: „Sieh nicht länger der Sonne nach, sondern gönne mir endlich auch einen Blick. Scheuest Du Dich vor mir? Du bist heute nicht so fröhlich wie sonst, Aennchen."

„Wie kann man lachen, wenn man solche Unglücksgeschichten hört, wie die von dem armen Lorle! Welch ein Jammer, daß sie auseinander gingen, da sie sich im Grunde doch liebten!"

„Was hättest Du an Lorles Stelle gethan?"

„Ich?" Sie seufzte und dachte eine Weile nach, und dann erhob sie mit einer energischen Bewegung den Kopf und sagte, mit glänzenden Augen und einer Festigkeit in Stimme und Geberde, die ihn mit Staunen erfüllte: „Sie hätte erst die unausdenkbarste Mühe anwenden müssen, um so zu werden, daß er sich ihrer nicht schämen durfte, ehe sie davonlief!"

„Sie war ein echtes Naturkind und konnte sich deshalb nicht ändern, selbst wenn sie es gewollt hätte."

„Die wahre Liebe kann alles! Ich stelle es mir nicht so überaus schwer vor."

Er betrachtete sie und ein lebhaftes Roth überflog sein Gesicht. „Weil Du keine echte Bäuerin bist," sagte er.

„Das Kind eines Bauern, der sich und die Seinen durch eigene Schuld an den Bettelstab brachte, Gott sei's geklagt!" entgegnete sie und preßte die Lippen zusammen, als wollte sie einen Schmerz verbeißen.

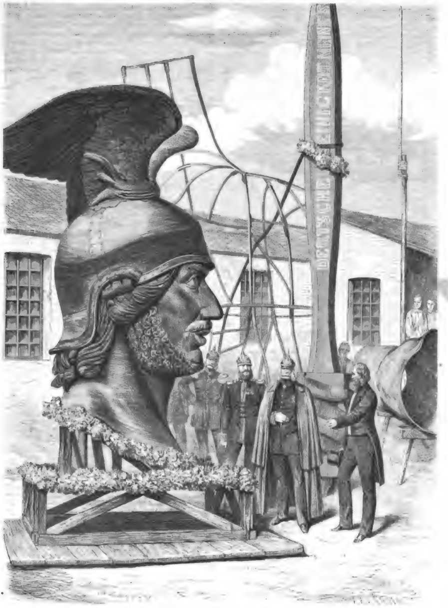
„Als Du zehn Jahre zähltest, kamst Du in die Hände einer Schulmeistersfrau, die eine Pfarrerstochter war."

„Und mich in allem Guten unterrichtet hat! Gott lohn' es ihr an Dir und Deinem Bruder!" Eine Thräne drängte sich bei diesen Worten aus ihren Augen, doch in schnell verändertem Tone rief sie: „Wie kommen wir aber nur zu all diesen Reden? Lisette — wo bleibt sie? Da kommen auch die andern den Berg herauf!"

Sie setzte ihren Strohhut auf und ging nach dem Gebüsch, aus welchem Lisette ihr mit kläglicher Stimme zurief, ihr Kleid habe sich dermaßen in den Brombeerranken festgehakt, daß sie es zerreißen müsse, um loszukommen. Auf dem Hügel angelangt, sagte der Schultheiß den andern Lebewohl, um seinen Weg nach dem Dorfe Sternau fortzusetzen, dessen Thurmspitze nördlich über dem Walde hervorblickte. Ernst erklärte, daß er den Nachbar begleiten wolle, um einen Brief abzuholen, der auf der Post wahrscheinlich für ihn bereit liege. Seine Mutter sagte in verstimmtem Tone: „Es thut mir leid, daß wir ohne Dich heimgehen sollen. Du warst es, der den Spaziergang vorschlug."

„Entschuldige mich dies eine Mal, liebe Mutter," bat er mit einem Händedruck und eilte, die andern flüchtig grüßend, dem Schulzen nach. Die kleine Gesellschaft verweilte noch einige Minuten oben, um die liebliche Landschaft zu betrachten und als sie die Hirten mit ihren Herden nach dem Dorfe ziehen sah, kehrte auch sie dahin zurück.

Die kleine Anna beeilte sich mit ihren häuslichen Arbeiten und sagte den andern schon gute Nacht, ehe Ernst heimgekehrt war. Ihr



König Wilhelm in Bandels Atelier vor dem Kopfe Hermanns.

Für das Daheim gezeichnet von H. Lüders.

Digitized by Google

Stübchen lag im Giebel, welcher nach Weise der alten Bauernhäuser der Straße zugekehrt war. Es enthielt außer dem Bett nur eine Truhe mit ihren Habseligkeiten, einen kleinen Schrank, in dem sie ihre früheren Schulhefte, Bibel und Gesangbuch aufbewahrte; ein Tisch und zwei Schemel nebst einem Fußbänkchen vervollständigten die Einrichtung, und als Schmuck diente ein handbreiter Spiegel, der zwischen zwei Kränzen aus Rosen von Seidenpapier an der weißen Wand hing. Der eine Schemel stand in der Fensternische, die nach Art eines Erkers in den Garten hinausgebaut war; der breite Sims diente als Nähtisch. Er war der Lieblingsplatz des Mädchens, denn die grünen Zweige des Nußbaums beschatteten die kleinen Scheiben des Fensters, und ein Blick in das Laub ließ zwei Vogelnester entdecken, mit deren Bewohnern sie auf liebevollem Fuße stand. Die Vögel kannten die kleine Anna, welche am offenen Fenster sitzend, oft mit ihnen um die Wette zwitscherte und ihnen Brosamen auf den Mauerrand streute.

Eine kleine Lampe in der Hand tragend, trat sie ein und verriegelte die niedrige Thüre hinter sich. Gedankenvoll setzte sie die Leuchte auf den Tisch, ging auf das Fenster zu und wollte sich eben hinauslehnen, als sie einen leichten Ruf der Ueberraschung ausstieß. Auf dem Sims lag ein Blumenstrauß. Sie schlug erstaunt die Hände zusammen, ergriff ihn, und näherte ihn der Lampe. „Blaue Glockenblumen aus dem Walde, Siebenstern, rothe und gelbe Wicken und eine fremde Blütenranke, die den Strauß zusammenhält. Wie süß sie duftet! Ich habe sie draußen nie gesehen. Und doch — — ja! ja! es ist Jelängerjelieber, wie es auf der Mauer des Pfarrgartens in Sternau wuchert, hart an der Straße. Wie sind die Blumen herein gekommen?“ flüsterte sie. „Meine Thüre war verschlossen — — aber das Fenster stand offen!“ Den Kopf über die Blumen geneigt, blieb sie einige Secunden sinnend stehen. Plötzlich aber schlug sie die strahlenden Augen auf und ihre Lippen nannten einen Namen. —

Als der Wächter um Mitternacht die Runde durch das schlafende Dorf machte und vor dem Hause der Meisterin seinen alten, frommen Liedervers absang, wunderte er sich, daß im Giebelstübchen noch ein mattes Licht flimmerte. Im nächsten Augenblick erlosch es, und die kleine Anna suchte ihre Lagerstätte auf, um weiter zu träumen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde.*)

Von Hermann Uhde.

(Zu den Bildern auf S. 693 und 701.)

Fast neunzehn Jahrhunderte sind verflossen, seit unsere Urväter sich um das Banner Hermann des Cheruskers scharten, um die Zwingherrschaft der Römer zu brechen und die Legionen des Quintilius Varus in den Staub zu werfen.

Unsern nächsten Vorfahren war es aufbehalten, das glorreiche Schauspiel der gemeinsamen Erhebung eines großen Volkes, welches seiner Freiheit und seiner edelsten Rechte sich durch den fränkischen Eroberer beraubt sah, neuerdings zu schauen.

Sie war herrlich, jene Zeit, in der die Hingabe an die hehre Idee der Freiheit die Herzen selbst schwacher Frauen mit Muth und freudiger Opferlust durchglühte. Und wenn die Augen der Greise, welche sich bei Leipzig und Waterloo mit Ruhm bedeckten, in der Erinnerung daran voll frischen Jugendglanzes strahlen, wenn uns Jüngeren sich die Brust hebt, sobald wir von jenen Tagen hören: dann können wir es nachempfinden, wie damals in der Seele eines patriotischen Knaben der Gedanke reifen konnte, die Schwerterhebung der Nation — an welcher thätigen Antheil zu nehmen ihm noch versagt blieb — durch ein gigantisches Ehrenmal zu feiern.

Jener Knabe ist der Sohn des nun längst in kühler Erde ruhenden Appellationsgerichtsdirectors Ritters von Bandel zu Ansbach — Joseph Ernst von Bandel; sein Ehrenmal das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde.

Was sich der Knabe vorgesetzt, der Mann, der Greis hat es durchgeführt, allen Hemmnissen zum Trotze, die sich dem Unternehmen entgegenstellten. Seit einem Menschenalter ist der Muth, welcher 1837 zuerst die unwegsamen Scheitel des Teutgebirges nach einem geeigneten Punkte für das Denkmal erkletterte, nicht erstorben; ist die Hand nicht erlahmt, welche in den ersten Tagen des Jahres 1838 auf der damals wild mit jungen Tannen bewachsenen Kuppe der Grotenburg eine Stange mit einem Fähnchen aufpflanzte, als Zeichen, daß hier die Arminsäule emporragen sollte.

Wahrlich, diese Energie, dieses rastlos emsige Bemühen um die Förderung des so weitaus sehenden Planes zwingt uns um so höhere Bewunderung ab, als die Geschichte des Hermannsdenkmales eine Geschichte ist der Mühsal, des stetigen heißen Kampfes gegen alle Widrigkeiten des Geschickes, gegen Unverstand, Mißgunst, und — allmählich eingerissene Lauheit für die anfangs mit großer Begeisterung aufgenommene Sache.

So mußte Bandel, als er 1837 zur Ausführung seines Planes nach Detmold übersiedeln wollte, vorerst 2000 Thaler Geld deponiren, als Nachweis, daß er in dem Städtchen leben könne. Als dies geschehen, und er von dem damals regierenden Fürsten Leopold von Lippe-Detmold die Erlaubniß erhalten, ein Armindenkmal auf dem Teutberge aufstellen zu dürfen, „unter der Bedingung, daß dasselbe großartigst und Deutschlands würdigst werde,“ machte sich der Künstler an das schwierige Werk.

Schon 1829, in München, war eine von ihm entworfene plastische Skizze — namentlich von Schorn — als ein Arminbild in der beabsichtigten Bedeutung anerkannt. 1834 stellte Bandel eine nach jener Skizze ausgeführte, 4 Fuß hohe Arminsfigur in der Kunstausstellung zu Berlin auf, modellirte danach 1836 zu Hannover eine 7 Fuß hohe Statue, und schickte sich alsdann an, einen Aufstellungspunkt für ein nach dieser zu bildendes kolossales Standbild im Teutoburger Walde zu suchen.

Die Grotenburg, des Teutbergs höchsten Gipfel, erkor der Künstler zum Träger des Denkmals. Maßgebend für diese Wahl war nicht nur die Herrlichkeit der Rundschau, welche man von dort aus genießt — man sieht ringsum den Teutoburger Wald, die Weserberge, den Brocken, den Habichtswald, den Osning, fern die rheinischen Berge und Westfalens fruchtbare Ebene — sondern hauptsächlich auch die uns durch die Geschichtsschreiber überlieferte Schilderung der Gegend, in welcher Hermann des Varus Heer vernichtete. Als zweifellos ist anzunehmen, daß man von der Kuppe der Grotenburg aus alle Punkte des Schlachtfeldes überschauen kann, auf dem unsere Freiheit gerettet wurde. Dort steht der Unterbau zur Arminssäule seit dem Jahre 1846 vollendet.

Ein solcher Unterbau, weithin sichtbar, mußte erfunden werden, nachdem die Hoffnung, das Arminbild auf einem hervorragenden Felsen des Gebirges selbst aufstellen zu können, sich als trügerisch erwiesen hatte. König Ludwig I von Bayern, der stets ein eifriger Förderer der großen Angelegenheit blieb, regte die glückliche Idee eines Unterbaus mit Kuppelabschluß an. Für denselben wurde der Kreis als Grundform und bei weiterer Theilung das Zwanzigeck gewählt. Als Verzierung des sehr einfach, aber in den edelsten Formen sich darstellenden Baues wurden dicke Eichkränze ringsum angebracht; eine Inschrift lautet: „E. v. Bandel erdacht und gemacht.“ Das ganze Monument ist, bis auf die Räume, welche zum Aufsteigen und zur Befestigung des Standbildes nöthig sind, massiv, aus ungeheuren, am Teutberge selbst gewonnenen Quadern; es steht „wie für die Ewigkeit gebaut“.

Der Grund ist, bis auf feste Felsenschichten in acht bis zwölf Fuß Tiefe, ausgehoben und mit Quadersteinen wieder ausgemauert. In der ersten Zeit war, in Mitte des Waldes, auf der höchsten Bergkuppe, bei anhaltendem Regenwetter, ohne Schutz als den der Buchenkronen, die Arbeit sehr beschwerlich; ein aus Baumstämmen errichtetes kleines Blockhaus war der einzige bergende Zufluchtsort.

*) In der Ueberzeugung, daß der Artikel unseres Mitarbeiters so manche unsrer Leser daran erinnern wird, daß auch sie an das unvollendete Nationaldenkmal eine Schuld zu entrichten haben, nennen wir ihnen die Adresse, an welche sie Beiträge senden können. Sie lautet:

An den Verein für das Herrmannsdenkmal.
Zu Händen des Herrn Justizrath Dr. Eduard Lüders.
Hannover, Theaterplatz 4.

D. R.

An dem denkwürdigen Tage des 18. October (1838) legte, im Beisein der Maler Crola und Tegeler, der Künstler in eine freigelassene Tiefe des Baues eine Kupfertafel, auf welcher er Jahr und Tag des Anfangs der Arbeiten am Armindenkmale, daß es unter der Regierung des Fürsten Leopold von Lippe-Detmold begonnen und vom Bildhauer Bandel erdacht sei, eingegraben hatte. Wenige Tage darauf, nachdem der Baugrund bis auf zwei Fuß unter der Erdoberfläche ausgemauert worden, wurde die Arbeit für das Jahr geschlossen.

Im Frühjahr 1839 wurde der aus Italien zurückkehrende Bandel durch eine Schrift des „Vereins für Errichtung eines Hermannsdenkmals“ — der sich in Detmold gebildet, um die von Deutschlands Volk und Fürsten reichlich beigesteuerten Gaben zu sammeln — überrascht: ein Actenstück, in welchem des Künstlers ganze bisherige aufopfernde Thätigkeit nicht nur bekrittelt und getadelt, sondern diesem auch das Ansinnen gestellt wurde, statt des eigenen Entwurfes, einen Plan zu einem Hermannsstandbilde von Rauch und Schinkel in Berlin auszuführen. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelm IV, erklärte indessen die ursprüngliche Idee für ansprechender und beseitigte durch sein Dazwischentreten die ärgerliche Störung.

Unter des immer selbst mit zugreifenden Bandel unausgesetzter Lehre und strenger Zucht gelang es nach und nach, einen Kern brauchbarer Arbeiter, Steinhauer und Maurer, heranzubilden. Anfangs waren diese nur sehr schwierig und widerwillig zu dem außergewöhnlichen Werke zu bewegen, und machten wiederholte „Strikes“, um höheren Lohn zu ertrotzen. Zäher Beharrlichkeit gelang indessen die Beseitigung aller Hemmnisse, und schnell gediehen die Arbeiten, an welchen etwa 70 Leute Tag für Tag beschäftigt waren. Zum Auffahren der 900 vom Denkmal selbst gebrochenen und zubereiteten Werkstücke erfand der Meister einen sinnreich construirten Wagen, mit dem aller Zeitverlust des Auf- und Abladens erspart wurde. Ohne Außengerüste ward der ganze Bau von ihm selbst aus aufgeführt; nur emporgehoben wurde das Material durch ein festgezimmertes freistehendes Zugzeug.

Am 6. September 1841 wurde mit großer Feierlichkeit der Grundsteinraum, ein Fuß unter des Baues Bodengrundfläche, unter dem Gange, der zur Wendeltreppe führt, geschlossen. Der Bau war damals 32 Fuß hoch, und von seiner Höhe donnerten zwei bei Waterloo erbeutete Neunpfünder die Interpunctionen zu dem von vielen tausend Deutschen gesungenen Arndtschen Vaterlandsliede.

Die Arbeit am Unterbau ging ohne Unterbrechung jedes Jahr vom ersten schönen Tage fort, bis der Frost ein Schaffen auf der Höhe unmöglich machte. Der letzte Stein wurde am 17. Juni 1846 versetzt; mit ihm war jene ganze Klippenreihe an der Nordseite des Teutberges aufgebraucht, welche als Werkstücke Blöcke von 20—25 Fuß Höhe und 10—12 Fuß im Quadrat für den Bau geliefert hatte.

Die Kosten beliefen sich bis dahin: für den Unterbau auf 37,768 Thlr. 17 Gr. 1 Pf.; für das Fest der Grundsteinlegung auf 248 Thlr. 12 Gr. 6 Pf. Für seine Mühen als Künstler und technischer Ausführer des Baues, sowie für Leitung und Beaufsichtigung aller Arbeiten für das Denkmal während der Jahre 1837—1846 hat Herr von Bandel nichts berechnet.

Mit Fertigstellung des kolossalen, 92 Fuß hohen Unterbaues hatte das ganze gigantische Werk sein erstes Stadium durchlaufen.

In dem Maße, wie dasselbe bisher schnell gedieh, waren auch die reichlich eingekommenen Gelder geschwunden. Der Verein in Detmold erfüllte Bandels Wunsch nicht, durch eine fortlaufende Berichterstattung über den Gang der Angelegenheit — das einzige Mittel, werkthätiges Interesse bei der Nation rege zu erhalten — mit dem deutschen Volke in steter Verbindung zu bleiben. So konnte es den Anschein gewinnen, als sei das ganze Unternehmen ins Stocken gerathen. Die Lauheit des Vereins charakterisirt am besten die Thatsache, daß derselbe seit 1838 den ersten Bericht über Einkünfte und Verausgabung der Denkmalsgelder 1840, und den zweiten erst 1843, im sechsten Arbeitsjahre, erstattete.

Trotzdem Bandel in letzter Zeit mit Schulden (die sich bei Vollendung des Unterbaus auf 4400 Thaler beliefen) hatte wirthschaften müssen, sank dem rüstigen Streiter der Muth nicht. Ohne Säumen ging er daran, nun zunächst die Arminfigur, die würdige Krone des Ganzen, zu beginnen.

Der ursprüngliche Plan des Künstlers war gewesen, während der Arbeiten am Unterbau zugleich das Standbild mit Hilfe eines Kupferschmiedemeisters auszuführen. Es zeigte sich indessen bald, daß ein beständiges Mitwirken des Schöpfers der Idee zu deren Ausführung durchaus erforderlich war. Mit Handwerksbrauch konnte das Kunstwerk nicht geschaffen werden; die Arbeit daran wurde daher eingestellt und bis zu jener Zeit verschoben, wo Herr von Bandel sie selbst würde in die Hand nehmen können.

Nachdem der erste Theil des Riesenplanes, der Unterbau, verkörpert dastand, nahm der Meister alsbald die zur Ausführung der Arminstatue in Kolossaldimensionen nöthigen Vorarbeiten in Angriff. Nicht nur die Figur, in Form und innerer Befestigung, sondern sogar das Gerüste, welches einst nöthig sein wird, dieselbe aufzustellen, wurde in Werkmodellen vollständig hergerichtet, so daß die Arbeiten ins Große kein Verzug mehr hemmen kann.

Im Jahre 1852 war Bandel mit seinen Plänen fertig. Mit geringfügigen Abänderungen behielt er dieselben bei und hat sie seither wacker gefördert.

Es konnte die Aufgabe für plastische Kunst nicht sein, eine Statue Armins in persönlicher Aehnlichkeit zu bilden. Nicht sowohl die Person des Cheruskerfürsten, als vielmehr dessen Schwerterhebung sollte dargestellt werden, an welche sich die Idee deutschen Bewußtseins, deutscher Kraft, deutschen Muthes und deutscher Einigkeit knüpft.

In jugendlicher Frische, im Siegerstolze sollte Armin stehen, das freie Schwert in kräftiger Faust hoch erhoben, zu gewaltigem Schlage bereit, ein Sinnbild unserer ewig jungen Stärke; auf den Schild gestützt, die Zeichen der Fremdherrschaft glorreich unter die Füße tretend, weithinschauend ins freie Vaterland, von fern her sichtbar: die Wege weisen zur Stätte unseres Ruhmes, zur Erkenntniß unserer Macht und Herrlichkeit.

Fünfzig Fuß vier Zoll wird die Höhe des Standbildes in seiner durch das Stützen auf den Schild etwas gestreckten Stellung betragen; bis zur Spitze des Helmschmucks soll selbe 55 Fuß, bis zur rechten erhobenen Faust 61 Fuß, und bis zur Schwertspitze 85 Fuß messen. Die ganze Figurhöhe mit ihrer Standplatte 90 Fuß; der Unterbau 92 Fuß, die Totalhöhe des Denkmals 182 Fuß.

Sehr scharfsinnig ist der Plan zur Feststellung des Standbildes auf dem Unterbau entworfen. Zum Vorbild genommen ist der Wuchs der Tanne. Mit ihrer Kernwurzel tief im Boden stehend, wird diese durch ihre sich unter der Bodenfläche nach allen Seiten hin ausbreitenden Saugwurzeln im Gleichgewicht gehalten. So ruht auch die Arminfigur 13 Fuß tief, von den Sohlen abwärts, im Mittel des Baues auf breiter Gliederfläche, von der acht Anker — Kernwurzeln — 38 Fuß tiefer senkrecht in den Unterbau reichen und hier ihren Halt finden. Die Standplatte unter den Füßen greift mit 16 unter sich verbundenen Strahlenwänden — Saugwurzeln — $11^1/_2$ Fuß vom Mittel aus; von diesen Strahlenwänden gehen acht Anker in die Tiefe des Baues hinab.

Auf dieser Grundfeste steht eine Cylinderconstruction von Eisenblech zur Haltung und Tragung der Statue, und zu deren Sicherung gegen die Angriffe des Windes. Zur Ausbildung dieser Construction suchte und fand Bandel Rath unter unsern besten deutschen Technikern; das in Eisen gefertigte Modell (ein Zehntel der wahren Größe) wurde dem Architekten- und Ingenieurverein zu Hannover übergeben. Dieser erklärte das hier zum ersten Male in Anwendung kommende Röhrensystem als durchaus zweckentsprechend und geeignet, eine Festigkeit und Stabilität zu gewährleisten, welche anders nie hätte erzielt werden können. Man erkannte eine 40—60fache Sicherung gegen Sturm darin.

Die Formfläche der Figur wird aus Kupferblech von 6 und 5 Pfund auf den Quadratfuß Stärke, geschmiedet, deren Theile so groß wie möglich aus Platten zusammengelöthet, und dieselben unter einander durch Niete und Schrauben verbunden.

Nachdem das ungeheure Beginnen, hauptsächlich durch die nie erschlaffende Ausdauer des einen Mannes, so weit gediehen war, hätte man glauben sollen, daß alle Kräfte sich vereinigen würden, um dasselbe schleunig seiner Vollendung entgegenzuführen.

Das Gegentheil geschah. Elende Krähwinkelei, so lange ein Fluch Deutschlands, war es zunächst, welche dem Künstler die Weisung gab, die Zeit für die Wiederaufnahme der Arbeiten sei nicht günstig (1852); man ließ durchblicken, der französische Gesandte könne die Bemühungen für ein deutsches Nationaldenkmal als Demonstration auffassen; Frankreich könne sich dadurch unange-

nehm berührt fühlen. So wurden fünf kostbare Jahre verloren; das Jahr 1857 kam, und noch war nichts weiter geschehen.

Wieder war es nun der Detmolder Verein, der, statt in thunlichster Wegräumung aller Schwierigkeiten seine Aufgabe zu finden, vielmehr Verlegenheiten bereitete. So hatte er ohne Bandels Wissen dessen für die Arbeit am Standbilde zweckmäßig hergerichteten Werkräume auf der Grotenburg abreißen lassen und den vorhandenen Vorrath von Kupferplatten verkauft. Außerdem hatte es geschehen können, daß das bereits fertige Handgelenkstück des rechten Armes, die Handfläche der Linken und die Schildspitze, zusammen ca. 700 Pfund Kupfer, gestohlen wurden.

Nun zog es Bandel vor, die Arbeiten zur Ausführung der Figur, welche ihn ja nicht an einen bestimmten Ort banden, an anderer Stelle als in Detmold vorzunehmen. Er wählte Hannover dazu, wo sich 1862 sofort ein anderer „Verein für die Vollendung des Hermannsdenkmals" bildete, mit dem Justizrath Dr. Lüders an der Spitze. Diesem Hannoverschen Vereine schloß sich nach langem Zaudern der Detmolder Verein an, welch letzterer 1862, nach neunzehn Jahre langem Schweigen, einen vierten Aufruf und den dritten Geschäftsbericht in vierundzwanzig Jahren erließ. Aufs neue flossen reichlichst Gaben, denen es zu danken war, daß, nachdem nach Bandels Angabe vor Hannover eine Werkstatt erbaut worden, im August 1863 die Arbeit am Arminstandbilde wieder beginnen konnte.

Während den Künstler die richtige und schon einmal, bei Vollendung des Unterbaues, bewährte Ansicht beseelte, die Arbeit müsse ohne Verzug in Angriff genommen und mit Hilfe der fertigen Theile Geldmittel zur Herstellung des Restes beschafft werden, beschränkte sich der Detmolder Verein darauf, die bei ihm eingelaufenen Gelder auf der Leihbank durch geringe Zinsen anwachsen zu lassen, indem er darin für Vollendung des Denkmals eine sicherere Gewähr zu finden meinte, als im Vorschreiten der Arbeiten am Standbilde; ja, er erklärte sogar „in der Hinzufügung neuer Theile desselben zu den schon fertigen eine Gefährdung für das Denkmal zu sehen". Ohne sich dadurch beirren zu lassen, begann Bandel kühn, die Riesenfigur zu schmieden, und er hat recht gehabt: der Hammerklang auf dem Erze hat den Glauben an die Vollendung des Armindenkmals wieder wachgerufen und wesentlich geholfen, die nöthigen Geldmittel dazu herbeizuschaffen.

So ist denn jetzt der Kopf, die beiden Füße bis zu den Knieen, der erhobene rechte Arm mit dem Schwerte, die linke Hand, der dreißig Fuß lange Schild und das für die ganze Figur zur Kupferträgung nöthige Eisenstangengerüste, außerdem die vierundzwanzig Schraubenstücke zur Verankerung des Cylindergerüstes in den Unterbau und eine Partie der Verankerung fertig. Alle Kupfertheile hat der Meister — der über seiner Arbeit ein Greis geworden, aber ein klares Auge, eine sichere Hand und den unerschütterlichsten Muth bewahrt hat — selbst getrieben.

Gegenwärtig sind noch 11,337 Pfund Kupfer anzukaufen und zu verarbeiten; weiterhin muß noch das Befestigungscylindergerüste in der Figur, 1000 Centner Eisen schwer, die Verankerung, und das Holzgerüste zur Aufstellung der Statue auf den Bau beschafft werden. Zur Vollendung des ganzen Riesenwerkes mangeln nur noch 12,000 Thaler; — ein deutscher Peabody, und sie fehlten nicht mehr!

Auf der Detmolder Leihbank liegen 4461 Thaler als Cassenbestand des Detmolder Vereins; die Hamburger Gabe von 654 Thalern, welche zur unmittelbaren Nutzbarmachung und Verwendung für die Förderung der Arbeiten ausdrücklich bestimmt war, mußte der Verein herausgeben, nachdem er sich von Hamburg dreimal hatte darum mahnen lassen. Damit das Unternehmen nicht stocke, gab König Wilhelm von Preußen vor Jahresfrist 2000 Thaler und versprach fernerhin seine königliche Fürsorge. Sein Interesse an dem Fortgange der Arbeit bewies er durch den Besuch des Bandelschen Ateliers jüngst bei seiner Anwesenheit in Hannover. Der Vertreter des neu erstarkenden Deutschthums, der mächtige Feldherr Gesammtdeutschlands nahm von dem Künstler selbst den Bericht über das von einer begeisterten Nation beabsichtigte Ehrenmal dessen entgegen, dem wir es danken, daß wir überhaupt noch Deutsche sind, daß wir, gleich Armins nächsten Nachkommen, in deutscher Sprache Kampf- und Siegeslieder singen können.

„Deutsche Einigkeit meine Stärke,
Meine Stärke Deutschlands Macht."

Das ist die Inschrift des mächtigen, seine Spitze gen Himmel richtenden Schwertes, das sich immer als Haltpunkt unseres Seins bewährte, wenn es, von echt deutscher Faust erhoben, unsere Stämme in Einigkeit um sich scharte. Das Wort „Treufest" liest man auf dem wuchtigen Schilde.

Sind die Gelder beschafft, so bedarf es nur noch der Arbeit von zwei kurzen Sommern, und unser Ehrenmal steht fertig da. Möge Deutschlands Volk in treufester Einigkeit zusammenstehen, um das deutschem Herzen entsprossene Nationalwerk zum Ruhm des gesammten Vaterlandes vollenden zu helfen!

Möchte dies geschehen, ehe das nun bald siebenzigjährige Auge Ernst von Bandels sich im Tode schließt; damit der Greis, welcher sein ganzes Leben an die eine große Idee wagte, noch die Genugthuung habe, das Heldenstandbild Hermann des Cheruskers hinausragen zu sehen in den Himmelsraum, den Lebenden zum Gedächtniß, späten Enkeln zur Mahnung!

Eine Fahrt auf dem Suezcanal.*)

Von Dr. **Wilhelm Hamm.**

Der Vicekönig von Aegypten bereist in diesem Augenblicke die europäischen Höfe, um die Souveräne einzuladen zu der feierlichen Eröffnung des Suezcanals. Dieselbe wird stattfinden am 17. November d. J. unter unerhörtem Gepränge, wie es nur die üppige orientalische Phantasie ersinnen kann, und zuversichtlich wird der Zudrang von Gästen aus allen Welttheilen ein ungemein großer sein, zumal die gewählte Jahreszeit in klimatischer Hinsicht die schönste und angenehmste des Pharaonenlandes ist. Die Staats- und Handelsschiffe, welche die Gäste aus Europa und Asien, aus Amerika und Afrika bringen, genießen aller möglichen Vergünstigungen und sind von jedem Zoll, jeder Quarantäne befreit. Sie müssen spätestens am 16. November in Port Saïd eintreffen, befahren am 17. den Canal von Port Saïd bis zum See Timsah, ankern am 18. vor Ismaïla, wo sie die großen Feste des Vicekönigs erwarten, passiren am 19. die Bitterseen und gelangen am nämlichen Tag in das rothe Meer. Die gespannten Erwartungen von Millionen werden sie begleiten, wir glauben daher den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir die Fahrt anticipiren und sie in den Stand setzen, den Glücklichen im Geiste zu folgen, welchen es vergönnt sein wird, der Einweihung eines der großen Wunderwerke unseres fruchtbaren Jahrhunderts beizuwohnen. Die Barke unserer Schilderung folgt dem Fingerzeig treuer Lootsen, die als Pioniere die Scheidelinie zweier Erdtheile genau erforscht und darüber an Amtes Stelle Berichte niedergelegt haben, für welche es schade wäre, wenn sie als schätzbares Material unter anderen Acten begraben blieben. Ehe wir uns jedoch einschiffen, werfen wir erst noch einen Blick der Uebersicht auf die Geschichte und die Bedeutung des vielverkannten und vielgeschmähten Unternehmens.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß in grauer Vorzeit Asien und Afrika von einander getrennt, Mittelmeer und rothes Meer durch eine breite Wasserstraße verbunden waren. Ob diese durch vulkanische Hebungen oder durch allmähliche Versandung aufhörte, zu sein, ist nicht genügend festgestellt; wahrscheinlich haben beide Wirkungen Theil gehabt an der Umgestaltung, welche indessen einer entfernten vorgeschichtlichen Zeit angehört. Denn im ägyptischen Alterthum war der Isthmus eine reiche, wohlbebaute Gegend, in deren Bezirk das schon in der Bibel seiner Fruchtbarkeit halber gepriesene Land Gosen gehörte; von See zu See reihte sich eine Kette prächtiger Städte, deren Namen guten Klang hatten, soweit Handel und Wandel gingen in der alten Welt: Pelusium, Tanis, M. Cassius, Sile, Heropolis mit dem Serapeum Arsinoe, Cleopatris, Clysma — und der reichste Verkehr herrschte auf dieser einzigen Straße zwischen den volkreichsten, betriebsamsten Völkern zweier Welttheile. Wo heute unermeßliche Brackwasserseen die Scholle verschlungen haben, erhuben sich noch zu den Zeiten der römischen Kaiser die blühenden Griechencolonieen, welche

*) Nach Berichten von Augenzeugen aus amtlichen Quellen.

die Seleuciden gegründet. Aber im Mittelalter ward ihre Spur hinweggefegt; was nicht das Schwert der Perser und Araber, das fraß die erbarmungslose Springflut oder verschüttete der Wirbelwind der Wüste. So ward die Landenge zu einer Oede, in der nur hier und da armselige Fellahim (Plural von Fellah) ein Stückchen Durrha bauten oder als Kameeltreiber von Station zu Station ein kärgliches Brot gewannen. Daß schon im Alterthum die Verbindung der beiden Meere versucht worden ist, scheint gewiß, dagegen nicht, ob sie jemals vollständig hergestellt worden war. Wahrscheinlich waren nur verschiedene der größeren Städte durch einen Süßwassercanal mit einander verbunden, dessen Lauf bei den neueren Arbeiten mehrfach aufgefunden und benutzt worden ist; derselbe zweigte sich vom rechten Nilarm bei der Stadt Bubastus ab und berührte Pharbaethus, Heropolis, Serapeum, indem er bei Clysma in das rothe Meer mündete; auf diese Weise war eine Wasserstraße zwischen dem arabischen Sinus und dem Mare Magnum allerdings hergestellt; der Hauptzweck derselben scheint jedoch mehr Wasserversorgung gewesen zu sein, als Förderung des Verkehrs. Daß man aber von jeher den Durchstich des Isthmus für möglich und wünschenswerth erachtet hat, dafür sprechen viele Zeugnisse aus älterer Zeit; doch erst der neueren blieb es vorbehalten, das grandiose Werk energisch in die Hand zu nehmen und es zu glänzendem Gelingen zu führen.

Allein nicht ohne Hemmnisse und Schwierigkeiten der mannigfaltigsten Art. Zwar hatten französische Gelehrte schon zur Zeit von Bonapartes Pyramidenzug sich für die Möglichkeit des Durchstichs ausgesprochen, englische und amerikanische Ingenieure sie später wiederholt bestätigt; immer jedoch war man geneigt, die Sache mehr für ein wissenschaftliches Problem oder gar für eine phantastische Chimäre zu halten, als für ein wirklich nutzbares, volkswirthschaftliches Unternehmen. Da griff in der Mitte der fünfziger Jahre ein Belgofranzose, Ferdinand de Lesseps, den Plan auf. Er warf sich mit dem ganzen Enthusiasmus seiner Nation auf denselben; begünstigt von der französischen Regierung, deren Oberhaupt er durch verwandtschaftliche Bande näher stehen soll, und durch einige große Handelshäuser, welchen er seine Ideen einzuimpfen verstanden hatte, verwandte er mehrere Jahre auf genaue Studien und auf die Sondirung des Terrains, nicht allein der Landenge, sondern auch des Hofes in Kairo. Es gelang ihm mit beiden, von diesen Seiten wenigstens hatte er nichts zu fürchten, das nicht durch die Macht der Wissenschaft, des Capitals und der Politik zu besiegen gewesen wäre. Kaum aber waren die Absichten dieses Pioniers in das Publikum gedrungen, so erhob sich dagegen der Sturm der Widersacher. Zunächst von England aus, welches durch den projectirten Canal seine Handelsinteressen gefährdet glaubte, und nicht allein die Hilfe der hohen Pforte, sondern auch zunächst der Presse gegen die Unternehmung zu Hilfe rief. Dieselbe wurde geradeweg für Schwindel, Lesseps für einen Abenteurer erklärt, das alte Märchen von dem völlig verschiedenen Niveau der beiden Meere wieder aufgetischt und die Sache schon der Kostspieligkeit halber als gänzlich unausführbar dargestellt. Selbst Ingenieure von europäischem Namen, wie z. B. Stephenson, verschmähten nicht, in der wegwerfendsten Weise dagegen zu Felde zu ziehen. Lesseps ließ sich nicht irre machen; er verfolgte sein Ziel mit eiserner Consequenz. Wo es galt, ihm Boden zu erringen, da war er selber und bearbeitete die Gemüther, in Marseille und Odessa, in Genua und Triest. Ueberall gelang es ihm, seine Begeisterung auf andere zu übertragen, und so brachte er im Jahre 1859 die Suezcanalcompagnie zusammen, deren Capital bis heute auf über 400 Millionen Francs gestiegen ist, von welchen freilich der ägyptische Khedive ungefähr die Hälfte beigeschossen hat, dafür aber auch am meisten für das Gelingen interessirt ist. Die Arbeiten begannen im Jahre 1861; heute, nach kaum acht Jahren, stehen sie ihrer Vollendung nahe. Zunächst angefangen wurden sie durch die Gründung des Hafenplatzes Port Saïd am mittelländischen Meer auf den Trümmern des alten Pelusium. Gleichzeitig aber wurde vom Nil aus ein Süßwassercanal, theilweise im alten Bette des ptolemäischen, ausgeworfen, welcher von der Mitte der ganzen Canalstrecke an die große Wasserstraße begleitet, das für Maschinen, Menschen und Thiere nothwendige Element herbeischafft und die Wüste befruchtet. Da die Strecke des Durchstichs von Port Saïd bis zum Timsahsee die am leichtesten zu bewältigende, also am frühesten fertige, zugleich durch den Menzalehsee mit Wasser gespeist war, so ward schon im Jahre 1868 für kleinere Schiffe die gesammte Durchfahrt des Isthmus ermöglicht. Dieselben fuhren vom Mittelmeer auf dem großen Canal bis in den See Timsah; hier wurden sie durch die Schleusen bei Ismailia in den Süßwassercanal gelassen und gelangten in diesem nach dem rothen Meer. Das erste Schiff, welches auf diese Weise zwischen Asien und Afrika segelte, war die österreichische Barke „Il Primo“, die ihre Taufe erst in Suez empfing; das zweite die französische Felucke „Marie Louise“. Dann schlugen viele von den Britten für den abyssinischen Feldzug gemiethete Transportfahrzeuge mit Erfolg den gleichen Weg ein und deren kurze, sichere Reisen trugen nicht wenig dazu bei, dem praktischen England plötzlich den Suezcanal in einer ganz anderen Beleuchtung zu zeigen. Freilich kann es dem wackeren Lesseps sein scherzhaftes Drohwort immer noch nicht verzeihen; als ihm die Actionäre Vorstellungen machten, daß das gesammte gezeichnete Capital allein für den Bau darauf gehen würde, rief er ihnen zu: „Was thut das? Die Herren Engländer müssen uns doch die Interessen bezahlen.“

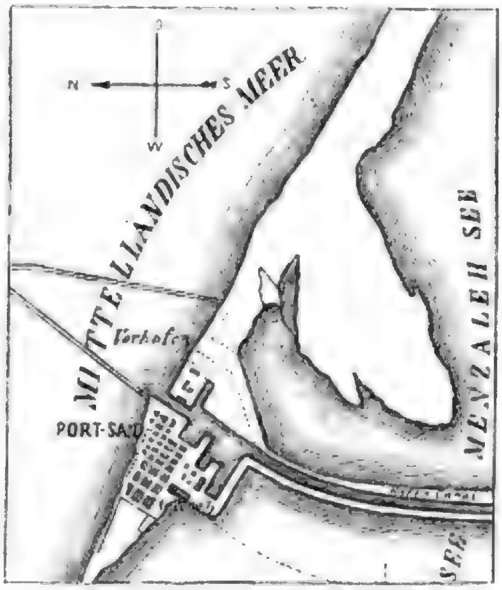
Schon durch die gelungenen Probefahrten, für welche der Süßwassercanal noch in Anspruch genommen werden mußte, war die Gewißheit der völligen Beendigung des großen Werkes verbürgt, und mit verdoppelter Energie wandten sich alle Betheiligten derselben zu, da durch jene die Rentabilität außer alle Frage gestellt worden war. Das letzte Jahr der Arbeiten war daher das der riesenhaftesten Anstrengungen, deshalb aber zugleich auch der geeignetste Zeitraum für die Besucher, welche sich mit eigenen Augen von dem Geleisteten überzeugen wollten. An diesen fehlte es nicht, wahre Pilgerzüge von Fachleuten und Wißbegierigen haben, insbesondere im Frühjahr 1869, den Isthmus von Suez heimgesucht und die Fortschritte des Canals beobachtet. Es waren darunter Voreingenommene, Un-

Plan des Suezcanals.

Digitized by Google

gläubige, Zweifelnde gewiß genug — aber nichtsdestoweniger sind alle Stimmen der Widersacher verstummt. Was sich jetzt in England noch gegen das Unternehmen regt, das ist nur der Neid und der Aerger; schon seit dem glänzend günstigen Bericht des Mr. Hawkshaw, des Vorstands des britischen Ingenieurvereins, der die Arbeiten im Jahre 1863 genau untersuchte, waren die Männer vom Genie in ihren Prophezeiungen etwas vorsichtiger geworden. — Schließen wir uns nunmehr, einer besonderen Einladung des Baron Lesseps folgend, einer jener Gesellschaften an, welche die Canalbauten besichtigen wollen; betrachten wir den jetzigen Zustand derselben, indem wir im Geleite des genialen Unternehmers selber und im angenehmen Verein zahlreicher Männer der Wissenschaft und der Praxis, darunter mehrere der hervorragendsten Ingenieure Europas, das Riesenwerk von Etappe zu Etappe besuchen und betrachten.

Von Alexandrien bringt uns ein rascher Dampfer nach Port Saïd, der Hafenstation des Canals am mittelländischen Meer. Von



Hafen von Port-Saïd.

fernher schon winken die weißen Häuser der jungen Stadt, wenn das Schiff in mächtigem Bogen den kolossalen Steindamm doublirt, der sich weit in die See hinausstreckend, sammt einem entsprechenden an der jenseitigen Düne, den sicheren Vorhafen bildet, welcher selbst den größten Schiffen hinreichenden Schirm verleiht. Schon diese der Gewalt der Wogen trotzenden Wälle sind ein staunenswerthes Werk. Sie sind aufgethürmt aus ungeheuren Quadern, von welchen jeder ungefähr 40,000 Pfund wiegt; diese Steinmassen sind aber nicht gebrochen, sondern künstlich erzeugt. Wer die riesigen Hafenbauten zu Cherbourg, Brest oder Marseille gesehen hat, der wird sich dieser von den Franzosen mit besonderer Gunst und Kunst angewendeten Kalksandsteinmassen erinnern. Die Herstellung des Vorhafens hat allein die Summe von 21 Millionen Francs, jeder Quader 420 Francs gekostet; der hydraulische Kalk zur Anfertigung der letzteren mußte aus Frankreich herbeigeschafft werden. Eine gewaltige Baggermaschine ist thätig, um die Einfahrt vor Versandung zu wahren. Port Saïd, zu Ehren des vorigen Vicekönigs benannt, macht ganz den Eindruck einer europäischen Stadt, mit geraden Straßen, rechtwinkligen Quartieren und freundlich hellen Gebäuden; vor 8 Jahren standen ein paar einsame Fischerhütten auf der Düne, wo heute über 12,000 Einwohner sich eines geordneten, behaglichen Daseins erfreuen. Die Mehrzahl derselben bilden Arbeiter der vielen großartigen Maschinenbauanstalten, Werfte, Bauhütten, Zimmerplätze u. s. w. der Suezcompagnie. Alle Nationalitäten sind hier untereinander gemischt; da die Arbeiten nur in Accord übergeben werden, so haben sich zu deren Uebernahme lauter Genossenschaften gebildet, und es ist nichts Seltenes, in einer solchen alle Hauptfarbenschattirungen der alten Welt nebeneinander zu erblicken. Die Aeußerlichkeiten der Civilisation sind in Port Saïd vertreten durch mehrere recht gute Hotels, viele Restaurants — auch Wiener Bierschenken — Cafés chantants, Billards und zeitweise sogar durch ein französisches Theater. Allein solche Lockungen vermögen uns nicht lange zu fesseln; die Glocke ruft an Bord; wir treten durch den erweiterten Hafencanal in die Wasserstraße des Durchstichs. Die Verhältnisse derselben müssen wir vorerst im allgemeinen überblicken, um ein richtiges Augenmaß für das ganze Bild zu bekommen.

Die gesammte Länge des Suezcanals vom mittelländischen bis zum rothen Meere beträgt genau 162 Kilometer. Die obere Breite des Bettes ist durchschnittlich 90 Meter, die geringste 80, die größte 100, die Sohlbreite ist 22 Meter; an verschiedenen Stationen sind Verbreiterungen angebracht, um ein Ausweichen mehrerer sich begegnender großer Schiffe zu gestatten. Die Tiefe des Canals beträgt gleichförmig 8 Meter, hinreichend, um die größten Dampfer und Ostindienfahrer bequem passiren zu lassen; eine beträchtliche Anzahl von aufgestellten Baggermaschinen ist dazu bestimmt, das Canalbett stets auszuräumen und jede Ablagerung von Sandbänken zu verhüten. Behufs der Arbeitsvergebung war die gesammte Strecke in folgende 10 Sectionen eingetheilt: 1. Von Port Saïd durch die Seen von Menzaleh und Balah bis El Ferdane, $60\frac{1}{2}$ Meter mit 100 Meter Canalbreite. 2. Von El Ferdane bis zum Timsahsee, durch die Schwelle der El Guisrhügel, die schwierigste Stelle des gesammten Terrains, 15 Kilometer zu 60 Meter Breite. 3. Durch den See Timsah, 8,1 Kilometer, 100 Meter breit. 4. Durch das Hochplateau des Serapeums bis zu den Bitterseen, 10 Kilometer, 60 M. breit. 5. Durch die Sümpfe des großen Bittersees, 4,4 K., 100 M. Breite. 6. Durch die Tiefe des großen Bittersees, 16 K., 100 M. breit. 7. Durch den kleinen Bittersee, 20 K. zu 100 M. Breite. 8. Durch die südlichen Untiefen des kleinen Bittersees bis zur Schwelle von Chalouf el Terraba, 2 K. zu 60 M. Breite. 9. Durch den Höhenzug von Chalouf, 6 K. zu 60 M. Breite; endlich 10. von Chalouf durch das Champ de la Plaine bis Suez, 20 Kilometer zu 60 und 100 Meter Breite. — Es wird dem Beobachter, der die Karte zur Hand nimmt, nicht entgehen, daß die Trace des Canals so gewählt ist, daß sie eine Anzahl von vorhandenen Wasserbecken durchschneidet. Diese Begünstigung ist aber zum großen Theil nur eine scheinbare; im Menzalehsee wurde dadurch allerdings der Transport erleichtert, allein ausgebaggert mußte der Canal trotzdem werden, da jenes Brackwasser nirgends die erforderliche Tiefe hat. Der Balahsee ist aber ganz trocken und füllt sich nur in der Regenzeit, das Gleiche ist der Fall mit den Bitterseen, welche nur einige bleibende Salztümpel aufweisen. Die Ränder des Canals sind mit breiten und hohen Dämmen garnirt, welche die Versandung durch die Wüstenstürme unmöglich machen. Es muß dabei ins Auge gefaßt werden, daß der Boden der Wüste des Isthmus keineswegs aus Kieselsand, sondern überwiegend aus einem sehr bindigen Lehm besteht, so daß bisher an den Böschungen, welche durchschnittlich in 2 Basis auf 1 Höhe hergestellt sind, noch nirgends Nachrutschungen stattgefunden haben. Auch darf man sich das Erdreich dort keineswegs als völlige Ebene denken, im Gegentheil erscheint es ungemein bewegt, von starken Hügelrücken durchfurcht; zum größten Theil hat es den Anblick eines stillgestandenen Meeres von Erdwogen. Einzelne Passagen boten in bedeutenden Felsendurchsetzungen große Schwierigkeiten, aber es gibt deren bekanntlich keine, welche die Mechanik unserer Zeit nicht zu überwinden vermöchte.

Unser kleiner Propeller ist mittlerweile in den See von Menzaleh getreten. Dieser bildet ein mächtiges Haff, auf dessen Grunde gar manche versunkene Stadt ruht, aber Glocken läuten nicht herauf zu uns. Dagegen steigen aus dem Schilf und den Papyrusstauden zahlreiche Flüge auf von Reihern, Flamingos, ägyptischen Gänsen und Möven; bei den Rohrdickichten der Inseln von Ras el Esch werfen ein paar Fischer ihre Netze aus, sonst ist die Gegend einsam und öde. Sobald der Canal das große Brackwasser verläßt, durchschneidet er bei der Colonie Kansura die Straße von Salahieh. Diese führt nach Syrien; auf ihr bewegen sich die Karawanenzüge, welche den Landverkehr zwischen Aegypten und Kleinasien vermitteln. Durch den ausgetrockneten See von Balah, vorüber an der kleinen Araberansiedlung El Ferdane, erreichen wir nunmehr den höchsten Punkt des Isthmus, El Guisr; jenseits fällt ein prachtvolles, in phantastisch orientalischem Styl gehaltenes Bauwerk in die Augen; es ist die Villa Mariam, welche Saïd Pascha sich hier erbauen ließ, die jedoch nunmehr gänzlich unbewohnt dem Verfall entgegen geht, ihren Namen soll sie einer bekannten französisch.n Künstlerin verdanken. Gleich darauf tritt unser Fahrzeug in den schönen Timsah (Krokodil)-See und ankert vor der an seinem nordwestlichen Ufer erbauten Stadt Ismailia.

Diese dem gegenwärtigen Vicekönig zu Ehren benannt, zählt gegenwärtig ungefähr 7000 Einwohner und ist zur Hauptstadt des Isthmus auserkoren. Lage und Aeußeres hat sie schon jetzt dazu; viele zierliche, sogar luxuriöse Gebäude, darunter die Palais des Vicekönigs und des Baron Lesseps, geben ihr ein schmuckes Ansehen; auf den Quais herrscht ein ungemein reges Leben, und es ist kein Zweifel daran, daß sich hier dereinst der gesammte Canalverkehr concentriren wird. Die passirenden Schiffe sollen sich daselbst mit Wasser und Proviant versehen; jedenfalls werden Factoreien und Handelshäuser sich hier in großer Anzahl niederlassen oder Filialen gründen; da die Lage der Stadt schön und gesund ist, Süßwasser, das Lebenselement des Orients, nicht fehlt, so steht ihr voraussichtlich eine verheißungsreiche Zukunft bevor. Vorläufig wird sie der Schauplatz der großartigen Feste sein, welche der Vicekönig zur Eröffnung des Suezcanals zu geben gedenkt, und wahrscheinlich wird niemals eine Stadt des Morgenlandes eine solche Zahl von Potentaten und gefeierten Namen in ihrem Ringe vereinigt haben, wie alsdann die junge Ismailia.

Bis in den Timsahsee ist zur Zeit unserer Fahrt der Hauptcanal fertig — abgesehen davon, daß er streckenweise noch blos in der Hälfte seiner Breite auf die Normaltiefe gebracht ist — wenn wir daher die Reise zu Wasser fortsetzen wollten, so müßten wir nunmehr auf einem kleineren Fahrzeug in den Süßwassercanal einlenken, welcher schon seit Anfang 1868 vollkommen befahrbar ist. Er zweigt sich aus dem Nil ab, begleitet die Eisenbahn von Zacazig nach Ismailia, umschreitet die westlichen Gestade der Bitterseen und tritt bei Suez nordwestlich von der Stadt, mit einer Abzweigung nach der Kairobahn, ins rothe Meer. Seine Gesammtlänge beträgt 180, die Breite 10 Meter; die Herstellung kostete 9 Millionen Francs. Sie war eine Nothwendigkeit, denn die Wasserzufuhr für 30,000 Menschen und gegen 3000 Kameele und andere Lastthiere in der quellenlosen Wüste war eine der allerschwierigsten Aufgaben für die Compagnie. Gegenwärtig versieht der Süßwassercanal, mittelst einer doppelten Röhrenlage von 16 und 21 Centimeter Durchmesser, die in den Dämmen von Ismailia bis Port Said läuft, die ganze Länge des Isthmus mit gutem Trinkwasser. Zu gleicher Zeit liefert er auch der Eisenbahn, welche früher Wasserwaggons mitschleppen mußte, ihren Bedarf, und hat zugleich unendlich viel beigetragen zur Urbarmachung und Colonisation seiner Anlande, welche jetzt schon von zahlreichen fleißigen Arabern in Pacht genommen worden sind. In der Wüste Ras el Wadi hat die Suezcompagnie ca. 50,000 Morgen Wüstenboden für 2 Millionen Francs angekauft und durch rationelle Berieselung in üppig fruchtbare Gründe umgewandelt, welche das Zehnfache werth sind. Die ägyptische Regierung hat aber das Terrain für einen viel billigeren Kaufschilling wieder an sich gebracht; leider verfährt sie gegen die 14,000 Ansiedler, die sich binnen 5 Jahren darauf festgesetzt hatten, mit ihrer bekannten Rücksichtslosigkeit. — Wir ziehen es vor, die zweite Hälfte der Isthmusstrecke zu Land zurückzulegen, und besteigen magere, unschöne, aber dauerhafte Rosse, deren Stahlhuf uns weit rascher vom Fleck bringt, als das Schiff, welches im Süßwassercanal nur bedächtig voranzuschreiten vermag. Zugleich haben wir auf diese Weise bessere Gelegenheit, die Arbeiten selbst an Ort und Stelle zu beobachten.

Bei der Station Toussoum gelangen wir an die zweite schwierige Stelle des Durchstichs; sie ist die nächst hohe, ungefähr 12 Meter über dem Niveau der Meere und die einzige, welche ernstlich vom Flugsand der Wüste bedroht wird. Den Gefahren, die er bringt, wird aber durch sorgsame Bepflanzung der Böschungen und durch die Thätigkeit der Baggermaschinen vorgebeugt. Hier erblicken wir zum ersten Mal, mitten in einem Gewimmel von über 3000 Arbeitern, die riesigen Hilfsmaschinen in Bewegung, deren sinnreiche Construction und mächtige Wirkung es vorzugsweise gewesen ist, welche den raschen Fortgang des großen Werkes ermöglichten. Die Baggermaschinen oder besser Terrassirmaschinen — alle natürlich mit starker Dampfkraft betrieben — heben den Grund des Canalbetts aus; ihre Caissons oder Kastenschaufeln aber überliefern denselben der selbstthätigen Entladungsrinne, Drague à long couloir, einem ungeheuren Mechanismus, dessen 70 Meter langes, nur im Mittelpunkt unterstütztes, eisernes Gerinne den gesammten Schlamm und Sand in ununterbrochenem Fall auf die Stellen ausleert, wo der Damm gebildet wird; Arbeiter vertheilen und ebenen die Massen mit der Hand, während die gesammte Maschinerie langsam fortrückt, je nach dem Fortschreiten der Aushebung und Dämmung. Sobald die Uferwälle auf eine bestimmte Höhe gediehen sind, tritt an die Stelle der Drague der Elevateur, ein schräg aufwärts rollendes Schienengeleise, welches die von der Baggermaschine gefüllten Kästen selbstthätig in Empfang nimmt und bis auf eine Höhe von 15 Meter zu heben vermag, woselbst sie sich entleeren und dann wieder in das Baggerwerk zurückkehren. Es ist erstaunlich, was diese ungeheuren Apparate, welche 400,000 und 600,000 Francs kosten, zu leisten im Stande sind; je nach der Beschaffenheit des Terrains bewegen sie täglich je 400 bis 1000 Kubikmeter Erdmasse. Gegenwärtig sind 85 dergleichen Riesenmaschinen in Thätigkeit; es fällt selbst der fruchtbarsten Phantasie schwer, sich einen Begriff von dem Anblick dieser mechanischen Ungethüme, zu Dutzenden in einer Reihe, zu machen, wenn sie in voller Thätigkeit sind. Ihre Tagesleistung beläuft sich im großen Durchschnitt auf 50,000, für das Jahr von 300 Arbeitstagen also auf 15 Millionen Kubikmeter. Fachkundige Ingenieure haben die gesammte Erdbewegung des Durchstichs auf 40 bis 50 Millionen Kubikmeter veranschlagt. Sobald die Dämme, welche nicht dicht am Canalufer laufen, sondern hinreichend davon entfernt sind, um einen bequemen Quaiweg zu lassen und eine spätere Verbreiterung des Canals zu gestatten, hoch genug gediehen sind, oder da, wo steile Ufer die Verwendung der Maschinen nicht erlauben, wird mit gewöhnlichen Drags durch Handarbeit gefördert, oder, wo es der Wasserstand erlaubt, die Erde auf flachen Dampfkähnen weiter geschafft. Alle überflüssigen Grundmassen verwendet man zur Ausfüllung der Seen und Sümpfe. Die Maschinen verlangen nicht allein die Anlage großartiger Maschinenbauwerkstätten im Port Said, Ismailia und Suez, sondern es ist auch eine große Zahl von Feldschmieden in unaufhörlicher Arbeit begriffen zur Ausbesserung defecter Theile, ebenso der Geräthe der Arbeiter; auch an fliegenden Holzwerkstätten fehlt es nicht.

Bei dem Serapeum — den Ruinen eines jener vierzig Tempel, welche Altägypten dem Gotte der Fruchtbarkeit, Serapis, in den blühendsten Landestheilen errichtet hatte (ein Beweis für die einstige Hochcultur des Isthmus) — tritt der Canal in den großen Bittersee (Lac amer, schon im Alterthum Amarus lacus), welcher aber, wie gesagt, zum größeren Theil ausgetrocknet oder in Sumpfland verwandelt ist. Eine Eigenthümlichkeit dieser einen Umfang von 25 Stunden habenden Lagunen sind die Salzklippen, welche hier und da aus dem Boden hervorragen; sie bestehen aus reinem Kochsalz, und so hofft man mit Recht, daß das Eindringen des Wassers sie allmählich auflösen werde. Bis zum Serapeum wird der Canal mit dem Wasser des Mittelmeers und der zwischenliegenden Seen gespeist; den südlichen Theil hat das Wasser des rothen Meeres zu füllen; es bleibt daher am Serapeum der letzte Spatenstich zum Durchbruch und zur Vereinigung der beiden Meere zu thun. Zur Ausfüllung bis an diese Schwelle sind 300 Millionen Kubikmeter Wasser nöthig, deren Einfluß einen Zeitraum von 5 bis 6 Monaten in Anspruch nehmen wird, der Durchschnitt beim Serapeum führt ferner $1^2/_3$ Milliarden Kubikmeter Wasser aus dem Norden hinzu, und fließen von hier täglich gegen 10 Millionen Kubikmeter aus. Die Bitterseen sind auch dazu bestimmt, den Einfluß von Ebbe und Flut zu reguliren, welcher im rothen Meere das Niveau der See bis auf $1^1/_2$ Meter hebt und senkt, während er im Mittelmeer kaum $^1/_2$ Meter beträgt. Bei der gleich nach dem südöstlichen Theile, dem sogenannten kleinen Bittersee, folgenden Station Chalouf el Terraba mußte eine harte Sandsteinbank durchsetzt werden; da man aber hier blos im Trockenen zu arbeiten hatte, so ging das Werk trotzdem gut von statten, wie denn überhaupt die Ausbaggerung der Seen und Schlammtümpel immer die größte Mühe verursachte. Von da gelangt man zu einem der interessantesten Punkte der ganzen Unternehmung, dem Champ de la Plaine, dem Lager der Ebene, wo das Gros der gewaltigen Arbeitermassen seine luftige Wohnstätte in Zelten und Hütten aufgeschlagen hat. Manchmal beherbergte dasselbe über 14,000 Personen, die jedoch, wenn die Muhamedaner sich zur Zeit der Feste des Bairam und Ramazzan in ihre Heimat begeben, bis auf 8000 herabsinkt. Die Zurückbleibenden gehören fast allen Nationen der Welt an; neben dem Darfurneger haust der Chinese, dem Iren tritt der Berber auf die Fersen, man hört alle Mundarten der Welt radebrechen, es hat sich eine sonderbare Lingua franca unter diesem Volke ausgebildet, die jeder von ihnen versteht, der Fremde aber nicht. Von Europäern sind die Dalmatiner am zahlreichsten vertreten, der österreichische Consul hat allein gegen 8000 Landeskinder, die Städtebewohner einbegriffen, unter seinem Schutz. Das Leben und Treiben in dieser Zel-

tenstadt ist ein unbeschreiblich buntes, bewegtes; sein fremdartiger Anstrich wird erhöht durch tausende von Kameelen, Maulthieren und Eseln, welche als Lastthiere benutzt werden; es fehlen nicht die unerläßlichen Zugaben aller orientalischen Städte, Rudel von herrenlosen Hunden und träge Geier, welche die Reinlichkeitspolizei üben. Die Ingenieure und Werkführer, die diese Arbeiterarmee commandiren, sind großentheils Franzosen, es gibt aber unter ihnen auch Deutsche, Engländer, Amerikaner. Diese sind sehr gut bezahlt, auch die gewöhnlichen Arbeiter verdienen einen hohen Lohn. Sie sind sämmtlich in Genossenschaften eingetheilt und übernehmen Loose der Sectionen im Accord, Tagelohn ist nicht eingeführt, ebensowenig bestimmte Arbeitszeiten, wohl aber sind Termine für die Beendigung eines Werkmaßes festgesetzt, deren Nichteinhaltung Abzüge zur Folge hat; letzterer Fall ist aber, namentlich in der letzteren Zeit, nur ganz selten vorgekommen. Die Mehrzahl dieser Arbeiter verwandelt sich in Colonisten, welche mit ihrem Erwerb ein Stück Land ankaufen oder erpachten und es gewöhnlich mit Fleiß und Erfolg bewirthschaften. Auf diese Weise hat sich die Bevölkerung des Isthmus in kurzer Frist erstaunlich gehoben. Noch im Jahre 1860 veranschlagte man sie auf nicht 6000 Seelen; 1865 betrug sie 10,500; 1866 = 18,600; 1867 = 25,770 und 1868 = 34,251 Menschen.

(Schluß folgt.)

Die blaue Brille.

Novelle von J. Ludwig.

(Fortsetzung.)

Lautlose Stille, tiefe Einsamkeit herrschte in diesem Theile des Parkes, der, der Stadt und ihrem Treiben am entferntesten gelegen, selbst am Tage seltener betreten wurde, während sich an Anmuth und Großartigkeit der Anlagen doch nur wenige Stellen des berühmten Gartens mit ihm messen konnten. Stumm, wonnezitternd ruhte hier die Welt unter dem weißen Lichtmeer, welches sie umfloß; das Leben wich zurück, je weiter man in diese Schönheit eintrat, die in ihrer Reinheit und Regungslosigkeit Aehnlichkeit mit der des Todes hatte. Es lag ein Verklärungshauch, eine Poesie gebreitet über diesen Busch- und Baumpartien, diesen Lichtungen und Schattentiefen, die die Seele mehr noch als die Sinne rührte.

Trotz der poetischen Verzückung, in welche ihn dies Bild versetzte, erinnerte ihn eben dieser Anblick wieder an den eigentlichen Zweck seines Hierseins. Er sah wiederholt auf seine Uhr; bis der Zeiger auf die zwölfte Stunde rückte, mußte er noch warten, um gewiß zu sein, daß er auch umsonst gewartet hatte. Jetzt — er lauschte: waren das nicht Tritte? Nein! er hatte sich getäuscht; es war nur eine Fledermaus gewesen, die an ihm vorüber huschte. — Dort — kamen nicht Gestalten aus dem Grunde? Nicht doch! es war der Schatten einer Weide, die sich mit all der unruhigen Zerklüftung ihres Zweigwerks dunkel von dem lichten Wege löste. Schnell und schneller lief das Blut durch seine Adern; es trat ihm vor die Augen, daß sein sonst klarer Blick getrübt und schwankend wurde. Er starrte nach der nahestehenden Cypressengruppe; er wußte, daß in ihrer Mitte eine Statue aus weißem Sandstein stand, aber er konnte es nicht hindern, daß die erregte Phantasie ein weites, wallendes Gewand darum erschuf — ein Schleier schien von ihrem Haupte herabzufließen — er glaubte Züge zu erkennen — ein Gesicht — er sah, wie die Gestalt die Arme ausstreckte. — — War es seine Mutter? kam sie, ihn zu warnen? drohte ihm Gefahr?

Gefahr! zum ersten Male kam ihm der Gedanke, und mit seinem Kommen war auch die Vision entflogen, um einem flüchtigen Erschrecken andrer Art zu weichen. — Er war unbewaffnet — — welcher Leichtsinn! „Ah bah! — Deutschland ist nicht Italien — hier zahlt man weder Dolche, noch Banditen" — lachte er; er lachte laut, wie um sich die geheimen Schauer wegzulachen, aber die eigne Stimme klang ihm fremd, der Widerhall kam geisterhaft zu ihm zurück, und verwandelt lag mit einmal alles um ihn da — unheimlich, starr, wie todtenhaft die Gegend. — Da eben schlug es zwölf von einem Thurme in der Vorstadt, und mit den Tönen, die so fern und dumpf verzitterten, drang ein anderes Geräusch zu ihm heran, das Geräusch von Menschentritten. Diesmal täuschte er sich nicht, das war Wirklichkeit, und sie gab ihm seinen ganzen Muth zurück. Die Schritte kamen näher, wurden deutlicher, und er hatte kaum noch Zeit, sich hinter einem Baume zu postiren, wobei er mehr einer augenblicklichen Eingebung, wie eigentlicher Ueberlegung folgte, als er sie auch schon in der nächsten Nähe der Allee vernahm.

Die Erwartung, wen und was er jetzt erblicken sollte, versetzte ihn in eine fieberhafte Aufregung. Den Athem an sich pressend, meinte er, daß das Hämmern seines Herzens ihn verrathen müsse, wie er so, die Zweige seitwärts biegend, in der ungewohnten Rolle eines Lauschers dastand. Noch vor einer Viertelstunde, noch vor wenigen Minuten würde er dem Erwarteten unbefangen entgegen getreten sein, jetzt — war es die Vision, die er gehabt, oder nur die Stimme der gemeinsten Vorsicht, die ihm sagte, daß es rathsam sei, erst zu sehen, ehe er gesehen wurde.

Eben trat der Mond wie ein gefälliger Laternenträger hinter dem Wipfel einer Riesenulme vor und warf sein concentrirtes Licht voll auf den Platz. Ein Schattenkopf — ein zweiter wurde sichtbar — den Schattenköpfen folgten Schattenkörper und diesen erst die wirklichen Gestalten. Es waren die Gestalten zweier Männer, die dem erstarrten Lauscher halb den Rücken kehrend sich haarscharf, wie Silhouetten aus dem Lichten schnitten — der eine groß in eleganter Kleidung, nachlässig den Spazierstock in der Hand, der andre kleiner, mit dem Kittel eines Arbeiters bekleidet. Dieser letztere, der sich erst zurückhielt, seinen Begleiter aber schnell mit einem einzigen lautlosen Satz einholte, schien die Kraft und die Geschmeidigkeit einer wilden Katze zu besitzen; er hatte etwas Lauerndes, stets zum Sprung Bereites in der Haltung, etwas — Roland verstand noch kaum, was ihm die Brust so beklemmte — doch in demselben Augenblicke, wo sich jener mit einer jähen Schwenkung nach ihm drehte, da funkelten zwei Blitze in den Mond hinauf, da zuckte die Erkenntniß durch sein Hirn, und fast hätte er laut aufgeschrieen: „Die blaue Brille!"

Convulsivisch griff er in die Zweige, blind, wie geblendet von dem Blitzen jener schauerlichen Gläser, die sich zu ihm herüber bohrten, so fest und unverwandt, als ob sie um die Stelle wüßten, wo er stand. Er fühlte, daß es die eines grimmen, unversöhnten Feindes waren. Als sich kurz darauf der Herr im feinen Rocke dem Manne in der blauen Blouse näherte und Roland sich auch hier statt des Gesichtes eine schwarze Maske entgegengrinsen sah, da konnte ihm über die Absicht dieses Stelldicheins kein Zweifel bleiben. Und er war allein, war waffenlos, die Gegend vom Verkehr ganz abgeschnitten —

„Fliehen — fliehen" — war das erste, was er dachte; er hob den Fuß und zog ihn wieder schwer zurück — „unmöglich!" mußte er sich sagen. Denn der Kleine wandte fort und fort den Kopf, und während sein Gefährte den freien Platz um den Pavillon herum untersuchte, hielt er wachestehend mitten in dem Eingang der Allee. Schon nach wenigen Minuten kamen sie zurück, unruhig, voll verhaltenen Mißmuths, wie es schien. Sie hatten nicht gefunden, was sie suchten. Es war ein seltsam ungleiches Paar und gerade im Contraste doppelt unheimlich. Der Kleine war dem Größern immer mindestens um einen Schritt voraus, und seine wilden Gesten wirkten, verbunden mit der völligen Lautlosigkeit der Scene, den spähenden Bewegungen des Kopfes und dem gelegentlichen Auf- und Niederfunkeln seiner Brillengläser, wahrhaft gespenstisch neben jener großen, finsteren Gestalt, die gemessen vorwärts schreitend, kalt und vornehm auf ihn niederblickte.

So gingen sie zwei-, dreimal auf und nieder, und so oft sie an seinem Versteck vorüberstreiften, so oft meinte er hervorstürzen und sich ihnen in den Weg werfen zu müssen, nur um der von Minute zu Minute sich steigernden Unerträglichkeit seiner Lage zu entfliehen. Jeder nächste Augenblick konnte die Entdeckung bringen, und er glaubte sie gekommen, so oft die blaue Brille sich nach der Gegend jenes Baumes richtete, hinter dem er stand.

Unterdessen wanderte der Mond in seiner unbewölkten Reinheit ruhig weiter, unbekümmert um das geheimnißvoll Entsetzliche, was sich hier unter seinem Scheine vorbereitete; er ging nicht schneller, ging nicht langsamer, wie verzweiflungsvoll sich auch zwei Augen aus dem Dunkel zu ihm hoben, diesem Dunkel, das er mit unerbittlicher Gewissenhaftigkeit vorwärts rückend bald in Licht verwandeln sollte. Roland bemerkte mit Entsetzen das allmähliche Zurückweichen des

Schattens, welcher ihn verbarg, und er wäre gern mit ihm zurückgewichen, wenn dieses der niederhängenden Zweige wegen ohne Geräusch hätte geschehen können. Auf der andern Seite aber konnte es nur kurze Zeit noch währen, und der treulose Mond lieferte ihn seinen Verfolgern aus! Während er noch überlegte, was zu thun sei, um das Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen, brach der Ast, den er bei dem Gedanken wie einen Todfeind heiß umklammert hatte, und Roland stürzte vorwärts in die Zweige.

durch den verbotenen Alleeweg fuhr, kam herangesaust; die Bäume flogen wie erschreckt zur Seite, er aber, halb von Sinnen, wie er war, nur von dem Instinkt der Selbsterhaltung geleitet, setzte in dem nämlichen Moment, wo sie vorüberschoß, zu einem Sprunge auf Tod und Leben an.

Es gelang; halb auf dem Trittbrett knieend, halb noch an demselben hängend, ward er athemlos in die athemlose Flucht mit fortgerissen. Ein Blitz, ein zweiter zuckte durch die Luft, zwei Schüsse krachten hinter ihnen her; die Pferde bäumten sich hoch auf, und

Der Unterbau des Hermannsdenkmals auf dem Teutoburger Walde.
Originalzeichnung von A. Püttner.

Wie der Blitz stand er wieder auf den Füßen; stehend wollte er sie empfangen, mit geballten Fäusten, wie ein Mann, der keine anderen Waffen hat, als seine Kraft; sie sollten ihn nur todt am Boden sehen, anders nicht. „Feige — Mörder!" murmelte er in sich hinein, und ein unendlich bittres Lächeln umzuckte seinen Mund, als er einen halberstickten Ausruf seiner unbekannten Feinde hörte, die kaum zwanzig Schritte von ihm hielten. Im ersten Augenblicke schienen sie sich auf ihn stürzen zu wollen; im nächsten schlugen sie sich seitwärts in die Büsche, und ehe er sich noch besinnen konnte, was das zu bedeuten habe, hörte er das Rollen eines Wagens. — Der Wagen, eine verspätete Droschke, die, um verlorne Zeit einzubringen, nun war an kein Halten mehr zu denken. Wie ein wahnsinnig gewordenes Gefährte sauste das Geschirr dahin; Roland verlor auf Augenblicke das Bewußtsein, dann wieder glaubte er den tollsten Traum zu träumen, den er je geträumt, wenn er die Allee, den Garten, eine Straße nach der andern im Fluge hinter sich zurückwirbeln und in den bleichen Schoß der Mondnacht sinken sah. Endlich geschah ein Ruck, der Wagen stand, und die Pferde hielten wild verschnaubend in dem dunklen Thorweg eines Hauderers, wo es ihm gelang, unbemerkt herabzuspringen. Wie er jedoch von da nach Hause und in sein Bett gekommen war, dessen wußte er sich am andern Morgen so wenig zu erinnern, wie einer, der im Rausche seinen Weg gefunden hat.

Digitized by Google

Am andern Morgen, als er mit dem Schlage sieben — so verlangte es die Hausordnung — am Frühstückstische erschien, den der alte Knuth bereits „reglementsmäßig" hergerichtet hatte, geschah es, daß dem Vater, indes er seinen Sohn betrachtete, die Pfeife langsam ausging, ohne daß er es nur irgend zu beachten schien. Er schüttelte ein wenig mit dem Kopfe und setzte die Tasse, die schon leer war, wiederholt an seinen Mund; dann stand er auf, richtete die Uhren, die er täglich, als ein zweiter Karl der Fünfte, aber glücklicher als dieser, wie er meinte, auf den gleichen Schlag und Punkt einexercirte, ordnete den täglichen Kalender und gab dem Diener, der soldatisch aufgerichtet während alledem an der Thüre wie auf Posten stand, die gewohnte Ordre, abzutragen. Keiner hätte dem alten Herrn, dessen Gesicht so lederfarbig wie sein Hausrock war — einen Schlafrock trug er nie, und die Binde saß ihm immer fest am Halse — die verborgne Unruhe angesehen; Roland aber las sie in dem Blicke, den er scharf und prüfend auf seinen bleichen und verstörten Zügen ruhen fühlte. Er überwand die Scheu, die ihn mit seinem Vater nur sehr ungern von dergleichen Sachen sprechen ließ, und erzählte ihm so kurz wie möglich die beiden Abenteuer mit der blauen Brille.

„Dummes Zeug!" brummte der Alte; „hier bei unsrer guten Polizeiordnung? nicht möglich, Junge! Das erste reine Einbildung gewesen und das zweite — hm — nimm es nicht übel — das war ein Scherz, den — nun den man sich mit Dir erlauben durfte!"

Roland lächelte trübe vor sich hin; er wußte ja, wie es sein Vater nehmen würde. Nichtsdestoweniger vergaß der alte Herr an diesem Morgen, seine Pfeifengalerie zu inspiciren, und als mittags der Sohn nach Hause kam, bemerkte er mit Staunen ein geladenes Pistolenpaar über seinem Bette, das keiner als sein Vater dorthin gehängt haben konnte.

War es die körperliche Nachwirkung der ausgestandnen Schrecken oder mehr das Räthselhafte seines Abenteuers, was den jungen Mann so tief verwirrte? Er fühlte sich in einem neuen dunklen Netz gefangen, dessen Fäden zu entwirren ihm immer weniger gelingen wollte, je mehr er über die geheimnißvolle Verfolgung sann und grübelte. Wer waren und was wollten diese unbekannten Feinde? Daß der Gedanke seines nahen Todes aus dem Erlebten reiche Nahrung zog, war nur zu natürlich, und so versank er bald aufs neue in jene fürchterliche Melancholie, deren ersten Anfall er noch kaum durch seine Willenskraft zurückgeschlagen hatte.

Der Umgang mit den Freunden ward ihm peinlich durch den Zwang des Fröhlichscheinens, welchen er sich auferlegte, um sie in ihren Freuden nicht zu stören. Wer hätte ihn verstehen sollen unter all den leichtlebigen, hoffnungsreichen, jungen Leuten? Ihre Scherze verletzten, ihre Vorwürfe empörten ihn — so zog er sich unmerklich mehr und mehr zurück, und nur die beiden, Wolf und Hubert, ließen es sich nicht nehmen, in seine selbstgewählte Einsamkeit zu dringen. Sie boten alles auf, um sein Vertrauen zu gewinnen, der eine durch seine zärtliche, nie ermüdende Aufmerksamkeit, der andre durch die Macht seines alten Einflusses auf ihn, aber Roland war und blieb verschlossen. Hielt ihn dem jüngeren Freunde gegenüber ein gewisses Mitleid mit demselben ab, ihm die Wunden seiner Seele aufzudecken, so war es dagegen ein von diesem sehr verschiedenes Gefühl, was ihm nicht nur den Mund, sondern auch das Herz vor einem Manne zuschloß, vor dem er früher niemals ein Geheimniß hatte.

War es Täuschung; war es Wirklichkeit? Hatte Hubert eine Neigung für Serena? war es diese Neigung, die ihn noch an einem Orte festhielt, den er seinen Studienplänen nach schon längst hätte verlassen müssen? Er wußte nicht, was ihm den Gedanken eingab; er war einmal blitzähnlich in ihm wachgerufen und wollte ihn seitdem nicht mehr verlassen. Keiner verstand sich besser zu beherrschen, keiner hatte seine Züge, seine Haltung, jeden Blick und jedes Wort in der Gewalt, wie jener und dennoch — dennoch — — — o es war nur zu gewiß: Hubert liebte sie. Und Serena? war sie auf dem Wege, dies Gefühl zu theilen? konnte sie so treulos an ihm handeln? Treulos? Hatte er ein Recht an ihre Treue? Recht? als ob man in der Liebe von einem Rechte reden könnte?

Düster und düsterer gestalteten sich jetzt die Tage Rolands und wie ein bewegtes Wasser, den Grund aufwühlend, immer trüber wird und selbst das Schönste nur entstellt zurückgibt, so spiegelte sich das Leben — Serenas reines Bild nicht ausgenommen — in dem aufgewühlten Grunde seines Innern. Die Harmonie seines Denkens, Wollens und Empfindens war zerrissen, und mit dieser Harmonie hatte er den Weg zu ihr verloren; ihr Verständniß hörte auf, ein gegenseitiges zu sein; ja bald fand er eine Art von bittrer Lust darin, sich als von ihr verlassen und aufgegeben zu betrachten, um nur den Trost zu haben, auch ganz unglücklich zu sein, denn wenn in der Melancholie überhaupt noch von einem Genusse die Rede sein kann, so ist es der, zu dem Schwarz immer mehr das Schwarz hinzuzutragen. Er sah sie selten, endlich gar nicht mehr; damit erlosch der letzte Lichtstrahl in dem Dunkel.

Mit demselben Drucke ohne Spannung harrte Roland auf die Wiederkehr der blauen Brille — zweimal war sie ihm erschienen; er war überzeugt, daß sie zum dritten Male und mit ihr die Entscheidung seines Schicksals kommen werde. Dieses Räthsel mußte sich noch lösen, ehe er starb; es war das einzige Interesse, welches er noch hatte außer jenem physiologischen, mit dem er seinen Zustand an den Fortschritten der inneren Zerstörung krankhaft objectiv verfolgte. Er wartete Nacht für Nacht ohne Verlangen, aber auch ohne Furcht auf das Phantom, das ihm endlich Rede stehen sollte, aber er saß oft bis Mitternacht am offnen Fenster, dann noch stundenlange wach im Bette, ohne jemals etwas andres erscheinen zu sehen, als die Gestalten seiner Phantasie, die ihm nur zu schaurige Gesellschaft leisteten. Schlafen konnte er fast gar nicht mehr; im Liegen war die Unruhe des Blutes, das Pochen seines Herzschlags, das Zucken aller Lebensgeister unerträglich, und dabei rasten die Gedanken gleich einem losgelassnen Maskenschwarme durch sein abgehetztes Hirn; er hatte weder Kraft, noch Willen, sie zu bändigen. Bald schützte ihn selbst der Tag, selbst der lichte Sonnenschein nicht mehr vor diesem unheimlichen Verlieren seiner selbst. Er hatte Erscheinungen, Hallucinationen, und oft konnte es ihm wunderlich genug ergehn, wenn er, aus einem solchen wachen Traume plötzlich in die Höhe fahrend, noch Stimmen hörte und Gestalten sah, die durch das Zimmer schwebten, um langsam in den Hintergründen und blauen Fernen seiner Bilder zu verdämmern. Diese Bilder selbst nahmen dann sich erweiternde Dimensionen an, die Ebenen breiteten sich aus, die Berge schoben sich, je nach Belieben in- und auseinander und öffneten ihm Blicke in die Ferne, die er vorher nie gesehen hatte; hier ging die Sonne auf, dort ging sie unter, es wurde Tag und Nacht in der gemalten Welt, als ob sie lebte und die Sonnen wechselten, wie auf der Bühne. „Aber das ist ja Wahnsinn" — sagte er sehr laut — „Wahnsinn" — klang es nach; es war das Echo in dem großen leeren Saale, wo er malte —

„Wahnsinn? — Alles, alles, nur nicht das! mein Gott!" jammerte Serena, wenn sie an dem Geliebten, den sie nur noch aus der Ferne sah, selbst aus dieser Ferne die Veränderung erkannte, welche mit ihm vorgegangen war. Wie oft hatte sie schon im Begriff gestanden, ihm nachzueilen, sich an seinen Hals zu werfen und zu rufen: — „Du bist mein — ich lasse Dich nicht — ich ringe mit dem bösen Geiste — ich ringe Dich ihm ab — Du sollst es sehn." Hätte sie es doch gethan! Aber ach! es blieb beim Wollen, mußte wohl beim Wollen bleiben, wie dieses Leben einmal eingerichtet ist. Nicht der Einwurf, was die Welt, was die Leute dazu sagen würden; die Sitte, diese heilige Gewohnheit, dieses angeborene Gesetz der Frauen, war die unsichtbare Schranke, die selbst ein Heldenmädchen, wie Serena, nicht zu überschreiten wagte. Sie stürzte auf die Kniee, rang die Hände, betete und sann Tag und Nacht auf Rettung, doch umsonst: sie mußte ihn und sich in das Verderben gehen sehen, ohne eine Hand für ihn zu regen.

Die hellen Sonnentage und Mondscheinnächte des schönen Vorfrühlings waren einer trüben Regenzeit gewichen, die nur zu sehr mit den Stimmungen der Betheiligten harmonirte. Und eine trübe regnerische Nacht war es, in der der junge Mann aus einem Traume angstvoll in die Höhe fuhr, der ihm die Schreckensstunde im englischen Garten noch einmal in fratzenhafter Verzerrung vorgespiegelt hatte. „Die blaue Brille!" stöhnte er erwachend; er riß die Augen auf und siehe! die er all die Nächte her umsonst erwartet hatte, stand sie nicht leibhaftig da im Zimmer, die unheimliche Gestalt in blauer Blouse, am Tische lehnend und die Hängelampe, die jetzt immer brannte, leise, leise bis zum Dämmern niederschraubend? Träumte er noch fort? — war es eine Sinnentäuschung, die ihn schreckte? Unwillkürlich hob er seine Arme, um sie zu verscheuchen, doch bei dem Geräusche der Bewegung, die er machte, wandte sich der nächtliche Besucher rasch herum und sprang mit einem Tigersprunge auf ihn zu — die blauen Gläser blitzten bei dem Sprunge.

„Schurke — Teufel!“ knirschte Roland, den Zorn und Schrecken aus einem kranken Träumer rasch genug wieder zum Manne machten — „zurück! oder“ — er riß die Pistole von der Wand und hielt die Mündung nach den Brillengläsern. Ein dumpfes Hohngelächter war die Antwort, der Unbekannte wich um keinen Schritt zurück, und fast gegen seinen Willen drückte er jetzt ab; ein leises Knacken folgte — weiter nichts. Hastig griff er nach der zweiten Waffe — auch sie versagte. Die Pistolen waren nicht geladen — und er hatte sie erst diesen Morgen unter Huberts Beistand untersucht! Wüthend sprang er auf, er wollte rufen, doch in demselben Augenblicke packten ihn zwei muskulöse Arme, sein Schrei erstickte in der wildesten Umarmung, und nur schwer, nur mit der Kraft der äußersten Verzweiflung gelang es ihm, seine Brust von der des Gegners frei zu machen. Etwas Blinkendes fiel an die Erde; der Mörder bückte sich danach, und Roland, die Gelegenheit benutzend, faßte ihn gewaltig um den Leib, der sich schlangengleich unter seinen Händen wand und drehte und elastisch immer wieder in die Höhe schnellte, so oft er ihn schon unter sich zu haben glaubte.

So schleiften sich die beiden, Mann gegen Mann, Brust an Brust, stumm im fürchterlichsten Ringkampf, den die tief herabgeschraubte Lampe schauerlich beleuchtete, von Bett zum Tisch, von da zum Fenster und vom Fenster wieder tiefer in das Zimmer, bis Roland mit Entsetzen inne wurde, daß ihn seine nur künstlich angespannten Kräfte zu verlassen drohten. Seine Arme wurden matt in der Umschlingung, seine Kniee wankten — im nächsten Augenblicke lag er schon am Boden, das Funkeln eines Dolches vor den Augen. „Bete! beichte!“ schlug eine Stimme, in der die höchste Wuth des Hasses neben satanischem Triumphe zitterte, in italienischen Lauten an sein Ohr. Die Laute — diese Stimme — der heiße Athem, welcher über sein Gesicht hinströmte — das war ja alles wie in einem schweren Traume — wenn man nur wüßte, wie daraus erwachen.

„Hund! Hund von einem Deutschen!“ klang es wieder. War das nicht die Hexe, welche ihn verfluchte? Nein! nein! das war ein Mann, der auf ihm knieete, ein Mann, aus dessen schmalem bräunlichem Gesicht unter der blauen Brille jetzt zwei Augen wild in Mordlust funkelten, in deren Schwärze er schon einmal eingesunken war — er wußte nur nicht, wo und wann? Seine Gedanken schlangen sich wie verwirrte Blitze zuckend ineinander, die Wände schwankten, drehten sich um ihn — das Bild der Mutter hing ihm gegenüber; ihr Mund bewegte sich, die Augen lebten, sie breitete die Arme gegen ihn — sie schien sich loszulösen von dem Grunde — — „Mutter!“ er wollte schreien; der Mörder hielt ihn an der Brust — „nimm das, Verruchter! für“ — Er fuhr zum Stoße aus, doch ehe er noch zugestoßen und den Satz vollendet hatte, lief ein Blitz, ein Knall am offnen Fenster hin und eine Stimme rief in heller Angst ins Zimmer: „Junger Herr? was ist? Sind Sie es, der da redet? Sakra — — da ist mir eben die Pistole losgegangen“ — — Der Knieende sprang auf, sein Arm berührte hinter ihm das Bild; es wankte, fiel, und Roland, welcher von der Last des Wüthenden befreit, eben in die Höhe springen wollte, fühlte sich in dem gleichen Augenblicke schwer zurückgeworfen, ein jäher Schmerz durchbohrte ihm das Hirn, und es geschah ein Schlag, der das Haus in seinen Grundvesten erschütterte und dessen lang nachrollender Donner das letzte war, was sein erlöschendes Bewußtsein in sich aufnahm.

Als der Vater, welcher schon vom Schuß erwacht war, halbbekleidet in das Zimmer seines Sohnes stürzte, fand er diesen, stark am Kopfe blutend, starr und mit den Zügen einer Leiche neben dem herabgestürzten Bilde liegen. Der Rahmen lag in schweren Stücken um ihn her, die Leinwand aber war herausgeglitten und lehnte unbeschädigt an der Wand. Die todte Mutter schien den todten Sohn zu hüten — ihre Geisteraugen trafen auf den Gatten.

„Hat nichts zu sagen, Herr Major!“ so tröstete der alte Knuth, der mit einer Schüssel frischen Brunnenwassers in das Zimmer trat — „wär' mir nur der Hallunk, der Gottseibeiuns nicht so entwischt“ — er setzte die Schüssel hin und ballte seine Hände nach dem Fenster — „mit der Wunde da hat's nichts zu sagen“ — —

„Hatte aber doch etwas zu sagen — nun Ihr wißt ja alle, was es mit der bösen Krankheit auf sich hatte, aus der ich endlich, Gott sei Dank, als ein neuer Mensch hervorgegangen bin —“ sagte Roland, als er, an diesem Punkte seiner Erzählung angekommen, unwillkürlich eine kleine Pause machte, die die Zuhörer benutzten, um aufzuathmen von dem Drucke, dem sie während der lebendig vorgetragenen Scenen fast erlegen waren. Mehrere Secunden lang herrschte tiefes Schweigen in der Gesellschaft, denn obgleich sie ihn nicht nur lebend, sondern als einen geistig und körperlich Genesenen vor sich hatte, so vermochte sich doch keiner von den Freunden dem Gedanken zu verschließen, wie es wäre, wenn dieser liebe freundliche Genosse nicht mehr unter ihnen hätte sitzen können, wenn sie statt des Genesungsfestes, welches man beging, seine Todtenfeier hätten halten müssen. Manches jugendfrische Angesicht war bleich geworden, manche sonst sehr helle Augen gingen scheu, unruhig durch das Zimmer, als ob sich das Erlebte augenblicklich darin wiederholen könnte, und besonders war das Bild, welches wieder hergestellt an seinem Platze hing, und das hohe Bogenfenster Gegenstand der Anziehung und Abstoßung zugleich. Selbst Hubert, der sonst so Ruhige, erschien merkwürdig aufgeregt; seine Lippen zitterten nervös, sein Sprechen, Lachen, sein Bewegen hatte etwas Künstliches, Gemachtes — und nur Wolf, der an der Seite seines Freundes saß, lebte mit diesem in dem reinen Glücke einer Gegenwart, die selbst die Schatten der Vergangenheit nicht mehr zu trüben vermochten.

„Natürlich ist's der alte Knuth gewesen — der, selbst erschrocken, so zu rechter Zeit mit seinem Schreckschuß kam — —“

„Als deus ex machina — —“

„Wohl nicht so ganz, Freund Hubert! vielmehr möchte ich behaupten, daß ein Schutzengel im Hintergrunde stand — —“

„Ein Schutzengel — wer war das?“ fragten mehrere zu gleicher Zeit, indem sie einander bedeutungsvolle Blicke zuwarfen.

„Das müßt Ihr ihn, den Alten, selber fragen. Es ist ein Jemand, dem er blind gehorcht, und da er ihm noch über den Majoren steht, mag es so etwas, wie sein Oberst sein — geheimer Oberster — da ihm heimlich alles unterworfen ist“ — fügte er mit einem stillen Lächeln vor sich selbst hinzu.

„Und was hatte ihm sein geheimer Oberst so geheim geboten?“

„Im Vorderbau zu schlafen und auf alles Acht zu geben, was geschehen würde. Gott weiß, woher sie — er“ — verbesserte er sich schnell genug, um nicht vorher flüchtig zu erröthen — „woher der — Oberste — die Ahnung hatte. Möglich, daß mein Vater, der doch sonst gewiß nicht schwatzhaft ist, etwas von dem verrathen, was ich ihm erzählte — möglich, daß das, was er selbst nicht glaubte, jenem Jemand glaublicher erschienen ist — kurz und gut! drei Nächte hat der treue Bursch durchwacht, um in der vierten — —“

„Den Mörder schließlich dennoch zu verschlafen“ — fiel Hubert trocken ein.

„Ja — merkwürdig!“ rief Roland aus — „unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie nahe jener an dem verborgnen Wächter vorüberschlüpfen mußte. Erst das Geräusch des Ringens, erst die Worte, welche er in unbedachter Wuth herausstieß, machten den Verräther. Und das Wunderbarste bei alledem ist —“ fügte er hinzu — „daß Freund Knuth den Menschen nicht einmal zu Gesicht bekam! In der Dunkelheit, dem Lärm und der Zerstörung, die dem Fall des Bildes sammt der Lampe folgte, muß er wie ein Geist an ihm vorbeigeglitten sein.“

Man fragte, ob sich nichts gefunden habe, was auf die Spur des Mörders hätte leiten können.

„So gar nichts“ — sagte Roland — „daß es meinem guten Vater nicht zu verdenken ist, wenn er sich bei der Annahme beruhigt, daß ich im Fieber aus dem Bett gesprungen, mit mir selbst geredet oder mit einem Phantasiebilde gerungen habe und schließlich an das Bild gestoßen sei. Ich selbst kam erst wieder zum Bewußtsein, nachdem ich tagelang gerast und wohl noch weit schlimmere Scenen aufgeführt hatte, als diese Annahme voraussetzt. So wäre also“ — fuhr er lächelnd fort — „hiermit das Unerklärliche erklärt, und ich rathe jedem, dem sein Kopf so lieb, wie mir der meine ist, ihn nicht an Räthseln zu zerbrechen, deren Lösung oder Nichtlösung man am billigsten dem Zufall überläßt. Was mich betrifft, so kann ich wohl mit Joseph sagen: Sie gedachten es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.“ Kommt, stoßt mit mir an: auf die unbekannten Feinde! Sie sollen leben, die mich leben ließen! — O weh! das war kein guter Klang, Freund Hubert! Und wie Du bleich bist! Bracht' ich Dich einmal aus der gewohnten Fassung?“

„Ihr seht mich an, wie ich so übermüthig bin? Es ist kein Uebermuth, es ist das Glück. Ihr alle, so wie Ihr da sitzt, habt mir in dieser schweren Krankheit so viel Liebe und Treue erwiesen,

daß ich kein Geheimniß vor Euch haben möchte. Darum und nur darum habe ich Euch diese Geschichten erzählt, deren Wirklichkeit zu bezweifeln ich niemandem verwehren will. Weiß ich doch selbst, in welchem Zustande ich vordem gewesen bin! Nun freut Euch mit mir! Das Fieber hat mich gut herum- und hat aus mir herausgeschüttelt, was nicht gut war, vor allem andern das vermeinte Tollgift, das nun doch, wenn auch auf eine andre Art zum Ausbruch kam, als ich mir dachte.

„Ich begreife jetzt mit klaren Augen nicht, wie ich mich von solchem Trug umgarnen lassen konnte. Das schaurige Gewebe ist zerrissen, und das Bild darunter lacht mich an mit einer Frische und einer Glut der Farben, als ob das Leben eben erst als nagelneues Kunstwerk aus der Hand des großen Meisters hervorgegangen wäre. Es ist ein Wohlgefühl, ein Gleichmaß aller Kräfte, eine Sicherheit des Glückes in meiner Brust, daß ich den Polykrates belächeln möchte, der es nöthig fand, sein Kostbarstes zu opfern, um die Götter zu versöhnen. Freilich, seine Götter waren neidisch, wie es hoffentlich nicht einer unter uns ist, die wir doch nur Menschen sind, nicht Götter — unser Gott ist ein Gott der Liebe und hat Freude an den Glücklichen. Ich gäbe keines meiner neuen Güter wieder her, am wenigsten jedoch" — rief Roland, der die Rechte in das Licht der Lampe hielt, daß sie wie durchglühter Alabaster leuchtete — „am wenigsten — den Ring! Denn — Kinder! daß es nur herauskommt — — — Ich — bin verlobt, und meine Braut" —

„Serena — hoch! der Oberste soll leben!" jubelten die Freunde, und es war ein Gläserklingen und ein fröhlicher Tumult im Zimmer, daß die junge, liebliche Serena, welche in der Oberstube zwischen beiden Alten saß, nur noch mit halbem Ohre auf das wundersame Kriegsereigniß lauschte, das man ihr erzählte. Sie sah blaß und angegriffen aus und konnte kaum die Unruhe verbergen, die sonst ein so fremder Zug in ihrem Wesen war. Sie hatte ihr Schenkenamt noch nie so ungeschickt verwaltet, ihre Hände zitterten, daß sie kaum die Gläser halten konnten, und es gehörte die ganze Verblendung der Glücklichen dazu, die durch den eigenen Rosenschleier alles rosig sahen, um die Veränderung nicht zu bemerken, welche mit ihr vorgegangen war. Auf jeden Fall war sie keine so sorglos glückliche Braut, wie Roland als ihr Bräutigam erschien. Sie sah häufig nach der Uhr, lief oft ohne alle Ursache ans Fenster und lauschte mit steigender Erregung auf die Töne, die das Festgeräusch aus dem Erdgeschosse in die Höhe sandte.

Indessen hatte der Sturm unten wieder einer ruhigeren Freude Platz gemacht. „Ich danke Euch" — sagte Roland, der bei aller Fröhlichkeit doch tief bewegt war — „Ihr meint es alle gut mit mir, und weiß Gott, wie mir zu Muthe ist so wackern Kameraden gegenüber, von denen jeder Leib und Leben ließe, wenn es gälte. Ja! solche Freundschaft geht noch mit der Liebe, und ich möchte keine um die andre missen — verzeiht, wenn ich manchem von Euch weh gethan, als mir selbst — nicht wohl war" — setzte er ernst hinzu. „Und Dir, mein Hubert! Bruderherz!" flüsterte er diesem zu, indem er des Freundes kalte Hand in seinen beiden warmen schüttelte und drückte — „Dir habe ich noch etwas abzubitten — einen Verdacht —" er stockte.

„Einen Verdacht — wie so das?" lachte Hubert auf. Es lag etwas so Gewaltsames in seinem Lachen, etwas so Scharfes, Eisiges in seinen Worten, daß es Roland mit seinem warmen Herzen, wie dem warm und durstig aufgeschlossnen Kelch der Blume ging, in welchen statt der ersehnten Labetropfen scharfe Hagelkörner fallen.

„Ich glaubte, daß Du mir Serenas Herz mißgönntest" — sagte er mechanisch, wobei er in die Züge seines Freundes starrte, die ihm mit einem Male fremd, verzerrt entgegenblickten. Waren seine Augen noch so schwach, daß sie ihm diese Fieberfratze für das Antlitz Huberts bieten konnten? Ehe er jedoch die Frage noch recht zu erfassen vermochte, packten ihn zwei Hände an den Schultern, und er fühlte sich in toller Luft um und um gedreht, daß ihm vor Ueberraschung fast der Athem ausging. „Und als der Großvater die Großmutter nahm — — ein Bräutigam — Bräutigam" — recitirte Hubert, indem er ihn bis dicht zum Spiegel wirbelte; wo er den Verdutzten seinem ditto Conterfei mit einer tiefen komischen Verbeugung präsentirte und sich dann wieder zur Gesellschaft wandte, um derselben eine Stand- und Lobrede auf den heiligen Ehestand zu halten, die von Witz, Humor und Bosheit sprudelte. Man lachte, klatschte Beifall, und die Lustigkeit des jungen Mannes wirkte um so ansteckender, als sich keiner erinnerte, ihn noch jemals so erblickt zu haben. Des Scherzens, Jubelns, Singens war kein Ende, man überbot einander in guten und schlechten Einfällen, und so entstand ein wahrer Freudenrausch, der schon wieder tumultuarisch auszuarten drohte, als ein kleiner Zwischenfall eintrat, der demselben eine ungeahnte Wendung gab.

„Was?" rief der junge Wolf, nachdem ihm Hubert etwas in das Ohr geflüstert hatte — „was — sein Geburtstag heute? und das sagt uns niemand?" Er sprang elastisch auf und hob das Glas, um einen Trinkspruch auszubringen, doch schon streckten sich zehn Hände nach ihm aus und zogen ihn auf seinen Sitz zurück; die Freunde tauschten halb erschrocken, halb verlegen, Seitenblicke mit einander und stotterten etwas von einem Mißverständnisse, als Roland ihnen mit dem gewohnten guten Lächeln in die Rede fiel: „Laßt das gut sein, Kinder!" sagte er wie tröstend — „Euer unfreiwilliger Verrath bestärkt mich nur in meinem eigenen Verdachte. Es ist ein Betrug — nennt ihn einen frommen, weil die Liebe ihn ersonnen hat — er hat nichtsdestoweniger etwas sehr Beschämendes für mich. Denn Ihr müßt wissen —" setzte er nach einem kleinen Stocken rasch hinzu — „daß mich ein Zigeunerweib auf meine Kinderfrage, wann ich in den Himmel kommen werde? auf meinen vierundzwanzigsten Geburtstag vertröstet hat — auch hätte mich der Fluch des alten Weibes „in Jahresfrist" bis dahin treffen müssen, da sich" — er nickte Hubert zu, der sich jedoch in dem nämlichen Momente zu tief in sein Glas versenkte, um den Blick zurückzugeben — „da sich unser Auszug aus M . . . . . . zufällig an demselben Tag verjährt.

„Um mir nun die vermeinte Todesangst zu sparen, haben sie — hat sie — o denkt darum nicht gering von ihr" — er erröthete, die andern lächelten, und etwas verwirrter fuhr er fort — „hat man die Uhr der Zeit ein wenig vorgestellt. Es ist wohl nicht schwer gewesen, einen, der wochenlang im Fieber raste und sich auch sonst nicht viel um Zeitrechnung bekümmert hat, auf diese Weise zu düpiren. So haben wir denn gestern schon Geburtstag gefeiert, und zwar auf eine Weise, die den Betrug trotz alledem zur Wahrheit machte, nämlich mit unserer Verlobung. In der zwölften Stunde tauschten wir Kuß und Ring und da sich von ihr an eine neue Zeitrechnung für mich datirt, so möchte ich den wohl sehen" — schloß er heiter — „der behaupten wollte, daß der Anfang seines eigentlichen Lebens nicht der wirkliche Geburtstag eines Menschen sei."

Die Freunde lächelten, die einen mehr, die andern weniger gezwungen, und mancher sah verstohlen auf die Uhr, deren Zeiger im Gegensatze zu ihrer bisherigen Eilfertigkeit jetzt nur allzulangsam vorwärts auf die zwölfte Stunde rücken wollten. Ein Schatten war auf ihre Lust gefallen, ein heimlich banges Vorgefühl durchfröstelte die warmen Herzen, und das Bemühen einzelner, die eingetretene Stille zu unterbrechen, hob dieselbe nur um so peinlicher hervor. „Was habt Ihr?" scherzte Roland, als er alle betreten so sitzen sah — „meint Ihr, das Verhängniß binde sich an diese Stunde, die die letzte eines Jahres ist? Dann freilich" — er sah nach seiner Uhr — „müßte es sich sehr beeilen, wenn es kommen wollte. Keine Sorge, Brüder! Was sollt' ich fürchten, das noch kommen könnte?" Er hob das Glas und rief mit begeistert strahlenden Augen: „Wir alle, wie wir hier sind, sollen leben — leben!"

(Schluß folgt.)

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. Novelle von Marie Giese. — Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde. Von Hermann Uhde. Mit zwei Illustrationen von H. Lüders und R. Püttner. — Eine Fahrt auf dem Suezcanal. Von Dr. Wilh. Hamm. Mit zwei Plänen. — Die blaue Brille. (Forts.) Novelle von A. Ludwig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 7. August 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 45.**

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von **Marie Giese.**

(Fortsetzung.)

III. Das Gelübde.

Nach manchem sonnigen Tage nahte der Spätsommer, und mit ihm kamen kühlere Winde und Regenschauer. In der Wohnstube des Wittwenhäuschens saßen beim Schein der Lampe die Mutter und Immanuel, der einen langen Artikel aus der Zeitung verlas. Ernst ging langsam im Zimmer auf und ab-; zuweilen trat er an das Fenster und sah hinaus oder beobachtete, wie der Wind hin und wieder große Tropfen an die Scheiben trieb, an denen sie zerschellten und leise hinabrieselten. So verging über eine Viertelstunde, als die Thür sich öffnete und Anna hereintrat. Sie hatte nach Sitte der Bäuerinnen ein weißes, kleines Tuch um den Kopf gebunden und ein kurzes, wollnes Jäckchen über ihr Linnenkleid gezogen. In der Hand trug sie einen flachen Korb, darin ein Kranz von Epheuranken und weißen Astern lag. Sie ging auf den Fußspitzen, um den Leser nicht zu stören, nach dem Tische, setzte den Korb auf den Schoß der Meisterin, die das Gewinde prüfend betrachtete, holte vom Fenster ein Myrthenstöckchen und einen blühenden Geraniumbaum und stellte beides schweigend auf den Tisch. Die Meisterin nickte, ergriff die Scheere, welche Anna aus dem Arbeitskorb genommen und ihr gereicht hatte, und schnitt einige Zweige ab, die sie mit einem Faden umwand und zu dem Kranz in den Korb legte. Mit einem Kopfnicken und einem wehmuthsvollen Blick dankte das Mädchen und drückte die Hand, welche die Meisterin ihr darbot. Leise, wie sie gekommen war, trippelte sie hinaus, und Ernst, der, den Rücken an das Fensterkreuz gelehnt, den Vorgang beobachtet hatte, hörte, wie sie aus dem Hause ging und die Thüre vorsichtig schloß.

Immanuel fuhr eifrig fort zu lesen, bis der Artikel zu Ende war. „Man verspricht sich von der Ernennung des neuen Staatsministers alles mögliche Glück für das Land. Glaubst Du nicht, daß er zu schroff auftritt, um jedem zu seinem Recht zu verhelfen, mein Sohn?“ sagte die Meisterin, zu Ernst gewandt.

„Die Mutter fragt Dich etwas, Ernst,“ sagte Immanuel, als die Antwort ausblieb.

„Was willst Du wissen, liebe Mutter?“

„Hast Du nicht zugehört?“

„Ich muß gestehn, daß mich die Politik auf dem Lande weniger interessirt, als in der Stadt,“ sagte Ernst ausweichend.

„Und ich hoffte, Du würdest mich über manches belehren, was Du als Jurist besser wissen mußt, als ich.“

Ernst ergriff die Zeitung und ließ seine Augen über den eben verlesenen Aufsatz schweifen. „Das neue Wahlgesetz!“ murmelte er und setzte sich neben seine Mutter auf das schmale Sopha. „Ich bin bereit, auf Deine Fragen einzugehen, liebe Mutter,“ sagte er freundlich. „Wenn Du erst unter meinem Dache in der Stadt wohnst, wirst Du, wie ich fürchte, vielleicht mehr von Staats- und gelehrten Sachen reden hören, als Dir lieb ist.“

„Dann kommst Du zu dem Landprediger;“ schaltete Immanuel ein; „und verkehrst eine Zeit lang mit den schlichten Dorfleuten, die früher unsres Gleichen waren. Dort kannst Du Deinen Kopf ausruhen und Dein Herz erfrischen.“

Die Meisterin schwieg, aber der Blick, mit dem sie ihren Söhnen dankte, sagte viel, und Immanuel fühlte sich durch denselben so beglückt, daß er nicht bemerkte, wie derselbe viel länger und inniger auf dem Bruder haftete. Vielleicht kam es daher, daß er selber diesem seine Aufmerksamkeit zuwandte, denn die politische Abhandlung hatte begonnen, und bald riß der junge Rechtsgelehrte seine Zuhörer so mit sich fort, daß sie nicht hörten, wie der Wind draußen stärker zu sausen begann, während der Regen laut und lauter an den Scheiben prasselte.

Der Redner aber ließ von Zeit zu Zeit einen verstohlenen unruhigen Blick nach der Thür schweifen, und als die Wanduhr neun langsame Schlage ertönen ließ, machte er einen ziemlich übereilten Schluß, verließ seinen Platz und ging nach dem Fenster, um hinaus zu sehen. „Hört, wie es regnet!“ sagte er. „Wohin ging Anna noch in aller Nacht?“

„Zu den armen Werners, die ihr Kind morgen früh begraben wollen. Sie hat sich's zur Gewohnheit gemacht, einen Kranz auf jeden

kleinen Sarg zu legen. Es geschieht in den Häusern der Armen nichts Trauriges oder Frohes, ohne daß sie Theil daran nimmt. Sie hat eigens das Häkeln gelernt, um jedem neugebornen Kinde mit geringen Kosten ein nettes Taufmützchen schenken zu können."

„Anna macht Dir alle Ehre, liebe Mutter," sagte Immanuel mit bewegtem Tone.

„Es regnet so stark, daß sie ganz durchnäßt nach Hause kommen wird, und dazu ist es jetzt dunkle Nacht; wir wollen gehn und sie abholen, Immanuel," sprach Ernst und griff nach seiner Mütze.

„Sie ist daran gewöhnt, ihre Wege einsam zu machen, doch ich will Euch nicht zurückhalten; aber nehmt Eure Schirme mit."

„Das solide Haus Immanuel besitzt solch ein überflüssiges Ding!" rief Ernst zurück, der schon im Flur war und von dort in das Stübchen eilte, welches er und sein Bruder inne hatten. In wenigen Augenblicken kehrte er zurück. „Komm schnell!" sagte er und warf Immanuels Mütze auf den Tisch, „hier ist Dein Schirm."

Die Wohnung der Tagelöhnerfamilie, zu der Anna gegangen war, lag am Ende des Dorfes in einem ehemaligen Stall, den der neue Besitzer des Hofes, ein reicher geiziger Bauer, hatte ausbauen und in eine Menge armseliger Stübchen umwandeln lassen. Ein kleines, schwach erleuchtetes Fenster bezeichnete den beiden Brüdern das Stübchen. Ringsumher lag schon alles im Schlaf, und man hörte auf dem Hofe kein Geräusch als das Fallen der Regentropfen und das leise Sausen der Obstbäume, die fruchtbeladen in der Koppel hinter den langen Scheunen standen. Behutsam traten die Brüder in den dunkeln Flur. Die Stubenthür war halbgeöffnet, und sie konnten deutlich hören und sehen, was drinnen vorging. In der Mitte des Zimmers, auf einem niedrigen Tisch, stand ein kleiner Sarg, in dem die entseelte Hülle eines Kindes ruhte; die weißen, starren Händchen hielten den Strauß der Frau Meisterin umfaßt, das Gesicht war mit einem leichten Tuch bedeckt. Auf einem Schemel, den Kopf auf den Rand des Sarges gelehnt und die Arme über die Füße des Kindes ausgestreckt, saß die Mutter da; ihr gegenüber stand die kleine Anna. Das Licht der Lampe fiel auf ihr Gesicht, das von dem weißen Tüchlein umgeben blasser erschien als sonst, während ein feierlicher Ernst darauf ruhte, und ihre Stimme — welche die Zustände ihres Gemüthes noch deutlicher auszudrücken pflegte als Miene und Geberden es thaten, — drang beweglich an das Ohr der beiden Lauscher, als sie, die Hände gefaltet und die feuchten Augen auf das entschlafene Kind geheftet, zu beten begann:

Ich hab' mich Gott ergeben,
Dem liebsten Vater mein;
Hier ist kein ewig Leben
Es muß geschieden sein!

Der Tod kann mir nicht schaden,
Er ist nur mein Gewinn;
Durch Gottes Huld und Gnaden
Fahr' ich mit Freud dahin. rc.

Die Frau hob den Kopf empor und sah sie mit verweinten Augen an. „Das segne Euch unser himmlischer Vater, mein Kind," sprach sie; „es sind die ersten Thränen, welche ich weine, seit mein Kleines die Augen zugemacht hat. Es hätte mir das Herz abgedrückt, wenn keiner gekommen wäre, um mich zu trösten. Ihr wißt wohl, daß mein Mann sich zuletzt wenig um das Leiden des armen Wurmes gekümmert hat. „„Es kann ja doch nicht leben,"" pflegte er zu sagen, aber Gott ist mein Zeuge, daß mir es nie zur Last wurde. Wie gern hätt' ich es Tag und Nacht gewartet, wenn es bei mir geblieben wär'!"

„Es ist erlöst und ruht in Gottes Schoß von seinem Leiden aus, das muß Euch ein süßer Trost in Eurem Kummer sein."

„Ich will auch nicht länger klagen, sonst müßte ich mich vor Euch schämen. Wie oft habt Ihr mich in dieser Unglückszeit getröstet! Ich kann es Euch nie vergelten und lohnen!"

„Redet nicht von Lohn, gute Frau Werner. Es ist mir stets die größte Freude, mit Kindern zu verkehren; wie könnte ich sie verlassen, wenn sie krank und schwach sind? Wie still das Kleine jetzt in seinem schmalen Bettchen liegt! Wir wollen es noch zum letzten Mal ansehen, ehe wir den Sarg schließen."

Mit einer Bewegung, so sanft und leicht, als hätten ihre Hände nie die Arbeit einer Magd gethan, hob die kleine Anna das weiße Tuch empor und küßte die bleichen Hände des todten Kindes. „Wie oft hast Du sie mir entgegengestreckt und wie gern hab' ich sie Dir gestreichelt und geküßt! Nie werde ich vergessen, wie das Kind mich verwundert ansah und mit dem Fingerchen nach den Thränen in meinen Augen tippte, als es auf meinem Schoß lag und ich weinen mußte, weil es so elend geworden war. Und als ich ihm nicht entgegen lachen konnte wie sonst, betrachtete es mich immer ängstlicher, bis es selber kläglich zu weinen anfing. Nun ruhe sanft, kleiner Engel, und Gott helfe mir, daß ich auch einst dahin komme, wo Du jetzt bist!"

Sie deckte das Tuch wieder über das niedrige Kissen und reichte der Mutter die Hand. „Ihr könnt in der Dunkelheit nicht allein nach Hause gehn, mein gutes Kind," sprach die Frau, indem sie ihre Thränen trocknete. „Ich werde das Haus verschließen und Euch heimbringen."

„Bemüht Euch nicht um mich; ich kenne den Weg genau und finde ihn ohne Laterne."

„Geh hinein, Immanuel," flüsterte Ernst. „Ich werde draußen auf Euch warten."

„Ich möchte der armen Frau auch noch ein Trostwort sagen," erwiderte Immanuel, „es ist ja mein künftiges Amt, die Betrübten zu besuchen und zu trösten."

Ernst trat auf den Hof hinaus. Es hatte aufgehört zu regnen, und der Mond schimmerte zwischen den langsam ziehenden Wolken hervor. Der junge Mann stand wie in einen Traum versunken da; zuweilen blickte er zum Himmel auf, aber es geschah unwillkürlich und gedankenvertieft. Endlich begann er mit schnellen Schritten auf und ab zu gehen, und ein Seufzer drang aus seiner Brust. „Und dennoch soll es sein; ich gelobe es bei Gott dem Herrn, zu dem sie eben gebetet hat!" sprach er zu sich selber.

In diesem Augenblick wurde die Thür des Trauerhauses leise geschlossen, und er hörte Schritte näher kommen. „Und Ernst ist auch da?" fragte die liebliche Stimme Annas. „Wie gütig seid Ihr, um meinetwillen noch so spät aus dem Hause zu gehen! Ernst, lieber Ernst, hier sind wir!"

IV. Das Erntefest und seine Nachfeier.

Wie überall, so lagen auch in der kleinen Welt des Dorfes Freude und Kummer dicht beieinander. Das große Erntefest, welches alljährlich auf dem Schulzenhof gefeiert wurde, sollte schon heute, am letzten Sonntag im September zu Ehren der Brüder stattfinden, welche morgen nach der Stadt zurückkehren mußten. Es war ein milder Herbsttag mit blauem Himmel und strahlendem Sonnenschein, ein Tag, wie das Dorf ihn sich nicht schöner wünschen konnte. Um zwei Uhr nachmittags nahm das Fest seinen Anfang. Vor der Thür ihres Hauses stehend, sahen der Schulz und seine Frau, von den vornehmsten Gästen umgeben, dem Kommen des Erntewagens entgegen. Die Frau Meisterin in ihrem braunen Merinokleide und der weißen Haube hatte den für sie herausgebrachten Lehnstuhl der Schulzin stattlich eingenommen; neben ihr, in dem des Hausvaters, saß der Pfarrer aus dem benachbarten Dorfe Sternau, der ehrwürdige frühere Lehrer der beiden Brüder, zu dem sie Tag für Tag gewandert waren, um sich von ihm in der Weisheit der alten Griechen und Römer unterrichten zu lassen und dessen Fürsprache sie so manches Stipendium verdankten.

Ernst und Immanuel waren von dem jungen Lehrer und Küster des Dorfes, einem Genossen ihrer ersten Schulzeit, in ein Gespräch verwickelt worden; die Meisterin, der Pfarrer und der Schulz beratschlagten die Armenpflege des Kirchspiels, und von ihnen allen unbeachtet stand die kleine Anna hinter dem Stuhl ihrer Pflegemutter. Sie trug heute zum ersten Mal das neue, weiß und hellroth gestreifte Kattunkleid, welches die Meisterin ihr als Anerkennung ihres Fleißes zum Geburtstag gekauft und mit eigenen Händen genäht hatte. Aus diesem Grunde betrachtete sie es mit Freude und einem gewissen Stolz und war in gehobener Stimmung, seit die Meisterin es ihr heute in ihr Stübchen gebracht und mit freundlichen Worten als Eigenthum übergeben hatte. Sie sah dem Kommen des Erntewagens mit Spannung entgegen, denn Lisette, ihre beste Freundin, die bei der diesjährigen Ernte zum ersten Mal Vorharkerin gewesen war, sollte den Kranz bringen, und das Gelingen des feierlichen Theils der Festlichkeit lag in ihren Händen. Auch die Blicke der übrigen richteten sich häufig nach dem von zwei hohen Pappeln beschatteten Thor, und als in demselben die ersten roth und blauen Bänder schimmerten, wurde jedes Gespräch abgebrochen, und ein jeder erhob sich von seinem Platz.

Schwer herein
Schwankt der Wagen
Kornbeladen;

Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz.

Die Knechte und Mägde des Gehöftes, gefolgt von den Tagelöhnern und Tagelöhnerinnen, eine festliche Schar im Schmuck ihrer Sonntagskleider, gingen ihm voran. Von den Sensen und Harken herab flatterten seidene Schleifen und Tücher; die goldgelben Weizen-

garben des Wagens waren mit Sonnenblumen und rothen Dahlien geschmückt, selbst die beiden Pferde, welche trotz ihrer Stärke die Last nur in langsamem Schritte zu ziehen vermochten, trugen Kränze von Aehren und Blumen um den Hals. Vor der niedrigen Steintreppe, welche zur Hausthür hinaufführte, machte der Zug Halt. Jedes Haupt entblößte sich; der Choral „Nun danket alle Gott" stieg in die sonnenhelle Luft empor. Nach dem Schluß der zweiten Strophe trat der Schulz vor und hielt seine Rede. Er las sie niemals ab, wie die meisten andern Wirthe des Dorfes, und auch dies Mal sprach er neue Worte, wenn der Sinn auch ein und derselbe war. Er sagte, der Segen käme von Gott, welcher der Erde Fruchtbarkeit und Gedeihen gegeben und die Saat vor Hagel und Wasserfluten beschützt habe, aber der Mensch dürfe deshalb nicht auf der Faulbank liegen und müßig zusehen, sondern müsse stets des Spruches eingedenk sein: „Bet und arbeit, so hilft Dir Gott allezeit." Der Himmel habe das Seinige gethan, darum wollten sie alle ihm die Ehre geben, während das Gesinde und die Tagelöhner die Hände nicht in den Schoß gelegt, sondern im Schweiß ihres Angesichts gearbeitet hätten, wofür er, der Schulz, ihnen danke und ihren Antheil an dem Korn nicht verkürzen wolle. Worauf er Amen sagte und ein dreifaches Lebehoch bekam. Dann sprach der Pfarrer den Segen über das Gehöft, betete das Vaterunser, und die ganze Versammlung sang die Schlußstrophe des angefangenen Dankliedes.

Jetzt folgte eine Pause, in der aller Augen sich auf die Schar der Schnitterinnen richteten. Aus ihrer Mitte hervor trat Lisette, die Tochter des Hauses. Auf ihrer Harke schwebte die mit Flittergold und blauen Astern durchflochtene Aehrenkrone, und lange rothe Seidenbänder wehten von ihr nieder bis auf die weißen Leinwandärmel ihres bunten Mieders; in der linken Hand hielt sie den blanken Zinnteller mit den Sträußen, die sie den Gästen mit einem „Kranzvers" überreichen mußte. Mit tiefgerötheten Wangen richtete sie ihre Schritte, wie die Sitte es forderte, zuerst nach ihrem Vater und begann mit fester Stimme ihr Gedicht. Sie war ihrer Sache gewiß, denn, nachdem sie zu den allbekannten landläufigen Versen mit Aennchens Hilfe insgeheim eine Menge neuer ersonnen, hatte sie das Ganze eine volle Woche hindurch gelernt und sich jeden Abend von der Freundin überhören lassen. Bei den Worten:

„Ich wünsch' dem Herrn Vater so viel Segen,
Als Tröpflein von dem Himmel regnen,
Ich wünsch' ihm so viel Glück und Ehr',
Als Körnlein Sandes an dem Meer,"

begann ihr Ton ein wenig zu schwanken, während der Schulz sich räusperte und mit dem Rücken der Hand über die Augen fuhr, als er den Kopf nach dem Teller herunter bückte, um seinen Strauß zu nehmen. Noch bedenklicher wurde es bei der Frau Schulzin, die folgendes Sprüchlein erhielt:

„Der Mutter wünsch' ich Fried' und Freud',
In Haus und Hof Gedeihlichkeit,
Rechtschaffne Freunde, gut Gesind,
Getreue Lieb von Mann und Kind."

„Das walte Gott!" sagte die Frau Schulzin leise und trocknete die Augen mit dem Zipfel ihrer weiten, weißleinenen Schürze. Bei dem Pfarrer angekommen, hatte Lisette ihre Fassung vollkommen wiedererlangt; sie fühlte dem gelehrten Herrn gegenüber die Wichtigkeit ihrer Stellung:

„Dem Pfarrherrn Verstand und Wissenschaft,
Zu predigen Gottes Wort mit Kraft;
Ich wünsch' ihm Gesundheit und Fröhlichkeit
Und endlich die ewige Seligkeit."

Was Lisette der kleinen Anna sagte, verstand niemand, und sie weigerte sich mit verlegenem Lächeln, Immanuel das Sprüchlein zu wiederholen, als er sie später darum bat. Die beiden Brüder, welche zufällig nebeneinander standen, fertigte Lisette mit einem Spruche ab, den sie selber ohne fremde Beihilfe gemacht hatte und welcher allgemeine Bewunderung hervorrief:

Den jungen Herrn wünsch' ich Ruhm und Ehr',
Ein stolzes Amt und noch viel mehr:
Ein Ordensband und 'ne güldne Kett',
Ein Schätzchen wünsch' ich ihn' klug und nett."

„Du erlebst es hoffentlich," sagte Ernst halblaut, als er sich über den Teller beugte, um sein Sträußchen zu nehmen. Es gehörte zu den kleinsten und bestand nur aus einigen Myrthen- und Lavendelreisern, die eine dunkelrothe Rose umgaben, doch konnte darin keine Zurücksetzung für den jungen Mann liegen, denn er bemerkte, daß die kleine Anna ein eben solches erhalten und an ihre Brust gesteckt hatte. Immanuel lächelte und sprach: „Für mich paßt der Vers nicht, aber Lisette versteht sich aufs Dichten und es ist unrecht, daß sie heute leer ausgeht. Ernst, besinne Dich und mache einen Reim für sie."

„Sie soll ihn bei der Tafel hören."

„Danke schön! Das besorg' ich selber; ich denk' mir mein Theil."

Endlich wurde der Teller leer, und halb außer Athem wehte Lisette sich mit ihrem Taschentuch Kühlung zu, während ihre Gefährtinnen sie umringten und ihr Glück wünschten, denn sie war nicht ein einziges Mal stecken geblieben, ja, nicht ein Wort hatte sie verwechselt. Man gab sich der Hoffnung hin, sie werde nicht alle die schönen Reime für sich behalten.

„Wenn sie Euch gar zu sehr gefallen, kann Anna Euch einige davon abschreiben," erwiderte Lisette geschmeichelt und herablassend. Anna war ihrer Handschrift halber berühmt. Sie mußte alle vorkommenden Pathenzettel, ja selbst Soldatenbriefe schreiben, die gewöhnlich erst Haus bei Haus vorgelesen wurden, ehe die Absender sie zur Post trugen.

Auf dem gepflasterten, sauber gefegten Hofe waren zwei lange aus Dielen zusammengesetzte Tafeln gedeckt; die eine für die „verfreiten," die andere für die ledigen Leute. Am oberen Ende der ersteren saß der Herr Pfarrer, zu seiner Rechten die Frau Meisterin, links der Schulz. Die Hausfrau und Lisette konnten nicht daran denken, sich zu setzen; sie hatten alle Hände voll mit der Bewirthung zu thun. Den Ehrenplatz an dem Tisch der jungen Leute nahm Immanuel in seiner Würde als künftiger Geistlicher ein; wie drüben der Pfarrer, so sprach er hier das Tischgebet. Ernst hatte Anna aufgefordert, sich neben ihn zu setzen, was sie mit freundlicher Bereitwilligkeit that. Während der Mahlzeit ging es ruhig und gemessen zu, denn der Landmann betreibt das Essen wie eine Arbeit, und heute, wo es hoch herging, hatte der Mund vollends etwas Wichtigeres zu thun, als zu reden. Es war unglaublich, welche Menge dampfender Schüsseln aus der Küche des Schulzen auf den Hof wanderten und wie viele Kannen Bier Hans aus den vier Fässern zapfte, welche auf einem großen, umgestülpten Kartoffelkasten zwischen den beiden Tafeln lagen. Der Bursche konnte keinen Augenblick zur Besinnung kommen. Wollte er sich eine Minute Ruhe gönnen und selber einen Zug thun, so erinnerte das laute Geklapper eines Zinnlöffels an dem Rand einer irdenen Kanne ihn daran, daß dieselbe geleert sei, und er setzte sich in Trab, um seinen Pflichten als Mundschenk nachzukommen.

Gegen den Schluß des Mahles ging es lebhafter her. Der Pfarrer, ein eifriger Landwirth, sprach mit den Bauern über Ackerbau und Ernte, während Immanuel und Ernst den jungen Leuten Scenen aus dem Schleswig-Holsteinischen Krieg erzählten, den ersterer als Krankenpfleger, letzterer als Soldat mitgemacht hatte.

Als man vom Tische aufgestanden war, schafften die jungen Bursche Tische und Bänke bei Seite, und der Tanz begann. Nach alter Sitte durfte sich nur die Geistlichkeit von demselben ausschließen. Der Schulz drehte sich im langsamen Walzer mit der Frau Meisterin, Ernst bemühte sich die Frau Schulzin in Takt zu bringen, der Großknecht, welcher als Tänzer berühmt war und sich sogar auf den Rheinländer verstand, führte Lisetten in die Reihen. Anna war bis jetzt nicht aufgefordert worden; sie stand etwas entfernt von den übrigen unter einer Gruppe jüngerer Mädchen und Kinder. Als Ernst seiner Pflicht gegen die Hausfrau genügt hatte und ein neuer Tanz aufgespielt wurde, mischte er sich unter eine Menge junger Bauern, um einige von ihnen zu begrüßen, die ihm bei Tisch zu fern gesessen hatten. Da hörte er in seiner Nähe den Namen Anna aussprechen und er stand stille, als wolle er auf die Musik lauschen.

„Ich versteh' mich nicht auf die Polka; hol der Kuckuk die neumodischen Tänze, sonst würd' ich sie längst herumschwingen," sagte ein junger Bauer, der eine Rose an seinen Hut gesteckt und sein buntseidenes Halstuch nach Art der Matrosen lose um den Hals geschlungen hatte. „Beim nächsten Tanz hol' ich sie."

„Ich hab' nicht den Muth dazu; sie sieht so fürnehm aus wie 'n Stadtfräulein," erwiderte ein Bursche mit flachsblondem, glattem Haar, das bis über die Hälfte seiner Stirne herabfiel und seinen Kopf wie eine Strohkappe bedeckte.

„Trotzdem bleibt sie nur 'n Bauermädel und noch dazu ein armes. Ich will damit aber nichts gesagt haben. Unsereiner braucht nicht auf Geld zu sehen."

„Hast Du was mit ihr im Sinn?"

„Darüber spricht man nicht."

„Das hört sich verdächtig an. Hol Dir nur keinen Korb. Ich weiß wohl, was ich weiß."

„Was denn? Mach keine Winkelzüge; Du siehst ja, daß das Mädel mir gefällt."

„Ich wett', daß mal 'ne Frau Pastorin aus ihr wird."

„Was?"

„Warum sollt' Herr Manwel sie nicht heirathen? Der ist gelehrt genug für zwei, und 'ne hübschere Frau kriegt er sein Lebtag nicht. Wenn sie in der Kirch' an ihrem Platze sitzt und nicht nach links und rechts sieht, sollt' man meinen, sie könnte gar nicht lachen und spaßen, so heilig sieht sie aus. Sie ist nicht, wie die andern Mädel sind, und für 'n Bauern taugt sie ein für alle Mal nicht."

„Du red'st ja wie 'n Buch und bist erst aus dem Ei gekrochen! Aber sag mal, warum sollt' sie dem andern nicht gefallen? Er hat sie bei Tisch angesehn, wie —"

„Wie der Weih' 'ne Taube, woll'n wir sagen, da mir grad' nichts Bessres einfällt," unterbrach ihn der Jüngling. „Ich glaub' nicht, daß der an sie denkt. Er ist fürnehm durch und durch; von dem hast Du nichts zu fürchten."

Ernst hörte es und fuhr zusammen.

„Und seine Mutter würd' ihn lehren!" fuhr der Sprecher fort. „Der ist von Anbeginn ihr Augapfel gewesen, hat Lisette mir gesagt. Er hat auch ganz ihr Gesicht —"

„Still! red leiser!" flüsterte der junge Bauer und sah sich um. Ernst warf einen Blick umher, und seine Augen begegneten denen seiner Mutter. Das Blut stieg ihm in das Gesicht. Die Frau Meisterin hatte das Gespräch mit angehört, und ihr Sohn wußte es, denn er war gewohnt, in ihren Zügen zu lesen. Als sie ihm jetzt langsam den Rücken zudrehte und ihren früheren Platz vor der Hausthür aufsuchte, fühlte er, daß zum ersten Male, soweit seine Gedanken reichten, etwas Fremdes zwischen sie beide trat. Man hätte glauben können, er beobachte den bunten, wirbelnden Kreis der Tanzenden, allein es mußte nicht so sein, denn als ihn jetzt der Saum eines weiß und hellroth gestreiften Kleides im Vorüberflattern berührte, trat er hastig weiter zurück und schob seinen Hut tiefer in die Stirn, wie jemand, den die Sonne blendet. Es war das Kleid der kleinen Anna, die am Arm des jungen Bauern leicht und hüpfend wie ein Kind mit dem andern Schwarm an ihm vorübertanzte. Als sie wieder an dieselbe Stelle kam, dankte sie ihrem Tänzer und blieb neben Ernst stehen.

„Du bist mit Leib und Seele dabei, Aennchen," sagte er mit erzwungenem Lächeln.

„Glaubst Du? Doch ja, Du hast recht. Ich bin so froh, wie kein Mensch es sich denken kann!"

„Ich bin es nicht!"

„Was fehlt Dir?"

„Ich reise morgen ab."

„Stille, stille! denke nicht an morgen. Dieser Tag ist noch unser. Willst Du wissen, warum ich so froh bin, Ernst? Mit den andern tanze ich, — das ist es nicht, was mich fröhlich macht, aber hernach, hernach!"

„Was meinst Du?" fragte er und verwandte keinen Blick von ihrem mit reizendem Roth überhauchten Gesicht.

„Hast Du vergessen?" sagte sie und ließ ihre Stimme sinken. „Wenn die Sonne tief steht, wolltest Du mit mir auf den Berg am Walde gehn! O wenn es doch erst Abend wäre!"

Er lächelte. „Ob ich es vergessen habe! Aber es ist noch lange bis dahin."

Sie wollte antworten, als des Schulzen Hans eben mit einem linkischen Kratzfuß vor sie hintrat und fragte: „Gönnt Jungfer Aennchen einem die Ehr'?"

„Warum nicht?" erwiderte sie lachend.

„Wir könnten 'n Rheinländer probiren. Lisette und ich haben gestern Abend auf dem Scheunenflur geübt."

„Ich trau' Deiner Kunst nicht; wenn Du mit mir tanzen willst, mußt Du einen Walzer bestellen oder einen Galopp. Beeile Dich, eh' ein andrer mich holt." Hans besann sich ein Weilchen und erwiderte dann: „Meinetwegen, da Du doch alles mit einem machst, was Du willst."

Ernst verließ den Platz und ging zu der kleineren Versammlung, welche sich vor der Hausthür zusammengefunden hatte; Immanuel saß dort ehrsam neben dem Pfarrer und sprach mit ihm über kirchliche Dinge, während die Meisterin schweigend zuhörte.

„Ein Abtrünniger," sagte der alte Mann, als Ernst sich näherte.

„Aber kein Feind," erwiderte Ernst mit Ruhe. „Machen Sie mir nicht länger einen Vorwurf aus einem Irrthum, den ich Gottlob erkannte, ehe es zu spät war, und bringen Sie die sechszehn Jahre in Betracht, welche ich eben erreicht hatte, als ich mich für einen Lebensberuf entscheiden mußte."

„Fühlen Sie auf Ihrer neuen Laufbahn Befriedigung, lieber Ernst?" fragte der Pfarrer in versöhnlichem Tone.

„Die vollste. Es ist ein großes, ein heiliges Amt, den Unterdrückten und Verfolgten zu ihrem Rechte zu verhelfen und die Bosheit der Verbrecher und Verräther an das Licht zu ziehen und zu strafen."

„Ihr müßtet sehn, wie Ernst sich oft bis spät in die Nacht in das Studium seiner gelehrten Werke vertieft, um sich zu seinem Amt tüchtig zu machen," sprach Immanuel mit der Wärme, die ihn stets auszeichnete, wenn er von seinem Bruder redete.

„Wohl ihm, wenn er es thut!" sagte die Meisterin. „Arbeit bewahrt vor unnützen Gedanken und den Verirrungen der Jugend."

„Arbeit und Gebet," sprach der Pfarrer. „Bet und arbeit, so hilft Dir Gott allzeit."

„Wo ist Anna?" fragte die Meisterin mit einem zerstreuten Blick und in scharfem Tone. „Sie hat genug getanzt. Rufe sie, Immanuel. Wenn Ihr, wie der Herr Pfarrer vorhin sagte, einen Spaziergang nach dem Waldberg verabredet habt, ist es Zeit, daß Ihr aufbrecht."

„Das junge Volk will mir bis zu jenem Punkt das Geleit geben. Ich habe noch manches mit Immanuel zu besprechen," sagte der Pfarrer, indem er sich von seinem Platz erhob.

„Du gehst doch mit uns, Mutter?" fragte Ernst.

„Nein, mir ist nicht ganz wohl; zu Hause wird mein Kopfweh gelinder werden."

„Es sollte mir leid thun, wenn unser Walzer Schuld daran wäre, Frau Meisterin," sagte der Schulz, „aber Ihr wißt, daß das Ding nicht seine Ordnung hat, wenn die Alten sich nicht auch herumdrehen."

„Macht Euch keine Gedanken darüber; es ist nicht das erste Mal, daß mir der Kopf weh thut," erwiderte sie und nahm Abschied von der kleinen Gesellschaft. Ernst wollte sie nach Hause geleiten, allein sie lehnte es mit Bestimmtheit ab, um, wie sie sagte, sein Vergnügen nicht zu verkürzen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Altmeister der Erdkunde.

Eine glückliche Fügung ist es, daß in den Tagen, wo der Schirmherr des Norddeutschen Bundes den ersten deutschen Kriegshafen eröffnete und unsre unter einer Flagge fahrende Flotte zu immer höherer Geltung gelangt, auch die Erinnerung an einen deutschen Mann wieder wachgerufen wurde, dem die nautischen Wissenschaften unendlich viel verdanken, dessen Name mit Verehrung von den Seefahrern aller Nationen genannt wird. Wenn ein Schiff über den Ocean seinen Weg zieht und der Schiffer sich die Frage aufwirft: „Wo stehe, wohin gehe ich?" so greift er zur Karte in Mercators Projection, die sein unzertrennlicher Begleiter ist, und wenn der Steuermann in dem meerbeherrschenden England sein Examen ablegt, so ist eine der ersten Fragen, die an ihn gerichtet werden, die, ob er das Segeln nach den Grundsätzen Mercators kenne. Der Mann, über dessen Leben wir hier einige Mittheilungen machen wollen, kann als einer der großen Marksteine bezeichnet werden, wie sie in der Geschichte aller Wissenschaften als leuchtende Vorbilder dastehen und für Jahrhunderte den Weg vorschreiben, den seine Nachfolger zu betreten haben. Und Gerhard Mercator, so dürfen wir jetzt sicher und mit Stolz ausrufen, war unser! Wie der Polen Neid uns den Copernicus entfremden und ihn zu einem Slaven

Gerhard Mercator.

stempeln wollte, so haben wir es uns bis zu diesem Jahre von aller Welt sagen lassen müssen, Mercator sei ein Flaming gewesen. Ja, wenn jene alten Westerlinge, die einst die unsern waren, nun aber wie ein abgehauener Ast zur Seite des mächtigen Mutterstammes liegen, sich noch im Geiste eins mit uns fühlten und zurückstrebten zum Ganzen, dann brauchten wir kein Gewicht darauf zu legen, ob Mercators Wiege diesseit oder jenseit der Maas gestanden — da es aber der Niederländer Art heute ist, sich in einen auf die Dauer unhaltbaren Gegensatz zu uns zu bringen, so war es an der Zeit ihnen zu weisen, was Rechtens ist.

Bisher waren über den großen Gelehrten, der die Erdkarte zeichnete, auf welcher der Globus in „Mercators Projection" entrollt ist, die sonderbarsten Irrthümer verbreitet. Wie wenig wußte man über sein Leben, seine Werke! Und jetzt, gerade dreihundert Jahre, nachdem er seine große Weltkarte zum Gebrauche der Seefahrer entworfen hat, mit der eine Reform der Kartographie angebahnt, eine neue Epoche der Steuermannskunst begründet wurde, jetzt wird es licht, sein Leben, seine Thaten finden Würdigung in einer von deutschem Fleiße und deutscher Gelehrsamkeit zeugenden Schrift des vortrefflichen Directors der Bremer Steuermannsschule, Dr. Breusing, die den Titel führt: Gerhard Kremer, genannt Mercator, der deutsche Geograph. Aus ihr entnehmen wir, um damit zum Studium jener Schrift selbst anzuregen, das Folgende.

Im Jahre 1512 waren die Eheleute Hubert und Emerentia Kremer, die im Jülicher Lande ansässig waren, in dem flandrischen Städtchen Rupelmonde bei einem Verwandten zum Besuche, und auf dieser Reise war es, daß ihnen am 5. März ihr Sohn Gerhard geboren wurde, der durch diese zufällige Geburt nicht zum Flaming geworden sein kann, denn seine Erziehung, seinen Unterricht erhielt er in Deutschland, wo er auch den größeren Theil seines Lebens zubrachte und begraben liegt. Er selbst aber hat einer der unsrigen sein wollen, wie er denn 1585 ausdrücklich schrieb: „Obwohl ich in Flandern geboren bin, so sind doch die Herzoge von Jülich meine angestammten Herren, denn unter ihrem Schutze bin ich im Jülicher Lande und von Jülichschen Eltern erzeugt und erzogen." Ueber seine Jugendjahre verlautet wenig. Wir wissen nur, daß der Jüngling im „Hause der Brüder vom gemeinsamen Leben" zu Herzogenbusch seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt. Jene fromme Gemeinde, die Männer wie Thomas a Kempis zu ihren Mitgliedern zählte, suchte durch einfach sittliche Lebensweise und gemein-

Digitized by Google

same Andachtsübungen auf sich selbst, durch christlichen Volksunterricht auf die Jugendbildung nach außen zu wirken. Dort war es, wo der Grund zu Kremers — der seinen Namen nach der damaligen Sitte in das lateinische Mercator übersetzte — Frömmigkeit, die er zeitlebens bewahrte, gelegt wurde und wo ihn sein Lehrer Macropedius auf die humanistischen Studien hinwies, denen er sich auch 1530 auf der Hochschule Löwen widmete. Nachdem er das Baccalaureat erlangt, verließ er sein Studium plötzlich. Breusing lehrt uns den Grund dafür kennen. Im Reiche der Philosophie herrschte damals unbeschränkt Aristoteles; doch als Mercator erkannte, daß dessen Lehren nicht mit der Schöpfungsgeschichte der heiligen Schrift in Einklang zu bringen seien, überkam ihn eine gewaltige Unruhe. „Der Glaube siegte bei ihm über die Weisheit dieser Welt; das geoffenbarte Wort blieb ihm Wahrheit, und er faßte den Entschluß, sein Wissen und sein Denken fortan in den Dienst der heiligen Schrift zu stellen." Diesem Entschlusse ist er auch treu geblieben. Als Brotstudium aber ergriff er die Mathematik.

Kaum 24 Jahre alt, heirathete Mercator im Jahre 1536 Barbara Schellekeu aus Löwen, und bald hatte er für eine Familie zu sorgen. Er wandte sich praktisch-mechanischen Arbeiten zu, verkaufte Astrolabien u. s. w., lernte Landkarten stechen und gab als Frucht seiner biblischen Studien 1537 eine Karte Palästinas heraus, der bald eine Karte Flanderns folgte. Da die gothische Schrift für kartographische Arbeiten sich ungeeignet erwies, so that Mercator einen reformatorischen Schritt — seinen ersten — und führte die lateinische Schrift für Karten ein, die seitdem allgemein üblich wurde. Auch seine mechanischen Arbeiten fanden günstige Aufnahme, und prächtige Globen, wie andre Kunstwerke, die er für den kaiserlichen Reichssiegelbewahrer Granvella und Karl V selbst anfertigte, bezeugten seine ungewöhnliche Tüchtigkeit auch in diesem Fache.

In das still dahinfließende Leben des Gelehrten fällt 1544 ein trauriger Zwischenfall. Auf einer Reise nach Rupelmonde, wohin er sich zur Ordnung des Nachlasses eines Onkels begeben, wurde er von dem Generalprocurator von Brabant verhaftet und in das Gefängniß abgeführt, da er im Verdachte stand, einer der „vermaledeiten Sekten" anzugehören, denen man damals den Proceß machte. Wie unschuldig auch Mercator war und trotz der Verwendung seines Beichtvaters, er blieb im strengsten Verwahrsam und erlangte erst nach einem Vierteljahre seine Freiheit unter bisher unbekannten Verhältnissen wieder. Jene unschuldige Einkerkerung brachte aber einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth hervor, und zeitlebens verließ ihn nun die Angst nicht mehr, daß er von Widersachern verfolgt werde.

Wieder befreit, setzte Mercator seine Studien fort. Wie aus einem seiner Briefe an den Bischof von Arras vom Jahre 1546 hervorgeht, stellte er damals schon die Abweichung der Magnetnadel fest, welche der Seemann „Mißweisung" nennt. Zwar hatte diese schon Columbus im Jahre 1492 beobachtet, allein durch das ganze sechzehnte Jahrhundert hatte man darüber keine klaren Vorstellungen, und erst Mercator brachte die Thatsache zur allgemeinen Anerkennung. Auch war er es — und nicht, wie Breusing schlagend nachweist, der Spanier Martin Cortes — welcher die Anfänge einer Theorie des Erdmagnetismus gab und zuerst die Lage des magnetischen Poles berechnete, auf dessen Feststellung er besonderen Werth legte. Auf dem charakteristischen Bilde, das wir nach einem alten Kupferstiche hier wiedergeben, ist Mercator mit einem Erdglobus zur Seite dargestellt, auf dem er mit dem Zirkel den magnetischen Pol absetzt.

Bisher hatte Mercator in Löwen gewohnt. Im Jahre 1552 siedelte er dann dauernd nach Duisburg über, das ihn von nun an den Seinen nannte, in dessen gastlichen Mauern er seine bedeutendsten Werke schuf. Was ihn zu diesem Schritte veranlaßte, ist nicht näher bekannt geworden — aber zur Ehre Duisburgs gereichte er, denn von hier ging nun die Reformation der Erdkunde aus.

Das erste größere Werk, das er auf deutschem Boden wieder schuf, war seine große Karte von Europa, die uns leider nur in einer verkleinerten Nachbildung erhalten ist, die aber seinen Ruf als des größten darstellenden Geographen seiner Zeit begründete. Als 1559 das Duisburger Gymnasium begründet wurde, war es Mercator, der als Lehrer der Mathematik drei Jahre lang als Zierde desselben dastand. Immer weiter verbreitete sich der Ruhm des Mannes, und als der Herzog von Lothringen 1564 sein Land kartographisch aufnehmen lassen wollte, da war es der berühmte Duisburger Geograph, dem jene Aufgabe zufiel. Ohne ein Polyhistor im anrüchigen Sinne des Wortes zu sein, war Mercator doch ungemein vielseitig. Als Astronom und Chronolog, als Geschichtsschreiber und Theolog, als Mathematiker und ausübender Geodät, als Kartenzeichner, Kupferstecher und Mechaniker entwickelte er eine großartige Thätigkeit. Aber so heterogen diese Disciplinen auch erscheinen, er betrachtet sie nur als Bausteine zu seiner Kosmographie oder Weltbeschreibung, die eine vollständige Geschichte des Himmels, der Erde und der Menschen werden sollte, von der allerdings nur 1568 die mit allgemeinem Beifall aufgenommene „Chronologie" erschien, ein in synchronistischen Tafeln abgefaßtes Werk, in dem auch eine vollständige Evangelienharmonie enthalten ist.

Hatte diese Arbeit wegen des damaligen Standes der geschichtlichen Kenntnisse und der astronomischen Zeitrechnung auch nur für die Periode, in der sie erschien, Werth, so steht seine 1569 im August veröffentlichte Weltkarte in der Geschichte der Geographie und Schifffahrtskunde epochemachend da. „Von ihr datirt die Reform der Kartographie, die kein zweites Werk von gleicher Bedeutung in ihren Jahrbüchern zu verzeichnen hat." Nachdem die Schifffahrt durch die Erfindung des Kompasses eine andere geworden, konnte der Seemann sich hinaus auf das offene Meer wagen. Aber die Karten, in die er seinen Kurs eintragen sollte, erwiesen sich als höchst unbrauchbar, und nur in den seltensten Fällen führten sie zum Ziele. Nichts stimmte, kein Kartograph wußte Abhilfe, bis Mercator das Räthsel löste. „Er erkannte den Grund des Fehlers, an dem die alten Seekarten krankten und fand das Mittel, durch welches allein Abhilfe geschaffen werden konnte; er stellte nicht nur für die Projection, nach welcher die Seekarten entworfen werden müssen, das richtige Princip auf, sondern gab auch eine vollständige Anweisung für ihren Gebrauch." Er selbst hat sich über die Principien auf seiner Karte in einer Zuschrift an die Leser ausgesprochen, worin er hervorhebt, daß es ihm hauptsächlich darum zu thun gewesen sei, die Kugeloberfläche so in der Ebene auszubreiten, daß die Lage aller Punkte nicht nur nach Breite und Länge, sondern auch in Bezug auf ihre gegenseitige Richtung und Entfernung genau der Wirklichkeit entsprechen und die Gestalt der Länder, soweit dies überhaupt möglich ist, derjenigen auf der Kugeloberfläche ähnlich bleibt. Und das erreichte er auch durch die nach ihm benannte Projection, in der er die Breitengrade nach beiden Polen zu allmählich in demselben Verhältnisse vergrößerte, wie die Breitenparallelen in ihrem Verhältnisse zum Aequator zunahmen. Klar und deutlich hatte er in seiner Zuschrift die Grundsätze, die ihn leiteten, entwickelt, und dennoch wagten es die Engländer, einen Theil des Verdienstes, welches Mercator gebührt, ihrem Landsmann Edward Wright zuzusprechen, weil dieser dreißig Jahre später Tafeln berechnet, wodurch es jedem auch ohne mathematische Kenntnisse möglich wird, Seekarten zu construiren. Schlagend weist Breusing die aus Unkenntniß und Neid hervorgegangenen Ansprüche zurück; die Ehre, das Prinzip jener Karte deutlich ausgesprochen, zuerst ihre vollständige Gebrauchsanweisung gegeben zu haben, bleibt Mercator.

Rastlos arbeitete Kremer weiter, und alles, was er schuf, trug das Gepräge des Genius. Die Karten zur Geographie des Claudius Ptolemäus rührten von einem etwas späteren Geographen, Agathodämon, her, stimmten aber nicht immer mit dem Texte überein. Mercator war es, der 1578 zu Köln Karten zum Ptolemäus herausgab, die dessen Angaben sich genau anschlossen und bis heute noch Geltung haben. So wie er hiermit über die alte Geographie helles Licht verbreitete, wollte er nun auch der neueren Erdkunde durch eine Kartensammlung sich dienstbar erweisen. Ein Vierteljahrhundert arbeitete er an jenen Kartenbildern, von denen jedes einzelne einen Fortschritt in der Wissenschaft bezeichnet — aber die Vollendung sollte er nicht mehr erleben. Nachdem er die letzten Jahre gekränkelt, entschlief er am 2. December 1594 im hohen Alter von 82 Jahren. Seine letzten vernehmlichen Worte waren eine Bitte an den Geistlichen, daß er seiner im Gebete gedenken möge. In der Salvatorkirche zu Duisburg wurde er beigesetzt.

Sein Sohn Rumold war in des Vaters Fußtapfen getreten. Er vollendete das Kartenwerk und gab es 1595 zu Duisburg im Selbstverlage der Mercatorschen Erben unter dem vom Vater für das Ganze gewählten Titel: „Atlas" heraus, und von jener Zeit an ist es allgemeiner Gebrauch geworden, eine Kartensammlung als „Atlas" zu bezeichnen. Das Geschlecht der weit verbreiteten Atlanten, herab

bis auf Stieler und Kiepert, führt also seinen Stammbaum auf den alten Mercator zurück.

Mercators große Karte, sein Hauptwerk, ist dem Herzoge Wilhelm von Cleve gewidmet. „Der Name Wilhelm," ruft patriotisch Dr. Breusing aus, „darf von dem epochemachenden Werke nicht getrennt werden. Seit drei Jahrhunderten ist er auf dem Herzogthrone nicht wiedergekehrt, jetzt begrüßen wir den Nachkommen des Herzogs Wilhelm im Königsmantel auch als Erben des Namens, und der Name Wilhelm ist ein providentieller gewesen. Unter diesem Namen hat endlich der heiße Wunsch des deutschen Seemanns Erfüllung gefunden, ihm ist mit der deutschen Flagge auch ein Vaterland und mit der Kriegsflotte Schutz und Schirm in der Fremde geworden."

Ungeschmälert haben die größten Fachleute der letzten drei Jahrhunderte Mercators hohe Verdienste anerkannt, dankbar nennen die Seeleute aller Nationen seinen Namen, stolz erkennt jetzt Deutschland ihn ganz als sein eigen. Dem Dank gegen den großen Reformator der Kartographie Ausdruck zu geben, ist in Duisburg, wo er gewirkt, ein Ausschuß*) zusammengetreten, der die Errichtung eines Mercatordenkmals anstrebt, zu dem der Grundstein am 3. August dieses Jahres gelegt werden soll. Dann sind 300 Jahre verflossen, daß die berühmte Weltkarte ans Licht trat; auf jenen Tag fällt aber auch der Geburtstag Friedrich Wilhelms III, der die Lande Jülich und Cleve für immer vereinigte. Die Nation wird nicht säumen, ihre Pflicht zu thun und nach Kräften beisteuern zum Monumente Gerhard Mercators!

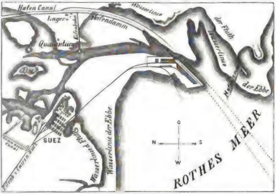
Dr. Richard Andree.

*) An der Spitze des Ausschusses steht Herr Bürgermeister Keller, an den man Sendungen, sowie Briefe um weitere Auskunft zu richten bittet.

Eine Fahrt auf dem Suezcanal.

Von Dr. Wilhelm Hamm.

(Schluß.)



Hafen von Suez.

Um den Canal bis zum Hafen der Stadt Suez zu bringen, mußte derselbe noch eine Strecke von 2 Kilometern durch das hier sehr seichte rothe Meer geführt werden. Er endigt an einer der Stadt südöstlich gegenüber liegenden Landzunge und ist hier durch einen mächtigen Steindamm gegen den Anprall der Wogen geschützt. Zugleich wird auf der Rhede ein Bassin von 300 Meter Breite und 750 Meter Länge errichtet, das einen völlig sicheren Hafen bilden wird, in welchem die größten Fahrzeuge unmittelbar an den Quais anlegen können. Diesen letzteren Bau hat die ägyptische Regierung auf ihre eigenen Kosten unternommen. Die Stadt Suez selber, ehedem ein trostlos verkommener Ort, hat sich, zum Theil allerdings auch in Folge der in ihr mündenden Eisenbahn von Kairo, binnen weniger Jahre erstaunlich gehoben und ein völlig civilisirtes, fast großstädtisches Aeußeres gewonnen. Von 5000 Einwohnern im Jahre 1860 ist ihre Bevölkerung auf über 20,000 gestiegen; stattliche, aus Stein erbaute Gebäude, darunter wahre Paläste, wachsen gleichsam aus der Erde, und ihre Hotels können mit den besten Europas wetteifern. Eigenthümlich ist, daß die dienende Klasse daselbst fast nur aus Hindus und Malayen besteht, welche sich oft recht sonderbar mitten im Luxus französischer Civilisation ausnehmen. Der Verkehr ist schon jetzt ein außerordentlicher, natürlich sieht man einer großartigen Steigerung entgegen, sobald ihm auch einmal der Canal übergeben sein wird. Die Dampfer der Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company und der französischen Messageries Impériales, welche die europäische Ueberlandpost einnehmen und nach Indien befördern, ankern auf der Rhede neben den plumpen arabischen Dahabiës und den kleinen Sanadahls (Nilbarken) der Küstenschiffer; zierliche ägyptische Kriegsschiffe, Lichterfahrzeuge und Transportschiffe aller Art geben schon jetzt eine gute Meinung von der Regsamkeit, welche sich hier entfaltet. Die Eisenbahn durchschneidet, nachdem sie die Südweststadt passirt hat, einen durch die Ebbe trocken werdenden Meeresarm, so daß sie bis zu den Hafendocks führt; ein großartiger Trockendock zur Radobbirung der größten Schiffe ist auf Regierungskosten hergerichtet worden.

Somit haben wir unsere Wanderung längs des Suezcanals beschlossen, und nicht ohne tiefe Bewunderung blicken wir auf das zurück, was sie uns gezeigt hat. Ein Zweifel ist kaum mehr gestattet, höchstens dürfte sich derselbe von jetzt an noch erstrecken auf die Möglichkeit der Eröffnung zur festgesetzten Zeit und auf die Rentabilität des Unternehmens. Aber selbst gegen diesen würden, so wie heute die Sache liegt und unvorhergesehene Zufälle abgerechnet, Thatsachen und Zahlen sprechen. Bis zum November wird allerdings der ganze Canal mit allen seinen Nebenarbeiten keineswegs fertig werden, dazu gehören mindestens noch zwei Jahre. Allein jedenfalls wird bis dahin eine Wasserverbindung zwischen den beiden Meeren hergestellt sein, welche gewöhnlichen Fahrzeugen den ungehinderten Durchgang gestattet. Es ist daran zu erinnern, daß einzelne Strecken, so bei El Ferdane, bei Kansura, dann zwischen Chalouf und Suez überhaupt vorläufig nur auf eine Canalbreite von 22 Meter in Angriff genommen worden sind; sie wird hinreichen, bei den Eröffnungsfeierlichkeiten mehrere der größten Ostindienfahrer als Passanten paradiren zu lassen, allein bis der ungehinderte Verkehr der letzteren wird stattfinden können, vergeht jedenfalls noch die angedeutete Frist, binnen welcher auch die schwierigste Aufgabe, die vollständige Ausfüllung der Bitterseen, zur Lösung gebracht werden wird. Herr von Lesseps konnte also die feierliche Verpflichtung der Innehaltung des Eröffnungstermins um so sicherer eingehen, als seine Bauunternehmer, Lavalley und Borel, eine besondere Remuneration von 3 Millionen Francs erhalten, wenn sie bis dahin fertig sind, während sie für jede Woche Verzögerung eine Strafsumme von 500,000 Francs zu erlegen haben. Im Februar d. J. waren von der gesammten Canalstrecke von 162 Kilometern 87 im Bau gänzlich beendigt, 40 entfallen auf die Bitterseen, von den bleibenden 35 Kilometern waren, neuesten Nachrichten zufolge, am 1. Juli schon 33 fertig und hat der Wassereinlaß stattgefunden. Es lag und liegt im Interesse der Suezcompagnie, ihr Werk dem Verkehr zu übergeben, um die darin angelegten Capitalien so bald als möglich zinsbar zu machen, wenn gleich anfänglich nicht im vollen, später zu erwartenden Maße. Das gesammte nominelle Actiencapital beträgt 423 Millionen Francs; davon waren bis zum

Digitized by Google

April 1868 verausgabt 288,000,000 Francs, eingerechnet der garantirten Interessen, welche den Actionären bisher aus den Baufonds vergütet wurden. Die jährlichen Unterhaltungskosten sind angeschlagen auf 1,570,500 Francs. Für die Rentabilität können die seitherigen Einnahmen allerdings wenig beweisen, nichtsdestoweniger repräsentiren sie schon eine ganz respectable Ziffer. So betrug binnen 4 Monaten im Jahre 1868, bei einer Lastenbewegung von über 30,000 Tonnen, der Nettogewinn 544,000 Francs, ungerechnet die Passage von 62,420 Reisenden, welche im letztvergangenen Jahre den Canal schon benutzten, darunter die Mehrzahl Mekkapilger aus Kleinasien. Die dereinstigen Einnahmen fließen zunächst aus dem Durchgangszoll, der für jedes Schiff ohne Unterschied auf 10 Francs per Tonne festgestellt ist. Bedenkt man, daß der indische Handel, welcher gegenwärtig seinen Weg ums Cap der guten Hoffnung nimmt, jährlich gegen 12 Millionen Tonnen verfrachtet, und läßt allmählich nur die Hälfte davon die viel kürzere, sicherere und profitablere Route über den Isthmus nehmen, so stellt sich schon hierdurch eine ganz hübsche Rente von 15 Procent heraus. Dazu kommt aber, daß die Anlande des Canals, welche in den Besitz der Compagnie übergegangen sind, einen Werth von mindestens 100 Millionen Francs haben, und, mit dem Rechte der Bewässerung verpachtet, ebenfalls mindestens 15 Procent abwerfen werden. Die gesammten Unterhaltungskosten aber werden gedeckt werden durch die Nebeneinnahmen der Gesellschaft für Dockung, Remorquirung, Wasserlieferung, Pilotirung u. s. w. Man hat eingewandt, daß die Kairobahn eine gefährliche Concurrenz des Suezcanals sei — sie ist das nicht, denn bei einer nicht mehr herabsetzbaren Fracht von einem Kreuzer per Centner und Meile kostet auf ihr der Transport einer Tonne Baumwolle von Suez bis zum Mittelmeer 7 Gulden, per Canal aber blos 4 Gulden Transport. Schon hieraus mag man entnehmen, von welchem gewaltigen Einfluß dieser neue Verkehrsweg auf Handel und Industrie sein wird. Hinsichtlich der Modalität und Zeit der Durchfahrt ist folgendes festgestellt worden: Dampfer befahren den Canal mit eigener Dampfkraft und mit einer mittleren Geschwindigkeit von 10 Kilometer per Stunde, so daß sie die ganze Strecke in 16 Stunden zurücklegen können. Segelschiffe über 50 Tonnen Gehalt werden auf ihre Kosten mit einer mittleren Geschwindigkeit von 6 bis 7 Kilometer per Stunde, also in 23—27 Stunden Fahrzeit, remorquirt. Segelschiffe unter 50 Tonnen können frei mit Segeln fahren. Auf Distanzen von 10 bis 12 Kilometer sind Ausweichestationen für die Schiffe angelegt. Jedes Schiff, mit Ausnahme der Segler unter 50 Tonnen Gehalt, muß für die Fahrt durch den Canal sich eines Lootsen bedienen.

Wohl ist es ein Riesenwerk, diese Verbindung zweier Meere, und nicht blos an und für sich, sondern auch in seiner nationalökonomischen und handelspolitischen Bedeutung. Das größte Absatzgebiet der Welt, Ostasien, wird der europäischen Industrie um tausende von Meilen näher gerückt, und wie es dieser ihre verfeinerten Waaren abnimmt, so sendet es ihr hingegen seine unschätzbaren Rohstoffe zu weitaus billigeren Preisen, als früher. Zwar für den Postverkehr wird die neue Wasserstraße nur geringen Vortheil gewähren, wie wir schon in einem früheren Artikel auseinandergesetzt haben.*) Desto größeren aber dem Zuge der Reisenden und dem Handel. Die Schifffahrt wird eine gänzliche Umgestaltung erleiden; der schwerfällige Ostindienfahrer unter Segel wird sich in einen raschen Dampfpropeller verwandeln, denn durch die Verkürzung des Wegs und die wohlfeilere Fracht wird es keinen Anstand mehr haben, Kohlenstationen am rothen Meer, auf den Inseln des Golfs von Aden, an der arabischen Südküste zu errichten, und sie nach und nach auszudehnen, bis wo sie mit dem Material der Insel Formosa sich begegnen. Den nächsten Vortheil von der Eröffnung des Canals werden die Häfen des Mittelmeers haben; schon rüsten sich Marseille, Triest, Fiume, Venedig und Brindisi, ihn mit beiden Händen zu ergreifen und festzuhalten. Aber die Britten werden gewiß nicht dahinten bleiben, und namentlich wird die norddeutsche Handelsmarine, welche ja den Cabotageverkehr Ostasiens größtentheils versieht, den kürzeren Weg nach ihrem Erntefeld hochwillkommen heißen. Tausend Fäden werden sich an die neue Verkehrsstraße knüpfen und sich zu einem weitspannenden Netze internationaler Thätigkeit verknoten, dessen Wirkungen gegenwärtig völlig unberechenbar sind. Wir fühlen daher hier auch keine Veranlassung, ihnen weiter nachzuspüren, wir haben nur zu schildern versucht, was geleistet worden, was in nächster Zeit zu erwarten ist. Aber schließen können wir nicht ohne ein nochmaliges Wort der Anerkennung und des Dankes für den Mann, dessen geistiger Kraft, rastloser Energie und eiserner Beharrlichkeit das Gelingen des großen Unternehmens ganz allein zuzuschreiben ist. Ferdinand von Lesseps, gegenwärtig ein jugendfrischer Greis von 64 Jahren, war und ist die Seele des Werks; tausende hätten an seiner Stelle entweder in behaglicher Ruhe des Lebens Freude genossen oder doch bei den unsagbaren Schwierigkeiten aller Art, die sich der Ausführung entgegenstemmten, hundertmal die Flinte ins Korn geworfen; er aber blieb fest und treu, seine ganze Wesenheit war festgewachsen in der einen Idee, und er brachte sie wirklich ins Leben, Sieger in zahllosen Kämpfen. Aus allen ist er ohne jeden Makel hervorgegangen, die schnödesten Anfeindungen wagten sich nicht an seinen guten Glauben, an seine Redlichkeit und Mannhaftigkeit. Wenn der Erfolg den großen Mann macht, dann wird der Namen „Lesseps“ leuchtend Jahrhunderte hindurch genannt werden, so lange sein Werk, ganz gewiß eines der größten Werke der Neuzeit, besteht, der „Suezcanal.“

*) Vgl. Die Ueberlandspost nach Ostindien. Nr. 35 und 36.

Eine Stunde an der Berliner Börse.

Von Theodor Coßmann.

Wer vor einigen Jahren fremd nach Berlin kam und sich vom Lohndiener im Hotel ein Verzeichniß der Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt geben ließ, erhielt schon eine recht beträchtliche Aufgabe, die ihn manchen Tag beschäftigen konnte; doch wie unendlich hat sich dieselbe noch vergrößert, wie vieles ist in den letzten zehn Jahren dazu gekommen! Werke der Kunst, Denkmäler, industrielle Unternehmungen, architektonische Meisterwerke, dem öffentlichen wie dem privaten Verkehr dienend, und so noch gar vieles andre. Unter diesen baulichen Schöpfungen ragt nun eine hervor, deren Besuch von niemandem versäumt werden sollte, weil sie in vollendet edlem schönen Stil gehalten und weil ihr Inneres, das Treiben in derselben ein so originelles ist, daß nur der Augenschein ein Bild davon zu geben vermag: es ist die Berliner Börse. Wir wollen einmal ein Stündchen daselbst zubringen.

Denn jetzt lohnt es; vor etwa 20 Jahren allerdings war die Börse nur ein kleines, unscheinbares Gebäude, das im Lustgarten zwischen dem Dome und dem Maschinenhause des Springbrunnens noch heute steht; hier versammelte sich die Berliner Kaufmannschaft, hier wurden alle Geschäfte, welche den Geldmarkt betrafen, in Ruhe und Bequemlichkeit abgemacht, das Leben eilte noch nicht und war nicht mit der Hast des heutigen Tages behaftet; es wäre damals für eine arge Lüge erachtet worden, hätte jemand behaupten wollen, er habe so eben, während der Börsenstunden, einen Auftrag nach Wien oder Paris gesandt und schon die Nachricht, daß er ausgeführt worden, zurückerhalten; damals war auch die Zahl der Börsenmitglieder verhältnißmäßig noch gering, und das Privatpublikum ging theilnahmlos dort vorüber, die Börse mit ihrem Treiben interessirte es nicht. Und heute — wie viele Familien, dem Handwerker- und Beamtenstande angehörig, gibt es heute wohl, wo der Courszettel nicht eine mit größerem Eifer durchstudirte Lektüre böte, als das gelesenste Journal! Das Speculationsfieber grassirt jetzt in allen Schichten der Bevölkerung.

Zu jener Zeit auch, als dieser Courszettel, der heute eine volle Folioseite einnimmt, noch aus drei Effecten bestand, was allerdings noch in das letzte Viertheil des vorigen Jahrhunderts fällt, besagte ein Paragraph der Börsenordnung: „Diebe, Meineidige, Frauen und Juden sollen nicht in der ehrbaren Gilde der Kaufleute geduldet werden.“ Wie leer würde wohl die Börse sein, wenn heute noch jener Paragraph in allen seinen Punkten in Geltung wäre! Aber die Bestimmungen wurden nicht streng gehalten, endlich abgeschafft, es wuchs die Zahl der Mitglieder der Kaufmannschaft, das Lokal wurde zu klein, man wanderte aus, im Winter in die Räume des Gro-

piusschen Dioramas, im Sommer in die einer Privatgesellschaft, einer Ressource, bis das Capital zusammengebracht und der jetzige Prachtbau vom Baurath Hitzig, diesem genialen Künstler, errichtet werden konnte. Aber auch er leidet an dem Fehler aller großen, vor 1866 errichteten Gebäude; man hatte nicht das plötzliche, gewaltige Anwachsen Berlins, seine neue Bedeutung als Mittelpunkt Norddeutschlands geahnt, und sie sämmtlich, das Stadtgericht, die Ministerien, die Gefängnisse, das Rathhaus und auch die Börse, die man für viele Geschlechter ausreichend gewähnt, sie sind alle schon nach wenigen Jahren zu klein geworden, und ihre Räumlichkeiten reichen nicht aus. Das ist der Fehler, aber auch der einzige, der Börse.

Blickt man vom Museum her nach dem Wasser, so tritt einem an der Ecke der Burg- und Neuen Friedrichsstraße die Front des stattlichen Gebäudes mit seiner Säulenhalle, seiner Freitreppe, seinem Frontespice und seinen Gruppen auf dem Dach frei entgegen. Von hier kommt man in eine Halle; dem Eingang gegenüber empfängt uns die treffliche Statue des Königs, in sitzender Stellung, ein Meisterwerk des Professor Wolff, ein Geschenk des Commercienraths Mendelsohn; rechts und links führen Tourniquetthüren, mit grünem Tuch beschlagen, in die Garderobenräume der Producten- und der Fondsbörse und durch diese wieder in die eigentlichen Geschäftsräume, aber nur zur Börsenzeit; bei anderen Gelegenheiten, Concerten, Versammlungen u. s. w. gestatten mächtige Thüren aus der Halle selbst den Zugang. So wie wir aber in den eigentlichen Geschäftsraum selbst eintreten, umfängt uns ein solches Gewühl und Geschwirr, daß wir in dem wüsten Toben und Schnurren, gedrängt, gestoßen, angerufen, ob wir „geben" oder „nehmen", umtönt von den verschiedensten Dialecten, vorzugsweise dem stark jüdelnden, den auch die christlichen Besucher sich bald aneignen, keine Ruhe gewinnen, den herrlichen Bau uns klar zu machen. Wir gehen deshalb eine Seitentreppe hinauf zu einer um den ganzen inneren Raum sich entlang ziehenden Galerie, von der aus wir die Schönheit des Baues bewundern können, nachdem wir noch einmal auf das wie das Schwärmen unzähliger Bienenscharen von unten heraufstönende Summen gehorcht und auf die, wie Infusorien im Wassertropfen, auseinander schießenden und wieder sich versammelnden Gestalten geschaut haben. Gegen diese Unruhe bildet der herrliche Raum mit seinen schönen Verhältnissen und seiner inneren Ausschmückung einen wunderbaren Gegensatz wohlthuendster architektonischer Ruhe.

Wir finden vor allen Dingen die volle Ueberlegenheit des 19. Jahrhunderts über die früheren Zeiten in der edlen Structur, der kühnen und breiten Spannung und der vollkommenen Anmuth der eisernen Deckenwölbung, gestützt von zierlich schwebendem bronceenen Gitterwerk. Das Ganze ist ein längliches Viereck von großer Breite und entsprechender Länge, an allen vier Seiten von herrlichen Marmorsäulen umkränzt, die etwa zwei Schritt in den Saal hineintretend, mit der Wand eine Art von Umgang bilden. Diese hohen Säulen, auf weißen Plinten ruhend, sind Monolithe von silbergrauem, schön polirtem schlesischen Marmor, haben blendend weiße Capitäle und sind unter einander ebenfalls durch Bogen von weißem Marmor verbunden. Auf diesen Bogen ruht jene Galerie für die Zuschauer, auf der wir uns befinden, und deren äußere Brüstung aus goldbrauner, durchbrochener Bronce von der saubersten Ciselirung und einem in edlem Stile gehaltenen Muster eine weiße Marmorplatte, gewissermaßen als Anlehnepolster trägt. Auch diese Galerie besteht aus einem Säulengange, indem auf die unteren, der ionischen Ordnung angehörenden Säulen nunmehr korinthische aufgesetzt sind, die aus dem braunen Laubwerk des Geländers anmuthig hervortreten. Auch sie sind grau und weiß gehalten und stimmen somit harmonisch zum Eindruck des Ganzen.

Einen besonderen Schmuck bilden die scharf und prägnant ausgearbeiteten Capitäle, über denen sich ebenfalls die sie zu Arkaden vereinigenden weißen Bogen wölben. Diese doppelten Säulengänge von grandioser Einfachheit in Farbe und Form heben sich nun in einer dem Auge wohlthuenden Weise von einem dunkeln Hintergrunde ab. Die Wandflächen sind nämlich durch ein wenig hervorspringende breite Pilaster von röthlich braunem, sehr dunklem Marmor in Felder getheilt, die ihrerseits wieder mit einem helleren, gelbbräunlichen, gesprenkelten Marmorstuck bekleidet sind. Jede Verzierung, jeder Schmuck der hinteren Wand ist vermieden, um den Blick nicht zu zerstreuen oder zu zersplittern; die erwähnten Doppelarkaden heben sich zu imponirender Höhe empor, nur unterbrochen durch das braune, goldig schimmernde, dem Renaissancegeschmack angehörende Laubgewinde der Ballustrade. Durch große, hohe Fenster fällt das Licht von einer Seite in den Saal, während zwischen je zwei Säulen oben und unten mehrarmige, etwas schwerfällige Gasampeln für die etwa bei Abend nöthig werdende Beleuchtung sorgen.

Für eine Ueberwölbung von Stein wäre der Raum zu breit gewesen, daher wählte man Eisen. Schillernd in goldbrauner Broncefarbe ward es zu diesem leicht gewölbten und reich geschmückten Plafond angewandt, dessen nothwendige Stützen dadurch das Ansehen schwebender Verzierungen erhalten. Die zahlreichen Gurtbögen spannen sich mit zierlicher Leichtigkeit über den weiten Raum und geben in ihrer künstlerischen Vollendung dem Ganzen einen anmuthigen Reiz. Um aber nun eine Trennung des ungeheuren Raumes für die Geschäfte der Fonds- und Productenbörse herbeizuführen, ohne der Einheit des Ganzen zu schaden, führte der Künstler mitten durch das längliche Viereck eine doppelte ionische Säulenreihe, welche quer das Schiff durchschneidet und auf deren weißen Bogen sich eine Verbindungsgalerie mit korinthischen Säulen für den Zuschauer aufbaut, deren Capitäle wiederum einen kleinen Giebel tragen, mit einer Uhr zur Regelung des geschäftlichen Verkehrs; Saturn, umgeben von andern Genossen des Olymps, stützt sich ausruhend auf dieselbe. Auch die beiden Giebelfelder an den Schmalseiten des Saales zeigen Kunstwerke, Freskogemälde des Professor v. Klöber, und zwar auf der Seite der Fondsbörse den Handel, auf der der Productenbörse den Ackerbau darstellend, mit großer Delikatesse in den gedämpften Farbentönen gehalten, welche stets so wohlthuend auf das Auge wirken, wo die Malerei im Dienste der Architektur, ihr untergeordnet, angewendet wird. Die obengenannten Doppelarkaden trennen auf natürliche und leichte Weise den großen Börsenraum in die beiden Abtheilungen, ohne dieselben gegen einander abzuschließen, und legen dem lebendigen Verkehr hinüber und herüber nicht den mindesten Zwang auf.

Und nun, nachdem wir den klassisch schönen Raum genau kennen gelernt, wollen wir hinuntergehen und ein wenig dem höchst unklassischen, sehr materiellen Treiben zuschauen, das sich da mit aller Hast und Unruhe des Marktes umherwirft. Hier unten ist der Raum mit Bänken ausgefüllt, auf denen man die Namen der ehrenwerthesten und berühmtesten Geldgrößen, der Mendelssohn, Schickler, Magnus, Bleichröder, Warschauer, Hansemann, Conrad und Gelpke, Plaut u. s. w. und all der großen Häuser und Institute, die ihren Werth nach Millionen bestimmen, liest; entweder sind die berühmten Chefs selbst, oder ihre Vertreter anwesend, nebst ihrem „jungen Mann", d. h. einem Angestellten ihres Hauses, der den Titel „junger Mann" behält, so lange er in seiner abhängigen Stellung bleibt, und sollte er dabei alt und grau werden. Um die Chefs herum schwärmen die Makler, die großen, deren einzelne ein Jahreseinkommen haben, welches die Civilliste manches kleinen Fürsten überschreitet, und die die Aufträge der Bankiers entgegennehmen, und viele kleinere, die „Jungens" im Börsenjargon genannt, welche jenen Anträge machen, Papiere anbieten oder suchen. Diese Schar rekrutirt sich aus allerlei Volk, aus bankerutten Kaufleuten und Krämern, aus brotlosen Commis, aus entlaufenen Lehrlingen; sie sind es, welche den rüden, dabei kindischen Ton an der Berliner Börse einführen und erhalten, Possen treiben und dergleichen mehr. An der Börse werden täglich so und so viel Bonmots ersonnen oder colportirt, sie hat ihre privilegirten Witzlinge, sowie ihre designirten und prädestinirten Schlachtopfer, an denen alle ihren Witz auslassen und ihr Müthchen kühlen — und doch, trotz alledem, wie gewaltig, wie großartig, wie tief einschneidend in das gesammte öffentliche und Privatleben ist das Treiben der Börse! Man gehe nur an dem, zwar recht theuren, aber sehr wohlbesetzten Büffet vorüber in das Telegraphenzimmer, wo directe Leitungen die Börse von Berlin mit allen Handelsplätzen Europas verbinden und fortwährend die Fragen und Antworten, Aufträge und Forderungen, oft im Betrage von vielen Hunderttausenden, hin und herfliegen, und man wird einen Begriff von der Bedeutung des Geschäftes erlangen; dieses Geschäftes, welches der Menge, die es nicht kennt, nicht versteht, die meint, es werde dort nur ein wagehalsiges Spiel getrieben, um in schwindelhafter Weise schnell Reichthümer zu erwerben, doch so imponirt, daß selbst die Berliner Posse, die doch ungestraft, ja unter dem Beifall der Menge, Kirche, Staat und alle hervorragenden Persönlichkeiten angreifen darf, in der letzten Zeit dreimal den Versuch gemacht hat, die Berliner Börse in ihren Hauptvertretern auf die Bühne zu bringen

und alle drei Male damit glänzend Fiasko gemacht. Zwar wird hier nur um das Geld gehandelt, dies ist das Ziel bei „dieser Jagd nach dem Glücke", wo die kühnsten Jäger den orientalischen Typus tragen, aber das Geld ist heutzutage eine ungeheure Macht, und die Berliner Börse ist ein Weltmarkt geworden, wo das Geld aller Völker cursirt, wo alle Völker und alle Welttheile mit ihren Unternehmungen ein schnell pulsirendes Herzklopfen, eine rege Sympathie erwecken und ein mächtiges Echo.

Und zwar bethätigt sie sich nach allen Richtungen, mit Ausnahme des eigentlichen Waarengeschäftes, denn hierzu gehörte nothwendig die Lage an einem größeren Hafen, da der Waarenhandel, wenn er sich in umfangreicherem Maße entwickeln soll, von einer unmittelbaren Verbindung mit überseeischen Märkten und den Productionsländern unterstützt werden muß; in dieser Beziehung also kann Berlins Bedeutung nicht groß sein. Dagegen hat sich die Stellung der Berliner Börse als Capitalsmarkt von Jahr zu Jahr erweitert, ihr Effectenhandel dehnt sich immer weiter aus, da sie den Hauptmarkt für ein Gebiet mit ungewöhnlicher Capitalskraft bildet. Früher mußten deutsche und speciell preußische Unternehmungen, sowie Staatsanleihen ihr Capital im Auslande suchen, jetzt suchen fremde, des Capitals bedürftige Staaten und Unternehmungen Befriedigung ihrer finanziellen Bedürfnisse in Berlin; bei österreichischen, russischen, italienischen, bairischen, badischen u. s. w. Anleihen hat die Berliner Börse mitgewirkt, die Capitalien zum Bau russischer, rumänischer, ungarischer, selbst amerikanischer Bahnen werden hier geschafft, ganz oder zum Theil und kommen durch Vermittelung der Berliner Börse an den Markt. Dadurch aber wurde das ganze volkswirthschaftliche Leben wie der Blick der Capitalisten erweitert, die statt wie früher, ihr Geld in Pfand- und Rentenbriefen, höchstens in russischen oder österreichischen Staatsfonds anzulegen, jetzt in fremden Ländern mit ihrem Capital an dortigen Unternehmungen, Eisenbahnen und dergleichen mitwirkten und, statt der größeren Sicherheit, welche ihre früheren Anlagen ihnen gewährten, lieber höhere Zinsen nahmen. So stieg die Bedeutung des Berliner Capitalsmarktes immer mehr, und allerlei fremde Papiere aus allen Ländern und Welttheilen bürgerten sich hier ein.

Allerdings war es zunächst Norddeutschland, welches auf die Berliner Börse angewiesen war. Das Capital für das gesammte preußische Eisenbahnnetz, über 800 Millionen Thaler, wurde allein in Berlin vermittelt, und doch fanden noch eine große Zahl von anderen Papieren hier ein Unterkommen; außerdem schaffte Berlin das Capital für eine Menge von Bankinstituten, dann für eine große Zahl von Staatsanleihen, Pfand- und Rentenbriefen. Denn für preußische Anleihen und Unternehmungen ist bisher die Theilnahme des Auslandes sehr gering, nicht sowohl aus politischen Gründen, sondern weil der eigene Markt kräftig genug ist, nicht fremde Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen und weil der von Berlin resp. von Preußen und den inländischen Bahnen, Anleihen, Unternehmungen aller Art gewährte Zinsfuß nicht hoch, der Coursstand nicht niedrig genug ist, um fremde Capitalisten besonders anzulocken, und inländische Anleihen haben noch nicht ausländische Märkte aufzusuchen gebraucht. Dagegen sind fremde Anleihen und Industriepapiere in zwar nicht zu bestimmenden, aber jedenfalls kolossalen Summen auf dem Berliner Markte heimisch geworden, sind von Berliner Capitalisten willig aufgenommen worden, und der Handel in allen diesen, fremden wie heimischen Papieren, bildet den Capitalsmarkt. Auf diesem aber zeigt sich auch am meisten die Solidarität des Capitals und der Börsen; die Course, die hier notirt werden, sind nicht nur das Ergebniß des Berliner Geschäftes, sondern die fremden, namentlich die Wiener und Pariser Börsen, und für das Geschäft in amerikanischen Staatspapieren besonders auch die Londoner und New-Yorker, sind maßgebend; die politischen Vorkommnisse eines Landes werden in den anderen mitgefühlt, das Telegraphennetz ist das Nervensystem, welches die Zuckungen an einem Punkte der Welt gleich überallhin fühlbar macht, darum aber auch ist der Stand des Kaufmanns jetzt ein anderer geworden als früher, sein Blick und somit seine allgemeine Bildung hat sich erweitert, hat sich zur wahrhaft kosmopolitischen aufgeschwungen. Man klagt oft, das Capital habe keinen Patriotismus, kein politisches System — o wohl hat es ein solches, aber eines, das über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus die Welt als seine Heimat ansieht. Das ist die Mission des Capitals, nicht den Egoismus zu predigen, sondern das Weltbürgerthum!

Doch kehren wir zum Berliner Capitalsmarkte zurück, um die hier abgeschlossenen Geschäfte ins Auge zu fassen. Dieselben sind doppelter Art, nämlich Geschäfte mit effectiven, d. h. wirklich gekauften und abgelieferten „Stücken", d. h. Papieren, Actien u. s. w., und speculative Geschäfte. Die Speculation handelt nur mit imaginären Werthen, mit Schlußscheinen, die oft viele Millionen repräsentiren, ohne daß es dazu so kolossaler Geldmittel bedarf. Am „Ultimo", d. h. in den letzten Tagen des Monats, werden dann die Coursdifferenzen zwischen dem Tage des Abschlusses jenes Geschäftes und diesem Ultimo ausgeglichen, wobei auch oft die Summen, die ein Speculant zu zahlen hat, in die Hunderttausende gehen, und jeder solcher Monatsschluß fordert seine Opfer. Jetzt hat sich eine „Liquidationscommission" gebildet, welche die ungeheure Mühe übernimmt, alle diese Speculationsgeschäfte am Ultimo zu reguliren; bei ihr werden sie angemeldet, sie überweiset die Forderungen und Gegenforderungen und endlich die Stücke selbst, die oft durch viele Hände gehen, ehe sie einem endlichen Abnehmer überwiesen werden können. Solche Regulirung beträgt manchen Monat über 50 Millionen Thaler — vor 10 Jahren noch kaum 15 Millionen, ein Beweis für die große und steigende Bedeutung der Berliner Börse, die jetzt im ganzen wirthschaftlichen Leben Norddeutschlands die erste Stelle einnimmt.

Auch als Wechselmarkt hat Berlin in Norddeutschland die erste, in Europa wohl die zweite oder dritte Stelle inne. Das Wechselgeschäft ist der schwierigste Theil des ganzen kaufmännischen Gebietes, erfordert die gediegenste kaufmännische Bildung, die größte Intelligenz, denn hier sind die ganze Weltlage und der Wechselverkehr, die gegenseitigen Beziehungen der Staaten zu einander fortwährend ins Auge zu fassen; von den Wechselcoursen hängt der Preis der Edelmetalle ab, und der ganze Export- und Importverkehr der Völker unterliegt ihrem Einfluß. Und wenn nun der Berliner Wechselmarkt eine so hohe Bedeutung gewonnen, so ist das eine Anerkennung der hier vertretenen Bildung und Intelligenz.

Weniger bedeutend ist der eigentliche Geldmarkt, wo „erste Wechsel", d. h. Wechsel von unzweifelhafter Sicherheit mit den ersten Firmen als Unterschrift coursiren und discontirt werden; dieser Markt steht nur den höchsten Finanzgrößen offen und ist nicht von so allgemein eingreifender Wichtigkeit.

Von nicht geringerer Bedeutung aber ist der Berliner Productenhandel, d. h. der Handel mit Getreide, Oel, Spiritus u. a. Producten; der mit Oel ist allerdings in letzter Zeit durch den wachsenden Petroleumconsum sehr beeinträchtigt worden; im übrigen aber ist dieser Markt ein höchst bedeutender. Berlin vermittelt den Ueberschuß aus dem Osten mit dem Mangel in den westlichen Landestheilen, hierher liefern die Kornländer ihren Ueberfluß, von hier holen die Kornarmen ihren Bedarf. Allerdings ist das Eisenbahnnetz jetzt so vervollkommnet, daß viele Länder schon direct, mit Umgehung Berlins, mit einander handeln, doch aber umfaßt der effective Verkehr noch immer jährlich ca. 20,000 Wispel Weizen, über 100,000 Wispel Roggen, an 30,000 Wispel Gerste, 100,000 Wispel Hafer und etwa 5000 Wispel Erbsen; die Spirituseinfuhr beträgt etwa 30 Millionen Quart. Aber auch hier existirt außerdem noch ein „Lieferungs-" d. h. Speculationshandel, grade wie auf der Fondsbörse, und da circuliren noch ungleich größere Summen, von denen jene nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil bilden.

Das ist die große Bedeutung der Berliner Börse nach allen Seiten hin, und kann man von ihr wohl sagen, daß sie einen hervorragenden Antheil an der Größe Berlins selbst hat.

Und alle diese Geschäfte, in allen Branchen, werden täglich von 12 bis 2 Uhr abgeschlossen; man hatte daran gedacht, die Börsenzeit zu verlegen, um sie der an anderen großen Plätzen mehr conform zu machen, aber die Schwierigkeiten waren zu bedeutend, es hätten das ganze Leben, alle Einrichtungen der Büreaux, alle Post- und Eisenbahnverbindungen geändert werden müssen, und darum unterließ man es. Die beiden Börsenstunden selbst sind in verschiedene Abschnitte getheilt, die ebenso Abschnitte im Geschäft (die Beendigung der „Prämien" Erklärung und dergleichen mehr) bezeichnen; die Geschäfte, welche später als 10 Minuten vor 2 Uhr gemacht werden, bleiben ohne Einfluß auf die Coursbestimmungen. Im Nebenzimmer indessen sitzen die Reporter der verschiedenen Zeitungen, um ihre Berichte zu machen und die ihnen bekannt gewordenen Course zu notiren; mit dem Glockenschlag 2 Uhr hört das Geschäft auf, die vereidigten

Makler gehen auf ihr Zimmer, um die Course aller gehandelten Papiere resp. Producten zu notiren und daraus den amtlichen Courszettel zusammenzusetzen, der sofort im Lokale gedruckt, um $3^1/_4$ Uhr an die Boten der Zeitungen und der Bankhäuser vertheilt zu werden. Das Lokal, der große Saal mit seinen Nebenräumen, in denen so eben noch ein so wildes Treiben geherrscht, soviel gelärmt, gescherzt, gesorgt und gehofft und leider auch soviel betrogen worden, ist wieder still und ruhig, und von dem ganzen wüsten Spuck bleibt nichts übrig, als das in harmonischer Ruhe dastehende architektonische Kunstwerk: Die Berliner Börse.

Die blaue Brille.

Novelle von J. Ludwig.

(Schluß.)

„Leben" — lallte Hubert, der plötzlich wie aus tiefen Träumen in die Höhe fuhr — „leben — leben — frisch den Becher an die Lippen setzen, trinken — trinken, trinken bis zum Grunde — der Rest ist" — er verstummte und starrte auf die Scherben seines Glases, das mit einem schrillen Ton zersprungen war; hatte er wohl zu heftig angestoßen — „die Vernichtung!" murmelte er in sich hinein.

„Kein Mißton!" rief der junge Wirth des Festes — „hier, Hubert! neue Liebe, neues Leben! ein Pereat der bösen Vorbedeutung!" Er reichte ihm ein frischgefülltes Glas. „Komm! laß uns auf die blaue Brille trinken, der ich bei alledem — — mein Glück verdanke" — wollte er noch sagen, aber Huberts Aussehen, sein entsetztes Stieren, sein nach dem Fenster ausgestreckter Arm schnitten ihm das Wort vom Munde ab.

„Die blaue Brille!" schrie es aus dem Kreise, alle sprangen auf, man warf die Stühle um und stürzte nach dem Fenster. „Hier stand sie" — „hier" — „ich habe sie gesehn" — „wo ist sie?" — „wo?" — so rief es durcheinander.

Roland war der Ruhigste von allen. „Laßt uns den Mann verfolgen," sagte er entschlossen „ich will einmal erfahren, wer er ist."

Die jungen Leute eilten aus dem Zimmer in den Garten, aus dem Garten in das Freie; sie liefen Straßen auf und Straßen ab, und kehrten endlich sämmtlich außer Hubert, der als der einzige Bewaffnete — er hatte eine der Pistolen Rolands mitgenommen — der Hitzigste in der Verfolgung und allen weit vorausgewesen war, unverrichteter Sache in das Haus zurück. Es war nicht anders: das „Phantom" mußte mit über- oder unterirdischen Mächten in Verbindung stehen, um so vielen scharfen Augen und gelenken Füßen zu entgehen. Vor dem Garten kamen ihnen die alten Herren, im Garten selbst Serena, gefolgt von dem alten Knuth, der sie offenbar zurückgehalten hatte, in der höchsten Aufregung entgegen. Als sie ihren Bräutigam erblickte, flog sie mit einem halberstickten Aufschrei auf ihn zu; sie hob die Arme gegen ihn, dann fuhr sie wieder scheu zurück und faßte nur wie blind nach seinen Händen. Roland, der es mit verhaltenem Entzücken inne wurde, welcher Leidenschaft sein sanftes Mädchen fähig sei, führte sie unter dem Vorwande, der wohl nicht allein ein Vorwand war: daß sie sich erholen müsse, tiefer in die Biegungen des Weges hinein, wobei er es den andern überließ, zu berathen, ob man die Polizei von dem Vorfall benachrichtigen solle oder nicht. Man entschied sich für das erstere; einige der jungen Gäste gingen, um die Anzeige zu machen; die übrigen holten ihre Hüte und empfahlen sich, — Hubert kam nicht zurück — er mochte es bequemer gefunden haben, sich statt dessen sogleich in seine eigne Wohnung zu begeben — und so lag der Garten, der so eben noch der Schauplatz sehr lebendiger Scenen gewesen war, wieder im gewohnten Frieden vor den Liebenden.

„Aber — Kind! Serena!" fragte Roland, als er fühlte, wie die Braut noch fort und fort an seinem Arme zitterte — sie blickte zu ihm auf und bemühte sich zu lächeln, doch es war zu sichtbar, daß sie sich bemühen mußte. „Ist es doch" — fuhr er plötzlich fort — „als hätten wir nicht nur die Ringe, sondern auch die Seelen ausgetauscht mit der Verlobung? Ich erkenne Dich nicht wieder — Du, deren klarer Geist über all das Dunkel triumphirte — willst Du jetzt selber jener Macht verfallen, der mich Deine Liebe erst entrissen hat?" —

„Still! still! sprich nicht von ihr" — flüsterte sie erregt, indem sich ihre schmalen kalten Finger unruhig zuckend durch die seinen wanden, die sie fest und warm umschlossen hielten — „sprich nicht von den geheimnißvollen Mächten, die — —"

„Keine Gewalt mehr haben sollen — weder über Dich, noch über mich" — fiel Roland ein mit jenem Tone warmer und gewisser Zuversicht, der mehr als alle Gegengründe wirkend, selten oder niemals seines Eindruckes verfehlt. So auch hier. Serena wurde sichtlich ruhiger, doch blieb sie stumm und hielt sich krampfhaft an ihm fest, bis sie, wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, seinen Arm plötzlich fahren ließ und stehenbleibend auch ihn zum Stehenbleiben zwang. „Hörtest Du es?" schrie sie auf: „Ein Schuß!" „Nicht doch!" beruhigte er die Erregte: „es ist die große Glocke, die zum Schlagen aushebt: eins — — —" „Zwei — drei — vier —" zählte Serena weiter und weiter, die Zahlen von sich stoßend, wie Feinde, die sie noch von ihrem Glücke trennten, und zwischen je zwei Schlägen, die sich zögernd, gleichsam widerwillig folgten, in die Ferne lauschend und rastlos mit den Augen um sich spähend, als ob sie hinter jedem Baume, jedem Busche hervor das Vortreten von irgend etwas Entsetzlichem zu erwarten habe. „Zwölf" — sagte sie endlich mit einem tiefen, langen Athemzuge, und als sie das gesagt, sank sie an ihm niedergleitend in die Kniee: „Dieser fürchterliche Tag — er ist zu Ende" — — Und unaufhaltsam brach sie in ein leises Weinen aus. Er hatte sie noch niemals weinen hören — seine ganze Seele wandte sich in ihm bei diesen Tönen.

„Ist es das gewesen? — — o — Serena!"

„Ja — ich glaube, daß es das gewesen ist — — —"

Er hob sie auf; sie ließ es still geschehen. In ihren Augen waren noch die Thränen, aber durch die Thränen brach mit einem Mal das alte helle Leuchten wieder:

„Roland!" sagte sie so leise, daß er sich zu ihrem Munde neigen mußte, um sie zu verstehen — „wenn Du dachtest, eine kluge Frau zu haben —"

„Nun?" fragte er gespannt.

„So ist es mir leid um Dich — — — auch die klügsten Frauen werden unklug — wenn sie lieben." Das letzte hatte sie kaum gehaucht; er aber hatte sie sehr wohl verstanden.

„So müssen wohl die dümmsten Männer endlich vernünftig werden — wenn sie lieben" — rief er aus, indem er das Gesagte mit der That bewies und ihren Lippen, welche noch so lieblich nahe waren, jede Widerrede gründlich abschloß.

Am frühen Morgen des nächsten Tages kam ein Polizeibeamter, um das Vergebliche der nächtlichen Verfolgung zu rapportiren. Von der „blauen Brille" keine Spur; dagegen war — Hubert gefunden worden und zwar — todt! — an einer einsamen Stelle in der Nähe des Canalteichs, wohin die Patrouille erst gegen Morgen kam. Der Leichnam war schon kalt, als man ihn aufhob; die abgefeuerte Pistole neben ihm erwies sich als dieselbe, welche er mit fortgenommen hatte, und so konnte wohl kein Zweifel bleiben, durch wessen Hand der Unglückliche gefallen war. Furchtbar war der Eindruck, den diese Nachricht auf die Verlobte machte. Serena fiel in eine tiefe Ohnmacht, aus der sie nur erwachte, um ein dreitägiges Fieber zu bestehen, das eine längere Abspannung aller Körper- und Seelenkräfte in ihr zurückließ. Der Arzt erklärte die erhöhte Reizbarkeit ihrer Nerven als natürliche Folge der aufopfernden Krankenpflege, der sie sich um Roland unterzogen hatte. Diesen hob indes die neue Sorge um die Geliebte leichter über den plötzlichen, unter so unheimlichen Umständen erfolgten Tod des Freundes hinweg, als er es selbst für möglich gehalten hätte.

Nachdem das erste Entsetzen der Freunde über das jähe Ende eines der Ihrigen überwunden und der junge Mann, der keine Verwandten in dem Orte hatte, unter zahlreicher Betheiligung der Künstlerschaft begraben worden war, erschöpfte man sich in Vermuthungen über die Ursache eines Selbstmordes, der weder in den Verhältnissen des Betreffenden, noch in seiner Gemüthsart begründet lag. Freilich erwies sich diese letztere jetzt, wo man sich zum ersten Male eingehend mit ihr beschäftigte, als eine so proteusartige,

daß man sich verwundert fragte, wie es möglich gewesen sei, so vertraut mit einem Manne zu verkehren, welchen man im Grunde doch so wenig kannte. Es zeigte sich, daß ihn jeder verschieden von dem andern aufgefaßt, jeder seinen Einfluß anders empfunden hatte. Sein Inneres war allen ein verschlossenes Buch geblieben, selbst für Roland, welcher jetzt erschrak, wie er jemandem auf bloße äußere Eigenschaften hin seine Freundschaft hatte schenken können; doch vielleicht war es eben dies geheimnißvoll Verschlossene gewesen, was ihn zu ihm hinzog, während seine Sicherheit ihm imponirt und seine kalte Ruhe jene Macht über ihn gewonnen hatte, welche zum Theile schon in dem bloßen Gegensatz begründet liegt.

Wenn Roland an Huberts letzten Abend dachte, seine Ausgelassenheit, sein seltsames Benehmen, seine aufgeregten Reden und an sein einsam schauerliches Ende, da litt sein Herz noch heiß um den Unglückseligen, aber im Grunde blieb es ruhig, dieses Herz; es war nicht der Verlust, den es beklagte. Und diese Ruhe im Grunde, die die Basis alles echten Glückes ist, sollte nur noch einmal erschüttert werden, als sich in Huberts Nachlaß, den die Freunde auf den Wunsch der fernen Erben ordneten, ein Profilbild Rosa Milanesis vorfand, welches Roland in einem festverschlossenen Couvert entdeckte, das die räthselhafte Aufschrift trug:

„Ein Karneval ist dieses Lebens Spiel —
Die Maske vor! und du gelangst ans Ziel.
Der Stolz der Schönsten ist wohl zu besiegen:
Im Stolze eben wird sie unterliegen.“

Hatte er anfänglich daran gedacht, die Zeichnung als ein Andenken an sich zu nehmen, so gab er den Gedanken sogleich wieder auf, als sich ein ganzes Heer von Vermuthungen an den Fund zu knüpfen und ihn aufs neue zu verwirren begann. Nein! er wollte sich nicht mehr mit Räthseln quälen; er hatte mehr und Besseres zu thun und er stand jetzt durch seine eigne Willenskraft hoch genug über sich selbst, um alles zu vermeiden, was ihn seinem früherm Zustande wieder hätte nähern können.

Die Aerzte, mit denen er sich, theils aus persönlichem, theils aus Interesse für die Wissenschaft eingehend über diesen früheren Zustand unterhielt, erklärten ihn als vollkommen hergestellt von seinem „Nervenleiden“, wie sie schonend sagten. „O! —“ dachte dann der glückliche Patient — „wenn sie, Serena, nicht gewesen wäre, so hätte euch all eure Kunst im Stich gelassen“ — doch hütete er sich wohl, auszusprechen, was er dachte. Die Erinnerung an ihre Krankenpflege gehörte zu dem Lieblichsten, was eine Menschenphantasie erfinden kann und war ihm viel zu heilig, um sie profanen Blicken zu enthüllen. Die Liebe hatte ihn gerettet — das war sein Glaube.

Und Serena — mußte sie, liebend und geliebt, wie sie war, nicht glücklich sein, so wie sie glücklich machte? Was bedeutete der fremde schwermuthsvolle Schleier über ihrem Wesen? War ein Theil des Krankheitsstoffes, den ihre Liebe aus dem Geliebten zog, auf sie selbst zurückgegangen? Hatten ihre sonst so gesunden Nerven unter der wochenlangen Todesangst, den Nachtwachen und der angestrengten Tagespflege wirklich in diesem Grade gelitten, daß ihr selbst das neue Glück nicht mehr den alten Frohsinn geben konnte? Roland nahm das eine mit dem andern an, und nichts hätte ihn gründlicher vor jedem Rückfall in sein altes Uebel bewahren können, als es die Angst um die Geliebte und das Verlangen that, sie vor einem ähnlichen krankhaften Zustande zu bewahren. Sie war dankbar für seine Bemühungen, aufmerksam auf seine Rathschläge, und oft lächelte sie ihn aus dem neuen Trübsinn heraus ganz mit dem alten Sonnenlächeln an, wenn er in liebevollem Eifer fast dieselben Reden und Widerlegungen gegen sie anwandte, mit denen sie ihm früher seine schweren Ahnungen und seinen Schicksalsglauben verwiesen hatte. Und dann — wie lieblich konnte sie nicht sein, wenn sie ihm mit Küssen und mit Scherzen die kleine Ironie abbat, die in diesem Lächeln lag! Wie glücklich war dann Roland — wie glücklich sah Serena aus? und die beiden Väter? sie waren, von ihrem Standpunkte aus die Welt betrachtet, die Glücklichsten von allen. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Arme Rosa!“

„Meine Serena!“

„Nein! nein! Du kannst nicht wissen, wie sie mit sich kämpfte, ehe sie sich zu einem solchen Schritt entschloß — — — einem Manne zuvorzukommen — — —“

„Gewiß nicht lange“ — meinte Roland tröstend — „denn wir hatten uns noch kaum gesehen. Im Süden reifen Früchte und Entschlüsse schneller wie bei uns —“

„Dennoch — wie konntest Du so grausam standhaft sein?“

„Es war nicht meine Schuld oder — wenn Du es so nennen willst — nicht mein Verdienst“ — vertheidigte sich Roland halb im Scherze, halb im Ernste — „es war das Deine. Nein! nein! ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin; es würde mir, nebenbei gesagt, auch gar nichts helfen Deinen Augen gegenüber, die mit ihrem Lichte unerbittlich leuchten in die tiefsten Ecken meiner Seele — denn es ist ein winkeliges Gebäude, diese Seele, und Du kennst Dich besser darin aus, als ich —“

„Du wolltest ja von ihr erzählen“ — lächelte Serena.

„Wahrhaftig — siehe, wie Du mich verwirrst! Du darfst mich aber auch nicht so ansehen — nein! Du darfst mich gar nicht ansehn, wenn ich von jenen anderen Augen reden soll. Bei Italiens Himmel! ja, sie waren schön die Augen — ein Feuer, eine Glut, wenn sie die schweren Lider langsam aufhob, die einem geradezu das Herz versengten — — — Sieh mich an, sieh mich an, Serena! — So — nun ist alles wieder gut. Welches Mannes Herz hätte ihnen widerstehen können, das keinen solchen Talisman besaß! Wir, so wie wir einmal sind, sparen unsern Heldenmuth für andre Gegner. Und dann — Serena! wenn Du wüßtest, wie diese höhnischen, stolzen Lombardentöchter mit uns Deutschen umgegangen sind in jener Zeit! Jeder Hund bekam ein freundlicheres Gesicht, wie wir. Ja! sie waren consequent in ihrem Hasse, sie rächten ihre Väter, ihre Brüder furchtbar an manchem armen schmachtenden Gesellen. Daß ich sie, die eine von den Schönsten war, nur zeichnen durfte, erschien mir eine höchste Gunst. Und nun, wie andern Tags die Alte kommt — —“

„Die mit dem bösen Blicke“ — schaltete Serena leise ein ihrem Roland ängstlich näher rückend.

„Ja — sie nannten sie nur die Malina“ — sagte dieser — „es war ein Weib wie auserlesen zum Kuppel- und Zigeunerwesen“; die jungen Mädchen waren schlecht bei ihr berathen. Ich hatte eine instinctive Scheu vor ihr, und — ich war roh genug, sie von meiner Schwelle zu verweisen — —“

„Natürlich — ehe Du noch wußtest, was sie brachte?“

„Natürlich. Niemals werde ich den Blick vergessen, mit dem sie mir den Zettel vor die Füße warf — — er sollte mich noch einmal treffen, dieser Blick — noch einmal — — —“

„Doch der Zettel“ — erinnerte die Braut.

„Enthielt die Einladung zum Rendezvous: Maskenball in der großen Oper — Erkennungszeichen: blauer Domino und —“

„Blaue Brille!“ flüsterte Serena.

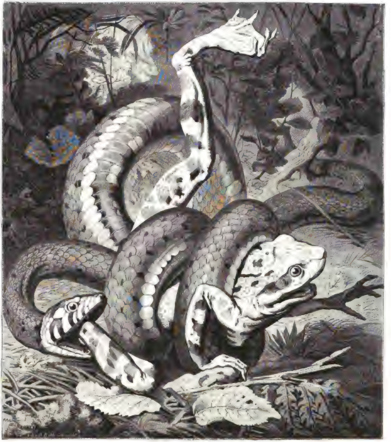
„Blaue Brille!“ — Roland sprang empor — „Ja! Das war es, was mich wieder zu mir selber brachte. Denn, Serena!“ — er kniete vor ihr nieder; es war eine so leichte und natürliche Bewegung, so ohne Schwärmerei und Affectation, so geboten von der überwallenden Empfindung des Augenblicks, daß sie gar nicht daran dachte, sie zu hindern — „denn ich war schon halb und halb — nein! ich war schon ganz entschlossen, auf den Maskenball zu gehen. Der Domino lag da, und eben kam Freund Hubert mit der Brille — da fiel mir eine Episode aus der Kindheit ein — — —“

„Aha — jetzt kommt Miß Smith, die Brillengouvernante —“

„Ganz recht, die mich so wenig leiden mochte, wie ich sie. O — meine Feindschaft hatte einen Grund, den ich damals nur noch nicht verstand. Sie wußte mich so schlau von Dir entfernt zu halten — erinnerst Du Dich nicht?“

Serena konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, da sie um jene Zeit, von der er sprach, noch gleich gerne mit ihrer Puppe spielte, wie mit ihm.

„Eines Tages, als ich Dich geneckt —“ „erzählte Roland —“ „wir beide waren ganz allein im Zimmer — da setztest Du geschwind die blaue Brille auf. Vermuthlich wolltest Du die Miß nachahmen, denn Du kamst sehr gravitätisch mit kleinen Schritten auf mich zu und hobst den Finger strafend in die Höhe. Ich aber, solch ein großer Junge ich schon war, schrie laut auf vor Entsetzen — ich hielt Dich für verwandelt, für verzaubert, für — Gott weiß, was alles — ich steckte eben voll des tollsten Mährchenkrames — der Jammer wollte mir die Brust zersprengen, und niemals werde ich den Uebergang vom Vergnügen zum Entsetzen und von diesem wieder zu der höchsten Lust vergessen, als ich Dir die Geisterbrille abriß und Dein



Ringelnatter und Grasfrosch.

Originalzeichnung von F. Flinzer.

liebes rosiges Gesichtchen lachend hinter ihr zum Vorschein kam. Gewiß! ich habe Dich schon dort geliebt — und fort und fort, so lange wir zusammen waren. Als ich Dich nicht mehr hatte, wußte ich, was Du mir gewesen warst. Das, was die Liebe andrer tödtet, die Entfernung, das hat die meine erst recht wachgerufen — daß ich nun andre Frauen kennen lernte, das schadete Dir nicht — im Gegentheil! denn unwillkührlich wurdest Du der Maßstab, nachdem ich jene maß und — Serena! keine hat an Dich hinangereicht, Du Herrliche! Du — doch das magst Du ja nicht haben“ — fuhr er ernster fort, als sie abwehrend mit dem Kopfe schüttelte, und mit mühsam unterdrückter Regung sprach er weiter: —

„Die blaue Brille hatte mir Dein Bild hervorgezaubert — so thaufrisch, so lebendig stand es da, daß — ja! daß ich vor dem Bilde stehen blieb und Maskenball und Rendezvous und jene ganze heiße Schönheitswelt vergaß. Es war kein Akt berechneter Entsagung, keine Tugendpedanterie, wie es Hubert nannte — es war die einfachste Unmöglichkeit, zu gehen. Du standest vor mir wie durchleuchtet in der ganzen Reinheit Deiner Liebe; Deine Augen blickten mich halb vorwurfsvoll, halb zärtlich an. O — Serena! wüßten doch die Frauen, welche Macht sie über uns besitzen, ohne alle Künste, einzig nur durch das was sie *sind*: gewiß! sie *schienen* weniger und *wären* mehr — es stände besser um die Welt und — uns.“

„Arme Rosa!“ unterbrach ihn Serena: „und Du sahest sie niemals wieder?“

„Niemals bis zu jener Unglücksstunde, wo“ — — — er bedeckte seine Augen mit der Hand, wie vor einem Bilde, welches er verbannen wollte.

„Welches Ende! bei so vieler Schönheit — — entsetzlich!“ Sie schauerte in sich hinein, und auch Roland sah noch tief verdüstert vor sich nieder. — „So hat sie wohl von Deinem Anblicke gelebt, ohne daß Du eine Ahnung davon hattest? — Dein Gehen konnte sie nicht überleben — sie — —“

Er schüttelte den Kopf: „Nein! nein! so lieben jene Frauen nicht. Und doch — der Fluch der Alten — seltsam — seltsam! — — Jetzt sollte mir so etwas nicht begegnen, ohne daß ich auf den Grund zu kommen suchte. — — Wüßt' ich nur, ob Hubert" — fuhr er sinnend fort — „nicht doch vielleicht auf jenen Maskenball gegangen ist — vielleicht in dem bezeichneten Kostüm — vielleicht" — Die Zeichnung, welche er gefunden hatte, die sonderbare Aufschrift des Couverts, alles kam zusammen, um ein Bild in seine Phantasie zu rufen, vor dem er in des Todten Namen noch erröthete. War es ihm gelungen, sich auf diese Weise bei der Schönen einzuführen, so hatte er auch wohl verstanden, o! er war der Mann dazu — — — Er hatte sie getröstet — er — Roland sprang, indem er dieses dachte, wie vor sich selbst betroffen, plötzlich auf. Wie konnten ihm nur die Gedanken kommen?

Serena zog ihn wieder auf den Sitz zurück. „Du sprachst von Hubert" — hub sie zaghaft an, und ihre Stimme zitterte von einem Kampfe, welcher in ihr war — „es ist etwas, was ich Dir sagen wollte" — Wieder stockte sie und rang die Hände qualvoll gegen ihre Brust — — — „Ich — ich habe ihn getödtet" — stieß sie plötzlich wild heraus — ich habe keine Schuld und bin doch schuldig. Er verfolgte mich mit seiner — Liebe — wenn das nicht das Wort entweihen heißt — Roland" — Sie erglühte noch in der Erinnerung vor Scham — „Ich verachtete, ich haßte, aber — ich fürchtete ihn auch — um Deinetwillen. Er sprach von Mord, von Selbstmord — er war rasend. Ich konnte, durfte Dir nichts sagen — keinem — keinem. Ich — habe ihn zurückgestoßen — ich — — — Am Abende erfuhr er die Verlobung — in der Nacht —! — O! und nun steht der blutige Schatten vor mir da und will nicht weichen — Roland! —"

Ihr Verlobter hörte sie nicht mehr; nicht die Angst des Herzens, welche aus ihr rief; zu unerwartet hatte ihn der Schlag getroffen; er war emporgesprungen, nun stand er regungslos und preßte wie betäubt die Stirne in den Händen. „Roland!" Er wandte sich zu ihr zurück; er sah, wie bleich sie war und wie sie zitterte, und ein mächtiges Erbarmen zog ihn zu ihr nieder. Er legte ihren Kopf an seine Brust, wie eine Mutter mit dem kranken Kinde thut: „Armes, armes Kind! und das hast Du allein getragen — in all der Zeit?" —

„Allein! — ich konnte es nicht mehr — ich wäre wahnsinnig geworden."

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Väter traten aus der Thüre; sie hatten sich schon längst die Hand gereicht zur „guten Nacht" und standen immer noch, als ob sie sich auf Wichtiges besännen, das man vergessen haben könnte, sich zu sagen. Keiner sah nur einmal nach der Seite hin, wo die „Kinder" saßen in der offenen Laube, aber selbst ein Fremder hätte leicht errathen können, daß all ihr Denken bei den Kindern in der Laube war. Sie hatten eben nicht den Muth, das Zwiegespräch der Liebenden zu stören, von dem sie freilich es nicht wissen konnten, welchen traurigen Verlauf dasselbe genommen hatte.

Und die beiden saßen zu tief versenkt in ihre schmerzlichen Gedanken, als daß sie die Wartenden auch nur bemerkt, geschweige denn ihre Ungeduld errathen hätten, und vielleicht würde ihre unbewußte Rücksichtslosigkeit die zarte Rücksicht jener noch auf eine harte Probe gestellt haben, wenn nicht das Geräusch der sich öffnenden Gartenthüre die gegenseitige Situation mit einem Schlag verändert hätte. Roland und Serena fuhren auf, ihre Hände flogen auseinander, und sie sahen sich mit einem so erschreckt erwartungsvollen Ausdruck in die Augen, als ob es die Entscheidung ihres Schicksals wäre, welche vor sie träte, statt des Postboten, der wie allabendlich um diese Zeit, sein Packet abgab. Roland nahm es in Empfang und da er wußte, wie ungeduldig beide Militärs auf Nachrichten vom Kriegsschauplatze in Sicilien warteten, beeilte er sich, dasselbe seinem Vater zu überreichen, während sich Serena in den Mantel hüllte, den ihr Knuth entgegen hielt und sich bei dem alten Burschen für sein Warten mit einem Blicke entschuldigte, den dieser mit heimlichem Entzücken entgegennahm. Es waren Briefe bei den Zeitungen, einer derselben fiel heraus und gerade zu Serenas Füßen; sie bückte sich danach und hob ihn auf, doch kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, als sie entsetzt ausrief:

„Die blaue Brille!"

Der Brief, der ein eigenthümlich weitgereistes Aussehen hatte, war sonderbar genug mit zwei blauen Oblaten verschlossen, zwischen denen sich, vielleicht sehr zufällig, eine dunkle Linie wand. Die Adresse zeigte Rolands Namen, als er ihn jedoch erbrechen wollte, kam ihm seine Braut zuvor — ob sie eine neue Tücke des unheimlichen Gespenstes fürchtete? Ihre Finger zitterten, ihr Athem flog; Roland lächelte und schlug den Arm um sie, indem er sie gewähren ließ, und wenn sich nun beim Oeffnen des geheimnißvollen Schreibens irgend ein verborgnes Hölleninstrument entladen hätte, so konnte es unmöglich das eine treffen, ohne das andere mit zu verwunden. Glücklicher Weise geschah nichts dergleichen; der Brief unterschied sich in nichts von einem gewöhnlichen Briefe, als daß er ohne Ortsangabe, Datum und Unterschrift, und in italienischer Sprache geschrieben war. Der junge Mann, selbst auf das äußerste gespannt, übersetzte ihn sogleich beim Lesen seinen athemlos gespannten Zuhörern.

„Mein Herr!

„Es ist auf den Wunsch eines Sterbenden, daß ich Ihnen schreibe. Der arme Mensch, einer von Garibaldis Siegeshelden, wurde jämmerlich zerschossen nach dem Treffen von Milazzo hier eingebracht. Die stoische Ruhe, mit der er bei so vielen Leiden seinen Tod erwartet, ist bewunderungswürdig und sein Verlust für die Freischar ein empfindlicher. Man erzählt sich Wunderdinge von dem jungen Manne, dessen Kühnheit, Schlauheit und Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen ihn besonders zu „geheimen Missionen", wie sie im Kriege unvermeidlich sind, befähigte. Ob es eine solche oder mehr Privatzweck war, was ihn jüngst nach Deutschland führte, weiß ich nicht. Sogleich nach seiner Rückkehr schloß er sich dem alten Feldherrn wieder an und hat nun seinen letzten Wunsch erreicht: für Italien zu sterben.

„Es ist ein nicht gewöhnliches Interesse, das mich an diesen Mann knüpft, und ich mußte schreiben, schon um der sichtlichen Erleichterung willen, mit welcher er mich schreiben sieht, auch wenn die wilde Todesenergie, die in seinen schwarzen Augen blitzt, mir nicht die Feder förmlich in die Hand gezwungen hätte. „Schreiben Sie — schreiben Sie nur alles, was Sie wissen" sagen diese Augen — „denn die Zunge kann nicht viel mehr reden." Leider konnte ich von seinen äußeren Verhältnissen nur so viel erfahren, daß er im Jahre 1849 als eines der vielen Opfer ihrer Vaterlandsliebe und österreichischer Justiz erst zum Tode verurtheilt, sodann zu — hundert Stockprügeln begnadigt worden ist, worauf er sich gezwungen sah, seine Vaterstadt und in ihr eine heißgeliebte Schwester zu verlassen, die damals noch ein Kind und elternlos, mit ihm ihren letzten Schutz verlor. Diese furchtbare Katastrophe scheint seinem inneren und äußeren Lebensgange jene dämonische Richtung gegeben zu haben, die vor keiner Schauerthat zurückschreckt, wo es gilt, Schmach und Unterdrückung zu bekämpfen. Wie er sagt, hat er seitdem nichts mehr geliebt, als sein Vaterland und seine Schwester. Zehn Jahre währte ihre Trennung, und als er sie nach dieser Zeit, als Befreier in das befreite M. einziehend, wieder zu begrüßen hoffte und schon die Erde küßte, die sie trug, da — muß etwas Schreckliches geschehen sein.

„Ich weiß nicht, hat sie sich aus Scham vor seinem Anblick — denn er hatte ihr einen Boten zugesendet, daß er kommen würde — oder aus Verzweiflung um eines Geliebten willen, der sie an demselben Tag verlassen hatte, in den Tod gestürzt — vermuthlich wirkten beide Ursachen zusammen; gewiß ist, daß er sie schon todt fand, als er kam — — — als einziges Vermächtniß ihrer Rache den Namen eines jungen Mannes, den sie einst zu einem Rendezvous geladen und — eine blaue Brille, die sie als Erkennungszeichen angegeben und getragen hatte. So versicherte ein altes Weib, das bei der Gelegenheit die Botin machte, auch später häufig Wache stand, wenn der Verhüllte aus- und einging. Denn er war ein Deutscher, und schon darum mußte das Verhältniß sehr geheim gehalten werden. Sie hat ihn niemals zu Gesicht bekommen, aber keinen Augenblick gezweifelt, daß es jener sei, an den sie die Bestellung überbrachte. Seine Stimme hat sie nur einmal gehört in einem leisen höhnischen Gelächter, da ihn Rosa bei der letzten Unterredung bis zum dunklen Thorwege begleitend flehentlich beschwor, sie mitzunehmen nach dem fernen Deutschland, — sie habe keine Heimat, keinen Bruder mehr — er sei ihr Alles. Noch in derselben Nacht ging sie ins Wasser — erst am andern Abend wurde sie gefunden.

„Was der Bruder fühlte, als er diese Nachrichten vernahm, das muß man die Verdammten in der Hölle fragen. In jener Stunde rang er mit dem Satan; Worte gibt es nicht für diese Qualen. Noch jetzt, in der Erinnerung, zittert jede Fiber seines Wesens; sein Körper, der wie eine große Wunde ist, bäumt sich wüthend auf vor

dem Unausgesprochenen, seine halbgelähmten Fäuste ballen sich, die Augen treten vor und funkeln tödtlich auf, wie die des Panthers, der sich auf sein Opfer stürzt. Dann schreit er wild — dann wieder stöhnt er: „Rache!" — dann lispelt er: „Ich habe sie gerächt" und damit sinkt er um und ist zufrieden. In diesem Augenblicke winkt er, daß er mir dictiren will. Was jetzt kommt, sind seine eignen, vielleicht die letzten Worte, die er spricht. Sein Athem kommt und geht nur noch in Stößen.

„Die blaue Brille wird ihn nie mehr schrecken. Sagt ihm das! Dreimal stand sein Leben in Gefahr. Dank den Heiligen, die ihn gerettet haben! Zum vierten Male fiel der Schuldige. Die Rache hatte ihn getroffen — in Jahresfrist, wie die Malina sagte. Rache! Rache! wie sie süß war, diese Rache! Dort am einsamen Canalteich in der Vorstadt. — Er glaubte sich verrathen und verrieth sich selbst. Eine neue Leidenschaft hatte ihn verblendet! Was von der schwarzen Maske noch zu sagen ist, das —"

„Das wird wohl ungesagt hier bleiben müssen. Der Tod verschließt dem Sterbenden die Zunge. Er will den Brief verschlossen sehen und drängt zum Ende, wie er erst zum Anfang drängte. Was Ihnen diese wenigen mysteriösen Andeutungen nützen sollen, weiß ich nicht — für ihn — scheint es — hängt die Ruhe seines Sterbens davon ab. So mögen Sie verzeihen, wenn etwas zu verzeihen ist — — dem unbekannten Schreiber dieser Zeilen, dessen Name ganz unwesentlich, da er Ihnen jede Auskunft, die zu geben ist, schon im voraus gegeben hat."

Was diese „wenigen mysteriösen Andeutungen", was dieser ganze Brief den beiden nützte, das mag sich jeder selber fragen, den einmal ein dumpfer, schauerlicher Traum geängstigt hat und der im goldnen Morgenlicht daraus erwachte, um sich zu sagen, daß er nur geträumt. So dunkel auch noch vieles bleiben sollte, so war der Schleier doch soweit gelüftet, daß sie von dem geheimen Drucke einer Schuld befreit, sich ihres Glückes nun erst voll erfreuen konnten.

Die „blaue Brille" hatte viel verschuldet, aber mehr noch gut gemacht in diesem Hause. Denn Serena und ihr Vater zogen zu den andern in den Garten, und nun wurde es, wie es vor kurzem noch unmöglich schien, daß es jemals werden könnte. In Wahrheit scheinen die Rosen röther zu glühen, der Himmel tiefer zu blauen und der Graswuchs fröhlicher zu grünen, seit die kleine Frauenhand hier waltet, die so unvermerkt das Regiment an sich genommen, wie sich alles unter diesem Regiment verändert hat. Wo, der Einfachheit der Anlage unbeschadet, Blumen blühen können, blühen Blumen; für die Beschaulichkeit des Alters und der Jugend — welche letztere freilich zwei Paar Augen zu derselben nöthig hat statt einem — ist in Lauben, Sitzen, lauschigen Verstecken wohl gesorgt.

Serena ist der Sonnenschein, der auch an trüben Tagen freundlich über Haus und Garten waltet; alles grünet, blühet und gedeihet unter ihren Händen; die Alten werden jung als Spätlinge des Glückes, und selbst das bleiche Bild im Erdgeschosse hat jetzt Lebensfarbe auf den Wangen und einen sanften Freudenglanz im Auge, seit die dunklen Vorhänge des Fensters lichten, rosigen gewichen sind, durch die die ganze Gartenpracht und selbst ein Stückchen Himmelblau hereinlugt in das Zimmer. Oft steht der Alte, Rolands Vater, welcher jetzt das Zimmer inne hat, sinnend vor dem Bilde, dann wendet er die Augen nach den „Kindern", die vielleicht so eben Hand in Hand da draußen spazieren gehn. Was dabei durch seine Seele zieht, wer will es wissen? Ist es Reue — Sehnsucht — leise Hoffnung auf ein hier versäumtes Glück im zukünftigen Leben?

Auch die Liebe will gelernt sein — auch das Glück. Nur bei wenig Auserwählten bricht sie wie die Knospe aus dem Innern — es gibt, wie in der Kunst, Talente und — ursprüngliches Genie zum Lieben. Unser Paar gehört zu diesen Auserwählten. Die beiden leben, wie es sich von selbst versteht, wenn zwei Herzen, deren eines sich nur noch im andern fühlt, immer ruhiger und fester in einander ranken. Rolands Vergangenheit liegt hinter ihm, wie ein dunkler Traum, er hat sie abgestreift, um in der hellen Gegenwart zu leben und zu wirken. Die Lösung all der Fragen, die ihn quälten, erwartet er mit Ruhe von der Zukunft. Der Ueberschwang von Phantasie- und Nervenleben aber, der ihm einst so viel zu schaffen machte, kommt ihm jetzt in seiner Kunst zu Gute, die Großes leistet und noch Größeres verspricht.

Wenn er je zuweilen noch im Mondschein wandelt, so ist es an dem Arme seiner Frau durch die gewundenen Wege ihres lauschigen Gartens, wobei sie wohl auch von vergangenen Zeiten flüstern und die Erinnerung an jene Mondscheinnacht im englischen Garten Serenas Köpfchen heute noch ein wenig fester an die Schulter ihres Gatten legt. „Was von der schwarzen Maske noch zu sagen ist," das haben sie und wollen sie auch nie erfahren. Ihr Innerstes empört sich gegen die Vermuthung, die so nahe liegt, und durch beider Herzen zieht ein tiefer Schauer, wenn sie an den Abgrund einer Menschenseele denken, die nichts Heiliges auf dieser Erde und nichts Höheres nach diesem Dasein kennt, aber keines von den beiden nennt dann jenen Namen, der so dunkel lautet, wie der Schatten seines Trägers durch den blauen Himmel ihres Glückes gleitet.

Das Leben hat dies Räthsel nicht gelöst, doch so wenig schwer es jedem phantasiebegabten Leser fallen wird, einen Zusammenhang der düsteren Begebenheit zu finden, so wenig wird der tiefer Fühlende den Schleier lüften wollen, der das Bild verdeckt.

Weit weniger entsetzlich als jener, der sich Rolands Freund genannt, wenn auch immer unheimlich genug, erscheint uns die Gestalt des Italieners. Hier war noch Licht bei aller Schattentiefe, etwas Begreifliches selbst für Serena, die unwillkürlich fest die Hände über ihrem Herzen faltet, wenn sie der unglückseligen Geschwister und des dunklen Menschenlooses denkt, mit dem sie rangen, um in ihren Leidenschaften zu erliegen — hier die Leidenschaft der Liebe, dort der Ehre! Auch Roland und Serena kennen beide, doch nur in ihrer edelsten Verklärung. — So wenig sie den Namen Huberts nennen, so oft geschieht es, daß, wenn der Abendwind ans Fenster klopft, oder ein Regen und Bewegen heimlich durch die Büsche geht, das eine oder andere halb scherzhaft, halb erschreckt ausruft:

„Die blaue Brille!"

Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt.*)

IV. Ein moderner Löwenritter.

(Zu dem Bilde auf Seite 717.)

Dem Landschaftsmaler wird bei seinen Studien nach der Natur viel häufiger als anderen Erdenkindern, ausgenommen etwa Forstleuten und Naturforschern, Gelegenheit geboten, das Leben und Treiben der Thiere des Waldes und Feldes zu beobachten. Hat der Landschafter gefunden, was er seines Pinsels oder Stifts für würdig erachtet; hat er sich's auf seinem Feldstuhle, auf einem Felsblock oder im günstigen Falle auf einem Moos- oder Rasensitze bequem gemacht, der oft lästigen Mücken wegen seine Cigarre angebrannt und das Malgeräthe um sich herum und auf seinen Knieen zurechtgelegt, dann kümmert er sich um die ganze Welt nichts mehr; er macht eben seine Studien. Wie angefesselt sitzt er da, nur Kopf und Hand bewegend, emsig bemüht, den Reiz der Beleuchtung in einer Baumgruppe, den zarten Duft eines Frühlingsmorgens oder die Prachtglut eines Abendhimmels auf ein Stück Papier oder Leinwand festzubannen. Da scheint es in der ihn umgebenden Natur wieder so einsam als vorher, wo die Eichhörnchen in den Baumwipfeln über ihm noch gar nicht daran dachten, daß unter ihrer hohen Residenz ein Menschenkind seinen Thron aufpflanzen würde. Sie lugen und äugeln zwar noch ein paarmal um die Aeste herum nach den sonderbaren Stäbchen und Blättern, in denen der große Fremdling da unten herum kramt. Da aber letzterer sich gar nicht um sie kümmert, so thun sie gegen ihn dasselbe und sind bald von seiner Ungefährlichkeit so überzeugt, daß sie ihre gegenseitigen Neckereien dicht vor seinen Füßen, an seiner Seite, über seinem Haupte fortsetzen. Dieselbe Harmlosigkeit zeigt die übrige Thierwelt gegenüber dem Fremdling. Die schüchternsten Thiere, Hasen, Rehe u. s. w. wagen sich in seine Nähe und können höchstens erschreckt werden durch das plötzliche Umwenden eines weißen Blattes, durch ein verdächtiges Aufstehen oder ein geräuschvolles Niesen. Indes auch die darauf erfolgende Flucht zeigt, daß die Angst gar keine zu große war; ja öfter wagt sich der betreffende Ausreißer

*) Vgl. Nr. 22. S. 349.

nochmals in die Nähe des ihm so interessanten Vertreters der Menschenwelt, um an diesem ungefährlich scheinenden Exemplar Studien zu machen. Aber nicht allein die größeren, auch die kleineren Thiere des Waldes sind es und zwar in überwiegender Mehrzahl, welche sich in der nächsten Nähe des Fremden ungenirt gehen lassen. Das flüchtige Chor der gefiederten Sänger des Waldes, vor allem aber die Maus mit ihrer zahlreichen Sippe, Vetter Siebenschläfer und Tante Haselmaus dominiren dabei. Da sitzt solch ein niedliches Thierchen kaum eine Armeslänge entfernt vom gleichgültig scheinenden Beobachter. Nach Art der Eichhörnchen sitzt es aufrecht, putzt manierlich mit den kleinen, zierlichen Händchen erst das Näschen, dann streicht's bedächtig ein paarmal über die Ohren, auch sie einer nöthig scheinenden Reinigung unterwerfend; endlich holt's gar ein Nüßchen oder eine Eichel und hält, nach beendeter Waschung, seine Mahlzeit so ungenirt, als ob es in seiner Nähe gar keinen riesigen Maler gebe. Wer aber glaubt, daß letzterer nicht bemerkt worden sei, der täuscht sich gewaltig. Die klugen, beweglichen dunkeln Augen des kecken Thierchens blicken gar oft zu ihm herüber, um jede verdächtige Bewegung zu überwachen. Zeigt sich keine solche, so wird unbekümmert weiter dinirt, worauf, echt morgenländisch, die vorhergegangene Waschung mit derselben Sorgfalt wiederholt wird. Noch einmal wird das merkwürdige Menschenkind einer eingehenden Betrachtung unterworfen und dann — husch! ist der Platz leer.

Will der Maler nur Beleuchtungseffecte fixiren, so bleibt ihm freilich wenig Zeit für anderes übrig. Meistens wählt er aber Tageszeit und Object so, daß es ihm möglich wird, an ein und demselben Gegenstande mehrere Stunden lang fortzuarbeiten. Dann vermag er auch mit größerer Aufmerksamkeit solche Nebendinge, welche ihm ungesucht in den Weg laufen, mit zu betreiben. Nicht immer sind indeß die Abenteuer friedlicher Natur. Der Paarungstrieb und der Kampf um das Dasein führen bei den Thieren gar oft zu Angriff und Vertheidigung, welche nicht selten Blut fordern. Ich habe dergleichen bei meinen Wanderungen oft mit angesehen. So sah ich unter anderem zwei Eidechsenmännchen, welche höchst wahrscheinlich durch Eifersucht bewogen, in höchster Erbitterung mit einander kämpften, indem sie die schlanken, brillantgrünen Leiber in den mannigfaltigsten Verschlingungen wanden, oder in fast ellenhohen Sätzen gegeneinander aufschnellten. Ein Igel im Kampfe mit einer Kreuzotter war ebenso Gegenstand einer meiner Beobachtungen, anderer ähnlicher Scenen nicht zu gedenken. Das Erlebniß, welches unsere Illustration veranlaßte, mag, insoweit es durch die Zeichnung nicht auszudrücken war, in folgendem durch das Wort gegeben werden.

Es war ein heißer Julitag. Senkrecht stand die Mittagssonne über dem Gefilde und Schweigen lag auf dem Laubwalde, der sich am Ufer des fast ausgetrockneten Baches dahinzog. Ich hatte mich unter einer alten Buche auf moosigem Polster bequem ausgestreckt; denn die Beleuchtung und Erwärmung von oben her war eben nicht einladend zur Fortsetzung meiner Studien. Das frugale Mittagsbrot, welches ich aus Vorsicht wegen der längeren Partie in wirthshausleere Gegenden zu mir gesteckt, war eben verzehrt, da — vernahm ich plötzlich einen Laut, wie ich ihn noch nie gehört hatte, in fast unmittelbarer Nähe. Es war beinahe wie der Schmerzensschrei eines kleinen Kindes, ein klagender, lang ausgezogener Ton. Daß ein solches nicht in der Nähe sein konnte, war mir klar; denn ich hatte kurz vorher die Gegend, aus welcher der Schall kam, der duftigen dort wachsenden Erdbeeren wegen, einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen. Mit drei Schritten war ich am Platze. Da bot sich meinen erstaunten Augen ein gar sonderbares Schauspiel dar, welches mich lebhaft in die Situation des sagenhaften Löwenritters versetzte. Als Knabe hatte ich stets das größte Interesse für die Darstellung eines Kampfes zwischen einer Riesenschlange und einem Löwen und deshalb auch für besagten Ritter, dessen Abenteuer ich aus einem höchst phrasenreichen Gedichte kannte. Freilich machte mir schon die Schule mein Ideal zunichte; ich erfuhr, daß Riesenschlangen sich nie an Löwen vergriffen. Um so eigenthümlicher war ich im gegenwärtigen Moment überrascht, meinen Knabentraum gewissermaßen verwirklicht zu sehen. Der Unterschied aber war der, daß die Riesenschlange hier durch eine höchst anspruchslose, weitläufige Verwandte vertreten war, und ein feister, brauner Grasfrosch wie es schien, zu seinem höchsten Mißbehagen, eine Gastrolle als Löwe gab. Gewiß mit Recht sprechen die Naturforscher den Amphibien, wegen des außerordentlich geringen Gehirnvorraths dieser Thierklasse, wenig Intelligenz zu. Der Frosch war für die Schlange jedenfalls zu groß. Anstatt ihn von der Kopfseite anzugreifen, schluckte sie bereits am rechten Hinterbein und ließ dabei das linke, welches zu den jämmerlichen Bäähgesängen seines Besitzers unermüdlich den Tact schlug, ruhig gewähren. Die Pseudoriesenschlange schien im Gaumen nicht eben kitzlich zu sein; denn das rechte Bein arbeitete nach Kräften im aufgeblähten Halse. Aber Schreien und Zappeln half nichts. Die Schluckprocedur ging ihren regelrechten, ziemlich langsamen Gang. Bereits bis zur „Taille" hatte Meister Frosch rückwärts die Fahrt in den fürchterlichen Höllenrachen machen müssen. Das linke Bein war bis zum Knie verschluckt, das rechte aber ziemlich weit im Körper der Natter vorgerückt; man konnte die Bewegungen von Knie und Ferse sehr deutlich beobachten. Aber jetzt erschien der Löwenritter. Mit meinem Spazierstocke belehrte ich Frau Schlange über meine Gegenwart bei ihrer beabsichtigten Mahlzeit und — schneller als hinein, ward Junker Frosch wieder herausspedirt. Seine zeitweilige Inhaberin würgte zwar sehr angestrengt, aber offenbar nur in der Absicht, den für ihre Flucht hinderlichen Schreihals loszuwerden. Da jetzt beide Parteien gleichen Willens waren, nämlich sich baldmöglichst zu separiren, so ging das Geschäft sehr gut von Statten. Meister Frosch war frei. Nachdem er sich ein paarmal überkugelt — ob aus Freude, wage ich nicht zu behaupten — ging's mit ellenlangen Sprüngen fort in die weite Welt. Von Dankbarkeit hatte die erbärmliche Froschseele freilich keine Idee. Wie schön handelte dagegen der Löwe des Ritters! Er lief seinem Retter nach wie ein Hund, und als er nicht mit auf das Schiff durfte, auf welchem sein Herr nach der Heimat fuhr, stürzte sich die edle Seele ins Meer. Der Frosch fing die Geschichte von hinten an und stürzte sich gleich anfangs, wenn auch nicht ins Meer, so doch in den Tümpel, welchen der Bach an einer tieferen Stelle bildete. Dieselbe Idee hatte die Schlange im schnellsten Kriechen schon vor ihm ausgeführt. Beide verschwanden im dunkeln Gewässer. Zwar

„Beugt' ich mich abwärts mit forschendem Blick,
Doch keines von beiden kam wieder zurück."

Für diejenigen, welche immer gern wissen möchten, ob eine Geschichte als Lust- oder als Trauerspiel endet, füge ich noch hinzu: Sie hat ihn wahrscheinlich doch noch „gekriegt."

F.

Briefkasten.

Die von „Ungenannt" uns für das „deutsche Rettungswesen zur See" zugegangenen 61 Thlr. 15 Sgr. haben wir richtig empfangen und werden sie demnächst nach Bremen weiter expediren. — C. M. in St. — Der uns von zahlreichen Zeitungen und Journalen nachgedruckte Artikel (übrigens ehrenhafter Weise mit Angabe der Quelle) „Gespräche mit Bismarck," beruht auf einer authentischen Mittheilung aus Amerika. Eine Nummer des „Flying Dragon" können Sie in unserem Büreau sehen, auch lesen, wenn Ihnen sonst das Chinesische geläufig ist. — H. S. in W. (Aargau). Eine Schrift über den von Ihnen erwähnten Dichter gibt es nicht; vielleicht bringen wir einmal ein Lebensbild von ihm! — Herrn G. A. H. in Lissabon. Von uns direct erhalten Sie das Daheim nicht; wenden Sie sich deshalb gütigst mit Ihren Beschwerden an die Quelle, von der Sie es beziehen. — D. E. in R. Die angegebenen Jahrgänge des Daheim können Sie von uns gar nicht haben; zu einem herabgesetzten Preise werden Sie sie nirgends finden, vielleicht zu erhöhetem auf antiquarischem Wege. — Ungeeignete Beiträge von A. D. in H. — F. F. in Z. v. B. in T. — P. B. in W. bei B. — Humoreske von G. B. in B. — K. C. in H. — L. M. in L. — H. in C. — — G. K. in Bl. Das quest. Bild ist apart nicht zu haben. J. K. B. Sp. Lr. K. in Blaubeuren. — V. Scheffel ist keineswegs krank, sondern frisch und geistig munter, und es ist sogar zu hoffen, daß in kurzem ein frischer Windzug in seine Segel fahre. — J. B. u. m. a. Auf eine Discussion wegen der Impffrage können wir uns nicht einlassen; unserer Ansicht nach war Dr. Dyrenfurths Aufsatz überzeugend genug, und viele unserer Leser haben sich überzeugen lassen, abgesehen von den vielen, die aus langjähriger Erfahrung ausdrücklich ihre Zustimmung ausgesprochen haben. — v. R. in H. b. A. Wir haben leider keine Gelegenheit, Ihnen in der gewünschten Weise zu dienen. — F. H. in Basel. Ihre Sendung wird uns versuchsweise willkommen sein.

In dem Artikel über das Hermannsdenkmal Nr. 41 S. 695 Sp. 2 muß es Z. 31 v. o. „gesenkten" statt „gestreckten Stellung" und Zeile 42 „Grundfläche" statt „Gliederfläche" heißen. Dazu noch die Mittheilung, daß Herr von Bandel am 2. August mit der Arbeit am Körper Hermanns anfängt.

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Forts.) Novelle von Marie Giese. — Ein Altmeister der Erdkunde. Von Dr. Richard Andree. Mit Mercators Porträt. — Eine Fahrt auf dem Suezcanal. (Schluß.) Von Dr. Wilh. Hamm. Mit dem Plane des Hafens von Suez. — Eine Stunde an der Berliner Börse. Von Theodor. Coßmann. — Die blaue Brille. (Schluß.) Novelle von J. Ludwig. — Scenen und Kämpfe aus der Thierwelt. IV. Text und Illustration von F. Flinzer.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 13. August 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 46.**

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von **Marie Giese.**

(Fortsetzung.)

Unter der Linde auf dem Waldberge sagte Ernst seinem Lehrer, dem alten Pfarrer, Lebewohl. Vielleicht hätte er ihn noch weiter begleitet, aber er konnte die kleine Anna nicht allein lassen, welche versprochen hatte, Lisetten und mehrere andere Mädchen aus dem Dorfe dort zu erwarten. Die Sonne stand schon tief am Horizont und warf nur noch einen goldigen Schein auf die weite, grüne Wiesenfläche, welche sich vom Walde bis nach dem Dorfe zog, das schon von einem leichten Nebelflor umhüllt in träumerischer Ruhe dalag. Nur dann und wann drangen gedämpfte, verlorne Klänge der Musik herüber, und der Bach murmelte heimlich zwischen den wilden Rosenbüschen und dem Brombeergesträuch am Fuß des Berges. Geheimnißvolle Stille lagerte über dem Walde, und kaum regten sich flüsternd die Wipfel, in denen hier und dort schon ein rothes Blatt leuchtete, oder das Girren einer träumenden Holztaube unterbrach den tiefen Frieden. Weiße Sommerfäden spannen sich von Strauch zu Strauch und schwebten phantastisch in der dünnen Luft; doch klar und lau wie diese war, durchzitterte sie schon ein Hauch des Todes, der Duft des Herbstes, welcher den Wald- und Wiesengründen entstieg und das Herz daran mahnte, daß die Zeit des Scheidens herbeigekommen sei.

Schweigend standen beide nebeneinander und sahen in das stille Land hinaus; dann trat Ernst einen Schritt näher an sie heran und heftete einen Blick auf ihr Gesicht. Sie mußte den Einfluß dieses Blickes spüren, denn als wolle sie ihm entgehen, wandte sie langsam den Kopf zur Seite und preßte die Handflächen zusammen, ohne ihn anzusehn. „Du freutest Dich, mit mir hieher zu gehn und jetzt wendest Du Dich von mir ab,“ sagte er leise und legte seine Hand auf den Flechtenkranz, der ihre Stirne umgab. Ein halberstickter Seufzer, begleitet von einer abwehrenden Bewegung, war die einzige Antwort.

„Laß uns zum letzten Mal unter dem Lindenbaum ausruhen, zur Erinnerung an die Stunden, welche wir in der Sommerzeit hier verlebt haben.“

„Und die jetzt auf immer dahin sind,“ sagte sie mit hervorbrechenden Thränen, während er sie neben sich auf die Bank zog. „Bald werden die grünen Wiesen fahl sein, der Wald verliert seine Blätter und — — ich fürchte mich vor dem Herbst; ich kann's nicht ertragen, zu denken, wie traurig es alles nun bald werden wird!“

„Du willst mich in treuem Andenken behalten, bis ich wieder komme, Aennchen?“

„O, Du fragst es noch und weißt doch, daß ich nicht anders könnte, auch wenn ich wollte! Und ich muß Dir's sagen, eh' du fortgehst, denn ich könnte sterben, und dann hättest Du es nie erfahren!“

„Und ehe ich gehe, sollst Du eins wissen!“ rief er in einem Tone, als ob sich eine Last von seiner Seele wälze. „Es gibt ein Mädchen, arm an gelehrtem Wissen, aber reich an Gemüth und Herz, ein frommes, holdseliges Mädchen, das ich mehr liebe, als die ganze übrige Welt und mich selber. Dies Mädchen —“

„Wie heißt es?“ fragte Anna mit zitternder Stimme und erblaßtem Gesicht.

„Sie heißt Anna, und hier sitzt sie!“ rief er und schloß sie in seine Arme. „Und wenn sie mich wieder liebt, bin ich der glückseligste Mensch, den die Erde trägt! Sprich, Anna, liebt mich das Mädchen?“ Sie schwieg, aber eine tiefe Glut hatte ihr Gesicht übergossen und sie schlang ihren Arm um seinen Nacken. „Das ist zu viel Glück!“ flüsterte sie endlich. „Es ist zu viel,“ wiederholte sie, doch mit einem Ausdruck, der eben so viel leidenschaftlichen Schmerz enthielt, als die vorigen Worte Entzücken offenbart hatten. „Es ist unmöglich! Ich darf nicht danach trachten, warum hat Gott sonst gewollt, daß ich eine arme Bäuerin bin und Du ein stolzer —“

„Dies ist mein Stolz!“ rief er und küßte ihre Hände und, als sie ihm dieselben entzog, ihren Mund.

„Nein! nein!“ rief sie voller Angst, „es darf nicht sein! Deine Mutter! — —“ sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und sprang auf, um sich von ihm loszumachen.

„Du liebst mich nicht!“ rief er, „ich habe es gefürchtet; Du bist ein Kind —“

Plötzlich kehrte sie zu ihm zurück, setzte sich neben ihn und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. „Nur dies eine Mal!“ sprach sie, und

Digitized by Google

ein traumhaftes Lächeln glitt über ihr Gesicht, „und Du vergibst mir, mein Gott, wenn ich unrecht thue, denn Du allein weißt ja, wie ich ihn liebe. So lieb hab' ich Dich, mein Ernst, daß ich Dir's nicht sagen kann, und sollte es mein Unglück werden, ich muß Dir's bekennen. Ich will denken, daß wir beide allein auf der Welt sind und daß morgen alles aufhört, wenn die Pforte beim Nußbaum sich hinter Dir schließt!"

„Und wenn ich sie wieder öffne übers Jahr, als ein Mann, der Amt und Brot hat, trete ich vor meine Mutter hin und begehre Dich zu meiner Braut; das gelobe ich bei Gott, dem Allwissenden! Bis dahin muß unsere Liebe ein Geheimniß sein, das keine Seele ahnen darf, hörst Du, Anna? keine!"

Sie schüttelte den Kopf und rief mit banger Stimme: „Sprich nicht von der Zukunft, sie ist dunkel! Aber dieser Augenblick gehört uns, und ach! welche Lust, daß ich Dir sagen kann, wie gut ich Dir bin! —" Es war ein großes Glück, aber es währte nur wenig kurze Augenblicke. Von dem Wiesensteig tönten Stimmen herauf; es waren die jungen Mädchen und Burschen aus dem Dorfe, welche den Tanz aufgegeben hatten, um sich an der frischen Waldluft zu erquicken. Lisette, scharfsichtiger als die übrigen, sah auf den ersten Blick, daß sich zwischen dem Paar etwas ereignet hatte, allein sie stellte sich harmlos und plauderte soviel und so drollige Dinge, daß ihre Gefährten keine Zeit zu Beobachtungen fanden.

„Wir wollen uns alle an den Abhang setzen und singen," sagte sie endlich. „Hier oben schallt es in den Wald." Die jungen Leute willigten ein, und nach einigen verfehlten Versuchen von Lisettens Seite, diese oder jene ihrer Freundinnen in den Bach hinunterzustürzen, suchte sich jeder einen Platz und sie stimmten ihr Lied an.

„Wohl heute noch und morgen
Da bleibe ich bei Dir;
Wann aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier!"

Anna hatte sich zu ihnen gesetzt, wandte ihnen aber zur Hälfte den Rücken, um, wie sie sagte, nach Immanuel auszusehen, der den Pfarrer bis nach Sternau begleitete und bald zurückkehren mußte. Zuweilen entdeckte Lisette, daß sie mit ihrem weißen Tüchlein unter den breiten Schirm ihres runden Strohhutes fuhr, den sie tief in die Stirne gesetzt hatte. Ernst saß neben ihr auf dem grünen Rain, den Ellenbogen auf den Boden, die Wange in die Hand gestützt. Er sang nicht, sondern sah in den wilden Thymian, der ihm zur Seite wucherte, und bisweilen brach er ein Reis, um es zu betrachten und im nächsten Augenblick zerstreut wegzuwerfen. Vielleicht fiel dies keinem auf, oder, wer ihn beobachtete, mochte denken, er sei in seine gelehrten Gedanken versunken, denn er war ja anders, als die übrigen jungen Männer, darüber hatte man sich längst geeinigt. Als sie eben das zweite Lied anfingen, kam auch Immanuel den Hügel herauf und grüßte die Gesellschaft mit seinem freundlichen, stillen Lächeln schon von weitem. Lisette winkte ihm mit der Hand, sich auf eine kleine moosige Erhöhung neben sie zu setzen, was er bereitwillig that, und bald hörte man seine sanfte, melodische Stimme sich mit den kräftigen Tönen der übrigen verschmelzen. So sank allgemach die Dämmerung herab, und man mußte endlich den Heimweg nach dem Dorfe antreten. Zu Hause angelangt, öffnete Anna leise die Thüre der Meisterin, die sich schon zu Bette gelegt hatte, und da sie zu schlafen schien, schlich das Mädchen zurück, ohne sie anzureden.

Als die Sonne wieder tief am Horizont über den Wiesen stand waren die Brüder schon fern vom Dorfe und auf dem Wege nach der großen Stadt.

V. Nachricht von den Brüdern.

Der graue Spätherbst mit seinen Stürmen und Regengüssen hatte längst dem Winter weichen müssen, und tiefer Schnee lag auf den Fluren des Dorfes, auf den Dächern und Straßen; ja selbst der Bach schlief unter der weißen, kalten Decke, nachdem seine kleinen Wellen vor Frost erstarrt waren. Niemand schlug den Weg nach der Linde ein, wenn nicht etwa ein Hase auf seinem Streifzug vom Walde nach den Kohlgärten des Dorfes seinen scheuen Lauf über den Hügel nahm und oben die Ohren spitzte, um zu hören, ob unten ein Geräusch Gefahr verriethe. Die Landleute erholten sich von der schweren Feldarbeit an leichteren Verrichtungen in Hof und Haus und sammelten sich abends beim lodernden Schein des Kaminfeuers in warmen Spinnstuben, wo die Räder leise schnurrten, während die Spinnerinnen und die jungen Burschen den Erzählungen der lebenserfahrenen Alten zuhörten, wenn sie nicht die alten Lieder vom Scheiden und Meiden sangen und vom Schatz auf der Wanderschaft, von der Linde im tiefen Thal oder vom Grabe mit den drei Lilien, unter denen das treue Feinsliebchen schlief, als der falsche Reitersmann endlich aus dem fremden Lande zurückkam. Dann geschah es oft, daß der kleinen Anna der Faden riß, oder daß sie den Kopf tief über das Wassernäpfchen am Rocken beugte, weil die Augen ihr feucht wurden, was doch niemand sehen durfte. Seit jenem Abend unter dem Lindenbaum wurde ihr das Herz immer so schwer, wenn sie Gesang hörte, und doch hätte sie diese Traurigkeit nicht missen mögen, denn sie trug sie ja um den, welchen sie heimlich liebte und bei dem ihre sehnende Seele war, mochte sie heiter scheinend im Kreise ihrer Gefährtinnen sitzen oder oben in ihrem verschwiegenen Giebelstübchen träumend in die glimmenden Kohlen sehen; — ja, selbst wenn sie mit gefalteten Händen im Kirchstuhl neben der Meisterin saß und der Predigt zuhörte, drängte sein Bild sich zwischen ihre Gedanken von Himmel und Seligkeit, und wie zitterte sie, wenn das Wort in ihr Ohr tönte: „Du sollst lieben Gott, Deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth!"

Eines Abends, als sie mit Lisetten und zwei andern jungen Dorfmädchen spinnend im Wohnzimmer der Meisterin saß, klopfte ein derber Finger an die Thür, und zwei Füße stampften laut auf dem steinernen Flur, um den Schnee von Stiefeln und Mantel abzuschütteln. Die Meisterin nahm die Brille ab, legte das Buch nieder, aus dem sie vorgelesen hatte, und ging nach der Thüre, um zu öffnen. Es war der Briefbote aus Sternau, der ihr entgegen trat. „Je später der Tag, je lieber der Gast, Frau Meisterin; ich bring 'n Brief von dem Herrn Candidaten. Ich wußte, daß ich angenehm sein würde, drum komme ich noch bei nachtschlafender Zeit."

„Ein Brief von Herrn Immanuel! Da kriegen wir was Neues aus der Welt zu hören!" rief Lisette und ließ ihr Rad ausschnurren.

Die Meisterin nöthigte den Briefboten, sich auf die Bank am Kamin zu setzen. „Eine Liebe ist der andern werth," sagte sie. „Anna, stelle ein Töpfchen mit Bier an das Feuer und thue Ingwer und Zucker hinein zu einem Trunk für den guten Peters."

„Wenn's erlaubt ist, werd' ich mir eine Pfeife Tabak anrauchen, Frau Meist'rin," sagte der Mann.

„Gewiß; ich lese unterdessen meinen Brief," erwiderte sie, indem sie die Brille wieder aufsetzte und die Lampe mit dem grünen Schirm höher schrob.

Anna hatte inzwischen den Rest eines Wachsstöckchens angezündet, das bei der Abreise der Brüder im Hause zurückgeblieben war, und hielt es dem Briefboten hin, damit er seine Pfeife anzünde. Ihre Hand zitterte ein wenig, während der Mann das kurze Rohr fester in den Kopf schrob, und als er sie um einen Splitter Kien bat, reichte sie ihm zerstreut das dünne Wachslicht.

„Fetter Kien das, Jungfer Aennchen! In welchem Wald ist denn der gewachsen?"

„Verzeiht, Peters; ich hatte überhört, daß Ihr Kien verlangtet. Dort auf dem Ofensims über Eurem Kopf liegt eine Menge. Langt Euch einen Splitter herunter."

„Ihr seid 'ne gute Wirthin, Aennchen," sagte Peters, indem er seine Pfeife in Brand setzte. „Es riecht gut, nicht wahr? selbstgebauter Tabak, Kirschblätter und Lavendel d'runter! So, nun wär' die Sache im Gang. Schön Dank, Jungfer Aennchen, und ich wünsch' Euch 'n guten Mann" — hier that er einige tüchtige Züge — „einen, der Cigarren raucht. Nun, seht nur nicht so fürnehm drein! Spaß muß sein, sagt der Schneider und fängt 'n Frosch an der Angel."

Nach diesen Worten lehnte er den Rücken an den Ofen und rauchte gemächlich seine Pfeife, während die Räder der Mädchen wieder leise schnurrten und Anna bei der Bereitung des Warmbieres behutsam zu Werke ging, als wolle sie die Meisterin bei dem Lesen ihres Briefes nicht stören. Als sie sich eben über den Kamin beugte, um die Kohlen in ein Häuflein zusammenzuscharren, tippte der Mann mit seiner Pfeifenspitze sachte auf ihre Schulter.

Sie hob den Kopf in die Höhe und sah ihn fragend an. Mit einer gutmüthigen und zugleich schlauen Miene blinzelte er nach der Meisterin hin. Anna folgte seinem Blick. In dem Briefe mußte etwas Außerordentliches stehen. Die Wangen der Frau hatten sich geröthet, ihre Augen glänzten lebhafter, und mit stolzer Befriedigung in Stimme und Haltung sprach sie, indem sie den Brief vor sich auf den Tisch legte:

„Wenn es Euch Freude macht, werde ich Euch vorlesen, was mein Sohn schreibt: es stehen keine Geheimnisse in dem Brief.“

„Lest, Frau Meisterin, damit ich's morgen dem Herrn Pastor erzählen kann. Der hat doch auch seinen Antheil an den jungen Herren, da er ihr Vormund wurde und sie in Unterricht nahm, als ihr Vater, Gott hab' ihn selig! der Welt Valet sagen thät.“

„Dem Himmel sei Dank, daß sie ihm Ehre machen, meine Söhne!“ sagte die Frau Meisterin und begann zu lesen:

„Liebe und verehrte Mutter! Ich beginne meinen Brief mit der frohen Botschaft, daß ich mein Examen glücklich und mit Nummer Eins bestanden habe. Mein erster Gedanke, als ich mein Zeugniß erhielt, warst Du, und mit meinem innigen Dank gegen Gott, der mir das schwere Werk hat gelingen lassen, vereinigte ich die Bitte um Segen und Heil für Dich, die keine Mühen und Entbehrungen gescheut hat, um ihren Söhnen eine Zukunft zu bereiten, in der sie ihren Neigungen gemäß wirken und streben können. Dir mit Worten dafür zu danken, will ich nicht versuchen, aber mein Leben soll Zeugniß davon ablegen, daß ich erkannt habe, was ein gehorsamer Sohn der besten aller Mütter schuldig ist. Du fragst vielleicht, liebe Mutter, weshalb ich Dir die frohe Nachricht von meinem Examen nicht früher mitgetheilt habe. Jetzt, da es vorüber ist, kann ich Dir wohl sagen, daß ich vierzehn Tage lang krank gewesen bin. Der Arzt behauptet, ich hätte mich etwas überarbeitet, doch glaube ich eher, daß das Fieber, an dem ich litt, in der Luft lag, denn es wurden noch mehrere Menschen im Hause davon befallen. Es trat bei mir nicht lebensgefährlich auf, und ich füge aus vollem Herzen hinzu, daß ich mich freue, von dieser Krankheit heimgesucht worden zu sein. Mein theurer Bruder hat mich gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind; kaum, daß er unsere Stube verließ, um die nöthigsten Besorgungen zu machen. Er hat mir die Arznei gereicht, hat meine Kissen zurechtgelegt, mir kühle Tränke bereitet, ja, einmal trug er mich sogar auf seinen starken Armen auf sein Schlafsopha, weil ich zu matt war, aufzustehen, um mein Bett machen zu lassen. Welch ein Segen ist es, solch ein liebevolles Bruderherz zur Seite zu haben! Und so selbstlos ist er, daß er nicht einmal Dank für alle seine Güte begehrt! Muß es mir nun nicht Freude bereiten, wenn ich sehe, wie die Menschen ihn schätzen und auszeichnen? Vor einiger Zeit erhielt er eine Einladung zu einem großen Fest im Hause des Regierungspräsidenten, unter dem er arbeitet. Er kehrte sehr fröhlich zurück und sagte, der Präsident habe ihm im Vertrauen mitgetheilt, daß man auf seine Begabung aufmerksam geworden sei, und es stände zu hoffen, er werde schnell vorwärts kommen. Als wir nach meiner Krankheit zum ersten Mal zusammen spazieren gingen — ich auf seinen Arm gestützt — begegneten uns zwei fein gekleidete Fräulein, die Ernst höflich grüßte und die ihm freundlich lächelnd dankten. Es waren die Töchter des Präsidenten, schöne und gebildete Mädchen, wie Ernst sagte. Er ist gebeten worden, ihre Eltern öfter zu besuchen und mich in das Haus derselben einzuführen, aber ich habe es bis jetzt abgelehnt, da ich immer erst eine gewisse Scheu überwinden muß, wenn ich unter fremde und vornehme Menschen gehen soll.

„Jetzt, liebe Mutter, weißt Du, wie es uns ergeht; Gott läßt uns alles über Bitten und Verstehen gelingen, und es erfüllt sich an uns, daß der Eltern Segen den Kindern Häuser bauet. Wir grüßen zuerst Dich, verehrte Mutter, demnächst unsere liebe Schwester Anna, sowie alle Freunde und Bekannte, bei denen wir in gutem Andenken stehen, und ich bleibe in beständigem Gehorsam

Dein treuer Sohn Immanuel.“

„Hat man je einen solchen Brief gelesen!“ rief Lisette in gerührtem Tone. „Der ist ja besser wie manche Predigt! Immanuel ist doch zu gelehrt, und was für ein gutes Herz er hat! In dem steckt kein Titelchen Böses, darum sieht er auch aus, als wenn er auf Erden schon im Himmel wäre.“

„Freut sich krank gelegen zu haben, weil Herr Ernst ihn so brav gepflegt hat!“ fügte eines der andern Mädchen hinzu.

„Ein Bruder wie Ernst wächst freilich nicht auf allen Bäumen,“ bemerkte Lisette.

„Du hast es getroffen,“ erwiderte die Meisterin. „Vergessen wir nicht, daß es Menschen gibt, auf deren Freundlichkeit wir besonderen Werth legen. Wir können uns nicht erklären, warum sie uns mehr rührt als die anderer Leute; es muß ein geheimer Zauber darin liegen, den niemand erwerben kann, dem die Natur ihn nicht verliehen hat.“

„Das ist mir zu hoch, Frau Meisterin,“ sagte der Briefbote, indem er nachdenklich einen tiefen Zug aus seiner Pfeife that, „aber ich merke, woher der Wind bläst. Ich würde nicht vor Schreck auf den Rücken fallen, wenn mir einer übers Jahr erzählen thät, daß der Ernst unsrer Frau Schulmeisterin Bräutigam von dem Präsidentenfräulein ist. Man wird's erleben; ich bin ein guter Prophet!“

„So hoch wird mein Sohn nicht hinaus wollen,“ entgegnete die Meisterin lächelnd, indem sie den Brief zusammenlegte.

Anna hatte sich wieder an ihr Rad gesetzt und spann. „Gott sei gelobt, daß er den guten Immanuel erhalten hat!“ sagte sie ruhig. Es kostete ihr große Mühe, diese wenigen Worte hervorzubringen, aber niemand bemerkte es. Die Mädchen hatten unzählige Anmerkungen über diesen oder jenen Punkt des Briefes zu machen, der Mann auf der Ofenbank trank sein Warmbier, und die Mutter überlegte, was sie Immanuel zur Erquickung senden könne. Als die Spinnerinnen nach Hause gingen und Anna sie bis an die Gartenpforte begleitete, flüsterte Lisette: „Aennchen, mit der Präsidententochter ist es nichts, das weißt Du so gut wie ich. Wir werden uns keine grauen Haare um den Wahrsager mit der Posttasche wachsen lassen.“

Am folgenden Tage, als die Meisterin nicht daheim war, verriegelte Anna die Hausthüre und schlüpfte in das jetzt vereinsamte Zimmer der Brüder. Nach einer Viertelstunde verließ sie dasselbe mit einem Packet Bücher und Papier, das sie in ihr Giebelstübchen hinauftrug. Niemand entdeckte es, und ebensowenig ahnte eine Menschenseele, daß sie von jetzt an abends, wenn alles schlief, bis spät in die Nacht hinein, bei dem trüben Schein ihrer kleinen Lampe an ihrem Tische saß, den Kopf über ein Buch gebeugt oder mit halberstarrten Fingern schreibend, bis sie endlich ihr Lager aufsuchte, um noch lange zu grübeln und zu seufzen, ehe ihre müden Lider sich schlossen. Zuweilen aber verscheuchte ein schöner Traum alle ihre Sorgen und Zweifel, und fröhlich trat sie am Morgen in das Zimmer der Meisterin, um ihr Tagewerk zu beginnen, — fröhlich ohne zu wissen warum. So ging es in beständigem geheimen Wechsel den ganzen Winter hindurch. Er schlich so langsam dahin, er wollte nicht enden, obgleich Aennchen jeden Abend, ehe sie zur Ruhe ging, eines von den kleinen Kreuzen von der Tafel löschte, die an ihrer Wand hing, und auf der sie jeden Tag des Jahres verzeichnet hatte, das sie ohne ihn verleben mußte, der Schuld war an all diesem Hangen und Bangen in schwebender Pein.

* * *

Bald nach dem Eintreffen von Immanuels Brief verbreiteten sich im Dorf mehrere außerordentliche Gerüchte. Ernst, so hieß es, habe sich mit der Tochter eines Präsidenten verlobt, „eines vornehmen Herrn, der gleich nach dem König käme“. Die Brautleute gingen schon zusammen spazieren, sagte man, und Immanuel werde sich wahrscheinlich um die zweite Tochter bewerben. Es sollte noch nicht davon geredet werden, aber die Sache habe ihre Richtigkeit. Das zweite Gerücht besagte, daß der junge und reiche Besitzer des Hofes am Walde, unweit Sternau, um Annen gefreit und sich einen Korb geholt habe. Aennchen hatte dem Schulzen, welcher den Freiwerber machte, gesagt, daß sie den jungen Mann, soweit sie ihn kenne, achte und schätze, sein Weib aber nicht werden könne, weil sie ihn nicht liebe, worauf der Schulz erwiderte, „das pflege sich manchmal hinterher zu finden, wie zum Beispiel bei ihm und seiner Alten. Er hätte es in seinen jungen Jahren auf eine andre abgesehen gehabt und sei lange auf seinem Stück bestanden, als er aber gesehn, daß es alles nichts hülfe, habe er die jetzige Frau Schulzin genommen, ein achtbares Mädchen mit Geld und Gut, und nun solle Jungfer Aennchen sagen, ob er mit seiner Frau nicht einen rechtschaffnen und vergnügten Tag lebe?“ Aennchen mußte dies bejahen, blieb aber trotzdem bei ihrer Weigerung. „Wenn der Mann Dir zuwider ist, sollst Du Dir keinen Zwang anthun,“ sagte die Meisterin. „Du bist zwar eine arme Waise, allein so lange ich und meine Söhne leben, hast Du nicht nöthig, nur des lieben Brotes wegen einen Mann zu nehmen. Ich gehöre nicht zu den Pflegemüttern, die ihre Töchter um jeden Preis unter die Haube bringen möchten. Sagt dem jungen Menschen daher unsern besten Dank für seine guten Absichten, Nachbar, und er wolle uns nicht böse sein, daß wir seinen Wunsch nicht erfüllen können.“

Bei diesem Bescheid blieb es, und im Dorf flüsterten einige Stimmen davon, daß die Meisterin zwar eine kreuzbrave Frau sei, aber es wäre doch klar, daß sie mit der kleinen Anna hoch hinaus wolle, hoch hinaus wie mit ihren Söhnen. Das Mädchen hätte sich leiten lassen, dazu sei es vernünftig genug; die Schuld läge lediglich

an der Frau Meisterin, die vergessen haben müßte, daß Aennchen ein armes Bauermädel wäre und nicht mehr oder weniger.

VI. Vergißmeinnicht!

So lange und hartnäckig der Winter sein Recht in Anspruch nahm, hatte er endlich doch dem Frühling weichen müssen, und wer dachte jetzt noch an verschneite Wege und Eisbahnen, an zugefrorne Brunnen und erstarrte Bäche, jetzt, wo der Nußbaum seine grünen Zweige in der lauen Luft ausdehnte und wo die Vögel, in seinem weichen Laube versteckt, brüteten und girrten? Nein, es war alles vergessen: die kalten, trüben Tage, das Zweifeln, Sorgen und Zagen. Mit dem warmen Sonnenschein des Juni zog Lust und Leben in das Herz der Bewohnerin des Giebelstübchens. Das Fenster stand weit offen, und es schallte fröhlich hinein und heraus. Draußen in dem verborgenen Nestchen unter dem Laubdach zwitscherte die Grasmücke ihre sanften Weisen; drinnen im Stübchen saß das Mädchen und sang — mit halber Stimme nur, aber selig wie das Vöglein — das Lied von der Linde, unter der die beiden Verliebten saßen und vor Lieb und Treu ihr Leid vergaßen.

Wie war es so gekommen?

Eines Morgens, zu Anfang voriger Woche, hatte Peter, der dienstwillige Bote, einen Brief und ein kleines Packet von der Post gebracht. In dem Briefe meldete Ernst seiner Mutter, daß es ihm in Folge angestrengten Fleißes gelungen sei, sein letztes Examen schon jetzt, anstatt im Herbst oder später zu machen, was seiner theuren Mutter gewiß zur Freude gereichen werde, da er ihr zugleich die Versicherung geben könne, daß seine Gesundheit nicht im mindesten angegriffen sei, sondern daß er sich so kräftig und frisch fühle, wie nur je. Das kleine Packet enthielt ein Buch, welches Immanuel Aennchen als verspätetes Geburtstagsgeschenk sandte, ein geistliches Buch mit einer Inschrift von seiner Hand. Während die Meisterin voller Freude den Brief las, blätterte Aennchen in dem Buche, und es fiel ihr ein weißes, zusammengefaltetes Papier in die Hand, auf dem ihr Name mit kleinen Buchstaben stand. Niemand bemerkte, wie sehr sie erröthete, noch, daß sie es heimlich in ihren Busen steckte. Das Papier enthielt nichts als die beiden Worte: „Liebe Anna!“ — Konnten sie all das neue Glück erregt haben? Nein, ein blaues Vergißmeinnicht, welches neben ihnen lag, hatte es geschaffen.

Heute war die Meisterin drüben in Sternau, um der Frau Pastorin einen Besuch abzustatten. Anna aber stand oben am Fenster, in der Hand das weiße, feine Papier, auf dem das blaue Blümchen lag, dicht neben den Worten: „Liebe Anna!“ Sie betrachtete es und sang dazu in Gedanken vertieft ihr Lieblingslied, wie sie gern that, wenn niemand sie hörte.

„Laß dein Gezwitscher und komm herunter! Ich bin hier und will 'ne Stunde vor Eurer Thür nähen. Komm und hilf mir!“

Erschrocken, als wäre sie über einer bösen Handlung ertappt worden, legte Anna das Blättchen Papier in ihr Buch und eilte hinunter in den kleinen Garten. Lisette saß schon auf der Bank an dem steinernen Tisch, das Nähzeug am Kleide über dem Knie festgesteckt und stichelte eifrig.

„Ich hab' es eilig mit meiner Aussteuer, Aennchen. Im August geht's auf die Hochzeit los. Mein Schatz will nicht länger warten, da in seiner Wirthschaft ohne Hausfrau alles drunter und drüber geht. Wer hätte denken sollen, daß ich den Joseph heirathen würde, der sich im vorigen Sommer beinahe die Augen nach Dir ausgeguckt hat! Ich nahm's ihm aber nicht übel, daß er sich bei Dir aufs Glatteis wagte. Wär's 'ne andre gewesen, hätt ich's ihm nicht nachgesehen.“

„Wenn alle Männer, die sich einmal einen Korb holten, ledig bleiben sollten, würden wenig Hochzeiten in der Welt zu Stande kommen,“ erwiderte Anna, indem sie ihre Nadel einfädelte. „Du wirst eine glückliche Frau werden, und wer Dir's von Herzen gönnt, bin ich.“

„An mir soll's nicht liegen; ich will thun, was in meinen Kräften steht, daß der Joseph seine Freud' an mir hat. Und denk nur, Aennchen, die volle Wirthschaft auf dem Grundstück! Zehn Kühe im Stall und von den fetten Wiesen am Wald Futter die Menge! Da kann 'ne Frau sich nur so hineinsetzen und nach Herzenslust melken und buttern und dem Gesinde ohne Knauserei seine Nahrung geben.“

„Ich werde Dich von Sternau aus manchmal besuchen und sehn, wie Du es treibst. Der Hof liegt gerade auf halbem Wege zwischen hier und Sternau, und die Pächterin wird nicht soviel Arbeit haben, daß ich zuweilen nicht auf ein Stündchen zu Dir gehn könnte.“

„Und dann wird die Zeit kommen, wo wir von D e i n e m Schatz reden können, Aennchen; im Herbst trägst Du den Ring am Finger, drauf möcht' ich Kopf und Kragen wetten!“ rief Lisette, indem sie ihr Nähzeug hinwarf, ihren Arm um Aennchens Nacken schlang und sie lachend auf die Wange klopfte.

„Wie thöricht Du schwatzest, Lisette!“ flüsterte Anna und warf einen scheuen Blick umher. „Du wünschest es mir, weil Du selber glücklich bist, doch glaube mir, es wird noch erst viel Wasser ins Meer fließen, ehe Dein Wort sich erfüllt.“ Ein leises Frösteln schüttelte die Glieder des plötzlich trübe gestimmten Mädchens, und als Lisette sie erstaunt betrachtete, sagte sie ausweichend: „Laß uns von andern Dingen reden.“

„Was ficht Dich an, daß Du wie Aprilwetter umschlägst?“

„Der Tod ging über mein Grab! Mich dünkt, es wird kühl!“ Ein Geräusch am Gartenzaun veranlaßte die Mädchen aufzusehen.

Schnellen Schrittes kam die Meisterin daher; das Auge am Boden haftend, auf jeder Wange zwei begrenzte rothe Flecken, bei ihr ein Zeichen starker geistiger Erregung. Lisette und Anna eilten ihr entgegen und öffneten die Pforte. „Ihr kehrt so früh zurück, Mutter; ist im Pfarrhaus etwas vorgefallen?“ fragte Anna besorgt.

„Nichts; ich komme eher heim als sonst, weil mein Kopfweh mich überfallen hat; vermuthlich habe ich den Weg bei der Wärme des Nachmittags zu schnell gemacht.“

„Meiner Seel, wie kalt ist Eure Hand!“ rief Lisette, als die Meisterin ihr diese zum Gruß reichte. „Wenn's nur nicht das Fieber ist; man sagt, daß es in der Gegend spukt.“

„War ein Brief von den Brüdern auf der Post?“ fragte Anna, die heimlich an allen Gliedern zitterte.

„Ja, Immanuel kommt schon in nächster Woche, um längere Zeit hier zu bleiben. Ernst ist gesund und läßt grüßen; seine Ferien beginnen später.“

Die Meisterin hatte sich inzwischen auf die Bank gesetzt und das Band ihrer Haube aufgeknüpft. „Wie geht's den jungen Herren sonst?“ fragte Lisette.

„Gut; ich werde Euch den Brief ein andermal vorlesen. Wenn Du Zeit hast, so bleib den Abend bei Anna; ich lege mich zu Bett.“

„Kann ich etwas für Euch thun, Mutter? Ich werde frisches Wasser holen und Eure Stirne kühlen,“ sagte Anna.

„Ich danke Dir; Schlaf ist das beste Mittel.“ Mit diesen Worten stand sie auf und ging hinein. In ihrem Zimmer zog sie die Gardine vor das Fenster, verriegelte die Thür, setzte sich auf einen Schemel und brachte einen offenen Brief zum Vorschein. Im Begriff ihn zu entfalten, besann sie sich, warf ihn mit einer halb zornigen, halb schmerzlichen Geberde auf den Tisch, stützte den Kopf in die Hand und saß eine Weile schweigend da. „Und wenn ich ihn zum dritten Male lese, es steht doch nichts andres darin, als was ich schon weiß!“ murmelte sie endlich. Sie ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und immer schneller, bis das Roth von ihren Wangen in ihre Stirne gestiegen war und Schweißtropfen darauf standen.

„Der erste, wahre Schmerz, den er mir bereitet; der erste furchtbare Schmerz! Aber ich bin seine Mutter, die ihn über alles liebt, die für sein Glück verantwortlich ist. Er soll nicht in sein Unglück rennen; er soll seine schöne Zukunft nicht einer Jugendthorheit opfern! Noch lebe ich, um über ihm zu wachen, über dem Sohn meines Herzens, für den ich alles gethan, den ich zu dem gemacht habe, was er ist!“ Im Zimmer dunkelte es schon, und sie zündete ein Licht an. Den Brief auseinanderfaltend, näherte sie ihn der Flamme und las ihn mit gerunzelter Stirn und peinlich gespannter Miene noch einmal.

„Theure, liebe Mutter! Es muß ans Licht, das Geheimniß, welches ich seit einem Jahr ängstlich in meiner Brust verschlossen habe. Ich kann die Zeit nicht abwarten, um es Dir mit meinem Munde anzuvertrauen, Dir mein ganzes Innere zu öffnen, das Du sonst gekannt hast, wie keine andere Seele auf Erden. Wirst Du mir in Geiste Deine Hand mit mütterlichem Lächeln segnend auf das Haupt legen, wirst Du Dich zürnend von mir abwenden, wenn Du das Wort gelesen hast, in dem meine Seele liegt, das Wort: „Ich liebe Dein Pflegekind, das kleine Aennchen, und begehre es von Dir zur Braut, zu meinem ehelichen Weibe!“ Hast Du es geahnt, theure Mutter? Es war im vergangenen Sommer, als das liebliche Mädchen mein Herz, mein ganzes Sein mit seiner Schönheit und Güte gewaltsam an sich zog und, anstatt durch die Trennung zu erlöschen, brennt die Liebesflamme, wenn auch verborgen, doch mit voller Kraft in mir

Digitized by Google

Touristen auf dem Königssee. Originalzeichnung von C. Huth.

Digitized by Google

fort. Wenn Du wüßtest, welchen neuen unaussprechlichen Reiz Deine Briefe, die lieben Briefe aus der Heimat für mich gewannen" (hier bewegte ein bittres Lächeln die Lippen der Meisterin), „seit ich im Herbst hierher zurückkehrte! Mit welcher Hast durchflogen meine Augen die Zeilen, bis sie den geliebten Namen trafen, das einfache Wörtchen Anna! Und welche Träume erregten die wenigen Andeutungen, welche mir Kunde von ihrem unschuldigen Thun und Treiben gaben! Zuweilen, wenn ich auf den Straßen und Plätzen unsrer Stadt ein Mädchen sah, das mich in Gang und Bewegung an sie erinnerte, bin ich ihm lange Strecken gefolgt, um mich an dem Anblick zu erfreuen und darüber zu sinnen, wie mir sein würde, wenn es wirklich sie wäre, die dort vor mir herging. Die eine der Töchter des Präsidenten hat dasselbe goldblonde Haar, mit dem unser Aennchen geschmückt ist, auch gleicht sie ihm in etwas an Freundlichkeit und Bescheidenheit. Willst Du glauben, daß dies ein heimlicher Grund war, der mir das gastliche Haus lieb machte? Schilt nicht über diese Dinge, Mutter; sagen nicht die Weisen der Welt wie die Dichter, daß die Liebe den Menschen zum Thoren macht? Doch, mag mein Herz ein thörichtes Ding sein, da sie ihr Wesen darin treibt, in meinem Kopfe sieht es klar aus.

„Glaube nicht, liebe Mutter, daß ich närrisch genug sein könnte, Aennchen, so wie es nun einmal ist, zu meinem Weibe zu machen. Ohne mich mit falschen und stolzen Hoffnungen zu tragen, darf ich mich dem Glauben hingeben, daß ich in meinem Beruf eine höhere Stufe erreichen werde, als manche meiner Collegen. Ich habe mir ein hohes Ziel gesetzt und gedenke es mit Gottes Hilfe und festem Willen zu erreichen. Meine künftigen Lebensverhältnisse bedingen, daß meine Gattin die Bildung des Geistes und der Sitten besitzt, welche man heute von den Töchtern der bessern Gesellschaftsklasse zu fordern das Recht hat. Aennchen aber ist, trotz ihrer schönen Naturanlagen, nichts Ganzes, nichts Halbes. Die Erzählung von der Frau Professorin hat mir viel zu denken gegeben, und im Umgange mit den liebenswürdigen und feinen Frauen im Hause des Präsidenten habe ich erkannt, welche Eigenschaften ihr fehlen, welche Mängel in Bezug auf Wissen, Tact und Anstand bei ihr hervortreten würden, wenn sie sich in die Kreise versetzt sähe, welche ich kennen gelernt habe und mit denen meine Lebensstellung mich unvermeidlich in Berührung bringen wird. Du siehst also, Mutter, daß ich kein verblendeter Thor bin, der die warnende Stimme der Vernunft überhört.

„Wie Du mir schreibst, willst Du Aennchen auf ein halbes Jahr zu der Pächterin in Sternau bringen, damit sie die Landwirthschaft in ausgedehnterem Maßstabe kennen lerne. Höre meinen Vorschlag, meine Bitte. Laß sie daheim, bis ich zurückkehre! Als meine künftige Frau muß ihre Ausbildung nach einer andern Seite hin verbessert werden. Es gibt in hiesiger Stadt Pensionsanstalten für junge Mädchen, denen wir sie ohne Bedenken anvertrauen können; in einer derselben, die ich von vortrefflichen Frauen als musterhaft rühmen höre, wird sie sich im Laufe eines Jahres oder in längerer Zeit alles angeeignet haben, was sie in unserm Dorf selbst unter Deiner Leitung nicht hat erwerben können. Es soll mein Stolz und meine Freude sein, die Kosten, welche dies Unternehmen fordert, von meinen Ersparnissen zu bestreiten, und es sei ferne von mir, anzunehmen, was Du von dem letzten Rest Deines kleinen Capitals in bereitwilliger Liebe für uns zu opfern etwa bereit wärest.

„Ich weiß, verehrte Mutter, Du wirst schwere Bedenken haben, ehe Du Dich entschließest, in meinen Herzenswunsch zu willigen, aber endlich werden sie alle vor dem einen Wort zusammenfallen: ich liebe Anna, und das Lebensglück Deines Sohnes hängt an einer Vereinigung mit ihr." — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie zerknitterte den Brief, noch ehe sie ihn zu Ende gelesen hatte. „Er durchflog meine Zeilen mit Hast, bis er endlich den theuren Namen fand, und doch schlug ihm aus jedem Wort das Herz seiner Mutter entgegen! Aber welcher Sohn frägt nach der Mutter, wenn ein liebliches Mädchen sein ganzes Sein gewaltsam an sich reißt! Sonderbar, daß ich den Fall nie vorher bedacht habe! Bin ich doch sonst die kluge Frau Meisterin! Die Leute sagen, daß meine Söhne den Verstand von mir haben! Schade nur, daß der eine von ihnen — er galt sonst für den gescheitesten — auf den dummen Gedanken kam, die Tochter eines Bauern zu heirathen, der sich durch Trunk und Spiel zum Bettler machte und gerade so viel zurückließ, daß seine kleine Tochter als Dorfarme der Gemeine zur Last fiel, bis ihre spätere Schwiegermutter sie aus Mitleid in ihr Haus nahm und erzog! Erst hieß es, er würde eine reiche Präsidententochter heirathen, und das wäre auch schon seines Fortkommens halber in der Ordnung gewesen. Nun, der Mensch war blutjung; was thut man nicht in seiner Jugendthorheit! Die Frau paßte nicht unter die vornehmen Leute; sie machte ihn und sich lächerlich, und endlich war es aus mit der Liebe; man sagt, sie hätten unglücklich gelebt und geendet. Seine Mutter hätte ihn vor dem Narrenstreich zurückhalten müssen, die kluge Frau Meisterin. Sie hat doch erfahren, daß es kein Glück ist, herabzusteigen, wenn man heirathet, wie sie einst als junges Ding that, um ihrer armen, verwittweten Mutter, der Pfarrerin mit sieben Kindern, eine Last abzunehmen! Ja, so wird es einmal im Dorfe heißen, und mich trifft der Tadel! Aber es soll nicht sein! Ich habe meine gesunden fünf Sinne und will sie benutzen: Gott wird mir beistehen. Er weiß, daß alles aus Liebe für meinen Sohn geschieht."

Mit einem schnellen Entschluß stand sie auf, suchte aus einem Schubfach Papier und ein Schreibzeug hervor und ließ die Feder mit hastigen Zügen ihre Arbeit beginnen. Zuweilen drängte sich eine Thräne in ihre Augen, aber sie trocknete sie und fuhr unaufhaltsam fort zu schreiben, bis die vier großen Seiten des Bogens gefüllt waren. Dann legte sie die Feder fort und durchlas das Geschriebene. „Nein, auf diese Weise geht es nicht; es wäre eine Unklugheit, wollte ich's so anfangen! Ich muß ein anderes Mittel finden; es darf nichts übereilt werden." Sie näherte das Blatt der Flamme und verbrannte es. Zu gleicher Zeit erlosch der letzte Rest des Lichtes. Draußen war schon der Morgen angebrochen, und die ersten Sonnenstrahlen stahlen sich ins Zimmer. Sie wusch ihre Augen und Schläfe mit kaltem Wasser, glättete ihr Haar, brachte ihr kleines Zimmer in Ordnung und setzte sich mit ihrer Arbeit in die Wohnstube, ungeachtet des qualvollen Kopfwehs, das die Aufregung der schlaflos verbrachten Nacht bis zu einem unerträglichen Grade gesteigert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Städtisches Landleben.

(Zu dem Bilde auf S. 725.)

Droben vor der einsamen Alm sitzt einer mit groben Nagelschuhen und grauer Joppe, in einem Costüm von schauerlicher Echtheit. Und das bin ich.

Die kleinen Ziegen klettern auf dem Holz herum, das vor der Hütte aufgeschichtet liegt, das schwarze Kätzlein hockt in der Sonne, der Rauch zieht durchs Dach in bläulichen Wolken. Drinnen aber knistert das Feuer, und mitten drein knattert das helle Lachen der Sennerin, die mit mir durch die Thüre spricht. Niemand verläßt auf dem Lande seine Stellung einem Gespräch zu Liebe, sondern jeder beharrt auf dem körperlichen Standpunkt, den er eben einnimmt; nur in Städten verbindet man Manieren und den ganzen Apparat des äußeren Anstands mit der Conversation. Darum schürt die Sennerin lustig an ihrem Feuer weiter, und ich rege kein Bein aus meiner süßen Siesta, obwohl wir von wichtigen Dingen reden.

Wer möchte nicht wissen, was diese sind?

Natürlich sind Heirathsgeschichten darunter und nicht wenig von der Chronique scandaleuse. Dann aber kommt es gleich philosophischer; über die Tugend und die Wetterpropheten und andere schöne Siebensachen.

Immer näher drängen sich die Kitzlein heran und machen so ernsthafte Augen, als ob sie auch etwas davon verstünden. Es wird noch ein ganzes Collegium, und zuletzt hab' ich mehr Zuhörer, als mancher Privatdocent. Kommt ein recht toller Satz, dann antwortet mir ein helles Kichern aus der Hütte, und zum Schluß spricht die Sennerin: „Wenn ich noch einmal soviel weinen muß, als ich schon gelacht hab' im Leben, dann thät ich wohl lieber ganz sterben!" Ist das nicht Philosophie, wenn man seine Mittagsstunden so verthut?

Da droben sind wir auf dem Lande.

In der unteren Etage, das heißt im Thal (5000 Fuß tiefer) geht es ein wenig anders zu. Da kommt um diese Stunde eben jenes

berüchtigte Fahrzeug an, das alle Herzen erschüttert und das man Stellwagen heißt. Der Stellwagen ist das Fegefeuer für jene, die in das Paradies der Berge gelangen wollen, das letzte Folterwerkzeug, das unserer Culturepoche noch verblieben ist.

Eben wird ausgestiegen. „Herrgott, schon wieder ein ganzer Heuwagen voll Fremde!“ brummt der dicke Wirth, der unter seiner Hausthür steht. Regungslos sieht er dem bangen Getümmel zu und bildet dadurch einen vortheilhaften Contrast zu den schwarzen Kellnern, die den Ankömmling in Städten mit Behendigkeit überfallen.

Wenn die Post und der Stellwagen ankommen, das ist immer ein wichtiger Moment für alle angesessenen Sommerfrischler. Sie haben einen wahren Heißhunger nach Neuigkeiten und thun, als käme zum mindesten ein Dampfer aus Brasilien. Wie es scheint, wächst auf dem Lande auch die Neugierde, ähnlich wie der Appetit.

Die Mitglieder der Menschheit sind doch sonderbare Geschöpfe. Man möchte meinen, sie wären froh, wenn sie auf ein paar Tage den ganzen Trödel los wären; der Professor seine Weisheit und der Geldmann seine Course. Aber nein, da stehen sie und sperren Augen und Ohren auf, um zu sehen, wie ihresgleichen aus einem grausamen Schlenderkasten herauszappelt; sie sind da, um sich zu ärgern, daß andere auch da sind.

Doch das darf man natürlich nicht merken lassen, sondern man muß die größte Freude haben, so oft man wieder einen lieben Bekannten entdeckt. Man muß auch die ganze Scala der Complimente bei sich haben, denn Fremde jedes Ranges und jeder Gattung, co- und subordinirte, kommen an. Alle Grüße kommen zum Zug, vom tiefen Bückling herab bis zu jenem legeren Willkomm, der nur mehr aus dem Handgelenke gespendet wird.

Wenn der Poststellwagen ausgeladen ist, sieht man allerhand schöne Bilder, die das Herz erbauen. Zum Beispiel die Consternation derjenigen, die kein Quartier mehr finden, die Genugthuung derer, die eines haben, und die Umarmungen der Familienväter, die über Sonntag zu den Ihrigen gekommen sind. Das brillante Schlußtableau aber bildet der Sturm auf das Postlokal, wo unterdessen die Briefe sortirt wurden. Das ist eine Ungeduld, ein Scharren und Schelten vor dem grün verschleierten Fenster, bis endlich der Expeditor mit echauffirtem Kopfe den Schalter öffnet. „Die Modenzeitung für die Frau Baronin“, „den Einlauf für den Herrn Landrichter“, „den Volksboten für den Herrn Pfarrvicar“, so hört man rufen und fordern ohne Ende. Schüchternen Ganges tritt Sie heran und holt den Brief von Ihm; alles Mögliche wird herausspedirt, ein Pack Zeitungen für den Politikus, ein Pack Amtsgeheimnisse für die Excellenz und andere Dinge mehr, die der Menschheit zu Nutz und Frommen sind.

Wenn man vor Tisch sich so verdient gemacht, dann ist eine treffliche Mahlzeit wohl erworben. An der Table d'hôte des neugegründeten Hotels finden wir die Sommergäste in erneutem Glanze; denn wer morgens gelb gekleidet war, ist jetzt en bleu und umgekehrt.... Von Menschen, die essen, läßt sich natürlich nicht viel erzählen; wollte man nicht etwa fürbringen, was sie sich selber erzählen. Dazu geben aber die Abenteuer des Vormittags ein reichliches Material.

Sie bestehen jedoch von Seite der Herren meist nur aus solchen Ereignissen, davon man mit zerrissenen Stiefeln und Pantalons scheidet; Verirrungen aller Art werden berichtet; doch ist das natürlich nur im geographischen, nicht im moralischen Sinne zu verstehen. Die Damen ihrerseits erzählen von den Gemüthseindrücken, die sie beim Trinken des Kräutersaftes oder beim Anblick des großen Wasserfalles empfunden haben und produciren das Skizzenbuch, in dem man wenigstens aus der Unterschrift entnehmen kann, daß dies und jenes geschwärzte Blatt den großen Wasserfall bedeutet. Auch die Damen haben ihre Abenteuer. Denn während des Zeichnens stellte sich plötzlich eine Kuh, wenn es nicht gar ein Ochs war, vor den Feldstuhl und hätte die junge Muse rettungslos — gefressen, wäre nicht ein ritterlicher Kohlenbrenner auf ihr Geschrei herbeigeeilt, der sie mit obligater „eigener Lebensgefahr“ dem Tod entriß.

Der alte Professor, der nebenan sitzt, drückt sein Bedauern aus und erhascht die Gelegenheit, um eine Unbill zu berichten, die ihm die Büffel der Prairie einst angethan und für die er sich dadurch revanchirt, daß keiner seiner Bekannten ihrer Mittheilung entgeht.

„Sehen Sie nur,“ flüstert die Mama der Geretteten, „jetzt trägt die Fräulein Marie da drüben schon wieder die Nelke am Busen, die ihr der Doctor jeden Morgen mitbringt. Wissen Sie, was eine Nelke bedeutet? Ich bin überzeugt, der Doctor ist verliebt.“

Das Verlieben ist eine Hauptbeschäftigung während des Landaufenthaltes; die Jahreszeit ist so mild, die Gelegenheit so günstig, um seinem Schicksal zu verfallen. Darum spielen die Mädchen immer die Hauptrolle der Saison.

Wenn die Table d'hôte zu Ende ist, strömt die Mehrzahl der Herren hinunter auf die Kegelbahn. Dort ist man vor den Damen sicher und erfreut sich einer hemdärmeligen Behaglichkeit. Die andern aber bleiben oben und berathen über die Nachmittagspartie. Diese Partienhetze hat etwas unsäglich Komisches. Statt das Dolce far niente zu pflegen, gibt es Menschen, die ihre Sommerfrische stets im Galopp oder Trab genießen wollen. Für sie beginnt erst mit einer gewissen Geschwindigkeit, auf einer gewissen Höhe, bei einem Echauffement von 36 Graden der Genuß, sie finden ihr Vergnügen erst, wenn sie vor lauter Marschiren den Athem verloren haben.

Also, wohin heut Nachmittag? Das zu ermitteln, ist keine kleine Mühe. In Hochfeld — da ist es zu schmutzig und auf das Jägerhaus — da muß man den Hund anbinden. Nach Seeau ist zu weit für die Kinder, und wenn man nach Waldheim geht, muß man es dem alten Professor sagen, er hat es sich ausdrücklich versprechen lassen.

„Wenn man es aber dem Professor sagt, dann muß man auch den Doctor (mit der Nelke) einladen, und wenn man den Doctor einlädt, dann sind es gerade dreizehn.“

Also, wohin heut Nachmittag?

Es gibt eine Anzahl von Pilgern, die am liebsten der Landstraße folgen. Die Sonne scheint dort so bequem, am Weg sind Sitzbänke angebracht, vornehme Equipagen rollen vorüber und schütten den Plebejern ihren Staub in die neugierigen Augen. Die Landstraße führt an die hergebrachten Vergnügungsorte. Kömmt man an, so gibt es dann keinen Platz mehr; man sieht die vornehmen Damen, die in schweren Seidenkleidern über die Holzbänke rauschen und mit den Lorgnetten in die Milchkammer gucken, ob alles so schön ist, wie sie selber. Schottische Kinder haben ihr Reifspiel mitgebracht und vermehren durch die Staffage, die sie bilden, den grünen Plan; Cavaliere jedes Schlages streifen durch die Thüre des Bauernhauses und spioniren nach einer ländlichen Unschuld, während man glaubt, daß sie Stühle besorgen. So ist das Treiben der Herrschaften an den aristokratischen Punkten des Gebirges — die andern Leute werden von ihnen als Sommerpöbel betrachtet.

Der reichste und stimmungsvollste von allen Natureindrücken ist der, den uns die Wellen bieten. Es liegt so etwas Tiefsinniges, fast möchte man sagen, etwas Psychologisches in den Fluten; denn sie machen uns subjectiv im besten Sinne des Wortes. Nie könnte man Berge so lange und entzückt betrachten, als die schönen Seen zu ihren Füßen, und wenn das bairische Hochland einen unbeschreiblichen Zauber übt, so liegt er gerade in dieser glücklichen Vereinigung. Wer zum ersten Male an den ernsten Königssee oder in das helle Tegernseethal kommt, der weiß nicht zu sagen, was ihn so unerklärlich fesselt, aber es ist nichts andres als eben diese Harmonie von Land und Gewässer, die so vollendet ist, das man sie auch im Eindruck nicht auszuscheiden vermag.

Es gewährt eine wahre Freude zu sehen, wie mächtig dieser Eindruck die Menschen erfaßt, die von weither kommen, und es ist wohl begreiflich, warum sie den ersten Schritt stets in ein Schifflein setzen. Solch eine Morgenfahrt, die geht zu Herzen — unvergeßlich.

Auf manchen Seen hat sich auch die malerische Form der Schiffe noch erhalten, die aus einem Eichbaum gezimmert und für Generationen haltbar sind. Freilich werden sie mehr von den Fischern als von den Fremden benutzt und finden sich häufiger auf Bildern, als in der Wirklichkeit.

An anderen Punkten indes ist es noch schlimmer, wo die Landschaft vollständig durch die Industrie bevormundet wird. Dort sind auch die Wellen corrumpirt und die Kähne kokett geworden. Sie haben sich weiß und roth geschminkt und tragen als Coiffure die Flagge von Großbrittannien oder von irgend einer anderen Weltmarine. Darinnen aber sitzen niedliche Fräuleins und patschen mit den Rudern ins Wasser, daß es klatscht, und schreien, wenn das Schifflein die kleinste Bewegung macht. Diese Seefräuleins (besonders wenn sie noch obendrein falsch singen,) sind eine wahre Landplage. Aber nicht allen ist solche Freude am Wellenspiel und solches Talent zur Wassernixe gegeben. Wer an Ueberfahrtsplätzen lauert, der kann sehen, mit welchem Entsetzen manch schöne Seelen das Boot besteigen.

Diejenigen, die das Landleben en gros betreiben, schwärmen für Bergpartieen. Kein Gipfel ist ihnen zu hoch, kein Fels zu trotzig, sie wissen alle Wege, auch wenn sie sie noch nie gegangen sind. Selbst die Damen theilen diese Ideen, und dann ist natürlich kein Einhalt mehr. Wer sich jedoch zu einer Bergpartie mit Damen resolvirt, der resolvirt sich zu viel Ungemach.

Schon die Vorbereitungen sind so massenhaft, wie zum Auszug aus Egypten — Plaids, Kaffeemühlen, Sonnenschirme, alles Mögliche wandert mit zu Berge. Wenn ihnen dann ein störrisches Alpenbächlein in den Weg läuft, oder wenn ein Abhang kommt von 10—12 Fuß, wo die Natur die Stiege vergessen hat — da wickeln sich unbarmherzige Scenen ab. Zuerst wird die ganze Bagage hinabgeworfen, und dann springt der Muthigste darauf hinunter, der die übrigen ballenartig auffängt. Mit Entsetzen wenden sich die Mütter von den Gestaltungen ab, die die Costüme ihrer Töchter dabei erfahren, aber — Noth kennt kein Gebot.

Auch die Sennerinen sind den zierlichen Herren und Frauen nicht immer hold, wenn sie zur Unzeit an ihre Thüre klopfen. Sie hören lieber den Cyklopenschritt ihres Liebhabers, der von der Holzarbeit kommt und einen derberen Juhschrei ausstößt, als die sanften Flötenstimmen in Es-moll. Bis zu gewissem Grade ist jeder Bauer exclusiv, auf den Almen aber gilt diese Eigenschaft in des Worts verwegenster Bedeutung. Man genirt da droben ungeheuer leicht; bald die Hütte, die frisch aufgescheuert ist und durch die kothigen Stiefel der Fremden entstellt wird, bald eine Kuh, die eben ein Kalb geworfen, dann die Sennerin selbst, weil sie auf ihren Buben wartet. In solchen Fällen muß man froh sein, wenn man ein Küblein Milch zum Troste und zur Gesellschaft erhält und darf nicht viel „service“ oder Bedienung prätendiren.

Zuweilen aber kömmt man noch schlimmer weg; denn es kann nicht bestritten werden, daß ein malitiöser Zug durch den Charakter des Bauern geht, welchen frühere harte Zeiten ihm eingepflanzt und der auch in unseren Tagen nicht ganz entwichen ist. Darum spielt der Bauer den überlegenen Städtern auf dem Boden, wo er Herr ist, gern einen Possen, und darum kann man in den Bergen gar manches unverdiente und überflüssige Leid erfahren. Es ist an der Tagesordnung, daß der biedere Hausherr die Herrschaftsbübchen höchst summarisch bei den Ohren nimmt, wenn sie in seinem Wurzgarten Johannisbeeren plündern, daß die Führer von Gemseneiern erzählen und der Wirth seinen Gästen einen Hammelsbraten als Wildpret à la Scholastica vorsetzt. Nun, das wäre gar nicht so übel, denn sie wollen es ja so haben. Dann und wann aber erschaffen die Bauern noch ganz andere Verlegenheiten, wie z. B. vor Jahren am Spitzingsee. Da war ein Festtag, zu dessen Feier die Burschen ihre Köpfe illuminirt hatten. Eine große Anzahl eleganter Damen befanden sich in der Hütte, und mit einmal huben die Bauern an, Schnaderhüpfeln zu singen, und zwar nicht sehr zartsinnige. Mit Bestürzung eilten die Mütter an die Thüre und wollten ihre Töchter von solchem Gesang entfernen — aber siehe da, die Thüre war versperrt. Trotz alles Bittens ward sie nicht eher geöffnet, als bis das ganze Concert vorüber war.

So kann es dem sorgsamen Zartgefühl des Städters bisweilen ergehen; allein die Malice der Bauern ist nicht sein einziger Feind auf den Bergen. Selbst das Rindvieh da droben macht Opposition. Jedes Kühlein, dessen Familienleben jählings aufgestört wurde, protestirt racheschnaubend gegen die Eindringlinge und, wenn gar ihr gehörnter Cavalier in der Nähe weilt, dann gnade Gott dem Störenfried: den rothen Büchern und Tüchern! Das Rindvieh da droben hat einen Begriff von persönlicher Freiheit, der sich mit dem Rechtsstaat ein für allemal nicht verträgt. Ach, es ist gar zu traurig; wo sie vordringen will, stößt die Cultur auf Hindernisse — zwei- und vierbeinige, hohe und niedere!

Und dennoch steigen die Herrschaften so gern auf die Berge und lassen sich das schwere Werk nicht reuen. Sieh, da drüben kommt schon ein Zug — durch den Wald mühsam emporkletternd. Ein alter, schwerbeladener Herr ist dabei, der außer sich selber noch den Ueberwurf dreier Damen zu tragen hat. Sie steuern auf die Alm los und schmachten nach Erlösung.

Vor der Alm sitzt einer mit groben Nagelschuhen und grauer Joppe, in einem Costüm von schauerlicher Echtheit. Die Sennerin ist fortgegangen, die Hütte verschlossen, drum müssen die Herrschaften bis zur nächsten weitergehen.

„Ach, hätten wir doch nur einen Führer genommen!“ seufzt der alte Herr — „'s ist nur gut, daß da drüben ein Bauer sitzt, der muß uns unsere Sachen tragen. Heda, lieber Bauersmann, wollt Ihr so gut sein und uns bis auf die nächste Hütte hinüberbegleiten?“

„Warum nit, wenn's mich gut zahlt's,“ war die Antwort. Die Päcke wurden umgeladen, der alte Herr athmete erleichtert und weiter kletterte der Zug bis auf die nächste Alm. Da der Weg durch kühlen Wald ging, ließen sich die Herrschaften die Mühe nicht verdrießen. Sie plauderten mit ihrem Führer von allem Möglichen, von Mähen und Dreschen, von Wildschützen und Sennerinnen. Auf alles gab er Bescheid, und der dicke Herr sprach zu den Damen auf französisch: „Es ist merkwürdig, die Bauern hier sind doch nicht so dumm, wie man sich's denkt.“

Als die zweite Hütte in Sicht kam, rückte der Bursche den Hut und sagte: „Aber jetzt muß ich heim, jetzt könnt Ihr den Weg nicht mehr verfehlen.“

„So, und was kostet das?“ fragte der alte Herr.

„Nix,“ sprach der Bursche nachlässig. „Ei,“ erwiderte jener, „Ihr solltet doch noch bei uns bleiben und die Sachen wieder hinuntertragen, dann bekommt ihr auch einen Gulden Trinkgeld!“

„Ihr habt ja doch nichts zu versäumen,“ setzte die Frau desselben bei, „also bleibt da. Was habt Ihr denn heute noch zu thun?“

„Einen Leitartikel zu schreiben für die Augsburger Allgemeine Zeitung, welcher morgen im Druck sein muß,“ sprach der Angeredete auf Hochdeutsch. „Deshalb bedauere ich, daß mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft nur so kurz vergönnt war, und wünsche den Herrschaften herzlichen guten Abend.“ Sprach's und wandte sich.

Ein Entsetzen flog über alle Gesichter. „Um Gottes willen, Sie sind kein Bauer? — Verzeihen Sie! — Kein Bauer — und Ihr Name?“

Dr. jur. Carl Stieler.

Der Eisenbahnkönig.

„O wie schön, wie schön!“ rief sie, vom Berge hinab in das liebliche Thal blickend, „und wie poetisch!“

„Ja meine Gnädigste, die wahre Poesie findet man nur noch in der Natur, das Leben ist Prosa geworden!“ seufzte ihr nach ein junger Mann mit langem Haar, gebogener Nase und schmalem Brustkasten, also offenbar ein Dichter, vielleicht gar ein Mitarbeiter am Berliner „Album für Poesie und Makulatur“.

„Meinen Sie?“ mischte sich ein älterer Herr mit fein geschnittenem Profil und geistvollem, etwas schalkhaft lächelndem Auge in das Gespräch; „nun, ich war bisher anderer Ansicht, wenigstens was das Leben betrifft. Ich finde gerade Poesie in unserer oft geschmähten Zeit, der Zeit —“

„— Der Eisenbahnen!“ fiel etwas unartig der junge Poet ein.

„Ja, der Eisenbahnen,“ fuhr der Herr fort, „der Eisenbahnen und der harten Arbeit. Oder finden Sie keine Poesie darin, wenn die Pacific-Eisenbahn die Weltmeere verbindet und das sausende Dampfroß, dieser feurige Drache der Sage, den der Mensch gebändigt, an den Lagern der Rothhäute vorüber, über Abgründe und Klüfte fortfährt und auf der Station die Bewohner aller Welttheile, die Neger, die Chinesen und alle Völker der Erde sich begrüßen? Wenn unermüdliche Forscher die grausigen Eismassen des Nordens und die Steppen und Wüsten des Südens nur um der Wissenschaft, um der Menschheit willen aufsuchen, oft ihr Leben dafür einsetzen und immer Gefahren bestehen, gegen die Sindbads Reisen Kinderspiel sind?“

Er hatte sich etwas hinreißen lassen, aber die Begeisterung des Alters hat etwas Erhabenes; der junge Mitarbeiter am Album versuchte zwar spöttisch zu lächeln, aber die junge Dame schaute mit leuchtendem Auge zu jenem auf und sagte: „O sprechen Sie weiter, mein Herr! Sie lehren mich das Leben anders, freudiger anschauen!“

„So lassen Sie uns noch ein wenig plaudern,“ sagte er, „und

Digitized by Google

hier uns lagern, in diesem herrlichen Stückchen schönster Gotteswelt. Sehen Sie, auch das ist Poesie! Da treffen wir hier zusammen, einander fremd, Sie aus dem Süden Deutschlands, ich aus dem Norden, treten einen Augenblick einer in das Leben des andern ein, und sehen uns dann vielleicht nie wieder; wer wir sind, wir fragen's nicht, wir sind eben Menschen! Und so ist's gut!"

Sie hatten sich gelagert, die Gesellschaft umher, die Führer ihre Tragen herabgestellt, die Körbe geöffnet, und auf dem Rasen servirte ein Diener ein kleines Frühstück; sie waren in behaglichster Stimmung. Da fiel der Dichter wieder ein: „Und doch sehen Sie, daß die Zeit nicht poetisch ist, es werden keine gute Märchen mehr erfunden."

„Gute Märchen werden überhaupt nicht erfunden, sondern nur dem Volke nacherzählt; jetzt aber werden die alten zur Wahrheit, werden erfüllt."

„Wie das?"

„Nun, daß die Sage vom Kyffhäuser ihrem Ende nahe ist, ihre Erfüllung gefunden, wenigstens beinahe, ist ja bekannt; und Tiecks reizende Erzählung vom gestiefelten Kater kennen Sie ja — nun, auch der Marquis von Carabas lebt in Berlin, und wenn er nicht Schwiegersohn eines Königs, so ist er dafür selbst König geworden, nämlich Eisenbahnkönig —"

„Ach, Sie meinen Dr. Strousberg?" sagte etwas enttäuscht der Dichter.

„Eben den."

„Den Vielgenannten?" fragte die junge Dame; „ich habe so oft in der letzten Zeit seinen Namen gelesen und von ihm gehört, daß ich in hohem Grade neugierig geworden; kennen Sie ihn, wissen Sie etwas von ihm, bitte, so erzählen Sie!"

„Recht gern; ich thue das mit Freuden, denn ich sehe mit Lust auf ein so tüchtiges Stück Menschenleben und Menschenarbeit, das zudem der Erfolg gekrönt hat. Und sehen Sie, auch darin ist Poesie; es ist in dem Manne eine gewisse Schwärmerei, die Begeisterung für die Arbeit! Schon vor etwa fünf Jahren, wo sein erworbenes Besitzthum noch bei weitem nicht die jetzige Höhe erreicht, sagte er einmal im Gespräch zu mir: „„Ich könnte jetzt aufhören, mich zur Ruhe setzen und mir allein leben, denn für mich und meine Familie habe ich genug; aber ich bin noch rüstig und von meiner Arbeit haben tausende von Familien und von strebsamen Leuten Beschäftigung und einen lohnenden Erwerb — da halte ich's für meine Pflicht, weiterzuarbeiten."" Daß diese Wirksamkeit ihm selbst auch in hohem Grade ersprießlich ist, wer wollte es ihm verdenken? Thut er doch mit seinem Gewinn nach allen Seiten unendlich viel Gutes, und zwar im Stillen!"

„Aber warum nannten Sie ihn den neuen Herrn von Carabas?"

„Sie wissen, daß im Märchen überall die Leute dem Könige auf seine Frage nach dem Besitzer der Wiesen, Felder und Schlösser antworteten: Dies alles gehört dem Marquis von Carabas; nun denn, fahren Sie die Linden entlang — wem gehört dies stattliche Haus? Dem Dr. Strousberg; dieser Palast in der Wilhelmsstraße? Dem Dr. Strousberg; dieses Haus in der Jägerstraße? Dem Dr. Strousberg; dieser Viehmarkt vor dem Thore? Ihm! Diese Eisengießerei in Hannover? Ihm! Diese Güter in der Mark, in Posen, in Böhmen, diese Schlösser, und noch so vieles andere? Alles ihm und immer wieder ihm! Und zu wem eilen diese Männer, der eine ein Ingenieur, der andere ein Eisenbahnbeamter, der dritte ein Bautechniker? Alle zu ihm, um von ihm und bei ihm Anstellung, Arbeit, Beschäftigung zu finden, der Name Strousberg lebt in aller Munde.

„Im Jahre 1823, glaube ich, wurde dem alten Strausberg, einem ehrenwerthen jüdischen Handelsmann in dem ostpreußischen Städtchen Neidenburg, das nahe an der russischen Grenze liegt, ein Söhnchen geboren, dem er den Namen Baruch Hirsch gab; nun, Baruch, (d. h. gesegnet) ist er geblieben, der Hirsch aber hat sich mit der Zeit in Henry verwandelt. Dem alten Manne ging es kümmerlich, er hatte sein Vermögen verloren und starb, als der Knabe, der eben in Königsberg den ersten Gymnasialunterricht genoß, 12 Jahre alt war; die Mutter, eine hochgebildete Frau, hatte derselbe schon früher verloren. Dies traurige Ereigniß brachte eine entschiedene Aenderung in dem Lebenswege des Knaben hervor; in hohem Grade lernbegierig, mußte er doch seine kaum begonnenen Studien wieder unterbrechen und sehen, wie er nun durch die Welt komme. Aber es wurde zugleich bestimmend für seine ganze spätere Richtung, denn es führte ihn nach London. Hier hatte er einen Onkel, einen Kaufmann, der sich seiner anzunehmen versprach, und auf einem Kohlenschiff von Pillau aus machte er die Reise dorthin. Der Onkel nahm ihn in sein Geschäft und mußte wohl schon früh in ihm sein bedeutendes kaufmännisches Talent entdecken, denn er gab ihm bald Gelegenheit, selbständig zu operiren, ließ ihn reisen, besonders Kohleneinkäufe besorgen. Hier verdiente der junge Strausberg nun schon etwas, zeigte aber von früh auf die Energie und Zähigkeit, durch die allein er das geworden, was er jetzt ist; er erkannte die Nothwendigkeit, seine so früh unterbrochene Ausbildung zu vollenden; Lehrer zu besolden, reichten seine Mittel und sein geringer Verdienst nicht hin, so mußte er sich selbst zu fördern suchen und für alles Geld, das er erübrigen konnte, schaffte er sich Bücher an, und ... Licht. Denn der Tag gehörte nicht ihm, gehörte dem Geschäft, am Tage mußte er verdienen, was er die Nacht, die ihm zu seinen Arbeiten frei blieb, gebrauchte. So trieb er eifrig das Studium der Sprachen, die ihm zum Leben nöthig waren, — ein tüchtiger Kaufmann war er unterdes geworden —, aber da er weiter strebte und sich auf anderem Gebiete zu bethätigen hoffte, auch das der Geschichte und Geographie, und zu seiner Erholung trieb er Musik, in deren Anfangsgründen er noch von seinem Vater selbst unterwiesen worden war.

„So ausgerüstet mit einem guten Vorrath an Kenntnissen und mit eiserner Energie, wandte er sich der Publicistik zu, und wie tüchtig seine Leistungen auf diesem Gebiete waren, geht daraus hervor, daß die Times ihn zum Berichterstatter für die Parlamentsverhandlungen annahm; zu gleicher Zeit arbeitete er für verschiedene kaufmännische Zeitschriften, für „Sharps London Magazine" und für „Lawsons Merchants Magazine" und wurde sogar eine Zeitlang Chefredacteur einer derselben. Und das ist noch nicht lange her, daß dieser jetzige Eisenbahnkönig sein Leben auf diese mühsame Weise fristete, noch zur Zeit des Krimkrieges arbeitete er so literarisch. Und hier gelang es ihm, dem Deutschen, durch seine englischen Artikel und seine gesunden, praktischen Urtheile über die internationalen Verhältnisse Englands, namentlich dessen Beziehungen zu Amerika, Aufsehen zu erregen, man erkannte seinen praktischen Sinn, und Mr. Bethel Henry Strousberg, welche Namen er bei der Taufe angenommen, wurde zum Vorsteher der gemeinnützigen Baugesellschaften ernannt. Aber sein Blick war immer weiter gerichtet, er hatte das eigentliche Feld seiner Thätigkeit noch nicht gefunden, er mußte sogar noch manchen verunglückten Versuch machen, nur daß ihm sein bisheriger Wirkungskreis nicht genügte, fühlte er. Darum suchte er so viel Zeit als möglich für das eigene Arbeiten, die eigene Weiterbildung zu gewinnen, und doch fühlte er schon Sehnsucht nach einer bleibenden Stätte, die er allerdings erst viel später fand: er heirathete ein schönes, aber ganz armes, junges Mädchen, Miss Swan, eine Verwandte des Capitän Roß. Der Hausstand, die Familie vergrößerte sich, Mr. Strousberg trennte sich von den Seinen, weil er hoffte, in Amerika besseren Gewinn aus seinen Kenntnissen und seiner Energie ziehen zu können — vergebliches Bemühen, verfehlte Speculation! Er lebte in verschiedenen Städten der Union und gab Unterricht in Sprachen und Naturwissenschaften — so weit hatte sich der Mann selbst gefördert, der seinen Schulunterricht so früh hatte abbrechen müssen.

„Nun, sagen Sie selbst, ist's nicht interessant, ein solches Leben voll Energie und Mühsal sich entwickeln zu sehen? Ja, ja, greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wie es weiter heißt!"

Der alte Herr schwieg einen Augenblick, aber die junge Dame, die ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört, rief: „O bitte, fahren Sie fort! Der Mann interessirt mich; er ist wie ein moderner Odysseus auf seinen Irrfahrten, und jeden Augenblick glaube ich das alte: „Wieder ein Neues ersann" zu hören."

„Also weiter, da ich sehe, daß ich Sie nicht ermüde. — Wir kommen jetzt zu dem wichtigen Abschnitt in dem Leben Strousbergs, wo er zum ersten Mal eine größere Summe Geldes in die Hände bekam, und zwar durch eigenes Verdienst, indem er zufällig an den Hafen kam, wo ein Schiff mit Schnittwaaren lag, das Havarie gelitten und seine Ladung verkaufen mußte. Mit dem praktischen Blick, den er sich angeeignet, erkannte er, daß der Schaden gering, der Werth der Ladung

bedeutend höher war, als der Verkaufspreis, er kaufte sie und hatte bald am Verkauf beträchtlichen Gewinn. Nun kehrte er zu seiner Familie zurück, nahm seine literarische Thätigkeit wieder auf und studirte, um sie besser ausfüllen zu können, und in der Absicht, sich eine Advocatenstellung zu gründen, zugleich das römische und das Völkerrecht, promovirte zum Doctor, wurde selbst Herausgeber eines Blattes, kehrte, da dasselbe keinen guten Fortgang hatte, nach Deutschland zurück, von wo aus er das Blatt billiger herzustellen hoffte, hatte auch damit kein Glück, schrieb noch für einzelne englische Blätter und hörte endlich auch damit auf. Seine literarische Thätigkeit schloß damit ab.

„Nun erst, im Jahre 1856, nachdem er noch einmal einen Versuch gemacht, sich in England zu behaupten, indem er den Vertrieb von deutschen Gemälden, namentlich Düsseldorfern, übernahm, ein Versuch, der ebenfalls nicht vom Erfolg gekrönt war, ließ er sich in Berlin dauernd nieder. In dieser Zeit lernte ich ihn kennen und habe ihn seitdem mit großem Interesse auf seinem Lebenswege verfolgt; nunaber, mein liebes Fräulein, können Sie nur noch zweimal Ihr: „Wieder ein Neues ersann" citiren, denn bald stand seine eigentliche Aufgabe fest."

„Endlich!" sagte sie und holte tief Athem, wie erleichtert.

„Ja, endlich, denn es wird Zeit, daß unser Held ans Ziel kommt und wir uns auf den Weg machen, auch das unsre zu erreichen."

„Dr. Strousberg, wie wir ihn nun zu nennen haben, hatte keinen Wirkungskreis, er suchte sich daher einen solchen und begann auf eigene Hand, ohne dafür angestellt oder zum Agenten bestellt zu sein, Lebensversicherungen abzuschließen für die englische Gesellschaft Waterloo; er wandte sich also wieder mit seiner Thätigkeit England zu, denn er wußte, daß man sie dort zu schätzen wußte. Und so war es; er entwickelte eine solche Rührigkeit und hatte so viel Erfolg, daß die Gesellschaft einen ihren Directoren nach Berlin sandte, um den Mann kennen zu lernen, der so erfolgreich für sie arbeitete und ihnen doch ganz fremd war, ihm auch, wenn ich nicht irre, eine für deutsche Verhältnisse ganz ansehnliche Remuneration zu überbringen. Und hier sind wir am Wendepunkte seines Schicksals angekommen."

„Durch sein Arbeiten für England war Dr. Strousberg mit der englischen Gesandtschaft in Berlin in Berührung gekommen; Lord Loftus erkannte seine eminente praktische Befähigung, seine große Rührigkeit, mit einem Worte, sein Genie, er machte bedeutende englische Capitalisten, Peto, Bray und andere, welche die Concession zum Bau der Tilsit-Insterburger und der Ostpreußischen Südbahn hatten, auf ihn aufmerksam, sie traten in Verbindung mit ihm und ließen den Bau durch ihn ausführen. Er führte das hier noch unbekannte System der Generalentreprise ein und befolgte dasselbe mit solchem Glück und Geschick — denn das Glück allein ist ein leeres Wort, das höchstens Spieler für sich anwenden — daß er bei diesem Geschäft am Einkauf des Grundes und Bodens und der ganzen Ausführung seine erste Million gewonnen haben soll; ein stolzes Wort, für wenige nur das Ziel eines langen, mühvollen Lebens, für ihn der Ausgangspunkt. Und von dieser Zeit an hat er sich dem Bau von Eisenbahnen gewidmet, obwohl er noch manche Nebenunternehmungen ausgeführt, und überall hat er einen merkwürdig richtigen Blick gehabt. Die Bahnen, die er gebaut, haben sein Vermögen ins Kolossale ausgedehnt — man spricht jetzt von 25 Millionen — und doch haben alle noch mehr dem Gemeinwohl gedient. So hat die Berlin-Görlitzer Bahn den Spreewald dem Weltverkehr erschlossen, und die Stadt Görlitz selbst hat einen früher ungeahnten Aufschwung genommen, eine neue Bedeutung; in ihr sind Fabriken, für Locomotivbau und andre gegründet, die Verbindung mit Sachsen ist der Lausitz eröffnet, der Weg nach Wien abgekürzt, mit einem Worte, diese Bahn ist ein Lebensnerv der Provinz geworden. In dieser Zeit wurde sein Name zuerst viel genannt; die Börse, das Capital empfing ihn mit Mißtrauen und Zurückhaltung, man wollte ihn den Nulandt, Mirès u. s. w. an die Seite stellen, weil man ihn nicht begriff. Der Krieg von 1866 hemmte ihn nicht, ja er vergrößerte in der Zeit allgemeiner Noth die Zahl der Arbeiter, er hatte immer das nöthige Capital disponibel, er schaffte es immer, ohne die Bankiers zu brauchen, daher war er ihnen unheimlich und wurde angefeindet, man wollte ganz genau wissen, die Bahn werde nicht fertig, das Meteor, das so plötzlich erschienen, werde ebenso schnell verschwinden. Aber es geschah nicht, die Bahn wurde fertig, Strousberg baute weiter, die rechte Oderuferbahn, die Märkisch-Posener, die Halle-Sorau-Gubener, die Ungarische Nordostbahn, die Hannover-Altenbeckener, die Rumänischen Bahnen und noch andre, alle sind fertig, oder in Bau oder in Vorbereitung begriffen. Außerdem besitzt er die Egestorffsche Maschinenfabrik in Hannover,*) Schienenwalzwerke in Dortmund, die Neustädterhütte u. a. m.

„Und alles dies, diese riesige Thätigkeit, bewältigt er allein mit seinem Kopfe. Er beschäftigt zwar hunderttausende von Arbeitern, er hat in seinen Büreaux die tüchtigsten Leute; seine Architekten, seine Ingenieure, sind die besten, die zu finden sind, hochgestellte Staatsbeamte treten gern bei ihm in Function, denn er bezahlt splendid, seine Gehilfen sollen Freude haben an ihrer Arbeit und Theil nehmen an seinem Gewinn — aber die oberste Leitung liegt doch in ihm; zur eigentlichen Geschäftsführung hat er keinen Genossen, alles bewegt und überarbeitet er allein in seinem Kopfe! Sein Auge ist durchdringend, man fühlt es ihm an, daß es schnell Menschen und Dinge bis auf den innersten Grund durchschaut und erkennt. Er spricht nie mehr, als nöthig ist und führt jedes Gespräch immer gleich auf den Kern der Sache zurück; er macht und liebt keine Umschweife; grade und fest auf das Ziel los! das ist sein Wahlspruch. Jetzt hat er preußische und österreichische Orden, und die öffentliche Meinung hat ihm den höchsten Ersatz für die frühere Verkennung gewährt, die höchste Ehre: er ist zum Reichstagsmitglied erwählt. Sein kolossales Vermögen hat er zum großen Theile in Grundbesitz angelegt, in Posen, in Polen, in der Lausitz, in Westpreußen und in Böhmen hat er Güter, in Wien und Berlin verschiedene Häuser.

„Hatte ich nicht recht, ihn den neuen Marquis von Carabas zu nennen?"

„Sein Palast in Berlin aber ist eines der Wunder der Residenz; sein Baumeister Orth hat ihn erbaut, und wenn Sie nach Berlin kommen, dürfen Sie nicht versäumen, ihn sich zu besehen, Sie werden staunen. Denn hier hat sich Dr. Strousberg mit dem höchsten Luxus, der solidesten Pracht und einem bis dahin ganz unbekannten Comfort, zu dem alle Erfindungen der Neuzeit beigetragen, umgeben, ein rechter Palast eines Eisenbahnkönigs.

„Es war allerdings ein angenehmes Schaffen für den Baumeister, da der Bauherr selbst kunstsinnig war und ihm alle Mittel nach Belieben zur Disposition stellte. So hören Sie nun, was er geschaffen. Die stattliche Façade des Hauses von röthlichem Sandstein mit seinen zwei Hauptgeschossen und rechts dem Einfahrtsthor zeigt in der Mitte einen bis zum Dach reichenden Porticus von vier Säulen aus gleichem Stein wie die Façade, gekrönt von einem Giebelfelde, das mit einem Basrelief geziert ist. Tritt man durch eine Glasthür, deren weiße Gardinen schon einen wohnlichen Eindruck machen, in den Hausflur, der mit Marmorboden, gelblichen Marmorstuckwänden und einer marmornen Treppe mit weißer Ballustrade sein Licht von oben her erhält, so steht man einem Brunnen mit Blumen und Goldfischen gegenüber, der geschickt die Eingänge in die Dienst- und Wirthschaftsräume verdeckt. Rechts und links an der Thür stehen geschnitzte Tische und Sessel für den Haushofmeister und einen Kammerdiener; die Aufsätze der Tische enthalten Telegraphenleitungen von und nach allen Zimmern, theils zur Meldung der Kommenden, theils zur Herbeirufung der im Hause Verlangten, denn eine Vorrichtung läßt beim Telegraphiren zugleich den Namen hervorspringen; z. B. Zimmer 17 Gouvernante; Zimmer 36 Küchenmeister u. s. w. Rechts vom Eingang kommt man in ein einfenstriges Empfangszimmer, grün tapezirt, mit Jagdgeräthen und Jagdtrophäen, Geweihen und dgl. geschmückt; von hier links in das Bibliothekzimmer, das sein Licht von oben durch ein mattes Glasfenster bei Tage, abends durch eine über dasselbe auf Rollen gefahrene Gruppe von Gaslampen erhält; die Wände kostbares Schnitzwerk, mit einer auf einer zierlichen Eisentreppe zu erreichenden Galerie, um zu den oberen der ca. 50,000 Bände starken Sammlung zu gelangen; die 8 Felder des Deckenraumes zeigen in allegorischen Figuren, gemalt von Peters, welche Werke (Geschichte, Kunst, Poesie u. s. w.) in den Repositorien darunter zu finden sind; in der Mitte ein bequemer Tisch mit Sesseln. Von diesem, wie vom Eintrittszimmer gelangt man in den dreifenstrigen Arbeitsraum des Hausherrn, mit allem Luxus, mit kleiner technischer Bibliothek, kostbarem Kamin und einem halbdunkeln, kleinen Ruhegemach, höchst anmuthig anheimelnd,

*) Von dieser wird eine unserer nächsten Nummern eine Beschreibung und Illustration bringen. D. R.

wenn der Herr während der Arbeit das Bedürfniß zum Ausruhen empfinden sollte; in der Tiefe desselben ein Arnheim. Von dem großen Zimmer aus gelangt man in einen prächtigen Billardsaal, von hier in die Gemäldegalerie, wo die Meisterwerke der Neuzeit prangen (in einer der letzten Sitzungen des Berliner Künstlervereins wurde erzählt, Dr. Strousberg habe in einem Jahre für 120,000 Thaler Gemälde gekauft), ferner in den kolossalen, höchst würdig ausgestatteten Speisesaal, dann durch eine Felsgrotte, ein Aquarium, in das wundervolle Gewächshaus, einen Wintergarten mit Blumen, Vögeln und Statuen, in den lieblich hellen, freundlichen Musiksaal mit akustisch gewölbter Decke und mit Deckengemälden, an einer Wand die musikalische Bibliothek, in der Mitte der Flügel, und die eine Wand so eingerichtet, daß sie sich auf den Druck einer Feder nach hinten umlegt, um das Podium für eine kleine, zu lebenden Bildern und dgl. bestimmte Bühne zu bilden, und von hier in einen stattlichen, nach der Straße liegenden Gesellschaftssaal. Dazwischen noch ein wunderbar reizender, kleiner Raum, der kleine Salon der Hausfrau; nichts Lieblicheres läßt sich denken — doch, wie gesagt, Sie müßten's sehen, ich kann es Ihnen nicht so beschreiben, wie es ist, nur andeuten will ich.

„Im oberen Geschoß des Hauses sind die eigentlichen Familien- und Wohnräume; das mächtige Schlafzimmer, dessen Betten in Nischen durch Vorhänge verborgen werden, gleiche Vorhänge trennen die Ankleidezimmer; alle Möbel sind eigentlich Attrappen, die Fauteuils und Chaises-longues enthüllen auf den Druck einer Feder kleinere oder größere Badewannen, die fortwährend kaltes und warmes Wasser empfangen können; daneben Badezimmer mit Bassins, zu einigen Schwimmstößen ausreichend, Räume zu russischen und andern Bädern, alle wie das ganze Haus, Flur und Treppen, mit Wasserheizung durchwärmt und mit Kaminen wohnlich gemacht. Oben auch sind die Zimmer der Kinder, ihrer Gouvernanten und Bonnen; nur die Töchter, noch jung, zum Theil klein, wohnen hier, die beiden älteren Söhne wohnen mit ihren Hofmeistern außer dem Hause. Daneben die Spiel- und Schulzimmer für die Kinder, und vor allem die Zimmer der Frau vom Hause, die ein so unendliches Behagen erwecken, daß ich den Reiz derselben nicht beschreiben kann. Ebenso Gesellschafts- und Frühstücksräume für die Söhne. Ihr vollstes Erstaunen aber würden die Souterrains, die Küchenräume mit ihren Einrichtungen und mit allen Erfindungen der Neuzeit zum Kühlen, Kochen, Braten, Backen u. s. w. versehen, mit Maschinen und Werkzeugen, deren Zweck und Bedeutung zu kennen Sie von mir altem Manne wohl schwerlich verlangen werden.

„Sehen Sie, so lebt, so wohnt dieser Mann, der alles, was er ist und was er besitzt, seiner unermüdlichen Thätigkeit und seinem Genie verdankt. Ich habe Respect davor, und wenn Sie, junger Herr, diesen Palast im Inneren sehen, werden Sie bekennen: ja, auch das Leben hat noch seine Poesie! Und nun, die Zeit unseres Rastens ist um, glückliche Reise, meine Verehrtesten!"

Mit diesen Worten erhob sich der alte Herr; die Gesellschaft, die sich immer enger um ihn gruppirt hatte, folgte seinem Beispiel, man dankte, und fröhlich grüßend und sich Glück auf den Weg wünschend, zog man weiter, die einen ins Thal hinab, die anderen weiter bergauf. Der Mitarbeiter am Album aber war still und nachdenklich geworden, und rief: „Ja, das ist wirklich ein Epos!"

Theodor Coßmann.

Aus Fuhrmanns Vergangenheit.

(Zu dem Bilde auf S. 733.)

Die Zeiten sind vorüber, in denen der Fuhrmann Angstschweiß schwitzte. Jedenfalls kann er, sofern er nur gute Pferde und eine ihren Kräften angemessene Fracht hat, oder im andern Falle die Ausgabe für Vorspann nicht scheut, die schwierigsten Stellen der heutigen Verkehrswege ohne Unfall passiren. Ganz anders war das noch vor dreißig und etlichen Jahren. Damals gab es noch Wegestellen, die in vollster Bedeutung des Worts das Kreuz des Fuhrmanns waren. Da stand sein Stolz: sein Vier- oder Sechsgespann, oder auch sein einziger Schimmel nicht selten auf dem Spiele, wenn ein jäher Hang unter erschwerenden Umständen überwunden werden mußte. Der Berg trug freilich weniger die Schuld an einem Unfall, als der überladene schwerfällige Wagen. In der Ladung hat der Fuhrmann von je schwer Maß gehalten, und eine Ueberfrachtung des Wagens gehörte geradezu zu seinen Schwächen. Wenn dann die schlimme Stelle des Weges kam, so wurde er auch unangenehm aus seinem Phlegma aufgerüttelt. Die Pferde warfen sich wuchtiger ins Geschirr, bald arbeiteten sie mit fliegenden Nüstern und tief gesenkten Köpfen bergan. Der kluge Fuhrmann schonte sie aber noch, um ihre Kraft nicht vor der Bezwingung des fatalen Berges auf die Neige gehen zu lassen. Zehnmal hob er den Arm, um mit der Peitsche dreinzuhauen, und eben so oft senkte er ihn wieder, ohne zuzuschlagen. Die Thiere thaten ihm leid, er wollte sie nicht unnütz züchtigen; milde oder drohendere Zurufe thaten noch das Ihrige. Doch bald hörte Gnade und Erbarmen auf. Die Vorderpferde schienen nicht mehr in demselben Grade ihre Kraft steigern zu können, in welchem die Steilheit des Berges zunahm. Die Peitsche begann ihr grausames Werk, und einmal gerührt, durfte sie auch nicht eher wieder in Ruhe versetzt werden, bis die Höhe bezwungen war. Knall auf Knall, Schlag auf Schlag erfolgte; der in tausend Aengsten schwebende Fuhrmann wurde zum rohen Gesellen, der Wagen drohte rückwärts dem Abgrunde zuzurollen und die Pferde mit in die Tiefe zu reißen. Wiederholt glitten die Vorderpferde aus, und wiederholt faßten sie wieder Fuß, sobald die schweren Hiebe auf sie herniedersausten. Da sammelten sie noch einmal ihre ganze Kraft und — arbeiteten den Wagen glücklich den Rest der Anhöhe hinan.

War nun aber die schlimme Berggegend mit ihren Schluchten und Hängen überwunden, die Tagesstation erreicht und das Gespann beruhigt, dann begann auch des Fuhrmanns Lust. Dann rückte er den breitkrämpigen Filz auf die Seite, stellte die Peitsche in die Ecke der Wirthsstube, nahm auf der Bank vor dem langen Tische Platz daß sein Rücken das halbe Fenster verhüllte und klopfte mit den Fingerknöcheln bedeutungsvoll auf das Holz. Die Wirthin wußte nur zu gut, was das Signal zu bedeuten. Sie brachte bald eine Schüssel, groß wie der Vollmond, der eben über den dämmernden Bergen heraufstieg und stellte sie vor den bekannten Gast. In ihr befand sich stets eine so kräftige Mahlzeit, daß drei unserer heutigen Droschkenkutscher Mühe haben dürften, sie zu vertilgen. Entweder lagerte darin ein Reisbrei, daß der Löffel darin stand, oder sie war mit Speck und Erbsen gefüllt. War sie aber etwa voll Knödel, dann hatte sie noch einen Trabanten bei sich, darin die Sauce glitzerte, und wenn in dem Trabanten Blätter- oder Heringssalat aufgethürmt war, so strotzte die Hauptschüssel von Erdäpfeln. Das alte Sprichwort: „Er kann einladen wie ein Fuhrmann," hat von jeher eine doppelte Bedeutung gehabt. Die Hauptsache kam aber immer nach der Mahlzeit, oder vielmehr nach der Pferdefütterung, die auf die Mahlzeit folgte. Dann wurde das Maß oder die Kanne mit dem landesüblichen Getränk aufgefahren, die Gäste rückten näher zusammen, setzten die kurze Pfeife in Brand, und wenn die Nesseln mit dem Portorico in dem Maserkopfe knisterten und sich die dicken Rauchwolken emporwälzten, so sprach man von den verschiedenen Frachten, von alten und neuen Ladungen, von Kornsäcken, reichen Müllern, schweren Achsen und Geldmünzen. Mehr wie ein Maserkopf wurde aber in der Regel nicht geraucht. Sobald die feuchte Neige des mit der Glut ringenden Kanasters in der Tiefe der Pfeife prasselte, wurden die Pferde getränkt, und dann ging's auf den Heuboden zur kurzen Ruhe. Ich sage zur kurzen, denn mit dem ersten Hahnenschrei war der Fuhrmann wieder flott. Nach kurzer Stalltoilette wurde gefrühstückt, ein schweres Butterbrot eingewickelt, das Gespann getränkt, angespannt, mit einem Kron- oder Laubthaler die Zeche bezahlt, das rückkehrende Kleingeld apart in den Leinwandbeutel gesteckt, die Schnacke (Peitsche) genommen und dem wiehernden Hengst durch einen Knall bedeutet, daß es Zeit sei, sich wieder ins Geschirr zu werfen.

So verlief ein Tag wie der andere, bis die Fracht an Ort und Stelle. Am schlimmsten hatte es der Fuhrmann auf der alten Gebirgsstraße, welche von Basel über den Jura in das Innere der Schweiz führte. Dort, wo sich die alte Straße von den Berggehängen des Homburger Thals zu dem jähen, nördlichen Abhang des Hauenstein emporwand, nahm die Qual und Marter der Pferde kein Ende.

Bergauf und bergab mußte sich der Fuhrmann auf Rad- und Achsenbrüche, auf Sturz und Beschädigung seiner Thiere gefaßt machen. Zwischen Waldenburg und Langenbruk hatten sich stets viele Pferdekräfte an einer Pferdelast abzumühen. Die Burgunderwagen, die oft in langer Reihe hintereinander folgten, mußten immer größere Zwischenräume unter einander lassen, sobald die jähesten Abhänge des Gebirges vorlagen, sonst kam der zurückrollende Wagen in das Geschirr des andern und machte die Gefahr nur um so größer. Vor dem letzten schroffen Abhange des Hauenstein erreichte aber auch die Zug- und Haltekraft der besten Thiere ihr Ende. Hier mußte der Einspänner durch ein Windewerk zu Berg und zu Thal befördert werden. In dem „Seilerhüßli“ bei Langenbruk wand sich ein mächtiges Tau um eine Welle. Die durch viele Männer bewegten großen Schwungräder beförderten so den Wagen, dessen Achse mit dem Windetau verkuppelt war, über die gefährlichste Stelle. Auf dem Hauenstein, diesem Culminationspunkt des Güterverkehrs auf der Linie Basel-Solothurn, entwickelte sich dann ein reges Leben. Der leichtere Courier und der drallere Fuhrmann, der Privat- und Staatspostillon erholten sich von ihren Strapazen und geißelten den mißlichen Zustand der Verkehrswege, zumal derjenigen, die auf kürzere Strecken durch vieler Herren Länder führten. Der eine kleine Potentat beneidete immer den angrenzenden Duodeznachbar, wenn letzterer schlechtere und schwierigere Wege in seinem Gebiet hatte. Je länger der Fuhrmann mit seiner Fracht sich auf den Wegen quälte, desto lieber war es den Eignern des Terrains. Die Wirthshäuser, die gute Pacht abwarfen, rückten immer näher an der Straße zusammen, und neben den Wirthshäusern siedelten sich — auch mit hoher Pacht — die Schmiede und Stellmacher an, um die hart mitgenommenen Wagen auszubessern.

Das Verdienst, die erste kunstgemäße Chaussee in Deutschland angelegt zu haben, gebührt den Schwaben; sie führt durch das meist von Bergen umgebene fruchtbare Ries von Nördlingen gen Oettingen. Danach wurden die Handelsstraßen durch das Rheinthal verbessert und theilweise verlegt. Sie hatten aber alle nur eine kurze Glanzperiode — die neu angelegten und verbesserten Straßen, denn das Dampfroß begann bald hinterher seine Schienenfahrten. Auf den neuen Chausseen, namentlich auf der neuen Kunststraße über den Hauenstein (1828—1830) entwickelte sich dann auch ein ganz anderes Post- und Fuhrmannswesen. An die Stelle der kleinen überbürdeten Frachtwagen traten Lastwagen, wahre Ungethüme mit Radschienen von 12 bis 15″. Zwanzig, ja dreißig Pferde wurden vor einen solchen mit schweren Fässern, Ballen und Barren befrachteten Wagencoloß gespannt, sobald der Weg zu sehr bergan ging. Das Knallen der Peitschen, welches dann in den nahen Thälern und Gründen wiederhallte, hätte auf ein furchtbares Fuchteln der Thiere hindeuten können. Aber nein, die Vorspannknechte zeigten nur ihre Bravour im Knallen, und nur hin und wieder bekam der Gaul, der nicht fest genug im Geschirr lag, einen Klatschhieb um die Flanken. Der Fuhrmann lebte in dieser Zeit meist herrlich und in Freuden, denn die Schwierigkeiten der Fahrt waren verringert, wenn nicht ganz geschwunden, und die starken Mahlzeiten waren dieselben geblieben. So wie der alte holländische Beurtschiffer, der zur Tour von Rotterdam bis Köln sechs Wochen brauchte, und mit einem wahren Pomp sein Schiff durch zwanzig bis dreißig Gäule nach dem Kölner Freihafen ziehen ließ, seine ganze Familie auf Deck hatte, so räumte auch der große Frachtfuhrmann nicht selten den Häuptern seiner Lieben einen Platz unter der Leinwand ein, die in der Größe eines Marssegels über dem Wagengestell lagerte. Handwerksburschen und Gelegenheitswanderer fanden dabei noch immer Platz genug auf dem Verdeck des aufgethürmten Frachtwagens, während sich in das Netz oder in die Schaukel unter dem Fuhrwerk niemand wagte, weil dort die mannfeste, zähnefletschende Dogge ihr Quartier aufgeschlagen. Beide, die Fuhrleute und die Frachtschiffer, theilten aber noch ein anderes Schicksal. Letzterer mußte zwischen Straßburg und Hollands Grenze 30 Mal, zwischen Bamberg und Frankfurt 33 Mal und auf der Elbe sogar 35 Mal den Beutel ziehen und Zoll und Stapelgerechtigkeit zahlen, und dem Fuhrmann legte sich ebenso oft der lange Schlagbaum über die neue Kunststraße, um sich nicht eher wieder zu heben, bis „geblecht“ war.

Die Transportmittel des Personenverkehrs waren nicht minder ungeschlacht, wie die des Güterverkehrs. Etliche unter uns erinnern sich wohl noch der Postwagen, deren Sitze in Ketten hingen und die ein umsichtiger Familienvater nie benutzte, ohne vorher sein Testament gemacht zu haben. Sie rollten hauptsächlich auf der alten niederschlesischen Straße dahin, die von Magdeburg über Breslau nach Polen führte, oder sie zeigten sich (mit schweren, ledernen Sitzriemen) auf der großen Heerstraße, die von Köln nach Berlin, oder von Köln über Siegburg, Altenkirchen und Friedberg führte und die Straße von Frankfurt nach Sachsen kreuzte. Kam eine solche Diligence oder Mallepost auf dem Marktplatz einer Hauptstation an, so lief die halbe Stadt zusammen, und man hielt mitten in der Mahlzeit inne, sobald die Trompetenstöße des Schwagers durch die Straßen schmetterten. Bald entwickelte sich denn auf dem Marktplatz eine Scene, die ähnlich jetzt nur noch da gesehen werden kann, wo Auswandererschiffe landen. Als nun die ersten Eisenbahnen (Nürnberg-Fürth u. s. w.) eröffnet wurden, da zeigten sich gerade diese Malleposten ungemein obstinat hinsichtlich des rechtzeitigen Anschlusses. Sie trafen fast immer nach Abgang der Züge ein und überlieferten die empörten Insassen wieder den lächelnden Gesichtern der Hôteliers. Uebrigens glaube man nur nicht, daß die alten Verkehrswege und Transportmittel nicht mehr zu finden, und daß man jetzt nicht mehr nach der Väter Sitte reisen könne, wenn man Lust dazu verspürt. Man stelle nur einen der alten Postwagen, der dem Feuertode dadurch entgangen, daß er als Curiosum der Wagenremise verblieb — es kann auch eine Diligence genommen werden, wie sie z. B. noch von Leipzig nach Eilenburg fährt — auf den Rennsteig des Thüringer Waldes, spanne sechs Pferde vor, steige mit Kind und Kegel ein und fahre ab! Der Rennsteig, dieser schon im 9. Jahrhundert vorhandene Verkehrsweg, ist noch jetzt überall fahrbar, zum Theil chaussirt und reicht vom Einfluß der Hörsel in die Werra bis zum Rodacher Brunn, einem Wirthshaus im Reussischen. Da aber der Rennsteig in der Länge von 30 Meilen durch keinen bewohnten Ort führt, so ist für den nöthigen Proviant in einem Beiwagen zu sorgen. Theile des alten hanseatischen Hellwegs ziehen sich in ursprünglicher Verfassung noch die Lippe (in Westfalen) entlang. Der alte Unnaerweg bei Iserlohn ist ebenfalls das Bruchstück einer früher viel befahrenen Handelsstraße. Die Wege, durch die der alte Handelsherr aus den Rheinstädten nach Süden und Norden vordrang, über Straßburg nach Basel, über Nürnberg nach Wien, über Siegburg nach Altenkirchen und Friedberg, durch das Dhünthal nach Soest und Hamburg u. s. w. sind noch bruchstückweise vorhanden. Ja, das Dampfroß nimmt nahezu dieselben Richtungen, wie sie die ehemaligen Waarenzüge innehielten, nur kürzt es die Wege durch Tunnel und Brücken ab, und wenn wir den langen, aus dreißig und mehr Wagen bestehenden Güterzug dahinbrausen sehen, so denken wir wohl nicht daran, daß fast auf demselben Wege die mühsame, langwierige, theure und zeitraubende Beförderung der Güter durch die Frachtwagen vor sich ging.

F. B.

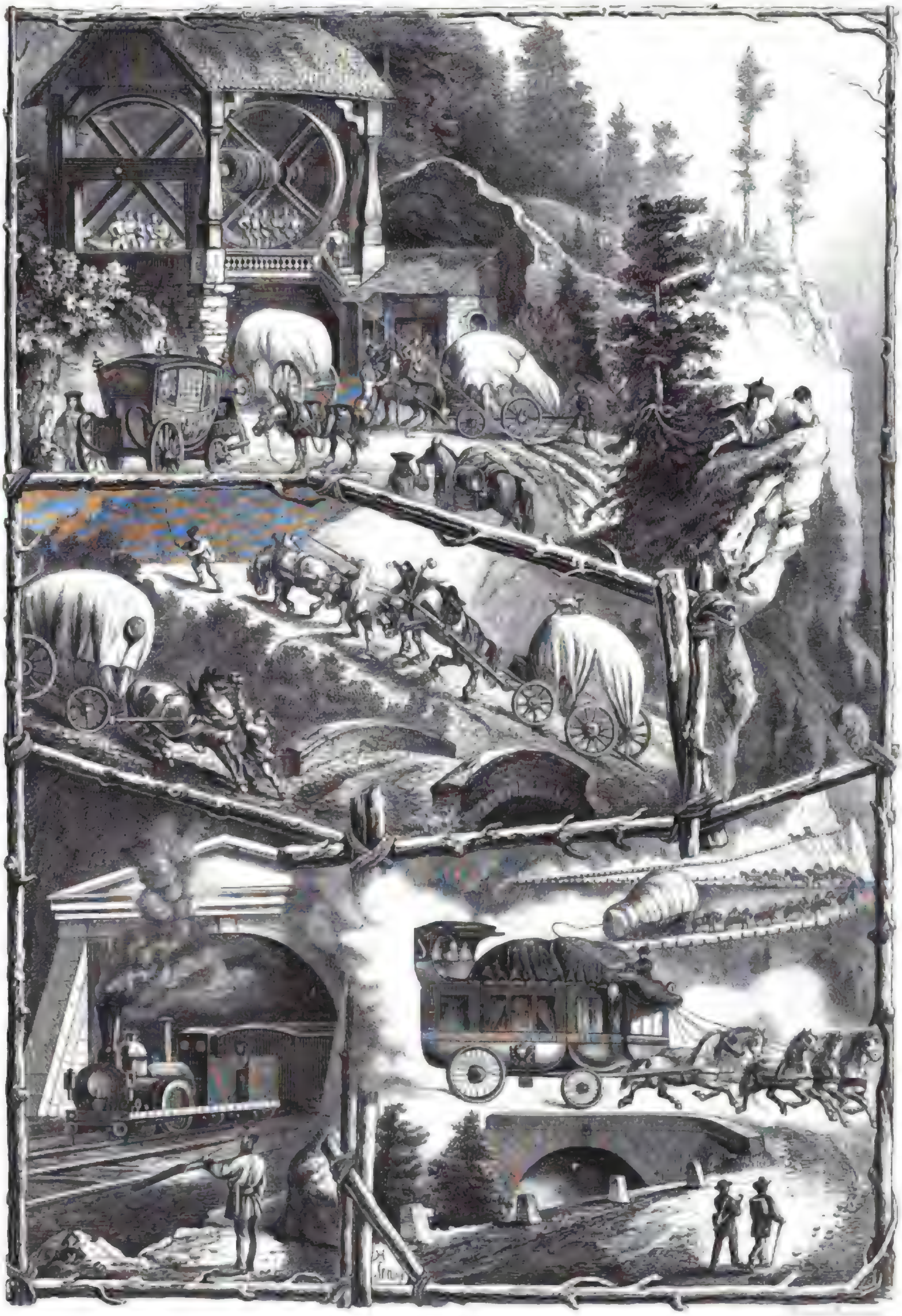
Ein Alltagsleben im heutigen Jerusalem.*)

Von **Wilhelm Wackernagel** in Jerusalem.

Noch ist es dunkel in den engen Gassen der heiligen Stadt; droben aber auf der Galerie der schlanken Minaret erblickt der in seinen Mantel gehüllte Mueddin das erste Tagesgrauen über dem Oelberge; mit volltönender Stimme ruft er über die Stadt hin: „Gott ist sehr groß! Ich bekenne, daß Gott allein Gott ist! Ich bekenne, daß Muhammed der Gesandte Gottes ist! Kommt zum Gebet! Kommt zum Heil! Gebet ist besser denn Schlaf! Gott ist sehr groß! Gott ist allein Gott!“ Seinem Rufe folgen die Mueddins der anderen Moscheen; viermal den Standort wechselnd, singen sie viermal dasselbe Lied, das feierlich durch die stille Nacht hin tönt.

Der Ruf zum Morgengebete ist in ein von einem Oellämpchen schwach erhelltes Gemach gedrungen. Der Bewohner desselben, es ist unser Freund Hadsch Musa, erwacht; rasch wirft er den langen,

*) Vgl. Ein Tag aus dem letzten Jahrzehnt des vorchristlichen Jerusalem. Jahrgang IV. Nr. 38.



Verkehrswege in alter und neuer Zeit.

Originalzeichnung von H. Jenny

Digitized by Google

buntgestreiften Kaftan um, windet den Kaschmirshawl als Gürtel um die Lenden, geht zur Schwelle, wo das kupferne Waschgeschirr bereit steht; kauernd gießt er sich aus dem langen, dünnen Schnabel des Kruges Wasser auf die Hände und wäscht sich nach der allen Gläubigen als strenges Gesetz geltenden Vorschrift. Rasch murmelt er die dabei zu sagenden Gebete. Dann geht er in das gegen die Straße liegende Männergemach, wo er den Betteppich aufrollt. Es ist ein in Persien in schönen, dauerhaften Farben gewirktes Stück; eine Nische ist darauf abgebildet; die mit einem Halbmonde gezierte Spitze derselben richtet er nach der *Kibleh*, nach der Lage Mekkas, wohin sich alle Moslemin in ihrem Gebet zu wenden haben, sonst ist ihre Andacht vergeblich. Leise sprechend betet er, bald aufrecht, bald gebeugt dastehend, bald auf den Knieen liegend, bald die Stirne auf den Boden drückend, alles in streng abgemessenen Zwischenräumen.

Während Hadsch Musa sein *Morgengebet* spricht, erscheint unter der Thüre (im Oriente haben die Thüren nicht den Zweck, die Zimmer zu schließen, sie stehen immer und überall offen) seine schwarze Sklavin *Chabidsche*, ein junges, krausköpfiges Mädchen mit großen, sammtschwarzen Augen und blendendweißen Zähnen hinter den dicken Lippen, höchst einfach gekleidet, aber doch als Evas Töchterlein mit gelben Glasperlen um den Hals und bunten Glasringen an den Armen geschmückt. Sobald ihr Sidi (Herr) seine Andacht beendet, verschwindet sie, ist aber schnell wieder da, in der rechten Hand ein eierbecherähnliches, metallnes Gefäß haltend, auf welchem eine kleine, niedere Tasse ohne Henkel sitzt; die linke Hand ruht ehrerbietig am Gürtel; langsam geht sie auf Hadsch Musa zu, ihm ein „Dein Tag sei glücklich, ja Sidi!“ wünschend. Bedächtig nimmt er die Tasse und schlürft den köstlichen Kaffee langsam und vernehmlich. Chabidsche bringt ihm die Pfeife und den aus Tuchresten genähten, buntgestickten Beutel; regelrecht stopft er den haarfein geschnittenen, würzigen Tabak in den unansehnlichen rothen Thonkopf, die Schwarze legt eine glühende Kohle auf den kunstgerecht gethürmten Knaster, ihr Herr steckt die große Bernsteinspitze in das lange Limonenholzrohr, und bald schwimmen bläuliche Wolken um das Haupt unseres Freundes. Er sitzt am Fenster, das ein geschnitztes Gitterwerk, aber keine Glasscheiben hat; die Luft hat freien Zutritt, das Licht fällt aber nur mit gebrochner Kraft ins Gemach. Der Divan ist kaum eine Spanne hoch, aber sehr breit und bequem für die mit untergeschlagenen Beinen Dasitzenden. Andere Möbel hat das Zimmer nicht aufzuweisen; die weißen Wände enthalten hie und da einen kleinen Schrank; der Boden ist mit geflochtenen Strohmatten bedeckt — weder Tische noch Stühle, weder Bilder noch Bücher sind vorhanden.

Rasch ist es heller Tag geworden, im nahen Kloster läutet die Betglocke — der Schall derselben ist dem Ohre des Muhammedaners in Jerusalem schon lange kein Aergerniß mehr —, unten auf der Straße wird's nach und nach lebendig, die Fellahim treiben ihre Esel, mit Wasserschläuchen oder Holz beladen, vorüber; die Bäckerjungen rufen ihr „Jallah“ (heißes Brot) aus. Hadsch Musa erhebt sich, setzt den Turban auf, der über Nacht auf einem schemelartigen, mit Perlmutter und Ebenholz eingelegten Tisch geruht — ist er doch das vornehmste Kleidungsstück des Moslem —; die Morgengrüße seiner Harim nur kurz erwidernd, verläßt er das Haus, die weiße *Abaje*, den in Damascus gewobenen leichten Wollmantel über den Schultern, und die rothen Schuhe mit aufstehender Spitze an den strumpflosen Füßen, in der Hand einen langsam durchgleitenden Rosenkranz aus den Kernen der wohlriechenden Mekkafrucht.

Hadsch Musa wird von den ihm Begegnenden freundlich begrüßt; den Wunsch des Anredenden erwidert er mit „Hundert Morgen!“ Unversehens trifft er einen Bekannten; die beiden stecken die Hände in einander, ohne sie zu drücken, heben sie darauf zum Munde und zur Stirne, indem der eine den nur Muhammedanern zukommenden Gruß „Friede sei auf Euch“ (Salam aleikum) spricht, worauf der andere „Auf Euch sei der Friede“ (Aleikum es-Salam) entgegnet.

Wie jede morgenländische Stadt hat auch Jerusalem seine *Markthallen* im Innern seiner Quartiere; doch sind darauf die Verkaufslokale nicht beschränkt, wie in blos von Moslemin bewohnten Städten. Die christlichen und jüdischen Kaufleute haben ihre Gewölbe auch in andern Straßen; letztere sind mehr der Pilger und ihrer Glaubensgenossen wegen da, während die muhammedanischen Handelsleute ihre Hauptkunden unter der Landbevölkerung haben. Sie alle sind höchst einfach, nicht im entferntesten zu vergleichen den Bazaren in Stambul oder Damascus. In überwölbten dunkeln Gassen sind links und rechts kleine Läden, deren Besitzer halb auf der Straße ihre Geschäfte vor aller Ohren abmachen.

Mitten unter den Stoffhändlern, welche als die „Herren“ in der unverhältnißmäßig großen Kaufmannsgilde der heiligen Stadt angesehen werden, hat *Hadsch Musa* seinen Laden. Obgleich er ein einträgliches Geschäft hat und als wohlhabender Mann gilt, ist sein Laden nicht größer, als die seiner Nachbarn, d. h. etwa 5′ breit, 7′ hoch und 10′ tief, item von leicht zu messendem Kubikinhalt.

Mit einem nie unterlassenen „Bism Illah“ öffnet er die Ladenflügel nach oben und unten; der obere dient als Schutzdach, der untere wird zusammengeschlagen auf die breite Steinbank gelegt und mit einem Teppich bedeckt. Die Pfeife wird für eine kurze Weile bei Seite gestellt; Hadsch Musa hält Inspection in seinem Gewölbe. „Heute kommen,“ überlegt er, „viele Fellahim zur Stadt, Insch'Allah (so Gott will), verkaufe ich viel.“ Er legt die schweren, weiß und braun gestreiften, ärmellosen Mäntel zurecht, bringt die erst gestern von Damascus eingegangenen (aber wahrscheinlich in der Schweiz verfertigten) mit Seide durchwirkten Baumwollenstoffe, die zu Feierkleidern gebraucht werden, in Ordnung und öffnet Papierbündel mit rothen Tarbuschen (Türkischen Fezs). An das Dach hängt er die roth und gelb gemusterten Kopftücher und die handbreiten, rothen Gürtel, dabei hoffend, daß auch die schwerseidenen Kopftücher und Gürtel, welche er vor Jahren schon aus Bagdad erhalten, endlich ihren Liebhaber finden werden.

Die Kundschaft scheint heute unsern Freund ganz besonders begünstigen zu wollen. Ein Fellah, dessen gewählte Garderobe aus einem dickgewundenen Turban, einem langen groben Hemde, bis zum Gürtel weit offen, aus einem breiten Ledergürtel und aus kameelsledernen, fußbreiten Schuhen besteht, kauft sich eine Abaje (Mantel von Ziegenhaaren). Aber es hat Hadsch Musa einige Mühe gekostet, den mißtrauischen Landmann zum Kaufen zu bringen; trotz der lebhaften Betheuerungen des Verkäufers, der wohl zwanzig Mal Gott und den Propheten zu Zeugen aufgerufen, daß die Waare von der allerbesten Art sei und er nichts daran verdiene, ist der Bauer wohl sechs Mal fortgegangen, und jedes Mal wieder zurückgerufen worden. Endlich sind sie Handelseins und mit ihren Leistungen im Feilschen zufrieden.

Auch Fellahimweiber treten heran; sie fragen nach Stoff zu weißen Kopftüchern; wohl haben sie nöthig, sich mit neuen zu versehen; denn die alten hängen schmutzig und zerrissen auf den Rücken hinunter; auch die langen, beim Gehen bis zum Knie aufgeschürzten, blauen oder weißen Hemden, welche außer einem kurzen, ärmellosen, dunkelrothen Mantel die einzige Bekleidung der Bäuerinnen bilden, bedürfen nicht minder des Wechsels. Eine der Bäuerinnen vor Hadsch Musas Laden trägt in einem aus buntem Wollstoff verfertigten Sack, dessen Tragbänder an die Stirne der Mutter gehängt sind, ihr Kind auf dem Rücken. Das Kleine fühlt sich ganz behaglich darin, wie es sich auch an Unsauberkeit gewöhnt hat; der Aberglaube gebietet ja den thörichten Frauen, die neugeborenen Kinder monatelang ungewaschen zu lassen, damit das gefürchtete böse Auge keinen Anhaltspunkt finde.

Nach den Fellahimweibern kommen Städterinnen, deren Aeußeres im Vergleich mit den flinken Bäuerinnen etwas höchst Unbeholfenes hat. Wie Gespenster watscheln sie daher in ihren weißen Hüllen, die bis zu den in gelben Stiefeln steckenden Füßen hinabwallen, vor den Gesichtern hängen bunte Schleier, welche die Gesichtszüge unkenntlich machen, wenn man auch die Augen glänzen sieht. Ohne den Schleier zu entfernen, was einem fremden Manne gegenüber unsittlich sein würde, beschauen sie sich allerlei Stoffe, gehen aber so rasch als möglich davon, als sich einige Soldaten herzumachen und für ihre Officiere Aufträge besorgen wollen. Vor den Soldaten fürchten sich die Weiber, und nicht ohne Grund; denn dieselben sind durchweg rohe, wüste Gesellen, die es für ihr Privilegium ansehen, gegen Jedermann grob und frech zu sein. — —

Mit „Bism Illah“ eröffnet Hadsch Musa einen Brief, den ihm der Postreiter eingehändigt. Es sind in Jerusalem, welches ja keine echte Muhammedanerstadt mehr ist, wohl fränkische Postämter; aber das gemüthliche Institut der *kaiserlich türkischen Post*, welche vor zwei Jahrzehnten noch die einzige war, besteht fort. Der Reiter, welcher die meist von Damascus und der syrischen Küste kommenden Briefe bringt, trägt diese im Schnupftuch von Straße zu Straße; wer etwas erwartet, läßt sich das Tuch öffnen und mustert den Inhalt

und nimmt das für ihn Bestimmte heraus. Der Postillon kann nicht lesen, er muß also der Ehrlichkeit des Suchers vertrauen. Unterschlagungen, so leicht möglich sie hier sein würden, kommen niemals vor.

Hadsch Musa benutzt einen ruhigen Augenblick, um den eingegangenen Brief seines Geschäftsfreundes zu beantworten. Höchst primitiv ist bekanntlich die orientalische Schreibweise. Ein Stück glatten Papieres wird mit der langen, in Persien verfertigten Scheere regelrecht zugeschnitten, dann schräg gefaltet auf die offene Hand gelegt; die mit großer Sorgfalt gespitzte Feder ist von braunem Rohr, das in Stambul gezogen wird; die dicke Tinte wird aus dem am metallenen Federrohr sitzenden Tintenzeug genommen; rasch fährt die schreibende Rechte über das von der Linken als natürlichem Pulte gehaltene Papier. Wenn der Brief auch nur von Waaren und Geld handelt, wäre es doch sehr unschicklich, wenn die Anrufung Gottes und die Eingangsphrase: „Zuerst fragen wir nach Eurem geschätzten Wohlsein“ unterlassen würden. Die Adressen sind sehr hochtrabend; für jeden Stand gelten besondere Anreden, welche besonders bei obrigkeitlichen Personen streng beobachtet werden müssen. Ein Hauptbestandtheil aller Schriftstücke ist das Siegel des Schreibers. Seine Handschrift ist leicht nachzuahmen, sein Siegel aber nicht. Mit Tinte befeuchtet, wird es neben die Unterschrift gedrückt; es gilt nicht „unter Brüdern“ allein, sondern auch vor Gericht mehr als der geschriebene Name. Deshalb behütet der Morgenländer sein Siegel mit großer Sorgfalt; oft hat er es in einem besondern Täschchen an einer um den Hals laufenden Schnur, öfters noch am Geldbeutel festgebunden.

In ruhigen Augenblicken beginnen Hadsch Musas Nachbarn sich zu unterhalten. Concurrenzneid findet sich bei ihnen noch nicht, sie schreiben ja kraft des Fatalismus Glück und Unglück auch im täglichen Verdienste der unausweichbaren Fügung des Schicksals zu. In freundlicher Unterredung werden die Stadtneuigkeiten vorgenommen; Hauptthemata sind die Lebensmittelpreise und die Regierungsmaßregeln. Unser Freund spricht nicht viel mit; als erfahrener Mann, der die mühselige Reise nach dem „Hause Gottes“, nach Mekka, unternommen und ein paar Jahre in der größten Universität des Islam, der Asharmoschee in Kairo studirt hat, läßt er sich gerne um seine Meinung fragen und hält so lange mit seiner Weisheit zurück. Für den Moslem ist es eine Ehre, dem allen geltenden, aber von wenigen nur erfüllten Gebot der Pilgerfahrt nach Mekka und Medina Folge geleistet zu haben — und doch muß das zu großer Gerechtigkeit vor Gott verhelfende Gebot auch seine schlimme Seite haben; denn das Sprichwort sagt: „Ist dein Nachbar ein Mal in Mekka gewesen, so sei auf der Hut; ist er zwei Mal gegangen, so vermeide seinen Umgang; kommt er zum dritten Male von der Pilgerfahrt zurück, so ziehe in eine andere Straße!“ — —

Der Vormittag ist verstrichen; vom untern Straßenende, wo die auf der breiten Steinbank vor den Läden arbeitenden Silberschmiede die vielbegehrten Kettlein, Spangen und Ringe hämmern und graviren, lärmt eine Knabenschar daher, der Schule entsprungen. Dort sind die Jungen einige Stunden lang auf dem Boden gesessen, vor sich eine hölzerne, weißbemalte Tafel, auf der sie die schönen Schriftzüge der arabischen Sprache mechanisch nachgeschrieben. Der Lehrer, welcher den Ehrentitel Scheich führt, läßt seine Schüler abwechselnd schreiben und Koransprüche lernen, die er ihnen vorsagt und die sie einstimmig, bei tactmäßig wiegendem Oberkörper, nachplärren. Das ist das Pensum einer Elementarschule; wer mehr lernen will, erwirbt sich's mit Hilfe irgend eines Scheichs oder auf eigene Faust. Rechnen können die Araber von Kindesbeinen an, sie sind vortreffliche Kopfrechner.

Hadsch Musas Söhnlein setzt sich zu seinem Vater, der ihn mit Zärtlichkeit empfängt und seinen einfachen Imbiß, Brot und Käse, mit ihm theilt. Dem Jungen zulieb, wie aus Fürsorge für die Leute zu Haus und die für den Abend geladenen Gäste, macht er einen Gang nach dem in der obern Stadt liegenden Obstmarkte. Den Laden schließt er nicht ab, wohl aber hängt er ein großes Fliegennetz vor, das keine fremde Hand zu heben wagt.

An guten Tagen ist der Weg von den Kaufhallen in die obere Stadt nicht immer leicht zu gehen; im Bezirk des dazwischen liegenden Kornmarktes herrscht ein furchtbares Gedränge: in der engen Straße stehen und knieen Kameele mit mächtigen Säcken beladen; die Treiber tragen die Säcke in die Halle und schütten den Inhalt auf den Boden; große Haufen Weizen und Gerste liegen da; Käufer und Verkäufer stehen prüfend und feilschend davor; die obrigkeitlichen Messer sind eifrig an der Arbeit; jeder sucht, um sich verständlich zu machen, den andern zu überschreien; dazwischen suchen Polizeimänner Ordnung zu schaffen, vermehren aber nur das Geschrei und den Wirrwarr.

Hadsch Musa geht nicht gleichgültig vorüber, hat er doch für sein Haus den Wintervorrath noch nicht eingethan, weil er noch auf weiteres Fallen der Preise hofft. Unrecht hat er nicht; denn die Zufuhr aus dem fernen Hauran, dieser mit erstaunlicher Fruchtbarkeit gesegneten Landschaft zwischen Damascus und Gilead, hat erst begonnen und das reiche Philisterland sendet noch immer neue Kameelzüge trotz der starken Ausfuhr durch fränkische Schiffe.

An der langen Straße vom Bazar aufwärts haben sich besonders Juden festgesetzt; ein Laden stößt an den andern. Auf den ersten Blick erkennt man den Hebräer an den eigenthümlichen Gesichtszügen; eine große Verschiedenheit der äußern Erscheinung aber ist hier viel auffälliger, als in dem alles nivellirenden Frankenland. Die seit langer Zeit hier ansässigen und dem Sultan unterthänigen sogenannten spanischen Juden (Sephardim) sind in Kleidung und Lebensweise ganz orientalisch; nicht viel anders zeigen sich die in neuerer Zeit eingewanderten Juden aus Nordafrika, deren Hauptmerkmal die häßliche Aussprache des Arabischen ist. Die deutsch-russischen Juden (Aschkenasim) dagegen, größtentheils Schützlinge der Consulate, haben ihre alte nordische Tracht beibehalten; in Hut oder Pelzmützen und langem Schlafrock, in lotterigen Strümpfen und niedern Schuhen, mit dem Löckchenpaar an den Schläfen, meist zerrissen und schmutzig, bleich und hager eilen sie, von den alten jüdischen Insassen gehaßt, von den Christen verspottet, von den Moslemin verachtet, durch die Straßen der Stadt, die einst ihres Volkes Eigenthum war und deren Wiederherstellung zur alten Pracht und Herrlichkeit so heiß von ihnen ersehnt wird.

Hadsch Musa ist wieder in seinem Laden, wie der Mueddin die Gläubigen zum Mittagsgebete aufruft. Unbekümmert um das Treiben um ihn herum, thut er seine Pflicht gegen Gott; nichts vermag ihn aus seiner Andacht zu bringen und niemand würde ihn auch geflissentlich zu stören wagen.

Die Mittagsstunden der Sommermonate sind auch im bedeckten Suk (Markthalle) heiß genug; die Geschäfte schweigen, und so ist es dem wackern Manne erlaubt, auch heute das gewohnte Schläfchen zwischen seinen Waaren zu machen.

Hadsch Musa wird durch das laute Rufen eines Vorübergehenden aus dem Schlummer gestört; vom Schönsten, das sich ein Morgenländer denkt, dem zwischen schattigen Ufern dahinfließenden Wasser hat er geträumt: wie er erwacht, erblickt er den Sakka, den Wasserträger, der langsam durch die Gasse schreitend, den Inhalt des auf seinem Rücken liegenden Bockschlauches zur Kühlung auf das Pflaster gießt. Nach und nach lassen sich auch Käufer wiedersehen, doch wird nachmittags nie viel umgesetzt; lange ehe die Sonne untergeht, schließen die Genügsamen ihr Gewölbe und gehen vors Thor, „um den Wind zu riechen“. Sobald der Mueddin zum Abendgebet beim Verschwinden der Sonne ruft, gehen sie mit rascherem Schritte nach Hause, denn die Zeit des Abendessens, der Hauptmahlzeit des Morgenländers, ist gekommen.

Hadsch Musa bringt ein paar Freunde mit heim. Unter der Thüre gibt er einen Warnruf, damit die Frauen sich rechtzeitig den Blicken der Fremden entziehen können; denn nur nächste Blutsverwandte dürfen die unverhüllten Gestalten und unverschleierten Gesichter der weiblichen Familienglieder sehen.

Die Tafel ist bald gedeckt. Auf den Schemel, der das hohe Amt hat, nachts den Turban seines Meisters zu tragen, wird eine große mit Koransprüchen gravirte Kupferplatte gestellt, welche wiederum kleinere Kupferschüsseln mit Deckeln trägt. Die große Schüssel in der Mitte enthält das Hauptgericht des Orientalen, den schmackhaften, am Nilstrom gewachsenen rothen Reis; die andern kleinern Gefäße sind mit Fleisch und Zwiebelsauce, Gemüse und Buttergebäck gefüllt. Am äußersten Rande der Platte sind Brotfladen aufgethürmt, daneben liegen große, hölzerne Löffel, die einzige Eßwaffe echter Söhne des Ostens neben „der Gabel Adams“. Die Tischgenossen — stets essen die Männer allein und nur in den niedern Ständen theilt die Frau des Hausherrn Tisch — die sich vorher noch haben Wasser über die rechte Hand gießen lassen, sitzen um den Tisch herum, das linke Knie auf dem Fußboden, das rechte aufgerichtet, auf beiden

Beinen liegt ein dünnes, befranztes Handtuch; der rechte Arm ist bis zum Ellbogen entblößt. Ehe zugegriffen wird, spricht der Gastgeber ein „Bism Illah“ zum Tischgebet; dann aber fährt jeder mit dem Daumen und den zwei ersten Fingern der rechten Hand in die trockne Speise; die flüssige genießt er mit dem Löffel, oder er taucht einen hohlgeformten Bissen Brot in die Schüssel und bringt das damit gefangene Stückchen Fleisch oder Gemüse zugleich in den Mund.

Eilig und schweigend wird die Mahlzeit eingenommen; wer bälder gesättigt ist als die andern, sagt sein „Hamdl Illah“ (Gott sei Lob) und erhebt sich; nachdem er an der Schwelle Mund und Hände gewaschen und einen tüchtigen Schluck Wasser getrunken — während des Tisches wird nichts getrunken — setzt er sich auf den Divan und wartet still, bis die ganze Gesellschaft seinem Beispiele gefolgt ist. Rasch wird die Tafel entfernt und ins Frauengemach gebracht, dessen Insassen sich an den Ueberbleibseln gütlich thun. Die Männer sitzen rauchend und Kaffee schlürfend beisammen, ein lebhaftes Gespräch führend, das sich meist um Alltägliches bewegt; lange wohl sind sie so bei einander, noch mehr als eine Pfeife und ein Täßchen „Kahwe“ genießend, bis einer der Gäste gähnt und darauf den dazugehörenden, der Sitte zufolge von niemand erwiderten Ausruf thut: „Gott bewahre mich vor dem nichtswürdigen Satan!“ Wie überall in der Welt wirkt das Beispiel ansteckend; die Freunde finden es trotz der Protestationen des Hausherrn an der Zeit, aufzubrechen. Nach kurzem Abschiedsgruß eilen sie, die langen, cylinderförmigen Papierlaternen in der Hand, die Treppe hinab, an deren oberster Stufe der Hausherr ehrerbietig grüßend stehen bleibt und ihnen seinen Frieden zum Geleite wünscht.

Wie die Morgenländer frühe aufstehen, gehen sie auch zeitig zu Bette; nur wenige verbringen die Abendstunden mit Lesen; die Büchersammlung auch des gelehrten Muhammedaners unsrer Zeit ist auf eine sehr geringe Anzahl von Bänden, meist Neudrucke alter Werke, beschränkt; die Literaturperiode der Islamiten ist seit Jahrhunderten vorüber. Die wenigen Druckereien im Reich legen selten Neues auf; Zeitungen werden nur von Regierungsbeamten gelesen; eine Zeitschrift, welche nur von ferne dem Daheim*) ähnlich sähe, ist im Osmanenreich gar nicht denkbar. Ein Familienblatt kann da keine Stätte finden, wo von allem andern abgesehen, der Sinn für Familienleben so schwer verkümmert ist.

Gute Nacht wünschend, nehmen wir von unserm Freunde Abschied. Er hat uns gestattet, sein einfaches und einförmiges Stillleben zu belauschen, nicht ohne zu guterletzt den freundschaftlichen Rath zu ertheilen, den geneigten Lesern das vielgebrauchte und nützliche Sprichwort: „Allah ma es Saberin“, (Gott ist mit den Geduldigen!) zuzurufen.

*) Bis jetzt gelangen 12 Exemplare des Daheim nach Palaestina; es hat aber auch manche dankbare Freunde in andern Provinzen der Türkei.
A. d. Verf.

Am Familientische.

Eine Erinnerung an Friedrich Schiller.

Schillers Wallenstein war mir, wie gewiß viel tausend Deutschen, stets ein Lieblingsbuch. Um so mehr erfreute es mich, kürzlich in der Autographenmappe des Intendanturraths Dr. Köchy zu Braunschweig ein Blatt in Schillers Handschrift zu finden, welches aus dem Manuscripte des Wallenstein genommen ist. Auf diesem Blatte sind sechs Verse enthalten, welche von Schiller, der bekanntlich an seinen Werken stets mit dem emsigsten Fleiße feilte, später unterdrückt worden sind; wenigstens habe ich sie in keiner mir zugänglichen Ausgabe seiner Dramen gefunden. Mit der gütigen Erlaubniß des Besitzers theile ich dieselben hier mit.

Die Verse gehören in den fünften Auftritt des letzten Altes von Wallensteins Tod. Der Herzog hat dem Kaiser den Fehdehandschuh hingeworfen; den Verrath zu strafen und zu rächen sehen wir schon die Verschwörer bereit. Wallenstein ist von einem seiner früheren Anhänger nach dem andern verlassen; nur Buttler, das zu seinem Verderben erkorne Werkzeug der Camarilla, hat bei ihm ausgehalten. Dieser weiht in seinen Plan des Herzogs Jugendfreund, Gordon, ein, der vergeblich für den Fürsten um Gnade, wenigstens um Aufschub des Anschlags bittet. In letzter Stunde, da sich alles drohend um den ahnungslosen Wallenstein zusammenzieht, fällt Gordon, dem seine Treue gegen den Kaiser den Mund versiegelt, jenem zu Füßen, und indem er ihm in verblümter Rede das Unheil andeutet, fleht er ihn an, zu seiner Pflicht zurückzukehren. Auch Seni, des Herzogs Astrolog, beschwört seinen Herrn, sich den Schweden nicht zu überliefern; die Sterne selber, Friedlands beständiges Orakel, widerriethen dies. Doch der stolze Herzog will von keiner Warnung hören; im Gefühle seiner Sicherheit verspottet er — und gerade dies wirkt so erschütternd tragisch! — selbst die Astrologie, dieselbe Astrologie, welche den folgeschweren Ausschlag gab in seinem Kampfe zwischen Recht und Verrath! (I. 7. zum Schluß.). Auf Gordons hochherzige Vorschläge, seinen Fehler gut zu machen und den Kaiser zu versöhnen, antwortet Wallenstein abweisend:

„Blut ist geflossen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiser mir vergeben. Könnt' er's, ich
Ich könnte nimmer mir vergeben lassen.“

Nun kommt, im gegenwärtigen Texte, die menschlich schöne Erwägung:

„Hätt' ich vorher gewußt, was nun geschehn,
Daß es den liebsten Freund mir würde kosten,
Und hätte mir das Herz wie jetzt gesprochen —
Kann sein, ich hätte mich bedacht ....“

Dazwischen nun fallen eben die obenerwähnten sechs Verse:

— „Gerechtigkeit ist eines Herrschers Tugend,
Ein treues Herz steht dem Beherrschten an.
Nicht jedem ziemt's, auf seiner schmalen Bahn
Den hohen fernen Arktus zu befragen.
Du folgst am sichersten der nächsten Pflicht,
Nur der Pilot befragt den Himmelswagen!“

Verse, welche fürwahr den Stempel des Schillerschen Genius tragen! Meisterhaft kennzeichnen sie den ungezähmten Stolz des allmächtigen Feldherrn, wie er sich in der Unterredung mit Gordon (V. 4.) kundgibt, während dem Ehrsüchtigen der Untergang so nahe ist! Jede Warnung kommt zu spät, wie er schon als Jüngling des treuen Gordon Mahnungen nicht beachtet ... „er ging der Größe kühnen Weg mit schnellem Schritt ... er streckt die Hände nach der Königskrone aus und stürzt in unermeßliches Verderben!“

Herrmann Uhde.

Rebus.

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Forts.) Novelle von Marie Giese. — Städtisches Landleben. Von C. Stieler. Zu dem Bilde: Touristen auf dem Königssee. Von C. Huth. — Der Eisenbahnkönig. Von Theodor Coßmann. — Aus Fuhrmanns Vergangenheit. Mit Illustr. von Jenny. — Ein Alltagsleben im heutigen Jerusalem. Von W. Wackernagel. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 21. August 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 47.**

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von **Marie Giese.**

(Fortsetzung.)

VII. Die Lüge.

Das Morgenlied der Vögel im Garten erweckte die kleine Anna, und als sie den Kopf von ihrem Kissen erhob und sah, daß die Sonne draußen schon die Zweige vergoldete, stand sie auf, kleidete sich an, hielt knieend ihr Morgengebet und ging leise die Treppe hinab. Auf dem reinlich gefegten Herde dicht neben der Feuerstelle hockte die Katze und blinzelte Anna mit verschlafenen Augen an, als diese aus Reisern einen kleinen Scheiterhaufen aufthürmte, mit Stahl und Feuerstein Funken schlug und vermittelst eines Stückchen Schwammes geschickt ein helles Feuer anzündete.

„So oft ich die Flammen auf diesem Herde lodern sehe, kommt mir die fürchterliche Beschreibung der Ketzerverbrennung aus Immanuels Weltgeschichte in den Sinn," sprach sie nachdenklich zu sich selber. „Früher entsetzte ich mich, als der Schulmeister uns einmal erzählte, daß die Wilden, arme Heiden, die von Gott nichts wissen, ihre Feinde martern und todtschlagen oder verbrennen und große Feste dabei veranstalten, und nun lese ich, daß Christen ihre Brüder zu tausenden gepeinigt und dem Flammentode überliefert haben, Menschen, die nichts verbrochen hatten, als daß sie ihren Gott und Heiland unter einer andern Form anbeteten! Wie viele neue Gedanken das heimlich Gelernte in mir erweckt, und wie verlangt es mich, mit Ernst darüber zu reden und mir so manches Dunkle erklären zu lassen! Was wird er sagen, wenn er gewahr wird, wie vieles ich in diesem Winter gelernt habe und daß meine Handschrift besser geworden ist!" Sie stand eine Weile nachdenklich vor dem Feuer und vergaß den Kessel darüber aufzuhängen, als die Katze sie daran erinnerte, indem sie sich schnurrend an ihren Arm drängte. „Du willst Dein Frühstück haben, Trine! Das geht nicht so schnell; komm mit in den Stall und hole Dir's." Sie ergriff einen kleinen Eimer mit blanken Reifen, riegelte die Hinterthüre auf und ging nach dem Stall, während die Katze ihr mit lustigen Sprüngen folgte. Leise brummend erhob sich die schöne, schwarze Kuh von ihrem Strohlager und drehte den Kopf nach der Eintretenden um. „Guten Morgen, Bläßchen! Ja, ja, wir kennen uns ganz genau," rief Anna und klopfte den glatten Rücken des Thieres, indes die Katze miauend in die Krippe sprang und darin umherschnupperte. „Du könntest nachts hier auf der Lauer liegen und mausen, anstatt Dein weißes Fell auf dem Herde zu versengen! Thu, was Deines Amtes ist!" Mit diesen Worten warf sie der Katze lachend einen Arm voll Heu über den Leib, aus dem dieselbe sich mit ein paar komischen Sätzen herausarbeitete. „Wie lieb mir die Thiere sind und die ganze kleine Wirthschaft! Ich weiß nicht, wie ich es auf dem großen Pachthof unter all den fremden Menschen und dem fremden Vieh aushalten werde. Doch — — vielleicht kommt es nicht dahin! Wer kann wissen, was sich in vier Wochen ereignet! — — Schon wieder nicht bei der Sache," unterbrach sie sich kopfschüttelnd; „mir ist's, als höre ich oben im Dorf schon die Schalmei des Hirten. Schnell herum, Bläßchen! Ja, das ist wirklich die Schalmei!"

Als Anna das Frühstück in die Wohnstube brachte, erstaunte sie, die Meisterin schon am Tisch bei der Arbeit zu finden. „Wie freue ich mich, daß Euer Kopf besser ist, Mutter! Jetzt laßt Euch das Frühstück schmecken. Das Brot ist gut gerathen; ich werde Euch zwei Stückchen davon schneiden, damit Ihr Euch nicht zu versäumen braucht. Und hier ist eine Tasse warmer Milch; nun langt zu und eßt mit gutem Appetit!"

„Vergiß Dich selber nicht über mir," erwiderte die Meisterin mit einem Versuch, unbefangen zu erscheinen, „und ehe ich's vergesse, — die Pächterin wünscht, Du möchtest schon jetzt zu ihr kommen, damit Du noch vor der Ernte, wo die Arbeit ihr über den Kopf wächst, in der Wirthschaft Bescheid lernst. Ich könnte heute an meine unverheirathete Schwägerin schreiben, daß sie in diesen Tagen kommt, um mir zur Hand zu gehen; sie hat daheim nichts zu versäumen."

„Schon vor den Ferien sollte ich nach Sternau gehen?" fragte Anna, als habe sie die Meisterin nicht verstanden.

„Wie ich sagte; die Pächterin sähe Dich lieber heute als morgen bei ihr eintreten."

„Und Ihr habt —"

Digitized by Google

„Was ist zu machen? Wir sind ihr für die gute Absicht, welche sie mit Dir hat, Dank schuldig; es wird Dir von großem Nutzen sein, die Wirthschaft bei ihr zu erlernen, und es ist in der Ordnung, daß wir ihren Wünschen ein wenig entgegenkommen."

„Ernst und Immanuel kehren in kurzem heim, und — —"

„Nun, was wolltest Du sagen?"

„Ich hatte mich so sehr darauf gefreut —" eine Thräne fiel aus Aennchens Augen auf ihre Hand.

„Du kannst öfter zu uns herüberkommen; ich habe es mit der Pächterin abgemacht."

„Ach, liebe Mutter, es ist doch nicht so, als ob ich täglich bei Euch bin!" Die Stimme versagte ihr, und ihre Augen gingen über.

„Ernst kommt erst in vier Wochen, vielleicht noch später," sagte die Meisterin und heftete einen forschenden Blick auf das Mädchen.

„Ihm ist etwas zugestoßen!" rief Anna erbleichend. „Er hat geschrieben, und Ihr habt seinen Brief nicht vorgelesen; Eure Stimme, Euer Wesen sind heute so fremd — —"

„Ich wiederhole Dir, daß er gesund ist! Was soll diese Unruhe? Iß Dein Frühstück und hole mir die Garnwinde vom Boden. Du kannst Knäule wickeln, während ich zwirne."

Die Meisterin sagte dies alles in kühlem und ruhigem Tone, aber es kostete ihr unendliche Mühe, ihre Aufregung nicht zu verrathen. Ein neuer Gedanke schoß ihr plötzlich durch den Kopf. „Sie ist mit ihm im Einverständniß!" rief es in ihr; „er verräth es mit keiner Silbe, aber gerade dies ist mir ein Zeichen, daß sie ein Liebesbündniß hinter meinem Rücken geschlossen haben, ehe ich es nur ahnte. Das Erntefest beim Schulzen — o! wie konnte ich den Argwohn, welcher sich mir damals aufdrängte, so ganz vergessen und mich eine Thörin schelten, daß ich ihn einen Augenblick in mir hatte aufkommen lassen! Um doch dem Schein zu genügen, will man jetzt die Einwilligung der Mutter einholen. O, wie konnte er mir das anthun — mir! — — — —"

Anna räumte den Tisch ab, ohne ihr Frühstück berührt zu haben, und die Meisterin ließ es geschehen. Wilde Gedanken durchkreuzten ihr brennendes Gehirn; es war ein Kampf um Seligkeit und Verdammniß, der in ihr anhub. Als das Mädchen hinausgegangen war, lief sie in ihr Schlafzimmer, öffnete ein Kästchen und nahm den Brief ihres Sohnes mit zitternden Händen hervor. Mechanisch glättete sie das Papier, und ihre Augen irrten darauf umher. Plötzlich zuckte ein blitzartiges, unheimliches Leuchten in ihren dunkeln Augen. Sie riß die obere Hälfte der letzten Seite des Briefes ab, die genau mit den Worten begann:

„Glaube nicht, theure Mutter, daß ich närrisch genug sein könnte, Aennchen, so wie es nun einmal ist, zu meinem Weibe zu nehmen u. s. w." und mit dem Satze schloß: „Du siehst also, daß ich kein verblendeter Thor bin, der die warnende Stimme der Vernunft überhört." Dann raffte sie einige ältere Briefcouverts und Papierschnitzel zusammen und warf es alles in ihren Nähkorb, das abgerissene Blatt zu oberst, stellte ihn auf die Mitte des Tisches und schloß das Kästchen an seinen Ort.

Die Garnwinde in der Hand, kehrte Anna zurück. Ihre Augen waren vom Weinen geröthet, Miene und Geberden aber zeigten, daß sie sich gefaßt hatte. „Wickle das rothe Zeichengarn auf, indes ich zum Stellmacher gehe und nachsehe, wie es mit meinem Rade steht," sprach die Meisterin. „In meinem Korbe liegt Papier zu Knäulen. Ich kehre bald zurück; wir müssen heute fleißig sein." Der Ton ihrer Stimme war scharf und kurz, aber Aennchen merkte nichts davon; ihre Gedanken waren nicht bei ihrer Pflegemutter.

Sie ergriff das blutrothe Garn, spannte es behutsam auf die Winde und griff mit der rechten Hand nach den Papierstückchen im Korbe, während ihre Linke den Anfang des Fadens festhielt. Im Begriff, das Blättchen zusammenzukniffen, hielt sie mit einem Ausdruck freudiger Ueberraschung inne, drückte es an Brust und Lippen und begann zu lesen. — —

Es war eine furchtbare Veränderung, die mit der kleinen Anna vorging. Mit einem gellenden Schrei schleuderte sie das Blatt von sich, während ihre Blicke eine Starrheit annahmen, als ob der Tod ihre Sinne umnebele. Ihre Hände fuhren mit einer krampfhaften Bewegung in ihr Haar, und unverständliche Worte murmelnd zuckten ihre Lippen. Plötzlich schien ihre Gestalt zu wanken, und ihr Blick irrte nach einem Halt umher. Er fiel auf das unheilvolle Blatt, und bei seinem Anblick schienen Leben und Denken in ihr zu erwachen. Sie fand ihre Haltung wieder, erfaßte es und zog zu gleicher Zeit ein zierlich zusammengefaltetes Papier aus ihrem Busen. „Hier das Zeichen seiner Liebe, und hier seines Verraths!" murmelte sie, während sie beides zerknitterte und mit dem rothen Faden zu umwickeln begann. Als das Knäuel zu einer kleinen, rothen Kugel angewachsen war, zerriß sie den Faden, versteckte jene und begann ein neues Knäuel zu wickeln. Von Zeit zu Zeit warf sie einen verstörten Blick nach der Thür, um zu sehen, ob sie noch allein sei; die Meisterin, welche ihre Liebe entdeckt und mit ihrem verrätherischen Sohn über dieselbe gesprochen, ihn davor gewarnt hatte, durfte sie in ihrer ohnmächtigen Verzweiflung nicht sehen. Mit fliegender Hast wickelte sie die übrigen Knäule, legte sie in den Korb und ging in den kleinen Garten hinter dem Hause, um die Gemüsebeete zu jäten. Als sie sich dieser Arbeit noch nicht lange hingegeben hatte, hörte sie an einem Geräusch, daß die Meisterin zurückgekehrt war, und nach etwa einer Stunde schien es ihr, als ob dieselbe in der Küche das Mittagsbrot zurichte. Um zwölf Uhr öffnete die Meisterin die Hinterthüre und rief: „Anna, komm herein, ich warte unter dem Nußbaum mit dem Essen auf Dich!" Die Stimme war die frühere, die Worte klangen freundlich, und doch erzitterte das Mädchen. „Ich muß fort; noch diesen Tag, sonst breche ich zusammen, und ich will es nicht! Sie sollen nicht ahnen, daß ich das Blatt — ein zufällig hingeworfenes Stück Papier — gelesen habe. Sind sie hochmüthig und verachten mich, so besitze auch ich meinen Stolz, und o! ich wußte nicht, wie groß er war! Ich wußte bis auf diese Stunde nicht, wie viel Sünde in mir lag!"

Sie that einige Schritte nach dem Hause zu, kehrte aber wieder zu ihrer Arbeit zurück und rief, indem ihre Finger eine Handvoll grünes Unkraut fest umklammerten: „Ich muß die Pflanzen erst mit frischen Blättern bedecken; sie verwelken sonst in der Sonne. Wartet nicht auf mich!" — Als sie nach einer Stunde vor die Hausthüre trat, fand sie die Meisterin nicht mehr draußen. Sie genoß einige Bissen, räumte den Tisch ab, brachte Geschirr und Küche in die gewohnte Ordnung und ging dann in ihr Giebelstübchen hinauf. Doch anstatt sich an ihr kühles Fenster zu setzen und zu nähen, steckte sie die Arbeit zusammen und warf sich auf ihr Bett, um die Decke anzustarren oder zu beobachten, wie die Blätter des Baumes am offenen Fenster gaukelten. Als die Uhr sechs schlug, erhob sie sich langsam, packte ihre Sachen in ein Bündel zusammen, schrieb einige Zeilen auf einen Streifen Papier und adressirte sie an ihre Pflegemutter.

Sie lächelte, als ob sie einen Sieg erkämpft hätte, und setzte sich an das Fenster, um die Dämmerung abzuwarten. Es kam ihr sonderbarer Weise nicht in den Sinn, sich zu fragen, warum die Meisterin nicht nach ihr riefe, da sie sonst gewöhnlich gemeinsam zu arbeiten pflegten. Im Hause regte sich nichts, und auch unten im Garten war alles still. Als sie den Kopf in die Hand gestützt dasaß, theilte plötzlich ein leichter Flügelschlag die Zweige des Baumes, und ein Vögelchen flog auf den Sims des Fensters, um die Stille des Gartens mit seinem sanften Gesange zu unterbrechen. Als es sein kleines Lied beendet hatte, pickte es mit dem Schnabel einige Brotkrumen auf, welche die Hand seiner Freundin ihm in der Frühe gespendet hatte, hüpfte ganz nahe an ihren Arm heran, hob das Köpfchen empor und sah es leise zwitschernd mit klugen, vertraulichen Augen an. Da drängten sich zwei schwere Thränen aus den Augen des Mädchens und unwillkürlich machte es eine behutsame Bewegung, um das Thierchen nach gewohnter Weise zu streicheln, als sie sich besann, hastig das Fenster schloß und mit einer fast ungestümen Geberde die Augen trocknete. Dann griff sie nach ihrem Bündel und öffnete die Thüre, um zu lauschen. Sie hörte, daß jemand durch den Flur ging und an die Wohnstubenthüre klopfte, diese öffnete und hineintrat. Vielleicht war es Lisette oder eine Bäuerin, die der Meisterin eine Näherei auf Bestellung brachte. Schnell huschte sie die Treppe hinab und eilte durch die Hinterthür und den Garten auf die Wiesen. Es begann schon zu dämmern, aber aus Furcht vor einer Begegnung mit einem der Dörfler vermied sie die Straße und floh durch das hohe Gras dem Fußsteig zu, der über den Waldberg nach Sternau führte. Am Fuß desselben stand sie athemschöpfend still und richtete einen unwillkürlichen Blick in die Höhe. Vom Abendduft umflossen stand der Lindenbaum da, und sein weiches, zartgrünes Laub säuselte leise, von dem warmen Windhauch bewegt. Es zuckte wie ein unendlicher Schmerz über ihr Gesicht; sie strauchelte und sank zu Boden. Doch nach wenig Secunden raffte sie sich auf und blickte angstvoll hinter sich auf die nach dem Dorf führende Straße, als fürchte sie

verfolgt zu werden. Dann eilte sie, anstatt über den Hügel zu gehen, quer durch das schon thaufeuchte Gras dem Walde zu.

Fern von dem Fahrweg, in dem heimlichen Schutz überhängender Aeste rastete sie endlich. Das Bündel entglitt ihrem Arm; sie lehnte sich an den Stamm der Buche und lauschte mit vorgestrecktem Kopfe. Unter den Bäumen dunkelte es längst, die Vögel schliefen in ihren Nestern, das Wild kauerte in seinem Lager; rings umher herrschte die tiefe, heilige Stille des Waldes. „Hier bin ich allein!" sprach sie. „Hier ist kein falscher Freund, keine erzürnte Mutter! Niemand hört mich, niemand wird mich verspotten!" Sie warf sich auf den Boden und schluchzte, als wollte die Brust ihr zerspringen. „Und ich habe ihn geliebt und geehrt als den herrlichsten, besten unter den Menschenkindern" — stöhnte sie mit erstickter Stimme, — „ihn, der meiner Niedrigkeit und Thorheit spottete! Mein Gott, laß mich sterben! Was soll ich in der Welt, da ich ihn als einen falschen Lügner verachten muß! Laß mich hier im Dunkeln sterben, denn ich kann nicht leben, weil mein Leben meine Liebe zu ihm war! Ich bin zu Grunde gerichtet, ich bin ein sündiges Geschöpf mit einem Herzen voller Jammer und giftiger Gedanken, und ich kannte mich selber nicht, so lange ich glücklich war! Die Menschen werden sehn, wie unglücklich ich bin, und sie sollen es nicht; niemand darf wissen, daß ich meine Augen bis zu ihm erhoben habe, daß ich es wagte, ihn mehr zu lieben, als die ganze Welt zusammen! Ich hatte vergessen, daß ich einst als armes, verkommenes Bettelkind den Fuß in ihr Haus setzte, darum habe ich es heute verlassen müssen, arm wie ich hineinging, nein! ärmer als die Bettlerin an der Straße, denn mit ihm habe ich alles verloren! O, barmherziger Gott hilf, daß ich es alles mit Ehren überwinde, wenn Du nicht willst, daß ich sterbe!" Also klagend lag sie am Boden, indes die Nacht hereinbrach und eine bange Schwüle sich durch das Revier des Waldes verbreitete. Unter dem Baum wurde es allmählich stiller; das Jammern ging in stilles Weinen über, bis es endlich verstummte und nur hin und wieder ein tiefer Seufzer über ihre Lippen drang. Als das dumpfe Rollen des Donners sich in der Ferne hören ließ, war sie, den Kopf auf ihrem Bündel, die Hände fest gefaltet, eingeschlafen. Wer kann wissen, welche Träume während dieses Schlummers ihre Seele durchzogen? Als das Rauschen des Regens und das Prasseln des Donners sie nach einer Stunde erweckten, raffte sie ihr Bündel auf, ging beim Leuchten der Blitze durch den dichten Baumschlag der Fahrstraße zu und verfolgte sie mit festen Schritten, ohne des Wetters zu achten oder auch nur zu erschrecken, als der zückende Strahl dicht neben ihr in die Krone einer gigantischen Kiefer fuhr. Als sie den Wald hinter sich hatte, ging sie schneller, um das Dorf Sternau zu erreichen, ehe Thore und Thüren geschlossen wurden. Aus den Fenstern des Hauses der Pächterin drang ihr schon von weitem heller Lichtschein entgegen, denn der Landmann geht während des Gewitters nicht zu Bett und verläßt dasselbe, wenn das Unwetter bei Nacht ausbricht. Einer alten Sitte gemäß saßen die Bewohner des Pachthofes beisammen, um zu beten und ein geistliches Lied um Abwendung der Gefahr zu singen. Anna wartete im Flur, bis es zu Ende war:

— — — — — — — —

Sprich Du ein Wort, so weichet bald
Des schweren Wetters Grausamkeit,
Dein Wort durchdringet mit Gewalt,
Drum uns zu retten sei bereit.
Ach komm! ach komm! und jetzt beweis,
Daß Du der rechte Helfer seist,
So wollen wir Dir singen Preis
Sammt Christo und dem heilgen Geist.

Dann klopfte sie an die Thüre und trat auf die Schwelle. Ihr Gesicht war blaß, aber nicht mehr verstört; es lag vielmehr eine seltsame Ruhe darauf. Das Lächeln freilich war für immer von ihren Lippen verschwunden, das heitere, kindliche Lächeln. Gelacht hat die kleine Anna seit diesem Abend noch so manches Mal, aber nie wieder gelächelt.

VIII. Allerlei Gerüchte im Dorf.

Bis auf diesen Tag hatte die Meisterin mit Wissen und Willen keine Lüge begangen. Seit heute fühlte sie einen Brand im Gewissen, und sie war nicht im Stande, die Folgen eines Frevels abzusehen, den sie in der Leidenschaft des Augenblicks begangen. Sie hätte das Geschehene gut machen können, indem sie Annen die volle Wahrheit sagte. Vielleicht hätte sie ihren Stolz besiegt, der sich gegen die niedrige Herkunft des Mädchens empörte, wenn sie gewiß gewesen wäre, das Glück ihres Abgottes dadurch zu begründen. Es gab Augenblicke, wo sie Reue über ihre That empfand, doch überwiegend war das Gefühl der Bitterkeit, welche der Gedanke ihr erweckte, daß jene Handlung den Gang der Dinge vielleicht nur aufhielte, indem Anna heimlich an Ernst schreiben und ihn der Falschheit anklagen würde, im Fall schon ein Liebesbündniß zwischen ihnen bestand.

Als es dunkelte und Anna weder erschien, noch auf wiederholtes Rufen Antwort gab, hielt sie es für nöthig, sich nach ihr umzusehen. Sie hatte im Leben schon manchen sauren Gang thun müssen, — so schwer wie der kurze Weg, welcher zum Giebelstübchen hinauf führte, war ihr noch keiner gefallen. Das letztere war leer, doch es fügte sich, daß die Augen der Frau Meisterin sogleich das weiße Blättchen auf dem Tisch entdeckten. Seit den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sie in einem ununterbrochenen Zustand geistiger Erregung gelebt, aber als sie mit der Hand nach dem Papier griff, fühlte sie ihr Herz so ungestüm schlagen, daß sie eine Weile warten und nach Athem ringen mußte, ehe sie es lesen konnte. Doch während ihre Augen über die schöngeschriebenen Zeilen glitten, fand sie ihre gewohnte Fassung wieder, und es schien, als ob sie plötzlich von einer großen Last befreit sei. Der Zettel lautete:

„Ich hätte nicht gedacht, daß es mir so schwer fallen würde, Euer Haus zu verlassen, und es thut mir herzlich leid, die Ferien nicht in Gesellschaft der Brüder zu verleben, wie ich so fröhlich gehofft hatte. Besucht mich bald in Sternau und grüßt Lisetten. Da ich in diesen Tagen doch hätte gehen müssen, mache ich mich lieber gleich auf den Weg, ohne Euch allen Lebewohl zu sagen, denn Abschiednehmen ist so schwer! Anna."

„Gott hat es besser mit mir gemacht, als ich es verdiente!" sprach die Meisterin mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung. „Wenn sie das Blatt gelesen hätte, würde sie nicht so geschrieben haben, denn sie ist keiner Verstellung oder Beherrschung fähig. Man wird sich im Dorfe wundern, daß sie so plötzlich fortgegangen ist, allein ihre Zeilen klären es auf. Sie sind ein Schatz für mich!" Mit diesen Worten ging die Meisterin hinunter und legte sich zur Ruhe, nachdem sie die vier rothen Knäule, diese Zeugen ihrer am Morgen begangenen Sünde, in den tiefsten Versteck eines Schrankes geschlossen, um durch ihren Anblick nicht mehr an ihre Schuld erinnert zu werden.

Am folgenden Tage schrieb sie an ihren Sohn:

„Mein theurer Ernst! Ich will nicht versuchen, Dir mein Erstaunen über Deinen letzten Brief zu schildern. Die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Dir und Anna hat mir so fern gelegen, daß ich mich in einem Augenblick nicht für dieselbe entscheiden kann. Der Schritt ist von zu großer Wichtigkeit, als daß wir uns dabei übereilen dürfen. Wenn man über die Thorheiten des Lebensfrühlings hinaus ist, betrachtet man die heiligste aller Lebensfragen mit andern Augen, als in der Jugend. Kehre heim, sobald Du kannst, damit wir diese Dinge mündlich besprechen. Anna ist schon seit gestern bei der Pächterin; ich mochte derselben mein längst gegebenes Wort nicht brechen und wiederhole, daß ich Dich erst sehen und alles reiflich mit Dir überlegen muß, ehe ich mich handelnd in Dinge von so hoher Bedeutung einmische. Daß ich aber Dein Glück mit dem letzten Tropfen meines Herzblutes zu erkaufen bereit bin, weißt Du. Die ich in unwandelbarer Liebe verbleibe

Deine treue Mutter."

Am dritten Tage nach Annens Fortgang langte die Verwandte der Meisterin an, und letztere schickte sich eben an, nach Sternau zu gehen, um zu erfahren, wie es ihrer Pflegetochter dort erginge, als Lisette bei ihr eintrat.

„Die Pächterin läßt Euch grüßen, Meisterin! Ich bin Vormittag in Sternau gewesen, um zu sehen, wie es mit Annen steht. Hans hatte vorgestern dort in der Mühle erzählen hören, sie wäre am vorigen Abend bei dem fürchterlichen Gewitter bis auf die Haut durchnäßt, auf dem Pachthof angekommen und habe den nächsten Tag krank im Bett gelegen. Sie hatte sich im Wald verirrt, das arme Ding! Es war 'ne Thorheit, daß sie so spät fortging — und ohne uns „Behüt Euch Gott!" zu sagen."

„Sie hat schriftlich Abschied genommen, dort liegt der Zettel; lies ihn! Es wäre ihr, wie sie sagt, zu schwer geworden, es mit eigenem Munde zu thun. Ich finde im Grunde nichts Räthselhaftes darin."

„Sie sah bleich und krank aus!"

„Es hätte ihr Tod sein können. Gott sei gedankt, daß sie mit

einer Erkältung davongekommen ist," erwiderte die Meisterin und bückte sich über ihren Nähkorb, um etwas darin zu suchen.

Lisette, die mit dem Rücken an das Fensterkreuz gelehnt dastand und so eifrig strickte, daß die Nadeln klapperten, beobachtete sie mit einem verstohlenen Blick.

„Man redet im Dorf allerlei, Meisterin," bemerkte sie nach einer Pause.

„Zum Beispiel?"

„Daß zwischen Euch beiden etwas vorgefallen sein muß, nehmt mir's nicht übel, Meisterin."

„Uebelnehmen! Ich nehm' es weder Dir noch dem Dorf übel, Vermuthungen anzustellen. Weiche nur jemand um ein Haar breit von der Regel ab, und er kommt in den Mund der Leute."

„Beinahe dasselbe sagte Aennchen! Sie lachte mich tüchtig aus, als ich sie schalt, daß sie dem Dorf durch ihren dummen Streich was zu reden gäbe. Uebrigens war sie flink bei der Arbeit; sie haben heute große Käserei auf dem Pachthof."

„Dann thue ich besser, ein ander Mal hinzugehn," sagte die Meisterin. „Ich danke Dir für die Nachricht, Lisette."

„Ihr müßt Annen recht vermissen, Meisterin. Das Haus kommt mir wie ausgestorben vor. Ich bange mich über die Gebühr nach ihr. „„Ich glaube, Du hast das Mädel lieber als Deinen Schatz,"", schmälte mein Joseph heut, als ich's ihm klagte. „„Magst recht haben, Joseph; da ich's aber nicht freien kann, nehm' ich mit Dir fürlieb"", sagt' ich und gab ihm 'n Kuß auf beide Wangen, — da konnt' er nicht länger den Brummbären machen."

„Ich bin an Entbehren gewöhnt und finde mich darin, weil ich weiß, daß es zu Annens Besten ist."

„Gott geb', daß ich mich geirrt hab'!" sprach Lisette zu sich selber, als sie heimging. „Die Meisterin scheint nichts im Hinterhalt zu haben; warum Aennchen nur so beklommen nach ihr fragte?"

— — — — — — — — — — — —

Nach mehreren Tagen brachte Immanuel einiges Leben in das stille Haus. Er hatte auf der Post in Sternau gehört, daß Anna bei der Pächterin sei, und ging hin, um sie zu begrüßen. Als seine Mutter ihn fragte, ob Aennchen wohl aussehe, sagte er: „Roth wie eine Rose! Sie war sehr überrascht, mich zu sehn, und als ich mich darüber wunderte, sagte sie lachend: „„Wunderst Du Dich noch über etwas in der Welt?"" Ich verstand dies nicht, aber es ist ja ihre alte Gewohnheit, mich zu necken, und wer weiß, was sie wieder im Schilde geführt haben mag. Es blieb aber dabei, da sie in demselben Augenblick in die Küche gerufen wurde. Es will mir nur gar nicht in den Sinn, daß sie diesmal im Hause fehlt."

Das war die zweite Kunde, welche die Meisterin von ihrem Pflegling erhielt. Sie klang so harmlos, und doch stützte sie den Kopf in die Hand und saß lange in sich versunken da, als Immanuel hinausgegangen war, um seine Sachen in seinem Zimmer unterzubringen. Seinen Bruder hatte dieser in vollem Wohlsein verlassen, und in drei Wochen durfte man ihn daheim erwarten.

Es war Sonntagabend. Die Meisterin und Immanuel hatten einen Besuch in der Pfarre und auf dem Pachthof gemacht und gingen heim, von der Pächterin ein Stück Weges begleitet. Anna war nur bis vor das Dorf mitgegangen und dann umgekehrt, da sie wußte, daß die Pächterin das Haus nicht gern dem Gesinde überließ. Sie setzte sich auf eine Bank an der Außenwand des Hauses, die von dem vorspringenden Dach beschattet ward. Vor den Haus- und Hofthüren des Dorfes saßen die greisen Alten und genossen die milde Sommerluft, während die rüstigen Väter der Familie behaglich ihre Pfeife rauchten und die Mütter ihre Säuglinge auf dem Schoße schaukelten oder die Hände, von der Wochenarbeit ermüdet, müßig kreuzten. Auf dem grünen Anger mitten im Dorfe hatten sich eine Menge junger Burschen und Mädchen zusammengefunden, wie es Sonntags bei gutem Wetter auf dem Lande der Brauch ist. Einige von ihnen saßen auf dem Bauholz, das dort aufgestapelt lag, andere auf der Bank, die unter den Ahornbäumen stand, welche hier in den schönen Jahreszeiten kühlen Schatten warfen. Die Knaben des Dorfes ließen auf dem kleinen Teich des Angers ihre Kähne von Kiefernrinde schwimmen; einige von ihnen standen bis an die Kniee im Wasser, um mit Bohnenstangen das Zusammenstoßen der winzigen Fahrzeuge zu verhindern. Am Ufer saßen die Schulmädchen, beschäftigt, die röhrenförmigen Stiele der Butterblumen in kleine Stücke zu zerschneiden und diese auf lange Halme Binsengras zu ziehen, um sie sich als Perlenschnüre um den Hals zu hängen, während die kleinen Buben und Dirnen nicht weit von ihnen eine Grube in den Rasen höhlten und „Begraben" spielten. Jetzt erhoben sich unter den Ahornbäumen die Klänge einer Harmonika; der junge Bauer Franz, welcher bei den Jägern stand und auf Urlaub hier war, hatte sie mitgebracht. Er verstand auch schön zu singen, was er bei den Soldaten gelernt hatte, und besaß ein gedrucktes Liederbuch, aus dem die andern jungen Leuten mehreres abschreiben wollten, ehe er wieder abreiste. Er war überdies der schmuckste Bursche im ganzen Dorf, worüber alle Mädchen einig waren, und wer weiß, was es für Neid und Streit gegeben hätte, wenn er nicht zu allen gleich freundlich gewesen wäre und sich um keine besonders gekümmert hätte.

„Wenn Ihr Lust habt mitzusingen, werde ich anstimmen," sagte er.

„Das Lied vom Grün; wir kennen es alle," rief eins der Mädchen. Er nickte zustimmend und sie sangen:

Holdes Grün, wie lieb' ich Dich!
Schönster Augentrost für mich.
Ja, Du bist, so wahr ich Jäger bin,
Aller Farben Königin.

Wenn ich hätt' ein Königreich,
Thäte der Natur ich's gleich;
Alle Mädchen, jung und hübsch und fein,
Ließ ich grün mir kleiden ein &c.

Die kleine Anna hörte den Gesang von ferne. Wenn sie den Kopf etwas vorbeugte, konnte sie durch das offene Hofthor den Anger nebst einem Theil der Dorfstraße übersehen; sie that es aber nicht. Mit einem müden Blick zum Himmel aufsehend, fragte sie sich selber: Habe ich einen Stein an der Stelle, wo früher mein Herz schlug? Warum bin ich für alle andern Menschen abgestorben, und warum sieht die Welt mir wie ein Bild aus, auf dem die Farben verwischt sind, seit ich den einen, welchen ich sonst liebte und ehrte, nicht mehr ehren und lieben kann? Wenn ich seine Mutter und seinen Bruder nicht mehr sehen und mich nicht zwingen dürfte, freundlich gegen sie zu sein, würde mir wohler werden. O, mein Schöpfer! ich möchte ans Ende der Welt gehn, um alles zu vergessen, und ich darf es nicht! Ich darf nicht weinen — —"

Das Nennen ihres Namens erregte ihre Aufmerksamkeit. Die Fenster der Gesindestube standen offen, und sie saß nahe genug, um zu hören, was drinnen geredet wurde.

„Die Burschen und Mägde auf dem Anger schwatzten davon;" fuhr der Großknecht fort. „„Sie ist zu stolz,"" sagte die eine, „„um sich unter uns zu begeben, wie die andern Mädchen vom Pachthof thun. Das ist nicht Bauermädel, das ist nicht Fräulein."" — „Da kann ich doch auch ein Wort mitreden," sagt' ich ärgerlich. „Wer die für stolz kauft, ist betrogen; still ist nicht stolz."

„Das war recht, Johann," hörte Anna eine der Mägde dem Großknecht erwidern, „ich hab' die Anna gern; sie hat solche fromme Augen, und mitunter sieht sie so betrübt aus, als ob ihr was fehlt. Was wurde mehr geklatscht?"

Der Großknecht fuhr fort: „Die Dorte aus der Krugwirthschaft sagte, ich brauchte garnicht für die Anna ins Geschirr zu gehn, und wenn ich was mit ihr im Sinn hätt', sollt' ich mich bei Zeiten versehn, damit mir's nicht ginge wie dem Joseph, dem sie 'n Korb gegeben, das hoffährtige Ding, das! So sagte die Dorte. Da fragte Franz, unser Nachbar: — „„Ist es wahr, daß das hübsche Aennchen der Schulmeisterin sich in den einen jungen Herrn verliebt hat, und ist es der, welcher mit seiner Mutter heute auf dem Pachthof war?"" — „„Der Candidat!"" lachte die eine von den Mädchen — ich glaub', es war die Guste vom Pfarrhof, — „„Das fehlt auch noch! Der sieht ja kein Mädel an! Nein, der andre ist's. Seit dem letzten Kranzbier auf dem Schulzenhof drüben munkelt man, daß sie sich heimlich das Wort gegeben haben. Im Winter drauf brachte der Joseph vom Waldhof einen Korb von ihr heim."" — „„Nun,"" nahm Nachbar Franz wieder das Wort: „„Die Sache mag stehn, wie sie will,"" — sagt er — „„soviel steht fest, daß er unter all den Stadtfräulein kein schönres Mädel findet, und daß sie gut ist, hat unser Herrgott ihr auf die Stirn geschrieben,"" sagte der Franz. — Die Dorte zog ein Gesicht und rief: „„Was hilft ihr das Lieben! heirathen thut er sie nimmermehr! Und 's paßt auch nicht! Schuster bleib bei deinem Leisten; gleich und gleich gesellt sich gern. Wär' ich ein Bursch, ich würd' mich für ein Mädel bedanken, das so ein Herr

Professor Hengstenberg.

Studente hat sitzen lassen.““ Der Franz warf der Dorte einen Blick zu, als wollt' er sagen: „Dich nähm' ich gewiß nicht,“ und dann griff er nach seiner Harmonika und spielte so laut und lustig, daß er garnicht hören konnte, was die Mädchen weiter redeten. Ich ging nach Haus, weil's mich ärgert, solch Geschwätz mitanzuhören.“ Hier machte der Großknecht eine Pause, um seine Suppe zu schlürfen, die andern folgten seinem Beispiel, und es entstand ein allgemeines Geklapper der zinnernen Löffel, bis er wieder begann:

„Unter uns gesagt, muß was vorgefallen sein. Als die Schulmeisterin und der Candidat heut hier waren und wir alle Kaffee tranken, hab' ich meine Augen nach dem obersten Ende vom Tisch geschickt und sah, daß es nicht richtig ist. Als die Anna uns einschenkte und Butterbrot strich, hat die Meisterin sie von der Seite angesehn, wie meine Mutter mich nicht ansieht.“ Als das Gesinde schwieg und sich wieder den Schüsseln zuwandte, sprang Anna von ihrem Platz auf und eilte in den Garten hinter dem Hause, als ob ein unsichtbarer Feind sie verfolge. Die Obstbäume standen dort so dicht, daß nur Gras unter ihnen wuchs, welches hier und dort schon zum Grünfutter abgemäht worden war. An dem Zaun, der den Garten der Pächterin von dem des jungen Bauern Franz trennte, stand eine Reihe Kirschbäume, die ihre schwer beladenen Zweige mit denen vereinigten, die sich drüben auf dem Grund und Boden des Nachbars ausbreiteten. Unter diesen Bäumen ging Anna, die Hände unter der Schürze krampfhaft gefaltet, hin und her. Als sie einmal einen zufälligen Blick über den Zaun warf, sah sie drüben einen jungen Mann neben einem ältern den breiten Steig heraufkommen. Er nickte ihr nicht zu, wie die Dorfbewohner einander zu grüßen pflegen, sondern lüftete höflich seine Mütze. Es war der Bauer Franz, der jetzige Besitzer des Hofes, den Annens Vater einmal besessen und als Bettler verlassen hatte. Sein Begleiter war sein Schwager und Vormund, der das Grundstück für ihn bewirthschaftete, während er seine Militärzeit abdiente.

„Wo gibt es in der Welt eine Stelle, an der ich mich vor den Augen der Menschen verbergen und allein sein kann?“ seufzte das Mädchen. „In die Erde kann ich mich nicht verscharren, so muß ich sehen, daß ich mit ihnen lebe!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Professor Hengstenbergs Leben.

Nach Familien- und Freundesmittheilungen von **Robert Koenig**.

Unsere Zeit, so wenig sie geneigt, sich vor Autoritäten zu beugen, läßt sich doch durch Namen beherrschen. Den unbedeutendsten derselben feiert sie maßlos, wenn er ihr nach dem Munde spricht. Nicht nur einen Renan hat sie hochgepriesen, sondern jetzt erhebt sie sogar einen Buisson mit seinen abgestandenen und bei uns längst wissenschaftlich überwundenen banalen Luftschlägen gegen Gottes Wort zum Apostel und Reformator. Auf der anderen Seite schlägt sie drei Kreuze vor dem bloßen Namen Hengstenberg. Wir, die wir ihm niemals nahe gestanden und noch weniger — was man so nennt — zu seiner Partei gehört haben, ja die wir in zahlreichen Punkten von ihm abzuweichen uns bewußt sind, freuen uns, seinen Namen hier zu nennen und einige Züge — sorgfältig gesammelt und alle verbürgt — zu seinem Lebensbilde zu liefern, die vielleicht eine unbefangenere Beurtheilung des Verewigten anbahnen dürften.

Hengstenberg stammt aus einer der ältesten Patricierfamilien der ehemals freien Reichsstadt Dortmund, welche man bis an den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen kann. Das Wappen der Familie (die sich in niederdeutschen Urkunden van Hengestenberghe schreibt), ein anspringender Hengst, ist noch heute auf einem Chorfenster der Reinoldikirche daselbst zu finden. Während die Hengstenberge vor der Reformation nur weltliche Würden und Aemter bekleideten, begegnen wir gleich nach derselben einem Canonicus des Namens, von dessen Nachfolger Johannes, Pastor in Ergste (in der Bentheimschen Grafschaft Limburg), es heißt: „Dieser hat zuerst die evangelisch-reformirte Religion introduciret." Von ihm an sind die Hengstenberge 200 Jahre lang reformirte Pastoren in Ergste gewesen, immer der Sohn dem Vater folgend. Außerdem aber hatten viele andere reformirte Gemeinden in der Grafschaft Mark Pastoren aus ihrem Hause erhalten. So stand in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Hengstenberg als Pastor in Fröndenberg an der Ruhr. Diesem folgte im Amte sein Neffe Carl Conrad Friedrich Hengstenberg, ein geistig regsamer, vielseitig unterrichteter Mann, der zu der Klasse der „gemüthlich-rationalistischen Pastoren" gehörte und in vaterländischer Geschichte und Literatur fast ganz lebte. Er war verheirathet mit Wilhelmine Bergh, des Landsyndicus der Grafschaft Mark Tochter. Aus dieser Ehe wurde am 20. October 1802 Ernst Wilhelm Hengstenberg geboren. Seine Heimat ist also da, „wo der Märker Eisen reckt," und seine ersten Jugendjahre hat er in dem überaus lieblichen Fröndenberg verlebt.

Als sechsjähriger Knabe siedelte er mit seinen Eltern nach Wetter an der Ruhr über, das in einer der reizendsten Gegenden des schönen Westfalenlandes liegt. Wasser, Wiesen, Berge, Felsen, Wälder schaffen dort eine wahrhaft malerische Landschaft, die dem Knaben jenen lebendigen Sinn für Naturschönheiten und jenen starken Zug zu den Bergen einflößte, die auch dem Manne bis in sein hohes Alter unverändert geblieben sind. Zu diesen Eindrücken kamen patriotische, denn der früh entwickelte Knabe hat noch die Schmach der Fremdherrschaft mitgefühlt und die große Zeit von 1813—1815 miterlebt. Ebenso war des Mannes unwandelbare Treue gegen König und Vaterland ein Erbtheil seines Vaterhauses, dagegen fehlte ein Hauch lebensvoller, warmer Frömmigkeit in demselben. Er hat es selbst später erzählt, wie fremd es ihn angemuthet habe, als er in seinen Knabenjahren einen Schmied, einen der „Stillen im Lande", des Morgens bei seiner Arbeit habe singen hören: „Wach auf mein Herz :c." Seinen ganzen Unterricht empfing er von seinem Vater, und mit eisernem Fleiß arbeitend, eignete er sich die nothwendigen Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften so schnell an, daß er vollkommen tüchtig und vorbereitet schon als Jüngling von siebenzehn Jahren — nachdem er kurz vorher von seinem Vater confirmirt worden war — die Universität Bonn beziehen konnte, wo er Theologie studiren wollte.

Seine Studien in Bonn von 1819—1823 waren indes mehr der Philosophie und Philologie gewidmet, als der Gottesgelahrtheit. Zu seinen näheren Freunden gehörten dort v. Daniels und Hoffmann v. Fallersleben. Unter seinen Lehrern fühlte er sich am meisten zu Professor Brandis hingezogen, der auch eine Uebersetzung der Metaphysik des Aristoteles bevorwortete, welche der junge Student 1822 herausgab. Von ebenso außergewöhnlichem Talent, als diese Uebersetzung, zeugte seine Bearbeitung einer der arabischen Moallakât, wozu ihn Freytag angeregt hatte. Sein vornehmstes Interesse concentrirte sich aber damals im Burschenthum, für dessen Idee er sich mit der ganzen Energie seines Charakters begeisterte; ja, er soll ein ganz besonders „flotter Bursche" gewesen sein, und — einem Gerücht zufolge — unter andern tollen Streichen den Sturm der Studenten auf Siegburg angeführt haben. Charakteristisch für sein inneres Leben in dieser Periode ist das, was er im diesjährigen Vorwort seiner Kirchenzeitung über sich selbst mittheilte. „Ich war im Suchen schöner Perlen begriffen," sagt er da, „hatte aber die eine kostbare Perle noch nicht gefunden;" und als ihm Brandis die neu erschienene Glaubenslehre Schleiermachers geliehen hatte, gab er das Buch — nachdem er es mit großer Aufmerksamkeit gelesen — mit den Worten zurück: „Ich werde zwar wohl nicht bleiben, was ich bin, und wenn ich so bliebe, würde ich nicht Theolog bleiben, aber zu dem Manne wende ich mich nimmer."

Nur vorübergehend hatte er dann und wann eine tiefere religiöse Anregung empfangen, so bei seinen Besuchen in der Brüdergemeinde von Neuwied; und noch von Basel aus, wo er den Unterricht des jetzigen Professors Stähelin in den orientalischen Sprachen übernommen hatte (Lehrer am Missionshause ist er nie gewesen), schenkte er seiner geliebten Mutter Zschokkes „Stunden der Andacht," ohne zu ahnen, welchen Kampf auf Tod und Leben er bald schon gegen den aus jenem Buche sprechenden Geist führen werde. Kurz darauf starb die Mutter; der Vater heirathete nicht wieder. Hengstenbergs Vater hat stets die innigste Liebe und zarteste Pietät von seinem Sohne erfahren, auch als er sich offen gegen dessen neue Richtung aussprach. Doch söhnte er sich gegen das Ende seines Lebens (1834) mehr und mehr mit derselben aus.

Obgleich, wie angedeutet, der Wechsel in Hengstenbergs Sinnesweise kein ganz plötzlicher war, ist es doch wohl gewiß, daß er in Basel noch den großen Jakobskampf mit Gott siegreich durchmachte, welcher keinem erspart bleibt, der zur Wahrheit und zum Frieden gelangen und hinfort mit Menschen für Gott kämpfen will. Obgleich in dieser Zeit von der preußischen Regierung die Anfrage an ihn gerichtet wurde, ob er nicht geneigt sei, als Legationssekretär nach Constantinopel zu gehen — es war die Zeit, da Ancillon Minister der Auswärtigen Angelegenheiten war und Gelehrsamkeit auch für einen Diplomaten nicht als werthlos angesehen wurde — erkannte er nun doch in der Theologie seinen wahren Lebensberuf, zu dem er durch seine orientalischen und klassischen Studien sich so trefflich ausgerüstet hatte. Die Offenbarung Gottes besonders im Alten Testamente wieder zu Ehren zu bringen gegenüber den seichten Angriffen der Vernunfttheologie — das war ihm hinfort Lebenszweck und Lebensziel. In Berlin, wo damals Schleiermacher, Marheinecke, Neander und Hegel docirten, habilitirte er sich als Privatdocent und wurde bereits 1826 — in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre — zum außerordentlichen und 1828 zum ordentlichen Professor ernannt. Uebrigens hatte sein Verbleiben in der academischen Wirksamkeit an einem Faden gehangen. Es war das kurz vor seiner Ernennung zum ordentlichen Professor. Der Minister Altenstein war bekanntlich sehr gegen ihn eingenommen, und es schien keine Aussicht vorhanden, daß er je eine ordentliche Professur erhalten werde. Da berief der regierende Graf Schönburg-Glauchau den jungen Docenten als Consistorialrath und Superintendenten nach Glauchau. Er sagte bedingungsweise zu, wenn man ihn nicht in Berlin zu halten suche. Nun ging der Kronprinz (nachmals Friedrich Wilhelm IV) zu seinem Vater und verließ ihn nicht eher, als bis die Cabinetsordre an den Minister ausgefertigt war, wodurch Hengstenberg zum ordentlichen Professor ernannt wurde.

Man würde indes sehr irren, wenn man glaubte, Hengstenberg habe seitdem einen großen directen Einfluß auf seine Könige geübt. Er ist mit ihnen sonst nie in nähere Berührung gekommen, so treu er ihnen auch ergeben war. Friedrich Wilhelm IV, der wider die Ansicht Hengstenbergs die Evangelische Allianz beschützte und

sie sogar nach Berlin rief, hat es ausgesprochen, daß ihm Hengstenberg zu treu am Alten hänge. Und es ist allbekannt, mit welchen Worten über die Orthodoxie Wilhelm I die neue Aera eröffnete. Einen indirecten Einfluß hat er allerdings ausgeübt, und derselbe hat sich bisweilen bis in das Cabinet des Königs erstreckt. So war unter Friedrich Wilhelm III die Generalsuperintendentur in Königsberg vacant. Der Professor Sartorius in Dorpat war dem Könige für diesen wichtigen Posten empfohlen worden. Auch der Kronprinz wünschte seine Berufung. Aber ebenso eifrig wurde von der andern Seite dagegen gearbeitet. Der König wollte sich ein eigenes Urtheil bilden und beauftragte den Bischof Eylert damit, ein Gutachten über Sartorius abzufassen. Eylert mochte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlen und bat Hengstenberg, das Gutachten für ihn abzufassen und das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Dies geschah, und Sartorius wurde berufen. Erst lange nach Eylerts Tode hat Hengstenberg die Sache gelegentlich erwähnt.

Ungeachtet solcher Einzelfälle ist sein Einfluß aber doch vielfach überschätzt worden; es ist ja bekannt, daß er mit den meisten Cultusministerien, unter denen er gewirkt, sich im entschiedensten Widerspruch befand, wie er denn noch von Herrn von Mühler wegen der Haltung seiner Kirchenzeitung mehrfach geradezu verwarnt worden ist. Auch ist er niemals — wie es irrthümlich in dem Nekrologe der Illustrirten Zeitung hieß — Examinator der Theologischen Facultät gewesen, und nur während einiger Jahre Mitglied der „Wissenschaftlichen Prüfungscommission" und als solcher Examinator der Schulamtscandidaten im Hebräischen und in der Religion. Besonders unrichtig ist aber die von Gegnern verbreitete Ansicht, daß er seinen Einfluß darauf gerichtet habe, seine eigenen Verwandten in einflußreiche und gutdotirte Stellen zu bringen. So ist der Hofprediger von Henstenberg nicht, wie die erwähnte Zeitung ebenfalls behauptete, sein Bruder, sondern ein entfernter Vetter des Professors, und an seiner Berufung nach Berlin hat der Professor nicht den allergeringsten Antheil gehabt. Und Hengstenbergs eigener ältester Sohn Immanuel hat seine Lebenskraft verzehrt als Pastor in Jüterbogk, wo er in einem elenden Pfarrhause wohnte und bei einem Einkommen von 400 Thaler eine Gemeinde von 4000 Seelen zu versorgen hatte.

Ein Jahr vor seiner Ernennung zum ordentlichen Professor, 1827, hatte Hengstenberg, in Verbindung mit gleichgesinnten Freunden, die Evangelische Kirchenzeitung gegründet, die er 42 Jahre lang bis an seinen Tod mit seltenem Redactionsgeschick, aber freilich auch mit seltener Redactionsrücksichtslosigkeit geleitet hat.

Ein englisches Blatt, das so wenig mit dem Verewigten übereinstimmt, daß es gegen seinen „High Churchism" protestirt, sagt von seiner über fast ein halbes Jahrhundert reichenden Thätigkeit im Dienste der Theologie: „Seine Werke waren die Steinbrüche, aus denen geringere Theologen gar viel ihres besten Materials gewonnen haben. Solche Gelehrsamkeit, solch Scharfsinn, solch Urteil, solch geistlicher Sinn, solche menschliche Sympathie und Liebe waren selten in einem Manne vereinigt. Niemand vermag völlig die Dienste zu schätzen, die er dadurch geleistet, daß er den kritischen Geist des Zeitalters in den besten Canal dirigirte." Und der Correspondent eines anderen englischen Blattes, der bekennt, daß er selten mit den Ansichten der Evangelischen Kirchenzeitung übereingestimmt habe, kann sich nicht enthalten, „die Tapferkeit zu bewundern," mit welcher Hengstenberg dieselben vertheidigt habe, und fügt hinzu: „Er hatte den Muth eines Bismarck im Parlament, und der Kreuzzeitung in der Presse."

Darin werden denn auch wohl alle übereinstimmen — Gegner und Anhänger —, daß er in der Theologie und Kirche einen Ehrenplatz einnimmt und daß er mit unerschütterlichem Muthe gekämpft hat bis an sein Ende, nach dem er glaubte. Einer späteren Zeit wird es freilich vorbehalten sein, eine Charakteristik des Theologen und Kirchenpolitikers mit völlig objektiver Ruhe und unbeirrt vom Streite der Parteien zu entwerfen. So weit diese Aufgabe heute zu lösen, hat sie ein Mann gelöst, der von Hengstenberg wie wenig andere bekämpft worden ist, — Professor Kahnis in der Allgem. Evang. Luth. Kirchenzeitung. Auf dieses musterhaft unparteiische theologische Charakterbild, das eben so freimüthig tadelt, als unbefangen lobt, sei es uns vergönnt, unsere Leser zu verweisen; denn über die Schranken unseres Blattes hinaus würde es gehen, ein solches auch nur zu versuchen.

Hengstenbergs Vorlesungen umfaßten außer der alttestamentlichen auch die neutestamentliche Theologie. Wunderbar genug hat er mit dem Buch Hiob seine akademische Laufbahn begonnen und mit demselben sein Tagewerk beschlossen. Aber wie viele Werke liegen dazwischen von den „Beiträgen zur Einleitung ins Alte Testament," die 1831—1839 erschienen, bis zu seinem „Ezechiel" (1867—68) und der letzten Ausgabe des Johannes-Evangeliums! Und wer alle diese Werke studirt hat, wird — wie in dem literarischen Hauptwerk seines Lebens, der „Evang. Kirchenzeitung" — finden, daß Hengstenberg kein stabiler Theolog war, ja daß er nicht einmal — was man so nennt — streng confessionell war. „Wenn er eine Dogmatik geschrieben hätte" — bemerkt Kahnis sehr richtig — „würde sie nicht blos in Seitenpunkten, sondern in Wesenslehren manches Abnorme enthalten haben."

Hengstenberg war eine durchweg niederdeutsche, insbesondere westfälische Natur, erst in die Tiefe und das Innere hineinlebend, ehe er von der dort gewonnenen Wurzel nach außen hinstrebte. Dabei war er seinem ganzen Wesen nach ein Mann von überwiegendem Verstande und eisernem Willen. Die Phantasie trat bei ihm sehr zurück; wo er sie in Bildern und Vergleichen anwandte, vergriff er sich oft genug; seine Darstellung entbehrt daher des Glanzes und der gefälligen, farbenvollen Form; ruhige, nüchterne Betrachtung und ernste, alttestamentlich gewaltige Bußpredigt gelingt ihm am besten.

Der Gemeinde ist Hengstenberg wenig gewesen, ein Mann des Volkes war er nie. Und doch hatte er zum Volksleben einen starken Zug. Deshalb verfolgte er mit so großer Liebe Jeremias Gotthelfs Charaktere. In einem „Vorworte" wollte er die kleinen Erzählungen Gotthelfs, wie: „Das Erdbeeri Mareili" und „den Besenbinder von Rychiswyl" als Tractate verwendet wissen. Ja, gegen einen Freund vertheidigte er selbst solche Gotthelfsche Werke, in denen, wie in „Anna Bäbi Jowäger", die positiv-kirchlichen Erscheinungen unserer Zeit hart angegriffen werden.

Hengstenbergs Gemüthsleben trat nur bei engerer Bekanntschaft bestimmter hervor und bekundete sich dann als ein sehr inniges und tiefes; sein Familienleben war ein überaus liebevolles und zartsinniges. Im gewöhnlichen Verkehr erschien er etwas kalt und zurückhaltend, obwohl stets höflich wohlwollend. Damit verband er zuweilen eine große Geistesgegenwart. Als im Jahre 1845 der Strom des s. g. „Lichtfreundthums" sehr hoch ging, gab ein ihm an der Table d'hôte zu Ostende gegenübersitzender Herr, gewiß ohne ihn zu kennen, folgenden Witz zum Besten: „Heute morgen wurde die Frage aufgeworfen, warum wohl das Meer so plötzlich aufgehört habe, zu leuchten? Die Antwort lautete: Der famose Professor Hengstenberg aus Berlin ist gestern Abend angelangt, der hat alles Licht absorbirt." Sofort erwiderte der also Charakterisirte, indem er gleichmüthig den eben zum Mund geführten Löffel niederlegte, mit dem allerfreundlichsten Blick auf sein Vis-à-Vis: „Ei, dem Uebelstande könnte ja leicht abgeholfen werden; man brauchte nur ein Dutzend Lichtfreunde ins Meer zu werfen." Man kann sich denken, auf wessen Seite die Lacher waren.

Im persönlichen Umgange zeigte Hengstenberg sich sonst auffallend verschieden von der etwas herben Erscheinung in seinen Schriften; in letzteren waren seine Ausdrücke oft scharf, bitter, bisweilen geradezu rücksichtslos und verletzend; in seinem persönlichen Verhalten hatte er stets etwas Gemessenes, dabei Freundliches und fast Gemüthliches, und selbst in den ärgerlichsten Verhandlungen wußte er seine Ruhe zu bewahren; ja, er war nie rechthaberisch und nahm Widerspruch und Tadel ohne Empfindlichkeit hin. Seine persönlichen Urtheile über andere, auch über seine entschiedenen Gegner waren mild und besonnen, und er verstand es, Person und Sache sauber zu scheiden. Noch in seinem letzten Lebensjahre reiste er einem älteren Freunde nach, mit dem er im Verlauf der kirchlichen Bewegung zum öfteren hatte das Schwert kreuzen müssen und äußerte dabei: „Je älter ich werde, desto mehr liegt es mir an, einmal angesponnene Verbindungen nicht abreißen zu lassen, sondern zu festigen."

Mit seinen Gegnern innerhalb der Facultät suchte er stets Frieden zu halten. Als ihm einmal ein Student eine hämische und gehässige Aeußerung eines solchen mittheilte, fragte er ganz ruhig: „Glauben Sie denn das von mir?" und auf das „Nein" des Gefragten fuhr er fort: „Nun, dann müssen Sie mir solche Geschichten nicht erzählen! Denken Sie doch, in was für ein Licht Sie Professor N. N. setzen; der hat es gewiß garnicht so böse gemeint, als es aus Ihrem Munde klingt." Zu seinem Amanuensis sagte er hinterher:

„Wie kann nur der N. N. so thöricht sein und sich auf diese Weise compromittiren! Es wissen ja alle, mit welcher Liebe ich ihn hier zuerst aufgenommen habe. Da sollte er doch vorsichtiger sein. Wir wollen beide die Sache vergessen." — Ja, soweit ging seine Unparteilichkeit und Bescheidenheit, daß, als der frühere Privatdocent Dr. Gerlach die Psalmen zu seiner Vorlesung ausarbeitete, er ihm empfahl, den Commentar von ... Hupfeld zu Grunde zu legen; sein Psalmencommentar sei bereits zu antiquirt! Als „Mustercommentar" empfahl er ihm den Commentar von Gesenius zum Jesaia und wies ihn stets und wiederholt auf Hase und Giesebrecht als Vorbilder in der Darstellung hin. Und bezüglich der Ausarbeitung seines Collegs über 1. Mos. 1. 2. sagte er zu Gerlach: „Halten Sie sich damit nicht zu lange auf; ich habe lange darüber gearbeitet und gebe für alles, was ich in meiner Vorlesung darüber sagen muß, nicht einen Dreier!"

In seinem Amte war Hengstenberg überaus gewissenhaft; er hielt aufs pünktlichste die Zeit inne und kam wohl nie zu spät in seine Vorlesung, und seine Hefte waren stets in der sorgfältigsten und musterhaftesten Ordnung. Er las immer in der sogenannten „kleinen Aula", wo vor ihm De Wette gelesen hatte. Sein Vortrag war singend und wurde wegen seines Hämorrhoidalleidens durch fortwährendes Aufstehen und Niedersetzen gestört; das Gesicht war unabänderlich zum Fenster gewendet. Er las übrigens mit großer Gewandtheit, so daß es auf viele den Eindruck machte, als spräche er frei; zuweilen unterbrach er den schnellen Vortrag, um in ganz anderem Tone eine Zwischenbemerkung zu machen, wie z. B. das endlos wiederholte: „Das ist die Sache!" oder auch: „Da sehen Sie die innere Lüge!" und dergleichen mehr. Bei solchen plötzlich hervorgestoßenen Ausrufen hielt er gewöhnlich etwas inne, als ob er nachdächte, bis er sich dann schnell wieder zu seinem Hefte wandte. Er saß in der Regel mit übergeschlagenen Beinen und gefalteten Händen, den Kopf seitwärts halb erhoben, häufig lächelnd. Besonders gern gehört waren seine Vorlesungen über Einleitung ins Alte Testament und die Geschichte des Reiches Gottes im Alten Bunde; am wenigsten besucht waren Hiob und die Synopse der drei ersten Evangelien. In den Pausen saß Hengstenberg in dem Sprechzimmer mit Professor Haupt auf dem einzigen Sopha und las die Augsburger Allgemeine oder die Vossische Zeitung. Selten unterhielt er sich mit seinen Collegen, und Gerlach gab er, im Beginn seiner Docentenlaufbahn, den Rath: „Hüten Sie sich, im Sprechzimmer viel zu sprechen; es ist zum Schweigen da." Es ist das bezeichnend, weil gerade das Sprechzimmer häufig das Nest zahlloser Klätschereien innerhalb der theologischen Facultät gewesen ist.

Bei allen Beamten der Universität war Hengstenberg beliebt, einmal wegen seiner Pünktlichkeit und Genauigkeit in allen amtlichen Dingen (ohne zu große Aengstlichkeit vor der Form, wenn die Sache ihm wichtiger war, als die Form, so daß er als Decan das Gesetz nie nach dem Buchstaben, sondern stets nach dem Sinne handhabte) als auch wegen seines gleichmäßig freundlichen Tones, den er gegen alle — ob Professor oder Pedell — hatte.

Ganz unglaublich war Hengstenbergs Gedächtniß für Personalien, Zahlen und die im Grunde gleichgültigsten Dinge. Er kannte die Familienverhältnisse fast aller Studenten, mit denen er je Verkehr gehabt und hatte eine solche Unzahl Adressen im Kopf, wo dieser oder jener geblieben, daß einem oft schwindelte.

Der Verkehr mit seinen „lieben Studenten", wie er sie nannte, war ihm ebenso sehr Herzens- wie Gewissensangelegenheit. Die persönliche Entwickelung ihres Geisteslebens ging ihm über das geschriebene Collegienheft. Er stellte deshalb den jungen Leuten einen nicht unbedeutenden Theil seiner stark beanspruchten Zeit zu Gebote und oft kürzte er seinen täglichen Spaziergang ab, um die Sprechstunde (von 4—5 Uhr nachmittags) mit ihnen nicht zu versäumen. Der Zudrang zu derselben war so massenhaft, daß oft das große Zimmer oder der lange Weingang im Garten, in dem immer auf und ab gezogen wurde, nicht reichen wollten. Jeden, der ihn aufsuchte, nahm er mit gleicher Liebe und Vertrauen auf. Eines fehlte ihm, die Beweglichkeit des Geistes, auf sehr von ihm abweichende Naturen einzugehen. Die eigne Anschauung trat der fremden oft starr entgegen, ohne eine Vermittelung des Verständnisses zu suchen. Was ihm aber in hohem Grade eignete, war jene wortlose Liebe, welche den jungen Mann mit stetem Interesse bis weit über die abgeschlossenen Studien verfolgte und mit Rath und That ihm beistand, wo es erforderlich schien.

In welchem Maße er seine jungen Freunde fesseln konnte, davon zeugt folgender Zug. In seiner ersten Wohnung war nur ein kleines Gärtchen mit einem schmalen Gange, auf welchem er in seinen Sprechstunden mit seinen Besuchern auf und ab wandelte. „Ich entsinne mich," erzählt einer seiner Schüler, „in jener Zeit mit ihm dort zwei Stunden auf und ab gegangen zu sein. An der andern Seite hatte er einen Franzosen, berühmten Namens, welcher ein sehr mangelhaftes Deutsch sprach. Die Unterhaltung wurde dadurch oft etwas holprig, und doch packte Hengstenbergs Rede derartig, daß ich erst zu Hause angekommen merkte, wie mir die eine Seite des Gesichtes ganz zerkratzt war. Die überhängenden Sträucher an meiner Seite hatten mich so zugerichtet, und doch hatte ich im Laufe des Gespräches nichts davon gefühlt."

Auf Empfehlungsbriefe gab Hengstenberg wenig oder gar nichts. „Jeder muß sich selbst empfehlen," war sein oft ausgesprochener Grundsatz. Ein offenes, heiteres Gesicht, ein helles, reines Auge, war bei ihm stets der beste Empfehlungsbrief. Sein großes Vertrauen wurde freilich unglaublich oft gemißbraucht, und nur selten beobachtete er eine wohlgemeinte Warnung. Menschenkenner war er sehr wenig. Er vertraute eigentlich jedem, von dem er nicht wußte, daß er ihn schon betrogen habe. Die Bücher aus seiner Privatbibliothek verlieh er stets, ohne daß der Empfänger seinen Namen und das geliehene Buch aufschreiben mußte, während er dies bei den Büchern aus der von ihm nur verwalteten Bibliothek der von Guretzkyschen Stiftung mit großer Aengstlichkeit thun ließ. Erst seit dem Jahre 1862, wo Dr. Gerlach ein Jahr lang seine bedeutende, damals schon ca. 25,000 Bände zählende Bibliothek (nach Professor Raumers die größte Privatbibliothek in Berlin) verwaltete und das Verschwinden gerade der am meisten von den Studenten gesuchten Bücher constatiren konnte, ließ er sich nach langem Drängen bewegen, auch bei seinen Büchern eine strengere Controlle eintreten zu lassen. Als ein Student eine Reihe der geliehenen Bücher verkauft hatte und dies an den Tag kam, verzichtete Hengstenberg auf jede Bestrafung und verlangte nur von den Verwandten, daß der Dieb das Studium der Theologie für immer verließe. Wenn er einmal darauf hingewiesen wurde, daß dieser oder jener seiner Unterstützung nicht würdig sei, pflegte er zu sagen: „Die Spatzen wollen auch leben!"

Besonders häufig schenkte er unbemittelten Studenten eine Uhr, und auch da wurde seine Gutherzigkeit oft gemißbraucht. Das dabei vorkommende Manöver war gewöhnlich dieses: um $4^3/_4$ Uhr fragte der Petent mit möglichst kläglicher Stimme, wie spät es sei, da er um 5 Uhr ins Colleg müsse. Auf die Frage Hengstenbergs, ob er denn keine Uhr besitze, war die stehende Antwort, seine Uhr sei noch von seinem seligen Vater und das Werk so ausgelaufen, daß alle kostspieligen Reparaturen vergeblich seien, so daß er sich nun ohne Uhr behelfen müsse. Das Resultat war dann stets, daß Hengstenberg seinem Amanuensis 13 Thlr. gab, um dem Betreffenden eine Uhr zu kaufen und zu geben.

Wie Hengstenberg im Verkehr überhaupt sehr leicht ängstlich war, so wurde er stets in einer oft peinlichen Weise verlegen, wenn jemand, der ihm auch geistlich viel verdankte, beim Abgang von Berlin diesen Dank mit Worten ausdrückte. Er konnte darüber manchmal so verlegen werden, daß er zu stottern anfing. Mit seinem gewöhnlichen Abschiedsgruße: „ — — mich Ihnen" (sollte heißen: „Empfehle mich Ihnen") wandte er sich dann schnell ab und brach irgend ein ganz entlegenes Gespräch vom Zaune.

Wie wenig Hengstenberg seine Wohlthaten bekannt werden lassen wollte, davon nur noch ein Beispiel. Seinem Amanuensis, der eine größere Sommerreise machte, gab er einmal 100 Thaler mit, damit er sie von einer süddeutschen Hauptstadt einem armen Pastor zusenden solle, dessen große Noth ihm bekannt geworden war. So suchte er dem Danke der Menschen zu entgehen und ihnen drückende Verbindlichkeiten zu ersparen.

In liberalster Weise verschaffte er armen Studirenden gern den Genuß von Gebirgsreisen, „zur Erfrischung von Leib und Seele", wie er zu sagen pflegte. Jeden Sommer erhielten gewöhnlich 5 Studenten, jeder 30 Thlr., zu einer Reise durch Thüringen oder den Harz. Als einer seiner Amanuenses nach Prag reiste und ihm Adieu sagte, erzählte er ihm, er habe Prag in besonders lieber Erinnerung, weil er dort als Student zum ersten Mal nach Herzenslust

von dem schönen billigen Wein habe trinken dürfen. Er möchte ihm diesen Genuß auch verschaffen, weshalb er ihm 25 Thlr. ausschließlich „für die Weinkarte" gäbe.

Sein häusliches Leben war überaus einfach. Bei seiner rastlosen Arbeit war ihm Ruhe das erste Bedürfniß. Er lebte den ganzen Tag mit der Uhr in der Hand und liebte die Pünktlichkeit auch bei anderen. Er stand sehr früh auf und arbeitete fleißig, bis er um 9 Uhr zur Vorlesung ging. Er liebte eine einfache Hausmannskost und ging pünktlich um 10 Uhr zu Bette, nachdem er vorher seiner Familie und seinen Leuten den Abendsegen vorgelesen hatte.

Hengstenbergs Ehe mit Therese von Quast, in die er 1829 trat, war eine sehr glückliche. Seine Gattin war eine edle Frau von distinguirter Erscheinung, regem Verstand und klarem Urtheil, die an allen Arbeiten und Bestrebungen ihres Mannes den innigsten Antheil nahm und nicht ohne Einfluß auf ihn blieb. Die Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, von denen drei der Mutter im Tode vorangingen, zwei ihr folgten. Am meisten ging ihm nahe der Tod seiner eben aufblühenden Tochter Elisabeth, die fast plötzlich und unerwartet hinweggenommen wurde. Sodann war es die Gattin, 32 Jahre lang seine treue, liebevolle Gefährtin, die nach schwerer Krankheit von ihm schied, danach sein ältester Sohn Immanuel, der frühere Pastor in Jüterbogk. Am 20. Februar d. J. mußte er sein letztes Kind hingeben, einen verheiratheten Sohn von 32 Jahren; und ganz kurz vor seinem Tode noch den jüngstgebornen einzigen Sohn dieses Sohnes.

Diese Verluste waren um so herber für ihn, als er ein sehr liebevoller, treuer Vater war. Er hatte überhaupt Kinder sehr lieb, und es war ihm eine Freude, mit ihnen zu scherzen und zu spielen. Von engherzigem frömmelnden Wesen war in seinem Hause nichts zu spüren; denn er war ein abgesagter Feind aller äußeren Frommthuerei; der Werth eines innerlichen christlichen Lebens schien ihm beeinträchtigt zu werden durch absichtliche Hervorkehrung frommen äußerlichen Scheines.

Wunderbar und als ein Beweis von der Kraft seines Glaubens erschien die Ruhe, die er in den schwersten Tagen seines Lebens zeigte. Mit der größten Geduld ertrug er alle seine Leiden, und nur beim Tode seines letzten Sohnes verließ ihn in der Sterbestunde die Kraft, so daß er, selbst schon sehr krank, sich auf kurze Zeit zurückziehen mußte, worauf er aber wiederkam und bis zum Ende ausharrte. Und nach der Leichenfeier, da sprach er mit verklärtem Angesicht: „Ein selig Kind viel besser als ein Kind, das in der Irre geht."

Seine „Sehnsucht heimzugehen", wie er es gern nannte, hat ihn von seiner frühesten Jugend an begleitet; darum traf ihn ein prophetischer Ausspruch seines zwölfjährigen sterbenden Töchterchens so schwer. Als er nämlich zu ihr sagte: „Du gehest heim, mein Kind, und wir werden Dir bald nachfolgen", sah sie still und liebevoll die Mutter an und sagte dann mit ernstem Blicke zum Vater gewandt: „Nein, Papa, Du noch lange nicht, Du hast noch viel in dieser Welt auszurichten, aber, wenn Du kommst, stehe ich an der Himmelsthür, Dich zu empfangen." Dies Wort seines sterbenden Kindes hat ihn schwer berührt und noch schwerer in der Erinnerung, als ihm die geliebte Gattin abgefordert wurde und er vielleicht „noch lange nicht" ihr nachfolgen durfte.

Bis an sein Ende blieb ihm ein kindliches Gemüth; er freute sich über eine Blume, über einen Fruchtbaum seines Gartens, den er täglich besuchte. Nur in den letzten Jahren saß er nicht mehr gerne auf den Plätzen in seinem Garten, wo er mit den ihm vorangegangenen Lieben so oft und so glücklich gesessen hatte.

In seiner letzten Krankheit, die sein Ende herbeiführte, war er dankbar für jede kleine Dienstleistung und dankte mit Worten für jeden Trunk, der ihm immer eine Erquickung für seinen brennenden Durst war, da die Schwemme seine Zunge bedeckte und er nichts mehr essen konnte. Oft glaubte und hoffte er, daß er dem Tode nahe sei, dann nahm er Abschied von seinen Verwandten mit herzlichen Worten und immer gleicher Freudigkeit zum Sterben; ja, einmal ließ er eine ihm ganz nahestehende Verwandte rufen und sagte: „Und Du allein willst keinen Abschied von mir nehmen? Aber die Antwort, daß ihm der Tod wohl nicht so nahe sei, machte ihn traurig, und er sagte mit kummervoller Miene: „Also noch immer nicht, mein Herr und Gott!"

Einen Tag vor seinem Tode kam er noch einmal auf die Hauptaufgabe seines Lebens zurück und sagte unter anderem: „Das ist es, man muß ihnen (den Rationalisten) klar machen — das ist die Hauptsache: daß Christus ist — daß Christus ist!" Endlich kam der Todeskampf; da faltete er die Hände zum Gebet und flüsterte: „Mach End', o Herr, mach Ende! Nimm mich! In Deine Hände befehle ich meinen Geist." Seine letzten Worte waren: „Man ist so selig und ist im Himmel."

Der 28 Mai d. J. war der Todestag dieses von Gott schwer geprüften und von Menschen ebenso hoch erhobenen als vielgeschmäheten Mannes.

Das unterirdische Gewitter im Plauenschen Grunde.

Von Dr. Moritz Busch.

Schlagen wir die Chaussee ein, die von der Gegend des Prager Bahnhofs in Dresden, das Feldschlößchen rechts lassend, in südlicher Richtung aus dem Elbkessel hinaufsteigt, so gelangen wir etwa eine halbe Stunde Weges von dem Dorfe Plauen in eine der anmuthigsten und wechselvollsten Gegenden der an Anmuth und Wechsel so reichen Umgebung der Hauptstadt Sachsens. Es sind die Ausläufer der Vorhöhen des östlichen Erzgebirges, breite, sanft nach dem Strom abfallende Hügelwellen, bedeckt mit grünen und gelben Getreidefeldern und in allerlei Windungen durchschnitten von zahlreichen, mehr oder minder tiefen und schroffen Senkungen, Gründen und Schluchten, die meist mit Buschwerk, zuweilen mit Wald bewachsen sind. Zur Rechten blicken wir bei unserer Wanderung gelegentlich in die größte dieser Schluchten, den Plauenschen Grund, mit seinen wildzerklüfteten, rothgrauen Syenitfelsen hinab, der sich weiterhin unter der mit dunklem Gehölz bekleideten Kuppe des Windbergs zu einem weiten lachenden Kessel mit einer Anzahl hübscher Dörfer ausdehnt. Mehr nach Süden hin begegnet das Auge dem kegelförmigen Wilisch, einem erloschenen Vulkan. Daneben taucht in blauer Ferne über dem Horizont das Haupt des Geising auf. Im Osten heben sich die scharfen Kanten der Berge des Meißner Hochlandes vom Himmel ab. Nach Norden endlich sehen wir über das breite Elbthal mit seinem glitzernden Strome und seinen Weinbergen und Villen, über die Thürme der Residenz und über den schwarzen Nadelwald auf dem jenseitigen Höhenzuge hinweg bis zu dem Bergrücken bei Königsbrück.

Es ist in der That eine herrliche Gegend, in der wir uns bei klarem Himmel und heller Sommersonne hier oben befinden, vielgestaltig, reich an Farben, voll Glanz, voll Heiterkeit, voll Segen und Leben nah und fern. Unmittelbar um uns krönen stattliche Dörfer mit rothen Ziegeldächern die Bodenerhebungen, während andere sich in den Gründen hinziehen. Auf den Hochebenen und Hügelhängen bezeugen Weizenfelder mit schweren Aehren, in denen die Sensen der Schnitter blinken, die Fruchtbarkeit des Bodens. Weiterhin endlich verkünden uns thurmhohe Schornsteine neben rauchgeschwärzten Häusern und Schuppen, vor welchen sich graue Halden von Schutt und Schlacke, zum Theil glimmend und Schwefeldämpfe ausstoßend, und Schichten schwarzer Masse inmitten der goldenen Ernten erheben, daß hier nicht blos die Oberfläche, sondern auch die Tiefe der Erde gesegnet ist.

Wir sind hier, wie schon die dunkle Farbe der Chaussee andeutete, und wie wir aus den vielen Fuhrwerken schlossen, die, von Pferden oder Hunden gezogen, auf derselben Kohlen nach der Stadt hinunterführten, an einem der Fundorte des „schwarzen Diamanten", der zu den werthvollsten Schätzen Sachsens gehört. Mit anderen Worten, wir stehen vor dem großen Steinkohlenrevier, welches sich etwa $1^1/_2$ Stunden südlich von Dresden zwischen den Dörfern Hänichen, Gittersee und dem fern im Thale drunten gelegenen Potschappel ausbreitet.

Ganz zu der Heiterkeit der Gegend stimmte es noch vor wenigen Tagen, wenn man hörte, daß die beiden Hauptschachte vor uns die Namen „Segen Gottes" und „Neue Hoffnung" trugen.

Aber das Glück ist wandelbar, und die düstern Gebäude dort mit den Schwefelflämmchen, die ihre Halden umzüngeln, könnten jetzt „Schrecken Gottes“ und „Verzweiflung“ heißen.

Oben goldener Weizen, unten die schwarzen Diamanten. Ueber jenem zogen in den schwülen Tagen zu Anfang des August Hagelwolken hin, die ihn für die Vögel des Himmels ausdreschen konnten. Ueber diesen schwebten noch unheimlichere Gewalten, unterirdische Gewitter, in der Bergmannssprache „schlagende Wetter“ genannt und von allen Häuern als tückische Dämonen gefürchtet. Und während dort der Segen Gottes behütet blieb und jetzt zur Freude des Landmanns in stattlichen Mandeln das Gefilde ziert, brach hier drunten in der nächtlichen Tiefe das Gewitter, von der schweren Luft droben am Verziehen gehindert und zu ungewöhnlicher Dichtheit und Stärke zusammengeballt, plötzlich mit furchtbarer Gewalt los, um mit einem einzigen Blitzschlag hunderte von Menschenleben zu vernichten. Das Unheil, welches es schuf, ist nicht ganz so groß, wie man im ersten Schrecken annahm, aber immer noch bei weitem größer und entsetzlicher, als je eines der Art seit Menschengedenken. Die Gegend lacht wie immer, freudig leuchten ringsum die Berge unter der Sonne. Aber über den Seelen der Armen, die von dem Schlage in der obern Welt getroffen wurden, schweben die Geister der Trauer und der Sorge, und der Fremde geht über die Stätte wehmüthig wie über ein Schlachtfeld, dessen Blut noch nicht getrocknet ist.

Die genannten beiden Schachte, dem Freiherrn von Burgk gehörig und bereits seit einem halben Jahrhundert im Betrieb, stehen durch ihre Hauptstrecken mit einander in Verbindung. Die Gebäude, wo die in ihnen gewonnenen Steinkohlen zu Tage gefördert werden, liegen etwa eine Viertelstunde Weges von einander entfernt, die der „Neuen Hoffnung“ hart an der Chaussee auf Niederhäslicher Flur, die vom „Segen Gottes“ etwas höher auf der Flur von Kleinnaundorf. Eine sogenannte Tagesstrecke, d. h. ein Zugang zu den Kohlenflötzen, der schräg in den Boden hinabgeht, mündet bei dem Dorfe Burgk und dient den Bergleuten, von denen hier, wenn starker Bedarf nach Kohlen alle Kräfte in Thätigkeit setzen heißt, in der Schicht von acht Stunden über vierhundert arbeiten, als Haupteinfahrt. Die tiefsten Stellen der beiden Bergwerke liegen etwa 300 Lachter oder 1800 Fuß unter Tage. Außer der Hauptstraße gibt es zahlreiche Nebenstrecken und Querschläge, die zum Theil mit Steinen ausgewölbt, zum Theil mit Holz verzimmert sind. Alle diese Gänge an einander gesetzt, würden eine unterirdische Straße von beinahe zwei deutschen Meilen Länge geben. Die Kohlen werden in sogenannten „Hunden“, kleinen Rollwagen, auf Eisenbahnen bis zum Förderschacht, einer viereckigen, senkrecht in den Boden getriebenen Vertiefung, geschoben und von hier auf „Gestellen“ von starken Bohlen, die durch ein Dach, den „Sattel“, vor etwa herabfallenden Gegenständen geschützt sind, und auf denen auch Menschen hinuntergelassen und heraufgezogen werden, vermittelst Dampfkraft gehoben.

Die Arbeit in diesen unterirdischen Werkstätten ist wegen der schlechten Luft in denselben, die durch alle Ventilationsanstalten nicht völlig wegzuschaffen ist, nicht gesund, wie man bei einem Blick auf die bleiche Gesichtsfarbe der sonst nicht übelgestellten Bergleute sofort inne wird, ja, der Arbeiter hat in den „schlagenden Wettern“ stets den Tod über und neben sich, wenn die Ventilation einmal stockt und unter den Kameraden ein leichtsinniger Bursch ist. Der Wunsch „Glück auf“ im Bergmannsgruß ist daher hier doppelt bedeutsam, das Gebet vor jeder Einfahrt in die Tiefe eine zwiefach löbliche Sitte.

Die „schlagenden Wetter“ entstehen aus der Vermischung der atmosphärischen Luft mit dem Kohlenwasserstoffgas, welches sich aus den frisch angebrochnen Steinkohlenflötzen entwickelt. Da dieses Gas leichter als die atmosphärische Luft ist, so steigt es bei ungestörter Ausströmung aus dem Flötze, ohne sich mit dieser zu vermischen, in die höher gelegnen Theile des Grubengebäudes, und dann brennt es, mit Licht in Berührung gebracht, in Gestalt einer blauen Flamme ruhig weg. Vermischt sich dagegen das Gas mit der Luft, was durch die Bewegung der Arbeiter oder auch durch die Ventilation geschehen kann, so explodirt es, wenn es an eine Flamme kommt, und zwar mit furchtbarer Gewalt und unter Entwickelung einer außerordentlichen Hitze. Die im nächsten Bereich der Explosion befindlichen Gegenstände und Menschen werden zerschmettert und verbrannt, und dann verwandelt sich das „schlagende Wetter“ in den giftigen „Nachschwaden“, ein Gemisch von Kohlensäure und Stickstoff, welches niemand einathmen kann, ohne sofort zu ersticken. Dieser Schwaden aber durchzieht in der Regel alle Strecken und Orte der Grube, und so geschieht es, daß er selbst solche Arbeiter tödtet, die weit von dem Herde der eigentlichen Explosion entfernt sind.

Gewöhnlich entsteht, wie angedeutet, das Kohlenwasserstoffgas an den Arbeitsstellen, und hier ist die Gefahr nicht groß, wenn man ohne Unterbrechung arbeiten läßt, wo dann das Gas durch die Lampen der Bergleute fortwährend zu ruhiger Verbrennung gelangt und sich überhaupt nicht in größerer Menge unbeobachtet ansammeln kann. Bleibt dennoch ein solcher bedenklicher Punkt an Sonn- oder Feiertagen ohne Arbeiter, so läßt man zu allmählicher Verbrennung des Gases an einer der höchsten Stellen eine ewige Lampe brennen. Auch wird dann vor Wiederbefahren der Grube der ganze Bau von einem zuverlässigen Mann untersucht, was mit einer sogenannten Sicherheitslampe geschieht, die so eingerichtet ist, daß sie bei richtigem Gebrauch das Vorhandensein von Kohlenwasserstoffgas durch Vergrößerung und blaue Färbung ihrer Flamme anzeigt, bevor dieses Gas zur Entzündung gelangen kann.

Ungleich gefährlicher ist eine andere Art der Verbreitung „schlagender Wetter“. In den alten unzugänglichen, weil zusammengebrochenen Kohlenabbauen entwickelt und sammelt sich ebenfalls Kohlenwasserstoffgas. Tritt dasselbe hier und da durch die zahlreich vorhandenen Oeffnungen in die gangbaren Grubenbaue in geringer Menge ein, so wird es bei guter Ventilation, ohne Schaden anzurichten, weggeführt. Dringt es aber in großer Menge in die noch bearbeiteten Strecken und ist die Ventilation irgendwie gehemmt, so kann es geschehen, daß jene sich in ausgedehntem Maße mit „schlagenden Wettern“ füllen, ohne daß man eine Ahnung davon hat, und dieser Fall scheint die Ursache des ungeheuren Unglücks gewesen zu sein, von dem im Folgenden berichtet werden soll.

Am ersten August tobte hier nach langer Schwüle ein Gewitter, welches die Ventilation in den Gruben vermuthlich mehr oder weniger hemmte. Ferner wurde am nächsten Morgen ein ungewöhnlich niedriger Stand des Barometers beobachtet, der, wie man anderwärts wiederholt bemerkt hat, den Austritt „schlagender Wetter“ aus den alten Bauen befördert. Endlich ist zu erwähnen, daß der erste August ein Sonntag war, an dem nicht gearbeitet wurde. Andere Umstände, welche das Unglück erklären möchten, werden wahrscheinlich nie an den Tag kommen, da keiner der Bergleute, die an dem verhängnißvollen zweiten August die beiden Schachte befuhren, lebend zurückgekehrt ist. Was wir über das Ereigniß wissen, beschränkt sich auf Folgendes.

Am Morgen des gedachten Tages trafen die zum Anfahren in die beiden Schachte bestimmten Mannschaften, circa 320 Köpfe, nicht vollständig bei dem Huthause ein. Viele fehlten bei der Verlesung, der eine, weil er die Nacht vorher Musik gemacht und dann noch als Kellner gedient, der andere, weil er auf der Vogelwiese geschwärmt hatte, wieder andere wegen Krankheit oder anderer Abhaltung. Nicht mehr als 274 Mann, darunter zwei Obersteiger und vier Steiger, stiegen nach dem üblichen Morgengebet gegen fünf Uhr in den Schacht. Sie waren etwa zehn Minuten weg und konnten kaum alle vor Ort angelangt sein, als man oben einen dumpfen Knall vernahm, dem bald nachher eine dicke graue Rauchsäule aus dem Schlunde des Segen-Gottes-Schachts folgte. Nach einer Viertelstunde entquoll auch dem andern Schachte qualmender Dampf, und der Luftdruck zerbrach einen Theil der Fenster. Vier Stunden lang war weder in einen der beiden Schachte noch in die Tagesstrecke zu kommen. Die betreffenden oberen Beamten erkannten sogleich den Umfang des Unglücks und waren von Anfang an der Meinung, daß unter so bewandten Umständen schwerlich auch nur einer von der angefahrnen Mannschaft dem Verderben entgangen sein könnte, und diese Ansicht hat sich seitdem leider bestätigt.

Erst nach neun Uhr hatte sich der „Nachschwaden“ so weit verzogen, daß man wagen konnte, Leute anfahren zu lassen. Aus dem Schachte „Segen Gottes“ wurden sofort drei Todte herausgebracht, zwei Anschläger und ein Holzschlepper. Als man vorsichtig weiter vordrang, stieß man auf einen Haufen zertrümmerter Bretter und Räder, die Reste von sechs bis acht Förderwagen. Der sechshundert Fuß lange gewölbte Querschlag wurde passirbar gefunden, an seinen Mündungen aber waren die Kohlenstrecken zusammengebrochen, und hier lagen drei stark verbrannte Leichen. Versuche, die man inzwischen machte, durch die Tagesstrecke in die „Neue Hoffnung“ zu gelangen, schlugen fehl, da aus dem östlichen Theil dieser Grube schlechte Wetter eingedrungen waren. Doch konnte man am Nachmittag wenigstens den dort erstickten Steiger Schenk herausholen, während man die

Leichen zweier anderer Verunglückten, des Obersteigers Schaffer und des Steigers Bär, wegen zu großer Länge des zurückzulegenden Weges liegen lassen mußte.

Allmählich besserte sich die Luft in den Gängen der Gruben, man konnte weiter vordringen, und mehr und mehr übersah man jetzt die ganze Größe des Unglücks. Es fanden sich mehrere große Brüche, darunter einer, wo die Gewalt der Explosion eine haushohe Felswand, grau mit einem breiten weißen Streifen in der Mitte, in die Strecke herabgestürzt und diese verrammelt hatte, und in dessen Nähe eine große Anzahl von Leichen angetroffen wurde. Kleinere Brüche wurden, obwohl die Mannschaften in den ersten Tagen immer nur eine Viertelschicht, dann eine halbe in der Grube arbeiten konnten, rasch bewältigt, und jetzt ging auch die Herausförderung der Todten schneller von Statten.

Die Heftigkeit des Schlags war so furchtbar gewesen, daß ein großer Theil der Unglücklichen durch denselben vollständig zerschmettert, ja in Stücke gerissen worden war. Man fand sie mit ausgehöhltem Hirnschädel, ohne Arme, ohne Beine, die bisweilen zwanzig Fuß weit vom Rumpfe fortgeschleudert waren. Der Bezirksarzt, der einige Tage nach dem Ereigniß zu diesem unterirdischen Schlachtfelde hinabgestiegen, erzählte mir, daß er in der Nähe eines Mannes ohne Arme deren zwei aufhob, die er nun zu dem Todten legen wollte, als er, näher zusehend, bemerkte, daß es zwei r e c h t e Arme waren. Weiterhin lag eine Hand, die noch die Grubenlampe hielt, nicht fern davon ein Körper, dem der Kopf bis auf den Unterkiefer abgerissen war, so daß Zunge und Schlund bloß gelegt waren, und wieder ein Stück weiter waren Eingeweide auf den Boden hingestreut, und Gehirn hing an den Wänden. Dabei hatte es den Leuten die Kleider vom Leibe gezogen, und alle waren von der Glut der Explosion angesengt, viele mit einer schwarzen Kohlenkruste überzogen, einige zu unförmlichen Massen verbrannt. Alle diese hat der Tod ohne Zweifel plötzlich wie durch Blitzschlag ereilt. Dagegen mögen die, welche entfernt von dem Herde der Explosion arbeiteten, und die der „Nachschwaden" erstickte, einige Augenblicke mit der giftigen Luft gekämpft haben, bevor sie gestorben sind. Man fand sie mit weit aus ihren Höhlen hervorgequollenen Augen, die Zunge zwischen Zähnen und Lippen. Einige hatten einen Zipfel ihres Kittels im Munde, andere hielten einander umschlungen. Die meisten waren in entsetzlicher Weise aufgeschwollen. Dabei entwickelte sich der Verwesungsproceß ungewöhnlich schnell, und ein gräßlicher Leichengeruch durchzog an der Stelle des „Nachschwadens" die Grubenbaue.

Inzwischen hatte sich die Kunde von dem Ereigniß in der Nachbarschaft verbreitet. Aus den Dörfern, die ihr Contingent zu der verschwundenen Mannschaft gestellt, kamen schreckensbleich und verweint die Frauen und Kinder herbeigeeilt, von Dresden Neugierige, hilfreiche Beamte, auch eine Abtheilung Militär zur Absperrung der Oertlichkeiten gegen unberufenen Zudrang, von Freiberg eine Commission von Bergräthen zur Untersuchung des Vorfalls und zur obern Leitung der Arbeiten, an denen sich auch der Besitzer der Gruben eifrig und ausdauernd betheiligte. Für die Hinterbliebenen wurde vorläufige Fürsorge getroffen, und rasch organisirten sich zunächst in Dresden, dann in anderen Orten Sammlungen zu dem Zweck, ihnen auch für die Zukunft nach Möglichkeit den Ernährer zu ersetzen.

Am Mittwoch waren bereits gegen 40, am Donnerstag 78, am Freitag früh 114 Leichen herausgeschafft, in Särge gelegt und zum Theil ihren Familien zur Beerdigung übergeben, zum größeren Theil in einem Massengrabe einige zwanzig Schritt westlich von dem Schacht „Segen Gottes" beigesetzt worden.

Allmählich gelangte man jetzt zu einer genauen Uebersicht über die Folgen der Katastrophe. Eine ziemlich große Anzahl von Bergleuten, die man anfänglich für mitangefahren und infolge dessen mit verunglückt gehalten, meldete sich. Auch der Schaden in den Grubenbauen war nicht ganz so bedeutend, wie man in den ersten Tagen gemeint, wo man Monate zu bedürfen geglaubt hatte, um die Strecken in denselben, wo Brüche stattgefunden, wieder gangbar zu machen.

Dennoch blieb das Unglück ein unerhört schweres in seiner Art, und namentlich der Verlust an Menschenleben war noch immer ungeheuer, vorzüglich, wenn man betrachtete, wie er sich über die einzelnen Familien und Dörfer vertheilte. So hatte die Familie Horn in Burgk den Vater, zwei Söhne und einen Schwiegersohn eingebüßt. Aus Naundorf fehlte der Häuer Werner mit drei Söhnen. Von der Familie Egg in Niederhäslich waren der Mann und der Sohn umgekommen und die Wittwe hatte noch außerdem drei Brüder, die drei Steiger Bär, unter den Todten zu betrauern. Eine Wittwe Schmidt, deren Vater 1841 in demselben Schachte verunglückt war, hatte drei Söhne durch die Katastrophe verloren. Die Gemeinde Deuben endlich hatte bei den in beiden Gruben Verunglückten die verhältnißmäßig ungeheuere Zahl von 55 Mann, darunter 40 Familienväter, die ebenso viele Wittwen mit 102 unerzogenen Kindern hinterließen.

Freitag, den sechsten August langte ich, vom Plauenschen Grunde heraufsteigend, auf der Unglücksstätte, dem Plateau hinter dem Windberge, an. Es war trübes Wetter und ziemlich kühl, als ich gegen neun Uhr früh in Sicht der beiden Schachtgebäude kam. Der Menschenzudrang war jetzt mäßig. An der „Neuen Hoffnung" war nichts zu sehen, als die gewöhnlichen Arbeiten. Die Coaksöfen brannten, die Kohlenwagen wurden beladen wie immer. Auf dem Wege von hier nach dem „Segen Gottes" begegnete ich der ersten Wittwe, die von zwei anderen Frauen geführt wurde. Eben hatte man ihren Mann herausgebracht und eingesargt. Weiterhin, eine kleine Strecke vor dem Huthause, waren eine Schildwache und ein Gendarm postirt. Sie sollten streng genommen nur solche durchlassen, die Angehörige hier zu suchen oder bei der Grube Geschäfte hatten, nahmen es aber in Anbetracht der Umstände nicht streng, und der Gendarm vermittelte mir, als ich ihm meinen Auftrag von der Redaction des Daheim mitgetheilt, gefällig die Bekanntschaft des hier stationirten Bezirksarztes, der die Güte hatte, mir seine Beobachtungen der Vorgänge nach der Katastrophe ausführlich zu berichten, und durch den ich überall hin gelangte, wo ich Interessantes zu sehen oder zu hören erwartete.

Auf der ummauerten Erhöhung vor dem Huthause, auf der sich das Gebäude, wo die Fördermaschine mit ihren beiden kolossalen Rädern und ihren unablässig auf- und abgehenden Drahtsträngen arbeitet, und mehrere größere und kleinere Schuppen erheben, fiel mir zuerst eine Schicht von Särgen in die Augen, die, theils gelb, theils schwarz, neben Kohlenhaufen standen. Vor dem Maschinenhause befand sich, von Schildwachen mühsam zurückgehalten, eine bunte Menge, Soldaten, Bauern, Stadtleute, Frauen und Kinder. Einige standen, andere saßen auf Balken, Brettern und Maschinentheilen herum und horchten, ob die Glocke des Förderwerks etwa wieder die sechs Schläge thun möchte, welche anzeigen, daß der Strang und das „Gestell" desselben Menschen — lebende oder todte — heraufbringt. Es war hier die kleine Eisenbahn, auf welcher die in Kasten mit Rädern aus dem Schachte heraufsteigenden Todten, oder Reste von solchen, über den Hof nach dem Schuppen rechts gefahren wurden, wo man sie wusch, nach Möglichkeit recognoscirte und dann in bereitstehende, mit Hobelspähnen gefüllte Särge legte, um sie später auf einem hinter dem Maschinenhause angelegten Wege nach dem Massengrabe im Westen des Plateaus zu schaffen. Unter den Frauen erkannte man die Wittwen an ihren schwarzen oder grauen Trauerkopftüchern und ihren blassen, abgehärmten Gesichtern. Nur eine junge Frau darunter, die mit zwei kleinen Knaben seitwärts stand, schien noch weinen zu können. Die andern saßen bei einander mit rothen Augen und unterhielten sich flüsternd mit Verwandten. Eine Alte, mit der ich sprach, hatte ihren Mann schon „draußen", während der ihrer Tochter neben ihr noch gesucht wurde. Eine dritte, klein, kränklich und schüchtern, die zu den andern zu gehören schien, wartete gleichfalls noch auf die Leiche ihres Mannes. Sie war Mutter von sieben lebenden Kindern.

Die Bergleute, die ab und zugingen, hielten sich wie gute Soldaten. Wer von dem unermeßlichen Unglück nicht gewußt hätte, wäre an ihnen nichts davon gewahr geworden. Auch in ihren Gesprächen vernahm man nicht viel davon. Dem Anschein nach so gleichgültig gegen die Gefahr wie vorher, kamen sie in ihren abgetragenen Kitteln und Beinkleidern, das Bergleder und das Oelhorn hinten, das Gehäuse mit der Lampe vor der Brust, darunter eine kleine Tasche mit zwei Messerchen, auf dem Kopfe die schwarze feßartige Mütze, den Stock in der Rechten, die brennende Maserpfeife in der Linken, einzeln und in Gruppen anmarschirt. Gelassen traten sie unter den „Sattel" des „Gestells", auf dem sie in etwa sechs Minuten bis auf den Grund des nahezu neunhundert Ellen tiefen Schachts hinabgelassen wurden. Ebensowenig bewegt kamen sie wieder herauf, und nur darüber hörte ich klagen, daß sie bei dem penetranten Leichenduft unten vom Sonnabend an wieder sechs Stunden hintereinander im Schachte bleiben sollten.

Ueber drei Stunden hielt ich mich vor der Mündung des

Schachtes auf, und einige zwanzig Mal sah ich bald das eine, bald das andere „Gestell“ aus der Tiefe heraufsteigen. Wiederholt that die Maschine die erwähnten sechs Schläge, und jedes Mal drängte dann die Menge draußen nach dem Eingang hin. Aber in der ersten Stunde kamen nur die Bergcommission, welche die Grube inspicirte, mit dem Baron Burgk, der sich ihr angeschlossen hatte, dann auffahrende Häuer, zuletzt die Zimmerlinge, welche das Holzwerk des Schachts zu untersuchen haben, zu Tage.

Erst lange nach Mittag erschien auf der einen Schale der großen Wage, nicht wie die Menschen in der Tiefe schon durch Lichtschimmer, wohl aber sehr deutlich durch Verwesungsgeruch angekündigt, einer der Todten, oder vielmehr nur Stücke eines solchen: ein Rollwagen, darin die Reste eines Kittels und anderer Kleidungsstücke, ein Oelhorn darauf, daneben ein schwarzer Klumpen von der Größe eines Kinderkopfes, zu Kohle verbranntes Fleisch.

Etwa eine Stunde später förderte man einen zweiten Leichnam herauf, die Blechthür vor dem Schlunde schlug auf, wieder rollte man einen Wagen nach dem Schuppen der Leichenwäscherin, wieder war ein Kittel und Hemd darin, unter denen die zerschmetterten Formen eines Menschen hervorsahen, und neben denen ein Stiefel mit halbabgerissener Sohle lag.

Ob einer der beiden Todten erkannt worden ist, weiß ich nicht. Nur dessen erinnere ich mich, daß die Frauen, die ihre Männer noch im Schacht hatten, als ich gegen drei Uhr nachmittags den Rückweg antrat, noch immer vor der Thür warteten. Nach der Ansicht des Bezirksarztes konnten im „Segen Gottes“ nur noch acht bis zehn Leichen liegen. Die übrigen mußten sich in der „Neuen Hoffnung“ befinden, deren Bau man nicht eher befahren konnte, als bis durch Wegschaffung der Felsmasse bei dem großen Bruch zwischen den beiden Gruben die Ventilation der letzteren völlig wieder in Gang gebracht war.

Bevor ich von der Unglücksstätte Abschied nahm, besuchte ich noch das Massengrab, welches am vierten August bei Beerdigung der ersten vierundvierzig Todten von dem Geistlichen, zu dessen Kirchspiel die Stelle gehört, zum Hilfsgottesacker geweiht worden war. Es lagen jetzt einige fünfzig todte Bergleute da, und daneben waren etwa zwanzig Arbeiter beschäftigt, in dem röthlichen Boden mit Hacken und eisernen Mulden Platz für mehr zu schaffen. Hinter ihnen sah Sarg an Sarg mit dem Kopfende aus der Schicht von Steinbrocken und Erde heraus, welche die Decke bildete. An einigen Särgen standen mit Kreide die Namen der darinliegenden geschrieben: Limbach, Kröher, Bibrach, Großpietsch, Stephan u. s. w. Andere waren namenlos, sie enthielten die Unkenntlichen. Wenn alle Leichen gefunden und beigesetzt sind, wird der Besitzer der Kohlenwerke den in seinem Dienst gefallenen Leuten hier ein Denkmal errichten. Man sagt, daß er sich auch sonst als guter Herr gezeigt und alles, was billiger Weise verlangt werden konnte, gethan hat, um das Loos der unglücklichen Hinterbliebenen zu lindern.

Thun wir in der Ferne desgleichen, damit der Segen Gottes, der in barmherzigen Seelen liegt, ersetze, was jenen entgeht, deren Gatten und Söhne den Segen Gottes in den Bergen nicht mehr ausbeuten, und daß neue Hoffnung durch uns erwache, wo tausend Wittwen und Waisen auf den Schacht mit jenem Namen nur mit Jammer und Verzweiflung blicken.*) Was fehlt, wird Gott hinzufügen, der Hort und Tröster der Verlassenen.

*) Unsere auswärtigen Leser werden ihre Gaben am besten direkt an das

Hilfscommittee im Plauenschen Grunde
in Döhlen bei Potschappel

senden; doch sind wir auch gerne zur Uebermittlung derselben erbötig.

Die Redaction.

Arbeiter der Neuzeit. Von Fr. Bücker.

V. Der Tunnelarbeiter.

Ein Tunnel ersten Ranges, wie z. B. der „Haupttunnel“ der Semmeringbahn, der „Hauenstein“ auf der Schweizer Centralbahn, der „Rilly“ im Zuge der Linie Paris-Straßburg, der „Kilsby“ auf der Route London-Birmingham :c. vermag dem Reisenden, der ihn per Dampf forcirt, schon Achtung einzuflößen, und darum legt sich auch in der Regel die fröhliche Unterhaltung und erstirbt der Sarkasmus auf der Zunge, sobald den Eisenbahnzug die Nacht eines längeren Tunnels aufnimmt. —

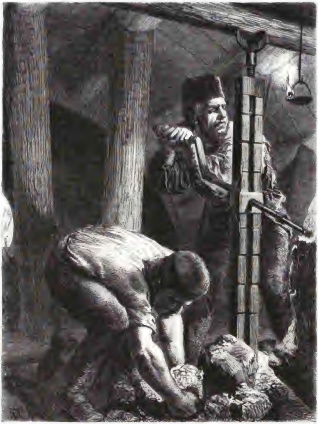
Bei keinem Bauwerk ist das Riesenmäßige der Arbeit äußerlich weniger sichtbar, als am Tunnel, und selbst der Bergmann, der das meilenlange Stollenlabyrinth bis an die ewige Teufe durch das Reich der Gnomen getrieben, entsetzte sich, als er vernahm, daß er dem Dampfroß eine Gasse durch die Berge bahnen sollte. Schon die engen Oerter, wie sie der Knappe drinnen in der Teufe abgehauen, hatten unsägliche Mühe gekostet; das Trügerische der Wände, die wir für fest, wie der Erde Grund halten, war ihm aus unzähligen bitteren Erfahrungen bekannt, und so sehr er sie auch mit seiner altbewährten Zimmerung und Mauerung stützte und bekämpfte, so wußte er doch nur zu gut, daß alle seine Vorkehrungen endlich seien, und darum hielt er auch streng an seiner Väter Sitte und begann nie die Schicht, ohne sich dazu mit Gebet gerüstet zu haben. Mit der Größe des erschlossenen Orts und mit der Mürbe und Klüftigkeit des Gesteins wuchs die Gefahr, darum begnügte er sich auch meistens mit engen Räumen, arbeitete auf dem Rücken liegend und wand und krümmte sich gleichsam durch die Berge. Und nun sollte er die Berge domartig aushauen, dreißig Fuß hoch und dreißig Fuß weit und durch solche ausgedehnte Unterminirung Raum für das Dampfroß und seine Doppelbahn schaffen?

Immerhin konnte der Bergmann mit Stolz auf das zurückblicken, was er bereits geleistet. Ich erinnere nur — um bei der uralten Heimat der Stollen und Stolberge stehen zu bleiben — an den oberhalb Clausthal liegenden, drei Stunden langen und 148 Lachter tief in der Erde sich dahinwindenden, zur Ableitung der Grubenwässer dienenden Georgstollen, wodurch der Oberharzer Bergmann seine Existenz und die seiner Nachkommen rettete. Und als in der Neuzeit der Georgstollen nicht mehr genügte, drang der Mann, dessen Glückauf bis in die Zeit Heinrichs des Finklers zurückreicht, noch 53 Lachter tiefer in die Erde und schuf in rastloser dreizehnjähriger Arbeit den 4532 Lachter (über $1\frac{1}{2}$ Meile) langen Ernst-Auguststollen, dessen sogenannte „tiefe Wasserstrecke“ auf eine halbe Stunde Länge mit flachen, erzbeladenen Kähnen befahren wird, und als Andreasberg, die Schwesterstadt von Clausthal, aus Mangel an Aufschlagwässern für die Hüttenwerke und Gruben seine alte bergmännische Thätigkeit einzubüßen drohte, wurde mit vereinten Kräften auf stundenweite Entfernung ein bescheidener Teich (der Oderteich) dadurch zum größten und tiefsten Wasserbecken des Harzes und zum Retter von Andreasberg gemacht, daß er ausgegraben, mit den weit und breit aufgefangenen Quellen gespeist und mittels eines in neunjähriger Arbeit durch Granitsprengungen und Dammbauten gewonnenen 3786 Lachter langen überdeckten Canals gezwungen wurde, seine Gewässer dem harrenden Andreasberg zuzusenden.

Nun, Bergmann, wer das geleistet, kann auch noch mehr, beginne nur mit deinem Glückauf den deutschen Eisenbahntunnelbau!

Und er wurde begonnen. In England, Frankreich und Belgien hatte man bereits dem Gnomenkönig, der keine modernen Verkehrswege durch sein Reich haben wollte, mit dem Gezähe den Krieg erklärt. Viermal war der Themsetunnel begonnen, und viermal als unausführbar wieder aufgegeben worden. Da aber übernahm Sir G. Brunel die Führung, versenkte Thürme in das Gnomenreich, drang mit einem ehernen Schilde vor und machte nach schwerem Kampf den Themsegrund starr und unnachgiebig. In die Fußtapfen Sir G. Brunels trat Sir Robert Stephenson, dessen 2204 Meter langer Kilsbytunnel (Route London-Birmingham) der Vollendung nahe rückte, als in Deutschland die ersten Bahntunnel in Angriff genommen werden sollten. Mit solchem Kraft- und Kostenaufwande und unter solcher Führung, wie das vor keiner Arbeit zurückschreckende England, sollte freilich der deutsche Bergmann den Tunnelbau nicht beginnen können. Dennoch lehnte man sich bei dem Bau des ersten deutschen Tunnels „Oberau“ im Zuge der Leipzig-Dresdner Bahn (1837—1839) insofern an England, als man den Abbau scheibenförmig über das ganze Tunnelprofil anordnete, und es gelang dem Obersteiger Schneider, dem speciellen Leiter des Oberautunnelbaues, seine Arbeit glänzend zu Ende zu führen. Um den Gebirgsdruck, der

durch den Abbau im ganzen Profil nur begünstigt wurde, gar nicht zur Geltung kommen zu lassen, oder wenigstens gleich von vornherein zu bewältigen, verwendete er den größten Fleiß auf eine kunstgerechte starke Zimmerung. Er wachte wie ein Cerberus in seinem unterirdischen Reiche darüber, daß kein schief zugespitztes, kein unnöthig behauenes, kein durch Zapfung u. s. w. geschwächtes Holz sich in den Tunnel wagte. Der Wald sollte nicht nur mit seiner ganzen ihm innewohnenden Kraft, sondern auch in der bestmöglichsten Anordnung seiner einzelnen Theile tragen. Als der Tunnel durch den sehr zerklüfteten Granit getrieben wurde, prüfte er jede Druckfläche und ließ sie in normaler Richtung stützen. Den Firstendruck hielt er durch eine mit großer Sachkenntniß construirte Sparrenzimmerung ab, und als die Festigkeit dieser Hölzer bei den schwierigsten Stellen im Tunnel auf die Neige zu gehen drohte, wurde nochmals auf altbewährte Bergzimmermannsart unterbaut. Die Anordnung der Sparrenböcke war in Summa eine derartige, daß sich der Druck nirgends concentriren konnte, daß er sich vielmehr auf die Tunnelwände selbst vertheilen mußte. Nur den Maurern paßte die Zimmerung nicht recht, da sie nicht bequem und schnell genug Stein an Stein fügen konnten; sie hielten aber den Mund, denn der Bergzimmermann hatte hier die Arbeit geleistet und sie konnten sich keine sonderlichen Verdienste mehr erwerben, denn bei der Mauerung unter Tage gelten in der Hauptsache dieselben Regeln, wie bei der Mauerung über Tage.



Bei der Bohrarbeit im Tunnel. Originalzeichnung von A. Toller.

Ich darf vorher nicht verrathen, welche Lorbeeren sich der Bergzimmermann durch den ersten deutschen Tunnel erwarb, sondern ich muß jetzt kurz zu dem Königsdorfer Tunnel bei Aachen, oder dem zweiten deutschen Tunnel (auch 1837 begonnen) übergehen. Hier stand ein nicht minder gewiegter Bergmann, der Obersteiger Sauer, als Bauleiter an der Spitze. Der Königsdorfer Tunnel sollte nach Anordnung der Ingenieure nach englischem Muster gebaut werden. Sauer aber legte mit einer solchen überzeugenden Klarheit ein selbstgeschaffenes System der Tunnelgewinnung vor, daß jung und alt Beifall rief. Wir lassen, so ungefähr demonstrirte Sauer, nicht von alter deutscher Bergmannsart, sondern suchen das ganze Tunnelprofil durch einzelne Stollen zu gewinnen. Ich schlage einen Oberstollen und zwei Seitenstollen, und lasse den Mittelkörper als einen natürlichen Träger der Gebirgslast stehen; dabei spare ich Holz und Arbeit, das Gebirge wird nur mit kleinen Oeffnungen unterhöhlt, und diese kleinen Räume, in denen ich arbeite, lassen nur geringen Druck zu. Diese Calculation imponirte; Sauer begann den Königsdorfer Tunnel nach seinem System, und der großentheils aus Schwimmsand bestehende, nach damaliger Ansicht äußerst schwierige Berg unterwarf sich gnädig.

„Hie Königsdorf!“ lautete jetzt die Parole und nur wenige vereinzelte Stimmen riefen: „Hie Oberau!“ Steiger und Obersteiger wurden nach Königsdorf geschickt, um sich den Tunnel anzusehen, für den man schwärmte. Was! Der schwierige Berg, der solche Mucken gezeigt, daß in einer Nacht durch eine Gerüstöffnung, die nicht größer war, wie ein altes Burgthorschlüsselloch, eine so große Masse Sand in den Tunnel gelaufen war, daß eine ganze „Schicht“ (6 Stunden) dazu gehörte, um ihn wieder zu entfernen, hatte sich durch den alten deutschen Stollenbau überwinden lassen? Glückauf! Die Bahnlinie Ratibor-Nicolai verlangte einen Tunnel, die Linie Prag-Olmütz ebenfalls, der Rosenstein der Würtemberger Staatsbahn, sogar der Spessart sollte tunnelirt werden und zwar nach dem neuen System.

Wir wollen den Bergmann ruhig an sein Werk gehen lassen und ihn mitten in der Arbeit wieder aufsuchen. Welche Jammergestalt war aus dem stillen, zufriedenen, sang- und märchenreichen Bergmann geworden! Die Berge, die nach dem neuen Muster angegriffen worden waren, hatten hin und wieder Risse bis an die Oberfläche bekommen. Im Czernitzer Tunnel (Linie Ratibor-Nicolai) war an einigen Stellen die Zimmerung verdrückt worden, daß sie aussah, als hätte man einen Vierundzwanzigpfünder vor der Tunnelmündung aufgefahren und die Zimmerung mit Granaten wegfegen wollen. Mit Angst sah der Bergmann immer den Momenten entgegen, wo das Gebirge unten weicher werde, denn dann wurde

Digitized by Google

auch der Mittelkörper, der den natürlichen Träger der Gebirgslast abgeben sollte, weich und verschob sich. Der gefährlichste Augenblick war aber stets der, wo der Mittelkörper behufs Einspannung des Sohlengewölbes entfernt werden mußte, denn dann wurde der Gebirgsdruck frei, und die spaltenden, brechenden, sich biegenden, sich verschiebenden Hölzer mahnten an den Mächtigen, der die mühsame Menschenarbeit zerstören wollte. Aber nicht nur die Zimmerung, sondern auch die Mauerung wich. Ein Theil der Mauerung des Triebitzer Tunnels (Route Prag-Olmütz) hatte durch den Gebirgsdruck die Form eines zerdrückten Hufeisens erhalten. Der Gebirgsdruck, der einmal die Oberhand gewonnen, war gar nicht mehr zu bewältigen. Die Steiger, Häuer, Schlepper, Maurer, Steinmetzen, Handlanger und Tagelöhner erklärten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den aufrührerischen Bergen den Krieg, aber es half alles nichts. Der Bergmann wendete alle seine Erfahrungen in Summa an, aber die Gebirgsbewegungen wollten kein Ende nehmen. Sie hörten sogar nach vollendetem Baue noch nicht auf. Der nur 268 Klafter lange Triebitzer Tunnel nahm allein 496,075 Bergmannsschichten (die Schicht zu zwölf Stunden gerechnet) in Anspruch, forderte 559,330 Cubikklafter Holz, 413,320 Cubikfuß Quader, 1369 Pfund Kerzen, 83,043 Pfund Leuchtöl und einen Strom von Schweißtropfen, ehe er das Dampfroß passiren ließ. Der Bergmann, der so geringen Lohn beansprucht und mit Kreuzern zufrieden ist, mußte sich auf den Kopf sagen lassen, daß der laufende Fuß dieses Tunnels 608 Gulden gekostet. Doch er sollte noch theurer zu stehen kommen. Da die Bergbewegungen noch immer fortdauerten, mußte der Tunnel reconstruirt und ein beträchtlicher Theil seines Sohlengewölbes ausgewechselt werden. Aber da regneten und bröckelten wieder von oben die Steine hernieder, und es blieb schließlich nichts anderes übrig, als das bedrohte Gewölbe durch einen Holzeinbau zu stützen. Noch in diesem Augenblick steht der Triebitzer Tunnel mit diesem Notheinbau da, der die Benutzung des zweiten Bahngeleises — wenn ich nicht sehr irre — dem Dampfroß verbietet.*) Aber auch die Glut der Scham und des Zornes sollte in dem Bergmann wach gerufen werden. Er mußte sich sagen lassen, daß er das Picken, Hauen, Bohren und Sprengen verlernt habe, daß er mit dem Gezähe, das er bereits Jahrhunderte als seine Wappeninsignien führe, nicht mehr umzugehen wisse. Seine alte bewährte Bergmauerung, die sogar den Mörtel verschmähte, seine kunstgerechte Stollenzimmerung, die sich in der Teufe bewährt, wurde hier nahe der Oberfläche der Erde heruntergemacht, und wenn er heißspornig seine alten Waffen vertheidigte, so wurde er an den Triebitzer-, den Czernitzer- und an noch so manchen andern Tunnel erinnert. Da aber wurde dem beleidigten Bergmann ein Retter der Ehre erweckt. Der Nestor der österreichischen Bergleute, der Obersteiger Meitzner, öffnete den Mund und deckte die Blößen des sogenannten deutschen Systems der Tunnelgewinnung, daran der Bergmann durch die Ingenieure gebunden sei, in ihrem ganzen Umfange auf. Gerade dieses System rufe den Gebirgsdruck wach, denn da jeder in den Berg getriebene Stollen zur Ablösung brüchigen Gebirges Veranlassung gebe, so liege auf der Hand, daß mehrere allmählich neben- und übereinandergetriebene Stollen, oder mit andern Worten, jede größere Aufschließung des Gebirges, ehe die Mauerung erfolge, mit vereinten Kräften den Druck und Bruch des Gebirges herbeiführen müßten. Noch mehr, Meitzner deutete auf den Oberautunnel in Sachsen, brachte das fast der Vergessenheit anheimfallende Werk zu Ehre und Anerkennung, und legte dadurch die Grundlage zu dem berühmten österreichischen Tunnelbausystem, daß er die Oberauer Tunnelzimmerung empfahl, die denn auch bald im ganzen Kaiserstaate so vervollkommnet wurde, daß dadurch dem größten Gebirgsdruck gesteuert werden konnte.

Doch das Bessere und Beste ist der Feind des Guten. Da die Bahnen, also auch die Tunnel immer schneller fertig werden mußten, und in dieser Beziehung nur England helfen konnte, so sollte die englische Tunnelbaukunst sich auch einmal großartig auf dem Continent produciren. Die Schweizer Centralbahn überließ die Tunnelirung des Hauenstein dem Mindestfordernden, und Herr Thomas Brassey aus London erbot sich, den Tunnel, dessen Länge durch die Vorarbeiten der Schweizer Ingenieure auf 8320 Schweizer Fuß bestimmt war, für die Accordsumme in der Frist vom 1. Juli 1853 bis zum 1. Mai 1857 fix und fertig zu bauen und für jeden Tag der Verspätung 2000 Franken Geldbuße zu zahlen. Das Princip des englischen Tunnelbaues basirt nun darauf — wie sich jeder Laie, der England und die Engländer nur annähernd kennt, fast selbst sagen kann — den längsten Tunnel in der kürzesten Zeit auszuführen. Ein unterer durch den ganzen Berg getriebener Stollen muß so viele Angriffspunkte für den Aufbruch des ganzen Tunnelprofils und für die sofortige Untermauerung abgeben, als es die Verhältnisse und namentlich die Worte: Time is money! energisch verlangen. Dieser untere Stollen hat den großen Vortheil, zugleich als Förderungs-, als Entwässerungsstollen und auch als Ventilator zu dienen, sobald er nur erst mit den abgeteuften Schachten (sie bilden eben so viele neue Angriffspunkte von oben) correspondirt. Diese kurze Andeutung genügt, um darzuthun, welche Praktiker die Engländer auch unter der Erde sind.

Herr Thomas Brassey packte nun den Hauenstein anfangs durch sieben, im ganzen aber durch 28 Aufbrüche und drei Schachte an. Ueber die Formation des Gebirges hatte er nur annähernd Aufschlüsse erhalten können. Alle Chancen einer mehr oder minder günstigen Lage der Gebirgsschichten fielen zu seinen Lasten, ebenso die des Anschneidens von Wasseradern, auch mußte jeder über dem Normalprofil des Tunnelausbruches durch Bergbruch, Verschüttungen, Abstürze oder ähnliche Unfälle etwa entstehende hohle Raum durch regelrechte Mauerung wieder gefüllt werden. Das waren nicht sehr günstige Aussichten, aber vorzügliche Contractparagraphen der Schweizer Centralbahn. Dem Hauenstein wurde nun Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, aber es sollte Herrn Thomas Brassey, trotz aller seiner englischen Normalhiebe auf den Hauenstein und trotz aller Anstrengungen der Arbeitertrupps, deren Aufseher sogar mitarbeiteten, nicht gelingen, den Hauenstein bis zum Termin auch nur zum Durchbruch zu bringen. Große Ueberflutungen des Tunnels durch angeschnittene Wasseradern rückten das ersehnte Ziel in immer weitere Ferne. Der Arbeiter mußte seine ganze Kraft aufbieten, den Hauenstein vollends zu durchbrechen, um nur frische Luft schöpfen zu können, und es wurde bis zu den Hüften im Wasser stehend gesprengt, gezimmert, gemauert. Die ganze Welt kennt das Unglück, welches der eine wirksame Ventilator über so viele Arbeiter heraufbeschwor. Der zur Erregung der Luftströmung unter dem einen Schacht aufgestellte Ofen setzte die Schachtzimmerung in Brand und der bald darauf erfolgende Einsturz des Schachtes schnitt 52 Arbeiter von dem einzigen Rettungswege ab. Sie erstickten durch Einathmung des Kohlenoxydgases, das sich aus dem erhitzten Liasmergel gebildet, und weitere 11 Mann fanden ihren Tod bei den Rettungsarbeiten. Der Durchbruch des Hauenstein erfolgte erst sieben Monate nach dem Termin, an welchem der Tunnel fix und fertig sein sollte.

Das schlechte Geschäft, welches Herr Thomas Brassey durch Uebernahme des Hauensteintunnelbaus gemacht — er hatte allein durch Nichteinhaltung des Termins contractlich eine halbe Million Franken verloren — und der große Unglücksfall im Hauensteintunnel, auf den der Arbeiter zurückblicken mußte, hätte eigentlich jeder ferneren Tunnelbauübernahme auf deutscher Erde Bedenken entgegenstellen und dem Bergmann den letzten Rest der Lust zu fernerem Tunnelbau nehmen sollen. Aber nein, grade das Gegentheil wurde bewirkt. Die Vorführung des englischen Systems, wenn es auch beim Hauenstein, diesem schwierigen Bergunhold, nicht ganz zur Geltung gelangen konnte, enthusiasmirte den Bergmann und versetzte dem deutschen System vollends den Todesstoß. Dort arbeitete sich's doch schnell und sicher und Hand in Hand in großen Räumen; starr und unnachgiebig wurde der Berg gemacht, während bei dem auf deutsche Manier angegriffenen Tunnel die Wühlerei in engen Räumen und die ewige Befürchtung des Mißlingens jede Baulust ertödtete.

Es sollte sich bald zeigen, welchen Eindruck das englische System durch den Bau des Hauensteintunnels zurückgelassen. Die Tunnel der großartigsten Bahn der Neuzeit, der Brennerbahn sollten danach gebaut werden. Wenn nun auch im ferneren Verlauf des Baues derselben wieder von dem englischen Tunnelbausystem abgegangen wurde, so lag das eben in dem furchtbaren Gebirgsdruck, der zu bewältigen und gegen den die österreichische Zimmerung die Hauptwaffe war. Der Bergmann scheute aber jetzt keine Gefahren mehr, da er sie wirksam bekämpfen konnte. Steiger und Obersteiger wetteiferten mit

*) Von dem Verfasser, der so eben den Triebitzer Tunnel besichtigt, geht uns die Mittheilung zu, daß derselbe eine vollständige Ruine ist und von der Eisenbahn in einem großen Bogen umgangen werden muß. Selbst eine Fußwanderung darin ist mit Gefahr verknüpft. Der theure Tunnel mußte aufgegeben werden, da die Passagiere der Route Trübau-Olmütz sich weigerten, länger hindurchzufahren. A. d. R.

einander in der Arbeit. Als z. B. ein Theil des stark zerklüfteten Berghanges wich, an dessen Seite der Mühlthaltunnel der Brennerbahn läuft und einen Theil des bereits gewölbten Tunnels verdrückte und mit hinabschob, drang der Bergmann bis zu dem gesunden Fels in die Tiefe vor, fundamentirte den Tunnel bis zur Höhe der Bahnsohle (20 Fuß) auf das standfähige Gebirge und gab dem Tunnel nach der gefährlichen Thalseite hin Widerlager (Mauer, darauf ein Gewölbe ruht) bis zu 20 Fuß Mächtigkeit. Nun, wer einen Mühlthaltunnel der Brennerbahn bauen und reconstruiren und dem Berggeist, dem gewaltigsten, jeden Fußbreit Erde abringen konnte, der ist den schwierigsten Arbeiten gewachsen, welche die großartigsten Verkehrswege*) der Zukunft etwa noch verlangen. Und wenn es gilt, die St. Gotthards- oder Simplonbahn zu bauen, dann findet sich auch der Bergmann frohen Muthes und mit seinem Glückauf zur Tunnelarbeit ein. Und läßt ihn das Holz als provisorischer Träger des Gebirges einmal im Stich, nun, dann bricht das Eisen die Noth.

*) Der durch standfähigen wasserfreien Fels getriebene Mont-Cenis-Tunnel imponirt mehr durch seine Länge, als durch die Schwierigkeit seiner Anlage.

Am Familientische.

Curirt durch ein Heirathsbüreau.

Ich war durch das Fallissement einer Firma um mein Vermögen gekommen. Der Schlag war um so empfindlicher für mich, als ich, um mit Liebig zu reden, nur „ein Spaziergänger am Rande der Wissenschaften“ war, also von keiner Disciplin genug wußte, um mir mit Ausübung derselben den Lebensunterhalt zu erwerben. Ich faßte nun nach reiflicher Ueberlegung einen Entschluß, siedelte aus dem Geheimrathsviertel Berlins in die billigere, verkehrsreiche Altstadt über, und nahm meine Zuflucht zum Intelligenzblatt. Hunderte von Privatlehrern unterrichten bekanntlich in Berlin, die keine Berechtigung dazu haben, und zu diesem irregulären Corps schlug ich mich. Nachdem ich etliche Male durch das Intelligenzblatt die Annonce vom Stapel gelassen: „Billiger Unterr. i. d. Anfängen aller Wissenschaften wird gewissenhaft ertheilt. Wo? sagt das Int.-Blatt“, fanden sich denn auch die ersten Schüler bei mir ein. Doch kaum hatte ich mich in dem neuen Fahrwasser zurecht gefunden, als auch schon der Stadtschulrath F., dessen Aufmerksamkeit ich nicht entging, mich schriftlich auffordern ließ, die Berechtigung zum Unterricht binnen vierzehn Tagen nachzuweisen. Diese vierzehntägige Galgenfrist mußte ich mit allen mir zu Gebote stehenden erlaubten Mitteln auszunutzen suchen. Noch hatte ich Stand und Rang wenigstens in den Augen meiner Schüler und ihrer Eltern, also vorwärts! Die Heirathsanträge, wie sie zahlreich im Intelligenzblatt standen, konnten mich nicht fesseln, denn sie alle führten meiner Meinung nach zu tief in die untern Schichten der Gesellschaft hinab. Ich sah mich daher eifrig in den Anzeigespalten der feineren Zeitungen nach Rettung um. Da kam auch schon die Nationalzeitung meinen Wünschen entgegen. Eine junge, gebildete, nicht unbemittelte Dame suchte einen Lebensgefährten. Von „Discretion, Ehrensache, Photographie erwünscht, Vermittler verbeten &c.“, war in der schlichten Annonce nicht die Rede, und das stimmte mich günstig dafür. Ich schrieb an die vorgezeichnete Chiffre, und wartete ungeduldig auf Antwort. Sie kam, ich wurde nach der kleinen Frankfurterstraße bestellt. Ich schlug den Namen und die Straßennummer im Adreßkalender nach und fand hier die Bezeichnung Rentier. Sofort entließ ich meine Schüler für den heutigen Tag, warf mich in Frack und weiße Weste, und begab mich nach dem Ort des Stelldicheins. O, welche Enttäuschung! Das Haus war ein höchst armseliges. Im Parterre wohnte ein Jude, der die Schaufenster mit altem Bettzeug geschmückt. Die Fenster des zweiten und dritten Stocks machten einen ebenso kläglichen Eindruck. Da stand aber an dem Schilde des Hausthürpfostens der Name, der mit der Briefunterschrift identisch war. Ich konnte mich also in der Hausnummer nicht geirrt haben. Nach langem Zögern trat ich ein und tröstete mich damit, daß sich in allen großen Städten häufig Reichthum hinter Armuth versteckt. Der Rentier bewohnte die Beletage. Gemach und Bewohner sahen trostlos aus. Alte vergilbte Scripturen lagen auf Tischen und Stühlen. Ich stellte mich dem Manne vor, der sich von dem Sopha nicht erheben konnte, weil er die Gicht hatte. Nachdem er dann auf einen ausgenutzten Comptoirsessel gedeutet und mich gebeten, Platz zu nehmen, fragte er mich ein langes und breites über meine Verhältnisse.

„So, Sie wollen also Ihre Privatschule vergrößern und suchen zu diesem Ende eine Lebensgefährtin mit Geld.“

„So ist es,“ sagte ich.

„Nun, hier lege ich Ihnen drei Photographieen vor. Suchen Sie sich die Dame aus, die Ihnen gefällt, und dann werfen Sie auch, bitte, einen Blick auf diesen Zettel.“

„Welche von diesen Damen ist nun die junge, gebildete, nicht unbemittelte, die im Inseratentheile der Sonntagsnummer der Nationalzeitung einen Lebensgefährten sucht?“

„Sie können jede von diesen dreien dafür halten. Ich biete aber mehr, wie jene Annonce besagt, ich habe Auswahl.“

„Verstehe, verstehe!“

Dann legte ich die Photographieen mit den ältlichen Gesichtern bei Seite und las den Zettel. „Wenn ich Fräulein ...... heirathe, so zahle ich Herrn S..... am Tage nach der Hochzeit für seine Vermittelung 2000 Thlr.,“ also lautete der Coupon.

„Ich bitte nun um Ihre Unterschrift. Ohne diese kann ich eben nicht mit Ihnen verhandeln,“ sagte der Heirathsagent.

„Wenn aber,“ so warf ich ein, „die Dame kein Vermögen hat, mit welchen Mitteln soll ich da zahlen? Ich kann den Zettel nicht unterschreiben, bevor Sie mir nicht den Revers ausgestellt, daß die Dame so und so viel Vermögen hat.“

„Dann können wir kein Geschäft mit einander machen. Von meinen Bestimmungen gehe ich nicht ab. Andere Büreaux verlangen zwei, drei, vier, fünf und noch mehr Thaler für ihre Vorbemühungen, und eine noch höhere Summe, als dieser Zettel besagt, am Tage nach der Hochzeit. Ich dagegen nehme nicht eher etwas, bis ich die ganze Angelegenheit zum Abschluß gebracht, darum ist auch mein Heirathsgeschäft sehr beliebt und schon mancher hat mir sein Glück zu verdanken. Sie riskiren nichts, wenn Sie diesen Zettel unterschreiben. Sie lernen ja Ihre Auserwählte kennen, hören, forschen, was sie hat, und gefällt Ihnen der Pakt nicht, so können Sie ja im schlimmsten Falle die Angelegenheit einige Minuten vor der Trauung wieder rückgängig machen.“

„Aber annähernd muß ich das Vermögen dieser Damen mindestens wissen, sonst wäre es unrecht von mir, auch nur anzuknüpfen. Jung und hübsch ist keine einzige von ihnen; ich verzichte auch auf diese Vorzüge, dafür muß ich aber über den Geldpunkt im Klaren sein.“

„Zehntausend Thaler hat jede von ihnen gewiß, das kann ich Ihnen versichern. Ich kenne die Verhältnisse aller zwar nicht ganz genau, aber doch im großen und ganzen. Es liegt ja, wie Sie sich wohl denken können, in meinem eigenen Interesse, das Vermögen der Damen, deren Hand ich zu vergeben, wenigstens annähernd zu kennen, während ich mich um das der Herren, die sie heirathen, gar nicht kümmere.“

„Lassen Sie sich für jede Ehe, die Sie schließen, 2000 Thlr. zahlen?

„Nein, ich habe hier Zettel mit 50, 100, 150 Thlrn. Die Zettel richten sich nach dem Vermögen. Ich habe Ihnen das höchste angeboten, was ich habe. Mit 10,000 Thlrn. läßt sich eine brillante Schule einrichten.“

Ich dachte an die Vorladung des Stadtschulraths, meine peinliche Lage, an die Möglichkeit, mich meiner unangenehmen Situation doch noch entreißen zu können, unterschrieb den Zettel und bat um weitere Maßregeln.

„Haben Sie bereits unter den Photographieen gewählt, oder wollen Sie alle drei der Reihe nach kennen lernen? In letzterem Falle können Sie aber wohl kaum vor drei Monaten zum Abschluß gelangen.“

„Hier dieses Gesicht flößt mir am meisten Vertrauen ein. Was habe ich jetzt zu thun?“

„Sie gehen mit meiner Karte in das hier näher bezeichnete Haus in der Auguststraße und stellen sich dem Vater der Dame vor. Alles andere wird sich finden. Nur mache ich Sie auf eins aufmerksam. Der Vater ist ein Sonderling, aber ein reicher Mann. Er gibt seiner Tochter wenigstens 20,000 Thlr. mit, ich habe nur das Minimum mit 12,000 Thlrn. angegeben, und Ihre Sache ist es nun, den Alten herumzubekommen. Das geht den ersten Tag natürlich nicht, aber vielleicht schon in vierzehn Tagen. Sie müssen nun alles aufbieten, um sich unerschütterlich in seiner Gunst festzusetzen. Er wird sich vorlesen lassen, vielleicht sich sogar von Ihnen bedienen lassen. Das macht aber alles nichts, halten Sie nur aus, und wenn er Sie erst nicht mehr missen kann, dann halten Sie um seine Tochter an, und er gibt sie Ihnen auf der Stelle.“

Ich empfahl mich, ging in den ersten besten Laden und bat um einen Adreßkalender. Mein Adressat in der Auguststraße war ebenfalls als Rentier und Hauseigenthümer bezeichnet. Ich begab mich sofort zu ihm. Er war ein alter, grämlicher Mann, der so fest in seinem Sorgenstuhle saß, als hüte er einen Schatz darin. Seine Tochter saß ihm gegenüber. Ich erkannte sie nach der Photographie; sie erschien mir sogar hübscher und jünger, als das Bild besagte. Ich wurde nach Abgabe der Karte von dem Alten mit einem Kreuz- und Querfeuer von Fragen bestürmt.

„Können Sie gut vorlesen? Haben Sie Zeit und Lust, mir die langen Abende durch Lectüre zu verkürzen? Darf ich Sie auch noch sonst beschäftigen? Würden Sie wohl für mich von Zeit zu Zeit einen Gang in die Stadt machen? Vielleicht musiciren Sie auch?“ u. s. w.

Ich beantwortete alle Fragen mit Ja. Angenehm war es mir, daß sich die Tochter ungemein über dieses Ja freute. Meine Sterne standen günstig. Bald war ich vollauf beschäftigt. Ich mußte dem Alten eine Pfeife stopfen, sie anzünden, von einem staubigen Repositorium Bücher herabholen und vorlesen. Schließlich dictirte mir der Rentier noch einige Geschäftsbriefe, so verging der Abend, und ich bedauerte nur, daß die Tochter bald nach Beginn meiner Thätigkeit unsichtbar geworden war.

Den andern Tag kam ich wieder. Je vertrauter der Rentier mit mir wurde, desto mehr verlangte er von mir. Bald war ich Pfeifenstopfer, Secretär, Botengänger, Vorleser u. s. w. Leider sah ich die Tochter immer seltner, schließlich suchte ich sie ganz vergebens. So verging eine Woche, auch die andere. Der Termin, der mich zur Verantwortung vor den Stadtschulrath rief, war vorüber, ich mußte mich dem Rentier erklären. Er hörte mich aufmerksam an, dann aber überreichte er mir statt der Antwort einen Brief, den er im Laufe des Tages erhalten. Ich las: „Lieber Vater, Deinem Pfleger, dem jungen Mann, habe ich viel, viel zu verdanken. Nur weil Du mit seiner Bedienung zufrieden warst, durfte ich Dich verlassen. Es that mir sehr wohl,

nach so langer Zeit der Abgeschlossenheit einmal wieder meine Verwandten sehen zu können. Nun theile ich Dir noch als Wichtigstes mit, daß ich mich mit Cousin Fritz, auf den Du so große Stücke hältst, verlobt habe. Ich erwarte umgehend Deine Bestätigung, oder ich werde, ich schwöre es Dir zu, mein Leben lang unglücklich sein und .... Deine Dich über alles liebende Tochter Philippine."

Der Brief entsank meiner Hand, meine Schläfen pochten fieberhaft, ich stand sprachlos und verwirrt.

„Und Sie werden Ihre Bestätigung geben?" vermochte ich nur monoton hervorzustammeln.

„Was soll ein alter Mann thun, wenn er nur eine Tochter hat? Soll ich mich und sie unglücklich machen? Nehmen Sie Papier und Feder und schreiben Sie ihr sofort meine Einwilligung."

Statt Papier und Feder ergriff ich den Drücker der Thür. Bald war ich im Freien und stürmte nach Hause. Wie ich mich nun aus meiner verwickelten Situation herausgearbeitet, das gehört nicht hierher. Von meinen Heirathsplänen war ich für immer gründlich curirt. K. T.

Mesmerischer Humbug.

Zur Zeit, als ich in Melbourne, der Hauptstadt der australischen Colonie Victoria, wohnte, hielt ein sogenannter Professor im großen Saale des dortigen Colosseums eine öffentliche Vorlesung über Mesmerismus. Er hatte zuvor seine Wissenschaft oder, wie seine Gegner lieber wollten, seinen Humbug unter dem Namen Electro-Biology in allen Tagesblättern und an allen Straßenecken mit kolossalen farbigen Lettern und in bombastischem Style angekündigt, und zugleich versichert, daß er selber ein eminenter Mann ohne Gleichen sei. Alle Welt ging hin; auch ich.

Der theoretische Theil der Vorlesung war vorüber, und es folgte nun der ungleich interessantere praktische. Jedermann war aufs höchste gespannt, die Wirkungen des subtilen mysteriöschen Fluidum mit eigenen Augen zu schauen.

Die Candidaten, welche sich aus der Versammlung für den Versuch vordrängten, waren, nach des Humbugs altem Gebrauche, wohl meistens bestellte Handlanger und kannten die nirgends mehr als in diesem südlichen Continente geltende Losung: „Jeder Dienst auf Gegenleistung", aufs genaueste. Nur einer unter ihnen konnte vielleicht ein wenig verdächtig erscheinen — ein vierschrötiger, äußerst kräftig gebauter Mensch, ein Mann aus dem „Busch", dem aber um so mehr daran gelegen zu sein schien, mit sich und auf sich experimentiren zu lassen. Mein Freund B. zur Rechten, der eine „zwanzigjährige colonielle Erfahrung" besaß, d. i. 20 Jahre in der Colonie gelebt hatte, flüsterte mir zu: „Ich wette, der Kerl führt Böses im Schilde, sehen Sie sich einmal sein Gesicht an!" Der Lector schien indes entweder die Tücke nicht zu ahnen oder auch, was ich eben so gerne annehmen will, er speculirte darauf, den verdächtigen Fremden dennoch zu gewinnen und seinem Interesse dienstbar zu machen. Auch konnte er das Anerbieten um so weniger zurückweisen, als das Publikum secundirte, und somit acceptirte er dasselbe mit feiner Manier und anscheinend aufs bereitwilligste.

Es ging also, wie man in Australien sagt, ans Geschäft, und schon sehr bald glaubte der Professor verspüren zu können, wie der Mann — viel früher, als er erwartet — anfange, ihm willenlos zu folgen; und nach einigen weiteren Minuten war die Geschichte fix und fertig und die Gefügigkeit aufs vollständigste erreicht. Die Emanation hatte sich dies Mal selber übertroffen.

Der Professor verkündigte dies außerordentliche Resultat mit großer Genugthuung und mit solcher Wichtigkeit und solchem Ernste, daß ihm darüber das schelmische Blinzeln des Mesmerirten ganz unbeachtet blieb.

Er befahl seinem submissen Zöglinge, ihn an den Arm zu schlagen, aber dieser vermochte es nur, ganz wie es zuvor theoretisch war exponirt worden, in der genau vorgeschriebenen Weise seines nunmehrigen Souverains. „Wonderful, gentlemen, are the powers of the mesmeric fluid — Wunderbar, meine Herren, ist die Macht des mesmerischen Fluidum —," fuhr er gravitätisch fort, indem er sich, mit unterschlagenen Armen, vor seine ihm untergebene Creatur hinstellte: „Ueberzeugen Sie sich weiter, meine Herren, daß dieser Mann hier gegenwärtig ganz mein Sklave ist," und damit sich an denselben wendend, sprach er: „Strike me in the face, but —," Geben Sie mir einen Schlag ins Gesicht, jedoch —." Das unterdrückte Wort war offenbar „gently" (sanft). Aber der anscheinend Bewältigte ließ es dazu nicht mehr kommen, denn eine günstigere Gelegenheit, einen beabsichtigten Bubenstreich auszuführen, hätte sich ihm nicht wieder dargeboten. Kaum war es also gesprochen, so ließ der stämmige Bursche schon mit außerordentlicher Folgsamkeit seine kräftige, nervige Faust so erbarmungslos ins Gesicht des eminenten Professors fallen, daß dieser wie ein Federball auf der Plattform umherflog — mit zerbrochenem Nasenbein, zerbläutem Auge und von Blut triefend. Als einige interveniren und den Frieden zwischen Herrn und Sklaven wieder herstellen wollten, da hörte man von allen Seiten den Ruf: „Never mind! Fair play!" „Macht nichts! Ehrlich Spiel!" Der Raufbold, im vollen Bewußtsein seiner That, wendete sich dann an die Versammlung und rief: „Wonderful, gentlemen, are the powers of the mesmeric fluid —" und ein schallendes Gelächter antwortete ihm. Der arme Professor aber, diesen Augenblick benutzend, nahm, so schnell er konnte, Reißaus, um nunmehr einen geschickten Chirurgen mit einem Verbande an sich operiren zu lassen. Mit seiner Wissenschaft war es in Melbourne zu Ende, und zum Schmerze hatte er noch den Hohn, denn Janhagel stempelte ihn und seine Geschichte auf längere Zeit zum Löwen des Tages.

Ein alter australischer Colonist.

Eine Speculation auf Familienfreuden.

Man thut unseren Zeitgenossen gewiß sehr unrecht, wenn man sie theilnahmlos und lieblos nennt. Sie haben im Gegentheil eine so große Theilnahme und Aufmerksamkeit, daß sie u. a. die letzte Columne der Zeitungen nur lesen, um den darin Annoncirenden sofort zu gratuliren und ihnen ihre Dienste anzubieten. Ich habe es neulich erfahren, als ich Gelegenheit hatte, nach guter deutscher Sitte zu jenem interessantesten Theile der Journale einen kleinen Beitrag zu liefern. Kaum war mein Artikel erschienen, der sich so winzig unter seinen Genossen ausnahm, daß ich ihn darunter unbeachtet verloren glaubte, da ... regnete es förmlich Zusendungen, meist unter Kreuzband, an meine Adresse. Die erste begann:

P. P.

„In Folge einer Geburtsanzeige, welche ich aus der N. N. Zeitung entnommen habe, erlaube ich mir Ihre Aufmerksamkeit auf das von mir nach der Vorschrift des Freiherrn und Geheimrathes, Prof. J. von Liebig bereitete Präparat seines Nahrungsmittels für Kinder zu lenken &c. &c."

Und nun folgten von allen Seiten fast eben so viele Annoncen und Anpreisungen der „Liebigschen Suppe" — zum Theil mit, zum Theil ohne jene Geleitsworte — als es jetzt Fabrikate und Präparate nach dem Urrecepte gibt. Dazu „Referate anerkannt tüchtiger Aerzte", „Berichte von Privatleuten", „Mittheilungen aus medicinischen und Tagesblättern" &c. &c. Wer hilft aus dieser Fülle wählen?

Viel zuvorkommender und liebenswürdiger noch lautete ein zweites Genre von Zuschriften. Auf feinem Papier begrüßte mich ein sinnig componirtes und ausgeführtes Bild. In einem Garten, am Rande eines von Schwänen belebten Teiches steht eine Wiege, in der ein Kind — bereits mit bewußtvoller Grazie hingestreckt — schlummert; an ihrer Rechten sitzt eine übermäßig elegant gekleidete Dame, die über ihr Glück nachzudenken oder auch zu träumen scheint; an ihrer Linken steht ein weiblicher Engel mit etwas schiefem Munde, der Blumen über das Kindlein streut, während ein Jagdhund an der Wiege hingestreckt liegt. Drei weitere kleinere Engel kommen dem großen schwebend mit Blumenguirlanden zu Hilfe. Im Hintergrunde sieht man den stattlichen Vorbau des Hauses, dem all dieses Glück erblüht ist. Unter diesem blumenreichen Bilde stand folgendes Schreiben:

P. P.

„Da die Natur dem Menschen den Wunsch, sein Geschlecht fortgepflanzt zu sehen, tief ins Herz gelegt hat, so wird in der Erfüllung desselben, durch die Geburt eines Kindes, dies Ereigniß namentlich in einer wohlhabenden Familie als ein Freudenfest gefeiert, und sehen sowohl die Eltern selbst mit Stolz auf ein wohlgebildetes gesundes Geschöpf, als auch die beiderseitigen Verwandten sich darüber zu freuen Ursache haben. Der confessionelle Ritus begeht bei uns ein solches Fest in dem Taufakt und durch das Zusammenkommen der Familienmitglieder und besten Freunde als Zeugen. Da Ihnen nun dieses, vielen versagte Glück beschieden wurde, so bitte ich freundlichst meine Gratulation zu demselben entgegennehmen zu wollen. — — Sollten Sie (man beachte den kühnen Gedankenübergang!), wie dies bei solchen Gelegenheiten häufig Sitte ist, für das Kleine eine Glückschance zu nehmen beabsichtigen, und in der Wahl der Firma schwanken, so möge die Rede im Munde des Volkes: „Und wiederum hat X*) Glück", den Ausschlag geben, um daran das Glück des Kleinen zu knüpfen, und bitte ich in diesem Falle mich mit Ihrem Auftrage gütigst beehren zu wollen &c. &c."

Es lag ferner bei ein Plan der Hamburger Stadtlotterie und ein Loos, in dem die Nummer (mit dem vorsichtigen Zusatz: „Ohne Verbindlichkeit) inmitten aller möglichen bildlichen Embleme prangt, über denen auf flatterndem Bande das Mahnungswort: „Säet, so werdet Ihr ernten!" was sich für den Versender gewiß immer nach Wunsch bewahrheiten wird; für die anbeißenden Empfänger wohl auch, aber oft in einer weniger erwünschten Weise.

Als ich innerhalb acht Tagen auf dieses seltsame Gratulationsschreiben nicht geantwortet, kam gestern eine erneuerte höfliche Mahnung zum Versuchen der Glückschance, die mich indes nicht mehr verführen kann als die erste, da ich bereits im Besitz viel besserer Glückschancen bin, auf die niemals eine Niete herauskommt.

Pater familias.

*) Da ich um alles dem Herrn keine Reclame machen möchte, bleibt der Name weg.

Auflösung des Rebus in Nr. 46.

Eifersucht ist eine Leidenschaft,
Die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Forts.) Novelle von Marie Giese. — Aus Professor Hengstenbergs Leben. Von R. Koenig. Mit Porträt. — Das unterirdische Gewitter im Plauenschen Grunde. Von Dr. Moritz Busch. — Arbeiter der Neuzeit. V. Von Fr. Bücker. Mit Illustration von A. Toller. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 28. August 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 48.**

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von **Marie Giese**.

(Fortsetzung.)

IX. Annas Verlobung.

Immanuel schrieb an Ernst:

„Lieber Bruder! Wir hoffen zwar, Dich in vierzehn Tagen bei uns zu sehen, allein ich habe Dir zwei so außerordentliche Neuigkeiten zu melden, daß ich das Postgeld nicht scheue, um Dich möglichst bald mit ihnen bekannt zu machen.

„Freue Dich mit uns! Das Consistorium hat mich zum Hilfsgeistlichen des Pfarrers zu Sternau ernannt und schon seit gestern befinde ich mich unter dem Dache des Predigerhauses. Heute habe ich den ersten Confirmandenunterricht ertheilt und bin drüben in unserm Dörfchen zur Revision der Schule gewesen. Ich aß bei unsrer Mutter zu Mittag, und sie tischte mir das Beste auf, was sie in Küche und Speisekammer vorfand. Sie ist hocherfreut, daß Gott mir meinen Wirkungskreis in unserer Heimat angewiesen hat, unter Menschen, die unsere Freunde sind, so lange wir leben. Mein Gehalt beträgt zweihundert Thaler und freie Station bei dem Pfarrer. Ich werde im Stande sein, zu sparen und unsrer Mutter allmählich abzutragen, was ich ihr gekostet habe. Nun braucht sie sich nicht länger mit der mühsamen Näharbeit zu quälen, und ich glaube, sie hat es nöthig, ihre Kräfte zu schonen, denn sie sieht nicht mehr so kräftig aus wie ehedem.

„Und nun die zweite, große Neuigkeit! **Anna**, unsere liebe Schwester, ist dem Beispiel ihrer Freundin Lisette gefolgt, indem sie sich verlobte. „Mit wem? Wer ist der Glückliche?“ wirst Du fragen. Es ist Franz, der junge und reiche Bauer, dessen Grundstück an den Pachthof grenzt! Sie hat ihn im Hause der Pächterin kennen gelernt, und da er ein so stattlicher, braver Bursche ist, darf man sich nicht wundern, daß sie mit ihrem Jawort nicht lange zögerte. Ueber ein Jahr ist seine Dienstzeit beim Militär zu Ende, und dann führt er seine kleine Braut zum Altar. Vielleicht ist es mir vergönnt, das Paar zu trauen, denn ich hoffe, im kommenden Frühling ordinirt zu werden. Die Verlobung sollte vorläufig ein Geheimniß sein, allein die Pächterin, welche die Hand ein wenig mit im Spiel gehabt hat, konnte es nicht über sich gewinnen zu schweigen, und so wurde die Sache bekannt, ehe noch das Brautpaar mit einander zur Kirche ging, was vorigen Sonntag geschah. Unser Aennchen hatte eine sehr würdige und eine fast stolze Haltung, als Mutter und ich ihr Glück wünschten. Sie gleicht schon ganz einer kleinen, ehrsamen Hausfrau und tummelt sich fleißig in der Wirthschaft der Pächterin, so daß diese ihre Lust daran hat. Ich habe ihren Bräutigam nur wenig gesehen, aber er ragt an äußerlichen Vorzügen wie an guten Sitten um ein gutes Theil über seine Kameraden hervor, und es nahm mich sehr für ihn ein, daß er zu uns sagte, Aennchen bringe ihm zwar keinen Groschen Vermögen zu, aber einen Edelstein, der sie selber sei. Ueber welche Bemerkung sie lachte und erwiderte: „Was Franz für ein Juwel ansieht, würde ein andrer vielleicht für einen gemeinen Kiesel erklären, aber gerade deshalb danke ich es ihm und werde mich bemühen, meine scharfen Kanten zu seiner Freude abzuschleifen.“ Sie war stets so bescheiden, die gute Schwester, und ich freue mich von ganzem Herzen, daß sie die Gattin eines Mannes wird, bei dem sie auf gute Tage hoffen darf. Sie läßt Dich grüßen, desgleichen Lisette. Deine Glückwünsche wirst Du uns gewiß bald in eigener Person bringen. Bis dahin lebe wohl und empfange den herzlichsten Brudergruß von Deinem Immanuel.“

Die Meisterin fügte diesen Zeilen noch eine Nachschrift bei. „Mein Herzenssohn! Es ist alles anders gekommen, als Du erwartet haben wirst. Laß uns hoffen, daß es zu Deinem Besten ist. Du wirst diese Täuschung mit Gottes Hilfe überwinden. Eine geheime Stimme sagt es mir — daß es zu Deinem Unheil gewesen wäre, hätten Deine Wünsche sich erfüllt. Anna hat ihr Wort einem andern gegeben, sie sind öffentlich mit einander zur Kirche gegangen. Niemand hat sie dazu überredet; es ist freie Wahl und freier Wille. Dein letzter Brief wird für jeden ein Geheimniß bleiben. Kehre heim, sobald es Dir möglich ist; die Arme Deiner Mutter sind geöffnet, Dich zu umfangen.“

Als die vierzehn Tage vorüber waren und die Meisterin das Zimmer ihres Sohnes zu seinem Empfange festlich geschmückt hatte, erschien anstatt seiner ein Brief, in dem er schrieb, daß mancherlei

Digitized by Google

Umstände ihn verhinderten, die beabsichtigte Reise in die Heimat auszuführen. Er sei durch Fürsprache seines Präsidenten mit gutem Gehalt nach M. versetzt, was er als eine Beförderung und einen angenehmen Wechsel betrachte. Die wenigen freien Wochen wolle er zu einer Rheinreise benutzen, da er sich schon längst gewünscht habe, mit eigenen Augen eine malerische Gegend zu sehen. „Du wirst es mir überdies gewiß nachfühlen, liebe Mutter,“ fügte er hinzu, „daß der Aufenthalt in Eurem Dorfe und das Wiedersehen mit Annen mir diesmal peinlich sein würde. Ich hoffte mit voller Zuversicht, sie theile meine Liebe; der Irrthum will überwunden sein. Ich klage nicht, da Du mich dies eine Mal nicht verstanden hast, sondern ich will mein Unglück männlich ertragen. Erhalte mir Deine Liebe, weiter begehre ich für den Augenblick nichts. Meine treuesten Grüße an Immanuel und alle, die mir ein gutes Andenken bewahrt haben.“

Die Meisterin vergoß bittere Thränen beim Lesen dieser Worte. Sie hatte die Stunden bis zu der Ankunft ihres Sohnes gezählt und sich gelobt, ihn durch die zärtlichste Mutterliebe über den Verlust seiner Neigung zu Annen zu trösten — nun hielt sie seine kühlen Zeilen in den Händen und fühlte, daß sich zwischen sie und ihren Liebling eine Kluft zu legen begann, von der niemand wissen konnte, wie tief sie einreißen würde. Und der heimliche Jubel, mit dem sie die Kunde von Annas Verlobung vernommen hatte, wie ward er gedämpft, als sie dem jungen Mädchen mit einem aufrichtigen Glückwunsch die Hand drückte, und dieselbe kalt und regungslos in der ihrigen fühlte; wie kehrten Reue und nagende Zweifel in ihre Brust zurück, als sie mit scharfem, beobachtendem Auge einen sonderbaren, halb starren, halb ungeduldigen Blick bemerkte, mit dem die junge Braut emporsah, als die Pächterin von dem großen Glück sprach, welches das gute Aennchen gemacht habe!

Aeußerlich nahm sie regen Antheil an dem großen Ereigniß und begann von dem besten Linnen aus ihrem Schrank die Aussteuer ihrer Pflegetochter zu nähen, allein es geschah oft, daß sie ihre Arbeit unterbrach, um ihren Kopf in die Hände zu stützen und sich in unruhiges Grübeln zu vertiefen, denn wieder und wieder meldete sich das beunruhigte Gewissen, „das Feuer, welches nicht erlischt, der Wurm, welcher nicht stirbt.“

X. In der Irre.

An einem stillen, warmen Septemberabend fuhr ein Schiff den Rhein von Köln nach Bingen hinauf. Die Passagiere standen oder saßen noch auf dem Verdeck und plauderten oder sahen nach den Sternen, welche über den Bergen glänzten, deren Umrisse sich nur schwach von dem dunkeln Himmelsgrunde abhoben. Der Steuermann stand wachsam an seinem Posten, und an den Schiffsrand gelehnt klimperte ein Student träumerisch auf einer Guitarre und sang mit halber Stimme abgerissene Verse eines Volksliedes dazu. In den Dörfern und Flecken am Ufer herrschte noch einiges Leben; zuweilen hörte man das Bellen eines Hundes oder den dumpfen Ton eines Wächterhornes, und als das Schiff an Andernach vorüberglitt, drangen die Schläge der eilften Stunde deutlich vom Thurme herüber. In demselben Augenblick wurde auch der röthlich goldene Rand der riesigen Mondscheibe über den Rebenhügeln sichtbar. Von einem leichten Dunstkreis umgeben, stieg sie langsam empor und übergoß den ruhigen Strom und seine Ufer allmählich mit einem magischen Lichtglanz. Unten in der Kajüte saß einsam ein junger Mann und schrieb bei dem Schein der kleinen, von der Decke herabhängenden Lampe folgende Zeilen auf ein Blatt in seiner Mappe:

„Es ist umsonst! Umsonst habe ich mich bemüht, meinen Geist in die Herrlichkeit der Natur zu versenken und sein Gleichgewicht herzustellen, indem ich mein eigenes Ich über der Betrachtung ihrer Größe vergäße. Sonne, Mond und Sterne ziehen in ewiger Majestät und Ruhe ihre Bahnen dahin und weichen um kein Haar breit aus denselben, ob tausende von Menschenkindern mit heimlicher Pein zu ihnen aufsehn oder in jauchzender Lust unter ihnen einhertanzen. Die Lüfte des Südens, der Orkan an den Küsten des Eismeeres, gehorchen in ihrem Wehen und Brausen einem ewigen Naturgesetz; sie bringen dem Herzen keine Linderung, mag es sich an dem Brande geheimer Schmerzen verzehren oder unter der Wucht eines plötzlichen Unglücks zerbrechen. Ich verstehe nichts von dem Trost, den die Dichter in dem Asyl der Wälder finden, nichts von dem mitleidsvollen Rauschen der Bäume und dem süßen Klagen der Quelle — ich finde nur Bilder meines Seelenlebens in der Natur; die Thränen, welche sich an ihrer Brust in Wehmuth auflösen, kenne ich nicht. Wer das theuerste Menschenherz verloren hat, verliert sich selbst, wenn ihm kein Gott hilft. Und mir hilft kein Gott, denn mit dem, was mein alles war, hat mich die Kraft verlassen zu beten; mein Vertrauen zu der Güte des Allmächtigen schwankt, seit das Unglück über mich hereingebrochen ist. Mein Glaube war nicht auf Felsen gegründet, ich stehe allein und suche umsonst nach einem Halt! — Ich habe das schöne, unschuldsvolle Kind mit der Liebe geliebt, von der die Dichter gesungen haben, seit es Lieder auf Erden gibt! Sie hat mich nicht verstanden — ich fluche ihr nicht. Was sie in einer flüchtigen Stunde für Liebe hielt, hat sie bald als Täuschung erkannt. Die magnetische Kraft meiner Empfindung entzündete in ihr etwa eine Art Hinneigung, die sich zu der meinen verhielt, wie das Flämmchen eines Irrlichtes zu dem heißen Strahl der Mittagssonne! Mein Glaube, sie hätte die Sprache meiner Blicke verstanden, sie hätte meine Liebe in jedem meiner Züge gelesen, war ein felsenfester, und bei ihren Küssen überkam mich die Gewißheit, von ihr verstanden und geliebt zu sein. Ein Jahr liegt zwischen damals und heute — es war lang genug, um eine flüchtige Neigung zu verwehen. — Ein anderer kam; er war der Rechte!

„Und gab es nicht Augenblicke, in denen ich gleichsam mit prophetischer Ahnung vorhersah, daß ich zu denen gehöre, die in ungestilltem Sehnen nach dem Glück durch das Leben gehen, ja, die sich mit geheimem Schauer zuweilen zweifelnd fragen, was das letzte, endliche Ziel ihres Daseins ist? Entsetzliches Wort, das unlängst wie ein Blitz in meine Seele schlug! Als der Brief meines Bruders mir die Unglücksbotschaft brachte und meine Gedanken in wilder Verwirrung durcheinander wogten, griff ich nach der Bibel: die Idee an ein Wort der Losung durchfuhr meinen Kopf. Ich schlug die Blätter auseinander und mein Auge haftete auf dem Spruch: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm und mit seinem Herzen vom Herrn weichet!“

„Der Mann bin ich! Die Wonne meines Lebens ruhte in einem einzigen Herzen; sie ist vernichtet, seit jenes Herz sich von mir abgewandt hat. Die Liebe einer Mutter und eines Bruders füllen die Oede meines Innern nicht aus, denn das Gefühl, welches mich zu ihr hinzog, war dasjenige, in dessen Kraft der Mann und das Weib Vater und Mutter verlassen, um einander anzuhangen. Wo ist das Steuer, das mein Schiff durch die Wogen des Lebens lenkt? In welchen Grund soll ich meinen Anker werfen?“

Der Schreiber hielt inne und legte die Feder aus der Hand. Den Kopf an die Wand der Kajüte lehnend, saß er grübelnd da und merkte nicht, daß die Lampe matter brannte und bald erlosch. Das Geflimmer der kleinen, mondbeglänzten Wellen, die draußen das Schiff umtanzten, mußte seine Aufmerksamkeit erregen, als er einen zerstreuten Blick durch die Sprossen der Kajütenjalousien warf, denn er verschloß seine Mappe und stieg die Treppe hinauf. Am Bord des Schiffes stand eine leere Bank, auf die er sich setzte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß niemand in der Nähe sei. In Gedanken versunken sah er über den Strom und die Bergkette hinaus. In seinen Augen lag ein Ausdruck peinlicher Sehnsucht und Unruhe, und endlich schloß er müde die Lider und verschränkte die Arme wie jemand, der zu schlummern und zu träumen versucht. An der gegenüberliegenden Seite des Schiffes lehnten zwei Frauen in lebhaftem, aber halblautem Gespräch.

„Ist Deine Neugier endlich befriedigt? Hast Du erfahren, wer der junge, kranke Mann ist, der unten in der Kajüte sitzt, anstatt die milde Luft und den Mondschein zu genießen wie jeder andere Passagier?“

„Nein; er hat sich bis jetzt so wenig um mich, als um die übrige Welt gekümmert, aber ich gebe ihn noch nicht auf. Morgen will ich ihn auf andere Gedanken bringen, und ich wette, daß es mir gelingt. Es wird sich der Mühe lohnen. Seit Jahren sah ich kein so merkwürdiges Gesicht, und diese räthselhaften Augen haben mich schon zu hundert neuen künstlerischen Gedanken angeregt. Der Mann muß ein großes Unglück erlebt haben, sonst würde er den Menschen auf der ganzen Reise nicht so hartnäckig aus dem Wege gegangen sein.“

„Namentlich Menschen meines Schlages! möchtest Du hinzusetzen.“

Ohne diese Bemerkung zu beachten, fuhr die andere fort: „Vielleicht ist er ein Dichter, der mit dem Plan zu einer Tragödie umgeht. Doch wie dem auch sei, ich muß ihn kennen lernen; es ist schon lange her, seit ich mich langweile.“

„Zunächst entschließe Dich für einen Ort, an dem wir den Winter zubringen können. Deine Ferien haben schon die gebührliche Zeit überschritten."

„In einigen Tagen sollst Du es erfahren. Mir ist es im Grunde gleich, wo wir wohnen, nur muß die Stadt Zerstreuungen bieten. Meine Bilder kann ich zwar überall malen, aber ich habe nicht Lust, mein Atelier in einem Kloster aufzuschlagen."

„Davon bist Du stets sehr weit entfernt gewesen, mein Kindchen!" erwiderte die andere mit einem Lachen, das einen leisen Spott enthielt. Während des letzten Theiles dieser Unterredung hatten die beiden Frauen sich auf eine Bank an der Kajüte gesetzt, und ihre Stimmen mußten den Träumer aufgestört haben, denn er verließ seinen Platz und begab sich nach einem andern Theil des Schiffes. Es dauerte nicht mehr lange, so verkündete das Geklingel der Glocke, daß der Halteplatz erreicht sei, und die meisten Passagiere suchten ihr Nachtlager in den Gasthäusern der kleinen Stadt, die sich am Ufer des Stromes hinzog; manche von ihnen blieben auf dem Fahrzeug. Der Sohn der Frau Meisterin gehörte zu den letzteren.

* * *

Ein dichter Regen, dessen Gleichmäßigkeit auf längere Dauer schließen ließ, hinderte die Reisenden am nächsten Morgen sich an dem schönen Anblick der Ufer vom Verdeck aus zu erfreuen. Verstimmt und gelangweilt saßen oder standen sie in den beiden engen Kajüten; einige, die bequeme Plätze gefunden hatten, betrachteten das trübe, grünliche Wasser des Stromes durch die kleinen Fenster, andere lasen in ihren Reisehandbüchern oder versuchten zu schlafen. In einer Ecke des an den Wänden hinlaufenden niedrigen Divans saß mit nachlässiger Haltung, die Füße auf einen kleinen Feldstuhl gestemmt, eine junge Frau — wenn sie nicht ein Mädchen war — und zeichnete mit gewandten Strichen einige Skizzen in ihre Mappe hinein, während sie mit halbem Ohr den Reden einer älteren Gefährtin zuhörte. Zwischen beiden herrschte eine Familienähnlichkeit, nur daß an der Jüngeren alles verfeinerter war, während die Manieren und selbst die Miene der andern einen ziemlich geringen Grad von Bildung verriethen. Das Mädchen hatte ein rundes, schwarzes Hütchen abgenommen und das schwarze krauslockige Haar aus der Stirne gestrichen; diese Stirn war breit und edel geformt, die Nase und der Mund zeigten die reinen Linien römischer Schönheit. Im Widerspruch zu dieser Gesichtsbildung stand das lebhafte Spiel der Mienen und Bewegungen, der wechselvolle Ausdruck des grauen, glänzenden Auges, das häufige Lächeln, welches zuweilen einem nervösen Zucken der Lippen oder einem strengen Schließen derselben wich, was sie um zehn Jahre älter machte, als sie noch einen Augenblick zuvor erschienen war. Jetzt zeichnete sie emsig und mit völliger Hingabe an ihrer Arbeit, um den Kopf plötzlich nachlässig an den Rand des Kajütenfensters zu lehnen und sorglos das Spiel der Wellen zu beobachten oder mit einem halben spöttischen Lächeln eine Bemerkung ihrer Begleiterin zu beantworten. Dann betrachtete sie mit prüfenden Augen diese oder jene Person, unbekümmert, ob es derselben Mißbehagen verursachte, oder sie streichelte mit einem reizenden Blick des Einverständnisses die Locken eines Kindes, das sich an ihr vorüberdrängte — völlig gleichgültig gegen den Umstand, daß mehrere Passagiere, Franzosen, wie ihre Sprache bewies — sie zum Gegenstand ihrer bewundernden Aufmerksamkeit machten.

An Heftigkeit zunehmend hatte der Regen schon das Zeltdach des Verdecks durchweicht und trieb jetzt Ernst, den letzten Reisenden, hinunter in die enge und schwüle Kajüte. Als er, um sich eines leeren Platzes zu bemächtigen, an den beiden Frauen vorüberging, rollten von dem Schoße der Zeichnerin mehrere Stifte auf den Boden vor seine Füße. Er hob sie auf und überreichte sie ihr mit der einfachen Höflichkeit eines gebildeten Mannes. „Ich danke!" sagte sie in nachlässigem Tone und ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. Ihre Gefährtin flüsterte ihr einige Worte zu, die sie in italienischer Sprache beantwortete. Ernst hatte inzwischen den freien Platz eingenommen, und der Klang der fremden Sprache bewog ihn, einen Blick auf die beiden Frauen zu richten. Er erinnerte sich, die Stimmen schon gehört zu haben; es war die Jüngere, welche gestern Abend den Wunsch, in eine lustige Stadt zu ziehen, mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen hatte. Ernst wunderte sich darüber, daß eine Person, die jetzt mit solchem gespannten Eifer und unbekümmert um ihre Umgebung zeichnete, in jenem leichtfertig klingenden Ton habe sprechen können, doch dieser Gedanke beschäftigte ihn nur flüchtig, und im nächsten Augenblick vertiefte er sich wieder in sein Buch. Eine halbe Stunde später störte ihn ein melodisches Lachen. Den Arm auf das schmale Gesims des Fensters gestützt, stand das Mädchen drüben und blickte hinaus. Als Ernst hinübersah, streckte sie eben die Hand aus, um mit einer hastigen, geschickten Bewegung eine dunkelrothe Rose aufzufangen, die ein junger Schiffer ihr mit einem Schwenken seines Hutes zuwarf, während sein Kahn dicht an der Langseite des Schiffes vorüberglitt. Sie nickte ihm dankend zu, erquickte sich an dem Duft der Rose, betrachtete dieselbe ein Weilchen mit sinnenden Blicken und hielt sie dann ihrer Nachbarin hin.

„Sie ist nur einfach," bemerkte diese.

„Aber doch eine Rose; sie braucht nicht in Schiras gewachsen zu sein, um mir zu gefallen."

„Du hälst Dich mehr an die Gattung, als an das, was die Cultur thut."

„Gewiß! Schöne Ursprünglichkeit zieht mich überall an."

„Selbst an einem jungen Fischer!"

„Warum nicht?" erwiderte das Mädchen mit heiterem Lächeln.

„Mais c'est une vraie beauté du diable!" sagte einer der Franzosen halblaut zu seinem Nebenmann. „Je parie qu'elle est artiste — peintre, poëte, actrice!"

„Il y a en elle quelque chose du demi-monde."

„Les dames du demi-monde n'aiment pas cette sorte de toilette."

Diese Worte erregten Ernsts Aufmerksamkeit soweit, daß er zuhörte.

„Je veux faire sa connaissance à tout prix," fuhr der erste der beiden Sprecher fort, indem er das Mädchen durch seine Lorgnette betrachtete.

„Je vous souhaite bonne chance," entgegnete der zweite. Ernst verließ seinen Platz, um einen andern zu suchen, wo er seinen eigenen Gedanken ungestört nachhängen konnte. Die Worte: „Schöne Ursprünglichkeit zieht mich überall an", hatten seinem Sinnen wieder die alte Richtung gegeben.

XI. „Rauschender Strom, brausender Wald!"

Nicht weit von Bingen, dicht am Rhein, liegt ein schönes Gasthaus. Die Terrasse seines Gartens mit ihren schattenreichen Kastanien und Ulmen spiegelt sich im Strome, die Düfte der Nachtviolen und Nelken steigen aus den buchsbaumumgrünten Beeten zu dem Schiffer nieder, der sein Fahrzeug an ihr vorüberrudert, die steinerne Ballustrade der kleinen, zum Wasser hinunterführenden Treppe ist von Epheu und blaublühendem Clematis überwuchert. Die Front des Hauses sieht auf die Terrasse und weit über den Strom hinaus, und unter den großen, hellen Fenstern zieht sich eine Veranda hin, deren Säulen von edlen Reben umrankt sind; eine breite Thür mit Glasscheiben führt aus dem Saal auf sie hinaus.

Ein feuchter, warmer Abend mit Regenbogen, wundersamen Wolkengebilden und glühendem Abendroth hatte sich nach dem grauen Tage auf die Erde herabgesenkt und dunkelte allmählich in die Nacht hinüber. Auf den Wiesen und zwischen den Bergen am jenseitigen Ufer begannen schon leichte, bläuliche Nebel hin und her zu wogen, während der Fels sich düster von dem mattvioletten Horizont abhob und die Zinnen und Fensterscheiben der Burg, die seine Kuppe krönte, noch im allerletzten Schein des Abendrothes glühten. Die Ufer spiegelten sich in schattenhaften Umrissen in dem breiten, vollen Strom; hier und dort zog ein Schiff seine stille Bahn, und der Ruderschlag eines Fischers, oder auch der ferne Gesang lustfahrender Studenten tönte gedämpft nach der Terrasse hinüber. Auf der Veranda des Gasthauses saßen mehrere Glieder der Schiffsgesellschaft beim Glase; diese in heiterem Geplauder, jene in Betrachtung der Gegend; andere noch hatten drinnen im Saale an den weitgeöffneten Fenstern Plätze gesucht, nachdem sie von Ausflügen in die nachbarlichen Berge ermüdet heimgekehrt waren. Etwas entfernt von den andern saß Ernst in einem Gespräch mit einem älteren Manne, der ihn draußen beim Umherstreifen getroffen und sich ihm angeschlossen hatte. Es war ein Professor der Universität, bei dem Ernst Collegien gehört hatte und den er damals liebte und schätzte. Das Begegnen war ein zufälliges; Ernst würde die Gesetze der Schicklichkeit überschritten haben, wenn er seiner Gesellschaft ausgewichen wäre.

Nicht weit von der Fensternische, welche die beiden Bekannten einnahmen, stand ein Flügel, neuer und besser, als seines Gleichen in öffentlichen Häusern getroffen zu werden pflegt. Unbeachtet von

Ernst und seinem Gefährten trat das Mädchen vom Schiff in den Saal, ging auf den Flügel zu, öffnete ihn und begann zu spielen. Schon nach den ersten Tacten drehten sich alle Köpfe nach ihr um. Es war eine durch schwierige Tonverzierungen und Umschlingungen sich hinziehende unaussprechlich düstere, leidenschaftlich bewegte Melodie, die Schilderung eines Schmerzes, der sich in seiner vollsten Tiefe erkannt hat, und ohne Aussicht auf endliche Befreiung, mit der Resignation der Hoffnungslosigkeit sich fast befriedigt von den Stimmungen und Scenen der Natur angezogen fühlt, in denen er Anklänge und Bilder seines Seelenlebens findet. O, diese schneidenden Accorde! dies dumpfe Anprallen der Wogen an den Fels, gleich dem ohnmächtigen Ringen eines starken Herzens mit dem unerbittlichen Schicksal, wie erschütterten sie das Gemüth des jungen Kreuzträgers, der noch nicht gelernt hatte, sich den Stürmen des Lebens zu beugen! Er stützte den Kopf in die Hand und versenkte sich in die Tonflut. Bisher hatte er wenig, und nie solche Musik gehört. Er fühlte, daß dies die Sprache des höchsten Schmerzes sein mußte, der nicht überwunden, nein, nur beherrscht war, um sich in der maßvollen Form eines Kunstwerkes zu äußern. Ebenso neu war ihm die Art und Weise des Spiels. Wer das Werk des Tondichters so zur Anschauung der Hörer brachte, mußte seine Empfindungen verstehen, gelitten haben wie er. Aus dem Drangsal des Sturmes und der Wellen erhob sich jetzt ein theilnehmender, sanfter Zuruf, die Stimme eines Freundes, der zu sagen schien: „Ich kenne Dich, Unglücksgenosse! Ergib Dich wie ich; leiden wir still und gefaßt, wie wir schwer gerungen haben!“ Langsam verklang die Melodie; die Hände des Mädchens glitten von den Tasten in ihren Schoß. Stumm saß Ernst an seinem Platz, den Blick in sein Inneres gerichtet. „Andere vor Dir haben auch gelitten, wie Du jetzt leidest,“ sprach er zu sich selber; „sie traten mit denselben Anforderungen an das Glück in die Welt wie ich. Gehen nicht viele meiner Mitmenschen durch das Leben und verbergen ihre Wunden unter lächelnden Mienen, bis man sie in ihr Grab legt, ohne zu ahnen, daß sie lange todt und begraben waren, ehe der Erdhügel sich über ihrem Grabe wölbte? Mit welchem Recht will ich mich in mein Herzeleid versenken und die Augen vor der Noth und den Freuden der Menschen verschließen? Es ist Selbstsucht, und sie muß bekämpft werden!“ So dachte er. Nicht daß die Musik ihm wirklichen Trost gebracht hatte, aber sie riß ihn aus sich selber heraus; sie lenkte seinen Blick von seinem eigenen Ich wieder auf das Allgemeine und rettete ihn zu einer Zeit, wo er unter seiner Last zusammenzubrechen drohte, vor sich selber.

Er warf einen Blick auf die Spielerin. „Das Mädchen mit der Rose,“ dachte er. „Ich hätte sie fast nicht wiedererkannt. Ihr helles Lachen trieb mich heute früh aus der Kajüte. Wie kann man aussehen wie sie, wenn man so unglücklich gewesen ist, oder das Unglück so versteht!“

Sie hatte sich von dem Flügel erhoben und schien hinaus gehen zu wollen, als der Professor Ernst verließ und zu ihr trat.

„Ich kenne Sie nicht, mein Fräulein,“ sagte er, „allein ich kann es mir nicht versagen, Ihnen für Ihr Spiel zu danken. Sie sind eine echte Künstlerin. Wer hat die Melodie componirt?“

„Der Mann, welcher für alle Stimmungen der Seele den größten und schönsten Ausdruck im Liede gefunden hat.“

„Schubert?“

„Wen könnte ich anders meinen!“

„Wie heißt der Text?“

Sie begann, ohne zu zögern.

Rauschender Strom,
Brausender Wald,
Starrender Fels
Mein Aufenthalt.
Wie sich Welle an Welle reiht,
Fließen die Thränen mir ewig erneut.

Hoch in den Kronen
Wogend sich's regt,
So unaufhörlich
Mein Herze schlägt,
Und wie der Felsen uraltes Erz,
Ewig derselbe bleibet mein Schmerz.

Während sie die letzten Worte sprach, hatte ein Diener die Lampen im Saal angezündet. Ernst war auch hinzugetreten, um das Gedicht zu hören. Es schien ihm, als wäre das Mädchen blaß geworden, während dem merkwürdigen Gesicht jede Spur von Heiterkeit fehlte. Vielleicht hatte das krafterfordernde, schwere Spiel sie müde gemacht. Langsam wandte sie den Kopf nach der Seite, wo er stand. „Sollte die Musik Sie gestört haben?“ fragte sie in sanftem Tone.

„Mich? o nein! Ich wußte nur nicht, daß es solche Lieder gibt. Diese Musik werde ich nie vergessen.“

„So führt die Kunst fremde Menschen in fremden Landen zusammen; sie ist ein wunderbares Bindeglied,“ sprach der Professor.

„Für wenig Auserwählte; nicht jeder versteht ihre Sprache. Sind Sie Freunde?“

„Die Wissenschaft hat uns zusammengeführt. Ich traf meinen ehemaligen Schüler, den Juristen Ernst Mauwel heute Abend auf den hiesigen Bergen, und gedenke die Reise bis M., seinem Bestimmungsort, mit ihm zu machen.“

Das Mädchen schien etwas erwidern zu wollen, als ihre Begleiterin im Saal erschien und sich der kleinen Gruppe näherte. „Da bist Du wirklich, Lucie! Ich hörte die Musik unten im Garten. Hoffentlich hast Du nicht die Absicht, die halbe Nacht zu spielen. Ich bin müde und bitte Dich, nicht zu spät aufzubleiben —“

„Und mich zu stören, mußt Du hinzufügen. So muß ich Dich begleiten. Gute Nacht,“ sprach sie, indem sie dem Professor die Hand reichte und Ernst anblickte.

„Auf Wiedersehn morgen! und nochmals unsern Dank!“

Sie grüßte beide mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes und ging hinaus.

„Das ist eine Erscheinung, wie man sie nicht oft im Leben trifft,“ sagte der Professor. „Sie verbreitet gleichsam eine ganze Atmosphäre von Poesie um sich. Wer ist sie?“

„Ich weiß es nicht. Sie war unter den Reisenden auf dem Schiff, welches uns von Köln hierherbrachte,“ erwiderte Ernst. — An diesem Abend — zum ersten Mal seit dem Empfang des Schreckensbriefes von Immanuel, schlief er ein, ehe es Mitternacht schlug. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unten im Wirthshaus wurde es am nächsten Morgen früh lebendig, und im Garten ließ sich ein so lustiges Durcheinander von Begrüßungen, Fragen und Antworten hören, daß das fremde Fräulein, noch ehe es seinen einfachen Anzug beendet hatte, verstohlen durch die Gardine des Fensters hinabschaute. Sie sah, daß eine Menge Studenten mit bunten Mützen den Professor und Ernst in ihre Mitte genommen hatten, und wie sie aus ihren Geberden schloß, in sie drangen, sich ihnen auf einer Fahrt anzuschließen. Nach einigen Gegenvorstellungen eilten die beiden in das Haus, kehrten nach wenigen Augenblicken zurück und gingen, von der jubelnden Schar umringt, die nach dem Rhein führende Steintreppe hinab, an deren letzter Stufe ein buntbewimpeltes Schiffchen lag, das sie insgesammt bestiegen, um unter fröhlichem Gesang stromab zu segeln, in den sonnigen, blauen Morgen hinaus.

Das Mädchen sah es und setzte sich mit einem Ausdruck tiefer Enttäuschung auf den Rand ihres Bettes. „Er reist nach M.“ sagte sie endlich; „es ist sein Bestimmungsort, und ich weiß seinen Namen. Der andere nannte ihn, und ich habe ihn mir wohl gemerkt.“

XII. Die Sirene.

Etwas entlegen von den glänzenden Hauptstraßen, aber doch in einer guten Gegend der großen Stadt M. standen mehrere stattliche Häuser auf einem stillen, freundlichen Platze. Eines derselben zeichnete sich vor den andern durch eine gewisse eintönige Vornehmheit aus. Es war das Regierungsgebäude, in dem Ernst den größten Theil seiner Zeit unter trockenen und ermüdenden Arbeiten zubrachte. Sein kleines Zimmer nebst einer Schlafkammer lag in dem Hause einer kurzen, schmalen Straße, oder vielmehr einer Sackgasse, die auf den erwähnten Platz mündete und von ruhigen Miethern, meistens Unterbeamten der Regierung, bewohnt wurde. Diese bescheidenen Quartiere genossen den Vorzug der Stille und gesunder Luft, da ihre Hinterfronten auf reinliche Höfe oder selbst auf freundliche Gärten hinaussahen, und aus diesem Grunde war es erklärlich, daß seit einigen Wochen eine Malerin sich hier eine Wohnung nebst Atelier eingerichtet hatte. Beides lag eine Treppe hoch in einem Gebäude, dessen Hinterseite nach Art der Schweizerhäuser von einer Galerie umgeben war, auf welche sich verschiedene Fenster und Thüren öffneten. Die Nachbarn sahen aus ihren Höfen oder Fenstern oft neugierig nach oben, denn die Glasthüre, welche auf die von wildem Wein umrankte Galerie führte, stand bei dem milden Herbstsonnenschein stets weit offen, und drinnen, in einem Gemach, das eher einer großen Nische als einem wirklichen Zimmer glich, saß die Künstlerin vor der Staffelei und malte vom Morgen bis in die Dämmerung hinein an einem großen Bilde, das einen Wald vorstellte, wie manche gesehen haben wollten — genau wußte es freilich niemand, denn weder die Malerin

Die Egestorff-Strousberg'schen Fabriken vom Lindener Berge aus gesehen.

noch ihre Tante hatten in der Nachbarschaft Bekanntschaften angeknüpft. Abends aber, wenn es dunkel wurde, und zuweilen auch in der Nacht, hörte man aus ihrem offenen Fenster eine wunderbare Musik ertönen, bald stark und voll wie das Gebrause der Orgel im Dom, bald geisterhaft flüsternd wie die Saiten der Windharfe, wenn der Zephyr sie rührt.

Der Vorsprung eines Hofgebäudes verhinderte Ernst, das Fenster der Malerin von seinem Zimmer aus zu sehen, allein auch er hörte jeden Abend die phantastische Musik ertönen, wenn er nach der Last und Arbeit des Tages den Kopf in die Hände gestützt dasaß, um sich in die Welt seiner schmerzvollen und schönen Erinnerungen zu versenken. Er stand allein in der fremden Stadt. Unter seinen Collegen war niemand, zu dem er sich hingezogen fühlte, auch hegte er nicht das Verlangen, sich Freunde zu erwerben, vielmehr trieb es ihn von den Menschen fort, wo er im Geschäftsleben mit ihnen zusammengeführt wurde. Zuweilen dämmerte der Wunsch in ihm auf, zu erfahren, von wem die Musik wohl ausginge; die Art des Spiels, die Melodieen, alles erinnerte ihn an das Mädchen vom Rhein, allein es schien ihm unwahrscheinlich, daß sie eine so einsame Straße zu ihrem Aufenthalt gewählt haben könne, im Fall diese Stadt ihre Heimat war. Sein Interesse ging indessen nicht so weit, daß er sich in dieser Sache Gewißheit verschaffte.

Eines Abends, als er seiner jetzigen Gewohnheit gemäß am offenen Fenster saß, um auf das Beginnen der Musik zu warten, klopfte es an seine Thür, und mit der Bitte, die Störung zu entschuldigen, trat eine ältliche, gutgekleidete Frau herein, in der Ernst zu seinem Erstaunen die Begleiterin des Mädchens von dem Schiff erkannte.

„Ich sehe Sie nicht zum ersten Mal, mein Herr, und vielleicht entsinnen auch Sie sich meiner, denn ich bin Ihnen in Gesellschaft meiner Nichte auf einer Rheinreise begegnet. Wir sind am hiesigen Orte fremd, und da Ihre Person mir das größte Vertrauen einflößt, wage ich es, Ihren Rath in einer Angelegenheit zu erbitten, die für meine Nichte von der höchsten Wichtigkeit ist."

Trotz der Ueberraschung, welche das Wiedersehen und das Verlangen der Fremden ihm bereitete, sagte Ernst der Frau bereitwillig seine Dienste zu und erfuhr, daß es sich um einen Proceß handele, den die Nichte einleiten wolle, falls Ernst nach seinem juristischen Gutachten ihr Hoffnung auf das Gewinnen desselben machen könne. Es handelte sich, wie die Frau sagte, um ein ziemlich bedeutendes Vermögen, das ein Verwandter des Mädchens an sich gerissen hatte, da es in Folge eines Testamentsfehlers nicht genügend sicher gestellt worden war. Ernst erwog den Fall und fand ihn ziemlich hoffnungslos, doch versprach er durch Nachforschen in juristischen Werken sich völlige Klarheit darüber zu verschaffen und auch die Meinung eines erfahrenen Rechtsgelehrten zu hören. Er war höflich genug ihr zu sagen, daß er die Antwort in Person überbringen wolle und sich freue, ihr diesen kleinen Dienst zu erweisen.

Das Ergebniß seiner Forschungen stellte sich in Sachen des verwaisten Mädchens wirklich als hoffnungslos heraus. Es war ihm peinlich, den Frauen die niederschlagende Nachricht zu bringen, allein seine Theilnahme überwog jenes Gefühl, und er mußte sich sagen, daß es ihnen lieb sein würde, die Gründe für und wider ihre Rechte aus seinem eigenen Munde zu hören. In dem kleinen Vorzimmer der Malerin fand er die Tante mit einer feinen Näharbeit beschäftigt, die sie schnell niederlegte, um ihm entgegenzugehen und ihn willkommen zu heißen. Ernst fühlte sich erleichtert, als er nach Erledigung seines Auftrages bemerkte, daß sie die Täuschung mit großer Fassung hinnahm.

„Meine Nichte ist um eine Hoffnung ärmer geworden;" sagte sie; „sie wird vom Schicksal verfolgt, und es ist ein Glück, daß ihre eigenen Hoffnungen auf den Gewinn des Processes nur gering waren. Sie ist heute überdies in einer frohen Stimmung, da sie ihr Bild von der Staffelei eben zu einem ziemlich hohen Preise verkauft hat. Warten Sie gefälligst einen Augenblick. Meine Nichte würde bedauern, Ihnen nicht persönlich danken zu können."

Sie öffnete die Thür eines nebenanliegenden Gemaches und lud ihn ein, ihr dahin zu folgen und Platz zu nehmen. Eine gewisse Befangenheit war jedoch der Grund, weshalb Ernst stehen blieb, um die Ankunft des Mädchens zu erwarten, auch überraschte ihn der Anblick des Zimmers. Es war ein Raum von mäßiger Größe, dessen Wände eine feine silbergraue Tapete bedeckte. Ein einziges, aber ungewöhnlich großes Fenster lag der Thür, durch welche Ernst eingetreten war, gegenüber, und durch schwere, purpurrothe Vorhänge und ein Gewirr von Epheuranken, die es zum Theil verhüllten, stahlen sich in diesem Augenblick die glühenden Strahlen der Abendsonne. Neben diesem Fenster, auf einem Sockel von schwarzem Stein stehend, erhob sich die weiße Gestalt einer griechischen Marmorgöttin, die mit gesenktem Kopf in eine Gruppe duftender Blumen hinabsah, wie sorgsame Frauenhände sie gern zu ziehen pflegen. Ein mit Büchern und Zeichnungen bedeckter Tisch und mehrere Sessel standen in der Nähe, und eine Art Divan und zwei große Teppiche, roth wie die Vorhänge, bildeten die übrige Ausstattung des Zimmers. Ein Blick zur Linken gab Ernst sogleich Aufschluß über die abendliche Musik. Dort stand ein Pianino von dunklem, glänzendem Holz, und über ihm hing in schwarzem Rahmen ein großer, schöner Kupferstich, ein wildes, vom Sturm gepeitschtes Meer darstellend; am Ufer, halb im Sande vergraben, sah man die letzten Reste eines Wrackes. An den andern Wänden hingen noch mehrere Bilder, doch ehe Ernst sie betrachten konnte, ward die aus dem Atelier hereinführende Thür geöffnet. Ein Herr trat heraus, und an Ernst mit flüchtigem Gruß vorübereilend, verließ er das Vorzimmer.

„Er kann sich freuen, so billigen Kaufs zu dem Bilde gekommen zu sein," hörte Ernst die Tante im Atelier sagen, dessen Thür nur angelehnt war.

„Du findest es? Nein, es ist reichlich bezahlt, und dies allein tröstet mich einigermaßen über die Trennung.

„Vergiß unsern Gast nicht, Lucie."

„Morgen schon nimmt man es mir!" hörte er die Malerin sagen, und in demselben Augenblick trat sie in das Zimmer. Sie hatte das kurze, lockige Haar in einiger Verwilderung aus der Stirn gestrichen, und ihre Augen strahlten in einem ungewöhnlichen Glanz. Mit einem raschen Blicke entdeckte sie den Fremden, ging lebhaft auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„So ist es denn wahr, daß wir in dieser fremden Stadt einen Freund an Ihnen gefunden haben? Sie sind so gütig gewesen, uns einen großen Dienst zu leisten, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür."

„Vielleicht wissen Sie noch nicht, daß ich mit keiner frohen Botschaft zu Ihnen komme. Es thut mir wehe, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie um Ihr Erbtheil betrogen sind und keine Aussicht haben, es auf gerichtlichem Wege zu erlangen."

„Ich habe es schon vernommen. Es ist ein schmählicher Betrug," sprach sie, indem sie stirnrunzelnd zu Boden blickte, „doch Ihr Ausspruch kommt mir nicht unerwartet. Vergessen wir, was nicht zu ändern ist. Kein Wort mehr von der widerwärtigen Sache." Und mit einem heitern Ausdruck schlug sie die Augen auf und rief in munterm Tone: „Ich bin gesund, liebe die Arbeit und habe ein schönes Talent, das mir eben eine Summe eingebracht hat, von der wir mehrere Monate sorgenfrei leben können. Wie lange wird es dauern, so habe ich ein neues Bild auf der Staffelei! Dem Muthigen gehört die Welt! Also keine betrübten Mienen, Tante! Du sollst bei mir keine Noth leiden, so lange ich einen Finger rühren kann."

Sie umarmte lächelnd die Frau, welche neben ihr stand und sie mit einem Gemisch von Neugier und Schmollen betrachtete.

„Erlauben Sie mir, Ihr Bild zu sehen?" fragte Ernst, den eine Rührung überkam, als er sah, wie gefaßt das verwaiste Mädchen sein Geschick hinnahm.

„Erlauben! Es wird mir ein Lohn sein, wenn Sie es sehn, denn Sie verstehen das Schöne; wer es in der einen Form erkennt, faßt es auch in der andern auf. Sie lieben die Musik, Sie werden auch mein Bild anerkennen."

„Woher wissen Sie, daß ich Ihr Spiel bewundere?"

„Woher? Ich las es in Ihren Zügen!"

„Doch nicht nur am Rhein hat es jene Wirkung auf mich ausgeübt; ich höre Ihnen alle Abende zu und sehne mich während der langen Tageszeit nach der Stunde, wo es dunkelt und Ihre Töne erklingen."

„Das ist die dritte Freude dieses Tages! So spiele ich nicht für mich allein! Aber warum sitzen Sie so einsam in Ihrer Stube, anstatt die Zerstreuungen der Stadt zu suchen, wie es bei Ihrem Alter natürlich wäre?"

„Ich bin keine gesellige Natur," erwiderte Ernst ausweichend.

„Dann preise ich um so mehr den Einfall meiner Tante —" sie stockte plötzlich und besann sich einen Augenblick — „oder vielmehr die glückliche Fügung, welche uns durch den Mund des ersten besten

Unterbeamten im Regierungsgebäude auf Sie hinwies, als wir dort nach einem klugen Juristen fragten. Doch ich verplaudere die Zeit! Die Sonne geht schon unter, und bald wird es zur Betrachtung des Bildes zu dunkel sein. Kommen Sie schnell!"

Sie öffnete die Thüre und vor ihnen stand das Bild in schöner Beleuchtung. Es war eine große Waldlandschaft, oder vielmehr ein Wald, durch den sich, vom Vordergrunde ausgehend, ein Weg mit kaum noch sichtbaren, moosüberwachsenen Geleisen zog. Im Hintergrunde, wo ein zweiter Weg den ersten kreuzte, vergrößerten sich die Bäume und überschatteten den Punkt mit düsterer, geheimnißvoller Wölbung. Zur Linken blinkte durch Gebüsch und Binsen das träge, schwärzliche Gewässer eines kleinen Teiches, auf dem, in einen feuchten Dunstkreis gehüllt, ein Irrlicht schwebte. Rechter Hand, unter den breiten Zweigen einer riesenhohen, dunkeln Buche, auf einem mit bräunlichem Moose überwucherten, niedrigen Hügel, erhob sich ein hölzernes, halbverwittertes Kreuz. Ein kalter, falber Streifen Mondlicht fiel durch die Zweige auf die Spitze des Kreuzes und beleuchtete geisterhaft das Gras und Moos des Hügels. Ueber dem Walde standen phantastische, nebelhafte Wolkengebilde auf mattgrauem, blassem Himmelsgrunde.

Die Malerin beobachtete den jungen Mann mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Es ist ein merkwürdiges Bild," sagte er vor sich hin.

„Ich möchte wissen, ob Sie etwas dabei empfinden?"

„Einen Schauder," erwiderte er und fuhr fort, es zu betrachten. „In jener Waldestiefe schläft etwas Unheimliches. Niemand würde sie zum Ruheplatz erwählen. Der Hügel unter dem Kreuz deckt ein Geheimniß, selbst der Mond scheint beklommen darauf herabzusehen —"

„Ich weiß genug! Sie haben die Stimmung verstanden; ich habe dargestellt, was ich wollte. Die blaue Blume auf dem Mooshügel am Fuß des Kreuzes kann man bei dem Mondschein nicht erkennen."

„Ich sehe sie nicht."

„Sie muß hinzugedacht werden."

Ernst blickte von dem Bilde nach dem Mädchen. „Ich verstehe nicht, was Sie mit der Blume meinen."

„Ach, das glaube ich! Es wäre wirklich zu viel verlangt, wenn Sie auch das noch ahnen sollten! Ich muß Ihnen sagen, was mir den Gedanken zu dem Bilde eingab. Folgendes Gedicht war es:

„Am Kreuzweg wird begraben
Wer selbst sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum'.

Am Kreuzweg stand ich und seufzte,
Die Nacht war kalt und stumm,
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum'."

Ein Frösteln durchrieselte ihn bei dem Ton ihrer Worte; er war so verschieden von dem Ausdruck, der sonst in ihrer Stimme lag. Die Augen weiter geöffnet als sonst, schien sie den Platz mit Grauen im Geist vor sich zu sehen; jede Spur von Lebensmuth war aus ihren Zügen gebannt und bei den Worten: „Am Kreuzweg stand ich und seufzte," machte sie eine Pause, um selber einen geheimen Seufzer zu unterdrücken.

„Den kleinen Strophen verdanke ich mein Bild;" sagte sie, „es steht noch manches zwischen den Zeilen, was der Dichter nicht mit Worten ausdrücken wollte. Auch Sie verstehen es zu lesen," fügte sie mit nachdenklichen Blick auf den jungen Mann hinzu.

„Ich verstehe es," erwiderte er trübe lächelnd, „und frage mich nur, woher Sie dies wissen!"

„Wie würde ich mit Ihnen sonst über solche Dinge reden! Ich bin glücklich, daß ich es kann, denn der Frau dort ist der Sinn für das Schöne verschlossen," sprach sie, auf die Tante deutend, welche sich in das vordere Zimmer zurückgezogen hatte.

„Ich höre, daß Sie verwaist sind und in dieser Stadt keine Freunde haben."

„O, wie verwaist!" rief sie mit einem Ausdruck der tiefsten Klage. Doch schon im nächsten Augenblick hellten sich ihre Züge auf, und sie fuhr gefaßt und lebhaft fort: „Wie komme ich nur heute zu diesem Ton? Fühle ich doch, daß ich einen Freund in Ihnen gewinnen werde! Wunderbarer Weise ist mir's, als hätte ich Sie schon seit Jahren gekannt. Ich hoffe, Sie werden uns öfter eine Stunde schenken — wenn Sie nichts Besseres darüber versäumen."

„Auch ich bin hier ein Fremdling und entziehe keinem meine Freundschaft, indem ich sie Ihnen zusage."

Die Tante erschien in der Thüre des Ateliers. „Es ist ein Mann gekommen, um das Bild abzuholen."

„So schnell?"

„Ja, und hernach hast Du einen nothwendigen Geschäftsgang zu machen." Ernst hielt diese Bemerkung für einen Wink und sagte den Frauen Lebewohl. Beide reichten ihm die Hände, wie einem vertrauten Bekannten, und es kam ihm nicht in den Sinn, sich darüber zu verwundern, denn es ging alles so natürlich zu, als könne es nicht anders sein.

Als er wieder in seinem einsamen Zimmer saß und zu lesen versuchte, erfaßte ihn ein neues, tiefes Weh. Fremde Menschen, mit denen ein Ungefähr ihn flüchtig zusammengeführt hatte, brachten ihm ihr Vertrauen, ihre Freundschaft entgegen; — das eine Herz, welches seine ganze Welt einschloß, hatte sich kalt von ihm abgewandt. Dies fremde Mädchen mit seinen Blicken voller Theilnahme und Wärme zog ihn aus seinem schmerzlichen Grübeln mit sich fort in das Reich der Poesie und Kunst, allein mit der Begeisterung für beides wuchs auch das Bewußtsein von der unverminderten Kraft seiner Liebe für die Verlorene, und ihr Bild erhob sich über all den neuempfangenen Eindrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stätte deutschen Gewerbfleißes.

(Mit Illustration auf S. 757.)

Im Südosten der Stadt Hannover breitet sich, mit ihr ganz in eins verwachsen, der Vorort Linden aus, bewohnt von etwa 12,000 Seelen. Wie Hannover in den letzten Decennien in jeder Weise einen hohen Aufschwung genommen hat, so ist auch Linden nicht zurückgeblieben. Rasch hat es sich entwickelt, namentlich durch die reichen Fabrikanlagen jeder Art, welche dort allmählich in großer Zahl entstanden sind.

Unter diesen nahmen von jeher die gewerblichen Unternehmungen des bekannten großen Industriellen Hannovers, des verstorbenen Georg Egestorff, zweifellos die erste Stelle ein. Der Etablissements, welche dieser um die Hebung der Industrie seiner Vaterstadt hochverdiente Mann in seiner Hand vereinigte (und welche im Laufe der letzten vierzig Jahre der größeren Mehrzahl nach von ihm allein gegründet wurden), waren nicht weniger als sechszehn, alle dicht zusammen gruppirt, wie eine kleine Stadt von Fabriken.

Unter diesen ragten hervor die chemische Fabrik, die Ultramarinfabrik, die Saline Egestorffshall; und vor allen die Eisengießerei und die großartige Maschinenfabrik. Es ist daher natürlich, daß es auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregte, als plötzlich, nachdem am 27. Mai v. J. Georg Egestorff langjährigem Leiden erlegen war, verlautete, die Erben beabsichtigten, die Gießerei und Maschinenfabrik zu verkaufen. Auch den muthmaßlichen Käufer wollte die geschäftige Fama schon wissen: sie bezeichnete als solchen den in letzter Zeit so vielfach genannten Dr. Strousberg.

Wenige Tage, nachdem das Gerücht aufgetaucht war, fand es schon seine Bestätigung: sieben Monate nach Egestorffs Tode, am 22. November 1868, ging die von ihm einst geleitete Maschinenfabrik und Eisengießerei durch Kauf an Dr. Strousberg über. Als Kaufschilling wurde die Summe von 700,000 Thaler ziemlich bestimmt bezeichnet und hinzugefügt, 250,000 Thaler seien von dem neuen Eigenthümer sofort baar ausgezahlt worden.

In industriellen Kreisen wirkte die Nachricht höchst überraschend. Mit Blitzesschnelle war alles arrangirt worden; Strousberg war in Hannover erschienen, hatte einen kurzen Rundgang durch die Fabrikräume gemacht, mit anscheinend flüchtigem Auge alles gemustert, — und ohne langes Zaudern und Schwanken sich sofort für die Erwerbung des bedeutenden Objectes entschieden. Fortan betrieb der moderne König Midas, in dessen Hand man alles, was er angriff, zu schierem Golde sich verwandeln sah, die Maschinenfabrik und Eisengießerei auf eigene Rechnung; ja, er stellte in Aussicht, daß er den Umfang derselben noch bedeutend erweitern werde.

Er hat Wort gehalten. Im Laufe von 9 Monaten haben sich die An-

lagen Egestorffs ungeahnt entwickelt; ihre Ausdehnung, ihre Leistungsfähigkeit, ihr Betriebspersonal hat sich um das Dreifache vergrößert. Da, wo jetzt auf ausgedehnter Grundfläche Montirungsräume für 40 Locomotiven, Kessel- und Tenderschmiede, sowie an vier reinlichen Straßen 106 Arbeiterhäuser mehr oder minder vollendet sich erheben, sah das Auge vor dreiviertel Jahren nur ödes Ackerland und sumpfige Wiesen, und kaum begreift man, wie es möglich war, in so kurzer Zeit das alles zu überdenken, die Pläne zu entwerfen, die Kräfte zu deren Ausführung heranzuziehen, und letztere so riesenhaft zu fördern.

Gern wird der Leser mit mir eine kurze Wanderung antreten, um diese Stätte deutschen Gewerbfleißes, diese Resultate kühnsten Unternehmungsgeistes zu besichtigen.

Die Communication zwischen Hannover und Linden — die nur durch einen schmalen Nebenfluß der Leine, die Ihme, getrennt sind, — vermittelt ein Omnibus, der jede Viertelstunde kommt und geht. Wir benutzen ihn, und nach kurzer Fahrt steigen wir am nördlichen Ende der langgestreckten Vorstadt Linden aus. Von der Haltestelle ab gehen wir die südsüdwestlich sich hinziehende, breite und von schönen Gebäuden eingefaßte Hauptstraße Lindens, die Deisterstraße, entlang; zehn Minuten, und wir haben das Ende derselben erreicht. Wir biegen um eine scharfe Ecke — da liegt vor uns das Ziel, dem wir zustreben: die Strousbergsche Fabrik, kenntlich an den zahllosen Dächern, den rauchenden Schornsteinen, den an unser Ohr schlagenden Tönen des Erzes, welches alles auf eine rege Betriebsamkeit hinter jener hohen Mauer schließen läßt, die das Etablissement rings umfriedigt.

Nach wenigen hundert Schritten haben wir den Eingang erreicht; wir passiren das Portierhaus, und befinden uns auf einem geräumigen Hofe, vor uns ein geschmackvolles Gebäude, welches die Büreaux und Comtoirs enthält, wo wir eine Erlaubnißkarte zur Besichtigung der Fabrik erhalten.

Ein breites Thor führt uns in die weite Halle, unter deren Dache sich die Eisengießerei befindet. An die hundertundfünfzig fleißigen Arbeiter sind thätig, aus ganz feinem Sande die zahlreichen Formen herzustellen, deren man bedarf. Der Modelltischler — dessen Werkstatt wir später sehen werden — hat die nöthigen Modelle, soweit sie von Holz sind, bereits vorgearbeitet; Sand (die Masse, in welche dieselben eingeformt werden) und Kohlenstaub (der das Aneinanderhaften der verschiedenen Modellstücke und der Formen verhindert) wird in einer mittels Dampf getriebenen Mühle neben der Gießerei gemahlen, und nachdem all das nöthige Material an Ort und Stelle gebracht ist, geht es an ein Sieben, Stampfen, Putzen, Glätten. daß an der Form auch nicht die kleinste Rauhheit mehr entdeckt werden kann. Es werden in der Strousbergschen Fabrik alle Arten des Gusses angewendet: Stücke, bei denen das Aussehen der Rückwand gleichgiltig ist, werden offen, andere, bei denen es auf eine bestimmte Beschaffenheit aller Seiten ankommt, im Kasten gegossen.

Ganz wesentlich ist die gute Herstellung und richtige Behandlung der Formen. Es wird darauf der ganze Vormittag verwendet, während von 3—6 Uhr nachmittags das eigentliche Gießen stattfindet. Für den Guß hohler Stücke bedarf es eines Kernes, welcher, in die Form gestellt, den Platz des späteren Hohlraums einnimmt. Diese Kerne werden in einem entfernteren Theile der Gießerei angefertigt, und zwar aus Lehm, welcher zum Zwecke größerer Haltbarkeit mit Stroh durchzogen ist.

Ist die Form gußfertig, so wird sie geschlossen, um demnächst voll gegossen zu werden. Wir erblicken vier mächtige Kupolöfen: hohe Schachtöfen, oben offen, aus feuerfestem Stein erbaut und auswendig mit einem starken Mantel von Eisenplatten umgeben. Der Betrieb des Kupolofens ähnelt dem des Hohofens: er wird mit abwechselnden Schichten von Eisen (10 Centner) und Coaks (1 Centner) beschickt, und durch Ventilationsgebläse die Schmelzung gefördert. Das Material an Eisen, welches verarbeitet wird, besteht, neben aus dem Handel bezogenen Roheisenbarren, aus altem Gußeisen, Schmiedeeisenabfällen, Bohr- und Drehspänen :c.

Inzwischen haben wir durch zwei kleine, zum Schutz der Augen mit grünem Glase versehene Gucklöcher geschaut, welche an der Rückseite des Ofens angebracht sind. Hier kann man einen Blick thun unmittelbar in das innerste Herz der Oefen: da wallet und siedet die glühende Eisenmasse; unaufhörlich tropft es von oben nach, die allmählich schmelzenden Eisenstufen nehmen bizarre Formen an, welche schnell noch bizarreren weichen — die Masse hat die erforderliche Dünnflüssigkeit erlangt: die Zeit zum Guß ist da.

Mächtige Kessel mit breiter Schnauze werden von kolossalen Krähnen vor das Stichloch des Ofens gehoben; hier empfangen sie die dunkelrothe, glühende Lava. Durch ein kleines Loch, welches immer nach stattgehabtem Gebrauche durch einen Thonpflock verschlossen wird, entströmt diese dem Bauch des Ofens und ergießt sich eine schmale, mit Lehm gefütterte Rinne entlang in die Kessel, welche gewöhnlich von vier Mann, oder in Pfannen, welche von zwei Mann, oder endlich in Gießkellen, welche von einem Manne vermöge vier Fuß langer Stiele regiert werden. Unbeschreiblich prächtig nimmt es sich aus, wenn von dem herabfließenden Eisen tausend und abertausend Funken nach allen Seiten hinwegspritzen; ein Sprühregen, der selbst dem pomphaftesten Brillantfeuerwerke Ehre machen würde.

Ist die zu dem beabsichtigten Gusse nöthige Masse flüssigen Eisens in den Schöpfgefäßen angesammelt (was genau überschlagen werden muß, da ein Stück nicht in verschiedenen Absätzen gegossen werden kann) so wird sie zu den Formen übertragen — bei großen Lasten stets mit Hilfe der Krähne — und „es kann der Guß beginnen".

Die in den hohlen Räumen der Form enthaltene Luft wird entzündet; züngelnd mit bläulicher Flamme schießen die Gase hervor, und so lange schüttet man nach, bis die Zeichen vorhanden sind, daß die Form gefüllt ist. Bis nun das gegossene Stück „sich verkühlet, muß die strenge Arbeit ruhn"; am andern Tage wird „zerbrochen das Gebäude", und

„aus der Hülse — — —
Schält sich der metallne Kern."

Da man aber die Beiworte „blank und eben" auf ihn noch nicht anwenden kann, so wandert er hinüber in die Putzräume, wo die auf den Abgüssen entstandenen Gußnähte und Zäpfchen — die sich an den Stellen bilden, wo die Luftpfeifen waren — mit Meißel und Feile ausgeputzt werden. —

So hätten wir denn das wechselvolle Treiben in der Eisengießerei, welche durchschnittlich 80—100,000 Centner alle Jahre, täglich also über 200 Centner producirt, beobachtet, und begeben uns nun in die ihr gegenüberliegende Schmiede.

In einem langhin gestreckten Saale sind mehr denn hundert Essen in Thätigkeit. Rothe Gluten lodern empor; der Amboß

„— — — tönt von dem Takte geschwungener Hämmer,
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls."

An jedem Feuer hat ein Schirrmeister die Oberleitung, welchem zwei oder drei Zuschläger — kräftige, gedrungene Gestalten — beigegeben sind. In der Mitte des weiten Raumes erblicken wir mehrere Dampfhämmer, deren im ganzen acht, von 6—60 Centnern Hammergewicht, vorhanden sind. Wir sehen hier nur die kleineren Dampfhämmer, mit leichterem Hammerblock und rascherem Arbeitsgange; der riesigste von ihnen befindet sich in einem besonderen Häuschen, rechts am oberen Ende der Schmiede.

Ein mächtiger Koloß steht er da, rings umgeben von den Oefen, darin das Material, welches er zu verarbeiten hat, geglüht wird: dicke Klötze von Eisen, auf welche seine wuchtigen Schläge senkrecht schwer herabfallen. Ihr Stärkegrad kann mittels des Dampfes leicht regulirt werden, von der vollen Sturzhöhe bis herab zu Null; so zwar, daß man auf dem Amboß Haselnüsse zu knacken vermag, ohne deren Kern zu beschädigen.

Unter sinnender Betrachtung über die Kraft des Menschengeistes, der die Elemente so sich dienstbar zu machen wußte, verlassen wir die Schmiede und treten in die daran stoßenden Drehereiräume und Detailwerkstätten.

Auf dem Platze, wo diese sich jetzt ausbreiten, befanden sich früher — außer den eben genannten Werkstätten selber — noch die weitläufigen Montirungsräume. Am 14. Mai d. J., mit der Beziehung der neuen, durch Strousberg geschaffenen Werkstätten, wurde der Dreherei allein der Platz überwiesen, welchen die nun in den Neubau verlegten Räume mit ihr bis dahin hatten theilen müssen.

In der Dreherei sind die Werkzeugmaschinen aufgestellt: da sehen wir Drehbänke, Bohrmaschinen, Hobel- und Stoßmaschinen in unausgesetzter Thätigkeit; breite Riemen, welche die Gemächer nach allen Seiten durchziehen, pflanzen die von drei Dampfmaschinen mit zusammen 95—100 Pferdekraft ausgehende Bewegung fort, und „tausend fleiß'ge Hände regen, helfen sich im muntern Bund".

Um eine bequemere Uebersicht zu ermöglichen, ist jede der Detailwerkstätten für eine besondere Klasse von Arbeiten eingerichtet. Die hier placirten Schlosser, Metalldreher ꝛc. vollenden die durch die Maschinen vorgearbeiteten Details; es liefert sonach jede Werkstatt für sich vollständig fertige Arbeit. Diese wandert zunächst in das Magazin nahe den Montirungsräumen, um von dort aus, in diese letzteren geschafft zu werden.

Mit dem Verlassen der Dreherei scheiden wir von der alten Fabrik, wie sie Georg Egestorff lange Jahre ruhmreich und ehrenvoll geleitet hat. Nur flüchtig schauen wir an der Stelle, wo wir das neue, von Strousberg erworbene Gebiet betreten, noch einmal zurück, einen schmalen Gang hinabblickend. Wir sehen an dessen Ende, mit der Flanke an das Portierhaus am Eingange grenzend, die Magazine für Stabeisen ꝛc.; daneben die Modelltischlerei, welche Zeichner und Arbeiter von erlesener Geschicklichkeit beschäftigt; an die Tischlerei stoßend die Klempnerei, dann die reinlich und hübsch gehaltene Messinggießerei, endlich, ganz nahe unserem Standpunkte, die Gasanlage, welche die Fabrik mit Leuchtgas versorgt; und zuletzt abermals ein großes Magazin für Holz, wovon immer ein großer Vorrath zur Hand ist.

Wenige Schritte führen uns in den wahrhaft großartig angelegten Montirungsraum, von 450 Fuß Länge und 280 Fuß Tiefe. Ende November 1868 begonnen und im Mai 1869 dem Betriebe übergeben, ist dieser im System der Sheddächer erbaut (unsere Zeichnung gibt ein deutliches Bild davon), wodurch neben Billigkeit der Ausführung ein überall gleichmäßiges Licht erzielt wird. Die Fensterseiten der Sheddächer gehen sämmtlich nach Norden, so daß die Arbeiter nicht durch Sonnenstrahlen genirt werden. Das bei Regenwetter sich ansammelnde Wasser findet seinen Abfluß durch einen Theil der hohlen gußeisernen Säulen, welche — 296 an der Zahl — die Dächer tragen, während der andere Theil dieser Säulen, im Verein mit Röhren und Canälen, die Dampfheizung des Etablissements besorgt.

Der Montirungsraum umfaßt die Arbeitsstände zur Locomotivmontirung für 38—40 Locomotiven und 20 Tender, welche hier gleichzeitig in Arbeit sind. Das Montiren geschieht auf sehr bequeme Weise; durch zahlreiche Laufkrähne, Schiebebühnen ꝛc. sind die Hebungs- und Transportkosten auf ein Minimum gebracht.

Die Leistungsfähigkeit der Maschinenfabrik — deren Betrieb jetzt lediglich auf den Bau von Locomotiven beschränkt ist — beläuft sich auf 200 Locomotiven nebst Tender pro Jahr; sie ist mithin die ausgedehnteste Anlage dieser Art in Deutschland, da Borsigs Etablissement in Berlin nur 150 Locomotiven jährlich anfertigt. Egestorff lieferte deren 45 jährlich; die letzte noch unter ihm gebaute Locomotive trug die Nr. 350, während jetzt schon Nr. 420 in Arbeit ist. Dr. Strousberg hat unter anderen bedeutenderen Aufträgen die contractliche Verpflichtung der Herstellung von 75 Locomotiven für die rumänischen Eisenbahnen übernommen; am 15. Juni d. J. ist mit der Lieferung begonnen, und monatlich werden 12—14 dieser Locomotiven fertig, deren 26 bereits abgegangen sind. Der Transport derselben an ihren Bestimmungsort ist einem Spediteur übergeben, welcher die fertigen Stücke in Hannover abnimmt, verladet, und zur See, an Frankreich und Spanien vorüber, durch die Enge von Gibraltar, das mittelländische Meer, in das schwarze Meer bis nach Galacz an der Donau — Station der rumänischen Eisenbahn — hinzuschaffen hat und zwar unter Garantie gegen alle Beschädigung oder Verlust. Man zieht den Seeweg vor, weil er der billigste ist. — Bekanntlich passirte kürzlich in Harburg beim Einschiffen der Locomotive „Dr. Strousberg" das Malheur, daß dieselbe in Folge des Reißens einer Kette am Flaschenzuge in den Köhlbrand — den Harburger Hafen — versank. Sie wurde auf Kosten jenes Spediteurs wieder gehoben und ausgebessert.

Doch die Montirung der Strousbergschen Fabrik in Linden bietet uns noch viel des Sehenswürdigen dar. Da ist zunächst die gesonderte Abtheilung für Malerei und Lackirung der Maschinen, sowie für die Dampfprobe derselben; außerdem Räume für Werkzeugreparatur, Magazine für allerhand nöthige Geräthe; endlich sehen wir Dampfmaschinen aufgestellt, bestimmt für den Betrieb einer großen Zahl Werkzeugmaschinen, um spätere Nacharbeiten, Justirungen ꝛc. sofort an Ort und Stelle erledigen zu können.

Unmittelbar an die Montirung stößt die Kessel- und Tenderschmiede. Wahrhaft betäubend ist der Lärm, der uns entgegenschallt, aber unsere Wißbegierde achtet dessen nicht: beherzt treten wir ein.

Wir erblicken eine große Zahl von Schmiedeessen, Blechhobelmaschinen, Bohr- und Stoßmaschinen, sowie verschiedene Glühöfen zum Biegen und Kümpeln der gewaltigen Blechplatten. Die Schmiede und die zahlreichen Werkzeugmaschinen befinden sich im linken Flügelbau, woselbst die Detailarbeiten, als: Richten, Bohren, Zusammensetzen der einzelnen Theile des Kessels und Vernietung derselben ausgeführt werden, wogegen in dem Mittelbau die Zusammensetzung der Kessel — Kesselmontirung — vor sich geht. Hier greift alles „wie ein Mühlrad flink in einander auf Wort und Wink". Durch eine große Anzahl von Laufkrähnen und eigenthümlich construirten Kesselmontirungswagen werden die schweren Lasten mit Leichtigkeit gehandhabt; dabei ist das Princip der „Theilung der Arbeit" im denkbar ausgedehntesten Maße zur Geltung gebracht, indem die Einrichtung so getroffen ist, daß die Kessel, je mehr sie sich der Vollendung nähern, um so weiter durch eine Hand der andern zugeschoben werden, bis sie endlich, nachdem sie in Rücksicht auf ihre völlige Dichtigkeit probirt sind, in den zwischen Montirung und Kesselschmiede belegenen Raum rücken. Hier werden sie durch ein Quergleis mittels Schiebebühnen seitlich herausgeschafft und gelangen, auf Schienengleisen in den Vorbauten der Montirung, zunächst auf die in dem Gebäude selbst befindlichen Schiebebühnen — zwei an der Zahl —, um durch diese nach den zur Aufnahme des Kessels bestimmten 48 Montirungsstellen transportirt zu werden. Im rechten Flügelbau wird in ähnlicher Arbeitstheilung die Anfertigung der Tendercisternen vorgenommen, welch letztere in gleicher Weise zu den Montirungs- resp. Arbeitsstellen geschafft werden.

Ist endlich die letzte Hand an die Locomotive gelegt, hat der Maler und Lackirer sein Werk gethan, so wird die Fertige, in reinlichem Festgewande glänzend wie eine Braut, auf Eisenbahngleisen hinausgeschafft in die Höfe, um dort verladen und per Axe nach dem Bahnhofe in Hannover gefahren zu werden, — eine weitläufige und kostspielige Procedur. Dieselbe hat jedoch die längste Zeit hindurch bestanden, denn bereits sind hunderte von fleißigen Männern thätig, den Bau der Eisenbahn Hannover-Hameln zu vollenden; ein Project, welches lange, lange Jahre hindurch nicht zu Stande kam, bis Dr. Strousberg mit seinen Millionen als Generalentrepreneur eintrat. Er wird also hier, gleich wie bei den rumänischen Bahnen, in einer Person Producent und Consument sein; und um dem Consumenten Strousberg zu Hilfe zu kommen, wird der Producent einen Zweigstrang bauen lassen von seiner Fabrik in Linden nach seiner Bahn Hannover-Hameln: eine Anlage, nach deren Einrichtung der jetzige beschwerliche Transport der fertigen Locomotiven nach dem entlegenen Hannoverschen Bahnhofe überflüssig werden wird.

Nunmehr die Kesselschmiede verlassend, haben wir ein anderes Portierhaus vor uns, welches den zweiten Eingang zur Fabrik beherrscht. Angesichts desselben haben wir einen Weg von etwa zwanzig Minuten zurückgelegt und Räume durchwandert, welche sich erheben auf einer Grundfläche von ca. dreißig Hannöverschen Morgen, davon etwa zehn Morgen auf die alte und zwanzig auf die neue Fabrik kommen. Wie viel Fleiß, wie viel Mühe und Streben sind da beieinander! — Es erregt unser Staunen, wenn wir erfahren, daß im ganzen im Strousbergschen Etablissement thätig sind: 7 Dampfmaschinen von zusammen 150 Pferdekraft; ferner ca. 490—500 diverse Werkzeugmaschinen, etwa 150 Schmiedefeuer, 6 Schweißöfen, 4 Glühöfen, 4 Kupolöfen, 3 Messingschmelzöfen, 8 Dampfhämmer ꝛc. ꝛc.

Durch das vorhin erwähnte Portierhaus führt ein Ausgang ins Freie; wir wählen ihn, um so nach dem vom Eigenthümer des Etablissements mit großer Liberalität geschaffenen Arbeiterviertel zu gelangen, welches sich vor unsern Blicken auf etwa zehn Morgen umfassender Grundfläche ausbreitet. Es ist dasselbe im Wachsen begriffen; denn während anfangs dieses Jahres die Summe der in der Eisengießerei und Maschinenfabrik beschäftigten Arbeitskräfte sich auf 700 belief, ist dieselbe jetzt bereits gestiegen auf 1500, und wird Ende dieses Jahres 2500 betragen.

Das Strousbergsche Etablissement hat das Glück, einen sowohl in Beziehung auf die Leistungsfähigkeit als auch auf Charakter und Bildungsgrad durchaus tüchtig zu nennenden Arbeiterstamm zu besitzen. Schon ein Blick auf die uns begegnenden Frauen und Kinder der Leute documentirt dies: nirgends Nachlässigkeit oder Schmutz; überall Nettigkeit, Ordnung, ja ein gewisser Grad von

Behäbigkeit. Freilich ist man vorsichtig bei dem Engagement neuer Kräfte, und die Controle ist streng, doch gerecht. Die Arbeit beginnt morgens 6 Uhr und dauert bis 6 Uhr abends; als Frühstückszeit ist eine halbe Stunde (8—8½ Uhr) als Mittagszeit 1½ Stunde (12—1½ Uhr) festgesetzt, wogegen die Vesperzeit ausfällt.

Zur Controle der Arbeitszeit dienen numerirte Marken, deren jeder Arbeiter eine erhält. Er hat dieselbe beim jedesmaligen Passiren des Portierhauses vorzuzeigen, beim Beginn der Arbeit an in den Werkstätten befindliche Nummertafeln auf die mit gleicher Nummer versehene Stelle anzuhängen, resp. beim Schluß der Arbeit wieder abzunehmen. Die Nummerntafeln werden mit dem Glockenschlage sechs geschlossen; wiederholte Verspätungen werden durch Ordnungsstrafen gerügt.

Alle zur Arbeit nöthigen Materialien werden einzig durch einen Bon des Werkführers auf das Magazin angewiesen und verausgabt; die Ausführung der Arbeit geschieht fast allein im Accord. Während dessen Dauer erhalten die Betheiligten ihren gewöhnlichen Lohnsatz als Abschlagszahlung; die Auszahlung des Accords erfolgt nach dessen Beendigung. So stellt sich der durchschnittliche Verdienst je nach der Leistung des Betreffenden für Schlosser, Dreher, Schmiede 2c. auf ca. 1 Thlr. täglich (bei zehnstündiger Arbeit) bis zu 1 Thlr. 15 Ngr.; auch 2 Thlr. und mehr für besonders tüchtige Arbeiter.

Die Löhnung erfolgt jeden Sonabend, und zwar kommt die vorhergehende Woche zur Auszahlung; acht Tage bleiben im Rückstand. Strafgelder werden bei jeder nächsten Löhnung abgezogen; sie fließen der Krankenunterstützungskasse (resp. der demnächst zu gründenden Invalidenkasse) zu, welcher beizutreten jeder Arbeiter verpflichtet ist. Der Fonds dieser Krankenkasse ist gebildet durch Geschenke des verstorbenen Georg Egestorff; sie wird erhalten hauptsächlich durch wöchentliche Beiträge der Arbeiter. Kranken gewährt sie, außer freier ärztlicher Behandlung und Arznei, eine baare Unterstützung von 3½—10 Ngr. per Tag. Den Hinterbliebenen eines verstorbenen Mitgliedes werden 20 Thaler Beerdigungskosten gezahlt.

Die Zahl der Gebäude des Arbeiterviertels, jetzt über 100, wovon bereits sechzig bewohnt sind, soll auf 200 erhöht werden. Nur in der Strousbergschen Fabrik beschäftigte Arbeiter haben Anspruch auf diese Häuser, welche größtentheils einstöckig sind. Zu jedem Hause gehört ein Gärtchen und ein Stall.

Der Baupreis des einzelnen Hauses mag mit etwa 1000 Thalern mäßig veranschlagt sein; der Miethzins beträgt 55 Thaler, mit der Verpflichtung des Miethers, mindestens zwei und höchstens sieben Kostgänger aufzunehmen, indem als Princip aufgestellt ist, daß der Miether durch Aftervermiethung fast frei wohne.

Um die Arbeit zu ehren, sind die einzelnen Straßen des Quartiers mit folgenden Namen belegt: Zirkelstraße, Feilenstraße, Hammerstraße. Quer durch diese hindurch geht die Brunnenstraße, welche bei ihrer Kreuzung mit der Hammerstraße einen großen, freien Platz bildet, in dessen Mitte ein artesischer Brunnen projectirt ist. Die vier Ecken dieses Platzes werden größere Gebäude für Läden und Geschäfte erhalten. Diesen Geschäften sollen die Maximalpreise vorgeschrieben und alle Fürsorge getroffen werden, daß für wenig Geld nur beste Waare geliefert wird.

Eben diese Fürsorge für das Wohl der Arbeiter — welche von letzteren bei Dr. Strousbergs Anwesenheit jüngst in Hannover auch durch einen ihm zu Ehren veranstalteten solennen Fackelzug anerkannt wurde — beabsichtigt, außer den hier genannten Anlagen noch ein großes Waschhaus, sowie eine Badeanstalt zu errichten. Gleichermaßen soll am alten Haupteingange gegenüber den Büreaux und Comptoiren ein Arbeiterspeisesaal für 6—800 Mann gebaut werden.

So wären wir denn wieder an den Punkt gelangt, von wo wir ausgingen: in den Vorhof der Fabrik. Um uns zu verabschieden, treten wir noch einmal in die Büreauräume.

Da sind an Ingenieuren, Beamten der kaufmännischen Branche, Werkführern, Schreibern 2c. 41 Herren in wohnlich eingerichteten Lokalitäten beschäftigt. Hier ist die Seele des ganzen Organismus; von hier aus wird die Fabrik mit eben so viel Kenntniß, als Geist und Umsicht geleitet. Von hier aus gehen tausend Fäden und Verbindungen; — nach der Neustädter Hütte, jenem unglücklichen Unternehmen zu Neustadt am Rübenberge, welches, nachdem es anderthalb Millionen gekostet, nachdem die Actiengesellschaft, die es unternommen, in Concurs gerathen und mit drei Procent abgefunden worden, endlich nach mannigfachen Schicksalen in die Hände des Dr. Strousberg für 200,000 Thaler überging und nun hauptsächlich für den Bedarf der Maschinenfabrik an Blechen thätig ist; Verbindungen ferner mit dem Hüttenwerke von Arndt und Compagnie in Dortmund, dessen Besitzer Strousberg ebenfalls ist (es liefert alle Eisensorten, Achsen und Räder, Drehscheiben und Eisenbahnutensilien); Verbindungen endlich mit den Eisenwerken zu Salzgitter, wo Dr. Strousberg neuerdings ausgedehnte Eisensteinfelder erworben hat, mehrere Hohöfen bauen läßt und über Kohlengruben gegenwärtig in Unterhandlung steht; Verbindungen vor allem mit Berlin, wo man Dank umsichtiger Einrichtung jederzeit vollständig unterrichtet ist über den Gang der Lindener Fabrik. Die specielle Leitung und Verwaltung derselben ist in die Hände der seit Jahren unter Egestorff thätig gewesenen Ingenieure Herren Krauß und von Bock gelegt; diese sind mit ausgedehnter Collectivvollmacht versehen und als ihr Substitut der ebenfalls langjährig in der Fabrik beschäftigte Ingenieur Herr Dickert bestellt.

Auch hier hat Strousberg seine stets beobachtete Taktik, sich der besten Arbeitskräfte zu versichern, festgehalten. Die letzte höchste Instanz bleibt freilich immer er selbst, und es ist unglaublich, welche eminente Thätigkeit der Rastlose, Nimmermüde entwickelt. Wie er das erreicht, davon ist erst kürzlich in diesen Blättern die Rede gewesen*).

„Er bannet das Glück; es muß ihm stehen, ...
.... Und weil er Fortunen sich anvertraut,
Hat er sich diese Größe erbaut ...“

„Und —,“ füge ich, wie der Wachtmeister in Wallensteins Lager hinzu, indem ich dem gütigen Leser, der mich auf der langen Wanderung treulich begleitet hat, die Hand zum Abschied reiche:

„Und — wer weiß, was er noch erreicht und ermißt,
Denn noch nicht aller Tage Abend ist!“

H. Ubbe.

*) Vgl. der Eisenbahnkönig. Nr. 46. S. 728.

In Thüringens Oberhof.

Eine Reiseskizze von Dr. **Hermann Adalbert Daniel**.

Wer kennt nicht Immermanns „Münchhausen“ und freut sich des trefflichen Werkes immer wieder von neuem? Und wer kennt deshalb nicht auch die köstliche echte Dorfgeschichte vom Oberhof und seinem prächtigen markigen Hofschulzen? Das reiche berühmte Gehöft liegt auf rother westfälischer Erde, oder ist vielmehr als poetische Schöpfung des Dichters dahin versetzt. Aber es gibt auch einen Oberhof in der Wirklichkeit, eine liebliche Gebirgsidylle der Natur. Ich meine das thüringische Gebirgsdörfchen Oberhof, dessen Namen im Volksleben noch immer der bestimmte Artikel vorgesetzt wird. Es hat das geschichtliche Berechtigung.

Der Thüringerwald ist bekanntermaßen ein entschiedenes Kammgebirge und hat dabei das Eigenthümliche, daß ein uralter Grenzweg zwischen Thüringen und Franken, der neuerlich wieder viel besprochene Rennsteig, von Nordwesten nach Südosten über den Kamm läuft. An vielen Stellen sinkt das Gebirge gleich vom Rennsteig an merklich abwärts, an andern folgt nach geringer Senkung eine plateauartige Verbreiterung. Eine solche streckt sich z. B. zwischen dem steilen Thale des Eimersbaches (zum Silbergraben, dem einen Quellbache der Ohre) und dem nach Zelle herabfließenden zum Werragebiete gehörigen Bache aus. Seit alten Zeiten führte von Erfurt her über Crawinkel die Frankenstraße, ein frequenter Handelsweg, aus Thüringen nach Franken hinüber. Wahrscheinlich gab dieser Umstand Veranlassung zur Anlage eines fürstlichen Amthauses oder Amthofes, der zum Unterschiede von anderen der Oberhof genannt ward. Nach der Ortssage siedelten sich zuerst sechs Familien bei dem Hofe an. Auch ein Geleits- oder Zollhaus, der Kern des jetzigen

Gasthofes, wurde aufgeführt. Die Bevölkerung wuchs langsam. Die Stürme verheerender Kriege, namentlich des dreißigjährigen, scheinen auch diese Höfe nicht verschont zu haben. Zwei Localitäten führen noch heute den Namen Schanze und Schänzchen und zeigen Spuren von Gräben und Wällen. Der Ueberlieferung nach sind sie einst gegen beutegierige Kroaten, die im Hennebergischen hausen mochten, aufgeworfen. Im siebenjährigen Kriege sind Franzosen und Reichstruppen über den Kamm gezogen. Zur Aufnahme des Ortes trug die Anlage der neuen schönen Kunststraße durch das Ohrethal nach Zelle, vieler anderen von Oberhof ausgehenden Chausseen, der Bau des herzoglichen Schlosses bei. So zählt das Dörfchen, das noch vor fünfzig Jahren nur 150 Einwohner hatte, jetzt deren über 250 in vierzig oder fünfzig schindelgedeckten Holzhäusern. Gruppenweise umringen diese eine prächtige große Waldwiese, die durch die Crawinkeler Straße in zwei etwas ungleiche Hälften geschieden wird: die kleine, westnordwestliche, senkt sich rasch mit den Furchen oder Falten ihres wundergrünen Sammetmantels herab zu einem Tannendickicht, in welchem der Eimersbach zusammenrinnt. Die Bewohner, fast ausschließlich Holzhauer, manche mit spärlichem Kartoffelacker, sind ein einfach biederer Menschenschlag, der dem Fremden freundlich und herzlich entgegenkommt. Besondere Sitten und Gebräuche zeichnen sie nicht vor den Thüringern aus. Der jetzige Cantor sah vor fünfundvierzig Jahren noch ein, aber nur ein Brautpaar in den alterthümlichen „Brauthüten". Die Braut trug einen aus rothen Bändern zusammengesetzten Kopfputz und darüber einen Flitterkranz. Aber auch den Bräutigam schmückte solcher Flitterkranz, der seltsamer Weise ihm auf den Haaren festgesiegelt wurde. Es ist gegangen wie überall: verbreitete Bildung und Verbindung mit der Welt hat die alten Sitten verschwinden machen. Geblieben ist die natürliche Abgeschlossenheit und Beschränktheit der Natur auf der lieblichen Hochfläche. Der Blick streift nicht weithin in das Tiefland, sondern haftet an Wiese und Wald; nur an einer Stelle öffnet sich ein kleiner Ausschnitt der nördlichen Ebene, in der man das Dorf Gossel liegen sieht.

Die Sommerfrischen in unsern schönen mitteldeutschen Waldgebirgen zerfallen in zwei Ordnungen oder Gruppen. Die einen, Dörfer, Städtchen, Flecken liegen meist am Ausgange eines Thales, zum Theil in den Grund, zum Theil in die Ebene geschoben. Der Besuch der Fremden ist für sie eine wichtige Erwerbsquelle, und deshalb ist viel für die Bequemlichkeit gethan. Darum sind diese Sommerfrischen überaus frequent, und manche, namentlich norddeutsche Städte senden förmliche Schwärme oder Colonien dahin aus. Man sieht zum großen Theil dieselben Menschen, dieselben Bekannten wie zu Hause und führt im Grunde das gesellige Leben der Heimat fort, nur in frischer erquickender Bergluft und in schöner Berg- und Waldscenerie.

Es ist aber unleugbar etwas Wahres in dem, was Alban Stolz im „Spanischen" ausspricht. „Städte und Gegenden, die von Touristen viel besucht, beschrieben und breitgetreten sind, bekommen einen feinen Staub und Schmutz, der selbst der Natur ihre frische jungfräuliche Schöne zu nehmen scheint." Oder vielleicht richtiger gesagt: es gibt Zustände, in denen der Mensch den Menschen suchen muß, aber auch andere, in denen er vor allen, und insonderheit vor allen bekannten Menschen an den Busen der Natur fliehet. Auge in Auge ihr gegenüber, Herz an Herz mit ihr allein, das ist sein Verlangen und seine Sehnsucht. Ja, ich möchte behaupten, die Natur so recht tief innigst empfinden kann man eben nur allein. Wer hat das nicht schon etwa vor einer großartigen Aussicht, bei einem Wassersturze, vor kühner Felsbildung empfunden? Menschen, die so fühlen, die zieht es hinauf auf die Höhen, „wo die Luft so rein, wo die Luft so klar," hinein in Gebirgs- und Waldeinsamkeit. Oft liegt bei Kranken und Schwachen in solchem Zuge eine richtige Ahnung wahrer Heilkraft.

Unter den Sommerfrischen dieser zweiten Ordnung verdient im Thüringerwalde Oberhof vor andern genannt zu werden.

Das 2500 Fuß über dem Meere gelegene Plateau, eine Wiesenaue mitten im prächtigen Nadelwalde, hat eine wunderbar reine und kräftigende Luft. Es ist nur ein Vorurtheil, daß Oberhofs Klima rauh, namentlich seine Temperatur zu niedrig sei. Allerdings tritt der Frühling später, der Winter früher ein, aber in der eigentlichen Reisezeit unterscheiden sich die Temperaturgrade nicht ins Unbequeme hin von den Thälern. Der Wald ist nach allen Seiten hin mit wenigen Schritten zu erreichen, ein großer Vortheil für Schwache, die an andern Orten Viertelstunden, halbe Stunden gehen müssen, um den wohlthuenden Balsam des Waldes trinken zu können. Das Ganze trägt den Charakter stiller, friedvoller Abgeschiedenheit. Aber, so sagt man, solche Einsamkeit kann unter Umständen auch auf leidende Zustände einengend, bedrückend, beängstigend, wirken. Gewiß, aber es ist eben das Eigenthümliche vom Oberhof, daß es Abgeschlossenheit und lebendigen regen Zusammenhang mit der Welt in sich vereinigt. Viermal kreuzt die Post, welche Gotha und Suhl, Thüringer- und Werrabahn verbindet, das Plateau, und seit dem 1. Juni 1868 ist sogar eine Telegraphenstation eingerichtet. Kaum gibt es einen größeren Contrast, als den ein Hinaussehen aus den Fenstern des Gasthofs gewährt. Dort liegt das Dörflein mit seinen Holzhäusern und seinem Holzkirchlein: alles so einfach, so naturwüchsig, das Horn des Hirten, die Schellenglocken der aus- und einziehenden Herden, Wald und Wiesenplan, alles Stillleben und Idylle — und dicht vor Dir am Hause hin, so dicht, daß ich zu Pfingsten d. J. einen Bruder Studio ganz harmlos seine Wäsche darüber hängen sah, zieht der Telegraphendraht, der Repräsentant des modernen Weltverkehrs.

Von einigen Speraden abgesehen besteht Oberhof aus drei Häusergruppen, welche wir, obwohl die Himmelsgegenden nicht ganz genau zutreffen, die westliche, östliche und nördliche benennen wollen. Der westliche Häusercomplex ist auch in anderem Sinne das Westende, das vornehme Viertel des Ortes. Wie billig, erwähnen wir zunächst das herzogliche Jagdschloß, in welchem der hohe Herr, um dem edlen Waidwerke obzuliegen, oft Wochen verweilt. Einfach aber geschmackvoll, durch Geweihe als eine Burg des heiligen Hubertus gekennzeichnet, erhebt es sich dicht am Thalrande des Eimersbaches. Nicht weit davon liegen die Oberförsterei und der Gasthof. Obwohl durch die Oberschöner Straße von diesem getrennt, gehört auch noch das neue, ganz gefällig aussehende Schulhaus mit der Uhr zum Westende. Dort wohnt der wackere Cantor, der seit fünf und vierzig Jahren in Oberhof sein Amt versieht.

Das Ostende umfaßt die Häuser an den Straßen nach Zelle und Gräferode. Das Terrain hebt sich nach dem Rennsteige, und die hier stehenden Häuser sind die höchsten des Ortes. Darum häuft sich der Schnee im Winter hier am massenhaftesten an: eine aufgerichtete Stange zeigt in überraschender Höhe die Schneelinie des Winters von 1859 auf 1860. Die Poststraße wird natürlich immer frei erhalten; eine Maschine schiebt die Schneemassen nach beiden Seiten auseinander. Bald entstehen vor den Häusern Wände, die jeder neue Schneefall erhöht und vergrößert.

Die Nordgruppe wird durch die alte Crawinkeler Straße durchschnitten. Hier steht die Kirche, ein einfacher, 1783 eingeweihter Holzbau; dicht neben ihr der kleine Friedhof.

Kirche und Umgegend ist auch der Mittelpunkt der Oberhöfer Sagenwelt. Hier stand einst ein Schloß. Und wirklich sieht man noch um Kirche und Gottesacker deutliche Spuren von Gräben und Wällen. Auch heißt der Berg, der sich nach Süden erstreckt, noch immer der Schloßberg. Mit dem Begriffe Schloß verbindet man unwillkürlich den Gedanken an Reichthümer und Schätze. Auf dem Platze des alten Schlosses liegt ein Schatz vergraben. Eine Jungfrau im weißen Gewande, einen Schlüsselbund in den Händen, bewacht ihn. Der Vorgänger des jetzigen Cantors hat sie zum letzten Male gesehen, aber nicht die rechten Worte gefunden, sie anzusprechen. Und das ist bei Geistern die Hauptsache. Nach dem Schatze ist aber in den letzten fünfzig Jahren noch dreimal gegraben, das dritte Mal noch im laufenden Decennium.

Wandern wir nun von diesem Schauplatz der Märe und Sage weiter durch die letzten Häuser der Nordgruppe, steigen nun den mählichen Abhang hinauf, der einen Blick auf die Thürme, auf den Schneekopf und Kickelhahn bietet, so erreichen wir bald ein gar schönes Plätzchen am Waldesrande, mit Tisch und Bank besetzt. Wie der vorliegende Stein angibt, führt es den Namen Louisenlust und liegt 2513 Fuß über dem Meere.*) Von hier hat man einen schönen Einblick in den Zug des Gebirges und vor allem auf den Inselsberg. Wer länger in Oberhof verweilt, der besucht wohl jeden Tag das stille, liebliche Lug ins Land. Vornehmlich läßt sich an dieser Stelle der untergehenden Sonne nachschauen. Die Aussicht hat in der Abendbeleuchtung besondern Reiz.

Wie wir von der nördlichen Häusergruppe den Wald in einigen

*) Nach den neuesten Messungen sind bekanntlich alle Höhenangaben des Thüringerwaldes etwa 20 Fuß zu erniedrigen.

Schritten erreichen, so lassen sich fast nach allen Seiten hin Spaziergänge ins Grüne antreten. Aber auch für weitere Wanderungen ist Oberhof ein günstiger Ausgangspunkt. Wir unterscheiden zwei Hauptclassen: Kammwanderungen und Thalwanderungen. Kammwanderungen nenne ich Partien auf dem Rennsteige oder ihm parallel laufenden Wegen, oder auf Seitenästen des Gebirges. Sie haben nur unerhebliche Steigung und sind deshalb für schwache, angegriffene Reisende geeignet, denen das Steigen verboten ist oder sich selbst verbietet. So gelangt man von Oberhof aus südwestlich zu der Schmücke und kann vorher mit leichter Mühe den Schneekopf besteigen. Die neue Chaussee zieht immer im Walde, an der Nordseite des Rennsteiges, und bietet an einigen Punkten schöne Aussicht in die nördliche, dem Walde vorgelagerte Ebene. Der alte Weg benutzt meist den Rennsteig, läuft oft über kahle Höhen, gewährt aber am Südhange des Beerberges einen berühmten Blick auf Suhl. Eine westliche Kammfahrt führt ohne Mühsal auf den Donnershang. Die sonst verwachsene liebliche Aussicht, besonders nach Franken hinein, ist jetzt wieder geöffnet. Auf der rechten Seitenwand des Ohrethals führt eine Chaussee durch den Wald nach Crawinkel; das eine Stunde von Oberhof entfernte Chausseehaus bietet einen angenehmen Ruhepunkt. Ueberdem führt ein alter Weg nach Crawinkel und ein Fußpfad nach dem Pirschhause auf den Schloßbergskopf, der uns in das Gerathal bei Liebenstein schauen läßt.

Wen klares, munter hüpfendes Gebirgswasser, das mit seinem Rauschen und Brausen dem Wanderer das Reiselied singt, besonders erfreut, wer an prächtig bewaldeten Thalwänden, an der ganzen oft so geheimnißvollen, immer aber wunderbar schönen Entwickelung eines Bergflusses seine besondere Freude hat, der wird die Thalwanderungen vorziehen. Und man kann diese Freude als Gast in Oberhof in reichem Maße genießen. Mehr als sieben, zum Theil wunderliebliche Thäler strahlen von dem Plateau von Oberhof, dem thüringischen Lauterbrunnen, unmittelbar aus, oder lassen sich wenigstens in kürzester Frist erreichen.

Die nächste und kürzeste Thalwanderung ist „ein Gang durch Natur und Kunst," eine Bezeichnung, die sich sogleich rechtfertigen wird. Wenige Schritte vom Gasthof verläßt man nach rechts hin die Ohrdruffer Straße und steigt einen Fußweg hinunter. Da sind wir sogleich in prächtigem Waldesdickicht, in dem unter moosgepolsterten Stämmen und üppig wucherndem Farnkraute der Eimersbach zusammenrinnt. Man folgt dem Wasser, bis der Fußweg bei dem obern Schweizerhause mit der Chaussee zusammentrifft. Und nun geht's auf dieser trefflichen Kunststraße wieder hinauf. Man betrachtet die Windungen derselben, die zierliche Einfassung, und erquickt sich am kühlen Brunnen zur Seite. An einer Stelle sieht man hoch, hoch über sich auf steiler Bergkante Häuser vom Oberhof wie ein zweites Wolkenkukuksheim zum Himmel ragen.

Wird ein weiterer Ausflug in den Ohregrund geplant, so steigt man zunächst zum untern Schweizerhaus hinab, wo sich der Eimersbach mit dem Silbergraben vereinigt. Auch das obere Thal des oben genannten Baches bietet Schönes und Merkwürdiges, wie das Felsgebilde des Räubersteins. Man kann von dort über einen mäßigen Bergrücken direct nach Oberhof kommen. Thalabwärts führt der Weg am „triefenden Stein" vorüber zu den zwei Ohren, d. h. zu der Vereinigung des Silbergrabens mit der Ohre.

Vom Rennsteige steigen wir auf Chaussee oder Fußweg in das Thal des Schneckenwassers oder dem Dietharzer Grund nach dem zwei Stunden von Oberhof entfernten Falkenstein. Die kleine Partie des Röllchens (die man verkehrt genug jetzt Klein-Tivoli geheißen hat) ist von diesem Felsriesen nicht weit entfernt und das ganze Thal in der Touristentour gefeiert. Zahlreiche Thäler senken sich vom Oberhöfer Plateau in das Thal der wilden Gera. Durch den Lütschengrund, der sich bei Dörrberg öffnet, durch das Thal der Sieglitz, die in kleinen Cascadellen zur Gera hüpft, führen Fußwege, durch das schöne Kehlthal an Teichen vorüber eine Chaussee. Da, wo das Kehlthal sich mit dem Geragrunde vereinigt, ist auf dem linken Thalrande der ausgebrannte Stein, Reste einer durch Felsentunnel geführten Wasserleitung. Den Preis vor allen eben gerühmten Seitenthälern trägt das Hauptthal selbst davon. Die wilde Gera entspinnt sich in der Hochmulde zwischen Beerberg und Schneekopf. Von den Abhängen beider Hochgipfel rennen Quellen und Bäche herbei, um die Fahrt ins Flachland nicht zu versäumen. Bald ist die Gera ein stattlich brausender Bach und wendet sich, nachdem sie von Süden und Norden geströmt, mit scharfer Kniebiegung nach Osten um. Durch prächtig bewaldete Berge und Felsen geht ihr Lauf, bis sie unweit der lieblichen Gehlberger Mühle wieder nach Norden ablenkt. Nicht genug ist einem rüstigen Fußgänger zu empfehlen, auf dem Kamme zur Schmücke zu wandern und dann durch Gera- und Kehlthal nach Oberhof zurückzukehren. Zu Wagen ist die Partie bequem in einem Nachmittage gemacht.

Alle bisher genannten Thäler gehörten dem Nordhange des Gebirges an; zwei noch zu nennende führen uns den Südhang hinunter. Wie alle südlichen Thäler des Waldes führen sie stärkere Wassermassen als die nördlichen. Eine Chaussee, aber auch ein lieblicher Waldweg führen nach Zelle hinunter, von wo sich auch Suhl leicht besuchen läßt. Ein anderes, von Touristen wohl kaum betretenes Thal zieht sich nach Oberschönau und Steinbach-Hallenberg mit seiner zerfallenen Burg. Das Gebirge hat, von diesem Thal gesehen, einen strengeren Charakter als sonst: rechts stehen felsgekrönte Berge an der Straße, links sieht man nach dem gebrannten Stein, dem originellen doppelgipfligen Rußberg und dem großen Hermannsberg mit seiner Zackenkrone.

Mit alle dem was wir bestens empfohlen und gerathen, sind die Partien von Oberhof noch nicht erschöpft. Da giebt es noch gar viele schöne Waldwege, Aussichtspunkte, Pirschhäuser, Vogelherde, Brunnen mit Sitzplätzen u. s. w., die alle ihr Anziehendes haben.

Also, lieber Leser, im Spätsommer oder im Herbst, auf nach Oberhof! Und wenn Du zu dem Wiesenplateau hinaufgelangt, so grüße mir das ganze liebe Dorf, und wenn an der Schwelle des Gasthauses Herr Greifelt mit seinem Käppchen oder die Mutter vom Hause mit ihrem Scepter dich bewillkommt, so grüße die guten Leute auch von mir, und das ganze Haus, Groß und Klein. Und wenn, was ja für jede Gegend unerläßlich bleibt, Dir schönes, heiteres Wetter gegönnt ist, dann wirst Du im Genuß einer reichen und erhabenen Natur, in stiller, einfach lieblicher Existenz Dich wohl, überaus wohl fühlen und nach der Rückkehr unter meinen Aufsatz schreiben: Probatum est.

Zum Gedächtniß eines Welteroberers.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

„Stehe stille, Wanderer, Du trittst auf einen Helden!" Das Wort möchte ich allen denen zurufen, welche sich in diesen Tagen oder Wochen vorbereiten, das Säcularfest eines Mannes zu begehen, welcher in der Reihe der Welteroberer, wenn ich nicht sehr irre, den hervorragendsten Platz einnimmt! — Nicht meine ich damit jenen furchtbaren Corsen, der wie ein aus Erz gegossener Koloß mit zermalmendem Schritt fast durch ganz Europa wandelte und die ganze Welt für sich zu klein glaubte; ihm habe ich zu seiner Säcularfeier nichts nachzurufen, und überlasse das Nachrufen in diesem Falle, wie wir Deutsche alle das thun sollten, den Franzosen, die durch ihn ja eine „große Nation" geworden sind. Deutschland feiert am 14. September 1869 einen ganz anderen Welteroberer, einen echt deutschen Eroberer, welcher in stillem Wandel Himmel und Erde, Höhen und Tiefen, Land und Meer durchmaß und ihre Erscheinungen und Gesetze dem menschlichen Wissen einverleibte, ihre Erkenntniß zu einem Allgemeingut machte! Keine Empörung ist dazu nöthig gewesen, kein Blut darum vergossen worden, kein Königsthron umgestoßen, — und doch ist Alexander von Humboldt ein Name, der von Mund zu Mund getragen, von allen Culturvölkern geehrt wird.

Sollte ich aber, um diese ganz ausnahmsweise Erscheinung zu erklären, hier Humboldts volle wissenschaftliche Bedeutung erschöpfend darzustellen versuchen? Das sei ferne von mir! Das vermögen nur Geister, denen es von einer gütigen Vorsehung vergönnt worden ist, dem großen Denker und Forscher zu allen Höhen und Tiefen

Alexander von Humboldt.

Digitized by Google

seines Denkens und Forschens folgen zu können — und zu diesen gehöre ich nicht. Aber doch ward mir wenigstens das verliehen, daß ich schon als Knabe, freundlich angehaucht von Gottes Geist in der Natur, mich mit voller Begeisterung den wunderbaren Schilderungen Humboldts, so weit sie damals einem jugendlichen Alter zugänglich gemacht worden waren, hingeben durfte, sie in rüstigen Studienzeiten und dann in einem fast zwanzigjährigen Brasilianischen Leben allüberall selbst erlebte, daß ich den großen Mann später persönlich kennen lernen durfte und von ihm in der edelsten Weise beschützt ward, — ja daß ich, nach dem fernen Südwesten geführt, jenseits des Uruguaystromes seinen alten Freund und Bundesgenossen Bonpland vierzehn Tage vor dessen Tode aufsuchen konnte*), so daß ich der letzte Sendbote geworden bin, der den beiden Freunden, dem großen Deutschen brieflich, dem alten Bonpland mündlich, die letzten Nachrichten von einander mitgetheilt habe.

Wenn wir es auch nimmer verkennen dürfen, daß die Vorsehung von der Wiege bis zum Grabe jeden einzelnen Menschen trägt und schützt und ihm eine ausgesprochene Bestimmung gibt, so begegnen wir doch in einzelnen Jahrhunderten einzelnen Männern, die von der Vorsehung zu etwas ganz Bestimmtem ganz bestimmt prädestinirt sind, und die recht eigentlich die Männer ihres Jahrhunderts werden. Zu solchen Säcularmenschen gehört nun vor allen Dingen Alexander von Humboldt, der Genius alles physikalischen, naturhistorischen Wissens im neunzehnten Jahrhundert, wie es überhaupt seit Aristoteles Zeiten niemand gewesen ist. Von der Wiege bis zum Grabe durch ein ganzes neunzigjähriges Leben war alles Klarheit, abgerundete Form im geistigen Schaffen dieses Mannes, alles offen, edel und wahr, allem gewöhnlichen und besonders allem gemeinen Treiben der Menschheit fern liegend. So wird er in einer durch und durch edlen Familie geboren, wächst von edlen Elementen getragen auf, — und gedeiht, ohne daß auch nur eine Spur von einer ängstlichen, geistigen Treibhaustheorie in seiner Erziehung zu bemerken ist, zu einer der liebenswürdigsten Jugenderscheinungen, welche frisch, fröhlich und unbefangen dem Leben entgegengeht, und nur von einem angewidert und tief verletzt wird, wenn es wagt in in seine Nähe zu kommen, — vom Gemeinen! Das geht hinreichend aus Berichten einzelner Jugendfreunde hervor! Innigst befreundet mit der Natur wählt der lebensfröhliche Jüngling, — und darin sehe ich eine ganz besondere Vorsehung, — das Bergfach zu seinem Lebensberufe, grade dasjenige Fach einer angewandten Naturforschung, welches, wenn es überhaupt geistvoll und umfassend getrieben und ausgebeutet werden soll, in jedes Feld des physikalischen Forschens und Wissens tief und gründlich hineinführt.

Mit neunzehn Jahren schon gibt Humboldt sein erstes Werk: „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein“ heraus, das Ergebniß einer Reise längs des Rheins mit dem berühmten G. Forster, Cooks Reisebegleiter. Sein nächstes Werk ist ein botanisches, die Flora von Freiberg betreffendes, dem dann das höchst merkwürdige Werk über die gereizte Muskel- und Nervenfaser folgt. Mit dreiundzwanzig Jahren erhält er die bedeutende Stelle eines Assessors im Bergwerks- und Hüttendepartement, bei welcher Ernennung der bescheidene junge Mann sich ungerechter Weise bevorzugt glaubt; — sehr bald aber darauf ernennt man ihn zum Oberbergmeister von Anspach und Bayreuth!

Wenn die eben angedeuteten Arbeiten und die aufgeführten Beamtungen die einzigen Resultate von Humboldts Leben gewesen wären, es würde keiner Bedenken tragen, ein solches Leben ein bedeutendes zu nennen. Aber nun reißt ihn sein Genius fort. Kaum sechsundzwanzig Jahre alt, gibt er seine höchst ehrenvolle und beneidenswerthe Stellung auf und besucht mit eng befreundeten Männern Italien und die Schweiz, wo der geistvolle Mann seine Kenntnisse wundervoll bereichert und vor allem seinen unwiderstehlichen Hang, wissenschaftliche Reisen zu machen, mächtig anwachsen läßt. In Wien macht der botanische Garten von Schönbrunn den allermächtigsten Eindruck auf ihn. In Paris lernt er, etwa achtundzwanzig Jahre alt, Bonpland kennen. Dort wird ihm die fast schon gewisse Aussicht, der französischen Occupation nach Egypten folgen zu können, und von dort dann nach Ostindien zu gelangen; — aber politische Schwierigkeiten machen den Plan scheitern. Nun wendet sich der unerschrockene Mann, noch nicht dreißig Jahre alt, nach Madrid! Ueberall stehen ihm in einer wirklich unbegreiflichen Weise — und doch in einer völlig begreiflichen Weise, wenn man den herzgewinnenden Mann persönlich kennen lernte — Thore und Gemüther von allen Kategorien offen; unter dem vollsten Schutz der spanischen Krone geht er mit Bonpland auf einem spanischen Kriegsschiff über Teneriffa nach Südamerika, und macht mit seiner Landung in Cumana am 16 Juli 1799 eine Epoche in der Geschichte der Reisen und entdeckenden Forschungen, wie sie meiner Ansicht nach vorher und nachher nicht wieder vorgekommen ist. Man kann sie gradezu mit der Entdeckung von Amerika selbst vergleichen. Was Humboldt in den Jahren von 1799 bis 1804 — denn so lange dauerte seine amerikanische Reise — alles bereist, gesehen, beobachtet, untersucht, genossen, gesammelt und vor allem zu seinem geistigen Eigenthum gemacht hat, das ist gar nicht zu zählen. Die aus diesen Reisen entstandenen Reisewerke, Beschreibungen und Monographien lassen wirklich alles hinter sich, was Aehnliches seitdem versucht ist; man darf sie eine ganze naturforschende Bibliothek nennen.

Und so ist denn auch die Wirkung, die diese Reise und das allmähliche Erscheinen der aus ihr entstandenen Werke hervorriefen, eine wahrhaft mächtige gewesen; Humboldts Name ward groß, wie der keines anderen Forschers. Alle Geister flogen ihm zu, desto mehr sogar, je ferner die Zeit der zurückgelegten Reise in den Hintergrund trat; in London und Paris und Berlin war er der geachtetste Name; je mehr man ihn sah, je genauer man ihn kennen lernte, desto mehr Boden räumte man ihm ganz unwillkürlich ein. Mit dem König von Preußen reiste Humboldt 1822 durch Italien; dann lebte er wieder in Paris, dessen geistreiche, geniale Männer und prachtvolle wissenschaftliche Institute ihn ganz besonders anzogen. — Endlich siedelte er 1826 nach Berlin über und hielt dort wissenschaftliche Vorlesungen, die von allen Geistescapacitäten besucht wurden.

Bis zum Jahr 1829 genoß der nunmehr sechzigjährige Gelehrte in Berlin in äußerer Ruhe, aber in unermüdlichem, inneren Schaffen ein außerordentliches Ansehen. Dann rief ihn die ehrenvolle Aufforderung des Kaisers von Rußland, Nicolaus, nach St. Petersburg, um große, namentlich asiatische Districte des russischen Weltreiches zu untersuchen. Hauptzweck der mit Rose und Ehrenberg angestellten Reise war, „der Wissenschaft, und insbesondere der Geologie und dem in unsern Tagen so fruchtbringenden Zweige des Erdmagnetismus förderlich zu sein“, so daß bei Humboldts Untersuchungen durchaus alles, was materielle und örtliche Interessen betraf, nur eine Nebenrolle spielen durfte. Das später in Paris erschienene Werk über Centralasien ist die Frucht dieser Reise, welche schon wegen der ganz anderen Beschaffenheit der durchforschten Erdstriche einen ganz anderen Charakter hat, als jene amerikanische Reise, aber grade im Felde der Geologie und allen zu ihr gehörenden Wissenschaften die reichhaltigste Ausbeute darbietet.

Ganz besonders sind es diese weiten Reisen, jene amerikanisch und diese centralasiatische, in deren gewissenhafter und genialer Verarbeitung Humboldt seine ganze geistige Größe zeigen und immer weiter entwickeln konnte. Und da er das nach allen Seiten hin verstand, so wurde er auch von allen Seiten her verstanden. Ebenso, wie er mehr und mehr auf alle Geister, auf jegliche Forschung wirkte, ebenso traten gewissermaßen alle Geister in seinen Dienst, stellte sich jegliche Forschung ihm zur Verfügung; ja es schien kaum irgend welche bedeutende Unternehmung auf dem Gebiete des geographischen und physikalischen Forschens zu Stande kommen zu können, ohne sich fragend und um seine Meinung und Instruction bittend an ihn gewandt zu haben. Alle Zweige der Naturforschung wurden von ihm, wie von einem alten, unverwüstlichen Stamm getragen und zur vollsten Blüte gebracht; von Kamtschatka her über Europa hinaus bis zu den Küsten des stillen Oceans war er der belebende, oder doch der erfrischende Geist, wie denn auch — und selbst dieses Paradoxon ist, wenn es auch ganz absichtslos zu Stande kam, noch ein Charakterzug für Humboldts weithin herrschenden Namen — eine Orchidee der amerikanischen Tropenwelt, eine Leguminose, eine Gentiane und zuletzt sogar noch ein ungeheurer Gletscher gegen den Nordpol hin nach ihm genannt worden sind.

Diese mächtige Wirkung nach außen hin und auf die fernsten Geister von Nordschweden bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung, und anderseits dieses Rückwirken aller Geisteskräfte aus der Ferne

*) Auf diesen höchst seltsamen Besuch bei Bonpland in Corrientes jenseits des Uruguay werde ich in einem späteren Artikel ausführlich zurückkommen.

auf diesen Centralpunkt Humboldt, wodurch ihm alles, was sein Jahrhundert zu schaffen im Stande war, gewissermaßen dienstbar war, macht es nun erklärlich, daß er sich gegen den Abend seines Lebens nicht der Ruhe, sondern dem größten Werke zuwandte, — seinem Kosmos, dem Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Dieser Kosmos ist nicht vollendet worden. Recht eigentlich bis in seinen Tod hinein schrieb Humboldt an diesem Denkmal seiner Größe, — und als er am 10. Mai 1859 bestattet ward, trafen grade die Correcturbogen von den letzten Abfassungen Humboldts, soweit er sein Werk führen konnte, in Berlin ein, ungefähr siebenzig Jahre, nachdem er sein erstes Werk über die Basalte geschrieben hatte.

Auch ist der Kosmos Humboldts garnicht zu vollenden. Denn seitdem er, wie sonst keiner, die Geister der Forschenden entfesselt hat, daß sie hier mit raumdurchdringenden Fernröhren tiefer und tiefer in den Himmel eindringen, dort mittelst des Dampfes die Erde umkreisen und mittelst electrischer Telegraphen sich ihre Gedanken in einer Secunde durch tausende von Meilen mittheilen, und endlich mittelst eines analysirten Lichtstrahles das Wesen der Substanzen in der feinsten Zertheilung und aus den ungeheuersten Fernen her erkennen, seitdem ist des Vorwärtsstürmens kein Ende mehr, seitdem ist die Abschließung eines Kosmos unmöglich. Immerhin aber hat Humboldt in seinem Kosmos gezeigt, was die Menschheit auf dem Felde des kosmischen Wissens bis zum Mai des Jahres 1859 inne gehabt hat, — vielleicht das größte Denkmal menschlichen Wissens.

Wenn nun unter meinen Lesern jemand sein sollte, der nie ein Werk Humboldts las, und doch nicht vermag, sich in die Tiefen des „Kosmos" zu versenken, dem rathe ich seine „Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes" zu lesen; in dieser wird ihm selbst eine neue Welt des wundervollsten Zaubers aufgehen, welcher Zauber eben deswegen so wundervoll ist, weil er so ewig wahr bleibt, wie die Natur selbst. Am Rande der Urwälder am Amazonenstrom, über welchen nachts nördliche und südliche Gestirne gleich hell leuchten und das Zodiakallicht milde auflodert, in den Cactuseinöden des Rio de San Francisco, in welchen das verdurstende Maulthier vorsichtig mit dem Huf den Kugelcactus zerschlägt, um mit vorgestreckten Lippen aus dieser vegetabilischen Quelle zu trinken, im einsamen Bivouac des Paranagebirges, wo nachts nur das Donnern der Cascaden gehört wird, in den ungemessenen Graswelten am Uruguay, wo im endlosen Raum nur Rinder, Pferde, Strauße und Hirsche umherirren — überall trat mir irgend eine Schilderung aus Humboldts Aequinoctialreise entgegen, entzückte mich die ewige Wahrheit seiner Beschreibungen, sah ich die landschaftliche Anmuth seiner Bilder vor Augen.

Wer aber kürzere Schilderungen liebt, wer das wunderbar feine Verständniß der Natur in allen ihren Zweigen, den harmonischen Zusammenhang aller ihrer Erscheinungen, wie Humboldts Geist solches alles umfaßt, und mit kundiger Feder darzustellen versteht, einsehen will, nun, der lese in friedlicher Stille irgend eines Naturwinkels seine Ansichten der Natur! Von ihnen sagt er selbst: „Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. „Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle", folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andeskette :c." In Wahrheit hat es niemand wie Humboldt verstanden, die Harmonie, den Frieden, die Poesie der Natur darzustellen.

Das möchte ich im allgemeinen über Humboldt und seine Machtstellung im Großen und Ganzen der Naturforschung gesagt haben, während ich es den Fachmännern überlasse, genauer zu detailliren, wie mächtig fördernd er in das Gebiet der Mineralogie, der Botanik und der Zoologie, der Geographie und Ethnologie, der Chemie und der Physik und endlich noch der Astronomie eingegriffen hat mit seinen speciellen und eigenen Forschungen.

Und nun gönne man mir noch einige Reminiscenzen an den edlen Mann; enthält doch jede kleinste Reminiscenz aus seinem Leben einen Charakterzug des großen Naturweisen.

Es war im Sommer 1833 oder 1834 in Berlin. Durch Professor Mitscherlichs Hörsaal brauste die volle Springflut des academischen Jugendübermuthes und voltigirte über Tische und Bänke. Lern- und lärmbegierige Jünglinge drängten sich um einen hochstehenden Tisch, auf dem ein immenser galvanischer Apparat sogleich seine Kunststücke produciren sollte. Man schob sich, man drängte sich, man drückte sich. Aufgeregt brummten sich die jungen Löwen an; schon standen sie im Geist auf der Mensur, und selbst Mitscherlichs Dazwischenkommen hätte die drohende Paukerei nicht verhindert, wenn nicht neben dem Universitätslehrer ein kleiner Mann in schlichtem Ueberrocke, aber von distinguirter Erscheinung aufgetaucht wäre und in der bescheidensten Weise, aber mit außerordentlicher Klarheit des Ausdrucks das Wort ergriffen hätte. Da plötzlich andachtsvolle Stille. Die Hieber senkten sich, der Paukwichs verschwand, die Geister fraternisirten; — alle, alle beherrschte der kleine Mann und hielt sie fest gebannt, daß sie seinen Worten mit ängstlicher Aufmerksamkeit lauschten; und selbst Mitscherlich machte sich zu seinem gespannt hinhorchenden Schüler. In hinreißenden Worten sprach der Unbekannte — doch nein, das war er schon bei seinem Auftreten niemandem mehr: denn der Name: Humboldt, Alexander von Humboldt! war flüsternd von Mund zu Munde gegangen. Humboldt sprach einiges über Galvanismus und insbesondere über einige Experimente in großem Maßstabe, die er früher mit Dumas und Arago in Paris angestellt hatte, die aber doch den vor uns sich darstellenden Erscheinungen bei weitem nachstanden. Und nun ließ der Schöpfer des Kosmos es in der prachtvollsten Weise vor uns blitzen und donnern. Dicker Eisendrath zersprühte augenblicklich zu Metallasche; Kupferspäne tröpfelten glühend zur Erde, ein vollständiges Gewitter zog an uns vorüber! Als es sich nun aber verzogen hatte, und Humboldt fortgehen wollte, da brauste ein echt academisches Gewitter der verehrendsten Begeisterung für ihn durch das Auditorium und durch alle Herzen, und wahrhaft hoch getragen von dem Anblick und der Nähe des großen Mannes, der damals schon 64 Jahre alt war, gingen wir alle nach Hause. Gewiß hat keiner von uns je diesen Morgen bei Mitscherlich wieder vergessen!

Zweiundzwanzig Jahre später kam ich wieder nach Berlin; es war im Sommer 1855. Eine heiße, wohl darf ich sagen, nicht unrühmliche, ärztliche Laufbahn in Brasilien lag hinter mir. Einen mir sehr lieben Jugendfreund und Gesinnungsgenossen, den gefeierten Professor Ernst Curtius, durfte ich dort wieder sehen. Seine freundliche Empfehlung führte mich bei Alexander von Humboldt ein, und ich ward von dem „alten Gelehrten", wie er sich selbst so bescheiden nannte, in einer so ächt humanen Weise aufgenommen, wie ich das von dem Heroen der Wissenschaft in solchem Maße kaum je hätte erwarten können. Höchst originell war es zu Anfang meines Besuches, daß er, wohl irre geführt durch meinen Namen, mich französisch anredete und wir etwa eine Viertelstunde lang uns französisch unterhielten. Als ich nun bei der ersten Gelegenheit die Conversation ins Deutsche überführte, äußerte er sich sehr überrascht, einen Franzosen so reines Deutsch reden zu hören, wo ich ihm denn den ganzen Irrthum aufklärte, der ihn ungemein ergötzte und uns von Herzen lachen machte. Desto lebhafter ging nun aber auch die Conversation. In wenigen Minuten zogen die Erlebnisse aus den fernsten Welttheilen, aus einem halben Jahrhundert an ihm vorüber, und gestalteten sich vor mir zu einem fast verwirrenden Kaleidoscop. Bald war er mit seinem Bonpland am Orinoco, bald war er in der Serra von Choco; bald sprach er von der Ueberpflanzung der Chinabäume nach Java, bald von asiatisch-russischen Mineralien; alles regte ihn an, alles entsprudelte seinem Gedächtniß mit wunderbarer Fülle. Am liebsten aber redete er immer wieder von Südamerika! War es ja doch auch der Norden von Südamerika, zumal das mächtige Gebiet des Orinoco, in welchem Humboldt recht eigentlich seine Gelehrtenweihe erhalten hatte. So kamen wir denn auch auf seine „Ansichten der Natur" zu reden, die von jeher, als unerreichte Schilderungen, meine Schwärmerei gewesen sind. Als ich ihm das mit ganzer Offenheit sagte, schien er sich wirklich daran zu freuen, und meinte, das wären recht eigentlich seine Lieblingskinder, und er sähe es auch noch heute gar zu gern, wenn man dieselben immer etwas vorzöge. — Ueberhaupt hatte der große Mann eine merkwürdige Gewandtheit, eine wirklich anmuthige Scherzweise, gemischt mit feinen harmlosen Sarkasmen, in seinem Gespräche zur Hand. Bei der großen Lebendigkeit seiner Unterhaltung kam er auf die mannigfaltigsten Situationen, Zustände und Personen zu reden; alle Augenblicke tauchte ein kleiner Scherz, ein muthwilliger Humor auf; doch tadelte er eigentlich scharf nichts und niemanden; nur einmal, als er mich nach einer Persönlichkeit fragte, ob ich sie kenne, wurde er ernst unwillig, und eine entschiedene Zornröthe überzog sein sein weißes Antlitz; aber sein Urtheil über

diese Persönlichkeit, die auch gegen ihn im höchsten Grade zudringlich, wie gegen alle, gewesen sein mußte, war vollkommen richtig. Und doch setzte er in einer begütigenden Weise hinzu: „Wirklich, der Herr X. ist garnicht artig, garnicht rücksichtsvoll, garnicht discret!“ um seine vorherigen scharfen Ausdrücke etwas zu mildern, denn wirklich war der feine Mann etwas böse geworden. Ich sage: der feine Mann, denn in der That habe ich keinen Mann kennen gelernt, der so sehr das Epithet eines feinen, ja des feinsten Weltmannes verdiente, wie eben er; Wäsche, Anzug, Manieren, Conversation — alles der vollendetste Gentleman.

Nun war es aber Zeit, wieder von ihm zu gehen. Im Verlauf des Gespräches hatte er erfahren, daß ich damals öfter zwischen Lübeck und Dresden reisen würde. Ungemein freundlich, aber auch mit dem vollsten Ausdruck einer warnenden Insinuation sagte er mir: „Sie werden fortan oft durch Berlin kommen! Daß Sie ja jedesmal höflich genug sind, mich zu besuchen — freilich, wenn ich jedesmal höflich genug bin, noch zu leben,“ setzte er scherzend hinzu. — Unten angekommen, ward ich von seinem Hausmeister eingeholt, der mir, wenn ich künftig seinen alten Herrn besuchen wollte, einen Weg über den Hof und eine Hinterthür die Treppe hinauf durch die Küche zeigen mußte, mit den Worten: „Das ist der Weg für die Freunde des Herrn Baron, von denen er es wünscht, daß sie ihn unangemeldet mit ihrem Besuch überraschen,“ wobei mir denn dieser Wegweiser gestand, daß sein alter Herr von entsetzlich vielen lästigen und unfruchtbaren Besuchen geplagt würde, und trotz aller Liebenswürdigkeiten sich diesen gern entzöge, indem er — nicht zu Hause wäre.

Gegen den Winter desselben Jahres siedelte ich nach Lübeck über und hatte nach langer, vielbewegter Abwesenheit kaum angefangen, mich in meiner hanseatischen Vaterstadt wieder heimisch zu fühlen, als die Weltumsegelung der Fregatte „Novara“ vorbereitet wurde und in mir den lebhaftesten Wunsch wachrief, sie mitzumachen. Da war denn Humboldt wieder mein erster Gedanke; rasch entschlossen reiste ich nach Berlin, wurde von ihm herzlich empfangen, und kaum hatte ich meinen Wunsch laut werden lassen, so eilte er in das Nebenzimmer, um einen Empfehlungsbrief für mich zu schreiben und mir dadurch die Theilnahme an der Expedition zu ermöglichen.

So blieb ich denn allein in dem berühmten, so oft abgebildeten grünen Zimmer, hinter dessen Tapetenthür der liebe alte Mann eben verschwunden war. Mit Staunen und andächtiger Rührung sah ich ihm nach! So alt und doch so geistesfeurig! so hochgestellt in der Wissenschaft und doch so demüthig bescheiden! so vornehm und doch so herablassend! Alle Augenblicke kam er wieder, um noch dies und jenes zu fragen, dann blieb er fast eine Stunde fort, und ich sah um mich.

Ein wunderbares Gemach! Kunst und Wissenschaft, Vorsündflut und Gegenwart der Natur, Todtes und Lebendiges, — alles nur Denkbare drängte sich dort zusammen, und auf dem wunderlichen Kosmos im kleinsten Raum bewegte sich höchst humoristisch ein lebendes Chamäleon umher im lebhaftesten Farbenwechsel. Mir fiel die Halle eines alten Magus ein und so manche orientalische Märchen von morgenländischen Weisen. Und wenn in dem Gemach der seltsamste Zauber und mannigfaltigste Decorationswechsel vorgefallen wäre vor meinen Augen, ich würde mich kaum über etwas gewundert, sondern alles vielmehr ganz natürlich gefunden haben, wie ich denn das farbenwechselnde Chamäleon, was vor mir auf dem Tisch als ein Spiritus familiaris umherwandelte, vollkommen zeitgemäß fand.

Jetzt war das Schreiben fertig, und Humboldt trug mir noch die allerwärmsten Grüße an seinen „lieben Haidinger“ auf, worauf er mich entließ.

Mit diesem Briefe reiste ich nun noch selbige Nacht, es war eine bitterkalte Winternacht — nach Wien. Leider konnte der Empfehlungsbrief an Ritter von Haidinger nicht den gewünschten Erfolg haben, da alles von dem Marineobercommandanten, dem Erzherzog Ferdinand Max, nachmaligem Kaiser von Mexiko, abhing, der bei seiner Braut in Brüssel weilte. Vielleicht ließ sich aber auch mit dem Chef der Expedition, Herrn von Wüllerstorf-Urbair, verhandeln, der augenblicklich in Triest war. Da ging ich denn rastlos nach Triest weiter und zwar in einer Alpenwinterkälte, die mir nach meinem so langen Tropenaufenthalt wahrhaft beschwerlich fiel. Doch auch in Triest sollte die Angelegenheit nicht zum Abschluß gelangen, und ich mußte wieder die Vermittlung Humboldts nachsuchen.

Umgehend erhielt ich folgende Antwort:

„Ich erhalte in diesem Augenblicke, theuerster Herr Doctor, Ihren liebenswürdigen Brief vom 1. Januar. Wenn von einem Dienst die Rede ist, der Wissenschaft zu nützen, der Weltumsegelung einen Beobachter zu verschaffen, den Talent und Erfahrung zu der fortgesetzten Beobachtung der klimatischen Einflüsse auf verschiedene Menschenracen leiten, so stehen alle kleinliche Bedenken im tiefen Hintergrund. Mein Brief an den Herrn Erzherzog Ferdinand Maximilian soll morgen nach Triest abgehen. Der Erzherzog hatte mich in einem eigenhändigen Briefe aus Triest am 12. December zu Instructionen aufgefordert. Ich fürchte, daß er noch nicht aus Belgien zurück ist, bitte Sie aber, um den Eindruck meiner warmen Empfehlung zu vermehren, sogleich selbst an den jungen Erzherzog über Ihre Wünsche detaillirter und mich nennend nach Triest zu schreiben. In einem 60 oder 70 jährigen Streben und Wirken ist mir vieles nicht geglückt, es hat mich aber nie abgeschreckt, auch da noch zu versuchen, wo enger Kastengeist und Nationalunfriede in dem „einigen“ Deutschland wühlten.

„Ich werde auf meinen Brief an den Erzherzog schreiben: „mit Bitte an den M.-Commandanten, Oberst von Wüllerstorf, den Brief im Fall der Abwesenheit Sr. kaiserl. Hoheit weiter zu befördern.“

Berlin, 3. Januar 1857.
in für mich sehr bewegter Zeit.

Mit der freundschaftlichsten Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster
A. Humboldt.

Mit wie vielem Wohlwollen Humboldt an den Herrn Erzherzog Ferdinand Maximilian geschrieben haben mußte, erlebte ich hinreichend in Venedig und Triest; denn als unmittelbar vor unserer Abreise der kaiserliche Marineobercommandant an Bord der Fregatte Novara kam und wir ihm alle vorgestellt wurden, da richtete er in Folge jenes Briefes die allerfreundlichsten Worte an mich.

Leider begleitete ich die „Novara“ nur bis Rio de Janeiro. Ich mußte mich aus Gründen, die nicht hierher gehören, von der Expedition lossagen. Aber es sei mir noch vergönnt, das ergreifende Schlußwort hier wiederzugeben, mit dem Humboldt seine vom Erzherzog Ferdinand Maximilian erbetenen berühmten Instructionen für die Novara endete:

„Da ich längst nicht mehr unter den Lebenden sein werde, wenn die Fregatte Novara nach Triest mit wissenschaftlichen Schätzen, neuen Kenntnissen über die todte und organische Natur, über Menschenracen, über Sitten und Sprachen zurückkehrt, so flehe ich zu Gott dem Allmächtigen, daß Sein Segen dies große und edle Unternehmen zur Ehre des gemeinsamen deutschen Vaterlandes begleite!“

* * *

Ein unscheinbares, aber doch immer grünendes Reis, das der tiefsten Dankbarkeit, wollte ich in Vorstehendem auf Humboldts Grab zu seiner Säcularfeier legen. Und wohl darf ich auch hier ihm noch einmal die Worte des englischen Barden nachrufen, die ich ihm, als ich auf meiner brasilianischen Wanderung seinen Tod erfuhr, tief bewegt weihte:

His life was gentle; and the elements
So mix'd in him, that Nature might stand up,
And say to all the world: This was a man.

Sanft war sein Leben, und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Forts.) Novelle von Marie Giese. — Eine Stätte deutschen Gewerbfleißes. Von H. Uhde. Mit Ansicht der Egestorff-Strousbergschen Fabriken in Hannover von H. Lüders. — In Thüringens Oberhof. Reiseskizze von Dr. Daniel. — Zum Gedächtniß eines Welteroberers. Von Dr. Robert Avé-Lallemant. Mit Alexander von Humboldts Porträt.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 3. September 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 49.**

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von **Marie Giese.**

(Fortsetzung.)

XIII. Gefährlicher Trost.

Eine Woche später erhielt Ernst einen Brief von Immanuel.

„Mein geliebter Bruder! Ich beantworte Deinen Brief in der ersten freien Stunde, die mein Amt mir gestattet. Da ich wußte, daß unsere Mutter längst nach Nachricht von Dir aussah, ging ich nach Empfang Deines Schreibens hinüber, um es ihr vorzulesen. Die Nachricht, daß Du gesund bist und Deine neue Stellung angetreten hast, erfüllte uns zwar mit herzlicher Freude, allein, theurer Bruder, Du schreibst nicht heiter über Deine Reise; die schönen Landschaften am Rhein, die wir beide uns schon als Studenten so oft zu sehen wünschten, scheinen Dein Herz nicht so sehr entzückt zu haben, als ich erwartete. Zwar schilderst Du die Dinge so klar, daß man sie mit eigenen Augen zu erblicken glaubt, doch gleicht es alles mehr einem Bilde als der lebendigen, frischen Natur, und wie die Schönheit jener Gegenden auf Dein Gemüth wirkte, dies, lieber Ernst, verschweigst Du ganz. Der Gedanke, daß die Trennung Dich mir entfremden könnte, beunruhigt mich, denn obgleich ich dem Fluge Deines reichen Geistes nicht immer folgen kann, verstehe ich doch, ob Dein Herz froh ist oder leidet und der Theilnahme bedarf, und Deine Freude wird die meine bleiben, wenngleich mein Beruf und die Entfernung vieler Meilen uns trennen. Auch unsere Mutter theilte mein Gefühl über die Stimmung Deines Briefes, und nach dem Lesen desselben war der Ausdruck freudiger Spannung verschwunden, welcher in ihren Mienen lag, als ich, den Brief hoch in der Hand haltend, bei ihr eintrat. Sie scheint Aennchens Abwesenheit mehr zu empfinden, als sie gestehen möchte, doch in gewohnter Rücksicht auf das Beste anderer verzichtet sie für den Winter darauf, ihr Pflegekind zurückzufordern. Anna treibt die Wirthschaft mit großem Eifer, und die Pächterin stellt ihr das beste Zeugniß aus; auch höre ich, daß sie die Liebe des ganzen Gesindes genießt und dasselbe mit Umsicht und Verstand leitet. Ihre freien Sonntagsnachmittage bringt sie größtentheils in Lisettens Gesellschaft zu, deren Hochzeit nahe bevorsteht. Die beiden Mädchen haben dann soviel zu berathen und zu plaudern, daß Aennchen — wie ich leider gestehen muß — unsere liebe Mutter darüber etwas vernachlässigt und ihre Besuche in unserm Hause kürzer einrichtet, als ich an ihrer Stelle thun würde. Auch mich setzt sie ein wenig hintenan, und als ich gestern auf den Pachthof ging, um ihr Deinen Reisebrief vorzulesen, eilte sie schon nach den ersten Zeilen hinaus, da sie, wie sie sagte, an ihren Verlobten schreiben müsse. „Die andern können es mir hernach erzählen!“ rief sie und ließ mich mit der Pächterin allein. Dies hätte mir wehe gethan, wäre mir nicht der Gedanke gekommen, daß ja die Liebe zwischen Verlobten zuweilen solche Umwandelungen hervorbringen soll und ihnen neben dem einen alles verhältnißmäßig gleichgültig erscheinen läßt. Später, wenn sie erst mit dem Manne ihrer Wahl vereinigt ist, wird Anna sich uns gewiß wieder zuwenden, und ich will sie nicht bei Dir verklagen, sondern theile Dir dies alles nur mit, weil ich weiß, daß Du mehr über die Liebe nachgedacht hast, als ich, und Dir diese Veränderung leichter erklären wirst. Das ist die Liebe, von der es heißt, daß sie das größte Glück und Unglück über die Menschen bringt, deren Wonne sie mit vielen Leiden erkaufen und ohne Bedenken, ohne Zaudern alles fortwerfen, um sie zu gewinnen! Ich habe an jenem Abend Gott aus Herzensgrund gebeten, er wolle Dich die Seligkeit Seiner Liebe empfinden lehren und Dich vor allem bewahren, was Deine Seele von ihm abwenden könnte. Und mit diesem Gebet schließe ich auch heute meinen Brief. Theile mir alles mit, lieber Bruder, was Dich bekümmert und erfreut, oder theile es uns mit, der Mutter und mir. Wir wissen es zu schätzen, und tragen Dein Wohl und Wehe auf unserm Herzen. Dies ruft Dir zu Dein Bruder Immanuel.“ —

Einige Minuten stand er, die Augen halb von den Lidern verdeckt, stumm und regungslos da. Dann fuhr er auf, griff nach seinem Hut und stürzte hinaus, ohne zu bedenken, daß der Brief offen am Boden lag und daß der Schrank, worin er seine Baarschaft aufbewahrte, unverschlossen war. „Dreifacher Schwächling, dem solche Nachricht nach dem Erlebten noch neue Pein bereiten kann!“ murmelte er, als er über den Platz und durch die Straßen der Stadt aus dem Thor eilte. In der Nähe des letzteren lag ein kleines, aus schmalen

Digitized by Google

Kastanienalleen gebildetes Lustwäldchen, worin er mit unruhigen Schritten auf- und abging — lange vielleicht, denn es dämmerte schon, als eine Frauengestalt ihm in den Weg trat, und eine milde, ernste Stimme sprach:

„Sie suchen die Einsamkeit und wissen, daß Sie nur einen Schritt zu gehen brauchen, um bei theilnehmenden Seelen zu sein." Er blickte auf und erkannte die Malerin.

„Sie sind krank!" rief sie und sah ihn mit besorgten Blicken an.

„Ich glaube es selber; mir ist nicht wohl," erwiderte Ernst, indem er bemüht war, sich zu sammeln. „Sie sind allein hier, Fräulein? Es wird Abend und kühl. Darf ich Sie nach Hause begleiten?"

„Sie würden mir damit einen Dienst erweisen. Ich bin weit gegangen, um Moos und die letzten Blumen zu suchen. Sehen Sie hier Scabiosen, Herbstzeitlose und verspätete, mattfarbige Vergißmeinnicht. Ich will sie malen, da ich mich augenblicklich zu nichts Höherem getrieben fühle. Sie haben wohl fleißig gearbeitet, daß Sie Ihr Versprechen, uns zu besuchen, darüber vergaßen?"

„Ich will nachholen, was ich zu meinem eigenen Schaden versäumt habe."

„Hat eine traurige Nachricht aus Ihrer Heimat Sie ereilt?" fragte sie mit unverstellter Theilnahme.

„Nicht das — wenigstens nicht die erste. Mir ist nichts Besonderes widerfahren; ich ging hier nur meinen Gedanken nach."

„Sie müssen schlimmer Art gewesen sein; doch ich will Ihnen meine Theilnahme nicht aufdrängen. Es wäre unzart, und nur der Umstand, daß ich selber nicht auf Rosen einhergegangen bin, kann mein Entgegenkommen bei Ihnen entschuldigen. Es besteht eine gewisse Freimaurerei zwischen denen, die das Schicksal mit rohen Händen angefaßt hat."

„Wer Sie nur sieht und nicht sprechen hört, würde nicht ahnen, daß Sie zu jener großen Brüderschaft gehören."

„Ich trage mein Geschick, so gut ich kann," erwiderte sie lächelnd. „Ich scheue keine Anstrengung, es mit dem Leben aufzunehmen, wie es meine Schuldigkeit ist. Zuweilen lache ich, um die Thränen zu unterdrücken. Es wäre natürlich eine große Erleichterung, wenn man sich gehen lassen könnte, wie man wollte, aber das d a r f nicht sein, so lange man unter Menschen lebt. Zuweilen kommt mir das ganze Leben wie ein echter Maskenball vor. Was würde man erblicken, wenn die Larven plötzlich alle fielen?"

Wußte sie, daß jedes ihrer Worte in seiner Brust einen Wiederhall fand? Er sann eine Weile nach und sagte dann kopfschüttelnd: „Sie behaupten zwar, nicht auf Rosen gewandelt zu sein, aber das Bitterste ist Ihnen vielleicht doch noch nicht nahe getreten — ich will es hoffen. Man kann seine Eltern ins Grab gelegt, man kann Habe und Gut verloren haben, und ist darum doch nicht arm und verwaist."

„Ich weiß es wohl," entgegnete sie hastig, „verrathene und verschmähte Liebe ist schlimmer. Wer aber einen festen Muth und das Herz auf der rechten Stelle hat, läßt sich von einer einzigen Täuschung nicht vernichten. Ich empfinde stets mehr Widerwillen als wirkliches Mitleid, wenn ich höre, daß Menschen sich einer unglücklichen Liebe halber den Tod geben oder sich mit dem Leben auf den Kriegsfuß stellen, weil es ihnen verweigert, was sie sich als ihr Glücksideal ausgemalt haben. Eine gesunde Natur ist nicht so bald zu verwüsten, und wer den festen Willen hat, muß sich mit seinem Geschick abfinden können."

„Es ist eine Kunst, die erlernt sein will," sagte er mit einem Gefühl, als müsse er sich entschuldigen, zu der Klasse zu gehören, die ihr eine so große Abneigung einflößte.

„Es gibt nützliche Hilfsmittel; man findet sie, wenn man nur danach sucht."

Sie hatten die Stadt erreicht, und der Straßenlärm hinderte sie an der Fortsetzung des Gesprächs.

„Darf ich morgen Abend zu Ihnen kommen, um diese Unterredung fortzusetzen?" fragte er, als sie vor der Thür der Malerin anlangten.

„Wenn Sie ausblieben, würde ich annehmen, daß meine Theilnahme für Sie Ihnen zuwider wäre. Gute Nacht, und möge ein süßer Schlaf Sie erquicken!"

XIV. Theaterscenen und Träume.

In der Stadt flutete der Strom der Carnevalslust. Theater und Concertsäle waren nicht groß genug, die Menge zu fassen, welche ihnen allabendlich zuwogte; in der heißen Atmosphäre der lichtstrahlenden Ballräume kreisten die Tanzenden in dem bunten, glänzenden Wirbel der Maskerade, und draußen auf den glatten Schneebahnen der Straßen jagten bei Tage und abends geschmückte Schlitten beim Spiele klingender Glöckchen und klappernder Schellen durch die klare, scharfe Winterluft. Im Schauspielhause wurde heute eine große Tragödie gegeben. Ein berühmter fremder Darsteller Shakespeares trat hier zum ersten Male auf, und das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt. In einer Loge des ersten Ranges saß Lucie neben einer Dame aus der vornehmen Gesellschaft. Es war die Kriegsräthin F., eine entfernte Tante Luciens, welche von dieser entdeckt worden war und die ihrer Nichte freundlich ihr Haus geöffnet hatte. Die Plätze hinter den Frauen nahmen ihr Sohn und Ernst ein. Ersterer arbeitete als unbesoldeter Assessor bei der Regierung und hatte mit dem neuen Collegen eine Art Freundschaft geschlossen. In den Zwischenakten richteten sich die Blicke der Zuschauer oft nach der Malerin, denn die Kritik hatte sie bei Beurtheilung eines zweiten Bildes für ein Talent ersten Ranges erklärt, und das Gerücht von ihrer großen musikalischen Begabung im Verein mit ihrer Schönheit that das übrige, um sie zu einem Gegenstande der Aufmerksamkeit zu machen. Unbekümmert um das Publikum war sie den Vorgängen auf der Bühne mit gespanntem Interesse gefolgt. Als jetzt der Vorhang niederrollte, wandte sie sich an Ernst und sprach:

„In welchen Abgrund von Schuld und Leidenschaft wurde eben unser Blick gelenkt und welch unseliges Geschick sehen wir ahnungsvoll über den Häuptern jener Menschen hereinbrechen! Der Gedanke, daß dies alles Wahrheit ist oder sein könnte, erfüllt mich mit einer stillen Dankbarkeit, indem mein eigenes Loos mir daneben als beneidenswerth erscheint."

„Mir beklemmt es die Brust; zum Mitleid bewegt, leiden wir selber;" entgegnete Ernst.

„Vertiefen Sie sich nicht wieder in Ihre gewohnten Betrachtungen. Sie können dieselben fortsetzen, wenn Sie in Luciens Boudoir Tragödien lesen oder weltschmerzliche Schumannsche Phantasien spielen," sagte der Assessor lachend. „Um aber auf Dinge zu kommen, welche Sie äußerliche nennen werden, muß ich gestehen, daß mich die Häßlichkeit der Heldin außerordentlich stört. Wie kann man mit einem solchen Mulattengesicht auf die Bretter gehen!"

Anstatt der Antwort wandte Lucie sich mit einigen Fragen an die Kriegsräthin, welche darauf berechnet waren, diese in eine Unterredung mit ihrem Sohn zu verwickeln, und als sie diese Absicht erreicht hatte, wandte sie sich wieder an Ernst.

„Wenn ich sehe, mit welchem Interesse Sie sich den Erscheinungen der Kunstwelt zuwenden, preise ich im Stillen die Stunde, welche mich an jenem Abende am Rhein mit Ihnen zusammenführte. Es ist allmählich eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen. Meine Rathschläge haben Frucht getragen."

„Nicht sie allein! Ihre Theilnahme, Ihre Güte, die Sie trieb, den Vereinsamten zu suchen und aufzurichten, hat mehr gewirkt. Wie ersehne ich eine Gelegenheit, die mir gestattet, durch eine That zu beweisen, welche Dankbarkeit ich Ihnen entgegenbringe."

„Daß Sie es wünschen, ist mir Lohn genug. Doch darf ich von Lohn sprechen, da ich mir selber Genüge that, indem ich Ihnen meine Theilnahme fast aufdrängte?"

„Wie der Arzt dem Kranken seine Hilfe aufdrängt."

Eine Frage der alten Dame schnitt ihre Antwort ab. Ernst sah es und ließ seine Augen auf den edlen Linien ihres Profils haften, während sie ihre Aufmerksamkeit freundlich der Störerin zuwandte.

„Welch ein merkwürdiges Geschöpf diese Lucie ist, und wie schön ihr das dunkelblaue Kleid steht," flüsterte sein College ihm zu. „Sehen Sie ihre Haltung, ihr Mienenspiel! Eben rann ihr eine Thräne über die Wange, ohne daß sie daran dachte, die Augen hinter ihrem Fächer zu verstecken. Zu vergessen, daß dies alles weiter nichts ist, als eingelerntes Spiel und daß diese Helden und Heldinnen im nächsten Augenblick hinter den Coulissen lachen und tanzen oder mit einander zanken, wie es ihnen gerade einfällt! Wohl dem Menschen, der noch mit solchen Illusionen in den Tag hineinlebt!"

„Illusionen? — Lucie?" fragte Ernst, der nur mit halbem Ohr auf das Geflüster seines Nebenmannes gehört hatte. Die alte Dame schien durch die Stimmen gestört zu werden, denn sie drehte den Kopf nach den beiden jungen Männern um und ermahnte sie durch einen Blick zum Schweigen.

Als die Vorstellung beendet war und die Menge durch die hellerleuchteten Foyers den Ausgängen zuwogte, wandte der Assessor sich noch einmal flüsternd an Ernst. „Die Schauspielerin S. läßt Sie bitten, an ihrer Abendgesellschaft Theil zu nehmen. Es werden allerhand Größen vom Theater dort sein, unter andern die neue Sängerin von der Oper zu Mailand. Madame S. erwartet Sie mit Bestimmtheit; sie hat, wie sie sagte, tiefes Interesse für Sie gefaßt, seit ich Sie ihr neulich im Concert vorstellte.

„Ich kenne sie kaum, und ihren Gemahl habe ich mit keinem Auge gesehen," entgegnete Ernst ausweichend.

„Sparen Sie sich die Bedenken um die Etiquette; genug, daß man Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht."

„Es liegt mir wirklich nichts an diesem Wunsch." In diesem Augenblick wandte sich Lucie, die neben der Kriegsräthin vor ihnen herging, nach Ernst um.

„Fürchten Sie, daß es Ihrer Freundin unlieb wäre?" fragte der Assessor.

„Was könnte ihr daran liegen!"

Mitten im Gedränge unter dem Portal sah Ernst Lucien neben sich. „Ich habe alles gehört," sprach sie; „warum wollen Sie die Einladung nicht annehmen? Sie können in jenem Kreise Ihre Menschenkenntniß erweitern. Lassen Sie sich nicht durch Bedenken um meine Begleitung nach Hause zurückhalten; meine Tante nimmt mich in ihren Wagen und setzt mich vor meiner Thüre ab."

Mit diesen Worten stieg sie ein und nickte ihm vertraulich zu, als er den Schlag schloß und der Wagen davonrollte.

„Nun?" fragte der College. — „Ich begleite Sie," lautete die Antwort.

Eine Woche später, an einem Sonntagnachmittag, klopfte Ernst an die Thür des Vorzimmers Luciens. Ihre Tante, welche auf dem kleinen Sopha sitzend ihren Kaffee trank und bei seinem Eintritt schnell einen Teller mit feinem Gebäck unter eine Serviette schob, bedeutete ihm durch ein Zeichen, leise zu gehen und bei ihr Platz zu nehmen.

„Sie müssen ein Weilchen warten. Das gnädige Fräulein versucht eben sich nach der vertanzten Nacht durch ein Schläfchen zu stärken; sie ist heute sehr verstimmt."

Durch den Ton und die Worte verletzt, griff er nach seinem Hut und sagte: „Dann will ich nicht stören. Ich kann ein ander Mal wiederkommen."

„Nein, nein! ich möchte um keinen Preis veranlaßt haben, daß Sie sich entfernen. Dies fehlte nur noch! Das Fräulein hat mir heute früh schon eine Epistel gelesen. Ich verschwende zu viel Geld im Haushalt, heißt es; dabei vergißt man aber, was Concerte, Bälle, Theater und dergleichen Belustigungen kosten, von denen ich, der es an der feinen Bildung fehlt, natürlich nichts sehe und höre. Wäre ich nicht mitleidig genug —"

Hier öffnete sich die Thür und Lucie trat auf die Schwelle. „Ich habe mich nicht getäuscht, als ich Ihre Stimme zu hören glaubte! Sie sind mir herzlich willkommen." Er folgte ihr und setzte sich in der Nähe des epheuumrankten Fensters ihrem Sessel gegenüber, wie er zu thun gewohnt war. „Wie bleich Sie sind! Der starke Blumenduft schadet Ihren Nerven." Er ergriff einige Töpfe mit Hyacinthen und Maiglöckchen und trug sie in das Atelier. Sie lehnte sich ermattet in ihren Stuhl zurück und lächelte dankbar für seine Aufmerksamkeit. „Sie haben einen Ball besucht? Ich wußte nicht, daß Sie einem so inhaltlosen Vergnügen huldigen."

„Huldigen! Seit meiner Eltern Tode habe ich keinen Fuß in einen Tanzsaal gesetzt; es sind fünf Jahre her, oder noch länger. Eine reiche Familie, die ich im Hause der Kriegsräthin kennen lernte, lud mich zu dem Feste ein, und da ich in diesem Winter grundsätzlich alle Freuden annehme, die mir geboten werden, besuchte ich den Ball."

„Und fanden Sie dort das gehoffte Vergnügen?"

„Ich möchte lieber darüber schweigen," sagte sie.

„Und warum, da Sie mir sonst nichts verbergen? Ist Ihnen etwas Widerwärtiges zugestoßen? Hat jemand gewagt, Sie zu beleidigen? Sagen Sie es mir, und —"

„Ereifern Sie sich nicht; mir ist nichts Böses geschehen. Doch ich will Ihnen alles erzählen. Sah ich doch eben an Ihrem Auffahren, daß Sie in der That und Wahrheit mein Freund sind! Es war, wie gesagt, das erste Tanzfest, welches ich seit dem Tode meiner Eltern besuchte. Mit ihnen verlor ich nicht nur mein Erbtheil, sondern der Mann, mit dem ich verlobt war, mußte sich von mir trennen, da er selber nichts besaß und wir unter den veränderten Verhältnissen an keine Verbindung denken konnten. Er ging in die Welt, um ein Vermögen zu erwerben, und außer einem einzigen Briefe hat er mir kein Lebenszeichen gegeben. Es ist meine Ueberzeugung, daß er mich nie wahrhaft geliebt hat; ich habe gelitten und ihn endlich vergessen. Als ich mich gestern dem Ballsaal näherte, rauschte mir dieselbe Musik entgegen, nach der ich, ein junges, harmloses Mädchen, zuerst mit ihm getanzt habe. Wie im Traume durchschritt ich die bunten Reihen der Gesellschaft; die sieben Jahre, welche seit jenen Tagen über meinem Haupte hingegangen sind, zogen wie Bilder einer Zauberlaterne an mir vorüber. Ich schaute mich um und betrachtete die Frauen, wie sie sich in flimmerndem Putz mit lächelnden Mienen in den Armen der Cavaliere drehen — nicht mit Heiterkeit und ungebundener Lust, wie fröhliche Kinder tanzen, sondern nach bestimmt abgemessenen Tritten, nach den Regeln der Etiquette, die sie nicht überschreiten dürfen, ohne sich lächerlich zu machen und Disharmonie in das Ganze zu bringen. Seid Ihr denn alle wirklich so glücklich, daß Ihr Eurem Frohsinn durch dieses Hüpfen und Drehen einen Ausdruck geben müßt, oder ist es weiter nichts als Schein, durch den Ihr Euch und andere täuschen wollt, indem Ihr die Lustigen spielt, während in Eurem Innern eine heisere Stimme einen schauerlichen Text zu den heitern Weisen zischt, und: — Verrätherei — Unbestand — Untreue — Haß — Tod — Vernichtung — heißt der Text! Ja Vernichtung, die das Ende aller Dinge ist. Plötzlich verwandelt sich die bunte Scene, und ich sehe mit Entsetzen — (hier rückte sie unwillkürlich näher an Ernsts Seite und legte ihre Hand auf seinen Arm) — wie die Blumenkränze in den Haaren der jungen Tänzerinnen anfangen zu verwelken, wie sie verdorren und als Staub zu Boden fallen; das Roth der erhitzten Wangen erbleicht, die Lippen überzieht ein bläulicher Ton — das Fleisch verschrumpft, es verschwindet, die Augen ziehen sich tief in ihre Höhlen zurück, zwei Zahnreihen grinzen aus den klaffenden Kiefern hervor, die Kleider fallen zu Boden! — Skelette, grauenhafte Todtengerippe rasen in wüsten Wirbeln an mir vorüber. Die Musik verstummt; es wird dunkel und dunkler um mich her, und in der Ferne läßt sich der dumpfe Ton einer Todtenglocke hören. Eine feuchte, modrige Luft durchzieht den Raum, sie beklemmt meine Brust, und ein eisiger Frost lähmt meine Glieder; ein Gefühl der Ohnmacht hält mich am Boden fest. Es ist mir, als ob eine eiskalte Hand sich auf meine Augen legt und sie zudrückt, und in dem krampfhaften Bemühen, sie zu öffnen, gelingt es mir, den gespenstischen Raum noch mit einem letzten Blick zu durchdringen, aber ich sehe durch einen trüben Dunst nur die graue Wölbung einer Todtengruft. Die tanzenden Skelette sind verschwunden und das Grabgeläute hallt aus. Nun senkt sich finstere Nacht auf mich nieder und das Bewußtsein entschwindet mir. — Es war nur eine kurze Ohnmacht. Als ich erwachte, sah ich die Kriegsräthin und mehrere andere Damen mit stark duftenden Essenzen um mich her beschäftigt; ich lag auf dem Divan eines Boudoirs, aus dem man in den Ballsaal gelangte. Man überhäufte mich mit Theilnahme und sagte mir, daß ich von der Wirthin geführt, durch den Saal hierher gekommen und ohnmächtig umgesunken sei, als ich eben die Hand ausgestreckt habe, um meine Tante zu begrüßen. Man schrieb es dem plötzlichen Luftwechsel zu; draußen herrschte strenge Winterkälte, und durch die festlichen Räume war eine tropische Hitze verbreitet. Die freundliche Gastgeberin ließ mir ein Glas Champagner reichen, und bald hatte ich mich genug erholt, um den Ball mitzumachen. Eine Schar tanzlustiger Herren umringte mich, und nun gab ich mich dem rauschenden Vergnügen hin, wie alle andern thaten."

Von der Lebendigkeit ihrer Darstellung hingerissen, hatte Ernst mit athemloser Spannung gelauscht. Jetzt malte sich ein Ausdruck des Staunens in seinem Gesicht, und er fragte: „Sind solche plötzlichen Uebergänge denkbar? In welcher Stimmung bewegten Sie sich unter der fröhlichen Menge? Ein Traum, mit besonderer Deutlichkeit nachts geträumt, ist im Stande, den folgenden Tag hindurch auf unser Gemüth nachzuwirken, um wie viel mehr muß jene erschütternde Vision sich zwischen die glänzenden Bilder gedrängt haben, welche Sie umgaben!"

„Um so mehr, da ihr eine ganze Kette von Schreckensdarstellungen folgten!" rief sie. „Noch heute beschäftigt mich der Gedanke an den endlichen Verfall alles Irdischen, und wissen Sie, welches Bild ich eben

vor mir sah, als Ihre liebe Stimme zum Glück an mein Ohr drang? Ich erblickte mich selber als alte, welke Greisin, und viel müder noch als heute, in meinem Lehnstuhl, auf den Knieen ein Gebetbuch mit großgedruckter Schrift, neben mir einen Stab — vielleicht eine Krücke! — doch still!" rief sie und preßte die Hände vor ihre Augen, „keine Wort mehr von diesen Phantasien!"

„Das letzte Bild hatte nichts Erschreckendes, Lucie. Wer betet, darf um Trost nicht bange sein. Vielleicht sieht die Greisin den Himmel offen, wie Stephanus, als er seine Brust den Steinwürfen seiner Feinde darbot, um für seinen Glauben zu sterben. Für diejenigen, welche gläubig beten können, hat der Gedanke an den Tod keine Schrecken, denn sie hoffen auf ein seliges Jenseits."

„Wer daran glauben könnte!" seufzte sie mit einem Blick nach oben. „Ich kenne den Gott und Heiland nicht, von dem andere Erlösung und ein Paradies jenseits der Wolken hoffen. Meine Eltern, Verwandte und Freunde haben weder daran geglaubt noch davon gesprochen, und so habe ich mir selber meine Religion gesucht — fragen Sie mich nicht danach; meine Antwort ist die des Faust, als Gretchen wissen wollte, wie er es damit hielte."

„Und gibt sie Ihnen Frieden?" fragte er mit einem angstvollen Blick.

„Nicht immer; nein, ich würde mich und Sie belügen, wenn ich es bejahen wollte! Aber ich halte mich an die Hoffnung, das Rechte noch einmal zu finden. Solche Augenblicke, wie gestern, sind in meinem Leben nur selten; meine Nerven waren überreizt. Ich bin in meinem Grundsatz, daß nur die Gegenwart uns gehört und benutzt werden muß, zu weit gegangen, habe zuviel Lustbarkeiten genossen und zuviel gearbeitet — beides. Um aber nichts vor Ihnen zu verschweigen, muß ich hinzufügen, daß ich in jener Nacht noch einige weitere Gläser Champagner trank, um meinen Nerven einen Anstoß zu geben, und das Mittel half; es wurde wirklich heller in meinem Kopf. Sie schütteln weise Ihr Haupt? Ich sehe, daß meine Erzählung Sie verstimmt hat, und ich verarge es Ihnen nicht, mein Freund, denn ich selber bin unzufrieden mit mir. Es gibt Tage, an denen wir uns und andern zur Last fallen."

Ernst wollte eben antworten, als die Tante die Thür öffnete und in kurzem Ton sagte: „Es ist ein zweiter Herr gekommen; willst Du ihn annehmen?"

„Ein Vetter läßt sich nicht so leicht abweisen," sprach der Sohn der Kriegsräthin, indem er die Tante bei Seite schob und eintrat. „Vetter im sechsten Grade," murmelte diese und wollte sich zurückziehen, doch Lucie rief ihr zu: „Willst Du uns nicht Gesellschaft leisten, Tante?" worauf diese schweigend hinausging, nach einigen Minuten aber zurückkehrte und sich in einiger Entfernung von den andern einen Platz suchte.

„Ich komme, um mich im Namen eines Dutzends Ihrer übrigen Verehrer zu erkundigen, wie Sie sich nach dem gestrigen Vergnügen befinden, Signora Lucia," sagte der Vetter.

„Ziemlich wohl, wie Sie sehen."

„Das heißt unwohl; Sie haben zu viel getanzt. Gut, daß ich Dich hier treffe, College! Ich wollte Dir mittheilen, daß Du Dich um einen Hochgenuß gebracht hast, indem Du den Ball versäumtest. Ein wundervolles Fest, auf Ehre, und diese schmachtende Lilie war die Fee, welche so und soviel Herzen mit ihrem Zauberstab antippte, die schleunig Thor und Thür öffneten, damit die Herrliche ihren Einzug hielte. Doch, was sehe ich? Der Freund und die Freundin sind verstimmt? Mir ist's, als ständen Wolken auf Deiner Stirne, Rechtsfreund und Carnevalskamerad! Wohlan, ich komme sie zu verscheuchen! Hier sind Billets zur italienischen Oper; meine Mutter, welche heute mit der Migräne begabt ist, schickt sie."

„Wie schade, daß ich sie nicht benutzen kann, aber ich bin zu müde, um heute das Theater zu besuchen."

„Und ich bin überzeugt, daß Sie nicht so hartherzig sein werden, uns allein hingehen zu lassen; wir haben es nicht um Sie verdient. Sie können dort übrigens ein Schläfchen machen, denn wir haben Prosceniumslogen; wenn die große Romanze kommt, werde ich Sie wecken. Wir werden den „Troubadour" hören."

„Ich habe Lust, die Oper kennen zu lernen," sagte Ernst mit einem gewissen Trotz in Stimme und Miene. „Ihre Nerven scheinen wirklich angegriffen zu sein, Fräulein Lucie, und wir thun unrecht, Sie länger zu stören." Sie heftete einen fragenden Blick auf ihn, den er unbeachtet ließ, indem er seinen Hut nahm und aufstand. Der Vetter machte noch mehrere Versuche, Lucien zum Mitgehen zu bewegen, doch sie blieb bei ihrer Weigerung, und die jungen Männer verließen sie. Draußen sagte der Vetter: „Du hattest ganz recht, mitzukommen; man wäre ein Thor, wollte man sich zum Sklaven eines Weibes machen." Ernst lachte laut und erwiderte: „Nein, und selbst wenn sie die Herzen nur anzutippen brauchen, damit sie sich ihnen öffnen, muß man ihnen dann und wann beweisen, daß es nur Blumenketten sind, in die sie ihre Gefangenen schlagen, Ketten, die schneller zerrissen als geschmiedet werden."

„So gefällst Du mir, Freund, trotzdem ich sehe, daß die Eifersucht Dich gepackt hat, was ich Dir nicht verargen kann. Ich fürchte, Lucie wird ihrem Zukünftigen den Kopf mitunter warm machen; sie ist ein zu phantastisches Wesen, abgesehen davon, daß man sie zu sehr umschwärmt. Für mich wäre es keine Frau. Doch wie steht's, bist Du schon mit ihr im Reinen?"

„Im Reinen? was meinst Du damit?"

„Verlobt, natürlich."

„Lucie und ich verlobt!"

„Nicht so heftig! Was seid Ihr denn?"

„Freunde sind wir."

„Ach so! wer's glaubt."

„Sprechen wir von etwas anderem," sagte Ernst in kaltem Tone, obgleich ihm das Blut in den Kopf gestiegen war.

„Warum nicht? Nur möchte ich Dir rathen, Dir nicht einzureden, daß es Freundschaft ist, und gesetzt, es wäre wirklich der Fall, so wird dieselbe umschlagen, ehe Du es merkst. Weiter sage ich nichts."

Sie hatten das Theater erreicht, und Ernst sah sich der Antwort überhoben. Doch nachts, als er in sein abgeschiedenes Zimmer zurückgekehrt war, stellte er eine Art Selbstbetrachtung an. Das Ergebniß derselben war aber ein unklares, denn in seinen Ohren klangen noch die weichen Melodien der italienischen Oper; und vor seinen Augen schimmerte noch das Farbengewoge des Parkets, und schöne Frauengestalten zogen lächelnd an ihm vorüber, alle aber von derjenigen verdunkelt, die seine Phantasie beherrschte, er wußte nicht, wie sehr und seit welchem Augenblick. Doch sah er die schöne Künstlerin nicht, wie vorhin, als er sich entzaubert von ihrem Bilde abgewandt hatte, mit dem Champagnerglas in der Hand oder von einem Schwarm schmeichelnder Bewunderer umringt, sondern mit ernsten, theilnehmenden Blicken, wie sie damals in dem Lustwäldchen vor ihm stand, wohin er mit seinem Kummer geflohen war, und er bereute, sie heute rücksichtslos und mehr als unfreundlich behandelt zu haben. Und doch war es nicht Liebe, die ihn zu ihr hinzog! Seine Liebe war todt und begraben; es hatte ihm einen schweren Kampf gekostet, sie zur Ruhe zu bringen, aber der Sieg war sein.

In dieser Nacht hatte er einen seltsamen und süßen Traum, wenn das Erwachen nur nicht gewesen wäre! Er reiste, so träumte er, in seine Heimat, und als er dem Hause seiner Mutter nahte, war darin alles still und stumm, und nur der Nußbaum flüsterte ihm ein heimliches Willkommen entgegen. Wie das erste Mal bei seiner Heimkehr, durchsuchte er das Haus, aber niemand war darin zu finden. Nur nach oben in das Giebelstübchen der kleinen Anna wagte er sich nicht. Er rief sie sanft bei Namen, denn sein Herz sagte ihm, daß sie oben sei, und als sie nicht antwortete, brach seine Sehnsucht so ungestüm hervor, daß er alles vergessend die Treppe hinaufeilte und an ihre Thür klopfte. Doch auch jetzt blieb alles still, und als er sich nicht länger halten konnte und hineindrang, fand er sie eingeschlafen auf ihrem Binsenstuhl an dem kühlen Fenster, den Kopf auf dem Simse ruhend, die Hände über der Arbeit im Schoße gefaltet. Er beugte sich mit klopfendem Herzen zu ihr nieder und sah, daß auf ihrer Wange eine halbversiegte Thräne stand; auf dem Sims aber, dicht neben dieser Wange, lag ein weißes Blättchen mit einem vertrockneten Vergißmeinnicht. Er wollte sie mit leisen Küssen wecken, doch bei der ersten Berührung schlug sie die Augen auf — kummervolle, verweinte Augen, die sich nun allmählich erhellten, bis es wie ein Trauerschleier von ihnen fiel und sie in voller Liebe strahlten, wie früher in einem schönen Augenblick unter dem Lindenbaum. „Du bist es! Du hast mich nicht verlassen!" rief sie, indem sie seinen Hals umschlang und mit der alten Hingebung und Bewunderung zu ihm aufblickte. „Es war nichts als ein schwerer Traum, und mir war's, als hätte ich ein ganzes Jahr um Dich getrauert und geweint." Und er küßte sie mit tausendfacher Liebe und Zärtlichkeit, inniger denn je zuvor, als sich auf der Treppe ein lauter Schritt hören ließ und der

Auf dem grünen Markt in Nürnberg.

Originalzeichnung von R. Geißler.

Digitized by Google

Thüre näher kam. „Deine Mutter! Die Meisterin!" rief das Aennchen erschrocken, indem sie ihm zu entfliehen versuchte. „Die Meisterin! wehe uns!" und von dem Ton ihrer Stimme erwachte er.

Wie schwer war der Tag, welcher diesem schönen Gaukelbilde folgte! Die alte Liebe war nicht todt und begraben, sie lebte immer noch; nur betäubt und zurückgedrängt brach sie endlich hervor und rächte sich an dem Betrogenen.

Drei Tage lang arbeitete er und verbrachte seine Abende allein; dann aber ward ihm die Einsamkeit unerträglich, und er ging zu seiner Freundin, der schönen Lucie, die ihn versöhnlich und heiter empfing und bei der er Zerstreuung suchte und fand.

XV. Im Strudel.

Die Faschingszeit nahte schon ihrem Ende, als in der Stadt viel von einem großen Balle geredet wurde. Die Studentenschaft veranstaltete ihn bei Gelegenheit des Stiftungsfestes der Universität, das unter dem Zudrang einer großen Menge von Musensöhnen aus der Nähe und aus weiter Ferne gefeiert worden war. Der große Saal des Rathhauses war der Schauplatz des heutigen Festes. Die drei riesenhaften Kronenleuchter strömten ein Lichtmeer aus, und bunte Flammen glühten in den Boskets herrlicher, tropischer Pflanzen zwischen der Säulenreihe, die um den ovalen Raum des Saales lief und die gewölbte, mit Fresken geschmückte Decke trug. Von Frühlingsblumen umduftet, plätscherten kleine Springbrunnen, deren flimmernde Strahlen sich in Becken von Alabaster und buntem Krystall ergossen, und hin und wieder wiegte sich ein prächtig gefiederter Vogel in glänzendem Reifen unter den Zweigen des Abutilen und Gummibaumes, oder des chinesischen Rosenstrauches mit seiner Fülle winziger goldener Bälle. Auf teppichbehangenen Estraden oder auf Sammetpolstern in bescheiden entlegenen Nischen erwarteten die schon Versammelten das Kommen neuer Gäste. Bei den Klängen der Festouvertüre, die eben vom Orchester niederrauschte, schwebten die jungen Mädchen in weißen Kleidern, die Farben der verschiedenen Studentenverbindungen in Schärpen und Schleifen vertretend, in den Saal und standen, den Beginn des Balles erwartend, an der Seite ihrer Tänzer oder in heitern Gruppen beisammen. In der Nähe des Haupteinganges hatte Ernst seinen Platz gewählt. Er schien dem Geplauder zweier Bekannten nur flüchtig sein Ohr zu leihen, denn seine Blicke schweiften oft nach der Thüre, um sich mit einem Ausdruck der Enttäuschung wieder von denselben abzuwenden, und einmal stahl sich ein Seufzer der Ungeduld über seine Lippen. „Sie tanzen nicht? Das Vergnügen ist für einen Denker, wie Sie, wohl zu flach?" fragte ihn einer der jungen Männer.

„Ich bin nie in die Versuchung dazu gekommen, doch verarge ich es keinem Menschen, sich herumzudrehen, bis ihm der Athem ausgeht, wenn er sich dadurch befriedigt fühlt."

„Was wollen Sie aber mit Ihrer Zeit hier anfangen? Den Blumenflor mustern, wie ich vermuthe, und dort erscheint eben seine schönste Zier! Das kann niemand sein, als die Malerin, von der jetzt die ganze Stadt spricht!" In diesem Augenblick war die Ouvertüre beendigt, und während der herrschenden Stille trat Lucie an der Seite der Kriegsräthin und gefolgt von deren Sohn in den Saal. Ein leises Gemurmel lief durch die Reihen der Versammlung, und Ernst fühlte sich von einem Schauer überieselt, als es sein Ohr berührte. Sie trug ein Seidenkleid von der Farbe rother Abendwolken mit einem Anhauch von Violett; ein Ueberwurf von dünnem Flor verlieh dem Gewande Leichtigkeit und Zartheit. Ein duftfrischer Nelkenkranz, dessen Roth nur um einen Ton dunkler war, als das ihres Kleides, schwebte auf dem schwarzlockigen Haar, und sie hatte ihn tiefer, als die Mode des Tages es forderte, in die Stirne geschoben, wie man es zuweilen auf alten Gemälden bei den Diademen der Königinnen sieht. An Hals und Armen fehlten Perlen und Geschmeide, als ob sie in dem Bewußtsein, was die Natur an denselben gethan, künstlichen Schmuck verschmähten. Nur eine Kette, einem dünnen Goldfaden ähnlich, die Ernst nie an ihr gesehen hatte, hing um ihren Nacken. Ein Ausdruck, den er sich nicht zu erklären wußte, verlieh ihrem Gesicht einen neuen und fremdartigen Reiz. Er konnte nicht fassen, was dies stolze, glückliche Lächeln bedeutete, und ebenso wenig wußte er ein räthselhaftes Etwas in ihrem Blick zu erklären. Es war ein träumerisches Versunkensein, von dem sie sich nicht losmachen zu können schien, denn wenn sie sich eine Zeit lang lächelnd und plaudernd ihren Bekannten gewidmet hatte, verstummte sie, und ihre Augen schweiften mit dem geschilderten Ausdruck durch den Saal, um sich plötzlich zu senken oder sich mit erkünstelter Gleichgültigkeit auf diesen oder jenen nichtssagenden Gegenstand zu heften. Als ihre Blicke bei ihrem Eintritt Ernst trafen, grüßte sie ihn mit einem Neigen des Kopfes, aber ohne das sonstige vertrauliche Lächeln. Er fühlte sich dadurch einen Augenblick gekränkt, doch im nächsten sagte er sich, daß hier nicht der Ort zu dem gewohnten Gruße sei, und er gab ihr im Stillen dieser Zurückhaltung halber Recht. Sein Herz begann schneller zu schlagen, als er sich durch die Menge ihrer Bekannten drängte, um ihr in der Nähe guten Abend zu sagen.

„Sie zürnen mir wohl, daß ich wieder einen Ball besuche?" fragte sie mit einem herzlichen, wenngleich eiligen Händedruck. Er schien die Frage zu überhören. „Sie sind wunderschön! ich muß es Ihnen sagen! — Verzeihen Sie es mir heute, da ich Sie nie mit Ausdrücken meiner Bewunderung belästigt habe."

„Sie haben nicht nöthig, sich deshalb zu entschuldigen, denn es freut mich ungemein, daß Sie mich gerade heute schön finden," erwiderte sie ohne die geringste Befangenheit. „Es wird mir Vergnügen machen, mit Ihnen zu tanzen; wir waren noch nie zusammen auf einem Ball."

„Sie wissen, daß ich nicht tanze, Lucie."

„Ich entsinne mich dessen nicht — bedaure es aber."

„Sie werden Ihrer Gesundheit schaden, wie vor mehreren Wochen; versprechen Sie mir im Namen unserer Freundschaft, —"

„Ihre Beschwörungsformel ist so ernst, daß ich Ihnen gelobe, von drei Tänzen immer nur zwei mitzumachen."

„Werde ich Gelegenheit finden, im Laufe des Abends öfter mit Ihnen zu sprechen?" fragte er in einem Tone, der sie überraschen mochte, denn ihr Blick, der, während sie mit ihm sprach, durch den Saal geflogen war, kehrte plötzlich zu ihm zurück. „Wenn Sie sich in der Nähe meiner Tante aufhalten wollen —" sprach sie im Fortgehen. Ihr Tänzer war gekommen, um sie zu holen, und die Musik gab das Zeichen zum Anfang des Balles.

Unter den vielen Fremden, die das Stiftungsfest herbeigeführt hatte, befand sich ein Mann, der durch seine schöne, stattliche Gestalt und sein charaktervolles Gesicht die Aufmerksamkeit der Frauen und Mädchen erregte. Er schien seine Bekannten aber nur unter den Männern zu haben und tanzte nicht, doch zeigte er sich öfter in dem erwähnten Säulengange des Saales, um die Scene mit ruhiger, ernster Miene zu beobachten. Wer genauer auf ihn geachtet hätte, würde bemerkt haben, daß seine Blicke oft auf der schönen Malerin hafteten, und ihr selber mußte dies auffallen, denn als er plötzlich aus einem der Nebenzimmer, in denen die älteren Herren sich beim Glase oder am Billardspiel ergötzten, in den Saal trat, an ihr vorüberging und sie ansah, während Ernst seinen Sessel an ihre Seite rückte, schlug sie die Augen unter seinem Blicke nieder und beugte sich in ihrer Verwirrung so nahe zu Ernst hinüber, daß ihr Nelkenkranz seine Wange streifte.

„Wie schade, daß wir heute so wenig von einander haben!" sagte sie. „Ich darf nicht viel mit Ihnen reden, denn die Welt würde unser Freundschaftsverhältniß verkennen."

„Ich habe nie den Wunsch gehabt zu tanzen, heute gäbe ich ein Königreich, wenn ich es könnte."

„Sie sind auf gutem Wege, ein Weltmann zu werden; die Kunst des Schmeichelns haben Sie schon erfaßt."

„Ich wüßte nicht, wie ich es anfangen sollte, um Ihnen zu schmeicheln, auch glaube ich, daß Sie in diesem Punkte zu viel Erfahrung hätten, um nicht Wahrheit und Verstellung unterscheiden zu können." Er sprach diese Worte mit einer gewissen Gereiztheit, denn er war fest überzeugt, daß sie ihn verstand, wie kein anderes Wesen in der Welt. — Der neue Tanz begann, Lucie ward weggeführt. „Ich werde nicht lange fortbleiben," sprach sie, mit einem Blick auf Ernst, zu der Kriegsräthin. Der Ton ihrer Worte bestrickte sein Ohr; er war versöhnt. Als sie ihren Platz verließ, fiel eine Nelke aus ihrem Haar, und er machte eine hastige Bewegung, um sie aufzuheben, mit ihm zugleich Luciens Vetter, welcher eben kam, um ihren Sessel einzunehmen. Ernst zog die Hand zurück, und der andere warf ihm lachend die Blume zu. „Es ist nicht meine Farbe," sagte er, indem er auf ein schmales, blau und weißes Band in seinem Knopfloch deutete. „Lucie verdunkelt heute alles," fuhr er fort. — „Wäre ihr Kleid nur nicht so kostbar," versetzte die Kriegsräthin; „sie hätte etwas Billigeres wählen können."

„Wenn sie von dem Gedanken ausgeht, daß der Preis ihrer Schönheit entsprechen muß, hat sie ganz recht, in so prächtiger Seide zu gehen," sagte der Vetter.

Ernst hörte nichts von dem Gespräch. Verstohlen athmete er den Duft der Nelke ein, während es vor seinen Augen, wohin er dieselben auch richtete, wie Abendwolken schimmerte, und als Lucie nach einer Weile zurückkehrte und ihn bat, aus Freundschaft für sie jetzt zu den Männern in das Nebenzimmer zu gehen, gehorchte er willig, begleitet von seinem Collegen.

Hier ging es lustig her. Die Becher kreisten, man hielt Reden, scherzte und lachte. Die beiden jungen Männer schlossen sich dem muntern Kreise an. Ernst steckte die rothe Nelke ins Knopfloch, und sein Gefährte sang mit einem bezeichnenden Blick: „Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht, doch hab' ich ihre Farbe mir erkoren!" ohne zu bemerken, daß der fremde, stattliche Mann, welcher Lucien so oft beobachtete, forschende Blicke auf seinen Freund heftete. Ebenso wenig kümmerte dieser sich um den Unbekannten, und als einer der lustigen Kumpane sich erhob und einen Trinkspruch auf die Schönheit und die Liebe ausbrachte und ein lautes, dreifaches Hoch erscholl, stand auch er von seinem Platze auf, trank seinen feurigen Wein in durstigen Zügen, stimmte begeistert in den Ruf der andern ein und warf seinen Becher von klarem Krystall zu Boden, daß er klingend zersprang zu Ehren der Schönheit und Liebe.

* * *

Als Lucie früher den Ball verließ, verschwand auch der Fremde aus dem Saal und folgte ihrem Wagen bis in die kleine Straße, wo er sich im Schatten eines Hauses versteckt hielt und erst fortging, als er gesehen hatte, wie ihre Thüre sich öffnete und wieder hinter ihr schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Nürnberger Marktstudien.

(Zu dem Bilde auf S. 773.)

Das Treiben auf dem Nürnberger Marktplatze und dessen architektonische Umgebung bieten dem Maler, dem Baumeister, so wie dem denkenden Beobachter eine so reiche Fundgrube des Beachtenswerthen dar, daß dies Plätzchen deutscher Erde wohl eher Stoff zu einer culturhistorischen Studie liefern könnte, statt zu einer skizzenhaften Beschreibung, die nur wenige Spalten einnehmen darf.

Die werthen Nürnberger, welche die Häuser rings um den geräumigen, viereckigen Marktplatz her bewohnen, können an jedem schönen Sommertage die Befriedigung genießen, Reisende aller Nationen mit den Geberden des Staunens und der Bewunderung an den Ecken des Platzes postirt zu sehen, und deren enthusiastische Ausrufe des Entzückens in deutscher, französischer oder englischer Sprache belauschen.

Der große englische Kritiker und Historiker, Thomas Carlyle, hatte seine Phantasie so erfüllt von dem in seiner Art einzigen Bilde des Nürnberger „grünen" Marktplatzes, daß er denselben den deutschen Schriftstellern und Recensenten insgesammt als den klassischen geeignetsten Ort empfiehlt, um auf demselben ihre literarischen gelehrten Streitigkeiten in männlichen Faust- und Zweikämpfen alljährlich auszufechten. Das gelehrte zuschauende Publikum würde alsdann die umgebenden hölzernen Buden einnehmen. Ob dieser gute Rath des berühmten Mannes in künftigen Jahrzehnten zur Ausführung gebracht und hierdurch viel Dinte, Papier, Druckerschwärze und böses Blut erspart wird, steht dahin; heutigen Tages werden nur Streitigkeiten von untergeordneter Wichtigkeit, nämlich hin und wieder diejenigen zwischen der zungenfertigen, schmucken, städtischen Köchin und der gleich hübschen und beredten ländlichen Verkäuferin auf demselben geschlichtet.

Unser Genrebild zeigt nur eine Gruppe des Nürnberger Marktlebens: die mit leeren Körben heimfahrenden ländlichen Verkäufer, so wie diejenigen, welche mit erkauften Waaren fortziehen; auch die nur angedeutete architektonische Umgebung des Marktplatzes bedarf einer ergänzenden Beschreibung. Der Anblick, welchen das ganze Volksgetreibe an einem Markttage vom zweiten oder dritten Stock der umgebenden Häuser aus darbietet, wäre keinem Maler oder Zeichner möglich wiederzugeben, und nachdem ich verschiedene Marktplätze in einem halben Dutzend europäischer Hauptstädte, unter anderen in London, Paris und Rom gesehen, muß ich dem Nürnberger den Apfel der pittoresken Schönheit vor diesen allen zuerkennen, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Das Treiben unter freiem Himmel, die mittelalterlichen Häuser, Thürme, Giebel, Erker, welche hineinblicken, die kleidsame, stets reinliche Tracht der Verkäuferinnen, der erfreuliche Anblick der friedlichen Producte des fruchtbaren Landes, als da sind: Eier, Butter, Schmalz (zerlassene, ausgekochte Butter), die mannigfaltigsten frischen Gemüse und Früchte, ergötzen das Auge und die Nase, zwei Genüsse, welche uns auf andern Märkten selten so ungetrübt zu Theil werden, da die Fleisch- und Fischbuden in Nürnberg in einige Entfernung vom „grünen" oder Gemüsemarkte verlegt sind, was nicht in vielen Städten der Fall ist.

Die Lage des Marktes in Nürnberg fast inmitten der Stadt hat, obgleich sich deren 70,000 Einwohner darauf wöchentlich dreimal verproviantiren, doch noch keinen zweiten Marktplatz nöthig gemacht; in München z. B. mit der mehr als doppelten Einwohnerzahl bieten die zwei oder drei Marktplätze einen weit weniger malerischen Anblick dar, und das zersplitterte Treiben auf denselben ist weniger lebhaft und charakteristisch. Die Halles Centrales in Paris und Covent Garden in London, moderne, riesige, bedeckte Marktplätze, sind allerdings sehenswerth, allein es fehlt ihnen die Frische und Heiterkeit, so wie die architektonische Umgebung des Nürnberger grünen Marktes; und überdies kommen wir Langschläfer selten dazu, das Treiben auf jenen großstädtischen Marktbazaren zu beobachten. Die eigentlichen Marktstunden beginnen dort um 2 und 3 Uhr morgens und endigen schon gegen 7 Uhr; auch besteht der Verkehr auf denselben nur zwischen Engrosverkäufern, die vom Lande mit zwei- und vierspännigen Wagen oder mit der Eisenbahn ankommen, und in Detailabkäufern, die ihren Gemüse-, Fleisch- oder Fischladen in den verschiedenen Theilen der Stadt mit kleineren und größeren Wagenladungen verproviantiren und wegfahren; kaum die Köche und Köchinnen großer Gasthöfe, Schulen oder Hospitäler kaufen direct auf diesen Marktplätzen ein, und wenn sie es thun, so bedürfen sie eben auch eines Fuhrwerks, um ihre Einkäufe nach Hause zu bringen. Der große Marktkorb am Arm der rüstigen und hübschen Köchin ist in London und Paris ein unbekannter Anblick. Ich unterschätze keineswegs das für uns fremdartige, eigenthümliche Getreibe auf den römischen Märkten und deren historische Umgebung vor dem Pantheon des Agrippa und um den Obelisk der Piazza Navona her — die Maler haben dort je und je Stoff zu Genrebildern gefunden —; allein wie schon erwähnt: die Fleisch-, Geflügel-, Fisch- und Käsebuden, und die römischen Käufer und Verkäufer selbst haben eine Atmosphäre um sich, und eine so chaotische Umgebung und Zusammenstellung ihrer Waaren, daß ein deutsches Auge und ditto Nase doch manchmal gar empfindlich dadurch beleidigt und angegriffen werden.

Rings um den Marktplatz in Nürnberg laufen auf drei Seiten hölzerne Doppelbuden, welche für die Stadtleute, mehr noch indes für die ländlichen Verkäufer alle für das Haus und die Bekleidung nöthigen Gegenstände feilbieten. Das Wollwaarenlager auf unserem Bilde zeigt eins dieser Verkaufslokale, außerdem sind hier zu haben: Bürsten, Kämme, Besen, Seife, Lichter, Blech- und Kupferwaaren, Schuhe, leinene, baumwollene Stoffe u. s. w. Zur Weihnachtszeit prangen hier noch fernere Reihen von Buden, in denen größtentheils die berühmten Nürnberger Spielwaaren ausgestellt sind. Der „Kindlesmark" (Christkindmarkt) ist wohl jedem, der einmal am Abend vor Weihnachten darauf gewandelt, unvergeßlich, und die naive Fröhlichkeit von Alt und Jung, die sich auf demselben kundgibt, dürfte wohl auch dem griesgrämigsten Weltschmerzler ein Lächeln ablocken. Stattliche Privathäuser bilden endlich auf drei Seiten die Grenze des Marktplatzes; die vierte Seite nimmt die hübsche Façade der katholischen Kirche ein. Der besondere Schmuck des Marktplatzes besteht indes in dem s. g. schönen Brunnen, einem reizenden, schlanken, gothischen Bauwerk über hundert Fuß hoch, und geziert mit mehreren Dutzend historischen in Erz gegossenen Figuren, von Blätterwerk aus

Erz umgeben. In jedem Reisehandbuch ist die Beschreibung dieses Kunstwerkes ausführlich gegeben; was aber nicht beschrieben werden kann, sondern gekostet und gesehen werden muß, das sind erstens dessen weiches, gesundes, angeblich mit besonderen Vorzügen für weibliche Schönheit begabtes Wasser; und zweitens das lebhafte Getreibe des Morgens um denselben her. Die Händler mit jungen Schweinen haben dieses hübsche Plätzchen inne, nahe dabei campiren die Eier- und Geflügelhändler. Jeden Abend dagegen finden hier die Scenen Statt, von welchen Goethes Faust erzählt. Die Wasser holenden Gretchen, Lieschen und Bärbele stehen hier plaudernd beisammen, und der Dichter hat das Originalthema ihrer Gespräche für ewige Zeiten getreu angegeben. Von hier aus sehen die schlanken Thürme der schönen gothischen Lorenzkirche in den Markt hinein; und der kühne Bogen der Fleischbrücke über die Pegnitz, nach dem Modell des Ponte Rialto in Venedig erbaut, spricht von einer Zeit, wo die ehrwürdige Noris wirklich die Nebenbuhlerin der stolzen Venezia genannt werden konnte. Auf dem Bilde, von einer andern Seite aufgenommen, zeigen sich indes die Thürme des Rathhauses. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß zwischen Markt und Rathhaus einer der berühmtesten Lebkuchen-(Pfefferkuchen)Läden zu finden ist, dessen süße Producte in den fünf Welttheilen der ihnen gebührenden Anerkennung genießen und die nebst den Nürnberger Spielwaaren wohl am meisten zu dem guten Ruf des freundlichen Nürnbergs auf unserm Planeten beigetragen haben. Im hohen Norden Europas sprachen mir einst Kinder des keltisch-irischen Stammes den Wunsch aus, in Nürnberg, dem gelobten Lande der Lebkuchen und Spielwaaren, leben zu können.

Inmitten dieser historischen und malerischen Umgebung thront nun drei oder vier Stunden lang, dreimal die Woche, umgeben von dem schönsten, frischen Gemüse und Feldfrüchten, die „Knobelesbäueri“, auf deutsch: die Bäuerin aus dem fruchtbaren sogenannten Knoblauchslande, nordwestlich von Nürnberg gelegen, dieselbe, welche auf dem mit zwei Hengsten bespannten Wagen von leeren Körben umgeben (auf dem Bilde) nach Hause fährt. Vor zwei Jahren erzählte mir eine englische Dame, sie und ihr Mann hätten, entzückt von den Schätzen des Nürnberger grünen Marktes, einen Korb voll der auserlesensten Gemüse, Spargel, Zwiebeln, Sellerie, Endivien, Blumenkohl &c. dort gekauft und alsbald ihren Freunden nach Oxford per Eilzug und Dampfschiff geschickt. Alles sei gut angekommen und gebührend geschätzt und bewundernd verzehrt worden. Wie sich indes diese Engländer, selbst wenn sie deutsch gelernt hatten, mit der Nürnberger Höckerin mögen verständigt haben, ist mir ein unaufgelöstes Räthsel geblieben.

Hier im Herzen Deutschlands hat nämlich die ohnehin reiche deutsche Sprache wahrhaft gewuchert und, so zu sagen, ein zweites Deutsch hervorgebracht, welches ich die fränkische Frauen- oder Kindersprache nennen möchte. Sollte unter uns Mittelfranken einst ein Riehl auftauchen, der uns erklärte und beschriebe, so muß er vor allem ein kleines mittelfränkisches, eigentlich nürnbergerisches Wörterbuch seinem Werke vorausschicken. Wie nothwendig dies ist, will ich hier nur durch ein paar Dutzend Wörter beweisen, die schwerlich in einer anderen Gegend Deutschlands außerhalb Frankens verstanden werden dürften, oder überhaupt bekannt sind. Ich nenne folgende: Heinseln (Füllen), Mockele (Kalb), Bezele (Schaf), Hepele (Gais, junge Ziege), Suckele (junges Schwein), Wiebele (junge Gans), Kickerle, Ziebele (junge Hühner, Hennen); — Guckele (Augen), Göschle (Mund), Patscherle (Hand), Strampferle (Füße); Gackele (Ei), Potacken (Kartoffeln), Kern (Rahm, Sahne), Kren (Meerrettig), Kümmerling (Gurken), Käskohl (Blumenkohl), Häfele (Topf), Dockele (Puppe) &c.. Schafft diese Nürnberger Sprache nicht geradezu neue Wörter, wie oben, so sucht sie wenigstens die üblichen durch die Aussprache fast unkenntlich zu machen. Hirse wird Hirsch ausgesprochen, Zwiebel — Zwifel, Kirschen — Kerschten, und Butter ist in ganz Süddeutschland unbezweifelt und unangefochten männlichen Geschlechts; ja man tadelt den Gebrauch des weiblichen bei diesem Worte, indem man sich auf die Analogie des italienischen il butirro und des französischen le beurre steift. Selbst neue Zeitwörter werden in Nürnberg erfunden: schnaufen (athmen), hätscheln (auf dem Eise gleiten), schänden (zanken, schelten), ant thun (Heimweh haben), sich schicken (sich beeilen), knappen (hinken), gazen (stottern); — von sogenannten Nürnberger Idiotismen und Redensarten wäre ein Buch zu füllen; ich sah einst ein kleines Verzeichniß von Nürnberger Schimpfnamen von Illustrationen begleitet, das nur einem gebornen Nürnberger verständlich sein konnte, und ich fordere hiermit alle norddeutschen Stammesverwandten auf, zu erklären, was sie sich z. B. unter einer Habeltrut, einer Schlamperi, einem Pelzmärtel denken, Wörter, die einem Nürnberger Kinde ganz vertraut sind.

Die mittelfränkische Bäuerin indes, welche hier auf dem Bilde nach Hause fährt, verdiente für sich allein eine culturhistorische Studie. Das ist eine Frau, die in der Welt an ihrem Platze steht und denselben ausfüllt. Ich kenne sie genau, habe sie oft und lange in ihrem Wirken beobachtet, und muß gestehen, daß mir manchmal, indem ich Zeugin ihrer rastlosen Thätigkeit in Haus und Hof und Feld von morgens bis abends war, die Röthe der Beschämung darüber zu Gesichte stieg, daß ich die Muße zu dieser Beobachtung hatte. Auf dieser Frau liegt die Sorge und Pflege ihrer Kinder, manchmal diejenige alter Eltern und Schwiegereltern; sie hat im Stall, im Garten, auf der Wiese, auf dem Felde ihren Mägden nachzugehen, sie anzuweisen und mit Hand anzulegen; sie hat zu kochen, zu buttern, Brot zu backen, zu waschen; sie spinnt für die Wäsche des Hauses und der Familie; sie bessert die Kleidungsstücke aus; begießt die Leinwand auf der Bleiche; setzt Hühner an, füttert die jungen Mastschweine; sie ist im Hopfengarten beschäftigt, im Milchkeller u. s. w. von des Morgens um 3 und 4 Uhr an bis nachts um 10 oder 11 Uhr. Man hält es kaum für möglich, daß eine Frau so vielen Ansprüchen genügen und ein Tag die Zeit zu so mannigfaltigen Geschäften bieten kann; und dies alles wird von der ländlichen Frau mit Energie, Geschick und Umsicht, mit Lust und Liebe gethan.

Selbst die Bäuerin, deren Hof 100,000 Gulden werth und schuldenfrei ist, ändert ihre einfache Tracht lebenslang nicht, sie arbeitet und schafft, es ist ihr angeboren, auch erzieht sie ihre Töchter weder zu „Fräulein“ noch ihre Söhne zu „Herren“. Der einzige Luxus, den sie sich, wie ich hörte, in neuerer Zeit erlaubt, ist eine sogenannte schöne obere Stube, in welcher sich Vorhänge an den Fenstern, ein Canapee und ein Glasschrank mit ihren Hochzeitsgeschenken befinden. Ungebildet ist die fränkische Bäuerin keineswegs zu nennen; ihr Mann hält ein Lokalblatt, in welches sie auch des Sonntags blickt; sie führt ihre Butter-, Eier- und Gemüserechnung untadelhaft; d. h. sie weiß über jeden Kreuzer Rechenschaft zu geben. Ihr Mann politisirt zu Zeiten beim Bier und nimmt Antheil an den industriellen Angelegenheiten des Landes, es besteht ein Lese- und ein Gesangverein im Dorfe, ja die Strahlenausläufer von Literatur und Gelehrsamkeit, welche von den Brennpunkten derselben, Erlangen und Würzburg, ausgehen, erleuchten und beeinflussen sogar manchmal die nahen ländlichen Gaue.

Ich weiß von einer Bäuerin zu erzählen, die von Jugend auf eine stille Passion für Geschichten, ja für Romane hatte. Ein Trinker, ein Hazardspieler, ein Opiumraucher, sucht nicht mit mehr Kunst und List seine üble Angewohnheit zu verheimlichen, als diese Bäuerin ihre weit unschuldigere Liebhaberei. Sonntags nachmittags allein konnte sie manchmal unter dem Vorwand großer Ermüdung sich in ihre Schlafkammer zurückziehen und die Zeit, während welcher ihre Angehörigen sie sich auf dem Bette ausruhend dachten, einer vielleicht schon dreimal gelesenen Lieblingsgeschichte widmen. Eine Näherin in der Stadt, welcher sie wohl manchmal die Eier und Butter ein wenig billiger als anderen verkaufen mochte, kannte allein ihre Passion und versorgte sie jedes Quartal mit irgend einem Buche. Diese Frau ward mit 35 Jahren Wittwe. Ihr schöner Bauernhof, sowie ihr Wesen und Aeußeres machten sie zu einer eben so begehrten Partie, als irgend eine Erbin oder reiche Wittwe der Residenz; doch nun zeigte sich der unverwüstlich gesunde Kern ihrer Natur; ihr ruhiger, praktischer Sinn war durch das Lesen so vieler Romanabenteuer nicht aus dem Geleise gebracht worden. Sie sah es ihrer vierzehnjährigen Tochter und ihrem sechszehnjährigen Sohne an den Augen ab, welche Angst sie vor einem Stiefvater und vielen noch kommenden jüngeren Geschwistern haben mochten. Sie verwaltete mit größter Umsicht und Energie, mit gut gewählten und gut bezahlten Knechten ihren Hof; ihr Sohn ward bald zum Mann und dankte durch angestrengte Arbeit und Mitsorge den liebevollen mütterlichen Entschluß, Wittwe bleiben zu wollen. Ja, als ein königlicher Angestellter die „saubere“ (hübsche) Margareth, ihre Tochter, zur Frau begehrte, erwiderte sie: „Herr S. T., meine Tochter kann keine Madam machen und paßt für keinen Herrn“, und Margareth hat bald darauf einen Müllermeister auf dem Lande geheirathet, gerade als Ifflands „Erwachsene Töchter“ unter ihrer Mutter Kopfkissen lagen.

Das Nürnberger Land war vielerlei Souveränen während des achtzehnten Jahrhunderts unterworfen. Die Ansbacher Fürsten, die freie Reichsstadt Nürnberg, der Erzbischof von Bamberg, Preußen ꝛc. hatten in verschiedenen Theilen desselben obrigkeitliche Rechte und Unterthanen, und die ländliche Bevölkerung hat schwere Zeiten unter einem unverstandenen und unverständlichen Regierungs- und Bevormundungsdrucke durchgemacht. Seit 1806 und 1809 ist Mittelfranken dem bairischen Königreiche einverleibt. Wenngleich auch seit jener Zeit gerade keine Salomone über dasselbe geherrscht haben, so darf man doch sagen, daß der fränkische Bauer ein ziemlich geruhiges und stilles Leben unter seinem Weinstock und Feigenbaum, ich wollte sagen: unter seinem Apfelbaum und Hopfenstock im neunzehnten Jahrhundert führt.

Meta Wellmer.

Die deutschen Colonieen in Brasilien.

Nicht schwer würde fallen, deu gütigen Leser einzuführen in das wunderbare Land, wo die Milde und Gleichmäßigkeit eines Klimas etwa wie das der südlichen Schweiz sich verbindet mit der üppigen Thier- und Pflanzenwelt der Tropen. Mit Händen zu greifen möchte ich schildern die Wunder jenes Landes, die erstaunliche Mannigfaltigkeit des Feldbaues, wo das Zuckerrohr und der Kaffeebaum gedeiht neben dem deutschen Gemüsegarten; wo protestantische deutsche Kirchen und Schulen blühen inmitten der streng katholischen Bevölkerung desjenigen romanischen Stammes, der von jeher als der grimmigste Hasser der „Ketzer“ gegolten und die Einheit der Kirche als oberstes Staatsgrundgesetz in der Verfassung des Kaiserreichs bewahrt. Oder freundliche Bilder vom Rio Grande und Itajahy könnte ich zeichnen, wie sie schon öfters in diesen Blättern erschienen, wo nur das Palmenholz der Hütte und die märchengroßen Bäume, Blätter und Blüten, die in den vorüberrauschenden Strom schauen, uns gemahnen, daß wir im brasilianischen Urwald stehen, statt im Spessart oder Schwarzwald. Denn so unverfälscht wie dort klingt hier der allemannische Accent der Ansiedler; überhaupt der Deutsche allein hat sich in diesen ungeheuren Gebieten, in diesem Gewirr aller gebildeten und wilden Sprachen, in dieser steten Vermischung aller möglichen Racen und Völker, in dieser kunstvollen Verbindung von Cultur und Wildniß, seine Eigenart, seine Sprache, sein Blut, seine Religion und Sitte und vor allem den Glauben an die Vorausbestimmung seiner colonisatorischen Arbeit bewahrt.

Aber die eigenthümliche Lokalfarbe, die eigener Augenschein allein möglich macht, würde diesen Bildern doch fehlen. Sie würde auch nicht zu ersetzen sein durch die zahlreichen Briefe von deutschen Auswanderern in Brasilien und den Bestunterrichteten der dortigen Zustände, die mir durch die Hände gegangen sind oder vor mir liegen. Aber Thatsachen reden noch klarer als Schilderungen, und wenn sie auch ernster und nüchterner sind; der Leser wird sie auch einmal anhören. Da fallen mir die vergilbten Züge des Briefs eines Lausitzer Bauern in die Augen, der als wohlhabender Mann aus Blumenau zurückkehrte, nachdem er drüben mit nichts angefangen, der ein wirkliches Heimweh ausspricht nach den Fluren, die sein starker Arm der Cultur erschlossen hat am Itajahy, der nicht begreift, wie man sich in Deutschland noch streiten kann darüber, daß den deutschen Colonien in Südbrasilien, wo die Sonne fast so mild und gleichmäßig scheint, wie über der deutschen Heimat, eine ungewöhnlich große Zukunft bevorstehe. Hier deutsche Zeitungen aus Porto Allegre, Donna Franciska u. s. w., die uns so wahre und beredte Kunde geben, wie aufmerksam unsere tapfern Landsleute drüben jeden Schritt unserer nationalen Entwickelung verfolgen, und mit einer fast kindlichen Dankbarkeit und Verehrung denen lohnen, die im Mutterlande ein warmes Herz und Wort für sie bewahren. So wie man unbedachtsam mit seinem Namen einsteht für das unlösliche Band der Stammesverbindung, das uns an die Söhne unseres Blutes drüben im brasilianischen Urwald fesselt, so regnet es Dankadressen und zierliche Erzeugnisse dortiger Cultur übers Meer. Man muß also schon namenlos schreiben, wenn man sich nicht die sichere Anwartschaft auf noch mehr solcher wundervollen, künstlichen Blumen aus den Federn brasilianischer Vögel — die Blätter aus den glänzendsten Grünfedern der Colibris, die weißen Rosen aus Kakadufedern, bevölkert von goldschimmernden tropischen Käfern — zu erwerben gedenkt, wie sie in meinem Schrein ruhen. — —

Vor wenigen Monaten ist das Interesse des Mutterlandes für das gute Geschick und die Entwickelung der deutschen Colonien in Südbrasilien wieder sehr lebhaft angeregt worden. Dreizehnhundertzweiunddreißig in den südlichen Provinzen des Kaiserreichs Brasilien angesiedelte Deutsche, namentlich in Porto Allegre, São Leopoldo, Santa Cruz und Rio Grande do Sul, deren Unterschriften von den deutschen Consuln Loesse in Rio Grande do Sul und Hänsel in Santa Cruz sammt und sonders beglaubigt waren, hatten sich mit einer längeren Bittschrift an den norddeutschen Reichstag gewendet. Sie baten um zwei Dinge, welche ihnen für die Erhaltung und das Gedeihen des deutschen Elements in Brasilien vor allem wichtig schienen. Sie baten um Erlaß eines Gesetzes über die Heimatsangehörigkeit der ausgewanderten Deutschen an das Mutterland, welches den deutschen Ansiedlern in der Fremde verstatte, so lange das deutsche Heimatsrecht zu bewahren, als sie selbst im Auslande sich neutralisiren ließen.*) Sie verlangten aber zweitens auch die Aufhebung eines preußischen Ministerialerlasses vom 12. November 1859, welcher verbietet, Auswanderungsagenten zu concessioniren, die nach Brasilien Ueberfahrtsverträge abschließen. Die Bittschrift war ganz erfüllt von der schönen, starken Liebe zur Heimat, die den Deutschen im Ausland auch in jenen Tagen schon auszeichnete, als im Innern Deutschlands der Parteihader über die Neugestaltung des Vaterlandes die gemeinsamen Bande des Blutes und der Sprache zu wiederholten Malen zu zerreißen drohte. Die Deutschen in Brasilien erklärten in jener Bittschrift den Vertretern der norddeutschen Bevölkerung auch rundweg, daß die südlichen Provinzen Brasiliens „in jeder Hinsicht im Stande seien, Deutschland für sich und seine Auswanderer die nöthigen Garantien zu bieten, daß sie als Ziel der deutschen Auswanderung in jeder Beziehung geeignet seien. Schon an 50,000 Deutsche säßen in der einzigen brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, denen es fast insgesammt gut ergehe; eine sichere und behagliche Zukunft sei dem Einwanderer trotz aller noch vorhandenen Uebelstände in der brasilianischen Gesetzgebung gewiß.“

Der Reichstag zeigte seine warme Theilnahme an den Interessen der Deutschen in Brasilien durch einen gründlichen Bericht über diese Bittschrift und mahnte den Bundeskanzler an die Dringlichkeit der Vorlegung eines Heimatsgesetzes, welches auch die Frage der Heimatsangehörigkeit ausgewanderter Deutscher regelt. Er erlangte von dem Vertreter des Bundeskanzleramtes die Zusage, daß über die Aufhebung des Erlasses vom 12. November 1859 Unterhandlungen stattfänden. Aber selbst wagte der Reichstag in dieser, den Petenten weitaus wichtigsten Frage ein Votum nicht, weil die betreffenden Verhältnisse doch zu verwickelt lägen, um ein eigenes Urtheil zu fällen, und die Beseitigung jenes Verbots, das einem Auswanderungsverbot nach Brasilien gleichkommt, zu beschließen.

Im Grunde ist es die Unkenntniß der Zustände Brasiliens, welche auch die besten Männer unseres Volkes erfüllt; genährt durch die geschäftige Schreiberei gewisser Persönlichkeiten, die mit ihren verleumderischen Pamphleten über das ihnen aus eigener Anschauung unbekannte Kaiserreich Brasilien die Welt überschwemmen. Es ist daher eines jeden Pflicht, nach seinen Kräften Licht in dieses Dunkel zu tragen.

In Brasilien vollzieht sich heutzutage eine friedliche wirthschaftliche Revolution von solcher Tragweite und Bedeutung, daß ihresgleichen die ganze moderne Geschichte unseres Welttheils nicht aufzuweisen hat. Die einzelnen Staaten Europas sind allerdings auch zu Zeiten gewaltig bewegt worden durch eine andere Vertheilung der Arbeit, durch den Uebergang aus der Leibeigenschaft zum freien Bauernthum, durch die Kämpfe um den Antheil an der Staatsregierung

*) Bekanntlich bestimmt § 23. des preußischen Gesetzes vom 31. December 1842, daß das preußische Heimatsrecht der Ausgewanderten nach zehnjähriger Abwesenheit erlischt.

welche die neue Zeit im Gegensatz zur alten vertheilt nach dem Maß der Leistung im Staate und für den Staat. Aber alles das ist unbedeutend im Verhältniß zu dem Problem, das Brasilien seit einem Menschenalter zu lösen bestrebt ist und in naher Zukunft lösen muß, wenn es nicht zu Grunde gehen will. Es handelt sich dort um nichts Geringeres, als die ganze Culturarbeit des ungeheuren Reichs in andere Hände übergehen zu lassen. Bis vor wenig Jahrzehnten ist die ganze volkswirthschaftliche Arbeit in Brasilien wesentlich durch schwarze Sklaven verrichtet worden; denn dem herrschenden Stamme des Landes, den spanischen Creolen, widerstrebt jede Arbeit, namentlich die Bebauung des Bodens. Aber die Negersclaven sind im Aussterben begriffen, seitdem die Zufuhr neuer Sklaven aus Afrika vollständig aufgehört hat (1855); und auch bis dahin wurden dreimal mehr Sklaven als Sklavinnen und zusammen lange nicht genug eingeführt, um auch nur die bereits cultivirten Theile Brasiliens der Cultur zu erhalten.*) So ist ein steter und verhängnißvoller Rückschritt in Brasilien überall da bemerklich, wo Schwarze bisher die Arbeit thaten, namentlich in den nördlicheren (heißeren) Provinzen des Kaiserreichs. Ueberall bricht sich dort die Ueberzeugung Bahn, daß die erhöhte Leistungskraft der modernen Wirthschaft in keiner Weise zu erreichen sei durch Sklavenarbeit, durch eine Race, die schon jetzt decimirt, in raschem Aussterben begriffen ist. In solcher Lage, und da, wie gesagt, die ganze Nationalität der Bodenbesitzer und einheimischen freien Bevölkerung Brasiliens eigener Arbeit absolut widerstrebt, ist die Frage, wie und durch wen die Sklavenarbeit ersetzt werden soll, allmählich zu der brennendsten Existenzfrage des brasilianischen Staates geworden. Wäre sie nicht so sehr dringlich, so hätte man wohl den Versuch wagen können, die zahllosen Indianer, die nomadisch die weiten Pampas durchstreifen, allmählich an Ackerbau zu gewöhnen. Aber das wäre ein Werk von Menschenaltern — und hier bringt jedes Jahr Aufschub erhebliche Verluste. Es bleibt daher nichts übrig für Brasilien, wenn dort die Culturarbeit Fortschritte statt der Rückschritte machen soll, als daß freie europäische Ansiedler ins Land gerufen werden, und vor allem Deutsche, weil diese nach der Erfahrung aller Zeiten und Länder die tüchtigsten Colonisten sind.

Die ersten Versuche, diese wichtige Reform durchzuführen, reichen bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts zurück. Die brasilianische Regierung selbst legte damals eine Anzahl deutscher und schweizer Colonien an, die aber sämmtlich zu Grunde gingen oder dahin siechten, weil man sie in ein viel zu tropisches Klima versetzt hatte. Trotz allen Eifers und aller Vortheile, welche die Regierung in ihren Colonien bot, hatte sie bis 1850 doch nicht über 20,000 Ansiedler ins Land gezogen, darunter aber die Hälfte in der rein deutschen Colonie Saõ Leopoldo, die mit den übrigen deutschen Ansiedelungen in Sta. Katharina, Parana, Rio Grande do Sul, Blumenau rasch emporblühte, dagegen mißlangen vollständig die Versuche der Privaten, reicher brasilianischer Grundbesitzer, ihre Besitzungen durch freie deutsche Colonisten bebauen zu lassen, im Wege der sogenannten Halbpachtverträge, die einen so großen und großentheils gerechten Sturm der Entrüstung in den deutschen Blättern gegen Ende der fünfziger Jahre hervorriefen.

Im Grunde war es auch nur die Ausartung dieser Halbpachtverträge, nicht die Verträge selbst, die man in Deutschland so einstimmig verurtheilte und die im wesentlichen das preußische Verbot vom November 1859 hervorrief. Denn thatsächlich bestand der Halbpachtvertrag nur in der Verpflichtung des Ansiedlers, die Vorschüsse für die Ueberfahrt und erste Einrichtung in der neuen Heimat, die ihm der Jazendeiro (Verpachter) gewährt hatte, allmählich zurückzuzahlen und die Hälfte des Ernteertrages an denselben abzugeben. Er enthält also thatsächlich nichts Unbilliges. Aber die Betrügerei der zahlreichen Mittelspersonen zwischen dem brasilianischen Großgrundbesitzer und dem Halbpächter, die beide Theile von der Ankunft im europäischen Hafen an bis zur Einheimsung der ersten Ernte in Brasilien schamlos aussog, machte manchen Jazendeiro gleichzeitig zum armen Mann, während die Halbpächter mit Grund über die schändlichste Ausbeutung und Mißhandlung klagten und viele hunderte von ihnen im fernen Land in Elend und Kummer verdarben. Seit dieser Zeit sind die Halbpachtverträge von den Jazendeiros fast im ganzen Lande freiwillig aufgegeben, von der brasilianischen Regierung überall unnachsichtlich ausgerottet worden. In den südlichen Provinzen des Kaiserstaates, wo sich Deutsche in größerer Anzahl angesiedelt haben, hat das System der Halbpachtverträge ohnehin niemals existirt.

So hatten die einsichtigeren Männer Brasiliens, namentlich aber die sogenannte liberale Partei, welche die Colonisirung des Landes durch Europäer und besonders durch Deutsche für die wichtigste Regierungspolitik erachtet, aus allen Colonisationsversuchen übereinstimmend die Lehre erhalten: daß nur die vollste wirthschaftliche Freiheit des Ansiedlers, nur wenn ihm das zu bebauende Land in volles freies Eigenthum gegeben werde und Land und Klima seiner heimatlichen Gewohnheit entspreche, eine erhebliche Zunahme der Einwanderung in Brasilien und stetes Gedeihen der alten und neuen Colonien erhoffen lasse. Die brasilianische Regierung hat in den letzten zehn Jahren alles in ihren Kräften Stehende gethan, um dieser Erkenntniß gerecht zu werden.

Der Verleihung des freien Eigenthums und der Besitztitel der Ländereien an die Colonisten standen Schwierigkeiten im Wege, die wir uns im alten Europa nicht träumen lassen. Man wußte nämlich bisher in Brasilien nirgends mit absoluter Sicherheit, was Staats-, was Privatgrundbesitz sei. Niemals noch war eine wissenschaftliche Vermessung des Landes vorgenommen worden. Um diese bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen des großen Reichs und der geringen Zahl tüchtiger Ingenieure und Werkzeuge, ungeheure Arbeit durchzusetzen, trat am 30. Januar 1854 das sogenannte Landesgesetz (lei das terras) in Wirksamkeit, ward ein Generallandamt mit zahlreichen Unterbehörden eingesetzt. Die jährlichen Berichte an das Generallandamt lassen, neben den außerordentlichen Schwierigkeiten der Riesenarbeit, den stetigen Fortschritt erkennen. Und grade in den von deutschen Ansiedlern bebauten Provinzen, in S. Paolo, Parana, S. Pedro (Rio Grande do Sul) und Sta. Katharina sind überall Provinziallandämter eingesetzt und acht von den siebenzehn Ingenieuren thätig, welchen die Leitung des Werkes anvertraut ist.

Mit derselben Energie ging die Regierung an die Verbesserung der Straßen, an die Hebung der materiellen Lage der Colonisten. Die Kammern des Landes machten schönen Gebrauch von ihren weitgehenden Rechten. Sie überwiesen schon 1856 der Regierung 6 Millionen Milreis zur Hebung der Einwanderung und der Colonien. Von diesem Gelde wurden und werden fortwährend, vornehmlich in den von Deutschen besiedelten Provinzen, Wege und Straßen verbessert, gemeinnützige Bauten, namentlich auch Kirchen und Schulhäuser für protestantische Colonisten, aufgeführt, Schullehrer und Geistliche, ohne Unterschied der Confession, sowie Aerzte, besoldet, bis vor kurzem auch ein Theil der Ueberfahrt der Einwanderer bestritten.

Doch höher als alle diese ehrlichen und mühsamen Bestrebungen zur Verbesserung der Lage unserer Landsleute in Brasilien schätzen wir die Reformen in der brasilianischen Gesetzgebung, welche bestimmt sind, die Ansiedler in Rechtsgleichheit mit den Eingeborenen zu setzen. So lange allerdings die brasilianische Gesetzgebung allen protestantischen Kirchenakten, namentlich der Trauung, jede rechtliche Gültigkeit absprach, waren solche Akte der Gegenwehr, wie das preußische Verbot von 1859, durchaus begründet. Aber schon ein Gesetz vom 11. September 1861 spricht die Gültigkeit aller protestantischen Kirchenakte an Protestanten aus. Nur muß die protestantisch vollzogene Ehe nach dem Recht des Landes auch in das Civilregister eingetragen werden. Wenn dagegen das streng katholische Land die Einsegnung gemischter Ehen nur dem katholischen Priester und bei dem Versprechen katholischer Kindererziehung verlangt, so mögen wir uns erinnern, daß für die meisten katholischen Länder Europas die Zeiten erst seit kurzem vorüber sind, wo dieselbe Ungültigkeit der Mischehen galt. Und wie hier dürfen wir auch da Brasilien vertrauen, daß der Sieg der Duldsamkeit und Humanität in wenig Jahren errungen sein werde; um so eher, je allgemeiner drüben die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß die volle wirthschaftliche, religiöse und politische Freiheit des Colonisten zu seiner nothwendigen Lebensluft gehöre. Schon jetzt dürfen unsere Landsleute drüben den wesentlichsten Antheil nehmen an der Colonieverwaltung und den politischen Rechten des Staates. Jeder naturalisirte Brasilianer kann nach einer kaiserlichen Verordnung vom 18. Mai 1866 die höchsten Staats- und richterlichen Aemter bekleiden und seit Jahrzehnten schon zu der Kammer wählen; jeder Ansiedler, gleichviel ob naturalisirt oder nicht, kann in den Colonialverwaltungsrath gewählt werden, welcher alle Interessen der Colonie in freiester Weise wahrnimmt und regelt.

Die Wirkung, welche diese eifrige Fürsorge der Regierung für

*) Vgl. Nr. 40, S. 633.

das Emporblühen unserer Colonieen in Brasilien auf diese selbst ausübt, haben uns unsere Landsleute selbst in freudigen Worten geschildert. Ihr Urtheil mag bestätigt werden durch die eine Thatsache, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts von den deutschen Ansiedlern in Dª Francisca 2076 Milreis bei der dortigen Coloniedirection mit der Bestimmung eingezahlt wurden, um die Anverwandten der Zahler aus dem Mutterlande in die neue Heimat nachkommen zu lassen. Es bedarf der Ausführung nicht, daß solchen Wünschen und solchem natürlichen Aufschwung jener Colonieen gegenüber das preußische Verbot von 1859 sehr hinderlich und nachtheilig geworden ist und je eher je besser fallen sollte. Es gilt zudem nur in den altpreußischen Landestheilen, nicht in den neuen Provinzen; und auch in jenen reizt es zu unsittlichen Uebertretungen, leitet die deutsche Auswanderung in die gewissenlosen Hände holländischer Agenten, statt über unsere deutschen Häfen, die der Controle unseres Bundes unterworfen sind. Wie groß die Uebertretung des Verbotes ist, geht daraus hervor, daß im Jahre 1868 von den über Hamburg nach Brasilien ausgewanderten Norddeutschen 68 Procent, bis Ende April 1869 aber 87 Procent Altpreußen waren! Während also die Interessen unserer Landsleute und die Thatsachen die Aufhebung jenes Verbotes dringend fordern, gebietet dasselbe einen Blick in die Zukunft.

Die Zahl derer ist im Wachsen begriffen, die den kommenden Jahrhunderten weissagen, daß die Rollen der heutigen Erdenmächte auf dem Theater der Geschichte sich von Grund aus umwandeln werden. Niemand verhehlt sich, daß die Zeiten nicht mehr fern sind, wo die große nordamerikanische Republik ein entscheidendes Wort mitspricht in den Händeln der alten so gut als der neuen Welt. Für eine Reihe von Geschlechtern scheint von höchster Wichtigkeit, wie die Kämpfe sich entscheiden, die jetzt in der südlichen Hälfte des amerikanischen Continents toben, der Entwickelungsgang Südamerikas, die Lösung der Frage, wer den größeren Theil dieses wunderbar reichen, unermeßlichen Landstrichs germanischer Cultur und Sitte erschließt, und damit beherrscht. Kaum eine ernstere, lohnendere Aufgabe wird unserem Volke beschieden sein, als die: im Süden Amerikas dieselbe harte Colonisationsarbeit der germanischen Race zu vollziehen, welche unsere Blutsverwandten im Norden, seit den Tagen der streitbaren Roundheads Cromwells siegreich vollbracht haben. Nicht das Schwert, sondern der Pflug, nicht das Panzerschiff, sondern der Handelsfahrer und der Frachtkahn, der die stolzen Ströme Südamerikas befährt, wird allem Vermuthen nach über die dereinstige Herrschaft in jenem Erdtheil entscheiden. Wir mögen uns getrösten, daß dem so ist. Denn bei aller Anstrengung und Aufopferung für unsere Marine dürfen wir Deutschen doch kaum hoffen, mit Amerikas Flotte Schritt zu halten. So wäre uns auch in einem der wichtigsten Abschnitte künftiger Geschichte die Rolle zugetheilt, die wir seit dem Untergang unserer mittelalterlichen Seeherrschaft bei der Vertheilung neugewonnener Welttheile gespielt haben, die Rolle thatloser Zuschauer, im günstigen Falle der Diener und Helfer seetüchtigerer Nationen. Aber niemand mag uns hindern, denselben Weg einzuschlagen, um ein entscheidendes Wort mitzusprechen in den Geschicken Südamerikas, den die Einwohner der heutigen Vereinigten Staaten langsam und stetig im Norden gegangen sind: den Weg der Colonisation. Wenn vielleicht lange die Monroedoctrin ihre Anhänger gefunden hat jenseits der Straße von Panama, und unsere Gegenfüßler für eine lächerliche Anmaßung erklären, daß europäische Flotten sich erdreisten, in südamerikanische Wirren sich zu mischen: dann werden sie immer Gehör und Achtung schenken müssen den Stimmen unserer Landleute drüben, die mit Karst und Hacke, mit Eisen und Feuer den Urwald und Sumpf deutscher Cultur und Gesittung gewinnen.

Ein Rückblick auf das Seewesen vor zweitausend Jahren.

Von Corvettencapitän Werner.

Die letzten vierzig Jahre haben im Seewesen der civilisirten Völker eine gewaltige Umwälzung herbeigeführt. Die Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt, die Erfindung der Schraube, der bedeutende Aufschwung des internationalen Verkehrs mit der daraus hervorgehenden Concurrenz, so wie die Eisenpanzerung und das in enger Beziehung damit stehende beständige Wachsen der Geschützkaliber haben sowohl auf den Bau von Handels- als von Kriegsschiffen den wesentlichsten Einfluß geübt. Ein vergleichender Blick auf unsere Panzerfregatte „König Wilhelm“ und Nelsons Flaggschiff bei Trafalgar, das Linienschiff „Victory“, oder auf den „Great Eastern“ und ein Handelsschiff im Anfange des Jahrhunderts zeigt schlagend die riesigen Fortschritte der Technik auf diesem Gebiete in so verhältnißmäßig kurzer Zeit, und wir glauben mit Recht auf diese Erfolge stolz sein zu dürfen.

Die Schifffahrt ist von jeher der wichtigste Factor für die Cultur der gesammten Menschheit gewesen; beide bedingen einander und der Standpunkt der ersteren gibt einen Maßstab für die Entwickelungsstufe der letzteren.

Ein Rückblick auf das Seewesen jener Zeit, wo Griechenlands und Roms Cultur so weit vorgeschritten war, daß wir für einzelne Zweige unseres Wissens noch jetzt unsere Vorbilder daraus schöpfen, wird deshalb für den Gebildeten nicht ohne Interesse sein. Er wird die Richtigkeit des obigen Ausspruchs bethätigen, daß Cultur und Schifffahrt in Wechselwirkung zu einander stehen, gleichzeitig aber auch darthun, daß wir wenig Ursache haben, auf die Entwickelung unserer Schifffahrt sehr stolz zu sein und daß die seit 2000 Jahren von uns im Schiffbau gemachten Fortschritte unverhältnißmäßig gering sind.

Bis vor kurzer Zeit waren wir gewohnt, auf das Seewesen der Alten mit einer gewissen Geringschätzung herabzusehen und dasselbe für höchst unvollkommen zu halten. Neuere Entdeckungen und Forschungen haben jedoch das Irrige dieser Ansicht nachgewiesen und uns die Schifffahrt der Mittelmeervölker vor mehr als 2000 Jahren auf einem Höhepunkte gezeigt, der unsere ganze Bewunderung herausfordert.

Ueber das Alter der Schifffahrt haben wir nur Muthmaßungen, jedenfalls reichen aber ihre Anfänge weit in die vorhistorische Zeit, und wenn wir den Zahlenangaben der Bibel Vertrauen schenken, nach denen Noahs Arche 300 Ellen lang, 60 Ellen breit und 30 Ellen hoch gewesen ist, so haben wir in ihr ein Fahrzeug, das die ungefähren Dimensionen unseres als Weltwunder angestaunten Riesenschiffes „Great Eastern“ besaß, und der Schiffsbaukunst schon damals eine außerordentlich hohe Entwickelungsstufe einräumt. Setzen wir statt des Ellenmaßes der Arche Fuße, so haben wir ungefähr die Form unserer modernen Panzerfregatten, wenigstens mit Bezug auf Länge und Breite.

Natürlich gab wohl das Uebersetzen über die die Ausbreitung des Menschengeschlechtes hindernden Flüsse die erste Anregung zur Schifffahrt; in das Wasser gestürzte Bäume boten die ursprünglichen Mittel dazu, und das Floß bildete den Urtypus des heutigen Schiffes. Es folgte der durch Feuer oder Stein ausgehöhlte Baum als Kahn, wie er sich noch heute bei allen uncivilisirten Völkern findet, und ganz allmählich erst bildete sich in Folge des Bedürfnisses das aus mehreren Theilen zusammengesetzte Fluß- und Seefahrzeug, mit Segeln, Steuer, Anker und allen jenen tausenden von Gegenständen, die das moderne Schiff zu einer kleinen Welt für sich machen.

Die Erfindung jener einzelnen Verbesserungen wird von den alten Schriftstellern mythischen Personen zugeschrieben, so die Segel dem Dädalus und Aeolus, das Steuer dem Typhis, Steuermann der Argo, und dies beweist, daß die Schifffahrt schon in vorhistorischer Zeit einen höheren Entwicklungsgrad gehabt haben muß.

Diese Annahme ist durch die Entdeckungen des deutschen Archäologen Dr. Dümichen auch zur Gewißheit erhoben. Seit einigen Monaten ist derselbe von einer Forschungsreise aus Aegypten zurückgekehrt und hat aus neu aufgelegten Gräbern, welche der Zeit der ersten ägyptischen Dynastien, also dem vierten Jahrtausend v. Chr. angehören, eine höchst interessante Sammlung von Photographien und Zeichnungen der vorgefundenen Sculpturen, Inschriften 2c. mitgebracht, welche für die Culturgeschichte Altägyptens von größter Wichtigkeit zu werden versprechen. Unter jenen Denkmälern finden sich auch die Abbildungen von Schiffen und zwar in so großem Maßstabe, daß sich ihr Bau, ihre Größe und Handhabung ziemlich genau beurtheilen lassen.

Diese Fahrzeuge wurden bereits durch Ruder und Segel fortbewegt; nach der Zahl der Ruderer läßt sich ihre Länge auf 50—60 Fuß schätzen, und gewöhnlich befinden sich 30—40 Menschen darin. Offenbar sind es jedoch keine See-, sondern Flußfahrzeuge; in ihrer Form haben sie Aehnlichkeit mit den Frachtkähnen unserer Flüsse und sehr geringen Tiefgang. In ihrer Mitte steht ein Mast und daran ist ein viereckiges Segel an einer Raa (Segelstange) befestigt.

Anker und Steuerruder fehlen, sie scheinen also damals noch nicht erfunden gewesen zu sein, und da ohne diese Verrichtungen ein Schiff nicht über See gehen kann, so ist die Annahme, daß wir in jenen Documenten nur Flußfahrzeuge vor uns haben, wahrscheinlich. Die unentbehrliche Steuerung ist zwar vorhanden, sie wird jedoch durch gewöhnliche Ruder vermittelt, die nur etwas größer, als die übrigen sind, aber keine feste Verbindung mit dem Schiffe haben, wie es für Seefahrten nöthig ist. Zwischen diesen Documenten der antiken Schifffahrt und den nächsten unsichern Nachrichten über dieselbe liegt dann ein Zeitraum von fast 2000 Jahren. Jene Nachrichten sind die Colonisirungen Griechenlands durch die Aegypter Inachus, Cecrops und Danaus im 19., 16. und 15. Jahrhundert v. Chr.; ebenso der von Sesostris unternommene Bau einer Flotte von 400 Schiffen, jedoch geben sie keinerlei Anhalt für den damaligen Stand des Seewesens.

Näheres ist uns über die Phönicier bekannt, jenes kühne Handels- und Seefahrervolk, welche schon 2000 J. vor unserer Zeitrechnung die gesammten Küsten des Mittelmeeres befuhren und colonisirten und denen man den Besuch Englands und der baltischen Küsten auf dem Seewege zuschreibt.

Wenngleich letzteres sich bis jetzt nicht historisch nachweisen läßt, so hat es nichts Unwahrscheinliches. Die Schifffahrt auf dem Mittelmeere mit seinen plötzlichen heftigen Stürmen erfordert seetüchtige Fahrzeuge, die auch sicher nach dem Norden Europas segeln konnten.

Der Argonautenzug erscheint als die erste Seefahrt der Griechen, ihm fehlt jedoch ebenfalls die historische Unterlage. Genaueres wissen wir über den Trojanischen Zug, der 1100 v. Chr. stattfand. Die das griechische Heer übersetzende Flotte bestand aus 1186 Fahrzeugen, deren größte 120 und deren kleinste 50 Mann trugen. Sie hatten einen Mast und eine Reihe Ruderer, ihre Construction bedurfte aber keiner großen Vollkommenheit oder Seetüchtigkeit. Das ägeische Meer, welches sie zu durchkreuzen hatten, ist in der Sommerzeit sehr ruhig und außerdem von so vielen Inseln durchsetzt, daß die Fahrzeuge auf je 4—5 Meilen immer Landschutz fanden. Diese geographischen Verhältnisse lassen auch Vater Homers historische Treue mit Bezug auf die 10jährigen Irrfahrten des Ulysses stark anzweifeln.

In den nächsten Jahrhunderten hob sich jedoch das griechische Seewesen bedeutend. Bei Beginn der Perserkriege, um 500 v. Chr., besaßen sie bereits Flotten von Schiffen mit drei Reihen Ruder übereinander, und bei Salamis und im peloponnesischen Kriege entschieden Dreireihenschiffe die Schlachten. Als Syrakus nach seinen Siegen die Herrschaft des Mittelmeeres erstrebte, entwickelte sich das Seewesen zu hoher Blüte, und in seinen Schiffen vereinigten sich die Vorzüge griechischer und karthagischer Schiffsbaukunst.

Es entstanden Vier- und Fünfreihenschiffe, mit denen Philipp von Macedonien und sein großer Sohn an der Spitze Griechenlands den Syracusanern die Herrschaft des östlichen Mittelmeeres wieder entrissen.

Bis vor kurzem fehlte uns jeder sichere Anhalt über Bauart, Größe und Seetüchtigkeit der antiken Seeschiffe. Wir konnten uns von ihnen kein richtiges Bild machen; die Angaben der alten Schriftsteller erschienen uns theils unvollständig, theils übertrieben, und die auf unsere Zeit gekommenen Abbildungen auf Münzen ꝛc. trugen wenig zur Aufklärung der Zweifel bei.

Erst in den letzten Jahrzehnten ist es gelungen, diese Zweifel zu lösen, einen genauen Einblick in die Schifffahrtsverhältnisse Athens zur Zeit Alexanders des Großen und damit in die der Mittelmeervölker überhaupt zu thun und eine geschichtlich richtige Grundlage für das antike Seewesen zu gewinnen.

Im Jahre 1834 sollte im Piraeus, dem Hafen von Athen, das Fundament eines Magazins gelegt werden. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf Ruinen einer Säulenhalle aus spät römischer Zeit, zu deren Erbauung auch 17 mit Inschriften versehene Marmorplatten verwendet waren. Diese Platten stammen aus den Jahren 330—310 v. Chr. und sie sind es, welche uns, wenn auch nicht immer direct, so doch durch die aus ihren Angaben gezogenen Schlüsse, Combinationen und Berechnungen einen genauen Aufschluß über das athenienfische Seewesen jener Zeit gegeben haben.

Diese seither unter dem Namen der athenienfischen Seeurkunden bekannt gewordenen Platten bilden nämlich einen Theil der öffentlichen Rechnungsablage, welche die acht Curatoren der athenienfischen Kriegswerft für das Volk zur Controle ausstellten.

Sie wurden zuerst von Professor Böckh in seiner „Haushaltung der Athener" veröffentlicht, sodann aber von dessen Schüler, Dr. B. Graser in Berlin, auf ungemein scharfsinnige Weise und mit einem seltenen Verständniß für eine eingehende Kenntniß des antiken Seewesens nutzbar gemacht.

Aus den Dimensionsangaben der einzelnen Schiffstheile und Inventarien jener Urkunden reconstruirte er das Modell eines antiken Fünfreihenschiffes, der Pentere der damaligen Zeit, das auf der königl. Werft in Danzig aufgetakelt und seit einigen Jahren dem antiquarischen Museum in Berlin einverleibt, uns eine klare Anschauung von dem Standpunkte des Seewesens vor 2000 Jahren gibt und uns in überraschender Weise die außerordentliche Vorgeschrittenheit der damaligen Schiffbautechnik zeigt.

Was den Archäologen früher immer das meiste Kopfzerbrechen machte, war die Unterbringung der von den alten Schriftstellern angegebenen Zahl der Ruderer. Diese stieg öfter bis zu 1000; sie sprachen von Acht-, Sechszehn-, ja Vierzigreihenschiffen, ohne daß sich jemand erklären konnte, wie es möglich sei, die in so viel Reihen über einander wirkenden Ruder zu handhaben.

Graser hat jedoch jetzt nachgewiesen, daß die Ruderbänke staffelförmig in einander geschobene Profile waren, in denen sich Kopf und Schultern des einen Ruderers stets zwischen den gespreizten Füßen des über ihm sitzenden bewegten, so wie daß die Schiffsseiten der Alten sich über Wasser kurvenförmig nach außen bogen. Mit dieser Einrichtung betrug der senkrechte Höhenunterschied für die einzelnen Reihen kaum $1^1/_4$ Fuß. Rechnet man nun, daß die Höhe der untersten Ruderlage sich 3 Fuß über dem Wasserspiegel befand, so lag die oberste Reihe eines Zehnreihenschiffes nur $14^1/_4$ Fuß über Wasser und deren Ruder hatten im Ganzen eine Länge von $34^1/_2$ Fuß. Davon bewegte sich ein Drittheil innenbords als Hebelarm, war mit Blei beschwert, stand mit dem äußern Theile fast im Gleichgewicht und konnte mithin von einem Manne bequem gehandhabt werden.

Danach läßt sich auch kaum die wirkliche Existenz der von alten Schriftstellern beschriebenen Vierzigreihenschiffe bezweifeln. Mit der erwähnten Balanceireinrichtung kann man noch viel längere Ruder wirksam bewegen, und in den chinesischen Barken sieht man oft Frauen einzeln ein so arrangirtes Ruder von 40—45 Fuß Länge bequem regieren.

Ueber die Dimensionen und Besatzung der Schiffe geben jene Urkunden ebenfalls genaue Auskunft. So z. B. waren die Penteren sämmtlich 168 Fuß lang, 22—26 Fuß breit, hatten 12 Fuß Tiefgang, einen Gehalt von 534 Tonnen und eine Besatzung von 375 Mann, darunter 310 Ruderer und 15—20 Seesoldaten, während der Rest den Stab des Schiffes ausmachte.

Bemerkenswerth ist das Verhältniß der Breite zur Länge der antiken Kriegsschiffe, das sich im Durchschnitt fast wie 1 : 10 stellt, während es bei uns im Maximo 1 : $6^1/_2$ beträgt.

Diese Differenz erklärt sich jedoch leicht. Die damaligen Kriegsflotten besaßen keine Mittel, sich aus der Ferne zu bekämpfen. Ballisten, Katapulten und sonstige Wurfmaschinen ließen sich an Bord nur sehr beschränkt und mit geringem Erfolge verwenden, und für einen Seekampf war deshalb die Taktik des gegenseitigen Niederrennens die natürlichste und wirksamste; aus diesem Grunde war aber auch die größte Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit der Schiffe erforderlich. Durch Segel allein konnte man dieselbe nicht erreichen; man griff daher zur Ruderkraft und gab den Kriegsschiffen im Verhältniß zur Breite eine sehr große Länge. Theils geschah dies, um mehr Ruderer zu placiren, theils weil diese Form die günstigste für Schnelligkeit ist, und wegen der weit ausstreckenden Ruder, die an den beiden Seiten in entgegengesetzter Richtung als mächtige Hebel wirken konnten, auch nicht die Manövrirfähigkeit beeinträchtigte.

Beide Eigenschaften, Schnelligkeit und Beweglichkeit sind auch jetzt die Desiderien des Kriegsschiffbaues; — jedoch, da bei uns allein das Steuer die Beweglichkeit gibt und die Ruderhebel fehlen, müssen wir die Schiffe kürzer bauen, um sie manövrirfähig zu machen. Die

außergewöhnliche Länge bedingte natürlich eine sehr feste und zugleich elastische Bauart, wenn die Schiffe den Wellenbewegungen Trotz bieten und im Kampfe gleich große Gegner niederrennen sollten, ohne selbst dabei zu Grunde zu gehen.

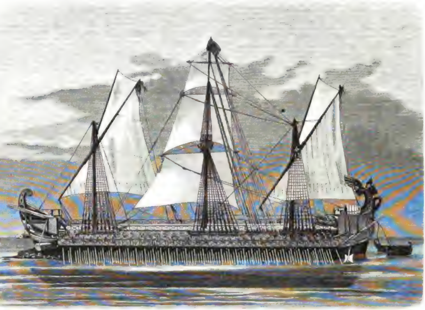
Diese Aufgabe haben die Alten in meisterhafter Weise gelöst, und da zu jener Zeit die Herrschaft des Mittelmeers zugleich die Herrschaft der bekannten Welt bedeutete, so ist es erklärlich, daß die Seemächte ihren ganzen Scharfsinn auf die Vervollkommnung des Schiffbaues richteten und dahin strebten, Fahrzeuge zu construiren, deren feine und schlanke Formen wir noch heute bewundern müssen und die unsere Technik kaum wieder erreicht hat.

Die Grundzüge der Schiffsconstruction waren damals genau

Panzerfregatte „König Wilhelm" ausgerüstet ist und bei dem $1/3$ der ganzen Ruderfläche vor und $2/3$ hinter der Drehungsachse liegen, während bei dem gewöhnlichen Steuerruder sich die Fläche nur hinter der Achse befindet.

Dreht man das Balanceruder, so dient seine ganze Fläche als steuernde Kraft, aber da der Wasserdruck zu beiden Seiten der Achse entgegengesetzt wirkt, so hebt der vordere sich mit dem hinteren insoweit auf, daß nur ein Drittheil des Gesammtdruckes übrig bleibt. Mithin bieten diese Art Ruder wegen ihrer größeren Fläche mehr Steuerkraft und lassen sich wegen des verminderten Wasserdruckes leichter handhaben, als unsere gewöhnlichen.

Die Balanceruder der Neuzeit sind jedoch in der Weise modi-



Griechisches Fünfreihenschiff (Pentere) aus der Zeit Alexanders des Großen.

(Seitenansicht unter Ruder und Segel.)

dieselben wie jetzt, und auf dem Kiel errichtete sich das System der Spanten (Rippen) mit ihren Verbindungen ganz analog wie bei uns. In der äußern Form wichen die antiken Fahrzeuge von den modernen jedoch insofern ab, daß ihr Vorder- und Hintertheil fast gleich, d. h. spitz gebaut war, während letzteres bei uns breit ist.

Ebenso war die Einrichtung des Steuerruders eine andere. Bei uns ist dieses an dem das Schiff hinten begrenzenden aufrecht stehenden Balken, dem Hintersteven angehakt und sein Kopf reicht durch eine Oeffnung in das Schiff hinein. Bei den Alten war der Hintersteven jedoch gekrümmt; sie konnten deshalb das Ruder nicht daran haken, sondern mußten es seitwärts davon hängen und seinen Drehungspunkt in die Oeffnung verlegen, durch welche sein Kopf in das Schiff ging. Diese Befestigung war bedeutend schwächer, als heutzutage, und man suchte diesem Mangel theils dadurch abzuhelfen, daß man zwei kleinere Steuerruder (auf jeder Schiffsseite eins) statt eines größeren benutzte, theils durch eine besondere und sehr zweckmäßige Construction, die der moderne Schiffbau jetzt wieder hervorgesucht hat, um sie zu besserer Steuerung unserer großen und bekanntlich schwer regierbaren Panzerschiffe anzuwenden.

Es ist dies das sogenannte Balanceruder, mit dem unsere

ficirt, daß ihr Drehungspunkt nicht wie bei den alten nur oben im Schiff liegt, sondern sich ihre Achse auch unten auf einer Verlängerung des Kiels nach hinten, in einem Zapfenlager dreht, wodurch natürlich eine viel bessere Befestigung gegen Seeschlag erzielt wird.

Zum Zwecke des gegenseitigen Niederrennens waren die alten Schiffe wie unsere jetzigen Panzer mit einem Schnabel, dem bekannten Rostrum der Römer in der Wasserlinie versehen, der aus einem soliden und mit dem Vorderschiffe stark verbundenen Balkengerüste bestehend, in eine stumpfe mit drei Metallzacken beschlagene Spitze endete. Die oben gegebene Zeichnung des von Graser construirten Modells einer Pentere zeigt uns dieselbe unter Segel und Ruder. Das eine der Steuerruder ist ebenfalls zu sehen.

Der innere Bau wich wegen der Rudereinrichtungen etwas von dem unseren ab. Zwei durchbrochene Längswände trennten letztere von dem in zwei Geschosse getheilten Mannschaftsraum, der in seinen beiden Abtheilungen bei Fünfreihenschiffen 11 Fuß breit und $6\frac{1}{2}$ Fuß hoch war. Durch die Oeffnungen der Wände begaben sich die Ruderer auf ihre Sitze. Die Officiercajüten befanden sich wie bei uns hinten im Schiffe.

Die Vorrichtungen zum Ankern waren den jetzigen sehr ähnlich,

Digitized by Google

Form und Material der Anker gleichfalls. In frühesten Zeiten benutzte man Steine, dann Metallbarren als Anker und der freilich nicht immer glaubwürdige Diodor, ein Schriftsteller zu Cäsars Zeit, erzählt, die Phönizier hätten einst die als Anker dienenden Bleibarren durch Silber ersetzt, als ihre Schiffe nicht mehr Silber laden konnten.

Dann folgten Anker aus Holz mit einem Haken, wie wir sie noch jetzt auf den chinesischen Dschunken, jenen barocken Fahrzeugen finden, die im Einklange mit dem sonstigen Stillstande des himmlischen Reiches seit 3000 Jahren wenig oder nichts in ihrer Form und Einrichtung geändert haben.

Zur Zeit der Seeurkunden hatten sämmtliche Schiffe schon eiserne Anker mit zwei Gewalthaken und dem Querstock wie jetzt; die hölzernen erhielten sich jedoch noch Jahrhunderte lang daneben.

Ankerketten kannten die Alten im Mittelmeere nicht, obwohl Cäsar sie bei den Venetern, einem gallischen Küstenvolke, vorfand. Ihre Ankertaue waren anfänglich von Binsen, später jedoch aus spanischem Hanf gefertigt. Uebrigens haben Ankerketten auch bei uns die Taue erst in den letzten 40 Jahren verdrängt.

Die Besegelung der antiken Schiffe zeigte ungemeine Vorgeschrittenheit. Das Dreireihenschiff hatte drei Masten, deren mittlerer drei Raasegel führte und fast ebenso getakelt war wie der jetzige Großmast eines Schiffes. Nur hatte er keine Verlängerungen, sondern bestand aus einem Stück.

Der vordere und hintere Mast waren bedeutend kürzer als der mittlere. Sie führten dreieckige sogenannte Lateinsegel an einer schrägliegenden Raa oder Ruthe, wie sie bei den französischen Loggern noch jetzt ganz gleich erhalten sind.

Unser Bugspriet, der vorn schräg herausliegende Mast, war bei den Alten nicht in Gebrauch; bei der Tactik des gegenseitigen Anrennens wäre es ihnen auch nur hinderlich gewesen. Jedes Dreireihenschiff führte zwei Boote, die in See auf das Deck gesetzt wurden.

Man sieht aus dem Gesagten, auf welcher verhältnißmäßig hohen Stufe das antike Seewesen stand und wie wenig wir Ursache haben, geringschätzig auf dasselbe herabzublicken. Auch in Bezug auf Geschwindigkeit leisteten jene Schiffe Außerordentliches. Zwischen einzelnen Häfen des Mittelmeeres wurden regelmäßige Postverbindungen unterhalten und Graser hat nachgewiesen, daß diese Touren mit Hilfe von Rudern und Segeln mit der Geschwindigkeit unserer gewöhnlichen Seedampfer, d. h. mit einer Durchschnittsfahrt von 8 Seemeilen (2 geogr.) in der Stunde zurückgelegt wurden.

Betrachten wir ferner die Größe der damaligen Flotten, so werden wir ebenfalls überrascht. So besaß Athen nach den erwähnten Seeurkunden im Jahre 322 v. Chr. 413 Kriegsschiffe mit einem Gehalt von 102,500 Tonnen (à 2000 Pfd.), unter denen sich 360 Drei-, 50 Vier-, und 3 der damals gerade in Aufnahme kommenden Fünfreihenschiffe befanden. Vor 1866 zählte die gesammte Handelsflotte Preußens 1440 Schiffe mit zusammen 370,000 Tonnen-Gehalt, was für das Schiff eine Durchschnittsgröße von 257 Tonnen ergibt, während die atheniensischen durchschnittlich 248 Tonnen groß waren.

Zur Zeit der Urkunden hatte das antike Seewesen jedoch noch nicht seinen Höhepunkt erreicht, dies geschah erst unter den Feldherrn und Nachfolgern Alexanders des Großen. Lysimachus von Thracien baute ein Achtreihenschiff von 500 Fuß Länge mit 1600 Ruderern, Demetrius Poliorketes ein Sechzehnreihenschiff, dessen Dimensionen uns zwar nicht näher bekannt sind, das jedoch eine wunderbare Beweglichkeit besessen haben soll. Ja, Ptolemaeus Philopator schuf ein Vierzigreihenschiff, über dessen Geschichtlichkeit kein Zweifel bestehen kann, das sich jedoch sowohl see-, als kriegsuntüchtig erwies. Merkwürdig bleibt freilich immer die genaue Uebereinstimmung der Dimensionen dieses Schiffes mit denen der ersten in England erbauten Panzerfregatte „Warrior". Beide haben genau dieselbe Länge 420 Fuß, die Breite des „Warrior" ist 58, die des antiken Schiffes 57 Fuß. Ptolemaeus IV ließ ein Schiff von 560 Fuß Länge 76 Fuß Breite und 100 Fuß Höhe bauen. Seine Besatzung bestand aus 4000 Ruderern, 400 Matrosen und 2850 Seesoldaten. Es war dieses der „Great Eastern" vor 2000 Jahren!

Ferner besitzen wir eine genaue Beschreibung der „Syracusia", des größten Kriegstransportschiffes der alten Welt. Von Hiero von Syracus im J. 264 v. Chr., wahrscheinlich nach einer Construction des Archimedes erbaut, der wenigstens den schwierigen Stapellauf in das Werk setzte, wurde es unter dem Namen Alexandria an Ptolemaeus von Aegypten verschenkt. Es war ein Segelschiff ohne Ruder von 1200 Tonnen Größe, also noch 400 Tonnen größer, als unsere Panzerfregatte „Friedrich Carl", besaß drei vollgetakelte Masten, wie unsere heutigen Fregatten, eine Besatzung von 1000 Mann und einen mit Bleiplatten beschlagenen Boden.

Um diese Zeit hatte die karthagische und griechische Schiffsbaukunst indessen ihre höchste Blüte erreicht.

Die Römer waren inzwischen in die Reihe der seefahrenden Mächte des Mittelmeeres eingetreten. Bis dahin hatten sie als rein militärisches Volk auf die Schiffahrt verächtlich herabgeschaut; durch den ersten punischen Krieg wurden sie jedoch belehrt, daß der Mangel einer Flotte ihrer Herrschsucht ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legte. Ohne Flotte konnten sie weder Karthago noch Griechenland niederwerfen.

Nach dem Modell eines an ihrer Küste gestrandeten karthagischen Fahrzeugs schufen sie mit ihrer bekannten Energie noch während des ersten punischen Krieges in zwei Monaten eine Flotte von 120 Schiffen, mit denen der Consul Cajus Duilius, 264 v. Chr., bei Mylä die Karthager gänzlich schlug.

Als Trophäe dieser Seeschlacht wurde auf dem römischen Forum die bekannte Columna Rostrata aufgerichtet.

Diesen Sieg hatten die Römer jedoch lediglich der Einführung einer neuen Tactik zu danken, durch die sie die ihnen abgehende seemännische Geschicklichkeit in der Handhabung solcher Fahrzeuge auszugleichen strebten.

Sie übertrugen nämlich ihre Landkampfweise auch auf die See. Bei der bisherigen Tactik des gegenseitigen Niederrennens kämpfte eigentlich nur Schiff gegen Schiff, und die Besatzung hatte viel weniger den Zweck, selbstthätig in den Kampf einzugreifen, als mit den Rudern und auf andere Weise den Schiffen die größtmögliche Beweglichkeit zu verleihen. Deshalb finden wir auf den griechischen Dreireihenschiffen 194 Ruderer und Matrosen, aber nur 10 Seesoldaten, deren militärische Thätigkeit im Gefecht keinerlei Entscheidung herbeiführen konnte. Die Römer dagegen kehrten das Verhältniß um; sie mußten zwar vorläufig die gegebenen Verhältnisse acceptiren, nutzten aber das Nahgefecht zu ihren Gunsten aus. Sie besetzten ihre Schiffe stark mit Seesoldaten, trafen Einrichtungen, um die ihnen nahekommenden feindlichen Fahrzeuge mit Enterhaken festzuhalten, sie zu entern und dann im Kampfe von Mann gegen Mann das Gefecht durch ihre militärische Uebermacht zum Austrag zu bringen. Diese neue Tactik bedingte, als sie sich siegreich gezeigt, aber auch eine veränderte Bauart der Schiffe. Früher war alles auf Schnelligkeit und Beweglichkeit angekommen und dahin gestrebt, den Schiffen diese Eigenschaften durch feine Linien und schlanke Formen zu sichern, wodurch die Technik einen Impuls zu immer höherer Vervollkommnung erhielt. Jetzt bedurfte man, um die neue Tactik auszubeuten, Thürme, Kastelle, Enterbrücken und andere schwerfällige Einrichtungen, die größeren Raum, mehr Tragkraft und in Folge dessen vollere und plumpere Formen der Schiffe erforderten.

Was indessen auf diese Weise an den Formen verloren ging, suchte man in anderer Art durch innere Pracht und luxuriöse Ausstattung der Schiffe wieder zu gewinnen.

Die sich mit dem Beginn unserer Zeitrechnung geltend machende Verweichlichung der Mittelmeernationen übertrug sich auch auf die Einrichtung ihrer Schiffe. Man verpflanzte die raffinirten Genüsse und Annehmlichkeiten des Landlebens auch auf sie und nach den uns überkommenen Nachrichten können unsere modernen und schönsten Passagierdampfer schwerlich, was Prachtaufwand und kostbare Einrichtung betrifft, mit jenen antiken Schiffen wetteifern.

Reizende Blumengärten, Bewässerungskanäle, Springbrunnen, mit Gold und Elfenbein geschmückte Ruhezimmer und Speisesäle gehörten zur Ausstattung eines solchen Schiffes, und als die üppige Cleopatra, 30 v. Chr., Antonius in Cilicien besuchte, waren die Ruder versilbert, das Hintertheil ihres Prachtschiffes vergoldet, die seidenen Segel mit Purpur gefärbt, Musik begleitete den Takt der Ruderschläge, schöne Mädchen und Knaben als Grazien und Liebesgötter gekleidet umgaben das kostbare Ruhebett unter goldenem Baldachin, auf dem Cleopatra lagerte, und fächelten ihr Kühlung zu.

Bis in das zweite Jahrhundert n. Chr. blieb die Schiffahrt der Alten ungefähr auf derselben Stufe. Als aber die Römer sich das

Digitized by Google

ganze Mittelmeer unterthänig gemacht, die Gelegenheit zu größeren Seekriegen fehlte und der kriegerische Sinn der Nation in orientalischer Ueppigkeit unterging, sank auch das Seewesen.

Eine Zeit lang wurde das Interesse dafür noch durch die Naumachien, Kampfspiele mit Schiffen auf künstlichen Seen rege gehalten. Im Jahre 273 n. Chr. veranstaltete Aurelian zur Feier seines Sieges über die Königin Zenobia das letzte Kampfspiel dieser Art.

Danach verfiel das Seewesen im Mittelmeere schnell, und vom 4. Jahrhundert n. Chr. an sank es mit dem Daniederliegen aller Kunst und Wissenschaft auf eine niedrige Stufe zurück. Erst mit den Kreuzzügen schien die Schifffahrt wieder aus ihrem Schlummer zu erwachen, um im Mittelmeere noch eine kurze Glanzperiode zu durchleben, dann aber den ersten Rang an die nördlichen Nationen Europas abzutreten, die im Seewesen jetzt das Höchste leisten, während sie noch zur Zeit Cäsars nur kleine Boote besaßen, die aus Weiden geflochten und mit Fellen bezogen waren.

Am Familientische.

Ein verbürgter Zug aus Lincolns Leben.

In dem letzten nordamerikanischen Kriege lag der Oberst eines New-Hampshireregimentes schwer erkrankt in Virginia. Sobald seine erst ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges mit ihm vermählte Frau davon hörte, ruhte sie nicht, bis sie sich vom Norden aus einen Weg zu ihm gebahnt hatte; und ihre liebevolle Pflege war so erfolgreich, daß sie gemeinsam mit ihm bald den Rückweg nach Washington antreten konnte. Das Dampfschiff aber, auf dem sie den Potomac hinabsegelten, stieß in der ersten Nacht mit einem größeren Fahrzeug zusammen und wurde in den Grund gebohrt. Eine entsetzliche Verwirrung entstand — die Gatten wurden aufs neue von einander getrennt. Oberst Scott gelang es, sich auf das größere Dampfschiff zu retten, seine Frau blieb verschwunden. Nach langen vergeblichen Auffindungsversuchen mußte der unglückliche Mann seinen Weg nach Washington fortsetzen, und erst acht Tage später erhielt er die Nachricht, daß die Leiche seiner Frau an das feindliche Ufer gespült worden sei, wo die Finder — großmüthige Gegner — sie für ihn aufbewahrten.

Nun waren gerade um diese Zeit strenge Befehle vom Kriegsdepartement ausgegangen, die jeden Verkehr mit der Halbinsel untersagten; mit einigem Zagen wandte sich deshalb der Oberst an den Sekretär Stanton um Erlaubniß, nach Virginia zurückzukehren und die Leiche abzuholen und zu beerdigen. Sein Gesuch wurde rundweg und unwiderruflich abgeschlagen. „Persönliche Rücksichten dürfen die großen nationalen Interessen niemals beeinträchtigen; lassen Sie die Todten ihre Todten begraben;“ war Stantons kurze Antwort.

In sein Hotel zurückgekehrt beschloß Oberst Scott, sich direct an den Präsidenten zu wenden; und da derselbe — es war Sonnabend Abend — schon die Stadt verlassen hatte, fuhr er nach „Soldier's Rest“, seinem Sommeraufenthalte, wo er den Sonntag zuzubringen pflegte.

Entsetzlich müde und von der Wochenarbeit ganz erschöpft, lag der Präsident in seinem Schaukelstuhle, und war vor all den Sorgen der verflossenen Tage noch kaum zum rechten Genuß der Ruhe gekommen, als der Oberst ihm gemeldet wurde. Durch den wild und ärgerlich ihn anstarrenden Blick des Präsidenten etwas eingeschüchtert, brachte er seine Bitte zögernd vor, wurde aber bald unterbrochen durch ein brüsk hervorgestoßenes: „Gehen Sie zu Stanton, das ist seine Angelegenheit.“

„Bei ihm war ich bereits, aber er will nichts für mich thun.“

„Was! Sie waren bei ihm, haben Ihren Bescheid bekommen, und nun wollen Sie mich quälen! Kann ich denn gar keine Ruhe haben? Gehen Sie! Stanton hat ganz recht gehabt; Ihre Bitte ist unvernünftig, Sir!“

„Aber, Mr. Lincoln, ich dachte, Sie würden mein Leid nachfühlen!“

„Ihr Leid nachfühlen! Guter Gott! Ich habe das Leid von 500,000 nachzufühlen, die unglücklicher als Sie sind! Wir sind im Kriege, Sir! Ertragen Sie Ihr Geschick wie ein Mann und ein Soldat!“

„Ich versuche es, Herr Präsident; aber ist es nicht zu hart? Mein Weib verlor ihr Leben, weil sie zu meiner Pflege herbeieilte, und ich kann nicht einmal ihre Leiche zu unserm Kinde heimbringen!“

„Ach was, sie sollte zu Hause geblieben sein! Sie, Oberst, wären auch ohne ihre Pflege gesund geworden. Was haben alle die Weiber im Lager zu suchen? Und nun hat sie Ruhe — preisen Sie sie glücklich, ich wünschte, ich wäre soweit!“

So sprechend, lehnte Lincoln sich matt zurück und schloß seine Augen, während sein Besucher sich leise entfernte.

Erst gegen Morgen fand der Oberst auf seinem von mancher Mannesthräne benetzten Lager ein wenig Schlaf und stand erst spät auf. Kaum noch angezogen, hörte er an seine Thüre klopfen, er öffnete . . . Präsident Lincoln stand vor ihm!

Bewegt ergriff der edle Mann des Obersten Hand und sagte: „Ich habe Sie gestern Abend abscheulich behandelt. Verzeihen Sie mir! Ich war todtmüde. Ich muß Ihnen wirklich dem Gorilla ähnlich vorgekommen sein, als welchen mich die Rebellen darstellen. Es that mir so leid, als Sie fortwaren, und ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. So bin ich gleich morgens in die Stadt gefahren, um Ihre Sache selbst zu ordnen.“

Der Oberst vermochte vor Rührung nur zu stammeln: „Wie gütig von Ihnen, Herr Präsident!“

„Ganz und garnicht. Nur meine Pflicht. Ich würde es mir nie vergeben haben, wenn ich mein häßliches Benehmen von gestern Abend nicht hätte redressiren können. Was für ein edles Weib hatten Sie, Oberst! Und was für prächtige Frauen haben wir überhaupt — mit welcher Aufopferung thun sie des Friedens Dienste in diesem gräßlichen Kriege! Den Frauen verdankt, nächst Gott, unser Volk seine Rettung. Doch nun kommen Sie, Oberst! Mein Wagen ist an der Thüre, wir wollen sogleich zu Stanton fahren.“

Der Kriegssekretär war bereits auf seinem Posten. Lincoln selbst brachte bei ihm des Oberst's Gesuch vor und erbat seine Zustimmung zur Urlaubsertheilung, ja zur Aussendung eines Steamers, um die Leiche heraufzubringen. „Die Menschlichkeit, Stanton“, sagte er; „sollte die politischen Erwägungen überwiegen, und sogar die militärischen Forderungen in solchen Fällen wie diesem.“

Stanton war bewegt und murmelte etwas von seinem Bedauern, nicht sofort Oberst Scotts Gesuch haben bewilligen zu dürfen.

„Nein, nein, Mr. Stanton“, unterbrach ihn der Präsident; „Sie haben ganz recht gehandelt — Sie sind der richtige Mann für diesen Posten. Hätten wir einen so weichherzigen Thoren, wie mich, hier, es würde keine Befehle geben, auf die sich die Armee oder das Land verlassen könnte. Aber dies ist ein völliger Ausnahmefall! Denken Sie nur an die arme Frau!“

Natürlich wurde des Präsidenten Fürsprache sofort berücksichtigt. Aber noch mehr — Lincoln fuhr selbst mit dem Obersten nach dem Abfahrtsplatze des Steamers, um sich zu überzeugen, daß alles pünktlich ausgeführt würde, und um seinen „Freund, Oberst Scott“, den die Expedition leitenden Officieren persönlich zu empfehlen.

Noch heute zeugt ein sorgsam gepflegtes Grab auf einem Gottesacker von New Hampshire von der Liebe des treuen Weibes und ihres verwittweten Gatten und von dem Edelmuth des ermordeten Präsidenten.

Th. D.

Die Kerntruppen der französischen Armee.*)

Die tapfersten Waffenbrüder der Zuaven sind die sogenannten Turcos oder algerischen Tirailleurs. Ein arabischer Schriftsteller rühmt von den alten Saracenen, daß sie „feurige Seelen in eisernen Körpern“ gehabt hätten. So sind die Abkömmlinge jener Atlasbewohner, unter welchen Hannibal und Jugurtha, Tarek und Barbaressa ihre besten Scharen zu recrutiren wußten. Französische Abenteurer und türkische Janitscharen bildeten den Grundstock der eingeborenen Regimenter, zu welchen nun Araber und Kabylen, Neger und Marokkaner als freiwillige Söldner zusammenströmen. Mäßig und abgehärtet, nehmen diese Nomaden mit jeder Brotrinde, mit jedwedem Lager auf den Schneefeldern des Jurjuragebirgs oder auf dem Wüstensande vorlieb. Die französische, ächt bonapartische Politik läßt diesen Moslems den weißen Turban und die grüngelbe, mit dem Halbmonde gezierte Fahne. Ueberhaupt paßt das cosmopolitische Wesen und die quecksilberne Beweglichkeit der Franzmänner zu dem Treiben dieser kriegslustigen Banden, wie die afrikanische Kriegsmanier zur französischen Tactik, die im Angriff die beste Vertheidigung sieht. Sobald das Pulver redet, schleichen die Turcos herbei, wie Coopersche Indianer, die den Kriegspfad betreten haben. Mit des Panthers Schnelligkeit stürzen sie auf den Feind, ohne Pardon zu geben oder zu verlangen. In den Schlachten des zweiten Kaiserreichs behielten die Marschälle diese Truppen neben den Zuaven als Reserve, um sie im entscheidenden Augenblick als eine Herkuleskeule zu gebrauchen.

Dem Menschenfreunde scheint es bedenklich, diese barbarischen Bundesgenossen in europäischen Kriegen hausen zu lassen. Zwar erzählt die Geschichte, daß auch Kaiser Friedrich II seine saracenische Hilfsschar, Napoleon I seine Mameluken um sich gehabt; aber sie erzählt auch, wie die Stradioten im Bauernkriege, wie Ferdinands Uskoken und Panduren im dreißigjährigen Kriege gewüthet. England sucht unter seinen Colonialtruppen europäische Bildung und evangelisches Christenthum zu verbreiten. In Algerien aber gilt das Sprichwort: „Die Franzosen können Zuaven und Vaudevillisten bilden; colonisiren können sie nicht!“ Den Bildungsgrad der Turcos mag folgende Antwort kennzeichnen, die der Verfasser aus dem Munde eines arabischen Veteranen vernahm: „Bon Français! Je bois l'absinthe et le cognac. Moi civilisé!

Wenig Anerkennung findet die merkwürdigste Truppe in der afrikanischen Armee, die schwarze Bande Frankreichs, die Fremdenlegion. In diesem sogenannten crachoir de l'Europe kommen die verlornen Söhne aus allen Ländern Europas zusammen. Mancher, der von Lorbeeren und goldnen Bergen träumte, sah sich schon im Depot enttäuscht, wenn er die Monturstücke der Ausreißer und neben den Studentenröcken auch die Zuchthaushabite bemerkte. Wenn er auch mit der neuen Uniform einen „fürnehmen Geist“ annehmen und mit Schubarts Caplied auf den Lippen das Schiff der Fortuna besteigen wollte, so verschwanden diese orientalischen Trugbilder, sobald die Schanzarbeiten und der Dienst in den Vorposten begannen. Zwar hieß es in den Proclamationen: „Die deutschen Bataillone sind es werth, an der Seite der französischen Truppen zu kämpfen.“ Aber eigentlich wurden sie für würdig geachtet, ihren Bundesgenossen als „Kanonenfutter“ voranzugehen.

Dem afrikanischen Kriege verdankt Frankreich erfahrene Feldherren, eine treffliche Reiterei, abgehärtete und besonders selbstthätige Soldaten. Das Volk aber seufzt unter solcher Kriegslast, wie David unter Sauls Waffenrüstung und möchte lieber die Schwerter in Pflugscharen und die Spieße in Sicheln verwandeln. Nicht durch Blockhäuser und Kasernen sondern durch

*) S. Daheim IV. Jahrgang, Seite 639.

artesische Brunnen und Ackerbauschulen werden die Araber gezähmt. Nur durch solche Mittel können karthagische Betriebsamkeit, römisches Staatsleben und christliche Wissenschaft in verjüngter Gestalt das schöne Küstenland beleben, welches die Vorsehung dem Thatendrang des französischen Volkes anvertraut hat. K. Siegfried.

Unter Todten.

Der Fremde, der den Hort der Hansa, die alte freie Stadt Bremen, besucht, versäumt gewiß nicht, in den durch Hauff berühmt gewordenen Bremer Rathskeller zu gehen. — Der Leser gestatte mir, ihn heute gleichfalls in einen „Keller" zu Bremen zu führen; aber nicht an eine Stätte der Lust und des frohen Scherzes, sondern in einen stillen, friedlichen Raum: unter Todte, in den „Bremer Bleikeller."

Der Bleikeller zu Bremen ist eine Merkwürdigkeit, wohl einzig in ihrer Art. Neben dem östlichen Chore der uralten Domkirche befindet sich eine Krypta, unter dem Namen Bleikeller bekannt, weil dort das Blei vom Dache des Doms aufbewahrt, oder, wie andere Angaben besagen, geschmolzen wurde. Der Fußboden dieser Krypta liegt nur wenig tiefer als die Erdoberfläche; die Luft in ihm ist aber so trocken, daß dort aufbewahrte Leichen nicht verwesen, sondern in einen mumienartigen Zustand ausdörren.

Wann diese Eigenschaft des Bleikellers entdeckt wurde, ist unbekannt, wie denn überhaupt specielle Nachrichten über ihn fehlen. Die älteste, dort befindliche Leiche ist diejenige eines vom Thurme gestürzten Dachdeckers, welcher bei dem Fall sich das Genick gebrochen hat; sie ruht, laut Angabe der Beschließerin des Domes, welche die Fremden führt, über 400 Jahre. Dies dürfte zutreffend sein, denn 1446 wurde unter dem Erzbischof Gerhard III das oberste Geschoß des nördlichen Domthurms vollendet. Dabei mag jener Unglücksfall vorgekommen sein. Die Gesichtszüge dieser, wie aller übrigen Leichen, sind noch deutlich zu erkennen; man sieht ein von Entsetzen verzerrtes Antlitz, der Mund weit offen, wie nach Hilfe schreiend.

Außer dieser ruhen noch sieben Leichen im Bremer Bleikeller: ein schwedischer General mit seinem Adjutanten, beide Opfer des dreißigjährigen Krieges, in welchem 1644 bekanntlich die Schweden das Herzogthum Bremen eroberten. Der General fiel, wie man noch genau sieht, durch einen Stich in den Hals, während den Adjutanten ein Schuß in die rechte Seite hinraffte.

Als durch den westfälischen Frieden das Erzstift Bremen der Krone Schweden als Schadloshaltung für die gehabten Kriegskosten mit überlassen war, siedelten sich viele Schweden in Bremen an. So u. a. eine schwedische Gräfin, welche, da sie kinderlos und ohne Verwandte zu hinterlassen, starb, im Bleikeller beigesetzt wurde; die ehrwürdigen Züge der Matrone sind von mildem Frieden übergossen. — Außerdem erhebt sich inmitten der Krypta ein verschlossener Steinsarkophag, der die Gebeine des 1730 entschlafenen schwedischen Kanzlers Georg Bernhard von Engelbrechten birgt.

Eine fünfte Leiche, welche fast 200 Jahre im offenen Sarge im Bleikeller schlummert, ist die eines im Duell erstochenen Studenten. Ein Stoß in den Hals machte dem jugendfrohen, übermüthigen Leben ein jähes Ende.

Da später die Herzogthümer Bremen und Verden durch Kauf an Churhannover übergingen (1715), dessen Herrscher zugleich Könige von England waren, nahm manche britische Familie ihren Aufenthalt in der reichen und schönen Stadt Bremen. So kamen dorthin, um nie mehr zu scheiden, eine englische Gräfin und ein englischer Major; jene ruht 130, dieser 110 Jahre lang in der merkwürdigen Todtengruft. — Vor 99 Jahren endlich setzte man darin noch die Leiche eines alten Arbeitsmannes bei, um zu ermitteln, ob der Keller seine seltsame Eigenschaft so viel Jahrhunderten zum Trotz bewahrt habe. Der Todte trocknete ein, ohne zu verwesen. — Zu diesem Experimente mußte man die Leiche eines solchen nehmen, der vereinsamt gestorben war; es hat sich bisher noch keine Familie bereit finden lassen, die leblose Hülle eines ihr Angehörigen der Gruft anzuvertrauen. Nur mit den Körpern todter Hunde, Vögel und anderer Thiere hat man jüngst Versuche angestellt, welche dargethan haben, daß der Keller seine ausdörrende Kraft noch nicht verloren hat. Sechs Wochen — und ein solches Thier scheint wie aus Pergament gemacht; ohne daß man indes die Eingeweide herausgenommen oder sonst eine künstliche Manipulation angewendet hätte. Auch schrumpft die Leiche nicht etwa auffallend ein. Bei den Jahrhunderte lang in ihren Särgen Ruhenden ist fast noch die ganze Fülle des Fleisches vorhanden, nur gebräunt und ganz hart. Das sie einhüllende Linnen ist indes durch die Macht der Zeit in Staub zerfallen und muß bisweilen erneuert werden. Die Luft in dem Keller ist nicht im geringsten modrig oder verdorben. — Der Temparaturgrad bleibt sich Winter und Sommer ziemlich gleich; etwa + 12° R.

Alle diese Seltsamkeiten erscheinen noch auffallender, wenn man erfährt, daß derjenige Raum, welcher gegenwärtig „Bleikeller" heißt, die Leichen erst seit einigen Decennien birgt, während der eigentliche Bleikeller — eine absonderliche Verwerthung der Krypta einer im gottesdienstlichen Gebrauche befindlichen Kirche! — seit eben so langer Zeit als Weinlager vermiethet ist.

Neben den beschriebenen Leichen sind noch Ueberreste uralter Särge aufgestellt, welche man bei dem Bau der neuen Börse zu Bremen tief unter der Erde gefunden hat. Archäologischen Forschungen zufolge, stammen sie aus der Zeit Willehads, des ersten, von Karl dem Großen 788 eingesetzten Bischofs von Bremen.

Es gewährt einen unvergeßlichen Anblick, bei dem in der Krypta herrschenden Dämmerlicht jene acht stummen Zeugen vergangener Jahrhunderte so verhältnißmäßig lebensvoll vor uns zu sehen. Werden wir schon in jedem Todtengewölbe ernst gestimmt, erinnern schon die verschlossenen Särge an die Vergänglichkeit alles Irdischen — so ist hier, wo durch die erloschenen Augen, die welken Lippen gleichsam der Tod selbst zu uns spricht, der Eindruck überwältigend. Hermann Uhde.

Ein moderner Wiener Führer.

Ich will dem Fremden das Zurechtfinden in der „einzigen Kaiserstadt" erleichtern, jedenfalls hat der Fremde, der in Wien logiren und kaufen will, und meinen Rath befolgt, sich nicht eine Unsumme von Namen zu merken und einzuprägen. Putzwaaren für Damen z. B. sucht man nicht inmitten der Masse von Namen wie Schmid, oder Schmidt, Müller, Schulze, sondern man geht ins „Modebild" oder zum „guten Geschmack", in den „Seidenhut", in den „Damenhut", zur „Goldspinne" oder zur „Pariser Dame". — Leinwand kauft man im „Gebirgsweber", oder „bei den drei frohen Bauern", bei der „Schwäbischen Jungfrau" oder aber beim „Holländer". — Hüte sucht man im „steirischen Jagdhut", bei der „Eichkatz", beim „Sohn der Wildniß" oder im „Admiralshut". Die Namen deuten schon an, welche Art von Hut man hier oder dort zu erwarten. Während die Eichkatz hauptsächlich Seidenhüte feil hält, hat es der Sohn der Wildniß und der steirische Jagdhut mehr mit Tyrolerfaçon nebst Spielhahnfeder zu thun. Juwelen sucht man, falls man sich nicht in dem Namenlabyrinth der circa 500 Gold-, Silber- und Juwelenarbeiter Wiens verirren will, in der „Krone von Ungarn" oder im „Nibelungenhort". Der Nibelungenhort will keineswegs mit dem berühmten Namen anlocken und reizen, sondern sein Inhaber, der k. k. österr. und kaiserl. persische Hofjuwelier, bietet auch das umfassendste und kostbarste in Geschmeiden und edeln Steinen, ja er übertrifft noch den sagenhaften Nibelungenhort. Spitzen findet die Dame, die sich nicht mit den Namen der Inhaber der fünfzig Spitzenniederlagen abquälen will, beim „Fürsten Metternich", in der „Hofdame", oder beim „Pagen". Schon der bloße Gedanke an Spitzen muß auch zugleich an den Fürsten Metternich, den Pagen und die Hofdame erinnern und umgekehrt. Kleider für Knaben werden im „kleinen Wiener", Möbel in der „Ausstattung", Stickperlen bei der „Perlenstickerin" und Trauerwaaren bei der „Irisblume" gekauft. „Bei Jagd- und Reiserequisiten" denke man nur an den „Husaren" oder an den „Reisewagen"; Nürnberger Waaren findet man am besten im „Christbaum" und Nachtlichter beim „Teufel". Zwirn- und Wollwaaren in reichster Auswahl hat der „große" und „kleine Wollbaum", die „Nähmaschine", die „Unzufriedenheit" und der „Blumenkorb". — Linnenwäsche gibt's bei der „Braut", bei der „Grille", bei der „kleinen Französin" und in der „englischen Nadel". — Modewaaren finden sich beim „Magnaten", bei der „Antigone", bei der „Jungfrau von Orleans", im „Carneval von Venedig" und beim „Apollo". — Rauchwaaren hat der „wilde Mann", der „Russe" und der „Leopard", Regen- und Sonnenschirme der „schöne Ungar", und Bleistifte der „Rafael Sanzio".

Wer allein nach Wien kommt und keine Bekannte hat, wohne im „Einsiedler" oder im „Einhorn", zu zwei wohnt sich's am besten in den „zwei weißen Kreuzeln"; bei den „zwei Blumenstöckeln", bei den „zwei Schimmeln", bei den „zwei grünen Lämmern", kommen drei zusammen nach Wien, so mögen sie an die „drei Herzen", an die „drei Hufeisen" oder an die „drei Artischoken" denken. Sechs können in den „sechs Krügeln", sieben in den „sieben Schwaben", oder in den „sieben Kurfürsten" oder in den „sieben Nußbäumen" absteigen und zwölf finden noch zuweilen zusammen Platz in den „zwölf Aposteln" oder in den „zwölf Himmelszeichen". Langsame Reisende logiren am besten in der „Schnecke eilige im „Eilwagen." Tief wohnt sich's im „Bodensee", kühl im „Eiskeller" oder beim „Eisvogel", will man etwas höher und wärmer wohnen, so gehe man „zur neuen Hühnersteige". Lustig wohnt sich's im und auf dem „Dachel", noch lustiger auf der „grünen Alpe" und am luftigsten in den „blauen Wolken" oder im „goldenen Luftschützen". Duftig ist's im Gasthaus „zum Ziergärtner", in der „Heuwage", im „Sträußl", und auf dem „Rosenhügel". Schwärmer wohnen gern im „kleinen Elysium", im Mondschein", in der „Beethovenaussicht", in „dem goldenen Mondschein", Romantiker am liebsten im „schönen Landl", bei der „schönen Schäferin", x. Antiquaren ist die „alte Welt" und modernen Schriftstellern die „heurige Welt" zu recommandiren. Starke Raucher lassen sich am besten in „der großen Tabakspfeife", schlechte Zahler im „Freihause" und im „abgebrannten Hause", und Soldaten am klügsten in der „Landwehr" nieder. Lustige Bursche kehren am besten im „lustigen Zimmermann", im „guten Humor", in der „blauen Flasche" und im „goldnen Fassel" ein. Reisende, die ein sehr langes Bett brauchen, gehen in den „großen Christoph", und kleine Leute in die „kleine Heumühle". Beschränkte Reisende sind gut im „Gansel" und im „ABC" aufgehoben, struppige und alberne im „alten" oder „neuen Strobelkopf" und im „Kuhfuß", während der gesetzte und bedächtige Ausländer gern den „deutschen Michel" und den „guten Wiener Bürger" wählt. F. B.

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Forts.) Novelle von M. Giese. — Nürnberger Marktstudien. Von Meta Wellmer. Mit Illustr. von R. Geißler. — Die deutschen Colonieen in Brasilien. — Ein Rückblick auf das Seewesen vor 2000 Jahren. Von Corvettencapitän Werner. Mit Illustration. — Am Familientische.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 11. September 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 50.**

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von **Marie Giese.**

(Fortsetzung.)

XVI. Ein Liebesausbruch.

Es war gegen sieben Uhr abends, als Ernst über einer Arbeit in seiner stillen Stube saß. Schon vor einer Stunde hatte er die Läden vor sein Fenster geschoben, die Thüre verriegelt und seine Lampe angezündet, um sich seiner Beschäftigung ungestört hinzugeben, allein das Mittel blieb erfolglos, denn wieder und wieder flatterten seine Gedanken zu dem Feste, doch nein! zu ihr, welche die allgemeine Stimme gestern die Krone desselben genannt hatte. Halb verwelkt, doch nach Nelkenart immer noch duftend, lag die rothe Nelke vor ihm, und zuweilen ergriff er sie, um seine Blicke mit einem Ausdruck auf sie zu heften, als ob ihn ein märchenhafter Traum umgaukele, bis er sie niederlegte und mit der Hand durch sein Haar fuhr, oder über seine Stirne strich, um sich zu überzeugen, ob er wirklich träume oder wache. Dann kehrte er wieder zu seinem Actenstück zurück, aus dem ein dumpfer Schimmelgeruch zu ihm aufstieg, las einige Seiten, dachte über den Inhalt nach und sprang dann plötzlich auf, um die Nelke in ein Fach seines Schreibtisches zu verschließen, nachdem er sie zuvor mit seinen Lippen berührt hatte. Als er sich dem Fenster näherte, trafen gedämpfte Klänge sein Ohr. Er stieß den Laden und auch das Fenster auf, um deutlicher zu hören. Drüben mußten Thüre und Fenster geschlossen sein, auch verwehte der laue Abendwind hin und wieder einen Ton, indem er, dunkle Wolken langsam vor sich her treibend, über die Dächer zog und in langen Seufzern erstarb, um bald wieder aufzufahren, aber die Melodie war zu tief in sein Gedächtniß geprägt, als daß er sich hätte täuschen können, und es dünkte ihm, er höre ihre Stimme wie an dem Abend am Rhein, wo er sie zuerst gesehn und durch die Poesie und Kraft jener Musik beherrscht und von seinem Schmerze abgezogen worden war.

„Hoch in den Kronen
Rauschend sich's regt,
So unaufhaltsam
Mein Herze schlägt —“

Er lauschte, und in dem Maß, wie die Töne wuchsen und ihm voll und voller entgegenquollen, schlug auch sein Herz. Sein Geist durchlief die Zeit, welche er in ihrem Umgange verlebt hatte, und er fand keinen Tag, der nicht durch einen Markstein ihrer innigen Theilnahme und Güte bezeichnet war. Wen hatte sie vom ersten Augenblicke an mit unverstellter Zuneigung gesucht, als ihn? wem stets ihr Ohr geliehen, während andere vernachlässigt und unbeachtet ihm den Platz einräumen mußten, sobald er zeigte, daß er ihn einzunehmen wünschte? Hatte sein Freund ihm nicht oft gesagt, daß es hunderte gäbe, die ihn um die Gunst der schönen und gefeierten Künstlerin beneideten? Und wie schön und gefeiert sie war, mußte ihm an dem gestrigen Ballabend klar werden, dessen Perle man sie laut und flüsternd genannt hatte. Ein neuer, plötzlicher Gedanke ergriff ihn. War es bloße mitleidsvolle Freundschaft, die sie ihm weihte, oder ein wärmeres Gefühl — — war es Liebe? Liebe zu ihm, dem Verschmähten, Verrathenen? Eine Flut von neuen, widerstreitenden Gefühlen durchwogte seine Brust; er sprang auf und fuhr mit der Hand durch sein Haar und über seine Stirne, wie jemand, der einer großen Erregung Preis gegeben ist und sich zur Fassung zwingen will. Endlich warf er mechanisch das Fenster zu, als wolle er nicht noch mehr von den unruhigen, immer lauter anschwellenden Tonwellen mit fortgerissen werden, doch im nächsten Augenblick stieß er es wieder auf, denn mit dem Verstummen der Musik kam wirklich eine Art Ruhe und Entnüchterung über ihn, und er fühlte eine Sehnsucht nach dem Strudel, der ihn vorhin entzückend erfaßt und hinabgezogen hatte. So stand er da, die heiße Stirne an die Scheiben gelehnt, und immer lauter rauschte es an sein Ohr, immer glanzvoller und strahlender drängte sich ihr Bild aus dem Nebel hervor, immer dichter und dringender trat es an ihn heran, und jetzt waren es Worte, welche eine neue Melodie begleiteten, bestrickende, verlockende Liebeslaute, mit denen die Sirene den Schiffer in den tödlichen Wirbel hinunterzieht, wenn er es wagt, seinen Kahn dem Fahrwasser zu nahen, das ihr Reich ist.

„Komm an mein Herz, das Dein ist! In meinem Arm findest Du, was Du umsonst gesucht hast, Glück und Liebeswonne! Ich warte mit sehnsuchtsvoll geöffneten Armen, Dich zu umfangen; komm Geliebter, laß mich nicht länger umsonst nach Dir rufen, o komme

Digitized by Google

endlich!" — Die Töne erstarben, und er stürmte hinaus, ohne einen Blick auf die wartende Arbeit zu werfen, ohne die Lampe auszulöschen und die Thüre zu verschließen. Er stand nicht eher still, als bis er die letzte Stufe ihrer Treppe erreicht und die Glocke gezogen hatte.

Die Tante öffnete fast in demselben Augenblick, als er schellte. „Sie sind's?" fragte sie überrascht und mit einem übellaunigen Blick.

„Ist das Fräulein nicht zu Hause?"

„Nein — oder doch; das heißt, sie ist heute Abend verhindert, Besuch zu empfangen."

Anstatt zu antworten, ging er unbekümmert an ihr vorüber und klopfte an Luciens Thür. „Herein!" rief sie leise und mit unsicherm Tone, und schnell eintretend sah er, daß sich bei seinem Anblick eine leichte Unruhe auf ihrem Gesicht malte, auch eilte sie ihm nicht wie sonst entgegen, um ihm die Hand zu reichen, sondern blieb am Pianino stehen und sagte zögernd: „Es ist schon spät!"

Von ihrem Anblick ergriffen stand er da, ohne zu sprechen. Sie hatte heute größere Sorgfalt auf ihren Anzug verwandt als sonst, wenn sie daheim blieb. Ein goldglänzender Reifen durchzog ihr schwarzlockiges Haar, und das blaue Kleid, welches er einmal in der Oper an ihr gesehen hatte, hob das schöne Ebenmaß ihrer Gestalt hervor. Der feine Blumenduft, welcher von ihrem Zimmer unzertrennbar schien, durchhauchte dasselbe heute noch süßer als früher, und das milde Licht einer epheuumrankten Ampel übergoß es mit einem fremdartigen Schimmer. Dies alles wirkte aber nur unbestimmt auf ihn, sondern was ihn verwirrte, war ein Ausdruck von Befangenheit, den er auf dem Gesicht seiner Freundin wahrnahm und der ihre Schönheit um einen neuen Reiz vermehrte.

„Haben Sie mich gerufen?" fragte er, indem er ein Notenblatt aus ihrer Hand nahm und dieselbe festhielt, ersteres achtlos niederwerfend.

„Sie kommen heute Abend so spät — — ich glaubte Sie in einer Abendgesellschaft bei der Frau Kriegsräthin —"

„Sie haben meiner nicht gedacht, als Sie das Lied spielten, welches das erste Band der Sympathie zwischen uns geknüpft hat, das einen neuen Abschnitt meines Lebens bezeichnet, in der Sie damals wie die Sonne traten? Das Dunkel ist zerstreut, die Schatten sind geflohen, der Morgendämmerung sind Wärme, Licht und Glanz gefolgt; — nun ist es heißer Mittag geworden, die Sonne steht siegreich und groß an meinem Himmel —"

„Wie Sie schwärmen, mein sonst so ruhiger Freund!" unterbrach sie ihn lächelnd und mit völlig wiedergewonnener Fassung. „Ich sehe wohl, daß ich andere Dinge für Sie spielen muß — etwa eine Fuge von Bach oder ein Präludium von Händel, um Ihre Phantasie in eine stillere Bahn zu lenken! Soll ich sogleich damit anfangen? Doch nein, ich vergesse, daß ich Ihnen diesen Abend nicht widmen darf. Zum ersten Mal muß ich mich einem nothwendigen Geschäfte widmen, während Sie die Absicht hatten, mir Ihre liebe Gegenwart zu schenken!"

„Heute, wo ich den Versuch machen wollte, den Tag zu beschließen, ohne die Sonne zu sehen und wo ich fand, daß ich nicht eher zur Ruhe gehn konnte — gerade heute soll ich gehn!"

„Schon wieder die Sonne! Wohlan, morgen soll sie Ihnen um so länger scheinen! Kommen Sie morgen früher, als heute zu mir, denn auch ich sehne mich nach einer vertrauten Stunde mit Ihnen. — Ich habe Ihnen viel zu sagen," fügte sie mit einem plötzlichen Anflug von Wehmuth hinzu, „und wie glücklich will ich sein, wenn Sie mich nicht verkennen — mich nicht schmähen, wie schon viele andere gethan haben, die —"

„Verkennen? Schmähen?" rief er auffahrend. „Wer dürfte es wagen, den Maßstab an Dich zu legen, mit dem man die Zahl Deiner Genossinnen mißt, über denen Du so hoch stehst, wie die Rose über den mattfarbigen Blumen der Triften? Ich beurtheile Dich nach andern Gesetzen! Nenne es, mit welchem Namen Du willst, das Gefühl, welches mich zu Dir reißt, es ist eine Leidenschaft, die über meinem Kopf zusammenschlägt —"

„Das sind Worte, die ich nicht hören darf!" sprach sie mit einem Blick nach der Thür, während sie zugleich einige Schritte von ihm zurückwich. „Mein theurer Freund, es war eine schöne Zeit, die wir mit einander verlebten, und sollte sie einer andern weichen —"

„Ja, sie muß es! So wie es war, kann es nicht länger zwischen uns bleiben. Du hast mich Deinen Freund genannt — es gibt einen andern Namen, den Du mir geben mußt —"

Der laute Ton der Glocke schnitt ihre Antwort ab. Sie fuhr erschrocken zusammen, ergriff seine Hand und drängte ihn mit sanfter Geberde zu gehen. Die Tante kam ihr zu Hilfe, indem sie die Thür öffnete und hineinrief:

„Der fremde Herr ist da!" und als Ernst einen erstaunten und argwöhnischen Blick durch das Vorzimmer schoß, flüsterte sie ihm zu: „Ein Kunsthändler!" Ehe Ernst das Zimmer verließ, warf er einen Blick auf Lucien zurück und sah, daß sie mit stolzer Haltung und einem Gesicht, unbeweglich wie Marmor, dastand und den Fremden erwartete, der mit einem flüchtigen Gruß an ihm vorüberging und die Thür zu ihrem Zimmer hinter sich schloß, als sei er hier zu Hause.

„Immer noch die alte Manier!" sagte die Tante halblaut, indem ein spöttisches Lächeln ihren Mund verzog. Bei dem Anblick des Fremden überkam Ernst eine flüchtige Erinnerung. Ihm dünkte, daß er denselben gestern Nacht auf dem Ball gesehen haben müsse, und von Zweifeln und erwachender Eifersucht ergriffen, von steigender Leidenschaft beherrscht, eilte er schnell auf die dunkle Gasse hinaus und erreichte sein Zimmer unruhiger und verwirrter, als er es verlassen hatte. — — — —

Es währte länger als zwei Stunden, als der vornehme Herr sich entfernte und obgleich die Tante an der Thür gelauscht und jedes Wort vernommen hatte, rieb sie sich schlaftrunken die Augen und sagte in gleichgültigem Tone: „Sein ganzes Benehmen hat mir gesagt, wie die Sachen stehn; er will wieder Dein Herr und Herrscher sein wie früher. Jetzt sei klug und bestehe auf einer Heirath, denn zum dritten Male käme er vielleicht nicht wieder, und eins bedenke vor allem: er ist inzwischen reich geworden —"

„Und findet mich schöner denn je! Das Gerücht meines Ruhmes hat ihn hergezogen; er sieht mich gefeiert und geehrt, die alte Liebe ist erwacht, und ich folge ihm, wohin er will."

„Und der andere?"

„Der arme, ehrliche Mensch! Jetzt, wo er endlich seine andere Liebe vergessen hat und in voller Begeisterung für mich erglüht, muß ich ihn verlassen! Es macht mir wahren Schmerz, denn ich war es, die ihn suchte!"

„Vergiß nicht, daß er vielleicht bald in dritter Liebe Trost findet. Ich dächte, Du kenntest die Männer."

„Ich glaube es wenigstens," sagte Lucie seufzend. „Morgen brechen wir auf von hier. Der andere macht es mir zur Bedingung."

„So schnell? Nun meinetwegen!" rief die Tante, vor Freuden in die Hände schlagend. „Mir hat es hier noch nie gefallen!"

Als Ernst am folgenden Abend an ihre Thür klopfte, kam niemand, um ihn einzulassen. Er wartete fünf Minuten, pochte wieder und wartete abermals umsonst. Auch sein wiederholtes Ziehen der Glocke fruchtete nichts. Nachdem er noch zehn Minuten gewartet und gehofft hatte, sie von einem Gange aus der Stadt heimkehren zu sehen, riß er ein Blatt aus seinem Taschenbuch und beschrieb es mit folgenden Worten: „Ich habe die Secunden bis zu der verabredeten Zeit gezählt, um Ihre Thüre verschlossen zu finden. Sie konnten es über Ihr sonst so liebreiches Herz bringen, mich so schwer zu täuschen! Lassen Sie mich wissen, wie es Ihnen ergeht und wann ich Sie sehen kann. E . . . ."

Er steckte diesen Zettel in den kleinen, an der Thür befestigten Briefkasten und ging die Treppe hinab. Auf der Mitte derselben begegnete er dem Fremden, dessen Ankunft ihn gestern aus Luciens Wohnung getrieben hatte. Der Unbekannte musterte ihn mit einem scharfen, und wie ihm dünkte, anmaßenden Blick und ging, ohne den Hut zu lüften, an ihm vorbei. Oben angelangt, öffnete er den erwähnten Briefkasten und begann den Inhalt desselben zu untersuchen und herauszunehmen. Ernst sah es, sprang die Stufen hinauf und ergriff ihn am Arme.

„Wer hat Ihnen die Befugniß zu diesem Treiben gegeben?" rief er mit einer vor Empörung bebenden Stimme.

„Die Dame, an welche diese Briefe und Billets gerichtet sind."

„Es ist unmöglich, Sie behaupten die Unwahrheit!"

„Meine Freiheit geht sogar noch weiter," entgegnete der Unbekannte, indem er kaltblütig einen Schlüssel in das Schloß steckte und die Thüre öffnete. „Die Antwort auf Ihre verbindliche Bemerkung werde ich Ihnen an einem andern Orte geben; verlassen Sie sich darauf." Mit diesen Worten verschwand er in dem Vorzimmer der Malerin und warf die Thüre hinter sich in das Schloß.

Ernst blieb im Dunkeln stehen und schlug an seine Stirne.

Digitized by Google

Wer konnte ihm Auskunft über diese unerhörten Dinge geben? — — Sein College, Luciens Vetter, war der einzige, welcher näheren Verkehr mit ihr pflog! Heute Abend nahm er Theil an einem großen Studentencommers; dort konnte Ernst ihn finden. Ohne eine Minute zu verlieren, machte er sich auf den Weg.

XVII. Am Rande des Abgrundes.

Das Fest sollte den Schluß der ganzen, so glänzend begangenen Stiftungsfeier der Universität bilden. Die Musensöhne wollten dem Bacchus ihre Opfer bringen, bevor sie zu dem Philisterwesen des ledernen Amtes und eigenen Hauses heimkehrten. Als Ernst die Stufen zu dem Rathskeller hinabstieg und ihm durch die offenen Thüren das Gejubel der Festgenossen entgegenschallte, fühlte er einen derben Schlag auf seine Schulter.

„Gut, daß ich Dich hier treffe, Freund! wandeln wir zusammen nach den Altären des Dionysios.“ Es war Luciens Vetter. „Höre Bruder,“ fuhr derselbe fort, „auf Deiner Götterstirne steht ein Unwetter. Ist es Liebe? sind es Schulden oder —“

„Ein Irrthum Deiner Augen, die, wie mir scheint, schon tief ins Glas gesehen haben,“ entgegnete Ernst mit erkünsteltem Lachen.

„Ich irre mich nie! zuweilen mache ich Rechenfehler, welche zu verbessern das Amt meiner gnädigen Mama ist. Sie begreift, daß nicht Jedermann Geschick im Subtrahiren hat. Hörst Du den silbernen Klang?“ fügte er hinzu, indem er an seine Tasche schlug. „Doch im Ernst zu reden, Freund, ich fordere Dich auf, bei mir einen kleinen Bären anzubinden, falls Du wirklich abgebrannt sein solltest —“

„Sage mir, was mit Deiner Cousine Lucie vorgegangen ist!“ sprach Ernst plötzlich ohne alle Umschweife.

„Bin ich etwa der Wächter unsrer schönen Künstlerinnen? Diejenige, nach der Du mich so eben fragst, sah ich übrigens zufällig heute Nachmittag an der Seite eines stattlichen Herren durch die Anlagen fahren, und sie schien sich ganz wohl zu befinden. Weiter kann ich Dir von ihren Schicksalen nichts mittheilen. Laß Dir durch diese Nachricht aber nicht die Laune verderben, sondern lerne bei Zeiten, daß die Weiber wie der Wind sind. Was ist das Lebens höchste Lust?“ sang er, indem er, den Freund am Arme, in den Saal trat.

„Die Liebe und der Wein!“ antwortete eine lustige Stimme, die aus einer Gruppe junger Studenten hervorzugehen schien. Da das Fest erst eben begonnen hatte, war die Luft im Saale nur von leichten bläulichen Rauchwolken durchzogen, und das Licht der großen Gaskronen glänzte heiter auf den Gesichtern der Menge, die entweder schon an den langen, eichenen Tischen saß oder in kleinen Abtheilungen plaudernd unter den Wölbungen der Seiteneingänge und in den Fensternischen stand. Die Jugendlust der heutigen Studentenwelt hatte die Erinnerungen der Alten belebt, und in dem traulichen Beisammensein dieser festlichen Tage schien der Unterschied der Jahre und des Standes zu schwinden. Ein brüderliches Band umschlang sie alle, die Musensöhne von damals und jetzt. Hier wandelte der Professor Arm in Arm mit dem bemoosten Haupt; dort klopfte der Fuchs in Begeisterung der eigenen Rede dem Senior seiner Verbindung vertraulich auf die Schulter, während ein früherer flotter Hallenser Student — seit mehr als dreißig Jahren ehrsamer Pfarrer und Familienvater — mit leuchtenden blauen Augen und jugendlichem Lächeln einer Schar gespannt lauschender Landsmänner Geschichten aus den fidelen Tagen erzählte, wo die Hallenser Landsmannschaft mit den Halloren in Paukereien gerieth und der Stadt zum Tort nach Ammendorf ausrückte, weil der Curator von Witzleben den Fechtboden hatte schließen lassen. Und die Rabeninsel! „Seht her, Jungen! Diese drei Narben können von den Tagen in Halle erzählen! Was trinkt Ihr heute in dem Nest?“ — „Bairisch; ich bring's zu zwölf Seideln!“ rief die dünne Stimme eines Brandfuchses aus dem Haufen. — „Seidel! wir tranken den Breihan aus Kannen. Stoßt an, Halle soll leben! Hurrah!“

„Halle soll leben und Jena daneben!“

Denn in Jene
Lebt man bene!

sang ein wirklicher Geheimrath, dem das Cereviskäppchen über das linke Ohr hinabgerutscht war.“

„Lebte!“

„Lebt man bene,“ schallte es zurück.

„Und ich sage, das Imperfectum ist richtig! Ich will im nächsten Semester nach Marburg ausrücken, weil ich deren schon zweie in dem ledernen Nest stecke und noch keinen finden konnte, der mich verstand, wenn ich es auf einen Tusch anlegte!“ rief ein langer, magerer Student von riesenhoher Gestalt. Ein lautes Klingen machte dem Gesumme der Stimmen und dem Singsang der zerstreuten Gruppen ein Ende. Der Rector der Universität hatte seinen grünen Glasrömer erhoben und hielt die Abschiedsrede an die fremden Gäste. Sie ward erwidert; ein Toast rief den andern hervor, und fleißig kreisten die Becher. An einem der Tische neben seinem Collegen und in der Nachbarschaft vieler flotter Burschen saß Ernst. Er trug den Kopf so stolz auf den Schultern, wie nur irgend einer der jungen Männer im Saale, aber nicht sowohl der Wein, obwohl er ihm fleißig zusprach, wie die Zerrissenheit und Unruhe seines Innern bewirkten, daß seine Wangen von einem frischen Roth angeflogen waren, während in der Tiefe seiner Augen ein düsteres Feuer glühte, das gleich einem Blitze hier- und dorthin zuckte, wenn er zerstreute Blicke umherwarf. Die Lider halb über die Augen herabgesenkt, saß er meistens in tiefes Sinnen verloren da, aber das herrschende Geräusch, die Ausbrüche von Lachen oder ein neu angestimmtes Lied brachten ihn wieder zu sich, bis er endlich sang und trank wie die andern alle und in begeisterter Rede von der Wissenschaft sprach, deren Jünger sie alle seien, von der Freiheit des Geistes und deutscher Einheit und Brüderlichkeit, daß sich aller Augen und Ohren ihm zuwandten, als einem der schönsten und begabtesten Glieder des ganzen edlen Bundes. Inmitten dieser Rede erschien noch ein verspäteter Gast und setzte sich auf einen freien Platz Ernst und seinem Collegen gegenüber.

„Sag einmal, wie kommt Deine Flamme eigentlich zu der Bekanntschaft mit jenem hochmüthig aussehenden Patron?“ fragte letzterer flüsternd seinen Freund, als derselbe sich wieder gesetzt hatte. „Er ist es, mit dem ich sie heute spazieren fahren sah.“ Ernst machte eine Bewegung, als ob der Biß einer Schlange ihn getroffen habe.

„Es kümmert mich nicht,“ erwiderte er, und seine Augen schossen einen Blick nach dem Fremden. Er erkannte ihn; es war derselbe, welchen er vor einer Stunde an Luciens Thür getroffen hatte. Ohne die Gegenübersitzenden zu beachten oder sie begrüßt zu haben, schenkte der Fremde sich seinen Wein ein und sprach nur hin und wieder einige Worte mit seinem Nebenmann, den er genauer zu kennen schien. Ernst hatte sich an die Wand zurückgelehnt und beobachtete ihn mit verschränkten Armen. Jener mochte es fühlen, denn er hob plötzlich den Kopf empor, heftete einen kalten Blick auf ihn, und als Ernst sein Glas über den Tisch hielt und einem Studenten zurief, es ihm mit weißem Rheinwein zu füllen, reichte der Fremde ihm einen Becher mit Burgunder und sagte in glattem, spöttischem Tone:

„Sie irren sich; r o t h ist Ihre Farbe.“

„Ich bin Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit verbunden; übrigens weiß ich selber am besten, was ich trinke!“

„Es sollte mir leid thun, wenn Sie blutroth weniger liebten, wie nelkenroth.“

„Aha, nelkenroth!“ rief Luciens Vetter, der seiner Sinne nicht mehr völlig Herr zu sein schien. „Merkst Du nichts, Junge? Zarte Anspielung! Denk an den Ball von vorgestern:

Die Rosen und die Nelken, Die müssen wohl verwelken,
Der Flieder und Jasmin, Die müssen wohl verblühn,“

sang er mit unsicherer Stimme, während Ernst aufbrausend zu dem Fremden sagte: „Was sollen Ihre Bemerkungen heißen, wenn ich bitten darf?“

„Ihr Begriffsvermögen scheint nicht das hellste zu sein, wenn Sie mich nicht verstanden haben,“ zischte der andere zwischen den Zähnen hervor, indem er seinem Gegner seine Karte zuwarf.

„Das ist mehr als Tusch!“ rief der Vetter; „so treibt man's hier zu Lande nicht.“ Alle Trunkenheit schien ihm aus dem Kopfe gefahren zu sein. „Ich bin Dein Secundant, Kamerad; Du kannst auf mich zählen!“

„Keine Händel!“ erscholl es von mehreren Seiten.

„Und keinen Lärm, wenn ich bitten darf, meine Herren,“ sprach der Fremde; „kümmern Sie sich nicht um die Privatangelegenheiten andrer Leute. Ich werde thun, was mir beliebt. Die Sache bleibt hier unter uns.“ Und wie gerufen stimmte jetzt die Versammlung an den übrigen Tischen mit voller Brust den Landesvater an.

„Alles schweige, jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr,
Hört! ich sing' das Lied der Lieder,
Hört es, meine deutschen Brüder,
Hall es wieder, froher Chor! ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

„Ihre Adresse?“ fragte der Fremde seinen Gegner, der inzwischen ein Blatt aus seinem Notizbuch gerissen und seinen Namen, sowie die Nummer seiner Wohnung darauf verzeichnet hatte. „Morgen früh zwischen sechs und sieben Uhr, wenn's gefällig ist. Dringende Geschäfte nöthigen mich, die Stadt einige Stunden später zu verlassen.“

„Auf der Stelle, wenn Sie wollen,“ entgegnete Ernst und stand von seinem Platze auf, um an seines Collegen Seite den Saal zu verlassen, während sein Gegner in voller Ruhe den Rest seines Weines trank, ehe er sich entfernte.

„Es wäre ewig schade, wenn einer von ihnen auf dem Platz bliebe; man findet ihres Gleichen nicht alle Tage,“ flüsterte ein junger Student seinem Nachbar zu, der noch jugendlicher und unschuldiger aussah als er.

„Bah!“ rief der letztere, „es wird nicht gleich ans Leben gehen. Wie viele Duelle habe ich ausgefochten und sitze doch mit heiler Haut hier — oder auch nicht,“ fügte er mit einem Lächeln der Befriedigung hinzu, indem er auf eine kleine Narbe an seinem Halse deutete.

„Wie kamst Du dazu?“

„Nun, wie man zu Händeln kömmt! Es sagte mir einer von der Burschenschaft, daß er mir etwas nicht glauben könne — was war es doch gleich? — und da blieb mir als einem Landsmann von Ehre doch nichts andres übrig, als ihn zu fordern. Bei diesem Tusch schien sich's um ein Märchen zu handeln.“

„Ach, die Weiber! Wer sollte denn Unheil in die Welt bringen, wenn sie es nicht thäten!“

In dem Lustwäldchen vor dem Stadtthore herrschte noch die Dämmerung des frühen Morgens. Von den kahlen Aesten der Bäume tropfte der Nebel, und aus dem feuchten, weichen Erdboden stiegen ungesunde Dünste auf. Außer dem Gekrächze der hungrigen Krähen, die ihre Nester in den alten Ulmen an der Stadtmauer hatten, störte nichts die Stille, bis von dem Thurm der nächsten Kirche fünf Schläge langsam und gedämpft herüberdrangen.

Da erschien unter dem Thore ein Wagen, der bis an den Rand des Gehölzes fuhr und dort Halt machte. Zwei junge Männer stiegen aus und schlugen einen der schmalen Seitenwege ein, die sich in dem Wäldchen häufig kreuzten und in einander verliefen.

„Der Nebel ist so dicht, daß man keine drei Schritte weit sehen kann, aber wir werden bald genug auf den Feind stoßen,“ begann der eine von ihnen. „Um auf Deinen Wunsch zurückzukommen, mein lieber Junge, so sei überzeugt, daß ich den Brief an seine Adresse befördern werde, falls Du das Opfer dieses fatalen Zwistes werden solltest, was glücklicherweise nicht zu befürchten steht. Der Mensch hat keinen Grund, Dich aus der Welt zu schaffen, obgleich er verächtlich die Achseln zuckte, als ich ihm sagte, daß Du kein Schütze seist und die Forderung nur auf Degen annähmest. Er will sich jedenfalls nur dafür rächen, daß Du seinem früheren Schatz, mit dem er sich wahrscheinlich zu verheirathen beabsichtigt, auf eine allerdings stark in die Augen fallende Weise den Hof gemacht hast, ohne dabei anzudeuten, daß Du es auf eine Vermählung absähest. Was mich betrifft, so habe ich der Lucie nie recht getraut —“

„Ich verurtheile sie nicht, ohne sie gehört zu haben, und darf sie überhaupt nicht zur Rechenschaft ziehen, da ich nicht berechtigt bin, Ansprüche an ihre Treue zu machen. Lassen wir die Angelegenheit ruhen,“ entgegnete Ernst in einem Tone, der zu eisig war, um natürlich sein zu können.

„Nun denn, da Du weit ruhiger darüber denkst, als ich glaubte, so lies zu Deiner völligen Aufklärung dieses Briefchen, welches meine Mutter gestern Abend von ihr erhalten hat. Hier ist es.“

„Liebe Tante! In größter Eile zeige ich Ihnen an, daß mein Geschick plötzlich eine überaus glückliche Wendung genommen hat. Ein früherer Freund von mir ist durch eine Erbschaft in den Besitz eines Vermögens gelangt, welches ihm gestattet, sich mit mir zu verbinden und mir eine sorgenfreie, ja glänzende Stellung zu geben. Er hat unser ehemaliges Verhältniß wieder angeknüpft und fordert als Beweis meiner Liebe, daß ich meine hiesigen Beziehungen ohne weiteres löse und mich nach W. begebe, wohin er mir folgen wird. Er bleibt noch einen Tag länger hier, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Wir reisen dann nach Italien, wo ich mich in meiner Kunst, die er bewundert, weiter ausbilden werde. Gern hätte ich Ihnen die Hand zum Abschiede gereicht, allein es kann nicht sein, und so sage ich Ihnen und meinem Vetter schriftlich Adieu. Bestellen Sie Herrn Ernst Manwel meinen herzlichen Gruß und sagen Sie ihm, daß ich im Laufe der nächsten Tage an ihn schreiben würde.

Ihre ergebene Nichte Lucie B.“

Ernst hatte den Brief gelesen und blieb wie an seinen Platz gebannt stehen; unfähig, ein Wort hervorzubringen, heftete er auf seinen Freund einen Blick, den dieser nicht verstand und der ihm bange machte.

„Meine Mutter,“ begann der andere, „hat mich stets vor ihr gewarnt —“ — er verstummte, denn bei einer Biegung des Weges sahen sie sich plötzlich ihrem Gegner gegenüber. Nach einer steifen Begrüßung sprach der Fremde: „Ich bitte um Verzeihung, mich einige Minuten verspätet zu haben. Wenn es Ihnen recht ist, können unsere Degen sogleich Bekanntschaft miteinander machen.“

Er prüfte die Schneide seiner Waffe auf dem Nagel, während Ernst den Brief mechanisch in seine Tasche steckte. Ein unaussprechliches Gefühl schnürte ihm die Brust zusammen. Er hatte mit der vollen Hingabe seiner Natur einen Halt an dem schönen und reichbegabten Wesen gesucht, und wenn nicht gefunden, doch zu finden gehofft — jetzt sah er sich zum zweiten Male verstoßen, fortgeworfen wie ein Spielzeug, dessen sie vielleicht längst müde war, ehe er es ahnte. Eine seltsame Wandelung ging in seinem Innern vor. Er sah die treulose Freundin in einem andern Licht. Schon seit gestern, wo der Zweifel an der Wahrheit ihres Wesens sich ihm aufdrängte, wo er sich fragte, ob ihre Gesinnungen gegen ihn aufrichtige seien, hatte sich das leidenschaftliche Interesse an ihrer Person vermindert. Der Zauber brach, als er sah, daß sie einem andern angehörte. Er erwachte wie aus einem wirren, phantastischen Traum zu einem leeren, kalten Dasein, während der furchtbare Ernst seiner augenblicklichen Lage ihn zu gleicher Zeit erschreckte. Verfehlt wie seine Liebe, unklar und schwankend wie die neue Leidenschaft, in der er Vergessenheit gesucht hatte, dünkte ihm sein Leben. Der Gedanke an Mutter und Bruder tauchte wohl in dem Chaos seiner Vorstellungen auf, allein er gab ihm keinen Trost. Das letzte Jahr hatte eine Kluft zwischen ihn und sie gelegt. „Es ist noch ein Gott über Dir, ein Gott, zu dem der Verlorene fliehen darf, wenn alles andere ihn verläßt!“ rief es in ihm, und er versuchte, seine Gedanken himmelwärts zu richten. Da drang die Stimme seines Feindes schrill an sein Ohr; er hatte Zeit und Ort vergessen. Langsam drehte er sich um und sah die Secundanten schon an ihren Plätzen stehen. Sein Gegner erwartete ihn, den Degen in der Hand.

„Es hilft kein Zaudern, mein Herr; Sie müssen sich schlechterdings mit mir schlagen!“

Anstatt der Antwort zog Ernst seinen Degen, und sie legten aus. Es schien, als ob beide einander gewachsen wären, denn sie fochten so lange mit gleichem Glück, bis die Secundanten Halt riefen. Der Fremde hatte eine leichte, kaum nennenswerthe Schmarre am Halse erhalten, aus der einige Tropfen Blut auf seinen feinen, mit goldenen Knöpfen geschlossenen Hemdkragen rieselten.

„Lassen Sie es damit genug sein!“ rief Ernsts Secundant.

„Ich erkläre mich keineswegs für überwunden, und diese knabenhafte Art des Zweikampfes fängt an, mich zu belustigen,“ entgegnete der Fremde.

Die spöttischen Worte brausten Ernst vor den Ohren, und das Blut stieg ihm so heiß in die Stirne, daß es vor seinen Augen zu flimmern begann.

„Ja, noch einen Gang!“ rief er, „und ich werde mein Bestes thun, um Ihr Vergnügen zu steigern.“ Bei diesen Worten drang er leidenschaftlich auf seinen Feind ein, der seine Streiche mit Besonnenheit parirte, um ihm endlich eine Terz zu schlagen, die ihn auf einen Augenblick zum Wanken brachte. Sein Arm erlahmte, doch noch ehe derselbe kraftlos an seiner Seite hinabsank, ergriff er den Degen mit der andern Hand, und sie legten noch einmal aus.

Er sah nur noch das kalte, spöttische Lächeln seines Gegners, er hörte ihn im Geiste der schönen Lucie das knabenhafte Duell mit dem Thoren schildern, der nach ihrer Liebe, ihrem Besitz getrachtet hatte, für welche Anmaßung er ihn mit einigen blauen Bohnen habe züchtigen wollen, vor denen der Geforderte jedoch so große Furcht verspürte, daß er seinem Feinde den Vorschlag machte, es bei einigen Nadelstichen bewenden zu lassen. Der Gedanke stachelte die leidenschaftliche Hitze des Angegriffenen; immer heftiger bedrängte er den Feind, während er an dem wachsenden Schmerz in seiner Seite fühlte, daß er in wenigen Augenblicken seinen Degen fortwerfen müsse. Nun

Das Pumaweibchen mit ihren Jungen im zoologischen Garten zu Dresden.

Originalzeichnung von H. Leutemann.

hörte man nur noch das Klirren der Klingen und das Sausen, mit dem sie die dicke, nebelschwere Luft zertheilten; die Secundanten standen mit verhaltenem Athem da, und man hätte die Herzen der beiden Kämpfenden hämmern hören können, als sie stumm und mit heißen Blicken auf einander eindrangen. Plötzlich stieß der Fremde einen leichten Schrei aus, einen Schrei des Zornes und der Ueberraschung, und in demselben Augenblick, wo Ernst die Sinne entschwanden und sein Freund ihn stützend umfaßte, warf er seinen Degen zu Boden.

„Es ist nichts als eine Betäubung, und obgleich in der Nähe des Herzens, wird ihm die Wunde nicht den Tod bringen,“ sagte der Arzt, indem er Ernst mit Hilfe der Secundanten in den Wagen schaffte. „Ein Glück, daß er nichts sieht und hört, denn auf der andern Seite geht nichts Gutes vor.“

Die drei Männer richteten ihre Blicke zu gleicher Zeit nach demselben Punkt. Auf dem Erdboden hingestreckt lag die stolze, vornehme Gestalt des Fremden; neben ihm kniete der andere Arzt, bemüht, ihn ins Leben zurückzurufen, aber die verstörten Gesichter der Secundanten offenbarten etwas Furchtbares.

Nach einigen Minuten kam Ernst zu sich und konnte, in die Kissen des Wagens zurückgelehnt, langsam der Stadt zufahren. Auf seine Frage nach dem andern erfuhr er, daß derselbe auch eine Wunde erhalten habe und zu gleicher Zeit mit ihm vom Kampfplatz geschafft worden sei, bei welcher Nachricht ein Lächeln der Befriedigung seine Lippen kräuselte. Das Sprechen schien ihm schwer zu fallen, weshalb man weiter kein Wort mit ihm wechselte. Zu Hause angekommen, fühlte er sich unfähig die Treppe hinaufzusteigen, und die Freunde mußten ihn heben und fast tragen. Der Arzt versicherte aber, daß er bei richtigem Verhalten in einigen Wochen hergestellt sein werde. Es wurden Medicamente und Stärkungsmittel herbeigeschafft, und der fröhliche Genosse seiner Winterlustbarkeiten verwandelte sich in einen sorgsamen Pfleger, der sogar sein Nachtlager bei ihm aufschlug und auch sein Bestes that, um ihn zu zerstreuen und aufzuheitern. Er freute sich im Stillen, das der Kranke sich über Luciens Handlungsweise nicht empört zeigte. Ja, er irrte sich nicht, die Lippen seines armen Collegen bewegten sich wieder zu einem Lächeln, als er eine bekannte Strophe aus einer italienischen Oper summte, während er ihm die Medicin reichte:

„Ach, wie so trügerisch,
Sind Weiberherzen!“

Die Wahrheit aber ist, daß der Kranke ihn nicht verstanden hatte. Eine dumpfe Betäubung umnebelte seine Sinne; er hörte nur undeutlich, was um ihn her vorging, und bald schloß er die Augen und schlief oder schien zu schlafen.

XVIII. Eine That der Verzweiflung.

Mehr als eine Woche war verflossen und der Kranke lag allein in seinem Zimmer. Seine Schlaftrunkenheit und Abspannung hatten inzwischen mit Fieberfrost und Hitze abgewechselt, was jedoch nicht die Besorgniß des Arztes erregte, und als er darauf bestand, man solle ihm die Wahrheit gestehen, erfuhr er, daß sein Gegner wenige Stunden nach dem Duell gestorben sei. Ein hochgestellter Mann aus hiesiger Stadt, sein Schwager oder Vetter, war zu ihm gerufen worden, um seinen letzten Willen zu hören, und nach dem Abscheiden seines Verwandten hatte er den Fall vor Gericht gebracht. Nach dem Ausspruch mehrerer Aerzte war der Angeklagte vorläufig zu krank, um gefangen genommen zu werden, und da er überdies sein Ehrenwort gegeben hatte, sich der Gerechtigkeit nicht durch die Flucht zu entziehen, wurde er, bis auf einen täglichen Besuch eines Gerichtsdieners, in keiner Weise durch Zwangsmaßregeln gequält.

Sein Kamerad hatte ihn heute schon am frühen Morgen verlassen müssen, doch war er so vorsichtig gewesen, die Wirthin des Hauses zu bitten, zuweilen nachzusehen, ob es dem Leidenden an nichts fehle. Mit Unwillen mußte sie jetzt vernehmen, daß ein lauter Ton der Hausglocke den Kranken erschreckte, als sie seinen Kopf eben aufrichtete, um seine Lippen mit einem kühlen Trank zu netzen. Diesem Geräusch folgte ein zweites; es waren derbe Schritte, welche die Treppe heraufkamen und vor der Thüre des Kranken Halt machten.

„Rechter Hand wohnt er?“ fragte eine tiefe Männerstimme, und nach zweimaligem Klopfen trat ein junger Soldat in Jägeruniform ins Zimmer. Einen zögernden Blick umherwerfend, blieb er, die Mütze in der Hand, bescheiden an der Thüre stehen.

„Wer ist es?“ fragte der Kranke, ohne sich zu regen oder in Ton und Miene das geringste Interesse zu zeigen. Die Wirthin ging dem Ankommenden entgegen und fragte nach seinem Namen und Begehr.

„Fragt den jungen Herrn, ob der Bauer Franz aus Sternau ihn sprechen könne.“

Der Kranke fuhr so heftig zusammen, daß die Frau es hörte und sich besorgt nach ihm umsah.

„Er ist schwer krank,“ entgegnete sie kopfschüttelnd.

„Vielleicht weist er mich doch nicht zurück; ich bin sein Landsmann und kenne seine Mutter.“

Ernst hatte den Kopf aufgerichtet und winkte ihm näher zu kommen. Der Soldat trat mit behutsamen Schritten an das Lager, blieb vor demselben stehen und nachdem er einige Augenblicke umsonst auf eine Anrede gewartet hatte, begann er in warmem, herzlichem Tone:

„Halten Sie mir's zu gut, wenn ich Sie störe, da Sie mich kaum kennen, aber es läßt mir keine Ruhe, bis ich Sie mit eignen Augen gesehen habe. Meine Compagnie ist zum Manöver hierher commandirt und die Soldaten in der Kaserne lasen die Geschichte aus der Zeitung vor; da trieb's mich her, denn es hieß, daß Sie auf den Tod krank lägen und dem andern bald folgen würden. Nun dacht' ich, würd' es Ihrer Mutter und dem Bruder ein Trost sein, wenn sie genau erführen, wie es um Sie bestellt ist.“

„Der beste Trost für sie wäre es, wenn Ihr ihnen sagen könntet, daß Ihr mich todt gefunden hättet.“

Der Soldat schwieg eine Weile und schien um eine Antwort verlegen zu sein. „Die Frau Meisterin ist eine strenge Frau und Herr Immanuel ein Diener Gottes, — sie werden's Todtschlag nennen, und in die Bibel darf man nicht sehn, wenn man den Degen in die Hand nimmt, um seine Ehre mit Blut rein zu waschen, aber sehn Sie, Herr Ernst, wir Soldaten denken anders über die Sache. Das Duell ist ein Krieg im Kleinen, und was thun wir, ehe zum Angriff geblasen wird? Wir beten um den Sieg, der ohne Blutvergießen nicht möglich ist. Wenn man anfängt, sich über dergleichen Dingen den Kopf zu zerbrechen, findet man kein Ende und kann sich nur glücklich preisen, nicht derjenige zu sein, welcher Krieg und Frieden bestimmt. Es heißt, daß Sie den Streit nicht angefangen haben, und es würde Ihrer Mutter und dem lieben Bruder gewiß zum Frieden dienen, wenn sie hörten, daß die Hauptschuld an dem andern lag. Erzählen Sie mir alles, und ich will's meinem Aennchen schreiben, damit sie's der Meisterin auf geschickte Weise zu wissen thut, eh' das Gericht es anzeigt, was die arme Frau zu Tode erschrecken würde. Das arme Kind wird auch sein schweres Theil dran zu tragen haben; die Meisterin ist ja so gut wie ihre eigene Mutter, und weil ich der braven Frau nicht genug danken kann, daß sie mir ein so herziges Mädchen zur Gattin erzogen hat, ficht mich das ganze Unglück so an, als wären wir verwandt, und ich möcht' weinen, wenn ich Sie hier liegen sehe, und keinen aus der Heimat, um Sie zu trösten!“

Bei diesen Worten beugte er sich nieder und ergriff mit einem herzlichen Druck die Hand des Kranken. Die Dämmerung verhinderte ihn, den Gesichtsausdruck desselben zu sehen, doch er hörte, wie seine Athemzüge mit fieberhafter Hast kamen und gingen. „Vielleicht ist es Ihnen lieber, wenn ich gehe und ein ander Mal wiederkomme?“ fragte er.

„Nein, nein! Bleibt und setzt Euch auf den Stuhl dort! Es freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen. In einigen Tagen hoffe ich wohl genug zu sein, um meiner Mutter alles schreiben zu können. Das erspart Eurer lieben Braut die Mühe, der Frau Meisterin die ganze Sache lang und breit auseinander zu setzen. Wann wollt Ihr sie denn heimführen?“

„Im Mai ist meine Dienstzeit aus; dann steht uns nichts mehr im Wege.“

„Wollt Ihr nicht bis zur Rosenzeit warten? Denkt doch, wie schön es sein muß, wenn das herzige Mädchen Euren ganzen Garten geschmückt findet, und die Rosen in vollem Duft, wenn es in Euer Haus zieht! Sie liebt die Blumen, müßt Ihr wissen!“

„Ob ich's weiß! Und versteht sie auch zu pflegen! Aber der Rosen wegen können wir im Mai sicher zur Trau gehn. Aennchen schrieb mir vor ein paar Tagen, daß die Pfingstrosen an der Südwand meines Hauses schon grüne Blattknospen treiben, und so haben sie bis zum Mai reichlich Zeit zum Blühen!“ rief Franz heiter.

„Nun, da kann es Euch ja gar nicht fehlen! Lauter Glück und Wonne, Liebe, Rosen und Hochzeit im Mai! Schade nur, daß ich nicht dabei sein kann! Ha, ha, ha! 's ist wunderbar, wie der Mensch sich manchmal um seine Freuden bringt! Jugend hat keine Tugend! Vielleicht wird aber noch etwas Rechtes aus mir, wenn ich meine zehn Jahre in den Kasematten erst hinter mir habe — am Ende muß ich noch länger sitzen, da mir's an Fürsprache fehlt und der andere ein hochgeborner Mann von Familie war! Die einsame Zeit hinter den Mauern wird mich schon auf andere Wege bringen und —"

„Er redet irre!" rief der junge Bauer und sprang von seinem Sitze auf. „Beruhigen Sie sich, Herr Ernst; ich werde gehn! Die Wärterin sollte hier sein —"

„Keine unnöthigen Sorgen, guter Freund! Ich versichere Euch, daß ich nicht an dem Nadelstich sterbe!" rief der Kranke mit schrillem Lachen. „Ich fiebere nur ein wenig, weil meine letzten Erlebnisse mir im Kopfe herumgehn. Es ist mir ganz recht, daß ich mich einmal aussprechen kann. Die Nächte sind lang genug zum Grübeln. Wären sie nur so finster, daß ich die Bilder nicht sehen könnte, besonders das große im schwarzen Rahmen! Wie lang der Mann war, sah man erst, als er ausgestreckt auf dem Boden lag, die stolzen Lippen so weiß wie die Kreide, mit denen die kleine Anna beim Stricken die Kreuze auf den Tisch unter dem Nußbaum zeichnete. Weiß, wie das Haar der schönen Malerin, wenn sie erst als alte Greisin im Lehnstuhl sitzt, auf den Knieen das Gebetbuch, die Krücke neben sich. Gott im Himmel weiß, was mir in dem Augenblick durch den Kopf schoß, als meine Degenspitze in seine Brust ging, aber Rache war es nicht! Meinethalben hätte sie mit ihm bis ans Ende der Welt gehen können und noch weiter — ich würde nicht die Hand nach ihr ausgestreckt haben. Denn wißt, es war nichts als eine kurze Leidenschaft für ein schönes Mädchen, um deretwillen ich mich kopfüber ins Verderben gestürzt habe. Es kam daher, daß ich ein paar Stunden lang Schwarz mit Gold, verwechselte! — schwarzes und goldnes Haar! Das begreife, wer es begreifen kann! Es glänzte, und war doch kein Gold. Treu wie Gold, echt wie Gold! Wer nur die dummen Vergleiche aufgebracht hat? Auf sie paßte es alles nicht. Freund, hüte Dich stets vor den Blonden mit den frommen, blauen Augen! Es ist kein Titelchen Wahres an ihnen. Lauter Lügen sind es, und wer am meisten lügt, bin ich. Ha, ha! ich verstelle mich jede Minute meines Lebens, um mein Geheimniß zu bewahren. Du aber sollst es wissen, guter Freund, denn Du bist gekommen, mich zu trösten und mir von ihr zu erzählen." — Er faßte den Kopf des jungen Bauern mit beiden Händen und näherte ihn seinen Lippen. „Nichts als das junge Mädchen mit den frommen, blauen Augen ist Schuld daran, wenn man der Sache auf den Grund geht!" — Als er diese Worte mehr gehaucht, denn geflüstert hatte, veränderte sich plötzlich seine Miene, wie der Ton seiner Stimme und den Lauschenden zurückstoßend, fuhr er hastig fort:

„Was sagte doch der Arzt? „„Jede heftige Bewegung und Aufregung kann sein Tod werden."" Der Tod! Ach, Erlösung von all meinem Elend!" rief er mit wildem Jauchzen, „Befreiung von all meiner Angst und Noth!"

Und ehe der Bauer ihn daran hindern konnte, sprang er von seinem Lager und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Wirthin stürzte mit einem Ruf des Schreckens herein, als er eben den Verband von seiner Wunde riß. Der Arzt folgte ihr auf dem Fuße. Dieser packte mit schnellem Griff die Hand des jungen Mannes, indem er rief: „Sie selber tragen die Schuld, wenn Sie an Ihrer Wunde verbluten oder am Herzschlag sterben!"

An allen Gliedern bebend, half der Soldat ihm den Kranken festzuhalten und zu beruhigen. Dieser begann zu wanken und stieß einen Ruf aus, bei dem die Anwesenden schauderten oder Thränen weinten. „Meine Mutter! Mein Bruder!" mit diesen Worten sank er zurück und ward auf sein Lager getragen. Das Licht seines Lebens war aber noch nicht erloschen; er sollte sein Verhängniß erst erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Familienleben der Raubthiere.

(Zu dem Bilde auf S. 789.)

Es ist eine für den ersten Augenblick sehr sonderbare Thatsache, daß, während man überall auf der ganzen Erde und ohne Innehaltung irgend einer Schonzeit die Raubthiere auf alle erdenkliche Weise verfolgt, fängt und tödtet, kurz sie nach Kräften zu vertilgen sucht, man unter Umständen doch wieder große Freude über ihre Vermehrung empfindet, und zwar gerade die größte Freude bei der Vermehrung der gefährlichsten.

Selbstverständlich kann dies nur in den zoologischen Gärten der Fall sein. Hier werden die Gewaltigen des Thierreichs mit einer oft fast zarten Sorgfalt gepflegt, und das Hauptbestreben ist immer darauf gerichtet, durch diese Sorgfalt die Thiere zur Vermehrung zu bringen. Und hat dann z. B. eine Löwin Junge geworfen, so ist dies für die ganze Stadt ein Ereigniß. Keines der erscheinenden Blätter vergißt, die interessante Neuigkeit zu melden, und wenn sonst der Thiergarten vielleicht etwas vom Publikum vernachlässigt gewesen ist, so strömt jetzt gewiß alles, was irgend kann, dorthin, wo das Schauspiel einer Löwenmutter mit ihren Jungen zu sehen ist. Fast immer ist das Treiben junger Thiere (d. h. der höhern Gattungen) etwas höchst Anziehendes, und schon unsere gewöhnlichen Hausthiere bieten hier ein wenn auch noch so oft, doch immer gern gesehenes Schauspiel. Aber den meisten Reiz muß natürlich derjenige Anblick haben, wenn man solche Thiere, die man für gewöhnlich nur als Vertreter der Kraft und Gewalt kennt, auch in seelischer, ja sogar reizend komischer Erscheinung beobachten kann.

Welch herrlicher, unvergeßlicher Anblick war es mir z. B., die schöne Löwin des Dresdner zoologischen Gartens zu sehen, wie sie mit den vier Jungen, welche sie das erste Mal geworfen hatte, das reizende Bild eines glücklichen Familienlebens darstellte. Offenbar im Gefühl ihrer befriedigten Mutterliebe ihre Gefangenschaft kaum noch empfindend, erschien sie selbst, in der größern Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen noch viel schöner als vorher. Hatte sie sich zur Ruhe hingelagert und ihre Kleinen dicht angeschmiegt um sich versammelt, so war die Gruppe in ihrer plastischen Ruhe oft so vollendet schön, daß nicht blos der Thiermaler, sondern jeder Maler oder Bildhauer das Bedürfniß fühlen mußte, solch herrliches Bild durch seine Kunst festzuhalten. Oder wenn die alte Löwin im Vollgenuß ihres Glückes sich auf dem Rücken wälzte und ihre Kleinen nun auf sich anspringen und herumklettern ließ, so bot dies wieder einen Anblick von so dramatischer Wirkung, von so heiterem Lebensgenuß, wie man ihn bei gefangenen, auf das Leben hinter Gittern beschränkten Thieren kaum hätte ahnen können. Ganz an menschliches Familienleben erinnerte es aber, wenn die Löwenmutter ruhig dalag oder saß und, kein Auge von ihren Kindern verwendend, deren unaufhörlichen, höchst anmuthigen Balgereien zusah, gleichsam dabei die Aufsicht führend; denn wenn sich manchmal der Knäuel der balgenden Gruppe gar zu sehr verwickelte, so stand sie wohl mit gemessenem Anstande auf und löste die politische Verwickelung, indem sie mit ihrer Nase die sich Zausenden auseinanderschob. Dies gab, wenn die Toilette der Kinder bei solchen Spielen zu sehr gelitten hatte, wohl auch Veranlassung, die Kinderfelle wieder zu glätten, und es erfolgte nun ein so unendliches Lecken mit damit verbundenen Umundumwenden, daß das davon betroffene Löwenkind sich schließlich auf alle Weise diesen Liebkosungen zu entziehen suchte. Manchmal auch erkoren sich die Kleinen ihre eigne Mutter zum allerdings etwas großen Spielzeug. Sie zupften sie an den Ohren, an den Bartschnurren, zwickten sie in die Beine, und besonders war es die Endquaste des Schweifes, welche durch ihre öftere Bewegung die spiellustigen Jungen zu immer erneuten Angriffen herausforderte.

Bei allen Thieren ist das Fressen von hoher Wichtigkeit, insbesondere ist die Fütterung großer gefangner Raubthiere eine Gelegenheit, das eigentliche Temperament derselben kennen zu lernen, und bei den Ausrufern der Menagerien bildet daher das Wort „Fütterung! Fütterung!" eine unerläßliche Hauptpointe. Selbstverständlich war denn auch bei unsrer Löwenfamilie die täglich zweimal stattfindende Fressens- und Saufenszeit eine vom Publikum gern benutzte Gelegenheit, Mutter und Kinder in wieder andrer Gruppirung, als die bereits geschilderten, zu beobachten. Klein gehacktes Kalb-,

Rind-, mitunter auch Pferdefleisch, wurde abwechselnd von der Zeit an, wo die Jungen schon Zeichen von Kaulust gegeben hatten, gereicht und es war ein fast rührender Anblick, wenn das alte Thier, als wüßte es, daß das Fleisch zunächst für die Kleinen sei, im Anfang dasselbe stets unberührt ließ, bis die Jungen sich gesättigt. Ja, als einst die alte Löwin, wie das manchmal zur Beförderung der Gesundheit solcher Thiere geschieht, ein eben erst getödtetes, noch warmes Kaninchen erhielt, nachdem man, um sie vor Störung vor den Jungen zu behüten, diese abgesperrt hatte, so lief die treue Mutter, mit dem Kaninchen im Rachen, sofort nach der trennenden Thür, und indem es an dieselbe stieß und unruhig hin und herschritt, bewies sie nur zu deutlich, daß sie nicht daran denke, den guten Bissen selbst zu verzehren. Als endlich die Thür wieder geöffnet wurde, und die Jungen hereinstürzten, legte die Alte sofort das Kaninchen vor denselben nieder. Gierig darüber herstürzen, sich darum zanken und bekämpfen, war eins, bis endlich das energischste der Kleinen den Sieg errang, seine Beute in eine Ecke schleppte und unter fortwährendem Knurren verzehrte.

So bot sich dem öfter wiederkehrenden Besucher eine Fülle immer neuer, immer interessanterer Scenen, und ich könnte derselben noch viele schildern, will aber blos noch eine erwähnen. Dies war, als bei herangenahter schönerer Witterung die Löwin mit ihren Jungen in den großen Außenkäfig, welcher ganz frische Luft und Sonnenschein gewährte, gelassen wurde. Als die so lange geschlossene Thür sich öffnete, erstaunte die ganze Gesellschaft über die unerwartet entstandene, noch nicht dagewesene Oeffnung. Aber furchtlos und entschlossen näherte sich sofort die Löwin derselben, und es war ein reizend komisches Schauspiel, wie die vier jungen Löwen mit ängstlicher Neugier und Spannung dicht hinter ihr und aneinandergedrängt folgten. An der Oeffnung angekommen stand das alte Thier still, und natürlich ebenso die Jungen. Die Löwin warf einen prüfenden Blick über den neuen, weiten Raum, aber schon im nächsten Augenblick schritt sie frei und sorglos in denselben, immer noch von den Kleinen in deren zaghafter Weise gefolgt. Als die ganze Gruppe aber in der Mitte angekommen war, löste sie sich vollständig auf. Die alte Löwin untersuchte mit Auge und Nase jede einzelne Partie des neuen Platzes, während die Jungen, für solche Bedächtigkeit eben zu jung, bald denselben zu ihren Spielen benutzten und sich mit wahrer Kinderlust herumjagten und balgten.

Ich habe mich bei der Schilderung dieses Löwenfamilienlebens so lange aufgehalten, weil der Löwe doch immer die erste Stelle im Thierreich einnehmen wird und weil, wie schon gesagt, die gewaltigsten Thiere in ihren seelischen Beziehungen wieder um so anziehender sind. Man kann es daher auch als eine recht glückliche Fügung der Natur betrachten, daß unter den großen Raubthieren, insbesondre den Katzenarten, gerade der Löwe in der Gefangenschaft verhältnißmäßig am häufigsten zur Fortpflanzung kommt.

Der Tiger z. B. pflanzt sich in der Gefangenschaft höchst selten fort, und die Ursachen davon dürften schwer zu ergründen sein. Zwar hat auch die Tigerin des Dresdner Thiergartens einige Mal Junge geworfen, aber sie starben nach einigen Tagen, weil das alte Thier keine Milch für sie hatte. Mir ist überhaupt kein bewiesener Fall von in der Gefangenschaft gebornen und a u f g e w a c h s e n e n Tigern bekannt, und der Bastard, welcher von Löwe und Tigerin in der frühern Alenschen Menagerie geboren wurde, und noch lange nachher in der Kreuzbergerschen Menagerie zu sehen war, bietet deswegen ein um so bemerkenswertheres Beispiel in dieser Hinsicht dar. Dieses Thier, ein Weibchen, hatte ganz die Gestalt des Tigers, aber die Farbe des Löwen, und nur am Kopf deuteten schwärzliche Streifen auf die Mutter hin, verloren sich aber in späteren Jahren fast gänzlich.

Es ist in dieser Beziehung eine eigenthümliche Erscheinung, daß bei einer großen Menge von Säugethieren die Jungen in den ersten Monaten viel bunter, d. h. mehr gefleckt oder gestreift sind, als die Alten. So stellt z. B. der berühmte Darwin unter andern den Satz auf, daß alle Einhufer von einem vollständig gestreiften Thiere abstammen, weil selbst bei den ganz ungestreiften Arten noch jetzt die Jungen in der ersten Zeit Spuren von Streifen, z. B. an den Vorderschenkeln zeigen.

Ein sehr interessantes hierhergehörendes Beispiel bietet der P u m a. Diese, obgleich große, verhältnißmäßig doch nicht sehr bekannte Katzenart sieht man jetzt häufig in Menagerieen und Thiergärten, und sie wird nur deshalb weniger beachtet, weil das Thier von vielen für eine kleine Löwin gehalten wird. Paarweise befinden sie sich selten in Gefangenschaft, und die Versuche, die großen Katzen einer Art, aber verschiedenen Geschlechts, zusammenzubringen, wollen durchaus nicht immer gelingen. Im Hamburger Thiergarten pflegt man seit dem Bestehen desselben ein schönes Paar dieser Thiere, und bereits zweimal, wenn nicht öfter, haben dieselben Junge bekommen. Wie immer, so hatte auch hier das Publikum in der ersten Zeit keine Erlaubniß, die Jungen zu sehen, und sie starben leider, ehe diese gegeben wurde. Auch beim zweiten Wurf lebte nur das eine Junge ein Vierteljahr, und ich habe dasselbe nicht gesehen, sollte aber um so schöner entschädigt werden, denn gerade in dieser Zeit hatte man auch im Dresdner Thiergarten das Glück, daß das dort schon mehrere Jahre befindliche Pumaweibchen drei Junge zur Welt brachte. Auch diese waren aus Zweckmäßigkeitsrücksichten in den ersten Monaten nicht für das Publikum sichtbar. Als sie aber so weit gediehen, daß diese Vorsichtsmaßregel überflüssig wurde, benachrichtigte mich der freundliche Inspector sogleich davon, und ich säumte nicht, das mir noch neue Schauspiel zu genießen. Wie mußte ich über den Anblick erstaunen! Während die Alte ihr einfarbiges Kleid trug, erschienen die Jungen gar nicht als die Kinder ihrer Mutter, so war ihr lebhaft gelbbraunes Fell mit tiefschwarzen, großen Flecken über und über verziert. Nicht für junge Pumas, sondern viel eher für junge Jaguare hätte man die Kleinen halten können. Statt weiterer Beschreibung wird unser heutiges Bild dem Leser die beste Anschauung von dieser interessanten Thatsache bieten.

Natürlich wiederholten sich auch hier mehr oder weniger die Scenen, wie ich sie schon bei der Löwenfamilie geschildert habe. Wenn einerseits der Raum, den die kleinen Pumas mit ihrer Mutter bewohnten, bedeutend kleiner war, als der den Löwen gewährte, so bot ihr Zusammenleben doch auch wieder eine neue Erscheinung. In dem Käfig war nämlich, da der Kuguar oder Puma ein höchst behender Kletterer ist, ein Baumstamm aufgestellt, und dadurch, daß die Alte manchmal auf denselben sprang, oder auch die Jungen ihre ersten Studien im Klettern begannen, entstanden oft ganz unerwartet neue Scenen. Die lieblichsten bleiben aber immer solche, wie deren eine unser Bild zu geben versucht, und bei denen der Künstler selbst im glücklichsten Falle leider nur immer einen Augenblick festhalten kann, während im Leben selbst das immerwährende Wechseln der Gruppen und Scenen den Hauptreiz gewährt.

Wenn ich bisher darzulegen versucht habe, wie insbesondere das Familienleben der großen Raubthiere (und hier will ich nur noch die Bären erwähnen) dem Besuch eines Thiergartens erhöhten Reiz gewährt, so darf es nicht unerwähnt bleiben, daß solche glückliche Erfolge in der Zucht großer Raubthiere auch eine geschäftlich nicht unwichtige Seite für die Verwaltung solcher Institute haben. Wie schon angedeutet, ist, wenn ein Thiergarten ein solches Schauspiel bietet, der Besuch des Publikums stets ein gesteigerter und wiegt reichlich den Mehrverbrauch an Futter, welcher durch den Zuwachs entsteht, auf, aber die Hauptsache bleibt immer der Erlös aus dem Verkauf solcher großgezogener Thiere. Große Raubthiere finden immer Käufer, denn wenn sich auch jetzt eine große herumziehende Menagerie neben den bestehenden Thiergärten kaum noch halten kann, so haben doch die kleinen eher zugenommen, und die großen Fleischfresser bleiben hier immer die Hauptsache. Der Dresdner Thiergarten hat von der schon geschilderten Löwin bereits dreizehn Junge gezogen, von denen die meisten zu recht guten Preisen verkauft worden sind. Auch von den geschilderten und dargestellten Pumas sind die zwei, welche am Leben blieben, obgleich sie, wahrscheinlich wegen der Enge ihres Käfigs, nicht so schön wie die Löwen gediehen sind, schon längst im Besitz eines Menageristen, und ich habe sie bei demselben bereits wiedergesehen. Ungefähr $1\frac{1}{2}$ Jahr alt, waren sie fast erwachsen, hatten ganz die Farbe der Mutter, aber von den schwarzen Flecken keine Spur mehr; dieselben waren schon nach dem ersten Vierteljahr immer mehr verblaßt.

So macht auch der Kölner Thiergarten mit seinen gezüchteten Raubthieren ein nicht unbedeutendes Geschäft. Löwen scheinen von dem prachtvollen Paar, welches man dort besitzt, fast mit der Sicherheit wie bei Hausthieren gezogen zu werden, wie eben in Dresden auch. Auch junge Leoparden, Jaguare und Gepards sind in günstigen Jahren im Kölner Garten zu finden, und nur mit der Aufzucht junger Pumas scheint dem Dresdner Thiergarten der erste Fall geglückt zu sein.

L.

Der Maler der Odyssee.

(Zu dem Bilde auf S. 797.)

Der Künstler, der Maler insbesondere, hat heute nur wenig Gelegenheit, unmittelbar ins Allgemeine zu wirken, an den großen Kreis aller seiner Mitbürger, seiner Landesgenossen sich zu wenden. Der Bildhauer gehört mehr der Oeffentlichkeit. Seitdem Märkte und andere nur allzu öffentliche und unumschränkte Plätze für Aufstellung der einzig begünstigten Portraitstatuen ausschließlich beliebt geworden sind, ist wenigstens der eine Vortheil gewonnen, daß sich das Kunstwerk an alle wendet, daß es auch dem stumpfesten und versunkensten Blicke einmal sich aufdrängt, und wenn anders Kraft und Leben ihm innewohnt, seine Wirkung eine große und allgemeine sein wird. Anders der Maler. Er ist von der Betheiligung an großen Aufgaben mehr und mehr verdrängt, und in jedem Falle pflegt sein Thun und Treiben dem Kreise zu gehören, der die Kunstausstellungen besucht; wer in diesen Bazars zu erscheinen verschmäht, bleibt zumeist auf die kleine Zahl derer beschränkt, welche die Mittel und den Sinn dafür haben, sich an eigenem Kunstbesitz zu erfreuen, und die die Arbeit des Künstlers von Zeit zu Zeit in seine Werkstatt verfolgen zu dürfen wünschen und verdienen. Welches traurige Surrogat einer wirklichen Berührung des Kunstwerkes mit dem Volke bleiben die vervielfältigenden Künste und die Schaufenster der Kunsthändler in unseren großen Städten, oder gar die Kunstkritiken der Tagespresse!

Wie wohlthätig ist es dagegen, einem Künstler zu begegnen, der nicht an jenem bei uns verbreiteten Zwiespalt zwischen Wollen und Können krankt, der erreicht hat, was er vermag, und der, wenngleich in engen Verhältnissen, diejenige warme und allseitige Theilnahme gefunden hat, deren auch das beste Talent nicht entrathen kann!

Ein seltenes Fest in diesem Sinne wurde am 3. Juli in Weimar gefeiert. Es galt dem Meister Friedrich Preller und der Vollendung seines Cyclus von Landschaften zur Odyssee in dem neuen Museum der kleinen Residenz, das acht Tage zuvor war eingeweiht worden. Ein Kreis näherer Freunde des Meisters hatte sich zusammenthun wollen, mit ihm ein Ereigniß zu feiern, an dem sie den frohesten Antheil nahmen. Zu den nächsten Freunden hatten Kunstgenossen sich gesellt, die sich dem Meister durch die Bande gemeinsamer Ziele eng verbunden fühlen, und als die Kunde von dem Vorhaben in weitere Kreise drang, war der Wunsch allgemein, durch Theilnahme an dem Fest, Verehrung und Mitfreude über die Vollendung des schönen Werkes dem Meister an den Tag legen zu können. So war es eine große und reiche Versammlung aus allen Kreisen Weimars, die ihn in dem stattlichen Saale der Erholung, als er mit seiner Familie erschien, mit stürmischem Jubel begrüßte: selten hat sich ein so zahlreicher Kreis so von Herzen einstimmig gefühlt, als der Staatsanwalt Genast in beredten Worten aufforderte, das Glas auf den Künstler Friedrich Preller zu leeren, und mit nicht minderer Freude wurde das schlichte Wort aus dem Kreise der Weimarischen Gewerbtreibenden vernommen, welches dem Ehrenbürger der Stadt Dank und Verehrung aussprach und der guten deutschen Verwandtschaft von Kunst und Handwerk einen schönen Ausdruck verlieh.

Das Fest hat dem Künstler und dem Menschen gegolten. Es gibt freilich viele, welche der giftigen Lehre huldigen, daß man ein großer Künstler und dabei doch ein jämmerlicher Gesell sein könne oder gar wohl dürfe. Wer sich mehr als oberflächlich in der Kunstwelt umgesehen hat, gelangt zu der sehr entgegengesetzten Einsicht, daß wie in allen andern Gebieten, so auch hier große Leistungen zur einen Hälfte allerdings auf Talent, zur guten andern Hälfte auf sittlicher Energie, auf dem Charakter beruhen. Eben die Ueberzeugung hiervon und das frohe Gefühl der Verehrung für einen Mann, der nicht nur durch eine unvergleichliche Begabung ausgezeichnet ist, sondern sein Leben hindurch rastlos gearbeitet hat, unermüdlich wie der treue Handwerker, der sich nicht genug thun kann, streng und unerbittlich gegen sich selbst, unverlockt von Erfolg und Anerkennung, unbeirrt von Einspruch oder mangelnder Theilnahme: gerade dies gab dem Fest eine unvergeßliche Weihe.

Das Werk, dessen Vollendung dazu die Veranlassung gegeben hatte, der Cyclus der landschaftlichen Darstellungen zur Odyssee, ist aufs engste mit dem Lebensgange des Künstlers verknüpft und hat ihn durch alle Phasen seiner Entwickelung begleitet.

Als Preller ein Knabe war, sah es seltsam aus um die deutsche Kunst. 1804 in Eisenach geboren, verlebte er die Kinderzeit in Weimar, wohin sein Vater übergesiedelt war, indem er das Handwerk eines Conditors mit der Verwaltung eines kleinen Anwesens vertauschte. Es war die gute Zeit Weimars — nicht die beste: denn Schiller war 1805 heimgegangen, und den Druck der Kriegsjahre erfuhr auch unter sorgsamer und einsichtiger Regierung Stadt und Land. Indes geschah unter Karl Augusts Regiment, was irgend möglich war. Mit kleinen Mitteln suchte er in Gemeinschaft mit Goethe den Bedürfnissen des Landes Abhilfe zu schaffen und Leben, Thätigkeit, Fortschritt zu erwecken. Auch die Kunst erfuhr eine mannigfache Förderung: mit Heinrich Meyer im Verein hatte Goethe die Thätigkeit auf diesem Gebiete begonnen, die unter dem Namen der Weimarischen Kunstfreunde bekannt geblieben ist.

In dem frühen Alter, wo die Keime des Kunsttriebes noch unentwickelt schlummern, mag wohl die ganze geistige Atmosphäre der Umgebungen, in der das Kind heranreift, nicht ohne Einfluß auf die Zeitigung seiner Gaben bleiben: aber ungleich stärker doch pflegen Eindrücke zu wirken oft unscheinbarer Art, die der aufkeimenden Einbildungskraft Anstoß und Nahrung geben. Das bunte Treiben, das mit den kriegerischen Zeitläuften, französischen Durchmärschen und russischer Einquartierung zuweilen in Weimar einkehrte; vor allem aber die Liebhaberei des Vaters, der am Bossiren Freude fand und darin eine ausgezeichnete Geschicklichkeit besaß, haben dem Knaben wohl die früheste Anregung gegeben und zuerst den Wunsch in ihm angeregt, Maler zu werden. Der Mann, an den man sich damals in Weimar in solchen Fragen allein wenden konnte, war Heinrich Meyer. Die Schilderung, die Goethe von ihm entworfen hat, ist in aller Erinnerung. Eine in Rom lebhaft angeknüpfte Freundschaft beider Männer hatte zu Meyers Uebersiedelung nach Weimar 1794 geführt, wo er nach und nach in gesteigerter Thätigkeit für bildende Kunst praktisch und literarisch wirkte. Er gehörte zu den für Kunst in hohem Grade empfänglichen und verständnißfähigen Naturen, welche durch einen naheliegenden, für viele verhängnißvollen Irrthum zunächst in der Production ihren Beruf suchen, während es ihnen doch versagt ist, dem, was sie hervorbringen, den Funken des Lebens zu geben, ohne den auch die bescheidenste Kunstleistung vollkommen unerträglich ist. Es sind meist nicht schlecht, aber nicht glücklich begabte Köpfe, weil es ihnen schwer ist, die Klippen, die in ihrer Anlage für eine gedeihliche Entwickelung liegen, zu umschiffen. Heinrich Meyer hat an ihnen keinen Schaden genommen. Allerdings verzichtete er nicht ganz auf künstlerische Production, obgleich, was er hervorgebracht hat, ungemein unerfreulich und leblos, selbst seine Copieen sehr mittelmäßig sind. Aber sehr bald fand er in wissenschaftlicher Bearbeitung der Kunst, insbesondere ihrer Geschichte und in der Sorge für die Beförderung ihres Gedeihens, den Mittelpunkt einer Thätigkeit, der wir eine Reihe noch heute werthvoller und nicht genug zu schätzender Resultate verdanken. Von der Kunst der Gegenwart erwartete er nicht viel, und auf die erste Anfrage empfing Preller einen Bescheid, der ihn und den Vater für die Künstlerlaufbahn wenig ermuthigte. Als er sich schließlich doch für sie entschloß, fand er an Meyer Hilfe und Unterweisung nach Kräften. Er copirte in Weimar einige kleine Sachen, dann in Dresden ein Bild von Potter und zwei Landschaften von Ruisdael, daneben beschäftigten ihn landschaftliche Naturstudien und Versuche zu eigner Production, zunächst in einer sehr anderen Richtung, als die er später einschlagen sollte. Er hatte den Eislauf auf dem Weimarischen Schwanensee sich zum Gegenstand gewählt (1824), ein zaghaftes Bild mit allerlei Mängeln, aber frei von Manier mit mancher gelungenen Portraitfigur aus dem Kreise der Stadtjugend. Das Bild lenkte die Aufmerksamkeit Karl Augusts auf sich. „Nach dem Bilde „der hiesige Eislauf“, von Prellern gemalt, sein Talent beurtheilt,“ schreibt er an Goethe, „kommt es mir vor, als wenn ich wirklich wohl thäte, ihn mit nach Antwerpen zu nehmen und ihn dorten bei van Bree in die Schule zu geben, der mir ohnedies einen neuen Eleven abgefordert hat. Jetzt kostet mir Prellers Reise nicht viel. Es ist doch der einzige Ort auf diesem Erdenrunde, wo doch noch etwas gründlicher Unterricht in Malerei und dergleichen gegeben wird.“ Karl August mochte so unrecht nicht haben. Der Umschwung, der sich in der deutschen Kunst um jene Zeit vollzog, hatte zunächst auf

den Kunstunterricht eine Wirkung von zweifelhaftem Werthe gehabt. Geist und Leben herrschte in der Production, aber die ererbte Tradition eines ausgebildeten Könnens war unterbrochen, und gerade diese ist es, die dem angehenden Maler vor allem zu Gute kommen kann. Es ist nicht günstig, wenn man zu früh sich mit dem Gipfel der Kunst befaßt und, ehe man ein leidliches Porträt malen kann, Freskencyclen mangelhaft ersindet und schülerhaft aufzeichnet. In Antwerpen war der Unterricht durchaus praktisch angelegt, auf Fertigkeit in der Kenntniß des menschlichen Körpers, auf Uebung des Formengedächtnisses, auf Aneignung der Maltechnik. Es ist ein unberechenbarer Vortheil für Preller gewesen, daß er diese Schule durchgemacht hat. Hier wurde er streng zum Studium der Figur angehalten und erwarb sich eine Kenntniß derselben, die ihm später sehr zu Statten kam. Und mehr vielleicht als alles wirkte der Geist tüchtiger, rastloser Arbeit, der das Kunstleben in Antwerpen beherrschte und es dem Künstler von früh einimpfte, daß ohne Arbeit, ohne Können Kunst nicht Kunst sei.

An die Schule von Antwerpen, wohin Karl August ihn persönlich gebracht hatte, schloß sich ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien, wohin derselbe Fürst seinem Schützling den Weg bahnte: er ging zunächst 1826 nach Mailand, 1828 nach Rom.

Vom Künstlerleben in Rom, wie es heute ist und einstens war, läßt man sich viel und gern erzählen. Die Allotria nehmen in diesen Erzählungen immer viel Raum ein; das Treiben im Café del Greco und in den Osterien Roms und seiner Campagna, die jährlichen jetzt verschwundenen Feste in der Cervara, der Abschied endlich von der ewigen Stadt mit dem unvermeidlichen Gelage und dem Trunke aus Fontana Trevi pflegen die Angelpunkte solcher Schilderungen zu bilden, als ob der Schwerpunkt eines Künstlerlebens in seinen Feiertagen, nicht in seinen Werkeltagen läge. Und doch pflegt der Aufenthalt in Italien für den Künstler, dessen Streben sich nicht im Niedrigsten und Gewöhnlichsten befriedigt, eine sehr ernste Zeit zu sein, die Zeit, wo sich Beruf oder Unberuf, Talent oder Talentlosigkeit deutlich scheiden und die Anläufe genommen werden zur Erreichung dessen, was der einzelne überhaupt vermag. Auf Preller wirkte die neue Umgebung in ganzer Stärke. Schon die Anschauung einer Kunst, die sich in stetigem unbeirrten Fortschritt, in lebendigem Zusammenhange und untrennbarer Einheit und Einmüthigkeit mit der übrigen gleichzeitigen Cultur zu den höchsten Höhen hinauf entwickelt hat, wie man sie nur in Florenz und Rom zu gewinnen vermag, ist jedem Künstler höchst bedeutend. Aufgaben, die ihm daheim kaum überhaupt zum Bewußtsein kamen, stehen hier gelöst vor ihm; während er sich hingerissen fühlt, dem Gange der Kunst von bescheidenen Anfängen zur letzten Vollendung zu folgen, scheint jede einzelne Stufe, in sich übereinstimmend und abgeschlossen, ein Vollkommenes darzustellen und zum Verweilen und Vertiefen einzuladen. Aber mehr vielleicht noch und unmittelbarer als die Kunst trifft in Italien den Künstler die Natur. Alle Kunst beruht auf der Einsicht oder der Fiction — wie man will — daß alles Körperliche nur die Form sei, in der das Geistige erscheine: die Form selbst ist ihr die Bürgschaft für Dasein und Wirken eines Geistes, eines Lebendigen im Körperlichen, das ohne dieses eine todte und gestaltlose Masse sein würde. Unersetzlich ist ihr darum die Anschauung einer Natur, die unter dem glücklichsten Himmel zur freudigsten Entfaltung gekommen ist, die Anschauung von Menschen, die noch eng mit dem Boden verkettet, ungestört und frei erwachsen sind wie ein wohlgebildeter Baum und die, von Noth und Bedürfniß nicht eingeschüchtert, was in ihnen vorgeht, mit ungebrochner Lebendigkeit zu äußern, mit jeder Faser ihres Körpers auszusprechen scheinen. Das ist in der That eine neue Welt für den, der über die Alpen herabsteigt, und nicht jeder weiß sich sogleich in diesem unverhüllten Leben zurecht zu finden. Ganze Zeiten sind daran vorübergegangen und sehenden Auges blind dafür geblieben; es gab eine Periode, wo der deutsche Bildhauer in Rom die verrenkten Engel Berninis auf der Engelsbrücke in Holz nachschnitzte und heimkehrte, ohne je die Augen geöffnet zu haben für den stolzen Gang der römischen Mädchen, für die einfache Anmuth ihrer Geberden. Diese Zeiten waren vorüber, als Preller nach Rom kam. Der Geist echter Kunst, in dem Carstens gewirkt, hatte, wenn auch in anderem Sinne, fortgelebt. Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit hatten neue frische Bahnen beschritten und eine begeisterte Schar Jüngerer nach sich gezogen; sie waren zum Theil noch in Rom anwesend, zum Theil lebte ihr Wirken in frischer Erinnerung. Alles war zum Wirken und Streben angeregt, und die meisten waren voll von Begeisterung, das Höchste erreichen zu wollen. Verkehrtes mischte auch hier sich mit dem Rechten, Ungesundes mit Lebensfähigem, aber ein anregendes Treiben weckte die Kräfte, und das wahre Talent fand sich unwillkürlich gefördert. Für Preller von besonderer Bedeutung war der Umgang eines Mannes, der zu den eigenthümlichsten Erscheinungen der deutschen Kunst gehört, des Tyrolers Joseph Anton Koch, der für die damalige Generation schon als der „alte Koch" galt. Er war auf der Karlsschule gewesen, von da nach Frankreich geflohen, schließlich nach Rom gekommen, wo Carstens den bedeutendsten Einfluß auf ihn gewann und seine künstlerische Richtung bestimmte. Mit ihm haben sich der Landschaftsmalerei neue Bahnen eröffnet, Preller ist ihm mit Begeisterung und unverbrüchlicher Treue gefolgt, und wenn irgend jemandes, so ist er Kochs Schüler geworden und geblieben.

Worin besteht diese Richtung? Wenn wir uns die Natur als den Schauplatz des ursprünglichen und einfachen Lebens denken, wie etwa die Patriarchengeschichte des alten Testamentes oder die Heroensage der Griechen es darstellt, so nimmt sie unwillkürlich eine von der heute uns erscheinenden verschiedene Gestalt an. Wir denken nicht blos Eisenbahnen und Telegraphenstangen oder die Vorrichtungen einer überfeinerten Cultur hinweg, auch Berge und Bäume malen wir uns in Formen und Farben aus, in denen wir selbst mit unserem Jahrhundert uns nicht ohne weiteres heimisch fühlen würden. Wie überhaupt in uns die Vorstellung einer Gestaltenwelt lebt, die ungebunden durch die Fesseln eines raffinirten Daseins, zu einer freieren, völligeren Entwickelung gelangen konnte, als sie dem heutigen Geschlechte gegönnt ist, und wie die Kunst eben diesen Gestalten Dasein und Leben zu geben sucht: so schwebt unsrer Phantasie auch eine landschaftliche Welt vor, die in ähnlicher Weise rein und unverkümmert darstelle, was heute um uns her nur verhüllt und wenigstens nicht ungetrübt erscheint.

Diese Vorstellung ist es, der die sogenannte historische Landschaft ihren Ursprung verdankt: sie hat in Poussin und Claude Lorrain, neuerdings in Koch, Reinhardt, Rottmann, Schirmer, Zimmermann, Preller ihre Hauptvertreter gefunden.

Preller kam inmitten des römischen Kunstlebens, besonders in der Berührung mit Koch sogleich zum Bewußtsein über den ihm vorgezeichneten Weg. Er war nicht unvorbereitet eingetreten. Wer mit der Natur als Künstler etwas Rechtes anzufangen gedenkt, bedarf vor allem der genauesten Kenntniß derselben; ihre Formen müssen seiner Phantasie geläufig sein wie das Wort der Muttersprache. Ein richtiger Instinct hatte den Künstler darum schon, ehe er nach Antwerpen ging, auf das sorgfältigste Studium der landschaftlichen Natur hingeführt, in Oberitalien hatte er es wieder aufgenommen und begann es mit frischer Kraft und neuer Anregung in Rom. Zwei Gegenden sind es, die für ihn wie für die ganze moderne Landschaftsmalerei von besonderer Bedeutung geworden sind, die Campagna von Rom und das Sabinergebirge, besonders Olevano mit seinen Umgebungen. Nicht jedes Stück Erde, an dem sich der den engen Gassen entronnene Städter erfreut, ist auch dem Künstler anziehend. Ihm sind vor allem die Gegenden lehrreich, die Hügel, Ebene und Berg, Vorder-, Mittel- und Hintergrund in klarem Zusammenhange erkennen lassen und ihn nöthigen, was er vor sich sieht, als ein Ganzes aufzufassen und wiederzugeben, indem jeder Theil durch den andern bedingt ist, keiner entbehrlich, keiner willkürlich erscheint. Das macht freilich noch nicht die Schönheit aus, aber eine wesentliche Bedingung derselben; die italienische Natur wie keine andere führt den Künstler darauf hin: klar, bestimmt und verständlich liegt sie vor ihm, unverhüllt von Dunst und Duft, wie er der nordischen Ebene wohl ihren Hauptreiz verleiht; nicht in ein ahnungsvolles Dämmerlicht versunken, sondern von einer leuchtenden Sonne umstrahlt und mit aller Pracht der Farben umkleidet.

Es waren schöne, aber arbeitsvolle Tage, die Preller des Sommers in Olevano verbrachte. In dem Wirthshause, der Casa Baldi, auf einem an die Stadt stoßenden Hügel, war damals zahlreicher als in neuerer Zeit eine Künstlercolonie versammelt. Die Lage ist die reizendste. An einem ziemlich steil ansteigenden Felsenrücken in die Höhe gebaut, liegt die Stadt im Vordergrunde, bekrönt von den Ruinen des Castells der Colonna und überragt von den Höhen des Sabinergebirges, hinter denen Paläftrina sich versteckt. Weiter links der Ausblick auf die Ebene, welche zwischen den Ausläufern der Albanerberge und des Volskergebirges sich dem Meere zu erstreckt; auf der anderen Seite, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde entfernt, das steile Felsen-

Digitized by Google

nest Civitella, und die Höhen des Sabinergebirges, die sich nach der neapolitanischen Grenze hinziehen. Die Gegend ist unerschöpflich reich und vielseitig und lohnt die Studien der Künstler durch den schönsten Ertrag. Wie aber niemand die südliche Natur recht verstehen und in sich aufnehmen kann, der nicht auch in die Menschen sich einlebt, so war es und ist es unschätzbar, dort noch eine Bevölkerung zu finden, ausgestattet mit der ganzen Anmuth und Lebendigkeit des italienischen Landvolkes und noch nicht berührt von modern städtischem Wesen — vielleicht der einzige Gesichtspunkt, unter dem man dem traurigen Zustand des Verkehrs und Unterrichtes im päpstlichen Staate eine vortheilhafte Seite abzugewinnen vermöchte. Des Abends nach gethaner Arbeit herrschte ein reges, heiteres Leben um Casa Baldi, die Mädchen und Bursche des Ortes fanden sich gerne ein, und manche ehrwürdige Olevaneserin gedenkt noch heute mit Begeisterung der flotten Saltarellotänzer, zu denen sich die Mitglieder der Künstlercolonie herangebildet hatten.

Je tiefer der Mann erfaßt, was Italien ihm bietet, um so näher tritt ihm die Gefahr, für immer haften zu bleiben und wie mancher treffliche als „alter Römer“ dem Vaterlande und seinem Leben sich zu entfremden. Preller überwand sie; 1831 kehrte er heim. Die Trennung von Rom und von einem Kreise gleichgesinnter, mitstrebender Freunde war schwer, aber nothwendig. Im Frühjahr machte er sich nach Weimar auf und hatte die Freude, die Früchte seiner Anstrengungen dem greisen Goethe vorzulegen, der ihn einst mit guten Worten nach Italien entsendet hatte und sich der glücklichen Entwickelung eines früh von ihm erkannten Talentes freute.

In richtiger Erkenntniß dessen, was ihm vor allem Noth war, hatte Preller die Jahre in Italien wesentlich zum Studium benutzt und war unter all dem Neuen, was auf ihn einströmte, zu selbständiger Production wenig gekommen. Diese nahm ihn in der Heimat sogleich ganz in Anspruch. Zunächst lebte er natürlich in der südlichen Natur fort und hatte das besondere Glück, in einem größeren Auftrag Anlaß zu einem umfangreicheren Werke zu finden, wie es dem Landschaftsmaler selten zu Theil wird. Dr. *Härtel* hatte Anfang der dreißiger Jahre das s. g. *Römische Haus* in *Leipzig* gebaut und schlug dem ihm von Rom her befreundeten Künstler vor, ein Zimmer des Erdgeschosses mit Landschaften aus der Odyssee zu schmücken. Hier war Preller mit einem Schlag in dasjenige Fahrwasser versetzt, was seiner eigenthümlichen Begabung am völligsten entsprach. Einige Bilder, die er inzwischen gemalt hatte, zeigen allerdings, was er in Italien gelernt und wie er die südliche Natur zu verarbeiten verstand. Aber die Kunst und der Reichthum seiner Phantasie offenbarte sich zum ersten Male in ganzer Fülle in seinen *Odysseelandschaften*, und das ganze Vermögen des Künstlers erscheint der neuen, bedeutenden Aufgabe gegenüber in allen Beziehungen gesteigert und entwickelt: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken.“

An diesen Auftrag reihte sich ein anderer von Seiten der Großfürstin *Maria Paulowna*. Eine Reihe von Zimmern in einem Flügel des Weimarischen Schlosses wünschte sie zu einem Denkmal der glücklichen Periode zu weihen, in welcher Weimar der Sammelpunkt der größten Geister der Nation gewesen war. Die Ausschmückung des *Schiller-* und *Goethezimmers* fiel *Neher*, die des *Herderzimmers* *Jäger* zu. Die Bilder zur Erinnerung an *Wieland* sollte *Preller* ausführen. Die Arbeit war ihm nicht in gleichem Grade gemäß und förderlich wie die frühere. Der leichte, heitere Zug der Wielandschen Muse forderte nicht wie Homer die ganze Kraft des Geistes heraus, während Prellers Natur, energisch und männlich, durchaus dahin drängte, immer und überall mit vollen Segeln zu fahren. So sind seine Landschaften zum Oberon jenen früheren Schöpfungen vielleicht nicht ebenbürtig; aber auch hier begegnen wir der eigenthümlichen Fähigkeit, den Charakter der landschaftlichen Natur der Dichtung anzupassen, und einem Sinn für die Einordnung selbständiger Bilder in das Ganze einer architektonischen Decoration, der je seltner um so schätzbarer ist.

Mit den Bildern für das Wielandzimmer war Preller an einem Wendepunkte seines Schaffens angelangt. Der Landschaftsmaler zieht wie Antäus, Kraft und Leben aus dem Boden, auf dem er wandelt. Sein Schaffen ist keine Reise ins Blaue, es ruht auf einem innigen Wechselverkehr mit der Natur. Eine einmal gewonnene Kenntniß derselben ist freilich unveräußerlich. Aber wie der Mensch mit jedem Jahre in etwas ein anderer wird, so kann er und darf er in nichts stillstehen wollen, und der Künstler sieht sich darauf gewiesen, sein Verhältniß zur Natur immer lebendig zu erhalten und für neue Bedürfnisse, neue Probleme, die sich ihm aufthun, neue Nahrung und neue Einsicht bei ihr zu suchen. Preller erfuhr dies nachdrücklich an sich selbst. Seine Neigung war der südlichen Natur zugewandt geblieben, die bedeutenden und förderlichen Aufträge, die ihm geworden waren, hatten ihn darin bestärkt, aber er fühlte sehr bald, daß er auf einen Punkt gekommen sei, wo es galt, entweder die Anschauung des Südens gründlich zu erneuern, oder sich der nordischen Natur mit Energie zu bemächtigen und ihr mit seinem Schaffen sich ganz zuzuwenden. Das erstere machten ihm die Verhältnisse schwer oder unmöglich.

Bald nach der Rückkehr in die Heimat hatte er in Weimar den eignen Herd gegründet und eine Anstellung an der großherzoglichen Zeichnenschule erhalten: Bande jeder Art fesselten ihn und drängten ihn dahin, sich im Vaterlande auch mit seiner Kunst heimisch zu machen. Mit der Energie, der jede Halbheit verächtlich, jede Schwierigkeit nur ein Sporn zu um so kräftigerer Bemühung ist, wandte er sich der neuen Aufgabe zu. Den eigentlichen Wendepunkt bezeichnet eine Reise nach *Norwegen*, die er 1840 mit mehreren Schülern unternahm. Auf sie folgte ein wiederholter Aufenthalt an der *Nord-* und *Ostsee*, namentlich auf *Rügen*, das schon früher besucht worden war, später Studienreisen ins *bairische Gebirge*, nach *Tyrol*, ins *Riesengebirge*. Vielseitig wie diese Studien waren die Productionen, zu denen sie Veranlassung gaben. Die Gebirgsthäler Norwegens, die Scheeren von Bergen, die Hünengräber und Dünen von Rügen, der Strand der Nordsee oder das offne Meer, die Hügel und Berge, Wälder und Bäche der thüringischen Heimat, die Felsen und Thäler des Hochgebirges, leihen dem Künstler gleichmäßig ihre Motive her und in jedem Element bewegt er sich mit der gleichen Meisterschaft, jedes beherrscht er, als ob er ihm allein sich zugewendet hätte. Eine schwer zu übersehende Menge von Oelbildern ist bis gegen Anfang der sechziger Jahre entstanden; eine große Reihe von Aquarellen und Zeichnungen aller Art nebenher; auch die Radirnadel hat Preller oft und gern und mit Meisterschaft geführt. Es würde schwer sein, den Faden durch diese reiche und vielseitige Thätigkeit zu finden, wenn diesen Faden nicht eben die eine mannhafte, energische Persönlichkeit bildete, welche aus allen Productionen Prellers entgegentritt. In jedem, auch dem kleinsten seiner Werke steckt der ganze Mann, auch das geringste ist ihm eine Hauptsache, die um ihrer selbst willen ausgebildet und vollendet sein will. Er verzeiht sich keinen müßigen Einfall, kein leeres Spiel: seine Phantasie, genährt durch eine immer erneute und immer gleich unbefangene Anschauung der Natur, ist unerschöpft, sie dient und muß ihm dienen, wo er ihrer bedarf, ein eiserner Wille hat sie beherrschen gelernt. Auf „Stimmung“ zur Production zu warten, wie die Quäker auf den Geist, würde einer Natur wie Preller unerträglich sein.

Das Wort, daß, wer aus Fontana Trevi getrunken, der Heimkehr nach dem gelobten Lande sicher sein dürfe, sollte sich an Preller auch als Künstler bewähren. Zu eng war früh sein Schaffen mit dem Süden verwachsen, als daß er für immer sich von ihm hätte abwenden können. Die deutsche und nordische Natur ist unaussprechlich reich und vielseitig, sie birgt die mannigfaltigsten, die ergreifendsten Bildungen in sich; aber wenn die ehrwürdigen Bilder einer beglückten Urzeit vor uns aufsteigen, so träumt sich die Phantasie unwillkürlich in gesegnetere Himmelsstriche hinüber: die Farben, mit denen wir uns das Paradies ausmalen, entleihen wir dem Süden, und dessen, was wir klassische Vollendung nennen, scheint nur die Natur jenseit der Alpen fähig zu sein. Mit den Gestalten Siegfrieds und Hagens sind wir durch tausend Bande verknüpft: aber schöner und innerlich näher erscheinen uns die Helden Homers. In reifen Jahren kehrte auch Preller zu ihnen zurück. Das Gedicht, das ihm die Anregung zu seinem ersten ausgedehnten Werke gegeben, wurde ihm aufs neue lebendig, Scene auf Scene drängten sich heran, und in unglaublich kurzer Zeit entstanden gegen Ende der fünfziger Jahre eine Reihe Cartons, *fünfzehn Landschaften zur Odyssee*, welche auf der großen Münchner Ausstellung von 1858 aller Blicke auf sich zogen. Sie waren durchaus in demselben monumentalen Sinne erfunden, wie die früheren, und wenn auch kein bestimmter Auftrag sie veranlaßt hatte, war doch unverkennbar, daß dem Künstler eine zusammenhängende Ausführung im Rahmen einer entsprechenden Architektur vorgeschwebt hatte. Mit feinem Verständniß fühlte dies die Großfürstin Maria Paulowna heraus, welche Prellers Kunst von je

eine rege Theilnahme und mannigfache Förderung gewidmet hatte, und faßte den Plan, die Cartons in diesem Sinne von ihm ausführen zu lassen. Ihr Tod verhinderte es, aber ihr Sohn, der regierende Großherzog Karl Alexander, nahm den Plan auf und hat ihn durchgeführt.

Preller übernahm das große und in seiner Art neue Werk mit der Freude eines Mannes, der sich einer schweren, aber ihm völlig gemäßen Aufgabe gegenüber findet. Vor allem wollte er Italien wiedersehen, ehe er an die Ausführung ging: 1859 brach er mit seiner Familie auf, und damit begann für ihn eine Zeit angestrengtester Thätigkeit, in der ihm Arbeit zum Genuß, Genuß zur Arbeit wurde. Die Tage von 1829 erneuerten sich; mit einem Eifer und einer Frische, als gälte es ein ungekanntes Gebiet zu erobern, war er Tag für Tag in seine Studien vertieft. Die römische Campagna, Olevano und die Albaner Berge, von der Umgegend Neapels namentlich Sorrent und Capri, wurden jetzt wie vormals die Hauptzielpunkte seiner Wanderungen.

Unmittelbar nach der Rückkehr 1861 ging er an die Ausführung der neuen Cartons; denn keiner seiner Entwürfe sollte ohne durchgreifende Veränderung bleiben; in anderthalb Jahren waren sie fertig. Nach kurzer Rast sodann legte er Hand an die malerische Ausführung und vollendete sie mit geringen Unterbrechungen im Frühlinge dieses Jahres.

Nach manchen Schwankungen war die nördliche Halle des Obergeschosses in dem neuen, von Professor Zitek aus Prag gebauten, Weimarischen Museum für die Landschaften bestimmt worden. In dieser Halle sind sechzehn Bilder so vertheilt, daß je zwei kleine auf die Eingangs- und Ausgangswand zu stehen kommen, während die vier Hauptbilder, je von zwei kleineren eingeschlossen, die lange Hauptwand einnehmen. Sie führen die Irrfahrten des Odysseus vor, von der Abfahrt von Troja an bis zu seiner Ankunft auf Ithaka und dem Wiedersehen mit seinem greisen Vater: der übrige Stoff des Gedichtes, die Geschichte des Telemach und der Penelope ist in einer Predelle behandelt, die sich unter den Landschaften hinzieht; über ihnen läuft ein ornamentaler Fries, unterbrochen von den Köpfen der betheiligten Götter.

Wenige Gedichte, wenige Sagen überhaupt gestatten eine solche Behandlung: die Odyssee verlangt sie. Wir können uns ihre Gestalten kaum anders vorstellen, als auf einem reichen, landschaftlichen Hintergrunde, der nicht selten, ja als ein bedeutsames, bestimmendes Moment in den Gang der Geschicke eingreift. Es ist schwerlich zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß nur ein Künstler wie Preller dieser Aufgabe gewachsen war. Es bedurfte zur Durchführung einer solchen Aufgabe einer Vielseitigkeit der Begabung und der Ausbildung, wie sie nicht leicht einem anderen zu Gebote steht; den verschiedenartigsten Scenen galt es, einen landschaftlichen Ausdruck zu geben und in die Natur hinein ein heroisches Geschlecht zu stellen, das in und mit ihr lebt und webt und mit ihren Mächten ringt wie mit seines Gleichen.

Sollen wir versuchen, dem Leser mit Worten einen Begriff zu geben von dem Zauber des vollendeten Werkes? Ich denke, nein; es gibt Dinge, über die man ungern spricht, weil man nur das Beste darüber sagen möchte. Vielleicht aber könnten diese Zeilen dem Leser eine Anregung sein, selbst einen Blick in die Halle zu thun. Wenn er die heiteren Räume des Museums durchschritten hat, welches das würdige Denkmal eines für die Kunst aufopferungsfähigen Fürsten ist, und wenn er dann vor jene Bilder tritt, welche in leuchtender Frische ihm die Geschichte von dem herrlichen Dulder Odysseus erzählen: dann wird ihm der Sinn des Lebensganges aufgehen, den wir in kurzem überblickt haben. Er wird sich einem Manne nahe fühlen, dem die Tiefen des menschlichen und göttlichen Gemüths sich offenbart haben und wird die Verehrung nachempfinden, die zur Feier der Vollendung dieses Werkes Mitbürger und Freunde am 3. Juli um ihn versammelte.

Der Meister ist Weimar treu geblieben und wird ihm treu bleiben. Er hat das Glück gehabt, hier von früh mit seiner Thätigkeit Wurzel zu fassen und in allen Kreisen wirksam zu sein: ein gutes Theil der Weimarischen Handwerker sind seine Schüler auf der Zeichenschule gewesen; es wird wenige geben, die nicht eine Anregung fürs Leben davongetragen haben, wenige, die nicht nach dem vollendeten Museum gewallfahrtet und das Werk ihres Meisters bewundert hätten. Ein solches Verhältniß ist unschätzbar; in ihm sind die gesundesten Elemente des Kunstlebens wirksam, es gibt dem Künstler Nahrung und Kraft und das frohe Gefühl, für ein Volk zu schaffen. Wer am Abend jener Feier das festlich beleuchtete Haus des Meisters an der Belvederischen Straße gesehen hat, als zum Schlusse des schönen Tags der Gesang des Weimarischen Chors ertönte, der wird die frohe Gewißheit mit sich genommen haben, daß Preller nicht nur Verständniß und Theilnahme für sein Schaffen und Wirken in Weimar gefunden hat, sondern daß wir uns den Lebensabend des Sechzigers auch in dem Rahmen einer heiteren und behaglichen Existenz denken dürfen.

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

XII. Ein Kleinstädter in den Pampas.*)

— Zum wievielten Male es war, daß ich auf der langweiligen Rhede von Buenos Ayres lag, weiß ich nicht mehr; wohl aber, daß sie diesmal all ihre abscheulichen Eigenthümlichkeiten mehr geltend machte, als je zuvor; denn mein Schiff, die Corvette „Melusina", hatte Ordre, hier vier Wochen lang auf Depeschen zu harren, und das Wetter war so launisch, als nur möglich, der Capitän unwirsch, daher streng, der Dienst an Bord aber um so unleidlicher, als er auf lauter Förmlichkeiten hinauslief. Da man hier durchschnittlich vier bis fünf Stunden allein zum Anlandfahren, ebenso viel Zeit aber zur Rückfahrt braucht, so erhielten sowohl Officiere als Cadetten abwechselnd partieenweise Urlaub gleich auf mehrere Tage. Mich traf das wenig beneidenswerthe Loos, eine Woche lang in die gelbe Wasserwüste des La Plata hinausstarren und mich jener angenehmen Körpergymnastik hingeben zu dürfen, deren es braucht, wenn ein vor Anker liegendes Fahrzeug unablässig stampft oder vor den Wogen reitet. Endlich kam aber auch mein Tag. Nicht ohne Neid vernahmen die zum Wachdienst an Bord bleibenden Officiere und Aspiranten, daß diesmal der gesammte Landgang zu einer großen Festlichkeit eingeladen sei, welche eines der angesehensten Häuser in Buenos Ayres zu Ehren des Capitäns und seines Stabes am nächsten Abend zu geben beabsichtigte. Die Einladung überbrachten die aus dem Urlaub zurückkehrenden Kameraden, welche uns ablösten, zugleich mit der Nachricht, daß einer von ihnen, Lieutenant v. F.*, die Erlaubniß erhalten habe, noch eine Woche an Land zu bleiben; „er ist wieder einmal ernstlich verliebt und denkt an die Seßhaftigkeit" raunte mir ein spottsüchtiger Meßgast zu. Es war zugleich der Befehl des Capitäns gekommen, daß sechs „ballfähige" Cadetten, ingleichen sämmtliche Mitglieder unserer Schiffskapelle sich zusammt den Urlaubern in der Stadt einzufinden hätten. Erst gegen Mittag des anderen Tages wechselte der Wind, der bisher stark aus S.W. geblasen hatte, so daß wir von Bord absegeln konnten. Da es mit der Kapelle der Passagiere zu viele waren für einen der Kutter oder die Launsch, so hatte man die Barkasse aufgetakelt, und wir segelten mit diesem schwerfälligen Boote wohlgemuth dem Lande zu. Auf halbem Wege ließ jedoch die bisher so günstige Brise plötzlich nach, und die heftige Strömung trieb uns nunmehr in rascher Fahrt den La Plata hinab. Wir hatten uns unterdessen alle an die Riemen gesetzt und waren durch vereinte Kräfte dem Lande auf etwa eine Kabellänge nahe gekommen. Mehr aber konnten wir uns demselben ohne Gefahr nicht nähern, da eine ungemein hohe See stand, der Strom hier nicht tief und sein Bett mit großen Steinen übersäet ist. Wir warfen daher Anker, um nicht weiter zu treiben. Und da saßen wir denn hier mitten im unwirthlichen Element des schmutzigen Stromes, während man uns in Buenos Ayres zweifelsohne mit Sehnsucht erwartete; ich spreche vorzugsweise von der Musik. Guter Rath war wirklich theuer und unsere Seemannsweisheit am Ende. Es blieb nichts übrig, als abzuwarten, bis etwa die Brise umschlüge, was allerdings jeden Augenblick stattfinden konnte.

*) Vgl. Nr. 38 S. 596.

Friedrich Preller in Olevano.

Originalzeichnung von C. Härtel.

Digitized by Google

Während wir mit Ungeduld dieses Wechsels harrten, gewahrten wir in einiger Entfernung vom Ufer ein daher brausendes Rudel halbwilder Pferde und dahinter, hoch zu Roß, einen Gaucho, der den Lasso schwang. Bald hatte er eines der Thiere eingefangen und dasselbe in den Corral (Umzäumung) gezerrt; gleich darauf aber erschien er wieder, um die wilde Jagd von neuem zu beginnen. Wir wußten allerdings recht wohl, daß diese kühnen Pampasbewohner die Schifffahrt verachten, sich weder um die See, noch um die herrlichen Flüsse ihres Vaterlandes im geringsten kümmern, und kein anderes Vehikel anerkennen, als das „Schiff der Pampas", das Roß, mit dem sie von Kindesbeinen an zu einem Doppelwesen verschmelzen sind; nichtsdestoweniger kam uns der Gedanke, daß der wilde Steppenreiter vor uns vielleicht doch mit Rath und That unsere Verlegenheit zu lösen vermöge. Wir hißten daher schleunigst einige, freilich aus Kleidungsstücken bestehende Flaggen, winkten aus Leibeskräften mit den Taschentüchern und riefen mit vereinten Stimmen, wie man ein Fahrzeug anprait: „Gaucho, ahoi!" Und siehe da, der wackere Gaucho wurde wirklich aufmerksam, verstand sogleich unsere Situation, erwiderte begütigend unser Winken, verschwand auf kurze Zeit, um Hilfe herbeizurufen. und sprengte dann geraden Weges, unerschrocken, in die Fluten. Als er soweit in den Strom hineingeritten war, daß sich das Pferd nur kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte, warf er uns das Ende seines Lassos zu, welches wir allsogleich fingen und achter an Bord befestigten. Damit schwaiteten wir die Barkasse soweit nach dem Ufer hin, als es nur irgend ohne Gefahr, mit dem Kiel den Grund zu streifen, möglich war. Gleichzeitig aber sahen wir mit Befriedigung einen der langen, auf zwei ungeheuer hohen Rädern stehenden Pampaskarren in dem seichten Strombett uns entgegenfahren, doch mußte noch ein tüchtiges Stück Ankertau ausgestochen werden, bis wir nahe genug geschwaiet waren, um das neue Vehikel mit der Hand erreichen zu können. Das Boot stieß zeitweilig mit dem hinteren Kielende auf den Grund, und der Wagen stand so tief im Wasser, daß die Wellen nur das gewölbte Roßlederverdeck, das in den Pampas gebräuchlich ist, frei ließen; es blieb daher nichts übrig, als dieses zu besteigen. Da es aber gar keinen Halt bot, so mußte der vorderste sich in türkischer Weise mit gekreuzten Beinen auf den Rand setzen, an dem er sich mit den Händen festhielt, dann kam der zweite, breitspurig stehend, an den Rockkragen seines Vormanns geklammert, und so die übrigen. Auf diese Weise wurden acht von uns vorsichtig ans Land befördert, in steter Gefahr, bei der geringsten Klippe im Strombett zu scheitern, das Gleichgewicht zu verlieren und ein unfreiwilliges Bad zu nehmen, was mindestens den Galauniformen wenig zuträglich gewesen wäre. Dreimal mußte der Karren den gefährlichen Weg zurücklegen, um auch unsere Kapelle, natürlich mit den betreffenden Instrumenten, überzusetzen, das gelang auch ohne Unfall, nur die große türkische Trommel mußte zurückbleiben, da für ihren Umfang und ihre Form sich durchaus kein Platz fand. Die in der Barkasse verbleibende Mannschaft war hinlänglich mit Proviant versehen, ward daher, unter Leitung eines alten, guten Unterofficiers, unbedenklich ihrem Schicksal überlassen; sie gelangte denn auch, freilich erst am nächsten Morgen, wieder glücklich an Bord der Melusina. Die Festgesellschaft aber, einmal trocken am Ufer, suchte dem hilfreichen Gaucho auf allerlei Weise verständlich zu machen, daß sie so rasch, als möglich, nach Buenos Ayres zu gelangen wünschte. Der brave Mann begriff endlich unser spanisches Radebrechen mit obligater Fingersprache, und brachte ein Dutzend Pferde herbei, welche die Elite der Schiffbrüchigen bis nach Barracas bringen, worauf sie die Stadt zu Fuß gewinnen sollten; die armen Musiker waren ganz auf die letztere Fortbewegung angewiesen.

Ehe wir aber aufsaßen, that unser Gaucho es durchaus nicht anders, wir mußten in seine Hütte eintreten, und, auf Pferdeschädeln — den Sesseln der Pampas — sitzend, den von seiner Gattin sofort credenzten Maté (Paraguaythee) aus Ochsenhörnern mittelst silberner Bombillas (Saugröhren) schlürfen. Zum Danke dafür ließen wir die Musici die Nationalhymne der Argentinischen Republick aufspielen, welche Höflichkeit unsere Wirthe ungemein zu ergötzen schien. Als es dann an das Aufsitzen ging — o wehe, da zeigte sich's, daß von Sattel noch Zaum keine Rede war, sondern die ganze Ausrüstung unserer Reitthiere nur aus einem Endchen Tau bestand, mittelst dessen sie beim Kopf an Pfähle gebunden waren. Schon das Aufsteigen war keine Kleinigkeit, es bedurfte dazu für die meisten eines Gestells aus zwei aufeinandergepflanzten Pampassesseln, und nicht jeder, der droben war auf dem Rücken seiner Rosinante, fühlte sich da sicher. Von den zahlreichen, glücklicherweise harmlosen Unfällen, welche während dieses Rittes vorkommen, will ich nicht erzählen; wir passirten sogar im Gefolge unseres Gauchos auf den schwimmenden Rossen eine Einbuchtung des La Plata, bei welchem Bravourstück die meisten sich ihrer Unterkleider entledigt hatten und diese in einem Bündel auf dem Kopf gebunden trugen, während nur wenige Waghälse es unserem Führer nachmachten und auf dem Rücken ihrer Rößlein knieten. Das alles that aber unserer guten Laune keinen Eintrag. Als wir gegen Abend endlich den Riachuelo unweit seiner Mündung erreichten, und ein Boot fanden, dessen Besitzer uns nach Barracas (eine englische Meile südöstlich von der Stadt, vorzugsweise von Basken bewohnt) zu führen versprach, wurde der hilfreiche Gaucho mit einigen Silbermünzen, den blanksten aus unserer — wie immer, etwas spärlichen — Casse belohnt, über welche fürstliche Großmuth er ganz außer sich gerieth, sie sich aber dennoch dankbar gefallen ließ, indem er gleich den Platz an seinem fußbreiten, schon reich mit Münzen, Cruzifixen, Stickereien, Glasperlen, Berlocken u. s. w. verzierten Gürtel aussuchte, an welchem unsere Gabe prangen sollte. — Von Barracas mußten wir zu Fuße nach Buenos Ayres wandern, wo mittlerweile Capitän Sellier vom flachen Dache seines Hotels mit einem riesigen Tubus vergeblich seit Stunden nach uns ausgespäht hatte, und sehr verwundert war, uns aus einer ganz anderen Richtung, als der erwarteten, kommen zu sehen. Aber erst zwei Stunden später, in voller Nacht, langten die armen Musikanten an. Trotz der erlebten Strapazen, trotz des Schadens, den unsere Uniformen bei der beschriebenen Wasser- und Landpartie erlitten hatten — erschienen wir doch alle rechtzeitig und — Dank einem ausgezeichneten französischen Friseur der Calle di Peru und dem nicht minder vortrefflichen Hausknecht des Hotel de Rome, wo wir abgestiegen — im frischesten Glanze tadelloser Toilette im Ballsalon. Wir waren ja alle jung!

Welche Contraste das Leben bietet! Der übelduftende Rancho (Hütte) der Gauchos, und der parfümirte Marmorsaal — der Ritt auf ungesatteltem, distelbedecktem Roß, und eine Polka auf Pallisanderparquetten — waren das nicht hinreichend von einander abstechende Bilder der großen Laterna Magica, welche man das Menschenleben nennt? Dieser Abend wäre schön gewesen unter gewöhnlichen Umständen, schöner ward er durch die wunderlichen Reminiscenzen des Tages. Alles war in heiterster, fast berauschter Stimmung; nur einer theilte nicht die allgemeine Lust: unser Kamerad, Lieutenant von F.*, dem bekanntlich verstattet worden war, am Lande zu bleiben. Er war ein etwas selbstsüchtiger Lebemann von ebensoviel Leichtsinn als Mattherzigkeit; ohne Charakter, vom Augenblick regiert; mächtig stolz auf seinen zweifelhaften Adel, dabei ein hübscher Bursche, der mit Byron das möglichst verheimlichte Uebel eines Klumpfußes theilte. Als wir ihn wegen seiner kläglichen Miene genug aufgezogen hatten, nahm er mich, dem er am meisten Vertrauen schenkte, bei Seite, um mir sein Unglück vorzujammern. Im Theater hatten zwei wunderschöne Portennas — junge Damen — seine Aufmerksamkeit gefesselt; die eine davon wußte mit Fächer und Mantilla so graziös zu agiren, daß der leicht entzündete Marinero nach dem zweiten Act schon über und über in Flammen war, welche fast zu einem vulkanischen Ausbruch geführt hätten, als die Schöne nach Schluß der Vorstellung ihr Bouquet von der Logenbrüstung herab zufällig in die Hände des verzückten Anbeters hatte fallen lassen. Aber es war ihm nicht gelungen, den Damen zu folgen; drei Tage lang hatte er die Straßen von Buenos Ayres vergeblich nach ihnen durchirrt, vom Capitän den verlängerten Urlaub fast erzwungen, um dem Ball beiwohnen zu können — und auch hier waren sie nicht! Nun muß ich zugeben, daß, wenn es jemand passiren kann, weiblicher Anmuth gegenüber Kopf und Herz zu verlieren, dies in Buenos Ayres eher möglich ist, als irgend anderswo in der ganzen Welt, von der ich doch ein gut Stück kenne. Schönere Frauen, als in dieser Stadt, sind nicht zu finden — das habe ich nicht blos am Ballabend, sondern vorher und nachher gar oft beobachtet in der Gesellschaft, auf der Straße, im Theater, in der Kirche. Die Portennas haben von ihren Stammesgenossen, den Spanierinnen, die unbeschreiblich graziöse Haltung und den schwebenden, königlichen Gang; sie tragen, gleich diesen, die kleidsame Mantille und den dunkeln Rebozo (Spitzenschleier), unter welchem neben einem oft unsagbar anmuthigen Gesichtchen immer eine

feuerrothe Blume, Granatblüte, Nelke oder Camellie, hervorkokettirt. Und gar hier auf dem Ball, im höchsten Schmuck der Schönheit und des Reichthums, umduftet von berauschenden Blumengerüchen, getragen von den Wogen der Musik! Wahrlich, der gute Kamerad war zu bedauern, daß er, trotz allem Zureden, ja sogar der ernsten Aufforderung des Capitäns, seiner rasch erloderten Flamme treu blieb und nicht einen Tanz versuchte. Wir andern dagegen waren in unserem Element und die argentinischen Portennas haben sich an diesem Tage gewiß nicht darüber zu beschweren gehabt, daß sie den Saal tapeziren müßten; besonders thaten unsere „Tanzcadetten" ihr Mögliches; vor ihnen galt kein Unterschied des Alters und der Person, Mutter oder Tochter, Kugel oder schlank, ihnen war alles einerlei, sie wirbelten unaufhörlich fort, wie der Mann, der in seinen künstlichen Stelzfüßen, ohne es zu wissen, den Mechanismus des Perpetuum mobile trug. Wir Aelteren, Gesetzteren machten dagegen zweckmäßige Pausen — natürlich am Büffet, welches in brillanter Weise wohl besetzt war mit eisgekühlten Getränken mancherlei Art, feinsten Speisen und Früchten.

Während eines solchen Momentes der Erfrischung wurden wir plötzlich in deutscher Sprache mit dem unverkennbar sächsischen Dialect in der höchsten Meißnerischen Potenz angeredet: „Wollen denn die guten Herrchen nicht die Gütigkeit haben, ein wenig Platz zu nehmen und auszuruhen von den Strapaaatzen?" Ueberrascht sahen wir uns nach den gänzlich mangelnden Bequemlichkeitsobjecten um, da öffnete der kleine Herr, der uns angeredet, eine Tapetenthüre und durch dieselbe traten wir auf eine breite, von Palmen und Mageelien umrauschte, mit farbigen Lampen lustig erleuchtete Veranda, in deren Mitte ein Springbrunnen Diamanten hoch emporwarf in den Mondstrahl, während ringsher Rohrottomanen bequeme Sitze boten. Wir dankten dem freundlichen Eröffner dieses Paradieses von Herzen, denn müde waren wir wirklich, noch mehr entzückt waren wir aber, als gleich darauf die Hausneger Champagnerkelche und Sherrygobblerpokale präsentirten, so daß die wohligste, weltumhalsende Stimmung über uns kam. Zunächst profitirte von derselben der gute Landsmann, dem ohne weiteres von verschiedenen Seiten die Brüderschaft angeboten wurde. Seine Gesprächigkeit entwickelte sich darauf in solch epischer Anschaulichkeit, daß binnen wenigen Minuten sein ganzes Leben offen vor uns lag. Er war wirklich ein Sachse, königlicher Beamter, Calculator, wie er mit etwas gehobenem Stolze hinzusetzte, eine Rangstufe, von welcher er einen sehr hohen Begriff zu haben schien. Als er es so weit gebracht, daß er sich täglich ein Töpfchen Waldschlößchen erlauben durfte, erhielt er plötzlich die Nachricht, daß sein vor dreißig Jahren ausgewanderter und verschollen gewesener Bruder in Buenos Ayres gestorben sei und ihn zum Erben seines beträchtlichen Besitzthums eingesetzt habe, unter der Bedingung, daß er letzteres selber übernehme und für die Zukunft zweier Halbtöchter sorge, welche niemals eine Mutter gekannt hatten. Mit schwerem Herzen, aber im Bewußtsein einer auf ihm lastenden Pflicht, nahm der wackere Calculator Urlaub vom Staat und von seiner liebenswürdigen Gattin, und begab sich mit Regenschirm und Reisesack kühn — oder vielmehr von Entfernung und Ocean und Weg gar nichts ahnend — nach dem La Plata. Er kam daselbst auch ganz glücklich an und war jetzt Besitzer einer großen Estancia (Weidegut), wenige Meilen von der Stadt, und von Herden zahlloser Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe — wußte aber vorläufig durchaus nichts damit anzufangen, so daß er sich bei allem Reichthum und dem dadurch gewonnenen Ansehen in unaufhörlicher Verlegenheit, in der gedrücktesten Lage befand. Froh war er nur, wenn er sich an frisch angekommene Deutsche — den ansäßigen traute er durchaus nicht — klammern konnte, und das that er redlich an uns. Er ließ uns nicht mehr los; heilig mußten wir versprechen, ihn am nächsten Tag auf sein Gut zu begleiten; erst als er unser Wort und unsere Adresse erhalten, beruhigte er sich und nahm Abschied.

Wir lagen in frühester Frühe, nicht des folgenden, nein, des heutigen Tages, im allertiefsten Schlummer, als schon Don Molinero — denn so hieß hier der Herr Müller aus Sachsen — erschien, in hohen Wasserstiefeln und mit einer furchtbaren Gauchoknute bewaffnet, ein Aufzug, der gar nicht zu dem ängstlichen, stets den Rücken krümmenden Männlein paßte. Der Zufall führte ihn zuerst in das Zimmer, welches ich mit Herrn Machs, dem zweiten Chirurgen der Corvette, theilte. Da dieser junge Mann eine Hauptrolle in meiner Skizze spielt, so darf ich wohl in der Kürze seinen Lebenslauf aufspinnen. Er war seines Zeichens ursprünglich Thierarzt, hatte als Curschmied in einem Cavallerieregimente gedient, aber es bei der schlechten Aussicht auf Beförderung gerathen gefunden, zu dem Studium zurückzukehren, um Mediciner zu werden. Leider aber befähigte seine Vorbildung ihn nicht dazu; er brachte es blos zum Chirurgen, und wurde als solcher unserem ersten Schiffschirurgen adjungirt. Machs war ein frischer, gut gewachsener, immer heiterer Bursche, der sich mit seltnem praktischen Sinn in alle Lebenslagen leicht zu finden wußte. Diejenige, in welcher er sich befand, als Don Molinero mich nach vielen Rütteln weckte, war mehr pittoresk als decent; unser vereintes Anpraien machte übrigens nicht den geringsten Eindruck auf den Schlafsüchtigen. Da zog mich der Calculator in die Fensternische, hinter die Gardinen. „Ist Er 's?" frug er feierlich heimlich und deutete auf den paradiesischen Kameraden. Ich verstand den guten Mann zwar nicht, erwiderte jedoch: „Freilich ist er 's; wer anders soll es sein, als unser Machs? Holla, auf Machs, in die Pampas, auf, die Pferde warten Deiner, Du verwegener Reiter!" Unter sonderbaren Geberden richtete sich der Doctor, wie er sich gern nennen hörte, im Bette auf und rieb sich die Augen. Don Molinero dagegen lief mit seltsam unterwürfiger Geschäftigkeit hinzu, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, während ich hinauseilte, um die übrigen Genossen zu wecken auf einen frischen Ritt in die Steppe des La Plata.

Es dauerte nicht lange, so fand sich die ganze Gesellschaft zu gemeinsamem, kräftigem Frühstück zusammen. Auch während desselben fiel es nicht mir allein auf, in welch außergewöhnlich verbindlicher Weise Herr Müller den Schiffschirurgen bevorzugte; bei dem Pferdevermiether verschaffte er ihm das beste Roß und hielt ihm beim Aufsteigen den Bügel; als wir im Galopp davon sprengten, hielt er sich, trotzdem er ein ebenso erbärmlicher Reiter war, als Machs aus seiner Cavalleriedienstzeit ein guter, möglichst an dessen linker Seite. Der Weg, auf dem unsere Cavalcade dahin brauste, war breit und sandig. Es begegneten uns nur Gauchos, darunter auch zwei Mädchen, welche hier nach Männerart zu Pferde sitzen; als wir dem kühnen Reiten dieser Schönen durch lauten Zuruf Beifall zollten, schwangen sie sich mit den zierlichen Füßchen auf die Rücken ihrer Thiere, den besten Kunstreiterinnen zum Trotz, und galoppirten so stehend an uns vorüber. Trotzdem sie tief in die Rebozos gehüllt waren, verkündigte doch ihr Anzug, daß sie den bessern Ständen angehörten; freilich sprach dafür nicht, daß die eine im Vorbeifliegen ein Ei aus der Tasche nahm und es sehr geschickt Don Molinero an den Kopf warf. „Das Teufelsmädchen! die böse Wetterhexe!" murmelte dieser, indem er sich abwischte, jedoch ohne sonderlich erstaunt zu sein; bekanntlich ist diese Art Schäkerei eine sehr beliebte unter den Creolen; beim Fandango ist der Tänzer der bevorzugte, dem die Muchachas die meisten Eier auf dem Kopf zerschlagen. Wir jedoch wollten unseren Führer rächen und begannen Jagd auf die Señoritas zu machen; da kamen wir aber sehr zu kurz, sie waren weit besser beritten, als wir, mit Ausnahme des Doctors, der denn auch bald mit den beiden Schönen in einer rothen Staubwolke unsern Blicken entschwand, zum höchsten Aerger des kleinen Sachsen. In einer Art Karavanserai neben der Straße erfrischten wir die verstäubten Kehlen mit einem Glase echten Pisco de Valparaiso und bogen dann seitwärts auf eine pfadlose, unabsehbare, nur von mannshohen Disteln und silberglänzendem Pampasgras überwucherte Fläche. Das ist die große Ebene der Pampas, welche das gesammte Innere des südlichen Continents in steter Gleichförmigkeit einnimmt bis zu der Riesenmauer der Cordilleren, dieser Wirbelsäule des amerikanischen Weltkörpers. Der Ombu ist der einzige Baum, welcher hier und dort einzeln oder in kleinen Gruppen die öde Monotonie der Wüste unterbricht; aber der Schatten, den er dem erschöpften Reiter gewährt, ist auch die einzige Wohlthat, die er zu spenden vermag; Früchte trägt er nicht und sein schwammiges Holz ist nicht einmal zum Feuern brauchbar. Die Steppe war nicht aller Spuren bar; ein Radgeleise führte uns nach einer Stunde zu der Besitzung einer deutschen Familie, welche hier ein ärmliches, aber zufriedenes Leben führt, indem sie völlig zum Gauchothum übergegangen ist. Mann und Weib sind Badenser, schon seit zwanzig Jahren in der Argentinischen Republik angesiedelt; sie reden untereinander nicht mehr deutsch, und ihre Kinder verstehen die Muttersprache ganz nothdürftig; die nächste Generation wird nur durch den Familiennamen „Hufnagl" an ihre Abkunft erinnert werden. Auf Einladung des Don Molinero, der die Leute gut kannte, stiegen wir ab und traten in den niederen Rancho. Das greise Elternpaar war

sichtlich über den Besuch der „Alemanos“ erfreut, fragte aber mit keiner Silbe nach dem alten Vaterland, das für sie gar nicht mehr existirte; einige blauäugige Dirnen, echt deutscher Bauerntypus, verkrochen sich bei unserer Ankunft schon in den Stall, wurden aber trotz Schlagen und Kratzen, wobei sie die Interjectionen: „Carajo! Caramba! Quedo! (Sachte)“ nicht schonten, hervorgezerrt und gezwungen, an der Gesellschaft wenigstens durch ihre Anwesenheit theilzunehmen. Herr Müller benutzte die Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, indem er den Peones (Bauern) eine Vorlesung hielt über die liederliche Wirthschaft, die sie führten, über den immensen Nutzen der Stallfütterung und des Meerrettigbaues, über sorgfältige Benutzung der Abfälle und die Vortheile der landwirthschaftlichen Maschinen — die guten Leute lächelten blöde dazu, ohne ein Wort zu entgegnen, wohingegen sie außerordentlich begriffsfähig erschienen, als wir ihnen die frischgefüllten Piscoflaschen darboten. Das Mobiliar der Hütte bestand aus einer alten Kiste, einer Anzahl Ochsen- und Pferdeschädeln, einem Tisch und mehreren Lagerstätten, deren Flächen aus Ledergeflecht; ein Stück nothdürftig umgebrochenes, unkrautüberwuchertes Land lieferte süße Kartoffeln, Zwiebeln und Melonen; der Hauptbesitz concentrirte sich in einer kleinen Herde von Rindern und Pferden, in einer großen dagegen von Federvieh: Truthähnen, Hühnern und Tauben, deren Producte nach dem Markte von Buenos Ayres wanderten. Natürlich mußten wir den stets fertigen, unvermeidlichen Maté schlürfen und wurden außerdem noch mit einem trefflichen Eierkuchen regalirt. Zum Dank dafür steckte ich beim Abschied der jüngsten Tochter einen Silberdollar in das — nun ja, Hemde; denn um der Wahrheit die Ehre zu geben, die Mädchen waren mit nichts weiter bekleidet, als mit grauen, ehemals vielleicht weißen Hemden und blauen Schürzen. Wir waren aber noch keine tausend Schritte weit geritten, so kam die Kleine auf einem ungesattelten Pferde ventre à terre nachgesprengt. Im Namen ihrer Eltern, mit Thränen in den Augen, bat sie uns dringend, das Geld wieder zurückzunehmen und ihr zu verzeihen, daß sie es willenlos angenommen, dabei drückte sie den Thaler Herrn Müller in die Hand, warf pfeilschnell ihr Pferd herum, und verschwand, wie sie gekommen.

Unser Ritt wurde von nun ab immer langweiliger; nebenbei zerbrachen wir uns den Kopf, was wohl aus unserm Doctor, der den Portennas nachgeritten war, geworden sei. Don Molinero beruhigte uns aber über dessen Schicksal mit der festen Behauptung, er sei auf dem gleichen Wege mit uns, ein paar Leguas voraus. Da mir dabei ungemein auffiel, daß der gute Landsmann immer von Sua Alteza und El principe sprach, so fragte ich ihn endlich, wen er denn damit meine. „Verstellen Sie sich nur nicht!“ schmunzelte er. „Sie haben es mir ja heute morgen selber gestanden, daß Er es ist!“ Und nun kam heraus, daß Herr Müller steif und fest glaubte, der „Doctor“ Machs verdecke einen Prinzen von Geblüt, welcher, nach einer Zeitungsnachricht, die Escadre auf ihrer Uebungsreise begleiten sollte. Es half nichts, daß ich unter heftigem Lachen ihn von seinem Irrthum zu überzeugen trachtete und das Zeugniß der Kameraden aufrief: „Sehr schön, ganz recht, meine Herren,“ sagte der würdige Calculator mit schlauem Augenblinken, „Sie handeln nach Ihrer Pflicht; ich aber habe offene Augen und bin nicht umsonst seit dreißig Jahren königlicher Beamter; ich weiß einen Adler von einer Krähe zu unterscheiden; schon daß S. H. so trefflich reiten kann, zeigt, daß er kein echter Marinero ist, und ein Doctor — B. l. m.*) — wenn Sie einen Narren brauchen, lassen Sie sich einen gußeisernen machen, meine guten Herrchen — nichts für ungut. Arre**), arre!“ — Es war schon in der zweiten Hälfte des Nachmittags, als eine lange Reihe von Gebäuden vor uns auftauchte, welche uns Don Molinero stolz als seine Estancia zeigte. Die schon sehr ermüdeten Pferde witterten Ruhe und Futter, denn sie griffen ohne Antrieb plötzlich aus, und nach wenigen Minuten sprengten wir durch das geöffnete Lattenthor in den weiten Hof der Gutswirthschaft, welcher auf drei Seiten von offenen Schuppen zur Unterbringung des eingetriebenen Viehes, auf der vierten von einem einstöckigen, aus Lehmschlag gefertigten, weiß getünchten Wohnhaus gebildet war. Einige halbnackte Gauchoknaben liefen hinzu, um uns die Rosse abzunehmen, während der Mayordomo Don Manuel, ein Vollblutgaucho, herzutrat, um uns und seinen Herrn zu begrüßen. Es wäre aber schwierig gewesen, zu entscheiden, wer hier befehle, wenn man die angeborene Grandezza, die würdige, von aller Servilität freie Höflichkeit des Pampassohnes verglichen hätte mit der trippelnd ängstlichen, zerfahrenen Haltung des nunmehrigen Gebieters der Estancia. Unter der Hausthüre empfing uns die Gattin des Verwalters, ein wunderschönes Weib in reifer Jugendblüte. Leider sprach das interessante Paar nur spanisch, in welchem die wenigsten unter uns sich hinreichend verständlich machen konnten; Don Molinero, obgleich er, wie er behauptete, auf der Ueberfahrt fleißig gelernt und nunmehr fast ein halbes Jahr im Lande war, radbrechte es auf schaudervolle Weise und half sich mit den groteskesten Pantomimen, bei welchen aber die schöne Doña Sol auch nicht eine Miene verzog; die spanische geht noch über die sächsische Höflichkeit. Nachdem wir uns von dem Staub des weiten Rittes befreit und, so gut es ging, Toilette gemacht hatten, vereinigten wir uns in dem Speisesaal, dessen große Thüren auf eine Verandah und in einen anmuthig schattigen, kleinen Park führten. Wir hatten duftende Cigarren angezündet, Doña Sol ebenfalls, und der Teniente (Lieutenant) v. F* suchte seine ganze Liebenswürdigkeit zusammen, um der schönen Frau einiges Süßholz spanisch vorzuraspeln, als plötzlich einer von uns ausrief: „Da ist ja der Doctor!“

*) Beso las manos, ich küsse die Hände — gewöhnliche Höflichkeitsformel. Die Spanier pflegen aber bei dergleichen Formeln nicht die ganzen Worte, sondern nur die Anfangsbuchstaben auszusprechen.

**) Vorwärtszuruf an Pferde.

(Schluß folgt.)

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Forts.) Novelle von M. Giese. — Aus dem Familienleben der Raubthiere. Text und Illustr. von H. Leutemann. — Der Maler der Odyssee. Mit Prellers Porträt von E. Härtel. — Aus vielen Meeren. XII. Ein Kleinstädter in den Pampas.

Gefälligst nicht zu übersehen!

Mit Nr. 52 schließt der laufende Jahrgang des Daheim. Wir ersuchen unsre Leser, damit keine Unterbrechung entstehe, die Bestellungen auf das erste Quartal des VI. Jahrgangs baldigst aufgeben zu wollen.

Zugleich machen wir die Mittheilung, daß wir, wie im vorigen Jahre, zu demselben Preise von 14 Sgr. eine elegante dauerhafte

Einbanddecke

mit Golddruck und Pressung hergestellt haben, welche sofort zu Diensten steht.

Leipzig, September 1869. **Die Daheim-Expedition.**

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 18. September 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. **1869 № 51.**

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von **Marie Giese.**

(Fortsetzung.)

XIX. Ein Blick in Annas Herz.

Am Sonntagsmorgen, als die andern Bewohner des Pachthofes noch schliefen, stand die kleine Anna auf, um im Hause zu schalten und zu walten, ehe sie nach dem Filial zur Kirche ging. Es war ein Fest für beide Ortschaften: Immanuel, der eben ordinirte Pfarradjunct, sollte drüben seine erste Predigt halten. Die Gemeinde hatte ihn längst geliebt und ihn im Stillen ihren jungen Prediger genannt, seit er als Student der Theologie zum ersten Mal mit einem weißen Halstuch und einem Ueberrock im Kirchspiel erschien, der um zwei Hände länger war, als der seines größeren Bruders Ernst.

Ihr Gesicht hatte nicht mehr den früheren frischen Jugendglanz, auch war es nicht mehr der leichte, kindliche Schritt, mit dem Anna jetzt durch den kühlen Flur nach den Kammern der Mägde eilte, um diese zu wecken, allein mit derselben Sorgsamkeit wie früher überblickte sie die Küche mit den langen Bretterreihen, auf denen das Kupfer- und Zinngeschirr, der Stolz der Pächterin, glänzte und in der Speisekammer richtete sie mit dem Ordnungssinn, den die Frau Meisterin ihr eingepflanzt hatte, eines der Brote in die Höhe, das nicht in Reih und Glied auf der „hohen Kante" stand, wie die übrigen. Die dünnen, viereckigen Bretter lagen eins wie das andere auf den rothen, irdenen Satten mit Milch und die runden Käse waren fast nicht weißer als die sauberen Tücher, auf denen sie trockneten. Die Pächterin hütete, von Gliederschmerzen gequält, seit mehreren Wochen das Bett, doch sonst an zeitiges Aufstehen gewöhnt, liebte sie es auch während ihrer Krankheit schon früh etwas Warmes zu genießen, weshalb Anna sich beeilte, ein kleines Feuer anzuzünden und in einem Kesselchen eine Suppe zu kochen, ehe die Küchenmagd aus ihrer Kammer kam, um die Scheite unter dem riesigen Eisengrapen anzuzünden, was heute eine Stunde später geschah als sonst, da das Gesinde am Sonntag länger schlafen durfte, als am Werkeltag. Die Pächterin saß schon aufrecht in ihrem Kissen, als das junge Mädchen mit dem kleinen Frühmahl eintrat.

„Gott sei Lob und Dank, daß ich hoffen kann, bald wieder auf den Beinen zu sein, denn ich kann es nicht länger mitansehen, daß Du Dich meinetwegen immer um Deinen Morgenschlaf bringst, Aennchen."

„Ich habe längst gewacht, ehe ich aufstand; was nützt es, mit offenen Augen im Bette zu liegen!"

„Warum schläfst Du nicht? Du siehst heute übrigens frischer aus als sonst, wenn's nicht das Feuer ist, was Deine Wangen roth gemacht hat."

„Denkt nicht weiter darüber nach!" sprach Anna in munterem Tone, um die Worte, welche ihr vorhin entschlüpft waren, in Vergessenheit zu bringen. „Und wenn Ihr's wissen wollt, warum ich nicht schlief, so muß ich Euch sagen, daß es mir im Kopfe umherging, den Immanuel heute predigen zu hören. Die ganze Gemeinde freut sich darauf, und die Kinder, welche zu ihm in die Katechismuslehre gehen, haben heimlich grüne Kränze gemacht und sie auf den Altar und die Kanzel gelegt."

„Das wird ein Tag für die Meisterin sein! man kann's ihr nicht verdenken, daß sie den Kopf ein bischen höher trägt, als die andern Wittfrauen im Kirchspiel. Welche Mutter kann zwei Söhne aufweisen, wie sie! Gott behüt' sie in ihrem Glück vor Hochmuth. Ich gönne ihr alles Gute, weil sie im Grund 'ne kreuzbrave Frau ist, die keinem Menschenkind was in den Weg legt und jeden seinen Strich gehen läßt, ohne ihn zu bereden und schlecht zu machen, wie andere Weiber thun, die ihr nicht das Wasser reichen. Wie geht's denn dem andern jungen Herrn in der Stadt?"

„Immanuel sagte neulich — 's ist wohl einen Monat her — er hätte endlich wieder einen langen Brief geschrieben. Er lebt herrlich und in Freuden unter den vornehmen Herren und Damen in der Hauptstadt, wohin er im Herbst versetzt wurde." Die kleine Anna sagte dies, während sie, der Pächterin den Rücken zukehrend, mit einem weißleinenen Tuch den Staub von den Fenstergesimsen wischte und die Blumentöpfe in Ordnung rückte.

„Unter vornehmen Herren und Damen! Das versteht sich ja ganz von selbst. Er kann doch nicht mit Bürgermädchen und Ge-

Digitized by Google

sellen verkehren, die nicht seines Gleichen sind," erwiderte die Pächterin, indem sie inzwischen ihre Biersuppe schlürfte. „Er weiß ganz genau, wohin er gehört. Wie steht's denn mit der Präsidententochter, von der man im Winter munkelte, daß es seine Braut wäre?"

„Davon hat Immanuel nichts gesagt. Ich werde Euch den Morgensegen lesen, ehe ich gehe." Ohne die Antwort abzuwarten, ergriff sie das Andachtsbuch, setzte sich und schlug es an der Stelle auf, wo ein trockenes Rosmarinreis lag.

„Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin; die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande. Die Gnade des Herrn währet ewig, und Seine Barmherzigkeit ist mit jedem Morgen neu. Wohl denen, die auf Ihn bauen! — — — —" begann sie mit fester Stimme und las ohne Wanken bis zum Schluß.

„Amen!" sagte die Pächterin; „Du hast das Amen vergessen. Jetzt ist es Zeit, mein Kind, daß Du Dein Frühstück issest und Dich zur Kirche beschickst. Grüße die Meisterin und bleibe den Tag bei ihr. Wenn Du das Mittagsbrot fürs Gesinde herausgibst, werden wir uns heute ohne Dich behelfen können. Grüß auch Immanuel und bet für mich mit."

„Ich werde daran denken, und jetzt Gott befohlen!" sprach Anna und drückte die Hand, welche die Frau ihr aus der Gardine entgegenstreckte. Hierauf erfüllte sie ihre Pflicht im Hauswesen und ging in ihre Kammer zurück, um sich sonntäglich anzukleiden. Sie bewahrte während der Zeit ihre gewohnte Fassung, und nur einmal, als sie ihre Flechten aufsteckte, die von ihrem Goldschimmer und ihrer Stärke nichts verloren hatten, trübten sich ihre Augen und ein stummer Schmerz zuckte um den geschlossenen Mund. Aber die Gewohnheit der Selbstbeherrschung siegte, als ein Geräusch vom Flur herüber in ihre stille Kammer drang. Es waren die Knechte, welche aus ihren Verschlägen in den Ställen hereinkamen, um sich in dem großen Gesindezimmer zum Frühstück zu versammeln. Wie das ganze Dorf wollten auch sie nach dem Filial gehen, um Herrn Immanuel auf der Kanzel zu sehen. Anna war noch beschäftigt, ihr Kämmerchen in Ordnung zu bringen und zögerte absichtlich damit, als eine der Mägde, das weiße Tuch leicht um den Kopf gebunden, das Gesangbuch in der Hand, zur Thüre hineinsah und fragte, ob sie bereit sei. Aennchen bat, man möge nicht auf sie warten, da sie noch allerlei zu besorgen habe, auch wolle sie den Weg über Lisettens Gehöft nehmen und mit ihr hinüberfahren. „Ich kann nicht in ihrer Mitte gehen," seufzte sie; „mir ist's, als ob ich heute die Fassung verlieren würde, wenn ich unter Menschen sein müßte."

Es war der dritte Sonntag im April. Auf den Feldern zwischen den beiden Dörfern schoß die junge Saat lustig empor, und auf den Wiesen lag schon ein duftiger, grüner Schimmer. Die Bäume an den Seiten des Feldweges fingen an, ihre üppigen Knospen zu erschließen, während im Walde einzelne Birken schon ihre zarten Blätter entfaltet hatten und die Blütentrauben der Haselstauden unter den braunen, knorrigen Aesten der Steineichen schwankten. Ein dünner Wolkenflor verhüllte in diesem Augenblick die Sonne, aber ihre Wärme durchdrang belebend die Luft, und kein rauher Windhauch störte das Sprießen und Keimen in dem Garten der Natur, welche der harte Winter so lange in Erstarrung niedergehalten hatte. Die Zugvögel begannen heimzukehren, und über dem Haupte der kleinen Anna stieg eine Lerche singend in die milde Luft, als sie durch den Garten der Pächterin und den, welcher nun bald ihr Eigenthum sein sollte, den Weg ins Freie einschlug. Sie vermied die Fahrstraße, auf der sie ihre Bekannten aus dem Dorf einzeln oder auch in Gruppen friedlich dem Filial zuwallen sah und wählte einen Fußsteig, der über ein frischgepflügtes Feld durch den Wald führte. Auf diesem Pfad war sie an jenem Unglücksabend im vorigen Sommer in das Dorf gekommen, und ihn ging sie immer, wenn sie es nicht vermeiden konnte, die Stätte ihrer Jugend zu besuchen. Sie durfte nicht fürchten, auf ihm einem Menschen zu begegnen, außer etwa den Kindern des Dorfes, die sich vom Bachufer Weidengerten holten, um Pfeifen daraus zu schnitzen. Im Walde war er stellenweise so von Gesträuch und Moos überwuchert, daß nur ein vertrauter Fuß ihn finden konnte.

Das blasse Gesicht der kleinen Anna trug seinen gewohnten Ausdruck der Gelassenheit, als sie aus der Pforte des Gartens trat. Es war ja möglich, daß sie gesehen wurde, so lange sie sich im Bereich des Dorfes befand; als aber die ersten Bäume des Waldes sich über ihr wölbten und sie ihren Schritt mäßigte, nahm das Leid Besitz von ihren Zügen. „Auch über den Frühling kann ich mich nicht mehr freuen! die Lust daran ist todt, wie alles andere Leben in meinem Herzen. Ich sehe, wie alles strebt und sich zum Licht empordrängt, nur ich kann mich nicht vom Boden erheben und in meinem Gotte triumphiren. Warum nahm ich nicht geduldig hin, was Er mir auferlegte? Warum ließ ich mich von meinem trotzigen Sinn zu einer Lüge treiben, die mein Leben vergiftet! Ich habe mich an Gott und Menschen versündigt, und mir fehlt der Muth, meine Schuld zu bekennen und mich von den Menschen eine leichtfertige Närrin, ein wankelmüthiges Geschöpf nennen zu lassen." Sie war im Begriff, sich auf ihre Knie zu werfen und zu beten, als ein Geräusch ihr Ohr traf. Es war ein Wagen, der rasselnd durch die Morgenstille des Waldes auf dem unebenen Wege dahinfuhr, der nicht weit von dieser Stelle vorüberführte. Sie drang weiter in das Dickicht hinein und stand noch nicht still, als jeder Wiederhall jenes störenden Geräusches schon erstorben war. Der Fußpfad hatte sich unter Gras und wucherndem Epheu verloren, und zuweilen mußte sie das Gebüsch zu beiden Seiten des Weges zurückbiegen, um sich hindurch zu winden. Auf einer kleinen Lichtung, in deren Mitte sich ein uralter Eichbaum erhob, hemmte sie ihre Schritte. Weißdorn, Brombeergesträuch und Haselbüsche umgrenzten den Platz mit einer Hecke, die so dicht war, daß kein Sturm hier Eingang fand, und selbst der Wind vermochte nur in den Wipfeln der Föhren zu sausen, die über dem frischen Laub des niedrigen Gebüsches das stumpfe falbe Grün ihrer Nadelzweige ausbreiteten und schwermüthig auf sie hinabsahen, wie schicksalgeprüfte, müde Greise auf die Freuden froher, strebsamer Jugend. Hier wohnte Ruhe und Vergessenheit; bis hierher konnte kein Laut der Außenwelt dringen. Keine Spur deutete darauf hin, daß der Fuß eines Menschen je diese Stelle betreten hatte. Der Frieden dieses Waldasyls wehte die unruhige Seele des Mädchens an; es stand stille und faltete die Hände. „Du Gott des Friedens, der hier waltet, Du hast nicht gewollt, daß ich sterben sollte; so zeige mir einen Weg, auf dem ich mich durch die Welt winden kann, ohne ein böses Gewissen mit mir herumzuschleppen! Ich will meine Seele aus den Banden befreien, in die mich mein Trotz und Stolz verstrickt haben; ich will denen, die mich verrathen und gekränkt haben, verzeihen, und Du, o barmherziger Vater siehst meine Reue, und wirst sie annehmen." So betete sie, und als wollte Gott durch ein Zeichen sprechen, brach in diesem Augenblick die Sonne leuchtend durch den Wolkenflor, und ein glänzender Strahl stahl sich durch die Zweige des Gebüsches, welches den stillen Platz umschloß. Sie folgte ihm mit den Blicken und siehe! er verlor sich in einer Gruppe Blumen, die am Rande der wilden Hecke, unter dem Schutz der Weißdornen und Haselstauden ihre zarten Kelche erschlossen hatten, um hier ungesehen zu blühen und zu welken. Manche von ihnen strebten noch in bescheidener Schönheit zum Lichte auf, andere hatten ihre verblichenen Blätter schon auf das Moos gestreut, ehe noch ein Auge sich an ihnen erfreuen oder sie pflücken konnte. Die kleine Anna sah sie; ihre Augen füllten sich mit Thränen, und unwillkürlich kamen ihr die Verse in den Sinn:

Wie seht ihr alle
Mich an so weh,
Als ob ihr wüßtet,
Wie mir geschäh'!

Ach, Thränen machen
Nicht maiengrün,
Machen todte Liebe
Nicht wieder blühn!

„Ja, auch an mir ist es wahr geworden;" seufzte sie, „daß die Liebe Leid ist und viel Schmerzen bringt! Aber dennoch war sie das schönste Gut meines Lebens, dennoch werth, Gott dafür zu danken. Und nicht umsonst hat Er meinen Fuß an diesen Ort geführt: von euch, ihr Blumen, sollte ich lernen, in stiller Demuth hinzunehmen, was Er mir geschickt hat. Mein himmlischer Vater, der die Lilien auf dem Felde kleidet und den Vögeln ihr Futter gibt, will, daß ich nur von Seiner Hand geführt durch das Leben gehe! Sein Wille geschehe!"

Sie hatte diese Worte leise gesprochen, als in den Zweigen über ihrem Kopfe ein sanftes Klingen anhub; doch die Töne wuchsen mehr und mehr und als der Südwind sich erhob, um flüsternd durch die Kronen der Bäume zu streichen, durchdrangen sie mit gedämpftem Schalle den Wald bis in seine geheimnißvollsten Gründe; es waren die Kirchenglocken im Dorfe drüben, welche die Pfarrkinder in das Gotteshaus riefen. Sie hörte es und streckte die rechte Hand wie bei einem Gelübde zum Himmel empor; dann trocknete sie ihre Thränen und schickte sich an, den Ort zu verlassen. Als sie das kleine, wilde

Google

Blumenbeet noch einmal überblickte, fiel ihr Auge auf eine Anemone, welche die Schar ihrer weißen Schwestern überragend, auf ihrem schlanken Stiele nickte, den eben erschlossenen Kelch dem jungen Mädchen zugewandt. Die kleine Anna bückte sich, pflückte sie und legte sie zwischen die Blätter ihres Gesangbuches, ehe sie sich ihren Weg durch das Gebüsch bahnte und mit festen Schritten dem Dorf zueilte.

XX. Ein dunkler Sonntag.

Die Glocken waren längst verstummt, als sie es erreichte, und auch die Sonne hatte sich hinter Wolken verborgen. Ein kühler Wind zog klagend durch die menschenleere Straße, und ringsumher herrschte ein Schweigen, das ihr bedrückend dünkte. Sie spähte den Weg nach dem Hause der Meisterin hinab. Die Gartenpforte war weit geöffnet, ebenso das gegenüberliegende Thor des Kirchhofs, und wenn sie sich nicht täuschte, sah sie den Briefträger quer über die Straße gehen und unter den Bäumen, die das Gotteshaus umstanden, verschwinden. Als sie näher kam, wunderte sie sich, daß ihr aus der offenen Kirchenthür kein Gesang entgegentönte, und ihr Staunen wuchs, als sie sah, daß der Gottesdienst noch nicht begonnen hatte. Auf dem Kirchhof standen die Pfarrkinder in Gruppen; einige selbst am Gartenzaun der Meisterin. In den Mienen dieser Menschen lag etwas Verstörtes, und manche unter ihnen schüttelten die Köpfe, als könnten sie irgend eine Sache nicht begreifen, während andere mit gedämpfter Stimme Bemerkungen austauschten. Anna sah es alles mit wenig Blicken, und ein unaussprechliches Angstgefühl, die Furcht vor einem Unglück, ergriff sie mit Gewalt. Ungehindert ließ jeder sie in den Garten treten; sie grüßte im Vorübergehen einige Bekannte und versuchte, sich zu dem Glauben zu überreden, es sei alles nichts, und nur ihr eigenes, kummergewohntes Herz quäle sie mit der Ahnung neuen Jammers. Dennoch hatte sie nicht den Muth, sich durch eine Frage Aufklärung zu verschaffen, sondern trat mit stockendem Athem in die mit einem Gewinde von Immergrün freundlich behangene Hausthür. Ein scheuer Blick in das Wohnzimmer zeigte ihr nichts Unerwartetes. An den Fenstern blühten hinter den einfachen weißen Gardinen die Geranien und der Goldlack der Meisterin; vor dem schmalen Sopha mit dem rothgestreiften Ueberzug, stand der große Tisch — zur Feier des Tages mit einem feinen, saubern Gedeck geschmückt — und in seinem Mittelpunkt der Kuchen, ein Geschenk der Pächterin. Rund umher standen vier Tassen; die eine von ihnen war unberührt geblieben, denn Anna, der erwartete Gast, hatte sich verspätet. Sie glaubte sich einen Augenblick berechtigt, muthig aufathmen zu dürfen, als ein Gemurmel im Nebenzimmer ihr Ohr traf.

Sie eilte nach der Thür und öffnete sie hastig, ohne vorher an Klopfen gedacht zu haben. Ihr erster Blick fiel auf das Gesicht der Meisterin. Es war aschenfahl, und die großen Augen, welche eben auf die Thür gestarrt haben mochten, schloßen sich bei dem Anblick des jungen Mädchens, während sie versuchte, den Kopf in das Kissen des Armstuhls zu verstecken, in dem sie mehr lag, als saß. Als ihre Absicht mißlang, deutete sie mit der Hand nach der Thür und lenkte so die Aufmerksamkeit der Umherstehenden von sich ab und auf den Ankömmling. Immanuel, der neben ihr auf dem Boden kniete, stand auf, und als er die kleine Anna erblickte, ging eine Veränderung mit seinen Zügen vor, die fast ebenso starr gewesen waren, wie die seiner Mutter.

„Schwester, unsere Mutter überlebt es nicht! unser Bruder hat ein furchtbares Unglück über sich und uns alle gebracht und das wird ihr Tod sein — vielleicht auch der meine!“ so rief er und umschlang den Hals des Mädchens, während seine Augen überströmten. „Weißt Du es schon, Schwester?“

„Weißt Du es schon?“ stammelte die Meisterin mit schwerer, lallender Zunge. Sie war vom Stuhl gesunken und raffte, am Boden kauernd, einen zur Seite gefallenen Brief auf, den sie zerknitterte und schnell versteckte.

„Dem Herren sei gedankt, sie hat die Sprache wiedergefunden!“ rief der Schulz, und Lisette, die, das Gesicht in den Händen verborgen, in einer Ecke geweint hatte, kam hervorgestürzt und umfaßte die Meisterin, um sie wieder aufzurichten und in den Stuhl zu setzen. Doch diese wehrte sie ab und rief:

„Scheust Du Dich nicht, die Mutter eines — eines“ — sie murmelte das Wort so leise, daß niemand es verstand — „anzufassen, Du rechtschaffenes Kind braver Leute? Warum weicht Ihr alle nicht von mir zurück, denn mir steht er doch am nächsten? Ich habe ihn mit Schmerzen geboren, habe ihn mit Mühe und viel Sorgen erzogen, habe genäht und gestrickt jahraus jahrein, um einen tüchtigen und großen Mann aus ihm zu machen und keine Minute ist es mir schwer gefallen, denn — doch das könnt Ihr nicht fassen — ich liebte ihn, wie mein eigenes Leben!“ Hier versagte ihr wieder die Stimme, aber das Bewußtsein entschwand ihr nicht, wie vorhin. Sie winkte Immanuel zu sich heran und es schien, als ob sie ihm etwas zu sagen habe.

„Mutter! Mutter! brich nicht unter dem Kreuz zusammen, das der Herr auf Deine Schultern gelegt hat; Du trägst es unverschuldet! Dein Beispiel, Deine Liebe hätten ihn bewahren müssen, in die Schlingen der Sünde zu fallen! laß uns für ihn beten, daß Gott nicht mit ihm ins Gericht geht!“

„Komm, Anna, armes Kind!“ sagte der Schulze; „ich will der Unglücksvogel sein, der Dir sagt, was Euch — nein, was uns alle betroffen hat, denn ich hab' ihn geliebt wie meinen Sohn!“

Jetzt erhob die Meisterin wieder ihre Stimme. „Geht hinaus, Ihr treuen Nachbarn,“ sagte sie; „ich muß mit meinem Sohne allein sein.“

Der Schulz ergriff die kalte Hand der kleinen Anna und führte sie in das vordere Zimmer; Lisette folgte. War sie von dem Schreck zu betäubt, um eine Frage an Immanuel gerichtet zu haben, oder hatte sie draußen schon etwas erfahren? so fragte der Schulz sich verwundert, als sie auf seine Bitte, sich zu setzen, ehe sie ihn höre, mit festem, kurzem Ton erwiderte: „Fürchtet Euch nicht, mir alles mitzutheilen; aber macht schnell, denn ich habe Eile!“

Der brave Mann wandte sich ab und reichte ihr einen großen Brief mit einem schwarzen Siegelabdruck unter der Schrift, aus dem Anna ersah, daß es ein amtliches Schreiben war. „Gott ist mein Zeuge, daß ich es ihnen um keinen Preis der Welt vor der Predigt gegeben haben würde, aber der Postbote hatte den andern Brief an die Meisterin schon hieher getragen, worin der junge Herr alles eingestanden und Abschied genommen hat, als ob er sie in diesem Leben nicht mehr sehen würde.“

„Und er sieht sie nicht wieder!“ wehklagte Lisette. „Mir ahnt, daß es alles ein schlimmes Ende nimmt!“

„Thörichtes Mädchen, was soll sich denn noch Schlimmeres begeben? Wenn er gestorben wäre, könnten wir alle auf unsere Kniee fallen und den Herrn im Himmel preisen, daß Er ihn unschuldig von der Welt genommen hätte.“

„Lest mir den Brief vor, Nachbar; er ist so undeutlich geschrieben,“ sagte Anna und blickte mit trockenen Augen auf das Papier. Der Schulz sah sie mit einem ängstlichen Blicke an.

„Ich denke, es sind ganz große, klare Buchstaben, und darunter ist die Unterschrift und das Siegel des Gerichts,“ bemerkte er zögernd.

„Es geht schon; bemüht Euch nicht, Nachbar.“ Sie las, aber ihr Auge schien unverwandt auf zwei Worten zu haften, welche „Gefängnißstrafe“ und „Krankheit“ hießen. Endlich ließ sie den Brief zu Boden fallen und ging hinaus. Die beiden andern folgten ihr, und als sie den Fuß eben auf die steinerne Stufe der Hausthür setzte, hielt Lisette sie am Arm zurück.

„Willst Du nicht zu der armen Frau hineingehen? Wohin eilst Du?“

„Ach ja, was ich Euch fragen wollte,“ sprach Anna mit klangloser Stimme, „um welche Uhr geht die Post von drüben nach M. ab?“

„Punkt zwölf; doch was kümmert's Dich? Was hast Du vor?“

„Ich muß thun, was mein Herz mir befiehlt!“ entgegnete sie und machte sich von Lisettens Hand los. Ohne sich noch einmal umzusehen oder still zu stehen, ging sie die Straße hinab, und niemand begegnete ihr. Die Gemeinde war endlich im Gotteshause versammelt, wo der Küster die Predigt ablas, wie an den Sonntagen geschah, wo der Pfarrer von Sternau nicht herüberkam.

„Vater, glaubst Du, daß sie zu ihm geht?“

„Wer kann es wissen? Mach Du nur schnell und setz Dich auf Deinen Wagen; die Pferde sind noch nicht ausgespannt! Zu Fuß holst Du sie schwerlich ein. Aber wart, Lisette, ich gehe mit Dir, um Dir zu geben, was ich an baarem Gelde liegen habe, denn wenn sie reisen will, wird es ihr dran fehlen.“

Zehn Minuten später fuhr Lisette aus dem Dorf. Sie entdeckte Anna schon auf den Wiesen nicht weit von dem Waldberg, auf dem die Linde stand.

„Fahr schnell zu,“ bat sie ihren Mann, „damit wir sie hinter dem Walde treffen, wo der Fußsteig in den Landweg läuft.“

„Aber das Mädchen kann doch nicht auf eigene Faust zu dem Menschen reisen, und wenn er zehnmal ihr Pflegebruder ist,“ sagte Joseph kopfschüttelnd.

„Weißt Du einen, der ihr zum Schutz mitgehen kann?“ entgegnete Lisette unwirrsch.

„Du hast wohl vergessen, daß sie mit dem Franz von drüben versprochen ist? wird der sie nehmen, wenn sie sich vorher in der Welt herumgetrieben hat?“

„Ob sie ihn wollen wird, solltest Du fragen.“

Der Bauer drehte den Kopf nach seiner jungen Frau um und sah sie an, als ob er an ihrem gesunden Verstand zweifelte.

Lisette bemerkte es, und ihre Thränen begannen aufs neue zu fließen. „Lieber Mann, hat Dir's nicht geahnt, daß die Dinge nicht standen, wie sie von Gottes und Rechtes wegen hätten stehen müssen?“

„Nein,“ sagte er mit staunendem Gesicht.

„Ich habe stets in der stillen Angst gelebt, daß das arme Ding dem Franz voriges Jahr nur aus schierem Gram und Stolz Ja sagte.“

„Aus Gram um was?“

„Der Ernst hat ihr's angethan. Ich hab's gemerkt, daß die Liebe zu ihm ihr im Herzen steckte, und er hat sie verschmäht. Vielleicht ist auch die Meisterin mit im Spiel, denn die Frau muß man gekannt haben, um zu sehen, daß etwas bei ihr nicht in Ordnung war.“

„Der Himmel steh uns bei! da ist ja des Unglücks kein Ende abzusehen. Bist Du aber 'ne gescheite Frau! Nur kränkt mich's, daß Du Deinem Mann kein Wort von alledem gesagt hast!“

„Ich hätt mir's selber gern ausgeredt, mein Joseph.“

„Aber was soll's mit dem Franz werden?“

„Sein Tod wird's nicht sein! Es gibt mehr Mädel im Land. Man kennt Euch Burschen. Gott geb', daß sein Blut so leicht ist, wie —“

„Ja, ja, ich weiß schon, was Du sagen willst, aber Du mußt wissen, daß nicht immer zum Trost 'ne Lisette bei der Hand ist —“

„Da kommt das arme Mädel um den Busch! Wo 's nur den Athem hernimmt zu dem raschen Gang!“

Der Wagen rasselte über eine kleine Brücke von Knüppelholz, als Anna um die Ecke bog. Sie stutzte, und als sie Lisetten erkannte, blieb sie stehen. Die junge Frau stieg ab und eilte zu ihr hin. Nachdem sie einige Worte gesprochen hatten, bedeutete sie ihrem Gatten durch ein Zeichen, umzukehren und heimzufahren. Er gehorchte und sich umsehend gewahrte er, daß die beiden Freundinnen quer über das Feld dem Baumgarten der Pächterin zugingen.

Diese saß schlummernd in ihrem Lehnstuhl, wie Lisette mit einem Blick in ihr Fenster bemerkte, an dem sie vorüberkamen. In ihrer Kammer angelangt, packte Anna einige Kleidungsstücke zusammen, schüttete den Inhalt ihrer Sparbüchse zu dem Geld, das Lisette ihr eingehändigt hatte und ging dann, von dieser begleitet, nach dem Posthause. Sie kam nur noch gerade zeitig genug, um sich einschreiben zu lassen; es fehlte wenig an zwölf Uhr.

Außer dem alten Postschreiber, der um diese Zeit stets alle Hände voll zu thun hatte und deshalb keine Frage an sie richtete, war niemand da, der sie hätte belästigen können. Die Dorfkinder, welche den Wagen umstanden, um ihrer täglichen Gewohnheit nach das Ereigniß der Abfahrt zu beobachten, betrachteten sie nur mit großen Augen als eine wichtige Person, die ein Glück genoß, das sie wie ein halbes Wunder an sich selbst zu erleben hofften, wenn sie einst groß sein würden. Anna erkannte in dem kleinen, rothwangigen Buben, der die Auszeichnung genoß, dem Postillon die Peitsche zu halten, während dieser auf den Bock stieg, den Sohn des Großknechts vom Pachthofe, und erst jetzt fiel es ihr ein, daß die kranke Frau ihre Hilfe vermissen und nach ihr fragen würde.

„Sage der Pächterin —“ sie hielt inne und suchte nach einem Ausdruck. „Sorge nicht, Anna,“ sprach Lisette, „ich werde zu ihr gehen und, wenn es sein muß, bleibe ich bei ihr, bis sie sich Rath geschafft hat.“

„Lebe wohl, Du treue Seele! Gott vergelte Dir alles, was Du für mich gethan hast,“ sprach Anna, indem sie ihre Freundin umarmte.

„Lebe wohl, armes Kind und behalte guten Muth in all der Noth, die Du noch erleben wirst, und Aennchen, was Dir auch begegnet, vergiß nicht, daß ich stets die alte Lisette bleibe! Und weißt Du nicht mehr aus noch ein, mein Haus steht Dir offen bei Tag und Nacht, so lange ich lebe!“

Der Postillon blies in das Horn und öffnete den Wagenschlag. „Ich weiß es, Lisette; Du bleibst mir gut, wenn es kein andrer mehr thut!“ Sie stieg ein und legte ihr Bündel neben sich. Lisette streckte die Hand nach ihr aus, aber die Pferde zogen schon an, und in schnellem Trabe rollte der Wagen durch das Dorf und in die fremde Welt hinaus.

XXI. Das Wiedersehen.

Die Proceßverhandlungen in Sachen des Assessor Manwel waren beendet, die Journale der Stadt hatten den ausgiebigen Stoff, welchen das Duell lieferte, endlich erschöpft. Der Getödtete lag längst in seinem ehrlichen Grabe, die schöne Malerin war, wie es hieß, nach Italien gegangen, um ihrer Kunst zu leben, und Ernst saß zu zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilt, in seiner Kasematte.

Seine Gesundheit hatte sich zwar soweit befestigt, daß man ihn vor die Schranken stellen und ihm den Proceß machen konnte, doch als der Festungsarzt ihn zum ersten Mal in seinem Verwahrsam besuchte, schüttelte er den Kopf. Und doch hieß es, man habe dem Gefangenen in Rücksicht auf seinen Körperzustand eine erträgliche Zelle angewiesen und eine dickere Friesdecke über die Strohmatratze seines Lagers gebreitet, auch durfte er ein kleines Lämpchen brennen, um die langen Abende nicht im Finstern zu verbringen, denn das winzige Fenster befand sich nur einen Fuß tief unter der steinernen Decke des Gefängnisses. In dem engen Raum herrschte eine dumpfige, feuchte Luft, welche dem Eintretenden beengend entgegenschlug, und die Wände waren mit grünlichem Schimmel überzogen, der üble Dünste aushauchte. „Ich muß mich dafür verwenden, daß Sie täglich zweimal in die frische Luft geführt werden, sonst geht es mit Ihnen rückwärts,“ sagte der Arzt, indem er den Puls des Gefangenen untersuchte, der den Kopf in die Hand gestützt, auf dem hölzernen Schemel an dem rohgezimmerten Tische saß. „Vor allem aber hüten Sie sich vor jeder neuen Aufregung. Sie wären längst hergestellt, wenn Sie nicht den Versuch gemacht hätten, sich durch Sprengen Ihrer Wunde zu tödten.“

„Ich fühle mich nicht krank,“ entgegnete der Gefangene mit matter Stimme. Ein Geräusch an der Thüre schnitt die Antwort des Arztes ab, und als er den Kopf zur Seite wandte, sah er eine Gestalt an sich vorüberstreifen und zwischen ihn und den Gefangenen stürzen.

„Mein theurer Bruder, kennst Du mich?“ rief sie mit bebender Stimme; „ich bin gekommen, um Dir Trost zu bringen, um Dir zu sagen, daß ich Dich lieben will, wenn alle Menschen Dich fliehen und sich vor Dir fürchten, daß wenn das Gesetz Dich verdammt und straft, Gott Dich an sein Herz nehmen und mit dem Thau seiner Gnade von Deinen Flecken reinigen wird! Ich bin es, Anna, die Dir verzeiht, daß Du nicht gehalten hast, was Du ihr einst versprachst, die nicht mehr sein will als Deine Schwester, weil Du es so gewollt —“

Die Thränen erstickten ihre Stimme, und sie verbarg ihr Gesicht an der Schulter des Gefangenen, der sie mit seinem Arm umfaßt hielt und sprachlos auf sie herabsah. Der Arzt ergriff die trübe Lampe und näherte sie dem Kopf des Mädchens. Ihre blonden, glänzenden Flechten hatten sich aus den Verschlingungen des Knoten gelöst und fielen lang über ihre Schultern hinab. Der Schimmer traf Ernsts Auge, und erst jetzt schien ihm ein Verständniß der Dinge aufzugehen.

„Es ist kein Trugbild, ich muß es glauben! Anna! Anna!“ rief er mit der Gewalt seines unaufhaltsam hervorbrechenden, nie erloschenen Gefühls für sie, „es ist Deine Stimme, die ich höre, Deine Gestalt, die ich umfasse, es ist Dein Herz, das mir entgegenschlägt! Es ist die alte Liebe, welche Dich zu mir in die Tiefe meines Elends treibt! Fühlst Du, daß ich Dich stets geliebt habe, Dich und keine andre in der Welt? Nur Deine Untreue hat mich von Dir getrieben, aber Du bist zurückgekehrt, ich habe Dich wieder und niemand soll Dich von meinem Herzen reißen, bis ich in mein Grab gelegt werde!“

Der Arzt, welcher den Vorgang staunend beobachtet hatte, trat jetzt schnell herzu, ergriff die Hand des Mädchens und zog es bei Seite. „Unbesonnenes Kind,“ sprach er, „es wäre besser gewesen, Sie hätten seine Ruhe nicht gestört. Sehen Sie nicht, daß sein Gemüth verwirrt ist, wie sein Körper krank? Jede Erschütterung bringt ihm tödtliche Gefahr, darum überlassen Sie ihn meinen Händen. Wenn seine Gesundheit sich mehr befestigt hat, werde ich Sie nicht hindern, ihn zu besuchen —“

„Haben Sie Mitleid mit uns, und treiben Sie mich nicht hinaus! Wir sind jahrelang grausam getrennt gewesen; es müssen

Dinge zwischen uns aufgeklärt werden, die dunkel sind. Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie sorgen, daß ich ihn in seinem Unglück trösten kann!"

Der Arzt betrachtete sie mit einem prüfenden Blick und dachte einen Augenblick nach. „In einer Stunde wird das Gefängniß geschlossen," sagte er, die Uhr hervorziehend. „Ich will Ihnen dies Mal das Feld räumen." Mit diesen Worten verließ er die Kasematte. — — —

In dem Halbdunkel des Kerkers saßen sie auf dem harten Lager von Brettern und Stroh, um sich das gegenseitige Bekenntniß ihrer Liebe und ihrer Schuld abzulegen. In dem ersten Glück des Wiedersehens küßte er ihre Stirne, ihren Mund, und als Aennchen ihn sanft abwehrte, wandte er sich plötzlich mit dem Ruf: „Du bist verlobt, ich habe keinen Antheil an Deiner Zärtlichkeit!" von ihr ab.

„Ich war es! aber schon vor mehreren Tagen, als ich Dich noch im vollen Glück des Lebens glaubte, that ich das Gelübde, mein Wort zurückzunehmen, denn ich wollte meinen Frevel und mein Unglück nicht noch dadurch vergrößern, daß ich dem Manne, dem ich meine Hand versprochen hatte, vor dem Altar Treue schwur, während ich ihn nicht liebte."

„Du liebtest ihn nicht und hast mich um seinetwillen verrathen?"

„O Ernst!" rief sie mit lautem Herzklopfen, das eine Aufwallung von Schmerz über seine vermeintliche Falschheit ihr erregte, „o Ernst! daß Du mich an diesem Orte siehst, sollte Dir ein Beweis

Pioniere beim Brückenbau.

Originalzeichnung von H. Lüders.

Digitized by Google

meiner unendlichen Liebe sein und Du vergiltst sie durch trügerische Worte! So höre denn alles! Der Brief, in dem Du Deiner Mutter schriebest, Du seiest von der Thorheit, mich zu Deiner Gattin machen zu wollen, geheilt, kam in meine Hände! Ich las die furchtbaren Worte und verließ das Haus Deiner Mutter, um einige Tage früher, als sie selber es bestimmt hatte, denn ach! auch an ihr mußte ich irre werden, da sie mich zur Pächterin schicken wollte, ehe ich die Ferienzeit mit Dir und Immanuel verlebt hatte. Mit unsäglichem Schmerz erkannte ich, daß Ihr Euch in der Meinung geeinigt hattet, ich sei kein Weib für Dich, und mich als lästig aus dem Hause schaffen wolltet. Ich ging, und in den Dörfern sprach man laut davon, daß ich eine Thörin sei, die ihr Herz an Dich wegwürfe, der es nicht haben wollte und die jungen Mädchen und Burschen spotteten hinter meinem Rücken über meine Albernheit, so hoch hinaus zu wollen, und sagten, wie es an mir gestraft würde. Im Winter hatte ich dem Joseph vom Waldhof einen Korb gegeben; jetzt bat mich der junge Bauer Franz aus Sternau um meine Hand, und aus Trotz und Empörung über Deine Untreue gab ich ihm das Jawort. Meine Liebe aber hab' ich ihm nicht versprochen, und er sagte, daß er zunächst mit meiner Freundschaft und Achtung zufrieden sei; das andere werde sich mit Gottes Hilfe finden. Es fand sich aber nicht und meine Strafe folgte der That."

„Unglückliches, betrogenes Kind, halte ein, denn ich verstehe Dich nicht! Ich weiß nicht, was Du redest! Was sagtest Du von einem Briefe? Nur in einem einzigen kommt Dein Name in Beziehung zu dem meinen vor, als ich meiner Mutter schrieb, daß ich Dich liebte und zu meiner Gattin erwählen wollte!"

Jetzt erhob sich das Mädchen, fuhr mit der Hand unter das Tüchlein, welches ihren Busen bedeckte, stürzte, ihn mit sich ziehend, nach dem Tische, auf welchem die kleine Lampe brannte und hielt ein winziges, blutrothes Knäuel an die Flamme. „Siehst Du es? unter den rothen Fäden liegen die Zeichen Deiner Untreue versteckt!"

Mit bebenden Fingern schob sie die Ringel des Garnes auseinander und rollte das Knäuel in der Hand, bis ein weißes Blättchen Papier sichtbar ward. „Mein Vergißmeinnicht! Ich legte es zwischen die Worte, welche mein Glück vernichteten! Hier lies sie!" Sie wandte sich ab, um nicht Zeuge seiner Beschämung sein zu müssen.

Er durchflog die Zeilen, betrachtete das Blatt, als traue er seinen Sinnen nicht, und las es noch einmal. Dann sank sein Arm mit dem Bruchstück des Briefes an seiner Seite herab. Die Entdeckung schien ihn zu lähmen und zu betäuben.

„Was hatten wir gethan, um so gestraft zu werden?" murmelte er. „O, es geschieht nicht zum ersten Male, daß unschuldige, aber in ein falsches Licht gestellte Worte das Glück zweier Menschen zerstört haben! Und eine weitere Zeile hätte Dir sagen müssen, daß ich in einer Erziehungsanstalt dieser Stadt nachholen lassen wollte, was unter den schlichten Verhältnissen des Dorfes an Dir versäumt worden war, daß ich kein anderes Mädchen heimzuführen begehrte, als das liebliche, einfache Aennchen! — doch warum wiederhole ich dies alles, da der letzte Brief an meine Mutter, in dem ich das Bekenntniß meiner Schuld ablegte, Dir bestätigt hat —?"

„Ich habe nichts erfahren, nichts gewußt!" rief sie mit freudezitternder Stimme, „aber ich glaube Dir alles! Es ist genug, daß Du mich nicht vergessen und verrathen hattest! Dies Glück wiegt tausendfach alle meine Leiden auf! Und so hat mein dunkles Herz das Rechte gefunden, da es mich zu Dir zog, als könnte es nicht anders sein! Ohne ihnen Lebewohl zu sagen, habe ich mich aufgemacht und bin Tag und Nacht gereist, damit wir uns versöhnen, uns unsere Liebe bekennen konnten."

„Du bist gekommen und hieltest mich für treulos und falsch?"

„Ich bin gekommen, weil ich Dich liebe! In einem kleinen Buche, das Du daheim zurückgelassen hast, steht ein Vers, den Deine Hand mit einem Stern bezeichnet hat. Dieser Vers ist für mich gemacht, habe ich oft gedacht, wie noch viele andere Lieder in jenem Büchlein!"

„Und er heißt? —"

„Ich hab' Dich geliebt und ich liebe Dich noch,
Und fiele die Welt zusammen,
Es stiegen aus ihren Trümmern doch
Empor meiner Liebe Flammen!"

rief sie und sank in seine Arme. Was war größer, das Entzücken oder der Schmerz, welche aus seinen Augen sprachen, als er sie wie in einem stummen Gebet zum Himmel aufschlug, während sich ein schwerer Seufzer seiner Brust entrang?

„Hast Du aber nicht gehört, was mich zu der That trieb, die ich jetzt büße, Geliebte? Hat man Dir nicht erzählt, daß eine blinde Leidenschaft für — — ein Weib mich dahin gebracht hat, wo Du mich gefunden hast? Und wirst Du mich begreifen können, wenn ich Dir sage, daß ich Dich, immer nur Dich geliebt habe und auf einen Wink Deiner Hand an Dein Herz geeilt wäre, ohne einen Blick auf das zurückzuwerfen, was ich hinter mir ließ?"

„Ich verstehe es nicht," versetzte sie kopfschüttelnd, und er sah, daß ein Schauer sie durchbebte, „ich verstehe und begreife es nicht. Deine Wirthin und Dein Freund, der mich hierher führte, haben mir alles erzählt; das meiste ist mir dunkel geblieben, allein ich glaube Dir! Ich kann nicht anders, als Dir glauben, und an Deine Schuld will ich nicht denken!"

„Du verstehst mich nicht, und dennoch —"

„Dennoch liebe ich Dich und will Dein Unglück mit Dir tragen! An meine Treue denke, wenn die Last Deiner Strafe Dich drückt, und hast Du sie abgebüßt, so ziehen wir in ein andres Land, wo wir von dem Druck, der uns hier am Boden halten würde, frei sind. Dort, wo wir allen Menschen offen ins Gesicht sehen können, wollen wir ein neues Leben beginnen —"

„Und unsre Liebe und Gottesfurcht sollen der Grundstein dazu sein!" setzte er hinzu, indem er sie, von ihrer Begeisterung fortgerissen, an sein lautschlagendes Herz drückte. Doch schon in der nächsten Minute beschlich ihn eine unerklärliche Bangigkeit ... Ach!" rief er, „die Hoffnung auf solch ein Glück ist zu süß; so hoch darf ich nicht begnadigt werden! Ich blicke in die Zukunft, und ein finstrer Abgrund, über den keine Brücke führt, trennt mich von dem holden Bild, das Du vor meinen Augen aufrollst. Ich wage nicht an das Glück zu glauben, weil ich es verscherzt habe!"

„Mein Ernst," sagte sie, ohne seine letzten Worte zu beachten, „Du wirst nicht vergessen, dem gnadenreichen Gott zu danken, daß wir uns nach so viel Noth und Schuld endlich doch gefunden haben! Hier ruhe ich an Deinem versöhnten Herzen, und Deine Hand, — diese theure Hand, die ich mich so gesehnt habe noch einmal zu drücken, ehe ich stürbe, wird mich durch das neue Leben führen, das uns winkt, wenn Du als freier Mann aus diesen Mauern gehst. Du seufzest? Sieh mich nicht mit diesem Blicke an! Du sollst hoffen, Du sollst Dich meiner Liebe freuen!"

„Kann ich es, da jedes Deiner Worte mir sagt, wie unwerth ich Deiner bin?"

„O Ernst! wem Gott und die Menschen verzeihen, der darf sich selber nicht verachten. Spricht nicht der Herr zu Dir: „„Ich tilge Deine Sünde wie eine Wolke und Deine Missethat wie Nebel!"" und „„Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen s.., ich will euch erquicken!"" Denke nicht an Deine Schuld, denke an Gottes Huld, die groß ist und ohne Ende, die dem reuigen Menschenkind verzeiht, auch wenn es noch in der eilften Stunde zu ihr flieht. Die Liebe ist langmüthig und freundlich und hört nimmer auf, und ich will nicht müde werden, Dir von ihr zu reden, bis Du mich verstehst!"

So sprach sie zärtlich und tröstend, bis ihm die Schrecken seiner Lage allmählich zu entschwinden begannen. Sie erwachten beide wie aus einem Traum, als der Kerkermeister mit seinem Schlüsselbund vor ihnen stand und seine Hand auf die Schulter des Mädchens legend, in bestimmtem Tone sagte:

„Mein Kind, die Zeit ist vorbei; Sie müssen gehen!"

„Lebewohl," sagte sie leise und innig; „bald komme ich wieder!"

„Du hast mir noch nicht gesagt, wie das Blatt aus meinem Briefe in Deine Hand kam. Noch weiß ich nicht, wie meine Mutter und mein Bruder es ertragen —" er konnte den Gedanken nicht aussprechen. Plötzlich zuckte es über sein Gesicht, als ginge ihm eine furchtbare Wahrheit auf.

„Meine Mutter — hat sie —"

Der Schließer trat zwischen ihn und die kleine Anna. „Was nützt Ihnen das Fragen? Gehen muß sie doch!"

„Gott behüte Dich, Geliebter! Lebewohl!"

Der Schließer ging nach dem Tische und untersuchte das Blatt Papier, welches darauf liegen geblieben war. Als er sich umdrehte, hatte sie die Zelle schon verlassen.

(Schluß folgt.)

Feldbrückentrains mit dem Material der diesseitigen Landungsbrücke, aus zwei Leiterwagen mit den Rampen für die Einschiffung der Pferde und Geschütze, aus zwei Leiterwagen mit Böcken, Brettern und Hürden zur Herstellung einiger Brückenstege und aus acht dänischen Pontons auf Bauerwagen. Die Pioniere und Pontoncolonnen waren Brandenburger und Westfalen. Außerdem standen 700 Schiffer und 30 Boote zur Verfügung. Zur Deckung des Uebergangs waren 52 Geschütze aufgefahren. Des Uebergangs harrten die Brigade Göben mit einer Jägercompagnie, der 4pfündigen Gardebatterie, einem Detachement Ziethenhusaren und einem Zug Pioniere, die Brigade Röder mit einer 12pfündigen Batterie und einem Detachement Ziethenhusaren, die Brigade Raven mit einer 6pfündigen Batterie und einer halben Escadron Ulanen ꝛc. ꝛc.

Da die Dänen drüben über zwei Dinge verfügten, die gefährlich werden konnten, die Fanallinie (Feuerzeichenlinie, um bei einem plötzlichen feindlichen Ueberfall einer Vorpostenlinie die Truppen zu benachrichtigen) und den Telegraphendraht, so sollte kurz vor dem Uebergange ein Boot nach Alsen übersetzen, den Wachtposten am ersten Fanal aufheben und den Telegraphendraht durchschneiden.

Ein Unheil hatte aber doch die Nacht, das nicht zu besiegen war: den zum Orkan anwachsenden Sturm, der den Meeresarm aufwühlte und alles zu vernichten drohte. Der Sturm legte sich nicht; es mußte nach Gravenstein telegraphirt werden, um anzufragen, was unter so erschwerenden Umständen zu thun sei. Die Antwort lautete: Die beiden Pionierhauptleute, die mit der Forcirung der Föhrde beauftragt, seien zu befragen. Der Hauptmann Schütze hatte wahrscheinlich eine verwegene Antwort auf der Zunge, doch er legte seinen Unternehmungsgeist in dieser Sturmnacht in Fesseln und erklärte das Unternehmen für den Moment als unmöglich. Es sollte auch vorläufig nicht wieder aufgenommen werden, denn die Artillerie sollte die glänzende Rolle, die sie vor den Düppler Schanzen begonnen, brillant zu Ende spielen.

Wenn nun auch der Pontonier in der Nacht vom 2. zum 3. April seine Absicht nicht erreichte, den Krieg mit einem Schlage zu beenden, so blieb ihm doch die Aufgabe, die Alsener Föhrde zu forciren, reservirt. Ja, noch mehr, er sollte nach dem Waffenstillstande dem Bajonet den Weg nach Alsen bahnen, und nach der glücklich erfolgten Landung der Truppen durch einen Brückenschlag bei Sonderburg die feste Verbindung mit Alsen herstellen, um den Truppen den erforderlichen Nachschub zu sichern. Diese meisterhaft ausgeführte Doppelaufgabe bleibt der Glanzpunkt seiner technischen Waffe. In der Nacht vom 29. Juni wurden an derselben Stelle der Alsener Föhrde, an welcher in der Nacht vom 2. zum 3. April die Artillerie nach Alsen geworfen werden sollte, binnen 12 Minuten $3^1/_2$ preußische Bataillons unter dem heftigsten Feuer des Feindes übergesetzt, und Alsen war von diesem Augenblicke an für Dänemark verloren. Was aber den bei hohem Seegange unternommenen Brückenschlag bei Sonderburg anbetrifft, so gilt er in technischer Beziehung als der schwierigste des ganzen Feldzugs und selbstverständlich der ganzen Vergangenheit. Nur mit der ungeheuersten Anstrengung konnte den Elementen Trotz geboten werden. Der Brückenschlag erfolgte um 4 Uhr früh durch die Pontoniercompagnie des brandenburgischen und magdeburgischen Bataillons und war nach $3^1/_2$ Stunden beendet. Die Brücke erregte in Dänemark einen so panischen Schrecken, daß durch die ganze dänische Presse folgende Mittheilung lief und sich noch lange aufrecht erhielt:

„Hinter dem Sandberger Holz, vom Alsensunde nur durch einen schmalen Damm getrennt, liegt eine aufgedämmte Au oder ein langer Mühlgraben. Man nimmt an, daß die Preußen hier die 400 Ellen lange Brücke ganz fertig gebaut, darauf den Damm durchstochen und längs des Mühlgrabens eine kleine Eisenbahn angelegt haben, deren Locomotive sie durch Taue mit der Brücke verbanden und nun letztere wie der Blitz aus der Au in den Sund transportirten."

Nein, das mächtige Räderwerk der Maschine, das sich aller Dinge bemächtigt, die früher nur mühsam vom zunftmäßigen Handwerker gefertigt wurden, hat das Werk des militärischen Brückenschlägers noch nicht beflügelt, aber er ist durch die Theilung der Arbeit und durch die Concentrirung derselben auf das eine fest und unverrückt vorschwebende Ziel endlich dahin gelangt, vorher nie geahnte Erfolge zu erringen und mit einer Schnelle und Präcision zu arbeiten, als ob ihm die zauberische Triebkraft des Dampfes hülfe. Ehre, dem Ehre gebührt! Alle Truppengattungen haben ihre Schuldigkeit gethan, als es endlich galt, den alten deutschen Boden von dem Dänenjoche zu befreien:

Sie alle rüsteten sich stark
Zum Kampfe gegen Dänemark:
Wenn nicht der Pontonier dabei,
Wär' Schleswig-Holstein noch nicht frei.

Die Wunderblume.

Ein Wandererlebniß von **Arnold Wellmer.**

Einen der schönsten Sommer meines Lebens durfte ich vor wenigen Jahren in dem lieblichen Selkethale poetisch schaffend — verträumen.

Ich wüßte kaum ein zweites Fleckchen Erde, wo es sich so friedlich leben, so still mit der Feder arbeiten, so süß träumen ließe, als in dem grünen Thale der golddängigen Selke. Wohin das Auge schaut: an beiden Seiten des schmalen Thals sanfte, üppig belaubte Waldberge — hin und wieder eine klappernde weiße Mühle, über deren Rad wie ein muthwilliges Kind die Selke lustig schäumend springt — auch wohl ein schwärzliches Eisenhüttenwerk, dessen vielhundertpfündigen Hammer sie spielend in die Höhe schnellt und dann mit Krachen und Lachen auf das rothglühende Stabeisen niederfallen läßt ... und ringsum meilenweit stillheimliche grüne Waldeinsamkeit ... nur durchtönt von dem Liederschall tausender von Nachtigallen, Amseln und Drosseln — von dem melancholischen und doch so anheimelnden Frage- und Antwortspiel der Kukuksrufe von Berg zu Berg — von dem Knacken eines dürren Zweiges unter dem springenden Tritt stolzer Hirsche und schüchterner Rehe ...

Einer meiner Lieblingswege ging an der Selke entlang das Thal hinauf dem alten Falkenstein zu, der vom hohen Berge so mittelalterlich stolz über das Baumgrün herniederleuchtet. Hoch in den sonnig blauen Lüften über der Burg vergangener Zeiten kreisen noch immer die Falken — nur die Ritter und Burgfräulein und Troubadours sind verschwunden.

Mein Wanderziel war gewöhnlich ein ganz heimliches Winkelchen, das sich auf diesem Wege vom Thal aus in die Berge hineinschiebt. Hier sprudelt eine Quelle nieder und rieselt über die Wiese der nahen Selke zu. Junges Laubgebüsch bildet eine schattige Laube. Der weichste, buntdurchblühte Rasen ladet zur Ruhe. Angelockt durch das helle Quellwasser hat sich hier den ganzen Sommer über die liebenswürdigste Gesangscapelle niedergelassen — Musikanten sind ja immer durstig! Noch nie habe ich so viel Nachtigallen gehört, wie von diesem Laubversteck aus.

Zur Seite liegt ein schroffer Hügel, der gar sonderbar gegen seine laubgrünen Nachbarn absticht. Er ist fast ganz kahl. Aus spärlichem und verkümmertem Gestrüpp schimmert ein gelbröthliches Geröll von Grauwacke und Lehm vor.

Schon oft hatte ich dort gegen Abend einen alten Mann bemerkt, der mühsam und gebückt an dem Abhange umherkletterte. Ich hielt ihn anfangs für einen von den vielen Kräutersammlern, die sich in den an Arzneipflanzen so reichen Harzbergen ernähren. Nur wunderte ich mich, daß ich ihn nur an diesem kahlen Hügel antraf und ihn nie eine Pflanze pflücken sah.

Eines Abends kletterte ich zu ihm hinauf. Er war so in Gedanken versunken, daß er mich erst bemerkte, als ich ihn begrüßte: „Gott helf! — lohnt's heute gut?"

Der Alte sah auf und schüttelte mit einem traurigen Lächeln die silberweißen Locken, die ihm tief auf die Schultern niederhingen. Er war groß und wohl schon 70 Jahr alt — eine ehrwürdige Erscheinung. Ein üppiger langer weißer Bart um-

rahmte ein edles, noch immer rosiges Gesicht. Im wunderbaren Glanze aber strahlten seine großen, lichtblauen Augen. Seine Kleidung war sehr einfach und altmodisch, aber nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit.

„Welche Pflanze suchen Sie?" fragte ich weiter.

Da trat er vertraulich auf mich zu, legte seine Hand auf meinen Arm und flüsterte geheimnißvoll: „Wissen Sie das nicht? — das weiß ja sonst jedes Kind in der Gegend. Hier wächst nur eine köstliche Pflanze ... die Wunderblume!"

„Wie? die Mirabilis Jalappa soll hier wild wachsen? — ihre Heimat ist ja Südamerika, und bei uns gedeiht sie nur in den Gärten bei guter Pflege!"

Der Alte schüttelte den Kopf und lächelte ein wenig triumphirend: „Nein, nein, ich suche die Tidianswunderblume — die blüht auf der ganzen Welt nirgends, als hier auf dem Tidiansberge ... aber auch nur alle hundert Jahre ein Mal — eine einzige Stunde vor Sonnenuntergang. O, wenn heute diese Stunde wäre und ich dürfte die Schätze heben, die tief in diesem Berge schlummern ... wie würde sich Röschen freuen!"

„Möchten Sie und Röschen denn so gern reich werden? Viel Geld hat noch nie glücklich gemacht!"

Er lächelte wie ein Kind: „O, für mich und für Röschen will ich das viele Geld ja auch nicht haben, — aber Röschens Vater liebt das Gold so sehr, daß er sein einzig Kind nur einem reichen Manne geben will und nicht einem armen Musikantenlump — ja, so schilt er mich ... ha! ha! wenn ich nur erst die Wunderblume in der Hand habe, dann mag der alte Papa für sein süßes Kind nur immer fordern — und wär's der Preis für ein Königreich ... der Musikantenlump kauft doch alle andern Freier aus! Der Schatz im Tidiansberge ist unerschöpflich ... sehn Sie nur, selbst das Wasser, das dort aus dem Venediger Thor hervorquillt, ist von dem vielen Golde ganz gelb gefärbt!" — und er zeigte auf eine Nische in der schroffen Bergwand. Ein gelbliches Wässerchen sickerte zwischen der Grauwacke hervor und sammelte sich in einer Vertiefung am Fuße der Wand.

„Venediger Thor?" fragte ich und konnte dem armen Alten nur mitleidig in das so seltsam strahlende Auge schaun ... draus strahlte ja das Feuer des ... Wahnsinns!

„Dies Thor verschließt den Eingang in den Berg. Vor vielen hundert Jahren hausten hier Zauberer aus Venedig. Als sie fortzogen, schlossen sie ihre Schätze in den Berg ein. Nur vor der Wunderblume öffnet sich das Thor!"

„Suchen Sie schon lange nach der Blume?"

„O, schon viele, viele Jahre — ich weiß selbst nicht, wie viele ... aber endlich werde ich sie doch finden, ich hab' sie ja schon einmal im Traume gesehen, als ich noch ein junger Mensch war. Sie ist gar köstlich: ihre Blätter glühen, wie das Feuergold der untergehenden Sonne, und sie duftet berauschend süß. Doch jetzt muß ich nach der Blume suchen ... wenn sie mir ungepflückt verblühte, müßten Röschen und ich ja wieder hundert Jahre warten — und das ist sehr traurig, hundert Jahre auf den warten zu müssen, nach dem sich das Herz in sehnender Liebe verzehrt!"

Ich stand tief erschüttert und schaute dem wahnsinnigen Alten zu, wie er mühselig nach einem Phantom suchte ...

Als das letzte Fünkchen der untergehenden Sonne auf der Thurmspitze des Falkensteins erloschen war, schüttelte der Alte traurig den Kopf: „Also heute wieder nicht — — aber morgen, morgen wird sie mir erblühen, und ich lege sie dann auf das grüne Häuschen, in dem der alte Papa sein Röschen vor mir verbirgt ... und doch sehen wir uns alle Nacht, der Alte schläft dann so mäuschenstill und schilt nie mehr auf den Musikantenlump ... jetzt geh' ich zu Röschen, aber sagen Sie es ja niemand wieder ..." und der Alte lächelte und flüsterte wieder so glücklich und geheimnißvoll, wie ein Kind vom heiligen Christ.

Er stieg den Berg weiter hinauf. Ich folgte ihm. Er ließ es stillschweigend geschehen. Mich trieb nicht die Neugier oder ein psychologisches Interesse an der fixen Idee des armen Wahnsinnigen — es war mehr ein Interesse des Herzens.

Wir betraten einen schmalen Fußsteig, der tief in den Wald hineinführte. Plötzlich fing der Alte an zu singen. Es war eine einfache Weise, und er sang sie mit leiser, rührender Stimme:

Bläue licht und luftig
Strahlt am Himmelszelt,
Sonnumglänzt und duftig
Träumt die Abendwelt!

Wölkchen silberhelle
Durch den Himmel zieht ...
Eine müde Seele
In die Heimat flieht!

„Das ist Röschens Lied," sagte er mit leuchtenden Augen — „und sie singt es mir noch alle Abend vor und so schön, wie selbst in den alten glücklichen Tagen nicht, wo sie es dichtete und ich es componirte. Und dann jagte ihr reicher, stolzer Vater den Musikantenlump aus dem Hause — mit Schimpf und Schande — und der arme Andreas stand jeden Abend draußen vor ihrem Hause und schaute nach dem Fenster hinauf und war glücklich, wenn er ihren Schatten an den Vorhängen sah und ihre traurige Stimme das Lied von der müden Seele singen hörte ... eines Abends aber blieb es dunkel hinter den Vorhängen, und kein Lied erklang, und die Leute sagten, Röschen sei aus Gram gestorben, weil ihr Andreas über die Wunderblume am Tidiansberge närrisch geworden sei! Aber ich weiß recht wohl, das sagten sie nur, damit ich nicht mehr nach der Wunderblume suchen sollte. Sie putzten mein Röschen sogar schön weiß aus und legten sie in einen häßlichen schwarzen Sarg und flochten in ihre goldenen Locken einen Myrtenkranz mit vielen weißen Knöspchen und gaben ihr rothe und weiße Rosen in die Hände und dann führten sie mich zu ihr ... o, Röschen war eine himmlisch schöne Braut — aber so bleich und still! Alle weinten — sogar Röschens alter harter Vater weinte und gab mir die Hand und sagte: „Vergib mir, Andreas, ich wußte nicht, daß es dahin kommen würde — ich will an Dir wieder gut zu machen suchen, so viel ich kann!" Ich aber weinte nicht — warum auch? Ich weiß ja besser, daß Röschen nicht todt ist. Das sagte ich auch zu ihrem Vater, und er solle nur nicht weinen, ich würde ihm bald so viel blankes Tidiansgold bringen, wie er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen habe — und dann wollten wir eine so lustige, prächtige Hochzeit feiern, wie in den Harzbergen noch keine gewesen — die Braut sei ja schon geputzt! Doch der alte Mann glaubte mir nicht — und vom Kirchthurme klangen die Glocken so dumpf und traurig, und die schwarzen Männer trugen die Braut hinaus auf den Kirchhof und bargen sie in der Erde, und bald ging ihr Vater zu ihr hinab, um sie noch besser vor dem Musikantenlump zu hüten ... aber es nutzt ihm alles nichts: jede Nacht setzt sich Röschen zu mir auf den Hügel — jung und schön und bräutlich geschmückt — und nimmt meine Hand und schaut mir lieb ins Auge und lächelt: „Nur Geduld, Andreas, Du wirst die Wunderblume doch noch finden, und dann wird uns nichts mehr trennen, — ewig — ewig ist unser Glück!" Wie ein Geisterhauch singt sie das Lied von der müden Seele, die auf einem Abendwölkchen in die Heimat flieht ... wenn der letzte Ton verklungen, ist auch Röschen gegangen — bis zur nächsten Nacht!"

Der alte Andreas sang wieder das kleine Lied leise vor sich hin. Stumm ging ich neben ihm her, bis wir aus dem Walde traten. Wir standen auf dem hohen Ziegenberge. Vom Vollmondschein beglänzt, breitete sich ein weites reiches Landschaftsbild vor uns aus. Tief unten im Vordergrunde lag Ballenstädt mit seinem hohen leuchtenden Schlosse, weißen Häusern und flimmernden Lichtern, halb versteckt in einem üppigen Kranze von Obstplantagen und Gärten.

„Nun dürfen Sie nicht weiter mitgehen — dort wartet Röschen auf mich!" flüsterte der Alte und zeigte auf eine dunkle Gruppe von hohen alten Bäumen hinab, die rechts von der Stadt hinter einer niedrigen Mauer aufragten.

Ich nickte und drückte ihm zum Abschiede stumm die Hand. Ich schaute ihm ins Auge: das strahlte in kindlicher Glückseligkeit!

Gerade diese felsenfeste Hoffnung — dies reiche Traumglück des armen Wahnsinnigen rührte mich tief. Ich mußte an die verrückte Maria von Moulins denken, die zu Yorick sagt: „Wenn das Lamm geschoren ist, sendet der liebe Gott warmen Wind!"

* * *

Noch oft traf ich „den verrückten Musikanten", wie alle Welt ihn nannte, am Tidiansberge. Unverdrossen, hoffnungsfreudig suchte er Abend für Abend nach seiner Wunderblume.

Ich erfuhr auch seine Geschichte. Sie ist eben so kurz, als traurig.

Vor einem halben Jahrhundert lebte in Ballenstädt ein reicher, angesehener Privatmann. Sein großes Vermögen hatte er

als Armeelieferant erworben und sich mit seiner einzigen Tochter nach dem freundlichen Residenzstädtchen des Herzogs von Bernburg, am Abhange der Harzberge, zurückgezogen. Sein Röschen trug ihren Blumennamen mit vollstem Recht: sie blühte und duftete wie ein halb erwachtes Rosenknöspchen. Dabei war sie fromm und fröhlich. Viele stattliche Freier, sogar hochadlige Herren vom Hofe, wollten sich gern dies Goldknöspchen pflücken — Röschen aber lachte und machte allen einen zierlichen Knix und dankte sehr für die hohe Ehre. Nie war sie dahin zu bringen, im Ernst über das Heirathscapitel zu sprechen. Ihr Herz sprach ja nicht mit.

Aber es sollte bald anders werden.

Eines Abends wanderte leichten Fußes und wohlgemuth ein junges fröhliches Künstlerblut durch die stattliche Kastanienallee, die die Hauptstraße der kleinen Residenz schmückt, in Ballenstädt ein. Seine blauen Augen lachten, und bei jedem kecken, elastischen Tritt flogen die braunen Locken. Auf dem Rücken trug er ein leichtes grünes Ränzel und unter dem Arm eine Geige im wachsleinenen Ueberzuge. Er war ein Prager Musikus. So zogen damals noch die Virtuosen durchs Land.

Die nun alle zu Grabe gegangenen Herzoge von Bernburg haben von jeher ein Herz und ein Ohr für Musik gehabt. Dem letzten, im Wahnsinn gestorbenen Herzoge Alexander wurde in seinem Irrenschlosse Hoym ein Quartett gehalten, weil es die einzige Freude des unglücklichen Fürsten war, Musik zu hören.

Der Herzog Alexius ließ den Prager Geiger vor sich spielen und stellte ihn bei seiner trefflichen Kapelle an. So blieb der junge Andreas in Ballenstädt. Bald war er auch als Clavierlehrer gesucht und fand in den angesehensten Häusern Zutritt. Seine frohe Laune und seine Kunst machten ihn überall beliebt.

Auch Röschen ward seine Schülerin . . . und bald ward sie ihm mehr. Die Unterrichtsstunden wurden von langen fließenden Gesprächen unterbrochen. Jetzt hatte Röschens Herz gesprochen.

Einst überraschte sie der Vater. Er wüthete — er hörte auf kein Wort der Verständigung, der Bitte . . . er stieß den „Musikantenlump" mit Schimpf aus dem Hause.

Da war es mit Andreas Frohsinn vorbei. Er vernachlässigte sogar seine Kunst. Tagelang irrte er in den Bergen und Wäldern umher. Er ward menschenscheu und bleich und hager. Die Leute sagten: „Der lustige Geiger ist tiefsinnig geworden!"

Auf seinen planlosen Streifereien in den Bergen traf er einst einen alten Kräutersammler am Venediger Thor. Der erzählte ihm von dem verzauberten Schatze im Berge:

„Vor hunderten von Jahren hütete hier ein Hirt die Herden des Grafen von Falkenstein. Der Hirt hieß Tidian. Eines Abends, als die Sonne hinter den Bergen untergehen wollte, sah er plötzlich eine wunderschöne Blume blühn, wie sie ihm sein Lebtage noch nicht vor Augen gekommen war. Sie glühte wie flüssiges Gold im Feuer und duftete süß berauschend. Dem Tidian wollten schier die Sinne vergehen. Aber wie mit Zaubermacht zog es ihn hin nach der Wunderblume: er mußte sie pflücken — er mußte damit die Bergwand berühren . . . da krachte es mächtig . . . das Venediger Thor war aufgesprungen! Aus dem Berge glitzerte und funkelte es lockend — Tidian ging hinein. Seit er die Blume in der Hand hatte, kannte er keine Furcht mehr. Er stand in einer Höhle von lauterem Golde. Der Boden war fußhoch mit feinen Goldkörnern bestreut. Von diesen nahm Tidian so viel, wie er tragen konnte. Als er die Höhle verließ, schloß sich das Thor sogleich hinter ihm. Die Wunderblume barg er auf seiner Brust. Noch in derselben Nacht ging er mit seinem Schatz nach Magdeburg und verkaufte ihn an den reichsten Goldschmied.

„So lebte der Hirt einige Jahre herrlich und in Freuden. Wenn sein Gold zu Ende ging, klopfte er mit seiner Blume, die gar nicht welkte, ans Venediger Thor und holte sich neue Schätze.

„Da traf ihn eines Tages bei dem Goldschmiede der Graf von Falkenstein, der für seine Braut einen kostbaren Hochzeitsschmuck kaufen wollte. Das Geheimniß des Hirten war verrathen — aber er wollte seinem Herrn nicht gestehn, woher er die Goldkörner genommen.

„Der grausame Graf ließ den Unglücklichen auf seine Burg schleppen und in den unterirdischen Marterkammern furchtbar foltern. Dort ist heute noch die spanische Jungfrau zu sehen, die ihr Opfer mit Messerarmen umschlingt. Aber erst, als er auf beiden Augen geblendet war, schrie er auf: „Führt mich nach jenem Berge, so will ich Euch den Eingang zum Golde zeigen!" Vor dem Venediger Thor ließ er ein großes Feuer anzünden. Dann griff er in sein Gewand, zog die Wunderblume hervor und schlug damit gegen den Felsen — sogleich sprang das Thor krachend auf und der Graf schaute mit gierigen Augen die Schätze der goldenen Höhle. Er wollte dem blinden Hirten in den Berg hinein folgen . . . aber da lachte Tidian höhnisch auf und warf die Blume hinter sich ins Feuer. Das zischte und blitzte und dampfte, und ein betäubender Duft stieg draus auf, daß der Graf sinnlos zu Boden stürzte. Hinter Tidian aber krachte das Thor zu. Niemand hat ihn wiedergesehen. Der Graf von Falkenstein erwachte — zu ewigem Wahnsinn.

„Aber die Wunderblume blüht alle hundert Jahre wieder auf — eine einzige Stunde lang vor Sonnenuntergang . . . o, der Glückliche, der sie findet!"

In der nächsten Nacht sah der arme Andreas die Wunderblume im Traume blühen, gerade wie der Kräutersammler sie ihm beschrieben hatte.

Täglich ging er nun gegen Abend nach dem Zauberberge hinaus und suchte nach der Blume, die ihm Geld geben sollte, sein Röschen zu erringen. Sein Auge leuchtete im Fieberglanze — immer lustiger, hoffnungsvoller, je länger er suchte.

Die Leute schüttelten die Köpfe: „Der arme Prager Geiger ist verrückt geworden!" — Sie wollten keine Clavierstunden mehr bei ihm haben, und auch aus der herzoglichen Kapelle wurde der Unglückliche entlassen. Man brachte ihn zur Heilung nach Bernburg ins Irrenhaus. Aber dort brach sein sonst so harmloser Wahnsinn in Tobsucht aus, besonders wenn die Sonne untergehn wollte. Dazwischen weinte er wie ein Kind und flehte, man solle ihn doch nach dem Tidiansberge gehen lassen, die Wunderblume verblühe ja sonst und er müsse wieder hundert Jahre auf sie warten! Man machte den Versuch und ließ ihn unter dem Schutze eines Wärters nach Ballenstädt zurückbringen und dort frei umhergehn. Als er wieder Abend für Abend nach dem Tidiansberge hinauswandern konnte, wurde er still und harmlos und glücklich, wie früher. Der Wärter war jetzt überflüssig.

Röschen erlag bald dem Grame. Die Aerzte machten nun den letzten Versuch, Andreas von seiner fixen Idee zurückzubringen. Sie führten ihn zu Röschens Leiche. Sie sagten ihm: „Andreas, jetzt kann Dir alles Gold des Tidiansberges nicht mehr helfen — suche nicht mehr nach der Wunderblume!" Er aber glaubte nicht, daß Röschen todt sei, selbst als sie begraben wurde. Wie er früher, wenn er nach Sonnenuntergang vom Tidiansberge zurückkehrte, bis spät in die Nacht vor Röschens Fenster gestanden hatte, so ging er jetzt jede Nacht hinaus an ihr Grab. Für seinen Unterhalt bis ans Ende sorgte Röschens Vater.

Das ist die Geschichte des verrückten Musikanten.

Gegen Herbst, als die Harzbäume sich gelb und röthlich braun färbten und ich mit den kleinen gefiederten Sängern an ein Weiterwandern dachte, vermißte ich den alten Andreas mehrere Abende hinter einander am Tidiansberge. Ich ging nach Ballenstädt — vielleicht war er krank geworden. Ich fragte nach dem wahnsinnigen Musikus — man wies mich hinaus auf den Kirchhof!

Unter den hohen Bäumen zeigte mir der Todtengräber ein frisches Grab — neben einem alten dichtberasten Hügel, auf dem weiße Astern und ein spätes bleiches Herbströslein blühten. Dort ruhte Röschen. Andreas hatte die Blumen selbst gepflanzt und gehegt. Sein Grab war ohne Blumen, ohne Kranz — er war ja schon seit vielen, vielen Jahren ein einsamer Erdenpilger gewesen.

Vor wenigen Tagen hatte der Todtengräber ihn in der Frühe auf Röschens Grabe sitzend gefunden . . . ein glückliches Lächeln auf dem stillen blassen todten Gesicht!

Ich brach von Röschens Grabe einige Blumen und streute sie auf den kahlen Hügel des glücklichen Andreas. Die Abendsonne glühte auf den Blumen . . . war es mir doch, als hörte ich aus ihren Kelchen ein leises Klingen:

Wölkchen — silberhelle
Durch den Himmel zieht . . .
Eine müde Seele
In die Heimat flieht!

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

XII. Ein Kleinstädter in den Pampas.

(Schluß.)

Und siehe da, draußen im Garten spazierte der muntere Chirurgus und hatte an jedem Arme eine Dame, die sich vor Lachen ausschütten wollten, wahrscheinlich über die sonderbaren Constructionen, in welchen ihr waghalsiger Begleiter seine Sprachkenntniß versuchte; ihnen entgegen aber trat Don Molinero mit kläglich erhobenen Händen: „Kinder, Kinder, wollt Ihr denn immer Kinder bleiben?"

Nun wurde das Lachen der beiden Señoritas beinahe convulsivisch, und wenig fehlte, daß sie den alten Herrn mit den Fächern tüchtig abgeklopft hätten, da traten wir hinzu, und wurden vorgestellt:

„Doña Elvira, Doña Madalena, meine Nichten, die bösen Mädchen, welche uns heute früh begegnet sind, und, statt ehrbar in unserer Gesellschaft zu reisen, uns den Ilustrisimo Don Maximiliano entführt haben."

Bei diesen Worten preßte mir plötzlich der Lieutenant den Arm; ich sah sein Gesicht geisterbleich, und er flüsterte mir zu: „Sie sind es — sie ist es!" —

„Aha," dachte ich, „er hat seine Portennas wiedergefunden; wollen sehen, wie er nunmehr dem Prinzen, dem Gregorius, den Rang abläuft."

Die beiden Halbnichten des Don Molinero waren in der That bezaubernd schöne Mädchen. Ihr Inneres schien dagegen um so vernachlässigter. Sie waren Schwestern nur vom Vater her, der sie ihren Müttern entzogen und selber erzogen hatte. In letzterer Thätigkeit schien der gute Estancero ziemlich schwach gewesen zu sein. Wildere Kinder ungebundenster Freiheit konnte es nicht geben, als diese beiden Mädchen, und sie machten ihrem armen Onkel wahrlich die Hölle heiß. Was wir davon binnen wenigen Stunden sahen, überstieg alle Begriffe; der gute Mann war einer unaufhörlichen Tortur ausgesetzt. Bald stach ihn Doña Madalena mit ihrer Rebozonadel, bald zog ihm Doña Elvira den Stuhl weg, wenn er sich setzen wollte, und was dergleichen geistreicher Späße mehr waren. Niemand ergötzte sich inniger darüber, als der Mayordomo und seine schöne Gattin, man konnte deutlich gewahren, daß ihnen der kleine Sachse zu viel war und sie seiner Oberherrlichkeit enthoben zu sein wünschten.

Im Laufe des Abends hatten wir Gelegenheit genug zu bemerken, daß der treffliche Calculator seinen Amtstitel wahrlich nicht von der beliebten Phrase des smarten Yankee: „I calculate" — bekommen hatte. Er konnte sich mit dem besten Willen nicht in diese halbwilden Zustände finden; stellte immerfort Vergleiche an, die gar nicht am Platze waren; jammerte über die Entbehrung unbedeutender Kleinigkeiten und konnte durchaus nicht den richtigen Gesichtspunkt gewinnen zur Ueberschau der nur auf das Größte zugeschnittenen Verhältnisse der Wirthschaft und des Landes. So klang denn auch die heimwehvolle Klage ganz elegisch, die er mir, dem er sichtbar sein Zutrauen geschenkt hatte, noch spät in der Einsamkeit meines Schlafgemachs vorsang.

„Mein Urlaub ist schon zur Hälfte abgelaufen," sagte er, „und daheim erwartet mich zwar kein jugendliches, aber ein braves Weib und mein ehrenvolles Amt. Ich bin ein reicher Mann geworden, aber was hilft es mir? Meine Pflicht verlangt, daß ich diese beiden verwahrlosten Mädchen versorge, ehe ich daran denken darf, heimzukehren. Ich bin bereit, mein Besitzthum mit ihnen zu theilen, allein wer nimmt es mir ab? Die Zeiten sind schlecht, Geld ist rar, den Hiesigen aber traue der Henker. Allerdings habe ich jetzt eine Hoffnung: Sr. Hoheit scheinen sich für die Doncellas (Mädchen) zu interessiren; vielleicht gelingt es dem Einfluß des Ilustrisimo, sie zu bewegen, mir nach Deutschland zu folgen, was sie bisher partout abgeschlagen haben; helfen Sie mir doch, den Fürsten zu bewegen, was ein solcher Herr wünscht, das ist Befehl."

Lachend versprach ich ihm das Mögliche zu thun und schlief todtmüde ein.

Allein das Ausschlafen schien in diesem Lande nicht an uns kommen zu sollen. Wiederum in der frühesten Frühe wurde ich aufgerüttelt: „Rasch, rasch," rief mir unser ältester Cadett zu, „es muß ein Unheil verhütet werden; der Lieutenant hat den Doctor gefordert und sie stehen sich in diesem Augenblick vielleicht schon gegenüber."

So rasch als möglich warf ich mich in die Kleider und folgte dem Wecker hinab in den Park. Aber schon von fern scholl uns helles Gelächter und Gekreische entgegen, das gar nicht nach einem Zweikampf klang, und gleich darauf stürzte Lieutenant v. F* vorüber, triefend wie eine gebadete Katze, den Revolver in der Hand, außer sich vor Scham und Wuth. Die beiden Señoritas waren Zeuginnen der Forderung gewesen und verstanden mehr deutsch, als sie klüglicher Weise ahnen ließen. Als daher der Teniente auf dem zum Kampfplatz bestimmten Rondel der Arboleda (des Parks) erschien, empfing ihn ein Kreuzfeuer aus Gartenspritzen, das ihn im Nu kampfunfähig machte und zum eiligen Rückzug zwang, noch ehe sein Gegner gekommen war. Dieser benahm sich bei der ganzen Affaire tactvoll und kaltblütig. Er bewies, daß er bei dem Ueberfall durch die neckischen Doncellas, die sich ob des gelungenen Spaßes im Grase wälzten und die Taschentücher zerbissen, nicht betheiligt gewesen, sich aber auch nicht des mindesten Unrechts gegen den Lieutenant bewußt sei, der ihn am vergangenen Abend in seinem Zimmer aufgesucht und des Gröblichsten insultirt habe. Da er, der Chirurg, nicht willens sei, heute mit uns nach der Stadt zurückzukehren, sondern die fünf noch bleibenden Tage seines Urlaubs auf der Estancia zuzubringen gedenke, so erkläre er uns hiermit, daß er während dieser Frist stündlich bereit stehe, seinem Gegner Satisfaction zu geben, später aber nicht. Wir versprachen, das Nöthige in dieser unangenehmen Sache zu thun, und damit war sie vorläufig beigelegt, denn ehe wir uns noch zum Frühstück im Saale der Estancia versammelt, war der Lieutenant schon davon gesprengt, der Stadt zu. Da niemand seine Flucht zu bedauern schien, als vielleicht die schöne Doña Sol, so störte sie auch unsere Laune nicht, welche durch die Eulenspiegeleien der Mädchen mit ihrem Onkel nichts verlor. Als Maté und Chocolade eingenommen waren, lud uns Don Manuel ein, den heut ausnahmsweise verzögerten Austrieb der Herden anzuschauen. Zu dem Ende begaben wir uns auf die Plattform eines außerhalb des Hofes errichteten, von Schlingpflanzen malerisch überwucherten Holzgerüstes, das gleich einem Thurm die Gebäude überragte und eine weite Fernsicht in die Pampas gestattete. Hier bot sich uns ein überraschendes, nie zuvor gesehenes Schauspiel dar. Auf das Zeichen eines Schusses und der mißtönigen Rufe der Hirtenhörner ward auf einmal ringsum die Steppe lebendig. Die im hohen Gras und Gestrüpp unsichtbaren Corrals (Gehege von Baumstämmen) öffneten sich, und von allen Seiten des weiten Kreises rückten unermeßliche Herden heran, unserem Mittelpunkte zu. Zuerst die Schafe zu vielen tausenden in dichten Massen, so daß ihre Rücken von fern erschienen, wie das gewellte Meer, mit ohrzerreißendem Blöcken, dann die stattlichen Scharen der braunen und bunten Rinder, welche lebhaft, mit hochgehobenen Schweifen, in munteren Sprüngen daher trabten, ganz andere Figuren, wie diejenigen der europäischen Ställe; zwischenein aber die prächtigen Cavalladen der Steppenrosse unter Führung ihrer muthigen Leithengste — und alle diese Thiere zu vielen tausenden — es war ein prächtiges, ein merkwürdig aufregendes Bild. Seinen interessantesten Charakter aber erhielt es durch die schlanken Gestalten der Hirten, der berittenen Gauchos, welche mit geschwungener Bola (Wurfkugel) sich überallhin Bahn brachen, um da zu strafen, dort anzutreiben, die ungeheuren Züge in Ordnung zu halten. Die in rother Glut am dunstigen Horizonte der Pampas leuchtende Sonne goß über das ganze bewegte Bild eine so energische Färbung, daß es uns, so kurz es auch andauerte, doch unvergeßlich in der Seele blieb. Selbst Don Molinero schien sich nur mit Widerstreben davon losreißen zu können; vielleicht mit dem Stoßseufzer:

„Dies alles ist mir unterthänig — und trägt mir Jahr für Jahr mindestens 100,000 Pesos (ca. 7500 Thlr.) — aber wie lange?" — —

Zeitungslectüre in bewegten Tagen.

Illustrirt von **A. Oberländer.**

(liest) „Wir müssen abermals darauf aufmerksam machen, wie wenig günstig gegenwärtig die politischen Aussichten sind.“

Statt immer von vornherein das zu sagen und so den Teufel an die Wand zu malen, sollte doch unser Redacteur gleich mit der Sache anfangen.

(liest weiter:) „Die Befürchtungen, daß wir in eine furchtbare Klemme gerathen, treten immer stärker hervor.“ ... Alle Wetter, das ist schlimm.

„Von allen Seiten wird die Zwietracht geschürt, und in den Regierungskreisen gehen böse Gerüchte um.“ ... Nun, und ...

„Hoffentlich wird morgen der Telegraph neue Aufklärungen bringen, für heute müssen wir unsere Ansichten vertagen.“

Aber nun wollte ich doch, daß die Zeitung und den Redacteur ein Kreuzbombendonnerwetter holte! Jetzt bin ich so klug, wie am Anfang.

Digitized by Google

Auf dem Rückweg geleitete uns der Mayordomo durch die offenen Stallungen, welche nur für das eingetriebene, zum Verkauf bestimmte Vieh bestimmt, daher gewöhnlich leer sind, bis auf die Casonera (Pferdestall), worin die für den Gebrauch des Hauses bestimmten Pferde und Maulthiere stets gesattelt und geschirrt stehen; es ist deren eine erkleckliche Anzahl. Mit Bedauern zeigte Don Manuel auf einen edlen importirten Hengst von echt englischem Vollblut, welcher seit mehreren Tagen krank war, so daß man an seinem Aufkommen zweifelte; da sein Ankauf dem früheren Besitzer, der das Thier aber gar nicht mehr gesehen hatte, ein hohes Capital gekostet hatte, so war der Fall immerhin verdrießlich genug. Allein da befand sich auf einmal unser Doctor in seinem Element. Er ließ das Thier herausführen, untersuchte es kunstgerecht, zog seine Fliete aus dem Etui, applicirte einen Aderlaß — „in drei Tagen werde ich den Hengst reiten!" sagte er zuversichtlich, und von diesem Augenblick an war er ein Heros in den Augen der Damen und aller, die zur Estancia gehörten, mit Ausnahme des Don Molinero, welcher betrübt den Kopf schüttelte: „Also doch kein Prinz — vielmehr ein Pferdedoctor — aber ein brauchbarer Mensch scheint er dennoch zu sein." — Unser zweites, substantielles Frühstück bestand, wie jede Mahlzeit, nur aus Fleischspeisen, ausgenommen dünne, zähe Tortillas *) aus Weizenmehl. Die Zubereitung des Fleisches ist allerdings eine ziemlich mannigfaltige, allein die scharfe Würze des spanischen Pfeffers in übermäßiger Zuthat macht es für deutsche Gaumen dennoch kaum genießbar. Herr Müller weinte fast, als er auf dies Capitel kam: „Je mehr ich um Schonung bitte, um so toller pfeffern sie; sehen Sie nur die Mädels an, sollte man nicht glauben, ihre Gaumen seien mit Blech beschlagen?" Auch in diesem Punkte behielt Doctor Machs die Oberhand; er hatte in Ungarn gedient und Paprikaspeck nebst Gulgás hús zur täglichen Kost gehabt. Nach wiederholtem Stegreiftrunk in trefflichem Xereswein bestiegen wir endlich, mit Ausnahme des glücklichen Chirurgen, unsere Miethklepper und schieden unter vielen B. l. p. **) und B. l. m. von unserem freundlichen Landsmann und seinen Hausgenossen. Unterwegs entdeckten wir, daß dem einen ein Zöpfchen angehängt, dem andern eine in der Auflösung begriffene Orange in die Tasche praktizirt worden war, daß die gefüllten Korkflaschen Salzwasser enthielten und verschiedene Tabaksdosen Mehl — aber wir trösteten uns lachend mit dem würdigen Don Molinero und der Aussicht: „Der Doctor wird die wilden Geschöpfe schon in Rand und Band bringen; er versteht sich ja trefflich auf Pferdecuren."

In Buenos Ayres trafen wir unseren Kameraden, den Lieutenant v. F*, nicht mehr an; der Capitän hatte ihn sofort nach seiner Rückkunft an Bord geschickt, wahrscheinlich zur Strafe dafür, daß er auf dem Balle sich so wenig zuvorkommend gezeigt hatte. Aus dem Duell mit dem Chirurgen konnte daher nichts werden, zumal dieser schon am dritten Tage seine Verlobung mit Doña Elvira anzeigte und daß er um seinen Abschied eingekommen sei. Diesen gewährte der Capitän dem Glücklichen ohne weiteres; wahrscheinlich ist der „Doctor" ein zärtlicher Gatte, Estancero und Gaucho geworden, wir haben niemals wieder von ihm gehört. Dagegen machte Don Molinero uns seinen Abschiedsbesuch an Bord, strahlend vor Freude, ganz selig. Er hatte sein Besitzthum gegen eine Baarsumme und jährliche Abzahlungen, welche seine Halbnichten in den Stand setzten, mit dem Ueberschuß anständig auszukommen, an Machs und Don Manuel abgetreten, die von nun an in Compagnie wirthschaften wollten — und beschlossen, schon mit dem nächsten Dampfer nach Rio de Janeiro, von dort über Southampton nach Deutschland abzugehen. Ich bin in späteren Jahren dem guten, alten Herrn in einem deutschen Badeorte wieder begegnet; er trug einige Bändchen im Knopfloch, und als ich ihn anredete: „Herr Calculator" — fiel er mir würdevoll in die Rede: „Bitte, Regierungsrath." Von der Estancia in den Pampas des La Plata wußte er nichts, als daß ihm schon im dritten Jahr der ganze Rest des Kaufschillings durch seinen Bevollmächtigten in Buenos Ayres ausbezahlt worden war. Und wunderbar, bei dieser Begegnung befand sich noch ein dritter im Saal, welcher mit uns beiden zugleich an jenem der Civilisation entlegenen Punkte gewesen war. Neben der Thüre stand ein scheu umherblickender Mann in Uniform; uns schien er nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen — wohl aber kannte ich ihn recht gut, meinen früheren Kameraden, den Herrn Lieutenant v. F*; jetzt war er Polizeiagent bei einer Spielbank. Und als wir lautlos an ihm, der die Augen niederschlug, vorüberschritten, dachte er da vielleicht der dunklen Augen der argentinischen Portennas, seines früheren ehrenvollen Standes und des Wendepunktes in seinem Leben während des Besuches bei dem deutschen Kleinstädter in den Pampas? — — —

*) In heißer Asche gebackene, ungesäuerte Kuchen.

**) Beso los pies, ich küsse die Füße; Anrede an Damen.

Hiemit beschließen wir die Auswahl der Skizzen aus vielen Meeren. Ihr Verfasser ist verschollen; als er dem Herausgeber sein Manuscript anvertraute, war er auf dem Wege nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, um deren Marine seine Dienste anzubieten in dem damals entbrannten Bruderkrieg. Seitdem haben wir von ihm nichts weiter vernommen; vielleicht ruht er längst versenkt auf dem tiefen Grunde eines der vielen Meere, die er befahren; einen Denkstein hat er sich aber hoffentlich bei vielen Lesern gesetzt durch die „Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers". Dr. W. H.

Der Walzerkönig.

Die Walzer von Strauß sind weltbeliebt. Der schimmernde Reiz ihrer Composition fesselt jung und alt, Tänzer und Nichttänzer, Tanzmusikfreund und Tanzmusikfeind.

So weit ein Segler noch die Bahn
Nahm durch den weiten Ocean,

so weit gelangten auch die Walzer von Strauß, und wo die Geigen und die Virtuosen darauf fehlen, spielt noch die Spieldose oder die Drehorgel einen Walzer von Strauß. Der Straußsche Walzer hat in mancher Schönen erst die Tanzlust geweckt, er hat in mancher das emporlodernde Tanzfeuer geradezu zu gefährlicher, lebensverzehrender Glut geschürt, aber er hat auch so manchen düstern Gedanken aus der Seele hinweggescheucht.

Gewiß, sie sind reich an Feuer und Melodie, die Straußschen Walzer, sie stehen in ihrem Genre einzig und unübertroffen da, aber sie bergen noch etwas ganz anderes. Sie repräsentiren das wahre Wiener Leben, sie sind das gemüthliche, arbeitentkettete Wien in musikalischen Bildern, sie sind Wien, wie es sich vergnügt, sie sind Wien, wie es sich im bunten Reigen zeigt, Wien in Döbling, Wien in Hitzing, Wien im Tivoli, Wien beim Sperl, Wien beim Carneval, Wien auf dem Hofball. Strauß hat dafür gesorgt, daß man seine Walzer verstehe, daß man sie recht verstehe — so nah und so fern sie noch zum Tanz anspornen. Er hat seinen Walzern charakteristische Namen gegeben, er hat sie mit dem Schmeichel- oder dem Spitznamen benannt, wie eine Mutter ihr verwöhntes, ihr liebstes, ihr sich fügendes, ihr sich nicht fügendes Kind benennt. Der wahre Wiener braucht nur die ersten Tactstriche der verschiedenen Schöpfungen seines Strauß zu hören, und er weiß, was aufgespielt wird, ob der Döblinger Reunionwalzer, der Wiener Carnevalwalzer, der Wiener Launenwalzer, der Krapfenwaldlwalzer, der Hitzinger Reunionwalzer, der Sperlsfestwalzer, der Wiener Tivolirutschwalzer oder der Wiener Damentoilettenwalzer an der Reihe ist. Ob er tanzt, oder ob er nicht tanzt, er sieht sich nach seinen Lieblingskneipen, nach seinen Lustgärten und seinen Lustsälen versetzt, er macht die Runde durch Wien, die Runde durch die Umgebungen Wiens. Und der Nichtwiener? Er muß, falls er Strauß recht versteht, aus seinen Walzern hören, wie es an der schönen blauen Donau zugeht, welch ein lustiges, lebensfrohes, vergnügungssüchtiges Volk an ihren Ufern wohnt, ja, er muß sich schließlich sagen, daß es wohl manche Kaiserstadt, daß es aber nur Ein Wien gibt. Der Meister der Töne, der Walzerkönig, hat es selbst in seine Geige gebannt, hat es in Tönen, hat es in einem Walzer aller Welt verkündet: „Es ist nur Ein Wien!"

Es ist unmöglich, das Leben des Walzerkönigs zu schreiben, ohne zugleich das Wiener Leben zu schildern, das Wiener Leben, wie es war und wie es noch ist. In der Leopoldstadt, in der Schenke zum guten Hirten, erblickte am 14. März 1804 Johann Strauß das Licht der Welt. Die Wiener tanzten damals, als das Sträußchen noch in

der Wiege lag und in unmelodischen Tönen Nahrung verlangte, ihren gemüthlichen Ländler je länger je lieber; und wenn das Büblein, das Hansel Sträußl später, statt zu schlafen, mit seiner Berchtesgadener Geige im Bette lag und ihre Nürnberger Saiten im Dunkeln mit Finger und Pferdehaar bearbeitete, so ging es noch drunten unter dem Schlafgemach des Bübl lustig her, und das Gebälk des guten Hirten erzitterte von den Schwingungen der Paare, denen die Geigen zum Tanz aufspielten. Komisch aber muß es ausgesehen haben, als Hansel, dem der Lehrer eine große, ausgenutzte Geige schenkte, diesen Violinriesen sich dienstbar zu machen und zu unterjochen suchte. Es muß ausgesehen haben, wie der Kampf eines kleinen, spindeldürren Contrabassisten mit seinem dicken, großen Contrabaß, der mitten in dem großen C-dur-Accord der Haydnschen „Schöpfung" die Balance verloren und dem der schwache Baßgeiger vergebens das Gleichgewicht wiederzugeben sucht. Daß so ein Junge, wie Hansel Strauß, der sich den Fiedlern im guten Hirten und seinem Geigenlehrer stets mit einer meisterhaft gestimmten Geige präsentirte, nicht zum Buchbinder paßte und seinem gestrengen, nüchternen, pappemachenden Lehrherrn davonlief, ist begreiflich. Der Flüchtling, der sich mit seiner Geige in die Nähe des Casinos auf dem Kahlenberge flüchtete, um, sobald die Brotrinden in der Tasche ihr Ende erreichten, dem Casinowirth seine Geige und seine „Stückl" für freies Quartier auf dem Bergl anzubieten, fand bald einen Protector, der ihn nicht nur dem zürnenden, mit der Birkenruthe auf den verlorenen Sohn wartenden Vater gegenüber in Schutz nahm, sondern der auch bewirkte, daß der Junge seiner Geige treu bleiben und sich im Spiel weiter vervollkommnen durfte. Durch seinen neuen Tonmeister Polyschansky wurde Hansel so schnell in die tieferen Geigengeheimnisse eingeweiht, daß er bald die Violapartie bei Streichquartetten in Privathäusern übernehmen konnte. Während sich nun viele an dem saubern, taktfesten Spiel des Jungen ergötzten, wollten andere schlechterdings das grüne Bürschl nicht bei sich sehen, um nicht in den Geruch zu kommen, als könnten sie ausgewachsene Musiker nicht mehr bezahlen. Diesem Mißverständniß machte Hansel dadurch ein Ende, daß er sich in die Kapelle Pamers beim Sperl aufnehmen ließ und eine dicke Lage Notenhefte auf seinen Geigenstuhl packte, um mitten unter lauter Goliathen nicht zu sehr David zu sein. Da saß also der fünfzehnjährige Strauß in dem damals beliebtesten Tanzlokal Wiens, und unterschrieb sich schon: „Mitglied des Sperlorchesters." Nach den Geigenexercitien beim Sperl, oder vielmehr vor denselben, denn der Sperl öffnete seine Hallen spät, ging Strauß auf musikalische Umschau in Wien aus, suchte mit Vorliebe den grünen Jäger und das Jünglingsche Kaffeehaus auf, wo Lanner, dieser beliebte Primgeiger, mit den Gebrüdern Drahanek terzettirte. Diesem geigengeübten Trifolium mußte er sich als viertes Blatt anschmiegen. Er versuchte es, und es gelang. Lanner sah bald, welchen Treffer er an dem jungen Strauß gemacht, und er sann darüber nach, wie er diesen neuen, vielverheißenden Stern an dem musikalischen Himmel Wiens am besten und am gewinnreichsten leuchten lasse, und er fand's auch. Strauß mußte seiner Viola Lebewohl sagen und als Lannerscher Primgeiger im Tanzsaal zum grünen Baum einem kleinen, neu gebildeten Tanzorchester vorstehen. Nichts war dem Strauß erwünschter, wie dieses; jetzt konnte er seine Violine jubeln lassen, wie er wollte. Bald wurde der grüne Baum für so manches tanzlustige Märchen das, was ein Kirschbaum voll üppiger Frucht für den Spatz ist. Der Straußsche Geigenstrich, dieser Geigenstrich voll Temperament, animirte sirenenklangartig zum Tanz. Die Füße wurden gar nicht müde, im Gegentheil sie wurden immer leichter. Der grüne Baum brachte nun manchen Kreuzer ein, der mit dem Hut gesammelt wurde, er brachte mehr ein, wie die Lokale, in denen Lanner selbst die Primgeige strich, aber alle diese Kreuzer miteinander vermochten die bald eng befreundeten Leutchen, Lanner und Strauß, (Lanner war nicht viel älter als Strauß) nicht vor dem einen Kreuz, der Geldnoth, zu bewahren. Wie weit diese ging, und wie wenig sie, namentlich eine Künstlernatur, wie Strauß, anfocht, erhellt daraus, daß Lanner bei der Hochzeit seines einundzwanzigjährigen Freundes und Kunstgenossen in Straußenkleidern erschien, während Strauß selbst in einem Anzuge steckte, den er von einem struppigen, borsthaarigen Schneider glücklicherweise postnumerando erhalten hatte. Ueber eine solche Noth- und Drangzeit glaubte nun Lanner am besten mit der österreichischen Devise: „viribus unitis" hinwegzukommen, aber Strauß war anderer Ansicht. Er trachtete, auf sich allein zu beruhen und sich von Lanner unabhängig zu machen. Er meinte, wenn jeder seinen eigenen Herd schürte, so ginge das Feuer auf beiden nicht aus. Und er hatte recht. Am 1. September 1825 kam es beim Bock auf der Wieden zum friedlichen Bruch.

Als nun die Verehrer des alten Lannerschen Primgeigers vernahmen, daß Strauß jetzt frei wie ein Vogel in der Luft sei, daß er musiciren könne, wo er wolle, und was er wolle, suchten sie ihn an dieses und jenes Lokal zu fesseln, und er sagte allen seine musikalischen Blumen und Blüten, die da noch sprießen sollten, zu. Bei den „zwei Tauben" am Glacis war es nun, wo der Walzerkönig — im Carneval 1826 — zum ersten Male seinen Thron versuchte und laut Fanfarenstoß auf dem Anschlagzettel eine von seinen Walzerpartien ankündigte, die bald unter dem Namen „Täuberlwalzer" alt und jung entzückten. Jetzt wurden „Döbling", der „Wiener Carneval", die „Kettenbrücke" (nicht die Brücke selbst, aber das danach benannte nachbarliche Tanzlokal) je durch einen Walzer verewigt und verherrlicht, und dem jungen König wurde in immer größeren Kreisen gehuldigt. Er brauchte nur sein Scepter, den Taktstock zu schwingen, und alles unterwarf sich seinem Zauberstabe. So hatte Wien noch nie getanzt, wie es von dem Regierungsantritt des Walzerkönigs an tanzte. Der Wiener hat als südliche Natur Temperament, aber der Besitz dieser Eigenschaft war ihm noch nicht durch die Macht der Töne bewiesen worden. Der mehr süße, schmelzende, sentimentale Lanner sah sich zwar noch nicht um seinen Ruhm gebracht, aber er fürchtete doch einen Thronumsturz, als es bereits zwei Parteien: Lannerianer und Straußianer in Wien gab. Da kam das verhängnißvolle Jahr 1830 heran. Die Wiener raunten einander in die Ohren: „Wer wird diesmal den Fasching beim Sperl dirigiren?" — „Lanner, wer anders als Lanner, der ihn im vorigen Jahre dirigirte!" lautete wohl die Antwort der meisten. Aber es kam nicht so. Scherzer, der seinen Sperlsaal zum ersten Belustigungsorte der Hauptstadt erhoben und ihm noch eine separate Glanzperiode zugedacht, schloß mit Strauß einen sechsjährigen Kontrakt (1830—1836) ab.

Doch nicht nur in dem ersten Vergnügungslokal Wiens, im Sperl, sondern auch in dem ersten wiennachbarlichen Belustigungsorte: im „Tivoli" bei Schönbrunn scharte sich um das Scepter des Walzerkönigs der farbigste Damenkranz. Aber auch Döbling, Hitzing, Krapfenwaldl begehrten nach dem Strauß und seinen duftigen, musikalischen Blüten, die immer reicher sproßten, und wie Strauß jedem hübschen Märchen freundlich zunickte, das ihm eine Blume reichte, so kargte er auch nicht mit den Knospen seiner Kunst, sondern spendete aller Orten. Es wurde nun nicht immer zum Tanz gegeigt, sondern Ouvertüren, ganze Opern und Concertstücke wechselten mit Tänzen ab, die die Wiener und Wienerinnen stillsitzend anhören mußten. Das ging anfangs nun nicht leicht, besonders wenn Abendsonnengold, Blütenschnee und wonnige Maienluft auf den Gefilden lag, auf denen man sich gelagert. So geschah es nicht selten, daß man die Ouvertüren, Potpourris und Cotillons aus beliebten Opern still anhörte, wenn dann aber ein neuer Walzer, etwa „das Leben ein Tanz, oder der Tanz ein Leben" intonirt wurde und der berühmte Wiener Walzergeiger mit seiner Sirenenvioline die Beine beflügelte, so wurde das Sitzprogramm umgestoßen, und bald flogen die Paare über Wiesen und Matten und tanzten die Blümlein zu Tode.

Doch nun ade Wien bis auf Wiedersehn! Im November 1834 begab sich Strauß mit seiner Kapelle nach Berlin und theilte den Spreeathenern durch seine unvergleichliche Dolmetscherin, seine Violine, mit, wie sich's an der blauen Donau lebt. Er gab den Berlinern durch einen Walzer ein „Mittel gegen den Schlaf" und spielte ihnen die „vier Temperamente" vor, von denen sie nur das Phlegma kannten. Er überstreute sie mit Fra-Diavolo-Cotillons, führte sie geistig auf Tonleitern in den Wiener Sperl, in das Wiener Tivoli, in das Wiener Lustlager, in das Wiener Krapfenwaldl, und gab ihnen, da sie mit Kreuzern noch schlecht rechneten, den Pfennigwalzer zum Besten. Strauß spielte im Schlosse des Königs und in der Königsstadt, wurde mit Enthusiasmus begrüßt, ließ aber keinem Zeit zum Blumenstreuen, so sehr auch die Treibgärtner exotische Prachtblumen für den Donaustrauß bereit hielten. Nachdem er nun noch die schönen Damen an der Pleiße zu Leipzig und die Dresdner Elbherren in dem Hafen seines melodischen Tonmeeres gewiegt, eilte er wieder nach Wien zurück. Das nächste Jahr (1835) machte er

wieder eine Kunstreise, oder eine Musikfahrt, wie er's nannte, aber sie war auch nur von kurzer Dauer; er mußte nach kurzem musikalischen Blütenstreuen in München, Augsburg, Heidelberg, Mannheim u. s. w. wieder nach Wien zurück, dessen Hofbälle von nun an nicht ohne ihn, den neuen Hofballmusikdirector, denkbar waren. Doch er mußte wieder in die Ferne; so ging es 1836 bis nach Lüttich, Brüssel und Amsterdam, 1837 und 1838 aber durch Frankreich und England. In Paris und London ging der Straußenthusiasmus mit höchsten Wogen. Strauß spielte in Paris im Gymnase Musical, wo seine reizenden Gabrielenwalzer die Pariserinnen umstrickten, er spielte in den Tuilerien vor Louis Philipp, er schloß mit Musard eine Reihe von 30 Concerten ab, spielte auf den Maskenbällen in St. Honoré und im Casino Paganini, concertirte vor Auber, Meyerbeer und Cherubini, producirte sich musikalisch und unmusikalisch dem Fürsten Talleyrand, wurde gefeiert von berühmten und unberühmten Componisten und zog sich, wenn er des Tages (oder vielmehr der Nacht) Last, Hitze und Lorbeern ertragen, matt in sein Hôtel Violette zurück. In London spielte er under the Patronage of Her Majesty the Queen Victoria, eroberte aber ohne Patronat die Herzen und Sterlinge der Londonerinnen im Fluge. Madame Rothschild und der Herzog von Wellington und alle, die an das Geld und den Ruhm dieser beiden hinanreichten, feierten Strauß, und dieser feierte wiederum die Londoner Saison, die Londoner Wettrennen und die Huldigung der Königin Victoria durch einen Walzer, wie ihn London, wie ihn England bisher noch nicht gehört und getanzt. Es kamen aber mehr Depeschen von Wien an Strauß, wie von Wien an den Gesandten Esterhazy. Die Wiener wollten ihren Strauß wiederhaben, sie gönnten ihn selbst der Victoria nicht mehr, und Strauß gehorchte, er kehrte zurück, todtkrank von allen Strapazen.

Als nun Strauß nach überstandenem Nervenfieber wieder zum ersten Male beim Sperl auftrat, da wurde ihm aufs neue begeistert gehuldigt. Es war fast eine Verletzung des Nordens, daß er gleich bei seinem ersten Auftreten nach seiner Triumphreise durch Paris und London, den Wienern vorspielte: „Es ist nur ein Wien."

Aber jetzt konnte er's freilich wissen, daß es nur ein Wien gäbe, und die hingerissenen, entzückten, übersprudelnden Wiener jubelten ihm entgegen: „Es gibt nur einen Strauß!" — London und Paris und die Reise hatten's aber doch dem blütenduftigen, knospenreichen Walzergeiger angethan. Er sollte wieder Wien, das einzige, mit seinem Taktstocke beherrschen, Privatbälle und öffentliche Bälle leiten, ohne Unterbrechung leiten und alles das trotz seiner Schwäche, trotz seines geisterbleichen Antlitzes, trotz seiner Hinfälligkeit. Er hielt's aus, er that, was Wien stürmisch verlangte, was Wien flehentlich erbat, bis, ja bis ihm auf dem Ball des russischen Gesandten der Geigenbogen entglitt und er selbst besinnungslos zu Boden fiel. Noch einmal genas er, und am 1. Mai 1839 konnte er sich wieder den Wienern zeigen, den Wienern im Augarten auf der Maipromenade. Von der letzten großen, stürmischen Reise hatte er seinen Wienern aus Frankreich die Quadrille mitgebracht, die dem rasenden, stürmischen, athembeengenden Gallopp, dem schon so manches Leben zum Opfer gefallen, das Feld streitig machen sollte. Die Wiener Carnevalquadrille, die Moden-, Haute Volée-, Volksgarten- und Redoutenquadrille waren die Frucht seiner Quadrillenstudien in Paris.

Jetzt aber verließ Strauß sein liebes Wien nie wieder auf längere Zeit. So weit er sich auch in den folgenden Jahren von der Donau entfernte, er traf doch immer wieder zu den beliebten Katharinenredouten in Wien ein. Im Jahre 1845 und im Jahre 1847 sah ihn Berlin auf kurze Zeit wieder, da brauste der Sturm von 1848 heran, die eben componirten „Aetherträume und Amphionsklänge" verhallten, und unter Trommelschlägen wurde der Marsch der „Studentenlegion", der „Freiheitsmarsch", der „österreichische Nationalgardemarsch" und der Marsch des „einigen Deutschlands" componirt. Doch selbst inmitten der politischen Sturm- und Drangperiode konnte der Walzerkönig nicht von seinem Reich lassen, und er componirte trotz des Brausens in den knospenden Reiserulie schönen Walzer: „Sorgenbrecher" und „Landesfarben". Das folgende Jahr war sein Todesjahr. Von einer Kunstreise, die sich wieder bis London ausdehnte, zurückgekehrt, warf ihn bald der Scharlach, der selbst den Purpur der Könige nicht schont, auf das Krankenlager, und am 25. September raffte ihn der Tod hinweg. Seine Leiche wurde am 27. im Dom des St. Stephan eingesegnet, dann nach dem Döblinger Friedhofe gebracht und neben Lanner, dem vor sechs Jahren ihm vorangegangenen Freund und Nebenbuhler, gebettet. Wien trauerte und sendete dem entschlafenen Meister einen grünen Lorbeer- und bunten Blumenkranz in die Gruft nach.

Jetzt sind zwanzig Jahre seit dem Tode des Meisters vergangen, der 241 Werke, größtentheils Walzer (seine beiden letzten Walzer waren „des Wanderers Lebewohl" und die „Friedensboten"), componirt hat. Der Sperl, Tivoli, Krapfenwaldel, Döbling, Hitzing u. s. w. sind nicht mehr die alten. Das neue Wien findet aber in seinen neuen Vergnügungslocalen, in der neuen Welt zu Hitzing, in den Blumensälen der Gartenbaugesellschaft, im Sophiensaale, in den neu decorirten Hallen des Volksgartens u. s. w. auch seine neuen Walzer und wiederum von einem Strauß. Der älteste Sohn des berühmten Tonkünstlers, auch ein Johann Strauß, auch ein Hofballmusikdirector, überstreut auf den winterlichen Redouten und Hofbällen Neuwien mit seinen des Vaters würdigen Tonschöpfungen, während er allsommerlich der nordischen Palmyra (Petersburg) zueilt, um in den nachbarlichen, prächtigen Vauxhalls der Newastadt den eisigen Norden in der Glut seiner Compositionen aufthauen zu lassen, und ihn mit der „schönen blauen Donau" und den „Geschichten aus dem Wiener Walde" wie mit einer Fata Morgana zu necken.

F. B.

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Forts.) Nov. von M. Giese. — Arbeiter der Neuzeit. VI. Der Pontonier. Von Fr. Bücker. Mit Illustr. von H. Lüders. — Die Wunderblume. Ein Wandererlebniß von Arn. Wellmer. — Zeitungslektüre in bewegten Tagen. Sechs Zeichnungen von A. Oberländer. — Aus vielen Meeren. XII. (Schluß). — Der Walzerkönig. Von F. B.

Gefälligst nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt der laufende Jahrgang des Daheim. Wir ersuchen unsre Leser, damit keine Unterbrechung entstehe, die Bestellungen auf das erste Quartal des VI. Jahrgangs baldigst aufgeben zu wollen.

Zugleich machen wir die Mittheilung, daß wir, wie im vorigen Jahre, zu demselben Preise von 14 Ngr. eine elegante dauerhafte

Einbanddecke

mit Golddruck und Pressung hergestellt haben, welche sofort zu Diensten steht. Auch sind wir gern bereit, verloren gegangene Nummern und Hefte, sowie einzelne Quartale, soweit unser Vorrath reicht, nachzuliefern und bitten, sich zu Bestellungen des dieser Nummer beiliegenden Zettels bedienen zu wollen.

Leipzig, September 1869.

Die Daheim-Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 16.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

V. Jahrgang. Ausgegeben am 25. September 1869. Der Jahrgang läuft vom October 1868 bis dahin 1869. 1869 № 52.

Die Frau Meisterin und ihr Sohn.

Novelle von Marie Giese.

(Schluß.)

XXII. Gott hat es gewollt!

Während der ganzen Nacht kam kein Schlaf in Annas Augen. Unter Weinen und Gebet erwartete sie den Morgen, und als er anbrach, stand sie auf, um an ihren Verlobten zu schreiben, ihm ihr ganzes Herz auszuschütten und ihn zu bitten, ihr die Freiheit zu schenken. Dann theilte sie der Meisterin und Immanuel alles mit, was sie Tröstliches über den Gefangenen zu sagen wußte, und erklärte ihnen zugleich ihre feste Absicht, nicht wieder in die Heimat zurückzukehren. Auf ihre Anfrage, ob sie ihr vielleicht Beschäftigung nachweisen könne, machte die Hauswirthin ihr den Vorschlag, sie möge ihr beim Anfertigen von Frauenkleidern behilflich sein, wofür sie ihr freie Wohnung und Beköstigung, und nach dem Maße ihrer Leistungen auch einen Lohn an Geld geben wolle. Anna nahm das Anerbieten dankend an und hatte so alles geordnet, um sich dem Zweck zu weihen, welchen sie als den einzig wahren ihres Lebens erkannte. Der Schließer hatte ihr gesagt, daß sie den Gefangenen am nächsten Mittwoch gegen sechs Uhr abends sehen könne. Die Tage bis dahin wurden ihr unsäglich lange; endlich, endlich war der ersehnte Mittwoch gekommen, nun mußte sie noch bis zum Abend warten. Von ihrer Unruhe getrieben, trat sie den Gang nach dem traurigen Orte, der ihn beherbergte, schon eine Stunde früher an. Ihr Weg führte durch viele glänzende Straßen und über Plätze, die mit Prachtgebäuden besetzt und mit Statuen und Springbrunnen geschmückt waren. Die letzteren ließen seit dem Beginn der warmen Tage ihre Strahlen wieder hoch in den Lüften spielen und netzten mit ihrem Perlregen das junge Grün des Rasens, welcher die Marmorbecken umgab, auf deren klarem Grunde zwischen zarten Wasserpflanzen bunte Muscheln glänzten und die Schildkröte sich regungslos sonnte. Die milde Luft hatte eine große Menge Spaziergänger hervorgelockt; und bei jedem Schritt begegneten ihr feingekleidete Herren und Damen in hellen Frühlingstrachten. Fröhliche Kinder drängten sich hier und dort zwischen den großen Leuten, und auf den Armen der Wärterinnen sah man unter zierlichen Hütchen die rosigen Gesichter kleiner Säuglinge hervorlugen, die mit großen, unschuldigen Augen die Welt ansahen, ohne zu wissen, daß die Zeit kommen würde, wo auch sie sich ihren Weg durch den Sturm und Drang derselben bahnen müßten. Doch alle diese Scenen des Glanzes, alle diese Bilder heitern Lebens gewannen der kleinen Anna keinen aufmerksamen Blick ab. Vor ihren Augen stand nur die dumpfe, halbdunkle Zelle mit dem Strohlager, dem grob gearbeiteten Tische und Schemel, und in diesem armseligen Raum sah sie ihn, gebrochen an Leib und Seele, der in der Blüte und Kraft hoffnungsreicher Jugend von ihr geschieden war und unter dieser Gestalt in ihrer Erinnerung fortgelebt hatte. Sie merkte es kaum, daß das bunte Gewühl der Menschen sich in dem Maß verminderte, als der Glanz und die Breite der Straßen allmählich abnahmen. Je mehr sie sich den Wällen der Festung näherte, desto stiller wurde es ringsumher, und als sie das erste der finstern Thore erreichte, begann sie unwillkürlich ihren Schritt zu mäßigen.

Sie verbarg sich in dem Schatten der Mauer und zählte unter schnellerem Herzklopfen die Augenblicke, welche sie noch von ihrem Glücke trennten; es dünkte ihr lange, aber endlich hallte doch der erste Glockenschlag laut und klar über die Thürme und Mauern zu ihr herüber, und kaum war der sechste verklungen, so stand sie vor dem Eingang der Kasematte. Die Schildwache ließ sie ungehindert ein, und mit beflügelten Schritten eilte sie in den dunkeln, schmalen Gang, der zu seinem Kerker führte. Auf halbem Wege näherte sich ihr ein schwerer, polternder Tritt, und an dem Rasseln seines Schlüsselbundes erkannte sie den Schließer.

„Ich dachte mir, daß Sie es wären," sagte er. „Kommen Sie einen Augenblick in meine Kasematte; sie liegt vorne an im Gange."

„Können Sie mich nicht gleich zu dem Gefangenen führen? Hier ist die Erlaubnißkarte von dem Herrn Commandanten. O, lassen Sie mich nicht warten! Es ist beinahe eine Woche, seit ich ihn nicht gesehen habe!"

Der Mann schien sie nicht zu verstehen, sondern ging an ihr vorüber, blieb vor seiner Thür stehen, und forderte sie durch eine

Digitized by Google

Handbewegung auf, ihm zu folgen und einzutreten. „Setzen Sie sich ein wenig," sprach er und rückte einen Schemel hin. Sie blieb auf der Schwelle stehen.

„Ich bin nicht müde, und die Zeit verstreicht," sagte sie mit einem Seufzer der Ungeduld.

„Warten Sie nur ein paar Minuten, gutes Kind. Der Major vom Platze hat sich Mühe gegeben, Ihre Wohnung zu erfahren, aber es war umsonst, da Sie nicht auf dem Polizeiamt angemeldet sind."

„Was hatte er mir mitzutheilen?"

Der Mann strich mit der Hand sein graues Haar aus der Stirne und machte sich mit einigen Papieren zu schaffen, die auf einem Pulte lagen, das in der Nähe der Thüre stand.

„Es thut mir von Herzen leid, Ihnen sagen zu müssen, daß der Gefangene nicht mehr hier ist."

„Freigelassen?" rief sie mit einer Stimme, die den Mann erschütterte. Er setzte sich auf einen Schemel, stand aber sogleich wieder auf und ging in dem engen Gemache auf und ab.

„Ist er in Freiheit gesetzt?" wiederholte sie und lief auf ihn zu, als könne sie seine Antwort nicht abwarten.

„Das nicht — das nicht! — doch, da es Ihnen schlechterdings nicht verborgen bleiben kann, muß ich Ihnen sagen, daß er . . . gestorben ist."

Sie erwiderte nichts, sondern griff nur mit der Hand nach dem Rande des Schreibtisches, um sich festzuhalten. Er glaubte, sie habe ihn nicht verstanden und fuhr fort: „Es ist leider, oder vielmehr zum Glück wahr, daß er todt ist. Seine Strafzeit war sehr lang, und mit seiner Gesundheit hätte es hier doch nicht vorwärts gehen können." Da sie immer noch schwieg, wandte er sich endlich nach ihr um. Sie hatte sich an die Wand gelehnt; ihr Kopf war zurückgesunken, die Augenlider hatten sich geschlossen, und das ganze Gesicht war todtenblaß.

„War er Ihr Bruder?"

Der warme, theilnehmende Ton seiner Stimme weckte sie aus ihrer Erstarrung.

„Nein," sagte sie und eine Flut von Thränen entströmte ihren Augen.

„Ein andrer naher Verwandter?"

„Nein, aber wir liebten uns so innig, daß wir einer den andern auf Händen getragen hätten!" schluchzte sie.

„Es ist hart, aber Gott hat es gewollt!"

„Erzählen Sie mir alles."

„Ich habe, Gottlob! nur wenig zu berichten. Er starb schon am Tage nach Ihrem Besuche schnell und ohne Schmerzen. Es war ein Sonntagmorgen, und der Commandant ließ ihn fragen, ob er nicht an dem Gottesdienst theilnehmen wolle, der seit kurzem hier eingeführt ist. Der Gefangene zeigte sich sogleich dazu bereit. Schon früh morgens, als ich ihm sein Frühstück brachte, fand ich ihn aufgestanden, und er fragte mich, ob er von heute an zweimal an die frische Luft geführt werden würde. Der Arzt habe ihm versprochen, sich dafür zu verwenden. Ich mußte dies leider verneinen, doch es freute mich, ihm zu sagen, daß der Gottesdienst heute, wie immer bei schönem Wetter, auf dem zweiten Hofe hinter dem Lazareth gefeiert würde. Als wir den Hof erreichten, waren die andern Gefangenen schon versammelt, und sobald er sich in ihre Reihen gestellt hatte, begann der Prediger das Gebet. Ich erschrak, als ich den armen, jungen Mann bei hellem Tageslicht betrachtete, so bleich sah er aus, und unter seinen Augen waren tiefe, dunkle Kreise. Als wir nach dem Gebet das Morgenlied „Gott des Himmels und der Erden" anstimmten, öffnete auch er seinen Mund, um mitzusingen, allein sein Nebenmann sagte mir später, er habe keinen Ton von ihm gehört. Bei der Strophe:

„Meinen Leib und meine Seele,
Sammt den Sinnen und Verstand,
Großer Gott, ich Dir befehle,
Unter Deine starke Hand;
Herr, mein Schild, mein Ehr' und Ruhm,
Nimm mich auf, Dein Eigenthum!"

kniecte er nieder, faltete die Hände und blickte zum Himmel auf. Dies war zwar gegen die Ordnung, welche bei unseren Sonntagsgottesdiensten beobachtet wird, aber es störte ihn niemand, und wir sangen den Schlußvers bis zu Ende. Anstatt sich aber zu erheben, neigte er den Kopf zur Erde, und als ich, ein Unglück ahnend, nach der Stelle ging, lag er ausgestreckt und stille da, die Wange auf dem Grase, das zwischen den Steinen hervorwuchs. Ich rüttelte ihn, doch er rührte sich nicht, und wir trugen ihn in den Saal des Lazareths, wo wir Belebungsversuche mit ihm anstellten. Allein umsonst; der Arzt sagte, daß ein Herzschlag ihn getödtet habe. Gestern Nachmittag haben wir ihn zur Ruhe bestattet."

Sie hörte jedes Wort mit stummer Fassung, und nur die Thränentropfen, welche unaufhaltsam aus ihren Augen drangen, ließen ihren Schmerz erkennen. Als der Mann seine Erzählung geendet hatte, fragte sie ihn, ob sie das Grab sehen dürfe.

Er nahm einen schweren Schlüssel von der Wand und bat sie, ihm zu folgen. Der Weg führte durch den breiten, gepflasterten Flur des Lazareths, und von dort gelangten sie über einen Hof in eine Art Garten mit steifen, abgezirkelten Beeten und wenig Bäumen, die von der Scheere des Gärtners beschnitten und in ihrem natürlichen Wachsthum gehindert waren, damit ihr Schatten dem Boden nicht noch mehr von dem durch hohe Seitenmauern geschmälerten Licht entzöge.

Eine starke Mauer umgrenzte den Kirchhof und trennte ihn von dem kleinen Garten. Sie ward von einer dichten Reihe Tannen und Rüstern wie von einem düstern Kranze überragt und eine wilde Dornenhecke hegte den Raum noch zum Ueberfluß von innen ein. Schon begann der Abend den stillen Ort in seinen feuchten Schleier zu hüllen, und als Anna ihre Augen aufhob und die Zahl der grünen Hügel durchirrte, um den frischesten darunter zu suchen, fand sie ihn nicht. In langen Reihen lagen die Gräber nebeneinander, und auf der Spitze eines jeden stand ein Kreuz, in dessen Holz der Name und Todestag des Verstorbenen gebrannt war.

„Drüben an der andern Mauer liegt es," sagte der Schließer, indem er auf ein Grab deutete und den schmalen Steig einschlug, der sich längs der Dornenhecke um den Kirchhof zog. In einer Ecke, wo die Ulmen und Tannen ihre Aeste friedlich vereinten, stand er stille. Das Mädchen wies mit der Hand auf einen Hügel, der erst eben mit frischem Rasen bedeckt worden war.

„Nein," sagte der Mann, „darunter liegt ein Soldat, der in der Wuth seinen Hauptmann erschossen hatte und auf lebenslang verurtheilt war. Dies hier ist es."

Sie ließ ihre Augen über den Hügel hinstreifen, wandte den Kopf nach dem Schließer um und heftete einen Blick auf ihn. Er verstand sie, denn er kehrte sich ab und schritt einem andern Theil des Friedhofes zu. Niemand störte sie, als sie mit gerungenen Händen dastand und ihre Augen in das Gras des Hügels versenkte. Sie hörte nicht das leise Sausen in den Zweigen über ihrem Haupt, sie vernahm nicht das Läuten der Todtenglocke, die mit dumpfen Schwingungen Kunde davon gab, daß Gott aus der Schar derer, die hinter diesen Mauern seufzten, wieder eine Seele vor sein Gericht gefordert habe, auch sah sie nicht, daß der Mond ruhig und milde über dem Kranz der Baumeinfassung erschien und zu ihr herablickte. Als der Schließer eine Viertelstunde und noch länger auf sie gewartet hatte und nach der Stelle zurückkehrte, fand er sie bewußtlos auf dem Grabhügel, die Hände am Stamm des hölzernen Kreuzes festgeklammert.

Und dennoch war das Herz der kleinen Anna nicht gebrochen. An ihr erfüllte sich das Wort des Dichters, welcher sagt:

Ein dünner Faden ist das Leben,
Doch aber zäh, unendlich zäh;
Er überdauert Lust und Beben,
Er überdauert Wonn' und Weh.

XXIII. Das Ende.

Niemand im Dorfe erfuhr, was in dem Hause der Frau Meisterin vorging. Die Gardinen vor den kleinen Scheiben waren und blieben dicht geschlossen, als dürfe weder Sonne noch Mond in die Zimmer blicken, welche ein einziger Augenblick in eine Stätte des Jammers verwandelt hatte. Noch hing der Kranz über der Thüre, doch verdorrt, wie das Glück des Hauses. Wenn Immanuel herüberkam, was er jeden Abend that, ging er nicht durch das Dorf, sondern über die Wiesen und durch den kleinen Küchengarten, und auf sein Klopfen erschien die alte Schwägerin, um ihn einzulassen und die Hinterthüre sogleich wieder zu verschließen. Einmal hatten zwei neugierige Dorfmädchen sich abends hinter dem Gebüsch am Zaune versteckt, um auf irgend ein Ereigniß zu warten, aus dem man entnehmen könne, was eigentlich mit der Meisterin vorginge.

Als die alte Kirchenuhr eben neun geschlagen hatte, hörten sie Schritte aus dem Hause kommen, die sich in dem kleinen Garten hin

und her bewegten und von zwei Personen herzurühren schienen. Nach einigen Minuten öffnete sich die Pforte und zwei dunkle Gestalten, von denen die eine der andern stützend den Arm reichte, schritten langsam um die Mauer des Kirchhofes. Die wenigen Worte, welche sie wechselten, konnten die beiden Lauschenden nicht verstehen, aber an den Stimmen erkannten sie Immanuel und die Frau Meisterin. Als sie ihren stillen Gang um den Kirchhof dreimal gemacht hatten, trat der Mond hinter einer schwarzen Wolke hervor, und in demselben Augenblick sprach die Frau einige hastige Worte zu ihrem Begleiter, worauf derselbe sie dem Hause zuführte und mit ihr darin verschwand.

Es war ein räthselhafter Zustand, in dem sich die Meisterin seit jenem Sonntag befand, wo die jähe Schreckenskunde ihr auf eine halbe Stunde Sprache und Empfindung geraubt hatte. Ihr Körper schien nicht zu leiden, und sie stand morgens zu gewohnter Stunde auf, beschäftigte sich wie sonst mit Handarbeiten und verrieth weder ihrer Hausgenossin noch ihrem Sohne den Zustand ihres Gemüths.

Einmal sagte sie, daß sie am liebsten mit Immanuel in eine fremde Gegend ziehen möchte, und er versprach, diesen Wunsch zu erfüllen, denn auch ihm dünkte es eine Erleichterung, an einem Orte zu leben, wo nicht jeder Anblick ihn an seinen unglücklichen Bruder erinnerte. Als er bei dieser Veranlassung, von seinem Gefühl überwältigt, die Thränen nicht zurückhalten konnte, sprach seine Mutter ruhig, er möge sich fassen, sie wären hoch gestiegen und tief gefallen, aber sie müßten ihr Geschick trotzdem tragen, wie so viele andere Menschen, deren Glück und Ehre von gottlosen, leichtsinnigen Kindern und Geschwistern unter die Füße getreten würde.

„Aber der Schmerz über sein eigenes Unglück! Ich weine, wenn ich mich in seine Seele hineindenke!" rief Immanuel und wandte sein Gesicht ab, um das Staunen zu verbergen, welches die Worte seiner Mutter ihm erregten.

„Wer sich nicht vor frevelhaften Thaten scheut, nimmt die Strafe dafür anders hin und findet sich mit seinem Gewissen eher ab, als rechtschaffene Menschen sich vorstellen können," erwiderte sie in kaltem Tone. Als aber Immanuel sie verlassen hatte, rang sie wimmernd die Hände, durchlas Annens Brief noch einmal, wankte nach ihrem Schrank und suchte aus dem geheimsten Winkel desselben die rothen Knäule hervor, um sie mit wüster Hast aufzurollen und unter den fünf zerknitterten Blättchen Papier nach dem einen zu suchen. Es war nicht darunter, und jetzt wußte sie, was sie bisher nicht gewagt hatte zu erforschen.

Von dieser Stunde an ging eine Veränderung mit der Frau Meisterin vor. Sie hatte bisher alle Kraft ihres Geistes daran gesetzt, ergeben und stark zu erscheinen, aber jetzt wuchs das volle Bewußtsein ihrer Verschuldung mit furchtbarer Gewalt über alle andern Schmerzen ihrer gequälten Seele empor. Der wenige unruhige Schlaf ihrer früheren Nächte verließ sie ganz, und als nach wenig Tagen ein neuer Brief von der Post kam, lag sie schon abgemattet und hinfällig auf ihrem Lager. Mit dem Briefträger zugleich erschien Lisette, um wieder zu fragen, ob sie die Meisterin nicht endlich von Angesicht zu Angesicht sehen könne. Immanuel, der drinnen bei der Kranken war, kam heraus, um die junge Frau zu bitten, sie möge warten, bis er seiner Mutter den Inhalt des Briefes mitgetheilt habe. Als er eine Minute im Schlafzimmer der Meisterin gewesen war, hörten Lisette und die Schwägerin einen lauten, durchdringenden Angstschrei und eilten unter bösen Ahnungen hinein.

Die Frau Meisterin lag mit gebrochenen Augen auf ihrem Bette; Immanuel stand vor ihr, und seine Hand, die den Brief hielt, zitterte wie Espenlaub. Dieser Brief brachte die Kunde, daß der Gefangene auf der Festung von einem schnellen Tode ereilt und dort begraben sei.

Noch in derselben Stunde bat die Mutter ihren Sohn, ihr das Abendmahl zu reichen. Während er sich auf die heilige Handlung vorbereitete, schrieb sie einige Zeilen, die sie an ihn adressirte, versiegelte und unter ihrem Kopfkissen verbarg. Als Immanuel in seiner Amtstracht, die Bibel und den Kelch in der Hand, eintrat, fand er sie knieend vor dem weißbedeckten Tische, auf welchem die beiden Altarkerzen brannten. Sie legte das Sündenbekenntniß mit fester Stimme ab und folgte seinen tröstenden und ermahnenden Worten mit tiefer Andacht, während der junge Seelsorger zuweilen inne halten mußte, weil ihm die Sprache vor Bewegung zu versagen drohte.

Am nächsten Tage ging es mit der Meisterin zu Ende. Sie verlor zum zweiten Male die Sprache und verschied nach kurzem Kampfe. Auf dem Tische neben dem Kopfende ihres Bettes fand Immanuel die Bibel; zwischen den Blättern, welche den einundfünfzigsten Psalm, den Bußpsalm Davids enthielten, steckte ein Brief. Immanuel erbrach ihn und las das Schuldbekenntniß seiner Mutter und die an Anna gerichtete Bitte um Vergebung. Er sandte dieser den Brief und schrieb ihr, daß er fortan als Bruder für ihre Zukunft sorgen und ihr Wohl auf seinem Herzen tragen wolle. Die Antwort erfolgte umgehend und lautete:

„Zuerst empfange meinen Dank für Dein Anerbieten, mir in Deinem künftigen Hause Obdach und Versorgung zu gewähren. Ich nehme es an und will Dir in schwesterlicher Liebe und Treue dienen und für Dein Wohlergehen sorgen, so weit es in meinen Kräften steht, im Fall Du in eine Bitte willigst, welche auch für Deine Zukunft entscheidend ist. Mein lieber Immanuel! wir hatten uns das Leben lieblich und schön gedacht, und wenn ich den Blick zurückwende in das vorige Jahr, als die Wiesen sich mit Blumen zu schmücken begannen und die Linde auf dem Hügel am Walde in neuem Grün stand, so verdunkeln sich meine Augen und ich möchte meinen Kopf auf die Kniee legen und heiße Thränen weinen, allein ich darf es nicht! In dem Schmerz, daß ich dem, welcher sein Leiden jetzt überstanden hat, nicht sein durfte und konnte, was ich wollte, nämlich eine Trösterin in der Noth des Leibes und der Seele, in dem Schmerz, sage ich, ist meine Lebensbestimmung mir klar geworden.

„Du kennst die Schuld Deines Bruders, hast erfahren, daß er sie erkannt hat und mit Gott versöhnt gestorben ist. Was ich ihm nicht sein durfte, will ich andern werden, die hinter eisernen Gittern und Riegeln und von feuchten Mauern eingeengt, ihr Leben verwünschen oder von dem Gefühl ihrer Schuld zu Boden gedrückt, von menschlicher Liebe und Güte ausgeschlossen, nicht die Kraft haben der Besserung ihres Herzens nachzudenken. Wie süß wird Dein und mein Lohn sein, wenn es uns gelingt, einen dieser Unglücklichen, durch die herzliche Theilnahme, welche wir ihm entgegenbringen, Vertrauen zu uns fassen zu sehen und ihn die unwandelbare Gnade ihres Erlösers kennen zu lehren, die den reuigen Sünder noch annimmt und die Flügel liebend über ihm ausbreitet, wenn die menschliche Gesellschaft ihn schon geächtet und aus ihren Grenzen gestoßen hat! Wie groß wird unsere Freude sein, durch Mitgefühl und Achtung für das Gute, welches in ihm geblieben ist, seine Selbstachtung zu erwecken und zu heben, ihm Vertrauen zu sich selber einzuflößen! Du, mein Bruder, der Du so milden Herzens und so freundlich bist, siehst hier ein großes und fruchtbares Arbeitsfeld vor Dir. Höre auf meinen Ruf, Gott spricht durch meinen Mund zu Dir! Die heiße Liebe, welche wir für den Verstorbenen hegten, muß über sein Grab hinauswirken, wenn ich Ruhe und Befriedigung finden soll. Komm zu den Verlornen, zu den Verirrten, die in der Tiefe der Gefängnisse seufzen und die Arme nach einem Herzen ausstrecken, an das sie sich klammern können, das ihnen Rath und Hilfe in die Nacht ihrer Verlassenheit bringe! Willst Du nicht auf meinen Ruf hören, so muß ich meiner Bestimmung allein nachgehen und keine Schwierigkeiten sollen mich davon abschrecken.

„Vor mir liegt ein Buch; es enthält die Lebensbeschreibung der Elisabeth Fry. Als ich die Stelle las, welche schildert, wie sie mit der Bibel in der Hand den Verbrecherinnen in Newgate entgegentrat, entschied sich mein ferneres Loos. Ich weiß, was mir bevorsteht und was ich wirken werde, wenn ich mich von dem Geist der Liebe treiben lasse.

„An dem hiesigen großen Criminalgefängniß ist die Stelle eines Predigers offen; man wird sie Dir nicht versagen, wenn Du Dich dringend darum bewirbst.

„Ich weiß, lieber Bruder, Du wirst keinen Strich durch diesen Brief ziehen, Du wirst ein freudiges „Ja!" darunter schreiben und mir die Hand zum Bunde reichen. Gott befohlen, mein lieber Immanuel! Es harrt verlangend Deiner Antwort entgegen

Deine Schwester Anna."

* * *

In Trauerkleidern und mit trauernden Herzen zogen die Bewohner der beiden Dörfer am nächsten Sonntage zur Kirche, um die Todtendanksagung für die beiden heimgegangenen Glieder der Gemeinde zu hören und denselben dadurch die letzte Ehre zu erzeigen. Das Gotteshaus war zu klein, um die Menge der Andächtigen zu fassen; viele mußten vor den geöffneten Thüren draußen auf dem grünen

Friedhof stehen, und als der alte Pfarrer am Schluß der Predigt seine Stimme wieder erhob und die Worte an ihre Ohren drangen: „Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, zwei Glieder dieser Gemeinde durch einen seligen Tod zu sich zu nehmen,“ da fielen sie alle, dem Beispiel des leidtragenden Sohnes und Bruders folgend, auf ihre Knie, um für den ewigen Frieden der beiden Entschlafenen zu beten und ihrem Andenken ungestört nachzuweinen. Es war ihnen nicht verborgen geblieben, daß der Gram um die Schuld und den Tod ihres Sohnes der braven Frau Meisterin den Todesstoß versetzt hatte, allein es gab nur wenige unter ihnen, welche wagten, einen Stein auf ihn zu werfen. Sie hatten ihn ja alle von Kindesbeinen an gekannt und geliebt, und wußten sich nicht zu entsinnen, daß er einem Kinde etwas zu Leide gethan, oder den Wurm auf seinem Weg zertreten hatte; die Welt draußen war so böse, die Verführung so groß, und schwer wie seine Schuld war seine Strafe! Dies sagten sich die guten Dörfler, wenn sie seiner gedachten, was oft geschah, und wenn sie einander gefragt hätten, wessen Verlust sie tiefer beklagten, den der Mutter oder des Sohnes, sie würden alle nur eine Antwort bereit gehabt haben.

Nach wenig Monaten verloren sie auch den letzten der kleinen Familie. Herr Immanuel, ihr junger, lieber Seelsorger, sagte der Gemeine Lebewohl, um als Gefängnißprediger in die große Stadt zu gehen, in der sein Bruder gestorben war. Die kleine Anna zog zu ihm, um sein Hauswesen zu führen, wie man sagte. Sie kehrte nie wieder in ihre frühere Heimat zurück, doch schrieb sie zuweilen an Lisetten, die treue Freundin ihrer Jugend, und auch noch einmal an den jungen Bauern Franz, der, als er alles erfuhr, ihr keinen Groll nachtrug, sondern sie in der Güte seines Herzens sogar vertheidigte, wenn jemand ihre Handlungsweise angriff und sie ein thörichtes Geschöpf nannte.

Viele Jahre lang stand das Haus der Frau Meisterin leer. Thüre und Fenster blieben verschlossen, und die Pforte des kleinen Gartens öffnete sich nicht mehr. Nur der Nußbaum rauschte leise am Giebel wie in alter Zeit; im Frühling und Sommer spielte sein Schatten auf dem verlassenen Platz an dem steinernen Tisch, und im Herbst streute er sein Laub auf den Boden, das den Winden zum Spiel ward, und seine Früchte, die an der feuchten Erde verrotteten, ohne daß sich eine Hand ausstreckte, um sie aufzulesen.

Auch das süße, kleine Lied der Grasmücke war verstummt; vielleicht hatte der Sturm ihr Nest hinuntergeweht, oder es gefiel ihr nicht mehr in den einsamen Zweigen und sie wohnt jetzt an einem andern glücklichen Ort.

Als aber nach Jahren ein neuer, thätiger Pfarrer in die Dorfgemeinde kam, verwandelte sich das Haus in ein kleines Hospital für die arbeitsunfähigen Armen der beiden Dörfer. Doch diese Neuerung hob nicht das Andenken an das Vergangene auf, und noch in später Zeit erzählten die Alten den Jungen die traurige Geschichte von der Frau Meisterin und ihrem Sohn.

Deutsche Märchengestalten.

III. Aschenbrödel.*)

Aus den Sagen der norddeutschen Uferlande, die schon in frühen Zeiten über See zu den Angelsachsen und Scandinaviern, ja bis ins südliche Deutschland sich verbreiteten und die uns die neuere germanische Forschung aus tiefem Schutte wieder ausgegraben hat, leuchtet eine anmuthige, edle Frauengestalt hervor: Gudrun, die Tochter des Friesenkönigs Hettel und Hildens von Irland. Sie hatte sich Herwig, dem König von Seeland verlobt, worauf Hartmut, ein von ihr abgewiesener Freier, die Abwesenheit ihres Vaters und ihres Bräutigams benutzte, um sie in sein normännisches Heimatland zu entführen. Dort bewirbt sich der junge Königssohn vergeblich aufs neue um ihre Liebe; sie will auch in weiter Ferne und, von aller Hoffnung abgeschnitten, Herwig die gelobte Treue bewahren. Hartmuts Mutter sucht sie mit Gewalt zu nöthigen, ihm ihre Hand zu reichen.

> Da sprach zu Hartmuten die üble Gerlind:
> „Der Weise weiß zu ziehen ein unberathnes Kind;
> Wollt ihr mich, Herr Hartmut, sie erziehen lassen,
> So hoff' ich's noch zu fügen, daß sie ihre Hoffahrt übt mit Maßen.“

Hartmut willigt ein; und

> erbarmungslos ergießet
> Nun sich wild der Kön'gin Groll — —
> (Sie) zwingt zu niedrigstem Geschäfte
> Roh die königliche Maid,
> Ueberlastend ihre Kräfte,
> Stets mit neuer Pein bereit.

Gudrun muß der Königin Zimmer heizen und selber die Brände schüren, sie muß „mit ihrem Haar den Staub von Schemeln und Bänken streichen“ und die Wäsche am Meeresstrande in Wind und Wetter besorgen, ja selbst Schläge muß sie erdulden. Jahrelang erträgt sie solche Schmach, ohne zu wanken; nur dem Sturme vertraut sie ihre Klage und ihre Botschaft an Bruder und Bräutigam;

> O möcht' er brausend schweben
> Und geben euch Bericht:
> „Wohl lass' ich hier das Leben,
> Die Treue laß ich nicht!“

Ein Vogel verkündet ihr endlich die nahende Erlösung; sie wird befreit, und Herwig führt sie heim als sein Gemahl.

In zahlreichen Geschichten tönt diese idyllische Episode der Sagenwelt nach bis auf unser Hausmärchen vom Aschenbrödel oder Aschenputtel, wie es Grimm nach der hessischen Ueberlieferung genannt hat. Ursprünglich bedeutet das Wort einen Küchenjungen, der in der Asche brodelt, und wird in dem Märchen häufig von einem jüngeren Königssohn gebraucht, der, für dumm gehalten, seine erste Jugend in der Asche der Küche zubringt, bis er endlich sich herausmacht und seine älteren Brüder bald weit überragt; aber der Name ist alsdann auf die dritte oder jüngste Tochter übergegangen, die im Schmutz der Küche schwere Arbeit verrichtet, und der zuletzt für ihr Aschengewand königlicher Schmuck zu Theil wird. Aus Grimms „Anmerkungen zu den einzelnen Märchen“ ersehen wir die vielgestaltige Erscheinung unseres Aschenputtels, aus seinem Wörterbuche die mannigfaltigen Namen, die die Heldin im Norden und Süden empfangen hat. So heißt sie in Holstein: Aschenpöselken oder Sudelsödelken, in Pommern: Aschpuck, in Schwaben: Aschengrittel (Gretchen in der Asche) oder Aeschengrusel ꝛc. Aber wie verschieden auch in verschiedenen Jahrhunderten und bei verschiedenen Völkern die Anwendung und Gestaltung: unwiderrufliches Heimatrecht hat sich die Erzählung bei uns erworben, wie wir sie von Grimm in seinen Kinder- und Hausmärchen kennen gelernt haben und wie sie uns in einem Hauptmomente Roland Risses Bild darstellt.

Wie ein Vogel der schmählich erniedrigten Königstochter Gudrun die langersehnte und erflehte gute Botschaft bringt, so sind auch unserm zur Königstochter auserkorenen Aschenputtel die Vögel dienstbar. Als die Stiefmutter ihr die unausführbar scheinende Aufgabe zuertheilte, die in die Asche geschüttete Schüssel Linsen in zwei Stunden auszulesen, da ging das Märchen durch die Hinterthür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

> die guten ins Töpfchen,
> die schlechten ins Kröpfchen.“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an: pik, pik! und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder heraus.“

So war Aschenputtel schon eine Herrscherin, ehe sie von dem Königssohn dazu auch vor aller Welt erhoben wurde.

* * *

Wie Uhland die deutsche Poesie dem Dornröschen verglichen, so könnte man sie auch dem Aschenbrödel vergleichen. Jahrhunderte lang

*) Vgl. Nr. 36. S. 572. Nr. 40. S. 630.

Aschenbrödel und ihre Schwestern.

Nach seinem Gemälde auf Holz übertragen von Roland Risse.

Digitized by Google

hat sie in der Asche und im Staube gesessen und ist neben ihren hochgeputzten und eitel prunkenden Stiefschwestern, der Stuben- und der Gelehrtenreimkunst übersehen und vergessen worden, bis es ihr endlich gelungen, die Magdgestalt wunderbar abzustreifen und mit dem ihr zukommenden Schmuck ans Licht zu kommen, wo sie denn auch bald in ihrer unvergleichlichen Schöne erkannt und — trotz aller Gegenbemühungen ihrer Rivalinnen — auf den Thron gehoben worden ist. Und heute herrscht sie — wenn auch in keiner anderen Gestalt — doch als Märchen im Königsschloß, wie in der niedrigsten Hütte und ist beliebt unter Jung und Alt.

Robert Koenig.

Ein Diner in einer Berliner Volksküche.

Von **Theodor Coßmann.**

Es war ein schöner Spätsommervormittag, die Luft erfrischend, der Himmel klar und blau, und ich ging im Thiergarten spazieren, in der wohligen Stimmung, die der Dichter in den Worten schildert: „Und nichts zu suchen, das war mein Sinn.“ Ich hatte einen einsamen Weg eingeschlagen, weil ich den Lärm der Menge nicht sehr liebe; plötzlich stieß ich an einen mir entgegen Kommenden. Mechanisch nahm ich den Hut ab und sagte höflich ein Wort gedankenloser Entschuldigung, da redete mich der andere mit einer, wie eine Erinnerung aus alter, guter Zeit bekannt klingenden Stimme an: „Ist's möglich?“

„Nicht nur möglich, sondern auch gewiß,“ sagte ich, „es kommt nur darauf an, was!“

„Bist Du's wirklich?“

„Auch das trifft zu, es fragt sich nur, wer?“

„Du bist Doris!“

O, wie mich dieser mein Spitzname aus längstvergangener froher Jugendzeit, aus der Zeit meines Studententhums plötzlich so mächtig ergriff, wie ein Zauberwort alte, langvergessene Bilder und Scenen mir vorführte!

„Und bin ich der Doris, so bist Du der Zick!“ sagte ich — seinen wahren Namen hatte ich längst vergessen, wenn ich ihn überhaupt je gekannt, wie er den meinen — und beide Hände streckte ich ihm entgegen, und wir schüttelten sie uns in alter herziger Weise.

Es ist wohl etwas Schönes um das Leben in einer großen Stadt; sie hat geistig so viel Anregendes, aber das Gemüth kömmt oft zu kurz darin; sie führt uns die ganze Menschheit nah und läßt sie uns lieben, — aber sie entführt uns dagegen den einzelnen Menschen, den wir schon lieben. Eine entlegene Wohnung, ein anderer Stadtbezirk genügt, um sich viele Jahre lang nicht zu sehen — und nicht einmal zu vermissen; man kömmt eben auseinander, und trifft man sich dann zufällig, weiß man kaum, hat man sich das letzte Mal vor einem halben oder vor zehn, vor zwanzig Jahren gesehen. Nur die Veränderungen, die mit dem andern, wie mit uns vorgegangen, zeigen, wie viel Jahre seitdem verflossen.

So ging es uns. Wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen, nicht gesehen seit der Zeit, wo wir beide hoffnungsfroh und stolz noch in das Leben hineinsahen; jetzt schauen wir beide schon zur anderen Seite hinaus. Aber von meines armen Zick Hoffnungen schienen nicht viele in Erfüllung gegangen. Sein Auge war noch freundlich und zugleich fest, energisch, wie sonst, und blickte mit inniger Liebe tief in das meine — aber er selbst sah etwas verkümmert aus, fadenscheinig im Anzuge, dem schwarzen Frack, mit der vornüber gebeugten Haltung des viel einsam Studirenden, lang und dünn.

„Dir geht es gut, ich sehe es,“ unterbrach er zuerst das Schweigen der Erinnerung; „Dein Blick wie Dein rundliches Aeußere sprechen von Zufriedenheit. Und ein Trauring auf der Hand, Du Glücklicher!“ setzte er hinzu, etwas seufzend, wie mir schien.

„Und Du?“

„O, davon ist nicht viel zu erzählen. Aber jetzt schweige und laß uns ruhig erst auf meinem Zimmer sitzen; die Erinnerungen und Bekenntnisse gehören ins Haus.“

Der Weg war nicht zu weit, mein Freund wohnte in der Friedrichsstadt, nahe beim Potsdamer Thor. Endlich saßen wir auf seinem Zimmer. Das alte Junggesellenstübchen mit dem harten Sopha, dem Bücherrück und der Unordnung des ewigen Studenten heimelte mich an; über dem Sopha eine Galerie Studentenconterfeis — auch meines, das ich selbst nicht mehr besaß, darunter — und mitten unter ihnen eine alte Corpsburschenmütze, zerstochen vom „Landesvater“. Ja, wir hatten oft gesungen: „Halten will ich stets auf Ehre“ — nun, weil er seinen Schwur nur zu treu gehalten, saß er hier und verkümmerte. Er bot mir keine Cigarre, aber die alte, liebe Pfeife, die nun so in Mißcredit gekommen, und bald dampfte sie, und er erzählte. Es war eben die alte, einfache Geschichte, seine religiösen und seine politischen Principien hatten ihn nicht zur Anstellung gelangen lassen, da er zu brav war, sie zu verstecken; er hatte viel gelernt, gute Examina bestanden, und war nun — Privatlehrer; hatte junge Taugenichtse, die in der Schule nicht gut gethan, zu unterrichten, und fristete somit ohne Protection ein Leben grade hinreichend, um nicht zu verhungern. Es gibt solcher viele in einer großen Stadt.

„Aber nun genug von mir, nun erzähle Du.“

Das war bald gethan; dann wagte ich die Frage nach Agnes; so hieß das junge, frische Wesen, das zu unsrer Zeit das Seminar besucht, und der Freund Zick sein Herz und seine Hoffnungen gewidmet hatte.

Eine eigenthümliche Bewegung zuckte über sein Gesicht. Vorbei! Vorbei! Für beide hatte sein Einkommen nie gereicht, seine Frau hatte er nicht um den Erwerb des täglichen Brotes arbeiten lassen wollen — dieses falsche, deutsche Ehrgefühl, an dem hier wieder ein Leben zu Grunde gegangen!

„Und nun komm, es ist Mittag, Du bist heut mein Gast, wir speisen zusammen,“ sagte er, etwas schelmisch lächelnd. „Und mache Dir keine Sorge wegen der Ausgabe, soweit reichen meine Mittel noch; sieh, dieses Geldstück, $2^1/_2$ Sgr. steht darauf, nehme ich mit, das reicht für beide.“

Entsetzt schaute ich ihn an.

„Komm nur, komm, Du sollst zufrieden sein!“ beantwortete er meinen Blick. Und wir gingen.

Bald kamen wir zur Kochstraße, nach Nr. 9, und sahen über einem freundlichen Kellereingang die Worte: „Erste Volksküche“. Ich folgte ihm hinein und sah an der Sicherheit seines Auftretens, daß er hier täglicher Gast sein mußte. Am Eingange kaufte er zwei Marken zu halben Portionen, die jede 1 Silbergroschen kostete, und für den übrigen halben Groschen zwei schmackhafte Schwarzbrötchen, und wir traten ans Büffet. Hinter demselben standen zwei ältere Damen, die jeden Eintretenden mit freundlichstem Tone fragten: „Rindfleisch oder Schweinefleisch?“ und dann gegen Empfang der Marke von dem mit weißen Porcellanschalen besetzten Tische jedem eine große oder etwas kleinere, je nachdem er eine ganze oder eine halbe Portion wünschte, mit Höflichkeit hinreichten. Wir nahmen unser Theil und setzten uns an einen sauber mit Wachsleinwand bezogenen Tisch; hier verzehrten wir unser Mittagsmahl, Kohlrüben mit Fleisch, in so vortrefflicher Zubereitung, wie sie nicht besser gewünscht werden kann, und so reichlich, daß ich meine halbe Portion nicht ganz bewältigen konnte; dazu tranken wir ein Glas Wasser, wozu Porcellankrüge mit Gläsern auf den Tischen standen. Da wir nahe am Eingange der großen, mit vielen Tischen und Bänken versehenen Lokalität saßen, konnte ich alle Gäste sehen und beobachten; es waren, wie es schien, Subalternbeamte, Commis, auch Gesellen im Arbeitsanzuge, Dienstmänner, und in einer besonderen Abtheilung, getrennt von den Männern, mehrere Frauen und Mädchen, Näherinnen u. s. w. Alle traten höflich heran, empfingen ihr Essen, verzehrten es mit Appetit — nur sehr wenige nahmen eine ganze Portion — es wurde kein lautes Wort gesprochen, alle benahmen sich anständig, und doch, was mir besondere Freude machte, es kam niemand mit dem Gefühl, ein Almosen empfangen zu haben, jeder wußte, er bezahle sein Mittagessen von seinem Verdienst, und mit dem Silbergroschen war es eben bezahlt. Es kamen sehr viele Gäste, und einige Mägde räumten schnell das gebrauchte Geschirr bei Seite, es in den hintern Räumen abwaschend, während aus der Küche fortwährend neue gefüllte Schalen vorgereicht wurden. Und so essen hier täglich in der Zeit von 11 bis 1 Uhr zwischen tausend und elfhundert Personen, aber meist halbe Portionen; durchschnittlich werden gegen 800 halbe nur 200 ganze verbraucht.

So aßen denn auch wir beide, und ich kann wohl sagen, dieser Mittag war mir sehr interessant — da kam eine nicht mehr junge Dame herein, ihre halbe Portion zu essen, sauber gekleidet, ein Tuch um, aber im bloßen Kopf, als ob sie aus nächster Nähe käme. Auch sie grüßte die Damen am Anrichtetisch in freundlich bekannter Weise; ihr ganzes Wesen zeigte auf den ersten Blick die Lehrerin und alte Jungfer, aber nichts von dem so oft mit Unrecht lächerlich Gemachten, sondern nur das Rührende dieses Standes. Als sie an uns vorüber ging, stand Freund Zick auf, bot ihr herzlich die Hand, sie sagten sich guten Tag, dann nahm er mich unterm Arm, und wir gingen hinaus.

„Das war Agnes," sagte er. „So sehen, so begrüßen wir uns seit zwei Jahren täglich — und das genügt zwei Leuten, die keine anderen Wünsche mehr hegen, die sich einst geliebt und nun noch immer lieb haben. Sie wohnt hier im Hause und ließ sich früher ihr Essen aus der Volksküche holen — wahrhaftig, wir hätten uns längst heirathen können, hätten wir früher unser gemeinsames Mittagessen mit 2 Sgr. herzustellen gewußt! — Da sah sie mich einmal etwas verstohlen hierher schleichen, um zu essen; ich dummer Kerl schämte mich noch! und seit der Zeit kömmt sie täglich herunter, ißt selbst hier, nimmt durch ihre Gegenwart jedes peinliche Gefühl fort, ich weiß, sie thut es, um mir das Beschämende zu ersparen, obwohl sie es nie gesagt. Und dann sehen wir uns täglich, und ein frischer Gruß stärkt uns zum Weiterarbeiten. Sollte einmal eins von uns beiden ein oder zwei Tage lang nicht hier erscheinen, wird das andre sich nach ihm erkundigen und thun, was dann noch zu thun bleibt. Daß wir nicht auf Vergnügungsreisen abwesend sind, versteht sich!"

Er war etwas trüb geworden; ich lud ihn ein, nun mit mir in einer nahen Conditorei den Kaffee und eine gute Cigarre zu genießen, und bald saßen wir hier wieder traulich beisammen. Das Diner selbst aber hatte mich so interessirt, daß ich mir von ihm Näheres über die Volksküchen mittheilen ließ, und was ich von ihm erfuhr und später in weiteren Nachfragen gehört, will ich hier wiedererzählen.

Man schilt so viel unsere „materialistische, selbstsüchtige" Zeit — und doch tritt in ihr, wie in keiner vorhergehenden, das Bestreben heran, sich der Armen anzunehmen. Es gab Zeiten, wo die Armen sich selbst helfen wollten, und wo dies natürliche Streben in Kampf und Unglück ausartete, weil die Reichen, die Besitzenden sich ihnen feindlich gegenüberstellten — jetzt gehen diese Bestrebungen gerade von den letzteren aus, und das ist das Große dieser Zeit, und das Princip wird zur Geltung gebracht: „Den Bettler verjage, dem Armen hilf!" Das verdanken wir dem Schultzeschen Genossenschaftswesen, daß das Princip der Selbsthilfe gegenüber dem zweideutigen und faulen der Staatshilfe zur Geltung kommt. Wer sich in redlicher Arbeit, im Kampfe des Lebens abgemüht und invalid geworden, für den mag die Allgemeinheit sorgen; wer aber arbeiten kann, der muß es selbst thun: Aber das Leben ist schwer und theuer; um es zu erwerben, muß der Mann den ganzen Tag arbeiten, die Frau ihn unterstützen. Da kann sie sich wenig um den Haushalt kümmern; das Mittagsessen zu bereiten, dem Manne zu bringen, kostet viel Zeit — und ißt der Mann im Speisehaus, so ist das immer theuer, denn hier stehen auch die verlockenden Getränke zur Hand; der Wirth findet sein Interesse darin, daß der Gast möglich viel verzehre, namentlich trinke, die schlechte Gesellschaft kömmt dazu — das Unglück bricht herein! Und immer stärker und ausgedehnter wird das Proletariat der großen Städte; ihm zu wehren, es zu befriedigen, ist die schwere Aufgabe dieser Zeit. Sie bewegte auch das Gemüth einer hier lebenden Dame, die jedem guten, gemeinnützigen Streben seit Jahren ihre regste Theilnahme und thatkräftige Unterstützung geschenkt, und die auch diese Frage in ihrem Sinne ventilirte, Frau Lina Morgenstern. Suppenanstalten, Armenküchen gab es schon, aber sie helfen nur dem Augenblick und schaden im ganzen, denn sie leisten der Faulheit, der Bettelei Vorschub und, Gottlob! es lebt noch so viel Ehrgefühl in den Arbeitern und Armen, die nicht Bettler sind, daß sie auch zu diesen nicht gerechnet werden wollen, daß sie sich schämen, Almosen zu nehmen. Darum fort mit dem Almosen! Dies sei verbannt aus unserem Wirken, fort mit den Armenküchen, sagte sich Frau Morgenstern; wir wollen Volksküchen gründen, wo jeder für den billigsten Preis, für die Herstellungskosten gesunde, kräftige Nahrung bekömmt, ein gutes, warmes Mittagessen. Sie theilte ihren Gedanken einigen ihr nahestehenden Damen und Herren, deren Eifer für gemeinnützige Werke sie kannte, mit — alle erfaßten ihn mit Begeisterung. Es wurde zu den ersten Herstellungskosten, der Miethe der Lokale, der Ausrüstung derselben, der Anschaffung der Utensilien, der Besoldung des Personals u. s. w. eine Sammlung veranstaltet, welche mit Einschluß eines Beitrages der Frau Kronprinzessin von 250 Thalern im ganzen circa 4360 Thaler ergab, und nun ging man an die Ausführung. Es wurden Committees ernannt, Statuten ausgearbeitet, kurz alles gethan, was die Verwirklichung einer Idee ad calendas graecas d. h. auf den Nimmermehrstag, in sichere Aussicht stellt — da riß der Schöpferin dieses Planes die Geduld. Am 31. Mai 1866 hatte sie den Gedanken der Volksküche erfaßt, und der Juli kam heran, ohne daß schon etwas Reelles geschehen war. Die Zeit war sehr drückend, die Arbeit stockte, der Krieg stand vor der Thür, die Cholera nahte — und noch immer Vorberathungen. Da nahm sie die Sache selbst in die Hand, unterstützt von dem freundlichen Entgegenkommen des Geh.-R. Krausnick, der ihr eines der sonst nur im Winter benutzten Armenspeisungslokale einräumte; sie erklärte: „In drei Tagen eröffne ich die Volksküche" (die erste, damals noch in jenem Lokal, in der Charlottenstraße), und sie hielt Wort! In drei Tagen waren die Vorsteher und Vorsteherinnen des gegründeten Vereins benachrichtigt, waren alle Utensilien angeschafft, Vorräthe gekauft, die Kochfrauen, Mägde u. s. w. gemiethet, und am 9. Juli 1866, nachdem am Tage zuvor Probe gekocht und das Essen verschenkt war, wurde die Volksküche eröffnet.

Noch war die Einrichtung getroffen, daß am Tage vorher Speisemarken gekauft werden mußten, damit danach der zu kochende Vorrath bemessen werden konnte; auch wurde nur Essen geholt, weil zuerst nicht auf das Verzehren an Ort und Stelle gerechnet wurde, und trotz dieser Uebelstände und Schwierigkeiten holten schon am ersten Tage über 100 Personen ihre Mahlzeit ab. Der Theilnahme der edlen Frauen des Aufsichtscommittees aber war es am meisten zu danken, daß die Speisekaufenden bald die Scheu verloren, welche ihnen das Lokal eingeflößt; es fanden sich schnell solche, welche um das bescheidenste Plätzchen am Herde baten, um ihr Essen dort verzehren zu können, bald mußte schon eine zweite Volksküche, in der Brunnenstraße, eröffnet werden. Diese aber hielt sich nicht, wie denn die Erfahrung gelehrt, daß solche Gegenden, in denen unter den Armen das Gesindel vorherrscht, von dieser wohlthätigen Einrichtung nur wenig Gebrauch machten. Das Umhertreiben und die Garküche des Kellerwirthes mit seinen Getränken, dem wüsten Treiben, der Unordnung ist ihnen lieber. Ja, selbst Zeiten großer Strikes zeigen merkwürdiger Weise eine Abnahme des Besuchs der Volksküchen; die feiernden Gesellen, die doch grade dann doppelt sparen mußten und darum gern das billige Mittagessen annehmen, treiben sich umher, führen in den Kneipen das große Wort, leben auf Regiments Unkosten und — schämen sich wohl auch vor den Fleißigen, Ordentlichen, die sie dort treffen. Also die Küche in der Brunnenstraße ging ein, desto mehr Zuspruch aber fand die erste, und als endlich der Besuch ein constanter wurde, so daß die vorherige Ausgabe von Marken sich als überflüssig erwies, als ferner die erste Volksküche nach einem helleren, freundlichen und geräumigen Lokale, in der Kochstraße, übersiedelte, so daß alle Gäste gern dort aßen und sich mit dem Krug Wasser begnügten, da andere Getränke gar nicht verabfolgt werden, war das Bestehen gesichert.

Noch einmal drohte dem Unternehmen Gefahr, als einige Herren des Vorstandes die Volksküchen zu einem lukrativen Privatunternehmen machen und deshalb die Frauen, die eigentlichen Schöpferinnen der Idee, aus dem Vorstande ausschließen wollten! Aber der Sturm wurde glücklich abgeschlagen, jene Herren wurden beseitigt, und seitdem gedeiht und blüht das Unternehmen herrlich.

Jetzt bestehen in den verschiedenen Stadttheilen elf Volksküchen des Vereins und eine zwölfte, von der wir später reden werden; im Juli d. J. z. B. sind 35,301 ganze und 149,209 halbe, im ganzen also 184,510 Portionen vertheilt worden, und Handwerker, kleine Beamten, Soldaten, Commis, Dienstmänner, selbst einige Studenten und Frauen und Mädchen aus dem Arbeiterstande, aus Geschäften und Fabriken, Lehrerinnen, ganze Familien mit Kindern, und Kinder allein, welche die in anderen Stadttheilen arbeitenden Eltern hier abonnirt haben, bilden die Stammgäste der Volksküchen; etwa $^1/_6$ derselben holen auch ihren Bedarf nach Hause.

Dabei trat schon die erste Volksküche dem Ziel der Selbsterhaltung bald so nahe, da fast täglich ein kleiner Ueberschuß blieb, daß schon im März 1867 ein zur ersten Einrichtung erhaltener Vorschuß zurückgezahlt werden konnte. Freilich ist das nur möglich, indem durch Masseneinkauf billige Preise erzielt und immer nur die besten Waaren genommen werden, bei denen nur geringer Abgang zu be-

fürchten ist; auch wird alles benutzt: von dem Abfallfett und den Knochen wird Seife gekocht, die nicht nur zum Selbstbedarf ausreicht, sondern noch etwas zum Verkauf übrig läßt u. s. w. Nur dadurch kann bei so billigem Preise so gutes Essen gereicht werden. Außerdem hat die Chemie des täglichen Lebens so tief auch bei unseren Hausfrauen Wurzel gefaßt, daß die Vorsteherinnen dieser Anstalten sehr wohl wissen, welche Früchte, welches Fleisch den größten Nahrungsstoff enthalten, um danach den Bedarf zu regeln, ferner welche Zubereitungsart die praktischste ist u. s. w. Gekocht wird übrigens nicht mit Dampf, weil sich diese Methode nicht bewährt hat. Was das Essen selbst betrifft, so wird ein Pfund vom besten Rindfleisch zu 5 bis 6, 1 Pfund Schweinefleisch oder geräucherten Speck zu 9 bis 10 Portionen genommen; übrigens wird das Fleisch stets im Gemüse gekocht und so die ganze Kraft desselben, da keine Bouillon abgenommen wird, dem Essen zu Gute gethan. Nach den Jahreszeiten wechselt nun die tägliche Speisekarte. Hülsenfrüchte mit Kartoffeln, Kohl, grüne Erbsen mit Mohrrüben, Hirse, Reis, Sonntags Klöße mit Backobst u. s. w., stets mit einer der oben genannten Fleischsorten, und davon kostet eine ganze Portion, 1 Quart, 1 Sgr. 9 Pf., $^1/_2$ Portion, $^1/_2$ Quart, 1 Sgr. Ein halbes Quart aber reicht, wie das früher angegebene Zahlenverhältniß zeigt, für einen nicht zu angestrengten Menschen vollkommen zu einer Mahlzeit hin! Den guten, anständigen Ton erhält die Gegenwart der Damen des Vereins, welche stets am Anrichtetisch stehen und die Speisen verabfolgen, und daß letztere gut und schmackhaft sind, dafür wieder sorgen die Damen des Vorstandes, welche täglich, unter einander abwechselnd, die Küchen revidiren, die Gerichte kosten, die Wirthschafterinnen controliren u. s. w. So ist das Ganze wohlgeordnet und steht nun da als eine der schönsten Einrichtungen der Neuzeit, eine wahre Wohlthat für tausende, und eine Wohlthat in der schönen Bedeutung, welche unsere deutsche Sprache in dieses Wort gelegt: sie thut wohl, thut niemandem wehe, wie es so oft die zweifelhafte Wohlthat der Almosen thut.

Wir haben eben von einer zwölften, außerhalb des Vereins stehenden Volksküche gesprochen; es ist dies die jüdische, koschere. Schon im vorigen Jahre war in der Armencommission der hiesigen jüdischen Gemeinde der Antrag gestellt worden, auch ihren Glaubensgenossen die Möglichkeit solch billigen Mittagessens zu verschaffen; es wurde aber dagegen geltend gemacht, man würde dadurch nur die Trennung zwischen Christen und Juden dauernder machen, während man vielmehr darauf bedacht sein solle, dieselbe möglichst bald schwinden zu lassen. So verging mit Für- und Widerdebattiren das Jahr, und das neue war schon angebrochen, da faßte einer der Herren, die den Antrag gestellt, den Entschluß, denselben ganz fallen zu lassen und auf eigene Hand mit der Ausführung vorzugehen. Es war dies Herr Löwenberg; er verband sich mit noch einigen Herren und mehreren Damen, deren Namen in der Gemeinde um ihrer Wohlthätigkeit willen hochgeachtet sind, so besonders mit der überaus thätigen Frau Lipmann Wulf, holte sich bei Frau Morgenstern den gern ertheilten Rath, veranstaltete Sammlungen, und im Mai d. J. wurde die jüdische Volksküche an der Spandauer Brücke eröffnet. Ich habe später auch hier einmal gegessen und hatte große Freude; das Lokal war sauber und freundlich, die Einrichtung ganz dieselbe wie in den Vereinsküchen; hinter dem Büffet standen junge Damen und reichten mit freundlicher Anmuth die Speisen, unter den Gästen sah ich Christen und Juden, und unter den letzteren auch s. g. polnische, sowie einige jüngere Leute, Seminaristen, wie mir gesagt wurde, und da das Essen streng nach jüdischem Ritus bereitet wird und Waschschalen und Handtücher vorhanden sind, damit die Frommen erst die vom Gesetz vorgeschriebenen Gebete und Waschungen verrichten können, ehe sie sich zu Tische setzen, so fand ich hier eben die rechte Toleranz, indem jede Richtung hier vertreten war und niemand sich in in seiner Freiheit beengt fühlte. Zu der feierlichen Eröffnung hatte die Königin einen namhaften Geldbeitrag gesandt und durch ihren Cabinetssecretär anzeigen lassen, daß nur ihre Reise sie verhindert habe, persönlich der Feier beizuwohnen, wie die hohe Frau es mit den Vereinsküchen gethan, die sie noch nachmals öfter besucht, stets die Speisen kostend, Geschenke für das Personal zurücklassend und mit den Vorsteherinnen sehr befriedigt über das Unternehmen sich unterhaltend. — Wie sehr auch die jüdische Volksküche Bedürfniß ist, zeigt, daß die Speiseräume für Männer und Frauen fortwährend besetzt sind, zwischen 300 und 400 essen täglich dort, viele Familien lassen sich ihr Essen holen und die, welche sich sonst des Mittags nicht satt essen konnten, sich mit Brot und Kaffee behelfen mußten, ohne Kraft davon zu haben, danken jetzt den Unternehmern dieser Küchen aus ganzer Seele, daß sie und die ihren jetzt täglich eine kräftige, gesunde und billige Nahrung haben. Denn die Preise sind in den Vereinsküchen und in der jüdischen Volksküche dieselben.

Das alles habe ich durch Fragen und eigene Anschauung erfahren; den Anlaß dazu gab mir Freund Zick. Ihn selbst aber habe ich seitdem nicht wieder gesehen — wir wohnen eben in verschiedenen Stadtgegenden.

Ein deutscher Abgeordneter.

Wenn von irgend einem unserer berühmten Zeitgenossen in Deutschland das Schillersche Wort gilt, daß von der Parteiengunst und Haß verwirrt sein Charakterbild in der Geschichte schwanke, so gilt es gewiß von Dr. Karl Braun, dem Abgeordneten für Wiesbaden im Reichstag und Preuß. Abgeordnetenhaus, Anwalt beim Obertribunal in Berlin. Kaum vergeht ein Tag im Jahre, an welchem ihn nicht ein Theil der deutschen Tagespresse mit Ingrimm angriffe. Mit wie viel Grund, mag die nachfolgende kurze Schilderung seines Lebens und Wirkens zeigen. Für die Wahrheit jeder einzelnen Thatsache seines Privatlebens bürgen zahlreiche Zeugen; sein öffentliches Leben aber liegt vor uns in seinen Thaten und Reden.

Dr. Karl Braun ist geboren am 20. März 1822 in einem nassauischen, vormals oranischen Landstädtchen an der Lahn. Sein Vater war Rector eines Progymnasiums, ein eifriger Verehrer der altklassischen Literatur, zu deren Studium er auch den Sohn zu bestimmen hoffte. Dieselbe Vorliebe für die Geisteswelt der Griechen und Römer hatte Karl Braun schon in früher Jugend in sich aufgenommen; er war entschlossen, dem Studium der Alten sein Leben zu widmen. Als Student der Philologie bezog er, nachdem er das Gymnasium in Weilburg durchlaufen hatte, 1840 die Universität Marburg, wo er unter Karl Friedrich Hermanns Leitung ein eifriges Mitglied des dortigen philologischen Seminars war. Hermann wirkte später in Leipzig. Braun verdankte diesem berühmten Gelehrten soviel Anregung, daß er schon damals, also in einem Alter von etwa 19 Jahren, eine Uebersetzung mehrerer Komödien des Aristophanes und eine Anzahl altgriechischer Gedichte im Sinne und Stile der Anthologia Graeca herausgab. Urplötzlich aber überkam ihn mitten in diesem freudigen Schaffen und Einleben in die ewige Schönheit der griechischen Welt ein unerklärlicher Ueberdruß an seinen bisherigen Studien. Es war ihm, als schaue das volle warme Leben der Gegenwart, mit dem rollenden Blute der Jugend und der ernsten Mahnung zur Betheiligung an den Freuden und Leiden unseres Volk mitleidig in die klösterliche Abgeschiedenheit seines Studirzimmers, wo alte Versfüße abgezählt wurden und die Sorge um die richtige Lesart einer zweifelhaften Stelle des Urtextes des Nachts den Schlaf von seinem Lager scheuchte. So plötzlich wie die Erkenntniß seiner innern Natur ihm aufging, die ihn mit glühender Begier zum Studium aller Seiten des modernen Lebens anspornte, so schnell faßte er seinen Entschluß für die Zukunft. Mit dem festen Vorsatz, Jura zu studiren, begab er sich im Herbst 1841 nach Göttingen und sagte Marburg und Hermann und den Griechen Lebewohl, wie er meinte, für immer.

Noch heute wissen die bemoosten Häupter der Georgia Augusta zu erzählen, was für ein lustiges Leben in die Kneipe der Hasso-Nassoven einzog mit dem Tage, da der Student der Rechte Karl Braun in Göttingen immatriculirt wurde. Einen so kühnen Senior, wie die Hasso-Nassoven in Braun, der sein Tagewerk so redlich theilte in Fechtboden, Reiten, Schwimmen, Mensur, Kneipe und andere freie Künste, hatte in der damaligen Zeit keine andere Verbindung Göttingens aufzuweisen; nur die Hannovera durfte von sich rühmen, daß sie in einer für das academische Gedächtniß grauen Vorzeit (d. h. wenige Jahre zuvor) in dem märkischen Junker Otto v. Bismarck-

Schoenhausen einen gleich gefürchteten Senior besessen habe. Aber diese Zeiten und Thaten gehörten längst dem academischen Sagenkreis an, den die wenigen ewigen Studenten der Nachwelt vererben. Der neue Senior der Hasso-Nassoven hatte aber in einem für seine Freunde höchst beunruhigenden Grade etwas an sich, was der Student nie dulden darf; er spann sich in den dichtesten Schleier des Geheimnisses. Mitten aus den heitersten Festen verschwand er plötzlich tagelang; niemand wußte wie, warum, wohin? Mit der ganzen Schlauheit und Strenge und Macht des academischen Bierstaates wurden die geheimen Wege des Seniors umstellt. Man hatte sich verschworen, am Ende seiner Maulwurfsgänge ein Liebesverhältniß zu entdecken. Aber die Schleichwege des Seniors endeten zum sprachlosen Entsetzen seiner Kundschafter — in den kühlen Klostermauern der Universitätsbibliothek. Dort wurde er entdeckt, versenkt in das andächtigste Studium der alten griechischen Meister. Und wenn die Freunde ihn neckten wegen der alten stillen Liebe zu den Tagen und Werken des Sophokles und Demosthenes, so gab er verschämt die Antwort, daß ihn nur und allein die Hitze des Sommers zwinge, in den kühlen Mauern Zuflucht zu suchen. Damit aber die academische Welt auch die Früchte seines antiken Geistes genieße, schrieb er auf fliegende Blätter eine ganze Anzahl griechischer und lateinischer Uebersetzungen deutscher Gedichte, die noch heute in der Georgia Augusta von Mund zu Mund getragen werden.

Auch das Reglement des Göttinger Carcer hatte an ihm seinen Barden gefunden. Er hatte das Reglement in sehr zierliche singbare Reime gebracht, welche die lustigen Insassen des academischen Gefängnisses zum großen Schmerze des Senats und der Nachbarschaft jeden Morgen ganz früh feierlich abzusingen pflegten. Diesem rhapsodischen Vortrag der Carcerordnung durch die gefangenen Musensöhne vermochte der hochwohlweise Senat der Georgia Augusta nur dadurch ein Ende zu bereiten, daß er die Carcerordnung nach seiner Ansicht dem Geiste des 19. Jahrhunderts mehr anpaßte, so daß die Braunschen Verse von selbst außer Curs gesetzt wurden. Inzwischen aber war der Homer des Göttinger Carcers von der gerechten Vergeltung erreicht und in demselben Augenblick von dem großen Bannfluch des hochweisen Senats, d. h. der Relegation getroffen worden, in welchem sein Vater die sehr entschlossene Absicht kund gab, ihn daheim fortstudiren zu lassen; ein Erziehungsakt an erwachsenen Söhnen, den man in Hessen und Nassau mit dem poetischen Namen „einheimsen“ bezeichnet. Der Grund der Relegation Brauns liegt in einem von ihm selbst tief beklagten unglücklichen Hiebe auf der Mensur, welcher seinem Gegner ein Auge kostete.

Mit Göttingen war's also vorüber. Und was Brauns gutherzigste Freunde ihm nicht hätten voraussagen mögen, traf jetzt ein. Der junge Mann, der in Göttingen die Mensur viel eifriger frequentirt hatte, als die Collegien, trieb im Vaterhause die ernstesten und vielseitigsten juristischen Studien und machte nach kurzer Zeit ein glänzendes Examen, wozu ihm allerdings auch sein außerordentliches Gedächtniß, sein klarer kritischer Verstand und vor allem seine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft tüchtig Vorschub leistete. Von da an arbeitete er im nassauischen Justizdienste mit Eifer und Auszeichnung. Die nach nassauischen Begriffen glänzendste Carriere stand dem jungen Mann bevor, wenn er die Fähigkeit zeigte, auf den Gebieten des öffentlichen Lebens, der Rechtspflege u. s. w. den Gesichtskreis der herzoglich nassauischen Regierung auch als den seinigen anzuerkennen.

Aber dazu zeigte der junge Braun schon bei seinem ersten öffentlich-politischen Auftreten nicht das geringste Talent. Es war in jenen Tagen, als der Tod des Pfarrers Weidig die öffentliche Meinung Deutschlands auf das tiefste wider den Strafproceß im Großherzthum Hessen aufregte.

Man hatte Weidig, der wegen angeblicher demagogischer Umtriebe in Darmstadt in Untersuchungshaft saß, mit geöffneten Adern entseelt in seinem Kerker gefunden. Da unternahm Welcker in einer besonderen Brochüre die furchtbare Anklage gegen den Untersuchungsrichter Georgi, er selbst habe sein unglückliches Opfer meuchelmörderisch umgebracht. Gegen diese Schrift vertheidigte ein hessischer Obergerichtsrath Nöllner die hessische Regierung und die hessischen Einrichtungen mit beleidigter Emphase. Bei dieser Lage der Sache warf Braun seine „Gedanken über den Tod des Pfarrers Weidig“ in die Welt. Er widerlegte glücklich und schrittweise die Welckerschen Behauptungen, aber mit noch weit größerer Schärfe ging er dem schwachen Nöllner zu Leibe. „Nicht den untergeordneten Werkzeugen der hessischen Regierung darf man die Verschuldung an dem Tode Weidigs beimessen“, sagt Braun, „nicht diesen einzelnen Fall soll man beklagen, sondern die tiefe Nacht des alten geheimen schriftlichen Inquisitionssystems, in dessen Dunkel alles gegen den Angeschuldigten ungestraft geschehen kann.“ Und hieran schließt der junge nassauische Beamte einen Panegyricus auf das öffentlich-mündliche Strafverfahren, der unter dem Besten steht, was in jenen Jahren massenhaft über dieselbe Frage geschrieben wurde. Die Schrift machte großes Aufsehen, erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen und machte Braun weit über die Grenzen seines engern Vaterlandes bekannt. Aber auch in Wiesbaden und Darmstadt war sie gelesen worden, und nicht gerade mit Vergnügen. Schon nach dem Erscheinen der ersten Auflage wurde Braun plötzlich von dem Obergerichtssitze nach einem einsamen Dorfe auf dem Westerwald verbannt, um, wie er sagte, „dort Zobel zu fangen“. Sein köstlicher Humor machte ihm auch dort den Aufenthalt ganz erträglich und fesselte seine Nachbarn freundlich an die Person des Verbannten. Ihm persönlich bot der neue Aufenthalt nicht nur die bisher ungekannten Reize der Angelfischerei, sondern namentlich auch die Muße, sich wieder mit seinen alten römischen und griechischen Klassikern und mit derjenigen Wissenschaft zu beschäftigen, in welcher er heute über ganz Deutschland seine anregende und fruchtbringende Thätigkeit entfaltet, der Nationalökonomie.

So trat er, mit einem für seine Jugend ganz ungewöhnlichen Maß von Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet, mit 26 Jahren, im Jahre 1848 zum ersten Male in die parlamentarische Laufbahn. Das untere Rheingau wählte ihn in die neue Ständeversammlung, welche mit dem Herzog eine Verfassung vereinbarte und die gesammte Verwaltung reorganisirte. Seine Rathschläge und Anträge haben vielfach Eingang in die nassauische Verfassung gefunden. Aber im Winter von 1851—1852 stieß der Herzog die mit dem Landtag vereinbarte Verfassung von 1848 wieder um und kehrte zum alten, zum Zweikammersystem u. s. w. zurück. Braun war schon vorher aus dem Staatsdienste ausgeschieden und zur Advocatur übergegangen, um sich völlig unabhängig zu stellen. Nun, nachdem der Staatsstreich geschehen war, war er einer der wenigen, welcher die Opposition warnte vor Wahlenthaltung. Er nahm die ihm zum zweiten Male vom Rheingau angetragene Wahl in die zweite Kammer an und wurde hier der Führer der zwar der Zahl nach kleinen, aber sehr rührigen und energischen Opposition. Während der Charakter dieser nassauischen Fortschrittspartei bis zum Jahre 1858 insofern ein wesentlich negativer war, als sie ihrer Zahl nach die Regierung nur zurückhalten, aber noch nicht zu drängen vermochte; so änderten die Neuwahlen im Jahre 1858 das Stimmenverhältniß sehr zu Gunsten der liberalen Elemente. Braun wurde Präsident der zweiten Kammer. Mit seltenem Geschick benützte er nun jede politische oder finanzielle Verlegenheit der Regierung, um ihr eine ganze Reihe glänzender politischer und namentlich wirthschaftlicher Reformen abzuringen: ein systematisches vollständiges Eisenbahnnetz, Verbesserung des Realschulwesens, Gewerbe-, Zug- und Niederlassungsfreiheit u. s. w. Zu solchen Reformen ließ sich die Regierung immerhin herbei, da sie nach einiger Zeit die heilsamen Folgen für die Staatskassen und die Steuerkraft der Bevölkerung selbst einsehen lernte. Aber auf das übelste vermerkte der Herzog, daß Brauns Opposition sich auch in seine anderweite Politik mischte und ihn auch hier seines Daseins nicht froh werden ließ. Ueberall, wo der Herzog mit Oesterreich gegen Preußen sich verbündete, stand ihm Braun mit der geschlossenen Phalanx seiner Partei gegenüber. Die Kammer stellte sich auf Preußens Seite gegen die herzogliche Regierung, als in den Jahren 1862—64 der deutsche Zollverein von den deutschen Mittelstaaten und den kleinen west- und süddeutschen Kronen gesprengt werden sollte; auf die Seite Preußens, als 1863 der Kaiser von Oesterreich die deutsche Frage durch den Frankfurter Fürstentag zu lösen vermeinte. Der Herzog ergrimmte sehr über die Haltung seiner zweiten Kammer. Er löste sie auf, sobald er merkte, daß sie in der deutschen Frage ihm feindliche Beschlüsse fassen wollte, er löste sie wieder auf, sobald die Beschlüsse gefaßt waren, — aber immer tauchten dieselben verhaßten Oppositionsgesichter und immer das verhaßteste Brauns aus den Fluten der Wahl wieder auf. Braun hatte in der That vom Jahre 1862 einen ununterbrochenen Kampf geführt wider die großdeutsche Regierung des Landes, in Wort und Schrift, im Landtag, in Clubs und Versammlungen, in Correspondenzen, Zeitungen und Broschüren. Der unparteiische Leser dieser Braunschen

Streitschriften, der außerhalb der damaligen innern Kämpfe des Herzogthums Nassau steht, wird sich zwar des Gedankens nicht erwehren können, daß soviel Zeit, Geist, Witz und Arbeit wohl für größere Interessen hätte verwendet werden können; aber für Braun werden diese Schriften immer ein ehrendes Denkmal seiner Ausdauer und die besten Zeugnisse wider die boshafte Behauptung bleiben, daß er erst seit dem Jahre 1866, durch den Glanz der preußischen Siege geblendet, der nationalen Partei sich angeschlossen habe. Wenn alle seine Freunde erlahmen wollten in dem Kampfe, der im günstigsten Falle bis zu einer Kammerauflösung führte und dann wieder von vorn begonnen werden mußte, dann war Braun der Rufer zum Streit. Als einmal die Wähler unter den ewigen polizeilichen Verfolgungen und Bedrückungen zu erlahmen begannen, hielt Braun in einer großen Versammlung in Wiesbaden eine zündende Rede, in welcher er den Sieg der nationalen Sache aus dem Nachweis der Beschränktheit und Verkehrtheit der Gegner deducirte, und mit den Worten schloß: „Und deshalb sage ich Euch, seid unverzagt und fürchtet Euch nicht vor Euren Feinden, denn der Schöpfer hat es in Seiner Weisheit so eingerichtet, daß die Esel keine Hörner haben". Dies geflügelte Wort belebte von neuem den Muth der Wähler, und sie schlugen die großdeutsch-ultramontanen Gegner bei den Neuwahlen in 29 von 33 Wahlbezirken. Die Regierung aber konnte nicht verschmerzen, daß die Anhänger ihrer Politik im Lande fortan „Esel ohne Hörner" genannt wurden, fühlte sich sogar selbst durch diesen anzüglichen Ausdruck getroffen und machte Braun den Proceß, in welchem Braun seinerseits den Beweis der Wahrheit antrat, daß die Esel in der That keine Hörner hätten und der Schöpfer auch in dieser Creatur Seine Weisheit gezeigt habe. Aber nicht immer blieb es bei so harmlosen Scherzen. Es gab auch Scenen zwischen Braun und dem Herzog, die der Scene zwischen dem großen Vorfahren des Herzog Adolf, dem „Schweigsamen", Oranien und Egmont, oder Philipp von Spanien und Marquis Posa sehr ähnlich sahen. Braun stellte dem Herzog schon 1863 freimüthig den Verlust der Krone in gewisse Aussicht, wenn er sich aus den Fallstricken der großdeutschen Hofcamarilla nicht frei mache. Der Herzog gerieth darüber in heftigsten Zorn und verfolgte Braun fortan mit den deutlichsten Beweisen seiner persönlichen Ungunst. Doch nicht diese Proben persönlicher Ungunst, und selbst nicht die stille, feste Ueberzeugung, daß das Herzogthum Nassau durch die Annexion an Preußen besser fahre, konnte Braun abhalten, in den Jahren 1865 und 1866 wieder und wieder und immer vergeblich, den Herzog Adolf von dem Bunde mit Oesterreich abzumahnen. Als alle diese Anstrengungen sich nutzlos erwiesen, vermochte Braun die zweite Kammer, dem Herzog wenigstens zu seiner Politik nicht die Mittel des Landes zu verwilligen und das Land von dem Flecken vergossenen deutschen Blutes rein zu halten. Der Krieg des Jahres 1866 brach aus; der Herzog hielt sich zu Oesterreich; frohlockend meldeten Frankfurter Blätter den Sieg der österreichischen Waffen, die Vernichtung der preußischen Armee. Jetzt, meinte man in der nassauischen Hofburg, sei doch wahrlich der Moment gekommen, wo sich dem Rückzug der Kammeropposition eine goldene Brücke baue. Und gerade in diesem Augenblick beantwortete die nassauische Kammer die österreichischen Siegesdepeschen auf Brauns Antrag mit der Verweigerung aller Mittel zum Kriege. Doch auch dieses letzte Mittel, den Herzog Adolf an den Wandel der Dinge zu erinnern, verfing nicht. Seine Geschicke mußten sich erfüllen!

Wir haben dieser Darstellung der großen Verdienste Brauns um die wirthschaftliche Entwickelung und die politische Erhaltung seines Geburtslandes Nassau nachzuschicken, was Braun in derselben Zeit auf dem Gebiete der *deutschen* Volkswirthschaft leistete. Seine erste schriftstellerische, für ganz Deutschland wichtige Leistung auf diesem Gebiete fällt in das Jahr 1856. Er gab damals seine Abhandlung über die „*Zinswuchergesetze*" heraus, welche die Aufhebung der Zinsbeschränkungen für ganz Deutschland aus den überzeugendsten Gründen forderte. Erst die norddeutsche Gesetzgebung sollte im Jahre 1867 diesen Wunsch Brauns erfüllen, wie seine andere Forderung auf „Gewerbe- und Zugfreiheit durch ganz Deutschland", welche zuerst eine von ihm 1860 herausgegebene Schrift vertrat, und die nun alljährlich auf dem volkswirthschaftlichen Congreß, dessen Mitbegründer und ständiger Vorsitzender seit 1859 er ist, wiederholt wurde. Im Jahre 1858 gründete Braun mit dem verewigten Präsidenten Lette, mit Schulze-Delitzsch, Michaelis, Faucher und Prince-Smith die „*Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte*", welche eine Fülle gediegener volkswirthschaftlicher Artikel von ihm brachte. — Und bei all diesem öffentlichen Wirken hatte Braun eine sehr ausgedehnte Anwaltspraxis zu bewältigen, fand er die Muße, sich seiner Familie, seiner trefflichen Gattin und seinen blühenden Kindern und seinen Freunden zu widmen, die aus der Nähe und Ferne herangezogen, niemals aufhörten in der kleinen, rebenumrankten Villa am westlichen Ende des schönen Wiesbaden. Alle Nationen verkehrten unter diesem gastlichen Dache, alle fühlten sich wohl bei der freien fränkischen Sitte des Hauses. Und kaum ein Jahr verging, wo nicht Braun entweder allein oder mit seinem viel zu früh gestorbenen Wiesbadener Freunde, dem Abgeordneten Lang, den Wanderstab ergriff, um sich die Welt anzuschauen. So hat er Belgien, Holland, England, die Schweiz, ganz Oesterreich und Italien wiederholt bereist, und kaum irgend wer hat ein lebhafteres Interesse und ein genaueres Verständniß für alle deutschen Gaue, Stämme und Mundarten und alle wirklich berechtigten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme unseres Volkes.

Die Leistungen Brauns als Abgeordneter des zweiten Regierungsbezirks (Wiesbaden-Rüdesheim u. s. w.) zum Reichstag seit dem Frühjahr 1867, und zum Preußischen Abgeordnetenhause seit dem Herbst 1867, seine Reden, Berichte u. s. w. sind bekannt. Ueberall tritt uns daraus sein vielseitiges Wissen, seine schlagende Beredsamkeit und namentlich sein allezeit kampfbereiter, scharfer Witz hervor, der den Gegner mundtodt macht, wenn er am Ende einer langen Debatte in Form einer persönlichen Bemerkung auf sein Ziel zufliegt, der ihn dem anhaltenden Gelächter des Hauses preisgibt, wenn Braun längere Theile seiner Rede mit seinem satirischen Humor behaglich färbt. Schon auf dem Constituirenden Reichstag im Frühjahr 1867 gaben alle Parteien bereitwillig zu, daß dieser Mann der besten einer sei, welchen die Annexionen des Vorjahres preußisches Bürgerrecht verliehen hatten. Er und außer ihm die Hannoveraner Miquél, Bennigsen und andere zeigten, wie viel politische Bildung und Kraft sich bis dahin fast nutzlos verbraucht hatte in der Sisyphusarbeit wider einen staarblinden Partikularismus. An ihnen fanden die Führer der preußisch Conservativen und das Centrum, namentlich aber der Graf v. Bismarck die tüchtigsten Unterhändler zur Versöhnung der Ansprüche und Anschauungen der Rechten und Linken des Reichstags. Die erfolgreiche Vermittlerrolle zwischen den Parteien in den über Deutschlands Verfassung entscheidenden Tagen darf Braun heute noch *allen* Parteien in Deutschland werth machen. Er hat dieselbe Zuvorkommenheit gegen die Ansichten anderer sich bis heute bewahrt, und nicht selten auch in den seitherigen Sessionen des Reichstags und Zollparlaments Ansichten versöhnend vermittelt, die anfangs die Rechte und Linke friedlos zu trennen drohten. Er ist zu dieser Rolle vor andern berufen, weil die liberalen Elemente ebenso sehr anerkennen die Aufrichtigkeit seiner freiheitlichen Bestrebungen, als die Conservativen die rückhaltslose Unterstützung, die Braun der deutschen Politik Bismarcks angedeihen läßt. Wie der Leser aus dem wohlgetroffenen Bildniß dieses Mannes die hervorragendsten Züge seines Charakters herauslesen kann: die unerschöpfliche Manneskraft in dem breiten Nacken und Rücken, die Gutherzigkeit und Bravheit seines Wesens in dem ehrlichen Ausdruck seines Antlitzes und den allezeit bereiten Spott wie die muntere Lebensfreude aus der ironischen Falte des Mundes und dem lebhaften Blitzen des Auges; so gibt auch jede seiner Reden Kunde von der Vielgestaltigkeit seines Wesens. Daran zeigt sich die Echtheit, die Eigenthümlichkeit und Beliebtheit großer Redner — trotz aller neidischen Zweifel ihrer Gegner —, daß ihre Worte von Hütte zu Hütte getragen werden und bleibendes Bürgerrecht in der Volkssprache erhalten. In jeder der parlamentarischen Sessionen, deren Norddeutschland in den jüngsten Jahren eine solche Fülle gesehen, hat Braun eine Anzahl solcher „Kernsprüche" hinausgesandt. So, wenn er im Constituirenden Reichstag unter der herzlichen Heiterkeit des Hauses und des Bundesraths, Bismarck inbegriffen, sagte: „Die Motive der einzelnen Bundesstaaten zu der Bundesverfassung kämen ihm vor, wie die Eierschalen, die dem Küchlein noch ankleben." Oder wenn er in derselben Rede ruft: „So lange wir die Einheit nicht gegründet haben, haben wir einen Leib, aber keinen Kopf, Arme und Beine, aber kein Gehirn, welches sie commandirt", und wenn er schließt: „Möge man uns nicht wieder den Vorwurf machen, wir seien eine Nation von Dichtern und Träumern, die, wenn ihnen einmal das Glück die Stirn mit den vollen,

Dr. Karl Braun (Wiesbaden).

wallenden Locken zum Zugreifen bietet, so lange warten, bis es vorbei ist, und nichts mehr zeigt, als das kahle Hinterhaupt." — Aber mit noch wärmerer Freude liest man im Pallast wie in der Hütte die gewaltige Rede, die er in diesem Frühjahr bei der Generaldebatte über die norddeutsche Gewerbeordnung hielt wider die Thorheiten des Schweitzerschen Socialismus. Solche Worte, wie jenes über die sittliche Würde des ersparten Capitals, „das der sparende Vater seinen Kindern zu hinterlassen trachtet, gleich der befruchtenden Wärme der Sonne, die noch lange nachhaltend erquickt, wenn auch sie selbst längst jenseits unseres Gesichtskreises hinabgesunken ist", könnten unter den besten Gedanken unserer besten Dichter bewahrt werden. Neben diesen aller Welt bekannten Flugworten des Mannes, haben sich in engerem Kreise natürlich auch eine Anzahl „Tischreden" von ihm erhalten, Kinder fröhlicher Weinstunden, darunter die besten von den parlamentarischen Essen seiner Partei; wir erwähnen nur die Bezeichnung des Berufs der parlamentarischen Presse, „welche die Aufgabe hat, die Maikäfer einzufangen, die wir fliegen lassen", und die anschauliche Darstellung des Bundesraths, „der kein eigentliches Ministerium ist, sondern mehr ein Ministeroid", endlich den praktischen Vorschlag zur Ueberschreitung der Mainlinie: „Daß sich jeder norddeutsche Vater verpflichte, seinen Kindern süddeutsche Ehegemahle zu geben, und umgekehrt."

Von der Arbeitskraft Brauns und der Leichtigkeit, mit der er schreibt, macht man sich nur dann einen Begriff, wenn man sich erinnert, daß er z. B. den allgemein geschätzten schriftlichen Bericht über die Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen der Befugniß zur Eheschließung, der mehrere Druckbogen umfaßt und nahezu das gesammte historische und statistische Material über die Frage enthält, im vorigen Jahr einem Stenographen in 1½ Stunden in die Feder dictirte; oder daß er als Anwalt beim Obertribunal, ohne Stellvertreter, alle seine Anwaltsgeschäfte neben seiner sehr fleißigen Thätigkeit im Reichstag, Zollparlament und Preußischen Landtag erledigt, daneben auch werthvolle stehende Beiträge in unsere namhaftesten Zeitungen und Zeitschriften liefert, und bei alledem kaum einen Abend des Jahres ungenossen verstreichen läßt im Kreise der Seinen oder der Freunde. Seitdem er die „märkische Sandbüchse" statt seiner reizenden Besitzung in Wiesbaden zu seinem dauernden Aufenthalt hat wählen müssen, ist auch sein Reisetrieb so munter als je. An bedeutenderen Erzeugnissen seiner Feder in den letzten Jahren nennen wir die „Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der vier Fragen eines Ostpreußen", in denen die Schwäche der politischen Stellung der Partei Joh. Jacobys aufs schlagendste und witzigste dargethan wird; dann „Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes" und die „Parlamentsbriefe", die ursprünglich in der Kölnischen Zeitung anonym

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

großes Aufsehen erregten. Kurz, die ganze Natur des Mannes, mit ihrer ganz ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit von der er selbst sagt: „Was man zum Leben braucht, findet man auf der Straße“, mit ihrer reinen Freude an einem edeln Lebensgenuß, mit ihrer angeborenen Redegabe und Streitbarkeit, macht ihn sehr ähnlich einem jener politischen Vorbilder, die ihm auch seit Gründung des norddeutschen Bundes die liebsten geblieben sind, einem jener staatsmännischen Geister des alten Demos von Athen, als die Sonne der Tage des Perikles über Hellas leuchtete. Und doch ist wieder seine Natur durch und durch deutsch, stolz auf unsere Art und so argwöhnisch und kampfbereit gegen alles, was unser Ansehen und unsere Entwickelung schädigen könnte.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Am Familientische.

Das Rheingoldgespenst in München.

Von sämmtlichen Passagieren, die mit dem Wiener Abendzuge in München eintrafen, war ich jedenfalls der beklagenswertheste, denn ich sollte, so schien es, nicht den bescheidensten Platz für mein müdes Haupt finden. Das Wagnersche „Rheingold“ und die „Kunstausstellung“ hatten Münchens Hotels mit Musik- und Kunstenthusiasten überfüllt. Ich fuhr von Hotel zu Hotel und fand keinen Platz. Es war eine mißliche Lage. Ich wollte eben nach dem Bahnhofe zurückfahren, um mir durch ein Douceur den Zutritt zum Wartesaal zu verschaffen, als sich ein Mann meinem Fiaker näherte und mir ein Logis anbot, darin ich anständig ausschlafen könne.

„Wenn ich nur anständig einschlafen kann, dann bin ich schon zufrieden,“ erwiderte ich, hieß den mitternächtigen Quartiermacher beim Kutscher aufsitzen und hielt nach längerer Fahrt vor einem hohen, schmalen Hause.

Ich wurde nun nebst meinem Koffer vier dunkle Stiegen emporgeleitet. Im vierten Stock öffnete mein Wirth eine Thür und drängte mich mit meinem Koffer in das Dunkel eines Ganges. Bald knisterte auch so etwas, wie ein in Reibung versetztes Zündhölzchen, und einige Secunden später war ich bei dem Flackern eines Talgstumpflichtes über meine Umgebung im Klaren. Mein Wirth hatte ein gutmüthiges Münchener Bräuhausgesicht, doch mein Gemach enthielt außer dem für mich bestimmten Lager noch ein Bett mit einem schlafenden Insassen.

„Das ist ein Orchestermitglied der Hofbühne; er wird schon nicht aufwachen, denn er ist abgespannt aus der Probe des Rheingold zurückgekehrt,“ flüsterte mein Wirth.

„Er ist doch mit der Theilung des Zimmers einverstanden?“

„Nun freilich, er hat seine Familie auf dem Lande, hat sein Zimmer in der Stadt an einen Grafen vermiethet und wohnt bei mir, so lange der starke Fremdenbesuch noch dauert.“

Mit diesen Worten empfahl sich mein Wirth, und ich machte es mir jetzt so bequem, als es die Verhältnisse nur irgend gestatteten. Vor allen Dingen brannte ich mir eine Cigarre an, um die dumpfe Luft des Zimmers zu verbessern, doch schon beim Oeffnen meines Koffers wurde ich zum Störenfried einer geplagten Seele, denn ich sah plötzlich den vermeintlichen Schläfer mit geisterbleichen Zügen und langem Lockenringel aufrecht im Bette sitzen.

„Meine Cigarre wird Sie hoffentlich nicht incommodiren, aber ich kann in dieser stickstoffreichen Luft unmöglich die Morgendämmerung abwarten, ohne zu rauchen,“ sagte ich zu dem Jünger der Tonkunst.

Der aus seiner Ruhe Aufgestörte nickte.

„Sie sind wohl auch nach München gekommen, um das Rheingold zu sehen?“ fragte er dann.

„Durchaus nicht; ich wäre schon längst über München hinaus, wenn ein Nachtzug in der Richtung Schwandorf-Franzensbad ginge. Welchen Klang hat denn das Rheingold? Jedenfalls einen guten, denn Sie selbst münzen, wie ich gehört, es so stark aus, daß Sie sogar auf Ihre bequeme Wohnung in der Stadt verzichten und sich in fremden Federn allnächtlich stören lassen.“

Ein sarkastisches Lächeln spielte um den Mund des Künstlers, und er sagte: „Die wenigen Gulden, die ich durch Ueberlassung meiner Wohnung an einen Schwärmer für das „Rheingold“ verdiene, sind mir zu gönnen, denn sie entschädigen zugleich, ich darf es dreist sagen, für haarsträubendes Ungemach. Wenn Sie wüßten, wie unser Orchester zusammengefuchtelt worden, wie es gleichsam gezwungen wurde, sich den Wagnerschen Grillen zu fügen, dann hätten Sie selbst Mitleid mit jedem Instrument dieses Orchesters von dem Contrabaß hoch oben bis zum Triangel tief unten. Unglücklicherweise kennen wir außer den Noten nun noch den Text zum Rheingold, und dieser spricht aller Poesie Hohn, die seit Menschengedenken gemacht wurde. Kennen Sie das Sujet des Rheingold?“ — „Nein!“

„Nun, es ist mit wenigen Worten erzählt. Drei Rheinnixen: Woglinde, Wellgunde und Floßhilde hüten das Rheingold, und es wird ihnen von dem häßlichen Zwerg Alberich entrissen. Zwei Riesen, die die Wotanburg gebaut, wollen die Freya haben, aber sie werden durch das Rheingold, das Wotan im Verein mit dem schlauen Loge dem Alberich wieder entreißt, für die Freya, die sie doch nicht brauchen können, entschädigt. Das ist die ganze Geschichte und dieses karge, sinnlose Sujet ist mit einem Apparat von Verwandlungen ausgestattet, die dem Berliner „Flick und Flock“ entnommen zu sein scheinen. Achtzehn abgestimmte Ambosse müssen den Accord für eine Schmiede abgeben, die nur den Dreiklang kennt, Nixen und Halbgötter, Wasser und Felsen müssen sich verwandeln, wie es Wagner bestimmt, Salpeter, Chlorbaryum, Strontian und Borsäure müssen die verschiedensten Lichteffecte abgeben, und unsere Geigensaiten müssen so lange springen, bis sich so haltbare vorfinden, daß sie das einaktige, pausenlose, 2½ stündige Rheingold überdauern. Jetzt können Sie übrigens nur gleich Ihren Schlaf quittiren, denn da gehen eben die Rheingoldexercitien los.“

Rasende, sich überstürzende Violinexercitien wurden hinter der dünnen Bretterwand hörbar. Das Instrument mußte zu allen möglichen und unmöglichen Gangarten herhalten.

„Wer geigt denn da?“

„Der Ersatzmann eines Orchestermitgliedes, der herhalten muß, wenn ihm selbst kurz vor der Aufführung unwohl werden sollte. Die meisten Orchestermitglieder haben sich solche Ersatzmänner herandressirt, damit für alle Fälle zu dem bestimmten Tage die Aufführung des Rheingold vor sich gehen kann.“

Die Violinexercitien, welche immer nervenaufregender, immer haarsträubender wurden, verscheuchten mich auch richtig aus dem bescheidenen Zufluchtsorte, den ich in München gefunden. Ich schlug meinem Stubengenossen einen Spaziergang ins Freie vor; er wurde mit Wohlgefallen acceptirt, und als der Morgen heraufdämmerte, rettete ich mich aus dem Bereich des Rheingoldgespenstes nach dem Bahnhofe. ....y.

Inhalt: Die Frau Meisterin und ihr Sohn. (Schluß.) Novelle von M. Giese. — Deutsche Märchengestalten. III. Aschenbrödel. Von R. Koenig. Zu dem Bilde von Risse. — Ein Diner in einer Berliner Volksküche. Von Th. Coßmann. — Ein deutscher Abgeordneter. Mit K. Brauns Porträt. — Am Familientische.

An unsre Leser!

Mit der vorliegenden Nummer schließt der laufende V. Jahrgang des Daheim, auf dessen Resultate wir mit Befriedigung glauben zurückblicken zu können.

Der Kreis seiner Abonnenten und Freunde hat sich mit jedem Quartale, im Norden und Süden, diesseits und jenseits des Oceans auch in diesem Jahre vergrößert und ist im erfreulichsten Wachsen begriffen.

Eine Menge des werthvollsten und interessantesten Stoffes und der prächtigsten Illustrationen liegt zum Abdruck für den neuen Jahrgang bereit; an größeren Novellen und Romanen werden zunächst erscheinen:

Kloster Roßdyß, Novelle von Hans Tharau.
Heimliche Bande, Roman von Wilhelm Jensen.
Eine Kabinetsintrigue, Roman von Georg Hiltl.
Die Geschwister von Porto Venere, Novelle von Ad. Wilbrand.

Außerdem Romane und Novellen von F. Bodenstedt, E. Wichert, Paul Heyse, W. Raabe, W. H. Riehl u. A.
Wir bitten unsre Leser, wo es noch nicht geschehen, ihr Abonnement baldigst erneuern zu wollen.

Leipzig, Ende September 1869.

Redaction & Expedition des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 15.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Im Verlage von **Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Leipzig erschien:

Das Buch
vom
Grafen Bismarck
von
George Hesekiel.

I. und II. Abtheilung.

Mit ca. achtzig Illustrationen hervorragender Künstler.

Dieses wichtige und hochinteressante Werk wird in 3 reich illustrirten Abtheilungen vollständig sein, von welchen jede 1 Thaler kostet. Die III. Abtheilung wird an Wichtigkeit und Interesse den Gipfelpunkt des ganzen Werkes bilden. Sie wird wieder eine große Anzahl jener merkwürdigen und aufsehenerregenden Briefe Bismarcks enthalten, welche schon die ersten beiden Abtheilungen so berühmt gemacht haben. Diese Briefe allein reichen hin, das Bismarckbuch zu einer literarischen Erscheinung ersten Rangs zu machen, aus ihnen lernt die Welt, wie die „Times" sagt, den großen Staatsmann von neuen, ungeahnten Seiten kennen.

Das Verdienst des Herrn Herausgebers ist es, diese Brillanten entsprechend gefaßt, und so ein erschöpfendes, überaus anziehendes Lebensbild geschaffen zu haben.

Die zahlreichen, vortrefflichen Illustrationen thun das ihrige, das Werk zu beleben und zu eräutern.

Die erste Abtheilung enthält: „Die Wiege", „Die alten Bismarcke", „Helle Jugend" (Kinder-, Schul-, tudentenjahre, Sturm- und Drangperiode bis zur Verheirathung).

Die zweite Abtheilung umfaßt die „Lehr- und Wanderjahre Bismarcks", d. h. seine Wirksamkeit als politischer Parteiführer, seine Thätigkeit im vereinigten Landtage und seine Laufbahn als Gesandter am Bundestag, zu Petersburg und Paris bis zur Uebernahme des Ministeriums.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Leipzig.

C. J. Caesaris commentarii de bello gallico. Mit Anmerkungen, einem vollständigen Wörterbuche und geographischem Register von **F. W. Hinzpeter. Achte** Auflage, mit einer Karte von Gallien. 1868. 8. geh. 15 Sgr.

In E. Behre's Verlag in Mitau ist soeben erschienen:

Iwan Turgénjew's

ausgewählte Werke. Bd. II.

Eine Unglückliche.
Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow.
Ein Briefwechsel.
Assja.

Vom Verfasser autorisirte, einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe.

Elegant geheftet. Preis Thlr. 1. 15 Sgr.

Bei uns ist erschienen:

Historical Series.

Select Portions taken from the best english Historical Writers by **Hermann Schütz.**

I. Series:	English History	Vol. 1.	1862.	8.	geh.	$12^1/_2$ Sgr.
„ „	„ „	„ 2.	1862.	8.	geh.	$12^1/_2$ Sgr.
„ „	„ „	„ 3.	1862.	8.	geh.	15 Sgr.
II. „	Modern History	„ 1.	1863.	8.	geh.	$12^1/_2$ Sgr.
„ „	„ „	„ 2.	1863.	8.	geh.	15 Sgr.
III. „	Ancient History		1866.	8.	geh.	$12^1/_2$ Sgr.

Auch unter dem Titel:

Charakterbilder aus der Geschichte.

Für den Schulgebrauch aus den besten englischen Historikern ausgewählt und mit Anmerkungen versehen.

NB. Jeder Theil dieses histor. Lesebuchs ist auch apart zu haben

Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Praktisches Kochbuch
für
die gewöhnliche und feinere Küche.

Zuverlässige und selbstgeprüfte Rezepte.

Mit besonderer Berücksichtigung
der Anfängerinnen und angehenden Hausfrauen
verfaßt von

Henriette Davidis.

Vierzehnte Auflage.

Preis geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.

Das Davidis'sche Kochbuch repräsentirt **die** Küche des nordwestlichen Deutschlands, die sich das Beste aus der kräftigen hanseatischen, der feinen rheinisch-französischen und der schmackhaften westfälisch-hannoverschen angeeignet hat und die mehr und mehr im ganzen nördlichen und mittleren Deutschland mit Einschluß des westlichen Süddeutschland zur Herrschaft kömmt. Das Davidis'sche Kochbuch, indem es aus der unendlichen Masse der Kochrezepte mit großem praktischem Geschick und auf Grund eigner sorgfältiger Prüfung die besten auserwählte, zugleich die werthvollsten Rathschläge in Küche, Keller und Haushalt hinzufügte, ist in weiten Kreisen zu einer Art Musterbuch und Autorität geworden und hat eine ganz ungewöhnliche Verbreitung erlangt. Es ist in fast **alleinigem** Gebrauch in: Westfalen, am Niederrhein, in Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Kurhessen; es concurrirt mit den localen Kochbüchern **unter steigendem Uebergewicht** in: Mecklenburg, Bremen, Hamburg, Schleswig-Holstein, Pommern, Brandenburg (namentlich auch Berlin), Prov. Sachsen, Königreich Sachsen, Thüringen, Nassau, Hessen, am Oberrhein, Main, in Baden und Pfalz; es **beginnt** Eingang zu finden in: Schlesien, Preußen, Posen, in Holland, der Schweiz und in Nord-Amerika. Daß überhaupt im Auslande kaum ein größerer Ort ist, wohin dies Kochbuch nicht geht, soll nicht in Anschlag gebracht werden, es beweist nur, daß dort Deutsche wohnen; aber es beweist auch, daß das Davidis'sche Kochbuch und seine Kochweise überall gern mitgenommen oder beibehalten wird, daß es eben ein **bewährtes** Buch ist. Ein Hauptgrund seiner allmählichen Obsiegung über alle Concurrenz liegt wohl darin, daß die Verfasserin nicht müde geworden ist, ihr Buch bei jeder neuen Auflage auf's neue in sorgfältige Prüfung zu ziehen, Veraltetes zu beseitigen, Neues hinzuzufügen.

Die durchschlagendste Empfehlung liegt in der Aufeinanderfolge seiner Auflagen. Die erste Auflage erschien 1844, die zweite 1845, die dritte 1846, die vierte 1848, die fünfte 1851, die sechste 1854, die siebente 1858, die achte 1860, die neunte 1862, die zehnte 1864, die eilfte 1865, die zwölfte 1867, die dreizehnte 1868, und die vorliegende vierzehnte 1869.

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnisse des Kochbuchs.

I. Mäß- und Gewichtsverhältniß.
II. Einleitung.
III. Angabe der Portionen bei großen und kleinen Essen.
IV. Von der passenden Anwendung des verschiedenartigen Fettes z. Küchengebrauch.
V. Vom Aufbewahren verschiedener Vorräthe für Küche und Keller.
VI. Die eigentlichen Rezepte:
1. Allgemeine Vorbereitungsregeln in 75 Rezepten.
2. Suppen, allgemeine Regeln u. 128 Rezepte.
3. Gemüse und Kartoffelspeisen, allgemeine Regeln und 136 Rezepte.
4. Fleischspeisen aller Art, allgemeine Regeln und 217 Rezepte.
5. Pasteten im Allgemeinen und 51 Rezepte.
6. Fische, allgemeine Regeln und 109 Rezepte.
7. Warme und kalte Puddings in 43 Rezepten.
8. Aufläufe und verschiedenartige Gerichte von Maccaroni und Nudeln, allgemeine Regeln und 46 Rezepte.
9. Plinzen, Omelettes und Pfannkuchen verschiedener Art, nebst einigen andern in der Pfanne zu backenden Speisen, allgemeine Regeln und 58 Rezepte.
10. Eier-, Milch-, Mehl- und Reisspeisen in 22 Rezepten.
11. Gelée's und Gefrornes, allgemeine Regeln und 38 Rezepte.
12. Verschiedene kalte, süße Speisen, als: Puddings, welche nach dem Kochen in Porzellan-Formen gefüllt werden; Blancmangers, Speisen von geschlagener Sahne, Fruchtschalen nebst Wein-, Milch- und Fruchtcrêmes in Assietten und Gläser zu füllen, allgemeine Regeln und 74 Rezepte.
13. Klöße, allgemeine Regeln und 46 Rezepte.
14. Compotes, allgemeine Regeln u. 51 Rezepte.
15. Salate, allgemeine Regeln und 45 Rezepte.
16. Saucen, allgemeine Regeln u. 106 Rezepte.
17. Backwerk.
a. Torten und Kuchen, 133 Rezepte.
b. Kleines Backwerk, 90 Rezepte.
c. Gebackenes in Butter, Schmalz und Oel, 17 Rezepte.
d. Brod zu backen, 4 Rezepte.
18. Vom Einmachen und Trocknen verschiedener Früchte und Gewächse. — Regeln beim Einmachen der Früchte und 163 Rezepte.
19. Vom Einmachen und Trocknen der Gemüse.
a. Junge Gemüse in Blechbüchsen und Brunnenkrüge einzumachen und 4 Rezepte.
b. Herbstgemüse, allgemeine Regeln beim Einmachen und 11 Rezepte.
20. Warme und kalte Getränke und Liqueure, 56 Rezepte.
21. Wurstmachen, Einpöckeln und Räuchern des Fleisches, allgemeine Regeln und 49 Rezepte.
22. Essig in 3 Rezepten.
VII. Hinweisung auf Speisen, welche nach der Suppe gegeben werden, doch größtentheils auch als Mittelschüsseln dienen können.
VIII. Hinweisung auf Speisen, welche von den Resten verschiedener Art zubereitet werden.
IX. Hinweisung auf schnell zu machende Speisen.
X. Arrangement zu kleinen und größeren Gesellschaften, zu Frühstücks, Mittags- und Abendessen, Kaffees und Thees und einem Küchenzettel nach den Jahreszeiten geordnet.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

oogle

F. X. BEER
kgl. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Lederergasse N°25

Digitized by Google

Digitized by Google